Die Zeit

Isidore Singer,
Hermann Bahr,
Max Burckhard, ...

Digitized by Google

[illegible]
BUCHHANDLUNG
DORNBIRN

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Zeit.

Wiener Wochenſchrift

für

Politik, Volkswirtſchaft, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgeber:

Profeſſor Dr. J. Singer,
(Volkswirtſchaft)

Dr. Max Burckhard und Dr. Heinrich Kanner.
(Literatur und Theater) (Politik)

Redaction für bildende Kunſt: Profeſſor Dr. Richard Muther.

Band X bis XIII

Wien.

Digitized by Google

AP30
Z42
v. 10-13
1897
STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STK
FEB 4

Digitized by Google

Die Zeit.

X. Band. Wien, den 2. Jänner 1897. Nummer 118.

Cabinets-Politik.

Als während der letzten Wiener Landtagswahlcampagne der damalige Candidat, jetzige Abgeordnete Herr Dr. Ofner, in einer Wählerverſammlung auf die für den vielgerühmten oppoſitionellen Charakter der neuen Deutſchen Fortſchrittspartei bezeichnende Thatſache hinwies, daſs damals im October unmittelbar vor einer in Prag geplanten entſcheidenden Kundgebung dieſer Partei der Obmann der Vereinigten Linken, Graf Kuenburg, offenbar im Auftrage, mindeſtens im Intereſſe, jedenfalls als Briefträger des Grafen Badeni, Hals über Kopf zum Führer der Fortſchrittspartei, Prof. Schleſinger, nach Prag reiste und die Kundgebung dann auch thatſächlich unterblieb, da erſchien in dem hieſigen parteiofficiöſen Organ der Vereinigten Linken eine Entgegnung, welche, unter dem Schutze verſchämter Anonymität, die Vermuthung des Herrn Dr. Ofner mit Entrüſtung für unbegründet erklärte, ohne im übrigen irgend welchen anderen Grund dafür erbringen zu können, warum der in Wien wohnhafte und nach Linz zuſtändige Graf Kuenburg urplötzlich nach Prag fuhr. Wir haben dieſes Dementi damals geleſen und ſchon damals — nicht geglaubt. Ein Vorfall aber, der ſich in den letzten Tagen ereignete, hat auf die Glaubwürdigkeit des Kuenburg'ſchen Dementis, ſowie auf die Schärfe der Schleſinger'ſchen Oppoſition nachträglich noch ein helles Licht geworfen. Die deutſche Fortſchrittspartei in Böhmen ſtand nämlich mit der Eröffnung des böhmiſchen Landtages wieder vor einer wichtigen Wendung. Aber die der Fortſchrittspartei angehörigen Reichsrathsabgeordneten waren mittlerweile in Wien aus der Vereinigten Linken des Grafen Kuenburg ausgetreten. Was poſtaliſch geſprochen und auch politiſch nicht viel mehr bedeutete, als daſs der Beſtellbezirk des Grafen Kuenburg verkleinert worden war. Als Briefträger vom Grafen Badeni zum Profeſſor Schleſinger konnte Graf Kuenburg nicht mehr dienen, und einen anderen verläſslichen Briefträger hatte man nicht. Was geſchah? Der groſze Gegner des Grafen Badeni, Herr Prof. Schleſinger, ſetzte ſich ſelbſt auf die Eiſenbahn und reiste zum Grafen Badeni nach Wien. Das war nicht ſehr klug von ihm. Denn während früher der Officiöſus des Grafen Kuenburg jede heimliche Verbindung der ſtramm oppoſitionellen Fortſchrittspartei mit dem Miniſterpräſidenten ſchlankweg leugnen konnte, muſste der gewaltige Oppoſitionsführer Herr Profeſſor Schleſinger dieſer Tage im böhmiſchen Landtage öffentlich zugeſtehen, daſs er in der That die Expreſsfahrt zum Grafen Badeni unternommen habe, wobei im übrigen Graf Badeni keinerlei Schaden, wohl aber Prof. Schleſinger, wie er erröthend bekannte, „ſchwere Opfer in Bezug auf ſeine Geſundheit" und, wie wir ſchamlos hinzuzufügen uns erlauben, auch in Bezug auf ſeinen und ſeiner Partei Ruf erlitten hat.

Wenn dabei — wie Prof. Schleſinger mit triumphierendem Stolz verſicherte — Graf Badeni mit ihm ebenſowenig eine Abmachung getroffen hat als mit irgend einem anderen Parteiführer, ſo zeugt das gerade nicht von der geiſtigen Ueberlegenheit des Profeſſor Schleſinger, iſt im übrigen aber eigentlich ſelbſtverſtändlich. Ein Parteiführer, der vom Miniſter einen ſachlichen Vortheil im Sinne ſeines Parteiprogrammes erlangen will, muſs ſich dem Miniſter gegenüber wohl etwas würdiger und reſervierter verhalten, theuerer machen als Herr Profeſſor Schleſinger. Um eine Oppoſition, die dem Miniſter nur aus dem Grunde nicht nachläuft, weil der Weg von Prag nach Wien dafür zu weit und die Geſundheit des Parteiführers zu ſchwach iſt, um eine Oppoſition, die dem Miniſter mit dem Schnellzuge nachfährt, braucht ein Miniſter keine Sorge zu tragen. Eine ſolche Partei iſt überhaupt keine Oppoſition mehr, nicht einmal eine kluge Regierungspartei, die denn doch auch dem Miniſter nur gibt, um von ihm zu nehmen. Es gibt Menſchen, die ſich preiswürdig verkaufen, es gibt mitunter auch ſolche, die ſich preislos verſchleudern. Die Erſteren mögen, je nach ihren Beweggründen, Lumpen ſein, die Letzteren ſind ſicherlich Dummköpfe, und das iſt eine alte Wahrheit, die nicht erſt in Prag parteimäſzig beſtätigt zu werden brauchte, daſs die Dummköpfe ſich auf ihre Dummheit noch weit mehr zugute thun als die geſcheiteſten Leute auf ihren Geiſt.

Herr Prof. Schleſinger rühmt ſich, daſs Graf Badeni ihn lediglich zu dem Zweck nach Wien berufen habe, um ſich von ihm über die politiſche Lage in Böhmen informieren zu laſſen. Dazu dürften wohl, von Zeitungen, Landtags- und Reichsrathsberichten und ſonſtigem gedruckten Material ganz abgeſehen, die Beamten des Miniſteriums, die der böhmiſchen Statthalterei und ſämmtlicher böhmiſchen Bezirkshauptmannſchaften dem Grafen Badeni ebenſo vollauf genügt haben, wie allen ſeinen Vorgängern. Das wäre doch ein ſonderbarer Miniſterpräſident, der, um ſich über das abgedroſchenſte Thema unſerer Politik, die ewig gleich unerquickliche Lage in Böhmen, zu unterrichten, ins angeblich feindliche Lager hinübergreifen und ſich vom milden Sinn des vermeintlichen Oppoſitionsführers die nöthigen Aufklärungen erbetteln müſste! Das glaubt vielleicht der Profeſſor Schleſinger, aber gewiſs ſonſt niemand, nicht einmal der Statthalter von Böhmen, der ſonſt wegen gekränkter Amtsehre ſofort ſeine Demiſſion hätte geben müſſen. Denn der Fall des Profeſſor Schleſinger iſt gar nicht ſo neu und überraſchend, daſs er noch irgend einem Verſtändigen zweifelhaft bleiben könnte, er iſt vielmehr typiſch für die herrſchende Regierungsmethode. Vielleicht in demſelben Zimmer und auf demſelben Stuhl ſind ſchon vor dem Profeſſor Schleſinger in gleicher Art andere, ganz andere „Parteiführer" dem Grafen Badeni gegenüber- und — aufgeſeſſen. Aber die Wände und die Stühle erzählen davon nichts, und die anderen Parteiführer auch nicht. Nur Herr Profeſſor Schleſinger hat darüber öffentlich Mittheilung gemacht. Das iſt das einzig Neue an ſeinem Fall.

Die vertraulichen Beſprechungen mit den Parteiführern ſind in der That der Angelpunkt des Badeniſchen Regierungsſyſtems. Derſelbe Graf Badeni, der das ihm verfaſſungsmäſzig in ſo reichlichem Maſz eingeräumte Recht der öffentlichen Ausſprache ſeiner An- und Abſichten nur ſo karg und widerwillig benützt, daſs es in ſeiner ganzen bisherigen Regierungszeit noch niemandem gelungen iſt, ein klares öffentliches Wort aus ihm herauszupreſſen; derſelbe Graf Badeni kennt keine ſtärkere Leidenſchaft als die, ſich mit ſämmtlichen Parteiführern, insbeſondere den ſogenannten oppoſitionellen, vertraulich unter vier Augen zu verſtändigen. Und wenn auch vielleicht nicht der Profeſſor Schleſinger, der Graf Badeni weiſz ſehr wohl, warum. In der öffentlichen Rede beſitzt auch der Miniſterpräſident, wie jeder andere Menſch, nur eine Zunge. In den heimlichen Unterredungen, die er mit jeder Partei geſondert führt, kann er ſoviel Zungen ſprechen, als es Parteien gibt. Da erſt erweist er ſich als ein wahrer politiſcher Mezzofanti, der mit jeder Partei in ihrer eigenen Zunge ſpricht. So allein iſt die ſonſt unbegreifliche wunderbare Erſcheinung zu erklären, daſs Graf Badeni es noch verſtanden hat, allen Parteiführern zu gefallen, die ihm zu intimer Beſprechung in ſein Cabinet gefolgt ſind, und noch keinem ernſten Politiker, der ihn bloſz aus ſeiner öffentlichen Thätigkeit kennt. Unter dieſem Syſtem löst ſich das ganze politiſche Leben in eine Reihe von ſtreng discreten Privatbeſprechungen auf, und die parlamentariſchen Verhandlungen wie überhaupt die öffentliche politiſche Discuſſion verlieren Inhalt und Wert. Das iſt die wahre Cabinets-Politik, die zum mindeſten ebenſo verwerflich iſt, als die Cabinetsjuſtiz von ehedem. Wenn es dem Richter etwa erlaubt wäre, ſich vom Kläger und Geklagten „vertraulich informieren" zu laſſen, ſtatt mit ihnen eine öffentliche contradictoriſche Verhandlung abzuführen, ſo wäre es um die Gerechtigkeit und auch um den guten Ruf aller Betheiligten ſchlecht beſtellt. In noch viel höherem Maſze werden die öffentlichen Intereſſen, die Wahrheit im politiſchen Leben, wie der Charakter von Miniſtern und Parteimännern geſchädigt, wenn an die Stelle öffentlicher, allſeitig controllierbarer parlamentariſcher Verhandlungen verſtohlene Beſprechungen treten, von deren Inhalt niemand was erfahren darf, weil ſonſt durch einfache Confrontation ihres Inhaltes mit dem der anderen der ganze billige Zauber geſtört wäre, von dem dieſe Regierungskunſt lebt.

Wenn auch Graf Badeni um einige Jahrhunderte früher zur Welt gekommen wäre, er hätte den Parlamentarismus beſtimmt nicht erfunden. Denn dieſer beruht auf der bedingungsloſen Öffentlichkeit aller politiſchen Vorgänge, welche die beſte Bürgſchaft einer redlichen Geſchäftsführung iſt. Eine Partei, die es ehrlich mit dem Volke meint, muſs das Syſtem der Cabinets-Politik mit aller Kraft bekämpfen. Sie hat es nicht nöthig, mit dem Miniſter hinter geſchloſſenen Thüren zu berathen. Sie darf vor dem Volke und dem Miniſter keine Geheimniſſe haben. Sie muſs, was ſie ihm zu ſagen hat, öffentlich ausſprechen. Dazu ſind die Parlamente geſchaffen, nicht um die Wähler zu betrügen, [illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Aber ihre Erbin, die Deutſche Fortſchrittspartei, iſt ſchon daran, unſichtbare diplomatiſche Fäden mit dem Miniſterium zu ſpinnen. Wenn uns bei den kommenden Reichsrathswahlen in ſchwungvollen Artikeln und Reden die neue ſtramme Oppoſitionspartei angeprieſen werden wird, die im Prager Caſino das Licht der Welt erblickt hat, werden wir uns rechtzeitig an den Fall Schleſinger erinnern. Die Wählerſchaft entſendet ihre Abgeordneten ins Parlament, damit dieſe dort ihre Intereſſen und Anſchauungen vertreten, nicht aber in die miniſteriellen Arbeitscabinette. **K.**

Der Minimallohn.

Von Sidney Webb (London).

Unter den mannigfachen Mitteln, mit denen der Londoner Grafſchaftsrath, von ſeinen collectiviſtiſch geſinnten fortſchrittlichen Mitgliedern beeinfluſst, die Verbeſſerung und Hebung der Lebenslage der Londoner Arbeiter verſucht hat, dürfte keines ein größeres Intereſſe erweckt und zu ſchärferer Kritik herausgefordert haben, als ſeine Politik in der Arbeiterfrage. Die beiden erſten Grafſchaftsräthe haben in der kurzen Spanne Zeit von 1889—1895 viel dazu beigetragen, einige der ſchwierigſten Probleme öffentlicher Verwaltung durch praktiſche Erfahrung zu löſen: ihre Politik iſt dann auch von dem gegenwärtigen Council aus freien Stücken aufgenommen und feſtgehalten worden. Es wird vielleicht einen Theil Ihrer Leſer intereſſieren, Genaues über dieſe Politik und ihre bisherigen Ergebniſſe zu erfahren.

Die auf die Schaffung „anſtändiger“ Löhne (fair wages) gerichtete Bewegung iſt mehrere Jahre hindurch in den Stadträthen regelmäßig ins Lächerliche gezogen und verleumdet worden. Selten aber hat eine ſo vielfach misdeutete Maßregel auch einen ſo raſchen und vollen Triumph gefeiert wie dieſe. Nach langen, durch fünf Jahre fortgeſetzten und wiederholt unterbrochenen Debatten iſt endlich das Princip angenommen worden, daſs in jedem einzelnen Gewerbe der feſtgeſtellte gewerkſchaftliche Lohnſatz zu gelten habe und daſs keinesfalls weniger Lohn gezahlt werden dürfe, als ſechs Pence für die Stunde an erwachſene männliche Arbeiter und achtzehn Shilling Wochenlohn an erwachſene Frauen. Anfänglich hielt man dieſes Princip für eine ſehr gefährliche Sache. Viele Leute, die von den factiſchen Zuſtänden des induſtriellen Lebens keine Kenntnis hatten, bildeten ſich ein, daſs die Phraſe von den „Gewerkſchaftslöhnen“ etwas ganz Neues in der Lohnpolitik bedeute. Selbſt Lord Farrer*) verſuchte die öffentliche Meinung zu der Auffaſſung zu beſtimmen, als ob der Grafſchaftsrath infolge des principiellen Beſchluſſes, Gewerkſchaftslöhne zu zahlen, „ſeine Unabhängigkeit verlieren, von den Gewerkſchaften in Zukunft beherrſcht und mit gebundenen Händen und Füßen an letztere ausgeliefert würde.“**)

Es iſt ſchwer ſich vorzuſtellen, daſs Lord Farrer geglaubt hat oder zumindeſt ſeine Leſer glauben laſſen wollte, daſs Gewerkſchaftslöhne nichts anderes bedeuteten als ſolche Löhne, wie ſie die Gewerkſchaften nach ihrem Belieben fordern würden. Jeder, der aus eigener Anſchauung das gewerbliche Leben Großbritanniens kennt, weiß, daſs der „Gewerkſchaftslohn“ in jedem einzelnen organiſierten Gewerbe ein allgemein verſtandener Ausdruck iſt, der ſich nicht auf irgend eine phantaſtiſche Lohnforderung, ſondern auf den jeweils thatſächlich geltenden Lohnſatz bezieht, wie er, mehr oder weniger detailliert von den Delegierten der vereinigten Unternehmer auf der einen Seite und den Executivorganen der Gewerkvereine auf der anderen Seite in gemeinſamer Berathung beſtimmt worden iſt. Was alſo vorgeſchlagen und dann auch verwirklicht wurde, iſt nichts anderes, als daſs nur ſolche Lohnſätze in die ſtändigen Lohntabellen des Grafſchaftsrathes eingeſetzt werden ſollen, welche nach genauer Prüfung als gleich befunden werden mit jenen Löhnen, wie ſie die hervorragenden Unternehmer in jedem einzelnen Gewerbe innerhalb des Londoner Diſtrictes anerkanntermaßen zu zahlen pflegen. So wurde z. B. für die ganze Gruppe der Baugewerbe, auf die drei Viertel der geſammten vom Grafſchaftsrath vergebenen Arbeit entfällt, feſtgeſtellt, daſs die Gewerkvereinslöhne in einem detaillierten und formell abgeſchloſſenen Vertrage niedergelegt ſind, welchen die „Vereinigung der Londoner Baumeiſter“ und die „Federation der Londoner Bauarbeiter-Gewerkſchaften“ miteinander abgeſchloſſen hatten. So werden denn für alle Londoner Gewerbszweige, in welchen ſolche Collectivübereinkommen zwiſchen Unternehmern und Arbeitern exiſtieren, jene gemeinſam feſtgeſetzten Lohnbedingungen einfach in die Lohntabellen des Grafſchaftsrathes aufgenommen. Bis jetzt ſind nun ungefähr 70 Gewerbe oder Zweige von ſolchen in dieſe Tabelle aufgenommen worden; dieſelbe ſchreibt den Mindeſtlohnſatz nach Stunde, Tag oder Arbeitsquantum vor, ſetzt überdies die Maximalarbeitszeit nach Stunden per Tag oder Woche feſt und regelt die Höhe der außerordentlichen Löhne und Zuſchüſſe für Arbeit in Ueberzeit, d. h. über die vorgeſchriebene normale Arbeitsdauer hinaus. Ferner iſt auch dafür Vorſorge getroffen, „daſs in allen jenen Gewerben, für welche ein anerkannter und praktiſch angewendeter gewerkſchaftlicher Lohnſatz nicht beſteht, der Grafſchaftsrath ſelbſt den Mindeſtlohn, die Maximalarbeitszeit und die beſonderen Arbeitsbedingungen feſtſtellen ſoll.“*)

Anders ſteht die Sache bei der „ungelernten“ Arbeit. Hier beſteht in der Regel kein allgemein anerkannter gewerkſchaftlicher Lohnſatz, und darum muſste eine andere Methode zur Beſtimmung des „anſtändigen“ Lohnſatzes gefunden werden. Am 13. Februar 1891 faſste nun das Unterhaus auf Antrag von Sidney Buxton einſtimmig den Beſchluſs, „daſs es nach der Anſicht des Hauſes Pflicht der Regierung ſei, bei allen von derſelben geſchloſſenen Verträgen Fürſorge zu treffen gegen die neuerdings von der Sweating-Commiſſion enthüllten Uebelſtände, deshalb ſolche Beſtimmungen in die Verträge aufzunehmen, welche geeignet ſind, den aus dem Zwiſchenunternehmerthum entſtehenden Schäden zu begegnen, und überhaupt jede Anſtrengung zu machen, auf daſs die Bezahlung derartiger Löhne geſichert werde, wie ſie in jedem einzelnen Gewerbe für brauchbare Arbeiter die allgemeine Regel bilden.“ Dieſe Reſolution wurde abermals bekräftigt durch einen zweiten einſtimmig gefaſsten Beſchluſs des Unterhauſes, vom 21. März 1893, bei welchem Anlaſſe Sir H. H. Campbell-Bannerman, der damalige Kriegsminiſter, im Namen des Cabinets erklärte: „Ich ſtimme im vollſten Sinne des Wortes dem Principe zu, daſs die Arbeitsbedingungen bei Unternehmungen des Staates über jeden Tadel erhaben ſein ſollen... Wir haben jeden Glauben an die Unvermeidlichkeit von Concurrenz- oder Hungerlöhnen verloren.“**) Durch dieſe einſtimmigen Beſchlüſſe des Unterhauſes beſtärkt, nahm der Grafſchaftsrath den Standpunkt ein, daſs es nicht wünſchenswert ſei, einem ſeiner Angeſtellten einen geringeren Lohn zu geben, als für eine anſtändige und geſunde Lebensweiſe hinreichend iſt, mag auch die Concurrenz noch ſo groß ſein. Wenn man nun bedenkt, daſs Mr. Charles Booth die thatſächliche untere „Grenze der Armut“ bei einem regelmäßigen Wochenverdienſt von 21 Shilling einſetzt, ſo kann man gewiſs nicht ſagen, daſs der auskömmliche Mindeſtlohn, wie ihn der Grafſchaftsrath fixierte: nämlich von 24 Shilling für Männer und 18 Shilling für Frauen, zu Verſchwendung und Extravaganz neigt. Daſs dieſe Politik glatt und erfolgreich betrieben worden, darüber herrſcht heute allgemeine Uebereinſtimmung. Auch hat dieſelbe nicht zu einem finanziell verderblichen Anſchwellen des Lohnbudgets geführt. Im Jahre 1889 betrug die Durchſchnittsbeſoldung der Lohnarbeiter, wie ſie von dem früheren „Metropolitan Board of Works“ übernommen wurden, 75 Pf. Sterl. per Jahr. Im Jahre 1894, nach 5jähriger Praxis des Grafſchaftsrathes, iſt dieſer Durchſchnitt auf 78 Pf. Sterl. geſtiegen: alſo genau um 4 Procent. Die Lohnſtatiſtiken der amtlichen „Labour Gazette“ weiſen viele Induſtrien auf, in denen privaten Unternehmern gegenüber eine viel beträchtlichere Lohnerhöhung durchgeſetzt worden iſt.

(Schluſs folgt.)

*) Ehemaliger Präſident des Londoner Grafſchaftsrathes. (D. Ref.)

**) Siehe die Schrift: Sir T. H. Farrer, The London County Council Labour [illegible] London 1892.

*) [illegible] in den Statuten und Verordnungen für den [illegible] London, Auguſt 1895, pp. 70—72.

**) Siehe Hansard's Parliamentary Debates: Vol. 9, pp. 1125.

Der Hamburger Hafenſtrike.***)

Von Dr. Richard Ehrenberg (Altona).

II. Der Ausbruch des Strikes.

Nach dem officiellen Berichte der deutſchen ſocialdemokratiſchen Gewerkvereine hatte der Verein der Hafenarbeiter im Jahre 1895 nur 2500 Mitglieder, wohlgemerkt: in ganz Deutſchland, während es zu Hamburg-Altona allein an 20.000 Hafenarbeiter geben dürfte. Dieſe klägliche Schwäche der Organiſation wird ſich bis Ende Auguſt 1896 ſchwerlich nennenswert gebeſſert haben. Im September und October wurde mit wachſendem Eifer agitiert, ſowohl in öffentlichen Verſammlungen wie im ſtillen; aber erſt am 7. November kam es zur Ueberreichung des von einer Lohncommiſſion der Schauerleute aufgeſtellten neuen Lohntarif-Entwurfes an die Stauer, die zugleich um Unterhandlung erſucht wurden.

Der Lohntarif der Schauerleute verlangte Erhöhung des Minimal-Tagelohnes von Mk. 4·20 auf Mk. 5·— (Nacht- und Sonntagsarbeit, Ueberſtunden, geſundheitsſchädliche Arbeit entſprechend mehr); dazu kamen noch Nebenforderungen wegen Lohnauszahlung, Anbordbringen der Arbeiter u. ſ. w.

Die Stauer waren nicht geneigt, die Forderungen zu bewilligen, da ſie Rückhalt bei ihren Oberunternehmern, den Rhedern, gefunden hatten; indes empfahlen ihnen dieſe eine Erhöhung des Minimallohnes um 30 Pf. (Ueberſtunden, Nachtarbeit u. ſ. w. entſprechend) und verpflichteten ſich dagegen, die Stauer zu unterſtützen, falls nach Ablehnung des Gegenvorſchlages ein Strike ausbrechen ſollte.

Die Führer der Schauerleute ſuchten ſich ihrerſeits der Unterſtützung der anderen Hafenarbeiter für den Strikefall zu verſichern; aber eine am 12. November abgehaltene Verſammlung organiſierter Hafenarbeiter lehnte den Antrag der Schauerleute, man möge ſich mit ihnen ſolidariſch erklären, ab; in dieſer Verſammlung wurde feſtgeſtellt, daſs ſelbſt von den Schauerleuten erſt etwa ein Viertel organiſiert ſei; man ſolle einſtweilen den Gegenvorſchlag der Stauer annehmen und im übrigen warten, bis die Organiſation weiter gediehen ſein werde.

***) Vergl. Nr. 116 der „Zeit“.

Digitized by Google

Am 15. November lehnte eine öffentliche Verſammlung der Schauerleute auf Vorſchlag der Lohncommiſſion die Anerbietungen der Stauer ab. Trotzdem widerriethen die Führer der Ewerführer und Speicherarbeiter noch den Strike und wollten ſich auf Sympathiekundgebungen beſchränken; erſt als die Schauerleute erklärten, für ſie gebe es kein Zurück, ſondern nur Sieg oder Niederlage, beſchloſs die Verſammlung der organiſierten Hafenarbeiter, in der dieſe Erklärung abgegeben wurde, am 16. November, „man wolle danach trachten, die Schauerleute mit den zur Verfügung ſtehenden Mitteln zu unterſtützen, damit ſie ihre Forderungen durchführen könnten."

Das klang noch immer nicht ſehr kriegeriſch; doch erſchien es den Schauerleuten als ausreichend, um am 20. November in öffentlicher Verſammlung den Strike zu beſchließen. Am 21. legten die Stückgut-Schauerleute, gleich darauf auch die Accordarbeiter größtentheils die Arbeit nieder. Die Zahl dieſer Kerntruppen des Strike wurde mit 3400 beziffert, nach etwas ſpäteren Angaben ſchon mit über 5000.

Die Erwartung engliſcher Hilfe trug weſentlich bei, den Ausbruch des Strikes herbeizuführen; wurde doch von den Führern ſofort erklärt, „die Engländer hätten telegraphiſch den deutſchen Hafenarbeitern ihre volle Sympathie ausgedrückt und wollten die deutſchen Collegen mit allen Mitteln unterſtützen." Immer wieder wurde auf den bevorſtehenden „internationalen Strike" hingewieſen.

Am 26. November wurde ein von Tom Mann, „Vorſitzenden der Internationalen Federation", unterzeichnetes (vom 24. datiertes) Flugblatt in 10.000 Exemplaren verbreitet; darin hieß es, alle Hamburger Hafenarbeiter müſsten mit den Schauerleuten gemeinſame Sache machen. „Ich verſichere Euch," ſo erklärte Tom Mann wörtlich, „daſs, falls es nothwendig werden ſollte, die Collegen in Antwerpen, Rotterdam, Chriſtiania, Gothenburg und den engliſchen Hafenplätzen (dieſe alſo an letzter Stelle!) völlig vorbereitet ſind, Euch zuhilfe zu kommen." — — „Haltet feſt zuſammen und der Sieg iſt Euch ſicher!"

So gieng es Tag für Tag weiter; am 27. wurde Tom Mann auf Hamburger Gebiet betroffen; er hatte bereits eine Rundfahrt durch den Hafen gemacht und die dort anweſenden engliſchen Arbeiter aufgefordert, ſich am Strike zu betheiligen. Abends wurde er verhaftet und ſofort wieder nach England zurückbefördert, was ihn aber nicht hinderte, in Gemeinſchaft mit anderen engliſchen und deutſchen Agitatoren das Märchen von einer „internationalen Solidarität" der Hafenarbeiter den Hamburgern immer aufs neue mit den herrlichſten Verſprechungen aufzutiſchen.

Man bedenke, wie Derartiges auf die zum größten Theile geradezu kindlich gläubigen Gemüther der Hamburger Arbeiter wirken muſste! Es hat ohne Frage am meiſten zu dem raſchen, verhängnisvollen Wachſen des Strikes beigetragen.

Wie ſtand es nun in Wahrheit mit der vielgerühmten „internationalen Solidarität"? Anfang November hatte die „International Federation" Fragebogen nach dem Continente ausgeſandt, um Klarheit darüber zu gewinnen, ob die feſtländiſchen Arbeiter ihren engliſchen Berufsgenoſſen helfen würden, wenn dieſe die Arbeit niederlegen ſollten. Ich weiß nicht, wie die Antworten ausfielen; am 21., alſo am Tage nach Ausbruch des Hamburger Strikes, las man in einzelnen, über dieſe Dinge ſonſt gut unterrichteten engliſchen Blättern, die Antworten ſeien faſt durchweg für ſofortige Action günſtig ausgefallen; ob das wahr iſt, erſcheint mir als ſehr zweifelhaft; aber jedenfalls giengen die Fragebogen aus von der Annahme eines engliſchen Strikes; wie die Engländer ſich bei einem feſtländiſchen Strike verhalten würden, hatte man nicht zu ermitteln für nöthig gehalten.

Am 21. November, alſo ebenfalls nur einen Tag nach Ausbruch des Hamburger Strikes, fand in Rotterdam eine Zuſammenkunft von holländiſchen und belgiſchen Arbeiterführern ſtatt, zu der von England Wilſon entſandt worden war; welche Nachrichten dieſer mitbrachte und wieder nach England zurücknahm, darüber lauteten die Berichte zunächſt ſehr widerſprechend; aber die Folgezeit hat gelehrt, daſs weder in Holland und Belgien, noch in England ſelbſt von „internationaler Solidarität" viel mehr als ganz wertloſe Wünſche u. dgl. vorhanden waren. Bis zum gegenwärtigen Augenblicke iſt den Hamburgern vom Auslande anſcheinend ſo gut wie gar keine wirkliche Hilfe geleiſtet worden. Gerade im Gegentheil: engliſche Arbeiter in nicht ganz geringer Zahl ſind als „Strikebrecher" eingetreten, wobei die engliſchen Rheder ihren Hamburger Berufsgenoſſen behilflich geweſen ſind; doch hat auch auf dieſer Seite die „internationale Solidarität" bisher, ſo weit man beurtheilen kann, keine erhebliche Bedeutung erlangt.

Andererſeits war das Geſchrei einzelner deutſcher Blätter von der puniſchen Tücke der engliſchen Unternehmer, die den Strike angeſtiftet haben ſollten, um im Trüben zu fiſchen — dieſes Geſchrei war nichts weiter als ein Zeichen jenes wirtſchaftlichen Köhlerglaubens, der jetzt ſoviel Unheil anrichtet. Weite Kreiſe des engliſchen Volkes mögen den Strike nicht ohne einige Schadenfreude mitangeſehen haben; aber gerade bei den Rhedern und ſonſtigen betheiligten Arbeitgebern waren ohne Frage ganz andere Empfindungen überwiegend; wäre der Strike in Hamburg geglückt, ſo wäre auch in England unfehlbar eine Lohnbewegung entſtanden, bewirkte doch ſchon der Strike ein ſtarkes Anwachſen der Mitgliederzahl von Tom Manns Gewerkverein, und die Erinnerung an den großen engliſchen Strike von 1889 iſt noch keineswegs erloſchen!

Nein, nur die engliſchen Arbeiterführer waren es, die den Hamburger Strike ſchürten; ſie aber haben freilich ganz bedeutenden Einfluſs ausgeübt. Von Tom Mann ſagte ein engliſches Blatt vor einigen Wochen: „Er entfaltet alle ſeine alte Schlauheit und Geſchicklichkeit; die Federation hat in ihm einen Organiſator von raſtloſer Thätigkeit und großer Geſchäftsgewandtheit, dank deren er ſchließlich wohl den Sieg davon tragen wird." In der That hat er dazu alles gethan, was in ſeiner Macht ſtand. Es war gewiſs nicht ſeine Abſicht, den Strike jetzt in Hamburg zum Ausbruch zu bringen. Nachdem er aber ausgebrochen war, unterſtützte er ihn nach Kräften, was freilich keineswegs ausſchließt, daſs er — wie glaubwürdig verlautet — unter der Hand ſeinen Hamburger Genoſſen gerathen hat, „mit dem kleinſten Erfolge vorlieb zu nehmen", da er ihre derzeitige relative Schwäche genau kannte.

Welche Rolle ſpielten nun bei Ausbruch des Strikes die deutſchen Arbeiterführer? Man muſs hier unterſcheiden zwiſchen den politiſchen Führern und zwiſchen den localen Führern der einzelnen Arbeitergruppen. Nur die letzteren (Dwinger, Warncke, Will, Kellermann u. a.) waren beim Ausbruch des Strikes ſichtbar thätig, und zwar haben ſie ihn zweifellos meiſt befördert, wenn nicht hervorgerufen; beſonders hat Dwinger, ein Hauptführer der Schauerleute, damals eine große Verantwortung auf ſich geladen. Ob er „Hintermänner" hatte, in dem Sinne, daſs dieſe ihn antrieben, den Strike zum Ausbruch zu bringen, iſt mir ſehr zweifelhaft. Vielmehr glaube ich, daſs die politiſchen Führer ganz in derſelben Lage waren, wie Tom Mann: ſie wollten agitieren und organiſieren; aber der Strike ſelbſt war ihnen noch nicht willkommen.

Als erſter politiſcher Führer erſchien am 27. November, ſieben Tage nach Ausbruch des Strikes, von Elm auf dem Schauplatze und zwar charakteriſtiſcherweiſe nur an Stelle des ausgewieſenen Tom Mann, deſſen Anſichten er einer großen Verſammlung von Hafenarbeitern auseinanderſetzte, ohne ſeine eigene innerſte Anſicht durchblicken zu laſſen. Dann hörte man von den ſocialdemokratiſchen Reichstagsabgeordneten wieder eine ganze Weile gar nichts; erſt als der Schiedsgerichtsvorſchlag erfolgt war, am 2. December, traten von Elm, Molkenbuhr und Legien (letzterer der Führer der ganzen deutſchen Gewerkvereinsbewegung) vor das Volk, und zwar ſprachen ſie energiſch für Annahme des Schiedsgerichtes; und in einem Artikel des ſocialdemokratiſchen Organs in Hamburg, des „Echo", wurde am 5. December die Verantwortlichkeit für den Ausbruch des Strikes ganz ausdrücklich von den ſocialdemokratiſchen Führern abgelehnt. Der Strike, ſo heißt es da, „iſt ſpontan aus dem eigenen Antriebe der Arbeitermaſſen der fraglichen Betriebe entſtanden."

Das iſt richtig, wenn man nur den unmittelbaren Ausbruch des Strikes berückſichtigt, aber unrichtig, wenn man — wie doch durchaus nöthig iſt — die Vorſtadien mit ins Auge faſst; denn dann haben ohne Frage auch die politiſchen Führer der Arbeiter ihr wohlgemeſſenes Theil der Verantwortung für den Strike zu tragen.

Nun noch einige Worte über die Ausdehnung des Strikes auf die verſchiedenen Zweige der Hamburger Hafenarbeit. In dem Weſen dieſer Arbeit liegt es begründet, daſs, wenn eine ganze Gruppe der Arbeiter ſtrikt, die anderen Gruppen nur wenig zu thun haben. Das hat weſentlich beigetragen, die Ausdehnung des Strikes zu fördern, da die Ewerführer u. ſ. w. ohnehin meiſt beſchäftigungslos waren, alſo kein weſentliches Opfer brachten, wenn ſie ſich mit den ſtrikenden Schauerleuten ſolidariſch erklärten. Aber die Art, wie dies geſchah, hat wiederum ganz erheblich zur Verſchärfung des Kampfes beigetragen.

So unterbreiteten die Ewerführer ihren Lohntarif dem Ewerführer-Baaſen am Morgen des 25. November und verlangten Antwort bis 5 Uhr nachmittags. Da natürlich auf eine ſo kategoriſche Forderung nicht ſofort geantwortet wurde, erklärte noch am ſelben Abend eine ſchon vorher anberaumte Verſammlung, ohneweiters in den Strike einzutreten. Mehrere Redner hatten auch hier erklärt, „daſs es ein Zurück nicht mehr gäbe, und daſs die weitere Discuſſion überflüſſig ſei." Auf ſolche Weiſe wurden die zögernden Elemente zurückgedrängt und nach der Abſtimmung die Verſammlung „mit einem begeiſtert aufgenommenen Hoch auf das Gelingen der guten Sache geſchloſſen."

Aehnlich war der Hergang bei einer Anzahl kleinerer Arbeitergruppen (Schiffsreiniger, Schiffsmaler, Keſſelreiniger, Maſchiniſten, [illegible], [illegible]). Auch unter den organiſierten Seeleuten, Heizer und Quaiarbeitern machte die Bewegung raſche Fortſchritte; doch kam es in dieſen großen Arbeitergruppen noch nicht zum allgemeinen Ausſtand; nur Theile von ihnen traten dem Strike bei. Am Ende der erſten Strikewoche waren im ganzen 11.468 Strikekarten ausgegeben, darunter 6340 an verheiratete Arbeiter; doch iſt auf dieſe von ſocialdemokratiſcher Seite herrührenden Zahlen ſchon deshalb kein allzugroßes Gewicht zu legen, weil man nicht weiß, wie viele unter den Strikenden ohnehin keine Arbeit gefunden hätten; [illegible] Theil der Arbeiterſchaft [illegible] eben jene bekannte [illegible]

Digitized by Google

Beſchäftigungsloſen, die im Hafenbetriebe aus den ſchon früher angegebenen Urſachen ſtets eine beſonders zahlreiche ſein und bleiben wird.

Das war die Sachlage am Ende der erſten Strikewoche, als der von einfluſsreicher Seite ausgehende Vorſchlag eines Schiedsgerichts die ganze Situation weſentlich veränderte.

Ein Promemoria an Schmerling.

Von Ferdinand Kürnberger.

(Schluſs).

In dieſen Incriminationen ſtand das Geſpenſt meiner Polizeiverfolgung greifbar vor mir. Ich konnte es vornehmen und Stück für Stück ſeiner erlogenen Realität entkleiden. Ich konnte und ich muſste es. Und da ich mit Herrn v. Mecſery nicht direct verkehrte, ſo antwortete ich mit gebrochener Adreſſe, nämlich durch einen Brief an Staatsrath Franke, welchen derſelbe ſeinem eigenen Rückſchreiben an Herrn v. Mecſery als Beilage einſchließen wollte. Dieſer Brief alſo iſt das Document meiner Vertheidigung. Auf demſelben fuße ich auch heute noch. Ich muſs mir daher erlauben, an dieſem Orte ihn abzuſchreiben, ſo lang er leider iſt. Inſtändig bitte ich dabei um fortgeſetzte Geduld. Ich laſſe die Eingangsworte weg und ſchreibe ab wie folgt: (An Se. des Herrn geheimen Staatsrathes Dr. Franke in Coburg Hochwohlgeboren.)

... Von dem Briefe des Polizeiminiſters an Euer Hochwohlgeboren iſt ſelbſtverſtändlich nur die Form brieflich. In Wahrheit liegt uns ein Referat vor, welches der Miniſter über meine Sache ſich abfaſſen ließ, und dieſes Referat iſt zu einem Denkmal der dreiſteſten Frivolität gediehen, womit je der Auftrag eines Herrn von einem Diener behandelt worden iſt. Als ich den Text dieſes Referates vernahm, wurde das Gefühl meiner eigenen beleidigten Ehre verſchlungen von der Beſtürzung, daſs ein Subalterner ſeinem Chef an der Stelle der ihm abgeforderten Wahrheit ſo viel Lüge und Verleumdung zu bieten wagt.

Das Referat beginnt mit der Ausſage: ich ſei im Jahre 1848 Mitglied des Studentencomités geweſen. Das iſt die einzige Wahrheit, welche ich bei aufmerkſamer Anhörung des Referates zu erlauſchen imſtande war.

Das Referat fährt fort, ich ſei im Jahre 1848 Mitarbeiter mehrerer radicaler Zeitungen geweſen, in hervorragender Weiſe.

Mit dieſer Angabe betreten wir das Reich der Lüge und verlaſſen es nicht mehr bis ans Ende des Referates.

Ich ſchrieb im Frühling des genannten Jahres zwei Artikel für den „Freimüthigen". Auf dieſes Journal paſste ſpäter das Prädicat radical. Als es ſich in ſeinem ſpecifiſchen Charakter entwickelte, ſtand ich ihm längſt ſchon fern. Aber auch jene beiden Artikel waren unſchuldiger Art, ſie waren eine auszugsweiſe Bearbeitung des Artikels über Ein- und Zweikammerſyſtem in Rottecks und Welckers Staatslexikon.

Ein anderesmal veröffentlichte ich in Hrn. v. Hocks conſtitutioneller „Donau-Zeitung" ein Feuilleton über politiſche Lyrik. Die Zeitung gieng bald darauf ein, weil ſie nach damaligem Geſchmacke — zu ſchwarzgelb war!

Ich ſprach hier von drei Aufſätzen. Meine fixen publiciſtiſchen Engagements waren folgende: Ich war Mitredacteur des von L. A. Frankl herausgegebenen „Abendblattes", ferner Reporter der „Wiener Zeitung" für die Verhandlungen der Preſsproceſſe u. a.

Wer ſich berufen fühlt, über jene Zeiten mitzuſprechen, der hat die Pflicht zu wiſſen, daſs Frankls „Abendblatt" kein radicales Blatt war. Während die radicalen Blätter in Folio erſchienen und 1 Kreuzer koſteten, hatte Frankls Abendblatt ein kleines Octav und koſtete die Nummer drei Kreuzer. Das allein ſchon wäre Beweis, daſs es auf die Theilnahme der radicalen Maſſen verzichtete und ſein Publicum bei den ſogenannten anſtändigen Leuten ſuchte.

Bleibt alſo ſchließlich noch die „Wiener Zeitung" übrig. Wie ſoll nun die k. k. privilegierte amtliche „Wiener Zeitung" ein radicales Blatt in hervorragender Weiſe geweſen ſein? — Und auf ſolchen Blödſinn muſs man antworten!

Das Referat legt mir ferner zur Laſt: Ich habe im Jahre 1849 an den Dresdner Maiunruhen theilgenommen.

Iſt gleichfalls erlogen. Wahr iſt nur, daſs ich im Jahre 1849 einen niederen Hut und lange Haare getragen. Dieſer Umſtand brachte mir zehn Monate Unterſuchungshaft in der Dresdner Frohnfeſte zuwege. Ein [illegible] Rittmeiſter, welcher ſehr lüſtern ſein mochte, ſein ſchon von den Preußen gerettetes Vaterland noch einmal zu retten, verrichtete die große Heldenthat und arretierte mich meines Hutes und meiner Haare wegen als harmloſen Spaziergänger von der Straße weg. Wer deutſch leſen kann und nicht die vorgefaſste Abſicht zu lügen hat, kann in den wahrſcheinlich noch vorhandenen Acten des Dresdner Stadtgerichtes dieſe Geſchichte nachleſen. Einmal arretiert, dauerte meine Unterſuchungshaft 10 Monate, nicht weil ſie ſo [illegible] war, ſondern weil das halbe Land „mitgefangen" ſaß, ohne daſs der [illegible] Staat deshalb mehr Actuare und Referenten erſchaffen hatte. Natürlich arbeitete man die Landeskinder zuerſt ab. Als endlich auch mein Protokoll zum Spruche kam, war ich ſofort entlaſſen.

Dies meine Betheiligung am Dresdner Maiaufſtande. Man hatte mich zwar nicht mit den Waffen in der Hand, aber doch mit Hut und Haaren auf dem Kopf betreten. Der Wiener Denunciant nennt das: Betheiligung am Dresdner Maiaufſtande!

Nun! Mein Hut iſt inzwiſchen altmodiſch geworden und meine Haare ſind ausgefallen. Man könnte mir jetzt ſchon einen Paſs nach München geben!

Der Wiener Denunciant fährt fort: Hierauf begann er ſeine Reiſen durch Deutſchland.

Ich kehrte nach meiner Entlaſſung aus der Dresdner Unterſuchungshaft nach Wien noch nicht zurück. Es war das Jahr 1850. Es herrſchten in Wien noch die [illegible] der Hinrichtungen ſowohl in natura als in effigie. Was ſollte bei dieſen Schauſpielen ein Poet? Er zieht die von Shakeſpeare und Goethe vor. Aber irgendwo im Raume muſste ich doch ſein. Ich hielt mich alſo in den nächſten anderthalb Jahren in den freien Städten Hamburg und Bremen auf, wobei ich die Erfahrung machte, daſs ein echter Süddeutſcher ohne ſüße Butter und ohne den Anblick von Rebenlaub auf die Länge nicht à son aise iſt. Da gieng ich denn im Jahre 1851 nach Frankfurt am Main, woſelbſt ich ununterbrochen 5 Jahre lang ſitzen blieb. Das nennt der Wiener Amtsbube Reiſen durch Deutſchland!

Ich bitte dieſen Ausdruck wohl ins Auge zu faſſen! „Er begann ſeine Reiſen durch Deutſchland" würde man von jemandem ſagen, welcher mit beſtimmter Abſicht und mit vorgeſetzten Zwecken reiſt. Da nun meine Zwecke und Abſichten, wie ſich von ſelbſt verſtehen ſollte, nur revolutionäre ſein konnten, ſo gibt der Wiener Amtsbube mit einem Zaunpfahlwink zu verſtehen, daſs ich — als Chargé d'affaires oder Agent provocateur der Revolution gereist ſein möchte! Iſt das nicht prächtig? Ein Kunſtſtück, wie's Banknoten-Fälſchen und Caſſen-Ausbrechen! Nur daſs der Lump nicht im Zuchthauſe ſitzt, ſondern in einem guten Staatsgehalt. Gott beſſer's!

Aber gemach. In Frankfurt war ich 1851 bis 1856. Bleiben noch immer 4 Jahre zu verrechnen. Wo war ich von 1856 bis 1860? Vielleicht begann ich da meine Reiſen durch Deutſchland? Mit nichten. Dieſe 4 Jahre brachte ich wieder in Wien zu — meiner alten Mutter zuliebe, welche inzwiſchen geſtorben iſt. Ich war bei der Polizei gemeldet — und wahrſcheinlich auch überwacht. Sie weiß von dieſen 4 Jahren, ſie kann ſie mir bezeugen. Wann alſo begann ich meine Reiſen durch Deutſchland? Das ſage, Denunciantenhund! Aber wenn man ihn auf die Folter ſchraubte, er müſste verſtummen.

Und darüber ſind wir doch einig: das bekannteſte und gefährlichſte Element der europäiſchen Demokratie iſt die hohe Polizei der Amtsäthiopier. Wenn die Geſellſchaft je wieder aus der Haut fährt, ſo geſchieht es dieſer Polizei wegen. Daſs ſie den Teufel nicht an die Wand male! Und daſs ſie nicht glaube, durch Paſsverweigerungen den Teufel zu bannen! Die beſten Revolutionsbanner waren von jeher — die rechtzeitigen Reformer. Doch zur Sache. Meine demokratiſchen liaisons dangereuses will ich kurz aber vollſtändig beichten.

Das Referat beſchuldigt mich: Ich ſei im Verkehr geſtanden mit den bekannteſten und gefährlichſten Elementen der europäiſchen Demokratie.

Wäre es ſo, ich ſagte ja längſt kein Wort mehr! Uebrigens wüſste ich nicht, daſs ich je mit der Polizei affiliiert war.

Ich war in Hamburg mit Wilhelm Marr bekannt. Derſelbe gab mir ein Buch zu leſen, aus welchem ich ſah, daſs er in den Dreißigerjahren (er muſs damals noch ſehr jung geweſen ſein), mit den deutſchen Arbeitervereinen in der Schweiz zu thun gehabt. Harmloſer war ſein Thun im Jahre 1850, wo ich in Hamburg mich aufhielt. Er gab ein Witzblatt heraus, „Mephiſtopheles" genannt, aber bald gieng ihm der Humor aus, denn es war ja die Zeit, wo der deutſche Dichter Kinkel Wolle ſpann. Da packte das „gefährliche Element der europäiſchen Demokratie" ſein Felleiſen und wanderte nach Coſtarica aus.

Als ich einen neuen Winterrock brauchte, nannte man mir den Schneider Ruſczák. Derſelbe ſoll, wie ich in den Zeitungen las, denn es war nach meinem Abgange von Hamburg, öſterreichiſche Soldaten zum Treubruch verleitet haben, er wurde nach Wien geſchleppt, mit Kerker und Todesurtheil geängſtigt, und kam mit Mühe wieder los. Mir aber hat er — wie geſagt — einen neuen Winterrock gemacht. Daſſelbe that er wahrſcheinlich noch vielen anderen, welche trotzdem mit guten Päſſen nach München reiſen.

Alſo thue dich auf, Schatzkäſtlein, und komm hervor, theures, langgeſpartes Kleinod, Ernſt Haug, dem Polizisten unſchätzbar! Denn Du mußt ja doch wohl das „gefährliche Element der europäiſchen Demokratie" ſein! Aus meiner Freundſchaft zu Dir, guter, liebenswürdiger Mann, läſst ſich Polizei-Capital ſchlagen, wovon ein armer Denunciantenhund, der an meiner übrigen Conduite ſchon längſt verhungert wäre, noch im ſechzehnten Jahr zu nagen und zu beißen findet! Saftiger Knochen, Ernſt Haug, Du kannſt ganze Polizei-Schreiberfamilien ernähren! Ich glaube, man hat ſchon geheiratet auf das Denuncieren und Verdächtigen über Dich!

Ernſt Haug war öſterreichiſcher Lieutenant, ich glaube bei den Kaiſerjägern, quittierte, ich weiß nicht mehr wann, und betheiligte ſich als Chef des Generalſtabs der Nationalgarde an den Wiener October-Ereigniſſen. Im Jahre 1849 nahm er an der Vertheidigung der römiſchen Republik gegen die Franzoſen theil und ſtand in mehr oder minder freundlichen Verhältniſſen zu Garibaldi und Mazzini. Ich glaube, ſowohl vor als nach der römiſchen Campagne hielt er ſich eine Zeitlang in Paris auf, wo er mit Oberſt Charras u. a. verkehrte. Das alles iſt mir nicht anders bekannt, als aus ſeinen Geſprächen. Perſönlich bekannt wurde ich erſt mit ihm im Jahre 1851 in Hamburg. Er war gekommen, um dem General Williſen ſeinen Degen anzubieten, der aber artig abgelehnt wurde. Nun ſaß er in unthätiger Muße in Hamburg, verliebte ſich in die Tochter eines hochconſervativen Altenburger Bürgers, welcher den Kriegsereigniſſen nach Hamburg aus dem Wege gegangen war, und in dieſer unſchuldigſten und ſchäferlichſten Zeit ſeines Lebens lernte ich den gefürchteten Revolutionär kennen. Er war ein ſo guter Junge, wie [illegible], oder wie irgend einer unſerer gemüthlichen [illegible], welche, ſie wiſſen kaum wie, mit einem [illegible] Charakter zu einem tragiſchen Schickſal gelangen. Unſere Freundſchaft war innig, aber leider nur kurz! Denn als das öſterreichiſche Occupationscorps anrückte, um die Herzogthümer zu [illegible] — wie es nach 12 Jahren wiederkam, um ſie zu befreien — da gieng Haug dieſer Annäherung nach London aus dem Wege. Er hätte mich gar zu gerne mitgenommen! Ich aber hatte das deutſche Gemüth, wenn ich das [illegible] verkenne, ſo [illegible] das [illegible] und [illegible], nicht [illegible], er [illegible] ich als meinen Lebens[illegible]. [illegible] alſo Haug nach London gieng, gieng ich bloß in das benachbarte Bremen. Wir trennten uns — und [illegible] wieder. [illegible] gegenwärtige Muße? Ich wäre ihr ſehr verbunden dafür.

In Bremen trat ich dem Paſtor Dulon näher, dem Herausgeber

Digitized by Google

der demokratiſchen „Bremer Tageschronik“, an welcher ich mitarbeitete. Aber ich kam juſt zum Thorſchluſſe. Noch im Frühling des Jahres 1851 gieng die „Bremer Tageschronik“ ein und Paſtor Dulon wanderte mit Frau und Kind nach Amerika aus. In dem Augenblicke, wo ich das ſchreibe, iſt er wahrſcheinlich ſchon Großvater von dem Töchterchen, welches ich damals auf den Knien geſchaukelt. Aber vielleicht muſs er auch noch Urgroßvater werden, bis ich von meinem Contagium mit ihm ſo rein bin, daſs ich einen Paſs nach München erhalten kann.

Arme Polizei, du haſt wirklich Malheur mit mir! Alſo nicht einmal aus dieſem ſchönen prächtigen Haug läſst ſich etwas Solides herausſchlagen gegen den Mann, den du mit einem Paſs nach München ſekkieren willſt!

Das nun mein angeblicher Verkehr „mit den bekannteſten und gefährlichſten Elementen der europäiſchen Demokratie!“ Das die Thatſachen und nun ein Syllogismus.

Wäre ich ein Intimus der europäiſchen Demokratie — iſt denn der Wiener Amtsabderit wirklich ſo dumm zu glauben oder glauben zu machen, daſs ich in dieſem Falle der öſterreichiſchen Regierung 8 Tage lang um einen Paſs nachlaufen würde? Würden mich meine Freunde im Stiche laſſen? Würde ich nicht die allervortrefflichſten Päſſe haben können aus der Londoner oder Genfer Fabrik der europäiſchen Demokratie? Weiß denn der Wiener Amtsabderit nicht, daſs die Herren Mazzini, Türr, Koſſuth, Pulſzky &c. &c. mit den ausgezeichnetſten Päſſen reiſen, ohne ihn und ſeinesgleichen um Päſſe und Paſsviſa je zu incommodieren? Lieber, gütiger Gott, wenn ich ſchon kämpfen muſs, ſtelle mir wenigſtens Wölfe entgegen, aber nicht Hornvieh! Aber die Generation wird mit Kuhmilch aufgezogen, und was ſie einſaugt, iſt leider Ochſenverſtand!

Das ungefähr ſind die materiellen Entkräftigungen der gegen mich erhobenen Incriminationen. Formell habe ich den für Herrn v. Mecſery beſtimmten Brief an Staatsrath Franke ſchon nicht mehr ganz mechaniſch copiert, ſondern nach Maßgabe des inzwiſchen Erlebten gedieh mir Empfindung und Ausdruck unwillkürlich animierter. Soll ich aber von dem Erfolg dieſer Replik berichten, ſo bin ich in der Lage, außerordentlich kurz ſein zu können. Staatsrath Franke hatte es allerdings übernommen, meinen Brief an Herrn v. Mecſery zu befördern; gerne aber möchte ich glauben, daſs er, von dem Untergange ſeines Sohnes auf dem Schooner „Frauenlob“ in jenen Tagen tiefinnerſt erſchüttert, an dieſe Briefbeförderung vergeſſen. Ich hätte dann den Troſt, daſs das liberale Miniſterium Schmerling doch um ein Mitglied weniger zählte, welches — illiberal geweſen! Herr v. Mecſery nämlich antwortete nicht.

Und meine Verfolgung gieng unbeirrt ihren Gang. Im Jahre 1862 brachte die „Wiener Zeitung“ wieder ein Billetdoux an meine Adreſſe, nämlich einen Straferlaſs der Statthalterei, durch welchen ich wegen Ungehorſams gegen das vor zwei Jahren erlaſſene Einberufungsedict zu 10 Tagen Arreſt, verſchärft mit zweimaligem Faſten, verurtheilt, oder — um dieſes richterliche Wort nicht zu miſsbrauchen — vergewaltiget wurde. Ein befreundeter Wiener Advocat — derſelbe, welcher mein Präſident im Studentencomité geweſen — ließ ſich bevollmächtigen, Recurs dagegen zu ergreifen, aber es half nichts. Unter dem Vorwande, daſs er zu ſpät eingereicht und die Berufungsfriſt ſchon abgelaufen, wurde er abgewieſen. Das Strafurtheil — will ſagen, der Gewaltſpruch — blieb aufrecht.

Das alles geſchah unter dem Miniſterium des Liberalismus, ja in der Blütezeit desſelben. Namentlich die Poeten hatten goldene Tage. Ich ſah den einen ins öſterreichiſche Herrenhaus berufen, den andern mit dem Ehrenbürgerrecht der Stadt Wien ausgezeichnet, den dritten wiederholt mit Penſionen bedacht, den vierten — welcher im Jahre 1848 aus dem Bette geriſſen und aſſentiert worden war! — mit dem Franz Joſephs-Orden decoriert. Bei den zwei mittleren betonte man ausdrücklich und amtlich ihre Verdienſte um den freiheitlichen Fortſchritt in Oeſterreich. Nun wird man aber in Gottſchalls Literaturgeſchichte oder Wurzbachs Lexikon finden, daſs auch mein Name genannt wird, wenn Oeſterreich ſeine Dichter nennt. Mein Roman: „Der Amerikamüde“ iſt ſchon 10 Jahre alt und ſteht noch immer im lebhaften Andenken. Ein großer Erfolg auf dem deutſchen, von Ueberproduction erdrückten Büchermarkt! Ein feſter Ruf welcher dem von „Soll und Haben“ gleicht! Meine Novellen ſind auf's rühmlichſte beachtet worden. Das Muſeum von Prutz reihte ſie unter die bedeutendſten der Gegenwart, die ſo unendlich lobkargen Grenzboten bezeugten dem Autor eine tiefe, durchgearbeitete Bildung, der ſelige Hermann Hauff urtheilte, ich repräſentiere in der Novelliſtik das männliche, wie Paul Heyſe das weibliche Element. Mein Drama: „Catilina“, leider nur als Buch gedruckt, gewann ſich die Aufmerkſamkeit aller Kenner. Wäre die Bühne ſtatt in ihrem eiſernen in ihrem goldenen Zeitalter, ſtatt in kleinlicher Caſſaſpeculation verſunken auf der Höhe ihrer großen nationalen Aufgabe, ſo — ſagen die Kenner — müſste der Adlerflug des Catilina gar unſanft unter die Mucken fahren, welche jetzt die Lampen umſchwirren und ſich was rechtes dünken. Selbſt Quintin Meſſis, eine Jugendarbeit, erhielt zwei ehrenvolle Zeugniſſe. Der ſelige Herr v. Holbein ſchrieb mir darüber in mein Gefängnis nach Dresden, er finde die feineren Züge der Goethe'ſchen Bildung darin, und Laube, gewiſs zum Schmeichler zu herb, ſchrieb mir nach Hamburg, er erkenne eine Goethe'ſche Ader in Quintin Meſſis. Das Stück war ſchon angenommen, ſchon auf's publicierte Repertoire geſetzt, da mochte im letzten Augenblicke noch ein Mouchard gerannt kommen, welcher ausfindig machte, daſs der Dichter ein Wiener Flüchtling, ein Märzjüngling

ſei, denn plötzlich und auf eine myſteriöſe Weiſe verſchwand es aus dem officiellen Dunſtkreis der Burgtheater-Poeſie.

Kurz, mein literariſches Wirken iſt ein ſolches, daſs es in der deutſchen Belletriſtik bemerkt wird, in der öſterreichiſchen aber für hervorragend gilt. Ich muſs ſagen, gelten würde, wenn es nicht an meiner perſönlichen Geltendmachung fehlte. Mein Talent ſteht nicht im Bunde mit Robert Macaire. Das Gegentheil. Ich hatte ſtets die Anlage zu einer Art aſcetiſcher Reſignation. Während andere jagen, ruhe ich. Während andere ſich ihrem Staate bemerkbar machen, verlange ich nichts von meinem Staate. Wie ſoll ich's nun aber empfinden, daſs mir mein Staat noch weniger als nichts leiſtet? Er verſagt mir ſogar die Legitimation meines ehrlichen Namens, und, da ich dieſe Verſagung nicht dulde, bedroht er mich mit Gefängnis und Hunger!

Wer hätte es mir verdacht, wenn ich jetzt endlich an die letzte meiner Inſtanzen appelliert hätte, ans Publicum? Wenn ich über den Fall meiner Verfolgung eine Brandſchrift geſchrieben hätte, „radical in hervorragender Weiſe“, nach dem officiellen Ausdruck der Amtslügner? Selbſt die zahmſten meiner Freunde fanden mir den Weg der Oeffentlichkeit gewieſen. Es ſchrie ja zum Himmel, wie man mit den Namen Grün und Beck liberale Reclame machte, und dabei ganz im Stillen die illiberalſten Amtstücken an einem Dritten ausließ.

Auch hatte ich gute Luſt dazu. Es war der Polizei endlich gelungen, all' meine Leidenſchaft anzublaſen. Es war ihr gelungen, aus kalter und längſt verjährter Aſche den Funken des 1848er-Pathos herauszukratzen und zu hellen Flammen zu fachen. Ein Gemüth voll quietiſtiſcher Weltentäußerung, das nicht zu handeln, kaum zu dichten liebt und im Dichten dem ruhigſten aller Dichter, Goethe, folgt, war im Innerſten ſeines Gewiſſens irre gemacht, ob in dieſer Welt voll Buben und Unrecht ein Goethe der richtige Leitſtern ſeines Schriftthums ſei, und nicht vielmehr ein Junius, Wilkes, Börne, P. L. Courier? Und ſtündlich infundierte mich der Geiſt dieſer Männer. Meine Feder zuckte wie eine Reitpeitſche in meiner Hand. Wo ich gieng und ſtand, ſchwirrte die Luft von Hieben. Die Gedanken kamen ungeſucht, ich durfte nur zugreifen, und ein Libell war da, ein flammendes Libell, welches die alte, neugeſchmückte Sündendirne Bureaukratie mit Schand und Spott durchs Land ſtäupte.

Ich ſpreche hier von einem ſittlichen Rachegeiſt. Aber der unreine Geiſt unſerer Zeit hätte einen Schriftſteller dieſe Gelegenheit ſchon ergreifen laſſen, um von ſich reden zu machen. Es war eine ſchöne Gelegenheit. Ich aber widerſtand dem einen wie dem andern Motiv. Ich ſchrieb mein Libell nicht. Warum nicht? Aus Patriotismus! Es war um die Zeit, wo ſich der Gegenſatz von Groß- und Kleindeutſch zuſpitzte.

Wie ſchlecht werden edle Motive von gemeinen Seelen verſtanden! Was weiß, was ahnt ein Amtsäthiopier von Vaterlandsliebe, er, der nur ſeinen Gehalt liebt? Den blöden Augen, welche mich verzeihen und dulden ſehen, war meine Großmuth nur ein Signal, nur umſoweniger von mir abzulaſſen. Schon ſind über jenen türkiſchen Straferlaſs wieder vier Jahre hingegangen — ich habe das Unglück, von lauter veralteten Dingen zu reden — aber als ich, alter Befreundung zuliebe, dieſen Winter wieder in Wien zubrachte, war jener türkiſche Amtswiſch noch immer nicht veraltet, ſondern ich ſah mich mit Vorladungen beſtürmt, den Arreſt des alten, vergilbten Dictats anzutreten. Wenn doch die Leute ſoviel Ausdauer im Guten wie im Böſen hätten! Was iſt ſeit vier Jahren Gutes verſchwunden oder unausgeführt geblieben! Jener türkiſche Straferlaſs aber ſoll vollſtreckt werden, als ob das Haus brennte! Ich verſtehe die Statthalterei nicht. Eine Adminiſtrativbehörde ſollte doch wiſſen, daſs ſie eine Strafgewalt nur abuſive beſitzt, auf Discretion u. ſ. w., alſo auch moraliſch verbunden iſt, ſie wirklich discret auszuüben. Aber iſt dieſer ſtarrſinnige, faſt beiſpielloſe Verfolgungs[illegible] Discretion? Thut ſie doch, als ob ihr Dictat ein richterliches Urtheil wäre!

Auch erfuhr ich bei dieſer Gelegenheit zum erſtenmale und leider gleich per argumentationem ad hominem, daſs in unſerer Verfaſſung Juſtiz und Adminiſtration noch immer nicht getrennt ſind, ſondern daſs ein Oeſterreicher auf eine ganze Reihe von Tagen eingeſperrt werden kann, ohne Anklage, ohne Vertheidigung und ohne Urtheil! Ich habe dieſen Zuſtand türkiſch genannt — aber die Türken mögen uns verzeihen! In der Türkei läge wenigſtens beim Uebel das Mittel. Neben der Willkür würde zugleich ein durch den Koran genährtes naiv religiöſes Rechtsgefühl herrſchen, das mir in meinem Falle gar ſehr zuſtatten käme. Ew. Excellenz z. B. wären hochmögender Großvezier, und ich, Ihr niedrigſter Sclave, würfe mich Ihnen zu Füßen und flehte um Gerechtigkeit. Ew. Excellenz würden [illegible] in einem ſchönen türkiſchen Zorn entbrennen, [illegible] einigen Amtsabderiten von der Polizei und Statthalterei die dicken Schädel herunterſäbeln und ſie zur ewigen Warnung auf der [illegible] des Burgtheaters aufſtellen. Ah, warum und wo nicht Türken! Wie wohl thäte mir der Anblick dieſer Schädel! Wahrlich, ein [illegible] von heute kann faſt bedauern, daſs dem [illegible] ſchönes Streben unterſagt iſt!

Ich bin zu Ende. Was ich auf dieſen Blättern [illegible] [illegible]

Digitized by Google

waltungen zu, welche ein- bis zweimal gewechſelt haben. Die Forderung dagegen, jenen Straferlaſs an mir vollziehen zu laſſen, eine Forderung, welche im Laufe dieſes ganzen Winters mit kaum abzuwehrender Pertinacität auf mich eindrang, fällt unter die actuelle Verwaltung. Und da ich glaubte, daſs juſt dieſe weniger als die vorigen gemeint iſt, ſtarrem Bureaukratismus zum Rückhalte zu dienen, ſo fühlte ich mich verſucht und unterlag der Verſuchung, Eurer Excellenz meinen Klagefall mit einer gewiſſen Weite und Fülle des Tons, ich müſste ganz eigentlich ſagen, mit der Zutraulichkeit eines geſchwätzigen Kindes, vorzutragen. Iſt es doch eine lang geſtaute Flut, welche auf dieſen Blättern ſich endlich ihr Bett bricht!

Auch hat der Fall mehr und mehr mich beſtimmt, mich ſelbſt zu vergeſſen und an das Ganze zu denken. Was mir geſchah, geſchieht wahrſcheinlich vielen, geſchieht fortwährend und wird geſchehen. Dieſer Gedanke befeuerte mich, eine Anwaltſchaft durchzuführen, welche für mich ſelbſt wahrlich nicht der Koſten verlohnte. Was hat mich dieſe Polizei-Vexation an Zeit, Mühe, Arbeit und verdorbener Stimmung ſchon gekoſtet! Wie hat ſie mir nur allein dieſen Winter noch verdorben, wo ich nach aller menſchlichen Billigkeit doch längſt ſchon hoffen durfte, Ruhe zu haben, und wo es nun erſt recht in vollen, verheerenden Zornſtrömen über die gefriedigte Planung meiner Arbeiten hergieng! Ja ſelbſt das vorliegende, kunſtloſe Concept — welchen Aufwand von Mühe verurſachte es mir! Wenn es mir nicht immer gelang, die Naturſprache des Affectes zu civiliſieren, ſo wurde dieſes Ziel doch mit oft wiederholter Anſtrengung verfolgt und keine Arbeit geſcheut, den ununterdrückbaren Zorn wenigſtens in lesbare Grenzen zu zwingen. Welcher vernünftige Menſch thäte das alles, bloß um einen Miniſter zu bitten, einen 10tägigen Arreſt aufzuheben? Längſt hätte ich ja dieſen Arreſt über mich ergehen laſſen und dann für immer einem Vaterlande Valet geſagt, wo man Dichter einſperrt und hungern läſst, welche in Weimar oder München an königlichen Tiſchen bewirtet wurden! Aber ich konnte mich des Vertrauens nicht enthalten, daſs Ew. Excellenz durch dieſe Schrift ſich geſtimmt fänden, nicht nur meine eigene Beſchwerde abzuſtellen — was mir faſt Nebenſache deucht — ſondern in der Bureaukratie ſolche Verfügungen zu treffen, wodurch abſetzbare Beamte kräftig und für immer gewarnt würden, mit ähnlicher Unbilligkeit unter einem Volke zu walten, welches im ganzen Umfange ſeiner deutſchen Nachbargrenze Beiſpiele ſieht, daſs man für weniger Steuern ſich beſſeren Rechtsſchutz erkaufen kann. Dieſen Contraſt, anſtatt zu applaudieren, lebendig zu halten und zu ſchärfen, mögen jene Bureaukraten verantworten, welchen ſubjectiver Deſpoten-Kitzel über die Intereſſen ihres Kaiſers geht, welche ſich dann aber mindeſtens das Kindergeſchwätz von 1848er-Demokraten abgewöhnen ſollten, denn weder ich noch irgend ein Oeſterreicher dachte damals unkaiſerlich, ſondern bloß wie heute: unbureaukratiſch!

Der phyſiologiſche Pſychebegriff.

Hochgeehrter Herr Redacteur!

Erlauben Sie gütigſt, daſs ich mit Beziehung auf einen Paſſus in dem geſchätzten Artikel „Der phyſiologiſche Pſychebegriff" von F. von Feldegg in Nr. 116 des IX. Bandes Ihrer geehrten Zeitſchrift das Wort zu einer thatſächlichen Berichtigung ergreife. Ich werde Ihre freundliche Erlaubnis nicht zur Einſchmuggelung eines Aufſatzes über mich miſsbrauchen. Der Satz, in welchem mir das Unrecht widerfährt, das ich nicht verdiene, lautet: Doctor Richard Wahle, der wunderliche Teſtamentsvollſtrecker der Philoſophie, belehrt uns, daſs einer der Erben der „Königin der Wiſſenſchaften" die Phyſiologie ſei. Der genannte Artikel wendet ſich weiter gegen eine Denkrichtung, welche die Phyſiologie an Stelle der Pſychologie ſetzen will, und durch ſeine Hereinziehung meiner Wenigkeit in die Betrachtung wird unfehlbar die Meinung erzeugt, als wenn auch ich ein Anhänger jener Richtung wäre und zur „heutigen Schule" gehören würde. Dagegen erlaube ich mir nun auf Grund meines Werkes, worauf Herr F. v. Feldegg anſpielt, Proteſt zu erheben.

Ob ich „wunderlich" bin, weiß ich nicht, ſo wenig als irgend jemand ſeine Sprechſtimme kennt oder erkennen würde, oder überhaupt den Eindruck ſeines Gebarens auf andere zu beurtheilen vermag. Mein Buch „Das Ganze der Philoſophie und ihr Ende" führt allerdings den Nebentitel „ihre Vermächtniſſe an die Theologie, Phyſiologie &c." Dieſes Gleichnis vom Vermächtnis will, wie der Inhalt meines Buches lehrt, nur meine Ueberzeugung ausdrücken, daſs die Philoſophie, im Speciellen die Pſychologie, alle für ſie möglichen wichtigen Feſtſtellungen, in evidenter Weiſe, jetzt für alle Zeit machen kann und dieſe der Phyſiologie zur unerſchütterlichen Orientierung und Darnachachtung übergibt. Ich liefere nicht, wie es nach dem wertvollen, in Rede ſtehenden Artikel den Anſchein gewinnen könnte, die Probleme der Pſychologie an die Phyſiologie aus. Ich habe im Gegentheile ganz neue pſychologiſche Analyſen vor allen „Modernen" ſchon im Jahre 1884 in dem „Gehirn und Bewuſstſein" geboten, in welchen alle pſychiſchen Erſcheinungen, wie Wille, Urtheil, Gefühl &c. nur als Titel für eigenartige Reihen von Vorſtellungen oder Vorkommniſſen — wie ich ſagte — aufgezeigt wurden. Die richtigen Poſtulate für die Analyſe der Aufmerkſamkeit, welche F. v. Feldegg aufſtellt und bei dem Phyſiologen Ziehen nicht berückſichtigt ſieht, wird er in meinem „Das Ganze der Philoſophie" berückſichtigt finden. Von einer Paralleliſierung von phyſiſchen und pſychiſchen Vorgängen durch mich kann bei meiner neuen, über Kant und Spencer weit hinausgehenden Erkenntnislehre und Metaphyſik, um deren Würdigung ich v. Feldegg bitte, keine Rede ſein. Ich ſtimme mit ihm darin überein, daſs die Pſychologie, die nur Phyſiologie ſein will, eine „kritikloſe Unwiſſenſchaft" iſt, und glaube, daſs ich nicht mit ſeinen „Modernen" in einen Topf geworfen werden ſollte. — Geſtatten Sie, hochgeehrter Herr Redacteur, daſs ein Autor die günſtige Gelegenheit zur Vertheidigung, die manchem Autor ſchon genommen iſt — nämlich den Umſtand, daſs er ſich noch am Leben befindet — benütze, um gegen eine Miſsdeutung von hochachtbarer Seite Einſpruch zu erheben.

In beſonderer Hochachtung ergeben

Univ.-Prof. Dr. Richard Wahle.

Wien, den 22. December 1896.

Jung-Wien.

Berliner Eindrücke.

„Jung-Wien!?" Seit wann gibt es das?

Wir in Jung-Berlin ſtecken die Köpfe zuſammen und tuſcheln.

Damals, vor fünf, ſechs Jahren, als der Hermann Bahr von uns fortgieng, da gab es ein Jung-Wien noch nicht. Was ſich etwa ſo hätte nennen mögen, darum uns zu kümmern, ſpürten wir jedenfalls keinen Anlaſs. Wien, das war für uns Berliner — Provinz, ganz einfach! Es war eine ſtille freundliche Dependenz, die man vielleicht ab und zu einmal durch ein lobendes Wort aufmunterte. Heute ſehen wir ganz anders hin. Hat dieſe Satrapie etwa Luſt, ſich vom Mutterreiche loszureiſſen? Wollen die Wiener gar auf eigene Fauſt Literatur machen? Hol' ſie der Kuckuck! Haben wir darum den Hermann Bahr in unſerem Heerſtab ausgebildet, daſs er hinterher hingeht und — Undank iſt der Welt Lohn! — in Wien ſelber was gründet? Daſs er einen vollen Chor lebendiger Vögel entfeſſelt, die nun gar nicht etwa berliniſch, nein — wieneriſch pfeifen, alle miteinander!?

Wir werden nachdenklich, in Jung-Berlin, ſtecken die Köpfe auseinander, und jeder ſinnt vor ſich hin.

Wien und Berlin! Wir grübeln nach über den Unterſchied der beiden Städte, den Unterſchied der beiden Literaturen. Die Wiener ſind Europäer, ſo könnte man ſagen, wir in Berlin aber ſind — Amerikaner. Der Boden all' iſt jungfräulich unter unſeren Füßen. Wir leben in einer Stadt ganz ohne Tradition. Wenigſtens kriegt man es nicht zu ſpüren, was Tradition etwa darin ſein mag. Und im Grunde haben wir ja auch kein Herz für ſie. Wir ſind ja alle gar keine Berliner. Von da oder dort her aus dem Deutſchen Reich, nur kein Einziger aus Berlin. Viele aus dem Oſten, die meiſten wohl, aus Preußen, Poſen und Schleſien — und dann ſteckt oft etwas ſlaviſches Blut, auch tatariſches dazwiſchen, mehr noch jüdiſches natürlich. Dann einige aus dem Norden, auch aus der Mark ein paar. Dann Hannover, Weſtfalen, die Rheinlande. Weniger Sachſen und Thüringen. Süddeutſche faſt gar keine oder meiſt nur auf Beſuch. Das aber fortwährend. Irgend ein Wiener oder Münchener faſt immer „mittenmang", bald der, bald jener. Die nordiſche Hochflut, ehemals ſo ſtark, faſt völlig verebbt. Die von oben hatten uns beſchenken wollen, nun ſind wir ihnen zu reich geworden. Aber Ruſſen, Polen, und ganz neuerdings Franzoſen tauchen periodiſch auf. Und die allerneueſte Specialität — ja, da muſs ich nun das Wunderlichſte melden — das iſt factiſch ... der Berliner! Er ſelbſt!! Aber gar nicht ſo, wie man ihn ſich eigentlich denkt. Nicht ſchnodderig, nicht leutnantsmäßig, gar nicht borußiſch — das ſind die anderen weit mehr! — ſondern ſinnig, ſpintiſierend, äſthetiſierend, und gar noch liebenswürdig und einſchmeichelnd! So iſt der „Poet" Georg Hirſchfeld, der Bruder Benjamin des großen Joſef Gerhart Hauptmann, ein liebes, zartes, blondes Kerlchen, ſowas Kindhaftes im ganzen Auftreten. So iſt auch der „Eſſayiſt" Felix Poppenberg, im Herzen gleichfalls ein Poet, wohl unſer feinſter und dankbarſter Genieſser, dem die ganze Welt gleichſam ein koſtbares Bijou iſt, das man mit weißen geſalbten Händen zu empfangen hat. Das ſind die eigentlichen Jung-Berliner. Hilf Himmel, und ſie ſehen den uneigentlichen, den Wahlberlinern, ſo verzweifelt unähnlich. Sie haben eben ihre Aehnlichkeit wo anders her. Ich glaube faſt: von Jung-Wien.

Ich kenne Jung-Wien aus eigener Anſchauung gar nicht, die Stadt Wien faſt auch nicht. Trotzdem habe ich meine ſehr beſtimmte Vorſtellung und habe ein gutes Vertrauen zu ihrer Verläſslichkeit. Wien war ſchon „a Kaiſerſtadt", als Berlin noch ein [illegible] Exercierfeld und ſonſt nicht viel mehr als ein [illegible] war. Die Culturen vergangener Jahrhunderte hatten damals in Wien bereits ein reiches [illegible]. Diplomaten und Prälaten [illegible] Italieniſche Baumeiſter bauten ihre [illegible] und weckten das Verſtändnis für [illegible] Cour ihren ganzen Stadtbezirk. Ein begeiſterter Adel, der die [illegible] von Paris und Florenz durchgemacht hatte, [illegible] in der Kaiſerſtadt an, ſolche Magnaten und [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Moralitäten und Hanswurſtiaden ſprachen von den Brettern herab und entfeſſelten den Muſikanten- und Schauſpielergeiſt. Und das alte gute Fürſtengeſchlecht der Habsburger drückte dem allem noch ſeinen beſonderen patriarchaliſchen Stempel auf. Hei, da war gut leben in Wien! Das Volk nahm an allem theil, in ſeinen Luſtbarkeiten prickelte ein künſtleriſcher Funke, Anmuth, Leichtigkeit, Sinnenfreudigkeit durchdrangen das Leben. Dann kam jene Zeit, wo Haydn und Mozart, Beethoven und Schubert euer Wien zu einem künſtleriſchen Weltcentrum machten. Grillparzer erſtand und Hebbel kam, und die Blüte des Burgtheaters hob an. Dem Volk aber erwuchſen ein Neſtroy, ein Johann Strauß. Mit dem Wiener Walzer hatte die örtliche Wiener Cultur ihre unverlöſchliche Note bekommen, dieſe bezaubernde Syntheſe von Leichtſinn, Schwermuth und holder Schwärmerei. Dazu dann noch das Prunkgenie eines Makart. Damit war ein Abſchluſs ſchon erreicht. Eine Pauſe muſste kommen, ein Stillſchweigen der inneren Sammlung. Das Schöne, das Selbſterrungene muſste ſich hineinſenken in die tiefſten Schichten, muſste alles durchdringen und bereiten für neue Zeiten der Erfüllung, wo die ehemaligen Blüten bereits zu Beſtandtheilen eines tragfähigen Fruchtbodens geworden waren. Daſs auch dieſe Uebergangs- und Vorbereitungsperiode nicht gänzlich leer blieb, daſs ein Anzengruber in ihr wirken konnte, iſt ein beſonderes Glück, und das fällt gleichſam außerhalb des Rahmens der Entwicklung. Denn Anzengruber, wie mich däucht, gehört in dieſen Zuſammenhang nicht hinein. Er iſt kein Product einer ſtädtiſchen Cultur. Er gehört dem öſterreichiſchen Volke, aber nicht der Stadt Wien. Darin liegt ſeine einſame Größe, aber auch ſeine Beſchränkung. Denn man möge bedenken, daſs die Stadt Wien ſchließlich doch auch dem — öſterreichiſchen Volke gehört. Und iſt ſie nicht ſein Ackerland, ſo iſt ſie doch ſein prangender, tönender Garten.

Das aber iſt nun die That unſeres Hermann Bahr und die darf ich an dieſem Orte wohl nennen: er hat die moderne Culturmiſſion der Stadt Wien, er hat die Entſtehungsmöglichkeit einer neuen jung-wieneriſchen Kunſt zuerſt erkannt. Er iſt bekanntlich bloß „ein Herr aus Linz" — das wäre, was für Berlin etwa „ein Herr aus Magdeburg" ſein würde. Und wenn er ſich erfrecht hat, trotz mangelnder Ortsangehörigkeit eine ſpecifiſch Wiener junge Kunſt ins Leben zu rufen, ſo mag er auf unſer Berlin hinweiſen, wo die Herren Literaturgründer, wie ausgeführt, nicht etwa aus Magdeburg, ſondern viel weiter her zuſammengeweht wurden. Hermann Bahr war aber nicht bloß jener Herr aus Linz, er war auch ein Herr aus Paris, aus Berlin, ja aus Petersburg. Er kam als ein „guter Europäer" nach ſeinem alten lieben Wien (denn das war es ja für ihn zurück, und wie er in Wien Europa wiederfand, ſo entdeckte er in ſich — Wien. Er begriff, was Wien werden konnte, wenn es nur ganz wieder „Wien" wurde. Da konnte man nicht, wie in Berlin, aus freier Hand etwas aufpfropfen, weil eben vorher noch nichts da war und die ganze Stadt im Werden ſtand. Wien muſste man als ein Gewordenes betrachten, als eine ehrwürdige Culturſtätte, und die konnte nur aus ſich ſelber wachſen. Auch die neuen und neueſten Keime muſsten tief in das geheimnisvolle Erdreich alter Kunſtgewöhnungen eingelaſſen werden. Dann konnten ſie ſich zu organiſcher Blüte entfalten.

Das war Hermann Bahr wohl kaum von anfang an theoretiſch klar. Er fühlte es aber heraus und er gieng mit entzückender Sicherheit ſeinen Weg — beinahe ins Extrem ſeines bisherigen Weſens. Welch ein unruhevoller, zappliger, zapplig ſein wollender, buntſcheckig zuſammengenähter Schnupperer und Prophet war er doch bei ſeiner Ankunft! Wie kritzelte er uns in „Dora" ſeinen „Jan Bludinski" hin! Es paſst ſehr gut auf ihn ſelber. „Er iſt nach dem Examen kreuz und quer durch die Welt, coureur d'univers, neugierig bei allen Völkern herum, auf Abenteuer des Geiſtes und der Sinne, im Genuſſe lernend und genießend in der Lehre, Dandy, Zigeuner und Dilettant, gern mit der Poſe des „guten Europäers", fünf raſche, reiche Jahre, bis er am Ende doch die alten Spiele der feinen Nerven genug und wie Heimweh nach Ernſt und Ordnung, nach irgend einem Grate des Lebens bekam" und nun nicht etwa ins Parlament gieng, ſondern ins Café Griensteidl und ſpäter ſeine Wochenſchrift begründete. Ja, er war „Wiener" geworden, der vorher ſo ganz franzöſelnd geweſen war, den wir im Sport ſchon „Bahrbey de Bahrbarres" genannt hatten. Er ſchien uns umzuſchlagen, hin und her wie die Mode, aber es war raſch zu bemerken, wie ſehr er jede Mode verfeinerte, wie er ſie im Grunde erſt intelligent machte. Vor allem aber lebte er in den wechſelnden Moden nur ſein wechſelndes Selbſt. Er gehört nicht zu den Menſchen, die ein ganzes Leben darnach zu ringen haben, den Ausdruck für ihre Perſönlichkeit zu finden — ihm iſt es gegeben, ſich immer auszudrücken, in jeder Phaſe, mit jeder Nuance, in allen Widerſprüchen ſeiner complicierten Geiſteswandlungen. Wer möchte ſo pedantiſch albern ſein, ihn auf ſeine Vergangenheit, nein: ſeine Vergangenheiten feſtzunageln? Frei und flackernd, wie [illegible] Lohe, von jedem Windzug bewegt, jedes Windzuges ſpottend, raſtlos ſich ſelber lebend, lachend der greifenden Hand entſchlüpfend, ein [illegible] luſtiger Lügner und als Lügner ehrlich, [illegible] als die plumpen Fanatiker der Aufrichtigkeit, die ſchließlich nur ſich ſelbſt [illegible] — ſo kennen wir Herrn H. B., und ſo wird er bleiben, [illegible] wenn er ſich noch ſiebzehnmal häutet, ſelbſt wenn er [illegible] alten Goethe und das junge Wien, die Schönheit, [illegible] erziehung und wie ſeine neuen Weisheiten alle heißen, längſt „überwunden" haben wird, wenn er vielleicht wirklich im Parlamente ſitzt oder von der Bühne herab parlamentiert oder auf dem allerneueſten Drahtſeil der Nervengaukelkunſt tanzt. Wies auch immer kam, in der Welt und bei ihm ſelber, ſtets hatte er noch ein letztes und daraus quillend, auch wieder ein erſtes Wort in Bereitſchaft gehabt und wird's auch haben. . . . . Das iſt, was wir Berliner an Hermann Bahr zu ſchätzen wiſſen.

Hermann Bahr iſt für Wien und Oeſterreich etwa, was Georg Brandes für den ſkandinaviſchen Norden war (oder noch iſt): der große Entbinder. Seit er ſeinen Fuß auf Wiener Erde geſetzt hat, waren mit einem Schlage die Talente da. Und alle ſind ſeiner helfenden Kunſt in niezulöſender Dankbarkeit verbunden.

Der erſte, der kam, war Arthur Schnitzler, und damit kam gleich ein echtes Stück vom guten, alten, nun wieder jung gewordenen Wien. Er iſt nicht gar zu ſchnell berühmt geworden, und das war ſein Glück. So bewahrte er ſich umſo länger ſeine Naivetät, die gerade bei ihm von unſchätzbarem Juwelenglanz iſt. Er hat etwas Goethiſches in ſeinem Naturell, etwas vom frühen Goethe, in der Art, wie er im Volke wurzelt, wie er das Volk fühlt und liebt und wie er doch wieder als der vornehme Herr und denkende Menſch zum Volke ſich herabläſst. Dieſe Innigkeit der Gemüthsverbindung macht ſeine Naivetät. Er hat ſo ſchöne, ſchlichte Worte für ſeine „ſüßen Mädln", und die ſüßen Mädln haben die gleichen Worte für ihn. Trotzdem iſt er ein neugieriger, wiſsbegieriger Experimentator. Aber das iſt der Unterſchied gegen Berlin: hier experimentiert man mit dem Verſtande, Schnitzler thut es mit dem Herzen; bei uns experimentiert man an ſorglich zubereiteten Präparaten, Schnitzler thut es am lebenden Organismus. Und niemals verwiſcht er beim Experimentieren den Duft des Lebens. Er läſst es auf ſich wirken in ſeiner Ganzheit, Unberührbarkeit, er ſchlürft mit feiner prüfender Zunge ſeine Poeſie. Ja, wenn man es recht nimmt, experimentiert er eigentlich nur an ſich ſelber. Das Draußen liegt heiter, gelaſſen, nur wenig in Mitleidenſchaft gezogen, ſchaukelt in ſeinen Bahnen ruhig auf und nieder. Aber in ihm ſelber ſitzt der Nerv, der feine, empfindliche, der bei jeder Berührung zuckt, und der ſtets in der Wonne bereits die Qual, in der Luſt die Unluſt ſpürt. Und dann wieder die Freude, ſolche Schmerzen empfinden zu können, weil man ſoviel edler darum iſt, ſoviel weiſer. Und die noch viel höhere Freude, den ganzen Complex von Schmerzen und Seligkeiten, dieſen wüſten durcheinandergeſchlungenen Ballen ineinanderverbiſſener Amphibien, den mit zarter fühlender Hand ſachte aufdröſeln zu können, Worte dafür zu finden, malende Ausdrücke, ſpiegelnde Verdichtungen! Die Sprache zu zwingen, daſs ſie den Erlebniſſen unſeres Innern folgt, die ſpröde, geizige, verſchämte deutſche Sprache, die doch einen Reichthum in ſich birgt und ein feſſelloſes Jauchzen, eine Biegſamkeit und herriſche Uebergewalt wie — ja, das meine ich wirklich! — wie keine zweite Sprache der Welt. Und Schnitzler hat vor allem die Wärme und die Anmuth unſerer Sprache und ihre leiſe, ſingende Wehmuth.

Die kühle Pracht aber, das myſtiſche Leuchten und den wiegenden Wohllaut offenbarte unſere Sprache dem jungen Hugo von Hofmannsthal, den wir in Berlin ſo gerne noch „Loris" nennen. Welch ein Künſtler auf der Harfe ſprachlich feſtgegoſſener Laute! Woher kommt die Muſik in dieſe Worte, die wir doch alle, alle brauchen? Woher in den Sinn und Unſinn dieſer magiſche Hinterſinn? Leſe ich ſeine Gedichte, ſo habe ich die Empfindung, daſs Schleier hinter Schleiern ſich löſen, und daſs die ganze Ferne dunſtig erhellt iſt und duftweiß zittert im wehenden Frühhauch, verſchwiegen, verrätheriſch. Die Geheimniſſe unſeres Daſeins ſchweben her, gleich ſchönen verhüllten Frauen, deren Augen funkeln wie Edelſteine, nein, wie Tigeraugen, nein, wie Kinderthränen. Und eine müde Weisheit träuft von hohen Bäumen, nicht wie welke geſchrumpfte Blätter im Herbſt, ſondern ſchimmernden Frühlingsblütenregen vergleichbar. So jung, ſo müde! So rein und ſo getröſtet! Und dennoch alle Sehnſucht ausgeſpannt nach gnadenvoller Erfüllung eines erhöhten Daſeins. Bilder ſehe ich vor mir, wie vom glanzbeſtrahlten Treiben italieniſcher Renaiſſancemenſchen, ſtolz und tönend. Aber [illegible] iſt darüber gegoſſen der Duft und Dämmer einer deutſchen Mondnacht. Doch kann man auch ſagen, daſs ſeine Worte ſind wie Nachtfalter im Sonnenlicht, und daſs es aus ihnen tönt wie das Allegretto eines [illegible]. Wir denken an Keats, Shakeſpeare, Novalis, wir hören Dante und Goethe reden, und vom Orient weht ein Blumenhauch herüber. Aber wir wiſſen, daſs das bloß Aſſociationen ſind, [illegible] Klang- und Erinnerungsbilder, die [illegible] das Weſen treffen, als welches vielmehr den eigenen Bedingungen eines [illegible] vorgeſchrittenen, von allen Culturen genährten Innenlebens unſerer [illegible] Zeit entſtammt.

So reich und [illegible] ſpricht dieſer ganze Menſch zu uns, doch ſtets in [illegible] Worten [illegible] „Leben", ſo wie andere es leben, [illegible]

Digitized by Google

heit, ſo unheimlich ſie wirkt, kann dennoch in ihrer Bewegungsarmut gar leicht einer frühen Erſtarrung zutreiben, wo ſchließlich die Tiefe — Form wird, weil der Inhalt immer weſenloſer ins Aetheriſche zerſtiebt. Mir ſcheint die ganze Richtung der „Blätter für die Kunſt“ an ſolch formaliſtiſcher Einſeitigkeit zu kranken, auch ihr Oberprieſter St. George, deſſen Standbild Hoffmannsthal in ſchwärmeriſcher Jüngerſchaft vor uns erhöht hat.

Es ſei indes geſtattet, auch ein ſociales Moment hier zur Sprache zu bringen, das gerade an dieſem Platz und im Gegenſatz zu Jung-Berlin ſeine Bedeutung hat. Jene Kunſt, wie ſie Hoffmannsthal und mit ihm die anderen Jung-Wiener vertreten (daneben auch Stefan George und die Seinen), ſie erſcheint mir nicht bloß als das Product einer durchſättigten Cultur, ſondern auch eines ſorgenloſen, behaglichen, ſelbſt üppigen Lebens. Sie iſt gewiſſermaßen eine Kunſt der Millionärsſöhne (wobei ich bitte, dieſes Wort nicht etwa pedantiſch zu nehmen). Eine gewiſſe Blaſiertheit, Luxusgewöhnung, ſelbſt Temperamentloſigkeit ſpricht aus ihr. Man hat alles haben können, was man wollte; man hat ſeine Kräfte ausgeben und ſchonen können, wie und wo man wollte; was es heißt, daſs einem das Waſſer zur Kehle ſchwillt, das weiß man nicht; man glaubt ſogar nicht daran, wenn man von anderen derartiges vernimmt; und doch gibt es das wohl, gibt's gerade in Jung-Berlin, wo mehr als einer von den „Vätern“ unſerer neuen Kunſt dem grauen Hungergeſpenſt ins Auge geblickt hat. Daher iſt die Berliner Kunſt ſoviel unruhiger, ſoviel ſtürmiſcher, düſterer, revolutionärer, auch ſoviel galgenluſtiger und ausſchweifender als die Wiener Kunſt, die heiter auf ſicheren Bäumen wächst und, indem ſie das Zerrbild dieſer Welt betrachtet, doch ſelig dem Schlagen der Nachtigall lauſcht.

Noch deutlicher ſelbſt als aus Hoffmannsthal ſpricht das melancholiſche, alte, leuchtende Blut ſich verwandelnder Geſchlechter aus Leopold Andrian zu uns. Er hat bloß ein dünnes Büchlein veröffentlicht, den „Garten der Erkenntnis“, aber er brauchte nichts weiteres mehr zu ſchreiben — ſeine Stellung in der Literaturgeſchichte bliebe ihm geſichert. Ich liebe dieſen zarten, blaſſen Prinzen mit den zuckenden Lippen und den fragenden, wiſſenden Augen, ſowie ich ſeltene Blumen liebe, von denen ich weiß, daſs ſie Letzlinge ſind, und deren ſterbende Farben und ſüß-kranken Duft ich mit wehmüthiger Andacht genieße. So iſt es auch mit dieſer Kunſt. Sie entzückt, aber ſie bewegt nicht, ſie treibt nicht an, treibt nichts aus uns heraus. Man kann darüber einſchlafen, ſelig lächelnd. Ein holdes Todesliedchen iſt ſie, mit Engelharfenbegleitung. Der ganze Katholicismus ſteht dahinter mit all' ſeinen Künſten der Seelenbeſchwichtigung und Seelenbetäubung. Er iſt Aeſthetismus geworden, der nur noch matte, aber unendlich verfeinerte Eindrücke in ſich aufnimmt, vom Wohlleben ermüdet. Natürlich kennt man auch Sorgen. Aber die Sorgen ſelbſt ſind Luxusgefühle. Sie entſtammen nicht irgend welchen „realen“ Verhältniſſen, ſondern einer unſichtbaren, allgegenwärtigen Lebensangſt. Die iſt wie ein Alpdruck nahe, oft in der fürchterlichen Larve der gähnend ſchleichenden Langeweile. Dann fangen die Nerven an ſich zu ängſtigen, ſie bekommen das böſe Gewiſſen. Arbeit wollen ſie haben, ſie haſchen und ſuchen, ſchaffen ſich Wahngebilde und Viſionen. Und aus dieſer Unruhe entſteht dann entweder Wahnſinn oder — Kunſt. Jeder Jeſuit wird mir's beſtätigen. Nur wird er beides vielleicht — Religion nennen.

„Der Erwin“ (wie reizend affectiert dieſes „Der“!) iſt, hoffentlich mehr als ſein Dichter, ſolch eine ſchwanke Geſtalt auf ſchmalem, gefährdetem Lebensgrat. Er will — erkennen! Was?! Das Leben! Sich ſelbſt! Aber vom Leben iſt er immer „wie durch eine andere Luft getrennt“. Und ſich ſelbſt ſucht er ſtets in anderen, denen er anhängt, faſt mit der Empfindung eines Weibes („der ſchöne Sieg oder das noch viel ſchönere Beſiegtſein“!). Weder in ſich, noch im Leben vermag er wahrhaft aufzugehen. Ueberall iſt der Contact zerriſſen und durchlochert. Das dionyſiſche Gefühl rauſchvoller Auflöſung ins ungeheure Ganze mangelt ihm vollſtändig. Er hat niemals den großen Pan geſehen. Er iſt ein vom Muttercentrum losgeriſſener Nerv. Da muſs er denn freilich ſterben — „ohne erkannt zu haben“.

So hinterläſst dieſes ſeltene Buch künſtleriſcher Begnadung doch einen beklemmenden General-Eindruck. Ich weiß nicht, ob es anderen ſo ergeht, aber mich quält die Frage: Was kann daraus noch für ein Neues, Zukünftiges entſtehen? Mir erſchien es noch ſtets als das Nothwendigſte in der Kunſt, daſs ſie eine ſtarke Zukunftsilluſion in ſich trägt, daſs da etwas vorſchwebt, zu dem hin man alle Kräfte ſpannt, und wenn ſie darüber zerbrechen ſollten. So ſchuf und wirkte Michel Angelo. Er hat nie gekonnt, was er wollte. Aber gerade dadurch iſt er uns verehrungswürdig. Auch wir ſchauen noch hin nach ſeinem Ziele, und ſo fühlen wir uns ihm im Streben verbunden. Das heißt: Wirkung in die Jahrhunderte hinaus — und die will jede Kunſt doch ſchließlich haben.

Aber es kann ſein, daſs ich mich irre. Vielleicht ſind gerade jene [illegible] Enderſcheinungen, wie die Wiener ſie uns ſchildern, Uebergangsphänomene, und darum ihrer Zukunftswirkung in einem weit ferneren Sinne, als wir vielleicht heute ahnen, ſicher. Eine wunderliche Zuverſicht dahin gibt mir der letzte Jung-Wiener, den ich hier nennen will, Peter Altenberg. Da ſcheint auf den erſten Blick alles decadent und raffiniert und überzüchtet: ſiech und überreizt. Horcht man aber ſchärfer und tiefer hin, ſo hört man das Pochen einer großen Geſundheit, ein ſtürmiſches Gähren werdedrängeriſcher Säfte. Die Blaſiertheit, das äſthetiſche Gigerlthum erſcheinen dann als bloße Maske, als eine jener ironiſchen Verkleidungen, wie der moderne Menſch ſie liebt, um ſein Schamgefühl zu verbergen. „Begeiſterung und Declamation ſind Mittel, unſeren Stoffwechſel zu beſchleunigen, alſo unſer Menſchenthum zu ſteigern. Man verjüngt ſich dabei. Es iſt wie ein Turnen von innen.“ In dieſem matt-ironiſchen Ton verſtreut P. Altenberg ſeine hygieniſchen Pillen. Denn die Kunſt iſt ihm Hygiene, der wichtigſte Zweig der modernen Pſycho-Therapie. Rein äußerlich betreibt er ſie natürlich mehr als Gourmandiſe, als ein Schlürfen und Schlecken ſeltener Speiſen, und daher verdirbt man ſich an ſeinem Auſterngericht, ſo lange man noch unerfahren iſt, leicht den Magen. Erſt wenn man Sect vom Eigenen hinzuzuthun hat, findet man alles wohlſchmeckend und gut bekömmlich.

Das iſt das Wieneriſche an Peter Altenberg, daſs er ſich auf den Gecken hinausſpielt. Was bleibt dem Wiener, zumal dem vorgeſchrittenſten, anderes übrig, wenn er den ungeheuren Glanz der culturellen Tradition in Nerven und Gliedern hat, und dabei die Lauheit und Halbheit der politiſchen Gegenwart, die Lahmheit der ſtädtiſchen Entwicklung, die ſtetig wachſende Unklarheit auf dem Boden der Raſſenvermengung bitter und lebhaft bei ſich empfindet? Der Pariſer, der Londoner fühlt ſich ganz anders als treibender Mittelpunkt der Welt. Er fühlt, welch neue Bewegungen immer noch von ſeiner Heimatſtadt ausgehen, und wie der Glanz errungener (oder auch eingebildeter) Machtſtellungen nach außen und innen eine rauſchvolle Suggeſtion erzeugt. Der Berliner und Petersburger wähnt mit naiver Sicherheit die Zukunft bereits in ſeinem Netze eingefangen zu haben. Der Wiener, wie auf etwas anderer Grundlage wohl auch der Römer, findet erſt in der Ablehnung „heroiſcher“ Wallungen das nöthige Gleichgewicht für ſeine Exiſtenz. Wenn aber nun trotzdem ein markanter heroiſcher Zug im einzelnen Individuum vorhanden iſt, was wird es thun? Es wird ihm eine Narrenkappe aufſetzen und unter der Narrenkappe her weiſe und zornig und muthvoll reden, und ſo thut meiner Anſicht nach Peter Altenberg.

Er ſelbſt iſt ein ſtarker und eigenthümlicher Repräſentant der „neuen Raſſe“, an deren Heraufkommen er arbeitet, und für die ihm die Kunſt ein wertvolles Beförderungsmittel iſt. Er betet nicht, wie etwa Hoffmannsthal und Andrian, zur altheiligen Ruhe. Seine Göttin iſt die Bewegung, das ſtürmiſche Leben in ſeinem Ueberſchwang bis zur Verzerrung (Pacquerette!). Dabei affectiert er aber in Auftreten und Gebaren durchaus den ruhigen, ſkeptiſchen, illuſionsloſen, ironiſchen Weltmann. Er will ſich nicht lächerlich machen; darum macht er ſelber ſich lächerlich. Und er hängt ſeine Zärtlichkeit und Liebe an allerhand ſeeliſch verkrüppelte Halbbruder-Weſen, deren einziger Vorzug es mitunter iſt, daſs ſie an ſeiner Seite eine paſſable Ringſtraßenfigur bilden mögen.

Wenn man ſeine Philoſophie bezeichnen ſoll, ſo kann man ſie wohl einen äſthetiſchen Materialismus nennen, eben im Sinne jenes oben angeführten Dictums. Er behandelt die Seele durchaus vom Leibe aus, und ſo weckt er die Cultur des äſthetiſchen Sinnes durch eine raffiniert ſyſtematiſche Cultur aller Sinne. „Heller goldgelber Thee, Gingerbreads und Marrons glacés“ gewinnen ſo auf indirectem Wege einen rein äſthetiſchen Wert. Es iſt leicht über derlei Narretei zu lachen. Man ſpüre aber auch ihren Ernſt! Und ich habe mir nun einmal in den Kopf geſetzt, Herrn Peter Altenberg ernſt zu nehmen, gerade weil alle Welt über ihn glaubt lachen zu können.

Auch bereitet er mir in keiner Weiſe mehr Magenweh. Dieſe Kinderkrankheit hab' ich — „überwunden“.

Berlin. Franz Servaes.

Die Romantik auf der Bühne.

Von Roberto Bracco (Neapel).

Um allen etwaigen Miſsverſtändniſſen von vornherein entgegenzutreten, bemerke ich vor allem, daſs ich in dieſem Aufſatze dem Worte „Romantik“ die durchaus moderne, beſcheidene und gemeine Bedeutung beilege und nicht die erleſene Bedeutung, durch die eine hervorragende literariſche Schule ſich von jener der Claſſiker unterſcheiden wollte. Es iſt die Bezeichnung eines jener großen Miſsverſtändniſſe, die die italieniſche Bühne ſchädigen, und die den breiten, beſonnten Weg verſperren, der dem Vorwärtsſchreiten der Jünger der dramatiſchen Kunſt günſtig iſt. Zu dem verderblichen Irrthum tragen in erheblicher Weiſe meine Collegen von der Kritik bei, die unter dem Deckmantel der journaliſtiſchen Dreiſtigkeit und Zwangloſigkeit die Unwiſſenheit und den Mangel an gutem Geſchmack und richtigem Verſtändnis zu verbergen trachten, die für die Urtheilsfähigkeit ſo ſehr nothwendig ſind. Und das Miſsverſtändnis entſpringt einer merkwürdigen und kleinlichen Verwechslung.

Man verwechſelt nämlich mit der „Romantik“ die Kunſt, die ſich erlaubt, nicht nur [illegible] alles Häſsliche, alles Abſtoßende, alles Rohe und Kalte zu reproducieren, was das Leben darbietet. Man findet auf der Bühne die Perſon, die liebt und geliebt iſt, die weint, die verzweifelt und die ſich opfert; man fühlt von da oben einen Hauch zarter und vornehmer Empfindung [illegible]

Digitized by Google

ſchaftlichkeit, deren Flamme eine Sünde reinigt, einen Geiſt neu belebt und eine Exiſtenz verſengt und zerſtört; man wohnt dem Zuſammenprallen, dem Conflict zweier Seelen, zweier Willen, zweier Ideale, zweier entgegengeſetzter Kräfte bei, oder einem Kampfe, der von der Tugend gekämpft wird; man betrachtet ein Unglück, eine heldenmüthige That, eine Quelle des Mitleids, eine Quelle der Sanftmuth; man betrachtet die Verſchmelzung von Gut und Böſe; und man ſagt: „Das iſt Romantik." Der Irrthum iſt klar. Die Romantik auf der Bühne beſteht nicht aus dem, was wiedergegeben iſt, ſondern ſie beſteht aus den Mitteln und aus den Zwecken der Wiedergabe. Der wahrhaft romantiſche Autor, derjenige, der der Romantik beſchuldigt zu werden verdient, iſt jener, der damit beginnt, beim Anſtreben der Wirkung ſeines Bühnenbildes von jeder perſönlichen Ausdrucksweiſe der Beobachtung abzuſehen. Vom erſten Augenblicke an, da er das Gerüſt ſeiner Arbeit aufbaut, ſind ſeine Gedanken nur von einer einzigen Sache beherrſcht, ſteht nur ein einziges Bild vor ſeinem geiſtigen Auge: das Publicum. Er ſetzt Folgendes feſt: ich will, daſs dieſes Publicum lacht, ich will, daſs dieſes Publicum erſchüttert werde, ich will, daſs dieſes Publicum belehrt werde und das Theater mit einer Ueberzeugung verlaſſe, die es nicht hatte. Dann erſt kehrt der Bühnendichter den Vorgang der natürlichen künſtleriſchen Ausarbeitung um. Braucht er Thränen, ſo ſucht er unter den menſchlichen Elementen, die ihm unter die Augen gekommen ſind und die er geſammelt hat, oder unter jenen, die ihm ſeine Phantaſie zeigt, die zur Erzeugung eines Schmerzes geeigneten Beſtandtheile, er wählt ſie aus, ſichtet ſie und richtet ſie her, mit Axt und Hammer und Feile. Und ſollen dieſe Thränen etwas beweiſen, ſollen ſie eine Theſe bekräftigen, ein Problem löſen, ſo kocht der brave romantiſche Autor die Ingredienzen in derjenigen Sauce, die am beſten ſeinem ſpeciellen Falle entſpricht, und erfindet die Fabel, die Epiſoden, die Kataſtrophe, die heitere oder die ſchreckliche Löſung. Er gleicht einem Maler, der ſein Bild entwirft, ehe ein Stück Meer, ein Stück Himmel, ein Baum, ein ſchönes oder intereſſantes Geſicht, ein Licht- oder Farbeneffect auf ſeine Sinne Eindruck macht, ſie feſſelt und ihm die Freude und Genugthuung der Wiedergabe verſpricht, kurz, ehe die Natur ihn inſpiriert. „Hier muſs ein Sonnenſtrahl ein Stückchen See beleuchten. Das Waſſer muſs rothe Blumenbüſchel wiederſpiegeln. Hinter den rothen Blumen muſs ſich ein Schatten ausbreiten." Die Wirkung des Bildes iſt berechnet. Der Entwurf iſt gemacht. Die hauptſächlichen Linien und Farben ſind ſchon da auf der Leinwand. Die Wirklichkeit hat dem Maler, bis nun, keinerlei Antheil gegeben. Aber wenn er, obgleich Romantiker, genügend Künſtler iſt, wird er verſuchen, dieſem Entwurfe die Studien nach der Wirklichkeit, die Notizen, die Skizzen, die er ſich geſammelt, anzupaſſen, indem er ſie ändert, und, ſo gut es eben geht, zuſammenfügt; und iſt er kein Künſtler, wird er nach ſeiner Phantaſie arbeiten, um nur die angeſtrebte Wirkung zu erreichen. Das iſt Romantik.

Diejenigen, die das nicht verſtehen, was ich manchmal in klarer, einfacher Weiſe in Bezug auf veraltete Werke geſagt habe, wiederholen das Wort vom Miſsverſtändnis. Und wenn es vorkommt, daſs das Werk wirklich den romantiſchen Charakter an ſich trägt, ſehen ſie nicht, welcher Art er iſt, und obgleich ſie aus reinem Zufall recht haben, wiſſen ſie nicht, weshalb dem ſo iſt.

Nehmen wir als Beiſpiel ein Drama, das in der ganzen Welt, überall, wo es aufgeführt wurde, der Menge Beifall und Thränen entlockt hat, und das unzähligemale über die Bretter aller Bühnen, von der Comédie française angefangen bis hinab zu den kleinſten Theaterbuden, gegangen iſt, und das alle Souffleure von der erſten bis zur letzten Silbe auswendig wiſſen: „Die Kameliendame". Die Kritiker und die Chroniſten, die von den unfehlbaren Erfolgen dieſes alten und ruhmreichen Dramas Notiz nehmen, verfehlen niemals, auf deſſen Romantik aufmerkſam zu machen, entweder um den unverſöhnlichen Veriſten mit ihren hochtrabenden Meinungen auf den Mund zu ſchlagen oder — falls ſie ſelbſt ſich den Anſchein von unverſöhnlichen Veriſten geben — um die Naſe zu rümpfen und um die unverwüſtliche Lebenskraft dieſes romantiſchen Werkes zu beklagen. Nun iſt — ganz abgeſehen von der Beharrlichkeit der unnöthigen Unverſöhnlichkeit — die „Kameliendame" ſicherlich nicht die Negation der Romantik. Thatſächlich iſt dieſes Bühnenwerk, das bei ſeinem Erſcheinen von einem kühnen Verismus zu ſein ſchien, im Gegentheil wirklich romantiſch. Aber weshalb? Sehen wir einmal. Und, um weiteren Miſsverſtändniſſen vorzubeugen, ſchicken wir voraus, daſs Alexander Dumas' Sohn jener bevorzugten Kategorie von Künſtlern angehörte, die ihre Irrthümer — und dies mit Recht — aufdrangen, und die, welcher Schule ſie auch immer angehören mögen, und welcher Art auch immer ihre ſchöpferiſche Methode ſei, infolge einer individuellen Genialität ſtets triumphieren. Im übrigen barg er in ſeiner beharrlichen Romantik eine ſolche Fülle von Pracht, einen ſolchen Schatz menſchlicher Elemente, die er dem wirklichen Leben entnommen hatte, daſs man ihn ſehr ſchlecht als den Angelpunkt einer Discuſſion wählen würde, um die Romantik des Theaters zu verdammen. Und eben um dieſes Schatzes an menſchlichen Elementen willen, aus denen ſich das Bild zuſammenſetzte, das er abſichtlich oder eines Effectes, einer Theſe, einer Polemik halber entworfen, immer aber zur Behauptung ſeiner eigenen Perſonalität, iſt es Dumas gelungen, ſeine Schöpfung, wenn auch nicht ganz widerſtandsfähig, ſo doch ſicherlich ganz bewunderungswürdig zu geſtalten. Die in der richtigen Beurtheilung und Werthſchätzung des Lebens und der Menſchheit ſo glänzende Kraft ſeines Talentes geſtattete ihm, ſich nach Belieben des einen und der anderen zu bedienen, um ſeinen Bühnenmechanismus einzurichten. In Bezug auf ſeine Stücke konnte man oft den Satz wiederholen: „Pièce du second ordre qui ne pourrait être écrite que par un auteur du premier." Und da dieſer Satz von La Harpe in Bezug auf, ich weiß nicht mehr welche, Tragödie von Racine aufgeſtellt wurde, ſo wird, glaube ich, die Seele Alexander Dumas' des jüngeren, die noch mitten unter uns ſchwebt, ſich über dieſe Reminiſcenz nicht beklagen wollen.

Der Verſuch, beim Theater Dumas' und einiger anderer ſeiner berühmten und populären Collegen Frankreichs das romantiſche Geiſtesproduct vom menſchlichen Antheil ſcheiden zu wollen, wäre für alle jene, die ſich darin gefallen, Kritik zu üben, ohne dazu befähigt oder berufen zu ſein, eine ausgezeichnete Uebung, die in ihnen, zumtheil wenigſtens, die Fähigkeit der Beurtheilung ausbilden würde. Man würde dadurch zumindeſt ſo manche gute Frucht aus der Popularität eines Repertoires ziehen, das — leider! — bisher überall den verderblich wirkenden Samen der Ficelle, der Künſtlichkeit, der Theſe, des niedrigen Effectes ausgeſtreut hat, und natürlich nicht jene der Genialität, die man weder nachahmen noch erlernen kann. Die Popularität beſeitigt die Bedingung der zur Verbreitung von ein wenig Erziehung erforderlichen Bildung und Scharfſinnes. Alle Dummköpfe, die in den letzten zwanzig Jahren ins Theater gegangen ſind, können ſich fragen: „Worin beſteht die Romantik der Kameliendame? Wo iſt ſie? Welcher Art iſt ſie?" Margherite Gautier iſt eine Gefallene, die ſich endlich verliebt, ſich rehabilitiert, ſich opfert und an der Schwindſucht ſtirbt. Romantik! Es gibt da ein Mahl, eine Ohnmacht, eine Liebesſcene, eine Eiferſuchtsſcene, es gibt da Thränen, Trennung, Martyrium, ferner finden wir da ein Feſt, eine Begegnung, einen Liebesausbruch, dann die Bande eines gegebenen Verſprechens, endlich einen Scandal, eine Agonie, einen Tod. Romantik! Durchaus nicht, wenn ich bitten darf! Das Drama iſt nicht deshalb romantiſch, weil alle dieſe Dinge darin vorkommen. Jedes von ihnen — unabhängig von dem Dumas'ſchen Gefüge betrachtet — hat nichts Falſches, nichts Conventionelles an ſich; und der Charakter der Heldin des Stückes, einem gelebten Leben entnommen, beſitzt alle nothwendigen menſchlichen Kennzeichen.

Aber das Dumas'ſche Gefüge iſt romantiſch. Verſuchen wir die Erklärung mit Hilfe des geſunden Menſchenverſtandes und der Pſychologie. Der Vater Armands verlangt, trotzdem er ſich überzeugen konnte, daſs ſich ſein Sohn Margheritens halber nicht zugrunde richtet, daſs ſie ſich von ihm für immer trenne. Das iſt zu viel! Der Grund, weshalb ſie in das Opfer einwilligt, iſt der, daſs Armands Schweſter einen Mann aus gutem, ehrbarem Hauſe heiraten ſoll. Das iſt wenig! Margherita entſchließt ſich, um das Opfer darzubringen, trotzdem ſie bis über die Ohren verliebt iſt, ihren Körper von neuem zu verkaufen. Das iſt zu viel! Als ſie, während eines Feſtes, Armand begegnet, findet ſie ihre unendliche Liebe wieder, iſt bereit, ihm zu verzeihen, und fühlt den unwiderſtehlichen Zauber, den er auf ſie ausübt, und trotzdem kehrt ſie nicht zu ihm zurück, nennt ihm nicht den wahren Grund der Trennung, gibt nicht nach und fällt nicht. Das iſt abſurd! Gebt der Trennung Margheritens von Armand einen ſocialen Beweggrund, gebt einen anderen triftigen Beweggrund für die neue Proſtitution Margheritens oder ſcheidet dieſes unnöthige Uebermaß aus; ſchafft die unbedingte Nothwendigkeit der Verlängerung des Opfers auch nach der Begegnung während des Feſtes — und die menſchlichen Elemente, aus denen die „Kameliendame" beſteht, werden frei von jeder Romantik bleiben, ohne daſs dadurch das Publicum ſeiner Rührung und der Dichter ſeiner Triumphe beraubt wird.

Kurz und gut, wenn man ein Schauſpiel oder ein Luſtſpiel reconſtruiert — und die Kritik ſollte nichts anderes ſein als eine Reconſtruction, ſo findet man den romantiſchen Makel, wenn ein ſolcher vorhanden iſt.

Und, ſofern man dieſe Reconſtruction objectiv und nicht ſubjectiv vollzieht, das heißt, ſofern man ſie vollzieht, ohne ſein eigenes Ich in die Kleider, in die Nerven, in die Seele der Perſonen des Stückes zu bringen — was zu den merkwürdigſten Beurtheilungen Anlaſs gibt und den allerliebſten Anſpruch enthüllt, in ſich ſelbſt die ganze Menſchheit zuſammenzufaſſen — kann man, wenn der Makel nicht da iſt, dieſen auch nicht finden.

Aber ich möchte noch vor etwas warnen. Eine weitere Verwechslung wird von der unbefangenen Kritik durch das Forſchen nach dem Makel vermiſcht: und alle Makel ſind für ſie ein [illegible] Verbrechen der Romantik. Eine Scene, beiſpielsweiſe, hat ihre ganz natürliche Entwicklung gehabt. Eine zweite Perſon — deren Erſcheinen durch bekannte Zeit- und Ortsbeſtimmungen vollſtändig gerechtfertigt werden kann — tritt auf und nimmt an der weiteren Handlung theil, die [illegible]. Die Umſtände der Zeit und des Ortes [illegible] [illegible] ihr Eingreifen in die Handlung: das [illegible] die folgende [illegible] Bemerkung der unbefangenen [illegible] Kritik aus: „Ob, jetzt nur dieſe Perſon, [illegible] tritt: [illegible] [illegible] gehen und das [illegible] zu [illegible]

Digitized by Google

nicht imſtande, ſich von den Feſſeln des alten Conventionalismus zu befreien!"

Kann wohl ſein: jene Perſon wird im richtigen Augenblick aufgetreten ſein. Sie hätte nicht auftreten müſſen. Aber da ſie eben auch auftreten konnte, ſo reduciert ſich der ganze Makel auf nichts anderes als auf eine einfache Löthung, die dadurch erreicht wurde, daſs man aus einer einfachen und erlaubten Möglichkeit Nutzen zog. Will man die Geſchehniſſe und die Epiſoden eines Theaterſtückes in jenen Rahmen einpaſſen, der bloß aus dem Aufziehen und Fallen des Vorhangs beſteht, ſo iſt es — wie ſehr man auch Veriſt ſein möge — leider ſchwer, wenn nicht unmöglich, die „Löthungen" zu vermeiden. Um dieſe zu vermeiden, müſste man — und mit der Zeit wird man dazu gezwungen ſein — zu der ſceniſchen Unabhängigkeit jener Großen zurückkehren, die das Bedürfnis fühlten, ſich gegen die einſchränkenden Anforderungen der Claſſiker aufzulehnen und die ſich, indem ſie dem Publicum jene „Lebensabſchnitte" darbieten muſsten, aus denen ihr Werk zuſammengeſetzt war, keine Mühe nahmen, dieſe Abſchnitte ſceniſch zuſammenzufügen. Nur durch eine ſolche Unabhängigkeit, die den plötzlichen Uebergang einer Scene zur anderen, eines Ortes zum anderen ermöglichten und die Tragödie oder Komödie nicht zu der Einrahmung zwangen, die heute verlangt wird, konnte ſich der Künſtler die läſtige Arbeit der Löthung und Verdichtung erſparen.

Die Uebel des Conventionalismus und folglich der Romantik ſind ganz anderer Art. Wenn in der „Cavalleria Rusticana" nach dem heftigen Zwiegeſpräch Santuzzas mit Turiddu und nach der Scene, wo ſie, nachdem ſie ihm den Fluch „Verwünſcht ſei dein Oſterfeſt" nachgeſchleudert, bebend vor Wuth und halb leblos auf den Stufen des Dorfkirchleins liegen bleibt, nicht der Fuhrmann Alfio käme, ſo würde die Kataſtrophe des Dramas nicht eintreten; denn Santuzza würde bei ruhiger Ueberlegung mit weit geringerer Heftigkeit das Bedürfnis der Rache fühlen. Die Ankunft Alfios iſt — ich geſtehe es zu — eine jener Löthungen, die ich erwähnt habe; aber deſſenungeachtet hat der Conventionalismus damit gar nichts zu thun.

Alle Wetter! Iſt dieſe nach Makeln ſuchende Kritik von einer peinlichen Gewiſſenhaftigkeit! Ja wohl, das iſt ſie, aber es iſt durchaus nicht ſchwer, ſie naszuführen. Mit Hilfe desſelben Miſsverſtändniſſes, das ich beklagt habe, genügt es, ihr Perſonen vorzuführen, die wenig ſprechen und handeln, die nicht ſchreien, nicht lachen und nicht lächeln, die keine Schmerzen und keine Freuden haben, die nichts zu ſagen und zu thun haben oder die das Gepräge des abſchreckendſten Cynismus haben, um den Verdacht der Kritik weſentlich einzuſchränken. „Dieſes Schauſpiel," wird ſie dann zu ſich ſelbſt ſagen, „muſs ein veriſtiſches Stück ſein." Ihr könnt ihr dann die unglaublichſten Unwahrſcheinlichkeiten vorſetzen, und ſie wird ſie mit unbändiger Freude verſchlingen.

Die Schluſsfolgerung aus dem Geſagten iſt nun die, daſs das Ergebnis deſſen, was ſcharf beobachtet und richtig geſchaut iſt, nicht immer das iſt, was trocken, was abſtoßend und was cyniſch iſt, ebenſo wie das nicht immer ein romantiſches Product iſt, was voll ſtarker Leidenſchaft und die Quelle von Emotionen iſt. Wenn der ruhigen Mäßigung oder dem Cynismus oder der rauhen Trockenheit nicht die Schärfe der pſychologiſchen Beobachtung und die innere Kraft der Wiedergabe beigeſellt wird, ſo wird man hohle Perſonen, das heißt falſche, das heißt conventionelle Perſonen auf die Bühne ſtellen. Und ſelbſt mit den Verräthereien, Vergiftungen, Begrabungen u. ſ. w., die den Trödelkram der Dramen von D'Ennery bilden, kann man, vermittelſt der reproductiven Unverfälſchtheit und der Kraft des Gedankens, bis zu der grandioſen, im höchſten Grade künſtleriſchen Objectivität der „Macht der Finſternis" von Leo Tolſtoj emporſteigen.

Eine Station in der Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Dramas.

Von Ernſt von Wolzogen (München).

Im März dieſes Jahres (96) hatte ich an dieſer ſelben Stelle von einer heißen Schlacht zu berichten, die zwiſchen alter und neuer theatraliſcher Kunſt in Berlin geſchlagen worden war und mit einer ſchweren Niederlage der letzteren geendigt hatte — und anfangs December war ich wieder als theatraliſcher Schlachtenbummler in der Reichshauptſtadt. Wieder lautete das Feldgeſchrei: Hie Wildenbruch, hie Hauptmann! Am Tage der Erſtaufführung der „Verſunkenen Glocke" brachten ſämmtliche Berliner Zeitungen Berichte über Wildenbruchs Tragödie vom „Kaiſer Heinrich", Berichte, deren ungewöhnlicher Ausdehnung ſchon anzumerken war, daſs der Theaterabend als ein großes Ereignis betrachtet worden ſei. Nach dem außerordentlichen und nachhaltigen Erfolge, welchen der Tragödie erſter Theil, der „König Heinrich", davongetragen hatte, war es ſelbſtverſtändlich, daſs ſich zu dieſer Première, zumal da der Kaiſer und die Kaiſerin ſich dazu angeſagt hatten, ganz Berlin drängte, ſoweit es aus dem Theater ſeine liebſten Anregungen zu beziehen gewohnt iſt. Dagegen fehlten von der kleinen Schar der eingeſchworenen Modernen die allermeiſten, und die wenigen, die von ihnen vorhanden waren, hatten wohl eine journaliſtiſche Pflicht zu erfüllen. Was ſollten ſie auch bei dieſer Gelegenheit? Kaiſer Heinrich war ja längſt literariſch bekannt, und die Bühnenwirkung eines echten Wildenbruch vermag keine Ueberraſchungen zu bringen. Wildenbruch müſste nicht die fertige Perſönlichkeit, der feſt umriſſene dichteriſche Charakter ſein, der er iſt, wenn es anders ſein ſollte. Als Schiller-Epigone mit noch ſtärkerer Betonung der Männlichkeit, als echter Dramatiker mit etwas antiquierter Vorliebe für ſtark theatraliſche Effecte, als gut deutſcher Mann mit ehrlicher Vaterlandsliebe, als begeiſterter und darum auch begeiſternder Dichter der reiferen männlichen Jugend des nachſiebziger Großpreußens dürfte ſein Charakterbild für die Literaturgeſchichte ſchon jetzt feſtſtehen. Seinem ehrlichen Wollen, ſeinem ſtarken Können und ſeiner reinen ſympathiſchen Perſönlichkeit vermag auch kein literariſcher Gegner die gebürende Achtung zu verweigern; aber andererſeits müſſen auch ſeine beſten Freunde einräumen, daſs, mit Ausnahme einiger vortrefflicher Novellen, ſein geſammtes Schaffen für die Entwicklungsgeſchichte der deutſchen Literatur ziemlich belanglos geweſen iſt. Die Zeitungsberichte des anderen Morgens trugen denn, ſoweit ſie von gebildeten literariſchen Männern herrührten, den Charakter etwas verlegner Höflichkeit, keiner mochte dem allbeliebten, jüngſt erſt mit dem doppelten Schillerpreiſe gekrönten Dichter die Freude an ſeinem glänzenden Erfolge verderben — und dann: der Kaiſer hatte geſprochen und ſich oſtentativ für den Abend zum Chef der Claque gemacht — und an einem Kaiſerwort ſoll man nicht deuteln und nicht mäkeln. So waren denn auch die Morgenkritiken mehr im Stil der Hofberichte abgefaſst. Und das war gut ſo — beſonders für den Director des Berliner Theaters, zu deſſen Stammpublicum das ganze, ſicherlich etliche hunderttauſend Einwohner zählende, loyale Berlin gehört.

Es war wohl mehr Zufall als Abſicht, daſs die Erſtaufführung des neuen Hauptmann'ſchen Dramas juſt am Tage nach der des „Kaiſer Heinrich" zuſtande kam; aber ſelbſtverſtändlich wurde die Abſicht darin gewittert, dadurch gegen die Ertheilung des doppelten Schillerpreiſes an Wildenbruch zu demonſtrieren. Es iſt eine althergebrachte Regel im Berliner Theaterleben, daſs das berüchtigte Premièrenpublicum, wenn es einmal verſchwenderiſch mit dem Lorbeer umgegangen iſt, gegen den nächſten Dichter, der ihm die Stirn zu bieten wagt, die Peitſche ſeines rohen Hohnes zu ſchwingen liebt. Man konnte um ſo eher annehmen, daſs Hauptmann nicht ohne ſchwere Wunden aus dem neuen Kampfe hervorgehen werde, als er ja nach ſeinem „Florian Geyer" von den Durchſchnitts-Intelligenzen der Kritik und der Theaterhabitués ſchon officiell für todt erklärt worden war. Zudem war es auffallend, daſs für die „Verſunkene Glocke" ſo gar keine Reclame gemacht, von ihrem Inhalt nichts angedeutet worden war. Die „Tiger", ſchon ärgerlich darüber, daſs ihnen an zwei Abenden hintereinander ſo ein langes anſtrengendes Mahl zugemuthet wurde, kamen mit fertigen Witzen über den Titel des Stückes ins Theater, die Getreuen mit der beſten Abſicht, Hauptmann, wenn irgend möglich, für die Niederlage des „Florian Geyer" zu entſchädigen. Es konnte alſo einen ſchönen Tanz geben! Unter den Mitgliedern des Deutſchen Theaters herrſchte vom Director bis zum letzten Arbeiter hinunter eine in der Geſchichte dieſes Theaters vielleicht einzig daſtehende Erregung. Im Laufe der Proben hatte ſich nicht nur der mitwirkenden Darſteller, ſondern auch aller techniſchen und ſonſtigen Hilfskräfte eine geradezu feierliche Stimmung bemächtigt, die ſich bis zum Abend der Première zu fieberhafter Aufregung ſteigerte. Ein Logenſchließer, der Tags über die edle Kunſt des Friſierens auszuüben pflegt, ſah ſich veranlaſst, am 2. December ſeinen Patienten abzuſagen, da er vor nervöſer Erregung über das Ereignis des Abends eine unſichere Hand habe, und der treffliche Dramaturg des Hauſes, der ſeit der Gründung des Theaters jahraus jahrein und Tag für Tag ſeine drei bis fünf Acte zu leſen gewohnt iſt, ohne ſich darob im Gemüthe ſonderlich zu erregen, fühlte ſich an dieſem ſelben 2. December außerſtande, ein Manuſcript anzurühren! Aber es war nicht die Furcht vor einem möglichen Miſserfolg, die ſolche fieberhafte Spannung hervorrief, ſondern es war das Kunſtwerk ſelbſt, welches alle dieſe Leute vom Bau, die erſten Künſtler von Gottes Gnaden, wie die beſcheidenen kleinen Tagwerker, mit jenem weihevollen Schauer erfüllte, den nur die wirklichen Meiſterwerke hervorzurufen vermögen. Ihnen allen hatte ſich im Laufe der Proben die Erkenntnis aufgedrängt, daſs ſie berufen ſeien, an der Erfüllung einer künſtleriſchen Aufgabe mitzuarbeiten, wie ſie nur ſehr, ſehr ſelten einmal an ein ſtändiges Theater herantritt. Sie alle mochten ahnen, daſs dieſer 2. December 1896 in der Geſchichte des deutſchen Theaters ein unvergeſslicher Tag bleiben werde, einerlei, ob dies wunderſame Märchendrama von der „Verſunkenen Glocke" den Beifall der Berliner Premièrenlöwen und der federflinken Zeitungskritik fand oder nicht. Und ſiehe da, der Zauber wahrer Kunſt, vor welcher es keine Parteien noch Geſchmäcker mehr gibt, verſagte nicht! Von der erſten Scene an nahm eine andachtsvolle Kirchenſtimmung, die nur das ganz große Kunſtwerk zu verbreiten vermag, die Zuſchauer gefangen; willenlos gaben ſich dieſe blaſierten Weltſtädter dem neuen und doch lieb vertrauten Zauber deutſcher Märchenſtimmung hin, die abgeklärte Schönheit der Form entzückte die Freunde der alten Richtung ebenſo ſehr wie die Modernſten, und die tiefe Symbolik des Werkes wurde, wenn auch nicht verſtanden, ſo doch mit ehrfürchtigem Staunen in den Kauf genommen. Weit mehr als der Beifallsſturm nach den Actſchlüſſen bedeutet für die Gewalt der Dichtung das Verſtummen aller ſchnöden Zwiſchenactsworte, die ſtille, aber [illegible]

Digitized by Google

dieſes ſonſt ſo anmaßenden Bildungsrowdythums. Wer den Berliner kennt, weiß, daſs Myſticismus und Symbolismus ihm zu allerletzt zu imponieren geeignet ſind; ihn überzeugt überhaupt nur der mathematiſche und der Gewaltbeweis. Es iſt charakteriſtiſch für das Berlinerthum, daſs es dieſen guten Leuten bei der Zwergenſcene des vierten und den drei Bechern des fünften Actes ungemüthlich zu werden begann. Es ärgerte ſie, daſs ſie nicht ſofort jedem der fünf Zwerge z. B. eine Tafel mit einem gemeinverſtändlichen Namen umzuhängen wuſsten; aber der gute Inſtinct ihres flinken Verſtandes ſagte ihnen allen, daſs ſie ſich vor der Mit- und Nachwelt arg blamieren könnten, wenn ſie ſich ihre Rathloſigkeit irgendwie merken ließen, und ſo gieng's denn zu wie in den Vorſtellungen der Duſe, wo auch diejenigen, die kein Wort italieniſch verſtehen, am lauteſten klatſchen — man kann ſich doch von den offenbar begeiſterten Nachbarn nicht für einen Eſel halten laſſen!

Ueber den Inhalt und die Deutung des Werkes ſind die Leſer dieſes Blattes bereits und ſo gut unterrichtet worden, daſs ich dem nichts hinzuzufügen habe.*) Auch ich finde in dem Meiſter Heinrich der „Verſunkenen Glocke" nicht allein die Tragödie des ringenden Künſtlers, ſondern ganz allgemein den an der Schwelle einer neuen Zeit ſtehenden Menſchen dargeſtellt, den unſeligen ſtarken Geiſt unſerer Zeit, der ſich mit verzehrender Sehnſucht an den Buſen der Natur drängt und ihre mächtige Hilfe ertrotzen möchte, um zur vollen Freiheit durchzudringen, dennoch aber den ſchweren Ballaſt ererbter und anerzogener Anſchauungen noch nicht los zu werden vermag. Es liegt mir aber daran, an dieſer Stelle meine Ueberzeugung zum Ausdruck zu bringen, daſs Hauptmanns „Verſunkene Glocke" eine wichtige Station in der Entwicklungsgeſchichte des deutſchen Dramas bedeutet. In dieſem Märchendrama iſt uns meiner Meinung nach endlich das reife Meiſterwerk beſchert worden, welches der Naturalismus und die verſchiedenen Schulen, die ihn in der Gunſt unſerer ſenſationshungrigen Kunſterzeuger und -Verzehrer ſo raſch abgelöſt haben, uns ſchuldig geblieben ſind. Das Werk bedeutet allerdings die Ueberwindung des Naturalismus, aber nicht, wie die alten Feinde desſelben triumphierend verkünden, eine feierliche Abſage an ihn und reumüthige Rückkehr zum claſſiſchen Ideal, ſondern vielmehr den Beweis dafür, wie nothwendig der Naturalismus als Durchgangsſtadium zur Gewinnung eines neuen Schönheitsbegriffes war. Unſere Dichter muſsten erſt wieder die Sprache der Wirklichkeit hören und mit allen ihren Roheiten und Plattheiten als charakteriſtiſches Ausdrucksmittel ſchätzen lernen, ſie muſsten erſt wieder den Kleinkram des Alltags ſehen und ſeine Bedeutung für die Stimmungsmalerei und den Localton erkennen lernen, die Umwelt des wirklichen Gegenwartsmenſchen muſsten ſie ſtudieren und wiederzugeben trachten mit jenem Reſpect vor dem Kleinen und ſcheinbar Unbedeutenden, welcher in der Naturwiſſenſchaft z. B. den fleißigen Mikroſkopiker, den ſtillen Gelehrten, der ein Leben der Erforſchung und Beſchreibung etwa der Eingeweidewürmer widmet, zum Wegweiſer des großen Denkers und phantaſievollen Entdeckers macht. Dieſe Dichter mit den geſchärften Sinnen, mit der Unerſchrockenheit der ſtark und frei gewordenen Menſchen neu begabt, vermochten denn auch das unendlich complicierte Seelenleben des Gegenwartsmenſchen in ganz anderer Weiſe deutlich zu machen, als etwa jene „feinſinnigen" Tüftler und weltfremden Atelierkünſtler der jüngſt vergangenen Periode. Was konnten reifen Menſchen alle jene Spielereien mit problematiſchen Charakteren und dergleichen für einen künſtleriſchen Genuſs gewähren, wenn ihnen überall der grobe Fehler aller ſolcher kniffligen Analyſen in die Augen ſprang, nämlich die abſichtliche Nichtbeachtung der Thatſache der Abhängigkeit des Seelenlebens von körperlichen Functionen, ererbten Anlagen und dem erziehlich ſtark wirkenden Einfluſs des Milieus. Dieſe ganze Kunſtrichtung verhielt ſich zu der heutigen etwa wie die Aſtrologie zur Aſtronomie oder die Alchymie zur Chemie. Der Naturalismus hat die Dichtkunſt erſt wieder zu einem Gegenſtand der Antheilnahme für wiſſende und denkende Menſchen gemacht, er hat den verlorenen Zuſammenhang zwiſchen ihr und der Erkenntnis wie dem Verlangen der Gegenwart wiederhergeſtellt. Dichten und Trachten ſind wieder eins geworden. Und nachdem ſo der Naturalismus ſeine ſchulmeiſterliche Aufgabe erfüllt hatte, begann er alsbald ſeinen reifen Schülern ſelbſt zuwider zu werden. Unter den Leuten, die nach wie vor die Dichtkunſt als narkotiſches Genuſsmittel zu betrachten gewohnt waren, hatte er ja niemals viele Freunde gefunden, wie denn auch die meiſten ſeiner Hervorbringungen ſich unter den wahrhaften Kunſtwerken ausnahmen, wie etwa vortreffliche anatomiſche Präparate in einer Bildergallerie ſich ausnehmen würden. Ueberdies waren durch ihn eine ganze Anzahl fleißiger Reportertalente und pedantiſcher Kleinkrämer mit wiſſenſchaftlichen Allüren in den Geruch von beinahe großen Poeten gekommen — das ärgerte naturgemäß die wirklichen, geborenen Poeten unter ihnen, und ſie ſuchten mit Gewalt den Naturalismus wieder los zu werden. Einige von ihnen ließen ſich ſchwächlicherweiſe von allerlei importierten Modenarrheiten anſtecken, die alle darauf hinausliefen, das Krankhafte, das Verzerrte, das Myſtiſch-Dunkle oder gar direct Verrückte in Form und Inhalt der neuen, aber doch urſprünglich ehrlichen naturaliſtiſchen Kunſt hinein zu ſchmuggeln. Mit Morphiumſpritze, Haſchiſch und Cocain giengen alle dieſe [illegible] dem geſunden, jungen Naturalismus zu Leibe, um ihm die [illegible] Bläſſe und die weiten ſchwimmenden Augen des decadenten Menſchlings anzudoctern. Andere wieder ſuchten ſich dem Zwange wirklichkeitstreuer Darſtellung durch die Wahl phantaſtiſcher Stoffe zu entziehen, andere endlich gefielen ſich in archaiſtiſchen Stilübungen oder verlegten ſich gar auf die decorative Buchbinderei, wo das Papier ſelbſt zum Gedicht, die darauf gedruckte Literatur zum rohen Stoff wird. Während der ganzen zwölf Jahre des heftigen Gährens in unſerem künſtleriſchen Leben ſind eine große Menge von merkwürdigen Talenten, von verblüffenden Werken aufgetaucht, und auch die Durchſchnittsleiſtungen erhoben ſich zu einer Höhe, wie ſie vielleicht mit Ausnahme der Minneſängerzeit bisher noch niemals in Deutſchland erreicht wurde. Den Grund dafür ſehe ich in der ſtarken Betheiligung des Semitenthums am künſtleriſchen Leben unſerer Zeit. Marktgängige Imitationen glücken ihnen immer, auf die praktiſche Verwertung neuer Ideen verſtehen ſie ſich beſſer als wir und — talentloſe Juden gibt es ja überhaupt nicht! Aber trotz dieſer Fülle der Geſichte blieb das „deutſche Meiſterwerk" hartnäckig aus. Zu unſerem großen Schmerze hatten wir keine Leute aufzuweiſen, die wir etwa einem Doſtojewski, Tolſtoi, Ibſen, Jakobſen, oder auch nur einem Zola als ebenbürtig hätten an die Seite ſtellen können.

Nun iſt das Meiſterwerk da: Hauptmanns „Verſunkene Glocke". Ich wage das mit vollem Bedacht zu ſagen, und ich wage auch ihm ſeinen Platz in der deutſchen Literaturgeſchichte unmittelbar hinter dem erſten Theil des Fauſt anzuweiſen. Hauptmann hat mit dieſer herrlichen, reinen Schöpfung ſich zurückgefunden auf den Weg, welchen der junge Goethe der modernen deutſchen Dichtung gebahnt hatte, um nachher in ſeinem Alter ihn ſelber wieder ungangbar zu machen, indem er ihn mit den ſchönen Marmortrümmern der claſſiſchen Welt verrammelte. Auf dieſem harten Trümmerwege haben ſich acht Jahrzehnte hindurch unſere guten, kleinen Dichtersleute ziellos fortgemüht, die Romantiker haben ihn ſeufzend verlaſſen, um ſich mit unbewehrten Händen in das Waldgeſtrüpp zu beiden Seiten zu ſtürzen. Das „junge Deutſchland" hatte wenigſtens den Muth, frech zu werden, die Schlechtigkeit des Weges zu verſpotten, und den Verſuch zu machen, auf dem Schienengeleiſe der geſunden Vernunft mit Dampf vorwärts zu kommen; aber es war nicht capitalkräftig genug — es fehlten ihm die potenten Perſönlichkeiten, um den Plan zur Ausführung zu bringen. Die rüpelhafte Kraft des Naturalismus war nöthig, um mit dem Trümmerfelde gründlich aufzuräumen, und nun endlich hatte der neue Meiſter freie Bahn vor ſich. Es iſt immer meine Meinung geweſen, daſs die Abſchwenkung des alternden Goethe zum claſſiſchen Ideal das größte Unglück für die deutſche Literatur geweſen iſt. Von der Höhe des erſten Theiles des Fauſt aus betrachtet, iſt die weimariſche Claſſicität zwar kein Sturz in den Abgrund zu nennen, wohl aber ein Luſtſprung in eine Ferne, die weit jenſeits der Grenzen deutſchen und modernen Empfindens liegt. Hauptmann hat ſeinen neuen Tempel auf jener ſtolzen Höhe, wo bisher der Fauſt einſam ragte, aufgebaut, und ſeine Glocke, die ihm das fleißige Zwergenvolk hinauf zu ſchaffen helfen muſste, ſeine Glocke klingt da oben wunderbar hell. Allerdings ſtimmt ſie dem Naturalismus das Grabgeläut an, aber zugleich iſt das auch ein Ehrengeläut.

Da könnte nun jemand einwerfen: Ja, wozu denn dann der lange erbitterte Kampf der Schulen, das Wühlen im Schmutz, die Selbſtquälerei und muthwillige Daſeinsverekelung dieſer ganzen Uebergangsperiode, wenn das neue Meiſterwerk, das ſie endlich hervorbringt, nichts weiter iſt als die Wiedererweckung eines ſchon einmal vollendet Dageweſenen? Dem wäre zu erwidern: Ja, wenn das alles unnütz war, warum hat denn dann nicht irgend ein anderer, ganz Neuer, Unbefleckter die verſunkene Glocke wieder aus dem See herausgeholt, warum denn juſt dieſer durch die harte Schule des Naturalismus hindurchgegangene und auf ſeinem ſtrengen Bildungswege von alten fremden Einflüſſen unberührt gebliebene Gerhart Hauptmann? Den echten deutſchen Meiſterton für die moderne Dichtung wiederzufinden, den ſeit Goethe einzig Wagner in ſeiner Muſik hatte erklingen laſſen, das war in der That das Neue, nach dem wir uns ſo inbrünſtig ſehnten. Das gewollte Neue kann vielleicht nur ein Fremdes ſein, aber der echte deutſche Meiſterton wird unſerem Gemüthe immer altvertraut klingen. Es laſst ſich zu dieſer Frage wohl noch ſo viel ſagen, daſs einem ein ganzes Buch daraus erwachſen könnte; ich beſcheide mich damit, in dieſen Zeilen eine Anregung gegeben zu haben, von der neuerreichten Station aus einmal auf die durchmeſſene Wegſtrecke prüfend zurückzublicken. Es [illegible] bedauern, als ob eine Umwertung unſerer überkommenen Schätzbegriffe von deutſcher Literatur nahe bevorſtände. Und eine neue Literaturgeſchichte, unter den hier angedeuteten Geſichtspunkten verfaſst, würde feſtſtellen müſſen, daſs unſer Gerhart Hauptmann ſich im Jahre 1896 allerdings keinen Schiller-, wohl aber den großen, großen Goethe-Preis verdient habe.

*) Vgl. den Aufſatz von [illegible] in Nummer [illegible] der „Zeit".

Das Währinger Theater.

U[illegible]

Digitized by Google

bitten, ſich nicht mehr zu bemühen. Es iſt nämlich gar nicht wahr: ich denke nicht mehr daran. Warum, will ich hier in ein paar Worten ſagen, die, wenn ich im Recht bin, wohl auch einem anderen und der Sache dienen können.

Ich gehöre nicht zu jenen Recenſenten, die ſich in der Theorie wohl fühlen und die Praxis fürchten. Nein, ich möchte gern einmal zeigen, was ich kann; es iſt mein Wunſch, nicht mehr reden zu müſſen, ſondern handeln zu dürfen. So war ich denn in der That eine Zeit geſonnen, mit einem kunſtverſtändigen Freunde die Direction des neuen Theaters anzuſtreben. Wir hatten das Geld, wir hatten unſer Programm, wir warteten nur den Termin ab, um uns als Pächter zu melden. Als wir aber die Bedingungen geleſen hatten, die die Unternehmer ſtellen, da ſahen wir uns an, lachten und ſeitdem iſt unter uns nicht mehr davon die Rede geweſen. Wer ſich den Forderungen jener Männer, die es gut meinen, aber nichts verſtehen, zu fügen bereit iſt, der hat das Spiel ſchon verloren — das war uns klar.

Ein Director muſs vor allem wiſſen, was er ſein ſoll: der Herr oder ein Beamter. Das eine und das andere iſt möglich. Der Eigenthümer eines Theaters kann mir ſagen: „Ich will mein Haus verpachten. Zahlen Sie mir ſo und ſo viel und es gehört Ihnen. Sie können dann dort natürlich machen, was Sie wollen — geben Sie Tragödien oder Pantomimen, es geſchieht ja auf Ihre Rechnung und Gefahr! Mir iſt alles recht, ich will nur mein Geld haben!“ Das iſt ein reines Verhältnis. Oder jemand kann mir ſagen: „Ich hab' ein Theater, da ſollen nun meine dramatiſchen Ideen herrſchen; da ſoll geſpielt werden, was mir gefällt, und ſo, wie es mir gefällt! Aber mir fehlt die Erfahrung, ich kenne mich im Techniſchen nicht aus, ich habe wohl den Kopf, aber ich habe nicht die Hand — wollen Sie meine Hand ſein? Ich zahle Ihnen ſo und ſo viel, wenn Sie meine Hand ſein wollen!“ Auch das iſt ein reines Verhältnis. Hier und dort weiß ich, was ich ſein ſoll. Dort bin ich der Herr, hier bin ich ein Gehilfe. Dort riskiere ich mein Geld und meinen Namen; es iſt möglich, daſs ich mich blamiere, aber ich bin doch mein eigener Schmied und kann unbehindert verſuchen, ob ſich ein Theater ſo führen läſst, wie ich es mir denke und wünſche — freilich auf mein Riſico. Hier darf ich das nicht, hier muſs ich gleich auf meine dramatiſchen Anſichten und Abſichten verzichten; es iſt ja nicht mein Theater, das ich führe; ich führe es auf die Koſten eines anderen, ſeine Gedanken zu bethätigen, iſt mein Amt; aber dafür ſtecke ich friedlich meine Gage ein, mit dem angenehmen Gefühl, daſs mir nichts paſſieren kann, und wenn die Leute ſich beklagen kommen, ſchicke ich ſie zu meinem Chef, der allein verantwortlich iſt, während ich nur ſein Inſtrument, ſein treues Organ bin. Das ſind die zwei Verhältniſſe des Directors zum Eigenthümer eines Theaters. Beide ſind gerecht. In beiden hat derſelbe das Riſico und den Profit. Aber in Währing will man ſie jetzt auf eine ſehr ſchlaue Weiſe combinieren, ſo daſs der Director alle Pflichten des Herrn, aber nur die Rechte eines dramaturgiſchen Bedienten hätte: er ſoll zahlen wie ein Pächter, aber wirtſchaften wie ein Knecht. Die Gründer ſelbſt wollen das Theater führen, nach ihren Wünſchen, nach ihrem Geſchmack, aber aus ſeiner Taſche und auf ſeinen Namen. Das iſt es. Es ſoll geſchehen, was ihnen beliebt, aber ihn wird die Verantwortung treffen und er wird ihre Fehler mit ſeinem Gelde bezahlen. Er wird den Schaden und den Spott, aber ſie werden die großen Ideen haben, ohne daſs es ſie was koſtet. Das iſt die diaboliſche Idee der Währinger Männer, jener anderen würdig, mit dem Geld der Juden ein antiſemitiſches Theater anzufangen. Daſs einige Dilettanten aus der Vorſtadt mit allerhand guten, aber unerfahrenen Wünſchen ein Theater führen wollen, ſcheint ſchon an ſich nicht unbedenklich. Man würde ſich jedoch ſagen: „Nun, die Herrſchaften ſollen es nur probieren — die Geſetze der Bühne werden ja doch ſtärker ſein als ſie. Laſſen wir ſie nur ein paar Monate wurſteln! Dann wird der Caſſier mit ihnen reden und das iſt eine ſehr energiſche Sprache, da werden ihre Schrullen und ‚ariſchen‘ Launen ſchon verſtummen!“ Aber die Männer von Währing machen es ſich leicht. Was geht ſie der Caſſier an? Sie werden ihn einfach zum Director ſchicken, der ſoll zahlen — zum Zahlen iſt der Director da! Nichts hindert ſie, an dem Theater ihre Paſſionen auszulaſſen — es iſt ja nicht ihr Geld, es iſt das Geld des Pächters, das ſie koſten!

Darum können ſie auch etwas unternehmen, das ein Unſinn iſt. Das ganze Währinger Theater, wie die guten Männer von Währing es ſich denken, iſt ein Unſinn. Ich zweifle nicht, daſs Wien noch ein Theater vertragen kann. Ich glaube ſogar, daſs wir noch drei, vier Theater brauchen könnten. Aber es müſste irgendeine Specialität ſein, die ſie pflegen. Da wäre ein Theater der Modernen möglich, ſehr klein, ſehr theuer, ſehr raffiniert, was Salten das „Theater der Fünfhundert“ zu nennen pflegt. Oder ein Theater der eleganten Welt, die feinſten Pariſer Komödien pflegend, ſo eine literariſchere Joſefſtadt. Oder ein claſſiſches Theater für das Volk, ein Theater für die Leute, die noch nie im Theater geweſen ſind; etwa nach dem Muſter des Berliner Schillertheaters. U. ſ. w. Denkt man ein biſschen nach, ſo wird man noch ein paar Specialitäten finden, die in Wien zu „machen“ wären. Was aber die Männer von Währing wollen, hat gar keinen Sinn. Es hat gar keinen Sinn, noch ein zweites „Deutſches Volkstheater“ anzufangen, das ſchon deswegen ſchlechter ſein wird, weil es ſich ja ſchließlich doch an das Volk von Währing halten muſs.

Nun hat man mir freilich geſagt: „Sie ſind ein Kind! Ich bitte Sie, was geht Sie das Programm der Währinger an? Laſſen Sie ſie reden! Das iſt doch eine alte Geſchichte, daſs Programme immer nur auf dem Papier ſtehen. Die guten Währinger haben ja keine Ahnung: ſie verlangen einen Pacht, der für die erſten Jahre viel zu hoch iſt, und ſchreiben Bedingungen vor, die kein Director erfüllen kann. Aber laſſen Sie ſie doch! Jetzt iſt es nicht an der Zeit, ihnen das zu ſagen. Warten Sie ein biſschen! Trachten Sie zunächſt einmal Director zu werden, das iſt die Hauptſache! Sind Sie es, dann können Sie ganz anders reden. Dann kommen Sie nach drei Monaten mit den Rapporten Ihres Caſſiers und ſagen einfach: So, meine Herren, jetzt entweder — oder; die Sache geht nicht, wir haben uns getäuſcht, der Pacht iſt zu hoch, Ihre Bedingungen ſind unmöglich, alſo entweder ſetzen Sie den Pacht herab und ſtreichen Ihre Forderungen weg, dann iſt es gut oder ich empfehle mich und ſage Concurs an; dann werden wir ja ſehen, wenn Ihr erſter Pächter nach drei Monaten verkracht iſt, ob Sie überhaupt noch einen kriegen.“

So haben ſehr kluge Leute zu mir geſprochen. Ich muſs auch zugeſtehen: ſie haben ja wahrſcheinlich recht. Aber es ſcheint eben, daſs ich in ſolchen Sachen wirklich ein Kind bin!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Dem Herrn Hofrath Exner iſt gelegentlich ſeiner Beſtellung zum Generalcommiſſär für die Pariſer Weltausſtellung von Seite der Großinduſtriellen ein ſchweres und dazu noch durchaus unverdientes Unrecht zugefügt worden. Es iſt nämlich von ihnen politiſch ernſt genommen worden. Das iſt eine der bedenklichſten Erſcheinungen in der Entwicklung unſeres politiſchen Lebens. Wohin ſoll es ſchließlich noch kommen, wenn ſelbſt ein Mann wie Hofrath Exner, der in zwanzigjähriger angeſtrengter öffentlicher Thätigkeit als eine der heiterſten Figuren in unſerer politiſchen Komödie ergraut iſt, nicht mehr davor ſicher ſein ſoll, daſs ſeine Ausſprüche von irgend welchen frivolen Ernſtlingen plötzlich ins Seriöſe gezogen werden?

Alle, die wir den Hofrath Exner kennen, ſind Zeugen dafür, daſs, wenn er als Aſpirant auf ein Mandat der fünften Curie den Zehnſtundentag befürwortet, er das ebenſowenig ernſt meint, als wenn er etwa als Aſpirant auf ein Mandat der Reichenberger Handelskammer für den Sechsunddreißigſtundentag eintreten ſollte.

Der Handelsminiſter Freiherr v. Glanz hat denn auch nur einer allgemeinen Empfindung Ausdruck gegeben, indem er mit ſeltener Geiſtesgegenwart auf der Stelle den Hofrath Exner gegen das ihm von der Großinduſtriellen-Deputation zugefügte Unrecht in Schutz nahm. Allerdings — das iſt ein gewichtiges Gegenargument — werden wir des Genuſſes des Hofraths Exner auf mehrere Jahre faſt vollſtändig beraubt, wenn ihn der Handelsminiſter nach Paris ausleiht. Aber die Franzoſen ſind doch unſere guten Freunde, und es wäre deswegen elender Neid, wenn wir's ihnen nicht gönnen wollten, daſs auch ſie ſich einige Jahre mit ihm amüſieren.

K

Volkswirtſchaftliches.

Die verſchiedenſten Umſtände haben im abgelaufenen Jahre zuſammengewirkt, um einen großartigen Aufſchwung des Handels und der Induſtrie in Weſteuropa zu erzeugen. Seit dem chineſiſch-japaniſchen Friedensſchluſs iſt der Bedarf dieſer beiden Staaten an Maſchinen, an Material zum Eiſenbahnbau und zu Kriegsrüſtungen ungeheuer geſtiegen. In Amerika iſt nach der langen Kriſe eine nur durch die Silberagitation unterbrochene wirtſchaftliche Erholung eingetreten. In Transvaal iſt ein neues Abſatzgebiet für die europäiſche Production entſtanden. Die Fortſchritte der Elektrotechnik, der Bau der ſibiriſchen Eiſenbahn, die neuerdings wieder größere Dimenſionen annehmenden Kriegsrüſtungen, all' dies und viele andere Momente zuſammen haben die gewaltige Vermehrung der induſtriellen Production, den Aufſchwung des Außenhandels, die ſteigenden Warenpreiſe, die Hebung der inneren Conſumtionskraft und in ſteter Wechſelwirkung eine ſich ſelbſt immer neu belebende induſtrielle Blüte erzeugt, wie ſie ſeit vielen Jahren nicht geſehen ward: dies, insbeſondere in Deutſchland, welches den größten geiſtigen und materiellen Antheil an dieſer Entwicklung hat.

Eine Welle dieſer Bewegung iſt auch nach Oeſterreich gedrungen; ſie wurde im Herbſte unterſtützt durch den zu ſteigenden Preiſen erfolgten Abſatz des ungariſchen [illegible]. Ausgenützt hat man die günſtige Situation bei uns nicht: der geringere Gewerbefleiß, das mangelnde Verſtändnis der Bevölkerung, die Verhetzung derſelben, die enorm hohen Conſumſteuern, die Energieloſigkeit der Regierung, welche, ſtatt Geſetze auszuarbeiten, um etwaigen Ausſchreitungen des Gründungsweſens entgegenzuwirken, wie in Deutſchland, die Gründung lebensfähiger Unternehmungen unterbindet, ſind einem wirtſchaftlichen Aufſchwung bei uns nicht förderlich; wenn wir trotzdem einen kleinen Antheil an der allgemeinen Bewegung haben, ſo iſt es einerſeits der Verringerung der [illegible] auswärtigen Concurrenz und andererſeits den [illegible] zu dringende öffentliche Anlagen, für die [illegible], die Wiener Stadtbahn &c. zu danken. Das [illegible] Capital zeigt wenig Initiative zur Einbürgerung neuer Induſtriezweige, zur [illegible] Beſchickung der [illegible] [illegible]

Cartelle gegen neue Unternehmungen möglichſt ſchützt, den freien Concurrenzkampf hindert, und ſo ſehen wir wohl wenig neue Unternehmungen entſtehen, dagegen die Mehrzahl der alten in voller Blüte.

•

Die Thätigkeit unſerer Regierung auf volkswirtſchaftlichem Gebiete war in dieſem Jahre eine negative. Darüber kann auch die Maſſe der fertiggeſtellten Geſetze nicht täuſchen; die einen waren von den Vorgängern übernommen worden und der gegenwärtigen Regierung fiel nur die reife und oft faule Frucht in den Schoß; die anderen waren Lückenbüßer, welche über die Unfähigkeit, die harrenden großen Aufgaben zu löſen, hinwegtäuſchen ſollten. Die Einigung über den politiſch wichtigſten Theil des Ausgleichs mit Ungarn, die Quotenfrage, iſt vorläufig gar nicht abzuſehen, die übrigen Theile der Ausgleichsgeſetze waren, wenn man den officiöſen Communiqués Glauben ſchenken ſollte, wenigſtens zwiſchen den Regierungen vereinbart; nun verlautet, daſs auch hier eine Reviſion der Abmachungen nöthig ſei. Mit der Auslieferung der Bank an Ungarn iſt begreiflicherweiſe die transleithaniſche Regierung einverſtanden; wie ſich das öſterreichiſche Parlament dazu verhalten wird, bleibt abzuwarten; vorläufig iſt aber alles noch in Schwebe, da die Bankleitung in die zwiſchen den Regierungen vereinbarte Desorganiſation der Bank noch nicht völlig gewilligt hat. — Die Eiſenbahnverſtaatlichung hat die Regierung von Fiasko zu Fiasko geführt; die unmotivierbaren Ueberzahlungen, welche ſie den Bahnen gewähren wollte, koſten heute ſchon den Staat ungeheure Summen und man hat keine Sicherheit, daſs das neue Parlament nicht zu den Verluſten, welche der Staat infolge der verſpäteten Einlöſung erleidet, noch die Annahme eines ungünſtigen Kaufvertrages, gleich den bisher vorgelegten, hinzufügen wird, da die Regierung ſich zur conceſſionsmäßigen Einlöſung fortgeſetzt unfähig zeigt. — Die finanzpolitiſche Schöpfung des Herrn von Bilinski, das Inveſtitionsbudget und die Inveſtitionsanleihe, ſo richtig ſie im Principe ſein mögen, ſind verkehrt und zweckwidrig in der Art, wie ſie vorgeſchlagen worden ſind. Wenn ohne Wahl die verſchiedenſten Ausgaben Inveſtition genannt und durch ein Anlehen gedeckt werden, liegt die Gefahr des Deficits ſehr nahe, und es iſt unmöglich, daſs große volkswirtſchaftliche Aufgaben ohne allzugroße Belaſtung des Budgets durch ein Anlehen gedeckt werden können, wenn man für Alltagsausgaben ein Anlehen von 30 Millionen aufnimmt.

•

Der Speculationskrach Ende 1895 hat infolge der entgegenwirkenden günſtigen Umſtände nicht ſo tiefe Spuren im Wirtſchaftsleben hinterlaſſen, als meiſt gefürchtet wurde; immerhin ſind dieſelben nicht ſo gering, als man heute meiſt darzuthun ſucht. Zwar blühen, wie erwähnt, wichtige Zweige der Induſtrie, vor allem der Großinduſtrie, dagegen hat ſich die Lage der Luxusinduſtrie im weiteſten Sinne, des Kleinhandels und Kleingewerbes nicht nur nicht gebeſſert, ſondern meiſt verſchlimmert. Von der Lage des Kleinbauern, welcher durch die hier erörterten Verhältniſſe wenig berührt wird, und der Arbeiterbevölkerung gar nicht zu reden. Die Börſe ſelbſt und das Finanzgeſchäft im allgemeinen haben ſich von den Folgen des Krachs kaum erholt; die Effectencourſe kann man in Anbetracht unſerer Geldverhältniſſe kaum unverhältnismäßig niedrig finden, aber die Umſätze an der Börſe halten ſich in den engſten Grenzen. Daſs das keineswegs ein für die Allgemeinheit ſchädlicher Zuſtand iſt, haben wir wiederholt ausgeführt. Uebrigens haben ſich ſeit wenigen Wochen auf dieſem Gebiete die Symptome eines Umſchwunges gezeigt, deſſen Ausgangspunkt die bekannte Rede des Finanzminiſters in der Börſenſteuer-Debatte gebildet hat, die wir ſeinerzeit ausführlich beſprochen haben. An dieſe und manche andere Anzeichen knüpfen ſich Hoffnungen auf Aufhebung der Bereinscommiſſion oder wenigſtens auf eine laxere Praxis derſelben. Man kann geſpannt ſein auf die kommenden Entſchließungen der Regierung in dieſer Hinſicht und was ſie an Stelle dieſer lähmenden, unfähigen Polizeibehörde ſetzen wird.

•

Seither hofft die Börſe auf eine neue Gründungsära und ſieht ſehr ſanguiniſch in die Zukunft. Wenn die Courſteigerungen bisher faſt ausſchließlich auf die Käufer der Börſenſpeculation, zumtheil auch auf das Bedürfnis, die Bilanzcourſe vorzubereiten, zurückzuführen iſt, ſo erwartet man im neuen Jahre wieder ein ſtärkeres Eingreifen der Privatſpeculation. Sollte ſich dies beſtätigen und das Publicum die Lehren des Krachs wirklich ſchon vergeſſen haben, dann iſt ihm eben nicht zu helfen. Auch der induſtrielle Aufſchwung iſt ein beliebtes Argument für die Begründung der beſtehenden Hauſſe. Gewiſs müſste eine andauernde induſtrielle Conjunctur ſchließlich auch in den Effectencourſen zum Ausdruck kommen; aber ebenſo ſicher iſt es, daſs dieſe Rückwirkung lange auf ſich warten laſſen und ſich zunächſt gerade entgegengeſetzt äußern kann. Dafür ſpricht wenigſtens die Erfahrung. Die größten Courſteigerungen, z. B. die der Anlagewerte anfangs dieſes Jahrzehnts, erfolgten in der Zeit der tiefſten induſtriellen Depreſſion. Und dies iſt ganz natürlich, denn in ſolcher Zeit fließen große Capitalien dem Effectenmarkte zu, welche in der Induſtrie keine lohnende Verwendung finden. Und gerade jetzt kann man umgekehrt conſtatieren, daſs der Abſatz der Bankpfandbriefe ſchwieriger iſt als in den letzten Jahren. Die gewöhnlichen Abnehmer dieſer Papiere ſind der Bank wohlbekannt: es ſind meiſt große Induſtrielle, welche heuer nicht etwa infolge des Krachs weniger kaufkräftig ſind, ſondern einfach für ihre Capitalien eine lohnendere induſtrielle Verwendung wiſſen. Auch darf nicht vergeſſen werden, daſs dem Anlagebedürfnis des Publicums in der nächſten Zeit durch die Emiſſion des Inveſtitionsanlehens, des Wiener Verkehrs- und Gas-, des Budapeſter Stadtanlehens reichlich Nahrung geboten wird.

•

Die Valutaregulierung hat im abgelaufenen Jahre nur ſolche Fortſchritte gemacht, welche die nothwendigen Folgen der [illegible] ſchloſſenen Geſetze waren. Die fortſchreitende Deponierung des mit Anlehen beſchafften Goldes in der Bank, und die Verbrennung der dafür eingezogenen Staatenoten als eine That zu feiern, das bleibt den [illegible] rednern überlaſſen. Die Goldmengen, welche in den Sommer- und Herbſtmonaten zu uns strömten, waren durch forcierten Verkauf den öſterreichiſch-ungariſcher Werte im Auslande hervorgerufen. Die Vermehrung unſerer auswärtigen Verſchuldung iſt der Durchführbarkeit der Valutaregulierung gewiſs nicht förderlich. Die durch die Einflusſsnahme der Regierung bedingte Zinsfußpolitik der Bank, die Art der Führung der Bankverhandlungen, die Emiſſion niedrig verzinslicher Anlehen, all' dies zeigt nicht, daſs man in unſeren maßgebenden Kreiſen die Abſicht hat, die Finanzpolitik den Bedürfniſſen eines geregelten Geldweſens anzupaſſen. Der einzige Fortſchritt des Jahres iſt vielmehr die nach und nach allgemeiner werdende Erkenntnis, daſs man in Zukunft bei Neubildung von Agio das zugeſtrömte Gold nicht eingeſperrt halten, ſondern zur Bekämpfung des Agio verwenden muß.

•

Es erübrigt noch, kurz die politiſchen Störungen zu ſtreifen, welche das Wirtſchaftsleben in dieſem Jahre beeinfluſst haben. Die Rückwirkung der innerpolitiſchen Verhältniſſe haben wir bereits berührt. Von den mannigfachen auswärtigen Verwicklungen ſind zum Schluſs des Jahres nur der Kampf Spaniens um ſeine Colonien und die Kriſe in der Türkei acut. Der erſtere iſt für Oeſterreich von untergeordneter Bedeutung. Die orientaliſche Kriſe unterbindet nicht nur unſeren Handel mit den Balkanſtaaten, ſie ſchädigt nicht nur unſere Beſitzer türkiſcher und verwandter Werte, ſie beeinfluſst durch die ſich daran knüpfenden Befürchtungen europäiſcher Verwicklungen im höchſten Grade die europäiſche Börſenlage und die allgemeine wirtſchaftliche Situation. Und da muſs leider conſtatiert werden, daſs die mit ſoviel Aplomb in die Welt poſaunten Nachrichten von Reformen in der Türkei bisher ſehr wenig Unterlage haben, daſs, wie ſchon die täglich wechſelnden und ſich widerſprechenden Meldungen über den Stand dieſer Frage zeigen, vorläufig noch geſucht wird, dem Wort „Reformen" auch einen thatſächlichen Inhalt zu geben, und daſs man der Möglichkeit der Durchführung wirkſamer Reformen, da ſie nur in der Europäiſierung der türkiſchen Verwaltung beſtehen können, mit berechtigtem Skepticismus entgegenſehen muſs.

•

Es war nur unſere Abſicht, einige Streiflichter auf die Wirtſchaftsereigniſſe des Vorjahres zu werfen, nicht eine erſchöpfende Darſtellung derſelben, die ſowohl der Raumverhältniſſe halber als auch, weil wir noch mitten in den Ereigniſſen ſtehen, unmöglich iſt. Vielleicht erhalten die vorſtehenden Betrachtungen ſchon deshalb einigen Wert, weil ſie von den Neujahrsbetrachtungen unſerer Tagesjournale vermuthlich weſentlich abweichen werden.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Reſidenztheater „Marcelle" von Sardou. Unter den Linden: „Der Schmetterling" von Charles Weinberger. Theater des Weſtens: „Fedora" von Sardou. Breslau. Lobetheater: „Die verſunkene Glocke" von Gerhart Hauptmann. Paris Gymnase: „Une idylle tragique" von Paul Bourget. Variétés: „Le Tenc de Seraphin" von Desvallières und Antony Mars. Nouveau Théâtre: „Boccace" von Suppé.

•

Die Leo-Geſellſchaft hat kürzlich eine faſt vollſtändige Aufführung des Liszt'ſchen „Chriſtus" veranſtaltet. Es gibt kein zweites Werk, das ſo vollkommen der Eigenart eines Künſtlers entſpräche, wie dieſer Chriſtus. So wie Liszt ſelbſt alle Phaſen der modernen Muſikentwicklung durchgemacht hat, in jeder derſelben Bedeutendes leiſtete und doch nirgends haften blieb, ſo wie er ſich dem muſikaliſchen Geſchmack aller Nationen anpaſste und trotz ſeines univerſellen Kosmopolitismus eine Individualität vorſtellt, ſo enthält auch ſein Chriſtus Anlehnungen an alle möglichen Richtungen der Muſikgeſchichte, ohne doch in bloßen Eklekticismus zu verfallen. In dieſer Beziehung ſteht Liszt ebenſo einzig da wie ſein Chriſtus: man muſs dieſes Werk kennen, um ein entſprechendes Bild des Künſtlers vor ſich zu haben. Manche Theile ſind im Stile Paleſtrinas componiert, andere wieder ſind reine Stimmungsbilder wie die Orcheſtereinleitung, das Hirtenſpiel im Stile der neuen Romantiker; orcheſtrierte Effectſtücke, wie der Seeſturm, erinnern an Wagner und Berlioz, mächtig aufgebaute Enſembles an die großen Oratorien Bachs und Händels, es gibt Vorbilder überall — und doch ſehen wir in jedem Satze die Meiſterhand Liszts. Die äſthetiſchen Forderungen, die wir an die Einheit und Durchbildung eines Kunſtwerkes zu ſtellen berechtigt ſind, ſchreibt Liszt mit einer Leichtigkeit bei Seite, die mit ſolchem Erfolge keinem zweiten gelungen wurde. Man gewinnt ſofort den Eindruck, daſs man alle Regeln und Grundſätze, die man vielleicht zu vertreten und vorzutragen ungläubig genug war, vergeſſen und das Werk, ſowie es iſt, acceptieren oder verwerfen muſs. [illegible] Liszts Compoſition iſt im erſten Theil weſentlich Inſtrumentalmuſik, im zweiten hauptſächlich eine Leiſtung des Chors a capella oder mit Orgelbegleitung, im dritten Theil beides zuſammen. Es iſt Symphonie, Oratorium und [illegible], Hymnus und Programmmuſik zugleich. Man glaubt anfangs, daſs man es nur mit loſe aneinandergereihten Scenen zu thun hat, die nur zufällig nacheinander aufgeſtellt werden, und von denen jede für ſich eine [illegible] Programmnummer eines Concertes abgeben könnte. Aber nur allmählich [illegible], der [illegible] dem [illegible], daſs über dem Ganzen ein [illegible] Einheit [illegible], daſs ſich um alle [illegible] Faden durch die [illegible] und [illegible] [illegible] des Werkes zieht, den aufzuwinden eine [illegible] Aufgabe iſt. [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

dieſen Eindruck hinterläſst, und daſs ſie trotz der übermäßig langen Dauer von dreieinhalb Stunden uns nicht einen Moment gleichgiltig läſst, ſondern die ganze Scala des muſikaliſch möglichen Gefühlsausdrucks durcheilend unſere Faſſungskraft bis zu ihren äußerſten Grenzen erregt und in Anſpruch nimmt. So ſehr es zur muſikaliſchen Würdigung der Arbeit nöthig iſt, die Nummern des Werkes einzeln zu ſtudieren, ihren ganzen künſtleriſchen Wert lernt man erſt bei einer vollſtändigen Aufführung kennen. Die Leo-Geſellſchaft hat ſich um das Wiener Muſikleben dadurch ſehr verdient gemacht, daſs ſie ſich zu einer (bis auf einige Kürzungen) vollſtändigen Aufführung entſchloſſen hat. Eigentlich hätte dieſe Aufgabe ſchon längſt von der Geſellſchaft der Muſikfreunde übernommen werden ſollen. Ob ſie ſich dagegen ſträubte wegen der Richtung, die das Werk vertritt, oder ob es ihr zu beſchwerlich war, ſich den Anſtrengungen der Aufführung zu unterziehen, kann ich nicht entſcheiden, aber mir ſchien jedes Stück des überaus gelungenen Concertes, der laute Applaus und die (für die Wiener) ſtaunenswerte Ausdauer des Publicums eine Anklage gegen unſer erſtes Muſikinſtitut zu ſein, von der ich nur wünſche, daſs ſie in ihrer ganzen Größe erkannt und empfunden werde. Der aus der Singakademie und dem Schubertbund zuſammengeſetzte Chor löſte ſeine Aufgabe recht gut, der gelegentlich verwendete kleinere Chor ſogar ſehr gut, das Orcheſter war tüchtig wie faſt immer und die Soliſten mit allem Eifer bei der Sache. Von den letzteren verdient der Baryton Herr Tulkinger (aus Straßburg) lobende Erwähnung. Das Sopranſolo hatte Fräulein Chotek übernommen. Es iſt bezeichnend, daſs man ſich abermals an eine Dilettantin wenden muſste — wir ſcheinen in der Heimat der guten Frauenſtimmen gar keine Berufsſängerin mehr zu beſitzen — aber es iſt auch erfreulich, daſs wir dies thun können, ohne dabei ſchlecht zu fahren, denn Fräulein Chotek ſang beſſer als manche Soliſtin und gewann gegen Schluſs des Werkes auch die erforderliche Wärme und Leidenſchaft für den ebenſo anſtrengenden als ſchwierigen Part. Das Concert dirigierte Herr Ferdinand Löwe mit einer Ruhe und Umſicht, die uns bedauern ließ, daſs wir nicht Gelegenheit haben, eine ſo wertvolle Dirigentenkraft an einem wichtigeren und einfluſsreicheren Poſten unſeres Concertlebens zu ſehen. Ihm verdanken wir das Zuſtandekommen des Werkes, ihm gebürt der Erfolg des Abends. So waren es durchaus Mitglieder aus der zweiten Quadrille unſerer Concertkräfte, die diesmal hervortraten, aber ſie leiſteten mehr als die der erſten, bei der eine gewiſſe Bequemlichkeit leider nicht zu verkennen iſt. Das iſt kein gutes Zeichen für unſer heutiges Muſikleben, aber die Tüchtigkeit der Reſerve berechtigt uns doch zu Hoffnungen für die Zukunft.
R. W.

*

Man ſchreibt uns aus Paris: Des Ausſpruchs eingedenk, den Ibſen ſeinem Dr. Stockmann in den Mund legt, hat Herr Brieux, ein Moderner, es unternommen, einigen Wahrheiten, die das normale Alter von 15 Jahren überſchritten haben, den Garaus zu machen. Vor wenigen Wochen zogen ſeine „Bienfaiteurs“ an der Porte St. Martin gegen die Lüge des modernen Wohlthätigkeitsſinnes zu Felde; geſtern führte er an der „Comédie Française“ mit dem dreiactigen Schauſpiel „L'évasion“ einen Streich gegen die übergroße Macht der Vererbungstheorie. Das Stück iſt trotz mancher Anklänge an Daudets „Obstacle“ und ſtörender Unrichtigkeiten im Dialog von Intereſſe, denn es bildet, meines Wiſſens, die erſte dramatiſche Illuſtration zur Lehre Fernand Brunetières von dem Bankerott der Wiſſenſchaft. Es gehört ein gewiſſer Muth dazu, derartige Theſendramen auf die Bühne zu bringen, Brieux aber hat es verſtanden, die verhängnisvollen Klippen der doctrinären Beweisführung zu umgehen und den Grundgedanken mit dem reinen Behelfe des dramatiſchen Vorganges herauszuarbeiten. Dadurch erhebt ſich dieſer ſtellenweiſe zum wahren Bild des Lebens, während andererſeits die Theſe ſich durch den natürlichen Aufbau der Handlung mit überzeugender Plaſtik dem Hörer mittheilt. In der Rolle eines hervorragenden, doch gewiſſenloſen Arztes, der die humanitären Zwecke ſeines Berufes ſeinem perſönlichen Ehrgeiz unterordnet, bot Prudhon eine glänzende Leiſtung. Er hatte ſich die Maske Charcots zurechtgelegt.
A. H.

Bücher.

P. Jan Badeni: Radykali ruscy (Die rutheniſchen Radicalen.) Kraków 1896. S. 63.

Der Krakauer Jeſuit Badeni wurde nach Lemberg transferiert, um dort als Rector des Jeſuiten-Profeſshauſes in freien Stunden für Sitte und Ordnung zu kämpfen. Den Befähigungsnachweis zu dieſem Lehramt hat wohl der rührige, runde, kleine Badeni in der obigen Broſchüre erbracht. Nach den verſchiedenen Schriften über den heiligen Ignatius Loyola, den heiligen Stanislaus Koſtka, den heiligen Johann Berchmanns, über Maria-Zell und dergleichen hat er nun auch die rutheniſche Frage „beleuchtet“ und das erſehnte Kampfmittel gegen die radicale Gefahr, das andere vergebens geſucht haben, gefunden: Kanzel, Miſſionen, Beichtſtuhl, Recollectionen und ſo fort. Was liegt näher, als daſs der Arzt auch mit der Anwendung des Heilmittels betraut werde? . . . Die vorliegende Schrift ſchildert die Entwicklung, das Programm, die Preſſe und die Agitation der rutheniſchen radicalen Partei, alles ſprunghaft, aphoriſtiſch, feuilletoniſtiſch. Sie beginnt mit Prof. Dragomanow, dem Vater des rutheniſchen Radicalismus, und endigt mit Franko, ihrem jetzigen hervorragendſten Führer, aber ohne die literariſche Thätigkeit des erſteren und die agitatoriſche des letzteren vollſtändig und eingehend zu würdigen. Pater Badeni hat ſich ſeine Aufgabe leicht gemacht: er gieng zu den einzelnen Führern und interviewte ſie. Aus ihren Mittheilungen wählte er was ihm paſste, ſchnitzte daraus einen Extract aus verſchiedenen Zeitungsartikeln, Aufrufen, Programmen und ſo entſtand ſeine Schrift. Nur in Bezug auf die im letzten Capitel enthaltenen Abwehrmittel kann ihm niemand das geiſtige Eigenthumsrecht ſtreitig machen. Wird auch gewiſs niemandem einfallen. Wenn dieſe Schrift trotzdem Beachtung und Verbreitung fand, ſo liegt dies hauptſächlich im Stoffe ſelbſt. Es mag vielleicht noch Leute geben, die öffentlich die Exiſtenz einer rutheniſchen Frage zu leugnen verſuchen, aber im Innern wird ſich kein Pole der Anſicht verſchließen können, daſs die derzeitigen politiſchen Verhältniſſe der über $2\frac{1}{2}$ Millionen zählenden rutheniſchen Nation für die Dauer unhaltbar ſind und das nächſte Parlament in ſeiner Mitte bereits radicale Vertreter der rutheniſchen Nation vorfinden wird. Daher das Intereſſe für dieſe Strömung und für das einzige polniſche Buch über dieſelbe.
S. R. L.

E. R. Weiß: Die Blaſſen Cantilenen und Eliſabeth Eleanor. Beides im Verlag von Eugen Diederichs in Florenz und Leipzig.

In den jüngſten lyriſchen Generationen Deutſchlands kündet ſich eine krankhafte Neigung zum Verſtiegenen an. Man will um jeden Preis aus den Niederungen der Banalität heraus, man hat die höchſten Empfindungen zur Kunſt, und man iſt ſo ſtolz, daſs man jeden Gedanken an ein Publicum ablehnt. Alles das verräth, daſs dieſe Jünglinge es recht ernſt mit ihrem Dichten meinen, und es wäre unrecht, ihre Geſinnungen nicht anzuerkennen. Aber es gilt nicht ihre Geſinnungsvornehmheit, ſondern es gilt ihr Können, wenn es ſich um die Frage handelt, ob ihre Poeſie eine Bereicherung unſerer dichteriſchen Kunſt bedeutet. Ihre Ideale ſind hoch, aber ſie empfinden, ſie verwerten und geſtalten ſie ſchwach. Viel Verzückung, viel Ekſtaſe, viel Empfindung für alles Subtile, aber nichts zum reinen Ausdruck gebracht, nichts bewältigt. Ein klagendes Herumirren in allerlei ſaugenden Nebeln, ein beklommenes Hingegebenſein an allerlei Gefühlsgewalten, lallende Gebete ohne ſtarken Glauben. Man glaubt, Lyrik unverſtandener Frauen vor ſich zu haben. Von Mannheit iſt keine Spur darin. Aber das, was Luther die ſtumme Sünde genannt hat, das ſpürt man daraus. Man fühlt ſich verſucht, dies verblaſene Weſen mit dem Goethe'ſchen Spruche: Das kranke Zeug will mir nicht munden, Autoren ſollen erſt geſunden, kurzweg abzulehnen, aber es handelt ſich dabei zuweilen um Aeußerungen von Talenten, und dieſen gegenüber iſt barſch abweiſende Kürze nicht erlaubt. Schon um deſſen willen nicht, weil dies hieße, den Chor der Banauſen verſtärken. Auch hat es den Anſchein, als ob gerade bei den Talenten in der Schar der rathlos Verſtiegenen dieſe unerquickliche Schwachart nur Kinderkrankheit ſei. Zweifellos iſt es in den meiſten Fällen nur eine Art hypnotiſchen Unterworfenſeins unter gewiſſe Muſter. Die neueſte lyriſche Generation beginnt nicht mehr mit Heine-Imitation, ſondern ſie lallt Roſſetti, Mallarmé nach. Wenn ihre Vertreter gemerkt haben werden, daſs dies nicht wertvoller iſt als irgend welche andere Nachahmung, ſo werden ſie, was freilich immer einige Schmerzen koſtet, ſchließlich auch zu ſich kommen, und in dem Augenblick, wo ſie an ſich ſelber die alte Wahrheit fühlen: Reif ſein iſt Alles, werden ſie, ſofern ſie auch eigenes Talent haben, Dichter geheißen werden können. Zu denen, die, wie ich glaube, dahin gelangen werden, gehört E. R. Weiß. Er hat wohl noch mancherlei in ſich auszuheilen, aber, wenn die Narben hart geworden ſein werden, wird auch ſeine Hand feſt geworden ſein zu wirklichem, eigenem Geſtalten.
O. J. B.

Hermann Bardach: Studienblätter E. Pierſons Verlag 1897.

„Der ich gern auf der Gefühlsſeite des Lebens luſtwandle“ — mit dieſem beiläufig ausgeſprochenen Satze hat der Verfaſſer eine Kritik ſeiner ſelbſt geſchrieben. Mit dem Gefühl hat es bei ihm ſeine Richtigkeit und auch mit dem Bezeichnenden, das im andern Ausdruck, im Verbum, liegt. Er läſst ſich von Gefühlen durchwärmen wie Leute, die das Spazierengehen verſtehen, vom behaglichen und ein bischen poetiſchen Frühlingsſonnenſchein; er naſcht von Stimmungen, wie Eſskünſtler von ſüßem Deſſert naſchen. Seine Lyrik — denn lyriſch ſind ſeine Proſaſtudien ſämmtlich — iſt wie ein beſcheidener Dank an das Leben, dieſes im Grunde poeſievolle Leben, das mit ſeinen Zufälligkeiten und Abenteuern liebenswürdig anzuregen weiß. Damit drücke ich am beſten die mehr feine als tiefe Lebensempfindung aus, aus welcher die vorliegenden Blätter gewachſen ſind. Die eine Skizze iſt, das gehört zu dieſer Lebensempfindung, in der Form von Tagebuch-Plaudereien geſchrieben. Ein leichter Hauch wieneriſcher Sentimentalität liegt auf dieſer halben Liebesgeſchichte. So viel Sentimentalität, als die glatte Form einer Erzählung geſtattet. Das iſt charakteriſtiſch für den Verfaſſer. Er bewahrt Ruhe genug, um einen correcten Stil zu ſchreiben, und ironiſche Ueberlegenheit über ſeinen Stoff, um ſtellenweiſe amüſant und witzig zu ſein. Wie ſein Büchlein aus kleinen, hübſchen Erlebniſſen entſtanden iſt, ſo iſt es ſelber ein kleines, hübſches Erlebnis, eine beſcheidene Verſchönerung von ein paar Mußeſtunden des Verfaſſers und — wenn ich nach mir ſchließen darf — auch für eine halbe Abendſtunde manches anderen.
— d. — d.

George Egerton: Grundtöne („Keynotes.“) Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Engliſchen von Dr. Adalbert von Hagen. Verlag von Eduard Moos, Zürich, Erfurt, Leipzig. 1896.

Das Buch iſt, wie man übrigens nur aus der engliſchen Ausgabe erfährt, Knut Hamſun gewidmet „zur Erinnerung an einen Tag, when the west wind and the rainbow met“ — deutſch läſst ſich das nicht gut wiedergeben. Unter nordiſchem Himmel — Abendwind und Regenbogen — und bei nordiſchen Menſchen, dort iſt die eigentliche, künſtleriſche Heimat der Verfaſſerin. Ihre Lebensſehnſucht geht immer wieder dahin, und auch ihre äußerliche Künſtlereigenart, ihre Erzählerform, hat viele Züge von nordiſchen Schriftſtellern. Am deutlichſten kommt das wohl in der zweiten Geſchichte zum Ausdruck: „Als der Frühling kam.“ Da erzählt Frau Egerton in der Form eines perſönlichen Geſtändniſſes von einer Begegnung mit einem ſkandinaviſchen Romancier. Sie hat ein Buch von ihm, ohne ſeinen Namen noch zu kennen, zufällig in die Hand bekommen, das erweckt in ihr ein ſtürmiſches Intereſſe für den Verfaſſer. Sie treffen ſich nach brieflicher Uebereinkunft in einer Alpenſtadt: [illegible], — es iſt im Herbſt, — und finden ſich in tiefer Neigung zu einander. Aber ſie reißt ſich los und nimmt Abſchied, fährt in die Heimat zurück. Sie will wiederkehren, wenn der Frühling kommt. Ein halbes Jahr verbringt ſie in Sehnſucht und Träumen. Der Frühling kommt, und ſie kehrt wieder. Aber — ſie tritt ihm gegenüber und merkt es ſofort — alles iſt jetzt verändert, wenn es auch äußerlich gleich blieb. Sie nimmt wiederum Abſchied, diesmal aber für immer. Und ſie geht in die ſkandinaviſche Kirche zu den Todten und hört den Prieſter predigen, als ob ſie ihre innere Läuterung, ihr Entſagen auch merkbar ſymboliſieren wollte. Dieſe ſchmerzliche Scene weiß die Verfaſſerin ungemein wirkſam zu ſchildern. „Meine Seele hielt eine Todtenfeier; ich grub ein neues Grab und begrub darin alle meine Träume

Digitized by Google

und thörichten Wünſche und ſüßen Hoffnungen . . . in mir erſcheint kein Frühling wieder!" Damit endet die Geſchichte. Es ſteht dem Leſer, wenn es ihm Vergnügen macht, frei, dem nordiſchen Dichter den Namen deſſen zu geben, dem das Buch huldigend gewidmet iſt, Knut Hamſun, und darauf den Herbſttag zu reimen, when the west wind and the rainbow met. Für Frau Egerton iſt die Erzählung bezeichnend, auch wenn ſie kein wahrhaftes Tagebuchblatt iſt. Bezeichnend, wie geſagt, auch für ihren Novellenſtil. Unverkennbar iſt darin der Einfluſs der modernen nordiſchen Literatur, nicht nur Hamſuns, ſondern auch Jacobſens. Auch bei ihr ein geheimnisvolles Dämmerdunkel über Menſchen und Thatſachen. Nicht in Schilderungen oder Berichten werden ſie dem Leſer nahe gebracht, ſondern in Stimmungsbildern. Bei Frau Egerton iſt dieſe koſtbare Erzählermanier allerdings auch reichlich mit Nachläſſigkeiten und Oberflächlichkeiten untermengt. Die deutſche Ueberſetzung iſt ziemlich hölzern; um nicht allzuſcharf zu urtheilen, muſs man alſo das Original zur Hand nehmen. Den einen oder andern wird von der deutſchen Ausgabe auch die ungemein armſelige, nach dem Muſter von Agitations-Broſchüren gehaltene Ausſtattung zurückſchrecken. Der engliſche Verleger, John Lane, hat aus den acht Novelletten ein ſtilvolles Buch von leichtem Büttenpapier und mit einer wunderbaren japaniſchen Titelrandzeichnung gemacht. A. G.

Revue der Revuen.

Im Decemberheft von „Coſmopolis" gibt Eduard Dicey eine kluge Begründung des Umſtandes, daſs England ſich bei den übrigen Nationen ſo geringer Popularität erfreut. Zunächſt ſei es etwas wie Neid, was die Völker des Continents beim Anblick von Großbritanniens feſtgegründeten politiſchen und wirtſchaftlichen Verhältniſſen empfänden; ſeine überſeeiſche Macht, ſein Colonialbeſitz, ſein Einfluſs ſeien wohl geeignet, Miſsgunſt zu erwecken, umſomehr, als eine gewiſſe Unterſchätzung ihrer perſönlichen Charaktereigenſchaften ihnen die Engländer dieſer Vorzugsſtellung nicht ganz würdig erſcheinen laſſe. Dieſe falſche Beurtheilung käme daher, daſs die Engländer nicht nur nach ihrer geographiſchen Lage, ſondern auch nach ihrem Weſen Inſulaner ſeien, unzugänglich, eingeſponnen in die eigene Art und ſo erfüllt von ihrer Unübertrefflichkeit, daſs ſie ihre Sitten und Gewohnheiten überall mit hinnehmen, ſie in jedes fremde Land übertragen, und ſich in der Fremde zunächſt ein Stückchen Heimat ſchaffen, ſtatt die Art der Gaſtgeber anzunehmen. In dieſer Concentration auf ſich ſelbſt ruhe ihre große Kraft, aber ſie erkläre das Gefühl der Feindſeligkeit und inneren Entfremdung, deſſen Gegenſtand die Engländer unleugbar ſeien. — In der Bücherſchau des franzöſiſchen Theiles beſpricht Emile Faguet zunächſt das Buch von Preſſenſé über den Cardinal Manning, das ein gedankentiefer, wertvoller Beitrag zur Geſchichte der engliſchen Kirche genannt wird, und geht dann ausführlich auf Arthur Schnitzlers „Sterben" ein, das kürzlich in einer franzöſiſchen Ueberſetzung von G. Vallette erſchienen iſt. „Es gibt wahre Wunder an feiner pſychologiſcher Beobachtung in dieſem Buch, das ebenſo reich an Gedanken, als abſichtlich arm an äußeren Vorgängen iſt", ſagt er davon; und weiterhin, nachdem er Stellen daraus angeführt: „Man ſieht, wie wahr und wie vornehm dies traurige Buch iſt. Es kommt von einem klugen, kalt prüfenden Moraliſten. Er folgt den Wegen des Herzens mit ungewöhnlicher Sicherheit. Man empfindet erſchauernd, wie gut er die Tiefen des menſchlichen Jammers kennt. Und ſeine Geſchichte iſt die von zwei ganz modernen unglücklichen Menſchen, zwei echten Kindern unſerer Zeit!"

In Nr. 48 der „Gegenwart" iſt ein ausführlicher Artikel über ein neues Buch: „Der geniale Menſch", aus der Feder des Jenenſer Philoſophen und Aeſthetikers Julius Türck. Im Gegenſatz zu Lombroſo und Nietzſche, die Genie und Wahnſinn für nah verwandt halten und etwas Krankhaftes in der Genialität erblicken, hält Türck jedes wahrhaft geniale Werk für den Ausdruck erhöhter Energie und Lebensfülle. Er bekämpft die ganze moderne Richtung, vor allem die „gefährlichen" Denker Stirner und Nietzſche, die: „an Stelle der Liebe und der Hingebung die Selbſtſucht und den Haſs ſetzen wollen, an Stelle des Erhabenen und Schönen das Häſsliche und Gemeine, an Stelle der Wahrheit die Lüge, an die Stelle des friedlichen Verkehrs und der Gemeinſamkeit der Intereſſen den Krieg aller gegen alle, mit einem Wort auf allen Gebieten an die Stelle der Ordnung Anarchie, Unordnung und völlige Geſetzloſigkeit". Selbſtſucht und Geſetzloſigkeit ſtünden aber im directen Gegenſatz zu aller Genialität und allem künſtleriſchen Schaffen.

In Schottland gibt es eine neue Zeitſchrift, die „Revue française d'Edinbourg". Ihr Herausgeber, Herr Charles Sarolea, ein Belgier von Geburt, wurde zu ihrer Gründung bewogen durch die Erkenntnis, daſs Frankreich ſein früheres Anſehen in England eingebüßt hat, und den Wunſch, den regen geiſtigen Contact zwiſchen den beiden Völkern wiederherzuſtellen. „Jeder Franzoſe, der im Auslande lebt," ſteht im Programmartikel des neuen Blattes, „weiß, wie geringſchätzig man die franzöſiſche Cultur im Ausland betrachtet. Man führt uns nicht mehr an, man zählt nicht mehr mit uns. Es ſcheint, als wären nicht unſere Generale, ſondern unſere Schriftſteller bei Sedan geſchlagen worden. Man begnügt ſich nun damit, heuchleriſch unſeren Verfall zu beklagen, man ſucht zu vergeſſen, daſs wir die geiſtige Hegemonie geführt und für die Menſchheit gedacht haben." Namentlich in England ſei dies der Fall; daran aber ſeien nur die franzöſiſchen Literaten ſelber ſchuld. Wenn man Frankreich nach Büchern wie „La Terre", „Les Demi-Vierges" und „Aphrodite" beurtheilen ſollte, dann dürfe man ſich nicht wundern, wenn man den Franzoſen moraliſchen und religiöſen Indifferentismus, Cynismus, politiſche Geſinnungsloſigkeit und Mangel an allem ſittlichen Ernſt vorwerfe. Der naturaliſtiſche Roman discreditiere und verleumde Frankreich vor der Welt und habe ſein Anſehen weit mehr verringert, als ſeine Niederlagen im Kriege. Zola habe wahren Vaterlandsverrath geübt. Die wahrhaft guten franzöſiſchen Bücher aber drangen nicht über die Grenzen, ertränkt in der Flut des Frivolen und Laſciven. Und wenn man auch die Engländer, mit Recht, der Scheinheiligkeit beſchuldige, ſo ſei dieſe erheuchelte äußere Ehrbarkeit dem Gemeinweſen ſicherlich zuträglicher, als jene umgekehrte Fanfaronade, die unſelige Leidenſchaft, dem eigenen Volke alle möglichen Laſter anzudichten und ſich mit Sittenloſigkeit zu brüſten, nur um des pikanten Reizes willen, der die öffentliche Achtung gewiſs nicht aufwiege.

Im Novemberhefte der „North American Review" ſtellt Profeſſor Thurſton über das Lebeweſen als Maſchine intereſſante Betrachtungen an. Er berechnet unter anderem, daſs die tägliche Nahrung eines erwachſenen Mannes als Arbeitskraft ungefähr gleichkommt einem Pfund Kohle, und dieſes wiederum der Arbeitsfähigkeit eines Pferdes in 24 Stunden. Da nun die Arbeitskraft eines Pferdes vierundzwanzigmal ſo groß iſt wie die menſchliche, verbraucht das regelrechte Tagewerk eines Durchſchnittsmenſchen nur ein Fünftel der potentiellen Energie, die in der von ihm aufgewendeten Nahrung aufgeſpeichert liegt. Der Reſt fällt keineswegs der Vernichtung anheim, ſondern wird von der menſchlichen Maſchine zur fortwährenden Wiederherſtellung ihrer Beſtandtheile benützt.

In der „National Review" berichtet Miſs Edith Sellers über den wohlgelungenen Verſuch der däniſchen Geſetzgebung, eine wirkſame Altersverſorgung durchzuführen. Das betreffende Geſetz kam im Jahre 1891 zuſtande, und zwar merkwürdigerweiſe als Conſequenz einer von der Regierung verlangten Bierſteuer, welche die radicale Oppoſition im Parlamente nur unter der Bedingung bewilligen wollte, daſs die aus derſelben erfließenden Einnahmen auch wieder hauptſächlich den eigentlichen Steuerträgern, nämlich den armen Volksclaſſen zugute kommen würden. Die Beſtimmungen des Geſetzes ſind ganz einfach: Jeder däniſche Staatsbürger, der die letzten zehn Jahre vor ſeinem Anſuchen im Lande ſeinen Wohnſitz gehabt, bis dahin gerichtlich unbeſcholten und frei von der Fürſorge öffentlicher Armenpflege geweſen, iſt berechtigt, die Aufnahme in die Altersverſorgung zu verlangen. Ueberdies ſchließt auch ſelbſtverſchuldete Armut von der Altersverſorgung aus. Das Geſetz wird ſo gehandhabt, daſs dieſer Verſorgung der Charakter eines Almoſens ſorglich ferngehalten wird; nicht die öffentlichen Armenpfleger, ſondern beſondere Beamte ſind zur Adminiſtration dieſes Inſtitutes berufen. Die Verſorgten werden nicht als Arme, ſondern als eine Art von Staatspenſioniſten angeſehen; auch behalten ſie alle politiſchen Rechte des Vollbürgers bei. Die Verſorgung ſelbſt wird in verſchiedenen Formen durchgeführt, ſowohl durch regelmäßige Geldbezüge, als auch durch Aufnahme in Verſorgungshäuſer; das Geſetz ſchreibt aber ganz allgemein vor, daſs die Verpflegung eine für den Unterhalt der betreffenden Perſon und ſeiner Familie genügende ſein und im Krankheitsfalle auch auf die ärztliche Behandlung ſich erſtrecken müſſe. Die Koſten werden vom Staate und den Gemeinden gemeinſam getragen. Im ganzen beträgt der Zuſchuſs aus der Staatscaſſe 110.000 Pfd. Stlg. pro Jahr. In Kopenhagen genoſſen im Jahre 1892 dieſe Altersverſorgung 4320 Perſonen, im Jahre 1893 4006, 1894 4372 und am 1. Jänner 1895 4635, nebſt 1100 von dieſen abhängigen Perſonen, bei einer Bevölkerung von circa 400.000 Einwohnern. Gerade in Kopenhagen ſind die Verſorgungshäuſer muſterhaft eingerichtet, wobei die Durchſchnittskoſten der täglichen Verpflegung des Einzelnen ſich nur auf ungefähr 1 Schilling pro Kopf belaufen.

Im letzten Hefte der „Contemporary Review" finden ſich, mitgetheilt von Diwan Kélékian, intereſſante Daten aus der Häuslichkeit des Sultans. Das Perſonal ſeines Palaſtes zählt 12.000 Menſchen, darunter der Harem 3000 Frauen. Geſetzlich angetraute Weiber ſind dem Sultan nur 7 zugeſtanden. An einem beſtimmten Tag im Jahr obliegt es ſeiner Mutter und ſeinen Frauen, ihn mit einer ſchönen Circaſſierin zu beſchenken. Dieſe Mädchen werden mit großer Sorgfalt ausgewählt und in gewiſſen Künſten, vor allem im Singen und Lautenſpielen unterwieſen. Der Marktpreis einer ſolchen Schönen, wenn ſie des Sultans würdig ſein ſoll, beträgt 1000—2000 Pfd. Stlg. Der Sultan macht oft einem ſeiner Miniſter eine Odaliske zum Geſchenk; Frauen, die nicht Mütter geworden ſind, pflegt er mit Ehemännern und Morgengaben auszuſtatten.

Die Frau des Weiſen.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

Hier werde ich lange bleiben. Ueber dieſem Orte zwiſchen Meer und Wald liegt eine ſchwermüthige Langeweile, die mir wohlthut. Alles iſt ſtill und unbewegt. Nur die weißen Wolken treiben langſam; aber der Wind ſtreicht ſo hoch über Wellen und Wipfel hin, daſs das Meer und die Bäume nicht rauſchen. Hier iſt tiefe Einſamkeit, denn man fühlt ſie immer; auch wenn man unter den vielen Leuten iſt, im Hotel, auf der Promenade. Die Curkapelle ſpielt meiſt melancholiſche ſchwediſche und däniſche Lieder, aber auch ihre luſtigen Stücke klingen müde und gedämpft. Wenn die Muſikanten fertig ſind, ſteigen ſie ſchweigend über die Stufen aus dem Kiosk herab und verſchwinden mit ihren Inſtrumenten langſam und traurig in den Alleen.

Dies ſchreibe ich auf ein Blatt, während ich mich in einem Boote längs des Ufers hinrudern laſſe.

Das Ufer iſt mild und grün. Einfache Landhäuſer mit Gärten; in den Gärten gleich am Waſſer Bänke; hinter den Häuſern die ſchmale, weiße Straße, jenſeits der Straße der Wald. Der dehnt ſich ins Land, weit, leicht anſteigend, und dort, wo er aufhört, ſteht die Sonne. Auf der ſchmalen und langgeſtreckten gelben Inſel drüben liegt ihr Abendglanz. Der Ruderer ſagt, man kann in zwei Stunden dort ſein. Ich möchte wohl einmal hin. Aber hier iſt man ſeltſam feſtgehalten; immer bin ich im nächſten Umkreis des kleinen Orts, am liebſten gleich am Ufer oder auf meiner Terraſſe.

Ich liege unter den Buchen. Der ſchwere Nachmittag drückt die Zweige nieder; ab und zu hör' ich nahe Schritte von Menſchen, die über den Waldweg kommen; aber ich kann ſie nicht ſehen, denn ich rühre mich nicht, und meine Augen tauchen in die Höhe. Ich höre auch das helle Lachen von Kindern, aber die große Stille um mich nimmt alles Geräuſch raſch auf, und iſt es kaum eine Secunde lang verklungen,

Digitized by Google

ſo ſcheint es längſt vorbei. Wenn ich die Augen ſchließe und gleich wieder öffne, ſo erwache ich wie aus einer langen Nacht. So entgleite ich mir ſelbſt und verſchwebe wie ein Stück Natur in die große Ruhe um mich.

Mit der ſchönen Ruhe iſt es aus. Nicht im Ruderboot und nicht unter den Buchen wird ſie wiederkommen. Alles ſcheint mit einemmale verändert. Die Melodien der Kapelle klingen ſehr heiß und luſtig; die Leute, die an einem vorbeigehen, reden viel; die Kinder lachen und ſchreien. Sogar das liebe Meer, das ſo ſchweigend ſchien, ſchlägt nachts lärmend an das Ufer. Das Leben iſt wieder laut für mich geworden. Nie war ich ſo leicht vom Hauſe abgereiſt; ich hatte nichts Unvollendetes zurückgelaſſen. Ich hatte mein Doctorat gemacht; eine künſtleriſche Illuſion, die mich eine Jugend hindurch begleitet, hatte ich endgiltig begraben, und Fräulein Jenny war die Gattin eines Uhrmachers geworden. So hatte ich das ſeltene Glück gehabt, eine Reiſe anzutreten, ohne eine Geliebte zuhauſe zu laſſen und ohne eine Illuſion mitzunehmen. In der Empfindung eines abgeſchloſſenen Lebensabſchnittes hatte ich mich ſicher und wohl gefühlt. Und nun iſt alles wieder aus; — denn Frau Friederike iſt da.

Spät abends auf meiner Terraſſe; ich hab' ein Licht auf meinen Tiſch geſtellt und ſchreibe. Es iſt die Zeit, über alles ins Klare zu kommen. Ich zeichne mir das Geſpräch auf, das erſte mit ihr nach ſieben Jahren, das erſte nach jener Stunde. . . . .

Es war am Strand, um die Mittagszeit. Ich ſaß auf einer Bank. Zuweilen giengen Leute an mir vorüber. Eine Frau mit einem kleinen Jungen ſtand auf der Landungsbrücke, zu weit, als daſs ich die Geſichtszüge hätte ausnehmen können. Sie war mir übrigens durchaus nicht aufgefallen; ich wuſste nur, daſs ſie ſchon lange dort geſtanden war, als ſie endlich die Brücke verließ und mir immer näher kam. Sie führte den Knaben an der Hand. Nun ſah ich, daſs ſie jung und ſchlank war. Das Geſicht kam mir bekannt vor. Sie war noch zehn Schritte von mir; da erhob ich mich raſch und gieng ihr entgegen. Sie hatte gelächelt, und ich wuſste, wer ſie war.

„Ja, ich bin es," ſagte ſie und reichte mir die Hand.

„Ich habe Sie gleich erkannt," ſagte ich.

„Ich hoffe, das iſt nicht zu ſchwer geweſen," erwiderte ſie. „Und Sie haben ſich eigentlich auch gar nicht verändert."

„Sieben Jahre" . . . . . ſagte ich.

Sie nickte. „Sieben Jahre." . . . . .

Wir ſchwiegen beide. Sie war ſehr ſchön. Jetzt glitt ein Lächeln über ihr Geſicht, ſie wandte ſich zu dem Jungen, den ſie noch immer an der Hand hielt und ſagte zu ihm: „Gib dem Herrn die Hand." Der Kleine reichte ſie mir, ſchaute mich aber dabei nicht an.

„Das iſt mein Sohn," ſagte ſie.

Es iſt ein hübſcher brauner Bub mit hellen Augen.

„Es iſt doch ſchön, daſs man einander wieder begegnet im Leben," begann ſie, „ich hätte nicht gedacht . . . ."

„Es iſt auch ſonderbar," ſagte ich.

„Warum?" fragte ſie, indem ſie mir lächelnd und das erſtemal ganz voll in die Augen ſah. „Es iſt Sommer . . . . alle Leute reiſen, nicht wahr?"

Jetzt lag mir die Frage nach ihrem Mann auf den Lippen; aber ich vermochte es nicht, ſie auszuſprechen.

„Wie lang werden Sie hier bleiben?" fragte ich.

„Vierzehn Tage. Dann treffe ich mit meinem Manne in Kopenhagen zuſammen."

Ich ſah ſie mit einem raſchen Blick an; der ihre antwortete unbefangen: „Wundert Dich das vielleicht?"

Ich fühlte mich unſicher, unruhig beinahe. Wie etwas Unbegreifliches erſchien es mir plötzlich, daſs man Dinge ſo völlig vergeſſen kann. Denn nun merkte ich erſt: an jene Stunde vor ſieben Jahren hatte ich ſeit lange ſo wenig gedacht, als wäre ſie nie erlebt worden.

„Sie werden mir aber viel erzählen müſſen," begann ſie aufs neue, „ſehr, ſehr viel. Gewiſs ſind Sie ſchon lange Doctor?"

„Nicht ſo lange — ſeit einem Monat."

„Sie haben aber noch immer Ihr Kindergeſicht," ſagte ſie. „Ihr Schnurrbart ſieht aus, als wenn er aufgeklebt wäre."

Vom Hotel her, überlaut, tönte die Glocke, die zum Eſſen rief.

„Adieu," ſagte ſie jetzt, als hätte ſie nur darauf gewartet.

„Können wir nicht zuſammengehen?" fragte ich.

„Ich ſpeiſe mit dem Buben auf meinem Zimmer, ich bin nicht gern unter ſo vielen Menſchen."

„Wann ſehen wir uns denn wieder?"

Sie wies lächelnd mit den Augen auf die kleine Strandpromenade. „Hier muſs man einander doch immer begegnen," ſagte ſie — und als ſie merkte, daſs ich von ihrer Antwort unangenehm berührt war, ſetzte ſie hinzu: „Beſonders, wenn man Luſt dazu hat. — Auf Wiederſehen."

Sie reichte mir die Hand, und ohne ſich noch einmal umzuſehen, entfernte ſie ſich. Der kleine Junge blickte aber noch einmal nach mir zurück.

Ich bin den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend auf der Promenade hin- und hergegangen, und ſie iſt nicht gekommen. Am Ende iſt ſie ſchon wieder fort? Ich dürfte eigentlich nicht darüber ſtaunen.

Ein Tag iſt vergangen, ohne daſs ich ſie geſehen. Den ganzen Vormittag hat es geregnet, und außer mir war faſt niemand auf der Promenade. Ein paarmal bin ich an dem Haus vorbei, in dem ſie wohnt; ich weiß aber nicht, welche ihre Fenſter ſind. Nachmittags ließ der Regen nach, und ich machte einen langen Spaziergang auf der Straße längs des Meeres bis zum nächſten Orte. Es war trüb und ſchwül.

Auf dem Wege habe ich an nichts anderes denken können als an jene ferne Zeit. Alles habe ich deutlich wieder vor mir geſehen. Das freundliche Haus, in dem ich gewohnt, und das Gärtchen mit den grünlackierten Stühlen und Tiſchen. Und die kleine Stadt mit ihren ſtillen weißen Straßen. Und die fernen, im Nebel verſchwimmenden Hügel. Und über all' dem lag ein Stück blaſsblauer Himmel, der ſo dazugehörte, als wenn er auf der ganzen Welt nur dort ſo blaſs und blau geweſen wäre. Auch die Menſchen von damals ſah ich alle wieder; meine Mitſchüler, meine Lehrer, auch Friederikens Mann. Ich ſah ihn anders, als er mir in jenem letzten Augenblick erſchienen war; — ich ſah ihn mit dem milden, etwas müden Ausdruck im Geſicht, wie er nach der Schule auf der Straße an uns Knaben freundlich grüßend vorüberzuſchreiten pflegte und wie er bei Tiſche zwiſchen Friederike und mir, meiſt ſchweigend, geſeſſen; ich ſah ihn, wie ich ihn oft von meinem Fenſter aus erblickt hatte: im Garten vor dem grünlackierten Tiſch, die Arbeiten von uns Schülern corrigierend. Und ich erinnerte mich, wie Friederike in den Garten gekommen, ihm den Nachmittagkaffee gebracht und dabei zu meinem Fenſter hinaufgeſchaut, lächelnd, mit einem Blicke, den ich damals nicht verſtanden . . . bis zu jener letzten Stunde. — Jetzt weiß ich auch, daſs ich mich oft an all' das erinnert habe. Aber nicht wie an etwas Lebendiges, ſondern wie an ein Bild, das ſtill und friedlich an einer Wand zuhauſe hängt.

Wir ſind heute am Strand nebeneinander geſeſſen und haben miteinander geſprochen wie Fremde. Der Bub ſpielte zu unſeren Füßen mit Sand und Steinen. Es war nicht, als wenn irgendetwas auf uns laſtete: wie Menſchen, die einander nichts bedeuten und die der Zufall des Badelebens auf kurze Zeit zuſammengeführt, haben wir miteinander geplaudert: über das Wetter, über die Gegend, über die Leute, auch über Muſik und über ein paar neue Bücher. Während ich neben ihr ſaß, empfand ich es nicht unangenehm; als ſie aber aufſtand und fortgieng, war es mir mit einemmal unerträglich. Ich hätte ihr nachrufen mögen: Laſs mir doch etwas da; aber ſie hätte es nicht einmal verſtanden. Und wenn ich's überlege, was durfte ich anderes erwarten? Daſs ſie mir bei unſerer erſten Begegnung ſo freundlich entgegengekommen, war offenbar nur in der Ueberraſchung begründet; vielleicht auch in dem frohen Gefühl, an einem fremden Orte einen alten Bekannten wiederzufinden. Nun aber hat ſie Zeit gehabt, ſich an alles zu erinnern wie ich; und was ſie auf immer vergeſſen zu haben hoffte, iſt mächtig wieder aufgetaucht. Ich kann es ja gar nicht ermeſſen, was ſie um meinetwillen hat erdulden müſſen und was ſie vielleicht heute noch leiden muſs. Daſs ſie mit ihm zuſammengeblieben iſt, ſeh' ich wohl; und daſs ſie ſich wieder verſöhnt haben, dafür iſt der vierjährige Junge ein lebendiges Zeugnis; — aber man kann ſich verſöhnen, ohne zu verzeihen, und man kann verzeihen, ohne zu vergeſſen. — — Ich ſollte fort; es wäre beſſer für uns beide.

In einer ſeltſamen wehmüthigen Schönheit ſteigt jenes ganze Jahr vor mir auf, und ich durchlebe alles auf's neue. Einzelheiten fallen mir wieder ein. Ich erinnere mich an den Herbſtmorgen, an dem ich, von meinem Vater begleitet, in der kleinen Stadt ankam, wo ich das letzte Gymnaſialjahr zubringen ſollte. Ich ſehe das Schulgebäude deutlich wieder vor mir, mitten in dem Park mit ſeinen hohen Bäumen. Ich erinnere mich an mein ruhiges Arbeiten in dem ſchönen geräumigen Zimmer; an die freundlichen Geſpräche über meine Zukunft, die ich bei Tiſch mit dem Profeſſor führte, und denen Friederike lächelnd lauſchte; an die Spaziergänge mit Collegen auf die Landſtraße hinaus bis zum nächſten Dorf; und alle Nichtigkeiten ergreifen mich ſo tief, als wenn ſie meine ganze Jugend zu bedeuten hätten. Wahrſcheinlich würden alle dieſe Tage im tiefen Schatten des Vergeſſens liegen, wenn nicht von jener letzten Stunde ein geheimnisvoller Glanz auf ſie zurückfiele. Und das merkwürdigſte iſt: ſeit Friederike in meiner Nähe weilt, ſcheinen mir jene Tage ſogar näher als die vom heurigen Mai, in welchem ich das Fräulein liebte, das im Juni den Uhrmacher geheiratet hat.

(Fortſetzung folgt.)

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. [illegible]

Die Zeit.

X. Band. Wien, den 9. Jänner 1897. Nummer 19.

Schlachzizen-Inquiſition.

Dem großen Galilei wurde bekanntlich 1616 namens des Papſtes vom Heiligen Officium der Inquiſition protokollariſch der Befehl ertheilt, „oben beſagte Meinung, daſs die Sonne das Centrum der Welt ſei, die Erde dagegen ſich bewege ... ganz und gar aufzugeben, widrigenfalls ...“ Galilei aber gab ſeine Lehre nicht auf und verfiel der Inquiſition, nachdem es gelungen war, den damaligen Papſt glauben zu machen, daſs der als Vertheidiger der alten Lehre von Galilei in ſeinem Werk lächerlich gemachte Simplicius eigentlich den Papſt vorſtellen ſolle. Die Welt iſt ſeither anders geworden, aber nicht viel. Man wird heute nicht mehr beſtraft, um aſtronomiſcher Wahrheiten willen, wohl aber gibt es politiſche und ökonomiſche Wahrheiten genug, wegen deren man hienieden noch grauſam gezüchtigt wird. In unſerem ſchönen Oeſterreich, insbeſondere in dieſer Aera der nicht mehr bloß das polniſche Volk, ſondern ganz Oeſterreich bedrückenden Schlachzizen-Herrſchaft, ſind es die Wahrheiten über das Schlachzizenthum, deren Verkünder die Rache der Inquiſition des allmächtigen Polenclubs zu fürchten haben. Ein überaus lehrreicher Fall dieſer Art hat ſich in den letzten Wochen zugetragen. Der Beamte der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank, Herr Friedrich Schmid, erlaubte ſich in einer Sitzung der Geſellſchaft der Volkswirte in Wien die Andeutung, daſs „die Feindſeligkeit der Polen gegen die Reichsbank in der deutſchen Preſſe und im deutſchen Parlament dem Umſtande zugeſchrieben wird, daſs die Bank auch den Schlachzizen gegenüber auf der pünktlichen Einlöſung der von ihnen unterſchriebenen Wechſel beſteht, was, als einer polniſchen National-Eigenthümlichkeit zuwiderlaufend, nicht immer leicht zu erreichen ſei.“ Dieſe, übrigens allbekannte, Wahrheit erregte im Polenclub ungefähr eine ſolche Empörung, wie etwa ſeinerzeit die Lehre des Galilei bei der heiligen Inquiſition. Der Obmann des Polenclubs, Herr v. Jaworski, erachtete das Polenthum für ſchwer beleidigt und führte deswegen beim Bankgouverneur Herrn v. Kautz Klage. Herr v. Kautz drückte ſofort ſeine Entrüſtung aus, ertheilte Herrn Schmid eine Cenſur, Herr Schmid ſelbſt gieng zum Großinquiſitor des Polenclubs Herrn David von Abrahamowicz und ſchwor in deſſen Hände feierlich die Lehre von den ſchuldig bleibenden Schlachzizen ab, und zum Schluſſe beeilte ſich noch der Vorſitzende der damaligen Sitzung der Volkswirte, Herr von Inama-Sternegg, um nicht ſeinerſeits auf den Index Miniſtrorum prohibitorum der polniſchen Inquiſition zu kommen, in einem devoten Schreiben die naheliegende Vorſtellung ausdrücklich abzuwehren, als ob Herrn Schmids Ausſpruch über die reichsdeutſchen Schlachzizen und die deutſche Reichsbank auf unſere öſterreichiſchen Schlachzizen und die Oeſterreichiſch-ungariſche Bank bezogen werden könnte.

Und doch iſt dies wahr, buchſtäblich wahr, wahr nicht bloß im allgemeinen, vielmehr noch ganz im ſpeciellen für die Perſon des Simplicius dieſes Falles, des hochbeleidigten Obmannes des Polenclubs Herrn Ritters von Jaworski, der allerdings guten Grund hatte, ſich durch die Aeußerung des Herrn Schmid, trotzdem dieſe ſo ganz allgemein gehalten war, höchſt perſönlich betroffen zu fühlen. Herr Ritter von Jaworski beſitzt nämlich ein kleines Gut in Oſtgalizien, auf welches er vor Jahren bei der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank eine recht ausgiebige Hypothek nahm, für die er ſelbſtverſtändlich pünktlich die Annuitäten zu zahlen sich verpflichten muſste. Doch das that der wackere Schlachzize nicht. Er kam in Rückſtand, und die Bank ſah ſich, nach [illegible] Geſchäftsgepflogenheiten, genöthigt, gegen den [illegible] Ritter die Hilfe der Gerichte in Anſpruch zu nehmen. Wir verrathen damit weder ein Geheimnis aus dem Privatleben des Herrn v. Jaworski, noch ein Geſchäftsgeheimnis der Bank. Denn die Sache kam, nachdem ſie alle Vorſtadien der Mahnung und des [illegible] durchlaufen, in Form eines Feilbietungsedicts, an die Oeffentlichkeit. Das Feilbietungsedict ſteht in der amtlichen Lemberger Zeitung, der „Gazeta Lwowska“, 75. Jahrgang, N. 202, 203, 204 [illegible] vom 5. und 7. September 1885, jedesmal auf der [illegible] 7. Seite ganz oben am Cheneauzeichen, noch [illegible] abgedruckt, und jedermann kann es, [illegible] der Wiener Hofbibliothek nachleſen. [illegible] diplomatiſch getreuer Abdruck, wie folgt:

Z. 4245. **Licytacye.** (5823, 1–3.)

Das k. k. Kreisgericht in Zloczow veröffentlicht hiemit, daſs zur Einbringung der Forderungen der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank per 44.275 fl. 92 kr. ö. W. und 4919 fl. 54 kr. ö. W. ſ. N. G. bei demſelben k. k. Kreisgericht am 28. September, am 26. October und am 30. November 1885, jedesmal von 10 Uhr vormittags an, die in deſſen Grundbüchern G.-E. 6 und 7 eingetragenen, dem Schuldner Apolinar Jaworski in Skwarzawa eigenthümlich gehörigen, den obigen Forderungen zur Hypothek dienenden, auf 100.000 fl. geſchätzten landtäflichen Güter Trościaniec mały und Antheil Trościaniec, und zwar an den erſten beiden Terminen nicht unter dem Schätzungswert von 100.000 fl., am dritten Termin aber nicht unter 70.000 fl. werden feilgeboten werden.

Das Vadium iſt auf 10.000 fl. feſtgeſetzt.

Sollten am dritten Termin nicht einmal 70.000 fl. geboten werden, alsdann hätten die Betheiligten am 30. November 1885 um 4 Uhr nachmittags zur Feſtſtellung erleichternder Bedingungen beim k. k. Kreisgericht zu erſcheinen. Die übrigen Feilbietungsbedingungen ſowie die grundbücherlichen Auszüge können in der Regiſtratur dieſes k. k. Kreisgerichts eingeſehen werden. Hievon werden auch alle jene Gläubiger, welche ſeit dem 10. März 1885 als dem Ausſtellungstage der vorgelegten Grundbuchsauszüge, in Betreff der feilzubietenden Güter dingliche Rechte erworben haben ſollten oder denen der gegenwärtige Feilbietungsbeſcheid oder ſpätere in dieſer Angelegenheit zu erlaſſende Beſcheide entweder gar nicht oder doch nicht gehörig zugeſtellt werden ſollten, zuhanden des für dieſelben mit Subſtitution des Advokaten Dr. Billet in Zloczow aufgeſtellten Curators Dr. Heyne in Zloczow und hiemit verſtändigt.

Vom k. k. Kreisgerichte
Zloczow, am 15. Auguſt 1885.

Ritter Apollinar mag wohl nicht ſehr erbaut davon geweſen ſein, daſs ſeine Vermögensumſtände zu einem ſtehenden Inſerat des gerichtlichen Theils der amtlichen Lemberger Zeitung geworden waren. Aber es ließ ſich dagegen nichts machen. Bitterkeit im Herzen, wandte er den ranken weſteuropäiſchen Sitten der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank den Rücken und übertrug deren Hypothek auf ein galiziſches Creditinſtitut, bei dem er mehr Verſtändnis für die zahlungsſäumigen Gewohnheiten des Schlachzizenthums vorausſetzen mochte. Mittlerweile iſt Herr von Jaworski hoch geſtiegen, er iſt Obmann des Schuldenmacher-, vulgo Polenclubs, Miniſter und Geheimrath gar geworden. Und nun kommt Herr Schmid daher und reißt mit ſeiner unzarten Bemerkung die alte Feilbietungswunde im Schlachzizenherzen wieder auf. Man wird den Schmerz und die Erregung des Herrn v. Jaworski begreifen und auch die feine Empfindung, aus der heraus er Herrn Schmid mit ſeinem Confiteor dem Herrn v. Abrahamowicz überließ, der für dieſe Abſchwörungs-Komödie die ſtärkeren Nerven hat, dieweil kein Feilbietungsedict der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank ſein Gewiſſen drückt.

Ex uno disce omnes. Wer die Schlachzizen ſchlechte Zahler nennt, wird excommuniciert. Wer galiziſche Wahlen für gefälſcht erklärt, wird confisciert. Und wer wie der arme Pater Stojałowski das Schlachzizen-Regime auf der ganzen Linie bloßlegt, der wird gar excommuniciert. Die Schlachzizen-Inquiſition arbeitet ſo nachdrücklich, wie die heilige Inquiſition zu Galileis Zeiten. Nur in einem weſentlichen Punkte unterſcheidet ſie ſich von ihr. Die heilige Inquiſition des ſiebzehnten Jahrhunderts hat die Theorien Galileis vielleicht im guten Glauben verfolgt, daſs ſie unrichtig wäre. Die Schlachzizen-Inquiſition dagegen iſt ſich ſehr wohl bewuſst, daſs die [illegible], die ſie [illegible] [illegible]. [illegible]

h.

Deutſche Antwort auf die orientaliſche Frage.

D[illegible]

Digitized by Google

Als ein Wetterleuchten können wir in dieſer Beziehung den Aufſatz anſehen, den Karl Jentſch in Nr. 60 der „Zeit“ veröffentlicht hat und in welchem ſowohl unſer Intereſſe an der orientaliſchen Angelegenheit, als auch das Verhältnis zu Rufsland ziemlich offen beſprochen wird. Ich ſage, ziemlich offen, denn die ganze Wahrheit iſt es entſchieden nicht, wenn Jentſch ſagt: „Bismarck hat dieſe Lage nicht verſchuldet, er hat ſie vorgefunden, es ſind die erbärmlichen deutſchen Regierungen vor ihm geweſen, die Rufsland hoben, groß werden ließen.“ Hier muſs erſtens betont werden, daſs der erhobene Vorwurf faſt ausſchließlich die auch von Jentſch ſo oft geprieſene Hohenzollern-Dynaſtie trifft. Denn dieſe war es, die einſt unter dem Großen Kurfürſten und ſpäter im Teſchener Frieden Rufsland als Schiedsrichter in die deutſchen Angelegenheiten einführte, die dann durch Betreibung der Theilung Polens und durch ihr ſchmachvolles Verhalten auf dem Wiener Congreſs (wo ſie mit Rufslands Unterſtützung den Raub deutſcher Länder durchſetzte und zum Danke dafür Rufsland Congreſspolen überantwortete, ſo daſs dieſes nun bis an die Prosna vorrücken konnte) Rufsland erſt half, eine europäiſche Macht zu werden, dann im Krimkrieg und im polniſchen Aufſtand 1863 die Zurückwerfung dieſer Macht verhinderte und durch Zertrümmerung der europäiſchen Mittelsmacht im Jahre 1866 und durch die Zerreißung des Pariſer Tractats 1871, ſowie endlich durch die geradezu unbegreifliche Unterſtützung während des letzten Türkenkrieges und auf dem Berliner Congreſſe Rufsland jene gewaltige übermächtige Stellung verlieh, die den ruſſiſchen Zaren heute zum Oberherrn Europas macht. Zum anderen wäre auf das Beſtimmteſte hervorzuheben, daſs die Unterſtützung Rufslands von 1853 an wohl ausſchließlich auf die Rechnung Bismarcks kommt, dieſer alſo durchaus nicht ſo unſchuldig an der gegenwärtigen Lage iſt, wie Jentſch anzunehmen ſcheint.

Die Entwicklung der ruſſiſchen Weltmacht ſteht in der That beiſpiellos da in der Geſchichte. Alle ihre großen nachhaltigen Erfolge verdankt ſie viel weniger eigenen ſchöpferiſchen Leiſtungen, als vielmehr nur paſſivem Widerſtand, ſchlauem Abwarten und abgefeimten, treuloſen Diplomatenkünſten. Am allermeiſten aber hat es zu dem Emporkommen Rufslands beigetragen, daſs die Hohenzollern bei ihrer Ländergier und dem Streben nach der Herrſchaft über Deutſchland alle Dämme zerſtörten, die das Ueberfluten des Ruſſenthums gegen Europa hin hätten verhindern können. So ragt heute Rufsland nach Europa herein, und unſere Politiker finden es ganz natürlich, daſs es auch in allen europäiſchen Angelegenheiten mitſpricht und ſogar als eine der Feſtlandsmächte eher mitſprechen ſoll als das alte weſteuropäiſche England. Die Feſtlandsmächte? Welche grenzenloſe ſträfliche Thorheit, dieſe Feſtlandsmächte noch nach dem alten Maß zu meſſen, nach dem man einſt in den Zeiten der Pentarchie Großmächte meſſen konnte, und gar zu thun, als ob Rufsland nun wirklich eine europäiſche Macht wäre, wie die anderen Mächte auch, und als ob es da, wo dieſe über ihr Wohl und Wehe rathſchlagen, gleichfalls gehört werden müſste. Leute, die prahleriſch den Politiker, ja den Staatsmann ſpielen wollen, ſollten denn doch ſo viel aus der Geſchichte gelernt haben oder wenigſtens noch aus den beſtehenden thatſächlichen Verhältniſſen lernen können, daſs *Rufsland etwas viel anderes als eine europäiſche Macht iſt.* — „Deutſchland, du raſeſt!“ rief der klar und weit ſehende deutſche Politiker Conſtantin Frantz vor 35 Jahren ſeinem Volke zu. Europäer, ihr raſet! müſste man den weſtlichen Völkern heute entgegenrufen, wenn man ſieht, wie ſie den alten Erbfeind deutſcher und europäiſcher Geſittung nicht nur als gleichberechtigt in ihrer Mitte dulden, ſondern ſogar noch offen der Meinung Ausdruck geben, daſs er berufen ſei, uns aus dem Wuſt und Graus herauszuführen.*)

Und doch hatte ſchon Herder vor hundert Jahren auf die vom Oſten drohende Gefahr hingewieſen und hatten Männer, wie Friedrich Liſt, Conſtantin Frantz, V. A. Huber, Rodbertus, Lagarde, ſowohl dieſe ſo unheimlich raſch anwachſende Gefahr in überzeugender Weiſe geſchildert, als auch die Unentbehrlichkeit der öſtlichen Colonialländer für das deutſche Volk nachgewieſen. Der unvergeſsliche Conſtantin Frantz beſonders hat unſer Verhältnis zu Rufsland in allen ſeinen Schriften als den Kern- und Angelpunkt der deutſchen auswärtigen Politik hingeſtellt: „So verhängnisvoll iſt es geworden,“ ſagt er, „daſs Rufsland ſeit dem großen Peter ſich in die Angelegenheiten des abendländiſchen Europas einmiſchen durfte, denn daraus iſt durch die Kette der Ereigniſſe die ganze heutige Lage der europäiſchen Dinge entſprungen. Darum auch keine Hoffnung, aus dieſem Zuſtande herauszutreten, bis nicht zuvörderſt Rufsland aus Polen und Litthauen herausgedrängt und hinter die Düna zurückgeworfen ſein wird. Das iſt mein ceterum censeo, dabei will ich leben und ſterben.“

Daſs es bei dem heutigen Zuſtand, wo auf der einen Seite das ſo gewaltig emporſtrebende Rufsland mit ſeinen unermeſslichen Räumen und ſeiner raſch anſchwellenden Bevölkerung, auf der anderen Seite das zuſammengepreſste, im Innern ſich mehr und mehr verſchlechternde deutſche Volk ſteht, — daſs es bei dieſem Zuſtande nicht lange mehr bleiben kann, daſs vielmehr alles auf eine gewaltige Kataſtrophe hindrängt, leuchtet nachgerade auch den unfähigſten, denkfaulſten deutſchen Kannegießern ein. Von dieſer Einſicht aber bis zur Erkenntnis deſſen, was nun zu geſchehen habe, um die drohende Gefahr von uns abzuwenden, iſt freilich noch ein weiter Weg, und wäre die Sache nicht ſo furchtbar ernſt, man könnte es beluſtigend nennen, wenn man ſieht, wie die Bramarbaſſe und Cliquenführer ihre Bockſprünge in Zeitungen und Volksverſammlungen vollführen und am Ende dem deutſchen Bierphiliſter vorgeredet wird, daſs es ſich hier um Thaten zur Errettung des ganzen deutſchen Volkes handle.

Mögen die oben genannten Männer noch ſo klar und deutlich den Weg vorgeſchrieben haben für eine deutſche *Politik der Zukunft*: die Kreiſe, die heute in Deutſchland regieren, tappen im Finſtern herum oder wandeln in ſicheres Verderben führende Irrwege. Dazu kommt noch, daſs weite Schichten mit einer zielbewuſsten Parteipolitik dahin ſtreben, die Allgemeinheit lediglich *ihren* Intereſſen dienſtbar zu machen und durch eine gekaufte Preſſe die öffentliche Meinung vollends verwirren.

Die große Zarenreiſe und die blutig aufflackernden Empörungen im Orient haben heute die Blicke der Weſtländer mehr als je auf den europäiſchen „Wetterwinkel“ gelenkt. Unſere kannegießernde Schreiberwelt hat das dunkle Gefühl, als ob ſich da unten etwas vorbereitete, woran Europa lange zu kauen haben wird.

Es wird heute allgemein angenommen, und auch Dr. Peez ſpricht dieſe Anſicht in der „Zeit“ Nr. 107 aus, daſs Rufsland gegenwärtig kein Intereſſe daran habe, die Unruhen in der Türkei zu unterſtützen. Auch uns ſcheint es, als ob Rufsland mit einer ſolchen Unterſtützung jetzt eine ſehr große Ueberflüſſigkeit begehen würde, wo doch das ganze nichtruſſiſche feſtländiſche Europa ſich bemüht, die ruſſiſchen Angelegenheiten zu vertreten, und die ſelbſtmörderiſche Politik der natürlichen Gegner und Feinde Rufslands ſchon ganz allein dafür ſorgt, daſs letzterem beim weiteren klugen Abwarten die Frucht der Weltherrſchaft entgegenreift.

Freilich gibt es zur Zeit auch noch einen ſelbſt- und zielbewuſsten Gegner Rufslands: Großbritannien. Und es iſt gewiſs etwas Wahres daran, wenn man in den meiſten feſtländiſchen Blättern ununterbrochen verkündet, daſs die Engländer heute fieberhaft bemüht ſeien, die Dinge im europäiſchen Oſten in Fluſs zu bringen; aber nicht ſchmähen ſollten wir ſie deshalb, ſondern weit eher ihnen dankbar ſein, und ſie unterſtützen. Freilich müſſen wir uns dazu auf einen Standpunkt erheben, der abſeits von jenem liegt, von dem aus unſere großinduſtriellen Ausbeuter die Sache betrachten. Dieſe ſehen in England den *bevorzugten Mitbewerber auf dem Weltmarkt*, und jeder, der England bekämpft, iſt ihr Bundesgenoſſe. Darum ihr hündiſches Gewinſel um die Gunſt des Zaren: *Der Profit, das iſt ihr Patriotismus!* Und ſo bringen es die Leute denn fertig, angeſichts einer furchtbaren, gerade und einzig und allein von Rufsland drohenden Gefahr noch alles Mögliche zur deſſen Kräftigung zu thun, hoffend, daſs ſie dann wenigſtens noch einige Jahrzehnte die fetten Dividenden einheimſen können. — Und ſpäter? — Nach uns die Sündflut!

Weil nun aber die „perfiden“ Engländer bei allem Egoismus ſich einer ſo ſchamlos gewiſſenloſen Politik gegenüber ſträuben, weil auf ſie noch heute die Worte Fr. Liſts anwendbar ſind: *daſs ſie in der Gegenwart handeln, als ob ſie auf Jahrhunderte hinaus zu ſehen vermöchten*, darum wird die ganze „nationale“, will ſagen: Ausbeuterpreſſe gegen ſie mobil gemacht, und die Geſellſchaft der Kleinen, der Parteiloſen, die gewohnt iſt, mit der Menge zu laufen, bellt und belfert mit, ohne Sinn und Ueberlegung.

Auch die Hintermänner dieſer Preſsmente hätten gar nichts dagegen, wenn heute die Türkei liquidierte, ja ſie drängen den Zaren, der als anerkannter Oberherr Europas allein die Macht beſitzt, geradezu dahin. Aber ſie fordern die Theilung von Rufslands Gnaden, alſo mit Ausſchluſs Englands; angeblich, um den Weltfrieden herbeizuführen, nicht wiſſend aber oder heuchleriſch verſchleiernd, daſs dadurch gerade der Weltbrand entfacht werden müſste; denn es gehört wahrlich ein kindlicher Glaube dazu, zu meinen, es bedürfe nur eines Dictums der Feſtlandsſtaaten, und die Weltmacht England wäre nicht mehr.

Es iſt müßig, jetzt zu erörtern, was England in einem ſolchen Falle thun würde, ſoviel kann man jedoch errathen, daſs es einen Kampf geben würde, wie die Welt noch keinen zweiten geſehen: der britiſche Löwe würde ein Gebrüll erheben, daſs unſere Ausbeutergeſellſchaft ſich erſchreckt verkriechen würde, denn ihr gienge es zu allererſt an den Kragen. Kein Zweifel, das erſte Opfer dieſes großen Kampfes wäre der deutſche überſeeiſche Handel, der Weltmarkt würde ihm mit einem Schlage verſchloſſen ſein, und was das bei der gewaltigen Ausfuhr, die das Deutſche Reich heute beſitzt und deren Zunahme immer ſo prahleriſch gerühmt wird, bedeuten will, das braucht nicht erſt im einzelnen ausgeführt zu werden.

Damit wollen wir aber keineswegs ſagen, daſs England aus dieſem Rieſenkampf als Sieger hervorgehen müſste; im Gegentheil, es ſpricht alle Wahrſcheinlichkeit dafür, daſs es den vereinten Angriffen des feſtländiſchen Europas unterliegen würde — aber dann?

Zuerſt würde das engliſche Weltreich zertrümmert werden: der Löwentheil, Indien, zugleich die Grundlage der engliſchen Weltherrſchaft zuſammen mit der aſiatiſchen Türkei und Conſtantinopel, wurden

*) Nur die vielgeſchmähten Reichsfeinde, die Socialdemokraten und Welfen, machen hier eine Ausnahme.

Digitized by Google

Ruſsland zufallen, und die amerikaniſchen Beſitzungen würden zur ſelben Zeit von den Vereinigten Staaten beſetzt werden, während das afrikaniſche Beſitzthum ſammt Egypten in die Hände der Franzoſen käme. Das wäre aber nur die vorläufige Vertheilung der Welt, der bald noch andere Auftheilungen folgen würden. Sollten die Deutſchen bei dieſem Kampfe wirklich, wenn auch nur durch wohlwollende Neutralität, Ruſsland beigeſtanden haben, ſo würde ihnen ja wohl ein Theil der engliſchen Beſitzungen zufallen; im übrigen würden ſie aber jedenfalls dieſelben Erfahrungen mit Ruſsland machen, die einſt der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gemacht hat, als ſein Bundesgenoſſe Alexander I. im Frieden zu Tilſit nicht nur ihn preisgab, ſondern ſich ſogar noch durch Napoleon mit Ländern entſchädigen ließ, die ihm, dem König von Preußen, gehörten. Möglich, daſs dann in Zukunft Ruſsland die deutſchen Länder noch als Vaſallenſtaaten fortbeſtehen ließe, ihrem endlichen Schickſale, der Unterjochung durch Ruſsland, würden ſie nicht entgehen: und wäre auch Deutſchland gefallen, ſo wäre es bis zur endlichen Erfüllung des Teſtaments Peters des Großen nur noch ein Schritt.

Das wäre Deutſchlands und Europas Zukunft, wenn die Politik der Schlotbarone zum Sieg gelangte. — Wir unſererſeits trauen nun den Völkern Mitteleuropas, insbeſondere den deutſchen, doch ſoviel Einſicht und Thatkraft zu, daſs ſie es nicht dahin kommen laſſen werden, daſs eine kleine Minderheit von Geſchäftemachern alles zugrunde richtet, nur, um ihre vollen Geldſäcke noch voller zu machen; wir hoffen, daſs eine urwüchſige, kräftige Volksbewegung jener Geſellſchaft klar machen wird, daſs die Erhaltung unſerer Culturerrungenſchaften, daſs das Glück und Wohlergehen der Allgemeinheit denn doch noch mehr wert iſt als die Aufhäufung materieller Güter in den Händen Weniger.

Anzeichen zu einer ſolchen Bewegung ſind, wie wir oben ſchon geſagt haben, vorhanden. Woran es fehlt, das ſind vor allem die klaren Ziele. Wir meinen aber nun, einem Volke, das, ſo wie das deutſche, unter den Folgen einer furchtbaren Uebervölkerung leidet, und das geradezu an ſeiner Zuvielerzeugung von Intelligenz zu erſticken droht — einem ſolchen Volke müſsten die Bahnen ſeines Handelns klar vorgeſchrieben ſein, wenn anders im Zeitalter der „Politik mit realen Factoren" den Thatſachen noch einiger Wert beigelegt werden ſoll.

Im Südoſten, am Balkan, in Kleinaſien, Weſtruſsland liegen unermeſsliche Landſtrecken, die ſchlecht oder gar nicht bebaut ſind, weil es an willigen und geſchickten Händen zur Bearbeitung fehlt; dort liegt unſeres Volkes Beruf, wenn es überhaupt noch einen hat. Und um dahin gelangen zu können, bedarf es des friedlichen innigen Wiederanſchluſſes an Oeſterreich. „Das wird nur deshalb ſo wenig erkannt und erwogen" — ſagte V. A. Huber bereits vor 35 Jahren — „weil die leere phantaſtiſche Großſprecherei, welche in dieſen Dingen allein Gehör findet, immer von der thörichten Idee der Concurrenz mit England in der oceaniſchen Entwicklung berauſcht iſt und dabei in faſt allen einzelnen Momenten den Schein, die Phraſe für die Wirklichkeit nimmt. Wer nur irgend eine lebendige Anſchauung des wahren Verhältniſſes, der natürlichen Gaben und des darin liegenden relativen Berufes der britiſchen Inſeln und Deutſchlands zu einer oceaniſchen Entwicklung hat — wer dann die Ausſichten erwägt, welche z. B. eine deutſche Beſiedlung der unteren Donau, und was ſich alles daran knüpft, unter einem mäßigen Zollſchutz gegen England eröffnet, der wird wahrlich keinen Augenblick darüber im Zweifel ſein, wo der Hauptberuf Deutſchlands liegt. Aber freilich, zu einer lebendigen Anſchauung des relativen Verhältniſſes des Pfundes, welches die verſchiedenen Völker und Länder als Betriebscapital in die Weltgeſchichte bringen, gehört etwas mehr, als was man aus geographiſchen Karten und ſtatiſtiſchen Handbüchern erſehen kann."

Bruno Bauer ſah ſchärfer als Fürſt Bismarck: die orientaliſche Frage iſt in der That die deutſche Frage, und der Weg zur Löſung liegt in der Zurückwerfung Ruſslands und in der Begründung einer Mitteleuropäiſchen Föderation.

Dresden. Ottomar Schuchardt.

Die grüne Internationale.

Rückblick auf den Internationalen landwirtſchaftlichen Congreſs zu Budapeſt.*)

Von Dr. Rudolph Meyer.

I.

Schnelle Verkehrsmöglichkeit verwiſcht locale Verſchiedenheiten und beeinflusst ſogar die Anſichten über gut und böſe, recht und ſchlecht. Sie hat dem Begriff „Internationale" im Laufe des letzten Drittels dieſes Jahrhunderts den moraliſchen Makel faſt von der Stirn gewiſcht, welchen man ihm bei der Geburt des älteſten Spröſslings dieſer Familie, der „rothen Internationale", in St. Martinshall zu London 1863, aufdrückte. Es hieß, ſie ſei unpatriotiſch. Plebejiſch war ſie jedenfalls. Rodbertus ſagte aber ſchon damals, man müſſe den Socialismus, der doch ihr Vater war, ſalonfähig machen. Mutter „Verkehrsmöglichkeit" war fruchtbar. Sie erzeugte die „ſchwarze" und die „goldene Internationale" ſchnell hintereinander um 1873 reſp. 1875. Beide kamen noch mit dem Makel der „Reichsfeindlichkeit" und „Vaterlandsloſigkeit" auf die Welt — aber ſalonfähig waren ſie ſchon. Die glückliche Mutter ruhte nun über 20 Jahre, da aber gebar ſie im September v. J. in Peſt ihre vierte Tochter, die in makelloſer Schönheit und Reine, ſogar mit einem ſtarken Schuſs edlen blauen Blutes, zur Welt kam: die „grüne Internationale", ſalonfähig par excellence und dabei höchſt patriotiſch, wie Herr von Plötz-Döllingen verſicherte. Sie iſt ein dralles Landmädchen, Product von ſtarken Lenden, und wird ihren internationalen Weg mit der Sonne vom öſtlichſten Punkt Europas bis an das Weſtgeſtade, das der alte Okeanos ſäumt, machen. Es iſt ein politiſches Ereignis erſten Ranges, das in Peſt ſtattfand. Wichtiger als eine Schlacht erſten Ranges, als Sadowa und Sedan. Es wird die Politik Europas mehr beeinfluſſen als jene, vor allen Dingen dauernder — ob glücklicher oder mindeſtens in einer weniger unglücklichen Weiſe? Allah weiß es beſſer als ich, ja, er weiß es allein! Dieſe internationale Vereinigung europäiſcher Grundbeſitzer iſt zuerſt als nationale politiſche Partei in Deutſchland langſam ſeit etwa 30 Jahren entſtanden. Auf dem Peſter Congreſs waren v. Kardorff und ich die einzigen, welche bei dem Entſtehen jener damals ſogenannten „Grundbeſitzerpartei" ſchon thätig waren, und ſo mag es mir gegeben ſein, jene Anfänge und ihre Urſachen ziemlich richtig ſchildern zu können; kurz natürlich muſs das hier geſchehen.

Das ſeit Julius Caeſar der Cultur erſchloſſene Land zwiſchen dem Pictenwall und der Elbe erfreut ſich derſelben 11 bis 12 Jahrhunderte länger als das Land zwiſchen dieſem Strom und dem Ural, wohin ſie erſt den Heeren Heinrichs des Löwen und Hermanns von Salza folgte. Jetzt trennt beide Länder nur noch ein 50- bis 100jähriger Culturunterſchied, was ſich darin zeigt, daſs große wirtſchaftliche Evolutionen hier umſo viel ſpäter auftreten als dort. So iſt die franzöſiſche phyſiokratiſche Bewegung 100 Jahre ſpäter in Preußen in der Form unſeres Agrarierthums entſtanden.

Beide Bewegungen haben dieſelbe Urſache: das Zurückbleiben des „Landintereſſes" hinter der Induſtrie. Dieſe Erſcheinung iſt 1. eine natürliche, weil Arbeit in unbegrenzter Maſſe hier, dort nur im begrenzten Grade durch den zur Zeit verfügbaren Boden in Bewegung geſetzt werden kann, 2. eine politiſche, weil die Staaten ſeit 2½ Jahrhunderten letztere mehr gefördert haben als erſteres. Phyſiokraten und Agrarier verlangten ein mindeſtens gleiches Maß von Förderung ihres Intereſſes oder Reduction der Induſtrieförderung durch den Staat auf jenes Maß, das ſie ſelbſt genoſſen oder verlangten. Beide Intereſſen kämpfen und pactieren abwechſelnd um Staatshilfe. In England wurde der Pact unter dem Oranier geſchloſſen und bis Ende des erſten Drittels dieſes Jahrhunderts gehalten. In Frankreich entſtand der theoretiſche Kampf gegen das Colbert'ſche Induſtrieſyſtem ſchon vor 200 Jahren, wurde vor 150 Jahren durch Quesnay ſyſtematiſch begründet und unter Turgot zur Staatspolitik erhoben. Drei Luſtra ſpäter quittierte die große Revolution über die Evolution von 1774—76 und zog gleichzeitig einige praktiſche Folgen daraus. Vor 30 Jahren trat Preußen in das Quesnay'ſche, vor 17 Jahren in das Turgot'ſche Stadium.

F. Liſt, Nebenius, Maaſſen ſchufen den Raum für die deutſche Induſtrie im Zollverein. Bismarck gab ihr Weltmeeriegel, als er 1862 das Syſtem der internationalen Arbeitstheilung Hand in Hand mit Napoleon III und Cobden Bright annahm. Sie dehnte ihre Production ſchnell aus, wozu ſie Capital brauchte und hoch verzinste. Die Gläubiger der meiſt verſchuldeten Großgrundbeſitzer kündigten dieſen einzelne Capitalien, um ſie vortheilhafter in der Induſtrie anzulegen und verlangten für den Reſt höhere Zinſen. Die „Creditnoth des Grundbeſitzes" entſtand, fand ihren Claſſiker in Rodbertus und erzeugte die „Grundbeſitzerpartei", welche ich ſo am 17. Februar 1869 in der „Berliner Revue" taufte.

Im „Club der Landwirte" zu Berlin entſtand 1867 die Idee, einen „Congreſs der Norddeutſchen Landwirte" zu berufen und ſtieß auf den Widerſtand der Liberalen und des Landwirtſchaftsminiſteriums, wurde aber 1868 Thatſache. Hier beſchloſs man, die Landwirte ſollten bei den nächſten Wahlen für den Norddeutſchen Reichstag nur Landleute wählen. Im Mai 1869 entſtand das „Breslauer Programm" auf liberal phyſiokratiſcher Baſis, deſſen Verfaſſer Elsner von Gronow und Riendorf waren. Seine erſte Forderung erinnert an Vaubans Zehnten: Steuerentlaſtung des Grundbeſitzes, Verminderung der indirecten Steuern und der Zölle, Beſeitigung der das Gewerbe hindernden Schranken und Octrois, vollkommener Freihandel, endlich Beſeitigung der wirtſchaftlichen Bevormundung des Staates — was man alles vor 100 Jahren ſchon [illegible] hatte. Gegen den letzten Punkt erhoben ſich die Conſervativen, voran mein Lehrer Wagener, der Kreuzzeitungsgründer, in der Broſchüre „Die Zukunftspartei". Sie verlangten Corporationen der [illegible] und ihre organiſche [illegible] in die Communen, Gemeinden, [illegible]

*) Der zur Berichterſtattung über dieſen Congreſs [illegible] ſchätzte Autor war leider durch Krankheit verhindert, [illegible]. Da bisher eine zuſammenfaſſende Darſtellung der [illegible] dieſem Congreſſe noch nicht erſchienen iſt und der [illegible] gemeldet wurde, noch ſehr lange auf ſich warten laſſen dürfte, [illegible] Kreiſe mit der Veröffentlichung dieſer Darſtellung beſonders im [illegible] einen Dienſt zu leiſten, wo an den deutſchen Productionsſtätten [illegible] gegen agrariſche Uebergriffe ausgebrochen iſt. Die Red.

des Rodbertus'ſchen Rentenſyſtems. Letzterer publicierte in der „Berliner Revue“ ein verbeſſertes Steuerprogramm. Als im Februar 1870 der 3. Congreſs der Landwirte von circa 800 Perſonen zuſammentrat, wurde zwiſchen conſervativen und liberalen Agrariern eine Compromiſsreſolution des Conſervativen v. Wedemeyer berathen, welche eine „ſtärkere Vertretung der landwirtſchaftlichen Intereſſen in den geſetzgebenden Körperſchaften“ forderte. Die Nichtagrarier proteſtierten unter Führung des Fortſchrittsabgeordneten v. Hornbeck: „Kein Abgeordneter ſolle Vertreter einer einzelnen Erwerbsclaſſe, ſondern jeder der des ganzen Volkes ſein“. Mit großer Majorität entſchied die Partialverſammlung von 700 Mann, welche nach dem Congreſs im „Engliſchen Hauſe“ tagte, gegen ihn. Großer Jubel begrüßte dieſe Geburt der politiſchen „Grundbeſitzerpartei“.

Ein Jahr darauf ſtrömten die franzöſiſchen Milliarden nach Deutſchland. Der Zinsfuß ſank, Credit war im Ueberfluſs vorhanden. Die Warnungen der agrariſchen Rechten vor den Folgen weiterer Verſchuldung verhallten. Die „Allianz von Grundbeſitz und Capital“ wurde proclamiert, und zu ihrer Herſtellung entwickelten ſich raſch die Hypothekenactienbanken. Die Verſchuldung ſtieg raſend ſchnell. Zwar begann die Auswanderung der Landarbeiter, aber der Rath der Rechten, ihnen Landſtellen nach dem mecklenburgiſchen Domanialmuſter zu verkaufen und ihre Arbeitszeit, wie in Mecklenburg ſeit 1848, geſetzlich zu begrenzen, wurde verlacht. Man ließ polniſche Saiſonarbeiter kommen, wie in England Irländer, und das engliſche Gangſyſtem hielt die Zuckerrübencultur rentabel. Die liberalen Ideen ſiegten ganz in der agrariſchen Partei, Niendorf hat ſie bis 1888 geführt, und ich habe in dem Conflict 1877 Deutſchland verlaſſen müſſen. Die Agrarier ſetzten eine freihändleriſche Tarifreform durch, die Eiſenzölle fielen. Leichten Herzens und trotz der Warnung v. Mohls und des Engländers Ernſt Seydt wurde die Goldwährung angenommen.

Der Induſtriekrach von 1873 ſtörte das Glück der Agrarier nicht. In dieſem Jahre erreichte ſogar der Weizenpreis in Preußen den höchſten Stand, welchen er jemals dort gehabt hat. Aber ſchon 1875 ſank er unter den Durchſchnitt der letzten 10—12 Jahre, erhob ſich zeitweiſe darüber, um endlich definitiv darunter zu fallen, und gleichzeitig ſtiegen die Arbeitslöhne und ſteigen bis auf den heutigen Tag.

Anſtatt nun an Schließung der Schuldbücher, Verbeſſerung der Lage der Arbeiter, Erhöhung der Productivität der Arbeit durch Verbeſſerung der Arbeiter-Ernährung und Erfindung arbeitſparender Maſchinen nach dem Muſter der amerikaniſchen zu gehen, fielen ſie in den Uranfang der Phyſiokratie zurück und klagten wie Boisguillebert den niedrigen Preis des Getreides als die Urſache allen Uebels an, ſie überſetzten das: „Pauvre paysan, pauvre roi“ in „Hat der Bauer Geld, hat's die ganze Welt.“ Die Creditnoth hatte die Agrarpartei geſchaffen, der niedrige Preis gab ihr eine neue Politik, welche ſie bis jetzt noch verfolgt.

Mit den claſſiſchen, ſocialiſtiſchen und conſervativen Nationalökonomen legten wir zurückgedrängten conſervativen Agrarier die Wertbildung in den Productionsproceſs, die modernen Agrarier legen ſie in den Vertheilungsproceſs. Wir wollten mehr Wert mit derſelben Arbeiterſchaft erzeugen und dadurch den ſinkenden Preis ertragen lernen. Dies iſt nicht nur heute noch meine Anſicht, ſondern auch die des berühmten Vertheidigers von Harry Arnim und mir, Dr. Quenſtedt, eines Uragrariers, der aber von der neuen Strömung vollſtändig ignoriert wird. Er ſchrieb ſchon in „Die deutſche Geſtaltung des Civilproceſſes“: „Der Fortſchritt der Menſchheit liegt ökonomiſch darin, daſs die zur Herſtellung eines Products erforderliche Arbeitszeit möglichſt vermindert wird.“ Die Agrarier unſerer Tage hingegen ſehen den ökonomiſchen Fortſchritt nicht in der Vermehrung der Productivität der Arbeit, ſondern in einer anderen Vertheilung des Einkommens. Das iſt ſocialiſtiſch. Die Producte einer zurückgebliebenen Arbeitsproductivität ſollen ſo hoch bezahlt werden, wie jene der auf der Höhe der Entwicklung befindlichen. Eine andere Einkommenvertheilung, jedoch bei vermehrter Arbeitsproductivität, verlangten die Staatsſocialiſten der Schule L. v. Steins und Rodbertus auch, aber zugunſten der Arbeiter. Jenes aber wäre Staatsſocialismus zugunſten der Grundbeſitzer, denen kraft Staatsintervention die Conſumenten mehr für ihre Producte bezahlen ſollen, als ſie wert ſind! Der Preis, welcher nach der Nationalökonomie um die Wertverticale pendelt, ſoll dauernd hoch rechts oben durch den Staat feſtgenagelt und von der ſich verkürzenden Welt-Wertverticale unabhängig gemacht werden — was ich für eine Unmöglichkeit halte. So machte der niedrige Preis die Agrarier zu Schutzzöllnern. Sie gewannen den Fürſten Bismarck, verbündeten ſich unter deſſen Leitung mit ihren alten Feinden, den Induſtriellen, ſchufen das Cartell, entzogen den Arbeitern conſtitutionelle Rechte und giengen zum combinierten Agrar-Induſtrieſchutz über; der Weltmarktpreis ſollte künſtlich corrigiert werden.

Damit begann der Zickzackcurs in Deutſchland 1879. Bismarck zerriſs den Pact von 1862. Zweimal wurden die Agrarzölle erhöht und ſollten zum drittenmale erhöht werden, wie [illegible] wachſende Zölle verlangen. Da entſtanden [illegible] und Zoll[illegible] Bismarcks [illegible] Conflict [illegible] politiſcher [illegible] [illegible] Franzoſen, Holländer und Engländer und ſogar der deutſchen und holländiſchen Hanſeaten ignoriert, wurde durch Mc. Kinley und die Ruſſen handgreiflich widerlegt, und Caprivi gezwungen, den Curs von 1879 in der Richtung von 1862 umzuzacken. Hierauf große Agitation der Agrarier: können ſie den höheren Preis nicht erlangen, wollen ſie das Kanitz'ſche Getreidemonopol. Caprivi macht Hohenlohe Platz. Dieſer gibt ihnen ihr falſches Princip zu, der niedrige Preis ſei die Urſache der Calamität. Der Staatsrath thut dasſelbe und will ihn durch „kleine Mittel“ corrigieren, da die Handelsverträge Zollerhöhung und Kanitz' Monopol bis 1904 nicht geſtatten. Der öſterreichiſche Müller Till propouiert Brotmonopol. Der preußiſche Ackerbauminiſter erklärt, es ſei unausführbar, obſchon Diocletian der größte Bäcker (und Fleiſcher) iſt, den die Weltgeſchichte kennt, und das Brotmonopol im Umfange, wie es Herr Till plant, etwa wie das des panis fiscalis, von Alexander Severus an bis Ende des weſtrömiſchen Reiches gedauert und dieſes im oſtrömiſchen Reich überlebt hat. Herr v. Plötz findet das richtige Wort, es iſt ihm „zu ſocialiſtiſch“. Er ſchrickt mit Recht vor dieſer Conſequenz des Agrarſchutzzolles und des Kanitz'ſchen Monopols zurück. Nun verlangen die Agrarier Reviſion der Handelsverträge durch friedliches Uebereinkommen mit Oeſterreich-Ungarn und Ruſsland und ſtreben eine Verſtändigung ihrerſeits mit den Grundbeſitzern anderer Länder an — die Idee der agrariſchen Internationale entſteht.

Einer ihrer talentvollſten Schriftſteller, Dr. Ruhland, hat eine Studienreiſe um die Welt erfolgreich vollendet. Er reiſt 1895 nach Oeſterreich-Ungarn und findet, daſs ich ihm dort ſchon vor 13 Jahren das Terrain vorbereitet habe.

Von 1877—1882 habe ich die Idee der agrariſchen Rechten und deutſchen Socialconſervativen hier bekannter gemacht, nämlich berufsſtändiſche Organiſation der Production, der ländlichen, induſtriellen und commerciellen, und Hebung der Productivität der Arbeit. In Oeſterreich hat Graf Egbert Belcredi, der meine Hilfe bis 1882 benutzte, in den folgenden Jahren 1879—1883 die Handwerkerzunft wieder ins Leben gerufen. Graf Falkenhayn hat ein bäuerliches Erbgeſetz durch den Reichsrath gebracht, das den Landtagen vorliegt. Graf Ledebur legt jetzt dem Reichstage einen Geſetzentwurf für landwirtſchaftliche Zwangscorporationen vor. In Ungarn ſcheiterte ein ähnlicher Verſuch meinerſeits im Jahre 1882 ſchnell, obſchon bereits damals Fühlung über die Landesgrenze hinaus genommen wurde, an der Lauheit der älteren Conſervativen und dem heftigen Widerſtand der Liberalen. Inzwiſchen hat die Verſchuldung der kleinen und mittleren Grundbeſitzer in Ungarn bedrohliche Fortſchritte gemacht, die Zahl der Noth- und Zwangsverkäufe iſt geſtiegen, die Auswanderung der Landarbeiter, zunächſt eine temporäre nach Oeſterreich und Amerika, hat begonnen. Ruhland fand alſo jetzt offene Ohren; ein Bund ungariſcher Landwirte wurde gegründet. Weniger Erfolg hatte er in Oeſterreich. Hier hofft man auf eine Beſchleunigung der corporativen Organiſation, und die Regierung hat ſich nicht zur Theorie der nothwendigen Correctur des niedrigen Preiſes bekannt.

II.

Der frühere liberale Landwirtſchaftsminiſter Graf Feſtetics ſoll den Plan, während der Millenniumsfeier in Budapeſt einen internationalen landwirtſchaftlichen Congreſs abzuhalten, angeregt haben, den der junge Bund der Landwirte eifrig aufnahm, und dem ſich die Regierung kaum würde mit Erfolg haben widerſetzen können. Sie nahm alſo die Sache in die Hand und bekam dadurch die Leitung einer Bewegung, deren Programm wenigſtens in einem Hauptpunkt, der Währungsfrage, im Gegenſatz zu ihrer Politik ſtand. Daſs zwei Strömungen dort exiſtieren, wurde mit vielem Tact auf dem Congreſs verſchwiegen, aus den den Eingeladenen zugeſandten Fragebogen ſcheint es hervorzugehen. Die Zeitungen hatten eine ältere Faſſung publiciert, von welcher der ſpäter verſandte Bogen etwas abweicht. So iſt die ältere Faſſung des § 1, Sect. II: „Welche Bedingungen wären nothwendig behufs Geltendmachung der Intereſſen der landwirtſchaftlichen Production? Welche Maßregeln wären vom Geſichtspunkte des internationalen Verkehrs nothwendig?“ umgeändert in: „Welche Vorkehrungen wären zur Wahrung der Intereſſen der landwirtſchaftlichen Production bei Aufrechthaltung des Princips der Verkehrsfreiheit behufs Regulierung des internationalen Verkehrs in landwirtſchaftlichen Producten erforderlich?“ Hier ſcheint eine freihändleriſche Tendenz ſchließlich geſiegt zu haben, und doch wird in ſpäteren Fragen über Getreide[illegible] geſprochen. Die erſte Faſſung enthält die Frage nach „Ausſchließung gewiſſer Waren vom Terminhandel“, nicht wohl aber die letzte. Hier ſcheint die agrariſche über die liberale Regierungsſtrömung geſiegt zu haben.

Wie dem auch ſei, die Eingeladenen erhielten die Aufforderung, ſich über 21 Fragen, die in 3 Sectionen getheilt waren, auszuſprechen. I. Section: Production, II. Section: Handel und [illegible] III. Section: a) [illegible], b) Währung. [illegible] 3 und [illegible] haben dann [illegible] einzige Plenarverſammlung [illegible] oder Bericht [illegible] zu [illegible] Nach [illegible] und 119 Ungarn und 134 Ausländer [illegible] ſo daſs die Ungarn [illegible] die [illegible] Zahl bildeten. Es iſt ſehr [illegible]

Digitized by Google

erkennen, daſs die Regierung dieſes Verhältnis nicht ausnutzte, um ihr bequeme Reſultate zu erlangen. Es wurde überhaupt nicht abgeſtimmt.

Hierdurch wurde das Miſsverhältnis zwiſchen der Zahl von in- und ausländiſchen Theilnehmern, was ſich einigermaßen auf jedem internationalen Congreſs findet, beſeitigt; es war ſo, als wenn nur jene 63 Mitglieder dageweſen wären, welche auf dem Congreſs ſprachen. Es hielten 18 Deutſche zuſammen 35 Reden, 11 Ungarn 15 Reden, 10 Oeſterreicher 14 Reden, 7 Engländer (worunter ich als canadiſcher Unterthan) 12 Reden, 5 Ruſſen und 5 Belgier zuſammen je 6 Reden, 4 Franzoſen 7 Reden, 1 Holländer und 1 Däne je 1 und 1 Amerikaner 2 Reden.

Hier zeigt ſich ſchon rein äußerlich durch die 35 deutſchen Reden von einer Geſammtzahl von 99, daſs es ſich thatſächlich um einen Kampf in der deutſchen Gruppe handelte. Und darin hatten die Agrarier eine erdrückende Majorität, 12 Redner mit 25 Reden, und wenn man ihnen den befreundeten Grafen Hoensbroich vom Rhein zuzählen darf, vermehren ſich jene Zahlen noch um je eine. Der Congreſs war höchſt incomplet. Rumänien, Schweden, Spanien waren unvertreten, Italien nur durch 2 Beamte, die ſich an den Debatten auffallenderweiſe nicht betheiligten.

Mit Recht beſchwerte ſich ein deutſcher Agrarier, Herr Lucke, daſs nicht in jeder Section ein Referent beſtellt war, der das Reſultat der Debatten darin überſichtlich und objectiv reſumiert hätte. Von einem Stenographendienſt habe ich nichts bemerkt, und doch waren Redner von europäiſchem Ruf da. Aus unbekannten Gründen war dieſer Congreſs, wozu Delegierte von den entlegenſten Ländern erſchienen waren, auf 3 Tage beſchränkt, und um dieſen Fehler gutzumachen, beſtimmte die Geſchäftsordnung, daſs in jeder Section ein Redner nur eine halbe Stunde Vortrag halten und dann noch an einer Debatte 10 Minuten theilnehmen dürfe. Mir wurde auch mitten in meiner erſten Rede nach einer halben Stunde das Wort entzogen, und nur auf mehrſeitige Verwendung angeſehener Mitglieder wurde mir am dritten Tage geſtattet, den Vortrag in 30 Minuten zu vollenden. In die ſpaniſchen Stiefeln einer ſolchen drakoniſchen Geſchäftsordnung geſteckt, verlor man alle Redefreudigkeit, und dieſe Beſtimmung hat den preußiſchen Agrariern ihren wichtigſten principiellen Sieg ungemein erleichtert: Sie hatten ſtets Reſerveredner, die noch nicht zweimal zum Wort gekommen waren. Schließlich hat man von jener Regel abgehen müſſen, und einige Redner haben doch öfter als zweimal ſprechen dürfen, aber da war das Ergebnis des Congreſſes nicht mehr zu ändern.

So wirkten manche Umſtände zuſammen, welche es anfangs wahrſcheinlich machten, daſs bei dem ganzen Congreſs gar nichts herauskommen werde und könne, aber ſchon am zweiten Tage ſtand das Reſultat feſt, trotz Zerreißung des Congreſſes in drei Theile, Unterdrückung von Abſtimmung und Referat, und, merkwürdigerweiſe, gerade wegen der Beſchränkung der Redefreiheit des Einzelnen auf höchſtens zweimaliges Wortergreifen!

Dies geſchah in der I. Section: Production. Ich hatte den erſten Vortrag am erſten Tage, welcher meine Fragebeantwortung weiter ausführte und begründete. Der Uebel größtes ſeien die Schulden. Von 160 aus Salings Börſenpapieren fortlaufend zuſammengeſtellten induſtriellen Actiengeſellſchaften von acht verſchiedenen Kategorien ſei die Hälfte ganz ſchuldenfrei. Bei allen zuſammen betrugen die Schulden nur ein Viertel des Actiencapitales, beim norddeutſchen Großgrundbeſitz aber das Drei- bis Fünffache des Vermögens der Beſitzer. Der Preis landwirtſchaftlicher Producte ſei nicht „zu niedrig“, d. h. nicht einmal ſo ſehr gefallen, wie jener der Induſtriewaren und das Einkommen der Rentner. Er ſei auch nicht am Ruin der Gutsbeſitzer ſchuld. Die Freiheit des Grundbeſitzes ruiniere die Grundbeſitzer und mache aus einem erblichen Stand eine offene Claſſe. Die Freiheit des Arbeitscontractes entvölkere das platte Land, verſchlechtere die Arbeiterqualität und vertheuere den Geldlohn, ſie ruiniere die Landwirte. Die Geſindeordnung beſchränke dieſe Freiheit in verkehrter Weiſe, nämlich zugunſten der Arbeitgeber. Sie ſei den letzteren geblieben, aber die Arbeiter ſeien aus- und abgewandert. Experimentieren am Preiſe nütze gegen dieſe zwei Grundübel gar nichts und von ſelbſt hebe er ſich vorausſichtlich wohl bald etwas, aber nicht bedeutend, es ſei denn durch Krieg oder Miſsernte in einem der großen Erntegebiete, wie auch z. B. Einwanderungserſchwerungen hier wieder eine genügende Zahl von Landarbeitern ſchaffen könne. Aber abgeſehen von ſolchen unberechenbaren Ereigniſſen ſolle man ſich nicht auf Vertröſtungen verlaſſen, wie ſie Dr. Sering 1883 von Amerika herübergebracht habe und die ſich als trügeriſch erwieſen hatten. Wenn auch der Getreidepreis wahrſcheinlich ſeinen Tiefſtand hinter ſich habe, ſo werde doch wohl die Grundrente noch tiefer fallen, weil die Fleiſch- und Zuckerpreiſe nun auch hinabgiengen. Uebrigens könnten den Grundbeſitzern auch ſteigende Grundrenten nicht helfen, weil bei dem jetzt herrſchenden Syſtem die Schulden noch ſchneller ſtiegen, ſo ſeien in Oeſterreich während der hohen Preiſe von 1868—78 doppelt ſoviel Schulden gemacht, als in dem folgenden Jahrzehnt mit niedrigen Preiſen. Wenn jedoch Agrarſocialismus getrieben werden ſoll, ſo ſei das Till'ſche Brotmonopol beſſer als das Kanitz'ſche Getreidemonopol. Noch beſſer ſei die von Till ebenfalls vorgeſchlagene landwirtſchaftliche Genoſſenſchaftsbäckerei und überhaupt die Gründung der [illegible] corporation auch zum directen Großverkauf, den die öſterreichiſche Regierung plane . . . .

Hier ſchnitt mir der Präſident Atropos-Szapary den Redefaden ab. Am dritten Tage vollendete ich den abgeriſſenen Gedanken dahin, daſs die Erhaltung des grundbeſitzenden Landarbeiterſtandes für Oeſterreich-Ungarn jetzt ſchon nothwendiger ſei, als diejenige des Bauernſtandes, der wahrſcheinlich zum größten Theil ſchon ruiniert ſei. — Die freihändleriſche Rede von Levaſſeur und eine des Californiers Lubin, welcher die Maſchinen für den Preisfall verantwortlich zu machen ſchien, blieben ohne Eindruck, dagegen hörte man mit Intereſſe an, wie Till ſeine bekannte Idee entwickelte, daſs der Brotpreis nicht höher zu ſein brauche als der Getreidepreis, reſp. daſs der Getreidepreis ſo hoch ſein könne, wie der Brotpreis. Das waren Präludien.

Jetzt trat der Agrarierchef v. Plötz auf die Bühne. Anſpruchslos und augenſcheinlich überzeugt von der Richtigkeit ſeiner Behauptungen, die Rede voll von Beobachtungen, die dem ſogenannten geſunden Menſchenverſtand einleuchten, begriff man, wie er unter Rittergutsbeſitzern und Bauern ſtets ſeines Erfolges ſicher iſt — in Budapeſt muſste er es jüngeren Kräften überlaſſen, unter ſeiner klugen Leitung zu ſiegen. Seine Hypotheſe, daſs die größere Zunahme der Hypothekenſchulden bei ſteigenden als bei niedrigen Preiſen von dem größeren Credit herkomme, den die Landwirte dann beſäßen, erinnert etwas an F. Reuters berühmte Definition der Armut, und daſs dieſer größere Credit zu Meliorationen verwendet werde, ignoriert die Rodbertus'ſchen Feſtſtellungen. Die Verſicherung, der Bund der Landwirte habe das Kanitz'ſche Monopol bis zur Unſchädlichkeit für jedermann verbeſſert, konnte gegen die Zahlenrüſtung des Herrn Till doch nicht Erfolg erzielen, und die treuherzige Verſicherung, die Landwirte verlangten gar nichts anderes, als die Durchſchnittspreiſe der letzten 40 Jahre (in welchen ſie eine zeitlang das Monopol des engliſchen Marktes hatten, den Krim-, amerikaniſchen, däniſchen, deutſchen, franzöſiſchen und ruſſiſchen Krieg, die alle hohe Preiſe ſchufen, und die Gründerzeit mit den Maximalpreiſen ſeit der Zeit, da der frieſiſche Pflug zum erſtenmale wendiſchen Boden brach) — wirkte durch ihre Naivetät geradezu verblüffend. Ja, welcher Fabrikant, Kaufmann, Rentier wäre nicht zufrieden, wenn er jene Durchſchnittspreiſe, reſp. Zinsprocente auch jetzt noch erhielte? So endete der erſte Tag nicht ausſichtsvoll für die Agrarier, obſchon das verbindliche und aufrichtige Weſen ihres Führers zu Herzen ſprach. Die Noth ſeiner Standesgenoſſen leugnete ja niemand von uns.

Der Minimallohn.

Von Sidney Webb (London).

(Schluſs.)

Dem Londoner Grafſchaftsrathe gebürt neben der Durchführung des Minimallohn-Princips bei ſeinen eigenen Arbeitern auch noch das weitere Verdienſt, daſs er die Frage des „anſtändigen Lohnes“ auch für die von ihm beſchäftigten Unternehmer gelöst hat. Noch mühen ſich viele Stadträthe überall im Lande mit dieſer Frage, mit der London ein- für allemal fertig geworden iſt. Alle Geſchäftsfirmen, die auf Arbeiten des Grafſchaftsrathes offerieren, ſind verpflichtet, folgende feſtſtehende Vorſchriften zu erfüllen, die ſich in gleicher Weiſe auf die unmittelbar vom Council beſchäftigten Arbeiter erſtrecken:

„Der Unternehmer ſoll allen Arbeitern (mit Ausnahme der geſetzlich zuläſſigen Zahl von Lehrlingen), die er infolge ſeines Vertrages oder eines Theiles desſelben beſchäftigt, ſolche Löhne, und zwar auch für Ueberzeitleiſtungen bezahlen, wie ſie in der nachſtehenden Tabelle angegeben ſind; für jede einzelne Verletzung dieſer Verpflichtung durch den Unternehmer und ohne Rückſicht auf eine früher oder in einem anderen Falle gewährte Nachſicht hat der Unternehmer auf Verlangen dem Grafſchaftsrathe die Summe von 5 Pf. Sterl. als liquiden Schadenerſatz und nicht als Buße zu bezahlen.“

„Der Unternehmer hat darauf zu ſorgen und auch ſeine Arbeiter dazu anzuhalten, daſs die Arbeitszeit nicht länger dauere als in der bezeichneten Tabelle vorgeſchrieben iſt; für jeden einzelnen Bruch dieſer Verpflichtung und ohne Rückſicht auf eine früher oder in einem anderen Falle gewährte Nachſicht hat der Unternehmer auf Verlangen dem Grafſchaftsrathe als liquiden Schadenerſatz und nicht als Buße für jeden einzelnen Tag, an welchem ein ſolcher Bruch dieſer Vorſchrift ſtattgefunden, und für jeden einzelnen Arbeiter, den es betrifft, die Summe von 5 Shilling per Stunde der vertragswidrig verlangten Arbeitszeit zu bezahlen. Dieſe Vorſchrift ſoll aber nicht ſo ausgelegt werden, als ob ſie Ueberzeitarbeit auch dann verbiete, wenn letztere nach den Anordnungen des in Frage kommenden Gewerkvereins zuläſſig iſt.“

Weitere Beſtimmungen nöthigen den Unternehmer, eine leſerlich gedruckte oder geſchriebene Copie der erwähnten Beſtimmungen über Lohn und Arbeitsſtunden an einer allgemein ſichtbaren Stelle jeder Fabrik oder jedes Arbeitsplatzes anzuſchlagen; [illegible] den Beamten des [illegible] [illegible] Arbeiter [illegible] [illegible]

Digitized by Google

„Der Unternehmer darf nicht ſeinen Vertrag oder einen Theil desſelben weitervergeben, wenn er nicht die ſchriftliche Zuſtimmung des Grafſchaftsrathes erhalten, welche nur unter ſolchen Bedingungen, wie ſie der Behörde belieben, ertheilt werden kann; und er darf ferner auch keinen Subcontract ſchließen betreffs der Ausführung oder Vollendung der übernommenen Arbeit. Bei jeder einzelnen Verletzung dieſer Vorſchrift ſoll der Unternehmer ohne Rückſicht auf eine frühere oder anderweitig gewährte Nachſicht der Behörde als liquiden Schadenerſatz und nicht als Buße die Summe von 200 Pf. Sterl. bezahlen. Dieſe Beſtimmung ſoll aber nicht hindern, daſs, wenn der Unternehmer der Offertverhandlung den Wunſch ausſpricht, jenen Theil der Arbeit, den er gewöhnlich nicht ſelbſt zu leiſten pflegt, weiter vergeben zu dürfen, dann der Grafſchaftsrath einen ſolchen Subcontract an einen verläſslichen Subunternehmer geſtattet, wobei der Hauptcontrahent für jene Arbeit ebenſo in erſter Linie haftbar bleibt, als würde ſie von ihm ſelbſt verrichtet.“

Genaue Beſtimmungen ſind ferner getroffen, welche die Behörde in den Stand ſetzen, dieſe Strafgelder einzuheben oder von den nach dem Vertrage auszuzahlenden Geldſummen zurückzubehalten; ſo iſt der Grafſchaftsrath ermächtigt, jedem Arbeiter, der nachweislich weniger Lohn erhalten, als die bewilligten Lohnſätze betragen, ſelbſt die Differenz zwiſchen dem empfangenen und dem vorgeſchriebenen Lohne auszubezahlen und den hiefür ausgelegten Betrag von den an den Unternehmer zu leiſtenden Verdienſtzahlungen in Abzug zu bringen. Um ſchließlich auch den beſonderen Uebelſtänden, die mit der Heimarbeit verknüpft ſind, ein Ende zu bereiten, iſt die Beſtimmung getroffen worden: „In alle Verträge auf Lieferung von Kleidern, Schuhen, Hüten und Kappen iſt eine Vorſchrift aufzunehmen, welche die Unternehmer bei einer Strafe von 100 Pfd. Sterl. verpflichtet, die ganze Arbeit in ihren eigenen Werkſtätten herſtellen zu laſſen.“ *)

Dieſe Bemühungen, die Zahlung eines „anſtändigen“ Lohnes und die Beobachtung vernünftiger Arbeitsbedingungen zu ſichern, ſind aber nicht auf den Londoner Grafſchaftsrath beſchränkt geblieben. Die Londoner Schulbehörde ſetzt weſentlich gleichartige Beſtimmungen in alle ihre Verträge ein, und ſie hat gleichfalls dieſes Syſtem als richtig befunden. Und ſchließlich wendet auch die Regierung, von dem Beſtreben geleitet, die bereits angeführte Reſolution des Unterhauſes zu verwirklichen, jetzt in all' den verſchiedenen Arten von Verträgen, die ſie ſchließt, ähnliche Vorſchriften an. So iſt in den Contracten bezüglich der Herſtellung amtlicher Druckſachen folgende Beſtimmung getroffen: „Der Unternehmer darf nichts von der durch dieſen Vertrag übernommenen Arbeit oder dieſen Vertrag ſelbſt weitergeben, es ſei denn auf Grund ſchriftlicher Erlaubnis des Oberbeamten; er muſs ſich ferner verpflichten, bei der Aufnahme und Beſchäftigung von Arbeitern und ſonſtigen für die Ausführung des ganzen übernommenen Auftrages erforderlichen Perſonen keinerlei Unterſchied zwiſchen Gewerkvereinsarbeitern und ſolchen, die keiner Trade Union angehören, zu machen.“ Und dem iſt noch eine Anmerkung hinzugefügt, welche die Aufmerkſamkeit der Unternehmer auf die vorerwähnte Reſolution des Unterhauſes lenkt, „deren Geiſt und Tendenz ſich alle, die mit Aufträgen für das Staatsdruckſachen-Amt betraut werden, anzupaſſen haben. Der Aufſichtsbeamte wird angewieſen, die Frage ins Auge zu faſſen, ob nicht die Namen aller jener Firmen, die dem Geiſte jener Reſolution zuwiderhandeln, aus der Liſte der zur Bewerbung um Arbeit für ſtaatliche Druckaufträge zuzulaſſenden Unternehmer zu ſtreichen ſind.“ Und in den Verträgen des Handelsamtes auf Lieferung von Bekleidungsartikeln iſt hinzugefügt, daſs „der Unternehmer ſich verpflichtet, alle in dieſer Lieferung inbegriffenen Kleidungsſtücke in ſeiner eigenen Werkſtätte herſtellen und keine Arbeit in den Wohnungen ſeiner Arbeiter verrichten zu laſſen. Jede Verletzung dieſer Beſtimmungen ſoll, wenn ſie dem Präſidenten des Handelsamtes genügend bekräftigt iſt, den Unternehmer zu einer Strafzahlung von nicht mehr als 100 Pfd. Sterl. für jede einzelne Uebertretung ſchuldig machen.“

Alle auf Arbeiten des Londoner Grafſchaftsrathes offerierenden Firmen müſſen alſo die in den aufgezählten Vorſchriften angeführten Bedingungen erfüllen und werden überdies aufgefordert, die Löhne, welche ſie in jedem einzelnen Gewerbe bezahlen, detailliert anzugeben. Wenn die betreffende Arbeit innerhalb des Londoner Stadtgebietes auszuführen iſt, ſo kann man ſich leicht davon überzeugen, ob dieſe Lohnſätze mit den Normallöhnen in dem Tarif des Grafſchaftsrathes übereinſtimmen. Iſt die Arbeit auswärts zu leiſten, ſo [illegible] man unſchwer durch die eigenen Localbeamten der [illegible] auf der einen Seite und der Gewerkvereine auf der anderen Seite, ob die vorgeſchriebenen Lohnſätze wirklich die [illegible] üblichen Löhne [illegible] [illegible]

[illegible]

Reaction, die bei der Wahl von 1895 ihren Ausdruck fand, und obgleich die Progreſſiſten gegenwärtig thatſächlich in der Minorität ſind, iſt doch kein einziger Vorſchlag auf Abſchaffung dieſer Lohnpolitik gemacht worden. Und nicht nur in London hat ſich dieſe Politik als leicht ausführbar erwieſen. Das Beiſpiel des Londoner Grafſchaftsrathes iſt mit außerordentlicher Schnelligkeit von anderen Localbehörden im ganzen Vereinigten Königreich nachgeahmt worden. Schon für das Jahr 1892 zeigte ein parlamentariſcher Bericht, daſs bereits über 150 Stadträthe und andere Localverwaltungsbehörden in irgend einer Form die „Clauſel betreffs anſtändiger Löhne“ in ihre Contractformulare aufgenommen hatten,*) und dieſe Zahl iſt ſeither noch beträchtlich gewachſen.

Das in dieſer Arbeitspolitik enthaltene Princip läſst ſich leicht klarmachen. Oeffentliche Stellen können auf zweifache Weiſe beſetzt werden. Wir können einmal dieſe Stellen — praktiſch geſprochen — ſo zur Ausſchreibung bringen, indem wir jene Candidaten nehmen, die ſich zu der betreffenden Arbeit gegen den niedrigſten Lohn erbieten. Oder wir können zuerſt die Bezüge normieren und dann die beſten von den Candidaten nehmen, die ſich zu ſolchen Bedingungen gemeldet haben. Wenn es ſich nun um Kopfarbeiter handelt, ſo ſtimmen wohl alle darin überein, daſs die letztere Methode die einzig richtige iſt. Wir ernennen nicht jenen Anwalt zum Richter, der ſich für den niedrigſten Lohn erbötig macht, dieſe Stelle zu übernehmen. Niemand denkt daran, etwa von Geiſtlichen Concurrenzofferte zu verlangen in Bezug auf die Beſoldung, für die jeder einzelne bereit wäre einen ledigen Biſchofsſtuhl einzunehmen. Ein Stadt- oder Grafſchaftsrath, der ſeinen Ingenieur oder Arzt auf dem billigſten Markte ſich verſchaffen wollte, würde damit, nach allgemeiner Auffaſſung, ein ſehr ſchlechtes Geſchäft machen. Durch lange und ſchmerzliche Erfahrungen belehrt, wiſſen wir in allen dieſen Fällen, daſs ein großer Unterſchied zwiſchen Tüchtigkeit und Untüchtigkeit beſteht, ſo daſs wir gar nicht daran denken, Geld erſparen zu wollen, indem wir jenen Candidaten acceptieren, der ſeine Dienſte gegen die niedrigſte Entlohnung anbietet.

Unglücklicherweiſe ſind ſich viele würdige Leute, die dieſe Auffaſſung der geiſtigen Arbeit ſehr wohl theilen, weil ſie eben ſelbſt zu den Kopfarbeitern gehören, nicht auch darüber im Klaren, daſs dasſelbe nicht minder für die körperliche Arbeit gilt. Dieſe Leute werden für einen guten Architekten jeden Preis bezahlen, aber ſie werden Maurer und Ziegelſchläger als „durchaus gleichwertige gemeine Arbeiter“ anſehen. Thatſächlich beſteht aber ein ebenſo großer relativer Unterſchied zwiſchen einem Zimmermaler oder Pflaſterer und einem anderen von demſelben Gewerbe, als etwa zwiſchen einem Architekten oder einem Geſchäftsführer und einer anderen Perſon dieſer Berufe. Wenn alſo der Druck des Wettbewerbs nicht mehr aus dem Geſichtspunkt der Qualität, ſondern aus dem Geſichtspunkt der Wohlfeilheit wirkſam wird, ſo iſt der Erfolg davon, wie uns die ganze wirtſchaftliche Erfahrung lehrt: die Untauglichkeit, Pfuſchleiſtung und ſtändige Demoraliſation der Arbeiter, ſowie das ganze Elend des Schwitzſyſtems. Wenn jemand einen Kutſcher oder einen Gärtner aufnimmt, ſo verſteht er genug von der Sache, um auch nicht einen Augenblick lang daran zu denken, daſs er den billigſten, der ſich ihm meldet, acceptieren ſolle. Auch der härteſte Unternehmer wird eine koſtſpielige Maſchine nicht einem Mechaniker anvertrauen, der ſich ihm zum niedrigſten Lohne anbietet.

Der Londoner Grafſchaftsrath hat nun dieſes Problem lebendiger erfaſst als manche andere Körperſchaften, die weniger mit dem wirklichen Erwerbsleben in directer Fühlung ſtehen, und wendet daher dieſes Princip allenthalben an, gleichviel ob der zu beſetzende Poſten der eines Architekten oder eines Zimmermannes iſt: immer wird der Lohn vorher in ſolcher Höhe feſtgeſtellt, daſs er genügt, um die beſten Kräfte jedes Berufes heranzulocken. Und dann wird jener Anwärter, der als der tauglichſte befunden wird, ausgewählt. Darum wirkt die Concurrenz unter den Candidaten nicht weniger ſcharf, als vorher: aber es iſt eine Concurrenz, die nicht dahin ſtrebt, den Lohn zu verringern und dadurch das Niveau der Lebenshaltung in der ganzen Nation herabzudrücken, ſondern vielmehr eine Erhöhung der Leiſtungsfähigkeit und damit thatſächlich eine Erſparung von Productionskoſten herbeiführt.

Hinſichtlich der niedrigeren Arbeitsarten tritt noch eine weitere Erwägung hinzu. Wenn ein Collegium von Armenräthen, indem es mit Hilfe der Armenſteuer Frauen vor dem Hungertod rettet, ſelbſt duldet, daſs dieſe Frauen bei den eigenen Unternehmern desſelben Armenverbandes beſchäftigt und mit der Anfertigung von Armenhaus[illegible] gegen eine Entlohnung, die nicht hinreicht, um Leib und Seele zuſammenzuhalten, ſo wird ſelbſt der ſtrengſte „Volkswirt“ [illegible] daſs da etwas faul iſt. Der Londoner Grafſchafts[illegible] [illegible] Unternehmer [illegible] [illegible] gerade und [illegible] die Concurrenz der Löhne bis zu [illegible]

[illegible] des Grafſchaftsrathes [illegible] Mittelſtande

Digitized by Google

allgemein behauptet wird, ſie iſt vielmehr genau das, was ſelbſt „orthodoxe“ Nationalökonomen empfehlen. Als dieſe Frage im Auguſt 1894 in der volkswirtſchaftlichen Section der „British Association“ ausdrücklich zur Sprache kam, wurde keine einzige gegneriſche Stimme laut. Die wahren „ökonomiſchen Ketzer“ ſind jene Leute, welche im gedankenarmen Miſstrauen ſowohl gegen Adam Smith wie gegen Mac-Culloch verharren, in der Annahme, es exiſtiere wirklich ein bindendes Geſetz des Inhalts, daſs man den Druck der Concurrenz ohne Dazwiſchentreten des Menſchen ſo wirken laſſen ſoll, daſs dadurch die Lebenshaltung der ganzen Volksgemeinſchaft herabgedrückt wird.

Der Grundgedanke der ganzen Politik des Grafſchaftsrathes liegt nicht in dem Verſuch der Abſchaffung des Wettbewerbs, ſondern in dem Beſtreben, die Wirkungsſphäre desſelben aus dem Bereiche der Wohlfeilheit hinweg in den Bereich der gewerblichen Leiſtungsfähigkeit zu verlegen. Die Verbeſſerung des Maſchinenweſens, die beſſere Organiſation der Arbeit, die größere Tüchtigkeit des Geſchäftsführers, Schreibers oder Arbeiters, alle dieſe Factoren werden gefördert und ermuthigt durch eine Politik, die dem Unternehmer, der mit wenig legitimen Mitteln ſeinen Profit zu machen ſtrebt, den Weg verſperrt. Genau ſo wie die Arbeiterſchutzgeſetze aus den Kampfmitteln des induſtriellen Wettbewerbs die durch Ueberarbeitung von Frauen und Kindern erzeugte Billigkeit oder die Vernachläſſigung ſanitärer Vorſichtsmaßregeln ausgeſchieden haben, ebenſo lehnt es die in ihrem Grafſchaftsrathe verkörperte Bevölkerung von London ab, Vortheil aus billigen Löhnen zu ziehen, die nur durch eine gewaltſame Niederdrückung der Lebenshaltung ganzer Claſſen von Lohnarbeitern erzielt werden können. Und genau ſo wie die Arbeiterſchutzgeſetze endlich ihre volkswirtſchaftliche Billigung gefunden haben, und zwar nicht aus Gründen der Humanität, ſondern als poſitive Förderung induſtrieller Leiſtungsfähigkeit, ſo wird es auch — das darf man getroſt vorausſagen — mit den ſchon jetzt in ſo weitem Ausmaße angenommenen Vorſchriften zur Sicherung „anſtändiger Löhne“ geſchehen.

Annette von Droſte.

Geb. 10. Jänner 1797, geſt. 24. Mai 1848.

Von **Richard M. Meyer** (Berlin).

In jedem Lande, zu jeder Zeit, auf jedem Gebiete gibt es zweierlei Berühmtheiten: ſolche, die man kennt, und ſolche, die man nicht kennt. Und zwar denke ich hierbei nur an die wirklichen Berühmtheiten, deren Namen thatſächlich in aller Munde iſt, nicht an die vielen, die nur in engen Kreiſen, oder gar nur in der eigenen Einbildung dazu gehören. Es iſt aber ganz natürlich, daſs „anſchauende Kenntnis“, um mit Goethe zu reden, nur bei Wenigen ſich mit Ruhm und Tradition verbindet. Wem iſt es denn möglich, von allen großen Dichtern, Künſtlern, Staatsmännern, Feldherren aus eigener Kenntnis ihrer Leiſtungen ſich eine wirkliche Anſchauung zu erwerben? Und wenn die Dichter hierbei noch am günſtigſten geſtellt ſind, ſo fehlt doch viel, daſs auch nur die größten unter ihnen wirklich allgemein bekannt wären. Fragt man, wer unter den berühmteſten Dichtern der neueren Zeit dem deutſchen Volk wirklich bekannt iſt, bekannt in dem Sinne, daſs die Mehrzahl der Gebildeten aus eigener Lectüre ein im Weſentlichen zutreffendes Bild von ihnen beſitzt, ſo darf man ſchwerlich über die geringe Zahl von ſieben herausgehen: Leſſing, Goethe, Schiller, Uhland, Heine, vielleicht noch Chamiſſo und Th. Körner. Für Oeſterreich mag noch Grillparzer, für Norddeutſchland Heinrich von Kleiſt hinzuzuzählen ſein: alle anderen Namen ſind kaum mehr als Namen. Von Schriftſtellern, deren Wirkſamkeit noch der Gegenwart angehört oder doch ſo dicht an ſie heranreicht wie die von Gottfried Keller und Friedrich Hebbel müſſen wir dabei natürlich abſehen. Aber niemand wird behaupten wollen, daſs Klopſtock, Wieland, Herder durch die einmalige Schullectüre einiger Oden, des Oberon, des Cid wirklich dem deutſchen Volke in ihrer ganzen Eigenart vermittelt würden, oder daſs von Eichendorff, Lenau, Herwegh mehr als ein oder das andere Lied im Gedächtnis der Nation haſte. Gar von den Romantikern wird ſo gut wie nichts mehr geleſen, und ſelbſt E. Th. A. Hoffmann, der es unter ihnen bei weitem zu der größten Popularität gebracht hat, beginnt mit Jean Paul das Schickſal derer zu theilen, die „unſer Großvater gern las“. Bald wird auch von ihm das Wort gelten, das der Spötter Voltaire über Dante ſprach: „Sa réputation s'affermira toujours, parcequ'on ne le lit guère“. Denn wirklich iſt der Ruhm von der lebendigen Beliebtheit gänzlich unabhängig: ſteht er einmal feſt, ſo erſchüttert keine Gleichgiltigkeit des Publicums gegen die thatſächlichen Leiſtungen die Berühmtheit des Autors. So ſteht es mit Annette von Droſte. Sie gehört zu den großen Unbekannten: jede Literaturgeſchichte nennt ihren Namen mit etwa denſelben Prädicaten, ſie heißt Deutſchlands größte Dichterin gleichſam mit officiellem Titel, ſie beſitzt jetzt ein Denkmal in ihrer Vaterſtadt Münſter — und wer kennt ihre Gedichte?

Und doch ſollte man ſie kennen, denn ſie verdient nicht nur unzweifelhaft jenen Titel (den Scherer mit Unrecht Marianne von Willemer zuertheilen wollte), ſondern ſie gehört zu den hervorragendſten Erſcheinungen des deutſchen Parnaſſes überhaupt. Und gerade jetzt ſollte man ſie leſen — nicht deshalb weil ihr Geburtstag zum hundertſtenmale wiederkehrt, ſondern weil ſie keiner Epoche ganz näher verwandt war als der unſeren. Mit Anſpielung auf ihre um einen Monat verfrühte Geburt, deren Folge eine nie überwundene Schwächlichkeit und Kränklichkeit war, hat ſie ſich ſelbſt als den zu früh geborenen Dichter melancholiſch geſchildert. Sie ſtand mit dem Geſchmack ihrer Zeit ſo gut wie mit ſeinen geiſtigen Tendenzen in Widerſpruch und Kampf, weil in ihr mannigfache Strömungen ſich regten, die heute erſt herrſchend geworden ſind. Daneben freilich beſaß ihre reiche complicierte Natur auch Elemente, die uns fremd ſind; aber ſie wird dadurch nur intereſſanter.

Annette von Droſte-Hülshoff iſt am 10. Jänner 1797 aus einer angeſehenen Adelsfamilie des Münſterlandes geboren, die aber weder zu den vornehmſten noch zu den reichſten Häuſern der feudalſten Provinz Preußens gehörte. Die gedrückte Lage eines unvermögenden, aber zu ſtändiger „Repräſentation“ gezwungenen adeligen Hauſes hat auf ihr mehr gelaſtet als auf ihren Schickſalsgenoſſen Platen und Novalis. Hatte doch die Mutter, um den Stammhalter nicht zu ſehr zu verkürzen, freiwillig auf ihren Antheil am Erbe verzichtet, ebenſo Annette ſelbſt und ihre einzige Schweſter. Sie haben dies Opfer ſo vornehm wie ſie es gebracht auch überwunden, aber es koſtete viel, und Gedichte Annettens, wie das vom „Braven Mann“ — ihr charakteriſtiſches Gegenſtück zu Bürgers Ballade — beweiſen, daſs ſie das Fehlen freierer Behaglichkeit in der Lebensführung tief empfand. Sie ſchildert da einen Edelmann, der den Antritt eines ihm zufallenden Lehnsgutes verweigert, weil er dem Uſurpator Jérôme den Huldigungseid leiſten müſste, und der nun ſtill beſcheiden ſein Leben in engen Verhältniſſen fortführt, nur vom Ertrag ſeiner Kunſt ſich erhaltend. Wie modern iſt ſchon dies gedacht! Bürger, der Dichter unſerer claſſiſchen Periode, pries ganz im Geiſt der Aufklärungszeit einen Bauer, der eine hochherzige That vollbringt, Annette ſtellt ihm einen Adeligen zur Seite, deſſen Anſpruch auf Anerkennung weniger auf ſeiner Handlung beruht, als auf der Tapferkeit, mit der er die drückenden Folgen trägt. Dort der pathetiſche Heroismus der einzelnen That, hier der ſtille des lebenslangen Martyriums; dort ein kräftig zugreifender Mann aus dem Volke, hier eine fein organiſierte, durch Tradition und künſtleriſchen Geſchmack empfindlicher gemachte Natur; dort in donnerndem Balladenton raſche Erzählung, hier weich und elegiſch ein in der Stimmung verweilender Bericht. Die ganze Entwicklung von Gottfried Auguſt Bürger zu Detlev von Liliencron, von der „Leonore“ zu „Breide Hummelsbüttel“ liegt in den beiden Liedern vom braven Mann.

Viel kam hinzu, um den Druck zu mehren, den das überaus lebhafte, frühreife, in ſeinen Empfindungen ſtürmiſche Kind ertragen muſste. Die ganze Atmoſphäre war der freien Entfaltung ihres Talents nicht günſtig: ſtreng katholiſch, excluſiv adelig, voll von provinziellen Vorurtheilen, von dem mächtigen Stromgebiet unſerer Claſſiker wie durch ſteile Mauern abgeſchnitten. Wohl brachte Adele Schopenhauer, die Schweſter des Philoſophen, mit Annetten eng befreundet, die Botſchaft von Weimar nach Münſter, wohl ſtand der edle Kreis der Fürſtin Gallitzin, der Hamann und Fr. H. Jacobi liebte, aber auch Goethe zu ſchätzen und ſeine Gunſt zu erwerben wuſste, der Familie nahe; wohl las ſie ſpäter viel und trat zu Dichtern ganz anderer Art, wie Freiligrath, in Beziehung. Man hat dennoch den Eindruck, als ob Goethe und Schiller für ihre Poeſie nicht exiſtierten. Ihre Technik iſt vorclaſſiſch mit ihren harten Reimen und Wortfügungen, mit ihrer unbekümmert breiten Flut von Stimmung oder Erzählung, mit ihrer zuweilen faſt übermäßig directen Moralpredigt. Ihr Empfinden iſt modern mit jener beiſpiellos ſenſitiven Feinheit, mit der minutiöſen Verſenkung in die Natur, mit der unabläſſigen Selbſtbeobachtung. Ausländiſche Autoren haben auf ſie ſtark gewirkt: Walter Scott und Waſhington Irving reizten ſie zur Nachahmung, George Sand zur Bekämpfung; aber von unſeren Großen hat kaum einer auf ihre merkwürdig autochthone Poeſie gewirkt. Sie fühlt ſich eben von ihnen allen durch eine Welt getrennt, die auch das volle Verſtändnis ausſchließt, während die franzöſiſche Schriftſtellerin gerade durch die Größe der Gegenſätze ihr begreiflich wird. Deutſche Töne aber von Vorgängern und Zeitgenoſſen hat ſie außer im „Geiſtlichen Jahr“ faſt nur parodiſtiſch aufgenommen; ſo [illegible] gern, denn ſie war ſo witzig wie gutherzig — ihre Briefe an den Herzensfreund Levin Schücking beweiſen es — und mit allzu [illegible] oder allzu aufgeklärten Geiſtern ihr Spiel zu treiben, war ihr ein [illegible] Bedürfnis. Daſs ſie auch im eigenen Kreiſe [illegible] fand — wie wieder jene Briefe lebhaft bezeugen — das [illegible] und vor allem der [illegible]: hatte ſie doch ſo gern den [illegible] von [illegible] erzählt! [illegible] iſt dieſe [illegible].

Neben [illegible] [illegible]

Digitized by Google

ſchen Beklemmungen, war für jeden großen Wetterwechſel mit einer faſt pflanzenhaften Empfindlichkeit begabt, wie Goethes Makarie im „Wilhelm Meiſter". Und ihr Auge war, wie Schücking erzählt, „trotz einer beiſpielloſen Schärfe für ganz nahe Gerücktes von einer ebenſo großen Blödſichtigkeit für das Entferntere — ſie hat die Welt ſtets nur durch einen Schleier geſehen und verſchwimmende Umriſſe der Dinge." Es gibt vielleicht in der ganzen Weltliteratur keinen Fall, in dem eine körperliche Eigenart ſich in der geiſtigen ſo ſtark und deutlich abbildete, wie in Annettens Poeſie dieſe Beſchaffenheit ihres Auges. Wenn ihre Schilderungen oft eine geradezu unheimliche Beſtimmtheit haben, eine Deutlichkeit der Anſchauung, die wieder nur mit der mikroſkopiſchen Malerei neueſter Pſychologen verglichen werden kann, die ſie aber in Genialität der Erfaſſung weit übertrifft, ſo beruht dieſer Zauber vor allem darauf, daſs ſie die Dichterin des unendlich Kleinen iſt. Ihr krankhaft ſcharfes Auge ſieht und verfolgt alles, was die moderne Malerei mit allen Hilfsmitteln der Augenblicksphotographie, der wiederholten Beobachtung, man möchte ſagen des Experiments, feſtzuhalten ſucht: die wechſelnden Nuancen der Beleuchtung, das Flimmern der Sonnenſtrahlen, die verſchiedene Dichte des Nebels, den rothen Fleck im Schnee. Wie unſere Freilichtmaler wird ſie deshalb nicht müde, gerade zu dieſen ſchwierigen Problemen immer wieder zurückzukehren und den glühenden Sonnenbrand, die ſchwebenden Nebelſchichten, die Dämmerung zu malen, während ihre Zeitgenoſſen, ſelbſt Lenau, die Natur nur in Atelierbeleuchtung ſehen. Deshalb liebt ſie es, wie der Maler Monet zwölf Bilder zugleich auf dem Felde ſtehen hatte, um jede Wandlung der Atmoſphäre täglich auf der für gerade dieſe Nuance beſtimmten Leinwand feſtzuhalten, ſo in ihrer Art denſelben Winkel der Natur unter wechſelnden Beleuchtungen zu ſtudieren. In dieſer Weiſe verfolgt ſie von ihrer „Vogelhütte" aus die Phaſen des Regens oder ein andermal (im „Heidemann") noch meiſterhafter die Entwicklung des dicken, über den Heidegrund aufſteigenden Nebels; ſo liebt ſie es, den Säntis in dem Lichte der wechſelnden Jahreszeiten vorzuführen oder für Morgen, Mittag, Abend und Nacht typiſche Staffage aufzuzeichnen. Es iſt intereſſant, ihre Kunſt mit der eines anderen hervorragenden Meiſters in der „kleinen Naturſchilderung" zu vergleichen. Auch Adalbert Stifter weiß die Eidechſe, die im Gras raſchelt, die Lichtreflexe am Baumſtamm, die Form einer Wolke mit erſtaunlicher Sicherheit wiederzugeben. Aber er verfährt wie ein Anatom, Annette wie ein Phyſiolog. Behutſam zieht er Linien um das zu beſchreibende Stück Natur, nimmt es heraus und reconſtruiert mit unendlicher Kunſt die einmal erblickten Effecte, Annette aber beugt ſich über den Grashalm und läſst auch nicht den Thautropfen herunterfallen, der auf ſeiner Spitze zittert.

Mit dieſer erſtaunlichen Scharfſichtigkeit geht eine nicht geringere Feinhörigkeit Hand in Hand. Ihr Ohr vernimmt jedes leiſe Geräuſch und unterſcheidet es von anderen. Wie jeder Dichter von ſtark landſchaftlichem Gepräge wendet Annette gern dialektiſche Ausdrücke an, und wie jede originelle Natur ſchafft ſie ſich oft neue Worte, für keine Kategorie aber ſind bei ihr Dialektworte und Neologismen ſo häufig wie zur Bezeichnung der Geräuſche. Es krimmelt, es riſpelt, es ſchrillt, es ruſchelt, die Haide ſtöhnt, die Kutſche quitſchert im Kies, die Kieſel kniſtern, es rauſcht der Sand.

Man hört der Fliege Flügelgeſchrill
Im Meuennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang —

Oder ein andermal:

Ringsum ſo ſtill, daſs ich vernahm im Laub
Der Raupe Nagen.

Und endlich wird dies Anſpannen aller Sinne noch durch den Geruch vervollſtändigt; wie eine ſenſitive Pflanze ſpürt ſie, wir ſagten es ſchon, in allen Gliedern die Veränderung des Wetters. Sie ſchildert ſich, wie ſie krank auf dem Sofa liegt, durch den Schmerz in ihrer Wetterempfindlichkeit noch geſteigert; draußen Sonnenhitze: „Es ſtand die Luft, ein ſiedend Meer." Da dringt die Atmoſphäre in all' ihre Organe:

Zuweilen dehnte ſich ein Knarren
Den Horizont entlang, es ſchlich
Am Hag ein Rieſeln und ein Surren,
Wie tauender Libelle Strich;
Betäubend zog Reſedaduft
Durch des Balkones offne Thüren.
In jeder Nerve war zu ſpüren
Die ſchwefelnde Gewitterluft.

Edmond de Goncourt hat gemeint, erſt er und ſein Bruder hätten die Sinne der Schriftſteller geſchärft, erſt Zola und Loti hätten den Geruch für den Roman verwertet; er wuſste nicht, was Annette für die Kunſt, ſeine ſinnliche Eindrücke wiederzugeben, noch zu lernen gehabt hätte. Es wirkt wie ein Gemälde von Carrière, dem Pariſer, den viele jetzt für den größten Maler der Gegenwart erklären wollen und der jedenfalls einer der modernſten iſt, wenn ſie ein Bild durch eine dichte Nebelſchicht hindurch ſehen läſst:

Man ſieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Heerde ſchwimmen,
Wie [illegible] Nebelbarken
[illegible] im grauen Ocean.

Es erinnert an die realiſtiſchen Schlachtenbilder der neueren Schule, wie ſie die Krähen von der Schlacht Chriſtians von Halberſtadt erzählen läſst: „mir ſtieg der Rauch in Ohr und Kehl"; und neben dem Gewirr der Krieger verfolgt ſie die Spuren der Granate im ſandigen Grund. Sie ſieht den ſchillernden Flügel der Libelle im Spinnennetz, ſie hört die Flügel der Taube ſchwirren und erblickt den Schatten am Geſtein; ſie athmet die Nebelluft ein. Es gibt daher wohl auch keinen Dichter, der ſo oft und gern vom Staub ſpricht wie ſie: wie die eindringenden winzigen grauen, grünlichen Stäubchen ſich vor das Auge legen, in die Naſe ziehen, faſt dem Ohr vernehmbar werden, das wird ein Triumph der Miniaturmalerei:

Kein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;
Allein die bunte Fliegenbrut
Summt auf und nieder über'n Rain
Und läſst ſich röſten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub
Erſcheint verdickt und athmet Staub.
Ich liege hier wie ausgedorrt
Und ſcheuche kaum die Mücken fort.

In dieſer Virtuoſität der Naturbeobachtung iſt Annette nicht nur in dieſer Zeit völlig einzig, ſondern auch ſpäter hat ſie kaum Ein Dichter erreicht. Man beachte nur einmal, wie ſie in dem Gedicht „Die Jagd" erſt die Stille ſchildert:

Die Luft hat ſchlafen ſich gelegt,
Behaglich in das Moos geſtreckt,
Kein Liſpeln, das die Kräuter regt,
Kein Seufzer, der die Halme weckt.
Nur eine Wolke träumt mitunter
Am blaſſen Horizont hinunter —

wie ſie dann plötzlich aus dieſer Ruhe den Lärm entſtehen läſst und ſeinen Eindruck auf die Thierwelt und die Pflanzen ſchildert. Nun brechen Fuchs und Hunde durch die Pinien; dann ſtürmt eine Kuhheerde durch das Geſtrüpp:

Im holprichten Galopp ſtampft es den Grund;
Ha, brüllend Heerdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein verſprengter Hund.
Schwerfällig poltern ſie das Feld entlang,
Das Horn geſenkt, wagrecht des Schweifes Strang
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Ehe Poſto wird gefaſst im Heidegrunde.
Nun endlich ſtehen ſie, murren noch zurück,
Das Dickicht meſſend mit verglastem Blick,
Dann ſinkt das Haupt und unter ihrem Zahne
Ein leiſes Rupfen knirrt im Thymiane;
Unwillig ſchnauben ſie den gelben Rauch
Das Euter ſtreifend am Wachholderſtrauch,
Und peitſchen mit dem Schweife in die Wolke
Von ſummendem Gewürm und Fliegvolke.

Auf dies prächtige Thierſtück, das keinem von Troyon oder Roſa Bonheur gemalten nachſteht, folgt eine Unterbrechung der Idylle, ein Schuſs, und nun kommt der ſiegende Jäger heran. Wir ſehen da gleichſam die Schöpfungstage im Kleinen vorüberziehen: die unbelebte Natur zuerſt, dann Pflanzen, Thiere, zuletzt erſcheint der Menſch und jeder Tag hat ſeine eigene Sprache, jedes Bild ſeinen eigenen Stil. Wie die Wortwahl, ſo paſst auch der Rhythmus ſich den wechſelnden Bildern an und ſteigt von der gleichmäßigen Ruhe in den Strophen, die die Stille malen, zu bewegten, gleichſam laufenden Verſen bei der Jagd; er wird ſchwerfällig mit der polternden Heerde und klingt bei dem Jäger in ein helles Lied aus. Auch eigentliche Tonmalerei fehlt nicht, z. B. in dem ähnlich wie die „Jagd" componierten „Hirtenfeuer":

Unke kauert im Sumpf,
Igel im Graſe duckt,
In dem modernden Stumpf
Schlafend die Kröte zuckt;
Und am ſandigen Hange
Rollt ſich feſter die Schlange.

Im Ganzen durchaus keine Verskünſtlerin, weiß Annette doch ſtets den Ton zu finden, der ihre Eindrücke genau wiedergibt. Ihre Gedichte gewinnen ihre oft ſeltſame Form durch eben jene Anlage, die ihr Auge ſcharf für das Nahe, unſicher für große Umriſſe macht: ſie ſind im einzelnen faſt überſcharf, jeder Vers beſtimmt, aber die Strophenfolgen zerfließen leicht, verlieren ſich und laſſen eben dadurch jenen ſtarken Einzeleindrücken, die ſie findet und wiedergibt, vollen Raum. Darin könnte man ihre Art der [illegible] vergleichen, von dem man ſagte, er baue wunderbare Sätze und ſchlechte Capitel; aber die Sätze ſind ſtärker als die Capitel. An Farben freilich fehlt es bei Annetten nie. Im Moor, in der Heidegegend, im Sande verfährt ſie rückſichtslos mit dem Stoff, ihre ſtarken Bilder verlangen ſo aufmerkſame Zuhörer, wie die Heimat von [illegible], der ihr [illegible] iſt. Aber das alles beruht eben auf der Unmittelbarkeit, mit der ſie das ſcharf aufgefaſste Einzelbild wiedergibt. Wie in jenen [illegible], von denen ſie ganz in ihren Gedichten erzählt, [illegible] ſo häufig wie in Schottland, und in [illegible]

Digitized by Google

beobachten — ſo ſehen wir auch bei ihr ſelbſt oft den Nebel unklarer Empfindungen erſt allmählich ſich zu beſtimmten Formen verdichten und dann, verſchwebend, läſst er die Wirklichkeit durch einen Schleier erſt und endlich klar erblicken. Wie ſie aber ſo den ganzen Proceſs der Wahrnehmung von dem erſten Verſuch des noch entfernten Auges bis zur völligen Herrſchaft des Blickes über den Gegenſtand ſich wiederholen läſst, gibt ſie uns ein ſo täuſchendes Gefühl der Realität, wie es, ich wiederhole es, in ihrer Zeit niemand, nach ihr nur ganz wenige zu geben vermochten.

Iſt dieſe Virtuoſität in der Beobachtung des Kleinen unerhört, ſo ſtand ſie doch mit der Richtung ſelbſt nicht ſo vereinzelt da. Den Brüdern Grimm, mit denen ſie ſich durch die weſtfäliſchen Freiherren Haxthauſen in entfernter Beziehung befand, warf der Hochmuth A. W. Schlegels ihre „Andacht zum Unbedeutenden" vor, weil ſie auf Einzelheiten der Sprache, der Sitte, des Aberglaubens ſorglich achteten, obwohl ſie doch noch weit abſtanden von jener mikroſkopiſchen und mikrophoniſchen Beobachtung der leiſeſten Nuancen in der geſprochenen Rede, der kleinſten Unterſchiede im Gebrauch, die ſeitdem der deutſchen Philologie eigenthümlich geworden ſind. Und wie Annette gern — z. B. in dem „Weiher" — in die Individualität einzelner Naturformen einzudringen ſucht, das Schilf, die Linde, die Waſſerfäden, jeden in ſeiner Sprache reden läſst, ſo hatte Clemens Brentano gern mit der Beſeelung von Blumen und Käfern geſpielt. Und die Verwandlung der Waſſerlilie, des Zitterhalms, des Gentians in verſchiedene Typen von Höflingen der Sonne (in dem prächtigen Gedicht „Die Lerche") erinnert an Freiligraths Dichtung „Der Blumen Rache" ſo ſehr wie an jene geiſtreichen Spielereien der Zeichner, an Grandvilles einſt berühmte „Fleurs animées" (oder heute wieder an Walter Cranes köſtliches „Flora's Feast"). Die ganze Zeit war ermüdet von dem beſtändigen Anſtarren großer Perſpectiven und wollte wieder lebendige Einzelheiten, nur war wenigen zum Wollen ſolche Kraft wie ihr gegeben. Sie aber gieng ganz auf in dieſer „Andacht zum Unbedeutenden". Hieraus entſtand ihr Glaubensbekenntnis, das Credo der frommen Katholikin, das doch individuell war bis zur Wurzel. Ihre Art, die Natur zu beſchauen, wuchs ſich zu einer perſönlichen Weltanſchauung aus, die nun freilich wieder ſo unmodern, ja antimodern iſt, wie wir Annette bisher modern fanden. Und doch — es zeigen ſich Spuren, daſs ſelbſt hier die weſtfäliſche Dichterin über Nacht modern werden könnte.

(Schluſs folgt.)

Aus dem Berliner Muſikleben.[1]

Vier Dinge liebe ich in Berlin, der liebloſen Stadt. Zuerſt — ich weiß, daſs ich dies nach Wien ſchreibe — die Frauencoſtüme, die man nirgends ſonſt ſo duftig und ſo üppig auf der Straße ſieht, weil andere große Städte ihre ſchönen Frauen lieber in die Fiaker zu verſtecken pflegen. Zu zweit die Gemäldegallerie, die in der derbdeutſchen Kunſt und in der herben Grazie des Quattrocento reizvoller iſt, als die fürſtlichſte Sammlung im Süden. Zu dritt das deutſche Theater, das darauf ſtolz ſein kann, ſich die reinlichſte aller literariſchen Bühnen zu nennen. Und endlich liebe ich Berlin um ſeine Muſik. Freilich kann Berlin dafür nichts, denn es iſt eine durchaus unmuſikaliſche Stadt, und es lebt kein einziger wichtiger Componiſt dort. Aber es hat einen eiſernen Metropolenruf unter den ausübenden Künſtlern, und keiner macht Carrière, wenn er nicht ſeine Berliner Cenſuren vorzeigen kann. Das iſt die Induſtrie in der Muſik. Das induſtrielle Berlin hat ſich ein kluges Monopol geſichert, indem es die Muſik aller Welt abſtempelt. Die induſtriellen Unternehmer ſind dabei kalte Leute, aber ſchließlich ſteigt auf dieſe Weiſe doch die geſammte Muſik am Bahnhof Friedrichſtraße ab, und wenn ſie am Anhalter Bahnhof weiterfährt, ſo hat man ſie doch geſehen und genoſſen und kümmert ſich wenig um die urſprünglichen Motive dieſer Durchpeitſchung.

Denn eine Durchpeitſchung iſt es. Es gibt hier im Winter an 800—900 Concerte. Es gibt an einem einzigen Abend manchmal acht Stück davon. Der Deutſche iſt ja ein Lamm ſolchen Zumuthungen gegenüber. In Italien iſt das Concert eine Seltenheit, in Frankreich iſt es noch ein Ereignis, in England ein theuer bezahltes Vergnügen. In Deutſchland iſt es eine [illegible] Verſammlung [?], und der Grund davon liegt nicht darin, daſs die Deutſchen ſo muſikaliſch ſind, ſondern daſs die Concertgeber aus [illegible] ſich an die [illegible] wenden. Der arme Deutſche leidet ſo oft am [illegible], und die Muſik ſcheint ſo viel [illegible] trocken zu können [?]. Die unglücklichen Opfer dieſes Berufswahns geben ihr Berliner Concert und werden dann Clavierlehrer in der Provinz. Das Publikum, welches den Schall des leeren Saales verhindern muſs, wird durch die Concertagenturen zuſammengetrommelt und braucht nur die Garderobe zu bezahlen. Heute vor den Freunden [illegible] roth, morgen in der Kritik [illegible] todt. Es iſt vom wirthſchaftlichen Standpunkt [illegible], das Miſsverhältnis zwiſchen Angebot und Nachfrage. [illegible] nach bedeutenden Künſtlern mit [illegible] und [illegible]. [illegible] wie der etwas [illegible] eitle „neue Rubinſtein" [illegible] vier Concerte geben, um endlich eine [illegible] zu [illegible] ihren Namen dem Gedächtnis der haſtigen Zeitungsleſer einzuprägen. Hinter den Künſtlern humpelt die Kritik. Die ſehr ſpärlichen ernſten und verſtändnisvollen Muſikkritiker, die Berlin beſitzt, ſchreien zwar oft ſyſtematiſch nach Rettung, nach Verleugnung der Halbdilettantenconcerte — aber es bleibt doch beim Alten.

Doch ich ſagte, ich liebe die Berliner Muſik. Denn es iſt klar, daſs bei dieſem wahnſinnigen Kampf ums Daſein eine glänzende Zuchtwahl gedeiht. Man wird ſtändig nach oben getrieben und bewegt ſich leicht unter den beſten Leiſtungen. Und man weiß ziemlich genau, wo man das Beſte findet, nicht wie in der Malerei, wo man alles ſehen muſs, um ſich Entdeckungen nicht entgehen zu laſſen, wie Melchior Lechter, oder in der Literatur, wo ſich Berühmtheit und Untauglichkeit wie in keiner zweiten Kunſt decken können. Vor allem wird man durch die Concertflut ſo ſchön muſikfaul. Man denkt ſich, du kannſt ja immer alles hören, und bleibt zuhauſe. Das iſt gut für die ſeeliſche Geſundheit. Geht man dann wirklich mal zur Muſik, ſo weiß man, was dieſer Entſchluſs bedeutet, und man täuſcht ſich nicht und zerſtört nicht die muſikaliſche Empfänglichkeit — das Beſte, was manche beſten Menſchen beſitzen.

Am leichteſten wird der Entſchluſs zum böhmiſchen Streichquartett. Dieſes unberlineriſcheſte Inſtitut iſt die ſtrahlende Krone des Berliner Muſiklebens. Joachim und ſein berühmtes altes Quartett iſt Tradition geworden gegenüber dieſem gegenwärtigen Leben, dieſem ganz Ausdruck-Werden, dieſem rückſichtsloſen Bloßlegen der nackten Seele der Muſik. Beſonders wenn ſie ältere Wiener Muſik ſpielen, Haydn und Schubert, werden dieſe Künſtler zu wahren Erneuerern der in Noten gebannten Ueberlieferung, ſie ſcheinen wie ein einziger Menſch dieſe Stücke eben erſt zu improviſieren, die wir ſo oft unlebendig genug hörten. Langſam und ſicher haben die Böhmen mit dieſer intimſten aller Muſikgattungen den Berliner Boden gewonnen. Noch erinnere ich mich halbleerer Säle, in denen ihre herzenswarme Muſik ſich zitternd verlor: jetzt wiegt ſich der Unternehmer Hermann Wolff bereits in dem ſeligſten aller Unternehmergefühle, der Ausverkauftheit.

Wenn man einen geſchmackvollen Dirigenten ſtudieren will, ſo beſchäftige man ſich mit Siegfried Ochs, dem Leiter des hieſigen philharmoniſchen Chors, vielleicht des beſten Chors, den man findet. Ochs hat unter ſeinem Geſchmack zu leiden: er führt ſeinen Bach nicht nach dem Buchſtaben auf, wie es die alte Singakademie thut, ſondern er zieht aus den Verhältniſſen des modernen Concerts die Conſequenzen und nimmt ſtatt der zwei Flöten, die Bach zu ſeinem winzigen Chor ſchrieb, acht Flöten, die zu dem modernen ſtarken Saalchor paſſen. Im Einſtudieren iſt er der penibelſte Menſch, der ſich denken läſst, penibel, wie es alle decorativen Naturen ſind. Er wiederholt Berlioz' rauſchendes Requiem, ſeine erfolgreichſte Leiſtung, bis es ſeinem Ohre genügt. Er reibt ſich ſelten für moderne Componiſten auf, ſondern ſucht eine höhere Aufgabe in der ſo lange vermiſsten ſtilvollen Aufführung der claſſiſchen Chorwerke. Und in dem Alten entdeckt er das Moderne. Er brachte uns das 300 Jahr alte Oratorium Jephtha von dem melodieliebenden und diatoniſch klaren Cariſſimi und wir hörten Töne von ſüßer Wehmuth und Töne von dramatiſchem Ausdruck, die ungeahnt waren. Chryſander hatte das Oratorium in ſeinen Denkmälern der Tonkunſt herausgegeben, und es iſt erſtaunlich, wie wenig ſolche muſikhiſtoriſchen Forſchungen noch den Kreis unſerer lebendigen Muſik ſtören. Den Monumenta Germaniae wird ſolches kaum paſſieren. Vor den Cariſſimi ſtellte Ochs das entzückend archaiſche kleine Berlioz-Oratorium „Flucht nach Egypten", mit dem einſt der Meiſter als einem angeblich ausgegrabenen alten Werke ſeine Zeitgenoſſen myſtificierte, und dann folgten Brahms' neueſte bibliſche Geſänge, die mir in der Empfindung nicht minder wie in der Declamation falſch zu ſein ſchienen — einer der vielen „anſtändigen" und kalten Brahmsſe. Mit Bruckners Tedeum ſchloſs Ochs, und das war die einzige würdige Brucknerfeier Berlins.

Die ſinnfälligſten [?] Pole Berlins ſind die kgl. Opernconcerte unter Weingartner und die philharmoniſchen unter Nikiſch. Pole in jeder Beziehung. Die Philharmonie iſt ein merkwürdig unfreundlicher Saal, der leer ausſieht, auch wenn er voll iſt, und in dem man ſelbſt bei größter Hitze den Hauch des Athems zu ſehen glaubt. Die Oper dagegen trotz allen [illegible] ein warmer Aufenthalt, ſtets von einer frohen Menge angefüllt, und es ſtreift durch ſie jenes geheimnisvolle Fluidum, das die Menſchen vereint und Begeiſterung und Genuſs leichter macht. Nikiſch, ein ſubjectiver Dirigent, aber ohne recht von der Subjectivität zu überzeugen und darum ſchnell in die Manier verfallend. Weingartner, elaſtiſch und klug, mit ſouveräner Eleganz [illegible] Schwierigkeiten [?] beſiegend. Dort hört man die [illegible] [illegible] unter Dirigenten, man hört [illegible] von unſerer [illegible] und [illegible] [illegible], hat er eine [illegible] [illegible] [illegible] gehalten [?].

[illegible]

Digitized by Google

Stück, von dem man viel und heftig ſprechen wird, das „Frei nach Nietzſche" wird ihm ſchaden. Nicht daſs man an ſolcher Anlehnung an die Dichtung Anſtoß nimmt — denn wie oft hat ſchon ſeit der Haraldſymphonie die Muſik ihre beſten Werke der literariſchen Muſe dediciert, die ihre Anregerin war. Nein, weil Straußens Werk mit Nietzſche gar nichts zu thun hat. Nietzſche und ſeines Zarathuſtra Weſen iſt, daſs er mit ſich ringt, daſs er das Ideal, welches ſeinem eigentlichen Naturell ſo ganz fremd iſt, gerade weil es fremd iſt, anbetet. Von dieſem dämoniſchen Sichhineinpeitſchen in das Uebermenſchenthum iſt bei Strauß nichts. Nach einer grandioſen beethovengleichen Einleitung mit dem C-G-C-Thema beginnt ſich aus dumpfen Sehnſuchten ein Orgelſatz mit gänzlich getheilten Streichern zu entwickeln, in deſſen Ruhe die chromatiſche Sehnſucht bald wieder eingreift, um in einer koloſſalen Steigerung aufzuwallen und in einem klagenden Abſtieg wieder hinunterzukommen. Wie Beethoven es liebte, folgt an dieſer Stelle eine Fuge. Die Fuge verzwickt hier in eigenthümlicher Miſchung, äußerlich wie eine alte Durchführung, innerlich wie das Wälzen dumpfer Kräfte, das diatoniſche mit dem chromatiſchen Motiv, indem es jenes nach den Harmonien dieſes behandelt. Aus der Fuge quillt neue Geſundheit — im Schillern, Springen, Trillern, Fluten, in rhythmiſchem Uebermuth geht es mächtig verheißend hinauf, bis es in einen wirbelnden Dreivierteltakt mündet, in dem ſich die C-G-C's wiegen und koſen, von den Juchzern der Soloviolinen und den Hupfern der Bläſer übertanzt. Am Schluſſe ſteht das Gedenken: ein ſinnend Zurückſchauen und doch Ausſchauen. Hoch oben halten Bläſer und Violinen das H-dur, unten ſtoßen die Contrabäſſe ihr leiſeſtes C-G-C dazwiſchen. So unerhört ſchließt es, in dieſem verklärten Gegenſatz des ſtarren Diatoniſchen und des bewegenden Chromatiſchen. Denn dieſer Gegenſatz iſt der Inhalt des Stückes, und noch niemals iſt dieſer Urgegenſatz in aller modernen Muſik, dieſes Princip der Orcheſtercontraſte, dieſes ewige Entwicklungsgeſetz der Muſik ſo groß und ſo typiſch als Inhalt der Muſik geſtaltet worden. Mit ſeiner fabelhaften Orcheſtermeiſterſchaft — es gibt nichts Vergleichbares — hat Strauß hier ein Urproblem aller modernen Tonkunſt in Geſtalt gebracht. Und je muſikaliſcher ſein Thema war, deſto nebenſächlicher erſcheinen die Ueberſchriften (Von den Hinterweltlern, Große Sehnſucht, Freuden- und Leidenſchaften, Grablied, Wiſſenſchaft, Der Geneſende, Tanzlied, Nachtwandlerlied), die er Nietzſche'ſchen Erinnerungen entlehnte. Wir wiſſen, daſs Strauß Nietzſche'ſchen Gedankenkreiſen, wie er ſchon im „Guntram" zeigte, gern ſich nähert, und es iſt ſein Ruhm, daſs er als ganzer Kerl, nicht bloß als Muſiker, mitten in den Bewegungen moderner Kunſt und Cultur ſich heimiſch fühlt. Aber wenn er ſeine Muſik nun einmal einem fremden Anreger widmen will, ſo widme er ſie nicht den Literaten, ſondern — dem Orcheſter. Das Orcheſter als Inſtrument iſt — das zeigte ſchon die Komik „Till Eulenſpiegels" — ſein allererſter Anreger. Es gibt Muſiker wie Mozart, in denen es von wer-weiß-woher quillt und quillt. Und es gibt andere, wie Berlioz, die das Inſtrument, das ſie ſpielen, reizt. Jene bringen die Muſik in die Dinge, dieſen bringen die Dinge die Muſik zu. Strauß iſt ein Berlioz'ſcher. Er ſpielt als ein großer Virtuoſe auf dem Orcheſter, ohne je ein Virtuoſe zu ſein. Denn er entzieht alle Macht und allen Inhalt dem Orcheſter, ſeinem unendlich durſtigen Ausdrucksbedürfniſs zugute. Das Orcheſter wird ſein ſchönſter Sclave, deſſen Dienſt Genießen iſt. Es gibt ihm ſein Leben ſogar zum Dichten. Wie wenig konnte er ahnen, als er dies Stück jenem achromatiſchen Prieſter der Prieſterloſigkeit widmete, daſs er noch niemals ſo rein muſikaliſch geſchrieben hatte!

Berlin. Oskar Bie.

Kunſtinduſtrie.

Ein Epilog zur Weihnachts-Gewerbe-Ausſtellung.

Unmerklich vollzieht ſich ein Umſchwung im Stil unſerer Wohnungseinrichtungen. Man kann da ruhig von einem Geſammtſtil ſprechen, denn individualiſierte Moden gibt es nur wenige. Die gleichartige Banalität der Zinshausfaçade ſetzt ſich auch in den Innenräumen fort; dem Tapezierer wird überlaſſen, einen Rahmen für unſere Gefühle, Stimmungen und Nerven zu ſchaffen. Der kann natürlich nicht pſychologiſche Studien machen, und die Folge dieſer Geſchmackſtumpfheit des Publicums iſt ein ödes, uniformes Normal-Ameublement. Jetzt beginnt es modern zu werden, ſich engliſch zu möblieren. Man iſt ſich zwar nicht klar darüber, woraus der engliſche Stil ſich zuſammenſetzt, und weshalb das bis jetzt herrſchende Rococo langſam abkommt — aber man folgt der Mode. Wer ſich für die Evolutionen des Kunſtgewerbes intereſſiert, wird dieſen Umſchwung angenehm empfinden. Man hat ſeit zwanzig Jahren arg geſündigt in widerſinnigen Geſchmackloſigkeiten. Da waren zuerſt die Makart-Ameublements. Ein Chaos [illegible] Raumverſchwendung, [illegible] Palmendecorationen, vergoldeter Gipsnachahmungen und falſcher Renaiſſanceplatze [illegible] die [illegible] üppigen, [illegible] Prunkgemache eines Parvenüs [illegible]. Eine traurig lächerliche Parodie. Der Makart'ſche Farbenrauſch [illegible] haben die [illegible] und die [illegible] gezeigt, wie grell und [illegible] dieſe Farbentöne waren, und das Bedürfnis nach einer neuen [illegible] machte ſich fühlbar. Da hatte die immer wachſende Zahl der [illegible] und der Fachſchulen mit gründlich pädagogiſcher [illegible] vorgearbeitet. Sie copierten, fleißig, geiſtlos und ohne die geringſte Anpaſſung Nürnberger und Augsburger Modelle — und es entſtand der altdeutſche Wohnungsſtil. Die lichten, luftigen Zimmer der Neubauten eigneten ſich natürlich gar nicht zu einer Art der Ausſchmückung, die durch die engen Raumverhältniſſe bedingt wurde, die zur Zeit der Renaiſſance den deutſchen Städten eigen waren. Ein Erker, der ins Gäſschen hervorſprang, war angebracht, um wenigſtens einige Sonnenſtrahlen aufzufangen, und im Zimmer ſelbſt bedingte dieſer Erker allerlei Erhöhungen, Ecken, Stufen und Geländer. Das Alles nun, ins Freilicht der Moderne gerückt, erwies ſich als unzweckmäßig, den baulichen und charakterlichen Eigenſchaften unſerer Stadt nicht entſprechend. Zugige Erker, eckig ſteife Sitzmöbel, ſchlecht gearbeitete, billige Holzverkleidungen und ewiges Hans-Sachs-Gereime!! Ein unbehagliches Milieu und bodenlos langweilig. Doch dauerte dieſe Verirrung nicht lange — es war dem gerne läſſig lehnenden Wiener zu unbequem; und da man in Frankreich gerade das 18. Jahrhundert wieder aufleben ließ, ſo folgte die Kunſtinduſtrie dieſem Impuls. Es kam das Rococo.

Diesmal konnte man Gutes ſchaffen. Die Richtung war uns congenial. Die Oeſterreicher hatten ja ein originelles, ganz apartes Rococo gehabt. Nicht ſo kunſtvollendet, ſo graziös und geiſtreich wie das franzöſiſche, aber herzlich und ſinnlich heiter. Daran hätte man anknüpfen müſſen und ein Kunſtgewerbe mit ſtark nationalem Einſchlag ſchaffen. Unzählige Motive hatten die ſchön geſchweiften Commoden, Secretäre, Canapées und Lehnſtühle aus der Maria Thereſia-Zeit gegeben. Es wären Interieurs entſtanden mit wohlig gewellten Linien und krauſen Verzierungen. Im Anſchluſs daran konnte man den Wiener Stil aus der Congreſszeit pflegen, weiterentwickeln. Dieſe ſo lieblich ſtillen Zimmer mit den dünnen, gradbeinigen Möbeln, den traulichen Arbeitstiſchchen und dem feierlich ſaubern Glaskaſten. Darin all' die reizenden Alt-Wiener Porzellane mit Blümchen und ſinnigen Freundſchaftsbildern. An den Wänden Miniaturen in ſchwarzen Rähmchen und Silhouetten. Doch niemand dachte daran, und die Kunſtgewerbler arbeiteten ein ſchematiſches Rococo-Ameublement heraus, das je nach den Preiſen aus Gold und Brocat oder aus Nuſsholz oder aus Lack ausgeführt wurde, immer aber die gleichen Formen hatte, enge, unfreie, gequetſchte Formen, mit gezwungenen Schnörkeln und nichtempfundenen Linien. Es gehörte eine Fülle von Talentloſigkeit dazu, die ſo individuell lebendigen Motive des 18. Jahrhunderts in verknöcherte Stilvorlagen umzuwandeln. Wir ſehen ja übrigens das gleiche tiefe Unverſtändnis in den höheren Kunſtkreiſen. Die Architekten ignorieren ganz einfach, daſs Wien einſt eine Märchenſtadt der blühendſten Barocke geweſen. Das Belvedere, all' die Prachtbauten Hildebrandts und viele andere Gebäude, die Wien zieren, verhindern nicht, daſs man beim Umbau der Stadt barbariſch vorgeht. Man ſehe ſich nur den Mehlmarkt an. Statt des vornehm ruhigen Schwarzenbergpalais entſtand eine gläſerne Warenhalle; das Hotel Munſch, eine Schöpfung Fiſcher von Erlachs, wird demoliert und dem Donner'ſchen Brunnen ſtellt man Hauſer gegenüber im Augsburger Rathhauskellerſtil. Die Leute wiſſen eben den inneren Zuſammenhang der Dinge nicht mehr. Sie glauben, ein Gebäude, welches in Augsburg oder in Nürnberg ſchön wirkt, muſs auch in Wien wirken. Sie verſtehen die edle Patina nicht, die eine alte Stadt anſetzt und ihr einen individuellen Geſammtton gibt. Das ſcheuern ſie weg mit groben Händen.

Dadurch wirken die Engländer ſo ſympathiſch, daſs ſie unentwegt feſthalten an ihrer nationalen Kunſt. Immer, trotz aller Wandlungen der Stilarten, ſchlug die Empfindung vor, die das Grundweſen ihres künſtleriſchen Bewuſstſeins bildete. Die Gothik wurzelt dort feſt. Sie hat unvergängliche Denkmale der Baukunſt geſchaffen im ganzen Land und war beſtimmend für die Formen der engliſchen Renaiſſance und aller ſpäteren Stile. Man ſieht dies ſehr gut an der Collection altengliſcher Möbel, welche im Handelsmuſeum ausgeſtellt ſind. Sie ſtammen beinahe alle aus dem 18. Jahrhundert. Zwei Künſtler, die für England das bedeuteten, was Boule für Frankreich, haben ihre Formen geſchaffen: Chippendale und Sheraton. Das, was wir gewöhnt ſind Rococo zu nennen, finden wir da nicht. Allzuheftige Contorſionen, all' [illegible] Schwingungen werden vermieden. Die [illegible], etwas [illegible] Formen ſind von einer vornehm gemäßigten Eleganz. Sie machen einen ſo ſchlanken, zarten, [illegible] und doch ſo comfortabeln Eindruck. Sie haben das Aufſtrebende der gothiſchen Linie in ſich, und dabei liegt in der Harmonie der Proportionen die ganze fröhliche Art des 18. Jahrhunderts. Die Chippendale- und Sheraton-Formen ſind bis heute für den engliſchen Einrichtungsſtil maßgebend geblieben. Sie paſſen auch wunderbar zu jetzigen Decorationsmuſtern. Und doch iſt [illegible] einem ganz anderen Geiſt entſprungen. Es iſt eben der gemeinſame Zug ihres Nationalſtils, der Heterogenes ſo ſchön verbindet.

In den [illegible], als die Makart-[illegible] Front machte gegen den [illegible] [illegible]. Sie [illegible] die großen Meiſter der [illegible] [illegible]

Digitized by Google

zehnten Jahrhunderts anzueignen. Dante Roſſeti aber und dann Burne Jones, ſein Schüler, wollten das ganze Glaubens- und Empfindungsweſen von damals wieder verlebendigen: das heiße, inbrünſtige, kindlich fromme Weſen und den überſchäumend kräftigen Muth. So fieng man auch an, die Kunſterzeugniſſe des 14. und 15. Jahrhunderts hervorzuſuchen und ſich an ihrer Schönheit zu begeiſtern. Die Arazzis und die mannigfachen Textilgewebe, die in den Schlöſſern der Gothik und der Früh-Renaiſſance noch vorhanden waren, die Eiſenarbeiten und Holzſchnitzereien wurden mit Eifer ſtudiert. Bedeutende Maler verſchmähten es nicht, in die Regeneration der Kunſtinduſtrie ſelbſtthätig einzugreifen. Dem Fehler, welchem die Prä-Raphaelitiſche Malerei verfallen war, keine zeitgenöſſiſche Kunſt zu ſein, ſondern eine ſolche, die, wie Théophile Gautier ſagt, ſich ihr Milieu, ihr Jahrhundert und ihren Glauben eigenmächtig gewählt hatte — dieſen Fehler vermied das Kunſtgewerbe.

Durchaus originell hat es die empfangene Anregung im modernen Sinne weitergebildet. Man ſehe die Wandtapeten und Frieſe. Sie zeigen krauſes Blumengewirr, das wild ineinander verhängt und verſchlungen iſt. Oder ſchlanke, ſtille Lilien, die auf blaſſem Grund vereinzelt ſchimmern. Oder lieblich ſproſſende Blümchen, wie auf einem Wieſenplan. Das iſt freilich darin der Urton, die blätterverwobenen Verduren der Früh-Renaiſſance. Aber weit ſtärker klingt der müde Symbolismus durch, das perverſe Sehnen nach unnennbarer Geſtaltung, das unſerer Zeit eigen iſt. Auch die ganze Naturanſchauung der Japaner wirkt mit. Die Art iſt ſehr ſchön, wie die Engländer dieſe Tapeten und Wandſtoffe anbringen. Sie führen nur einen breiten Fries oben am Zimmer herum. Der untere Theil der Wand iſt dunkel gehalten. Dadurch wird Eintönigkeit vermieden. Um den phantaſtiſch träumeriſchen Eindruck der Wandtapeten zu erhöhen, ſuchten die Künſtler nun weiche Gewebe zu erzeugen, die an den Fenſtern in lautlos ſtillen Falten herabfließen ſollten. Die durchſichtig flatternden Gewänder der Botticelli'ſchen Engel dienten ihnen zum Vorbild. Es entſtanden die Libertygewebe, die durch Weichheit, Glanz und Farbenzauber zu den ſchönſten Erzeugniſſen gehören, welche die Textilkunſt je hervorbrachte. Sie ſchmiegen ſich ſo wohlig an, verhüllen als Gazegewebe wolkenartig das Licht, bedecken weichfedernde Pölſter mit Atlasſchimmer und die Sitze der Stühle mit dünn gewelltem Sammt. Die Zuſammenſtellung der Farben und der Deſſins ſind immer überraſchend, voll phantaſtiſcher Grazie. Dieſe poetiſch ſchwärmeriſchen Alluren dulden die Engländer aber nur dort, wo ſie der Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit der Einrichtungsart nicht Eintrag thun. In dieſer Beziehung ſind ſie unerbittlich. Man muſs in einem engliſchen Fauteuil ſitzen, um die ganze Raffiniertheit zu verſtehen, mit welcher die Formen dem Körper angepaſst werden. So ſind auch Schränke, Bibliotheken, Tiſche und Tiſchchen in wirklich genialer Weiſe den Gewohnheiten und Bequemlichkeiten des modernen Menſchen accommodiert. Schnitzwerk wird möglichſt vermieden, und das Zierat beſteht meiſtens aus ſchön gearbeiteten Beſchlägen, aus Kannelierungen und durchbrochenen Stäben. Um aber die durch ſo viele glatte Flächen leicht entſtehende Monotonie zu vermeiden, wurde ein ſehr pikantes und techniſch ganz neues Verfahren gefunden. Die in Verwendung gelangenden Holzarten werden durch eine Beize gefärbt, ſo zwar daſs das natürliche Gewebe durchſcheint. Man ſieht olivengrüne, graue oder zartgelbe Möbel, oft ganz discret mit Bronze-Intarſien geziert. Sie harmonieren ſehr ſchön mit den zarten Libertyfarben. Wenn man an der Kaminecke ſitzt, die in keinem engliſchen Zimmer fehlt, und von da aus den Blick gleiten läſst über den wohnlich ſo zwanglos geſtellten Raum, ſo hat man ein gutes Gefühl. So wohnen Menſchen, die eine ausgeprägte Eigenart haben, offenen Sinn für das Schöne und reges Intereſſe für Fortſchritt und Thätigkeit. Hier in Wien wird ſich wohl in ein, zwei Jahren der engliſche Stil einbürgern. Möge man dabei mit mehr Verſtändnis und Geſchmack vorgehen als bisher!

Die kleinen Gewerbsleute der Induſtrie freilich, die, nachdem es bei uns leider nicht anders iſt, ihre Anregung und Belehrung von den Gewerbemuſeen empfangen ſollen, ahnen noch nichts von der nahen Wendung. Unverdroſſen ſchaffen die Lehrkräfte der Fachſchulen dürftige und banale Vorlagen, nach denen ebenſo unverdroſſen und gedankenlos gearbeitet wird. Und alljährlich ſind die ausgeſtellten Induſtrie-Erzeugniſſe ein trauriger Beweis für die Stagnation des künſtleriſchen Empfindens bei den Gebildeten und im Volk.

B. Zuckerkandl.

Die Cenſur.

Seit einiger Zeit werden Stimmen laut, die ſich heftig über unſere Theatercenſur beklagen und ungeſtüm ihr Ende verlangen. Herr Fritz Telmann, der Obmann der jungen Arbeiterbühne, hat dieſe Agitation begonnen und man muſs ihm nachſagen, daſs er ſie mit Energie und in einer großen Weiſe führt. Verſammlungen werden abgehalten, Autoren wie Halbe und Wildenbruch melden ſich enthuſiaſtiſch und man vernimmt, daſs auch die Directoren und die Schauſpieler zuſtimmen. Es ſcheint nur Ankläger der Cenſur zu geben; ein Vertheidiger hat ſich noch nicht gefunden. Die Behörde müſste wirklich ſehr unklug ſein, um ſich einem ſo lauten und allgemeinen Verlangen zu widerſetzen. Iſt ſie ein bisschen klug, ſo gibt ſie, denke ich, dem Drängen nach, hebt jene alte Verordnung auf und läſst den Agitatoren einen Erfolg, der ihnen ſchmeichelt, ohne ihr zu ſchaden: denn ſie braucht die Cenſur ja gar nicht. Wenn es nur ſonſt im Theaterweſen beim Alten bleibt, kann ſie auf die Cenſur getroſt verzichten. Ich wundere mich, daſs das in der ganzen Debatte noch nicht geſagt worden iſt: ob jene alte Verordnung gilt oder nicht gilt, kann der Behörde gleich ſein, ſolange nur unſer Syſtem der Conceſſionen noch gilt.

Man wird das verſtehen, wenn man einen Moment unſere Zuſtände betrachtet. Wer ein Theater leiten will, muſs bei uns eine Conceſſion haben. Dieſe Conceſſion kann jedem verweigert werden, niemand hat ein Recht auf ſie. Die Behörde kann ſie gewähren, die Behörde kann ſie verſagen, nach ihrem Belieben. Die Conceſſion iſt eine Gunſt, die die Behörde zu vergeben hat; man muſs ihr Günſtling ſein, um Director zu werden. Sie kann ſich alſo die Leute ausſuchen: wer ihr nicht paſst, den läſst ſie nicht zu und paſſen werden ihr immer nur ganz verläſsliche und ſichere Perſonen, die mit ſich reden laſſen. Hält ein Bewerber nicht, was er verſprochen hat, ſo iſt es ihr nicht ſchwer, ihm ſehr unangenehm zu werden, und ſie hat Mittel genug, ihm den ganzen Betrieb zu ſtören. Wozu braucht ſie alſo eigentlich erſt noch die Cenſur? Sie kann das doch viel einfacher haben. Sie ſieht ſich den Menſchen an, der um eine Conceſſion bittet, gewährt ſie ihm nur, wenn er gefügig und zuverläſſig iſt, und läſst ihn von Zeit zu Zeit ihre Macht fühlen. Dann wird es genügen, wenn ſie ihm ſagt: es iſt uns nicht angenehm, daſs gewiſſe Meinungen dramatiſch geäußert werden, dieſe und jene Fragen ſollten auf der Bühne lieber nicht verhandelt werden, wir wünſchen es nicht. Mehr wird ſie ihm gar nicht zu ſagen brauchen. Von einem Untergebenen braucht der Vorgeſetzte nichts zu fordern; es genügt, wenn er es wünſcht. Gibt es keine Cenſur mehr, aber beſtehen die Conceſſionen fort, ſo wird der Director jeden Text, der ein bisschen bedenklich iſt, zu einem „Bekannten" bei der Behörde tragen und „im privaten Wege" anfragen, ob man etwa gegen das Stück etwas haben würde; die Antwort wird ihm Befehl ſein, weil er ja nicht „mißliebig" werden will. Die Behörde iſt alſo dann nicht ſchlechter daran und wir nicht beſſer als heute; ja, ſie iſt es eigentlich, die noch profitieren wird, weil ſie ſich in ihren „vertraulichen" Wünſchen dann viel mehr erlauben darf als jetzt mit ihren öffentlichen Verboten. Sie hat dann dieſelbe Macht, aber ſie hat keine Verantwortung mehr. Verbietet ſie heute ein Stück, ſo kann ſich der Autor an das Publicum wenden: er läſst das Stück drucken, verſendet es an die Journale und ruft jeden Leſer zum Zeugen an; ſo wird die Cenſur heute unter öffentlicher Controle geübt. Dann wird die Behörde dem Director vertraulich bedeuten, daſs er ihr mit dieſem Stücke gerade keine beſondere Freude machen würde, und darauf wird jeder Director dem Autor bedeuten, daſs er für das intereſſante Werk an ſeiner Bühne zu ſeinem aufrichtigen Bedauern leider keine Verwendung hat. Das wird das ganze Reſultat ſein.

Nun höre ich die Agitatoren ſagen: „Gut, es mag ſein, daſs Sie Recht haben! Aber was beweiſt das? Das beweiſt doch nichts gegen unſere Sache! Es beweiſt höchſtens, daſs wir eben noch weiter gehen müſſen. Sie ſagen: die Cenſur wird, wenn man auch jene Verordnung entfernt, auf eine heimliche und darum noch viel gefährlichere Art doch noch immer beſtehen, ſo lange das heutige Syſtem der Conceſſionen beſteht. Wir wollen der Cenſur ein Ende machen. Um jeden Preis! Wenn es alſo ſein muſs, weg mit dieſen Conceſſionen! Wird die Aufhebung der Cenſur durch die jetzigen Conceſſionen illuſoriſch, nun, ſo hebe man auch dieſe Conceſſionen auf! Davor ſchrecken wir nicht zurück. Das Theater ſei frei, jeder unbeſcholtene Mann habe das Recht, ein Theater zu führen! Dann werden ſich ſchon energiſche und tapfere Männer finden, die nach den „vertraulichen" Wünſchen der Behörde nicht fragen." So werden die Agitatoren ſprechen.

Das klingt ja ſehr plauſibel. Wir wollen die Cenſur abſchaffen, das Syſtem der Conceſſionen hält die Cenſur: alſo weg mit dieſem Syſtem! Nichts kann logiſcher ſein. Aber weiß man denn auch, was das heißt? Das heißt, daſs ſich dann jeder kleine Wucherer im theatraliſchen Geſchäft verſuchen wird, und wer ſoll dann die Schauſpieler ſchützen? Jetzt wird eine Conceſſion doch nur an Leute vergeben, die einen ziemlich anſtändigen Namen haben oder doch nicht verrufen ſind. Dann kann ſich jeder Mädchenhändler ein Theater nehmen. Jetzt iſt ein Director wenigſtens durch die Angſt gebunden, es könnte ihm, wenn er es zu arg treibt, ſo daſs es einmal zu einem Scandal kommt, doch einmal die Conceſſion entzogen werden. Aber dann, wer ſoll dann die Schauſpieler ſchützen? Nein, es iſt unmöglich, die Conceſſionen abzuſchaffen, bevor man ein neues Geſetz geſchaffen hat, das dem Schauſpieler denſelben Schutz vor ſeinem Director gewährt, den jeder Arbeiter vor ſeinem Arbeitgeber hat.

Darum freue ich mich über die Agitation gegen die Cenſur, weil [illegible] nicht [illegible]. [illegible] ſo muſs [illegible] ſich an die Conceſſionen machen; [illegible] dieſe weg, ſo müſſen wir [illegible] Recht der Schauſpieler [illegible]. Und ſo treibt [illegible] am Ende zu der großen Reform hin, die unſer ganzes Theaterweſen verlangt.

Hermann Bahr.

Digitized by Google

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Dieſer alte Racker von einem öſterreichiſchen Zeitungsſtempel ſcheint ewig leben zu wollen. Schon glaubten wir ihn in den letzten Zügen. Das Plenum des Abgeordnetenhauſes hatte ſich bereits bei der erſten Leſung des Ruſs'ſchen Dringlichkeitsantrags, ohne Widerſpruch, gegen ihn erklärt und ihm nur noch eine 14tägige Galgenfriſt gewährt, damit er ſeine irdiſchen Angelegenheiten in Ordnung bringe. Dieſe Friſt hat ſchließlich der Budgetausſchuſs noch benützt, um durch eine Umſtiliſierung des Antrags Ruſs dem einzigen Leidtragenden nach dem Zeitungsſtempel, dem Fiscus, einen Troſt zu geben, in Form einer Art von Trauerjahr, während deſſen der Fiscus noch das Erträgnis aus dem Zeitungsſtempel — nach Analogie der Sterbequartale von Staatsdienern — gnadenweiſe weiter beziehen ſollte. Alle an dem Zeitungsweſen Betheiligten fühlten ſich bereits als die lachenden Erben nach dem Zeitungsſtempel. Da trat eine überraſchende Wendung ein: Graf Badeni ſprach ſich nämlich gegenüber einer polniſchen Journaliſten-Deputation für die Aufhebung des Zeitungsſtempels aus und ſtellte deſſen Ende in nahe Ausſicht. Nun iſt's vorbei mit allen unſeren Hoffnungen. Denn die Erfahrung lehrt, daſs regelmäßig das nicht geſchieht, was Graf Badeni verſpricht, und wenn Graf Badeni jetzt dem Zeitungsſtempel ſein nahes Ende in Ausſicht ſtellt, hat der Zeitungsſtempel die beſten Ausſichten gewonnen, noch weiterzuleben.

*

Den Gegnern des Zeitungsſtempels geht es ſchlecht, ſeitdem ſich die gewichtige Autorität des Grafen Badeni ihnen beigeſellt hat. Ich bin auch ein Gegner des Zeitungsſtempels, bin aber objectiv genug um den alten Herrn gegen allzu wohlgemeinte, aber allzu übel informierte, ungerechte Angreifer in Schutz zu nehmen. Ich meine den Antragſteller und Berichterſtatter für die Aufhebung des Zeitungsſtempels, den Abg. Dr. Ruſs. Weſen, Größe und Schädlichkeit des Zeitungsſtempels gehören ſchon ſeit zwanzig Jahren und insbeſondere in den letzten Monaten zu den allerabgedroſchenſten Gegenſtänden der politiſchen Discuſſion, und kein Wiſſender hätte geglaubt, daſs noch jemand Neues darüber zu ſagen fände. Dr. Ruſs hat das zuwege gebracht. Dieſer Polyignorant hat, aus der Fülle ſeiner politiſchen Unkenntniſſe, noch eine neue, natürlich falſche Seite dem Thema abzugewinnen gewuſst. Wie nämlich bekannt, beträgt der Zeitungsſtempel pro Erſcheinungstag 1 Kreuzer. Bei zweimal täglich erſcheinenden Blättern wird er im Sinne des § 2 der kaiſerlichen Verordnung vom 23. October 1857, Nr. 207 R. G.-Bl. (vgl. auch Handels-Min.-Verordnung vom 27. Februar 1887, Z. 2877 u. a.), nur vom Morgenblatt entrichtet, das Abendblatt (und ebenſo auch eine etwaige dritte und vierte Ausgabe) iſt, ſoweit ſeine Auflage die des Morgenblattes nicht überſteigt, gebührenfrei und erhält nur der Auflagen-Controle wegen einen unentgeltlichen Stempel aufgedruckt. Nachdem dieſe Einrichtung ſeit vierzig Jahren beſteht, zeigt es wirklich von einem ganz ungewöhnlichen Nicht-Informations-Talent, wenn Herr Dr. Ruſs davon noch nichts weiß, ſondern annimmt, daſs der Zeitungsſtempel — noch ärger als er in Wirklichkeit iſt — für zweimal täglich erſcheinende Zeitungen 2 kr. beträgt. Schon in ſeiner Rede vom 4. December 1896 rechnete Dr. Ruſs dem Abgeordnetenhauſe vor, daſs die zweimal täglich erſcheinenden Zeitungen vom Morgen- und Abendblatte „je 1 Kreuzer", d. i. täglich 2 Kreuzer Stempel zahlen. (S. 27834 des Stenogr. Protokolls).

*

Die gleiche Anſchauung kehrt in dem von Dr. Ruſs namens des Budgetausſchuſſes erſtatteten und vom Hofrath Beer mitunterzeichneten Referat wieder. Dort will nämlich Dr. Ruſs berechnen, wieviel Stempel jährlich ſämmtliche 111 öſterreichiſche Tagesblätter zu leiſten haben. Dabei käme ihm, wenn er, den Thatſachen entſprechend, auch nur von einem Theil dieſer Blätter ein zweimaliges Erſcheinen vorausſetzen würde, bei ſeinem 2 Kreuzer Tarif erheblich mehr an Stempelertrag heraus, als der ganze Zeitungsſtempel, einſchließlich aller Drittel-, Halb-, Ganz-, Wochen- und Monatsblätter, nach den Ausweiſen des Finanzminiſters überhaupt ergibt. Wenn Dr. Ruſs ein Corruptionsriecher wäre, ſo würde er aus dieſer ſeiner Entdeckung ohneweiters die Vermuthung ableiten können, daſs die bisherigen Finanzminiſter durch die Bank einen Theil des Zeitungsſtempel-Erträgniſſes geſtohlen haben. Aber Dr. Ruſs iſt kein Corruptionsriecher; ſonſt hätte er es ja in ſeiner Geſellſchaft auch nicht ſo lange ausgehalten. Um ſeine Theorie von der Stempelpflicht der Abendblätter mit den thatſächlichen Ergebniſſen des Zeitungsſtempels in Einklang zu bringen, wählt er daher einen anderen Ausweg. Er nimmt nämlich (Seite 2 ſeines Berichtes, Nr. 1668) ſchlankweg an, „daſs die 111 Tagesblätter nur einmal täglich erſcheinen". Hofrath Beer beglaubigt das durch ſeine Unterſchrift, und unter dieſer Vorausſetzung ſtimmt dann Dr. Ruſs' ſcharfſinnige Berechnung allerdings, auch auf Grundlage ſeines frei erfundenen 2 kr. Stempels. Ein anderer Weg ſtand freilich dem Herrn Dr. Ruſs noch offen. Da ihm die Rechnung mit dem 2 kr. Stempel nicht zuſammengieng, hätte er ſich die Mühe nehmen können, einmal die von ihm ſo heftig bekämpfte Zeitungsſtempel-Verordnung auch nachzuleſen, in welcher er gefunden hätte, daſs die Abendblätter keinen Stempel bezahlen. Aber das hat der große Zeitungsſtempel-Tödter nicht gethan. Eine ſolche, [illegible] Mann die [illegible] Zeitungsſtempel-Verordnung eines Studiums würdigt, nimmt er lieber an, daſs in Oeſterreich keine zweimal täglich erſcheinenden Blätter erſcheinen. [illegible] Dr. Ruſs bei den Reichsrathswahlen [illegible] zu verlieren würden.

Es iſt ein wahres Glück, daſs Dr. Ruſs keine Ausſicht hat, Finanzminiſter zu werden. Denn würde er es, ſo [illegible] einmal im Traume der [illegible] Tagesblätter zu [illegible]. Er [illegible] die Entdeckung machen, daſs, entgegen [illegible] „Annahme", in Oeſterreich ein ganzer Haufen von zweimal täglich erſcheinenden Blättern

Was die Regierung nach ihrer parlamentariſchen Niederlage in Sachen Cilli machen wird, weiß man noch nicht. Sicher iſt nur ſoviel, daſs ſie den Beſchluſs des Abgeordnetenhauſes auf dieſe oder jene Art ignorieren wird, und daſs die rückſichtsloſe deutſch-fortſchrittliche Oppoſition, ohne Rückſicht auf dieſe Abſicht der Regierung, ihr das Budget in dritter Leſung prompt votieren wird.

*

Für den Präſidenten des Abgeordnetenhauſes Freiherrn v. Chlumecky bereiten einige Abgeordnete am Schluſſe dieſer Seſſion ein Ehrengeſchenk vor. Es ſoll 1800 Gulden koſten. Je 500 Gulden werden der Vereinigten Linken, dem Polen-, dem Hohenwartclub abgepreſst; weitere 300 Gulden ſollen jene badenifreundlichen Parteien blechen, welche nicht das Glück gehabt haben, der Coalition anzugehören, ſich alſo erſt ſeit kurzer Zeit des Wohlwollens des Freiherrn v. Chlumecky erfreuen. Was für die 1800 Gulden gekauft werden ſoll, iſt noch nicht ganz ausgemacht. Viele ſagen: eine goldene Glocke; ich, als conſequenter Symboliſt, wäre eher für einen goldenen Maulkorb, weil ein ſolcher den Freiherrn v. Chlumecky auch in ſeinem herrenhäusleriſchen Jenſeits noch daran erinnern würde, wie vielen Abgeordneten er, durch ſeine geſchickte Handhabung der Geſchäftsordnung, ihre Redefreiheit genommen hat.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Der Peſter Stadtverwaltung wird es nicht leicht, ihr Anlehen zu placieren, nicht etwa, weil ſich keine Bewerber finden, ſondern weil denſelben das Wort: Blinder Eifer ſchadet nur, unbekannt zu ſein ſcheint. Man muſs, um die Vorfälle der letzten Tage nicht ungerecht zu beurtheilen, die ungariſchen Verhältniſſe berückſichtigen, wo die Bankdirectoren meiſt nicht weniger chauviniſtiſch ſind als die anderen Staatsbürger und wo ſie bei Uebernahme eines Anlehens nicht ſelten ihre eigenen Geſchäftsintereſſen hintanſetzen, um den Nationalcredit in recht günſtigem Lichte erſcheinen zu laſſen. So iſt auch vor etwa einem Jahre die Coalition der Peſter Banken zur Uebernahme des hauptſtädtiſchen Anlehens entſtanden. Dieſelbe hatte damals kaum den Zweck, drückende Bedingungen zu erzielen, ſondern dem Anlehen den größtmöglichen Erfolg zu ſichern. Die Situation des ungariſchen Marktes war damals recht ungünſtig, der öſterreichiſche Markt war infolge der Ungarnhetze ſo ziemlich verſperrt, und die Peſter Banken beſchloſſen deshalb gemeinſam das Anlehen zu übernehmen, in der Erwägung, daſs nur die Summierung ihres Emiſſionscredites den Erfolg ſichern könne. Man kann alſo principiell noch ſo ſehr ein Gegner ſolcher Bankencartelle ſein, ſo wird man doch zugeben müſſen, daſs derartige Motive nicht unedel ſind. Trotz des Cartells trat noch ein zweiter Bewerber auf, und zwar die neugegründete Agrar- und Rentenbank mit ihren Wiener und ausländiſchen Conſorten. Es wäre nun gar nichts dagegen einzuwenden geweſen, wenn das Cartell im Sinne des angeſtrebten Zieles erklärt hätte, in keinen Concurrenzkampf einzutreten, ſondern auf die Uebernahme zu verzichten, falls auch mit einer anderen Gruppe verhandelt würde. Man kann füglich den Standpunkt begreifen, daſs die mächtige Gruppe meinte, daſs ſie für das Gelingen der Operation ganz andere Garantien biete, als ihre Concurrentin, obwohl daran erinnert werden muſs, daſs die Unionbank, die Wiener Conſortin der Agrarbank, vor zwei Jahren die Eiſerne Thor-Anleihe [illegible] unter günſtigeren Umſtänden — mit großem Gewinn und [illegible] placiert hat. Es war die erſte Inconſequenz der coalierten Banken, daſs ſie neben der Agrarbankgruppe in Verhandlungen mit der Stadt [illegible]; gemeinſam wurden die Modalitäten des Anlehens beſchloſſen, und in der öffentlichen Offertverhandlung ſollte nur das Courseangebot die Entſcheidung bringen. Es wirkte nun allgemein überraſchend, als am 2. d. M. die Banken bekanntgaben, daſs ſie ſich an der Offertverhandlung nicht betheiligen würden, und es war nur natürlich, daſs die [illegible] das Offert der Agrarbank als einzig vorhandenen [illegible] für die Offertverhandlung in Betracht nahm. Noch größer war die Ueberraſchung, als bei der Offertverhandlung auf einmal das ſtolze Bankcartell doch ein Offert einreichte, obwohl es nach den Bedingungen der Ausſchreibung gar nicht mehr dazu berechtigt war, da es keine Caution [illegible] hatte. Das Offert wurde in Form eines [illegible] Vorſchlages [illegible], und zwar auf ganz anderer Baſis, als [illegible] und es [illegible] günſtiger als [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Gruppen einzutreten, und man ſteht nun genau dort, wo man zu Anfang ſtand: das Cartell hat wiederum nur die Wahl, den Concurrenzkampf aufzunehmen oder auf das Geſchäft zu verzichten, und der ganze Erfolg ſeines Vorgehens iſt nur, daſs ſehr viel Animoſität entſtanden iſt, daſs die Stadtverwaltung in eine ihrem Credite nicht gerade vortheilhafte, zweideutige Situation verſetzt und der Preis, zu welchem der Erſteher das Anlehen wird erwerben müſſen, derart in die Höhe getrieben worden iſt, daſs ein wirklicher Subſcriptionserfolg zweifelhafter als je erſcheint.

•

Je näher die Reichsrathswahlen heranrücken, deſto eifriger wird auch bei uns die Agitation der Antiſemiten und Agrarier gegen die Productenbörſen. Anträge und Interpellationen häufen ſich, und das Schimpfrepertoire wird immer reichhaltiger. Auch abgeſehen von den Complicationen, welche die Einführung des Börſengeſetzes in Deutſchland hervorgerufen hat, und deren Ausgang noch nicht abzuſehen iſt, erſcheint es geradezu ſelbſtverſtändlich, daſs man bei uns abwarte, welche Wirkungen die deutſchen Reformgeſetze auf dieſem Gebiete haben werden, was davon anzunehmen und was zu verwerfen iſt. Bei all den unleugbaren Miſsſtänden der Productenbörſen iſt ſchlechterdings kein Grund einzuſehen, weshalb man nicht von den Erfahrungen, welche in Deutſchland jetzt gemacht werden, profitieren ſollte, und das heftige Drängen der Börſengegner beweist, wie wenig ernſt es ihnen in Wahrheit um eine vernünftige Reform der Börſe zu thun iſt. Die Regierung hat dieſem Drängen gegenüber bisher den richtigen Standpunkt eingenommen. Nun hat ſie ihn verlaſſen, indem Graf Ledebur der letzten Sitzung des landwirtſchaftlichen Ausſchuſſes erklärte, daſs er in kürzeſter Zeit nach Zuſammentritt des neuen Parlaments einen Geſetzentwurf zur Reform der Productenbörſen einbringen werde, und zwar beabſichtigt er keineswegs den Terminhandel, ſondern nur das Differenzgeſchäft zu verbieten. Ein großes Wort! Graf Ledebur ſcheint nicht zu wiſſen, daſs es bisher noch niemandem gelungen iſt, das ſogenannte „Differenzgeſchäft“ vom Termingeſchäft auch nur mit einiger Sicherheit zu unterſcheiden. Und das generelle Verbot des Terminhandels in Deutſchland in einzelnen Waren- und Effectenkategorien, iſt ja zumtheile eben darauf zurückzuführen, daſs das Spiel vom legitimen Geſchäft ſich nicht unterſcheidet. Man kann alſo geſpannt ſein, wie Graf Ledebur die Frage löſen wird, reſpective was er als Löſung vorgeben wird!

♁

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris: Théâtre de la République, „Le voyage de Mistress Robinson“ von Gaſton Marot. Berlin: Deutſches Theater, „Die Wildente“ von Henrik Ibſen. Berliner Theater, „Der Schuſs“ von Presber. Theater des Weſtens, „Der Militärſtaat“ von Guſtav von Moſer. Schillertheater, „Der Schierling“ von Emile Augier.

• • •

Ich bin immer ein Bewunderer der Sandrock geweſen. Als noch niemand glauben wollte, daſs ſie aus dem Modernen und Nervöſen je zum Heroiſchen und Monumentalen dringen könnte, habe ich ſchon gefühlt, ſie werde einſt die Hände an die höchſten Aufgaben ihrer Kunſt legen dürfen. Aber ſelbſt ich, dem man oft einen wahren Cult dieſer unvergleichlichen Schauſpielerin nachzuſagen im Rechte war, ſelbſt ich hätte ihr die Macht ihrer Medea niemals zugetraut. In dieſer Rolle iſt ſie von einer Größe, die in unſerer Zeit auf der deutſchen Bühne noch nicht geſehen worden iſt. Welche Leidenſchaft, welche Gewalt! Sie läſst einem erſt den Sinn des großen Dionyſos, des im heiligen Rauſche Wankenden, offenbar werden.

H. B.

•

Victor Léons neues Stück „Die Unmoraliſchen“ hat bei ſeiner Erſtaufführung im Raimund Theater ſtellenweiſe zu heftigen Gegendemonſtrationen herausgefordert, an anderen Stellen wiederum, ſo vor allem am zweiten Actſchluſs, zu Beifall hingeriſſen. Die Theaterkritik der Wiener Tagesblätter, bis auf wenige Ausnahmen, berichtete tags darauf von einem ganz einzigartigen dramatiſchen Miſserfolg und warf dem armen Autor noch Steine nach, daſs es krachte. Nunmehr haben ſich die Wellen dieſer compacten Maſſenentrüſtung verlaufen, und der Epilogiſt tritt vor und muſs gerechterweiſe vor allem von einem Miſserfolg der Kritik berichten. Daſs einem Bühnenſchriftſteller, der dereinſt Talent gezeigt hat, ein Stück miſslang, das ſoll im civiliſierten Europa ſchon vorgekommen ſein. Nur daſs ein Wiener, nicht einmal Journaliſt, die Kühnheit hatte, ſich in einem Wiener Theater eine Schlappe zu holen, das ſcheint die von der Zunft, als ein Eingriff in ihre Privilegien, ſchwer gekränkt zu haben. Sonſt wüſste ich nicht, woher die Entrüſtungen. Eine nicht gehäſſige und nur halbwegs ehrliche Kritik muſs von der Thatſache ausgehen, daſs ſich's Herr Léon in ſeinem neuen Stück von vornherein, noch vor aller Dramatiſierungskunſt, redlich ſchwer gemacht hat, nicht auf den Widerſpruch unſerer katholiſchen Stadt zu ſtoßen. Ich lege der Tendenz des Stückes keine allzu große Bedeutung bei. Aber für die Beurtheilung desſelben durch die öffentliche Meinung war ſie entſchieden ausſchlaggebend. Herr Léon hatte das Unglück, daſs ſein Stück von der Cenſur nicht verboten wurde — die Cenſur hoffte augenſcheinlich mit dieſer [illegible] einmal von ihrer Nothwendigkeit zu überzeugen und ihre wankend gewordene Stellung zu befeſtigen — und ſo war der Kampf zwiſchen Autor und Publicum mit dem erſten Moment gegeben. Der Autor iſt [illegible]. Er hat das odioſe Thema ſeines Stückes durch die Bearbeitung nicht beſſer gemacht, ja ſogar durch mangelhafte Motivierungen verſchärft. Aber es wäre nun die ſelbſtverſtändliche Pflicht des dramaturgiſchen Kritikers, dieſes Odioſe, dieſen Untergrund von nicht dramaturgiſchen Einwänden gegen das Stück, von der Größe des Miſserfolges abzuziehen. Statt deſſen hat man ihn dazu geſchlagen. Herrn Léon wird das hoffentlich weiter nicht ſchaden. Es iſt ihm ja trotz des Keſſeltreibens der clericalen Moraliſchen und galliger Recenſenten nichts Aergeres paſſiert als ein Theaterſtück miſslungen. Und für den, der im Theater ungetrübt von praktiſchen Intereſſen prüft und beobachtet, macht ſogar gerade dieſe miſsglückte Arbeit die Affaire Léon zu einer ſehr intereſſanten. Die Affaire beſteht darin, daſs ein Theaterfachmann bloß vermöge ſeiner großen Bühnenkenntnis und einer innigen Beziehung zur Schauſpielkunſt dazukam, ein ſo wirkſames, für den Kritiſchen einwandfreies und für den Nichtkritiſchen ſogar gedichtetes Stück wie „Gebildete Menſchen“ zu ſchreiben. Und das Intereſſante der „Unmoraliſchen“ iſt es, daſs ſich dieſer Theatermann von ſeinem Erfolg dazu verleiten ließ, über gewiſſe Grenzen des Theaters, über das Bühnenfähige und Bühnenſichere — auf deſſen Erkenntnis ſein eigentliches Talent beruht — hinauszugehen zu vermeintlich höheren Wahrheiten. Er hat in dieſem Stück ein ſo gefährliches Thema und ſo difficile Figuren gewählt, als ob er von der Literatur herkäme und nicht von der Regiekunſt. Er hat fernerhin Situationen geſchaffen, die zwiſchen Schwank und Tragödie wie auf der Schneide ſich bewegen, er hat Menſchen, die einen Stich ins Lächerliche haben, in ernſtgemeinte Scenen geſtellt, er hat Conflicte aus kleinen Zufälligkeiten erwachſen und ihnen durch kleinliche Zwiſchenfälle, oft durch Witzworte und Scenenſcherze, wiederum die Spitze abbrechen laſſen. Mit anderen Worten: Den Realismus, den er in „Gebildete Menſchen“ mit liebenswürdiger Mäßigung und nur im Dienſte der Bühnenwirkung handhabte, hat er ſich in den „Unmoraliſchen“ über den Kopf wachſen laſſen. Um einer gewiſſen äußeren Lebenswahrheit willen im Sinne der naturaliſtiſchen Methode hat er ſich — abgeſehen vom undankbaren Ganzen des Stückes — um die wirkſame Führung der Scenen gebracht. Und ſo iſt etwas geſchehen, was man einem bloßen Könner am wenigſten zutrauen würde: er hat öffentliches Aergernis erregt. Das Schickſal des Herrn Léon läſst ſich am beſten in das ſcherzhafte Wort zuſammenfaſſen: Er hat als tüchtiger Theatermann mit einem großen Erfolg die Bühne erobert und hat ſich, darüber hinausgehend, mit einem Durchfall der Literatur zu nähern verſucht. Alle Freunde des Wiener Theaters können nur wünſchen, daſs er ſo bald als möglich zurückkehre. Uebrigens iſt auch in dieſem ſchlechten Stück die Hand des Dramatikers keineswegs zu verkennen. Im Detail iſt Herr Léon Meiſter, und er wirkt manchmal durch kleine Uebergänge, durch ſorgfältig ausgedachte Züge ſo verführeriſch, daſs man darüber die Haltloſigkeit des Ganzen Augenblicke lang vergeſſen kann. So hat er im erſten Act das gemüthliche, wieneriſche Heim eines reichen Malers mit außerordentlich feinen Beobachtungen und kleinen dramatiſchen Künſten dargeſtellt. Im zweiten Act weiß er eine peinliche Scene zwiſchen Vater und Sohn ſo vorzubereiten und zu wenden, daſs ſie im Nu mitreißt, ſowenig man vielleicht auch ihren Vorausſetzungen zuſtimmt. Aus dieſer Wirkung unter erſchwerenden Umſtänden ſchließe ich — mir hat Herr Léon nie etwas zuleide gethan — auf eine umſo ſtärkere dramatiſche Begabung. Und endlich, was macht er aus den Schauſpielern, als Autor und als Regiſſeur! Durch den Bühnenrealismus ſeines Dialogs diſciplinirt er ſie, und ſtellenweiſe bereichert er ſogar, natürlich nur im Detail, ihre Ausdrucksfähigkeit durch neue Aufgaben. Das iſt mir an den außerordentlichen Leiſtungen der meiſten Darſteller der „Unmoraliſchen“, vor allem an Fräulein Ricie und Herrn Wodan, aufgefallen. Und die Inſcenierung! Man thut, als ob derlei bei uns alltäglich wäre. Sollen denn wirklich junge, moderne Kräfte in Wien immer wieder gegen die Miſsgunſt unfähiger Vorthaber ankämpfen müſſen? Es ſcheint ſo. Die „Unmoraliſchen“ muſsten nach drei Tagen abgeſetzt werden: der „[illegible] Schnabel“ wurde auf Geheiß der Kritik, um nur ja dem Repertoire erhalten zu bleiben, über Nacht [illegible] neu eingerichtet und wetzt ſich noch heute an der [illegible] ſeiner vergnügten Zuhörer.

A. G.

• • •

Man ſchreibt uns aus Berlin: Das hätte ich nie geglaubt, daſs ich Ihnen einmal würde über neue Erwerbungen der königlichen Nationalgalerie ſchreiben müſſen. Seit einer ganzen Reihe von Jahren iſt mit wenigen Ausnahmen nichts anderes angekauft worden als patriotiſch hiſtoriſcher und anderer Farbenfanz: Schlachtenbilder, als wollten die [illegible] Soldaten in der Sammlung [illegible] Künſtler der [illegible] [illegible] ſich vermehren. [illegible] es, dieſe Arbeiten zu [illegible]. Und all dieſes [illegible] gleichgiltige [illegible] mit verhältnismäßig unglaublich [illegible] Summen bezahlt. [illegible] [illegible] der [illegible] Werke [illegible] Jahrhunderts [illegible] im Magazin bleiben, während der [illegible] [illegible] [illegible] eine [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Herr Jordan, der [illegible]

vertrat und der ſchließlich recht indifferente Werke kaufte, um nirgends anzuſtoßen, iſt gegangen, und an ſeine Stelle iſt Profeſſor von Tſchudi getreten, der bisher an der Gemäldegallerie neben Bode wirkte. Tſchudi, deſſen Verhältnis zur modernen Kunſt man nicht kannte, zeigt ſich mit ſeiner erſten That als ihr warmherziger und feinfühliger Anhänger. Unter den gelehrten Beamten unſerer Gemäldegallerie, des Kupferſtichcabinets und des Kunſtgewerbemuſeums gibt es deren, wie ich bei dieſer Gelegenheit bemerken möchte, ſehr viele, die zumtheil ſogar als ihre erheblichen Wortführer gelten müſſen. Bode ſelbſt gehört dazu, Jaro Springer, der Sohn Antons, Ludwig Kämmerer, Paul Jeſſen, Henry Thode und Prof. Lichtwarck ſind aus dieſem Kreiſe gekommen. Das iſt übrigens nur für die Laien merkwürdig; eigentlich muſs ja, wer von Herzen die alte Kunſt liebt, auch die neue lieben, die, bei allen Gegenſätzen im Aeußerlichen, im Kern ihres Strebens jener verwandt iſt. Tſchudi gehörte alſo auch geiſtig zu jenem Kreiſe, mit dem ihn ſeine Stellung verband. Er hat, ſicher mit guter Abſicht, von vornherein ſehr energiſch ſeinen Standpunkt betont. Es ſind nicht neutrale Werke, die er erworben hat, ſondern Bilder von Ed. Manet, Claude Monet, Degas, Fantin-Latour, Courbet, Segantini u. a.; Sculpturen von Rodin, Meunier, Vallgren u. a. Ein ſolcher Anfang verſpricht viel für die Zukunft. Die Folgen einer fortgeſetzten energiſchen Thätigkeit in derſelben Richtung werden nicht ausbleiben können. Und ſie werden ſich weit über Berlin hinaus bemerkbar machen. Man mag über Berlin denken wie man will, Thatſache iſt, daſs jede Bewegung in Deutſchland, die Berlin nicht erobert, verdammt iſt, eine locale zu bleiben, daſs die Eroberung Berlins dagegen zugleich die Eroberung eines großen Theiles von Deutſchland bedeutet. Daſs die modernen Kunſtwerke in der Nationalgallerie, ſelbſt wenn man von der Autorität abſieht, die die Staatsmuſeen bei uns beſitzen, viel nachdrücklicher wirken müſſen als in den rieſigen Internationalen, iſt ja gar nicht zweifelhaft. Das Publicum wird nun all das geleſene Geſaſel über dieſe Kunſt controlieren und damit verachten lernen. Und dieſe Erziehung muſs ſchließlich auch der Production zugute kommen. Uebrigens ſind die erwähnten Werke Schenkungen von Berliner Kunſtfreunden, die bisher in ſehr begreiflicher Weiſe ſich nicht um das ſo merkwürdig verwaltete Kunſtinſtitut zu kümmern pflegten. Auch dieſer Umſtand erweckt Hoffnungen. Auf die Ankäufe aus dem Dispoſitionsfonds des Kaiſers und anderen Geldern hat der Director wohl Einfluſs gehabt, aber kaum beſtimmenden. Es verdienen auch von dieſen Ankäufen einige genannt zu werden. Es ſind vertreten: Boldini, Billotte, Gari Melchers, Anders Zorn, Mesdag, Lavery, Nisbet, Gotth. Kuehl, M. Liebermann, Skarbina, H. v. Volkmann, B. Weishaupt, Schönleber. Zu gleicher Zeit mit den ſo nothwendigen Erwerbungen werden auch Verbannungen vorgenommen werden. Viele, viele Bildchen aus dem alten Beſtand werden in den Keller oder in die Provinzen wandern. Dann wird auch Platz ſein, unſere Böcklins, Feuerbachs u. ſ. w. würdig unterzubringen. — Natürlich iſt man in gewiſſen Kreiſen über alle dieſe Dinge nicht ſehr erbaut. Auch die bisher hoffnungsvollen patriotiſchen Maler werden ſich nicht gerade freuen, wenn ſie außer den Thatſachen noch den ſchönen Satz des Katalogs zu verdauen haben: „Die in Spanien mit mehr Glück als ſonſtwo künſtlich gezüchtete hiſtoriſche Malerei . . . .“ F. St.

Bücher.

Max Schippel: „Die Währungsfrage und die Socialdemokratie.“ Eine gemeinfaſsliche Darſtellung der währungspolitiſchen Zuſtände und Kämpfe. Berlin. Verlag: Expedition der Buchhandlung „Vorwärts“.

Die alten Schlagworte, die unrichtigen Behauptungen und willkürlichen Schluſsfolgerungen der Bimetalliſten werden in dieſer Broſchüre, wie ſchon ſo oft, einer eingehenden, ſachlichen Kritik unterzogen und an der Hand der Ereigniſſe der letzten Jahrzehnte, der wirtſchaftlichen Entwicklung der Gold- und Silberländer und der Productionsverhältniſſe der beiden Metalle widerlegt. Wenn dieſe Schrift auch die Silbermänner nicht belehren wird, ſo wenig wie dies irgend eine andere bisher zuwege gebracht hat, ſo wird dieſe Vermehrung der ungeheueren Währungsliteratur doch nicht wertlos ſein, weil ſie in leichtfaſslicher Weiſe geſchrieben, ohne großen wiſſenſchaftlichen und theoretiſchen Apparat, ſondern einfach mit geſundem Menſchenverſtand arbeitend, weiteren Kreiſen verſtändlich ſein dürfte, als die meiſten ähnlichen Bücher. Die Arbeiterfeindlichkeit der bimetalliſtiſchen Beſtrebungen iſt treffend nachgewieſen. W. F.

Eduard Loewenthal: „Der letzte Grund der Dinge und die Entſtehung der beſeelten und geiſtigen Organismen.“ Berlin, Hannemann, 1896. Octav.

Die begriffliche Vorbemerkung, daſs das Sinnliche das Seiende überhaupt iſt, iſt ein Axiom des Materialismus, welches wir entſchieden von uns weiſen müſſen. Das Ding an ſich findet der Verfaſſer in dem mit dem abſolut freien, neutralen Geiſte gleichbedeutenden abſolut freien, neutralen Stoffe, welcher auch mit dem abſolut freien, neutralen Aether gleichbedeutend iſt. Aus der Ueberfülle des abſolut freien, neutralen Stoffes, beziehungsweiſe Geiſtes, entwickeln ſich in ewiger, allmählicher Wiederholung Verdichtungen, d. h. concrete Stoffgebilde, welche ihrerſeits von dem Drange erfüllt ſind, wieder zur neutralen Stoffform zurückzukehren. Dem wechſelſeitigen Verdichtungs- und Verflüchtigungsdrange entſpricht eine hochgradige Doppelſpannung in entgegengeſetztem Sinne, welche den Weltproceſs bewirkt. Es liegt indes klar auf der Hand und bedarf nicht erſt einer längeren Auseinanderſetzung, daſs die beiden Triebe für die Erklärung des Weltproceſſes unzureichend ſind, da ſie ſelber eines Erklärungsgrundes bedürfen. Der Verfaſſer ſagt weiter, daſs von dem Augenblicke an, in dem eine Weltkörpergruppe den Charakter eines abgeſchloſſenen organiſchen Ganzen, ſpeciell eines Sonnen-Organismus annimmt, der relativ freie Stoff innerhalb derſelben in das Stadium größter Entwicklung, gleichſam in ſeine Sturm- und Drangperiode eintritt. Der Kreislauf der einzelnen Weltkörper erzeugt geſteigerte Schwingungen und Spannungen, Strömungen und Gegenſtrömungen, welche blitzſchlagartig den elektriſch ſtrahlenden Zuſtand der Sonne ſelbſt und die Erleuchtung und Belebung des ganzen Organismus bewirken, ebenſo wie die Belebung der einzelnen Weltkörper mit den einem jeden derſelben entſprechenden mikrokosmiſchen Lebeweſen, die wir auf der Erde in der Thier- und Menſchenwelt vor uns haben. Gemahnt dieſe blitzſchlagartige, „impoſive“ Selbſtbelebung nicht an die veraltete und längſt überwundene Generatio spontanea eines Swammerdam, Redi, Malpighi? Iſt Loewenthals Theorie von der „Erſt-Entſtehung“ der organiſchen Lebeweſen nicht eine neue veränderte Auflage derſelben? Wie bei der Weſens-Einheit von Geiſt und Stoff der Künſtlerblick des menſchlichen Geiſtes das Wort geredet werden kann, will mir nicht recht einleuchten. Schließlich möchte ich es dahingeſtellt ſein laſſen, ob ein Philoſoph über ſeinen Entwicklungsgang Rechenſchaft ablegt, wenn er, ſtatt ſein Syſtem und den Urſprung desſelben in kurzen Umriſſen zu zeichnen, mit den günſtigen Beſprechungen, welche es erfahren, aufwartet. B. M.

Karel Hlaváček, Pozdě k ránu. Praha, Moderní Revue 1896.

Neben den talentierten czechiſchen Dichtern Březina, Procházka, Karásek, Neumann und Kvösl gebürt Karel Hlaváček ein ſchönes Plätzchen. Seine Dichtungen und Proſaſkizzen „Pozdě k ránu“ („Zeitlich früh“) verrathen ein ſtarkes Talent. Manche von ihnen ſind zwar angeleſen und nachempfunden, die Mehrzahl aber zeigt Perſönlichkeit und Reife. Ich erwähne da nur die künſtleriſchen Gedichte: „Svou violu jsem naladil co možno nejhlouběji“ (Meine Viola habe ich auf den tiefſten Ton geſtimmt“) und „Dva hlasy“ („Zwei Stimmen“). Gerade in dieſen zwei Gedichten tritt die Eigenart Hlaváčeks ſcharf hervor. Das Tiefſeeliſche belebt er mit außerordentlicher Geſtaltungskraft. Ad. D.

John Henry Mackay: „Wiedergeburt.“ Der „Dichtungen“ dritte Folgen. Berlin. S. Fiſcher. 1896.

Blättert man in dieſen neuen, eben geſammelt vorgelegten Verſen Mackays, ſo wird man eine gewiſſe trübe, ja traurige Empfindung nicht von ſich weiſen können, wiewohl Titel und Ton der ſtark perſönlichen einleitenden Strophen die frohesten Erwartungen wecken. Man gewinnt den Eindruck von einem weſentlich ſchönen Baum, der ſich aber zu bedauerlichen Verknotungen und Verkrüppelungen auswuchs. Da iſt faſt keine Strophe, die nicht durch lahme Beiwörter, unenergiſche Satzfügungen, durch bildloſe Rhetorik das feinere Ohr verletzt, wie ja alle Dichtungen Mackays neben prachtvollen, bleibenden Blättern vieles Leere mitführen. Auch hier finden ſich unter blühenden Verſen (es ſeien nur das reizende „Verführung“, „Sommer“ und das „Sopie“-Gedicht genannt). Stellen von ungeſtaltem, nicht einmal kräftigem Pathos; überall die Merkmale einer ſchweren und mühſamen Natur. Doch ſpricht ein ſolches hartes, ehrliches Ringen aus allen Büchern Mackays, daſs man durch ſeine Werke ſtets an das Märchen von dem guten armen Mann erinnert wird, der alles ſo langſam aufnimmt, durchlebt und wiedergibt, durch ſteten Fleiß aber die Gefährten überholt und endlich zu königlichen Würden gelangt. P. W—r.

Willy Paſtor: „Der Andere.“ Aus den Aufzeichnungen eines Dichters. Leipzig 1896, Verlag Kreiſende Ringe (Max Spohr).

Die generelle Pſychologie dieſes Romanes, die kosmiſche gleichſam, iſt ausgezeichnet. Die angewandte, die ſpecifiſch dichteriſche, öfters dilettantiſch. Ein metaphyſiſches, ja naturphiloſophiſches Buch. Noch vor fünf Jahren wäre das undenkbar geweſen. Gerade die „Modernen“ hätten ſich mit Haß und Zorn davon abgewandt. Heute hingegen wollen die metaphyſiſchen Bedürfniſſe wieder rege werden. Die Dinge und ihr Schein ſagen uns zu wenig. Wir wollen hinter die Dinge kommen. In allem ſuchen wir das „Andere“, in uns, in den Mitmenſchen, in der Natur. Paſtor hat hier vieles, was die junge Generation bewegt und bald ſtärker noch bannen wird, eindrucksvoll formuliert und in einem etwas prophetiſch gefärbten Ton nachdrücklich vorgetragen. Das Geiſterreich öffnet ſich wieder für uns. Zum ganzen und vollen Künſtler fehlt Paſtor die ſtarke Vibration oder doch die naive Kraft, ſich ſeiner Vibration zu überlaſſen, ſie zu rhythmiſchem Erklingen zu bringen. Er weiß keine Stimmung um ſich zu verbreiten. Sein Stil hat etwas Zerhacktes, Zerſetztes. Sätze und Satzſtücke liegen nebeneinander wie erkaltete Lava. Kein Funke ſpringt von einem zum anderen. Und doch ſpringt durch das Ganze ein Funke, der Funke einer neuen hohen, univerſellen Weltbetrachtung, für die Ewigkeiten zur Secunde, Secunden zu Ewigkeiten werden. Zeit und Raum ſind überwunden. Die menſchlichen Erlebniſſe zeigen ſich unter dem Geſichtspunkt minimaler Erdrindenproceſſe, denen allerhöchſtens eine ſymptomatiſche Bedeutung zukommt, im Gang der unaufhörlichen Fortentwicklung. Aber Glück und Leid der Erdenkinder? Sollen wir aufhören, ſie lebhaft zu empfinden? Sollen wir eine kosmiſch-philoſophiſche Starre über uns breiten, eine principielle Verächtlichkeit wider unſer Nächſtes, Liebſtes und Eigenſtes? Und kann das Sternes-Bewuſstſein jemals die Kraft haben, uns dauernd zu durchdringen? Werden wir nicht doch wieder „ſchwach“ werden, weil wir ſenſibel ſind? Und iſt es nicht poetiſch und ſchön, auch ſo menſchlich nothwendig, ein bischen ſchwach zu bleiben? Die kosmiſche Weltanſchauung iſt ein erhabener gaukelnder Traum, dem eine faſt religiöſe Kraft innewohnt. Aber haben jemals Religionen die Menſchheit ganz erlöst? Will die Menſchheit erlöst ſein? Paſtors Buch macht den Leſer nachdenklich. Es eröffnet ihm weite und leuchtende Perſpectiven. Es bringt ihm ſtarke Anregung, ja Erregung. Das iſt ſo ſelten. Und darum wollen wir erkenntlich und dankbar bleiben. F. S.

Revue der Revuen.

Im Decemberheft der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ unterſucht S. Lublinski die pſychologiſchen Urſachen des Antiſemitismus, den die Siege der Wiener Antiſemiten und Zolas Manifeſt im „Figaro“ wieder ſo ſehr in den Vordergrund des Intereſſes gerückt

Digitized by Google

haben. In unſerer Zeit mache ſich eine ſtarke romantiſche Reaction gegen den Rationalismus geltend, eine Art „Renaiſſance des Mittelalters“, für welche die Erneuerung der olympiſchen Spiele und die Siegeszüge der Heilsarmee ſymptomatiſch ſeien. Ein Grund- und Weſenszug des Mittelalters ſei das Beſtreben geweſen, „das Unſinnliche zu verſichtbaren, das Traumhaft-Perſönliche zu einem Gegenſtändlich-Socialen zu geſtalten“. Dieſer Grundzug habe, ſich wiederholend, in unſeren Tagen den Begriff: Uebermenſch = ſichtbarer Gott und das Dogma der Socialdemokratie: Zukunftsſtaat = Himmel auf Erden, hervorgebracht. Da nun dieſer ſieghaft-ſichtbare Lichtgott einen Antichriſt, und dieſer Himmel eine Hölle als Widerpart brauchte, ſo wurde die Verkörperung „Jude“ dazu auserſehen. Nietzſche ſelbſt war freilich nicht gegen die Juden; ſie ſcheinen ihm im Gegentheil „ein wertvolles Amalgam für das Metall, aus dem ſein zukünftiger Uebermenſch geſchmiedet werden ſollte“, und gerade das Nomadiſche in ihnen und daſs ſie vor allem gute Europäer ſind, ſagte dem Dichter des „Zarathuſtra“ zu. Denn ſchweifende Europäer ſeien die Juden auf allen, beſonders allen geiſtigen Gebieten, „Akrobaten der zitternden Nervenkunſt, Einfänger der feinſten Nuancen, ſtürmiſche Vorahner keimender Werte und Stimmungen“. Darum ſeien ſie auch zu Standartenträgern der „Moderne“ geworden, was dieſer ſelbſt nicht wenig bei allen national-germaniſch Geſinnten geſchadet und der neuen Kunſt viele Gehäſſigkeiten zugezogen habe. Ueberall, wo ſich „Sehnſucht nach feſtem Boden, nach Kraft und einer machtvollen Syntheſis, die im bewuſsten Gegenſatz zur zerflatternden Decadence und nervenſeiltänzeriſchen Akrobatik ſteht“, geltend mache, da ſpringe auch ſofort die uralte Abneigung gegen das Judenthum heraus. Schließlich meint der Verfaſſer, ſolange das unſtete Judenthum nicht in irgend einer Form ein erdgebundenes Volksthum geworden ſei, werde der Antiſemitismus immer wieder ſein ſtruppiges Haupt emporſtrecken, und deshalb könne man den Juden nur rathen, ſich national zu conſtituieren. — Sehr leſenswert iſt fernerhin Sonja Kowalewskas Aufſatz über die ſchwediſchen Bauernuniverſitäten. Es ſind dies Wintercurſe für erwachſene Bauern, die zu gleichen Theilen auf Staats- und Gemeindekoſten erhalten werden. Es beſtehen gegenwärtig etwa 25 ſolche in Schweden, und ihre ſegensreiche Wirkung zieht immer weitere Kreiſe.

Die Monatsſchrift **„Alt-Wien“** brachte im December den Schluſs eines Aufſatzes: Zur Geſchichte der Wiener Porzellan-Manufactur. Der Verfaſſer, Fritz Minkus, ſchildert daſelbſt, von intereſſanten Belegen und zwei Abbildungen unterſtützt, die Blütezeit des einſt ſo berühmt geweſenen kaiſerlichen Inſtituts. Dieſe Epoche beginnt mit der Directionsthätigkeit Konrads von Sorgenthal, eines Nürnbergers, der ſich in Oeſterreich zuerſt als Soldat und dann als Beamter zu Anſehen und Einfluſs emporgedient hatte und im Jahre 1784 die Leitung der damals arg im Niedergehen begriffenen Manufactur übernahm. Er wuſste ſie vor allem künſtleriſch zu heben, indem er in der Fabrik ſelber eine Kunſtgewerbeſchule einrichtete, zu der er auch die Lehrkräfte der Akademie der bildenden Künſte heranzog. Auf dieſe Weiſe gelang es, die Wiener Manufactur wieder auf das Niveau der von Sèvres und Meißen zu heben. Ja, in gewiſſer Beziehung hatte ſie ſogar eine zeitlang die führende Stellung. Sie ſchloſs ſich nämlich am raſcheſten und beſten der Geſchmacksrichtung jener Epoche an, welche bekanntlich auf die Kunſtformen der Antike zurückgieng, der Richtung des Empire. In Anton Graſſi hatte ſie einen ſelbſtſchöpferiſchen, künſtleriſchen Bildhauer und Modelleur, durch den das Wiener Empire-Porzellan dieſelbe Bedeutung erlangte wie die Meißener Producte im Rococoſtil. Die Folge dieſes inneren Aufſchwunges war auch ein äußerer, geſchäftlicher. Auf Sorgenthals Anregung wurde die Filialfabrik in Engelhardszell gegründet, die erſt aufgelaſſen wurde, als die Paſſauer Gegend an Bayern fiel. — In demſelben Hefte der für die Geſchichte Wiens inſtructiven Zeitſchrift findet ſich auch der Abſchluſs eines Auszuges aus den „Briefen des Eipeldauers“, einer Wiener Zeitung aus dem Beginne unſeres Jahrhunderts. In den mitgetheilten Proben äußert ſich der bäuriſche Briefſchreiber in gutem, derbem Dialect, mit einem ſatiriſchen Witz, wie man ihn manchmal bei Neſtroy wiederfindet, über die größten hiſtoriſchen Ereigniſſe aus der Congreſszeit. Ueber den geſchlagenen Napoleon, auf deſſen Abenteuerei er es in ſeiner altöſterreichiſchen Ruheliebe überhaupt ſcharf hat, ſchreibt er: „Von den Engländern iſt das a bisſl Hoffärtig, daſs ſ' zu dem Exgeneral no Herr General g'ſagt hab'n; ſo hätt'n ſchlechtweg nur per So tractieren ſoll'n!“

„L'Aube“ eröffnet ſein Novemberheft mit einem Mahnruf des Paul Adam an die jungen franzöſiſchen Literaten. Wahrhaft beſchämend ſei es, wieviel klägliche Servilität, wieviel Byzantinerthum anläſslich des ruſſiſchen Kaiſerbeſuches in Paris zutage getreten ſei. Getrieben von blindem Chauvinismus oder von Motiven des perſönlichen Ehrgeizes hätten die Vertreter eines freien hochcultivierten Volkes ſich vor einem Autokraten gedemüthigt und ſo gleichſam die Gräuel ſanctioniert, die in ſeinem Namen geſchehen. Das ſei ein trauriges Symptom, und den intellectuellen Führern des Volkes, den Dichtern und Schriftſtellern falle die Pflicht zu, auf Abhilfe zu ſinnen, in ihren Schriften edle Geſinnungen zu predigen, und ihre Nation zur Menſchenwürde zu erziehen. Dies ſei eine vornehmere Aufgabe, was auch die Aeſtheten ſagen mögen, als weltentrückt verſchloſſen im elfenbeinernen Thurme ſelbſtſüchtigen Kunſtviſionen nachzuhängen. — Sehr intereſſante Details über Londoner Lebensverhältniſſe erfährt man aus Guſtav Steffens Artikel: „Ueber die engliſchen Frauen“. Er erzählt im erſten Theil, wie die wirtſchaftlichen Verhältniſſe das Heiraten immer ſchwieriger machten. Wie eine Familie bei einem Jahreseinkommen von 500 Pfund ſich allerlei Entbehrungen auferlegen müſſe, ja noch bei 700 Pfund zur äußerſten Sparſamkeit gezwungen ſei, während dagegen ein Junggeſelle für 1 Pfund oder 30 Shilling die Woche in einem der vielen „Homes“, die zu dieſem Zweck beſtänden, aufs beſte verſorgt ſei. Dieſe „modernen Klöſter“, wie man ſie nennt, ſind prächtige Gebäude, die nebſt kleinen, comfortablen Privatwohnungen die bequemſten gemeinſamen Clubräume enthalten, und Hunderte von Hageſtolzen in ihren Mauern vereinen. Dieſe „Homes“ machten der Ehe gewaltige Concurrenz, und die engliſchen Mädchen hätten ſich darum auch ganz und gar mit dem Schickſal abgefunden, daſs ein großer Theil von ihnen zur Eheloſigkeit verurtheilt ſei. Die vernünftige Erwägung dieſes Umſtandes habe ſie aber auch dazu geführt, ſich für dies, auf ſich ſelbſt geſtellte Leben, entſprechend auszurüſten.

„The glorified spinster“, wie man ſie halbſpöttiſch, halb bewundernd nennt, iſt ein prächtiges, wohlunterrichtetes, praktiſches, arbeitſames Geſchöpf, dem alle Sentimentalität fern liegt. Gründlicher als der Mann hat ſie mit allen Vorurtheilen aufgeräumt und ſchickt ſich mit unglaublicher Geſchmeidigkeit in die neuen Begriffe. Sie hat nichts gemein mit den alten Jungfern anderer Nationen, jenen verſchüchterten, verlachten, haltloſen Weſen, ſondern iſt ſich ihres Wertes und ihrer Unabhängigkeit ſtolz bewuſst. Auf genaue Kenntnis und richtige Beurtheilung der ſocialen Verhältniſſe und Bedürfniſſe geſtützt, ſind auch ihre politiſchen Beſtrebungen und Agitationen äußerſt rationell, und ihre Ideen über die Löſung aller ſchwebenden Fragen ſollen ſo klar, ſo vorgeſchritten und kühn ſein, daſs ſie ſelbſt, wenn ſie übers Ziel ſchießen, noch lehrreich und beachtenswert bleiben.

„The Forum“ bringt aus der Feder von D. H. Lloyd einen Aufſatz „Emerſons Witz und Humor“. Darin werden unter den vielen Reminiſcenzen, die ſchon zu einer wahren Emerſon-Legende angewachſen ſind, auch einige geiſtreiche und ſehr bezeichnende Ausſprüche des amerikaniſchen Philoſophen mitgetheilt. Das Bewuſstſein, gut gekleidet zu ſein — ſoll er einmal geſagt haben — gibt dem Menſchen größere moraliſche Feſtigkeit als die Tröſtungen der Religion. In Boſton wird erzählt, daſs er auf die eindringliche Prophezeiung eines Gläubigen, die Welt ſtehe unmittelbar vor ihrem Untergang, ruhig geantwortet hat: Wir thun's auch ohne ſie. — Einem Artikel über öffentliche Krankenpflege, von Mary K. Sedgwick, entnimmt man: Das Inſtitut der ſtädtiſchen Krankenpflege gieng von England aus, wo in Liverpool im Jahre 1875 der Abgeordnete Rathbone ein Weib ausſchickte, die armen Kranken der Stadt aufzuſuchen und ihnen in ihren eigenen Wohnungen Dienſte zu leiſten. So groß und unmittelbar zeigte ſich der praktiſche Erfolg dieſer Einrichtung, daſs andere Städte dem Beiſpiele Liverpools folgten. 1885 kam ein Fräulein Howes aus Boſton, welches das engliſche Syſtem der einſchlägigen Inſtitute kennen gelernt hatte, in ihre Heimat zurück, erfüllt von dem Wunſche, ein ähnliches Werk in ihrer Vaterſtadt eingerichtet zu ſehen. Seitdem beſteht in Boſton die „Diſtrict Nurſing Aſſociation“. Ungefähr gleichzeitig, wenn auch nach etwas verſchiedener Methode, entſtanden ſolche Einrichtungen in Philadelphia, und zur Zeit erſtrecken ſich dieſelben bereits über viele andere Städte Nordamerikas, darunter Chicago und Baltimore.

Im **„Atlantic Monthly“** iſt eine hübſche Zuſammenſtellung der einzelnen Elemente, welche den heutigen Stand der Civiliſation herbeiführen halfen, und deſſen, was die einzelnen Nationen dazu beigetragen. Von ſeinem Vaterland ausgehend, meint der Verfaſſer W. Eliot, Amerika habe der Welt das Beiſpiel der Friedensliebe gegeben (da dort nur vier Kriegsjahre auf 107 des Beſtehens gekommen ſeien), dann das der religiöſen Duldſamkeit, der politiſchen Freiheit und des allgemeinen Wahlrechtes. Betrachtet man den hiſtoriſchen Gang der Welt, ſo habe das Judenthum die Entwicklung des religiöſen Gedankens, und das Griechenthum die der Philoſophie und der Künſte gebracht. Den Römern verdankt man die militäriſche Organiſation, die Geſetzgebung, die Pflege der öffentlichen Straßen und Bauten. Das mittelalterliche Italien gab der Menſchheit die Kunſt. England verhalf der repräſentativen Regierungsform zum Siege; von Frankreich gieng im vorigen Jahrhundert die Lehre von der perſönlichen Freiheit und den Menſchenrechten aus und Deutſchland bewies zweimal die ſieghafte Kraft des Patriotismus und der einmüthigen nationalen Erhebung.

Die Frau des Weiſen.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

(Fortſetzung.)

Als ich heute frühmorgens an mein Fenſter trat und auf die große Terraſſe hinunterblickte, ſah ich ſie mit ihrem Buben an einem der Tiſche ſitzen; ſie waren die erſten Frühſtücksgäſte. Ihr Tiſch war gerade unter meinem Fenſter, und ich rief ihr einen guten Morgen zu. Sie ſchaute auf. „So früh ſchon wach?“ ſagte ſie. „Wollen Sie nicht zu uns kommen?“

In der nächſten Minute ſaß ich an ihrem Tiſch. Es war ein wunderbarer Morgen, kühl und ſonnig. Wir plauderten wieder über ſo gleichgiltige Dinge als das letztemal, und doch war alles anders. Hinter unſeren Worten glühte die Erinnerung. Wir giengen in den Wald. Da fieng ſie an, von ſich zu ſprechen und von ihrem Heim.

„Bei uns iſt alles noch gerade ſo wie damals,“ ſagte ſie, „nur unſer Garten iſt ſchöner geworden; mein Mann verwendet jetzt ſehr viel Sorgfalt auf ihn, ſeit wir den Buben haben. Im nächſten Jahr bekommen wir ſogar ein Glashaus.“

Sie plauderte weiter. „Seit zwei Jahren gibt es ein Theater bei uns, den ganzen Winter bis zum Palmſonntag wird geſpielt. Ich gehe zwei-, dreimal in der Woche hinein, meiſtens mit meiner Mutter, der macht es großes Vergnügen.“

„Ich auch Theater!“ rief der Kleine, den Friederike an der Hand führte.

„Freilich, du auch. Sonntag nachmittag,“ wandte ſie ſich erklärend an mich, „ſpielen ſie nämlich manchmal Stücke für die Kinder; da geh' ich mit dem Buben hin. Aber ich amüſiere mich auch ſehr gut dabei.“

Von mir muſste ich ihr mancherlei erzählen. Nach meinem Beruf und anderen ernſten Dingen fragte ſie wenig; ſie wollte vielmehr wiſſen, wie ich meine freie Zeit verbrachte, und ließ ſich gern über die geſelligen Vergnügungen der großen Stadt berichten.

Die ganze Unterhaltung floſs heiter fort, mit keinem Wort wurde jene gemeinſchaftliche Erinnerung angedeutet, und doch

Digitized by Google

ſie ihr gewiſs ununterbrochen ſo gegenwärtig wie mir. Stundenlang ſpazierten wir herum, und ich fühlte mich beinahe glücklich. Manchmal gieng der Kleine zwiſchen uns beiden, und da begegneten ſich unſere Hände über ſeinen Locken. Aber wir thaten beide, als wenn wir es nicht bemerkten, und redeten unbefangen weiter.

Als ich wieder allein war, verflog mir die gute Stimmung bald. Denn plötzlich fühlte ich wieder, daſs ich nichts von Friederike wuſste. Es war mir unbegreiflich, daſs mich dieſe Ungewiſsheit nicht während unſeres ganzen Geſpräches gequält hatte, und es kam mir ſonderbar vor, daſs Friederike ſelbſt nicht das Bedürfnis gehabt, davon zu ſprechen. Denn ſelbſt wenn ich annehmen wollte, daſs zwiſchen ihr und ihrem Manne ſeit Jahren jener Stunden nicht mehr gedacht worden war — ſie ſelbſt konnte ſie doch nicht vergeſſen haben. Irgend etwas Ernſtes muſste damals meinem ſtummen Abſchied gefolgt ſein — wie hat ſie es vermocht, nicht davon zu reden? Hat ſie vielleicht erwartet, daſs ich ſelbſt beginne? Was hat mich davon zurückgehalten? Dieſelbe Scheu vielleicht, die ihr eine Frage verbot? Fürchten wir uns beide, daran zu rühren? — Das iſt wohl möglich. Und doch muſs es endlich geſchehen; denn bis dahin bleibt etwas zwiſchen uns, was uns trennt. Und daſs uns etwas trennt, peinigt mich mehr als alles andere.

Nachmittag bin ich im Walde herumgeſchlendert, dieſelben Wege wie morgens mit ihr. Es war in mir eine Sehnſucht wie nach einer unendlich Geliebten. Am ſpäten Abend gieng ich an ihrem Haus vorbei, nachdem ich ſie vergebens überall geſucht. Sie ſtand am Fenſter. Ich rief hinauf, wie ſie heute früh zu mir: „Kommen Sie nicht herunter?"

Sie ſagte, kühl, wie mir vorkam: „Ich bin müd. Gute Nacht." — und ſchloſs das Fenſter.

In der Erinnerung erſcheint mir Friederike in zwei verſchiedenen Geſtalten. Meiſt ſeh' ich ſie als eine blaſſe, ſanfte Frau, die, mit einem weißen Morgenkleid angethan, im Garten ſitzt, wie eine Mutter zu mir iſt und mir die Wangen ſtreichelt. Hätte ich nur dieſe hier wiedergetroffen, ſo wäre meine Ruhe gewiſs nicht geſtört worden, und ich läge nachmittags unter den ſchattigen Buchen wie in den erſten Tagen meines Hierſeins.

Aber auch als eine völlig andere erſcheint ſie mir, wie ich ſie doch nur einmal geſehen; und das war in der letzten Stunde, die ich in der kleinen Stadt verbrachte.

Es war der Tag, an dem ich mein Abiturientenzeugnis bekommen hatte. Wie alle Tage hatte ich mit dem Profeſſor und ſeiner Frau zu Mittag geſpeiſt und, da ich nicht zur Bahn begleitet werden wollte, hatten wir einander gleich beim Aufſtehen vom Tiſche Adieu geſagt. Ich empfand durchaus keine Rührung. Erſt wie ich in meinem kahlgeräumten Zimmer auf dem Bette ſaß, den gepackten Koffer zu meinen Füßen, und zu dem weit offenen Fenſter hinaus über das zarte Laub des Gärtchens zu den weißen Wolken ſah, die regungslos über den Hügeln ſtanden, kam leicht, beinahe ſchmeichelnd, die Wehmuth des Abſchiedes über mich. Plötzlich öffnete ſich die Thür. Friederike trat herein. Ich erhob mich raſch. Sie trat näher, lehnte ſich an den Tiſch, ſtützte beide Hände nach rückwärts auf deſſen Kante und ſah mich ernſt an. Ganz leiſe ſagte ſie: „Alſo heute?" Ich nickte nur und fühlte das erſtemal ſehr tief, wie traurig es eigentlich war, daſs ich von hier fort muſste. Sie ſchaute eine Weile zu Boden und ſchwieg. Dann erhob ſie den Kopf und kam näher auf mich zu. Sie legte beide Hände ganz leicht auf meine Haare, wie ſie es ja ſchon früher oft gethan, aber ich wuſste in dieſem Moment, daſs es etwas anderes bedeutete als ſonſt. Dann ließ ſie ihre Hände langſam über meine Wangen heruntergleiten, und ihr Blick ruhte mit unendlicher Innigkeit auf mir. Sie ſchüttelte den Kopf mit einem ſchmerzlichen Ausdruck, als könnte ſie irgend etwas nicht faſſen. „Muſst du denn ſchon heute weg?" fragte ſie leiſe. — „Ja," ſagte ich. — „Auf immer?" rief ſie aus. — „Nein," antwortete ich. — „Oh, ja," ſagte ſie mit ſchmerzlichem Zucken der Lippen, „es iſt auf immer. Wenn du uns auch einmal beſuchen wirſt . . . in zwei oder drei Jahren — heute gehſt du doch für immer von uns fort." — Sie ſagte das mit einer Zärtlichkeit, die gar nichts Mütterliches mehr hatte. Mich durchſchauerte es. Und plötzlich küſste ſie mich. Zuerſt dachte ich mir: das hat ſie ja nie gethan. Aber als ihre Lippen ſich von den meinen gar nicht löſen wollten, verſtand ich, was dieſer Kuſs zu bedeuten hatte. Ich war verwirrt und glücklich; ich hätte weinen mögen. Sie hatte die Arme um meinen Hals geſchlungen, ich ſank, als wenn ſie mich hingedrängt hätte, in die Ecke des Divans; Friederike lag mir zu Füßen auf den Knien und zog meinen Mund zu dem ihren herab. Dann nahm ſie meine beiden Hände und vergrub ihr Geſicht darin. Ich flüſterte ihren Namen und ſtaunte, wie ſchön er war. Der Duft von ihren Haaren ſtieg zu mir auf; ich athmete ihn mit Entzücken ein . . . In dieſem Augenblicke — ich glaubte vor Schrecken ſtarr zu werden — öffnet ſich leiſe die Thür, die nur angelehnt war, und Friederikens Mann ſteht da. Ich will aufſchreien, bringe aber keinen Laut hervor. Ich ſtarre ihm ins Geſicht — ich kann nicht ſehen, ob ſich irgendwas in ſeinem Ausdruck verändert — denn noch im ſelben Augenblicke iſt er wieder verſchwunden und die Thüre geſchloſſen. Ich will mich erheben, meine Hände befreien, auf denen noch immer Friederikens Antlitz ruht, will ſprechen, ſtoße mühſam wieder ihren Namen hervor — da ſpringt ſie ſelbſt mit einemmale auf — todtenbleich — flüſtert mir beinahe gebieteriſch zu: „Schweig!" und ſteht eine Secunde lang regungslos da, das Geſicht der Thüre zugewandt, als wolle ſie lauſchen. Dann öffnet ſie leicht und blickt durch die Spalte hinaus. Ich ſtehe athemlos. Jetzt öffnet ſie ganz, nimmt mich bei der Hand und flüſtert: „Geh', geh', raſch." Sie ſchiebt mich hinaus — ich ſchleiche raſch über den kleinen Gang bis zur Stiege, dann wende ich mich noch einmal um — und ſehe ſie an der Thüre ſtehen, mit unſäglicher Angſt in den Mienen, und mit einer heftigen Handbewegung, die mir andeutet: fort! fort! Und ich ſtürze davon.

An das, was zunächſt geſchah, denke ich wie an einen tollen Traum. Ich bin zum Bahnhof geeilt, von tödtlicher Angſt gepeinigt. Ich bin die Nacht durchgefahren und habe mich im Coupé ſchlaflos herumgewälzt. Ich bin zuhauſe angekommen, habe erwartet, daſs meine Eltern ſchon von allem unterrichtet ſeien und bin beinahe erſtaunt geweſen, als ſie mich mit Freundlichkeit und Freude empfiengen. Dann habe ich noch tagelang in heftiger Erregung hingebracht, auf irgend etwas Schreckliches gefaſst; und jedes Klingeln an der Thüre, jeder Brief machte mich zittern. Endlich kam eine Nachricht, die mich beruhigte: es war eine Karte von einem Schulkameraden, der in der kleinen Stadt zuhauſe war, und der mir harmloſe Neuigkeiten und luſtige Grüße ſandte. Alſo, es war nichts Entſetzliches geſchehen, zum mindeſten war es zu keinem öffentlichen Scandal gekommen. Ich durfte glauben, daſs ſich zwiſchen Mann und Frau alles im ſtillen abgeſpielt, daſs er ihr verziehen, daſs ſie bereut habe.

Trotzdem lebte dieſes erſte Abenteuer in meiner Erinnerung anfangs als etwas Trauriges, beinahe Düſteres fort, und ich erſchien mir wie einer, der ohne Schuld den Frieden eines Hauſes vernichtet hat. Allmählich verſchwand dieſe Empfindung, und ſpäter erſt, als ich in neuen Erlebniſſen jene kurze Stunde beſſer und tiefer verſtehen lernte, kam zuweilen eine ſeltſame Sehnſucht nach Friederike über mich — wie der Schmerz darüber, daſs eine wunderbare Verheißung ſich nicht erfüllt hätte. Aber auch dieſe Sehnſucht gieng vorüber, und ſo war es geſchehen, daſs ich die junge Frau beinahe völlig vergeſſen hatte. — Nun aber iſt mit einemmal alles wieder da, was jenes Geſchehnis damals zum Erlebnis machte; und alles iſt heftiger als damals, denn ich liebe Friederike.

Heute ſcheint mir alles ſo klar, was mir noch in den letzten Tagen räthſelhaft geweſen iſt. Wir ſind ſpät abends am Strand geſeſſen, wir zwei allein; der Junge war ſchon zu Bette gebracht. Ich hatte ſie am Vormittag gebeten, zu kommen; ganz harmlos; nur von der nächtlichen Schönheit des Meeres hatte ich geſprochen, und wie wunderbar es wäre, wenn alles ganz ſtill ringsum, am Ufer zu ſein und in die große Dunkelheit hinauszublicken. Sie hatte nichts geſagt, aber ich wuſste, daſs ſie kommen würde. Und nun ſind wir am Strand geſeſſen, beinahe ſchweigend, unſere Hände ineinander geſchlungen, und ich fühlte, daſs Friederike mir gehören muſste, wenn ich wollte. Wozu über das Vergangene reden, dachte ich — und ich wuſste, daſs ſ i e von unſerem erſten Wiederſehen an ſo gedacht. Sind wir denn noch dieſelben, die wir damals waren? Wir ſind ſo leicht, ſo frei; die Erinnerungen flattern hoch über uns, wie ferne Sommervögel. Vielleicht hat ſie noch manches Andere erlebt während der ſieben Jahre, wie ich; — was geht es mich an? Jetzt ſind wir Menſchen von heute und ſtreben zu einander. Sie war geſtern vielleicht eine Unglückliche, vielleicht eine Leichtſinnige: heute ſitzt ſie ſchweigend neben mir am Meer und hält meine Hand und ſehnt ſich, in meinen Armen zu ſein.

Langſam begleitete ich ſie die wenigen Schritte bis zu ihrem Hauſe. Lange ſchwarze Schatten warfen die Bäume längs der Straße.

„Wir wollen morgen früh eine Fahrt im Segelboot machen", ſagte ich.

„Ja," erwiderte ſie.

„Ich werde an der Brücke warten, um ſieben Uhr . . ."

„Wohin?" fragte ſie.

„Zu der Inſel drüben . . . . wo der Leuchtthurm ſteht, ſehen Sie ihn?"

„O ja, das rothe Licht. Iſt es weit?"

„Eine Stunde; — wir können ſehr bald zurück ſein."

„Gute Nacht," ſagte ſie und trat in die Hausflur.

Ich gieng. — In ein paar Tagen wirſt du mich vielleicht wieder vergeſſen haben, dachte ich, aber morgen iſt ein ſchöner Tag.

(Schluſs folgt.)

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

Die Zeit.

X. Band. | Wien, den 16. Jänner 1897. | Nummer 120.

Der polniſche Zirkel.

Die Rede über die „rückſichtsloſe Reinheit der galiziſchen Wahlen", die der Miniſterpräſident Graf Badeni am letzten Mittwoch im Abgeordnetenhaus hielt, iſt ein ſozuſagen techniſches Kunſtſtück geweſen, das viele verblüfft hat, aber noch bei niemandem die ſachliche, ſo zu ſagen, techniſche Würdigung gefunden hat, die es mindeſtens ebenſogut verdient, wie irgend ein anderer neuer Vexierapparat.

Seitdem Graf Badeni Miniſterpräſident und die Schlachzizen die, nicht immer rückſichtsvollen, Beherrſcher des von ihnen in einem Augenblick der Schwäche und Zerfahrenheit occupierten Geſammtſtaates Oeſterreich geworden ſind, hat die weitberühmte Wahlpraxis des galiziſchen Heimatlandes der Schlachzizen ein actuelles, ja geradezu vorbildliches Intereſſe für uns gewonnen. Der Schriftſteller Dr. Franko, die Abgeordneten Dr. Lewakowski und Romanczuk haben in ihren Schriften und Reden, die große Ruthenendeputation des Vorjahres hat in ihrem feierlichen Memorandum ein ſo überwältigendes Material zur Erkenntnis der galiziſchen Wahlpraxis zuſammengetragen, daſs es heute wohl keinen denkenden Politiker mehr geben kann, der über die Eigenart dieſer Wahlen auch nur den geringſten Zweifel noch hegen könnte. Mit welchen ſonderbaren Mitteln dieſe Wahlen gemacht werden, wiſſen wir ganz genau. In Ungarn macht man es, von einigen nationalen Varianten abgeſehen, im Grunde ebenſo. Da ſelbſt ein Baron Banffy dieſe Wahlarbeit auch trifft, ſo brauchte ſich Graf Badeni auf gleiche Erfolge nicht viel zugute zu thun. Die Wahlarbeit ſelbſt iſt denn auch in der That das Kunſtſtück nicht, das wir meinen. Das Kunſtſtück fängt erſt nach den Wahlen an. Es regnet dann gerade aus den beſtbearbeiteten Wahlbezirken Proteſte, Beſchwerden, Interpellationen, ja ſogar Memoranden die ſchwere Menge. Die Regierung wird von der Oppoſition der Wahlfälſchung bezichtiget, und da beginnt der Unterſchied zwiſchen Ungarn und Galizien, zwiſchen dem Naturburſchen Banffy und dem Wahlkünſtler Badeni. Gegen die Anklagen der Oppoſition kann ſich nämlich Baron Banffy gar nicht zur Wehre ſtellen, er weiß nichts darauf zu erwidern, ja, verſucht es nicht einmal, und die behaupteten Wahlfälſchungen bleiben unverhüllt vor ganz Europa auf ihm ſitzen. Welch ein elender Stümper er doch iſt im Vergleich zu ſeinem polniſch-öſterreichiſchen Collegen! Graf Badeni iſt gegenüber den oppoſitionellen Vorwürfen der Wahlfälſchung in Galizien dreimal öffentlich, vor ganz Oeſterreich, und das iſt bis zu einem gewiſſen Grade vor Europa, in die Schranken getreten, und er hat ſich jedesmal glänzend verantwortet: das erſtemal im vorigen Jahr kurz nach ſeinem Regierungsantritt, als die letzten von ihm als galiziſchem Statthalter geleiteten Landtagswahlen im Abgeordnetenhaus zur Discuſſion kamen; das zweitemal bei der Erledigung des Memorandums der Ruthenen-Deputation; das drittemal am letzten Mittwoch im Abgeordnetenhaus in ſeiner oratoriſchen Apotheoſe auf die „rückſichtsloſe Reinheit und Freiheit" der galiziſchen Wahlen. Graf Badeni betheuerte, daſs er nie den galiziſchen Beamten die von der Oppoſition vermutheten geheimen Weiſungen ertheilt habe, irgend welche Incorrectheiten bei den Wahlen zu begehen, er verſicherte, daſs die gründlichen Unterſuchungen, welche über die erhobenen Beſchwerden eingeleitet worden ſeien, auch nicht eine einzige Incorrectheit eines galiziſchen Beamten ergeben haben, und er zog daraus conſequent den Schluſs, daſs die Reinheit der galiziſchen Wahlen über jeden Zweifel erhaben iſt. Qualis artifex! Wie Kinder oft lachen vor heller Bewunderung über den nicht verſtandenen Trick des „Zauberers", ſo verbreitete ſich bei der entſcheidenden Stelle in der Rede des Grafen Badeni eine [illegible], geradezu reſpectwidrige Heiterkeit in der anweſenden Abgeordneten-corona. Und dieſes Lachen pflanzte ſich in den [illegible] artikeln und Gloſſen der Tagesblätter fort. [illegible] ſind Effecte, aber noch keine Erklärung. Und das [illegible] Grafen Badeni verlangt nach einer Erklärung.

Um es aber zu verſtehen, muſs man [illegible] gehen. Dort gibt es Eingeweihte, die einem [illegible] Stück bloßlegen können. Ich habe [illegible] Studienreiſe, die ich im Sommer [illegible] Gunſt eines der Eingeweihteſten, [illegible] Functionäre des Kronlandes [illegible] niſſe der höheren Wahlmagie [illegible] thut ja nichts zur Sache. Hier der objective Bericht über die Unterredung, der geeignet iſt, das für uns Weſtöſterreicher unbegreifliche Kunſtſtück des Miniſterpräſidenten in logiſch geſchloſſener Auffaſſung begreiflich zu machen:

Wie die Wahlen ſelbſt in Galizien gemacht werden, das wiſſen wir ja aus den Berichten des Dr. Franko, Dr. Lewakowski, Romanczuk und der Ruthenendeputation ſchon zur Genüge. Mein galiziſcher Gewährsmann beſtätigte mir im allgemeinen die Richtigkeit ihrer Darſtellung.

Sehr wichtig erſchien es mir darnach, zu erfahren, wie die galiziſche Wahlpraxis organiſiert ſei. Ich fragte meinen Gewährsmann, ob wahr ſei, was die oppoſitionellen Politiker erzählen, daſs Graf Badeni als Statthalter die Beamten in geheimen Erläſſen zu dieſen Wahlgebräuchen angewieſen habe. Mein Gewährsmann ſtellte dies, mit der vollen Sicherheit intimer Einſicht, ganz entſchieden in Abrede, und als ich wieder zweifelte, verſicherte er mir, daſs ſolche Inſtructionen auch gar nicht nöthig ſeien. Es komme nur auf die Perſon des Statthalters an. Graf Badeni — rühmte er — „war als energiſcher Mann bekannt". Da wuſsten die Beamten, was ſie zu thun hatten, auch ohne daſs ſie beſondere Inſtructionen erhielten. Unter einem ſchwachen Statthalter würde das anders werden. Da mir nun allgemein der gegenwärtige Statthalter von Galizien, Fürſt Sanguszko, als ſolcher geſchildert worden war, erlaubte ich mir, meinen Gewährsmann auch über ihn zu befragen. Doch mein Gewährsmann gab darauf keine directe Antwort. Seitdem hat Fürſt Sanguszko das gethan, was ihn den Beamten gegenüber als energiſchen Mann einführt und alle weiteren Inſtructionen überflüſſig macht: er hat ſeine Rede im galiziſchen Landtage vom 28. December gehalten, welche allen oppoſitionellen Parteien den Schrecken in die Glieder jagte, die Graf Badeni überdies am Mittwoch durch ſeine emphatiſche Zuſtimmung in einer für alle galiziſchen Beamten verſtändlichen Art als Geiſt von ſeinem Geiſte ausdrücklich anerkannt hat. Man wird nun die geheimen Zeichen der Schlachzizenpolitik beſſer verſtehen, man wird nun auch begreifen, daſs Graf Badeni verſichern konnte, daſs weder die Regierung noch er perſönlich an die galiziſchen Beamten Inſtructionen zu incorrecter Wahlpraxis hinausgeben werde. Das wäre auch nach der Rede des Fürſten Sanguszko vom 28. December und der des Grafen Caſimir vom Mittwoch im Lande der Schlachzizen, nach zwanzigjährigem Wirken des Grafen Badeni, die überflüſſigſte Sache von der Welt.

Gerade zu jener Zeit, als ich mit meinem Gewährsmann ſprach, war der Beſcheid der Regierung auf das Memorandum der Ruthenendeputation bezüglich der Exceſſe bei den letzten galiziſchen Landtagswahlen veröffentlicht worden. In dem Beſcheid hieß es — genau ſo, wie Graf Badeni am Mittwoch auf die Interpellationen der Abgeordneten Lewakowski und Romanczuk antwortete — daſs die eingehenden Unterſuchungen, welche die Regierung daraufhin angeſtellt habe, die vollſtändige Grundloſigkeit der betreffenden Beſchwerden ergeben habe. [illegible]

Digitized by Google

Verfahren für durchaus correct, da es Sache des Klägers ſei, ſeine Klage richtig zu inſtruieren, und das Recht des Angeklagten, ihre Schwächen auszunützen. Jedenfalls iſt ſie die einzige, die uns die eigenthümlichen Vorgänge in Galizien, und ſo auch die Mittwochs-Rede des Miniſterpräſidenten widerſpruchslos zu erklären vermag.

Soweit mein Gewährsmann. Mit ſeiner Darſtellung ſcheint mir der Widerſpruch behoben, der uns ſeit anderthalb Jahren quält, der Widerſpruch zwiſchen den glaubwürdigen Darſtellungen der Oppoſition über die galiziſchen Wahlvorgänge und den ſcheinbar damit unverträglichen Verſicherungen des Grafen Badeni von dem Nichtbeſtehen geheimer Inſtructionen und der erwieſenen Grundloſigkeit erhobener Beſchwerden. Die disparaten Glieder ſind zu einer widerſpruchsloſen Einheit verbunden. Dr. Franko hat recht, aber Graf Badeni hat auch in gewiſſem Sinne recht, und dabei iſt kein Schwindel, keine Zauberei, alles nur Kunſt! Der logiſche Kreis iſt geſchloſſen. Sein erſtes Stück iſt die ſuggeſtive Perſönlichkeit des Statthalters von Galizien, das zweite Stück ſind die Wahlen ſelbſt, das dritte Stück ſind die mit advocatiſchem Scharfſinn durchgeführten Unterſuchungen. Ein einzelnes Stück für ſich, aus dem Zuſammenhang geriſſen, iſt nicht viel wert. Legt man aber die drei Stücke richtig zuſammen, ſo iſt der polniſche Zirkel fertig.

K.

Die grüne Internationale.

Rückblick auf den Internationalen landwirtſchaftlichen Congreſs zu Budapeſt.

Von Dr. Rudolph Meyer.

III.

Am zweiten Tage änderten die Agrarier ihre Taktik. Ein ungemein gewandter, mit überreichem Zahlenmaterial ausgeſtatteter, in vielen Verſammlungskämpfen geſchulter und doch noch jugendlich-begeiſterter Redner, Herr Klapper, entwickelte die Theorie, daſs nicht die Production, ſondern die Speculation die jetzigen Getreidepreiſe mache, d. h. daſs dieſe die Preiſe unter die Productionskoſten herabdrücke. Ein kühnes Unternehmen, das die bisherige ganze Nationalökonomie auf den Kopf ſtellt! Seit zehn Jahren gebe es keine Ueberproduction. An einer großen Zeichnung, worauf drei verſchiedenfarbige Linien den Jahresbedarf, die Jahresproduction und den Jahresdurchſchnittspreis des Weizens während einer langen Periode darſtellten, bewies er die Thatſache, daſs die Production abnimmt, der Bedarf ſteigt, und trotzdem der Preis fällt. Das verſchulde der Terminhandel ſpeciell, die Speculation des den Agrariern feindlichen Großcapitals allgemein.

Nun begann der Kampf. Der rangälteſte, ſeit 20 Jahren im Miniſterium thätige Vertreter des preußiſchen Ackerbauminiſters, Geheimrath Dr. Thiel, dem es bisher ſtets gelungen war, auf Verſammlungen und in der Preſſe die verſchiedenen Anſichten ſeiner vier oder fünf aufeinander folgenden Chefs — gut zu vertreten und zuweilen deren fehlende Anſichten zu interpolieren, hatte ſeinen „ſchwarzen Tag“. Nicht durch eigene Schuld! Seit Bismarcks Jahr von Damaskus 1879 hatten Thiels Chefs zugegeben, daſs der Preis zu niedrig ſei. So konnte er den Kampf nicht auf den geſtrigen Boden zurücklenken, auf dem Herr v. Plötz wenig Erfolg gehabt. Andererſeits können preußiſche Beamte die überſeeiſche Production nicht ſelbſt ſtudieren, und jene Leute, die ſie hinüberſandten, haben ſie falſch berichtet. So muſste er auf das von Herrn Klapper eingenommene Feld folgen und behauptete das Fortbeſtehen der Ueberproduction, indem er ſeines Gegners dreifarbige Curven durch die Ungenauigkeit der Ernteſtatiſtik bemängelte, die Klapper am dritten Tage ruhig zugab, indem er ganz zutreffend ihre relative Richtigkeit behauptete.

Hiernach wurde die Sache dramatiſch und hochpolitiſch, denn zum allgemeinen Staunen erhob ſich der rangälteſte Abgeſandte der ruſſiſchen Regierung, Geheimrath Timiriaſeff, zu langer, ruhiger, tiefdurchdachter Rede, welche eine ebenſo energiſche Vertheidigung Klappers als eine vollkommene Widerlegung des preußiſchen Regierungsvertreters enthielt. Da ſoeben die vexatoriſchen Zollmaßregeln Rußlands gegen Deutſchland ſtattgefunden hatten, und es verlautete, die Agrarier hätten Grund zu der Annahme, daſs die ruſſiſche Regierung in die Reviſion des Caprivi'ſchen Handelsvertrages willigen werde, ſo ſchien es faſt, als ob Rußland dem Vorbilde Philipps II. von Macedonien folgen und, wie jener mit den Eupatriden Athens, ſeinerſeits mit den Grundariſtokraten Preußens, über den Kopf ihrer Regierung hinweg, verhandeln wolle. Da hat Herr v. Plötz am folgenden Tage eine Definition der „grünen Internationale“, die er kurz ſchon am erſten Tage gegeben, ausführlich wiederholt und darin den „nationalen“ Charakter derſelben betont, was mir als eine bewuſste Ablehnung erſchien, die Hand des beamteten Ruſſen zum Bund gegen die eigene Regierung zu ergreifen. Mich beſtärkt in dieſer Auffaſſung der Umſtand, daſs dies die einzige Rede iſt, welche das Blatt des „Bundes“ in Berlin im ſtenographiſchen Text nachher gebracht hat. Herr v. Plötz hat ſicher nicht ſchöner geſprochen als Aeſchines vor 2¼ Jahrtauſenden, aber patriotiſcher. Aber wird es bei dieſer einen neumacedoniſchen Verſuchung bleiben??

Für Klapper trat noch der unterrichtete Ungar v. Miklos ein, welcher zugleich mit mir 1881 in Amerika Studien machte, und als ich am dritten Tage wieder zum Wort gekommen war, um meine Rede vom erſten Tage zu beenden, konnte ich dies mit Mühe und Noth, denn nun präſidierte ein Franzoſe, der kein Wort von mir verſtand, aber es genau wuſste, als ich 30 Minuten lang den Mund bewegt hatte, worauf er mich artig und in elegantem Franzöſiſch aufmerkſam machte. So konnte ich meine Meinung über jene Theorie Klappers nicht mittheilen und erinnerte mich bezüglich derſelben, daſs die Götter den Glücklichen lieb haben. — So iſt es vielleicht durch die Geſchäftsordnung bewirkt, daſs die Agrarier auf dieſem Gebiete, trotz eines nochmaligen Verſuches des Herrn Thiel, ihnen denſelben zu entreißen, einen vollſtändigen Sieg erfochten, welcher der ungariſchen Regierung noch gefährlicher werden kann, als der preußiſchen.

Uebrigens errang in der erſten Abtheilung neben den Agrariern die öſterreichiſche Regierung einen Erfolg. Ich hatte ſchon am erſten Tage mit der Erwähnung der Bauerncorporationen geſchloſſen und begann am dritten Tage mit der Empfehlung der Corporation landbeſitzender Arbeiter in Oeſterreich und Ungarn. Am zweiten Tage ſprach der katholiſche Graf Hoensbroech vom Rhein warm für die Incorporierung der kleinen Exiſtenzen auf dem Lande, wo ſie ja, ſoweit dies auf dem Gebiete der Freiwilligkeit möglich iſt, unter v. Schorlemer-Alſt ſo viele Erfolge gehabt hat. Hier ſetzte mit geſchickter Rede der Vertreter des öſterreichiſchen Ackerbauminiſteriums Herr Dr. Scheimpflug ein, deſſen Miniſter ja ſoeben dem Reichsrathe eine — allerdings noch ſehr verbeſſerungsbedürftige — Vorlage über Zwangscorporationen auf dem Lande gemacht hatte. Ihm ſtimmte von ungariſcher Seite v. Miklos und von deutſch-agrariſcher Lucke zu, und Geheimrath Thiel ſchloſs ſich in einer letzten Rede am dritten Tage an, und ſo iſt die öſterreichiſche Regierung die einzige, welche ſich zum erſten internationalen Congreſs gratulieren kann. Der ungariſchen Regierung wird die Ausnützung des Agrarierſieges in der erſten Abtheilung zur Förderung des Antiſemitismus, worauf ich noch zu ſprechen komme, ſchwere Sorgen machen.

Sehr witzig charakteriſierte Dr. Ruhland unter allgemeiner Heiterkeit das Reſultat des Congreſſes für die feindlichen Brüder in Cis und Trans, als am Sonntag nach Schluſs des Congreſſes vom gemeinſamen Frühſtück aufgebrochen wurde, an dem der gewandte Vertreter des öſterreichiſchen Ackerbauminiſteriums theilgenommen hatte: „Der Oeſterreicher iſt vergnügt — dem Ungarn geht's ſchlecht!“

Die Engländer, Franzoſen und Belgier zeigten keinerlei Intereſſe für die Genoſſenſchaft, geſchweige für die Corporation. Sehr natürlich. In romaniſchen Ländern hat die alles regelnde Adminiſtration die Selbſtverwaltungsfähigkeit ruiniert. In England hat die letztere die Regierungsinitiative bei der Corporationsbildung unnöthig gemacht. In Deutſchland und Oeſterreich müſſen beide zuſammenwirken. Uebrigens gleicht ſogar die moderne öſterreichiſche Gewerbe-Corporation bisher noch dem Meſſer mit runder Spitze und ſtumpfer Schneide, das höchſtens zum Fiſcheſſen brauchbar iſt. Im Weſen iſt es noch Decorationsſtück façon moyen âge.

In Ungarn tritt der Chef des Bundes der Landwirte, Herr Graf Alex. Karolyi, in ſeiner Fragebeantwortung ſogar erſt für „freie Geſtaltung und nicht Zwangsverband“ ein, wie vor 40 Jahren V. A. Huber und vor 30 Jahren Schultze-Delitzſch in Deutſchland, was hier nicht einmal ſich bewährte.

Herr Thiel muſste noch durch die merkwürdige Unterſtützung eine Enttäuſchung erleben, welche ihm Herr Profeſſor Sering zutheil werden ließ, der ſeine Prophetie vom ſteigenden Preis über Bord warf und nun meinen, von ihm 1883 „exact wiſſenſchaftlich“, wie er damals ſchrieb, widerlegten Peſſimismus überbot. Dauernd ſteigende Preistendenzen würden wir erſt erhalten, wenn die Beſiedelung der heute ſchon erſchloſſenen Theile der gemäßigten Zone beendet ſein werde. Das half dem Herrn Thiel nicht und freute die Agrarier nicht, denn was ſoll aus den Vätern, Groß- und jetzt lebenden Urgroßvätern der dann lebenden und glücklich werdenden oſtelbiſchen Agrarier inzwiſchen werden? In Preußen ſtellen die Miniſter und die Agrarier jetzt (angeblich) neue nationalökonomiſche Theorien auf, welche ſich gegen jene richten, die wie Ricardo denken, die Thünen acceptierte, Rodbertus in der Hauptſache auch und die K. Marx im dritten Bande des „Capital“ ſehr klar in ihrer Rechtfertigung durch die moderne Erfahrung auseinanderſetzt. Nach Ricardo iſt nicht Beſiedelung, was doch wohl Anbau des Bodens heißen ſoll, ſondern Incorporierung desſelben in Privateigenthum Urſache der Grundrente. Dieſe geht aber in neuen Ländern heute meiſt der Beſiedelung weit voraus! Das Eigenthum erzeugt dort ſchon in den Anfängen des Anbaues Grundrente und ſchafft hiedurch caeteris paribus eine höhere, wie Marx ſagt, Differentialrente in Europa. Alſo glaube ich, die Preiſe werden ſtark ſinken, ehe noch die Beſiedelung jener Länder, von denen Dr. Sering ſpricht und wozu noch Argentina kommt, vollendet ſein wird.

Herr Ruhland faſste endlich, als ſelbſtbeſtellter Referent, das Reſultat der Berathungen am letzten Tage wahrheitsgetreu dahin zuſammen:

Zur Wiederherſtellung und Aufrechterhaltung einer rentablen landwirthſchaftlichen Production in den Culturländern iſt Schutz der be-

Digitized by Google

rufsgenoſſenſchaftliche Zuſammenſchluſs der landwirtſchaftlichen Betriebe in denſelben, ausgeſtattet von den dieſe Culturländer umfaſſenden Staaten mit öffentlichen Rechten, im Intereſſe der Erhaltung des Culturniveaus jener Länder und Völker als nothwendig. Dieſe berufsgenoſſenſchaftlichen Organiſationen müſſen a) den Grundbeſitz ihres mobilen Charakters entkleiden, b) die Entſchuldung von Grund und Boden durch eine allmähliche Schuldentlaſtung ermöglichen, jedenfalls aber weiterem Verſchulden einen Damm entgegenſetzen und c) die Getreideproduction in directe Verbindung mit dem Conſum ſetzen.

Als Reſultat der Hauptdebatte, die am Ende des zweiten Tages entſchieden war, bezeichnet die „Deutſche Tages-Zeitung“: „Mit der Lehre, daſs der Preisfall des Getreides durch die übermäßige Getreideerzeugung veranlaſst ſei, iſt — vorausſichtlich endgiltig — gebrochen worden ... An Stelle der abgethanen Lehre iſt die Anſchauung getreten, daſs der Preisrückgang theils durch die Tarifverhältniſſe, theils durch die capitaliſtiſche Ausbeutung veranlaſst werde, welche ſich an der Börſe, im übertriebenen Zwiſchenhandel und in den Währungsverhältniſſen zeige. Deshalb ſind die Agrarier der anderen Länder entſchloſſen (??), dahin zu wirken, daſs das Verbot des börſenmäßigen Getreideterminhandels auch bei ihnen durchgeführt werde.“

Ich glaube, daſs hierin viel Illuſion liegt und nur die ungariſchen Agrarier ebenfalls den Terminhandel abſchaffen möchten. Sie aber bedürfen der Börſe, welche jene Maßregel für feindſelig anſieht, denn erſtens ſind viele von ihnen verſchuldet, zweitens bedürfen faſt alle des Credits, da ſie mit Recht ihren Betrieb intenſiver und induſtrieller zu geſtalten noch im Begriffe ſind. Dürfen ſie den Kampf gegen die Börſe aufnehmen, welche mit Contocorrentkürzungen antworten würde? Den deutſchen Agrariern iſt die Börſe gleichgiltig, denn ſie leiht nur noch den Wenigen, welche Sicherheit ſtellen können.

In Cisleithanien iſt auch mit Drohungen gegen den Terminhandel und mit Anpreiſung des „marktbeherrſchenden Einfluſſes jener Genoſſenſchaften“, welche man erſt noch gründen will, wohl etwas unüberlegt gezündelt worden. Ruhland hatte hier hochgeſtellte Schüler gefunden. Als aber in Deutſchland der Streit zwiſchen Agrariern und Börſe eine ſehr ernſte Wendung nahm, hat Graf Ledebur ſich beeilt, Waſſer in der Agrarier Wein zu gießen: Er wird eine Enquête veranſtalten — man weiß, was das heißt — und abwarten, wie die Sache in Deutſchland abläuft, was gewiſs das Geſcheiteſte iſt — und auch ſchon beim Verſuch der Einführung der Goldwährung hätte geſchehen ſollen. Es ſcheint ſogar, daſs noch in letzter Minute die für Plenarberathung fertige Vorlage über landwirtſchaftliche Genoſſenſchaften dem nächſten Reichsrathe vorbehalten werden ſoll. Sollte man ſie nicht gründlich ändern wollen, ſo würde es ſich gewiſs empfehlen, ſie auch im Frühjahr noch nicht wieder einzubringen, ſondern erſt abzuwarten, wie das preußiſche Landwirtſchaftskammergeſetz von 1894 wirken wird, wovon dieſe, ſowie auch die zurückgezogene Falkenhayn'ſche Vorlage ja doch im Weſentlichen nur eine Copie iſt. Ich würde dem Herrn Grafen Ledebur viel lieber auf das Gebiet des Abwartens, als einer möglicherweiſe überhaſteten Geſetzgebung folgen — auf welches die deutſchen Agrarier ihn drängen möchten, und worauf ſie in Peſt wohl glaubten, ihn bereits gedrängt zu haben. Ihre Zuverſicht, daſs alle europäiſchen Regierungen dem Berliner Beiſpiel ſchleunigſt folgen würden, war ebenſo naiv, wie für mich, der ich doch einiges Ausland kenne, erſtaunlich. Wer kennt nicht das ſchöne Berliner Selbſtvertrauen! Aber wie die „ſchwarze Suppe“ nur am Eurotas mundete, ſo verfehlte jenes Selbſtgefühl an der Donau ſeinen Effect.

Ein deutſcher Agrarier nahm augenſcheinlich die Begeiſterung für den Kreuzzug gegen die Börſe, in die man ſich in Peſt hineingeredet hatte, ernſt, als er am Schluſſe des Congreſſes ausrief: „Eine von den Dutzend Spielhöllen Europas haben wir geſchloſſen, helfen Sie uns die anderen elf ſchließen!“ Das wird gute Wege haben. Die Börſen ſind im Grunde Geſchäftsabſchluſsſtellen, und ihre Schließung tödtet die Geſchäfte. Das Ende der Meſſen und Börſen von Medina del Campo, Lyon, Brügge, Antwerpen und endlich Genua im XVI. und XVII. Jahrhundert bedeutete auch das Ende der Welthandelsblüte von Spanien, Frankreich, Flandern und Italien, und der Sieg der pommeriſchen Herzoge und des pommeriſchen Adels über die Städte um 1530 hatte die Verarmung ganz Pommerns zur Folge. Hat man das augenſcheinlich in Pommern vergeſſen — in Holland, Frankreich und England vergaß man es gewiſs nicht!

IV.

In den beiden anderen Sectionen waren die Agrarier der verſchiedenen Länder ſozuſagen unter ſich. Die preußiſche Regierung trat ihnen hier nicht entgegen, wohl aber thaten dies eine Anzahl namhafter Gelehrter, Lexis, Schmoller, Molinari, Leroy-Lewis, Laveleye, ein ſehr kenntnisreicher Belgier, Strauß u. a. Dieſe alle in der Währungsfrage und zumeiſt auch in der Frage von Schutzzoll und Freihandel. Wer für Goldwährung war, gehörte auch zu den Freihändlern. Und die continentalen Freihändler waren meiſt ebenfalls einig mit jemandem zugunſten der europäiſchen Zollunion, innerhalb deren doch mehr oder minder Freihandel exiſtieren müſste, wenn ſie Erfolg haben ſoll. So ließen ſich auch in dieſen beiden Sectionen, deren Trennung ſich als höchſt zweckwidrig erwies, da die Verhandlungen der Natur der Sache nach aus der einen Section fortwährend in die andere übergriffen,

Wiederholungen und Verluſt an den ſo kärglich zugemeſſenen Stunden verurſachten, zwei große Parteien conſtatieren.

Die löblich objective Berichterſtattung des citierten Berliner Agrarierblattes ſagt ganz richtig: „Unter den Landwirten ſelbſt fand das ausgeſprochene Mancheſterthum keine, das verſchämte kaum einen Vertreter. Es waren zumeiſt Profeſſoren und Geheimräthe, die ſich zur vollſtändigen innerlichen Ueberwindung des Mancheſterthums noch nicht durchgerungen hatten ... Schon beginnt eine junge, nationale volkswirtſchaftliche Schule ihre Wirkſamkeit“ u. ſ. w.

Hier ſieht man recht die vollkommene Verſchiedenheit der Neuconſervativen und der Altconſervativen Preußens, denn in anderen Ländern fängt die neue Schule erſt zu entſtehen an und iſt ihrerſeits Schülerin der neupreußiſchen. Von dieſer werde ich, der vor 25 Jahren mit v. Blankenburg, Wagener, Rodbertus und Röſler das Mancheſterthum am heftigſten angriff, ſchon unter die verſchämten Mancheſtermänner gerechnet! In der That ſtehen wir Alten alle, das führte ich am zweiten Tage in der zweiten Section aus, auf dem Boden der internationalen Arbeitstheilung, dem die einzelnen europäiſchen Staaten nach und nach und mit ſchonender Berückſichtigung ihrer Verſchiedenheiten, zunächſt durch Handelsverträge und Meiſtbegünſtigung, welche zu einer europäiſch continentalen Zollunion führen würden, gewonnen werden ſollten. Für den Continent ſei F. Leplay, auch mein verehrter Freund und Lehrer, der Schöpfer dieſes Syſtems. Die vier großen Nationen und die Nothwendigkeit für die vielen kleinen continentalen, ſich zum Schutz gegen jene zu einigen, war das maßgebende Motiv; das Mittel dazu waren Verträge und ſchließlich Föderation; das Ganze beruhte auf der Einſicht, daſs es Europa nur auf dem Wege der internationalen Arbeitstheilung gelingen könne, ſeine ſtarke und wachſende Bevölkerung zu ernähren. Wir ſeien ſehr arm geweſen. Als ich ein Knabe war, gab es nur fünf Landauer in meinem märkiſchen Heimatskreiſe ... Jetzt habe jeder Rittergutspächter einen, dazu einen Halb- und einen Holſteinerwagen. Unter dem Schutz der engliſchen Flotte, wir hatten ja keine, habe unſer moderner Seehandel und damit die Induſtrie ſich entwickelt. Sie gab dem inneren Markt Kaufkraft für Landwirtſchaftsproducte, und als England nach 1846 uns ſeinen Getreidemarkt eröffnet hatte, da erſt verbreitete ſich Wohlſtand im deutſchen Norden, der ganz und gar auf unſerer Theilnahme am Welthandel beruhte. Ich warnte die Preußen, auf dem betretenen Wege der „nationalen“ Politik, welche zur Iſolierung und zum Ausſchluſs vom Welthandel, damit unbedingt zur Verarmung, zum Verluſt der Freiheit der ſchwächeren Volksclaſſen und vielleicht zur Unterjochung der Nation führe, weiter fortzuſchreiten. Auch eine Vermehrung der Geldmaſſe in der Welt, alſo Wertverſchlechterung der Münze, helfe da nicht, wenn Handlungs- und Zahlungsbilanz paſſiv würden. Die Beſeitigung des Getreide-Terminhandels werde den Getreideproducenten Verluſt bringen, wie die Börſenterminhandelsbeſchränkungen ſchon Ausmerzung des kleinen Bankiers und Proviſionserhöhungen für die Kunden brächten. Ich könne mir nicht denken, daſs England und Deutſchland, die auf Abſatz von Waren und Ankauf von Producten durch ihre ſtarke Bevölkerung angewieſen ſind, durch rauhe Eingriffe in die Welthandelsorganiſation Vortheil ziehen könnten. Was für Irrthümer hätten in Deutſchland dem Handel nicht ſchon geſchadet! Bismarck pflegte von Ueberſchwemmung Deutſchlands mit ruſſiſchem Getreide zu ſprechen, weil davon mehr importiert als verzehrt wurde. „Millionen Centner,“ ſagte er, „trieben ſich davon zwecklos in Deutſchland herum“, — die Agrarier meinen, im Intereſſe von Baiſſiers. Nun, wenn Deutſchland ſage 15 Procent ſeiner Ernte als Nahrungsmittel einführen muſs, ſo wird es heuer mindeſtens 30 Procent importieren, um ſein naſſes Getreide mahlfähig zu machen. Der Mehlpreis ſteigt dadurch nicht. Amerikaniſches Mehl in Hamburg, plus Zoll und Speſen, beſtimmen ſein Maximum. Die Agrarier Preußens hätten ſich ſeit 30 Jahren ſo ſehr rühmen, nicht, weil ſie keine Erfolge gehabt hätten, ſondern weil ſie zu ſehr geſiegt haben über die preußiſche Regierung, welche entweder aus Agrariern beſtand, wie zu Bismarcks letzten Zeiten, oder ihnen gegenüber zu nachgiebig war, wie ſeit Caprivis Sturz. Sie gehen zugrunde und ſollten klagen wie der poetiſche Student, „weil ſie allzu glücklich waren“. Uebrigens ſei dies alles ſchon dageweſen. Die Deutſchen brauchten nur ihre eigene Geſchichte nachzuleſen. Was man heute „Erhaltung des nationalen Marktes“ nenne, habe man vor 400–300 Jahren, beſonders zu Wullenwebers Zeiten, „Freiheit der Oſtſee“, d. h. Ausſchluſs der Fremden daraus, der Holländer, genannt. Es habe zum Ausſchluſs Norddeutſchlands vom Weltmarkt geführt, und trotz Vermehrung der Geldmaſſe in Europa ſei das Geld in Pommern ſo knapp geworden, daſs 1570 in Stettin nur noch ein Goldgulden exiſtierte, während die Goldguldenzahl in London immer länger wurde. Auch Handelsbeſchränkungen, wie ſie jetzt durchgeführt werden, ſogar Beſeitigung des Zwiſchenhandels, ſeien damals verſucht worden. Nach Webers Werk über die Preiſe im XVI. und XVII. Jahrhundert habe die Erſchwerung des Handels von Deutſchland mit der [illegible] [illegible] Venedig ſchon den Erfolg gehabt, den Handel zu [illegible] der Monopoliſierung des Marktes im XVI. Jahrhundert durchgeführt wurde, ſei zu [illegible] wie in Lübeck, in Brandenburg und Pommern, Armut [illegible] der [illegible] und [illegible]

Digitized by Google

Monopoliſierung des Marktes, Schließung der Zünfte ꝛc., was man ja auch jetzt anſtrebt, keinen Erſatz für den verloren gehenden Weltmarkt ſchaffen würden, und auch wohin dies bei wachſender Bevölkerung führen müſſe. So ſchrieb um 1530 ein Anonymus in Sachſen, daſs Peſt oder Krieg nothwendig werde, um die Volksmaſſe zu verringern, die ſich nicht mehr ernähren könne — was der dreißigjährige Krieg dann geleiſtet habe. Die erwerbsthätige Bevölkerung Deutſchlands habe ſich von 1882—1895 um circa 4 Millionen vermehrt, wovon Land- und Forſtwirtſchaft nur 50.000 abſorbiert hatten, den Reſt Induſtrie, Handel und Verkehr. In 10 Jahren würden 2½ Millionen mehr, faſt alle in den letzteren drei Arbeitskategorien, zu placieren ſein. Wo ſollten die hin, wenn Zollkriege unſeren Abſatz ſchwächten? Wovon ſollen ſie und ihre 5 Millionen Angehörige leben?

Ohne dieſe hiſtoriſche Motivierung hat Herr v. Molinari in glänzender Rede ähnliche Anſichten begründet und den intereſſanten Nachweis geliefert, daſs das Induſtrie-Agrarcartell in Frankreich noch immer zur Dupierung der Agrarier geführt habe. Die Induſtriellen hätten immer das Fett abgeſchöpft. Auch Profeſſor Schmoller, der noch von 1872—1875 her mein Gegner auf den Kathederſocialiſten-Congreſſen war, ſprach ſich jetzt ganz ähnlich aus wie Molinari und ich.

Es half alles nichts. Die modernen Phyſiokraten haben die Handelsfreiheit ihrer Ahnen vergeſſen, aber die Lehre derſelben, daſs der Handel unproductiv ſei, faſt bis zur Handelsfeindſchaft geſteigert und wurden darin wirkungsvoll durch einen Engländer, Herrn Ch. W. Smith, unterſtützt.

Für den Bimetallismus ſtellte England einen ganz fanatiſchen Redner, Herrn W. Field, ferner ſprachen dafür Granville-Smith, Moreton-Frewen, Schack-Sommer — drei Ruſſen, Timiriaſeff, Bountin und Roſſalowich-Petersburg und der Däne Räder. Wie ſich die Stellungnahme der ruſſiſchen hohen Beamten mit der angeblichen Abſicht der ruſſiſchen Regierung, zur Goldwährung übergehen zu wollen, zuſammenreimt, verſtehe ich nicht. Von den Vertretern dieſer drei Nationen ſprach niemand für die Goldwährung. Die Franzoſen Molinari und Yves-Guyot waren für dieſe, Herr Saguier aber erklärte, die agrariſchen und induſtriellen Schutzzöllner Frankreichs ſeien Bimetalliſten. Ebenſo getheilt waren die deutſchen, öſterreichiſchen und ungariſchen Vertreter. Natürlich kam es nach ſehr heftiger Debatte zu keiner Entſcheidung. Sie liegt in praxi für die nächſte Zukunft wohl bei der Politik der Vereinigten Staaten. Mir ſcheint es nicht unmöglich, daſs ſich Mc. Kinley zu einem bimetalliſtiſchen Uebereinkommen mit der lateiniſchen Münzunion und Deutſchland zu kommen ernſthaft bemühen wird — was, wenn es gelingen ſollte, Oeſterreich-Ungarn bei ſeinem Uebergangsproceſs zur Goldwährung ſehr genieren würde. Ich glaube ſogar, daſs dieſelbe dann ganz undurchführbar wird und die Opfer, welche man ihr gebracht, weggeworfen ſein werden.

Der Schutzzoll für Getreide wurde autoritativ vom zweiten Präſidenten des Bundes der Landwirte, Dr. Roſicke, in einer gemäßigten und recht wohl ſachlich begründeten Rede auch nur für ein vorübergehendes Linderungsmittel bezeichnet, wie das bereits in der Motivierung des erſten Schutzzollgeſetzes von 1879 geſchah . . . Wenn er das wäre, könnte doch die Lage der Agrarier ſich nicht ſeitdem verſchlechtert haben.

Die neue Lehre, daſs das internationale Capital gewiſſermaßen planmäßig auf Preisbaiſſe hinarbeite und in einer Controle desſelben das Hauptmittel gegen die Noth liege, wurde von Dr. Ruhland in dieſen beiden Sectionen ebenfalls aufgeſtellt und, wie man mir ſagte, mit großer Beredſamkeit und mit Erfolg gegen Profeſſor Schmoller vertheidigt. Bei der unſeligen Zerriſſenheit des Congreſſes konnte ich, faſt ſtets in die I. Section gebannt, dieſen talentvollen Mann nicht hören, was ich ſehr gern gethan hätte.

Das Kanitz'ſche Monopol wurde gar nicht mehr hervorgeholt, nur Herr v. Plötz erwähnte es in der mitgetheilten Kürze, die einem Nachruf gleichkam: Reviſion der Handelsverträge um Zollerhöhung, Kündigung der Meiſtbegünſtigung, das haben die preußiſchen Agrarier ſiegreich auf dem Congreſs zur Anerkennung gebracht, für den Bimetallismus Stimmung gemacht.

Gegen die vielen Anſchuldigungen, die beſonders, wie ich hörte, von Dr. Ruhland gegen Argentinien erhoben wurden, wandte ſich noch am Sonntag in der feierlichen Schluſsſitzung der Regierungsvertreter jener Republik, Herr Guola: „Es ſeien ja Ausländer, welche den Boden kauften, Landwirtſchaften einrichteten, Eiſenbahnen bauten, Europäer, welche den Boden bearbeiteten; eingewanderte Ausländer zogen den Vortheil daraus! Auch andere Länder hatten Agios gehabt." — Dies iſt unbezweifelbar, und es iſt erſtaunlich, wie kurz das Gedächtnis der Menſchen iſt. „Wie du mir, ſo ich dir — heute mir, morgen dir" — wie oft habe ich den deutſchen Agrariern geſagt: „Wie jetzt überſeeiſche Landwirte Euch in Deutſchland Concurrenz machen, habt Ihr von 1850—1870 den engliſchen Concurrenz gemacht." — In ſeiner Fragebeantwortung [illegible] der Führer des ungariſchen Bundes der Landwirte, Graf [illegible] Karolyi: von Uebeln, welche den ungariſchen Ackerbau in illegitimer Weiſe bedrohten und rechnet dazu die „ſchwankenden Valutaverhältniſſe" anderer Länder. Er vergaß ganz, daſs die ungeordneten Valutaverhältniſſe Ungarns [illegible] Weizenexport Ungarns geſchaffen haben, über den Deutſchlands Landwirte damals ebenſo klagten! Doch iſt 1853 der erſte Zoll [illegible] Ungarn eingeführt worden. In den [illegible] hat das Agio Ungarns bis 53 Procent erreicht, [illegible] durchſchnittlich in den Jahren 1851—1870 20 Procent betragen und erſt 1879 aufgehört, und dieſen illegitimen Vortheil, den Ungarn von 1853 ab 26 Jahre lang bezog, hat Herr Graf Karolyi, der damals 22 Jahre alt war und 1879 48 Jahre, augenſcheinlich vergeſſen!

Der Hamburger Hafenſtrike.

Von Dr. Richard Ehrenberg (Altona).

III. Der Verlauf des Strikes.

Die erſte Strikewoche diente beiden Parteien zur Ergänzung ihrer Organiſation. Das ſofort eingeſetzte Central-Strike-Comité der Arbeiter entfaltete eine fieberhafte Thätigkeit: Vertheilung von Flugblättern, Verhaltungsmaßregeln für die Strikenden ꝛc., Ausgabe von Strikekarten, Einrichtung von Strikepoſten und Meldeſtellen, Aufforderungen zu Sammlungen u. ſ. w. — nichts wurde verabſäumt. Das „Echo", das ſocialdemokratiſche Organ Hamburgs, ſonſt eines der maßvollſten und wohl das am beſten redigierte ſocialdemokratiſche Blatt von ganz Deutſchland, verfiel nach Ausbruch des Strikes in ein wildes Toben, das gewiſs kein Zeichen von Stärke war, aber offenbar dem Bedürfniſſe des Kampfes entſprach und die Gegenpartei naturgemäß immer mehr erbitterte.

Die Unternehmer rüſteten ebenfalls: die Rhedereien und Hafenarbeiter-Baaſe traten, ſoweit dies noch nicht geſchehen war, dem „Arbeitgeber-Verbande" bei, der ſich nun ſeinerſeits als mit den kämpfenden Unternehmern ſolidariſch erklärte und als geſchloſſene Macht den Kampf aufnahm, zu welchem Zwecke große Geldmittel zu ſeiner Verfügung ſtanden. Er ließ dies in der bürgerlichen Preſſe erklären und zugleich die Arbeiter durch den Hinweis auf deren eigene Schwäche, ſowie auf die Unwahrſcheinlichkeit engliſcher Hilfe warnen; auch verbreitete man die Meinung, der Strike werde in einigen Tagen beendet ſein; ſonſt beſchränkte die bürgerliche Preſſe ſich zunächſt auf die Regiſtrierung der Strikenachrichten.

So ſtanden beide Parteien einander in Kampfpoſitur gegenüber, die Arbeiter mit mangelhafter, die Unternehmer mit vorzüglicher Rüſtung. Da erfolgte — wie es ſcheint, zu allſeitiger Ueberraſchung — ein Verſuch, den Streit zu ſchlichten: Senator Dr. Hachmann, Polizeiherr von Hamburg, Siegmund Hinrichſen, Präſident der Bürgerſchaft, und Dr. Noack, Vorſitzender des Gewerbegerichts, machten in gleichlautenden Schreiben an Karl Laeisz, den Vorſitzenden des Vereines Hamburger Rheder, und an den Reichstagsabgeordneten von Elm den Vorſchlag eines Schiedsgerichtes, das aus den drei Antragſtellern, einem Unternehmer und vier Arbeitern beſtehen, und deſſen per majora zu faſſenden Beſchlüſſe für alle Betheiligten verbindlich ſein ſollten. Die drei Antragſteller erklärten, ſie hätten ſich vorher mit keiner der beiden Parteien in Verbindung geſetzt; ihr Vorſchlag erfolgte lediglich im Dienſte des öffentlichen Friedens und bezwecke Fernhaltung ſchweren Unglücks.

In der Bevölkerung war ſowohl die Schwäche der Arbeiter, wie die Entſchloſſenheit der Unternehmer, den Kampf zu führen, ziemlich weit bekannt; als der Schiedsgerichtsvorſchlag erſchien, ſagte man ſich allgemein, die drei Herren, die eine hochangeſehene Stellung einnehmen, müſsten ſich offenbar, trotz ihrer gegentheiligen Erklärung, insgeheim der Zuſtimmung beider Parteien verſichert haben, da alle Welt erkannte, daſs die Ablehnung des Vorſchlages eine weſentliche Verſchlimmerung der Lage zur Folge haben müſſe. Doch die drei Herren hatten thatſächlich mit keinem Menſchen vorher geſprochen, jedenfalls mit keinem der betheiligten Unternehmer, und dieſe betrachteten den wohlgemeinten Vorſchlag als einen Ueberfall, als ein Mittel, ihnen den ſicheren Sieg zu entreißen.

Während die Arbeiter den Vorſchlag annahmen, überwieſen die Rheder ihn dem Arbeitgeberverband, der ihn in einer zahlreich beſuchten Verſammlung ablehnte; an dieſer Sitzung nahmen u. a. theil: der Hamburger Innungsausſchuſs, der Verband der Eiſeninduſtrie, der Verein der Cigarrenfabrikanten und zahlreiche andere gar nicht vom Strike betroffenen Geſchäftszweige; einerſeits dieſe Unbetheiligten, andererſeits die Stauerbaaſe ſcheinen den Ausſchlag gegeben zu haben, während die Rheder und Kaufleute wohl eher geneigt geweſen wären, ſich auf ein Schiedsgericht einzulaſſen.

Der ablehnende Beſchluſs des Arbeitgeberverbandes wurde in mehreren Kundgebungen begründet; die erſte beſagte, der Strike ſei von den hieſigen Arbeiterführern im Vertrauen auf engliſche Hilfe provociert worden, und zwar nicht um die Lage der Arbeiter zu beſſern, ſondern um den Unternehmern ihren der Arbeiterführer Willen aufzuzwingen; es ſei ein Machtſtreit. Die Arbeiterführer hatten ſich in ihrem Vertrauen auf engliſche Hilfe getäuſcht; ſie würden daher jetzt gewiſs gerne Frieden ſchließen; aber ein ſolcher „fauler Friede" müſste in kurzem zu neuen Kämpfen führen. Die Unternehmer ſeien daher gezwungen, um [illegible] den ihnen aufgezwungenen Machtſtreit durchzuführen; außerdem ſei [illegible] die beabſichtigte Beſetzung des Schiedsgerichts mit einem Unternehmer und vier Arbeitern [illegible] erſchienen.

Eine zweite Kundgebung [illegible] die Streitfrage noch klarer: [illegible] Hamburger [illegible] aber ein [illegible] der ganzen [illegible]

Digitized by Google

Eine dritte Kundgebung der Unternehmer erfolgte ſpäter, um Miſsverſtändniſſen entgegenzutreten. Als durchſchlagend wurde wiederum der Umſtand bezeichnet, daſs die Annahme des Schiedsgerichtes von den Arbeitern als ein Erfolg angeſehen, und daſs damit den internationalen Hetzereien Thür und Thor geöffnet worden wäre; ein Schiedsgericht hätte doch nur dann Sinn, wenn die Unternehmer auf dieſem Wege Conceſſionen machen wollten; die kleinſte Conceſſion würde aber von den internationalen Agitatoren in ihrem Intereſſe ausgebeutet werden; der Hamburger Hafen dürfe nicht der Tummelplatz internationaler Strikes werden. Wenn die Ablehnung des Schiedsgerichtes die allgemeine Situation verſchlechtert, ſo falle die Verantwortung dafür nicht auf die ablehnenden Unternehmer, ſondern auf die Urheber des verfehlten Vorſchlages.

In der That hatte die Ablehnung des Schiedsgerichtes eine bedeutende Verſchlimmerung der Situation zur Folge: am 4. December erklärte das Central-Strike-Comité den „Generalſtrike aller am und im Hafen Hamburgs beſchäftigten Arbeiter mittelſt einer Kundgebung voll Haſs gegen die ‚brutalen Capitalprotzen', die den Arbeitern den Fuß auf den Nacken ſetzen wollten, damit ſie nicht frei fühlen, frei denken und frei zu handeln wagen durften“. Darauf legten die Staatsquaiarbeiter und weitere Angehörige der kleineren Arbeiterkategorien die Arbeit nieder; vollſtändig wurde der Generalſtrike allerdings beiweitem nicht, da die meiſten Speicherarbeiter und Bruchtheile der anderen Arbeiterkategorien die Arbeit nicht einſtellten; aber die Zahl der Feiernden wuchs auf (wahrſcheinlich) etwa 16.000, und noch mehr wuchs die Erbitterung der Arbeiter. Auch begann jetzt ein Theil der unbetheiligten Bevölkerung, namentlich im Binnenlande, mit ihnen zu ſympathiſieren, da man dort die Ablehnung des Schiedsgerichtes durch die Unternehmer vielfach als Vergewaltigung der Arbeiter auffaſste; eine Auffaſſung, welcher die ſocialiſtiſche Preſſe durch die immerſort wiederholte Beſchuldigung Vorſchub leiſtete, die Unternehmer hätten ihrerſeits den Strike in eine Machtfrage verwandelt.

Auch die jungen „National-Socialen“ ſtießen in dasſelbe Horn; doch waren die Berichte und ſonſtigen Strikeartikel ihres Organes, der Berliner „Zeit“, ſo voll von Unkenntnis der thatſächlichen Verhältniſſe und dabei ſo voll unberechtigter Anſprüche, daſs ſelbſt Freunde der „national-ſocialen“ Sache ſich von ſolcher Vertretung dieſer Sache mit Bedauern abwenden muſsten. Die „National-Socialen“ haben eine nicht ſo leicht wiederkehrende Gelegenheit verſäumt, ſich auf anſpruchsloſe Weiſe nützlich zu machen, und haben ſich dagegen durch ihr kopfloſes Eintreten für den Strike in den bürgerlichen Kreiſen unendlich geſchadet, ohne vermuthlich bei den Arbeitern erheblichen Anhang gewonnen zu haben.

Es wäre nun noch recht viel Intereſſantes zu berichten über den Verlauf des Strikes über die Stellung der verſchiedenen Behörden, der Hamburger Kaufmannſchaft, der kleinen Geſchäftsleute, über die Aenderungen in dem Charakter und Verhalten der Arbeiterſchaft während des Strikes, über die Arbeiterfrauen u. ſ. w. Aber ich kann hier darauf umſoweniger eingehen, als ſolche Erörterungen naturgemäß für die meiſten Leſer dieſer Zeitſchrift nur untergeordnetes Intereſſe darbieten. Dagegen bedürfen drei Momente unbedingt noch einer, wenn auch nur kurzen Behandlung: Der Verlauf des Nebenſtrikes in Bremen, die Kampfmittel der beiden Parteien und die Haltung des Hamburger Senates.

Die unmittelbar angrenzenden, wirtſchaftlich mit Hamburg verwachſenen Plätze Altona und Harburg wurden vom Strike in der gleichen Weiſe wie Hamburg betroffen. Darüber hinaus ſuchten die Arbeiterführer gleich nach Ausbruch des Strikes dieſen auch auf andere deutſche Hafenplätze auszudehnen, was ihnen indes nur in Bremen gelang.*) Dort legten etwa 800 Arbeiter der Bremer Lagerhaus-Geſellſchaft, die den ganzen Hafenbetrieb in Händen hat, die Arbeit nieder, um Erhöhung des Arbeitslohnes von M. 3·— auf M. 3·50 und Verkürzung der Arbeitszeit durchzuſetzen; aber ſchon nach kaum achttägiger Dauer des Strikes gelang es dem Dr. Blendermann, Vorſitzenden des Gewerbegerichtes, nach vorheriger Verſtändigung mit beiden Parteien ein Einigungsamt zu bilden, das aus dem Dr. Blendermann und zwei Beiſitzern der beiden ſtreitenden Parteien beſtand; innerhalb weniger Stunden kam das Einigungsamt zu einhelligen Beſchlüſſen im Sinne einer theilweiſen Gutheißung der Arbeiterforderungen. Dieſe Beſchlüſſe wurden von der Bremer Lagerhaus-Geſellſchaft ſofort, von den Arbeitervertretern nach einigem Zureden unter dem Vorbehalte der Genehmigung durch ihre Auftraggeber am 2. December angenommen und am folgenden Tage auch durch eine Volksverſammlung genehmigt. Vorher war den Arbeitern Gelegenheit zur freien Ausſprache gegeben und keinerlei Bedingungen für ihre Betheiligung am Einigungsamte geſtellt worden.

Die Kampfmittel der beiden Parteien des Hamburger Strikes waren die gleichen wie bei allen Strikes: bei den Arbeitern die Strikeunterſtützung, bei den Unternehmern das Herauſchaffen von neuen Arbeitskräften.

*) Vgl. Blendermann (Vorſitzender des Gewerbegerichtes Bremen). Das Einigungsamt im Bremer Hafenſtrike in der Zeitſchrift „Sociale Praxis“, auch erweitert als Separatabdruck. Berlin (Jul. Sittenfeld) 1896.

Wenn man die überlegene Organiſation und Macht der Unternehmer berückſichtigt, iſt es erſtaunlich, daſs ihr Sieg ein ſo langſamer, der Widerſtand der Arbeiter ein ſo hartnäckiger war. Unausgeſetzt waren die Werbeagenten der Hafenarbeiter-Baaſe thätig, um von außen Erſatzmannſchaften herbeizuziehen; aber dieſe waren zumtheil ungeeignet, ſo daſs ſie wieder fortgeſchickt und neue Kräfte an ihrer Stelle engagiert werden muſsten; nur langſam füllten ſich die Reihen. Die Arbeiter giengen auch nicht gerade glimpflich mit den „Strikebrechern“ um, ſo daſs dieſe auf Schiffen im Hafen einquartiert werden muſsten. Am längſten dauerte die Anwerbung guter Ewerführer, weil dieſe ein gewiſſes Maß von Geſchicklichkeit im Regieren ihrer Schuten erlangen muſsten.

Die Arbeiter haben unleugbar ſehr achtbare Standhaftigkeit erwieſen. Die Strikeunterſtützungen, zumtheil jedenfalls nur aus Darlehen herrührend, konnten bei der großen Zahl Strikender nicht reichlich fließen, ſo daſs viele von dieſen hungern muſsten; das kommt zwar auch ſonſt in geſchäftsarmen Wintern vor: aber jetzt wurden gerade die guten ſtändigen Arbeiter nebſt ihren bedauernswerten Familien am härteſten betroffen; wie viele dieſer tüchtigen Hamburger Arbeiter ſind jetzt dauernd ihres langjährigen Erwerbes beraubt! Doch auch die Unternehmer haben enorme Verluſte erlitten und mit ihnen ganz Hamburg, ja die geſammte deutſche Volkswirtſchaft. Wir wollen uns daher vor übelangebrachter Sentimentalität hüten; wohl aber muſs die Ausdauer der Arbeiter als ein ſehr realer Machtfactor gebürend betont werden, umſomehr, als die Ausſichten auf Erfolg mit jedem Tage ſich verringerten

Am 12. December bekundeten die Arbeiter aus eigenem Antriebe ihre Bereitwilligkeit, Frieden zu ſchließen, und vier Tage ſpäter erſuchten ſie den Hamburger Senat direct, auf eine Beendigung des Strikes hinzuwirken. Damit war die letzte entſcheidende Phaſe des Strikes gekommen; doch führte ſie nicht zum Frieden.

Der Senat ſetzte ſich mit den Unternehmern in Verbindung und erhielt von ihnen die Antwort: „Der Arbeitgeberverband muſs darauf beſtehen, daſs der Strike bedingungslos ſeitens der Arbeitnehmer für beendigt erklärt wird. Nachdem dieſes geſchehen, iſt er bereit, ſich an einer Enquête über die Lohnverhältniſſe und Arbeitsbedingungen der Hafenarbeiter zu betheiligen, welche vom Senat unter Mitwirkung einiger ſeiner Mitglieder zu dem Zwecke veranſtaltet werden möchte, um etwa vorhandene Miſsſtände zu beſeitigen.“

Darauf gab der Senat den Arbeitern eine Antwort, die nach Möglichkeit entgegenkommend gehalten war; insbeſondere forderte er nicht ausdrücklich, daſs der Strike „für beendigt erklärt“ werde, wie die Unternehmer gefordert hatten, ſondern nur, daſs die Ausſtändigen die Arbeit ohne Verzug wieder aufnehmen ſollten, ſo daſs der Ausſtand als beendigt anzuſehen ſei. Dafür enthielt der Beſcheid aber eine Wendung, welche bei den Arbeitern vielen Anſtoß erregte; es hieß nämlich darin, die Strikenden würden wieder eingeſtellt werden, ſoweit dies unter den veränderten Verhältniſſen möglich ſei. Damit war geſagt, daſs ein Theil der Arbeiter jedenfalls nicht wieder Beſchäftigung würde finden können.

Am 19. December berietheu die ausſtändigen Arbeiter in fünf großen Verſammlungen über die Antwort des Senates. Lorenz, Legien, Frohme und andere angeſehene Führer ſprachen für Wiederaufnahme der Arbeit, wobei ſie indes nachdrücklich betonten, daſs es ſich nur um einen Waffenſtillſtand, nicht um einen Frieden handle. Dwinges erklärte ſich für die Fortſetzung des Kampfes. Es erfolgte eine Abſtimmung, welche 3671 Stimmen für, 7265 gegen Wiederaufnahme der Arbeit ergab. Dieſer letzte Verſuch einer gütigen Beendigung des Ausſtandes war ſomit geſcheitert.

Was ſeitdem geſchehen iſt, bietet zwar noch Stoff zu manchen ſehr intereſſanten Beobachtungen, hat aber keine grundſätzliche Bedeutung mehr: Der Strike gerieth in das Stadium der „Verſumpfung“, in dem er ſich noch gegenwärtig befindet.

Annette von Droſte.

Geb. 10. Jänner 1797, geſt. 24. Mai 1848.

Von Richard M. Meyer (Berlin).

(Schluſs.)

Durch alle Dichtungen Annettens geht eine ſtarke Grundidee, die man, paradox wie ſie iſt, als die Ueberzeugung von der Großartigkeit des Kleinen, von der Kleinlichkeit des Großen formulieren möchte. Man denke an jenes Wort Chriſti, daſs erhöht werden ſoll, wer ſich erniedrigt, erniedrigt, wer ſich erhöht. Sie denkt es weiter, und es wird ihr zu der Idee, daſs die Erhöhung ſelbſt ſchon Erniedrigung iſt. Wer heraustritt aus dem unendlichen, in [illegible] Wirkung allmächtigen Kreiſe der einfachſten Dinge, der erniedrigt ſich ſchon dadurch. Es iſt ein Gedanke, wie ihn in [illegible] poetiſcher Faſſung Grillparzer oft gepredigt hat, am nachdrücklichſten im „Traum ein Leben“.

Digitized by Google

Ebenſo ſchildert Annette den alten General, vor dem einſt alles Volk gebebt, als hinfälligen Greis, faſt zum Kinderſpott geworden, ſo läſst ſie die hundertjährigen Raben von einſt berühmten Heerführern und glänzenden Damen plaudern und ſtellt dem den Heroismus des unbekannten Dulders, das Wirken des einfachen Landpfarrers gegenüber. Keine Erinnerung an frühere Ruhmesbahn kann dem ſterbenden Feldherrn den Tod erleichtern, aber ſein Burſche erzählt, wie er ihm einſt auf dem Schlachtfeld, ſelbſt verwundet, die Flaſche bot:

Die Seele, der Victorie nicht,
Nicht Fürſtenwort gelöst den Flug,
Auf einem Tropfen Menſchlichkeit
Schwimmt mit dem letzten Athemzug
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

Das einfache Gute ſiegt über alle Größe, über Ruhm und Macht. Zu dieſer Lehre haben ſich auch Propheten des Individualismus wie Ibſen (in „Klein Eyolf“) und Björnſon (in „Ueber die Kraft“) bekehrt. Annette aber geht noch weiter, geht über das Menſchenreich hinaus. Auch in der Natur iſt das Prangende, Impoſante vergänglich, dauernd nur das Kleine. Die mächtige Eiche verwittert; ein lautes Wort und der gewaltige Stalaktitendom ſtürzt zuſammen. Und das Moos legt ſich über den vermorſchten Stamm, der Käfer kriecht darüber, und langſam, langſam, ein Symbol der unwiderſtehlichen Kraft des unendlich Kleinen dringt der Staub in jede Pore ein und überdeckt die einſtige Farbenpracht mit gleichmäßigem Grau. Denn alles Große iſt nur einmal da, mit einer einmaligen Anſtrengung des Daſeins erſchöpft es ſeine Kraft und geht zugrunde, um nie wiederzukehren. Das Kleine aber iſt unſterblich, weil es ewig wiederkehrt, unveränderlich. Ninive und Babylon ſind dahin, aber heute wie vor Jahrtauſenden bedeckt der Staub des heißen Sommers das Grün der Blätter. Der Tag wird kommen, da die Hand des Menſchen die ſtärkſten Geſchöpfe ausgerottet hat, da kein Löwe mehr in der arabiſchen Wüſte brüllen und kein Elephant mehr im indiſchen Dickicht das Rohr zerſtampfen wird; aber auch dann noch werden die Moskitos in ungezählten Schwärmen über den Flüſſen Südamerikas fliegen. Hat doch in unſeren Tagen der Biolog Weismann geradezu den Tod für eine erſt von den höheren Organismen erworbene Einrichtung erklärt; das Infuſorium iſt unſterblich, nicht nur, weil es keine Individualität auch nur im minimalen Sinn beſitzt und ſich deshalb ohne Ende identiſch reproducieren kann, ſondern auch ſchon, weil es unter normalen Verhältniſſen ohne Aufhören fortzuvegetieren vermag. Auch für das Geſammtreich der Lebeweſen gilt der Spruch, daſs Patroklus ſtirbt und Therſites wiederkehrt.

Nur aber wird, was in ſolcher Formulierung Anklage und Klage ſcheint, für Annettens frommen Sinn zum Ruhmestitel der Schöpfung. Es iſt gerecht, und es iſt gut, lehrt ſie, daſs das Große, das Ungewöhnliche untergeht und das Kleine bleibt, das Alltägliche: denn das Kleine iſt das Gute. Nirgends ſteht ſie ſo ungeheuer einſam wie mit dieſer Anſchauung. Sie war der Zeit nach Romantik, ein Kind der das Ungewöhnliche alles war, die für das Einfache nur Hohn hatte und für die ſtille Güte der Frau nur Spott über Philiſtroſität. Und in dieſer Epoche wagte ſie es, in der kleinen Erzählung „die beſchränkte Frau“ die einfache Herzensgüte einer unbegabten Frau über die Anmaßung des rührigen Mannes triumphieren zu laſſen!

Es iſt vielleicht ihr bekannteſtes Gedicht — nicht mit Unrecht; denn es iſt ein Meiſterwerk. Einfach und ſchlicht berichtend hebt es an, und die aufreizende Wirkung der einfachen Sanftmuth auf den heftigen, ſtrebſamen Mann — ein Lieblingsmotiv moderner Romane — wird anſpruchslos hingeſtellt. Sie ſelbſt, die beſchränkte Frau mit ihrer Redensart „in Gottes Namen“, wird in keinen Glorienſchein gehüllt, der Mann nicht ſatiriſch abgekanzelt: objectiv malt uns die Dichterin das Paar hin. Ein einfacher, reizend ſymboliſcher Vorgang bereitet auf eine Wendung vor: in ſeine Gedanken verſunken dreht der Mann an ſeinem liebſten Blütenſtrauch Zweig auf Zweig ab: und als ſie ihn, der gedankenlos zerſtört, mit ihrem üblichen Ausruf warnen will, wird er zornig nur auf ſie. Aber es kommen ſchlimmere Tage. Mit all ſeiner Klugheit hat er ſich ins Unglück gefahren: er ſieht keine Hilfe — da bietet ſie ihm alles an, was ſie ſich abgeſpart hat. Er ſchwankt —

Sie ſah ihn an — und Liebe weiß
An liebem Blicke ſo zu hangen —
„In Gottes Namen!“ ſprach ſie leiſ',
Und weinend hielt er ſie umfangen.

In dieſem Triumph der Liebe ſah ſie den Gang Gottes: in dieſem Kampf der Liebe ſah ſie auch ihre eigene Aufgabe. Das Gedicht „Mein Beruf“ ſpricht es aus, daſs ſie ſich dazu erwählt hielt, den Leidenſchaften des Tages, der Verzweiflung, dem Elend Troſt zu bringen, wie die farbloſe Blume der Wüſte, die dem Verſchmachtenden ihren Thau anbietet:

Vorüber rauſcht der ſtolze Leu,
Allein der Pilger wird ſie ſegnen.

Wer wird in dieſer Weltanſchauung die Einſeitigkeit verkennen? Wie der Kirchenvater Auguſtinus die Tugenden der Heiden für glänzende Laſter erklärte, ſo iſt ſie geneigt, alles, was „die Welt“ preiſt, für gleißendes Verderben anzuſehen. Die Wohlthätigkeit, die der Brand von Hamburg erweckt hat, die Freigebigkeit, die dem Kölner Dom zufließt — ihr ſind ſie verdächtig als Prahlerei liebeleerer Herzen. Das hohe Begehren kühn anſtrebender Geiſter verachtet ſie, wie ſie ihr Ziel geringſchätzt: „Mehr iſt Ein Segen als zehntauſend Kronen.“ Den Fortſchritt der Zeit vermag ſie nur ſatiriſch zu würdigen; und wie Wandelbilder ziehen in dem Gedicht „Was bleibt“ Unſchuld, Hoffnung, Kraft, Ruhm, raſch zerfließend vorüber, und nur die Liebe bleibt ewig jung und ewig friſch. Auch das ſingt Grillparzers Harfner in jenem Märchendrama faſt mit den gleichen Tönen:

Schatten ſind des Lebens Güter,
Schatten ſeiner Freuden Schar,
Schatten, Worte, Wünſche, Thaten —
Die Gedanken nur ſind wahr,
Und die Liebe, die du fühleſt,
Und das Gute, das du thuſt.

Wir aber, ſkeptiſche Kinder einer anderen Zeit, fragen zweifelnd, ob denn wirklich das Gute, das wir thun, wahrer, dauernder ſei als das Böſe, als das Gleichgiltige?

Gewiſs, dieſe Weltanſchauung der weſtfäliſchen Dichterin gehört nicht zu denen, die uns wie von ſelbſt aus Tradition und Umgebung anfliegen. Sie iſt offenbar das Ergebnis langer, ernſter, innerer Kämpfe. Grillparzer hätte nicht ſo ſcharf gegen Ehrgeiz und Ruhmbegier gepredigt, hätte er ihren Stachel nie im eigenen Fleiſch gefühlt; Annette hätte nicht gerufen:

Friſchauf! — und will den Lorbeer man verſagen,
O Glückliche mit unbekränzter Stirne!
O arm' Gefühl, das ſich nicht ſelbſt kann lohnen!

wenn ſie es doch nicht zuerſt ſchmerzlich empfunden hätte, daſs man ihr den Lorbeer verſagte. Ein Geiſt wie der ihre muſste fühlen, wie weit er ihre ganze Umgebung überragte; für das Große, Ungewöhnliche muſste ihre ſtürmiſche Natur eine angeborene Sympathie hegen. Nun aber kam alles, was auf ihr weiches Gemüth wirkte: die Mutter, die Kirche, das Schickſal. Sie wehrt ſich, ſie kämpft. Hat auch ein miſsverſtändlicher kirchlicher Eifer aus ihren Werken faſt alles zu vertilgen gewuſst, das dieſe inneren ſchmerzlichen Conflicte bezeugt, Spuren ſind doch geblieben, die das ausdrückliche Zeugnis der Biographen beſtätigt. Es iſt kein mattes Echo der Kirchenlehre, es iſt ein Verzweiflungsſchrei aus tiefſter Seele, wenn ſie in ihrem „Geiſtlichen Jahr“ Chriſtus anfleht:

O rette mich, daſs nicht der Trug
Des Hungers mich bezwingen kann,
Daſs ich nicht unter Wahnſinns Fluch
Die Hände ſtrecke, greife an
Die gift'ge Frucht am welken Stiele,
So aus dem Paradieſe trieb
Und die E r k e n n t n i s ward genannt!
Stehlt ſie das Leben wie ein Dieb,
So lockt ſie doch des Gaumens Brand
Mit ſcheinbar friſchen Saftes Spiele.

Wer ſo davor zittert, die Hand nach der Erkenntnis auszuſtrecken, der muſs ſie doch dicht vor ſich ſehen, faſt verlangend nach der pflückenden Hand; und ſo ſteht ſie, ein Tantalus der „Erkenntnis“, die ſie ergreifen möchte und die ſie nicht ergreifen darf. Ihr Auge, das in der Nähe ſo ſcharf ſieht und in der Entfernung ſo unbeſtimmt, verlangt darnach, auch in die Weite klar und feſt zu blicken; und doch fühlt ſie die ihrem Blicke gezogenen Grenzen nur zu deutlich.

Dieſer Conflict ſymboliſiert ſich in ihrer Dichtung. In ihren Balladen treffen wir öfters jenes Paar, das uns ſchon in der „Beſchränkten Frau“ begegnet iſt: die ergebene, einfache Frau und den rührigen, unruhigen, unglücklichen Mann. In der ergreifenden Dichtung „Der Graf von Thal“ nimmt die Gattin eine ſchwere Sünde auf ſich, um den Gatten vor einem Verbrechen zu ſchützen; und ſchon in dem unbedeutenden Jugendepos „Walther“ wird die ſanfte Theatilde mit dem glänzenden, aber verbrecheriſchen Alhard contraſtiert. Sie kannte gut genug ſolche unglückliche Ehe — nicht von ihren Eltern, wo der herzensgute, aber wenig begabte Vater, den ſie vor allem liebte, der kälteren und klügeren Mutter willig die Herrſchaft ließ, wohl aber aus der eigenen Seele, in der ein unruhig grübelnder Verſtand und ein demüthig ergebener Glaube in kämpfender Ehe lebten. Sie ſchildert ſich ſelbſt, wie ſie grübelnd und fiebernd im Wald liegt; und wohl konnte ihr Herz ihren Ruf wiederholen: „Weh' dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!“ wenn in dies fieberhafte Grübeln hinein die Kirchglocken klangen. Und was ihr verboten bleibt, das reizt ihren ſtarken Geiſt nur umſomehr:

Und feſter drückt' ich meine Stirn hinab,
Wollüſtig ſaugend an des Grauens Süße.

So dichtet ſie ſich denn das Entfernte, Undeutliche zu feſteren Bildern um und läſst die Nebel zu Geſtalten gerinnen, hinter denen immer die Sonne ihres Glaubens hervorleuchtet, verdunkelt durch die Nebelſchicht, dieſe aber durchglühend. So zieht in ihrem mächtigen kleinen Epos „Der Spiritus familiaris des Roſstäuſchers“ der Prieſter mit dem Sacrament im Dunkel der Nacht an dem Unglücklichen vorbei, der in des Teufels Krallen ſinnt:

Da, wie ein Glöcklein tönt's von fern, und dann ein Lichtchen kommt geſchwommen
Den blanken Schlangenpfad entlang, iſt an des Hügels Bug geklommen
Das Glöckchen ſchrillt, das Flämmchen ſchwankt, Geſtalten dunkel ſich bewegen —

Digitized by Google

auch dies eins der wunderbaren Helldunkel-Gemälde ihrer Rembrandtſchen Kunſt. Aber das halbe Licht genügt nicht und nicht der unbeſtimmte Umriſs und ſo entſteht unter dem Drucke des Willens die Hallucination, die ſie ſo oft ſchildert, die Viſion — und als dauernder Zuſtand die krankhafte Zerrüttung „im ſchwimmenden Gehirne". Es iſt ein Problem, das in der Zeit lag: die Romantiker ſpielten gern mit dem Wahnſinn, wie ſie es auch liebten, „wollüſtig an des Grauens Süße zu ſaugen"; Grillparzer hat in jenem „Traum ein Leben" Wahrheit und Viſion virtuos durcheinander gehen laſſen, der hochbegabte Georg Büchner, der aus einem Romantiker zum Ultrarealiſten ward, hat mit mediciniſcher Sicherheit geſchildert, wie in Goethes unglücklichem Jugendfreund Lenz ſich der Wahnſinn entwickelt. Aber nirgends finden wir gerade dieſe, für Annette ſo charakteriſtiſche Form, daſs die Hallucination das Gewollte, das Erzauberte iſt, an dem dann freilich der Zauberer ſelbſt zugrunde geht. Und wir blicken in die Tiefen des inneren Kampfes, wenn wir die fromme Sängerin nach Chriſtus ſchreien hören, „wie der Hirſch ſchreit nach friſchem Waſſer":

Ich ſeh dich nicht!
Wo biſt du denn, o Hort, o Lebenshauch?
Kannſt du nicht wehen, daſs mein Ohr erhört?
Was wirbelſt, was verflatterſt du wie Rauch
Wenn ſich das Aug' nach deinen Zeichen kehrt?
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
O bitt're Schmach!
Mein Wiſſen muſste meinen Glauben tödten.

Die Wolke ſteigt,
Und langſam über dem azurnen Bau
Hat eine Schwefelhülle ſich gelegt.
Die Lüfte weh'n ſo ſeufzervoll und lau,
Und Angſtgeſtöhn ſich in den Zweigen regt;
Die Heerde keucht.
Was fühlt das ſtumpfe Thier? Iſt's deine Schwüle?
Ich ſteh' gebeugt;
Mein Herr berühre mich, daſs ich dich fühle!

Das iſt nicht jene „Trockenheit" und „Sprödigkeit des Herzens", über die auch wohl die feſteſten Gläubigen klagen: das iſt „Zerriſſenheit", das iſt Verzweiflung. Sie iſt gewöhnt, die leiſeſte Rührung der Luft wahrzunehmen, das kleinſte Lebenszeichen der Schöpfung mit allen Sinnen aufzufaſſen:

Hörſt du, wie es fällt und ſteigt?
Fühlſt du, wie es um dich ſtreicht?

Und jetzt ahnt ſie, der Allgegenwärtige ſei ihr nah — das ſtumpfe Thier fühlt ſeine Nähe, nicht ſie, nicht ſie! „Mein Herr, berühre mich, daſs ich dich fühle!" Sie glaubt — aber ſie fühlt nicht. „Mein Wiſſen muſste meinen Glauben tödten." So ringt ſie in Angſt, wie der Roſstäuſcher, dem die teufliſche, weltliches Glück für himmliſches Heil bringende Phiole in den Gürtel wiederkehrt, nachdem er ſie von ſich geſchleudert; ſo ringt ſie in täglichem Kampf, wie ihr Walther, der ſich in die Einſiedelei geflüchtet hat und den doch ein weltliches Bild nicht verlaſſen will; ſie ringt, ſie kämpft — und dieſe gewaltige innere Erregung, von den erzenen Banden der Selbſtbeherrſchung gezügelt, verleiht ihren Dichtungen ein wahrhaft dramatiſches Intereſſe, macht ſie von einer neuen Seite verwandt mit all' den Modernen, die glauben möchten und nicht können, den Brunetière und Huysmans, den Helden Gerhart Hauptmanns und Arne Garborgs. Freilich, ſie ſiegte in ihrem Sinn. Immer wieder gelangte ſie zur Ruhe, zur Beruhigung im Glauben, zur Ueberwindung des Zweifels — und kampfesmüde beneidete ſie dann, bewunderte ſie wenigſtens all' die einfach gläubigen Gemüther, den unbegabten Landpfarrer, die beſchränkte Frau, den „dummen Hirtenjungen".

Sie hat ſich oft ſelbſt gezeichnet. Lag es in der ganzen Stimmung der Zeit, ſich ſelbſt zu beſchauen, dem eigenen Genius eine an Cultus grenzende Beobachtung zu widmen, wie ſie die Romantiker mit ihrem Feind Platen theilen, ſo muſste der innere Kampf ſchon als poetiſches Motiv, mehr noch als wichtigſtes Erlebnis ſie zum Selbſtporträt auffordern. Als wichtigſtes Erlebnis — ein täglich wiederkehrendes Erlebnis und zugleich faſt das einzige ihres Lebens. Was hatte denn ſonſt die Zeit dem armen Edelfräulein gebracht? Jene unglückliche Jugendliebe und eine zweite Enttäuſchung, als ihr junger Liebling Levin Schücking, ſtatt ganz allein ihr Freund zu bleiben, ſich verheiratete; ein paar Bekanntſchaften, über die ihre Briefe überwiegend mit gutmüthigem Lachen weggehen; die erſte Veröffentlichung ihrer Gedichte, 1838, ein Schlag ins Waſſer, und dann, nach einer unglaublich fruchtbaren Springflut von Gedichten im Winter 1841/42, die zweite Ausgabe von 1844, deren Erfolg größer war, aber nicht eben groß; endlich die Revolution von 1848, die ſie furchtbar aufregte und erſchütterte und den Tod der kränklichen, ja lange ſchon kranken Dichterin beſchleunigte — ſie ſtarb am 24. Mai 1848, fünfzig Jahre alt. Man könnte faſt ſagen, ſie ſei an dem erſten äußeren Ereignis, das tief in ihr Leben eingriff, geſtorben. Denn was wollen jene anderen Thatſachen des äußeren Lebens neben den kleinen täglichen Erlebniſſen bedeuten, Poeſie und Enge, gläubiger Auflehnung und Zweifel, Begehren nach Wirkſamkeit und Krankheit? Wahrlich, das Kleine dauerte und arbeitete und wirkte; das Große gieng draußen in der Welt vorüber wie ein raſch verhallender Donnerſchlag. Nur das tägliche Erlebnis ließ ſich nicht überhören. Sie war nicht bloß ohne Zweifel die intereſſanteſte Perſönlichkeit in ihrem ganzen Kreiſe, ſondern auch die, welche des Troſtes poetiſcher Zuſprache am meiſten bedurfte; ſie ſelbſt war der Pilger, der am meiſten nach jenem Thau lechzte, den die Wüſtenblume ihrer Dichtung ſpenden wollte.

Betrachtet man nun aber die Gedichte, in denen ſie von ſich ſelbſt ſpricht, ſo erſtaunt man über einen höchſt unmodernen Zug. Gern ſchildert ſie ihren Gang in den Wald, wie ſie im Grünen liegt, ganz überdeckt von der Vegetation; ſie entwirft wiederholt ein Bild ihrer äußeren Erſcheinung, ſogar auch ein Zukunftsporträt; ſie ſpricht von ihren Sorgen, ihren Grübeleien, ihren Krankheiten; ſie verkündet ihren Beruf, ſtellt ſich anderen Schriftſtellerinnen gegenüber, erzählt, welches die rechte Stunde für ihr Dichten ſei:

Doch wenn ſo Tag als Luſt verſank,
Dann wirſt du ſchon ein Plätzchen wiſſen,
Vielleicht in deines Sofas Kiſſen,
Vielleicht auf einer Gartenbank:
Dann klingt's wie halb verſtand'ne Weiſe,
Wie halb verwiſchter Farben Guſs
Verrinnt's um dich, und leiſe, leiſe
Berührt dich dann dein Genius.

Aber äußerſt ſelten ſpricht ſie direct von ihren Erlebniſſen, kaum je von den Dingen, die ſie am tiefſten ergriffen. Ein dunkles Gedicht — „Die Taxuswand" — bezieht ſich auf ihre Jugendliebe; aber es ſpricht ſo geheimnisvoll andeutend, daſs wir ohne die Erklärung Schückings die Beziehung ſchwerlich ausfinden würden. Die Liebe zum Vater, der Schmerz der zu früh geborenen Dichterin, Enttäuſchungen der Freundſchaft werden, zart verkleidet, fremden Figuren zugeſchoben. Modelle aus ihrem Umkreis ſcheint ſie nur ganz ausnahmsweiſe verwandt zu haben; freilich tritt der Vater, vielleicht auch die Mutter in dem Fragment „Bei uns zu Lande" auf. Dieſe ſchamhafte Art, die das eigene Erlebnis nicht poetiſch ausmünzen möchte, dieſe Seelenkeuſchheit, die die innerſten Gefühle vor der Welt verhüllt und wohl ihre Zweifel und Schwächen, nicht aber ihre Liebe, ihre Hoffnungen, ihre Enttäuſchungen beichtet — ſie ſind freilich weit verſchieden von der Manier, wie neuere Dichter ſo gern ihr Herz in durchſichtige Schleier gehüllt ausſtellen. Aber die beſten ihrer Zeit haben die gleiche Scheu bekannt, Hölderlin, Heinrich von Kleiſt, Grillparzer.

Werden nicht auch wir ſie hier verſtehen, nicht begreifen, daſs ſelbſt in der gelegentlich (im „Hünenſtein") auch bei ihr begegnenden Art, echtes Gefühl durch Selbſtparodie zu verdecken, in dieſer von Heine zur Manier getriebenen Maskierung mehr Zartſinn liegt, als unſere allzu phyſiologiſch nach „documents humains" umhertaſtende Zeit noch verträgt und erlaubt? Ihr Verhältnis zu Gott, zu der Natur, zu den Dingen geſteht ſie der Welt; ihre Beziehungen zu Perſonen bleiben ihr Geheimnis. Und begehrt ihre Muſe doch für Sympathien und Antipathien Ausdruck zu finden, ſo flüchtet ſie ſich in die Objectivität ferner Zeiten oder zeitloſer Erzählungen.

Hierin liegt nun die Bedeutung ihrer größeren epiſchen Dichtungen. Wenn Annette lange im Zweifel war, ob ſie ſich mehr dem Epos widmen ſolle oder der Lyrik, ſo werden wir ſo wenig wie ihre mitlebenden Freunde und Kritiker Bedenken tragen, ihre Begabung für eine lyriſche zu erklären. Gerade die intimſte Lyrik, die reinſte, von aller epiſchen Zuthat am meiſten entfernte Stimmungsmalerei gelingt ihr am beſten. Wohl ſind alle ihre Gedichte (außer den meiſten geiſtlichen) „Gelegenheitsgedichte" im höchſten Sinn: von einer beſtimmten, einmaligen Gemüthsverfaſſung hervorgerufen und geformt; das äußere Erlebnis aber tritt kaum auch nur als Erwecker dieſer Gemüthsverfaſſung hervor. Sie geht in den Wald und ſieht vor ſich hin, das iſt die Gelegenheit. Und nicht nur jene zaghaft keuſche Zurückhaltung läſst ſie als für die Epik nicht geſchaffen erkennen: es iſt ja doch trotz ſolcher Scheu Heinrich v. Kleiſt gelungen, ein Meiſter der Novelle zu werden: aber Annette bleibt auch hier in der Einzelheit haften. Ihren kurzſichtigen Blick intereſſiert weder die Geſammthandlung noch auch der ganze Charakter, vielmehr hier wie dort nur Ein Punkt, den ſie dann allerdings mit glänzender Gabe erfaſst. Ein Moment iſt es, auf den all' ihre Erzählungen in metriſcher und proſaiſcher Form angelegt ſind. Faſt immer iſt es jener Moment, der auf die gläubige Zweiflerin, die oft ſelbſt wahnſinnig zu werden fürchtete, eine grauenhaft ſüße Anziehung übte: der der inneren Zerrüttung. Ein äußeres Erlebnis zerſtört dem Fräulein von Rodenſchild, dem Arzt im „Vermächtnis" die geiſtige Klarheit, vernichtet in Chriſtian von Halberſtadt oder dem Roſstäuſcher die angeborene Herzensgüte; in den „Schweſtern" werden in Gertrud und Helene beide Formen des Verfalls nebeneinander geſtellt. Die wirkende Handlung ſelbſt aber wird meiſt lieblos im Hintergrund gelaſſen, unklar, ſchemenhaft, wie in „des Arztes Vermächtnis" oder ohne irgendwelche ſpecifiſche Bedeutung, wie im „Hoſpiz auf dem St. Bernhard" oder den „Schweſtern"; und ausnahmsweiſe, wie im „Grafen von Thal" oder den „[illegible]" beanſprucht ſie ſelbſt einiges Intereſſe. Und die Charakterzeichnung dient faſt nur dazu, die Sympathien und Antipathien der Dichterin an einigen unwichtigen Figuren zu illuſtrieren, vor allem an jenem Paar: der beſchränkten Frau und dem unruhig ſtrebenden Mann. Die Nebenfiguren werden [illegible] mit [illegible] conventionellen Zügen angethan; die Umgebung [illegible]

Digitized by Google

„Schlacht im Loener Bruch“, die Geſellſchaft des Roſstäuſchers iſt kaum viel individueller gehalten als die ſchablonenhaften Marionetten des Jugendepos „Walther“. Nur drei Stücke machen hier eine beachtenswerte Ausnahme: die Proſaerzählung „die Judenbuche“ und die beiden gleichfalls in Proſa gehaltenen Fragmente „Bei uns zu Lande“ und „Bilder aus Weſtfalen“. Hier handelt es ſich um den Heimatboden, den Annette oft mit inniger Wärme preiſt, dem ſie insbeſondere auch (im „Geiſtlichen Jahr“) den Dank für ihre Erhaltung im Glauben, im moraliſchen und geiſtigen Gleichgewicht zuweiſt. Hier erſetzte die langjährige intime Bekanntſchaft und vor allem die herzliche Vertrautheit den Mangel ihres Auges; hier vermochte ſie, große Flächen, intereſſante Nationalcharaktere, lang dauernde Entwicklungen in ihrer Ganzheit aufzufaſſen. Wohl ſetzen ſich auch die beiden Beſchreibungen moſaikartig aus kleineren Bildern zuſammen, aber eine große Geſammtauffaſſung beſeelt doch dieſe Schilderungen und macht ſie vielleicht zu den glücklichſten, die wir von irgend einem einzelnen deutſchen Stamm beſitzen — auch Riehls berühmte „Pfälzer“ und die vielen Charakteriſtiken der Schwaben nicht ausgenommen. Wohl kamen der Dichterin hier die Vorbilder Walther Scotts und Waſhington Irvings zuhilfe; ſie hätten ihr doch nichts genützt, wäre ihr Weſtfalen ihr nicht alles geweſen, was ihr ſonſt abgieng: Freundin, Geliebter, liebevolle Mutter, ſtete Geſellſchafterin. Deshalb wagt ſie auch hier, was ſie ſonſt nie that, Porträts einzuführen und ſpricht von dem nach dem Bilde ihres Vaters geſchilderten Hausherrn in „Bei uns zu Lande“ ein für ſeine Tochter aufſchluſsreiches Wort aus: „ſeine reiche innere Poeſie verlangt nach dem Wunderbaren, Unerhörten.“ Sie gibt uns damit wieder einen Schlüſſel zum Verſtändnis ihrer eigenen complicierten Art in die Hände; die Dichterin, die jedes Erlebnis, das anderen Epikern intereſſant ſein würde, als etwas Alltägliches mit Geringſchätzung behandelte, ſie iſt doch dieſelbe, die an Schücking ſchrieb: „Hören Sie mit der unblaſierten Gemüthlichkeit weſtfäliſcher Stume, reden Sie mit den einfachen Lauten, handeln Sie in der einfachen Weiſe Ihres Vaterlandes, und die Ueberzeugung wird ſich immer mehr in Ihnen befeſtigen, daſs nur das Einfache großartig, nur das ganz Ungeſuchte wahrhaft rührend und eindringlich iſt.“ Eine goldene Regel, die ſie ſelbſt vor allem in der durch und durch weſtfäliſchen „Judenbuche“ befolgt. Dieſe unvergleichliche Dorfgeſchichte erzählt wieder die Geſchichte eines moraliſchen Verfalls, und ihr ſpringender Punkt iſt wieder ein Moment der Zerrüttung: wie der längſt vor der irdiſchen Gerechtigkeit geſicherte Mörder durch die grauſig ſüße Anziehungskraft, die die Stelle ſeiner Unthat auf ihn ausübt, zum Selbſtmord getrieben wird. Aber diesmal wird auch die ganze Umgebung liebevoll charakteriſiert, werden aus dem irrenden Lebenslauf des Helden wenigſtens einige Strecken in vollem Licht gezeichnet.

Was den weſtfäliſchen Stücken zugute kommt, das ſchadet den geiſtlichen Liedern. Vor allem der großen Durchdichtung der Feſttage, dem „Geiſtlichen Jahr“, fehlt es an aller Beſtimmtheit hiſtoriſcher oder localer Zeichnung. Die Dichterin, die in einigen „Klängen aus dem Orient“ ſich dem fremdartigen Charakter des Morgenlandes trefflich anzupaſſen wuſste, hat in der lyriſchen Nachempfindung der Paſſion das urſprüngliche Colorit ganz und gar verſchmäht, und den unendlichen Reichthum packender Situationen, den die bibliſche Geſchichte aufweist, mit faſt unbegreiflicher Gleichgiltigkeit ungenutzt gelaſſen. Einzig das Gedicht „Am Feſte Mariä Lichtmeſs“ wirft lebendige Bilder der heiligen Familie an die Wand; ſonſt aber wird überall der Text der Evangelien nur Anlaſs zur Auslöſung lyriſcher Empfindungen. Und auch dieſe halten ſich einförmig auf dem Einen Grundton: „Hilf meinem Glauben!“ Der immer wiederkehrende Zweifel am eigenen Glauben, die Klage über die Verödung des Herzens durch den Fluch des Verſtandes, die bebende Angſt einzelner Lieder erregt unſere innige Theilnahme, aber eine rein menſchliche, die von poetiſchem Antheil weit entfernt bleibt. Und ſelbſt die menſchliche Theilnahme erlahmt zuweilen, wenn wir Annetten, die zwar immer gern für ihre Gefühle auch originelle Form in Sprache und Metrum ſucht, gerade hier am meiſten in ſchwieriger Künſtelei der Strophe, mühſamen Hilfsmitteln, wie Wortſpiel und rhetoriſche Wiederholung, befangen ſehen. Die Aufgabe, das ganze geiſtliche Jahr zu durchdichten, raubte ihr eben ihr Beſtes: den Anſchluſs an die augenblickliche Stimmung, die intime Wahrheit, in welcher momentanes Gefühl und Ausſage zuſammenfallen. Deshalb wird ſie hier oft, was ſie ſonſt nie iſt, leer; deshalb verfällt die ſelbſtändigſte Dichterin der Welt in dieſen Liedern zuweilen in Reminiſcenzen und ſchlägt den Ton proteſtantiſcher Kirchenlieder an, und ihre ganze Kraft erklingt nur aus einigen jener verzweiflungsvollen Hilferufe und dann noch aus einigen landſchaftlichen Stimmungsbildern wie die dumpfe Stille am Charſamstag, der Sonnenbrand am Pfingſtſonntag. Unbekümmert wie Rembrandt, dem wir ſie auch ſonſt verglichen, trägt ſie die heimiſchen Bilder von Moor und Haiderauch nach Jeruſalem und wirkt gerade durch dieſe Unbefangenheit poetiſch, während ſonſt die ſelbſt auferlegte Aufgabe dieſer durch und durch dichteriſchen Natur ſo ſachlich proſaiſche Verſe aufzwingt wie dieſen mehr als Gellert'ſchen: „Thue nur ein jeder, was er kann!“

Wir haben damit den Umkreis von Annettens dichteriſcher Thätigkeit umſchritten. Gerade bei ihrer eigenartigen Anlage ſchien uns ein Verweilen auch auf Einzelheiten unerläſslich, eben weil ihre wirkliche Größe ſich in dieſen nicht minder deutlich offenbart, als die Grenzen ihres Könnens. Richten wir aber zum Schluſs noch einmal den Blick auf ihre ganze Perſönlichkeit, ſo ſoll hier keine Einzelheit uns Freude und Bewunderung verkümmern. In Annette von Droſte beſitzt Deutſchland eine der originellſten Dichtergeſtalten, ſtark und einheitlich in ihrer Anlage, ſo daſs auch im kleinſten Vers ihre Individualität ſich abſpiegelt, merkwürdig in der Miſchung rührend-altmodiſcher und frappant-moderner Züge, unerreicht in der Wiedergabe kleinſter Stimmungen der Natur und der Seele, oft dem Verſtändnis Schwierigkeiten entgegenthürmend, niemals trivial oder unintereſſant. Die Dichterin bildet ſich in ihrer Poeſie ab, wie ſie wirklich war: bei nicht geringer Reizbarkeit von unendlicher hilfsbereiter Güte, bei einem ungewöhnlich ſtarken, von Witz und Humor begleiteten Verſtand, erfüllt von einem leidenſchaftlichen Bedürfnis nach Ruhe im Glauben, bei einer faſt einzig daſtehenden Verachtung des äußeren Erlebniſſes, ganz aufgehend in der Bewunderung des Einfachen, Anſpruchsloſen, Still-Guten. Liebevoll haben ſich ihre Biographen L. Schücking und H. Hüffer in ihr Weſen verſenkt; mit warmer Anerkennung haben ſo weit auseinanderſtehende Kritiker, wie Julian Schmidt und Paul Heyſe, von ihr geſprochen; ihr geliebtes Weſtfalen hat ihr ein Denkmal errichtet — zu wünſchen bleibt nun bloß noch, daſs ſie endlich, endlich auch geleſen werde!

Das neue Buch von J. S. Machar.

Die Leſer der „Zeit“ werden ſich noch des Dichters erinnern, den ich („Zeit“ 1895, Nr. 48) als den Führer der literariſchen Revolution, die ſich in den letzten fünf Jahren in Böhmen vollzieht, charakteriſierte. Bei Gelegenheit ſeines neuen Buches*), das den Titel „1893—1896“ trägt, will ich jene Skizze nur durch einige neue Pinſelſtriche aufzufriſchen verſuchen. Die Hauptzüge ſeiner Phyſiognomie bleiben dadurch unverändert, ſie treten nur ſchärfer und plaſtiſcher hervor, und das Auge dieſes Dichterkopfes, es leuchtet nun dunkler und tiefer. Es blitzt da ſchon nicht mehr von den Frühlingsſtürmen des ſkeptiſch-romantiſchen Jünglings, der vor Jahren mit ſeinem „Confiteor“ gegen die patriotiſche und parnaſſiſtiſche Rhetorik der Poeſie revoltierte, es ſind nun Blitze, wie ſie nur die gewaltigen Wolken einer ſtarken, modernen, künſtleriſchen Perſönlichkeit gebären können, Blitze, in deren Kraft und grauſiger Schönheit die ſchwüle Atmoſphäre des Lebensſommers ihre Sehnſucht nach Licht und Leben ausſchreit, in denen ſie ihre Manneſchmerzen verklärt und reinigt. Dieſer Vergleich mit Blitzen fällt mir nicht nur zufällig ein. Wenn man dies neueſte Buch Machars lieſt, drängt ſich dieſer Vergleich geradeſo ungezwungen und natürlich auf, ſo wie z. B. Heines Lyrik an das geſungene Volkslied, die Poeſie Victor Hugos an das Rauſchen eines Stromes und die Leconte de Lisles an Sculptur gemahnt. Machars Poeſie hat nicht die ſangbare einfache Weiſe Heines, ſie iſt kein prachtvoller Wörter- und Bilderorkan wie bei Hugo, keine Marmorſtatue à la de Lisle, ſondern immer nur ein Blitz, ein kurzes, intenſives Aufleuchten, das in dem kürzeſten Zeitraume die größte Wirkung erreichen und die fernſten Perſpectiven erhellen will. Und was für Perſpectiven und Horizonte werden da ſichtbar!

Bei dem kürzeſten und ſchwächſten Aufleuchten ſehen wir nur die nächſten Gegenſtände, die Stube des intimen Seelenlebens, den Garten, wo die Erinnerung wandelt und ſich wehmüthig in Luſthäuſern der Jugend und Illuſionen aufhält. Es iſt wenig Idylliſches an dieſer Landſchaft, ſie iſt voll von Ruinen und von Groll und Wehmuth beſeelt:

> „O meine Verſe, Wuth hör' ich aus euch ziſchen
> Und den Schmerz ſtöhnen und fluchen den Haſs!“

Aber zuweilen kommen auch ſtärkere Blitze und laſſen uns weiter blicken, weit hinter den Zaun des perſönlichen Lebens. Ins Ferne und Unendliche dehnt ſich die Gegend. Zunächſt ſehen wir bluttränkte Flächen — das ſind die Schlachtfelder, auf denen der Dichter für ſeine Ideen und ſeine Kunſt ſtritt. Es dampft da noch von dem vergoſſenen Blut, und beim Blitzen der Verſe funkelt das Schwert, das der Dichter nicht einen Augenblick lang aus der Hand gibt. Alſo wieder Groll, Haſs und Schmerz .... Und noch weiter können wir ſehen, auf das Treiben einer jungen aufwachſenden Nation, die ſo ungern von den Illuſionen ihres Hiſtorismus Abſchied nimmt, und der man dabei mit blutigen Schnitten der Skepſis und Kritik helfen muſs. Wieder Schmerz und Blut! Und immer gewaltiger blitzt es, ſo grell und blendend, daſs die fernſten Horizonte aus der Finſternis der Vergangenheit auftauchen und ſich im Flammenmeere der Dichtervisionen baden. Die fernſten Linien, die höchſten Gipfel der Geſchichte werden ſichtbar und lebend, es leuchten die Windungen, Wirbel und Buchten des alles hinreißenden Zeitſtromes auf, und aus den Wellen winken uns bekannte Geſtalten, durch Künſtlers Macht auf Augenblicke wieder zum Leben erweckt. Aus einer grauſigen, alles entſchleiernden Höhe ſehen wir dieſen Strom dahinziehen. Da gleich z. B. Napoleon, einen „kleinen Feldherrn mit ſtählernem Blick, mit dreieckigem Hut auf dem dunklen Kopfe“, dem von der Vorſehung aufgegeben wurde, die Menſch-

*) [illegible]

Digitized by Google

heit von dem Revolutionsfieber und dem krankhaften Phantaſieren über Freiheit und Egalität mittelſt Blutauslaſſen zu curieren.

„Und wie der Mohr, der mit ſeinem Werke fertig wurde,
fiel der Feldſcherer aus der unerbittlich ſchrecklichen Hand
der Vorſehung. Ein unnützes Werkzeug,
ward er geſchleudert in die Ferne, Ferne.

Auf einem gelben Felſen im Meere ohne Grenzen
ſaß er nachdenklich, träumte von dem Kranken,
von dem heißen Blut; einſt, es war gegen Abend,
ſtarb er wie ein ſimpler Philiſter.“

Und dort wieder ſchreitet ein Weib mit phrygiſcher Kappe in junger, trotziger Herrlichkeit nächtlings durch die Kapuzinergruft in Wien, öffnet den Sarg von Joſeph dem Zweiten, ſtreichelt ihm das Haar und ſeufzt: Mon enfant. . . . Die Revolution! — Ein anderer Blitz erleuchtet die fanatiſch düſtere Phyſiognomie der von Vernichtung der böhmiſchen Reformation träumenden Ferdinande. Dort wieder träumen zwei einfache Weiber in Südböhmen von ihrer Mutterſchaft. Schlicht und innig flehen ſie zu Gott, er ſolle ihnen Söhne ſenden. Eine will in ihm einen guten Dorfprieſter, die andere einen kräftigen Wahrheitſtreiter haben — ſie wiſſen nicht, daſs es ein Huſs und ein Ziżka ſein wird. Und der Dichter ſchließt mit dem Vers: „Sei gebenedeiet unter den Weibern und gebenedeiet die Frucht deines Leibes.“ Und dann die gewaltigſten und ſchrecklich-ſchönen Blitze, bei denen das ganze Geſchichtsdrama in ſeinen Fugen kracht und die Gräber ſich öffnen: Drei Geſtalten der untergehenden antiken Welt ſteigen heraus und vereinen ſich mit der modernen Seele in brüderlicher Umarmung. Da zuerſt ein friedlicher Träumer aus Tacitus, Valerius Aſiaticus, eine reine poetiſche Seele, dem Meſſalina ſein Glück unter den rauſchenden Bäumen nicht gönnt. Dann zwei Apoſtrophen, an Julian Apoſtata und Nero, die mit einer genialen Intuition die Pſychologie der römiſchen Decadence und des Antinazarenismus beleuchten — das Höchſte, was Machar bisher an Suggeſtibilität des Ausdrucks, Tiefe und poetiſcher Kraft erreichte. Die Verſe ſchreiten da in wortkarger, düſter-ſtolzer Anſpruchsloſigkeit, in Rhythmen, die an antike Metren erinnern, aber unter ihnen flammt und gährt der ganze Abgrund der modernen Seele. Das ſind die Blitze, deren Licht bis ans Ende des Erdenhorizontes reicht. Aber es ſind da auch einige, bei welchen die fernſten Linien des Horizontes mit dem Himmel zu eins verſchmelzen, wo wir auf das ganze Erdestreiben und Menſcheninter-eſſe vergeſſen und uns auf den Himmelshöhen der abſoluten Objectivität fühlen, wo alle Hiſtorie aufhört und der Odem der Ewigkeit alle ihre Kämpfe und all' ihr Unrecht ausgleicht.

„Des Lebens neues Spendeln in neuen Formen
Auf neuen Wegen weht zu neuen Zielen.
Und todte Gewäſſer der Vergangenheit liegen
In Linien des Horizontes, blauer Ferne,
Starr und düſter.
Es gibt kein Raummaß da; es gilt da
Auch Zeitferne nicht; die große Gerechtigkeit,
Von Wohnungen der Lebendigen immer weggehetzt,
Iſt wie ein Proſcribierter in dies todte Reich geflüchtet
Und herrſcht über ruhigen Gewäſſern.“

Dieſe große, überhiſtoriſche Gerechtigkeit iſt es, in deren Namen das Kreuz von Golgatha mit ſeinem Arme die Guillotinen von Ravachol und Henry ſegnend berührt, alle die Orte, „wo die Idee gemordet wurde“. Und zur Entwickelung dieſer grandioſen Perſpective genügen dem Dichter fünf Strophen — kann man dieſen wunderſchnellen Proceſs der Bilddarſtellung und Suggeſtion mit etwas anderem als einem Blitz vergleichen?

In Machars Poeſie ſtehen wir an dem äußerſten Gegenpol des poetiſchen Verbalismus, der Methode, die ihre Wirkung durch die Breite und Pracht des Ausdrucks, durch die virtuoſe Anhäufung der Bilder erreicht, bei der das Wort nur durch ſeine Quantität, ſein zeitliches und räumliches Gewicht gilt. Im Gegenſatze dazu wird es hier nur ſeiner poetiſchen Qualität, das heißt ſeiner Suggeſtibilität und Erweckungskraft nach geſchätzt und die Aufgabe der Kunſt geſtaltet ſich hier als: mit dem kleinſten Aufwand der Worte und der Mittel die größte poetiſche Wirkung erzielen. Dieſe Aufgabe löſt Machar in glänzendſter Weiſe. Stolz verſchmäht er es, mit flammendem Colorit zu prunken, dämpft ſeine Farben bis aufs Minimum, wo ſie ſchon in Grau zu zerfließen drohen, bewegt ſich auf den ſteilſten Gipfeln des nonchalanten Ausdrucks, in beſtändiger Gefahr, beim kleinſten falſchen Schritt in die Proſa zu fallen, und dennoch erreicht er wahre Wunder der poetiſchen Wirkung. Der frappanteſte Charakterzug dieſer Lyrik iſt alſo ihre Conciſion, die Concentration des Maximums von Kraft auf das Minimum des Raumes und der Mittel. Sie gleicht den ſtärkſten Eſſenzen, in deren jedem Tropfen die ganze zuſammengezogene Kraft der Pflanze lebt, jenen harten ölichten Samenkörnern, in denen, in den engſten Raum zuſammengepreſst, unzählige Vergangenheiten und Zukünfte der ganzen gewaltigen Bäume ſchlafen. Alles wirkt da vielſagend, mehr durch die Kunſt der Andeutung als des Ausdrückens, mit einer ſcheinbaren Anſpruchsloſigkeit, hinter der aber die größten Anſprüche lauern. Das iſt imſtande, den künſtleriſch Ungebildeten irrezuführen. Er wird vielleicht manche Seite dieſes Buches nur als eine nichtsſagende flotte Reimerei oder poetiſche Caprice hinnehmen und das hohe Künſtlerherz nicht herausfühlen können, deſſen warmes Blut doch in jedem Vers pulſiert.

Es iſt etwas in dieſer Art, was ich katzenartig nennen möchte. Beſcheiden und graziös ſchleicht es ſtill auf ſeidenen Tatzen heran, aber in einem Nu iſt es ein prächtiger königlicher Tiger, in deſſen gewaltigem Sprung die ganze Kraft der edlen Race aufflammt. Edle Race iſt eigentlich das rechte Wort für dieſe Poeſie — das hat ſie in den weichen Stimmungen geradeſo wie im Zorn und Haſs. Das, was ihrem Charakter am fernſten liegt, iſt das Sentimentale, die weiche, zerfließende Gefühlsduſelei. Sie iſt hart bis zur Grauſamkeit und Brutalität, aber hart in der Weiſe der elegant biegſamen, leichten und kokett blitzenden Damascenerklingen. Auch mit dem Abſtracten hat ſie wenig gemein — nicht von der grauen Gehirnmaſſe, ſondern von Blut und Inſtinct iſt ſie geboren. Sie iſt auch im Haſs und Zorn ſchön und natürlich, mit dem königlichen Stolz der Raubthiere. Ein ſtarker Blutgeruch durchweht dieſe Verſe, der Menſch wird darin meiſtens zu einer prächtigen und ſchlauen, manchmal auch recht dummen Beſtie. Machars Auffaſſung der Geſchichte bekommt da alſo einen ſchmerzlichen, faſt troſtloſen Grundton — man hört dahinter immer etwas ſchluchzen, und das iſt die „beſchämte, ſcheue, arme Menſchenſeele“.

In der modernſten böhmiſchen Poeſie bedeutet Machar ein Gegenſtück zu der Decadence, beſonders aber zu dem tiefen, asketiſch-myſtiſchen Symboliſten Ottokar Březina, deſſen Lyrik ein äußerſt ſpirituelles Gepräge und als die charakteriſtiſcheſten Merkmale Breite, Zerfloſſenheit und wahre Lavaſtröme von Colorit zeigt. Seine und Machars Individualitäten bedeuten die zwei einander gegenüberliegenden Abhänge des Flusſbeckens, zwiſchen welchen der Strom der heutigen poetiſchen Production in Böhmen ſchäumt und in die unvorſehbare Zukunft ſeine Wellen drängt. Das neue Buch von Machar zeigt ſeinen Autor auf der ganzen Höhe ſeiner Kunſt. Das heißt, in ſeinen einzelnen Nummern. Als Ganzes trägt es einen gemiſchten und capriciöſen Charakter. Es ſollten, wie der Dichter in der Vorrede ſagt, eigentlich drei Bücher ſein, aber der Plan war dann über Bord geworfen, und das, was von den drei Cyclen fertig war — ſagt er von ſich — wurde „in der Folgenreihe veröffentlicht, wie es geſchrieben wurde und wie es wenigſtens damit meinem Dichtercredo — dem Leben — gemäß iſt“. Schade beſonders, daſs der hiſtoriſche Cyclus auf dieſe Weiſe im Embryozuſtande blieb. Aber die paar Gedichte, die ihn da vertreten, zeigen einen Poeten von wunderbarer Kraft. Möchten ſie doch bald einen guten deutſchen Ueberſetzer finden!

Prag. F. V. Krejči.

Joſef Ruederer.

Bergſteiger mit kühlem Blut, haarſcharfer Sicherheit, überlegter Ruhe; ein wagemuthiger Werber um die Gefahr mit trotziger Zähigkeit und ſtraffer Spannkraft; ein Menſch voll bebenden Gefühls, im Innerſten erregt und aufgewühlt, durchſchüttert im ſtillen Zimmer von den ſchwellenden Wogen der Meiſterſinger oder den unendlich ſich ergießenden und fließenden Melodienwellen des Triſtan; voll ſtarker heißer Herzensehrlichkeit und jähen Temperaments, das nur mühſam ſich im Zaume hält und mit ſtarker Bauernfauſt auf den Tiſch ſchlägt, daſs die Zahnen und Verbindlichen zuſammenfahren — das iſt Joſef Ruederer aus München, der vor drei Jahren ein die gleichzeitigen Romane weit überragendes Buch „Ein Verrückter“ ſchrieb, vor zwei Jahren eine Komödie voll Saft und Kraft, „Die Fahnenweihe“, herausgab und der jetzt erſt durch die Privatvorſtellung der „Dramatiſchen Geſellſchaft“ in Berlin aus dem Kreis der wenigen, die ihn kannten und erkannten, in die Oeffentlichkeit geführt wurde.

Dieſe künſtleriſche Erſcheinung reizt durch die völlig exceptionelle Stellung in unſerer modernen Literatur. Am eigenſten und perſönlichſten iſt in ihm die ironiſch überlegene Weltbetrachtung ausgereift, künſtleriſcher gefühlt und formuliert als bei dem unſicher zwiſchen Kunſt und Convention ſchwankenden Wolzogen; weiter und feinerſehend als bei Otto Erich Hartleben. Er wurzelt tief in der eigenen Erde, ſeine Geſtalten haben ſtarke Heimatsprägung. Und mit eins tritt durch ſeine Werke das Bayerthum, kraftvoll anſchaulich, literariſch, in die Erſcheinung. Er trägt nicht viel zu Lehen. Vor allem nicht — und das iſt weſentlich — von Lebenden. Seine Pathen ſind Anzengruber mit der ſchonungslos aufdeckenden und doch wieder mitfühlenden Hand und Gottfried Kellers bedachtſam über den Waſſern ſchwebender Geiſt, den von den Jüngeren keiner ſich zum Schutzpatron erwählte.

Ruederer iſt kein Lyriker und kein Fabuliſt; er iſt ein Betrachter. Ihm iſt das Schildern nicht eigentlich Selbſtzweck, ihm ſind die Objecte nicht gleichwertig. Er ſieht aus einem Schwinkel, und in ſeinem ganzen bisherigen Schaffen erſcheinen ihm nur die Dinge intereſſant, die er in dieſem Schwinkel faſste. Und das waren die Ironien des Lebens. Eine künſtleriſche Einſeitigkeit, aber echt und wurzelfeſt in dieſer Individualität begründet.

Aus der tiefen [illegible] Gefühls- und Herzensehrlichkeit ſtammt dieſer ſcharfe Blick für die Widerſprüche der Welt, für das [illegible] changierende Weſen der Dinge und der Menſchen. Das gährte und tobte in ihm, dem Heftigen und Jähen, Putzi zu [illegible]. [illegible] er zuerſt daran gieng, das, was ihm die [illegible] geſtalten, da zitterten ſeine Hände vor [illegible]

Digitized by Google

fiebernd. Sein erſtes Buch „Ein Verrückter“ iſt die erſte Scala ſeiner Weltbetrachtung, eifernd, glühend, ſchmerzlichen Herzens voll; ein Buch des Unmuths, des heiligen Zornes. Die Geſchichte eines Verzweiflungskampfes wird mit brennender Antheilnahme erzählt. Der Verzweiflungskampf eines Dorfſchullehrers, der an ſeiner Ehrlichkeit und Selbſttreue zugrunde geht. Dies Stiefkind hat Recht, aber es läuft ihm alles zum Unrecht aus. Er wird, ohne es zu wollen, in Schuld verſtrickt. Er verſteht es nicht, ſich mit den geiſtlichen Vorgeſetzten zu vertragen, im rechten Augenblick einmal nachzugeben. Er hat gar keine Schlangenklugheit und nur plumpe Geradheit. Ihm wird alles ſchlimm ausgelegt, und nie fehlt es an Schickſalslaunen, die ihm im geeigneten Moment ein Bein ſtellen. Das aber iſt kein äußeres Schickſal; es kommt und ergiebt ſich alles aus dem Weſen, der Anlage des Schulmeiſters und ſeiner Gegenpartei. Wäre er in andere Hände gerathen, ſo wäre ihm zu helfen geweſen. Hier iſt kein Nebeneinander möglich; der ſchwächere Theil wird eben zerrieben.

Durch dies Buch weht wirklich der Athem der Verzweiflung; das gräſsliche ſtoßweiſe Röcheln des zu Tode gehetzten Wildes. Und man muſs mit auf dieſe Menſchenjagd über Stock und Stein, durch Dickicht und Dornen, bis ſchließlich der Wahnſinn das elende Leben bei der dürren Gurgel packt und in den Abgrund ſchleudert.

Zwei Nebentöne hört man neben dem Hauptmotiv ſchon in dieſem erſten Buch, einen leidenſchaftlichen Haſs gegen das Pfaffenweſen und eine rückſichtslos nackte Schilderung des Bauernthums. Wie Anzengruber das Volk der öſterreichiſchen Alpen ungeſchminkt charakteriſiert hatte, ſo zeichnete Ruederer die oberbayriſchen Bauern. Er brach mit der Lampen- und Couliſſenwelt der Ganghofer und der Schmidt, mit der Schlierſeer Biedermeierei. Er malte ſaftig niederländiſch die Liebe auf dem Lande ohne ſchmelzenden Jodelſchlag; die bäuerliche Verſchlagenheit und Habgier; die Heuchelei.

Und die künſtleriſche Qualität des Buches lag darin, daſs es trotz aller Parteiergreifung kein ſichtbares Schickſalsdirigieren, kein ungerechtes Zutheilen gab; daſs Nothwendigkeit und innerer Zwang herrſchte; daſs man fühlte, ſo und nicht anders muſste es kommen.

* * *

Als Ruederer dann wieder erſchien, mit der Komödie „Fahnenweihe“ und dem eben herausgekommenen Novellenbuch „Tragikomödie“ *) war ſein Ausdruck ein anderer geworden.

Reifer, geklärter, überlegener. Kein ſtürmendes, fauſtdreinſchlagendes Wettern. Nicht der jähe Temperamentsmenſch ſprach, ſondern der Bergſteiger, der über hundert Gipfel erſtiegen. Die weiſe ruhevolle Betrachtung der Höhe gibt den Ton, wenn die Erde kleinwinzig dort unten liegt und all' das Gekribbel und Gewimmel, das Treiben und Sorgen ſo unendlich dumm und lächerlich erſcheint hier oben in der ſcharfen hellen Luft. Man athmet die Bruſt ſich voll Freiheit, und in der großen Einſamkeit lernt man das befreiende Lachen über die Menſchenkomödie, erlöſt vom Haſs und Aerger der Welt. Der Leidensgenoſſe ſagt ſich los von denen, die er nicht beſſern und von denen, die er nicht retten kann, er geht auf die Höhe und genießt als Schauſpiel die Scenen, die ſeiner eigenen drängenden Jugend ein Schauplatz voll Luſt und Wehe waren.

Wie ein Uebergang zu dieſem neuen Leben lieſt ſich die letzte Novelle der „Tragikomödie“: „Hochzeiter und Hochzeiterin“, das lyriſcheſte, das Ruederer bisher geſchrieben. Die Liebesträume holder Jugendeſelei ſchlingen vor dem reifen Manne noch einmal ihren weinberauſchten Reigen zur Mittagsſonnenzeit bei ſtillem, tiefem Blau auf der Fraueninſel; unendlich dehnt ſich der Chiemſee; unter den alten Bäumen liegt ſich's ſo traumſelig dämmernd, und die Glocken des Kloſters klingen drein wie aus verſchollenen Märchen. Und nun ſtürmt in die Stille dionyſiſch der Fackeltanz der Jugendtage und Nächte; die Geiſter jenes Bauernfeſtes, des Mummenſchanzes, voll Liebesluſt, das er einſt hier gefeiert. Seidene Bänder flackern in der leuchtenden Luft, und er ſpringt jauchzend dahin im Bauerncoſtüm als Hochzeiter, gleich den andern, am Arm das Mädchen, dem er immer wieder verfallen. Und all' die ſchönen Liebesworte und all' die bebenden Schwüre, ſo leicht gegeben und ſo leicht genommen, hallen wieder, bis die Fackeln trüber brennen, die Geigen müde klingen. Die Roſen ſind welk, die Haare wirr, die Gäſte gehen nach Hauſe. Es war ja alles nur ein Spiel. Und der arme Hochzeiter, den ſeine Hochzeiterin heute zum so und ſo vieltenmale genarrt, ſteht allein und einſam am Wege. Aber da kommt ein ſchönes reifes Weib — des grünen Heinrich Frau Judith iſt ihre Blutsverwandte — und ſie nimmt den großen Jungen recht feſt in ihre vollen runden Arme. Und in ihren Armen wird er Mann. Das weiche Kindheitsdämmern in Gefühlsdumpfheit fällt von ihm, lachend lernt er nun Lieben und Leben, welt- und menſchenüberlegen.

Die herbe Ironie der Frühzeit voll Bitterkeit und trotzigen Rebellierens tanzt hier auf leichten Sohlen; wiegende Walzer in Moll an den Bächen der Jugend, darin zerriſſene Kränze, ſchwimmend und zerpflückte Liebesblätter voll ſcheuen Staunens. Sie treiben dahin, ſchneller und ſchneller dem Meere zu. Der ihnen nachſieht, hat es längſt verwunden: und alles Menſchenthum ward ihm ein Schauſpiel nur.

Aus ſolchem Betrachten heraus entſtand ihm ſeine Komödie „Die Fahnenweihe“. In einer künſtleriſch wundervollen Objectivität zeichnet er hier die Stützen der Geſellſchaft auf dem Lande. Die Schlechtigkeit der Menſchen, Egoismus und Habſucht und ihre conventionellen, gern geduldeten Mäntelchen, erſcheinen nicht mehr ſatiriſch, ſondern rein humoriſtiſch beleuchtet. Der Dichter verzweifelt nicht mehr an der Welt, er ſtürmt nicht mehr gegen ſie an, er lacht über ſie. Er freut ſich an den wundervollen Ironien. An dem trautbiederen Feierſpiel mit Zitherſchlag und Jodelklang, das bei der „Fahnenweihe“ aufgeführt wird und in ſeinem Gefühlspathos der reine Hohn auf die ſittlich verwahrloſte Geſellſchaft iſt, die ihm ergriffen lauſcht. An der ſchnellen Umwandlung der Anſichten, wenn der perſönliche Vortheil in Frage kommt. An der Ehrenmitgliedsernennung eines allgemein bekannten Lumpen, von dem ſich geſtern noch alle wandten.

Und die Ironie iſt keine bewuſste, aufgetragene; ſie kommt einzig aus den Facten; ſie ergibt ſich mit Naturnothwendigkeit. Darum iſt ſie ſchlagend. Und ſie erhebt ſich zu ariſtophaniſcher Größe in der köſtlichen Scene, wo drei Menſchen, zwei Männlein und ein Weiblein, miteinander eine ſaubere Abrechnung halten. Es iſt ein Ehedreieck, aber der Gatte iſt in dieſem Falle nicht Spielverderber, ſondern ehrlicher Makler und bemüht ſich, zwiſchen den anderen beſſeren Hälften, die ihm beide einträglich ſind, neuen Frieden, neues Glück zu ſtiften.

Noch reifer aber iſt die Kunſt in der Geſchichte vom Gansjung, die in ihrer trocken ſachlich verzeichnenden Art von einzigem Menſchheitshumor iſt. Auch hier wieder ein völliges Hineinverſetzen in die Perſonen, ein Herausgeſtalten aus ihrem Geiſt. Das iſt die gelungenſte Geſtalt, die Ruederer geſchaffen, dieſer kleine Subalternbeamte, gallig, verärgert, geladen mit einer jahrelang in ſich hineingefreſſenen Wuth; der nie eine eigene Meinung hat haben dürfen; der nach den Gelegenheiten lechzt, wo er ſein vergraunztes Temperament gefahrlos bethätigen kann; der Mann mit der Fauſt in der Taſche.

Er ergreift in einer kleinen Cause célèbre, einem Diebſtahl auf dem Geflügelmarkt, lebhaft Partei; in grimmigem Behagen ſchreit er in der Menge laut mit. Aber er erlebt etwas ſehr Wunderbares an ſich ſelbſt. Heute lieſt er in der Zeitung, daſs die Diebin im Unrecht war, und ihm ſcheint es aus der Seele geſchrieben; morgen hat ſich die öffentliche Meinung gewendet. Und in dem ſubalternen Köpfchen ſchwankt die Wage ſofort um. Die Juſtitia fährt Carrouſſel, und ihm verwirrt ſich das Gefühl. Das iſt höchſt ergötzlich, ohne in die Caricatur zu gerathen. Der Herr Adjunct iſt mehr ein Armer im Geiſte, der nicht aus ſeinem durch Jahre geduckten und gedrückten Weſen herauskommt und dem ſich eben alles, auch tragiſche Erlebniſſe, in kleinliche Lächerlichkeit verzetteln: über ihm liegt echte Tragikomik.

Auch der fanatiſche Haſs gegen die Geiſtlichkeit hat ſich in dieſer neuen Phaſe gewandelt. Ruederer betrachtet die kleinen Menſchlichkeiten der „ſchwarzen Brüder“ vergnüglich lächelnd. So entſtand ihm der Paſtor der Fahnenweihe, der wegen der gebrechlichen Einrichtung der Welt, wenn ſein Ruf ſonſt nicht gefährdet wird, gern ein Auge zudrückt; ſo entſtand ihm noch der köſtlichere Pater Sylveſter der Tragikomödien, der wohlbehäbige Linni-Beichtvater, der denen viel verzeiht, die viel geliebt haben, wenn ſie mit freier Offenherzigkeit Name und Art der ſüßen Sünden ihm recht nah' in das gern geliehene Ohr einflüſtern.

* * *

Wie ſich zur überlegen humoriſtiſchen Weltbetrachtung gern der Hang zum Spukhaften geſellt, zeigen die Romantiker, vor allem E. Th. A. Hoffmann, und nicht geringer Schellings ironiſch ſpukvoller Nachtwächter Bonaventura, an den mich Ruederer manchmal erinnert. Bei Gottfried Keller ſpielen, wenn auch verſteckter, dieſe Welten ineinander. So haben Ruederer gleichfalls die alten Stimmen gelockt: „Komm', folge mir ins dunkle Reich hinab.“

Die ſtärkſten und packendſten Ironien, die auf dem Hintergrunde der Ewigkeit ſpielen, quellen aus den Todesſtimmungen; aus den Motiven der Todtentänze. Wer nichts von jener Todestanz-Zwiſchenwelt in ſich trägt, wird nie ein Humoriſt.

Dem Joſef Ruederer hat der Tod, wie dem Meiſter Böcklin ſeine Weiſe ins Ohr gegeigt. Er ſchritt neben ihm auf dem ſchmalen Grat der Hochgebirge. Die Schauer der Ewigkeit umzitterten ihn in den eiſigen Firnen. Er erzählte ſelbſt einmal, wie er mit dem Führer den Weg verlor, wie die Nacht über ſie herzog und ſie ſich unter einen Felſen legen muſsten, vom Sturm überraſcht. Wie dann das Frühlicht dämmernd, fröſtelnd, grau, ſcheu, langſam heranſchlich und ſie aufſtanden, beide erſtarrt im Geſicht.

Ihn reizte künſtleriſch die Miſchung aus Groteske, Satire und Dämonie. Schon im „Verrückten“ iſt es von erſchauernder Wucht, wie der Lehrer kurz vor ſeinem Verzweiflungsende in der Kirche die Todtenglocke ziehen muſs und ſich ſelbſt damit ſeinen Untergang einläutet: „wie er den Strang riſs in der gähnenden Nacht der ſtockdunklen Kirche, wo nur ein blutrothes, kleines Licht, die ewige Lampe, kümmerlich brannte, wie er zog und wieder zog, daſs der Strick wie ein Bettelhemd auf die Steinplatten herabflog“ . . . „Was für ein ſchöner, ſtarker Strick das iſt, nicht zu dick, nicht zu dünn. Der wäre ja wie geſchaffen zum Aufhängen, und der baumelnde Cadaver könnte ſich dann gleich ſelbſt in die Ewigkeit hinabläuten.“

Der Bauernbrand wird zum Höllen[illegible] in dem wild-

*) Ruederers Bücher erſchienen in dem Verlag [illegible]

Digitized by Google

grotesken Nachtſtück „Der Todtengräber“. Das ſchrille Lachen des Wahnſinns tönt heraus, und tolle Fratzen grinſen. Grimmig wächst da der Haſs zwiſchen Vater und Sohn. Es iſt ein gegenſeitiges Lauern auf den Tod mit einer ſtummen, zähnefletſchenden Erbitterung. Eine beſtialiſche Stimmung wie auf einem Nachen im Ocean unter hungernden Menſchen, die ſich im nächſten Moment Raubthieren gleich an die Kehle ſpringen, einander zu zerfleiſchen.

Und dann iſt eine Leichenwacht da, gemalt bei flackerndem, jäh zuckendem Kerzenlicht, das über die Schädel ſpielt, und die Weihwaſſerkeſſel und Grabornamente wachſen phantaſtiſch aus dem Dunkel heraus. Aber in das Wimmern und Stöhnen klingt der gelle Schrei eines Neugeborenen hinein — Geburt und Grab, ein ewiges Meer.

* * *

Joſef Ruederer iſt eine ſtarke eigene Perſönlichkeit. So feſt und gerade auf ſich ſelbſt ſtehen wenige da. Dem Ausland dankt und ſchuldet er gar nichts. Er wurzelt tief in ſeiner eigenen Stammesart und bringt ſie künſtleriſch wahr und echt zur Erſcheinung.

Wenn einer, ſo wird er uns den alten deutſchen Sehnſuchtstraum von einer deutſchen Komödie erfüllen.

Aller Augen warten auf ihn.

Berlin. Dr. Felix Poppenberg.

Noch ein Wort zur Theater-Cenſur.*)

Vom Reichsrathsabgeordneten Dr. Adolph Stránſký.

Die rechtlichen Grundlagen des Bühnenweſens machen wieder einmal von ſich ſprechen. Erſt neulich erhallte im Hauſe unſerer Legislative ein Aufſchrei der Schauſpieler über die Unerträglichkeit ihrer materiellen Stellung. Es war ein unarticulierter Aufſchrei, denn die betreffende Petition iſt zu allgemein und zu verſchwommen gehalten, das Schluſsbegehren ſelbſt zu wenig präciſiert. Und gleich darauf ein Sturm gegen die Theater-Cenſur. Er ſcheint nicht beſſer organiſiert zu ſein als die Standesfrage der Schauſpieler. Und doch dürfte es kaum etwas geben, was eine vorſichtigere und zärtlichere Behandlung erheiſchen würde, als die Pflege der Kunſt mit allem, was d'rum und d'ran hängt. Es fällt mir nicht ein, das „ehrwürdige“ Inſtitut unſerer Theater-Cenſur in Schutz nehmen zu wollen, aber ich bin auch nicht harmloſen Gemüths genug, um mich dem Wahne hinzugeben, daſs eine derartige polizeiliche Feſtung, wie es die Theater-Cenſur iſt, genommen werden könnte in jener Art, wie wir es aus einer jüngſt in Wien abgehaltenen Verſammlung kennen gelernt haben. Freilich, gegen jemanden oder gegen etwas Stimmung zu machen, iſt ſchon viel, aber es iſt noch nicht alles. Die Agitation gegen die Cenſur leidet an einem großen Gebrechen. Ihre Motive nämlich ſind nicht die richtigen. Man liest es ihr förmlich vom Geſichte herunter, daſs ſie mehr vom Haſſe gegen die Polizei überhaupt als von der Liebe zur Kunſt beſeelt iſt. Für das Erſtere Proſelyten zu machen, iſt überflüſſig. Die Polizei iſt ganz entſchieden weniger beliebt als das Ballet, denn die „Aethiopier“ — um mit Ferdinand Kürnberger zu ſprechen — ſind heute nicht um ein Haar beſſer geworden, als ſie anfangs der Sechzigerjahre waren, wo bei uns der freiheitliche Geiſt „angeblich“ eingezogen war. Man braucht, um die Miſsliebigkeit der Theater-Polizei recht anſchaulich zu machen, nicht einmal zu ihren Denkwürdigkeiten vor 1848 zu greifen. Sie iſt ſicher die alte geblieben. Hat ſie doch erſt im vorigen Jahre in Brünn am böhmiſchen Theater die Aufführung der „Verkauften Braut“ von Smetana mit croatiſchem Texte nicht geſtattet! Wie ſchwer laſtete doch die Hand des bekannten Polizeirathes Dedera noch in den Siebzigerjahren auf dem Theaterweſen in Prag!

Aber was wollen Sie? Mit dem Beweiſe, daſs ein Inſtitut manchmal nicht richtig functioniert, iſt noch immer nicht bewieſen, daſs es an und für ſich ſchlecht iſt. Nicht wahr? Auch bei Gericht wird oft ein Unſchuldiger verurtheilt. Wollen Sie deshalb die Gerichte beſeitigen? Gewiſs nicht. Nun will ich wahrlich nicht dafür plaidieren, daſs die Theater-Cenſur fortbeſtehen möge, aber ich melde mich in dieſer Frage zu Worte, um darzulegen, daſs bei Fortdauer anderer geſetzlicher Normen in Oeſterreich die Aufhebung der Cenſur unſer Theater und die dramatiſche Kunſt nicht nur zu ſchädigen, ſondern geradezu zu vernichten geeignet wäre. Gegen die Wirkungen unſerer, von polizeilichem Geiſte gegen jedwede freiheitliche Regung durch und durch imprägnierten Geſetze bietet die Theater-Cenſur dem Leben der dramatiſchen Kunſt einen großen und ſicheren Schutz. Das klingt wohl etwas unglaublich, aber es iſt leider wahr. Wie eine alte Ruine erhebt ſich da vor meinem geiſtigen Auge der § 11 des berüchtigten Prügelpatentes vom 20. April 1854, welcher mit einer Geldſtrafe von 1 bis 100 fl. oder mit einer „Anhaltung“ (fühlen Sie den feinen Ton der Bach'ſchen Zeit?) von 6 Stunden bis zu 14 Tagen ahndet „jedes polizeiwidrige Verhalten an öffentlichen Verſammlungsorten (Theatern), wodurch die Ordnung und der Anſtand verletzt, das Vergnügen des Publicums geſtört oder ſonſt ein Aergernis gegeben wird, ferner jede demonſtrative Handlung, wodurch Abneigung gegen die Regierung oder Geringſchätzung ihrer Anordnungen ausgedrückt werden ſoll“!!

Und dieſer ſüße Paragraph lebt noch heute, ja er wird ſogar gewaltig und ausgiebig prakticiert!

Und nun ſtellen Sie ſich vor, wie es unter der Herrſchaft dieſer im Jahre 1854 geflochtenen Ruthe unſeren Theatern ergehen würde, wenn nicht die Theater-Cenſur da wäre. Herr Maran würde z. B. irgend eine zu wenig gedeckte franzöſiſche Cochonerie zum Beſten geben, über die ein großer Theil der Zuſchauer wohl herzlich lachen möchte, die aber einem Mitgliede der Katholiſchen Volkspartei oder irgend einem anderen Philiſter „Aergernis“ bereiten würde?! — Schwups, 20 fl. für Herrn Maran! — Herr Robert declamiert einen freiheitlichen Satz aus irgend einem polniſchen Drama, das Publicum findet darin eine Anſpielung auf den Grafen Badeni und applaudiert „demonſtrativ“; — 24 Stunden für Herrn Robert! Denken Sie, Herr Riter von Sonnenthal, alſo ein dem adeligen Stande angehörender Mann bekäme jede Weile eine Vorladung zur Polizei! Kurz und gut, kein Schauſpieler wäre ſeiner Taſche oder Freiheit ſicher. Es iſt unglaublich, wie findig ſo ein Polizeikopf ſein kann in der Interpretation des citierten § 11. Dieſes Patent iſt eine wahre Goldgrube für das Volk der „Aethiopier“. Denken Sie nur an die Dehnbarkeit der Begriffe, als da ſind: polizeiwidriges Verhalten, Ordnung, Anſtand, Vergnügen, Publicum Aergernis, demonſtrative Handlung, Abneigung gegen die Regierung u. ſ. w. — Wer wollte bei ſolcher Unſicherheit Schauſpieler ſein? Wer wollte Director ſein? Dem Autor wäre wohl dieſer Zuſtand nicht gefährlich, da er ſein Werk gedruckt überreichen würde, aber der Schauſpieler bliebe immer der ſchwarze Peter und müſste zahlen oder brummen. — In der Hitze des Gefechtes gegen die Theater-Cenſur fiel auch ein ſonderbares Wort: „Fort mit der Cenſur, das Theater braucht keine Präventivmaßregel, es iſt eine öffentliche Verſammlung und gehöre unter die Beſtimmungen des Verſammlungsrechtes.“ — Liebe zur Kunſt kann es nicht geweſen ſein, was dieſen Gedanken eingeflößt hat. Das fehlt noch unſerem Theater, daſs der Polizeicommiſſär das Recht hätte, den Schauſpieler zu ermahnen, er möge ſich „mäßigen“, und daſs das Publicum nicht davor ſicher wäre, „aufgelöst“ zu werden. In acht Tagen gienge niemand ins Theater. Vor der Verwirklichung dieſes Rathes ſchützt uns auch § 5 des Geſetzes über das Verſammlungsrecht, wornach „öffentliche Beluſtigungen“ von den Beſtimmungen dieſes Geſetzes ausgenommen ſind. Da dieſes Geſetz den Rang eines Staatsgrundgeſetzes bekleidet, wäre zu ſeiner Aenderung eine Zweidrittelmajorität nöthig. Auch eine ſchwere Sache.

So lange daher das Patent vom Jahre 1854 beſtehen wird, iſt die Exiſtenz der Theater-Cenſur eine Nothwendigkeit für die Sicherheit der Schauſpieler und Directoren, und dies umſomehr, als das Theater in der Neuzeit angefangen hat, auch Tribüne zu werden, von der aus zur Löſung politiſcher, nationaler und namentlich ſocialer und cultureller Fragen beigetragen wird. Das wäre eine Ernte für die Polizei bei Beſtand des Prügelpatentes und Nichtbeſtand der Cenſur!

Der Abſchaffung der Theater-Cenſur müſste daher die Außerkraftſetzung des genannten Patentes vorausgehen.

Bis dahin wäre im Intereſſe der dramatiſchen Kunſt, der eine weiteſtgehende Freiheit noththut, an eine Reform des Cenſurinſtitutes zu denken. Man möge nur die wahren Intentionen des Geſetzes im Auge behalten. Die Inſtruction, welche Miniſter Bach im Jahre 1850 anläſslich der Errichtung der gegenwärtig noch beſtehenden Theater-Cenſur an die Statthalter erlaſſen hat, beſagt unter anderem:

„Das Theater als ein mächtiger Hebel der Volksbildung darf in ſeinen höheren Zwecken der Pflege und Vervollkommnung der auf demſelben thätigen Künſte nicht nur nicht beirrt, ſondern muſs vielmehr auf das wirkſamſte unterſtützt werden.

„Die Mittel der Staatsverwaltung, die Kunſtzwecke zu fördern, liegen vor allem in einer vorſichtigen Auswahl der Perſonen, denen die ſelbſtändige Leitung von Bühnen anvertraut wird, dann in der umſichtigen Benutzung jenes Einfluſſes, der rückſichtlich einzelner größerer Kunſtinſtitute dem Staate aus Beitragsleiſtungen aus den öffentlichen Geldern oder aus dem Schutze beſonderer Privilegien oder Begünſtigungen erwächst. Von ſolchen Inſtituten kann mit Recht in Anſpruch genommen werden, daſs ſie ſich als Pflanzſchulen höherer Leiſtungen bewähren, und daſs durch ſie einer verderblichen Geſchmacksrichtung entgegengearbeitet wird.

„Bei Löſung dieſer Aufgabe werden Eure Excellenz des Beirathes ſachverſtändiger Männer nicht entbehren können.“

(R. G. Bl. vom Jahre 1850. II. Bd. Nr. 454, S. 1978.)

Wir haben hier eine alte Inſtruction ausgegraben, um anzudeuten, daſs die Wege, welche bei der Errichtung der Theater-Cenſur hätten eingeſchlagen werden ſollen, nicht die ſchlechteſten waren. Dieſe Inſtruction iſt beſſer als der Ruf unſerer Polizei, und wenn man erwägt, daſs ſie noch heute in Kraft iſt, oder beſſer geſagt, ſein ſollte, ſo dürfte an ihrer Hand die Löſung der Theater-Cenſurfrage nicht ſchwer fallen. Man behalte nur im Auge den dort richtig charakteriſierten Zweck der Bühne und trachte den Beirath [illegible]

*) Wir geben den intereſſanten Ausführungen des Herrn Reichsrathsabgeordneten Dr. Stránſký mit Vergnügen Raum, bemerken jedoch principiell, daſs wir die unbedingte Aufhebung der Theatercenſur für möglich und nothwendig halten. Anm. d. Red.

Digitized by Google

Männer auf moderner, freiheitlicher und kunſtſinniger Baſis herzuſtellen. Freilich ſind auf dieſe Dinge unſere Polizeibeamten am wenigſten trainiert.

Malerei.

Im Künſtlerhaus und beim Kunſthändler Neumann ſind jetzt einige erfreuliche Sachen zu ſehen: dort die Werke des neulich verſtorbenen Wiener Malers Rudolf Huber, eine Sammlung von Ribarz und eine von Goltz; hier zwei neue Uhdes.

Rudolf Huber iſt ein Liebling der Wiener Geſellſchaft geweſen und hat mit Makart, Canon und Leopold Karl Müller gelebt. Er wird als eine energiſche, frohe, nach dem Höchſten greifende Natur geſchildert; von dem tapferen Lieutenant, der er im italieniſchen Kriege war, iſt ihm immer etwas geblieben. Ein ſchöner Mann, als Reiter berühmt, der witzigſte Erzähler, hat er nebenbei auch gemalt: am liebſten Thiere, aber auch Bildniſſe. An ſeinen Pferden erkennen wir den Reiter, an ſeinen Porträten die Eleganz und den Takt des Weltmannes, Witz und munteres Behagen fehlen nicht; nur einen Maler können wir nirgends ſehen. Was die Farbe iſt, hat er, ſcheint es, nie gefühlt; von ihrem Zauber hat er ſich nicht bethören laſſen. Setzen wir etwa einen geſcheidten Menſchen an das Clavier, der die nöthige Geläufigkeit hat, ſo werden wir ja ſchließlich auch auf dieſem Umweg ſeinen Geſchmack, ſeinen Geiſt, ſeine gute Laune vernehmen, es wird nur niemals Muſik ſein. Dabei kann es ihm ſogar ein Bedürfnis ſein, am Clavier zu ſitzen, weil er ſich hier erſt ſeiner Gedanken, ſeiner Stimmungen leichter als ſonſt bewuſst werden mag. Es gibt ſolche paſſive Muſikanten, die unfähig ſind, Muſik zu ſchaffen, aber mit denen von den Inſtrumenten Muſik getrieben wird. Ein ſolcher paſſiver Maler iſt Huber geweſen. Das Malen war ihm ein Vergnügen, wie es dem Amateur das Photographieren iſt; aber man weiß, daſs es dem Photographen nicht um das Photographieren, ſondern um die Photographie zu thun ſein muſs. Nun, ſo weit iſt er nie gekommen, alſo mag er als ein braver Amateur der Malerei in unſerer Erinnerung ſtehen!

Mit der innigſten Freude wird der Kenner die Sammlung des Profeſſors Rudolf Ribarz betrachten. Ribarz iſt lange Jahre in Paris geweſen und hat dort in einer ſchönen Welt der edelſten Beſtrebungen gelebt. Unſer großer Jettel, der ſeither verſtorbene Otto von Thoren, der geniale Stecher Köpping und Dora Hitz, beide jetzt in Berlin, liebten es damals, abends in der Pilſner Bierhalle hinter der großen Oper zu ſitzen, bei eifrigen, ja vehementen Geſprächen von der Kunſt, ſich ihre Zweifel und Hoffnungen mit Ungeſtüm bekennend. Das hatten ſie unter ſich gemein, daſs ſie die verwegenen Neuerungen der Pariſer Collegen mitfühlend verehrten, auch ſie ſich auf alle Weiſe anzueignen entſchloſſen waren, aber dabei doch ihre vaterländiſchen Empfindungen nicht vergeſſen wollten. Sie ſpotteten gern das Treiben gewiſſer Landsleute aus, die ſich, kaum angekommen, leidenſchaftlich beeilten, nur gleich Pariſer zu werden. Nein, das wollten ſie nicht, ſondern ſie trachteten, ſich der großen Mittel der Franzoſen zu bemächtigen, aber mit dieſen dann den theueren Gefühlen, die ſie aus der Heimat mitgebracht hatten, in der reinſten Weiſe zu dienen. Ihren edlen Sinn hat Ribarz nachdenklich angenommen. Er hat ſich bemüht, den Pariſern alles abzulernen, aber dabei iſt er ein treuer Oeſterreicher geblieben. Er hat ſich ſein Wiener Herz bewahrt, nur die Hand hat er den Franzoſen gegeben. So iſt er zu einer Manier gekommen, die unſere gute alte Tradition nicht verläſst, aber doch die neuen Kenntniſſe der Zeit zu benützen weiß. Nun darf man ihn wohl einen Meiſter nennen, weil er ſein Gefühl auf eine unſchuldige und vollkommene Art, die unübertrefflich iſt, auszuſprechen gelernt hat. Es iſt das alte Wiener Gefühl. Er gehört zu den Leuten, die die Welt nicht überblicken können: wenn ſie ins Gedränge der Menſchheit hinausſchauen ſollen, da wird ihnen ängſtlich. Aber gern mag er die Stengel ſchmaler Blumen oder die Würde alter Ornamente in der Stille betrachten, dann fühlt er die Weisheit des Lebens und es geht ihm das Geheimnis der Welt auf. Ganz feine Linien, ganz zarte Farben ſind ſeiner zaghaften, langſamen, ſchweren Natur gemäß, er malt die Gitter unſerer alten Schlöſſer, Schwertlilien, die zu verlöſchen ſcheinen, die dünnen Halme ſchwanker Gräſer, Libellen fliegen über Schilf, Störche ſinnen, traurig ſehen wir eine Windmühle in der Ferne. Gibt man ſich der Wehmuth ſeiner kleinen Bilder hin, ſo wird einem unausſprechlich öſterreichiſch im Herzen und in Gedanken kommen wohl Wiener Verſe herbei, wie jene:

> Eines nur iſt Glück hienieden,
> Eins: des Innern ſtiller Frieden
> Und die ſchuldbefreite Bruſt!
> Und die Größe iſt gefährlich,
> Und der Ruhm ein leeres Spiel:
> Was er gibt, ſind nicht'ge Schatten,
> Was er nimmt, es iſt ſo viel!

So zum Lobe kleiner Freuden, der Beſcheidenheit und der Entſagung malt er ſeine leiſen Lieder hin. Lieder darf man ſie wohl heißen, ſo ſchlicht ſind ſie und ungeziert; aber er trägt ſie mit einer unbeſchreiblich traurigen Stimme vor, als ob es zum letzten Mal wäre und er ſich von ihnen verabſchieden ſollte.

Ueber Alexander D. Goltz redet man viel hin und her. Eine Weile iſt er der Störenfried in der Genoſſenſchaft geweſen, ein unruhiger, Neues fordernder Agitator der „Jungen"; plötzlich ſoll er ſich jetzt mit den „Alten" verſöhnt haben, da iſt die Jugend wüthend auf ihn geworden. Man kennt ſich auch mit ſeiner Malerei nicht aus. In ſeiner Dachauer Zeit hat er die größten Hoffnungen erlaubt, dann ſind ſie in Paris noch gewachſen. Auf einmal war es aus, ja er ſchien ſich dem Herrn Felix zu nähern. Viel hatte er verſprochen; man wurde ungeduldig, daſs er es nicht hielt. Nun gibt er die beſte Antwort: er ſtellt ſeine Werke aus. Sie werden auch die Gegner bekehren: denn wir ſollen froh ſein, einen ſolchen Poeten zu haben. Seine Welt iſt klein: er drückt immer dasſelbe aus, die Andacht der Dämmerung, das innige Nachſchauen, wenn der Tag verſinkt; immer iſt die Sonne ſchon weg oder ſie will ſich eben lächelnd entziehen, Mädchen ſehen traurig auf ſie hin und machen die armen Augen weit, weit auf. Das drückt er mit ſanften, verſchmachtenden Farben aus, im Zeichnen iſt er nicht ſtark. Seine Muſe muſs eine müde, abgetanzte Dame mit Migräne ſein, die ſich abends ins Stille ſetzt und einer lieblichen Natur ſchlafen, träumen ſehnſüchtig zuhört.

Beim Neumann auf dem Kohlmarkt ſind zwei neue Uhdes, eine Skizze zur Grablegung und wieder ein Gang nach Emaus. Dieſer hat eine unausſprechliche Schönheit. Mächtiger hat der fromme Meiſter ſich noch nicht verkündigt; niemals iſt er auf ſeine einfache Art ſo grandios geweſen. Tritt man hin, ſo ſcheint die Scene zuerſt in die tiefſte Finſternis verſunken, aber bald iſt es, als möchten die Köpfe der Wandernden auf einmal von innen zu glühen anfangen, und die Landſchaft wird von einem heiligen Leuchten hell. Dieſes Beleuchten der Dinge aus der Seele, das er oft verſucht hat, iſt ihm noch niemals zu einer ſolchen innigen Verklärung unſerer armen Welt gerathen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtſchaftliches.

Die beſonders in Deutſchland große Spannung am Geldmarkt hat im neuen Jahre raſch nachgelaſſen, ſo daſs man heute vielfach glaubt daſs die Geldklemme überhaupt nur künſtlich von den deutſchen Banken erzeugt worden ſei. Das iſt natürlich ein Unſinn, wenn es auch als ſelbſtverſtändlich angenommen werden darf, daſs alle großen Geldgeber die Situation weidlich ausgenützt haben. Es iſt aber nicht wahrſcheinlich, daſs die nächſte Zukunft eine Wiederholung des andauernden Tiefſtandes der Geldleihpreiſe bringen wird, welcher bis zum letzten Effectenkrach und noch nachher am Weltmarkte beſtanden hat. Der koloſſale Aufſchwung von Induſtrie und Verkehr bringt eine bedeutende Steigerung des inneren Bedarfs an Circulationsmitteln mit ſich, und wenn die gänzlich unberechenbaren außereuropäiſchen Goldbewegungen ſich zeitweiſe zu Ungunſten Europas ſtellen ſollten, oder wenn der Effectenmarkt ſtarke Anſprüche erheben würde, ſo wird dies kaum nur eine leichte Hebung des Geldleihpreiſes zur Folge haben wie bis Ende 1895, ſondern wir müſſen uns vorausſichtlich wieder auf heftige und unvermittelte Schwankungen im Zinsſatze gefaſst machen; es ſei denn, daſs die Goldzuflüſſe von den überſeeiſchen Staaten ungewöhnlich ſtark ſind.

*

Bei dieſen Schwankungen des Zinsſatzes und den in Verbindung ſtehenden Goldbewegungen wird Oeſterreich künftig auch eine beſcheidene Rolle ſpielen; der Anfang dazu iſt bereits bei der eben überſtandenen Geldklemme gemacht worden; Wien wurde zum erſtenmale in den internationalen Goldmarkt und Goldverkehr einbezogen, und das verdient immerhin regiſtriert zu werden. Von unſerem Goldguthaben im Ausland war in der letzten Zeit eigentlich ungebürlich viel die Rede. Wir hatten theils Effecten in großer Menge hinausgeſandt, alſo neue Schulden gemacht, theils thatſächlich Waren exportiert, alſo Guthaben ohne Vermehrung unſerer Verſchuldung erworben. Das mag ſchon oft der Fall geweſen ſein, und bei einem Staate mit einer Milliardenverſchuldung ans Ausland, wie ſie Oeſterreich-Ungarn hat, ſpielt das keine Rolle. Das Neue an der Situation war nur, daſs Guthaben in ſolcher Höhe, ſo lange — theilweiſe jetzt noch — im Auslande beſtehen blieben. Das war die Folge der Zinsfußdifferenz zwiſchen Wien und Berlin. Und man mag über die Zinsfußpolitik der öſterreichiſch-ungariſchen Bank denken, wie man will, daſs ſie überhaupt den Zinsfuß auf dem niedrigen Satze halten konnte, iſt wenigſtens zumtheil die Folge der im Zuge befindlichen Valutareform. Denn dadurch, daſs Oeſterreich durch die Valutageſetze dem Weltgoldmarkte angereiht worden iſt, daſs effectives Gold hereinſtrömen konnte und hereingeſtrömt iſt, wurde die Zahl unſerer Umlaufsmittel theils wirklich vermehrt, theils konnte der Geldbedarf mit geringerer Inanſpruchnahme des Contingents, der Notenreſerve befriedigt werden. Die Zinsfußdifferenz wurde aber nicht nur in der Weiſe ausgenützt, daſs öſterreichiſche Banquiers Guthaben im Auslande ſtehen ließen, ſondern es ſind auch effective Goldſendungen hinausgegangen. Fachkreiſe ſchätzen die Höhe des nach Deutſchland geſandten Goldes auf circa 20 Millionen Mark. Das iſt nicht nur für öſterreichiſche Verhältniſſe eine bedeutende Summe, ſie ſpielte auch zur Erleichterung des deutſchen Geldmarktes eine Rolle. Dieſe Goldſendungen haben den Goldſchatz der Bank nur um circa fünf Millionen von ſeiner Maximalhöhe vermindert, und man muſs anerkennen, daſs die Gold- und Deviſenoperationen der Bank mit großer Sicherheit und Zweckmäßigkeit ausgeführt worden ſind. Der Gefahr des Agio, die bei dem großen Bedarf für ausländiſche Valuten beſtanden hat, iſt durch relativ geringe Goldabgaben begegnet worden, denn die Bank konnte ihn hauptſächlich durch Tauſch- und Leihoperationen in Deviſen befriedigen. Eine richtige Geldpolitik wird künftig auch in ſchwierigeren Situationen die Aufgabe der Bank ſein, um die Stabilität der Wechſelcourſe möglichſt aufrecht zu erhalten, und es zeigt ſich entgegen den Behauptungen der Anhänger der früheren Goldſperrungspolitik, daſs das Ziel mit relativ geringen Opfern und vor allem ohne jede Beunruhigung des Publicums erreicht werden kann.

Digitized by Google

Die Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft will ihre 6%igen Prioritäten zwangsweiſe convertieren, obwohl der Text der Obligationen nach öſterreichiſchem Rechte die Zwangsconverſion nicht zuläſst. Die Geſellſchaft ſtützt ſich darauf, daſs die Prioritäten, welche ſie im Jahre 1874 von einer ungariſchen Geſellſchaft zur Selbſtzahlung übernommen hat, ein ungariſches Papier geblieben, ſtets auch in der Bilanz als ungariſches Anlehen bezeichnet worden ſind und daſs daher die Converſionsfähigkeit nach ungariſchem Rechte zu beurtheilen ſei, welches entgegen dem öſterreichiſchen Rechtsſtandpunkte die Converſion überall dort als zuläſſig erklärt, wo ſie nicht ausdrücklich im Texte der Titres unterſagt iſt. Die Converſion mag als eine Härte erſcheinen dem Gläubiger gegenüber, der ein öſterreichiſches Papier zu beſitzen glaubte und auf die Möglichkeit der Verkürzung ſeiner Rente in keiner Weiſe vorbereitet war; man wird aber auch den Standpunkt der Verwaltung der Geſellſchaft begreifen können, welche in der heutigen Zeit die Bezahlung von 6% Zinſen als Anomalie empfindet. Vorausgeſetzt, daſs ihr Rechtsſtandpunkt richtig iſt. Darüber zu entſcheiden iſt aber nicht die Geſellſchaft berufen und auch nicht die Regierung, deren Intervention von anderer Seite angerufen worden iſt, um die Schädigung der Rechte der Prioritätenbeſitzer zu verhindern, ſondern dazu ſind die Gerichte da. Es iſt daher die einfache Pflicht des bei der Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft fungierenden Regierungscommiſſärs, bei Gericht die Beſtellung eines Curators zu begehren. Es iſt in aller Betheiligten Intereſſe gelegen, daſs dieſe Rechtsfrage zur Entſcheidung gelange; es genügt dazu keineswegs daſs etwa der Handelsminiſter durch Verweigerung der ihm zuſtehenden Converſionsbewilligung dieſelbe verhindert; denn einerſeits iſt er nicht berufen, in einer Rechtsſache zu urtheilen, andererſeits könnte, ſowie er die Bewilligung verweigert, ein nächſter Miniſter ſie ertheilen.

•

Herr von Guttenberg erklärt alſo, dem nächſten Reichsrath einen Geſetzentwurf bezüglich des Baues der zweiten Bahnverbindung mit Trieſt vorlegen zu wollen, und zwar beabſichtigt er die Tauernbahn und die Wocheiner Linie zu bauen. Tauernbahn, darunter iſt hoffentlich eine der Hohen-Tauern-Linien, eine Gaſteiner oder die Spital Ebener Bahn zu verſtehen, und nicht die Rottenmanner Linie oder ähnliche für den großen Verkehr zweckloſe Localbahnen. Warum aber die Wocheiner Bahn und nicht die Predilbahn, für welche der geſunde Menſchenverſtand ſowie berufene Ingenieure ſprechen? Die Wocheiner Bahn fällt in ihren Anfängen mit der Predilbahn zuſammen, dann aber ſchwenkt ſie, anſtatt direct nach Norden über den Predil nach Tarvis zu führen, öſtlich nach Jauerburg ab, um dann in großem Bogen auf der beſtehenden Laibach—Tarviſer Strecke nach Tarvis zu gelangen. Vergebens wird man ſich fragen, warum dieſer Umweg gemacht wird, es ſei denn, daſs die Fortſetzung der Wocheiner Bahn nach Klagenfurt gebaut wird. Aber auch dieſe Ergänzung hat kaum mehr Bedeutung als eine Localbahn, iſt als ſolche für Klagenfurt von großem Wert; für den internationalen Trieſter Verkehr iſt die Wocheiner Bahn ein ſchwaches Surrogat der Predillinie, und das einzige, was man ihr nachrühmen kann, iſt, daſs ſie noch unvergleichlich beſſer iſt, als die Laak-Lokbahn und ähnliche Projecte. Und damit wird man ſich wohl auch tröſten müſſen, daſs man wenigſtens nicht die dümmſte Route gewählt hat.

ℌ

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Berlin. Schauſpielhaus, „Genovefa“, Thaliatheater, „Frau Lieutenant“ von P. Ferrier und A. Mars, Muſik von Servette und Roger. Hamburg. Stadttheater „Aucaſſin und Nicolette“ von Enna. Meiningen. Hoftheater, „Die gute Lüge“ von Paul Lindemann.

* • *

Im Deutſchen Volkstheater hat eine Dame neulich nach dem „Meerleuchten“ am Ende geſagt: „Es iſt ja wahrſcheinlich ſehr ſchön, aber wozu hat der Ganghofer das eigentlich geſchrieben?“ Das iſt die beſte Kritik dieſes anſtändigen, theilweiſe ſogar „poetiſchen“ (was eben die heutigen Deutſchen „poetiſch“ nennen), aber abſolut unnützen Stückes. Wozu, wozu? Man kann ein Stück ſchreiben, um einen eigenen Menſchen darzuſtellen; aber hier tritt kein Menſch auf. Oder um etwas Intereſſantes geſchehen zu laſſen; aber hier geſchieht gar nichts. Oder um eine Theſe zu vertheidigen: aber hier wird nichts behauptet, nichts angefochten. Oder um der gewiſſen großen Scene willen; aber hier iſt keine da. Oder um einem Schauſpieler eine Rolle zu geben: aber hier gibt es nicht einmal eine Rolle. Herr Chriſtians, Herr Weiſſe, Fräulein Retty boten ihre ganze Kunſt auf, aber man wuſste zuletzt noch immer nicht, wozu. Wozu, wozu? H. B.

•

Fräulein Bergé nimmt nun, ehe ſie ſich aus dem öffentlichen Leben Wiens gänzlich zurückzieht, auch noch von der Joſefſtadt Abſchied. An der niedlichen Specialitäten-Bühne dieſes Bezirkes zeigt ſie [illegible] einigen Abenden ihre ſehr anſtrengenden und faſt ſchon etwas [illegible] Tanz- und Tanzkunſtſtücke. Viel unterhaltender als ihre [illegible] die an denſelben Abenden, in einem darauffolgenden Schwank Herr Maran als lebensluſtiger Provinzler in der Hauptſtadt macht. Der Verfaſſer [illegible] Erklärung dieſes gefährlichen Temperamentes ihrem Helden die [illegible] jungen Ziegenbocks injicieren, daher der Name Bockſ[illegible] Maran ſpielt die Rolle mit Nuancen und Einfällen, die zum [illegible] ſten und Schmerzhafteſten an Komik gehören, was das [illegible] des Zuſchauers verträgt. Eine parodiſtiſche Scene, [illegible] zweite Hälfte des Schwankes beherrſchen will, verſagt [illegible]

Kramm in der weiblichen Hauptrolle. Frau Pohl-Meiſer wirkt mit ihrem würdevollen, ſteinernen Schwiegermutter-Ernſt ſehr erheiternd. Den Verfaſſern, die für den Erfolg des Abends dankten, wurde von der kunſtbegeiſterten Direction der Lorbeerkranz des Hauſes gereicht. Einer der beiden, Herr Kaatz oder Herr Hirſchberger, war tactvoll genug, über dieſe immerhin exotiſche Huldigung zu ſtolpern.

A. G.

•

Man ſchreibt uns aus Paris: Clownpantomimen haben wie alle verzerrten und grotesken Dinge des Lebens einen tieferen Sinn. Clown iſt der Tod. Ein weites, weißes Gewand ſchlottert um ſeine Knochen. Das Geſicht iſt fürchterlich blaſs und ſtarr. Und der unheimliche Geſelle tollt auf der Bühne, ſchneidet Geſichter, reißt Witze und ſchlägt Capriolen. „Chand d'habits“, die Clownpantomime der „Folies Bergère“, nach einem Feuilleton von Th. Gautier von Catulle Mendès gedichtet, kehrt dieſen Sinn ins gerade Gegentheil. Hier leidet der Clown fürchterliche Qualen, wird gemartert, entſetzlich gefoltert und ſiedet zuletzt in der Hölle. Der fahle Mann von tauſend Schrecken bedroht! Das Entſetzen, das ihn packt, erſcheint wie im Hohlſpiegel verzerrt, und ein flüchtiges Lächeln peinigt wie das eines Irren. Alle Qualen treiben auf der Bühne wie unter einem ſtarken Drucke comprimiert ihr Weſen. Und das Ganze wirkt wie in Agonie geſehen. Dieſes merkwürdige Stück wird von Herrn Severin glänzend geſpielt. In einer Scene ſogar einzig und mit unerhörter Kraft. Dort, wo er dem chand d'habits einen Degen ſtiehlt, mit dem glänzenden Ding ſpielt und plötzlich auf den Gedanken kommt, mit dieſem Degen den Mann zu tödten. Man kann den Blick, mit welchem er die Spitze des Degens anſieht, lange nicht vergeſſen, einen Blick, welcher in ein paar Secunden ein paar Acte Verbrecherelends abſpielt. Wie gerne würde man dieſen Künſtler in einem Werke ſehen, deſſen Wirkung eine reinere iſt. Den Trick, auf welchen das Stück aufgebaut iſt, hat Mendès ſchon einmal gebraucht. Ich meine in „Tabarin“, einer Clowntragödie, die nur zufällig mit einer blitzenden Wortgarnitur behängt iſt. In beiden Werken ſind die agacierendſten techniſchen Raffinements zu einer einfachen Wirkung gereiht. Von allen Seiten bohren ſich die compliciertesten Qualen wie Stacheln in die Seele ein, und man meint nur eine bohrende Spitze zu fühlen. Später erſcheint einem freilich alles ſo, wie wenn bei einer Addition ſeltſam großer Zahlen eine auffallend einfache Summe als Reſultat erſcheint. Man fühlt etwas Escamotage dabei. Nur heißt ſie in dieſem Falle anders: Poetiſches Raffinement. Und das klingt gewiſs ſchöner. M. G.

Bücher.

Briefwechſel des Miniſters und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön mit G. H. Pertz und J. G. Droyſen. Mit Anlagen. Herausgegeben von Franz Rühl. Leipzig, Duncker & Humblot, 1896, Octav.

Der trotz ſeines Augenleidens unermüdlich thätige Königsberger Hiſtoriker hat ſich um die Geſchichte der ruhmreichſten Epoche Preußens ein großes Verdienſt erworben, indem er den vorliegenden Briefwechſel eines der hervorragendſten preußiſchen Staatsmänner, welcher nicht nur in den entſcheidendſten Momenten die Geſchicke des Vaterlandes mitbeſtimmen half, ſondern auch durch ſeine lange und ſegensreiche Verwaltung Oſtpreußens ſich ein unauslöſchliches Andenken geſichert hat, herausgab und mit einer die Bedeutung dieſes Briefwechſels in erſchöpfender Weiſe würdigenden Einleitung verſah. Plato hätte an Schön ſeine Freude gehabt; blieb er doch ſein ganzes Leben hindurch, ſoweit es ſeine Muße geſtattete, dem Studium der Philoſophie und der Aeſthetik treu. Er war ein eifriger Anhänger der ſtolzen Kant'ſchen Philoſophie mit ihrem kategoriſchen Imperativ und der Shakeſpeare'ſchen Muſe. An ihnen ſuchte er Erhebung, Anregung und Erfriſchung; von ihnen ließ er ſich in ideale Höhen emportragen, wenn Niedrigkeit und Gemeinheit ſich rings um ihn breit machten. Es iſt charakteriſtiſch für ihn, daſs er über den Freiherrn vom Stein das Urtheil fällte: „Er würde die Welt umgekehrt haben, hätte er philoſophiſche und poetiſche Bildung gehabt.“ Bei aller Verehrung und Bewunderung, die er für den Freund hegte, konnte er nicht umhin, dem um der Lebensbeſchreibung desſelben beſchäftigten Pertz [illegible] zu ſchreiben: „Stein, bekanntlich vom Himmel mit genialen Gaben, wie es ſelten der Fall iſt, ausgeſtattet, blitzend und [illegible], wie mir bei keinem Manne vorgekommen iſt: philoſophiſch [illegible], mußte er aber, ſeinem Weſen nach, jedem Streben abgeneigt [illegible] [illegible] bezeichnete er ihn auch als [illegible] [illegible]. Zu ſeinem Unglück war ſeine Bedeutung [illegible] in eine Zeit gefallen, wo man Worten für Sachen, Notizen für Geſchichte, Beobachtungen [illegible] nahm, und [illegible] [illegible] einen [illegible] Mann [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible] vornehmer Stein nur [illegible] und [illegible], und ohne daſs [illegible] [illegible] Bildung ganz von Stein in [illegible] und wenn man [illegible] Stein nur [illegible] [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

zu ſtiften, und dadurch, grell anti-evangeliſch, Opfer und Fegefeuer anzuerkennen." Indem Schön alſo den Freund als großen Mann feierte, weil er mit ganzer Seele und mit vollem Herzen unter gänzlicher Verleugnung ſeiner Perſon in der Idee des Vaterlandes aufgieng, ihn aber durchaus nicht als großen Staatsmann gelten laſſen konnte, that ſich zwiſchen ihm und Pertz, welcher über ſeinen Helden das Füllhorn ſeines Lobes ausſchüttet und an ihm nicht das Geringſte auszuſetzen hat, eine unüberbrückbare Kluft auf. — Die vorliegende Publication vermittelt uns aber nicht nur die Bekanntſchaft eines zum Lichte anſtrebenden Staatsmannes, welcher in vielen Beziehungen an ſeinen Freund Wilhelm von Humboldt gemahnt; ſie erſchließt uns zugleich nach Maßgabe der Gegenſtände, welche die Correſpondenz behandelt, Geſchichtsquellen erſten Ranges für die glorreiche Wiedergeburt Preußens. Wir ſind daher Rühl zu doppeltem Danke verpflichtet. B. M.

Arthur Schopenhauers ſämmtliche Werke in zwölf Bänden. Mit Einleitung von Dr. Rudolf Steiner. Stuttgart, J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1896.

Schopenhauer iſt in ſchriftſtelleriſcher Hinſicht der „Claſſiker" unter den deutſchen Philoſophen. Seine Sprache iſt klar, deutlich, licht- und geiſtvoll, ſein Stil bilderreich, ohne überladen zu ſein, er entnimmt ſeine Gleichniſſe und Belege den verſchiedenſten Gebieten, insbeſondere den Naturwiſſenſchaften, und citiert mit Vorliebe Dichterſtellen, wobei ihm ſeine Beleſenheit in der antiken und modernen Literatur ſehr zuſtatten kommt. Neben dieſen ſprachlich-ſtiliſtiſchen Vorzügen leiſten gewiſſe geiſtige und moraliſche Strömungen der Verbreitung der Schopenhauer'ſchen Werke großen Vorſchub. Noch heute gilt uneingeſchränkt, was Karl Roſenkranz im Jahre 1859 geſagt hat: „Schopenhauer würde ſeine Zeitgenoſſen nicht in dem Grade gefeſſelt haben, wenn er nicht den Muth beſäße, den Hohn gegen das Daſein auszuſprechen, wenn er nicht der Traurigkeit des Buddhismus die Ironie des Weltſchmerzes hinzugefügt hätte. Mit dieſem pikanten Tone, welcher die Welt lächerlich findet, iſt er zum Liebling aller blaſierten, weltmüden Deutſchen geworden; denn die Welt gilt ihm als daſeiende Unwahrheit, als conſtituierte Monarchie. Die Kraft, mit welcher Schopenhauer allem Daſein den Fluch der Erbärmlichkeit entgegenſchleudert, iſt der Reiz, der ſo viele gebrochene Geiſter unſerer Epoche an ihn feſſelt. Dieſe vom Ekel an den Widerſprüchen des erfahrungsmäßigen Daſeins Erfüllten, von Seiten des Schickſals Abgemüdeten, von ihren falſchen Hoffnungen Betrogenen, durch ihre Leidenſchaften zu phyſiſchem und moraliſchem Bankerott Herabgebrachten finden eine unendliche Beruhigung darin, das atheiſtiſche Weltall unter der Autorität eines großen Philoſophen für eine tolle Fratze erklären zu dürfen, in welcher nur das Nichts recht behalte. Erſpart ihnen dieſe Einſicht doch auch die Reue über begangene Thorheiten und die Tapferkeit der Arbeit!" Es darf aber auch nicht unberückſichtigt bleiben, daſs Schopenhauer auch darum einen eigenthümlichen Zauber ausübt, weil er unter den deutſchen Philoſophen eine ungewöhnliche Stellung einnimmt. Wie Steiner ſehr richtig bemerkt, war es das Leben, welches ihn zum Philoſophen gemacht hat. Während die Philoſophie ſeiner Vorgänger eine auf bloß logiſchem Wege gewonnene war, welche mit der Perſönlichkeit ihrer Träger nichts zu ſchaffen hatte, trägt ſein Syſtem das Gepräge einer in der unmittelbaren Anſchauung des vollen Lebens und durch ausgedehnte Reiſen gereiften Individualität. Während ſeine Vorgänger nicht über die vier Wände ihres Studierzimmers hinauskamen, drängt ſich ihm auf Grund inhaltsvoller Erlebniſſe und einer reichen Weltkenntnis eine große Zahl einzelner Zweifel und Räthſel auf, „bevor er wuſste, was andere über das Leben des Geiſtes und das Wirken der Natur gedacht haben." Alle dieſe Umſtände haben dazu beigetragen, daſs er die Rolle eines führenden Geiſtes ſpielt. Und die Werke dieſes führenden Geiſtes ſollten in der Bibliothek der Weltliteratur fehlen? Die altberühmte Cotta'ſche Verlagsbuchhandlung entſchloſs ſich daher zu einer Geſammtausgabe derſelben. Bei der Anordnung der Schriften folgte der Herausgeber der Angabe, welche Schopenhauer in dem Entwurfe einer Vorrede zur Geſammtausgabe über die Reihenfolge machte, in der ſeine Werke geleſen werden ſollen. Sehr gut that er daran, daſs er alle von dem „Erzevangeliſten" Frauenſtädt in den Text aufgenommenen Zuſätze, von denen ſich annehmen läſst, daſs ſie der Verfaſſer nach den ſtrengen Anforderungen, die er an den Stil ſtellte, nie in der erſten hingeworfenen Faſſung, ſondern erſt nach vollſtändiger Umarbeitung ſeinen Werken einverleibt hätte, wieder aus dem Texte entfernte und in Anmerkungen verwies. Die Einleitung, mit welcher er die ſchon ausgeſtattete und wohlfeile Ausgabe verſah, iſt gemeinfaſslich geſchrieben und vergegenwärtigt dem Leſer in kurzen Zügen die Lebensſchickſale des Philoſophen, die Eigenart und den Werdeproceſs ſeiner Schöpfungen. B. M.

Ferdinand Tönnies, „Hobbes Leben und Lehre". Frommanns Claſſiker der Philoſophie. Stuttgart.

Schon Lewes beklagt in ſeiner Geſchichte der Philoſophie, daſs die intereſſante und markante Perſönlichkeit Hobbes in der Literatur nicht die genügende Beachtung gefunden. Seither hat zwar dieſe Vernachläſſigung aufgehört, jedoch keineswegs in der wünſchenswerten Weiſe. Es verdient alſo alle Anerkennung, daſs die Verlagshandlung in ihrer Serie „Claſſiker der Philoſophie" Hobbes eine der erſten Stellen angewieſen, und zur Ausführung in Prof. Tönnies einen Mann gefunden hat, der nicht nur ein vorzüglicher Hobbeskenner, ſondern auch als ſelbſtändiger philoſophiſcher Denker einen anerkannten Ruf genieſst. Die Schrift zerfällt in zwei Theile, einen biographiſchen, der eine auf genaue Detailforſchung beruhende und ſichtlich mit Liebe gearbeitete Lebensbeſchreibung enthält, [illegible] an darſtellender Geſtaltungskraft einiges zu wünſchen übrig läſst. Der zweite Theil enthält eine Darſtellung der Hobbes'ſchen Philoſophie, und zwar begnügt ſich der Verfaſſer nicht bloß mit einem dogmatiſchen Auszug, ſondern er zeigt in einem kurzen Abriſs der geiſtigen Entwicklung in den letzten Jahrhunderten von [illegible]

dem Titel „Naturrecht" eingeräumt, ohne ſich jedoch um das Vorher und Nachher zu bekümmern. Dies iſt umſo bedauerlicher, als dieſe Seite der Hobbes'ſchen Denkarbeit, als von nachhaltigen Wirkungen begleitet, die weitaus wichtigere iſt. So ſteht z. B. der Name Hobbes für die Entwicklung des Souveränitätsbegriffes zwiſchen Bodin, Auſtin und Sir Henry Maine, alſo unter den Sternen erſter Größe. Es iſt daher nur zu bedauern, daſs ſich der Verfaſſer, der über dieſe Fragen gewiſs auch Intereſſantes zu ſagen hat, ſo präcis an ſeine Aufgabe gehalten hat, nur über einen Claſſiker der Philoſophie zu ſchreiben. E.

„Kleinere Schriften" von Jakob Grimm. Auswahl. Halle a. d. S. Verlag von Otto Hendel. 1897.

In der wohlfeilen Hendel'ſchen Bibliothek iſt eben eine Auswahl der berühmteſten Abhandlungen Jakob Grimms erſchienen. Man vermiſst in dieſer Ausleſe, welche die Reden auf Schiller, Lachmann und Wilhelm Grimm, die Selbſtbiographie und die Abhandlungen „Ueber das Alter" und „Ueber den Urſprung der Sprache" umfaſst, nur ungern einige der ſchönſten Stücke der „Kleineren Schriften". Die tiefſinnigen und feinſinnigen Aufſätze „Frauennamen aus Blumen", „Ueber die Feuerbeſtattung", das „Märchen" und eine Zahl der Grimm'ſchen Briefe hätten wohl noch in dieſe Volksausgabe Aufnahme finden können. Das vorgelegte Buch ſelbſt wird wohl den meiſten nicht gelehrt gebildeten Leſern den Reiz der Neuheit gewähren. Dieſe werden ſich des Einblickes in eine Fülle unbewuſster Poeſie und in eine bei aller ſchlichten Beſcheidenheit große, gute und warme Natur erfreuen. Vielleicht denken manche Wiener dabei an das berühmte Speidel'ſche Feuilleton über die Brüder Grimm („Ein Weihnachtsblümchen") zurück, das Einem die beiden Geſtalten wieder ſo herzlich nahe gebracht. Es liegt in der That ein ſeltſamer Zauber um dieſe ſeltene Brudergemeinſchaft, die nur wenige Beiſpiele hat, darunter aus der letzten Zeit die ſchöne Lebens- und Arbeitsgemeinſamkeit der Goncourts. Man lieſt in der Rede auf Wilhelm Grimm, einem der leuchtendſten Denkmale, die Bruderliebe errichtet, nicht ohne Rührung von dem vereinten Wirken der Beiden, des ernſten Jakob Grimm und des geſellig heiteren, dabei intuitiveren und gleichſam mit einem „Silberblick" begabten Wilhelm. So iſt dieſes Buch mit ſeiner überall aufquellenden Wärme für jedes einfach-ſchöne Verhältnis der allgemeinſten menſchlichen Theilnahme ſicher. Allein es regt auch zu mancherlei Fragen wiſſenſchaftlich-äſthetiſcher Art an. Die Betrachtung einer ſolchen vollen, gerundeten Darſtellung ſchwieriger Themen, die hier ausnehmend geglückte Verbindung wiſſenſchaftlichen Denkens mit künſtleriſchem — indem Gedankengerippe ſtets voll blühenden Fleiſches hingeſtellt werden — mag zum Finden einer vermittelnden Löſung des Problems „Kunſt = Wiſſenſchaft" beitragen, an deren Gegenſätzen heute die feinſten Seelen verbluten. Daſs einem bei dem Gedanken: auch dieſe Vorträge wurden in der Berliner Akademie der Wiſſenſchaften gehalten, die unfruchtbare Dürre unſerer Wiener ganz unpopulären Inſtitution wieder nahetreten muſs, ſei nur daneben bemerkt. Man wird endlich durch die Grimm'ſchen Reden wiederum auf das Muſter dieſer großartig klaren, gleichſam aus ſich ſelbſt hervorwachſenden deutſchen Proſa geleitet. R. W—r.

Revue der Revuen.

Die „Neue Deutſche Rundſchau" (Freie Bühne) eröffnet mit dem Jännerhefte, in abermals verändertem Gewande, den achten Jahrgang ihres Beſtehens. Bemerkenswert iſt unter den Beiträgen dieſes Heftes vor allem ein längerer Aufſatz Profeſſor Herkners über Staatsſocialismus. Ausgehend von einer Definition des Begriffes, die G. v. Vollmar einmal gegeben hat — der Grundſatz, daſs der beſtehende Staat nicht bloß eine Organiſation zu politiſchen Zwecken ſei, ſondern daſs ſich ſeine Souveränität auch auf das wirtſchaftliche Gebiet in deſſen vollem Umfange erſtrecke — kommt der Verfaſſer auf die Stellung zu ſprechen, welche bedeutende Nationalökonomen dieſem Grundſatze gegenüber einnehmen und in früheren Zeiten eingenommen haben. Faſt von allen, die er anführt, von St. Simon an bis Schmoller, conſtatiert er, daſs ſie ſich der Forderung der Staatsautorität auf ſocialem Gebiete genähert haben. Nur Schäffle citiert er als Freund und Anhänger der demokratiſchen Tendenzen unſeres Zeitalters. Ihm ſchließt ſich Profeſſor Herkner zum großen Theil an, und er ſucht Beweiſe für ſeine dem autoritären Staatsſocialismus feindlichen Anſichten durch die Beiſpiele Napoleons III. und Bismarcks zu erbringen. Beide hätten die Theorie des Staatsſocialismus in die Praxis überſetzt, durch den Verſuch einer Reform von oben, aber beide ohne wirklichen oder wenigſtens dauernden Erfolg. Im weiteren unternimmt es der Verfaſſer, auch theoretiſch davon zu überzeugen, daſs es der oberſten Staatsgewalt allein nicht gelingen kann, eine wirkliche, auch nur materielle, geſchweige denn culturelle Beſſerung der Arbeiter [illegible] durchzuführen. — Einen großen Theil des Heftes nimmt der Auszug aus einem Sammelwerke ein, das unter dem Titel „Die Behandlung der Eingeborenen in den deutſchen Colonien", herausgegeben von Franz Gieſebrecht, in Buchform erſcheinen wird. Es finden ſich darin Beiträge von angeſehenen Afrikareiſenden und Colonialpolitikern, wie Dr. von Wiſsmann und vieler anderen. — Außerdem der Beginn eines Romans „[illegible]" von d'Annunzio und eine Sammlung von Briefen, die Otto Nicolai, der Componiſt der „Luſtigen Weiber", in den Jahren 1832—1848 zumeiſt aus Italien, an ſeinen Vater geſchrieben hat.

Im neueſten Hefte des „Deutſchen Dichterheim" beſpricht M. G. Conrad eine neue Gedichtſammlung von Richard Dehmel, die den Titel „Weib und Welt" führt. Er bringt ſie, wäre richtiger, denn [illegible] das habe man [illegible] der Deutſchen, und das [illegible] einen Rieſen [illegible] begrüßen, [illegible] „daſs der große [illegible] der große [illegible]

Ewigkeitsaufgabe und den Ewigkeitsauftrag hat, nicht nur zu ſagen, in unſagbar ſchöner, giltiger Weiſe, was die Menge der Lebeweſen leidet und wie ſie zur Freude kommen kann, ſondern auch dieſer Menge vor den Kopf zu ſtoßen, ihre Scham zu beleidigen, ihre Autorität zu verhöhnen, ihre Alltagslebensmaxime mit Füßen zu treten und gegenüber den Idealen ihres Herdenſinnes und ihrer Herdenfrommheit aufzurichten das Ideal des freien, natürlichen, unverdrillten Menſchen, der ſein eigener Herr und Gott iſt." In dieſem Sinne ſcheine ihm „Weib und Welt" eins der ſtärkſten und bedeutungsvollſten Kunſtwerke, weil es ein Werk des Umſturzes ſei, in dem ſich eine ſtolze Herrennatur, ein mächtiger Umſturzhohn und Trotz verberge. Es räume auch auf mit dem alten Vorurtheil, das das Weib als die lammfromme Gefährtin des Mannes darſtellt, und zeige es als den Dämon, der es in Wirklichkeit ſei. Und wer dies Weib und ſeine Relation zu Mann und Welt richtig erfaſſe, dem dämmere auch „der neue Weltwille" auf. Es ſei dies ein inniger Connex, und der Titel „Weib und Welt" ſei kein oberflächlich gewählter, ſondern ſchließe eine ganz geſchloſſene, wahrhaft mephiſtopheliſche Weltanſchauung in ſich.

Einen wahrhaft vernichtenden Artikel über die Weltdame, die „femme à la Mode", brachte kürzlich die **„Revue des Revues"**. Es iſt ein Auszug aus einem Buch, das „L'Eve moderne" heißt und Herrn Jules Bois zum Verfaſſer hat. Schopenhauer, Strindberg, Nordau ſind ſeine Gewährsmänner, denn in ſeiner Heimat fände er deren wohl kaum, und vielleicht noch nie ſind von galliſchen Lippen ſo ſchnöde Worte des Zornes gefloſſen über die Macht der Mondaine, die nahezu alles vermöge und dieſen Einfluſs bloß zum Schaden der Menſchheit ausnütze. Durch Jahrhunderte geknechtet, habe ſie zu Liſt und Verſtellung ihre Zuflucht nehmen müſſen und den Mann herumgekriegt, indem ſie ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte. Unfähig, ihm gleich zu werden, habe ſie den Mann nach Kräften herabgezogen und ſei ſo zum vollendetſten Werkzeug der Demoraliſation geworden. Kein ernſter, tiefer Gedanke könne in ihrer Nähe gedeihen, und ihrem Einfluſs verdanke man es, wenn eine ſeichte, ſittenloſe Romanliteratur, leichtfertige Vaudevilles und Operetten zur Oberherrſchaft gelangt ſeien. Sie hindert jeden Aufſchwung, jede Befreiung, denn ſie iſt ein unverbeſſerlicher Philiſter. Auch ein Snob iſt ſie, und ihr geringſchätziger Spott habe die Schlichtheit, die „heilige" Armut des Künſtlers, des Gelehrten getödtet. Den liebenden, vertrauenden Gatten hat ihre Untreue der Lächerlichkeit preisgegeben, dagegen habe man in unbegreiflicher Begriffsverwirrung dem ehebrecheriſchen Liebhaber die ſchöne Rolle zugetheilt. Und dazu hätten jene Frauen, die der Welt eine ſo verkehrte Moral aufgenöthigt, nicht einmal die Entſchuldigung der Leidenſchaft, denn ſie ſeien jeder wahren Liebe unfähig, und der Ehebruch ſei nur ein Zeitvertreib mehr für ſie, der ihre Nerven kitzle, aber ihre Seele nicht erſchauern mache. Sie gehörten ſich ſelber nicht und vermöchten darum auch nicht ſich zu geben. Eine Giftluft athmen ſie aus, ihr Luxus iſt es, der den Neid und Haſs des Proletariers entzündet und die ſocialen Revolutionen heraufbeſchwört, das müßige Leben, das ſie einem nicht ſelbſt erworbenen Beſitz danken, iſt das ſchlechteſte Beiſpiel fürs Volk, und ſelbſt wenn ſie von ihrem Ueberfluſs abgeben und Mildthätigkeit üben, geſchieht es in einer den Pauperismus fördernden Weiſe. So könne man ſie für alle Uebel, an denen die Geſellſchaft kranke, verantwortlich machen. Aber es bedürfe keines Scharfrichters, um ſie aus der Welt zu ſchaffen. Sie giengen ohnehin ihrem Ende zu; wie alle falſchen Götzen würden ſie nach einiger Zeit in das Nichts zurückſinken. Die hellſichtigen unter den „femmes du monde" trügen die Ahnung dieſes Unterganges ihrer Art ſchon in ſich und wüſsten, daſs ſie dem Tode geweiht ſeien.

„Le Magazine International" bringt das allerneueſte Sendſchreiben Leo Tolſtois an ſeine Gemeinde. Es ſchließt ſich an einen Brief, worin ein junger Holländer namens Van-der-Ver, der zur Nationalgarde einberufen war, es geradezu verweigert, zur Stellung zu erſcheinen. „Du ſollſt nicht tödten!" ſtellt er ſeiner Erklärung voran und ſagt bündig, er erblicke den größten Widerſinn in einer Organiſation, die auf gebotenen Mord und Todſchlag hinausgehe. Auch das Argument, es gelte die Ordnung zu ſchützen, verfange bei ihm nicht, denn die beſtehende Ordnung ſei des Schutzes unwert. Sie ſchütze den Starken gegen den Schwachen, ſie hindere den Unterdrückten ſeine endlich erkannten Menſchenrechte geltend zu machen. Erſt bei dem jüngſten Strike habe ſich das wieder gezeigt, und keine Gefahr ſowie keine Macht der Erde würde ihn beſtimmen, ſich zu einem ſolchen Handwerk herzugeben. — Mit wahrem Jubel begrüßt Tolſtoi dieſe Erklärung. Er meint, ſolange ſich ſolche Weigerungen auf religiöſe Bedenken geſtützt, hätten ſie nur für einen begrenzten Kreis Geltung gehabt. Van der Ver aber ſtütze ſie auf Gründe, die für die ganze Menſchheit gelten; alle Denkenden müſsten ihm beipflichten, und ſo ſei hoffentlich dem Vorurtheil, man dürfe die Wehrpflicht nicht verweigern, die erſte tüchtige Breſche geſchlagen. Und ſei auch nur ein Stein aus der Mauer gebrochen, ein Tropfen durch den Damm geſickert, ſo ſei der Anfang vom Ende da, und der Bau müſſe früher oder ſpäter einſtürzen. — In einem nicht minder bemerkenswerten Artikel eifert der Belgier E. Vandervelde gegen die Monopoliſierung des geiſtigen Capitals, bzw. der Bildung. Er verlangt die Ausſendung von Wanderlehrern nach den Induſtriecentren, die Einrichtung einer Art von ambulanten Univerſitäten, womit England bereits mit beſtem Erfolg den Anfang gemacht. — Wie eine Anmerkung der Redaction berichtet, wurde in Belgien dieſer Anregung des Herrn Vandervelde bereits Folge gegeben.

Sehr Schnurriges und Originelles über chineſiſche Art und Sitte erzählt E. H. Parker im Decemberheft der **„Contemporary Review"**. Er hat viele Jahre in diplomatiſcher Miſſion im himmliſchen Reich verbracht, und ſo manches erkannt, was ſich dem oberflächlichen Beobachter verbirgt. Nach ſeiner Anſicht irrt der ganze Occident, den Chineſen anzupreiſen, indem er ihre feierliche Weiſe ernſt nahm. Sie ſei nur der Deckmantel für pfiffige Durchtriebenheit. Der Humor gilt den Chineſen als hohe und wichtige Eigenſchaft, die ſie bei der Jugend ihres Landes zu entwickeln beſtrebt ſind, und mancher ihrer Nationalhelden verdankt ſeinen Ruhm mehr ſeinen luſtigen Streichen, als ſeinen Waffenthaten. Ein unbezwinglicher Trieb zum Myſtificieren iſt ihnen gemeinſam, und die Lüge, ein ſo anerkanntes Mittel des öffentlichen Verkehrs, daſs man ſich ihrer anſtandslos bedient, auch wo alle Wahrſcheinlichkeit fehlt. So nehmen ſelbſt hohe Würdenträger einen oft jahrelangen Urlaub unter dem Vorwand, der feierlichen Exhumierung und Beiſetzung der Leiche ihres Großvaters anwohnen oder ihre alte Großmutter beſuchen zu müſſen. In letzterem Falle wird öfters die Formel gewählt, die alte Kuh ſehne ſich danach, ihr Kalb zu lecken. Zu gewiſſen Feſten iſt es Sitte, Geſchenke zu verſenden, die zumeiſt aus Lebensmitteln beſtehen. Der Empfänger behält nach der Etikette nur ein Minimum davon, und hat an die Ueberbringer ein reiches Trinkgeld zu entrichten, das dieſe ſodann mit ihren Herren theilen. Die angeſehenſten Mandarine betreiben dieſen Handel ohne Scheu und die nöthigen Geſchenke werden ganz öffentlich gegen eine ſtundenweiſe Leihgebür von den Händlern entlehnt. Der Höhepunkt ſanctionierter Verſtellung aber kommt bei Trauerfällen in Anwendung, wo der Grad des Jammergeheules vorgeſchrieben iſt. Gilt dasſelbe einem Glied der kaiſerlichen Familie, ſo wird Mäßigung direct als Majeſtätsbeleidigung angeſehen, und manche Hofſchranze iſt ſchon der Ungnade verfallen, weil man ihr aufgebracht, daſs ſie bei einem fürſtlichen Begräbnis nicht andauernd und herzbrechend genug geplärrt hat.

Die Frau des Weiſen.

Erzählung von Arthur Schnitzler.

(Schluſs.)

Ich war früher auf der Brücke als ſie. Das kleine Boot wartete; der alte Janſen hatte die Segel ſchon aufgeſpannt und rauchte, am Steuer ſitzend, ſeine Pfeife. Ich ſprang zu ihm hinein und ließ mich von den Wellen ſchaukeln. Ich ſchlürfte die Minuten der Erwartung ein wie einen Morgentrunk. Die Straße, auf die ich meinen Blick gerichtet hatte, war noch ganz menſchenleer. Nach einer Viertelſtunde erſchien Friederike. Schon von weitem ſah ich ſie, es ſchien mir, als gienge ſie raſcher als ſonſt: als ſie die Brücke betrat, erhob ich mich; jetzt erſt konnte ſie mich ſehen und grüßte mich mit einem Lächeln. Endlich war ſie am Ende der Brücke, ich reichte ihr die Hand und half ihr ins Boot. Janſen machte das Tau los und unſer Schiff glitt davon. Wir ſaßen eng beieinander; ſie hieng ſich in meinen Arm. Sie war ganz weiß gekleidet und ſah aus wie ein achtzehnjähriges Mädchen.

„Was gibt's auf dieſer Inſel zu ſehen?" fragte ſie.

Ich muſste lächeln.

Sie erröthete und ſagte: „Der Leuchtthurm jedenfalls?"

„Vielleicht auch die Kirche," ſetzte ich hinzu.

„Fragen Sie doch den Mann ..." Sie wies auf Janſen.

Ich fragte ihn. „Wie alt iſt die Kirche auf der Inſel?"

Aber er verſtand kein Wort deutſch; und ſo konnten wir uns nach dieſem Verſuch noch einſamer miteinander fühlen als früher.

„Dort drüben," ſagte ſie und wies mit den Augen hin — „iſt das auch eine Inſel?"

„Nein," antwortete ich, „das iſt Schweden ſelbſt, das Feſtland."

„Das wär' noch ſchöner," ſagte ſie.

„Ja," erwiderte ich — „aber dort müſste man bleiben können ... lang ... immer —"

Wenn ſie mir jetzt geſagt hätte: Komm', wir wollen zuſammen in ein anderes Land und wollen nie wieder zurück — ich wäre darauf eingegangen. Wie wir ſo auf dem Boote hinglitten, von der reinſten Luft umſpielt, den hellen Himmel über uns und um uns das glitzernde Waſſer, da ſchien es mir eine feſtliche Fahrt, wir ſelbſt ein königliches Paar, und alle früheren Bedingungen unſeres Daſeins abgefallen.

Bald konnten wir die kleinen Häuſer auf der Inſel unterſcheiden; die weiße Kirche auf dem Hügel, der ſich, allmählich anſteigend, der ganzen Inſel entlang hinzog, bot ſich in ſchärferen Umriſſen dar. Unſer Boot flog geradewegs der Inſel entgegen. In unſerer Nähe zeigten ſich kleine Fiſcherkähne; einige, an denen die Ruder eingezogen waren, trieben läſſig auf dem Waſſer hin. Friederike hatte den Blick meiſt auf die Inſel gerichtet; aber ſie ſchaute nicht. In weniger als einer Stunde fuhren wir in den Hafen ein, der rings von einer hölzernen Brücke umſchloſſen war, ſo daſs man ſich in einem kleinen Teich vermeinen konnte.

Ein paar Kinder ſtanden auf der Brücke. Wir ſtiegen aus und giengen langſam ans Ufer; die Kinder hinter uns; aber die verloren ſich bald. Das ganze Dorf lag vor uns, es beſtand aus höchſtens zwanzig Häuſern, die rings verſtreut waren. Wir ſanken faſt in den dünnen braunen Sand ein, den das Waſſer hier angeſchwemmt hat. Auf einem ſonnbeglänzten freien Platz, der bis ans Meer hinunterreichte, hiengen Netze zum Trocknen ausgebreitet; ein paar Weiber ſaßen vor den Hausthüren und flickten Netze. Nach hundert Schritten waren wir ganz allein. Wir waren auf einen ſchmalen Weg gerathen, der uns von den Häuſern fort dem Ende der Inſel zuführte, wo der Leuchtthurm ſtand. Zu unſerer Linken, durch ärmliches Ackerland, das immer ſchmäler wurde, von uns getrennt, lag das Meer; zu unſerer Rechten ſtieg der Hügel an, auf deſſen Kamm wir den Weg zur Kirche [illegible] ſahen, die zu unſerer Linken lag. Ueber all' dem lag [illegible] die Sonne und das Schweigen. [illegible] und ich hätte die ganze Zeit über nichts geſprochen. Ich fühlte auch kein Verlangen danach; mir war unſäglich wohl, ſo mit ihr in der großen Stille hinzuwandern.

[illegible] zu ſprechen.

„Heute vor acht Tagen," ſagte ſie ...

Digitized by Google

„Nun — ?“

„Da hab' ich noch nichts gewuſst … noch nicht einmal, wohin ich reiſen werde.“

Ich antwortete nichts.

„Ah, iſt's da ſchön,“ rief ſie aus und ergriff meine Hand.

Ich fühlte mich zu ihr hingezogen; am liebſten hätte ich ſie in meine Arme geſchloſſen und auf die Augen geküſst.

„Ja?“ fragte ich leiſe.

Sie ſchwieg und wurde eher ernſt.

Wir waren bis zu dem Häuschen gekommen, das an den Leuchtthurm angebaut war; hier endete der Weg; wir muſsten umkehren. Ein ſchmaler Feldweg führte ziemlich ſteil den Hügel hinan. Ich zögerte.

„Kommen Sie,“ ſagte ſie.

Wie wir jetzt giengen, hatten wir die Kirche im Auge. Ihr näherten wir uns. Es war ſehr warm. Ich legte meinen Arm um Friederikens Hals; ſie muſste ganz nahe bei mir bleiben, wenn ſie nicht abgleiten wollte. Ich berührte mit der Hand ihre heiſzen Wangen.

„Warum haben wir eigentlich die ganze Zeit nichts von Ihnen gehört,“ fragte ſie plötzlich — „ich wenigſtens,“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie zu mir aufſchaute.

„Warum,“ wiederholte ich befremdet.

„Nun ja!“

„Wie konnte ich denn?“

„O d a r u m,“ ſagte ſie. „Waren Sie denn verletzt?“

Ich war zu ſehr erſtaunt, um etwas erwidern zu können.

„Nun, was haben Sie ſich eigentlich gedacht?“

„Was ich mir —“

„Ja — — oder erinnern Sie ſich gar nicht mehr?“

„Gewiſs, erinnere ich mich. Warum ſprechen Sie jetzt davon?“

„Ich wollte Sie ſchon lange fragen,“ ſagte ſie.

„So ſprechen Sie,“ erwiderte ich tief bewegt.

„Sie haben es für eine Laune gehalten“ — „o gewiſs!“ ſetzte ſie lebhaft hinzu, als ſie merkte, daſs ich etwas entgegnen wollte — „aber ich ſage Ihnen, es war keine. Ich habe mehr gelitten in jenem Jahre, als ein Menſch weiß.“

„In welchem?“

„Nun … als Sie bei uns … Warum fragen Sie das? — Anfangs habe ich mir ſelbſt … Aber warum erzähle ich Ihnen das?“

Ich faſste heftig ihren Arm. „Erzählen Sie … ich bitte Sie … ich habe Sie ja lieb.“

„Und ich dich,“ rief ſie plötzlich aus; nahm meine beiden Hände und küſste ſie — „immer — immer.“

„Ich bitte dich, erzähle mir weiter,“ ſagte ich; „und alles, alles …“

Sie ſprach, während wir langſam den Feldweg in der Sonne weiterſchritten.

„Anfangs habe ich mir ſelbſt geſagt: er iſt ein Kind … wie eine Mutter habe ich ihn gern. Aber je näher die Stunde kam, um die Sie abreiſen ſollten …“

Sie unterbrach ſich eine Weile, dann ſprach ſie weiter:

„Und endlich war die Stunde da. — Ich habe nicht zu dir wollen — ich weiß nicht, was mich hinaufgetrieben hat. Und wie ich ſchon bei dir war, hab' ich dich auch nicht küſſen wollen — aber …“

„Weiter, weiter,“ ſagte ich.

„Und dann hab' ich dir plötzlich geſagt, daſs du gehen ſollſt — du haſt wohl gemeint, das ganze war eine Komödie, nicht wahr?“

„Ich verſtehe dich nicht.“

„Das habe ich die ganze Zeit gedacht. Ich habe dir ſogar ſchreiben wollen … Aber wozu? … Alſo … der Grund, daſs ich dich weggeſchickt habe, war … Ich hatte mit einemmal Angſt bekommen.“

„Das weiß ich.“

„Wenn du das weiſst — warum hab' ich nie wieder von dir gehört?“ rief ſie lebhaft aus.

„Warum haſt du Angſt bekommen?“ fragte ich, allmählich verſtehend.

„Weil ich glaubte, es wäre jemand in der Nähe.“

„Du glaubteſt? Wie iſt das?“

„Ich meinte, Schritte auf dem Gang zu hören. Das war's. Schritte! Ich dachte, er wär' es … Da hat mich die Furcht gepackt — denn es wäre entſetzlich geweſen, wenn er — oh, ich will gar nicht daran denken. — Aber niemand war da — niemand. Erſt ſpät am Abend iſt er nachhauſe gekommen, du warſt längſt, längſt fort.“ —

Während ſie das erzählte, fühlte ich, wie irgend etwas in meinem Innern erſtarrte. Und als ſie geendet hatte, ſchaute ich ſie an, als müſste ich ſie fragen: Wer biſt du? — Ich wandte mich unwillkürlich nach dem Hafen, wo ich die Segel unſeres Bootes glänzen ſah, und dachte: Wie lange, wie unendlich lange iſt es her, daſs wir auf dieſe Inſel gekommen ſind? Denn ich bin mit einer Frau hier gelandet, die ich geliebt habe, und jetzt geht eine Fremde an meiner Seite. Es war mir unmöglich, auch nur ein Wort zu ſprechen. Sie merkte es kaum; ſie hatte ſich in meinen Arm gehängt und hielt es wohl für zärtliches Schweigen. Ich dachte an ihn. Er hat es ihr alſo nie geſagt! Sie weiß es nicht, er hat es nie gewagt, daſs er ſie zu meinen Füßen liegen ſah. Er hat ſich damals von der Thür wieder davongeſchlichen und iſt erſt ſpäter … ſtundenlang ſpäter zurückgekommen, und hat ihr nichts geſagt! Und er hat die ganzen Jahre an ihrer Seite weiter gelebt, ohne ſich mit einem Worte zu verrathen: — Er hat ihr verziehen — und ſie hat es nicht gewuſst!

Wir waren in der Nähe der Kirche angelangt; kaum zehn Schritte von uns lag ſie. Hier bog ein ſteiler Weg ab, der in wenigen Minuten ins Dorf führen muſste. Ich ſchlug ihn ein. Sie folgte mir.

„Gib mir die Hand,“ ſagte ſie; „ich gleite aus.“ Ich reichte ſie ihr, ohne mich umzuwenden. „Was haſt du denn?“ fragte ſie. Ich konnte nichts antworten und drückte ihr nur heftig die Hand, was ſie zu beruhigen ſchien. Dann ſagte ich, nur um etwas zu reden: „Es iſt ſchade, wir hätten die Kirche beſichtigen können.“ — Sie lachte: „An der ſind wir ja vorüber, ohne es zu merken!“

„Wollen Sie zurück?“ fragte ich.

„O nein, ich freue mich, bald wieder im Boot zu ſitzen. Einmal möchte ich mit Ihnen allein ſo eine Segelpartie machen, ohne dieſen Mann.“

„Ich verſtehe mich nicht auf Segeln.“

„O,“ ſagte ſie und hielt inne, als wäre ihr plötzlich 'was eingefallen, was ſie doch nicht ſagen wollte. — Ich fragte nicht. Bald waren wir auf der Brücke. Das Boot lag bereit. Die Kinder waren wieder da, die uns beim Kommen begrüßt hatten. Sie ſahen uns mit großen blauen Augen an. Wir ſegelten ab. Das Meer war ruhiger geworden; wenn man die Augen ſchloſs, merkte man kaum, daſs man ſich in Bewegung befand.

„Zu meinen Füßen ſollen Sie liegen,“ ſagte Friederike, und ich ſtreckte mich am Boden des Kahnes aus, legte meinen Kopf auf den Schoß Friederikens. Es war mir recht, daſs ich ihr nicht ins Geſicht ſehen muſste. Sie ſprach, und mir war, als klänge es aus weiter Ferne. Ich verſtand alles und konnte doch zugleich meine Gedanken weiter denken.

Mich ſchauerte vor ihr.

„Heute Abend fahren wir zuſammen auf's Meer hinaus,“ ſagte ſie.

Etwas Geſpenſtiſches ſchien mir um ſie zu gleiten.

„Heut' Abend auf's Meer,“ wiederholte ſie langſam, „auf einem Ruderboot. Rudern kannſt du doch?“

„Ja,“ ſagte ich. Mich ſchauerte vor dem tiefen Verzeihen, das ſie ſchweigend umhüllte, ohne daſs ſie es wuſste.

Sie ſprach weiter, „Wir werden uns ins Meer hinaustreiben laſſen — und werden allein ſein. — — Warum redeſt du nicht?“ fragte ſie.

„Ich bin glücklich,“ ſagte ich.

Mir ſchauerte vor dem ſtummen Schickſal, das ſie ſeit ſo vielen Jahren erlebt, ohne es zu ahnen.

Wir glitten hin.

Einen Augenblick fuhr es mir durch den Sinn: Sag' es ihr. Nimm dieſes Unheimliche von ihr: dann wird ſie wieder ein Weib ſein für dich wie andere, und du wirſt ſie begehren. Aber ich durfte es nicht. — Wir legten an.

Ich ſprang aus dem Boot; half ihr beim Ausſteigen.

„Der Bub wird ſich ſchon nach mir ſehnen. Ich muſs raſch gehen. Laſſen Sie mich jetzt allein.“

Es war lebhaft am Strand; ich merkte, daſs wir von einigen Leuten beobachtet wurden.

„Und heute Abend,“ ſagte ſie, „um neun bin ich … aber was haſt du denn?“

„Ich bin ſehr glücklich,“ ſagte ich.

„Heute Abend,“ ſagte ſie, „um 9 Uhr bin ich hier am Strand, bin ich bei dir. — Auf Wiederſehen!“

Und ſie eilte davon.

„Auf Wiederſehen!“ ſagte auch ich, und blieb ſtehen. — Aber ich werde ſie nie wiederſehen.

Während ich dieſe Zeilen ſchreibe, bin ich ſchon weit fort — weiter mit jeder Secunde; ich ſchreibe ſie in einem Coupé des Eiſenbahnzuges, der vor einer Stunde von Kopenhagen abgefahren iſt. Eben iſt es neun. Jetzt ſteht ſie am Strande und wartet auf mich. Wenn ich die Augen ſchließe, ſeh' ich die Geſtalt vor mir. Aber es iſt nicht eine Frau, die dort am Ufer im Halbdunkel hin- und herwandelt — ein Schatten gleitet auf und ab.

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2707.

Digitized by Google

Die Zeit.

X. Band — Wien, den 23. Jänner 1897. — Nummer 1[illegible]

Schiboleth.

Ueberaus dramatiſch endigte die nunmehr vorvorletzte, im ganzen die neunte Legislaturperiode des Abgeordnetenhauſes. Die letzten Worte, die in deren letzter Sitzung am 27. März 1885 geſprochen wurden, waren die des deutſchliberalen Abg. Dr. Magg. Sie lauteten: „Ich erlaube mir nur die Bitte, den heute nicht mehr zur Verhandlung gelangten Gegenſtand der Tagesordnung, betreffend den Bericht des Kamiński-Ausſchuſſes jedenfalls auf die Tagesordnung der nächſten Sitzung zu ſetzen." Das iſt nicht mehr geſchehen. Das Haus wurde aufgelöſt, ehe es zur nächſten Sitzung kam. Die am letzten Freitag beendigte elfte Legislaturperiode hat mit dem in epiſcher Breite ausgeſponnenen „Schiffskatalog" des Freiherrn v. Chlumecky geſchloſſen. Der polniſche Knalleffect hat diesmal der Schlusſitzung gefehlt. Er war ſchon in einer früheren Sitzung, am Dienstag, losgegangen. Der antiſemitiſche Abgeordnete Profeſſor Schleſinger erkundigte ſich, freilich vergebens, nach dem ſeit fünf Jahren ausſtehenden Bericht des Börſenpanik-Ausſchuſſes. Was die Kamiński-Affaire für die neunte, das iſt für dieſe elfte Legislaturperiode der anonym gebliebene polniſche Börſenſchwindel vom 15. November 1891 geweſen. In beiden Fällen ſind die Unterſuchungen ohne Ergebnis verlaufen, weil die polniſchen Schuldigen bei der Regierung Schutz fanden. Aber in der neunten Seſſion war es die deutſch-liberale Partei, in der elften iſt es die antiſemitiſche Partei, welche die Beſtrafung der Delinquenten verlangt. Die Gegenüberſtellung der zwei parlamentariſchen Daten ſpiegelt, in deren Unterſchieden, die Verſchiebung wieder, die inzwiſchen in den Parteiverhältniſſen eingetreten iſt. Sie zeigt aber auch, in ihrer Aehnlichkeit, klar den Punkt an, auf den es im politiſchen Kampf in Oeſterreich zu allernächſt jetzt ankommt: den Kampf gegen das Schlachzizenthum.

Wir ſtreiten gegen die feudale, wir ſtreiten gegen die clericale Reaction? Nun, die Schlachzizen ſind die Feudalen, ſie ſind auch die Clericalen des Kronlandes Galizien. Es konnte keine gröbere politiſche Heuchelei geben, als den von Herrn von Plener, im Beginn ſeiner politiſchen Paralyſe, 1891, unternommenen Verſuch, eine Majorität aus den Deutſchliberalen und den Polen zu bilden und von ihr die Hohenwart'ſchen Feudal-Clericalen auszuſchließen, lediglich weil dieſe feudal-clerical waren, als ob's die Schlachzizen nicht ebenſo wären. Der Verſuch miſslang, weil es nicht möglich war, die Polen von den übrigen Feudal-Clericalen zu trennen, deren geiſtige Verwandtſchaft nur Herrn von Pleners trüber Blick überſehen konnte. In der dreibeinigen Coalition, die dann Herr von Plener geſchloſſenen Auges mitbegründen half, iſt jene innere Verwandtſchaft als unverhohlene Thatſache aller Welt klar geworden, und ſchließlich hat ſie in dieſen Tagen in der bankettmäßigen Verbrüderung beider Parteien ihren feierlichen Ausdruck gefunden. Die geiſtige Verwandtſchaft andererſeits, welche die Schlachzizen mit der deutſchliberalen Partei verbindet, iſt die politiſche und wirtſchaftliche Corruption, die bei ihnen heute eine noch reichere Entfaltung gefunden hat als bei den Deutſchliberalen in deren Herrſchaftsperiode. Die Schlachzizen ſind in der That nichts anderes, als die polniſche Ueberſetzung unſerer Feudal-Clericalen plus der Corruption und Heuchelei unſerer Liberalen, oder auch: ſie ſind die polniſchen „Liberalen" mit feudal-clericalem Programm. Man kann es wenden wie man will, es kommt immer das Gleiche heraus: die Schlachzizen ſind die Compoſition aus all' den politiſchen, wirtſchaftlichen und moraliſchen Fäulnis-Elementen, gegen die wir uns zu wehren haben.

So bewegt ſich denn auch die Geſchichte ihres Emporkommens im ſtrengen Gegenſatz zur politiſchen, wirtſchaftlichen und moraliſchen Geſundung Oeſterreichs. In der erſten, der beſten Periode unſeres Verfaſſungslebens, in den Sechzigerjahren, ſtanden ſie abſeits der großen Entwicklung. So wie es abwärts zu gehen begann, gelangten ſie auch zu Macht und Anerkennung. Je mehr die [illegible] ſich verlangſamten, welche die unglücklichen Kriege dem Staat [illegible] hatten, je mehr das kaum noch auf neuen Grundlagen aufgebaute Reich ſich wieder zu decomponieren begann, deſto [illegible] die Schlachzizen in Geſammtöſterreich. Sie ſind [illegible] unter den vielen Parteien: ſie ſind die Herren dieſes [illegible] herrſchen es, wie die Paraſiten den [illegible] eines Naturgeſetzes. Denn ſie leben [illegible] Säfte aus dem ihnen fremden Körper, der [illegible] immer ſchwächer, widerſtandsunfähiger [illegible] und an Lebenskraft gewinnen. Je [illegible] ihnen. Sie gehören innerlich nicht zu uns, deswegen leiden ſie nicht mit uns. Denn ihr politiſches Ideal iſt nicht Oeſterreich, ſondern Polen. In der centrifugalen Bewegung, die unſer Staatsgebilde [illegible] bilden ſie die äußerſte Peripherie, die umſo leichter und freier kreiſt, je weiter ſie vom Centrum abkommt. Was jüngſt die preußiſchen Miniſter v. d. Recke und Boſſe über die Agitation in Preußiſch-Polen im preußiſchen Abgeordnetenhaus geſagt haben, ſollte auch bei uns Beachtung finden: „In der Preſſe wird das National-polniſche jetzt wieder in den Vordergrund geſtellt und auf die Wiederherſtellung des polniſchen Reiches hingewirkt." Dieſe iſt aber doch nicht möglich ohne unſere galiziſchen Polen. Was die preußiſchen Miniſter in Preußiſch-Polen jetzt entdecken, haben wir ſchon längſt gewuſst. Unſere Schlachzizen verhehlen es gar nicht mehr, daſs ſie die Wiedervereinigung der drei getrennten Landesſtücke anſtreben. Sie haben dies vor drei Jahren auf der Lemberger Landes-Ausſtellung durch den Mund ihrer Führer ſozuſagen officiell eingeſtanden. Sollte es die geſchichtliche Entwicklung einmal ſo fügen, daſs das unabhängige Polen wieder hergeſtellt würde: wir Oeſterreicher hätten dagegen ſicherlich am Wenigſten einzuwenden. Allein dazu gehörten auch noch die zwei anderen Theilungsmächte, Preußen und Rusſland, die keine Neigung zeigen, ihre polniſchen Beſitzungen aufzugeben, und deswegen müſſen auch wir unſere Polen bis auf weiteres behalten. Wenn wir nun auch weit entfernt ſind, unſeren Schlachzizen aus ihren, freilich recht ausſichtsloſen, nationalen Beſtrebungen einen Vorwurf zu machen, obzwar dieſe das anderen Nationalitäten, wie z. B. den Deutſchen geſtattete Maß weitaus überſteigen: ſo dürfen wir doch das eine verlangen, daſs unſere Schlachzizen bis zur dereinſtigen Realiſierung ihrer Ideale den beſtehenden öſterreichiſchen Staatsverband noch einigermaßen reſpectieren. Das thun ſie auch nicht mehr. Am 11. d. M. meldeten die Wiener Zeitungen, daſs der Polenclub des Abgeordnetenhauſes gelegentlich eines Grenzconflictes zwiſchen galiziſchen Bauern und den ungariſchen Behörden auf eigene Fauſt einen „Abgeſandten", Herrn v. Wielowieyski, nach Budapeſt, das iſt in's Ausland, ſandte, der dort im Intereſſe der galiziſchen Bauern mit der fremden Regierung unterhandelte, wie der Bericht rühmt, „ausgezeichnet aufgenommen wurde" und „großen Eindruck machte". Daſs ein Abgeordnetenclub ſeinen eigenen Botſchafter in fremdes Land ſchickt, um über den Kopf der eigenen Regierung hinweg mit der fremden Regierung über einen Grenzſtreit zu unterhandeln, dieſe ſtaatsrechtliche Groteske iſt denn doch wohl auch nur in Oeſterreich möglich und ſelbſt hier erſt in der Aera Badeni! Die Schlachzizen fühlen ſich bereits in Oeſterreich, wie einſt die Clericalen, als Staat im Staate. Es iſt gerade ſo, als ob wir mit dem noch imaginären König oder Präſidenten des künftigen polniſchen Reiches ein Concordat abgeſchloſſen hätten.

Die Schlachzizen ſind nun doch zu frech geworden. Sie haben das Maß des Erlaubten nach jeder Richtung hin bereits längſt überſchritten. Sie in die angemeſſenen Grenzen zurückzuweiſen iſt eine gemeinſame Sache aller ehrlichen freiſinnigen Menſchen im ganzen Reiche, unter den Deutſchen wie unter den Czechen, und nicht minder unter den oppoſitionellen Parteien des polniſchen Volkes, das den Schlachzizen Uebermuth am ſchwerſten trägt. Das Schlachzizenthum bedeutet Feudalismus, Clericalismus, Corruption und ſtaatliche Decompoſition. Der Kampf gegen die Uebermacht der Schlachta ſollte deswegen in der bevorſtehenden Wahlcampagne das gemeinſame Schiboleth aller derer ſein, denen es aufrichtig zu thun iſt um Oeſterreich und die moderne Cultur in dieſem Lande.

K.

Das Hiſtoricum der rumäniſchen Frage.

So ſehr man es auch begreifen [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

ſind, den Agitatoren ſehr häufig das Material geliefert haben, politiſche Fragen aufzuwerfen.

Eine derartige Frage, in der ſich beide Parteien im Redegefecht auf die Geſchichte, d. h. auf ihre vom Parteiſtandpunkt mehr oder minder gefärbte Geſchichte privater Conſtruction berufen, iſt die ſogenannte dakorumäniſche Frage. Und ſo unfruchtbar auch dieſe fortwährende Berufung auf das hiſtoriſche Recht ſein mag — hängt ja doch das Verhältnis der Ungarn und Rumänen nicht von der Löſung von Doctorfragen, ſondern von der jeweiligen politiſchen und ſocialen Macht beider Völker ab — ſo hat doch die einſchlägige Polemik, ſo lange ſie ſich mit declamatoriſcher Berufung auf noch nicht erforſchte hiſtoriſche Thatſachen begnügte, viel Verwirrung angerichtet, während jetzt eine exactere Forſchung helle Streiflichter auch auf ſcheinbar abſeits liegende Gebiete der Geſchichte zu werfen beginnt. Die Unterſuchung iſt dem Stadium der Materialienſammlung und der monographiſchen Verarbeitung entwachſen, und wir beſitzen bereits ein Werk, das man beinahe ein Handbuch der rumäniſchen Frage nennen könnte.*)

Das Werk, deſſen erſter Band, die Geſchichte bis Kaiſer Joſef II. behandelnd, vor einigen Monaten erſchienen iſt, hat zwar einen Ungarn zum Verfaſſer, indeſſen man kann demſelben das Zeugnis voller Objectivität nicht abſprechen, obgleich er ſich oft erfreut zeigt, wenn es ihm gelungen iſt, einzelne Fictionen der rumäniſchen Geſchichtſchreibung zu widerlegen, wobei er übrigens ſo vorſichtig iſt, ſich mit Vorliebe auf rumäniſche Vorarbeiten zu berufen, ſo namentlich auf das allerdings neu interpretierte Material von Haſdeu und die Forſchungen Lambriors. Uebrigens hätte dem Verfaſſer die vergleichende Methode und die neuere, von ihm, wie es ſcheint, ignorierte Kenntnis des Tribalſyſtems und der Wirtſchaftsform der joint family noch weitere Waffen in die Hand gegeben, obgleich er auch ohne dieſe Kenntnis ſehr viel zur Aufdeckung der Socialgeſchichte Siebenbürgens gethan hat. Dieſe Vorzüge, die Actualität der rumäniſchen Frage, und die Streiflichter, die auf die öſterreichiſche Politik von hier aus fallen, machen eine ausführlichere Beſprechung dieſes vorläufig erſt in ungariſcher Sprache zugänglichen Werkes wünſchenswert.

Den Inhalt des vorliegenden Bandes kann man, obgleich aus techniſchen Gründen im Originalwerk dieſe Theile vielfach miteinander vermiſcht ſind, in drei Theile ſondern. Wenn man der Ueberſichtlichkeit wegen dieſe Sonderung vollzieht, ſo ergibt ſich zunächſt die Dogmengeſchichte und Widerlegung der rumäniſchen Geſchichtstheorie von der Continuität der rumäniſchen Nation ſeit Trajan, dann die factiſche Geſchichte derſelben bis Kaiſer Joſeph II. und ſchließlich die Erörterung der Frage, wie es kam, daſs jene Theorie als Argument im politiſchen Kampfe verwertet werden konnte. Bezüglich des erſten Punktes ſei an dieſer Stelle bloß bemerkt, daſs der Vater jener Theorie Bonfinius**), der im latiniſierenden Geiſte der Renaiſſance erzogene Geſchichtſchreiber König Mathias Corvinus iſt, der die Abſtammung ſeines Herrn auf die römiſche Familie Valerius Corvus, und die der Siebenbürger Rumänen auf die Colonie Trajans zurückführt, daſs dieſe angeſichts der exacten Detailforſchungen von den rumäniſchen Theoretikern nur mittelſt gewagten Interpretationen aufrechterhalten werden konnte, bis der Linguiſt Lambrior mit ihr ſo gut wie gebrochen hat.

Dieſer Theorie, welche die Rumänen direct und ohne Unterbrechung der Continuität als die Nachkommen und Rechtsnachfolger der römiſchen Eroberer Daciens darſtellt, ſetzt Jancsó eine andere entgegen, die ſich, obgleich ſeither durch neuere Forſchungen ſicherer begründet, im weſentlichen an die Anſichten Thunmanns und Sulzers, deutſcher Hiſtoriker des vorigen Jahrhunderts, anſchließt und ihre wiſſenſchaftliche Ausbildung den hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Forſchungen Roeslers und Hunfalvys verdankt, mit deren Anſichten der Rumäne Lambrior auch einverſtanden iſt. Die Thatſache, auf welche ſich dieſe Erſcheinung ſtützt, iſt die, daſs die rumäniſche Sprache, obgleich in ihrer literariſchen Behandlung das lateiniſche Element übermäßig betont wird, zahlreiche albaneſiſche, ſlaviſche und griechiſche Elemente enthält, während ihr Hauptwortſchatz romaniſch iſt, indeſſen nicht mehr das alte lateiniſch, aber die romaniſche lingua rustica, die ſich im 4. und 5. Jahrhundert, als ſich die Legionen und Coloniſten aus Dacien bereits zurückgezogen haben, gebildet hat. Dieſe, dem Italieniſchen näher als dem Lateiniſchen verwandte Sprache iſt aber bei den Rumänen Siebenbürgens und Rumäniens, bei den Macedowalachen und bei den Rumänen am Adriatiſchen Meer ſo ziemlich identiſch, während wir andererſeits in den älteſten hiſtoriſchen Documenten der Ungarn die Rumänen gar nicht finden und erſt ſpäter, insbeſondere ſeit dem Anfang des 14. Jahrhunderts, ihre Erwähnung immer häufiger wird. Auf Grund dieſer Thatſachen iſt die wahrſcheinliche Hypotheſe, welche bezüglich ſpäterer Wanderungen auch durch concrete Daten beſtätigt wird: daſs die Rumänen die Nachkommen der thrakiſchen Ureinwohner ſind, die ihr der albaneſiſchen Sprache verwandtes Idiom unter der römiſchen Herrſchaft mit der romaniſchen lingua rustica vertauſcht haben und nach dem kirchlichen Einfluſs von Conſtantinopel griechiſche, von Bulgaren ſlaviſche Sprachelemente annahmen. Sie wohnten als Halbnomaden, halb Ackerbauern, zu beiden Seiten des Balkan, von wo ſie [illegible] nicht in Maſſe, ſondern gruppenweiſe nach dem damals unter kumaniſcher und petſchenegiſcher Herrſchaft ſtehenden und infolge fortwährender Unruhen völlig entvölkerten heutigen Rumänien auswanderten.

Zu Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, um uns aus dem Bereiche vorgeſchichtlicher Hypotheſen in die wirkliche Geſchichte zu begeben, ſtellt das Gebiet des alten Daciens in politiſcher Beziehung ein ziemlich bunt zuſammengewürfeltes Gebilde dar. In der heutigen Walachei, ſpäter auch in der Moldau, war es ehrgeizigen Häuptlingen gelungen, nach langer Anarchie aus den Trümmern der einſtigen kumaniſchen Herrſchaft unter dem Namen von Woiwodſchaften eine Art Staat zu errichten. Das Geſchlecht der Boſſarab in der Walachei hält Jancsó für ein kumaniſches. Ihre Herrſchaft über die Ariſtokratie, die Bojaren (Bulgaren), war eine auf reiner Gewalt begründete, welch letztere mit denſelben Mitteln über die Bauern, die Walachen, regierten. Urſprünglich Vaſallenſtaaten Ungarns, verſtanden es die Woiwoden, zwiſchen Ungarn und der Türkei eine geſchickte Balancierpolitik zu ſpielen und oft wirkſam in die Geſchichte einzugreifen. Doch das weitere Schickſal dieſer Staaten bis zum ſiebzehnten Jahrhundert, da Rumänien der ausſaugenden Herrſchaft fanariotiſcher Hospodare ausgeliefert wurde, ſo intereſſant es auch ſonſt ſein mag, gehört nur nebenbei in unſere Betrachtungen; uns intereſſiert zunächſt der Zuſtand der im eigentlichen Ungarn und Siebenbürgen angeſiedelten Rumänen. Dieſe müſſen wir zunächſt in zwei Gruppen geordnet betrachten.

Wir finden in erſter Reihe eine faſt reine, von Magyaren nur wenig durchmiſchte rumäniſche Bevölkerung im Severiner Banat. Dieſes militäriſch organiſierte Grenzland, aus einem Theil des heutigen Banates und der heutigen kleinen Walachei beſtehend, ſpielte etwa die Rolle einer carolingiſchen Markgrafſchaft. Das Centrum der Organiſation war die königliche Feſtung Turn-Severin. Dieſes Gebiet umfaſste, wie aus einer Urkunde Ladislaus Poſtumus' hervorgeht, acht militäriſche Bezirke (neben dieſen nicht einverleibten Gebieten), welche unter anderem das Privilegium genoſſen, daſs innerhalb derſelben der König keine Donationen machen würde, mit anderen Worten, daſs die Einwohner nicht in den feudalen grundherrlichen Verband unter die Herrſchaft Privater kommen ſollten. Dieſe Bewohner umfaſsten Adelige und Kneſen, letztere walachiſche Häuptlinge, welche einen eigenen, vom adeligen und bäuerlichen verſchiedenen Status hatten, welcher etwas Alltägliches geweſen ſein muſs, denn es beſtanden Donationen nach „Kneſenrecht". Das ganze Gebiet ſtand unter dem vom König anerkannten Banus von Severin, ſcheint aber in den inneren Angelegenheiten weitgehende Autonomie genoſſen zu haben; wenigſtens iſt uns eine Gerichtsurkunde aus dem Jahre 1487 erhalten, aus der hervorgeht, daſs das vom Banus und dem Stuhlrichter nebſt den adeligen Beiſitzern abgehaltene Gericht einen Proceſs „iuxta antiquam et approbatam legem districtuum volachalium" entſchieden.

Zu gleicher Zeit finden wir, daſs in Siebenbürgen einzelne Gebiete der überaus ausgedehnten und unbevölkerten königlichen Wälder an rumäniſche Einwanderer, Kneſen und ihre Leute nach „Kneſenrecht" verliehen werden. Bei der Darſtellung dieſer Verhältniſſe überträgt indeſſen der Verfaſſer moderne Ideen in das Mittelalter. Er betrachtet die Kneſen als „Anſiedelungsunternehmer", während man ſie als Stammeshäuptlinge oder, da die Anſiedelungen ziemlich klein geweſen zu ſein ſcheinen, als die Patriarchen von Großfamilien auffaſſen muſs, beſtanden ja noch die Hausgemeinſchaften gerade im einſtigen Severiner Banat bis in die letzte Zeit und wurden erſt in den Siebzigerjahren zum großen Schaden der dortigen naturalwirtſchaftenden Bevölkerung dem liberalen Dogma der Rechtsgleichheit zuliebe aufgelöſt! Im Laufe der weiteren Entwicklung verlangten die Kneſen größtentheils adelige Rechte, magyariſierten ſich, und ihre Leute ſanken in den Zuſtand erbunterthäniger Bauern herab.

Ich habe mich mit dieſem Punkt abſichtlich etwas ausführlicher beſchäftigt, weil ſich hier, an dieſer einzigen Stelle, der Verfaſſer etwas als Vulgärhiſtoriker entpuppt, der dem Kneſen, dem Familienhaupt, das ſich mit Familie und Gefolgſchaft eine Erlaubnis zur Niederlaſſung erwirkt, den durchaus modernen Begriff eines Beſiedlungsunternehmers unterſchiebt. Dies iſt umſo auffälliger, als die noch beſtehende familiale Organiſation ein ſicheres Argument bietet, die Rumänen nicht von den Römern zur Zeit Trajans abſtammen zu laſſen. Dieſe Verhältniſſe beleuchten aber überdies die ganze Geſchichte des mittelalterlichen Ungarns in einer unzweideutigen Weiſe. Urſprünglich ein Land von Stämmen, erlangte das Land durch die centraliſierende Revolution Stephans des Heiligen ſchon früh einen im damaligen Europa unbekannten Grad von Einheit, in der aber die Stammesorganiſation noch genug ſtark war, um ein Ueberwuchern des [illegible], wie er ſonſt, zumal in Frankreich, aufkam, zu verhindern und die dann ſich in einem [illegible] modificierten [illegible] erhielt. Dieſe Form ermöglichte es aber auch, daſs [illegible], wie die Rumänen im Severiner Banat, unter Beibehaltung ihrer Stammesorganiſation als unmittelbare Unterthanen [illegible] der Krone, dem Reiche, ein[illegible] [illegible]. Nur ſo war es möglich, daſs [illegible] Ungarn [illegible] und das Reich [illegible] alſo auch möglich, daſs [illegible] durch die Türken, namentlich [illegible] und [illegible]

*) Jancsó [illegible] 1896. I. [illegible]

**) Antonius Bonfinius, Rerum Ungaricarum [illegible]

Digitized by Google

größere politiſche Rolle ſpielte, als die Zahl ſeiner Bewohner und ſein Reichthum es zu rechtfertigen ſchien.

Inzwiſchen waren, um zu unſerem eigentlichen Thema zurückzukehren, infolge türkiſcher Plünderungen, ſowie ausbeutender Tyrannei der eigenen Vojwoden zahlreiche Rumänen ohne Anſiedelungsdonation nach Siebenbürgen gezogen, bevölkerten die dortigen Alpen und begannen mit halbnomadiſcher Lebensweiſe auch in den von Sachſen und Ungarn bewohnten Theilen Siebenbürgens herumzuziehen. Zur ſelben Zeit wurde dieſes Land infolge der politiſchen Conſtellation ein eigener Staat, für den dieſe unſtäte und wahrſcheinlich kleineren Räubereien nicht abgeneigte Bevölkerung von Fremdlingen eine innere Gefahr bildete. Die Diaten des Landes beſchäftigten ſich öfter mit dieſer „rumäniſchen Frage“, welche ſchließlich in einer dem Zeitgeiſte vollkommen entſprechenden Weiſe gelöst wurde. Es wurde nämlich verfügt, daſs die herumziehenden Rumänen, dort wo ſie ſich eben fanden, zu Unterthanen des Grundherrn gemacht und an die Scholle gebunden werden ſollten. Dieſe Maßregel mag zwar den an Freiheit gewohnten Halbnomaden hart erſchienen ſein, war aber doch der einzig mögliche Ausweg, und das Schickſal des auf einer Bauernſeſſion angeſiedelten Rumänen, der für ſich Haus und Feld, für ſein Vieh Weide erhielt, wofür er robotpflichtiger Unterthan des Grundherrn wurde, kann nur durch die ſchiefe Brille des Liberalismus betrachtet härter erſcheinen, als das des modernen Paupers und Vagabunden, der bis zur Eruierung ſeiner Zuſtändigkeit in Haft behalten und ſchließlich in ein Dorf abgeſchoben wird, wo er keinen Erwerb finden kann.

Trotz dieſer unterdrückten Stellung ſpielten die Rumänen eine bedeutende Rolle in der inneren Geſchichte Siebenbürgens. Weder als Nation, noch als Claſſe, aber als Confeſſion. Der ſiebenbürgiſche Staat war trotz der alten Privilegien und Reichthümer der katholiſchen Kirche eminent proteſtantiſch. Die Fürſten Siebenbürgens, deren mächtige Bundesgenoſſen in ihren nach Ungarn gerichteten Beſtrebungen eben die ungariſchen Proteſtanten waren, ſind ihrerſeits, ſelbſt wenn perſönlich katholiſch, wie die Rákóczy, ſtets der Hort des Proteſtantismus geweſen. Und theils zur Verbreitung des Glaubens, theils um die rumäniſchen Ankömmlinge umſo feſter an den ſiebenbürgiſchen Staat zu knüpfen, verſuchten ſie die Bekehrung derſelben zum calviniſchen Glauben. Einen Anknüpfungspunkt hiezu bot der Umſtand, daſs ſchon die erſten Reformatoren, Melanchthon und ſein Schüler Cruſius, in einem höchſt intereſſanten Briefwechſel mit dem Patriarchen Jeremias ihre Einigung mit der orthodoxen Kirche ſuchten. Dieſe ſcheiterte zwar an dem filioque, indeſſen zeigten ſich die orientaliſchen Kirchenfürſten der neuen Lehre ſympathiſch, jedenfalls ſympathiſcher als dem Katholicismus. Nachdem die Fuſion von oben miſslungen war, verſuchten es die ſiebenbürger Fürſten mit der Belehrung von unten. Und wohl wiſſend, daſs das Volk, je ungebildeter, umſomehr an dem äußerlichen Ceremoniell ſeiner Secte hängt, wollten ſie, die erſten Herrſcher in Europa, durch Erziehung des Volkes bekehren. Sie ließen einen rumäniſchen Katechismus, der die Mitte zwiſchen Orthodoxie und Calvinismus hielt, drucken und verbreiten und ließen eine rumäniſche Bibelüberſetzung beſorgen. Und da die Ernennung des griechiſch-orthodoxen Biſchofs, obgleich derſelbe in Bukareſt geweiht wurde, von ihnen abhieng, ſo ergriffen ſie die Gelegenheit einer jeden neuen Inveſtitur des vorläufig extralegalen, einer bloß geduldeten Religion angehörenden Biſchofs in erſter Reihe die Bedingung, er möge eine Schule für angehende Cleriker halten, damit ſo der höchſt mangelhaften, ſich oft nicht einmal auf Leſen und Schreiben erſtreckenden Bildung des niederen Clerus abgeholfen, und ſo eine beſſere Volkserziehung angebahnt werde.

Doch bevor dieſes gemäßigte und weiſe Vorgehen Früchte tragen konnte, vollzog ſich die Einigung Siebenbürgens mit dem Reiche der Habsburger. Natürlich erlangten ſofort ganz anders geartete Beſtrebungen die Oberhand. Der erſte Schritt, der die Rumänen weſentlich betraf, war die katholiſche Union, mit der das ganze Volk aus dem orientaliſchen Schisma in den Schoß der katholiſchen, d. h. der griechiſch-unierten Kirche geführt werden ſollte. Um die Art und den Zweck dieſer Maßregel, einer der folgenſchwerſten in der Geſchichte Ungarns, richtig zu verſtehen, genügt es, wenn wir unter Ueberſchlagung des Zeitraumes bis zum letzten Rákóczy'ſchen Feldzug die Ereigniſſe unter Karl VI. unterſuchen.

Nachdem die Union bereits formell vollzogen war, aber mangels in ihrem Geiſte erzogener Geiſtlicher nicht Wurzel faſſen wollte, war die Verfaſſung der Kirche eine überaus eigenthümliche. An der Spitze ſtand der unierte Biſchof, während die Geiſtlichen noch immer die Traditionen der orthodoxen Kirche in mechaniſcher Weiſe fortſetzende Leute waren, die eigentlich gar keine Erziehung genoſſen. Aber ſelbſt in den Biſchof ſchien man kein beſonderes Vertrauen zu ſetzen, da demſelben ein oder zwei Jeſuiten unter dem Titel Theologen beigegeben waren, die ihn beaufſichtigen und ſein eventuell von der Union abweichendes Vorgehen verhindern ſollten. Das ſei nur als Zeichen deſſen angeführt, wie die Union eigentlich von oben [illegible] und [illegible] den Willen des Volkes durchgeführt wurde. Vom [illegible] Bataki wiſſen wir, daſs er orthodoxe und wohl auch proteſtantiſche Kirchen unter militäriſcher Aſſiſtenz eroberte. Trotzdem [illegible] dem ſich nur auf das Ceremoniell erſtreckenden [illegible] die Union zuſehends, und als der Biſchof eine große [illegible] in

Donation erhielt, begann er ſich auch feſter zu fühlen. So lagen die Verhältniſſe, als im Jahre 1728, wie es ſcheint, auf ausdrücklichen Wunſch der Krone, Biſchof Innocentius Klein, ein Zögling der Jeſuiten und der Begründer der nationalen Beſtrebungen der Rumänen, Biſchof wurde. Er förderte die Union und die Intereſſen ſeiner Kirche nach Kräften, wobei er aber mit dem Staatsrecht des Landes oft in Colliſion kam. Er beſtürmte den Hof mit Petitionen, in deren erſter er neben anderen für uns unweſentlichen Punkten verlangt, daſs die rumäniſchen Geiſtlichen dieſelben Rechte wie der Adel und der katholiſche Clerus erhalten ſollten, und daſs überhaupt die Rumänen nicht als Ankömmlinge, Advenae, ſondern als echte Söhne des Vaterlandes betrachtet werden ſollten; mit anderen Worten, ſie ſollten dieſelbe ſtaatsrechtliche Stellung erhalten wie die drei anderen Nationen, die Ungarn, Sachſen und Szekler. Wenn wir aber bedenken, daſs unter den Sachſen und Szeklern kein grundherrſchaftlicher Verband beſtand, und daſs unter den Ungarn nur die adeligen, gleichviel, ob magyariſcher oder rumäniſcher Abſtammung, politiſch berechtigt waren, ſo hätte die Erfüllung der Forderungen des Biſchofs die complete Bauernbefreiung bedeutet, und ſo billig dies auch einem Liberalen des neunzehnten Jahrhunderts erſcheinen mag, ſo iſt es doch ſehr begreiflich, daſs die privilegierten Stände im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts über die Unverſchämtheit ſolcher Forderungen nur lächeln konnten.

Darüber jedoch, was zu jener Zeit die weiteren Abſichten der Wiener Regierung waren, belehrt uns ein Reſcript aus dem Jahre 1729, in dem die Stände aufgefordert werden, gewiſſe, nicht mehr zweckmäßige Geſetze aufzuheben. Diesbezüglich liefen die Vorſchläge des commandierenden Generals Grafen Wallis an den Reichstag im Jahre 1731 hinaus auf die Aufhebung der Religionsfreiheit, die Verſtaatlichung mehrerer Zweige der Verwaltung, das Verbot, ſtudienhalber ins Ausland zu gehen, Aufhebung der Preſsfreiheit und Einführung der Cenſur. Alle dieſe von der Regierung und dem Biſchof Klein befürworteten Reformen (?) wurden von den Ständen zurückgewieſen. Als derſelbe Biſchof in denſelben Angelegenheiten nach Wien petitionierte, erweiterte er ſeine oben angeführten Forderungen mit der Begründung, daſs die Rumänen ſeit Trajan die Ureinwohner Siebenbürgens und die Erben der Cäſaren ſeien, und wurde ſo, nachdem er die Cleriker im Blaſendorfer Seminar in dieſem Geiſte erziehen ließ, der Begründer der nationalen Aſpirationen der Rumänen.*) Hiemit ſchließe ich die Darſtellung des vom Verfaſſer gebotenen Materials, um auf daſſelbe nach Erſcheinen des zweiten Bandes, die rumäniſche Frage in dieſem Jahrhundert behandelnd, zurückzukommen. Indes, das bisher Gebotene läſst deutlich erkennen, daſs der Zweck der ganzen Bewegung die Beglückung Siebenbürgens mit dem centraliſierenden Abſolutismus war, wobei die Mittel nach der bewährten Maxime: „divide et impera“ ins Werk geſetzt wurden, während die trajaniſche Legende, durch welche nach dem Grundſatz qui prior in tempore, potior in iure Biſchof Klein ſeine Forderungen unterſtützte, nur ein Nebenmittelchen war.

Mir erſcheint dieſer Beginn der rumäniſchen Bewegung äußerſt inſtructiv, obgleich ich wohl weiß, daſs durch die angeführte hiſtoriſche Erkenntnis für die praktiſche Politik ſo gut wie nichts gewonnen iſt. Die Sage von Trajan iſt nicht der Grund des Wachſens der rumäniſchen Bewegung, in der ſie heute nur die Rolle einer agitatoriſchen Floskel ſpielt, an deren Stelle, wenn endgiltig widerlegt, leicht andere treten können. Die Rumänen können durch ihren Beweis, die Magyaren durch ihre Widerlegung nichts gewinnen. Der Hebel der Bewegung liegt in der Unzufriedenheit des rumäniſchen Volkes, welche bei der Bauernclaſſe, wie ich an anderer Stelle gezeigt (Nr. 90), ökonomiſche Urſachen hat, während ſie bei den nicht ſehr zahlreichen gebildeten Rumänen ihre Erklärung darin findet, daſs ſie zwar rechtlich keineswegs unterdrückt ſind, aber in geſellſchaftlicher Beziehung von den Magyaren gleichen Standes als inferiores Volk behandelt werden.

Seite. Dr. Olivier von Gomorn.

Ein ſocialpolitiſches Moment in der Converſionsfrage.

Von Dr. Julius Ofner.

Die Börſe wird wieder einmal durch einen Sturm im Waſſerglaſe aufgeregt. Die Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft will eine Zwangsconverſion des ſechsprocentigen Prioritätsanlehens durchführen, welches die vereinigte ungariſche Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft 1871 emittiert und die Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft 1871 im Kaufvertrage zur Selbſtzahlung übernommen hat.

Die Frage, ob die Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft nach dem für das Anlehen maßgebenden Geſetz [illegible] iſt, die Zwangsconverſion durchzuführen, wird für die Leſer der „Zeit“ von geringem Intereſſe ſein. Wichtig aber iſt der ſociale Geſichtspunkt, der bei dieſer Frage ebenſo wie bei allen ähnlichen, eine größere Menge von [illegible] [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Gläubiger wollte — ſagt Herr Profeſſor Mitteis — gewiſs nicht bloß dem Schuldner ſeine Capitalskraft zur Verfügung ſtellen, ſondern in erſter Linie ſein Capital ſicher und möglichſt dauernd anlegen. Ohne ſolche Parteiintentionen ſei ein Creditſyſtem von größeren Dimenſionen gar nicht denkbar. Der Markt ſei der competenteſte Beurtheiler ſeiner Angelegenheiten und die Möglichkeit einer Zwangsconverſion ſei aller Welt ferngelegen. Es möge richtig ſein, daſs die Frage verwickelt und eine Discrepanz der Meinungen begreiflich iſt, aber im Intereſſe des öffentlichen Credits und um der guten Meinung des Auslandes willen ſei es wünſchenswert, wenn unſere großen Unternehmungen nicht länger den beliebten Standpunkt des formalen Rechtes einnehmen würden, welcher von den höchſten Gerichtshöfen ſchon oft und nicht ohne leiſen Vorwurf nach den Geboten kaufmänniſcher Treue für unzuläſſig erklärt worden iſt."

Der letztere Vorwurf richtet ſich nicht bloß gegen die öſterreichiſchen Unternehmungen, ſondern auch gegen den öſterreichiſchen Oberſten Gerichtshof, welcher in den Couponsproceſſen bekanntlich dauernd einen den deutſchen Gerichtshöfen entgegengeſetzten Standpunkt eingenommen hat. Herr Profeſſor Mitteis hat ſich in der Frage bedingungslos auf den deutſchen Standpunkt geſtellt, obwohl ein unbefangener Kenner der Urtheile des deutſchen Reichsgerichtes gewiſs zur Ueberzeugung gelangen wird, daſs derſelbe bei aller Gelehrſamkeit und Gründlichkeit in Fragen, wo nationale und politiſche Geſichtspunkte walteten, öfters nicht die nothwendige Freiheit des Blickes bewahrt hat.

Gerade in den Couponsſtreitigkeiten muſste ſich der Juriſt zumeiſt die Frage vorlegen, welches Land nach normaler Auffaſſung der Vertragsparteien die Einkünfte erbringen ſollte, um die Zinſen und Dividenden zu decken. Die Währung dieſes Landes muſste ihnen als maßgebend erſcheinen, weil ſie die Größe der Einkünfte beſtimmt. Die Antwort lautete für die Couponsproceſſe zweifellos: wo die Thätigkeit, oder juriſtiſch formaliſiert: wo der Sitz des ſchuldneriſchen Unternehmens war. Der entgegengeſetzte Standpunkt, der von allen wirtſchaftlichen Umſtänden des Vertrages abſieht, iſt mancheſterlich, und mancherſterlich war allerdings und iſt größtentheils noch heute die gemeinrechtliche Jurisprudenz. Außerdem war es nicht ohne Bedeutung, daſs Deutſchland das Land der Couponsgläubiger, Oeſterreich das Land der Schuldner war.

Auch in der Moratoriumfrage war der höchſte deutſche Gerichtshof allzu national. Gegen die Beſtimmung des franzöſiſchen Geſetzgebers betreffs der Proteſtzeit konnte die Geſetzgebung und vielleicht auch im Verordnungswege die Juſtizadminiſtration eines anderen Landes auftreten, dieſe Beſtimmung als politiſchen Act und für ſie nicht giltig erklären. Aber ohne derartigen vorherigen Act durfte in einer durch das Wechſelrecht klar zugunſten des franzöſiſchen Geſetzes entſchiedenen Frage kein politiſches Moment erhoben werden, welches den gutgläubigen Wechſelbeſitzer um ſeinen Regreſs gegen einen Vormann brachte, der von der Nichtzahlung des Wechſels am Verfallstage überzeugt ſein muſste.

Dieſe Bemerkungen mögen dazu dienen, klarzuſtellen, wie auch das Privatrecht von Socialpolitik durchwoben iſt, und wie nationale Empfindungen und ſocialer Standpunkt auch das Urtheil des in ſeinem Wollen unbefangenſten Richters und, wie ich ſofort hinzufüge, auch des in ſeinem Wollen unbefangenſten Gelehrten beſtimmen.

Aus dem Gutachten will ich das feine Gehör betonen, das Herr Profeſſor Mitteis für die Wünſche des Marktes, das heißt der Obligationäre hat. Es iſt ein Erbtheil ſeiner romaniſtiſchen Erziehung. Unſere Romaniſtik iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, mancheſterlich. Sie kennt nur den Wortlaut des Vertrages und hat es in Ihering im „Kampf ums Recht" vermocht zu bedauern, daſs Shylock ſein Vertragsrecht liſtigerweiſe genommen wird. Für die Uebermacht des Gläubigers beim Abſchluſs des Darlehensvertrages, die gerade bei Shylock ſo offen hervortritt und zur Abwehr zwingt, iſt ſelbſt ein Ihering blind. Mir iſt es nicht begreiflich, wie jemand in einer Zeit mit normalem vierprocentigen Zinsfuß ſein tiefſtes Gewiſſen verwundet fühlt, weil ein Schuldner bei voller Sicherheit nicht ſechs Procent zahlen will.

Der Arbeiterſchutz, welcher für den Lohnarbeiter in der Reform des Dienſtvertrages ſeinen Mittelpunkt hat, gipfelt für den ſelbſtändigen Arbeiter in dem Schutz gegen Zins- und Kaufwucher. Ich ſpreche hier aus Anlaſs der Convertion nur von dem erſteren, man muſs aber den zweiten ſtets mitnennen. Der Charakter des Schuldzwanges wird erſt gegenwärtig durch die ſocialpolitiſche Betrachtungsweiſe klarer erkannt. Der Schuldner iſt, ſobald die Menge ſeiner Schulden und der hievon laufenden Zinſen ein gewiſſes Maß überſteigt, wirtſchaftlicher Knecht, er arbeitet für die Gläubiger und iſt deren Verwalter. Sein Eigenthumsrecht iſt formell, wie es bei dem Leibeigenen die perſönliche Freiheit war. Das Mittel zu ſeiner Befreiung liegt nicht vorzugsweiſe in den Wuchergeſetzen, welche bisher das einzige Object des Streites waren. Dem Bauer, der das Geld nöthig braucht, um eine ſchlechte Ernte zu überwinden, iſt der Mann, der ihm das Geld zu zehn und mehr Procenten leiht, noch immer ein beſſerer wirtſchaftlicher Freund, als der ſtrenge Moraliſt, der ihm ohne volle Sicherheit überhaupt nichts leiht. Für ihn gibt es eine wirkſame Hilfe nur in der Organiſierung eines weitherzigen Perſonalcredits. Wichtiger iſt es (abgeſehen von Milderungen des Schuldrechtes und der Execution), daſs der Schuldner, der in ſchwerer Zeit unter ſchweren Bedingungen eine Schuld aufgenommen hat, nicht die Laſt dauernd tragen muſs, obwohl er ſich deren entledigen könnte. Der Zinsfuß, der zu einer gewiſſen Zeit normal iſt, ſei es für den einzelnen Schuldner, ſei es überhaupt, kann in einer Folgezeit wucheriſch werden, wobei der Ausdruck nicht im Sinne des ſtrafbaren Wuchers, ſondern lediglich im Sinne einer drückenden wirtſchaftlichen Belaſtung des Schuldners aufgefaſst ſein ſoll. Während Herr Profeſſor Mitteis es für eine Vorausſetzung geſunder Creditoperationen hält, dauernde Schuldzuſtände zu ſchaffen, hat die Rechtstheorie es ſchon begriffen, daſs in der zwangsweiſen Dauer eines zu hohen Zinsfußes eine im öffentlichen Intereſſe nicht zu duldende wirtſchaftliche Ueberlaſtung des Schuldners gelegen iſt, und das neue deutſche Civilgeſetzbuch hat es klar und deutlich ausgeſprochen, daſs bei jeder Schuld, die über vier Procent verzinslich iſt, der Schuldner nach Ablauf eines halben Jahres zu kündigen berechtigt iſt. Es liegt in der Natur dieſer Beſtimmung, daſs auf ſie nicht verzichtet werden kann. Bei internationalen Maſſenſchulden wird es legislatoriſch gerechtfertigt ſein, daſs bei Wahrung dieſes Standpunktes eine gewiſſe Rückſicht auf die Verbreitung der Papiere genommen wird, beſonders da der Zinsfuß ſolcher Effecten nicht weſentlich vom mittleren Zinsfuß abweicht und der letztere nicht ſo raſch wechſelt. Man könnte alſo geſetzgeberiſch eine Clauſel zulaſſen, daſs das Anlehen erſt nach 5—10 Jahren gekündigt werden dürfe. Aber die Unkündbarkeit für alle Zeit, zum Beiſpiel für das fragliche Anlehen der Donau-Dampfſchiffahrtsgeſellſchaft für 50 Jahre, iſt ſocial unerträglich. Auch der Markt, ſoweit er nicht unmittelbar intereſſiert iſt, hat nur ein Kopfſchütteln dafür, daſs ein durchaus ſicheres Schuldpapier eine den normalen Zinsfuß weſentlich überſteigende Verzinſung tragen ſoll; bei ſoliden, an Erwerb durch wirkliche Induſtrie oder wirklichen Handel gewohnten Kaufleuten wird Herr Profeſſor Mitteis jene von ihm mitempfundene Entrüſtung des Marktes nicht bemerken.

In dem Streit zwiſchen Prioritäts- und Actienbeſitzern iſt der Socialpolitiker in ſeinem Urtheile wohl beengt. Bei den einen wie bei den anderen ſind es Perſonen, die nur Geld gegeben haben ohne zu arbeiten, und dafür Zinſen und Dividenden erhalten. Der Gegenſatz zwiſchen Geld und Arbeit tritt alſo nicht hervor; es ſcheint im Gegentheil, daſs der kleine Obligationär der reichen Geſellſchaft gegenüber zu ſchützen ſei. Man ſieht daraus, daſs in einem wirtſchaftlichen Zuſtande, in welchem die Erfolge der Arbeit ihr nicht ganz oder doch vorzugsweiſe zufallen, die Löſung der einzelnen Fragen aus dem Arbeitsrechte heraus dieſes Recht doch nicht bethätigt. Man ſchützt im Unternehmen die Arbeit, aber man ſchützt im Unternehmer nicht immer den Arbeiter.

Dennoch iſt es wichtig, gegen die mancheſterlichen, dem Gläubiger als dem beim Vertragsabſchluſs mächtigen Theil allzu günſtigen Standpunkt des Herrn Profeſſor Mitteis zu betonen, daſs der Socialpolitiker ſich bei Productionsdarleihen lediglich auf den Standpunkt ſtellen kann, der Gläubiger habe das Recht auf den Betrag ſeines Darlehens und auf die Zinſen der Zwiſchenzeit, nicht aber auf eine Dauer des Schuldverhältniſſes. Der zur neuen Verwertung ſeines Geldes nöthige Termin ſoll ihm gewahrt bleiben. Aber grundſätzlich hat ſich das Recht auf Seite des Arbeitenden zu ſtellen, nicht auf Seite des Müßigen, der den Gewinn bezieht.

Die grüne Internationale.

Rückblick auf den Internationalen landwirtſchaftlichen Congreſs zu Budapeſt.

Von Dr. Rudolph Meyer.

V.

Am intereſſanteſten war nach dem, was die deutſchen Agrarier thaten, das Auftreten des intelligenten Franzoſen Herrn Sagnier, Redacteur des „Journal d'Agriculture", der augenſcheinlich die An- und Abſichten der franzöſiſchen classes dirigeantes — und die ſind dort das Bleibende im Wechſel der Regierungen — genau kannte. Daſs er für Bimetallismus ſprach, iſt ja natürlich, denn das thaten meines Wiſſens alle Agrarier auf dem Congreſs. Viel intereſſanter und von großer politiſcher Bedeutung aber war Folgendes: Er war der einzige Mann, welcher, auch angenehm geſellſchaftlich, eine heitere Miene zeigte, während dort wirkliche Noth oder Sorge und beſtenfalls Mitleid auf aller Antlitz lag. „Frankreich iſt zufrieden!" ſagte er. Ich glaube, daſs viele darüber ſtaunten, ich begriff ihn. „Bei Ihnen", ſagte er, „wirken die Zölle vortrefflich, ſchon genüge Frankreichs durch ſie ſtimulierter Kornbau dem Bedarf im Kriege. Seine Landwirtſchaft habe von einer Zollunion nichts zu hoffen."

Vor 10 Jahren hatte bereits ein internationaler landwirtſchaftlicher Congreſs in Peſt getagt, ſich für eine Zollföderation, wie es ſcheint unter Theilnahme der Franzoſen, ausgeſprochen. Der Marquis de La Tour du Pin Chambly, der [illegible] und bedeutendſte der katholiſchen Conſervativen Frankreichs, welcher Oeſterreich-Ungarn ſehr genau kennt, hatte dieſelbe in der intereſſanten Broſchüre „Crise agricole ou question agraire", deren Titel ſchon die richtige Anſicht ausdrückt, daſs wir es hier mit einem lange dauernden Zuſtande des Leidens zu thun haben, warm empfohlen, und jetzt lehnte der bekannteſte und [illegible] Sagnier den Beitritt zu einer ſolchen ab. „Es muſs ſich [illegible] haben!"

[illegible] Deutſchlands feiern das 25jährige Jubiläum des Deutſchen Reiches in ſchwungvollen Artikeln, worin ſie nachweiſen, daſs das [illegible] zwiſchen Frankreich und Deutſchland ſich [illegible] Zeit gründlich

habe, dabei wird namentlich auf das Aufhören der Volksvermehrung in Frankreich hingewieſen. Bevor ſolche Artikel geſchrieben waren, habe ich mich in der vor Beginn des Congreſſes nach Peſt geſandten Fragebeantwortung bereits hierüber ausgeſprochen. In Deutſchland kommt jährlich ein guter Theil des Volkszuwachſes der Socialdemokratie zugute, und die Geſinnung der deutſchen und franzöſiſchen Socialdemokraten iſt ſo verſchieden wie die Behandlung, welche die Arbeiter hüben und drüben ſchon ſeit 1789 erfahren haben. Ferner hat Frankreich ſeinen Anbau mit Brotgetreide und den Ertrag pro Hektar weit mehr vermehrt als Deutſchland, und der franzöſiſche Bauer hat ſich, durch Fortpflanzungseinſchränkung und Vermehrung der Productivität der Arbeit, wie der engliſche Conſul zu La Rochette im „Journ. of the roy. agric. Society" vom Juni 1896 ſagt, ſo rangiert, daſs er wieder ſorgenlos, obſchon ſparſam, weiterleben kann. Die Pacht für Land iſt um 30 Procent, der Preis desſelben aber weit weniger gefallen. Die Induſtrie entwickelt ſich, wenn auch nicht ſo ſchnell als in Deutſchland, ſie zahlt aber auch höhere Löhne, die Zinſen von im Auslande angelegten Capitalien nehmen mehr zu als in Deutſchland. Kurz, das franzöſiſche Volk erſtarkt wieder — freilich um einen hohen Preis, den Verzicht auf Volksvermehrung! Das iſt der **eine** Grund, weshalb die „leitenden" Franzoſen jetzt von der Zollföderation nichts mehr wiſſen wollen, dieſer Conception eines ihrer größten Denker, Le Plays!

Der **zweite** iſt, daſs ſeit 1886 das Bündnis mit Rußland geſchloſſen oder doch befeſtigt wurde, und Frankreich gewiſs keiner continentalen Politik beitreten wird, die ſich **gegen** Rußland kehrt. Denn an den naiven, auch in Peſt noch von deutſchen Agrariern wiederholten Satz Bismarcks von wirtſchaftlicher Freundſchaft bei politiſcher Feindſchaft und umgekehrt glaubt **der**, auf den es ankommt, **der heutige Franzoſe**, nicht! Es liegt ganz etwas anderes in der Luft, als die continentale Zollföderation!

Sobald es den deutſchen Agrariern gelungen ſein ſollte, den Zollvertrag mit Rußland zu revidieren, eventuell aufzuheben, die Meiſtbegünſtigungsclauſel und den ſie betreffenden Artikel des Frankfurter Friedens auch aufzuheben, dann wird das Feld frei ſein für einen intimen Zollvertrag zwiſchen der gefährlichſten der „vier großen Nationen" und der **wirtſchaftlich** wenigſtens gewiſs ſtärkſten der europäiſchen „kleinen" Nationen gegen den „Dreibund". Es kann dieſe Vermuthung mich trügen, doch hat das Auftreten der höchſt eingeweihten Herren Timiſiareff und Sagnier mir den Eindruck gemacht, daſs die deutſchen Agrarier unbewuſst und jedenfalls unbeabſichtigt arbeiten „pour le Czar de Russie", der heute auch die Politik Frankreichs ſo unumſchränkt leitet, wie diejenige Rußlands.

Die Abweſenheit ſpaniſcher und die Nichtbetheiligung der zwei italieniſchen Vertreter an den Debatten deutet auch darauf hin, daſs dieſe Staaten nicht gegen Rußland ſich engagieren wollten, gegen deſſen Kornausfuhr doch die deutſch-ungariſchen Agrarier hauptſächlich den Congreſs veranlaſst hatten. Sie hängen finanziell und auch commerziell **mehr** von Frankreich als von Deutſchland und Oeſterreich ab und werden kaum räthlich gefunden haben, Frankreichs Alliierten zu brüskieren. Es iſt mir fraglich, wie lange Italiens politiſche Dreibundſtellung gegenüber jenen volkswirtſchaftlichen Intereſſen ſich wird aufrecht erhalten laſſen. Seit 1888 hat Italien ſchlechte Handelsbeziehungen zu Frankreich, und Deutſchland-Oeſterreich haben es durch beſſere Handelsverträge zu entſchädigen verſucht. Das iſt miſslungen. Italien exportierte jährlich durchſchnittlich 1886/87 nach Frankreich 427, nach Deutſchland-Oeſterreich 205, Summa 632 Millionen Frcs., 1893/94 nach Frankreich 146, Deutſchland-Oeſterreich 267, Summa 413, d. h. 281 Millionen Frcs. weniger. Dies iſt faſt ⅓ ſeiner ganzen Ausfuhr! **Frankreich hungert Italien aus!**

Bei alledem iſt doch die „**Grüne Internationale**" gegründet und wird wahrſcheinlich erſtarken. Die Idee der internationalen Arbeitstheilung wird von den Agrariern aller Länder verworfen und die europäiſche Handelsföderation vom Berliner Agrarierblatt am 8. October für „Träumerei" erklärt. Die Feindſchaft gegen Handelsverträge und Meiſtbegünſtigung wird unſere Induſtrie aus Rußland und ganz Amerika verdrängen, wenn die deutſche Regierung ſchwach genug ſein ſollte, auch hierin den Agrariern nachzugeben. Die bimetalliſtiſche Währungspolitik wird die „Grüne" in der nächſten Zukunft am meiſten ſtärken, weil ſie hier einen wirklichen Erfolg haben kann, wenn der Bimetallismus in Amerika ſiegen ſollte. Auch die Börſe mag mit Hilfe der deutſchen Regierung den Agrariern unterworfen werden — allein das wird ihnen keine höheren Preiſe verſchaffen und dem Nationalreichthum ſchaden.

Endlich hat der theoretiſche Sieg der Herren Klapper und Dr. Ruhland bereits ſeine Wirkung zu üben begonnen: Er ſtärkt den **Antiſemitismus** in Deutſchland, Oeſterreich und Ungarn mächtig und wird den Claſſen- und Raſſenkampf in dieſen Ländern ebenſo verſchärfen, wie das Beſtreben nach dem „nationalen Agrarmarkt" die Welthandelskämpfe. Unfrieden überall, das iſt das traurige Reſultat vom Peſter Congreſs!

Das hat ſchon begonnen: Der Prinz Alois Liechtenſtein, welchen die liberale Wiener Preſſe ſeit ſeinem Debut auf dem Katholikentage im Jahre 1876, in gänzlicher Verkennung dieſer Perſönlichkeit, fortwährend verhöhnte und reizte, hat ſich des in Peſt, dank der Geſchäftsordnung der ungariſchen Regierung, nicht genügend radical bekämpften Dogmas von der nefaſten Thätigkeit des (jüdiſchen) Großcapitals bereits mit großem Geſchick bedient, um nun auch die mittleren und kleinen **Grundbeſitzer** für ſeine Partei zu gewinnen. Auf dem anfangs October in Ladendorf tagenden **Bauerntage** hat er eine ſeiner zündenden Reden gehalten, welche das Berliner Agrarierblatt ſofort den deutſchen Bauern mittheilte: Der Peſter Congreſs habe feſtgeſtellt, daſs die „Liſten und Geſchäftskniffe des Großcapitals" an den niedrigen Preiſen ſchuld ſeien.

Ich fürchte, daſs in Oeſterreich und Ungarn die antiſemitiſche Bewegung nun ſiegreich ſich der kleinen, noch etwas Land beſitzenden, aber verſchuldeten **Landbevölkerung** bemächtigen wird, und das hat gute Gründe, denn hier ſind die Juden der kleinen Städte und namentlich die in Dörfern als Kaufleute und Schankwirte anſäſſigen meiſt die Gläubiger. In Böhmen ſoll ja bereits auch eine czechiſch-antiſemitiſche Partei im Entſtehen ſein und kann hier beſonders gefährlich werden.

Die Altconſervativen wollten die Verſchuldung, übermäßige Parcellierung und den Verkauf kleiner Grundſtücke an Großgrundbeſitzer und Nichtlandwirte unmöglich machen und dadurch die Entvölkerung des Landes und die Ueberflutung der großen Städte mit Landproletariern verhindern. Dabei ſind ſie in Deutſchland, Oeſterreich und Ungarn geſcheitert, in den letzteren beiden Ländern ich perſönlich im Jahre 1882. Nun gelingt es, die ſchon enteigneten und auch die tiefverſchuldeten „kleinen Leute" auf dem Lande gegen jene Claſſe aufzureizen, welche beſonders viele derſelben geſchädigt hat, die Juden. Aber auch die Großgrundbeſitzer haben, um ſich zu arrondieren, oft der Jagd wegen, viele mittlere und auch einige kleine Grundbeſitzungen ausgekauft, und wenn einmal, was Gott verhüten wolle, etwa bei großer Noth infolge von Krieg, Handelskriſis oder ſchlechter Ernte, die aufgereizte Volksmaſſe auf dem ausgedehnten platten Lande, wo der Militärſchutz verſagt, die jüdiſchen Schänken und Kramläden geſtürmt und ſich an den darin gefundenen Spirituoſen berauſcht haben ſollte, ſo wird ſie kaum vor den Schlöſſern der Großgrundbeſitzer reſpectvoll Halt machen, ſicher nicht, wenn deren Beſitzer ſich an der „Arrondierung" betheiligt hatten. Der berühmte Antiſemitenhäuptling und „Rector aller Deutſchen", Herr Ahlwardt, hat ja ſchon die antiſemitiſche Theorie dahin erweitert, daſs die „Juden und Junker" das Volk ausbenteten, was er wohl nicht nur aus äſthetiſcher Neigung für die ſchöne Alliteration gethan hat. Welche der beiden „Ausbeuterclaſſen" mag wohl ſeine Ueberſiedlungskoſten nach Amerika getragen haben?

Man hat mich oft der Schwarzſeherei beſchuldigt — und nach Jahren übertrafen die Ereigniſſe meine Befürchtungen, ſo bezüglich des Wachſens der Socialdemokratie, der Auswanderung der Landarbeiter, des Preisfalles. Es wird auch bezüglich des Antiſemitismus nicht ausbleiben. Und doch zerſtört er ſchon im wörtlichen Sinne: Im October dieſes Jahres brach ein Strike auf dem Dux-Teplitzer Braunkohlenrevier aus, auf Schachten, welche Actiengeſellſchaften gehören, deren größte Actionäre zwei ſehr reiche jüdiſche Kohlenſpediteure in Auſſig ſind. Ein Förderſchacht wurde zerſtört. Der Strike ergriff nicht die Bergwerke zweier Grafen, welche ihre Gruben zwiſchen Teplitz und Auſſig beſitzen. Auf Erkundigung erfuhr ich, daſs dieſe erſte und warnen ſollende Bewegung von einer Combination von Antiſemiten und Anarchiſten ausgieng. Socialdemokraten ſind auch die gräflichen Bergarbeiter, aber Antiſemiten ſind ſie nicht.

Somit wird, fürchte ich, die „grüne Internationale" den Claſſenkampf in den einzelnen Ländern mehr ſchüren, als die „rothe" es ſeit 33 Jahren that, und ſie entfacht gleichzeitig den Handelskampf der Nationen und Welttheile, welchen die „rothe", ſoweit ſie kann, zu vermeiden ſucht. Die deutſchen Agrarier deren ausgezeichnete Organiſation, geſchickte Leitung, talentvolle Redner ich in Peſt mit einem gewiſſen Stolz bewundert habe — iſt es doch Blut von meinem Blut und Fleiſch von meinem Fleiſch — deren Ueberzeugungstreue unzweifelhaft iſt, und deren Patriotismus Herr v. Ploetz gegenüber verlockender Verſuchung redlich bethätigt hat, können leider, eben wegen des Muthes und der Energie, womit ſie kämpfen, ganz Europa in heilloſe Kämpfe ſtürzen — weil ſie ihre alten Lehrer von v. Thünen an über v. Gerlach, Stahl, Wagener und Rodbertus **gar nicht mehr kennen**, an die doch Ruhland und Klapper nicht hinanreichen, und ſeit 30 Jahren das **momentane individuelle Intereſſe** der norddeutſchen Grundbeſitzer und Landwirte über ihr dauerndes Standes-, reſp. Claſſenintereſſe geſtellt haben. Ihr unbeſtreitbarer Sieg in Peſt hat mich mit Trauer und großem Bedauern für ſie ſelbſt erfüllt.

Von den deutſchen Börſen.

(Finanzieller Brief aus Deutſchland.)

Wenn es Herrn von Stumm gelingt, das große Kohlenverkaufsſyndicat ebenſo [illegible] zu machen, wie in den letzten Monaten die Hamburger Arbeiter, ſo werden wir beim erſten [illegible] der Warnung einen Generalſtrike im Ruhrbecken erleben. Vielleicht [illegible] aber [illegible] und zu [illegible]. [illegible], daſs ein [illegible] [illegible] [illegible] als ein [illegible] Dampfer. [illegible] und [illegible] und Nordamerika, [illegible] während [illegible]

Digitized by Google

Gruben ſehr raſch auch die Bergleute an der Saar anſtecken könnte. Dieſe Lohnerhöhungsfrage, gegenwärtig allerdings kaum in Umriſſen bemerkbar, dürfte ſich bald zu einem Factor verdichten, von dem das ganze Wohl und Wehe unſerer Induſtrie abhängt. Zwar ſagt uns die Vernunft, daſs das große Syndicat, welches heute den Zechen alles, alſo auch die Lohnſätze dictiert, nach Kräften einen Strike verhüten müſſe, allein auch kein Menſch hat daran gedacht, daſs unſere Rheder einen ganzen Welthafen ſo lange veröden laſſen würden, und dennoch iſt das Unzulängliche Ereignis geworden. Die zahlloſen Proceſſe, welche jetzt in Hamburg zwiſchen Kaufmann (Exporteur oder Importeur) und Rheder ſpielen, werden an die gegenwärtige Epoche noch zu denken geben, wenn dort längſt die Arbeit wieder aufgenommen iſt. Ich mache aber ſchon jetzt auf die Schwankungen aufmerkſam, welche über die wichtigſten Börſengebiete hereinbrechen könnten, ſobald die Grubenleute bei ihren Brotherren auf Widerſtand ſtoßen ſollten.

Einſtweilen ſind Kohlen- und Eiſenactien, ſo ſtill auch der Speculationsverkehr ſonſt iſt, noch immer die beliebteſten Papiere. Eine Erhöhung z. B. der Kohlenpreiſe um nur 1 M. macht auf die Förderung von Harpener ſchon 4 Millionen Mark aus. Alſo eine ganz leichte Berechnung. Ein Theil des Publicums handelt ſeine Montanpapiere per Caſſa und lombardiert dann bei derſelben Bankvermittlung, an den Börſen aber werden auch zahlreiche Abſchlüſſe auf Lieferung gemacht. Statt des Ultimo wird irgend ein kurzer Termin vorher gewählt, ſtatt der Börſenuſancen heißt es nunmehr: auf handelsgeſetzlicher Grundlage. Bedenkt man außerdem noch, daſs nur ein verſchwindend kleiner Bruchtheil aller Börſenbeſucher ſich zum Regiſter bequemt hat, ſo läſst ſich der ganzen „Reform“ ein nahezu vollſtändiger Miſserfolg definitiv beſcheinigen. Die Niederlage der Börſenfeinde würde noch peinlicher ſein, falls die Bankleute ihre alte Furcht vor dem Stempelgeſetz aufgäben und Abſchläge von Nichtregiſtrierten nicht verſteuerten; jedenfalls bedürfte es einer bisher noch unerkannten gebliebenen gerichtlichen Auslegung, um Umſätze, welche kein deutſches Gericht als vorhanden anſehen kann, trotzdem ſtempelpflichtig zu machen. Wohl gibt es ganz niedere, mit Schmach bedeckte Gewerbe, welche Abgaben zu zahlen haben, indem ſie dem Staat auch Koſten verurſachen, allein dieſe Thätigkeiten ſind dann doch auch von oben her anerkannt und unter Umſtänden ſogar geſchützt.

Effectvoller nimmt ſich noch die Kriegshaltung unſerer Getreide- und Productenbörſen aus. Anfangs fürchtete man, daſs die Großen: die Geh. Commerzienräthe und Generalconſuln rc. die Oppoſition im Stiche laſſen würden, aber der Irrthum war hier ein zweifacher. Erſtens fühlen ſich die Großen jetzt von dem Beifall ihres Börſenpublicums — ein ſo ſeltener Fall — höchlich geſchmeichelt, und ferner iſt die dabei intereſſierte Menge in ihrer Stimmung gar nicht darnach angethan, auf irgend einen geſchäftlichen Prunknamen etwas zu geben. Es iſt eine Kampfesluſt von innen heraus, die ſich gegebenen Falles auch andere Führer wählt. Rein äußerlich wird in dieſer Angelegenheit an der gründlichen Niederlage von Zweien nichts mehr zu ändern ſein: der Agrarier, welche leidenſchaftlich gerne theuer verkaufen, und der Militärdepots, welche hartnäckig beim billigen Einkauf verharren. Ich ſagte eben: rein äußerlich, denn wollten Handel und Gewerbe bei uns hoffen, damit überhaupt dem Drucke gewiſſer hochmüthiger Stände entwichen zu ſein, ſo wäre dies ein Irrthum. Die innerliche Schwäche unſeres kaufmänniſchen Bürgerthums, ſein Mangel an Widerſtandskraft nach oben zu, dürfte nur zu bald wieder aufgedeckt werden. Im übrigen haben die Oeſterreicher Unrecht, auf die holländiſchen Börſen hinzuweiſen, welche das Getreidegeſchäft der Deutſchen jetzt an ſich riſſen. Der einzige Platz, welcher hier in Betracht kommen konnte, Amſterdam, iſt thatſächlich noch nicht ſtark genug, um Berlin zu erſetzen. Wäre dies bereits der Fall, ſo würden ſich darüber die ruſſiſchen Händler am meiſten freuen. Deren ſehr große Verlegenheit ohne den deutſchen Terminhandel kommt ſelbſt in der ruſſiſchen Preſſe noch nicht zum rechten Ausdruck.

Deſto lebhafter geht es dort zu, ſobald die Valutaregulierung zur Erwähnung kommt. Und Miniſter Witte ſorgt ſchon in ſeiner Preſſe dafür, daſs der Gedanke an eine nahe bevorſtehende Einführung der Goldwährung immer wieder glaubhaft gemacht werde. [illegible] hat es wohl kaum je ein Land gegeben, in dem ein allmächtiger Miniſter ſo oft und ſo nachdrücklich ſeine neue Währung vertheidigt, wo dieſelbe doch angeblich vollſtändig geſichert ſein ſoll. Charakteriſtiſcherweiſe wird von den Herren in Petersburg ſtets dabei auf Oeſterreich verwieſen. Sie ſagen, daſs man „mit Unrecht“ behaupte, die neue Valuta enthalte eine Devalvation. Prononcire man doch nur das, was Oeſterreich-Ungarn im Auguſt 1892 gethan habe, als es das jeweilige Agio zu fixieren begann, die Silberbarrs aufhob, und die Goldvaluta annahm. Es falle doch keinem Menſchen ein, zu ſagen, Oeſterreich-Ungarn komme ſeinen Verpflichtungen nicht nach, [illegible] bei uns im Auslande darüber raiſonniere, daſs der [illegible] rubels nicht um ihre Einwilligung [illegible] Wirklichkeit die Banken [illegible] jetzt auf „Rubel in Gold [illegible] keine Bahnung [illegible] [illegible]

1894) einige Hinweiſe des Miniſters von etwas unklarer Natur. Darnach ſoll damals dieſer kluge Mann wörtlich geſagt haben: „Daſs in Oeſterreich die Wertrelation feſtgeſetzt iſt, macht nichts aus, denn die Einführung der Goldwährung in Oeſterreich iſt eine Illuſion. Eine Goldwährung, eine Valutaregulierung führt man nicht ein, ſie führt ſich ſelbſt ein oder iſt unmöglich.“ Nun iſt der letztere Schluſs ſo vernünftig, daſs er gerade auf die öſterreichiſchen Verhältniſſe paſst, es iſt alſo unerfindlich, weshalb ein ſo gewiegter Miniſter etwas undiplomatiſch und dann ununterrichtet geweſen ſein ſollte, um ſein Nachbarland noch für goldwährungsunreif zu halten. Bekanntlich ſpricht Herr Witte geläufig nur ruſſiſch oder franzöſiſch, Sprachen, die nicht jedem Interviewer von Neugiers Gnaden ſchnell faſslich ſind. Unter allen Umſtänden ſcheint mir die Oppoſition gegen eine ruſſiſche Goldwährung an Macht und Einfluſs höchſt achtunggebietend zu ſein, ſo daſs dort der Termin einer endgiltigen Herrſchaft des gelben Metalles immer noch hinausgeſchoben werden dürfte. Dies feſtzuhalten iſt umſo wichtiger, als neuerliche officiöſe Meldungen aus Petersburg viele Irrthümer im Auslande erzeugt haben; allerdings nicht bei unſerer in dieſem Punkte nur zu gut unterrichteten Hochfinanz.

Dieſe unſere Hochfinanz gründet jetzt wieder höchſt eifrig, obgleich ſie ſich dabei auch die Banken zweiten und dritten Ranges, die ſogenannten „Händler mit alten Reſten“ als Gefährten gefallen laſſen muſs. Im Vordergrunde ſteht natürlich die Elektricität, wo die techniſchen Leiter wohl zu Umwandlungen in Actiengeſellſchaften, aber nur ſehr ſpärlich zu Verſchmelzungen rathen. Nur geht es nicht immer ſo laut darüber her, wie bei dem Fuſionsproject Allgemeine Elektricitätsgeſellſchaft-Löwe, wo die Techniker beider Unternehmen ſofort die offenſte Entrüſtung bekundeten. Die Firma Singer in Berlin, welche jetzt gegründet wurde, hat einen guten Ruf in elektriſchen Bahnen. Ihre Patente gravitieren nach Amerika, ſind aber dann noch keineswegs mit denen von Hermann Houſton zu verwechſeln, welche die Union in Berlin mit ſo großem Erfolge ausnützt. Die gerichtliche Klage gegen die Allgemeine Elektricitätsgeſellſchaft iſt übrigens nunmehr von einem Actionär wirklich erhoben worden. 13 Procent Dividende ſind vertheilt worden, 19·35 Procent begehrt der Kläger. Unbillig iſt ein ſolches Verlangen keineswegs, da dieſes Unternehmen grundſätzlich alles in ſich herunterſchreibt und die Actien doch ein großes marktgängiges Papier bilden, dem ſelbſt die Wiener Speculation bis zu dem berüchtigten ſchwarzen Samstag nicht unhold war. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich noch erwähnen, daſs ſich die deutſchen Beſitzer der Oeſterreichiſchen internationalen Elektricität über das Stehenbleiben der Curſe wundern, indem doch die Elektricitätsactien ſämmtlicher deutſcher Unternehmen ſeit langem ſteigen. Man weiß aber bei uns nicht allgemein, daſs jene Geſellſchaft den Namen international nur mit Unrecht trägt und lediglich ſich auf Oeſterreich beſchränkt. Außerdem iſt es wichtiger, daſs man Fabriken betreibt, als bloß eine Centrale vorzuſtellen. In Oeſterreich-Ungarn iſt in dieſer Branche noch vieles nachzuholen — trotz vieler Firmeneintragungen!

Z. v. H.

Die Stellung der Frau im Römiſchen Recht.

Von Profeſſor Dr. Otto Seeck (Greifswald).

Den rudimentären Organen, wie ſie die Zoologen als Reſte überlebter Organiſationen und intereſſante Zeichen der unvollſtändigen Anpaſſung an vielen Thieren aufgezeigt haben, entſprechen auf geſchichtlichem Gebiete Erſcheinungen ganz ähnlicher Art. Wie oft treffen wir nicht im täglichen Leben auf irgendeine Sitte, irgendeine Einrichtung, die uns ganz unvernünftig erſcheint und es auch thatſächlich wäre, wenn ſie nicht in den Zuſtänden vergangener Zeiten ihre Erklärung fände. Wie die Augen der Maulwürfe, ſo ſchwinden auch dieſe veralteten Reſte keineswegs dahin, ſobald ſie überflüſſig geworden ſind, ſondern das Volk hängt mit zäher Liebe an den Gewohnheiten ſeiner Väter, und die Gelehrten erſinnen tauſend Gründe, ſie zu rechtfertigen, auch wenn ſie in Wirklichkeit längſt keinen Grund mehr haben. Dies fiel mir wieder ein, als ich in den Zeitungen den Proteſt deutſcher Frauen las, der ſich gegen die Behandlung ihrer Rechte in dem Entwurf zu einem bürgerlichen Geſetzbuch für das Reich wandte. Denn was dieſe Damen mit gutem Grunde bekämpfen, ſind auch nur rudimentäre Organe unſeres Rechtslebens, d. h. Einrichtungen, die in grauer Vorzeit gut und vernünftig waren, aber gegenwärtig nur noch fortbeſtehen, weil ſie einmal da ſind.

Namentlich im Frauenrecht haben ſich dieſe Rudimente mit beſonderer Zähigkeit behauptet und das aus guten Gründen. Der Mann [illegible] kann er in der einen oder [illegible] ſeines Vaterlandes ein [illegible] die Männer [illegible] daſs die [illegible] geworden [illegible] während [illegible] länger im [illegible] ändern. Der [illegible] und [illegible]

[illegible] und Geſetzen [illegible]

Digitized by Google

bindet ſich dieſe Pietät in ſo eigenthümlicher Weiſe mit der größten Frivolität der Rechtsauffaſſung. Soweit es irgend möglich iſt, taſtet man das Ueberlieferte nicht an; aber die Juriſten erfinden tauſend Schleichwege, um dem Buchſtaben des Geſetzes Genüge zu thun und doch zugleich ſeine urſprüngliche Wirkung in ihr Gegentheil zu verkehren. Auf dieſe Art kann das Recht mit den wechſelnden Bedürfniſſen der Zeiten vollkommen Schritt halten und doch ſcheinbar ganz das alte bleiben. Es leuchtet ein, daſs dieſe Art des Fortſchritts für die Erhaltung rudimentärer Organe ganz beſonders günſtig war. Man brauchte ſie eben formell nicht abzuſchaffen, weil man ſie durch die feinſten juriſtiſchen Kniffe materiell jeder Wirkung beraubt hatte. Nirgends zeigt es ſich daher ſo deutlich, wie ſich Geſetz und Recht von Geſchlecht zu Geſchlecht fortſchleppen und doch im Wechſel der Jahrhunderte immer wieder ihren eigentlichen Sinn verändern. Doch dieſe Erſcheinung iſt keineswegs auf Rom beſchränkt, ſondern ſie wiederholt ſich im Rechtsleben aller Völker, nur nicht ſo klar und paradigmatiſch. Was ich über denjenigen Theil des Rechtes, der auch bei den Römern der conſervativſte war, über das Frauenrecht, zu berichten habe, wird daher, wie ich hoffe, auch für das Verſtändnis unſerer modernen Entwicklung nicht ganz ohne Intereſſe ſein.

Jedes Recht hat ſeine Wurzeln in einem Zuſtande roheſter Selbſthilfe. Zwar beſteht ſchon etwas, was einem Staate ähnlich ſieht; denn ſo lange es Menſchen gab, haben ſie ſich immer zu größeren Gemeinſchaften zuſammengeſchloſſen. In dieſen unterſtützt man ſich gegenſeitig beim Roden des Waldes oder bei der Abwehr wilder Thiere und räuberiſcher Menſchen; man überfällt gemeinſam die Nachbarn, um neues Land für den Unterhalt des Volkes zu gewinnen oder ſich durch Plünderung zu bereichern. Aber die Aufrechterhaltung eines geordneten Rechtszuſtandes in ihrem Innern betrachtet die Gemeinde noch nicht als ihre Aufgabe; in dieſer Beziehung läſst ſie jeden für ſich ſelber ſorgen.

So lange aber die Gewalt der Quell jedes Rechtes iſt, ſteht die Frau, welche nicht die Kraft beſitzt, ſich mit der Waffe in der Fauſt ſelber zu ſchützen, natürlich ganz rechtlos da. Sie iſt ein paſſiver Gegenſtand des Beſitzes, gleich dem Herdenvieh, nur viel koſtbarer als dieſes, denn ganz abgeſehen von dem Reize, den ſie durch ihr Geſchlecht auf den Mann ausübt, ſtellt ſie auch die Arbeitskraft des Hauſes dar. Nur für den hochciviliſierten Menſchen iſt Thätigkeit ein Bedürfnis; der Barbar, welchem Stamme er auch angehören möge, freut ſich zwar an Krieg und Jagd, aber jede geregelte und gleichmäßige Arbeit iſt ihm zuwider. Wie die Wilden in Amerika und Afrika nur arbeiten, wenn der Hunger oder die Peitſche eines Gebieters ſie treibt, ſo lagen auch unſere germaniſchen Vorfahren den lieben langen Tag auf der Bärenhaut und glotzten ſtumpf in die Flammen ihres Herdes, und bei den Italikern der älteſten Zeit wird es nicht anders geweſen ſein. Wo aber nur derjenige Arbeit leiſtet, der durch eiſernen Zwang dazu angehalten wird, da fällt ſie natürlich den Schwächſten zu, d. h. den Frauen. Denn Sclaven halten auf dieſer niedrigſten Stufe der Cultur nur ſehr wenige, ſchon weil ihre Ernährung Schwierigkeiten macht. Der aufgeſparte Beſitz iſt aber noch ſehr gering, und von Zeit zu Zeit treten immer wieder Hungerperioden ein, in denen jeder überflüſſige Miteſſer beſeitigt wird. So bleibt denn die Frau das arme Arbeitsthier, das wohl fleißig ſein muſs, weil es ſonſt von dem ſtärkeren Manne den Prügel oder noch Schlimmeres zu erwarten hat.

Zu der Zeit, über welche wir bei den Römern genauere hiſtoriſche Kunde beſitzen, iſt dieſer Zuſtand zwar längſt ein überwundener; aber Reſte desſelben haben ſich lang erhalten. Noch im zweiten Jahrhundert vor Chriſtus iſt von der gentis enuptio die Rede, d. h. von dem Rechte, aus der eigenen Familie herauszuheiraten und dieſes wird als ein Privileg erwähnt, das nur unter beſtimmten Vorausſetzungen den Frauen zugeſtanden iſt. Die Juriſten haben ſich darüber viel den Kopf zerbrochen. Denn in der Epoche, über welche wir gut unterrichtet ſind, waren in Rom die Ehen innerhalb der Familie durchaus nicht häufiger als auch bei uns. Hochzeiten zwiſchen Vettern und Baſen und anderen Seitenverwandten kamen vor, aber bildeten keineswegs die Regel. Das Herausheiraten aus der Familie war alſo im wirklichen Leben das ganz Gewöhnliche, während es doch im Rechte nur als geduldete Ausnahme galt. Dies iſt ein rudimentäres Ueberbleibſel aus einem Zeitalter, in dem jedes Haus noch ſeine Weiber als wertvollen Beſitz neidiſch hütete. Dem nahen Verwandten gab man ſie zwar, der Fremde aber muſste ſie für theuren Preis kaufen oder — ſtehlen. Denn in den Urzeiten der meiſten Völker findet ſich der Frauenraub neben dem Frauenkauf als Grundlage der Eheſchließung, und daſs dies auch bei den Römern nicht anders war, zeigt die uralte Sage vom Raube der Sabinerinnen, in der eine Erinnerung an ſeine Raubehe unverſtanden fortlebte.

Daſs ſich die Frau aus dieſer niedrigſten Stellung etwas erhob, iſt vorzugsweiſe der allmählichen Verbreitung der Sclaverei zu verdanken. Seit die Verhältniſſe es erlaubten, daſs man in größerer Zahl leibeigene Knechte und Mägde hielt, wurde die Frau von der Arbeit entlaſtet und verlor dadurch einen Theil jenes Wertes, der ſie nur als ſchätzbares Vermögensobject betrachten ließ. Zugleich empfand man das Bedürfnis, die Gattin, welche dem Hauſe [illegible] bringen ſollte, auch rechtlich von der Sclavin [illegible]

entwickelte ſich denn aus dem Opferſchmauſe, der wohl ſchon ſeit den Urzeiten die meiſten Eheſchließungen begleitet haben wird, eine feſte Rechtsform, die ſchon in den älteſten Zeiten Roms erforderlich war, damit die Verbindung von Mann und Weib als rechte Ehe gelte. Man opferte einen Widder und bedeckte mit dem Fell desſelben einen Sitz, auf dem die Neuvermählten nebeneinander Platz nahmen, um gemeinſam Spelt zu eſſen. Dies war nämlich die älteſte Getreideart, die man in Italien baute. Nach ihrem Namen far nannte man die Eheſchließung confarreatio, d. h. Zuſammenſpeltung. Offenbar ſollte durch dieſe erſte Mahlzeit des jungen Paares ausgedrückt werden, daſs die Frau von dem Manne in die Gemeinſchaft des Tiſches aufgenommen war: denn dadurch charakteriſierte ſie ſich als ebenbürtige Genoſſin und ſchied ſich deutlich von dem Sclaven, der bei Tiſch nur aufzuwarten, nicht mitzueſſen hatte.

Trotz dieſer vornehmeren Stellung bleibt die Frau noch immer im vollen Eigenthum des Mannes oder, wie der techniſche Rechtsausdruck lautet, in ſeiner manus.

Dies Wort wird urſprünglich nicht nur für das Verhältnis des Hausherrn zu ſeinem Weibe, ſondern auch zu ſeinen Sclaven angewandt, und dem Rechte gegenüber iſt factiſch auch kaum ein Unterſchied vorhanden. Der Sclave iſt nicht Perſon, ſondern Sache; er kann daher niemals irgend ein Recht beſitzen, namentlich kein ſelbſtändiges Eigenthum, ſondern alles, was er erwirbt, fällt ſeinem Herrn zu. Genau ſo iſt es mit der Ehefrau. Ihre Mitgift und was ſie nach der Hochzeit durch Erbſchaft, Schenkung oder ſonſt in irgend einer Weiſe zugewendet bekommt, gehört alles dem Manne. Es herrſcht zwiſchen ihnen nicht etwa Gütergemeinſchaft, wie ſie der Entwurf für unſer bürgerliches Geſetzbuch verlangt, ſondern die Frau iſt überhaupt eigenthumsunfähig. Stirbt ſie und heiratet der Mann zum zweitenmal, ſo erben die Kinder jeder Ehe nicht etwa das, was ihre Mutter zugebracht hat, ſondern die Vermögen aller Frauen fließen untrennbar mit dem des Mannes zuſammen, und nach ſeinem Tode erhält jedes Kind ein gleiches Theil, ob ſeine Mutter arm oder reich geweſen iſt. Ja, auch wenn dieſe ſelbſt ihren Mann überlebt, erhält ſie nicht ihr früheres Eigenthum zurück, ſondern wird einfach auch ihrerſeits auf Kindestheil geſetzt. Denn dadurch unterſcheidet ſich die Frau allerdings von den Sclaven, daſs ſie mit dem Hinſcheiden ihres Gebieters eine rechtliche Perſönlichkeit gewinnt, als Witwe alſo Eigenthum erwerben, Erbſchaften antreten und ein giltiges Teſtament machen kann, unter welchen Beſchränkungen, werden wir ſpäter noch zu ſagen haben.

Aber ſo lange der Mann am Leben iſt, ſteht die Frau ihm gänzlich rechtlos gegenüber, genau wie der Sclave. Er kann ſie miſshandeln, tödten, ja, was ſchlimmer iſt, ſogar verkaufen. Weder ſie ſelbſt noch ihre Verwandten beſitzen irgend ein Mittel, um ihn daran zu verhindern oder gerichtlich dafür zu belangen. Freilich, was das Recht erlaubte, verboten Sitte und Religion, und dieſe erwieſen ſich, wie immer, als die Mächtigeren. So war denn die Stellung der Frau in Familie und Geſellſchaft würdig und geachtet, ja ſelbſt an Pantoffelhelden hat es unter den ſtrengen Römern ebenſowenig gefehlt, wie bei uns; aber mochte die Matrone thatſächlich auch Herrin des Hauſes ſein, dies hinderte nicht, daſs ſie rechtlich nur ein Stück vom Eigenthum ihres Mannes war, wie Sclaven und Vieh.

Mit echt römiſcher Conſequenz hat man dieſen Gedanken juriſtiſch durchgeführt.

So wurde das Recht des Uſus oder der Erſitzung auch auf das Eigenthum an der Frau angewandt. Ein Stummer konnte ebenſowenig heiraten, wie kaufen; denn bei der Confarreatio, wie bei einem Kaufhandel waren ja beſtimmte Formeln herzuſagen. Trotzdem wollte man ihn nicht von jeder Ehe ausſchließen. Man nahm daher an, daſs das perſönliche Verhältnis von Mann und Weib, weil es das Recht zunächſt nichts angieng, auch ohne die ſtrenge Erfüllung aller Formalitäten eintreten könne; die eigentliche Rechtsfolge der Ehe dagegen, der Erwerb des Eigenthums an der Frau und ihrem Zugebrachten wurde davon abhängig gemacht, daſs man ein Jahr mit ihr zuſammen gelebt habe. Sie wurde alſo ganz und gar nach dem gleichen Princip behandelt, wie alle anderen beweglichen Vermögensobjecte, und das Recht der Erſitzung auch auf ſie angewandt. So entwickelte ſich die ſogenannte Uſusehe. Urſprünglich war ſie nur ein Nothbehelf, der angewandt wurde, wo die Formalitäten der Confarreatio aus irgend einem Grunde ſich nicht anwenden ließen; doch, wie wir ſehen werden, hat gerade an dieſe Ausnahmsform die ganze Entwicklung des ſpäteren Eherechtes angeknüpft.

Ehe wir hierauf eingehen, müſſen wir noch eine dritte Form der Eheſchließung erwähnen, die ſogenannte Coëmptio oder Zuſammenkaufung. [illegible]

[illegible]

So griffen denn die Plebejer auf eine Form zurück, die noch älter, freilich auch viel roher war, den Frauenkauf. Genau nach dem gleichen Schema, wie jedes andere Eigenthum übertragen wurde, kaufte der Bräutigam die Braut von ihrem Vater oder, falls dieſer ſchon todt war, von ihr ſelbſt; doch wurde der üblichen Kaufformel der Satz hinzugefügt, daſs er das Mädchen nicht als Sclavin, ſondern als Gattin halten wolle, und dadurch das Kaufgeſchäft zur Ehe geſtempelt. Die rechtlichen Wirkungen waren übrigens genau dieſelben, wie bei der Confarreatio.

Nur in einer Beziehung machte ſich hier ein Unterſchied geltend, der freilich von größter Wichtigkeit war. Die Kaufehe war durchaus weltlich; die Confarreatio dagegen wurde durch religiöſe Formen geweiht und hatte daher auch religiöſe Wirkungen. Zu dieſen gehörte auch, daſs es für ſo verbundene Gatten keine Scheidung gab. Zwar wird uns erzählt, die confarreierte Ehe habe getrennt werden können, wenn die Frau ſich des Ehebruches oder der Giftmiſcherei ſchuldig gemacht, wenn ſie ein unechtes Kind untergeſchoben oder die Schlüſſel des Hauſes — natürlich zum Zwecke des Diebſtahls — gefälſcht habe. Aber Verbrechen dieſer Art können in der älteren und ſtrengeren Zeit nur durch den Tod der Frau geſühnt worden ſein; wenn ſie uns als Scheidungsgründe entgegentreten, ſo muſs dies eine verhältnismäßig ſpäte Milderung ſein. Jedenfalls hatte ſie die Folge, daſs auch die Confarreatio ihren abſolut bindenden Charakter verlor. Denn hatte man erſt eine Form geſchaffen, die ihre Trennung geſtattete, ſo ließen ſich die Scheidungsgründe nach und nach vermehren, wodurch die religiöſe Ehe der rein civilen zuletzt ganz gleichgeſtellt wurde.

Dann bei dieſer, mochte ſie durch Kauf oder durch Uſus geſchloſſen ſein, ſtand von Anfang an der Scheidung nichts im Wege. Wollte der Gatte ſeine Frau los ſein, ſo verkaufte er ſie einfach an ihren Vater zurück oder, falls der nicht mehr am Leben war, an irgend einen anderen Mann. Dabei war es durchaus nicht erforderlich, daſs dieſer die Geſchiedene nun ſeinerſeits heirate, ſondern der Verkauf konnte auch fiduciae causa, d. h. wörtlich aus Vertrauen, geſchehen. Man verſtand darunter, daſs es nur ein Scheinverkauf ſein ſollte. Rechtlich wurde der Käufer zwar dadurch Eigenthümer der Frau; aber man hatte vorher mit ihm verabredet, daſs er von dieſer Macht keinerlei Gebrauch machen werde. Um den Ruf der Frau vor jeder Nachrede ſicherzuſtellen, wählte man für dieſe Vertrauensſtellung meiſt Greiſe, die nicht mehr für gefährlich gelten konnten. So erlangte die Frau, die fiduciae causa verkauft war, thatſächlich eine ganz unabhängige Stellung, bei welcher der alte Mann, der dem Rechte gegenüber als ihr Eigenthümer galt, höchſtens die Rolle eines frei gewählten Rechtsbeiſtandes ſpielte. Aber dies war nur dadurch möglich geworden, daſs man durch das Hinterthürchen der fiducia das geltende Recht umgieng. Dieſes hielt noch immer die abſolute Abhängigkeit der Frau aufrecht, aber in dem gegebenen Falle iſt ſie ſchon zum Rudiment geworden.

Die beſchriebene Art der Scheidung war freilich noch mit zwei großen Unbequemlichkeiten behaftet. Erſtens hieng ſie durchaus vom freien Willen des Mannes ab; die Frau und ihre Verwandten konnten ſie weder erzwingen noch verhindern; denn er war ja abſoluter Eigenthümer ihrer Perſon und konnte ſie verkaufen oder in ſeiner Manus behalten, wie ihm das beliebte. Zweitens war auch ihr Zugebrachtes mit ſeinem Vermögen untrennbar verwachſen, und was er bei der Scheidung davon herausgeben wollte, blieb gänzlich ſeinem Ermeſſen anheimgegeben. Hieraus ergibt ſich, daſs die Kaufehe ganz ebenſo wie die Confarreatio eine künftige Scheidung noch gar nicht in Betracht zog. Zwar hinderte ſie dieſelbe nicht durch religiöſe Formen, aber ſie nahm auch auf die vermögensrechtlichen Folgen, welche die Trennung nothwendig nach ſich ziehen muſste, gar keine Rückſicht. Auch dieſe Eheform iſt eben noch in einer Zeit entſtanden, wo Scheidung dem Volksbewuſstſein als etwas ſo Unerhörtes erſchien, daſs man im Recht von dieſer Möglichkeit ganz abſehen zu können meinte. Doch die Sitten änderten ſich; aus Gründen, die von dem Recht ganz unabhängig waren, wurde das eheliche Band immer lockerer, und Scheidungen hörten auf, eine ſeltene Ausnahme zu ſein, und wurden endlich ſogar ſehr häufig. So ſah man ſich denn gezwungen, ſie auch juriſtiſch beſſer vorzubereiten, und hat dies in echt römiſcher Weiſe gethan, indem man das alte Recht zwar dem Buchſtaben nach beſtehen ließ, aber ſehr geſchickt umgieng.

Wenn der Mann die Frau in der Manus hatte, ſo war in keiner Weiſe zu vermeiden, daſs ihr Zugebrachtes in ſein Vermögen übergieng. Wollte man dies alſo verhindern, ſo war dazu der einzige Weg, die Manus ſelbſt zu beſeitigen. Dazu bot ſich eine Handhabe in der Uſusehe. Bei dieſer trat ja das Eigenthumsrecht des Gatten erſt ein, nachdem er ſein Weib ein Jahr lang in ununterbrochenem Beſitz gehabt hatte; während der Dauer dieſes Jahres war die Ehe als ſolche zwar giltig, aber durch den Mangel der Manus noch unvollſtändig. Man muſste alſo ſtreben, dieſe Unvollſtändigkeit zu einer dauernden zu machen und erreichte dies durch den folgenden juriſtiſchen Kniff. Ehe das bedeutungsvolle Jahr ablief, hielt ſich die Frau drei Nächte und drei Tage dem Hauſe ihres Mannes fern, und dies wurde jedes Jahr wiederholt. Durch dieſe Dreinacht (trinoctium) wurde die Erſitzung immer wieder unterbrochen; niemals beſaß der Mann ſeine Gattin ein ganzes Jahr hintereinander in [illegible] Beſitz und konnte folglich auch kein Eigenthum an ihr [illegible]. [illegible] möglich, daſs die Frau ein unabhängiges Vermögen [illegible]

das bei wohlhabenderen Familien in zwei Theile zerfiel. Der eine wurde dem Manne als Mitgift zugebracht und blieb in ſeiner Verwaltung und Nutznießung, ſolange die Ehe währte; nur bei der Scheidung muſste er der Frau herausgegeben werden, falls ſie nicht durch ein beſonderes Verſchulden das Ganze oder einen Theil verwirkt hatte. Neben dieſer Mitgift aber beſaß ſie oft noch ein geſondertes Vermögen, über deſſen Verwendung der Mann gar nichts zu beſtimmen hatte.

Dies hatte noch eine andere Folge. Trat die Frau in die Manus ein, ſo ſchied ſie damit dem Rechte nach vollſtändig aus ihrer früheren Familie aus und gieng in die angeheiratete über. Dies prägte ſich namentlich darin aus, daſs ſie wohl ihren Mann, falls dieſer vor ihr ſtarb, beerbte, nicht aber ihren Vater. Wurde dagegen durch die Beſitzunterbrechung der drei Nächte die Entſtehung der Manus vermieden, ſo blieb ſie in ihrem angeſtammten Familienverbande und beſaß keine Erbanſprüche an das Vermögen ihres Gatten, wohl aber an das ihres Vaters und ihrer Brüder, im Falle dieſe kinderlos ſtarben. Es konnte alſo für den Mann auch von Vortheil ſein, auf ſein Eigenthumsrecht an der Frau zu verzichten. Doch andererſeits beſaß jetzt der Vater der Frau die unbeſchränkte Macht, ſie von ihrem Manne zu ſcheiden, und falls ihr Vater todt war, ſie ſelbſt. Denn da ſie nicht mehr in Abhängigkeit von ihrem Gatten ſtand, zog man daraus den Schluſs, daſs ſie auch von ihm gehen könne, ſobald es ihr beliebe.

So entwickelte ſich neben den drei Eheformen, der Confarreatio, Coëmptio und des Uſus, noch eine vierte, die man techniſch die „freie" Ehe im Gegenſatz zu der „ſtrengen" des älteren Rechts zu nennen pflegt. Dieſe wurde niemals abgeſchafft, aber durch ihre jüngere Nebenbuhlerin faſt ganz verdrängt, ſo daſs ſie zum Schluſſe auch nur als Rudiment fortbeſtand. Endlich ließ man ſogar die läſtige Formalität der Dreinacht einfach weg und betrachtete jede Ehe als freie, bei der die Entſtehung der Manus nicht ausdrücklich in der formalen Weiſe der Confarreatio oder der Coëmptio herbeigeführt wurde. Die erſtere durfte zwar nicht untergehen, weil es bei gewiſſen patriciſchen Prieſterthümern religiöſes Erfordernis war, daſs derjenige der ſie bekleidete, aus confarreierter Ehe herſtamme und in ebenſolcher lebe. Doch unter dem Einfluſſe der neuen Sitte empfanden die Frauen das Eigenthumsrecht ihrer Männer ſchon als ſo unbequem, daſs nur ſehr wenige ſich zu ſolchen Ehen bereit fanden und die brauchbaren Candidaten für jene Prieſterthümer daher ſehr ſpärlich wurden. Der Kaiſer Tiberius ſah ſich daher zu einem Geſetze gezwungen, wonach die Weiber der betreffenden Prieſter nur in Bezug auf ihre religiöſen Obliegenheiten der Manus unterworfen ſeien, dagegen in jeder vermögensrechtlichen Frage ſo behandelt werden ſollten, als ob ſie in freier Ehe lebten. So hatte die Confarreatio nur noch formelle Bedeutung, erhielt ſich aber trotzdem als Ueberbleibſel vergangener Zuſtände noch ſo lange, bis das Chriſtenthum die alten Prieſterwürden beſeitigte. Auch die Coëmptio beſtand noch ſpät in der Kaiſerzeit, aber nicht mehr als ein Mittel, um wirkliche Ehen zu gründen, ſondern nur um durch einen jener echt römiſchen Rechtskniffe die Tutel zu umgehen, von der wir zum Schluſſe noch reden müſſen.

Wenn einem unmündigen Knaben ſein Vater ſtarb, ſo trat er unter die Obhut eines Tutors und blieb in derſelben bis zum vollendeten vierzehnten Jahr. Bei der vaterloſen Tochter dagegen beſteht die Vormundſchaft fort ohne jede Altersgrenze; ſelbſt durch die Ehe wird ſie nicht befreit, falls dieſe eine freie iſt; nur der Eintritt in die Manus löst ſie von der Tutel. Stirbt aber ihr Mann, ſo beginnt die Vormundſchaft von neuem, ſo daſs das Weib niemals ganz unabhängig ſein kann. Entweder ſie ſteht als Tochter in der Gewalt ihres Vaters oder als Gattin in der Manus ihres Gatten oder, wenn keiner von beiden vorhanden iſt, in der Tutel, ein Viertes gibt es nicht.

Die Bedeutung des Tutors beſteht in hiſtoriſcher Zeit ausſchließlich darin, daſs er zu jedem wichtigen Rechtsgeſchäft ſeine Zuſtimmung geben muſste. Will die Witwe auf dem Markt ein Stück Fleiſch oder eine Kanne Wein erhandeln, ſo braucht ſie dazu freilich ihren Vormund nicht; wenn ſie aber irgend einen wertvolleren Gegenſtand kauft oder verkauft, z. B. ein Grundſtück oder auch nur eine Kuh, ſo muſs der Tutor darum wiſſen und es genehmigen. Anderenfalls iſt der Kauf ungiltig. Daſs ſie ohne jene Zuſtimmung auch nicht heiraten, auch keine Mitgift beſtellen kann, verſteht ſich von ſelbſt; und das Gleiche gilt von dem Antritt einer Erbſchaft oder der Abfaſſung eines Teſtaments. Als Vormund dient jedesmal der nächſte Agnat, alſo für das unverheiratete Mädchen ihr Bruder oder, wenn ein ſolcher nicht vorhanden iſt, der Bruder ihres Vaters u. ſ. w. Für die Witwe dagegen treten, wenn ſie durch Uebergang in die Manus aus ihrer urſprünglichen Familie ausgeſchieden iſt, die Agnaten des Mannes ein, zunächſt deſſen Bruder, dann deſſen Oheim, dann der Vetter u. ſ. w. Sind keine männlichen Verwandten da, ſo kann der Tutor auch durch den Magiſtrat beſtellt werden; außerdem iſt der Mann berechtigt, ſeiner Frau durch Teſtament die freie Wahl zu geſtatten.

Daſs dieſe Beſtimmungen ganz unwirkſam ſind, wird kaum ein Vernünftiger bezweifeln. Die römiſchen Juriſten haben auch in Erkenntnis [illegible] ganz illuſoriſch [illegible] Kauf fiduciae causa [illegible] haben. Die Frau verkaufte ſich [illegible] hat, keinerlei [illegible]

Digitized by Google

die Manus eintritt, hört die Tutel über ſie auf. Sie iſt zwar künftig dann bei allen Rechtsgeſchäften von der Zuſtimmung ihres ſcheinbaren Gemahls abhängig, doch kann ſie dazu ja eine Perſönlichkeit wählen, die ihr nicht widerſprechen darf, z. B. einen freigelaſſenen Sclaven, und ſich auf dieſe Weiſe die volle Handlungsfreiheit verſchaffen. Außerdem konnte jeder Mann ſeinem Weibe teſtamentariſch die Wahl eines Tutors freiſtellen und ihr zugleich das Recht geben, ſo oft einen neuen zu wählen, als es ihr gefiel. Auguſtus gieng noch weiter. Er befreite die Frauen, welche mindeſtens drei Kinder beſaßen, ganz von der Tutel und erkannte dieſe Einrichtung damit als völlig überflüſſig an.

Trotzdem hat ſie noch dreihundert Jahre nach der Zeit des Auguſtus und vielleicht ſelbſt noch länger fortbeſtanden. Warum? Die römiſchen Juriſten ſind natürlich um Gründe nicht verlegen geweſen. Sie geben an, propter animi levitatem, d. h. ungefähr wegen ihrer natürlichen Leichtfertigkeit müſsten die Frauen ewig unter Tutel ſtehen.

Der wirkliche Grund jener ſonderbaren Tutel lag aber wahrlich nicht darin, ſondern in den Zuſtänden einer grauen Urzeit, in welcher nur der Rechte beſaß, der ſie mit den Waffen vertheidigen konnte. Tutor heißt Schützer. Einen ſolchen brauchte der Knabe nur ſo lange, bis er ſelbſt Schild und Lanze führen konnte; das Weib dagegen bedurfte ſeiner ihr ganzes Leben hindurch, weil ſie niemals waffenfähig wurde. In milderen Zeiten wurde aus dem Schützer ein Berather, doch blieb auch jetzt der Satz beſtehen, daſs die rechtliche Handlungsfähigkeit der Frau von ſeiner Unterſtützung abhängig ſei, obgleich er jetzt jeden Sinn verloren hatte. Er hielt ſich eben nur durch die Kraft der Trägheit, als ein rudimentäres Organ, und weil er einmal da war und man ſich an ihn gewöhnt hatte, ſo hielt man ihn für vernünftig, und die Juriſten ſuchten ihn, ſo gut ſie konnten, durch ihre ſcheinbaren Gründe zu rechtfertigen.

Sehr oft hört man die Behauptung, das Recht müſſe ſo beſchaffen ſein, daſs das Volk dadurch zur Sittlichkeit erzogen werde; eine thörichtere Phraſe iſt mir niemals vorgekommen. Unſer Recht iſt ja doch längſt zu einem Gegenſtande der Wiſſenſchaft geworden, über den kein Menſch Beſcheid weiß außer den ſtudierten Juriſten. Der Römer kannte ſein Recht zwar meiſt etwas beſſer, als wir das unſere zu kennen pflegen; trotzdem wird man ſchon aus der kurzen Skizze, die ich hier vorlegen konnte, wahrgenommen haben, daſs ſeine Sittlichkeitsbegriffe dadurch in keiner Weiſe beeinflusst wurden. Nach dem Rechte war die Ehe untrennbar oder ihrer Auflöſung ſtanden doch die größten Schwierigkeiten entgegen; trotzdem wurden die Scheidungen immer häufiger, und das alte Recht muſste ſich gefallen laſſen, daſs man ihm ein Schnippchen ſchlug. Rechtlich ſtand das Weib in ſtrengſter Abhängigkeit von ihrem Vater, Gatten oder Tutor; thatſächlich errang ſie eine Handlungsfreiheit, um die jede deutſche Frau die Römerin beneiden kann. So gieng die Sitte ihren Weg, ohne ſich im geringſten um das Recht zu kümmern, und dieſes muſste ihr immer nachhinken und ſeine alten Formen mit einem neuen Inhalt füllen laſſen, der dazu paſste, wie die Fauſt aufs Auge.

Wir Deutſchen beſitzen weder die Pietät, mit der die Römer an ihrem Urväterrecht hiengen, noch auch die Frivolität, mit der ſie es zu umgehen wuſsten und es endlich durch ſich ſelbſt vernichteten. Unſer ſittliches Gefühl ſträubt ſich dagegen, das Geſetz nach ſeinem Buchſtaben durchzuführen, zugleich aber den Inhalt in ſein Gegentheil zu verkehren, wie es den Römern ganz geläufig war. Wir ſind daher auch kein juriſtiſches Volk, wie ſie es waren, aber dieſes Mangels dürfen wir uns rühmen. Doch iſt die Folge davon, daſs ein ſchlechtes und veraltetes Recht bei uns viel unheilvoller wirken muſs, weil wir mit dem Ernſte, der uns eigen iſt, auch ſolche Geſetze erfüllen, die wir verurtheilen müſſen, und jede ſchlaue Umgehung derſelben ſtreng verdammen. Gerade deswegen aber müſſen wir verlangen, daſs das neue Recht, welches wir zu erwarten haben, ſich von unzeitgemäßen Rudimenten möglichſt frei hält; daſs es weder Formen der Sittlichkeit, die im Untergehen ſind, aufrechtzuerhalten, noch neue zu ſchaffen ſucht, ſondern ſich den Begriffen von Sitte und Recht, welche heutzutage im Volke leben, treu und unbefangen anſchließt. Ob dieſe Begriffe aus dem römiſchen, ob ſie aus dem deutſchen Rechte herſtammen, iſt gleichgiltig — wenn ſie nur lebendig ſind.

Aretin und ſein Haus.

Pietro Aretino iſt ſeit einiger Zeit wieder in Mode: nicht bloß kritiſche Monographien, auch Romane und dramatiſche Werke beſchäftigen ſich mit der Perſon des kühnen Libelliſten, in dem einige einen Vorläufer des modernen Journalismus erblicken wollen*) und der auf alle Fälle als einer der erſten die neuartige, große Macht der Preſſe zu würdigen und zu gebrauchen verſtanden.

In dieſer Aretino-Literatur wüſsten wir freilich auch nicht ein einziges Werk zu nennen, das, von hervorragendem wiſſenſchaftlichen oder künſtleriſchen Werte, die fremdartige Perſönlichkeit des genialen Abenteurers in ihrer ganzen Originalität erfaſst hätte und ſie zur Darſtellung zu bringen vermöchte. Die Verſuche zumal, Aretin auf die Bühne zu bringen, haben geradezu groteske Carricaturen gezeitigt, von dem thränenreichen Drama des Zambri,**) das uns den Dichter und Meiſter höchſt irdiſcher Liebe als einen alten Schwärmer vorführt, der vor platoniſcher Liebe vergeht, bis zur bluttrünſtigen Tragödie des Bornier,*) in der der luſtige Aretin als Brutus auftritt und als Patriot, der mit ſich nicht ſpaßen läſst, ſeinen Sohn wegen Vaterlandsverrathes niederſticht, einen Sohn nebenbei, den er in Wirklichkeit nie beſeſſen. Die geſchichtlichen Unrichtigkeiten in dieſen Dramen wirken umſo unangenehmer, als ſie keineswegs durch wahrhaft künſtleriſche Vorzüge der Werke aufgehoben werden; die ſogenannte poetiſche Licenz kommt dieſen Dichtern nicht zuſtatten. Einem Künſtler wie Anſelm Feuerbach entgegenhalten zu wollen, daſs die Legende vom Tode des Aretin, die ſeinem berühmten Gemälde zugrunde liegt, falſch iſt, daſs Aretin nicht inmitten einer Orgie ſtarb, daſs ſeine Schweſtern keinen liederlichen Lebenswandel führten und auf alle Fälle viele Jahre vor ihm ſtarben, wäre allerdings Pedanterie. Denn was wir vom Künſtler verlangen dürfen, iſt hier erfüllt: daſs er es verſtehe, den Geſtalten ſeiner Phantaſie mit mächtiger Hand Blut und Leben zu verleihen. Das iſt die Wahrheit der Kunſt, die eine verſchiedene ſein kann von der Wirklichkeit der Geſchichte. Wer ſich aber an einen geſchichtlichen Stoff macht, ohne über dieſe ſchöpferiſche Kraft des begnadeten Künſtlers zu verfügen, hat zumindeſt die Verpflichtung, dieſen Mangel wenigſtens theilweiſe durch gewiſſenhafte Studien auszugleichen. Aber eine der glänzendſten Epochen der modernen Geſchichte, das Cinquecento, darſtellen wollen und die gewaltigſten Perſönlichkeiten der italieniſchen Renaiſſance als einfach lächerliche Comparſerie benützen, ſie, wie es der deutſche Dichter Herr Dukmeyer**) thut, einen nach dem anderen, Michelangelo und Tizian, Vittoria Colonna und Clemens VII., Iſabella d'Eſte und Pietro Aretino, aufmarſchieren und einfach albern ſchwätzen laſſen — das geht denn doch nicht an. Die letzte Scene in dieſem Erzeugniſſe der dramatiſchen Kunſt des Herrn Dukmeyer wird geradezu überwältigend in ihrer Abſurdität: Aretin ſtirbt inmitten einer Orgie zu Füßen der Iſabella d'Eſte während der Plünderung Roms, was ſchon deshalb unmöglich, weil Aretin gerade in dieſem Jahr ſeinen Wohnſitz in Venedig aufgeſchlagen hatte, woſelbſt er — um einen kräftigen Ausdruck Hermann Grimms zu gebrauchen — „wie eine giftige Kröte in unnahbar freien Sümpfen ſaß". („Leben Michelangelos", II. 399.)

Solch' himmelſchreiende hiſtoriſche Schnitzer fehlen zwar, wie man anerkennen muſs, in Gottſchalls neueſtem Roman;***) aber auch er iſt ſich der Schwierigkeit ſeines Themas nicht recht bewuſst geworden und hat ſich nicht ſonderliche Mühe, was Wahl und Benützung der Quellen anlangt, gegeben. Dieſe ſeine Quellen beſtehen in nichts mehr und nichts weniger als dem kleinen, früher erwähnten Büchlein von Schultheiß, das höchſtens als populärer Vortrag acceptabel,†) weder durch Weite der Geſichtspunkte, noch durch Genauigkeit der Angaben hervorragt. Für Gottſchall aber war es ausreichend: und dieſem populären Vortrag hat er nicht nur alle ſeine geſchichtlichen Angaben entnommen, er hat auch manche Seite daraus wortwörtlich abgeſchrieben. Um ſeinem Helden ſo recht hiſtoriſche Treue zu verleihen, legt Gottſchall dem Aretin ganze Sätze aus deſſen Briefen in den Mund, und hiezu wählt er gerade die Stellen, welche Schultheiß in deutſcher Ueberſetzung citiert: die Ueberſetzung iſt auch im Roman verwendet. Dieſe anderen entlehnte „Wiſſenſchaftlichkeit" ſteht in umſo ſtärkerem Gegenſatze zu all' den Anachronismen und Unwahrſcheinlichkeiten, von denen Gottſchalls Roman wimmelt, der mit den ſacramentalen Worten beginnt: „Es war im Sommer des Jahres 1535", und Ereigniſſe aus den verſchiedenſten Perioden des Lebens ſeines Helden kunterbunt durcheinanderwirft. So läſst Gottſchall die Unterredung Karl V. mit Aretin im Jahre 1535 in Venedig ſtattfinden, während ſie in Wirklichkeit im Jahre 1543 in Peſchiera vor ſich gieng. Außerdem ändert er ganz unnöthig die hiſtoriſche Wirklichkeit, die viel ſchöner und poetiſcher iſt als jede Erfindung. Die Briefe, in denen Aretin dieſe Begebenheit ſchildert,††) ſind thatſächlich ein kleines Kunſtwerk, gearbeitet von jener Meiſterhand, die er beſaß, wenn es galt, Dinge, die ihm zum Ruhm, ſeinem Gegner aber zur Unehre gereichten, recht klar hervortreten zu laſſen.

Wie charakteriſtiſch ſind die Einzelheiten, die Aretin uns gibt! Er eröffnet das Geſpräch mit einem Compliment an den Kaiſer: es iſt von deſſen Bildniſſen die Rede, und Aretin behandelt die Künſtler ziemlich wegwerfend, die des Kaiſers „übermenſchliche Erſcheinung" gemalt haben. Karl V. gibt die kluge Antwort: „Ich bin nicht ſchön und muſs den Künſtlern nur dankbar ſein, die mich als geradezu häſslich malen; denn dann iſt man weniger unangenehm berührt, wenn man mich wirklich ſieht." Bei dieſem Anlaſs bittet er den Aretin, ihm von Tizian das Bild der Kaiſerin Iſabella, das zwar „ſehr ähnlich, aber ziemlich gewöhnlich gemalt" ſei, zu verſchaffen. Der Name der verblichenen Gemahlin ruft in ihm den großen Jammer über ihren Verluſt wieder wach, und er ſchwört, daſs der Brief des Aretin allein ihm einigen Troſt in dieſem häuslichen Kummer verſchafft habe, und bei dieſen Worten füllen ſeine Augen ſich mit Thränen. Aretin meint in geheuchelter Beſcheidenheit, er hätte [illegible]

*) Vgl. Schultheiß, Pietro Aretino [illegible] Hamburg 1890.

**) Pietro Aretino, Dramma in versi [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

†) [illegible]

††) [illegible]

Digitized by Google

geglaubt, daſs ſein Brief „von dem Manne geleſen würde, der die Geſchicke in ſeinen Händen halte“, worauf Karl erwidert, alle Granden Spaniens beſäßen Abſchriften von dem, was Aretin ihm über den Rückzug aus Algier geſchrieben hatte. Nun beginnt der Kaiſer jene unglückliche Epiſode der Expedition nach Algier zu ſchildern und verſichert, er habe einen Riſs im Herzen verſpürt, als er ſein Heer durch Miſsgeſchick und Krankheit aufgerieben ſah. Aretin verſichert, von dem ſchmerzlichen Ton heftig ergriffen geweſen zu ſein, in dem Karl V. ausrief, er hätte in jenem Augenblicke, da ſoviel Menſchen für ihn ſtarben, lieber nicht leben wollen! Endlich trägt ihm Aretin ein ſchwulſtiges Lobgedicht vor, und Karl V. bedauert, des Italieniſchen nicht genügend mächtig zu ſein, um ſolch erhabene Poeſie ihrem vollen Werte nach würdigen zu können. Jedes kleinſte Detail dieſer Unterredung wird von Aretin erzählt, und er vergiſst ſelbſt an die Spagnolismen nicht, von denen das Italieniſch des Kaiſers durchſetzt iſt (zum Beiſpiel pluma ſtatt penna.) Man vergleiche mit dieſen Briefen des Aretin die entſprechenden Stellen bei Gottſchall, um zu ſehen, mit welchen Allerweltsphraſen er das Interview des mächtigſten Herrſchers des 16. Jahrhundertes durch den erſten Journaliſten verſchandelt.

Die Verlegung des Interviews von Peschiera nach Venedig konnte dem Romancier Gelegenheit bieten, prächtige Beſchreibungen von Feſten und Schauſpielen zu geben: aber Gottſchall hat nicht die geringſte Idee von der Pracht der Renaiſſance, und begnügt ſich mit banalen Variationen über das ewige Motiv des Carnevals in Venedig. Es ſind die alten ſtereotypen Phraſen, mit denen ſchon hunderte von Romanen ihr Auskommen zu finden geſucht haben, und das einzig Neue, was wir von Gottſchall erfahren, iſt, daſs man ſchon im Jahre 1500 bei italieniſchen Gaſtmählern Asti spumante vorſetzte.

Aber von ſolchen minder bedeutenden Einzelheiten zu ſchweigen, wir würden doch vor allem erwarten, die Figur des Helden in lebensvoller Deutlichkeit aus dem Milieu des venetianiſchen Lebens hervortreten zu ſehen; wir würden doch gern Aretino — mit ſeinen unerſättlichen Leidenſchaften, ſeiner Katzentücke, ſeiner giftigen, biſſigen Natur — in vollſter Ausübung ſeines Berufes, den Fürſten die Taſchen zu leeren, überraſchen; wir würden vor unſerem Auge gerne das unaufhörliche Bacchanal in ſeinem Hauſe ſehn, wo er gleich einem Silen zwiſchen der Zuchtloſigkeit von üppigen Schönen und der Bohème von Künſtlern, Freunden und Schützlingen throute. Aber bei Gottſchall — der gerade hier bei Taine[*]) manches Hübſche gefunden hätte — wird alles zur ſeichten Phraſe, zur unerträglichſten Manier, und unwillkürlich drängt ſich das Wort Walesrode's auf die Lippen: „Gottſchall Wortſchwall, Poeſie—Nie“. Von feiner Beobachtung und Seelen-Analyſe iſt natürlich keine Rede, und die Fabel iſt einfach kindiſch.

Virginio Arioſto, Sohn des großen Dichters, verliebt ſich in Adria, Tochter des Aretin, ein Mädchen, das, beiläufig bemerkt, 1535, zu welcher Zeit der Roman beginnt, noch nicht geboren iſt; Adria wurde geboren 1537 und hatte Sebaſtiano del Piombo zum Taufpathen. Infolge einer Reihe ſehr wenig wahrſcheinlicher Umſtände weiß Virginio nicht, daſs Adria die Tochter des berüchtigten Libelliſten iſt, weiß es ſelbſt dann noch nicht, als ſie ihn beſchwört, ſie vor der Heirat mit dem ungeliebten Mann zu retten. Denn Aretin — der in Wirklichkeit, wie auch aus ſeinen Büchern zu entnehmen, ſich für Adria mit einem ſehr beſcheidenen Schwiegerſohn begnügte — will im Romane hoch hinaus und ſich niemand geringeren anſchwägern als den Dogen Gritti, und nach langen Debatten über die Höhe der Mitgift, die der Schwiegerſohn von dem Revolverjournaliſten begehrt, iſt die Heirat ſo gut wie beſchloſſen. Aber Adria weigert ſich ſtandhaft und ſtellt ihrem Papa den Erwählten ihres Herzens vor: Virginio Arioſto, der erſt am Ende eines langen Dialogs merkt, daſs er vor Aretino ſteht. Jetzt flieht er, „den Tod im Herzen,“ nicht ohne vorher ſeine Verachtung dem Aretin in langer Declamation ausgedrückt und erklärt zu haben, daſs er niemals den geheiligten Namen des Sängers des Orlando Furioſo an eine Schandſäule heften werde. Die verlaſſene Adria aber ſchleppt ſich noch einige Tage inmitten des lärmenden Trubels des Carnevals herum, um dann den Tod in der Lagune zu ſuchen ...

Weder dramatiſche Kraft, noch auch nur Geſchicklichkeit der Mache zeigt Gottſchall in der Entwicklung dieſer Handlung. Die Lachen macht, bedenkt man, daſs Aretin mit einigen Worten den Moral predigenden Virginio wie mit einem kalten Waſſerſtrahl übergießen konnte. „Verehrteſter Herr,“ brauchte er ihm nur ſagen, „Sie haben offenbar nicht einmal das Gedicht Ihres Herrn Papa, auf das Sie gar ſo eingebildet ſind, geleſen, denn ſonſt müſsten Sie wiſſen, daſs dieſes Gedicht auch meinen Namen der Unſterblichkeit weiht, in dem [illegible] Canto [illegible] il flagello de' Principi, il divin Pietro Aretino [illegible] den göttlichen Peter Aretin. Was wollen Sie alſo eigentlich, wenn nicht bloß lange Reden halten?“

[illegible]

vorzüglich erzählt wurde, und die auf der Bühne mächtige Wirkung hervorbringen müſste, verſtände es der dramatiſche Bearbeiter nur, die tieftragiſche Wahrheit der Thatſachen, wie ſie ſich aus den Briefen Aretins ergibt, ohne unnütze Verbeſſerungen zur Anſchauung zu bringen. Aretin, dieſer Menſch heftigſter, ſinnlichſter Leidenſchaft, lernt nämlich ein junges fünfzehnjähriges, ſchwindſüchtiges Mädchen kennen; und ergriffen von dem Gegenſatz zwiſchen dieſem ſüßen, gebrechlichen Geſchöpf und der üppigen, zuchtloſen Schönheit ſeiner Dirnen, verliebt er ſich in ſie und pflegt ſie, deren Formen ſichtlich jeden Tag mehr dahinſchwinden, mit väterlicher Sorgfalt. Durch Wind und Wetter eilt er zu ihrem Krankenbette, „ihre Wangen, die ihn ſchrecken, ihren Mund, vor dem er zurückbebt, zu küſſen“. Sie aber, kaum geneſen, entflieht mit einem Liebhaber; und Aretin raſt und wüthet gegen die Undankbare, um ſie dann gerührt wieder aufzunehmen, wie ſie verlaſſen, krank und elend zu ihm zurückkehrt, um in ſeinen Armen in langem Todeskampfe zu ſterben ...

Die Wirkung, die dieſe einfache Liebesgeſchichte dramatiſiert, ausüben müſste, iſt nicht zu verkennen. Ganz richtig bemerkte Chasles: „Riccia était chargée d'une sorte de mission providentielle, mission de singulière vengeance: elle devait punir l'Arétin, lui faire subir un long chagrin moral, à lui qui avait renié l'âme et qui n'avait accepté que les plaisir physiques: elle devait être aimée profondément, inutilement, douloureusement de cet homme qui riait de tout au monde et qui a laissé un nom synonime des la volupté brutale! Il n'y a pas dans la fiction de romanciers de création plus frappante que cette situation, ces deux caractères et le drame qui va en résulter.“ (op. cit p. 111.)

Gottſchall aber hat offenbar nicht im entfernteſten geahnt, auf welch ein Thema voller Contraſte und Gelegenheit zu pſychologiſcher Entwicklung er da geſtoßen! Seine Riccia iſt eine nichtsſagende Perſon, die ſich in einen Schüler Tizians verliebt und mit ihm nach Ferrara durchgeht, wo ſie die Luſte eines Abenteurers, der ihren Geliebten tödtet, erweckt. Dieſer Glücksritter iſt niemand anderer als Pietro Strozzi, den Gottſchall in einen gewöhnlichen Bramarbas verwandelt. Die Liebe des Aretin zu dieſem Mädchen, die für kurze Zeit wenigſtens ihn adelte und das Thier in ihm zum Schweigen brachte, tritt ganz zurück, nur Gottſchall beliebt, in der Plumpheit ſeiner phraſenreichen Sprache, die Läſterung zu ſagen, daſs Aretin „Perina liebte, wie Dante ſeine Beatrice“!

Aleſſandro Luzio.

Neues von Gregorovius.

(Ferdinand Gregorovius und ſeine Briefe an Gräfin Erſilia Caetani Lovatelli von Sigmund Münz. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel 1896.)

Am 1. Mai 1891 iſt Ferdinand Gregorovius geſtorben. Er ſtand gerade im Zenithpunkte ſeines Ruhms. Was er ſich vorgeſetzt, hat er vollenden dürfen; auf vielerlei Art hat er ſich uns ins Herz hineingeſungen. Das Kleinod Corſica hat er uns gewiſſermaßen aus dem blauen Meer hervorgeholt; die „Wanderjahre in Italien“ hat er zu lebensglühenden Bildern ausgeſtaltet, deren Gegenwart durchwirkt iſt vom wundervollen Pathos der Vergangenheit. Zu ſeiner achtbändigen „Geſchichte der Stadt Rom im Mittelalter“ hat er noch die mittelalterliche Stadtgeſchichte von Athen fügen und ſeine ungenügende Jugendarbeit über den Kaiſer Hadrian von Grund auf umändern können; er hat durch die faſt gewaltſame Subjectivität in der Auffaſſung von „Lucrezia Borgia“ und der ſchönen „Athenaïs“ ſich tiefer in unſerer romantikdurſtigen Phantaſie eingeniſtet, als es der gewiſſenhafteſten hiſtoriſchen Specialforſchung gelungen wäre, und „Euphorion“ und die „Kleinen Schriften“ haben ſein Bild als Dichter und Menſch ergänzt. Die Auflagen häuften ſich um ihn; Schweigen und Widerſpruch förderten nur ſeinen reichen Erfolg.

Auch ſonſt war Gregorovius mancherlei gelungen. Unbekannt und unbemittelt war er nach Italien gegangen und hatte hier nicht bloß das wahre Vaterland ſeiner Seele, er hatte auch eine unvergleichliche Stellung in der Geſellſchaft gefunden. Die zwei heißen Wünſche ſeines Lebens waren unerwartet raſch in Erfüllung gegangen: die Einigung Italiens und die Einigung Deutſchlands. Als civis romanus, Bürger von Rom, fühlte er ſich unlöslich den Geſchicken der ewigen Stadt verbunden, in der er immer noch „den Weltthron“ ſah, und darum wuſste er ſich in ſeltener Uebereinſtimmung mit den idealſten Elementen ſeiner Nation. Er wurde alt, ohne viel zu kränkeln, und er ſtarb, als er ſein Tagewerk vollendet glaubte. Ein Glücklicher alſo?

[illegible] die Welt [illegible] zu verhüllen. Gregorovius [illegible] Man ſehe nur [illegible] Augen [illegible] den vorgeſchobenen [illegible] Leidendes zu. [illegible] und die Stirn [illegible] Der Mund aber iſt ein [illegible]

[illegible] auch über das Grab noch hinaus. [illegible] ſeinen vertrauten [illegible]

Digitized by Google

erhalten: römiſche Tagebücher, die er ſorgfältig durchredigierte — ſie erſchienen 1892; die Briefe an den deutſchen Staatsmann Hermann von Thile — ſie kamen vor zwei Jahren heraus. Nun veröffentlicht der bekannte öſterreichiſche Schriftſteller Sigmund Münz einen Band, der wie die Neige eines köſtlichen Weines ſchmeckt. Man genießt jeden Tropfen davon mit dem Gefühl, daſs er zu den letzten gehört. Der Band enthält Briefe an verſchiedene Perſonen: an den Herausgeber des Buches, an die Tochter Friedrich Rückerts, an die Gräfin Erſilia Caetani Lovatelli; er enthält einen wertvollen einrahmenden Text, der die Briefe verbindet und Schreiber und Empfänger gut charakteriſiert. Es erfreut an dieſer Charakteriſtik die ſchöne Miſchung von pietätvoller Ehrung und ſtarker Liebe zur Wahrheit. Die Dankbarkeit und Bewunderung, die Dr. Münz an Gregorovius kettet, verhindert ihn nicht, in voller Offenheit ſeine Gedanken zu ſagen.

Was an den Briefen ſelbſt feſſelt, iſt weniger der gewichtige Inhalt als die herrliche Form: dieſe ſchönen ſtolzen Worte, mit denen Gregorovius ſein Weſen zu verſtecken und auszudrücken wuſste. Alle Kunſt iſt nämlich eine Maske und bewuſste Kunſt eine doppelte. Wer aber nicht nur mit den Augen lieſt, wird hinter dieſen wohldurchdachten ſtolzen Worten den tiefen Riſs klaffen ſehen, der mitten durch die Seele dieſes aufrechten Mannes gieng — den tiefen Widerſtreit ſeiner Ueberzeugungen, ſeiner Erfahrungen und ſeiner Inſtincte. Gerade in dieſen Briefen eines Weltmannes an die Weltdame, die Gregorovius an die Gräfin Erſilia Caetani Lovatelli richtet, gibt es ſolche ganz verrätheriſche Stellen. Donna Erſilias Vater war jener Herzog von Sermoneta, von dem Balzac rühmte: „toutes les grandeurs vous sont familières", und von dem Gregorovius ſagt, er habe alles vermocht, nur nicht gewöhnlich zu ſein; — ihr Bruder iſt jener Onorato Sermoneta, der dieſen Frühling der reinere Nachfolger Criſpis geweſen; doch ihren Ruhm als gelehrte Archäologin dankt ſie nicht bloß dem Glanz ihres hiſtoriſchen Namens — das Haus Caetani gab bekanntlich Italien einen Papſt und einen Helden — nicht nur der Freundſchaft bedeutender Männer — Profeſſor Franz Xaver Kraus aus Freiburg hat ſie erſt kürzlich in ſeinen „Eſſays" gefeiert — ſondern in erſter Linie dem leidenſchaftlichen Cult, den ſie den Alterthümern widmet, und der poetiſchen Behandlung, mit der ſie die trockenſte Unterſuchung belebt. Herr Münz fügt ſeinem Buch als Beiſpiel eine Arbeit Donna Erſilias ein; aber noch vielſeitiger und liebenswerter reflectiert ſich ihr Bild in den Briefen ihres Freundes Gregorovius. Er ſchreibt an die Gelehrte, die aber zugleich große Dame und vortreffliche Mutter iſt; er ſchreibt ihr in dem Märchenton, mit dem man zu Kindern ſpricht, denn er weiß es, eine echte Frau bleibt in ihrer Seele doch immer nur ein kluges, großes Kind. Er citiert lateiniſch und griechiſch, was offenbar noch nicht aufgehört hat, ihr Freude zu machen; er erzählt ihr kleine Anekdoten aus römiſchen und byzantiniſchen Hiſtorikern; er ſchleift aber das Winzigſte, was er ſagt, erſt zu einem köſtlichen Juwel, das durch Glut und Anmuth imſtande iſt, ſogar eine römiſche Fürſtin zu bezaubern — eine Dame, der alle Herrlichkeiten der Kunſt nur wie ein ſelbſtverſtändlicher Schmuck des täglichen Lebens ſind. Er redet natürlich auch von ſich — von Arbeiten, Reiſen, Begegniſſen — von ſeinen Gefühlen redet er nicht. Oder wenigſtens nur aus der Tauſendjahrperſpective, die dem Geſchichtſchreiber anſteht — aus einer Entfernung von ſich, die das private Leiden klein und bezuglos macht. Es iſt etwas Männliches, ganz antik Vornehmes in der Art, wie er über ſein perſönliches Schickſal raſch hinweggeht. Auch ſeinen Leiſtungen und Fähigkeiten gegenüber ſucht er einen ebenſo hohen Standpunkt; er miſst ſein Vermögen an den Größten und ſeine Dauer am Ewigen; darum wohl ſpricht er von ſich gern als „mittelmäßig" und von ſeinen Arbeiten als „unbedeutend". Das aber glaubt ihm keiner, und er ſelber am wenigſten. Der Rauſch des Schaffens hat ihn zu hoch emporgetragen, als daſs er ſich als Könnender nicht mächtig empfände. Der Rauſch des Schaffens: denn mit aller Achtung vor ſeinem Fleiß und ſeinem Finderglück ſei es geſagt, Gregorovius ſchafft ſeine Geſchichtswerke und hat dabei den vollen Rauſch der Schaffenden. Wohl müſste jeder Hiſtoriker ein Stück vom darſtellenden Künſtler haben; doch den Stoff ſeiner Arbeit findet er nicht wie der Künſtler: er iſt ihm gegeben; er muſs ihn nur aus Schutt und Moder reinlich herausholen. Ihn lockt die Schwierigkeit des Suchens, das unaufgegrabene Trümmerfeld vergangenen Lebens. Gregorovius jedoch erliegt unbewuſst der Verſuchung, aus der Phantaſie heraus am Stoffe frei mitzuſchaffen. Die Lücken dunkler Jahrhunderte auszufüllen, in die Finſternis wirrer Seelen zu leuchten iſt ſein Ehrgeiz. Wo die Documente ſchweigen und die Chroniken verſagen, fängt ſein Poetengeiſt erſt recht ſich zu regen an. Als Dichter hat er den Sinn der Begebenheiten angeſchaut und dargeſtellt. Schon ſein Vorſatz, die Geſchichte der Nationen und Staaten im Rahmen der [illegible] Städte zu betrachten, alſo gewiſſermaßen [illegible] oder wie er ſelbſt ſagt, „als wahrhafte Porträts der [illegible] Völker, die ſie ſchufen", dieſer Hang, [illegible] deutet auf das bildende Kunſtſehen, das alles [illegible] Perſönlichkeit verdichtet, der Landſchaft Züge [illegible] Seele. Alle Triebe führen Gregorovius zum Künſtler[illegible] allem das eingeborne Bedürfnis nach ſchöner [illegible] Verletzlichkeit der Künſtlerſeele und ihr unabweisbares [illegible]

Schönheit, — das iſt Gregorovius' heimliches Glück und Unglück. Dieſem dankt er alle Entzückungen und die Weltentrücktheit des Schaffens, dieſem aber auch die Ernüchterungen und Enttäuſchungen des Erwachens in der Realität. Es gibt Naturen, die an gewiſſen inneren Wunden verbluten. Der erſte Zuſammenſtoß mit dem Widerſinn des Lebens, die Erfahrung, daſs eine Schuld ſich nur in dem Maße rächt, als ſie eine Dummheit iſt, daſs es den Schlechten wohlergehen kann und daſs die Guten unterliegen, — darüber kommen ſie niemals völlig hinweg. Eine ſolche Natur war Ferdinand Gregorovius. Er wurzelte vielleicht ſogar noch tiefer im Sittlichen als im rein Aeſthetiſchen. Daher litt er an manchen Menſchen, die er als Heroen hätte bewundern müſſen. Während ſie ſeinen inneren Welttraum ins Leben hinausführten, wand er ſich in verſchwiegenen Schmerzen. Er haſste alle Gewaltthat und wuſste ja genau, daſs man Staaten nicht mit Worten, ſondern mit Schwertern ſchmiedet. Das zerſtörende Princip, das allem Schaffen in der Außenwelt zugeſellt iſt, kehrt ihm das bebende Herz im Leibe um. Ein friſcher, fröhlicher Krieg macht ihm nichts, wohl aber alle Härte des Siegens, das Ausnützen der Uebermacht, die Vernichtung des Gegners. Seine Briefe und Tagebücher geben Zeugnis davon. So lange die Dinge ihm nicht zu nahe rücken, hat er einen richtigen politiſchen Blick. Er wuſste genau, wann 1864 für Preußen der Moment zum Losſchlagen gekommen war, und er zitterte nur, ob ihn die Machthaber nicht verpaſsten. Er war 1866 gar nicht ſentimental, obſchon ſein hiſtoriſcher Sinn und ſeine Wahrheitsliebe ihm ſagten, das „formale Recht" ſei auf Seiten Oeſterreichs. Im Sommer 1870 athmet jede Zeile, die er ſchreibt, den trunkenen Jubel des nationalen Enthuſiasmus; aber langſam erwacht in ihm der Gegenſinn. Seine Ueberzeugungen, ſeine Erfahrungen, ſeine Inſtincte beginnen auseinanderzugehen. Und je weiter dieſer innere Zerfall, und je ſchmerzlicher, deſto mehr verſchweigt er ihn. Nur manchesmal bricht ihm irgend ein Wort gegen die neue Zeit über die Lippen, — wider Willen und anders, als er es gewollt; denn was ſcherzhaft klingen ſoll, iſt gallenbitter, und ein Gregorovius kennt doch ſonſt die Valeurs ſeiner Palette. Bismarck verſtand er nicht, — weder in ſeinen Kämpfen gegen die offenen Feinde, noch in den Kämpfen gegen die verſteckten Feinde. Er ahnte ihn nicht in den Conflictszeiten, er errieth ihn nicht in den Frictionszeiten. Es muſs eine mit Liebe ſtark untermiſchte Abneigung geweſen, die er für ihn empfand, — für den Großen, den Gewaltthätigen, der ihm ſein Deutſchland geſchaffen — und ſein Italien dazu — und der nun, wie es Gregorovius ſchien, im Dunkeln mit dem Knüppel herumfuhr, einerlei, wen er damit treffe. Ein paar Aeußerungen gegenüber der Gräfin Lovatelli zeigen es. Als 1876 die Rede gieng, Keudell würde den Botſchafterpoſten in Rom verlaſſen, bezweifelte es Gregorovius mit den Worten, er werde wohl dort verharren, ſo lange er nicht „den Luftſprung mache, den Bismarck manchmal von den Diplomaten verlangt". Als es 1887 zu dieſem „Luftſprung" kam, ſo meinte er, es ſei Keudell zwar nicht das Los Arnims, aber doch immerhin „ein Biſs von Seiten Bismarcks" zutheil geworden. Und mit einem bitteren, ſehr miſslungenen Scherz: „Dieſer beißt, und wenn er alſo ein Hund iſt, ſo wird er doch immer der „große Hund" ſein (eine Anſpielung auf den Can grande aus dem Hauſe Scala von Verona, in dem Dante den künftigen Befreier und Einiger Italiens hoffte). Er war diplomatiſch genug, dem Staatsſecretär von Thile gegenüber ſich milder auszudrücken: „Sehr erhob mich die große Rede Bismarcks" (6. Februar 1888: „Wir Deutſche fürchten Gott, aber ſonſt nichts auf der Welt") — „was auch die Mitwelt und Nachwelt von ihm urtheilen mag: dies ſcheint mir doch feſtzuſtehen, daſs er eine heldenhafte Natur iſt, der ſtaatsmänniſche Luther unſerer politiſchen Reformation" — das klingt eigentlich für einen richtigen Enthuſiasmus ſehr herablaſſend und reſerviert. Als 1890 Fürſt Bismarck zum Rücktritt kam, findet er das ganz natürlich (ſ. einen Brief an Frau von Thile), und daſs der eiſerne Kanzler ſich „nicht den Mund verbieten ließ", miſsfällt ihm ſehr: „Heute morgens ſtieß ich auf einen ſchönen Ausſpruch bei Tacitus, der von dem berühmten Marbodius ſagte: ‚Er alterte, und ſein Glanz nahm ſehr ab, weil er allzu gierig das Leben liebte.' Das iſt auch der Fall bei Bismarck, der nicht den Sinn der letzten Worte Hamlets begreift: the rest is silence" (Brief an Gräfin Lovatelli, S. 180). Sein Herz hat nicht Bismarck angehört und nicht dem Deutſchland Bismarcks. Im Kaiſer Friedrich ſtarb ihm das Ideal ſeiner Seele. „Ich beweine ihn bitter", ſchreibt er an Donna Erſilia, „Deutſchland hat in ihm den beſten Fürſten verloren. Er würde der neue Titus unſerer Zeit geworden ſein . . . Was bedeutet das Leben? Die Götter tödten uns zum Spaß . . . Und doch muſs man arbeiten. Das iſt das einzige Mittel, ſich die Dämonen der Verzweiflung vom Leibe zu halten" . . . Kurze Zeit darauf: „Nun ſehe ich immer den herrlichen Fürſten [illegible] an den [illegible] Friedrich. [illegible]

Digitized by Google

ja, ich überzeuge mich täglich mehr, daſs meine Zeit vorüber iſt“, ſchreibt er im October 1890. Seine Zeit, die Zeit ſeines inneren Weſens, war in der That vorüber, vielleicht niemals ganz geweſen. Zuhauſe fühlte er ſich doch nur in einer Schönheitswelt. Das von der modernen Zeit noch unberührte, poeſieumwobene Rom der Fünfzigerjahre, mit den wundervollen Schicht-auf-Schichtlagerungen der Jahrhunderte auf ſich, mit den maleriſchen, ginſter- und roſenüberwachſenen Ruinen inmitten der grandioſen Campagna-Oede, dies Rom mit ſeiner innigen Vermählung von Leben und Tod und dem pflanzenhaften Daſein, in dem hinter der überwundenen Renaiſſance das Mittelalter wieder herausgekommen ſchien — es entſprach den Bedürfniſſen ſeiner Seele noch am beſten. Denn ſeine Seele war ſelbſt ſolch eine Schicht-auf-Schichtablagerung der Zeiten, deren Untergründe langſam wieder zum Vorſchein kamen. Er war in einer mittelalterlichen Burg geboren und groß geworden; er hörte nie auf zu ſchwärmen für „die Erhabenheit der Ideale des Mittelalters ... den religiöſen Tiefſinn, die Größe ſeiner weltumfaſſenden Syſteme, die phantaſievolle Uebergeiſtigung alles Irdiſchen“ — und dieſe Ideale giengen alle von Rom aus oder bezogen ſich auf Rom. In Königsberg auf der Univerſität hatte Gregorovius dann die Weltanſchauung in ſich eingeſogen, die mit der vergangenen Jahrhundertwende eng verbunden iſt. Sein proteſtantiſches Gefühl hatte ſich geſtärkt und der kategoriſche Imperativ des Sittengebotes ſeinem Weſen das ſtarke Rückgrat gegeben. Er bekam ſogenannte Ueberzeugungen, er war Freidenker, Demokrat, ja faſt Socialiſt. Und natürlich Kosmopolit, was damals ſoviel bedeutete, wie Pole, Magyar, Grieche — und auch Deutſcher. In der Fremde, in den klaren Lüften Italiens, unter dem Einfluſs geſchichtlicher Studien, änderte ſich das Loſungswort. Nun wurde er „zuerſt Deutſcher, dann Weltbürger“; er bekam ganz feſt umſchriebene politiſche Ideale, und er lernte von den Renaiſſancemenſchen auch die Mittel ſeiner Zwecke wollen. Doch er hatte in ſich weder das „Humanitätszeitalter“, noch das Mittelalter ganz überwunden. Kaum iſt ſeine Sehnſucht erfüllt und Italien vor den Pforten Roms, zittert er vor der Deteriorierung der ewigen Stadt, die aus dem caput mundi zur Reſidenz der Dynaſtie Savoyen herabſinken ſoll, und „ja, dies Rom iſt ganz entzaubert worden“, ſchreibt er nach 1870. Als nun gar die „Moderniſierung“ über Rom hereinbricht, da neue Schichten der Geſellſchaft emporkommen und neue Triebe, Leute dem Leben ihren Stempel aufdrücken, mit denen er „weder Gedanken noch Gewohnheiten“ gemeinſam hat — da beginnt in ihm die große Ernüchterung. Die Wirklichkeit ſchließt ihm ihre Pforten zu. Es fehlt ihm die Freude an der großen Menſchenerſcheinung und das intime Verſtändnis de pair à pair, das Goethe einen Napoleon bewundern ließ. Darum entfremdet er ſich dem Deutſchen Reich, das der Schatten Bismarcks immer noch beherrſcht. Sein Geiſt war der Geiſt der Epigonenzeit, in der die Ideale Weimars lebten, doch ohne den wirkenden Hauch des Genies — einer Zeit, die alles reine, unbefangene Empfinden durch „Bildung“ zerſtört hatte und unvermögend war, den Weg durch dieſe zur Natur zurück zu finden, weil ſie die dunkle heilige Stimme des Inſtinctes verachten gelernt. All' unſer heutiges Suchen und Streben geht auf eine Cultur aus, die minder zwieſpältig ſein wird, weil ſie den Forderungen unſerer Natur ihr fundamentales Recht einräumt. Dann werden wir uns hier auf der Erde wieder heimiſch fühlen können. Einem Gregorovius giengen Einſichten und Neigungen auseinander. Der neie Glockenton ſeiner Rede erhält davon einen mitklingenden falſchen Ton, und dieſer kommt von dem verſteckten inneren Sprung. Reden glückliche Menſchen ſo ſchön? Aber — „wer iſt denn glücklich?“ ſteht im Taſſo.

Marie Herzfeld.

Hjalmar.

(Zur erſten Aufführung der „Wildente“ von Ibſen im Burgtheater am 16. Jänner 1897.)

Im Burgtheater iſt jetzt die „Wildente“, die wunderliche Tragikomödie, die man ſo lange nicht verſtehen wollte, zur größten Wirkung gekommen: wie in der Kirche ſind die Leute dageſeſſen, auf jedes Wort haben ſie andächtig gehorcht. Ich kann mich nicht entſinnen, daſs jemals in dieſem Hauſe ein Stück der heutigen Literatur mit ſolcher Macht, ſo vehement eingedrungen wäre. Man hatte das Gefühl, da hört das Theater auf, es iſt kein Spiel mehr, ſondern jetzt wird vor uns über das Weſen unſerer ganzen Zeit verhandelt, ja es wird Gericht gehalten, unſer Schickſal iſt angeklagt, das Schickſal von uns allen. Denn das iſt das Unheimliche an dieſem Stück: jeder Zuhörer muſs glauben, es ſei von ihm die Rede; jeder muſs ſich getroffen fühlen. Bei der Première im Deutſchen Volkstheater gieng nach dem dritten Act ein Wiener Dichter auf einen anderen zu, klopfte dem Nachdenklichen auf die Schulter und fragte: „Na, was ſagſt denn jetzt, Hjalmar?“ Aber dieſer zögerte nicht zu entgegnen, mit einer Geberde über das ganze Publicum: „Zeig mir lieber einen, der kein Hjalmar iſt!“ Das iſt es, was das einfache Stück ſo ſchauerlich wirken läſst: es iſt die große Komödie von uns allen. Wir alle ſind Hjalmars. Der eine will es verheimlichen, der andere ſchämt ſich gar nicht, mancher weiß es ſelbſt nicht. Aber wir ſind alle Hjalmars.

Man hat Hjalmar mit Tartarin verglichen und gemeint, er ſei ein Exemplar des ewigen Gascogners, des Phantaſten, der ſich von Launen und Wünſchen bethören läſst, des Romantikers, der in einer imaginierten Welt lebt, ohne die wirkliche je zu erblicken; Ibſen ſelbſt habe ihn ſchon früher einmal gezeigt, im Peer Gynt. Ich glaube nicht, daſs das ſtimmt. Hjalmar iſt kein Schwärmer, der das Leben verkennt. Nein, man kann ſich nicht beſſer mit dem Leben abfinden. Immer mit der kleinſten Mühe den größten Vortheil zu erwerben, in dieſer Kunſt iſt er ein Meiſter. Niemals ſehen wir ihm romantiſche Thorheiten drohen, mit hellen Inſtincten blickt er das wahre Geſicht der Dinge an. Er zaudert niemals, gleich ſicher im Reden und im Thun, wenn auch freilich ſein Reden niemals ſich auf ſein Thun, ſein Thun ſich nicht auf ſein Reden bezieht. In ſeiner Natur iſt nichts, das hemmen würde. Seine Exiſtenz wird durch ein einziges Motiv ungeſtört beſtimmt: durch die Sorge um ſich ſelbſt. An andere zu denken, iſt ſein Weſen unfähig: er iſt eine durch und durch unmoraliſche Natur. Moral nennen wir ja in einem Menſchen die Summe der Kräfte, die die anderen in ſein Gemüth gelegt haben, als ihren Anwalt, der ihn mäßigen und beſchwichtigen ſoll, als ein Gewicht, damit er nicht aus der Menſchheit wegfliegen kann. Das hat Hjalmar gar nicht; die Stimmen der anderen hat er nie bei ſich vernommen. Er iſt für ſich der „Einzige“. Darin beirrt ihn nichts, nichts ſtört ihn: darum kann er auch ſo leicht, ſo graziös ſein, darum hat er dieſe ruhige und feſte Haltung, die oft beinahe wie Würde ausſieht, darum kommt er dem „Idealiſten“ als ein Genie vor, weil er niemals mit ſich im Streit geweſen iſt und gar nicht erſt Warnungen oder Bedenken in ſich zu überwinden hat. „So macht Gewiſſen Feige aus uns Allen“, ſagt Hamlet, der an ſeinem ungeheuren Gewiſſen zugrunde geht, das ſeine Kraft zu keiner That kommen läſst. Hjalmar hat kein Gewiſſen, aber er macht die Worte und Geberden des Gewiſſens nach, ja er hegt ſie mit der zärtlichſten Neigung. Das iſt ſeine Nuance. Hätten ſeine Inſtincte Hemmungen durch ein Gewiſſen erlitten, das ſie erſt gewaltſam, ſich anſtauend, durchbrechen müſsten, ſo wäre vielleicht aus ihm ein Verbrecher von gewaltiger Pracht geworden, ein Macbeth. Hätte dieſer unmoraliſche Menſch das Bewuſstſein, ohne Moral zu ſein, ſo würden ſich ſeine Triebe, ungehemmt und darum gerade nur in ihrer natürlichen Größe, wie er es eben für ſeine Verhältniſſe braucht, mit jener angenehmen Unſchuld entfalten, die wir oft an Weltleuten und Geſchäftsmännern bewundern dürfen. Aber er iſt ſich nicht bewuſst, ohne Moral zu ſein, er glaubt an die Moral und alſo wird er, während es der Inſtinct iſt, der ſeine Handlungen beſtimmt, ſie ſtets mit den gläubigſten Worten der Moral begleiten, aber ſeine Hand weiß nichts vom Munde. Er iſt keine tragiſche Geſtalt, tragiſch kann immer nur ein moraliſcher Menſch werden. In ihm ſehen wir einen Menſchen, der ganz ſicher iſt, was er zu thun hat, es auch unbedenklich thut, aber bei dieſer für ihn guten Handlung einen Katzenjammer hat, auf dieſen Katzenjammer noch ſtolz und doch beruhigt iſt, daſs er ihm nichts anhaben, ihn nicht ſtören kann. Das iſt die grandioſe Komik der beiden letzten Acte. Nach ſeinem Inſtinct, der ihn nur einfach verſorgen will, müſste er dem Freunde eigentlich ſagen: „Ja, ich habe die abgelegte Geliebte deines Vaters geheiratet, ich erziehe ſein Kind, ich bekomme Geld dafür. Aber das geht keinen Menſchen auf der ganzen Welt etwas an, wenn es mich nicht geniert. Und mich geniert es nicht, im Gegentheil, ich befinde mich dabei ganz ausgezeichnet.“ Daſs er ſich aber auf eine Moral einläſst, die er niemals empfunden hat, und einem Streite zwiſchen ihr, die doch keine lebendige Kraft hat, und ſeinem Nutzen, der doch der Herr in ſeinem Leben iſt, mit einer heuchleriſchen Angſt zuſieht, während ihm doch nichts geſchehen kann, das iſt ſeine ungeheure Komik.

Das iſt aber die Komik von uns allen. In einem Punkte ſind wir alle Hjalmars: eine Moral hat in uns das Wort, die über keine Kraft mehr zu verfügen hat. Das ſoll nicht heißen, daſs wir unmoraliſch und ohne Gewiſſen ſind. Aber es iſt ein anderes Gewiſſen in uns, das noch nicht reden kann, das alte haben wir abgethan. In unſeren Empfindungen, wir wundern uns ſelbſt, fühlten wir jetzt eine neue Moral aufwachſen, eine noch unausgeſprochene Moral, aber die wieder fähig ſein wird, unſere Inſtincte zu beherrſchen. Doch wird man ihr dann, wenn es an der Zeit iſt, daſs ſie ſprechen ſoll, erſt die Zunge löſen müſſen: bis dahin redet aus uns noch immer die alte Moral fort, die wir doch gar nicht mehr im Gefühle haben. Wir ſind nicht unmoraliſch, was man auch meinen mag, wir haben doch unſere Moral. Mögen wir noch ſo ironiſch thun, jetzt ſpüren wir doch, daſs auch uns nach Ehre, nach Tugend verlangt. Aber es ſoll eine andere Ehre, eine andere Tugend ſein, eine, die wir nicht geerbt haben, eine, die wir aus uns ſelber haben, eine mit dem ganzen Glanz der Heiligkeit von unſeren Wünſchen. Wir fühlen ſie ſchon, das iſt gewiſs, nur können wir ſie noch nicht buchſtabieren, alſo reden wir mit den alten Namen fort. Das iſt es, was uns alle, wir mögen es gar nicht merken, jetzt Hjalmars werden läſst.

Solche Gedanken bindet das Stück los. Sie entrücken es der Kale [illegible] Unſ[illegible]chen, das wir [illegible] auf unſeren Bühnen ſehen. Hier denken wir an das [illegible]: „Ein großer dramatiſcher Dichter, wenn [illegible] und ihm eine mächtige, edle [illegible] Werke dar[illegible], kann erreichen, daſs [illegible] Seele des [illegible] Ich dachte,

Digitized by Google

das wäre etwas, das wohl der Mühe wert wäre. Von Corneille gieng eine Wirkung aus, die fähig war Heldenſeelen zu bilden. Das war etwas für Napoleon, der ein Heldenvolk nöthig hatte; weshalb er denn von Corneille ſagte, daſs, wenn er noch lebte, er ihn zum Fürſten machen würde. Ein dramatiſcher Dichter, der ſeine Beſtimmung kennt, ſoll daher unabläſſig an ſeiner höhern Entwicklung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle ſei." Wohlthätig und edel muſs es ja wirken, wenn ein ſo verwegener Arzt den Finger in die Wunde der Zeit legt. Laſſet uns nur aufſchreien vor Schmerz; dann werden wir ihn doch ſegnen! Werft doch die Worte der alten Moral weg, ruft er uns zu, die keine Macht mehr hat; lernt aus euren Empfindungen doch die neuen Geſetze buchſtabieren! Wir wollen ſein Gebot mit dem Herzen betrachten; vielleicht, daſs es fähig iſt, „Heldenſeelen zu bilden".

Ich glaube nicht, daſs irgend eine deutſche Bühne etwas hat, das ſich neben dieſe Vorſtellung des Burgtheaters ſtellen darf; mir iſt nichts Aehnliches bekannt, ſie darf wohl für das Höchſte unſerer Schauſpielkunſt gelten. Man weiß, daſs Mitterwurzer als Hjalmar unübertrefflich iſt. Neben ihm ſteht die Gina der Sandrock. In dieſer genialen Frau ſcheinen alle Gewalten unſerer dramatiſchen Kunſt verſammelt. Hat uns ihre Medea neulich ins Unausſprechliche der Tragödie entriſſen, ſo läſst ſie uns hier im Gemeinen aller Tage verſinken. Mit der Rolle der Hedwig iſt der Director kühn geweſen: er hat ſie einem kleinen Mädchen, faſt einem Kinde anvertraut, für das niemand geſprochen hat als ſein Talent, dem linkiſchen Fräulein Medelsky. Nun, man iſt es ja ſchon gewohnt, daſs er die „gute Tradition" zu brechen oder doch zu biegen liebt. Aber kein Experiment iſt ihm jemals beſſer gelungen: zu dieſem lieblichſten Geſchöpfe hat er ſelbſt ſeine Gegner bekehrt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Warum doch die Leute an dem Worte des Herrn v. Bilinski vom „großen Parlament" ſo viel herumdeuteln und -witzeln! Ich nehme es durchaus ernſt. So gut wie in jeder Familie der Taferlclaſs-Schüler den angehenden Gymnaſiaſten ſeinen „großen Bruder" nennt, durfte auch der Sprecher der Badeni'ſchen Regierung das gegenwärtige Parlament ein großes nennen. Alles iſt relativ im Leben und auch in der Sprache. Im Vergleich zur Katze z. B. iſt der Eſel, im Vergleich zur Maus iſt die Katze ein großes Thier. Vergleicht man die parlamentariſchen und politiſchen Fähigkeiten der gegenwärtigen Regierung mit denen des gegenwärtigen Parlaments, ſo mag man Herrn v. Bilinskis Ausſpruch vom großen Parlament noch immer verſtehen. Anzunehmen iſt nur, daſs dieſe Regierung, der dieſes Parlament ſchon groß dünkt, ſich bemühen wird, bei den Neuwahlen ein noch kleineres, noch ſchwächeres, noch unbegabteres Parlament zuſammenzubringen. Dann, nur dann wird man auch das Cabinet Badeni — mit Verlaub! — ein großes Miniſterium nennen können.

*

Die ſtaatsrechtliche Theorie unterſcheidet zwiſchen Herrenhaus und Volkshaus. In der abgelaufenen Legislaturperiode beſtand kein Volkshaus. Der Unterſchied war: ein Herrenhaus und ein Dienerhaus. Der Diener putzt im Schweiße ſeines Angeſichts dem Herrn die Stiefel, und der Herr hat nichts weiter zu thun, als die Stiefel anzuziehen; nur wenn der Herr an den geputzten Stiefeln etwas auszuſetzen findet, ſchickt er ſie dem Diener zurück, damit dieſer, dem Wunſche des Herrn gemäß, ſeine Arbeit ergänze. In dieſer Art ungefähr hat ſich auch der Verkehr zwiſchen den beiden Häuſern in der letzten Legislaturperiode abgewickelt. Das Abgeordnetenhaus arbeitete die Vorlagen durch und überſandte ſie dem Herrenhaus. Dieſes nahm ſie zumeiſt ohneweiters an. Ab und zu aber ſandte es ſie dem Dienerhaus mit irgend einer Cenſur zurück, und dieſes beeilte ſich dann auch, die Arbeit, dem Wunſche des Herrenhauſes gemäß, zu corrigieren. Aber zum Lobe des nunmehr in den Ruheſtand verſetzten Dienerhauſes ſei es bemerkt, daſs ſolche Fälle denn doch nur ſelten vorkamen.

*

Wie wir bereits im voraus zu melden wuſsten, haben die führenden Parteien des Abgeordnetenhauſes dem Präſidenten Freiherrn v. Chlumecky zum Abſchied eine goldene Glocke verehrt. Wie wir hören, gedenkt Freiherr v. Chlumecky ſich zu revanchieren. Er beabſichtigt nämlich dem jederzeit gerührten Sprecher des Polenclubs, Herrn v. Jaworski eine goldene Thränenſchale zu ſchenken, in der er die patriotiſchen Thränen, die er in ſeinen Reden vergießt, ſammeln ſoll; in die Schale werden zur ewigen Erinnerung an das traurigſte Ereignis im Leben des Herrn v. Jaworski, die drei Feilbietungstermine jenes erſten Ties-Hauſes eingraviert. Nach dem Tode des Herrn v. Jaworski wird die goldene Thränenſchale in dem unter Mitwirkung des Freiherrn v. Chlumecky zuſtande gekommenen Czartoryski'ſchen Fideicommiſs-Muſeum als Nationalreliquie aufbewahrt.

*

Auch Graf Badeni gedenkt ſich durch einige goldene Geſchenke den für ihn wertvollſten Parlamentariern erkenntlich zu erweiſen: dem zweiten Polenführer Don Baſilio David Ritter v. Abrahamowicz eine goldene Giftſpritze; den beiden Führern der „rückſichtsloſen Oppoſition", der Deutſchböhmen und der Jungczechen, dem Dr. Kaiſer und dem Herrn [illegible] je einen goldenen Naſenring mit [illegible] dem Herrn Dr. Lueger gar nichts, weil dieſer ſich [illegible] unter dem Einfluſs des Grafen Badeni, zu ſo vielen [illegible]

er — nach dem Sprichwort: „Schweigen iſt Gold" — jetzt ſchon genug parlamentariſches Gold beſitzt.

*

Der Abg. Herr David v. Abrahamowicz erwartete am Schluſs dieſer Legislaturperiode den Titel „Excellenz" zu erhalten. Statt deſſen hat ihm der Abg. Pernerſtorfer, noch knapp vor Schluſs der Legislaturperiode, den Titel eines „unverſchämten Lügners" verliehen.

*

Uebrigens hätte ſich der Abg. Pernerſtorfer über den ihm von Herrn v. Abrahamowicz zugefügten Vorwurf der Verdächtigung nicht ſo ſehr aufzuregen gebraucht. Dieſen Ausdruck hat Graf Badeni auch auf die Darſtellungen der Abgg. Lewakowski und Romanczuk über die galiziſche Wahlpraxis angewendet. Begreiflicher Weiſe! Dieſelben Schlachzizen, welche die „rückſichtsloſe Reinheit und Freiheit der galiziſchen Wahlen" als Wahrheit ausgeben, müſſen conſequentermaßen die wahrheitsgemäße Schilderung der galiziſchen Zuſtände als Verdächtigung bezeichnen. Das iſt die Logik des Schlachzizendialects.

*

Wenn dem Herrn David v. Abrahamowicz die „Excellenz" derzeit nicht ſollte verliehen werden können, ſo würde es ſich empfehlen, ihn zum Chefredacteur der „Wiener Abendpoſt" zu machen. Das wäre ein Zeichen der Anerkennung für beide, ſowohl für Herrn v. Abrahamowicz als auch für das geduldige Papier der „Wiener Abendpoſt", die ſich auffallend raſch poloniſiert hat.

*

Wenigſtens die letzte Leiſtung der „Abendpoſt" iſt bereits ganz im Schlachzizen-Dialect gedichtet: nämlich das Dementi bezüglich der „Reichswehr". Es heißt da wörtlich, „daſs weder Se. Excellenz der Herr Miniſterpräſident noch Se. Excellenz der Herr Finanzminiſter in irgend eine Beziehung zur „Reichswehr" gebracht werden dürfen", alſo gerade nur die beiden Miniſter, die thatſächlich die „Reichswehr" mitbegründet haben und durch ihre Beamten regelmäßige, vertrauliche Beziehungen mit ihr unterhalten. Das weiß — dank dem Portier des Miniſterraths-Präſidiums — heute bereits jedermann, und die „Erklärung" der „Abendpoſt" iſt genau ebenſo wahr wie die zahlreichen Erklärungen über die Reinheit und Freiheit der galiziſchen Wahlen, die wir in letzter Zeit von den Schlachzizen gehört haben.

*

Trotz alledem iſt übrigens das Dementi der „Abendpoſt" fein ſtiliſiert. Die Miniſter „dürfen" — heißt es — in keine Beziehung zur „Reichswehr" gebracht werden. Ja, dürfen! Die Herren Miniſter möchten uns die Wahrheit verbieten. Das geht aber nicht. Graf Badeni kann ſeiner „Reichswehr" verbieten, ihn „unter den Linden" zu grüßen, aber uns kann er nicht verbieten, das zärtliche Pärchen in der Herrengaſſe zu belauſchen.

*

Mit ihren deutſchfeindlichen Artikeln hat die „Reichswehr" immerhin Senſation gemacht. Ihr Ruf iſt nun über die Grenzen des Vaterlandes gedrungen. Man weiß jetzt auch in Deutſchland, welches das dümmſte unter allen Wiener Blättern iſt.

*

So oft Freiherr v. Chlumecky in ſeiner Bandwurm-Schluſsrede von „einfluſsreichen Factoren" ſprach, verneigte ſich dankend der vor ihm ſitzende Hofrath v. Halban.

*

Graf Badeni iſt ein gelehriger Schüler des Herrn v. Halban. Unlängſt hat er nämlich dem Grafen Ledebur deſſen Rede gegen den Abg. Herrn v. Stephanowicz und Herrn v. Kallay im Stenographiſchen Protokoll ſorgfältig „corrigiert". Man ſieht, das Talent iſt übertragbar. Herr v. Halban corrigiert dem Grafen Badeni, Graf Badeni corrigiert dem Grafen Ledebur die Rede. Wenn der Reichsrath wieder zuſammentritt, corrigiert vielleicht ſchon der Graf Ledebur dem Herrn von Guttenberg die Rede. Der hätt's auch ſehr nöthig.

*

Statt der ſonſt üblichen Thronrede ſoll diesmal, einem Wunſche hervorragender Parlamentarier entſprechend, der Reichsrath mit einem Titel- und Ordenregen an die hervorragenden Parlamentarier geſchloſſen werden.

Kr.

Volkswirtſchaftliches.

Der Text der Statuten, ſowie der 3procentigen Obligationen der Prag-Duxer Bahn läſst eine raſchere Verloſung als die im Tilgungsplane vorgeſehene nicht zu. Es konnte daher im Jahre 1891 nur eine freiwillige und keine zwangsweiſe Umwandlung dieſer Titres in 4procentige vorgenommen werden. Dieſelbe Rechtslage zwang die Geſellſchaft, die Nummern der Titres, welche umgetauſcht waren, bei den auf die Converſion folgenden Verloſungen in der Urne zu belaſſen und nicht etwa bloß die noch circulierenden Stücke zu berückſichtigen. Denn mit dem Augenblick, wo nur die nicht umgetauſchten Stücke, alſo eine viel geringere Anzahl in der Urne ſind, wird die Wahrſcheinlichkeit der Verloſung für jedes einzelne Stück eine ungleich größere und die Tilgung des ganzen Anlehens erfolgt viel raſcher, als wenn alle Nummern in der Urne ſind, raſcher als der Tilgungsplan [illegible]

Digitized by Google

findlichen Nummern in die Urne zu legen. Was aber auch die Verwaltung zu ihrem Vorgehen veranlaſst haben mag, niemals wird ſie es verantworten können, daſs ſie es unterlaſſen hat, dieſen wichtigen Beſchluſs zur Kenntnis der Oeffentlichkeit zu bringen, denn damit hat ſie den Boden der Vertretung einer Rechtsauffaſſung verlaſſen und ſich eines Vertragsbruches ſchuldig gemacht, offenbar in der Hoffnung, oder wenigſtens abwartend, ob die Beſitzer die geänderte Methode der Verloſung bemerken werden. Auf die ſchweren Vorwürfe, welche nach Bekanntwerden dieſes Vorgehens in der Oeffentlichkeit geäußert wurden, hat die Verwaltung kein Wort der Rechtfertigung geſprochen. Erſt heute findet ſich in einem Blatte eine anſcheinend inſpicierte Notiz, daſs der geänderte Verloſungsmodus bereits im Jahre 1893 von der früheren Verwaltung beſchloſſen worden iſt. Wenn dies richtig iſt, dann treffen die Vorwürfe natürlich in erſter Linie den früheren Verwaltungsrath. Auch derjenige, welcher während der letzten Jahre verfolgt hat, wie wenig die Regierungscommiſſäre bei den Actiengeſellſchaften ihrer Ueberwachungspflicht nachkommen, wird bei einem ſo außergewöhnlichen Vorgang ſtaunen, daſs der landesfürſtliche Commiſſär an dieſem Beſchluſs nichts auszuſetzen wuſste, ja nicht einmal die Publicierung desſelben verlangte.

*

Man weiß, welcher Antheil der durch die Pauſchalienwirtſchaft bedingten Corruption der liberalen Preſſe an dem Niedergang der liberalen Partei zukommt. Es gab eine Zeit, wo ſich der Kampf der antiſemitiſchen Blätter ganz beſonders gegen dieſe Miſswirtſchaft kehrte. Das iſt nun anders geworden, und wer es noch nicht wuſste, dem beweiſt der Proceſs Wähner-Wolf, daſs die Pauſchalienwirtſchaft auch in antiſemitiſche Zeitungen ihren Einzug gehalten hat. Man braucht nur die vielen großen Inſerate von Finanzinſtituten in antiſemitiſchen Organen zu ſehen, um zu wiſſen, woran man iſt. Denn das eine iſt jedem klar, daſs es den großen Geldinſtituten nicht gerade ein Vergnügen iſt, dieſen Blättern Inſerate zu geben. Folglich müſſen ſie wiſſen, warum ſie es thun; und weshalb ſie es thun, das lehrt die Lectüre des Börſentheils der betreffenden Blätter. Der Börſentheil in der „Deutſchen Zeitung" könnte, von einem gewiſſen Aufputz an Beſchimpfungen abgeſehen, ganz unverändert in jedem Börſenblatte ſtehen: die Beſprechung der Jahresbilanzen ꝛc., z. B. iſt ganz ſo officiös kritiklos wie die der anderen Wiener Blätter. In anderen antiſemitiſchen Zeitungen, z. B. im „Deutſchen Volksblatt" fehlt der Börſentheil ſo ziemlich ganz, reſpective er enthält nichts als müßiges Geſchwätz oder ganz Nebenſächliches. Nun iſt das materielle Intereſſe an der Börſe und den finanziellen Ereigniſſen doch auch unter den Leſern dieſer Blätter ſo bedeutend, daſs das Bedürfnis nach einem ernſten Finanztheil vorhanden ſein muſs. Die Gründe, daſs ein ſolcher trotzdem fehlt, werden ganz klar, wenn man die Inſerate damit in Verbindung bringt. Den Leſern einen Börſentheil, wie in den übrigen Blättern, zu bringen, — das wagen ſie nicht, und unabhängige, ſachliche, ernſte Kritik üben — das dürfen ſie nicht, und ſo ziehen ſie es vor, den Finanztheil verkümmern zu laſſen.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche: Berlin, Leſſingtheater, „Die Wiederkehr" von François de Curel. Gaſtſpiel der Tournee Marcelli Joſſet. Schillertheater, „Mit Vergnügen" von Moſer und Girndt. Reſidenztheater, „Junge Ehe" von Paul A. Kirſtein. Coburg, Hoftheater, „Zu Viele" von Wolfgang Kirchbach. Frankfurt a. M., Stadttheater, „John Gabriel Borkman" von Ibſen. Paris, Odéon, „L'étranger" von Auguſte Germain. L'Oeuvre, „Au delà des forces" von Björnſon.

* *

„Der Glückſelige", die letzte Poſſen-Neuheit des Raimundtheaters, brauchte, um durchzukommen, ein ſehr kindliches Publicum und eine Kritik, die einen Abgeordneten, auch als Dichter, für immun hält. Der glückſelige Herr Morre fand beides. Uebrigens kommt zur Erklärung eines ſolchen Erfolges noch etwas hinzu, was eine ganz intereſſante Beobachtung iſt: durch Neſtroy hat nämlich die ganze Wiener Poſſenliteratur einen Anſtrich von literariſcher Bedeutung gewonnen, und es kann deshalb ein zeitgenöſſiſches Werk dieſer Gattung noch ſo ſelbſtändige Dummheiten enthalten — gerade die Gebildeten, die Kenner, die die Tradition im Kopfe haben, werden ſich zur Nachſicht verpflichtet fühlen. Herr Fröden, nebenbei ein ſchlechter Darſteller der Hauptrolle, konnte alſo vortreten und im Namen des „leider verhinderten" Dichters ſeinen „ergebenſten Dank" ausſprechen. Wenn man mir geſagt hätte, Herr Fröden danke theilweiſe auch in ſeinem eigenen Dichternamen, ich hätte das als verſtändiger Kenner der Raimundtheater-Literatur, zu der ja auch die „Moderne Krankheit" gehört hat, glauben müſſen. Den [illegible] Verfaſſer des „Kull[illegible]" bitte ich, mir das harte Wort zu verzeihen.

*

Ich bemerke, daſs ich mich zu einem Sündenregiſter des Herrn von Jauner entwickle. Ich lege nicht gerade beſonderen Wert auf dieſe Thätigkeit, aber ſo oft ich noch aus dem Carltheater [illegible] zu [illegible] wandte ich es allein auf die Fehler des [illegible] Der hat [illegible], ſo ſcheint es mir, das [illegible] in denen ſie ſich entfalten [illegible] was allerdings nicht [illegible] hatte Herr von Jauner den Einfall, [illegible] Carltheater [illegible] zu bringen, [illegible] Einfall. Das große Publicum freilich wird ſich heute kaum noch mit Offenbach erobern laſſen, aber das kleine Publicum der Feinſchmecker, das gebildet genug iſt, den hiſtoriſch gewordenen Blödſinn dieſer Operettentexte pietätvoll hinzunehmen und darüber hinweghörend ſich an den Pikanterien der Muſik zu erfreuen. Und doch gibt Herr von Jauner mit der Aufführung von „Blaubart", die ich am Dienstag ſah, dem Sündenregiſter wieder zu thun. Er hat dieſe tolle Farce ſo einſtudiert, wie man etwa ein Paſſionsſpiel einſtudiert, mit wörtlich fixiertem Text, mit vorgeſchriebenen Geſten, mit ſtilvollen Kleidern und mit ängſtlich abgemeſſener Laune — allzu pietätvoll, allzu „gebildet". Er hat (oder die von ihm herangezogenen Darſteller haben) dem „Blaubart" ſeinen eigentlichen Charakter nicht geben können, die echte Tollheit nämlich, den Humor des Extempore, die unmittelbar parodiſtiſche Wirkung. Statt deſſen merkte man höchſtens trockene Tüchtigkeit, wie bei dem als Sänger und Tänzer imponierend kraftvollen Herrn Spielmann, oder bloße Abrichtung, wie bei den meiſten andern. Ausgenommen von allen und in jeder Beziehung ſei Fräulein Stojan. Sie iſt zur Zeit nicht nur die erſte Soubrette, ſondern auch der einzige Komiker ihres Theaters.

A. G.

* * *

Eine ſchönere Erinnerungsfeier an den verſtorbenen Anton Bruckner hätte die Geſellſchaft der Muſikfreunde nicht veranſtalten können als durch Aufführung einer ſeiner Meſſen (D-moll). In der Kirchenmuſik hat Bruckner in der That eine Meiſterſchaft erreicht, die ihm für alle Zeiten einen erſten Ehrenplatz ſichert. Es gibt aber auch gar kein Genre, das ſo gut zu Bruckners muſikaliſchem Naturell paſste. Die eigenthümliche Verbindung romantiſcher Allüren mit der Gewiſſenhaftigkeit des gewandten Scholaren wird ſich nirgends ſo vortheilhaft ausſprechen wie in dem Text der katholiſchen Meſſe. Düſter und klagend beginnt das Kyrie, traurig wie ein Requiem, und indem es hierin von der üblichen Auffaſſung abweicht, entſpricht es ſo recht der inneren Zerknirſchung und Demuth, die Bruckners Gebet charakteriſierte. Mit dramatiſcher Unmittelbarkeit knüpft das „Gloria" und „Credo" gleich an die Worte des Prieſters an, ohne ſie, wie ſonſt üblich, zu wiederholen. Der Text dieſer beiden Abſchnitte iſt kaum je mit größerer innerer Wahrheit und edlerer Schönheit in Muſik geſetzt worden als bei Bruckner. Man beachte einmal die feinen Unterſchiede im muſikaliſchen Ausdruck bei den Worten: laudamus te, benedicimus te, adoramus te, glorificamus te, gratias agimus tibi ꝛc. Jedes derſelben bezeichnet in prägnanter antiker Kürze eine andere Stimmung, und ihr raſcher Wechſel entſpricht ſo vollſtändig der muſikaliſchen Phantaſie Bruckners, daſs wir hier eine natürliche Begabung mit einer künſtleriſchen Forderung vereinigt finden, wie ſie in einem kirchlichen „Gloria" kaum jemals zu ſo vollkommener Einheit verſchmolz. Aus jedem Worte weiß er muſikaliſch eine kleine dramatiſche Scene herauszuarbeiten, ohne dabei den natürlichen Lauf des Stückes zu unterbrechen. Ebenſo meiſterhaft iſt im Credo die Stelle „et incarnatus est" ꝛc. wiedergegeben, deren liebliche Klänge von ſicherer Hand in die Trauerſtimmung des „Crucifixus" hinübergeleitet werden, wo bei den Worten „passus et sepultus est" das Quartett in wenigen Accorden ein kleines Requiem markiert, um gleich darauf von den aufgeregten Wogen des Orcheſters das „resurrexit et ascendit in coelum" in jubelnden Tönen anzuſtimmen. Dieſe Uebergänge und Farbenvertheilungen ſind bei Bruckners Meſſen von unvergleichlicher Pracht und auch von einer Unmittelbarkeit der Wirkung, wie ſie eben nur möglich iſt, wenn ſie ſo ungezwungen gegeben und ſo innig empfunden ſind wie bei ihm. Die ſcheinbar unmotivierten Contraſte in ſeinen Symphonien, die der abſtracten Muſik ebenſowenig zum Vortheil gereichten wie die naiven poetiſchen Vorwürfe ſeiner etwas begrenzten Empfindungswelt, hier auf dem Gebiete der Kirchenmuſik konnten ſie eine adäquate Verwendung finden. Am Texte der Meſſe, deſſen univerſale Tributarien den verſchiedenſten Geiſtesformen entſpricht (man denke an Bach), fand Bruckner ein congeniales Gebiet, das er vollkommen verſtand und in dem er völlig aufgieng. Freilich lebt es dieſem Text neben unverkennbaren poetiſchen Schönheiten auch nicht an theoretiſchen, wie dogmatiſchen Bemerkungen. Aber auch dafür hat Bruckner immer ein entſprechendes contrapunktiſches Kunſtmittel zur Hand, und alle die Finessen des gründlichen Theoretikers, die man ihm anderswo als unfruchtbare Scholaſticismus auslegen konnte, hier haben ſie ihren geeigneten Platz und ihre ſtilgemäße Verwendung. Mit der Aufführung hat die Geſellſchaft den weniger günſtigen Eindruck des letzten Concertes wieder wettgemacht. Die Chöre waren von Director v. Perger ſorgfältig einſtudiert und kamen mit ſchöner Klangwirkung und bemerkenswerter Präciſion ſo namentlich im Oſanna zur Geltung. Auch das Soloquartett (die Damen Chotek und Korner, die Herren Pacal und Tharath), vom Componiſten zu einer bedeutenden Selbſtändigkeit, aber nicht ſehr [illegible] verdient Anerkennung. Am Schluſſe [illegible] das Bildnis des Componiſten [illegible], an deſſen [illegible] und die [illegible] es ſeit Jahren gereicht hat. [illegible] einem lebenden Componiſten [illegible] auch die Mitwirkenden [illegible] aus op. 93 zur erſten [illegible] Vocalchöre [illegible] und er hat auch diesmal [illegible] zu [illegible] dieſer Form [illegible], eine Compoſition [illegible] Dvořák. Die Herr [illegible] und ſeiner Natur [illegible] und wird ihm wahr [illegible].

R. W.

Digitized by Google

Bücher.

L. L. Price: „Economic Science and Practice or essays on various aspects of the relations of economic science to practical affairs. London, Methuen & Co. 1896.

Von den jüngeren Nationalökonomen Englands iſt Price vielleicht der conſervativſte, wenn man das Wort im engliſchen Sinne nimmt: wenn man darunter langſame, aber ſtetige Socialreform mit möglichſt wenig polizeilicher Staatsthätigkeit und Beamtenaufwand verſteht. Seine Eſſays gehören wohl zu den akademiſch feingeſchliffenſten auf dem Gebiete ſeiner Wiſſenſchaft. In der vorliegenden Sammlung ſeiner in Fachzeitſchriften erſchienenen Gelegenheitsarbeiten gelangen ſowohl theoretiſche, als praktiſche Fragen der Socialpolitik und des Währungsweſens zur Behandlung. Faſt durch das ganze Buch zieht ſich der Gedanke, daſs nicht bloß der Geſchäftsmann den zünftigen Oekonomen, ſondern auch dieſer den Praktiker zu belehren habe. Am ſchärfſten iſt das Verlangen nach Stellungnahme des Akademikers zu praktiſchen Wirtſchaftsproblemen in dem Eſſay „The relations of economic science to practical affairs“ betont. Ich kann es mir nicht verſagen, einige markante Aeußerungen dieſes conſervativen Oekonomen den Stillen im Lande vorzuführen. „Ich glaube nicht, daſs die Einhaltung ſtricter Neutralität wünſchenswert wäre, ſelbſt wenn ſie möglich iſt. Die Gewohnheitsſünde des akademiſchen Temperaments iſt Unentſchloſſenheit, und kaum ein anderes Gebrechen iſt im praktiſchen Leben ſo unheilvoll wie ſie. Die ewige Rückſicht auf die Objectivität führt leicht zur Unentſchloſſenheit, und von dieſem Augenblicke angefangen, iſt der Oekonom für das praktiſche Leben verloren. . . Es iſt unmöglich, einen Menſchen in ſeine Beſtandtheile — den theoretiſchen und den praktiſchen — zu zerlegen: und ich möchte für jeden bedeutenden Volkswirt als Deviſe die Inſchrift auf dem Grabdenkmal des deutſchen Socialiſten bezeichnen: Ferdinand Laſſalle, dem Denker und Kämpfer.“ Und Price hat in mehr als einer Beziehung recht. Die Nationalökonomie theilt nicht bloß das Miſsgeſchick der bildenden Künſte, der Kritik von Gevatter Schneider und Handſchuhmacher unterworfen zu ſein: ſie wird oft, ſobald ſie wirkſam ins Daſein tritt, von dieſem ehrſamen Paare zum ſchnödeſten Lebenswandel verführt. Die Oekonomen haben aber nicht minder als das Volk, deſſen Haushalt ſie zu erkennen und zu ordnen ſtreben, ein Intereſſe daran, ihre Grundſätze zu bethätigen. Oder meint man, der „weltfremde Profeſſor“ habe ſich um derlei Dinge nicht zu kümmern? Das haben ja jüngſt die „Hamburger Nachrichten“ gewünſcht. Aus ihnen ſprach derſelbe Phariſäer, den Carlyle im Sartor Reſartus über den Profeſſor Teufelsdröckh vorwurfsvoll jammern läſst: „Von einem Doctor beider Rechte, Titularprofeſſor an einer Univerſität, einem Manne, dem bisher für ſeine Dienſte die Geſellſchaft bei all ihrer Schlechtigkeit nicht bloß Nahrung und Kleidung (von ihrer Art), ſondern auch Bücher und Tabak gegeben hat, ſollte man mehr Dank für ſeine Wohlthäterin erwarten, und weniger blindes Vertrauen auf die Zukunft, das mehr einem Fataliſten und Enthuſiaſten, als einem ehrbaren Steuerträger, in einem chriſtlichen Lande anſteht.“ Man ſieht: Eiſern-Vieh ſtirbt nicht!

St. Br.

Max Kretzer: „Das Geſicht Chriſti“. Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag. 1897.

Die Arbeiterfamilie Andorf, die, ſeitdem der Vater beſchäftigungslos geworden iſt, in größter Armut hinlebt, wird plötzlich von religiöſen Wahnvorſtellungen ergriffen. Zuerſt kommt den Kindern die Viſion Chriſti. Sie ſehen ihn, wie er auf den Uhde'ſchen Bildern gemalt iſt. Ein ſchneeweißes, langes Gewand umhüllt ſeinen ſchlanken Leib, blonde Locken fallen auf die Schultern, ſein Geſicht leuchtet, aus den Augen ſtrömt Seligkeit für den Schauenden. — Dieſe Kinderphantaſie iſt noch wahrſcheinlich und könnte, poetiſch dargeſtellt, tief wirken. Aber die Viſion Chriſti zieht wie eine Marionette über die Scenerie des ganzen Buches. Erſt wird der Vater von ihr befallen, dann eine Straßendirne, dann das ſchäbige Publicum eines Vorſtadtbeiſels, dann der hartherzige Küſter und Canonicus, die Andorfs verſtorbenes Kind nicht beſtatten wollen, weil er die Taxe nicht aufbringt, und ſchließlich der Volksbanien, der die Leiche des Kindes begleitet. Wie der Schutzmann gegen dieſe Geſtalt Chriſti, das ihm nicht auf die Wachſtube folgen will und keine gehörige Legitimation aufweiſen kann, den Säbel zieht — dieſe Scene wirkt ebenſo burlesk komiſch, als ſie der Autor, der alle Mittel der Fabrikromane ſchon erſchöpft zu haben ſcheint, ernſt meint. Den Exceſs der widerlichen Geſchmackloſigkeit bringt das Schluſscapitel. Andorfs Tochter geräth in die Gewalt ihres Arbeitgebers. Als ihr Widerſtand ſchon gebrochen iſt, erſcheint Jeſus Chriſtus ex machina in der Stube. Nach einigen Krämpfen fällt der Arbeitgeber todt nieder. Jetzt erhält Andorf natürlich eine gute Stelle und darf ſeine ſeine Tochter ſegnen. — Ein tief innerliches Gefühl dieſer Zeit, der Drang zum Religiöſen, die Wiedergeburt des Glaubens, wird auf rohe und trockene Weiſe, nur des theatraliſchen Effects wegen, in die banale Handlung hineingetrieben. Anſtatt poetiſch zu wirken und das niedere Niveau des Romans zu heben, verdirbt dieſer miſslungene Kniff des Autors das bischen Vergnügen, welches ein paar gut charakteriſierte Geſtalten und richtige Beobachtungen aus dem Leben des Pöbels uns hätte bringen können.

M. M.

Revue der Revuen.

Die „Deutſche Revue“ eröffnet ihren 22. Jahrgang mit einem Heft, in welchem an Vielfältigkeit der Beiträge kein Mangel iſt. [illegible] Schloſſar theilt einen ungedruckten Brief [illegible] weiters Erzherzog Johann und [illegible] Anton von [illegible] Düſen mit und führt den Leſer in denſelben mit [illegible] hiſtoriſchen Vorwort ein. Frau v. Kobell erzählt [illegible] rungen vom Fürſten Chlodwig Hohenlohe, dem [illegible] präſidenten und jetzigen Reichskanzler Deutſchlands, [illegible] ſtorbenen Bruder, dem Cardinal Prinz Adolf [illegible] Palaſt zu Rom beſucht, und ſie weiß dieſes [illegible] ein Beſitzthum des Cardinals, das ſie mit Erlaubnis [illegible] durfte, anſchaulich zu ſchildern. — Den größten Theil des Heftes nimmt aber der als Director der Berliner Kunſtakademie bekannte Maler Anton von Werner in Anſpruch, um — wie der Titel verſpricht — über „Aufgabe und Bedeutung der Kunſtakademien“ zu ſprechen. Die Ausführungen löſen dieſes Verſprechen gar nicht oder beſtenfalls in ſehr enttäuſchender Weiſe ein. Herr von Werner beſchränkt ſich auf eine, nicht immer bloß ſachliche, Polemik gegen die Kritiker der Berliner Kunſtakademie und ſeiner Thätigkeit im beſonderen. Herr von Werner ſpricht alſo, genauer geſagt, über ſeine eigene Bedeutung, und die weiß er nicht beſſer zu beleuchten als durch mehrfache Fußnoten-Reclame für ſeine „geſammelten Reden“. Er verſchmäht es auch nicht, ſein und ſeiner Collegen Anſehen dadurch heben zu wollen, daſs er ſich über alles, was in Literatur und Malerei „modern“ heißt, moquiert.

Die „Revue de Paris“ veröffentlicht in ihrer letzten Nummer den Briefwechſel zwiſchen Alexander I. und Frau von Staël aus den Jahren 1814—1817. Der Grundton desſelben iſt auf Seiten des Kaiſers Liebenswürdigkeit, aber Zurückhaltung: auf Seiten der franzöſiſchen Schriftſtellerin aber unbedingtes Vertrauen. Der große Charmeur, der Alexander I. war, wirkte ſein ganzes Leben lang geradezu begeiſternd auf Frau von Staël, und es iſt intereſſant, daſs ſie ſich ſogar im Namen des „unglücklichen“ Frankreich an ihn um Hilfe wendet. „Frankreich“ heißt es in einem ihrer Briefe, „Frankreich, dem Peter der Große die Civiliſation ſeines Volkes, dem Europa ſeine ſocialen Errungenſchaften und philoſophiſchen Leuchten und . . . den Geiſt der Ritterlichkeit verdankt, Frankreich ſoll alle ſeine Rechte auf den Reſpect der Erde verloren haben, weil ein Fremder ſich ſeiner militäriſchen Begeiſterung bedient hat, um es irrezuführen? . . . Alle Aufgeklärten ſetzen Ihre Hoffnungen auf Sie . . . Eurer Majeſtät iſt es gegeben, den Schmerz von 24 Millionen Menſchen zu heilen: Eine ſolche Macht iſt übermenſchlich, und die Geſchichte wird Ihnen Dank dafür wiſſen, wenn Sie dieſe Macht mit jenem Großmuthe gebrauchen, der Ihnen eigen iſt.“

„Gibt es einen Fortſchritt in der menſchlichen Geſchichte?“ betitelt ſich ein Aufſatz von Eliſée Reclus im „Contemporary“. Der Verfaſſer definiert zunächſt den Begriff des Fortſchritts. Unabhängig vom Wachſen oder Nichtwachſen der Glückſeligkeit müſſe der geſchichtliche Fortſchritt verſtanden werden als die Ausbildung der geiſtigen und materiellen Güter des Menſchen. So aufgefaſst, ſei der Fortſchritt des Individuums gleichbedeutend mit dem der Geſellſchaft. Von der Erkenntnis ausgehend, daſs jeder Schritt der geſchichtlichen Entwicklung mit Verluſten erkauft wird, unterſucht der Verfaſſer das Glück des primitiven Zuſtandes der Menſchen und die relativen Nachtheile der Civiliſation. Doch iſt das nur der Hintergrund, von dem ſich die Vortheile der vorgeſchrittenen Cultur glänzend abheben. Deren conſtatiert der Verfaſſer, in einer kurzen Zuſammenfaſſung, vier. Erſtens: Das Menſchengeſchlecht hat ſich ſelber und ſeine Umgebung kennen gelernt: Arbeit, Coloniſation und Handel haben den Menſchen zu einem Bürger des ganzen Planeten gemacht. Zweitens: Es hat ſeine Geſchichte kennen gelernt. Drittens: Die Induſtrie hat ſich auf Grund von Wiſſenſchaft und Erfindungen in wunderbarer Weiſe entwickelt. Viertens: Natur und Seelenlehre ſind ſoweit gediehen, daſs die Pſychologie heute eine exacte Wiſſenſchaft genannt werden kann. Damit aber hat ſich das Menſchengeſchlecht der Verwirklichung ſeines Hauptzweckes genähert, der Errichtung einer idealen Socialordnung. Zwei Pflichten, als die Mittel zur Erreichung dieſes Zweckes, ſind auf die Tagesordnung der Geſellſchaft geſetzt worden: Brot für alle und geiſtige Bildung aller. Auf dieſem Wege wird die Menſchheit auch zum antiken Erziehungsideal, zur äſthetiſchen Körperbildung zurückgelangen können, und die Rückkehr zur Natur wird die letzte Folge ſein.

In der „Rassegna Nazionale“ ſchreibt eine italieniſche Dame, Frau Rottigni Marcelli, über das Elend der Kinder in ihrem Vaterlande. Nicht nur in den übervölkerten Städten, auch auf dem Lande gebe es eine erſchreckende Fülle von jugendlichen Verbrechern, von verderbten, verwahrloſten Kindern. [illegible] alljährlich der Juſtiz in die Hände, und nur die allerwenigſten davon würden gebeſſert. [illegible] und verroht. Verwahrloſt nach der einen Seite, würden ſie nach der andern auf das grauſamſte ausgenützt. So arbeiteten in den ſicilianiſchen Schwefelminen acht- und zehnjährige Kinder, die, nicht einmal mit einem Hemd bekleidet, auf den nackten Schultern die [illegible] und deren Mahlzeiten aus trockenem Brot beſtehen, [illegible] Frau Rottigni meint, wenn Italien den Rang einer Culturnation beanſpruche, dann [illegible] ſeiner Regierung, ſich endlich dieſer [illegible] und nach dem Vorbild anderer Länder [illegible] zu ſorgen, was bisher nur im ganz kleinen Maßſtab [illegible] der Privatwohlthätigkeit [illegible]

König Koſetna.

[illegible] Julius Zeuer. [illegible]

[illegible] F. W. Kreyſi.

Ich bringe [illegible] als [illegible] Andenken von der Reiſe mit. [illegible]

Digitized by Google

pathetiſch ſchön, bis „zum traurigen und mitleidigen Weinen“ ergriffen hat.

Mein Traum entſtand in mir, als ich in den Spuren Shelleys und Byrons durch die ſtillen Gaſſen gieng, inmitten der großen Gärten, die ſie ſelbſt einſt in der Frühlingsglorie der Pfirſich- und Aprikoſenblüten geſehen haben. Es kam über mich, unvermuthet wie Träume kommen, als mein Nachſinnen über dieſe zwei Sänger des Nordens, ich weiß nicht in welchem Zuſammenhange, mir auf einmal das zauberiſche Bild von Burne-Jones „König Koſetua“ in das erregte Gedächtnis rief.

Es iſt ein bloßer Traum, nicht mehr und nicht weniger, dieſes Märchen von der Sehnſucht, welches ich Ihnen da bringe. Das Träumen kann eitel ſein, aber pflegen nicht unſere Träume oftmals das Beſte zu ſein, was wir auf der Erde haben? Und ohne Träumen, gäbe es ohne dieſes ſtille erſte Schaffen überhaupt eine Kunſt?

Vielleicht iſt auch mein heutiger Traum eitel, aber Sie finden darin etwas aus Ravenna und etwas, was in meinem Herzen ächzte — er iſt ein Andenken von der Reiſe.

Wer war er, König Koſetua? Wann lebte er und wo? Niemand kann es uns ſagen. Kein Buch der Geſchichte hat ihn erwähnt und keine Chronik — und doch iſt er unſterblich. Warum? Weil der Schwan von Avon mit ungefähr fünf Worten einmal von ihm ſang und ſeinen Namen ſo auf alle Zeiten brachte. In meinem Traume fuhr König Koſetua aus ſeiner Burg aus, die im Norden am Meere lag. Er war jung, ſchön und traurig. Sein beinahe mädchenhaftes Angeſicht war bleich und ergreifend in ſeiner Schönheit. Lange Ströme hellen, goldenen Haares quollen unter dem ſilbernen Helm hervor, von dem ein weißer Federbuſch winkte; einen Mantel aus amethyſtfarbenem Brocat ließ er wallen, in dem ein Schimmer ſilbernen Gewebes glänzte. Seine Augen waren träumeriſch, und ihr Blau wechſelte wie die Fläche des Meeres, an dem die königliche Burg ſtand. König Koſetua wandte ſich traurig dem Schloſſe ſeiner Ahnen zu. Sein ſchwarzes Roſs ſcharrte im Sande, und die ganze Schar von jungen Rittern, alleſammt in ſilbernem Waffenſchmuck, alleſammt auf ſchwarzen Pferden wie der König, den ſie auf ſeiner Reiſe ins Unbeſtimmte begleiteten, wartete ungeduldig auf ein Zeichen zum Aufbruch. Sie waren begierig, die Welt und die fremden Länder zu ſehen, von denen ſie ſo viel ſchon gehört. König Koſetua hielt ſeine Hand an dem hohen Gitter, das, aus Eiſen geſchmiedet, den Hafen verſperrte. Stufen von Marmor führten von hier an das Meer, und die Wellen brachten Schaum und Perlen heran. Da erinnerte ſich der König an eine Begebenheit ſeiner Jugend aus vergangenen Tagen, da er kaum acht Jahre alt war. Die Königin, ſeine Mutter, hatte ihn damals an der Hand hergeführt, als gerade auf den Schiffen eine ungeheuere Beute aus fernen Zonen in den Hafen eingeführt wurde. Das ganze Ufer war mit Schätzen bedeckt, und Diener und Sclaven liefen hin und her und trugen dieſen noch niemals geſehenen Reichthum in die finſteren Grüfte der drohenden Burg. Die Königin war ſtolz, wie die trotzigen Engel, ſtolz auf ihre Schönheit, ſtolz auf ihren Stamm, ſtolz auf ihre Macht und über alles ſtolz auf ihren Sohn Koſetua.

„Dies alles iſt dein,“ ſagte ſie ihm damals, „alles, was du hier ſiehſt, und das alles, was dieſes ungeheuere ſaphirblaue Meer gehorſam auf ſeinem breiten Rücken noch hierher bringt. Auf jedes Ufer, welches von dieſem großen Waſſer beſpült wird, haſt du Anrecht, denn in unſeren Adern ſtrömt das Blut der römiſchen Cäſaren, der byzantiniſchen Selbſtherrſcher und der gothiſchen Könige. Es gibt keinen Wunſch, der für dich nicht einmal in Erfüllung gienge, es gibt nichts und wird nichts geben, was dir verweigert werden könnte. Gott ſchuf dich, damit du herrſcheſt, und die übrigen, damit ſie dir dienen.“

Koſetua begriff kaum dieſe Zukunft, aber es war jetzt für ihn ein Vergnügen, die Perlen mit vollen Händen zu nehmen, ſie in den Sand zu werfen und übermüthig auf ſie zu treten. Die Mutter lächelte, auf einmal aber wurde ſie betrübt. Sie erblickte ein altes Weib, das auf den Stufen ſaß, die Hände in den Schoß gelegt. Es war eine Sclavin, von der Königin gehaſst, ob des Stolzes, der auf ihrer Stirne ſaß. Aus reinem Uebermuth hatte man ſie einſt irgendwo jenſeits des Meeres gefangen genommen und mit der übrigen Beute in die Burg geſchleppt. Sie weinte nicht, rang die Hände nicht und beugte nicht den Kopf, als man ſie vor den König und die Königin führte. Der König ſagte damals mit Verachtung: „Warum habt ihr denn dieſe hierhergeführt? Nur darum, um ihr das Grab ſchnell zurechtzumachen? Sie ſteht ja am Grabe.“

Er wollte ihr die Freiheit geben, aber die Königin faſste ihn bei der Hand, noch ehe es geſchah.

„Siehſt du denn nicht den haſsvollen Blick?“ ſagte ſie. „Sie ſoll nicht eher die Freiheit bekommen, bis ſie demüthig um ſie bitten wird.“

Die Gefangene ſchwieg eine Weile, endlich ſagte ſie: „Warum ſollte ich um mein Recht bitten? Nein, lieber will ich Gewalt ertragen. Das Grab wird nicht lange auf mich warten. Was liegt denn daran, wo es gegraben wird?“

Und ſie beugte nicht ihren Nacken. Sie blieb Leibeigene, und die Jahre floſſen, und ſie ſchwieg und bat niemals. Der Haſs der ſtolzen Königin wuchs von Tag zu Tag, und jetzt, als ſie mit ihrem Sohn am Geſtade ſtand, inmitten all' dieſes Reichthums und als ſie die alte Sclavin erblickte, rief ſie ihr zu:

„Warum ſitzeſt du hier, faul, du allein, wenn die anderen arbeiten?“

„Arbeiteſt denn du?“ antwortete das Weib ruhig, ihre von unvergoſſenen Thränen ſchweren Wimpern aufhebend, und unbeweglich in ihrer ſchmerzlichen und müden Körperhaltung.

Die Königin wurde roth vor Zorn, aber ſie war von dieſer Antwort ſo überraſcht, daſs ſie ganz ſtumm wurde.

Die Greiſin, bleich, legte ihre Stirn auf die Marmorſtufe und flüſterte: „Gott, wie bin ich krank! Iſt das der Tod?“

Die Königin fand inzwiſchen wieder ihr Bewuſstſein: „Koſetua,“ ſagte ſie zu ihrem Sohn, „lege deinen Fuß auf dieſen endlich gebeugten, ſo lange ſtolzen Nacken!“

Und das Kind folgte. Da hob auf einmal die Alte ihren Kopf auf und ſtreckte die Hände, als wenn ſie einen Fluch ausrufen wollte; aber als ihr Blick dies unſchuldige Kindesgeſicht ſtreifte, wurde ſie gerührt, blickte lange in die träumeriſchen und guten Augen des Knäbleins, und zwei Thränen rannen ihr hervor, floſſen langſam die ſchlaffe Wange herab und tropften auf den Schenkel des Kindes. Die Königin erſtaunte von neuem.

„Warum weinſt du?“ fragte ſie mit einer Stimme, die weicher war als ſonſt.

„Weil ich jetzt, im Augenblicke einer unbegreiflichen Eingebung, die ganze Zukunft dieſes Kindes las.“

„Und das machte dich weinen,“ rief die Königin unruhig, „was weißt du von ſeinen künftigen Schickſalen? Was droht ihm denn?“

„Er wird ſeinen Irrthum erkennen. Du haſt ihm geſagt, daſs ihm gar nichts verweigert werden kann, daſs alles im Bereiche ſeiner Macht liegt. Aber er wird einmal daran ſterben, daſs er —“ Die Alte ſank kraftlos auf die Stufe und wurde todtenfahl.

„Sprich zu Ende!“ rief angſtvoll die Königin, „ſprich zu Ende, was droht ihm?“

Aber die Alte lag im Todeskampfe und konnte nicht gehorchen.

„Sprich zu Ende!“ rief die Königin von neuem, „ſprich zu Ende! Du ſtirbſt!“

„An Sehnſucht!“ flüſterte die Sclavin, ſtreckte die Hände nach dem Meer aus, und in dem Aufſchwärmen dieſer auslöſchenden Blicke erſchien ein ganzer Abgrund von Gram. Dann durchzitterte ein tiefes, ſtarkes Schluchzen ihre Brüſte, ſie fiel auf den Rücken und war todt.

„Tretet auf ſie, werft ſie ins Meer!“ rief die Königin leidenſchaftlich und roh. „Sie wollte nicht vollenden! Sie ſchwieg aus Rache! Sie entkam mir, ſie entkam! Sie hat geſiegt! Sie hat geſiegt!“

Und in heller Wuth eilte ſie hinweg, ihren Sohn mit einem Mantel, ſchwer von goldener Stickerei, umhüllend. Sie trug das Kind in raſender, unbeſtimmter Furcht hinein in die feſte Burg.

Dieſes Auftrittes erinnerte ſich jetzt, nach langen Jahren, der junge König Koſetua, in dem Momente, als er ſeine Burg verließ und ſeine Reiſe antrat, die ihn irgendwohin in unbeſtimmte Ferne führen ſollte.

Früh iſt er Waiſe geworden, der Vater und die Mutter ſchliefen längſt ſchon unter der porphyrenen Platte im dunklen Schatten der Schloſskirche, wo Tag und Nacht die goldenen Lampen brannten, wohlriechend dampften, und die Heiligenbilder auf den koſtbaren Wändemoſaiken in myſtiſche Wolken hüllten. König Koſetua hatte weder den Erobererſtolz ſeines Vaters, noch den läſterlichen Hochmuth ſeiner Mutter.

Er blühte ſtill in dieſer finſteren Burg, wie eine Pflanze in einer Ritze der trüben Felſen, und ſeine Seele war ſo rein wie der Azur des Himmels und ſo tief. Sternenglanz floſs von ſeinen nachdenklichen Augen wie ein ſüßes Geheimnis, und ſeine Geſtalt athmete einen ſchamhaften Zauber aus, ſowie der Geruch aus dem Kelche der Lilie ſteigt. Und fürwahr, er war mit ſeiner weißen ciſelierten Rüſtung, mit der Elfenbeinſtirne, mit dem Strome des hellen Haares, in ſeiner ephebiſchen, ſchlanken Schönheit der Lilie ähnlich, die ein Künſtler in großen Maßen aus Silber geſchmiedet hatte, und die eine thurmhohe Bildſäule der Mutter Gottes, hoch über dem Schloſſe am Felſen ragend, in der Hand hielt, der Morgenröthe entgegen, von weißen Tauben umflattert.

(Fortſetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingaſſe 4. Telephon 2707.

Der Geſammtauflage dieſer Nummer liegt das Programm der Socialpolitiker bei.

Die Zeit.

X. Band. Wien, den 30. Jänner 1897. Nummer 122.

Politiſches aus Oberöſterreich.

Sie fordern von mir einen Bericht über die in Oberöſterreich herrſchenden politiſchen Zuſtände, über ſeine politiſchen Parteien und ihre Ausſichten bei den Wahlen. Warum gerade jetzt? Weil man ein Gebäude, welches durch ſeine Geſchichte oder ſeine Bauart ſich auszeichnet, photographieren läſst, ehe man es niederreißt?! Ein Zuſammenbruch vollzieht ſich ja bei uns wie überall auf dem Gebiete der Politik. Die alten Parteien ſtürzen, für den Aufbau neuer iſt noch kaum das Material zuſammengetragen.

In Oberöſterreich hat es ſeit Begründung der verfaſſungsmäßigen Aera nur zwei Parteien von Bedeutung und Dauer gegeben, die liberale, die alles in ſich begreiſt, was freiheitlich und fortſchrittlich geſinnt iſt, und die clericale oder, wie ſie ſich lieber nennen hört, die katholiſche Volkspartei, die von Geiſtlichen gemacht iſt, von ihnen geleitet wird und deshalb in erſter Linie den Zwecken der ſtreitenden Kirche zu dienen hat. Was ſich neben dieſen Parteien vorübergehend geltend machte, hat bis in die neueſte Zeit keine dauernde Bedeutung erlangt. Nachdem in dem Gebäude der oberöſterreichiſchen Politik jener Flügel, in dem die clericale Partei untergebracht iſt, vollkommen intact iſt und kaum einer Reparatur zu bedürfen ſcheint, ſo iſt die nothleidende Partei allein die liberale. Es erſcheint überflüſſig, über die Gründe dieſes Zuſammenbruches ſich auszuſprechen. Denn dieſelbe Erſcheinung zeigt ſich ja überall; und überall, wo ſie ſich zeigt, iſt ſie gleichbedeutend mit dem Verlaſſen der individualiſtiſchen Weltanſchauung und der Umkehr zur ſocialen Einrichtung des Staates. In Oberöſterreich ſind aber doch die Verhältniſſe ganz eigenartig. Hierzulande hat der Individualismus niemals jene capitaliſtiſchen Auswüchſe getrieben, welche anderswo die Oppoſition gegen ihn erzeugt und genährt haben, hier gab es niemals ausbeuteriſche Actiengeſellſchaften, unlauteren Wettbewerb, übermäßig hohe Gründergewinne und excluſive Cliquen, andererſeits iſt die neue ſocialreformatoriſche Auffaſſung der Staatsaufgaben mangels markanter Unterſchiede in den Ernährungs-, Erwerbs- und Einkommenverhältniſſen der Bevölkerung noch keineswegs derart in Fleiſch und Blut des oberöſterreichiſchen Volkes übergegangen, daſs ſie die Kraft hätte, als Kryſtalliſationspunkt für die Bildung politiſcher Parteien zu dienen.

In Oberöſterreich iſt die liberale Partei nicht an dem Inhalt ihres Programmes, ſondern an den Mängeln ihrer Organiſation zugrunde gegangen. Den Kern der hieſigen liberalen Partei bildet der ſtädtiſche Bürgerſtand, der Bourgeois mit allen ſeinen Fehlern und Vorzügen, mit ſeiner Schwärmerei für ein beſcheidenes, ihn nicht incommodierendes Maß politiſcher Freiheit, mit ſeiner Verachtung aller derjenigen, die nichts ſind und nichts haben, mit ſeinem Abſcheu vor Ueberraſchungen und Aufregungen, mit ſeinem formaliſtiſchen Sittencodex und ſeinem einſeitigen Rechtsgefühl, das nur das ihm zugefügte Leid, nicht aber das anderen angethane Unrecht fühlt. Um dieſen Bourgeois gruppiert ſich, „wie der Sternenglanz um die Sonne ſich ſtellt“, das Gros der älteren Beamtenſchaft und eine große Zahl von Civil- und Militärpenſioniſten, welche, ſolange es ſich um ums Reden im Gaſt- oder Kaffeehaus handelt, den radicalſten Flügel darſtellen. Dieſe Partei glaubte für alle Zukunft damit genug gethan zu haben, daſs ſie die Rollen der Macher und Führer unter einer Anzahl geſchickter Advocaten und ſonſtiger „angeſehener“ Bürger vertheilte. Man war überzeugt, das Volk ſchätze ſich glücklich, wenn es einige Körner der in der Parteileitung angehäuften Weisheit aus einem gedruckten Vereinsboten — Mittheilungen nannte man ſie — auſleſen könne. Von einem mündlichen Contacte der Parteileitung mit den Maſſen, von Verſuchen, dieſelben mit den Ideen des Freiheits- und Fortſchrittsprogrammes zu befruchten, war jahrelang keine Rede. Faſt ſchien es, daſs man ſich von der Umſetzung der liberalen Theorien in die Praxis fürchte.

Theoretiſch klangen ja die Lehren von der Nothwendigkeit eines gewiſſen Maßes von Freiheit und Gleichheit recht ſchön, aber wer bürgt dafür, daſs dieſes Maß vom Volke auch eingehalten würde, wenn in demſelben allzu radicale Neigungen gepflegt würden!

Merkwürdigerweiſe aber hat die oberöſterreichiſche liberale Partei gerade auf dem allerheikelſten Boden, auf dem der Religion und des Glaubens, jene Vorſicht hintangeſetzt, welche ihr Wirken ſonſt überall auszeichnete. Es hat eine Zeit gegeben — und ſie iſt noch nicht lange vorüber — in der wenigſtens die liberale Preſſe glaubte, aus den urkatholiſchen Bauern des Landes Freidenker oder mindeſtens Confeſſionsloſe machen zu können. In allen religiöſen Fragen zeigte die Partei die denkbar unglücklichſte Hand. Ich erinnere an die Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas. Damals gieng wirklich eine ſtarke Gährung durch das ganze Land. Eine ernſtgemeinte Propaganda für einen Maſſenübertritt zum Proteſtantismus hätte Ausſicht auf Erfolg gehabt. Was aber damit gewonnen worden wäre, zeigt der Unterſchied zwiſchen dem proteſtantiſchen und dem katholiſchen Bauer des Landes! Statt dieſer Propaganda erfand man den Popanz des Altkatholicismus, ein Ding, das nicht Fleiſch und nicht Fiſch iſt.

Mit ſolchen Fehlgriffen, bar jedes Zuſammenhanges mit dem Volke, ſteht die liberale Partei Oberöſterreichs einem Gegner gegenüber, welcher in jedem Geiſtlichen ſeinen eingeſchworenen Fürſprecher und Agitator hat, der ſelbſt aus dem Volke, zu dem er ſpricht, hervorgegangen iſt, der unter ihm lebt, ganz in ſein Denken und Fühlen eingedrungen iſt, dem überdies noch die Autorität des Standes zuhilfe kommt, einen Agitator, der das Wort von der verpflichtenden Nobleſſe der Bildung nicht kennt, ſondern unbekümmert um die Bedürfniſſe der Gebildeten rückſichtslos die Intereſſen der Bauern vertritt und für alle dieſe Maßregeln noch die Empfehlung ſeiner göttlichen Sendung hat.

In den beiden großen Parteien des Landes, der liberalen und der clericalen, treten die wirtſchaftlichen Nuancen vor den politiſchen ganz in den Hintergrund. Daſs die liberale Partei in Oberöſterreich niemals eine eigentlich capitaliſtiſche Partei war, habe ich bereits geſagt. Aber auch die clericale Partei iſt keine ſociale Partei. Zwar nennt ſie ſich gern eine ſolche und verſucht ihr wirtſchaftliches Programm als beſonderen Lockvogel auszuſpielen. Niemals aber hat ſich eine Partei mit weniger Recht eine ſociale Partei genannt, als die clericale Partei Oberöſterreichs. Schon daſs zu ihr faſt der ganze Großgrundbeſitz des Landes und dazu eine große Anzahl von Pfarrhöfen gehören, beweist dies. Die ganze Haltung dieſer Partei war immer eine antiſociale. Sie vertrat und vertritt ſtets den Herrn gegen den Knecht, den Beſitzenden, hier mit Vorliebe „Hausherr“ genannt, gegen den Beſitzloſen, den Steuerzahler gegen das Proletariat. Daſs ſie ſich in ihrer Preſſe und in ihren Vereinsverſammlungen gewiſſer ſocialpolitiſcher Schlagwörter bedient, die im Garten des Freiherrn von Vogelſang gewachſen ſind und von dem großen Schwätzer Ebenhoch dem Verſtändniſſe ſeiner Zuhörer angepaſst werden, beweist ebenſowenig, als daſs ſie die katholiſchen Arbeitervereine propagiert. Denn dieſe werden vor allem darauf gedrillt, die Autorität zu achten und über Singen, Spielen und Beten den Ernſt des Lebens zu vergeſſen.

Es iſt der clericalen Partei in Oberöſterreich bisher gelungen, ſich alle ſocialen Elemente vom Leibe zu halten. Nicht einmal chriſtlichſociale Kapläne gibt es in ihr. So viel werfen die zahlreichen Oekonomiepfarreien des Landes immer noch ab, daſs ihren Hilfspriestern das nöthige Viaticum für den täglichen Bierbedarf, für die Verluſte beim Königrufen und ab und zu für eine Spritzfahrt in die Stadt übrig bleibt. Damit aber iſt, vorläufig wenigſtens, alle Oppoſitionsgefahr beſeitigt. Als aber die Erfolge der Chriſtlichſocialen in Wien denn doch einigen die Köpfe ſo verdreht hatten, daſs ſie nicht mehr gerade zu richten waren, da hat man ſich ſo geſtellt, als ob man das Zuſtandekommen eines chriſtlichſocialen Vereines in Linz protegiere, zugleich aber für einen Obmann desſelben geſorgt, der die beſte Gewähr dafür bietet, daſs der Verein nicht zu radical und zu kräftig werde.

Auch bei den nächſten Wahlen in Oberöſterreich werden ſich wie bisher Liberalismus und Clericalismus gegenüberſtehen. Der letztere wird die Schlacht wahrſcheinlich ohne Kampfgenoſſen wagen, und er wird Sieg um Sieg erringen. Nur in der Landeshauptſtadt und zwei bis drei größeren Kreisſtädten, Steyr, Wels, Ried iſt der Ausgang zweifelhaft und wird weſentlich davon abhängen, wie ſich die deutſchnationale und die Gewerbepartei zur liberalen Partei ſtellt.

Die oberöſterreichiſchen Deutſchnationalen ſind noch immer ein kleines Häuflein. Ich glaube, daſs ihr Anhang, ſelbſt wenn alle diejenigen mitzählen, die nur um der ſchönen Augen ihres Führers willen mitthun, nicht 500 im ganzen Lande überſteigt. Aber ſie haben die Jugend, geſchickte und rührige Agitatoren, ein vernünftiges wirtſchaftliches Programm und endlich das heute überall ziehende Schlagwort des Antiſemitismus für ſich. Es ſchien eine zeitlang, als ob der größte Theil der Liberalen ſich mit den Deutſchnationalen zu einer deutſchen Volkspartei zuſammenſchließen würde. Wenigſtens giengen die letzten Landtagswahlen dank des Druckes, den die Leiter des hieſigen liberalen Tagblattes und einige einflussreiche Geſinnungsgenoſſen ausübten, unter dieſem Zeichen vor ſich. Heute ſind die Ausſichten für eine ſolche Vereinigung entſchieden geringer. Gerade d[illegible] unter den Liberalen, welche bisher den Widerſtand aus ihrer [illegible]

Digitized by Google

zuſchießen pflegten, miſstrauen den Nationalen. Der eine glaubt, daſs ſie den Irredentismus ihrer Flegeljahre noch nicht ganz überwunden haben, dem anderen iſt ihr ſocialpolitiſches Programm zu radical, dem dritten paſst ihr Antiſemitismus nicht recht.

Mit dieſem oberöſterreichiſchen Antiſemitismus iſt es eine eigene Sache. Man ſollte glauben, daſs gerade dieſer Programmpunkt das Haupthindernis für die Vereinigung der Deutſchnationalen und der Liberalen bilde. Dies anzunehmen, wäre unrichtig. Der Antiſemitismus in Oberöſterreich iſt thatſächlich nur ein Agitationsprogramm. Man kann hier mit ganz vernünftigen Anſichten leben, ohne von dem Antiſemitismus beleidigt zu werden. Es fehlt nämlich zur praktiſchen Bethätigung antiſemitiſcher Anſichten eine der wichtigſten Vorausſetzungen für dieſen Sport, der Jude. Sich immer mit der Mödlinger Schuhwarenfabrik, die hier eine Filiale hat, und den paar Abrahamers, die hier fertige Kleider verkaufen, zu befaſſen, wird ſchließlich dem engagierteſten Antiſemiten zu langweilig. Inſoweit übrigens der Antiſemitismus Kampf gegen wirtſchaftliche Corruption iſt, iſt auch der oberöſterreichiſche Liberale dafür zu haben.

Nun noch ein Wort über die oberöſterreichiſche Gewerbepartei! Sie wird ſich jenem mot d'ordre voll profunder Weisheit anſchließen, das auf dem letzten öſterreichiſchen Gewerbetage ausgegeben wurde: „Mit der Partei gehen, die am meiſten verſpricht." Auch die oberöſterreichiſche Gewerbepartei nennt ſich eine ſociale Partei. Ihr Socialismus beſteht in der Anſicht, daſs es nur einen Stand gibt, dem geholfen werden muſs, und zwar auf Koſten aller anderen, das iſt der Stand der kleinen Handwerker. Zu dieſem Zweck ſei kein Mittel kleinlich genug, im Gegentheil, je kleinlicher, deſto verſtändlicher und darum deſto beſſer. Bisher haben es die Deutſchnationalen in Linz verſtanden, ſich den Anſchein zu geben, als ob ſie im Banne dieſer gewerbeparteilichen Logik ſtünden und haben deshalb ſie zu ihren Wahlgenoſſen gezählt.

Und wen wird die fünfte Curie wählen? Ich fürchte: Herrn Dr. Ebenhoch und Geſinnungsgenoſſen. Insbeſondere dürfte es der ſocialdemokratiſchen Partei kaum gelingen, in Oberöſterreich einen der ihrigen durchzubringen. Die ſocialdemokratiſche Partei hat ihre eben nicht zahlreichen Anhänger ausſchließlich in den wenigen Fabrikscentren des Landes. Auf diejenigen Elemente, welche in anderen Kronländern ihre Reihen verſtärken, das gebildete und halbgebildete Proletariat, die kleinen Staats- und Privatbeamten können die oberöſterreichiſchen Arbeiter kaum zählen. Höchſtens daſs ein kleiner Theil der Lehrerſchaft, mehr aus Oppoſition gegen die ſchmutzige Wirtſchaft des Landes als aus Ueberzeugung mit ihnen ſtimmt.

Die Gründe dafür, daſs hier das ſocialdemokratiſche Programm ſo wenig Proſelyten macht, habe ich bereits angeführt. Sie liegen in den günſtigen Verhältniſſen des Landes. Sie verdanken ihr Daſein aber ſicher nicht den hier anſäſſigen Bewohnern, ſondern der Mutter Natur. Daſs der Oberöſterreicher beſonders ſocial veranlagt wäre und daſs ihn altruiſtiſche Geſinnung mehr als andere auszeichne, kann niemand behaupten. Der oberöſterreichiſche Bauer iſt wie der jedes anderen Landes ein hartgeſottener Egoiſt, und auch der oberöſterreichiſche Bourgeois glaubt ſeinen ſocialen Pflichten vollauf Genüge gethan zu haben, wenn er zu Neujahr 10 fl. für die Armen und bei einem Todesfalle in der Familie 100 fl. für die humanitären Vereine gibt. Aber die natürlichen Verhältniſſe des Landes haben dafür geſorgt, daſs überall etwas iſt und nirgends nichts und daſs die ſocialen Unterſchiede nicht allzuſehr in die Augen fallen. Die Arbeitslöhne ſind hierzulande höher als in den anderen Provinzen, die Lebensbedingungen beſſer. Die Arbeiterquartiere der großen Städte, das Maſſenelend der Arbeitsloſen, Ringe, Cartelle und Strikes ſind bei uns unbekannte Dinge. Deckt irgendwo das Vorhandene das Bedürfnis nicht, ſo hilft eine der großen Sparcaſſen des Landes aus. So bewegt ſich denn die Politik in Oberöſterreich in ruhigem Tone, ohne intenſive Kämpfe und beſondere Aufregungen. Freilich, wenn man ſich ſeine Anſichten über das hieſige politiſche Leben aus den Fehden bilden würde, welche ſich tagtäglich in den Spalten der hieſigen Tagesblätter abſpielen, ſo müſste man glauben, die ganze Bevölkerung liege ſich allwöchentlich wegen einer anderen Frage in den Haaren. Das iſt aber nicht ſo! Die Oberöſterreicher laſſen „Volksblatt" und „Tagespoſt" ſich weidlich zanken, lachen dazu und ſagen ſich: Wir fürchten uns nicht.

Wenn ich ſchließlich doch einige beſonders markante Züge in den politiſchen Anſichten des Landes hervorheben ſoll, ſo komme ich faſt in Verlegenheit; denn daſs z. B. Wien, trotzdem es die Hauptſtadt des Reiches iſt und trotzdem der Oberöſterreicher treu zu Kaiſer und Reich hält, keinen Einfluſs auf ſeine politiſche Haltung übt, ja daſs alles Wieneriſche hierzulande geradezu Miſstrauen begegnet, daſs dem Oberöſterreicher der echte Wiener mit ſeinem guten Herzen und ſeinen ſchlechten Sitten nicht ſympathiſch iſt, und daſs er ſelbſt ſo große Geiſter wie die Herren Lueger, Gregorig und Schneider als „Wurſteln" zu bezeichnen wagt, die nicht ernſt zu nehmen ſind, hat er mit den Bewohnern der übrigen Alpenländer ebenſo gemein, als ſeine Abneigung über alles, was aus Polen kommt. Er denkt darüber, als ob er das Polniſche nur aus [illegible] „[illegible]" oder Dumas' „Fall Clemenceau" kennen gelernt hätte.

Linz, im Jänner 1897. Spectator.

Ein wiedergefundener Aufſatz von Karl Marx.

Mitgetheilt von Dr. Hans Müller (Baſel).

Vorbemerkung.

Es iſt ein feines und ſicheres Symptom für den Niedergang einer weitverbreiteten politiſchen oder ſocialen Theorie, wenn ihre berufenen Vertreter ſich darauf verlegen, alle Einzelheiten ihrer Geneſis aufzudecken, ihren Werdeproceſs darzulegen.

So lange nämlich politiſche Doctrinen, ſociale Syſteme als lebendige, treibende Factoren in den Gang der geſellſchaftlichen Entwicklung eingreifen, kümmert ſich die Welt ſelten um ihre Herkunft, fragt ſie nicht nach ihrem Paſs. Erſt wenn die Theorien anfangen zu altern, in ihren Wirkungen nachzulaſſen, wenn ſie ihre ſuggeſtive Kraft einbüßen und der ketzeriſche Zweifel ſich regt, — erſt dann beginnt das hiſtoriſche Intereſſe für ſie zu erwachen. Bevor ſich die Geſchichte einer Doctrin bemächtigen kann, muſs ſie ausgelebt, abgeſtorben, aus dem Zeitbewuſstſein verſchwunden ſein.

Unter dieſem Geſichtspunkt geſehen, iſt die rührige literarhiſtoriſche Forſchung, die ſeit einiger Zeit auf dem Gebiete der ſocialiſtiſchen Theorien betrieben wird, ein hochintereſſantes Phänomen. Wir erinnern an die vortreffliche kritiſche Ausgabe der Reden und Schriften Laſſalles von Ed. Bernſtein, an die neu edierten Pamphlete Weitlings, an die auf vier große Bände berechnete Geſchichte des Socialismus von Mehring, Kautſky u. a. Aber wie kräftig ſich auch immer das hiſtoriſche Intereſſe dem Geſammtgebiet der ſocialiſtiſchen Beſtrebungen zuwenden mag, am intenſivſten iſt es auf die Erforſchung der Anfänge des literariſchen Schaffens von Karl Marx, auf die Zeit, wo dieſer Denker ſeine Lehren concipierte, gerichtet. Nicht nur ſind uns im Laufe der beiden letzten Jahre zwei der älteren geſchichtsphiloſophiſchen Arbeiten von Marx (Claſſenkämpfe in Frankreich, Revolution und Contrerevolution in Deutſchland) zugänglich gemacht worden, man hat auch eine Reihe von bisher unbekannten Aufſätzen, die Marx in den Vierzigerjahren verfaſste, ans Licht gezogen. Und von dem großen Intereſſe, das dieſe Veröffentlichungen in den Kreiſen der ſocialiſtiſchen Theoretiker finden, legen die zahlreichen Studien und Beiträge ab, die daran anſchließend in der „Neuen Zeit" während der letzten Monate publiciert wurden.

Aber dies lebhaft hervortretende hiſtoriſche Intereſſe der Marxiſten an ihrer eigenen Lehre iſt nicht nur ein Symptom für die bevorſtehende theoretiſche Ueberwindung des Marx'ſchen Syſtems, ſondern auch ein Factor, der ſeine kritiſche Zerſetzung beſchleunigt. Denn dadurch, daſs wir eine Theorie bis in ihre Anfänge zurück verfolgen, zerlegen wir ſie in ihre Elemente, aus denen ſie ſich aufgebaut hat. Und das führt wieder dazu, auch ihre Schwächen, die in ihr enthaltenen Irrthümer zu erkennen, die unſerem Auge an ihrer fertigen Geſtalt verborgen blieben, weil hier Irrthum und Wahrheit ſchier unauflöslich miteinander verſchmolzen ſind.

Nun ſoll freilich nicht behauptet werden, daſs das bewuſst verfolgte Ziel der genetiſchen Forſchungen über den Marxismus iſt, ihn aufzulöſen, ſeine Elemente für die Bildung einer anderen, neuen ſocialen Lehre frei zu machen. Daran denken die Herren Kautſky, Mehring, Peter von Struve nicht, ihr Beweggrund iſt im Gegentheil, ihre Theorie zu ſtützen, zu vertheidigen. Wir ſind nur der Anſicht, daſs in der Wirkung ihre Thätigkeit auf die von Todtengräbern des Marxismus hinausläuft, ebenſo wie die berufsmäßigen Marxtödter bisher nur dazu beigetragen haben, das Anſehen des Marxismus zu erhöhen, ſeine Lebenskraft zu vergrößern.

Was letztere thaten, war für den Fortſchritt unſerer ſocialen Theorie, für die Vertiefung unſerer ſocialen Einſichten belanglos, denn ſie beſchränkten ſich darauf, den Marxismus mit „logiſchen" Schlüſſen, alſo mit einer unzulänglichen metaphyſiſchen Methode in Bauſch und Bogen ad absurdum zu führen, während gerade die Aufgabe darin beſtand, den Marxismus aufzulöſen, das, was fruchtbarer Weiterentwicklung fähig iſt — und das iſt ſehr viel — feſtzuhalten und nur das Ausgelebte zu beſeitigen, auszuſchneiden. Es galt, die inneren Widerſprüche nicht nur zu ſehen, ſondern auch zu verſtehen, ſie dialektiſch als eine nothwendige Phaſe eines geiſtigen Proceſſes zu erfaſſen. Das aber iſt nur möglich auf Grund einer genauen Kenntnis der Marx'ſchen Theorie im Stadium ihrer Conception. Indem nun die Forſchungen der Marxiſten ſich hierauf richten, ſchaffen ſie die Bedingung zu einer kritiſchen Ueberwindung ihrer Doctrin und deshalb verdienen ſie die größte Beachtung.

In dieſem Sinne möchte ich heute zur Förderung jenes heilſamen und wichtigen Werkes einen kleinen Beitrag liefern in Geſtalt eines Aufſatzes von Karl Marx aus dem Jahre 1844. Die Exiſtenz dieſes Aufſatzes war zwar feſtgeſtellt, aber ſeiner ſelbſt konnte man bis heute nicht habhaft werden, weil es trotz eifrigen Suchens nicht gelungen war, ein Exemplar der von Bornſtein und Bernays ſeinerzeit in Paris herausgegebenen Zeitung „Vorwärts" aufzufinden, in der eben dieſer Aufſatz zum Abdruck gelangte.

Ein glücklicher Zufall hat mir nun ein Exemplar des „Vorwärts" in die Hände geſpielt, wohl das einzige, das überhaupt noch exiſtiert. Wenngleich es auch nicht vollſtändig iſt, ſo fanden ſich doch glücklicherweiſe darin die beiden Nummern 63 und 64 vom 7. und 10. Auguſt 1844, die den Marx'ſchen Aufſatz enthielten. Er iſt betitelt:

Digitized by Google

Kritiſche Randgloſſen zu dem Artikel „Der König von Preußen und die Socialreform. Von einem Preußen." (Vorwärts Nr. 60.) Von Karl Marx. Soweit ich conſtatieren konnte, der einzige Beitrag, den Marx für den „Vorwärts" geliefert hat. Von einer ſtändigen Mitarbeiterſchaft ſeitens Marx, an die einige Schriftſteller bisher glaubten, kann alſo nicht mehr die Rede ſein. Marx legte ſogar Wert darauf, ſeine Beziehungen zum „Vorwärts" als ſehr loſe erſcheinen zu laſſen, denn in einer Fußnote zu jenem Aufſatz erklärt er: „Specielle Gründe veranlaſſen mich zu der Erklärung, daſs der vorſtehende Artikel der erſte iſt, den ich dem „Vorwärts" habe zukommen laſſen."

Indem ich weitere Mittheilungen über den „Vorwärts" für eine andere Gelegenheit aufſpare, beſchränke ich mich an dieſer Stelle darauf, in Kürze mitzutheilen, was zum Verſtändnis des Marx'ſchen Aufſatzes nothwendig iſt.

In Nr. 60 des „Vorwärts" vom 27. Juli 1844 veröffentlichte „Ein Preuße", hinter dem ſich Arnold Ruge verbarg, einen kurzen Artikel über den „König von Preußen und die Socialreform". Dieſer Artikel knüpfte an die Cabinetsordre an, die der König von Preußen infolge der ſchleſiſchen Aufſtände erlaſſen hatte. In dieſem Actenſtück waren die Behörden getadelt worden, daſs ſie es an Aufſichtsſorgfalt für die Armen, die obdachloſen Kinder, die entlaſſenen, beſſerungsfähigen Verbrecher, die durch Krankheit in Noth gerathenen Arbeiter hatten fehlen laſſen. Dieſe Aufſicht ſei nothwendig, um den großen Uebelſtänden vorzubeugen, die aus der Verwahrloſung der Kinder der unteren Claſſen entſpringen und um den durch mangelhafte Unterſtützung der Verarmten entſtehenden ſocialen Zerrüttungen zuvorzukommen. Die Geſellſchaft ſei auch verpflichtet, den Hilfsbedürftigen und reuigen Verbrechern zu helfen, aber dieſe Aufgabe könne nur durch die Vereinigung aller Kräfte chriſtlich mildthätiger Herzen gelöſt werden. Deshalb forderte der König alle Behörden, die mit der Armenpflege und -Polizei beauftragt ſeien, auf, wohlthätige Geſellſchaften zu fördern und die Bildung ſolcher Geſellſchaften, wo ſie noch fehlen, zu begünſtigen.

Mit dem Inhalt dieſer Cabinetsordre ſuchte ſich nun der „Preuße" auseinanderzuſetzen. In welcher Weiſe, iſt zur Genüge aus dem Aufſatz von Marx erſichtlich, der die weſentlichen Partien des Ruge'ſchen Artikels wiedergibt.

Statt Ruge wurde nun obgenannter Artikel Marx zugeſchrieben, weil Marx preußiſcher, Ruge aber ſächſiſcher Unterthan war. Um keinen Zweifel darüber beſtehen zu laſſen, daſs er nicht Verfaſſer des Artikels über den König von Preußen und die Socialreform ſei, und vielleicht auch noch aus anderen Motiven, entſchloſs ſich Marx zu einer ausführlichen Darlegung ſeines Standpunktes in der Frage, die dann den Bruch zwiſchen den beiden Männern und ſpäter noch Marx' Ausweiſung zur Folge hatte.

Die Würdigung des ſachlichen Inhalts des Marx'ſchen Aufſatzes einer beſonderen Abhandlung vorbehaltend, laſſe ich hier das bedeutſame Actenſtück ſelbſt im genauen Wortlaut folgen:*)

Kritiſche Randgloſſen

zu dem Artikel

„Der König von Preußen und die Socialreform.
Von einem Preußen." (Vorwärts Nr. 60.)

Von Karl Marx.

Die Nr. 60 des „Vorwärts" enthält einen Artikel, überſchrieben: „Der König von Preußen und die Socialreform," unterzeichnet: „Ein Preuße."

Zunächſt referiert der angebliche Preuße den Inhalt der königlich preußiſchen Cabinetsordre über den ſchleſiſchen Arbeiteraufſtand und die Meinung des franzöſiſchen Journals „La Réforme" über die preußiſche Cabinetsordre. Die „Réforme" halte den „Schrecken und das religiöſe Gefühl" des Königs für die Quelle der Cabinetsordre. Sie finde in dieſem Document ſogar das Vorgefühl der großen Reformen, welche der bürgerlichen Geſellſchaft bevorſtehen. Der „Preuße" belehrt die „Réforme" wie folgt:

„Der König und die deutſche Geſellſchaft iſt noch nicht bei dem Vorgefühl ihrer Reform" angelangt,**) ſelbſt die ſchleſiſchen und böhmiſchen Aufſtände haben dies Gefühl nicht erzeugt. Es iſt unmöglich, die partielle Noth der Fabrikdiſtricte einem unpolitiſchen Lande, wie Deutſchland, als eine allgemeine Angelegenheit, geſchweige denn als einen Schaden der ganzen civiliſierten Welt zur Anſchauung zu bringen. Das Ereignis hat für die Deutſchen denſelben Charakter, wie irgend eine locale Waſſer- oder Hungersnoth. Deshalb nimmt es der König als einen Verwaltungs- oder Mildthätigkeitsmangel. Aus dieſem Grunde und weil wenig Militär mit den ſchwachen Webern fertig wurde, flößt das Demolieren der Fabriken und Maſchinen auch dem Könige und den Behörden keinen „Schrecken" ein. Ja, ſogar das religiöſe Gefühl hat die Cabinetsordre nicht dictiert, ſie iſt ein ſehr nüchterner Ausdruck der chriſtlichen Staatskunſt und einer Doctrin, die vor ihrer einzigen Medicin, der „guten Geſinnung chriſtlicher Herzen", keine Schwierigkeiten beſtehen läſst. Armuth und Verbrechen ſind zwei große Uebel; wer kann ſie heilen? Der Staat und die Behörden? Nein, aber die Vereinigung aller chriſtlichen Herzen."

Der angebliche Preuße leugnet den „Schrecken" des Königs unter anderem aus dem Grunde, weil wenig Militär mit den ſchwachen Webern fertig wurde.

In einem Lande alſo, wo Feſteſſen mit liberalen Toaſten und liberalem Champagnerſchaum — man erinnere ſich des Düſſeldorfer Feſtes — eine königliche Cabinetsordre provocieren, wo es keines einzigen Soldaten bedurfte, um die Gelüſte der ganzen liberalen Bourgeoiſie nach Preſsfreiheit und Conſtitution niederzuſchlagen; in einem Lande, wo der paſſive Gehorſam à l'ordre du jour iſt; in einem ſolchen Lande wäre die erzwungene Anwendung der bewaffneten Macht gegen ſchwache Weber kein Ereignis und kein erſchreckendes Ereignis? Und die ſchwachen Weber ſiegten bei dem erſten Zuſammentreffen. Sie wurden unterdrückt durch eine nachträglich verſtärkte Truppenzahl. Iſt der Aufſtand eines Arbeiterhaufens minder gefährlich, weil es keiner Armee bedarf, um ihn zu erſticken? Der kluge Preuße vergleiche den ſchleſiſchen Weberaufſtand mit den engliſchen Arbeiteraufſtänden, und die ſchleſiſchen Weber werden ihm als ſtarke Weber erſcheinen.

Aus dem allgemeinen Verhältnis der Politik zu ſocialen Gebrechen werden wir erklären, warum der Weberaufſtand dem Könige keinen ſonderlichen „Schrecken" einflößen konnte. Vorläufig nur ſo viel: der Aufſtand war nicht unmittelbar gegen den König von Preußen, er war gegen die Bourgeoiſie gerichtet. Als Ariſtokrat und abſoluter Monarch kann der König von Preußen die Bourgeoiſie nicht lieben; er kann noch weniger darüber erſchrecken, wenn ihre Unterwürfigkeit und ihre Ohnmacht durch ein geſpanntes und ſchwieriges Verhältnis zum Proletariat geſteigert wird. Ferner: der orthodoxe Katholik ſteht dem orthodoxen Proteſtanten feindlicher gegenüber als dem Atheiſten, wie der Legitimiſt dem Liberalen feindlicher gegenüberſteht, als dem Communiſten. Nicht weil Atheiſt und Communiſt dem Katholiken und Legitimiſten verwandter, ſondern weil ſie ihm entfremdeter ſind als der Proteſtant und der Liberale, weil ſie außerhalb ſeines Kreiſes ſtehen. Der König von Preußen, als Politiker, hat ſeinen unmittelbaren Gegenſatz in der Politik, in dem Liberalismus. Für den König exiſtiert der Gegenſatz des Proletariats ebenſowenig, wie der König für das Proletariat exiſtiert. Das Proletariat müſste ſchon eine entſchiedene Macht erlangt haben, um die Antipathien, die politiſchen Gegenſätze zu erſticken und um die ganze Feindſchaft der Politik gegen ſich zu lenken. Endlich: dem bekannten, nach Intereſſantem und Bedeutendem lüſternen Charakter des Königs müſste es ſogar eine freudig aufregende Ueberraſchung gewähren, jenen „intereſſanten" und „viel berufenen" Pauperismus auf eigenem Grund und Boden und damit eine Gelegenheit zu finden, aufs neue von ſich reden zu machen. Wie wohlig mag ihm geweſen ſein bei der Nachricht, nunmehr einen „eigenen" königlich preußiſchen Pauperismus zu beſitzen!

Unſer „Preuße" iſt noch unglücklicher, wenn er das „religiöſe Gefühl" als Quelle der königlichen Cabinetsordre leugnet.

Warum iſt das religiöſe Gefühl nicht die Quelle dieſer Cabinetsordre? Weil ſie ein „ſehr nüchterner Ausdruck der chriſtlichen Staatskunſt" iſt, ein „nüchterner" Ausdruck der Doctrin, die „vor ihrer einzigen Medicin, der guten Geſinnung chriſtlicher Herzen keine Schwierigkeiten beſtehen läſst."

Iſt das religiöſe Gefühl nicht die Quelle chriſtlicher Staatskunſt? Baſiert eine Doctrin, welche in der guten Geſinnung chriſtlicher Herzen ihr Univerſalmittel beſitzt, nicht auf dem religiöſen Gefühl? Hört ein nüchterner Ausdruck des religiöſen Gefühls auf, ein Ausdruck des religiöſen Gefühls zu ſein? Noch mehr! Ich behaupte, daſs es ein ſehr von ſich eingenommenes, ein ſehr trunkenes religiöſes Gefühl iſt, welches die „Heilung großer Uebel," die es dem „Staat und der Behörde" abſpricht, in der „Vereinigung chriſtlicher Herzen" ſucht. Es iſt ein ſehr trunkenes religiöſes Gefühl, welches — nach dem Zugeſtändnis des „Preußen" — das ganze Uebel in dem Mangel an chriſtlichem Sinn findet und daher die Behörden auf das einzige Mittel, dieſen Sinn zu ſtärken, auf die „Ermahnung", verweiſt. Die chriſtliche Geſinnung iſt nach dem „Preußen" der Zweck der Cabinetsordre. Das religiöſe Gefühl, verſteht ſich, wenn es betrunken iſt, wenn es nicht nüchtern iſt, hält ſich für das einzige Gute. Wo es Uebel ſieht, ſchreibt es ſie ſeiner Abweſenheit zu, denn wenn es das einzige Gute iſt, ſo kann es auch einzig das Gute erzeugen. Die durch das religiöſe Gefühl dictierte Cabinetsordre dictiert alſo conſequenterweiſe das religiöſe Gefühl. Ein Politiker von nüchternem religiöſem Gefühl würde in ſeiner „Rathloſigkeit" nicht ſeine Hilfe in der „Ermahnung des frommen Predigers zur chriſtlichen Geſinnung" ſuchen.

Wie beweiſt alſo der angebliche Preuße der „Réforme", daſs die Cabinetsordre kein Ausfluſs des religiöſen Gefühls iſt? Dadurch, daſs er überall die Cabinetsordre als einen Ausfluſs [illegible]

[illegible]

*) Was im „Vorwärts" geſperrt gedruckt iſt, wurde auch in dieſem Abdrucke geſperrt.

**) Zu dieſem Satz ſchreibt Marx in einer Fußnote: „Man beachte den ſtiliſtiſchen und grammatikaliſchen Unſinn: Der König von Preußen und die Geſellſchaft iſt noch nicht bei dem Vorgefühl ihrer (auf wen bezieht ſich das „ihrer"?) Reform angelangt."

Digitized by Google

Verhältnis der *deutſchen Geſellſchaft* zu der Arbeiterbewegung und zur ſocialen Reform überhaupt *plaudert*.

Unterſcheiden wir, was der „Preuße“ vernachläſſigt, unterſcheiden wir die verſchiedenen Kategorien, die unter dem Ausdrucke „*deutſche Geſellſchaft*“ zuſammengefaſst worden: Regierung, Bourgeoiſie, Preſſe, endlich die Arbeiter ſelbſt. Das ſind die *verſchiedenen* Maſſen, um die es ſich hier handelt. Der „Preuße“ faſst dieſe Maſſen zuſammen und verurtheilt ſie von ſeinem erhabenen Standpunkt aus in Maſſe. Die *deutſche Geſellſchaft* iſt nach ihm „noch nicht einmal bei dem *Vorgefühl* ihrer ‚Reform‘ angelangt.“

Warum fehlt ihr dieſer Inſtinct?

„In einem *unpolitiſchen* Lande wie Deutſchland,“ antwortet der Preuße, „iſt es unmöglich, die *partielle* Noth der Fabrikdiſtricte als eine *allgemeine Angelegenheit*, geſchweige denn als einen Schaden der ganzen civiliſierten Welt zur Anſchauung zu bringen. Das Ereignis hat für die *Deutſchen* denſelben Charakter wie irgend eine *locale* Waſſer- oder Hungersnoth. Der König nimmt es daher als einen *Verwaltungs*- und *Mildthätigkeitsmangel*.“

Der „Preuße“ erklärt alſo dieſe *verkehrte* Auffaſſung der Arbeitsnoth aus der *Eigenthümlichkeit* eines *unpolitiſchen* Landes.

Man wird zugeben: England iſt ein *politiſches* Land. Man wird ferner zugeben: England iſt das *Land des Pauperismus*, ſogar dies Wort iſt engliſchen Urſprungs. Die Betrachtung Englands iſt alſo das ſicherſte Experiment, um das *Verhältnis* eines *politiſchen* Landes zum *Pauperismus* kennen zu lernen. In England iſt die Arbeitsnoth nicht *partiell*, ſondern *univerſell*; nicht auf die Fabrikdiſtricte beſchränkt, ſondern auf die Landdiſtricte ausgedehnt. Die Bewegungen ſind hier nicht im Entſtehen, ſie kehren ſeit beinahe einem Jahrhundert periodiſch wieder.

Wie begreift nun die *engliſche* Bourgeoiſie und die mit ihr zuſammenhängende Regierung und Preſſe den *Pauperismus*?

Soweit die engliſche Bourgeoiſie den Pauperismus als *Schuld der Politik* eingeſteht, betrachtet der *Whig* den *Tory* und der *Tory* den *Whig* als die Urſache des Pauperismus. Nach dem Whig iſt das Monopol des großen Grundeigenthums und die Prohibitivgeſetzgebung gegen die Einfuhrung des Getreides die Hauptquelle des Pauperismus. Nach dem Tory liegt das ganze Uebel in dem Liberalismus, in der Concurrenz, in dem zu weit getriebenen Fabrikſyſtem. Keine der Parteien findet den Grund in der Politik überhaupt, ſondern jede vielmehr nur in der Politik ihrer Partei; von einer Reform der Geſellſchaft laſſen ſich beide Parteien nicht träumen.

Der entſchiedenſte Ausdruck der engliſchen Einſicht in den Pauperismus — wir ſprechen immer von der Einſicht der engliſchen Bourgeoiſie und Regierung — iſt die *engliſche National-ökonomie*, d. h. die wiſſenſchaftliche Widerſpiegelung der engliſchen national-ökonomiſchen Zuſtände.

Einer der beſten und berühmteſten engliſchen National-Oekonomen, der die gegenwärtigen Verhältniſſe kennt und eine Geſammtanſchauung von der Bewegung der bürgerlichen Geſellſchaft beſitzen muſs, ein Schüler des cyniſchen Ricardo, Mac Culloch, wagt noch in einer öffentlichen Vorleſung und wagt es unter Beifallsbezeugungen, auf die National-Oekonomie anzuwenden, was *Baco* von der Philoſophie ſagt: „Der Menſch, welcher mit wahrer und unermüdlicher Weisheit ſein Urtheil ſuſpendiert, ſtufenweiſe vorwärts ſchreitet, eines der Hinderniſſe, welche wie Berge den Gang des Studiums aufhalten, nach dem andern überwindet, wird mit der Zeit den Gipfel der Wiſſenſchaft erreichen, wo man der Ruhe und einer reinen Luft genießt, wo die Natur ſich dem Auge in ihrer ganzen Schönheit darbietet, und von wo man, vermittelſt eines bequem geſenkten Pfades, zu den letzten Details der Praxis herabſteigen kann.“ Gute *reine Luft* die Peſtatmoſphäre der engliſchen Kellerwohnungen! Große *Naturſchönheit* die phantaſtiſche Lumpenkleidung der engliſchen Armen und das welke, zuſammengeſchrumpfte Fleiſch der Weiber, die von Arbeit und Elend verzehrt ſind; die Kinder, die auf dem Miſt liegen; die Miſsgeburten, welche die Ueberarbeitung in der einförmigen Mechanik der Fabriken erzeugt! Allerliebſte *letzte Details der Praxis*: die Proſtitution, der Mord und die Galgen!

Selbſt der Theil der engliſchen Bourgeoiſie, der von der Gefahr des Pauperismus durchdrungen iſt, faſst dieſe Gefahr, wie die Mittel zur Abhilfe, in einer nicht nur *particulären*, ſondern, um es ohne Umſchweife zu ſagen, *kindiſchen* und *albernen* Weiſe auf.

So reduciert z. B. der Dr. *Kay* in ſeiner Broſchüre „Recent measures for the promotion of education in England“ alles auf die *vernachläſſigte Erziehung*. Man errathe, aus welchem Grunde! Aus Mangel an Erziehung ſieht nämlich der Arbeiter die „*natürlichen Geſetze des Handels*“ nicht ein, Geſetze, die ihn *nothwendig* auf den Pauperismus herabbringen. Darum lehnt er ſich auf. Das könne „die *Proſperität* der engliſchen Manufacturen und des engliſchen Handels *genieren*, das wechſelſeitige Vertrauen der Geſchäftsleute erſchüttern, die *Stabilität* der politiſchen und ſocialen Inſtitutionen vermindern.“

So groß iſt die Gedankenloſigkeit der engliſchen Bourgeoiſie und ihrer Preſſe über den Pauperismus, über dieſe National-Epidemie Englands.

Geſetzt alſo, die Vorwürfe, die unſer „Preuße“ an die *deutſche* Geſellſchaft richtet, ſeien begründet. Liegt der Grund in dem *unpolitiſchen* Zuſtand Deutſchlands. Aber wenn die Bourgeoiſie des *unpolitiſchen* Deutſchlands ſich die allgemeine Bedeutung einer *partiellen* Noth nicht zur Anſchauung zu bringen weiß, ſo verſteht es dagegen die Bourgeoiſie des *politiſchen* Englands, die allgemeine Bedeutung einer univerſellen Noth zu verkennen, einer Noth, die ihre allgemeine Bedeutung theils durch die periodiſche Wiederkehr in der Zeit, theils durch die Ausbreitung im Raume und theils durch die Vereitlung aller Verſuche zur Abhilfe, zur Anſchauung gebracht hat.

Dem *unpolitiſchen* Zuſtand Deutſchlands legt es der „Preuße“ ferner zur Laſt, wenn der *König* von Preußen in einem *Verwaltungs*- und *Wohlthätigkeitsmangel* den Grund des Pauperismus findet, und daher in *Verwaltungs*- und *Wohlthätigkeits-Maßregeln* die Mittel gegen den Pauperismus ſucht.

Iſt dieſe Anſchauungsweiſe dem König von Preußen eigenthümlich? Man werfe einen raſchen Blick auf England, das einzige Land, wo von einer großen *politiſchen* Action auf den Pauperismus geſprochen werden kann.

Die jetzige engliſche Armengeſetzgebung datiert von dem Geſetz im 43. Act der Regierung der Eliſabeth.*) Worin beſtehen die Mittel dieſer Geſetzgebung? In der Verpflichtung der Pfarreien zur Unterſtützung ihrer armen Arbeiter, in der Armentaxe, in der legalen Wohlthätigkeit. Zwei Jahrhunderte hat dieſe Geſetzgebung — die Wohlthätigkeit auf dem Wege der Verwaltung — gedauert. Nach langen und ſchmerzlichen Erfahrungen, auf welchem Standpunkte finden wir das Parlament in ſeiner Amendement-Bill von 1834?

Zunächſt erklärt es die fürchterliche Zunahme des Pauperismus aus einem „*Verwaltungs-Mangel*“.

Die Adminiſtration der Armentaxe, die aus Beamten der reſpectiven Pfarreien beſtand, wird daher reformiert. Man bildet *Unionen* von ungefähr zwanzig Pfarreien, die in eine einzige Adminiſtration vereinigt ſind. Ein Bureau von Beamten — Board of Guardians — von Beamten, welche durch die Steuerpflichtigen gewählt werden, verſammelt ſich an einem beſtimmten Tage in der Reſidenz der Union und entſcheidet über die Zuläſſigkeit der Unterſtützung. Dieſe Bureaus werden gelenkt und überwacht von Abgeordneten der Regierung, der Centralcommiſſion von Sommerſet-Houſe, dem *Miniſterium des Pauperismus*, nach der treffenden Bezeichnung eines Franzoſen. Das Capital, welches dieſe Adminiſtration überwacht, kommt faſt der Summe gleich, welche die Kriegs-Adminiſtration in Frankreich koſtet. Die Zahl der Local-Adminiſtrationen, welche ſie beſchäftigt, beläuft ſich auf 500, und jede dieſer Local-Adminiſtrationen ſetzt wenigſtens wieder zwölf Beamte in Thätigkeit.

Das engliſche Parlament blieb nicht bei der *formellen* Reform der Adminiſtration ſtehen.

Die Hauptquelle des *acuten* Zuſtandes des engliſchen Pauperismus fand es in dem *Armengeſetz* ſelbſt. Das legale Mittel gegen das ſociale Gebrechen, die Wohlthätigkeit, begünſtige das ſociale Gebrechen. Was den Pauperismus im *allgemeinen* betreffe, ſo ſei er ein *ewiges Naturgeſetz*, nach der Theorie von *Malthus*: „Da die Bevölkerung unaufhörlich die Subſiſtenzmittel zu überſchreiten ſtrebt, ſo iſt die Wohlthätigkeit eine Narrheit, eine öffentliche Aufmunterung für das Elend. Der Staat kann daher nichts thun, als das Elend ſeinem Schickſal überlaſſen und höchſtens den Tod der Elenden erleichtern.“ Mit dieſer menſchenfreundlichen Theorie verbindet das engliſche Parlament die Anſicht, daſs der Pauperismus das *ſelbſtverſchuldete Elend der Arbeiter* ſei, dem man daher nicht als einem Unglück zuvorzukommen, das man vielmehr als ein Verbrechen zu unterdrücken, zu beſtrafen habe.

So entſtand das Regime der Workhouses, d. h. der Armenhäuſer, deren innere Einrichtung die Elenden *abſchreckt*, eine Zuflucht vor dem Hungertode zu ſuchen. In den Workhouses iſt die Wohlthätigkeit ſinnreich verflochten mit der Rache der Bourgeoiſie an dem Elenden, der an ihre Wohlthätigkeit appelliert.

England hat alſo zunächſt die Vernichtung des Pauperismus durch *Wohlthätigkeit* und *Adminiſtrationsmaßregeln* verſucht. Es erblickte ſodann in dem progreſſiven Fortſchritt des Pauperismus nicht die nothwendige Conſequenz der modernen *Induſtrie*, ſondern vielmehr die Conſequenz der *engliſchen Armentaxe*. Es begriff die univerſelle Noth nur als eine Particularität der engliſchen Geſetzgebung. Was früher aus einem *Wohlthätigkeitsmangel*, wurde nun aus einem *Wohlthätigkeitsüberfluſs* hergeleitet. Endlich wurde das Elend als die Schuld der Elenden betrachtet und als ſolche an ihnen beſtraft.

Die allgemeine Bedeutung, die das *politiſche* England dem Pauperismus abgewonnen hat, beſchränkt ſich darauf, daſs im Laufe der Entwicklung, trotz der Verwaltungsmaßregeln, der Pauperismus zu einer *Nationalinſtitution* ſich herausgebildet hat und daher unver-

*) [illegible] die zum Statut des [illegible]

Digitized by Google

meidlicherweiſe zum Gegenſtande einer verzweigten und weit ausgedehnten Adminiſtration geworden iſt, einer Adminiſtration, die aber nicht mehr die Aufgabe hat, ihn zu erſticken, ſondern ihn zu diſciplinieren, zu verewigen. Dieſe Adminiſtration hat es aufgegeben, durch poſitive Mittel die Quelle des Pauperismus zu verſtopfen; ſie begnügt ſich damit, ſo oft er an der Oberfläche des officiellen Landes hervorſprudelt, mit polizeilicher Milde ihm ein Todtenbett zu graben. Der engliſche Staat, weit entfernt, über die Adminiſtrations- und Wohlthätigkeitsmaßregeln hinauszugehen, iſt weit unter ſie herabgeſtiegen. Er adminiſtriert nur noch den Pauperismus, der die Verzweiflung beſitzt, ſich einfangen und einſperren zu laſſen.

(Schluſs folgt.)

„Ein ſocialpolitiſches Moment in der Converſionsfrage."

Zu dem unter obigem Titel in Nr. 121 veröffentlichten Artikel erhalten wir folgende Zuſchriften:

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Ich erſuche höflichſt um Aufnahme folgender Berichtigung:

In der Nummer 121 Ihres Blattes vom 23. d. M. ſchreibt Herr Dr. Julius Ofner in einer im Weſentlichen gegen mich gerichteten Polemik bezüglich der Zwangsconverſion der ſechsprocentigen Donau-Dampfſchiffahrts-Prioritäten wörtlich folgendes:

„Während Herr Profeſſor Mitteis es für eine Vorausſetzung geſunder Creditoperationen hält, dauernde Schuldzuſtände zu ſchaffen, hat die Rechtstheorie es ſchon begriffen, daſs in der zwangsweiſen Dauer eines zu hohen Zinsfußes eine im öffentlichen Intereſſe nicht zu duldende Belaſtung des Schuldners gelegen iſt, und auch das neue deutſche Civilgeſetzbuch hat es klar und deutlich ausgeſprochen, daſs bei jeder Schuld, die über vier Procent verzinslich iſt, der Schuldner nach Ablauf eines halben Jahres zu kündigen berechtigt iſt."

Gegenüber dieſer auch formell verletzenden Polemik beehre ich mich, den § 247 des deutſchen bürgerlichen Geſetzbuches hieherzuſetzen, den einzigen, den Herr Dr. Ofner, wenn ich ſo ſagen darf, „vor Augen" gehabt haben kann.

„Iſt ein höherer Zinsfuß als ſechs von Hundert für das Jahr vereinbart, ſo kann der Schuldner nach Ablauf von ſechs Monaten das Capital unter Einhaltung einer Kündigungsfriſt von ſechs Monaten kündigen. Das Kündigungsrecht kann nicht durch Vertrag ausgeſchloſſen oder beſchränkt werden.

Dieſe Vorſchriften gelten nicht für Schuldverſchreibungen auf den Inhaber."

Bei dieſer — nebenbei bemerkt, ſchon aus dem Bundesgeſetz vom 14. November 1867 ſtammenden und mir natürlich mindeſtens ſchon aus den Pandektenlehrbüchern altbekannten — Vorſchrift macht nun Herr Dr. Ofner zunächſt aus dem ſechsprocentigen Zinsfuß einen vierprocentigen und läſst ſodann die Exemtion der Inhaberpapiere beiſeite. Daſs nicht beides auf einem Druckfehler beruhen kann, iſt wohl ebenſo klar, als daſs demnach auch noch die jüngſte Geſetzgebung die Geſichtspunkte, welche Herr Dr. Ofner an ſechsprocentige Prioritätsobligationen heranträgt, ebenſowenig „begriffen" hat, als meine Wenigkeit.

Bei dieſem Sachverhalt müſſen begreiflicherweiſe die „mancheſterlichen" Pandektenjuriſten auf eine Belehrung aus der profunden Geſetzeskenntnis der ſocialpolitiſchen Jurisprudenz durchaus verzichten.

Ich zeichne, ſehr geehrter Herr Redacteur,

Ihr hochachtend ergebener

Prof. Dr. L. Mitteis.

Geehrter Herr Redacteur!

Wie Ihnen bekannt iſt, hatte ich Sie bereits vor Einſichtnahme in den Brief des Herrn Profeſſor Mitteis erſucht, in meinem Artikel den Schreibfehler: 4 Procent in 6 Procent, zu verbeſſern. Daſs das deutſche Geſetz ſich nicht auf die in Rede ſtehenden (Inhaber-)Papiere bezieht, habe ich direct angeführt, und eine feſte Dauer von 5—10 Jahren für ſie als angemeſſen erklärt. Das 4procentige Zinſennormal iſt noch nicht im deutſchen Civilgeſetz, wohl aber ſchon in der neuen öſterreichiſchen Executionsordnung angenommen, welche Herr Prof. Mitteis vielleicht noch nicht genau kennt. § 153 derſelben berechtigt den Erſteher, übernommene Satzpoſten, deren Zinſen 4 Procent überſteigen, ohne Rückſicht auf die Vertragsbeſtimmungen halbjährig zu kündigen.

Der Normalzinſenſatz, von welchem das einzelne Geſetz ausgeht, um vorzeitige Kündigung zu geſtatten, iſt aber für die von mir allein behandelte grundſätzliche Frage ganz gleichgiltig; und das läſst den Angriff des Herrn Prof. Dr. Mitteis als Angriff auf Windmühlen erſcheinen.

Herr Prof. Mitteis hatte ſich in ſeinem Gutachten in der „N. Fr. Pr." nicht auf die poſitiv geſetzlichen Vorſchriften beſchränkte, welche ich ausdrücklich aus meiner Unterſuchung ausſchloſs, ſondern allgemein-wiſſenſchaftliche Momente aufgenommen und insbeſondere geſagt: Die vorzeitige Rückzahlung eines auf hypothekariſche Sicherſtellung gegebenen Darlehens (nicht bloſs Inhaberpapieres) ſei als contractwidrig und deshalb unſtatthaft zu erklären, weil „der Gläubiger gewiſs nicht bloß dem Schuldner ſeine Capitalskraft hat zur Verfügung ſtellen, ſondern in erſter Linie ſein Capital ſicher und möglichſt dauernd hat anlegen wollen." Ohne ſolche Partei-Intentionen ſei ein Creditſyſtem von größeren Dimenſionen gar nicht denkbar.

Gegen dieſes Moment habe ich ausgeführt, daſs es mancheſterlich iſt, weil es auf die wirtſchaftliche Lage der Parteien beim Vertragsabſchluſs keine Rückſicht nimmt, und daſs die Rechtstheorie dem Schuldner ſchon heute bei übermäßigem Zinsfuß ein (gegenüber den Vertragsbeſtimmungen) vorzeitiges Kündigungsrecht zugeſteht. Als ein Beiſpiel hiefür habe ich im Artikel das deutſche Geſetz und derzeit als zweites die öſterreichiſche Executionsordnung angeführt.

Darauf hatte Herr Prof. Mitteis zu antworten, wenn er mich widerlegen wollte; er hat dies nicht gethan und kann es nicht thun. Was er an Stelle deſſen in ſeinen Brief geſetzt hat, will ich nicht kritiſieren.

Ich halte Herrn Prof. Mitteis trotz ſeines derzeitigen Unmuths für die ſociale Jurisprudenz noch nicht verloren. Auch Exner war zeit ſeines Lebens Anhänger der claſſiſchen Schule; in ſeiner Begründung des Autorrechts hat er plötzlich — zur allgemeinen Befriedigung — das ſocialrechtliche Lohnprincip aufgenommen. Auch Herr Prof. Mitteis kann noch ein Paulus werden.

Hochachtungsvoll

Dr. Ofner.

Eine Sterngeburt.

Als ich einmal an einem klaren Sommerabend auf einem jener Berge der Vogeſen ſtand, die mit der Erhabenheit der Höhenluft ein idylliſches Element verbindend in ſanften grünen Wellen weit über ihre Umgebung emporwachſen, und in den dunkler werdenden Aether hinausſah, da war es mir, als ob unmöglich die Mutter Erde ſo allein und abgetrennt durch den einſamen kalten Weltenraum fahren könnte, als ob ſie in greifbarer Nähe ihrem warmen Herzen einen Genoſſen und ihren Menſchen ein anderes freundliches Geſchlecht als Nachbarn haben müſste. Ueber die Abdachungen der weiten runden Wieſenkuppe, auf der ich ſtand, konnte ich nicht tief in die Nachbarthäler hineinſehen, aber jenſeits der Thäler ragten ähnliche Berge wie meiner in dunklerer Färbung auf. Nun ſchien plötzlich die Rundung der Bergkuppe, auf der ich ſtand, die Rundung der ganzen Erde zu ſein, die Thäler, die mich umgaben, hatten keinen Grund mehr, ſie wurden frei vom Aether durchweht, der in der Tiefe unter mir von allen Seiten zuſammenfloſs und ſo eine kleine, wellige, grasbewachſene Kugel abſchloſs, die mich dahintrug. Die Nachbarberge aber ſchienen mir Abſchnitte ähnlicher kleiner Welten zu ſein, und mit Trauern ſah ich eine Welt im Dunkel des Oſtens verſchwinden, von der aus ich einen Freund zum Abſchied winken zu ſehen glaubte, mit Freude dachte ich mit der Umdrehung meines runden Reichs einer grünen, noch von der Sonne beſtrahlten Welt im Weſten näher zu kommen, um nach Verlauf von 24 Stunden wieder dem vorher verlaſſenen Freund gegenüber zu ſein und mit ihm über den geringen Abſtand unſerer Erden hin Grüße wechſeln zu können.

Es iſt eine trauliche Vorſtellung: zwei bewohnte Erden, die ſich in der Einſamkeit des Himmels in Hörweite begleiten. Aber es wird lange dauern, ehe uns die Forſchung von einem ſolchen Zwillingspaare, auf dem wir uns menſchliche Weſen denken könnten, Kunde bringen wird — ſelbſt wenn es wirklich exiſtiert. Denn im Bereiche unſeres Planetenſyſtems findet es ſich nicht; was wir aber darüber hinaus wiſſen und für abſehbare Zeit zu wiſſen hoffen können, das erfahren wir allein durch das directe Licht, welches fremde Weltkörper ausſtrahlen, und die Entſtehung von Licht iſt phyſikaliſch an Bedingungen geknüpft, in die wir uns Leben nicht hineindenken können.

Erhebt man ſich jedoch zu einer wiſſenſchaftlicheren Anſchauung und ſucht im Kosmos nicht nur nach Wohnſitz, Nahrung und Genuſs für menſchliche Weſen, ſo iſt das Ergebnis neuerer Unterſuchungen intereſſant genug, daſs es Paare von Weltkörpern gibt — nicht Erden, ſondern glühende Sonnen — die ſich ſo nahe berühren, wie es mir damals die Phantaſie von den kleinen Welten vorſpiegelte.

Wer dieſe Entdeckung nachträglich noch einmal ſelbſt machen will, der ſuche ſich auf einer Sternkarte und dann am Himmel das Sternchen im Sternbilde der Leier dicht bei der glänzenden Wega, welches mit β Lyrae bezeichnet iſt, und vergleiche während einiger Wochen an jedem klaren Abend die Helligkeit dieſes Sternchens mit der ſeiner beiden Nachbarſterne γ Lyrae und ζ Lyrae, welche ihm an Glanz etwa gleichkommen. Er achte ſich jedesmal, ob β Lyrae ihm genau gleich hell wie γ Lyrae erſcheint oder ob er nach einigen Schwankungen [illegible] beider Sterne für heller erklären möchte, ob er am Ende ſchon auf den erſten Blick den einen Stern als deutlich heller im Vergleich zu dem anderen erkennt oder ob er ſich [illegible] Stern denken könnte, der zwiſchen der Helligkeit der beiden zu vergleichenden in der Mitte ſtände. Zur Controle vergleiche er ebenſo die Helligkeit von [illegible] Lyrae mit der von ζ Lyrae. [illegible] wird bemerken, [illegible] dieſen [illegible] Zeiten [illegible] Sternes [illegible] und er [illegible] Wochen [illegible]

Digitized by Google

Augen entdeckt, überraſchen wird, wie das Hervorblicken eines verſteckten Engelsköpfchens aus dem dunklen Himmelsgrunde oder ein plötzlich ertönender lieblicher Accord Sphärenmuſik. Viele Aſtronomen der letzten hundert Jahre haben ſich Notizen dieſer einfachen Art gemacht, bis ſich mit immer größerer Sicherheit und Schärfe Folgendes hat feſtſtellen laſſen:

Der Stern β Lyrae leuchtet nicht, wie die Mehrzahl der Fixſterne, jahraus jahrein in gleichem Glanze, vielmehr wechſelt er ſein Licht und weiſt nur darin die am Himmel gewohnte Regelmäßigkeit auf, daſs er ſeit den 100 Jahren, die man ihn beobachtet, dieſen Lichtwechſel unaufhörlich auf dieſelbe Weiſe und in derſelben Periode von knapp dreizehn Tagen vollzieht. Vom kleinſten Glanze wächſt er eilig innerhalb dreier Tage zum größten Glanze, ſinkt dann langſamer während der nächſten drei Tage auf eine mittlere Helligkeit herab, ſteigt von neuem in drei Tagen zum größten Glanze und fällt wiederum während dreier Tage, im Tempo des erſten Aufſtieges nun herabſinkend, zur kleinſten Helligkeit, von der er ausgegangen war, zurück.

Man braucht nur ſo viel Vorſtellungskraft zu beſitzen, um ſich zwei Körper im Raume dort oben, wo β Lyrae ſteht, denken zu können, und ſich daran zu erinnern, daſs man nicht um die Ecke ſehen kann, ſo wird man auf die einzige Erklärung kommen, die für dieſe Erſcheinung in ihrer unfehlbaren Geſetzmäßigkeit und ihrem Zerfallen in vier genau gleiche Zeitabſchnitte möglich iſt: es muſs das Lichtpünktchen β Lyrae uns die Strahlen nicht von einem, ſondern von zwei Weltkörpern zuſenden, die ſo weit von uns entfernt ſind, daſs ſie ſelbſt im größten Fernrohr nicht getrennt geſehen werden, und die, umeinander kreiſend, für den irdiſchen Beſchauer bald vor-, bald neben- und bald hintereinander treten. Denn ſtehen zwei leuchtende Körper nebeneinander, ſo empfängt der Beſchauer die Summe ihres Lichtes, ſteht der kleinere Körper hinter dem größeren, ſo erhält man nur Licht von dem größeren, und ſteht der kleinere vor dem größeren, ſo geht von der Geſammtſumme des Lichtes diejenige Menge verloren, welche der von dem kleineren Körper verdeckte Theil des größeren ausſtrahlt. Denkt man ſich nun einen kleineren helleren Körper um einen größeren dunkleren in zwölf Tagen kreiſend, und es ſteht zu Beginn gerade der kleinere hinter dem größeren, ſo daſs die Lichtentfaltung für den irdiſchen Betrachter ein Minimum iſt, ſo wird nach drei Tagen der kleinere Stern neben den größeren gerückt und die Lichtentfaltung ein Maximum geworden ſein, dann aber wird ſich der kleinere Stern vor den größeren ſchieben, einen Theil desſelben verdecken und ſo nach drei Tagen ein weniger ausgeprägtes Minimum hervorrufen; nach weiteren drei Tagen iſt der Begleiter vor dem Hauptſtern vorbeigezogen und verbindet ſein Licht wieder mit dieſem zu einem dem erſten gleichen Maximum, bis er nach nochmals drei Tagen wieder hinter dem Hauptſtern ſteht und der ganze Kreislauf von neuem beginnt.

So wird durch die einfache Beobachtung des Lichtwechſels der Stern β Lyrae für unſer geiſtiges Auge in zwei Sterne geſpalten. Betrachten wir die Art und Weiſe des Lichtwechſels noch ein klein wenig näher, ſo kommen wir zu dem weiteren Schluſs, daſs wir in dieſem Sternpaare gefunden haben, was wir ſuchten, zwei Körper, die ſich faſt in Berührung miteinander befinden. Wären nämlich die beiden Körper, die β Lyrae bilden, weit voneinander entfernt, ſo würde der kleinere, nachdem er ganz hinter dem größeren hervorgekommen iſt, einen bedeutenden Theil ſeiner Bahn durchlaufen können, bevor er vor den größeren zu treten und dieſen zu verdecken anfienge, und während dieſer ganzen Zeit würden die Körper frei nebeneinander leuchten und die Helligkeit andauernd die maximale ſein. Die Beobachtung zeigt jedoch, daſs das „Syſtem“ β Lyrae, wie wir es jetzt nennen müſſen, gewiſs keine halbe Stunde in der maximalen Helligkeit verharrt, ſondern vom Zunehmen eigentlich unmittelbar zum Abnehmen übergeht: es muſs alſo der kleinere Körper, kaum hinter dem Hauptſtern hervorgetreten, ſofort dieſen zu bedecken beginnen, und das iſt nur möglich, wenn ſich die Körper faſt berühren. In der Hand des Mathematikers wird die qualitative Erkenntnis zur quantitativen. Aus einer eingehenden Unterſuchung aller Verhältniſſe des Lichtwechſels hat ſich ergeben, daſs der Durchmeſſer des kleineren Körpers drei Viertel, der Abſtand ihrer Oberflächen, da wo ſie ſich am nächſten kommen, ein Achtel vom Durchmeſſer des größeren Körpers beträgt.[1] Zugleich läſst die mathematiſche Analyſe erkennen, daſs die Körper abgeplattet ſein müſſen. Das iſt natürlich, denn jeder Körper wird die nächſtliegenden Theile des anderen zu ſich heranzuziehen ſuchen und ſo eine Verlängerung zu ſich her hervorrufen. Das ganze Syſtem wird im kleinen Maßſtab durch zwei [illegible] von [illegible] dargeſtellt, die man mit ihren ſpitzen Enden bis auf etwa vier Millimeter nähert.

Dies iſt das letzte Reſultat, welches allein durch Betrachtung des Lichtwechſels gewonnen werden konnte. Dem Liebhaber der Sternkunde [illegible], wie ſehr die aufmerkſame Verfolgung des [illegible] und [illegible] Glanz wechſelnden Sterne, die er in den [illegible] angegeben findet, [illegible] zum Genuſs [illegible] wird. [illegible], um [illegible] Bilde des Syſtems β Lyrae ſchärfere Zeichnung und [illegible] Farben zu verleihen, bedarf es der Heranziehung von Beobachtungen, die im Gegenſatz zu den ſo einfachen, ohne jedes Hilfsmittel zu erlangenden Beobachtungen des Lichtwechſels erſt in den letzten Jahren mit Hilfe der allerfeinſten Inſtrumente möglich geworden ſind, ich meine die „Beſtimmungen der Geſchwindigkeit der Sterne in der Geſichtslinie“ durch die Verſchiebung Fraunhofer'ſcher Linien in ihrem Spectrum. Es iſt hier nicht der Ort, Grundlage und Methode dieſer Beſtimmungen auseinanderzuſetzen. Um gleich zu ihrem Reſultat zu greifen, man gelangt durch ſie zur Kenntnis der wirklichen Größe des Sternſyſtems, in irdiſchem Maße, Meilen oder Kilometern, ausgedrückt. Fügt man die zweifellos richtige Annahme hinzu, daſs es dieſelbe Anziehungskraft iſt, welche die Planeten um die Sonne und den Begleiter β Lyrae um ſeinen Hauptſtern führt, ſo erfährt man auch, welche Maſſe dieſe Körper im Verhältnis zur Sonne haben und wie dicht ſie ſind. So hat ſich berechnen laſſen, daſs der Abſtand der Mittelpunkte beider Körper 50 Millionen Kilometer — ein Drittel der Entfernung Erde-Sonne — iſt, daſs der eine zehnmal, der andere zwanzigmal mehr Maſſe hat als die Sonne und daſs die durchſchnittliche Dichte beider Körper etwa der unſerer Luft gleichkommt. Man hat es alſo hier mit zwei Gasballen zu thun, die die Größe unſeres Sonnenſyſtems beſchämen, die ſich an Rauminhalt zu unſerer Sonne etwa verhalten, wie das Heidelberger Faſs zu einer Feldflaſche — eine neue Stütze der immer mehr hervortretenden Anſchauung, daſs, nachdem die Erde ſchon lange ein unſtetes Stäubchen im Weltenraum geworden iſt, auch die einſt göttliche Sonne keinen imponierenden Rang mehr unter den unſerer Kenntnis zugänglichen Welten einzunehmen vermag. Denkt man ſich den größeren Körper an den Platz unſerer Sonne verſetzt, ſo würde gegen Abend, wenn ſich der untere Rand des einen Körpers dem Horizonte näherte, der obere Rand des anderen noch faſt zu unſeren Häupten ſtehen, und ſpäter, wenn der eine hinter den Hügeln zu verſinken begänne, eine furchtbare Feuerſäule noch ſtundenlang hoch in den Himmel hineinzuragen ſcheinen.

Für die Entfernung der nächſten Punkte beider Körper folgt aus den obigen Zahlen die Strecke von fünf Millionen Kilometern, und es könnte von einer traulichen Annäherung zweier Welten nicht geſprochen werden, wenn dieſe Zahlen exact zu nehmen wären. Nun iſt aber zweifellos, daſs bei der geringen Dichte und gasförmigen Beſchaffenheit beider Körper, bei welcher eine exacte Grenze nach außen überhaupt kaum angegeben werden kann, ſich an der engſten Stelle eine Art gaſiger Verbindungsſtrang herſtellt. Es tritt alſo in Wirklichkeit mehr ein, als nachgewieſen werden ſollte, nicht nur eine Berührung, ſondern eine gewiſſe Verſchmelzung zweier Weltkörper, es entſteht ein keulenförmiges, in der Mitte eingeſchnürtes Zwittergebilde, welches die beiden Sterne vereinigt und doch noch deutlich als Individuen geſchieden enthält. — Man wird hier unwillkürlich an Bilder erinnert, die die Entſtehung kleinſter Lebeweſen darſtellen. Die ſonnengroße Gasmaſſe, zu einem mikroſkopiſchen Pünktchen verkleinert, ſcheint ein Infuſorium zu ſein, das ſich ſpaltet und zweien das Leben geben will, und in der That, man hat es hier mit der Bildung zweier Weltkörper aus einem zu thun. Doch die Sicherheit dieſer Behauptung kann nicht auf einer ſolchen in Wahrheit nur äußerlichen Analogie baſieren, welche in ihrer myſtiſchen Verbindung des Größten und Kleinſten allerdings einen irren Geiſt verführt hat, nun auch in den Kometen den von Sternſyſtem zu Sternſyſtem ſchweifenden männlichen Samen zu ſehen, der überall eine Weltkörper erzeugende Befruchtung hinterläſst: es ſind vielmehr die großartigſten mathematiſchen Experimente, Experimente auf dem Papiere, welche das Entſtehen ſolcher Zwittergebilde erklären und ihr Vorkommen haben vorausſehen laſſen.

Indem ich jetzt über die Frage, wie dieſer wunderliche Zwilling β Lyrae zur Welt gekommen iſt, über Sterngeburt, Kosmogonie, zu reden beginne, ſuchte ich im Geiſte des naturwiſſenſchaftlich Gebildeten einen Vorſtellungskreis zu erwecken, in welchem das Chaos, ein rotierender Nebelball, Saturn mit ſeinen Ringen, kreiſende Öltropfen in Waſſer und andere Dinge mehr eine traumhafte Exiſtenz führen. Die Kant-Laplace'ſche Nebelhypotheſe verdankt ihre weite Verbreitung mehr als ihrer wiſſenſchaftlichen Bedeutung dem Umſtande, daſs ſie zur Zeit des Kampfes von „Kraft und Stoff“ gegen bibliſche Tradition als wirkſames Agitationsmittel in die Maſſen geſchleudert wurde. Laplace ſelbſt führt ſie in ſeiner „Exposition du système du monde“ mit den Worten ein: „J'exposerai ... une hypothèse ... que je présente avec la défiance que doit inspirer tout ce qui n'est point un résultat de l'observation ou du calcul.“ Sie hat auch für ihn wohl nur die Bedeutung gehabt, der Vernunft die beruhigende Gewiſsheit zu geben, daſs die Regelmäßigkeit unſeres Sonnenſyſtems bis in weite Fernen zurück an [illegible] der uns bekannten Naturgeſetze [illegible] erklärt werden könnte.

Dann [illegible] Marquis [illegible], der ſonſt [illegible] zu [illegible] pflegt, aus [illegible] Folgerungen abzuleiten, die nicht [illegible] Beobachtungen hervorgehen müſſen, und alle [illegible] mathematiſche Begründung ihrer Zahlen haben [illegible] ihren Charakter nicht weſentlich ändern können. [illegible], welchen die Kosmogonie in den letzten [illegible] Richtung hin gemacht [illegible] Schlüſſen, nur [illegible] beobachtbar[illegible]

[1] [illegible]

Digitized by Google

Schon vor Laplace war bekannt, daſs eine frei im Weltraume ſchwebende, rotierende Flüſſigkeitsmaſſe die Geſtalt eines Ellipſoids, d. i. einer abgeplatteten Kugel annimmt und daſs, wenn eine ſolche Maſſe ſich abkühlt und zuſammenzieht, die Abplattung immer mehr zunimmt. Man ſah ſchließlich die ganze Maſſe ſich zu einer flachen Scheibe ausbreiten, und dieſe ſollte ſich dann in Ringe ſpalten, jeder Ring zerbrechen und ſich zu einem kugelförmigen Planeten zuſammenballen. Charakteriſtiſch iſt hierbei, daſs alle dieſe Geſtalten Rotationsfiguren ſind, d. h., daſs man, wenn man ſie ſenkrecht zur Rotationsachſe durchſchneidet, jedesmal einen kreisförmigen Schnitt erhält. Erſt im Jahre 1834, ſieben Jahre nach dem Tode des großen Franzoſen, machte der deutſche Mathematiker Jacobi die merkwürdige Entdeckung, daſs eine freie Flüſſigkeit ſich ſelbſt in einer länglichen, ei- oder walzenförmigen, nicht rotatoriſchen Geſtalt erhalten kann. Denkt man ſich ein Ei, nicht, wie das des Columbus, auf die Spitze geſtellt, ſondern flach auf den Tiſch gelegt, ein wenig plattgedrückt und in dieſer Lage wie ein Kreiſel in Umdrehung verſetzt, und es würde das Ei plötzlich flüſſig werden und zugleich die Schwerkraft der Erde aufhören, ſo könnte es nach Jacobis Entdeckung weiter rotieren, ohne ſeine Geſtalt zu ändern, ohne zu zerfließen oder ſich zu einer Rotationsfigur zu ballen. Es blieb dieſe Entdeckung eine mathematiſche Abſonderlichkeit, man wuſste nicht, wie ein Weltkörper zu einer ſolchen länglichen Geſtalt kommen ſollte, bis vor wenigen Jahren einer unſerer bedeutendſten zeitgenöſſiſchen Mathematiker, Poincaré, dieſen Punkt in überraſchender Weiſe aufgeklärt hat. Wie Poincaré beweiſt, wird eine frei rotierende, urſprünglich kugelförmige Flüſſigkeitsmaſſe bei zunehmender Abkühlung und Contraction ſich anfänglich ſo, wie es Laplace vorausſetzte, mehr und mehr abplatten. Wenn aber die Flüſſigkeit eine gewiſſe Abplattung erreicht und etwa die Geſtalt eines in der Mitte ziemlich kräftigen Diskus angenommen hat, tritt plötzlich ein Moment ein, in welchem die Theilchen an zwei gegenüberliegenden Stellen des Diskusrandes von der Mitte wegſtreben, während die dazwiſchen liegenden Randpartien ſich der Mitte zu nähern ſuchen, die Maſſe nimmt eine ſolche längliche walzenförmige Geſtalt ein, wie ſie Jacobi entdeckt hat. Da ſich ferner beweiſen läſst, daſs ſich die Flüſſigkeit bei unbegrenzter Abkühlung ſchließlich ſpalten muſs, ſo iſt klar, daſs zunächſt um die Walze ſich ringsherum eine Einkerbung bilden muſs, die ſich ſtärker und ſtärker bis zur Abſchnürung eingräbt; mitten in dieſem Trennungsproceſs entſteht vor unſeren Augen ein Bild — als Ergebnis dieſer mühſamen abſtracten Forſchungen der bedeutendſten Denker — genau dem gleich, welches uns die Beobachtung der wirklichen Welt im fernen Sternſyſtem β Lyrae enthüllt hat.

Wir dürfen hier über die wunderbare Kraft der mathematiſchen Analyſe erſtaunen und können zugleich an einem neuen Beiſpiel bekräftigen, wie oft Ueberlegungen, die tiefe Denker zunächſt zur Befriedigung des formal-logiſchen Bedürfniſſes ihres Geiſtes angeſtellt haben, ſpäter ſich in der wirklichen Welt durch eine Art präſtabilierter Harmonie als höchſt bedeutungsvoll herausſtellen. Man erinnere ſich auch, daſs die Griechen die Theorie der Kegelſchnitte entwickelten, Kepler in ihnen die Bahnform der Planeten entdeckte. Aber, was wichtiger iſt, die Frage nach dem „Woher?“, welche der Menſch ſo unruhvoll in die Vergangenheit zurückruft, findet hier eigentlich zum erſtenmal, durch Vereinigung von Theorie und Beobachtung, bis in weit entlegene Vorzeit hinein eine begründete und präciſe Beantwortung. Das Syſtem β Lyrae — ſo erfahren wir jetzt — beſtand urſprünglich aus einem einzigen kugelförmigen Gasball, welcher ſich abgeplattet hat, dann länglich geworden iſt, ſich in der Mitte eingeſchnürt hat und jetzt nahezu in zwei Theile zerfallen iſt. Der Entwicklungsproceſs verlauft auf die denkbar einfachſte Art, es findet nicht erſt, wie das die Laplace'ſche Hypotheſe vorausſetzt, eine Abtrennung von Ringen ſtatt, welche ſpäterhin zerbrechen und ſich dann zu Kugeln zuſammenballen müſſen.

Wäre nun nicht eine gleiche Entſtehungsweiſe für die Planeten, die Erde und die anderen Trabanten unſerer Sonne, anzunehmen? Daran hindert die Kleinheit dieſer Körper im Verhältnis zur Sonne. Während der Begleiter β Lyrae halb ſo viel Maſſe hat, wie ſein Hauptſtern, ergeben alle Planeten zuſammengenommen [illegible], der Sonnenmaſſe, und man kann ſich nicht recht vorſtellen, wie die Abſonderung eines ſo kleinen Bruchtheiles ihres ganzen Körpers die Sonne hätte veranlaſſen können, aus der ſchmalen langen Geſtalt, die ſie zur Zeit der Abſonderung haben muſste, zu ihrer jetzigen Kugelform zurückzukehren. In einem ähnlichen Verhältnis ſtehen die Jupiter- und Saturnmonde zu dieſen Planeten, ſie ſind alle verſchwindend klein gegen dieſe mächtigen Körper. Nur ein Fall exiſtiert im Sonnenſyſtem, wo Hauptkörper und Begleiter ſich einigermaßen an Größe vergleichen laſſen, das iſt der unſrige, der von Erde und Mond. Der Mond hat ein Viertel des Durchmeſſers, [illegible] der Maſſe der Erde, und in dieſem Fall wird man noch mit gutem Grunde behaupten können, daſs auch Erde und Mond urſprünglich eine einzige glühende flüſſige Kugel geweſen ſind, die bei ihrer Abkühlung länglich geworden iſt und aus ihrem Fortſatz den Mond ausgeſtoßen hat. [illegible] hat nun die mathematiſche Theorie die Antwort [illegible], daſs durch eine eigenthümliche Rückwirkung des Meeres, welches der Mond täglich zweimal zur Flut emporhebt und wieder zur Ebbe [illegible], auf den Mond ſelbſt eine Kraft ausgeübt wird, die ihn von der Erde zu entfernen ſtrebt und ihn langſam, doch ſtetig bis zu einer gewiſſen Maximaldiſtanz, die er noch nicht erreicht hat, hinausführt.

So erkennen wir im Syſtem β Lyrae in vielen Beziehungen einen früheren Zuſtand unſeres eigenen Wohnſitzes. Die Betrachtung von Mond und Erde weiſt uns andererſeits auf die Zukunft dieſes Bruderpaares von Weltkörpern hin. Es werden mächtige Flutwirkungen zwiſchen ihnen auftreten, die ſie völlig zu trennen und immer weiter voneinander zu entfernen ſtreben, ſo daſs wohl ein ſpäter Aſtronom die beiden Sterne wird im Fernrohr geſondert erblicken können.

Was das Syſtem β Lyrae für Erde und Mond, das wird vielleicht ein anderes Sternſyſtem für das ganze Planetenſyſtem ſein: ein ungefähres Analogon in früherer Entwicklungsepoche. Unſere Kenntnis individueller Sternſyſteme mehrt ſich aber von Jahr zu Jahr in immer ſtärkerem Maße, und ſo wird die aſtronomiſche Wiſſenſchaft, wie ein Reiſender, der aus der Fremde zurückkehrt, an den Erfahrungen in fernen Welten gereiſt, auch bald unſere weitere Heimat, das Sonnenſyſtem, beſſer beurtheilen lernen.

Dr. Karl Schwarzſchild.

Johann Vajda.

Die Ungarn haben einen Poeten begraben, der auch in einer größeren und literariſchen Nation zu Rang und Namen gekommen wäre. Ein Platz in der Weltliteratur kann dem guten alten Sonderling Johann Vajda zwar nicht zuerkannt werden, aber daran iſt das ungariſche Idiom ſchuld, das kaum von zehn Millionen Menſchen geſprochen wird. Im verbündeten Oeſterreich jedoch darf man dem Verſtorbenen ein beſcheidenes Plätzchen in der Tageschronik einräumen, und mehr wollen auch die folgenden Zeilen nicht beanſpruchen.

Vajdas Gedichte ſind Ausbrüche des Ingrimms gegen das Menſchengeſindel, melancholiſche Betrachtungen über das Menſchenlos, Ergüſſe flammender erotiſcher Leidenſchaft oder jener inbrünſtigen, fanatiſchen Liebe, mit welcher die Talente kleinerer Nationen ſo häufig ihren eigenen Stamm umfaſſen, und die ſo ſeltſam der allgemeinen Menſchenverachtung, von welcher die Einzelmenſchen des eigenen Stammes gar nicht ausgenommen ſind, widerſpricht. In die ungariſche Literatur hat Vajda zwei neue Töne gebracht, den Ausdruck des weltverachtenden Nihilismus, der bei ihm echt war, nicht bloß intereſſantmachende Poſe, und die Melodie der verzehrenden Liebesbrunſt, die blutroth abſtach von der gelblichen Limonade des ſüß-ſentimentalen Minnegeſänſels. Ich greife auf gut Glück eines dieſer glühenden, in hinreißendem Rhythmus geſchriebenen Liebesgedichte heraus, auf gut Glück auch die Ueberſetzung verſuchend, die bei einem kernmagyariſchen Dichter wahrhaftig nicht leicht iſt:

Orgie.

O du allerſchönſtes ſchön Liebchen,
Wahrhaftig ich weiß ſchon nicht mehr,
Was alles du mir biſt:
Täubchen, Heilige, Engel?
Oder meines armen Herzens unbarmherzige
— In meinen Träumen zumal —
Würgende kleine Hexe?
O, du mein Entzücken, du meine Qual,
Erhabene kleine Gebieterin,
Mein Hausaltar, mein Heiligthum,
Meiner Seele täglich Brot,
Du du, du du,
Märchenhafter Zauberkuchen,
Den ich auf einmal verſchlingen möchte,
Nur mit den Augen — und doch vergehſt du nicht.
Wahrhaftig, was ſage ich dir noch,
Wozu gebe ich dir Namen
Und [illegible] —
Was mach' ich nur mit dir?
Mein Margarethchen, mein Stern,
[illegible]

[illegible]

tragung kaum ein ferner Nachhall geblieben. Aber ich wollte ja auch nur von dem heißen Athem des Dichters ein wenig auffangen; lyriſche Gedichte zu überſetzen iſt überhaupt eine Thorheit, denn das beſte, der intime Reiz des Spiels mit der Sprache, geht doch immer verloren.

Dieſer Mann, der in Liebesraſerei trunken ſtammelt, ſinnt in ſtillen Nächten auch über die Räthſel des Daſeins nach und gibt wie ein echter Dichter Löſungen, wie ſie gerade ſeiner Stimmung entſprechen. Bald lacht er grell auf über die zweckloſe Komödie des Daſeins, die mit dem Untergang von allem, was athmet, enden wird, mit der Erſtarrung der Erde und des Sonnenballs und der dummen kleinen Leidenſchaften, mit denen die Menſchen ſich ſelbſt und einander quälen; bald wieder jubelt er über das Morgenroth neuer Zeiten, in denen die Wiſſenſchaft geſiegt haben wird über Pfaffenmacht, Dummheit und Aberglaube und die befreiten wiſſenden Menſchen alle Zwingburgen der Tyrannei zerſtören und die freie Geſellſchaft ſchöner glücklicher Menſchen ſchaffen. Bald ſpricht er grimmigen Hohns von dem großen Nichts, das dann folgt, wenn die Pulſe nicht mehr ſchlagen, bald bäumt er ſich entſetzt auf gegen die Vernichtung des Ich, gegen das fürchterliche Aufhören. Auch da nur immer ſtarke Accente, gedrungene Sprache, brennende Bilder, wie die Empfindung ſie fordert, aber nirgends Ruhe, nirgends die ſtille Faſſung des ausgeglichenen, mit dem Unerforſchlichen fertigen harmoniſchen Menſchen. Noch in der letzten Woche ſeines Lebens, nach Abfaſſung ſeines Teſtamentes, den gewiſſen Tod vor Augen, ſchrieb er ein Gedicht, das heute die Blätter veröffentlichen, voller Unruhe, ohne Faſſung, ohne Seelenſtärke. Furchtbar muſs ihn der Gedanke des nahen Todes gequält haben.

Man darf nicht verſuchen, aus Vajdas Gedichten eine Weltanſchauung, eine Lebensphiloſophie herauszudeſtillieren, wie es bei Goethe und ſelbſt bei Heine trotz zahlreicher Stimmungswiderſprüche ein leichtes iſt. Vajda war alles, nur kein Weiſer. Seine Seele war eine Harfe, von Tönen, wenn der Wind drüber wehte, hellaufrauſchend, leiſe ſäuſelnd, in wilden Diſſonanzen. Seine geiſtige Kraft erſchöpfte ſich in der Suche nach dem treffenden Ausdruck, nach Rhythmus und Melodie. Zu einer abſchließenden Auffaſſung iſt er ſo wenig gelangt, wie zu einer gefeſtigten Stellung im praktiſchen Leben. Wäre er nicht von Haus aus an eine gewiſſe Eleganz und Würde in der äußeren Haltung gewöhnt geweſen, man hätte ihn vielleicht wie Paul Verlaine betrunken unter Brückenpfeilern gefunden und delirierend ins Spital gebracht. Aber bei aller Wüſtheit und Regelloſigkeit des Lebens hielt ihn doch das Erbtheil der „braven Bürgersleut'", die Scheu vor Scandal, von dem völligen Verkommen zurück.

Naiv blieb der Alte ſein Leben lang wie ein Bäuerlein aus ultima Thule.

Abgeordneter wollte er auch einmal werden, und als man ihn fragte, ob er denn auch einen Bezirk habe, antwortete er: „Freilich, den Bezirk Balla, ich habe ja über den Wald von Balla ein Gedicht geſchrieben, das populär geworden iſt; ſollten die Leute von Balla ſich da nicht freuen, mir ihr Mandat übertragen zu dürfen?" Die Leute von Balla freilich kannten den naiven Dichter gar nicht, der auf die weitere Frage, ob er vielleicht Geld für ein anderes Mandat habe, mit Stolz erwiderte: „Mein Verleger hat mir hundert Gulden Vorſchuſs verſprochen, ſobald ich ſie brauche; alſo Geld habe ich auch!" Hundert Gulden! Armer Dichter, da ein Mandat leicht das Tauſendfache davon koſtet! Er iſt nie Abgeordneter geworden, hat nie das Ausland, den Süden geſehen, nach dem er ſich ſo unendlich ſehnte, hat kümmerlich gelebt von Zeitungshonoraren und einer Penſion von 1000 Gulden, die ihm glücklichere Collegen endlich bei dem Grafen Cſáky, als der noch Cultusminiſter war, ausgewirkt hatten. Sein Bild zu vervollſtändigen, muſs man noch hinzufügen, daſs er durch übermäßigen Appetit ſich ein Magenleiden zugezogen hatte, an dem er jahrelang laborierte und das ihn endlich auch zugrunde richtete. Daſs er am Freiheitskampfe gleich Petöfi theilgenommen hat, braucht bei ihm, dem wilden Haſſer aller Tyrannei, nicht erwähnt zu werden. Fühlen und Handeln waren ja bei ihm eins ſein Leben lang.

So ſah der Dichter aus, den ſie in Ungarn wohl mit Recht nach Arany und Petöfi als ihr ſtärkſtes poetiſches Talent preiſen. In vielen Zügen erinnert er an die Geſtalten der deutſchen Sturm- und Drangperiode, an Lenz, vielleicht ſtärker noch an Günther und an Bürger. Das bisschen Philiſterblut hat ihm gefehlt, das im kritiſchen Alter dem Bohémien hinaushilft aus der ſtürmiſchen See in den ruhigen Hafen der gefeſteten, bürgerlichen Exiſtenz und der temperamentloſen Lebensbetrachtung. Er war ein Poet, kein Weiſer ... Die Poeſie allein aber kann wohl berauſchen, glücklich machen kann ſie nicht.

Budapeſt. Hugo Ganz.

Das Leben Friedrich Nietzſches.

Von Philo vom Walde. (Neiſſe.)

So liegt er denn in Naumburg an der Saale, in dem kleinen, ſonnigen Krankenzimmer, gepflegt von treuer Mutterliebe, und weiß nichts von all' dem ungereimten Gewäſch, das da in weiter Welt über ihn geredet und geſchrieben wird. Aber wüſste er's auch, er würde ſich nicht vertheidigen, denn ſein Stolz hat es ſtets geſucht: von der breiten Maſſe der „Viel-zu-Vielen" miſsverſtanden zu werden. Darin war er ein zweiter Heraklit. Es läſst ſich gar nicht verhehlen, was für Abſurditäten das Thema „Nietzſche" bis heute an die Oberfläche des Tages geworfen hat und noch geraume Zeit hin werfen wird.

Die Gründe liegen für den Kenner klar auf der Hand. Nietzſche kam und zog ſo ziemlich alles in Frage, was bisher als feſtſtehend gegolten hatte. Ueber vieles, was Ungezählte als Heiligthum verehrten: Chriſtenthum, jüdiſch-chriſtliche Moral, Prieſterſchaft, deutſches Reich, deutſche Bildung, Wagner'ſche Muſik ꝛc. brach er rückſichtslos den Stab. Nicht nur die Bildſäulen verſchiedener Götter und Götzen unterſuchte er („Götzendämmerung"), „mit dem Hammer philoſophierend", und ſchlug dabei Köpfe, Arme und Beine und wohl auch Piedeſtale in Stücke — nein, auch über die ganze Kaſte der Gelehrten und „Bildungsphiliſter" ſaß er fürchterlich zu Gericht („Unzeitgemäße Betrachtungen", „Von der Zukunft unſerer Bildungsanſtalten"). Der Aermſte, der Tollkühne — ſo verdarb er's mit Allen! Er kam als völlig „Unzeitgemäßer". In der Zeitbrandung der Lehre von der Gleichheit (Socialismus, Demokratismus) predigte er ſein Wort von der Ungleichheit der Menſchen. Dem jetzigen „laisser aller" ſetzte er ſein: „Immer ſchlimmer und härter ſollt ihr es haben — ſo allein wächſt der Menſch in die Höhe!" Strenge gegen ſich ſelbſt, Strenge gegen andern; vor allem: „Der Schaffende werde hart!"

So gab es denn nur äußerſt wenige rechtſchaffene Geiſter, die, „jenſeits von gut und böſe" ſtehend, zu erwägen begannen: ob nicht vielleicht Nietzſche im Intereſſe der Menſchheit, im Intereſſe einer höheren Cultur doch recht hätte. Und dieſe wenigen, dieſe „Gewiſſenhaften" wurden ſeine Jünger. Wie hätten es ihrer auch viele ſein können? „Vernunft iſt ſtets bei wenigen nur geweſen!" Solche Ideen und Unterſuchungen lagen dem Zeitgeiſte ſo fern, daſs ſie ſo leicht niemand faſste. Nietzſche, der Denker, Dichter, Philoſoph, Muſiker und Künſtler redete eine Sprache, ſo eigenartig und zaubervoll, die unſerem Zeitungs-Kauderwelſch und Gelehrten-Miſchmaſch wie das Zungenreden eines Wahnſinnigen klang. Seine Werke waren, wie er ſelbſt einmal ſcherzend an Wagner ſchrieb, „Centauren", die ſich ſchlecht in die Naturgeſchichte der Herren Syſtematiker und Schematiker einreihen ließen. Und was dann noch der Schalk, der Ironiker und Satiriker dazwiſchenwob, das muſste erſt recht zu falſcher Auslegung verleiten. So entſtand denn jene bunte Mythenbildung, wie ſie von unſerer nüchternen Zeit gar nicht zu erwarten geweſen wäre.

Es muſs nun aber auch geſagt werden: Der Zarathuſtrismus iſt die ſubjectivſte aller Philoſophien, die auch derjenige noch nicht verſteht, der ſämmtliche Werke Nietzſches gründlich ſtudiert hat. Für das Verſtändnis des großen Decadence-Philoſophen iſt in erſter Linie die Kenntnis ſeines Lebens und Werdens nöthig. Da aber bisher eine Biographie nicht vorlag, ſo muſste manches Räthſel ungelöst bleiben.

Dieſe große Lücke iſt nun ausgefüllt, wenn auch noch nicht ganz. Nietzſches Schweſter, Frau Dr. Eliſabeth Förſter-Nietzſche, hat ſoeben (C. G. Naumann, Leipzig) den zweiten Theil von: „Das Leben Friedrich Nietzſches" erſcheinen laſſen, ſo daſs jetzt nicht nur die ganze Jugendzeit (I. Band), ſondern auch, was ungleich wichtiger erſcheint, die geiſtige Entwicklung (II. Band) wie ein aufgeſchlagenes Buch vor uns liegt.

In ſcharfer Sprache wendet ſich die Verfaſſerin im Vorwort gegen Frau Lou Andreas-Salomé, durch deren phantaſtiſch zuſammengeſchaffenes Buch: „Friedrich Nietzſche in ſeinen Werken" (Konegen, Wien) ſchweres Unheil angerichtet worden ſei. Iſt es überhaupt verwunderlich, daſs Frau Lou Nietzſche in ſeinen Werken zeichnete, zu einer Zeit, wo ſehr wichtige Werke noch gar nicht erſchienen waren, ſo läſst ſich ferner auch nicht leugnen, daſs das hier veröffentlichte briefliche Quellenmaterial in vollem Gegenſatz zum Lou'ſchen Werke ſteht. Frau Lou hat mit Nietzſche innerhalb eines einzigen Sommers kurze Zeit Verkehr gepflogen und, wie bereits Dr. Fritz Koegel nachgewieſen, für den ihr vom Philoſophen recht energiſch zutheil gewordenen Abſchied unter der Maske der Freundſchaft echt weibliche — Rache genommen.

Das Buch der Schweſter Nietzſches beginnt mit deſſen Ueberſiedlung nach Baſel. Als 24jähriger Student wird er dahin auf den Lehrſtuhl für claſſiſche Philologie berufen, angeſichts welcher Thatſache ſich die Leipziger Facultät verpflichtet hält, ihm den Doctor honoris zu verleihen. Die erſte Zeit fühlt er ſich vereinſamt. Bald aber gewinnt er die Freundſchaft der ausgezeichneten Gelehrten Jakob Burckhardt und Overbeck, und ſeine Lehrthätigkeit macht ihm ſo viel Freude, daſs er mit ſeinem Loſe ſehr zufrieden iſt. Da die Baſeler zur Erkenntnis kommen, einen ſolchen Lehrer noch nicht an ihrer Hochſchule gehabt zu haben, ſo ernennen ſie ihn ſchon nach 1½ Jahren zum ordentlichen Profeſſor. Nietzſche war damals 25½ Jahre alt!

Mit Richard Wagner hatte er ſchon als Leipziger Student Freundſchaft geſchloſſen. So fuhr er denn jetzt häufig hinüber nach Wagners Villa in Tribſchen am Vierwaldſtätter See und widmete ſich eifrig des Meiſters Zukunftsplänen. Sein erſtes Werk: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik" faſste er [illegible] vielfach gegen ſeine innere Stimme, als sacrifizio dell'intelletto — ganz vom Standpunkte eines Wagnerianers ab, projicierte die eigene Ideen- und Willenswelt auf Wagner'ſchen Hintergrund und widmete daſſelbe dem Meiſter. Dieſer, ſowie auch Frau Coſima, waren entzückt davon und Wagner trat in einem Briefe an Nietzſche an: „Helfen Sie mir die [illegible] Renaiſſance [illegible], in welchen [illegible] den Homer mit

Digitized by Google

armt, und Homer, von Platons Ideen erfüllt, nun erſt recht der allergrößte Homer wird!"

Von dieſer Zeit an war der Freundſchaftsbund zwiſchen beiden Männern beſiegelt. Wie tief und opferwillig Nietzſche Wagner verehrte, läſst ſich hier gar nicht beſchreiben; man muſs die zahlreichen Briefe leſen, die das Thema genau behandeln. Die Bayreuther Gründung förderte er mit allen nur erdenklichen Mitteln: durch Schriften („Richard Wagner in Bayreuth", „Aufruf an das deutſche Volk"), durch Ankauf von Patronatsſcheinen, durch namhaften Zuſchuſs aus der eigenen Taſche zu einem Preisausſchreiben über Wagner; ja, er trug ſich ſogar mit dem beſtimmten Plane, ſeine Profeſſur niederzulegen, um als Wagner-Wanderredner von Wagnerverein zu Wagnerverein zu ziehen. Wagner war ihm, wie er dies ſpäter auch klar erkennt, in der That zur „Krankheit" geworden. Aber ſeine „Geſundheit", ſeine geiſtige Entwicklung brach ſich unterirdiſch unaufhaltſam freie Bahn.

Auch ſein zweites Werk: „Unzeitgemäße Betrachtungen" wurde vom Hauſe Wagner mit Begeiſterung aufgenommen. Unterdeſſen hatte die Ueberſiedlung nach Bayreuth ſtattgefunden. Wagner war aber keineswegs ein ſo ſelbſtloſer Freund, als es ſchien. Eines Tages weilte Nietzſche bei ihm als Gaſt und dedicierte ihm Brahms' „Triumphlied". So oft Wagner das rothe Buch liegen ſah, gerieth er in Zorn darüber, daſs Nietzſche gleichſam noch einen anderen Gott neben ihm verehren wolle. Nietzſche ſchwieg über dieſen Vorfall aus Pietät, bis der Meiſter ſpäter ſeiner Schweſter ſelbſt den Hergang erzählte und dabei ahnungslos tief in ſein „abſichtenreiches" Herz blicken ließ. Wagnerianer haben dann die Wahrheit auf den Kopf geſtellt und geſagt: Nietzſche habe Wagner ſpäter nur deshalb bekämpft, weil Wagner eine Nietzſche'ſche Oper (die nie exiſtiert hat!) abfällig beurtheilte. Wie weit Wagner in ſeinem Freundſchafts-Terrorismus gieng, erhellt auch daraus, daſs er aufgebracht war, als Nietzſche mit dem Sohne Mendelsſohn-Bartholdys (Profeſſor in Freiburg i. B.) eine Reiſe nach Italien und Griechenland machen ſollte. Nietzſche brachte ihm das Opfer und blieb daheim, ward ihm aber trotzdem untreu; denn: „der Schaffende werde hart!"

Unſer Philoſoph hatte eine Entwickelung genommen, die ihn dem antiken Ideale immer näherführte und vom Chriſtenthume entfernte. Bei Wagner war das Gegentheil der Fall. Nach dem „Siegfried", dieſem Hymnus auf das Leben, hatte er immer mehr chriſtliche Motive und Probleme in Scene geſetzt. Dieſe Melodien („Roms Glaube ohne Worte") konnten Nietzſches Ohren nicht ertragen. Die Bayreuther Feſtſpiele waren nicht nach ſeinem (und wohl auch nicht nach Wagners) Geſchmack abgelaufen; Nietzſche hatte hier ſein „Damascus" erlebt. So geſchah denn das Wunderbare: Nietzſche ſandte Wagner ſein „Menſchliches, Allzumenſchliches", Wagner ſandte ihm ſeinen „Parſifal": Beide Bücher kreuzten ſich nicht nur auf der Poſt — ſie kreuzten ſich auch als Degen. Nietzſche ſah zu ſeinem Schrecken ein: „Wagner war wieder fromm geworden", — und in Bayreuth ſprach man das große Anathema aus über den Abtrünnigen. Dieſes wurde auch nicht zurückgenommen, als ſich Nietzſches Schweſter redliche Mühe gab, ihre Freundin Coſima verſöhnlicher zu ſtimmen. Und es war gut ſo. Beide Männer gehörten nicht mehr zuſammen. Wagner war ein alter Mann, Nietzſche ein jugendlicher Titan, der eine Welt in Stücke ſchlug. Wagner vergaß den Wagner-Schriftſteller Nietzſche ſehr raſch, Nietzſche hingegen hat an dieſer tiefſten Freundſchaft und Verehrung ſeines Lebens noch ſchwer gelitten und — trotz der ſpäteren Gegenſchriften — nur edelmüthig gegen Wagner gehandelt. Er wuſste Perſon und Sache ſehr wohl zu trennen.

Dieſes Verhältnis, das von Unverſtändigen, die Nietzſches geiſtigen Entwicklungsgang nicht kennen, ebenfalls zugunſten der Wahnſinnstheorie ausgenützt worden iſt, findet in dem Buche eine ruhige, quellenmäßige Darſtellung: wie es die Verfaſſerin überhaupt vermeidet, polemiſch aufzutreten. Sie läſst nur die zahlreichen Briefe reden und liefert dazu den verbindenden Text. Es verleiht dies dem Ganzen eine wohlthuende Vornehmheit und den höchſten Grad von Wahrheit.

Wenden wir uns nun einem anderen Gegenſtande zu, der in dem Werke eine ausführliche Darlegung erfährt. Es iſt dies Nietzſches Krankheit. Wie viel Märchenhaftes wird hier zum erſtenmal gründlich zerſtört! Bisher redete alles vom hereditär Belaſteten, der von ſeinem Vater den Irrſinn geerbt habe; redete von der Naturnothwendigkeit, nach welcher eine ſolche Philoſophie („Uebermenſchenthum" in den Größenwahnſinn führen muſste; redete davon, daſs die Natur ja auch die Probe aufs Exempel gemacht habe; redete davon, daſs Nietzſches Werke im Halbwahnſinn verfaſst ſeien. Ach, die Frömmler ſahen wohl gar den Finger Gottes darin, der den ſtachwürdigen Tempelſtürmer zerſchmettert habe wie einſtens Lucifer, den Oberſten der Engel! Ruhe, was man bei oberflächlichem Leſen eines Nietzſche-Buches (z. B. „Zarathuſtra", den man nur als letztes Werk leſen und verſtehen kann) nicht ſofort erfaſste — das galt als Rede eines Verrückten. Um aber eine ſolche Argumentation zu kennzeichnen, ſo ſei gefragt: Sind nicht auch Idioten, die nie eine Uebermenſchen-Philoſophie erſonnen, und nicht auch frommgläubige Prieſter, die nie auch nur einen Zweifel hegten, an dementia paralytica zugrunde gegangen? Wer hält die Werke eines Hölderlin, Lenau, Leuthold &c. lediglich deshalb für „pathologiſche Producte", weil ihre Schöpfer ſpäter in Geiſtesumnachtung verfielen? Hat Lombroſo wirklich ſchon ſo Schule gemacht, daſs Genie und Wahnſinn allgemein als eins erkannt werden?

Nietzſches Untergang ſtellt ſich quellenmäßig in wenigen Strichen genau ſo dar: Eltern (der Vater ſtarb zeitig infolge eines Unglücksfalles), Großeltern und Urgroßeltern waren ſtets geſund und ſehr langlebig. Nietzſche huldigte allerlei Geſundheitsſport (Baden, Fechten, Reiten) und fühlte ſich ganz wohl. Der Krieg 1870 brachte eine unglückſelige Wendung. Obwohl ſich der Philoſoph bei ſeiner Baſeler Berufung hatte expatriieren laſſen müſſen, ſo überwand er doch jetzt alle Schwierigkeiten, um wenigſtens als freiwilliger Krankenpfleger auf dem Schlachtfelde ſeinem Vaterlande dienen zu können. Wer je die Strapazen dieſes Dienſtes kennen gelernt hat, wird ſolchen Opfermuth zu würdigen wiſſen! Hier nun befiel Nietzſche, infolge einer Anſteckung, eine ſo hochgradige Rachen-Diphtherie und Brechruhr, daſs er mehrere Tage mit Opium, Tannin-Klyſtieren und Höllenſtein-Mixturen behandelt wurde. Von dieſer Niederlage hat er ſich nie wieder ganz erholt.

Zurückgekehrt ins Amt, erfaſste ihn neben doppelter beruflicher Arbeit ein eminenter Schaffensdrang, ſo daſs ſich nach und nach Gelbſucht, Darmentzündung und Schlafloſigkeit einſtellten. Profeſſor Liebermeiſter ſandte ihn darum einen Winter zur Erholung nach Lugano. Der Zuſtand beſſerte ſich. Aber da Nietzſche ſeinem Geiſte nie völlige Ruhe gönnte, gönnen konnte — ſo blieb bei der unausgeſetzten Kopfarbeit das Cerebralſyſtem angegriffen wie bei allen Kopfarbeitern, Rittern des Geiſtes. Er wandte dagegen Morphium und Brom an, denn er glaubte dadurch am raſcheſten geſund zu werden und recht rüſtig ſchaffen zu können. Aber bei der Natur gibt es kein Uebers-Knie-Brechen. Das hätte er wiſſen müſſen! Das fortwährende Medicinieren und die unzweckmäßige Gaſthauskoſt führten zu chroniſchem Magen-Katarrh mit bedeutender Erweiterung. Als ſecundäre Erſcheinung trat der ſchlimmſte Grad von Migräne hinzu, die ihm einen großen Theil ſeines Lebens unſäglich verleidete. Trotzdem arbeitete er weiter an ſeinem Werke, das er in der „Umwertung aller Werte" verkannt hatte. Auf verſchiedene Weiſe ſuchte er ſeiner Krankheit Herr zu werden: Er gieng nach Sorrent, er gieng in die Hochalpenwelt (Sils-Maria), er gieng nach dem Schwarzwalde und nach Thüringen. Ueberall erreichte er eine bedeutende Beſſerung — trotz ſeines Schaffens.

Sodann zog ſeine Schweſter zu ihm nach Baſel und pflegte ihn mütterlich. Das hatte ſein Gutes und ſein Schlimmes. Der Magen erhielt zwar zuträgliche Koſt, aber das trauliche Heim feſſelte ihn doppelt, ſo daſs die nothwendigen Tagesſpaziergänge nur zu oft unterblieben. So wurde es nun mit dem Gegentheil verſucht und eine außerhalb der Stadt gelegene Wohnung bezogen. Als ſein Zuſtand durch geiſtige Ueberarbeitung wieder ſchlimmer geworden war, ſtellte er (1879) den Antrag auf Dienſtentlaſſung. Längſt auch hatte er keine Befriedigung mehr darin gefunden, ſeine Zeit mit dem Docieren vor verhältnismäßig wenig Schülern zu vergeuden. Sein Geiſt und Herz gehörten der ganzen Menſchheit! Man ſoll ſich von der Phraſe des „Nietzſche'ſchen ſchrankenloſen Egoismus" nicht verblüffen laſſen — Nietzſche war ein Altruiſt ſondergleichen. Der Baſeler Senat hatte ihm bereits zweimal das Penſionsgeſuch zurückgegeben, jetzt aber ſah man ſich leider gezwungen, demſelben zu willfahren. Man penſionierte ihn mit vollem Gehalt, und Nietzſche führte von da ab ein Wanderleben.

Gleich nachher vermählte ſich ſeine geliebte Schweſter mit ſeinem Freunde, dem bekannten Coloniſator Dr. Bernhard Förſter, um mit dieſem nach Paraguay zu gehen und die Colonie „Neu-Germanien" zu gründen. Nietzſche war nun völlig vereinſamt und auf die Pflege fremder Leute angewieſen. Das verſtimmte ihn tief und hat ihn ſeinem tragiſchen Geſchick immer nähergeführt. Um die Vereinſamung auszufüllen, vertiefte er ſich mit doppeltem Eifer in das Studium und ſein geiſtiges Schaffen. Die nothwendige Folge davon war eine Verſchlimmerung ſeines Leidenszuſtandes. Als Morphium und Brom, ſelbſt in verſtärkten Doſen, nicht mehr helfen wollten, weil ſich die Natur an ſie gewöhnt hatte, griff er zum Chloralhydrat, das damals ſeinen „Siegeszug" durch die nervöſe Welt unternommen hatte. Profeſſor Harnack in Halle ſagt in ſeiner Arzneimittellehre: „Gegenwärtig kann man beinahe bezweifeln, ob es überhaupt zweckmäßig iſt, das Chloralhydrat als Heilmittel beizubehalten." Damals freilich ahnte noch kein Arzt etwas von den unangenehmen Nebenwirkungen dieſes Präparates, und Nietzſche ſchlug alle Mahnungen von Seiten ſeiner Mutter und Schweſter in den Wind, da ihm keine Aerzte nur Gutes darüber erzählten.

Im Jänner 1889 erlitt er in Turin einen Gehirnſchlag. Hervorragende Pathologen erklärten, die großen Gaben Chloral hatten gewiſſe Gehirnpartien angegriffen und zerſtört; Heilung ſei nicht mehr möglich. Profeſſor Dr. Binswanger nahm ihn verſuchsweiſe in ſeine Anſtalt in Jena auf, überließ ihn dann aber der [illegible] Mutter, da das Leiden einen durchaus [illegible] Charakter zeigte. Gegenwärtig [illegible] ein [illegible] [illegible] und [illegible].

[illegible]

Digitized by Google

Franz Schubert.

Franz Schubert iſt als Componiſt ſchon ſo oft und eingehend gewürdigt worden, daſs es in dieſen Tagen der hundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages kaum nöthig erſcheint, noch einmal auf die Vorzüge ſeiner Kunſt hinzuweiſen, mit der er ſich für alle Zeiten eine führende Stellung in der Muſikgeſchichte eroberte. Hat er es doch verſtanden, gerade diejenige Kunſtform ſo herrlich auszubilden, die mit den einfachſten Mitteln in die weiteſten Kreiſe zu dringen vermag: das Lied, das, ſo wie er es geſchaffen, die beſcheidenſten Forderungen echter Popularität mit den größten Anſprüchen höchſter Kunſt verbindet. Aber auch in dieſer Richtung iſt er ſeiner Zeit inſofern vorausgeeilt, als er frühzeitig fühlte, daſs dem Bedürfnis nach populären und doch kunſtvollen Melodien noch eine andere Form entſprechen müſſe, die ſpäter immer mehr als die für den Inhalt des Volksliedes geeignetere erkannt wurde: der Chor. Hierin hat Schubert eine ganz eigenartige Begabung zum Ausdruck gebracht.

So ungern wir ſeine Kammermuſikwerke, Symphonien, ja ſelbſt ſeine Opern vermiſſen würden, können wir doch in dieſen Kunſtformen zu anderen Componiſten greifen, aber für unſere Männergeſangvereine iſt Schubert geradezu unerſetzlich. Ohne ihn hätten ſie als Vereine edler Kunſtpflege einen ſchweren Stand, und wer weiß, ob ſie jemals ernſtlich und dauernd auf dieſe höhere Stellung hätten Anſpruch machen können. Man kann es noch heute in den Concerten jener Vereine erleben: wie glänzende Namen auch das Programm aufweiſen mag, Schubert ſchlägt ſie noch alle — ſo einfach, ſo melodiös iſt die Stimmführung, ſo voll klingen die Accorde, in die er ſie zuſammenführt. Dabei iſt alles von reinſtem Wohlklang, und wir finden nichts von jener ſchmachtenden Sentimentalität, die populäre Männerchöre ſo häufig in den rührſeligen Biergartenſtil herabdrückt. Wer in der letzten Zeit unſere ebenſo gelungene als lehrreiche Schubert-Ausſtellung beſucht hat, dem wird gleich im Stiegenhauſe die ſtatiſtiſche Ueberſicht der durch den Männergeſangverein aufgeführten Chorwerke Schuberts aufgefallen ſein. Es ſind im ganzen 56 Werke und 393 Aufführungen.

Man wird daraus entnehmen können, was der Verein Schubert verdankt. Und obgleich jener die ſchuldige Verehrung und den künſtleriſchen Dank bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck brachte, konnte noch ein zweiter Verein geradezu unter den Fittigen von Schuberts Geiſt entſtehen (der Schubert-Bund), die Pflege ſeiner Kunſt übernehmen, ohne uns im geringſten mit ſeiner Richtung zu überſättigen. Wenn heute in der Pflege des Männergeſangs Oeſterreich die erſte Stelle einnimmt, ſo verdankt es dies dem Geiſte des Wiener Tondichters Franz Schubert.

Wer würde es dieſen ſcheinbar ſo ebenmäßig und gleichmüthig dahinfließenden Melodien anſehen, daſs ihr Schöpfer ſchwere innere Kämpfe durchgemacht und viele bittere Stunden der Enttäuſchung und Zurückſetzung erlebt hat? „Meine Erzeugniſſe in der Muſik," ſchreibt Schubert an ſeinen Freund Kupelwieſer, „ſind durch den Verſtand und durch meinen Schmerz entſtanden; jene, welche der Schmerz allein erzeugt hat, ſcheinen die Welt am meiſten zu erfreuen." Es iſt die alte Erfahrung, die jeder Künſtler durchgemacht hat, daſs nur aus den großen Schmerzen die kleinen Lieder werden. Wenn irgendein Componiſt Grund dazu gehabt hätte, in ſeinen Werken einer peſſimiſtiſchen Stimmung Ausdruck zu geben, ſo war es Schubert, deſſen Compoſitionen bei Lebzeiten ihres Schöpfers zum großen Theil nicht an die Oeffentlichkeit gelangten, häufig verkannt wurden und nie die ihnen gebürende Würdigung erfahren haben. Ihm ſelbſt haben ſie weder Ruhm noch Ehre, noch das biſschen materiellen Gewinn gebracht, den er bei ſeiner Einfachheit zu einem ruhigen, ſorgloſen Schaffen gebraucht hätte. Die Gründe hiefür ſind ſo allgemein menſchlicher Natur, ihre Wirkſamkeit kehrt ſo häufig in der Muſikgeſchichte wieder, daſs es angemeſſen erſcheint, einen kurzen Blick auf den Geiſt jener Zeit zu werfen und den Künſtler einen Moment im Lichte derſelben erſcheinen zu laſſen.

Da finden wir Schubert zunächſt von allen Seiten getadelt und geringgeſchätzt von der berufsmäßigen „Kritik", die damals keineswegs in ihm den Träger der einfachen, melodiöſen Tonkunſt erblickte. Ihr erſchien er compliciert, unnatürlich, übertrieben, der Verkünder der muſikaliſchen Diſſonanz. Ein Kritiker der „Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung" ſchrieb nach der Aufführung der „Zauberharfe": „Der Tonſatz verräth hie und da Talent, im ganzen fehlt es an der technischen Anordnung, es mangelt der nur durch Erfahrung zu gewinnende Ueberblick; das meiſte iſt viel zu lang und ermüdend, die Harmoniefolgen zu grell, das Inſtrumentale zu überladen." Kurz vorher tadelte man an der Oper „Die Zwillinge" Schuberts „Haſchen nach Originalität", ſeine „immerwährenden Modulationen". Immerhin war man großmüthig genug, zu ſagen: „er berechtigt zu ſchönen Erwartungen, wenn der talentvolle, durch augenblickliche Erfolge bereits bekannte junge Mann die nöthige Selbſtſtändigkeit errungen haben wird." Nach der Aufführung der „Roſamunde" hieß es: „Herr Schubert zeigt in ſeiner Compoſition Originalität, leider auch Bizarrerie. Der junge Mann ſteht in der Entwicklungsperiode; wir wünſchen, daſs ſie glücklich vorübergehe. Diesmal erntete er des Beifalls zu viel, möge er ſich in Zukunft nie über zu wenig beklagen." [illegible] Schubert [illegible]

Meiſter des Wohllautes, der Originalitätshaſcherei und Bizarrerie beſchuldigt worden ſein ſollte. Und doch ſcheint uns dieſes Urtheil weniger merkwürdig, wenn wir bedenken, daſs man ſelbſt gegen Mozart ſeinerzeit ähnliche Vorwürfe erhob, als ob er für ſeine Zeit dasſelbe geweſen wäre, wie für unſere Berlioz und Wagner, die bekanntlich derſelben äſthetiſchen Vergehen beſchuldigt wurden. Man gewinnt unwillkürlich den Eindruck, als ob jede Generation nur ein beſtimmtes Maß neuerer muſikaliſcher Schöpfungen in ſich aufzunehmen imſtande wäre, die ſie als ein abgeſchloſſenes, in ſich vollendetes Gebiet betrachtet, über das hinauszugehen ſie weder fähig noch willens iſt. An den Gedanken eines beſtändigen Werdens, einer nie zur Ruhe kommenden Triebkraft kann ſie ſich in der Kunſt nicht gewöhnen. Es iſt äſthetiſch und pſychologiſch intereſſant zu verfolgen, wie jede Zeit über jeden neuen großen Componiſten immer wieder dasſelbe vorbringt und wie ſich von dem großen künſtleriſchen Eindruck angefangen bis hinab zu den kleinſten perſönlichen Verhältniſſen und Rancunen bei jedem Componiſten immer wieder dasſelbe Schauſpiel, derſelbe Kampf des Neuen mit dem Alten widerholt. Noch nach dem Tode Schuberts dauerte die Unterſchätzung von Seiten der Kritik eine Zeit fort und ſie wandte ſich ſogar gegen jene, die ihn anerkannten und — gewiſs nicht über Gebür — würdigten. So ſchreibt ein Kritiker im „Muſikaliſchen Anzeiger":*) „Die Urtheile über Schubert waren nicht jederzeit frei von Uebertreibung .... meiſtens brachte er Geſang und Begleitung in vollkommenen Einklang. Die Lieder (der Winterreiſe) ſind alle mehr oder minder gelungen und ſelbſt in den hier nicht angeführten finden ſich immer gemüthliche Stellen, die manches Geſuchte, einige gezwungene Modulationen und dergleichen vergeſſen machen." Es iſt noch immer derſelbe Grundton, der aus dieſen Urtheilen klingt. Schubert iſt den Leuten zu frei, zu emancipiert, zu ſelbſtändig, aber man fängt ſchon an, ihm wenigſtens großmüthig zu verzeihen. Freilich nicht in allem, denn bald darauf wirft man der Phantaſie op. 78 neue Fehler vor: „Monotonie, die nahe an Schläfrigkeit grenzt, das fortwährende Wiederkehren derſelben Gedanken ohne alle künſtleriſche Verarbeitung und Verſchmelzung, bloß durch Wechſeln der Tonart unterſchieden ... Noch eines ſei zu bemerken erlaubt, nämlich der zu häufige Gebrauch der Diſſonanzen, die oft unvorbereitet eintreten und angeſchlagen werden, wo ſie früher nur gebunden erſcheinen durften. Wir ſind keine Pedanten, unfähig mit der Zeit fortzuſchreiten, aber Maß und Regelmäßigkeit liegen uns am Herzen."**) Es iſt, als leſe man ein Urtheil über Liszt aus den Siebzigerjahren, ſo ſehr finden ſich hier faſt Wort für Wort dieſelben Vorwürfe und Ausſtellungen wieder. Auch darin iſt die Auffaſſung von Schuberts Werken ein Vorläufer der Urtheile ſpäterer Zeiten, daſs man hie und da die Compoſitionen deutet und myſtiſche Anzeichen darin findet, die heute niemand mehr vermuthet und der Componiſt wahrſcheinlich am allerwenigſten beabſichtigt hat. So heißt es von dem Impromptu op. 90, es ſei „eine aus den innerſten Tiefen des Gemüthes ins Leben tretende Phantaſie, die ſich durch die geheimnisvollen Zeichen des Sauferin (sic) in wunderſamen Tönen ausſpricht."***) Uebertroffen wird dieſe Auslegung nur durch eine viel ſpätere, ſeither berühmt gewordene Kritik des Profeſſors Stark, der ſich über Schuberts C-dur-Symphonie alſo ausſpricht: „Beethovens Symphonien wehren ſich gegen jegliche Deutung, auch der ſcharfſinnigſte Beethoven-Erklärer kommt ſich ihnen gegenüber bald vor wie Polonius mit der Wolke, die ihm bald ein Kameel, bald ein Wieſel dünkt; aber die Schubert'ſche Symphonie — ſprechen ihre Töne nicht an ſelbſt wie ein magyariſches Epos (!), deſſen Sänger ſonſt ein guter Oeſterreicher, doch unwillkürlich im Finale den Aufſchwung des edlen Volkes prophezeit, wo es wieder mit den Nächertritten des ſternernen Gaites triumphierend über die Weltbühne ſchreitet."†) Wie der gelehrte Profeſſor zu dieſer Anſicht kam, iſt ganz unerfindlich, und wollten wir ſeine Deutungsart erklären, ſo kämen wir uns auch bald ſo vor wie Polonius mit der Wolke.

Das war, wie geſagt, noch lange nach Schuberts Tode, aber da es zu ſeiner Zeit noch keineswegs beſſer war, ſo werden wir uns fragen können, wie muſs es dem Manne zumuthe geweſen ſein, wenn er die Producte ſeines Geiſtes entweder in ſo wenig anerkennender Weiſe beſprochen oder ganz beiſeite gelegt ſah? Es bedurfte des beſtändigen Zuſpruches ſeiner Freunde, um ihn aus der immer mehr dominierenden Stimmung der Verzweiflung und Erbitterung herauszureißen und ihn mit neuem Muthe zu erfüllen. Dieſe Freunde hat er glücklicherweiſe beſeſſen, er hat ſie geliebt und verſtanden, wie ſie ihn verſtanden haben und ſie haben ſich ſelbſt das ſchönſte Denkmal dadurch geſetzt, daſs wir es ihnen danken, wenn er in ihrer Mitte ſo manche frohe Stunde verbracht, ſo manchen glücklichen Augenblick erlebt und in ihrem Kreiſe ſo viele herrliche Werke erſonnen. Gerne ſehen wir in der Ausſtellung ihre Bilder der Nachwelt überliefert. Da finden wir die Maler Moriz von Schwind, Leopold Kupelwieſer und Joſef Danhauſer, Componiſten, wie Franz Lachner, Anſelm Hüttenbrenner, Benedict Randhartinger und die Sänger Joſef Barth, Johann Michael Vogl, Dichter wie Bauernfeld, Grillparzer, Wilhelm Müller, der Dichter der „Müllerlieder", Johann Mayrhofer, Franz v. Schober, Freunde wie die Brüder Joſef und Anton von Spaun, Ignaz und

[illegible]

Digitized by Google

Leopold v. Sonnleithner (Vater und Sohn). Es iſt ein Stück Alt-Wien, das uns in jenen Bildern vorgeführt wird, wo Schubert im Kreiſe ſeiner Freunde abgebildet erſcheint, die andächtig ſeinem Vortrage am Clavier lauſchen. Die Stadt ſelbſt erſcheint uns in Abbildungen von Gebäuden, die heute zumtheil nicht mehr beſtehen, wie das Haus „zum goldenen Mondſchein", Eigenthum der Familie Schwind, bei der Schubert ſo viel verkehrte.*) Wir ſehen auch Schuberts Geburtshaus in der Nuſsdorferſtraße (Nr. 54), das k. k. Stadtconvict, in das der junge Schubert als Hoffänger eintrat, die Liechtenthaler Pfarrkirche „zu den 14 Nothhelfern", auf deſſen Chor er ſchon als Knabe ſang und wo auch ſeine erſte Meſſe aufgeführt wurde, das Gaſthaus „zum Bierſack" in Währing, wo Schubert das Ständchen aus Shakeſpeares „Antonius und Cleopatra" auf die Rückſeite einer Speiſekarte niederſchrieb. Nicht minder intereſſieren uns die Porträts ſeiner Freunde, von denen jeder ſeinen beſtimmenden Einfluſs auf Schuberts Lebensſchickſal hatte. Da iſt zunächſt der heitere Bauernfeld, unermüdlich in dem Beſtreben, Schuberts zuzeiten geſunkenen Muth zu beleben und ſeine Werke durch einige praktiſche Rathſchläge vor die Oeffentlichkeit zu bringen. Dann Franz von Schober, der Schubert mit Vogl bekannt machte und ſich alle Mühe gab, ſeine Compoſitionen zu verbreiten. Ganz entrüſtet ſchreibt er eines Tages an Schubert: „Deine Müllerlieder haben kein Aufſehen gemacht? Die Hunde haben kein eigenes Gefühl und keine eigenen Gedanken und überlaſſen ſich blind dem Lärm und fremder Meinung. Wenn Du Dir nur ein paar Lärmtrommeln von Recenſenten verſchaffen könnteſt, die immerfort ohne Ende in allen Blättern von Dir ſprächen, es würde ſchon gehen; ich weiß ganz unbedeutende Leute, die auf dieſe Weiſe berühmt und beliebt geworden ſind, warum ſollte es denn der nicht benützen, der es im höchſten Maße verdient." Doch Schober bemühte ſich vergebens, der gehoffte Erfolg wollte ſich nicht einſtellen, und insbeſondere die Verleger, die von Schubert nie etwas wiſſen wollten, waren nicht umzuſtimmen. Diabelli und Haslinger lehnten rundweg ab, Peters meinte, er könne in Wien nicht hundert Exemplare von Schuberts Liedern abſetzen, und er vergaß nicht hinzuzuſetzen: die Bedingungen Schuberts würden doch „nicht ſo hoch ſein, daſs ſie nicht annehmbar wären". Probſt (der Vorgänger Kiſtners), verlangte, daſs die Compoſitionen Schuberts leicht und gewöhnlich ſein müſsten, um von ihm in Verlag genommen werden zu können. Andererſeits erklärte wiederum Artaria: „Schülerarbeit nehme ich nicht". Schott war auch nicht zu haben, und Breitkopf und Härtel zahlten auf Empfehlung Schumanns, der die C-dur-Symphonie Schuberts die zehnte Symphonie nannte, großmüthig bare 180 Gulden. Die Gründe für dieſe Zurückweiſung lagen keineswegs in der Unterſchätzung des künſtleriſchen oder kaufmänniſchen Wertes der Compoſitionen, ſondern in der ganzen wirtſchaftlichen Poſition des Verlegers gegenüber dem Künſtler, die auseinanderzuſetzen nicht Aufgabe dieſer Zeilen ſein kann. In unſeren Tagen wirtſchaftlicher Reformen und Aufgaben wird ſie ohnehin einmal beſſer und gründlicher zur Sprache kommen als es in dieſem Zuſammenhang geſchehen könnte. Unter dieſen Umſtänden muſste es für Schubert eine Wohlthat ſein, wenn Freunde wie Lachner ihm nach langem Feilſchen mit dem Verleger endlich die koloſſale Summe von fünfzehn Gulden überbrachte, noch mehr, als die beiden Sonnleithner die Drucklegung des Erlkönig auf eigene Koſten übernahmen und durch Geſangsproductionen in ihrem Hauſe Schuberts Werke immer wieder vor das Publicum brachten. In dieſem Freundeskreiſe hat wiederholt die unſcheinbarſte Gelegenheit Schuberts Erfindung wachgerufen, ſo als er bei Randhartinger die Müllerlieder fand, bei Hüttenbrenner die „Forelle" componierte. Auch die Hausleute Hüttenbrenners verdienen hier Erwähnung. Sie verbrannten 1848 den zweiten Act von Schuberts Oper „Des Teufels Luſtſchloſs", um damit den Ofen zu heizen und ſpäter die letzten zwei Acte ſeiner Compoſition des Goethe'ſchen Singſpiels „Claudine von Villabella". Hüttenbrenner ſelbſt verbrannte 1841 ſein Tagebuch, in dem Schubert „gewiſs mehrere hundertmale vorkam". Das ſind nun unerſetzliche Verluſte, und ſie zeigen, daſs vielleicht ſelbſt im Freundeskreiſe zwar ſtets perſönliches Wohlwollen, aber nicht immer das entſprechende Verſtändnis für Schuberts Bedeutung herrſchte. So ſchrieb Mayrhofer, mit dem ſich der Componiſt gewiſs ſehr gut verſtand — ſie waren zuletzt Zimmergenoſſen — nach Schuberts Tode Folgendes über ihn: „Ohne tiefere Kenntnis des Satzes und Generalbaſſes, iſt er eigentlich Naturaliſt geblieben. Wenige Monate vor ſeinem Tode hat er bei Sechter Unterricht zu nehmen angefangen; daher ſcheint der berühmte Salieri jene ſtrenge Schule mit ihm nicht durchgemacht zu haben, wenn er auch Schuberts frühere Verſuche durchſah, belobte oder verbeſſerte." Unglaublich! Haben denn Mayrhofer und ſeine Freunde nicht gewuſst, daſs Schubert bei Sechter nichts lernen konnte und dort höchſtens muſikaliſch verdorben worden wäre? Und wie rührend iſt die naive Beſcheidenheit des Genies, das am Ende ſeiner Ruhmeslaufbahn noch einmal unter die Schüler gehen zu müſſen glaubt. Es gibt wohl kein zweites Gebiet menſchlicher Geiſtesthätigkeit, auf dem die Schulmeiſter mit größerer Anmaßung ſich als Richter aufwerfen, als in der Muſik, und wie wenig echtes Kunſtverſtändnis Salieri ſelbſt beſaß, erhellt ſchon aus dem Umſtande, daſs er Schubert wirklich zu unterrichten anfieng. Wir aber danken es heute einem gütigen Geſchick, daſs Schubert die „ſtrenge Schule" Salieris nicht auch noch genoſs, denn ſein „Naturalismus" iſt uns unendlich wertvoller.

Zu den vielen kleinen Leiden und Bitterniſſen, die Schubert unabläſſig verfolgten, geſellte ſich ſchließlich noch ein Umſtand, den wir nicht unerwähnt laſſen wollen: Den Einfluſs des muſikaliſchen Cliquen- und Parteienweſens. Nichts kann der Blüte der Kunſt und dem Wohle der Künſtler hinderlicher ſein als die Bildung ſtreng abgeſchloſſener Zirkel, die niemand anderen herankommen laſſen wollen und deren Mitglieder ſich ſelbſt gegenſeitig glorificieren. In Wien ſcheint das ſchon damals üblich geweſen zu ſein. Es gab da eine Zeitlang zwei Parteien: die Schubertianer und die Weberianer. Kleinliches Gezänke und gehäſſigen Klatſch gab es die Menge, und wenn Schubert einen Miſserfolg hatte, ſchrieb man es den Weberianern zu, wenn Webers Euryanthe nicht ſo gefiel, wie man es erwartet, war wieder Schuberts Urtheil daran ſchuld. Die Aeußerungen, die beide Männer ſelbſt über ihre Werke gemacht haben ſollen, ſind nicht verbürgt.*) Spaun hielt abfällige Bemerkungen bei Schuberts wohlwollendem Charakter für unmöglich.**) Auch ich halte es — nach Beiſpielen aus der Gegenwart zu ſchließen — für ausgeſchloſſen, daſs große Componiſten, ſich ſelbſt überlaſſen, ſich gegenſeitig mit kleinlichem Antagonismus bekämpfen ſollten. Aber die übereifrigen Freunde, die flüchtig hingeworfene Bemerkungen des Moments ausposaunen und aus einem Kreis in den andern tragen, kleine Kunſtſchmarotzer, die das autoritative Urtheil des großen Mannes brauchen, um es vorzuſchieben, um damit den eigenen Antagonismus zu decken und zu rechtfertigen, ſie ſind es, die die künſtleriſche Eintracht ſtören. Wie dem auch ſein mag, wir begreifen heute nicht, warum man nicht Schubert und Weber bewundern kann. Es wird gewiſs niemandem einfallen, als Ellekticismus auszulegen, daſs man den einen nicht herabſetzt, weil man den anderen ſchon gelobt. Aber ſolche der Vergangenheit ſelbſtverſtändliche Dinge ſcheint keine Gegenwart ſelbſt begriffen zu haben, denn ähnliche typiſche Schauſpiele haben ſich in der Muſikgeſchichte unzähligemale wiederholt. So kam es, daſs auch Schubert ſich mit wenigen kleinen Erfolgen begnügen muſste, und was von ſeiner Muſik ins Volk drang, wurde unbarmherzig trivialiſiert wie der Erlkönig, aus dem man nach echter Wiener Manier einen Walzer machte. Das hat ſchon damals die feinfühligeren Muſiker entrüſtet und einen witzigen Kopf zu dem Diſtichon veranlaſst:

„Sag' mir, ſtrömt das Gefühl der jetzigen Welt nur dem Bein zu?
Seit ſich die Menſchen geſchnürt, ſanken die Herzen hinab."

Neben dieſer Ungunſt der künſtleriſchen Verhältniſſe war es die traurige materielle Lage, die Schubert zeitlebens drückte. Die Stellen, die er als Muſiker zu bekleiden verdient hätte, blieben ihm verſchloſſen, und kleinere unbedeutendere Geiſter verſtanden es, ſich in den fetten Pfründen feſtzuſetzen und Schubert ſammt ſeinen Werken auszuſchließen. „Trotz eines Vogels" — ſchreibt Schubert — „iſt es ſchwer, wider die Canaille von Weigl, Treitſchke ꝛc. zu manövrieren. Darum gibt man ſtatt meiner Operette andere Luder, wo einem die Haare zu Berg ſtehen." Daſs die Wiener Oper „Die Verſchworenen" nicht zur Aufführung annahm, darf uns bei ſolchen Verhältniſſen nicht wundern, ſie verweigerte ihm auch die Stelle eines Hofopernkapellmeiſters. Auch um die Hofkapellmeiſterſtelle aſpirierte er nach dem Tode Salieris. Unter den zehn Candidaten fanden ſich Namen wie Gyrowetz, Conradin, Kreutzer und Gläſer. Und wer bekam ſie? Weigl. Wenn man heute alle muſikaliſchen Schrecken, alle künſtleriſche Gehaltloſigkeit und Nichtigkeit in einen Spottnamen zuſammenfaſſen will, ſo nennt man Weigl. Ein Vergleich mit ihm iſt heute das Schlimmſte, was man einem Componiſten nachſagen kann. Und dieſer Mann hat in den irdiſchen Ehren und Würden Schubert den Rang abgelaufen. Schubert ſelbſt ſcheint ſich in aller Beſcheidenheit damit zufrieden gegeben zu haben, denn er urtheilte nachher freundlicher über Weigl. Während ihm ſo die Hoffnung auf eine geſicherte Lebensſtellung verſagt blieb, war ihm nicht einmal das beſcheidene Vergnügen gegönnt, im Orcheſter der Geſellſchaft der Muſikfreunde Viola zu ſpielen. Auch hier wies man ihn zurück mit dem Bemerken, daſs eine ſolche Stelle hauptſächlich nur Männern offen ſei, die mit Muſik „kein Geld verdienen". Es war wohl das erſtemal, daſs Schubert erfuhr, er habe mit Muſik Geld verdient.

So blieb Schubert ein armer, verkannter und verſtoßener Mann. Er ſtarb als König ſeiner Kunſt, ein Bettler unter den Menſchen. Ein intereſſantes amtliches Schriftſtück des Wiener Landesgerichtes, die „Sperr-Relation" (Todesfallsaufnahme) nach dem „Tonkünſtler und Compoſiteur" Franz Schubert, wie es dort amtlich heißt, gibt über ſeine Verhältniſſe authentiſchen Aufſchluſs. Sein Nachlaſs beſtand in wenigen Effecten im Werte von 63 fl. Conventionsmünze. Demgegenüber ſtanden die Forderungen [illegible] im Betrag von über [illegible] fl. Die nachgelaſſenen [illegible] wenige [illegible] der [illegible] Mann des Gerichtes [illegible] Conventionsmünze [illegible]. Wir [illegible] kann man [illegible], daſs [illegible]

*) Das Verhältnis von Schubert zu Schwind [illegible] ſchildert Bauernfeld: Geſ. Schriften, Wien 1873, [illegible]
**) Hormayrs Archiv, 1829, Nr. 16, S. 122.

Digitized by Google

Ziffern ſchätze, was ganz unſchätzbar iſt. Um die Ironie des Schickſals voll zu machen, trägt das Actenſtück als Unterſchrift den Namen: Brotkorb m. p.*) Schade, daſs es nicht möglich war, dieſen Act zur Ausſtellung herauszuholen. Es wäre ein Stück der letzten ſtummen Scene des großen Dramas.

Mit Staunen und innerer Beſchämung blicken wir heute auf jene Ereigniſſe zurück. Das war die gute alte Zeit, das ſchöne gemüthliche Wien nach den glanzvollen Feſten des Congreſſes. Immerhin mag es uns ein Troſt ſein zu wiſſen, daſs es keiner Macht gelang, die Kunſt ſelbſt zu unterdrücken. Siegreich drangen Schuberts Lieder durch die ganze Welt; und wenn wir ihnen heute mit erneuter Aufmerkſamkeit lauſchen, wenn ſeine prächtigen Chöre erklingen, die vollen Accorde ſeiner Symphonien durch die Hallen rauſchen, dann wollen wir vergeſſen, daſs man ihnen einſt mit dem Schulbuch in der Hand die kleinen Fehler auſtrich und dabei die großen Züge überſah. Die alten Klänge ſprechen noch heut zu unſerem Herzen wie vor faſt hundert Jahren, und ihre Macht wird ſtets die ſchwachen Worte übertönen, die mancher kleine Geiſt im Eifer gegen ſie erhob.

„So war's immer, mein Freund, und wird's bleiben,
Die Ohnmacht hat die Regel für ſich, aber die Kraft den Erfolg."

Richard Wallaſchek.

Die Pincelliade.**)

Bei uns iſt wohl jeder junge Menſch, der dichten möchte, einmal zu unſerem Saar gepilgert, jeden hat er in ſeiner Weiſe, mit der rauhen, immer ein biſschen ſchimpfenden Güte alter Wiener, herzlich aufgenommen, keinen entlaſſend, ohne ihm die beſten Worte, Troſt und Freude mitzugeben. In der argen Zeit, als wir, die neuen Leute, noch rathlos waren und uns ſelber zu vertrauen zögerten, damals hat er viele aufgerichtet und keiner iſt unter uns, der nicht von ihm in Bedrängniſſen einen lieben Zuſpruch bekommen hätte. Sind manche endlich doch auf einen rechten Weg gekommen, nun, ſo ſoll nicht vergeſſen werden, wem wir es verdanken: in ſeinem Namen ſind wir gegangen, der hat uns nicht verzagen laſſen.

Jeder von uns iſt einmal — da lebte die edle Frau von Wertheimſtein noch, ihr Andenken wird nicht auslöſchen — in ſeiner ſtillen Stube ihrer Döblinger Villa, man ſah auf große rothe Pelargonien hinab, bei ihm zuhorchend geſeſſen. Dann liebt er es, mit gemächlichen und ſchweren Schritten, die gar nicht in ein Zimmer paſſen, ſondern auf das Feld gehören, unter großen, faſt epiſchen Geberden, die den Jäger oder geſtiefelten Oekonomen nicht verleugnen, ſich räuſpernd, fuchtelnd, immer zornig, wie ein alter Onkel, der ein biſschen böſe thun will, damit ihn die wilde Jugend reſpectiere, aber dabei doch in der Seele vergnügt iſt, vehement hin und her zu gehen, und er beklagt ſich dann gern über ſein Wien, weil es in dieſer leichtſinnigen Stadt überall „zieht"; ſo murrt er, raunzt, raiſonniert, und läſst es doch an den herzlichſten Erinnerungen der Heutigen nicht fehlen. Endlich fängt er in einer ſtilleren, nachdenklichen, beinahe melancholiſchen Art ſich ſelber zu betrachten an, indem er uns an der Vergangenheit, ſie an uns meſſen will. Er bleibt plötzlich ſtehen, bückt ſich ein wenig vor und pflegt mit einer unbeſchreiblichen, entſchuldigenden, aber dabei ſtolzen Geberde zu ſagen: „Ich bin halt der Uebergang von den Alten zu euch!" Nun ſchildert er, wie er viele Wünſche, die er ſelbſt in ſeiner Jugend gehegt, jetzt in unſeren Händen aufleben und gedeihen ſieht: vieles, was erſt wir jetzt ausſprechen, habe er längſt im Stillen bei ſich getragen. Er ſagt das ein biſschen traurig, wie einer, der zu früh gekommen iſt, und doch auch mit einer Freude, daſs er nicht umſonſt gewartet hat. Reſigniert redet er von ſeinen Werken, behauptend, daſs ſie den neuen Anforderungen unſerer Zeit nicht mehr genügen können, jedoch bewuſst, daſs ſie nothwendig geweſen ſind und gut gewirkt haben, weil ohne ſie das Neue, zu dem er ſich bekennt, nicht möglich geweſen wäre. „Ich bin halt der Uebergang geweſen", das iſt immer ſein Refrain. Dieſes Wort ſcheint ihm theuer zu ſein, da legt er alle ſeine Anſprüche, alle ſeine Verzichte hinein. Mehr will er gar nicht. Es genügt ihm zu fühlen, daſs er kein leerer Epigone geweſen iſt, ſondern Samen ausgeſtreut hat, den er jetzt aufgehen ſieht. Gern nimmt er unſere Huldigungen an, weil er ſie gerecht weiß. „Ich bin halt der Uebergang zu euch."

Wer je ſo bei ihm geſeſſen iſt und ſich den warmen, manchmal ein biſschen ärgerlichen, dann wieder burſchikoſen, oft ironiſchen, immer gütigen Ton ſeiner Rede bewahrt hat, wird ſein neues Gedicht mit den zärtlichſten Empfindungen empfangen. Niemals iſt unſer Meiſter ſo perſönlich geweſen: hier glauben wir ſeine lieb ſcheltende Stimme zu hören, ſeine ſchlenkernden Geberden vor uns zu ſehen, leibhaft ſtellen ihn dieſe Verſe hin; man meint, in ſeinem Zimmer zu ſein, die Luft ſeiner Perſon ſpürt man wehen. Ein Werk von ſolcher Intimität haben wir in unſerer ganzen Literatur nicht, wir blicken hier ſeiner Muſe ins Bett. Pedanten werden fragen, ob ſich das ziemt. Nun, Goethe hat das „Tagebuch" geſchrieben.

Das Gedicht ſpielt in einer Dalmatiner Kaſerne.

„. . . . . Im allgemeinen
Empfand die Welt ſich damals ſehr geduckt;
Die Freiheit, vielverheißend beim Erſcheinen,
War in bengal'ſchen Flammen raſch verzuckt,
Die alten Mächte kommen wieder greinen,
Und wer da muckſte, ward ſogleich verſchluckt.
In Oeſt'reich blühten Schwarzenberg und Bach —
Der letzt're zog das Concordat ſich nach."

Wir werden in ein italieniſches Regiment geführt:

„Im Venetianiſchen ward' es errichtet
(In welchem Jahr, iſt mir nicht mehr bekannt).
Treviſo und Belluno, auch das ſchöne
Vicenza gaben dazu her die Söhne.

Nicht eigentlich die drei famoſen Städte,
Vielmehr das Land, das um- und zwiſchen liegt;
Die Cittadini hatten ihre Räthe,
Die zu befrei'n ſie wuſsten ganz geſchickt,
Und wie man auch auf die Behörden ſchmähte:
Die beſſ'ren Stände hat man nie gekriegt.
Im weißen Rock dem Waffenglanz zu frohnen,
Blieb überlaſſen meiſtens den Colonnen."

Der Held iſt Pincelli, der Schneider von der achten Compagnie, ein gemüthlicher und zufriedener Burſche, der nur den einen Ehrgeiz hat, Gefreiter zu werden, was ihm denn auch durch „mächtige Hände" gelingt:

„Und dieſe Hände waren nicht zu fern:
Feldwebel Cattelan, der hatte ſie —
Und öffnete ſie auch bekanntlich gern,
Wenn man den nöth'gen Nachdruck nur verlieh;
Er fühlte ſich, das war des Pudels Kern,
Als eigentlicher Chef der Compagnie,
Da der Herr Hauptmann etwas willensſchwach —
Und ihm auch ſonſt noch mancherlei gebrach.

Guſtav von Treuenfels, ſo hieß der Gute;
Ein Cavalier, wie and're Cavaliere,
Und Wiener von Geburt (doch nicht vom Blute).
Er war das Tuchblau alter Officiere,
Denn bei Manövern ward' ihm ſchlecht zumuthe,
Gedanken bracht' er ſchwer nur zu Papiere,
Die Sprache Dantes kam ihm ſauer an —
Drum hatte leichtes Spiel auch Cattelan."

Dann tritt die Heldin auf, Zoika:

„Unſchwer errathen wird des Leſers Sinn,
Daſs ihres Zeichens ſie die Kellnerin.

Bei uns in Wien will dieſes Inſtitut
Nicht recht bewähren ſich und nicht erhalten,
In München nur, bei braunen Bieres Flut,
Läſst man mit Vorzug ſolche Heben walten;
Auch in Berlin man jetzt ein gleiches thut —
So muſs zum mindeſten ich dafür halten,
Da viele Dichter dort von Bráunovellen
In volles Recht dieſe Damen ſtellen.

Dies nebenbei. Doch Zoika (heißt Sophie)
War für die Neue Welt ein wahrer Schatz.
Die Gäſte ſorglich überblickte ſie
Und eilte wie der Blitz von Platz zu Platz;
Bewunderswert war ſie als Sprachgenie;
In welcher Zunge klang ein Frageſatz,
Sie wuſst' Beſcheid — wenn auch in Grenzen endlich,
Doch ſie verſtand und machte ſich verſtändlich.

Im übrigen war ſie ein ſtattliches Ding,
So über zwanzig, braun und kraus von Haar;
Die Naſe ziemlich in die Breite gieng,
Und grünlich ſchillerte ihr Aug'npaar.
Um Brauen und Sitten maß ſie nicht gering,
Und da ſie auch von hohem Wuchſe war,
So zeigte ſie in ihrer Leiblichkeit
Sich als ganz ſtattliche Weiblichkeit."

Nun wird erzählt, wie der arme Pincelli ſich in ſie verliebt, ja ſie ſogar heiratet und was er ſich in dieſer Ehe alles ausſtehen muſs. Allerhand Figuren erſcheinen dabei: der wilde Scarpa —

„. . . . . Von den Bataillonen einer,
Der für die Mannſchaft die Menage kochen;
Ein Mann, ein [illegible], kleiner,
[illegible] wild der Schnaſen pochen
Doch dunkel ſchwarze Augen hatte keiner,
[illegible] gleich [illegible]" —

der wird an unſerem Pincelli zum Jago; dann Foreſtani, der „Dritte", der aber Zoika bald untreu wird, weil ihm der Kaffee bei der Frau Krafft beſſer ſchmeckt; endlich der Cadett Stara, der die Frau Krafft liebt:

„[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"

*) [illegible]

**) [illegible]

Digitized by Google

Doch Büchner las er und den Moleſchott —
Und leugnete daher vor allem Gott.
Was ihn zunächſt am meiſten wollt' vexieren,
Das war die Ungleichheit auf dieſer Welt.
Warum kann unſer Oberſt ſein dinieren,
Indes mein Leib ſich mit Commiſsbrod quält?
Warum fährt dort der General mit Vieren,
Derweil' es mir ſogar an Stiefeln fehlt?
Man ſieht, daſs er ſich ſchon in jenen Tagen
Beſchäftigt viel mit ſocialen Fragen."

Dieſe luſtigen Geſtalten ſchwenkt der Dichter mit der heiterſten Laune in Abenteuern herum. Lächelnd, doch nicht ohne Wehmuth, läſst er uns fühlen, wie das Leben der Menſchen komiſch, ach! ſo komiſch iſt. Und indem wir dazu immer ſeine herzliche Stimme bald flüſternd, bald lauter vernehmen, preiſen wir uns, einen ſolchen Meiſter zu beſitzen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Daſs eine erfolgreiche Komödie plagiiert wird, das kommt wohl in allen Theatern unter allen Directionen vor. Daſs aber eine durchgefallene Komödie ab-, umgeſchrieben und neu aufgeführt wird, das ſcheint eine Eigenthümlichkeit der Comédie Autrichienne, Direction Badeni, Regie Eim, zu ſein.

•

So ſieht wenigſtens die Sache nach den dieswöchentlichen Verhandlungen des böhmiſchen Landtages aus. Die Komödie, von der wir ſprechen, iſt der deutſch-böhmiſche Ausgleich von regierungswegen. Die komiſche Idee, die dem Stück zugrunde liegt, iſt, daſs ſcheinbar, unter der beiden Nationen gleich wohlwollenden Patronanz der Regierung, ein Ausgleich zwiſchen den Deutſchen und Böhmen geſchloſſen, thatſächlich aber nur ein taktiſches Manöver ausgeführt wird, durch welches die den wahren Intereſſen beider Nationen gleich feindſelige Regierung, im Verein mit den von ihr geköderten parlamentariſchen Carrièremachern der einen Nation, deren Stimmen für ihre ſchwindſüchtige Parlamentsmajorität gewinnt. Die naiven Wähler auf dem Lande nehmen die Sache ernſt, jubeln über Völkerverſöhnung und nationale Errungenſchaften, werfen vor lauter Freude ihre nationalen Kopfbedeckungen in die Luft und überſchütten ihre Abgeordneten mit Vertrauens-, die hochmögende Regierung mit Dankeskundgebungen. Doch nach kurzer Zeit werden auch die Naiven geſcheit. Sie erkennen die Täuſchung, und laſſen die Wuth über ihre eigene Dummheit an den eben noch von ihnen verherrlichten Regierungs- und „Volksmännern" aus. In einem Höllenbreughel von Miniſterſtürzen und Parteikataſtrophen endigt das Stück. Nur ein Menſch bleibt noch ſo naiv, an dieſe Art von Ausgleich der Völker zu glauben. Dieſer qualificiert ſich ſchon dadurch allein zum Präſidenten des Herrenhauſes, welche hohe Stellung er denn auch ſchließlich nach mannigfachen Fährlichkeiten erreichen ſoll.

•

Das war die Geſchichte der Ausgleichs-Punctationen vom Jahre 1890: Erſtaufführung in der Comédie Autrichienne, unter der Direction Taaffe, Regie Plener. Nach elfjährigem Fortwurſteln war Graf Taaffe damals am Ende ſeiner parlamentariſchen Weisheit angelangt, er fand kein normales Mittel mehr, um ſich ſeine Parlamentsmajorität wieder zuſammenzuleimen, und doch brauchte er die Majorität dringender als je, da gerade das große Werk der Valutareform im Anzuge war. So verfiel er auf die Idee, einen ſogenannten deutſch-böhmiſchen Ausgleich zu ſtiften. Das that er denn auch mit Hilfe des großen deutſch-böhmiſchen Parteiführers und längſtjährigen Miniſteraſpiranten Herrn v. Plener, und mit dem Beiſtand der damals bereits abgewirtſchafteten Alttſchechen. Das „deutſche Volk in Böhmen" war darob außer ſich vor Freude, der Graf Kuenburg wurde deutſcher Landsmann-Miniſter, Herr v. Plener ſtieg in die Wolken auf. Die Czechen aber waren ergrimmt und ſchickten dem Grafen Taaffe die Jungczechen ins Parlament. Indeſſen gieng ſein ſachte die Valutareform im Parlamente durch. Der Zweck des Grafen Taaffe war damit erreicht, vom Ausgleich wollte er nichts mehr hören. Nachher, freilich zu ſpät, erkannten die Deutſchliberalen, daſs es dem Miniſter Grafen Taaffe mit dem Ausgleich gar nicht ernſt war. Sie wurden bös, ſtürzten ihn und nahmen ſich einen Mann, der trotz alledem noch immer ſtreng an den Taaffe'ſchen Ausgleich glaubte, den Fürſten Windiſchgrätz, zum Miniſterpräſidenten. Das gieng denn doch den meiſten Leuten über den Spaſs. Wenn ſich auch das Miniſterium Windiſchgrätz aus dem komiſchen Einſchlag, den Graf Taaffe mit dem Regierungs-Ausgleich der Politik gegeben, conſequent heraus entwickelt hatte, ſo fehlte ihm doch die Glaubhaftigkeit. Das Miniſterium Windiſchgrätz wurde allgemein als ein ſtark outrierter Scherz abgelehnt. So fiel, die Taaffe'ſche Ausgleichs-Komödie war erſt im letzten Act, aber dann [illegible] ausgezeichnet worden. Der große Volksmann Plener verſchwand ganz aus der Politik, und Fürſt Windiſchgrätz gilt derzeit als [illegible] Präſident des Herrenhauſes.

•

Jetzt kommt uns der Graf Badeni mit einer Neubearbeitung dieſes Stückes, die womöglich noch ſchlechter iſt als das Original. Die Abänderungen, die er getroffen hat, ſind unweſentlicher Natur. An Stelle der Deutſchliberalen ſetzt er die Jungczechen, den Herrn v. Plener [illegible] der antichambrierende Volksmann Eim. Der vom Grafen Coudenhove ausdrücklich proclamierte „Wunſch [illegible] der beiden gleich hoch entwickelten Volksſtämme" erklärt es vollkommen, daſs die naiven czechiſchen Provinzler ſich's nicht nehmen laſſen, das gleiche zu thun, was anno 1890 die deutſch-böhmiſchen Wähler gethan, nämlich an den Ausgleich zu glauben und darüber zu jubilieren, [illegible] die deutſch-böhmiſchen Wähler, gleich den czechiſchen von 1890, darüber in Aufregung gerathen. Um die Aehnlichkeit zu vervollſtändigen, wird auch ſchon als der Remplaçant des Grafen Kuenburg der jungczechiſche [illegible] genannt. Was für den Grafen Taaffe 1890 die Valutareform, das iſt für den Grafen Badeni 1897 der ungariſche Ausgleich. Der Unterſchied iſt nur, daſs Graf Badeni ſchon im Anfang ſeiner Regierung am Ende ſeiner Weisheit iſt, und infolge deſſen ſeine große ſtaatsmänniſche Action mit dem beginnt, womit Graf Taaffe ſie geendet hat, nämlich mit dem Ausgleichsrummel, wobei freilich Graf Badeni auch vorweg über ein geringeres Perſonal verfügt als Graf Taaffe, da dem Grafen Taaffe doch neben den Deutſchliberalen noch die Alttſchechen als Statiſten zur Verfügung ſtanden, während Graf Badeni, außer den gezähmten Jungczechen, niemanden an ſeiner Seite findet, nicht einmal den Prager Profeſſor Schleſinger.

•

Der Art. XIX (neu) der öſterreichiſchen Verfaſſung lautet:

„Alle Volksſtämme des Staates ſind gleichberechtigt, jeder Volksſtamm hat ein unverletzliches Recht ſich zu blamieren, und kein Volksſtamm darf gezwungen werden, aus den Fehlern des anderen zu lernen."

•

Dieſer Artikel unterſcheidet ſich von den anderen Artikeln des Staatsgrundgeſetzes erſtens dadurch, daſs er nicht drin ſteht, und zweitens, daſs er ſtricte eingehalten wird. Man darf deswegen die Jungczechen nicht daran hindern, unter dem Titel des deutſch-böhmiſchen Ausgleichs dem Grafen Badeni ſeinen wirklich und ernſtlich „tiefſten Herzenswunſch" zu erfüllen, ihm nämlich die Majorität für den ungariſchen Ausgleich zu leimen, nachdem die Deutſchliberalen dem Grafen Taaffe den gleichen Dienſt bei der Valutareform erwieſen haben.

•

Der Ausgleich, den wir in Böhmen brauchen, iſt der Ausgleich zwiſchen dem deutſchen und dem czechiſchen Volk. Der Ausgleich, den Graf Taaffe unternahm, war ein Ausgleich zwiſchen ſeiner Regierung und der deutſchliberalen Partei. Der Ausgleich, den Graf Badeni plant, iſt ein Ausgleich zwiſchen ihm und der jungczechiſchen Partei. Bei dieſen beiden Ausgleichen iſt immer ein Theil zuviel und einer zu wenig. Das Zuviel iſt die Regierung, die bei einer Verſtändigung der Völker unter einander nichts zu ſuchen hat. Das Zuwenig iſt immer die andere Nation, im Taaffe'ſchen Fall die Czechen, die nicht mitthaten, im Badeni'ſchen Fall die Deutſchen, die nicht dabei ſind.

•

Mit großem Pathos ließ Graf Badeni den Grafen Coudenhove am Ende ſeiner Erklärung die ſtolzen Worte ſprechen: „Der hohe Landtag wird die Regierung auf dieſem Wege immer finden." Der hier gemeinte Weg des einſeitigen Ausgleichs der beiden Nationen Böhmens iſt, wie der Präcedenzfall Taaffe zeigt, der Holzweg, und auf dieſem ſind allerdings die öſterreichiſchen Regierungen noch immer zu finden geweſen.

•

Sprichwort: Von einer Seite iſt der deutſch-böhmiſche Ausgleich immer fertig.

Er

Volkswirtſchaftliches.

Wir haben vor einigen Wochen über den Emiſſionsproſpect der Budapeſter Goldminen-Geſellſchaft „Fortuna" geſchrieben und haben damals vor der Subſcription gewarnt, weil der Proſpect, inſoweit er Thatſächliches vorbringt, dies in völlig unbeglaubigter Form that, und weil er im übrigen abſolut unzulänglich war zur Beurtheilung der Ausſichten des Unternehmens. Damals konnte man noch immer meinen, daſs es ſich um ein in ungeſchickter Weiſe, aber bona fide verfaſstes Schriftſtück handle. Wenn wir heute darauf zurückkommen, ſo geſchieht es, weil ſich ſeither herausgeſtellt hat, daſs man es mit einem beabſichtigten unerhörten Raubzug auf die Taſchen der leichtgläubigen Actienzeichner zu thun hat, welchen die den Proſpect veröffentlichenden Blätter wiſſentlich unterſtützt haben. In dieſem Proſpect wird nämlich auf ein von dem Wiener Bergingenieur Ludwig Rainer auf Grund ſeiner Unterſuchungen der Grube ausgefertigtes Gutachten Bezug genommen; auf demſelben baſieren alle Berechnungen, welche der Proſpect anſtellt. Herr Rainer hat nun in mehreren an die Verwaltung der „Fortuna" gerichteten Briefen und Telegrammen gegen den Misbrauch, der im Proſpect mit ſeinem Namen und ſeinem Gutachten getrieben worden iſt, in den ſchärfſten Ausdrücken proteſtiert. Er hat dasſelbe gethan in zwei öffentlich in Wien gehaltenen Vorträgen. Um nur die gröbſten Entſtellungen, ja Fälſchungen, welche der Proſpect an dem Gutachten vorgenommen hat, anzuführen, ſei bemerkt, daſs das Gutachten aus den angeſtellten Unterſuchungen den Schluſs zog, daſs ein in der Zn. Endre-Grube inveſtiertes Capital von 120.000 fl. eine Verzinſung von 12%, das iſt 14.400 fl., abwerfen könnte. Auf Baſis desſelben Gutachtens gründen die Magnaten und Reichstagsabgeordneten, welche in der Verwaltung der Fortuna ſitzen, eine Actiengeſellſchaft mit einem Capital von 1 Million Gulden und erklären ein Reinerträgnis von [illegible] Gulden jährlich für abſolut geſichert. Alſo das Vierzigfache! Herr Rainer conſtatierte in ſeinen Proben einen Goldgehalt im Werte von fl. 11.95 pro t, der Proſpect ſpricht von 25.85 fl. Günſtige Aeußerungen, welche gar nichts mit der Zn. Endre-Mine zu thun haben, werden auf dieſe bezogen, [illegible] weggelaſſen und Vorbehalte ohne den einſchränkenden Nachſatz wiedergegeben. All das hat Herr Rainer öffentlich und vor Vertretern der Preſſe erklärt, es iſt vielleicht gedruckt in der „Zeitſchrift des Ingenieur- und Architekten-Vereines" erſchienen, aber keines der Blätter, welche den im Unternehmen durch Veröffentlichung des Proſpectes und Annahme empfehlender Inſerate ihre Publicität geliehen haben, hat es für angezeigt befunden, die Erklärungen des Herrn Rainer zu veröffentlichen. Im Gegentheil, ſie haben ſeit Inſerate und empfehlende Notizen im redactionellen Theil abgedruckt und unterſtützten ſo das, was ſie als Schwindel kennen. [illegible] ſoll Herr Rainer ſogar darauf aufmerkſam gemacht haben, daſs es ihm nicht [illegible] ſeine Erklärungen in ein Tageblatt zu bringen. [illegible]

•

Der [illegible] Prag [illegible] Baden [illegible] ſich nun doch [illegible] Actienzeichnern [illegible]

Digitized by Google

aber wirklich wiſſen, wozu er dort geweſen iſt? Jedenfalls werden die Prioritätenbeſitzer gut daran thun, bei Gericht um die Einſetzung eines anderen Curators anzuſuchen, denn dieſer ſcheint nicht die nöthigen Qualificationen zu beſitzen, um ihre Rechte wirkſam zu vertreten. Auch wird es ſich empfehlen, zu unterſuchen, ob dieſer Rechtsbruch der einzige ſeiner Art iſt, und die betreffenden Organe, die landesfürſtlichen Commiſſäre, Curatoren oder die Obligationäre ſelbſt ſollten auch bei allen anderen Geſellſchaften, welche freiwillige Converſionen durchgeführt haben, nachforſchen, ob die Verloſungen ordnungsmäßig vor ſich gehen.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris: Comédie française, „Aristophane et Molière“ von Jean Bertheroy. Odéon, „La Soubrette de Molière“ par Emil Blémont. Théâtre d'auditions, „c'est un symbole“ von Charles de Buſſy; „Le flirt“ von Albert Clairouin. Berlin: Deutſches Theater, „John Gabriel Borkmann“ von Henrik Ibſen. München: Hoftheater, „Die Königskinder“ von E. Rosmer, Muſik von Humperdinck. Magdeburg: Stadttheater, „Im Dienſt der Pflicht“ von Ernſt Wichert.

* * *

Zu Ehren von Mozarts Geburtstag gab die Hofoper am 27. „Figaros Hochzeit“. Es iſt gegenwärtig die einzige Mozart-Oper, die wir mit Anſtand geben können. In früherer Zeit waren die großen Opern die beſſer aufgeführten, jetzt ſind die leichteren Werke beſſer und die Operetten am allerbeſten. Von den meiſten unſerer Sängerinnen entdecken wir, daſs ſie zwar in ihrem Rollenfach keineswegs vollkommen, im übrigen aber vorzügliche Soubretten ſind. Auch von Fräulein Telecky haben wir dieſe Entdeckung gemacht. Wir haben jetzt faſt nur Soubretten. In der Frage der dramatiſchen Sängerin hat uns Fräulein Sedelmayer von der ärgſten Verlegenheit befreit, aber bei ſoviel Schäden der (nicht mehr in der erſten Blüte ſtehenden) Stimme, wie ſie der Mozart-Geſang aufwies, wird ihr Engagement keineswegs eine dauernd befriedigende Löſung der Frage bilden. Das Enſemble gieng bei der leider ungewohnten Aufgabe, nicht recht zuſammen, es gab Verſtöße überall, auf der Bühne und im Orcheſter. R. W.

*

Die Hausdichter des Theaters a. d. Wien, die Herren Krenn und Lindau, haben die gute Eigenſchaft, das Wiener Milieu aus eigener Beobachtung zu kennen, und manchmal auch das Talent, es in heiterer Weiſe auf die Bühne zu bringen. Im erſten Act der „Feſchen Pepi“ zum Beiſpiel. Das beginnt wie das Anfangscapitel eines Karlweis'ſchen Romanes: Tanzſchule in der Vorſtadt, kleine Feſtivität, die Weißmeierſchen Mädeln in blauen Perkailkleidern, ein verliebter Seifenſieder, ein barber Tapezierer und ſo weiter. Die Situation iſt ganz köſtlich. Die Witze ſind nicht geiſtreich, aber dafür ungezwungen komiſch, der Humor liegt ſozuſagen in der Luft und hat etwas Anheimelndes, und die Rollen — das iſt der Hauptſchlager ſolcher Bühnenereigniſſe — werden ſo flott und ſicher geſpielt, als ob ſie von den Darſtellern ſelber erlebt oder erfunden wären. Das Syſtem der Schlierſeer bewährt ſich ja in wieneriſchen Poſſen ſchon ſehr lange. Mit dem erſten Act aber iſt den beiden Verfaſſern diesmal auch das Talent ausgegangen. Sie hätten noch einen Dritten in ihrem Bunde gebraucht, der zur wirkſamen Situationsſchilderung etwas Handlung beiſteuert. Und ein Vierter könnte ſich ſchließlich damit beſchäftigen, die hervorragend geſchmackloſen Geſangsſtrophen zu ſtreichen und beſſere zu ſchreiben. Auf dieſe Weiſe wäre es den Herren Krenn und Lindau gelungen, eine wirklich gute Poſſe zu dichten. — „Das Wetterhäuschen“, ein muſikaliſches Genrebild aus dem Engliſchen, ſcheint mit ſeiner ſeeliſchen Originalität — Nürnberger Kinderſpielwaren bilden die Decoration der Bühne — ſeinen Verfaſſer ſo begeiſtert zu haben, daſs er auf alles andere, was ſich außer dem Beſichtigen dieſes Bildes zur Ausfüllung einer halben Stunde hätte erfinden laſſen, verzichtete. Das Publicum verzichtet darauf nicht ſo leicht und ſcheint von der raffinierten Einfachheit und Harmloſigkeit dieſes Märchenſpiels à la Andersen nicht ſo begeiſtert zu ſein wie Herr Roth, der Verfaſſer. Zumal die Muſik von Selby und Herr Joſephi ſogar für ein Marionettentheater zu holzern ſind. Fräulein Tilens iſt allerdings eine reizende Puppe. R. W.

* * *

Man ſchreibt uns aus Paris: „L'étranger“ von Auguſte Germain, das geſtern am Odéon ſeine Erſtaufführung hatte, gehört zu jener ſattſam bekannten Sorte von Geſellſchaftsdramen, welche ihren Conflict dem plötzlichen Auftauchen einer unvermutheten Perſon in einem [illegible] Kreiſe [illegible] verdanken. Die Moral will es, daſs der Klugé, die an ein [illegible] gerenntes [illegible] mit [illegible] Mädchen [illegible], das [illegible] [illegible], [illegible] und [illegible] laſſe. [illegible] Schaden, [illegible] Fremden in dem Stücke Germains, der aus dem [illegible] nach langen Jahren zurückkehrt, ſeinem Sohne die [illegible] ihren Vater [illegible] und [illegible] Wendung der Fabel zu [illegible] Akteur [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] einer [illegible] [illegible], um dann [illegible] [illegible] mit einem [illegible] [illegible] von einer [illegible] [illegible] [illegible] jener zweifelhaften Technik, die ſich [illegible] aus [illegible] [illegible] zuſammenſetzt und daher auch [illegible]. Doch ſei dem Autor [illegible] [illegible]

ſeinen Conflict löſt, wenn er nämlich das junge Mädchen, um das der Kampf zwiſchen Vater und Sohn entbrannt iſt, die Maitreſſe ihres Bräutigams werden und dies ſeinem Nebenbuhler frei ins Geſicht ſchleudern läſst — dieſer Behelf iſt ein Körnchen wirklichen treibenden Lebens, und das iſt in den Geſellſchaftsdramen neuerer Factur vielleicht ebenſo „fremd“, wie der Fremde im Milieu des Germain'ſchen Stückes. A. H.

*

Man ſchreibt uns aus Dresden: Das kgl. Hoftheater hat in jüngſter Zeit wiederholt die dankenswerte Initiative zu Erſtaufführungen ergriffen, ein um ſo ſchätzenswerterer Muth, als ſich unter den erwählten Autoren auch ſolche ohne hervorragendere Namen befinden. Die Annahme eines dieſer Stücke: „Moraliſche Menſchen“ von G. v. Moſer und Th. von Trotha, einer der fadeſten, geiſtloſeſten Schwänke, begreift man freilich nicht, den Verſuch aber, einen Dichter wie Paul Heyſe mit drei neuen Einactern zu Worte kommen zu laſſen, wird man auch nun nicht tadeln können, nachdem die Vorführung dieſer Stücke gezeigt hat, daſs der Novelliſt auf der Bühne wieder einmal nicht glücklich war. Alle drei dieſer Einacter: das Drama „Der Stegreiftrunk“ (ein Abſchiedstrunk, den ein Sterbenskranker in Gegenwart der von ihm geliebten Frau eines Freundes ſich aus Verzweiflung mit Gift miſcht), das Luſtſpiel „Schweſter Lotte“ (eine gute, alte Schweſter, die den ſeiner Braut untreuen Bruder aus den Händen einer liebebedürftigen, in getrennter Ehe lebenden Gräfin befreit), ſowie der dramatiſche Scherz „Auf den Dächern“ (auf den flachen Dächern Sorrents nämlich, auf denen ſich bei Mondſchein im Angeſichte des Veſuvs zwei einander grollende Verlobte wiederfinden) erwärmten mit ihrer redſeligen, handlungsarmen Breite das Publicum nicht. Das erſtere ernſte wurde ſogar direct abgelehnt, und wenn man in den beiden letzteren an einigen Stellen lachte, ſo hatte man dies lediglich der vorzüglichen Darſtellung der Damen Wolff und Diacom und des Herrn Paul zu danken. Einen wirklichen Erfolg jedoch hatte ein dritter Abend, der uns ein dreiactiges Schauſpiel „Ewige Liebe“ von Hermann Faber brachte. Die Thatſache, daſs das Publicum einem ſolchen ernſt zu nehmenden Stücke trotz ſeiner techniſchen Fehler ein ſo warmes Intereſſe entgegenbrachte, iſt an ſich ſo erfreulich, daſs man ſelbſt dieſe Schwächen, die hauptſächlich in einem erdrückenden, mit dem Stücke nur in dem allerloſeſten Zuſammenhange ſich befindenden Epiſodenwerke beſtehen, gern überſehen möchte, zumal die Figuren an ſich vortrefflich dem Leben abgelauſcht ſind. Das Stück Leben, das uns der Dichter vorführt, zeigt uns in der Hauptſache den Conflict eines Mannes zwiſchen ſeiner Pflicht der nicht mehr geliebten Braut gegenüber und ſeiner neuen Liebe zu einer jungen Künſtlerin. Einer Künſtlerin, die ſelbſt wieder ſchwankt zwiſchen der Liebe zu dieſem Manne und der Liebe zu ihrer Kunſt. Die vorzügliche Darſtellung (vor allem die von Frau Baſté und den Herren Wiene und Franz) hat weſentlich zu dem Erfolge beigetragen. — Auch durch Neueinſtudierung einiger älterer, lange nicht gegebener Werke, unter denen in erſter Linie Hebbels „Nibelungen“ und „Kriemhilds Rache“ (mit Herrn Winds' vortrefflichem Hagen Tronſe) zu nennen ſind, iſt das Repertoire des Schauſpielhauſes bereichert worden. Otto Ludwigs „Makkabäer“, Gerhart Hauptmanns „Verſunkene Glocke“ und Ibſens „John Gabriel Borkmann“ ſtehen bereits auf dem Spielplane der nächſten Woche. W. W.

Bücher.

Moritz Wirth: „Die Entdeckung des Rheingolds aus ſeinen wahren Decorationen.“ Leipzig, Conſtantin 1896.

Der Leſer dürfte zunächſt fragen, wieſo das wahre Weſen des „Rheingold“ aus den Decorationen heraus erkannt werden ſolle. Wirth erklärt dies dadurch, daſs im Rheingold die Scene immer das ausdrückt, worauf die muſikaliſchen Formen hinweiſen. Die Muſik allein mache „ja auch nur den, wenngleich von den Wagnerianern nicht eingeſtandenen Eindruck der Leere ... Das dürfte ſich aber ſehr raſch ändern, ſobald in den richtigen Decorationen gleichſam die allverſtändliche Schale gegeben iſt, in welche ſich der tönende Kern ... wie von ſelbſt hineinlegen wird.“ Wirths Schrift iſt mit einem Worte ein Verſuch, das Verſtändnis des Dichtercomponiſten vom Standpunkt des Regiſſeurs aus zu erreichen. Verfaſſer geht nun mit großer Ausführlichkeit und Sachkenntnis die einzelnen Scenen durch, an deren üblicher Darſtellung er viel zu corrigieren findet. Dadurch aber kommt er zu ſeiner Anſchauung der Bedeutung der Götter. Im Mittelpunkte dieſer [illegible] Vorſchläge ſteht ſein Project, Walhall als „[illegible] Wolkenphantaſiegebilde“ zu zeichnen, ſo daſs der Wohnſitz der Götter „bei ungenauem Hinſehen annähernd einer großen, auf dem Gipfel eines Berges gelagerten Baumwolle gleicht“. Noch mehr aber [illegible] Wirth die Darſtellung des Regenbogens [illegible], über den nicht die wirklichen Darſteller der Götter, ſondern [illegible] nach Walhall gehen ſollten. Verfaſſer gibt auch eine Zeichnung der Walhall-Landſchaft mit Regenbogen. Die heutige Darſtellung [illegible], das [illegible] eines am letzten Sande befindlichen Berg [illegible] auf dem [illegible] Salons, oder [illegible] mit krummem Rücken, [illegible] Durch Benutzung [illegible] Bauart [illegible], die auf die früheren [illegible] Entwicklung der Scenerie ermöglicht, in [illegible] Charaktere der Götter [illegible] Bild des Regenbogens [illegible] Aus den durch [illegible] „die eine [illegible] uns abſpielen: das [illegible] Richard Wagners“. R. W.

[illegible] „Unter [illegible]“ Roman. [illegible] Verlage der Deutſchen Verlagsanſtalt. [illegible]

[illegible] ſich ein [illegible] an, das, wenn es [illegible], auch auf [illegible] der [illegible]

Digitized by Google

derung moderner Zuſtände, zumal des heutigen Berlin der beſſer angezogenen Kreiſe, und der Erzählung von Geſchichten, wie ſie ſich aus dieſem Milieu ergeben, noch Gutes leiſten wird. Ob auch Hervorragendes, das hängt davon ab, ob der Verfaſſer, der ſich in dieſen Erſtlingsarbeiten noch allzueng an leicht erkennbare Muſter hält, das Zeug in ſich hat, künftigen Hervorbringungen ſeiner Feder ein mehr eigenes Gepräge zu geben. Fürs erſte ſieht er ſeine Welt noch durch fremde Gläſer, wenn ſie ihm auch ſehr gut paſſen, und ſchildert ſie in einem ihm bereits mehr aus zweiter als erſter Hand überkommenen Stil. Jetzt ſchon darf man ihn aber als einen ſehr, zuweilen zu ſehr, lebhaften Erzähler und als einen ſcharfen Geiſt loben, der den verſchiedentlichen modernen Sphinxen kaum eine Antwort ſchuldig bleibt. Von Poeſie ſpürt man, zumal, wo es ſich um Berlin handelt, wenig. Die Conflicte ſtehen dem Verfaſſer näher. Kein Zweifel, daſs ſeine Bücher dadurch für heutige Romanleſer an Intereſſe gewannen. Aber, da es nicht an Anzeichen dafür fehlt, daſs J. R. zur Megede mehr ſein möchte als einer der beliebten literariſchen Garköche für den Leſehunger der oberen Maſſe, ſo darf man hoffen, daſs er, von dem eigenen Bedürfniſſe gedrängt, auch höheren Bedürfniſſen zu genügen bedacht ſein wird.

O. J. B.

Ola Hanſſon: „Nordiſches Leben", Band I, „Goldene Jugend". Berlin. Verlag von Carl Duncker. 1897.

In dieſem Roman, welcher der erſte Theil eines die heutige Cultur Schwedens und die Seelenentwicklung des Dichters in einem Werk umfaſſenden Cyklus iſt, ſchildert Ola Hanſſon die „goldene Jugend" ſeiner Heimat, die Studenten, deren einzige raison d'être die kameradſchaftliche Treue war, denen aber, wie aller heutigen Jugend, das „Sprungbrett des Glaubens an Tragkraft der Zeitideen und Zeitideale und damit der Glaube an ſich ſelbſt fehlte." In den Mittelpunkt dieſes goldenen Jugendwirbels ſtellt er zwei Jünglinge: Bror Malm und Truls Andersſon. An dem erſteren zeigt er, wie ein feiner, tief veranlagter Menſch an jenem inneren Gebrechen nach einem kurzen Leben voller Freuden, Kämpfe, mächtigen Stürme und Räuſche der Seele zugrunde geht, an dem zweiten beginnt er, die Entwicklung ſeines eigenen Weſens zu ſchildern. Wie in dem Trubel ſtudentiſcher Geſelligkeit die ſenſitive Natur des Künſtlers zum Bewuſstſein dringt und zwiſchen den zwei Welten: Großſtadt, kämpferiſches, bummleriſches Leben einerſeits — Landeinſamkeit und ſtiller, zarter, in den ſubtilſten Gefühlen ſich bewegender Verkehr mit einem Mädchen andererſeits, erſt zu allen Blüten gedeiht, bis es dem Dichter gelingt, unbewuſste Vorgänge in ihm ſelbſt, die eigentlich außer allem Zeitmaß liegen und ſich den fünf Sinnen entziehen, phyſiſche Empfindungen und pſychiſche Wellenbewegungen, in die Worte der Sprache einzuſchließen, in der Form kleiner Geſchichten, zur Lyrik verinnerlicht und zu einer Theorie der Menſchennatur vertieft. M. M.

Revue der Revuen.

In der zweiten Jännernummer der **„Gegenwart"** iſt eine ausführliche Beſprechung eines neuerſchienenen Buches von Arthur Kirchhoff, das ſich „Die akademiſche Frau" betitelt, und 122 Gutachten wiſſenſchaftlicher Autoritäten Deutſchlands über die Befähigung und die Berechtigung des weiblichen Geſchlechtes zum Univerſitätsſtudium enthält. Wie man aus dem Auszug erfährt, äußerten ſich, mit ganz geringen Ausnahmen, faſt alle Gefragten günſtig über die Befähigung der Frauen zum akademiſchen Studium, und 75 Gelehrte, alſo mehr als die Hälfte, ſprachen ſich ſogar unbedingt für die Zulaſſung zum Univerſitätsſtudium aus. Etwa die Hälfte der anderen geben zwar die geiſtige Befähigung der Frauen zum Studium zu, wollen ſie aber aus ethiſchen und volkswirtſchaftlichen Gründen davon ausgeſchloſſen wiſſen. Gegner wie Förderer ſind aber gleich ſkeptiſch bezüglich der praktiſchen Folgen und keineswegs der Anſicht, daſs die Frauen ihr Los durch die wiſſenſchaftlichen Studien weſentlich verbeſſern würden. Es entſpreche keinem Bedürfniſſe, denn es fehle in keinem Fache an tüchtigen Kräften, und die Frauen ſeien infolge ihrer ſeeliſchen und körperlichen Organiſation wenig dazu geeignet in den ohnedies ſo heftigen Concurrenzkampf einzutreten, und ihn mit Erfolg zu beſtehen. Speciell zu dem ärztlichen Beruf, zu dem ſie ſich ſo ganz beſonders drängten, fehlten ihnen die Vorbedingungen. Mit zarten ſeeliſchen und gemüthlichen Empfindungen ſei es auch bei der Frauen- und Kinderpraxis nicht gethan. Auch auf dieſen Gebieten ſeien oft operative Eingriffe nöthig, die die größten Anforderungen an Körper und Nervenkraft ſtellten. Höchſtens ein höheres Hebammen- und Heilgehilfenſtudium will man ihnen gewähren; Krankenpflege und Apotheke, oder etwa ein Specialfach wie die Zahnheilkunde. Weit beſſer aber eigne ſich das Lehrfach, in weiterem Maß als heute, für die Frauen, und ebenſo meint der Verfaſſer des Artikels, ſollte man ihnen die Theologie freigeben. Wenn aber die Frauen überhaupt ſtudieren ſollten, dann müſste es an einer beſonderen Hochſchule geſchehen: Trennung der Geſchlechter ſei die erſte Bedingung, und wolle die deutſche Regierung etwas für die Sache thun, ſo ſolle ſie den Frauen eine der kleinen, mitteldeutſchen Univerſitäten — etwa Gießen — unter Führung tüchtiger Lehrer ausſchließlich überlaſſen. Viel wichtiger aber ſcheint es ihm, zunächſt für ordentliche Mittelſchulen zu ſorgen, wo der Verſtand und das Denk- und Urtheilsvermögen ausgebildet, und der weibliche Geiſt ſo geſtählt wird, „daſs keine ſpätere Beſchäftigung ihm ſeine Schwungkraft auf die Dauer lähmen kann." Dann würde dem berechtigten Wiſſensdrang der Frauen genug geſchehen, und das Schreckgeſpenſt der „akademiſchen Frau" [illegible] weit in den Hintergrund gedrängt werden.

Die **„Revue blanche"** berichtete kürzlich von einem [illegible]proceſs in Schweden, der in ganz Skandinavien die öffentliche Meinung lebhaft beſchäftigt. Er richtet ſich gegen Guſtav Fröding, einen lyriſchen Dichter; an ſeinen Liedern beſtach, als er 1891 zuerſt hervortrat, vor allem die Innigkeit und Schlichtheit des Tones, die friſche Urſprünglichkeit und der belebte Rhythmus. Auch der verſchleierte Humor, dieſe ſpecifiſch ſchwediſche Note, klang darin durch, und ſo begrüßte man in ihm den Fortſetzer der beſten heimiſchen Tradition. 1894 erſchien ein zweiter Band gleicher Art, und im vergangenen September ein dritter, der aber — zum nicht geringen Befremden ſeiner Anhänger — aus einer völlig andern Tonart gieng. Der Aufſchrei bitterſten Weltſchmerzes auf der einen, glühende Dithyramben auf die ſinnliche Liebe und die Weltluſt auf der andern Seite. Man nahm wohl Aergernis daran, aber nur in der Stille, bis „Budkafle", ein arg berüchtigtes Stockholmer Blatt ſich der Sache bemächtigte und zu einem derartigen Scandal ausbeutete, daſs die Behörde einſchreiten muſste, zuerſt das Blatt, dann die Gedichte (von denen ſchon 4000 Exemplare verkauft waren) confiſcieren ließ und den Dichter vor Gericht ſtellte. Wie man aus der „Revue blanche" erfährt, ſtehen alle Gutdenkenden und die ganze anſtändige Preſſe auf ſeiner Seite. Georg Brandes z. B. ſchrieb darüber im „Verdens Gang": „Es ſcheint mir unmöglich, daſs man Fröding um dieſer Gedichte willen verurtheilen ſollte. Das Preſsgeſetz beſtraft nur obſcöne Schriften, die in demoraliſierender Abſicht verbreitet werden, und die kann doch kein vernünftiger Menſch darin finden. Denn ſie berühren nirgends das Laſter und bleiben keuſch, trotz ihrer freien Sprache!" — Ein anderes — das zweite Decemberheft — derſelben Zeitſchrift erzählt vom „Musée social", einer neuen Pariſer Gründung, die den Zweck hat, ein ſo objectives Studium aller ſocialen Fragen der Gegenwart zu ermöglichen, als wären es Fragen der Vergangenheit. Außerhalb aller Parteien und Doctrinen ſtehend, ſollen die Geiſter dort vorgebildet werden, zu verſtehen, ehe ſie urtheilen. Zu dieſem Ende wurde in einer der ſtillen Straßen des Faubourg Saint-Germain, vom Grafen Chambrun reich dotiert, ein geräumiges Gebäude eingerichtet, das nebſt einem großen Saal für öffentliche Vorträge, herrliche Arbeitsräume umfaſst, und die vollſtändigſte internationale ſociologiſche Bibliothek enthält. Die hauptſächlichſte Aufgabe ſeiner Mitglieder beſteht in thatſächlichen Unterſuchungen und Enquêten, und nicht ſelten ziehen Abgeſandte auf Reiſen, um die ſocialen Verhältniſſe der verſchiedenen Länder an Ort und Stelle zu ſtudieren oder Congreſſen anzuwohnen. Ueberdies giebt das „Musée social" auch einſchlägige Schriften als „Bibliothèque du Musée" heraus.

Von der Anſicht ausgehend, daſs ihr Verhältnis zu den Frauen ein Prüfſtein ihres moraliſchen Wertes ſei, läſst Miſs Maxwell Gray in der Decembernummer der **„New Review"** die Dichter ihres Landes Revue paſſieren. Sie bewertet ſie lediglich danach, und ſo kommen Milton und Byron ſehr ſchlecht bei ihr weg, während ſie Chaucer als denjenigen preist, der nach Shakeſpeare die meiſten edlen und liebenswerten Frauengeſtalten geſchaffen. Byron habe die Ehe gehaſst, weil ſie einen Damm für ſeine Ausſchweifungen gebildet; Tennyſon ſei wohl ein Weiberfeind geweſen, aber ein viel zu gutdenkender Menſch dabei, um nicht die Heiligkeit der Ehe anzuerkennen. Wordsworth, Coleridge, Matthew Arnold ſahen nur eine ſanfte Freundſchaft und die Gewähr häuslichen Behagens darin. Erſt Browning gelangte auf die Höhe moderner Anſchauung, die in der Ehe ein auf Gleichheit aufgebautes geiſtiges und ſeeliſches Bündnis erblickt, und ihr begeiſtertſter Sänger iſt Dante Gabriel Roſſetti. Die Pforte zum Paradies, ein transcendentaler Zuſammenklang, ein ſeliges Ineinanderfließen iſt ihm die wahre Ehe, das Weib ein geheiligtes Weſen, das den ihm verbundenen Mann nach aufwärts trägt. Die ganze Inbrunſt des mittelalterlichen Mariencultes lebt aufs neue in ihm auf und überträgt ſich von der Schutzheiligen auf das ganze Geſchlecht. Kein anderer Dichter habe ſo erſchütternd die Schmach, das Elend derer geſchildert, auf denen der Fluch einer verderbten Civiliſation laſtet, kein anderer innigere Worte der Verehrung für Weiblichkeit und Keuſchheit gefunden. Darum müſſe jede Frau den Dichter der „Bleſſed Damozel" lieben und ſegnen. Und faſt wertvoller noch als für die Frauen, ſei für die Männer eine ſolche Geſinnung, denn eine erhebende, veredelnde, belebende Kraft liege in ihr. Wer die Frauen hochſtelle, der liebe die Tugend, die Reinheit, die Würde, das Mitleid und die Menſchenliebe — der ſei ein edler Menſch.

König Kofetua.

Von **Julius Zeyer.**

Deutſch von F. B. Kreſſel.

(Fortſetzung.)

Der König Kofetua zieht jetzt in die Welt hinaus, nach einem Traumbilde jagend. Es war ihm leuchtend erſchienen, ſo wie der Stern am Abend aufgeht in träumeriſcher Dämmerung. Es war das Bild eines Mädchens. Er ſah ihre Geſtalt einmal von dem Fenſter unten zwiſchen dem Volke im Hafen. Die Schönheit dieſer Erſcheinung hatte eine hinreißende Wirkung auf ihn. Er eilte aus der Burg, aber ſie war inzwiſchen verſchwunden. Das Volk hatte ſie nicht geſehen, das blinde Volk. Der König Kofetua ließ ſie vergebens ſuchen; es war keine Spur von ihr. Da bemächtigte ſich ſeiner die Sehnſucht wie eine Krankheit. Sie zu finden, welche wie ein Strahl in die Dämmerung ſeines Innern drang, ward für ihn der ganze Inhalt des Lebens. Und als die Boten ohne Erfolg heimkehrten, da entſchloſs er ſich, in die weite Welt auszufahren und ohne ſie, die er ſuchte, nicht zurückzukehren. Und ſo nahm er alſo Abſchied von ſeiner Heimat, und darum wurde er jetzt nachdenklich, an der Stelle, wo einſt die alte [illegible] über ihn geweint hatte und wo ſie prophezeiend ſtarb, ohne zu Ende ſprechen zu können.

Unendliche Wehmuth, unendliche Trauer, unendliche Angſt bemächtigten ſich ſeiner, und er ſprach zu ſeinem Pilger, der ihm bis an das Schloſsthor folgte:

„Hier ſtarb ſie an Sehnſucht, an dieſer Stelle, die [illegible]! Werde ich nicht auch an Sehnſucht [illegible]? [illegible] die Alte einen Fluch über mich geſprochen, und langt er nun [illegible] in Erfüllung zu gehen?"

„Nicht dem Fluche verfällt der Menſch, [illegible]," antwortete der Pilger. „[illegible] Bahnen [illegible]

Digitized by Google

Richtungen fließen, alſo gehen die Wellen der Sehnſucht durch die Tiefen unſerer Seelen. Der Stein fällt, wohin ihn die Schwere treibt, und gelangt zur Ruhe — aber die Sehnſucht findet nicht immer ihre Befriedigung, ihr Ziel. Wehe dem Herzen, das vergebens ſich ſehnt und dem nicht gegeben iſt, ſeine Sehnſucht zu ſtillen! Ich ſegne dich, Koſetna! Deine Sehnſucht ſei nicht dem Strahle gleich, der, von dem Sterne ausgehend, ewig fällt, ewig im unendlichen Raum, ohne ein Auge zu finden, welchem er leuchten könnte!" Er legte ihm ſegnend die Hand auf den Kopf. Der König nahm ſeinen Helm ab, tief vor dem Greiſe ſich beugend. Dann ſtand er auf, winkte ſeinem Pfleger noch einmal mit der Hand, lächelte traurig und jagte auf ſeinem ſchwarzen Roſſe in die Ferne, von der ganzen Heerſchar ſeiner jugendlichen Geſellen umgeben. Silbern erklangen ihre Rüſtungen, ſilbern glitzerten ſie. Die Reiter tauchten immer mehr in den Nebel am weiten Horizonte, bis ſie endlich ganz verſchwanden vor den Augen des nachblickenden und ſegnenden Greiſes.

König Koſetna ritt lange durch die weite Welt, ritt von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg, von Dorf zu Dorf, drang in die Einſamkeiten der Wälder, beſtieg hohe Berge, landete an wüſten Inſeln, aber nirgends fand er die, welche er ſuchte. Er war mit ſeinen Rittern zu Gaſt in Paläſten aus Kryſtall mit goldenen Thoren, in Häuſern aus Marmor mit ehernen Säulen, in Sälen, deren Decken von Pfeilern aus Jaſpis getragen wurden, er ſaß hinter Tiſchen aus Ebenholz, kam in Gärten, wo die Bäume unter der Laſt blauer Roſen ſich zu den diamantenhaft blitzenden Wäſſern herniederbeugten. Er ward mit ſeinen Rittern willkommen geheißen in Burgen, die auf ragenden Felſen gebaut waren, und wo man die Waffen dröhnen hörte, beſuchte Schlöſſer, die in Hainen träumten, wo die ſüßen Lieder der Troubadours mit dem Geſange der Droſſeln und Nachtigallen wetteiferten, er ſuchte in den Häuſern der Kaufleute und Bürger, in weißen Gehöften, die aus den Wellen der reifenden, ſtill und träumeriſch liſpelnden Aehren hervorragten, er gieng auch in die Hütten, die mit Stroh gedeckt waren, drang in die Nacht der Kerker — aber die er ſuchte, die war nirgends zu finden!

Wie viel Weiber und Mädchen haben ſie geſehen, hier wie ſie faſt taumelten unter der Laſt der Diademe und des Schmuckes, dort wie ſie gleich weißen Lilien im Schatten der düſteren Kathedralen knieten, dort endlich wie ſie unter der brennenden Sonne in Feldern und Auen arbeiteten oder in wohlduftenden Gärten träumten, und ſie ſahen auch Frauen in Ordensgewändern, welche in Verzückung Gott anflehten hinter den dichten Gittern der Klöſter — aber die ſie ſuchten, die war nirgends unter dieſen allen, und König Koſetna wurde immer bleicher und die Müdigkeit bemächtigte ſich ſeines Herzens, und ſeine Hoffnung erloſch, und er ſagte endlich in Trauer: „Sie iſt nirgendwo, als nur in den Träumen meiner Seele! Ach, meine Sehnſucht iſt ein Strahl, der ewig in die Dunkelheit fällt und niemals einem Auge leuchten wird!"

Er ſenkte den Kopf, und ohne Hoffnung ritt er weiter in die leere Ferne und hinter ihm, traurig, ſtumm und ſtill, ſeine Ritterſchar.

Da kamen ſie einmal nachts zu einer Stadt an einem hohen Berge, die ganz aus bläulichem, durchſichtigem Marmor gebaut war, den das Mondlicht durchdrang. Sie konnten von dem Fuße des Berges emporſehen durch die geöffneten Thore in leere, todte Gaſſen. Nur ganz im Hintergrunde des großen Ringes, wo fünf Springbrunnen ſaphirblaue Waſſer zum Himmel ſchleuderten, ſchimmerte etwas wie eine menſchliche Geſtalt, die im weißen Dämmerlicht ſchwebt. Von dem Mittelthore führten breite Treppen an dem Abhange herunter zum ſchlummernden See, der ebenſo blau war wie der Marmor der Gebäude und Thürme, der Säulen und Portiken dieſer wunderbaren Stadt. Zu beiden Seiten ergoſſen ſich ſtill helle Gewäſſer, im Schoße des Sees Ruhe ſuchend, und die Treppen herunter ſtrömte wie ein Waſſerfall der magiſche Glanz des Mondlichtes.

Und es war ſtill, ſtill, nur die Gewäſſer ſangen. Und jenes weiße Licht, das durch den Platz zu ſchreiten ſchien, wo die Springbrunnen ihre Waſſerſtrahlen ſo ſehnſuchtsvoll den Sternen entgegenſandten, ſtand jetzt im Thore — und ſiehe, es war ein Mädchen. Langſam kam ſie die Stufen herab, an welchen das Mondlicht wie ein Waſſerfall hinabfloſs, und es war, als ob der Mond auf den Strömen ſeiner eigenen Helle ſchwebte: aber all' das weiße Licht quoll nur aus der Elfenbeinhülle dieſer ſchlanken und großen weiblichen Geſtalt, die von einer wunderbaren und heiligen Schönheit war. Ihre Haare waren dunkel wie die Nacht und voll von azurnen Blüten, ihre Augen waren bläulich wie der durchſichtige Marmor, aus welchem jene zauberhaft ausſehende Stadt gemeißelt war, und wie der Himmel, an dem die Dämmerung mit der Helle zuſammenfloſs, vergoſs die Tiefe dieſer glänzenden, ſchmachtenden Augen Sterne und Träume. Niemals hatten noch ſolche Augen auf die Welt geblickt: ſie hatten eine geheimnisvolle Verwunderung, ſie blickten nur in die Ferne, immer in die Ferne, und keinen nahen Gegenſtand betrachteten ſie. Das gab ihnen etwas Räthſelhaftes, Unirdiſches, etwas, was lockte und mit Wehmuth erfüllte.

König Koſetna ſprang vom Pferde, ſein Athem ſtockte, er faltete die Hände und flüſterte: „O, meine Seele, du kannſt frohlocken! Ich fand ſie, die meine Herrin iſt. Ich fand ſie, die ich in der Welt ſo lange und ſo vergebens ſuchte!" Er trat ihr in den Weg, als ſie eben die letzte Stufe herabſtieg und ihr Fuß die Erde berührte.

„Du überirdiſche Erſcheinung," flüſterte der König Koſetna, „kommſt du von der Stadt der Träume, um meiner nach dir lechzenden Seele Ruhe und Frieden zu bringen?"

Sie ſchwieg und blickte in die unendliche Ferne.

„Sprich," bat König Koſetna, „ſiehſt du mich hier nicht vor dir ſtehen, und dringt meine Stimme nicht zu deinen Ohren?"

„Ich ſehe dein Bild in der Ferne, es ſchwebt in dem Mondlicht. Ich höre deine Stimme. Was willſt du von mir?" antwortete ſie endlich langſam.

Eine unermeſſliche Wehmuth bemächtigte ſich ſeines Herzens. Dieſe Stimme, ſo ſüß und ſo weich, ſie kam wie aus einer unendlichen Ferne, und König Koſetna hatte plötzlich eine traurige Ahnung, daſs dieſe herrliche Viſion ihm auf immer ferne bleiben wird, obgleich ſie ſo naheſtand. Es war ihm plötzlich, als wenn ein Meer zwiſchen ihr und ihm ſich dehnte, als wenn der Abgrund dieſer nächtlichen Himmelstieſe ſie von einander fernhielt! Sein Herzſchlag ſtockte, er blickte verzweiflungsvoll in die träumeriſch unirdiſchen Augen dieſes räthſelhaften Phantoms und rief ängſtlich: „Ich beſchwöre dich bei dem lebendigen Gott, ſage mir, wer du biſt!"

„Siehſt du es denn nicht?" antwortete ſie. Sie zeigte auf ihr Gewand und ſtreckte wie im Traume ihre Hand um Almoſen bittend aus. König Koſetna ſah, daſs dieſes Gewand aus roher, grauer Leinwand gefertigt war, daſs es zerriſſen war, er ſah, daſs dieſe ihre Füße, weiß wie aus Elfenbein, nackt waren und blutig von der unendlichen, irrenden Reiſe durch die Welt.

„Du biſt eine Bettlerin!" ſchrie er verwundert aus.

„Ja, ich bin's", ſagte ſie mit ihrer wie im Traume rieſelnden Stimme, während ihre Blicke ſich in der Weite verloren. Und ſie ſchritt auf dem weißen Stege dahin, der um den See ſich wand und zu den dunklen Wäldern führte, die am hellen Horizonte träumten.

König Koſetna ſtand eine Weile ſtill, ſtarr, wie in eine Säule verwandelt, dann aber beſann er ſich, legte den Finger an die Lippen, wie um ſeinen Rittern Schweigen aufzuerlegen, und gab ihnen einen Wink, ihm zu folgen. Von dieſem Augenblicke an folgte er dem Mädchen in ſchüchterner Entfernung, und ſein Gefolge ritt hinter ihm her, ſo ſtill, ſo entzückt, ſo begeiſtert wie er ſelbſt. So durchwandelt der Schwarm weißer Planeten die Unermeſslichkeit des Himmels ohne Geräuſch, ſtumm, glanzvoll, hinter der feuerſprühenden Sonne, die ſeine Seele iſt. Das Mädchen ſchritt unermüdet Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, und ihre Augen blickten in traumhafter Sehnſucht immer in die unbekannte und niemals erreichte Ferne, und es ſchien, als wenn ſie nicht einmal wüſste, daſs hinter ihr der ſchöne Jüngling in der ſilbernen Rüſtung reitet und ſeine glänzende Ritterſchar. Und ſie kamen in die tiefen Alpenthäler, durch die ſich grüne Flüſſe ſtürzen, ſie ſchritten über Berge, auf deren Gipfel die Wolken ſich ballten und in den Himmelsazur aufſtiegen, ſie ritten neben Abhängen, von denen die Waſſerfälle herunterſprangen, neben Bergesrücken, wo die dunklen Kiefern und Fichten ſannen und rauſchten und heitere Blumen ihre blauen Augen dem bleichen, mit Silber durchwebten Himmel öffneten. Sie kamen in die Engpäſſe, die von ſchroffen Felſen eingeſchloſſen waren, durch die einſt die Maſſen der Barbaren vom Norden her wie Wildbäche in das Land der Sonne ſich wälzten, ſie kamen endlich an die Auen, auf deren Bäumen goldene Früchte zwiſchen den dunkeln, metallglänzenden Blättern ſchaukelten, ſie kamen ins Land der ſtolzen Lorbeerbäume und zertrümmerten Marmortempel, wo die geſtürzten Statuen der Götter in Trauer und Staub lagen, wo myſtiſche Kathedralen neben Ruinen hoch emporragten — und endlich traten ſie einmal, als die Sonne zum Untergang ſich neigte, in eine todte Stadt von mächtiger und ſtolzer Vergangenheit, umwebt vom Meere und von einem großen Pinienwald. Und hier, bei einer Gruft, deren Kuppel aus einem einzigen Granitblock beſtand, wo der Staub eines allmächtigen gothiſchen Königs ruhte, der ein Ahne des Königs Koſetna geweſen war — hier trat er zum zweitenmale der Bettlerin in den Weg und ſagte: „Ich bin auch ein König. An dem blauen Meere ſteht meine feſte ſtolze Burg. Du bettelſt unterwegs, und deine Elfenbeinfüße ſind nackt und blutig von deinem langen Pilgern. Ich will dich auf den Thron ſetzen. Ich werde die Krone auf dein Haupt legen. Du wirſt mein Weib ſein und Königin des ungeheuren Reiches. Willſt du ein?"

„Warum ſollte ich mit dir gehen?" fragte ſie, mit ihren räthſelhaften Blicken in die Ferne hinausſtarrend. „Das Unendliche iſt weiter als dein Reich, und dies iſt mein Reich."

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

Digitized by Google

Die Zeit.

X. Band. | Wien, den 6. Februar 1897. | Nummer 123.

Jenſeits von Regierung und Oppoſition.

Soll dies das erſte Zeichen jener Auffriſchung des politiſchen Lebens ſein, die wir Alle von der Wahlreform erwarteten: die papierene Wahlbewegung, die ſich jetzt vor unſeren Augen zu entwickeln begonnen hat? Was allerwärts einer Wahlbewegung ihren eigenthümlichen Charakter gibt: Verſammlungen, Reden, Leidenſchaft und Schärfe, kurz das lebendige Wort, iſt hier vielfach nur in rudimentären Spuren zu finden. Während draußen im Reich die Parteien ſchon jetzt ſich zum nächſtjährigen Wahlgefecht klar zu machen bemüht ſind, hat bei uns, vier Wochen vor dem Beginn der Wahlen ſelbſt, die ganze Wahlbewegung noch nicht viel mehr als einen Haufen papierener Documente gezeitigt. Von Verſammlungen und Reden hat man recht wenig gehört. Selbſt die Partei, welche darin bisher verhältnismäßig am meiſten geleiſtet hat, die Socialdemokratie, hat auf die ganze Wahlcampagne in Wien noch kaum ſo viel öffentliche Verſammlungsarbeit verwendet als etwa auf die Theatercenſur-Agitation. Das übrige iſt zumeiſt bedrucktes Papier: Wahlprogramme und Candidatenliſten, todte Worte, das ſchriftliche Verfahren, das jetzt in der Politik beliebt zu werden ſcheint, da es eben aus der Juſtiz vertrieben werden ſoll. Man redet wenig in dieſer Wahlbewegung, man ſchreibt nur, man hektographiert, man druckt, man telegraphiert. Und das, was man ſchließlich ſo zu Papier bringt, iſt wohl auch kaum der Mühe wert. In den Candidatenliſten muſs man lange ſuchen, bis man einen Namen von gutem Klang findet, und die Wahlprogramme ſind, ſtatt wie es ſonſt einer Wahlbewegung angemeſſen wäre, concentrierte, diesmal ſtark verdünnte Löſungen der betreffenden Parteiprogramme, die zuweilen ſchon hart bis an die Grenze relativer Programmloſigkeit gerathen. Bei Hochzeiten pflegen auch enthaltſame Leute Eins über den Durſt zu trinken. In der Wahlcampagne ſind ſelbſt gemäßigte Parteien zu kleinen Programmexceſſen geneigt. Das iſt eine durchaus natürliche und geſunde Erſcheinung. Verkehrt iſt nur, was wir in unſerer gegenwärtigen Wahlbewegung beobachten, daſs ſelbſt radicale Parteien Mäßigung heucheln. Sieht man die Wahlprogramme durch, ſo hat man den Eindruck, als ob, ſehr unzeitgemäß, eine fade politiſche Temperenzlerei in dieſem Lande ausgebrochen wäre. Den Wahlprogrammen fehlt durchwegs der eigenthümliche politiſche Geſchmack, der die Gemüther berauſcht und befeuert, das politiſche Stichwort, die politiſche Spitze.

Wie von einem effectloſen Gemälde, ſo kann man von ſolchen Programmen beinahe auch ſagen: lauter Hintergrund. Ausführlich, mit allen möglichen Aufhebungen, Abſchaffungen, Einführungen, Erweiterungen, Herabſetzungen, Hebungen, ſetzt uns jedes dieſer Programme auseinander, wie die, definitiv oder bei den Socialdemokraten proviſoriſch, beſte aller Welten nach Anſicht der betreffenden Partei ausſehen ſollte. Aber keines der Programme verliert ein Wort darüber, mit welchen ſtrategiſchen und taktiſchen Mitteln die Partei ihre edlen Ziele denn eigentlich zu erreichen gedenkt. Ueber das vergleichsweiſe Dauernde, Allgemeine, was vor zehn Jahren ebenſo wahr geweſen wie es heute iſt und leider vielleicht auch in weiteren zehn Jahren noch ſein wird, erfahren wir gar manches. Umſo weniger aber das Nächſtliegende, was die augenblickliche Lage vom praktiſchen Politiker verlangt. Die Verfaſſer ſolcher Wahlprogramme gleichen jenen nie fertigen Gelehrten, die bei jeder ihrer Arbeiten regelmäßig im ſogenannten „Allgemeinen Theil“ ſtecken bleiben.

Und doch wäre es diesmal nicht ſo ſchwer geweſen, [illegible], actuelle Programme zu formulieren. Die Wahlparole iſt von ſelbſt gegeben: der Ausgleich mit Ungarn. Man brauchte nur die ſeit anderthalb Jahren erſcheinenden Nachrichten über die Ausgleichsverhandlungen geleſen zu haben, um ziemlich genau zu wiſſen, um was es ſich dabei handelt, und jenes Minimum von ungariſchen Conceſſionen kennen zu lernen, ohne welches man den Ausgleich mit den Intereſſen der dieſſeitigen Reichshälfte nicht vereinbaren zu können meint. [illegible] concreter Art aber hat ſich keines der Wahlprogramme auch nur über den Ausgleich geäußert. Ueber dieſe erſte und wichtigſte Aufgabe des nächſten Parlaments findet man darin nicht viel mehr, als [illegible] volle, aber auch ungemein dehnbare Wendungen, mit denen man [illegible] für wie gegen jeden concreten Ausgleich ſtimmen kann, doch eher für als gegen.

Noch weniger als über den Ausgleich [illegible] gramme über die gegenwärtige Regierung aus. [illegible] Programme kennt, der dürfte faſt annehmen, daſs Oeſterreich, [illegible] die nordamerikaniſche Republik, kein dem Parlamente verantwortliches Miniſterium beſitzt. Das Miniſterium Badeni iſt nun anderthalb Jahre im Amt, und jeder fähige Politiker hat Zeit und Gelegenheit genug gehabt, um zu erkennen, ob dieſes Miniſterium für ſeine Zwecke geeignet iſt oder nicht. Es hat keinen rechten Sinn, politiſche Ziele anzuſtreben, ohne entweder der beſtehenden Regierung für ſie ſicher zu ſein oder um ihretwillen die beſtehende Regierung zu beſeitigen. Parteien ohne parlamentariſche Stellungnahme gleichen Armeen ohne taktiſche Führung. Sie werden ſich vielleicht viel abmühen, aber kaum etwas erreichen, und das auch nur, wenn ſie der blinde Zufall begünſtigt. Politiſche Programme, denen die taktiſche Schneide fehlt, ſind wie ungeſchliffene Säbel, mit denen man wohl laut raſſeln, aber nicht tief verwunden und ſicherlich nicht gewinnen kann.

Wer ins Parlament geht, muſs wiſſen, ob er Regierungspartei oder Oppoſition machen will. Parteien, die jenſeits von Regierung und Oppoſition ſtehen zu können vermeinen, berauben ſich von vornherein des feſten parlamentariſchen Standpunkts, von dem aus allein eine ſichere Wirkung möglich iſt. Im Parlament muſs Einer entweder hinter der Regierung ſtehen, um ſie zu ſchieben, oder gegenüber der Regierung, um ſie zurückzudrängen. Ein drittes iſt nicht gegeben. Noch in der letzten Wahlcampagne, 1891, haben die Parteien in ihren Wahlaufrufen deutlich erklärt, ob ſie für oder gegen die damalige Regierung und Regierungsweiſe ſeien. Mittlerweile ſcheint das Syſtem der Regierung über allen Parteien auch auf die Parteien ſich fortgepflanzt zu haben, gegen deren Macht und Einfluſs es gerichtet war. Wir bekommen jetzt — wenn es erlaubt iſt, den Ausdruck nachzubilden — lauter Parteien unter allen Regierungen. Die Regierung, welche die Macht beſitzt, um politiſche Ideen zur Geltung zu bringen, aber keine Ideen hat, erhält ihr Widerſpiel in den Parteien, die politiſche Ideen haben, aber nicht die Macht erſtreben, um ſie zur Geltung zu bringen. Die Regierung ohne politiſches Programm und die Parteien ohne parlamentariſche Stellung bilden zuſammen ein widerſtandsunfähiges Ganze. In einem Augenblick, wo ſchwierige auswärtige Fragen zu löſen ſind — und unſere ſchwierigſte auswärtige Frage iſt alle zehn Jahre der Ausgleich mit Ungarn — bedeutet ein ſolcher Zuſtand eine ernſte Gefahr für die Intereſſen des Staates, beſonders wenn dieſe, wie jetzt, mit denen eines anderen Staates zuſammenſtoßen, der ſtark nach außen iſt, weil deſſen Regierung das Vertrauen der Parlamentsmehrheit und deſſen Parlamentsmehrheit den Einfluſs auf die ihr homogene Regierung beſitzt.

Soll die gegenwärtige Wahlcampagne nicht ausſchließlich nur der Hebung der Papier- und Druckereiinduſtrie gewidmet ſein, ſo iſt es Zeit, daſs ſie aus dem papierenen Stadium in das lebendige der Wählerverſammlungen, Candidatenreden, Candidaten-Interpellationen übergeht. Die Wähler ſollten dann die Gelegenheit benützen, um die Candidaten zu zwingen, daſs ſie dasjenige nachholen, was in den Wahlprogrammen fehlt: die klare und bindende Stellungnahme zu den [illegible] concreten politiſchen Fragen, insbeſondere zu dem von der Regierung ſchon [illegible] Ausgleich, und die Haltung gegenüber der gegenwärtigen Regierung. Ein Candidat, der heute noch nicht wüſste, unter welchen Bedingungen er den Ausgleich [illegible] würde, ein Candidat, der heute noch nicht klar wäre, ob er zu den Freunden oder zu den Gegnern des [illegible] gehört, [illegible]

K.

Die Geſetzgebung und die Sittlichkeit.

[illegible]

Digitized by Google

eingebracht wurde und um deswillen als lex Heinze kurz und bündig citiert wird. Die Ausarbeitung erfolgte auf unmittelbare Veranlaſſung des Kaiſers. Der genannte Proceſs, der dem Fachmanne kaum etwas Neues brachte, hatte grelle Streiflichter auf das großſtädtiſche Proſtitutions- und Zuhälterunweſen fallen laſſen, und es erſchien unmöglich, die aufgedeckten Zuſtände noch länger fortbeſtehen zu laſſen. Auch der Reichstag verkannte dies nicht, er war bereit, an der nothwendigen Ergänzung des Strafrechtes mitzuarbeiten, als man ſich aber in die ſchwierige und mit den verſchiedenſten Fragen der Socialpolitik zuſammenhängende Materie vertiefte, ergab ſich ein ſolches Auseinandergehen der Meinungen, daſs eine Einigung nicht herbeigeführt werden konnte. So wurde der Vorlage ein ſtilles Begräbnis zutheil, und ſeitdem ſchlummerte ſie ſtill in dem Archiv des Reichsjuſtizamtes, trotzdem manche Frauenvereine es an Bemühungen nicht fehlen ließen, die Regierung zu erneuter Einbringung zu bewegen.

Einer Verſtändigung über den Antrag des Centrums ſteht vor allem der Umſtand entgegen, daſs in dem Geſetzentwurfe ganz heterogene Beſtimmungen vereinigt ſind; manchen der gemachten Vorſchläge würde man grundſätzlich, alſo vorbehaltlich der Verbeſſerung ihrer Faſſung, zuſtimmen können, anderen dagegen muſs der entſchiedenſte Widerſpruch entgegengeſetzt werden. Zu dieſen letzteren rechnen wir vor allem die gegen Kunſt und Literatur gerichteten Strafbeſtimmungen, welche, angeblich um die pornographiſche Production dieſer und jener zu bekämpfen, thatſächlich ſich gegen jedes literariſche und künſtleriſche Werk richten, das nicht den Anſprüchen des engherzigſten Puritanismus und der beſchränkteſten Prüderie entſpricht. Was bei der Umſturzvorlage nicht gelang, ſoll nochmals verſucht werden. Nicht die unſittliche Darſtellung allein ſoll fortan dem Strafrichter unterliegen, ſondern auch die nicht unzüchtige aber das Schamgefühl verletzende und Aergernis erregende! Was nicht alles unter dieſen Kautſchukbegriff ſubſumiert werden konnte, von Homer und Heſiod an bis zu den Modernſten der Modernen, von der Schöpfung der Meiſter helleniſcher Plaſtik bis zu Makarts üppigen Frauenleibern, den Geſtalten der Impreſſioniſten und Präraſaeliten! Welches Buch, in dem das ſexuelle Problem behandelt iſt, wäre davor ſicher, auf Grund dieſer Beſtimmung verfolgt zu werden, und in welchem Umfange müſste man die Weltliteratur einſchränken, wenn eine ſolche Vorſchrift die Norm bildete. Unannehmbar ſind dieſe Vorſchläge für alle, welche dem literariſchen und künſtleriſchen Schaffen freie Entfaltung gewähren wollen; wir bedürfen keiner Erweiterung der gegen unſittliche Veröffentlichungen und Darſtellungen gerichteten Strafbeſtimmungen, die geltenden ſind durchaus genügend, und wer daran zweifeln will, ſollte ſich doch erinnern, daſs Goethes Werke ſchon nach der beſtehenden Geſetzgebung nicht ohne Kürzungen und Streichung verlegt und verbreitet werden können.

Anders liegt die Sache gegenüber den auf das Zuhälter- und Proſtitutionsweſen bezüglichen Beſtimmungen; zwar ſind wir der Meinung, daſs die Ausdehnung der Proſtitution in den Großſtädten vornehmlich auf ſocialen Urſachen beruht und durch das Strafrecht demgemäß nur in ſecundärer Weiſe bekämpft werden kann, allein dies kann uns nicht verhindern, die Bedürftigkeit der diesbezüglichen deutſchen Geſetzgebung anzuerkennen; der Centrumsantrag ſteht nicht auf dem Boden des Kaſernierungsſyſtems, er will nur dem allerdings unhaltbaren Zuſtande ein Ende machen, daſs Perſonen, welche an Proſtituierte Zimmer vermieten, trotzdem wegen Kuppelei beſtraft werden. Solange man ſich aber nicht dazu entſchließen kann, zu der Kaſernierung überzugehen, wird in der Hauptſache alles beim Alten bleiben. Andere Vorſchläge beziehen ſich auf den Schutz der Ehre der in abhängiger Stellung befindlichen Mädchen und Frauen; der Miſsbrauch der Autorität des Arbeitgebers zu unſittlichen Zwecken ſoll ſtreng beſtraft werden; ebenſo die Verführung eines unbeſcholtenen Mädchens unter 18 Jahren, nach dem geltenden Rechte erſtreckt ſich die Strafandrohung nur auf Mädchen unter 16 Jahren. Beiden Vorſchlägen an ſich ſtehen wir ſehr ſympathiſch gegenüber, jede Beſtimmung, welche die Ausbeutung der wirtſchaftlichen Schwäche und Abhängigkeit zur Befriedigung der Sinnenluſt beſtraft, darf auf vollen Beifall rechnen; daſs ein Bedürfnis für dieſe Verſchärfung vorhanden iſt, unterliegt kaum einem Zweifel, die Zuſtände in der Confectionsinduſtrie allein genügen, um hiefür einen vollgiltigen Beweis zu liefern, man wird aber natürlich verlangen müſſen, daſs der der Arbeiterin gewährte Schutz auch der Handelsgehilfin, dem Dienſtmädchen, der Gouvernante und der „Stütze“ der Hausfrau nicht verſagt bleibe. Dieſe Vorſchriften können nun allerdings zu Erpreſſungen benützt werden, und es wäre deſshalb dafür zu ſorgen, daſs durch weitgehende Garantien der Möglichkeit eines Miſsbrauches geſteuert werde.

Endlich will das Centrum noch die wiſſentliche Verbreitung von Geſchlechtskrankheiten und die Ausſtellung von Gegenſtänden beſtraft wiſſen, die zu unzüchtigem Gebrauche beſtimmt ſind, und überdies ſoll derjenige beſtraft werden, der durch ein Inſerat eine unzüchtige Verbindung anzubahnen ſucht. Gegen den zweiten Vorſchlag wäre ein Einwand nicht zu erheben, namentlich gegen den erſten [illegible] Strafvorſchrift [illegible] die Erfahrungen der [illegible] ſie würde die Chantage in einem Maße [illegible] können, das im voraus kaum vermuthet werden kann, und [illegible] dieſer Verbreitung der [illegible]. Der Verbreitung

von Geſchlechtskrankheiten muſs auf anderen Wegen entgegengetreten werden, der Social-Hygiene fällt dieſe Aufgabe zu, das Strafrecht iſt dazu nicht imſtande. Was aber den letzten Vorſchlag betrifft, ſo würde derſelbe entweder todter Buchſtabe bleiben oder den Redacteuren und Verlegern eine Verantwortlichkeit auferlegen, der ſie nicht genügen könnten. Wie ſoll denn der Redacteur, welchem das Inſerat vorgelegt wird, daſs eine junge Witwe Edeldenkende um ein Darlehen bittet, wie ſoll er feſtſtellen, ob es ſich dabei wirklich um ein Darlehensgeſuch oder um die Anbahnung einer unſittlichen Verbindung handelt? Wie ſoll er den Zweck einer Anzeige conſtatieren, welche Offerten zum Zwecke der Heirat verlangt, oder worin eine Geſellſchafterin, Reiſebegleiterin u. ſ. w. geſucht wird? Dies iſt vollſtändig ausgeſchloſſen; ohne die Heranziehung der Preſſe iſt aber die praktiſche Bedeutung einer ſolchen Vorſchrift überaus gering. Man ſollte daher hievon ganz abſehen, anſtändige Zeitungen nehmen Inſerate dieſer Art, deren Zweck erkennbar iſt, überhaupt nicht auf; zudem bietet der heutige Verkehrszuſtand Gelegenheit genug, den betreffenden Zweck auch ohne das Zeitungsinſerat zu erreichen.

Aus dem Vorſtehenden ergibt ſich, daſs es ſich bei dem Geſetzentwurf des Centrums um Vorſchläge handelt, denen gegenüber eine einheitliche Stellungnahme nicht möglich erſcheint; daſs auch derjenige, welcher dieſelben theilweiſe bekämpft, mit der Tendenz des Entwurfes, die Sittlichkeit zu heben und zu ſtärken, vollkommen übereinſtimmt, wird einer Ausführung nicht bedürfen. Der Sittlichkeitsbegriff iſt aber ein relativer, und daraus erklärt ſich die Verſchiedenheit der Anſichten bezüglich der ſtaatlichen Maßnahmen, durch welche die Sittlichkeit geſtärkt werden kann. Die Göttergeſtalt Apolls vom Belvedere und die Schaumgeborene von Melos gelten uns als Verkörperung echter Sittlichkeit, während die Prüderie in ihnen nur den Cultus des Nackten erblickt. Wenn nun auch das Strafgeſetz im Kampfe gegen die Unſittlichkeit nicht entbehrt werden kann, ſo ſollte doch in unſerer Zeit niemals außeracht gelaſſen werden, daſs die Sittlichkeitsfrage im weſentlichen eine ſociale Frage iſt und jede Beſſerung der ſocialen Verhältniſſe zur Hebung der Sittlichkeit weit mehr beiträgt, als der Erlaſs von ſtrenger Strafbeſtimmungen. So lange die Arbeitslöhne in manchen Arbeitszweigen zur Beſtreitung des nothdürftigſten Lebensunterhaltes nicht ausreichen, iſt die Proſtitution der Arbeiterin unvermeidlich, und dieſe bittere, darum aber nicht minder wahre Thatſache ſollte eigentlich vor einer Ueberſchätzung des prophylaktiſchen Wertes der Strafbeſtimmungen gegen die Proſtitution bewahren.

Mainz. **Ludwig Fuld.**

Der ungariſche „Socialismus“.

Drei Tage hindurch haben die „ſocialiſtiſchen Feldarbeiter“ Ungarns über ihre Lage und die Mittel zu deren Verbeſſerung berathen. Keiner der zahlreichen Prunkſäle der Stadt, kein Raum des Parlamentsgebäudes wurde den armen Teufeln zur Verfügung geſtellt, die ja freilich nicht, wie die zahlreichen Reclamecongreſſe des Milleniumsjahres, jede Liebenswürdigkeit in baren Lobeshymnen heimzahlen können. In einer Vorſtadtſpelunke, einem ſcheunenartigen Bau, der abends der beinſchwingenden Vorſtadtjugend als Tanzlocal dient, ſtanden die abgehärmten Geſtalten ſtundenlang geduldig aneinandergekeilt und lauſchten ihren Rednern. Und die Reden, die man hören konnte, verdienten auch die Aufmerkſamkeit nicht bloß der Leidensgenoſſen der Redner. Mit geradezu erſtaunlicher Meiſterſchaft des Wortes, die nur dann verſagte, wenn die ungelehrten Sprecher ſich auf das Gebiet der Fremdwörter oder der eingelernten Phraſen verirrten, ſchilderten die einfachen Bauersleute die Zuſtände auf dem flachen Lande. Accente der Leidenſchaft klingen oft genug durch und verſetzten den überwachenden Stadthauptmann in gelinde Nervoſität. Aber man kann den Rednern die Anerkennung nicht verſagen, daſs ſie im großen und ganzen Selbſtbeherrſchung übten, und daſs der Ton der Berathungen den gewiegten Landesvätern im Abgeordnetenhauſe ſehr wohl als Beiſpiel dienen konnte.

Es war viel die Rede von internationaler Socialdemokratie, von Socialdemokratie überhaupt. Gleichwohl wäre es irrig, dieſe landhungrigen Ackersleute als wirkliche Socialdemokraten zu betrachten. Der ungariſche Socialismus hat wenig oder gar nichts gemein mit der allgemeinen ſocialiſtiſchen Theorie, die ja füglich eine ganze Weltanſchauung genannt werden kann. Der Feldarbeiter Ungarns hat aufgehört, Gutsbeſitzer zu ſein, er iſt zum Dienſtboten, zum Lohnarbeiter geworden. Das iſt ſein Leid, dem will er abhelfen, und er nennt ſich Socialiſt nur darum, weil er glaubt, daſs der Socialismus die Herrſchaft jener Claſſen brechen werde, welche ihn verhindern, Grundbeſitz zu erwerben. Der Communismus wäre für ihn nur ein Durchgangsſtadium, aus welchem [illegible] ein Regime des Privateigenthums [illegible] werde, [illegible] mit [illegible] Eigenthümern.

Der Bauer hängt aber ſo ungeheuer zäh an ſeinem Beſitz, daſs ihm ſelbſt ein [illegible] Tauſch ſchwer ankommt. Wenn nun dieſe [illegible] doch [illegible] einer Abart der [illegible] gewonnen, ſo muſs ihre Lage ſchon eine [illegible] und nichts wäre verkehrter, als in [illegible] Wege für das Umſichgreifen der [illegible] zu machen. Das bischen Kritik

Digitized by Google

der heutigen Geſellſchaftsordnung, mit welchem die Redner ihrem Ingrimm Luft machten und ſich zugleich dem denunciatoriſchen Eifer der Gutgeſinnten bloßſtellten, die paar Phraſen gegen die Lüge des Patriotismus, gegen Monarchie, Religion und Bourgeoiſie ſind wohl aus dem Katechismus der hauptſtädtiſchen, von ausländiſcher Koſt genährten Socialiſten entnommen; das treibende Motiv der Bewegung iſt aber nicht eine von außen künſtlich hervorgerufene Unzufriedenheit, ſondern wirklicher Nothſtand: *Mangel an eigenem Grund und Boden, niedriger Arbeitslohn und periodiſche Arbeitsloſigkeit.* Dieſen drei Uebeln wollen die bäuerlichen Proletarier, die Nachkommen wirklicher Grundbeſitzer, abhelfen, und da die beſitzende Claſſe aus Unverſtand, Indolenz und Selbſtſucht ſich bisher auf die Bajonnette verlaſſen und allen Klagen gegenüber taub geblieben iſt, hat ſich der enterbte Bauernſtand organiſiert und die Führung ſeiner Sache den ſocialiſtiſchen Agitatoren übertragen, welche über kurz oder lang die radicale Umwälzung der Beſitzverhältniſſe herbeiführen werden.

So naturnothwendig dieſe Entwicklung war, ſo zweckmäßig erſcheint ſie auch. Wohl kann ſich jetzt die Declamation der Geſellſchaftsſtützen in den höchſten Entrüſtungstönen ergehen und nach berühmten Muſtern die Rotte vaterlandsloſer Menſchen für alles Ungemach verantwortlich machen, aber die Denunciation ſelbſt zeigt ſchon den Schreck, welcher den beati possidentes durch die neue Wendung der Dinge eingejagt worden iſt. Mit unzufriedenen Erntearbeitern iſt bisher immer noch der Stuhlrichter, im Nothfall der Gendarm fertig geworden; mit der organiſierten Arbeiterſchaft, die von einem Centrum aus Strike, Bewilligung höherer Löhne, Schaffung günſtigerer Arbeitsbedingungen erzwingen kann, weiß die locale Behörde nichts anzufangen und wendet ſich darum klagend an die Centralbehörde, die Regierung, die natürlich nicht im Intereſſe der Arbeiter, ſondern in dem der Grundbeſitzer gegen die „Schädiger des Nationalwohlſtandes“ einzuſchreiten habe. Ein Wortführer des in ſeiner Ruhe bedrohten Großgrundbeſitzes hat ſich auch ſchon gefunden. Der ehemalige Obergeſpan in Alföld, der jetzige Abgeordnete Tallian, hat im Abgeordnetenhauſe unter den Beifallsrufen der Landjunker aller Parteien Gewaltmaßregeln gegen die ſocialiſtiſchen Agitatoren, Sprengung der Organiſation, Confiscation der Vereinscaſſen, Ausnahmsgeſetze gegen die „ſocialiſtiſche“ Preſſe verlangt. Die hauptſtädtiſche Publiciſtik aber iſt zum Glück über das Anfangsſtadium der Geſellſchaftsrettung doch ſchon hinaus und hat den Miniſter des Innern zu der Erklärung gezwungen, daſs er aller Gewalt und Ausnahmsmaßregeln ſich enthalten werde. Wie es dann in Wirklichkeit ausſehen wird, läſst ſich darnach freilich nicht beurtheilen. Ungarn iſt das claſſiſche Land der officiellen Tadelloſigkeit. Die Ober- und Vicegeſpane können draußen im Lande thun, was ſie wollen; die Stimme der unvertretenen Arbeiterſchaft dringt nicht ins Parlament, und wenn ein Oppoſitioneller ſich doch zu einer Interpellation aufſchwingt ſo wird jede wie immer geartete Antwort des Miniſters von der Majorität zur Kenntnis genommen, der Interpellant aber als Störenfried ſtigmatiſiert — was er freilich gewöhnlich auch iſt, denn das Intereſſe der oppoſitionellen Junker für den Arbeiter iſt nicht größer, als das der gouvernementalen, und zu Interpellationen ſchwingt er ſich lediglich auf in der Hoffnung, der Regierung unbequem werden zu können.

Die Feldarbeiter haben alſo von der Einſicht der Regierung ſo wenig etwas zu hoffen, wie ſie von ihrer Gewalt etwas zu fürchten hätten. Sie ſind auf dem richtigen Wege, indem ſie ſich organiſieren und den Grundbeſitzern als geſchloſſene, unentbehrliche Maſſe gegenübertreten. Das Verbot der offenen Organiſation würden ſie wie ſie es auf dem Congreſſe verkündet haben, ſofort mit der Bildung geheimer Verbände beantworten. Schon verlautet, daſs für den Sommer ein allgemeiner Ernteſtrike geplant iſt. Dann, wenn die harte Noth an die Thüren der Großgrundbeſitzer pocht, wird wohl auch der Junkerſtaat ſich zur Abhilfe aufraffen. Die Mittel dazu hat er in der Hand. Er braucht nur die Domänen zu parcellieren, die Latifundien-Beſitzer durch ſanften Druck zur Einführung des Erbpachtſyſtems zu zwingen, die Bildung von Fideicommiſſen zu verhindern und im übrigen die organiſierten Arbeiter gewähren zu laſſen. Thut er es nicht, ſo drohen dem Agriculturſtaate Kataſtrophen, gegen welche keine Gewalt der Bajonnette ſchützen kann. Mit dem ungariſchen Bauern iſt nicht zu ſpaſſen; er iſt ein rabiater Geſelle. Und wenn man ihn hundertmal niederſchießt, hat man noch immer keine Erntearbeiter.

Budapeſt. Dr. Hugo Ganz.

Ein wiedergefundener Aufſatz von Karl Marx.

Mitgetheilt von Dr. Hans Müller (Berlin).

Schluſs.

„Bisher alſo hat der „Preuße“ nichts Eigenthümliches im Verfahren des Königs von Preußen nachgewieſen. Warum aber, ruft der große Mann mit einer *ſeltenen Naivetät* aus: „Warum *ordnet* der König von Preußen *nicht ſogleich* die Erziehung *aller verwahrloſten Kinder* an?“ Warum wendet er ſich erſt an die Behörden und erwartet ihre Pläne und Vorſchläge?

Der überkluge „Preuße“ wird ſich beruhigen, wenn er erfährt, daſs der König von Preußen hier ebenſowenig Originalität [illegible]

ſeinen übrigen Handlungen, daſs er ſogar den einzigen Weg eingeſchlagen hat, den der Chef eines Staates einſchlagen *kann*.

Napoleon wollte die Bettelei mit einem Schlage vernichten. Er trug ſeinen Behörden auf, Pläne für die *Austilgung der Bettelei* in ganz Frankreich vorzubereiten. Das Project ließ auf ſich warten; Napoleon verlor die Geduld, er ſchrieb an ſeinen Miniſter des Innern, Crétet, er befahl ihm, innerhalb *eines* Monates die Bettelei zu vernichten; er ſagte: „Man darf über dieſe Erde nicht hinwegſchreiten, ohne Spuren zu hinterlaſſen, die unſer Andenken der Nachwelt empfehlen. Fordert mir nicht noch drei oder vier Monate, um Nachweiſungen zu erhalten; ihr habt junge Auditore, kluge Präfecten, wohlunterrichtete Ingenieure der Brücken und Chauſſeen, ſetzt dieſe alle in Bewegung, ſchlaft nicht ein in der gewöhnlichen Bureauarbeit.“ In wenigen Monaten war alles geſchehen. Den 5. Juli 1808 wurde das Geſetz erlaſſen, welches die Bettelei unterdrückt. Wodurch? Durch die *Depôts*, welche ſich ſo raſch in Strafanſtalten verwandelten, daſs der Arme bald nur mehr durch den Weg des *Zuchtpolizeigerichtes* in dieſe Anſtalten gelangte. Und dennoch rief damals M. Noailles du Gard, Mitglied des geſetzgebenden Corps, aus: „Ewige Erkenntlichkeit dem Heroen, welcher der Dürftigkeit eine Zufluchtſtätte und der Armut Lebensmittel ſichert: die Kindheit wird nicht mehr verlaſſen ſein, die armen Familien werden nicht mehr der Reſſourcen, noch die Arbeiter der Ermuthigung und Beſchäftigung entbehren. Nos pas ne seront plus arrêtés par l'image dégoûtante des infirmités et de la honteuse misère.“ Der letzte cyniſche Paſſus iſt die einzige Wahrheit dieſer Lobrede.

Wenn Napoleon ſich an die Einſicht ſeiner Auditore, Präfecte, Ingenieure adreſſiert, warum nicht der König von Preußen an ſeine Behörden?

Warum ordnete Napoleon nicht *ſogleich* die Aufhebung der Bettelei an? Von demſelben Wert iſt die Frage des „Preußen“. „Warum ordnet der König von Preußen nicht ſogleich die Erziehung der verwahrloſten Kinder an?“ Weiß der „Preuße“, was der König anordnen müſste? Nichts anderes als die *Vernichtung des Proletariats*. Um Kinder zu erziehen, muſs man ſie *ernähren* und von der *Erwerbsarbeit* befreien. Die Ernährung und Erziehung der verwahrloſten Kinder, d. h. die Ernährung und Erziehung des *ganzen aufwachſenden* Proletariats, wäre die *Vernichtung* des Proletariats und des Pauperismus. Der *Convent* hatte einen Augenblick den Muth, die Aufhebung des Pauperismus *anzuordnen*, zwar nicht „*ſogleich*“, wie es der Preuße von ſeinem König verlangt, ſondern erſt nachdem er das Comité du salut public mit der Bearbeitung der nöthigen Pläne und Vorſchläge beauftragt und nachdem dieſes die weitläufigen Unterſuchungen der Assemblée constituante über den Zuſtand des franzöſiſchen Elendes benützt und durch Barère die Stiftung des Livre de la bienfaisance nationale etc. vorgeſchlagen. Welches war die Folge der Anordnung des Convents? Daſs eine Anordnung mehr in der Welt war und *ein* Jahr nachher verhungerte Weiber den Convent belagerten.

Der Convent aber war das *Maximum der politiſchen Energie, der politiſchen Macht und des politiſchen Verſtandes*.

Sogleich, ohne Verſtändigung mit den Behörden, hat *keine* Regierung der Welt *Anordnungen* über den Pauperismus getroffen. Das engliſche Parlament ſchickte ſogar Commiſſäre nach allen Ländern Europas, um die verſchiedenen adminiſtrativen Heilmittel gegen denſelben kennen zu lernen. So weit ſich die Staaten aber mit dem Pauperismus beſchäftigt haben, ſind ſie bei *Verwaltungs- und Wohlthätigkeitsmaßregeln* ſtehen geblieben oder unter die Verwaltung und unter die Wohlthätigkeit herabgeſtiegen.

Kann der *Staat* anders verfahren?

Der *Staat* wird nie im „*Staat* und der *Einrichtung der Geſellſchaft*“, wie es der Preuße von ſeinem König verlangt, den Grund *ſocialer Gebrechen* finden. Wo es politiſche Parteien gibt, findet jede den Grund eines *jeden* Uebels darin, daſs ſtatt ihrer ihr Widerpart ſich am *Staatsruder* befindet. Selbſt die radicalen und revolutionären Politiker ſuchen den Grund des Uebels nicht im *Weſen* des Staates, ſondern in einer beſtimmten *Staatsform*, an deren Stelle ſie eine *andere* Staatsform ſetzen wollen.

Der *Staat* und die *Einrichtung der Geſellſchaft* ſind von dem *politiſchen* Standpunkte aus nicht zwei verſchiedene Dinge. Der Staat iſt die Einrichtung der Geſellſchaft. So- [illegible] der Staat *ſociale* Mißſtände [illegible] in *Naturgeſetzen*, denen keine menſchliche Macht gebieten kann, oder in dem *Privatleben*, das von ihm unabhängig iſt, oder in der *Zweckwidrigkeit* der *Adminiſtration*, [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Preußen ermahnt die Reichen, und der Convent köpft die Eigenthümer.

Endlich ſuchen alle Staaten in zufälligen oder abſichtlichen Mängeln der Adminiſtration die Urſache, und darum in Maßregeln der Adminiſtration die Abhilfe ſeiner*) Gebrechen. Warum? Eben weil die Adminiſtration die organiſierende Thätigkeit des Staates iſt.

Den Widerſpruch zwiſchen der Beſtimmung und dem guten Willen der Adminiſtration einerſeits, und ihren Mitteln wie ihrem Vermögen andererſeits, kann der Staat nicht aufheben, ohne ſich ſelbſt aufzuheben, denn er beruht auf dieſem Widerſpruch. Er beruht auf dem Widerſpruch zwiſchen dem öffentlichen und dem Privatleben, auf dem Widerſpruch zwiſchen den allgemeinen Intereſſen und den Sonder-Intereſſen. Die Adminiſtration muſs ſich daher auf eine formelle und negative Thätigkeit beſchränken, denn wo das bürgerliche Leben und ſeine Arbeit beginnt, eben da hat ihre Macht aufgehört. Ja, gegenüber den Conſequenzen, welche aus der unſocialen Natur dieſes bürgerlichen Lebens, dieſes Privateigenthums, dieſes Handels, dieſer Induſtrie, dieſer wechſelſeitigen Plünderung der verſchiedenen bürgerlichen Kreiſe entſpringen, dieſen Conſequenzen gegenüber iſt die Ohnmacht das Naturgeſetz der Adminiſtration. Denn dieſe Zeriſſenheit, dieſe Niedertracht, dies Sclaventhum der bürgerlichen Geſellſchaft iſt das Naturfundament, worauf der moderne Staat ruht, wie die bürgerliche Geſellſchaft des Sclaventhums das Naturfundament war, worauf der antike Staat ruhte. Die Exiſtenz des Staates und die Exiſtenz der Sclaverei ſind unzertrennlich. Der antike Staat und die antike Sclaverei — offenherzige claſſiſche Gegenſätze — waren nicht inniger aneinander geſchmiedet als der moderne Staat und die moderne Schacherwelt — ſcheinheilige chriſtliche Gegenſätze. Wollte der moderne Staat die Ohnmacht ſeiner Adminiſtration aufheben, ſo müſste er das jetzige Privatleben aufheben. Wollte er das Privatleben aufheben, ſo müſste er ſich ſelbſt aufheben, denn er exiſtiert nur im Gegenſatz zu demſelben. Kein Lebendiger aber glaubt die Mängel ſeines Daſeins im Princip ſeines Lebens, im Weſen ſeines Lebens begründet, ſondern in Umſtänden außerhalb ſeines Lebens. Der Selbſtmord iſt widernatürlich. Alſo kann der Staat nicht an die inwendige Ohnmacht ſeiner Adminiſtration, d. h. ſeiner ſelbſt glauben. Er kann nur formelle, zufällige Mängel derſelben einſehen und ihnen abzuhelfen ſuchen. Sind dieſe Modificationen fruchtlos, nun ſo iſt das ſociale Gebrechen eine natürliche, vom Menſchen unabhängige Unvollkommenheit, ein Geſetz Gottes, oder der Wille der Privatleute iſt zu verdorben, um den guten Zwecken der Adminiſtration entgegenzukommen. Und welche verkehrte Privatleute? Sie murren gegen die Regierung, ſo oft ſie die Freiheit beſchränkt, und ſie verlangen von der Regierung, die nothwendigen Folgen dieſer Freiheit zu verhindern!

Je mächtiger der Staat, je politiſcher daher ein Land iſt, umſoweniger iſt es geneigt, im Princip des Staates, alſo in der jetzigen Einrichtung der Geſellſchaft, deren thätiger, ſelbſtbewuſster und officieller Ausdruck der Staat iſt, den Grund der ſocialen Gebrechen zu ſuchen und ihr allgemeines Princip zu begreifen. Der politiſche Verſtand iſt eben politiſcher Verſtand, weil er innerhalb der Schranken der Politik denkt. Je geſchärfter, je lebendiger, deſto unfähiger iſt er zur Auffaſſung ſocialer Gebrechen. Die claſſiſche Periode des politiſchen Verſtandes iſt die franzöſiſche Revolution. Weit entfernt, im Princip des Staates die Quelle der ſocialen Mängel zu erblicken, erblicken die Heroen der franzöſiſchen Revolution vielmehr in den ſocialen Mängeln die Quelle politiſcher Uebelſtände. So ſieht Robespierre in der großen Armut und dem großen Reichthum nur ein Hindernis der reinen Demokratie. Er wünſcht daher eine allgemeine ſpartaniſche Frugalität zu etablieren. Das Princip der Politik iſt der Wille. Je einſeitiger, das heißt alſo je vollendeter der politiſche Verſtand iſt, umſomehr glaubt er an die Allmacht des Willens, umſo blinder iſt er gegen die natürlichen und geiſtigen Schranken des Willens, umſo unfähiger iſt er alſo, die Quelle ſocialer Gebrechen zu entdecken. Es bedarf keiner weiteren Ausführung gegen die alberne Hoffnung des „Preußen", wonach der „politiſche Verſtand die Wurzel der geſelligen Noth für Deutſchland zu entdecken" berufen iſt.

Es war thöricht, dem König von Preußen nicht nur eine Macht zuzumuthen, wie ſie der Convent und Napoleon vereint nicht beſaßen: es war thöricht, ihm eine Anſchauungsweiſe zuzumuthen, welche die Grenzen aller Politik überſpringt, eine Anſchauungsweiſe, deren Beſitz der kluge „Preuße" ſelbſt nicht näher ſteht als ſein König. Dieſe ganze Declamation war umſo thörichter, als der „Preuße" uns geſteht:

„Die guten Worte und die gute Geſinnung ſind wohlfeil, die Einſicht und die erfolgreichen Thaten ſind theuer; ſie ſind in dieſem Falle mehr als theuer, ſie ſind noch gar nicht zu haben."

Wenn ſie noch gar nicht zu haben ſind, ſo erkenne man jeden an, der das von ſeiner Stellung aus Mögliche verſucht. Ich überlaſſe es übrigens dem Takt des Leſers, ob bei dieſer Gelegenheit die mercantiliſche Zigeunerſprache von „wohlfeil", „theuer", „mehr als theuer", „noch gar nicht zu haben" zu der Kategorie der „guten Worte" und der „guten Geſinnung" zu zählen iſt.

Geſetzt alſo, die Bemerkungen des „Preußen" über die deutſche Regierung und die deutſche Bourgeoiſie — letztere iſt doch wohl inbegriffen in der „deutſchen Geſellſchaft" — ſeien vollkommen begründet. Iſt dieſer Theil der Geſellſchaft rathloſer in Deutſchland, als in England und Frankreich? Kann man rathloſer ſein, als z. B. in England, wo man die Rathloſigkeit in ein Syſtem gebracht hat? Wenn heute Arbeiteraufſtände in ganz England ausbrechen, ſo iſt die dortige Bourgeoiſie und Regierung nicht beſſer berathen, als im letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts. Ihr einziger Rath iſt die materielle Gewalt, und da die materielle Gewalt in demſelben Grade abnimmt, als die Ausbreitung des Pauperismus und die Einſicht des Proletariats zunehmen, ſo wächst nothwendig die engliſche Rathloſigkeit in geometriſcher Proportion.

Unwahr, factiſch unwahr iſt es endlich, daſs die deutſche Bourgeoiſie die allgemeine Bedeutung des ſchleſiſchen Aufſtandes gänzlich verkennt. In mehreren Städten verſuchen die Meiſter ſich mit den Geſellen zu aſſociieren. Alle liberalen deutſchen Zeitungen, die Organe der liberalen Bourgeoiſie ſtrömen über von Organiſation der Arbeit, Reform der Geſellſchaft, Kritik der Monopole und der Concurrenz ꝛc. Alles infolge der Arbeiterbewegungen. Die Zeitungen von Trier, Aachen, Köln, Weſel, Mannheim, Breslau, ſelbſt von Berlin bringen häufig ganz verſtändig ſociale Artikel, aus denen der „Preuße" ſich immerhin belehren kann. Ja, in Briefen aus Deutſchland ſpricht ſich fortwährend die Verwunderung über den geringen Widerſtand der Bourgeoiſie gegen ſociale Tendenzen und Ideen aus.

Der „Preuße" — wäre er mit der Geſchichte der ſocialen Bewegung vertrauter — hätte ſeine Frage umgekehrt geſtellt. Warum deutet ſelbſt die deutſche Bourgeoiſie die partielle Noth verhältnismäßig ſo univerſell? Woher die Animoſität und der Cynismus der politiſchen, woher die Widerſtandsloſigkeit und die Sympathien der unpolitiſchen Bourgeoiſie in Bezug auf das Proletariat?*)

Nun zu den Orakelſprüchen des „Preußen" über die deutſchen Arbeiter.

„Die deutſchen Armen", witzelt er „ſind nicht klüger als die armen Deutſchen, d. h. ſie ſehen nirgends über ihren Herd, ihre Fabrik, ihren Diſtrict hinaus: die ganze Frage iſt von der alles durchdringenden politiſchen Seele bis jetzt noch verlaſſen."

Um den Zuſtand der deutſchen Arbeiter mit dem Zuſtand der franzöſiſchen und engliſchen Arbeiter vergleichen zu können, muſste der „Preuße" die erſte Geſtalt, den Beginn der engliſchen und franzöſiſchen Arbeiterbewegung mit der eben beginnenden deutſchen Bewegung vergleichen. Er verſäumt dies. Sein Raiſonnement läuft daher auf eine Trivialität hinaus, etwa darauf, daſs die Induſtrie in Deutſchland noch nicht ſo entwickelt iſt wie in England, oder daſs eine Bewegung in ihrem Beginn anders ausſieht, als in ihrem Fortſchritt. Er wollte über die Eigenthümlichkeit der deutſchen Arbeiterbewegung ſprechen. Er ſagt kein Wort über dies ſein Thema.

Der „Preuße" ſtelle ſich dagegen auf den richtigen Standpunkt. Er wird finden, daſs kein einziger der franzöſiſchen und engliſchen Arbeiteraufſtände einen ſo theoretiſchen und bewuſsten Charakter beſaß, wie der ſchleſiſche Weberaufſtand.

Zunächſt erinnere man ſich an das Weberlied, an dieſe kühne Parole des Kampfes, worin Herd, Fabrik, Diſtrict nicht einmal erwähnt werden, ſondern das Proletariat ſogleich ſeinen Gegenſatz gegen die Geſellſchaft des Privateigenthums in ſchlagender, ſcharfer, rückſichtsloſer, gewaltſamer Weiſe herausſchreit. Der ſchleſiſche Aufſtand beginnt gerade damit, womit die franzöſiſchen und engliſchen Arbeiteraufſtände enden, mit dem Bewuſstſein über das Weſen des Proletariats. Die Action ſelbſt trägt dieſen überlegenen Charakter. Nicht nur die Maſchinen, dieſe Rivalen des Arbeiters, werden zerſtört, ſondern auch die Kaufmannsbücher, die Titel des Eigenthums, und während alle anderen Bewegungen ſich zunächſt nur gegen den Induſtrieherrn, den ſichtbaren Feind richteten, kehrt ſich dieſe Bewegung zugleich gegen den Banquier, den verſteckten Feind. Endlich iſt kein einziger engliſcher Arbeiteraufſtand mit gleicher Tapferkeit, Ueberlegung und Ausdauer geführt worden.

Was den Bildungsſtand oder die Bildungsfähigkeit der deutſchen Arbeiter im allgemeinen betrifft, ſo erinnere ich an Weitlings geniale Schriften, die in theoretiſcher Hinſicht oft ſelbſt über Proudhon hinausgehen, ſo ſehr ſie in der Ausführung nachſtehen. Wo hätte die Bourgeoiſie — ihre Philoſophen und Schriftgelehrten eingerechnet — ein ähnliches Werk wie Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit" in Bezug auf die Emancipation der Bourgeoiſie — die politiſche Emancipation — aufzuweiſen? Vergleicht man die nüchterne kleinlaute Mittelmäßigkeit der deutſchen politiſchen Literatur mit dieſem maßloſen und brillanten literariſchen Debut der deutſchen Arbeiter; vergleicht man dieſe rieſenhaften Kinderſchuhe des Proletariats mit der Zwerghaftigkeit der ausgetretenen politiſchen Schuhe der deutſchen Bourgeoiſie, ſo muſs man dem deutſchen

*) [illegible] „Neue Rheiniſche [illegible]" [illegible]

*) [illegible] Fortſetzung des Artikels in Nr. 64 der „Zeit".

Digitized by Google

Aſchenbrödel eine Athletengeſtalt prophezeien. Man muſs geſtehen, daſs das deutſche Proletariat der Theoretiker des europäiſchen Proletariats, wie das engliſche Proletariat ſein Nationalökonom und das franzöſiſche Proletariat ſein Politiker iſt. Man muſs geſtehen, daſs Deutſchland einen eben ſo claſſiſchen Beruf zur ſocialen Revolution beſitzt, wie es zur politiſchen unfähig iſt. Denn wie die Ohnmacht der deutſchen Bourgeoiſie die politiſche Ohnmacht Deutſchlands, ſo iſt die Anlage des deutſchen Proletariats — ſelbſt von der deutſchen Theorie abgeſehen — die ſociale Anlage Deutſchlands. Das Miſsverhältnis zwiſchen der philoſophiſchen und der politiſchen Entwicklung in Deutſchland iſt keine Abnormität. Es iſt ein nothwendiges Miſsverhältnis. Erſt in dem Socialismus kann ein philoſophiſches Volk ſeine entſprechende Praxis, alſo erſt im Poletariat das thätige Element ſeiner Befreiung finden.

Doch ich habe in dieſem Augenblick weder Zeit noch Luſt, dem „Preußen" das Verhältnis der „deutſchen Geſellſchaft" zur ſocialen Umwälzung und aus dieſem Verhältnis einerſeits die ſchwache Reaction der deutſchen Bourgeoiſie gegen den Socialismus, andererſeits die ausgezeichneten Anlagen des deutſchen Proletariats für den Socialismus zu erklären. Die erſten Elemente zum Verſtändnis dieſes Phänomens findet er in meiner Einleitung zur Kritik der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie („Deutſch-franzöſiſche Jahrbücher").

Die Klugheit der deutſchen Armen ſteht alſo in umgekehrtem Verhältnis zur Klugheit der armen Deutſchen. Aber Leute, welchen jeder Gegenſtand zu öffentlichen Stilübungen dienen muſs, gerathen durch dieſe formelle Thätigkeit auf einen verkehrten Inhalt, während der verkehrte Inhalt ſeinerzeit wieder der Form den Stempel der Gemeinheit aufdrückt. So hat der Verſuch des „Preußen", ſich bei Gelegenheit wie die der ſchleſiſchen Arbeiterunruhen in der Form der Antitheſe zu bewegen, ihn zu der größten Antitheſe gegen die Wahrheit verführt. Die einzige Aufgabe eines denkenden und wahrheitliebenden Kopfes, angeſichts eines erſten Ausbruches des ſchleſiſchen Arbeiteraufſtandes, beſtand nicht darin, den Schulmeiſter dieſes Ereigniſſes zu ſpielen, ſondern vielmehr ſeinen eigenthümlichen Charakter zu ſtudieren. Dazu gehört allerdings einige wiſſenſchaftliche Einſicht und einige Menſchenliebe, während zu der andern Operation eine fertige Phraſeologie, eingetunkt in eine hohle Selbſtliebe, vollſtändig hinreicht.

Warum beurtheilt der „Preuße" die deutſchen Arbeiter ſo verächtlich? Weil er die „ganze Frage" — nämlich die Frage der Arbeitsnoth — „bis jetzt noch" von der „alles durchdringenden politiſchen Seele" verlaſſen findet. Er führt ſeine platoniſche Liebe zu der „politiſchen Seele" näher dahin aus:

„Es werden alle Aufſtände in Blut und Unverſtand erſticken, die in dieſer heilloſen Iſolierung der Menſchen von dem Gemeinweſen und ihrer Gedanken von den ſocialen Principien ausbrechen; erzeugt aber erſt die Noth den Verſtand und entdeckt der politiſche Verſtand der Deutſchen die Wurzeln der geſelligen Noth, alsdann werden auch in Deutſchland dieſe Ereigniſſe als Symptome einer großen Umwälzung empfunden werden."

Zunächſt erlaube uns der „Preuße" eine ſtiliſtiſche Bemerkung. Seine Antitheſe iſt unvollkommen. In der erſten Hälfte heißt es: Erzeugt die Noth den Verſtand, und in der zweiten Hälfte: entdeckt der politiſche Verſtand die Wurzel der geſelligen Noth. Der einfache Verſtand in der erſten Hälfte der Antitheſe wird in der zweiten Hälfte zum politiſchen Verſtand, wie die einfache Noth der erſten Hälfte der Antitheſe in der zweiten Hälfte zur geſelligen Noth wird. Warum hat der Stilkünſtler beide Hälften der Antitheſe ſo ungleich bedacht? Ich glaube nicht, daſs er ſich darüber Rechenſchaft abgelegt hat. Ich will ihm ſeinen richtigen Inſtinct deuten. Hätte der „Preuße" geſchrieben: „Erzeugt die geſellige Noth den politiſchen Verſtand und entdeckt der politiſche Verſtand die Wurzel der geſelligen Noth", ſo konnte keinem unbefangenen Leſer der Unſinn dieſer Antitheſe entgehen. Zunächſt hätte jeder ſich gefragt, warum ſtellt der Anonyme nicht den geſelligen Verſtand zur geſelligen Noth und den politiſchen Verſtand zur politiſchen Noth, wie die einfachſte Logik gebietet? Nun zur Sache!

Es iſt ſo falſch, daſs die geſellige Noth den politiſchen Verſtand erzeugt, daſs vielmehr umgekehrt das geſellige Wohlbefinden den politiſchen Verſtand erzeugt. Der politiſche Verſtand iſt ein Spiritualiſt und wird dem gegeben, der ſchon hat, der ſchon behaglich in ſeiner Wolle ſitzt. Unſer „Preuße" höre darüber einen franzöſiſchen Nationalökonomen, Herrn Michel Chevalier: „Im Jahre 1789, als die Bourgeoiſie ſich erhob, fehlte ihr, um frei zu ſein, nur die Theilnahme an der Regierung des Landes. Die Befreiung beſtand für ſie darin, die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, die hohen bürgerlichen, militäriſchen und religiöſen Functionen den Händen der Privilegierten, welche das Monopol dieſer Functionen beſaßen, zu entziehen. Reich und aufgeklärt, imſtande ſich ſelbſt genug zu ſein und ſich ſelbſt zu lenken, wollte ſie ſich dem régime du bon plaisir entziehen."

Wie unfähig der politiſche Verſtand iſt, die Quelle der geſelligen Noth zu entdecken, haben wir dem „Preußen" ſchon nachgewieſen. Ueber dieſe ſeine Anſicht noch ein Wort. Je ausgebildeter und allgemeiner der politiſche Verſtand eines Volkes iſt, umſomehr verſchwendet das Proletariat — wenigſtens im Beginn der Bewegung — ſeine Kräfte an unverſtändige, nutzloſe und in Blut erſtickte Emeuten. Weil es in der Form der Politik denkt, erblickt es den Grund aller Uebelſtände im Willen und alle Mittel zur Abhilfe in der Gewalt und dem Umſturz einer beſtimmten Staatsform. Beweis: die erſten Ausbrüche des franzöſiſchen Proletariats. Die Arbeiter zu Lyon glaubten nur politiſche Zwecke zu verfolgen, nur Soldaten der Republik zu ſein, während ſie in Wahrheit Soldaten des Socialismus waren. So verdunkelte ihr politiſcher Verſtand ihnen die Wurzel der geſelligen Noth, ſo verfälſchte er ihre Einſicht in ihren wirklichen Zweck, ſo belog ihr politiſcher Verſtand ihren ſocialen Inſtinct.

Wenn aber der „Preuße" die Erzeugung des Verſtandes durch die Noth erwartet, warum wirft er die „Erſtickungen in Blut" und die „Erſtickungen in Unverſtand" zuſammen? Iſt die Noth überhaupt ein Mittel, ſo iſt die blutige Noth ſogar ein ſehr acutes Mittel zur Erzeugung des Verſtandes. Der „Preuße" muſste alſo ſagen: die Erſtickung im Blut wird den Unverſtand erſticken und dem Verſtande einen gehörigen Luftzug verſchaffen.

Der „Preuße" prophezeit die Erſtickung der Aufſtände, die in der „heilloſen Iſolierung der Menſchen vom Gemeinweſen und in der Trennung ihrer Gedanken von den ſocialen Principien" ausbrechen.

Wir haben gezeigt, daſs der ſchleſiſche Aufſtand keineswegs in der Trennung der Gedanken von den ſocialen Principien ſtattfand. Wir haben es nur noch mit der „heilloſen Iſolierung der Menſchen vom Gemeinweſen" zu thun. Unter Gemeinweſen iſt hier das politiſche Gemeinweſen, das Staatsweſen zu verſtehen. Es iſt das alte Lied von dem unpolitiſchen Deutſchland.

Brechen aber nicht alle Aufſtände ohne Ausnahme in der heilloſen Iſolierung des Menſchen vom Gemeinweſen aus? Setzt nicht jeder Aufſtand dieſe Iſolierung nothwendig voraus? Hätte die Revolution von 1789 ſtattgefunden ohne die heilloſe Iſolierung der franzöſiſchen Bürger vom Gemeinweſen? Sie war eben dazu beſtimmt, dieſe Iſolierung aufzuheben.

Das Gemeinweſen aber, von welchem der Arbeiter iſoliert iſt, iſt ein Gemeinweſen von ganz anderer Realität und ganz anderem Umfang als das politiſche Gemeinweſen. Dies Gemeinweſen, von welchem ihn ſeine eigene Arbeit trennt, iſt das Leben ſelbſt, das phyſiſche und geiſtige Leben, die menſchliche Sittlichkeit, die menſchliche Thätigkeit, der menſchliche Genuſs, das menſchliche Weſen. Das menſchliche Weſen iſt das wahre Gemeinweſen der Menſchen. Wie die heilloſe Iſolierung von dieſem Weſen unverhältnismäßig allſeitiger, unerträglicher, fürchterlicher, widerſpruchsvoller iſt, als die Iſolierung vom politiſchen Gemeinweſen, ſo iſt auch die Aufhebung dieſer Iſolierung und ſelbſt eine partielle Reaction, ein Aufſtand gegen dieſelbe um ſo viel unendlicher, wie der Menſch unendlicher iſt als der Staatsbürger, und das menſchliche Leben als das politiſche Leben. Der induſtrielle Aufſtand mag daher noch ſo partiell ſein, er verſchließt in ſich eine univerſelle Seele: der politiſche Aufſtand mag noch ſo univerſell ſein, er verbirgt unter der koloſſalſten Form einen engherzigen Geiſt.

Der „Preuße" ſchließt ſeinen Aufſatz würdig mit folgender Phraſe:

„Eine Social Revolution ohne politiſche Seele (das heißt ohne die organiſierende Einſicht vom Standpunkt des Ganzen aus) iſt unmöglich."

Man hat geſehen. Eine ſociale Revolution befindet ſich deswegen auf dem Standpunkt des Ganzen, weil ſie — fände ſie auch nur in einem Fabriksdiſtrict ſtatt — weil ſie eine Proteſtation des Menſchen gegen das entmenſchte Leben iſt, weil ſie vom Standpunkte des einzelnen wirklichen Individuums ausgeht, weil das Gemeinweſen, gegen deſſen Trennung von ſich das Individuum reagiert, das wahre Gemeinweſen des Menſchen iſt, das menſchliche Weſen. Die politiſche Seele einer Revolution beſteht dagegen in der Tendenz der politiſch einflusſsloſen Claſſen, ihre Iſolierung vom Staatsweſen und von der Herrſchaft aufzuheben. Ihr Standpunkt iſt der des Staats, eines abſtracten Ganzen, das nur durch die Trennung vom wirklichen Leben beſteht, das undenkbar iſt ohne den organiſierten Gegenſatz zwiſchen der allgemeinen Idee und der individuellen Exiſtenz des Menſchen. Eine Revolution von politiſcher Seele organiſiert daher auch, der beſchränkten und zwieſpältigen Natur dieſer Seele gemäß, einen herrſchenden Kreis in der Geſellſchaft, auf Koſten der Geſellſchaft.

Wir wollen dem „Preußen" anvertrauen, was eine „ſocial Revolution mit einer politiſchen Seele" iſt; wir vertrauen ihm damit zugleich das Geheimnis, daſs er ſelbſt nicht einmal in Redensarten ſich über den bornierten politiſchen Standpunkt zu erheben weiß.

Eine „ſociale" Revolution mit einer politiſchen Seele iſt entweder ein zuſammengeſetzter Unſinn, wenn der „Preuße" unter „ſocialer" Revolution eine „ſociale" Revolution im Gegenſatz zu einer politiſchen [illegible]

Digitized by Google

ſtatt einer ſocialen eine politiſche Seele verleiht. Oder eine „ſociale Revolution mit einer politiſchen Seele" iſt nichts als eine Paraphraſe von dem, was man ſonſt eine „politiſche Revolution" oder eine „Revolution ſchlechthin" nannte. Jede Revolution löst die alte Geſellſchaft auf; inſofern iſt ſie ſocial. Jede Revolution ſtürzt die alte Gewalt; inſofern iſt ſie politiſch.

Der „Preuße" wähle zwiſchen der Paraphraſe und dem Unſinn! So paraphraſtiſch oder ſinnlos aber eine ſociale Revolution mit einer politiſchen Seele, eben ſo vernünftig iſt eine politiſche Revolution mit einer ſocialen Seele. Die Revolution überhaupt — der Umſturz der beſtehenden Gewalt und die Auflöſung der alten Verhältniſſe iſt ein politiſcher Act. Ohne Revolution kann ſich aber der Socialismus nicht ausführen. Er bedarf dieſes politiſchen Actes, ſo weit er der Zerſtörung und der Auflöſung bedarf. Wo aber ſeine organiſierende Thätigkeit beginnt, wo ſein Selbſtzweck, ſeine Seele hervortritt, da ſchlendert der Socialismus die politiſche Hülle weg.

So vieler Weitläufigkeiten bedurfte es, um das Gewebe von Irrthümern, die ſich in eine einzige Zeitungsſpalte verſtecken, zu zerreißen. Nicht alle Leſer können die Bildung und die Zeit beſitzen, ſich Rechenſchaft über ſolche literariſche Charlatanerie abzulegen. Hat alſo der anonyme „Preuße" dem leſenden Publicum gegenüber nicht die Verpflichtung, vorläufig aller Schriftſtellerei in politiſcher und ſocialer Hinſicht, wie den Declamationen über die deutſchen Zuſtände zu entſagen, und vielmehr mit einer gewiſſenhaften Selbſtverſtändigung über ſeinen eigenen Zuſtand zu beginnen?"

Die neueſten Verkäufe.

(Finanzieller Brief aus Deutſchland.)

Realiſationsneigungen brauchen durchaus nicht das Signal zu einem Coursabſtieg zu ſein, wenngleich ſolche Verkäufe gewöhnlich von irgend einem Ereigniſſe ausgehen, das man dann unwillkürlich verallgemeinert. Das Privatpublicum ſowie die mittlere Speculation hat an Bergwerks- und Induſtrie-Actien ſo „dick" verdient, daſs es ſich ſchon ſeit mehreren Wochen frägt, ob der Nutzen nicht genommen, d. h. ob nicht endlich verkauft werden ſoll. Schließlich leben wir doch keineswegs im Taumel einer Gründungsperiode, wo vor lauter Hauſſeſtimmung die Wiederkehr der mageren Jahre erſt geſehen wird, wenn die brutalen Thatſachen da ſind. Der chriſtliche Bergarbeitercongreſs war es, deſſen Lohnerhöhungsdebatten die Börſe plötzlich beunruhigt haben. Der Gedanke, daſs eine Lohnerhöhung die Selbſtkoſten der Zechen erhöhen muſs, iſt ja richtig. Doch iſt nicht minder klar, daſs gerechte Lohnſätze eine Bergwerksgeſellſchaft inſoferne beſſer fundieren, als dieſe dann vor Strikeausbrüchen ſicherer bleibt. Man muſs nur bedenken, daſs jetzt, wo der Lieferungshandel in Hibernia, Harpener und Gelſenkirchen nicht beſchränkt iſt, ein verhältnismäßig geringes Angebot ſchon einen ganz anderen Coursdruck verurſacht, als früher. Ein weiteres Baiſſemoment trat mit dem Gerücht hinzu, daſs auf die Hamburger Spritfabrik Nagel (bekanntes Schmerzenskind der Dresdener Bank) die ſtarken Abſchreibungen noch keineswegs zuende ſeien. Damit waren zwei weitere Gebiete geſtreift: das Induſtrie- und das Bankengebiet, und zwar letzteres im Gegenſatze zu kurz verfloſſenen Tagen, in denen man vor allem deutſche Bankactien pouſſiert hatte. Es war die überraſchend gute Reorganiſation der Oregon Navigation, bei der man die günſtige Entwicklung des Bahnunternehmens ſelbſt gerne beiſeite ließ und alles dem allerdings großen Finanzierungstalent des Director Siemens zuſchreiben wollte. Auch das Steigen der Northern Pacific-Werte, beſonders der Preferred Shares, hatte animiert, da man die innerliche Erholung dieſes gewaltigen Unternehmens, das einſt an 200 Millionen Dollars Capital umfaſste, mit den beſſeren Verhältniſſen in der Union in Zuſammenhang bringen wollte. Es iſt immerhin lehrreich, zu erfahren, daſs die „betterments" der amerikaniſchen Bahnen im Jahre 1896 nicht weniger als [illegible] Tons Eiſen ꝛc. verſchlangen, demnach die früheren, nahezu unhaltbaren Bahnzuſtände zum guten Theil aufgehoben haben.

Die Lage des amerikaniſchen Eiſenmarktes intereſſiert bei uns freilich nicht ſo ſtark wie die der Bahnen, allein in Rheinland-Weſtphalen, wo die engeren Montantitel zu wägen und zu wagen haben, hört man jetzt nicht auf, die Concurrenzfähigkeit der Union genau zu verfolgen. Rückt doch auch der Moment immer näher, wo der [illegible] des Schutzzollſyſtems [illegible] antreten wird, und unter Europa einſchneidende Veränderungen erfahren dürfte. [illegible] nachdem die Silbermänner nur eine Niederlage [illegible] haben, [illegible] des [illegible] glauben [illegible] Staatsſchulden der Union [illegible] als Programmpunkt [illegible]

ſtändiſchen fertig werde. Dies allein ſoll der Grund ſein, weshalb drüben die cubaniſche Sache an Popularität verloren hat.

Spaniſche Fonds ſtehen wieder 64, und die Franzoſen ſcheinen den Herren in Madrid wieder Credit geben zu wollen, trotzdem ihr Andrängen auf eine verſöhnlichere Politik gegenüber Cuba und auch den Philippinen unerwartet nutzlos geblieben iſt. In Paris hat man aber ſeit Löſung der Frage wegen der türkiſchen Finanzenreorganiſation, oder richtiger, ſeit ihrer ſcheinbaren Löſung überhaupt ein gutwilligeres Herz. Beſonders zeigt ſich dies bei Ruſſen, aber die zahlreichen ruſſiſchen Unternehmungen, welche neuerdings wieder von den franzöſiſchen Banken financiert wurden, haben doch nicht gehindert, daſs auch Italiener gekauft werden, trotzdem deren anfängliche Mattigkeit gerade auf die nachhaltige Vorliebe für ruſſiſche Werte zurückgeführt wurde. Nur der Truſt, der in den letzteren Werten und natürlich der verſchiedenſten Gattungen gebildet werden ſoll, berührt die ſolide deutſche Bankwelt etwas unheimlich. Entweder Eiſenbahnprioritäten oder Staatspapiere, das iſt zu verſtehen, aber wie dort in Paris vielleicht eine Speiſekarte von Induſtriellen-Obligationen, wer könnte da hineinſehen? Auch Braſilien ſcheint plötzlich von franzöſiſchen Banken ſtark umworben zu ſein. Was die Verpachtung der Staatsbahnen betrifft, ſo weiß man ja in Oeſterreich am beſten, wie ſchwer ein Ausderhandgeben eines bedeutenden Transportunternehmens, — ſei es im Wege des Verkaufes oder der Verpachtung — für ein Staatsweſen ins Gewicht fällt. Im übrigen hofft man bei uns von der flotten Strömung des Pariſer Marktes auch einiges für Mexikaner. Gehandelt werden dieſelben zwar dort wenig, allein wenn London endlich aufhören kann, den Franzoſen gleichſam als Stütze fürs Haus zu dienen, ſo könnte eben die Stock Exchange einmal wieder Luſt an Mexikanern bekommen. Der auf 96 geſtiegene Cours bedeutet, was auch der Finanzminiſter Mexikos dagegen ſagen mag, ein Nahen der Converſion. Ob eine ſolche aus den inneren Verhältniſſen jenes Landes heraus gerechtfertigt erſcheint, bleibe hier lieber unuunterſucht. Jedenfalls kann man einer ehrlichen Regierung, die mit großen wirtſchaftlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, eine Verringerung ihrer Zinſenlaſt ſchon gönnen.

Gegen Schluſs der Woche hat ſich nur für Kohlenactien die Abgabeneigung fortgeſetzt, während Eiſenpapiere wieder Käufer anzogen. Das Grobblechſyndicat war nämlich zuſtande gekommen, ebenſo wie vorher die Walzdrahtvereinigung, der daſſelbe in Drahtſtiften wohl folgen dürfte. Die Börſe läſst ſich von allen derartigen Nachrichten fortreißen, ohne z. B. zu wiſſen, wie es mit der gemeinſchaftlichen Verkaufsſtelle ausſieht; vernimmt man nun noch gar von ſofortigen Preiserhöhungen, ſo iſt die zuverſichtliche Meinung fertig und es wird nicht im mindeſten darüber nachgedacht, wohin denn unſere Induſtrie gelangen ſoll, wenn ſie neben den Rohmaterialien auch alle Zubehör theuer einzukaufen hat. Einſtweilen iſt ja die Anſpannung in allen Branchen noch ſehr groß, allein wenn erſt die neuen Bedingungen in Kraft treten, kann ſich dies auch ändern. Händler und Producenten bilden nun einmal oft Gegenſätze, die ſchwer zu überbrücken ſind und es wird ſich zeigen, daſs auch am Eiſenmarkt der Kaufmann ſchließlich eine allzuſtarre Form durchbrechen wird. Bei einem wichtigen Product anderer Branche ſehen wir dies bereits, indem jetzt die Händler mit Kunſtdünger zu der Convention der betreffenden Fabriken eine geſchloſſene feindſelige Haltung einnehmen. In einem Kampfe, der lange vor der Preſſe verborgen gehalten wurde, zwiſchen den Fabrikanten und den Verkäufern von Spiegelglas, waren die Fabrikanten endlich gezwungen, von ihren drakoniſchen Preisſatzungen herunterzugehen. Es wäre ſonſt eine neue Fabrik, die billiger gearbeitet hatte, ziemlich raſch errichtet worden. Das iſt ein Artikel, der niemals zu der Ehre eines wahrhaft ehernen Ringes gekommen wäre, ohne die in dieſem Falle merkwürdige Gunſt unſerer Schutzzollpolitik.

S. v. H.

Dante Alighieri.

Von Dr. Karl Federn.

[illegible] im Menſchenthum
[illegible] aufgeſchloſſen,
[illegible] Ausblick himmelwärts,
[illegible] Welt hat zu ſtrahlen.
[illegible] Zenell auf Dante.

Vor etwa anderthalb Jahren hat Herman Grimm in der „Deutſchen Rundſchau" die Anſicht ausgeſprochen, daſs nur vier Dichter im [illegible] Sinne der Weltgeſchichte angehören: Homer, Dante, Shakeſpeare und Goethe.

Dante iſt der von dieſen Vieren am wenigſten Gekannte. Die „Gebildeten" wiſſen, daſs er ein großer Dichter war, der im Mittelalter gelebt hat, [illegible] und aus Florenz verbannt [illegible], der die [illegible] geſchrieben hat, in der die Hölle [illegible], und daſs [illegible] in ſeinem Leben eine Rolle [illegible], ſo beſchränkt ſich die Kenntnis [illegible]: Lasciate ogni speranza! [illegible] einen Geſange [illegible] beiſeite gelegt.

Digitized by Google

„Wenn ein Buch und ein Kopf zuſammentreffen", ſagt Schopenhauer, „und es gibt einen hohlen Klang, ſo muſs nicht immer das Buch daran ſchuld ſein."

Freilich Einzelne gibt es, die Dantes Werke wieder und immer wieder leſen, die ſie faſt auswendig wiſſen, und in allen civiliſierten Ländern diesſeits und jenſeits des Oceans gibt es Menſchen, die dem Studium ſeines Lebens und ſeiner Werke ihr ganzes Leben gewidmet haben; an italieniſchen Univerſitäten gibt es eigene Lehrkanzeln für ihn, gleich als ob er eine ganze Wiſſenſchaft wäre; an 400 italieniſche Ausgaben der „Divina Commedia" ſind bis jetzt erſchienen; in alle Culturſprachen, ſelbſt ins Armeniſche, iſt ſie überſetzt worden, die neunzehnte vollſtändige deutſche Ueberſetzung wird im Jahre 1900 erſcheinen; eine ganze Reihe von Zeitſchriften wird in Europa und Amerika herausgegeben, die ſich nur mit Dante befaſſen; über kein Buch in der Welt außer der Bibel und über keinen Menſchen in der Welt iſt ſo viel geſchrieben worden, wie über dieſen einen Mann. Eine Bibliothek müſste die Dante-Literatur aufnehmen, ein Menſchenalter dürfte nicht genügen, ſie zu leſen. Ein italieniſcher Gelehrter, Del Balzo, hat die auf Dante verfaſsten Dichtungen zu ſammeln verſucht: er hat zehn Octavbände von je 500 Seiten herausgegeben, er hat Gedichte von mehr als tauſend Autoren vereinigt, und jedes Jahr bringt neue Begeiſterung neuer Dichter, neue Beiträge hinzu. Ins ſiebente Jahrhundert reicht jetzt dieſe gewaltige Wirkung, in dem unſeren hat ſie ſich am mächtigſten geoffenbart. — Das, was Generation auf Generation ſo tief ergreift, und zu einer Zeit, wo alles perſönliche Intereſſe längſt aufgehört hat, wo alle ſogenannte „Actualität" längſt geſchwunden iſt, das muſs bis ans Tiefſte und Innerſte der Menſchheit gegriffen haben.

Und dennoch iſt es nicht zum verwundern, daſs nur ſo wenige zu dem hohen Genuſſe gelangen, den die Kenntnis Dantes gewährt. Er ſelbſt warnt diejenigen, die nicht gut für ihn gerüſtet ſind, und beginnt den zweiten Geſang des Paradieſes mit den Worten:

O ihr, die mir gefolgt im kleinen Kahn,
Zu hören wünſchend, hinter meinem Kiel,
Der ſingend zieht auf ſeiner blauen Bahn,
Kehrt lieber um! Laſst dieſes hohe Ziel!
Geht nicht ins Meer! Ihr könntet, mir entfahren,
Verloren treiben als der Wellen Spiel!
Das Waſſer, das ich nahm, ward nie befahren!

Allerdings läſst er ſich an einer anderen Stelle ſagen:

„Wenn man von deinem Wort auch nicht erbaut iſt
Beim erſten Koſten, Lebensnahrung läſst es
Wohl jedem nach, wenn es einmal verdaut iſt!"

Seine Werke ſind von ſo hohen Geſichtspunkten geſchrieben, es ſind ſo tiefe Fragen und Probleme darin behandelt, es iſt ſo viel Wiſſenſchaft und ſo viel Geheimnis darin verarbeitet, es iſt ſo voll von Anſpielungen auf Perſonen, Verhältniſſe, Bücher der Zeit, es beruht ſo ganz auf uns zum größten Theil entſchwundenen Welt- und Lebensauffaſſungen — vielleicht wird nicht einmal der Fauſt, das einzige Werk, mit dem man die „Divina Commedia" vergleichen kann, den Leſern des 24. Jahrhunderts ſolche Schwierigkeiten machen, wie uns die Dichtung Dantes. Die Folge iſt, daſs Dante, wie Pochhammer in ſeiner intereſſanten Broſchüre „Dante und die Schweiz" ſehr richtig bemerkt, „unter die Erklärer gefallen iſt, ſtatt wie Homer unter die Rhapſoden", daſs mehr die Gelehrten ſich ſeiner bemächtigt haben, anſtatt der Dichter und der dichteriſch Empfindenden, daſs man ſtatt „den Lebenden zu hören, ihn gleich einem Todten den Anatomen zum Secieren überließ".*) In ſeiner ſchönen Vorleſung über Dante thut Carlyle dieſe unendliche Literatur kurz und richtig mit den Worten ab: „Viele Bände ſind zur Commentierung Dantes und ſeiner Werke geſchrieben worden, im ganzen ohne großes Reſultat." Beſſer als dieſen Wuſt zu leſen, thäte man, die vordanteske Literatur zu ſtudieren, die Literatur, die er geleſen, die er benutzt, die ihn gebildet hat. Das gilt freilich nicht von allem. Es gibt Commentare, die niemand entbehren wollen wird, Werke über Dante, die einem gerade dieſe Arbeit erleichtern. Die ſcharfſinnigen und klaren Bücher Scartazzinis werden für jeden treffliche Behelfe ſein, die genialen Schriften Wittes, der ſo menſchlich ſchrieb, daſs man ſelbſt ſeine kritiſch-philologiſchen Aufſätze mit Genuſs lieſt, werden jeden erfreuen. Durch dieſe und andere Männer iſt uns Neueren der Weg zum Verſtändnis Dantes weſentlich erleichtert worden.

Aber die größte Schwierigkeit für den deutſchen Leſer iſt, daſs alle bisherigen Ueberſetzungen gänzlich ungenügend ſind. Dante ſelbſt ſagt: „Es wiſſe jeder, daſs nichts, was in muſikaliſcher Harmonie gebunden iſt, ſich aus einer Sprache in die andere übertragen läſst, ohne daſs all ſeine Süße und Harmonie gebrochen würde." „Gebrochen" — das iſt das richtige Wort. Der Klang, der melodiſche Tonfall, iſt das der Dichtung Weſentlichſte, denn es gibt ihr die unwiderſtehliche Gewalt der Stimmung. Und dieſe Gewalt, die auch den Leſer, der den ganzen Sinn noch nicht faſst, mit der bloßen Macht der Schönheit im Original hinreißt, die haben weder [illegible] meiſter zu bewahren gewuſst. Und gar die neueſten Ueberſetzungen, von denen gilt das Wort Schillers: „Das iſt als wenn man Perlen in einem Schmelztiegel zerreiben würde." Es ſollte überhaupt keine Ueberſetzung publiciert werden, der man an irgend einer Stelle anmerkt, daſs ſie eine Ueberſetzung iſt.

Dante würde weit mehr geleſen werden, wenn wir eine Ueberſetzung hätten, wie wir ſie von Shakeſpeare haben, und wenn wir ſtatt der Commentare ein Buch hätten, das eine Art Einführung in die Lectüre Dantes bildet, das die Geſchichte der Zeit und der Stadt die culturhiſtoriſchen, philoſophiſchen und literariſchen Vorausſetzungen gedrängt und klar enthielte.*)

Vom Leben Dantes wiſſen wir faſt nichts. Die wenigen Thatſachen, die ſicher feſtſtehen, ſind in einer Viertelſtunde erzählt. Die meiſten ſogenannten Biographien ſind „Dante-Romane, die auf unwahrſcheinlichen Traditionen und willkürlichen Conjecturen beruhen." (Sicarazzini). Erſt in unſerem Jahrhundert und eigentlich erſt in den letzten Jahrzehnten haben ſtrenge Forſcher aus den ſorgfältigſt controlierten Mittheilungen der Zeitgenoſſen — die leider voller Widerſprüche ſind — und aus den wichtigen Andeutungen in den Schriften des Dichters ſelbſt, einen recht ärmlichen Faden herauspräpariert, an dem wir die Entwicklung ſeiner Werke verfolgen können.

Es könnte uns wundern, daſs uns die Zeitgenoſſen ſo wenig von einem Manne wie Dante erzählen; und manches iſt gewiſs verloren gegangen. Aber im allgemeinen trugen die Zeitgenoſſen um anderes Sorge. Für die Menſchen des 13. Jahrhunderts war Dante nicht der „Dante", den wir kennen, ſo wenig als Shakeſpeare für die des 16. unſer „Shakeſpeare" war. Er war für ſie der Dante Alighieri vom Petersthor in Florenz, ein Gelehrter, von dem man wuſste, daſs er auch hübſche Gedichte ſchrieb, wie Shakeſpeare der Sohn des Handſchuhmachers aus Stratford, der Schauſpieler, der auch Stücke bearbeitete. Als Dante alt war, hatte er wohl einen großen Ruhm erworben — obgleich er noch in ſpäteſten Jahren ſchreiben konnte:

„Umſonſt würd' ich euch ſagen, wer ich bin,
Da doch mein Name nicht gar weit ertönet"

— aber von ſeiner ganz überwältigenden Größe, von dem Tiefgang und der Weite ſeines Genies, von dem ungeheueren Bau ſeiner dichteriſchen Phantaſie, zu dem er langſam Jahr für Jahr, in Erlebniſſen Studien und Schriften, die für ſeine Umgebung ganz unüberſehbaren Fundamente legte — davon ahnten ſie nichts. An der Welt in ihm und ihren verſchloſſenen Thoren giengen ſie blind vorüber. Brandes hat für dieſe ſich immer wiederholende Erſcheinung ein ſchönes Bild gebraucht: Wenn ein Mann ſeiner Zeit um zwanzig Schritte voraus iſt, ſo folgt man ihm und preiſt ihn als Führer, wenn er ihr aber tauſend Schritte voraus iſt, ſieht man ihn gar nicht mehr, und erſt lang nachher ſucht und richtet man ſich nach ſeinen Spuren. Aber das iſt nur ein Bild. Sicherlich iſt ein Grund der, daſs gerade bei ſolchen Menſchen, welche die tiefſten Schächte ausarbeiten und die weiteſten Gebiete umfaſſen, die Arbeit und die Aeußerungen langſam und ſchwerverſtändlich ſind. Das Genie arbeitet ſcheinbar wie die Geiſter an Aladdins Palaſt: eines Tages ſteht er da — aber wie er gebaut ward, das kann man nicht ſehen. Den ungebauten Häuſern des Genies gegenüber ſind faſt alle Leute Narren. Manchmal tritt auch ein anderer Grund ein, und der gilt für Shakeſpeare, wie der frühere für Dante, daſs ſeine Werke ſo ſehr der eigenſte Ausdruck der Zeit waren, daſs ſie ihr natürlich und gar nicht als etwas Beſonderes erſchienen — gemein wie das Meer, wie die Sonne, wie der Pflanzenwuchs des Frühlings.

Dante jedenfalls war während der erſten Hälfte ſeines Lebens ein junger Mann aus guter Familie, der auch recht hübſche Gedichte ſchrieb; während der zweiten ein verhältnismäßig unwichtiger, leidbedrückter, armer, wandernder, freundloſer Mann, der zumeiſt nicht wuſste, wovon er leben ſollte, eher als politiſche Perſönlichkeit, denn als Dichter bekannt, aber auch als ſolche Anhänger einer unterliegenden, einer verhaſsten Partei, ein Ruheſtörer, [illegible] ſich nie erfüllten und unerfüllbar waren. Alles dies und viel anderes gibt ſeinem Leben einen tieftragiſchen Zug. Ja, er iſt eine der tragiſchſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte. Ein Mann, mit deſſen Willen alle Conflicte gegeben waren, die [illegible], in der eine ganz überragend entwickelte Perſönlichkeit mit ihrer Zeit und Welt [illegible]. Kein Element der Tragödie fehlt, auch nicht die Katharſis — der wundervolle melodiſche Ausklang ſeiner [illegible]. So ſchildert Carlyle den Eindruck, den ſein Geſicht auf dem Bild macht, das uns [illegible] als echt bezeichnet werden kann, als „das traurigſte Geſicht, das je nach der Wirklichkeit gemalt wurde [illegible]

[illegible]

*) Paul Pochhammer. Dante und die Schweiz, [illegible]

Digitized by Google

tungsloſes Ding wäre und der, den es zu quälen und zu würgen Macht hatte, viel größer als es. Es iſt das Geſicht eines Mannes, deſſ' ganzes Weſen ein Proteſt iſt ... Liebe ganz und gar in Entrüſtung verwandelt, eine unverſöhnliche Entrüſtung, langſam, gerecht und ſchweigend wie die eines Gottes.“

Ich ſagte, wir wiſſen faſt nichts von ihm, und wir haben doch alle ſoviel von ihm, von ihm perſönlich zu ſagen. Wir können ſagen: es gibt kaum einen großen Dichter, über den wir weniger wiſſen und den wir beſſer kennen. Emerſon meinte das von Shakeſpeare; wie viel mehr muſs es von Dante gelten! Denn was wollen wir denn wiſſen, wenn wir die Lebensgeſchichte eines Menſchen ſtudieren, wenn wir nachforſchen, ob er in dieſer oder jener Stadt gelebt hat, wo er gelernt und mit wem er verkehrt hat, ob er geliebt wurde und wie er verheiratet war, wie er ſich in dieſer oder jener Lage benommen, wie er zu den Werken kam, die wir kennen, warum ſpüren wir ſeinen Büchern nach, und vergleichen ſeine Porträts und Bücher? Sind es denn dieſe armen Thatſachen, die uns intereſſieren? Iſt es wirklich nur ein pedantiſcher, ſchulmeiſterlicher Trieb nach Daten? Oder wollen wir nicht vielmehr erſchließen, was für ein Menſch der war, der hinter all' dem ſteckte, den wir aus ſeinem Thun erkennen wollen, wie aus ſeinen Schriften? Und da ein wirklicher Dichter das heftigſte, was ihn bewegt, das was ihn am tiefſten erſchüttert, in ſeinen Werken ausſpricht, und da jeder nur das wirklich ergreifend ausſprechen kann, was er empfunden hat, da jeder die Welt nur ſo darſtellen kann, wie er ſie ſieht, darum wird uns das Innerſte eines Menſchen in wenigem ſo bloßgelegt wie in dem, was er gedichtet hat ... allerdings nur für den, der leſen kann. Aber es gibt große Unterſchiede in der Intimität des Ausdrucks. Was erfahren wir von Shakeſpeare über Shakeſpeare? Wir ſehen in einen Rieſengeiſt, in eine ungeheure Phantaſie, in der ſich die ganze Welt ſpiegelt, in einen Kopf, der Männer und Frauen gekannt hat bis in die innerſten Falten ihrer Seele; wir müſſen ſchließen, dieſer Mann hat Liebe und Haſs bis zur Neige gekoſtet, alles Licht und alle Schatten in der Natur geſchaut, denn er hat den „Sommernachtstraum“ geſchrieben und die Sturmnacht im „Lear“; er kannte das Zarteſte wie das Derbe, denn er hat Imogen dargeſtellt und Perdita, und Falſtaff und ſeine Kneipgenoſſen geſchaffen und Caliban, er muſs alle Abgründe des Elends und den ganzen Zorn über die Schlechtheit der Menſchen empfunden haben, denn er hat den „König Lear“ geſchrieben und den „Timon von Athen“ — aber alles das können wir nur in großen Zügen feſtſtellen und der Verſuch, den Georg Brandes jetzt unternommen, die pſychologiſche Geſchichte des Mannes Shakeſpeare aus ſeinen Stücken zu reconſtruieren, ſcheint ſehr gewagt. Denn nirgends in ſeinen Dramen zeigt Shakeſpeare das eigene Geſicht. Er bleibt ſtets weit hinter der Scene.

Ganz anders Goethe. Da iſt die Maske des Dichters viel durchſichtiger. Die Entwicklungsphaſen laſſen ſich ſcharf verfolgen. An ſehr vielen Stellen im Werther, im Fauſt, im Wilhelm Meiſter iſt der Schleier ſo dünn, daſs er reißt — hier ſpricht nur Goethe. Indeſſen haben wir ſo viel Briefe von ihm, ſo viel Bemerkungen über ſeine Werke und ſein Schaffen, wir wiſſen durch ſeine Zeitgenoſſen ſo viel faſt über jeden Tag ſeines Lebens, daſs wir nicht mehr genau ſagen können, auf welche Weiſe unſere Erkenntnis gekommen. Aber daran, daſs er perſönlicher, minder objectiv dichtete als Shakeſpeare, kann kein Zweifel ſein.

Nun, noch viel, viel perſönlicher hat Dante geſchrieben. Er iſt der Held aller ſeiner Werke, nicht etwa eine Figur, die er nach ſich gezeichnet, ſondern er ſelbſt leibhaftig perſönlich: Dante Alighieri vom Peterstbor in Florenz. Er hat Beatrice geliebt, er war in der Hölle, auf dem Läuterungsberge und im Paradies. Er ſelbſt. Er erzählt's uns. Das Wort Ich begegnet uns auf jeder Seite ſeiner Poeſien. All' ſeine Werke ſind „Dichtung und Wahrheit“ aus ſeinem Leben. Das iſt einer der Züge, die ſie ſo überaus lebendig macht, der uns ſo tief daran theilnehmen läſst. Er iſt ein Dichter von unerhörter Subjectivität, er nimmt zu jeder Frage, zu jeder Perſönlichkeit, zu jedem Ereignis Stellung. Er iſt für ſeine Zeit ungeheuerlich modern und actuell. Denn er nennt ja ſich und alle Bekannten beim Namen. Seine Leſer konnten leſen, was ihr jüngſt verſtorbener Vetter im hölliſchen Feuer getrieben, was ihre Schweſter im Paradieſe beſchäftigt. Darum lernen wir ſein Jahrhundert ſo ſehr aus ihm kennen, darum ſagt er uns ſoviel mehr von ſeiner Zeit als ſeine Zeit uns über ihn ſagt. Nur in eine Seele aus jenen fernen Tagen können wir ganz hineinſchauen: in die Dantes. Und darum ſage ich, daſs wir ihn ſo gut kennen; wir hören ihn ja unaufhörlich ſelbſt ſprechen und lauter vielſagende Worte über [illegible] Dinge. Freilich muſs man hier wieder hören können. Und es iſt zum Verzweifeln, wie albern ſich ſonſt kluge Leute dabei anſtellen, wie [illegible] dabei vorgegangen wird. Faſt allen fehlt der [illegible] Blick, der nöthig iſt, um aus den Theilen das Ganze zu erkennen. [illegible] kleben am einzelnen und [illegible], alles wird [illegible] genommen, an [illegible] Tage die [illegible] Folgerungen [illegible], wo zwei gleiche Ausdrücke vorkommen, müſſen ſie daſſelbe bedeuten. Daran, daſs ein Dichter ja nicht alles ſagt, daſs Wort und Meinung ſich gar oft nicht decken, daſs manches [illegible] gleichgiltig geſagt ſein kann, das wird gar nicht in Rechnung gezogen.

Ein anderer Hauptfehler iſt, daſs ſtets die Meinungen des Dichters zum Gegenſtande der Unterſuchung gemacht werden anſtatt des Seelenzuſtandes. Auch das iſt ein Beweis, daſs das Gelehrtenhafte in der Auslegung überwog. Scharfſinnige und wertvolle Abhandlungen ſind über den Zuſammenhang der drei Hauptwerke, über den „Geiſtesgang“ Dantes geſchrieben worden, aber immer iſt nur von dem Wechſel in Dantes philoſophiſchen und religiöſen Anſichten die Rede und nirgends, außer in jener flüchtigen, oben citierten Andeutung Carlyles habe ich ein Wort darüber gefunden, welch furchtbare Umwälzung ſich in der Seele des Menſchen vollzogen haben muſs, der von einem ſo zarten, kindlich liebevollen Werk wie die „Vita Nuova“ zu einem ſolchen Zorn- und Strafgedicht gekommen iſt, wie es die „Divina Commedia“ iſt. Ja, die Zeit der „Divina Commedia“ wird allgemein als die Zeit des Friedens und der Seelenruhe bezeichnet. Der Mann, der dieſes Werk ſchrieb, der war wohl in ſich feſt und ſeines Weges ſicher, aber der Welt gegenüber war er von bebender Empörung erfüllt, gegen die Menſchen erfüllte ihn heilloſer Zorn, denſelben, der einſt nach eigenem Geſtändnis „nur das eine Wort Liebe“ für ſeine Empfindung gegen alle Menſchen fand. Scartazzini in ſeinem letzten Buch nennt Dante „einen Menſchen aus einem Guſſe, eine granitene Natur“. Nein, das iſt er ſpät und langſam geworden. Der Guſs war einſt weich und ſchmiegſam, der infolge des tragiſcheſten Schickſals ſo hart und graniten wurde.*)

Ich ſagte, es gäbe nur ein Werk, mit dem man die „Divina Commedia“ vergleichen könne, und das ſei der Fauſt. Es ſind nicht nur beide Menſchheitsgedichte, in denen die Frage des Menſchen und ſeiner Beſtimmung aufgeworfen wird, in denen wir „vom Himmel durch die Welt zur Hölle“ oder umgekehrt geführt werden, und in Bild und Symbol alle Kreiſe des Daſeins wahrnehmen können, ſondern das weſentlich Gleiche. Der Grund, weshalb ich den „Fauſt“ nenne und nicht etwa die „Meſſiade“ oder „Das verlorene Paradies“, iſt wieder das Perſönliche und Actuelle der beiden Dichtungen. Sie erzählen nicht Schöpfung und Sündenfall, wie Milton, nicht die Paſſionsgeſchichte wie Klopſtock, ſie ſingen nicht kosmiſche Epen aus ferner, vergangener Zeit, ſondern Dante und Goethe bleiben feſt in der Gegenwart ſtehen und reißen rechts und links von uns die Pforten ins Jenſeits auf, die immer neben uns liegen, ſie öffnen die Wand unſeres Zimmers und zeigen die myſtiſchen Reiche, in denen wir alle Zeit wandeln. Fauſt iſt ein völlig moderner Menſch, der ideale Typus des modernen Menſchen, Mephiſtopheles iſt ein höchſt moderner Teufel und modernes Leben oder genauer Leben aus Goethes Zeit ſpielt in allen Scenen.

Daſſelbe gilt von Dante für ſeine Zeit. Er ſingt kein Schreckenslied von der fernen, künftigen Hölle, keinen Hymnus auf das Paradies, ſondern am Charfreitag des Jahres 1300, als er ſelbſt gerade 35 Jahre alt war, kam er vor das Thor des todten Volkes und durch die ganze Oſterwoche zog er durch die Reiche der Todten und er ſelbſt berichtet uns mit höchſter Plaſtik und in außerordentlicher Erregung, was er dort erlebt und geſchaut. Wir können jeden Schritt und jede Stunde controlieren, klare Pläne ſind nach ſeinen Worten gezeichnet worden, jedes Fleckchen wird mit genauen Vergleichen beſchrieben — das ganze Gedicht hat eine geradezu erſchreckende Realität. Es iſt kein Wunder, daſs die Frauen von Ravenna, wenn er durch die Straßen gieng, ſcheu zur Seite wichen und auf ihn zeigten: „Das iſt der, der in der Hölle unten geweſen iſt!“

Das führt uns auf den zweiten Zug, der Dante zum originalſten aller europäiſchen Dichter bis zu ſeiner Zeit macht. Viſionen der jenſeitigen Reiche ſind ſchon vor ihm geſchrieben worden; Vergils Aeneis hat ihn direct beeinflusſt und deſſen Unterweltsfahrt iſt ſelbſt der Odyſſee entlehnt. Chriſtliche Viſionen gab es gleichfalls; aber es waren Märchen und Mythen, wie die Höllenfahrten der Antike, oder tendenziöſe Schreckbilder, wie die der chriſtlichen Zeit, die letzteren faſt durchwegs ohne poetiſchen Wert und ſo verſchwindend neben Dantes Viſion, wie die Puppenſpiele neben der Tragödie Goethes. Aber Dante übertraf ſie nicht nur an künſtleriſcher Qualität. Er gab ein Novum überhaupt. „Das Waſſer, das ich nahm, ward nie befahren.“

Dante iſt aus einer Zeit der Poeſie hervorgegangen, in der zwei Gattungen überwiegen: Ritterepos und Minneſang. Er ſelbſt iſt aus dem Minneſang emporgewachſen, die religiöſe Dichtung hat ihn beeinflusſt, aber nur das Epos kommt hier für uns in Betracht. Wenn wir die [illegible] zum Vergleiche ziehen, wie Wolfram von Eſchenbachs Parcival: ſo viel [illegible] Pſychologie darin iſt, ſo viel myſtiſch religiöſe Ideen [illegible], ſie [illegible] hatten.

Dante verließ auch hier jeden gebahnten Weg und brach durch die Wand. Er [illegible] Metaphyſiſche. Sein Epos iſt ganz anders als alle anderen. Er erzählte uns keinen Ritter- und Liebesroman, keine Entwicklungsgeſchichte eines jungen Helden, ſeine Abenteuer, [illegible] und ſeine endliche glückliche Vereinigung mit der Geliebten [illegible], ſondern er blieb wieder mitten in der [illegible], ſah hinauf und hinab, in ſich und um ſich, [illegible] Seele und die in [illegible] Metamorphoſen [illegible] Zeit; und er er-

[illegible]

zählte nicht eine Geſchichte, die in dieſer Welt ſpielt, und an einer Stelle wie ein Faden durch ſie hindurchzieht, ſondern die ganze ungeheure wirkliche Welt begann um ihn zu kreiſen und ſich ihm in Kreiſen zu ordnen, und er erbaute aus ihr jenen Dom, deſſen Gründe in die dunkelſten und furchtbarſten Tiefen der menſchlichen Seele, in den Pfuhl aller Verworfenheit hinabführen und alle Schauder und Entſetzlichkeiten jener wilden und grauſamen Zeiten in einem furchtbaren Gerichte wiederſpiegelte, das die zornige Gottheit jener Tage hält; der dann emporſteigt von Grad zu Grad, in Leitern und Spiralen, die mit Menſchen erfüllt ſind, bis zur höchſten lichtumfloſſenen Glorie und gotterfüllten Extaſe empor, deren die menſchliche Seele fähig iſt. Und in allen Räumen dieſes Doms finden wir die Menſchen jener Zeit wieder, und vom Geheul tief unten durch die Bußgeſänge der Treppen bis hinauf zu den Chören im himmliſchen Reich tönt eine Muſik vielſtimmiger Accorde, in welche Ton auf Ton all der vielen Sprecher einfällt: die Terzinen Dantes.

Er wandelte die ſichtbare Welt in die unſichtbare Kirche um, die er ſchaute und ſichtbar machte. Der Gegenſtand ſeines Liedes iſt die ganze Welt. Sie ordnete ſich ihm kosmiſch; denn er zieht durch das Erdinnere und den Erdmittelpunkt und über die jenſeitige Hemiſphäre empor, und durch die Luft und die kryſtallenen Himmel hindurch bis ins Empyreum, wo die weißleuchtende Roſe des Paradieſes ſich ausbreitet und die Gottheit thront und der ungeheuere ewige Kreislauf liebend gelenkt wird. Sie ordnete ſich ihm moraliſch nach allen menſchlichen Anlagen, nach allen Verworfenheiten und Herrlichkeiten der menſchlichen Natur in dreimal neun Kreiſen; und nicht etwa in kalten, philoſophiſchen Eintheilungen, ſondern wohlbekannte Geſichter, Menſchen, die alle wirklich gelebt, füllen die Kreiſe, ihr Jammer und ihr ſeliges Singen durchtönt ſie, die ganze Welt jener Tage finden wir in den wunderbaren Kreiſen geordnet wieder. Mit vollem Recht durfte er es „Das heilige Lied" nennen, „an welches Erd' und Himmel Hand gelegt!"

Aber damit ſind wir noch nicht zuende, noch tiefſinniger iſt die Dichtung gefaſst: Ein neuer Blick, und dieſe ganze Welt verſchwindet: der Makrokosmus wird zum Mikrokosmus, wir ſind nicht mehr in der Welt, wir ſind in einer Seele: Ruhen und Seufzen im erſten Stadium der Fahrt, es fehlt der Glaube, die erſte Erleuchtung; raſende Stürme im zweiten, das ſind die Leidenſchaften der Sinne, die die Seele hin- und hertreiben; ekelhafter Koth und Näſſe und Geſtank im dritten, wo Völlerei und Unmaß die Seele dumpf und ſtumpf gemacht; ſiedendes Blut fließt um Mörder und Tyrannen, und ſo geht es fort, bis völlige Verſtocktheit im Böſen gleich ewigem Eis die erſtarrte, feſtgefrorene Seele im tiefſten kälteſten Schlunde feſthält. Lichtere Stationen kennt die Buße: da läuft, wer vorher zu träg geweſen, den Neidiſchen ſind die Augen vernäht, wer zu üppig geſpeiſt, der faſtet und hungert, wer zu leichtlebig war, ruht unbeweglich ſtill: es iſt die büßende Seele, die ſich verſagt, durch was ſie verſucht worden. Und derſelbe Symbolismus wiederholt ſich in den ſteigenden Wonnen des Paradieſes. Und wir erkennen: dieſe ungeheure bewegte Welt iſt nur ein Bild, in jedem Kreis iſt eine Seelenqual, eine Sünde, eine Buße, eine Wonne ſymboliſirt. Die ganze myſtiſche Reiſe iſt der Weg einer Seele durch alle Verſuchungen, Bußen und Läuterungen zum Frieden, zur Seligkeit, zur Erkenntnis und zur Einheit mit Gott empor.

Und wieder fällt ein Schleier von unſeren Augen: das iſt nicht nur der arme Florentiner Dante Alighieri, der hier geht, der dies ſchaute und zum Frieden kam — das iſt der Menſch, der Chriſt überhaupt, der ſeinen inneren Weg des Falles und der Erlöſung geht. Darum iſt die Oſterwoche für die Fahrt gewählt. — Das iſt die Welt mit ihren Kreiſen und das iſt zugleich eine Seele, und was während eines Lebens in ihr vorgeht, alle Verſuchungen, alles Streben, alle Qualen der Buße, alle Wonnen der Erleuchtung: Makrokosmus und Mikrokosmus.

Das haben nicht etwa die Ausleger in Dante hineingelegt, das ergibt ſich nicht nur klar aus den Bildern des Gedichtes, ſondern Dante ſelbſt macht wiederholt auf den vierfachen Sinn ſeines Werkes aufmerkſam. Und erſt wenn man eine Ahnung von dem Ungeheuren hat, was in dieſem Werk verſucht und gelungen iſt, was hier mit wunderbarer Kunſt vereinigt und dargeſtellt iſt, dann erſt weiß man die Divina Commedia zu leſen, dann erſt begreift man, was für eine Bedeutung dieſes Gedicht in der Welt gewonnen hat.

Wieder muſs ich zum Vergleich mit Fauſt zurückkehren. Beide ſind Menſchheitsgedichte, das eine chriſtlich, das andere modern, die ganze Aenderung der Weltanſchauung durch ſechs Jahrhunderte, in die Renaiſſance und Reformation, Erneuerung der Wiſſenſchaft und der Antike fällt, prägt ſich in ihnen aus. Beide enthalten das Problem des emporringenden Menſchen. Sowie der Pilger Dante zur Menſchenſeele überhaupt wird, ſo ſagt Fauſt durchſichtig:

„Das, was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt,
Will ich in meinem innern Selbſt genießen,
Mit meinem Geiſt das Höchſt' und Tiefſte greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Buſen häufen,
Und ſo mein eigen Selbſt zu ihrem Selbſt erweitern!"

Nur löst Dante das Problem chriſtlich durch Glauben und Buße, vom modernen Fauſt heißt es: „Wer immer ſtrebend ſich bemüht, den können wir erlöſen." Selbſtändiger, freier, ſtolzer tritt der moderne Dichter den Menſchen; milder und liebender als der harte Gott der mittelalterlichen Chriſten nimmt ſein Gott ihn auf: Er verlangt nicht mehr, als das reine, von aller Ichſucht befreite Emporſtreben.

Noch ein Zweites, nicht minder Großes haben beide Dichtungen gemeinſam: in beiden ſind die ſeeliſchen Reiche, die Tiefen und Träume, die jeder in ſeinem Geiſte trägt, in die Wirklichkeit projiciert. Dieſe ſeeliſchen Reiche, welche die Religion zu allen Zeiten zu ihren Himmeln und Höllen, ihren Göttern und Geiſtern ausgebaut und in den Weltraum verlegt hat, die aber als ſeeliſche Erfahrungen kein Menſch leugnen kann, denn jeder kennt die Teufel und Engel in ihm, die Höllenqualen und die Seligkeiten in ſeinem eigenen Innern — dieſe ſeeliſchen Reiche ſind hier zur Darſtellung gebracht, ſo kryſtalliſiert, ſo greifbar, ſo lebendig, wie es nirgends ſonſt geſchehen.

Dieſes ungeheure Problem hat Dante gelöst, indem er es vereinigte, indem er uns durch Hölle und Himmel als Welträume führt und uns doch nie vergeſſen läſst, daſs wir uns in der Seele des Menſchen befinden, daſs Mikrokosmus und Makrokosmus hier eins geworden ſind, wie ſie es wirklich ſind.

Noch ergreifender kommt uns all' dies zum Bewuſstſein, wenn wir das Leben Dantes verfolgen und ſehen, wie merkwürdig ſein Gang zu ſeinen Werken und durch ſie zu dieſem letzten führt, wie kunſtvoll eins über dem anderen ſich aufbaut, wie Ahnung und Entwurf des „heiligen Gedichtes" ihm — gerade wie bei Goethe — in früher Jugend aufdämmerte und immer gewaltiger ſeine Seele einnahm, wie ſein Leben ſelbſt ihn Schritt für Schritt der großen Viſion entgegenführte, wie die irdiſche Liebe zu einem wunderſchönen Weibe, das früh und jungfräulich ſtarb, ſich ihm zur himmliſchen verklärte und ihn wie ein goldener Ariadnefaden durch die Irrgänge des Lebens führte — wie auch hier das Individuelle mit dem Allgemeinen mählig verſchmilzt.

Seine Seele liegt vor uns wie ein Kryſtall; oder wie eine Roſe, die wir von dem erſten Würzelchen und Knöſpchen an wachſen ſehen können. Wir ſehen den erſten Strahl, der die Knoſpe erweckt, die erſte Ahnung der künftigen Stürme, die ſie entwurzeln und ihren Duft und ihre Blätter durch alle Zeiten und Lande tragen werden. Wir hören in ſeiner erſten Jugenddichtung

„Daſs Einer harrend lebt, der einſt wird ſagen
Zu den Verdammten in der Hölle Grauen,
Daſs er der Sel'gen Hoffnung durfte ſchauen!"

Und er ſchließt das erſte Werk, faſt noch ein Knab' in der Arnoſtadt, kaum zum Manne gereift, mit Worten von einer wunderbaren Viſion und dem Entſchluſs zu arbeiten, bis er von Beatricen geſagt, was noch von keiner je geſagt worden. Wir können verfolgen, wie in der erſten Periode ſeines Lebens all' die großen Träume erwachen, wie er in der zweiten vergeblich ins Leben einzudringen und wie ein gewöhnlicher activer Menſch zu wirken verſucht, wie er zurückgeſtoßen ward und allein und unverſtanden mit ſeinen Träumen und mit der Welt in ihm leben muſste, bis er ſie zu jenem ewig heiligen Ausdruck gebracht und dann ſtarb.

Münchner Brief.

Hat man es je gehört, daſs Karpfen ſich einen Hecht zum Könige wählten? Soviel ich weiß, kommt derlei nicht einmal in Fabeln vor. Aber in München iſt es kürzlich wirklich geſchehen, und ſo kann es doch wohl nicht ganz gegen die Naturgeſchichte ſein.

Auf den erſten Blick erſcheint es ja unglaublich: die Schwermaſſe der Münchner Künſtlergenoſſenſchaft, deren einzelne Glieder ſich unter und miteinander die „Collegen" nennen, hat Franz von Lenbach zu ihrem Oberſten ausgerufen, dieſen eckigſten und eigenſten Kopf unter den Alten. Es wäre dasſelbe, wenn eine Partei der politiſch Programmloſen, eine Partei der breiten Mittelmäßigkeit mit den Inſtincten der Maſſe, ſich in braver Selbſterkenntnis „die Zeitgemäßen" nennte und Bismarck zum Führer wählte. Würde man das nicht unglaublich finden und unglaublicher noch, wenn Bismarck dieſe Führerſtelle annähme? Man würde ſich ſicher wundern, aber mit Unrecht, wie man ſich auch in München mit Unrecht gewundert hat. Es iſt gar nichts Verwunderliches daran, es iſt vielmehr ganz natürlich: wenn die Karpfen zu Felde ziehen, wählen ſie immer einen Hecht zum Oberſten. Und der Hecht hinwiederum, wenn er bei Appetit iſt, und das iſt ein Hecht gewöhnlich, nimmt immer an. Denn die Maſſe, wenn ſie was durchſetzen will, braucht einen Kopf, und der Kopf, wenn er ins Große wirken will, braucht eine Maſſe. So fanden und verbanden ſich die vielen kleinen Herren Collegen und der große eine Herr von Lenbach.

Nun ſteht der Hecht alſo voran, und die Karpfen [illegible] breit und ſchwänzelnd hinter ihm her. Was wird das werden? [illegible] denkt der Hecht, und die dicken Karpfen denken: wird er uns auch was übrig laſſen?

Wir thun den Karpfen leid. Wenn es ihrem Vorſchlage nicht gelingt, die Seceſſion zu verſchlagen, könnte es geſchehen, daſs er ſich an ihnen ſchadlos hält.

[illegible]

Digitized by Google

genoſſenſchaft wird, wenn ſeine Thatenluſt noch eine Weile anhält und ſein Temperament bei guten Kräften bleibt, merkwürdige Experimente im Münchner Ausſtellungsweſen anſtellen, und es könnte ſein, daſs in der Zerreibungszone ſeiner grimmigen Reformatorenblicke von dieſem ganzen Weſen nichts übrig bleibt als — die Seceſſion. Die Minorität der Genoſſenſchaft, d. h. diejenigen der ihr angehörenden Künſtler, die nicht bloß Collegen heißen und ſind, ahnen das klar und ſchwimmen nicht mit im Karpfenſchwarme. Aber was werden ſie vermögen, wenn die Stimmen gezählt werden und die Karpfen dem Hecht treu bleiben? Sie ſind augenblicklich am übelſten daran, während ſich jetzt ſchon die Seceſſion am wohlſten befindet.

Für die Seceſſion iſt der Fall Lenbach überhaupt ein Glücksfall. Erſtens hindert er ſie am Einſchlafen, und dann beſorgt er ihre Geſchäfte. Die Pläne Lenbachs ſind nämlich ganz vortrefflich. Er hat offenbar vor, der Welt ad oculos zu demonſtrieren, daſs nur ganz kleine und möglichſt ſeltene Kunſtausſtellungen von Wert und Reiz ſind. Man wird, wenn ſeine Gedanken zur Ausführung kommen, im diesjährigen Münchner Glaspalaſt nebeneinander eine ganze Muſterkarte von Kunſtausſtellungen ſehen, nämlich: 1. die Lenbachausſtellung, das iſt, wie er ſelber ſagte, in drei Sälen eine „Eliteausſtellung der beſten Kunſtwerke aller Nationen", oder, wie wir es formulieren können, eine Zuſammenfaſſung der guten Kunſt älterer Obſervanz von heute unter dem Geſchmackswinkel Lenbachs, — ganz gewiſs eine ſehr intereſſante Collection; 2. den Gegenſatz dazu, die Ausſtellung der Seceſſion, eine Eliteausſtellung im Sinne der Modernen, hoffentlich auch nicht viel mehr als drei Säle; 3. die Ausſtellung der abgeſchwenkten Genoſſenſchaftsmitglieder, die ſich nicht mit den Collegen vermengen laſſen wollten und den Hecht in Lenbach erkannten; wahrſcheinlich ſchon eine größere Reihe von Sälen und vermuthlich nicht ganz Elite; 4. die Maſſenausſtellung der losgelaſſenen, ſirnentbundenen, ſelig ſich entfaltenden Collegen, die ſicherlich vierzig Säle für ſich brauchen und bis ans Glasdach füllen werden.

Das wird eine Luſt werden! Und es ſteht zu hoffen, daſs dieſe Ausſtellung mehr zur Klärung des ganzen Ausſtellungsweſens beitragen wird, als irgend eine vor ihr und daſs durch ſie das zum Durchbruch kommen wird, was Lenbach ohne Zweifel herzhaft wünſcht: die Ueberzeugung von der Unſinnigkeit, Kunſtwidrigkeit, Barbarei der Maſſenausſtellungen.

Ob ſie ihn dann lynchen werden, ihren Hecht, die Karpfen? Aber gottſeidank: das iſt wider die Naturgeſchichte. Sie werden in die Tiefe tauchen und das Gefühl der Wonne mit hinab nehmen, daſs es ihnen von Hechtes Gnaden einmal vergönnt geweſen iſt, im Lichte zu ſchwimmen.

Am fatalſten bei alledem iſt die Stellung des bayriſchen Cultusminiſters. Die zwei immenſen Brillengläſer Lenbachs ſind zwei Brennſcheiben für ihn, von denen aus recht ſchmerzliche Strahlen ſeine Haut treffen. Und wenn er ſich in heißem Unbehagen umdreht, ſo ſteht er ſich auch nicht frei, denn dann hat er die Seceſſion in der Front, die auch ſcharfe Augen beſitzt. So dreht er ſich wie ein Braten am Spieß und wird allſeitig geröſtet. Ich glaube, er wünſcht die Münchner Kunſt und ihre Politik zu allen Teufeln.

Wie wird ihm Lenbach zuſetzen, daſs er der Seceſſion das königliche Ausſtellungsgebäude gegenüber der Glyptothek wieder abnimmt, und wie wird dagegen die Seceſſion darauf beſtehen, daſs der Preis für ihr heuriges Martyrium im Glaspalaſte nun auch ehrlich bezahlt werde, eben mit Ueberlaſſung jenes Ausſtellungsgebäudes für ſpäter! Und gleichzeitig von oben her der ſanfte, aber unabläſſige Druck, die beiden feindlichen Künſtlerlager unter ein Zelt zu bringen. Dieſe Aufgabe iſt heute ſchwieriger als je, denn der neue Präſident der Künſtlergenoſſenſchaft haſst die Seceſſion und hat dieſem Gefühle zu maſſiven Ausdruck gegeben, als daſs dieſe jetzt beſonders verſöhnlich geſtimmt ſein könnte. Hier hat es Herr von Lenbach nicht mit „Collegen" zu thun, die im Rauſche eines augenblicklichen Vortheiles die Zukunft vergeſſen, ſondern hier ſtehen ihm Leute gegenüber, die gerade durch ſein Auftreten wieder daran erinnert worden ſind, was ſie von der Zukunft erwarten. Sie werden den Hecht im Karpfenteiche mit Vergnügen wirthſchaften ſehen, aber nicht daran denken, dieſes Gewäſſer mit zu bevölkern.

Es iſt eigentlich abſcheulich, daſs man [illegible], ſobald man nach München kommt, zuerſt und zumeiſt mit Kunſtpolitik zu thun bekommt, ſtatt mit der Kunſt ſelber. Dieſer ewige Kriegszuſtand, dieſes Künſtlervereinsweſen abſorbiert viel mehr künſtleriſche Kraft als gut iſt. Der dunkle Herakleitos hat wohl recht, wenn er meint, daſs der Krieg der Vater aller guten Dinge iſt, aber der immer dauernde Krieg [illegible] Zeugungskraft. Man ſollte ihm einmal Ruhe gönnen. „[illegible] will einmal gekannt ſein", wie irgend ein Dichter ſagt.

Wir aber haben es [illegible] Thoma, die ſich dieſem Weſen fern halten. [illegible]

Reihe eigenartiger und wertvoller Schöpfungen entſteht, die als Aeußerungen einer neuen decorativen Kunſt allen Anſpruch haben, ſtark bemerkt zu werden, wenn ſie einmal vor die Oeffentlichkeit treten. Es iſt eine Kunſt der betonten, einfachen, aber überaus ausdruckskräftigen Linie, ohne daſs die Farbe vernachläſſigt erſcheint, und dabei eine Kunſt von großem äſthetiſchen Zweckverſtändnis. Dieſe großen, ganz ſymphoniſch wirkenden Gemälde, die auch rein techniſch betrachtet von beſonderem Intereſſe ſind, weil ſie eine neue Abart der Freskomalerei zeigen, erwecken ſogleich den Gedanken an eine rein künſtleriſche architektoniſche Umgebung. Sie ſind gewiſſermaßen als Theile einer ſolchen Umgebung gedacht, ganz im Sinne jenes Renaiſſanceideals von einer Malerei als einer Kunſt farbiger Flächenbelebung an Gebäuden. Nur daſs hier nicht ſo ſehr an Außen- als an Innendecoration gedacht iſt. Man ſtellt ſich Hallen, Treppenräume, Säle dazu vor, alles in einem großen freien Stile ohne viel Kleinwerk. Viel Raum, viel Licht, ein Zug von einſamer Vornehmheit, die eine Scheu hat, ſich intim zu zeigen — ein wenig kalt. Ich möchte ſagen: norddeutſch patricierhaft, nur ohne jeden Anklang an das, was wir gerne mit dem Begriff von deutſchen Patricierhäuſern verbinden, an die gewiſſe dunkle maſſige Schwere. Ganz und gar nicht ſüddeutſch, nicht gemüthlich, nicht lyriſch, auch nicht phantaſtiſch, launig — eine Kunſt für Leute einer rein äſthetiſchen und ausgeprägt modern äſthetiſchen Weltanſchauung, einer gar ſeltenen Sache alſo, die außerordentlich viel künſtleriſche Cultur zur Vorausſetzung hat. Ob Peter Behrens ſolche Leute findet? Man denkt unwillkürlich an England. Aber es wäre ein künſtleriſcher Verluſt für Deutſchland, wenn ſolche Kunſt ſich auf die Fremde angewieſen ſähe. Vielleicht gibt es in Hamburg, wo der feinſinnige, kunſtkundige und energiſche Profeſſor Lichtwark den äſthetiſchen Sinn zu wecken verſtanden hat und wo wohl auch die Grundſtimmung für eine ſolche Kunſt vorhanden iſt, Leute, die ſie zu genießen und als einen Theil ihres beſten Weſens rein zu empfinden verſtehen.

In den öffentlichen und privaten Cabinetten für graphiſche Künſte wird man aber allenthalben in Deutſchland darauf bedacht ſein dürfen, Proben der Behrens'ſchen Holzſchnittkunſt zu beſitzen. Je weniger Künſtler es noch ſind, die ſich bei uns die Technik des originalen farbigen Holzſchnittes angelegen ſein laſſen, umſomehr iſt es Pflicht, ihrem ſehr lobwürdigen Streben Antheilnahme entgegenzubringen. Hier iſt ein wichtiger Factor für neue künſtleriſche Cultur in der Entwicklung. Erfährt dieſes Streben die Unterſtützung, die es verdient, ſo iſt zu hoffen, daſs ſich eine künſtleriſche Thätigkeit entwickelt, die dazu berufen ſein kann, dem äſthetiſchen Schmucke des Hauſes auch mäßig Bemittelter zu dienen. Dieſe farbigen Holzſchnitte, unter der Aufſicht des Künſtlers ſelber auf der Handpreſſe gedruckt, haben ein jeder einzelne für ſich den Wert eines perſönlichen Kunſtwerkes, und wenn ihnen die Eigenſchaft abgeht, den im Grunde außerhalb der Kunſt liegenden Affectwert als Unicum zu haben, ſo wiegen ſie das dadurch auf, daſs ſie auch von denen erworben werden können, für die gute Originalgemälde unerſchwinglich ſind. Dabei handelt es ſich hier, vorzüglich bei den Behrens'ſchen Arbeiten dieſer Gattung, nicht um Blätter in dem herkömmlichen kleinen Durchſchnittsformate für Holzſchnitte, ſondern um große farbige Flächen mit groß ausgeführten, für die Wirkung von der Wand her berechneten Figuren, ſo daſs man es bei ihnen nicht mit Kunſt für die Mappe, ſondern mit Kunſt für den Zimmerſchmuck zu thun hat. Daraus ergibt ſich ihr decorativer Charakter: ihr ſtarker Linienausdruck und ihre farbige Oekonomie, die ſich mit ein paar breit vertheilten Tönen begnügt. Den Umſtand, daſs ſie im Grunde von den Japanern veranlaſst ſind, verleugnen alle dieſe Blätter nicht, doch muſs man es den Behrens'ſchen Arbeiten als beſonderen Vorzug nachrühmen, daſs ſie durchaus nicht als exotiſche Anleihen wirken; ſie ſind in der Farbe viel zurückhaltender und in der Linie viel rhythmiſcher, einheitlicher, ganz abgeſehen davon, daſs ſie die Schönheitsempfindung eines deutſchen Künſtlers von heute und nicht eines japaniſchen aus dem achtzehnten Jahrhundert ausdrücken.

Von der Stille eines ſo reichen Ateliers, in dem ein Abgeſchloſſener thätig ſich und ſeinen beſten Zielen lebt, trennt man ſich nicht gern. Aber ich muſs noch etwas von dem Deutſchen Theater in München berichten. Das iſt ein wunderliches Ding. Die Schickſale des Herrn [illegible] an ihm, der erſt wegen Untauglichkeit als Schauſpieldirector abgeſetzt und dann eingeladen wurde, das Ganze als [illegible] zu verwalten, ſind, obwohl auch wunderlich genug, doch nur Epiſode. [illegible] die ganze Art, wie hier ein Inſtitut, das dem Dienſte der Kunſt beſtimmt war, [illegible] und der Oeffentlichkeit übergeben worden iſt, [illegible] und That dabei [illegible] wäre. [illegible]

Digitized by Google

ziehungen haben, als den Wunſch, mit ihr Geld zu verdienen. Das mag hingehen, denn es iſt zu gewöhnlich, als daſs man ſich darüber verwundern ſollte. Aber unbegreiflich iſt das Maß von Nichtachtung der Kunſt, das ſich darin ausdrückt, daſs man es nicht einmal für nöthig hielt, ſich des Rathes von Leuten zu vergewiſſern, die die Bedürfniſſe der einzelnen Bühnenkunſtarten kennen. Dieſe würden den Gründern ſofort geſagt haben, daſs man im Intereſſe der Kunſt und des pecuniären Erfolges gleichermaßen darauf verzichten müſſe, Ballets und Salonſtücke in einem Raume zu geben. Sie würden überzeugend dargethan haben, wie verdienſtlich und praktiſch zugleich es ſei, einestheils einen idealen Raum für Schaudarbietungen zu ſchaffen, wie es der Theaterraum des Deutſchen Theaters wirklich iſt, und anderntheils einen der kleinen Säle mit einer kleinen Bühne zu einem ebenſo idealen Theaterraum für intime Stücke zu nutzen. Die große Bühne hätte ſich dann reſolut zum Variété mit Ballet bekennen ſollen und das wäre keine Schande geweſen und kein Verluſt, denn für eine künſtleriſches Variététheater mit äſthetiſchen Ballets nach Art der Londoner Vorbilder wäre München mit ſeiner Künſtlerbevölkerung ein beſonders günſtiger Boden, wo man aus dieſem Genre auch etwas Neues und Gutes machen könnte. Das kleine Theater aber hätte getroſt große Eintrittspreiſe verlangen können und doch ſein Publicum gefunden, da die einzige hier in Betracht kommende Bühne, die des königl. Reſidenztheaters, aus allerlei Rückſichten nur einen geringen Theil der dafür in Betracht kommenden dramatiſchen Literatur bieten kann, während es durchaus nicht an einem Publicum fehlt, das den Wunſch hegt, in dieſer Hinſicht mit Berlin Schritt halten zu können.

In dieſer Weiſe künſtleriſch berathen, hätten die Gründer des Deutſchen Theaters in München ſich und der Kunſt gute Dienſte geleiſtet. Da ſie der verſtändigen Rückſichtnahme auf die künſtleriſchen Bedingungen des Theaters auskommen zu können glauben, haben ſie künſtleriſch und finanziell Fiasko gemacht. Moderne Stücke büßen ſchon in den gewöhnlichen großen Schauſpielhäuſern an Wirkung erheblich ein; in dieſem breiten, wandelgangumzogenen Variététheaterraume ſind ſie ganz unmöglich, denn ſie verbieten dem Schauſpieler im Sinne ſeiner Rolle, im Stile der Stücke zu reden und ſich zu bewegen. Und überdies: welch' eine Roheit liegt darin, auf eine ſpitzige kleine dramatiſche Plauderei eine Operette und darauf ein Ballet folgen zu laſſen. Damit iſt das Weſen der Variétébühne und das der Schauſpielbühne auf eine greuliche Art vermiſcht, und ein Menſch von künſtleriſchem Empfinden wird ein ſolches Theater mit denſelben Gefühlen verlaſſen, wie eine Verſammlung der Heilsarmee, in der man geiſtliche Texte auf Gaſſenhauermelodien ſingt.

Schloſs Englar im Eppan. Otto Julius Bierbaum.

John Gabriel Borkman.

(Schauſpiel in vier Aufzügen von Henrik Ibſen. Zum erſten Mal aufgeführt am 30. Jänner 1897 im Deutſchen Theater in Berlin.)

Es ſchneit. Ein trübes, müdes fröſtliches Licht läſst es nicht hell werden in den großen Räumen des alten Hauſes. Auch die wenigen Lampen machen ſie nicht hell, die einſt beſtimmt waren, von ſtrahlendem Licht durchflutet zu werden.

In dieſen dämmerigen Räumen unter den Reſten ehemaliger Pracht, die geborſten ſind und verſchliſſen, die höhnend den Verarmten die Erinnerung an die Tage des Glanzes wachhalten, ſehen wir alte Menſchen über ihr verlorenes Leben grübeln und ſtreiten. Mit ſtarrem Trotz wollen die einen noch kämpfen, mit ſtiller Demuth verzichten die anderen. Alle aber wollen, daſs die Jugend in ihrem Sinne ihr Leben geſtalte, daſs die Jugend ſie und ihr Streben fortlebe.

Die Jugend aber fährt im ſchnellen Schlitten mit luſtigem Schellengeklingel aus dem alten dunklen Haus im nordiſchen Schneeland hinaus in die Weite in den ſonnigen Süden.

Es iſt nichts Räthſelhaftes, nichts Dunkles in dem neuen Ibſen. Nur daſs er den Namen des einen der alten Menſchen dieſer Tragödie des Alters zum Titel gab, kann vielleicht irreführen. Aber John Gabriel Borkman iſt der Mittelpunkt des ganzen Werkes und ſeine Geſtalt beherrſcht wirklich das Ganze. Durch ihn haben ſie alle das Leben verloren.

Man kann mit Borkman keine andere Geſtalt Ibſens vergleichen. Es iſt eine heroiſche Größe in ihm, an die vielleicht nur ſein Brand heranreicht. John Gabriel iſt ein Bergmannsſohn. Er hat als Knabe in den Tiefen der Erde das Erz ſingen hören. Er kann den Ton nie mehr los werden. Ihm iſt, als rufe es, als [illegible] nach ihm als Befreier. Dieſe eine Idee beherrſcht ihn, füllt ihn aus, das todte Erz da unten zu heben und dadurch Menſchenglück zu ſchaffen ringsum, weit ringsum. Dies iſt ſein Traum, ſein hohes Ziel. Was ihn dahin fördert, iſt gut, weil es notwendig iſt, weil er es thun muſs. Ob er ſein Lebensglück und [illegible] richtet, ob er gegen die Satzungen der Menſchen verſtößt, daran darf nichts liegen. Es gibt nicht einmal ein Bedenken, eine Wahl. Wie ein Feldherr darf er nicht an die Opfer denken, [illegible] nur an den Sieg.

Er verzichtet auf die Geliebte, w[illegible] Stelle verhelfen will, zum Lohne, von der aus [illegible] kann. Er nimmt das Geld der Bank, die er leitet, weil er es zu ſeinem Werke braucht. Die Geliebte nennt ihn Verräther, die Welt nennt ihn Dieb. Aber ob man ihn ſchmäht, ob er im Zuchthauſe ſitzt, in ſeinen Augen ſteht er rein und groß da. Er durfte ſo handeln, wie kein anderer, weil er iſt wie kein anderer, weil er John Gabriel Borkman iſt, der das todte Erz da unten heben muſs, um Menſchenglück zu ſchaffen ringsum, weit ringsum.

Kein anderer kann das. Und ſo geht der entlaſſene Zuchthäusler im Feſttagskleid in dem großen Saal ſeines Hauſes hin und her von früh bis ſpät jeden Tag acht Jahre lang und wartet, daſs man kommt, um ihn, den Gewaltigen, den Einzigen zu rufen. Hundertmal am Tage übt er vor dem Spiegel die majeſtätiſche Haltung ein, in der er ſie empfangen will. Und ſo oft er einen Schritt auf der Treppe hört, ſtellt er ſich ſo an ſeinen Tiſch, das Haupt hoch erhoben, die Linke aufgeſtützt, die Rechte zwiſchen den Knöpfen des Rockes.

Es iſt Narrheit, aber in der Narrheit iſt Größe. Größe wie in der Narrheit des König Lear.

John Gabriel Borkman konnte nur in dieſem Jahrhundert geboren werden, in der Zeit des Gründerthums und des Altruismus. Es hat kein ſolcher gelebt. Er iſt eine Idealgeſtalt, aber ſo überzeugend und lebenswarm, daſs wir an ihn glauben müſſen, den altruiſtiſchen Gründer, den großen Speculanten im Dienſte der Menſchheit. Er wird vielleicht mit den großen Geſtalten der Weltliteratur fortleben.

Neben ihm ſteht die Geliebte ſeiner Jugend, die Verrathene, in der er das Liebesleben getödtet, die nicht mehr lebt, weil ſie nur für ihre Liebe leben wollte. Neben ihm ſteht ſein Weib, die Schweſter dieſer Geliebten, die nur für den Glanz und den Namen lebte, und der er beides geraubt. Es ſind zwei Schatten.

Auch ſeines Sohnes Leben hat er vernichtet. Der iſt jung und möchte froh und glücklich ſein. Aber er muſs in dem alten Hauſe leben: Die Mutter legt ihm die Miſſion auf, den Namen und den Glanz wiederherzuſtellen. Die Tante, die ihn erzog, will ihn frei, aber ſie will ihn für ſich, ſo lange ſie lebt. Und als der Vater endlich ſich entſchließt, nicht länger zu harren, ſondern wieder thätig einzugreifen in das Leben da draußen, da ſieht er in ihm den willkommenen Helfer. Aber die Jugend weiß ſich zu helfen: Erhard zieht mit ſeiner Geliebten hinaus, er will ſein Leben nicht verloren geben, er will es retten.

Nur die Tante vermag das Recht der Jugend zu begreifen. Beſſer noch der alte Kanzliſt Foldal, der heimliche Dichter, der ſein ganzes Leben lang an einer Tragödie arbeitet, die nie aufgeführt werden wird. Borkman und er ſind Freunde, ſo lange jeder lügt, an die Lebenslüge des anderen zu glauben. Foldals Tochter iſt mit im Schlitten der Jugend. Und dieſer Schlitten überfährt den alten Mann. In ihm aber lebt kein Zorn. Nur die eine Freude, daſs ſeine Tochter in dieſem prächtigen Schlitten ins ſüdliche Land hinaus gefahren iſt.

Die Stimmung iſt alles in dieſem Schauſpiel, das nach der Erregung melancholiſches Sinnen weckt über Menſchenleben und Menſchenwerk. Die Tragödie des Alters ſpricht auch zur Jugend, iſt ſie die Tragödie unſerer Zukunft. Wer weiß, ob wir nicht alle im Alter unſer Leben für verloren halten, auch wenn nicht ſo grauſame Geſchicke, ja viel ſchwere Schuld gegen das [illegible] es zerſtört hat?! Wer weiß, ob nicht die Jugend lachend dann auch eigene Wege geht, wenn wir ihr nicht ſo ſchwere und falſche zumuthen?" Nur ein Greis konnte dieſe Tragödie ſchreiben, auch der Menſch in der Blüte der Kraft muſs in Furcht und Mitleid vor ihr erbeben.

Die Aufführung war vortrefflich. Emil Leſſing hat die Aufgabe der Regie mit einem Feingefühl gelöst, das wir ſchon öfter, namentlich in der ſchönen Inſcenierung des „Hannele" bewundert haben. Das todte Haus, in dem die Menſchen wie Geſpenſter umhergehen, war lebendig in der Stimmung. Hermann Ritter gab in John Gabriel Borkman eine meiſterhaft durchgeführte Geſtalt, echt in Maske, Tracht und Bewegung. Es will das umſomehr bedeuten, als es ſich unzweifelhaft um eine der größten und ſchwierigſten Aufgaben handelt, die das moderne Drama der Kunſt des Schauſpielers bietet. Sie ſteht darin nicht weſentlich hinter den großen Rollen der Shakeſpeare'ſchen Dramen zurück. [illegible]

Digitized by Google

Das Deutſche Theater kann auf ſeine Vorführungen moderner Stücke in dieſem Jahre ſtolz ſein. Es waren faſt durchwegs Muſtervorſtellungen.

Berlin. Fritz Stahl.

Das grobe Hemd.

(Volksſtück in vier Acten von C. Karlweis. Zum erſten Mal aufgeführt im Deutſchen Volkstheater am 1. Februar 1897.)

Mit ſeinem neuen Stücke, dem „groben Hemd", hat Karlweis alle Erwartungen übertroffen; der beſte Freund hätte ihm das nicht zugetraut. Man war auf eine ſeiner angenehmen, leutſeligen Poſſen gefaſst, die ſich an die gute Tradition halten, aber doch durch manche Anſpielung auf Heutiges mit den alten Mitteln neu zu wirken wiſſen. Das iſt bisher ſeine Art geweſen: im „kleinen Mann", in den „goldenen Herzen" hat er ſich an die Schablone des alten Wiener Volksſtückes gehalten; dieſe hat ſeinen kecken Ton gelindert, wenn er behaglich heutige Leute und heutige Dinge mehr neckte als verſpottete, auf unſere Wiener Weiſe alles „frozzelnd". In ſeinem neuen Stücke iſt er aus der Schablone entſprungen. Es iſt durch drei Acte die Wiener Komödie von heute, die wir uns ſo oft gewünſcht haben; ſieht er dann im vierten lächelnd nach der verlaſſenen Tradition zurück, um ihr zum Abſchied noch ein höfliches Compliment zu machen, nun, ſo können wir das ohne Verdruſs geſchehen laſſen.

Man liebt es bei uns, den Leuten Beinamen zu geben. Ueberſchwenglich hat man Karlweis ſchon den Wiener Ariſtophanes genannt, da doch ſeine gutmüthige und herzliche Art nichts von der Erbitterung des wilden Griechen hat. Dann iſt er mit Neſtroy verglichen worden: von ihm hat er ja viel gelernt, ſeiner Technik folgt er gern; weicher, inniger und von einer lieben beinahe weiblichen Anmuth, die dieſem Cyniker fehlte, hat er es mit ihm gemein, die Gegenwart wie ein Hiſtoriker anzuſchauen und im alten Treiben der einzelnen die neuen Typen aufzufinden. Aber da meldet ſich noch ein anderer Name und eine immer raiſonnierende, gern raunzende Geſtalt, jedem Wiener theuer, tritt herbei: unſer Bauernfeld. Laube hat einmal über Bauernfeld geſchrieben: „Jedenfalls iſt es für die Theaterdirection ein Glück, wenn in ihrer Stadt ein producierendes Talent ſich entwickelt, welches in gebildeter Weiſe und außerhalb der alltäglichen Routine die neuen Lebenselemente der Stadt dramatiſiert". Dies kann Karlweis in der ſchönſten Weiſe. Er hat es uns immer angedeutet, aber noch niemals iſt es ihm ſo gelungen. Das „grobe Hemd" darf ſich neben den beſten Bauernfeld ſtellen. Es führt uns einen Typus vor, der nicht nur neu und eben erſt bei uns aufgegangen iſt, ſondern der jetzt das ganze Wienerthum beherrſcht.

Es bringt dieſen Typus in ſeiner einfachſten Geſtalt: als den reichen jungen Herrn, der ſocialiſtiſch thut. Jeder kennt dieſe Figur, in den „beſſeren Familien" begegnen wir ihr täglich, und es gibt ja ſchon bald keinen Millionär mehr, dem nicht in ſeinem Hauſe von dem „jungen Herrn" ſocialiſtiſche Vorleſungen gehalten würden. Dieſer junge Herr iſt ſehr elegant, weiß die theuerſten Cravatten auf das raffinierteſte zu binden, hält ein „ſüßes Mädel" aus, darf bei keiner Première fehlen, fährt im Fiaker und legt doch eine tiefe Melancholie über die Ungerechtigkeit der ſocialen Ordnung nicht ab. Er imponiert dem guten Wiener ſehr, der es rührend findet, daſs ein Hausherrnſohn ſo viel Gefühl für die armen Leut' hat. Die ganze Familie iſt ſtolz auf ihn, manchmal citiert er ſogar Marx und Laſſalle. Uebrigens macht er alle Sitten und Gewohnheiten der „Ausbeuter" mit: er darf das ja, weil er ſich bewuſst iſt, innerlich mit ihnen fertig zu ſein; da er den Luxus verachtet, kann er ihn ruhigen Gewiſſens genießen. Für alle Fälle hat er immer den „ſocialen Hintergrund" bei ſich und in Erwartung der Dinge, die da „umſchlagen" werden, ſieht man ihn, ſtets ſehr feierlich und die gemeinen Leute verachtend, die noch gar nichts ahnen, einem „Führer" kibitzen. Iſt es ſehr ſpät geworden, ſo darf er den „Führer" nachhauſe begleiten, der vertraulich ſogar „Genoſſe" zu ihm ſagt; das iſt dann ſein ſchönſter Moment.

So ſieht dieſer Typus im Politiſchen aus. Aber er kommt auch ſonſt vor. Da gibt es brave Jünglinge aus kleinen Familien, gut bürgerlich erzogen, ſtrenge gehalten, die als Studenten Stunden geben muſsten und die Noth kennen. Aber ſie haben gehört, daſs gewiſſe Dichter, blaſiert, verwöhnt und müde, die entzündlichſten Nerven haben, die nur die zarteſten Nuancen gelten laſſen; nur die fremdeſten Gerüche, ſehr ſeltene Blumen von ſuggeſtiver Unnatur dürfen auf ſie wirken. Nun glauben die braven Jünglinge es ihrer Bildung ſchuldig zu ſein, daſs ſie dem Geſchmacke ſolcher Dichter folgen: ſie dreſſieren ſich in ihrer Kammer auf „Senſationen" und man wird gewahr, daſs ſie die Namen aller Parfums auswendig wiſſen und in ihr Jaquet vom Rothberger Orchideen oder grüne Nelken ſtecken. Es iſt derſelbe Typus, nur auf der anderen Seite. Der reiche Schöllhofer — Schöllhofer hat Karlweis den Typus genannt — geht als Salon-Socialiſt herum; wäre er arm geboren, ſo würde er im Vaudeville Chryſanthemen und ſeine kleine Kathrin als wilde, ſchillernde Sphinx beſingen.

Oder noch ein anderer Fall. Wir haben jetzt einige Narren unter uns, die mit Leidenſchaft begehren, den Sinn des Lebens zu vernehmen und ſich das Treiben der Welt zu deuten. Sie ſind unfähig, ſich beim Schein der Dinge zu beruhigen; ſie möchten wiſſen, was hinter den Dingen [illegible] werden, wie ſie es katholiſch nennen, „Gott von Angeſicht [illegible] dürfen." Es drängt ſie, eines auf das andere zu beziehen, ſie wollen fühlen, was das einzelne im ganzen bedeuten ſoll, und ſo laufen ſie ungeduldig wie im Fieber durch das Leben, jedes Portal und jede Laterne fragend, wozu ſie denn eigentlich da ſind. Man bewundert ſie, weil eine herrliche Begierde, die Pflicht des Menſchen zu erkennen und dem Leben gerecht zu werden, eine tiefe moraliſche Angſt, etwas zu verſäumen, in ihnen iſt. Aber da kommen andere, die die Dinge immer wörtlich genommen haben, in ihrem Schein zufrieden waren und nur jetzt auf einmal meinen, daſs es doch dazu gehört, auch dieſe Mode anzunehmen, und geſchwind fangen ſie an, im Kaffeehaus das Leben zu deuten und ſchämen ſich nicht, die heiligſten Worte in ihre banalen Geſpräche zu ziehen. Es iſt wirklich ſchon ſo weit gekommen, daſs man ernſte Dinge nur noch bei ſich zuhauſe betrachten darf, nachdem man feſt die Läden verſchloſſen hat; ſonſt fliegen Worte, die einem theuer ſind, gleich zum Fenſter hinaus, werden von den Neugierigen herabgeſchoſſen und die Schöllhofers tragen dann den ausgeſtopften Balg im Triumph durch alle Straßen.

Wollen wir das Schlechte unſerer Zeit vertilgen, ſo müſſen wir zuerſt verlangen, daſs der Menſch nichts thue oder ſage, was er nicht aus ſich ſelbſt hat. Wer einem anderen ſeine Worte oder ſeine Geberden wegnimmt, iſt ein Dieb und ſoll ſo behandelt werden. Der Commis, der ſich duellieren will, der Banquier, der die Künſte beſchützt, und der junge Herr, der mit der Revolution ſpielt, alle dieſe Schöllhofers ſind Diebe, weil ſie von fremden Gefühlen leben, die ihnen nicht gehören. Können wir ſie ſchon nicht einſperren laſſen, ſo wollen wir ſie doch ſo lächerlich machen, daſs ſie ſich nicht mehr auf die Gaſſe trauen. Eine Cultur iſt nicht möglich, bevor nicht erſt unter den Menſchen wieder Ordnung geworden iſt. Eines ſchickt ſich nicht für alle. Jeder ſei, was er iſt: der Bauer ſei fromm, der Arbeiter mag revoltieren und der Reiche trachte freudig, ſeines Reichthums würdig zu werden. Das iſt die gute Lehre, die uns Karlweis in ſeiner wieneriſch zutraulichen, unter Gelächter moraliſierenden, unpathetiſchen Weiſe gibt.

Das heitere Stück wird im Deutſchen Volkstheater ſehr angenehm geſpielt. Jede leiſe Nuance hat eine kluge Regie mit zärtlichen Fingern aufgehoben. Den alten Schöllhofer gibt Herr Tyrolt; nie iſt er einfacher, nie mächtiger geweſen: mit kleinen Worten weiß er die größten Wirkungen zu treffen. In ſeiner ſchlichten und redlichen Weiſe ſteht Martinelli neben ihm. Herr Weiß, Herr Amon, Frau Martinelli, Fräulein Retty und Fräulein Glöckner ſecundieren gut. Den jungen Schöllhofer ſoll Herr Giampietro ſpielen, aber dieſer anmuthige, früher ſo verſtändige Schauſpieler hat ſich ſeit den „Kameraden" einen unleidlich parodiſtiſchen Ton angewöhnt, der ſein ſchönes Talent um jede Wirkung bringt.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Der Statthalter Graf Kielmansegg, der ſich ja ſeit dem 24. April 1896 ſo glücklich zum berufenen Dolmetſch der ehemals „unberufenen" Antiſemiten entwickelt, hat treffend wie immer den ganzen Lärm um die proviſoriſchen Lehrer ein „Miſsverſtändnis" genannt. Natürlich, alles iſt nur Miſsverſtändnis! Die antiſemitiſche Action betreffs der proviſoriſchen Lehrer iſt nicht ein Beweis der Lehrerfeindlichkeit, ſondern geradezu der Lehrerfreundlichkeit unſerer, außerhalb der Regierungskreiſe, noch immer ſo arg verkannten Antiſemiten. Sie iſt offenbar, richtig verſtanden, nur ein Mittel geweſen, um, ohne Inanſpruchnahme des gemeindlichen Geldſäckels, über achthundert proviſoriſchen Lehrern an einem Tage die Wohlthat der Anſtellung und erhöhter Bezüge zu gewähren. Um das koſtenlos bewerkſtelligen zu können, muſsten freilich die achthundert Lehrer vorher an einem Tage allesammt entlaſſen und der Gehaltsetat herabgeſetzt werden, was die Betroffenen in großen Schreck verſetzte. Aber Alles war nur Miſsverſtändnis. Zum Schluſs ſind doch von den Antiſemiten achthundert Lehrer mit einem Schlage angeſtellt, den [illegible] Gehaltsetat aufgebeſſert worden. [illegible] hat auch die Lehrer [illegible] Majorität [illegible] zuſtande gebracht. [illegible] dem Grafen Kielmansegg, der dieſes „Miſsverſtändnis" ſo glücklich aufgeklärt hat.

[illegible] der Lehrer-Affaire hat ſich auch gezeigt, daſs in der [illegible] das ſchwierige Problem der Staatsſprache ganz nebenbei thatſächlich eine durchaus befriedigende Löſung gefunden hat. [illegible] in einer Woche [illegible] bis zu dem des Statthalters [illegible] und in jenem Antrag [illegible] Deutſch bereits [illegible] kann als [illegible] über allen Nationa[illegible] Sprache — eine beſondere [illegible] Volapük, die wirkliche [illegible] daſs man dieſen [illegible] Man [illegible] der alten deutſchen Sprache in Wort und Schrift [illegible] den amtlichen Gebrauch derſelben, [illegible] vorbietet. Im § 2 ordne man an, [illegible] müſſen; im § 3, daſs [illegible] in dieſer, von der einer [illegible] Sprache [illegible]

Digitized by Google

beauftrage man den Grafen Badeni mit dem Vollzug des Geſetzes. Geſchieht das, ſo iſt, wie jeder Deutſche zugeben wird, die deutſche Sprache auch geſetzlich vom Amtsgebrauch ausgeſchloſſen, die Czechen werden ſich ſicherlich darüber freuen, aber auch die Deutſchen haben keinen Grund zur Klage, da ja doch auch das Czechiſche nicht zur Amtsſprache erhoben iſt; und die Polen vollends haben ſogar ein Recht, auf dieſes Volapük ſtolz zu ſein, da es ganz ſicher iſt, daſs die verſchiedentlichen „Erklärungen“ und „Reden“ ihres Grafen Badeni nicht wenig zur Ausbildung dieſes Rothwälſch beigetragen haben.

•

Während nach Talleyrand die gewöhnliche Sprache dazu dient, die Gedanken zu verhüllen, iſt die k. k. öſterreichiſche Bureaukratenſprache geeignet, die Gedankenloſigkeit zu verhüllen. Wenn Einer über eine Angelegenheit nichts, abſolut gar nichts zu ſagen weiß, bietet ſich ihm der Bureaukratenjargon dar, um dieſes Nichts in vielen Worten auszudrücken. Wie oft hat ſchon z. B. Graf Badeni über alle möglichen politiſchen Probleme geſprochen, und doch hat er noch nie etwas darüber geſagt. Man denke nur gleich an die letztwöchentliche, vom Statthalter Grafen Coudenhove nach Anweiſung des Grafen Badeni im böhmiſchen Landtag verleſene Erklärung über die Löſung der böhmiſchen Frage! Wer immer ſich bemüht, darin irgend einen beſtimmten Gedanken zu finden, wird einfach als Miſsverſtändiger dementiert — ein Schickſal, das gelegentlich der Coudenhove'ſchen Erklärung einige czechiſche Zeitungs-Correſpondenten vom officiöſen „Fremdenblatt“, und, wie bereits bemerkt, in der Wiener Lehrerfrage die Liberalen vom Grafen Kielmansegg erfahren haben.

•

Da wir gerade vom „Fremdenblatt“ ſprechen — das „Fremdenblatt“ ſchreibt in ſeinem Abendblatt vom Freitag über das Verhalten der Regierung während der Wahlcampagne, wie folgt: „In dieſer Epoche verzichtet die Regierung darauf, Politik zu machen, und begnügt ſich, die Geſetze zu wahren.“ Das iſt wohl nicht ganz richtig, umſo richtiger vielleicht das, was daraus a contrario gefolgert werden kann: daſs nämlich die Regierung in Nicht-Wahlcampagne-Zeiten darauf verzichtet, die Geſetze zu wahren, und ſich begnügt, Politik zu machen.

•

Das ſpeciellſte Organ des Finanzminiſteriums, die „Reichswehr“, hat in ihrem Abendblatt vom Mittwoch eine wichtige ſteuerpolitiſche Entdeckung gemacht. Sie ſchreibt nämlich:

„Die Socialdemokraten dagegen agitieren ſchon durch Monate lärmvoll für die Aufhebung der Theatercenſur, ſpielen ſich als Beſchützer der interconfeſſionellen Schule auf, fordern die Reducierung der Heeresauslagen ꝛc. ꝛc., trotzdem den Arbeitern das Theater weſentlich gleichgiltiger ſein kann als den das ſtändige Theaterpublicum bildenden Ständen, trotzdem er daran, ob die Schule confeſſionell oder nicht confeſſionell iſt, nicht mehr Antheil hat, wie jeder andere Bürger, und trotzdem, da er kein Steuerzahler iſt, er eigentlich wünſchen ſollte, daſs die Heeresauslagen geſteigert werden, weil ja dieſelben das Capital der Beſitzenden in den Kreislauf der Arbeit bringen, die für ihn, den Beſitzloſen, die Exiſtenz bedeutet.“

Alſo, der Arbeiter iſt kein Steuerzahler! Der Mann, welcher dieſen Unſinn geſchrieben, und der, welcher ihn redigiert hat, wiſſen offenbar beide nicht, daſs es, außer den directen Steuern, die allerdings nur von den Beſitzenden bezahlt werden, auch noch indirecte Steuern gibt, die von der misera plebs contribuens geblutet werden und zur Beſtreitung der Staatsausgaben, auch des Heeresbudgets, unvergleichlich mehr beitragen, als die directen Steuern. Das weiß wirklich heute ſchon jedes politiſche Kind, mit einziger Ausnahme der Mitarbeiter der finanzminiſteriell officiöſen „Reichswehr“. Es ſcheint, daſs man, um zum journaliſtiſchen Vertreter des gegenwärtigen Finanzminiſteriums gewählt zu werden, vorher ein Examen in finanzpolitiſcher Ignoranz abgelegt haben muſs.

•

Prinz Alois Liechtenſtein, der ehrliche Pauſchalienmakler. Während einer der letzten Sitzungen des alten Parlaments ſpielte ſich in den Couloirs der folgende Vorfall ab: An den Eiſenbahnminiſter Herrn v. Guttenberg, der gerade im Geſpräch mit dem Hofrath Hallwich daſtand, trat Prinz Alois Liechtenſtein mit den Worten ungefähr zu: „Excellenz, was iſt's denn mit dem Pauſchale für den „Volksfreund“? Ich habe Sie ſchon einmal darum angegangen.“ Worauf Excellenz erwidert: „Gut, daſs Durchlaucht mich erinnern, ich werde es veranlaſſen.“ Prinz Liechtenſtein gieng befriedigt weiter, und das antiſemitiſche Wochenblättchen des Herrn Pienner, der „Oeſterreichiſche Volksfreund“, erhielt nach wenigen Tagen ſein Pauſchale vom k. k. Eiſenbahnminiſterium, als der Generaldirection der k. k. Staatsbahnen, zugewieſen. In der Welt der Pauſchalien gibt es, wie man weiß, beſondere [illegible] Agenten, die den pauſchalienbedürftigen Zeitungen bei Verkehrs- und Verſicherungsinſtituten Pauſchalien vermitteln. Dafür berechnen ſie ſich meiſt eine feſte Proviſion, über deren Höhe vielfach geklagt wird. Wie beneidenswert iſt da der antiſemitiſche „Volksfreund“, der in der Perſon des Prinzen Liechtenſtein einen Pauſchalienmakler gefunden hat, der über jeden Verdacht einer Proviſion ſo hoch erhaben iſt.

Er.

Volkswirtſchaftliches.

Der Wiener Giro- und Caſſenverein und die Oeſterreichiſch-ungariſche Bank waren wie alljährlich die erſten, welche ihre Bilanzen publicierten, heute folgt ihnen die Niederöſterreichiſche Escomptegeſellſchaft. Viel Erfreuliches iſt dabei nicht zu verzeichnen: die Erträgniſſe ſind zurückgegangen, die Dividenden ſind gekürzt, und das mag ſymptomatiſch für alle Wiener Banken ſein. Von der Creditanſtalt iſt bereits officiös mitgetheilt worden, daſs die Dividende um einen Gulden geringer ſein wird als im Vorjahre. Was die anderen Anſtalten thun werden, weiß man noch nicht, aber das iſt gewiſs, daſs jede Anſtalt, welche correct bilanciert, geringere Erträgniſſe ausweiſen wird; denn zwei der wichtigſten Einnahmen-Factoren, der Zinſen- und das Börſencommiſſionsgeſchäft, waren im Jahre 1896 weit ungünſtiger als im Vorjahre. Was das Effectengeſchäft anbelangt, ſo ſprechen die Giro-Umſätze des Giro- und Caſſenvereins eine ſehr deutliche Sprache. Dieſelben ſind von 9·2 Milliarden auf 5·4 Milliarden Gulden geſunken, und die Geldumſätze in der Effectengeſchäfts-Abwicklung ſind von 5·1 auf 2·2 Milliarden Gulden, alſo weit unter die Hälfte, geſunken. Der Durchſchnittszinsfuß im Wechſelescompte ſank bei demſelben Inſtitut von 4·07 auf 3·85%, und im Effecten-Vorſchuſsgeſchäft von 5·98 auf 4·75%. Dieſe Umſtände müſſen bei allen Anſtalten zurückgewirkt haben, wobei noch zu bemerken iſt, daſs die Anlagen eine Verſchiebung von dem weit erträgnisreicheren Lombard-Geſchäft zum weniger zinstragenden Wechſel-Escompte erfahren haben. Dieſe Nachtheile konnten weder durch den Aufſchwung des induſtriellen Verkehrs, noch durch die Courſteigerung der Portefeuille-Effecten, noch durch das im Vorjahre ſo enge Emiſſionsgeſchäft aufgewogen werden. Es hat daher auch nur ein Lächeln der Auguren erregt, als die Peſter Anſtalten mit glänzenden Bilanzen, einzelne ſogar mit größeren Gewinnen als je zuvor paradierten. Denn was für Wien gilt, gilt in noch höherem Maße für Peſt, und die großen Gewinne der Peſter Inſtitute mögen durch Entnahmen aus unverrechneten Gewinnen der Vorjahre erzielt ſein, ſie mögen aus Zufallsgewinnen, oder aus hohe Zinſen abwerfenden aber gewagten Sanierungs- und Stützungsoperationen herrühren; das eine iſt gewiſs, daſs die Entwicklung des Bankgeſchäfts mit dem Krach einen heftigen Rückſchlag erlitten hat, und daſs das reguläre Geſchäft niedrigere Erträgniſſe abgeworfen haben muſs als im Vorjahr.

•

Mit dem Moment der Bilanzpublicationen wird die alte Klage wieder actuell, daſs ſich die Mittheilungen der Verwaltungen über Geſchäftsergebniſſe, ſowie überhaupt über die Betriebsverhältniſſe unſerer Actiengeſellſchaften vielfach auf das denkbare Minimum beſchränken. In Deutſchland iſt die Praxis und die Geſetzgebung, wie in ſo vielen anderen Theilen des Actienweſens auch hierin weit vorgeſchrittener als bei uns, und ſo nichtsſagende Bilanzen und Geſchäftsberichte wie die ſo vieler Induſtrieunternehmungen und einzelner Banken würde man ſich dort kaum bieten laſſen. Auch an periodiſchen Ausweiſen der Betriebsergebniſſe unſerer Induſtrieunternehmungen, ſpeciell der Montanwerke, mangelt es noch ganz; und wenn ſich jüngſt die Nordweſtbahn entſchloſſen hat, ihren proviſoriſchen Einnahmenveröffentlichungen die definitiven Richtigſtellungen folgen zu laſſen, ſo iſt dieſe Maßregel noch keineswegs allgemein geworden, und große Bahnen, z. B. die Südbahn, unterlaſſen noch immer die Publicierung der Richtigſtellung ihrer Einnahmen. Unſere Verwaltungsräthe bleiben eben bei der Meinung, daſs das Geheimnis die beſte Bürgſchaft des Erfolges iſt; ob das aber immer der Erfolg der Actionäre iſt, mag füglich bezweifelt werden. So z. B. auch bei der Union-Baumaterialien-Geſellſchaft, welche ſoeben eine Neu-Emiſſion von Actien vornimmt und die Hälfte der neuen Actien an ein geheimes Syndicat zu einem geheimen Cours veräußert.

•

Wenn man darüber nachdenkt, was es den Verwaltungen möglich macht, den Actionären ſozuſagen alles Wiſſenswerte über ihre Geſellſchaften zu verſchweigen, ſo wird man die Urſache vor allem in der Intereſſeloſigkeit der Actionäre und ſodann in der eigenthümlichen Zuſammenſetzung der Generalverſammlungen ſuchen müſſen, in denen der Actienbeſitz der dem Vorſtand naheſtehenden Kreiſe meiſt bei weitem überwiegt; iſt der Vorſtand ſeiner Majorität nicht ſicher, dann verſchafft er ſich dieſelbe auf jede Weiſe, durch Kauf oder Ausleihen von Actien, durch Anſtellung von Strohmännern ꝛc. Die kleinen Actionäre ſind ja meiſt ohnedies entweder nicht vertreten oder antheilslos. Wäre die Verwaltung ihrer Majorität nicht ſicher, dann müſste ſie trachten, durch die genaue, überzeugende Rechnungslegung und Motivierung ihrer Anträge dieſelbe zu gewinnen. Den beſtellten Generalverſammlungsbeſuchern und dem Stimmvieh gegenüber hat man es nicht nöthig. Der Glaube, daſs jede Verwaltung eine Majorität für ihre Anträge finden müſſe, iſt ſo eingewurzelt, daſs der Fall der Wiener Localbahn-Geſellſchaft, bei welcher der Vorſtand ſich in der Generalverſammlung in der Minorität ſah, das größte Aufſehen erregt hat. Die eigenthümlich zweideutige Rolle, welche ein Theil des Vorſtandes in der Sache geſpielt zu haben ſcheint, die Indiscretion, durch welche das Offert der „Schwächat Elektricitätsgeſellſchaft“ in die Hand der Eiſenbahn-Verkehrsanſtalt gelangt iſt, welche dasſelbe ſodann faſt wörtlich abſchrieb und eine Stunde vor der Generalverſammlung als Gegenofferte überreichte, der Beſitzwechſel eines großen Poſtens Actien am Tag vor der Generalverſammlung, all' dieſe dunklen Vorfälle zuſammen haben nicht ſo viel Aufſehen in Finanzkreiſen erregt, als die eine Thatſache, daſs ein Verwaltungsrath mit ſeinen Vorſchlägen in der Generalverſammlung nicht die Majorität fand. Und dieſes Staunen iſt bezeichnend für die finanziellen Gebräuche. Allgemein wird der Verwaltung und dem Syndicate den Vorwurf gemacht, daſs ſie nicht vorher die Majorität der Actien gekauft haben.

Eh.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Leſſingtheater. Gaſtſpiel des Hofet-Enſembles, „Bei der Eiſ“ von Hans Olfrenge. Schauſpielhaus. „Die Schütze“ von Heinrich Hammann. Berliner Theater. „Mannesehre“ von A. Weber. Theater des Weſtens. „Das unſichtbare Königreich“ von Karl Weitbrecht und „Andreas Hofer“ von Cavalotti. Reſidenztheater. „Monſieur“ von Gandillot. Friedrich-Wilhelmſtädtiſches Theater. „Gaunerei“ von Georg von Wermann. Paris. Theatre de l'Oeuvre. [illegible] Comédie-Française. „Moeux vaut douceur [illegible]“ von Edouard Pailleron.

In [illegible] Schatz [illegible] Ausſtellungen erwähnt die [illegible] „Der [illegible]“ und „Die [illegible]“ [illegible]

Digitized by Google

auch vom „vierjährigen Poſten“, der nicht zu den beſten Werken Schuberts gehört; eine Repertoireoper wird er nicht mehr werden. Trotzdem haben wir ihn ſchon aus muſikhiſtoriſchem Intereſſe gern einmal gehört, aber dieſes Intereſſe wäre noch viel mehr befriedigt worden, wenn wir durch die Originalgeſtalt den richtigen, der Oper zukommenden Eindruck gewonnen hätten. Nun aber blieb die hiſtoriſche und die moderne Anforderung unbefriedigt. Von dieſer Principienfrage abgeſehen, muſs man ſagen, daſs der Bearbeiter mit großem Geſchick und feinem künſtleriſchen Verſtändnis ſeine Aufgabe gelöst hat. Dies gilt namentlich von den Recitativen, die bei Verwendung von Ouverture-Motiven im Orcheſter eine durchaus ſtilgemäße Bereicherung waren. Der einfache, anſpruchsloſe Text Theodor Körners iſt vielleicht vom Dichter ſelbſt überſchätzt worden, wenn er wünſchte, daſs „das Singſpiel durchgängig wie ein Finale componiert werden ſollte“. Kreiſsle berichtet, daſs es in dieſer vorgeſchriebenen Form von Steinacker in Muſik geſetzt und im Theater a. d. Wien aufgeführt wurde. Später hat auch Karl Reinecke denſelben Text componiert, aber heute wiſſen wir von beiden Compoſitionen nichts mehr und ich fürchte, wir werden von der Schubert'ſchen auch bald nichts mehr wiſſen. Ganz anders verhält es ſich mit den „Verſchworenen“ (dem „häuslichen Krieg“), die auch noch den modernſten Anforderungen eine Repertoireoper ſind, und es überall bleiben werden, wo man einen guten Chor zur Verfügung hat. Die Aufführung ſtand meiner Erinnerung nach nicht auf der Höhe früherer Zeiten. Schon die Chöre wirkten ſeinerzeit unter Gerickes ſorgfältigeren Tempi viel beſſer als diesmal unter Fuchs. Auch die Beſetzung der Soloparticn war nicht ſehr glücklich. Eine Rolle, die, wie jene der Helene, getragenen Geſang erfordert, durch Frl. Abendroth beſetzen zu laſſen, war von vornherein ein Miſsgriff. Die leiſen Zeichen des Miſsfallens, die nach ihrer Arie laut wurden, hätten bald die Feſtesſtimmung verdorben. Den Grafen Heribert, eine Baſspartie, ſang Herr Ritter. Obgleich er köſtlich ſpielte, ſo konnte man doch von ihm nicht verlangen, daſs die auf einem tiefen Ton ausgehende Arie zur vollen Geltung komme. Viel lieber würden wir Herrn Ritter wieder einmal in einer der ihm zukommenden großen Bouffonrollen hören, die jetzt Herr Reichmann ausſchließlich vertritt. Den Knappen Udolin (früher Herr Walter und Müller) ſang Frl. Renard. Auch dieſe Änderung iſt ein zweifelhafter Gewinn, denn im Duett mit Iſella ſingt Udolin die zweite Stimme, die beim Tenor tiefer lag, jetzt aber um eine Octave höher, über der erſten, liegt. Im weiteren Enſemble, wo die Klanggegenſätze des Frauen- und Männerchores ſo angenehm wirken, ſingt Udolin unter den Männern, wo er als Sopran natürlich dominiert und die Reinheit des Klangcontraſtes verdirbt. Auch Frl. Renard ſpielte vorzüglich. Das Duett mit Frau Forſter war „herrlich zu ſchauen“, aber nicht ebenſo herrlich zu hören, denn Frl. Renard hat ſich ſeit neueſter Zeit angewöhnt, ihrer Stimme einen ſcharfen, ſchneidenden Operettenton zu geben, der dem muſikaliſchen Genuſs nicht zum Vortheil gereicht. Hoffentlich kann ſie ſich dieſe ſtörende Manier noch abgewöhnen, es wäre zu ſchade um ihre ſonſt ſo ſchätzbare Kraft. — Die übrigen Rollen wurden von den Damen Hau[illegible], Kaulich, Sedelmayer, den Herren [illegible], Schittenhelm, Frei gut beſetzt. Als Einleitung der Oper ſpielte man früher die Ouverture zu Roſamunde, (nach der in den poſthumen Ausgaben üblichen Bezeichnung) die Ouverture zu „Alfonſo und Eſtrella“, jetzt die zum Charakter der Oper weniger paſst. R. W.

Im Carl-Theater hat Madame Magnier mit ihrer Truppe gaſtiert. Dieſe gewaltige Frau iſt einſt als Schönheit berühmt geweſen, man merkt es ihr noch heute an, ihre Wangen tragen noch immer die Spuren großer Huldigungen; ein Schatten der Gewohnheit, geliebt zu ſein, geht noch immer um ihr. Schauſpielerin iſt ſie nicht, aber es macht dem Kenner Vergnügen, ſich von ihren Geſten an die großen Pariſer Muſter erinnern zu laſſen: hat man eine Stimme [illegible], ſo mag man auch ihr Echo gern hören. Sie hat ein paar amüſierende Leute bei ſich, die merkwürdig ſind. Wir ſehen wieder, daſs die Bedeutung der franzöſiſchen Kunſt erſt durch die Kleinen verſtändlich wird. Haben ſie die Bernhardt, ſo haben wir die Sandrock und über ihren Coquelin ſtellen wir unſeren Mitterwurzer, neben ihren Männern dürfen wir unſeren [illegible] ſtellen; aber ihre Kleinen ſind ſo groß: ihre letzten „Schmieranten“ nehmen es noch mit den beſten unſerer „anſtändigen“ Schauſpieler auf. H. B.

[illegible] iſt nach Wien gekommen [illegible] im Carl-Theater, an [illegible] Vorſtellungen, [illegible] Art mit der [illegible], aber doch nur im [illegible], und [illegible] den [illegible] eines [illegible], der ſich [illegible] in Wien aus Berichten nicht zu erklären [illegible] eine [illegible] im [illegible] von Paris [illegible] ſich aus dem [illegible]. Dadurch [illegible] [illegible] [illegible] Wege [illegible]

kleiner Reſt blieb. Es wird nun mit der mathematiſchen Deutlichkeit der Subtraction gezeigt, wie dieſer Reſt durch mehrere Willens-Exceſſe bis auf Null ſinkt. Svengali ſtirbt endlich aus Mangel an Willen — eine Todesart, über die ſich Schopenhauer gefreut hätte. Herr Bonn macht das Sterben mit außerordentlicher Kunſtfertigkeit, und da er außerdem ſehr ſchön Geige ſpielt und ein bekannt talentvoller Schauſpieler iſt, erzielt er große Wirkung. Von einer Verkörperung dieſer Rolle kann kaum die Rede ſein. Poſeure — und dazu gehört Svengali in der Bonn'ſchen Auffaſſung — laſſen ſich nicht verkörpern, weil ſie keine Contouren haben. Fräulein Pahlen ſpielt die Titelrolle mit großer Wärme und im zweiten Theil mit eindringlichen, rührenden Hannele-Tönen. Die Aufführung iſt auch ſonſt ſehr gut und muſterhaft geleitet. Herr von Jauner ſteht als Regiſſeur bekanntlich immer auf der Höhe der Senſation.

Von den Schauſpielern, mit welchen das Raimund-Theater in verhältnismäßig guter Inſcenierung und Ausſtattung „Othello“ ſpielt, verdienen Fräulein Krans als Desdemona und Herr Godai als Caſſio rühmende Erwähnung. Zwei Leiſtungen fordern zu beſonderen Beſprechungen heraus, Jago und Othello. Der Jago des Herrn Schildkraut begann als intereſſantes Experiment, endete aber als große Enttäuſchung. Die Charakteriſierungskunſt dieſes Schauſpielers blieb diesmal auf der Oberfläche. Anzuerkennen iſt der Muth, mit welchem er jeder Spur von Ueberlieferung, dem krächzenden Theaterpathos und dem Augenrollen des Charakterſpielers, auswich. Er verſuchte ſeine Rolle gleichſam von neuem zu ſchaffen. Aber er verunglückte damit. Er blieb am Aeußerlichen, am Einzelnen, an den Kunſtſtücken des Dialogs haften. Durch dieſe Verflachung, Vereinfachung im Sinne der veriſtiſchen Spielweiſe, wurde Jago ein kindiſch böſer Hanswurſt, den die Luſt am Komödieſpielen regiert. Alle ernſten Töne, den ganzen Untergrund an Verbiſſenheit, an Eiferſucht und Hypochondrie — daraus ſetzt ſich Jago zuſammen — ließ er fallen. An Heiterkeitseffecten ließ er keinen Mangel. Herr Klein ſpielte den Othello. Seine Leiſtung war größer angelegt als ausgeführt. Eine ungemein kraft- und talentvolle Studie, im einzelnen oft noch unfertig oder gar oberflächlich. Sehr viel Temperament und Charakter, aber etwas zu wenig Farbe und Plaſtik. An Farbe und Plaſtik fehlt es Herrn Klein ſchon im ſprachlichen Ausdruck, im Wort. Seine Betonung bewegt ſich zwiſchen engen Grenzen. Den großen Empfindungen: Haſs, Liebe, Freude, Trauer — große Empfindungen drückt er unnachahmlich aus — unterordnet er das einzelne Wort, die einzelne Geberde mit grauſamer Rückſichtsloſigkeit. Daher das Großzügige, primitiv Heldenhafte, aber auch Eintönige und Modulationsarme ſeiner Darſtellung. Othello hat ein paar tief charakteriſtiſche Worte über ſich zu ſagen, bei denen der plaſtiſche Schauſpieler wie in einer Pauſe, wie in einer unterbrechenden Anwandlung von Selbſterkenntnis verweilen wird — auf die Gefahr hin, zu declamieren. „Und lieb ich dich nicht mehr, ſo bricht das alte Chaos wieder ein,“ ſagt er. Oder: „Ich wollte lieber eine Kröte ſein . . . als, wo ich liebe, einen Winkel nur für andere haben.“ Oder: „Doch dort, wo ich des Herzens Schatz verwahre, dort, wo ich ſein muſs oder gar nicht ſein u. ſ. w.“ Dieſe Stellen gehen bei Herrn Klein naturgemäß verloren. Er opfert ſie dem Gefühlsausdruck auf. Einmal aus dem Gefühle der unbedingten, vertrauensvollen Liebe geriſſen, ſtürmt er in unaufhaltſamer Leidenſchaftlichkeit ins Gegentheil, in Haſs und Miſstrauen. Da gibt es keine Pauſe, keine ruhige Miene mehr. Die Darſtellung des Herrn Klein wächst, je näher er der Kataſtrophe kommt. Als Rieſe bricht er zum Schluſſe zuſammen.

Theater in der Joſefſtadt: „Ladenmamſell“, großer Ausſtattungs-Umzug, neue Coſtüme, neue Decorationen, elektriſch-bengaliſche Beleuchtung, alles um [illegible]! Nur [illegible] — wird das Publicum kaum merken. Anderthalb [illegible] lange Singſpiel-Acte vergehen, bis ſich endlich die Balletbühne aufthut und ein buntes, aber etwas planloſes Durcheinander von Tanzverſuchen und maleriſchen Gruppierungen ſich entwickelt. In der Oper pflegt man derlei unter dem Namen Ballet und mit größerer Sicherheit vorzuführen. Auch bekommt man dort in der Regel kein [illegible], nach [illegible] Begriffen humoriſtiſche Vorgeſchichte des Tanzes zu hören, was ein großes Vergnügen iſt. Von den Darſtellern [illegible] Frl. [illegible] durch ihren [illegible] auf. A. G.

[illegible] Verſtändnis der Drama [illegible] Carl Flaiſch[illegible] [illegible], eines ſchwäbiſchen [illegible] ſchwäbiſchen Pfarrer, [illegible] ſeine theologiſchen [illegible] kirchlichen Glauben. Die [illegible] Bewohner des Menſchen [illegible] nicht aus. Es konnte [illegible] machen. Das iſt nicht der [illegible] Sohn und Rettung ſich ab [illegible] Recht auf die Ueber[illegible] das Dogma. Es iſt nicht meine [illegible] Beifall gefunden. [illegible]

Digitized by Google

Haare in den jungen Mann, und trotz ihrer grauen Haare liebt er ſie auch. Es gibt falſche Leidenſchaften, ſie können mindeſtens glaublich, vielleicht ſympathiſch gemacht werden. Vielleicht würde es dann nicht einmal peinlich wirken, daſs die reiche Frau dem armen Jüngling von ihrem Gelde abgibt: Sie gibt ihm ja, was mehr gilt als das. Bei Flaiſchlen führt die angebliche Leidenſchaft zu einem ganz gewöhnlichen „Verhältnis", als deſſen Schauplatz die Wohnung erſcheint, in der mit der Mutter eine achtzehnjährige Tochter wohnt. In dem Munde von Menſchen, die einer ſo ſchmutzigen Lebensführung, eines im rein äſthetiſchen Sinne ſchon ſo widerlichen Thuns fähig ſind, wird jedes große Wort zur Phraſe. Vielleicht kann der Dichter ſolche Menſchen ſchildern wollen, an ſich oder in irgend einer Abſicht, nur als Träger moraliſcher Ideen ſind ſie unmöglich. Sobald ſie von Muth und Freiheit reden, die Heimlichen, kommt uns ein Lachen an. Ihnen gegenüber behält der Onkel mit ſeinem Abſchiedswort: „Euch allen thäte Gott zweimal Noth" ſicherlich recht. Sie verachten die Welt, aber ſcheuen ſich, ſich frei gegen ſie zu behaupten. Sie bekämpfen nicht ihre Satzung, ſondern ſündigen heimlich. Die Freiheit nimmt ſich auch der feigſte Philiſter. — Der Onkel Pfarrer iſt am beſten fortgekommen: ehrlich, gerade und ohne Compromiſs ſteht er auf dem Dogma. Herm. Werner hat in dieſer Rolle eine Geſtalt geſchaffen, ebenſo lebensvoll und unvergeſslich, wie ſein Pfarrer in Halbes „Jugend". Roſa Bertens iſt vielleicht die einzige deutſche Schauſpielerin, die die Juſtizräthin bühnenmöglich machte. Ihr Geſtändnis war meiſterhaft. Der Darſteller der Titelrolle ließ den unglücklichen, nach ſehr knabenhaften Helden noch unglücklicher und knabenhafter erſcheinen, als der Dichter wohl gewollt hat. — Ich habe nur hervorgehoben, was in der ganzen Anlage der Arbeit verfehlt iſt. Auf Einzelheiten kann ich nicht eingehen. Aber es wäre ungerecht zu verſchweigen, daſs im einzelnen in Charakteriſtik und Dialog vieles iſt, das auf Begabung für die Bühne deutet. Man hat den Eindruck, daſs der Verfaſſer an dem unglücklichen Stoff geſcheitert iſt. Hoffentlich hat ihn die Aufführung belehrt.

F. St.

Bücher.

Fritz Auſterlitz: Wer iſt Wähler und wie wählt man? Wien, 1897. Verlag der Erſten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand), 141 S.

In den Vereinigten Staaten vermag jedes Schulkind über die Wahlberechtigung in Union, Staat und Stadt richtige Auskunft zu ertheilen. In den politiſch entwickelteren Ländern Europas kennt jeder Erwachſene dieſe Elemente ſeines öffentlichen Rechtes. Hierzulande war jedoch bisher die genauere Kenntnis des Wahlrechtes auf ein halbes Dutzend Staatsrechtslehrer, einige Dutzend Agitatoren und wenige Hundert Beamte und Politiker beſchränkt, die ſich mit dem Wahlgeſchäfte befaſſen. Die Unnatur und Complicirtheit unſerer Wahlgeometrie haben den in der Unachtſamkeit unſerer Bevölkerung wurzelnden Mangel an politiſchem Intereſſe bei den privilegierten Wahlbürgern nur noch geſteigert. Mit der Einführung des allerdings bis zur Ungenießbarkeit verdünnten allgemeinen Wahlrechtes in der V. Curie beginnt das Bedürfnis nach politiſcher Belehrung in die weiteſten Kreiſe zu dringen, und dieſem Bedürfniſſe entſpricht der vorliegende Wegweiſer durch das Labyrinth unſeres Wahlrechtes in klarer und knapper Weiſe. Daſs dieſer Leitfaden dennoch 141 Seiten lang gerathen, iſt nicht die Schuld des Verfaſſers, ſondern die unſerer Wahlrechtsgeſetzgeber von Schmerling bis Badeni.

— r — r.

M. E. delle Grazie: „Moraliſche Walpurgisnacht". Ein Satyrſpiel vor der Tragödie. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1896.

Die „Heuchelei" erwartet in der zum nächtlichen Feſte geſchmückten Grotte ihre Treuen. Zum Gottesdienſte der Heuchelei erſcheinen das „Eigenthum", ein wohlgenährter, aſthmatiſcher Geſelle, den [illegible] Coursettel in der Hand, die „Humanität" in Bedientenlivree mit einem Armuthsausweis über wohlthätige Spenden; dann die „Ehe", Mann und Weib, an Händen und Füßen mit lebenden Schlangen aneinander geſchmiedet, die „Gerechtigkeit", eine reich beſternte, männliche Erſcheinung in Toga und Barett, die „Wiſſenſchaft", Akademiker, die „Oeffentliche Meinung", frech geſchminkt, nach dem letzten Journal gekleidet, Modedame, zuletzt der Kritiker. — In witzigen Dialogen unterhält ſich die maskierte Sippe. Jeder von ihnen ſingt ſein Lied. Da meldet der Kritiker, daſs neue Dichter auf die Welt erſchienen ſeien, „die nichts erſt ausgehackt, und friſch hinter Schönheit und Güte verſteckt! Nein, wie man's erlebt, von Fall zu Fall und nackend, wie's die Dirne Skandal auf offener Straß' erzählt". — Ein unheimliches Getöſe, wie vom Zuſammenſturz gewaltiger Maſſen unterbricht den Kritiker in ſeinem Geziſer gegen die neue Kunſt. Es wird Licht, durch die erbrochene Thüre ſtürzt der „moderne Dichter" in die Welt. Er reißt der Heuchelei die Maske vom Antlitz und raubt ihr mit dem Scepter die Macht. Er erlöſt die [illegible] aus der Knechtſchaft der Heuchelei unter dem Freudengeſang des draußen vorbeiziehenden Arbeiter[illegible] der Dichter die Beutirzten in die [illegible] Welt der Wahrheit und des Frühlings. — Dies iſt der Inhalt der Allegorie, die mit oft einem, oft [illegible] heiteren Gedanken ihre hübſche Tendenz verkündet. — Die Leute, welche glauben, daſs eine Satire vor allem „blutig" ſein müſſe, werden [illegible] an dem Büchlein haben. Der Satiriker muſs mit dem [illegible] Künſtler alle Dinge mit dem freien Blick ſehen, und [illegible] vom eng Perſönlichen [illegible], ſonſt verſinkt er [illegible] den beſchränkten Inhalt ſeiner eigenen Seele [illegible] Wuth und Galle des Schreibers mit der Luſt und Kraft zum Schimpfen, ſo kann ihm ein gutes Pamphlet gelingen, [illegible] dieſem Falle der edle Name Satire zu [illegible] Zeit reich, die Juvenale und Rabelais [illegible] Schwächeren begnügen. Fräulein delle Grazie hat [illegible] und die Gerechtigkeit zur Satire, doch der Glanz einer P[illegible] und die Macht des Angriffs fehlten ihr.

M. M.

Gaſton Deschamps: La vie et les livres. [illegible] ſérie. Armand Colin & Cie, Paris.

Gaſton Deschamps, den Leſern des „Temps" unter ſeinem [illegible] „Sganarelle" wohl bekannt, hat nun den dritten Band ſeiner [illegible]

Aufſätze herausgegeben. Dem Titel „Leben und Bücher" getreu, bietet der Autor nicht bloß eine Kritik der modernen Literatur, ſondern er weiß auch, immer in engem Anſchluſs an die beſprochenen Bücher, viel Treffendes über die Menſchen unſerer Zeit zu ſagen. Marcel Prévoſts, des „Mädchenfeindes", berühmter Roman gibt Deschamps Gelegenheit, über das moderne junge Mädchen zu ſprechen, Pierre Webers „Chez les Snobs" iſt ihm ein willkommener Anlaſs, den Snobismus zu analyſieren, und neben Bourgets letzten Werken: „Outre Mer" und „Idylle tragique" (moeurs cosmopolites) ſchildert er die monumentale Cultur und Uncultur der Yankees in einfacher, doch überaus plaſtiſcher Weiſe.

R. W—f.

Revue der Revuen.

Das zweite Jännerheft des „Deutſchen Dichterheim" bringt nahezu einen Druckbogen Lyrik. In einem Proſa-Aufſatze, dem einzigen der Nummer, zieht Herr Dr. Mietke gegen die Vernachläſſigung der wiſſenſchaftlichen und vor allem belletriſtiſchen Production in unſeren Zeitungen zu Felde. In den Tagesblättern würde von einem bedeutenden Werke, einem guten Romane, in der Regel nur Notiz genommen, wenn ſie irgend ein actuelles Intereſſe bieten, wenn ſie „Ereigniſſe" ſind. Das ganze geiſtige Leben der Gegenwart glaube der Journalismus mit der regelmäßigen Theaterberichterſtattung gewürdigt zu haben. So komme es, daſs in der ſogenannten öffentlichen Meinung einem Luſtſpiele von Moſer mehr Bedeutung beigemeſſen ſei, als dem begabteſten jungen Lyriker. Die Tendenz dieſer Ausführungen hat zweifellos viel für ſich. Und ſie iſt ſpeciell in den Spalten des „Dichterheim" wegen der damit bewieſenen Selbſtloſigkeit des Blattes rühmenswert. Denn was würde mit dieſem geſchehen, wenn jede Volkszeitung ein Dichterheim würde?

Die Halbmonatſchrift „Aus fremden Zungen" eröffnet das erſte Heft dieſes Jahrganges mit einer Ueberſetzung von Maupaſſants „Notre coeur". Engliſche Erzählerkunſt iſt durch einen Roman, „Juda, der Unberühmte", vertreten, deſſen Autor, Thomas Hardy, auch in einem kritiſchen Aufſatze beſprochen wird. Bemerkenswert ſind Gedichte Verhaerens und eine Erzählung Strindbergs, „Gewiſſensqual", die in die Zeit und die Ereigniſſe von Sedan greift.

„Revue des deux Mondes", 2. December- und 1. Jänner-Heft. Ueber den „verfaſſungsmäßigen Verſuch" Louis Napoleons ſchreibt E. Ollivier in einem mehr politiſch tendenziöſen als hiſtoriſchen Aufſatz. Er ſchildert mehrere Einzelheiten, welche für die elementare Begeiſterung bezeichnend ſind, die damals zugunſten Napoleons im Volke herrſchte. Bei Gelegenheit der erſten Truppenrevue, die er als General der Nationalgarde vornahm, brachen die Soldaten, trotzdem das Reglement jede Art von Kundgebung verbietet, in den Ruf aus: „Vive Napoléon"! der nur leiſe durch den Zwiſchenruf „Vive la République" unterbrochen wurde. Man hörte ſogar Stimmen: „Es lebe der Kaiſer!" Bei ſeinen Beſuchen im Hoſpital, im Polytechnicum, in einigen induſtriellen Etabliſſements, überall wurde Napoleon mit demſelben Enthuſiasmus begrüßt. Als er im Théâtre français ſeine Loge betrat, erhob ſich alles und klatſchte ihm zu. Welcher Partei immer man damals angehörte — ſo ſchließt Herr Ollivier — man konnte dieſe Kundgebungen nicht überhören und den nicht unterſchätzen, dem ſie galten. — Alfred de Vigny hören wir in bisher ungedruckten Briefen über alle möglichen Dinge und Menſchen ſehr unterhaltend reden. Am intereſſanteſten ſind wohl die Stellen, die ſich auf die Fachgenoſſen des Dichters, vor allem Chateaubriand und Lamartine, beziehen. Den erſteren ſchildert er als einen Poſeur, der ſich bemühte, in jeder Lage eine überlegene, ja ironiſche Haltung zu bewahren.

In der Decembernummer der „Nouvelle Revue" bekämpft Mme. J. E. Schmahl die ſocialiſtiſchen Beſtrebungen, die ſich auf Abſchaffung der Ehe gründen. Jene Maßregeln, welche angeblich auf Befreiung der Frau hinzielen, trügen die Gefahr in ſich, die Frau in eine weit ſchlimmere Knechtſchaft zu bringen, als es die Ehe ſei. Die freien Beziehungen, die man an Stelle der Ehe ſetzen wolle, würden ihre wirtſchaftliche Lage nur noch verſchlimmern. Die Ehe, ſo mangelhaft ſie in ihrer heutigen Geſtalt ſein mag, ſei eine Errungenſchaft der Frauen und ihre Aufrechterhaltung liege in ihrem Intereſſe. Es ſei nur geboten, die ihr zugrunde liegenden Geſetze zu verbeſſern und den modernen ethiſchen und ſocialen Bedürfniſſen anzupaſſen.

Daſs die Mutterliebe auch ein [illegible] werden kann, erfährt man aus P. Bacons Aufſatz im Decemberheft der „Century". Er behandelt Mme. Brigitte Clément Bacon, [illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] als [illegible] zu [illegible] lange ehe ſie ſelbſt Mutter wurde, waren ihr [illegible] und die [illegible] des [illegible] „[illegible] Eingebungen," ſagt ſie [illegible] „und [illegible] die Frau [illegible]" [illegible] nach zahlloſen [illegible] nach [illegible] Beobachtungen, die [illegible] Beobachtung [illegible] und [illegible] als das beſte Symbol [illegible] Anleitung [illegible] P. Bacon [illegible] [illegible]

König Roſeina.

Von Julius Fever.

[illegible]

König Roſeina [illegible]

Digitized by Google

Du wirſt nicht mehr am Heimweh leiden, und deine Blicke hören auf, ins Unbekannte zu ſchauen."

„Denkſt du?" antwortete ſie ihm, und ihre Augen waren träumeriſcher als je.

König Koſetna warf ſich vor ihr auf die Knie.

„Du biſt meine Sehnſucht!" rief er und faltete die Hände, „o laſs mich nicht an Wehmuth ſterben! Haſſeſt du mich denn?"

„Warum ſollte ich dich haſſen?" antwortete ſie, „du haſt mir doch nichts Böſes gethan."

„Sei alſo mein," bat König Koſetna die Bettlerin.

Sie antwortete nicht, wurde betrübt, endlich ſagte ſie: „Ich liebe dich nicht, König. Deine Liebe, unerwidert, wird wie ein Schatten ſchwinden."

Die Thränen floſſen dem ſchönen Jüngling auf die erbleichten Wangen, er unterdrückte aber das Schluchzen, das ihm die Bruſt hob, und flüſterte: „Meine Liebe wird auch unerwidert nicht ſchwinden. Sei mein, ſei mein!"

Sie beugte langſam den Kopf und ſagte traurig: „Nimm mich alſo, damit du weiter nicht ſchmachteſt!"

Er zog ſie ohne Worte an ſeine Bruſt, betäubt von Glück. Sie ſchritten dann durch die Stadt der großen Baſiliken und wüſten Paläſte, der blühenden Gärten und ewig denkwürdiger Gräber, ſie ſchritten durch die leeren Gaſſen und traten in eine Kirche, wo aus dem glitzernden Golde der griechiſchen Moſaiken weiße Reihen der Apoſtel und Propheten wie Erſcheinungen eines apokalyptiſchen Gedichtes mit großen Augen auf ſie blickten, und wo aus demſelben glänzenden Hintergrunde ſymboliſche Thiere, hier die Hirſche, die ihren Durſt in Brunnen löſchen, dort die Tauben, aus einem breiten Gefäße trinkend, auftauchten, ihre poetiſche Anmuth mit der epiſchen Erhabenheit der menſchlichen Geſtalten auf dieſen Bildern verbindend.

Und in der Gruft, die mit dem Kunſtwerk des Mauſoleums bedeckt war, auf deſſen himmelblauem Boden ſich goldene Aeſte, Sprößlinge und Blüten der auf der Erde unbekannten Pflanzen in Harmonie verbanden, ſtand unweit von dem prächtigen Sarkophage ein elfenbeinener Thron, kunſtvoll geſchnitzt, voll von Reliefbildern der Löwen und Vögel, Weinſtöcke und Aehren, der Heiligen und Engel. Auf ihm ſaß ein alter Prieſter, in Purpur gekleidet, mit den tief eingefallenen, aber gleich Karfunkeln glänzenden Augen, mit dürren Händen, die gelb waren wie Elfenbein, aber auf denen ein ganzer Schatz von uralten Ringen glänzte, deren Smaragde und Rubine durch die Dämmerung der Kirche funkelten. Zu den Füßen dieſes Kirchenfürſten kniete der König Koſetna nieder, und mit der Hand, die von Ehrfurcht zitterte, als wenn er einen Todten berührte, zog er ihn an dem purpurnen Mantel und bat ihn um ſeinen Segen und ihn vor Gott mit der Bettlerin zu vermählen.

Der hundertjährige Greis ſtand langſam auf, wie aus einem Schlummer erwacht, warf allmählich ſeine Starrheit ab und ſtützte ſich auf den Sarkophag von Marmor, Erz und Silber, worin der ſchwarze Leichnam der römiſchen Auguſta moderte, auf einem niedrigen Stuhle aus Schildkrötenſchalen und Perlenmutter ſitzend: Staub und Aſche inmitten der blitzenden goldenen Juwelen, Perlen und koſtbaren Steine und in der demüthigenden Nichtigkeit und der ſchrecklichen Einſamkeit des Grabes! Der Prieſter entfernte ſich wankenden Schrittes von dieſem Denkmale des Stolzes und der Vergänglichkeit des Menſchen, lächelte nachdenklich auf die ſchöne Erſcheinung des Königs Koſetna und ſeiner Braut herab, dieſe Erſcheinung, die ſo deutlich von Glück, Frühling und Hoffnung ſprach, ſchritt zum Altare, der aus egyptiſchem durchſichtigen Marmor aufgebaut war, und dort verband er die Hände der beiden zu einem ewigen Bündnis.

Und wie im Traume faſste der König Koſetna nach der heiligen Ceremonie ſein Weib um den Gürtel und ſetzte ſie vor ſich auf ſein ſchwarzes Roſs und eilte aus der todten Stadt, die hinter ihm in Nebel verſank, einem neuen Leben entgegen.

Sie ritten durch den unermeſslichen Pinienwald, von dem ein Wohlgeruch zum Himmel aufſtieg wie der betäubende Dampf aus rieſigen Räucherpfannen. Die Gräſer kräuſelten ſich dort wie die Wellen des Sees und waren voll von weißen Sternen, ſo daſs es ſchien, daſs die Milchſtraße zerſtob und wie Schnee in den Schoß des Waldes fiel. Und die Vögel ſangen, und der Zephyr liſpelte. Die flachen breiten Kronen der Pinien bildeten dunkle Schichten am hellen Hintergrunde des Horizontes, gleich dunkelgrünen Wolken, die ſich in langen, langen Reihen hinzogen, und von der Ferne konnte man das Meer hören, wie es ſich mit dumpfem Lärm auf das niedrige Ufer wälzte und wieder zurückflüchtete in ſeinen eigenen, niemals in Ruhe befriedigten Schoß ...

Lange ritten ſie durch den Pinienwald, bis ſie die ſchwankenden Wellen des Meeres erreichten. Ein Schiff, das den Meerfahrern des Nordens gehörte, ſchaukelte eben im Sonnenlichte. Es hatte die Form eines goldenen Drachens, und ſeine Segel waren roth wie Blut. Und dieſes Schiff trug den König Koſetna und ſein Weib durch die brauſenden Maſſen des Waſſers gen Norden, wo die einſame Burg auf dem hohen Ufer finſter drohend ſtand. Ein märchenhafter Einzug war es, und niemand wunderte ſich, daſs der König dieſe Bettlerin zum Weibe nahm, denn ſie war ſchöner als alle Mädchen, die je ein menſchliches Auge geſehen hatte.

Die Freude ſtürmte bis zum Himmel, und die Glocken hörten nicht auf zu läuten. Nur ein einziges Geſicht in der Burg war traurig — das des Königs Koſetna. Aber niemand bemerkte ſeinen ſtummen Schmerz, nur der alte Pfleger, und dieſem ſagte der König: „Wie kann ich denn glücklich ſein, wenn ihre Seele im Unbekannten irrt? Sie gab mir ihren ſüßen Leib, ſie gab mir ihr Mitleid, aber ſie gab mir nicht ihre Liebe. Ich halte ſie in meinen Armen, und doch erreichte meine Sehnſucht nicht ihr Ziel. Mein Weib, obgleich es an meinem Herzen ruht, iſt immer fern!"

Der Pfleger erwiderte: „Du quälſt dich und haſt dazu keine Urſache. Dein Weib liebt dich, glaube das!"

Aber der König ſchüttelte den Kopf. „Komm mit mir," ſagte er, „und du wirſt ſehen. Niemals blicken ihre Augen in die meinen, obgleich ich ihren Blick ängſtlich ſuche. Komm, und du wirſt es ſehen!"

Und König Koſetna rief den ganzen Hof zuſammen, um der Königin eine Huldigung zu veranſtalten, und führte ſein Weib in einen Saal aus Bernſtein und ſetzte ſie auf einen ſilbernen Thron, über dem ein brokatener Baldachin glänzte, und kniete zu den nackten Füßen der Bettlerin nieder, die weiß waren wie Elfenbein und blutig von dem unendlichen Wandern durch die Welt. Vor dieſe Füße legte er ſeine Diamantenkrone hin und blickte hinauf zu ſeinem Weibe und bettelte in ſtummem Schmerze um einen einzigen Blick von ihr. Aber ihre Augen irrten durch den offenen Saal in die Ferne, wo zwiſchen Säulen aus Porphyr das blaue Meer in das Haus leuchtete, die Marmorſtufen des Palaſtes mit ſeinen rauſchenden Wogen badend.

Da erbleichte König Koſetna und rang die Hände und flüſterte für ſich: „Meine Liebe wächst dadurch, daſs ſie immer gibt, ſie wächst — doch an mir zehrt ſie, ſo wie die Flamme am Oel in der Lampe zehrt!" Aber indeſſen brachten ſie der Königin die Huldigung der vier Elemente dar. Zuerſt die unſerer Mutter, der feuchten Erde. Es regnete von Roſen und Lilien und allen Blüten der Auen und jungen Aehren der Felder auf den ſilbernen Thron, und König Koſetna gab dazu noch die ganze Zärtlichkeit ſeines ſchmerzenden Herzens — aber ihre Augen, obzwar ſie lächelte, blickten in die Ferne.

Dann kam die Huldigung unſerer Ernährerin, der reinen Luft. Die Nachtigallen und Droſſeln ſangen in dem Saale aus Bernſtein, und die herrlichſten Töne der Violinen und Flöten durchzogen die Burg wie Engelſchaaren, und König Koſetna gab dazu noch alle die azurnen Träume ſeiner Seele — aber die Augen der Königin, obzwar ſie entzückt ihre Hände faltete, blickten in die Ferne.

Dann brachte man die Huldigung der Amme aller Schöpfung, des tiefen Waſſers. Man ergoſs einen unermeſslichen Schatz von glänzenden Perlen vor den Thron, und König Koſetna gab noch alle ſeine Thränen dazu — ſie aber, obzwar ihre Augen ſich netzten, blickte in die Ferne.

Man entzündete, als Huldigung des mächtigſten Freundes des Menſchen, des heiligen Feuers, alle wohlriechenden Kräuter, welche die Schiffe aus fremden Zonen ins Reich gebracht hatten, und als ſie aus den goldenen und ſilbernen Rauchpfannen dampften und der ganze Saal ſich mit Wolken füllte, durch welche nur die Blitze des Meeres noch glitzerten und das Sternenlicht der zwei zauberbergenden, unergründlichen Augen der Bettlerin, die ſo ſchmachtend in die Ferne blickten — da drückte der König Koſetna einen Kuſs auf ihre Füße, weiß wie aus Elfenbein, und in dieſem Kuſſe war alle Glut ſeiner Liebe, die reine Flamme ſeiner Seele, alle jugendliche Hitze ſeines Blutes und der letzte Funke ſeines vernichteten Lebens. Wie eine gebrochene Lilie lag er am Boden.

Eine Röthe flog bei der Berührung ſeiner Lippen über ihr bleiches Geſicht, und inmitten des Jammers des ganzen Hauſes floſſen der Witwe des Königs Koſetna heiße Thränen von den Augen; ſie ſtöhnte auf, auf dem ſilbernen Throne unbeweglich wie eine Bildſäule ſitzend, mit der Diamantenkrone im Schoße, ſie ſtöhnte dreimal aus der Tiefe ihres Herzens auf, aber ihre Augen, von Thränen verſchleiert, blickten doch immer noch in die Ferne, ins Unendliche, Traumhafte, Räthſelhafte — denn andere zu blicken, war ihnen auf ewig nicht gegeben ...

Berichtigung.

In Nr. 121, Artikel „Das Hiſtoricum der rumäniſchen Frage" ſollte es auf Seite 30, 2. Spalte, 11. Zeile ſtatt Baſſarol heißen „Baſſarab", und 30. Zeile ſtatt vom König anerkannten „vom König ernannten".

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit

X. Band. Wien, den 13. Februar 1897. Nummer 124.

Doppelzüngiger Patriotismus.

Noch klingen uns die dicken öſterreichiſchen Phraſen im Ohr, mit denen der zum öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten erhobene Führer der polniſchen Schlachta, Graf Badeni, am 22. October 1895 im Abgeordnetenhauſe unter dem lauten Beifall des Polenclubs ſein Regierungsprogramm entwickelte: „Das Staatsintereſſe, die Tradition der öſterreichiſchen Monarchie, ſomit den öſterreichiſchen Patriotismus und den öſterreichiſchen Geiſt auf Schritt und Tritt zu fördern, zu pflegen und nicht bloß durch Worte, ſondern auch durch Thaten zum Ausdruck zu bringen, iſt der feſte Wille der Regierung ... Ein mächtiges, patriotiſch geſinntes und ſolidariſch vorgehendes Oeſterreich iſt unſer Ziel.“ Kaum jemals noch hat ſich eine öſterreichiſche Regierung mit einem ſo ſchwer geladenen patriotiſchen Bombaſt eingeführt wie dieſe polniſche Regierung. Und nun, ehe noch dieſe Regierung Gelegenheit genommen hat, ihren Worten auch die verſprochenen Thaten folgen zu laſſen, hat die Partei, deren officielle Mitglieder Graf Badeni, ſowie Miniſter Dr. Rittner als galiziſche Landtagsabgeordnete noch heute ſind, und Miniſter v. Bilinski als galiziſcher Reichsrathscandidat neuerdings zu werden im Begriffe ſteht, die polniſche Schlachta, in Lemberg in ihrem jüngſt veröffentlichten Wahlaufruf eine claſſiſche Probe auf das Exempel geliefert. Da iſt keine Spur mehr von all' den öſterreichiſchen Staatstugenden zu finden, die Graf Badeni ſeiner Regierung nachgerühmt. Das Wort „öſterreichiſch“, deſſen aufdringliche Wiederholung das Badeni'ſche Regierungsprogramm ſchon ſtiliſtiſch kennzeichnet, kommt in dem Wahlaufruf ſeiner Partei nur ein einzigesmal vor, aber auch da bloß, um abgelehnt und zum „Polniſchen“ in Gegenſatz geſtellt zu werden: „Die polniſchen Abgeordneten — heißt es im Wahlaufruf — ſind die Repräſentanten der polniſchen Nation und nicht der einen oder der anderen Partei im öſterreichiſchen Reichsrath.“ Das „Staatsintereſſe“, die „Tradition der öſterreichiſchen Monarchie“, der „öſterreichiſche Patriotismus“, der „öſterreichiſche Geiſt“ des Badeni'ſchen Regierungsprogramms ſind im ſchlachziziſchen Wahlaufruf völlig verduftet. Hier riecht alles nach dem unverfälſchten Polen-Patriotismus. Die galiziſchen Abgeordneten „ſind die Repräſentanz eines polniſchen Landes“, d. i. eines Beſtandtheils des polniſchen Reiches und nicht eines Kronlandes der öſterreichiſchen Monarchie; „den Glauben an eine immer beſſere Zukunft haben ſie nicht aufgegeben“, ihr Ziel iſt alſo nicht das „mächtige Oeſterreich“ der Badeni'ſchen Regierungslegende, ſondern das wiederherzuſtellende polniſche Reich: zu dieſem Zweck dürfen die Abgeordneten aus Galizien ſich nie, auch in keiner noch ſo unpolitiſchen Frage mit den Abgeordneten anderer Nationalitäten im öſterreichiſchen Reichsrath vermengen: „das Princip der vollen Solidarität des Polenclubs“, d. i. der völligen, unbedingten Abſonderung der Polen von allen anderen Nationalitäten Oeſterreichs — das iſt der Ausdruck, den das „ſolidariſch vorgehende Oeſterreich“ der Badeni'ſchen Regierungsfabel im ſchlachziziſchen Wahlaufrufe gefunden hat. So ſind, im Lichte des Wahlaufrufes ſeiner Partei betrachtet, die „aufrichtigen patriotiſchen Gefühle“ beſchaffen, von denen „beſeelt“ Graf Badeni ſeine Regierung anzutreten vorgab: jede öſterreichiſch-patriotiſche Floskel des Regierungsprogramms wird vom Wahlaufruf der Partei [illegible] widerlegt!

Jede ehrliche Ueberzeugung, jede ehrliche Empfindung verdient von jedem ehrlichen Beurtheiler, auch wenn er anders denkt, geachtet zu werden. Einem ehrlichen öſterreichiſchen Patrioten gebührt ebenſo viel Reſpect, wie einem ehrlichen polniſchen Patrioten, nicht dieſem, weil er polniſch, und nicht jenem, weil er öſterreichiſch, ſondern beiden, weil ſie ehrlich ſind. Anders iſt es mit den [illegible] Phraſen, wer immer ſie auch reden mögen. Wer zwei Anſichten in einer Sache vertritt, der hat gar keine, und wer, wie die Schlachta, zwei Patriotismen bekennt, einen demonſtrativ öſterreichiſchen in Wien und einen [illegible] polniſchen in Lemberg, der hat ſchließlich gar keinen Patriotismus, [illegible] wenn er zwei auf einmal offenbart, ſo [illegible] weil er gleichzeitig zwei Herren [illegible] zwei Herren, denen die polniſche Adelspartei [illegible] um beide zu beherrſchen, [illegible] in Wien [illegible] welche die Regierungsgewalt verleihen, [illegible] die Reichsrathsmandate zu vergeben haben. [illegible] Patrioten, in deren Vertrauen ſich dann auch [illegible] die öſterreichiſch patriotiſchen Phraſen [illegible] polniſchen Bauern hinwiederum [illegible] welche die Schlachta mit den polniſch [illegible] eſſengegenſätze hinwegzuwünſchen weiß. [illegible] großartig vom Stapel lief, iſt jetzt knapp vor dem Hafen, unmittelbar vor den Reichsrathswahlen jämmerlich geſtrandet. Die homeriſchen Kämpfe, die ihre Führer gegen den Polenclub, den Grafen Badeni, den Hofrath Laskowski und wie ihre Peiniger alle hießen, führten, haben in dieſen Tagen im galiziſchen Landtag mit der unbedingten Unterwerfung der Bauernpartei unter die Schlachzizen-Dictatur ein poſſenhaftes Ende genommen. Treffend hat ſchon Fürſt Bismarck in ſeinen berühmten Polenreden 1894 die „nationalen Beſtrebungen“ des polniſchen Adels als „reine Kaſtenbeſtrebungen“ gekennzeichnet, „für die Kaſte des Adels gegen die anderen“. Dieſe anderen, die polniſchen Bauern, haben das aber noch nicht begriffen. Sie glauben ehrlich an die „immer beſſere Zukunft“ der polniſchen Unabhängigkeit, mit der ſie der Wahlaufruf der Schlachta lockt. Sie ſehen noch immer die Unehrlichkeit des polniſchen Patriotismus der Schlachta nicht ein, obgleich ein einfacher Vergleich des Wahlaufrufes mit dem Badeni'ſchen, von der geſammten Schlachta ratificierten Regierungsprogramm ſie darüber aufklären könnte. So werden ſie ſich abermals von der Schlachta am nationalen Leitſeil nasführen laſſen. „Der polniſche Adel,“ ſagte Fürſt Bismarck noch, „kann die Erinnerung nicht aufgeben an die Zeit der polniſchen Adelsrepublik, wo er ſowohl den König wie den Bauern beherrſchte.“ Für die öſterreichiſche Fraction des polniſchen Adels iſt dieſe Erinnerung zur Wirklichkeit geworden. Vermöge ihres doppelzüngigen Patriotismus hat ſie jenes doppelte Ziel in Oeſterreich bereits erreicht, nur mit dem einen, für ihre Herrſchſucht unweſentlichen Unterſchied, daſs ſie einen polniſchen König derzeit nicht braucht, da ſie die öſterreichiſche Regierung in die Hand bekommen hat.

Was vom Patriotismus der polniſchen Schlachta, gilt auch von den anderen politiſchen Ueberzeugungen, die ſie jeweils bekennt. Sie hat ehrlich keine, nimmt aber je nach Bedarf alle Masken vor, um die Anderen zu täuſchen und ſich unterthänig zu machen. Nehmen wir nur gleich die böhmiſche Frage als Beiſpiel. Die Deutſchen ſtreiten mit den Czechen um die Supremazie, die Deutſchen berufen ſich auf ihre überlegene Entwicklung, die Czechen nehmen die Gleichwertigkeit für ſich in Anſpruch. Um dieſe beiden Parolen wird der Kampf — leider — ſeit Jahrzehnten ſchon geführt. Und die Regierung des Grafen Badeni? Sie gibt beide Parolen zuſammen aus. In Wien, im Reichsrath, wo die Deutſchen die größere Stimmenzahl beſitzen, macht ſie im Regierungsprogramm vom 22. October 1895 der „voranleuchtenden Cultur des deutſchen Volkes“ ihr Compliment, im Prager Landtag, wo die Czechen mehr Stimmen haben, läſst ſie den Statthalter Grafen Coudenhove von den beiden „gleich hoch entwickelten Volksſtämmen“ ſprechen. Wenn die Deutſchen und die Czechen für ſo plumpe Widerſprüche ſo wenig Unterſcheidungsvermögen beſitzen wie die polniſche Bauernſchaft, kann es der Schlachta [illegible] gelingen, daſs ſie auch dieſe beiden [illegible] in ihren Dienſt zwingt. [illegible]

h.

Die innere Amtsſprache und die geſetzgebende Gewalt.

J[illegible]

Digitized by Google

Entgegenkommen zu beweiſen im Begriffe ſteht, wollen jedoch glauben machen, daſs ſie ſich der Regierung gegenüber noch nicht gebunden haben. Nun, wir zweifelten nicht daran, daſs dieſe Sorte von Berufspolitikern ſich beeilen werde, die Broſamen unter dem Miniſtertiſche aufzuleſen. Auch dieſem Miniſterium, welches den Ungarn zuliebe ſo wichtige Rechte Oeſterreichs preiszugeben willens iſt, wird es wohl nicht darauf ankommen, die jungczechiſchen Stimmen für einen ſchlechten Ausgleich mehr oder weniger billig zu erkaufen. Die öffentliche Meinung wird ſich aber wohl fragen dürfen, ob die Regierung zu einem ſolchen Handelsgeſchäfte nach Maßgabe der geltenden Geſetze auch berechtigt ſei?

Aus Anlaſs des von ihm am 6. November v. J. begründeten Dringlichkeitsantrages betreffend die Regelung der Sprachenverhältniſſe in den böhmiſchen Ländern führte der Abgeordnete Pacak aus, daſs der geſetzliche Zuſtand der Sprachenfrage ſeit dem Jahre 1620 die Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit der deutſchen und der czechiſchen Sprache in Amt und Gericht ſei. Eine Diſtinction in äußere und innere Amtsſprache komme in den Geſetzen nirgends vor und ſei erſt durch den Abſolutismus ungeſetzlicherweiſe hineingetragen worden. Andere czechiſche Redner verſtiegen ſich bei dieſer Debatte und auch ſchon früher zu der Behauptung, daſs dieſer rein factiſche Zuſtand kaum älter als der Bach'ſche Abſolutismus ſei. Es kann nichts falſcher ſein. Die deutſche innere Amtsſprache in Böhmen und Mähren — Schleſien hatte ſtets eine je nach den Zeitverhältniſſen mehr oder minder hervorſtechende Ausnahmeſtellung — fußt auf geſetzlicher Grundlage und kann daher nicht im Verordnungswege, der in das Belieben jeder Regierung geſtellt iſt, aufgehoben werden.

Es iſt richtig, Ferdinand II. hat in der verneuerten Landesordnung vom 10. Mai 1627 unter Beſeitigung der früheren Vorherrſchaft der czechiſchen Sprache die Gleichberechtigung derſelben mit der deutſchen Sprache feſtgeſtellt. Damals wurde die ſtändiſche Herrlichkeit in ganz Oeſterreich begraben, und die Ferdinande ſchufen, ſowie die abſoluten Herrſcher in anderen Ländern, auf den Trümmern des ſtändiſchen Regiments das einheitliche ſtaatliche Beamtenthum. Ferdinand II. hatte ſich in ſeiner Landesordnung unter Zuſtimmung der Stände des böhmiſchen und mähriſchen Landtages das alleinige Recht der Geſetzgebung und der Erläuterung der Landesordnung vorbehalten — alle Schritte, welche die Ferdinande und die ſpaniſchen Herrſcher zum Zwecke der Einrichtung einer modernen, einheitlichen Verwaltung in den böhmiſchen Ländern gethan haben, waren geſetzlich unanfechtbar und begegneten daher niemals einem Widerſpruch der Stände.

So hat ſchon Ferdinand III. in der Declaration vom 10. Februar 1639 für das böhmiſche Landrecht die ausdrückliche Anordnung erlaſſen, „daſs der Vortrag über einen Gegenſtand, er möge in deutſcher oder in czechiſcher Sprache verhandelt worden ſein, nur in deutſcher Sprache zu erſtatten, und ebenſo die Berathung und Abſtimmung darüber nur in deutſcher Sprache zu pflegen ſei." Derſelbe Kaiſer Ferdinand III. verordnete mit dem Reſcripte vom 10. Februar 1639, daſs auch bei dem königlichen Tribunale in Brünn (Statthalterei) die Acten deutſch oder czechiſch, wie ſie angefangen worden, fortzuführen ſind und auch das Urtheil in derſelben Sprache zu erlaſſen ſei, „im Rathe dürfe aber nur deutſch referiert und votiert werden". Dieſelbe Uebung beſtand im mähriſchen Landrechte. Ebenſo wurde der k. Appellationskammer in Prag, welche auch für Mähren und Schleſien die Stelle eines Gerichtshofes zweiter Inſtanz verſah, ſchon von Ferdinand III. verordnet, die Proceſſe ausſchließlich deutſch zu referieren. Als Maria Thereſia, die große Kaiſerin, dem k. Tribunal in Brünn die Agenden eines Gerichtshofes zweiter Inſtanz für Mähren, alſo zumtheil die Wirkſamkeit des derzeitigen Oberlandesgerichtes in Brünn übertrug und demnach für dieſes Land den Rechtszug an die Prager k. Appellationskammer beſeitigte, ordnete ſie in der dem Obergerichte ertheilten Inſtruction vom 19. Juli 1753 ausdrücklich an, daſs der Actenvortrag ſtets in deutſcher Sprache zu geſchehen habe. Die innere Amtsſprache der Oberlandesgerichte Prag und Brünn iſt demnach nicht etwa von allerjüngſtem Datum, ſondern von habsburgiſchen Herrſchern kraft ihrer geſetzgebenden Gewalt im Intereſſe der adminiſtrativen Verknüpfung der öſterreichiſchen Provinzen durch eine deutſch-centraliſtiſche Bureaukratie ſchon vor Kaiſer Joſef II. eingeführt worden.

Als nun ſeither infolge des Aufſchwungs der czechiſchen Nationalität in dieſem Jahrhundert nationale Zugeſtändniſſe an dieſelbe an der Tagesordnung waren, wurde doch, um Miſsverſtändniſſen vorzubeugen, den Gerichten in Feſthaltung der Jahrhunderte alten geſetzlichen Uebung eingeſchärft, daſs die deutſche Sprache als Sprache des inneren Dienſtes ausnahmslos feſtzuhalten iſt. So noch die Erläſſe des Juſtizminiſters Krauß vom Jahre 1852 und der Erlaſs des Juſtizminiſteriums vom Jahre 1864 an die Oberlandesgerichte in Prag und Brünn.

Die Verfaſſung hat hieran nichts geändert. Art. 19 der Staatsgrundgeſetze hat zwar die Gleichberechtigung der Sprachen im Amte anerkannt. Da jedoch dieſe Beſtimmung nach der ausdrücklichen Abſicht des Geſetzes nur „ein allgemeines Recht der Staatsbürger", alſo ein Grundrecht des Individuums regeln wollte, ſo iſt damit lediglich das Recht des Staatsbürgers feſtgeſtellt, ſich im Verkehr mit den Behörden ſeiner Mutterſprache zu bedienen, keineswegs aber die Sprache der Behörden in ihrem Inneren und untereinander normiert. Nur nebenbei ſoll bemerkt werden, daſs es nach den Entſcheidungen des Verwaltungsgerichtshofes überhaupt fraglich iſt, ob Art. 19 der Staatsgrundgeſetze einen greifbaren Inhalt hat. Dagegen gehört nach § 11 des Staatsgrundgeſetzes über die Reichsvertretung vom 21. December 1867 zum Wirkungskreiſe des Reichsrathes die Geſetzgebung „über die Grundzüge der Organiſierung der Gerichts- und Verwaltungsbehörden", und wer zweifelt daran, daſs auch die Regelung der Sprachenfrage bei den Behörden zu den Grundzügen der Behördenorganiſation gehört?

Eine Abänderung der geltenden Beſtimmungen über die innere Amtsſprache in Böhmen, Mähren und Schleſien kann daher giltig nur im Geſetzgebungswege erfolgen. Ebenſo richtig iſt aber, daſs alle Regierungen in Oeſterreich, ungeachtet des ſtetigen Wechſels der politiſchen Grundſätze, ausnahmslos für die Executive das Recht in Anſpruch genommen haben, die Dienſtſprache und das Maß der von den Beamten zu fordernden Sprachkenntniſſe unabhängig vom Reichsrath im eigenen Wirkungskreiſe zu regeln. Das iſt die unverrückbare Maxime der öſterreichiſchen Regierungskunſt inmitten aller Stürme der Zeiten geblieben, und darin liegt auch die Urſache für die abſolute Ohnmacht unſeres Parlaments, deſſen freiſinnige Parteien auf ſolche Weiſe ein Spielball in der Hand jeder Regierung ſind. Es iſt die Praxis des „Divide et impera", welche die abſoluten Regierungen den ſcheinconſtitutionellen hinterlaſſen haben. Jede Nationalität kann gewonnen werden, wenn ihr nationale Zugeſtändniſſe in Ausſicht geſtellt werden, und der nie ruhende Sprachenſtreit lockert zwar das Gefüge des Staates und den inneren Zuſammenhang der öſterreichiſchen Länder, ſtärkt aber die Poſition der augenblicklichen Regierung. Wann werden die Völker, wann die Parteien unter den Deutſchen und den Czechen es müde werden, ſich gegenſeitig zum Gaudium für die Polen und Clericalen gegeneinander ausſpielen zu laſſen?

Die deutſchliberale Partei war in den Jahren ihrer Oppoſition erfolglos beſtrebt, die geſetzliche Regelung der Sprachenfrage herbeizuführen. (In den Jahren der Coalition, da die deutſchliberale Partei ſelbſt an der Herrſchaft war, hat ſie allerdings über lauter Steuerreform an die geſetzliche Regelung der Sprachenfrage gänzlich vergeſſen. Anm. d. Red.) Faſt ſchien es, als ob ſich in der letzten Zeit bei den Jungczechen eine grundſätzliche Annäherung an dieſen Standpunkt vollzogen hätte. Denn ihr oben erwähnter Dringlichkeitsantrag, der in der Reichsrathsſitzung vom 30. October v. J. geſtellt worden, gipfelte doch in der Forderung, daſs zur Durchführung der Gleichberechtigung, inſofern und inſoweit die beſtehenden Geſetze hiezu nicht ausreichen, entſprechende Geſetze bei den competenten geſetzgebenden Körperſchaften einzubringen ſeien. Es ſchien alſo, daſs dieſe Partei es verſchmähe, ſich Begünſtigungen in der Sprachenfrage von der Regierung zu erbetteln oder mit der Preisgabe ihrer Grundſätze zu erkaufen, und es vielmehr vorziehe, die Sprachenverhältniſſe geſetzlich feſtſtellen zu laſſen, da ja die Zugeſtändniſſe, die in einer Verordnung niedergelegt ſind, von einer anderen Regierung wieder zurückgenommen werden können. Sind denn etwa nicht die Grundſätze der Stremayr'ſchen Sprachenverordnung vom Jahre 1880 infolge der Punctationen zumtheil wieder zurückgenommen worden? Und welches Vertrauen ſollte den Verſprechungen einer Regierung entgegengebracht werden können, die ſich in ihren Freundſchaften ſo unzuverläſſig und in ihren Grundſätzen ſo wenig folgerichtig erwieſen? Allerdings hatte die jungczechiſche Partei bei der geſetzlichen Feſtſtellung der Sprachenfrage vorzugsweiſe den böhmiſchen Landtag im Auge; aber ſchon die Faſſung des Antrages, daſs die entſprechenden Vorlagen bei den „competenten geſetzgebenden Körperſchaften" einzubringen ſeien, ließ nur zu deutlich durchblicken, daſs ſie es im Nothfalle auf die Geſetzgebung des Reichsrathes und auf eine Verſtändigung mit den Deutſchen ankommen laſſen möchte; denn ohne eine ſolche Verſtändigung iſt doch eine Regelung der nationalen Verhältniſſe undenkbar. Das ſchwache Vertrauen in die Ehrlichkeit und Ueberzeugungstreue dieſer Partei, welche ſich ſo gern mit dem tönenden Namen der czechiſchen Volkspartei bezeichnet, wurde getäuſcht. Auch die Jungczechen ſind für ein Linſengericht von einer Sprachenverordnung bereit, der gegenwärtigen Regierung Handlangerdienſte zu leiſten und die Möglichkeit, zu einer Geſundung der öffentlichen Verhältniſſe in unſerem Staate zu gelangen, leichten Herzens zu zerſtören. (So wie es vor ihnen, um der 1880er Sprachenverordnung willen, die Altczechen und ſeit den 1890er Ausgleichspunctationen die Deutſchliberalen gethan. Anm. d. Red.) Sie werden die Macht dieſer Schlachtzizen-Regierung befeſtigen und dem Clericalismus gegen den Willen des czechiſchen Volkes die Wege zur Herrſchaft ebnen. Es gäbe nur ein Mittel, dem Reichsrath die ihm gebürende Stellung wieder zu gewinnen und den verderblichen Einfluſs der polniſch-clericalen Sippe für immer zu brechen, wenn die Regelung der Sprachenfragen vor das Forum gezogen würde, welchem ſie kraft der Staatsgrundgeſetze gebürt, nämlich vor den Reichsrath. Nur dadurch kann in das verworrene Gebiet der ſich durchkreuzenden Sprachen-Verwaltung endgiltig Ordnung gebracht und zugleich Raum für die politiſchen und wirtſchaftlichen Bedürfniſſe der Bevölkerung geſchaffen werden.

Brünn.

Dr. Alfred Fiſchel.

Digitized by Google

Sociale Medicin.

Von Georg Simmel (Berlin).

Man kann ein Schema der menſchlichen Cultur aus der Geſchichte der Ueberſchwemmungen ableſen. Wenn das Wildwaſſer im Frühjahr Aecker und Häuſer zerſtört, ſo wird man zunächſt, ſobald die Waſſer ſich verlaufen haben, das Zerſtörte wieder herſtellen oder, nach geſammelten Erfahrungen, eine geſichertere Stelle zu neuer Anſiedelung ſuchen. Da dies extenſive Mittel aber nicht überall anwendbar iſt, ſo iſt die nächſte Stufe, daſs man einen Damm erbaut, der die hereinbrechenden Fluten bezwingt und ſo dem Schaden vorbeugt, ſtatt ihn zu reparieren. Und dieſen Weg weiter verfolgend, kommt man endlich dazu, die Quellen der Wildwäſſer im Gebirge abzuleiten und damit die ganze Erſcheinung überhaupt zu verhindern. Wenn die Natur Urſachen und Wirkungen in endloſer Kette übereinanderbaut, ſo iſt es der modus procedendi des Geiſtes, zur Erzielung oder Vermeidung eines Geſchehens ſeine Urſache und weiter die Urſache ſeiner Urſache herbeizuführen oder zu beeinfluſſen, damit die natürliche Cauſalreihe, an dieſe anſchließend, den gewünſchten Effect von ſelbſt erzeuge. Dieſe Heraufgliederung der Zweckreihen hat den außerordentlichen Wert, daſs die Einwirkung auf das höher gelegene Glied nicht nur einen einzelnen Fall, ſondern allgemein die ganze Kategorie derartiger Fälle beeinflusſt; das Abgraben der Wildwaſſerquelle erſpart uns nicht nur die einzelne Ueberſchwemmung eines Jahres, ſondern ihre Ueberſchwemmungen überhaupt. Ein Arbeitsnachweis als feſte Organiſation ſorgt nicht nur dafür, daſs der Arbeiter in einem einzelnen Falle Arbeit erhalte, ſondern beugt der Arbeitsloſigkeit überhaupt vor. So verhält ſich die höhere Prophylaxis zur Fürſorge für den einzelnen Fall, wie der allgemeine Begriff zu dem einzelnen Gegenſtand, und dieſelbe Kraftersparnis, die das Denken durch jenen im Unterſchied gegen die Feſſelung an dieſen gewinnt, gewährt die Prophylaxis dem praktiſchen Leben.

Dieſer Charakter der Allgemeinheit, der aller höheren Prophylaxis eignet, drückt ſich nun andererſeits darin aus, daſs ſie ſocialer Natur iſt, im Gegenſatze zu der individualiſtiſchen Fürſorge. Von einem je höher gelegenen Punkte aus man den Einzelnen beeinfluſſen will, deſto mehr wird die betreffende Maßregel in die allgemeinen, d. h. ſocialen Verhältniſſe hineinragen. Die Ueberſchwemmungen, die die Exiſtenz des Individuums bedrohen, haben ſo oft ihre Quellen hoch oben im gemeinen Weſen, daſs man in dieſem graben und bauen muſs, wenn man jenen nicht nur für den einzelnen Fall, ſondern überhaupt und principiell ſchützen will. Und ſo zeigt ſich denn hier ein tiefer Zuſammenhang der Arbeit am Socialen mit der Erhöhung und Verfeinerung des Culturproceſſes überhaupt: wachſende Cultur äußert ſich an dem Aufgipfeln der teleologiſchen Reihen, das Thun richtet ſich ſtatt auf das directe Intereſſenobject mehr und mehr auf deſſen Urſachen und die Urſachen der Urſachen; das iſt die Vergeiſtigung, Verfeinerung, wachſende Zweckmäßigkeit der Lebenstechnik. Und eben dieſer Proceſs führt unausbleiblich die Wendung vom Individuellen zum Socialen herbei, die Nothwendigkeit, die allgemeinen und öffentlichen Zuſtände zu beeinfluſſen, wenn man für das Individuum eine principielle, poſitive und prophylaktiſche Fürſorge treffen will. Denn die ſocialen Zuſtände ſind eben jene allgemeine, oberhalb des Einzelfalles gelegene Inſtanz, auf die die Zurückgliederung des Naturproceſſes von dieſem letzteren aus führt.

Es erſcheint in dieſer Conſequenz als das Erſtrebenswerte, den Diebſtahl nicht durch Strafen und die Armut nicht durch Almoſen zu bekämpfen, ſondern durch eine ſociale Verfaſſung, die Diebſtahl und Armut überhaupt nicht entſtehen laſſen. Den prophylaktiſchen Maximen dieſer Art hat ſich erſt wieder in neueſter Zeit das Bewuſstſein einer gleichgerichteten angeſchloſſen: die Krankheit nicht dadurch zu bekämpfen, daſs man ſie heilt, ſondern dadurch, daſs man ſie überhaupt nicht entſtehen läſst. Vielleicht nirgends tritt die Geſammtbedeutung der Prophylaxis ſo unverhüllt hervor, wie in der Geſundheitspflege. Dennoch hat es ſehr lange gedauert, ehe dieſe, ſeit den Speiſe- und Reinlichkeitsgeſetzen früherer Culturen, in das ſociale Stadium aufgeſtiegen iſt, ſeit erkannt iſt, daſs das Princip der Prophylaxis von ſich ſelbſt aus auf ſociale Beſtimmungen führen muſs. In außerordentlich verdienſtvoller Weiſe hat ein Berliner Arzt, Doctor Sperling, dieſe Ueberzeugung durch ein kürzlich erſchienenes Buch*) in die weiteſten Kreiſe zu tragen geſucht. Sein praktiſcher Zweck iſt zwar zunächſt nur die Reform des preußiſchen Medicinalweſens; allein ſeine Geſichtspunkte erſtrecken ſich weit darüber hinaus, auf die Verhältniſſe und Maßnahmen der ganzen, an ihrer Körpergeſundheit intereſſierten Culturwelt. Je mehr der Geiſt der Menſchheit fortſchreitet, deſto klarer muſs ihm der Wert des Körpers werden. Denn, wenn der Spruch von der geſunden Seele im geſunden Leib auch im Individuum nicht immer richtig iſt — in manchem ſiechen Körper wohnt eine ſehr geſunde Seele — ſo bleibt er für die Geſammtheit und im ſocialen Durchſchnitt unerſchüttert bleiben; niemals wird ein körperlich degeneriertes Volk intellectuell und moraliſch geſund ſein. Und es iſt das Wundervolle der Beziehung von Körper und Seele, daſs, wenn ein kranker Leib zwar die Seele krank machen kann, ſie imſtande iſt, durch Erkenntnis und Willen den Körper geſund zu halten.

*) „Medicinische Streiflichter." Von Dr. Arthur Sperling. Berlin, [illegible] Bücherfreunde. 224 S. 3 Mk.

Es iſt freilich höchſte Zeit, daſs man ſich auf dieſe Macht des menſchlichen Bewuſstſeins beſinne. Axel Key hat feſtgeſtellt, daſs in Schweden und Norwegen von 11.210 unterſuchten Schülern 44·8 Procent körperlich innormal — zum mindeſten kurzſichtig — ſind. Sicher wird dies Verhältnis in den übrigen Culturländern nicht weniger erſchreckend ſein. In Deutſchland ſind (1892) von allen Militärpflichtigen nur 46·38 Procent als dienſttauglich befunden worden! Indem Sperling die Erfahrungen der Krankencaſſen, — alſo einen ſehr niedrigen Maßſtab — einer Berechnung der in Deutſchland überhaupt aufgewandten Krankheitskoſten zugrunde legt, erhält er die Minimalſumme von 539 Millionen Mark, die das deutſche Volk als jährlichen Tribut ſeinen Krankheiten darbringen muſs — wobei z. B. die Aufwendungen für die Geiſteskranken nicht einbegriffen ſind. Dieſe paar Zahlen zeigen hinreichend, welche nicht zu verſchmerzenden Verluſte phyſiſcher, ſeeliſcher und ökonomiſcher Kraft die Krankheit dem Geſellſchaftskörper bereitet, ſie zeigen, daſs man ſich mit der Heilung der Kranken — ſelbſt wenn ſie verhältnismäßig oft gelingen würde — nicht begnügen darf, ſondern daſs die Geſunderhaltung ein erſtes, dringlichſtes, mit keinem Opfer zu hoch bezahltes Ziel der ſocialen Fürſorge ſein muſs. Mit Recht weiſt Sperling auf den ſchreienden Widerſpruch hin, daſs unſere Staaten die höchſten, gerade nur noch möglichen Opfer für ihre Armeen bringen — und ſo gut wie kein Geld für die Hygiene des Menſchenmaterials haben, aus dem dieſe Armeen erwachſen ſollen: der Medicinaletat Preußens betrug (1892/93) fünfviertel Millionen Mark, während das deutſche Heer faſt 500 Millionen Mark koſtet! Die Erſparnis in hygieniſchen Dingen iſt auch deshalb ſo beſonders thöricht, weil, wenn die Krankheit, z. B. eine Epidemie, nachher da iſt, ſie viel mehr Geld koſtet, als die Vorbeugungsmaßregeln gekoſtet hätten, und dieſes Geld iſt dann auch immer vorhanden, während es vorher abſolut nicht aufzutreiben war — gerade wie es immer an den Mitteln für eine extenſiv und intenſiv hinreichende Zwangserziehung verwahrloſter Kinder gebricht, wogegen die viel höheren Koſten ihrer Unterbringung in Gefängniſſen und Zuchthäuſern ſtets da ſind, wenn man ſie erſt hat zu Verbrechern werden laſſen.

Die ſocial-hygieniſche Prophylaxis hat natürlich bei der Schule zu beginnen. Die allgemeinen Forderungen für dieſe ſind zu bekannt, um hier reproduciert zu werden; nur das Maß ihrer Dringlichkeit, der furchtbare Ernſt der Thatſache, daſs an der Schulhygiene ein weſentlicher Theil aller Volksgeſundheit hängt, ſcheint nicht ebenſo durchgedrungen zu ſein. Während eine preußiſche Miniſterialverfügung für jeden Schulſaal einen Luftraum von mindeſtens 3·9 Cubikmeter pro Kind fordert, haben von 140 Schulſälen eines daraufhin unterſuchten preußiſchen Kreiſes 85 weniger als 3 Cubikmeter Luftraum für jedes Kind, und von den 27 Schulſälen, welche ſeit 1879 erbaut ſind, genügen nur 12 jener Verordnung! Sperling plaidiert nun energiſch für die Einſetzung von Schulärzten, denen die dauernde Ueberwachung der Schüler nach Localitäten, Geſundheitszuſtand der Kinder, Sport- und Turnunterricht ꝛc., obläge. Auch könnte ihnen der elementare hygieniſche Unterricht übertragen werden, den Sperling in die Schulen eingeführt wünſcht. Er hebt hervor, daſs die Kinder hierin bildend auf das Elternhaus zurückwirken könnten. Angeſichts der in den meiſten Familien traditionellen Verſtöße gegen die Hygiene könnte durch die Kinder, die für in der Schule empfangene neue Ideen ſehr empfänglich ſind, mancher wichtige Impuls — z. B. nach der Seite der Reinlichkeit oder der friſchen Luft — in die Familie getragen werden. Das Inſtitut der Schulärzte wäre übrigens nur eine der Ausgeſtaltungen der allgemeinen reformatoriſchen Idee, die Sperling vertritt: daſs die hygieniſche Prophylaxis, als ein ſociales Intereſſe allererſten Ranges, an vielerlei Stellen des ſtaatlichen Lebens eine führende Stellung für den Arzt fordere. Augenblicklich iſt davon noch keine Rede: im deutſchen Reichsverſicherungsamt, bei allen Maßregeln zur Verhütung von Krankheiten, im Erziehungsweſen, hat der Arzt allenfalls eine berathende Stimme, aber er hat in unſerem Staate nirgends etwas von Belang anzuordnen. Zu den ungemein wichtigen Zwecken der ſocialen Hygiene, ſagt Sperling, „brauchen wir tüchtige Aerzte, und zwar nicht nur in ausführenden, ſondern gerade in leitenden Stellungen." Statt deſſen ſehen wir in Preußen den mit amtlichen Functionen betrauten praktiſchen Arzt, den Kreis-Phyſikus, nicht nur in ganz unſelbſtändiger Stellung, abhängig vom Regierungspräſidenten und vom Landrath, ohne eigene Initiative und Executive — ſondern auch mit einem Gehalt ausgeſtattet (900 Mark!), das ihm von vornherein jede Möglichkeit intenſiver Hingabe an ſeine amtlichen Pflichten benimmt. In dem gleichen Sinne fordert Sperling die Trennung der Sanitätscommiſſionen von der Polizei, dadurch, daſs der Polizeibehörde die hygieniſche Fürſorge — z. B. in Bezug auf W[illegible] [illegible] liegt, entſtehen namentlich auf dem Lande die [illegible] und [illegible]. Es [illegible], meint Sperling, [illegible]

Angelegenheiten von der Perſonalunion mit den unter juriſtiſcher Führung ſtehenden Intereſſen löste.

Der Grundgedanke des Sperling'ſchen Buches, den es ſelbſt zwar nicht formuliert, den aber dieſe Stichproben wohl unverkennbar machen, iſt der: daſs bei dem tiefen Stande unſerer Volksgeſundheit und dem relativ hohen Stande der Medicin die hygieniſche Prophylaxis als ſociales Intereſſe erſten Ranges anzuerkennen ſei, und zwar in zweiſeitiger praktiſcher Ausgeſtaltung: einerſeits dadurch, daſs die ſocialhygieniſchen Functionen in geſonderten und unabhängigen Organiſationen differenziert, von ſelbſtändigen Trägern arbeitstheilig gepflegt werden; andererſeits dadurch, daſs dieſe Intereſſen das geſammte ſociale Leben gleichſam durchwachſen. Wenn es auf jeglichem Gebiet menſchlichen Handelns entſcheidend wichtig iſt, ob der Handelnde geſund oder krank iſt, ſo muſs die Kategorie der Hygiene offenbar auch auf jedes angewendet werden. So geht hier wie überall die Vertiefung und Verbreiterung des Intereſſes mit der Sonderung und Herausbildung desſelben zu eigenen Organen Hand in Hand; gerade je mehr es ſich mit allen anderen Intereſſen vermählen ſoll, deſto ſelbſtändiger und in ſich centraliſierter muſs es ihnen gegenüberſtehen.

Nun wird man freilich all ſolchen Reformen gegenüber ſagen können, daſs ſie mit der Herausgliederung des Zweckproceſſes auf halbem Wege ſtehen bleiben. Wenn es ſich darum handelt, den unmittelbar erwünſchten Erfolg durch Herbeiführung ſeiner Bedingungen und der Bedingungen ſeiner Bedingungen zu realiſieren, ſo liegen über den Forderungen der Socialhygiene doch die allgemeinen ſocialen Zuſtände, die die Verwirklichung jener bedingen. Was nützt die beſte hygieniſche Controle der Arbeiterwohnungen, wenn der Arbeiter nicht die Mittel hat, geſündere zu mieten? Was hilft die ſachverſtändigſte Unterſuchung der Nahrungsmittel, wenn der Proletarier nur die Wahl zwiſchen ſchlechten oder gar keinen hat? Wozu kann es führen, den ungeheuren Wert von Spiel und Sport für die Geſundheit zu betonen, wenn die große Maſſe des Volkes weder Zeit noch Geld für beides beſitzt? So führt der Weg, den die Sperling'ſchen Reformvorſchläge gehen, in ſeiner eigenen Richtung auf allgemeine und grundſtürzende ſociale Umgeſtaltungen. Es fällt bei ihm einmal das kühne Wort, der Arme habe ein „Recht auf Geſundheit" — deſſen Radicalismus ihm ſelbſt ſcheinbar nicht bewuſst iſt. Denn das Recht auf Geſundheit ſetzt in Anbetracht der Bedingungen, unter denen allein es verwirklicht werden kann, eine noch viel gründlichere Umgeſtaltung des gemeinen Weſens voraus, als das Recht auf Arbeit.

Die Nothwendigkeit einer ſolchen würde auch der radicale Socialismus als directe Conſequenz der Sperling'ſchen Forderungen anſprechen. Es dürfte aber auch hier jenes alternative Verhältnis zwiſchen der Einzelheit und der Ganzheit des ſocialen Fortſchritts hervortreten: daſs die Reform des Singulären diejenige des Ganzen vorausſetzt, wie die einzelne Blüte nur aus der Wurzel des Ganzen keimt — daſs aber auch andererſeits die erſehnte Verfaſſung des Ganzen, als einer Einheit, ſich als die Summe und Wechſelwirkung der reformierten Einzelheiten erheben kann. Hier ſcheiden ſich die Wege ſelbſt derer, die über die Entwicklungsnothwendigkeit des Beſtehenden zu vollkommeneren Zuſtänden und über den allgemeinen Charakter derſelben einer Meinung ſind. Für jene gewaltſamere Tendenz, die erſt das Princip des Ganzen glaubt revolutionieren zu ſollen, ſcheint allerdings die Thatſache zu ſprechen, daſs im Organismus der Geſellſchaft die Verfaſſung jedes Gliedes von der jedes anderen abhängig iſt; dadurch ſetzt die Reformierung eines einzelnen immer die eines zweiten voraus, dieſes zweite aber kann ſeinerſeits nicht zu voller Ausbildung gelangen, ohne daſs das erſte ſchon ebenſolche gewonnen hätte. Dieſes gegenſeitige Sich-Vorausſetzen der Elemente eines ſocialen Ganzen ſcheint auf den erſten Blick ſeine Entwicklung zu einem vollkommeneren Zuſtande durch die Reform jener einzelnen Elemente logiſch auszuſchließen, dazu vielmehr eine Revolutionierung der Grundlage des Ganzen zu fordern. Allein dieſe Schwierigkeit löst ſich, wenn man einräumt, daſs freilich nirgends in menſchlichen Dingen eine ideale Verfaſſung eines Theiles ohne die gleiche aller anderen möglich iſt, daſs aber der Weg zu ihr ſehr wohl gleichſam in alternierenden Stufen begangen werden kann: man kann ſehr wohl ein Element bis zu einer gewiſſen relativen Höhe fördern und dann auf ihm als Baſis an der gleichen relativen Vervollkommnung eines anderen arbeiten, um von dieſer aus dann wieder an jenem weiterzubauen. Dieſe Art des Fortſchritts kann ſich zwar der idealen Verfaſſung des Ganzen nur ins Unendliche nähern, aber ſelbſt wenn man ſie nach dem gleichen Endziel hin entwickeln wollte, das die revolutionierenden Parteien mit der einheitlichen und principiellen Umgeſtaltung des Ganzen erreichen wollen, ſo dürfte dieſer vom Einzelnen ausgehende Weg doch der ſicherere, vor allem: der mögliche ſein. Die Forderungen auf dem Gebiete der öffentlichen Geſundheitspflege, ſo wenig ſie bei der empiriſchen Unvollkommenheit jeder Geſellſchafts-Verfaſſung ihre völlige Realiſierung finden können, verlieren darum nichts an Wirklichkeit und Dringlichkeit: denn jeder Schritt in ihrer Richtung bedeutet eine Erhöhung der ſocialen Kraft auf anderen Gebieten, und [illegible] wird zurückwirkend eine weitere Verwirklichung der [illegible] Forderungen ermöglichen.

Der Hamburger Hafenſtrike.

Von Dr. Richard Ehrenberg (Altona).

IV. Das Ende und die Lehren des Strikes.

Am Montag, den 8. Februar 1897, hat der Strike der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute nach elfwöchentlicher Dauer geendet, ohne daſs die Arbeiter irgend eine ihrer eigentlichen Strikeforderungen durchgeſetzt hätten. Zwar hat inſofern bereits ein Entgegenkommen der Unternehmer ſtattgefunden, als der Arbeitgeberverband — und zwar ſchon am 12. Jänner — beim Senate beantragt hat, einen Hafeninſpector anzuſtellen, was einem alten Wunſche der Arbeiter entſpricht; das iſt zwar äußerlich durch den Strike veranlaſst worden, doch ändert das nichts an der vollſtändigen Niederlage der ſtrikenden Arbeiter.

Das Central-Strikecomité ſchließt ſeine Anzeige über die Beendigung des Strikes mit folgenden Worten:

„Opfer aller Art hat der elfwöchentliche Kampf gekoſtet — er war nothwendig! In ſeinem Verlaufe hat alles, was auf dem Boden der Ehre, der Moral, der Menſchlichkeit ſteht, ſich für das Recht der Arbeiter erklärt — am Pranger ſteht das gemeinſchädliche Hamburger Geldprotzenthum vor aller Welt. In tauſend und abertauſend Geiſtern, die bis dahin ſchliefen, in die Seelen von tauſend und abertauſend Frauen und der heranreifenden Jugend iſt in dieſen Wochen der zündende Funken der Begeiſterung gefallen! Graut der Macht von Geldſacksgnaden nicht vor dieſem „Sieg" vom 6. Februar 1897?!" *)

Dieſer Aufruf ſteht im „Echo" vom 7. Februar; am 9. aber beginnt dasſelbe „Echo" eine Reihe von Artikeln über den Strike, in deren erſtem zugegeben wird, daſs der Ausſtand aus einer falſchen Berechnung der Chancen des Kampfes hervorgegangen war. Dann war er alſo nicht „nothwendig", ſondern ſchädlich, wie jeder ausſichtsloſe Kampf.

Stellen wir uns zunächſt einmal vollkommen auf den Standpunkt der Arbeiter, nehmen wir an, daſs deren Forderungen durchwegs berechtigt, daſs die Unternehmer in der That die „Capitalprotzen" waren, als die man ſie hingeſtellt hat, daſs ſie den Arbeitern ihr gutes Recht aus Egoismus vorenthielten, war darum der Ausſtand nothwendig? Nicht im Geringſten. Die Unternehmer waren vor Ausbruch des Strikes bereit, mäßige Lohnerhöhungen zu bewilligen. Nichts hinderte die Arbeiter, dieſe anzunehmen, und wenn die Conjunctur anhielt, nach vier Wochen eine weitere Lohnerhöhung zu verlangen. Schwerlich hätten die Unternehmer dieſe verweigert, wenn wirklich die günſtige Conjunctur Dauer verſprochen hätte. Das war freilich nicht der Fall; die Conjunctur hatte ſogar ſchon bei Ausbruch des Strikes nachgelaſſen; dazu kam die ungünſtige Jahreszeit, die den Arbeitern das Aushalten ebenſo ſehr erſchwerte, wie ſie den Unternehmern die Heranziehung auswärtiger Arbeitskräfte erleichterte; es kam hinzu die geringe Sympathie, welche der Strike von Anfang an bei der öffentlichen Meinung fand. Auf die ſchwache Organiſation der Arbeiter vor Ausbruch des Strikes iſt weniger Gewicht zu legen; denn wenigſtens die große Maſſe der ungelernten Arbeiter kann wohl überhaupt nur im Kampfe organiſiert werden. Doch das nebenbei, ſicher iſt jedenfalls das Folgende:

Es mag unvermeidliche Strikes geben; dieſer Strike aber war jedenfalls nicht nur zu vermeiden, ſondern geradezu gegen das nächſtliegende Intereſſe der Arbeiter, das ihnen gebieten muſste, ihre Kräfte nicht zu ungünſtiger Zeit ausſichtslos zu erſchöpfen, vielmehr für einen günſtigeren Zeitpunkt zurathe zu halten.

Wenn der Strike nicht in Antwerpen, wo auch genug Zündſtoff da war, ſondern in Hamburg zum Ausbruch gelangte, wenn er ferner nicht, wie die internationalen Führer wollten, erſt im Frühjahr oder Sommer 1897, ſondern ſchon im Spätherbſte 1896 zum Ausbruch gelangte, ſo iſt dies jedenfalls zurückzuführen auf die Unfähigkeit der hieſigen Arbeiter, ihre eigenen Chancen richtig zu beurtheilen, auf ihre wirtſchaftliche Unreife und namentlich auf die Untüchtigkeit ihrer localen Führer. Ob die Arbeiter dies einſehen werden, iſt freilich trotz der harten Lehre, die ſie erhalten haben, keineswegs ſicher; doch davon ſpäter.

Natürlich iſt hiermit nur geſagt, daſs die Ausführung des von Tom Mann herrührenden internationalen Strikegedankens eine ungeſchickte war, dagegen keineswegs, daſs dieſer ſelbſt dem Intereſſe der Arbeiter entſprach, was offenbar die wichtigere Frage iſt. Um hierüber ins Klare zu kommen, gibt es kein beſſeres Mittel, als den Hamburger Hafenſtrike mit dem großen Londoner Dockſtrike zu vergleichen. Dabei ſtellen wir uns einſtweilen immer noch ausſchließlich auf den Standpunkt der Arbeiter.

Die beiden Strikes haben einige wichtige Eigenſchaften mit einander gemein. Beiden gebürt zunächſt ihre Anzettelung durch Socialiſten. Deshalb iſt in England der Sieg der Arbeiter zunächſt den Socialiſten zugute gekommen, wie es andererſeits nicht unmöglich iſt, daſs die [illegible] der Arbeiter in Hamburg den Socialiſten Eintrag [illegible] [illegible] war noch nicht, und es kann auch [illegible] auf ſolche vieldeutige Erfahrungen

*) [illegible] am 12. Februar geſchrieben.

Digitized by Google

nicht zu legen; die Entwicklung in London hat gezeigt, daſs ſie bald durch andere Momente wieder in den Hintergrund gedrängt werden.

Weit weſentlicher ſind zwei andere Momente, die ebenfalls beiden Strikes gemeinſam ſind: In London wie in Hamburg beſtand die Hauptmaſſe der Ausſtändigen aus ungelernten Gelegenheitsarbeitern, und ferner kam der Strike hier wie dort in einem großen Hafen zum Ausbruch, alſo in einem Betriebe, deſſen Stillſtand weitreichende unheilvolle Wirkungen für das geſammte wirtſchaftliche Leben zur Folge haben muſs. Dieſe beiden Momente wirken einander entgegen; denn wenn ein Hafenſtrike ohne Zweifel der bürgerlichen Geſellſchaft beſonders wehethut, ſo kann dieſe doch andererſeits die hauptſächlich in Betracht kommenden ungelernten oder doch nur angelernten Hafenarbeiter verhältnismäßig leicht durch andere erſetzen. Aber auch das ſind nichts als Tendenzen, welche die Entwicklung nicht entſcheidend zu beeinfluſſen vermögen. In London hat die bürgerliche Geſellſchaft raſch capituliert, in Hamburg hat ſie ſtandgehalten; andererſeits war es in London ſehr ſchwer, Erſatzarbeiter zu bekommen, und auch in Hamburg war es immer noch keineswegs ſo leicht, wie man denken ſollte.

Soviel von den gemeinſamen Eigenſchaften der beiden Strikes, und nun zu ihren Verſchiedenheiten! Hier gelangen wir zum Kernpunkte der ganzen Frage.

Der Londoner Strike wurzelte in einer mächtigen n a t i o n a l e n Strömung, der Hamburger Strike dagegen war ein ausländiſches Gewächs, das zwar in Hamburg einen günſtigen Boden, aber nicht genug Nahrung fand und ſchließlich abſterben muſste, als die vom Auslande erhoffte Nahrung ausblieb.

Jene arbeiterfreundliche Strömung, welche 1889 die engliſche Welt durchflutete, brachte den Londoner Dockerſtrike zum Siege; als ſie ſich verlief, ſuchte einer der aufs Trockene gerathenen engliſchen Arbeiterführer ſie durch eine internationale Organiſation zu erſetzen, wobei ihm ähnliche Beſtrebungen in anderen Ländern entgegenkamen. Aber der Verſuch erwies ſich als eine Utopie; und dies iſt eine der praktiſch bedeutſamſten Lehren des Hamburger Hafenſtrikes: Die „internationale Solidarität“ der Proletarier aller Länder verſagte bei der erſten ernſtlichen Probe. In Nationalſtaaten, wie es Deutſchland und England ſind, iſt ſelbſt die angeblich vollkommen internationale Arbeiterbewegung zu ihrem Gedeihen auf die nationale Grundlage angewieſen; Phraſen können an dieſer harten Thatſache nichts ändern.

Das darf aber öſterreichiſche Socialpolitiker nicht entmuthigen. Wo kein Nationalſtaat beſteht, da muſs auch die Arbeiterbewegung ihre beſonderen Exiſtenzbedingungen haben; vielleicht iſt ſie dort ſogar berufen, zur Ausgleichung der nationalen Gegenſätze beizutragen.

Doch es iſt Zeit, daſs wir den naturgemäß einſeitigen Standpunkt des Arbeiters verlaſſen und uns nach Möglichkeit über die Parteien zu erheben ſuchen. Was wir dann erblicken, muſs uns zunächſt mit Trauer und ſchwerer Sorge erfüllen.

Einige Agitatoren verſchiedener Nationalität begründen eine Organiſation, die angeblich der gemeinſamen Hebung der Lage aller betheiligten Arbeiter dienen ſoll, thatſächlich aber zunächſt nur den Erfolg hat, in dem größten deutſchen Hafenplatze einen unüberlegten, ausſichtsloſen Strike zu entfachen, und dieſer Strike dauert dann faſt drei Monate, verſchlingt viele Millionen deutſchen Volksvermögens, verbittert eine bisher im ganzen beſonders ruhige, vernünftige Bevölkerung bis zum blutigen Straßenkampfe, führt zu deren Erſetzung durch Tauſende proletariſcher Zuwanderer und hinterläſst auf beiden kämpfenden Seiten die Empfindung, daſs das Ende des Streites nur einen Waffenſtillſtand bedeutet, daſs früher oder ſpäter der Kampf doch wieder aufgenommen werden muſs; denn das iſt augenblicklich in Hamburg-Altona ohne Frage die überwiegende Empfindung. Zwar für geraume Zeit iſt die Arbeiterſchaft durch Erſchöpfung zum Frieden verurtheilt; aber wer da glaubt, ſie werde ſich endgiltig dabei beruhigen, der kennt weder das menſchliche Herz, noch ſpeciell den Charakter unſerer Hamburger Arbeiterſchaft.

Ueberhaupt — und hier kommen wir wieder zu einem beſonders wichtigen Punkte — muſs man den Charakter der hieſigen Bevölkerung genau kennen, um den Strike und ſeine Wirkungen richtig zu beurtheilen.

Auf b e i d e n S e i t e n hatten im Hamburger Hafenſtrike Elemente die Führung in Händen, die gewiſſe typiſche Eigenſchaften des niederſächſiſchen Stammes in beſonders hohem Maße beſaßen: Die zähe Ausdauer, die unbeugſame Härte und den verbiſſenen Kampfeszorn, kurz alles, was der Engländer „stubbornness“ nennt. Nur dadurch wird die lange Dauer des Strikes erklärlich.

Auf beiden Seiten, namentlich aber bei den Unternehmern, gab es zahlreiche „weiche“ Elemente, die auf Beendigung des Streites, auf Vermittlung drängten; doch die entſchloſſenen Elemente behielten die Oberhand; wenn ſie bei den Arbeitern ſchließlich zurücktreten und das Spiel aufgeben muſsten, ſo geſchah das nur unter dem Drucke der eiſernen Nothwendigkeit; lange genug haben ſie ausgehalten.

Solche Ausdauer im Kampfe erzwingt zunächſt eine gewiſſe Achtung. Ob ſie aber auch zweckmäßig war, kann nur die Zukunft lehren.

Die entſchloſſenſten Elemente unter den Unternehmern glauben, daſs der Strike ohne das Dazwiſchentreten von Vermittlern der verſchiedenſten Art früher zu Ende geweſen wäre; die Arbeiter [illegible] ne, wurden durch jene immer wiederholten Verſuche nur immer wieder zur Fortſetzung des Kampfes angefeuert. Das iſt nicht unmöglich; aber jene Verſuche hätten auch, wenn ſie in der richtigen Weiſe angefaſst und aufgenommen worden wären, zum Ziele führen können, ſo gut wie der Bremer Hafenſtrike durch ein Einigungsamt nach acht Tagen, der Londoner durch ein Schiedsgericht nach vier Wochen beendigt worden iſt.

Die Unternehmer haben nicht Unrecht, wenn ſie ſagen, der Strike ſei von Anfang an ein „Machtſtreit“ geweſen; die Art, wie er vom Zaune gebrochen wurde, iſt nur erklärlich aus der Ueberzeugung der Arbeiter, daſs ſie, mit der engliſchen Rückendeckung hinter ſich Herren der Lage, Herren im Hamburger Hafen ſeien. Dieſer Glaube konnte ihnen entweder durch die Niederlage oder dadurch entriſſen werden, daſs die verſtändigen Elemente in ihren Reihen die Oberhand gewannen. Letzteres konnte wiederum nur dadurch geſchehen, daſs eine unparteiiſche Inſtanz dieſen verſtändigen Elementen in ruhigen Verhandlungen Gelegenheit gab, Einfluſs zu erlangen, die Hetzer und Kampfhähne zurückzudrängen.

Der ungenügend vorbereitete Schiedsgerichtsvorſchlag hatte leider den entgegengeſetzten Erfolg: Die Unternehmer, welche noch unter dem unmittelbaren Eindrucke der brüsken Arbeitsniederlegung ſtanden und den damit durch die Arbeiter begangenen Fehler ausnutzen wollten, um dieſen auf lange Zeit das Striken zu legen, lehnten den Vorſchlag ab, und jetzt wurden beide Parteien in ihrem Kampfeszorne nur immer mehr beſtärkt, ſo daſs der Kampf bis zuletzt den Charakter eines Machtſtreites behielt, während es vermuthlich wohl möglich geweſen wäre, ihm dieſen Giftſtachel durch vorſichtige Behandlung auszuziehen.

Und damit gelangen wir zur letzten, zur praktiſch wichtigſten Lehre des Hamburger Hafenſtrikes. Wenn in den ſocialen Kämpfen erſt einmal die extremen, entſchloſſenen Elemente die Oberhand gewonnen haben, ſo gibt es thatſächlich nur die Wahl zwiſchen Sieg oder Niederlage. Das ganze wirtſchaftliche Leben löſt ſich dann auf in eine Reihe furchtbarer exploſionsartiger Kämpfe mit dazwiſchen liegenden Perioden der Ermattung.

In Deutſchland iſt man jetzt nahe daran, dieſen Zuſtand verewigen zu wollen, obwohl man in England das Muſter eines Landes vor Augen hat, das durch ein ganz anderes Syſtem ſich nun ſchon ſeit Jahrzehnten vor den ſchlimmſten Folgen der ſocialen Kämpfe zu bewahren weiß.

Das iſt doch wohl der Weisheit letzter Schluſs! In ſocialen Dingen beſteht derſelbe darin, daſs man es den verſtändigen Elementen der Arbeiterſchaft nicht erſchwert, ſondern erleichtert, die Oberhand zu gewinnen. W i e das geſchehen muſs, darüber iſt ſchon ſo viel geſagt worden, daſs ich es mir wohl an dieſer Stelle erſparen kann, darauf näher einzugehen.

Die Aerzte und die Krankencaſſen.

Mit der beneidenswerten Unbefangenheit eines Kindes ſahen bisher die Aerzte dem wilden Kampf der Stände auf dem politiſchen Theater zu. Es war ihnen „ein Schauſpiel nur“. Während alle anderen Stände ſich organiſierten, muſste lange Zeit der Ruf nach Organiſation unter den Aerzten ungehört verhallen. Aber in dieſen Tagen hat er denn doch auch in dieſem Stande ein lautes Echo gefunden. Es muſste vorher alles geſchehen, um die Exiſtenz der Aerzte zu untergraben, bis es gelang, ſie aus ihrer unzeitgemäßen Lethargie zu rütteln, damit ſie endlich zu retten ſuchen, was noch zu retten iſt.

Der wirtſchaftliche Niedergang des ärztlichen Standes wurde durch die Schaffung des Krankencaſſengeſetzes vom Jahre 1888 eingeleitet. Die Abſicht der Geſetzgeber war gut: Sie wollten den kranken Arbeiter vor Noth ſchützen, ihm Arzt und Medicamente garantieren. Die Durchführung aber war ſo ſchlecht, daſs den Aerzten die unerhörteſten Opfer zugemuthet wurden, ohne daſs der wichtigſte Programmpunkt — eine menſchliche Behandlung des erkrankten Arbeiters — erfüllt worden wäre. Man ſtellte Caſſenärzte an, deren Gehalt ſo niedrig bemeſſen wurde, daſs heute im Durchſchnitt kaum 10 Kreuzer auf die Viſite entfallen. Auf dem Wege einer Minuendo-Licitation, welche für beide Theile gleich unehrenhaft war, wurden die Kranken an den Mindeſtbietenden vergeben. Die Maſſe muſs es machen und die Maſſe iſt ſo groß, daſs der Caſſenarzt beim beſten Willen nicht mehr thun kann, als durch Verſchreiben unſchädlicher Medicamente den Schein einer Behandlung aufrechtzuerhalten. Sein Hauptaugenmerk hat er auf die ordnungsgemäße Ausfüllung der Scheine zu richten, damit die Caſſengewaltigen mit ihm zufrieden ſeien. Dieſe haben es längſt verlernt, in ihm mehr zu ſehen als einen Diener, den ſie umſo weniger achten, je genügſamer er iſt. Faſt 50% der Geſammtbevölkerung [illegible] gehört den Caſſen an; nicht durchaus Arbeiter, ſondern auch die Privatbeamten, [illegible] die Handlungsgehilfen, Commiſſionäre u. ſ. w., und jeder, der es ſich durch [illegible] möglich machen will, am ärztlichen Honorare zu ſparen. Das [illegible] Aerzten im [illegible] natürlich die [illegible] Stand auf [illegible] Minimum [illegible]

So [illegible]

Noth jedes zur Beſchaffung eines Exiſtenzminimums angewandte Mittel entſchuldigt. Darin liegt eine Gefahr für die Geſellſchaft, welche einmal in die Lage kommen könnte, Leben und Geſundheit einem durch Hunger demoraliſierten Stande anzuvertrauen.

Vielleicht hätten ſich die Aerzte noch lange ihrem Siechthum widerſtandslos überlaſſen, hätte ihnen nicht die im Vorjahre beſchloſſene Schaffung obligatoriſcher Meiſterkrankencaſſen den Schleier von den Augen geriſſen. Das war ein Todesſtoß — wenn er ſaſs. Das Abgeordnetenhaus hatte die Petitionen der Aerztekammern nicht beachtet, das Herrenhaus ſie verworfen. Da war es plötzlich Allen klar, daſs der Moment der Selbſthilfe gekommen war, und die Aerzte thaten, was alle bedrohten Stände gethan, ſie ſcharten ſich zuſammen und erhoben energiſchen Proteſt gegen ihre Ausbeutung. Die Zeit der Bitten iſt für ſie vorüber. In ſich geeinigt, werden ſie die Anerkennung ihrer Rechte erzwingen.

Die erſte ihrer Forderungen iſt die freie Aerztewahl bei den Krankencaſſen. Der kranke Arbeiter ſoll ſich in Zukunft den Arzt ſeines Vertrauens wählen dürfen, und dieſer ſoll in halbwegs ſtandesgemäßer Weiſe entlohnt werden. Daſs dies möglich ſei, iſt ſchon dadurch bewieſen, daſs die freie Aerztewahl in Deutſchland vielfach bereits eingeführt iſt und nirgends den Ruin der Caſſen bewirkt hat. Wenn in Berlin die Koſten der freien Arztwahl mit 3 Mark per Kopf und Jahr beſtritten werden können, wenn in Leipzig für die Viſite 1 Mark gezahlt wird, warum ſollte man in Oeſterreich, wo auf das Mitglied 88 Kreuzer im Jahre entfallen, von einem ähnlichen Syſtem nicht einmal ſprechen dürfen, ohne für einen Ausbeuter der Armen gehalten zu werden? Die freie Aerztewahl iſt eine Forderung der Arbeiter ebenſogut wie der Aerzte. Die Führer der Arbeiterſchaft, welche der Frage kühl oder feindlich gegenüberſtehen, mögen dies bedenken, wenn ſie nicht von denen, deren Intereſſen zu vertreten ſie vorgeben, unſanft an ihre Pflichten gemahnt werden wollen. Mögen die Caſſen ſparen, wo ſie es dürfen. An den Verwaltungskoſten ſparen ſie nicht, denn dieſe betragen mehr als die Honorare aller Chef- und Caſſenärzte ſammt den Koſten für die Controle, welche durch Laien geübt wird. Die Krankencaſſen benehmen ſich wie Sparcaſſen und häufen ungeheure Reſervefonds an. Im Jahre 1894 haben ſie bereits 11 Millionen Gulden glücklich zuſammengebracht. Das iſt das Geld, das man zumeiſt den Aerzten entzogen hat, ohne daſs man ſich damit rechtfertigen könnte, daſs es den Verſicherten zugute gekommen ſei. Dieſe haben im Gegentheil das ſonderbare Sparſyſtem vielfach mit ihrem koſtbarſten Gute, mit ihrer Geſundheit, bezahlt. Vielleicht wird das erſparte Geld einmal dem Staate ſehr willkommen ſein, wenn es ihm einfallen ſollte, die Krankencaſſen in eigene Regie zu nehmen. Das Krankencaſſengeſetz muſs aufhören, 20 Procent der Jahreseinnahmen für den Reſervefonds zu confiscieren, es muſs den Wohlhabenden die Thüren der Caſſen verſchließen, und es wird Geld genug für die Aerzte da ſein und ihr Arbeitsgebiet wird nicht in ungerechter Weiſe eingeengt ſein.

Durch die erſte allgemeine Wiener Aerzteverſammlung vom 9. Februar l. J. iſt der Stein ins Rollen gekommen. Medicin und Politik vertrugen ſich bisher hierzulande ſchlecht. Die Parteien buhlen um die Gunſt der Lehrer oder der Kleingewerbetreibenden; man wird ſie zwingen, in Zukunft auch mit den Aerzten zu rechnen. Dieſe ſind nicht nur ein, wenn auch ziemlich anſehnliches Häuflein von Stimmen; wenn man ſie zwingt, Agitatoren zu werden, dann wird es ſich zeigen, welchen ungeheuren Einfluſs ſie durch ihren innigen Contact mit allen Schichten der Bevölkerung auszuüben imſtande ſind. Es kann nicht länger geduldet werden, daſs man mit dem Einkommen der Aerzte wie mit einem öffentlichen Gute umſpringt, während man ſie nach Bedarf mit den Agenden der öffentlichen Geſundheitspflege ohne jegliche Entlohnung belaſtet. Wenn man ſchon ſo ſehr davon überzeugt iſt, daſs eine menſchliche Behandlung des Arbeiters mehr koſtet, als die Caſſen leiſten können, dann muſs ſie der Staat ſubventionieren oder, wenn für humanitäre Zwecke durchaus kein Geld vorhanden ſein ſollte, dann erhöhe man den Caſſenbeitrag der Arbeitgeber per Kopf und Woche um einen Kreuzer, und alle Noth hat ein Ende. Die Arbeitgeber werden darüber nicht zugrunde gehen wie der ärztliche Stand, der unter der ihm aufgebürdeten Laſt zuſammenbricht.

Privatdocent Dr. Max Herz.

Minderjährige Verbrecher.*)

Die modernen Italiener beſitzen eine Fertigkeit, einen „Band“ zu ſchreiben, um die ſie ſelbſt die Deutſchen beneiden können. Daſs dabei Auszüge und Citate eine große Rolle ſpielen, verſteht ſich von ſelbſt und bei der Geſchwindigkeit des Arbeitens leidet die Compoſition und es ſind Wiederholungen bei dieſer Art von Production nicht zu meiden. Auch dieſes Buch enthält viel mehr, als der Autor zu ſagen hat, und [illegible] hat er noch eine Fülle von Gedanken [illegible] und [illegible].

[illegible]

der Kreis der Philantropen und Regierungsmänner, die ſich für dieſe Fragen intereſſieren, noch lange nicht groß genug, und beſonders alleinſtehende Damen würden aus dem Buche ein Feld für Bethätigung herausfinden, das ihr Leben ſocial außerordentlich befruchten könnte.

Daſs F. von ſeinem Grundthema aus viele ſociale und erziehliche Fragen ſtreift und ſtreifen muſs, macht das Buch umſo lehrreicher.

Der Autor hat ſelbſt viel eigenes zu ſagen. Er iſt Staatsanwalt und er verfügt über nicht weniger als 2000 abgeſtrafte Minderjährige als eigenes Studienmaterial, darunter über 351 unter 10 Jahren und 941 überhaupt unter 14 Jahren. Davon ſind 1540 Knaben und 460 Mädchen. Darunter ſind nicht weniger als 1600 Rückfällige und über 1750 lebten in hochgradigem Elende. In einer großen Zahl der Fälle ſind Verworfenheit der Familie und ſchlechtes Beiſpiel nachzuweiſen. Ferriani ſtudiert zunächſt im II. Theil die Pſychologie und die Urſachen des Verbrechens und es iſt lobend hervorzuheben, daſs er nicht, wie die meiſten modernen Autoren, entweder einſeitig das ſociale Element — das Milieu — beſchuldigt, noch einſeitig überall den „geborenen“ Verbrecher ſieht. Die große Rückfälligkeit könnte leicht zur Einſeitigkeit führen, wenn man nicht bedenkt, daſs frühzeitiges Verderbtwerden faſt gleichwertig mit angeborenem iſt und daſs viele rückfällig werden, weil das Straf- und Erziehungsſyſtem, wie es heute noch vielfach geübt wird, geradezu Perfection im Verbrechen erzielt.

Der III. Theil beſchäftigt ſich mit Hauptformen des Verbrechens bei Minderjährigen. Die größte Zahl liefert der Diebſtahl, Verletzungen, Bettelei und Unzucht. Daſs auch wegen Strikes Verurtheilte unter den Verbrechern erſcheinen, iſt eine ſociale italieniſche Anomalie.

Wichtig iſt der IV. Theil des Buches, betitelt: Vor und nach der Verurtheilung. Faſt jedes Wort, das der Verfaſſer in dem Abſchnitte über Vorunterſuchung und öffentliche Verhandlungen jugendlicher Verbrecher ſagt, ſollen Richter und Publicum ſich tief einprägen. Die Parteinahme für die „Unſchuld“ des Kindes, die Schädlichkeit der öffentlichen Verhandlungen, die zur Nachahmung reizen ꝛc., ſind vortrefflich geſchildert.

Daſs eine Einſchränkung des Familienrechtes nöthig ſei, weil die Auslieferung der Kinder an verworfene Eltern ein Nonſens iſt, betont der Verfaſſer mit Recht.

Das weitſchweifige Capitel: Erziehung und Unterricht enthält manchen geſunden Gedanken und beſonders den, daſs die abnormen Familien keine Kinder zum Verderben bei ſich behalten dürfen und daſs die einſeitige „Bildung“ für den Charakter „zu wenig leiſtet und daſs ein unwiſſender Ehrenmann tauſend ſchmukiſche Gebildete aufwiege“. Der Autor vergiſst, daſs Wiſſen und Fertigkeit leichter bei ſchlecht Veranlagten zu fördern ſind, als Charakter bei ſittlich ſchlecht angelegten Naturen. Der Moraliſt F. ereifert ſich etwas zu ſehr und über die Grenzen des Themas hinaus gegen die „Bildung“.

Ein ungeheuerlicher Gedanke des Verfaſſers iſt es, die Kinder ſchon beim „Einſchreiben“ in die Schule nach dem Rufe der Familie zu ſondern. Wer Beobachtungen im Leben gemacht hat, weiß, daſs aus verrufenen Familien ſehr gut geartete Kinder hervorgehen, einerſeits weil die angeborene ſittliche Anlage über das Beiſpiel ſiegt und weil auch in „verworfenen“ Familien häufig das Ehrgefühl beſteht, die Kinder beſſer zu machen, als die Eltern ſelbſt ſind. Wie viele Menſchen verkommen durch Schickſal und Elend; ſie können ſich ſelbſt nicht helfen und losreißen. Sie ſind aber beſtrebt, ihre Kinder zu retten. Wie viele Weiber, die ihr Temperament zur ehelichen Untreue verführt, erziehen ihre Töchter muſterhaft. Es fehlt die Statiſtik der Ehrlichen und Anſtändigen aus unehrlichen und verkommenen Familien; beſtände eine ſolche, ſo würde man mit Stolz auf die ſittliche Anlage des Menſchen blicken. Sollen die unehelichen Kinder von Maitreſſen von den normalen Schulen ausgeſchloſſen werden? Wir wiſſen, welcher Fond von Achtbarkeit unter dieſen Frauenzimmern exiſtieren kann und wie häufig ſie ihre Kinder muſterhaft erziehen ꝛc. ꝛc. Die moraliſtiſche Unklarheit hat den Verfaſſer verführt. Richtig aber iſt es, ſoviel als möglich, die Kinder mit verbrecheriſchen Neigungen aus der Schule auszuſchalten und in Specialſchulen zu überweiſen, und ebenſo richtig iſt es, daſs gerade die beſten Lehrer für dieſe Schulen nöthig ſind, weiters, daſs in dieſen Schulen nothwendig und raſch die Sonderung in Beſſerungsfähige und Unverbeſſerliche vorgenommen werden müſste. Alles dies iſt keine Entdeckung des Verfaſſers und die tüchtigen und ernſten Pädagogen ſuchen dies ſoviel als möglich anzuregen. Die Schwierigkeiten der Durchführung ſind aber größer als der Verfaſſer ahnt und es bedarf dabei einer Organiſation, von der F. keine Ahnung hat. Dabei handelt F. alle Schwächen der Geſellſchaft ab, die er hineinziehen will, und als unzufriedener Moraliſt ſieht er, was bei einem modernen Italiener ſelten iſt, ſogar die religiöſe Erziehung [illegible]. Es wird es kein vernünftiger Menſch miſsbilligen, wenn [illegible] herangezogen werden, wo ſie nützlich ſein können, und kein [illegible] Menſch wird ſich bemühen, verbrecheriſch veranlagte Kinder [illegible] zu erziehen. Aber alle ehrlichen Leute [illegible] Grundſätze anzunehmen und zu [illegible] Bewegung in ein heimtückiſcher Ueber[illegible] Bewegung zugunſten der Prieſter- [illegible] Staaten und von ehrſüchtigen [illegible] Hamburger, Bauern und [illegible]

Digitized by Google

Für kleine Kinder — etwa bis zum 13. Jahre — wünſcht F. jedes Strafverfahren ausgeſchloſſen; vom 13. bis 18. Jahre verwirft er jede Oeffentlichkeit und die Jury. Bei normalen Familien ſoll das Kind bis zum 13. Jahre den Eltern übergeben werden, ſonſt bis zum 8. Jahre einer Anſtalt für Verlaſſene und vom 8. bis 13. Jahre einer Beſſerungsanſtalt. Die kurzen Strafen haben ſich bei jugendlichen Verbrechern als beſonders ſchädlich gezeigt; der Hausarreſt als unwirkſam. Die bedingte Verurtheilung hat bei nicht verdorbenen Individuen gute Reſultate gehabt. Wo Strafhaft nöthig iſt, möge man die Ueberzeugung von der wahrſcheinlichen Sicherheit vor Rückfall durch Beobachtung als Zeitgrenze nehmen.

Anhaltung zur Arbeit müſſe bei jeder Straf-Unterbringung das wichtigſte Beſſerungs- und Erziehungsmittel ſein, und beſonders paſſend für ältere Individuen iſt, es den Ackerbau zu erlernen. Die Unterbringung in Bauernfamilien iſt miſslich, wie ich zuerſt in Antwerpen 1890 — damals unter großem Widerſpruche — betont habe. Ich behalte mir vor, auf dieſe wichtige Frage der Unterbringung „gefallener“ Kinder ſelbſtändig zurückzukommen. F. iſt beſonders auch für die Erziehung im Sparen und deshalb dafür, daſs man den Ueberverdienſt den Entlaſſenen nicht in die Hand gebe.

Eine entſchiedene Antwort auf die wichtigſte Frage, was mit den Unverbeſſerlichen geſchehen ſolle, gibt F. nicht.

Das Problem der Behandlung verbrecheriſcher Kinder iſt ein unvergleichlich ſchwierigeres, als bei Erwachſenen. Die Gewohnheits- und profeſſionellen Verbrecher gehen zum großen Theile aus den verbrecheriſchen Kindern hervor, und das Syſtem der zeitlichen Strafen nach Maßgabe der „Schwere“ des Verbrechens und nicht in erſter Linie nach Maßgabe der Verbeſſerlichkeit oder Unverbeſſerlichkeit des Verbrechens ſchafft das Gros der Rückfälligen und der wachſenden Gefährlichkeit ihrer Verbrecher. Die Grundſätze, die der Congreſs in Antwerpen (1890) nach meinem Vorſchlage für rückfällige Vagabunden angenommen hat, daſs nämlich Unverbeſſerliche lebenslänglich in der Hand der ſtaatlichen Autorität bleiben müſſen, ſollen in der Strafjuſtiz verallgemeinert werden. Bedingte Freiheit kann dabei doch gewährt werden.

Hier iſt das Punctum saliens der Reform.

Daſs der Schutz der Kindheit — beſonders bei ſchlechten ökonomiſchen und ſittlichen Verhältniſſen der Eltern — die wichtigſte Vorbeugungsnorm ſei, ſetzt der Autor des weiteren auseinander.

Schließlich ein Wort über die Uebertragung ins Deutſche. Sie iſt herzlich ungewandt. Man muſs manchmal gut italieniſch können, um das Deutſch zu verſtehen. Profeſſor Benedikt.

Jüdiſches Leben im Mittelalter.

Ein zeitgemäßes Thema, das von dem gelehrten Mitherausgeber der angeſehenen engliſchen Zeitſchrift „The Jewish Quarterly Review“, Mr. J. Abraham, M. A., in einem elegant ausgeſtatteten und umfangreichen Buche von über fünfthalbhundert Seiten ebenſo gründlich wie feſſelnd behandelt iſt.*) Zeitgemäß iſt das Buch deshalb, weil man daraus, was die Beurtheilung der Juden betrifft, die Gegenwart in ihrem Verhältnis zum Mittelalter richtig abſchätzen lernt. Leider fällt die Schätzung nicht zugunſten der erſteren aus, wenn man bedenkt, daſs im Mittelalter bei dem Tiefſtande der allgemeinen Cultur verzeihlich war, was in der Gegenwart unverzeihlich iſt. Indeſſen zeigen die gegen die Juden geſprochenen und geſchriebenen Scheiterhaufen unſerer Tage, daſs es auch jetzt noch in den weiteſten Kreiſen finſter genug iſt, während die wirklichen des Mittelalters vielfach eine merkwürdige unbefangene Anerkennung der Leiſtungen der Juden beleuchten, und — traurig aber wahr — man athmet ordentlich von dem wüſten Lärm des antiſemitiſchen Hexenſabbaths der Gegenwart auf, wenn man den Spaziergang durch das Mittelalter unternimmt, zu welchem der Verfaſſer die Freunde des Fortſchritts und der Aufklärung aller Confeſſionen einladet, und auf welchem ſie ihn nicht ohne reiche Belehrung und Genuſs begleiten werden.

In den Büchereien der berühmten, mit den ſtolzeſten Titeln geehrten Scholaſtiker des 13. Jahrhunderts fehlten nicht die Werke jüdiſcher Philoſophen, und wer den Doctor universalis Albert den Großen, den Doctor angelicus Thomas v. Aquino, den als Doctor irrefragabilis et theologorum monarcha gefeierten Alexander von Hales, oder den Doctor seraphicus Bonaventura bei ihren Arbeiten aufgeſucht hätte, würde ſie in die Schriften des Moſes Maimonides, des Salomo Gabirol, Iſak Iſraelis und anderer Juden vertieft gefunden haben, ſei es nun auf den philoſophiſchen Anſichten derſelben weiter zu bauen oder ſie zu widerlegen. Die Ueberſetzerthätigkeit der Juden machte ſie der chriſtlichen Gelehrtenwelt unentbehrlich, und ihr verdankte dieſe die erſte Bekanntſchaft mit den Hauptwerken der griechiſchen Philoſophie, Medicin, Mathematik und Aſtronomie und deren arabiſchen Commentaren. Man war aber auch unbefangen genug, die theils vermittelnden, theils ſelbſtändigen Leiſtungen der Juden anzuerkennen. Unter den im Statut der mediciniſchen Facultät der Univerſität von Paris für das Studium vorgeſchriebenen Büchern befanden ſich auch die Werke des jüdiſchen Arztes Iſak [illegible], in den berühmten mediciniſchen Hochſchulen von Monpellier, Salerno, Padua u. ſ. w. lehrten, und an den Höfen der Päpſte und Fürſten practicierten jüdiſche Aerzte, welche die letzteren nicht ſelten auch in Staatsgeſchäften beriethen. Selbſt die chriſtliche Theologie verſchmähte es nicht, aus jüdiſchen Schriften und dem Unterrichte, welcher von Juden ertheilt wurde, Belehrung über bibliſche Fragen zu ſchöpfen, und während man einerſeits, von glaubenseifrigen Hetzern gedrängt, die rabbiniſchen Schriften den Flammen preisgab, trugen chriſtliche Theologen ſelbſt dazu bei, die in denſelben enthaltenen Erklärungen aufzubewahren und fortzupflanzen. Die bibliſche Wiſſenſchaft bewegte ſich ganz in den von den Juden vorgezeichneten Bahnen, rabbiniſche Gleichniſſe und Legenden kehren in Volksbüchern und Predigten zur Unterhaltung und Erbauung chriſtlicher Leſer und Zuhörer wieder, hebräiſche Kunſtausdrücke drangen in die kirchliche Latinität ein, und wie heute alte und neue „jüdiſche Witze“ auch in chriſtlichen Kreiſen erzählt und belacht werden, ſo machten hohe kirchliche Würdenträger gern einen Scherz, der von ihrer Kenntnis der jüdiſchen Literatur zeugte, wie der gelehrte Cardinal Egidio von Viterbo ſich im Spaſſe äußerte, Chriſtus habe nach ſeiner Auferſtehung den Apoſteln ein Stück von dem in der Kabbala eine gewichtige Rolle ſpielenden Fiſch Leviathan aufgetiſcht. Aber die Vertrautheit mit dem Judenthum übte auch im ernſten Sinne ihre Wirkung, und der durch das Studium der jüdiſchen Literatur wie durch perſönlichen Verkehr mit Juden gewonnene Einblick in das Familien- und Gemeindeleben der letzteren beſtimmte manchen chriſtlichen Theologen dazu, auf lobens- und nachahmenswerte Einrichtungen derſelben hinzuweiſen. So fordert der als Doctor mirabilis gefeierte und durch ſeine aufgeklärten Anſichten in der That merkwürdige engliſche Franciscanermönch des 13. Jahrhunderts, Roger Bacon, die chriſtlichen Theologen dazu auf, bei den Juden, deren es überall gebe, Hebräiſch zu lernen, um ein beſſeres Verſtändnis des Alten Teſtaments zu erlangen, und empfiehlt, den Jugendunterricht mit der Lectüre der Bibel, und zwar mit den einfacheren, auf die Sittenlehre bezüglichen Schriften derſelben, zu beginnen, indem er darauf hinweiſt, „daſs deshalb die Juden in ihrer Jugend das Geſetz Gottes (den Pentateuch) lernen“. In anderer Weiſe macht der demſelben Jahrhundert angehörende deutſche Prediger, Bruder Berthold v. Regensburg, auf die Bibelfeſtigkeit der Juden aufmerkſam, indem er ſeine Zuhörer warnt, ſich mit denſelben in religiöſen Disput einzulaſſen. „Ir ſoltent alles mit den jüden einen Krieg haben. Sô ſint ir ungelert, ſo ſind ſie wol gelert der ſchrift.“ Um einen dritten Zeugen für die Vertrautheit mit dem inneren Leben der Juden und deſſen unbefangene Beurtheilung anzuführen, verweiſen wir auf den dem Reformationszeitalter angehörenden Laienprediger Sebaſtian Lotze, welcher von den Juden ſagt: „Ja freilich ſind ſy gleer ſy leren jr Kind von jugent auf ihe gſatz verſton.“ Wie ſehr aber in dem letzterwähnten Zeitalter das Bedürfnis nach einer gründlicheren Kenntnis des Alten Teſtaments und der hebräiſchen Sprache durch mittelbare und unmittelbare Hilfeleiſtung von Juden und getauften Juden zugleich angeregt und befriedigt wurde, wie viel ferner zur Verbreitung der Bildung und zur Erleichterung gelehrter Studien durch die ganz bedeutenden typographiſchen Leiſtungen jüdiſcher Officinen, in welchen — bezeichnend genug — der Buchdruck die ſtehende hebräiſche Benennung eines „Himmelswerkes“ führte, beigetragen wurde, dies alles iſt bewuſstem noch nicht in die verdiente Beleuchtung gerückt und in weiteren Kreiſen bekannt geworden. Erſt wenn dies geſchehen, wird man den Antheil der Juden an der Wiederbelebung der Wiſſenſchaften richtig bemeſſen können. Aus dem regen, wiſſenſchaftlichen Verkehr zwiſchen gelehrten Chriſten und Juden entwickelten ſich literariſche und ſelbſt freundſchaftliche Beziehungen von Vertretern beider Confeſſionen, die mitunter bis in die höchſten chriſtlichen Kreiſe hinaufreichten, wie ſie früher ſchon zwiſchen Anatoli und Kaiſer Friedrich II. und Michael Scotus, zwiſchen Kalonymus, ſowie Leo Romano und dem König Robert v. Anjou, zwiſchen Immanuel und Dante beſtanden hatten, jetzt aber noch zahlreicher wurden, wie die Verbindungen Picos v. Mirandola mit ſeinen Lehrern Elia del Medigo und Johann Alemann, des Cardinals Egidio und Grimani mit Elia Levita und dem vorgenannten Alemann, und in Deutſchland die zahlreichen Beziehungen chriſtlicher Hebraiſten zu jüdiſchen Gelehrten, Buchdruckern und Mäcenen zur Genüge darthun.

Freilich haben ſich dieſe [illegible] Schriften ab[illegible] Toleranz und Humaniſ[illegible] [illegible] ihren Weg nicht durch die Niederungen, ſondern über die Höhen der [illegible], [illegible] dem Wanderer im hohen [illegible], der „über Berge [illegible], über Hügel ſteigt“, und ſo [illegible] die [illegible], welche die oberſten Kreiſe der mittelalterlichen Geſellſchaft [illegible] ein [illegible] Licht auf die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Man wird [illegible]

*) Jewish Life in the Middle Ages. By [illegible] M. A. [illegible] London. Macmillan and Co. [illegible]

Digitized by Google

abnahm, ſchmackhafter geſtaltete. In Portugal muſsten die Juden jedes neu erbaute Schiff mit einem neuen Anker und Kabel verſehen, in Spanien muſsten ſie beſondere Beiträge für die königliche Tafel leiſten, und man hat berechnet, daſs daſelbſt die Judenſteuern den zwölften Theil der königlichen Einkünfte ausmachten. Faſt überall muſste der Jude einen beſonderen Leib-, Brücken- und Grenzzoll bezahlen, das Haus, das er bewohnte, die Mahlzeiten, die er zu ſich nahm, die Lichte, die er brannte, der Schmuck, der die weiblichen Familienglieder trugen, waren beſonders beſteuert, freudige und traurige Familienereigniſſe erheiſchten Abgaben, und es kam vor, daſs man den Trauerzug, der eine Leiche nach einem fremden Friedhofe führte, nicht in den letzteren einließ, bevor man ſich mit dem an der Pforte desſelben harrenden Steuereinnehmer abgefunden hatte. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs in dieſe Gelegenheitstaxen die regelmäßigen, für den Aufenthalt und ſonſtige „Privilegien" zu errichtenden nicht inbegriffen waren. So wurden diejenigen ausgebeutet, die man der Ausbeutung der chriſtlichen Völker beſchuldigte, und denen man nur deshalb geſtattete, Geld auf Wucherzinſen auszuleihen, um ihnen bei guter Gelegenheit dieſe ſammt dem Capital abzunehmen. Daſs übrigens der Judenwucher nur ein Kinderſpiel gegen den von der Geiſtlichkeit und dem chriſtlichen Adel betriebenen war, bezeugen und beklagen zahlreiche chriſtliche Dichter und Kanzelredner, denen die deshalb ſogenannten Chriſtenjuden verhaſster waren als die Juden. Dieſe bildeten überhaupt, zumal im früheren Mittelalter, durch ihre kaufmänniſche Thätigkeit einen beachtenswerten wirtſchaftlichen Factor, wie beſonders von Lamprecht in ſeinem Deutſchen Wirtſchaftsleben im Mittelalter nachgewieſen worden iſt.

Trotz der verſchiedenen Bedrängniſſe, denen ſie ausgeſetzt waren, ſuchten ſich die Juden das Daſein ſo angenehm zu machen, wie es unter dieſen Umſtänden möglich war, und über ihrem häuslichen Leben iſt eine Heiterkeit gebreitet, die man nicht erwartet. Der Druck von außen ließ ſie in ihrem Familienleben und in den beſcheidenen und ſparſamen Genüſſen, welche häusliche Vergnügungen darboten, Erſatz für die Entbehrungen finden, welche der Staat ihnen auferlegte. Andererſeits wirkte dieſer Druck nicht immer vortheilhaft auf die ſittlichen Zuſtände, denn das Unglück und das Gefühl der Rechtloſigkeit und Entfremdung machen den Menſchen nicht beſſer, ſondern ſchlechter. Daraus erklären ſich die zahlreichen Angeber unter den Juden und getauften Juden, welche zugleich einen Schandfleck und eine Plage der jüdiſchen Gemeinden bildeten, aber die Machthaber züchteten dieſe Zuträger, um ſich über die Vermögensverhältniſſe der Juden genaue Kunde zu verſchaffen, und wenn dieſe alsdann ihres ehrloſen Handwerkes wegen von den Juden gehaſst und verfolgt wurden, ſo rächten ſie ſich durch Ausſtreuung von allerlei Lügen und Märchen, welche nicht ſelten die Verbannung ganzer Gemeinden oder Einkerkerungen und Hinrichtungen der Verleumdeten zur Folge hatten. Hinwiederum übte der Druck eine wenn auch von den Bedrückern nicht beabſichtigte gute Wirkung auf die Juden aus, indem er ſie anſpornte, ihre Kräfte zuſammenzunehmen, um den Kampf ums Daſein auszuhalten. Jede ecclesia pressa wird ſich durch Elaſticität, Geſchmeidigkeit, Scharfſinn und geſchickte Benützung ſich darbietender Vortheile auszeichnen und auch die Juden des Mittelalters ragen durch dieſe ſozuſagen vermöge der Zuchtwahl ihrer Geſchichte ihnen anerzogenen Eigenſchaften derart hervor, daſs ſie nicht bloß ihre Individualität behaupteten, ſondern ſelbſt die Geſellſchaft, aus der ſie ausgeſtoßen waren, in mancher Hinſicht beeinfluſsten. Aber was hätten die Juden erſt werden und dem Staate nützen können, wenn ihre Kräfte nicht unterbunden geweſen wären, ſondern vermocht hätten, ſich in ungehinderterm Wettſtreit mit ihrer Umgebung frei zu entfalten! Der Verfaſſer macht die nachſtehenden Bemerkungen über die Wirkung, welche die Zurückſetzung und völlige Verdrängung der Juden aus dem öffentlichen Leben zur Folge hatten: „Sie beraubten die Juden der Lebensbedingungen, deren ſie zur vollen Entfaltung ihrer Naturanlage bedurften. Dieſe iſt ſo beſchaffen, daſs ſie es den Juden nicht ermöglicht, ihre ſeltenſten Kräfte im Zuſtande der Iſolierung hervorzubringen. Ohne dem Judenthum die Schwäche beizumeſſen, welche jene Bekenner dem Verfalle zutreiben würde, ſobald ihnen der Zufluſs von außen kommender Anregungen und Einwirkungen abgienge, muſs doch daran feſtgehalten werden, daſs es das alte Alexandrien war, welches Philo, das mittelalterliche Spanien, welches Maimonides, und das moderne Amſterdam, welches Spinoza hervorbrachte. Das Ghetto hatte keine [illegible], aber die genannten Männer wären nicht im Ghetto geboren. Und wie hätte es auch anders ſein können! Der Jude, welchem [illegible] war, die Welt zu [illegible], konnte nicht emporkommen, wo es ihm [illegible] zu [illegible] gab. Man kann ohne [illegible] [illegible]

auch nicht ganz frei von Schwärmerei ſein, die aber bei einem engliſchen Juden begreiflich iſt. Hierzulande, und, wie Leporello ſingt, „im kälteren Deutſchland" iſt man dagegen d'rauf und d'ran, die Juden wieder kalt zu ſtellen und zu iſolieren, und huldigt der Anſicht, die Sache würde ſo beſſer für die Welt ſein. Während es im Neuen Teſtament heißt: „Das Heil kommt von den Juden", lehrt das auf Kanzeln und in Volksverſammlungen verkündete neueſte Teſtament: „Das Unheil kommt von den Juden." Es wird ſich zeigen, wer recht hat.

Dr. M. Güdemann.

Noch einmal der „Fall Holz".

Von Johannes Schlaf (Alt Scherbitz).

In Nummer 117 der „Zeit" vom 26. December vorigen Jahres las ich einen Aufſatz von Otto Julius Bierbaum über den „Fall Holz".

Wenn man aber den „Fall Holz" erörtert, ſo hat man's in dem einen und gewiſſen Punkte immer und zugleich auch mit dem „Fall Schlaf" zu thun.

Mein Freund Arno Holz hat in der Angelegenheit ſchon oft die Feder ergriffen. Er iſt nun mal von beſonders wehrhafter Natur. Es war auch durchaus begreiflich und in der Ordnung, denn wenn man bei all' den Herren Kritikern, wie ſie ſich gern nennen, auf nichts als dreiſt- und gottesfürchtige Behauptungen, auf Widerſtand, Miſsverſtändnis, oder auf eine gewiſſe laue Anerkennung ſtößt, der man die Oberflächlichkeit, mit der das Object behandelt iſt, auf zehn Schritte anmerkt, dann muſs man ſich ſeiner braven Sache eben ſelbſt annehmen, ſo peinlich einem das nun auch meiſt ſein mag.

Ich für meine Perſon habe bis jetzt noch keine Zeile über unſere Angelegenheit geſchrieben. Vielleicht weil ich in dieſen Dingen von einer gewiſſen Bequemlichkeit bin; vielleicht auch, weil mir dergleichen „nicht recht liegt"; andererſeits aber auch, weil ich es immer in guter Hoffnung zur Zukunft vorzog, trotz aller Recenſentenignoranz und Cliquenmachination, meine Ziele zu verfolgen, ſo gut ich es eben vermochte, dieſe und andere. Freilich habe ich nun, wie man weiß, gleichfalls gegen allerlei Miſswollen und Miſsverſtändnis der lieben Herren Recenſionsſchreiber meine Nerven. Und ſo mag man's ſich erklären, wenn ich nun auch meinerſeits mal ein Wort verlauten laſſe.

Der Bierbaum'ſche Aufſatz, an den ich anknüpfen möchte, iſt eine rechtſchaffene und ehrliche Arbeit; vielem, was ſie beibringt, ſtimm' ich auch gern zu. Dennoch ſehe ich mich zu einem Verſuch genöthigt, mich mit ihrem Verfaſſer nachgerade über ein denn doch zu arges Grundmiſsverſtändnis auseinanderzuſetzen.

Soweit der Aufſatz die neue Arbeit meines Freundes und „Entdeckungsgenoſſen" betrifft, bin ich, wie ich bereits kürzlich in einer Berliner Wochenſchrift dargethan, mit Bierbaum inſoweit einverſtanden, als ich der Anſicht bin, daſs eine volle Bühnenwirkſamkeit der „Socialariſtokraten" fraglich erſcheint, ſo hoch ich im übrigen die hohe Kunſt in Menſchendarſtellung und in der, meinetwegen immerhin ſatiriſchen, Wiederſpiegelung eines Stückes Leben ſchätze. Was ſo dieſe und jene „Porträtsähnlichkeit" anbetrifft, nun du lieber Gott: „ein braver Kerl und ein braver Puff, die paſſen halt immer z'ſamm!" Im übrigen mein' ich, man braucht in dieſem Fall nur mal vom „Bühnendrama" abzuſehen — warum verbeißt man ſich denn nur immer ſo blind in alle dieſe Redensarten? — und man hat, was Bierbaum wohl auch hätte würdigen können, und was die einzige vernünftige Stellung geweſen wäre, die er dem Werk gegenüber hätte einnehmen können, wenn er nicht zuweilen ein gar zu großer Temperamentskritikus wäre, man hat ein hochintereſſantes und künſtleriſch bedeutſames Werk, das Werk einer außerordentlich ausgeprägten Individualität vor ſich, der ein für allemal in vollem Maße die ihr gebürende Gerechtigkeit zugetheilt werden muſs von jedem, der nicht bloß ein Reclameſtift für Familienblattliteratur oder ſonſt ein Recenſionsſcribifax iſt.

Aber das nun beiſeite.

Ich finde da in dem Aufſatze eine Anſicht über die Holz-Schlaf'ſche Zuſammenarbeit und deren Bedeutung, die ich vor allem ein wenig gloſſieren möchte.

Es iſt da beſonders eine Stelle, die ich mir zu citieren geſtatte. Es heißt auf Seite 206, Zeile 2 folgendermaßen:

„Die Holz-Schlaf'ſche Entdeckung, von der ich nun glaube, daſs ſie mehr auf das Conto Holz geſchrieben werden muſs (denn zweifellos hatte Schlaf, wie ſein ſpäterer „Frühling" beweiſt, nicht ſo ſehr [illegible]) iſt mir [illegible] ein Glück für die Entwicklung des deutſchen Dramas zu [illegible]. Nur inſofern ſie die Sprache des Dramas betraf, war ſie [illegible] Gewinn, obwohl, wie ſpäter [illegible] auch in dieſem Punkte einige Zweifel erlaubt [illegible] in ihrer Anwendung auf die [illegible]. Sie führte dabei zu ſo [illegible] des Dramas überhaupt un[illegible] war eine Aufhebung des [illegible] Stimmungs[illegible] Wert (gut! auch [illegible] am Pranger [illegible] zerſtörten. [illegible]

Digitized by Google

Sie kamen wie die Vandalen nach Rom. Wie dieſe brachten ſie einen Schatz unverbrauchter Kraft und viele Keime des Neuen mit, das gut war, an Stelle des brüchig Gewordenen im Alten zu ſtehen, aber was gut an dieſem Alten war, das Culturorganiſche an der Bühne, der dramatiſchen Kunſt, war mächtiger als ſie. Die Bühne wurde durch den Holz-Schlaf'ſchen Bühnenſturm in ein heilſames Wackeln gebracht, in dem ſie ſich noch befindet, und bei dem allerhand Plunderzeug nach und nach von ihr abfällt, aber die Grundpfeiler ihres Weſens blieben und bleiben ſtehen.“

Blieben ſtehen und werden ſtehen bleiben, bis es einmal mit aller Kunſt ein Ende hat! Gewiſs! Lediglich ein Satz, den auch wir durchaus unterſchreiben, und überdies eine Thatſache, an der wir uns auch nicht einen Augenblick zu rütteln erfrecht haben, wie nachher kurz klargelegt werden ſoll. Was aber weiter den von mir hervorgehobenen Satz anbelangt: ich habe, weiß Gott, nur hinzuzufügen: wär's nicht gerade genug, was er ſagt? Und was ſagt er alles! — Wenn uns nur alle Ehre und alles volle und ehrliche Zugeſtändnis freiweg für eine That von ſolcher Tragweite und ſolcher Bedeutung geworden wäre!

Wie iſt nun aber mit vielen anderen auch Bierbaum dazugekommen, uns gleichſam als Vandalen gegen die Fundamentalgeſetze des Dramas hinzuſtellen? War Bierbaum etwa dazu berechtigt, weil die „Socialariſtokraten“ mehr zu einer Buch- als einer Bühnentragikomödie geworden ſind? Doch wohl kaum! — Denn was will dieſer eine Fall beſagen?

Indeſſen, ich will mich zunächſt bemühen, in knappſter Skizze eine Vorſtellung von unſerem Zuſammenarbeiten zu geben.

Holz und ich kannten uns bereits längere Zeit, bevor wir an eine gemeinſame Arbeit giengen. Beide waren wir in der Gewalt und im Traum von einer intimeren Kunſt, als es die der letzten Epoche in Deutſchland geweſen. Auch wir hatten, wie alle anderen, unſeren Impuls vom Auslande her, von Franzoſen, Nordländern und Ruſſen, aber wir hatten uns gleichzeitig in all dieſen anſtürmenden Eindrücken vermöge einer frühzeitigen unverwüſtlichen Sympathie für alle ältere deutſche Poeſie auch unſere unverrückbaren deutſchen Inſtincte bewahrt und hatten uns bald aus all jenen Einflüſſen dahin geſammelt und das deutſchem Weſen Unangemeſſene ſo weit von uns abgerückt, daſs wir zu dem Gefühl einer Kunſt gelangt waren, die zwar den europäiſchen Zug der Zeit aufwies und mit ihm organiſch verknüpft war, die doch aber ihren beſonderen deutſchen Charakter beſaß. Der eine von uns war, wie in ſeiner „Kunſt“ zu leſen, gelegentlich einer Romanarbeit bereits ganz dicht an dieſe intimere Kunſt herangekommen; der andere, alſo meine Wenigkeit, nahm lebhafteſten Antheil; wir führten den „fruchtbaren Punkt“, auf den Holz gekommen, in vielen Geſprächen aus, und die Folge war, daſs wir uns zu gemeinſamer Arbeit vereinigten. An ein Drama dachten wir aber noch keineswegs. Es war vielmehr fürs erſte unſer Beſtreben, eine Romanarbeit, etwa wie die beiden Goncourts ſie miteinander unternommen, möglichſt intim herauszugeſtalten und ihr eine möglichſt reine und wirkungsmächtige Kunſtform zu geben, ein Stück Leben mit ſeinen Charakteren, ihren Schickſalen, mit Zuſtänden und Geſchehniſſen, ſo intim als nur möglich zu geſtalten. — Wir richteten nun aber dabei unſer Beſtreben hauptſächlich darauf, innere ſeeliſche Zuſtände nicht, wie nur zu üblich, in endlos breiten, hypothetiſch-pſychologiſchen Referaten zu geben, ſondern wir ſuchten mit der Spürkraft einer feſt concentrierten Sympathie all dieſes Innenleben im menſchlichen Wort und in der Geberde zu gewahren und mit dieſer Sympathie beiden die feinſten und intimſten Seelenregungen abzulauſchen, dem Wort und der Geberde, wie ſie in einem beſtimmten Milieu zwei oder mehrere Perſonen je nach ihrem Charakter gegeneinander auswechſeln. So muſsten wir zu einer neuen natürlichen Sprache kommen, die ſich ſtreng an die ſogenannte alltägliche näherte, die mit einemmal, je nach Charakter der in Action kommenden Perſonen und ihrer Affecte zueinander, die wunderbarſte Nuancierungsfähigkeit zeigte gegen die alte dramatiſche Sprache. Wir muſsten ferner zu einer neuen Charakteriſierung der Perſonen kommen.

Zunächſt aber brachten wir jene Studien zuſtande, die zuerſt unter dem Titel „Papa Hamlet“ in die Oeffentlichkeit gelangten, dann die anderen, die in den „Neuen Gleiſen“ (F. Fontane & Co., Berlin, 1892) zu finden ſind. — Nun kam es indeſſen, daſs, mitten in dieſer Arbeit, vielleicht, als man die dialogreiche „Papierne Paſſion“ unter den Händen hatte, der eine von uns das „Drama“ [illegible]. Und da ſahen wir mit aller Deutlichkeit, daſs es auf ein neues, intimeres, noch nie in ſeiner vollen Art-Reinheit vorhanden geweſenes Drama hinauswollte. Und ſo war es, und ſo begannen wir, noch vor Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“, die „Familie Selicke“, deren Stoff einen von uns ſchon lange intereſſiert hatte.

Alſo — denn die „Socialariſtokraten“ haben mit unſerer Sache, wie oben bemerkt, nichts beſonderes zu thun, [illegible] (Theil 1 und 2) nicht, denn mochte er ein [illegible] Theorie [illegible], ſo iſt es doch möglich, daſs dieſes und die erſten Dramen [illegible] an Bedeutung weit über jener Theorie ſtehen; [illegible] ſie nicht geſchrieben, ſondern wie jeder nicht ganz durch die Widmung Hauptmanns blind gemachte, mit vollſter Kraft der Sympathie, wie denn beide Dramen überhaupt in überaus kurzer Zeit hingeſchrieben ſind — alſo dieſe „Familie Selicke“. Iſt ſie wirklich ſo „verhängnisvoll“ für die Entwicklung des deutſchen Dramas geweſen? O gewiſs! Die Kritik, die ſich Hauptmann, Sudermann, Halbe u. a. mit ſo großem Intereſſe zuwendet, beſtätigt es. Das will alſo ſagen, das deutſche Drama war mit einem mächtigen Ruck in eine neue Entwicklung hineingebracht, die auch vorgehalten hat, bis alle mögliche decadente Urväterhausrathrumpelei losgieng, die trotzdem nicht ſo gar gefährlich geworden iſt. Und alle dieſe Dramen giengen und gehen noch ihren Weg über die europäiſchen Bühnen: Erſtens das, und zweitens das bedeutſame Wort, das Altmeiſter Fontane in ſeiner Kritik in der „Voſſ. Ztg.“ damals nach der Aufführung ausſprach: „Neuland“, zum erſtenmal „Neuland“, ein Wort, das ihm weder Tolſtois „Macht der Finſternis“, noch Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang“ zuzukommen ſchien.

Zieh' ich nun alle dieſe letztgenannten Thatſachen in Betracht, ſo komm' ich wirklich in ein gelindes Erſtaunen, wie Bierbaum eigentlich zu ſo wunderlichen Behauptungen gelangen konnte, wir hätten die Grundpfeiler des Dramas angetaſtet, oder wie ſie alle hießen. Die Sache muſs dennoch wohl etwas anders liegen und wir ſind vielleicht doch nicht ſo grobe Vandalen und Bühnenheroſtrate.

Aber weiter!

Was will's nun mit dramatiſchen Regeln und Geſetzen beſagen und dergleichen? Was muſs ein Drama aufweiſen? Abgeſehen von aller Stoffwahl, kurz geſagt: Einen Anfang, der ſich zu einer Mittelhöhe erhebt und von ihr ſich zu einem Ende mit Schrecken und Wohlgefallen einigt. Da haben wir, mag's auch ein wenig leger hingeſchrieben ſein, das Geſetz dramatiſcher Bewegtheit. Und gegen das hätten wir verſtoßen? Wo? Inwiefern? Ich begreif' es ſonſt nicht! Mit allen möglichen oberflächlichen Behauptungen kann ich mich in dieſer Angelegenheit nicht zufrieden geben, die doch nach Bierbaums oben unterſtrichenem Satz, mag's ſein wie's will, von ſo großer Wichtigkeit iſt. Alſo?

Aber halt! Sollte vielleicht Bierbaum meinen, wir hätten gegen irgend welche Bühnengeſetze verſtoßen? Gewiſs, ich entſinne mich: auch das meint er. Na, in dieſem Punkte iſt unſer „Vandalismus“ nun wohl doch nicht ſo beſonders gefährlich. Die Bühne iſt ein ganz braves, geduldiges Inſtitut. Sie war einſtmals ein koloſſales Amphitheater, ſie wurde mit der Zeit das bedeutend raumengere Globustheater, nun und heute können ſich ſowohl die Völkerſcharen der Meininger d'rauf austoben, wie ſie den niedlichſten Salonbijous zu ihrem Rechte verhilft. Alſo. —

Da Bierbaum und andere nun aber den p. p. verehrten Leſern einen Floh ins Ohr geſetzt haben, muſs ich nun doch noch, ſoweit es die Kürze des Raumes erlaubt, etwas deutlicher machen, wie unſere erſten Dramen, zunächſt die vielangefochtene „Familie Selicke“, nicht gegen das dramatiſche Grundgeſetz verſtoßen, ſondern es nur mit neuen Mitteln zur Wirkung bringen.

Es wurde von dialogiſierten Stimmungsbildern geſprochen, denen Bierbaum auch techniſchen und dichteriſchen Wert zuſprach — ein bisschen wärmer wäre nicht zuviel geweſen! Gut! Mag die „Familie Selicke“ — übrigens hat man ſie in den oben citierten „Neuen Gleiſen“ zur Lectüre — eine Reihe von ſolchen aneinandergereihten Stimmungsbildern ſein. Hindert das denn aber, daſs ſie ein Drama iſt? Ein Drama, eine Handlung, die ſich in ſo etwas fortbewegt, wie in Stimmungen? Warum nicht? Wir waren ſein wie die Griechen und [illegible] wie die franzöſiſchen Claſſiker und doch voller Leben wie Shakeſpeare. Einheit der Handlung, möglichſt der Zeit. Ein „fruchtbarer Punkt“ aus dem Leben, eine Stelle, wo ein lang ſich bereitendes Schickſal zur Reife gediehen und ſich nun zu einem ſchnellen Ende hinneigt. Man wird uns noch ſehr zu loben haben, daſs wir auf die reine Kunſtform [illegible] und uns ihr genähert haben. Im Vertrauen: Shakeſpeare und was alles ſo drum und dran hängt, iſt doch noch ein [illegible].

Alſo da iſt der dramatiſche Gang der „Familie Selicke“: Da iſt [illegible]

Aber der zweite Act? Nicht wahr? Schade, daſs man nicht [illegible]

Act auf den erſten zurück, zum dritten hin, für den nun immer noch zu erwarten bleibt, ob es Wendts Beredſamkeit nicht dennoch gelingt, Toni mitzunehmen ... Das alles iſt nun in ſeinem Wirkungsgefüge neu und ungewöhnlich, keineswegs aber gegen die Grundgeſetze des Dramas verſtößlich. Denn ſonſt wäre z. B. das Intereſſe des Publicums beiweitem kein ſo ſtarkes geweſen. Recenſenten Ignoranz und ‚Beſtimmbarkeit und ſonſtige liebe Stumpfſinnigkeit freilich kehrten dies Intereſſe und den eclatanten Beifall, der dem Stücke zutheil wurde bei ſeiner mühſam zuſtande gebrachten Aufführung, in den meiſten Zeitungen in ihr Gegentheil um. Alle, aber auch alle, außer Fontane! ... Und wir hatten, mein' ich, doch Freunde?

Nun will ich zugeben, daſs verſchiedene Längen, die noch dem Uebergang von unſeren dialogiſierten Studien zu dem Drama zuſchuld kommen, das Neue der dramatiſchen Wirkung verdunkelten. Aber niemand weiß die Fehler beſſer als wir und niemand beſſer als wir, wohinaus wir ſelbſt wollten mit unſerer Technik! Sicher war uns nicht der Stoff der „Familie Selicke" — obgleich er reich, ſehr reich an „Ausſichts- und Geſichtspunkten" iſt — und es waren auch nicht ähnliche Stoffe Sache unſerer beſonderen Neigung. Aber das alles entſchuldigt nicht die Schuld, welche die Kritik und andere Leute gegen uns auf dem Gewiſſen haben.

Nun noch ein kleiner Streifblick auf meinen „Meiſter Oelze", der doch, außer den „Socialariſtokraten", „auch mit dazu gehört". Hier waren doch verſchiedene Stimmen laut geworden und hatten ſogar auf die neue Compoſition beſonders, allerdings auch auf den Gehalt der Handlung, hingewieſen, man hatte es ſogar mit dem Ehrentitel des vollkommenſten naturaliſtiſchen Dramas in Deutſchland honoriert. Warum hat es Bierbaum bei der Niederſchrift oben citierter Stelle ſo ganz ignoriert? Freilich es hat ein paar Epiſoden, die, einfach und rundheraus geſagt, meiſterhaft waren, bloß daſs die eine ein wenig zu lang war. Aber hätte das Drama Bierbaum, und gerade ihm, nicht ein wenig in den Sinn kommen können? Temperamentskritiens?

Alſo, wir haben nicht an den dramatiſchen Geſetzen gerüttelt, ſondern neue dramatiſche Mittel geſchaffen, ſie zu intimerer und feinerer Wirkung zu bringen.

Im übrigen aber: ich begreiſe Bierbaums Ausſetzungen. Schönheit! Nicht wahr? — Im Grunde ſind es die Stoffe unſerer Dramen, die ihn choquieren. Aber, es handelt ſich eben nicht ſo ſehr um ſie, als um die M i t t e l, mit denen dieſe Stoffe zur Wirkung gelangten.

Und nun noch eine Behauptung von mir: ergreift Schickſale, Stoffe und Perſonen und was ihr wollt — ich verſtehe mich hier auch ein wenig auf „Schönheit" — nehmt's, aus welcher Welt ihr wollt, man wird nicht mehr ohne unſere Mittel auskommen, ohne in die Decadence des Archaismus zu gerathen.

Felix Ziem.

Die decorative Landſchaft iſt eine abſichtliche Verbeſſerung der Natur; die Landſchaft der Impreſſioniſten iſt eine gewandte Copie; in der Kunſt aber hat das Wort Copie keinen Sinn. Wenn wir uns von einem Gewitter, einem klaren Himmel, einer Morgendämmerung eine ſo lebhafte Vorſtellung machen, daſs bei den bloßen Worten ein klares Bild vor unſerem Geiſt erſteht, ſo iſt es nicht, weil wir uns eines beſtimmten Gewitters, eines beſtimmten Himmels, einer beſtimmten Morgendämmerung entſinnen, ſondern aus allem zuſammen, was wir zu verſchiedenen Zeiten an verſchiedenen Orten geſehen, iſt eine rein geiſtige Vermengung, eine Transpoſition in uns entſtanden; der Anblick von tauſend Morgenröthen, Himmeln oder Gewittern, die wir geſchaut, iſt in eine einzige geiſtige Vorſtellung zuſammengeſchmolzen, und dieſe iſt es, welche die vernommenen Worte in uns hervorrufen. Dieſer geiſtige Vorgang, dies Zuſammenfaſſen der verſchiedenen lebendigen Eindrücke in ein Sinnbild, das ihr Weſen ausdrückt, das iſt das Wirken der echten Kunſt, und die decorative Landſchaft iſt das ſichtbare Zeugnis dieſer geiſtigen Thätigkeit. Sich auf das Aufzeichnen der augenblicklichen Erſcheinung ſtützend, hat der Impreſſionismus erleſene Talente, wie das Claude Monets, verbraucht im nutzloſen Kampfe mit der unendlichen Wandelbarkeit des äußeren Lebens. Es ſind nicht die Momentbilder, ſondern die allgemeinen Geſetze, die ſich dem menſchlichen Geiſte einprägen, und die allgemeine Anerkennung, welche den wirklichen Kunſtwerken zutheil geworden, gilt nur der b l e i b e n d e n Wahrheit, die ſie ausdrücken.

Darum muſs die Landſchaft, mehr als jede andere Malerei, ſich auf die Zeichnung und die Compoſition ſtützen, und zwar aus dem Grunde, weil ſie ein zwar nicht minder intenſives aber weniger greifbares Leben darſtellt als das der Geſchöpfe. Mehr als aus dem Stimmungston geht aus der Anordnung, aus dem Gehalt [illegible] die Valeurs und die Flächen, das Weſen einer Landſchaft hervor, und dieſe Elemente bleiben [illegible]. Mögen die Claude Lorrains von der Zeit leiden, mag der Glanz ihrer Farben verblaſſen, ihr decorativer Aufbau, ihre Empfindung wird die Seele ihres Künſtlers [illegible] den kommenden Jahrhunderten [illegible].

Auf die wahrhaft großen Kunſt[illegible] iſt das Colorit [illegible] Veranlagung in der Malerei, [illegible] die Zeichnung deren weſentlicher Schutz, zumal in einer Zeit, wo namentlich die Oelmalerei mehr und mehr dem raſchen Verwittern ausgeſetzt iſt infolge der unbegreiflichen Nachläſſigkeit, womit die Maler ihr Material behandeln.

Nach dieſen Betrachtungen iſt es unnöthig, die Gründe unſerer Bewunderung für die Werke Felix Ziems ausführlicher auseinanderzuſetzen. Der alte Meiſter iſt vom Stamme der echten decorativen Landſchafter, von jenen, die ſtets in Abſicht auf eine Syntheſe ſchaffen und das Anekdotiſche und Zufällige als wahren Widerſpruch der Kunſt fliehen. Felix Ziem iſt nie vom Stil und von der Compoſition abgewichen; und was auch den funkelndſten Phantaſien dieſes großen Coloriſten Halt verleiht, das iſt eben dieſe doppelte, nun immer mehr und mehr vernachläſſigte Fürſorge. Ziem gehört zu jenen, die alles wagen dürfen, weil eine ſichere Logik, eine geiſtige Rüſtung ihre maleriſche Sinnesfreudigkeit davor beſchützt, in flüchtige Arbeiten, in Farbenſchwelgereien und Lichtorgien auszuarten. Seine anſehnlichen Werke variieren bloß zwei Themen: Holland und Venedig, beſonders das letztere. Und in dieſen beiden Grundmotiven läſst er ſich aufs herrlichſte zauberiſche, traumhafte Phantaſien entfalten.

Wenn es wahr iſt, daſs der große Künſtler in keinem wirklichen Zuſammenhang mit ſeiner Zeit ſteht, ihr immer voraus iſt, ſo iſt es andererſeits wahr, daſs er mit den Todten in Zuſammenhang ſteht, und daſs ſie ihm lebendige und freie Gefährten ſind. Er verſteht es, ſich ſeine Perſönlichkeit zu wahren, ohne jene zu verkennen, er fühlt ſich als ihr Erbe, er fürchtet ſie nicht, er bewundert ſie nicht ſclaviſch, er flieht ſie weder, noch beſtiehlt er ſie, er ſteht ihnen frei und offen gegenüber. Die Furcht vor den Todten iſt eine geiſtige Schwäche in der Kunſttradition wie im Leben, an der unſere Zeit krankt. Sie entlehnt oder verleugnet, ſtatt die Tradition fortzuſetzen und ſie mit der ganzen ihr eigenen Senſibilität zu bereichern. Ein Künſtler entſteht nicht aus einem Guſs, und es iſt die würdigſte Bürgſchaft ſeines Wertes, wenn er die erhabene Erinnerung an manche ſeiner Ahnen erweckt. Denn ſein Verdienſt beſteht nicht darin, die äußerlichen Zeichen ihres Talentes zu ererben und ihre Werke zu parodieren, ſondern ihre Methode zu ererben und ſie ſeiner eigenen Natur anzupaſſen. Unſere Zeit glaubt, indem ſie die Alten oberflächlich betrachtet, ihnen nichts anderes als ihre Technik abgucken zu können, was zur bloßen Nachahmung führen würde, und hält ſich darum von ihnen fern. Blickte ſie mit Billigkeit und Verſtändnis auf die, die vor ihr waren, dann würde ſie aus ihrer Manier ihre Seele, ihre Weltanſchauung, ihre Achtung vor dem Leben und der Hoheit der Gedanken herausleſen, ſie würden das unſterbliche, menſchliche Streben darin wiederfinden und könnten dadurch nur gewinnen und ſich die vorbereitenden Arbeiten wohlthätig verkürzen.

Felix Ziem iſt in unſerer Zeit das vollkommenſte Beiſpiel eines ſolchen mit dem Sinn für die Tradition begabten Künſtlers; die gelaſſene Majeſtät Pouſſins, die glühende decorative Poeſie Claude Lorrains, die üppige, vornehm ſchwermüthige Goldſchmiedekunſt Watteaus, Turners tolle Farbenzauber und Van der Meers gleichmäßige Klarheit, ſie alle klingen in ſeinem Geiſte mit, wenn er malt. Die Natur, wie ſie dieſe Meiſter erſchaffen, wiedererſchaffen haben, iſt eine Natur, in der er ſich behaglich bewegt, wo er ohne Verwirrung das Antlitz des Sommers und den Triumph der Zeit erblicken kann. Er copiert dieſe Künſtler nicht, er begreift ſie, paſst ſie ſeinem Weſen an, liebt ſie und ſetzt ihr Werk fort. Er nähert ſich ihnen nicht mit dem Hintergedanken, ſich ihre Manier anzueignen. Er betrachtet unbefangen in ihnen die Seelen von Geſchöpfen, die ſeine Träume träumten, und erräth aus den Zeugniſſen, die ſie hinterließen, die Schauer ihrer Träume und die Andacht ihres Schweigens.

Seine Perſönlichkeit wird durch ſie in keiner Weiſe beeinflusst; was er entlehnt, iſt ganz innerlich, was er aus ihnen ſchöpft, iſt das beglückende Gefühl der Uebereinſtimmung mit ihren Träumen. Ebenſowenig iſt er der Sclave der Orte, die er malt. Trotz des äußerlichen Anſcheins der Häuſer und des Meeres iſt es nicht Dortrecht oder Venedig, was er malt: dieſe Städte ſind ihm nur Motive zur Errichtung eines idealen Venedig oder Dortrecht, das in ihm entſtanden iſt und mit ihm verſinken wird. Es iſt die Seele, die Anſchauung Felix Ziems, die den wahren Vorwurf ſeiner Bilder ausmacht und jene ungeheure Serie von Variationen über dasſelbe engumſchriebene Thema davor ſchützt, in Eintönigkeit zu verfallen.

Ernſt, inmitten einer üppigen, ſeltſamen, von reichen, golddurchwirkten Wandbehängen umkleideten Behauſung, auf die ſich die Jahre und Erinnerungen gleichſam mildernd gelegt haben, erzählt der alte, romantiſche Meiſter in ſeiner lebendigen und eigenartigen Manier von jenem [illegible], der ihn in der Jugend zur Königin des Orients führte, zu einer Zeit, wo Marilhat noch kaum zur Herrſchaft gelangt war, wo man Turner in Frankreich nicht kannte, wo Decamps und Delacroix ſich an der barbariſchen Sonne noch nicht verſucht hatten. Nachdem [illegible] mit dem leichteſten Gepäck auf den Weg machte und ſeinen Unterhalt von unterwegs gemalten Bildniſſen beſtritt, [illegible] die blaue [illegible] einmal erblickt hatte, blieb er auch dort. [illegible] ihm; dort holte er ſich noch jedes Jahr die Erinnerung [illegible], ein wohliges, [illegible].

Digitized by Google

Der ſchöne, dunkle, in grünlichen Goldton getauchte Cyklus holländiſcher Mühlen und Canäle und die wenigen funkelnden, flüchtigen Anſichten von Conſtantinopel ſind Felix Ziems einzige Untreue gegen die Liebe ſeines Lebens: Venedig. In dieſem Namen liegt ſein ganzes Werk, ſein ganzes Leben eingeſchloſſen. Jahreszahlen, Namen, Bilder ſagen nichts, vermögen keinen Begriff von der innigen Beziehung jenes großen Malers zu einem der ſchönſten, ſtimmungsreichſten Orte der Welt zu geben. Mit weiſer Abſicht hat er ſich einen Vorwurf erwählt und ſich daran gehalten, wie Claude Lorrain an ſeine in blauen Landen verſchwimmenden Aquäducte, wie Turner an ſeine rieſenhaften, phantaſtiſchen Gebäude, wie Corot an ſeine zart ſchummerigen Baumgruppen, wie Pointelin an ſeine Ebenen und Firmamente, die von der unermeſslichen, ſanften Trauer des ſterbenden Tages erfüllt ſind. Und dies natürliche Motiv hat er interpretiert mit dem Aufgebot aller unerſchöpflichen Hilfsquellen eines erfindungsreichen Geiſtes.

* * *

Ziems Werk iſt ein ungeheures. Sein hohes Alter, ſeine Zurückgezogenheit, die ihn ſchon lange die Geſellſchaft meiden läſst, verleihen ſeinem hohen Berufe einen erleſenen Nimbus, wie dem Guſtave Moreaus. Blendende Landſchaften hinter den Schaufenſtern der Rue Lafitte zeugen von ſeiner noch immer überſtrömenden Lebenskraft; einige ſchöne Stücke von ſeiner Hand haben ihren Platz in den Muſeen gefunden, und man weiß von Kennern, in deren Sammlungen ungeahnte, herrliche Werke von ihm zu finden ſind. Bei ihm ſelbſt befinden ſich, von ſchweren, dunkeln Behängen umſchattet, von ſeltenen Geräthen und dem Schimmer orientaliſcher Gewebe umgeben, ſeine Lieblingswerke, Stillleben von packender Farbenwirkung, feurige Skizzen, Geſtalten von heftiger Lebendigkeit. Aber Felix Ziem iſt ſchon ein unſerer Zeit entrückter Meiſter, und will man die Vorzüge ſeiner Kunſt in allgemeineren Worten zuſammenfaſſen, ſo merkt man mit Erſtaunen, daſs man ſtets hinter einer gerechten Würdigung ſeiner Werke zurückbleibt. Schon vor den Impreſſioniſten, zu Zeiten der ſchlimmſten „braunen Sauce“, als der fatale Asphalt auf dem Höhepunkt ſeiner Herrſchaft ſtand, beſaß Felix Ziem jene flammende Palette, auf der die Blau- und die Gelb- und die Lazurfarben ſich zur unglaublichen Intenſität verbanden.

Er war ein Revolutionär, dieſer Freund Turners, mit dem ihn auch die Verehrung Claude Lorrains vereinte. Er war — erinnert man ſich deſſen? — der Lehrer jenes bezaubernden Monticelli, dem es nur an ein wenig Stetigkeit der Phantaſie, ein wenig Ordnung in ſeinem Geiſte fehlte, um ein Künſtler erſten Ranges zu werden. Dieſe wenigen Namen umrahmen Ziems künſtleriſche Perſönlichkeit: ſie ergänzen ihn, erklären ihn und bezeichnen ſeine Stelle in der decorativen Landſchaftsmalerei. Lange vor Manet, lange vor Claude Monet, zur Zeit als Gautier und die Goncourts vergeblich nach einem Nachfolger Rouſſeaus und Daubignys im „Salon“ ſuchten, verriethen ihnen die zauberhaft leuchtenden Marinen Felix Ziems, daſs mit dieſem Maler ein Stiliſt emporgekommen. Jene hellen Veduten, jene blauen Himmel, die ſich auf roſige Felsvorſprünge ſenkten, jenes feſtliche Gepränge von Segeln, Wellen, Blumen ſchufen ein neues Entzücken.

An Plaſtik hat Ziem einen Grad der Meiſterſchaft erreicht, der wohl kaum zu übertreffen iſt. Gekerbt wie gepreſstes Leder, unter dem Firnis graviert, mit harten Pinſeln bearbeitet, ausgekratzt, ciſeliert, erinnern dieſe Tafeln an die prächtigen Goldſchmiedearbeiten Turners, oder an die eine und die andere Arbeit Guſtav Moreaus. Warme, röthliche Töne vereinigen ſich mit dem tiefſten Ultramarin, dem Pfaublau, dem verblaſsten Gold und funkelnden Silber, dem Schimmer geäderter Emails, helltönendem Gelb, zartem Roſa und einem Azurblau von verblüffender Kühnheit. Von unendlicher Abwechslung in den Mitteln, rechtfertigt die ſtete Richtigkeit der Valeurs jede Ausſchweifung. Die Motive entwickeln ſich in genialer Folge. Wer wäre nicht, an einer Auslage vorüberkommend, verblüfft, geblendet vor Ziems venetianiſchen Bildern ſtill geſtanden? Da gibt alles den Eindruck erhöhten Lebens, eines harmoniſch in ewigem Lichte aufgelösten, blühenden, in ſchöne Formen und edle Verhältniſſe gerückten Lebens. Gondeln, von reich geſchmückten Frauen und Männern erfüllt, werfen ſeine zitternde Schatten auf das Wellengekräuſel der ſeidenglänzenden Flut. Violette und roſige ſteinerne Thürmchen wachſen ſchlank mitten im Meer empor; große goldene Schiffe mit durchſichtigen Segeln ſchwimmen nachläſſig zwiſchen den Flammen dahin. Ab und zu ſenden die Geſchütze einer Fregatte, ein Feſt verkündend, aus ihrem bauchigen, rieſenhaften Rumpf ein helles, von einem feurigen Blitz durchzucktes Rauchwölkchen empor. Große Flaggen flattern, Züge von Möven kreiſen über der Rhede, die Ruder ſchweben über den Barken. Die Dome und Paläſte, ſtolz aufragend zwiſchen den Treppen und Landungsplätzen, recken, von Säulengallerien und Statuen bekrönt, ihre mächtigen Architekturen in den Feuerbrand des Himmels empor. Zu ihren Füßen drängt eine bunt[illegible] Menge den Canälen zu, in denen die Glut des Sonnentages brennt und das Schiffsgefolge einer Regatta wogt; Galeeren kommen heran, aus dem Waſſer geneigt, die helle Majeſtät ihrer ſegelbehangenen Maſten [illegible] am blauen Firmament, deſſen unergründliche Klarheit [illegible] gefunkel ihre Flammen über die Gegend, das Meer, das Leben und die Träume ausgießt. Karawanen vielgeſtaltiger, [illegible] ſteigen zum Zenith empor, ziehen nach unbegrenzten, [illegible] Wolkenpaläſten, verlieren ſich, zerfließen, zerſtieben [illegible] mit der königlichen, vollen Sonnenſcheibe, in der die Seele dieſer Feenſtadt brennt. Der goldene Doge, von dem höchſten Strahl getroffen, ſteigt wie eine Lichtgeſtalt hernieder in die tiefen Schatten der Wölbungen von San Marco, die Standarten ſchlingen ſich um die Säulen der Glockenthürme, alles entſchlummert im Rauſch des Glanzes und der Düfte, eine von Leidenſchaften und Träumen verzehrte, üppige Seele ſchwebt darüber wie eine paradieſiſche Viſion...

In ſolchen ſinnlichen, ſchwelgeriſchen Phantaſien gefällt ſich das einſame, ſtolze und lächelnde Gedankenleben Ziems. Sein Werk und ſein Leben ſind nicht getrennt, das eine hat das andere hervorgerufen und genährt, und aus ihrem Ineinanderfließen entſteht eine vollkommene Harmonie. Als Ziem die wahre Heimat für ſeinen Körper und ſeinen Geiſt gefunden hatte, vermochte er ſie nicht zu copieren, er muſste ganz und gar in ihr aufgehen, ſie muſste ſich zugleich ihm unterwerfen. Ein Patricier der Kunſt, hat er ſich Venedig gleichſam vermählt, ſie iſt ſeine Stadt, er iſt ihr Maler. Es gibt kein glücklicheres Beiſpiel für die völlige Anpaſſung eines Künſtlers an ſein Werk, für die weiſe Wahl des Vorwurfes, übereinſtimmend mit dem Temperament eines decorativen Landſchafters, und eben infolge dieſes Zuſammentreffens von Umſtänden gelang es Felix Ziem, ſein Leben harmoniſch zu geſtalten und homogene Werke zu ſchaffen. Er kennt keine Stürme, keine Enttäuſchungen, er ſchafft, wie Théodore de Banville Verſe ſchrieb, aus angeborenem Trieb, als eine unmittelbare Ausſtrahlung ſeiner Natur. Er verliert ſein Ideal nicht aus dem Auge, er hat es zu einem Theil ſeiner ſelbſt gemacht, er hat ein Pfand desſelben an einem Orte des Univerſums, der ihm ſtets zugänglich bleibt. Und aus all' dieſen glücklichen Bedingungen ſtrömt in Seligkeitsgefühl in ſeine Werke über, ja wirklich: „là, tout n'est qu'ordre et beauté, luxe, calme et volupté.“ Die Bitterkeit, die aller modernen Kunſt zugrunde liegt, hier wird ſie getödtet durch die bloße Kraft des Stils. Der alte Meiſter lebt mitten unter uns, als ein Zeugnis für die Macht des Geiſtes, für den Glauben in der Kunſt, für die liebende Verehrung des Schönen, für die Ueberlegenheit der Perſönlichkeit über das Virtuoſenthum. Und angeſichts dieſer Künſtlergeſtalt kommt ein Gefühl beruhigender Bewunderung über uns. Faſt immer wirft der Künſtler ſein Leben und ſein Glück als Einſatz hin in dem Kampfe zwiſchen ſeinem Wollen und der Natur; Felix Ziem hat weder ſein Glück noch ſein Leben dabei verloren, und diejenigen, die auf ihre Vorläufer als auf ein Vorbild ſchauen, werden von ihm und ſeiner Kunſt weder Traurigkeit noch Zweifel mitbringen. Wir verehren in ihm ein Muſter an Harmonie, und es gibt vielleicht kein Wort, das einem Menſchen höhere Verehrung gewinnen könnte.

Paris. Camille Mauclair.

Masken.

Ich muſs mich entſchuldigen, ich bin wieder einmal ein Ketzer, ich habe wieder eine meiner Marotten: mir gefällt Trilby. Die geſcheiten Leute werden lachen; ſie rechnen es zur „Bildung“, ſolchen Wirkungen nicht nachzugeben; ſie ſind ſtolz, daſs ſie das Gruſeln nicht lernen können. Nun, ich bitte ſehr, ich ſchäme mich ja, aber ich kann mir nicht helfen: auf mich hat der dritte Act des „dummen Stückes“ enorm gewirkt. Wie im Fieber bin ich dageſeſſen, die ganze Nacht habe ich nicht ſchlafen können, immer habe ich den bleichen, finſtren Svengali mit den lodernden Blicken Bonns geſehen, immer noch in der Ferne die tiefe, innige Stimme des Fräulein Pahlen ſanft klagen hören, jetzt noch muſs ich bei der bloßen Erinnerung erſchrecken. Ich ſpüre das Stück heute noch in allen Nerven.

Ich weiß ja auch, was die geſcheiten Leute gegen das Stück ſagen. Ich weiß, daſs es nicht nach dem „Bachel“ der Aeſthetik iſt. Seine Perſonen kommen herein, laufen hinaus, wie es die Handlung eben braucht, ſie haben „gar kein Geſicht“, ſie ſollen nur die Fabel bewegen. Bloß Svengali und Trilby ſind gezeichnet, aber nicht in den Proportionen der Natur, ſondern ſie haben einen einzigen, ins Ungeheure verzerrten Zug, man mag an antike Masken denken: Svengali iſt nichts als Macht, Trilby nichts als Unſchuld, das andere Leben iſt aus ihnen weggetrieben. Dazu kommt, daſs der Autor die roheſten Mittel nicht verſchmäht. Es iſt gewiſs ein ganz unliterariſches Stück. Aber es wirkt. Ich kann mir nicht helfen: es hat auf mich enorm gewirkt. Noch immer geht es mir nach und will nicht von mir laſſen. Wie iſt das möglich? Muſs ich mich ſchämen, daſs ich unfähig bin, ſolchen Wirkungen zu widerſtehen? Oder ſind etwa die geſcheiten Leute wieder einmal zu geſcheit geweſen? So hin und her fragend, nachdenkend, unterſuchend, um mich bei mir ſelbſt zu rechtfertigen, bin ich zu Bemerkungen gekommen, die ich nicht [illegible] Wahrheiten ausgeben möchte, [illegible] man mag ſie anhören.

[illegible]

Digitized by Google

nur lauter kleine, harmloſe Erſcheinungen in der Hand. Man denke ſich etwa, jemand ſage uns: „Dieſes fürchterliche Weib beherrſcht mich ganz!" Wie wird das im Leben ausſehen? Es wird ſich in lauter winzigen Zeichen äußern: der Mann wird dieſem Weib zuliebe ſeine Sympathien verleugnen, ſeine Antipathien bezwingen, er wird eine Suppe eſſen, die er eigentlich nicht mag, er wird keine Cigarren mehr rauchen, er wird die Romane leſen, die ihr gefallen. Wo iſt da eigentlich das Schreckliche? Es iſt doch nicht ſo ſchrecklich, eine Suppe zu eſſen, die man nicht mag; kein Detail dieſer Herrſchaft iſt ſchrecklich. Aber im ganzen geben ſie dem Manne ein Gefühl, das ſchrecklich iſt. Wie ſoll man das nun auf der Bühne darſtellen? Indem wir alle Details nach dem Leben minutiös copieren, ſagen manche; dann werden ſie ſich auf der Bühne genau ſo zu einem ſchrecklichen Gefühl ſummieren, wie im Leben. Nun, im Leben dauern ſolche Sachen jahrelang, auf der Bühne ſollen wir ſie in drei Stunden erledigen. Wir haben nicht die Zeit, wir haben nicht den Raum. Und hätten wir ſie, ſo würde es uns nach immer nichts helfen, weil das Detail für den Beherrſchten erſt dadurch ſchrecklich wird, daſs er in ihm die unſichtbare Herrſchaft ahnt. Nein, durch Nachahmung des äußeren Lebens werden wir niemals ſeine inneren Mächte darſtellen können. Wir müſſen es anders verſuchen. Wie wäre es, wenn wir, ſtatt die kleinen Züge darzuſtellen, an welchen jener Mann nach und nach zu ſeinem ſchrecklichen Gefühl kommt, lieber gleich dieſes Gefühl ſelbſt in einem Bilde darzuſtellen verſuchten? Hören wir doch den Mann an, wenn er ſich über das Weib beklagt! Er wird nicht ſagen: ich habe das ſchreckliche Gefühl, eine Suppe eſſen zu müſſen, die ich nicht mag. Er wird vielmehr ſagen: „haltet mich nicht für kindiſch, ich weiß auch, daſs es ſchließlich kein ſolches Unglück iſt, einmal eine Suppe zu eſſen, die man nicht mag, aber ich habe dabei, darin iſt das Furchtbare, ich habe dabei ein Gefühl, als ob — !" Und nun wird er irgend ein Bild gebrauchen. Folgen wir ihm doch! Bringen wir nicht die unangenehme Suppe auf die Bühne, ſondern ſtellen wir gleich jenes „Gefühl, als ob" in einem Bilde dar. Dies muſs ein Bild ſein, das uns jenes Gefühl erkennen läſst. Porträtieren wir nicht die Dinge, die einem begegnen; nein, porträtieren wir die Gefühle, die er dabei hat: geben wir ihnen eine ſinnliche Geſtalt. Solche Porträts werden nicht wirklich ſein; es kommt auch nur darauf an, daſs ſie wahr ſind. Es kommt darauf an, daſs an ihnen jeder ſein Gefühl erkennen kann. In unſerem Falle alſo: laſſen wir die Suppe und die verbotenen Cigarren weg, aber geben wir jenem Weib einen Zauber, der es fähig macht, durch irgend ein Zeichen, etwa durch ein leiſes, ziſchendes Pfeifen von geheimer Kraft, den Mann zu bezwingen. Dann wird jeder aufſchreien, der jemals dasſelbe geſpürt hat: „Ja, das bin ich — ſo iſt mir oft geweſen." Und das iſt es, was wir auf der Bühne wollen. Wir wollen gar nicht die Mittel ſehen, die die verborgenen Mächte gebrauchen, um uns zu führen; die ſehen wir ja täglich im Leben. Nein, das iſt es gar nicht, was wir wollen. Wir wollen tiefer, klarer, lebendiger als im Leben fühlen, „wie uns dabei iſt". Das laſſe man uns in Bildern ſpüren — mögen ſie nun Symbole oder Masken heißen.

Dieſer Svengali iſt nicht „wirklich". Ein „wirklicher" Menſch kann dämoniſch ſein, aber in den Pauſen pflegt er zu eſſen und zu trinken. Svengali iſt „das Dämoniſche an ſich", der Begriff des Dämoniſchen. Auch Trilby iſt nicht wirklich: ſie iſt „die Unſchuld", ganz abſtract. Und doch habe ich das Gefühl: ich kenne den Svengali, ich habe oft mit ihm geſprochen! Und ich habe das Gefühl, mit Trilby oft an einem Tiſch geſeſſen zu ſein. Weil Svengali nicht „ein Dämoniſcher", ſondern „der Dämoniſche", weil Trilby nicht „eine Unſchuldige", ſondern „die Unſchuld" iſt. Das Stück ſtellt nun dar, wie „das Dämoniſche" in dieſer elenden Welt „die Unſchuld" zu Schanden macht. Wir werden an alte Legenden erinnert, wo auch nur „der Böſe", „die Jungfrau" auftreten. Die geſcheiten Leute lachen dann, weil es ja nur „Böſe" und „Jungfrauen" gibt; „den Böſen" und „die Jungfrau", ſolche ewige Masken der zufälligen Erſcheinungen haben wir, ſagen ſie, nie geſehen. Aber wer gelaſſen ſeine inneren Stimmen anhört, vernimmt vielleicht, daſs das Leben doch noch geſcheiter als die geſcheiten Leute iſt.

Will ich ſagen, daſs „Trilby" das „Drama der Zukunft" iſt? Nein. Ich meine nur: wenn etwas auf einen einfachen Menſchen wirkt, ſo ſoll er es nicht verleugnen, weil es nicht im „Bachel" ſteht. Und dann meine ich auch, daſs die großen Erneuerungen der Literatur noch niemals von den „literariſchen" Werken gekommen ſind. Das ſoll uns behutſam machen und nachdenklich.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

[illegible]

einſt am lebhafteſten klagten, ſind auch unter der antiſemitiſchen Herrſchaft unvermindert geblieben. Das Elend der Armen iſt nicht geringer geworden, die Ausbeutung der Beſitzloſen hat nicht abgenommen, die geſchäftliche Depreſſion iſt nicht gemildert worden. Aber eine große ſociale Frage hat die antiſemitiſche Gemeindevertretung am letzten Montag im Rathhausſaal brillant gelöſt: die communale Ballfrage. In Wien wird bekanntlich noch immer zu wenig getanzt, werden noch immer zu wenig devote Bücklinge gemacht. Um dieſe choreographiſche und byzantinokagiſche Noth zu lindern, hat ſchon zu ihren Zeiten die liberale Partei den Ball der Stadt Wien erfunden. Das Verdienſt der Priorität ſoll ihr deswegen auch nicht beſtritten werden. Der antiſemitiſchen Partei gebürt aber das Verdienſt, dieſe Erfindung noch weſentlich vervollkommnet, ſie ſozuſagen ökonomiſcher geſtaltet zu haben. Man hat am Montag im Rathhausſaal ebenſoviel getanzt und ebenſoviel Speichel geleckt wie in früheren Jahren, ohne daſs dabei ſoviel wertvolles Menſchenmaterial aufgewendet worden wäre wie zuvor.

*

Die liberalen Bürgermeiſter von ehedem glaubten nämlich wirklich „ganz Wien" auf den Ball vereinigen zu müſſen, und zwangen die beſchäftigteſten Menſchen aus allen Arbeitsgebieten der Induſtrie, des Handels, der Finanz, der Kunſt, der Wiſſenſchaft und der Literatur, ihre koſtbare Zeit in der betreffenden Nacht im Rathhausſaal todtzuſchlagen. Dieſen enormen Kräfteaufwand hat die antiſemitiſche Bürgermeiſterei zu vermeiden verſtanden. Was Namen und Bedeutung hat auf dem Gebiete der wirtſchaftlichen und geiſtigen Thätigkeit des Bürgerthums iſt diesmal ja ziemlich vollzählig von den Strapazen der Ballnacht verſchont geblieben und konnte ſich zuhauſe ruhig erquickenden Schlafes erfreuen. Die paar namhaften Leute, die ſich auf den Ball verirrt hatten, erwieſen ſich bald als überflüſſig. Die antiſemitiſche Gemeindevertretung verſtand es, im Rathhausſaal die betreffenden Berufsclaſſen durch minder hervorragende Repräſentanten markieren zu laſſen. So war z. B. die Induſtrie durch Herrn G.-R. Bärik, den Handſchuhmacher, und Herrn G.-R. Nubil, den Kleidermacher, ausreichend angedeutet; der Handel durch G.-R. Gregorig, den Pfaidler, und G.-R. Schwarzmayer, den Eierhändler; die Finanz durch G.-R. Hraba, den Sparcaſſe-Beamten a. D.; das Verkehrsweſen durch G.-R. Schrabauer, den Lohnwagenbeſitzer; die Wiſſenſchaft durch Bürgermeiſter Strobach, den Lebzeltermittelhändler; die höhere Cultur im allgemeinen — frei nach Liebig — durch G.-R. Wieder, den Seifenſieder; die Muſik durch G.-R. Weinberger, den Beſitzer des gleichnamigen Etabliſſements; die Literatur durch die G.-RR. Vergani vom „Deutſchen Volksblatt" und Wähner von der „Deutſchen Zeitung"; die bildende Kunſt durch G.-R. Coſtenoble, den Bildhauer; und das Theater durch Herrn Dr. Lueger ſelbſt. Es war der echte und rechte Ball der großen Kleinſtadt Wien.

*

Graf Badeni und Graf Goluchowski ſollen ſich auf dieſem Ball in ſehr „anregender" Weiſe unterhalten haben. Sie fanden in Herrn Strobach einen congenialen Unterredner, mit dem ſie ihre Gedanken über den Lauf der Welt in der inneren wie der äußeren Politik austauſchen konnten.

*

Auf dem Gebiete der Ballberichte hat nun endlich das „Deutſche Volksblatt" ſelbſt das Szeps'ſche „Tagblatt" überflügelt.

*

Die antiſemitiſche Partei zählt die beſten Agitatoren zu ihren Mitgliedern. Dr. Lueger iſt der beſte Agitator für den Antiſemitismus, die Herren Vergani, Lomola und Dr. Geßmann dagegen ſind die beſten Agitatoren für die Socialdemokratie.

*

Ironie der orientaliſchen Frage. Noch in der vorigen Woche hat Graf Goluchowski erklärt, daſs die Tagung der Delegationen vom Sommer auf den Herbſt verſchoben werden müſſe, weil, wie er mit apodiktiſcher Sicherheit vorausſage, im Sommer der Rummel in Kreta losgehen würde — und, ſiehe da! ſchon in dieſer Woche bricht der Aufſtand auf Kreta aus und widerlegt die Vorausſicht des Grafen Goluchowski. Wenn Graf Goluchowski ſeine Anſicht über Kreta noch eine Woche wenigſtens für ſich behalten hätte, wäre er ein großer Diplomat geblieben.

*

Jetzt ſoll in Wien auch ein Volksbildungscurs für die lateiniſche Sprache eingerichtet werden. Das iſt das einzige, was den guten Wienern noch zum antiken Römerthum fehlt.

*

Die [illegible] wohlinformierte „Reichswehr" ſchreibt letzten Samstag:

„Es iſt in unſerem Geſetze ſo bes eingerichtet, daſs die Verleihung des Doctorates nur dann einen Wert hat, wenn ſie mit Hut und Ring erfolgt."

Im allgemeinen wird bekanntlich der Doctortitel lediglich durch ein für den Studierenden völlig wertloſes Doctordiplom verliehen. Das „böſe Geſetz", daſs der Doctortitel nur dann Wert haben ſoll, wenn Einem mit ihm auch gleichzeitig [illegible] Gegenſtände wie ein Hut und ein Ring gegeben werden, iſt [illegible] der „Reichswehr", durch deſſen [illegible] vollſtändig erklärt wird, daſs die Redacteure der „Reichswehr" [illegible] ſchon in jungen Jahren keinen [illegible] „Wert" darauf gelegt haben, den hut- und ringloſen Doctortitel zu erwerben.

*

Der [illegible] Herr v. Gutenberg ließ jüngſt einen in einem [illegible] Blatt erſchienenen Artikel „Eine boshafte Excellenz" [illegible]. [illegible] ein amtliches [illegible] iſt in der That unwahr, [illegible] boshafte Excellenz iſt. Wahr iſt viel[illegible] gemüthlichſte Excellenz von der [illegible].

Digitized by Google

Arme liberale Partei! Freiherr v. Chlumecky geht, Profeſſor Fournier bleibt ihr.

•

Dem von der liberalen Partei in der Inneren Stadt Wien aufgeſtellten Candidaten Dr. Kopp iſt ſchon im voraus mindeſtens eine Stimme ſicher: die des Grafen Schönborn.

Volkswirtſchaftliches.

Die Begebung der Inveſtitionsanleihe gibt zu mannigfachen Bemerkungen Anlaſs. Daſs dieſe Anleihe ihrer Beſtimmung zufolge nicht mit voller Berechtigung als Inveſtitionsanleihe bezeichnet werden kann, iſt gelegentlich der Budgetdebatte genügend hervorgehoben worden. Der Begebungscours iſt der günſtigſte, den jemals ein öſterreichiſches Papier zu verzeichnen hatte; das iſt in den Zinsfußverhältniſſen und dem vorläufig (aber wie lange noch?) günſtigen Budget begründet, theilweiſe auch in der innerpolitiſchen Conſtellation, welche es dem Uebernahmsſyndicate räthlich erſcheinen läſst, auf großen Gewinn zu verzichten, um ihre Opferwilligkeit zu beweiſen. Bei der ganzen politiſchen und Börſenlage muſs es für unwahrſcheinlich gelten, daſs die Placierung des Anlehens ſeitens des Syndicats in kurzer Zeit mit angemeſſenem Nutzen möglich ſein wird. Die Creierung eines $3^1/_2$procentigen Typus haben wir wiederholt als nicht opportun bezeichnet; wir glauben noch wie vor, daſs die Titres zum großen Theil ins Ausland gehen werden, und daran wird auch die Thatſache nichts ändern, daſs keine ausländiſchen Couponzahlſtellen nominiert ſind und daher im Ausland auch keine Subſcription ſtattfinden wird. Wir glauben nicht, daſs weitere inländiſche Capitaliſtenkreiſe ſich heute ſchon für ihre Anlagen mit einer Verzinſung von weniger als 4 Procent begnügen, und es werden vorausſichtlich während oder nach der Subſcription größere Mengen der Anleihe ins Ausland wandern; durch die Nichtnominierung ausländiſcher Zahlſtellen hat man nur die Marktfähigkeit und den Begebungscours der Rente verſchlechtert. Wollte die Regierung wirklich, daſs das Anlehen im Inland claſſiert werde, was im Hinblick auf die Währungsreform wünſchenswert wäre, dann muſste ſie eben eine mit 4 Procent verzinsliche Rente ausgeben. Aber all' dieſe Erörterungen treten an Wichtigkeit zurück hinter die Thatſache, daſs die Poſtſparcaſſe zum erſtenmale zur Mitwirkung bei der Begebung herangezogen wurde, und daſs ſomit der Schritt gemacht iſt, um künftig die Vermittlung einer Bankengruppe zu entbehren. Die Art, in welcher dieſe Mitwirkung erfolgen ſoll, iſt aber bedenklich. Die Poſtſparcaſſe, welche in unausgeſetztem Verkehr mit dem Spar- und Geſchäftspublicum iſt, ſollte an ihren Schaltern Zeichnungen übernehmen; vermöge ihrer zahlloſen Caſſen in allen Orten der Monarchie iſt niemand ſo günſtig placiert, um kleine und große Subſcriptionen zu ſammeln und vor allem die Rente gleich in die letzte Hand des Sparers zu legen und möglichſt viele Käufer anzuwerben, unter Vermeidung großer ſpeculativer Zeichnungen. Dies alles ſollte commiſſionsweiſe für Rechnung der Finanzverwaltung geſchehen; aber als Uebernehmer, als Emiſſionsbank zu fungieren, für das Geld des Sparpublicums ein Riſico zu übernehmen, das iſt nicht die Aufgabe der Poſtſparcaſſe. Es iſt ja richtig, daſs diesmal die von der Poſtſparcaſſe übernommene Rente ziemlich genau den Gegenwert der von der Regierung bei ihr aufgenommenen Reſtoeſchulden bildet, doch iſt dadurch das Riſico nicht eliminiert. Es iſt ein in der Coalitionsära begonnener Misbrauch, daſs die Poſtſparcaſſe den einzelnen Miniſterien Darlehen gewährt und auf dieſe Weiſe heute bereits mehr als 10 Procent der Einlagen immobiliſiert hat. Dieſer Zuſtand dauert unverändert fort, bis die neuen Titres claſſiert ſind. Ferner beſteht die Gefahr, daſs die Regierung auf dem einmal eingeſchlagenen Weg bleiben und auch künftig in derſelben Weiſe die Sparpfennige der Einleger einem von dieſen unbeabſichtigten Riſico ausſetzen wird, ihren Geldbedarf bei der Poſtſparcaſſe zu decken ſuchen und ſie gerade für Stunden der Gefahr immobiliſieren wird. Und deshalb iſt es nöthig, principiell gegen dieſe mit der Verfaſſung und den Aufgaben der Poſtſparcaſſe im Widerſpruch ſtehende Verwendung derſelben Stellung zu nehmen.

•

Herr Dr. Salz, Präſident der Prag-Duxer Bahn, ſendet uns die Copie eines im Frankfurter „Actionär“ von ihm veröffentlichten umfangreichen Artikels über die mehrfach beſprochene Verloſungsaffaire mit dem Erſuchen, denſelben in unſerem Blatte zu beſprechen. Eine eingehende Erörterung iſt bei unſeren Raumverhältniſſen nicht möglich, erſcheint aber auch überflüſſig, da die Lecture des Artikels unſere Auffaſſung weder bezüglich der Rechtslage noch bezüglich der Correctheit des Vorgehens zu ändern vermochte. Was zunächſt die Rechtslage anbelangt, ſo ſind die von Dr. Salz für ſeinen Standpunkt angegebenen Gründe im kurzen die folgenden. Mit dem Momente der freiwilligen Converſion erſcheinen die convertierten Stücke de facto als verlost: ſie konnten daher gar nicht mehr in die Urne gelegt werden, da ein verlostes, d. h. rückgezahltes Stück nicht noch einmal verlost d. h. rückgezahlt werden kann, oder da eine nicht mehr exiſtierende Obligation nicht verlost werden kann. Es iſt aber eine ganz unzutreffende Behauptung, daſs „verlost“ und „zurückgezahlt“ identiſch iſt, und es iſt nicht einzuſehen, warum man nicht etwas verloſen konnte, ohne es dann zurückzuzahlen. Es iſt abſolut kein Hindernis vorhanden, daſs die convertierten Nummern weiter in die Urne gelegt werden, und dies muſs geſchehen, damit die Rechte der nicht convertierenden Beſitzer keinen Schaden erleiden. Auf dieſe kühne Behauptung, daſs man die convertierten Nummern überhaupt nicht mehr in die Urne legen kann, baut nun Herr Dr. Salz ſeine Theorie auf, daſs wir es hier mit einer juriſtiſchen Reflexwirkung zu thun haben, das heißt, daſs die Schädigung der Rechte der nichtconvertierenden Obligationäre eine unvermeidliche und zu keinem Erſatz Anſpruch gebende Folge des zwiſchen den convertierenden Beſitzern und der Bahnverwaltung abgeſchloſſenen Converſionsvertrages ſei; die Unrichtigkeit auch dieſer Ausführungen liegt auf der Hand. Wenn der Converſionsvertrag wirklich eine ſolche Reflexwirkung zur Folge hätte, dann dürfte einfach nicht convertiert werden. Aber die Reflexwirkung iſt nicht vorhanden, es durfte convertiert werden, denn man brauchte bloß, wie dies bei den erſten Verloſungen nach der Converſion geſchah, die convertierten Nummern in der Urne zu belaſſen, um [illegible] der nichtconvertierenden Beſitzer anzuerkennen. Herr Dr. Salz führt auch den Präcedenzfall der Böhmiſchen Nordbahn an, der aber nicht [illegible] gegen ihn ſpricht; denn die Böhmiſche Nordbahn hat eben einen öffentlichen Vertrag mit dem Curator abgeſchloſſen, welchen die Curatelsbehörde genehmigt hat, und dadurch iſt ſie erſt zu der Aenderung der Verloſung berechtigt worden. Und damit ſind wir wieder bei der moraliſchen Seite der Frage angelangt. Ganz abgeſehen von der Rechtslage muſste der Verwaltungsrath der Prag-Duxer Bahn wiſſen, daſs die Beſitzer der Meinung waren, daſs bei den Verloſungen der mehrfach geſchilderte urſprüngliche Vorgang eingehalten werde. Er war daher verpflichtet, ſobald er eine Aenderung des Verloſungsmodus vornehmen wollte, die Oeffentlichkeit davon zu unterrichten, reſp. dieſe Aenderung nur im Einvernehmen mit den Beſitzern der Stücke zu veranlaſſen. Daſs der landesfürſtliche Commiſſär ſeiner Aufſichtspflicht nicht nachgekommen iſt, haben wir ſchon betont. Aber weder dieſer Umſtand noch die Unterſchrift dieſes Curators, der erſt ein Jahr ſpäter ſich bewuſst wird, was er unterſchrieben hat, und daſs er zu dieſer Unterſchrift nicht berechtigt war, können den Verwaltungsrath von dem Vorwurf der Rechtsverletzung befreien. Seine Pflicht war es, den Curator ausdrücklich und öffentlich von dem mehrfach erwähnten Beſchluſs zu verſtändigen, bevor er überhaupt eine Verloſung nach dem neuen Modus vornahm.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Sous le joug“ von Daniel Riche; „Pour le roi“ von Barrucand; „La Promesse“ von Rosny. Bodinière, „Le bon Gellier“ von Maurice Soutté und Deramière. Renaissance, „Spiritisme“ von Victorien Sardou. Berlin. Leſſingtheater, „Meerleuchten“ von Ludwig Ganghofer. Neues Theater, Vorſtellung der „Dramatiſchen Geſellſchaft“, „Agnete“ von Amalie Skram, deutſch von Otto Erich Hartleben und Thereſe Krüger. Schillertheater, „Eine Palaſtrevolution“ von Stawronnet. Erfurt. Stadttheater, „Sturm“ von Friedrich Jacobſen.

• • •

Vom Theater a. d. Wien läſst ſich behaupten, daſs es Operetten unter die Leute bringt. Ich weiß nicht genau, ob die Novität von heute — „Die Schwalben“ — die achte oder neunte in dieſem Spieljahr iſt. Jedenfalls iſt ſie eine der beſſeren und wird die neunte oder zehnte Neuheit vermuthlich ein Stückchen hinausſchieben. Warum man ſich dabei unterhält, iſt eigentlich ſchwer zu ſagen. Die Textdichtung von West und Held iſt von der an dieſen Autoren bekannten dünnen und durchſichtigen Erfindung. Wie es ſcheint, liegt gerade in der gutmüthigen Naivetät, mit der da — ähnlich wie im „Vogelhändler“ — ein gräflicher Beamter aus der „erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts“ eine geheime Conteſſe ſucht und mit der die verwickelten Folgen dieſes nicht gerade ſenſationellen Ereigniſſes umgebaut werden, das Theaterglück, das die Verfaſſer diesmal wie früher gefunden haben. In ihrer Einfalt liegt es, die gleichſam erfriſchend wirkt. Die gute Mache, die ſich vor allem in Inſcenierungseinheiten verräth, ſoll freilich auch nicht geleugnet werden. Das kleine Stückchen Altwien im erſten Act iſt ſogar ſehr nett. Die Muſik paſst gut zum naiven volksliedmäßigen Stil der Geſangstexte, ſie hat dasſelbe Einfache, Dünne, faſt Selbſtverſtändliche. Herr Leo Held ließ ſich von den Librettiſten und von einer lebhaften Erinnerung an Zeller in die Mitte nehmen und war begabt genug, nicht aus dem Schritte zu fallen. Die Darſtellung iſt auffallend gut. R. W.

•

Noch vor Beginn der officiellen Schubert-Feier brachten die Philharmoniker in ihrem 5. Abonnement-Concert Schuberts Arie aus der Oſtercantate „Lazarus“ und ſeine C-dur-Symphonie. Erſtere von Frau Baronin Bach — unſerer neueſten Concert-Primadonna — mit ſtilgemäßer Form, aber mit etwas zu ſtarkem mimiſchen Ausdruck geſungen, erreichte nicht die durchſchlagende, völlig ergreifende Wirkung der populären Compoſitionen des Meiſters, während die Symphonie, in ihrer [illegible] und in dem lieblichen Reiz der Erfindung mehr als je gewürdigt wurde. Das Publicum ſchien ſich daran [illegible] zu freuen, wie ſich der Componiſt in der Verarbeitung der [illegible] Themen genug thun konnte. [illegible]

Digitized by Google

ſchweren Poſaunen- und Trompetenſtößen aus, die vermuthen laſſen, daſs dem Componiſten die großartigſten Bilder religiöſer Poeſie vorgeſchwebt haben. Gerade nach dieſer Meſſe würde wohl niemand auf den Gedanken kommen, daſs ſein Schöpfer es noch für nöthig fand, im Contrapunkt Stunden zu nehmen, während die ſtellenweiſe ganz moderne Modulation beweist, wie weit Schubert darin ſeiner Zeit mit allen damals möglichen Lehren voraus war. Indes brauchen uns moderne Anklänge nicht zu überraſchen, hat doch auch der ſonſt ſo ſanfte und elegiſche Spohr ſchon im „Fauſt“ Töne angeſchlagen, die in ihrer chromatiſchen Modulation ganz an den ſpätern Berlioz und Wagner erinnern. Dieſen großen Sprung hat freilich Schubert nicht gemacht, aber alles ſcheint darauf hinzudeuten, daſs ſein Genie gerade im Begriffe war, eine neue Richtung anzutreten die vielleicht dem tieferen Beethoven verwandter geworden wäre. Bemerkenswert iſt auch die Behandlung der Soloſtimmen, die, nirgends als Concertvirtuoſen behandelt, ſich in kurzen zwei- und dreiſtimmigen Sätzen von der Maſſe der Chöre abheben. Umſomehr Anerkennung verdient die Hingabe der Soliſten (Frau Baronin Bach-Körner, die Herren Walter, Tippel, Weiglein), die auf rein perſönliche Erfolge verzichtend zu einem ſo ſchönen Gelingen des ganzen Werkes beitrugen. Ihr künſtleriſcher Ruhm iſt dadurch nur größer geworden. Chor und Orcheſter, zu denen ſich diesmal auch die Hof-Sängerknaben geſellten, thaten ihr Beſtes und Möglichſtes und giengen mit Begeiſterung an ihre große künſtleriſche Aufgabe, die unter der ſicheren Hand ihres genialen Dirigenten Hans Richter einen würdigen Abſchluſs der erhebenden Feier bildete. **R. W.**

*

Man ſchreibt uns aus Paris: Von den kleinen Ausſtellungen, die jetzt allenthalben ihre Pforten öffnen, bietet nur die von Le Sidaner bei Mancini Bedeutendes. Aus dem Katalog erfährt man, daſs der Künſtler, auf Martinique geboren, ſeine Ausbildung in Paris genoſſen hat und daſs er auf der Suche nach Motiven gern die Küſten der Bretagne und des nördlichen Frankreich abſtreift. Es iſt ein ſehr feiner und tiefer Menſch, der in dieſer kleinen Sammlung ſein Wort redet, und man hört ihm gerne zu, denn was er ſpricht, hat einen ruhigen und harmoniſchen Klang. Nächtig ſtille Straßen kleiner Städte, deren ſtummer Mondſchein durch keinen Schritt geſtört wird, eintönige Façaden, aus denen ein beleuchtetes Fenſter hervorſticht — das malt Le Sidaner. Aber was in dieſen Bildern verborgen iſt, das klare und friedliche Leben, das hinter jenen Scheiben liegen muſs, die Sehnſucht des Menſchen, der auf der Straße ſteht und zu ihnen emporſtarrt, alles, was der Künſtler zu tief empfunden hat, als daſs er nur verſucht hätte, es durch äußere Mittel darzuſtellen, das bildet den hauptſächlichen Reiz ſeiner Bilder. Zudem ſind ſie mit einer gewiſſen ſchamhaften Technik gemalt, Oelbilder, die man auf den erſten Blick für Paſtelle halten möchte, zaghafte Stimmungen in zaghaften Halbtönen, verflüchtigenden Nuancen, und darin unterſcheidet ſich Le Sidaner auch von Thaulow, mit dem er in ſeinen Vorwürfen wie in ſeiner Malweiſe viele Berührungspunkte hat, wie eine Individualität von einer anderen. Wollte man für ſeine Künſtlerſchaft einen Ausdruck ſuchen, ſo könnte ſie mit „Impreſſionismus der Seele“ bezeichnet werden. Nicht die Natur, die Beleuchtung der Gegenſtände, die Farbe des Himmels und ihre Reflexe belauſcht er, ſondern die Vibrationen ſeines ſehr empfindlichen, ja empfindſamen und von einer ſchönen Melancholie durchtränkten Gemüths. Ob er nun die Gothik einer düſteren Dorfkirche ſchildert, durch deren bemalte Scheiben der Abend ſich ſtiehlt, ob er die alten Frauen malt, wie ſie an blühendem Frühlingsgebüſch vorübergehen, oder die Mädchen, die im Mondſchein ihren Reigen ſchlingen, oder das Paar, das unterm Abendſtern ſich umfangen hält, immer wähnt man einen leiſen Grundton zu vernehmen, den man vergeblich aus der Harmonie der Darſtellung und der Farben abzuleiten verſucht, weil er tiefer liegt, vielleicht zu tiefſt, dort, wo die Quelle iſt, aus der die dauernden Werke fließen. **A. H.**

Bücher.

Siegmund Sonnenſchein: „Die Eiſenbahn-Transportſteuer und ihre Stellung im Staatshaushalte. Berlin, Julius Springer 1897.

Es war offenbar die Abſicht des Autors, in dieſer Broſchüre der Einführung einer Transportſteuer in Oeſterreich das Wort zu reden, aber ich bezweifle, daſs er viele Anhänger gewonnen hat. Im Staatsbahnſyſtem iſt überhaupt kein Grund, eine Transportſteuer einzuführen, weil die Erhöhung der Einnahmen viel zweckmäßiger durch eine viel leichter zu differenzierende Tariferhöhung zu bewirken iſt. Für die Privatbahnen hat die Transportſteuer nur dort einen Zweck, wo ſie auf das Publicum überwälzt werden ſoll, und da darf der fiscaliſche Standpunkt keineswegs der einzig maßgebende ſein. Der Autor ſelbſt aber meint, daſs bei der Tarifhoheit des Staates in Oeſterreich die Ueberwälzung zum großen Theil verhindert werden kann. Dann iſt aber eine Erhöhung der directen Steuern der Eiſenbahnen, wenn eine Mehrbeſteuerung überhaupt für wünſchenswert erachtet wird, weit zweckmäßiger und gerechter. — Den größten Theil des Buches erfüllt eine Zuſammenſtellung der Anſichten der nationalökonomiſchen Autoritäten über die Transportſteuer ſowie Auszüge aus der darauf bezughabenden Geſetzgebung der europäiſchen Staaten, welche zwar mit vielem Fleiß geſammelt ſind, bei denen aber die geringe Ueberſichtlichkeit und die Syſtemloſigkeit in der Anordnung [illegible] unangenehm empfunden wird. **W. F.**

Moriz Heimann: Weiberſchreck. [illegible] S. Fiſcher.

In Paris hat die „Eigne“ einen vollen Winter hindurch den [illegible] Carnac geſetzt, einen [illegible], ganz [illegible] Schwärmer, der [illegible] Laune mit [illegible], die von den [illegible] und dem „[illegible]“ [illegible], der [illegible] Mit [illegible] auf [illegible] „[illegible]“ [illegible] ganze [illegible], dann [illegible] Carnac [illegible] ganz [illegible] und [illegible] der [illegible] Stunden. Im Café iſt [illegible] „Der arme Junge weiß nichts vom Theater, er hat kein [illegible], kein Verſtändnis, er ſoll Künſtler beim [illegible] werden.“ Das Journal [illegible] dann immer eine Zeitung, die von einem Reporter mit zwei [illegible] gemacht wurde, ein Blatt, an dem jeder Marqueur ſeinen ſchalen Witz gerieben. Ich glaube damals haben ſich die Pariſer ſelbſt gloſſiert, gezeigt, daſs ſie auf den Pfiff bereit ſind, zu jubeln und zu verdammen nach der Begeiſterung ihres Leibhammels, daſs ſie nach der Meinung des Tages lauſchen und durch ſie im Urtheil beſtimmt werden. „Ich weiß nicht, wie mir das Stück gefallen hat, der ‚Figaro‘ wird es mir morgen ſagen.“ In Wien ſind die Carnacs nicht ſo ſelten, bei uns machen ſie beinahe einen Typus aus: Leute, denen es als Beweis künſtleriſchen Unwerts einer Neuheit gilt, wenn man von ihr den großen „Schlager“ der Saiſon erwartet, wenn von ihr die Straßen widerhallen. Nur ſelten irrt ſich die kleine Gemeinde in ihrem Vorurtheil; dann ſchreibt einer von ihnen: „Obwohl das ‚Märchen‘ geſtern im Volkstheater entſchieden durchgefallen, können wir es doch nicht unbedingt loben, dem Autor doch nicht unbedingten Beifall zollen, denn . . .“, jetzt kommt ihr ſchweres Geſchütz. Neulich gab es im deutſchen Theater in Berlin eine gleich geſtimmte Epiſode. Von Hirſchfeld konnte ſich ein ganz harmloſer, unbedeutender Act („Zu Hauſe“) ſiegreich bis in den Sommerbehalten; eine ſehr feine, muthwillige Arbeit, launig erdacht — „Weiberſchreck“ von Moriz Heimann — iſt gleich am erſten Abend von der Bühne fortgepfiffen worden, es war eine heilloſe Blamage. Man zerriſs den guten Jungen, weil er ganz unbegreiflicherweiſe die Bühnenkniffe noch nicht weg hatte, weil er mit den Mätzchen glücklicher Autoren noch jonglierte, man tadelte den engen Rahmen, die loſe Verworrenheit ſeines letzten Actes, man wies ihn zu ernſter Arbeit, man wünſchte Thränen in ſeiner Stimme. Jetzt iſt das Werk im Buch gekommen, jetzt ſtaunt man über die heitere Anmuth ſeiner erſten Idee, den munteren Dialog, über die raſche, flugs in den ſubtilen Verſtecken des Alltags ſtöbernde Gewandtheit des Autors, über den förmlichen Sprühregen geiſtreicher Gloſſen, über den herben, mouſſierenden Reiz ſeiner tändelnden Witz ſich der Autor ſeiner ſchönen Art erſt recht mit Stolz bewuſst und ſein grelles, ein bischen ungeberdiges und geſchwätziges Talent in der Schule des Lebensernſt ant, dann wird ihm Wunderliches noch gelingen: Er wird den „Leuten“ und doch auch Monſieur Carnac gefallen. Ich meine: Es wäre ein Ziel, der Mühe der Beſten wert. **Fr. W.**

J. N. Potopenko: Eine Familiengeſchichte. Roman. Deutſch von Wilh. Henkel. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1896.

Der Titel würde vielleicht beſſer „Eine Familientragödie“ lauten denn dieſes ſchmale Buch behandelt einen echt dramatiſchen Stoff in einer ſcharfen, knappen, erzählenden Weiſe, etwa wie ein Dramatiker ihn vor ſeiner eigentlichen Arbeit anordnen würde, ohne Mühe um die novelliſtiſche Technik, um die Feinheit und Stimmung des Ganzen: die Pſychologie der Menſchen, die Plaſtik ihrer Erſcheinung, ihr Charakter wird gar nicht ausgearbeitet, ſchon aus der rohen Herbeibringung des nur flüchtig geordneten Materials muſs man alles deutlich erkennen. Andere Mittel ſind verſchmäht, als die dem Drama erlaubten: Wechſelrede, kurze Andeutung des Schauplatzes, Schilderung der Geſten, des Klanges der Worte, des Ausſehens der Perſonen, was etwa beim Stücke durch die Scenen und die vorangeſetzten Erläuterungen für die Schauſpieler und Zuſchauer genügen müſste, ſich das Ganze aufs lebhafteſte vorzuſtellen. In dieſer rohen, abſichtlich kunſtloſen Weiſe gewinnt der Stoff ſehr an Wirkung, das Barbariſche, Ungebrochene der dramatiſchen Begebenheiten wird dadurch erhöht; wir werden ähnlichen Stimmungen überliefert, die uns das Drama gewährt, aber nicht wie von einem ſolchen künſtleriſch gefügten, weil wir das Ungenügende dieſer falſchen Technik fühlen. Die Novelle verlangt das Verweilen, das Retardieren, das ſanfte Sichlöſen der Begebenheiten in alle Nerven deſſen, der zu ihrem Vertrauten gemacht wird, in alle Tiefen will man blicken, alle verſchwiegenen Reize der Seelen ſchauen, die geheimen Wurzeln aller Gedanken, Worte, Geberden, Thaten ſehen und zugleich in den Begebenheiten verweilen wie in geliebten Räumen, wo wir jedes Bild, jedes Hausgeräth, den Duft der Blumen, den Schimmer der Lampen, alles und alles auswendig kennen, fühlen und lange in uns ſpüren, nachdem wir das Zimmer verließen. Hier wird dies alles verachtaſſigt, wohl nur der dramatiſchen Wirkung willen, zum Nachtheil der künſtleriſchen, die uns unbefriedigt läſst. Ein Sohn, in ſtrengen, idealiſtiſchen Grundſätzen an der Univerſität vom unreifen Gymnaſiaſten zum gebildeten Durchſchnittsjüngling herangereift, kehrt in das Heim der Eltern zurück, hofft den ganzen Zauber des Familienlebens wiederzufinden, ſieht aber ein Gewebe von Lüge. Vater und Mutter leben in beſter Freundſchaft, dabei geht jedes mit Wiſſen des andern ſeine eigenen Wege. Der Jüngling zerſtört durch die Rohen ſeines Idealismus dieſes Heim, das eigentlich doch Frieden, Ruhe und Heimat bedeutete. Die Mutter geht mit ihrem Liebhaber fort, ſie fühlt ſich von ihren eigenen Kindern allzuſehr beleidigt, der Vater, der ihr noch immer zugethan, wird nach dieſen Kämpfen armſelig, [illegible], die Kinder haben ſich ſelbſt ihre Stätte verwüſtet, die die Eltern ſelbſtlos aufrecht gehalten, nur den Kindern zuliebe ihre zweifelhafte Stellung vor der Welt bewahrend. So ſcheidet alles, die Jugend in ein neues Leben, das ſie lehren muſs, die Vorgänge zu ſehen und zu verſtehen, das Nothwendige von dem erträumten, richtigen Ideal zu ſondern und mit Verſtand und Vorſicht, auf ſich allein geſtellt, ein Schickſal zu erbauen. Das Alter wankt in theilnahmsloſer Ruhe und Apathie dem Tode zu, nichts iſt ihm geblieben, die Aufgabe ſeines Lebens ſah es in den Kindern, dieſe riſſen ſich los, und das Leben zu ſchaffen, das es für ſich begehrte, [illegible] keine Kraft nicht mehr aus. Die welken Blätter fallen. Die [illegible] des Ganzen iſt wieder der Nutzen der „Lebenslüge“ für das Leben der [illegible] Seelen: der Jüngling, der herbeikommt, „die Welt [illegible]“, iſt von der [illegible] der idealen Forderung, wie der [illegible] ſelbſt . . . [illegible], einer der wenigen rein menſchlichen, kommt geradezu [illegible] dramatiſch, iſt auch vom unwilligen Willen ziemlich [illegible], ſoweit es zu [illegible] Wirkung nothwendig war. In den ruſſiſchen Menſchen [illegible] noch die ganze Kraft und Leidenſchaft der Barbaren, die [illegible] Sitten durch das Leben gehen, einem dunklen [illegible], nicht von der Erfüllung ihres Schickſals [illegible] Stimmungen ſind ſie, ſondern fataliſtiſch [illegible]. Das ſind die Helden der echten Dramen. [illegible] und hartes Drama von ungebrochener Kraft zu uns kommen. [illegible] könnte Potapenko es ſchreiben. **O. St.**

Digitized by Google

Revue der Revuen.

Eine neu erſcheinende deutſche Wochenſchrift „Die Umſchau" (Frankfurt a. M., herausgegeben von Dr. Bechhold) veröffentlicht in ihrem 3. Hefte eine culturgeſchichtliche Skizze „Reiſen im Mittelalter", in welcher Herr Dr. Schultz auseinanderſetzt, daſs es im Zeitalter des Raubritterthums keine Vergnügungsreiſen geben konnte, und eine „Sprachliche Fragen" behandelnde Artikelfolge, in deren erſtem Theil Herr Dr. Tetzner ſich tadelnd über die „Und-Inverſion" ausſpricht, für die wir ſofort ein erklärendes Beiſpiel geben wollen, indem wir hinzufügen: und gelingt es dem Verfaſſer, das Fehlerhafte dieſer Conſtruction klar zu machen. Das Intereſſanteſte des Heftes ſind aber zweifellos zwei Beiträge, die ſich beide mit Ausgrabungen in Südaſien befaſſen, allerdings auf verſchiedenen Gebieten der Wiſſenſchaft. Herr Dr. Reh knüpft an den im Jahre 1891 auf Java gemachten Fund zoologiſcher Foſſilien an. Der Niederländer Dr. Dubois, der dieſe Ausgrabungen im Auftrage ſeiner Regierung unternahm, ſchloſs damals aus den Formen der aufgefundenen Körpertheile auf eine ausgeſtorbene Affen-Menſchen-Gattung, eine Mittelgattung im Sinne Darwins, dem er den ſchon früher von Häckel hypothetiſch gebrauchten Namen Pithecanthropus erectus alalus beilegte. Dieſe Annahme fand unter den Naturforſchern mehrere Gegner. Virchow und Andere erklärten die intereſſanten Funde — es ſind zwei Backenzähne, ein Oberſchenkelknochen und ein Schädeldach — für theils menſchliche, theils thieriſche Reſte. Doch hat Dr. Dubois auch zahlreiche Gelehrte für ſich gewonnen, vor allem Häckel. Der Mitarbeiter der „Umſchau" begnügt ſich mit einer Gegenüberſtellung der verſchiedenen Anſichten, ohne ſelbſt eine Entſcheidung zu wagen. — Ausgrabungen eines Archäologen, des Dr. Führer, ſind es, von welchen Doctor Achelis in ſeinem Aufſatze „Buddha und die Stätte ſeiner Geburt" ausgeht. In Nepal, einer nordweſtlichen Provinz Aſiens, ſoll ein Denkmal zutage getreten ſein, das, von dem in der Geſchichte des Buddhismus bekannten König Aſoka errichtet, die Geburtsſtätte Gautamas bezeichnet. Dr. Achelis ſpricht ſich für die Glaubwürdigkeit dieſer Mittheilung aus. Der angegebene Fundort ſei etwa 18 Meilen von der ehemaligen Stätte Kopilavaſtu, der bekannten altindiſchen Hauptſtadt, entfernt. König Aſoka habe nach der geſchichtlichen Ueberlieferung in den Jahren 259—222 v. Chr. geherrſcht und ſo wäre die Errichtung der fraglichen Standſäule — nach der Angabe der Inſchrift — etwa um das Jahr 239 anzuſetzen.

„Die Kunſt für Alle" leitet eines ihrer letzten Hefte mit einem Jubiläumsaufſatze über den ſiebzigſten Geburtstag Oswald Achenbachs ein. Ein Schüler ſeines Bruders, des nunmehr zweiundachtzigjährigen Andreas, habe er doch immer die Selbſtändigkeit ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit gewahrt. Zum Unterſchiede vom kräftigen Realismus jenes ſei Oswald auf dem Gebiete der idealiſierenden Landſchaftsmalerei zuhauſe, deren paſſendſte Motive er in Italien fand. — Ein anderer Artikel: „Die Vereinigung der Kunſtvereine" enthält poſitive Vorſchläge, die von der Redaction zur Discuſſion geſtellt werden. Die Anregung zur gemeinſamen Organiſation und gegenſeitigen Förderung aller deutſchen Kunſtvereine geht von Sachſen aus, wo ſich in dieſem Sommer, auf der internationalen Dresdener Ausſtellung, eine Verſammlung von Abgeordneten aller Vereine mit der Angelegenheit befaſſen ſoll. Bei dieſem Anlaſſe könnte man ſich daran erinnern, daſs auch Wien ſo etwas wie einen Kunſtverein beſitzt.

In der „Revue Scientifique" widerlegt E. Levaſſeur den allgemein verbreiteten Glauben an die ſinkende Bevölkerungs-Annahme Frankreichs. Es ſei unrecht zu glauben, daſs die Natalität ſeit 1789 abgenommen habe. Bezüglich des vorigen Jahrhunderts ſei alles bloß Vermuthung. Jedenfalls ſtehe feſt, daſs ſich die Bevölkerung Frankreichs von 1801 bis 1891 um 11 Millionen oder 40 Procent vermehrt hat. Und ſollte ſich wirklich eine relative Verminderung der Fruchtbarkeit zeigen, ſo ſeien die Urſachen vielmehr moraliſcher als phyſiologiſcher Natur. Und die Hebung des allgemeinen Wohlſtandes wäre dann das einzige Heilmittel.

Im „Nineteenth Century" (Jänner) ſpricht ſich Lady Prieſtley ſehr misfällig über „moderne Krankenwärterinnen" aus. Dieſelben ſeien oft jung und ſchön, was manchmal — natürlich bei männlichen Patienten — zu delicaten Situationen führe. Es ſoll ſogar ſchon vorgekommen ſein, daſs Wärterinnen im Tanze mit ihren Schutzbefohlenen überraſcht wurden. Die Verfaſſerin fordert dringend, die weiblichen Wärter durch männliche zu erſetzen — natürlich bei männlichen Patienten.

„The North American Review" veröffentlicht in der December-Nummer einen intereſſanten Artikel über die Handelsbeziehungen zwiſchen den Vereinigten Staaten und Südamerika. Der Autor, F. E. Search, iſt Präſident der Nationalvereinigung der Fabrikanten. Mehrere Mitglieder dieſes Vereines haben vor kurzem eine Studienreiſe von [illegible] engl. Meilen zurückgelegt, um die Handelsverhältniſſe von Braſilien, Uruguay und der argentiniſchen Republik kennen zu lernen. Es ergaben ſich folgende intereſſante Reſultate. An einem jährlichen Handelsumſatz von 669 Mill. Dollars mit Europa, England und Nordamerika haben die Vereinigten Staaten mit 172 Millionen (140 Mill. Import, 32 Mill. Export) und das vereinigte Königreich mit 180 Millionen (83 Mill. Import und 97 Mill. Export) theil. Das vereinigte Königreich ſteht mit nahezu 27 Procent an der Spitze, dann folgt Frankreich mit 20 Procent, die Vereinigten Staaten mit 19·8 Procent und Deutſchland mit 17·6 Procent. Die anderen Nationen kommen daneben faſt gar nicht in Betracht. Ohne den Kaffee, im Werte von 70 Mill. Dollars, den die Vereinigten Staaten aus Braſilien beziehen, würden ſich Einfuhr und Ausfuhr die Wage halten. Es iſt von Intereſſe, daſs die Amerikaner über engliſche Concurrenz darüber klagen, was man jetzt in England über die deutſche ſagt: „England behauptet den ſüdamerikaniſchen Markt infolge des rieſigen verfügbaren Capitals, des billigen und raſchen Seetransportes und der beſonderen Erleichterung im internationalen Bankverkehr. Zieht man noch die billigen Erzeugungskoſten und die Rückſichtnahme der Engländer auf die beſonderen Erforderniſſe jedes Landes in Betracht, ſo wird es verſtändlich, warum die Engländer dreimal ſoviel als wir verkaufen."

Todesnahen.

Von Thomas P. Krag.*)

I.

Das Haus lag ganz für ſich, außerhalb der Stadt. Es war älter als die älteſten Häuſer der Stadt, und mit ſeinen Nebengebäuden und Gärten hatte es etwas über ſich, das moosbewachſene Steine und alte Bäume häufig haben: etwas Vergeſſenes, Dahinſchlummerndes. Das fühlte man am beſten in den halbdunklen Nächten, wenn der Sommer ſchwand — da ſtand es, als ob es ſich von allem fortgedrückt hätte, und tauchte mit ſeinem Giebeldach empor, als ob es ſo in alle Ewigkeit ſtehen müſste.

Wie das Haus, ſo des Hauſes Bewohner. Nie hörte man Lachen oder laute Worte. Ueber den Dienern, ſelbſt über den jungen, lag etwas Beſonnenes; der Eine fällte Holz, der Andere trug Waſſer von der Quelle hoch oben, ein Dritter war bei den Pferden.

Und beſonders jetzt lag der Hof verlaſſen da. Selten ſah man den einen oder anderen Knecht vom Herrſchaftshauſe zum Stall hinübergehen, oder von einem Wirtſchaftsgebäude zum anderen — aber das war kein Leben, nur ein Menſch, der ſich bewegte — ein Schatten.

Die Urſache dieſer wunderlich ſchweren Stille, dieſer ſchleichenden Schritte war die, daſs der Herr des Hauſes, Herr Garben, ſehr krank war und ſterben muſste. Alle erkannten es, ohne es zu ſagen. Die alte Marja, die in ſeinem Zimmer geweſen war, hatte es ſelbſt geſehen, daſs er im Sterben lag. Und davon ſprach ſie nun zu den alten Leuten, die ſie am beſten kannte.

Sie ſprach viel und ſie ſprach lange; aber nachdem ſie drei Abende hindurch das Gleiche wiederholt hatte, da ergriff die zwei alten Käthner eine Angſt, ſo daſs ſie beinahe den ganzen Tag draußen in der Geſindeſtube ſaßen und ſich auf ihrem Stuhle hin und herwiegten und jammerten. Beſonders der Eine. Mit großen matten Augen blickte er um ſich und begann einmal über das andere einen Pſalm zu ſagen, in dem er nie weiter kam, als bis zur Hälfte. Vielleicht erinnerte er ſich nicht an mehr, vielleicht vergaß er überhaupt, daſs er ſang — genug, er verſtummte gleichſam von ſelbſt. Einfache Leute ſehen oft anders und mehr, als die, die klug ſein wollen. Es ſcheint zuweilen, als giengen ſie mit geſchloſſenen Augen umher. Aber mit dieſem kleinen Blinzeln ſehen und merken ſie alles ſo wohl. Und nun, da der Herr des Hauſes ſterben ſollte, giengen ſie auf den Zehen, ebenſoſehr um zu horchen, als um keinen Lärm zu machen.

Zu allem anderen kam nun auch dieſes: ſeit drei Tagen zeigten ſich kleine weiße Mäuſe in dem alten Zimmer mit der grüngeblumten Tapete. Das verbreitete ſich unter der Dienerſchaft, und alle nickten mit dem Kopfe, und einige zogen den einen Mundwinkel herab, wie in Betrübnis oder Schmerz. Denn alle wuſsten ja, daſs dies immer in dem Garben'ſchen Hauſe geſchah, wenn jemand ſterben ſollte, da krochen die Mäuſe den Boden entlang, obgleich ſich ſonſt ſolche Thiere im Hauſe nicht fanden. Zum erſtenmale hatten ſie ſich gezeigt, als Fräulein Eva ſtarb (die bleiche Dame mit dem dünnen, gelben Haar, ſie, die nie irgend eine Freude in der Welt gehabt hatte). Die Wärterin ſelbſt erzählte, daſs ſie einen Augenblick eingeſchlummert war, aber erwachte, als ſie die Kranke ſprechen hörte. Und als ſie näher zuſah, da ſaß das kranke Fräulein Eva aufrecht im Bette und wies auf den Boden und ſagte: „Sehen Sie dort, nein, ſehen Sie doch die Mäuſe!" Und rund in dem Mondſcheinſtreifen auf dem Fußboden tanzten eine Menge kleine graue Mäuſe. Und wenn nun ſeither jemand krank wurde, da konnte es geſchehen, daſs ein Beherzter ſich in das grüne Zimmer ſchlich, ſich dort niederſetzte und auf den Boden blickte, am liebſten, wenn das Tageslicht ſchwand und die Dunkelheit einfiel.

II.

Etwas Seltſames an Herrn Garbens Krankheit war, daſs der alte, kluge Doctor ſie ſich nicht erklären konnte. Er ſaß oft lange an Herrn Garbens Bett und blickte den Kranken an. Was er dachte, das ſagte er nicht laut, und wenn er eine Weile geſeſſen war, dann konnte er plötzlich aufſtehen und fortgehen, ohne ein Wort zu der Krankenpflegerin zu ſagen, oder zu des Hauſes junger Frau, die meiſt in dem Zimmer weilte, wenn der Arzt da war. Es half nichts, daſs die Frau ſeine Hand nahm und flüſterte: „Wenn Sie nichts ſagen, Doctor, ängſtige ich mich." Nein, er antwortete nicht darauf. Aber eines Tages, als es dem Kranken ſehr ſchlecht gieng und ſie ihre Frage wiederholte, da wendete er ſich ihr zu und ſagte: „Kommt Herr Niels Garben heute Abend her?" Die Augen der jungen Frau weiteten ſich. Der Doctor ſah es vielleicht; er fügte hinzu: „Als Arzt muſs ich Sie bitten, jeden Fremden fernzuhalten." Die junge Frau ſagte nur: „Haben auch Sie von dem Gerücht gehört?" Der Doctor erwiderte ein wenig: „Nein, gnädige Frau, ich dachte nicht an das Gerücht. Ich bitte um Entſchuldigung."

Auf dem Heimweg murmelte er erregt: „Ich dachte [illegible]. Ich glaube, daſs ich das weiſs, das mir kein [illegible]. Wie der Teufel gehe mich das an?"

[illegible]

Digitized by Google

Der Doctor kam in gute Laune; er klatſchte mit der Peitſche, ſo daſs die alte Mähre erſchrak und mit ihren ſteifen Beinen zu galoppieren anfieng.

Am Abend kam, wie immer, des kranken Herrn Friedrich Garbens Bruderſohn, Niels Garben, geritten. Er band ſein Pferd am Gartenzaun an, damit es Butterblumen und Klee verzehren konnte, gieng ſelbſt mit haſtigen Schritten ins Haus hinein, drückte dem erſten Beſten die Hand und flüſterte: „Wie geht es heute?" Er bekam keine weitere Antwort; der Mann, den er traf, wuſste nichts und gieng an ihm vorbei und ſah ſich mit zornigen Blicken nach ihm um. Aber ein alter Bauer, dem er auf der Treppe begegnete, eine Menge Zeug tragend, das gelüftet werden ſollte, ſagte plötzlich, indem er zur Seite ſah: „Heut geht's ihm beſſer — das wäre doch ein Plaiſier, wenn er wieder geſund würde." Herr Niels Garben ſtutzte: „Was, es geht ihm beſſer?" Der Bauer hörte den Tonfall und ſah deutlich des jungen Mannes Miene, obgleich er that, als blickte er zur Seite. „Ja, ich glaube wohl," ſagte er ausweichend, „aber vielleicht iſt's auch das Ende. Da wird es gewöhnlich wieder beſſer."

Herr Niels Garben gieng weiter in das große Wohnzimmer. Es war beinahe ganz finſter; er muſste ſich vorwärts taſten. Als er endlich zur Thüre gelangte, klopfte er raſch an, und ohne eine Antwort abzuwarten, klinkte er auf und trat ein. Es war ein ſehr großer Saal mit acht Fenſtern in den Garten. Die Möbel waren ſehr ſchwer und aus ſo hartem Eichenholz, daſs die Verzierungen wie in Stein gemeißelt erſchienen.

Im Anfange ſah er infolge der Dunkelheit gar nichts. Aber dann unterſchied er zwei Geſtalten, die ſich bei ſeinem Eintritt erhoben. Die Eine war die junge Frau, die Andere ein alter Mann im Prieſtergewande; ein Altarkelch und ein goldenes Käſtchen ſtanden zu ſeiner Seite. Die Dame ſtand auf, gieng ihm entgegen und drückte ſeine Hand. Er zog ſie einen Augenblick an ſich, ohne daſs es jemand ſehen konnte; dann gieng er hin und begrüßte den Prieſter. Der Prieſter verneigte ſich und nahm dann wieder Platz.

„Ja, ja, ja", murmelte er, „wie ſagt doch der alte Barde? Der Menſchen Geſchlecht gleicht des Jahres wechſelndem Laub; das eine Geſchlecht verwelkt! und aus ſeinem Staube ſprießt ein neues hervor. Wie gut erinnere ich mich an Herrn Garben, als wir als Kinder miteinander verkehrten. Er war ſo fröhlich in ſeiner Jugend. Solche junge Leute findet man heutzutage gar nicht mehr. Jeden Sommermorgen ſtand er auf und gieng hier überall herum. Sie kennen ja die alte Birke am Waldesſaum. Dort ſtand er immer und blies die Trompete."

Keiner von den Beiden erwiderte dem Prieſter etwas darauf. Sie ſaßen nur da und thaten als ob ſie darüber nachdachten, was der Prieſter geſagt hatte; aber man merkte dennoch, daſs ihre Gedanken anderswo weilten; hie und da ſahen ſie einander in die Augen, ſehr lange. In dieſen heimlichen Blicken war die junge Frau am eifrigſten; ſie ſaß mit zuſammengepreſsten Lippen da, ihre Augen brannten, und ihr Buſen hob und ſenkte ſich.

„Herr Paſtor," ſagte plötzlich Herr Niels Garben, „wird mein lieber Onkel heute die heiligen Sacramente entgegennehmen?"

„Ja, Herr Garben, er hat gewünſcht, ſich bereit zu machen. Ich glaube, Herr Garben wird würdig ſein, an des Herrn Tiſch zu treten. Er iſt immer ſonderlich geweſen; aber nie hat er etwas Unwürdiges gethan. Es iſt ſchön, daran zu denken, ſowohl für ihn, als für die, die er zurückläſst. Ich bin noch nie an einem ſchöneren Todeslager geſtanden. Seine Augen ſind ſo klug und groß, ſein Lächeln ſo klar. Ich fragte ihn das letztemal, ob er den Tod fürchte. Und da kam wieder ſein klares Lächeln hervor, indem er ſagte: Nein, der Tod ſoll mir ſo vieles erklären, das ich hier nicht verſtand."

Ein kurzes Schweigen trat ein, dann ſagte die junge Frau: „Ich glaube, mein lieber Mann muſs jetzt wach ſein. Er pflegt nie ſo lange hintereinander zu ſchlafen. Wollen Sie mit hineinkommen, Herr Paſtor?"

Die Drei erhoben ſich. Frau Urſula gieng voran, der Paſtor und Herr Niels Garben folgten nach. Kurz darauf blieben ſie vor der Thüre des Krankenzimmers ſtehen. Frau Urſula öffnete ſachte die Thüre und trat ein. Unmittelbar nachher kam ſie zurück, winkte die beiden Männer hinein und ſchloſs die Thüre behutſam hinter ihnen zu. In der einen Ecke des Zimmers, am weiteſten vom Fenſter entfernt, ſtand das Bett des Kranken. Es war nur ſchwach von einer Nachtlampe beleuchtet. Am Fußende ſaß eine Frau und wachte mit jenen ſtarren Augen, wie ſie Krankenpflegerinnen meiſtens haben. Vielleicht ſchlief ſie; ſie waren völlig ausdruckslos. Aber als die drei nahetraten, wandte ſie ihnen den Kopf zu und erhob ſich. Sie murmelte ein paar Worte, die Niemand verſtehen konnte, und ſchob den weißen Theil des Schirmes ſo, daſs ein mattes Licht auf des Kranken Antlitz fiel. Alle Drei blickten einen Augenblick auf ihn. Er, der da vor ihnen lag, war ja beinahe ein Todter. Das Geſicht war furchtbar bleich, die eingefallenen Wangen von dunkler, fahler Farbe. Die Augen [illegible] leer vor ſich hin: [illegible] alles auf dieſer Erde erlebt [illegible]

Der Prieſter beugte ſich über den Kranken und ſagte mit leiſer Stimme: „[illegible] iſt am [illegible]."

Der Kranke ſah auf. Seine Augen giengen von dem Einen zum Anderen.

„Sie ſprechen ſo laut," ſagte er mit unſicherer Stimme, die im Dunkeln zu irren ſchien. „Sie haben mich geweckt, ich war unter einem ſternenhellen Himmel — und ein Wald . . ." Dann wurde ſein Blick klarer; das Bewuſstſein ſchien zurückzukehren. Er lag nun ruhig da und ſagte nichts mehr.

„Ich komme," ſprach nun der Prieſter und berührte ſeine Hand, „um Ihnen die heiligen Sacramente zu geben."

Der Kranke faltete ſeine dünnen Finger über der Bruſt und hörte zu, als ihm der Prieſter die Abſolution ertheilte und ihn vorbereitete:

„Unſer Herr, Jeſus Chriſtus, in der Nacht, da er verrathen wurde, nahm Brot, dankte, brach es, gab es ſeinen Jüngern und ſagte: ‚Nehmet es hin und eſſet es.‘ Und ebenſo nahm er den Kelch nach dem Abendmahl, dankte, gab ihn ihnen und ſagte: Trinket Alle davon. Dies iſt mein Blut, das für Euch vergoſſen wird, zur Vergebung Euerer Sünden" . . . .

Herr Friedrich Garben aß das Brot; doch als er den Wein trinken ſollte, da hielt er plötzlich inne, als ob ein Gedanke ihn erfaſste. Er richtete ſeine Blicke auf ſeine Frau und ſeinen Bruderſohn und ſah ſie mit unergründlichen Augen an. Dann murmelte er: „Herr, vergib" und trank ruhig. Nach dieſem ſank er kraftlos zurück und lag mit geſchloſſenen Augen da. Der Prieſter verrichtete ein kurzes Gebet, legte noch einmal ſegnend ſeine Hand auf das Haupt des Sterbenden und wollte ſich entfernen. Da ſah der Kranke plötzlich auf und ſagte:

„Ich will mit Ihnen ſprechen, Herr Paſtor."

Frau Urſula und der junge Mann blieben ſtehen und wandten ſich dem Bette zu. Beide ſahen Herrn Friedrich Garben mit erſtauntem Blick an.

„Ich . . . will . . mit meinem . . . Seelſorger . . . allein ſprechen." Die Beiden verließen das Zimmer. Der Prieſter blieb mit dem Kranken allein.

Als er aus dem Krankenzimmer kam, ſchüttelte er den Kopf. Der Sterbende hatte auf den Altarwein gewieſen und gefragt, wo er geſtanden war, während er ſchlief. Er hatte auch andere Dinge gefragt, und warum er immer ſo wunderliche feurige Blumen vor ſeinen Augen ſah. Er hatte weiter von einer Angſt geſprochen, die ihn häufig ergriff: wenn er am Morgen nach ſchwerem Schlummer erwachte, dann war es ihm gleichſam, als ob er hunderte Jahre gelebt hätte und ein dreifacher Greis geworden wäre. Etwas lag gewiſſermaßen auf dem Grunde, etwas, das er gerne erzählen wollte, aber nicht durfte . . . nicht konnte . . . nein, dieſes Todtenbett war nicht ſchön . . . im Namen des Himmels . . . warum, warum? Und dann dieſer Schrecken, der allen Mienen aufgeprägt war . . . es war, als ob ein Finger einen Angſtſchrei in ſein Herz geritzt hätte . . . und ſeine Augen waren gleichſam vor unendlichem Kummer erloſchen . . . Das glich ja der Hölle . . . Herr, Herr . . . war es möglich, daſs Herr Garben? . . . ach nein . . . um Gottes ewiger Barmherzigkeit willen . . . Amen. Es war ſpät abends, als der Prieſter fortgieng, das Brot in der einen Hand, und den Kelch, in der Bruſt verborgen, in der anderen.

Die alten Leute auf dem Hofe hörten nicht auf, zu flüſtern. Keiner von außen verſtand ſie. Aber ſie ſelbſt verſtanden ſich gut. Das alte Gebäude hatte ſo viele Winkel und Thüren. Man konnte ſehen, ohne geſehen zu werden. Man konnte Dinge ſehen, die nie für andere beſtimmt waren.

„In dem Haus, in das der Tod hineinwill," ſagte ein alter Bauer, „da ſoll keine ſündige Liebe unterhalten werden — und nun gar, wenn es der Ehemann iſt, der daliegt und leidet."

„Ja ſie werden mit jedem Tage gottloſer . . . . es iſt, als ob der Tod ſie noch anreizte . . . . ſo iſt es mit denen, die der Finſternis angehören . . . . Das ſind die Kinder der Hölle." . . . .

Aber hie und da fiel ein kleines Wort, das die dunklen Reden ſtocken machte. Ein Wort, das wie ein Stachel wirkte. Niemand wuſste recht zu ſagen, woher es kam, wohin es gieng. Es kam aus der Stille und verſchwand in der Stille.

Der Herbſtwind fuhr mit dumpfer, klangloſer Stimme um das Haus. Jagender Nebel, abends ein einziger Stern zwiſchen kreiſenden Wolken. Der Lärm des Lebens, das Getümmel des Tages ertönte nicht, kein überflüſſiges Geräuſch: das Haus ſtand da und verbarg etwas . . . . ein Menſch drinnen lag im Sterben, wie eine Flamme, die erliſcht.

Eine Angſt lag über allen, eine wunderliche Angſt, die nicht aufzuwachen wagte. Wenn man einmal den einen oder den anderen vors Haus gehen ſah — war es kein Leben, nur ein Menſch, der ſich bewegte — ein Schatten.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

X. Band. Wien, den 20. Februar 1897. Nummer 125.

Aeußere und innere Politik.

Das griechiſche Zündhölzchen, das jetzt ſo plötzlich in Kreta aufgeflackert iſt, hat noch nicht gezündet, wohl aber ein helles Licht auf das ganze europäiſche Pulverfaſs geworfen.

Man rüſtet jetzt wieder einmal in Europa, aber wenn diesmal auch, wie man noch hoffen darf, die Kriegsgefahr abgewendet wird, ſo hat ſie uns doch daran gemahnt, uns wieder einmal auf die internationale Lage Oeſterreich-Ungarns zu beſinnen. Seit anderthalb Jahren erſt leitet Graf Goluchowski die auswärtige Politik des Reiches, aber ſchon hat er unerfreuliche Spuren ſeiner Thätigkeit darin zurückgelaſſen. Bis zum Abgang des Grafen Kalnoky hat auch nicht ein Schatten von einem Zweifel unſer Bündnis mit Deutſchland geſtreift. Seit dem Regierungsantritte des Grafen Goluchowski legen ſich die Schatten immer dichter übereinander. Um ſich von ſeinem Vorgänger, dem völlig inactiven Grafen Kalnoky, zu unterſcheiden, hat ſich Graf Goluchowski alsbald nach ſeinem Regierungsantritte in eine geſchäftige Activität geworfen, die jedoch gleichermaßen verfehlt, weil ſie am unrechten Orte angebracht war. In außereuropäiſchen Streitfällen, die unſere Intereſſen auch nicht im entfernteſten berührten, hat ſich Graf Goluchowski wiederholt ganz überflüſſigerweiſe auf die Seite Englands geſtellt. Er hat dadurch England geholfen, aber uns nicht genützt. Die Neigung des Grafen Goluchowski für England blieb unerwidert. England geht keine Verpflichtungen gegenüber continentalen Mächten ein. Das weiß alle Welt ſchon ſeit mehreren Jahrzehnten, Graf Goluchowski hat es mindeſtens im erſten Jahr ſeiner Regierung erfahren. Dann wandte er ſich Rußland zu. Wochenlang cultivierte er, zur großen Freude der Jungczechen, die Illuſion, daſs man zu einer Verſtändigung mit Rußland über die orientaliſchen Dinge kommen könnte. Doch auch daraus ſcheint nichts werden zu wollen. Was Graf Goluchowski zu den übernommenen Beziehungen Oeſterreich-Ungarns hinzugefügt hat, ſind nur lauter leere Flirts, die aber naturgemäß bei dem alliirten Deutſchland Zweifel an der Aufrichtigkeit unſerer Politik erregen und ſo die langjährige Intimität mit dem verbündeten Deutſchland ſchwächen muſsten.

In derſelben Richtung wie die äußere, wirkte in dieſen anderthalb Jahren die innere Politik, welche des Grafen Goluchowski galiziſcher Landsmann und polniſcher Compatriot Graf Badeni ſeitdem führt. Iſt ſchon die polniſche Wirtſchaft an ſich nicht geeignet, den politiſchen Credit eines Landes, das ihr zum Opfer gefallen, in den Augen von Geſchichtskundigen zu heben, ſo muſste ſie von dem Augenblicke an, da ſie ſich über Geſammtöſterreich ausbreitete, in Deutſchland geradezu Intereſſengegenſätze bedenklicher Art zwiſchen den beiden verbündeten Nachbarreichen wachrufen. Denn für den nationalen Einheitsſtaat Deutſchland bedeutet es ein Lebensintereſſe, daſs die centrifugalen großpolniſchen Beſtrebungen in Preußiſch-Polen unterdrückt werden. Der Hort dieſer national-polniſchen Agitation iſt aber Oeſterreichiſch-Polen, ihre eifrigſten Förderer ſind die galiziſchen Schlachzizen. So lange dieſe nun ihre Ideale im ſtillen Buſen verbargen, gieng's noch an. Sobald ſie aber, auf der ganzen Linie zur Macht berufen, ihre Träume der Wirklichkeit näherzubringen unternahmen, muſste die nunmehr von ihnen geleitete innere Politik Oeſterreichs in Widerſpruch gerathen zu der hergebrachtermaßen auf dem deutſchen Bündnis beruhenden äußeren Politik, deren officieller Träger [illegible] nun auch noch ein Pole war. Schon die polniſchen Verbrüderungsfeſte, die auf der Lemberger Landesausſtellung 1894 gefeiert wurden, als Graf Badeni bereits der kommende Mann war, haben in Deutſchland Verſtimmung erregt. Die ſtete Entfaltung des Badeni'ſchen Regimes hat dieſe verſtärkt; die [illegible] des [illegible] Schlachzizen Organes, der „Reichswehr“, haben [illegible] energiſcher Abwehr gereizt, die dann in den [illegible] preußiſchen Landtag und deutſchen Reichstag [illegible] nur indirecte, Fortſetzung fand. [illegible] großpolniſche Programm in dem [illegible] der Schlachta zur Erſcheinung gelangte, [illegible] Reichsregierung nahe ſtehenden Blatter „[illegible]“ [illegible] förmlichen Warnung an Oeſterreichs Adreſſe [illegible] der Hauptſache mit unſeren [illegible] übereinſtimmt. „Der Grundzug des [illegible] heißt es dort — iſt vollendete Unannehmlichkeit. [illegible] überhaupt gilt, davon kann auch Graf Badeni, [illegible] des polniſchen Politikers, nicht ausgenommen werden.... Gewiſs iſt jedenfalls ſchon jetzt, daſs ein Politiker, welcher mit den übrigen Polen als ſeine oberſte Pflicht die Erhaltung und Befeſtigung der galiziſchen Autonomie, das heißt der polniſchen Adelsherrſchaft in Galizien, dem Kronland des künftigen Königreichs Polen, betrachtet, neben dieſem Galizien nicht den Beſtand eines in ſich politiſch ſtarken und einheitlichen Oeſterreichs wünſchen kann. Am allerwenigſten ſympathiſch kann ihm ein Oeſterreich mit deutſcher Grundlage ſein, und ſo bleibt für einen ſolchen Politiker eben nur der Föderalismus auf ſlaviſcher Grundlage. Dieſes Ziel aber iſt es, auf welches die Badeniſche Politik losarbeitet ... Kein Pole, der in dieſen (im Lemberger Wahlaufruf ausgeſprochenen) Hoffnungen und Plänen lebt, kann aufrichtig die dauernde Wohlfahrt und Größe, den ungeſchmälerten Beſtand des Staatsweſens wünſchen oder gar fördern, zu deſſen Angehörigen ihn das Schickſal des alten Polens gemacht hat.“ Wem ſolche Worte noch nicht deutlich genug ſind, der iſt wohl nicht mehr zu belehren. Ein jeder Preuße wünſcht gewiſs den ungeſchmälerten Beſtand des preußiſchen Staatsweſens zu erhalten. Damit iſt aber jede Art von polniſch-nationaler Politik unverträglich. Mögen die Oeſterreicher ſich den Zuſammenhalt ihres Staates durch polniſche Zettelungen lockern laſſen, die Preußen ſind dazu nicht geneigt. Das haben die preußiſchen Miniſter und der deutſche Reichskanzler in den Polendebatten der letzten Zeit mit nicht miſszuverſtehender Entſchiedenheit klargeſtellt. Je mehr daher Oeſterreich den großpolniſchen Agitationen freien Lauf läſst, deſto eifriger muſs das benachbarte Preußen darauf bedacht ſein, ſein polniſches Gebiet von jeder näheren Berührung mit dem öſterreichiſchen freizuhalten. Das Bündnis Deutſchlands mit Oeſterreich-Ungarn muſs ſich lockern, ſobald Preußen-Deutſchland einem Polen-Oeſterreich gegenüberſteht. Mit einem zur polniſchen Adelsrepublik mit dem Kaiſer an der Spitze umgeſtalteten Oeſterreich kann das national geeinte Deutſchland auf die Dauer ebenſowenig Freundſchaft halten als mit dem von der Patriotenliga beherrſchten Frankreich früherer Jahre.

So wirken äußere und innere Politik in deſtructiver Harmonie zuſammen, um den einzigen feſten Rückhalt zu ſchwächen, den wir bisher in Europa hatten: die Freundſchaft mit Deutſchland, ohne daſs die polniſche Weisheit es bisher vermocht hätte, uns für dieſen capitalen Verluſt auch nur den geringſten Erſatz in irgend einer anderen Allianz zu verſchaffen. An dieſem logiſchen Gang der Dinge können auch die Berliner Reiſen des Grafen Goluchowski und des Erzherzogs Otto nichts Weſentliches ändern. Die auswärtige Polenpolitik, die Graf Goluchowski am Ballplatz macht, ſtimmt inſoferne wunderbar überein mit der inneren Polenpolitik des Grafen Badeni. Durch die vereinten Anſtrengungen beider Polen wird das deutſch-öſterreichiſche Bündnis gleichzeitig an beiden Enden angebrannt. Was Graf Goluchowski mit ſeiner äußeren Politik nicht zerſtört, das zerſtört Graf Badeni mit der inneren. K.

Politiſche Strömungen in der Wiener deutſchen Studentenſchaft.

S[illegible]

Digitized by Google

den akademiſchen Behörden. Dieſen rein deutſchen Charakter hat ſie ſich bewahrt nicht durch das Wohlwollen von oben, nicht durch die nationale Wachſamkeit der deutſchen Studentenſchaft, ſondern durch das Verhalten der nichtdeutſchen Nationen. Die ſlaviſche Studentenſchaft, Czechen, Polen, Croaten, Slovenen, Ruſſen u. ſ. w. bilden ſtreng geſchloſſene nationale Cirkel mit loſer Verbindung untereinander und ſchroffer Stellungnahme gegen das Deutſchthum, an deſſen Bildungsſtätte ſie ſich nie heimiſch fühlen. Nachdem ſie einen gewiſſen Schotz an Wiſſen geſammelt haben, kehren ſie wie die Kuli zu ihrem Volke zurück, ohne in den Univerſitätsjahren den anderen Nationen des Reiches irgendwie nähergetreten zu ſein. Sie denken gar nicht daran, die Wiener Univerſität zu ſlaviſieren, ſowenig, wie der Engländer in Wien daran denkt, die Univerſität zu angliſieren. Von einem geſammt-öſterreichiſchen Bewuſstſein iſt auch nicht die Spur zu entdecken. Die nichtdeutſchen Studenten ſind national vor allem, aber dies iſt ihnen etwas ſo ſelbſtverſtändliches, daſs ſie es gar nicht weiter betonen. Sie kommen nach Wien wie die politiſchen Führer ihres Volkes ins Parlament: einzig von dem Beſtreben geleitet, möglichſt viel nachhauſe mitzubringen. Bei ihnen iſt die Pflege der Nationalität die ſtillſchweigende Vorausſetzung der nationalen Arbeit, die ſie in der Erlangung eines möglichſt hohen Bildungsniveaus zu leiſten ſuchen, bei den deutſchnationalen Studenten iſt die nationale Bethätigung ein beſonderer Hauptzweck. Daſs es ſo kam, daran tragen nicht am wenigſten diejenigen Schuld, welche jetzt am meiſten darüber jammern.

So lange es noch eine wirklich liberale deutſche Partei gab, haben es auch die deutſchen Studenten bei einer Betonung der nationalen Idee als etwas Selbſtverſtändlichem bewenden laſſen können, und zahlreiche Fäden liefen von den deutſchen Studentenverbindungen zur Verfaſſungspartei. Damals wurde auch der Jugend großmüthig erlaubt, Politik zu treiben. Aber nicht lange vertrug ſich die Idealpolitik der Studenten mit der Realpolitik der Linken. Als dieſe die Freiheit verrieth, ohne damit nationale Erfolge zu erringen, da verlor der deutſche Student jedes Verſtändnis für das Verhalten der Vertreter ſeines Volkes. Ihm wurde ein Oeſterreicherthum gepredigt, das er einfach nicht verſtand. Er kehrte der diplomatiſierenden Verfaſſungspartei den Rücken und begann, nur national zu ſein. Nicht um nationales Recht, um nationales Vorrecht entbrannte der Kampf. Der Deutſche begann den anderen Nationen das Recht abzuſprechen, in dem durch deutſche Culturarbeit groß gewordenen Oeſterreich eine Rolle ſpielen zu wollen, und die enge Verbindung des Slaventhums mit der Reaction ließen ihn ſich auch noch als Vorkämpfer der Freiheit fühlen. Wer für ein Privilegium kämpft, ſucht die Zahl der Mitgenießer dieſes Vorrechtes zu verringern. Die jüdiſchen Studenten muſsten dies bald erfahren. Sie waren die lauteſten Rufer im Streite geweſen, ſie hatten redlich mitgeholfen, den nationalen Kampf zu ſchüren, ſie muſsten aber bald einſehen, daſs ſie ſich ſelbſt geſchadet. Seit nämlich die Fäden zwiſchen Studenten und Verfaſſungspartei zerſchnitten waren, hatte die deutſchnationale Studentenſchaft nur noch ein Ziel: Die nationale Idee rein zu erhalten für eine kommende beſſere Zeit. Die natürliche Folge dieſer Beſtrebungen war der Antiſemitismus, der bis auf den heutigen Tag auf akademiſchem Boden etwas ganz anderes bedeutet als draußen im Leben. Der Jude wird wie der Slave als nationaler Gegner betrachtet, vor deſſen Umarmung man ſich hüten müſſe.

Der antiſemitiſche deutſchnationale Student war fertig und die Trennung in der deutſchen Studentenſchaft vollzogen. Nur wenige Hundert ſchloſſen ſich der extrem nationalen Richtung an, die beiweitem überwiegende Mehrzahl der deutſchen Studenten zeigte ſchon zu einer Zeit, als das Gefüge der Linken noch feſt und dauerhaft ſchien, das Bild der Zerfahrenheit und Uneinigkeit, ganz ſo, wie die politiſche Vertretung der Deutſchen in den letzten Jahren.

Das iſt jetzt anders geworden, und wie bisher die Verhältniſſe an der Univerſität bereits die Conturen der künftigen parlamentariſchen Geſtaltung zeigten, ſo dürfte der Umſchwung, der ſeit etwa acht Jahren in der deutſchen Studentenſchaft deutlich hervorgetreten iſt, vielleicht in nicht zu ferner Zeit auch im politiſchen Leben ſich bemerkbar machen.

Am ſchwarzen Brett in der Aula, auf welchem die ſtudentiſchen Corporationen ihre Kundmachungen anheften, zeigt ſich deutlich die eingetretene Aenderung in den Beſtrebungen der deutſchen Studentenſchaft. Wo früher nur Einladungen zu Kneipen, Salamandern und ähnlichen feuchten Zuſammenkünften zu ſehen waren, da finden ſich jetzt in beinahe überwiegender Mehrzahl Aufforderungen, an wiſſenſchaftlichen Discuſſionen theilzunehmen. Der Hader zwiſchen den einzelnen Parteien in der deutſchen Studentenſchaft ruht: nicht als ob er friedlich beigelegt worden wäre. Aber es iſt eine vollſtändige Trennung der ſtreitenden Gruppen erfolgt. Viele Jahre hindurch dauerten die Verſuche, einen faulen Frieden herbeizuführen. Man gründete fortſchrittliche Vereine, aber mit Ausnahme der wenigen Renommier-Chriſten, die meiſt das Präſidium bildeten, waren die Mitglieder lauter Juden. So lange überhaupt dieſe Einigungsverſuche auf Grund des Programmes der liberalen Partei erfolgten, konnten ſie gar keinen Erfolg haben, denn das Wort „Liberaler“ war in der Wiener Studentenſchaft allmählich in Verruf gekommen. Es iſt für dieſe Auffaſſung charakteriſtiſch, daſs vor einigen Jahren in einer großen freiſinnigen Studentenverſammlung ein Redner das Vorgehen ſeiner Gegenpartei als „hinterliſtig, feig, eines Liberalen würdig“ bezeichnete. Sobald aber einmal die Studenten darauf verzichtet hatten, die parlamentariſche Linke auf akademiſchen Boden zu verpflanzen, zerfiel die ganze deutſche Studentenſchaft in mannigfache ſcharf von einander geſchiedene Gruppen. Der alte Liberalismus hat überhaupt keine Anhänger mehr unter der Studentenſchaft, wenigſtens nicht unter der, welche man in der Aula und in den Hörſälen antreffen kann. Deshalb wäre es aber unrichtig, wenn man annehmen würde, es fehle ihm überhaupt an Nachwuchs in den akademiſchen Kreiſen. Die Hochſchüler, welche nie an die Univerſität kommen, ſondern entweder draußen in der Provinz ſich aus hektographierten Collegienheften zu den Prüfungen vorbereiten oder zwar hier in Wien leben, aber mit dem Univerſitätsleben in gar keinem Zuſammenhange ſtehen, ſind, ſoweit ſie nicht direct rückſchrittlich geſinnt ſind, noch immer liberal — aus Geiſtesträgheit. Auf ſie kann die liberale Partei noch immer rechnen, und, da ſie meiſt reich ſind und über große Verbindungen verfügen, wäre es thöricht, ihren Einfluſs zu unterſchätzen. Aber in den wirklich ſtudentiſchen Kreiſen, welche am geiſtigen Leben der Zeit Antheil nehmen, zählt der Liberalismus in ſeiner öſterreichiſchen Geſtalt gar keine Anhänger mehr. Es wäre nämlich falſch, die große ſtudentiſche Vereinigung, welche den Namen Deutſch-akademiſche Leſehalle führt, als eine liberale Schöpfung anzuſehen. Die Rede eines Plener oder Hallwich würde in dieſen Kreiſen alles andere eher als Beifall erwecken, und auf wirtſchaftlichem Gebiete iſt auch dieſer gemäßigteſte Theil der deutſchen Studentenſchaft viel weiter fortgeſchritten, als es die liberale Partei jemals geweſen iſt. Die Mitglieder der Deutſch-akademiſchen Leſehalle werden bei ihrem Eintritte ins öffentliche Leben dereinſt vielleicht eine eigene Partei gründen oder eine der beſtehenden mit ihren Grundſätzen durchdringen — liberal im alten öſterreichiſchen Sinne werden ſie nie werden. Man thut als Mann viel Waſſer in den feurigen Wein der Jugend: was man aber einmal verachten gelernt, dem weiht man ſich ſpäter nimmer, und den Scheinliberalismus hat die Jugend gründlich verachten gelernt. Aus dieſen Kreiſen wird vielleicht eine national-freiſinnige Partei entſtehen, ehrlich national und ehrlich freiſinnig.

Den radicalſten Theil der deutſchen Studentenſchaft bilden die ſocialdemokratiſchen Studenten. Ihre Zahl iſt groß, jedenfalls bedeutend größer, als man gemeinhin anzunehmen gewohnt iſt. Nach außen treten ſie nämlich wenig hervor. Von nationaler Geſinnung iſt bei ihnen nur wenig zu finden, und ein in Prag erſcheinendes doppelſprachiges ſocialiſtiſches Hochſchulorgan, die „Akademie“, zeigt, daſs in den Kreiſen dieſer Studenten die Verſtändigung von Nation zu Nation bereits vollzogen iſt. Von Seiten der Parteileitung erfahren die ſocialiſtiſchen Studenten wenig Ermunterung; es herrſcht ſogar ein gewiſſes Miſstrauen gegen ſie, beſonders ſoweit ſie ſich durch die Theilnahme an der praktiſchen Politik in ihrem Studiengange aufhalten laſſen. Aber mit der zunehmenden Proletariſierung der gebildeten Stände nimmt ihre Zahl von Jahr zu Jahr zu. Eines aber iſt charakteriſtiſch für dieſe ganze Gruppe: wer hier himmelſtürmende Begeiſterung oder roſigen thatſachenverachtenden Optimismus und felſenfeſten Glauben an die Erreichung des geſteckten Zieles zu finden glaubt, der wird ſehr enttäuſcht ſein. Es herrſcht hier ein Skepticismus und eine Nüchternheit in der Beurtheilung der Verhältniſſe, die beinahe etwas greiſenhaftes, jedenfalls nichts jugendliches an ſich haben.

Noch ſchärfer kommt dieſer nüchterne Zug zum Ausdrucke in einer anderen Gruppe von Studenten, u. zw. meiſt von Hörern der Rechte, die man hinſichtlich ihrer politiſchen Anſchauung wohl als Kern einer künftigen radicalbürgerlichen Partei betrachten kann. Es bildete ſich mit der Zeit in den ſtaatswiſſenſchaftlichen Hörſälen und Seminarien eine Partei heran, welche ſich als ſolche vielleicht noch gar nicht fühlt, auf akademiſchem Boden auch gar nicht organiſiert iſt, denn der ſocialwiſſenſchaftliche Bildungsverein iſt eine weſentlich ſocialdemokratiſche Schöpfung, aber wie die Erfahrung zeigt, findet ſich dieſe Gruppe im öffentlichen Leben überall dort wie von ſelbſt zuſammen, wo es einen radicalen Vorſtoß auf wirtſchaftspolitiſchem Gebiete gilt. Auch dieſe Gruppe iſt deutſch, muſs aber ihre Nationalität nirgends betonen, da unter den obwaltenden Verhältniſſen das Deutſchthum von wahrhaft freiheitlichen Beſtrebungen ſchon deshalb nicht zu trennen iſt, weil die anderen Nationen für eine fortſchrittliche wirtſchaftliche Reform vorderhand überhaupt noch nicht zu haben ſind: ihr Bündnis mit den Parteien des Rückſchrittes, das ihnen nationale Errungenſchaften bringen ſoll, hindert ſie daran. Die erwähnten von ſocialpolitiſchen Ideen durchtränkten Studentenkreiſe fühlen ſich als gute Deutſche, aber ſie verlangen für das Deutſchthum kein Vorrecht auf Grund vergilbter Privilegien, ſondern ſuchen die Hegemonie der Deutſchen dadurch aufrecht zu erhalten, daſs die Söhne dieſer Nation nach wie vor die Träger der neuen Cultur bleiben. Die neue ſocialpolitiſche Partei hat aus dieſen Kreiſen einen kräftigen Nachwuchs zu erwarten, freilich einen ſchwer diſciplinierbaren.

Die beiden unduldſamſten Parteien in der deutſchen Studentenſchaft ſind zweifelsohne die, welche nur national ſein wollen: die Deutſchnationalen und die Jüdiſchnationalen. Es mag paradox klingen,

wenn man letztere zu den nationalen Parteien unter den Deutſchen zählt, doch es entſpricht den Thatſachen. Trotz aller Makkabäerfeiern ſind alle dieſe Zioniſten wenigſtens an der Wiener Univerſität, mit wenigen Ausnahmen, gute Deutſche, dabei meiſt irreligiös durch und durch. Ihr Bildungsgang iſt ein deutſcher, ihre Sprache, ihre ganze Anſchauungsweiſe iſt deutſch. Die Bewegung iſt ſtark und ſchwillt immer mächtiger an. Beinahe ein halbes Tauſend Wiener Studenten allein hat ſich ihr bereits angeſchloſſen, immer neue Verbindungen entſtehen, in der Provinz wird eine rege Agitation entfaltet, und was das Sonderbarſte iſt, trotz aller Satisfactionsunfähigkeitserklärungen läſst es ſich nicht leugnen, daſs das Auftreten dieſer Studentengruppe viel dazu beigetragen hat, dem Antiſemitismus eine andere Färbung zu geben: der Jude wird nicht mehr verachtet, er wird gefürchtet: gefürchtet als Schläger auf der Menſur, gefürchtet als Concurrent im Kampfe des Lebens. Und je ſtrenger die Juden ſelbſt ſich als eigene Nation von den übrigen abſchließen werden, umſomehr wird die Entwicklung auf eine Aſſimilation der Juden hindrängen. Denn ſowie in Oeſterreich überhaupt eine Nation die andere aufzuſaugen trachtet, um ſich numeriſch zu ſtärken, ſo wird auch an den Juden ſich dieſer Proceſs vollziehen. Nicht mehr die Juden werden ſich dazu drängen, möglichſt raſch in den anderen Nationen aufzugehen, ſondern umgekehrt wird man ſie zum Aufgeben ihrer Nationalität zu zwingen verſuchen. Bismarck kann man ſtarkes Nationalgefühl ſicher nicht abſprechen, aber nie ſuchte er die Reinheit der Nation zu wahren, ſondern war vielmehr auf ihre Stärkung bedacht und germaniſierte luſtig darauf los in Polen und im Elſaſs.

Was endlich den deutſchnationalen Studenten anlangt, ſo thut man ihm in der Oeffentlichkeit ſehr Unrecht, wenn man in ihm noch immer einen rohen, geiſtig zurückgebliebenen Sauſbruder ſieht, deſſen Geſichtskreis die Kneipe iſt. Es gibt auch ſolche Exemplare, aber ſie zählt jede Nation in ihrer Mitte. Der junge Student kommt bereits mit radical nationaler Geſinnung an die Univerſität, denn in der Provinz beginnt die nationale Erziehung ſchon an der Mittelſchule. Wenn er ſeine Ideale nicht immer in dem feudal oder gar in dem polniſch regierten Oeſterreich ſucht, ſo muſs man die dafür verantwortlich machen, die es einem jugendlichen Gemüthe ſo unendlich ſchwer machen, ſich für einheimiſche Größen zu begeiſtern. Aber auch der deutſchnationale Student hat viel gelernt in der letzten Zeit. Er beginnt einzuſehen, daſs zur Behauptung der bevorrechteten Stellung der Deutſchen die Anſpannung aller geiſtigen Kräfte nöthig ſei, die nur aus der Wiſſenſchaft geſchöpft werden können. Die Beſchlüſſe des letzten deutſchnationalen Studententages zeigen, daſs auch unter den bunten Mützen allmählich die Erkenntnis zu dämmern beginnt, daſs wichtigere Intereſſen des Volkes auf dem Spiele ſtehen als Menſurfähigkeit und Comment. „Wir laſſen uns nicht katholiſch machen", rief beim heutigen Antrittscommerſe der deutſchnationalen Studentenſchaft unter toſendem Beifall der Verſammlung der Feſtredner aus. Es iſt ein Vorrecht der Jugend, die heterogenſten Gedanken im Kopfe nebeneinander hauſen zu laſſen. Bei richtiger Leitung ſteht zu erwarten, daſs auch die deutſchnationale Studentenſchaft in abſehbarer Zeit in den Reihen der Kämpfer für radicalen Fortſchritt zu finden ſein wird. Hier iſt ein Feld zu bebauen, das reichere Früchte verſpricht, als das Bemühen, bereits feſtgewurzelte politiſche Anſchauungen zu ändern. „Wer fertig iſt, dem iſt nichts recht zu machen, ein Werdender wird immer dankbar ſein."

Dr. Ludwig Schüller.

Der Bochumer Bergarbeiter-Congreſs.

(31. Jänner bis 2. Februar 1897.)

Wenn in den letzten zehn Jahren etwas geeignet geweſen iſt, die Klarheit ſocialer Erörterungen zu trüben, dann iſt es das Schwanken, in das der Begriff Socialismus gerathen iſt. Während unter dem Drucke des in feſter Hand ruhenden Steuers der Parteileitung der Begriff Socialdemokratie ſich in der Abſchüttelung aller ſeitlichen Auswüchſe und Verleugnung aller Nebenquellen immer reiner als identiſch mit dem Bekenntnis zur Marx'ſchen Capitaltheorie herausgeſtaltet hat, iſt dem Socialismus, dem weiteren Begriffe, von dem die Socialdemokratie nur einen Specialfall bildet, genau das Gegentheil widerfahren. Als der faſt ein Vierteljahrhundert zurückliegende Eiſenacher Verſuch der Gründung eines Vereines für Socialpolitik als Kathederſocialismus gebrandmarkt wurde, da wuſste man noch nichts von internationalem und nationalem Socialismus, von Poſſibiliſten und freiheitlichen Socialiſten (gemäßigten Anarchiſten), von chriſtlichem und widerchriſtlichem Socialismus, und wer an eine Spaltung der ſocialiſtiſchen Bewegung damals gedacht hatte, der hatte ſie ſich ſicher nach dem Rufe: hie Marx! hie Laſſalle! vorgeſtellt. Seit wir auch einen beſonderen „Gebildetenſocialismus" oder, wie man in England ſagt, „Socialismus der gebildeten Stände" bekommen haben, iſt's nicht mehr weit bis zum Ungebildetenſocialismus, und es ſteht demnächſt zu erwarten, daſs ſich zwei Vertreter dieſer Strömungen über die „Bildung" zanken. Der Grund für dieſes Schwanken des Begriffes Socialismus iſt darin zu ſehen, daſs eine ganze Anzahl Männer, die längſt den Boden der wiſſenſchaftlichen Nationalökonomie mit ihren ehernen Geſetzen verlaſſen haben und ſich in ihren Aufſtellungen durch weſentlich nächſtenmoraliſche — Nietzſche würde ſagen: moralinſaure — Erwägungen beeinfluſſen laſſen, ſich doch ſcheuen, ihre Lehren offen als Socialismus zu bezeichnen, und daſs ihre Anhänger es gleichfalls nicht für gerathen halten, ſich Socialiſten zu nennen. Während man auf den Edelmetallſocialismus, der unter dem Namen Bimetallismus geht, das Wort Socialismus bisher meines Wiſſens noch nicht angewandt hat, hat man es andererſeits unberechtigterweiſe hinſichtlich der Verſtaatlichung der Eiſenbahnen gebraucht und von einem Staatsſocialismus geſprochen. Nur die ſocialdemokratiſche Partei hat dieſe Bezeichnung abgewieſen, auf Grund der ganz richtigen Erwägung, daſs die Verſtaatlichung einer Sache nur ein ganz oberflächliches Moment ſei und es vielmehr auf die Beſeitigung der „capitaliſtiſchen Betriebsweiſe" ankomme, von der die deutſchen Eiſenbahnverwaltungen einſtweilen noch weit entfernt ſind.

Bis vor etwa einem Jahrzehnt konnte man das Merkmal des Socialismus in der ſogenannten „Gleichmacherei", dem Nivellieren aller Rangunterſchiede und Lohnunterſchiede in der Geſellſchaft finden. Aber das geht heute nicht mehr an; denn ſelbſt die im engeren Sinne ſocialdemokratiſche Literatur ſteift ſich nicht mehr auf dieſen Punkt, und andere ſocialiſtiſche Gruppen haben ihn ſchon eher aufgegeben. Dennoch iſt es nicht ſchwer, ein Merkmal zu finden, das die Geſammtheit der ſocialiſtiſchen Ueberzeugungen von allen übrigen ſcheidet und darum als der eigentliche Prüfſtein in der Frage gelten kann: Socialismus oder Nichtſocialismus? Dieſes Merkmal beſteht, naturwiſſenſchaftlich geſprochen, in dem Glauben an die Aufhebbarkeit des natürlichen Wettbewerbes der Menſchen um die Daſeinsmittel oder, nationalökonomiſch geſprochen, in dem Glauben an die Aufhebbarkeit von Angebot und Nachfrage als der preisbildenden Factoren. Und zwar iſt von allen Preiſen wieder einer beſonders wichtig, und das iſt der Preis für menſchliche Arbeit. Unter den Preiſen für menſchliche Arbeit kommt aber demjenigen für die niedrigſte Art Arbeit wieder beſondere Bedeutung zu, der unter dem Namen Arbeitslohn wohlbekannt iſt. So kann man es mit gutem Rechte als das Merkmal des heutigen Socialismus bezeichnen, daſs er an die Stelle eines durch Angebot und Nachfrage von menſchlichen Arbeitskräften beſtimmten Arbeitslohnes einen anderen, und zwar höheren ſetzen will, oder daſs er auf eine Bezahlung der unterſten Arten menſchlicher Arbeit über ihren wirtſchaftlichen Concurrenzwert hinaus ausgeht. Die rhetoriſche Einkleidung dieſer Forderung iſt verſchieden. Die ſchöne Redewendung von der edlen Pflicht, jedem vorhandenen Menſchenkinde ein menſchenwürdiges Daſein zu ſichern, ſchlägt noch immer alle anderen. Aber ſie ſteht nicht mehr allein. Daneben ſteht der Anſpruch des Arbeiters auf das, „was ihm eigentlich, und zwar von gottes- und rechtswegen, zukommt", oder, wie die Wendung anderwärts lautet, „auf Theilnahme am Unternehmergewinn", oder auf einen „der Geſchäftsconjunctur entſprechenden" Lohn u. ſ. w. In England gibt es, wie männiglich bekannt, bereits in jedem Gewerkverein einen eigenen Ausſchuſs, der mit Abgeordneten der betreffenden Unternehmer die Frage zu beantworten hat, wie hoch ſich dieſer Lohn denn in jedem einzelnen Falle belaufe. Es iſt gewiſs überraſchend, daſs bisher noch niemand den Grundſatz anzugeben vermocht hat, nach welchem, nachdem das Geſetz von Angebot und Nachfrage (das die Arbeiter, wo es ſich um den billigſten Einkauf ihrer Bedürfnismittel handelt, ſehr hoch halten) hinſichtlich des Arbeitslohnes außer Wirkſamkeit geſetzt worden iſt, der „wirtſchaftlich gerechte" Lohn, die fair wages, nun beſtimmt werden ſollen. Ganz richtig ſagt T. S. Cree in ſeiner vorzüglichen kleinen Schrift „A Criticism of the Theory of Trades' Unions" Glasgow, Bell and Bain, 1895, Fourth Edition, deren Lectüre jedem deutſchen Kathederſocialiſten und Gewerkvereinsſchwärmer dringend anzurathen wäre: „Die Gewerkvereine hingegen haben keinen Grundſatz, nach dem ſie die richtige Bezahlung der Arbeit feſtlegen könnten. Sie ſollte eben immer etwas höher ſein, als ſie iſt. Iſt der Lohn 40 Pf. die Stunde, ſo ſollte er 50 Pf. ſein, und iſt er 50, ſo ſollte er 60 ſein. Eine Aufbeſſerung zu verlangen, wenn das Geſchäft nach ihrem Ermeſſen gut geht, und ſie, wenn nöthig, durch einen Ausſtand zu erzwingen, iſt ihr einziger Grundſatz." Er kommt dann auch zu dem Ergebnis, daſs es einen „gerechten Arbeitslohn" außer dem, der aus dem Verhältnis des Angebotes zu der Nachfrage an Arbeitskräften folgt, nicht gibt, und daſs es Unſinn iſt, von einem ſolchen zu träumen.

Macht man ſich einmal klar, daſs mit der Einführung der Forderung eines höheren Lohnes, als dem Concurrenzwert der Arbeit entſpricht, der Socialismus beginnt und daſs man alle auf eine ſolche in der Luft hängende wirtſchaftlich unbegründbare und nur durch ein moraliſches Mäntelchen gedeckte Forderung gegründeten Theorien Socialismus nennen muſs, dann wird mit einem Schlage deutlich, wie [illegible] modernes ſociales Reden oder auch Schwanken vom Socialismus [illegible] iſt. [illegible] Das kann auch nicht anders ſein; denn [illegible]

in Wirklichkeit mit anderen Induſtrien oder anderen Geſellſchaften um ihr Daſein ringen muſs. Jede Bezahlung von Arbeit über dem Concurrenzwert iſt, ſobald ſie in irgend welchem beträchtlichen Umfange auftritt, dem betreffenden Unternehmen tödtlich. Und wo Unternehmer ſo thöricht ſind, ſich durch Ausſtände, die doch an den beſtehenden Verhältniſſen von Angebot und Nachfrage nichts zu ändern vermögen, einſchüchtern zu laſſen und die geforderte Überzahlung der Arbeit zu bewilligen, da iſt's der Anfang vom Ende. Die Söhne der Spitzenweber von Nottingham und die Schiffsbauer an der Themſe mit ihren „vorzüglich organiſierten Gewerkvereinen“ und ihren „menſchenwürdigen Verhältniſſen“ ſind eine zeitlang das Paradeſtück aller Gewerkvereinsagitatoren im Vereinigten Königreich wie auf dem Feſtlande geweſen. Aber ſie haben ein Ende mit Schrecken genommen. Die Spitzenweberei iſt aus Nottingham faſt ganz verſchwunden, und der Schiffsbau hat ſich aus der Themſe fort nach dem Clyde gezogen.

Nachdem der große Kohlenſtrike des Jahres 1889 in der Hauptſache ergebnislos verlaufen war, war es in den Kohlengegenden Weſtdeutſchlands für geraume Zeit ſtill geworden. Erſt 1892 und 93 trat dort eine lautere ſocialdemokratiſche Agitation wieder hervor, und ſie wurde in dem zum großen Theile gemiſchtreligiöſen Gebiete der Anlaſs, daſs 1894 Beſtrebungen zutage traten, die auf die Gründung von Bergarbeitervereinen auf confeſſioneller Grundlage hindrängen. Die katholiſche Kirche förderte ſie direct, und auch von proteſtantiſcher Seite wurde in einigen Fällen Theilnahme gezeigt. Während aber der Kölner Kaplan Dr. Oberdörffer Wert darauf legte, daſs zu den Bergarbeitern ohne beſondere religiöſe Intereſſen ein freundſchaftliches Verhältnis beſtehe, ſo war der Licentiat Weber aus München-Gladbach der Anſicht, von irgend einem Zuſammengehen mit den Socialdemokraten könne keine Rede ſein. Weber drang durch, und die nachmals gegründeten Vereine chriſtlicher Bergleute, zu denen ſich beide Confeſſionen vereinigten und in denen die officiellen Vertreter der beiden Kirchen darum ſehr in den Hintergrund traten, ſtellten ſich von allem Anfang an in Gegenſatz zu den ſocialdemokratiſchen Arbeiterorganiſationen, deren Verband in Trümmer fiel. Da vereinigten ſich die Vereine chriſtlicher Bergleute Deutſchlands, vom 31. Jänner bis 2. Februar 1897 in Bochum ihren erſten Congreſs abzuhalten, und die Socialdemokratie rüſtete ſich zu einem fanatiſchen Gelächter und hetzte in der Stille durch Verbreitung von Ausſtandsgerüchten. Ja, die chriſtlichen Bergleute ſelbſt befürchteten eine Sprengung ihrer Verſammlungen durch die Socialdemokraten. Da verlautete, der Verbandstag, der ſich Redner von auswärts verſchrieb, wolle einen Antrag auf Lohnerhöhung bei den einzelnen Gruben ſtellen, und die ſocialdemokratiſche Preſſe ſtellte, froh, daſs ihr auch einmal jemand die Kaſtanien aus dem Feuer hole, ihr Hetzen ſofort ein, ja ihre „Deutſche Berg- und Hüttenarbeiterzeitung“ begrüßte die Abgeordneten ſogar in einem eigenen Artikel. Dieſes Verhalten rechtfertigte den Verlauf des Congreſſes in vollem Maße, denn derſelbe bekundete durch ſeine Reſolutionen deutlich, daſs er, wenn auch nicht auf ſpeciell ſocialdemokratiſchem, ſo doch auf ſocialiſtiſchem Boden ſtehe.

In der deutſchen Tagespreſſe aller Schattierungen iſt ein Punkt hervorgehoben worden, der allerdings der Augenfälligkeit nicht entbehrt: Der Gegenſatz zwiſchen den Sprechern der Bergleute und den auswärtigen ſocialiſtiſchen Agitatoren, die ſich eingefunden hatten: Adolf Wagner, Kulemann und Naumann. Alle drei Männer giengen in ihren Ausführungen ſehr viel weiter als die Bergleute ſelbſt, alle drei waren ſchroffere Socialiſten als die Zuhörerſchaft, zu der ſie ſprachen. Adolf Wagner verfügte über den Bruttoertrag der Bergwerke, indem er ihn aus eigener Machtvollkommenheit in Betriebskoſten, Unternehmergewinn und Arbeitslohn zertheilte, ſtatt die Beſtimmung der Größe der letzten beiden Poſten den Mächten Angebot und Nachfrage zu überlaſſen. Er wollte ſie ja in die „richtigen Wege leiten“, und zwar durch eine „umfaſſende gewerkſchaftliche Arbeiterorganiſation“. Er bekannte ſich zu dem Dogma, daſs die Löhne mit dem Unternehmergewinne ſteigen und auch fallen(?) ſollten. Er beſtimmte, ein wie großer Unternehmergewinn „nothwendig“ ſei. Sein Nachfolger, der Landgerichtsrath Kulemann, behandelte die engliſchen Gewerkvereine, indem er ihnen allerhand in die Schuhe ſchob, woran ſie nichts konnten, und ſie als Heilmittel für alle Uebelſtände pries, während er doch von Brentano ſchon [illegible] hätte lernen können, daſs ſie eine Ariſtokratie ſind, die der leiſtungsfähigen Schichte Arbeiter jeden Gewerbes zugute kommt, die Lage der Maſſen aber eher noch verſchlimmert, weil ſie die tüchtigſten Elemente aus ihnen heraushebt und den Reſt ſich ſelbſt überläſst. Als am Schluſſe endlich noch der Pfarrer Naumann auftrat und entgegen der früheren Ablehnung freundlicher Beziehungen zu den ſocialdemokratiſchen Gewerkſchaften ſeitens der evangeliſchen [illegible] dazu ermahnte, politiſche und religiöſe Gegenſätze in den Hintergrund zu ſtellen und mit allen anderen Gewerkvereinen zuſammenzugehen, da riſs er, gleich Adolf Wagner, die Zuhörerſchaft einen Augenblick mit ſich fort, und man hätte [illegible] annehmen können, er habe die Stimmung der chriſtlichen Bergleute [illegible]. Dem war aber keineswegs [illegible] der Vorſitzende am [illegible], nachdem Wagner, [illegible] und Kulemann geſprochen hatten, [illegible] abſchnitt, ſo wies er [illegible] Naumanns als unmöglich zurück.

Zu dieſen agitatoriſch-ſocialiſtiſchen Verſuchen ſtehen die Ausführungen einzelner Bergleute vom zweiten Verbandstage in wohlthuendem Gegenſatze: „Schutz von Leben und Geſundheit der Bergarbeiter“, „Frauenarbeit im Bergbau“, „Sonntagsruhe im Bergbau“ und „Arbeiterausſchüſſe“ waren die Gegenſtände der Erörterung. Aber ſchon bei dem erſten Gegenſtande klang der ſocialiſtiſche Geiſt, den die chriſtlichen Bergleute mit jenen drei fremden Rednern theilen, doch allzu deutlich durch. Der Bergmann Werſe forderte nicht mehr und nicht weniger als die Gewährung eines entſprechenden Lohnes, durch den der Bergarbeiter in den Stand geſetzt wird, ſeine gefährliche Arbeit mit der nöthigen Ruhe und Vorſicht auszuführen (!), während der Bergmann Kuhme bei der Einführung von Arbeiterausſchüſſen, zu deren Hauptaufgaben die Vermittlung bei Streitigkeiten zwiſchen Arbeitern und Arbeitgebern gehören ſoll, davon Abſtand nahm, den „gerechten Lohn“ durch dieſe feſtſetzen zu laſſen.

Schon am 31. Jänner waren zahlreiche Anträge auf Forderung einer Lohnerhöhung beim Centralvorſtand des Gewerkvereines eingelaufen, ſo daſs der Vorſtand ſich genöthigt ſah, noch am Abend darüber zu berathen. Er machte ſich ſchlüſſig, den Antrag zu ſtellen, der auch angenommen wurde: „Die Generalverſammlung beauftragt den Centralvorſtand, noch innerhalb dieſes Monates bei den Grubenverwaltungen vorſtellig zu werden um Erhöhung der Löhne, und glaubt, im allgemeinen eine Erhöhung der Löhne um 10 Procent beantragen zu können.“ Von einer ſocialiſtiſchen Begründung wurde abgeſehen, obgleich ein Redner die Forderung ſtellte, der Lohn müſſe zur Erhaltung einer Familie von ſieben Köpfen genügen, und eine ganze Reihe junger Leute verlangten, die Hauer (mit der verſchiedenſten Leiſtungsfähigkeit) ſollten in allen Zechen den gleichen Lohn bekommen, ja vorſchlugen, das „Regelung der Löhne“ zu nennen.

Am folgenden Tage kam der chriſtliche Bergmanns-Socialismus jedoch völlig zur Geltung, und der Congreſs faſste einſtimmig folgenden denkwürdigen Beſchluſs: „Der Delegiertentag ſtellt als Ziel der Entwicklung der Lohnverhältniſſe die Erreichung eines Familienlohnes hin, der Art, daſs vom Lohne eine normale Familie von ſechs Perſonen ſich ihren Arbeits- und Standesverhältniſſen entſprechend unterhalten und durch einen Sparpfennig für eventuelle Unglücksfälle und für das Alter ſich eine Beſſerung ihrer Lage ſichern kann. Zu dieſem Zwecke verlangt der Delegiertentag 1. eine ſtetige Steigerung der Löhne mit ſteigender Conjunctur und zwar bei dauernder, beſonders günſtiger Geſchäftslage auch eine augenblickliche merkliche Aufbeſſerung der Löhne; 2. als geeignete Organe zur Regelung der Lohnverhältniſſe Commiſſionen, die ſich zuſammenſetzen aus Vertretern der Organiſation der Arbeitgeber und der Arbeiter; 3. Bekanntmachung der Lohnſtatiſtik nicht nur für ganze Bezirke zuſammen, ſondern auch für die einzelnen Werke.“ Dazu wurde noch die geſetzliche Feſtlegung einer achtſtündigen Maximalſchichtdauer einſchließlich der Ein- und Ausfahrt auf den Wunſchzettel geſetzt, für beſonders ſchwierige, geſundheitsſchädliche und gefährliche Arbeiten aber eine Schichtdauer von ſieben, beziehentlich ſechs Stunden.

Die Lohnverhältniſſe einzelner Gruben, die bei Gelegenheit dieſer Verhandlungen bekannt wurden, ſind im ganzen recht erfreulich. Einzelne beſonders tüchtige Arbeiter beziehen einen Monatslohn von 170 M., alſo 6 M. 50 Pf. für den Arbeitstag und nach der Lohnſtatiſtik der Knappſchafts-Berufsgenoſſenſchaft erhalten 130.000 Arbeiter zwiſchen 3 M. und 5·80 M., 114.000 Arbeiter zwiſchen 3·40 M. und 5·80 M. und 69.000 Arbeiter zwiſchen 4·20 M. und 5·80 M. Das laſſen die Leiſtungen der Arbeiter in einem ebenfalls recht günſtigen Lichte erſcheinen, und wird gewiſs dazu dienen, andere Leute, die auch gern ſoviel verdienen möchten, nach den weſtfäliſchen Kohlenrevieren zu locken. Und da einſtweilen das Geſetz von Angebot und Nachfrage noch gilt, auch in Lohndingen, ſo dürfte eine Vermehrung des Angebotes an Händen die heutigen glänzenden Lohnverhältniſſe ein wenig herabdrücken.

Seltſam iſt, daſs auf dem ganzen Congreſſe eine andere Möglichkeit einer Lohnerhöhung oder vielmehr die einzige wirkliche Möglichkeit einer Lohnerhöhung mit keinem Worte erwähnt worden iſt, nämlich eine Erzielung höherer Löhne durch **Steigerung der Arbeitsleiſtungen** jedes einzelnen, dem Zug, dem die wenigen engliſchen Gewerkvereine, die es wirklich zu dauernder Blüte gebracht haben, ihren Erfolg verdanken. Dies kann in doppelter Weiſe geſchehen, einmal durch Ausſchließung minderwertiger Arbeitskräfte, die in einzelnen Gruben (und zwar in denen mit den höchſten Löhnen) ſchon heute Thatſache iſt, und ſodann durch Aneignung aller möglichen [illegible] Hilfsmittel und Fertigkeiten. Dazu tritt dann von Seiten der Arbeitgeber [illegible] die Verwendung möglichſt vollendeter mechaniſcher [illegible]. Es iſt wohl anzunehmen, daſs auf einem Congreſs der Grubenverwaltungen dieſe Fragen den Hauptgegenſtand der Verhandlungen bilden würden, und daſs dann eine Reſolution gefaſst würde, die da beſagt: „Der Congreſs der Grubenverwaltungen ſtellt als Ziel der Entwicklung der Arbeiterleiſtungen die Erreichung eines [illegible] hin, das dem Unternehmer ermöglicht, eine Familie von [illegible] Perſonen u. ſ. w.“

Alexander Tille.

Digitized by Google

Die Börſen und der Orient.

(Finanzieller Brief aus Deutſchland.)

Was können die armen Kretenſer dafür, daſs die franzöſiſchen Capitaliſten ein ſo ungeheueres Geldintereſſe an der Türkei haben? Dieſe Seite der gegenwärtigen Orientwirren iſt noch kaum beleuchtet worden, und doch hat ſich ſelten eine ſo ſtarke Combination von hoher Politik und hoher Finanz ergeben. Es war gerade inmitten der ſchönſten Hoffnungen auf eine endliche Finanzreorganiſation des Ottomaniſchen Reiches, um deren Anbahnung auch Rußland entſcheidende Verdienſte zu haben ſchien, als unerwartet die Unruhen und der Kriegslärm losbrachen. Die Unruhen wären ſchwerlich entſtanden, wenn die Mächte die nur zu gerechten Forderungen der Kretenſer bisher irgendwie berückſichtigt hätten, wodurch auch die gefährliche Einmiſchung Griechenlands vermieden worden wäre. Allein in derſelben Zeit vom Sultan Reformen für eine wichtige Inſel und wirtſchaftliche Zugeſtändniſſe für das ganze Land erlangen zu wollen, hüteten ſich ſowohl die Franzoſen als ihre Freunde, die Ruſſen. Die franzöſiſche Regierung, ganz als ob ihr ihre großen Banken Procura ertheilt hätten, handelte in der Türkiſchen Frage immer nur nach dem Geldpunkte und als nun infolgedeſſen auf dem vernachläſſigten Gebiete der Sturm losbrach, geberdete ſich der „feinere“ Theil der Pariſer Preſſe, als ob mit der neuen Revolution Frankreich ſelbſt überrumpelt worden ſei. Jene gieng ſogar ſoweit, dem deutſchen Kaiſer Schmeicheleien zu ſagen, weil er ſich für eine Intervention perſönlich engagiert hatte. Ein wichtiges Glied im europäiſchen Concert verfolgt alſo unter der Maske eines politiſchen Intereſſes die Capitals- und Zinsintereſſen ſeiner Rentner, die am liebſten natürlich eine von keiner Unruhe getrübte Sultansherrſchaft ſehen möchten. Wir in Deutſchland beſitzen doch auch Turban-Werte (freilich Eiſenbahnobligationen), aber eine ſo eigenthümlich wehklagende, ja verzweifelnde Haltung wie ſie der maßgebendſte Theil der öffentlichen Meinung bei unſerem Nachbar einnahm, blieb uns doch ganz fern.

Weiter darf man wohl fragen, was die armen Kretenſer mit der Stockung des griechiſchen Couponsdienſtes zu thun haben. Denn ein beträchtlicher Theil der Entrüſtung, auch des Deutſchen Publicums, geht bei dieſer Gelegenheit lediglich gegen die Dreiſtigkeit der Griechen, welche ihre Verpflichtungen in beiſpielloſer Weiſe abgeſchüttelt haben und nicht ſo ſehr gegen die Bedroher des europäiſchen Friedens. Man ſieht, daſs auch hier wieder zwei verſchiedene Dinge miteinander vermengt werden und wie ſtark das Anlageintereſſe ſich hier in den Vordergrund zu ſchieben vermag. Facit: Unſere conſervativen Kreiſe haſſen die Griechen, weil ſie einmal aus dynaſtiſchem Empfinden heraus ſich Monopolobligationen oder Piräus-Lariſſa ganz verkehrterweiſe gekauft hatten; unſere freiſinnigen Claſſen (vor allem Handel und Induſtrie) lieben die Türken, weil dieſe im ganzen ehrlich geblieben ſind und Raum für lockende Geſchäfte geben. Zwiſchen ſolche rein perſönliche Antipathien und Sympathien ſteht nun die jüngſte politiſche Kriſe da. Es iſt ganz ſicher, daſs die Löſung dieſer Kriſe nicht geheime Arbeit der Cabinette bleiben, ſondern auch von den Meinungen unterrichteter und praktiſch-thätiger Kreiſe beeinflusst werden wird. Beſonders in Berlin hören unſere Regierungsmänner auch oppoſitionellen Abgeordneten gerne zu, falls dieſe z. B. lange in der Türkei gelebt haben und in ihren Privatgeſprächen Armenier und Griechen ſo ſchwarz anmalen, daſs der ſo vielgehegte chriſtliche Standpunkt wie in eine Verſenkung verſchwindet.

Börslich bedeutet dies nun einen Vortheil, indem ohne eine Art feſten Glaubens an den Weiterbeſtand der Türkei, der ja allein durch die Friedensvorſätze der Mächte nicht geſichert ſein kann, die Geſammttendenz noch erheblich flauer ſein würde. So aber werden unſere Märkte nur von den unbegreiflichen Beängſtigungen des Wiener Platzes eine zeitlang ins Schlepptau genommen; denn die Engagements in Berlin ſowohl als in Frankfurt ſind relativ gering und ſtehen ſelbſt bei größtem Optimismus in Bergwerks- und Induſtriepapieren in gar keinem Verhältnis zu der gegenwärtigen und noch immer anhaltenden Ueberbeſchäftigung auf unſeren Zechen, in unſeren Hütten und unſeren Fabriken. Freilich, lange dürfte die Orientkriſis nicht anhalten, ohne auch Handel und Gewerbe bei uns zu ſchädigen. Oder hat man wirklich geglaubt, daſs jene eben erwähnte angeſpannte Thätigkeit lediglich auf den Bedarf und gar nicht auf Speculation geht. Der kennt unſere Kaufleute ſchlecht, der da glaubt, die Unternehmungsluſt beſchränke ſich nur auf Actien und bemächtige ſich nicht auch faſt ſämmtlicher Waren.

Im beſten Sinne wirken ferner, und ſeien auch die Orientberichte noch ſo ungünſtig, unſere Bankabſchlüſſe. Sie werden ſämmtlich vorzüglich ausfallen und ihre Publication ſteht in dieſen Tagen bevor. Bekannt iſt die ſehr gute Bilanz der Nationalbank für Deutſchland, welche allerdings mehr rührig als ſelbſt tonangebend iſt. Intereſſanter dagegen nimmt ſich der Schaaffhauſen'ſche Bankverein aus. Dieſes ſeit 1848 beſtehende Inſtitut hat ſeit 1891 neben Köln auch in Berlin ſeinen Sitz. Damit fallen Proviſionsſummen von ganz außerordentlicher Größe, die ſonſt in Berlin ausgegeben wären, direct in das Erträgnis der Bank, werden alſo doch anderen Berliner Emiſſionsgeſchäften entzogen. Die Commanditen des Schaaffhauſen'ſchen Bankvereines verzinſten ſich mit 21·4 Procent, gegen 8·60 Procent im Vorjahr. Im ganzen ſind 5,700.000 netto verdient, alſo eine Million mehr als im vergangenen Jahre. Dabei läſst ſich nicht ſagen, daſs die anderen Berliner Banken bei dieſer neuen Concurrenz bisher verloren haben. Ein anderes Inſtitut, das ſogar bis nach Bosnien hinein wichtige Geſchäfte vermittelt hat, die Leipziger Bank, kann auf 32 Millionen Capital 9 Procent vertheilen gegen nur 7½ Procent auf 24 Millionen im Vorjahre. Die Proviſionen haben 1 Million überſchritten und der Vortrag beträgt noch M. 323.000. Das erſte Inſtitut Bayerns, die Bayeriſche Hypotheken- und Wechſelbank verzinst ſein Capital von ca. 40 Millionen wie ſeit vier Jahren wieder mit 12·37 Procent. Wechſel haben M. 686.000 erbracht, der Hypothekenzinsüberſchuſs beträgt M. 4½ Millionen, die Verſicherungsanſtalten erzielten M. 440.000 u. ſ. w. Dieſe Bank betheiligt ſich auch bei rumäniſchen, chineſiſchen und ruſſiſchen Geſchäften. Ein bedeutendes Hypothekeninſtitut, welches an nahezu 200 Millionen M. Pfandbriefe umlaufen hat, kann wieder 4 Procent vertheilen. Alles dies ſind doch Beweiſe von den jetzt überwiegend proſperierenden Verhältniſſen bei uns. Die Dresdener Bank iſt jüngſten Mittwoch mit ihrem Abſchluſs herausgekommen. Sie kann bei abermals ½ Million für die Reſerve wie ſeit 1894 wieder 8 Procent bezahlen, 1894 war aber das Capital 15 Millionen weniger. Die Proviſionen ſind auf M. 3,395.000 geſtiegen, während Conſortial- und Effecten-Gewinne um 2,400.000 hinter dem Vorjahre zurückbleiben. Sehr beachtenswert iſt auch die unveränderte Höhe der Accepte mit 77 Millionen M. Die Depoſiten mit 40 Millionen M. legen ebenfalls beredtes Zeugnis von der enormen Ausdehnung des Platzgeſchäftes, beſonders in Berlin und Dresden, ab. Indeſſen ſcheint die Frage einer Capitalserhöhung vorläufig noch verſchoben worden zu ſein.

Unſere Induſtrien raſten in ihren Erweiterungs- und Vergrößerungsplänen keinen Augenblick. Die Duisburger Maſchinenfabrik gründet jetzt eine Filiale in Südrußland. Die Elektricitätsgeſellſchaft Schuckert in Nürnberg verſtärkt ihre Betheiligung bei der Firma Kremenezky, Mayer und Comp. in Wien ganz bedeutend; ſpäter ſoll es: „Schuckertwerke in Oeſterreich“ heißen. Alſo abermals eine elektriſche Abhängigkeit von Deutſchland! Uns macht dies zwar alle Ehre, aber der geſchäftlichen Energie der Oeſterreicher deſtoweniger. In techniſchen Kreiſen verfolgt man auch die Wiener Gasfrage mit großer Aufmerkſamkeit, ohne gerade immer die „tiefen“ Züge der gegenwärtigen Stadtverwaltung voll begreifen zu können.

Geld iſt flüſſig und blieb dies auch an den einzelnen Tagen, wo die Börſen eine arge Depreſſion offenbarten. Gold dürfte jetzt ſowenig nach Oeſterreich gehen, als nach Rußland. Letzteres hat ja in den plötzlichen politiſchen Wirren, wenn es dies wünſcht, einen Vorwand, um die Durchführung ſeiner Valutareform noch um Monate oder Semeſter, oder überhaupt ganz zu verſchieben. Ein junger ruſſiſcher Volkswirt iſt übrigens mit einer dort recht eifrig beſprochenen Broſchüre hervorgetreten, die ſich gegen Wittes Maßnahmen kehrt. U. a. behauptet er: Bis zur Fixierung eines beſtändigen Courſes wäre die Verſchuldung Rußlands hauptſächlich eine ſtaatliche geweſen; ſeitdem wachſe die Verſchuldung der Communen und Privatperſonen, die ſich in dem Abfluſs der ruſſiſchen Werte in Creditrubeln ins Ausland und in der Invaſion ausländiſchen Capitals in der Form von Geſellſchaften zur Ausnutzung der natürlichen Reichthümer des Reiches äußert. — Die Fixierung des Courſes begünſtige fernerhin dieſe Evolutionen und trage zur Vergrößerung der Verſchuldung bei; dem Finanzreſſort werde allerdings die Deckung der Verluſte temporär erleichtert, in der Zukunft ſeien jedoch ernſte Schwierigkeiten zu erwarten, und die ökonomiſche ſowie die politiſche Selbſtändigkeit Rußlands werde in Frage geſtellt. Die Einführung der Metallvaluta geſtatte nicht eine Aenderung der Finanzpolitik und verſchließe den Ausgang aus dieſem Dilemma. Endlich: Die Heranziehung von ausländiſchem Capital zur Deckung der Mehrausgabe ſei eine gefährliche und nicht wünſchenswerte Erſcheinung. Bei alledem kommt man in Rußland den Fremden, ſelbſt den Franzoſen nur bedingt entgegen, und es wurden bei uns Fälle bekannt, wo z. B. die Reichscontrole [illegible] von Eiſenbahnwaren an franzöſiſche Locomotivfabriken nachträglich wieder rückgängig machen ließ.

S. v. H.

Die neuchriſtliche Bewegung in Italien.

Von Prof. Giuſeppe [illegible]

D[illegible]

Digitized by Google

geleiſtet hätte. Dieſe übrigens genugſam allgemeine und im Leben überhaupt häufig zu beobachtende Erſcheinung erhält eine überzeugende und zugleich merkwürdige Illuſtrierung durch die Geſchichte des katholiſchen Clerus Italiens. Der unmittelbaren Ueberwachung ſeitens des Papſtes unterworfen, ſah dieſer Clerus infolgedeſſen das Feld ſeiner eigenen, unabhängigen Thätigkeit in die engſten Grenzen eingeſchränkt; die ſtete Furcht nun, dieſe Grenzen zu überſchreiten und dadurch ſträfällig zu werden, war wieder ein Grund, die eigene, freie Thätigkeit noch mehr ſelbſt einzuengen, als dies ſchon von oben geſchah. So blieb denn der italieniſche Clerus ſtets dem ſocialen und moraliſchen Leben der Maſſen des Volkes ferne, ferne in einem Maße, das nicht zu übertreffen iſt. Seine Unthätigkeit ließ keinerlei Verlangen nach neuen Studien, nach neuen geiſtigen Geſichtspunkten aufkommen: er verſteinerte über den alten chriſtkatholiſchen Dogmen und der ſcholaſtiſchen Philoſophie, deren Gehalt oder gar deren Bedeutung er offenbar nicht erfaſste. In dieſem Zuſtande iſt er durch Jahrhunderte verblieben, einem Zuſtande kläglicher und beſchämender Inferiorität gegenüber dem katholiſchen Clerus anderer Länder.

Während wir außerhalb Italiens in den letzten Jahren jene neuchriſtliche Bewegung ſich entwickeln ſehen, die man mit einiger Ungenauigkeit allgemein als katholiſchen Socialismus bezeichnet, während ihre Anhänger in Frankreich zum Beiſpiel ſich ſelbſt chriſtliche Demokraten nennen, während dort ſo ſympathiſche und hervorſtechende Erſcheinungen, wie die Cardinäle **Manning** und **Gibbons**, wie **Decurtins** und **Bagshawe** auftreten, veranlaſst in Italien die Umgebung Leo XIII. zu jener berühmten Encyklika, in der der neue Papſt den Socialismus als eine todbringende Peſt bezeichnet, die in den tiefſten Eingeweiden der Geſellſchaft ſich eingeniſtet hat und ſie in die äußerſte Gefahr des Unterganges bringt. Und dieſe Encyklika erſcheint in einem ganz eigenen Lichte, erinnert man ſich, daſs **Pecci**, noch als Biſchof von **Perugia**, bloß einige Monate bevor er als Leo XIII. den Stuhl Petri beſtieg, einen Hirtenbrief erlaſſen hatte, der wegen ſeiner deutlich ausgeſprochenen demokratiſchen Ideen zumal bei dem geſchilderten rückſtändigen Geiſte des italieniſchen Clerus viel Lärm machte. Möglich, daſs die revolutionäre ſocialiſtiſche Bewegung ſelbſt dieſe Sinnesänderung Leo XIII. bewirkte; den größten Einfluſs aber übte auf den neuen Papſt der durchaus antiſocialiſtiſche, beſchränkt-reactionäre Vatican aus. Dieſer Clerus, deſſen Rückſtändigkeit hiſtoriſch aus dem Drucke der Päpſte zu erklären iſt, beeinfluſste jetzt umgekehrt mit ſeiner Rückſtändigkeit einen neuen Papſt von verhältnismäßig fortgeſchrittenen ſocialen Ideen.

Im Auslande aber gewann die ſociale Strömung immer größere Ausdehnung und veranlaſste die mit Vorbedacht und Einſicht unternommenen Verſuche ſo mancher katholiſcher Biſchöfe, ſich an die Spitze einer neuartigen ſocialen Bewegung von ſpecifiſch katholiſchem Charakter zu ſtellen. Dieſe Thätigkeit einzelner Würdenträger ſeiner Kirche konnte Leo XIII. ſolange nicht beachten, als ſie ſich noch in ihren Anfängen befand; weiter vor ihr die Augen zu verſchließen, gieng in dem Momente nicht mehr an, als ſie eine gewiſſe Bedeutung erlangt hatte. Und da er dieſe ſociale Bewegung weder weiterhin ignorieren, noch aber auch gutheißen konnte (dies letztere nicht wegen ſeiner Umgebung in Rom, die weder Inhalt noch Bedeutung dieſer Bewegung begriff), ſo that Leo XIII. als erſten Schritt auf dieſem Gebiete — die Excommunication der Arbeiterritter (knights of labour) Nordamerikas. Ein Papſt von wirklich reactionärem Denken und Fühlen, wie wir deren viele gehabt haben, ein Papſt von weniger hellem und ſcharfem Geiſte, ein Papſt von geringerem Ehrgeiz in Bezug auf die Ausdehnung des Machtgebietes des Katholicismus, hätte zweifellos auf dieſem einmal eingeſchlagenen Wege beharrt. Leo XIII. aber ließ ſich von der Beweisführung des Cardinals **Gibbons** überzeugen und hob die Excommunication der Arbeiterritter wieder auf. Das war ſchon etwas. Dann kam die zweite Romfahrt der franzöſiſchen Arbeiter und bei dieſer Gelegenheit machte Leo XIII. den erſten Schritt der Annäherung an den Socialismus. In der Anſprache, die er bei dieſem Anlaſſe im October 1889 hielt, beklagte er „die ungezügelte Macht der Concurrenz", ſowie auch die „rieſenhaften, unmäßigen Profite und Gewinne", empfahl aber übrigens den Arbeitern Ruhe und Gehorſam. Verglichen mit dieſen erſten, unſicheren und ſchwankenden Verſuchen, erſcheint die Encyklika vom 15. Mai 1891 „Rerum novarum" als ein förmlich ſprunghafter Fortſchritt. In ihr beklagt Leo XIII. offen die Privilegien des Capitalismus, der heutigen ſocialen Ordnung und glaubt, daſs das bedauerliche Los der Arbeiter einer Beſſerung fähig ſei, vor allem oder faſt ausſchließlich durch eine moraliſche Reform. Aber wenn er von einer Beſſerung der Sitten ſpricht, denkt er an eine Sittenreform im katholiſchen Sinne, während er nicht verfehlt, ſeine Vorliebe für katholiſche Vereine zu bekunden. Sie ſollen die [illegible] des Glaubens unterweiſen, ſie werden, „indem ſie ihnen den Weg erleichtern, die Irrenden in ihre Mitte einladen und ihnen, wenn ſie wieder zur Erkenntnis gekommen, Schutz und Beiſtand [illegible]". Dieſe Entwicklung Leo XIII. in ſeinem Verhalten gegenüber der ſocialen Frage iſt dem Einfluſſe des fortſchrittlicheren Theiles des Clerus von Nordamerika, Deutſchlands, Englands und Oeſterreichs zuzuſchreiben. Darüber kann kein Zweifel [illegible] Leo XIII. begriff vollſtändig, [illegible] die katholiſche Kirche die ſociale Bewegung [illegible] [illegible] konnte. Ohne eine der heutigen Ordnung der Dinge ausge-ſprochen feindſelige Stellung einzunehmen, konnte die katholiſche Kirche den Maſſen der Enterbten neues gläubiges Zuvertrauen einflößen, dabei aber jeden Bruch mit den herrſchenden Claſſen vermeiden.

Dieſe Taktik Leos XIII. unterſcheidet ſich übrigens bedeutend von der ſeiner Vorgänger ſeit dem Mittelalter bis auf eine naheliegende Vergangenheit. Damals beſtand zwiſchen der römiſchen Kirche und den Beherrſchern der chriſtlichen Reiche eine wechſelſeitige Verſicherung: die Regenten ſicherten dem Papſt ſeine weltliche Herrſchaft und die Herrſchaft über die Seelen, indem ſie gegen die Ketzer einſchritten. Der Papſt belohnte ſie mit der Excommunication der Völker, die ſich gegen ihre, von ihm im Namen Gottes eingeſetzten Herren aufzulehnen verſuchten. Der Papſt als weltlicher Herrſcher hatte dieſelben Intereſſen wie die Könige und die Kaiſer. Wäre er es noch heute, ſeine Geltung gegenüber der ſocialen Frage hätte zweifellos nicht die ſein können, die er in der letzten Zeit eingenommen hat.

Der italieniſche Clerus verharrt, bei ſeiner Indolenz und jeder Selbſtändigkeit entbehrend, auch heute, wenigſtens in ſeiner großen Mehrheit, in müßiger Gleichgiltigkeit gegen die Maſſen des Volkes. Eine Minorität allerdings findet ſich lebhaft angeregt durch eine ſociale Thätigkeit in katholiſchem Sinne und ſetzt es ſich zur Aufgabe, die in der Encyklika „Rerum novarum" ausgedrückten Gedanken zu verwirklichen. Umſomehr, als man in Italien aus politiſchen Gründen nicht daran denkt, dem Volke den Staatsſocialismus anzuempfehlen, während doch anderswo Männer wie **Bagshave**, **Manning** u. ſ. w. ausgeſprochene Staatsſocialiſten ſind. Die Katholiſch-Conſervativen aller Länder, ſagt der Biſchof **Talamo**,*) haben alle ein eingewurzeltes Miſstrauen gegen die Thätigkeit des Staates; da ſie nun eine Zuneigung zum Staatsſocialismus zu bemerken glauben, und da die modernen Staaten faſt alle ihre Gleichgiltigkeit, wo nicht ihre Feindſeligkeit gegen den katholiſchen Glauben verkünden, ſo fürchten die katholiſch Geſinnten, daſs nicht das Eingreifen des Staates, beſonders in ſocialen Fragen, dem Katholicismus Nachtheil und Verluſte bereite. Dieſes Miſstrauen gegen ſtaatliche Einmiſchung, das Monſignore **Talamo** bei den Katholiſch-Conſervativen andeutet, findet ſich in Italien aus guten Gründen bei den katholiſch Geſinnten aller Schattierungen, auch bei den Katholiſch-Socialen. Für den italieniſchen Clerus iſt der Staat ſein großer Feind, der den Papſt der weltlichen Herrſchaft beraubt hat, wenn auch in Wirklichkeit das Volk ſelbſt dies gethan hat. Papſt und Clerus als Verkündiger der Feindſchaft mit dem italieniſchen Staate, können jetzt nicht im Volke das Verlangen nach ſtaatlicher Hilfe erwecken. Sie müſſen die Selbſthilfe vorziehen, die Vereinigung zu Cooperativ-Genoſſenſchaften und zu Hilfsvereinen (società di mutuo soccorso). So geſchieht es denn auch. Der Papſt ſagt in der Encyklika vom 15. März 1891: „in dieſer (der Lohnfrage), ſowie in anderen ähnlichen Fragen, wie der Frage der Arbeitsdauer, der Maßregeln zum Schutze des Lebens des Arbeiters in den Werkſtätten, wird es am angezeigteſten ſein, um eine ungebürliche Einmengung der Staatsgewalt beſonders bei der ſo großen Verſchiedenheit von Verhältniſſen, von Zeit und Ort zu vermeiden, daſs die Entſcheidung den früher erwähnten Verbänden vorbehalten bleibe oder ſonſt ein Weg gewählt werde, den Arbeitern nach Billigkeit zu ihrem Rechte zu verhelfen, während ſich der Staat beſchränken müſste, erforderlichenfalls ſeinen Schirm und Schutz zur Verfügung zu ſtellen." Die Verbände, auf die hier hingewieſen wird, ſind „Vereinigungen von Arbeitern allein oder von Arbeitern und Unternehmern", deren Entwicklung der heilige Vater mit großer Befriedigung wahrnahm. So wurde mit dieſer Ablehnung des Eingreifens des Staates und des Staatsſocialismus dem Clerus ein weiteres Gebiet für ſociale Thätigkeit erſchloſſen.

Was hat nun der chriſtlich ſociale Clerus Italiens gethan, ſeitdem er mit der Encyklika „Rerum novarum" Autoriſation und Programm erhalten? Die folgende Eintheilung iſt nicht von mir; die Katholiken ſelbſt haben ſie gemacht. Ihre Thätigkeit äußert ſich in drei verſchiedenen Richtungen. Zunächſt auf Congreſſen religiöſen Charakters, wo aber doch Berathungen über ſociale und praktiſche Fragen nicht fehlen; dann in einer Thätigkeit, welche die Katholiken ſelbſt als wiſſenſchaftlich bezeichnen und endlich in einer rein praktiſchen Thätigkeit, in der Gründung von confeſſionellen Hilfs- und Unterſtützungs-Anſtalten.

Die katholiſchen Congreſſe ſind Nachahmungen der deutſchen Katholikentage in der Culturkampf-Periode. So hat denn auch ein italieniſcher Clericaler dieſen Congreſſen denſelben Namen gegeben, den einſt **Windhorſt** den deutſchen Verſammlungen beilegte: „große Herbſtmanöver", „große [illegible]" der deutſchen Katholiken. Und dieſer italieniſche Clericale, Monſignore **Roſſignoli**, knüpft daran folgende Bemerkungen: „Dieſe Herbſtmanöver, dieſe großen nationalen Verſammlungen waren es, die die Schulung der Katholiken für jene gewaltigen Kämpfe, die ſie zur Erkämpfung, zur Wiedereroberung ihrer Freiheit zu führen hatten, beſorgten. Die italieniſchen Katholiken haben noch mehr Grund als die deutſchen, [illegible] Mittel zu gebrauchen. Denn während die deutſchen [illegible] erreicht wurde, ohne unantaſtbare Rechte zu verletzen, hat die [illegible] eine Kluft aufgethan zwiſchen dem römiſchen

*) [illegible] pag. 15.

Digitized by Google

Stuhle und dem neuen Reiche. Wie dieſe Kluft überbrücken? Die Zukunft kennt Gott allein, aber hoffen wir (und dieſes iſt die Meinung des heiligen Vaters), daſs der große, beklagenswerte Zwieſpalt eines Tages verſchwinden wird, dank der Arbeit des italieniſchen Volkes ſelbſt. Wann? An dem Tage, da ſich in der Mitte des italieniſchen Volkes, der lehrenden Kirche zur Seite, ein Heer von kampfglühenden und intelligenten Katholiken gebildet haben wird, ſtark und kriegeriſch genug, dieſes Volk zu einer allgemeinen und mächtigen Erhebung zu bringen, die es befreie vom Joch der Loge und es auf geſetzlichem, friedlichem Wege zur Wiedereroberung ſeiner und der Kirche Freiheit führe!"

Dieſes ſo von Monſignore Roſſignoli entwickelte Programm der italieniſchen Katholikencongreſſe kann ruhig als mit den Endzielen der ſogenannten Katholiſch-Socialen Italiens überhaupt zuſammenfallend erklärt werden. Das gilt ſowohl von der praktiſchen Arbeit dieſer Partei wie von ihrer wiſſenſchaftlichen Thätigkeit, die die theoretiſchen Grundlagen für die praktiſche Arbeit abzugeben hat: beide ſtreben ſie die Verwirklichung des Programmes an, das Monſignore Roſſignoli für die Katholikentage aufgeſtellt hat. Auf dem euchariſtiſchen Congreſſe von Mailand (October 1895) brachten nach den Berichten der katholiſchen Preſſe die vielen Biſchöfe und die drei Cardinale, die daran theilnahmen, „dieſem lebendigen Liebes- und Friedenswerke" ihre Huldigung dar. Wer ſich nun an den Titel des Congreſſes hielte, der ſich „euchariſtiſch" nannte, oder an die Huldigung für das „lebendige Liebes- und Friedenswerk", müſste ſich baſs verwundern, daſs auf dieſem Congreſſe von nichts anderem die Rede war, als von der katholiſchen Arbeit in Familie und Schule, von der ſocialen Thätigkeit der Katholiken in der Gemeinde, von den Aufgaben der Katholiken im wirtſchaftlichen Leben und von ähnlichen Fragen, alle aber ausſchließlich der katholiſchen Propaganda angehörig. Und dasſelbe gilt von den vielen anderen italieniſchen Katholikentagen.

Oder hat vielleicht die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der ſogenannten chriſtlichen Socialiſten Italiens eine andere Tendenz? Im Jahre 1891 wurde die „katholiſche Union für ſociale Studien in Italien" (Unione cattolica per gli studi sociali in Italia) gegründet. Sie veröffentlicht eine umfangreiche Revue von einigen 150 Seiten monatlich „Internationale Revue für ſociale Studien und Hilfswiſſenſchaften" (Rivista internazionale di scienze sociali e discipline ausiliarie). Sowohl die Union wie ihre Revue machen es ſich, nach ihrem Programm, zur Aufgabe, „den Wert einer chriſtlichen Ordnung des ſocialen Lebens zu beleuchten, der wunderbaren Bewegung zur vollſtändigen Herſtellung dieſer Ordnung zu folgen, welche ſich heute in der ganzen Welt auf dem Gebiete der Ideen und der werkthätigen Arbeit unter der Führung des Papſtthums in Form eines heiligen und erhabenen Kampfes für das Wohl der Menſchheit überhaupt und für die wahre Größe Italiens vollzieht". Dies ſoll erfolgen mittelſt einer „harmoniſchen Wiederherſtellung aller jener ökonomiſch-ſocialen Einrichtungen, die die Kirche geſchichtlich eingeführt, erneuert und verbreitet hat, mit den durch die wiſſenſchaftliche und geſellſchaftliche Entwicklung unſerer Zeit gebotenen Abänderungen, aber ohne ihr innerſtes Weſen und ihren Geiſt der Gerechtigkeit, Billigkeit und Nächſtenliebe zu ändern". Abzielend „auf das Wohl der Allgemeinheit, insbeſondere aber zum Schutze und zur Erleichterung der ſchwachen und gedrückten Claſſen" wird für den Papſt „das Recht und der Beruf, oberſter Leiter der Geſellſchaft zu ſein", wiedererobert werden müſſen. Wie man ſieht, kein ſonderlich klares Programm. Den Geiſt, den es athmet, charakteriſiert vielleicht eine andere Stelle beſſer, wo es heißt, daſs dieſes Programm des ſocialen Friedens nur von „überzeugten Katholiken vertreten werden kann, die offenbar die vollſtändige Unterwerfung der Wiſſenſchaft unter den Glauben, und den bedingungsloſen und willigen Gehorſam gegenüber dem Lehramt und der Autorität der Kirche bekennen." Dieſe Stelle ſagt deutlich genug, daſs es ſich um katholiſche Propaganda handelt. In Italien verwechſelt man nun die katholiſche Propaganda in ihren Wirkungen mit der clericalen, und wiewohl doch zwiſchen beiden eigentlich ein gewaltiger Unterſchied beſteht, iſt die große Maſſe des italieniſchen Clerus von einer ſolchen Unbildung und Ideenarmut in ſocialen Dingen, daſs er da keinerlei Unterſchied wahrnehmen kann. Nur ein Beiſpiel! In Venedig bildete ſich vor zwei Jahren ein Verein für ethiſche Cultur, nach dem bekannten Muſter der in Amerika von Adler, in England von Harriſon, in Deutſchland von Foerſter begründeten Geſellſchaften. Der Verein in Venedig bot den arbeitenden Claſſen, unter lebhaftem Zuſpruche ſeitens dieſer und mit großem Gewinne, volksthümliche Curſe, Vorleſungen über wiſſenſchaftliche Gegenſtände und über poſitive Moral. Der Verein beſaß keinerlei antireligiöſen oder ökonomiſch bedenklichen Charakter, konnte ihn auch gar nicht haben. Der Patriarch von Venedig aber bedrohte ihn mit der Excommunication! Der Verein zog eben eine ſo beträchtliche Anzahl von Arbeitern an, daſs die katholiſche Propaganda eine Concurrenz befürchtete!

Die praktiſche Wirkſamkeit dieſer katholiſch-ſocialen Bewegung in Italien beſchränkte ſich bisher auf die Einführung einer anſehnlichen Zahl von ländlichen Darlehenscaſſen (casse rurali). In Italien liegt das agrariſche Creditweſen mehr als anderswo im argen, was eine ungeheuere Bewucherung zur Folge hat. In Venetien, wo dieſer Wucher zumal viele Opfer forderte, wurden ſeit dem Jahre 1883 Darlehenscaſſen gegründet, die dem Creditbedürfniſſe der ländlichen Bevölkerung abhelfen ſollten, und die folgenden Jahre ſahen dieſe Caſſen ſich, was Zahl und Bedeutung anlangt, recht anſehnlich entwickeln. Im Jahre 1892 nun gründete ein Prieſter, ein gewiſſer Cerrutti, eine katholiſche Darlehenscaſſe mit ausgeſprochen confeſſionellem Charakter, die ihre Wirkſamkeit allen denen verſagte, die nicht allgemein als gute Katholiken bekannt waren. Dieſes Beiſpiel fand lebhaften Beifall und eifrige Nachahmung. Die ländlichen Darlehenscaſſen mit confeſſionellem Charakter überflügeln bereits die Anſtalten, die dieſen confeſſionellen Charakter nicht haben, und in deren Anzahl eine beträchtliche Abnahme zu verzeichnen iſt. Das iſt auch ganz natürlich. Die katholiſchen Caſſen haben, wenn auch nicht immer, ſo doch ſehr häufig, zum Präſidenten den Pfarrer der Gemeinde, zum Secretär den Meſsner, ihr Sitz iſt die Sacriſtei und es mangelt auch nicht an pecuniärer Unterſtützung ſeitens wohlhabender Katholiken. Man ſtellt dieſe Caſſen gern als eine italieniſche Abart der Raiffeiſen-Caſſen hin; aber bei aller Uebereinſtimmung in techniſcher Beziehung unterſcheiden ſie ſich von dieſen letzteren durch den ganz ſpecifiſchen und hervortretenden confeſſionellen Zug. Sie ſind einfach confeſſionelle Banken, ein Werkzeug zur Einwirkung auf den Geiſt mittelſt des ökonomiſchen Intereſſes.

Es wäre noch eine andere Inſtitution zu erwähnen, die die Katholiſch-Socialen in Italien einzuführen beſtrebt ſind, von derſelben Tendenz, die aus ihrer ganzen, auf der Encyklika des Jahres 1891 aufgebauten Thätigkeit ſpricht. Dieſe Inſtitution iſt das „Volksſecretariat" (segretariato del popolo), eine übrigens auch in Frankreich vorkommende Einrichtung, deren Anfänge dort auf das Wirken der Geſellſchaft des heiligen Vincentius von Paoli zurückzuführen ſind. Profeſſor Toniolo, ein Katholiſch-Socialer, beſchrieb ihr Weſen vor kurzem folgendermaßen: „eine Inſtitution, deren Aufgabe es iſt, jedermann aus dem Volke, der ſich an ſie in religiöſen, moraliſchen, juridiſchen, geſellſchaftlichen und wirtſchaftlichen Fragen des täglichen Lebens wendet, unentgeltlich und aus dem Geiſte der chriſtlichen Nächſtenliebe heraus, Rath und Beiſtand zu gewähren, außerdem die Arbeiterclaſſe gegenüber Geſellſchaft und Staatsgewalt zu vertreten und alle Einführungen zu dem Schutze dieſer Claſſe zu befördern." Eine derartige Anſtalt begann im Jahre 1895 in Turin ihre Wirkſamkeit, allerdings innerhalb viel beſcheidener Grenzen, als ſie in dem obigen Programm angegeben ſind. Die Volksſecretariate in Rom und anderen Städten ſind erſt im Laufe dieſes Jahres entſtanden. Es läſst ſich ſomit nicht beurtheilen, inwieweit die von dieſen Anſtalten erzielten Reſultate den auf ſie geſetzten Erwartungen entſprechen. Vorderhand kommen ſie nur mehr als eine Aeußerung des neu-chriſtlichen Geiſtes in Italien in Betracht. Uebrigens iſt es wahrſcheinlich, daſs dieſe Inſtitution des Volksſecretariates genau ſo wie die ländlichen Creditcaſſen einem wahren Bedürfniſſe der niederen Volksclaſſen entſprechen, ſich nützlich erweiſen und darum ſich ausbreiten können, wie denn auch eine weitere Entwicklung der katholiſchen Creditcaſſen zu gewärtigen iſt. Möglich, daſs die katholiſch-ſociale Bewegung noch andere Hilfscaſſen und auf Cooperation beruhende Anſtalten ins Leben rufen wird.

Derartige, auf der freien, perſönlichen Initiative beruhende Einrichtungen ſollten auch den Liberalen und Gemäßigten ſympathiſch ſein. Und doch erregt dieſe katholiſch-ſociale Bewegung bei Liberalen und Gemäßigten bedeutende Beſorgniſſe. Für ſie bedeuten Sicilien, das heute von ſocialiſtiſchen Ideen ſtark durchſetzt iſt, und Venetien, wo die katholiſchen Creditcaſſen blühen, eine gleiche Gefährdung der beſtehenden Ordnung. Ihre Befürchtungen rühren hauptſächlich von dem Wiedererſtarken des in Italien ſeinem Weſen nach antipatriotiſchen Clericalismus her, der durch den „chriſtlichen Socialismus" mächtige Förderung erfährt. Will der italieniſche Clerus wirklich an dem wahrhaft chriſtlichen Werke der Beſſerung der Lage der unteren Volksclaſſen mitarbeiten, dann muſs er bei ſeiner oben geſchilderten Thätigkeit von ſeinen politiſchen Ideen, von jener armſeligen und kleinlichen Excluſivität abſehen. Nur ſo kann ſeine Thätigkeit wahrhaft chriſtlich genannt werden und auf Sympathie bei allen Parteien rechnen.

Laura Marholm.

Wir haben neulich an anderem Ort bei einer Betrachtung über Ola Hanſſon gezeigt, wie eine intenſiv dichteriſche Natur von dem Wunſche ergriffen wird, ihre Kunſt durch wiſſenſchaftliche Forſchung, wiſſenſchaftliche Ausdrucksweiſe zu vertiefen und damit an der Löſung eines Zukunftsideals, der Verſchmelzung des künſtleriſchen und wiſſenſchaftlichen Werkes zu arbeiten. Weniger ſeltſam erſcheint dieſer Proceſs in ſeiner conträren Richtung und [illegible] merkwürdig, culturhiſtoriſch bedeutſam ſind dann ſeine Producte. Der ſeinem Weſen nach [illegible] [illegible] fallen, um ſeine Gedanken [illegible] zu legen. Und wie nahe, [illegible] dieſe Berührung, [illegible] ſeine Wiſſenſchaft auch dem Stoff nach [illegible] zur [illegible] hat, wenn [illegible] Wiſſenſchaft die [illegible] oder [illegible] iſt. [illegible]

Digitized by Google

Sie iſt ein Symptom der wachſenden Cultur und doch auch ein Schatten mehr in der Abendröthe der gleichſam autochthonen, erdgeborenen griechiſchen Kunſt. Rhetoren und Philoſophen ſchreiben lange, lehrſame, oft tiefſinnige Gedichte. Selbſt Genies wie Cicero irren im blinden Eifer, verlaſſen die reich bebauten Felder ihrer Seele und pflücken an ihren ſterilen Winkeln ſchlechte Verslein. Immer länger wird die Reihe ſolcher in der Kunſt mit mehr oder weniger Glück dilettierenden Nichtkünſtler. Endlich erhält dieſer Miſchtypus in Leſſing ſeine unvergleichliche Vollendung. Nach der claſſiſchen Epoche findet man nur ſelten markantere Perſönlichkeiten ſeiner Art. Sie tauchen erſt in der neueſten Zeit, oft unter wunderſamen Verkleidungen, auf. Eine erſt in unſerem Jahrhundert ausgebildete Form verdankt ihnen wahrſcheinlich ihre Entſtehung. Im Feuilleton finden dieſe Geiſter die bequemſte Art ihres Schaffens, das Feuilleton verbürgt ihnen eine weite Wirkung. Sie nennen ſich nicht mehr hochtrabend Sophiſten, Rhetoren u. ſ. w., ſie heißen Feuilletoniſten, oder noch ſimpler Journaliſten. Sie wandern nicht mehr lehrend und Schüler werbend von Stadt zu Stadt, oder von Hof zu Hof, ſie wandern höchſtens von Zeitung zu Zeitung und ſind ſonſt ſeſshafte Leute. Freilich kann heute die Wirkung ſolcher Geiſter bei der Mannigfaltigkeit unſerer Literatur lange nicht ſo unzerſplittert, ſo durchgreifend und zukunftbildend ſein wie noch zu Zeiten Leſſings, des claſſiſchen Feuilletoniſten. Man beobachtet auch bei vielen modernen Kritikern den gleichen Entwicklungsgang wie bei ihrem Großvater Leſſing. Sie beginnen kritiſch oder als Philologen, Hiſtoriker, um dann auf einem gewiſſen Höhepunkte ihrer Thätigkeit und ihrer Erfolge die warme, gemüthliche Studierſtube zu verlaſſen und ſich in die noch wärmeren, mit heißen Farben und begehrlichen Düften winkenden Gärten der Poeſie einzuſchleichen. Aber es wird ihnen darin nicht wohler — nur die dort Geborenen empfinden dieſe Strahlen, athmen dieſe Wärme — ſie erkälten ſich vielmehr in ihnen und kehren vor Froſt zitternd in die gute Stube heim. Kein Wunder, daſs auch die Früchte, die dieſe Eingewanderten aus den fremden Gefilden brechen, nicht die ſüßeſten ſind.

Zu dieſen Schriftſtellern gehört Frau Laura Marholm, die Gattin des Dichters Ola Hanſſon. Ihr Ruhm iſt noch jung. Sie hat ihn durch eine Reihe geiſtreicher, kühner und oft wie mit dem Herzblut geſchriebener Eſſays ſchnell erworben. Man kann ſie jetzt geſammelt leſen, im „Buch der Frauen“*) und „Wir Frauen und unſere Dichter“.**) Es ſind keine kritiſchen Arbeiten nach der gewöhnlichen Art. Man ſucht vergebens äſthetiſche Theorien darin, kaum ſind einige artiſtiſche Bemerkungen zu finden. Ihr handelt es ſich darum, ein großes Zeitproblem zu erfaſſen, ſeine Löſung zu verſuchen, ja vorerſt eine Gruppe von Erſcheinungen unſeres Culturlebens, die von bornierten oder unwiſſenden Leuten nicht gewürdigt werden, als problematiſch, als löſungsbedürftig, als für das innerſte Wohl der heutigen Menſchheit bedeutſam hinzuſtellen. Man höre ſie ſelbſt in der Einleitung zum „Buch der Frauen“: „Es iſt kein Beitrag zum weiblichen Verſtandesleben oder zur productiven Leiſtungsfähigkeit der Frau, den ich in dieſen ſechs Porträts zu geben vorhabe, obgleich alle dieſe ſechs Frauen repräſentativ ſind für die Denkkraft und ſchöpferiſche Senſibilität des Weibes. Alles, was von ihnen nach außen liegt und ſie berühmt gemacht hat: Marie Baſchkirtſews Bilder, die im Luxembourg hängen, Sonja Kowalewskas Doctorhut und Prix Bordin, Anne Charlotte Edgrens Novellen und Debattedramen, Eleonora Duſes Tragödinnenerfolge in beiden Welten, alles, was ſich für das Publicum mit ihrem Namen verbindet, kümmert mich für meinen Zweck wenig. Was ich in ihnen ſuche, das ſind die Manifeſtationen ihres Weibempfindens, wie es durchbricht trotz allem: trotz der Theorien, auf denen ſie ihr Leben aufbauten, trotz der Ideen, deren Vorkämpferinnen ſie waren, trotz ihrer Erfolge, die ſie in ſtärkere Feſſeln ſchlugen, als es die Unbemerktheit gethan hätte. Sie alle waren krank an einer inneren Spaltung, die erſt mit der Frauenfrage in die Welt gekommen iſt, an einer Spaltung zwiſchen ihrer Verſtandeserziehung und der dunklen Baſis ihrer Weibnatur“ . . . Im Nachwort zu „Wir Frauen und unſere Dichter“: „Ich habe in dieſem Buche die acht merkwürdigſten Köpfe unter der Legion Dichter des neunzehnten Jahrhunderts in ihren charakteriſtiſchen Linien hinzuzeichnen verſucht. Ich habe mich mit keinen literariſchen Würdigungen aufgehalten, denn die bedeuten nichts, weil ſie immerfort mit dem Wechſel der Maßſtäbe wechſeln. Dagegen habe ich die Themata aufgedeckt und feſtgelegt, durch die dieſe Begabungen ſich productiv gemacht haben. Und ich habe überall hinter dem Dichter die Perſönlichkeit hervorzuziehen geſucht und den Mann an ſeinem Werke, das Werk am Manne ſich meſſen laſſen. Denn das Werk eines Mannes iſt keine Zufälligkeit. Der Mann und ſein Werk ſind eins; des männlichen Mannes Werk iſt Mannewerk, des weiblichen Mannes Werk iſt Modewerk, des Halbmannes Werk iſt Halbwerk“ . . .

Dieſe beiden Bücher, die ihre beſten Eſſays enthalten, ſind ihr Hauptwerk. Sie [illegible] für die Zukunft [illegible] Betrachtungen, das macht Be-

ſtändnis für das Grundweſen, für alle verborgenen, unterdrückten Bedürfniſſe, Schmerzen und Hoffnungen des modernen Weibes zeichnen ſie aus und heben ſie hoch über die ſeichte, aber immer mehr ſich verbreitende, ſich verflachende Emancipationsliteratur der Gegenwart. Des Weibes Inhalt iſt der Mann. Dies will ſie als Naturgeſetz von dem Weibe geachtet wiſſen. Dieſen Satz wirft ſie den aſteriſch Geſinnten, ſei es, daſs ſie ſich um Björnſon oder um Tolſtoi ſcharen, allen Mannweibern an die Stirne. Sie weiſt an ſechs repräſentativen Frauen unſerer Zeit nach, wie alles Auflehnen gegen die Natur ein vergeblicher Kampf und Krampf war, wie ihnen allen ſchließlich vor ihrer eigenen Moral graute und ſie alle darnach lechzten, Weib zu ſein, nichts als liebendes und geliebtes Weib.

Sie ergießt ohne Rückhalt ihre pathetiſche, impulſive Natur in dieſe beiden Bücher. Es iſt immer ein heftiges Tempo darin zu ſpüren, immer flutet Leben und Bewegung durch ſie. Der raſche Athem einer leidenſchaftlichen, erzürnten und doch ſehr hilfwilligen Seele weht aus dieſen Blättern. Ihr Stil iſt eigenartig, perſönlich. Auch er eilt wie ihre Gedanken. Man lauſcht voll Spannung den ſchimmernden Caſcaden ihrer Worte, die nur manchmal durch derbe, knotlige Neubildungen in ihrem Sturz gehemmt werden.

Wie kam nun dieſe Frau, die im Kritiſchen ſo Glänzendes, Originelles geſchaffen hat, dazu, ihr eigenſtes Gebiet zu verlaſſen und als Dichterin aufzutreten? Wollte ſie ihre Ideen nur in mehr populärer, eindringlicher, fruchtbarer Form dem Publicum zugänglich machen? Hat ſie ein unüberwindliches Drängen getrieben, jener dionyſiſche Zwang zum Schaffen, den der echte Künſtler immer erlebt? Oder war es nur die Wirkung ihrer Ehe mit dem Dichter? Hätte ſich in dieſer Ehe das ſonderbare Spiel vollzogen, daſs die mehr wiſſenſchaftlich, kritiſch, alſo männlich veranlagte Frau den künſtleriſch veranlagten Mann, den femininen Dichter der „Senſitiva amoroſa“ zur Wiſſenſchaft und dieſer die Frau zur Kunſt, unbewuſst, nur durch das Aneinanderſchmiegen der Perſönlichkeiten, verführte? Man wird aus dem Inhalt und der Beſchaffenheit ihrer Dichtungen merken, daſs wenigſtens das erſte und das zweite nicht der Grund ſein konnten, der L. Marholm zum Dichten bewegte. Laura Marholm veröffentlichte Novellen: Zwei Frauenerlebniſſe*), und ein „Frauendrama“ Karla Bühring.*) In der Novelle: Was war er? wird in weit ausgeſponnener, umſtändlicher Erzählung berichtet, wie die Schriftſtellerin Fräulein Lonny Lanter in einer Berliner Penſion einen jungen Sonderling, den Studenten Jöſſing, kennen lernt, der ihrer Geſellſchaft als hypnotiſches Object dient und wie ſie dem zarten, ſenſitiven Jüngling, als er in heftigſter Liebe zu ihr entbrennt, die Liebe erwidert. Jöſſing reiſt in ſeine Heimat nach Dänemark, um die Eltern von der Verlobung zu benachrichtigen. Von dort erhält Fräulein Lonny einen Brief, in dem der Geliebte ihr kühl mittheilt, daſs ſeine heftige Neigung zu ihr bald nach der Trennung erloſchen ſei. „Alles was mit Berlin zuſammenhängt, kommt mir jetzt vor, wie eine einzige Hypnotiſierung, in der ich mich befunden. Es iſt als hätte ein fremder Wille mir den kranken Drang nach dir geboten, den ich empfand.“ — Lonny wird vom Schmerz überwältigt. „Und ein Abend kam ihr ins Gedächtnis aus der allererſten Zeit ihrer Bekanntſchaft mit Jöſſing. Er hatte jene Beethoven'ſche Sonate geſpielt, die unter ſeinen Händen ein einziger Andrang der Sehnſucht wurde, und ſich dann ihr gegenüber ans Feuer geſetzt und ſich mit trunkenen Augen verſenkt in ihren Anblick. Und ſie hatte ſich hin- und hergewiegt im Schaukelſtuhl und in dem grauſamen Uebermuth ihrer Unberührtheit im Takte mit dem Schaukeln inwendig geflüſtert: Du ſollſt mich lieben! Du ſollſt mich lieben!“ — Doch tröſtet ſie ſich bald und ſpricht die Veränderung ihres Weſens in folgenden Worten aus: „Ich ſtehe jetzt wieder ganz allein, aber doch nicht ſo wie vorher. Denn etwas in mir iſt aufgeſprungen, was das Weib zum Weibe macht — das Bewuſstſein lieben zu können. Sehen Sie, das hält unſere Erziehung und unſere eigene Furcht ſo lange in uns nieder, bis etwas beſonderes geſchieht, das den Reif ſprengt mit einem Krach, in dem wir manchmal ſelbſt zerſpringen, aber manchmal kommen wir durch dieſe geſprengte Thür auch ein in unſer Allerheiligſtes als Weib.“ Man ſieht aus dieſen Sätzen, was zu beweiſen die Abſicht der Frau Marholm war, als ſie die Novelle ſchrieb.

So intereſſant dieſer dichteriſche Verſuch, die pſychologiſchen Fineſſen, die bedeutenden Gedanken, die reichlich darin verſtreut ſind, für Denjenigen ſind, der mit der Art der Laura Marholm, ihren Ideen und Wünſchen vertraut iſt, einem Unbefangenen wird von der Novelle kein hoher, lebendiger Eindruck bleiben. Er wird das Friſche, Erfriſchende, in die Seele Dringende, das er nach jedem echten Kunſtwerk [illegible], er wird kalt und gelaſſen am Ende [illegible] Reiz aus [illegible] „Normalweg“ [illegible].

[illegible] dem [illegible] Auge noch verborgenen Grund[illegible] in dem Drama: Karla Bühring jedem [illegible] bloß äußerlich geſchaute, bloß [illegible] Situation, an productiver [illegible]. „Karla Bühring“ iſt ein Tendenz-

Digitized by Google

drama. Die Tendenz iſt kurz und klar in jener Formel ausgeſprochen, mit der die Marholm die Eſſenz ihrer Lebensanſchauung gegeben hat: „Des Weibes Inhalt iſt der Mann." Im Gegenſatz zu allen Frauenrechtlerinnen, Emancipierten, zu dem aſketiſchen Zug unſerer Zeit, will ſie an dem Schickſal ihrer Heldin zeigen, daſs weder die große Kunſt, noch Glück, Ruhm und äußerliche Ehren dem Weibe das tiefſte Bedürfnis ihres Weſens erſetzen können, das Bedürfnis zu lieben, den Einzigen, den für ſie beſtimmten, den ihr verwandten Mann zu lieben.

Karla Bühring iſt eine große Künſtlerin, ihr Violinſpiel hat ihr einen Weltruhm gebracht. Aber das befriedigt ſie nicht, ſie iſt melancholiſch, müde. Vom Leben, das ſie reichlich genoſſen, deſſen Leiden, vergebliche Hoffnungen und Träume ſie ſo jung ſchon erfahren hat, iſt ihr nur die große, ſie oft wie ein ſchwerer Krampf überfallende Sehnſucht geblieben. — In einem Nordſeebad lernt ſie den blonden, ſchlanken, redlichen und feſten Otto von Wetterberg kennen, der ſich allerdings weniger auffällig und roh um ihre Gunſt bewirbt als Dr. Siegfrid Collander, der berühmte Kritiker und Philoſoph und Don Juan. Sie liebt Wetterberg, wagt aber nicht auf eine Erfüllung ihrer Liebe zu hoffen. Während eines ihrer hyſteriſchen Anfälle von Collander überraſcht, überwältigt, gibt ſie ſich dieſem hin. Als Wetterberg bald darauf um ihre Hand anhält, weigert ſie ſich, ihm zu folgen. Sie ſagt ihrer Freundin die Gründe: „Sieh, Lilly, . . . wenn ein Mann ein Weib zur Gattin nimmt, das ein anderer genoſſen hat — dann wird er ein wehrloſer Mann . . . der andere kann zu jedem Hinz oder Kunz ſagen: die da, ſie war mein! — und er muſs ſeine Augen niederſchlagen. Und dies iſt hier der Fall. Collander hat ſich an mir reingewaſchen — Wetterberg hat ihn dafür ins Geſicht geſchlagen . . . was hilft das mir . . . und ihm? Er iſt doch ein wehrloſer Mann und ohne Wehr', ohne Ehr'. Was bleibt ihm übrig, als ſich mit mir zu vergraben, wo keiner uns kennt. Und er wird das thun, wenn er zur Beſinnung kommt. Er wird ſich verbergen. Er wird ein anderer werden, als er iſt. Ein trüber und gedrückter Mann — und durch mich. Und das kann ich nicht ertragen. Ich habe in ihm den aufrechten Mann geliebt, an dem kein Makel iſt, und ſtolz und aufrecht will ich neben ihm gehen und ohne Makel — oder gar nicht." Um der Verſuchung auszuweichen, einer zweiten Bitte Wetterbergs zu folgen, macht ſie ihrem Leben ſelbſt ein Ende.

Die Fabel iſt, wie man ſieht, nicht ſehr originell. Trotzdem könnte es ein echtes Kunſtwerk ſein. Aber der lebendige Organismus fehlt ihm dazu. Es hat nicht den kräftigen Athem des Lebens, die Friſche und Tiefe, die aus der Geſundheit ſtammt, an der die Menſchen geſunden, ſelbſt wenn der Inhalt des Kunſtwerkes trübe und lebensfeindlich iſt, denn die productiven Kräfte des Künſtlers fließen wie ein heilſames Elixir in die Seelen der Genießenden über. Das Drama erſcheint uns vielmehr wie ein reines, blank geputztes Skelet, das von dem Forſcher mit der größten Sorgfalt, dem größten Fleiß, dem größten Wiſſen zuſammengeſtellt wurde und über welches er dann eine täuſchende Hülle gebreitet hat. Aber das Fleiſch fehlt, aber das Blut ſchlägt nicht durch die Adern, es lebt nicht. Die Figuren treten in dem Drama hart aneinander, es iſt wie ein Raſſeln bei ihren Bewegungen. Man könnte ſie auch Marionetten vergleichen, hinter denen ein Philoſoph oder ein Pſycholog geiſtreiche und tiefe Dinge ſpricht, die aber im Munde dieſer Perſonen überraſchen und ſtören.

Die Seele des Leſers ſchwingt ſich nicht ganz aus, ſie wird gehemmt, indem des Leſers eigener kritiſcher Verſtand durch den kritiſchen Geiſt, der aus allen Winkeln des Dramas hervorguckt, geweckt wird. Die handelnden Perſonen ſprechen zu oft ſo, als hätten ſie das „Buch der Frauen" genau ſtudiert. Gewiſs dürfen in einem Kunſtwerk Probleme geſtellt, ihre Löſung verſucht werden. Aber das iſt unkünſtleriſch, ſie, theoretiſch gefaſst, darin auszuſprechen, ihr Für und Wider doctrinär darin zu erwägen. Aus den Schickſalen der Perſonen, ihrer Entwicklung unter der Gewalt des Lebens hätte die Wahrheit zu ſprechen, an deren Verkündigung es dem Dichter gelegen iſt. Nur im Herzen und im Verſtande des Zuſchauers hat ſie ſich loszulöſen: ihren Wert zu beſtimmen, in theoretiſche Form zu bringen, iſt Aufgabe der Zuſchauer. Das gelang der Frau Marholm nicht. Es fehlt ihr eben jene letzte, verborgene, geheimnisvolle Kraft, welche lebendige dichteriſche Organismen ſchaffen kann. Es fehlt ihr die ganz eigene, moderne Kraft des Empfindens, des Schauens und des Geſtaltens, die den Dichter macht und ihm Gewalt gibt, nicht nur der Wahrheit mächtiger zu dienen, ſondern auch das Unrecht, die Lüge gegen unſern Verſtand in unſerem Herzen durchzuſetzen.

Freilich iſt damit nicht geſagt, daſs der Frau Laura Marholm jede dichteriſche Wirkung verſagt iſt. Aber ſie erreicht ſie nicht in dem bewuſst künſtleriſchen Schaffen, ſie erreicht ſie nicht in der Novelle, nicht im Drama. Auf ihrem eigenſten Gebiete, dem Eſſay, ſtreut ſie achtlos und ohne Beſchwer die erlebte Blüte, die zu [illegible] ſie dort eine ſo weite und vergebliche Wanderung unternommen hat. Man erinnere ſich nur an das wunderbare Capitel im „Buch der Frauen", welches der Duſe gewidmet iſt. Selten wurde in einem eigentlich kritiſchen Aufſatz ſo viel Feingefühl, ja dichteriſche Tiefe und Kraft vereinigt. Es liegt eine ſo müde Traurigkeit und wieder eine ſo heiße Sehnſucht in dieſer Schilderung! Alle Gefühle, die uns die Tragödin gegeben hat, indem ſie uns das Martyrium des in ſeinem innerſten Empfinden beleidigten Weibes von der Bühne aus verkündigte, tönen daraus nochmals auf. Wie glaubt man den ergreifenden, faſt prieſterlichen Worten der Marholm, daſs Eleonora Duſe der Menſchheit das Kunſtwerk des Weibes gegeben hat, ſo rein und ſo vollkommen, wie ſie es in anderen Künſten vielleicht nie wieder erleben wird, daſs ſie eine neue Welt geöffnet, die früher nicht da war: die Welt ihrer eigenen Seele, ihrer eigenen Lebensauffaſſung, die Welt des differenzierten Weibes, deſſen Geheimleben kein Dichter völlig ergründen, das nur das Weib zu offenbaren vermag, das mit verfeinerten Nerven und ſenſiblerer Seele und nuancierteren Senſationen blutend hervorgegangen iſt aus alten, gröberen, dumpferen Formen des Empfindens in neue, hellere, feinere — ſouverän und gebrochen zugleich, verlangend und hoffnungslos! — In dieſem Eſſay legt der große Kritiker ſein Schwert weg, mit dem er ſonſt ſo tapfer geſchlagen, und ſpricht in rührenden Tönen der Liebe, des innigſten Verſtändniſſes. Es ſind die poetiſchſten und tiefſten Worte, die man über Eleonora Duſe leſen kann.

Max Meſſer.

Ein Künſtlerſchickſal.

Im Jahre 1829 zog ein hoffnungsvoller Kunſtjünger aus dem deutſchen Norden nach München, um ſich dort in der Malerei zu vervollkommnen. Er hieß Friedrich Wasmann, war vierundzwanzig Jahre alt und entſtammte einer ſtreng proteſtantiſchen Hamburger Familie. Sobald er aber ſüddeutſche Erde und katholiſchen Boden betreten hatte, hatte er auch ſchon aufgehört, Norddeutſcher und Proteſtant zu ſein. Ganz von außen, aus dem Zauber der ſüddeutſchen Landſchaft erwachſen, umſtrickte ihn der Geiſt der katholiſchen Romantik. Er ſprach es ſelbſt mit folgenden Worten aus: „Hier trug die ganze Gegend in heiterer Schönheit das Gepräge des chriſtlichen Mittelalters. An der Landſtraße ſtanden Crucifixe und Heiligenbilder, und von den vielen Kirchlein erſcholl nach Sonnenuntergang das Angelus domini. Auch die Menſchen, beſonders das weibliche Geſchlecht, ſchienen mir einen wehmüthigen Zug in den Geſichtern zu haben, den ich bis dahin nicht gekannt hatte, als wären ſie auf einer Wallfahrt durchs Leben begriffen, und bewegten ſelbſt mitten im Geräuſch des Tages und bei der Arbeit die Lippen in ſtillem Gebete . . ."

Es war eine ſonderbare Zeit, die Zeit des Nazarenerthums. Eine Zeit, in der, genau ſo wie in der unſerigen, die führenden Geiſter der Kunſt ſich nach den geheimnisvollen Gefühlsräuſchen zurückſehnten, die die vorige Generation durch ihre nüchterne Klarheit für immer abgethan zu haben glaubte. Nur daſs wir heute die religiöſen Gefühle in den Dienſt der Kunſtgefühle geſtellt ſehen, während man damals ſeinem dunklen Drange auf dem gerade entgegengeſetzten Wege gerecht zu werden ſuchte. Wo die Kunſt Herrſcherin bleibt und ſich die freie oder dogmatiſche Religioſität dienſtbar macht, die etwa in der Bruſt des einzelnen ſchlummert, da erwächſt dem Künſtler keine Gefahr aus der Verbindung dieſer Gefühlswelten, im Gegentheil, ſeine Poſition wird geſtärkt, die Möglichkeiten zu wirken werden erweitert. Wo aber, wie es in der Nazarenerzeit der Fall war, die Kunſt zur Dienerin wird, da mag der Künſtler leicht ſich ſelbſt verlieren, ſei es, daſs eine ſtändige Unbefriedigung an ſeiner Seele zehrt, wenn das, was er bildet, dem religiöſen Gefühle nicht genugthut, das ihn als Menſch beglückt, ſei es, daſs er die religiöſe Genugthuung, die er über ſein Werk empfindet, mit der künſtleriſchen verwechſelt.

Dieſer doppelten Gefahr iſt auch das Künſtlerthum Friedrich Wasmanns erlegen. Zunächſt führte er in München ein ziemlich ungebundenes Leben, ſchlug ſich viel in Kneipen herum, vernachläſſigte aber auch die Arbeit nicht, die man damals, unter dem beherrſchenden Einfluſs Cornelius', nach der formgebenden Seite hin ernſter und ſtrenger nahm, als nach der maleriſchen. Er lernte tüchtig zeichnen, ohne übrigens auf die Akademie zu gehen oder ein größeres Werk, zu dem er wiederholt anſetzte, herauszubringen. Seine ſtändige Kränklichkeit zwang ihn nach einiger Zeit das rauhe Klima Münchens zu fliehen und nach Südtirol zu überſiedeln, wo er längere Zeit in Meran lebte. Endlich wurde er mit einem kümmerlichen Stipendium nach Rom geſchickt. Er verweilte daſelbſt 1832—1835. Die Macht und Pracht der katholiſchen Kunſt überwältigten ihn vollends. Er convertierte. Overbeck, gleichfalls Convertit, war ſein Taufpathe.

Das heitere Genie, das in ſeiner Kunſt lag, behagte den von ſelbſtquäleriſchen, ſtrengen Nazarenern beherrſchten jungen Malern wenig. Nach Tirol zurückgekehrt, erhielt er [illegible] in Bozener und Meraner Bürgerkreiſen [illegible] Porträtaufträge. Aber der [illegible], in dem er lebte, [illegible] Künſtlerthum in ihm, das durch den [illegible]

merkwürdigen Gedanken, ſeine Lebenserinnerungen niederzuſchreiben, ohne die geringſte Ausſicht, daſs dieſelben jemals vor die Oeffentlichkeit gelangen würden. Ein Freund, der ihn perſönlich kannte, erzählt mir, daſs ihn in ſeinen alten Tagen die Manie überkam, Verſtorbene zu zeichnen. Sobald er von einem Todesfall hörte, eilte er ans Sterbebett oder in die Todtenkammer und waltete ſeines freiwillig übernommenen Amtes. In ſeinem Nachlaſs fand ſich ein dickes Skizzenbuch, das mit unzähligen Leichenporträts gefüllt war.

Im Jahre 1886 iſt Wasmann geſtorben, von aller Welt vergeſſen. Niemand hat ſeinen Tod bemerkt, keine Muſe ſchmerzbewegt ihr Haupt verhüllt. Wie ich mich vergangenen Sommer in Meran ſelbſt überzeugen konnte, hatte niemand, der ihn während der letzten Jahrzehnte ſeines Lebens perſönlich kannte, eine Ahnung davon, daſs er dereinſt ein hochſtrebender und gewiſs vielverſprechender Künſtler geweſen war. Man ſah in ihm einen kümmerlichen Zeichenlehrer und wunderlichen Kauz, der ſich durch engen Anſchluſs an die clericale Clientel halbwegs über Waſſer hielt, und deſſen Dankbarkeit man ſich durch einen gelegentlichen gutbürgerlichen Freitiſch leicht erringen konnte.

Wir haben es alſo im großen und ganzen mit einer verfehlten Künſtlerexiſtenz zu thun, wie es deren viele gibt. Erſt zehn Jahre nach Wasmanns Tod fängt ſein Schickſal an, merkwürdig zu werden.

Kommt da ein norwegiſcher Maler, Bernt Grönvold iſt ſein Name, zufällig nach Tirol und findet bei einem Trödler in Meran einen Wuſt alter Zeichnungen und Oelſkizzen von der Hand eines längſtverſtorbenen Kunſtgenoſſen, von dem er nie zuvor etwas gehört hat. Viel Gleichgiltiges iſt darunter, noch mehr Wertloſes und Verfehltes. Aber aus einer beſtimmten Zeit, dem Ende der Zwanziger- und Anfang der Dreißigerjahre, manches gediegene Blatt, das faſt wie ein modernes Stück anmuthet, auf tüchtiges Streben, auf künſtleriſche Reiſe und Eigenart hinweist. Der Norweger fängt an, ſich für den verſchollenen Tiroler — Hamburger war er ja längſt nicht mehr geweſen — zu intereſſieren. Er hält ein wenig Umſchau und entdeckt in Bozener und Meraner Bürgerhäuſern manches brave und oft faſt modern gedachte Familienporträt aus der Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, das mit dem Namen Wasmann gezeichnet iſt. Er bringt in Erfahrung, daſs noch irgendwo in Tirol die Witwe des Malers, gleichfalls eine geborene Hamburgerin und durch ihren Uebertritt zur katholiſchen Kirche von ihrer Familie getrennt, in dürftigen Verhältniſſen lebt, ſetzt ſich mit ihr in Verbindung und lieſt mit wachſendem Intereſſe die Selbſtbiographie, die der alte, kümmerliche Zeichenlehrer in ſeinen Mußeſtunden zu Papier gebracht. Immer mehr drängt ſich ihm die Ueberzeugung auf, daſs hier eine echte Künſtlerſeele an ihrem inneren Widerſtreite zugrunde gegangen, ein muthiger und ſich ſelbſt treuer Menſch mit Unrecht in Vergeſſenheit gerathen iſt. Und — faſt klingt es wie ein Märchen — in pietätvoller und ſelbſtloſeſter Weiſe entſchließt ſich der nordiſch radicale Proteſtant, dem verunglückten Nazarener durch ein würdiges Denkmal ſeiner künſtleriſchen und menſchlichen Eigenart eine ſpäte Genugthuung für ein äußerlich und innerlichverfehltes Leben zu verſchaffen.

Dieſe merkwürdige Publication*) iſt ſoeben in vornehmer Ausſtattung von einem bekannten Münchener Kunſtverlage in einer kleinen Anzahl numerierter Exemplare ausgegeben worden. Der ſtarke Quartband enthält die ſtreng-katholiſch gefärbten, aber friſch und unmittelbar geſchriebenen Lebenserinnerungen Wasmanns, in denen viele charakteriſtiſche Lichter auf das Münchener und das römiſche Künſtlerleben der Dreißigerjahre fallen, ſowie auf einzelne hervorragende Perſönlichkeiten, Cornelius, Overbeck, Clemens Brentano und andere. Für uns Oeſterreicher ſind beſonders die Schilderungen Merans und ſeines Lebens anziehend, bevor es noch Curort war, und als es anfieng, ein ſolcher zu werden. Nur nebenher erwähne ich, weil ſchon genügend darauf hingedeutet wurde, das allgemein menſchliche Intereſſe, das die religiöſen Angelegenheiten des Mannes, insbeſondere die Geſchichte ſeines Glaubenswechſels und des ſpäter erfolgten Uebertrittes ſeiner Gattin, für ſich in Anſpruch nehmen.

Außerdem enthält das Buch eine ſorgfältig getroffene Auswahl von Handzeichnungen und Oelbildern, und zwar Porträts, Acte, Landſchaftsſkizzen und Thierſtudien ausſchließlich aus der beſten, vielleicht muſs man ſagen, der allein guten Zeit des Malers (1828—1836) in vorzüglicher Wiedergabe. Die Lichtdrucke, deren Herſtellung, wie der Kenner auf den erſten Blick erräth, ſelbſt von einem Künſtler, von dem Herausgeber Grönvold überwacht wurde, gehören zu dem Beſten, was die gegenwärtige Productionstechnik liefern kann. Der Umſchlag und die Vignetten zu den einzelnen Abſchnitten ſind von der originellen Hand Th. Th. Heines mit geiſtvollen Anklängen an den Stil der Dreißigerjahre gezeichnet. Ueberhaupt zeugt die ganze Ausſtattung von einem Geſchmack, wie ihn erſt wieder die moderne Zeit [illegible] gegenüber gezeigt hat. Kein Künſtler von Namen und Ruf beſitzt ein [illegible] inneres und zugleich glänzenderes Denkmal, als es in dieſem Werke einem verunglückten Genie geſetzt wurde.

Es läge in einer ſolchen [illegible], wenn ſie nicht einzig daſtände, ein ſtarker Troſt für alles künſtleriſche Schaffen, ja für alles menſchliche Streben: daſs das Tüchtige, wenn auch vereinzelt und während eines im ganzen verfehlten Lebens geleiſtet, nicht verloren gehen kann, ſondern früher oder ſpäter zur Wirkſamkeit gelangt.

Graz. **Dr. Emil Ertl.**

[illegible footnote]

Mitterwurzer.

(Geſtorben am 13. Februar 1897.)

Will man einen großen Mann verſtehen lernen, ſo darf man nicht ſeine Freunde fragen; die Bewunderung lallt, aus den irren Lauten der Liebe werden wir nichts vernehmen. Hören wir die Feinde, ihr Haſs wird uns eher die Wahrheit ſagen, freilich in ſeiner wilden Sprache. Was die Feinde an einem haſſen, das iſt immer ſein Beſtes.

Die Feinde ſchildern Mitterwurzer als einen problematiſchen, mehr intereſſanten als edlen Künſtler von großer, aber unreiner Begabung, die ſich ihre beſten Abſichten immer durch wunderliche Launen verdorben hätte; es ſei ſein Fluch geweſen, niemals reif zu werden. Wie oft haben wir das in allen Variationen leſen müſſen! Man zweifelte an ſeiner Größe nicht mehr, man konnte nicht mehr leugnen, daſs dieſer Gewaltige neben Salvini, neben der Bernhardt, neben Kainz ſtand. Aber es hieß noch immer, daſs er unfähig ſei, jemals eine reine Geſtalt zu ſchaffen. Er könne ſich nicht vergeſſen, durch alle Figuren laſſe er plötzlich ſeine Perſon ironiſch blicken, ſtatt eine Rolle zu ſpielen, ſpiele er nur mit ihr. Wie oft haben wir das hören müſſen! „Er iſt ja gewiſs ein außerordentliches Talent", pflegten ſeine Collegen gütig zu ſagen; „ſchade, daſs er nicht der unſere werden will!" In der That iſt er bis an ſein Ende niemals der ihre geworden; an der gewiſſen „Würde" des Burgtheaters hat es ihm immer noch gefehlt, jenen „heiligen Ernſt" hat er ſich nicht aneignen wollen. Dieſe „Würde" ſcheint darin zu beſtehen, daſs es keinem Schauſpieler genügt, bloß ein Schauſpieler zu ſein, jeder will noch mehr. Der iſt ein Sprecher und hat das Gefühl, der verantwortliche Hüter der deutſchen Sprache zu ſein, jener geht als das Modell unſerer Eleganz und der guten Manieren herum, ein anderer will den Idealismus hochhalten. Das Theaterſpielen kommt bei ihnen immer erſt zuletzt, es iſt ihnen nur ein Mittel: um das Volk zu bilden oder die Ideale zu hegen u. ſ. w. Nun, davon hat Mitterwurzer nichts wiſſen wollen: ihm iſt das Theaterſpielen ein Zweck geweſen, der einzige Zweck ſeines ganzen Lebens. Er hat Theater geſpielt, um Theater zu ſpielen, wie der Vogel ſingt, weil er ſingen muſs und weil es ihn freut. So hat er Theater geſpielt, weil es ihn gefreut hat, und niemals hat er uns dabei vergeſſen laſſen, daſs es ein Spiel iſt, daſs es ſeine Paſſion iſt und daſs es eben Theater iſt.

Das iſt das Beſondere an ſeiner ganzen Art geweſen. Das iſt es, was ihm die Pedanten nicht vergeben konnten, und das iſt es nach meinem Gefühl, was ihn zum größten Schauſpieler unſerer Zeit gemacht hat. In der wildeſten Leidenſchaft hat er uns durch einen klugen Blick, durch eine raſche Wendung ſeiner ſo energiſchen und jedem Wink des Gedankens nachgiebigen Miene immer noch erinnert, daſs es ja doch nur ein Spiel iſt, was wir ſchauen. Dies ſcheint mir aber die tiefſte Abſicht der tragiſchen Kunſt zu ſein, daſs ſie uns mit dem Ernſt des Lebens ſpielen laſſen will. Indem ſie uns Bilder zeigt, die wir als unſer Schickſal erkennen, aber dabei eben das, was uns ſonſt ächzen und ſtöhnen macht, als ſchönen Schein behandelt, dadurch löst ſie den ſchweren Wahn des Daſeins von uns ab, nun athmen wir auf. Es iſt ihr letzter Sinn, daſs wir uns an den Schrecken des Lebens erfreuen lernen: ſo kann ſie uns getroſt zurück in unſer tägliches Leid entlaſſen, wir nehmen ein ſtilles Lächeln des Unglaubens mit, es kann uns ja jetzt nichts mehr anthun. Der tragiſchen Kunſt gelingt es, uns mit dem Jammer des Daſeins Vergnügen zu machen. Nehmt alle Schrecken auf eurer Wanderung hin und lernt mit ihnen ſpielen — das iſt ihr letztes Wort. Sie will „heiter" ſein und uns vom „Ernſt" des Lebens befreien, indem ſie uns dasſelbe, was wir ſonſt als Leid und Laſt erleben, nun als Schein und Spiel erleben läſst. Das meinen wir, wenn wir die „Heiterkeit" der Griechen loben, dieſer doch tragiſchſten Menſchen. Das iſt Shakeſpeare, das iſt Mozart. Das haben die Romantiker mit ihrer Ironie wollen. Die Kunſt ſoll uns fühlen machen, was das Leben iſt und daſs es aber doch nur ein Spiel iſt; dann ſind wir durch ſie frei geworden. „Vernichtung der Realität, des Stofflichen," hat Semper einmal geſagt, „iſt nöthig, wo die Form als bedeutungsvolles Symbol, als ſelbſtändige Schöpfung des Menſchen hervortreten ſoll . . . Dahin leitete das unverdorbene Gefühl bei allen früheren Kunſtverſuchen die [illegible], dahin lehrten die großen wahren Meiſter der Kunſt in allen Zweigen derſelben zurück."

So ein großer wahrer Meiſter ſeiner Kunſt, den Edelſten der alten Zeiten gleich, iſt unſer Mitterwurzer geweſen. Draſtiſcher, [illegible] hat uns niemand auf der Bühne das Elend unſerer armen [illegible] von ſeinem [illegible] bis zu ſeinem Philipp, welch ein Weg aus der dumpfen Schmach kleiner Leute bis zur glänzenden Noth der Könige! Aber wenn wir ganz traurig und am Verzweifeln waren, [illegible] ſeiner philoſophiſch lachenden Augen, [illegible] ſeiner Hände geredet — vergeſſet nicht, [illegible] bloß Schein iſt: unſere Schmerzen [illegible] Zeit! Dieſes Retten aus dem Leben durch

eine ſtille Ironie iſt ſein herrliches Geheimnis geweſen; darum iſt ihm das Volk zugelaufen, um die Weisheit unſeres Daſeins von ſeinen ſpöttiſchen Lippen zu nehmen. Durch ihn haben wir empfunden, daſs unſer Schickſal, wie gemein es ſei, zuletzt doch bloß ein Spiel von wunderbarer Schönheit iſt, auf das Lieblichſte zu ſchauen, zum Vergnügen des Weiſen beſtimmt, der gelernt hat, ſich zu beſcheiden, ſo daſs er Gott ähnlich geworden iſt.

Unſer Mitterwurzer iſt — ſagen wir es mit einem Wort, das ihn gefreut hätte — er iſt nichts als ein großer „Spieler" geweſen. Mit den Worten des Svengali iſt er geſtorben, von den Worten des Theaters hat er gelebt. Dem Theater hat er immer gehört; ſonſt hat er nichts ſein wollen. Das haben die geſcheiten Leute nicht begreifen können. Ihnen iſt er nicht „ernſt" genug geweſen, wie ihnen Goethe zu „kalt" und Mozart zu „kokett" iſt; daſs die Kunſt das Lachen der Ewigkeit über das Tägliche iſt, haben die Armen nie empfunden. Sie haben ihn verächtlich einen Modernen genannt, den Schauſpieler der Senſation. Sollen wir aber ſchon ein Beiwort für ihn ſuchen, ſo wollen wir ihn den claſſiſchen Schauſpieler unſerer Zeit nennen. Claſſiſch nennen wir ja, was uns die großen Griechen hinterlaſſen haben. Claſſiſch heißt uns jene lächelnde Form der Kunſt, die das Leben zu bändigen weiß. Das hat er können. Wenn er auf die Bühne kam, dann wuſsten wir, daſs unſer Schickſal, wie tückiſch es ſich oft geberden mag, doch bloß ein heiteres Spiel mit uns iſt. Dies, was wir bei Shakeſpeare, Goethe und Mozart fühlen, dieſen heiligen Scherz des Lebens hat er uns fühlen laſſen; ſo ſind wir durch ihn gut geworden. Laſſet uns das nicht vergeſſen und laſſet uns ihm treu bleiben!

Hermann Bahr.

Lebenswende.

(Eine Komödie von Max Halbe. Zum erſten Male aufgeführt im Raimund-Theater am 18. Februar.)

Das war vorauszuſehen: Das Theater kann der Halbe'ſchen Komödie nichts geben und nichts nehmen. Unangefochten und ungeliebt, ohne Sympathien und ohne eigentliche Gegner zu finden — unangetaſtet — ſo gieng „Lebenswende" nunmehr auch bei uns über die Bühne. Es hat durch das Mitthun der Oeffentlichkeit keine Förderung und keinen Schaden erfahren und konnte das auch nicht erwarten. Dieſe Strindbergiſch klingende Komödie, in Berlin übrigens Tragikomödie genannt, iſt nicht von jenen Stücken, die durch das Publicum ergänzt werden. Im Gegentheil, wenn ſie überhaupt beſtehen kann, kann ſie höchſtens trotz des Theaters beſtehen und vollſtändig unabhängig von den Menſchen, die da ſitzen, zuſehen und mitfühlen wollen. Wie eine glatte, ſchillernde Schlange entgleitet ihnen dieſe pſychologiſche Studie, die eigentlich eine Sammlung vieler kleiner Studien iſt, voll ſcheinbarer Widerſprüche, voll winziger Spielereien und keinen Moment den vorgefaſsten Neigungen und Wünſchen der Menge entgegenkommend. Wie ein Stück Eis in der warmen Hand zerfließt der Inhalt, der dramatiſche Sinn des Stückes, wenn man ihn faſſen will. Als bloß naiver Zuſchauer — und als ſolcher ſitzt man ja vor der Schaubühne — kann man dazu nicht Ja und nicht Nein ſagen. Das Theater kann dieſem Werke nichts geben und nichts nehmen. Die zweite Perſon, die des Empfängers, kann hier neben der erſten, der des Dichters, nicht zu Worte kommen.

Das ſtimmt in gewiſſem Sinne zum Dichtercharakter Halbes, wie er mir im allgemeinen bekannt iſt.

Soll ich Halbe als Dichter mit einem einzigen Ausdruck näher beſtimmen, ſo wüſste ich keinen anderen, als das Wort männlich — man nehme alles zuſammen, was in dieſem Wort an Determinierungsfähigkeit enthalten iſt. Frau Marholm hat, glaube ich, von Strindberg einmal geſagt, er ſei im allerhöchſten Grade le mâle. Wenn ich nun ein paar Zeilen vorher zur Charakteriſierung des Halbe'ſchen Stückes, in einer blinden Eingebung, den Namen Strindberg vergleichend heranzog, ſo hat man jetzt das tertium comparationis. Le mâle — das ſind beide in gleichem Maße, wenn auch Halbe der Nervöſere iſt: ſcharf, ohne Conceſſionen, eigenwillig ſind beide, wenn auch Strindberg der Conſequentere und Entſchiedenere iſt. Beide laſſen ihre Menſchen kurze, farbloſe und abſtracte Sätze ſprechen: Sätze, die ausſehen, als ob ſie fertiggedachte Gedanken in möglichſt präciſer Form ausdrückten. Auf beiden — auf Strindberg freilich ungleich mehr und deutlicher — liegt ein Schein von ſcharfer, unerbittlicher Logik. Und beider Schaffen ruht doch auf einem Grunde, der ganz irrational und nichts als Inſtinct iſt. An der „Lebenswende" läſst ſich das ſo deutlich zeigen, daſs es faſt banal klingt. Einzelnen Dialogſtellen, ja ganzen Scenen des Stückes folgen wir mit dem Verſtande — nur mit dem Verſtande — in geraden, ſicheren Schritten. Und alles zuſammen ergibt doch kein verſtändliches oder gar mathematiſch ausrechenbares Ganzes. Das Ganze iſt irrational, und dieſer Erkenntnis muſs ſich der Kritiker beſcheiden. Findet man nicht, daſs alles dies mit dem Wort männlich geſagt war? Ich glaube wohl. Der undefinierbare, irrationale Inhalt einer Dichtung und die präciſe logiſche Form des Ausdrucks, die alſo Scheinform iſt, — das, finde ich, verräth das eigentlich Männliche in der Gattung homo sapiens poeta. Und das ſtellt die Halbe und Strindberg in eine und dieſelbe Linie, in jene Linie, in der auch Hebbel ſtand. Und das bringt ſie andererſeits in charakteriſtiſchen Gegenſatz zu den weiblichen, lyriſcheren aber viel weniger inſtinctiven und viel rationaliſtiſcheren Dichternaturen der letzten Zeit, zu den Grillparzer, Hauptmann, Ernſt Rosmer, Schnitzler und dem weiblichſten und rationaliſterteſten Georg Hirſchfeld.

Man wird außer Strindberg unter den modernen Bühnendichtern nicht viele finden, die ſich der erſtgenannten Species ſo unbedingt einreihen ließen, wie der Halbe der „Lebenswende". Daſs es nicht viele gibt, finde ich vollkommen begreiflich. Die Bühne von heute mit den zahlloſen Conventionen, an denen ſie hängt, mit ihren beſchränkten Vorurtheilen, mit ihrem corrumpierten Publicum iſt kaum das richtige Arbeitsfeld für rauhe, rückſichtsloſe, aus tiefſtem Grund originelle Männlichkeit. Man denke nur an Hebbel und ſein Theaterſchickſal. Das iſt typiſch für die ganze Linie. Der künſtleriſche Egoismus dieſer Naturen — mit dieſem Worte beweist man ihre Männlichkeit am beſten — vermag eine unterhaltungsſüchtige Bürgerverſammlung kaum zur Theilnahme einzuladen. Inſofern kann man ſagen, daſs das vom Bühnenſtandpunkt miſsliche Schickſal der „Lebenswende" gerecht iſt in einem höheren Sinne, d. h. aus ſeinem eigenen Weſen und dem Weſen des Dichters fließt.

Ich will die praktiſche Probe auf dieſen Lehrſatz machen, indem ich einen Augenblick lang die „Lebenswende" bloß vom Bühnenſtandpunkt prüfe — aus den Augen gerückt ſei alſo der ganze Hintergrund von Werk, Dichtung und Literatur. Die „Fehler", die ſich dann im Stücke zeigen, ſind zum größten Theile wirklich nichts anderes als befremdliche Eigenheiten, die mit einer gewiſſen Dichterindividualität — oder Species, wie ich oben ſagte — nothwendig zuſammenhängen, mit ihr bleiben oder fallen: ſozuſagen Fehler des Sujets, und das ſind bekanntlich bei einem Dichter keine. Zu einem nicht geringen Theile freilich, aber erſt in ſecundärer Hinſicht, ſind es auch Fehler an ſich, Nachläſſigkeiten und Unzulänglichkeiten der Ausführung. Auf dieſe will ich mit einigen Worten eingehen. Vom Bühnenſtandpunkte aus muſs die Hauptſchwäche des Stückes ſo formuliert werden, daſs es aus mehr als einer Abſicht geworden ſei. Mehr als eine Abſicht iſt im Theater immer ſo viel wie gar keine. Es führt kein gerader, überſehbarer Weg vom Anfang des Stückes bis zu ſeinem Ende. Es macht uns mit ſechs Menſchen bekannt, und keiner ſteht im Mittelpunkte. Es hat vier, in einer anderen Bearbeitung fünf Acte und keine Steigerung, keinen Höhepunkt. Machen wir uns doch mit wenigen Worten klar, was das Stück an äußeren Zuſtänden und Ereigniſſen enthält. Ein verbummelter, phantaſtiſcher Student, ſchon nahe den Dreißig, lebt in Berlin als Zimmerherr eines ungefähr gleichaltrigen Fräuleins. Ein junges Mädchen, die Nichte der Hauswirtin und bei ihr zu Gaſte, vervollſtändigt den Hausſtand. Zum Studenten kommt ein Jugendfreund zu Beſuch, der einige Jahre in München gelebt hat und Erzgießer geworden iſt. Weyland ſteckt voll zielbewuſster Pläne, voll energiſcher Arbeit. Das ältere Fräulein im Hauſe, Olga, iſt ſehr bald von ihm eingenommen, während das Verhältnis zwiſchen dem Studenten und der Jüngeren ein ewiger Flirt, eine harmloſe Liebelei iſt. Olga fängt Weyland zu bemuttern an — darin verräth ſich ihre Liebe zuerſt. Als ſie hört, daſs er, um mit einer Erfindung durchzudringen, Geld braucht, will ſie ihm helfen. Und nachdem er ihr geſtanden hat, daſs er nie ein Weib nehmen wird, um kein Hindernis auf ſeinem vorgezeichneten Wege zu haben, will ſie ſich für ihn aufopfern. Sie will einen reichen Freund, der ſie liebt, um die Summe bitten und ſie, wenn nothwendig, damit erkaufen, daſs ſie ihn heiratet. Allein, das ſchlägt fehl und führt ſogar zu Miſsverſtändniſſen. Olga verſucht es mit einem andern, aber im letzten Moment vereitelt Weyland alles. Er will ſich ſelber helfen, er will niemandes Opfer. Er nimmt von Olga Abſchied und findet zum Schluſſe wirklich ohne Vermittlung einen Menſchen, der ſeinen techniſchen Plänen Geld anvertraut — es iſt zufällig Olgas reicher Freund. Daneben aber läuft, denſelben Umfang einnehmend, die Liebes- und Jammergeſchichte des Studenten Ebert, der ſich mit Bertha eingelaſſen, zumeiſt gegen ihren Willen, verlobt und zerſchlägt, um ſich am Ende — man kann es nur vermuthen — wieder mit ihr zu verloben.

Erhellt aus dieſem Gemiſch von Thatſachen eine beſtimmte dichteriſche Intention? Nein, und doch liegt eine im Stück. Nur blieb ſie als todtes Material, ohne verarbeitet und verlebendigt zu werden, im Dialog und im Titel ſtecken. „Lebenswende" — das ſoll alles ſagen. Um das dreißigſte Jahr iſt es für den Mann an der Zeit, die Illuſionen abzulegen, ſich ſein Leben nach Principien einzurichten und mit Abſicht und Berechnung zu ſchaffen. Weyland thut das. Ebert kann's nicht. Das iſt das moraliſche Element im Stück. Aber die eigentliche Abſicht des Dichters wage ich darin nicht zu erblicken, da es ja nicht die einzige iſt. Die Handlung geht ihren eigenen Weg, ohne der Idee einer beſtimmten Weltanſchauung zu dienen. [illegible]

Digitized by Google

Damit bin ich von den einzelnen Fehlern wieder zur Eigenart des Ganzen emporgeſtiegen, zu den „Fehlern", die für gewiſſe Dichternaturen typiſch ſind; jene Naturen, die ich oben männlich und poetiſche Egoiſten genannt habe. Noch beſſer könnte man ſie vielleicht ſympathielos nennen. Sie ſchaffen nicht aus Sympathie, und ſie erwecken auch keine — ſie ſind viel eher Männer der Oppoſition. Die warme, intime Poeſie der Grillparzer, Hauptmann u. ſ. w. fehlt ihnen ganz: ſie haben ſtatt deſſen etwas anderes; nur iſt es nicht ſo leicht, dieſes andere zu verſtehen oder zu benennen oder gar ſich daran zu erfreuen.

Es iſt klar, daſs mit dieſen Kategorien keine abſolut richtige Eintheilung vorgenommen ſein kann. Individualitäten ſind keine Typen und können nur annäherungsweiſe dafür genommen werden. Man wird mir vielleicht ſogar gerade bei Halbe die Kategorie zerſtören wollen. Unter den vielen Stücken, die er geſchrieben hat, findet ſich ja bekanntlich eines, das man ſich gewöhnt hat dem Dichter als Etikette aufzukleben: „Jugend". Allein, dieſen Einwand laſſe ich nicht gelten. Die „Jugend" ſollte keine „warme und intime" Dichtung ſein? hat man mich oft ſchon verwundert gefragt. Ich habe immer Nein geſagt. Die „Jugend" iſt ein Werk von großer Kraft und Sinnlichkeit, aber von derſelben „männlichen", nicht erwärmenden und in dieſem Sinne ſympathieloſen Art, die ich dieſem Dichter überhaupt zuſchrieb. Die „Jugend" hat ſich die Bühne erobert und behauptet wegen Vorzüge, die hier nicht auseinanderzuſetzen ſind. Die „Lebenswende" hat ſich die Bühne nicht erobert, aber ſie verräth nicht weniger vom wahren Geſichte des Verfaſſers, eher mehr.

Die Darſtellung des Stücks im Raimundtheater zeigte mehr Talent und Verſtändnis der Schauſpieler als Kunſt oder Eifer der Inſcenierung. Wie ich höre und auch von ſelber hätte merken können, iſt das Stück nach drei Proben herausgebracht worden. Es haben alſo die Damen Keſter und Meißner, Herr Klein — der Held des Abends — und die Herren Schildkraut und Godai ohne den Herrn Director gekämpft. **Alfred Gold.**

Die Woche.

Politiſche Notizen.

In der Glanzzeit der liberalen Partei klagte man vielfach über die Cumulierung von Mandaten in der Perſon eines Candidaten, ſeit dem letzten Mittwoch, ſeit der Wählerverſammlung der liberalen Partei in der Inneren Stadt, in welcher ſich nicht weniger als ſieben liberale Candidaten um vier Mandate bewarben, hat man eher Grund, den Liberalen die Cumulierung mehrerer Candidaten auf ein Mandat vorzuwerfen.

*

Dieſe Entwicklung von der Mandate- zur Candidaten-Cumulierung iſt leicht zu erklären. Der verhältnismäßige Wert von Candidaten und Mandaten richtet ſich ſtreng nach dem Geſetz von Angebot und Nachfrage. In früherer Zeit verfügte die liberale Partei wohl über zahlreiche tüchtige Männer, aber über noch mehr Mandate. Das war günſtig für die Candidaten, die Candidaten der liberalen Partei waren, börſentechniſch ausgedrückt, „Geld". Sie hätten ſich förmlich zerreißen müſſen, um allen an ſie ergehenden Aufforderungen zur Uebernahme aller erdenklichen öffentlichen Ehrenſtellen auch nur halbwegs entſprechen zu können.

*

Seitdem hat ſich die Zahl der soi-disant großen Männer der liberalen Partei bedeutend, ſehr bedeutend verringert, aber die der liberalen Mandate hat noch bedeutender, weit bedeutender abgenommen. So iſt die liberale Partei an Candidaten arm geworden, aber noch ärmer an Mandaten. Der Schluſs iſt, daſs ſie heute verhältnismäßig noch immer mehr Candidaten hat als Mandate. Die Candidaten ſind, abermals börſentechniſch, „Waare" geworden. Jetzt müſste man die paar übrig gebliebenen liberalen Mandate förmlich zerreißen, um dem Anſturm der liberalen Candidaten einigermaßen genügen zu können.

*

Rechnen wir: auf die ganze Stadt Wien kommen vier Mandate. Davon gehören [illegible] drei, [illegible] zwei, der ſocialdemokratiſchen Partei. [illegible] Um dieſe zwei Mandate haben ſich nun am Mittwoch nicht weniger als ſieben Candidaten beworben. Es kommen alſo [illegible] Candidaten auf ein Mandat, [illegible] Decimalbruch von einem Mandat, [illegible] zwei Mandaten, [illegible] 0·285714 ... Mandat. [illegible] Wahlcomité [illegible].

[illegible]

Die gegenwärtig betriebene antiſociale Politik der liberalen Partei durch die im Jahre 1897 eingeführte Wahlreform unmöglich geworden iſt. Herr Noske und Herr Wrabetz ſind eine Art von politiſchem perpetuum mobile. Sie haben ſeit Jahren den Antiſemitismus aufs allerheftigſte bekämpft. Unter ihrer Kampfmethode iſt aber der Antiſemitismus aufs allergedeihlichſte emporgewachſen. Umſo dringender nothwendig iſt dadurch die entſchiedenſte Bekämpfung des Antiſemitismus geworden. Zu dieſem Zweck — ſo ſagen beide — muſs man die Herren Noske und Wrabetz wieder wählen. Wählt man ſie wieder und ſetzen ſie ihren Kampf gegen den Antiſemitismus mit dem gleichen Erfolg fort, ſo wächst der Antiſemitismus noch mehr, ſeine Bekämpfung wird noch dringender, infolge deſſen müſſen dann, nach weiteren ſechs Jahren, die Herren Noske und Wrabetz um ſo ſicherer wiedergewählt werden, damit ſie ihren Kampf fortſetzen, der wieder den Antiſemitismus ſtärkt, was die Herren Noske und Wrabetz noch unentbehrlicher macht, und ſo weiter bis in infinitum. Der ſechſte der liberalen Candidaten, Herr Dr. Mittler wieder, leidet an ſtaatsrechtlicher Hyſterie. Wie andere nervöſe Leute von Angſtgefühlen befallen werden, wenn ſie über einen offenen Platz gehen („Platzfurcht"), ſo bekommt Herr Dr. Mittler Herzbeklemmungen, ſo oft, alle zehn Jahre, der Ausgleich mit Ungarn erneuert wird. Er fühlt, wie er behauptet, daſs dabei „an den Grundfeſten der Monarchie gerüttelt" wird. Lediglich um Herrn Dr. Mittler von ſeiner pathologiſchen „Ausgleichsfurcht" zu curieren, wäre es gut, ihn ins Parlament zu ſchicken, wo er alsbald erkennen würde, daſs beim zehnjährigen Ausgleich an den Grundfeſten der Monarchie gar nicht gerüttelt wird, da dieſe vielmehr — was ſtaatsrechtlich Geſunden ſchon aus der Anordnung in der Manz'ſchen Geſetzausgabe, 19. Band, einleuchtet — in der Pragmatiſchen Sanction vom 6. December 1724 liegen, welche nicht gekündigt werden kann. Dr. Kopp endlich hat ſelbſt geſagt, warum man ihn wieder wählen ſoll. Er ſagte nämlich: „Es iſt nothwendig, daſs neue Kräfte auftreten". Und faſt ſo gut wie eine ſolche neue Kraft iſt doch ſicherlich Herr Dr. Kopp ſelbſt, der im politiſchen Leben bereits ſo alt iſt, daſs er — wie er in ſeiner Polemik mit Prof. Singer offen bekannte — ſich an ſeine politiſche Vergangenheit ſchon ſelbſt nicht mehr erinnert, daher ſo gut wie keine politiſche Vergangenheit hat, weswegen man ihm auch nichts aus ſeiner Vergangenheit vorwerfen darf, infolge deſſen auch für ihn das gilt, was oben bereits für die politiſchen Neulinge, die Herren Dr. Altſchul und Redl, angeführt worden iſt. Q. e. d.

*

Oft hat man geklagt, daſs Oeſterreich noch immer viel zu wenig „Induſtrie" beſitze. Dem Uebel ſcheint aber während der Wahlbewegung gründlich abgeholfen worden zu ſein. Am Mittwoch erſchien nämlich, unterzeichnet von den Herren Baron Leitenberger und Genoſſen ein Wahlaufruf namens „der Induſtrie", und am Donnerstag erſchien wieder ein anderer, von den Herren Goebel, Paſtrée und Genoſſen, unterzeichneter Wahlaufruf, gleichfalls namens „der Induſtrie". Dem doppelten Wahlaufruf nach zu ſchließen, ſcheinen wir die Induſtrie nicht bloß einfach zu beſitzen, ſondern gleich doppelt. Dieſer Reichthum an „Induſtrie" hat uns hoch erfreut. Doch die Freude währte nicht lange. Denn als wir die beiden Wahlaufrufe durchlaſen, erfuhren wir daraus die traurige Thatſache, daſs die zwei Induſtrien Oeſterreichs auch zwei ärgſte Feinde beſitzen. Der Leitenberger'ſche Wahlaufruf benennt nämlich die Socialdemokratie, der Goebel-Paſtrée'ſche Aufruf erklärt die ſocialpolitiſche Richtung als den ärgſten Feind „der Induſtrie". Die Socialdemokraten wollen alſo die Leitenberger'ſche, die Socialpolitiker die Goebel-Paſtrée'ſche „Induſtrie" zugrunde richten. Das muſs ein ſchreckliches Leben ſein für ſo einen armen Induſtriellen. Wo er ſich auch hinwendet, ob auf die Leitenberger'ſche oder auf die Goebel-Paſtrée'ſche Seite, überall ſieht er ſeinem Henker ins Geſicht. Da wird es für die Induſtriellen am geſcheiteſten ſein, ſich keinem von beiden zuzuwenden, weder dem Leitenberger, noch dem Goebel-Paſtrée. Dann wird er wohl von beiden Uebeln verſchont bleiben, von der Feindſchaft der Socialdemokratie gegen die Leitenberger'ſche ebenſo wie von der der Socialpolitiker gegen die Goebel-Paſtrée'ſche Induſtrie.

*

Wie ein genialer Kopf doch ſeiner Zeit und ſeiner Umgebung den Stempel ſeiner Individualität aufdrückt! Erſt ſeit 1½ Jahren nennen wir den Grafen Badeni unſeren Miniſterpräſidenten, und ſchon geht es nicht nur im Abgeordnetenhaus, ſondern auch im Strobach'ſchen Gemeinderath von Wien und im Gudenus'ſchen Landtag von Niederöſterreich wie im polniſchen Reichstag zu. **Fr.**

Volkswirtſchaftliches.

Bankbilanzen, Eiſenbahneinnahmen, Geldverhältniſſe und was ſonſt das [illegible] der Börſen zu bilden pflegt, liegen unbeachtet [illegible], und [illegible] Finanzwelt kennt nur ein Intereſſe, die politiſchen Ereigniſſe. [illegible] zu Anfang der Woche [illegible] Sorgen [illegible] und [illegible] das Ende der [illegible]. Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es [illegible], das Publicum wieder in größerem Maß [illegible] mit unglaublichem Aplomb [illegible] für ein [illegible] haben. [illegible] iſt der Kreis [illegible] Exiſtenz [illegible], welcher bloß die [illegible] eine Vermehrung machen können, wie [illegible] Curserhöhungen der letzten [illegible] einige Schlüſſe, um [illegible]. Die Vertreter der [illegible] Hineintragung der großen [illegible] wollen [illegible] Schaden, [illegible]

Digitized by Google

Speculant 100 Stück Effecten mit einer Einbuße von 10 fl. per Stück verkaufen muſs, viel geringer iſt als derjenige, wenn zehn ſolche einen Verluſt von 5 oder 3 fl. erleiden. Daſs die Coursrückgänge trotz der geringen Umſätze doch ſo bedeutend waren, iſt darin begründet, daſs das beſitzende Publicum auch bei den fallenden Courſen faſt nichts aufnahm, und das kann angeſichts der unklaren politiſchen Situation nur vernünftig gefunden werden. Andererſeits haben glücklicherweiſe die wirklichen Beſitzer von Effecten faſt nichts verkauft und ihre Ruhe nicht verloren; ein größerer Verkaufsandrang hätte wahrſcheinlich Courſe zur Folge gehabt, an welche heute gar niemand denken mag. In Berlin, wo das Publicum mit Bergwerks- und Induſtriewerten ſtark überladen iſt, ſcheint in manchen Momenten eine wirkliche Panik geherrſcht zu haben. Man will in Deutſchland die Abſchaffung des Termingeſchäfts in Bergwerksactien dafür verantwortlich machen. Es mag ja auch richtig ſein, daſs mancher, der Luſt gehabt hätte einzugreifen und Effecten zu kaufen, beim Caſſageſchäft, wo er nicht mehrere Wochen Zeit hat für die Geldbeſchaffung zu ſorgen, dies unterlaſſen hat. Aber vielleicht werden eben die jetzt gemachten Erfahrungen dazu beitragen, den Kreis derjenigen, welche mit fremdem Gelde kaufen, etwas einzuengen, und dann wird die Abſchaffung des Terminhandels doch nicht ganz wertlos geweſen ſein.

•

Die weitere Entwicklung der Börſen hängt natürlich ganz von den Nachrichten aus dem Orient ab. Vorläufig glaubt niemand an einen europäiſchen Krieg. Aber auch ohne dieſen wird die Lage ernſt genug bleiben, und die Furcht vor europäiſchen Verwicklungen nicht ſo bald ſchwinden. An dieſer Stelle iſt ſeit $1\frac{1}{2}$ Jahren immer wieder darauf hingewieſen, daſs angeſichts der Verhältniſſe in den türkiſchen Provinzen für eine Hauſſebewegung jeder Boden fehlt. So lange es nicht gelungen ſein wird, in der Türkei eine europäiſche Verwaltung einzuführen, ſo lange kann von einer Verlegung der türkiſchen Gefahr keine Rede ſein.

•

Es iſt gewiſs unvermeidlich, daſs auch falſche politiſche Nachrichten in die Welt telegraphiert werden, und daſs ſie manchmal eine ephemere Hauſſe, manchmal eine Panik erzeugen. So iſt auch der Coursrückgang am letzten Montag zum größten Theil durch die falſche Nachricht entſtanden, daſs ſich der ruſſiſche Botſchafter in Athen von einem gemeinſamen Schritte der Botſchafter ausgeſchloſſen habe. Aber was man verlangen könnte, iſt, daſs ſolche Nachrichten möglichſt raſch dementiert werden. Das iſt am genannten Tage um 2 Uhr mittags durch das „Fremdenblatt“ geſchehen, welches die unveränderte Einigkeit der Mächte hervorhob. Aber ſchon um 10 Uhr vormittag gab es Leute am Semmering, welche wuſsten, daſs ein beruhigendes Communiqué ausgegeben werden ſolle, und durch das Correſpondenzbureau hätte eine ſolche Beruhigung noch vor Beginn der Mittagsbörſe erfolgen können. Vor kurzem hat die franzöſiſche Regierung die Pariſer Börſe officiell über die politiſche Lage beruhigen laſſen. Man kann verſchiedener Meinung darüber ſein, ob die Regierung die Verantwortung für ſolche Erklärungen, wenn es ſich nicht um ganz präciſe, ihr genau bekannte Vorfälle handelt, übernehmen ſoll. Aber wenn es geſchieht, dann ſoll es doch womöglich nicht erſt dann geſchehen, wenn es durch die Ereigniſſe unnöthig geworden iſt. Der öſterreichiſche Börſencommiſſär hat am Mittwoch zum Schluſs der Börſe beruhigende Erklärungen abgegeben und am Montag hatte der Coursſturz ſtattgefunden, welcher durch eine falſche Nachricht verurſacht worden war, deren Unrichtigkeit das auswärtige Amt kennen konnte.

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Berlin. Schauſpielhaus, neu einſtudiert, „König Heinrich IV“. Berliner Theater, „Der Gymnaſialdirector“ von Eugen Zabel und Alfred Bock. Schillertheater, „Der letzte Tag“ von Paul Linſemann und „Doctor Schmidt“ von Dr. Karl Weinbrecht. Paris. Gymnase, „Le mari de la débutante“ von Meilhac und Halévy. Vaudeville, „La douloureuse“ von Maurice Donnay.

• • •

„Die rothe Brieftaſche“ iſt eine Anekdote, vom ungariſchen Dichter Csepregh mit liebenswürdigem Behagen in vier Acten erzählt. Züge von naivem Realismus und ſelbſtverſtändlicher, unbewuſster Milieuzeichnung wechſeln darin mit berechneten Bühneneinfällen und [illegible]. Ganz im Sinne der modernen Naturaliſtenmethode werden Conflicte mit kleinen unſcheinbaren Zufälligkeiten, Mißverſtändniſſen, Stimmungen u. ſ. w. herbeigeführt; aber der Bühnenwirkung zuliebe werden die Verwicklungen, die ſich daraus ergeben, bis zum Grotesken geſteigert. Ernſt und Heiterkeit grenzen, ganz nach dem Geſchmacke der Gebildeten, eng aneinander wie complementäre Flächen; aber der Ernſt iſt meiſtens zu ſentimental und die Heiterkeit zu derbe Komik. Etwas Unvereinbares, Unharmoniſches iſt für westeuropäiſche Begriffe in dieſem Stück, das in ſeiner Heimat für ein Meiſterwerk gilt. Daſſelbe Gemiſch von Einfachheit und Schwulſt, von epiſcher Ruhe und abgeſchmackt witziger Geziertheit iſt es ja, das man auf den „modernen“ Bildern der Ungarn findet — wie es ſcheint, ein charakteriſtiſches Merkmal aller jungen und halben Culturnationen. Die Aufführung des Stückes im Raimundtheater war nicht übel.

A. G.

• •

Es ſcheint, daſs bei den Geſellſchafts-Concerten [illegible] wechſelung auf eine gelungene Aufführung immer [illegible] folgen muſs. Das dritte Concert gehört zu der [illegible] die erſte Nummer (drei Chöre aus dem Oratorium „Das Weltgericht“ von Joſ. Bockner) war nicht vielverſprechend; es iſt eine fleißige und ſorgfältige Compoſition. Fleiß und Sorgfalt ſind nun allerdings im ſocialen Leben ſehr ſchätzenswerte Eigenſchaften, aber in der Kunſt opfern wir gerne alle guten Sitten für einen einzigen Funken von Genialität, und wenn ſie noch ſo übermüthig ſein ſollte. Hier aber ſchien jedes Opfer vergebens und indem wir von dem „Weltgericht“ wohl für immer Abſchied nehmen, verehren wir ſeinem Schöpfer gerne einen glänzenden Fleißzettel, aber keineswegs einen Lorbeerkranz. — Das darauffolgende Violin-Concert von Beethoven ſpielte Herr Florian Zajic mit großem edlen Ton und ſicherer Technik. Die Geſammtwirkung des Tonſtückes litt ein wenig unter dem Umſtande, daſs Soliſt und Dirigent (Herr von Perger) verſchiedene Auffaſſungen vom Tempo zu haben ſchienen, aus welchem der letztere durch keine noch ſo deutliche Anſpielung des Spielers herauszubringen war. Zwar ſprang der Dirigent immer noch zu rechter Zeit nach, verfiel aber ſofort wieder in ſeinen Schritt, wenn er eine Zeitlang allein gelaſſen wurde. — Auf dieſe beiden Compoſitionen folgte Händel's Cantate: „L'Allegro, il Penſieroso ed il Moderato“, die 1740 componiert, ſchon heuer zum erſtenmale auf dem Programme der Geſellſchaftsconcerte erſchien. Vor hundert oder ſelbſt vor fünfzig Jahren hätte die rührende Einfalt des Textes jedenfalls mehr Effect gemacht, doch dürfen wir in dieſer Beziehung bei Cantaten und Oratorien nicht zu ſtreng ſein, wir müſsten ſonſt auf die koſtbarſten muſikaliſchen Perlen dieſes Genres verzichten. Die mangelhafte, ſtark zuſammengeſtrichene Aufführung, ſowie die Intereſſeloſigkeit des Publicums zeigten ſo recht, daſs Wien nicht der richtige Boden der Oratorienconcerte iſt. Vor ſo leeren Bänken habe ich ſchon lange kein Concert ſpielen hören. In dieſer Kunſtgattung, ſowie in deren Beurtheilung und Vorführung ſind uns nun einmal auch kleinere deutſche Städte, und ſelbſt das unmuſikaliſche England, weit voraus. Wir neigen uns offenbar mehr der romantiſchen Auffaſſung zu, die entweder die dramatiſche Lebendigkeit der Oper, oder die Abwechslung orcheſtraler Farbenpracht der einfärbigen Gleichmäßigkeit des Chorgeſanges vorzieht. Unvortheilhaft wirkte auch die Art des Dirigenten, die beſten Partien des Werkes — wie neulich in der Schöpfung — theilnahmslos abzuhetzen. Bekannte Effectſtücke beſſerer Chorvereine, wie der Lachchor und die beiden Chöre der Fröhlichen, hätten ſonſt noch ganz anders gewirkt. Einzelne Stücke dieſer Cantate ſind in England ſo populär geworden, daſs ſie auf der Straße, auf dem Lande und ſelbſt von Leierkaſten geſpielt werden. Unſer Publicum aber dürfte kaum eine einzige Melodie daraus ſo liebgewonnen haben, daſs ſie dieſelbe auch nur kurze Zeit im Gedächtnis behielte. Allerdings ſtellen wir an die muſikaliſche Charakteriſtik der zum Ausdruck gebrachten Stimmungen noch ganz andere Anforderungen und es kommt uns vor, als hätte Händel bei der Compoſition ſeiner Cantate die flüſſige Temperamentloſigkeit des engliſchen Charakters vorgeſchwebt, für die auch ſo kindliche Sprünge wie ſie Händels Charakterzeichnung des „Fröhlichen“ enthält, ſchon eine große Leiſtung ſind. — Der Chor des Singvereines ſchien ſich ganz in die Stimmung des „Bedächtigen“ zu verſetzen. Die Einſätze waren faſt alle verunglückt, und in dem Chor zu Anfang des zweiten und in beiden Chören des dritten Theils trafen nur wenige Leitſtimmen den Einſatz, die übrigen hatten das Princip, ſich führen zu laſſen, nicht zu führen. Schade daſs Mitglieder, die muſikaliſch genug ſind, an richtiger Stelle nachzukommen, nicht zu bewegen ſind, auch zu rechter Zeit anzufangen. Von den Soliſten ſchien Herr Trapat, der die Arie des „il Moderato“ ſang, mehr die Mittelmäßigkeit als die Mäßigung zu verkörpern. Herr Georg Ritter (aus Dresden) verdient für die Uebernahme eines undankbaren Partes unſere Anerkennung, die wir ihm für die Coloraturſtellen auch gerne zollen. Die Palme gebürt Frau Julia Uzielli aus Frankfurt, die bei der Nachtigallen-Arie mit Flötenbegleitung auch den einzigen größeren Erfolg der Aufführung erzielte und verdiente. Wir haben die eminente Sängerin ſchon bei ihrem erſten Auftreten im populären Concert Roſés ſchätzen gelernt, wo ſie ſich durch den Vortrag vier moderner Lieder gleich als Geſangskünſtlerin erſten Ranges einführte. Sie ſang mit einer Wärme und Innigkeit, die ſofort gefangen nahm. Rubinſteins „Neue Liebe“, das eine beſondere Stimmentfaltung erfordert, gelang ihr weniger als Schuberts „Junge Nonne“ und Brahms' entzückendes „Ständchen“, das, ſtürmiſch acclamiert, wiederholt werden muſste. Damit iſt auch eine Charakteriſierung ihrer Kunſt gegeben, die in feinem, feſſelnden Vortrag und in meiſterhafter Verwertung des ihr zu Gebote ſtehenden Materials einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht hat. Dieſes Concert zählte überhaupt zu den ſchönſten Abenden der Saiſon. Man kennt die Leiſtungen des Quartetts Roſé, den markigen Ton und feinen [illegible]. In dieſer Beziehung [illegible] Hummer. [illegible]

R. W.

Bücher.

[illegible]

denen er ſich durch ſeine verſchiedenen Anſtellungen durchaus nicht entreißen konnte. Er, der Proteſtant, wirkte durchgehends in öſterreichiſchen Städten, in Graz, Linz und Prag, in welch letzterem Orte er die ruhigſten Augenblicke ſeines Lebens verbracht zu haben ſcheint. Nach der Schilderung des Lebenslaufes gibt Günther eine Darſtellung der Bedeutung Keplers als Mathematiker und Naturforſcher und ſpricht über ſein Verhältnis zur Aſtronomie. Bei Kepler findet ſich die Vereinigung zweier Eigenſchaften, die bei oberflächlichem Blicke einander auszuſchließen. „In demſelben Manne wohnte neben glühender, häufig poetiſche Formen annehmender Phantaſie ein mathematiſches Talent von ſo ungewöhnlicher Tiefe, daſs ihm vergönnt war, vorahnend die überraſchendſten Blicke in Probleme zu thun, deren Bewältigung auf methodiſchem Wege erſt einer ſehr viel ſpäteren Zeit gelingen konnte.“ Mit dieſem Satze iſt eigentlich der geniale Mann gekennzeichnet, denn die folgenden Abſchnitte befaſſen ſich mit der detaillierten Begründung dieſes Ausſpruches. Das „Kepler'ſche Problem“, die Weltharmonie, die „Astronomia nova“ verknüpfen mit Keplers Namen unlösbar die Fortſchritte der mathematiſchen Wiſſenſchaft. Auch als Phyſiker hat ſich der deutſche Aſtronom insbeſondere für die Lehre des Lichtes unſterblich gemacht; ihm iſt auch die Erfindung des Fernrohres zu verdanken, da er zuerſt die Theorie desſelben entwickelt hat. Seine größte Bedeutung aber hat Kepler als Aſtronom erlangt. Er war der Erſte, welcher die Bewegung der Planeten und die Geſtalt ihrer Bahnen richtig erkannt und in den drei „Kepleriſchen Geſetzen“ die Grundſätze niedergelegt hat, welche noch heute in der Aſtronomie ihre volle Giltigkeit haben. Dieſes Capitel iſt denn auch das ausführlichſt behandelte im Lebensbild Keplers und nach meinem Erachten das gelungenſte. Eingehender und liebevoller noch iſt Galilei behandelt worden. Das Leben dieſes großen Mannes hat ſich ungleich dem Keplers vorwiegend in ſonnigen Höhen bewegt; den einzigen großen Schatten auf dasſelbe wirft der Inquiſitionsproceſs, deſſen Verlauf Günther überaus anziehend geſchildert hat. Er ſtellt dabei manche Irrthümer richtig, die noch immer umlaufen. Insbeſondere der Ausruf „e pur si muove“ gehört der Legende an. Recht anſchaulich macht uns der Verfaſſer klar, in welcher Weiſe Galilei der Begründer der mechaniſchen Phyſik geworden iſt, und dann ſchildert er uns alle Erfolge, welche der Florentiner auf dem Gebiete der Aſtronomie erlangt hat. Von ihm rührt theilweiſe unſere Bekanntſchaft mit den Sonnenflecken her; er hat den Nachweis geführt, daſs der Planet Jupiter Bewegungscentrum von vier kleineren Planeten ſei. Zum Schluſſe verweiſt Günther auf die Verdienſte, die ſich Galilei auch auf anderen wiſſenſchaftlichen Gebieten erworben hat. Ganz beſonders muſs hervorgehoben werden, daſs die Darſtellung eine derartige iſt, daſs ſie auch dem Laien leicht verſtändlich bleibt. Zu tadeln wäre nur, daſs dem Buche eine Unzahl von Anmerkungen beigegeben iſt, welche füglich hätten entfallen können. —u.

Kant: „Sein Leben und ſeine Lehre“ von M. Kronenberg. München, C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung, 1897. 8°.

Kants philoſophiſche Wirkſamkeit bezeichnet das reife und abſchließende Reſultat der großen Aufklärungsbewegung des 18. Jahrhunderts, aber auch zugleich den Central- und Ausgangspunkt aller bis auf die Gegenwart fortwirkenden geiſtigen Richtungen des 19. Jahrhunderts. Der Aufklärung der mathematiſch-mechaniſchen Naturbetrachtung, die empiriſchen Unterſuchungen auf dem Gebiete der Pſychologie, Moralphiloſophie und Aeſthetik, die an die engliſchen Freidenker anknüpfenden Kämpfe des ſogenannten Vernunftglaubens gegen die theologiſche Orthodoxie, ſowie der von Rouſſeau angefachte leidenſchaftliche Drang, das Individuum von den Feſſeln einer falſchen Cultur zu befreien, alle dieſe und noch andere wichtige Culturſtrömungen des 18. Jahrhunderts finden ihre Abklärung und ihren verſöhnenden Abſchluſs in der Kant'ſchen Weltanſchauung, deren innerſter Kern durch ein Princip zum Ausdrucke gebracht wird, nach welchem das ganze Jahrhundert vergeblich geſucht und gerungen hat — durch die abſolute Autonomie des menſchlichen Geiſtes gegenüber der Welt der Erſcheinungen. Wie nun dieſer Grundgedanke alle Theile ſeiner Philoſophie, die erkenntnistheoretiſchen wie die praktiſchen, mit mächtiger Kraft durchdringt, ſo bildet er auch den gemeinſamen fruchtbaren Mutterboden, von dem aus in der Folgezeit immer neue Ideenkreiſe und Weltanſchauungen emporſprießen mußten; er wird der Ausgangspunkt für alle bedeutenden philoſophiſchen Syſteme und iſt der lebendig befruchtende Quell für die geſammte höhere Gedankenwelt unſeres Jahrhunderts. Und doch iſt dieſe Leuchte der die Wahrheit ſuchenden Menſchheit nicht in den geiſtigen Beſitz des Volkes der Denker übergegangen! Die Schuld daran liegt nicht ſo ſehr an dieſem als an unſerem einzigartigen Denker. Die geiſtvolle Frau von Staël hatte vollkommen recht, wenn ſie einſt ſchrieb: „Le talent de s'exprimer avec méthode et clarté est assez rare en Allemagne, les études spéculatives ne le donnent pas.“ Kants Aufmerkſamkeit war ſo ſtark auf die Sache gerichtet, daſs er die Form darüber völlig vernachläſſigte. Seine Sprache iſt ſehr dunkel, terminologiſche Ausdrücke jagen einander, die Darſtellung iſt ſchwerfällig, die Satzbildung höchſt unbeholfen. Sehr richtig bemerkt der Verfaſſer, daſs ſich oft ermüdend lange Perioden finden, in denen in der mannigfaltigſten Gruppierung Nebenſätze unter Zuhilfenahme von Parentheſen ineinander geſchachtelt ſind. Mit Freude begrüßen wir daher das vorliegende Buch, welches den Verſuch macht, Kant in faſslicher Form dem Verſtändniſſe der weiteren Kreiſe der Gebildeten zugänglich zu machen. [illegible] „Die Aufgabe, welche [illegible], war nach alledem eher mehr eine didaktiſche, als eine hiſtoriſche; es konnte ſich [illegible] darum handeln, neues Material ausfindig zu machen, als das vorhandene nach [illegible] Geſichtspunkten [illegible], welche den Zweck der Schrift erfordert. . . . Beſchränkung in der Auswahl des Stoffes war [illegible] Geſichtspunkten unbedingt erforderlich.“ Das Werkchen [illegible] „Kant als [illegible] [illegible] Darſtellung [illegible] [illegible] ſich erwies. [illegible] das nicht angebracht, als . . . [illegible] der Lehre ſeiner Zeitgenoſſen und durch [illegible] verbildeten [illegible] nur immer als der wahre praeceptor Germaniae, ja als [illegible] ganzen Menſchheit daſtehen wird.“ A. M.

Maria Janitſchek: Ninive. Roman. Leipzig 1896. Verlag Kreiſende Ringe. (Max Spohr.)

Dieſer Roman ſchildert die Erlebniſſe eines einfachen, empfindſamen Landmädchens, welches die Sehnſucht nach dem Unerhörten, Unerlebten in die Großſtadt treibt. Johanne Lobreis bewahrt auch in dem Tumult des neuen Lebens und nach den Enttäuſchungen ihrer kindiſchen Phantaſien ſoviel urſprüngliche, bauernzähe Kraft, um im entſcheidenden Moment, da die Bahn nach abwärts beginnt, in den Frieden und die Sicherheit ihres Dorfes heimzukehren. Man hatte ſie in einen Künſtlerkreis geführt. Dort hoffte ſie das reine Ideal des Mannes zu finden. Aber ſie erkannte rechtzeitig, welchen Wert die Frau hier hatte. Angeekelt von dem vermeintlich Geliebten und der unglaublichen Niedrigkeit und Verlogenheit dieſer Schriftſtellergeſellſchaft, aber noch betäubt von der fürchterlichen Zerſtörung ihres Lebensideales, geräth ſie unter eine Bande ſocialreligiöſer Betrüger. Das Chriſtusgeſicht des barfüßigen Führers, ſein wollenes Gewand, der Strick um den Leib, die wallenden Haare, der ſo milde Blick des neuen Heilands nehmen ſie gefangen. Sie tritt in die Geſellſchaft ein. Bald erkennt ſie auch die neue Gefahr und nimmt von Ninive, wo ſie das Ideale ſuchte und in das Gemeine geſtoßen wurde, Abſchied. Das Beſte dieſes ziemlich unbedeutenden Romanes iſt die Figur des Raiſonneurs und Skeptikers Max Lahringer, obwohl auch an ſeiner Geſtaltung die Convention fleißig mitarbeitete. Die ſchwülſtigen, ſchwülen Scenen unwahrer und unverſtandener Erotik, die an den letzten Novellen der Maria Janitſchek ſo misſfielen, fehlen hier beinahe. Aber indem ſie das eine Extrem vermied, näherte ſie ſich dem andern. Sie iſt wie ein Schiffchen, das nicht geradeaus ſteuern kann, ſondern entweder im Winde taumelt oder an ſeichten Stellen feſtliegt. Man muſs noch bemerken, daſs das Buch mit Zeichnungen und Vignetten des herrlichen Fidus ausgeſtattet iſt. M. M.

Revue der Revuen.

Die „Deutſche Revue“ vom Februar veröffentlicht aus einem Briefwechſel zwiſchen Anaſtaſius Grün und einem ihm befreundeten öſterreichiſchen Beamten, der auch zuſammen mit Grün im Frankfurter Parlament vom Jahre 1848 ſaß, Anton R. von Laſchan, mehrere politiſch intereſſante Schreiben des berühmten öſterreichiſchen Dichters. Unſeren Leſern iſt er als politiſcher Briefſchreiber ſeit einer Veröffentlichung der „Zeit“ vom vorigen Jahre kein Unbekannter mehr. Die Correſpondenz mit Herrn von Laſchan enthält ſehr bemerkenswerte Urtheile über die Ereigniſſe von 1848 und 1859. In einem Brief aus dem letztgenannten Jahre finden ſich die Stellen: „Sie fragen: Perſonen- oder Syſtemwechſel? Meine Anſicht darüber iſt in wenigen Worten geſagt. Wenn auch der Bär künftig Petz, der Wolf Iſegrimm und der Fuchs Reineke heißen ſoll, ſo iſt doch an der Sache nichts geändert . . . Es iſt ein alter Fluch Oeſterreichs, die Unfähigkeit dorthin zu ſtellen, wo ſie am meiſten Schaden anrichten kann, und die Fähigkeit dorthin, wo ſie am wenigſten zu wirken und zu nützen vermag. Dr. Bach wurde Miniſter des Innern, als ihm, wie zwei verunglückte Organiſationen darthun, unſere innere Adminiſtration noch eine terra incognita war; jetzt, nachdem der geſcheite Mann zehn Jahre Miniſter geweſen und ſein Gebiet mit ſeinem ſcharfen Auge erfaſst und vollkommen ſich angeeignet hat, jetzt, wo er wirken und nützen könnte, entfernt man ihn.“ — In demſelben Hefte theilt Graf Pfeil-Burghauß intereſſante Belege zur Geſchichte der ſchleſiſchen Weberaufſtände von 1844 mit, derſelben, die Gerhart Hauptmann zum Gegenſtande ſeiner dramatiſchen Arbeit gemacht hat.

„Das Leben“ heißt eine „Vierteljahrsſchrift für Geſellſchaftswiſſenſchaften und ſociale Cultur“, die vor kurzem in Wien zu erſcheinen begonnen hat. Eingeleitet wird das erſte Heft vom Herausgeber, Dr. v. Weichs, mit einem längeren philoſophiſchen Aufſatz, in dem das Leben mit und ohne Anführungszeichen oft genannt und eingehend beſprochen wird. Eine ſocialethiſche Weltanſchauung wird darin gepredigt, und die Nothwendigkeit einer religiös-conſervativen Grundlage im Vorbeigehen erwähnt. Aus dem reichen Inhalt erwähnen wir des weiteren: „Die Bedeutung der amerikaniſchen Präſidentenwahl für Europa“ von Dr. Rud. Meyer und einen gelehrten, aber an neuen Gedanken nicht eben reichen Aufſatz von Prof. Scala über Individualismus und Socialismus in der Geſchichtſchreibung. Dr. Joſef Grunzel ſchreibt über Japan, und die Chiffre Jung ſteht verſchämt unter einer zwei Seiten langen „[illegible]“.

Im letzten „Mercure“ beſpricht P. Quillard ein neues ſenſationelles Buch von Guſtave Geffroy, das „L'Enfermé“ heißt, und die Geſchichte des Auguſte Blanqui erzählt. Blanqui war eine der merkwürdigſten Perſönlichkeiten unſeres Jahrhunderts, ein Revolutionär, der mit 27 Jahren zum erſtenmale der Juſtiz verfiel und von da ab mehr als dreißig von ſeinen [illegible] fünfzig Lebensjahren im Gefängnis verbrachte, ohne daſs dies unerhörte Schickſal ihn einen Augenblick in ſeinen Geſinnungen ſchwankend gemacht hätte. Hinter Kerkermauern blieb er der unermüdliche begeiſterte Herold der Freiheit; vergeſſend ſich ſelbſt, war er voll zorniger Auflehnung, wo die Bedrückung die Menſchheit betraf. In ſeinem ſtolzen Stoicismus, der keinen Lohn begehrte und erhoffte, keine Strafe fürchtete, kein anderes [illegible] kannte, als das der eigenen Geſinnung, und indem er würdig zum Martyrer ward, iſt Blanqui ſeinem Biographen der Typus des modernen Helden.

Ein [illegible] höchſt originellen pädagogiſchen Verſuch, der gegenwärtig an einer Volksſchule in [illegible] in Amerika angeſtellt wird, erzählt [illegible] in der [illegible] Nummer des „Forum“: In Anbetracht deſſen, daſs iſt der Entwicklungsgang der ganzen Menſchheit im Leben jedes Individuums [illegible] der dortigen Schule ihre Zöglinge auch [illegible] durchleben laſſen und ihnen [illegible] lebendig zum [illegible] „der Stamm des Hiawatha“ führt ihnen das [illegible] der Jäger und Nomaden, vor Augen. [illegible] wird ein Abſchnitt aus dem Leben der [illegible] erzählt und von den Kindern, [illegible] dramatiſch dargeſtellt. Durch [illegible] und ſo weiter.

Digitized by Google

darauf hingeführt, ſich im Zuſammenhang mit allem organiſchen Leben, allen Thieren und Pflanzen zu fühlen. Der zweite Saal, der das Leben der Hirten darſtellt, führt hinüber zur Cultur der Griechen, in deren Mitte uns der dritte Saal führt. Dort ſchauen Götterbilder, griechiſche Frieſe und Ornamente von den Wänden; helleniſche Tempel und Wohnhäuſer werden in Thon von den Kindern erbaut, die hauptſächlichſten Scenen aus Geſchichte und Sage von ihnen mimiſch ausgeführt. So geht es über die Römer ins Mittelalter, durch die Renaiſſance zu den Religionskriegen. In der höchſten, der achten Claſſe bildet der Staat und ſeine Organiſation den ſpeciellen Gegenſtand des Studiums. Gerechtigkeit, Geſetzmäßigkeit und gemeinſames Zuſammenwirken werden den Schülern als die Grundlagen alles Gedeihens dargeſtellt, die Familie — dieſer Staat im Staate — als das Vorbild eines idealen Gemeinweſens geſchildert. — Wie es in dieſer Schule mit den poſitiven Wiſſenſchaften ſteht, wie lange ſie überhaupt beſteht, welche Reſultate ſie bisher zutage gefördert, verräth der intereſſante Artikel nicht.

Der Engel.

Von Henryk Sienkiewicz.

Im Städtchen Lupiskorow wurde nach dem Begräbniſſe der Kalikſtowa die Veſperandacht abgehalten. Nachdem dieſelbe beendigt war, blieben noch einige Weiber in der Kirche zurück, um noch einige heilige Geſänge zu ſingen. Es war erſt vier Uhr nachmittags, in der Kirche herrſchte ſchon Dunkelheit, die ganz beſonders den großen Altar umfieng, daſs er in derſelben verſank. Es brannten nur noch zwei Lichter am Ciborium, aber ihr mattes unſtetes Licht vermochte kaum all' die goldenen Verzierungen und die Füße des oben am Kreuze hängenden Chriſti hell zu beleuchten. Nur der Kopf des Nagels, der die Füße Chriſti durchbohrte, ſah wie ein großer, glänzender Punkt am Altare aus. Um die anderen Lichter, die man ſoeben ausgelöſcht, ſchwebten leichte Rauchwölkchen, und in dem ganzen Raume war ein Wachsgeruch zu ſpüren, der allen Kirchhäuſern eigen iſt.

Der Kirchendiener und ein Meſsknabe waren damit beſchäftigt, die Altarſtufen rein zu fegen und die Teppiche wegzuſchaffen. In den Augenblicken, wo die Weiber zu ſingen aufhörten, war das verdrießliche Murren des Kirchendieners zu hören, der mit den Dienſten des Knaben unzufrieden war und ihn deswegen ausſchalt. Hungrige und frierende Spatzen klopften an die mit Schnee umſäumten Fenſter. In den Bänken vor der Eingangsthüre ſaßen die Weiber, die in den Händen ihre abgegriffenen Geſangsbücher hielten. Nur einige armſelige Talglichter ſpendeten ihnen dürftiges Licht und machten ihnen mit ſchwerer Noth das Leſen möglich. Ein Strahl dieſes Lichtes fiel auf die an eine Bank befeſtigte Fahne, auf welcher Sünder, umgeben von Höllenflammen und Teufeln, dargeſtellt waren. Die Bilder der anderen Fahnen konnte man in der Dunkelheit nicht wahrnehmen.

Die Weiber aber ſangen nicht, ſondern ſie ſummten bloß mit ihren ſchläfrigen und müden Stimmen ein Lied mit dem fortwährenden Refrain:

„Und bitt' für uns bei deinem Sohne,
Wenn uns ſchlägt die Todesſtunde."

Dieſe ganz in der Dunkelheit verſunkene Kirche, die Fahnen, die trüben Lichter und die alten Weiber mit den gelben, runzeligen Geſichtern — dies alles machte einen unſagbar traurigen beklemmenden Eindruck und das melancholiſche Lied vom Sterben und Scheiden paſste ſehr zu dieſer Umgebung.

Zeitweiſe hörten ſie zu ſingen auf. Eine von den Weibern erhob ſich etwas und begann mit zitternder Stimme herzuſagen: „Heil dir Marie voller Gnade" — und die anderen fielen ein: „Der Herr iſt mit dir" ꝛc.; aber da ſie die Kalikſtowa eben beſtattet hatten, ſo fügten ſie noch die Worte: „Die ewige Ruhe mögeſt du ihr geben, Herr, und das ewige Licht möge ihr leuchten," hinzu.

Neben den alten Frauen ſaß Maria, die kleine Tochter der Kalikſtowa. Draußen fiel auf das friſche Grab ihrer Mutter weicher, ſtiller Schnee, aber das Mädchen zählte erſt zehn Jahre und konnte deswegen weder den großen Verluſt, den es erlitten, noch das Mitleid, welches man ihm entgegenbrachte, begreifen. Auf ihrem Geſichtchen und in ihren großen blauen Augen drückte ſich eine kindliche Ruhe und ſogar ein gewiſſer Grad von gleichgiltiger Heiterkeit aus. Es war bloß ein biſschen Neugierde, die ſie erfüllte. Und ſo betrachtete ſie, das kleine Mündchen offen haltend, mit großer Aufmerkſamkeit die Fahnen, auf welchen die Hölle mit den Sündern dargeſtellt war, dann warf ſie noch einen Blick in das Innere der Kirche und auf das Fenſter, an welches die Spatzen mit den Schnäbeln klopften. Aber ſie machte ſich gar keine Gedanken. Inzwiſchen ſummten die Weiber mit ihren einſchläfernden Stimmen, in denen eine vage Traurigkeit lag, zum zehntenmale:

„Und bitt' für uns bei deinem Sohne . . ."

Das Mädchen aber beſchäftigte ſich mit ſeinen beiden hellblonden Zöpfchen, die auf den Rücken herunterfielen und die ſo winzig waren, daſs ſie ſich anſahen wie Mäuſeſchwänzchen. Da ſie ſich zu langweilen begann, widmete ſie ihre Aufmerkſamkeit dem Kirchendiener, der ſich in die Mitte der Kirche begab, um an einer knotigen Schnur, die von der Decke herunterhieng, zu ziehen. Er läutete für die Seele der Kalikſtowa, aber er that dies ganz mechaniſch und dachte dabei ſogar an ganz profane Dinge.

Das Läuten aber bedeutete, daſs die Veſperandacht zu Ende ſei. Nachdem die Weiber zum letztenmal die Bitte um dereinſtiges ſanftes Verſcheiden wiederholt hatten, giengen ſie auf den Markt hinaus. Eine von ihnen führte die kleine Maria bei der Hand.

„Kulikowa! — fragte ſie eine Freundin — was willſt du nun mit dem Mädchen anfangen?"

„Nun, was ſoll ich denn machen? Wojtek Margula, der herkam, um die Poſt abzuholen, fährt nach Leszczynce, da wird er ſie mitnehmen. Was denn ſonſt?"

„Und was wird ſie in Leszczynce machen?"

„Du meine Liebe! Nun das, was ſie hier macht. Von wo ſie her iſt, dorthin ſoll ſie eben zurückkehren. Und wenn's auch ein Herrenhaus iſt, ſo wird man eine arme Waiſe doch aufnehmen und ihr erlauben, in der Bedientenſtube zu ſchlafen."

So ſprechend, giengen ſie über den Markt bis zur Schenke. Es wurde immer dunkler und der ſtille, traurige Winterabend begann; den Himmel durchzogen weiße Wölkchen, und die Luft war von Feuchtigkeit und naſſem Schnee erfüllt. Von den Dächern tropfte es, auf dem Marktplatze aber lagen Unrath, Schnee und Strohhäufchen. Mit ſeinen armſeligen, verwahrloſten Häuſern ſah das Städtchen ebenſo trübe aus wie die Kirche. Aus manchen Fenſtern drang ſchon Lichtſchimmer, in den Gäſschen war es ſtill und leblos, nur in der Schenke wurde auf einer Drehorgel irgend eine Nationalmelodie geſpielt, um Gäſte anzulocken, da außer dem Wirt kein Menſch darin war. Die Weiber traten ein, tranken Schnaps und die Kulikowa gab auch der Maria ein halbgefülltes Gläschen, indem ſie zu ihr ſagte:

„Trinke, trinke, denn du biſt eine arme Waiſe. Dir wird nichts Gutes paſſieren!"

Das Wort „Waiſe" erinnerte die Weiber wieder an den Tod der Kalikſtowa. Die Kapuścinska ſagte:

„Auf dein Wohl, Kulikowa! Trinket, meine Theuern. Die arme Kalikſtowa! Als ſie der Schlag getroffen, da konnte ſie auch nicht mehr athmen, und bevor der geiſtliche Herr noch gekommen war, um ihr die Beichte abzunehmen, war ſie ſchon ganz todt."

Darauf ſagte die Kulikowa:

„Meine Lieben, ich habe es ſchon lange geſehen, daſs es mit ihr zu Ende gieng. Vorigen Sonntag kam ſie zu mir, und wie ich ſie anſah, rief ich ihr zu: „Ei, Kalikſtowa, Kalikſtowa! Gebet doch Euere Kleine in den Herrenhof." Und da meinte ſie: „Ich habe nur ein einziges Kind und das will ich nie fremden Leuten geben." Aber ſie war doch ſehr niedergeſchlagen und begann auch zu ſchluchzen. Dann gieng ſie in die Kanzlei zum Wojt*), um ihre Papiere und alles mögliche in Ordnung zu bringen. Und dafür bezahlte ſie vier Gulden und ſechs Groſchen. Allein ſie ſagte noch: „Wenn es ſich um das Kind handelt, da iſt mir nichts zu theuer bezahlt." Ach, meine Lieben! Sie hat immer mit großen Augen in die Welt geſchaut, und ſelbſt nach ihrem Tode konnte man ihr die Augen nicht recht ſchließen, ſie ſagten alle, daſs ſie auf das Kind gerichtet waren."

„Nun alſo, vertrinken wir unſeren Schmerz!"

Inzwiſchen ſpielte der Leierkaſtenmann noch immer dasſelbe Volkslied. Die Weiber begannen ein biſschen duſelig zu werden, die Kulikowa rief immerfort unbeſelig dem Kinde zu: „Armes Geſchöpfchen! armes Geſchöpfchen!" und die Kapuścinska erinnerte ſich immer wieder an den Tod ihres ſeligen Mannes.

„Als er ſtarb," begann ſie, — „da ſeufzte er ſo ſehr, ſeufzte und ſeufzte immerzu. Sie dehnte die Worte ſehr, ſo daſs ſie unwillkürlich klangen, als ob ſie ſie ſinge. Bis ſie zuletzt wirklich nach der Melodie des Nationalliedes ſang:

„Und ſeufzte, ſeufzte, ſeufzte,
O weh, er ſeufzte!"

Plötzlich begann ſie laut aufzuſchluchzen, gab dem Leiermann ſechs Groſchen und trank noch einen Schnaps. Auch die Kulikowa wurde ſehr weich geſtimmt und mit thränenerſtickter Stimme wandte ſie ſich an Maria:

„Denke ſtets daran, kleine Waiſe, was dir der gnädige Herr geſagt, als man dir dein Mütterchen in die Erde bettete, daſs ein Engel über dich wache!" Plötzlich hielt ſie inne, ſchaute wie verwundert um ſich und dann fügte ſie mit ſtarkem Nachdruck hinzu: „Wenn ich dir ſage ein Engel, ſo iſt es auch ein Engel! . . ."

Niemand widerſprach. Maria betrachtete mit ihren armen unſchuldigen Kinderaugen das Weib ſehr aufmerkſam. Die Kulikowa ſprach weiter: „Du biſt eine Waiſe, darum mußt du vor allem Böſen behütet werden. Die Waiſen behütet ein Engel. Na, iſt's gut! Da haſt du noch zehn Groſchen. Und wenn du zufuß nach Leszczynce wirſt gehen müſſen, ſo wirſt du den Weg ſchon treffen, weil der Engel dich geleiten wird."

Die Kapuścinska begann zu ſingen:

„[illegible]
Und [illegible]"

„Seid doch ſtill!" rief die Kulikowa. Und dann ſagte ſie dem Kinde:

„Du Maria, weißt du es ſchon, wer über dich wacht?"

„Der Engel", antwortete das Kind mit [illegible]

„Du meine kleine Waiſe, du haſt keine Eltern, [illegible] Engel mit Flügeln [illegible]"

[illegible]

Wehmuth aufgelöſt die Kulikowa und, das Kind an ſich ziehend, begann ſie es an ihr rechtſchaffenes, biederes Herz zu drücken.

Das Mädchen fieng zu weinen an. Vielleicht auch ſtieg in ihr eine kleine Ahnung deſſen auf, was ſie für immer verloren.

Hinter dem Ausſchanktiſche ſchlief indes der Schenkwirt ſchon den Schlaf des Gerechten, auch der Orgeldreher hatte zu ſpielen aufgehört. Die Stille, die eingetreten war, wurde durch Pferdegewieher, das durch die Thüre hereindrang, unterbrochen. Man hörte auch eine rauhe Stimme: „Halt!“ rufen. Dann trat in die Schenke Wojtek Margula ein. Er hielt in der Hand eine brennende Laterne, die er niederſtellte, und begann dann nach der Art der polniſchen Fuhrleute mit den Händen um den eigenen Körper herumzuſchlagen, um ſich zu erwärmen. Dann ſagte er zum Schenkwirt:

„Heh, ein Quartierchen her!“

„Margula“, rief ihm die Kulikowa zu, „wirſt du die Kleine nach Leszczynce mitnehmen?“

„Ich werde ſie ſchon nehmen, weil man es mir befohlen hat“, entgegnete Margula. Dann, nachdem er die beiden Weiber betrachtet, fügte er hinzu:

„Aber beſchwipst habt ihr Euch wie“ — —

„Daſs dich gleich der“ .... erwiderte die Kulikowa. „Ich ſage es dir gleich: mit dem Kinde muſst du vorſichtig umgehen. Vorſichtig! Denn ſie iſt eine Waiſe und weißt du, Dummtopf, wer ſie beſchützt?“

Wojtek fand es nicht angemeſſen, dieſe Frage zu beantworten, er wollte lieber über andere Sachen ſprechen. Sein Brantweinglas zum Munde führend, murmelte er: „Daſs dich mit deinen Fragen der —“ Aber er beendigte ſeine Verwünſchungen nicht, weil das Trinken ihn daran hinderte. Er zog die Mundwinkel ein, dann ſpuckte er weit von ſich und, indem er, noch nicht ganz befriedigt, das Glas hinſtellte, bemerkte er:

„Es iſt doch das reine Waſſer, was man hier als Schnaps bekommt. Gib mir doch den von der anderen Flaſche.“

Nachdem er das Gewünſchte bekommen hatte, war er noch immer unzufrieden. „Habt Ihr keinen Rum?“, fragte er ſchon etwas angetrunken.

Dem Margula drohte offenbar dieſelbe Gefahr wie den Weibern, aber er hatte das dunkle Gefühl, etwas Gutes damit zu thun, denn unlängſt erſt hatte der Eigenthümer von Lupiskorow in einer Zeitſchrift für „das ausſchließliche Propinationsrecht der Höfe als Grundlage des allgemeinen Wohlſtandes“ plaidiert, und ſo trug Wojtek, ohne es recht zu wiſſen, auch ein kleines Scherflein zu dieſem allgemeinen Wohlſtande bei. Da er dies jetzt in recht eifriger Weiſe that — er hatte bereits fünf Quartierchen getrunken — vergaß er darüber beinahe die Laterne, in welcher das Lichtchen erloſchen war, mitzunehmen. Er weckte das ſchlaftrunkene Kind, ihm barſch zurufend: „Komm doch! ....“

Die Weiber waren gleichfalls im Winkel eingeſchlafen, und ſo nahm niemand mehr Abſchied von Maria. Einſam lag ihre Mutter auf dem Friedhofe in Lupiskorow, und einſam fuhr das Kind nun nach dem fremden Leszczynce.

Sie giengen hinaus, ſtiegen in den Schlitten ein, Margula trieb die Pferde an und ſie fuhren davon. Der Schlitten muſste ſich anfangs förmlich durchkämpfen durch all den Unrath des Städtchens, aber dann konnte er über die glatte, weiße Ebene draußen hingleiten. Die Pferde ſchnaubten und ab und zu hörte man Hundegebell. Die Fahrt dauerte nun ſchon lange, Wojtek trieb die Pferde an und ſang näſelnd vor ſich hin: „Denkſt du Hundsblut noch daran, was du mir verſprochen.“ Dann begann er über die Juden zu ſchimpfen. Die Augenlider fielen ihm zu und ſo neigte er ſich bald nach rechts, bald nach links. Ihm träumte, daſs er in Leszczynce ordentliche Prügel ins Genick bekomme, weil er ſeine Poſttaſche, in der Briefe waren, verloren hatte. Erſchreckt von dieſem Traum erwachte er jedesmal im Augenblicke und wiederholte ſein Lieblingslied. Maria aber ſchlief nicht, ſie empfand ein ſtarkes Fröſteln. Mit großen fragenden Augen blickte ſie auf die ſchneeigen Felder. Und da wurde ſie ſich deſſen bewuſst, daſs ihr Mütterchen nun todt ſei, und ſcharf und deutlich ſchwebte ihr das blaſſe, zarte Geſicht ihrer Mutter und die großen, dunklen Augen, die noch nach dem Tode auf ihr Kind gerichtet waren, vor. Maria ahnte jetzt, wie ſehr dieſes Geſicht von ihr geliebt war, und daſs ſie es in Leszczynce nimmermehr erblicken wird. Sie hatte es ja ſelbſt geſehen, wie man ihr Mütterchen in Lupiskorow zugeſcharrt hatte. Sie brach in heiße Thränen aus — aber ſie wuſste es ſelbſt nicht, ob ſie aus Herzeleid weinte oder vor Kälte. Es war zwar kein Froſtwetter, aber die feuchte Luft drang durch den ganzen Körper, wie immer, wenn Thauwetter eintritt. Wojtek aber war es ganz angenehm warm durch den Genuſs der Spirituoſen. Er war in der Stimmung, nichts hätte ihn jetzt betrüben können, es fiel ihm nicht einmal in ſeinem frohen [illegible] ein, daſs die Pferde jetzt ganz langſam und träge dahintrotteten, obgleich ſie den Wald erreicht hatten, wo der Weg [illegible] war. Er dachte gar nicht an ſeine Pferde und, ganz ohne [illegible], warfen ſie den Schlitten an einem Wegrande um. Dadurch ermunterte der Fuhrmann ſich aus ſeinem Halbſchlummer, [illegible] merkte es jedoch nicht recht, was geſchehen war.

Maria begann ihn zu rütteln.

„Wojtek!“

„Was ſchreiſt du?“

„Ihr habt umgeworfen.“

Wojtek fragte: „Das Glas?“ und ſchlief dann erſt recht ein. Das Mädchen ſetzte ſich neben den Schlitten hin und ſaß ſo zuſammengekauert einige Minuten lang. Aber ihr Geſichtchen war bald völlig ſtarr vor Kälte geworden, ſie begann daher den Schlafenden nochmals zu wecken.

„Wojtek!“

Er antwortete nicht.

„Wojtek, ich will in die Hütte!“

Und nach einer Weile wieder:

„Wojtek, ſonſt gehe ich zu Fuß ...!“

Endlich entſchloſs ſie ſich auch zu gehen. Es ſchien ihr, daſs es nach Leszczynce ſehr nahe ſei. Und ſie kannte den Weg gut, da ſie ihn doch jeden Sonntag mit der Mutter zur Kirche zu gehen pflegte. Im Walde lag der Schnee trotz des Thauwetters noch hoch, aber die Nacht war ſehr hell. Der Schnee ſchimmerte märchenhaft und die leichten Wolken am Himmel waren licht umzaubert; taghell lag der Weg da. Maria konnte weit jeden einzelnen Stamm erblicken, der ſich deutlich von der weißen Schneefläche abhob, wenn ſie ihren Blick in den dunklen Wald dringen ließ. Es herrſchte da eine erhabene Stille, daſs das Kind Muth bekam. An den Zweigen hiengen Eiszapfen, die troffen und auch leichte Schneegeſtöber fielen jedesmal herab.

Es herrſchte völlige Windſtille; ſtill, unendlich einſam lag die Natur da. Das Geſträuch bewegte ſich kaum und ſtand wie in Winterſchlaf verſunken. Es ſchien, als ob dieſe große weiße Schneedecke, der ganze ſo gewaltige und ſo ſchweigſame Wald und die zerriſſenen und bleichen Wolken am Himmel etwas Einheitliches, Unzertrennbares wären — etwas Todtes. Und das einzige lebende Weſen, das ſich wie ein kleines ſchwarzes Pünktchen inmitten dieſer ſchweigenden Unendlichkeit bewegte, war Maria. Und ſo wanderte das Kind allein durch den gewaltigen Forſt, der gleichſam mitleidig auf das kleine Geſchöpf herabſchaute. Es war einſam und hilflos und doch ſo zuverſichtlich und unbekümmert. Und es lag darin etwas unſagbar Rührendes, wie dieſes winzige Weſen ſich dieſer mächtigen Natur, dieſen ungeheueren Gewalten vertraute und hingab. Endlich war die kleine Maria doch müde geworden. Sie hatte ſchwere, große Stiefelchen an, die an ihren kleinen Füßen nicht feſt ſaßen und ſie am Gehen hinderten. Sie hatte jedesmal Mühe, ſie aus dem Schnee herauszuziehen, und dazu konnte ſie auch die Hände nicht frei bewegen, einerſeits, weil ſie vor Kälte ſtarr geworden waren, und dann auch, weil ſie mit ihrer ganzen Kraft jenes Zehnkreuzerſtück feſthielt, welches ſie von der Kulikowa bekommen hatte. Sie hatte Angſt, daſs ſie es verlieren würde. Von Zeit zu Zeit begann ſie laut zu weinen und hielt dann plötzlich inne, horchend, ob nicht jemand ihr Weinen belauſche. Aber nur der Wald horchte, und von ſeinen Bäumen fielen die Tropfen des ſchmelzenden Schnees.

Immer langſamer wurden die Schritte des Kindes. Es war vom Wege nicht abgeirrt; der lag zwiſchen zwei Wänden dunkler Tanne, hell, breit und deutlich, dann immer ſchmäler verlaufend. Maria wurde ſchläfrig, und ſo bog ſie ſeitwärts ein und ſetzte ſich an einem Baum nieder. Die Augenlider fielen ihr zu. Für einen Moment ſchien es ihr, daſs ihr Mütterchen über der weißen Schneefläche, von der Richtung aus, wo der Friedhof von Lupiskorow lag, auf ſie zuſchreite. Allein niemand kam. Und doch war das Kind in der ſicheren Erwartung, daſs jemand zu ihm kommen wird. Wer? — Wer anders als der Engel. Die Kulikowa hatte es ihr doch geſagt, daſs „der Engel“ mit ihr ſei. Maria kannte dieſen Engel gut. Daheim beim Mütterchen, da hatten ſie ein Bild gehabt, wo ein Engel aufgemalt war mit großen weißen Flügeln und mit einer Lilie in der Hand. Ganz gewiſs, dieſer Engel mit der Lilie wird zu ihr kommen .... Das Schneegeſtöber, das jetzt ſtärker von den Bäumen fiel, klang ihr wie das Rauſchen ſeiner Flügel. Aber kam nicht jetzt wirklich jemand durch den Schnee auf ſie zu? Sie hörte jetzt ganz deutlich ſich nähernde Schritte, die dann ganz ſtill, aber immer raſcher kamen.

Das Kind öffnet mit Zuverſicht die ſchlaftrunkenen Augenlider ...

Was iſt es?

Ein ſchrecklicher, grauer, dreieckiger Kopf mit hervorſtehenden Ohren blickte es ſcharf, gierig und unausgeſetzt an ....

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

X. Band. | Wien, den 27. Februar 1897. | Nummer 126.

Curioſe Wahltaktik.

In einer Hammelherde iſt gegen alle Naturgeſchichte die — Meuterei ausgebrochen. Zu ſolcher ſtiliſtiſch grotesker Verquickung des friedlichſten aller zoologiſchen mit dem aufrühreriſcheſten aller militäriſchen Bilder muſs man greifen, um die politiſch ebenſo groteske Lage zu ſchildern, in welche die deutſchliberale Partei-Wählerſchaft Wiens gegenüber ihren Führern bezüglich der Candidaturen für die fünfte Curie urplötzlich gerathen iſt.

Noch nie hat es eine Herde gegeben, die williger, widerſpruchs-, gedankenloſer ihren Leithammeln gefolgt wäre, als die liberale Partei. Herr v. Plener war ſo lange Zeit ihr umjubelter Führer, nicht etwa, weil er der begabteſte Mann der Partei war — ſie verfügte über weit begabtere —, ſondern lediglich, weil er den Muth der Poſe hatte, ſich die große Glocke um den Hals zu hängen, der die Parteihammel jederzeit und allerorts nachlaufen. Durch welches Dick und Dünn ſind doch dieſe Wähler nur in den letzten paar Jahren mit ihrer Parteileitung mitgegangen! Dieſelbe liberale Wählerſchaft aber, welche dieſe ganze Caglioſtro-Politik mit all' ihren zahlreichen Wandlungen folgſam mitgemacht, und dazu jedesmal wie die bezahlte Claque ohne Hinſehn Bravo geſchrieen hat, dieſelbe Wählerſchaft lehnt ſich jetzt mit einemmal gegen die Parteileitung auf. Jene Wählerſchaft, die durch zwanzig Jahre nichts als Lob und Preis gehabt hat für die tauſendfältigen Fehler, welche ihre Parteileitung begangen, ſucht ſich für das erſte Tadelsvotum gerade den Anlaſs aus, bei dem die Parteileitung ausnahmsweiſe einmal das Richtige getroffen hat. Die Wählerſchaft, die endlich, endlich das Verbrechen eingeſehen hat, das ihre Führerſchaft vollbrachte, indem ſie es unterließ, ins Volk zu gehen, revoltiert genau in dem Augenblick, wo die Parteileitung, indem ſie eigene Candidaturen für die fünfte Curie aufſtellt, den erſten, freilich ſchon ſehr verſpäteten Schritt zur volksthümlichen Agitation anſetzt. Die Wählerſchaft, die ſich in allen großen Angelegenheiten der politiſchen Taktik, in denen die Abgeordneten beſtimmend zu beeinfluſſen ihr Recht und ihre Pflicht war, ſich jedes eigenen Urtheils für alle Zeit begeben hat, ſetzt jetzt ihren eigenen Kopf auf, um ſich gegen die Parteileitung zu entſcheiden, gerade in der Frage der Candidaturen, in der der Widerſpruch gegen die Parteileitung allein ſchon eigentlich die Negation der Parteiexiſtenz bedeutet.

Wenn einmal eine Partei, wie es die liberalen Bezirkswahlcomités für die fünfte Curie beſchloſſen haben, gegen die Candidaten ihrer eigenen Partei, für die einer anderen, noch dazu gegneriſchen, der Socialdemokratie, ſtimmt, ſo iſt ſie keine Partei mehr und braucht auch keine Parteileitung. Wir wiſſen ſehr gut, was die Liberalen wollen, indem ſie für die ſocialdemokratiſchen Candidaten in der fünften Curie ſtimmen. Da ſie im voraus einſehen, daſs ihr eigener Candidat keine Ausſicht auf die Majorität hat, wollen ſie wenigſtens den ihnen unangenehmeren der fremden Candidaten, den antiſemitiſchen, womöglich ſchlagen helfen. Sie ergreifen aber dabei das falſche Mittel. Für Situationen wie die ihrige, wo in einem Wahlbezirk zwei vorausgeſetztermaßen ſtarke Parteien und eine dritte, ſchwächere Partei einander gegenüberſtehen, hat die Wahltechnik das Syſtem der Stichwahlen erfunden. Im erſten Wahlgang ſtellt die dritte Partei ihren eigenen Candidaten auf, ſchon weil dadurch mehr Wähler für die Wahl intereſſiert werden. Erſt im zweiten Wahlgang, in der Stichwahl, gibt ſie, als Zünglein an der Wage, für einen von den beiden fremden Candididaten, in unſerem Fall für den ſocialdemokratiſchen, den Ausſchlag. So hat man's immer gehalten, ſeitdem es Parteien und Wahlen gibt. Der andere Zweck, den die liberalen Wähler verfolgen, iſt, durch die Wahl des Socialdemokraten ihrer allerallerſchärfſten Oppoſition gegen die Regierung Ausdruck zu geben. Dazu ſteht ihnen aber wenn es ihnen Ernſt iſt, ein anderer geeigneterer Ort zur Verfügung. Wollen ſie der Regierung ihre Unzufriedenheit zu verſtehen geben, ſo brauchen ſie ſich nicht der Zeichenſprache vermittelſt des ſocialdemokratiſchen Programms zu bedienen, ſie müſſen es dann in ihrem eigenen Parteiprogramm direct und deutlich herausſagen. In ihrem eigenen Parteiprogramm, in ihren eigenen Verſammlungen müſſen ſie ihre eigenen Candidaten auf die ſchärfſte, bedingungsloſe, unverclauſulierte Oppoſition, ja geeignetenfalls Obſtruction gegen die Regierung ſtrengſtens verpflichten. Wenn ſie aber in ihrem eigenen Programm und in ihren eigenen Wählerverſammlungen ſich feig um das wichtigſte Thema der Wahlagitation, die Stellung zur Regierung, herumſchweigen, um dann in der fünften Curie via der Socialdemokraten der Regierung den Krieg bis aufs Meſſer zu erklären, ſo machen ſie durch ſolch curioſe Wahltaktik nur ſich und ihre Oppoſition vor aller Welt, ganz beſonders aber vor der Regierung lächerlich und compromittieren überdies noch alle jene, denen es ernſtlich um die Oppoſition zu thun iſt.

Das gleiche, was hier gegen die liberale Bezirkswählerſchaft, iſt auch gegen die Socialpolitiker zu ſagen, mit der begünſtigenden Einſchränkung allerdings, daſs dieſe keine meuternde Hammelherde ſind, weil ſie keine Hammel-Vergangenheit haben und zu einer Meuterei die Vorausſetzung fehlt. Denn ihre Parteileitung hat noch keine Ordre für die fünfte Curie ausgegeben. Aber ſie hat die Aufſtellung von eigenen Candidaten vorſätzlich unterlaſſen, um die ſocialdemokratiſchen Candidaten zu unterſtützen. Das iſt ein wahltaktiſcher und principieller Fehler zugleich, der bei ihr noch ſchwerer wiegt als bei der liberalen Wählerſchaft. Denn es iſt kein Zweifel, daſs das Programm und die Candidaten der Socialpolitiker, weit mehr als die der Liberalen, die werbende Kraft beſäßen, einen Theil der indifferenten Wählermaſſe, die ſich weder für einen ſocialdemokratiſchen noch für einen antiſemitiſchen Candidaten erwärmt, mindeſtens im erſten Wahlgang, zur Wahlurne zu ziehen und, wenn es dann zur Stichwahl zwiſchen dem Socialdemokraten und dem Antiſemiten kommt, dieſe ſonſt nicht exiſtenten Stimmen im zweiten Wahlgang dem Socialdemokraten zuzuführen, deſſen ſchließliche Stimmenzahl auf dieſe Art wahrlich nicht vermindert, nur vermehrt wird, während andererſeits, falls irgendwo, was nicht ganz unwahrſcheinlich, der Socialpolitiker mit dem Antiſemiten in die Stichwahl käme, die ganze Action nicht nur dem Antiſemiten geſchadet, ſondern auch der eigenen Sache der Socialpolitiker direct und poſitiv ganz außerordentlich genützt hätte. Denn für die Socialpolitiker ſind die eigenen Candidaturen in der fünften Curie eine Lebensfrage ihrer Zukunft. Im Unterſchied zu den Liberalen treten ſie für das allgemeine Wahlrecht ein. Indem ſie ſich aber von jeder eigenen Agitation in der allgemeinen Wählercurie enthalten, führen ſie dieſen Punkt ihres Programms ſelbſt ad absurdum, da ſie ja, wenn er verwirklicht würde, conſequentermaßen von der politiſchen Tribune gänzlich abtreten müſsten. Eine Partei, welche die Wahlrechtsprivilegien bekämpft, handelt gegen die Logik, wenn ſie dieſe Privilegien gleichzeitig zu ihrer einzigen Exiſtenzbaſis macht. Eine Partei, ferner, die, gleichfalls im Unterſchied zu den Liberalen, für die Rechte und die Wohlfahrt der beſitzloſen Claſſen eintreten will, muſs unter dieſe agitieren und ſtudieren gehen, weil ſie ſonſt Gefahr läuft, daſs ihre beſten Pläne an dem Unverſtändnis derer, die ſie betreffen, ſcheitern und ihre eigene Einſicht, in Ermangelung einer unmittelbaren Berührung mit den lebendigen Intereſſen und Bedürfniſſen des Volkes, zum Doctrinarismus erſtarrt. **K.**

Auswärtige Politik.

Von Dr. Alexander Peez.

Die europäiſchen Parlamente reden, nur in Oeſterreich herrſcht Schweigen. Und doch brennt es im Nachbarhauſe. Unſere Märkte werden beunruhigt. Ob der Muſelmann den Chriſten oder der Chriſt den Muſelmann maſſacriert, faſt in jedem Falle verlieren wir einen Kunden. So vereinigt ſich bei uns wirtſchaftliches Intereſſe mit den Anforderungen der Humanität, um zu fordern, daſs den ſüdöſtlichen Hetzereien ein Ende gemacht werde.

Nicht aus jugendlicher Rechthaberei, ſondern nur in der Abſicht, ein Gran mehr von Kraft den ſpäteren Darlegungen beizufügen, möge daran erinnert ſein, daſs in meinem Artikel in der „Zeit“ vom 17. October 1896 zu leſen war: „Wenn Englands Abſicht, wie man vermuthen muſs, dahin geht, durch immer neue innere Ausbrüche und Aufſtände im Südoſten die Mächte zu ermüden und die Türkei militäriſch und finanziell zu erſchöpfen, ſo zweifeln wir nicht, daſs es dieſes Ziel erreichen kann. Wenn England endlich will, kann es die Liquidation der Türkei auf die Tagesordnung ſetzen. Darüber ſollen ſich die feſtländiſchen Mächte klar ſein und im rechten Falle ihre Vorkehrungen treffen.“

Der erſte Stein im [illegible] war der Aufſtand der Armenier, [illegible] hat der Türke blutig niedergeſchlagen. Den zweiten Schlag führten die [illegible], und die Mächte ſind eben noch mit der [illegible] beſchäftigt, den [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Flotten, die leichtbeſchwingt und nicht mit allzu großen Koſten bei Kreta zur Hand ſein konnten, dann ihre Landheere entſenden? Oder wird man die Ruheſtiftung dem Großtürken überlaſſen? Das ſind alles Unwahrſcheinlichkeiten. Inzwiſchen wächst die finanzielle Noth und die Verlegenheit der Türkei. Wie lange werden ihre Hilfsmittel vorhalten? Was dann?

Den großen Mächten des Feſtlandes kommt die Kriſe jetzt ungelegen. Sie mühen ſich redlich ab — allerdings mit Abſtufungen der Redlichkeit — die Löſung zu vertagen. In Oeſterreich war das ja die allezeit herrſchende Abſicht. In ſolcher Stimmung ſagte einſt Metternich voll Aerger: „Die ganze griechiſche Boutique iſt ein höchſt gefährlicher Quark.“ Gerade dieſe Verſtimmung, dieſe Beſorgnis, dieſer Wunſch nach Vertagung iſt aber vielleicht für andere Länder ein Grund mehr zur Beſchleunigung, und es iſt nur zu verſtändlich, daſs unter den Mächten der letzteren Art England an der Spitze ſteht.

Die Weltverhältniſſe hatten in den letzten Jahren eine für Großbritannien ungünſtige Wendung genommen. Dies gilt beſonders von Südafrika und Oſtaſien. Was Südafrika betrifft, ſo beſteht der von engliſchen Staatsmännern wiederholt ausgeſprochene Plan, von Capland ausgehend über Rhodeſia und Uganda den in Egypten ſtehenden Briten die Hand zu reichen, wodurch England die Herrſchaft im größeren Theile Afrikas zu erlangen hofft. Nun iſt aber durch den völkerrechtswidrigen Einfall Jameſons, welchem die Niederwerfung der holländiſchen Freiſtaaten Transvaal und Oranjefreiſtaat folgen ſollte, die holländiſche Bevölkerung neu erwacht. Man vergiſst nämlich allzu oft, daſs Südafrika nicht engliſch, ſondern holländiſch iſt. Die Engländer, die dorthin kommen, verlaſſen meiſt das Land wieder, wenn ſie ſich bereichert haben, die Holländer aber bleiben, ſie ſind dort das ſeſshafte Element und werden ſich, eine zähe und ſtarke Raſſe, ohne Gewaltthat ihr jetzt erlangtes Uebergewicht nicht mehr nehmen laſſen. Zu ſolcher Gewaltthat ſind die engliſchen Regierungen gegenüber den holländiſchen Bauern wiederholt geſchritten, am entſchiedenſten im Jahre 1848, als das europäiſche Feſtland in Krämpfen lag und ſie ganz ohne Störung, ja ohne Controle, ihr übles Werk verſuchten, das auch mit Vertreibung und Auswanderung eines großen Theiles der Holländer endigte. Wie damals, in 1848, die inneren Wirren der europäiſchen Länder, ſo würde heute ein Krieg im Orient für Englands Abſichten die gewünſchte Gelegenheit ſchaffen. Wer die engliſchen Zeitungen mit Verſtändnis lieſt, erkennt dies leicht. Die Blicke der engliſchen Politiker ſind feſt auf Afrika gerichtet, weit mehr als auf den Orient. Afrika ſoll in Kreta und im Oriente überhaupt für England erobert werden.

Annähernd ebenſo ungünſtig wie in Afrika, haben ſich aber auch die Verhältniſſe in Oſtaſien für England geſtaltet, wozu noch kommt, daſs der ruſſiſch-franzöſiſche Bund ſeine Spitze mehr und mehr gegen England gekehrt hat. Letzteres Land ſieht daher ſeine (während zweier Jahrhunderte voller Kriege und innerer Krämpfe des europäiſchen Feſtlandes zuſammengetragene) Herrſchaft in zwei Welttheilen einigermaßen bedroht und ſteht vor der Alternative, entweder durch Einführung der (noch vor Kurzem von einem engliſchen Miniſter als „Sclaverei“ bezeichneten) allgemeinen Wehrpflicht eine ſtarke innere Umwandlung zu vollziehen, ungeheure Koſten auf ſich zu nehmen und dadurch die Concurrenzfähigkeit ſeiner Induſtrie erſchüttern zu müſſen, oder aber den Verſuch zu machen, durch Begünſtigung von Wirren im Orient die Feſtlandmächte unter ſich zu entzweien.

Der Beweis für eine ſolche Abſicht Englands iſt freilich nicht mit Acten zu führen, aber er liegt in der Erkenntnis der Intereſſen, in der übereinſtimmenden Ueberzeugung der europäiſchen Völker, dann aber auch in einer Reihe von Präcedenzfällen, von denen hier nur ein gutes Wort von Metternich aus dem Jahre 1827 angeführt werden ſoll. Wie Prokeſch erzählt, hatte damals eine Annäherung zwiſchen Ruſsland und England zu Gunſten Griechenlands ſtattgefunden, der leitende engliſche Staatsmann der damaligen Zeit war Canning, und von ihm ſagte Metternich: „er iſt gerade kein Brandleger, aber, ſo oft es brennt, findet man ihn zwiſchen dem Feuer und den Spritzen.“

Um England, den kühlen Rechner mit officieller Correctheit und unofficiellen Hinterthüren, ſchart ſich nun aber jene ganze bunte Geſellſchaft, die namentlich an den Geſtaden des Mittelmeeres ein nicht ganz ſchuldloſes und noch viel weniger ſchuldenloſes Daſein führt, Männer mit lautem Mund und raſcher Fauſt, dreiſt, verwegen, abenteuerlich, denen das Mittageſſen ſtets für ein gutes Frühſtück feil iſt. In Griechenland und Kreta ſehen wir ſie ſchon an der Arbeit, in Italien hält man ſie noch mühſam nieder und in Frankreich bilden ſie, als neue Marſeiller, den Troſs für jene Politiker, welche in Kreta das Miniſterium Méline zu ſtürzen hoffen. Mit dem Miniſterium Méline würde aber noch etwas anderes zu Fall kommen: das Bündnis mit Ruſsland und wahrſcheinlich auch der europäiſche Friede. Die Lage in Paris iſt daher für die große Politik viel wichtiger, als die Lage auf Kreta, und jene franzöſiſchen Stimmen, welche die Friedensmahnungen des deutſchen Kaiſers im Südoſten zum erſten Male anerkennend beurtheilen, wiſſen ſehr wohl, daſs ein Krieg im Orient gerade Frankreich in die allerſchwierigſte Situation hineintreiben würde. Es geriethe dann in Abhängigkeit von England und müſste unter lockerer, vorausſichtlich gefährdeter Haltung und mit unzuverläſſigen Bundesgenoſſen an der Seite in engliſchem Intereſſe gegen Deutſchland anrennen, welchem dann unzweifelhaft Ruſsland die Hand reichen würde.

Wenn dies die große, dem europäiſchen Frieden drohende Gefahr iſt, ſo gewinnen dagegen die Intereſſen des Friedens eine ſtarke, ja, wie mir ſcheinen will, entſcheidende Förderung durch die Umwandlung, die ſich im Verhältniſſe Ruſslands zu den Stämmen der Balkanhalbinſel vollzogen hat. Nicht mehr ſehnen ſich dieſe nach Befreiung durch Ruſsland, und nicht zu weiterer Fortſetzung einladend ſind die Erfahrungen geweſen, die Ruſsland mit den Befreiten gemacht hat. Bei den Völkern der Balkanhalbinſel iſt jene Orthodoxie, die noch Fallmerayer für ſturmfeſt bezeichnete, von den Einflüſſen deſſen, was man europäiſche Civiliſation nennt — die Mode, den Parlamentarismus und den frivolen Roman aus Frankreich, die wiſſenſchaftlichen Zweifel aus Deutſchland, die Formen des geſelligen Lebens aus Oeſterreich — in ihren geiſtlichen Vertretern theilweiſe ſelbſt ergriffen und deren Oberherrſchaft erſchüttert worden. Würden dieſe Länder Ruſsland einverleibt, ſo würde ſich dieſer Impfſtoff, welchen Pobodonoszew unzweifelhaft „Giftſtoff“ nennen möchte, blitzſchnell durch den Rieſenkörper des ruſſiſchen Reiches verbreiten. Außerdem würde, wir ſagen nicht die Beſetzung, aber doch die dauernde Beſitznahme von Conſtantinopel früher oder ſpäter gegen Ruſsland eine Phalanx von Mächten erwecken, der ſelbſt Ruſsland kaum gewachſen wäre, und welche jedenfalls die Kräfte, die Ruſsland in Aſien und beſonders in Oſtaſien viel fruchtbarer für ſich verwenden könnte, aufſaugen würde. Als kurzen und treffenden Ausdruck aller dieſer Erwägungen darf man das Wort anſehen, das unlängſt der „Graſchdanin“ des Fürſten Meſchtſcherſky geſprochen: „Ruſsland braucht nichts als den freien Ausgang aus dem ſchwarzen Meere, die Beſitzergreifung Conſtantinopels weiſe es zurück; Conſtantinopel würde der Kirchhof Ruſslands ſein.“ Wenn hier die Stimme Ruſslands ſpricht — und ſo kurz nach dem Tode Alexanders III. und des Fürſten Lobanow und nach den wiederholten friedlichen Aeußerungen des Czars Nicolaus II. wird man daran glauben dürfen — ſo beſteht wahrlich kein Grund, weshalb ſich Ruſsland und Oeſterreich-Ungarn als Feinde anſehen ſollten, wohl aber viele Gründe, um ſich über alle Orientfragen als Freunde zu vertragen und zu verſtändigen.

Das iſt für uns die Frage der Fragen. Die Dinge im Orient können mit dem Tage wechſeln. Die wahren Abſichten können hervortreten oder ſich verbergen müſſen. Die Hintermänner der Griechen können ſich zeigen oder im Dunkel halten. Das Alles iſt von geringer Bedeutung, wenn nur die beiden an die Türkei grenzenden Großmächte ſich durch keine Lockung aus ihrem guten aufrichtigen Vertrauensverhältniſſe heraustreiben laſſen. Es hat bis jetzt den Anſchein, als ob die italieniſche und die franzöſiſche Regierung gegenüber den Schwarmgeiſtern, die im Großtürken die heutige europäiſche Staatenordnung bekämpfen, noch feſtſtehen. Bleibt es dabei, ſo werden dieſe vier Mächte, an deren Seite ſelbſtverſtändlich das Deutſche Reich nicht fehlen wird, in der Lage ſein, gleichzeitig den völkerrechtswidrigen Angriff der Griechen zurückzuweiſen und ſpäter die Reform der Verwaltung und Einführung menſchlicher Zuſtände in der Türkei zu erzwingen. Auch Großbritannien wird ſich dann ſchwerlich von der Fahne entfernen. Sollten aber die Dinge anders kommen, ſollte ſich die Türkei als unfähig zu Reformen erweiſen, oder ſollte bei längerer Dauer der Verwicklung und bei Eintritt neuer Aufſtände oder bei Ausbruch eines Krieges zwiſchen Griechenland und der Türkei die Stimmung in Italien und Frankreich umſchlagen und die jetzigen Miniſterien zu Fall kommen, dann würde ein Einverſtändnis zwiſchen Ruſsland und Oeſterreich-Ungarn doppelten Wert haben, weil dann ſeine Bedeutung nicht mehr auf den Orient beſchränkt wäre, ſondern den ruhenden Pol in der Flucht der europäiſchen Dinge bilden würde. Die Umriſſe eines neuen Dreikaiſerbundes, der ſich durch Zutritt von Frankreich und Italien zu einem Fünfbunde erweitern könnte, zeigen ſich am politiſchen Horizonte.

Von der polniſchen Volkspartei.

Vom Führer der polniſchen Volkspartei, Herrn Dr. Karl Lewakowski, erhalten wir folgende Zuſchrift:

„Lemberg, 20. Februar 1897.

Geehrte Redaction!

Die in Ihrem Blatte Nr. 124, vom 13. Februar, im Leitartikel über die Volkspartei, welche Sie Bauernpartei zu nennen belieben, eingefügte hämiſche Bemerkung hat mich mit Erſtaunen, aber gleichzeitig auch mit dem unheimlichen Gefühle erfüllt, daſs Ihr geehrtes Blatt, welches bisher uns freundlich behandelte, nunmehr auch unter unſere offenen Feinde getreten iſt, die leider keine Waffen ſcheuen. Denn es iſt mir ſchwer zu glauben, daſs ein ſonſt über die galiziſchen Verhältniſſe ſo genau informiertes Blatt, wie das Ihrige, auch einmal ſo erbärmlich falſch informiert ſein kann. Sollte ich irren, ſo bringe ich zu Ihrer geehrten Kenntnis, daſs Ihr Informator einmal — wie ſoll ich das galant nennen? — eine unerhörte Unwahrheit geſchrieben hat. Wem ſonſt damit gedient würde, iſt mir unbekannt, aber ſicher würde damit gerade jener Partei gedient, welche Ihr Blatt ſo heftig angreift. Denn gerade dieſe Partei iſt es, welche,

nachdem ſie fruchtlos alle möglichen Verſuche unternommen hat, um uns wenigſtens zu einem Wahlcompromiſſe zu bewegen, heute, da ſie abgewieſen wurde, überall gerade jene Lüge verbreitet, zu deren Weiterverbreitung Ihr geehrtes Blatt, ich hoffe unwiſſentlich, verleitet wurde. Die ſocialdemokratiſche Partei verbreitet ja dieſe Lüge ſchon lange, und hofft uns dadurch zu bekämpfen, was ſinnlos iſt; ſie hilft aber nur der Stanczykenpartei. Der chriſtlich-ſocial-demokratiſche, dabei clericale Stojalowski thut dasſelbe. Warum es Ihrerſeits geſchehen iſt, iſt mir unergründlich.

Ich bitte freundlichſt zur Kenntnis zu nehmen, daſs die Volkspartei mit keiner der ihr gegenüberſtehenden Parteien, geſchweige denn, mit der Stanczykenpartei, welche eigentlich nur wir aufrichtig bekämpfen, irgend welche Compromiſſe, ſeien es auch nur Wahlcompromiſſe, abgeſchloſſen hat; daſs dies weder geſchehen iſt, noch geſchehen wird.

Ich hoffe, daſs ich nicht irre, wenn ich die oben erwähnte Bemerkung Ihres Blattes einer falſchen Information zuſchreibe. Wenn dies der Fall iſt, bitte ich Sie, in Ihrer nächſten Nummer in irgend einer Form dieſe craſſe Unwahrheit zu berichtigen.

Ich zeichne achtungsvoll Dr. Karl Lewakowski."

Wir glauben, einer Pflicht der politiſchen Loyalität zu entſprechen, indem wir die obige Zuſchrift vollinhaltlich zum Abdruck bringen. Die Nachricht, die Herr Dr. Lewakowski mit ſo harten Worten als unwahr kennzeichnet, hat in ſo ziemlich allen deutſchen und czechiſchen Blättern geſtanden und iſt auch, ſoviel wir hören, in der eigenen Parteipreſſe der polniſchen Volkspartei bisher nicht dementiert worden. Wir muſsten ſie deswegen für wahr halten, wie ſehr es uns dabei auch um die polniſche Volkspartei leid that. Uns, die wir der polniſchen Sprache leider nicht mächtig ſind, iſt es derzeit nicht möglich, einen ſicheren Ueberblick über die häuslichen Kämpfe der polniſchen Parteien während der Wahlbewegung zu gewinnen. Iſt die Nachricht von dem Compromiſs zwiſchen der Volkspartei und den Stanczyken wirklich, wie Herr Dr. Lewakowski verſichert, und ohne jeden Rückhalt unwahr, ſo wird ſich dies beim Zuſammentritt des Parlaments in der ganzen politiſchen Haltung der Abgeordneten der polniſchen Volkspartei, insbeſonders gegenüber der Regierung und dem Polenclub alsbald deutlich und unwiderſprechlich zeigen, und wir werden ſicher zu den Erſten gehören, die ſich freuen werden, wenn die polniſche Volkspartei das hält, was ſie verſprochen hat. Die Red.

Socialausleſe und Arbeiterbewegung.

In Nr. 125 der „Zeit" hat Alexander Tille den Bochumer Bergarbeiter-Congreſs vom Standpunkte ſeiner Socialausleſe-Theorie beſprochen, als deren deutſchen Dogmatiker man jetzt wohl Otto Ammon bezeichnen darf. In einem Punkte ſtimme ich mit Tille überein: die ſocialiſtiſche Vorſtellung, der Arbeitslohn könne entweder durch das Walten chriſtlicher Geſinnung oder durch die Verſtaatlichung der Productionsmittel dem Geſetz von Angebot und Nachfrage entzogen, und es könne dann „eine Bezahlung der unterſten Arten menſchlicher Arbeit über ihren wirtſchaftlichen Concurrenzwert hinaus" bewirkt werden, dieſe Vorſtellung iſt utopiſch. Aber Tille überſieht, daſs es noch ein anderes Mittel gibt, nicht bloß für die unterſten, ſondern für alle Arten von Lohnarbeit eine höhere Bezahlung und günſtigere Arbeitsbedingungen zu erlangen als die jetzigen ſind, das iſt die Verminderung der Zahl der ſich anbietenden Lohnarbeiter, ein Umſchlag des Verhältniſſes zwiſchen Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkte zugunſten des Angebots. Dieſer Umſchlag könnte hervorgebracht werden entweder durch Peſt, Hungersnoth und Krieg, die drei Wohlthäter der Armen, die ihnen in früheren Zeiten ſo oft zu Hilfe gekommen ſind, oder durch maſſenhafte Schaffung kleinen landwirtſchaftlichen Grundbeſitzes auf Koſten des Großgrundbeſitzes in der Heimat, oder, ſofern der heimatliche Großgrundbeſitz für dieſen Zweck nicht hinreichen ſollte, durch Maſſenauswanderung in Gebiete — etwa nach Vorderaſien und Südamerika — wo der capitaliſtiſchen Entwicklung dadurch vorgebeugt werden müſste, daſs Landverſchleuderungen, wie die in den Vereinigten Staaten begangenen, geſetzlich verboten würden, und daſs dort ausſchließlich eine Bauern- und Handwerkerbevölkerung gebildet würde, die ſelbſtverſtändlich mit den in der großinduſtriellen Periode geſchaffenen techniſchen Hilfsmitteln arbeiten würde.

Ob dieſe Wendung möglich iſt, ſoll hier nicht unterſucht werden. Aber dagegen proteſtiere ich ganz entſchieden, daſs der gegenwärtige Zuſtand, wo nicht allein alle Güter, ſondern auch der Menſch und ſeine Arbeitskraft Marktwaren, und nichts als Marktwaren ſind, als ein Glück geprieſen wird, weil er der Socialausleſe diene. Ich leugne es ganz entſchieden, daſs auf dieſem Wege eine Ausleſe der Beſten und ein Fortſchritt der Menſchheit zuſtande komme, und zwar leugne ich ſowohl, daſs es die Beſten ſeien, die ausgeleſen werden, als daſs die, die den Bodenſatz bilden und zur Vernichtung durch Elend verurtheilt werden, durchwegs ſchlecht, unbrauchbar, minderwertig, oder wie man ſie ſonſt nennen will, ſeien.

Solange ein Volk noch ganz aus Bauern beſteht, ſind ſeine Angehörigen mit verſchwindenden Ausnahmen (ſchwächliche Kinder ſterben früh infolge mangelhafter Pflege) körperlich ſtark und geſund. Wir brauchen nicht bis auf die alten Germanen zurückzugehen, um uns davon zu überzeugen; wir finden in den Alpen wie in Niederdeutſchland noch urwüchſige Bauerngemeinden. In geiſtiger Beziehung finden wir beim Durchſchnitt: einen geſunden Menſchenverſtand, der durchaus fähig iſt, die Elemente der heutigen allgemeinen Bildung oder die für ein Specialfach nöthigen Kenntniſſe ſich anzueignen und ſo eine mittlere bürgerliche Lebensſtellung einzunehmen, wenn ihm die Gelegenheit dazu geboten wird. Wie iſt denn nun unſere Lohnarbeiterſchaft entſtanden, die ſocial unter dem Bauernſtande ſteht, ſehr tief unter den wohlhabenden Bauern, die ſich jetzt in Norddeutſchland Gutsbeſitzer nennen? Iſt ſie etwa ſo entſtanden, daſs die bäuerliche Bevölkerung einen Wettkampf zu beſtehen gehabt hätte, daſs ſich dabei die tüchtigeren Landwirte Bauerngüter verdient hätten, die weniger Tüchtigen und die Unfähigen dagegen hätten theils in den Geſindedienſt treten, theils als Lohnarbeiter in die Stadt ziehen müſſen? O nein! es kommt ſchon vor, daſs ein fauler, liederlicher oder dummer Bauer ſein Gut verliert und mit ſeiner Nachkommenſchaft in den Geſindeſtand verſinkt, aber die gewöhnliche Entſtehungsweiſe des Geſindes und der Lohnarbeiterſchaft iſt das nicht. So verhält ſich die Sache nicht, daſs die Bauern durchweg die Tüchtigen und die Knechte durchweg die Untüchtigen wären. Gar mancher Knecht iſt tüchtiger als ſein Herr und beweiſt das, wenn er mit ſeinen Erſparniſſen ein kleines Anweſen erwirbt oder wenn er eines erheiratet. Aber wo es keine kleinen Landgüter zu erwerben gibt, da nützt dem Knechte alle ſeine Tüchtigkeit nichts, er bleibt ein Knecht, und alle ſeine Nachkommen bleiben Knechte oder Lohnarbeiter, wenn nicht dem einen oder dem andern ein beſonderer Glücksfall zuhilfe kommt. Und das iſt nun die einfache Entſtehungsurſache des vierten Standes, daſs bei einer gewiſſen Volksdichtigkeit die Zahl der Landgüter, der Handwerkernahrungen, der Kaufmannsgeſchäfte und der Aemter zur Verſorgung aller erwachſenen Männer nicht mehr hinreicht, und daſs der Ueberſchuſs auf Lohnarbeit angewieſen iſt. Nicht deswegen befindet ſich der durchſchnittliche Lohnarbeiter in ſeinem Stande, weil er unfähig iſt oder weil einer ſeiner Vorfahren unfähig geweſen iſt, ſondern weil einer ſeiner Vorfahren zu viel Kinder gehabt hat oder, was in England und Schottland ganz allgemein der Fall iſt, vom habſüchtigen Landlord ſeines Eigenthums beraubt und mit brutaler Gewalt ins Elend verſtoßen worden iſt.

Und darf denn nun jeder, der durch ſolche Fügung auf eine der modernen Arbeitsarten angewieſen worden iſt und dafür nicht paſst, ohneweiteres als unfähig und minderwertig bezeichnet werden? Würde ſich Schiller beſonders gut zum Fädchenaufknüpfen in einer Spinnfabrik geeignet haben? Er wäre ſicherlich am dritten Tage fortgelaufen oder fortgejagt worden, und man braucht noch kein Schiller, ſondern nur ein Junge von lebhafter Phantaſie zu ſein, um vom ſelben Schickſal betroffen zu werden. Oder würde ein durchſchnittlicher Bauer ein tüchtiger Schauermann, Heizer oder Kohlenzieher auf einem Dampfer ſein? Schwerlich! Von dieſen Lohnarbeitern, wie von den meiſten heutigen induſtriellen Arbeitern wird die äußerſte Raſchheit und Intenſität der Arbeit gefordert; ihre Arbeit iſt eine Hetze, die in wenigen Stunden caput macht. Der echte Bauer aber iſt langſam und bedächtig, nimmt ſich zu allem Zeit, zum Arbeiten, zum Eſſen, zum Ueberlegen: „Heute en Schriet, und morne (morgen) en Schriet", wie man bei uns ſagt. Iſt das nun ein Fehler? Sind die Bauern deswegen minderwertige Menſchen? Im Gegentheil; gerade auf dieſer Langſamkeit beruht die Gediegenheit des bäuerlichen Charakters; alles, was der echte Bauer thut, iſt wohl überlegt, iſt ordentlich und gründlich gethan, er iſt auf keine einſeitige Fertigkeit gedrillt, weil er ſehr vielerlei zu verrichten hat, und beim langſamen Tempo ſeiner Arbeit ſpart er ſeine Kräfte, wird er in Geſundheit alt und ſeines Lebens froh. Alſo beſteht der ſogenannte Ausleſeproceſs nicht darin, daſs minderwertige Menſchen aus der Geſellſchaft ausgeſchieden und der Vernichtung preisgegeben würden, ſondern darin, daſs durch natürliche oder künſtliche Uebervölkerung Millionen ohne eigenes Verſchulden in einen Zuſtand völliger Hilfloſigkeit verſetzt werden, wo ein jeder von ihnen auf eine beſtimmte Art von Broterdienſt angewieſen iſt, für die er häufig nicht taugt, obwohl er für viele andere Arbeitsarten ſehr gut befähigt ſein mag, in einen Zuſtand endlich, wo es ihm ſehr leicht begegnen kann, daſs er überhaupt keine Arbeit bekommt. Und da auf dieſe Weiſe Millionen im Elend leben, müſſen ihre Kinder leiblich und geiſtig verkümmern. Mit einem Worte: dieſer ſogenannte Ausleſeproceſs ſtößt nicht die ſchon vorhandenen Minderwertigen ab, ſondern er ſchafft maſſenhaft Minderwertige, wo vordem keine waren. Wer in der Welt keine Eltern vorſichtig geweſen iſt, dem thut der Ausleſeproceſs gar nichts, er kann als Dummkopf und Faulpelz in hohen Ehren alt werden.

Wenden wir nun den Blick auswärts und ſehen wir, ob da [illegible] aufſtrebende Commune: [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ... [illegible] Ruſſen [illegible]

daſs die Lobredner der natürlichen Zuchtwahl ſtolz ſein können? Iſt er ein edleres und vollkommeneres Weſen als ein Alpenbauer, der ſich nie im Leben überarbeitet hat und der die freie Bergluft mit ſeinen kräftigen Juchzern erſchüttert? Und iſt es nicht in allen übrigen Berufszweigen ebenſo? Sind ſie Idealweſen, die Sieger im Concurrenzkampf alle? Der engbrüſtige ſchwindſüchtige Schneider, der am längſten auf ſeinem Sitze zu kleben vermag? Die Ballerine, die ſich die ſtärkſte große Zehe angetanzt hat und am längſten darauf herumzuwirbeln vermag? (Wobei der eigentliche Zweck der Tanzkunſt, die Entfaltung der Anmuth und eine ſchöne Geberdenſprache, in die Brüche geht, wie die Kunſt überhaupt überall da, wo ſie von der Concurrenz zum Virtuoſenthum geſtachelt wird.) Der Börſenjobber, deſſen Geiſt am ausſchließlichſten von Courſen ausgefüllt iſt? Der Hauſierer, der ſich am öfteſten hinauswerfen läſst? Der Fabrikant, der am unermüdlichſten und erfinderiſcheſten in verlogener Reclame iſt? Der Agrarier, der am lauteſten ſchreit und zur Linderung ſeiner erlogenen Noth die größten Liebesgaben herausſchlägt? Der journaliſtiſche Zeilenſchinder, der als Lakai verkleidet fürſtliche Tafeln bedient, um den nichtigen Klatſch aufzuſchnappen, der ja unter den journaliſtiſchen Waren den höchſten Preis hat? Der Geheimrath, der täglich 15 Stunden lang Paragraphen und Denkſchriften für parlamentariſche Papierkörbe ſchmiedet? Der Lockſpitzel und Intriguant, der ſich abwechſelnd auf Demokraten und auf Miniſter hetzen läſst und dadurch reich werden kann, wenn er nicht etwa Pech hat und ins Zuchthaus kommt? Dieſe durch Concurrenz ausgeleſene Geſellſchaft ſoll eine Ariſtokratie ſein? Ebenſogut könnte man den hungrigen Hund einen Ariſtokraten nennen, der einem andern hungrigen Hunde einen Knochen entriſſen hat. Ebenſogut könnte man das Ungeziefer eine Ariſtokratie nennen, das ſich Dank ſtärkeren Beine und Freſswerkzeugen in einem Ungezieferhaufen bis zu oberſt hinaufgearbeitet hat und das unter ihm liegende Mitungeziefer auffriſst. Sollte es heutzutage noch wirkliche Ariſtokraten geben, ſo würden ſie dieſer Balgerei hungriger Hunde, die man Wettbewerb nennt, den Rücken kehren und entweder ins Kloſter gehen, oder mit Weib und Kind oder mit einem Liebchen und ein Paar Büchern in die Einſamkeit ziehn und dort ihren Kohl bauen; überwindet aber ein ariſtokratiſcher Geiſt den Ekel, und entſchließt er ſich einzugreifen in den Kampf, ſo ſtellt er ſich natürlich auf die Seite der Unterdrückten. Nein, die ſind keine Ariſtokratie, dieſe den Concurrenzkampf beſtehenden zweibeinigen Wölfe, Füchſe, Arbeitsthiere und beſeelten Maſchinen! Was das Leben lebenswert und den einzelnen Menſchen zum Ariſtokraten macht, das ſind Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Schönheit, Freude, Individualcharakter. Die erſten beiden von dieſen ſchönen und edlen Dingen werden als Hinderniſſe der Socialausleſe von den Vertretern der Selections-Theorie grundſätzlich zurückgewieſen, die übrigen gehen in der Concurrenzhetze zu grunde. Wo bleibt z. B. die Weisheit in einem ſo geſcheiten Kopfe wie der des Herrn Tille einer iſt? Wundert er ſich doch am Schluſſe ſeines Artikels darüber, daſs der Congreſs nicht an die Steigerung des Arbeitslohnes durch die Steigerung der Arbeitsleiſtung des Einzelnen gedacht habe, der dann die Unternehmer durch Vervollkommnung der Maſchinen zu entſprechen haben würden. In einer Zeit, wo die Großunternehmer, dieſe Spitzen der vom angeblichen Ausleſeproceſs geſchaffenen Ariſtokratie, ſich in allen Ländern anſtrengen, durch Ringe, Truſts und Contingentirungen die Production zu vermindern, in einer Zeit, wo dieſe modernen Ariſtokraten unaufhörlich jammern und zetern, daſs es zuviel Getreide, zuviel Kohlen, zuviel Holz, zuviel Vieh, zuviel Häute, zuviel Zucker, zuviel Wolle, zuviel Kattun*) auf dem Markt gebe, in einer ſolchen Zeit auf Steigerung der Arbeitsleiſtung des einzelnen hinzuarbeiten, auf einen Zuſtand, wo noch mehr Arbeiter wegen „Minderwertigkeit“ die Arbeit verlieren, auf einen Zuſtand, wo noch größeren Mengen unverkäuflicher Waren, noch größere Scharen von Menſchen gegenüberſtehen, die kein Geld haben, Waren zu kaufen — nein, eine ſo koloſſale, phänomenale Dummheit — der erzgeſcheite Herr Tille möge es mir verzeihen, daſs ich es noch einmal wiederhole: eine ſo koloſſale, phänomenale Dummheit iſt noch nicht dageweſen! Es iſt die Dummheit κατ᾽ ἐξοχήν, die abſolute Dummheit.

Niemand bezweifelt, daſs Noth und Concurrenzkampf nothwendig ſind, den Menſchen in Bewegung zu ſetzen und die in ihm ſchlummernden Anlagen hervorzutreiben. Sed est modus in rebus, und auf dieſem Gebiet iſt das Maß längſt überſchritten. Der heutige Concurrenzkampf verbeſſert die Raſſen nicht, ſondern verſchlechtert ſie; er wirkt verſchlechternd, nicht bloß unten, ſondern auch oben; er macht nicht bloß ſchlecht, er macht ſogar die geſcheiteſten Leute dumm. Unter allen Molochs iſt der heutige Moloch, der Mammon, der abſcheulichſte — als ſein Symbol oder ſeine am meiſten charakteriſtiſche Verkörperung kann man die Panzerſchiffe anſehen, die koſtſpieligſten, dümmſten und unnützeſten aller menſchenfreſſenden Ungeheuer — und unter allen Mammonsdienern ſind die heutigen die dümmſten. Ohne Zweifel hat auch die heutige Entwicklungsphaſe ihren Zweck im Plane der Vorſehung, aber dieſer Zweck iſt uns unbekannt; nur ſoviel iſt uns klar, daſs er nicht dort liegt, wo ihn unſere Selectioniſten ſuchen. Vielleicht ſoll uns dieſer Zuſtand klar machen, in welchem Grade die Weisheit der Welt Thorheit vor Gott iſt. Als Paulus dieſen Satz niederſchrieb, konnte ſeine Wahrheit noch nicht erkannt werden, denn die Weiſen der Griechen und Römer waren noch nicht dumm, wie unſere heutigen, durch darwiniſtiſche Redensarten verblödeten: ſie wuſsten noch etwas von Menſchenwürde und Menſchenglück.

Neiße. Carl Jentſch.

*) [illegible]

Das ſchweizeriſche Genoſſenſchaftsweſen.

Eine Gelegenheitsſchrift von dauerndem Werte iſt die im letzten Sommer erſchienene Arbeit Dr. Hans Müllers über die ſchweizeriſchen Conſumgenoſſenſchaften.*) Nach der Vorrede des Präſidenten des Verbandes ſchweizeriſcher Conſumvereine, J. Fr. Schär, verdankt dieſes Werk ſeine Entſtehung der ſchweizeriſchen Landesausſtellung in Genf; es iſt die Feſtſchrift des Verbandes, durch welche dem Schweizer Volk ein getreues Bild der Beſtrebungen gegeben werden ſoll, die auf die genoſſenſchaftliche Organiſation des Conſums in der Schweiz gerichtet ſind. Die Arbeit verdient auch außerhalb der Grenzen des Schweizerlandes Beachtung, denn ſie führt uns die Entſtehung und Entwicklung eines wichtigen Zweiges des Genoſſenſchaftsweſens vor und gibt uns außerdem ein anſchauliches Bild der wirtſchaftlichen Zuſtände, aus denen dieſe Genoſſenſchaften hervorgegangen ſind. Es iſt wohl das erſte Mal, daſs das ſchweizeriſche Genoſſenſchaftsweſen ſeinen Geſchichtsſchreiber gefunden hat, und das Werk zeigt, daſs die darauf verwendete Arbeit keine nutzloſe war, denn wenn das Genoſſenſchaftsweſen in der Schweiz auch nicht ſo mannigfaltig ausgebildet iſt und keine ſo reiche Geſchichte hat, wie das anderer Länder, z. B. Oeſterreichs, Deutſchlands, Englands, Frankreichs, Italiens, ſo bietet es doch des Intereſſanten und vor allem des Lehrreichen genug. Nur wenige Genoſſenſchaftsarten haben in der Schweiz Verbreitung gefunden: Molkereigenoſſenſchaften, landwirtſchaftliche Rohſtoffgenoſſenſchaften und Conſumvereine; wohl haben auch eine Anzahl Productivgenoſſenſchaften beſtanden, doch ſcheinen ſie ohne Bedeutung geblieben zu ſein; Volksbanken, Baugenoſſenſchaften, gewerbliche Rohſtoff- und Magazingenoſſenſchaften fehlen unſeres Wiſſens gänzlich.

Anſchaulich und überzeugend ſchildert der Verfaſſer die wirtſchaftliche und ſociale Bedeutung der Conſumvereine in der Schweiz, und ſein Werk kommt auch deswegen zu gelegener Zeit, denn die Conſumvereine gehören nicht nur zu den beſtempfohlenen, ſondern auch zu den beſtgehaſsten Genoſſenſchaften.

Die wirtſchaftliche Aufgabe aller Genoſſenſchaftsarten beruht darin, daſs die Mitglieder die Thätigkeit, welche für die Befriedigung eines ihrer Bedürfniſſe von einem Gewerbetreibenden aufgewendet wird, auszuſcheiden ſuchen, indem ſie durch genoſſenſchaftliche Organiſation ſtreben, dieſelbe ſelbſt in die Hand zu nehmen. So erſetzt die Creditgenoſſenſchaft den Bankier, die Baugenoſſenſchaft den Bauunternehmer, die Rohſtoffgenoſſenſchaft der Handwerker den Detailliſten mit den betreffenden Rohſtoffen, der Conſumverein den Spezereihändler u. ſ. w. Daraus hat ſich ganz naturgemäß in den Kreiſen, die in den Genoſſenſchaften Concurrenten ſehen, eine Gegnerſchaft gegen die genoſſenſchaftlichen Beſtrebungen herausgebildet, und dieſe macht ſich umſo energiſcher geltend, je ſchärfer die Concurrenz der Genoſſenſchaft hervortritt und je ſchwacher der von dieſer Concurrenz betroffene Stand iſt. So werden heute hauptſächlich die Conſumvereine von den Spezereiſten bekämpft, ſelbſt die Geſetzgebung wird zur Beſchränkung, ja zur Vernichtung der Conſumvereine angerufen und in einzelnen Staaten auch wirklich in Bewegung geſetzt.

Freunden und Gegnern der Conſumvereine, wie denen, die nichts von dieſen Genoſſenſchaften wiſſen, iſt das Werk von Dr. Müller zum Studium zu empfehlen, es lehrt uns, wie die Conſumvereine in der Regel entſtehen, weil die Conſumenten unter dem Druck hoher Lebensmittelpreiſe durch die Verhältniſſe gezwungen werden, ſich bei der Befriedigung der Wirtſchaftsbedürfniſſe billiger einzurichten, wie es ihnen gelingt, auf dem Wege genoſſenſchaftlicher Organiſation Erſparniſſe zu erzielen, ihre wirtſchaftliche Lage zu heben und beſſere Ware als bisher zu erhalten. Der Vorzug des Werkes liegt weſentlich darin, daſs der Verfaſſer ſeine Mittheilungen aus der Praxis ſchöpft; er ſchildert die Verhältniſſe, wie ſie ſind, an der Hand der Thatſachen, er zeigt uns dabei auch den ſocialen Einfluſs der Conſumvereine, wie dieſelben erziehlich nach jeder Richtung hin auf die Mitglieder einwirken.

Die erſten Conſumvereine entſtanden in der Schweiz in den [illegible] Jahren. Mißernten und Hungersnoth führten zu der Gründung, nachdem man an den von den Regierungen und gemeinnützigen Organiſationen zur Linderung der Noth gegründeten „Fruchtvereinen“ die Vortheile kennen gelernt hatte. Es iſt intereſſant hier zu ſehen, wie gleiche Urſachen in verſchiedenen Ländern unabhängig von einander zu gleichen wirtſchaftlichen Gebilden führen. In England führte die Noth der Weber zu der Gründung eines Conſumvereines in Rochdale, der, wenn er auch nicht der erſte in England war, ſo doch nach ſeiner

*) [illegible] 1896, XVII und 4[illegible] Seiten.

Digitized by Google

Organiſation und ſeinen Grundſätzen kein entſprechendes Vorbild im Lande hatte; in Deutſchland ſind die Anfänge der modernen Genoſſenſchaftsbewegung in der Noth der Jahre 1846—47 zu ſuchen. In der Schweiz entſtanden zu gleicher Zeit ſelbſtändig die erſten Conſumvereine, und was das Auffallendſte iſt, man wählte für die Gewinnvertheilung den gleichen Grundſatz, den die redlichen Pionnire in Rochdale annahmen: die Vertheilung des Ueberſchuſſes unter die Käufer nach Verhältnis des Warenbezuges — einen Grundſatz, auf den die Entwicklung der Conſumvereine zurückzuführen iſt.

Dr. Müller läſst die erſte Periode mit dem Jahr 1862 abſchließen, er bezeichnet dieſelbe mit Recht als die der Lehrjahre, denn es muſste die Form gefunden und der wirtſchaftlichen Welt angepaſst werden. Wenn auch am Schluſs der Periode die praktiſchen Erfolge höchſt unbedeutend ſind, da die in derſelben begründeten Conſumvereine theils wieder eingegangen waren, theils ſich in der Auflöſung befanden oder vegetierten, ſo war doch das Fundament für die weitere Entwicklung gegeben. Selbſt an Beſtrebungen zur Bildung eines Conſumvereins-Verbandes, einer Centralſtelle für den gemeinſchaftlichen Waareneinkauf, fehlte es nicht. So kann denn Dr. Müller von der zweiten Periode, die er bis 1889 rechnet, und in der die Conſumvereine eine erhebliche Ausbreitung fanden und ihre Organiſation befeſtigten und läuterten, ſagen: „in der zweiten Periode wird ſomit der Gedankeninhalt der erſten Periode nur repetiert, nicht weſentlich vertieft, wie denn überhaupt dieſe die geiſtreichere, originellere geweſen iſt". Von großem Einfluſs auf die Ausbreitung der Conſumvereine in dieſer Periode iſt die „Internationale" in der Schweiz geweſen. Während die Socialdemokratie in den anderen Staaten z. B. in Deutſchland in den 60er Jahren die Genoſſenſchaften bekämpfte und Laſſalle gegen die Conſumvereine auftrat, da dieſelben nach den Grundſätzen ſeines ehernen Lohngeſetzes geeignet ſein ſollten, den Lohn der Arbeiter zu drücken, hat man im Lager der Schweizeriſchen Internationale eifrig für die Gründung von Conſumvereinen agitiert. Es folgte die dritte Periode, die Periode der Blüte der Conſumvereine, die nicht nur zur Bildung eines lebenskräftigen Conſumvereins-Verbandes führte, ſondern auch zur Organiſation des gemeinſchaftlichen Waareneinkaufs und damit zu der Spitze des Conſumvereins-Gebäudes. Es möchte vielleicht noch zu früh ſein, über dieſe Organiſation ein definitives Urtheil zu fällen, doch ſcheint man allerdings dieſelbe geſchickt den Verhältniſſen und Bedürfniſſen angepaſst zu haben.

Der Verfaſſer gibt auch eine Geſchichte der „ſchweizeriſchen Bauernconſumvereine" und des aus denſelben entſtandenen „Verbandes oſtſchweizeriſcher landwirtſchaftlicher Genoſſenſchaften." Das iſt auf den erſten Blick auffallend, denn dieſe Genoſſenſchaften ſind zunächſt landwirtſchaftliche Rohſtoffgenoſſenſchaften, die beſtimmt ſind, den Mitgliedern die für den landwirtſchaftlichen Betrieb erforderlichen Rohſtoffe zu beſchaffen, doch in der Schweiz ſcheinen dieſe Genoſſenſchaften zum größten Theil auch gleichzeitig Conſumvereine zu ſein, ſelbſt Conſumvereinsläden zu haben, und ſie kämpfen jedenfalls den ihnen von den Händlern aufgezwungenen Kampf mit den Conſumvereinen Schulter an Schulter. Und nicht nur dies, auch die Tendenz der beiden Genoſſenſchaftsarten iſt die gleiche.

Die Conſumvereine und landwirtſchaftlichen Rohſtoffgenoſſenſchaften ſtellen ſich in der Schweiz nicht als Selbſtzweck dar, ſie wollen nicht bloß ihren Mitgliedern wirtſchaftliche Vortheile bieten und die unmittelbar ſich aus ihrem Beſtehen ergebenden ſocialen Aufgaben pflegen — ihr Ziel iſt ein weiteres: eine freiheitliche ſocialiſtiſche Umgeſtaltung der Geſellſchaft. Man will die ſociale Frage mit Hilfe der Genoſſenſchaft löſen, fängt aber nicht bei der Production, ſondern bei der Conſumtion an: die Kundſchaft ſoll organiſiert werden, in die Hände der organiſierten Kundſchaft werde dann mit der Zeit die Production fallen. Aus der heutigen Circulation der Güter ſollen alle ſocialen Miſsſtände herrühren, dieſe müſſe reformiert, der „Gewinn am Preiſe" beſeitigt werden, was durch die Organiſation der Kundſchaft erreicht werden würde. Dr. Müller ſteht gleichfalls auf dieſem Standpunkt, den wir nicht theilen können. Man legt alle Mängel des „Gewinns am Preiſe" dar, bekämpft denſelben theoretiſch und ſucht den Zuſtand zu ſchildern, in dem wir leben würden, wenn der Vertrieb der Waren mit „Gewinn am Preiſe" durch eine gerechte Vertheilung der Waren erſetzt ſein würde. Man vergiſst dabei aber den „Verluſt am Preiſe". Wie ſich dieſer durch eine gerechte Vertheilung der Waren unbedingt vermeiden läſst, haben wir noch nirgends dargeſtellt gefunden, ſolange man aber mit „Verluſten" zu rechnen hat, wird man auch den „Gewinn" in den Kauf nehmen müſſen. Es iſt hier bei der Anzeige des Buches nicht der Platz, dieſe Frage weiter zu erörtern. Es mögen „Sonntagsideen" der ſchweizeriſchen Conſumvereinler ſein, um ein Wort Brentanos zu gebrauchen, mit dem er ähnliche Wünſche der engliſchen Genoſſenſchaften bezeichnet. So lange derartige „Sonntagsideen" nur theoretiſche Wünſche bleiben und auf die praktiſche Geſtaltung der Genoſſenſchaften keinen Einfluſs gewinnen, und ſie gefährden [illegible] ſie dienen ſogar dazu, der Bewegung eine ideale Richtung zu geben, wie ſie von allen wahren Genoſſenſchaften gewahrt werden ſollte.

Auf eines legt m. E. Dr. Müller nicht genügend Gewicht, daſs ſich die Genoſſenſchaften von allen politiſchen Beſtrebungen [illegible] halten; wohl erklärt er gelegentlich (S. 356), daſs nach ſeiner Anſicht es nicht in die Competenz der Conſumvereine fällt, zu ſtaatswirtſchaftlichen Fragen Stellung zu nehmen, er erwähnt aber die Zuwendungen von Conſumvereinen zu politiſchen Zwecken, ohne auf die großen Gefahren derſelben für die Genoſſenſchaften aufmerkſam zu machen, und doch iſt gerade der von Dr. Müller eingehend dargeſtellte Niedergang des Züricher Conſumvereines zum Theil wohl auch auf politiſche Differenzen in der Verwaltung zurückzuführen.

Werfen wir nun zum Schluſs noch einen Blick auf den heutigen geſchäftlichen Stand der Conſumvereine in der Schweiz, den Dr. Müller auf Grund einer 1895 von dem Verbande veranſtalteten Statiſtik eingehend beleuchtet.

Es beſtanden 198 Conſumvereine und 67 landwirtſchaftliche Genoſſenſchaften, die gleichzeitig Conſumvereine ſind; 146 Conſumvereine hatten 58071 Mitglieder, die Zahl der Mitglieder aller Conſumvereine wird auf 75.000 geſchätzt, 137 Vereine erzielten einen Umſatz von 23,224.470 Frcs., der Umſatz aller Vereine wird von Dr. Müller auf 30 Millionen Frcs. angenommen. Der Reingewinn betrug bei 135 Vereinen 1,945.691 Frcs., das Vermögen von 137 Vereinen belief ſich auf 3,816.558 Frcs.

Berlin. Dr. Hans Crüger.

Die Warſchauer Geſellſchaft.

Von Prof. Guglielmo Ferrero (Turin).

Warſchau iſt, vom ſocialen Geſichtspunkt betrachtet, eine Stadt, wie es deren keine zweite in ganz Europa gibt; denn in ihrem Weichbilde leben drei Geſellſchaften, die in Bezug auf phyſiſchen Typus, Sprache, Sitten, Religion, Ideen, Gefühle, Lebensweiſe und ſogar Kleidung voneinander ganz verſchieden ſind, drei Geſellſchaften, die gleichzeitig beſtehen, miteinander in Berührung kommen, aber im Zuſtande eines latenten Antagonismus leben: die ruſſiſche, die polniſche und die jüdiſche Geſellſchaft.

Ruſſiſch-Polen hatte ein dem öſterreichiſchen Polen vollkommen entgegengeſetztes Schickſal; es wurde gut und liberal verwaltet in den erſten Zeiten nach der Theilung, als Oeſterreichiſch-Polen eine minder gute Behandlung erfuhr; jetzt dagegen genießt das öſterreichiſche Polen ein zufriedenſtellendes Regime der Freiheit und Autonomie, während die ruſſiſchen Provinzen einem äußerſt ſtrengen Zwangsſyſtem unterworfen ſind. Nach dem Aufſtande des Jahres 1864 begann daſelbſt ein bis auf's äußerſte getriebenes Syſtem der Ruſſificierung, das unter der Regierung Alexander III. noch verſchärft wurde, und zufolge welchem die geſammte Verwaltung Polens, die militäriſche ſowohl wie die bürgerliche, ruſſiſch ſein muſs. Bei der großen Anzahl von ruſſiſchen Soldaten, welche in Polen, als Grenzprovinz, einquartiert ſind, bei der complicierten und aufdringlichen Verwaltung begreift man, daſs dieſe Art Politik einen wahren Einbruch von Ruſſen nach Polen zur Folge gehabt hat, die daſelbſt bürgerliche und militäriſche ſtaatliche Functionen verſehen und deren gebildetſter und wohlhabendſter Theil in Warſchau reſidiert. Alle dieſe Staatsbeamten ſprechen nicht nur ruſſiſch, ſondern gehören auch der ruſſiſchen Kirche an.

Die polniſche Geſellſchaft dagegen iſt ſtreng katholiſch; ſie bewahrt mit Leidenſchaft ihre ruhmreiche Sprache, die Sprache einer wenig verbreiteten, aber herrlichen Literatur und iſt aus verſchiedenen ſocialen Elementen zuſammengeſetzt. Das bureaukratiſche Element iſt nur ſehr ſpärlich vertreten, denn es geſchieht ſelten, daſs ein Pole Verwaltungsbeamter wird, ausgenommen bei den techniſchen Verwaltungszweigen, wie etwa bei den Eiſenbahnen. Die polniſche Geſellſchaft beſteht nämlich vorzugsweiſe aus den vornehmſten, reichſten Mitgliedern der polniſchen Adelsgeſchlechter, die aus Gewohnheit, aus der Zeit herrührend, da ſie noch die großen Aemter des polniſchen Reiches inne hatten, in Warſchau wohnen; dann aus Gutsbeſitzern der Provinz, die wohlhabend genug ſind, um den Landaufenthalt zu meiden und ſich dem mondänen Leben der Stadt hinzugeben; ferner aus einigen alten hohen Staatsbeamten, die ihr Amt auch unter dem neuen Regime noch immer beibehalten haben; vor allem aber aus der Menge der unabhängigen Profeſſioniſten und geiſtigen Arbeiter: aus Aerzten, Notaren, Advocaten, Journaliſten, Schriftſtellern, Privatlehrern und Privatbeamten.

Zwiſchen dieſen beiden Geſellſchaften beſtehen wenig freundliche Beziehungen. Die Ruſſen lieben — und zwar ein wenig zu leidenſchaftlich — Warſchau, weil man da mehr als in jeder anderen ruſſiſchen Stadt — ausgenommen die ausgedehnte kaiſerliche Schöpfung Petersburg — den Einfluſs der ausländiſchen Civiliſation, beſonders aber der italieniſchen Kunſt, verſpürt, ſo daſs man Warſchau mit Recht das Florenz des Nordens nennen kann. Aber wo der Warſchauer Aufenthalt für den Ruſſen [illegible] weil er in einer Geſellſchaft lebt, deren Beziehungen [illegible]

Digitized by Google

gefordert wird, ſie zu ſprechen. Andererſeits kennen die Ruſſen nur oberflächlich das Polniſche, und da die Regierung viel auf die Ruſſification hält, ſo können ſie im privaten Leben dem literariſchen Patriotismus der Polen keine zu großen Zugeſtändniſſe machen. Vorläufig hat man einen Ausgleich für dieſe beiden widerſtreitenden Tendenzen gefunden: Die gebildeten Ruſſen und Polen ſprechen untereinander, in Geſellſchaft, franzöſiſch. Ich befand mich eines Abends im Operntheater in der Loge eines angeſehenen polniſchen Edelmannes, mit dem ich in franzöſiſcher Sprache converſierte; aber wie groß war mein Erſtaunen, als ich bemerkte, daſs die Leute in den Logen, im Foyer und im Parquet während der Zwiſchenacte faſt ausnahmslos franzöſiſch ſprachen. „Ja, wird denn das Theater hier nur von Fremden beſucht?“ fragte ich lächelnd meinen Freund. „Nein“, erwiderte dieſer, „aber wenn Polen und Ruſſen miteinander verkehren, ſprechen ſie ſtets franzöſiſch.“

Wenn auch auf dieſe Weiſe ein Sprachenausgleich getroffen iſt, ſo bleiben deſſenungeachtet die Beziehungen nicht weniger geſpannte und unfreundliche, beſonders deshalb, weil eine große Zahl von polniſchen Familien des höheren Bürgerthums ſich weigert, die Thore ihrer Häuſer den Ruſſen zu öffnen. Die polniſche Ariſtokratie zeigt ſich, zufolge jenem den edlen Geſchlechtern eigenen Gefühlen der internationalen Camaraderie, weit gaſtfreundlicher gegenüber den in Warſchau anſäſſigen Mitgliedern der ruſſiſchen Ariſtokratie. Der Bürgerſtand aber iſt ſtolzer und weniger conciliant, und es gibt polniſche Bürger, die mit Stolz ſagen: „Kein Ruſſe hat je mein Haus betreten“ und ſolche, die ſich brüſten, nicht einmal die ruſſiſchen Buchſtaben leſen zu können. Die Frauen zeigen ſich in dieſem heftigen Kampfe gegen den ruſſiſchen Einfluſs noch leidenſchaftlicher und unerbittlicher als die Männer, ja ihre Abneigung iſt ſo groß, daſs ſie nicht einmal Mitgefühl haben für die traurige Lage, die ſie ihren Söhnen in den Schulen durch die eigene Unverſöhnlichkeit ſchaffen. Da die Schulen ruſſiſch ſind, müſſen natürlich auch die Examina in ruſſiſcher Sprache abgelegt werden; aber da die Familien den Knaben den Umgang mit Ruſſen verbieten, haben ſie keine Gelegenheit, ſich in der ruſſiſchen Umgangsſprache zu üben und auszubilden; und ſo ſind ſie gezwungen, ihre Lectionen in allen Fächern, Wort für Wort, im ruſſiſchen Text auswendig zu lernen: eine entſetzlich mühſelige Geiſtesarbeit, an die der erwachſene Pole ſtets mit Schrecken zurückdenkt als an eine der traurigſten Qualen ſeiner Kindheit.

Es iſt alſo ein wahrer Zuſtand von Guerillakrieg und Scharmützel, der unerbittlich fortdauert und durch welchen die beiden Geſellſchaften fortwährend daran gemahnt werden, daſs ſie vom Tage der Verſöhnung noch weit entfernt ſind. Dieſer Krieg nimmt manchmal die bizarrſten Formen an.

So wurde, zum Beiſpiel, vor mehreren Jahren in Warſchau das erſte ruſſiſche Theater gegründet, das von der Regierung ſubventioniert wurde. Die Polen glaubten, empfindlich wie ſie nun einmal ſind, in dieſem Theater einen ihrer Nation angethanen Schimpf zu ſehen, und ſie ſetzten, um ſich zu rächen, eine merkwürdige Demonſtration für die Eröffnungsvorſtellung in Scene. Sie kauften nämlich faſt alle Sitze, blieben aber zuhauſe und zwangen ſo die ruſſiſchen Schauſpieler, vor leeren Bänken zu ſpielen. Der Streich war gelungen, aber an eine Wiederholung war nicht zu denken, denn dies wäre wohl zu koſtſpielig geworden. Die polniſche Preſſe ſetzte aber die Demonſtration inſofern fort, als ſie die Vorſtellungen vollſtändig todtſchwieg und ſo that, als exiſtierte das Theater nicht. Dieſes oſtentative Vorgehen gegenüber den Ruſſen erregte jedoch den Unwillen der Regierung, und die Polizei übernahm nun in der Folge ſelbſt eine Art Berichterſtattung, indem ſie jedesmal, wenn im ruſſiſchen Theater geſpielt wurde, officielle Beſprechungen über die Vorſtellungen an die polniſche Preſſe ſandte, die dieſe genau ſo, Wort für Wort, ins Polniſche überſetzt, zu publicieren gezwungen war. Es blieb den polniſchen Journaliſten, um ſich zu rächen, nur ein Weg offen, den ſie bei allen officiellen Notizen einſchlugen: ſie ließen nämlich von Zeit zu Zeit boshafte Ueberſetzungsfehler unterlaufen, die den Sinn der Mittheilungen entſtellten.

Solcher radicaler und kleinlicher, antiruſſiſcher Demonſtrationen, wie dieſe hier, gibt es in Warſchau zahlloſe: ſo zum Beiſpiel der Gebrauch, an den ruſſiſchen Nationalfeſten das Theater erſt zu betreten, nachdem die ruſſiſche Nationalhymne bereits geſpielt iſt; oder der Uſus der Zeitungen, gelegentlich nationaler Trauertage für verſtorbene Mitglieder des Kaiſerhauſes nur mit dem allerſchmalſten Trauerrand zu erſcheinen; oder der Uſus vieler reicher polniſcher Familien, ihren Söhnen Privatunterricht im Hauſe ertheilen zu laſſen und ſie dann auf eine deutſche Univerſität zu ſchicken. [illegible] trägt dieſer Nationalfanatismus dazu bei, ſelbſt die edelſten und beſten Menſchen zu verbittern und zu verhärten. Ich war ſelbſt Zeuge, wie eine fromme und wohlthätige alte Dame ſich weigerte, einen [illegible] und [illegible] jungen Mann zu unterſtützen, weil er Ruſſe war. „Ich gebe mein Geld nicht den Feinden Polens“, ſagte ſie.

[illegible]

Menge, und ſie beſtehen ganz für ſich wie ein beſonderes und eigengeartetes Glied des Geſammtkörpers. Sie haben eine eigene Sprache: den deutſch-polniſch-jüdiſchen Dialect, der in ſeinem weſentlichſten Inhalt aus deutſchen Wörtern beſteht, die mit hebräiſchen und polniſchen Wörtern vermiſcht ſind. Die Juden kamen vor ſechs Jahrhunderten aus Deutſchland nach Polen und haben als Nationalſprache ihr damaliges Idiom bewahrt. Das Kind lernt von den Eltern als Mutterſprache dieſes veränderte Deutſch, während es ſpäter als fremde Sprache — etwa ſo wie wir franzöſiſch und engliſch lernen — das Polniſche lernt, das aber nur die wenigſten von ihnen ganz rein und fehlerlos ausſprechen können. Die Hartnäckigkeit und Zähigkeit, mit welcher die polniſchen Juden Rußlands an dieſer ihrer alten Sprache feſthalten, iſt ſo groß, daſs die nach Nordamerika ausgewanderten Juden von Ruſſiſch-Polen in dem Lande der vollkommenen Preſsfreiheit, in New-York, ein ſocialiſtiſches Wochenblatt herausgeben, das ſich „Die Arbeiter-Zeitung“ betitelt, in jenem merkwürdigen Dialect geſchrieben und mit den alten hebräiſchen Lettern gedruckt iſt. Mehrere Nummern dieſer Zeitung liegen vor mir, und es macht auf mich einen ganz merkwürdigen Eindruck, zu ſehen, wie die Poſtulate des Socialismus mit denſelben Buchſtaben gedruckt ſind, mit welchen das Buch Hiob geſchrieben war. Die neueſten Errungenſchaften des revolutionären Geiſtes, zu Papier gebracht in einer Sprache, die im Mittelalter entſtanden iſt, und mit einem der älteſten Alphabete gedruckt, das die Menſchheit gekannt hat!

Ebenſo wie die Sprache iſt auch die Kleidung eine ganz eigene. Sieht man in Warſchau auf den Straßen einen Mann in Uniform, ſo kann man mit Beſtimmtheit ſagen, daſs es ein Ruſſe iſt; ſieht man einen bürgerlich gekleideten Mann, ſo iſt es — wenn es nicht zufällig ein Deutſcher oder ein Fremder aus irgend einem anderen Lande iſt — ein Pole. Den Juden aber erkennt man an ſeinem langen ſchwarzen oder dunkelgrauen Rock, der beinahe den Boden berührt und an ſeiner Tuchmütze mit Schild. Dieſes Kleid gemahnt einigermaßen an die weite Toga der alten orientaliſchen Völker, jenes große Kleidungsſtück, das den ganzen Körper von den Schultern bis zu den Füßen einhüllte und faſt gar keine Formen erkennen ließ, und das ſich bei gewiſſen Ständen, wie bei der katholiſchen und griechiſchen Geiſtlichkeit, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Dieſe Kleidung gibt den Juden Warſchaus heute noch ein halb hieratiſches, halb orientaliſches Ausſehen. Wenn man ſich auf einem belebten Marktplatze Warſchaus befindet und die Juden da ſieht, eingehüllt in ihre langen Togen, und die verſchiedenen, der Raſſe eigenen Phyſiognomien betrachtet: die einen mit grünlicher Geſichtsfarbe und ſchwarzem Kraushaar, die anderen mit weißer Geſichtsfarbe und röthlichem kurzen Bart, wieder andere mit zurücktretender Stirne und hervorſtehenden Backenknochen; wenn man ſie dann untereinander in ihrer ſchwer verſtändlichen Sprache reden hört, dann glaubt man ſich thatſächlich nach einem öffentlichen Platze in Jeruſalem verſetzt, zu einer Zeit, da ſich daſelbſt Prieſter, Scriben und Plebejer zuſammenfanden, um Nachrichten auszutauſchen und Handel zu treiben.

Und ebenſo verſchieden von den anderen, wie ihre Religion, ihre Kleidung, ihre Sprache, iſt auch ihre ſociale Beſchäftigung: der Handel. Sie ſind nahezu allein die Mittelsperſonen zwiſchen Erzeugern und Conſumenten. Sie haben den Zwiſchenhandel faſt vollſtändig monopoliſiert und verſehen die Function, die Bedürfniſſe der anderen beiden Geſellſchaften, mit welchen ſie leben, zu decken. Der polniſche Jude hat ein angeborenes Miſstrauen gegen den Grundbeſitz, und ſogar die ſehr wohlhabenden Juden ziehen es vor, ihre Gelder in beweglichen Gütern anzulegen. Dieſes Miſstrauen gegen den Grundbeſitz ſtammt aus den Zeiten, da der Jude weit heftiger als in unſeren Tagen dem blinden, unerbittlichen Haſſe der chriſtlichen Bevölkerungen preisgegeben und daher von Zeit zu Zeit gezwungen war, ſeinen Wohnſitz zu ändern. Auch der Induſtrie widmet er ſich in Ruſſiſch-Polen, nur in den ſeltenſten Fällen ſondern faſt ausſchließlich dem Handel. Der Anblick, den die großen jüdiſchen Kaufläden, namentlich jene des Nalewki-Quartiers, darbieten, iſt ein gar merkwürdiger. Dieſe Läden beſtehen aus ungeheuer großen Räumlichkeiten, in welchen zwanzig bis fünfundzwanzig Juden jeden Alters beſchäftigt ſind. Der Alte ſitzt am Zahltiſch mit feierlicher Miene, würdevoll wie ein bibliſcher Patriarch. Alle anderen: Caſſiere, Buchhalter, Commis, Ladendiener, Laufburſchen, Träger, ſind Leute mit ausgeprägt ſemitiſchen Phyſiognomien und bekleidet mit dem traditionellen langen Rock und dem Tuchkäppchen.

Auch dieſe Geſellſchaft ſteht in keinen guten Beziehungen zu den beiden anderen. Es iſt eine traurige Thatſache, daſs die Polen — auch die gebildeten Claſſen — dem Juden gegenüber Argwohn und Antipathie bekunden. Ein Grund dafür mag der ſein, daſs als die armen, [illegible] Juden vor vielen Jahrhunderten aus Deutſchland in Polen einwanderten, um da ein Stück Brot zu verdienen, die [illegible] — die damals überaus hochmüthig war, weil [illegible] — wohl damit einverſtanden [illegible] zu [illegible], die dieſe unglückſelige Raſſe ihr [illegible] die geringſte ſociale Gemeinſchaft [illegible] Abſonderung und gering[illegible] auch zuzuſchreiben, daſs die Juden bis [illegible] und Kleidung beibehalten haben. Zurück-

Digitized by Google

gewieſen und gemieden von den anderen Geſellſchaften und Gemeinſchaften, haben ſie ſich ſelbſt abgeſchloſſen und ihre moraliſchen und geiſtigen Kräfte dazu benützt, alle alten Elemente ihres moraliſchen Lebens zu conſervieren. Ganz Polen iſt von dem egoiſtiſchen und intranſigenten Geiſte erfaſst, und der moderne Fortſchritt hat ihn leider nicht zu unterdrücken vermocht. Im Gegentheil. Die oberen ſocialen Claſſen, die über den politiſchen und über den wirtſchaftlichen Verfall, welcher die ruſſiſche Herrſchaft und die Wertabnahme des Grundbeſitzes zur Folge hat, erbittert ſind, und aufgebracht darüber, daſs mit der Vermehrung und Befeſtigung des beweglichen Capitals und des Handels die einſt verachteten Parias an Anſehen zunehmen, ſcheinen mit umſo größerer Hartnäckigkeit und mit Trotz auf ihren perverſen Gefühlen beſtehen und einen Kampf, der ſchon ſo ſchmerzliche Folgen für alle gehabt hat, noch erbitterter geſtalten zu wollen. Die Juden beginnen ſich inzwiſchen — infolge eines Gefühles der Defenſive — langſam der ruſſiſchen Regierung zu nähern, bei dieſer Schutz und Schirm ſuchend. Die Annäherung würde ſich leichter vollziehen, wenn als ernſtliches Hindernis nicht die Verſchiedenheit der Religionen vorhanden wäre, umſomehr, als die ruſſiſche Regierung eine theokratiſche iſt. An dem Tage, an welchem Ruſsland aufhören würde, die Juden zu verfolgen, könnte ſie in den polniſchen Juden getreue Bundesgenoſſen finden.

* * *

So leben in Warſchau dieſe drei Geſellſchaften, jede für ſich, einander feindlich gegenüberſtehend. Eine Annäherung erſcheint heute als eine Unmöglichkeit, ſo tief und unüberbrückbar iſt die Kluft, die ſie trennt. Ja, ſie ſcheinen ſo ſehr durchdrungen von dieſer Unmöglichkeit, daſs jede von ihnen trachtet, ſich abzuſondern und einander anzufeinden, gleichſam als könnte keine von ihnen ohne die Vernichtung der anderen ruhig leben. An eine ſolche Vernichtung iſt aber nicht zu denken. Die ruſſiſche Geſellſchaft iſt in politiſcher und militäriſcher Hinſicht zu mächtig, die polniſche iſt die ſittliche und intellectuelle Seele der ganzen Nation, und die jüdiſche endlich erfüllt zu wichtige ſociale Functionen. Solange nicht eine gleichmäßige Verſöhnung zwiſchen dieſen einander bekämpfenden drei Mächten gefunden ſein wird, wird Polen niemals in Frieden leben können.

Zur modernen Ethnologie.

Sobald wir nach der hauptſächlichſten Wirkung fragen, welche die raſche Erſchließung der Erdkugel auf das rein geiſtige Streben der Culturmenſchheit ausgeübt hat, wird die Antwort lauten müſſen, daſs vor allem die Wiſſenſchaften, gleichviel welcher Richtung, ſich dadurch ihres innerlichen Zuſammenhanges bewuſst geworden ſind und einander nun die Hand zu reichen wünſchen. Wieweit das noch widerwillig geſchieht oder gar hintangehalten wird, iſt durchaus nebenſächlich, weil alles dahin Zielende lediglich von dem individuellen Standpunkte der (oder einiger) Vertreter ſolcher Wiſſenszweige abhängt. Iſt die Herrſchaft der betreffenden Generation erſt vorüber, ſo wird das Tempo nachher wahrſcheinlich um ſo ſchneller genommen. Dagegen will dem ruhigen Beobachter ſcheinen, als verlange jetzt beiſpielsweiſe die Völkerkunde von der Geſchichte, die Sociologie von der Geographie u. ſ. w. gar zu viel Entgegenkommen auf einmal. Die Ueberzeugung jedes Menſchen, deſſen Erkenntnis ſoeben einen ſtarken, das Alte erſchütternden Fortſchritt machte, muſs naturgemäß dahin neigen, alle ſeitlichen Mitbewerber für geſchlagen, mindeſtens aber eingeholt zu erachten. In ſolchen ſtolzen Augenblicken liegt kein Gedanke ferner als der, daſs man zuletzt, um Fühlung mit den Nachbarn zu behalten, dennoch ein Stückchen werde zurückgehen müſſen. Gerade die Völkerkunde, die nur mit beſonders ſtarker Escorte von verwandten Wiſſenſchaften vorrücken kann, dürfte zuerſt in ein ſolches Dilemma gerathen, nachdem ſie ſeit fünfzig Jahren ununterbrochen ihre ſchöne Laufbahn verfolgt und eine nie geahnte Höhe erklommen hat.

Dieſen Triumphzug ſchildert ein unlängſt erſchienenes nützliches Buch: „Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft gemeinverſtändlich dargeſtellt von Th. Achelis".*) — Der längſtwohlbekannte Gelehrte hat ſein Werk in der Abſicht verfaſst und zuſammengeſtellt, daſs endlich die Geſchichte der Völkerkunde einmal in möglichſt erſchöpfender Art zur Vorführung gelange. Dem ſteigenden Intereſſe der Gebildeten, führt er einleitend aus, entſpreche beiweitem nicht die erforderliche Klarheit über Aufgaben und Methoden der Völkerkunde. „Während manche darin noch ein buntes Raritätencabinet ſehen, zur Befriedigung bloßer Neugier, verquicken andere damit rein hiſtoriſche Fragen und Probleme und ſind nicht wenig darüber erſtaunt, daſs die Ethnologie als ſolche die rein geſchichtlichen Beziehungen ganz von der Hand weiſt."

Schon dieſer einzeln herausgegriffene Satz charakteriſiert den Inhalt des umfangreichen Buches auf das beſte. Nur ſehr wenige Feſtſtellungen finden ſich darin, denen nicht ganz bedeutende Einſchränkungen, Zwiſchenbeſtimmungen und Warnungen auf dem Fuße folgen. Selbſt die hauptſächlichſte Theſe des Verfaſſers, die einheitliche Abſtammung des Menſchengeſchlechtes, muſs dergleichen dulden. Ganz ſicher iſt das Verfahren als ein ſtreng wiſſenſchaftliches zu begrüßen, allein [illegible] unter ſolcherlei Umſtänden Achelis doch ſchon die Gemeinverſtändlichkeit [illegible] auf ſein Panier ſchrieb, ſo ſcheint er in zu früher Stunde losgeſchlagen zu haben. Wie ſich herausſtellt, iſt der Begriff der Völkerkunde im eigentlichen Sinne noch gar nicht ſo weit gediehen, daſs man ihn mit Zuverſicht in einen Satz faſſen könnte, und wäre er ſo lang wie der Tag vor Johanni. Andere Forſcher haben das Wagnis einer kurzen Fixierung unternommen, wogegen aber Achelis vollkommen überzeugend nachweiſt, daſs in allen dieſen Fällen entweder nur ein Theil geſagt oder ein völlig dunkler, womöglich nichtsſagender Spruch geſchehen war. Diesmal nimmt der Verſuch einer Formulierung volle 36 Seiten, die letzten des Werkes, ein, und zwar ganz folgerichtig unter der Ueberſchrift: „Die Völkerkunde in ihrem Verhältnis zu den anderen Wiſſenſchaften." Nach einander ſtellt Achelis hier die Geographie, Anthropologie und Urgeſchichte, Geſchichts-, Rechtswiſſenſchaft Sociologie, Mythologie, Religionswiſſenſchaft und endlich die Philoſophie der Völkerkunde gegenüber, in der Abſicht, deren eigenes Gebiet auf ſolche Weiſe methodologiſch abzugrenzen. Erſt bei der Confrontation mit der Erkenntnistheorie kommt dann der lange geſuchte Begriff zum Vorſchein, wenigſtens iſt Achelis ſelbſt nun endlich zu der Annahme genöthigt, daſs dem ſo ſei. Aber die letzte Faſſung, überdies dem verſtorbenen Hermann Poſt entlehnt, bietet lediglich einen Ausblick auf das ferne Ziel dar und wirft den vollen Nachdruck auf die Sociologie der Zukunft. „An der Stelle frommer panpſychiſtiſcher Verſenkung in die eigene Seelentiefe werden wir dann in das weite, geſtaltenreiche Weltall hinausſchauen dürfen und von überallher unſer eigenſtes, tiefſtes Weſen uns aus demſelben entgegenbrechen ſehen. Dann wird, was ein frommer Kinderglaube ſtets geahnt hat, zur nachweisbaren Wahrheit werden. Die höchſten Anſchauungen über das Weſen des Menſchen, welche von den Geiſtesheroen unſeres Geſchlechts geahnt und als Ahnungen ausgeſprochen ſind, werden von uns alsdann nicht mehr geglaubt, ſondern gewuſst werden, und wir werden unſere Stellung im großen Weltall, über welche bisher noch der Schleier tiefen Geheimniſſes gebreitet iſt, anfangen zu begreifen."

Fügen wir jetzt hinzu, daſs dieſes, ſonſt von der Metaphyſik allein verheißene Ziel mittelſt ſtrict empiriſcher, rein inductiver Forſchung, unter ausſchließlicher Rückſicht auf das geſellige genus homo an Stelle des gleichgiltigen Individuums erreicht werden ſoll, daſs unter Abweiſung der hier nur irritierenden Chronologie ſtreng nach Entwicklungsſtufen zu beobachten und angliedernd zu urtheilen iſt, dann haben wir einen minder ungefähren Standardbegriff der Völkerkunde und ihrer Aufgaben gewonnen.

Bekanntlich hat Oskar Peſchel mit ſeiner beliebten „Völkerkunde" den Leſern es bedeutend leichter gemacht, ſich dieſen Begriff zurechtzulegen. Das Achelis'ſche Werk, an Beiſpielen ärmer und im ganzen ſchwerer gewappnet, könnte aber für denkfreudige Novizen das ſchätzbarere von beiden werden. Es vertritt im weſentlichen den Standpunkt Adolph Baſtians, deſſen Namen jedermann mit Achtung nennt, ohne doch ſeine bahnbrechenden, mit unendlich tiefen Gedanken angefüllten Werke geleſen zu haben. Das kann man nämlich nicht, wenigſtens ſo lange ſich kein Fachgenoſſe findet, der ſie aus dem abſolut Formloſen in irgend eine Culturſprache überſetzt. Sodann hat Achelis ſelbſt ein Princip befolgt, das mit der erwähnten wiſſenſchaftlichen Verwerfung des Einzel-Individuums mehr übereinkommt, als wir es vorläufig gewohnt ſind. Von den dreiſsig Lexikon-Octavbogen ſeiner „Modernen Völkerkunde" ſind dem Quantum nach ſicher fünf Sechstel wörtliche Auszüge aus Arbeiten der Vorgänger. Vor Beendigung der Entwicklungsgeſchichte, welche auf dieſe Art alſo in Monologe einzelner Forſcher zerfällt, hält man ſein Befremden noch zurück. Aber die langen Citate wuchern dann faſt in derſelben Breite weiter, ja, ſie wiederholen ſich allzuoft wörtlich, wie ſie ſchon im erſten Abſchnitte ſtehen. Wir räumen ein, daſs dieſe ungewöhnliche Arbeitsweiſe der Sache nichts abbricht: ſelbſt jene Repetitionen ordnen ſich der jeweiligen Darlegung taktiſch immer gut unter. Indeſſen ſollte der Verfaſſer einer gemeinverſtändlichen Arbeit doch wohl daran gedacht haben, daſs gerade der gemeine Verſtand ſich an der ganzen Manier ſtoßen muſs! Außerdem wird dieſer ſyſtematiſche Theil in ſolcher Art überladen. Das ewige Mitreden anderer ermüdet zuletzt, und manchmal weiß man in der That vor lauter herangezogenen näheren Beſtimmungen weder hin noch her.

Dennoch trägt man nach dem gebührenden aufmerkſamen Durchleſen — wer nur blättern will, wird hier näher leer ausgehen — den Eindruck davon, ein im ganzen ſehr zuverläſſiges Buch kennen gelernt zu haben. In welcher beſtimmten Richtung Achelis den Strom dabei ausſchaltete, ſoll ſogleich Erörterung finden. Im allgemeinen treten, wie bemerkt, die concreten Beiſpiele, welche andere Schriften ſo lebendig und ſichtlich anziehend machen, diesmal zurück; [illegible]

---

*) Stuttgart 1896, Verlag von Ferdinand Enke.

ſtoßen. Und bei Letourneaus Eintheilung des Cannibalismus nach Motiven bemerkt Achelis als echter Gelehrter: „daſs er die immer noch gelegentlich durch die furchtbarſte Noth herbeigeführte Anthropophagie nicht zu den organiſchen Stufen rechnen will, wird hoffentlich Beifall finden (S. 333)“. Daſs hier ein Scherz hineinklingen ſolle, iſt nach der ganzen Art des Verfaſſers leider ausgeſchloſſen. Schlimmer, weil noch ein methodologiſcher Verſtoß ſich einmengt, iſt der Ausſpruch (bei „Kunſt und Wiſſenſchaft“): „Daſs auch der Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit, dieſe erſte Bedingung wiſſenſchaftlicher Unterſuchung — von der Zucht ernſten wiſſenſchaftlichen Denkens ganz zu ſchweigen — den Naturvölkern im großen und ganzen abgeht, möge nur noch beiläufig bemerkt werden.“ Thatſächlich iſt von dieſer für das beſchaffte und noch zu beſchaffende Forſchungsmaterial, für die Entwicklung des ſocialen Verkehrs und anderer Formen bei jenen Völkern ſo weſentlichen Feſtſtellung nicht weiter die Rede; eine Folge davon ſcheint zu ſein, daſs der Uebergang von den animiſtiſchen Religionsvorſtellungen zu höheren hier nicht einleuchtend wird. Die Geiſter dieſer dem echten Sinne für Wahrheit fremden Völker logen eben a u ch, und ihr Credit muſste ſich ſchließlich verlieren, namentlich wenn Beiſpiele der nächſten Stufen ſchon im Geſichtskreiſe des betreffenden Volkes erſchienen.

Die vergleichende Völkerkunde erwuchs, ſtreng genommen, aus den Beobachtungen europäiſcher Reiſender in P o l y n e ſ i e n, und dorthin, viel weniger nach Amerika, Indien und Afrika, richten die Forſcher, Achelis eingeſchloſſen, noch heute gern den erſten und längſten Blick. Hieraus reſultiert eine unleugbare Einſeitigkeit der Claſſificierung, weil erſtens dieſe merkwürdige Inſelwelt keine weitreichenderen Garantien hergeben dürfte, und weil hinwiederum die Wiſſenſchaft ſelbſt, nach Achelis wenigſtens, den geographiſchen Schranken die objectiv doch erforderliche Anerkennung weigert. So iſt es denn kein Wunder, wenn die bisherigen allgemeinen Ergebniſſe der Ethnologie etwas an ſich tragen, das wir den unbewuſst polyneſiſchen Zug nennen möchten. Wer z. B. durch das hier beſprochene Werk ſich in die moderne Völkerkunde einführt, wird noch immer keine Ahnung haben, daſs es nördlich der Amurmündung überhaupt eine Gruppe von Völkern gibt, die noch ſtark mitzuſprechen berufen iſt. — Aehnliche Einwürfe gehen von der Geſchichtswiſſenſchaft aus, ſobald Achelis' Behandlungsweiſe dem Verhältnis zugrunde gelegt wird. Wenn (S. 452) den Hiſtorikern der Ethnologie gegenüber Miſsverſtändniſſe und Irrthümer vorgeworfen werden, ſo ſollen dieſe keineswegs beſtritten werden. Es ſei ferne, daſs die Geſchichtskunde für weniger anſtellig und lerneifrig gelten will, als die Völkerkunde oder eine beliebige andere Disciplin. Nun war aber Achelis unbillig genug, der m o d e r n e n Ethnologie im weſentlichen die antiquierte Geſchichtsauffaſſung von Hegel her entgegenzuſetzen. Auf Deutſch: die moderne Geſchichtskunde und die moderne Ethnologie ſind einander in dieſem und wohl manchem anderen Falle noch gar nicht vorgeſtellt! Wir haben, neben einigen Foſſilien ſelbſtverſtändlich, ſeit zwei Jahrzehnten Hiſtoriker an der Spitze, die offenbar ein gut Theil mehr von der Völkerkunde gelernt haben, als die Vertreter der letzteren von der jetzigen Geſchichtsforſchung! Insbeſondere hat ſich die Geſchichte des Alterthums ſeit kurzem unendlich vertieft und erweitert — Achelis aber will oder kann den gemeinſamen wie beſonderen Reſultaten der Bibelkritik, der altarabiſchen und der Keilſchriftforſchung nichts ablernen. Hier ſowohl wie in der ebenfalls ſtark fortgeſchrittenen Aegyptologie liegen aus zeitgenöſſiſchen Documenten die wichtigſten, bisher nicht geahnten Beiträge zur Völkerkunde offen zutage. Sich damit zu helfen, daſs die Entſtehung der Schrift eine äußerliche Scheidewand bilde, bedeutet ein bloßes Verſteckſpiel. Weil einem Volke ſeine Vergangenheit, ſie ſei noch ſo arm, unbekannt blieb oder bleiben muſste, kann man keineswegs gleich auf das Unterbleiben von Zuflüſſen im Laufe der Zeit ſchließen. Oder lautet die Achelis'ſche Formel vielleicht: Ueberall, wo ſchriftloſen Völkern keine Einwirkung von höher oder anders entwickelten Stämmen bisher nachzuweiſen iſt, nimmt die Ethnologie ein Naturvolk an —? Dann hätte ſich die Völkerkunde wohl beizeiten nach einer mehr geſicherten Baſis umzuſehen, als ihre augenblicklich ſogenannten Naturvölker für die Dauer bieten könnten. Nur die ſich neuerdings anhäufenden Analoga aus der [illegible] Bekannte würden dann dem verheerenden Zweifel einſt wieder Halt gebieten.

Der umfangreichſte Theil des Buches iſt der Entwicklung der Völkerkunde gewidmet: von dem 1724 erſchienenen Buche des Jeſuitenpaters Lafitau über die Kanadier an ſind alle Hauptwerke bis heute durch Auszüge nebſt kürzeren Charakteriſierungen aufgereiht. Hier verbindet ſich Genuſs mit Belehrung. Namentlich den gewaltigen alten H e r d e r wieder nach Gebür gewürdigt zu finden, macht aufrichtige Freude; auch Schiller fehlt nicht, iſt aber als ſeinem [illegible] genoſſen ebenbürtig behandelt, was auf dieſem [illegible] zu hohe Schätzung war. Die lange Warte [illegible] der Wiſſenſchaft nach den [illegible] Richtungen [illegible] Buche, aber [illegible] anerkennen, denn [illegible] als B a ch o f [illegible] und Lewis M o r g a n. [illegible] Zwecke, eine Entwicklungsgeſchichte der Ethnologie zu [illegible]

gefunden, jene beiden Denker sub voce „John Lubbock“ in aller Kürze bloß zu nennen, und damit baſta. Wem jedoch bekannt iſt, daſs die meiſten und ſchwerſten ſociologiſchen Probleme, von deren Löſung aus man heute, Achelis inbegriffen, erſt weitergehen kann, durch M o r g a n erſchloſſen wurden, wer Bachofens Rolle kennt, der muſs eine ſolche Unterdrückung widerſinnig ſchelten. Freilich war es niemals ein Glück für rein wiſſenſchaftliche Werke, wenn ſie post festum von einer politiſchen Partei aufgegriffen und als Rüſtkammer behandelt wurden. So ergeht es Morgan: ſein Hauptwerk gilt zur Zeit gewiſſermaßen als das alte Teſtament der Socialdemokratie, ebenſo wie Marx' „Capital“ dann das neue heißen mag. Allein die Conſequenz, welche Achelis aus dieſem zufälligen Umſtande zu Morgans Schaden zieht, erinnert an die blutigſten Stücklein der ſtaatsretteriſchen Cenſur und verdient offenen Tadel.

Bis hierher ließ es ſich nicht vermeiden, die Kritik in den Vordergrund zu ſtellen. Das Werk des Bremer Forſchers iſt ja umfaſſend genug, um ihm ein dankbares Publicum und dadurch weitere Auflagen zu ſichern, ſoweit ſich das vorherſagen läſst. Vielleicht finden bei einer neuen Durcharbeitung dann einige unſerer Winke Gnade in den Augen des Verfaſſers. Und wenn nicht: — welch' armſelige Leiſtung müſste die geweſen ſein, an der niemand ſeinen Witz zu üben Luſt gehabt hätte!

Von beſonders hervorhebenswerten Ergebniſſen iſt die bedeutſame Feſtſtellung zu nennen, daſs den Naturvölkern die Thiere ebenſowohl Perſonen ſind wie die menſchlichen Individuen. Die Wichtigkeit dieſes rectificierten Ausgangspunktes für alle ferneren Unterſuchungen in derſelben Richtung bedarf keines Hinweiſes. Klar und triftig ſind auch die Beobachtungen und Schlüſſe über den Urſprung der Moralbegriffe, vorab des Schamgefühls. „Vielleicht kommt auch einmal die Zeit, wo vollkommene Menſchen glauben, die Schuhe ſeien erfunden, weil es ein Erbgut unſeres Geſchlechts geweſen ſei, ſich der nackten Füße zu ſchämen.“ Was im Anſchluſs hieran über die Moden, welche den Naturvölkern genau ſo eigenthümlich und oft läſtiger iſt als uns, geſagt wird, iſt ſehr fein durchdacht. „Schmuck und Geld iſt lange Zeit identiſch. Die Objecte, welche man als Wertmeſſer benützt, werden auch als Schmuck getragen.“ Auf dieſe Thatſache geſtützt, läſst ſich wohl manche Erklärung und Folgerung aus den Angaben der älteſten hiſtoriſchen Documente berichtigen. Ueber Familie, Geſellſchaft und Staat bietet uns Achelis ein höchſt intereſſantes Bild des Entwicklungsganges; man bedauert gerade hier die Gedrängtheit der Darſtellung am meiſten. Endlich ſei noch eine heute ſehr beherzigenswerte Lehre wiedergegeben. „Statt uns zu zwingen, unſeren Vorurtheilen zu entſagen, gegenüber den gewohnten, abſtracten Begriffsoperationen uns in die einfache, naive Vorſtellungsweiſe des Naturmenſchen zu verſetzen, gehen wir immer aus von den bekannten ſpeculativen Axiomen, ſo daſs ſchließlich die ganze Mythologie ein geiſtreiches poetiſches Spiel wird. Auch hier thut uns unbefangene Beobachtung noth, und dieſe Documente kann uns nicht die Sprachwiſſenſchaft, ſondern nur die praktiſche Völkerkunde, bezw. die Ethnographie liefern. Es iſt ſchließlich dasſelbe Verhältnis mit der Aeſthetik: auch hier werden für eine künftige genetiſche Kunſtlehre, die nicht mit den bisherigen Floskeln ſich begnügt, erſt die Naturvölker die leitenden Grundzüge liefern. Die Dichtkunſt, Malerei und Plaſtik darf nicht mehr als ein Sondergut der privilegierten Culturvölker erſcheinen, ſondern als ein Gemeingut der menſchlichen Raſſe überhaupt.“

Der Geſammteindruck, welchen Achelis' „Moderne Völkerkunde“ hinterläſst, fügt ſich in den Satz: Die Völkerkunde iſt von den werdenden Wiſſenſchaften die größte, und von den großen die noch am meiſten im Werden begriffene.

B e r l i n. Carl Niebuhr.

Franz Sirk.

Am 3. September 1895 haben wir ihn in Maiſſen begraben.

Heiß brannte die herbſtliche Sonne hernieder auf die anmuthig gewellte niederöſterreichiſche Landſchaft. In hellem und warmem Grün prangten die Wieſen des Thalbodens, und dunkel lagen die Wälder auf den mäßigen Kuppen. Alles war voll Milde und Wärme, nichts Großartiges, nichts Gewaltſames lag in der weiten, offenen Gegend. Wie gut ſtimmte das zu dem Weſen des Todten, dem wir in langem Zuge von der Anhöhe, wo er ſeine letzten Tage verlebt, herab ins Dörfchen das Geleite gaben. In behäbiger ländlicher Breite vollzog die Clerisei die Riten ihrer Kirche; ſchluchzend folgten die Anverwandten; die nächſten Freunde und Amtsgenoſſen waren aus der Stadt hinausgekommen; und dazwiſchen drängten die ländlichen Bewohner des Ortes, [illegible] der [illegible] hinunterbeteud; die hellen Stimmen der Schulkinder ſangen die Trauerlieder. Unſer vier [illegible] trugen die großen, [illegible] Wachslichter an den Ecken des Sarges. So ſteht mir der Tag vor Augen, an dem wir Franz Sirk, den Dreiundzwanzigjährigen, [illegible]

[illegible]

[illegible] der zarteſten Empfindſamkeit [illegible] Knaben; mehr ſchon von [illegible] und den idealen Schwärmen des [illegible] viel ſogar von der [illegible] reiferen jungen Mannes [illegible]

Digitized by Google

das war ihm doch nur wie eine äußerliche Hülle, der ſeine reine Seele zu Zeiten ſich entwand, um dann aus heiterer Höhe mit einem hellen Künſtlerauge auf ſeine eigenen Schwächen herabzublicken. In ſeinem Innerſten aber war er ein kindlich-geniales Gemüth, in innigſter Berührung mit dem Weſen aller Dinge. Ein Hauch von erfriſchender Sinnlichkeit lag über dem mehr charakteriſtiſchen als hübſchen Geſicht, aus dem ein paar ſchalkhafte Aeuglein träumeriſch hervorblinzelten. Eine unſägliche Anmuth war in ſeinen Bewegungen, ſeinen Reden. Sonnig und milde, harmoniſch und glücklich war er in ſeinen beſten Stunden. „Ich lebe in einer ſo richtigen Theilung von Arbeit und Genuſs, ſchrieb er mir einmal, in einer ſolchen Ausgeglichenheit von Wollen und Können, in einer ſolchen kindlichen Unſchuld und Willens-zwangloſigkeit, daſs ich mancheſmal in mir etwas vom Hauche einer Hellenenſeele verſpüre. Dann kann ich nachfühlen, wie die vornehmen Geiſter unter ihnen gelebt haben müſſen — ohne viel Senſationen, ohne Langeweile, ohne eine dem ächzenden Ich abgepreſste Conſequenz, ohne Flatterhaſtigkeit, wie geſcheidte Kinder, wenn ſie „Große“ ſpielen!“ Und ein andermal an einen anderen Freund: „Jeder Menſch hat ſein Evangelium in ſeiner Bruſt, ſagen die Voltairianer. Wie lautet Deines? Meines lautet ſo: Es iſt nicht gut, daſs der Menſch gebunden ſei, weder an das Leben, noch an den Tod; er lebe, als ſterbe er jeden Tag, und als gäbe es für ihn keine Lebensbande, keine Rückſichten, keine Vorurtheile, keine Aufopferung, keinen Egoismus, keine Kleinheit, keine Größe; und er ſterbe, als hätte er ewig zu leben und müſste es auch, ohne Furcht und ohne Hoffnung, wie ſterbensgewohnt. . . . Das iſt mein Glaube, kein ſeligmachender, aber auch kein verdammender, etwas anarchiſch, aber nur in der Theorie!“

Auch in Sirks künſtleriſcher Entwicklung laſſen ſich ungefähr dieſelben Stufen unterſcheiden, wie ſie oben kurz für ſein Weſen angedeutet wurden. Er begann mit 18 Jahren als ausgeſprochener Romantiker. Aus dieſer Zeit ſtammt namentlich ein epiſches Fragment „Venus im Exil“, voll von Götterbildern, Mondſcheinglanz und Farbenpracht. Ich gebe daraus einige Proben:

Fürwahr, dies Oertchen ſchien geſchaffen,
Zu ſänftigen jede Noth und Pein,
Dem Geiſt die Schwermuth zu entraffen,
Und dem Vergeſſen ihn zu weih'n.

Die Blätter liſpeln Wiegenlieder
Und lullen ſüß die Sorgen ein:
Der Geiſt des Müden ſchließt die Lider
Und gibt ſich hin den Phantaſie'n,
Die nirgends ſchöner wohl gedeih'n.

(Von der Cypreſſe)
Senkrecht ſteigt ſie in die Lüfte,
Ohne Blüthen, ohne Düfte,
Schweigſam wie der Todestraum,
Selbſt der Sturm bewegt ihn kaum,
Ihn, der Todten Lieblingsbaum.

(Von der Venus)
Sie wäre doch noch ſchön, ja ſchöner
Als jedes Weib von dieſer Welt,
Und wenn ſie ſich auch noch obſcöner
Als dieſe hier vor Paris ſtellt

(Rede eines Mönches.)
„Nicht ſchlechte Trümmer, dumme Steine,
Von Heidengöttern Arm und Beine,
Nicht wilder Wein und dicke Bäume,
Bedeckten einſt die wüſten Räume,
Nein, eine Heidenkirch ſtand da,
In der man wenig Keuſchheit ſah,
Weil hier in Weibsgeſtalt der Böſe,
— Daſs mich der Herr von ihm erlöſe! —
Sich niederließ auf lange Zeit,
Und kirrte Jünger weit und breit,

Und eine Dirne ſchuf,
Von hohem Ruhm und weitem Ruf,
Ihr könnt in jenem Hain noch ſeh'n
Das Steingebild der Venus ſteh'n.
— — — — — — — — — —
Da war's auch mit den Göttern aus,
Sie zogen fort von Hof und Haus,
Verließen ihre ſtillen Freunden
Und wanderten nach fremden Gründen,
Die niemand mehr zu finden weiß.“

Aus dem 20. Jahre des Verſtorbenen hat ſich ein kleiner Cyclus von Liebesliedern vorgefunden, die eine andere Richtung widerſpiegeln. Es ſind meiſt Gedichte in Heines Manier. Auch aus ihnen mögen einige Proben folgen:

Weit über die Dächer der Stadt dahin
Fliegt meine Seele mit ſehnendem Sinn,
Fliegt mein Gedanke mit liebender Macht
Dahin durch die wehmuthsthrauende Nacht.

Wenn des Abends Schmeichellüfte
In den Gartenbüſchen weh'n,
Um Dein Haupt liebkoſend flüſtern,
Daſs ſie ungehört nicht geh'n.

Denn was Abendlüfte hauchen
In des Gartens Schimmern,
Sind Gefühle, Dich bewegend,
Sind die Lieder meiner Bruſt.

Weit über die Dächer der Stadt dahin
Fliegt meine Seele mit ſehnendem Sinn,
Fliegt mein Gedanke mit liebender Macht,
Zu Dir durch die wehmuthsthrauende Nacht!

Dame, liebſt Du nicht die Roſen,
Schau ihren üppig ſtrahlenden Mund!
Winken ſie Dir nicht, die Roſ'n,
Verräth'riſch zu zärtlichem Bund?

Ach erbarm' Dich, [illegible]
[illegible]
Und [illegible]
[illegible]

Denn das Glück, das dann die R[illegible]
Durch Deinen liebenden Mund [illegible],
Macht auch mich beglückt, [illegible]
Deines Mundes zarte Seit.

Haſt mir einmal vorgeworfen,
Alles, was ich dichte, ſei
Nicht vom Herzen mir geſprochen,
Sei nur leere Reimerei.

Nun von jetzt ab ſollen Lieder
Aus dem Herzblut mir entſprießen,
Und ich will ſie mit dem Thaue
Meiner Thränen ſanft begießen.

Rothe Blutesroſen ſollen
Brechen mir aus dem Gemüthe,
Und ich will mein Blut verſpritzen,
Daſs Du röcheſt ihre Blüthe.

Aber ſchon aus derſelben Zeit finden wir ein Gedicht, welches uns den Dichter frei von jeder Anempfindung zeigt, wie er ein Rückertiſches Thema in herrlichen Verſen variirt:

‚Auf das, was Dir nicht werden kann
Sollſt Du den Blick nicht kehren!‘
O ſchmählich Wort, o eitler Wahn,
Wer will mir das verwehren?
Was hat die Menſchheit groß gemacht,
Erhoben zu den Göttern,
Als daſs das Höchſte ſie gedacht
Trotz niedrigen Verſpöttern,
Als daſs das Höchſte ſie erſtrebt,
Wo Nied'res nur erreichbar,
Daſs ſie dem Ideal gelebt,
Dem Träumer nur vergleichbar?

‚Auf das, was Dir nicht werden kann
Sollſt Du den Blick nicht kehren!‘
Fürwahr, das iſt ein armer Mann,
Dem das ſich muſs' bewähren.
Ich kehr' den Blick auf's Höchſte los,
Ich ſchaue in die Sonne,
Und tödtet mich ihr Strahlgeſchoſs,
Der Tod, er iſt mir Wonne.
Denn mein iſt keine and're Schuld,
Als auf der Menſchheit laſtet;
Daſs ſie mit eherner Geduld
Nach Göttlichem getaſtet! —

‚Auf das, was Dir nicht werden kann,
Sollſt Du den Blick nicht kehren!‘
Wie bitter wahr, doch iſt's kein Wahn,
Es rinnen bitt're Zähren.
Der Muth erlahmt, die Kraft verſiegt,
Nicht tödten mag die Sonne.
Was meinſt Du wohl, daſs vor mir liegt?
Nichts, weder Leid noch Wonne.
Jawohl, das iſt ein armer Mann,
Dem das ſich muſs' bewähren:
‚Auf das, was Dir nicht werden kann,
Sollſt Du den Blick nicht kehren!‘

Allein weder in der Lyrik, noch in den Romanen und dramatiſchen Fragmenten, die ſich in ſeinem Nachlaſſe vorgefunden haben, ſuchte Sirk ſeinen eigenthümlichen künſtleriſchen Beruf. Dieſen glaubte er vielmehr im Luſtſpiel zu erkennen. Es hängt das mit einer Wandlung in ſeiner ganzen Geiſtesrichtung zuſammen: Er war aus der Schule in das Leben getreten. Der Plan eines geiſtlichen Berufes, den er durch mehrere Jahre mit einer Miſchung von Romantik und Idealismus gepflegt hatte, war an den religiöſen Zweifeln und an dem Widerſtande ſeiner Lebenskraft und Luſt geſcheitert. Nach langem, hartem Kampfe ſiegte die Reſignation. Doch ihm war, als ſei der ſtützende Stab in ſeiner Hand gebrochen; und nicht gewillt, ſich in die unſichere Zukunft eines gelehrten Berufes zu ſchicken, von kräftiger Lebensfreude geſchwellt, entſchloſſen, wie er in einem Briefe ſagte, den Doctortitel nicht mit dem Preiſe ſeiner Freiheit zu erkaufen, trat er unter nicht ungünſtigen materiellen Bedingungen — als Kanzleibeamter ins Handelsminiſterium. Da ſchrieb er nun als Zweiundzwanzigjähriger in ſein Tagebuch: „Von ſieben früh bis acht abends faſt ununterbrochen geiſtig beſchäftigt, ziemlich viel Geld verdienend, zu übermüdet und in Anſpruch genommen, um unnützen Gedanken nachzuhängen, lebe ich ein ſo reales, auf geldſchaffende Arbeit und geldverzehrenden Genuſs angelegtes Leben, daſs ich mich unter ſeinen Einflüſſen wieder einmal gründlich metamorphoſiere. Ich lerne den Wert des Geldes kennen und dasjenige, was um Geld zu haben iſt, ſo z. B. Liebe, Bewunderung, Selbſtbewuſstſein, Lebenskenntnis, Lebensfreude; ich erkenne das Unpraktiſche und Armſelige eines auf bloße abſtracte Erkenntnis und nicht auch auf Lebenskenntnis, Genuſs und Lebensſattheit gerichteten Menſchen; denn nur der Lebensſatte vermag zu imponieren und das Schrecklichſte mit Anſtand zu ertragen, ich meine den Tod. . . .“ Zugleich aber entwickelte ſich zu dieſem „realen Leben“, in dem er hier ſo befangen ſchein, eine tiefkünſtleriſche Beziehung. Er begann das Leben um ihn her, das Leben Wiens, nicht nur zu betrachten, zu ſtudieren, ſondern auch künſtleriſch zu bearbeiten, humoriſtiſch zu verklären. Und in der That, die Hoffnung ſchien nicht allzukühn, daſs aus dieſem jungen Beamten, der ſeine Tage bei Bureauarbeit und Stundengeben, ſeine Abende bei Ballen und Dilettantenvorſtellungen verbrachte, ein bedeutender Humoriſt erwachſen konnte, der mit mildem Spott und inniger Rührung Luſt und Leid ſeiner geliebten Vaterſtadt hegen und pflegen würde, geiſelnd und [illegible] zugleich.

Denn zu einem Humoriſten hatte er vor allem drei der bedeutſamſten Gaben in hervorragendem Maße: ein [illegible] Erfaſſen alles Charakteriſtiſchen, die Kaltgabe, ſeine Eindrücke mit [illegible] Treue wiederzugeben, und eine alles verklärende Heiterkeit.

Von der erſten legte er im [illegible] die [illegible] Proben ab. [illegible]

ſuche ſchriftſtellernder Freunde. Da iſt kein Satz zu viel oder zu wenig. Mit liebenswürdiger Ruhe, aber auch mit eherner Treue werden alle weſentlichen Punkte hervorgehoben, mit wenigen Worten ins rechte Licht geſtellt und mit unerſchütterlicher Sachlichkeit beurtheilt. Einſt las uns im Freundeskreiſe ein poetiſcher Genoſſe durch fünf Stunden eine lange, lange Novelle vor; jeder war geladen mit einer langen und ausführlichen kritiſchen Rede; da ward Sirks ſchriftliches Gutachten auf drei knappen Seiten verleſen, und alle hatten das Gefühl, daſs nun nichts weiter zu ſagen ſei: was nur irgend einer auf dem Herzen hatte, war in jenen wenigen Zeilen, und alles mit einer erſchöpfenden Sachlichkeit und vornehmen Ruhe, die keiner von uns anderen gefunden hätte.

Auch in ſeinen Briefen fand er für jede Beobachtung ein packendes Wort, ein malendes Bild, eine ſatiriſche Wendung. So z. B.: „Den H. habe ich am Beginn des zweiten Semeſters geſehen, mit Büchern und guten Vorſätzen förmlich austapeziert. Der Kerl geht nicht unter, der hat dieſe gewiſſe jüdiſche Lebenskraft, eines der höchſten Güter.“ Oder (in einem Berichte über eine Vereinsverſammlung): „D. hielt einen Vortrag über Arbeitstheilung oder ſo etwas ähnliches. Er (ſcil. der Vortrag) war ſehr gründlich, detailliert, disponiert und lang; langweilig habe ich nicht geſagt. Er führte uns ein Dutzend ſocialer Syſteme vor, ſo daſs wir am Ende unſer eigenes nicht mehr verſtanden, und wies haarſcharf nach, daſs keines von ihnen allen etwas tauge, worauf ich meinte, man ſolle es ſtehen laſſen, nämlich ſociale Syſteme zu erfinden; die anderen bezogen es auf die Debatte, und ſo blieb ſie ſtehen.“

Ueberhaupt war ſein Stil, der ſchon auf dem Gymnaſium von ſeinen Lehrern als „taciteiſch“ bezeichnet wurde, ein äußerſt merkwürdiger. Ich führe hier zum Belege nur eine Stelle aus ſeinem Tagebuche an, die er als Neunzehnjähriger über eine Reiſe nach Görz niederſchrieb: „Es war die erſte größere Reiſe, die ich unternahm. Schon ſie bot des Belehrenden, Aufregenden, zum Nachdenken Auffordernden genug; als ich mich aber durch meine Ankunft in eine Landſchaft verſetzt ſah, welche unter einer ſüdlichen Sonne, als beglücktes Eiland, faſt mitten im rauhen Gebirge liegend, in mehr als einer Erſcheinung an Hochiran, das Land der Widerſprüche, mahnte; in geſellſchaftliche Verhältniſſe, welche, obzwar im allgemeinen von den heimiſchen wenig unterſchieden, für mich im Beſonderen manch Befremdendes, Nachdenkliches hatten; da konnte ich mich in der Fülle deſſen, was ich wahrzunehmen, zu beobachten, zu erfahren hatte, nicht auskennen; ich haſtete von einem Dinge auf das andere, ließ die Mittelglieder fahren, vernachläſſigte, was nützlich, ja nothwendig, bevorzugte, was augenfällig war, und verlor über dem intereſſanten Neuen das intereſſante Alte. Von alledem war die Folge, daſs es in meinem Hirne gar kraus und wirr ausſah, und ſich demnach in mir das tiefgefühlte Verlangen regte, in dieſem Chaos ein Gott zu ſein — was eine Ordnung, Lichtung und Klärung meines Gedankenproceſſes beſagen will. Ich begann alſo zunächſt über Materien, welche, meinen damaligen Verhältniſſen entſprungen, am nachdrücklichſten auf Erledigung drangen, gefliſſentlich, mit Abſicht auf ein Reſultat, mit einem Worte ſyſtematiſch nachzudenken, wie ich es im vorausgehenden Buche (der Tagebücher) genugſam darthat. Das Wünſchenswerte war durchgearbeitet; mein Geiſt hatte an dieſer ſo erſprießlichen als unterhaltenden Uebung ſeiner ſelbſt inniges Behagen gefunden; und an der Vorausſetzung derſelben, an Einſamkeit, litt ich eher Ueberfluſs als Mangel; und ſo kam es, daſs das Spiel meines Verſtandes auch nach Dingen griff, deren Erörterung ich mir ſchon oft vorgenommen, aber bislang vermieden hatte, ſei es aus dem bewuſsten Empfinden, daſs eine ſolche Erörterung ſpeciell für mich vom Argen ſein könne — ich trog mich nicht. Dieſe Dinge aber hießen: Gott und Religion.“ Klingt das nicht alles wie ein unbekanntes Fragment aus „Wahrheit und Dichtung“?

Was endlich Sirks Humor anbelangt, ſo war er tief in ſeinem innerſten Weſen begründet: in einer ihm eigenthümlichen Miſchung von Empfänglichkeit und Selbſtändigkeit, von warmem Aufgeben und kühlem Darüberſtehen. Ohne Vorurtheil, jedem Eindruck offen, konnte er ganze Geſpräche von einem fremden Standpunkte aus führen, ſich eine fremde Denkweiſe aneignen und ſie nachleben. Aber dabei war es ihm ſtets eine diebiſche Freude, den Mitunterredner zu verblüffen, ihn und ſich ſelbſt zu ironiſieren. So beſchäftigte er ſich in den letzten Monaten viel mit Spiritismus. Wie begeiſtert wuſste er da nicht — im Kreiſe der Ungläubigen — die ſpiritiſtiſchen Erſcheinungen anzupreiſen, die erſtaunlichen Vorkommniſſe mit der ernſteſten Miene zu bekennen, von den Geiſtern zu reden, als wären ſie ſeine nahen und vertrauten Freunde! Und wenn dann die Zuhörer allmählich nachgaben, ſich ſeinen feſten Glauben anzueignen bereit ſchienen, da ward er ſichtlich [illegible] und [illegible], [illegible] die Phänomene von [illegible] angeblichen Erklärung, und hatte er endlich die Anderen durch ſeinen Widerſpruch in eine recht mißliche Poſition hineingehetzt, ſo lachte er ſich [illegible] von [illegible] Freunde [illegible], der mit der unſchuldigſten Miene den ganzen Spiritismus [illegible].

Aehnlich verhielt er ſich gegen die meiſten fremden Einflüſſe. In einem Briefe heißt es: „Ich habe [illegible] Zola [illegible] Roman [illegible] Macquarts‘ verſchlungen und auch verdaut, mit ſolchem Appetit habe ich mich über die Koſt hergemacht. Er iſt ein dämoniſcher Kerl, ein Hypnotiſeur par excellence: wenn ſeine Perſonen ſich langweilen, ſo langweile ich mich auch; und wenn ſeine Perſonen morden, möchte ich es auch thun, und wenn ſie ſchänden, ſo fühl' ich auch in mir la bête humaine. — Nun, ich will Dich nicht weiter beläſtigen.“ Und ein paar Monate ſpäter folgender köſtliche Paſſus, von dem man nicht weiß, will er den „dämoniſchen Kerl“ bewundernd copieren oder überlegen parodieren — ſo recht eine Sirk'ſche Lieblingspoſitur: „Jetzt naht wieder jene Zeit, von der Zola, wenn er Wiener wäre, ſo ſprechen würde: ‚Heiß drückt ſich die Juli-Sonne auf den unzüchtigen Leib der Millionenſtadt, und alle die grünen, buſchigen Gärten, mit ihren geheimen, ſchwarzen, unkeuſchen Winkeln, ihren winkenden Ruheplätzen, ihrem geilen Springbrunnengeplätſcher und koketten Gasflammen werden zu ebenſovielen Liebesgärten, in denen die nimmer ruhende Brunſt des Menſchen verſchämte, zitternde, aber nicht minder heiße Orgien feiert. Der Ehemann ohne Gattin, der geldloſe Student, das vacierende Dienſtmädchen, ſie alle . . . .‘ . . . . . Ja, ja, Wien muſs man kennen im Juli und Auguſt!“ Ueber Nietzſche ſchreibt er im December 1892, zur Zeit alſo, wo der Nietzſche-Rummel unter der Wiener Jugend ſeinen Höhepunkt erreicht hatte: „Ich habe Nietzſche geleſen: Für einen Wahnſinnigen ſchreibt er ganz vernünftig; ſonſt verſpüre ich keine große Wirkung von dieſem großen Manne; die meiſten ſeiner Ideen ſind in mir ſchon im Keime vorhanden geweſen, er hat ſie nur aufgezüchtet und geſpreizt.“ So war er immer: ſtets anregbar, doch nie überwältigt. Ohne jede Ueberhebung war er frei!

Um zuſammenzufaſſen: Sirk glich einem weiten, ruhigen, klaren Waſſerſpiegel, in dem ſich die weite Welt mit ihren ſcharfen Bergcontouren, ihren prächtigen Wäldern und Matten, ihren kleinen Menſchen treulich abbildet und der ſie künſtleriſch verklärt zurückſtrahlt. Aber freilich tobten keine gewaltigen Stürme in dieſem Waſſer. Feſter Wille, andauernde Leidenſchaft waren ihm fremd. Nur auf kurze Zeit konnte er Gleichmaß und Gleichgewicht verlieren; er war dazu zu glücklich! So fehlte ihm freilich auch der große Anſporn zum Schaffen. Spielend und zufrieden begann er zu arbeiten, ſpielend und zufrieden hörte er wieder auf: die meiſten ſeiner poetiſchen Verſuche ſind Fragmente geblieben.

Dazu trugen auch die oben angedeuteten miſslichen äußeren Umſtände bei. Trotzdem aber verlor er den Glauben nicht, daſs er auf dem Gebiete des Luſtſpieles noch Anſehnliches leiſten werde. In dieſer Gattung hatte er ſich ſchon öfter verſucht. Die Komödie „O dieſe Britten!“ war im Freundeskreiſe mit beſtem Erfolge zur Aufführung gelangt; das anmuthige Stücklein „Ravachol!“ hatte gezeigt, mit welcher Anſpruchsloſigkeit Sirk auch einen ſo actuellen Stoff behandeln konnte, wie die Fin de siècle-Begeiſterung nervöſer Damen für die blutrünſtigen Helden der Gaſſe. Nunmehr wollte er ſich auf ein höheres Gebiet wagen und eine ſatiriſche Sittenſchilderung des Wiener Lebens geben, in dem Luſtſpiele „Das Familienkränzchen“. Der Ausarbeitung desſelben wollte er ſich nun ernſtlich widmen. Gebeſſerte materielle Verhältniſſe geſtatteten ihm, die Privatſtunden aufzugeben. Als wir im Juli 1895 ſchieden, zeigte er mir das ſorgfältig ausgearbeitete Scenarium des im Werden begriffenen Stückes. In den Sommermonaten wollte er es ausführen, im Herbſte einer Bühne überreichen. So ſchien ſich ihm die Zukunft freudig und hoffnungsvoll zu eröffnen.

Aber all dieſe Hoffnungen ſollten zunichte werden. Auf einer kurzen Ferienreiſe, in Venedig, ergriff ihn eine tückiſche Bruſtkrankheit. Krank kehrte er nach Wien zurück, krank ließ er ſich zu ſeiner Familie hinaus aufs Land, in ſein geliebtes Kaſten bringen. Am 1. September morgens fühlte er ſich beſſer. Da plötzlich ein furchtbarer Huſtenanfall. „Jetzt iſt in mir etwas vorgegangen“, ſagte er. — „Ich muſs ſterben.“ — „Die Nägel werden blau.“ Und ſeinen Lippen entrangen ſich die beiden Worte: Leben! Leben! — In wenigen Minuten war alles vorüber. Seine guten Augen waren ſtarr. Er ſank zurück. Und die Seele Franz Sirks wandelte nicht mehr unter der Sonne.

Wir Ueberlebenden aber können nicht begreifen, warum die überirdiſchen Mächte unſeren Freund gerade in dieſem Augenblicke abberufen muſsten. Und nur in ſtiller, ſtummer Ergebung können wir die beſſere Hoffnung hegen, die ſich ausdrückt in jenem ſokratiſchen Spruche, der auch auf ſeinem Grabſtein zu leſen iſt: Für einen guten Mann gibt es kein Uebel, weder im Leben noch im Tode!

Dr. Heinrich Gomperz.

Der Regiſſeur.

Ich habe [illegible] in der [illegible] Theaterſchule Vorleſungen über „Regie“ gehalten. Dabei iſt es mir wunderlich geweſen zu bemerken, wie fremd doch dem Publicum immer noch der Begriff des modernen Regiſſeurs iſt. Wie ich ihn mir denke, das haben mir die [illegible] nicht glauben wollen. Mißtrauiſch haben ſie mich angeſehen, ob ich denn nicht am Ende bloß einen Spaß mache. Das [illegible] — ſo deutlich als ich es kann, und [illegible] was der moderne Regiſſeur nach unſerer [illegible]

Digitized by Google

Was iſt denn überhaupt ein Regiſſeur? Das ſcheint beinahe eine komiſche Frage — man meint: das muſs doch jeder wiſſen. Heute — wo ja der Regiſſeur ſo wichtig iſt, wichtiger als der Schauſpieler, wichtiger ſogar als der Dichter! Denn alle Menſchen reden jetzt von der Regie, in allen Zeitungen ſpricht man immer von ihr, „Regie!“ iſt das große Schlagwort unſerer Zeit. Schade nur, daſs ſchließlich doch niemand weiß, was er ſich dabei denken ſoll. Sieht man genau hin, hört man genau zu, ſo wird man nämlich inne, daſs die Leute noch immer keine Ahnung haben, was der Regiſſeur iſt, was er ſoll, was er will. Die guten Leute verwechſeln immer noch den Regiſſeur mit dem Maler, mit dem Beleuchter, mit dem Maſchiniſten. Sie reden alle von Regie, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, was ſie denn iſt, heute ſchon iſt, und was ſie etwa noch werden kann, ja nach unſeren Wünſchen jetzt werden ſoll.

Alſo, was iſt ein Regiſſeur?

Friedrich Hebbel erzählt einmal in ſeinen Tagebüchern: „Die Regie von dieſem Stück hat der alte Anſchütz — das heißt: wenn die Arbeiter hinter der Scene zu laut werden, macht er pſcht, pſcht!“ Das iſt in der That die beſte Definition, die man von dem Regiſſeur der alten Schule geben kann: der Regiſſeur der alten Schule iſt ein Mann von Autorität und großem Anſehen, der, wenn es hinter der Scene zu arg wird, pſcht, pſcht macht und Ordnung ſchafft. So hat man jahrelang den Regiſſeur an unſeren Bühnen aufgefaſst. Er war ein älterer Herr, der acht geben ſoll, daſs der Schauſpieler nicht zu ſpät kommt, daſs er ſeine Rolle weiß und daſs er ſich mit Anſtand und Würde beträgt. Das Stück, die Darſtellung — darum kümmerten ſich dieſe Pſcht Pſcht-Regiſſeure nicht. Sie waren nur für die Ordnung, für die Pünktlichkeit, für den Anſtand da — das pſcht pſcht ſagen in jeder Beziehung war ihr Amt. Das iſt die claſſiſche Form des traditionellen Regiſſeurs: ein Mann der Ordnung, ein Mann der Polizei, ein guter Mann der braven Sittlichkeit.

Aber daneben hatte ſich nach und nach noch ein anderer Typus entwickelt. Die kleinen Hoftheater wollten zeigen, daſs ſie einen beſonderen Ernſt haben: ihre Regiſſeure fühlten ſich als Statthalter der Dichter. Das iſt die Tradition, die aus der großen Weimarer Zeit ſtammt. Hier ſoll der Regiſſeur der Anwalt des Dichters ſein, aufpaſſend, wie Goethe einmal geſagt hat, „ob denn die Schauſpieler alles genau ſo machen, wie der Dichter es ſich gedacht hat.“ Alſo, hier iſt der Regiſſeur nicht mehr ein bloßer Poliziſt; hier hat er ein höheres Amt: er ſoll den Dichter vertreten! Er macht nicht bloß pſcht, pſcht, ſondern er gibt acht, ob die Schauſpieler den Intentionen des Dichters gerecht werden. Er will das Stück ſo auf die Bühne ſtellen, wie der Autor es ſich bei ſich gedacht hat; und wenn ein Schauſpieler ſich erlaubt, dem Dichter über den Kopf zu wachſen, dann ſagt dieſer Regiſſeur: Halte dich zurück, das will der Dichter nicht, und ich bin dazu da, daſs nichts geſchieht, als was ſich der Autor zuhauſe an ſeinem Schreibtiſche gedacht hat! Das iſt der ideale Regiſſeur der claſſiſchen Dramatik. In der Weimarer Zeit iſt der Dichter der Herr der Bühne, der Schauſpieler iſt ſein Diener. Der Regiſſeur ſoll der Vermittler ſein, der zwiſchen dieſen Mächten verhandelt; er geht zwiſchen dem Dichter und dem Schauſpieler als Makler hin und her und gibt acht, daſs ſchließlich doch nichts geſchieht, als was der Dichter will. Er iſt der Bote des Schauſpielers beim Dichter, wenn dieſer in ſeiner grandioſen Phantaſie mehr verlangt hat, als der Schauſpieler leiſten kann. Er iſt der Dolmetſch des Dichters beim Schauſpieler, damit der Schauſpieler den Dichter verſtehe und lerne, ſein Organ und Inſtrument zu ſein. Das iſt das claſſiſche Verhältnis der Regie: der Regiſſeur tritt als ein Anwalt der Poeſie zum Schauſpieler hin.

Alſo: zuerſt der Pſcht Pſcht-Regiſſeur, der Theaterpoliziſt; und zweitens: der poetiſche Regiſſeur, der einfach der Geſandte und Dolmetſch des Dichters beim Schauſpieler iſt, immer nur bemüht, die Schauſpieler zu Inſtrumenten der Poeten zu machen. Das ſind die zwei Typen der Regie, die wir auf unſerer Bühne von ihren Anfängen bis zu Laube finden.

Mit Laube kommt eine neue Form des Regiſſeurs auf: von Laube datiert der moderne Regiſſeur. Wenn Laube die Regie hatte, hat er nicht bloß pſcht pſcht geſagt, und er hat ſich nicht nur als Anwalt des Dichters gefühlt. Die große Neuerung, die er gebracht hat, iſt dieſe: Laube iſt mit den Schauſpielern grob geweſen, aber er iſt es auch mit den Dichtern geweſen. Wie er ſich das Theater dachte, war es weder für den Schauſpieler noch für den Dichter da, ſondern der Schauſpieler wie der Dichter ſollten immer nur Organe, Inſtrumente eines Höheren ſein: eben des dramatiſchen Zweckes, dem beide zu dienen haben. Seit Laube exiſtiert erſt der Regiſſeur in unſerem Sinne: der Regiſſeur, der den Schauſpieler wie den Dichter als bloße Gehilfen der dramatiſchen Wirkung betrachtet. Sein einziger Zweck iſt immer die dramatiſche Wirkung geweſen: ob der Schauſpieler dabei „glänzt“, ob der Dichter auf ſeine Koſten kommt, danach hat er nie gefragt — er hat immer nur wollen, daſs ein Drama wirken ſoll. Die Wirkung des Stückes auf das Publicum, ſeine Erheiterung oder Erſchütterung durch das Zuſammenwirken ſo vieler Factoren wollte er; dabei iſt ihm der Dichter, iſt ihm der Schauſpieler nicht mehr geweſen als der Decorateur, der Beleuchter oder der Tapezierer. Er war der erſte auf der deutſchen Bühne, der ſich als der große Verwalter und Verweſer der dramatiſchen Wirkung gefühlt hat, einfach ſagend: ich bin dazu da, um das Publicum zu ergreifen — du Dichter, du Schauſpieler, du Maſchiniſt, ihr alle habt das Amt, mir zu helfen!

Das iſt der Regiſſeur nach Laube. Das iſt der Regiſſeur, den wir, ſeit Laube, ungeſtüm verlangen. Das iſt der Regiſſeur, der wirklich ſehr ſchön wäre, ſagen die Spötter: aber er iſt leider noch niemals dageweſen. Es wäre ja herrlich, das bezweifelt niemand, wenn es ſo einen Regiſſeur geben könnte. Aber, ſagen die geſcheiten Leute, die gewiſſen ganz geſcheiten Leute, die alles beſſer wiſſen, aber hat es je einen ſolchen Regiſſeur gegeben?

Nun, es hat ſchon einmal einen ſolchen Regiſſeur gegeben. Es hat einſt ein Mann exiſtiert, der, ſelbſt Dichter und Schauſpieler zugleich und der größte Kenner des Publicums ſeiner Zeit, ein großer Regiſſeur in dieſem modernen Sinne geweſen iſt. Ich meine (das ſoll kein Witz ſein), ich meine wirklich Shakeſpeare. Shakeſpeare hat die alten Stücke ſeiner Zeit hergenommen, und dann hat er ſich ſeine Schauſpieler angeſehen und ſchließlich hat er ſein Publicum betrachtet, fragend: wie inſceniert man jene alten Stücke für unſere heutigen Schauſpieler, um mit dieſen Stoffen, die einmal da ſind, bei den Schauſpielern, wie wir ſie haben, auf unſer Publicum zu wirken? So ſind der Lear, der Hamlet, der Othello entſtanden.

Ich meine ja damit nicht, daſs wir nun von jedem modernen Regiſſeur verlangen ſollen, er ſei ein Shakeſpeare. Nein, das wäre doch ein biſschen zu viel. Ich will mit dieſem großen Namen nur ausdrücken, daſs, nach unſerem Gefühl, der Regiſſeur, den wir erwarten, den wir hoffen, an den wir glauben, ein Verwalter und Verweſer des Dramatiſchen ſein muſs, der, über dem Dichter wie über dem Schauſpieler ſtehend, beide als bloße Inſtrumente in der Hand hat und ſeinem höheren Zwecke dienen läſst.

Hermann Bahr.

Concerte.

Von J. S. Bach über Spohr zu Berlioz führte uns das intereſſante Programm des letzten **Philharmoniſchen** Concertes. In der Bach'ſchen Suite, die wie alle anderen eine unverkennbare Familienähnlichkeit trägt, intereſſierte vor allem die glänzende Führung des Trompetenpartes, deſſen Ausführung in ſo ſchwindelhafter Höhe den Muſikern noch immer ein Räthſel iſt, denn für unſere heutigen Bläſer wäre ſie auf den vorgeſchriebenen Stimmungen kaum zu erreichen. Man hat daher zur Aufführung dieſer Compoſitionen eigene Trompeten conſtruiert, die denn auch die prächtigen Effecte der Zwei- und Dreiklänge der höchſten Lage zur Geltung bringen. Aber die Frage bleibt offen: was haben die Trompeter zu Bachs Zeiten mit den alten Trompeten gethan? Konnten ſie beſſer blaſen? Ich glaube, daſs die Löſung des Problems darin liegt, daſs zu Bachs Zeiten die Stimmung eine weit tiefere war (wie Alexander Ellis in ſeiner „History of Musical Pitch“ hervorhebt) und daſs infolge deſſen Trompeten zur Verwendung gelangten, die nach unſerer heutigen Bezeichnung einer tieferen Stimmung entſprechen würden, auf der bekanntlich die hoch geſchriebenen Noten leichter zu blaſen ſind.*) Zieht man dieſen Umſtand in Betracht, dann ſieht man auch, wie effectvoll und dem Charakter des Inſtruments angemeſſen Bach für die Trompete zu ſchreiben wuſste, was man von ſeiner Schreibweiſe für die Violine, die er manchmal wie eine Orgel behandelt, nicht immer behaupten kann. In dieſer Beziehung ſind die durchaus violinmäßigen und doch concertanten Violin-Concerte Spohrs eine unerreichte Meiſterleiſtung. Man konnte das neulich wieder an dem H-moll-Concert ſehen, das Herr **Henry Petri** ſpielte. Von allen Geigern, die ſich heuer in den philharmoniſchen und Geſellſchafts-Concerten produciert haben, war Herr Petri weitaus der beſte. Wie mit einem feinen Hammer meißelten die gelenkigen Finger ſeiner linken Hand die einzelnen Töne mit einer Sauberkeit und Präciſion heraus, wie man ſie ſelbſt von berühmteren Geigern ſelten hört. Da gab es auch bei chromatiſchen Gängen kein verſchwommenes Schmieren und Schweben, es war alles bis ins kleinſte Detail plaſtiſch und vollendet ausgearbeitet, von energiſcher und doch geſchmeidiger Bogenführung getragen. Sagen wir hinzu, daſs Herr Petri das Concert ganz im claſſiſchen Stile der alten Meiſter vortrug, äußerlich ruhig, doch innerlich belebt, ohne Effecthaſcherei und Virtuoſenlaune, ſo wird man den großen Erfolg begreifen, den er auch beim Publicum gehabt hat. Den Schluſs machte Berlioz' „Symphonie phantastique“. Man mag vom äſthetiſchen Standpunkte gegen dieſe Compoſition ſagen was man will, man mag auch über manche Ungeſchicklichkeiten ſtaunen, welche die Stimmführung und der ganze Aufbau des Werkes hie und da verrathen, aber ſo oft ich die Symphonie in einer [illegible] Aufführung (wie es die letzte war) höre, kommt mir doch vor, als wenn es keinem anderen Künſtler gelungen wäre, an [illegible] Tonmalerei [illegible] zu einem ſo farbenreichen und [illegible] poetiſchen [illegible] zu [illegible]. [illegible] iſt ſeine [illegible] [illegible] gemalt [illegible] [illegible] [illegible] aber „von Zeit zu Zeit [illegible] ich den Alten gern.“ [illegible]

Ein [illegible] Concert [illegible] Hugo Wolf. [illegible]

[illegible]

und man ſollte glauben, daſs es die Wiener intereſſieren würde, den heimiſchen Künſtler nun auch aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Aber ſo, wie erſt kürzlich die Hofoper einen öſterreichiſchen Künſtler nach Deutſchland wies, um ihn dort ſeine Compoſitionen aufführen zu laſſen, ſo ſcheint auch das Publicum der Anſicht zu ſein, daſs man einen Künſtler zuerſt abweiſen müſſe, bevor man ihn kennen lernt. Zur Ehre der öſterreichiſchen Kunſtpflege trägt dieſer keinem anderen Lande eigenthümliche Zug nicht bei, wohl aber wird Wien den ohnehin ſchon wankenden Ruf als Muſikſtadt auf dieſe Art ganz einbüßen. Wolf ſpielte ſeine Lieder vor leeren Bänken. Ich will deshalb keineswegs in das entgegengeſetzte Extrem verfallen und einen alles verherrlichenden Hymnus über ſeine Compoſitionen ſchreiben. So weit ich nach dem erſten Eindruck von 26 mir größtentheils neuen Liedern ein abſchließendes Urtheil überhaupt fällen kann, möchte ich ſogar ſagen, daſs mir manche der gehörten Compoſitionen zu geſucht und gezwungen vorkam, als hätte der Künſtler zu viel ſagen, zu bedeutend ſein wollen. Doch es iſt nicht unmöglich, daſs dieſer Eindruck auf die Fremdartigkeit der erſten Bekanntſchaft zurückzuführen iſt, die bei Werken eines genialen Kopfes, der Wolf ohne Zweifel iſt, ſo häufig vorkommt. Es wäre nicht das erſtemal, daſs an dieſem Eindruck der Hörer mit ſeiner Befangenheit mehr Schuld trägt, als die Eigenart des Componiſten. Andere Lieder zeugen von vornherein von ſo glücklicher Inſpiration und ſo anſprechender Erfindung, daſs ich mir nicht denken kann, ſie ſeien noch weiter dazu beſtimmt, im Verborgenen zu blühen. So iſt das Lied „Auf ein altes Bild“ ein tiefempfundenes und fein ausgeführtes Stimmungsbild, andere, wie „Der Knabe und das Immlein“, „Mausfallenſprüchlein“, ſind ſo reizende humoriſtiſche Einfälle, daſs ſie wohl verdienten, neben und über die beſten Compoſitionen dieſes Genres geſtellt zu werden. Wie anmuthig iſt auch das Lied aus dem „Italieniſchen Liederſpiel“ („Ihr Leute, die ihr zieht ins Feld“), wie feurig und hinreißend das Frühlingslied „Er iſt's.“

Das italieniſche Liederſpiel enthält überhaupt manches Stück von hoher Bedeutung. Wenn etwas ihrer Verbreitung vorläufig noch ſchaden kann, ſo iſt es vielleicht der Umſtand, daſs dieſe Lieder, wie ich glaube, nicht leicht vorzutragen ſind. Doch wenn eine Compoſition ſchön iſt, dann pflegen auch die Laien, wenigſtens mit der Zeit, den richtigen Ton zu lernen, beſonders wenn ſie eine dankbare Aufgabe vor ſich haben. Fräulein Chotek und Herr Jäger, die abwechſelnd jene Lieder vortrugen und die meiſten wiederholen muſsten, theilten ſich mit dem Componiſten in die Ehren des Abends. Dieſen ſelbſt aber werden wir im Auge behalten müſſen, wenn wir dem Vorwurf entgehen wollen, die beſten Werke unſerer Kunſt zu ignorieren. Ein anderer Wiener Künſtler, Herr Eduard Schütt, brachte ſein neues Trio (opus 51) unter günſtigen Bedingungen bei Roſé zur Aufführung. Es ſtellt an die muſikaliſche Faſſungskraft weit geringere Anforderungen als die Compoſitionen Wolfs und wirkt zumeiſt durch gefällige Melodie, ſo namentlich in den zwei letzten miteinander verbundenen Sätzen. Das Thema des Finale (Dance slave) kann man „getroſt nach Hauſe tragen“, doch fürchte ich, daſs in dem Componiſten die Natur des Clavierſpielers ein bischen übermächtig geworden iſt, denn es enthält manche überflüſſigen Brillant-Paſſagen die, wie Raketen blenden, aber nicht erwärmen. Das Werk fand, durch den Componiſten, Roſé und Hummer glänzend geſpielt, ſehr beifällige Aufnahme.

Richard Wallaſchek.

Die Woche.

In eigener Sache.

Wie aus den Tagesblättern bekannt, iſt die Hauptverhandlung über die von Herrn Eugen Benzion gegen Dr. Kanner wegen der Artikel in Nr. 115 und 116 erhobene Ehrenbeleidigungsklage auf den Monat Juni verſchoben worden. Dr. Kanner hat ſofort durch ſeinen Vertheidiger Herrn Dr. Harpner eine Vorſtellung gegen dieſe Verzögerung beim k. k. Landesgericht in Strafſachen überreichen laſſen.

Politiſche Notizen.

Auf dem Wege zur Befreiung des chriſtlichen Volkes von der Herrſchaft der Juden haben die Antiſemiten nun mit unleugbarem Erfolg einen großen Schritt nach vorwärts gethan: Es iſt ihnen nämlich, wie ſich gerade in dieſer Woche ganz klar gezeigt hat, gelungen, das chriſtliche Volk von der corrupten Wiener jüdiſchen Tagespreſſe zu befreien, nicht bloß negativ, ſondern ganz poſitiv, indem ſie an die Stelle der corrupten jüdiſchen eine dieſer mindeſtens gleich corrupte antiſemitiſche Tagespreſſe geſetzt haben.

Arme Juden! Stück um Stück werden ihnen die letzten Reſte ihres [illegible] vom Leibe geriſſen. [illegible] nicht [illegible] Arbeit [illegible] in der Corruption wird ihnen von den Antiſemiten ſtreitig gemacht! Auch die [illegible] Antiſemiten haben [illegible] von den Juden gehabt. Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der Juden [illegible]

der Oeffentlichkeit zu verbreiten. Die realpolitiſchen Antiſemiten neueren Schlages, unter Luegers Führung, haben bewieſen, daſs ſelbſt jener alt antiſemitiſchen Anſchauung noch eine Ueberſchätzung des Judenthums zugrunde lag. Die antiſemitiſche Preſſe hat durch die That gezeigt, daſs ſie auch im Niedrigen und Gemeinen, im Lügen, Verdächtigen und Verleumden ſelbſt der bisher corrupteſten Preſſe der Welt, der Wiener „Judenpreſſe“, überlegen iſt.

Noch vor zwanzig Jahren konnte der alte Antiſemit Dühring („Judenfrage“, 2. Aufl., Seite 60) ſchreiben: „Wo überhaupt die Juden in Preſſe und Literatur die Hauptmacher und Hauptſchreier waren, da bürgerte ſich auch die Gemeinheit des Stils und der Manieren immer mehr ein.“ Heute klingt dieſer Ausſpruch ſehr veraltet. Wir wiſſen es beſſer als Dühring! Seitdem bei uns die Antiſemiten in der Tagespreſſe die Hauptmacher und Hauptſchreier geworden ſind, hat ſich bei uns eine Gemeinheit des Stils und der Manieren eingebürgert, die man vorher in der jüdiſchen Zeit gar nicht einmal für möglich gehalten hätte. Und dieſe „Gemeinheit des Stils und der Manieren“ haben die Antiſemiten auch mit Glück in die parlamentariſchen Körperſchaften und in die öffentlichen Verſammlungen zu übertragen verſtanden — was die Juden, offenbar im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit, ſelbſt in den ſchönſten Zeiten ihrer Herrſchaft auch nicht einmal zu verſuchen gewagt haben.

Ehre den Antiſemiten, ſoweit ihnen Ehre gebührt! Doch bei aller Anerkennung für ihr Corruptionstalent, darf man nicht daran vergeſſen, daſs ſie das Glück genießen, unter dem Regime Badeni zu arbeiten und ſich der theils veranlaſſenden, theils ſtillſchweigenden Unterſtützung desſelben zu erfreuen. So hat ihnen doch z. B. Graf Badeni gelegentlich der Lueger-Audienz vom 21. April 1896 gezeigt, wie man ein Kaiſerwort dreht. Wie in der Nummer 85 der „Zeit“ vom 16. Mai 1896 unwiderſprochenermaßen nachgewieſen worden iſt, war er ſelbſt damals der Urheber jenes Communiqués, in dem die den Dr. Lueger tadelnden Aeußerungen des Kaiſers unterſchlagen und nur die ſchmeichelhaften wiedergegeben waren. Damals war es allen eingeweihten Regierungsleuten ſozuſagen bei Todesſtrafe verboten, das gefälſchte Communiqué zu berichtigen. Jetzt verſtehen ſich die Antiſemiten ſchon ſelbſt auf's Fälſchen, und es genügt, daſs die Regierung ſie nur dabei nicht ſtört.

Die Regierung Badeni durfte es auch gar nicht wagen, ihre antiſemitiſchen Freunde bei dieſem Manöver offen zu ſtören. Denn wer A ſagt, der muſs auch B ſagen. Wer das gefälſchte Communiqué vom 24. April 1896 in die Welt geſetzt hat, der muſste ſich auch das Communiqué über den Ball der Stadt Wien gefallen laſſen. In welchem Blatte ſollte auch die Regierung Badeni berichtigen? In einem officiöſen Blatt? Unmöglich! Von den Badeni-Officiöſen iſt man nur gewohnt, Lügen zu hören. Hätten ſie in dieſem Fall die Wahrheit gebracht, ſo hätte man ſie, um der Quelle willen, erſt recht nicht geglaubt. Blieb noch die ultima ratio, die halbamtliche „Wiener Abendpoſt“ übrig. Aber auch dieſe iſt compromittiert, ſeitdem ſie das falſche Dementi über die Nicht-Officioſität der „Reichswehr“ gebracht hat. Die nicht officiöſen Wiener Blätter andererſeits, denen man die Wahrheit über das Kaiſerwort mitgetheilt, weigerten ſich, das Dementi zu bringen, weil ſie nicht in den Schein der Badeni-Officioſität gerathen wollten. So iſt es gekommen, daſs die Wahrheit über ein Wort des Kaiſers von Oeſterreich in der Wiener Tagespreſſe keinen Einlaſs fand und bei einem als unbefangen und nicht badenifreundlich bekannten ausländiſchen Blatt, der „Frankfurter Zeitung“, Unterkunft ſuchen muſste, aus der ſie auch nur mit Zwingen und Drängen durch das kürzlich von der Badeni-Officioſität befreite Wiener „Extrablatt“ ſich den Weg zur Wiener Tagespreſſe bahnen muſste.

Das war eine echt öſterreichiſche Regierungspoſſe, wie z. B. der Statthalter Graf Kielmansegg, der zum Dementi anſcheinend autoriſiert war, hilflos die Nachricht mündlich colportierte und colportieren ließ, aber ſich nicht traute, ſie in die officiöſen Blätter zu bringen, weil er wohl damit die jedem Mitglied dieſer Regierung gebotene Ehrfurcht vor der geheiligten Perſon des Dr. Lueger zu verletzen fürchtete. O du mein Oeſterreich! Wenn der Kaiſer nächſtens wieder einmal in Begleitung der Badeni'ſchen Staatswürdenträger unter die Antiſemiten geht, wird er ſich vielleicht zwei Notare mitnehmen müſſen, um vor nachträglicher Verdrehung ſeiner Worte geſchützt zu ſein.

Mit ſeinem Bürgermeiſter-Ehrgeiz hat Herr Dr. Lueger Pech. Um die Bürgermeiſterwürde endlich zu erlangen, hat er ſeit der Audienz nur mehr mit Maulkorb agitiert. Kein ſcharfes Wort gegen die polniſche Regierung, keines gegen die Judenmagyaren iſt mehr über ſeine Lippen gekommen. Jetzt glaubte er ſich die Bürgermeiſterei zu neun Zehnteln bereits erſchwiegen zu haben. Da kommt ihm die fatale Geſchichte mit dem „lieben Lueger“ dazwiſchen, und er wird nun wohl noch einige Zeit länger ſchweigen müſſen, ehe er Bürgermeiſter wird.

Die Remunerationen für das alte Abgeordnetenhaus ſind nun ausgetheilt worden. Aber ſie haben die Empfänger ſchmerzlich enttäuſcht: Herr v. Chlumecky [illegible] zu werden. Nun hat er aber nur [illegible] zu einem Orden bekommen, die zwar unter Brüdern [illegible] wert ſind, aber dem Herrn v. Chlumecky [illegible] für die unbezahlbaren [illegible] Baden geleiſtet hat. [illegible] Herr v. Chlumecky [illegible] beſtimmt geweſen, [illegible] ſeiner ewigen [illegible] unter Brüdern nicht einmal [illegible] Herr v. Abrahamowicz wieder, [illegible] hat ſchon [illegible] den [illegible] Titel. Auch daraus iſt [illegible] hat nur einen Orden bekommen. Herr v. [illegible] [illegible] Club [illegible] vereinigen.

Digitized by Google

Der Leiter des Preſsdepartements Herr v. Freiberg und der ſogenannte Kanzleidirector des Abgeordnetenhauſes Herr v. Halban dagegen können zufrieden ſein. Sie ſind Sectionschefs geworden. Man fragt mit Recht, welche „Section“ der Staatsverwaltung dieſe beiden neuen Sectionschefs leiten. Wir ſind in der Lage, darüber authentiſche Aufklärung zu geben. Die beiden Herren haben die Aufgabe, die Kuppelung zwiſchen der Regierungslocomotive und den mitlaufenden journaliſtiſchen und parlamentariſchen Geſinnungsloſen herzuſtellen und zu erhalten. Dieſe politiſche Kuppel-Thätigkeit iſt unter dem Regime Badeni ſo ſehr angewachſen, daſs es ſich als nothwendig herausſtellte, zwei eigene Miniſterial-Sectionen dafür zu errichten, die eine für die Preſſe, die andere für das Abgeordnetenhaus. Vorſtände der beiden Sectionen ſind die Herren v. Freiberg und v. Halban. Daher die Titel: Sectionschef. Zum Sectionsrath in der Preſs-Section iſt die „Nichte der Coalition“ Dr. Rosner ernannt worden. In der Abgeordnetenhaus-Section iſt die Stelle des Sectionsraths für einen ſtrebſamen Unter-Factor noch offen. Sollten ſich die Geſchäfte der beiden Sectionen für politiſche Kuppelung, bei weiterem Andauern der Regierung Badeni, in dem bisherigen Maß vermehren, ſo wird ſich bald die Errichtung eines eigenen Fach-Miniſteriums dafür als nothwendig erweiſen, das ſelbſtverſtändlich immer durch ein Mitglied der Stanczyken-Partei zu beſetzen ſein wird.

•

Noch mehr als zufrieden mit den Auszeichnungen, die ihm für ſeine Thätigkeit ertheilt wurden, kann Graf Gatterburg ſein. Graf Gatterburg war früher Landesausſchuſs. Dieſe nüchterne Thätigkeit ſcheint ihm nicht behagt zu haben, und ſeine häufigen Verſuche, eine Auffriſchung hineinzubringen, brachten ihn und die Landesverwaltung in manche Verlegenheit. In begreiflicher Zerſtreutheit vergaß er auch die Landeskräfte zu bezahlen, die er bei der Einrichtung ſeines Palais beſchäftigt hatte. Das Land hat alſo ihm wertvolle Dienſte geleiſtet, nicht er dem Lande. Wohl aber der Regierung. Er war es, der, nachdem das clericale Compromiſs bei den Landtagswahlen im niederöſterreichiſchen Großgrundbeſitz geſcheitert war, die Wahl von zwei clericalen Candidaten durchſetzte, indem er ihm anvertraute Vollmachten von zum Theil jüdiſchen Wählern zu dieſem Zweck verwendete. Graf Gatterburg erhielt das Comthurkreuz des Franz Joſefs-Ordens und die ſehr einträgliche Stelle eines Verwaltungsrathes der Nordweſtbahn zugeſchanzt. Ein ähnlicher Vorgang wird jetzt auch für die Reichsrathswahlen im niederöſterreichiſchen Großgrundbeſitz geplant. Das clericale Compromiſs iſt abermals mit ſchönen liberalen Reden abgelehnt worden. Aber die Clericalen wiſſen ſchon, daſs trotzdem zwei ihrer Candidaten gewählt werden. Es ſind dies der Prälat von Göttweih und der Graf Haugwitz, Beſitzer der Herrſchaft Wald. Wer ſie durch die Wahl diesmal durchmanövrieren wird, wiſſen wir noch nicht. Aber er wird ſich finden. Denn ihm iſt eine feine Verwaltungsrath-Pfründe ſicher. Und, wie das Sprichwort ſagt: Wo eine Verwaltungsrathsſtelle iſt, da ſammeln ſich die öſterreichiſchen Ariſtokraten.

K.

Volkswirtſchaftliches.

So oft die öſterreichiſche Regierung während des letzten Jahres das Bedürfnis gefühlt hat, und das war oft genug der Fall, durch ihre Preſsofficiöſen erklären zu laſſen, daſs die Ausgleichsverhandlungen abgeſchloſſen, oder ſo gut wie abgeſchloſſen ſeien, konnte man mit Sicherheit darauf rechnen, daſs das Gegentheil wahr ſei. Was ſich aber der officiöſe Beſchwichtigungshofrath des „Fremdenblatt“ gegenwärtig an Galimathias leiſtet, überſteigt doch ſelbſt das in Oeſterreich gewohnte Maß. Man höre: „Die Determinungsarbeiten beim Bankſtatut ſchreiten ſo raſch vorwärts, daſs ihr Abſchluſs ſich ſchon für die nächſten Tage erwarten läſst. Es iſt nicht ausgeſchloſſen, daſs die beiden Finanzminiſter vor der Einbringung des betreffenden Geſetzentwurfs noch einmal zuſammentreffen, um einzelne Detailpunkte noch im beiderſeitigen Einvernehmen endgiltig feſtzuſtellen. Die Geſetzentwürfe über die Erneuerung des Zoll- und Handelsbündniſſes, ſowie über die Erneuerung des Bankprivilegiums mit Ausnahme des Quotengeſetzes ſollen dem Abgeordnetenhauſe ſchon in der erſten Sitzung nach ſeiner Conſtituirung vollſtändig zugehen.“ Alſo das Bankſtatut wird in den nächſten Tagen beendigt ſein, obwohl die beiden Finanzminiſter zur Feſtſtellung einzelner Punkte vielleicht noch perſönlich zuſammenkommen müſſen. Demnach ſind ſie noch nicht einig! Und um Kleinigkeiten wird es ſich da kaum handeln, ſonſt würde eine gemeinſame Referenten-Berathung wohl auch genügen. Aber nicht nur die Regierungen ſind nicht einig, es beſtehen ſeit Monaten zwiſchen dieſen und der Bankverwaltung in wichtigen Punkten principielle Differenzen, und man iſt ſich ſeither nicht um einen Schritt näher gekommen. Es handelt ſich dabei um nicht weniger als darum, ob den Regierungen ein formelles Einſpruchsrecht bezüglich der Ernennung einer großen Zahl höherer Beamten zugeſtanden werden ſoll oder nicht, ſodann um das Maß der Selbſtändigkeit der beiden Directionen u. a. m. Und doch ſoll das Bankſtatut in einigen Tagen für und fertig ſein und in wenigen Wochen vor's Parlament gelangen! Und nicht nur das Bankſtatut, ſondern alle Ausgleichsgeſetze mit Ausnahme der Beſtimmung der Quote! Die letztere iſt zwar der eigenen Competenz der Parlamente vorbehalten, aber jeder politiſch Einſichtige wird ſich darüber klar ſein, daſs bevor man die Ausgleichs-Geſetze dem Parlament vorlegt, zum mindeſten die Regierungen ſich unter einander darüber geeinigt haben müſſen, für welche Quote ſie ihren parlamentariſchen Einfluſs geltend machen werden. Gehen wir weiter. Vor einigen Wochen war in Budapeſter Blättern zu leſen, daſs die ungariſche Regierung, dem Drängen [illegible] reicher Factoren nachgebend, ein bereits gemachtes Zugeſtändnis zurückgezogen habe, nämlich, daſs Concurrenten beider Reichshälften bei öffentlichen Lieferungsausſchreibungen völlig gleich behandelt werden ſollen. In der cisleithaniſchen Regierungspreſſe und dazu [illegible] bekanntlich [illegible] der Coalitionsära, faſt die ganze Preſſe, war davon nichts zu leſen, [illegible] ſchreibt über ſolch unangenehme Dinge nichts, es iſt aber auch nicht dementiert worden und kann daher als wahr angeſehen werden. [illegible] dies eine berechtigte Forderung der [illegible] nicht anzunehmen, daſs dieſe ſo leicht auf [illegible] Graf Badeni vielleicht thun würde. Schon dieſe wenigen Nachrichten, welche aus der Regierungsküche in die Oeffentlichkeit dringen, zeigen, was man davon zu halten habe, wenn erklärt wird, daſs die Ausgleichsvorlagen in der erſten Parlamentsſitzung vorgelegt werden ſollen, reſpective wie dieſe Vorlagen ausſehen werden, falls dies wirklich geſchehen ſollte.

•

Die Börſen ſind wieder ruhiger geworden und rechnen darauf, daſs die kretenſiſche Gefahr bald beigelegt wird. Daſs das noch lange nicht die Löſung der türkiſchen Frage bedeutet, iſt klar, aber für den Augenblick mag damit ihre beängſtigende Actualität geſchwunden ſein. An der Wiener Börſe wartet man vorläufig den Ultimo-Zahltag ab; große Inſolvenzen werden hoffentlich nicht vorkommen, dazu waren die Credite im allgemeinen ſeit dem Krach zu reſtringiert. Aber im kleinen wird es manche Inſolvenz und Ausgleichung geben. Speciell wird wieder der Name eines Speculanten genannt, der ſich ſo oft ausgleicht, daſs man ſich immer wundert, wenn er einen Ultimo ohne „Ausgleich“ vorübergehen läſst. Daſs die Börſe und die Börſenkammer nicht einſehen, wie ſehr die von ihnen vertretenen Intereſſen bei ſo unwürdigen Verhältniſſen leiden müſſen! Gegenwärtig iſt die Börſe übrigens noch ganz im Banne der politiſchen Ereigniſſe und ſie hat für nichts anderes Intereſſe. So iſt auch die ſonſt mit ſo großer Spannung erwartete Dividendenpublication der öſterreichiſchen Creditanſtalt beinahe unbeachtet und eindruckslos geblieben. Zum Theil mag das auch daran liegen, daſs die Börſe es ſich mit der Zeit abgewöhnt, in den Erfolgen der Creditanſtalt den Wertmeſſer für ihr eigenes Wohl und Wehe zu ſehen, und das kann nur als ein günſtiges Symptom, ſowohl für die ſpeciellen Verhältniſſe der Creditanſtalt, als auch für die allgemeine wirtſchaftliche Lage der Monarchie angeſehen werden. Das Erträgnis der Creditanſtalt iſt gegenüber dem Jahre 1895 um etwa 1 Million zurückgeblieben. Berückſichtigt man aber, daſs damals der ungariſche Converſionsgewinn im Betrage von ca. 1·2 Millionen eingeſtellt war, welcher aus dem Jahre 1893 ſtammt, ſo findet man, daſs das in der Bilanz des Jahres 1896 ausgewieſene Erträgnis dem des Jahres 1895 beinahe gleich iſt. Das Jahr 1896 war für das Bankgeſchäft weit ungünſtiger als das Vorjahr. Das Effectencommiſſionsgeſchäft lag darnieder, das Emiſſionsgeſchäft war beinahe Null, der Zinsfuß war beſonders im zweiten Semeſter viel niedriger als im Jahre zuvor. Angeſichts dieſer widrigen Umſtände wird man das Erträgnis geradezu überraſchend gut und mit dem Erträgniſſe des Vorjahres kaum im Verhältniſſe ſtehend finden. Man wird daher die Bilanzdetails und den Geſchäftsbericht mit noch größerem Intereſſe als ſonſt erwarten, weil der Aufſchwung des Geſchäftes der Anſtalt ganz coloſſal geweſen ſein muſs, um dieſen Reingewinn zu erklären, zumal die Verwaltung des Inſtitutes ausdrücklich hervorhebt, daſs keinerlei „geheime Lade“ aus früheren Jahren zur Ergänzung desſelben herangezogen iſt.

A.

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Comédie française, „La Loi de l'homme“ von Paul Hervieu. Opéra, „Messidor“ von Zola und Bruneau. Odéon, „Le Chemineau“ von Jean Richepin. Berlin. Königl. Opernhaus, „Enoch Arden“ von Karl Wilh. Marſchner, Muſik von Victor Hausmann. Deutſches Theater, „Der Sohn des Kalifen“ von Ludwig Fulda. Theater des Weſtens, „Jephtas Tochter“ von Felix Cavalotti, „Im Trappiſtenkloſter“ von Oskar Mummert und „Ein Weihnachtsabend“ von W. Krag. Trier. Stadttheater, „Die Eiferſüchtigen“ von Andreas Mohr. Wiesbaden. Hoftheater, „Der Beamte“ von Dr. Rudolf Presber. Petersburg. Newatheater, „Das liebe Geld“ von Elia von Schadeleto.

•

Es iſt jetzt wirklich ſchwer für die armen Autoren: die literariſchen Stücke fallen noch immer durch, aber die unliterariſchen, die gewiſſen „ganz ſicheren“ Stücke fallen jetzt auch ſchon durch. Die Leute ſind noch nicht ſo weit, eine moderne Komödie zu verſtehen, aber die nach der guten alten Schablone wollen ſie doch auch nicht mehr. Die letzte Novität des Deutſchen Volkstheaters, „Nachruhm“ von Wilch, iſt ſo recht vom Herzen nach dem alten Recept, die Herren Brechtler, Giampietro, Martinelli, Greiſenegger und Weiß, die Damen Glöckner und Bauer haben ſie angenehm und mit Behagen geſpielt, man ſchien ſich ſogar zu amüſieren, man lachte und klatſchte, aber ſchließlich hat die Herrlichkeit zwei ganze Vorſtellungen gedauert! Es iſt heute wirklich ſchwer für die armen Autoren: das Alte mag man nicht mehr, das Neue mag man noch nicht — alſo was ſollen ſie eigentlich thun?

H. B.

•

Im Carltheater iſt man endlich auf das Geheimnis gekommen, wie ſich eine moderne Wiener Operettenbühne aus der [illegible] ſtimmung der halben Erfolge, der fünfzehn oder [illegible] zwanzig [illegible] Aufführungen, herausreißen läſst. Das [illegible] Repertoire iſt dieſes [illegible] Geheimnis. Das Unterbrechen der Aufführungen der „[illegible]“ — einer Operette, deren Libretto bloß aus Schablone und deren Muſik bloß aus Reminiſcenzen [illegible] [illegible] nach [illegible] Frau von Zanten braucht [illegible] und [illegible] [illegible] Bekanntheit [illegible] zu [illegible] und das [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible].

„Das [illegible]“ [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

ſogar von den kleinen japaniſchen Papierſchirmchen nicht gerührt zu werden, welche den Zuſchauern am Abend der Première verkauft wurden und auf knallrothem Grunde die Namen der Darſteller verbargen, und ſich auch mit den paar netten Geſangsnummer von Kapeller nicht begnügt, ſo waren das eigentlich drei ſehr langweilige Stunden. Herr Maran und Frau Pohl-Meiſer konnten ſich mit ihrem Humor nur ſtellenweiſe durchringen, der Text, gegen den ſie kämpften — die Herren Landesberg und Fiſchl reden ſich auf den Franzoſen Ordonneau aus — iſt doch zu läppiſch. Ein ohne Gedanken ſtehengebliebener Regenſchirm! So rief zum Schluſs eine Garderobière, die witzig ſein wollte. A. G.

* * *

Man ſchreibt uns aus Paris: Wer aus den jüngſten Werken der beiden meiſtverſprechenden Bühnentalente Jungfrankreichs einen Schluſs auf das zeitgenöſſiſche franzöſiſche Drama ziehen wollte, müſste zu einem recht traurigen Reſultat gelangen. Sind die Probleme des ſocialen Lebens ſeit Augier und Labiche dieſelben geblieben? Haben ſich die Menſchen ſo wenig verändert? Gibt es gar keine Motive mehr außerhalb des Ehebruchs und der Furcht vor dem Scandal, jenſeits vom problematiſchen Gut und Böſe einer verlogenen Boulevardmoral? Wie arme Scheintodte, die unter den tödtlichſchweren ſechs Zoll mondäner Conventionen ihr biſschen Leben qualvoll verhauchen müſſen, oder wie jener Gefangene Poe's, der die Wände ſeines Kerkers Stunde um Stunde, Tag um Tag unaufhaltſam nahen und nahen ſieht, ſo ſind die Menſchen in Donnays „Douloureuſe“ (Vaudeville), in Hervieus: „Loi de l'homme“ (Comédie française). Ein ängſtliches Flattern wider gläſerne Mauern, hinter denen doch das wahre Leben ſo klar und lockend liegt, und nicht der befreiende Fauſtſchlag, der Breſchen bahnt, hilfloſes Stöhnen unter Ketten, niemals der Klang von Eiſen, das bricht — ſelbſt das ernſthafte Seufzen Hervieus, das übermüthige Gelächter Donnays klingen wie aus einem Keller heraus. Das iſt wohl das beklagenswerteſte Symptom. Die Dichter ſtehen mitten zwiſchen ihren Geſtalten und ringen die Hände mit ihnen und ſind ebenſo überzeugt von der Nutz- und Ausſichtsloſigkeit jedweden Aufbäumens, wie die Menſchen, die ſie ſchildern. Braucht es da noch betont zu werden, daſs in dem Zuſchauer weder Mitgefühl noch Antipathie aufkommen kann? Menſchen mit ſolch matten Schickſalen, und die den Fügungen ihres Lebens nichts entgegenzuſtellen haben als Reſignation, laſſen kalt. Und auch der knappe, wie in Erz gehauene Dialog Hervieus, der buntſchillernde von Witz zu Witz hüpfende Stil Donnays vermag daran nichts zu ändern. — Richepins „Chemineau“ ſpielt in der franzöſiſchen Tiefebene. Man kann wirklich von Aufathmen reden, wenn man aus dem Vaudeville über die Comédie ins Odéon kommt und ſich von dem würzigen Duft der reifen Aehrenfelder umfächeln läſst, die den Schauplatz für das Bauerndrama des Dichters der „Bettlerlieder“ hergeben. Hier walten primitive Leidenſchaften, und die Hand des Schickſals ballt ſich zur Fauſt. Auf der weiten, unermeſslich weiten Landſtraße, über die den Chemineau ſein Leben führt, liegt wahreres Glück und tieferes Leid als zwiſchen der Madeleine und der Porte St. Martin. Wer ſich einmal von dem wilden Schreien der Bettler- und Meereslieder Richepins begeiſtert hat mitreißen laſſen, der erkannte hier mit Freude den längſtvernommenen, markigen Geſang wieder, den man ſo lange für verſtummt und verklungen hielt. Zwar ſtolpert die rauhe Bauerntragik mit ihren ungefügen Füßen, die der Alexandriner ſtellenweiſe gar zu bedenklich klemmt, öfter in den Graben des Melodramas, doch dann kommt der prächtige Chemineau zur rechten Zeit und hilft ihr mit kräftigem Ruck wieder auf jene geliebte Landſtraße herauf, die gute, harte Straße der Bettler und fahrenden Sänger, die Richepin beſſer nie hätte verlaſſen ſollen. A. H.

*

Man ſchreibt uns aus Berlin: Um ſociale Kritik zu treiben, muſs man ſehr ſcharf logiſch denken können; um ſie als Motiv eines Kunſtwerkes zu verwerten, dazu gehört überdies noch feineres Gefühl. Beide Eigenſchaften fehlen dem Tendenzdrama „Agnete“, von Amalie Skram, das Thereſe Krüger und O. E. Hartleben überſetzt haben, und das uns die Dramatiſche Geſellſchaft als dritte Aufführung bot. Frau Agnete Lindeman iſt von ihrem Manne geſchieden und darauf angewieſen, ſich ſelbſt durchs Leben zu bringen. In dieſer ſchlechteſten aller Welten kann man das nur durch Arbeit oder — Verbrechen. Frau Agnete wählt bewuſst den zweiten Weg. Sie ſtapelt zunächſt hoch und dann ſtiehlt ſie. Das andere, was einer ſchönen Frau noch möglich wäre, findet ſie „gemein“. So ſehr ſie darin unzweifelhaft recht hat, ſo unbefriedigend, auch in ihrem eigenen Sinne, iſt ihre Auseinanderſetzung mit der geſellſchaftlichen Inſtitution der Arbeit. Es fehlt die überzeugende unabwendbare Nothwendigkeit, die ſie zur Verbrecherin macht. Sie hat auch vor einem Gerichtshofe, der nach rein menſchlichen Gefühlen urtheilt, kein Recht auf mildernde Umſtände. Aber mehr, ihr fehlt auch jene gewiſſe Größe, die auch dem unentſchuldbaren Verbrecher ſeine Conſequenz geben kann. Das tritt in dem Conflict zutage, den die Werbung eines ehrenhaften Mannes um ſie herbeiführt. Sie kann entweder im Gefühl ihres Rechtes ſchweigen, denn eigentlich hat ſie ja nach ihrer Anſicht nichts zu bereuen, oder ſie kann ſagen: das und das iſt, und, wem ich gehören ſoll, der muſs zu der Sache ſo ſtehen wie ich. Statt deſſen kommt es zu einem thränenreichen Geſtändnis: die große Gegnerin der Geſellſchaft ſteht als kleine Sünderin da. Sie verurtheilt ſich ſelbſt. Daſs der Mann ſie verläſst, iſt offenbar nur ihr und der Dichterin auffallend, die ſich mit ihrem Geſchöpf völlig identificiert. Uns anderen fällt eher auf, daſs er ſich lange beſinnt. Der Verlag, in dem das Drama erſchienen iſt, die Betheiligung Hartlebens an der, übrigens ausgezeichneten Ueberſetzung, die Aufführung in der Dramatiſchen Geſellſchaft, alle dieſe Daten haben dem Werk den Nimbus der Modernität verliehen. Ohne ſie könnte man wie von gewiſſen Werken Ibſens und anderer einfach ſagen: es iſt ein rein theatraliſcher Conflict, der noch dazu ſchlecht motiviert iſt. Ich glaube, man darf das zu ſagen. Es iſt viel zu ſehr in den Kreis des modernen bürgerlichen Schauſpiels gezogen worden, was man früher für unmöglich hielt. Mit dem [illegible] — [illegible] Amalie Skram ſcheint nach dieſer Probe überhaupt nicht gerade für das Drama beſonders begabt zu ſein. Die Dialoge ſind zwar belebt und natürlich, aber alle Charakteriſtik iſt direct, und eine gewiſſe Lebhaftigkeit iſt in das Drama nur durch Figuren hereingebracht, die mit den handelnden Menſchen in rein äußerlicher Beziehung ſtehen. Die Schilderung des Milieus, einer etwas bohèmehaften Malerfamilie und ihrer Freunde, iſt in Einzelheiten hübſch, aber die runde Glaubwürdigkeit fehlt ihr. Das Ganze war ſicher urſprünglich als Novelle angelegt. Man ſieht das ſchon daran, daſs viele, ja die meiſten Scenen ſehr gewaltſam in das Atelier des Malers Wulf verlegt ſind, das in allen drei Acten den Ort der Handlung bildet. Dieſe „Einheit des Ortes“ iſt ſymboliſch. So natürlich und ſo modern wie ſie iſt das ganze Stück. — Frau Marie Reiſenhofer ſcheint ſich allmählich von der unerträglichen Manier zu befreien, die ihre einſeitige Verwendung ihr aufgezwungen haben mag. Sie hat nur im Gegenſatze zu ihrer früheren Starrheit jetzt zu viel Nuancen: man kommt nicht einen Moment zur Ruhe, und mit dieſem währenden Schlottern könnte ſie nicht zweimal ſtehlen. Aber ſie fand in den Hauptſcenen echte, warme Töne, wie man ſie nie von ihr gehört, und, offen geſtanden, nie zu hören erwartet hat. Wenn der Schein nicht trügt, wenn wirklich Frau Reiſenhofer in Verachtung der alten billigen Erfolge nach neuen ſchweren, nach echt künſtleriſchen ſtrebt, ſo dürfte man ſich darüber von Herzen freuen. Sie bringt für die großen Aufgaben ihrer Kunſt äußere Mittel mit, wie kaum eine ihrer Rivalinnen. Wenn ſie ihnen geiſtig ſich gewachſen zeigt, ſo darf ſie ihrem Ehrgeiz ein hohes Ziel ſetzen. F. St.

Bücher.

Paul Strauß: L'Enfance Malheureuse. (Bibliothèque Charpentier.)

Das Heranziehen eines zahlreichen, körperlich und geiſtig geſunden Nachwuchſes iſt eine der größten ſocialen Aufgaben der Nation. Das verdienſtvolle Werk „L'Enfance Malheureuse“ von Paul Strauß läſst uns erkennen, daſs Frankreich, durch die allzu langſame Zunahme der Bevölkerung gedrängt, begonnen hat, dem Schutze der kommenden Generation große Anſtrengungen und namhafte Geldſummen zu widmen. Von dem richtigen Princip ausgehend, daſs wahre Kinderfürſorge nicht erſt nach, ſondern vor und während der Geburt ausgeübt werden muſs, ſind umfaſſende Einrichtungen, die dieſen Zwecken dienen, getroffen worden; allerdings ſind die meiſten Inſtitutionen noch auf die Stadt Paris beſchränkt, doch ſollen ſämmtliche, einem neuen, der geſetzlichen Sanction harrenden Entwurf zufolge, auf ganz Frankreich ausgedehnt werden. Von den einzelnen Zweigen der Organiſation haben insbeſondere die Unterſtützung von Frauen, welche der Mutterſchaft entgegenſehen, die Zufluchtshäuſer, in denen ſie unter Wahrung voller Anonymität unentgeltliche Aufnahme finden, Reconvaleſcentenheime für Wöchnerinnen, Ernährungsbeiträge, welche Müttern zur Hintanhaltung von Kindesweglegungen gewährt werden und die Aſſociationen einiger Fabrikanten zur Zahlung ſechswöchentlichen Krankengeldes bei Geburten im Kreiſe ihrer Arbeiterinnen, erfolgreiche Wirkſamkeit aufzuweiſen, die ſich in einem ſteten Fallen der Kinderſterblichkeit, in einer Abnahme der Kindesmorde und anderer Verbrechen bemerkbar macht. Die erwähnten Inſtitutionen, ihre Entſtehung und ihre Erfolge ſind in dem Strauß'ſchen Buche trefflich geſchildert; es ſei noch hervorgehoben, daſs viele der Unternehmungen von hochherzigen Frauen der vermögenden Kreiſe gegründet wurden und zum Theil unter deren perſönlicher Leitung ſtehen. Alle, die ſich Zeitfragen gegenüber nicht theilnahmslos verhalten, werden das Werk mit Intereſſe leſen und dem franzöſiſchen Autor Dank für die mühevolle und gelungene Zuſammenſtellung wiſſen. A. S.

Guſtav Renner: „Gedichte.“ Dritte Auflage. Leipzig und Zürich. Verlag von Th. Schröter, 1896.

Die Gedichte eines Handwerkers; man hat ihn gleich, aus ſolchem Mund einen gewiſſen Tiefſinn, auserleſene Stimmung und claſſiſche Bilder zu hören erſtaunt, in der Ueberraſchung zum großen Dichter ausgerufen. In dieſem Staunen, in dieſer Ueberraſchung, daſs ein Handwerker gelehrt-ſchöne Dinge zuſammenbringen konnte, liegt alles Schiefe, Haltloſe, Verfehlte dieſes Talentes. Es ſind nicht die Gedichte eines Handwerkers, ſie ſind nicht aus dem Stand herausgeblüht, nicht volksthümlich, derb, innig, lieblich ſentimental einfältig, oder wie immer das Volk iſt. Aber es ſind auch wieder nicht die Verſe eines völlig gebildeten, von der ganzen Cultur erfüllten Künſtlers. Urſprüngliche Anſchauungen und Symbole werden durch Bildungsverſe geſchwächt und wieder gelernte Schönheiten (wir finden Sphinxe, Juden, germaniſche Helden und andere Stimmungsapparate der claſſiſchen Bildung) durch überderbe Naturbildlichkeiten geſtört. Die Reinheit des Tones fehlt. Arme, gut veranlagte Handwerker ſuchen ihr Unglück immer darin, daſs ſie nicht Doctoren geworden ſind, auch dieſer. Nicht darin liegt es, ſondern daſs ſie eben durch ihre übergroße Sehnſucht, durch ihren Ehrgeiz, über ihre Lage hinauszukommen, die Kraft verlieren, ganz in ihr zu verweilen und den ganzen Inhalt, die ganze Schönheit und Qual ihres Zuſtandes zu erſchöpfen oder wieder ſolche Kraft in ſich zu haben, ihn völlig zu verlaſſen und den anderen [illegible] zu erreichen. Vom Schickſal daran gehindert, müſste das Ziel eines ſolchen Mannes ſein, dieſes vergeblichen Kampfes wenigſtens künſtleriſch Herr zu werden, dieſen Zwieſpalt [illegible] werden zu laſſen. [illegible], direct, [illegible] müſste er gebracht werden, man müſste den Kampf ſehen, den gemeinen Handwerkertag mit allen Verrichtungen gegen die liebe [illegible], den [illegible], der im Bett immer iſt, während man gerade in den Gedichten nicht eine [illegible] Darſtellung in ganz [illegible]. Er glaubt ſchon zu geſtalten, wenn er ſeinen Träumen, ſeiner Sehnſucht, Farben und Erſcheinung verleiht, ſein Leben [illegible], er ſollte endlich [illegible]. Hand[illegible] Kraft, dieſen Zwieſpalt ſelbſt darzu[illegible] und Kraft. Dieſe beſtändige [illegible] und Schwarz [illegible] und begabten Menſchen [illegible] das Wohl[illegible] und die Hoffnung auf eine reine geläuterte Kunſt. L. St.

Revue der Revuen.

Die „Neue Deutſche Rundſchau“, Februarheft, veröffentlicht einen Aufſatz „Die Bedeutung des Geldes für das Tempo des Lebens“ von G. Simmel und zwei intereſſante kritiſche Studien von M. Heimann und Otto Stößl. Einen ganz eigenartigen Beitrag bildet eine Probeſammlung grönländiſcher Erzählungen „Kajakmänner“, die einem däniſchen Bande entnommen iſt. Die Herausgeberin desſelben, zugleich Ueberſetzerin aus dem grönländiſchen Original, erzählt im Vorwort, daſs Grönland ſchon ſeit 1861 eine Buchdruckerei und eine Zeitſchrift beſitzt. Die letztere ſetzt ſich zuſammen aus Beiträgen von Eingeborenen: Reiſedeſchreibungen, Jagderlebniſſen oder Erzählungen. Ihr Titel iſt Atnagagdliutit, ſie wird redigiert, illuſtriert, gedruckt, eingebunden und expediert von demſelben Manne, dem Eingeborenen Lars Möller. Jedes Heft wird im Laufe des Winters hergeſtellt und, wenn im Beginn des Sommers die Schiffahrt zwiſchen den Colonien wieder eröffnet wird, gratis vertheilt.

Die Nr. 3 der „Grenzboten“ eröffnet einen Artikel: „England in Egypten“, der ſich gegen die heuchleriſche Art kehrt, mit der England ſtets altruiſtiſche Motive für ſeine Beſetzung dieſes Landes anzuführen wiſſe, während ſein ganzes Syſtem darauf hinziele, Egypten auszuſaugen und immer mehr in ſeine Gewalt zu bekommen. Sollte es ihm vollends gelingen, Egyptens Hypothekargläubiger zu werden, dann ſei dieſes ihm rettungslos verfallen, und damit auch der Suez-Canal in ſeinen Händen. Das würde aber eine ungeheure Gefährdung der europäiſchen Handelsintereſſen mit ſich bringen, meint der Verfaſſer, und darum ſollten die Mächte gemeinſam einſchreiten, und zwar unverzüglich, ſo lange England noch nicht feſten Fuß im Sudan gefaſst habe und ſeine Rechtsanſprüche noch nicht auf bedeutende pecuniäre Leiſtungen ſtützen könne. — In Nr. 4 und 5 ſchreibt Adolf Bartels über „Die ſterbende Dichtkunſt“. Von vielen Seiten werde die Befürchtung laut, die fortſchreitende Cultur werde allmählich die Poeſie tödten. Viele, die nicht in ihr eigentliches Weſen gedrungen ſeien, nicht wüſsten, daſs das Leben — das innere wie das äußere — ihr ewiger, unvergänglicher Vorwurf ſei, meinten, bei der wachſenden Aufklärung und wiſſenſchaftlichen Präciſion müſſe dieſe Kunſt der Einbildungskraft zugrunde gehen, denn nur in einem Kindheitsſtadium der Völker vermöge ſie ſich zu entwickeln. Für gewiſſe Arten der Dichtkunſt treffe das ja zu. Das Volkslied werde in einer vorgeſchrittenen Zeit ſicherlich ſchwer gedeihen; ſo auch das Volksepos; der Hiſtoriker trete da an die Stelle des Barden, und auch ſprachlich trennt ſich die Proſa von der Poeſie. Aber ſchon die Lyrik könne ruhig zu allen Zeiten beſtehen, und das Drama fordere direct einen Zuſtand hoher Cultur. Weit entfernt den Blick zu umnebeln, habe die Poeſie eher den Weg zu einer richtigeren Naturanſchauung gewieſen und auch in den menſchlichen Charakter eine tiefere Einſicht gewährt.

Die Halbmonatſchrift „**La Revue blanche**“ veröffentlicht in ihrem erſten Jännerhefte einen ſehr intereſſanten und wirkſam geſchriebenen Aufſatz über oder vielmehr gegen die geheime Unterſuchung im Gerichtsverfahren. Der Verfaſſer iſt Herr Jacques Saint-Cère, der bekannte Journaliſt, der vor Jahresfriſt im Gerichtsſaale Lebaudy mitangeklagt war und freigeſprochen wurde. Von dieſen Erfahrungen, die Herr Saint-Cère am eigenen Leibe gemacht hat — „un prévenu“ nennt er ſich — geht der Verfaſſer aus; und die ſind das Intereſſanteſte an dem Aufſatze, der in ſeinen abſtracten Folgerungen im Rufe nach öffentlicher Gerichtsunterſuchung gipfelt. Herr St.-Cère wurde im Jänner 1896 mit einer Hausdurchſuchung überraſcht, die aber nichts Compromittierendes zutage förderte, und gleichzeitig vom Unterſuchungsrichter als Zeuge vorgeladen. Dort wurde ihm mitgetheilt, daſs die Anzeige erſtattet ſei, er habe durch mehrere Artikel Erpreſſungen an Lebaudy vorgenommen. Trotzdem er proteſtierte und bezüglich der in Rede ſtehenden Zeitungsartikel (im „Figaro“ und in der „Vie parisienne“) angab, dieſelben auf Veranlaſſung der beiden Chefredacteure geſchrieben zu haben, wurde er für verhaftet erklärt und auf der Stelle in Gewahrſam genommen. Damit begann eine ſiebzigtägige Unterſuchungshaft, während welcher man Herrn St.-Cère den Verkehr mit Freunden und auch die Confrontation mit Gegenzeugen verweigerte. Was über ihn öffentlich bekannt gemacht wurde — ohne daſs er dagegen hätte auftreten können — waren erfundene Zeitungsnachrichten. Er läſst durchblicken, daſs dieſe falſchen und böswilligen Notizen vom Unterſuchungsrichter ausgegangen ſein dürften. Unter anderem wurde verbreitet, daſs bei dem Angeklagten ein Brief des Capitän Dreyfus gefunden worden ſei, während es ſich in Wahrheit um den belangloſen Privatbrief eines Bekannten dieſes Namens handelte. Eindringlich ſchildert Herr St.-Cère auch das Leben im Gefängniſſe, welches ihm noch durch eine ſchwere Krankheit verſchärft wurde. — Herr Antonin Prouſt theilt in demſelben Hefte Erinnerungen aus gemeinſamer Studienzeit mit Eduard Manet mit. Die ganze Revolution der Malerei, die ſich an den Freund und künſtleriſchen Mitkämpfer Zolas knüpft, ſpiegelt ſich in dieſen kleinen und gemüthlich humoriſtiſchen Reminiſcenzen. Manet ſtammte aus angeſehener bürgerlicher Familie, ſein Vater war Rath am Hofe zu Paris. Seine Studienzeit verbrachte er in der Schule Couture[illegible] des Meiſters und des Schülers Anſichten ſtießen hier oft [illegible] aneinander. Manet ſcheint ſich ſchon in ſehr frühen Jahren über ſein künſtleriſches Programm klar geworden zu ſein. In einer Auseinanderſetzung mit Couture hat er es gelegentlich mit den ſcheinbar ſelbſtverſtändlichen, in Wahrheit aber für ſeine Zeit revolutionären Worten ausgedrückt: „Ich male was ich ſehe, nicht was anderen zu ſehen beliebt“.

Ueber zwei Religionsgenoſſenſchaften berichtet die letzte Nummer der Maſarykſchen „**Naše doba**“ — über den theoſophiſchen Neubuddhismus und die Secte der Stundiſten in der Ukraina. Beſonders die letztere iſt eine beachtenswerte Erſcheinung, da ſie auch eine fortſchreitende Strömung in der Politik unter den bäuerlichen Bewohnern Südrusslands [illegible] Zur Zeit iſt die Secte der Stundiſten über 30 Gubernien verbreitet. Was ihr religiöſes Credo betrifft, leiten es die Stundiſten vom neuen Teſtament und den zehn Geboten ab. Die Communion iſt für ſie nur [illegible] ſymboliſche Ceremonie; ſie anerkennen keine Heiligen und auch nicht die Gottheit der heiligen Maria. Der Schwur wird verworfen. „In der Ehe ſehen ſie kein Sacrament, ſondern eine Übereinkunft“. Das Weib erfreut ſich bei ihnen einer größeren Freiheit und größerer Rechte als ſonſt. Die Stundiſten (von Stunde-Gottesdienſt) beſitzen bereits eine anſehnliche Literatur. — Im ſelben Hefte plaidiert die „Naše doba“ für die Gründung einer „ökonomiſchen Moderne“ zur Wahrung des czechiſchen Handels und Induſtrie. Die Schaffung einer guten czechiſchen Bank wäre der erſte Schritt. — Außerdem iſt noch die Fortſetzung der Artikelſerie: „Moderne Philoſophie und Religion“ von Prof. Maſaryk zu erwähnen.

Das Adoptivkind.

Von Pierre Véber.*)

Autoriſierte Ueberſetzung von Clara Theumann.

„Meine Herren,“ ſagte der Präſident zum Staatsanwalt und zum Unterſuchungsrichter, „ich habe bis heute 2715 Anfragen bekommen; das Schickſal der kleinen Amélie Macheſer ſcheint in der That viele mitleidige Seelen zu intereſſieren. Ich will Ihnen nicht alle Briefe vorleſen, mein Secretär hat ſie geordnet. Schon folgende vier werden Ihnen eine genügende Vorſtellung geben. Hören Sie den erſten:

Hochgeehrter Herr Präſident!

Stets bedacht, jene herrliche Pflicht der Mildthätigkeit, welche Gott mir und meinesgleichen auferlegt hat, zu erfüllen, erbiete ich mich hiemit, die Tochter des aus dem Lande verwieſenen Anarchiſten Macheſer zu mir zu nehmen. Ich will das Kind wie mein eigenes erziehen, hochbeglückt, wenn die Gerechtigkeit mir geſtattet, die arme, halbverwaiste Kleine aus der Dunkelheit und dem Elend zu retten.

Empfangen Sie, hochgeſchätzter Herr Präſident, die Verſicherung der vorzüglichſten Hochachtung Ihrer ſehr ergebenen Ande Berengère, Marquiſe v. Sion, Präſidentin des Frauenvereins „Selbſtverleugnung“, Rue St. Thomas 75.

Wir haben 200 ähnliche Briefe bekommen, gezeichnet Gräfin Joppé, Herzogin von Fouscray, Prinzeſſin Balatiano &c. Gehen wir zum zweiten Brief:

Herr Präſident!

Macheſer iſt, als er ſeine Bombe warf, dem Impuls des Wahnſinns gefolgt; es wäre ungerecht, wenn das arme Geſchöpf, das unſchuldig iſt an den Sünden des Vaters &c. &c. (Ich laſſe die vier Seiten lyriſcher Betrachtungen weg.) Mmmmm — — — —

Ich erkläre mich bereit, bis zu ihrem 24. Lebensjahre für ihre Erziehung und ihren Unterhalt zu ſorgen. Ich werde mein Möglichſtes thun, um aus ihr eine dem Vaterland und der Republik nützliche Staatsbürgerin zu machen.

Genehmigen Sie &c. &c. Reginald Duran, Civilingenieur und Fabrikant, Präſident des republikaniſchen Comités, Rue Rembrandt Nr. 1250.

Wir haben 320 ſolche Briefe bekommen; die Großinduſtrie hat ſich eingeſetzt. Der dritte Brief:

Herr Präſident!

Ich bin nicht reich; aber das beſcheidene Vermögen, zu dem ich durch meiner Hände Arbeit gelangt bin, ſetzt mich in Stand, der unglücklichen Tochter Macheſers zuhilfe zu kommen. Wenn Sie es für zweckmäßig erachten, will ich die kleine Amélie zu mir nehmen. Ich vollführe einfach einen Act der Brüderlichkeit. Marcel Georges, Großhändler, Präſident des Geſangvereines „Solidarität“, Rue St. Honoré, Nr. 27.

Das Actenbündel enthält 1500 Briefe dieſer Art. Unſer viertes Beiſpiel läſst noch viel tiefer blicken:

Genoſſe und Richter!

Der freiheitliche Verein „Die Unverſöhnlichen“, dem Genoſſe Macheſer als Secretär angehörte, adoptiert die Tochter des Verurtheilten; wir rechnen es uns zur Ehre an, für ihre Bedürfniſſe zu ſorgen, und wollen ſie im Sinne jener Ideen erziehen, die ihr Vater mit der Gefährdung ſeines Lebens und ſeiner Freiheit vertheidigt hat. Ich ſchließe meinem Briefe ein von Macheſer unterzeichnetes Atteſt bei. Romain Gineſtal, Drechslergehilfe, Präſident des Vereines „Die Unverſöhnlichen“, Boulevard Charonne Nr. 312.

„Iſt es nicht merkwürdig und zugleich tröſtend, ſo vielen edlen Beſtrebungen zu begegnen? Ich denke aber doch, wir ſollten den Vertheidiger Macheſers, den Advocaten Dr. Sénécal, befragen.“ Dr. Sénécal kam; gleich bei den erſten Worten unterbrach er den Präſidenten: „Ich weiß ſchon; durch ein merkwürdiges Zuſammentreffen ſind Copien dieſer 2715 Briefe am ſelben Tage an die bedeutendſten Blätter von Paris gelangt. Es gibt nur eine Löſung: die kleine Amélie hat eine Mutter. Laſſen wir die Kinder ihren Müttern.“ — „Gewiſs, aber Macheſer, der ſeine Tochter anerkannt hat, hat ſeine Geliebte nicht geheiratet. In ſolchen Fällen iſt die Juſtizbehörde Vormund. Wir können das Kind nicht einer Perſon überlaſſen, deren Exiſtenzmittel nicht geregelt ſind.“ Der Vertheidiger zog ſich zurück. Nach ihm befragte man Macheſer, die bekannteſten Juriſten, einige Mitglieder der Akademie, den Erzbiſchof von Paris, ein Dutzend Senatoren, doppelt ſoviele Abgeordnete, man befragte die öffentliche Meinung, ſogar das Staatsoberhaupt, nur die kleine Amélie befragte man nicht.

Um alle Welt und den Vater zufriedenzuſtellen, beſchloſs man, [illegible] abwechſelnd [illegible] Monate bei der Marquiſe von Sion, bei Reginald Duran, Marcel Georges und dem [illegible] zu belaſſen. [illegible]

Digitized by Google

*) [illegible]

Die Marquiſe von Sion empfieng ihren Schützling mit einer etwas zu ſtark aufgetragenen Begeiſterung. Sie bemühte ſich zu ſehr, Amélie „als Kind des Hauſes zu behandeln“, wie ſie es den Zeitungen verſprochen hatte. Die Kleine bekam ſofort 15 mit echten Valenciennes-ſpitzen behängte Puppen und alles Dazugehörige, für ſich ſelbſt ebenſo prächtige Kleider wie für die Puppen, zwei Kammermädchen und vier Lehrerinnen für alles Mögliche und Unmögliche. — Ihr plötzlicher Reichthum rührte ſie nicht ſtark; ſeit ihrer Kindheit war ſie gewohnt, ſich als etwas Nebenſächliches zu betrachten, das man bald dahin, bald dorthin that; nichts verblüffte ſie. Sie ſpielte mit ihren Puppen, hütete ſich aber wohl, ſie zu zerbrechen und gab ihnen keine Namen; ſie fühlte ſich nicht ganz ſicher, ob ſie ihr gehörten; das Schickſal lieh ſie ihr einfach.

In ihrem Leben gab es eine große Qual: den Zwang, zu repräſentieren. Täglich bekleideten die Kammerzofen ſie mit Sammt und Pelz und führten ſie oſtentativ in der Umgebung des Palais Sion ſpazieren, um den Genoſſen Machefers zu zeigen, wie fein man die kleine Anarchiſtin hielt.

Wenn Empfang war, muſste ſie ganz angeputzt in den Salon hinunter; ſie ſetzte ſich ſehr artig auf ein gepolſtertes Stockerl und muckste nicht; und die Beſucherinnen beſahen ſie ſich, eine nach der anderen, zergliederten, belorgnettierten ſie und riefen: „Das iſt die Tochter des Anarchiſten, nicht wahr? Wie ſchön, was Sie an ihr thun, liebſte Freundin! Hübſch iſt ſie, die Kleine — — — — Sie ſind wirklich glücklich, Sie ſind gegen das Dynamit geimpft. Sie werden von den Schreckniſſen verſchont bleiben. A propos, wir geben den 10. d. M. einen Ball; könnten Sie uns nicht Ihre Schutzbefohlene leihen? Ich verſpreche Ihnen, ſie den nächſten Tag zurückzuſtellen.“

Und ob die Marquiſe glücklich war! Abgeſehen davon, daſs ihr Schützling ſie beſchützte, war er auch noch ein beſonderer Anziehungs-punkt, desgleichen kein anderer Salon aufzuweiſen hatte.

Die kleine Amélie langweilte ſich indes gründlich bei all dieſen Sitzungen.

Die Lehrerinnen langweilten ſie auch, weil ſie ſie unaufhörlich quälten; aber, ſowie ſie ein wenig blaſs wurde, unterbrach man die Clavierſtunden, die Grammatikſtunden und die anderen ſchönen Künſte. Man führte ſie zur Meſſe, zur Abend-, Früh- und Faſtnachtsmeſſe, zu den kirchlichen Muſikaufführungen, zu allen Predigten. Man prägte ihr ultrareligiöſe Principien ein und lehrte ſie bei all dem das Andenken der Monarchen ehren, deren Chronologie nicht in ihren Kopf wollte.

Als die vorgeſchriebenen ſechs Monate verſtrichen waren, verließ ſie das Haus der Marquiſe. Thränen und Rührſcenen auf der Freitreppe des Palais, Chronik-Artikel in den Zeitungen. Amélie fragte ſich: „Was habe ich gethan, um ſo geliebt zu werden?“

Bei Reginald Duran giengen dieſelben Ceremonien an. Die kleine Amélie wurde überall hingeführt, von Feſt zu Feſt; ſie lernte die Freuden des Kinderballes, des Weihnachtsbaumes und der reichlichen Jauſen kennen. Sie erhielt noch ſchönere Puppen und noch gelehrtere Lehrerinnen; hier wurde der Religionsunterricht weggelaſſen. An Stelle Gottes und der Monarchen verehrte ſie hier die großen Ideen von anno 93. Man ſtellte ſie den Arbeitern der Fabrik vor, und alle vierzehn Tage gieng ſie ſie beſuchen in Begleitung Reginald Durans, der ſie oſtentativ mit Zärtlichkeiten überhäufte. Und je näher die ſociale Gefahr kam, deſto mehr wurde die kleine Amélie geſtreichelt, geherzt, deſto mehr mit Bonbons und Spielzeug überſchüttet. Sie verbrachte ein halbes wonnigliches Jahr in der Welt der Großinduſtrie; dann gab man ſie an das Haus Georges weiter.

Der Uebergang kam ihr etwas plötzlich; im Hauſe Georges war Schmalhans Küchenmeiſter, und die kleine, an Luxus gewöhnte Anarchiſtin litt ſehr unter der kärglichen Exiſtenz, die ſie jetzt führen ſollte. Ferner kochte Georges innerlich vor Wuth, dieſen Eindringling da aufnehmen zu müſſen, wagte aber doch nicht, das geringſte von ſeiner Unzufriedenheit merken zu laſſen. Daraus entſtand eine gewiſſe Steifheit und Kälte in den Beziehungen. Marcel Georges gab ſie lieber in ein Mädchenpenſionat. Die Directorin des Penſionats Montespan war hoch erfreut: die Kleine garantierte ja den Familien die Sicherheit der Penſionärinnen. Die Profeſſoren intereſſierten ſich nur für ſie: da ſie, von ohngefähr, bei ihrer dritten Erziehungsmethode angelangt war, war ſie ein wenig irre. Die Principien, für die ſie Achtung und Verehrung zu haben hatte, wurden alle ſechs Monate gewechſelt: die neuen widerſprachen immer den früheren; man lehrte ſie auf drei verſchiedene Arten engliſch, ſogar der Fingerſatz am Clavier war nicht derſelbe. So kam Amélie zu einer vollſtändigen Verachtung der Principien, der Geſetze, der Methoden und der Fingerſätze.

Nach ſechs Monaten, als man ſie ablieferte, war ſie innerlich leer, und das Leben ſchien ihr leer. Der Genoſſe Romain Ginestal nahm nun ſeine Penſionärin in Empfang und da [illegible] Oh! da kam der letzte ſociologiſche [illegible] der Unglücklichen. Das neue Milieu war nicht gerade dazu angethan, ſie zu ſich zu bringen. Ginestal bewohnte am Boulevard Charonne einen Ziegelbau; im Hochparterre drechſelte er Holzgegenſtände, im erſten Stock leitete er einen radical-ſocialiſtiſchen Verein; im Keller druckte er eine Zeitung: „Das Blut.“ Eigentlich drechſelte er mehr Köpfe als Holz, und war halb [illegible] halb Schankwirt. Tag und Nacht war ſein Haus voller Freunde wie weiland das des Genoſſen Sokrates.

Und da ſpielte die kleine Amélie die Hauptrolle; ſo war ſie endlich zurückgekommen, die Tochter ihres gefangenen Freundes, — das Kind des Opfers! Hatte man ſie alſo endlich aus feindlichen Händen gerettet! Auf ſie wird man das Erbe des Vaters, die „Ideen“, die berühmten „Ideen“ übertragen! Welche Ideen? Nun, die Ideen, mein Gott, die Ideen, Ihr wiſst ſchon! Man ſtellte ſie auf einen Schemel, und da diente ſie fort und fort als Declamationsthema wie eine Statue der Republik.

Vor allem wuſch man ihren, durch die Bourgeois beſudelten Geiſt rein. Nach ſtrenger Prüfung wurde ſie vier Genoſſen übergeben, die ihr Urtheil den friſchgebackenſten Theorien gemäß berichtigten.

Nichtsdeſtoweniger dachte die kleine Amélie inmitten all dieſer widerſinnigen Komödien, bei denen ſie bald nach rechts, bald nach links gezerrt wurde und ſtets der Neugier aller ausgeſetzt war: „O, lieber Gott, der du bald exiſtierſt, bald nicht exiſtierſt, kann ich nicht ein Geſchöpf ſein, wie alle anderen, und ganz ruhig in meiner Ecke bleiben? Kann ich nicht ein unhiſtoriſches kleines Mädchen ſein und ein einfaches Leben führen?“ — — —

Sie kam ins Palais Sion zurück. Die ſociale Gefahr war nicht mehr ſo drohend. Die Anarchie ließ den Denkmälern Ruhe. Man beachtete das Blitzableitermädchen gar nicht mehr. Die ſchönen Puppen? — Geſtorben! Die Lehrerinnen? — Entlaſſen! Amélie verkehrte mit dem Geſinde und lebte in Gemeinſchaft mit ihren früheren Kammerzofen. Am 30. jeden Monates fragte die Marquiſe, die ſie zufällig traf: „Ach, du biſt's, Kleine? Du haſt doch alles, was du brauchſt?“ und dann wendete ſie ſich weg. Die Kleine kam nicht mehr aus ihrem Dachzimmer, las Romane, die ihr die Stubenmädchen liehen, oder hörte die Geſpräche der Stallburſchen an. Sie fühlte ſich einſam und todestraurig. —

Bei Reginald Duran hatte ſie nicht einmal die Zuflucht zur Einſamkeit; natürlich führte ſie im Hauſe des Fabrikanten die Geſinde-exiſtenz weiter, die ſie im Palais Sion begonnen hatte.

Man beeilte ſich übrigens, ſie weiterzugeben; ſie ſchien der Großinduſtrie ihre erſt jüngſt gezeigte Feigheit vorzuwerfen und dem Kaufmannsſtand in Erinnerung zu bringen, daſs er vor ein paar Banditenfäuſten gezittert hatte.

Im Hauſe Georges ſchrie man Zeter und Mordio: zweimal wird man ſich dieſes koſtſpielige Vergnügen nicht anthun! Glücklicherweiſe wurde das „Adoptivtöchterchen“ ſchwer krank; das Haus Georges brachte ſie ins Spital, wo ſie ihre ſechs Monate verblieb. Als ſie aus dem Spital entlaſſen wurde, konnte ihr niemand die Wohnung Romain Ginestals nennen; der Drechslergehilfe war mit dem Fonds des Clubs auf und davon gegangen. Die Genoſſen wollten ſie nicht übernehmen, da ſie fürchteten, das Auge des Geſetzes auf ſich zu lenken.

Sie wendete ſich an die Magiſtratsräthe, die ihr ſagten: „Schauen Sie ſich nach Ihren anderen Protectoren um!“ Die Marquiſe von Sion war im Süden; ſie würde zu Oſtern, ſpäteſtens zur Dreifaltigkeit zurückkommen. Reginald Duran war eben geſtorben. Das Haus Georges, an das man ſich richtete, wand und krümmte ſich: „Danke, danke, wir haben ſie ſoeben erſt gehabt!“ — —

Da beſaß das Allerweltskind, das 2715 Familien gehabt hatte, keine einzige Familie mehr. —

So ward ihr die Ungerechtigkeit der Menſchen bekannt; alle, von denen angefangen, die Paläſte beſitzen, bis zu jenen, die ſie zerſtören und vernichten, waren nichts weiter als egoiſtiſche und feige Komödianten. Ihr Herz lehnte ſich ſtürmiſch auf gegen die Grauſamkeit, der ſie zum Opfer fiel.

Eines Abends verſuchte ſie nächſt der Oper zu betteln. Müde und erſchöpft ſah ſie die herrlichen Equipagen vorüberfahren. Wilder Haſs erfüllte ſie; ſie nahm einen Kieſelſtein und ſchleuderte ihn gegen das Fenſter einer mit Wappen geſchmückten Kutſche, indem ſie rief: „Nieder mit allen!“ Das Spiegelfenſter war kaum geſprungen, aber Friedenswächter eilten herbei, ergriffen Amélie Machefer und führten ſie fort. — — —

Die Marquiſe von Sion, die von der Reiſe zurückkehrte, befand ſich in dieſer Equipage. Als ſie den Kopf aus dem Fenſter ſteckte, ſah ſie in der Ferne ein jämmerliches Geſchöpfchen, dem einer verrenkten Puppe gleichend, das ſich gegen drei ſtarke Polizeileute wehrte. Sie ſuchte und ſtöberte vergeblich in ihren dunklen Erinnerungen und murmelte, als der Wagen weiterfuhr: „Es kommt mir vor, ich kenne das Geſicht von irgendwo — — —.“

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX Kolingaſſe 4. Telephon 2737.

Die Zeit.

X. Band. | Wien, den 6. März 1897. | Nummer 127.

Das dreieinige Polen und die dreifache Loyalität.

Von einem Polen.

Der ſcharfſinnigſte polniſche Schriftſteller und Philoſoph, Alexander Swientochowski, hat vor wenigen Tagen in ſeiner Revue „Prawda" folgenden Satz niedergeſchrieben: „Zwei Fragen gibt es, welche aus den Spalten der europäiſchen Preſſe nie verſchwinden; der Krieg und die Polen. Es beſteht eine innere Aehnlichkeit ſowohl zwiſchen dieſen beiden Fragen als auch in der Art ihrer Behandlung in der Preſſe. Der Krieg iſt ein Geſpenſt, das nur in der Einbildung von Phantaſten und politiſchen Speculanten beſtehen ſoll, deshalb treffen alle Mächte unausgeſetzt Kriegsvorbereitungen und werden wohl bald auch ihre Kinder und Greiſe bewaffnen müſſen; die Polen hinwieder ſind ein Volk, welches nur in der Einbildung von einem Häuflein Chauviniſten und Träumer exiſtiert — deshalb müſſen ſelbſt ſolche Staaten, welche außer Gott niemanden fürchten, ihnen gegenüber zu den denkbar ſchärfſten Abwehrmitteln greifen."

Dieſe Worte ſind unter den wachſamen Augen der ruſſiſchen Cenſur in Warſchau erſchienen und deshalb wohl auch nicht näher ausgeführt worden. Vielleicht gelingt es mir, ſie im Geiſte des Verfaſſers, den ich hier als Typus eines national geſinnten Polen auffaſſe, näher zu erläutern.

Bis zur letzten bewaffneten Erhebung der Polen im Jahre 1863 gab es in Europa wohl keinen vernünftigen Politiker, der an den Selbſtändigkeitsbeſtrebungen der Polen gezweifelt hätte und keinen ehrlichen Polen, der dieſe Beſtrebungen hätte ableugnen wollen. Von Kosciuszko angefangen, hat eine ganze Reihe nationaler Helden den Kampf um die Selbſtändigkeit des Vaterlandes ununterbrochen fortgeſetzt; die Polen, welche als Condottieri für eine fremde Macht bei Somoſierra geblutet, unter Garibaldi für Italien, unter Bem für Ungarn gekämpft haben, waren ebenſolche nationale Helden wie ihre Brüder bei Racławice und Oſtrołeka, denn auch ſie fochten für die Freiheit Polens, welche ihnen aus jedem Kriegsbrande hell aufzulodern ſchien. Polniſche Emigranten bereiſten als Emiſſäre die Welt, überall den Krieg predigend und den Krieg fördernd, weil ſie in jedem Kriege mittelbar für Polens Freiheit zu kämpfen glaubten. Ja ſelbſt noch die Dombrowski und Wroblewski, welche als Generale der Pariſer Commune Mordbrennerbanden befehligt haben, dachten an nichts anderes als an die Freiheit und Unabhängigkeit Polens.

Wie konnte es auch anders ſein? Wie konnte auch nur die Vermuthung aufkommen, daſs ein Volk, deſſen Reich von der Oſtſee bis zum Schwarzen Meere ſich erſtreckt hat, ein Volk mit einer ruhmreichen neunhundertjährigen Geſchichte, ein Volk deſſen Könige einſt über große Nachbarreiche geherrſcht haben, und deſſen Cultur eine ſo hohe Stufe erreicht hatte, Geſchichte und Tradition vergeſſen, in ſeine eigene Vergangenheit ſpucken und zu der Theilung des Reiches Ja und Amen ſagen wird! Wie geſagt: Bis vor wenigen Jahrzehnten gab es keinen vernünftigen Politiker, der derartiges auch nur halbwegs ernſt nehmen konnte, und erſt in der allerletzten Zeit hat ſich das Wunder vollzogen, daſs ſonſt ganz ernſthafte Leute an die perfide Lüge von der „dreifachen Loyalität" zu glauben begannen. Dieſes Wunder bewirkt zu haben, iſt das unbeſtrittene Verdienſt der polniſchen Stanczyken, jener Hofpartei in partibus infidelium, welche in Ermangelung eines eigenen Hofes, an allen anderen herumſcharwenzelt und jederzeit bereit iſt, die nationalen Ideale ihres Volkes für die Einladung zu einem Hofballe hinzugeben und hinzuopfern. Wie der berühmte Hofnarr Stanczyk, von dem ja die Partei freiwillig den Namen entlehnt hat, einſt ſeinen königlichen Herrn, ſo führen jetzt die Stanczyken ihr eigenes Volk und die drei Theilungsmächte am Narrenſeil herum, indem ſie ihre eigene Bedientengeſinnung für die Geſinnung des polniſchen Volkes ausgeben.

Faſt ein Jahrhundert lang hat die polniſche Ariſtokratie ſyſtematiſch Gut und Blut des polniſchen Volkes in ausſichtsloſen Revolutionen vergeudet, während ihre Angehörigen von Hof zu Hof pilgerten, um die Intervention fremder Mächte zu erbetteln. Als ſie endlich einſehen muſsten, daſs es ihnen auf dieſem Wege nicht gelingen werde — wohl nicht die Freiheit des polniſchen Volkes, aber das was ihnen Lebensbedürfnis iſt: einen polniſchen Hof mit einer Fülle von langentbehrten Würden und Sinecuren zu ſchaffen, da ſagten ſie ſich los von jeder revolutionären Bewegung, erfanden flugs das Schiboleth von der dreifachen Loyalität und begannen eine regelrechte Belagerung der Höfe von Petersburg, Wien und Berlin.

Die Lehre von der dreifachen Loyalität fand anfangs wenig Anklang. Die Erinnerung an das Jahr 1863 war noch zu friſch und Loyalität war noch gleichbedeutend mit Verrath. Um aber an den Höfen eine Rolle zu ſpielen, muſsten die polniſchen Ariſtokraten das polniſche Volk hinter ſich haben, ſie muſsten den Souveränen bei paſſenden Gelegenheiten den Jubel und die Jauchzer dieſes Volkes vor die Füße legen, ſie muſsten den Beweis erbringen, daſs dieſes Volk mit ihnen eines Sinnes iſt. Das war nun wahrlich keine leichte Arbeit. Die erſte Probe wurde in Oeſterreich gemacht. Vorerſt gieng es an die Gründung von Blättern, deren Redacteure die Pflicht übernahmen, mit Bedientenheldenmuth mitten unter das national aufgeregte Volk zu treten, ſeine Ideale herabzuwürdigen, die alten Götter von den Altären zu ſtürzen und platzzumachen für die neuen. Ein ſchweres Brot! Keine Demüthigung iſt dieſen Leuten erſpart geblieben. Oeffentlich angeſpuckt und geohrfeigt, aber anderſeits durch reichen Lohn angeſpornt, haben ſie tapfer ausgeharrt und gelten jetzt zum Theile ſchon als die Führer der öffentlichen Meinung. Die eigentlichen Acteure, die Ariſtokraten, entwickelten gleichzeitig eine doppelte Thätigkeit. Auf der einen Seite fructificierten ſie die Stimmen der von ihnen bezahlten Blätter, um nach oben die Wandlung zu beweiſen, welche ſich in der Geſinnung des polniſchen Volkes vollzogen habe, auf der anderen Seite haben ſie es verſtanden, durch unzählige geheime Canäle, durch geheimnisvolle zu gar nichts verpflichtende Andeutungen und halbe Worte, nach und nach den Glauben zu erwecken, als ob die öſterreichiſche Diplomatie nichts ſehnlicher wünſchen würde, als die Wiedererrichtung des polniſchen Reiches, wobei es der Phantaſie des einzelnen überlaſſen bleibt zu entſcheiden, ob das künftige, geeinigte Polen neben Oeſterreich beſtehen oder mit Oeſterreich unter einem Scepter vereinigt ſein ſoll. Bei der impreſſioniſtiſchen Veranlagung des polniſchen Volkes war der Zweck bald erreicht, Oeſterreich und die Dynaſtie waren mit den polniſchen Idealen in Eine Unklarheit verſchmolzen, und der Adel, der ſolches zuſtande gebracht hat, erntete nun doppelten Vortheil: den Dank der Dynaſtie und den Dank des polniſchen Volkes.

Viel ſchwerer war die Arbeit in Preußen. Vor allem hat dort das polniſche Element für den Staat eine viel geringere Bedeutung als in Oeſterreich, das Tauſchobject, welches der Adel dem Hofe anzubieten hatte, iſt demnach viel weniger lockend. Weiter ſpielt die Verſchiedenheit der Religion eine große Rolle und ſchließlich auch das gewiſſe Miſstrauen ſeitens aller bisherigen preußiſchen Regierungen. Und doch gab es vor wenigen Jahren eine kurze Zeit, wo man in Preußiſch-Polen nahe daran war, auf die Verſicherung der polniſchen Ariſtokraten hin, in Kaiſer Wilhelm II. den Wiederherſteller des polniſchen Reiches zu ſehen! Der damalige Führer der Hofpartei, Herr von Koscielski, hat durch unzählige, aber uncontrolierbare Andeutungen und Winke dieſen Glauben genährt und es zuwege gebracht, daſs die polniſchen Abgeordneten im deutſchen Reichstage, welche von einer fanatiſch nationalen Wählerſchaft ihre Mandate haben, ohne einen Proteſt zu [illegible], für alle Heeres- und Marinevorlagen ſtimmten und überhaupt die Rolle einer Staatspartei ſpielen durften. Die Ernüchterung hat freilich nicht lange auf ſich warten laſſen, aber [illegible], wo die preußiſche Regierung [illegible] den Polen jede nationale [illegible] abgeſprochen und ſie von den Wohlthaten der [illegible] ausgenommen hat, [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

verboten war, auf der Straße polniſch zu ſprechen, und wo der Pole im eigenen Lande vollkommen ſchutz- und rechtlos war. Die großen polniſchen Herren zogen ſich ſchmollend auf ihre Güter zurück, hüteten ſich aber ängſtlich vor jeder äußeren Demonſtration, und während das ganze polniſche Volk getreten und geknechtet ſich unter der ruſſiſchen Härte wand und bäumte, verriethen ſie mit keinem Worte und mit keiner Miene, daſs ſie dieſen Schmerz und dieſe Wuth mitfühlen. Endlich war auch ihre Zeit gekommen. Krankheit und Alter hatten endlich den Tyrannen von Warſchau überwunden, mit Haſs und Fluch beladen waren er und die ränkeſüchtige Maria Andrijewna, ſeine Gemahlin, aus Warſchau fortgezogen. Sofort waren die Stanczyken an der Arbeit — um das Volk um ſeine nationalen Ideale zu betrügen. Was wurde da nicht alles gezijchelt und getuſchelt! Da hieß es, der neue Generalgouverneur, Graf Szuwalow, ſei der beſte Freund der Polen. Er komme nach Warſchau mit dem Programme eines ruſſiſch-polniſchen Ausgleiches. Der Czar wünſche nichts ſehnlicher als den Ausgleich, er müſſe aber mit Rückſicht auf eine mächtige Gegenſtrömung ſehr vorſichtig vorgehen. Niemand wuſste, woher dieſe Gerüchte ſtammen, aber jeder glaubte daran, und Graf Szuwalow fand in Warſchau einen Empfang, der faſt enthuſiaſtiſch zu nennen wäre. Dieſe Wandlung war inſofern leichter zu erreichen, als die Idee eines an Oeſterreich angegliederten polniſchen Staates in Ruſſiſch-Polen nie ſympathiſch geweſen iſt. Während in Galizien ſchon alle Welt darin einig war, Polens Zukunft nur in Oeſterreich oder neben Oeſterreich zu ſehen, haben es ſelbſt die weitgehendſten Conceſſionen, welche den öſterreichiſchen Polen gemacht wurden, nie vermocht, dem galiziſchen Ideale auch in Ruſſiſch-Polen Eingang zu verſchaffen. Die galiziſchen Politiker wurden in Warſchau mitleidig belächelt, und ſelbſt der brutale Druck eines Gurko hat den Polen in Rußland die galiziſche Idylle nicht begehrenswert gemacht. Dieſes ſcheinbare Wunder erklärt ſich von ſelbſt, wenn man den großen volkswirtſchaftlichen Aufſchwung Ruſſiſch-Polens mit den gedrückten Verhältniſſen Galiziens vergleicht. Als das größere Culturvolk haben die Polen in Rußland ſich alle anderen Provinzen tributär gemacht und eine Induſtrie geſchaffen, welche ſogar mit Böhmen und der Rheinprovinz den Vergleich nicht zu ſcheuen hat. Die ökonomiſchen Rückſichten haben demnach einen Sieg davongetragen über die politiſchen, die materielle Berechnung über den nationalen Inſtinct. Graf Szuwalow fand alſo, wie geſagt, dank der Verarbeit der Stanczyken in Warſchau den allerbeſten Empfang und trotzdem er an dem von Gurko eingeführten Syſtem faſt gar nicht zu rütteln wagte, hat ſich die Legende von ſeinem „guten Willen“ trotz aufſteigender Zweifel bis zu ſeinem Rücktritt erhalten. Nun erwartet Warſchau die Ankunft eines neuen Generalgouverneurs in der Perſon des Fürſten Imeretinskij. Ruſſiſche Blätter, hinter denen polniſche Ariſtokraten ſtehen, haben neuerdings die Frage eines Ausgleiches von Volk zu Volk aufgerollt und wieder einmal prangt der nationale Himmel in Polen voller Geigen. Eine auserleſene Schar polniſcher Fürſten und Grafen erwartet ſehnſüchtig und in reſpectvoller Entfernung einen Wink aus Petersburg, um an den Stufen des Thrones ewige Treue zu ſchwören dem Reiche und der Dynaſtie und zumeiſt ſind es ſolche Fürſten und Grafen, deren Brüder, Väter oder Söhne durch einen ähnlichen Schwur verbunden, das öſterreichiſche Reich und die öſterreichiſche Dynaſtie ſtützen.

Die dreifache Loyalität kennt keine Familienbande, die Abkömmlinge jener Magnaten, welche im vorigen Jahrhunderte Volk und Vaterland an die Theilungsmächte verrathen haben, nur um ihren Familienintereſſen zu dienen, befolgen das Beiſpiel ihrer Ahnen, ſie ſind noch immer die [illegible] des Volkes, und immer noch miſsbrauchen ſie dieſes Volk und ſeine heiligſten Gefühle für ihre Standes- und Familienintereſſen. Ihrer Kunſt iſt es zu danken, daſs man in Europa die großpolniſche Idee für begraben zu halten beginnt, und wenn es nach ihnen gienge, wäre ſie ja auch wirklich und wahrhaftig begraben. Der Poſten eines Oberſthofmeiſters des deutſchen Kaiſers iſt ihr einen Fürſten Radziwill oder eines preußiſchen Miniſterpräſidenten mit einem Grafen Potocki mindeſtens ebenſo verlockend, wie der Poſten eines [illegible] im künftigen polniſchen Reiche. Aber ſchon regt ſich im Polen eine große, bisher unterdrückte nationale Macht, deren [illegible] [illegible] Traditionen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Adelsherrſchaft. Es wird einmal eine Zeit kommen, wo man an den [illegible] Polen [illegible] wird, daſs das polniſche Volk nicht [illegible] [illegible] [illegible] Trage. Das [illegible] hat [illegible] [illegible], es hat jahrhundertelange [illegible] und Staatswiſſen aus der Erde gehoben, [illegible] Zukunft [illegible] glauben wollte. Es hat [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] daſs jenes Polen, welches noch im Schoße der Zukunft ſchlummert, von einer der drei Theilungsmächte zum Leben erweckt und mit oder neben dieſer Macht als ſelbſtändiges Staatsgebilde beſtehen wird, aber gewiſs nicht als Product der von Heuchelei und Lüge ſtrotzenden dreifachen Loyalität der polniſchen Magnaten, von denen ſchon der große Dichter der polniſchen Demokratie Slovacki geſungen hat, daſs ſie eine Schlange ſtatt des Herzens im Buſen tragen.

Der Dualismus und die gerechte Löſung der Quotenfrage.

Von Alfred Freiherrn v. Offermann.

Am 17. Februar 1867 erhielt Ungarn ſeine volle Selbſtändigkeit; der Dualismus, den alle Verfaſſungen ſeit 1848 vergeblich bekämpften und durch verſchiedene Zugeſtändniſſe zu umgehen verſuchten, erwies ſich als der Ausdruck der infolge hiſtoriſcher Entwicklung beſtehenden Machtverhältniſſe zwiſchen den beiden Staaten. Wo nun der Dualismus, der ſich zur geltenden Macht entwickelt hat, die Möglichkeit, daſs die zwei Staatswillen miteinander in Widerſtreit gerathen, offen läſst, dort muſs ſich die doppelte Regierungskunſt rechtzeitig einſetzen, ſie muſs in den wichtigen gemeinſamen Angelegenheiten, die den Schutz und die Sicherheit beider Staaten gleichmäßig betreffen, beide Staatswillen zu einem einheitlichen zu concentrieren vermögen; auf dieſem Gebiete darf es niemals Sieg und Niederlage des einen oder anderen Staates geben, keine Quelle des Haſſes, der den erliegenden Theil gegen den triumphierenden erfüllte.

Hat indes der 1867er Ausgleich ſolche Möglichkeiten offen gelaſſen, ſo wächst auch unverkennbar die Schwierigkeit, alle 10 Jahre über gewiſſe offene Differenzpunkte hinüberzukommen. Der Grund dieſer ſteigenden Schwierigkeit liegt in unſerem gegenwärtigen geſellſchaftlichen Conſtitutionalismus, der ſelbſt das Ziel des wahren Rechtsſtaates verfehlt. Den wahren Rechtsſtaat verbürgt die gleichmäßige Verbindung der Geſellſchaft mit dem Staate in Geſetzgebung, Verwaltung und Rechtſprechung, nicht aber eine rein geſellſchaftliche Formation der geſetzgebenden Vertretungen. Unſere ſogenannten Parteien ſind bloß Geſellſchaftsgruppen, die täglich ſtaatswidrigere Anſprüche ſtellen, indem ſie ausſchließlich ihre Sonderintereſſen auf Koſten des Ganzen verfolgen. Aus den Kreiſen dieſes Privatlebens kann auch nie der Sinn für öffentliches Recht hervorgehen; denn nur aus den ſtaatlichen Beſtrebungen der Geſellſchaft in dauernden Inſtitutionen reſultiert jene Selbſtbeherrſchung, die in Fragen des öffentlichen Rechtes ſtets wirkſam ſein ſollte. Gefährdet ſchon der Druck von Parteimeinungen, die allein auf Claſſenintereſſen beruhen, den einzelnen Staatsorganismus, wie erſt den Zuſammenhalt einer wünſchenswerten Staatenverbindung, der Geſammtmonarchie, deren höhere Nothwendigkeit ſich von den augenblicklichen Claſſenvortheilen noch weiter entfernt als die des Einzelſtaates. Bedürfte es noch eines Beweiſes, daſs in der hitzigen öffentlichen Verfolgung privater Gruppenintereſſen Staats- und Rechtsbewuſstſein immer mehr verloren gehen, ſo könnte entſchieden auch als ſolcher Beweis das zunehmende Schreien, hüben und drüben, nach der „Perſonalunion“ angeführt werden. Man treibt mit dieſem Ausdruck, deſſen Tragweite viele überſehen, allerlei Parteipolitik und Taktik, theils unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft der Staaten, theils in bewuſster Miſsachtung alles öffentlichen Rechtes. So iſt vor allem die Forderung nach richtiger Erfaſſung des Dualismus wohl begründet. Die ernſte Erfaſſung unſeres irregulären ſtaatlichen Gebildes legt einer ſtaatsmänniſchen Politik von ſelbſt die Aufgabe, die allzuſtörenden Unregelmäßigkeiten möglichſt unſchädlich zu machen, um rechts- und geſchichtswidriges Handeln zu vermeiden.

Wie jeder neueren Bildung iſt die Theorie anfangs auch der Natur der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie rathlos gegenüber geſtanden. Der Dualismus war eben nicht nur eine ganz ſelbſtändige, ſondern auch durch hiſtoriſche Wechſelfälle vielfach complicierte Geſtaltung, die ſich unter keine Kategorie der vorhandenen Staatenverbindungen ohneweiters unterbringen ließ. Doctrinäre oder politiſche Voreingenommenheiten behaupteten, daſs zwei Staaten, wie Oeſterreich und Ungarn, die gewiſſe Organe gemeinſam haben, auch rückſichtlich deren Competenzbereiches eine gemeinſame, in ſich einheitliche Staatsgewalt haben müſsten; man erklärte Oeſterreich-Ungarn einfach als einen [illegible] Bundesſtaat. Die darin enthaltene Unrichtigkeit [illegible], als die [illegible] Bundesſtaat und Staatenbund durch [illegible] in der [illegible] zu voller Klarheit entwickelt wurden. Man [illegible] die Souveränität als höchſte und unabhängige [illegible] unbeſchränkte Macht. Steht aber die Souveränität [illegible] eines Staates feſt, kraft welcher er [illegible] werden kann, ſo iſt auch [illegible] Ungarns zu den Erblanden mit [illegible] Staaten [illegible] oder nicht [illegible] ſeien, größtentheils [illegible].

[illegible] und die 1867er [illegible] Grundlage der gegenwärtigen Beziehungen Oeſterreichs und Ungarns, kann man niemand die Souveränität [illegible] das Vorhandenſein einer dritten ſou-

veränen Centralgewalt ausſchließt) in Zweifel ziehen, er müſste denn ſtaatsrechtliche Diſtinctionen einer entſchwundenen Epoche, der abſoluten Monarchie, kritiklos in die Gegenwart herübertragen. Solange ein Herrſcher über mehrere Staaten abſolut regiert, geht freilich in ſeinem uneingeſchränkten Verfügungsrecht die Souveränität der von ihm beherrſchten geſonderten Staaten vollſtändig unter. Es iſt darum kein bloßer Zufall, daſs mit der Einführung conſtitutioneller Zuſtände das Rechtsverhältnis zwiſchen den ſtaatlich ſelbſtändigen Gliedern auch in Oeſterreich-Ungarn nach genauer Faſſung unaufſchiebbar drängte. Die beiden Staaten ſind unbeſtritten heute zwei geſonderte und ganz gleichberechtigte Theile, legislativ und adminiſtrativ völlig unabhängig von einander, und neben oder über ihnen exiſtiert keine dritte Staatsgewalt, etwa eine öſterreichiſch-ungariſche Reichshoheit. Haben indes die pragmatiſche Sanction und die Ausgleichsgeſetze keine ſouveräne Staatsgewalt geſchaffen, ſo bekundet doch der Inhalt der auf die Vereinigung beider Staaten bezughabenden Geſetze ebenſo deutlich, daſs die Verbindung eine vertragsmäßige iſt und nimmermehr zur bloßen Perſonalunion umſchlagen kann. Nach der pragmatiſchen Sanction und ihrer 1867 abermals erfolgten authentiſchen Interpretation bilden die Länder der ungariſchen Krone und die anderen Königreiche und Länder einen untrennbaren und unauflösbaren erblichen Beſitz des Hauſes Habsburg-Lothringen. Die gleiche Succeſſionsordnung für daſſelbe Geſchlecht beruht da und dort auf vereinbarten Vertrags- und Verfaſſungsſätzen. Eine vertragsmäßige Vereinigung unterſcheidet ſich weſentlich von der Perſonalunion, die immer nur einer zufälligen Vereinigung perſönlicher Rechte (in einer Perſon) auf die Trägerſchaft verſchiedener Souveränitäten ihre Entſtehung dankt. Nur wo durch einſeitige Berufung oder zufälliges (nicht vertragsmäßiges) Zuſammentreffen der Succeſſionsgeſetze die gleiche Thronfolge eintritt, findet die lockere und zumeiſt auch vorübergehende Verbindung in Form der Perſonalunion ſtatt. Das Verhältnis ſolch perſönlich unierter Staaten iſt das ſouveräner Staaten, die in keiner Weiſe vertragsmäßig einander verpflichtet ſind. Hier können ſomit nur jene monarchiſchen Inſtitutionen gemeinſam ſein, die ausſchließlich der Perſon des Fürſten dienen. Im abſoluten Regime mag wohl dieſe Grenze nach dem Belieben der Fürſten gezogen werden, im conſtitutionellen hingegen iſt dies unmöglich. Wird hier noch eine über die rechtlich zufällige Gemeinſamkeit des Monarchen hinausgehende Gemeinſchaft, durch erklärte Uebereinſtimmung der unierten Staaten, rechtlich feſtgeſetzt, dann erhält eben die Verbindung durch dieſen zu der Gemeinſchaft des Monarchen noch hinzutretenden völkerrechtlichen Staatenvertrag den Charakter der Realunion.

Das iſt der Fall Oeſterreich-Ungarns: die pragmatiſche Sanction und die 1867er Ausgleichsgeſetze ſind hier die Staatenverträge, die die Realunion geſchaffen haben. Eine derartige Realunion iſt eine engere und dauerhaftere Verbindung einerſeits als ein Staatenbund, der bloß auf dem Vertrag zweier ſouveräner Staaten, ohne rechtliche Gemeinſchaft des Herrſchers, beruht, andererſeits als eine Perſonalunion, die keinen weiteren Einigungsvertrag zwiſchen den unierten Staaten kennt. Die Realunion iſt gewiſſermaßen Perſonalunion und Staatenbund zugleich; ihre Auflöſung oder — was daſſelbe wäre — Verwandlung in eine bloße Perſonalunion konnte niemals einſeitig, ſondern immer nur durch übereinſtimmenden, verfaſſungsmäßigen Willen der realunierten Staaten erfolgen. Die Auflöſung einer Realunion zweier conſtitutionellen Monarchien verlangt alſo ſtets die doppelte Zuſtimmung des Herrſchers; und da z. B. in Oeſterreich-Ungarn der Widerſtand des Kaiſers von Oeſterreich, beziehungsweiſe des Königs von Ungarn, gegen die Auseinanderreißung ſeiner realunierten Staaten im Voraus ſicher iſt, ſo zielt alles Schreien nach der Perſonalunion im Grunde auf einen formalen Rechts- und Verfaſſungsbruch, es iſt thatſächlich ein revolutionäres Beginnen. Nach dem Weſen unſeres auf Vertrag beruhenden Dualismus haben alle gemeinſamen Organe ſtaatsrechtlich einen doppelten Charakter: ſie gehören ſowohl dem Staatsorganismus Oeſterreichs als dem Ungarns an, ſie bilden keine übergeordnete Centralgewalt, der ſonſt ein gemeinſames öſterreichiſch-ungariſches Staatsbürgerrecht entſprechen müſste, ſondern eine Socialgewalt, die jedem ſouveränen Einzelſtaate gleich verantwortlich bleibt, analog den Functionären eines Staatenbundes. Das Heer iſt als Streitmacht völlig einheitlich organiſiert, weil dies ſeine Kriegstüchtigkeit nothwendig erheiſcht; dennoch verleugnet es ſeine Entſtehung aus den Contingenten der Einzelſtaaten nicht. Die ſelbſtändigen Recrutenbewilligungen paſſen ſich ebenſo, wie die Delegationen, als beſonders berechtigte Ausſchüſſe beider Parlamente, die Quotendeputationen, die alle 10 Jahre wiederkehrenden Ausgleiche u. ſ. w., der Natur des Dualismus als Realunion genaueſtens an.

Hat der Dualismus vertragsmäßig Oeſterreich und Ungarn nach außen zu einer völkerrechtlichen Einheit verbunden, ſo muſs er noch innen auf diejenigen Angelegenheiten, deren Geſtaltung die dauernde Sicherung der völkerrechtlichen Einheit weſentlich bedingt, naturgemäß einwirken. So ſind zu gemeinſamer Sicherheit und Vertheidigung die Leitung der auswärtigen Politik, das Kriegsweſen und das Finanzweſen, letzteres, ſoweit die Koſten der beiden erſten Zweige reichen, vertragsmäßig als gemeinſame Angelegenheiten unbedingt [illegible]. An dieſem Grundvertrag darf und kann nie gerüttelt werden. Zur Vertheilung der erforderlichen Geſammtkoſten auf beide Staaten ſoll (nach verfaſſungsmäßiger Zuſtimmung beider Theile) alle zehn Jahre durch die Quotendeputationen ein Uebereinkommen erzielt werden. Wird es nicht erzielt — wie es derzeit faſt den Anſchein hat — ſo kann der Kaiſer und König dieſes Verhältnis beſtimmen, jedoch nur für die Dauer eines Jahres. Soll dann der aufregende Kampf um die Feſtſtellung der beiderſeitigen Quoten neuerlich beginnen? könnte man fragen. Und was dann, wenn abermals kein günſtigerer Erfolg erzielt werde? Auf dieſe Fragen haben die Schöpfer des Ausgleiches keine Antwort, wohl im Vertrauen auf die politiſche Einſicht der Staatsmänner und Völker. Immerhin bleibt dieſe Beſtimmung, die kaum dem lockerſten Staatenbunde angemeſſen wäre, die juriſtiſch und politiſch bedenklichſte des ganzen Ausgleichswerkes. Sie hat auch der Monarchie den Spott, das Reich auf Kündigung zu heißen, eingetragen. Die Aufbringung der Exiſtenzmittel einer gemeinſamen Armee, die die unierten Staaten als politiſches Ganze zu ſichern und zu erhalten berufen iſt, durfte nicht periodenweiſe in Frage geſtellt werden. Dieſe Beſtimmung widerſpricht dem Sinne unſeres Dualismus, aber auch ſeinem Wortlaute nach iſt ſie unlogiſch. Es iſt offenbar folgewidrig, daſs man das Heer und das dazu gehörige Finanzweſen als unbedingt gemeinſam erklärt und dann die Herbeiſchaffung der betreffenden Finanzmittel doch wieder von einem erſt zu erzielenden Uebereinkommen zweier vollſtändig von einander unabhängigen Staatswillen bedingt ſein läſst.

Aber dieſe inconſequente Abmachung, die dem inneren Sondergeiſte mehr als der nach außen gewendeten Kraft des Geſammtreiches dient, ſteht einmal in dem Grundvertrage zwiſchen Oeſterreich und Ungarn, und niemand könnte leicht wagen, ſie durch eine andere, die das äußere Anſehen der Geſammtmonarchie beſſer verbürgte, zu erſetzen. Gewiſs, der Verſuch auch nur der kleinſten Abänderung der Ausgleichsbeſtimmungen könnte bei der gegenwärtigen ſocialen Verbildung der Staatswillen eine Bewegung, die dann von ſelbſt weit über den wünſchenswerten Punkt hinaustreibt, hervorbringen. So bedenklich alſo auch die urſprüngliche Vertragsſtelle iſt, nach welcher alle 10 Jahre die Beitragsrelation bezüglich der Geſammtkoſten neuerlich vereinbart wird, ſo müſſen doch alle daraus entſtehenden Differenzen, wie vor allem der jetzige Quotenſtreit, ſtrengſtens innerhalb der 1867er Ausgleichsgeſetze ihre Löſung finden. Und gerade bei gehöriger Vertiefung in das dualiſtiſche Rechtsverhältnis, genau wie es derzeit beſteht, eröffnet ſich uns ein überraſchender Ausweg, um den leider ſchon allzulange währenden finanzpolitiſchen Streit zwiſchen beiden Reichstheilen in gerechteſter Weiſe dauernd zu ſchlichten.

Das punctum litis der bisherigen Quotenverhandlungen iſt hinlänglich bekannt. Auf öſterreichiſcher Seite will man das beſtandene Beitragsverhältnis nicht mehr hinnehmen und beantragt die Bevölkerungsziffern der beiden Staatsgebiete als Maßſtab der künftigen Quoten; auf ungariſcher Seite erklärt man, von dem status quo nicht abgehen zu können. Beide Theile ſtützen ihre, um nicht weniger als 12 Procent auseinandergehenden, Vorſchläge auf „objective" ſtatiſtiſche Daten. Das vergebliche Bemühen der letzten Deputationen, die Leiſtungsfähigkeit der beiden Reichshälften mathematiſch ſicher zu ermitteln, beweiſt nur, was die ökonomiſche Wiſſenſchaft längſt erkannt hat, nämlich die Unmöglichkeit, das Volkseinkommen oder das Volksvermögen in modernen Culturſtaaten annähernd genau zu erfaſſen. Berechnungen dieſer Art laſſen willkürlichen Zahlen- und Datengruppierungen den weiteſten Spielraum. Und doch kann darüber, daſs die gemeinſamen Koſten, je nach der Leiſtungsfähigkeit der beiden Gebiete, aufzutheilen ſeien, ſowohl dem Geiſte des Dualismus als den bisherigen Uebereinkommen gemäß, kein Zweifel herrſchen. Es entſpricht auch der modernen Doctrin, daſs bei der Umlage von Steuern oder ſteuerähnlichen Laſten ausſchließlich die Leiſtungsfähigkeit zu entſcheiden hat. Wären Oeſterreich und Ungarn ein Einheitsſtaat, ſo würden die Reichskoſten bei halbwegs rationellem Steuerſyſtem auch im Maße der wirtſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit der Bevölkerungen aufgebracht werden. Die Auftheilung der gemeinſamen Laſten ſoll ſich alſo entſchieden auch jetzt nach der Leiſtungsfähigkeit richten. Iſt aber die Leiſtungsfähigkeit zweier geſonderter Staaten, trotz Mühe und guten Willens, gegeneinander nicht abzuwägen, und berückſichtigt ferner eine Auftheilung der Koſten nach den beiderſeitigen Bevölkerungszahlen (Antrag der öſterreichiſchen Deputation) die thatſächliche wirtſchaftliche Kraft der beiden Staaten gar nicht oder doch gewiſs zu wenig, dann bleibt uns nur als Drittes übrig: den [illegible] allein unbrauchbaren Bevölkerungsſchlüſſel in Verbindung mit einem oder mehreren anderen Merkmalen der Leiſtungsfähigkeit zu [illegible]; den Bevölkerungsſchlüſſel nicht nur auf die gemeinſamen Ausgaben, [illegible] auch umgekehrt auf Einnahmen, die in beiden Staaten nach gleichen Grundſätzen veranlagt ſind und in der Regel mit dem wirtſchaftlichen Vermögen ſteigen und fallen, ſelbſtſtändig anzuwenden. [illegible] [illegible] [illegible] Maßſtab [illegible] [illegible] [illegible] Maßſtab [illegible] [illegible] werden. Und zu dieſer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] gerade die 1867er Ausgleichsgeſetze [illegible] [illegible] [illegible] — [illegible] Erkenntnis [illegible].

[illegible]

Digitized by Google

bindung ſtehenden indirecten Abgaben, ſie umfaſſen neben dem Salz- und Tabakgefälle die Brantwein-, Bier- und Zuckerſteuer. Die drei letzteren werden nach den gegenwärtig in Kraft ſtehenden Geſetzen als Productionsabgabe, zum Theil auch als Conſumabgabe, eingehoben, und die Erträgniſſe aus dieſen Producten, deren Einfuhr durch hohe Zölle ſo ziemlich verhindert iſt und deren Ausfuhr hohe Bonificationen genieſst, haben vollſtändig die Natur von Verbrauchsſteuern, ſie laſten unterſchiedslos auf den Conſumenten beider Gebiete. Ihre Einhebung an den Erzeugungsſtätten involviert auch, trotz minutiöſer und gar ſchwierig zuſtande gebrachter Abmachungen zwiſchen Oeſterreich und Ungarn, nicht zu eliminierende Ungerechtigkeiten. Die Brantwein-, Bier- und Zuckerſteuer werden genau ſo wie die Einfuhrzölle auf Gegenſtände, die der heimiſchen Bevölkerung unentbehrlich ſind, von den Conſumenten je nach Bedarf getragen. Unſer Vorſchlag lautet alſo:

Zuerſt die erforderliche Geſammtbeitragsſumme zu den Reichskoſten nach dem Bevölkerungsſchlüſſel immer auf beide Staaten aufzutheilen, dann jährlich an die beiderſeitigen Erträgniſſe aus den Brantwein-, Bier- und Zuckerſteuern, denſelben Maßſtab der Bevölkerungszahlen anzulegen und das Mehr oder Weniger, welches dieſes Verhältnis der Bevölkerungen dem jener beiderſeitigen Steuererträgniſſe gegenüber jedesmal aufweiſt, den betreffenden Staaten an ihren nach dem Bevölkerungsſchlüſſel fixierten Beiträgen jährlich zu- oder abzurechnen.

Die effectiven Zahlungen der beiden Reichshälften würden demnach von dem für längere Perioden fixen Factor, dem Bevölkerungsverhältnis, und dem variabeln Factor, dem jährlich wechſelnden Verhältnis der genannten Steuererträgniſſe, zugleich beſtimmt werden.

Hätten wir ſchon in Oeſterreich und Ungarn nach gleichartigen Grundſätzen veranlagte und verwaltete Perſonal-Einkommenſteuern, wie der ſeinerzeitige Vorſchlag des ungariſchen Abgeordneten Horanszky vorausſetzte, ſo ſtände nichts im Wege, die etwaigen Erträgniſſe dieſer Steuergattung in die Berechnung noch einzubeziehen, oder gar dieſe Eingänge der Berechnungsmethode als alleinige Grundlage zu unterlegen. Aber die Einführung einer ſolchen gleichartigen Perſonal-Einkommenſteuer liegt außerhalb des durch die Ausgleichsgeſetze umgrenzten Grundvertrages beider Staaten; ſie wäre den ausdrücklichen Beſtimmungen des Dualismus entgegen und bedürfte vorab als neue Grundvertragsklauſel die Aufnahme der Perſonal-Einkommenſteuer unter diejenigen Angelegenheiten, bezüglich deren ſich Oeſterreich und Ungarn behufs gleichmäßigen Vorgehens von Fall zu Fall zu vereinbaren haben. Unſer Vorſchlag hingegen entſpricht nicht nur vollkommen dem Sinne und Wortlaute des Dualismus, ſondern verlangt auch in keiner Weiſe irgend welche Veränderung beſtehender Verwaltungseinrichtungen oder Budgetierungsgewohnheiten. Seine ganze Durchführung beſteht in einer jährlich einmal vorzunehmenden Proportionsrechnung. Die daraus ſich ergebenden Quoten erfüllen auch allein die Anforderung objectiver Gerechtigkeit, ſoweit freilich der Beſtand von Aufwandſteuern ſelbſt zu rechtfertigen iſt. Die Abgaben auf Brantwein-, Bier und Zucker wirken genau ſo, wie die Zölle von eingeführten, unentbehrlichen Gegenſtänden; die einen wie die anderen werfen mit wachſendem Wohlſtande ſteigende Erträge ab. Und wurden die Zölle gleich anfangs von den Ausgleichsbegründern als die geeignetſte Einnahme zur Verwendung für gemeinſame Zwecke erkannt, ſo wird mit der Annahme unſeres Vorſchlages nachträglich erzielt, daſs die nach Abzug der Zollerträgniſſe noch verbleibenden Reichskoſten — trotz des auf ſie direct anzuwendenden Bevölkerungsſchlüſſels — durch entſprechende Theile von Einnahmen, die aus ganz analogen Quellen wie die Zölle ſtammen (ſich alſo ebenſo der Conſumfähigkeit der Gebiete anpaſſen), gedeckt werden. Einfacher und gerechter kann ſich die Vertheilung der gemeinſamen Laſten nicht vollziehen. Der Finanzpolitiker wird begreifen, daſs innerhalb eines von Aufwandſteuern belaſteten Zollgebietes unſer Vorſchlag dem Ideal der beiden Quotendeputationen, einen dauernden Quotenſchlüſſel, der ſich nach der wirthſchaftlichen Leiſtungsfähigkeit automatiſch regelt, zu finden, ziemlich nahe kommt.

Und endlich ſei noch eines nicht zu unterſchätzenden Vortheiles, den die Annahme unſeres Vorſchlages zur Folge hätte, gedacht. Jeder kennt die Schwierigkeiten, die bei den behufs gleichmäßigen Vorgehens nothwendigen Vereinbarungen gerade über jene Steuerabgaben (Brantwein, Bier und Zucker) jedesmal zu überwinden waren. Man darf eben nicht den Steuermechanismus, d. h. den Ort, wo die Productions- oder Conſumabgabe ſtattfindet, allein über den Antheil der beiden Reichshälften entſcheiden laſſen. Bei Feſthaltung des einheitlichen Zollgebietes, die im wohlverſtandenen Intereſſe aller Völker außer Frage ſtehen muſs, werden dieſe Differenzen, die den wirthſchaftlichen und politiſchen Reichsverband bedrohen, immerfort neu erwachſen. Nun nimmt unſere Berechnungsmethode der Quoten [illegible] die Schärfe der künftigen Differenzen im voraus ab. Denn [illegible] der eine Theil durch den Steuermechanismus an den Erträgen der Steuern benachtheiligt, ſo würde er [illegible], daſs durch Anwendung des Bevölkerungsſchlüſſels an [illegible] zur Regelung [illegible] zu den gemeinſamen Koſten [illegible] wieder wettgemacht würde. Kurz, die [illegible] beider Staaten würden ſowohl in Hinſicht der Quotenfeſtſtellung als auch anderer wichtiger Gebiete allerbeträchtlichſt vermindert werden, das Räderwerk des Dualismus könnte ſicherer als je zum Schutze und Anſehen der Monarchie functionieren. Die bedenklichſte Inconſequenz des Ausgleiches, daſs bei der Koſtenrepartition des unbedingt gemeinſamen Kriegsweſens die Möglichkeit offen iſt, ein Uebereinkommen nicht zu erzielen, wäre mit der Annahme unſeres Vorſchlages für vorausſichtlich unbegrenzte Zeitdauer gänzlich unſchädlich, und zwar ohne irgend welche Umgeſtaltung zu einer innigeren Realunion, ſondern ſtreng im Rahmen der gegenwärtigen Rechtsverhältniſſe und Beziehungen der beiden Staaten. Und bedarf es ſchließlich noch einer beſonderen Mahnung, daſs jetzt, wo die orientaliſche Frage ihrer Entſcheidung naht, die Monarchie eines bedeutenden und gefeſtigten Maßes an Macht bedarf, daſs ſie weder den Folgen ihrer Lage, noch den Folgen ihrer ſchon erfolgten Antheilnahme an der Liquidation der Türkei, die mit dem Berliner Vertrag begonnen hat, entgehen kann! Schon angeſichts deſſen ſollte das ſich immer erneuernde, unwürdige Feilſchen um die Quoten endlich aufhören, jener unſelige Wechſelkampf, in dem ſich die Parteien durch den Rückhalt am Volke zu ſtärken ſuchen und die Abneigung der beiden Reichstheile nur künſtlich fördern.

Wirthſchaftliches aus Oberöſterreich.

„Man ſoll nichts verreden", ſagt der Oberöſterreicher, wenn etwas eintritt, deſſen Unmöglichkeit er noch vor kurzem behauptet hat. Er beſtätigt damit in trivialer Form den philoſophiſchen Satz, daſs auch die Naturgeſetze nur auf bedingte Wahrheit Anſpruch haben.

Warum ich mich mit ſo tiefſinnigen Problemen befaſſe? Sie ſind die Einleitung zu einem Pater peccavi!

Ich habe in meinem letzten Aufſatze: „Politiſches aus Oberöſterreich"*) meiner ruhigen Heimat die Möglichkeit, Cartelle, Ringe, Strikes, und wie ſie alle heißen, die Ausgeburten der modernen Capitalswirtſchaft, zu erzeugen, der katholiſchen Volkspartei aber den Willen, Socialpolitik zu treiben, abgeſprochen! Und ſiehe da! kaum hatten die ehrſamen Bürger der oberöſterreichiſchen Hauptſtadt begonnen über den Spectator ihre Gloſſen zu machen, als faſt zu gleicher Zeit die Arbeiter der Waffenfabrik in Steyr und die der Dampfſäge in Linz in den Strike getreten ſind. Aber der Rummel dauerte nur zwei Tage, und der Führer der oberöſterreichiſchen Rothen ſelbſt war es, der die Unzufriedenen bewog, die Arbeit zu den alten Bedingungen wieder aufzunehmen.

Wenn es alſo bei uns zulande auch Strikes gibt, ſie ſehen anders aus als anderwärts.

Man ſoll niemals prophezeien, auch nicht der katholiſchen Volkspartei, daſs ſie es niemals zu einer wahren Socialpolitik bringen wird!

Man höre! In der erſten Sitzung des oberöſterreichiſchen Landtages vom 26. Jänner l. J. hat der Abgeordnete Ebenhoch folgenden Geſetzesvorſchlag eingebracht:

§ 1. Alle Sparcaſſen und die ihnen gleichgeſtellten Creditinſtitute, welche in Oeſterreich ob der Enns ihren Sitz haben oder Filialen daſelbſt beſitzen, haben von dem jährlichen Reingewinn 10%, an den oberöſterreichiſchen Landesculturfonds zu entrichten.

§ 2. Befreit von dieſem Beitrage ſind: Die k. k. Poſtſparcaſſa, die Oberöſterreichiſche Landeshypothekenanſtalt und die Credit- und Vorſchuſsvereine, deren Satzungen den Anforderungen des § 1 des Geſetzes vom 1. Juni 1889 (R. G. Bl. Nr. 91) entſprechen.

§ 3. Die zu dem Landesculturfondsbeitrage verpflichteten Geldinſtitute ſind ſelbſt mit Zuſtimmung der Schuldner nicht berechtigt, dieſelben auf dieſe zu überwälzen.

§ 4. Der Landesculturfondsbeitrag wird für Rechnung des oberöſterreichiſchen Landesausſchuſſes nach jenen Grundſätzen und von jenen Organen bemeſſen und eingehoben, welche in dem Geſetze vom 25. October 1896 R. G. Bl. Nr. 220 betreffend die directen Perſonalſteuern II. Hauptſtück [illegible] von [illegible] der [illegible] Rechnungslegung [illegible]) normiert ſind.

§ 5. Wird der Landesculturfondsbeitrag binnen 8 Tagen nach der Zuſtellung des Zahlungsauftrages nicht entrichtet, ſo ſind von demſelben Verzugszinſen [illegible] von 6 vom Hundert für das Jahr, und zwar von dem auf den letzten Tag des obigen Termins folgenden Tage an zu entrichten.

§ 6. Dieſes Geſetz tritt mit dem Tage der Kundmachung in Wirkſamkeit.

§ 7. Mit dem Vollzuge dieſes Geſetzes ſind meine Miniſter des [illegible] und der Finanzen beauftragt.

Dieſer Geſetzesvorſchlag ſchlug wie eine Bombe in das Haus ein, in dem die Zuhörer [illegible] von rechts und links ein beſchauliches Lachen [illegible].

Das iſt der eigenartige und unzweifelhafte Charakter der lex Ebenhoch, daſs ſie [illegible] kam und daſs ſie zeigt, daſs ihr Er-

*) [illegible] 122 [illegible]

ſinder bei gutem Humor iſt. Socialpolitiſchen Inhalt hat ſie nicht, wie ich noch zu zeigen hoffe.

Um den Humor, der in der lex Ebenhoch liegt, zu begreifen, müſſen Sie die Vorgeſchichte derſelben kennen. Im Laufe des verfloſſenen Herbſtes hat ein Comité von Linzer Bürgern, welches ſich aus den Liberalen und Nationalen recrutierte, eine Volksverſammlung einberufen, in der unter dem Vorſitze des allgewaltigen Herrn Vicepräſidenten der Allgemeinen Sparcaſſa in Linz ein geharniſchter Proteſt gegen das Verhalten der clericalen Landtagsmajorität gegenüber den Wünſchen der Lehrerſchaft nach Gehaltsaufbeſſerung und gegen eine in einer Verſammlung des katholiſchen Volksvereines gemachte Aeußerung Ebenhochs, daſs man den Lehrern den Brotkorb höher hängen müſſe, wenn ſie ihre undotmäßige Haltung nicht aufgeben, beſchloſſen wurde.

Darauf nun antwortete Dr. Ebenhoch: „Gut, wir erhöhen die Lehrergehalte, aber die Mittel dazu müſſen die Sparcaſſen des Landes geben, in erſter Linie natürlich die Allgemeine Sparcaſſa in Linz, deren Reinertrag den aller anderen übertrifft“.

Um die Entrüſtung aller derjenigen Herren, welche in den Directionen der Sparcaſſen des Landes ſitzen — zum großen Theile, nicht ausſchließlich, liberaler Parteigrößen — ganz zu verſtehen, muſs man die Einrichtung unſerer Sparcaſſen in's Auge faſſen. Nebſt den von Gemeinden gegründeten Gemeinde- und Bezirksſparcaſſen exiſtieren hierzulande auch Sparcaſſen, welche ganz im Sinne des mit der Allerhöchſten Entſchließung vom 2. September 1844 (Hofdecret vom 22. Februar 1844) kundgemachten Sparcaſſenregulativs ihr Daſein vorzüglich „dem Vereine von Menſchenfreunden“ verdanken, und dazu gehört insbeſondere die allgemeine Sparcaſſa in Linz. Nachdem dieſe Menſchenfreunde zwar nicht ihr Geld — denn ſie haben den Gründungsfonds längſt zurückbezahlt erhalten — aber ihre Mühe einer guten Sache, dem durch das beſagte Regulativ empfohlenen Zweck, „dem Minderbemittelten Gelegenheit zur ſicheren Aufbewahrung, Verzinſung und allmählichen Vermehrung kleiner Erſparniſſe darzubieten“, ohne Entgelt geopfert haben — noch heute wird die Verwaltung der Linzer allgemeinen Sparcaſſa unentgeltlich beſorgt — ſo wollten dieſe Menſchenfreunde ſich und denjenigen, welche nach ihnen an ihre Stelle traten, für ihre uneigennützige Mühewaltung wenigſtens an Ehre und Anſehen entſchädigen. Vielleicht wollten die Gründer der Sparcaſſa auch dieſes nicht, und haben es nur die Verhältniſſe mit ſich gebracht, daſs das Amt eines Curators, Directors oder gar des Präſidenten der Sparcaſſa ſeinem Träger ein ganz beſonderes Luſtre in den Augen der Handelswelt verleiht. Jedenfalls hat dazu die Organiſation des Vereines das meiſte beigetragen. Es wäre ſchwierig, dieſe Organiſation unter irgend eine der geſetzlichen Formen, nach denen öffentliche Corporationen verwaltet werden, zu bringen.

Die allgemeine Sparcaſſa in Linz iſt keine Actien- und keine Commanditgeſellſchaft, keine Genoſſenſchaft und kein Verein.

Mitglieder derſelben ſind diejenigen, welche ſich ſelbſt dazu gemacht haben, das waren die Gründer und diejenigen, welche die Geſammtheit derſelben, im Falle eine Stelle durch den Tod ihres Inhabers oder aus anderen Gründen frei wurde, dazu berufen hat. So hat ſich dieſe Corporation bis in die Gegenwart durch Inzucht fortgepflanzt, aus ſich ſelbſt auch ſeit jeher ihre Curatoren, Directoren und Präſidenten gewählt.

Natürlich wählte man ſich die Mitglieder mit wenigen Ausnahmen aus den angeſehenſten Kreiſen und Familien der Stadt. Nachdem die allgemeine Sparcaſſa in Linz über große Mittel verfügt — ihr Einlagecapital beträgt mehr als 32 Millionen, ihr Hauptreſervefonds mehr als 3, ihr Specialreſervefonds faſt 2 Millionen Gulden — nachdem ſie jährlich 100.000 fl. und mehr für communale Zwecke opfert, nachdem die meiſten Vereine der Stadt von ihrer Gnade leben, nachdem eine Reihe öffentlicher Inſtitute ohne ihre milde Hand nicht exiſtieren könnte, ſo iſt es wohl begreiflich, daſs die Stelle eines Directors oder Curators der Sparcaſſa eine beneidete und geſuchte iſt; nicht weniger begreiflich iſt, daſs die ſtrengen Herren, die zur Coterie gehören und ſolche Stellen bekleiden, im Gefühle ihrer Macht und ihres Einfluſſes ſich ſonnen und in ſchwachen Augenblicken — und wer hätte ſolche nicht — wohl auch einmal vergeſſen, daſs die Wohlthaten, die ſie üben, nicht auf ihre Koſten gehen. Und nun kommt einer, der nicht zur Coterie gehört, und wagt es, denjenigen, welche bisher uneingeſchränkt über die Reineinkünfte der Sparcaſſa verfügten, vorzuſchreiben, daſs ein beſtimmter Theil dieſer Einkünfte Zwecken zufließen ſoll, bei deren Erfüllung man nicht einmal Dank erhält!

Hinc illae lacrimae!

Neben der Verletzung des Machtgefühles durch ſolch frevelhafte Inſinuationen mag wohl auch der Umſtand, daſs die beſtehenden Steuergeſetze ohnehin die Sparcaſſen ſchwer belaſten und einen beträchtlichen Theil des bisherigen Reineinkommens abſorbieren werden, Urſache der in Sparcaſſenkreiſen entbrannten Oppoſition gegen die lex Ebenhoch ſein. Zuerſt iſt das Ungewitter in der Direction der allgemeinen Sparcaſſa in Linz losgebrochen und hat von dort aus die geſammten Sparcaſſen des Landes und [illegible] auch die liberale Partei mitfortgeriſſen. Dieſe hat den Sparcaſſen [illegible] einen Gefallen gethan, die Angelegenheit zur Parteiſache zu machen und ihnen ihre Preſſe und ihre Abgeordneten zur Verfügung zu ſtellen. Nicht zum Vortheil der Sache und nicht zum Vortheil der Partei!

Gerade dieſer Kampf nämlich hat neuerlich bewieſen, daſs keine der herrſchenden Parteien, weder die clericale noch die liberale, zu einer wahrhaft ſocialen Action geeignet iſt. Was rechts und links vorgebracht, was für und wider im Landtage, in Verſammlungen und in der Tagespreſſe angeführt wurde, reitet den Schimmel der alten Schlagworte, der alten kleinlichen Mittel! Keine der beiden Parteien hat aus den gährenden Kreiſen der wirtſchaftlichen Bewegung etwas gelernt! Die liberale Partei bekämpft die lex Ebenhoch mit Argumenten, die durchaus der capitaliſtiſchen Rüſtkammer entnommen ſind. Mann nennt die verſuchte Beſteuerung der Sparcaſſen zu Landeszwecken eine Verletzung des Privateigenthums, einen Eingriff in fremdes Gut — als ob das nicht jede Steuer wäre!

„Den Directionen“, — heißt es in einem Artikel der Linzer Tagespoſt über die lex Ebenhoch — „wird der Erfolg ihres Aufwandes an Zeit und Mühe zu fiscaliſchen Zwecken geraubt. Liegt darin nicht eine ſchreiende Ungerechtigkeit denen gegenüber, welche im Vertrauen auf das Geſetz und das in den Statuten gewährleiſtete Recht den Sparcaſſen ihre guten Dienſte gewidmet haben? Man nimmt ihnen den Erfolg ihres menſchenfreundlichen Wirkens, ja erwartet man denn, daſs ſie für den Fiscus arbeiten werden?“

Ein liberaler Gemeinderath, der zugleich Director der ſtädtiſchen Sparcaſſa in Linz iſt, verſteigt ſich gar zu folgender Argumentation: „Wenn in den Kriegsjahren 1859, 1864 und 1870 eine oder mehrere oberöſterreichiſche Sparcaſſen nothleidend geworden wären, und ſie hätten ſich an die oberöſterreichiſche Landesvertretung gewendet mit der Bitte, für ſie einzutreten und die Schadloshaltung der Einleger zu übernehmen, was würden die Landboten auf eine ſolche Zumuthung antworten? Sicher und mit Recht: Was geht das uns an, das geht ja die Gemeinde — den Verein an! Dieſes ganz richtige Verhältnis iſt aber ein gegenſeitiges. Die Sparcaſſen ſind in vollem Rechte, wenn ſie ſich auf den Standpunkt ſtellen: Was geht das uns an, das geht ja das Land an.“

Nach dieſer Logik kann jeder Steuerzahler vom Staate verlangen, daſs er ſeine Schulden bezahlt.

Die ſämmtlichen Staatsgrundgeſetze und die ganze Sparcaſſageſetzgebung wird herangezogen, um darzuthun, daſs das ausſchließliche Recht, über die Reineinkünfte der Sparcaſſa zu verfügen, den Directionen zuſteht, und daſs deshalb der Landtag kein Recht habe, dieſelben zu Beſteuerungszwecken heranzuziehen.

Alle dieſe mehr oder weniger ſcharfſinnigen, zum größten Theile aber ſophiſtiſchen Deductionen vermögen den § 22 des Geſetzes vom 26. Februar 1861, Nr. 20 R.-G.-Bl., welcher beſtimmt, daſs der Landtag berechtigt ſei, zu Landeszwecken Zuſchläge zu den directen landesfürſtlichen Steuern und **ſonſtige Umlagen**, letztere unter Vorausſetzung der kaiſ. Genehmigung, zu beſchließen und einzuheben, und die Thatſache, daſs die Landtage von Niederöſterreich und Steiermark die Beſteuerung der Sparcaſſen zum Zwecke der Armenverſorgung längſt beſchloſſen und eingeführt haben, nicht aus der Welt zu ſchaffen.

Daſs aber jenes häſsliche, antiſociale, unzeitgemäße Argument, daſs die Sparcaſſen keine Pflicht haben, dem Fiscus ſeine Auslagen tragen zu helfen, ungerügt gebraucht werden darf, kann doch nur darin ſeine Erklärung finden, daſs es in unſerem vielgeſtaltigen Vaterlande mit ſeinen vielen, wirtſchaftlich ſo ungleich geſtellten Nationen, von denen die eine auf Koſten der anderen lebt, ohne deshalb geringeren Einfluſs auf die allgemeinen politiſchen Angelegenheiten zu üben, unendlich ſchwer iſt, zum richtigen Verſtändnis der Anſicht durchzudringen, daſs ja im Grunde genommen das Intereſſe des Fiscus doch kein anderes iſt, als das der Geſammtheit der Staatsbürger.

Während ſo die liberale Partei mit ihrer veralteten Weisheit einer abgebrauchten Volkswirtſchaftslehre den Sparcaſſen zuhilfe eilt, nimmt die clericale Partei ihre Waffen zum Kampfe für die lex Ebenhoch aus ihrem unerſchöpflichen Vorrath von Phraſen und Verdrehungen.

Sie läſst durch ihr Parteiorgan, das „Linzer Volksblatt“, ihren Wählern weismachen, daſs die Sparcaſſen heute vornehmlich Erwerbsgeſellſchaften, ja capitaliſtiſche Geldinſtitute ſeien, welche das Geldgeſchäft in den Vordergrund rücken, daſs ſie ihren Schuldnern gegenüber nur den rein geſchäftsmäßigen Standpunkt einnehmen, daſs die Spenden der Sparcaſſen den Intereſſen ihrer unbemittelten Theilnehmer nicht entſprechen, daſs die Sparcaſſen ihre Einlagen zum größten Theil aus den Kreiſen der [illegible] [illegible] Tauſenden [illegible], daſs durch den Antrag Ebenhochs die [illegible] ganz [illegible] [illegible]

[illegible]

den Zweck, den das Sparcaſſenregulativ vom Jahre 1844 im Auge hat, und wenn ihr heutiger Wirkungskreis über dieſen Zweck hinausgewachſen iſt, ſo geſchieht dies lediglich in der Richtung, daſs ihre Reinerträgniſſe zu Summen angewachſen ſind, welche ihnen geſtatten, Verwendungen zu machen, die nicht nur den Intereſſen der unbemittelten Einleger, ſondern den allgemeinen, öffentlichen Intereſſen aller Steuerträger am Sitze der Sparcaſſa entſprechen.

Daſs die kleine Differenz von ¼ oder höchſtens ½ Procent, welche zwiſchen dem Zinsfuß, der genommen und dem, der gegeben wird, beſteht, die Anſammlung ſo großer Ueberſchüſſe geſtattet, liegt nicht in der Höhe dieſes Zinsfußes, welcher vielmehr ſtets der mindeſte des jeweilig herrſchenden allgemeinen Zinsfußes war und iſt, ſondern in der Höhe des Einlagscapitales, alſo in dem wachſenden Vertrauen auf die Solidität dieſer Inſtitute, in der verhältnismäßigen Sicherheit der verlangten Pfandobjecte und nicht zum geringſten Theile in der Unentgeltlichkeit und Uneigennützigkeit der Verwaltung.

Betrachten wir die lex Ebenhoch nicht durch irgend eine Partei-Brille, ſondern mit der Unbefangenheit des Socialpolitikers, ſo ergeben ſich dafür und dagegen folgende Erwägungen: Vor allem fällt an der lex Ebenhoch, wie an allen Emunciationen dieſes guten Muſikanten, aber ſchlechten Socialreformers, die leichtfertige oder ſagen wir lieber feuilletoniſtiſche Unklarheit ihrer Beſtimmungen auf. Sparcaſſen und ähnliche Geldinſtitute? Wer ſind die ähnlichen Geldinſtitute? Gehören darunter auch die Banken und jene Genoſſenſchaften, welche nicht unter das Geſetz vom 1. Juni 1889, Nr. 91, R.-G.-Bl., fallen und welche Ebenhoch ſelbſt von der Beſteuerung ausgenommen wiſſen will?

Die Frage iſt von principieller Bedeutung. Die Sparcaſſen in Oberöſterreich ſind, wie ſchon geſagt, keine Erwerbsgeſellſchaften und keine capitaliſtiſchen Inſtitute. Ihr Reinertrag fließt nicht in die Taſche eines privaten Unternehmers, weder des Gründers, noch des Einlegers, ſondern wird, inſofern er nicht zur Bildung des geſetzlichen Reſervefonds von fünf Procent, eventuell zehn Procent herangezogen werden muſs, zu gemeinnützigen Unternehmungen verwendet.

Die Gründer, die Verwalter und Directoren erhalten aus den Erträgniſſen nichts, die Höhe des Zinſenbezuges der Einlagen iſt ganz unabhängig von der Größe des Reinertrages. Die Beſtimmung des Sparcaſſenregulativs vom Jahre 1844, daſs 50 Procent des Reinertrages jenen Einlegern zugeſchrieben werden ſollen, deren Einlagen den Betrag von 500 fl. nicht überſteigen, und die zur Zeit der Zuſchreibung bereits mindeſtens ein volles Jahr beſtanden haben, iſt meines Wiſſens in Oberöſterreich niemals prakticiert worden. Ganz anders verhält ſich die Sache mit den Banken und den Genoſſenſchaften, inſoferne ſie nicht zu den im Geſetze vom 1. Juni 1889, Nr. 91, R. G. Bl., aufgezählten gehören.

Dieſe — und darunter zählt auch der mit clericalem Gelde und zu clericalen Parteizwecken gegründete oberöſterreichiſche Volkscredit — ſind reine, capitaliſtiſch organiſierte Erwerbsgenoſſenſchaften, deren Gewinn ausſchließlich in die Taſchen der Unternehmer, reſpective der Actionäre fällt. Wir fürchten, daſs Dr. Ebenhoch gerade, um dieſes Inſtitut auszunehmen, den Ausdruck: „ähnliche Inſtitute" gewählt hat, denn in der der lex Ebenhoch beigegebenen Begründung iſt der muthmaßliche Ertrag der geplanten Steuer ausſchließlich auf Grund des Reinertrages der Sparcaſſen berechnet. Nach der Faſſung, welche der Finanzausſchuſs des oberöſterreichiſchen Landtages der lex Ebenhoch gegeben hat, iſt allerdings dieſes Bedenken beſeitigt. Dieſe Faſſung weicht überhaupt von dem Antrage Ebenhochs ſo ſehr ab, daſs beide kaum mehr dasſelbe ſind. In dieſer Faſſung des Finanzausſchuſſes iſt vieles von dem beſeitigt, was dem Antrage Ebenhoch viel mehr den Charakter einer vom einſeitigſten Parteigeiſte dictierten Maßregel als den eines Geſetzentwurfes verlieh. Ganz freilich kann auch der Antrag des Finanzausſchuſſes, deſſen Inhalt ja doch auch die Beſteuerung des Reinertrages der Sparcaſſen bildet, den Verdacht nicht beſeitigen, daſs die liberalen Wähler für ihre Stellungnahme in der Frage der Erhöhung der Lehrergehalte beſtraft werden ſollen.

Das iſt nämlich ſicher, daſs durch die geplante Sparcaſſenbeſteuerung die ſtädtiſchen Wahlkreiſe zur Deckung von Auslagen [illegible] werden ſollen, welche das ganze Land angehen, während [illegible] die bäuerlichen Kreiſe davon entlaſtet werden. Daſs eine Steuer[illegible], welche die eine, gut wählende Bevölkerung auf Koſten der anderen, ſchlecht wählenden, entlaſtet, und welche naturgemäß eine Verhetzung dieſer Bevölkerung gegeneinander im Gefolge hat, keine [illegible] gutgeheißen werden kann, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung. [illegible] in der Unterſtützung des wirtſchaftlich Schwachen auf Koſten des wirtſchaftlich Starken. [illegible] kann [illegible], wenn man in Oberöſterreich die Landbevölkerung gegen [illegible] Bevölkerung anwendet. [illegible]

Décadence.

Der Fortſchritt menſchlicher Culturentwicklung zeigt nicht das Bild einer geraden Linie, ſondern einer Wellenlinie. Man kann zugeben, im großen und ganzen einer aufſteigenden Wellenlinie, in der aber doch Berg und Thal, Aufſteigen und Niedergang in ähnlicher Weiſe abwechſeln, wie die Erſcheinungen der großen Natur, die den Uebergang des Tages und der Nacht, des Frühlings über den Sommer [illegible] zum Winter, oder auch wenn wir vom Großen [illegible] übergehen, in [illegible] daſſelbe [illegible] nicht entziehen [illegible] die Erſcheinung des [illegible] warum dieſe große [illegible] das Geſetz der Wellenbewegung. [illegible] und lebendiger [illegible] haben wir nicht [illegible] die in lebendiger [illegible]

Wie ſchon geſagt, werden die geſammten Reinerträgniſſe der oberöſterreichiſchen Sparcaſſen, inſoweit ſie nicht durch die geſetzlich vorgeſchriebene Dotierung des Reſervefonds in Anſpruch genommen werden, zu gemeinnützigen Zwecken verwendet.

Welcher Art dieſe Zwecke ſind, wollen wir an zwei typiſchen Beiſpielen, einer Stadt- und einer Landſparcaſſa, der Allgemeinen Sparcaſſa in Linz und der Sparcaſſa in Lambach, unterſuchen.

Die Allgemeine Sparcaſſa in Linz hat ſeit ihrer Gründung bis zum Jahre 1894 wohlthätige Spenden an Inſtitute und Vereine mit 520·680 fl. 19 kr., an Invalidenſubventionen 29.958 fl. 68 kr. gegeben. Dazu kommen weitere Spenden aus dem Jahre 1895 im Geſammtbetrage von 104.870 fl., die Spende des Jahres 1896 in ungefähr gleicher Höhe. Von dieſen Spenden wurden gebaut und dotiert: Ein großes Bürgerverſorgungshaus für mehr als 500 Pfleglinge, fünf Arbeiterhäuſer mit 60 vollſtändigen Wohnungen und 10 einzelnen Zimmern. Bei der erſten Aufnahme wurden ſtatutengemäß vorzüglich ſolche Arbeiterparteien berückſichtigt, die in feuchten, ungeſunden Kellerwohnungen untergebracht und ſolche, die mit vielen Kindern geſegnet waren. Der kaufmänniſche Verein hätte an die Errichtung ſeines im Bau begriffenen Vereinshauſes nicht denken können, wenn ihm nicht die Sparcaſſa zur Seite geſtanden wäre. Ebenſo wäre wohl auch das Muſealgebäude bis heute nicht fertig, wenn die Allgemeine Sparcaſſa die zum Ausbau noch fehlenden Mittel nicht beigeſteuert hätte. Das Theater könnte ohne die Subvention der Sparcaſſa nicht beſtehen. Unter den dotierten Vereinen befinden ſich nicht wenige ſolche, deren Agenden die Stadt und das Land zu übernehmen hätten, wenn ihnen der Lebensnerv unterbunden würde.

Der Markt Lambach hat ſeiner Sparcaſſa ſeit deren Beſtehen (1861) folgende Spenden zu verdanken:

Für das Armeninſtitut	fl.	51.815·—
„ „ Armenhaus	„	28.292·50
„ die Unterſtützung verarmter Bürger und Bürgerswitwen	„	3.000·—
„ die Unterſtützung von Abgebrannten	„	1.310·—
„ „ Suppenanſtalt	„	2.461·—
„ das Knabenaſyl	„	2.500·—
„ die Kinderbewahranſtalt in Taura	„	1.900·—
„ „ Beſchuhung armer Schulkinder	„	3.879·—
„ den Franz Joſeph Krankenverein	„	2.440·—
„ die Anſchaffung von Lehrmitteln	„	3.830·—
„ „ Gehaltsaufbeſſerung der Lehrer und der Arbeitslehrerinnen	„	5.498·—
der Feuerwehr in Lambach	„	15.249·—
den Feuerwehren verſchiedener Ortsgemeinden im Bezirke Lambach	„	4.054·—
für die Errichtung einer Schwimm- und Badeanſtalt in Lambach	„	25.000·—
„ Zwecke der Hebung der Pferdezucht	„	3.500·—
Zum Zwecke der Anſchaffung von kleinen Betriebsmotoren für das Kleingewerbe ꝛc.	„	800·—
ꝛc. ꝛc.		

Wird den Sparcaſſen des Landes der für ſolche Zwecke zu verwendende Reinertrag durch Beſteuerung verringert, ſo müſste eine Reihe ſolcher Unternehmungen unterbleiben, zum Schaden der geſammten Stadtbevölkerung, oder — und das wäre wohl die Regel — es müſsten die Gemeindeſteuerzuſchläge der Städte in ganz bedeutender Weiſe erhöht werden, alles dieſes, damit eine Angelegenheit, die doch zweifellos das ganze Land, den Bauer ſo gut wie den Städter angeht, die Aufbeſſerung der Lehrergehalte, zu ihrer endlichen, nicht mehr abzuweiſenden Erledigung gelange. Nach dieſer Faſſung wurde der Geſetzentwurf in der Sitzung vom 3. März d. J. angenommen.

Linz. **Spectator.**

Kosmos des Seins und Werdens fügen; überall haben wir ein Ringen aufeinander bezogener, lebendiger Gegenſätze der Energie, die ſich ebenſo beſchränken als ſchaffen und bedingen.

Der größte aller Gegenſätze, wir können ſagen, ein Himmel und Erde umfaſſender, ein unendlicher Gegenſatz ragt in ſeiner ganzen Schroffheit und Unerbittlichkeit und zugleich in ſeiner unendlich erhebenden und belebenden Macht hinein in jeden Menſchengeiſt. Ja, es macht dieſer ungeheure Gegenſatz erſt den Menſchen zum Menſchen. Von der ſinnlichen Seite betrachtet, ein endliches Sinnending, wie die Thiere alle, mit allen ſinnlichen Trieben und Bedürfniſſen des Thieres, ein ebenſo bedürftiges, vergängliches, ephemeres, abhängiges Weſen wie jene, der Eintagsfliege oder der Flamme, die im Winde flackert, vergleichbar, trägt der Menſch andererſeits in ſeinem geiſtigen Bewuſstſein die Fülle aller Welten, die aufdämmernde Unendlichkeit, deren geringſtes logiſches und mathematiſches Schema über alle Sternenweiten hinausleuchtet. Er trägt in dem Abgrunde ſeines Gemüthes, der tiefer iſt als der Abgrund des Himmels, die Fülle der Weſen, und vor allem der Weſen ſeinesgleichen, in denen ihm dieſelbe Unendlichkeit entgegendämmert und entgegenleuchtet, die im eigenen Innern aufgeht: „Gottheit aus derſelben Gottheit.“ Aber während dieſes innerliche Himmelslicht ſanft und ätheriſch leuchtet, in jedem Menſchen gegenwärtig und zugleich das Licht iſt, in dem allein die *Dinge* erſcheinen für das *denkende* Bewuſstſein, flammt in greller, feſſelnder Flammenglut das ſinnliche Bewuſstſein auf und ſeine Bilderwelt. So ringen denn dieſe Gegenſätze ihren großen Kampf nicht bloß in der Bruſt des einzelnen, ſondern auch in den großen Phaſen der Geſchichte, einander befruchtend, in lebendiger Auffaſſung bedingend und vollendend und zugleich einander in ihrem ganzen unendlichen Gegenſatze unerbittlich bekämpfend und in dieſem großen Kampfe erſt recht die Unbegrenztheit geiſtigen Fortſchrittes verbürgend.

Es muſs das menſchliche Bewuſstſein und die Culturentwicklung ſich nach außen wenden, zum unmittelbar ſinnlich lebendigen Anſchauen, zur Welt der Dinge, um den eigenen Gedankengehalt in ſeiner vollen Wirklichkeit zu ſchauen und die ſinnliche Wirklichkeit in ſeinem Lichte, im Lichte des Gedankens, zu beleuchten. Hat ſich aber die alles belebende Culturidee eines Zeitalters gewiſſermaßen erſchöpft, hat ſie alle culturellen Conſequenzen entfaltet, hat ihr Licht gewiſſermaßen alle Höhen und Tiefen durchleuchtet in allen ihren Einzelheiten, hat ſich die große Culturidee darin vollendet, daſs ſie gewiſſermaßen in Detailwiſſen, in ſeinen Einzelheiten aufgegangen iſt, hat ſich dies Bewuſstſein mit ſeinem Ideengehalt vollends verſenkt in das ſinnliche Leben und iſt der Herr desſelben geworden, im Herbſte des Zeitalters die reifen Früchte des ſinnlichen Lebens genießend, ja ſich an deren Lebensſafte berauſchend, und iſt die hohe Sonne des Geiſtes für das Zeitalter im Niedergehen begriffen — iſt in den zahlloſen feinen Einzelheiten des ſinnlichen Erkennens und Genießens gewiſſermaßen der vom Genuſſe durchgeiſtigter Sinnlichkeit berauſchte Bacchos Zagräos in zahlloſe Stücke zerriſſen — dann redet man von einem Zeitalter des *allgemeinen Verfalles*, der *Décadence*, dann entſetzt und ereifert man ſich moraliſierend und ſociologiſierend über die traurige und entſetzliche Verkommenheit der Menſchen und der Verhältniſſe.

Mit Recht und mit Unrecht. Mit Recht, denn mit dieſer Verſenkung in die Einzelheiten des ſinnlichen Lebens und im Sichvertiefen in deren Genuſs iſt das menſchliche Bewuſstſein im Innerſten zerriſſen und geht ſeine Harmonie verloren, um anſtatt des erſehnten unermeſslichen Reichthums ſchließlich in dieſer Selbſtentfremdung dem Gefühle ebenſo grenzenloſer Verödung Raum zu machen, um Erſtarrung und culturelle Unfruchtbarkeit, wenigſtens vorläufig, eintreten zu laſſen. Mit Unrecht, denn dieſer Senſualismus, dieſes Sichvertiefen in die Fülle des ſinnlichen Lebens iſt nur die letzte Vollendung der Culturidee des Zeitalters ſelbſt; dieſe Erſtarrung und die aus der Mutterlauge des culturellen Proceſſes hervorgehende vollendete Kryſtalliſation der Idee ſelbſt: dieſer berauſchende Wein des Genuſſes und das letzte höchſte reifſte Reſultat der anmuthigen und lieblich duftenden Blüten des Frühlings und derſelben Culturidee, deren Himmel und Erde erfüllenden ätheriſchen „idealen“ Duft man freilich von der [illegible] Traube nicht verlangen darf. Ja noch mehr, dieſer ganze Niedergang, dieſe ganze Auflöſung ſelbſt hat vielmehr die Bedeutung, daſs die alte Form, die erſchöpfte, ausgelebte, ſich nur deswegen auflöſen muſs, weil eine höhere Form des culturellen Grundgedankens aufzukeimen im Begriffe iſt, und iſt ebenſo nothwendige Vorbedingung und zugleich Vorbote der culturellen Erneuerung, wie die [illegible] Nacht Vorbedingung des kommenden Morgens.

Es hat daher bei normaler, geſunder, cultureller Entwicklung das Zeitalter des Verfalles noch eine andere Seite. Es iſt [illegible] und in einem das Zeitalter des Hervorgehens einer neuen [illegible], des ſtillen, verborgenen Werdens eines neuen Lebens, [illegible] im Verborgenen keimt, wie die Winterſaat unter der Schneedecke.

Iſt das menſchliche Geiſtesleben weſentlich organiſch, ſo [illegible] auch das Leben und Werden menſchlicher Culturen. [illegible] Leben des einzelnen Organismus mit [illegible] beginnt, um ſchließlich im Marasmus des Alters zu [illegible] Leben von Culturepochen. Nur mit dem weſentlichen [illegible]

das, was beim organiſchen Individuum, durch die Schranke des Todes getrennt, individuell auseinanderfällt, ſo daſs jeder junge Keim auch ein ganz neues organiſches Individuum bedeutet, hier vielmehr unmittelbar ineinander verwoben iſt im ſelben Lebensproceſſe, ſo daſs im Werden der Culturentwicklung dieſe Stadien des Verfalles und des Hervorgehens und Aufkeimens nicht individuell auseinanderfallen, ſondern in derſelben Zeit, ja oft in denſelben Individuen dieſer Niedergang, dieſes vollendete Abſterben der alten Culturidee ihrer Welt- und Lebensanſchauung ſich vollzieht und zugleich das junge Leben, das Pfand einer leuchtenden Zukunft im Tiefinnerſten aufkeimt und das neugeborne Kind, die neue Idee, der neue Weltheiland in der Wiege die Augen aufſchlägt, dem jungen Morgenlichte entgegen.

Ja, der nähere organiſche Charakter dieſes Aufkeimens und Werdens der neuen Weltidee ſelbſt macht erſt recht manche Erſcheinungen des Zeitalters des Verfalles, der Décadence vollkommen klar; es wirren ſich in ganz begreiflicher und nothwendiger Weiſe die Symptome des Todes und die Zeichen des Lebens in ſo inniger und eigenthümlicher Weiſe ineinander, daſs es oft ſchwer iſt, ſolche richtig zu deuten, und ſehr leicht das eine für das andere genommen werden kann.

Es iſt ein bekannter Spruch, daſs der Greis allmählich in ein zweites Kindheitsalter trete. Hier nun, in der Culturentwicklung, müſſen beide Stadien in der That ineinander übergehen. Ja es müſſen ſozuſagen die embryoniſchen Stadien der Entwicklung ſich wiederholen. Der Grund aber, der dieſes eigenthümliche Geſetz der Recapitulation (welches in augenfälliger Weiſe an das bekannte Häckel'ſche Geſetz der organiſchen Entwicklung erinnert, demgemäß die Entwicklung des Individuums, die Ontogeneſe, eine verkürzte Recapitulation der Entwicklung der Art, der Phylogeneſe, darſtellt), nothwendig macht, liegt, wenn wir die Sache näher betrachten, in Folgendem:

Menſchliche Geiſtesentwicklung iſt darin eminent organiſch, daſs ſie nicht bloß ein Entfalten der eigenen Anlagen, ſondern unmittelbar das Sichentfalten des Geiſtes *für ſich ſelbſt*, das Erwachen des Geiſtes zur Anſchauung und Erkenntnis ſeiner ſelbſt iſt, ſo daſs im Spruche des delphiſchen Gottes: „Erkenne dich ſelbſt“ der Schlüſſel zur ganzen Culturentwicklung vor uns liegt. Soll der große Proceſs der Geiſtesentwicklung ſich entfalten, ſo kann dies nur in fortſchreitender Selbſterkenntnis geſchehen, im allmählich immer lichtvolleren Begreifen des Werdens der eigenen Geiſtigkeit und dieſes ſeines genetiſchen Aufbaues. Die höhere Culturſtufe iſt es nur im lichtvolleren Begreifen der eigenen Geneſis und des eigenen Geſetzes des Werdens des Geiſtes. Um aber dieſe zu ermöglichen, muſs nothwendig das ſtarre Beharren des culturell Fertigen, vorläufig relativ Vollendetſten aufgegeben werden, und es muſs ſich der Menſchengeiſt, um einen neuen höheren Aufſchwung nehmen zu können, in frühere, ungleich primitivere Stadien des Bewuſstſeins vertiefen, nicht bloß auf zunächſt hinter uns liegende Schichten der Entwicklung zurückgreifen, zu den Diluvialſchichten, ſondern über die Quaternär- und Tertiärſchichten hinaus bis zum Urgranit und Baſalt dringen, die ganze Entwicklungsreihe aufrollend, der in den Tiefen verborgenen Lava Bahn machen, auf daſs ſie mit ihren Glutenſtrömen ſich über die todten Schichten ſelbſt der Gegenwart ergieße: auf daſs dann über den verwitterten Schutten der Lavaſtröme die wunderbare Fruchtbarkeit der neuen kommenden Cultur erſtehe. Es iſt alſo dies Sichvertiefen des Bewuſstſeins in ſich ſelbſt, dieſe neue höhere Form des Sichbewuſstwerdens und Sichbeſinnens, wo ein bewuſsteres Erfaſſen des Werdens des Geiſtes [illegible] iſt. Alle Religionen und Mythen, ja alle großen Kunſtwerke ſind nichts als ein Wiederſpiegeln dieſes großen Werdeproceſſes des Menſchenherzens und der Weltgeſchichte, eine Darſtellung des Geſetzes der Geiſtesentwicklung und nur darum ſo [illegible] für den Einfachſten, und doch ſo [illegible] für den Weiſeſten.

Im Zurückgehen auf die Wurzeln [illegible]

[illegible]

aus, und es geht aus den Gräbern hervor das alte Heer der Geiſterſeher und Zauberer. Der **Naturalismus** weicht allmählich dem aegyptiſchen **Symbolismus** und den Geheimlehren im Gebiete der Weltanſchauung wie der Kunſt. Mit Entſetzen und Grauen beobachten die Aufgeklärten, die Lichtfreunde, die nüchtern Verſtändigen alle das unheimlich feſſelnde Schauſpiel und ſuchen die Begründung des herrſchenden „Wahnſinns“, der „**pathologiſchen Maſſenerſcheinungen**“, in den verſchiedenſten ſociologiſchen und Erziehungsurſachen, die, ſelbſt nur Momente des großen Entwicklungsgeſetzes, an deſſen Verwirklichung mitwirken, doch vollkommen ungenügend ſind, die merkwürdige Culturerſcheinung in ihrem ganzen Umfange und ihrer Tiefe zu erklären.

Wieder grenzen wie beim genialen Individuum Genie und Wahnſinn, abgrundtiefer Niedergang und ſonnenhoher Aufgang aneinander, nothwendig — unabwendbar wie das Schickſal, und keine Beſchwörung, keine Entrüſtung, keine Formel der Wiſſenſchaft kann dieſen Zauber löſen, denn er iſt eben nichts als eine ebenſo nothwendige als hochbedeutſame Phaſe dieſer Entwicklung. Wer Perlen fiſchen will, der muſs in Abgründe ſteigen.

Budapeſt. Eugen Heinrich Schmitt.

Indiſcher und europäiſcher Spiritualismus.

Die Welt war nie zuvor Zeugin eines ſo leidenſchaftlichen Forſchens nach ſpiritualiſtiſchen Kenntniſſen, wie im gegenwärtigen Jahrhundert. Eine große Anzahl gelehrter Männer unſerer Zeit hat ſich die Aufgabe geſtellt, dem Publicum die Kenntnis von Myſterien zu vermitteln, welche bisher in den Händen der orientaliſchen Spiritualiſten ruhten; und junge Männer von moderner Cultur verlegen ſich, nach kurzen Jahren literariſchen Studiums, mit aller Energie darauf, ſich in dieſer Richtung auszubilden und die Welt durch die Ausübung jener Wunderdinge zu verblüffen, die ſie aus den modernen Schriften und Lehren zu ſchöpfen vermögen.

Ich bin in Indien, ſomit in einer Gegend geboren, die für die Wiege aller ſpiritualiſtiſchen Wunder gilt, und habe mich ſeit meiner Kindheit lebhaft für alles intereſſiert, was mit der ſpiritualiſtiſchen Welt zuſammenhängt. Demgemäß wohl unterrichtet über dieſen faſcinierenden und umfaſſenden Gegenſtand, fühle ich mich berechtigt, einen Vergleich zwiſchen dem orientaliſchen und dem europäiſchen Spiritualismus von heute anzuſtellen, und — ſoweit ich dies vermag — die Beziehungen zwiſchen den beiden darzulegen.

Die orientaliſchen Philoſophen ſind ungemein vorſichtig in ihren Aeußerungen und haben deshalb nie ſo reichlich über den Gegenſtand geſchrieben, wie die Theoſophen des Weſtens; ſo hätte ich vielleicht das Recht, die Beziehungen der beiden Hemiſphären hinſichtlich dieſer Wiſſenſchaft in den folgenden Theilen auf das geringſte Maß zu reducieren. Die ſogenannten europäiſchen Spiritualiſten haben die Verantwortung auf ſich genommen, ſchwarz auf weiß auszuſagen, was ihre Brüder im Oſten zu leiſten vermögen, ohne viel danach zu fragen, aus welchen Quellen ihre Nachrichten gefloſſen. Selbſterkenntnis war und iſt der erſte Lehrſatz, der uns gepredigt wird, ſo richten wir unſer Augenmerk vor allem auf die Ausbildung des Geiſtes als des einzigen, das wir im höheren Grade beſitzen, als die übrigen Geſchöpfe. Der Unterſchied zwiſchen der indiſchen und der europäiſchen Civiliſation liegt zum größten Theil in der verſchiedenen Erziehung begründet; das heißt, die Inder haben ſich vor allem mit der Ausbildung ihrer inneren, die Europäer mit der ihrer äußeren Eigenſchaften beſchäftigt. Die indiſche Lehrmethode räumt ihren Jüngern nur wenig Zeit und müßigen Sinn zur Beſchäftigung mit ſocialen und politiſchen Fragen ein; darum ſind ſie in dieſer Hinſicht hinter ihren europäiſchen Rivalen zurückgeblieben, dagegen dürfen ſie ſich gegenwärtig des Beſitzes von Männern rühmen, die man in Europa für übernatürliche Weſen anſehen würde, ſo umfaſſend und wunderbar ſind ihre Kenntniſſe auf ſpiritualiſtiſchem Gebiete.

Ehe ich meine Leſer weiterhin durch die Wiederholung des Wortes „Spiritualismus“ verwirre, will ich verſuchen, eine Definition im orientaliſchen Sinne zu geben. Spiritualismus iſt die Lehre von der Anwendung unſerer unſichtbaren Kräfte, wie: Elektricität, Magnetismus u. ſ. w., und von den ſichtbaren Wirkungen dieſer verborgenen Gewalten. Durch die Unwiſſenheit der europäiſchen Schriftſteller bekam dieſe Wiſſenſchaft in den Sprachen des Weſtens keinen entſprechenderen Namen als „Spiritualismus“, welches Wort ſich von dem lateiniſchen „Spiritus“ herleitet, was Geiſt oder Geſpenſt heißt, und daher kam es, daſs ſie in den Ruf gerieth, ſich mit dergleichen zu befaſſen.

Da die Orientalen dieſe Wiſſenſchaft ſtets geheimnisvoll behandelten, ſo wurde ihr Name nie zu einem alltäglich ausgeſprochenen Wort in Indien; aber die, welche ſie [illegible] „Ved“, was „[illegible]“ bedeutet. [illegible]

in **ihren** Schriften in einem anderen Sinne erſcheint. Wir wiſſen ſehr wenig über den Urſprung dieſer Wiſſenſchaft, außer daſs ſie vor der chriſtlichen Aera in Indien ausgeübt wurde, worüber die Schriften über das „Yoga“ den Beweis erbringen. Dieſe Schriften werden gegenwärtig in die modernen Sprachen überſetzt und bilden die eigentliche Glaubensunterlage der europäiſchen Spiritualiſten, die bei jeder Gelegenheit einfach die Worte der alten Verfaſſer anführen, um ihren eigenen Lehren Nachdruck zu verleihen; wir modernen Inder aber, die wir uns mit dem Gegenſtand befaſſen, ſind der Anſicht, daſs die Leute, die über das „Yoga“ und dergleichen ſchrieben, nicht diejenigen waren, welche es ausübten, und daſs darum ihre Werke voll von Uebertreibungen und Unwahrſcheinlichkeiten ſind. Nicht weniger als etwa ein Zehntel unſerer Literatur iſt dieſem Gegenſtand gewidmet; aber was den Wert dieſer Schriften betrifft, kann ich aus eigener Erfahrung hinzufügen, daſs unter zweihundert ſolchen Recepten, die ich dem „Nagſh-i-Slemani“ und dem „Nagſh-i-Rahmani“ entnahm, nicht ein **echtes** zu finden war, obgleich ich alle bekannten Kräfte aufbot, um ſie genau auszuführen.

Allen Unſinn, den die orientaliſchen Belletriſten, in rein phantaſtiſcher Behandlung des Spiritualismus, ihren Schriften eingefügt, haben die europäiſchen Theoſophen überſetzt und verkünden ihn nun als Wahrheit. Infolge ihrer großen Verbreitung fanden jene Ueberſetzungen den Weg nach Indien zurück, und ſo geſchah es, daſs einige dieſer unglaublich lächerlichen Bücher in meinen Beſitz geriethen. Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich daraus, daſs Madras das Hauptquartier der theoſophiſchen Geſellſchaft ſei, welche dieſe Werke mit ſolchem Eifer verbreite und die ganze Welt mit Ausnahme Indiens verblüfft habe, durch ihre Enthüllungen über den Spiritualismus, der bis vor wenig Jahren in den entlegenſten Winkeln Indiens verborgen lag. Da ich getreulich an die Wunderthaten glaube, die man durch Ausbildung jener Kräfte auszuüben vermag, ſo reiſte ich nach Madras und begab mich in das Bureau der theoſophiſchen Geſellſchaft; aber ich konnte, ſo merkwürdig dies ſcheinen mag, dort kein einziges jener Lehrbücher bekommen, außer ſolchen über das Chriſtenthum und ſonſtige religiöſe Gegenſtände, die überall in Indien zu haben ſind. Seit ich in Europa war, habe ich wohl Bücher geleſen, welche von dieſer Geſellſchaft herausgegeben werden, in Indien aber nicht im Handel ſind. Woher das kommt? Wohl daher, daſs die Inder die orientaliſchen Schriftſteller — die echten, wie die betrügeriſchen — gut kennen, und es darum kein Intereſſe für ſie hat, ihre Werke in der Ueberſetzung zu leſen; denn viele jener Bücher, welche Europäern zugeſchrieben werden, ſind nichts weniger als Originalwerke. Man nehme z. B. Annie Beſants Buch: „Reincarnation“. Es iſt einfach die Ueberſetzung eines jener alten indiſchen Bücher, die gegenwärtig von dem „Arya Samaj“ von Lahore überſetzt werden. Viele derartige Bücher ſind äußerſt unvollkommen und voll von Geheimniſſen, deren Erklärung ſie dem Leſer ſchuldig bleiben, daſs ich oft in die Lage kam, gründlichen Forſchern den Gegenſtand auseinanderzuſetzen. Ich will nun erklären, warum die europäiſchen Spiritualiſten den einen oder andern Ort in Indien als Hauptquelle dieſer Wiſſenſchaft angenommen haben. Die betrügeriſchen orientaliſchen Schriftſteller ſchreiben die Ausübung dieſer Künſte ſtets ſolchen Leuten zu, die in den entlegenſten, den Reiſenden unzugänglichen Winkeln Indiens wohnen. So ſtand Hazara, wo ich geboren bin, in früheren Zeiten in hohem Rufe, die hervorragendſten Spiritualiſten zu beherbergen. Nun, wo in allen Theilen dieſes Landes Eiſenbahnen angelegt werden, ſind die falſchen Verkünder genöthigt, das Hauptquartier nach Thibet zu verlegen, wohin kein gewöhnlicher Reiſender dringen kann, da es dort nicht einmal Straßen gibt. Darum haben die thibetaniſchen Mahatmas alle Ausſicht, ſich ihres Rufes zu erfreuen, bis das gewaltige Dampfroſs und die Eiſenbahnen ihr Gebiet erobern. Ich möchte den Leſern hiemit nun begreiflich machen, daſs ſie romanhafte Schriften nicht für Wahrheit nehmen und die echte Wiſſenſchaft nicht nach abergläubiſchen Büchern beurtheilen dürfen.

Da der Raum beſchränkt iſt, muſs ich trotz der Weitläufigkeit des Gegenſtandes mich auf dieſe kurze Skizzierung des europäiſchen Spiritualismus beſchränken, um raſch zur Beſchreibung des im Orient geübten zu gelangen. Die Claſſe von Leuten, die man in Indien als Spiritualiſten bezeichnet, iſt geſellſchaftlich und im politiſchen Sinne der gerade Gegenſatz eines wahren Europäers. Sich mit der Kleidung und den geſellſchaftlichen Regeln befaſſen, heißt nach ihren Begriffen, die Zeit mit unnöthigen Dingen vergeuden. Sie verkehren ſehr wenig mit der bürgerlichen Geſellſchaft und ziehen ſich ganz in ſich ſelbſt zurück. Die Mehrzahl derer, die den wahren Spiritualismus ausüben, ſpricht nicht darüber, ſie ſchreiben keine Bücher und halten keine Reden über ſeine Lehren und Geſetze, ſondern üben ihre Kräfte nur dann aus, wenn die Umſtände es erfordern, ſie ſind ganz verſchieden von allen gewöhnlichen Leuten, und ihre Ideen ſind unerſchütterlich. Sie ſind ebenſo einfach in der Kleidung wie in der Nahrung, da es ihr Grundſatz iſt, mit allem zufrieden zu ſein, was ſich ihnen bietet.

Folgendes ſind die Grundideen der indiſchen Spiritualiſten: Jeder Theil [illegible] Eigenſchaften, durch die es anderen überlegen iſt, und [illegible], um ſich in jenen Eigenſchaften zu vervollkommnen. [illegible] z. B. der Hund durch ſeine Treue

Digitized by Google

und ſeine Intelligenz aus. Seine Ueberlegenheit beruht auf der Vervollkommnung dieſer Gaben, da er ſonſt ſeiner Stellung verluſtig wird. In ähnlicher Weiſe iſt der Menſch durch den Geiſt allen anderen Thieren überlegen, und ſo war die Ausbildung dieſer Gabe der Zweck ſeiner Erſchaffung. Er kann dieſen Geiſt entweder dazu anwenden, Verbeſſerungen in ſeiner Umgebung einzuführen und für ſein Behagen vorzuſorgen, oder dazu, ſeine geiſtigen und ſeeliſchen Anlagen zu entwickeln. Da aber das erſtere vergänglich und das zweite unvergänglich iſt, ſo iſt es ungleich rathſamer, das letztere zu erwählen.

Der menſchliche Geiſt ſteht über der ganzen Schöpfung; er iſt ein Theil jener geſetzgebenden Kraft, die man den Willen Gottes nennt. Das alte Wort, daſs Gott den Menſchen nach ſeinem Ebenbild erſchaffen, bezieht ſich nicht auf die äußere Geſtalt, da Gott keine ſolche hat, ſondern es bezieht ſich auf jene Kraft, welche wir Geiſt nennen, welche ſich bei keinem andern Geſchöpf findet. Der menſchliche Geiſt zerfällt in zwei Theile: Das höhere und das niedere Bewuſstſein. In das Gebiet des letzteren gehören: Klugheit, Gedächtnis u. ſ. w. Sollten wir uns mit dem Glauben begnügen, daſs dies die einzigen, dem Menſchen zuerkannten Gaben ſind, ſo finden wir ſie einzeln auch im Beſitz der verſchiedenen Thiere. Klugheit, Intelligenz und Gedächtnis beſitzen auch die Elephanten, die Hunde, und noch andere Thiere, während dem Papagei die Sprache gegeben iſt. Darum, wenn, wie wir glauben und wiſſen, der Menſch allen ſonſtigen Geſchöpfen überlegen iſt, ſo kann er dieſe Stellung nicht dem Beſitz des niederen Bewuſstſeins danken. Es muſs noch etwas anderes geben, und das iſt das höhere Bewuſstſein. Ueber den Urſprung und den Wert dieſer Kraft läſst ſich nicht viel ſagen. Es gibt noch mehr Dinge, wie Magnetismus und Elektricität, an deren Kraft wir glauben, deren Wirkung wir ſehen und deren Urſprung wir doch nicht kennen. Das höhere Bewuſstſein iſt eine ähnliche oder eigentlich mächtigere Kraft, mittelſt deren wir wunderbare Wirkungen erzielen können. Je mehr man dieſe Kraft ausübt, deſto näher kommt man dem Wiſſen von ihrem Urſprung und ihrer Macht.

Höheres Bewuſstſein iſt ein Auge, deſſen Blick die ganze Schöpfung durchdringt, und deſſen Wink alle Geſetze der Natur gehorchen. Je mehr wir uns der Ausübung des niederen Bewuſstſeins hingeben, deſto geringer wird unſer Zuſammenhang mit dem höheren Bewuſstſein. Des Nachts, wenn wir ſchlafen und unſere Sinne ſchlummern, dann führt uns das höhere Bewuſstſein die Bilder der Vergangenheit und Zukunft vor. Nach der myſtiſchen Auffaſſung iſt unſer niederes Bewuſstſein ein Spiegel, in dem wir den Widerſchein der von dem höheren Bewuſstſein hervorgerufenen Bilder finden, und ſo ſchwanken die Geheimniſſe der Wahrheit gleich den Wellen eines Waſſerſpiegels, und ſo geſchieht es, daſs man irrthümlich das Unwirkliche für Wirklichkeit nimmt. Es gibt viele unter uns, denen dieſe nachtſchwarzen Verkündigungen nicht wahr erſcheinen, aber der Sinn der Menſchen iſt verſchieden; die Flecken der Sünde und der Schuld, die den Spiegel des Bewuſstſeins trüben, laſſen ſelbſt den Widerſchein eines ſchönen Antlitzes abſchreckend erſcheinen. Da die, welche dieſe Wiſſenſchaft lehren und ausüben, ſo ſehr gegen die Verbreitung und Verallgemeinerung ſind, ſo iſt es ſehr ſchwer ein Bild von der Ausdehnung und Wirkſamkeit des Spiritualismus in Indien zu geben; aber ich will eine kurze Beſchreibung jener Occultiſten verſuchen, die das Bergland von Hazara und die Sandwüſte von Sindh bewohnen. Es gibt weder Collegien noch Schulen zum Erlernen dieſer Wiſſenſchaft, noch gibt es einzelne Perſonen, die öffentliche Vorträge darüber halten. Es iſt eine in der dortigen Bevölkerung wohlbekannte Thatſache, daſs ein Spiritualiſt, falls man ihn bei der erſten Begegnung über ſeine Wiſſenſchaft befrägt, ſicherlich eine verneinende Antwort ertheilt. Sie glauben, daſs nicht jeder Geiſt geeignet iſt, ſpiritualiſtiſche Lehren aufzunehmen und auszuüben, und daſs deshalb deren Verbreitung der großen Geſammtheit ſchädlich iſt. Es beſtehen auch dort, wie in Europa, Zweifel an ihrer Wiſſenſchaft; es ſind Fälle vorgekommen, wo die Experimente unerfahrener Leute das Leben anderer in Gefahr gebracht haben. Die orientaliſchen Spiritualiſten prüfen deshalb nicht nur die geiſtigen Fähigkeiten, ſondern auch den Wert und die Charakteranlagen ihrer Schüler auf das vorſichtigſte, denn der Spiritualismus iſt eine gefährliche Waffe, wenn man ſie einem Gewiſſenloſen in die Hand gibt, der ſie am Ende nur zu üblen Zwecken benutzt. So könnte z. B. das Gedankenleſen, das vor Jahren in Europa für unmöglich galt, und nun, ſeit eine Dame es kürzlich in London erfolgreich ausgeübt, zu einer erwieſenen Thatſache geworden iſt, in den Händen eines gewiſſenloſen Menſchen oftmals die ſchlimmſten Folgen haben. Es iſt eine den Spiritualiſten wohlbekannte Thatſache, daſs die Gedanken eines Menſchen, ehe ſie in Thätigkeit treten, im Luftraum ſchweben und nach gewiſſen Geſetzen leicht geleſen werden können. Trotz aller Vorſichtsmaßregeln, welche die Lehrer des Spiritualismus anwenden, hat eine gewiſſe Claſſe von Leuten in Hazara übeln Gebrauch davon gemacht. Vor nicht ſehr langer Zeit machte das indiſche Publicum mit Entſetzen die Entdeckung, daſs es eine Secte in ſeiner Mitte gebe, die es mittelſt unbekannter Kräfte vermöge, bei ihren Opfern willkürlich Krankheiten hervorzurufen. Ihre Mitglieder nannten ſich ſelbſt „Diener der Gerechtigten" und ſtraften jedermann auf die Anklage eines anderen hin, daſs er ein Unrecht an ihm verübt habe. In dieſer Weiſe wurden viele Scheußlichkeiten begangen und der Magie zugeſchrieben, was eine andere, böſen Zwecken geweihte Form von Spiritualismus iſt.

Zu allen Zeiten kamen Leute aus den entlegenen Dſchungeln von Hazara und Sindh, die Tauſende von Kranken von ihren Gebrechen heilten. Das Curieren von Krankheiten auf ſpiritualiſtiſchem Wege iſt in Europa nicht ſehr gebräuchlich, aber immerhin weiſen die hypnotiſchen Behandlungen in den Pariſer Spitälern den Weg zu jenen herrlichen Werken der Menſchlichkeit, welche in Indien täglich vollführt werden. Die mediciniſche Welt konnte ſich niemals rühmen, den Wahnſinn zu heilen. Keine der großen Irrenanſtalten, in denen Millionen zum Beſten ihrer unglücklichen Inſaſſen verausgabt werden, kann denſelben dauernde Befreiung von ihren Leiden zuſagen. In Indien kommen, obwohl es dem Aequator ſo nahe liegt, faſt gar keine Geiſteskrankheiten vor, und die Mehrzahl der wenigen ſich ereignenden Fälle werden von den Spiritualiſten behandelt und geheilt. Obwohl es manchem ſchwer wird, daran zu glauben, iſt es eine auch in Europa bekannte Thatſache, daſs die Geſellſchaft und der in wohlthätiger Abſicht ausgeübte Einfluſs eines andern von der größten Wirkung auf Kranke dieſer Art ſein kann. Dieſe Behauptung läſst ſich leicht begründen durch die Thatſache, daſs der menſchliche Geiſt der Herd all' dieſer Leiden iſt, und da er den ausſchließlichen Gegenſtand des Studiums für die Spiritualiſten bildet, ſo müſſen ſie beſſer als jeder andere verſtehen, ihn zu behandeln und zu heilen. Als Beweis für meine Ausſage gebe ich im folgenden einen wörtlichen Auszug aus dem „Paiſa Akhbar" — einem der hervorragendſten indiſchen Blätter — vom 19. December 1896.

„Am 30. November ſtarb zu Sakkar im Alter von vierzig Jahren der Pir (das iſt: das Oberhaupt der mahomedaniſchen Spiritualiſten) Syed Gokar von Sindh. Er hat dreimalhunderttauſend Kranke verſchiedenſter Art geſund gemacht."

Da die europäiſchen Spiritualiſten den Vegetarianismus predigen, ſo iſt es nothwendig, die Anſichten der indiſchen Spiritualiſten über dieſen Punkt auseinanderzuſetzen.

Da dieſelben, wie ich ſchon früher geſagt, keinerlei Wert auf das Eſſen legen, ſo geben ſie auch keine beſtimmten Geſetze darüber; aber während der Zeit, in der ſie ihre Kunſt ausüben, leben ſie von Milch und nehmen keine feſte Nahrung irgendwelcher Art zu ſich. Und wenn ſie kein Thier tödten, ſo geſchieht es aus dem Grunde, weil ſie ſich dadurch der Mittel berauben würden, die dieſes Thier gegeben hätte. Würden wir deshalb kein Thier zu Nahrungszwecken tödten, weil es ein der menſchlichen Art verwandtes Geſchöpf iſt, dann hätten wir allen Grund, auch das Pflanzenreich mit einzubeziehen. Thiere wie Pflanzen haben die gleichen Sinne; man nehme z. B. die Mimoſe: bei der geringſten Berührung verwelken ihre Blätter, und es gibt noch viele andere, welche die gleiche Empfindlichkeit gegen Berührung zeigen. Ebenſo haben gewiſſe Pflanzen den Sinn des Gehöres. Beim Schall des Donners ſprengen die „Chholas" ihre Knoſpen und gehen zugrunde; auch der Reis wird auf dieſelbe Weiſe vernichtet. Ebenſo haben andere unzweifelhaft den Sinn des Geſichtes. Man beobachte z. B. die Wirkung des Blitzes auf die Bäume und alle Pflanzen. Ebenſo können andere nicht im Dunkel leben, ſondern bedürfen des Lichtes. Reiſende, welche die indiſchen Dſchungeln durchſtreiften, geriethen oft in höchſtes Erſtaunen über eine ſanfte und harmoniſche Muſik, welche die Blätter der „Sero-Bäume" hervorbringen. Es gibt auch eine andere Abart dieſer Gattung von Bäumen, welche, wenn es ihnen an Waſſer gebricht, einen pfeifenden Ton von ſich geben; alſo beſitzen die Pflanzen ebenſo wie die Thiere die Fähigkeit, Laute auszuſtoßen. Sie wachſen und ſterben auch wie die übrigen Thiere, und bedürfen ebenſo der Nahrung. Als Beiſpiel dafür, daſs ſie ſich ihre Nahrung zu verſchaffen wiſſen, diene der „Bar-Baum": wenn ſeine Wurzeln nicht genügende Nahrung auffangen können, ſo ſprießen neue Wurzeln aus den Zweigen, ziehen ſich dorthin, wo Waſſer iſt, und pflanzen ſich dort ein, um dem Baum neue Kraft zuzuführen.

Wie dieſe Thatſachen beweiſen, ſtehen die Pflanzen den Thieren gleich, und ich darf demgemäß wohl ſagen, daſs nach dem Glauben der indiſchen Spiritualiſten die Pflanzen ſo gut wie alle anderen Geſchöpfe der organiſchen Welt Seelen haben, daſs aber der Menſch, weil er Verſtand beſitzt, ihnen allen überlegen iſt, weshalb er ſich ihrer aller nach ſeinen Bedürfniſſen bedienen darf.

Lahore (Indien). Zeaeddin Atmal.

Guſtave Geffroy.*)

Ein edles Buch, [illegible] mit leuchtender Begeiſterung für einen Märtyrer der Freiheit, [illegible] mit mitleidiger Verachtung gegen die kurzſichtig undankbare Menge. Ein Buch, welches mit bedeutender pſychologiſcher Macht die [illegible] eines Charakters durchführt, der, von den Zeitgenoſſen unverſtanden und [illegible] [illegible]

Es iſt die [illegible]

Digitized by Google

Geffroy hier mittheilt. Und unzertrennlich mit ihr verwoben die Geſchichte Frankreichs vom Jahre 1793 bis zum Jahre 1880.

Wieſo iſt Guſtave Geffroy, der feinſinnige Kunſtkritiker, der ſtille Beobachter intellectueller Evolutionen, zu dieſem Thema gelangt? Er, der ſtets die Politik gemieden, der den Contact mit der Außenwelt möglichſt dämpfte, wieſo iſt er plötzlich der Chroniqueur düſterer Verſchwörungen, blutiger Kämpfe geworden? Die Antwort findet derjenige leicht, welcher Geffroys ſchriftſtelleriſches Wirken genau verfolgte. Er war von jeher ein Oppoſitioneller, ein Feind der ſocialen Lügen, ein Verächter billiger Erfolge. Aus ſeinen geſammelten Kunſtkritiken*) löst ſich eine Atmoſphäre des Kampfes. Er kämpft für die Künſtler, deren Empfindungsleben, deren Ausdrucksweiſe nicht nur nicht verſtanden, ſondern verlacht und verhöhnt wurden. Er erkennt in ihnen die Träger neuer mächtiger Gedanken und verfolgt mit wahrem Haſſe dies träge, leichtgläubige Publicum und die engherzigen Hüter ihrer materiellen Intereſſen, die Coterien der Modekünſtler. Rodin, Carrière, Monet, Raffaelli, Pizzaro, Degas 2c. 2c. erklärt, vertheidigt er unablässig. Er wiederholt ihre Namen in unzähligen Artikeln, er preist ihre Werke, stellt ihre Ziele, ihre Ideale dar. Was ihn aber am stärksten hinzieht zu ihnen und ſie ihm ſo wert macht, iſt die unbeugſame Art, mit der ſie lieber Noth und Armuth ertrugen, als daſs ſie die geringſte Conceſſion gemacht, das leiſeſte Entgegenkommen gezeigt hätten. Er weiß, aus dieſem Stoff ſind diejenigen gemacht, welche der Zeit ihre Prägung geben. Aus ſolchen Empfindungen löſen ſich naturgemäß auch ſociale Gedanken allgemeiner Art. So ſehen wir Geffroy für die Abenduniverſitäten Propaganda machen, welche es dem arbeitenden Volk ermöglichen, ſelber ſich ſeinen Theil am Genuſſe der Kunſtſchätze zu holen; ſo hören wir ihn in einer „Etude sociale du Café Concert" eine formidable Anklage erheben gegen die jetzige Geſellſchaft, welche den Arbeitenden keinerlei geiſtige Förderung, keinerlei Unterhaltung höherer Art bietet und ſie am Feierabend ins Tingl-Tangl, in die Branntweinſtube treibt.

Es iſt alſo nicht ganz unverſtändlich, wie es kam, daſs Geffroy, der ſtille Denker und Beobachter, und Blanqui, die thatendurſtige Feuerſeele, zuſammentrafen.

Tiefes Mitleid mit der Menſchheit, das Streben, ihr Los zu verbeſſern, ihr Selbſt zu befreien, bewegt beide. Daſs nun einer ſo unſagbar gelitten, um dieſe Ideen zum Durchbruch zu bringen, wollte Geffroy verkünden.

So begann er bereits vor zehn Jahren das Werk, welches jetzt erſchienen. Damals lebte noch die Schweſter Blanquis, Frau Antoine, welche ihm wichtige Mittheilungen machte. Schritt für Schritt verfolgte nun Geffroy den Lebenslauf Blanquis. Er ſuchte die Stätte ſeiner Kindheit auf, folgte mit minutiöſer Genauigkeit ſeinem Entwicklungsgang, beſuchte die Gefängniſſe, in welchen er geſchmachtet, verkehrte mit den Wärtern, die ſich Blanquis noch entſannen. Er durchforſchte die Papiere, die er hinterließ, veröffentlichte ſchriftſtelleriſche Fragmente von großer Bedeutung, verſenkte ſich ganz in das Gewebe dieſer hohen Intelligenz.

Wie ein Roman lieſt ſich die Schilderung der vier Revolutionen, die Blanqui mitgeſchmiedet und miterlebt hat. Und auch wie im Roman ſchlingt ſich durch die großen Züge der Begebniſſe eine kleinere, ſtille Nebenhandlung. Die Liebe Blanquis zu einem halbwüchſigen Kinde, das zum Mädchen erblüht, ſeine Frau wird, zwei kurze, ſelige Jahre an ſeiner Seite verlebt; von der er losgeriſſen wird, um im Kerker von Mont Saint Michel zehn Jahre zu ſchmachten. Er ſollte ſie nie wiederſehen — nach einem Jahre ſtarb ſie dem lebendig Todten nach.

Es iſt nicht möglich, in dieſen kurzen Zeilen ein Bild des ſtets Beſiegten, nie Ueberwundenen zu geben. Geffroy erklärt dieſen complicierten, ſcheinbar widerſpruchsvollen und doch ſo hartgeſchlagenen Charakter ſozuſagen auf naturwiſſenſchaftlichem Wege. Durch die Vererbung, durch das Milieu, durch die Wucht der Ereigniſſe und auch durch die allgemeine Evolution des menſchlichen Geiſtes.

Der Verſchwörer, der Barricadenmann glaubt ſelbſt nicht an den Erfolg eines Umſturzes durch Straßenkämpfe. Es iſt ſeine innerſte Ueberzeugung, daſs der ſociale Begriff von Gleichheit und Harmonie, die er anſtrebte, nur durch die große Frage der ſittlichen Erziehung, der Bildung des menſchlichen Geiſtes, zu löſen ſei. — Die furchtbare Reaction aber, die geiſtige Knebelung, welche [illegible] das Jahr 1848 vorbereitete, erzeugte die geheimen Geſellſchaften [illegible], als deren Urheber Blanqui [illegible] wurde.

[illegible]

*) [illegible]

durch die Raſchheit der Ereigniſſe, die ſich vollzogen. Sie ſammeln ihr Erinnern und ſtreben, den jähen Umſchwung des Vorabends in beſtimmte Begriffe zu faſſen. Die Enthuſiaſten, welche die Straßen durchliefen, die Peryſtile der Paläſte ſtürmten, Hoffnung und Triumph gen Himmel ſchrien — ſie ſind ſchwindlig vom Sieg, betäubt durch den Aufruhr. Ihr Körper iſt geſchwächt und müde, ihr Geiſt erſtarrt durch ſchmerzhafte Ueberanſtrengung. Sie fühlen ſich zerſchlagen wie nach einem ſchweren Rauſch, nach einer wüſten Orgie, und fragen erſtaunt, welchen Schaumwein von Illuſionen ſie getrunken, der ſie erfüllte mit heißem Jugendtaumel. — Die Energie verrinnt in Betrachtungen, das Wollen zeugt keine Handlung, die Schauſpieler werden wieder Zuſchauer. Sie glaubten ein ganzes Stück aufzuführen — und hatten eben nur den Prolog zu ſprechen.

— — — — — — — — — — — — — —

Eine andere Truppe kommt heran, die während des Tumultes ſtill beiſeite geſtanden und nun ermuthigt wird durch den Mangel an Zähigkeit und Ausdauer der Hitzköpfe. Dieſe neuen Männer werden die Unordnung ordnen und alles wieder an ſeinen Platz ſtellen, nichts ändernd als einige Etiketten. Das ſind die Schlauen, die Aengſtlichen, die Vorſichtigen; es ſind die Gerichtsboten, die Notare, die Advocaten, die Speculanten, welche Revolutionen liquidieren. Sie haben ſchon von Geburt an den Sinn für's Regieren, ſie kennen das feſt eingreifende Räderwerk, das thätige Getriebe der Staatsmaſchine, ſie kennen den Wert der leiſen Vorſtöße, der nutzbringenden Conceſſionen, und ſie wiſſen, daſs man ſich wohl hüten muſs, den Gang der Dinge, das Los der Menſchheit irgendwie ändern zu wollen. Ihre Ausdrucksweiſe iſt gewichtig, ihr Benehmen ernſt und feierlich, und ihre Verſicherung, ſie ſeien Auserwählte und Unanfechtbare, findet unbedingten Glauben.

Wenn der heiße Kampf vorüber, der Thron geſtürzt iſt, dann ſind ſie diejenigen, welche die herrſchenden Claſſen durch Placate, Anſchläge und Decrete beruhigen. Und die Kämpfer von geſtern, heute wieder gemüthliche Straßenbummler, leſen dieſe Enunciationen mit wohlwollender Gutmüthigkeit."

Niemand hat mehr als Blanqui die Richtigkeit dieſes Axioms erfahren. Die Folge davon war, daſs er verbittert die Menſchen aufgab. Starr, miſstrauiſch, unzugänglich, verſenkte er den Glauben an ſeine Ideale tief in ſeine Seele.

Eingemauert in eiſigen Kerkerzellen, gemartert durch Einſamkeit, gequält von Elend und Entbehrung, bewahrte er mit eiſernem Willen die Spannkraft ſeines Geiſtes. Er lenkte ſeine Gedanken in unperſönliche Bahnen, er abſtrahierte von ſeinem Selbſt und war den Unterdrückern gefährlicher in ſeiner Zelle als auf den Barricaden. Er ſchrieb dort ſeine großen ſocialpolitiſchen Enunciationen, die eine bewegende Kraft bleiben werden, und an der letzten Halteſtelle ſeines Lebens angelangt, als er, ein Siebzigjähriger, in Fort Mont-Taureau in einem Verließ durch fünf Jahre ſchmachtete, da dichtete er eine der ſchönſten Hymnen der Menſchheit „Die Ewigkeit in den Sternen".

So verſteht man, daſs Geffroy trotz der objectiven Kritik, ungeachtet der offenen Beurtheilung aller Fehler, aller Irrthümer, die Blanqui begangen, bewegt ſagt: „Nein, dieſes übermenſchliche Daſein ſelbſtgewählter Leiden, hingebender Opfer, ſolch ein Leben kann kein verlorenes ſein. Zwei Gefühle herrſchten gleich ſtark in ſeinem Innern: die Ergebung und die Empörung. Für ſich ergeben — Empörer für die Geſammtheit. Er gab ſein Theil an Glück hin, verlangte keine Abſchlagszahlung im Leben. Er iſt größer als die Märtyrer, die Heiligen der Religionen, welche nur leiden und ſterben in der Gewiſsheit eines künftigen Lebens, eines Paradieſes. Er will nicht getröſtet, nicht belohnt werden. Stolz erfüllt er ſeine Beſtimmung, ohne an die Vergeltung zu glauben. Er iſt der Helden-Typus unſerer Zeit, eins mit den Idealen des Jahrhunderts, eins mit ſeinem Menſchenthum."

B. Zuckerkandl.

Die junge muſikaliſche Generation in Böhmen.

In der czechiſchen muſikaliſchen Welt ertönte am 10. November 1896 ein ganz neues, hohes, ſchrilles Signal und alarmierte das geſetzte und ſociale Prag, daſs es zu einem faſſungsloſen und bizarren Haufen wurde. An dem Tage drangen nämlich ſechs bis jetzt unbekannte und vielleicht abſichtlich ungekannte muſikaliſche Individuen, von denen ſich ja manches früher umſonſt bemühte, die Aufmerkſamkeit verſchiedener Jurien — wie der czechiſchen Akademie — und der Concertdirectionen auf ſich zu lenken, mit ihren Compoſitionen an den Tag. [illegible]

die ſogar durch das Rudolfiner-Concert eine richtige Blamage erlebten. Denn es ſtellte ſich heraus, daſs man da gut befiederte, flügge Vögel in Feſſeln gehalten hatte.

Aber die Sache hat noch einen tieferen Kern, und das iſt der Grund, weswegen wir hier über die jüngere muſikaliſche Generation ſchreiben. Es handelt ſich nicht nur um einen bloßen Proteſt einiger Componiſten, die man nicht an's Tageslicht laſſen wollte, es handelt ſich nicht um Perſonen, es handelt ſich um die künſtleriſche Richtung und Ideenfärbung dieſer Bewegung. Und ſie hat wirklich eine ziemlich beſtimmte und wiſſentlich aufgetragene Farbe. Es iſt keine bloße perſönliche, ſondern auch eine principielle Oppoſition.

Die junge Bewegung reagiert nämlich wiſſentlich gegen einen ſonſt recht geiſtreichen und gebildeten, auch in der Fremde bekannten, aber im Kern wenig innigen und elementaren Componiſten, gegen H. Zdenko Fibich, und knüpft an ſeine Vorgänger Smetana und Dvořák an, die ihr die geſunde, ſchöpferiſche, elementar-nationale Richtung repräſentieren. Herr Fibich iſt ihnen ein raffinierter Wagner-Epigon, der das ſchöpferiſch Spontane durch Kenntniſſe und Combinationen erſetzt ... er iſt ihnen eher ein Virtuos als Künſtler und Schöpfer.

Herr Fibich wird in Böhmen häufig für den fortſchrittlichſten und modernſten Künſtler, für den Hauptförderer Smetana'ſcher Intentionen gehalten. Wir glauben, daſs dies ein ausgeſprochener Irrthum iſt, hervorgerufen durch die ſchlechte Auffaſſung Smetanas und ſeiner Ziele, ein Miſsverſtehen, das Smetana gleich anfangs in ſchlechtes Licht ſtellte und ihm zuhauſe manche leere Wortfeindſchaft verurſachte, und das uns bis heute die Perſpective der Weiterentwicklung der czechiſchen Muſik und ihrer Gefühle verdirbt und verwirrt.

Man ſtützte und vertheidigte Smetana durch Wagner. Man begründete Smetanas Reformen durch die Wagners, und die Siege Smetanas in Böhmen wollte man durch den Sieg des Wagnerianismus in Deutſchland entſcheiden. Zwiſchen Smetana und Wagner wurde ein logiſches Gleichheitszeichen geſetzt. Smetana repräſentierte zuhauſe dieſelben Ideen, denen in Deutſchland Wagner zum Siege verhalf.

Dieſes Manöver war aber deswegen unglücklich, weil es in einer Fiction begründet war. Zwiſchen Smetana und Wagner ſind zwar gewiſſe Analogien (nichts mehr), die aus Beider reformatoriſchen Stellung den einheimiſchen Spießern und Pedanten gegenüber fließen, aber ſonſt iſt Smetana durch ſein Weſen, den Kern ſeiner Kunſt, eine ganz eigene ſelbſtändige Erſcheinung, die ſich diametral von Wagner unterſcheidet, ja die in vielen gewichtigen Punkten Wagners Antipode iſt, wie heute die Kritik, inſoferne ſie Smetana erkennt, anerkennt; zwiſchen Smetana und Wagner ſind, ich wiederhole es, bloß einige äußerliche Analogien. So iſt es z. B. richtig, daſs beide nationale Kunſt anſtrebten, daſs beide durch ihr Werk den pſychiſchen Nationaltypus zu realiſieren ſuchten; nicht nur zu einem künſtleriſchen, auch zu einem culturellen Typus das Deutſchthum auszugeſtalten, das war Wagners Ideal. Und ähnlich träumte Smetana von der czechiſchen Kunſt. Aber jeder wollte anders — nach ſeiner Art — ſeine in der letzten Urſache ethiſchen und philoſophiſchen Ideen muſikaliſch realiſieren.

Smetana iſt ganz anders in der Methode ſeiner Kunſt, in ſeinen Elementen und in Structur. Es iſt ein ganz anderes Temperament, ein ganz anderer pſychologiſcher Charakter, ein ganz anderer vonwegen der Raſſe ſeiner Seele und ſeines Genies. Seine Kunſt iſt in den Elementen rein czechiſch, hat ihren Saft aus dem Mark des Volkes. Sie hat deſſen Lebhaftigkeit, Sanftheit, Elementarkraft. Die Wendungen ſeiner Kunſt, ſeine Tropen und Figuren möchte ich ſagen, ſind national, durch den Stil national. Smetana ſteht in einem naiveren und unmittelbareren Verhältnis zur nationalen Pſyche als Wagner, der, wie ich es benennen würde, ein Reflexionsdeutſcher iſt, nur in der ſymboliſchen Deduction. Ein beſchreibender Pſycholog könnte hier durch eine rein fachmänniſche Analyſe nachweiſen, was ich nur angedeutet habe.

Eine andere Analogie zwiſchen Wagner und Smetana war die Reform der Oper, die Beidramatiſierung der Oper, ihr feſterer logiſcher und dramatiſcher Zuſammenhang, die Erweiterung der Bedeutung des Orcheſters und Aehnliches. Darin übernimmt Smetana manches von Wagner, aber dieſe Linien ſind ſo breit und elementar, daſs ſie zur Charakteriſierung Smetanas als Wagnerianer durchaus nicht ausreichen. Als Muſiker iſt Smetana in ſeiner künſtleriſchen Methode, in ſeinem Stil und in ſeinem pſychologiſchen Charakter auch in der Oper ganz und gar er ſelbſt. Und er war ſich deſſen auch bewuſst: „ich habe mit dem Smetanismus zu viel zu thun, als daſs ich mich mit dem Wagnerianismus kümmern konnte“, ſchrieb er ſelbſt.

Und dieſer durch und durch individuelle Geiſt wurde in Böhmen aufgefaſst, begriffen und vertheidigt nur sub specie Wagner. Daher dann die übrigen Miſsverſtändniſſe. Nach Smetana trat als größte, intereſſanteſte, dramatiſche Erſcheinung H. Zdenko Fibich auf, der einmal in der That ein echter Wagnerepigon, der als Muſiker in Stil und Methode von Wagner abhängig war, mit Wagners Mitteln und Structur, mit ſeinen Finteſſen und Manieren arbeitete. Smetanas ſchlechte Auffaſſung führte zu einem weiteren Irrthum. Herr Fibich wurde, obzwar ideell verſchieden und principiell weit abgewendet von Smetana, als ſein ihn vervollkommnender Nachfolger aufgeſtellt und erklärt, weil er vermeintlich denſelben Reformweg einſchlug, den einſt Smetana gegangen ſein ſoll, den des Wagnerianismus.

So bildete ſich, heute faſt ein czechiſches Dogma, die Legende von H. Fibich als dem modernſten und vorgeſchrittenſten Künſtler kat'exochen, als dem Nachfolger und Beſieger Smetanas. Ich beſtrebte mich hier, ihre Geneſis darzulegen und zu zeigen, auf welch irrigen Vorausſetzungen und bildlichen Fictionen ſie aufgebaut wurde.

Und gegen dieſe Legende, gegen dieſe Fiction war das erſte Auftreten der jungen czechiſchen, muſikaliſchen Seceſſion gerichtet. Die Rückkehr zu Smetana und Dvořák, über Fibich und gegen ihn. Die Rückkehr zur elementaren Kunſt, der warmen, ſpontanen und nationalen, gegen und über die ſcholaſtiſche Muſik-Dialektik, gegen das mühſam combinierte Epigonenthum und Dilettantenthum. Das iſt die geiſtige und künſtleriſche Marke, die ſich die junge muſikaliſche Generation in einigen Manifeſten aufprägte und die ſie mit ihrem erſten Auftreten im Rudolfinum am 10. November des vergangenen Jahres beſtätigte.

An allen dieſen jungen Componiſten war ganz deutlich dieſe unſerer Meinung nach übrigens berechtigte Reaction zu bemerken. Das Streben nach beſonderer muſikaliſcher Fülle und Kraft, nach nationalem Farbenreichthum und dem elementar Spontanen. Man ſieht, daſs ſie an die ſpecifiſche Schönheit der Muſik glauben, daſs ſie ſich das Gebot: gebet der Muſik, was ihr gebürt, vergegenwärtigten. Bunt, ſatt und warm iſt die Kunſt, die ihnen vor den Augen ſchwebt, und zu der ſie hinarbeiten.

Von den ſechs Componiſten des erſten Abends waren die am höchſten ſtehenden die Herren Lošták, Bautzký und C. M. Hrazdira.

Herr Lošták, der als erſter den Kampf aufnahm, gewann für denſelben junge Talente und realiſierte durch ſeine Energie glücklich die Seceſſion. Er entſchied auch den Sieg des Abends. Er eröffnete den Wettſtreit mit einem muſikaliſchen Epos in 5 Sätzen, wie er ſeine Compoſition nennt, mit dem „Siegeslied“. Es iſt dies ein inhaltsreiches, über eine Stunde dauerndes, inſtrumentales Werk von feſter Gefühls- und dynamiſcher Logik. In fünf Sätzen malt der Autor die jahrelange Geſchichte der großen und betrogenen Schöpfungsſehnſucht, den Streit zwiſchen dem naiven Inneren und dem kühlen, objectiven Aeußeren, der die Innigkeit der Sehnſucht ſchon im Traume mit einem kalten Guſſe zutode peitſcht. Die erſten Schläge eines Idealiſten, der erſte Fall vor der Feſtungsmauer, vor der uneingenommenen Feſtung. Im erſten Bilde „Heldenträume“ rüſtet ſich der Held zum Kampf, den Kopf mit Träumen gefüllt. Feſt wie ein Fels, naiv wie ein Kind. Ganz in die Zukunft vertieft. Was tönt ihm aus ihr entgegen? Eine mächtige, weiße, metallene Hoffnung, aber wie eine Vorausſagung der kommenden Niederlage und des Betruges ertönt darin zugleich der rauhe, hohle Ton des Zweifels. Das zweite Bild „Das Nachdenken im Freien“ iſt fein durchgearbeitet, weich, fadenfein, voll vom ſtillen Grün und flüſternden Morgen, künſtleriſch wohl die höchſte und intimſte Nummer der Arbeit. Der Dichter überträgt in die Natur, was in ſeiner Seele dahinrauſchte. Er geht zu ihr in der naiven Illuſion, ſich an ihrer Bruſt dem Träumen hingeben zu können, wie an der Bruſt ſeiner Geliebten. Er ahnt nicht, daſs ſie im Kern gleichgiltig iſt, und daſs es die eigene Muſik des an die Schläfen anſchlagenden Blutes iſt, und nicht ihr Widerhall, was er in ihr hört. Der dritte Satz: „Der Kampf um das Ideal“, emphatiſch erregte Angriffsmuſik. Das Erſteigen der Mauern. Ein Aufſchwung und ein Fall. Skepſis, Kritik, Hohnlachen vonſeiten der fremden, gleichgiltigen Welt. — Erneute Begeiſterung, erneutes Gelächter. — Das vierte Bild: „Am Sarge der eigenen Träume“. Verloren. Gegen den Himmel liefen wir Sturm, im Kampfe blieben wir zwiſchen Himmel und Erde hängen. Es iſt vollbracht. In hohlen Tönen geht's herab, immer herab. Ein in Tönen gemaltes Nirwana. — Es ächzt, ſtöhnt, es zerfällt im Orcheſter. Eine Parodie des erſten Glaubens. Ein Begräbnis mit Geſang, mit einem knirſchenden Sarge, der noch dem Sterben widerſtrebt wie das Leben, das ſeinen Brettern zu entweichen trachtet. Das fünfte Bild: „Trotz und Erinnerungen“. Nein, es iſt kein ganzer Tod. Noch glimmt die Kohle, noch können wir die erſtarrten Hände daran wärmen. Der Trotz, der echt czechiſche Trotz, der alles bezwingen will, auch den Tod, und mit dem Kopf die Mauer einrennen will, dieſer Trotz wird im Geiſte des Componiſten zu einem mächtigen Sturm erregt, um gleich wieder von Sehnſucht [illegible] zu werden.

Es iſt wahr, die urſprüngliche Kraft iſt es nicht, es iſt nicht der naive Glaube, aber ein Erſatz dafür: ein nüchterner, geſchmiedeter Schild. Am Feuer der Erinnerungen, das vor ihm flackert und klagt, ſchmiedet ſich der Dichter eine neue Rüſtung. Das ganze Epos des erſten, [illegible] Zuges lebt wieder. Das Feuer [illegible] und flackert, und bald iſt der [illegible]. Und in ſeinem Scheine zum neuen Angriff!

Das iſt die [illegible], aber dieſer Arbeit [illegible] logik. Eine thematiſche Arbeit, [illegible] ungewöhnlicher [illegible] Einheitlichkeit, farben[illegible] Das ganze [illegible] [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Seine ſymphoniſche Sonate für Streichorcheſter beſitzt zwar nicht das Pathos des Herrn Lešták, aber dafür Eleganz und kokette Grazie. Man fühlt ſogleich, daſs das Gebiet Bautlýs ein engeres iſt, und daſs ſeine Force die detaillierte Ausarbeitung iſt, manchmal in zu ſehr minutiöſen Spitzen. Man ſieht auch, daſs er ſeinen Bach genau kennt, daſs er ein geſchulter Contrapunctiſt iſt, der ſeinen Einfall manchmal zu ſehr liebkost. —

Der Mährer E. M. Hrazdira endlich lieferte eine ſehr anſehnliche und wertvolle Probe. Eine reizende, noch etwas ungehobelte Erſcheinung, aber mit Anläufen zum geſunden, ehrlichen Componiſten, der herzlich und aufrichtig ſpricht.

Das wäre ſo das Reſultat des erſten Abends der jungen Generation. Gewiſs ein ehrenvolles und, hoffentlich in mancher Hinſicht, regenerierendes für die czechiſche Muſik von heute.

Prag. F. X. Šalda.

Pariſer Brief.

(Vom Pariſer Chanſon und anderen Dingen.)

Wenn ich von Paris rede, klingen mir die Ohren voller Melodien. Aus jedem Chantant, Cabaret und von der Gaſſe her fliegen dieſe leichten, heiteren, oft tiefergreifenden Weiſen einem zu und rumoren einem im Kopfe herum. Man kann ſie von der Erinnerung an die Stadt gar nicht trennen. Sie ſind eins mit den anmuthigen und zierlichen Bildern der Straße, den großen, freien Plätzen, auf welchen Menſchen und Wagen wie kleine Käfer eilig hinzappeln, den Kirchen mit den ſchlanken Thürmen und den heiteren Brunnen, welche an die Straßenperſpectiven hingeträumt ſind, den leichten, in den Hüften ſich wiegenden Frauenkörpern, den raſchen, großen Blicken, den ſchmalen Fingern, welche vorſichtig die Röcke ſchürzen, den ſpitzen Schritten der Cancanquadrille und all' den anderen leichten und vorüberhuſchenden Eindrücken, welche nicht mehr aus der Erinnerung wegzubannen ſind. Sie gehören ſo zu der Stadt wie Luft, Sonne und das Lachen der Mädchen. Die große Welle des Lebens ſchäumt in den Straßen vorbei, und da und dort läſst die Sonne irgend eine Schaumblaſe in bunten Farben erglänzen. Sie flammt dann zu einem Stückchen Kunſt auf und verſchwindet raſch wieder. Das iſt dann ein Gedicht von Bruant, ein Bild von Willette oder irgend ein Lied.

Dieſe Chanſons haben meiſt nur irgend eine einzige raſche Biegung im Rhythmus oder der Melodie, welche unmittelbar tief ergreift. Flüchtige Blicke, welche in ihrer Tiefe alles Glück und allen Schmerz der Welt bergen können. Sie gleiten raſch vorüber und umfaſſen doch die ganze Scala von der Tragik der Straße bis zum heimlichen Glück des Kämmerleins. Ich greife auf's gerathewohl einige heraus. Da ein „Säemannslied" von Marcel Legay mit einem ſimplen Refrain, welcher in ein paar Tönen die majeſtätiſche Geſte des Bauers, welcher Korn ausſäet, hat, und in einem Momente ſo groß wirken mag wie „Germinal" oder ein Bild von Millet. Dort „A Saint Lazare" von Ariſtide Bruant, mit einer rührend recitierten Phraſe, welche ſich bald klagend, wie mit ſchwerem Elend beladen, dahinſchleppt, dann wieder in einem langen Schrei aufſtöhnt und Viſionen von langen Krankenſälen, hilfloſer Qual und gepeinigter Menſchlichkeit erweckt. Oder ein anderes. Das alte (von Yvette Guilbert wieder auferweckte) „Ça fait toujours plaisir" mit dem pervers verſchobenen Rhythmus, der gelaſſenen und wieder lüſternen, wie mit den langen, tiefen Blicken der herrlichen Polaire anzuckenden Melodie. Und in der Erinnerung ſingen ſich andere, witzige, frivole, träumende, klagende, gequälte Weiſen, gleich jenen klingend gewordenen Wellen der Pariſer Luft, des Pariſer Rhythmus, der Pariſer Sonne. Ein Stückchen Leben in erhöhter Fülle, ein flüchtiger tiefer Traum, ein raſcheres Athmen tiefer Seelen oder etwas Aehnliches, was man wohl Kunſt nennt.

In dieſen Liedern der Gaſſe muſs man die Pariſer muſikaliſche Kunſt ſuchen, und man ſtaunt dann über den unerhört fruchtbaren Boden, aus welchem jede Nacht neue Blüten aufſchießen.

So geht es wohl ſeit Jahren und Jahren. Davon kann man ſich leicht überzeugen, wenn man einen claſſiſchen Abend des Concert Pariſien beſucht, in welchem ſeit fünf Jahren jeden Freitag alte Chanſons geſungen werden. Dieſe gehören in ein Paris, welches man ſich aus alten verblichenen Kupferſtichen zuſammendichten kann. Einem Paris mit ſchlichten, altväterlichen Menſchen, mit breiten Reifröcken und flatternden Hutbändern, mit Mäſchen und ſeltſam hochgeformten Cylindern. Mit langſamen, gravitätiſchen Schritten, ſanftem guten Blick und leichtem rührenden Neigen des Körpers. Mit Mimi und Liſette, Margotte und Perrinette und all' den heiteren Kindern, deren gute Augen aus den Chanſons hervorſchauen. Und — wie die Lieder verrathen — ein Paris mit einer weichen, ſehnſüchtigen Seele und einem gutmüthigen Humor. Ein rührender Reiz, wie von verblaſsten Bändern, liegt über dieſer Welt. Aber vielleicht legen wir das in die naiven, heiteren ſchlichten Töne nur hinein, und das wehmüthige Glück, welches dieſe Lieder zu athmen ſcheinen, iſt nur die ſehnſüchtige Trauer unſerer eigenen Seele.

In eine noch kindliche Welt führt das Singſpiel von Jean Jacques Rouſſeau „Le devin du village", welches jetzt im Théâtre lyrique zum hundertſtenmale gegeben wird. Es iſt bereits [illegible] alt und iſt heute aus [illegible] ſchlief, nachdem es hundert Jahre lang das Repertoire der franzöſiſchen Bühnen beherrſcht hatte, wiedererweckt worden. Der Text von der Eiferſucht und Wiedervereinigung zweier Bauernkinder iſt von einer unverwüſtlichen Friſche. Vor mehr als 600 Jahren hat ihn bereits ein großer franzöſiſcher Troubadour, Adam de la Hâle, im „Jeu de Robin et Marion" auf die Bühne gebracht, und nach Rouſſeau hat Mozart die liebe Muſik von „Baſtien und Baſtienne" dazu geſchrieben. Die Rouſſeau'ſche Muſik iſt ſo voller urſprünglicher naiver Reize, voll herzlich ergreifender Melodien und einer tiefen Behaglichkeit, daſs ſie wie ein friſch erblühter Strauß von Feldblumen freut. Und ich muſste gerne daran denken, daſs Maria Antoinette die innigen Weiſen gerne geſungen hat. Wohl mit demſelben Gefühl, mit welchem wir heute die alten Pariſer Chanſons hören.

Von Adam de la Hâle zu Rouſſeau, von dieſem zum Paris Murgers und zum heutigen Paris führt ein langer Weg, auf welchem einen auf Schritt und Tritt Lieder begleiten, deren es nie ſtill ward. Ein Theil derſelben hat ſich zum Singſpiel und der komiſchen Oper abgezweigt, der größte Theil führte ſein Vagantenleben auf Straßen und in Cabarets. Ein loſer, leicht ausſchreitender Geſelle. Heute iſt er bereits „alt" und hat nicht nur die Freuden, auch die Bitterkeiten der Welt in ſich aufgenommen. Aber ſein Inneres iſt voll von Melodien, die an Laune, Uebermuth und oft an Thränen reich ſind.

* * *

„Moulin rouge, moulin rouge,
Pour qui mous-tu, moulin rouge,
Pour la mort ou pour l'amour,
Pour qui mous-tu, jusqu'au jour?" —

So ſingt das alte Lied von der Montmartremühle, welche allnächtig ihre rothleuchtenden Flügel dreht. In den vier Zeilen ſtehen hart neben den Gedanken an die weltliche Luſt Gedanken an den Tod. Neben leichter Cancanfreude myſtiſches Staunen. Neben dem Lied der Gaſſe die Werke Céſar Francks.

Céſar Franck iſt eine Art Pariſer Bruckner. Er war Organiſt an der St. Clotildekirche, gieng in ſchwarzem, faltigem Rocke und zu kurzen Hoſen eilig über die Straße, lebte in großer Noth, ſchuf ſeine herrlichen Werke, welche von den Pariſer Kritikern verkannt oder nicht beachtet wurden, und ſtarb beinahe vergeſſen und unbeachtet. Von ſeinen tiefen, frommen Schöpfungen ſind nur die „Beatitudes" in Deutſchland bekannt geworden, die „Redemption", von welcher ich ſchreiben will, iſt ganz unbekannt. Nachdem dieſes Werk bei ſeiner erſten Aufführung in den Siebzigerjahren mit verwundertem Schweigen aufgenommen worden war, hat es bei ſeiner Wiederaufführung am 21. December 1896 in den Colonneconcerten einen großen, lauten Triumph gefeiert.

Die „Redemption" zerfällt in zwei Theile. Der erſte ſchildert die antike Welt: Krieger und Jäger ziehen vorbei, denen ein Engel die Geburt des Heilands verkündet, zu deſſen Lob ſich ihre Stimmen mit denen der Engelſchaaren vereinigen. Der zweite Theil die moderne Welt. Sie iſt voll von Sehnſuchtslauten und Klagerufen der gepeinigten Menſchen, welche ſich, nachdem die Engel ſie zum Vertrauen und Glauben gemahnt, im Gebete aufrichten. Namentlich die Geſänge der Engel ſind in eine herrliche Luſtigkeit getaucht, von einer reichen und herrlichen Reinheit, voll von den weichſten Biegungen und Verſchlingungen der Melodien. Zwiſchen beiden Theilen ſteht ein ſymphoniſches Zwiſchenſpiel, welches die Wandlung der alten Welt nach dem Worte Chriſti und die Ausbreitung des göttlichen Wortes über die Erde ſchildert, von unerhörter Größe, Weite, Freiheit der muſikaliſchen Gedanken, einer mitreißenden Kraft und wundervollen Tiefe.

Es iſt ein Werk, welches in der Einſamkeit entſtanden iſt, im tiefſten Frieden, in alles vergeſſender Verſenkung. Es athmet das reinſte Glück und den innigſten Glauben. Die Gedanken fließen frei nach allen Weiten, wie Flüſſe in einer Frühlingslandſchaft, über welche eine milde Luft zittert. Und man hört die Muſik in tiefſter Rührung, mit ſanftem Neigen des Hauptes, wie eine Verkündigung. Allerlei Bibelworte kommen einem in den Sinn. Das ſchöne von Elias, welcher am Berg den Herrn erwartet: Erdbeben, Feuer, Gewitter zogen vorüber. „Endlich naht ein ſanftes, ſtilles Säuſeln, und im Säuſeln nahte ſich der Herr." Das gibt wohl die Stimmung des Werkes von Céſar Franck, der ja auch eine wundervolle „Psyche" Dichtung ſchrieb, am treulichſten wieder.

Ich habe bei Franck oft an Bruckner gedacht. Zwiſchen dieſen zwei großen, naiven, religiöſen Gemüthern liegt eine ganze Welt. Selbſt in dem ſüßen Benedictus der F-moll-Meſſe, welches Bruckner an einem Weihnachtstage in tiefſter Einſamkeit ſchrieb, und der Muſik Céſar Francks liegt eine tiefe Kluft. Bei Franck iſt alles ein gleichmäßig milder Glanz, ein ruhiges Athmen, eine tiefe erwartungsvolle Stimmung, bei Bruckner ein mächtiges Ringen, ein Ueberquellen an Farben, ein Aufbrauſen der Tiefen. Zwiſchen beiden ſind Gegenſätze, wie zwiſchen dem Matthäusevangelium, durch deſſen ſchlichte naive Zeilen die Wellen des Genezarethſees, Kornfelder und Weinberge rauſchen, und den prophetiſchen, gewaltigen Bekenntnisworten des Evangeliums Johannis.

Wenn ich die Welt der Pariſer Chanſons und die Schöpfungen Céſar Francks zuſammennehme, ſo ſcheint mir in dieſem Rahmen aller Reichthum, alle Weite und alle Größe der heutigen Pariſer Muſik zu

liegen. Und mehr als das, gleichzeitig ein klingendes Bild von Paris, wo über dem fröhlichen Gemiſch aus Montmartre, Cabarets, Moulin Rouge und Moulin de la Galette die hohen weißen Burggewölbe des Sacre-Coeur-Domes aufſteigen.

Paris. Max Graf.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Das Suffrage univerſel iſt bekanntlich erfunden worden als ein Correctiv gegen die mit der Zeit ganz unerträglich gewordene Dummheit der Regierungen. Die Erfindung wurde begreiflichermaßen nicht dort zuerſt eingeführt, wo die Dummheit der Regierung die größte, ſondern dort, wo die Völker gegen dieſe Dummheit am empfindlichſten ſind. So kommt es, daſs das allgemeine Wahlrecht zuerſt in Frankreich in die Geſetzgebung aufgenommen wurde, und zuletzt in — Oeſterreich.

•

Wir Oeſterreicher aller Nationalitäten ſind ſchon von Geburt, außerdem aber noch durch jahrhundertelange Gewohnheit an das höchſte Maß von Regierungsunfähigkeit gewöhnt; deswegen iſt uns das allgemeine Wahlrecht ſo unglaublich ſpät eingefallen. Es muſste bei uns ſchon ganz beſonders dick kommen, damit auch hier in dieſem Lande die Idee eines populären Schutzmittels gegen den Unverſtand der Regierungen einen fruchtbaren Boden finde. Man denke nur ein paar Jahre zurück! Schon unter dem Grafen Taaffe war die Regierungspolitik ſo heillos verfahren, daſs der Miniſterpräſident ſelbſt in einem lichten Moment zur Phiale des allgemeinen Wahlrechtes griff. Doch ſeine Mitregierer, die herrſchenden Parteien, riſſen ihm das Lebenselixier, für das er ſich dem Teufel der Demokratie verſchreiben wollte, aus der Hand und erwarben ſich dadurch den Beifall von „ganz Oeſterreich“, mit Ausnahme des Bischens ſocialpolitiſch geſchulter Intelligenz und ſocialdemokratiſcher Reſonanz. Es war der abſonderliche Fall eingetreten, daſs der Chef der Regierung von der Weisheit des Regierungsſyſtems eine weit geringere Meinung hatte, als die Regierten. In dieſer verkehrten Welt wurde Graf Taaffe mit ſeinem allgemeinen Wahlrecht als Narr angeſehen und ſeines Amtes entſetzt. Ihm folgte ein Mann, von dem man wuſste, daſs ihn nie ein Zweifel an ſeiner eigenen Geiſtesgröße quälen würde: der Fürſt Windiſchgrätz, der denn auch wirklich die Nothwendigkeit des allgemeinen Wahlrechtes — wie ſo viele andere Dinge — nicht begriff. Im Vereine mit „ganz Oeſterreich“ ſetzte er ihm Widerſtand entgegen. Doch nicht lange. Er fiel, in Conſequenz des alten Regierungsſyſtems, natürlich über eine Dummheit, über eine Dummheit, die er begangen, indem er ſechs ſloveniſche Abgeordnete für ſtärker hielt als 110 deutſchliberale. Schon dieſe Rieſen-Unfähigkeit machte auf „ganz Oeſterreich“ tiefen Eindruck und bereitete die Umſtimmung vor. Als dann erſt Graf Badeni zur Regierung kam, als er mit der ſogenannten „Bekämpfung“ des Dr. Lueger ſeinen erſten Meiſterſtreich gethan, war wirklich ganz Oeſterreich davon überzeugt, daſs die Einſicht ſeiner Regierungen dringend einer populären Correctur bedürfe. Graf Badeni fügte ſich auch in das allgemeine Wahlrecht.

•

Aber wie? Das allgemeine Wahlrecht des Grafen Badeni iſt in ſeiner Art eine ebenſo vollendete Schöpfung, wie irgend eine ſonſtige Leiſtung des alten öſterreichiſchen Regierungsſyſtems. Es trägt noch alle Merkmale der uncorrigierten öſterreichiſchen Regierungsweisheit deutlich an ſich. Zu dem allgemeinen Wahlrecht anderer Staaten verhält es ſich genau ſo, wie andere demokratiſche Inſtitutionen Oeſterreichs zu ihren Vorbildern, wie z. B. die öſterreichiſche Preſsfreiheit zur wirklichen Freiheit, wie die öſterreichiſche Gleichheit vor dem Geſetze zu der wirklichen Gleichheit, und wie die in allen Regierungsprogrammen feierlich beſtärkte Verbrüderung der Völker Oeſterreichs zu einer wirklichen Verbrüderung. Das allgemeine Wahlrecht iſt mit Erfolg veröſterreichert: erſtens durch die ſeit Jahrhunderten ſorgfältig gepflegte politiſche Unerzogenheit der Maſſen; zweitens — und das verdanken wir dem Grafen Badeni — durch die geringe Zahl der Mandate des allgemeinen Stimmrechts, die als fünftes Rad am Wagen der alten Wahlordnung angehängt worden ſind.

•

Dementſprechend ſieht auch die öſterreichiſche Wahlbewegung aus, die wir in dieſen Wochen mitmachen. In anderen Ländern kämpft man in der Wahlbewegung für oder gegen irgend eine actuelle politiſche Maßregel, in Deutſchland z. B. einmal für und gegen das Socialiſtengeſetz, ein andermal für und gegen das Septennat, oder für und gegen die Handelsverträge, in England für und gegen eine beſtimmte Regierung mit einem beſtimmten Regierungsprogramm. Eine derartige Wahlcampagne wäre eine Gefahr für das alte Oeſterreich. Denn ſie würde, wenn auch nur einmal in ſechs Jahren, die Bevölkerung zwingen, Politik zu lernen, und die Candidaten, Politik zu verſtehen. Das gienge aber ſchnurſtracks der älteſten und erprobteſten, öſterreichiſchen Regierungsmaxime zuwider, die da lautet: „Viel Wiſſen macht Kopfweh“. Deshalb hält man ſich, bei unſerer Wahlbewegung, in kluger Oekonomie des Geiſtes, von der Discuſſion über Maßregeln ſoviel als möglich fern. Man ſtreitet lieber um Perſonen, für den Schuſter X., der von der einen Partei candidiert wird, gegen den Schneider Y., der von der anderen Partei unterſtützt wird, und umgekehrt. So brauchen die Candidaten über die dringendſten Gegenſtände der actuellen Politik kaum zu ſprechen. Bei vielen könnte man z. B. Hundert gegen Eins wetten, daſs ſie über die allernächſte große politiſche Sache, den Ausgleich mit Ungarn, überhaupt nichts wiſſen. Das Wichtigſte für jeden Candidaten iſt, ſich über die rein perſönlichen Verhältniſſe ſeines Gegners wohl informiert zu halten, zu wiſſen, wie groß z. B. deſſen Einkommen iſt, und woher er es bezieht, ob er etwa ſilberne Löffel geſtohlen oder ſonſt irgendwie einmal die Einförmigkeit ſeines ſpießbürgerlichen Vorlebens unterbrochen hat. Solche Discuſſionen haben zwei Vorzüge: zunächſt, daſs ſie ſehr leicht, ohne beſondere Vorkenntniſſe, zu führen, und dann, daſs ſie abermals ſehr leicht, auch ohne beſonderen Nachtheil wieder zu vergeſſen ſind.

•

Von dieſem Geſichtspunkt aus könnte man, auf Grund der Erfahrungen bei dieſer Wahlbewegung, eine Art von perſönlicher Qualificationsliſte für parlamentariſche Candidaturen in Oeſterreich aufſtellen. Einen ſchlechten Stand von vornherein haben natürlich die Juden, welche candidieren; da ſind die Argumente dem Gegner von ſelbſt gegeben. Unmittelbar darnach folgen die Leute mit häufigen Namen, denn einen ſolchen kann der Gegencandidat leicht mit einem übelbeleumundeten Namensvetter verwechſeln, um ihn bequemer zu bekämpfen. Das hat Herr Ernſt Schneider ſchon beim Namen Nemec zuſtande gebracht. Was gäbe das erſt für einen großartigen Wahlkampf, wenn ein Candidat Müller hieße, wo man ihm jeden Tag einen anderen Müller ſammt deſſen Uebelthaten anhängen könnte! Als wenig widerſtandsfähig, haben ſich auch, im Falle Mittermayer, ſpeciell die Kellner im Wahlkampf gezeigt; denn die leicht nachzuweiſende Thatſache, daſs ein Kellner ſich im Leben oft zu ſeinen Gunſten verrechnet hat, wiegt bei der Agitation ſchwer zu ſeinen Ungunſten. Am ſchlechteſten vielleicht ergeht es denjenigen, die — ſiehe den Fall des Prinzen Liechtenſtein — in ihrem Vorleben einmal öffentlich etwas Geſcheites geſagt haben. Denn das ſteht ſicherlich im Widerſpruch mit einer der blöden Phraſen ihrer Wahlagitation und gewährt dadurch dem Gegner einen willkommenen Angriffspunkt. Ein Troſt, daſs es ſolcher mit einem vernünftigen Vorleben belaſteter Candidaten bei uns nur wenige gibt!

•

In anderen Ländern iſt das allgemeine Wahlrecht ein Mitregierungsrecht des Volkes. Bei uns iſt vom Mitregieren des Volkes ohnedies nicht viel die Rede, weswegen ja auch das viele Maßregeln-Discutieren keinen bedeutenden praktiſchen Erfolg hätte. Bei uns iſt deswegen das allgemeine Wahlrecht zunächſt einmal ein allgemeines Schimpfrecht. Um ganz öſterreichiſch zu ſein, ſollte man nicht nur, wie in anderen Ländern, während der Wahlbewegung die Beſchränkungen des Verſammlungsgeſetzes aufheben, ſondern auch die Ehrenbeleidigungsparagraphen des Strafgeſetzes ſuſpendiren. Erſt dann könnte ſich unſere Wahlbewegung ſo recht voll ausleben.

Kr.

Volkswirtſchaftliches.

Die in der vergangenen Woche erfolgte ſchiedsgerichtliche Entſcheidung in dem Kaufſchillingsproceſs der Staatsverwaltung gegen die Südbahn ruft jene Epoche der öſterreichiſchen Eiſenbahnpolitik ins Gedächtnis zurück, wo der Staat die Bahnen zwar nicht zu enorm hohen Preiſen einlöste, ſie dafür aber zu Spottpreiſen veräußerte. So wurde das Südbahnnetz, zu welchem damals noch die lombardiſch-venetianiſchen Linien gehörten, deſſen Anlagekoſten circa 220 Millionen Gulden betragen hatten, um 100 Millionen Gulden und 100 Millionen Lire verkauft; der größte Theil des Kaufſchillings war nicht bar, ſondern in auf Jahrzehnte erſtreckten Raten abzuzahlen, von denen heute noch ca. 23 Millionen Gulden und 30 Millionen Lire ausſtändig ſind, ſo daſs ſelbſt, falls der geſammte Kaufſchillingsreſt thatſächlich noch entrichtet werden ſollte, der Capitalswert des Erlöſes doch höchſtens etwa 85 Millionen betragen dürfte. So wurden die Bahnen verſchleudert im Jahre 1858, unter Bruck, welcher mit dem Erlös derſelben nicht nur die Finanzen des Reiches ordnen, ſondern auch die Valuta regulieren wollte, etwa wie die bosniſche Regierung heute Wälder um einen Spottpreis verkauft, um den Schein eines glänzenden Landesbudgets zu erzeugen. Was aber geradezu räthſelhaft erſcheinen muſs und ein eigenes Capitel verdiente, iſt die Thatſache, daſs die Actien-Geſellſchaft, welche für die Südbahn derart nur $^1/_2$ ihres Wertes gezahlt hat, doch nicht proſperierte, ja ſich noch heute, wo faſt alle alten öſterreichiſchen Bahnen glänzend rentierende Unternehmungen geworden ſind, in großen finanziellen Nöthen befindet.

•

Der oben erwähnte noch nicht abgetragene Kaufſchillingsreſt bildete die Streitfrage dieſes an intereſſanten Epiſoden überreichen Proceſſes, der ſeit dem Jahre 1880 ſchwebt, zu deſſen Entſcheidung im Jahre 1884 der Conceſſion entſprechend ein Schiedsgericht eingeſetzt wurde, das im Jahre 1887 ſeine Arbeiten beendet hat. Seit damals, alſo durch zehn Jahre hat die Regierung die Urtheilsſprechung hintangehalten, und während dieſer Zeit folgte Regierung auf Regierung, ohne daſs eine von ihnen eine Empfindung dafür gezeigt hätte, welche Schädigung des öffentlichen Rechtsbewuſstſeins durch die Siſtierung der Entſcheidung in einem ſolchen Millionenproceſs hervorgerufen wird. Durch Jahre hörte man nichts mehr von dem Rechtsſtreit, bis vor einigen Monaten die „Reichswehr“ annoncierte, daſs er wieder aufgenommen werden ſolle. Herr v. Bilinski beeilte ſich, die Nachricht zu dementieren, und die Angelegenheit als „nicht actuell“ zu bezeichnen, was uns damals zu der Bemerkung veranlaſste, wie es denn möglich ſei, daſs die Entſcheidung eines ſo ungeheueren Proceſſes jemals nicht actuell ſein könnte. Nun, ſie war thatſächlich actueller als je zuvor. In einer Zwangslage hatte die Regierung die Entſcheidung ſelbſt verlangt, und es war nur eines der gewöhnlichen Dementis Bilinski-Badeni'ſcher Mache erfolgt, für welches es übrigens ausnahmsweiſe einen Milderungsgrund gab. Bei der ungeheuren Summe, welche für die Südbahn auf dem Spiel ſtand, lag die Gefahr nahe, daſs die Actionäre, wenn ſie von dem Bevorſtehen des Schiedsſpruches erfahren hätten, beunruhigt worden wären, und daſs eine allgemeine Panik in den Renten entſtanden wäre.

•

Der Rechtsſtreit wurde durch folgende Umſtände hervorgerufen. Verſchiedene Verträge, zuletzt das Uebereinkommen vom 6. April 1877 beſtimmen, daſs zur Zahlung des Kaufſchillingsreſtes ein Zehntel des 11 [illegible] Gulden, reſpective ein Viertel des [illegible] Gulden pro Kilometer überſteigenden Bruttoertragniſſes der Bahn verwendet werden ſolle, das heißt, daſs, ſobald die Kilometerbruttoeinnahmen die genannten Summen überſteigen würden, der zehnte, reſpective vierte Theil des Ueberſchuſſes zur Abzahlung des [illegible] Kaufpreiſes herangezogen werde. [illegible] Uebereinkommen beſtimmte weiters: „Falls die Geſellſchaft vom 1. Jänner 1880 ab [illegible] zu zahlen haben ſollte, ſo [illegible] genommen werden muſs.“ [illegible]

Digitized by Google

ſchilling inſolange als das Viertel, reſp. Zehntel zur Entrichtung der Einkommenſteuer in Anſpruch genommen werden muſste und nicht darüber hinaus noch ein Ueberſchuſs vorhanden war.

Der Kilometerertrag war bereits im Jahre 1880 höher als die genannte Summe. Auch trat in dieſem Jahre die Einkommenſteuerpflicht ein. Und nun entſtanden die folgenden Streitfragen, welche, wenn die Verträge unſerer Regierungen mit den Eiſenbahnen nicht faſt ausnahmslos ſo unerhört kopflos abgeſchloſſen wären, nie hätten entſtehen können. Zunächſt: Die öſterr. Bahnen ſind bekanntlich berechtigt, einen Theil der Einkommenſteuer auf die von ihnen ausgegebenen Prioritäten in der Form eines Couponabzuges zu überwälzen, was die Südbahn ſofort im Jahre 1880 that. War nun bei Berechnung der Einkommenſteuer, welche die Abzahlungspflicht des Kaufſchillings hinausſchiebt, die geſammte Einkommenſteuer zu berückſichtigen, oder war der auf die Obligationäre überwälzte Theil als von dieſen und nicht von der Südbahn gezahlt, abzurechnen? Die zweite Frage war die, ob als Einkommenſteuer im Sinne dieſes Vertrages bloß die reine Einkommenſteuer zu verſtehen ſei, oder ob die ſtaatlichen Zuſchläge inbegriffen ſeien, endlich die dritte Frage, ob auch die nichtärariſchen Umlagen und Zuſchläge einzubeziehen ſeien, reſpective ob die Kaufſchillingszahlung erſt dann einzutreten habe, wenn die genannten Ueberſchüſſe zur Zahlung der Steuer mit allen Zuſchlägen ausreichen, oder ſchon, wenn über die reine Einkommenſteuer hinaus ſich ein Ueberſchuſs ergibt.

Das Schiedsgericht hat die erſte und zweite Frage zugunſten der Südbahn dahin entſchieden, daſs die geſammte Einkommenſteuer unbekümmert darum, daſs ein Theil derſelben von den Prioritätenbeſitzern, den Gläubigern der Bahn, getragen wird, die Pflicht zur Zahlung des Kaufſchillingsreſtes hinausſchiebt und daſs als Einkommenſteuer die reine Steuer plus den ſtaatlichen Zuſchlägen zu verſtehen iſt. Bezüglich der dritten Frage haben die Schiedsrichter beſtimmt, daſs als Einkommenſteuer im Sinne dieſes Vertrages auch die Hälfte der nichtärariſchen Umlagen anzuſehen ſei. Die Entſcheidung dieſer letzteren Frage iſt aber kein juriſtiſch motiviertes Urtheil, ſondern ein Ausgleich, ſowie die ganze Entſcheidung den Eindruck eines zugunſten der Südbahn geſchloſſenen Ausgleichs erweckt, der in die Form eines Urtheiles gekleidet iſt. Dieſe Form hat den Vortheil, daſs, während ein Vergleich der Ratification des Parlaments bedurft hätte, ein ſchiedsgerichtliches Urtheil nach der Conceſſion für beide Theile inappellabel und bindend iſt. Es iſt jedenfalls gut, daſs dieſer über dem Haupte der Südbahn ſchwebende Proceſs endlich beendet iſt. Das Urtheil ſelbſt iſt ein ſehr capitaliſtiſches, es iſt faſt vollſtändig zugunſten der Südbahn gefällt, wie ja in der letzten Zeit Intereſſenconflicte zwiſchen großcapitaliſtiſchen Unternehmungen und dem Staate ſtets zugunſten der erſteren auszugehen pflegen. In dieſem Falle kann das umſoweniger wundernehmen, als die beiden Schiedsrichter aus der Haute finance genommen wurden. Der Eine iſt Verwaltungsrath der Bodencreditanſtalt, der andere der Creditanſtalt. Zu bemerken iſt noch, daſs ein von der Südbahn vor zehn Jahren proponierter Ausgleich für die Staatsverwaltung günſtiger war als die vorliegende Entſcheidung. Um gerecht zu ſein, muſs aber darauf hingewieſen werden, daſs die an und für ſich in höchſt ungünſtigen finanziellen Verhältniſſen ſich befindende Südbahn durch ein ungünſtiges Urtheil an den Rand des Bankerotts gebracht worden wäre; wenn dieſer Umſtand bei dem abgeſchloſſenen Vergleich thatſächlich berückſichtigt worden ſein ſollte, wäre das nicht zu verwundern, da die Regierung ſelbſt durch die jahrelange Verſchleppung die Schuld trägt, daſs aus der Entſcheidung für die Bahn ſo ernſte Folgen entſtehen konnten. Wäre der Proceſs nicht ſo lange verſchleppt worden, ſo wäre durch Wegfall der 6procentigen Verzugszinſen an ſich die Streitſumme viel geringer geweſen, und es hätte die Zahlungspflicht einer ſo enormen Summe auf einmal nicht entſtehen können, ſondern es wäre allmählich ein kleiner Theilbetrag fällig geworden und dadurch die Zahlung auch bei ungünſtigem Ausgang für die Südbahn viel weniger drückend geweſen. [illegible]

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Berlin: Opernhaus, Gaſtſpiel von Theodor Reichmann, „Wilhelm Tell“ und „Die Afrikanerin“. Leſſingtheater, Gaſtſpiel der Frau Hedwig Niemann. Berliner Theater, „Hairan“ von Adolf Wilbrandt. Paris: Palais Royal, „Le Terre Neuve“ von Biſſon und [illegible]. Athenée Comique, „Madame Putiphar“ von Depré und [illegible] Muſik von Diet.

Im Hofoperntheater ſang Herr Gießen vom Hoftheater in Wiesbaden den Arnold in Roſſinis Tell. Schon nach der Wahl der Rolle konnte man ſchließen, daſs Herr Gießen eine echte Tenorſtimme beſitzen muſste, die ſich namentlich in den hohen Lagen leicht bewegt und dort am beſten zur Geltung kommt. Unſere Erwartungen wurden nicht [illegible]. [illegible] iſt die Mittellage weniger ausreichend, und es fällt das Recitativ [illegible] in der Regel wirkungslos ab. Seine Begabung weiſt Herrn Gießen nach dem lyriſchen Fach der älteren Oper, die allerdings [illegible] Als Almaviva im Barbier [illegible] Gießen auch [illegible] mit [illegible] Zuſtand [illegible] ab und in der Ganzen [illegible] „W“ zu [illegible] [illegible] halten bleiben. In Rollen, die keine Anforderungen an eine große künſtleriſche Perſönlichkeit und geiſtige Auffaſſung ſtellen, die aber trotzdem nicht leicht zu ſingen ſind, wird Herr Gießen immer willkommen ſein. Die übrige Beſetzung des Tell und des Barbier iſt bekannt. Herr Reichmann zählt den Tell, Fräulein Abendroth die Roſine zu den beſten Rollen. In erſterer Oper hätten die Damen Baier und Elizza, ſowie die Herren Drapal und Heſch jeder kleinen Provinzbühne zur Ehre gereicht. Im Barbier hätten wir lieber auf die geſchmackloſe Einlage der Roſine verzichtet als auf die zweite Arie Bartolos („Einen Doctor meinesgleichen“). Aber wenn eine Bühnentradition einmal längſt als verfehlt erkannt iſt, dann wird ſie an unſerer Oper mit beſonders liebevoller Sorgfalt getreulich bewahrt. R. W.

Im Carltheater wurde am letzten Samstag „Das Tſchaperl“, ein Wiener Stück von Hermann Bahr, aufgeführt, und zwar, wie der Abend der Erſtaufführung bewies und die Theaterkritik tags darauf berichtete, mit Erfolg. Wir halten es nicht für angemeſſen, an dieſer Stelle über Stück und Autor ein Wort mehr zu ſagen. Erwähnt ſei nur die Darſtellung: die Damen Pahlen, Paszto, Navarra, Natzler, Wiska und Schubert, die Herren Bonn, Korff, Natzler, Steinberger und Czaſta, vor allen aber Director Jauner, fanden lebhafte Anerkennung.

Als ich an jener Lebenswende ſtand, welche zwiſchen der vierten und fünften Mittelſchulclaſſe liegt, fieng ich an, die Literatur der eben abgehenden Generation zu verachten. Damals hörte und las man viel von der erlogenen Romantik und dem ſchönfärbenden Idealismus der Epigonen; man kämpfte noch um dieſen Worten. Wenn ich damals zu einem Urtheile über die Märchendichtung „Ein Traum“ — von Graf M. Bombelles und Bohrmann Riegen, zum erſtenmal aufgeführt am Raimundtheater — veranlaſst worden wäre, hätte ich wahrſcheinlich auch gekämpft. Heute halte ich das nicht mehr der Mühe wert. Heute ſchwören ja ſogar ſchon die Untergymnaſiaſten bei anderen Göttern als Julius Wolff. Sie iſt dahin, jene Gattung von Poeſie, die nur aus Mondſchein, Waldes[illegible] und Liebesgirren beſteht, und die duftig iſt wie ein „Traum“ — man bittet, das Wort nur hinzuhauchen. Uebrigens iſt die Märchendichtung des Grafen Bombelles kein ganz würdiges Beiſpiel dieſer Gattung. Sie hat nur die ganz lächerlichen, dummen Eigenſchaften derſelben. Man muſs aus irgend einem andern Grund ſchon in guter Laune ſein, etwa in angenehmer Geſellſchaft ſitzen, um ſich dabei zu unterhalten; natürlich in entgegengeſetztem Sinn, als die Verfaſſer beabſichtigt haben. Frau Ujhazy, eine neue Erſcheinung, muſs ſich von dieſem Stück erſt befreien, um kritiſiert werden zu können. Herr Klein überragte wieder einmal das Niveau des Abends. A. G.

Im Böſendorfer Saal gab der — wie es heißt — dreizehnjährige Pianiſt Raoul von Koczalski ſein zweites Clavierconcert. Es gereicht dem für ſein Alter mit einer ſeltenen Geläufigkeit und Auffaſſung begabten Pianiſten zur Ehre, daſs die wertvollſte Compoſition des Programms (Schumanns Carneval) auch am beſten gelang, während die beiden Paradenummern am Schluſs (Liszts Rigoletto-Phantaſie und Galop chromatique) vielleicht infolge von Uebermüdung weniger gelungen waren. Koczalski ſpielt heute ſchon die ſchwierigſten Compoſitionen wie ein Alter, obgleich mir auffiel, daſs die linke Hand der rechten zwar nicht an Technik, wohl aber an Ausdrucksfähigkeit noch zurückſteht, ſo namentlich in dem ohnehin über Gebür verlangſamten zweiten Theil des Scherzo der Chopin'ſchen Bmoll-Sonate, ſowie in dem Frage- und Antwortſpiel der beiden Hände in der „Reconnaissance“ des Carneval. Desgleichen gieng im Préambule und am Schluſs der Rhythmus der linken Hand gegenüber der ſyncopierten Melodie der rechten ganz verloren. Dagegen bewältigte Koczalski die Technik des letzten Satzes der Bmoll-Sonate trotz raſenden Tempos mit ſpielender Leichtigkeit und bezauberte in der Fis-Nocturne durch ſeinen, geſchmeidigen Anſchlag. Wir wünſchen dem jungen Künſtler, daſs er Gelegenheit habe, in Ruhe und Muße ſein ſchönes Talent ohne Ueberſtürzung und Ueberanſtrengung ausreifen zu laſſen. R. W.

Man ſchreibt uns aus Paris: Der Text, welchen Emile Zola zu „Meſſidor“ — der jüngſten Novität der Pariſer Oper — geſchrieben hat, gehört zu den ſeltſamſten Schöpfungen des berühmten Romanciers. Er wird einen ganz [illegible]. Seine Symbole werden wie [illegible] und ſtreut nun großen goldenen Samen aus, die gewaltige Maſchine, ſo mächtig und froh in ihrer [illegible] „[illegible] Paradies“ [illegible] bleibt, während [illegible] ein furchtbarer Sturm über die [illegible] ein [illegible] Frühling ein. [illegible] welche ein betäubendes Gemiſch aus [illegible] und über [illegible] melodiſch recitierte [illegible] Jungen. Dieſe pompös [illegible] Tugenden, dieſer [illegible] Gemiſch [illegible] haben. Ich [illegible] das Gehirn arbeiten. [illegible] aufgedunſenen [illegible] zu haben. Und [illegible]

Digitized by Google

Und dabei glaubt es eine leichte, feine, elaſtiſche Gehirnmaſchine zu ſein. Wie herrlich, wie königlich luſtig! .... Herr Bruneau hat die großen Symbolbälge des Herrn Zola ernſt genommen und eine Muſik geſchrieben, von welcher Zola ſchreiben würde, ſie ſei, „une moisson musicale debordante, gonflée de germes augustes, pleine de force et fécondité“. Das heißt alſo ein Gemiſch von Phraſen, lyriſcher Sentimentalität und einer ſchwerarbeitenden Phantaſie. Sie reicht trotzdem nicht immer an die Größe der Zola'ſchen Worte heran. Und wenn ich nicht wüſste, daß Bruneau eine reizende komiſche Oper ſchrieb, ſo könnte man ſchon aus dieſer Unfähigkeit auf einen Reſt von Talent ſchließen. M. G.

Bücher.

Oskar Friedmann: „Der Kampf gegen die Cenſur.“ Mit einem Brief von Hermann Bahr. Leipzig. Literariſche Anſtalt Auguſt Schulze. 1897.

Einen „Beitrag zu den freiheitlichen Beſtrebungen des öſterreichiſchen Volkes“ nennt der Verfaſſer ſein Büchlein. Die Tendenz desſelben ſpricht er im Vorworte aus: „Und ſo ſollen die nachfolgenden Blätter ganz kurz und in knappem Raume jedermann Gelegenheit geben, ſich über die Gründe des Kampfes gegen die Theatercenſur zu informieren, den wichtigſten Theil der bis jetzt erſchienenen Fehdeliteratur kennen zu lernen und ſonach in verhältnismäßig ſehr kurzer Zeit zu erfahren, daſs es ein alter mächtiger und zu allen Zeiten gefährlicher, ſchädlicher Feind iſt, den man vernichten will.“ Das iſt Herrn F. auch wirklich gelungen. In überſichtlicher und gefälliger Form gibt er einen knappen geſchichtlichen Abriſs der öſterreichiſchen Theatercenſur. In einem 2. Capitel veröffentlicht er ſodann die Bach'ſche Theaterordnung vom Jahre 1850, bekanntlich die auch heute noch giltige geſetzliche Grundlage der Theatercenſur, im Wortlaut. Intereſſant iſt die Kritik, welcher er dieſes Geſetz unterzieht, und die er durch fleißig zuſammengetragene Beiſpiele aus der heutigen Cenſurthätigkeit der Statthalterei verſchärft. Den Schluſs des Heftes bildet eine Zuſammenſtellung der „Literatur“, welche der in dieſen Tagen in Wien wieder aufgenommene Kampf gegen die Cenſur veranlaſst hat: Feuilletons, Gutachten, Verſammlungsberichte u. ſ. w. —ks.

Geiſteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim 25.—26. Band. Schopenhauer von Eduard Grieſebach. Berlin Ernſt Hofmann u. Co. 1897.

Ich weiß nicht, ob ſich Grieſebach vorgenommen hatte, eine Biographie ſeines Helden nach engliſchem Muſter zu ſchreiben; ſeine Leiſtung legt jedenfalls dieſen Gedanken als Vermuthung nahe. Was er gibt, iſt die Geſchichte von Schopenhauers Leben und ſeinen Werken; die Darſtellung ſeiner Lehre und deren Geſchichte bleibt ausgeſchloſſen. Das iſt engliſche Manier, freilich nicht allgemein giltige und wohl auch nicht beſte engliſche Manier; denn man wird ſich erinnern, wie meiſterhaft beiſpielsweiſe John Morley in ſeinem Burke, Huxley in ſeinem Hume mit reichem biographiſchen Material die kritiſche Darſtellung der bezüglichen Lehren zu verbinden und über ihren geſchichtlichen Ort zu unterrichten gewuſst haben, ohne überflüſſige [illegible] und ohne weitſchweifige Abſchweifungen in allerhand Nachbargebiete. Auf welchem anderen Wege die Einheit von Leben und Lehre künſtleriſch dargeſtellt werden kann, weiß ich nicht; denn beide ſind bekanntlich als Kern und Schale immer nur mit einemmale gegeben. Auch läſst ſich denken, daſs dieſer oder jener von den Gebildeten, in deren Händen man doch vor allem die Bettelheim'ſchen Geiſteshelden wiſſen will, Grieſebachs Schopenhauer ſchon allein darum unbefriedigt beiſeite legen wird, weil er in ſeiner Hoffnung auf leichtfaſsliche Andeutungen über die Leiſtung des führenden Geiſtes, über das, um deſſentwillen man ſich doch eigentlich um ihn bekümmert, getäuſcht worden iſt. Und ich meine: er hat Recht, indem er ſo denkt. Die Philoſophie Schopenhauers, ſoweit ſie Lehre iſt, ſoweit ſie ein beſtimmtes Erfahrungsmaterial begrifflich bearbeitet hat, um über Wert und Bedeutung desſelben innerhalb des Zuſammenhanges von Natur und Geſchichte Aufſchluſs zu geben, iſt mittheilbar, auch ohne die Form, in die ſie gekleidet iſt, verſtändlich, und kritiſcher Erwägung und Verarbeitung zugänglich. Wenn nun Schopenhauer ſelbſt ein geſchworener Feind von Darſtellungen eines Philoſophen aus zweiter Hand war und erklärte, wer ſich zur Philoſophie hingezogen fühle, habe die unſterblichen Lehren derſelben im ſtillen Heiligthum ihrer Werke aufzuſuchen, ſo folgt daraus nur, daſs keine Darſtellung aus zweiter Hand die Lectüre der Werke eines Philoſophen erſetzen kann, nicht aber, daſs ſie als Vorbereitung auf ſie, als Einführung in ſie überflüſſig iſt. Was eine ſolche Einführung für einen Philoſophen wert iſt, hat Schopenhauer ſelbſt an den Bemühungen Frauenſtädts und Lindners erfahren und [illegible]. Indem Grieſebach ſich zu der Meinung bekennt, die Darſtellung des Lebens eines bedeutenden Philoſophen ſei von ſeiner Lehre, alſo dem eigentlichen Inhalt desſelben zu trennen, wendet er ſich m. E. nicht an das Publicum, dem die Bettelheim'ſche Sammlung an erſter Stelle zugedacht iſt, und dem beiſpielsweiſe die Inhaltsangaben in Brandl's Shakeſpeare und Richard M. Meyers Goethe ſicherlich willkommen ſind. Im Uebrigen iſt Grieſebach [illegible] geweſen, von dem Leben Schopenhauers die genaueſte und [illegible] Darſtellung zu geben. Das Ziel, das er ſich geſteckt, hat er vollkommen erreicht. Vom Standpunkt philologiſcher Genauigkeit kann man [illegible] haben jetzt erſt einen vollkommen authentiſchen Bericht über Schopenhauers Leben. Das iſt gewiſs ein verdienſtliches Werk; [illegible] im Leben eines führenden Geiſtes ſo genau Buch zu führen, wie der Staatsanwalt im Leben des angeklagten Verbrechers. [illegible] Vorrath unſerer Einſichten dadurch etwas gewinnt, [illegible] dadurch erleuchteter wird, hängt bei einer ſolchen Biographie mindeſtens doch davon ab, daſs der Biograph die [illegible] richtig beurtheilt, und ich bezweifle, daſs [illegible] von Schopenhauers Leben mit Grieſebachs [illegible] die vielen unglaublichen Schwächen in Schopenhauers [illegible] oder gar im Lichte erleſener Tugenden erſcheinen zu laſſen.

Dr. S. Saenger.

„Simpliciſſimus-Album.“ II. Theil 1896. Albert Langen. München.

Vor einiger Zeit haben wir über dieſen Verleger Lobendes geſagt: er unternehme den ſchönen Verſuch, aus der Thätigkeit des Bücherverlegens eine Kunſt zu machen. Seitdem hat er wieder Verſchiedenes gethan, was uns rechtfertigt. Er beweiſt eine große Energie und zähe Unnachgiebigkeit in ſeinen Plänen, und man kann bei ihm ein feſtes, klares Ziel erkennen, wohin er das Publicum und die Künſtler führen möchte: Zeichner und Dichter will er geſellen, einen durch den andern fördern, dann die blühende, fremde Kunſt und Cultur den ärmeren Deutſchen zutragen, eine lebhafte Verbindung ſchaffen, zugleich dem alten, kosmopolitiſchen Drang der Deutſchen gehorſam. Er hat den „Simpliciſſimus“ gegründet. Mehr Verdienſt liegt in dem Plan und Verſuch dieſer Zeitſchrift, als in ihrem Gelingen. Sie möchte dem deutſchen Humor dienen und wird beinahe ein ſeriöſes Kunſtblatt. Wie oft ruft der arme Verleger nach deutſchen Humoriſten! Vergebens. Noch iſt ihre Zeit nicht gekommen. So tröſtet er ſich mit den üblichen Gedichten und Skizzen und Novellen, und ein paar witzige Acteure ſorgen für das Gelächter. Das meiſte laſtet auf den Schultern eines Mannes, freilich eines ſtarken, des Malers Thomas Theodor Heine. Und ſchon allein das Verdienſt, dieſen großen Zeichner zum Ruhm getragen zu haben, wird man dem „Simpliciſſimus“ nicht vergeſſen. Ueber Heine aber möchten wir jetzt einiges ſagen, was dem erſten Enthuſiasmus, den er erregte, entwachſen iſt. Heine iſt vor allem Satiriker, kein Humoriſt, er iſt ſeiner Natur nach Zeichner, nicht Maler, die Linie, das Symbol des begrenzenden Verſtandes beherrſcht er, die Farbe, die Beleuchtung und Harmonie der Erſcheinungen, ihr ſiedendes Zuſammenklingen oder kämpfendes Widerſtreiten, ihr Schwelgen iſt ihm verſagt. Er hat keine fühlende Phantaſie, ſondern eine ſcharfe, denkende, combinierende; er hat Witz, nicht Humor. Er rechnet, und die Rechenfehler der Menſchen und Dinge ſpringen ihm in die Augen, das Gegenüber von dem, was iſt und ſein ſoll, was iſt und ſein will, was ſein muſs und ſein kann; andere Satiriker ſind Enthuſiaſten, er aber iſt, wenn man will: ein objectiver Satiriker; mathematiſch-unparteiiſch behandelt er alles, ſo daſs ein Ding am andern gemeſſen wird, die Fehler und Irrthümer ſehr ſcharf erſcheinen, aber ohne eigentliches Vorurtheil, nichts iſt an ſich gut oder ſchön. Wir fühlen uns dabei ſehr beklommen und unſicher. Und daher rührt ſeine übergroße Macht. Es iſt eine ironiſche Satire, die gar nicht auf einem feſten Punkte ſteht, auf einer Weltanſchauung, einem Gefühl, ſondern höchſt objectiv immer neue Rechenexempel conſtruiert, und immer neue Vorausſetzungen annimmt, aber bloß um des ſchönen Beiſpiels willen, alſo höchſt ironiſch und anmaßend. Damit iſt aber eine ſtarke Gleichartigkeit ſeiner Weiſe verbunden, wie wenn in einem Schulbuche alle Rechenexempel nach einem Grundſatze gebaut ſind. Heine wird ſehr einförmig ſowohl durch das, was er zeichnet, als durch die Art, wie er es bringt. Man denkt ſich ſeine Meiſterſchaft keineswegs mühelos und urſprünglich, vielmehr ängſtlich und lange prüfend, wie durch Rechnung das Complicierteſte endlich auf die einfachſte Form gebracht; „kürzen“ heißt man das. Ein mathematiſcher, kein phantaſtiſcher Geiſt, iſt er mit den endlichen Reſultaten zufrieden. Er erläutert das Weſen der Dinge gleichſam mit Schulbeiſpielen, oder er führt alle Dinge wieder auf deren Einfachheit zurück. Dadurch hat er freilich eine ganz einzige Sicherheit und Selbſtverſtändlichkeit. Wie Fibelbilder erſcheinen ſeine Zeichnungen oft, ohne große Erfindung, arm im Stofflichen, mit ſcharfen, harten Formen, ſchwunglos und ſehr trocken. Im Ornament leiſtet gerade dieſe geometriſche Art Außerordentliches, hier wird die Beherrſchung der Linie frei und unumſchränkt, und wie die Zahl zu allerhand bedeutſamen Spielen benutzt werden mag, wird die Linie zu den wunderbarſten Möglichkeiten geführt. Den engen Kreis deſſen, was er ſieht, die enge Weiſe, wie er es ausführt, laſſen ihn oft dürftig erſcheinen, aber bewundern muſs man, wie er alles, was er unternimmt, bezwingt, keinen vergeblichen Strich thut und reſtlos ausdrückt, was er ausdrücken will.

L. St.

Jakob Waſſermann „Meluſine“, ein Liebesroman. „Schläfſt Du Mutter?“ München. Albert Langen. 1896.

Herr Albert Langen hat einen jungen, deutſchen Dichter entdeckt! Das iſt Jakob Waſſermann. Man wird auf ihn achten müſſen, er verſpricht Schönes, Tüchtiges. Wir haben von dieſem Autor zwei Bände geleſen. Noch iſt das viel zu wenig, um zu entſcheiden: einer iſt ein Dichter oder nicht. Aus dieſen zwei Bänden kann man es nicht. [illegible]

Digitized by Google

Revue der Revuen.

„**L'Aube**“, eine junge franzöſiſche Monatſchrift — ſie nennt ſich einer Neigung des jungen Frankreich folgend Revue internationale — liegt uns in ihrem 9. Hefte vor. Sie ſchließt ſich ſchon äußerlich, mit ihrem „neu-idealiſtiſch“ ſtiliſierten Titelbild von Lenoir, den japaniſchen und archaiſtiſchen Vignetten im Text und den Dichterporträts, worunter ein Holzſchnitt von Vallotton, den modernſten Kunſtrevuen Jungfrankreichs an. Sie bringt u. a. Verſe von Rodenbach, eine Novelle von Erik Lie und beſchäftigt ſich in einer Beilage mit „wiſſenſchaftlichem Occultismus“, den ſie von abergläubiſchen ſataniſtiſchen Enthüllungen wohl unterſchieden wiſſen will. Von ganz anderem, mehr proſaiſchem Intereſſe als der ganze übrige Inhalt iſt ein Aufſatz über den Socialismus in Großbritannien und ſeine markanteſten Vertreter. Der Verfaſſer, A. Hamon, der ſich dem Leſer auch im Bilde vorſtellt — in etwas ſteckbriefticher Manier — erzählt daſelbſt nach einer guten allgemeinen Charakteriſtik des engliſchen Socialismus, der „ohne Lärm, ohne Sprünge, langſam und mit Ueberlegung“ ſeinen Weg geht, von perſönlichen Begegnungen mit dem bekannten Fabian Bernard Shaw, mit dem großen Künſtler und Socialiſten Walter Crane und mit dem Dichter William Morris. Shaw wird als flotter humorvoller Journaliſt, als Propagator des Staats- und Gemeindeſocialismus und als bekannter dramatiſcher Autor bezeichnet. Er iſt Irländer von Geburt und von Erſcheinung groß, von blauen Augen, rothblonden Haaren und rothem Bart. Crane, ein kleiner, brünetter Herr, empfieng den Interviewer in ſeinem reich und künſtleriſch ausgeſtatteten Haus in London W. Von ihm erzählt Herr Hamon die bezeichnende Anekdote, daſs er, von Londoner und Chicagoer Bekannten zu Gaſte geladen, nach Nordamerika gieng, daſelbſt als Künſtler ſehr gefeiert wurde, aber durch eine Feſtrede, die er am 11. November dem Andenken der anarchiſtiſchen Märtyrer widmete, öffentlich Scandal erregte. Durch ſeine Kunſt und ſein politiſches Bekenntnis wurde Crane dem Dichter Morris, deſſen Bücher er übrigens auch illuſtrierte, doppelt nahe gebracht. Morris war, als ihn Herr Hamon ſprach, ein kleiner, dicker Herr mit grauem Kopfhaar und Bart und ſehr gutmüthigem Geſichte. Er lebte in einer Welt alter, koſtbarer Bücher. Bekanntlich war er nicht nur Schriftſteller, Künſtler und radicaler Politiker, ſondern auch Buchdrucker und Verleger, da er ſeine eigenen Werke, auf deren künſtleriſche Ausſtattung er großen Wert legte, mittelſt Handpreſſe ſelbſt zu vervielfältigen pflegte.

Nach dem Princip des „**Magazine International**“, auch Künſtleriſches vom ſocialiſtiſchen Geſichtspunkt zu betrachten, beſpricht Camille Lemonnier den genialen Maler und Bildhauer Conſtantin Meunier im Jännerhefte dieſer Zeitſchrift. Er habe ſich die Arbeiter, die Proletarier zum Vorwurf erwählt. Ohne ſeine Werke geradezu zur Tendenzkunſt herabzuwürdigen, predigten ſeine Geſtalten doch eindringlich das trübe Los der unteren Stände, den entſagungsvollen Heroismus, der in der ſchweren Arbeit liegt und ſie adelt. Selbſt in den Schöpfungen, die ſcheinbar ganz andere Stoffe behandeln, wie in der „Steinigung des heiligen Stephanus“, im „Ecce Homo“ und im „Verlorenen Sohn“ ſieht Lemonnier Allegorien der leidenden Menſchheit, der Selbſtaufopferung und der verzeihenden Barmherzigkeit.

„**L'Ermitage**“ erſcheint ſeit dem neuen Jahr in veränderter Geſtalt, als illuſtrierte Revue im Kleinoctav-Format, mit Holzſchnitten und Farbendrucken in archaiſtiſcher Manier geſchmückt. In einem Artikel von L. N. Baragnon über Jean Jaurès wird der Deputierte von Carmaux als hohler Schönredner, als ein vollendeter Sophiſt dargeſtellt, der in der Hand einer geſchickten Regierung zu einem nützlichen Werkzeug werden könnte, durch ſeine Geſchmeidigkeit und den Zauber, den er auf die Maſſen zu üben wiſſe. — Sehr lebendig iſt ein Aufſatz über Richard Le Gallienne, den bekannten, engliſchen Schriftſteller. Im Gegenſatz zum planmäßigen, methodiſchen Fleiß ſeiner Landsleute iſt Le Gallienne ein Träumer, der ſeine Tage verbummelt, und nur unter dem Zwange des Broterwerbes arbeitet. Er iſt ſprunghaft und unberechenbar und glorificiert die Leidenſchaft. Er iſt jedem Sport abhold und hat in ſeiner täglichen, äußeren Erſcheinung mit dem wirren Haarwuchs nichts vom correcten engliſchen Gentleman. Drum iſt er dem engliſchen Philiſter ein Gräuel und eine vielumſtrittene Perſönlichkeit, die ſich aber durch ihre unleugbare, eigenartige Begabung ſchon ihre treue Gemeinde erworben hat.

In „**Harper's Magazine**“ entwirft Mr. Poultney Bigelow ein erſchreckendes Bild von der Mißwirtſchaft der Portugieſen in Südafrika. Wenn man ſeiner Schilderung glauben darf, ſo bietet Lorenzo Marquez, der bedeutendſte dortige Handelshafen, den Anblick einer Stadt nach einer Belagerung oder einem Erdbeben. In wirrem Durcheinander thürmen ſich auf der Werfte, wo die Schiffe landen, die verſchiedenſten Waren, und das Chaos erſtreckt ſich bis in die Straßen der Stadt, ſo daſs es ſich abſolut nicht beſtimmen läſst, wo dieſe anfängt und wo die Zollgebäude enden. Zwiſchen dieſem regelloſen Gut wandeln zur Aufſicht Beamte in portugieſiſcher Uniform umher, die aber notoriſche Diebe ſind. Mehr als einer dieſer Wächter, die einen ſubalternen Gehalt beziehen, kehren nach wenig Jahren mit ſehr anſehnlichem Vermögen in die Heimat zurück. Natürlich tragen hiezu nicht wenig die Beſtechungsgelder bei, die jeder Kaufmann entrichten muſs, der ſeine Ware nach Johannesburg befördert ſehen will. Es hängt alles von der Willkür der Angeſtellten ab, und den Portugieſen behagt dieſer Zuſtand ſo ſehr, daſs ſie ſich jeder geplanten Organiſation widerſetzen und es auch nicht geſtatten, daſs andere Staaten oder Privatleute aus eigenen Mitteln anſtändige Werften erbauen. Mr. Bigelow ſchließt mit der Betrachtung, daſs die portugieſiſche Herrſchaft der Fluch von Südafrika ſei, weil ſie jedem Fortſchritt im Wege ſteht und durch ihr Beiſpiel bei den Eingeborenen in den Augen des Negers verächtlich geworden.

Der ſterbende Zigeuner.

Von Juan Valera.

[illegible] Richard Wengraf.

Sicherlich war Sennor Fraſquito [illegible] Wunder, und ſein Humor war gekrönt [illegible] Don Fernando [illegible]

ſeltenen Vorzüge konnten nicht verhindern, daſs er ernſtlich erkrankte, und daſs dieſe Krankheit einen Verlauf nahm, der am Ende Schaufel und Hacke des Todtengräbers unentbehrlich ſcheinen ließ. Er war ſchon ſehr alt, und jederzeit hatte er ſich eines robuſten Wohlbefindens erfreut: und wenn er zuvor einige Tage das Bett gehütet hatte, ſo war nicht körperlicher Schmerz die Urſache, ſondern ein Rauſch von ſolch monumentaler Gewalt, daſs nur zwanzig Stunden ununterbrochenen Schlafes ihn zu vertreiben vermochten. Und es iſt eine bekannte Thatſache, daſs ein ſo geſunder alter Mann, wenn er einmal erkrankt, das Bett nicht mehr verläſst. Das war die Anſicht ſeiner Umgebung, das heißt der Mitglieder ſeiner Familie.

Da Sennor Fraſquito ein gar genauer Mann war, beſtand er darauf, ein Teſtament zu machen. Er ließ ſich einen Schreiber, einen ſeiner alten Bekannten, kommen, ebenſo die entſprechenden Zeugen, und nach Erledigung der üblichen Formalitäten ſagte er plötzlich:

„Jedem meiner Söhne hinterlaſſe ich dreihundert Morgen Landes“.

Der Schreiber glaubte, der Kranke befinde ſich im Delirium und rief aus:

„Dreihundert Morgen! Aber Sennor Fraſquito, das Stückchen Ackerland, das Ihr neben der Kirche des heiligen Juan von Alfarache beſitzt, miſst höchſtens einen Morgen und einen halben!“

„Das thut nichts“, gab der Kranke zurück.

„Aber woher ſoll nun jeder Eurer Söhne dieſe dreihundert Morgen nehmen?“

„Sie ſollen nur drauf wirtſchaften, ſie ſollen nur darauf wirtſchaften.“

* * *

Nun wollte aber der Zigeuner auch ſeine Sünden beichten, um durch das Mittel der Reue der ewigen Seligkeit theilhaftig zu werden. Da er in dieſem Leben ſchon ſoviel Armut, Mühe und Plage hatte über ſich ergehen laſſen, wollte er ſich im Jenſeits durch die Herrlichkeiten ſchadlos halten, die den Seligen und Gerechten vorbehalten ſind; ein ſehr natürliches und nicht minder begreifliches Beſtreben.

Man rief einen Geiſtlichen herbei, der ſeine Beichte hören ſollte; und kaum hatte dieſe begonnen, ſo verwunderte ſich der Prieſter gar ſehr ob der unwahrſcheinlichen und muſterhaften Sündenreinheit dieſes Zigeuners. Er liebte Gott über alles, hatte ſeine verſtorbenen Eltern geehrt und geachtet, alle Feiertage gehalten, nie ſich gelüſten laſſen nach dem Weibe ſeines Nächſten, niemals einer Fliege ein Leids gethan, und nicht um alles Geld der Welt hätte er falſches Zeugnis abgelegt, nicht einmal wider ſeinen größten Feind. Sein Gewiſſen klagte ihn nur einer oder der andern Ausſchweifung in puncto Trinkens an, und auch das war immer ohne Zwiſt, Gotteslaſterung oder Rauferei abgegangen; denn immer hatte er ſich aus der Kneipe in ſeine Behauſung zurückgezogen, um in Frieden den Affen auszuſchlafen.

Aber bevor der Geiſtliche ihm den Segen ſpendete und ihm eine leichte Buße auferlegte, denn mehr verdiente ja der tugendhafte Zigeuner nicht, ſann er eine Weile nach und ſagte endlich zu ſeinem Beichtkinde:

„Menſch, du ſcheinſt wahrhaftig, wahrhaftig beſſer zu ſein, viel beſſer, als ich dachte. Verzeih' nur mein vorſchnelles Urtheil. Um aber zum Ende zu gelangen, beſchwöre ich dich bei deinem Seelenheil, nimm dein Gedächtnis zuſammen und erinnere dich, ob du nicht irgendwann, und ſei es auch nur ein einzigesmal, irgend einen Raub oder einen Diebſtahl begangen . . . das heißt, mit Gewalt oder mit Argliſt dich fremden Gutes bemächtigt haſt . . . denn rauben und ſtehlen ſind ſehr ſchwere Sünden.“

„Aber, Hochwürden, Herr Pfarrer,“ rief der Zigeuner voll Verwunderung aus „auch Geſchäftsangelegenheiten muſs man beichten?“

* * *

Als der wackere Pater aus dem Hauſe heraustrat, bemerkte er, daſs ihm ſeine ſilberne Tabaksdoſe, ein wertvolles Geſchenk einer frommen Seele, fehlte. Da er glaubte, ſie auf einem Tiſchchen nächſt dem Bette des Zigeuners vergeſſen zu haben, kehrte er ſogleich um, und fragte die Frau, ob ſie ſie nicht geſehen hätte. Die Frau Zigeunerin nahm ſich der Sache an; ſie fuhr mit der Hand unter das Kiſſen des ſterbenden Gatten, zog die Doſe heraus, und übergab ſie ihrem Eigenthümer, indem ſie ausrief:

„So, Herr Pfarrer, da habt Ihr ſie. Aber hat man je ſolch guten Familienvater geſehen! Immer thätig für mich und die Kinder. Eine Ameiſe im ſein Haus! Wie ſchade um dieſen Mann!“

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingaſſe 4. Telephon [illegible]

Die Zeit.

X. Band. Wien, den 13. März 1897. Nummer 128.

[illegible] Zeitungs-Stempel

Alte Neuigkeiten.

Der Ausgang der Wahlen in der fünften Curie der Stadt Wien hat viele Leute überraſcht, erſchreckt, verwirrt. Uns hat er nur eine melancholiſche Genugthuung gebracht. Wenn wir auch, ebenſo wenig wie irgend jemand anderer, dieſes Ergebnis ziffermäßig vorausſehen konnten, ſo haben wir doch ſeit Jahr und Tag in dieſen Blättern auf einige der Urſachen, aus denen es ſich hauptſächlich erklärt, unermüdlich hingewieſen, freilich ohne dafür bei denen, die es anging, auf das rechte Verſtändnis zu ſtoßen. Wenn wir deswegen jetzt post festum die Wahlen kritiſch erörtern ſollen, müſſen wir lauter alte Ladenhüter wieder hervorſuchen, mit denen wir, wie es ſcheint, ſeinerzeit der Aufnahmsfähigkeit eines Theiles des Publicums vorausgeeilt ſind, dem jetzt die Thatſachen ſo manche Wahrheit empfindlich fühlbar gemacht haben, die es vorher nicht hören hat wollen.

Objectiv haben eigentlich die Wahlen keine große Enttäuſchung gebracht. Sie haben nur mit ziffernmäßiger Genauigkeit beſtätigt, was man im allgemeinen ſchon vorher ungefähr wuſste oder ahnen konnte. Nur ſubjectiv haben die Wahlen überraſchend gewirkt, weil die meiſten Leute, nicht mit dem Verſtande, ſondern vielmehr mit der Phantaſie arbeitend, ſich etwas ganz anderes von ihnen erwartet hatten als ſie bringen konnten. Am ſchwerſten haben ſich die Leute bezüglich des allgemeinen Wahlrechts geirrt. Sie waren nur an privilegierte Wahlrechte gewöhnt, auch das allgemeine Wahlrecht hielten ſie für eine Art Privilegium, ein Privilegium der Socialdemokratie, kämpften unter Taaffe, Plener und Windiſchgrätz vielleicht gerade deswegen gegen das allgemeine Wahlrecht ſo heftig an, und haben vielleicht gerade deswegen auch in dieſen letzten Wochen, da ſie plötzlich in der Socialdemokratie das Heil gegen den Clericalismus zu erblicken begannen, ſo große Hoffnungen auf das allgemeine Wahlrecht geſetzt und verſtehen jetzt die politiſche Welt nicht mehr, ſeitdem ihnen die Wiener Miſserfolge zeigen, daſs das allgemeine Wahlrecht der Socialdemokratie kein Vorrecht gibt. In der That gewährt das allgemeine Wahlrecht — ſonſt wäre es ja nicht das allgemeine — niemandem ein Privileg, ſondern behandelt alle gleich, Dumme und Geſcheite, Hohe und Niedere, Fortſchrittler und Rückſchrittler. Sowie ein guter Spiegel an ſich nicht ſchön noch häſslich zeigt, es vielmehr darauf ankommt, ob das Geſicht, das ſich ſpiegelt, ſchön oder häſslich iſt: ſo iſt auch das allgemeine Wahlrecht an ſich weder ſocialdemokratiſch noch clerical, nicht conſervativ und nicht progreſſiv, es kommt immer auf das Volk an, das wählt. Das iſt gerade die Gerechtigkeit des allgemeinen Wahlrechts. Aus einem dummen Volk gehen, vermöge des allgemeinen Wahlrechts, dumme, aus einem geſcheiten geſcheite Abgeordnete, aus einem clericalen Volk clericale, aus einem ſocialdemokratiſchen ſocialdemokratiſche Abgeordnete hervor. Nur ein privilegiertes Wahlrecht wie das bisher beſtandene Schmerling'ſche kann aus einem clericalen Volk eine liberale Volksvertretung herausfälſchen und umgekehrt, ſowie im Hohlſpiegel ein jeder Menſch dick oder mager erſcheint, je nachdem, worauf die Conſtruction des Spiegels abzielt. Weil man bei uns bisher nur die liberalen und conſervativen Hohlſpiegel der Schmerling'ſchen Großgrundbeſitz-, Handelskammern- und Cenſus-Curien kannte, glaubte man auch im allgemeinen Wahlrecht der fünften Curie einen Hohlſpiegel zu beſitzen, einen ſocialdemokratiſchen Hohlſpiegel zur Abwechslung einmal. Aber, von gewiſſen [illegible] Unebenheiten abgeſehen, die Profeſſor Singer ſeinerzeit in einem ſehr leſenswerten Aufſatz*) nachgewieſen hat, iſt immerhin das allgemeine Wahlrecht der fünften Curie den politiſchen Planſpiegeln beizuzählen. Es zeigt uns nicht eine tendenziös verzerrte Fratze, ſondern unſer Volk, ſo wie es leider wirklich iſt: ſeiner großen Mehrheit nach politiſch unerzogen, tief befangen noch im politiſchen Köhlerglauben des Clericalismus.

Ob ſolcher Erkenntnis meinen nun manche Freigeiſter, das allgemeine Wahlrecht müſſe verworfen werden. Das wäre ein [illegible] Irrthum, als wenn ein Fettleibiger, ſtatt nach Marienbad zu gehen, ſich einen horizontal gewellten Hohlſpiegel anſchaffen wollte, der ſeine Figur verſchmächtigt. Noch mehr! [illegible] Gründen der geſammten politiſchen Entwicklung [illegible] das allgemeine Wahlrecht oder eine Annäherung an daſſelbe nicht [illegible]. Es iſt beſſer, daſs wir uns früher daran gewöhnen als [illegible]. [illegible] das allgemeine Wahlrecht iſt — im Bilde geſprochen — [illegible] und Marienbad zugleich. Es gibt uns nicht nur [illegible] Wahlergebniſſen das Volk zu ſehen, wie es iſt, ſondern auch in der politiſchen Agitation die Möglichkeit, es zu erziehen und zu beſſern. Schon vor etwa einem Vierteljahrhundert, in der Sitzung des Herrenhauſes am 27. März 1873, ermahnte der mittlerweile längſt verſtorbene alte Fürſt Camillo Starhemberg in einer damals berühmt gewordenen, aber bald vergeſſenen Rede, die liberale Partei an die Nothwendigkeit einer allmählichen Erweiterung des Wahlrechts bis zur Allgemeinheit. Hätte man damit ſchon zu jener Zeit angefangen und dieſe Arbeit ſeither ſchrittweiſe fortgeführt, ſo hätte eine fünfte Curie vielleicht ſchon 1873 auf den erſten Zug Erfreulicheres geliefert als heute, und wahrſcheinlich wären wir heute aus dem Gröbſten bereits heraus. Sollten wir noch ein weiteres Vierteljahrhundert warten? Auch das Volk wird durch anhaltende politiſche Vernachläſſigung nicht beſſer. Seien wir deshalb froh, daſs wir wenigſtens 1897 uns auf das allgemeine Wahlrecht eingerichtet haben und tröſten wir uns damit, daſs wir dieſen Schritt nach weiteren 25 Jahren nicht ſo ſehr zu bereuen haben werden, als den Stillſtand der Liberalen ſeit 1873.

*

Die Wahlen der fünften Curie in ganz Oeſterreich haben diesmal überwiegend den Clericalen genützt. Das hat Prof. Singer in dem citierten Artikel ſchon vor mehr als einem Jahre an dieſer Stelle vorhergeſagt, indem er ſchrieb: „Der Urheberin und Trägerin der Wahlrechtsbewegung, die Socialdemokratie, wird für ihre Kämpfe auf jeden Fall nur ein ungemein karger Siegespreis in den Schoß fallen. Ihre muthmaßlichen Wahlerfolge reichen nicht weiter als ihre Organiſation, und dieſe erſtreckt ſich nur auf die wenigen großinduſtriellen Centren. Den Löwenantheil an den neuen Mandaten wird aller Wahrſcheinlichkeit nach die älteſte Organiſation im Staate, der katholiſche Clerus, erringen". Für jeden klaren Kopf war das im vorhinein ausgemacht: das öſterreichiſche Volk iſt, ſeiner Mehrheit nach, noch politiſch unſelbſtändig, d. i. clerical, alſo wählt es auch clerical. Gleicherweiſe galt für Wien der Truismus: die Wiener Bevölkerung iſt derzeit überwiegend antiſemitiſch, alſo wählt ſie antiſemitiſch. Eher hätte man eine größere Stimmenzahl für die Antiſemiten erwarten können als ſie thatſächlich erreicht haben. Die Leute, die jetzt plötzlich wegen der Wiener Wahlen das allgemeine Wahlrecht für reactionär halten und ſich nach den Fleiſchtöpfen des Cenſus-Wahlrechtes zurückſehnen, ſollten doch einmal ihre Phantaſie zum Schweigen bringen und die Thatſachen ſo zahlenmäßig nüchtern betrachten als die Wahlergebniſſe ſie anzeigen. Bei den letzten Landtagswahlen, wo nur die privilegierte Curie wählte, entfielen von [illegible]967 abgegebenen Stimmen [illegible] auf die Antiſemiten. Nach demſelben Verhältnis berechnet, kämen von den 216.759 abgegebenen Stimmen der fünften Curie circa 117.[illegible] auf die Antiſemiten. Sie haben aber thatſächlich nur 117.402 erzielt. Ein Beweis dafür, daſs das privilegierte Wahlrecht in Wien den Antiſemiten nicht günſtiger iſt, als das allgemeine, woraus ſich ergibt, daſs, wenn man von der [illegible] für die Minorität deshalb günſtigeren Wahlkreiseintheilung der privilegierten Curie abſieht, der Stimmenzahl nach, auf die es doch bei Beurtheilung des Wahlrechts im allgemeinen ankommt, das allgemeine Wahlrecht den Gegnern der Antiſemiten noch immer lieber ſein muſs als das privilegierte, bei dem ſie [illegible] weniger Stimmen gewannen.

[illegible]

[illegible]

*) „Anfang oder Ende der Wahlbewegung," [illegible] 22. Februar 1896.

Digitized by Google

ſtellte, kann man den Utilitariern des Stimmrechts an einem Beiſpiel mit mathematiſcher Genauigkeit beweiſen. Im erſten Wahlkreis wurden 31.930 Stimmen abgegeben, wovon 16.056 für den Antiſemiten. Wäre dort, wie urſprünglich geplant, Dr. Kronawetter als ſocialpolitiſcher Candidat aufgetreten, ſo hätte er doch bei ſeiner anerkannt großen Popularität in einem Wahlkreis, wo ſelbſt Herr Frauenberger 1714 Stimmen erzielte, doch mindeſtens 200 Wähler mehr durch ſeine Candidatur an die Wahlurne gebracht. Dadurch wäre die Zahl der abgegebenen Stimmen auf 32.130 erhöht worden, der Antiſemit hätte nicht mehr die abſolute Majorität gehabt, es wäre zwiſchen ihm und dem Socialdemokraten zur Stichwahl gekommen, die, wenn dann in der Stichwahl, wie ſelbſtverſtändlich, Liberale und Socialpolitiker ihre Stimmen dem Socialdemokraten zugewendet hätten und vielleicht Kronawetter nicht 200, ſondern, was auch nicht übertrieben calculiert iſt, 800 oder 1000 Stimmen gezogen hätte, möglicherweiſe ſogar dem ſocialdemokratiſchen Candidaten Reumann das Mandat gebracht hätte.

*

Der Fehler, den die Socialpolitiker, mit ihnen auch, entgegen der Parteiordre, viele liberale Wähler begiengen, entſprang einer Ueberſchätzung der Stärke der Socialdemokratie, die allerdings durch dieſe ſelbſt verurſacht war. Unſere Socialdemokratie hat ſich daran gewöhnt, ſich mit dem ganzen Volk zu identificieren. Dieſes Verſteckſpiel gieng an, ſolange wir kein allgemeines Wahlrecht, d. i. keine politiſche Volkszählung hatten. Das allgemeine Wahlrecht hat mit unerbittlicher Genauigkeit bewieſen, daſs der Socialdemokratie nur ein Theil des Volkes, vielleicht ein Siebentel oder ein Sechstel, angehört. Es gibt überhaupt noch kein Land in der Welt, wo die Majorität des ganzen Volkes ſocialdemokratiſch wäre. Selbſt in dem am ſtärkſten ſocialdemokratiſierten Lande, in Deutſchland, iſt man noch nicht ſo weit. Wieviel weniger erſt in Oeſterreich, deſſen politiſche und wirtſchaftliche Cultur ſich nur in einzelnen Theilen, wie den Induſtriebezirken Böhmens und Mährens, der Deutſchlands annähert, in anderen Theilen mehr mit der Türkei, Rußland oder China Aehnlichkeit hat! Darauf haben wir erſt im Sommer vorigen Jahres in einer längeren Polemik [illegible] die „Arbeiter-Zeitung“ aufmerkſam zu machen uns erlaubt. Hätten die Socialdemokraten nicht immer als „die ſtärkſte Partei Oeſterreichs“ herumbramarbaſiert, ſo würden auch ihre Wahlerfolge nicht Enttäuſchung, ſondern, wozu objectiv eher Anlaſs vorliegt, relativ große Befriedigung hervorgerufen haben. Der Selbſtbetrug, in dem die Socialdemokratie bisher befangen war, hat ſich bei den Wiener Wahlen bitter gerächt.

Ein anderer Fehler liegt in dem ſocialdemokratiſchen Programm, welches aus Deutſchland oder England, jedenfalls aus Marx abgeſchrieben iſt und auf unſere öſterreichiſchen Verhältniſſe einfach nicht paſst. Bei uns kann der ſocialiſtiſche „Zukunftsſtaat“ noch nicht auf der Tagesordnung der politiſchen Discuſſion ſtehen, aus dem entſcheidenden Grunde, weil wir den bürgerlichen Gegenwartsſtaat noch nicht haben. Auch dieſen Standpunkt habe ich in dieſem Sommer in der Polemik mit den Socialdemokraten vertreten.*) Der Apoſtel des Marxismus, Herr Kautsky, forderte mich damals höhniſch auf, ich ſolle für die Verſtaatlichung des Grund und Bodens und des induſtriellen Capitals eintreten. Ich kann ihm heute ſeinen Hohn zurückgeben, mit der Frage, warum denn ſeine eigene Partei in dieſer Wahlbewegung nicht dafür agitiert hat. Ich will ihm auch die Antwort geben: aus demſelben Grund, weswegen ich damals ſeine radicale Aufforderung ablehnte: weil ſonſt unſere Socialdemokraten in der Wahlagitation nur „die Zahl der ungefährlichen Narren in der öſterreichiſchen Politik vermehrt“ hätten. „Wir in Oeſterreich — ſchrieb ich damals gegen Herrn Kautsky und die „Arbeiter-Zeitung“ — haben noch einige nahe Reformen nachzuholen . . . Bei uns hat der politiſche Liberalismus ſeine Arbeit nicht voll geleiſtet. Die politiſche Demokratiſierung des Staatslebens, Stärkung der parlamentariſchen Macht gegenüber der Krone, Bekämpfung des Einfluſſes von Ariſtokratie und Clerus, Abſchaffung der Wahlprivilegien u. ſ. w. Alle dieſe liberale Arbeit haben wir noch vor uns . . . Zu dieſem Zweck müſſen gerade bei unſeren kleinen Land. [illegible] die einfachen Mitglieder der Bourgeoiſie und der [illegible] Theil der Arbeiterclaſſe, einander [illegible] zuſammen wirken“. [illegible]

[illegible]

Proletariat nicht ſo ſchneidig hervorzukehren, welcher für die Probleme der bürgerlichen Demokratie gar nicht exiſtiert. Die Socialdemokratie war in der Wahlbewegung, hier in Wien ſicherlich, nichts anderes als die Vorkämpferin der um die ſocialpolitiſche Erkenntnis bereicherten bürgerlichen Demokratie und arbeitete mit den ſpecifiſch politiſchen Idealen der Bourgeoiſie. Nichtsdeſtoweniger gefiel ſie ſich darin, die bürgerlichen Wähler unartig zu behandeln und förmlich von ſich abzuſtoßen, wobei ſie aber gleichzeitig — eine Halbheit in der Halbheit — auch jede „bürgerliche“ Candidatur der Socialpolitiker in der fünften Curie hintertrieb.

In der nunmehr des öfteren bereits citierten Polemik mit den Socialdemokraten ſchrieb ich im vergangenen Sommer*): „Wenn heute Laſſalle in unſer Oeſterreich käme, wenn er ſähe an dem einen Ufer die durch jahrhundertelange Unterdrückung verdummte und entmannte Maſſe unſeres Volkes, an dem anderen die Bourgeoiſie, deren beſte Söhne ſich abwenden von dem politiſchen Glauben ihrer Väter . . . und wenn er ſähe die gemeinſamen Feinde, den Feudalismus, den Clericalismus und den Polizei-Abſolutismus, die Beide, Bourgeoiſie und Proletariat, gleichzeitig bedrängen: ich glaube, Laſſalle würde die Brücke ſchlagen von dem einen Ufer zum anderen . . .“ Die Brücke iſt nicht geſchlagen worden, aber unter dem Drucke der Nothwendigkeit ſind in dieſer Wiener Wahlcampagne viele Bourgeois, in Ermangelung einer Brücke, zum Proletariat hinübergeſchwommen. Hätte man's ihnen leichter gemacht, ſo wären wahrſcheinlich viel mehr gekommen.

K.

Wilhelm I.

(Zu ſeinem hundertſten Geburtstag, 22. März.)

Der erſte deutſche Kaiſer war ein ſtiller beſcheidener Mann von tüchtiger Durchſchnittsbegabung. Aber ſeit jenen hochpoetiſchen Tagen des Liedes vom alten Barbaroſſa ſtellte ſich der gute Deutſche unter dem Begriff Kaiſer etwas ganz anderes vor, blendenden Glanz und unermeſsliche Herrlichkeit. Darum ließen es ſich auch die alten Kaiſerſchwärmer und ihre Epigonen niemals nehmen, den Sohn des dritten Friedrich Wilhelm in ein bengaliſch rothes Wolkengewand von Phraſen einzuwickeln und ſeine einfache Geſtalt auf ein weithin ſichtbares, rieſenhohes Piedeſtal zu ſtellen. Das kann man nur bedauern im Intereſſe des alten Kaiſers ſelbſt. Zwar iſt Wilhelm I. nur eine ſehr beſcheidene Figur, aber doch auch ein lehrreicher zeithiſtoriſcher Typus, der über manche Entwicklung intereſſante Auskunft gibt. Darum fort mit allen Wolken und allem Feuerwerk und wir wollen ſehen, ob dieſer einfache tüchtige Menſch gänzlich unverblümt uns Rede und Antwort ſteht.

Seinem angeerbten Beruf nach war Wilhelm I. König und Kaiſer. Aber ſeiner Neigung, dem ſelbſtgewählten Handwerk nach war er — das hat er unzähligemal ſelbſt verſichert — ganz einfach Soldat. Er liebte dieſen Beruf und pries ihn gelegentlich in ſchlicht beredten Worten: „Muth, Tapferkeit und Eigenſchaften, die allen Menſchen mehr oder weniger angeboren ſind; ſie aber unter allen Mühſeligkeiten und Entbehrungen vorzubereiten und in eine feſte Form zu bringen, dazu gehört eine längere Erziehung und wenn dies alles in gehörige Wechſelwirkung gebracht iſt, wird der Soldatengeiſt geſchaffen.“ So ſprach König Wilhelm im Jahre 1865 bald nach Beendigung des Krieges gegen Dänemark. Wer ein feines Gehör hat, dem wird aus dieſen Worten gar manches heraustönen. Er muſs fühlen, daſs er nicht nur das nüchterne Reſumé eines Fachmannes vor ſich hat, ſondern ein kleines Weltanſchauungsdocument, einen energiſchen Ausdruck unverhohlener Sympathien und Antipathien. Seine Antipathie gilt dem nur „natürlichen“ Muth und eben nur „angeborenen“ Tapferkeit. Dieſe wird ja immer ganz ſpontan hervortreten, mit Enthuſiasmus vielleicht und heißer Leidenſchaft, auch mit einem Rauſch, dem aber ſchnelle Ermattung folgt. Dafür aber hat der alte Wilhelm keinen Sinn. Die Hauptſache für den tauglichen Soldaten iſt eben die „feſte Form“, in welcher alle dieſe [illegible] Eigenſchaften wie in einer Conſervenbüchſe eingeſchachtelt liegen, um ſie bei Bedarf ſchleunigſt herauszuholen. Nach der Erſtürmung der Düppeler Schanzen ſagte Wilhelm I. zu ſeinen Soldaten: „Der Segen der Erziehung hat auf euch geruht, weil ihr [illegible], gehorſam und tapfer waret.“ Das iſt eine [illegible] bei dem [illegible] unpathetiſchen [illegible] konnte. Der Hauptton liegt wohl auf dem [illegible] ein guter Soldat — ob ſeinem [illegible] iſt [illegible] gleichgiltig. [illegible] und aus dieſer ſeiner [illegible] die ganze Welt ſeiner Werturtheile [illegible].

[illegible] war, ſo auch ſeine grund[illegible], aber er war kaum ein [illegible]. Wir haben eben, [illegible] nichts wiſſen wollte, [illegible] und [illegible] waren ihm verhaſst.

Digitized by Google

Er warf ſich nicht ſeinem Gott oder Götzen mit wilder wonniger Zerknirſchung vor die Füße, als wollte er ſich zertreten laſſen, ſondern gehorchte und betete mit einer gelaſſenen Selbſtverſtändlichkeit, die aber keineswegs der ganz unwillkürliche Ausfluſs einer harmoniſchen Perſönlichkeit war, vielmehr doch noch eine gewiſſe Anſtrengung, ein Zuſammennehmen und ſtraffe Zucht erforderte — ein guter Soldat pariert Ordre vor einem guten Feldwebel. Wilhelm I. gehörte ganz und gar nicht zu jenen myſtiſchen Romantikern, deren das Hohenzollerngeſchlecht ſchon mehrere aus ſich hervorbrachte. Er hatte nichts gemein mit ſeinem genialen Bruder, dem vierten Friedrich Wilhelm, und auch nichts mit ſeinem Großvater, jenem weiberſchwärmenden legitimiſtiſchen Kreuzzugsritter, der in Gemeinſchaft mit Wöllner gegen den Nationalismus des achtzehnten Jahrhunderts einen tieferbitterten Kampf begann.

Viele mag es geben, die dieſen Mangel an Ekſtaſe dem alten Wilhelm zum großen Vorzug anrechnen. Aber die Sache hat auch ihre Kehrſeite. Bekanntlich berühren ſich die Extreme, und eine ſtürmiſche, ekſtatiſche Natur, die von den wilden Roſſen ihrer Leidenſchaft über Gräben und Felder geſchleift wird, kann es erleben, daſs im Augenblick der höchſten Noth ein unbekanntes Etwas, ein rettender Inſtinct, ſich auf den Wagenſeſſel ſchwingt und mit unwiderſtehlich mächtiger Fauſt die Zügel packt. Noch leiſe zitternd, aber wie in Erz gegoſſen, ſtehen dann die gebändigten Roſſe. Dem König Friedrich Wilhelm dem Vierten verſagte freilich dieſer rettende Inſtinct, und das behinderte ihn, ein zweiter großer Friedrich zu werden. Aber Wilhelm I. war darin noch mehr behindert, da er vom Genie gar nichts, nicht einmal die Kehrſeite in ſich hatte. Dieſe ſeine Neigung zu einem mühſelig-maßvollen Gehorſam, ſein abſoluter Mangel an Phantaſie und Leidenſchaft, würde uns, wenn wir es nicht längſt wüſsten, allein ſchon muthmaßen laſſen, daſs Wilhelm I., der gute Soldat, — kein Feldherr war!

Der gute Soldat, wenn ich ſo ſagen darf, iſt das Mittel zu einem Kriege, der große Feldherr faſt ſchon der Selbſtzweck eines Krieges. Von Wilhelm I. kann man ſagen, daſs er überall nur Mittel war für eine Zeit, die zufällig ihre großen Zwecke hatte. Darum wurde er berühmt, und man feiert nun ſeinen hundertjährigen Geburtstag, als ob er wirklich ein großer Mann wäre. Es iſt ja ganz ausgeſchloſſen, daſs die Liberalen dieſe in Autorität erwachſene Natur für ſich in Anſpruch nehmen. Aber auch die echt Autoritären ſollten es ſich ſehr überlegen, dieſen Mann als Ideal in ihrem Sinne hinzuſtellen. Er war wohl fromm und gottesfürchtig, aber die fromme Ekſtaſe und myſtiſche Schwärmerei, die manchmal Unſinn und manchmal hohe Poeſie iſt, fehlte ihm gänzlich. Und wenn er im Princip Abſolutiſt war und an ſeinem Königthum von Gottes Gnaden hartnäckig feſthielt, ſo müſſen wir doch gleich hinzuſetzen, daſs er, auch noch als Monarch, ſeines Königs allergetreueſter Unterthan war — durchaus keine Herrſcher- oder gar Deſpotennatur. Schwerlich hätte er es ſonſt ertragen können, für volle zwei Jahrzehnte hinter dem Schatten eines allmächtigen Miniſters gänzlich zu verſchwinden.

Und nun noch einige Worte über die Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe im Charakter des alten Kaiſers. Darüber iſt ja gar nicht mehr zu ſtreiten. Er war eben keine von jenen reich beweglichen Naturen, die ſich ſo oft im Labyrinth des Selbſtbetruges rettungslos verfangen. Noch weniger war er eine habſüchtige Raffer- und Greifnatur, die umherſpähte, um überall zu rauben und tüchtig in den Sack zu ſtecken. Nein, das that er alles nicht. Er gehorchte einfach und überließ die Verantwortung den ihm vorgeſetzten Mächten oder Principien. Auch war ſein Gehorchgewiſſen vollkommen intact. Er beſaß nichts von jener verwegenen und ſcrupelloſen Dialectik, welche alle ihre unbequemen Einrichtungen und Gebote mit virtuoſer Grazie zu umſchleichen weiß, indem ſie ſie ſcheinbar erfüllt.

So war der Mann. Ein Soldat, aber kein Feldherr, ein Gottesfürchtiger, aber kein Romantiker, und ſchließlich ein Abſolutiſt, dem zu einer Herrennatur faſt alles fehlte! Außerdem noch ein ſehr peinlicher, gewiſſenhafter Vertragsmenſch ohne eine Spur juriſtiſcher Dialectik! So war er und ſo trat er, als Prinz und König, ſeiner aufgeregten Zeit gegenüber.

Die Radicalen haben es ihm nie vergeſſen, daſs gerade der ſpätere „greiſe Heldenkaiſer" im großen Revolutionsjahre 1848 jener dem Volke tief verhaſste „Kanonenprinz" geweſen iſt, dem man die intellectuelle Urheberſchaft des Straßenkanonades zuſchrieb. Ja aber, was ſollte der Prinz von Preußen damals thun? Er verſtand es eben nicht anders, als daſs das Volk dem angeſtammten Herrſcher zu gehorchen hatte. Das war doch göttliche Beſtimmung und überdies auch urkundlich durch Geſetze und Verträge feſtgelegt. Einen meuteriſchen Soldaten hätte der Prinz ſofort executieren laſſen, und ſo wollte es ihm nicht in den Kopf, daſs mit einem rebelliſchen Volke ganz anders zu verfahren wäre. Auch darf man nicht vergeſſen, daſs er damals ſchon 51 Jahre alt war, und ihm alſo die Kindheit, Jugend und das erſte Mannesalter in der Blütezeit des patriarchaliſchen Abſolutismus verfloſſen waren.

Natürlich wurde er auch ſpäter niemals ein wirklicher Freund der Volksregierung und der parlamentariſchen Verfaſſung. Aber er hatte den Eid darauf geleiſtet, die Sache war geſchäftlich abgemacht. Den Vertrag zwiſchen Fürſt und Volk muſste er [illegible], den Geſetzesparagraphen treu gehorchen. „Verſprochenes [illegible] in ſeiner erſten Miniſterialrede als Regent — „muſs man treu halten, ohne ſich der beſſernden Hand dabei zu entſchlagen, was [illegible] muſs man muthig verhindern." Das war ſein ganzes Programm gegenüber der neuen Bewegung. Er wollte keine neuen Zugeſtändniſſe machen, das Verſprochene aber halten, oder, wenn es ihm unbequem war, auf rein geſetzlichem Wege Abhilfe treffen. Bezeichnend für dieſe Geſinnung iſt ein Brief über die italieniſchen Wirren vom Jahre 1860, den er an den Prinzgemahl von England ſchrieb. Die Staaten Mittelitaliens hatten damals ihren Souveränen den Stuhl vor die Thüre geſetzt und ſich an Sardinien angeſchloſſen. Die conſervativen Mächte in Europa ſchwankten, ob ſie nicht einſchreiten ſollten, und auch der preußiſche Prinzregent fühlte ſich berechtigt, die Souveräne gegen ihre aufrühreriſchen Völker in Schutz zu nehmen. „Eine Ausnahme" — ſo ſchreibt er — „gibt es hierbei nur, nämlich die, wenn *ſtipulierte* Rechte einem Volke zur Seite ſtehen, wie dies in der ſchleswig-holſteiniſchen Sache der Fall iſt. In Italien iſt es ganz anders; dort ſtehen den *Souveränen* die ſtipulierten Rechte vertragsmäßig zur Seite, und das Volk verlangt nur nach zeitgemäßen Reformen, die leider die Souveräne nicht rechtzeitig zu gewähren verſtanden. Aber ein ſtipuliertes Recht auf ſolche Reformen ſteht ihnen nicht zur Seite." — Iſt dieſes ſtipulierte Recht nicht köſtlich? Sein Herz zieht ihn zu den vertriebenen Fürſten. Freilich, er würde ſich hüten, ſie zu unterſtützen, wenn ſie vertragsbrüchig wären. Nun aber — obgleich er ihre ſchweren Fehler vollkommen durchſchaut — ſtehen die „ſtipulierten Rechte" auf ihrer Seite, und Wilhelm I. fühlt ſich höchſtens durch politiſche Erwägungen, nicht in ſeinem Gewiſſen, an der Unterſtützung der Fürſten Mittelitaliens verhindert.

Uebrigens ſollte ſeine Vertragstreue gar bald auf eine harte Probe geſtellt werden. Als tüchtiger Fachmann hatte er eine Militärreorganiſation ausgearbeitet, die der Landtag ihm ablehnte. Die Sache wuchs ſich zu einem Conflict aus, der ſich immer mehr verſchärfte und vertiefte. Wilhelm I. gerieth dadurch in einen ſchweren peinlichen Kampf der Pflichten. Sein ſtrenges fachmänniſches Gewiſſen verbot ihm, die Militärvorlage zurückzuziehen, und dieſer Kammer, die ihm das Budget verweigerte, hatte er den Verfaſſungseid geſchworen. Der gerade, ehrliche Mann wuſste ſich gar nicht zu helfen und war ſchon nahe daran, abzudanken. Da aber gerieth er in den Bannkreis eines dämoniſchen Genies, dem er ſeine Seele verkaufte, und das ihm dafür zu einer Weltunſterblichkeit verhalf.

Tant de bruit pour une omelette, ſo viel Lärm um eine Fachfrage! So dachten Manche über jenen Conflict, den der alte Wilhelm und ſeine Kammer miteinander auszufechten hatten. Ueberempfindlich ſchienen beide Theile. Ein gut conſervativer Miniſter wie Roon rieth doch dem König zum Nachgeben, und man kann auch kaum glauben, daſs eine in Sturmeseile durchgeführte Heeresreform es war, die ſchon fünf Jahre ſpäter den Sieg an Preußens Fahne feſſelte. So überſchnell pflegen Reformen nicht zu wirken, und die Armee verdankte vermuthlich ihre Erfolge ganz anderen Factoren, die unabhängig waren von dem „eigenſten Werk" des alten Wilhelm. Darum, ſo argumentiere ich, wird es auch weniger das vielberufene „Wohl des Vaterlandes" geweſen ſein, was den König ſo hartnäckig machte, als einfach der ſtolze Eigenſinn und die Freude des Fachmannes an ſeiner Arbeit — vielleicht auch ein biſschen Verachtung der parlamentariſchen Schwätzer? Und ſeiner, war es wirklich nur die Furcht vor finanziellen Laſten, die den Landtag zur Ablehnung jener erſten „Militärvorlage" veranlaſste? So erdrückend war die Laſt denn doch nicht, um darum — darum allein — in den Conflict zu treiben. Wenn es aber eine ernſthafte Machtprobe zwiſchen Volksvertretung und Krone galt, ſo ſcheint uns Nachgeborenen, daſs doch andere und weit weniger techniſche Fragen ein beſſerer Ausgangspunkt für dieſen Kampf geweſen wären. Aber das iſt eben [illegible] großer Irrthum. Denn es handelte ſich keineswegs nur um Vermehrung der Friedenspräſenzſtärke oder dergleichen, ſondern um die Exiſtenz oder Nichtexiſtenz des Soldaten überhaupt.

Der Soldat als Stand, Kaſte, iſt das Product einer Wirtſchaft, welche die Theilung der Arbeit zu ihrer Grundlage hat, und eines Staates, der zu ſeiner Erhaltung des Specialiſtenthums bedarf. So wird auch der Vaterlandsvertheidiger zum Specialiſten. Er muſs nach allen Regeln der Kunſt recht mühſam ſein Handwerk erlernen und ſich vom Lehr- und Nährſtand ſcharf und ſtändig ſondern. Der Soldat und der Beamte, der [illegible] und [illegible], und die [illegible] Auswüchſe, ſo könnte man ſagen die Blüten des Specialiſtenthums. Und darum [illegible] [illegible]

Digitized by Google

die allgemeine Wehrpflicht. Dieſe große Inſtitution entwickelte ſich in der großen Zeit unmittelbar vor den Freiheitskriegen ſo recht aus dem Gedanken der Vollmenſchlichkeit heraus. Sie war ein lauter flammender Proteſt gegen das handwerksmäßige Söldnerheer, welches die Niederlage von Jena auf dem Gewiſſen hatte. Aber zum Unglück konnte das neue, das Volksheer den Exercierplatz und das Reglement doch nicht entbehren. Trotz der glänzenden Zeit von 1813 zeigte es ſich bald, daſs im complicierten modernen Krieg mit Begeiſterung allein nichts anzufangen war. Darum tauchten, gleichſam als Erſatzmittel, die Turnerbünde auf und im tollen Jahr der Revolution wurde der militäriſche Unterricht ſogar auf die Schulen übertragen. Schließlich erlebten, unter dem Protectorat des Herzogs Ernſt v. Coburg-Gotha, auch noch die Schützenvereine einen gewaltigen Aufſchwung. Der „freie, deutſche Mann“ ſollte von Jugend auf ganz perſönlich das Waffenwerk betreiben, um, wenn Noth an Mann war, die Büchſe von der Wand zu langen, ſich ſchuſsbereit in Reih und Glied zu ſtellen. Aber nur nicht handwerksmäßiger Soldat, kein beſonderes Abzeichen, keine ertödtende Uniform! — Das war die Stimmung der Edelſten und Beſten damals in deutſchen Landen.

Wilhelm I. wollte die Stärke des ſtehenden Heeres, der Linientruppen alſo und ihrer Reſerven, beträchtlich erhöhen, die Landwehr aber, wenn nicht vermindern, doch auf ein Minimum von Dienſtzeit herabſetzen. Der eigentliche Soldat, der ſpeciell eingedrillte Kriegshandwerker, ſollte alſo emporgehoben werden auf Koſten des Landwehrmannes, dieſes ſchlichten Bürgers, der mitten im Tagesleben ſtand und nur im Nothfall zu den Waffen griff — wie die Demokraten und Achtundvierziger ſich ein Volksheer der Zukunft erträumten. Nunmehr fällt es uns wie Schuppen von den Augen. Wir begreifen jetzt, welche großen Principien ſich in der Conflictszeit gegenüberſtanden und daſs gerade damals die Sehnſucht nach Vollmenſchthum titaniſch mit der gegebenen hiſtoriſchen Bedingung rang — titaniſch und vergebens! Sehr gut verſtehen wir, daſs Wilhelm I., der Soldat war durch und durch und Fachmenſch, kein Vollmenſch, ſich mit hartnäckiger Energie den Gegnern ſeiner Militärreform in den Weg warf. Mit ſicherem Inſtinct erkannte er in dem großen Frankfurter Schützenfeſt des Jahres 1862 eine weithallende Demonſtration gegen alles Soldatenweſen, und der Herzog von Coburg, der ſich in Frankfurt anfeiern ließ, bekam von dem beleidigten König ſcharfe Worte zu hören. Aber die ſtarrnackige preußiſche Kammer ſtand auch noch auf der Seite der Schützen. Immer ſchlimmer wurde der Conflict, und ſchon, wie geſagt, war der König nahe daran abzudanken. Jedoch die Altpreußen, die Royaliſten und Conſervativen konnten nicht zulaſſen, daſs ein König vor dem Parlament capitulierte. Das Aeußerſte boten ſie auf, ſie drängten zum Staatsſtreich — Bismarck kam.

Der König gerieth ſofort ganz unter den Einfluſs einer elementaren Perſönlichkeit. Oft genug widerſetzte er ſich, aber es gab kein Entrinnen mehr. Und Bismarck ergänzte ihn, gab alles, was ihm fehlte, richtiger geſprochen, er machte dieſen wackeren Soldaten, der bisher nur gleichſam Mittel und Werkzeug an ſich geweſen war, zum Mittel und Werkzeug eines ganz beſtimmten Zweckes. Und ſo ſcheint uns manchmal, als wäre der Mann ganz umgewandelt. Wir ſehen den Soldaten plötzlich zum kriegeriſchen Eroberer werden und glänzende Erfolge erzielen. Und der nüchterne Abſolutiſt, der ſich zuerſt nur ungern aus einem König zu einem Kaiſer küren ließ, ſpürt jetzt ganz unerwartet in einer verborgenen Falte ſeiner Seele ein reſpectables [illegible]bewuſstſein. Bismarck hatte es ein wenig zu büßen, daſs er ſeinem gnädigen Herrn nur den Titel „deutſcher Kaiſer“, nicht „Kaiſer von Deutſchland“, verſchaffte. Auch leiſe, leiſe Spuren von Myſtik ſchlichen ſich in ſeine Vorſtellungen ein. Vor allem das Merkwürdigſte war aber, daſs der ſchlichte Mann, der ſich in hartnäckiger Treue immer an ſeine Verträge hielt, ein glänzender juriſtiſcher Dialectiker wurde und mit wunderbarer Gewandtheit jeden ihm unbequemen Paragraphen weginterpretierte. Das Abgeordnetenhaus nahm Streichungen am Budget vor. Das Herrenhaus lehnte dieſe Aenderungen ab und ſtellte die alte Faſſung wieder her. Ob es ſo durfte, war zweifelhaft. Gar nicht zweifelhaft aber war, daſs das Abgeordnetenhaus bei ſeiner Oppoſition verblieb, ſo daſs nach Sinn und Geiſt der Verfaſſung das Budget abgelehnt erſchien. Hier nun ſetzte die königliche Interpretation ein. Es gab nämlich keinen Paragraphen für den Fall, daſs beide Häuſer des Landtages miteinander in Streit geriethen. Alſo hatte die Verfaſſung eine Lücke, und man konnte ſeelenruhig, bis daſs die Lücke ausgefüllt wäre, ein proviſoriſches Budget aufſtellen, welches mit dem vom Landtage abgelehnten eine merkwürdige Aehnlichkeit hatte. Wenn nun die Abgeordneten Adreſſedeputationen an ihn ſandten, dann verſicherte der König mit ſchlichten Worten, daſs er die Verfaſſung ja gar nicht gebrochen hätte. Man könne wegen einer fatalen Lücke in der Conſtitution die ganze Staatsmaſchine doch unmöglich [illegible] [illegible]

ihm Bismarck zur Befriedigung ſeines Gewiſſens die juriſtiſche Dialectik. Die gleiche Dialectik bewährte ſich im däniſchen Krieg, um das Londoner Protokoll zu zerreißen und ſchließlich den Auguſtenburger mit Grazie an die friſche Luft zu ſetzen. Wieder gieng es zuerſt ganz ohne Gewalt. Man diplomatiſierte ſehr verwegen und gab den preußiſchen Kronjuriſten Gelegenheit zu manchem ſcharfſinnigen Gutachten. Erſt im Kriege gegen Oeſterreich ließ man die Maske fallen, und 1870 hatte der König ſogar das Recht auf ſeiner Seite. Damit aber, obgleich er noch achtzehn Jahre zu leben hatte, war ſeine geſchichtliche Laufbahn abgeſchloſſen. Vor dem Reſumé wird es noch gut ſein, kurz zu ſkizzieren, was ſein allmächtiger Miniſter, der Bismarck der Sechzigerjahre, deſſen Werkzeug König Wilhelm war, eigentlich bezweckte und erreichte.

Bismarck war damals vor allem Diplomat und Miniſter einer europäiſchen Großmacht. Der rein politiſche Inſtinct überwog bei ihm alles andere, und das war eine Geiſtesrichtung, die der Sehnſucht des Volkes nach nationaler Einigung zugleich entgegenkam und ſie hemmte, verfälſchte. Bismarcks Staat, Preußen, hatte gewiſs ein ſehr dringendes, politiſches Intereſſe, ſich mehr Länder zu erwerben, um ſeine mit äußerſter Anſtrengung behauptete Großmachtſtellung auf eine breitere Baſis zu verſetzen. Darum hatte es auch gar nichts dagegen, wenn ſich ihm unter dem Titel eines nationalen Kaiſerthums die anderen deutſchen Stämme zur Verfügung ſtellten. Dieſe Hinneigung zu einem Großpreußen lebte in allen jenen Geſellſchaftsclaſſen, die von der Einigung vor allem politiſche Vortheile erwarteten, alſo einen Schutz und Aufſchwung von Induſtrie und Handel und eine Stärkung des deutſchen Namens im Auslande. Darum konnten der Nationalverein und Preußen, die oft Feinde waren, ſich ſchließlich die Hände reichen. Gut und ſchön wäre das geweſen, wenn eben die Nationalitätenbewegung in Europa nur rein politiſche Ziele gehabt hätte. Dem war aber nicht ſo. Es handelte ſich nicht vor allem um die Großmachtſtellung, nicht um ein gemeinſames Maß und Gewicht, ſondern um das Vollmenſchthum. Man wollte damals im Kleinſtaatenweſen die Wurzel aller Uebel, aller Bureaukratie und bösartigen Schablone entdeckt haben und ſtellte manchmal den Begriff der Nationalität in vollbewuſsten Gegenſatz zu dem Begriffe Staat. Alſo eine durchaus antipolitiſche Tendenz, die zum Theil noch aus den Ideen Rouſſeaus und den Quellen der Romantik geſpeiſt wurde, lebte in der nationalen Bewegung mit und war vielleicht ihr innerſter Kern. Nicht „Staatsbürger“, wie Karl Marx ſagen würde, wollte man ſein, ſondern „Menſch“, ein individueller Menſch — Deutſcher. Durch Bismarck aber gewann das Deutſchthum einen ganz anderen Sinn. Nun kam in dieſes Wort ein ſtark politiſcher Beigeſchmack. Es bedeutete Herrſchaft, Unterordnung, Bekämpfung der Nichtdeutſchen, der „Reichsfeinde“. Indem Bismarck das Deutſche Reich ſchmieden half, entzauberte er unzählige frühere Kaiſerſchwärmer. Der unbefriedigt gebliebene, antipolitiſche Zeitdrang nahm nun ganz andere Formen an, und der Socialismus als Weltanſchauung beherrſchte bald die beſten Köpfe. Oder auch mitunter ein Individualismus gar eigener Art, der den herrſchenden Claſſen nicht minder verhaſst blieb. Bitterere Worte über das neue Reich als Nietzſche hat auch Karl Marx nicht gefunden. Denn der heißen Sehnſucht nach ganzer, voller Menſchlichkeit, nach einem vielerträumten angeblichen „Hellenenthum“ wird eine politiſch geſtimmte Geſellſchaft nie Erfüllung bringen. Zwar die Begründung des Reiches war eine hiſtoriſche Nothwendigkeit und in gewiſſem Sinne auch eine Culturthat. Aber das letzte und tiefſte Wort der Zeit iſt damit nicht geſprochen. Wer über dieſe Zäune nach weiteren Horizonten ſchaut, der kann vielleicht trotzdem dem Fürſten Bismarck noch den Zoll der Dankbarkeit abzahlen, kaum aber jenem willigen, tüchtigen Werkzeug, dem alten Wilhelm. Umſo intereſſanter iſt, daſs dennoch dieſen Mann gewiſſe Kreiſe immer wieder auf den Schild heben. Warum?

Die herrſchenden Claſſen Deutſchlands ſind in ihrem wahren Weſen viel weniger monarchiſch, als man denkt. Die Bourgeoiſie könnte ohne einen König gut auskommen und — ſie weiß es auch. Aber die Feudalen, die vorläufig noch ein Wort mitzureden haben, würden damit den Aſt abſägen, auf dem ſie ſitzen. So conſerviert man das Königthum, das gleichzeitig durch den Glanz ſeines Namens als ein Schild gegen die Mächte des Umſturzes dienen ſoll. Ganz unmöglich können die herrſchenden Claſſen darum dulden, daſs ein König ſich mit den Maſſen in Contact ſetzt, ſich gar zu ihrem Führer aufwirft. So wenig Dauer ein ſolches Experiment auch haben würde, ſo genügt doch ſchon der leiſeſte Anlaſs, um unſere Bourgeoiſie nervös zu machen. Noch weniger freilich könnte ſie einen König im alten Stil vertragen, einen gewaltthätigen ſtolzen Autokraten. Das conſtitutionelle Königthum iſt alſo auch in Deutſchland die geheime Sehnſucht der Bourgeoiſie. Sie hat ſich, man kann es nicht leugnen, redliche Mühe gegeben, dieſes Ideal zu verwirklichen. Aber der alte Wilhelm vereitelte es. Hartnäckig hielt er ſeine Prärogative feſt und gewährte dem Volke nur, was er nach den „erworbenen Rechten“ unweigerlich mußte. Und dann, wie geſagt, [illegible] den Feudalen. Wir ſahen ſogar, wie er [illegible] Bismarcks [illegible] hinausgieng. Als aber der Conflict [illegible] und zwiſchen der Bourgeoiſie und den [illegible] ein Compromiſs abgeſchloſſen war, da begnügte ſich der [illegible] mit den [illegible] Zugeſtändniſſen und fiel in ſeine [illegible] zurück. Bismarck konnte mit ihm zufrieden ſein und die Bourgeoiſie auch. Nicht ſeinem Kaiſer, aber ſeinem Weſen

Digitized by Google

nach war Wilhelm I. ein conſtitutioneller Monarch und faſt ſchon mehr als das, ein einfacher Repräſentant. Daher hatten die herrſchenden Claſſen das tiefſte Intereſſe, ihn populär zu machen, und das gelang über alle Maßen, da im deutſchen, beſonders norddeutſchen Kleinbürgerthum ein ſtarker Inſtinct des Gehorſams lebt, der ſehr erfreut war, ſich auch einmal gekrönt zu finden. Wenn alſo am diesjährigen 22. März der hundertſte Geburtstag des Alten lärmvoll gefeiert wird, ſo wiſſen wir, aus welchen ſocialen Schichten dieſe Enthuſiaſten herſtammen und was für Hintergedanken ſie haben. Beſonders betonen möchte ich, daſs die Anhänger Bismarcks Wilhelm den Erſten ſchwärmeriſch verehren, weil ſie keinen Kaiſer mehr zur Verfügung haben, der — Ordre pariert.

Mit philoſophiſchem Gleichmuth kann ein moderner Menſch den Alt-Wilhelm-Cultus über ſich ergehen laſſen. Begeiſtern wird er ſich ja nicht für dieſen Mann, ebenſowenig aber ihn haſſen.

Berlin. S. Lublinski.

Zur Geſchichte des Volksſchauſpiels „Dr. Fauſt."

Von Dr. F. Arnold Mayer.

(Vortrag, gehalten im „Wiener Goethe-Verein" am 6. März 1897.)

Unter dem Zeichen Goethes ſteht alle Forſchung über den hiſtoriſchen und den literariſchen Fauſt; denn nicht bloß, daſs Goethe Erzeugniſſe der früheren Fauſtliteratur gekannt, insbeſondere von dem Volksſchauſpiel „Dr. Fauſt" Anregung und Beeinfluſſung erfahren hat, es iſt auch andererſeits kein Zweifel, daſs das neueſtens ſo geſteigerte Intereſſe der Forſchung an den Problemen der Fauſt-Sage und -Literatur zum guten Theile von jener Dichtung ausſtrahlt, die wir als den Gipfelpunkt zwar nicht unſerer bühnengerechten, aber doch unſerer dramatiſchen Literatur betrachten. Unter dieſen Geſichtspunkten mag ein kleiner „Beitrag zur Geſchichte des Volksſchauſpiels Dr. Fauſt" hier wohl am Orte erſcheinen. Schon im Vorjahre hat ja bereits Prof. Creizenach vor Ihnen die „Dramatiſchen Geſtaltungen der Fauſtſage vor Goethe" entwickelt. Danach darf ich gewiſſe Thatſachen umſo eher als bekannt vorausſetzen: Daſs die Sage von Dr. Fauſt zuerſt 1587 literariſche Fixierung in dem „Volksbuch von Dr. Fauſt" gefunden hat; daſs dieſer erſten, epiſchen Darſtellung alsbald eine dramatiſche in der Tragödie des Engländers Marlowe gefolgt iſt, und daſs aus dieſer letzteren ein nachweislich ſchon am Anfange des 17. Jahrhunderts in Deutſchland geſpieltes Volksſchauſpiel von Dr. Fauſt erwuchs, welches ſchließlich, nach verſchiedenen Wandlungen von der eigentlichen Bühne verdrängt, in ſtark verſtümmelter Geſtalt noch gegenwärtig auf dem Puppentheater ſein Daſein friſtet.

Ich will Sie zu einem kleinen Ausflug ins ſalzburgiſche Land, an die bayeriſche Grenze einladen: denn dorther gewinnen wir die kleine Erweiterung unſerer Kenntnis von dem Volksſchauſpiel Dr. Fauſt, die ich Ihnen vortragen möchte. Aus den Darlegungen Prof. Creizenachs haben Sie ſchon erſehen, daſs wir über den Inhalt, die Handlung des Dr. Fauſt ſowohl wie der übrigen alten, in urſprünglicher Geſtalt verlorenen Volksſchauſpiele weſentlich nur durch die Marionettenſpiele unterrichtet ſind, durch das Puppentheater, den beſcheidenen Erben der einſt ſo reichen Volksbühne. Ich ſage: weſentlich. Denn neuerdings hat ſich uns noch eine andere, reinere und darum auch wertvolle Quelle eröffnet. Man iſt auf die Volksbühnen aufmerkſam geworden, die hie und da auf dem flachen Lande beſtanden haben, auch wohl noch beſtehen und zum Theil eine lange Tradition hinter ſich haben müſſen; zwar hat ſich ihr Repertoire nach und nach dem Geſchmacke der Zeiten angepaſst, verjüngt, und ſo wird man kaum mehr einer Fauſt- oder Don Juan-Aufführung beiwohnen können, aber zur Kenntnis und in den Beſitz einzelner Gelehrter iſt wenigſtens handſchriftliches, vielfach wichtiges Material gekommen, das uns da einigen Erſatz bietet. Unter dieſen Bühnen iſt die intereſſanteſte das Theater der Laufner Schiffer.

Es handelt ſich um die Schiffergemeinde von Laufen, einem zur Hälfte öſterreichiſchen, zur Hälfte bayeriſchen Städtchen im ſalzburgiſchen Grenzgebiet. Dieſe Schiffer, die jetzt freilich durch die Eiſenbahn ſtark bei Seite geſetzt ſind, ſuchten und fanden auch im Herbſt und Winter, wenn die Schiffahrt ruht, ihren Unterhalt durch Komödieſpielen. Ein feſtes Theater beſaßen ſie dabei niemals, ſondern ſpielten, von Ort zu Ort ziehend, in Wirtshäuſern u. dgl.

Aus eigentlich gelehrten Kreiſen hat meines Wiſſens zuerſt Aug. Hartmann in ſeinen 1880 erſchienenen „Volksſchauſpielen" dieſem Theater und ſeinem Repertoire Beachtung geſchenkt und Nachweiſungen gegeben. Ich ſelbſt ſah vor einer Anzahl von Jahren eine Vorſtellung in Maxglan bei Salzburg und ſuchte, voll des lebendigen Eindrucks, in einem Feuilletonaufſatze der „Neuen Freien Preſſe" *) die Aufmerkſamkeit eines größeren Publicums auf dieſe Schiffer, die mir ſehr merkwürdig ſchienen, zu lenken. Noch lebhaft erinnere ich mich der eigenen Vergangenheitsſtimmung, in die mich ſchon der Eintritt in einen durch eine Kerze nothdürftig erhellten Vorraum verſetzte, wo der alte Pfaffenberger, der Director, in melancholiſcher Haltung an einer Art Caſſe ſaß; dann dieſelbe ungewiſſe Beleuchtung in dem primitiven Zuſchauerraum, der Wirtsſtube, bis dann mit dem Aufziehen des Vorhangs alles Licht von der Bühne ausgieng. [illegible]

*) Nr. 7793, vom 8. Mai 188[illegible].

alle Darſteller erwieſen ſich ſoweit geübt, daſs man wohl die Einwirkung einer gewiſſen Ueberlieferung annehmen durfte.

Bei meiner Rückkehr nach Wien trat ich mit der Familie Pfaffenberger in briefliche Verbindung, und dieſe führte für mich zur Erwerbung einer größeren Anzahl ihrer Manuſcripte, faſt durchaus Stücke älteren Repertoires, die nachgerade ihren Bühnenwert für die Beſitzer meiſt verloren hatten. Leider verhinderten mich damals andere Arbeiten an einer eingehenden Beſchäftigung mit meinem Schatze und ich konnte dieſe anziehenden Studien auch dann noch nicht aufnehmen, als mittlerweile Prof. R. M. Werner im dritten Bande der von Litzmann herausgegebenen „Theatergeſchichtlichen Forſchungen" einen Laufner „Don Juan" veröffentlichte und in der Einleitung dazu die Geſchichte des Laufner Theaters ſoweit mittheilte, als es ihm ſeine Quellen erlaubten. Werner hatte nämlich gleichfalls, wie es ſcheint erſt nach mir, erfolgreich mit den Laufnern angeknüpft, übrigens mit einer anderen Geſellſchaft derſelben. Ich gebe Ihnen nun zunächſt einige Nachrichten zur Geſchichte der Laufner Bühne und über Inhalt und Alter ihres Repertoires, wobei ich Hartmanns und Werners Zuſammenſtellungen dankbar benütze, und füge dann hinzu, was für das Volksſchauſpiel „Dr. Fauſt" aus meinen Handſchriften hervorgeht.

Das älteſte Zeugnis für eine Aufführung der Schiffleute von Laufen ſtammt vom 11. October 1762, an welchem Tage zu Laufen „die Schiffleuth ein Comedi, ſo aber mehrers ein Bourlesque ware, auf dem Schloſsſtheatro" vor dem Erzbiſchof Sigismund aufführten. Ueber das Datum 1762 führt uns auch eine andere Angabe nicht hinauf, wenn es in einer neueren Geſchichte der Stadt Laufen heißt, daſs zu den Erwerbsquellen der Schiffer „ſeit jeher" das Theaterſpielen gehörte. Aber ſchon in jener Zeit erfreuten ſich die Schiffer eines gewiſſen Anſehens als Schauſpieler. So ſpricht Joh. Pezzl in ſeiner „Reiſe durch den Baieriſchen Kreis" (1784) von dem „beſonderen Spektakel, den den Winter über in Salzburg" die Schiffer von Laufen geben. Auch die ſchonende Art, wie ſie damals bei Gelegenheit der Erlaſſung eines ſalzburgiſchen Theaterpolizeigeſetzes behandelt wurden, zeugt für ihre Beliebtheit und für die Sonderſtellung, die ſie einnahmen, und die wir zum Theil gewiſs auf alte Tradition gründen dürfen, zum Theil freilich auch auf den Ruf der Sittlichkeit und Ordnung, den ſie bis in unſere Zeit genoſſen haben — ſie hinterließen keine Schulden, und auch andere Ungebürlichkeiten konnte man ihnen nicht nachſagen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts war nämlich in Salzburg das Komödiantenweſen, das namentlich die Behörden vielfach als — Unweſen empfanden, ſehr in Aufnahme gekommen, begünſtigt von einer wahren „Theaterwuth" der Salzburger. Hier ſind Eingaben und Gutachten der erzbiſchöflichen Hofräthe und Pfleger wichtig, die meiſt auf Einſchränkung der fahrenden Geſellſchaften ausgehen, es aber alle ablehnen, die Schiffer nach derſelben Schablone wie die anderen Geſellſchaften zu behandeln. Dieſe erhielten auch, wie bemerkt, ſchließlich Vorzugsrechte. Unmittelbarer bezeugt aber der Stil ihrer älteren Stücke eine Vergangenheit, die jedenfalls weiter zurückreicht als die älteſten Nachrichten über das Theater. Pezzl ſagt 1784: „Dieſe Schnurren ſind die vollkommenſten Copien von Shakeſpeares Pyramus und Thisbe: Man ſieht da die Hanns Schnock, Klaus Zettel ꝛc. leibhaftig vor ſich". Und der Landrichter Seethaler fand noch 1810, die Laufner Schiffer gäben „alte und neue Sing-, Luſt- und Trauerſpiele, Legenden und Fatzen in der reinen Manier des 17. Jahrhunderts", alſo jener Zeit, wo ein unter dem Einfluſs der engliſchen Komödianten entſtandenes deutſches Volksdrama blühte, auch der „Fauſt" nach beſtimmten Zeugniſſen aufgeführt wurde. Und ſo begegnen uns an den entſcheidenden Stellen des Laufner „Don Juan" mitten im Proſadialog Verſe im Lieblingsmaß der Zeit, nicht in wenig veränderter Geſtalt, Alexandriner, die ja auch in den Puppenſpielen bedeutungsvolle Rollen darſtellen.

Im Laufner „Don Juan", ebenſo in anderen mir bekannten Stücken des Repertoires treten die Hanswurſtſcenen ſehr vor, ganz entſprechend der Entwicklung, die das Volksdrama ſpeciell auf Wiener Boden durchgemacht hatte. In ihnen lag in dieſem ſpäteren Entwicklungsſtadium des Volksdramas der Haupttheil der Wirkung, wie denn auch für Salzburg alle erwähnten Berichte aus dem Ende des 18. Jahrhunderts betonen, daſs weniger regelmäßige Stücke, ſondern in erſter Linie Hanswurſtiaden dem Geſchmacke des Publicums entſprachen. Bis in die neueſte Zeit hat in den [illegible] [illegible]

Ueber das Repertoire unſerer Schiffer [illegible]

[illegible]

erhielt ſich bei den Laufnern das berühmteſte Werk der Volksbühne: der „Fauſt“, der noch 1879 dargeſtellt wurde, als der öfter angeführte, von Prof. Werner gedruckte „Don Juan“ ſchon ſeit Jahrzenten vom Repertoire verſchwunden war. Daher iſt es ſeltſam, daſs unter den zahlreichen Laufner Handſchriften, ſowohl im öffentlichen, wie privaten Beſitz doch kein „Fauſt“ vorhanden iſt; die Handſchrift war nicht aufzutreiben. Nun will es aber ein glückliches Geſchick, daſs ſich auch unter meinen Handſchriften, wie unter denen Werners, ein „Don Juan“ findet, dieſer aber eine Scenenfolge enthält, die nicht dem Volksſchauſpiel „Don Juan“, ſondern nach allen Ermittlungen dem Volksſchauſpiel „Fauſt“ urſprünglich angehört.

Ich muſs hier eine kurze Erinnerung vorausſchicken. Sie haben gehört, daſs das Volksſchauſpiel überhaupt, insbeſondere auch das von „Dr. Fauſt“ im 18. Jahrhundert auf der Wiener Volksbühne eine weiterhin entſcheidende Umgeſtaltung erfahren hat. Dieſe beſtand darin, daſs der titaniſchen Geſtalt des Fauſt gegenüber der Hanswurſt, deſſen Rolle bisher nur eine epiſodiſche geweſen war, als parodiſtiſches Gegenbild des Helden durchgeführt wurde, ſei es, daſs er die erhabenen Gedanken und Reden ſeines Herrn ins Platte und Burleske verkehrte, ſei es, daſs er ſich auf ſeine Weiſe der hölliſchen Geſellſchaft, mit der ſich jener zu ſeinem endlichen Schaden eingelaſſen hatte, zu entledigen wuſste. Die Entwicklung des Volksdramas war eben ſo, daſs die ernſten Scenen, das Weſentliche der Stücke, zugunſten der komiſchen mehr und mehr verkürzt wurden. Am Schluſſe unſeres Stückes nun ſteht Fauſt vor ſeinem ſchrecklichen Ausgang: ſeine Zeit iſt um, und aufkeimenden Reuegedanken entreißt ihn Mephiſtopheles, indem er ihm die Helena zuführt, die ſich aber, umarmt, als Trugbild erweiſt. Und jetzt ſpielt ſich die Kataſtrophe mit einer Steigerung ab, ſo treffſicher, ſo zielbewuſst, wie ſie die Bühne nicht leicht bietet, rein dramatiſch genommen dem herrlich ſchönen Ausklange von Goethes zweitem „Fauſt“ gewiſs über. Die Uhr ſchlägt neun: man vernimmt ein Nachtwächterhorn, und als Nachtwächter erſcheint Hanswurſt und ſingt ſeine Verſe: „Hört, Ihr Herrn, und laſst Euch ſagen“, u. ſ. w. Da ertönt eine Stimme von oben: „Praepara te!“ („Bereite Dich!“), verzweiflungsvolle Verſe Fauſts antworten ihr. So ſteht hier höchſte Tragik und groteske Komik nebeneinander. Nun ſchlägt die Uhr zehn, der Nachtwächter mit neuen Verſen, Stimme von oben: „Accusatus es!“ („Du biſt angeklagt!“), geſteigerte Verzweiflung Fauſts, es ſchlägt elf, dann endlich zwölf, beidemale derſelbe Gang wie früher, die Stimme ſpricht um elf ihr ſchreckliches: „Judicatus es!“ („Du biſt gerichtet!“) und um zwölf das vernichtende: „In aeternum damnatus es!“ („Du biſt in Ewigkeit verdammt!“) Es folgt eine letzte [illegible] Fauſts ganz im Stile der Zeit, und die Teufel holen ihre Beute. So ſtellt man ſich auf Grund der Puppenſpiele im weſentlichen den Ausgang des Volksdramas „Fauſt“ im 18. Jahrhunderte vor.

Dieſe Scenenreihe iſt es, die ſich auch in meinem Don Juan-Manuſcript findet. Auch im Don Juan-Stück iſt Hanswurſt das komiſche und parodiſtiſche Gegenbild des Helden. Es genügen hier wenige Bemerkungen über den Gang der Handlung des Laufner Stückes. Don Juan, der frevelhafte Wüſtling, tödtet den Sohn des Don Pietro, des Feldherrn des Königs von Spanien, im Duell, ſucht dann die Tochter, Donna Anna, zu entführen und erſticht den zur Hilfe herbeieilenden Vater; nun entflieht er mit ſeinem Diener Hanswurſt und ermordet auf der Flucht einen Einſiedler, um in deſſen Kleidern leichter den Verfolgern zu entgehen. In dieſer Verkleidung bringt er auch den ihm nachreiſenden Don Philipp, den Bräutigam der Donna Anna, um und bemächtigt ſich jetzt der Gewänder dieſes neuen Opfers. Nun begeben ſich Herr und Diener auf die Suche nach einem Wirtshaus, denn Hanswurſt iſt ſchon längſt ſehr hungrig, und als ſie glücklich eines gefunden, beſtellen ſie eine Mahlzeit. Bei dieſer erſcheint der „Steinerne Gaſt“, den der Frevler Don Juan eingeladen hat, und macht ſeine Gegeneinladung. Der Schluſs iſt dann in dem von Werner gedruckten Text ſo, daſs Don Juan mit ſeinem Diener der Einladung der Statue Folge leiſtet, wobei letzterer noch vor dem Strafgericht, das ſeinen Meiſter ereilt, davonläuft. Meine Faſſung hat außer dieſem Schluſs als Variante noch einen anderen, die erwähnten Nachtwächterſcenen. Als nämlich der Gaſt bei Tiſche erſcheint, erklärt [illegible], wie er hier heißt, er wolle ſich um einen Nachtwächterpoſten umſchauen, damit [illegible] etwa auch zum Schmauſe der Teufel hole. [illegible]

[illegible]

ſpeciell für den Laufner „Don Juan“ nachzuweiſen, daſs er ein Mittelglied bildet zwiſchen einer verlorenen Haupt- und Staatsaction „Don Juan“ des 17. Jahrhunderts und den Puppenſpielen von „Don Juan“, und noch ein getreueres Bild jener darbiete als die Puppenſpiele, die auch aus der Haupt- und Staatsaction gefloſſen ſind. Weder die Puppenſpiele, trotzdem das Marionettentheater ſchon am Ende des vorigen Jahrhunderts in Salzburg ſehr beliebt war, noch Da Pontes Text zu Mozarts Oper haben auf das Laufner Stück einen nennenswerten Einfluſs geübt; Da Ponte ſchon deshalb nicht, weil das urſprüngliche Manuſcript des Stückes jedenfalls vor dem Erſcheinen der Mozartſchen Oper niedergeſchrieben iſt. Vielmehr ſind ſowohl bei den Puppenſpielen als auch bei Da Ponte die Aehnlichkeiten in der Vorgeſchichte des Stoffes bedingt, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Aus dem Geſagten ergibt ſich aber die Wichtigkeit einer derartigen Faſſung, wie ſie das Laufner Stück bietet.

Werner citiert Ed. Devrient, der in ſeiner „Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt“ einmal bedauert, daſs keine der berühmteſten Haupt- und Staatsactionen, ſo „Don Juan“ und „Fauſt“, bis jetzt aufgefunden ſei. Einen gewiſſen Erſatz boten nun die Puppenſpiele; aber „Don Juan“ empfängt jetzt, wie Werner ſagt, durch den Laufner Text neues Licht, und nach dem, was ich hier mitgetheilt habe, ſind wir auch für den Fauſt wenigſtens nicht ganz und durchaus auf die Puppenſpiele angewieſen. Wohl aber erhalten wir hier die Beſtätigung, daſs die Nachtwächterſcenen in dem Fauſtdrama der Wiener Umgeſtaltung vom Anfange des 18. Jahrhunderts, die den Hanswurſt beſonders betonte, wirklich enthalten war, wie man aus ihrem Vorkommen in ſämmtlichen auf dieſer Umgeſtaltung beruhenden Puppenſpielen nur geſchloſſen hat. Daſs das Motiv urſprünglich nicht zu dem Don Juan-Stück gehört hat, iſt ja ganz klar: keines der Puppenſpiele bietet es, und ſeine Anfügung in meinem Texte an das Vorhergehende hat entſchieden etwas Gezwungenes.

Man hat wohl ſchon ſonſt die allgemeine Aehnlichkeit des Ausgangs in den Volksdramen „Fauſt“ und „Don Juan“, insbeſondere die Aehnlichkeit der Schluſsmonologe der Helden hervorgehoben. Stoffe und Helden ſind denn auch überhaupt verglichen worden, Grabbe hat Don Juan und Fauſt zuſammen auf die Bühne gebracht: der Gedanke an ſich gewiſs kühn und glücklich. So darf nicht wundern, daſs beide Dramen auf der Volksbühne einander beeinfluſst haben, was unſer Fall deutlich zeigt.

So weit der Beitrag, den ich zur Kenntnis des Volksdramas von „Dr. Fauſt“ geben wollte. Vielleicht erſcheint er geringfügig. Aber Sie mögen bedenken, wir haben es mit dem berühmteſten Drama der Volksbühne zu thun, und dieſes Drama hat Helden und Stoff mit der berühmteſten Tragödie unſerer Kunſtbühne gemein; und wenn jenes in ſeiner urſprünglichen Geſtalt als verloren gelten mag, ſo erhebt wohl auch ein beſcheidenes Ueberbleibſel, das näher als bereits bekannte Zeugen zu ihm hinanführt, einigen Anſpruch auf Würdigung.

Hiezu kommt noch ein zweites Moment. Es liegt auf der Hand und iſt oft geſagt worden, daſs Dichtung und Kunſt des Volkes die Möglichkeit und Bedingung ihres Beſtehens und ihrer Entwicklung immer mehr verlieren müſſen, je weiter Bildung und Cultur vorſchreiten; aber auch die Zeugen vergangener Blüte würden uns unwiederbringlich entgehen, wenn nicht der Eifer pietätvoller Nachwelt einträte, und ſich in privater und ſtaatlicher Fürſorge bethätigte, vor allem in fleißiger Materialſammlung. Dieſe iſt die unerläſsliche Vorbedingung zu einer eigentlichen Wiſſenſchaft der Volkskunde, des Folklore. Und ſo darf das Laufner Theater auch als Zeugnis zur Volkskunde unſerer Beachtung und unſeres Studiums wert erſcheinen.

Den hier beſprochenen Fauſtſchluſs in Verbindung mit einigen Proben aus dem Don Juan-[illegible] wurde ich in der „Chronik des Wiener [illegible]“ [illegible] am 6. d. Herr Martinelli zum Vortrage, [illegible] in Wien [illegible] komiſche Scenen [illegible]. Nicht unbemerkt [illegible] der Alexandrinerverſe keineswegs [illegible] Sprecher ſeinen [illegible].

Sarah Grands Sittenromane.

I.

D[illegible], die vielgenannte Ver[illegible] von Damen [illegible] Bewegung der [illegible], den ihre [illegible] aufgegeben haben und [illegible] und begreifen an [illegible], von Heine[illegible] W. C[illegible] näher [illegible] die [illegible], den ein [illegible] alten [illegible] ſchwer [illegible] und

gänzlich untergeordnetes Zubehör zu ſein, obſchon in der Pflege und Ausbildung des Unabhängigkeitsſinns dieſe Sachen eine gewiſſe Rolle ſpielen mögen.

Was dagegen die Frau neuen Stils in der Literatur iſt, wie ſie ihre Aufgabe auffaſst und ausführt, das iſt nicht ſchwer zu ſagen, denn das new woman nimmt kein Blatt vor den Mund. Die Frau alten Stils iſt in der Literatur bekannt genug. England hat eine ſo große Zahl von Schriftſtellerinnen, von Jane Auſten an bis George Eliot, aufzuweiſen, daſs man über ihre Anſichten nicht im geringſten im Zweifel ſein kann. Die Frau alten Stils liebte es — und liebt es noch — das männliche Geſchlecht hochzuhalten, es überſchwänglich zu preiſen und die Fehler und Gebrechen und Schwächen ihrer Schweſtern zu kritiſieren. Die Frau neuen Stils dagegen liebt es, ihr Geſchlecht zu vertheidigen, es zu preiſen und die Schwächen und Gebrechen der Männer in ſchonungsloſer Weiſe vor der Welt aufzudecken und zu geißeln. Unter den zeitgenöſſiſchen Schriftſtellerinnen beſitzt mit einziger Ausnahme der Olive Schreiner keine, auch Sarah Grand nicht, das auflodernde Genie, das in den Büchern der Schweſtern Brontë, Charlotte und Emily, hohe Flammen ſchlägt, das Jane Auſtens kleine Salonwelt mild beleuchtet und das George Eliots Meiſterwerk durchglüht, aber niemand kann der Verfaſſerin der „Heavenly Twins" ein Talent von außerordentlicher Lebhaftigkeit und einen brillanten Stil abſprechen. Sarah Grand iſt eine Frau mit einer Miſſion, eine Schriftſtellerin, die der Welt eine neue Vorſchrift zu verkünden hat. Und das Schickſal hat es einmal ſo gewollt, daſs man nicht gut als Pionier an der Spitze einer beſonderen Bewegung ſtehen und dabei Bücher verfaſſen kann, welche noch geleſen werden, wenn die Bewegung ſelbſt, zu deren Unterſtützung und Förderung ſie geſchrieben wurden, ſich verlaufen hat. Sarah Grands Bücher ſind der geiſtige Ausdruck einer ſolchen Bewegung; ſie müſſen als ſolche gewürdigt werden und nicht als ein bleibender Beitrag zur Literatur der Welt. „Our manifold nature" (Unſere vielſeitige Natur) iſt das der Zeit nach zuletzt erſchienene ihrer Bücher, obwohl es wohl zu ihren Erſtlingswerken gehört. In der That ſind die ſechs Geſchichten, die es enthält, gewiſſermaßen Vorſtudien zu ihren größeren Romanen; ſie ſind ſchon früher in Monatsſchriften erſchienen, und die Verfaſſerin beklagt ſich auch in ihrer ſchneidigen Vorrede, daſs die Redacteure die kräftigſten Stellen vor der Veröffentlichung ſorgfältig ausgemerzt haben. Und doch ſchreibt Sarah Grand nach ihrer Weiſe ad usum Delphini, d. h. zum Nutzen und Frommen der lieben heranwachſenden Jugend, beſonders männlichen Geſchlechtes, der ein getreuer Spiegel vorgehalten wird, ein zu getreuer vielleicht. Doch iſt in der erſten Erzählung, die „The yellow leaf" betitelt iſt, gar nichts, das Knaben und Mädchen Schaden thun könnte; nur haben dieſe gemeiniglich geſunden Verſtand und leſen lieber Abenteuer-Romane, wie ſie Rider Haggard oder R. L. Stevenſon verfaſst haben als eine Erzählung, in welcher die richtige und die falſche Erziehungsmethode der Mädchen an zwei oder genauer drei Frauengeſtalten exemplificiert wird.

Die Tochter der Lady Marſh, Evangeline, iſt der Typus der Frauen alten Stils; ihre Mutter will ſie nicht nach den neumodiſchen Ideen erziehen laſſen, die es ihr erlauben, den Bildungsgang ihrer Brüder zu theilen und ſogar auf die Univerſität zu gehen, wo ſie ſolche Gedanken (was für Gedanken, wird nicht geſagt) aufleſen. Nein, Evangeline ſoll eine womanly woman abgeben, und dieſe hat auch glücklich ſich zur Anſicht aufgeſchwungen, daſs Männer dazu da ſind, alle harte Arbeit des Lebens zu verrichten, die Frauen in Comfort zu halten und ſie vor allem Aufſtoßigen zu beſchützen. Im Gegenſatz dazu iſt Adaleſa, die bei Tante Marſh auf Beſuch ſich befindet, ein Mädchen, das eine zur Selbſtändigkeit führende Erziehung erhalten hat. Sie iſt in einem Coupé dritter Claſſe gefahren mit ihrem ungeſchlachten Hund, der ihr unzertrennlicher Freund und Begleiter iſt; auf der Station angelangt, ſchwingt ſie ſich auf den Bock des Wagens, der ſie und die Erzählerin abholen ſoll und ſchickt den Kutſcher in das Innere mit dem Gepäck. Aber die zimperliche Evangeline iſt nicht [illegible] a womanly woman. Die wilde Adaleſa hat einen [illegible], mit prächtigen orientaliſchen Augen, der zum Ball eingeladen wird und Perceval heißt. Evangeline macht den Jungen zum Gegenſtand ihrer ſchwärmeriſchen Liebe und heiratet ihn. Nach Jahren treffen ſich die drei Frauen wieder auf demſelben Landgut. Adaleſa hat die jugendliche Enttäuſchung längſt verſchmerzt und einen Herzog geheiratet, aber ihre Sprache iſt noch immer mit Jargon [illegible]. Evangeline hat ihr Kind mitgebracht; die Erzählerin hat ſich einen Namen in der Literatur gemacht. Es iſt die Periode des yellow leaf, des Herbſtes, eine ſchöne Periode, wenn man [illegible] Werk. Aber Evangeline will noch jung ſein, [illegible] jungen Männern „flirten". Sie wird [illegible] mit Schrecken, legt ſelbſt Hand an ihr Leben. [illegible] gezeichnet ſein. Jedenfalls iſt ſie [illegible] deſſen makelloſer Charakter ihn [illegible] Frau bringt.

„Eugenia" iſt der Titel der zweiten [illegible] eines Mädchens, das ſich weigert, [illegible] geſtandenermaßen das Leben in vollen Zügen [illegible] Hafer geſät hat und nun mit ſeinen [illegible] zerrütteten Vermögensverhältniſſen durch [illegible] ordnen möchte. Ein abgelebter Roué hat auch noch ſeine Wünſche: Die Frau, der er die Reſte ſeiner „Männlichkeit" darbringen will, muſs nicht nur reich und ſchön ſein; ſie muſs auch eine makelloſe Vergangenheit beſitzen. Und Eugenia iſt ein ſolches Mädchen: ſchön, jung, reich, tadellos. Und allein in der Welt, die Beſitzerin eines großen Gutes mit Landſchloſs an der Küſte. Der junge Lord Brinkhampton, den wir am Anfang der Erzählung in einem von Gardeofficieren und Frauen der Demi-monde beſuchten Vergnügungslocal der Hauptſtadt getroffen, iſt Gaſt in Eugenias Schloſs, deſſen Jagdrevier er gemietet hat. Er trägt ihr ſeine Hand an; aber ſie geizt nicht nach geſellſchaftlichen Triumphen an der Seite eines Lords; zu ſeinem Erſtaunen weiſt ſie ſeine Werbung ab und trägt ſelbſt ihre Hand dem Bauernſohn Saxon an, einem jungen Mann, der ſich auf der Univerſität ausgezeichnet hat, aber es nie gewagt hätte, ſeine Augen zur Schloſsherrin zu erheben. Die vier anderen Erzählungen ſind weniger bedeutend; die beſte davon iſt „Boomeltan", die Geſchichte eines Mannes, der ein zweckloſes Leben mit einem zweckloſen Tod abſchließt. In vier Geſchichten wird da eigentlich der Mann als treuloſes, ausſchweifendes, ſchwächliches, mit ererbter Laſterhaftigkeit behaftetes Geſchöpf der Verachtung der Welt preisgegeben.

In einem vielbeſprochenen Interview, das in der Weihnachtsnummer der Zeitſchrift „Woman at Home" (Hodder und Stoughton) erſchien, hat Sarah Grand ihren Roman „Ideala" (Wilhelm Heinemann, 21 Bedford Street) wenn nicht als den beſten, ſo doch als denjenigen bezeichnet, den ſie am liebſten hat. Es iſt leicht zu ſehen, warum. Das Buch will eine nach dem Leben gezeichnete Skizze ſein; Ideala, die Heldin der Geſchichte mag im Leben vorkommen; auch ihr Mann iſt eine Perſönlichkeit, die leider nur zu oft vorkommt; beide vereinigt liefern der Vorkämpferin für Frauenrechte den geeignetſten Stoff für eine objective Lection über die Ungerechtigkeit der modernen Ehe, welche dem Mann in geſchlechtlicher Beziehung Freiheiten geſtattet, die in der Frau von der öffentlichen Meinung aufs ſtrengſte geahndet würden. In dieſem Roman rückt Sarah Grand dem großen Problem der Ehe näher auf den Leib und ſchildert uns die Gefühle und das Verfahren einer Frau, welche zu den Ausſchreitungen ihres Mannes während des Ehelebens Stellung nehmen muſs.

Warum Sarah Grand ihrer Heldin den Namen Ideala beigelegt hat, iſt nicht ganz klar, denn wenn man auch keinen Anſtand nehmen kann, ſie eine ſympathiſche Geſtalt zu nennen, ideal iſt ſie nicht, wenigſtens nicht als Ehefrau, außer wenn der Mangel an geſundem Menſchenverſtand eine Frau zur Benennung „Idealiſtin" berechtigt. Ideala iſt allerdings eine geiſtig hochbegabte Frau, großmüthig, liebefühlend, liebebedürftig und liebeeinflößend; im Umgang mit ihren Mitmenſchen wird ihr nachgeſagt, daſs ſie mit zu großem Freimuth mit Leuten ſpricht, weil ſie darauf hält, daſs es gut und natürlich ſei, mit Fremden zu ſprechen; daher ſei es recht; ſie iſt durchaus unconventionell. Vergeſslich iſt ſie auch, hochgradig, was auf hohe geiſtige Concentration ſchließen läſst. Einmal wollte ſie einem Bettler Sixpence geben, händigte ihm aber ſtatt der Münze die ganze Börſe aus, was zur Folge hatte, daſs ſie kein Geld zur Heimreiſe beſaß. Aus bloßer Angſt, den Leuten nicht genug zu bezahlen, drückte ſie dem Lohnkutſcher ein Goldſtück in die Hand, wenn der vierte Theil genügt hätte. Sie iſt eine furchtloſe Reiterin, liebt die Blumen leidenſchaftlich und beſitzt hohen moraliſchen Muth, auch bloßen thieriſchen Muth. In Bezug auf Religion äußerte ſie die Anſicht, daſs Rechthandeln beſſer ſei als Rechtglauben; doch hatte ſie eine gewiſſe Vorliebe für die römiſch-katholiſche Kirche.

Eine derart veranlagte Frau würde ſich von jedem Eheband gehemmt und etwas beläſtigt fühlen, aber eine [illegible] Verbindung mit einem durch und durch unmoraliſchen Manne, deſſen Gattenrechte in körperliche Mißhandlung ausarten, muſs unerträglich ſein. Doch ſcheint ſie lange Zeit dem [illegible]

[illegible]

Herzens an; ſie trifft ihn oft; er hilft ihr in ihren Studien; er ſpendet ihr Troſt und flößt ihr neue Hoffnung ein. Aber das Unvermeidliche ereignet ſich: ſie liebt ihn.

Lorrimer iſt gänzlich verſchieden von ihr; in ihm iſt das Schlimmſte und das Beſte vereinigt, das in einem Mann vorkommen kann: hohe geiſtige Beſtrebungen und fleiſchliche Gelüſte; von Temperament in allen Sachen conſervativ. Heiraten kann Ideala ihn nicht', denn ſie hat die Beweisſtücke zerſtört, welche ihr die Scheidung von ihrem Gatten ermöglichten. Aber ſie entſchließt ſich, mit ihm zu leben, ſeine Maitreſſe zu werden. Merkwürdigerweiſe iſt ſie es nicht, welche die Unmöglichkeit einer ſolchen Verbindung einſieht. Ihre Freundinnen machen ſie darauf aufmerkſam, daſs ſie die glänzende Laufbahn des von aller Welt geachteten, in ſeiner Profeſſion hochſtehenden Mannes durch eine ſolche Hingabe zernichten würde. Sie ſieht es ein; ſie erkennt auch, daſs für ein gefühlvolles Weſen eine ſolche von der Welt verurtheilte Vereinigung für die Folge unhaltbar ſein werde. Ideala verzichtet auf ihn; ſie ſehen einander nie wieder.

II.

In ihrem größeren Roman „Die himmliſchen Zwillinge" (The Heavenly Twins, London. William Heinemann, 1894) hat Sarah Grand ihre Theorien in großem Maßſtabe auseinandergeſetzt und illuſtriert ſie in brillanter Weiſe an drei Mädchengeſtalten. Was man auch über die Anſichten und Theorien der Schriftſtellerin denken mag, ſo läſst ſich nicht leugnen, daſs ſie es ausgezeichnet verſtanden hat, denſelben literariſchen Ausdruck zu verleihen. An ihrem Stil läſst ſich nichts ausſetzen, und in der Behandlung geſchlechtlicher Probleme überſchreitet ſie nirgends die Vorſchriften des guten Tones, ohne daſs dabei ihre Gedanken an Klarheit oder ihre Ausdrucksweiſe an Directheit Einbuße erleiden.

Evadne iſt gewiſſermaßen die Heldin der Geſchichte; ich ſage: gewiſſermaßen, inſofern ihr Entwicklungsgang den Mittelpunkt der Erzählung bildet, und die Schickſale der beiden anderen Frauen, der Edith Beale und der Angelika, den Erlebniſſen Evadnes eher als Folie dienen. Alle drei Mädchen gehören den beſten Geſellſchaftskreiſen an. Evadne iſt die Tochter eines Country-Gentleman, Edith die eines Biſchofs, und Angelika hat einen Herzog zum Großvater; es iſt daher erſichtlich, daſs die Sittenverderbnis, von der Sarah Grand uns hier eine treffliche Schilderung bietet, und die Torheit moraliſcher Anſichten, über die ſie ſich beklagt, nicht in der ganzen engliſchen Nation zu Hauſe ſind. Im Gegentheil iſt von der Fäulnis der engliſche Mittelſtand nicht angefreſſen; die oberen Zehntauſend und die unterſten Schichten der Bevölkerung, jene aus Müßiggang, dieſe aus Hunger, Elend und Unverſtand, haben dieſe Sittenverderbnis als gemeinſames Kennzeichen.

Evadne Frayling hat eine ausgezeichnete Erziehung erhalten; ſie iſt die älteſte von ſechs Mädchen und geiſtig und körperlich geſund und normal. Allein ſie hat, theilweiſe durch Nachdenken und ſelbſtändiges Studium, theilweiſe auch durch väterliche Lehren und Winke eine Denkweiſe und damit Anſichten entwickelt, die ſie mit den hergebrachten Ideen und Theorien in directen Gegenſatz bringen. Und von dieſer geiſtigen Veranlagung ihrer älteſten Tochter haben die Eltern keine Ahnung, der Vater am allerwenigſten, trotzdem er ſelbſtändiges Denken und geiſtige Unabhängigkeit in ihr gewiſſermaßen gepflanzt und gehegt hat.

Daſs ſie in die Ehe treten ſoll, kommt Evadne ſowie den anderen Mädchen als ſelbſtverſtändlich vor; nur hat ſich in Evadne die Ueberzeugung, daſs ſie nur einem Mann mit reiner Vergangenheit die Hand bieten kann, zum moraliſchen Geſetz verhärtet. Einen Pfarrer, der ſie heiraten wollte, wies ſie ab, weil ſie in dem Prieſter keinen Mann ſehen konnte; als ſie aber Major Colquhoun, einen nicht mehr jungen Officier, in der Kirche erblickte, verliebte ſie ſich in ihn auf den erſten Blick. Er iſt eine männlich ſchöne Erſcheinung und hat ein gefälliges Weſen. Bevor ſie aber ſeine Werbung annimmt, erkundigt ſie ſich bei ihrem Vater, ob der Major eine reine Vergangenheit habe. Der Vater gibt ihr eine ausweichende Antwort, die ſie trotzdem befriedigt. Am Hochzeitstag jedoch erhält ſie einen Brief, der über des Majors Vergangenheit gravierende Angaben enthält. Statt die Hochzeitsreiſe mit ihm anzutreten, entflieht ſie, um der Sache auf die Spur zu kommen. Sie findet ſie genau ſo, wie der Brief ſie angedeutet hatte. Sie weigert ſich, mit dem Major als eheliche Frau zuſammen zu leben.

Schließlich gibt ſie den Bitten und dem Drängen ihrer Mutter nach und willigt ein, dem Mann, deſſen Namen ſie trägt, nach Malta, wo ſein Regiment ſtationiert iſt, nachzureiſen; er gibt ihr das Verſprechen als Ehrenmann, daſs er ihre Gemächer nicht betreten will. Die Beziehungen zwiſchen dieſen beiden Leuten, die dergeſtalt ſich freiwillig zu einem unnatürlichen Zuſammenleben [illegible], geben Sarah Grand Veranlaſſung zu ſeinen Beobachtungen und trefflichen Schilderungen. Es iſt ganz natürlich, daſs beide unter den ihnen auferlegten Reſtrictionen körperlich und geiſtig leiden; Evadne beſonders, deren reger Geiſt nun durch [illegible] Manne [illegible], daſs ſie allmählich ſich an [illegible] Frauenrechte betheiligen [illegible], und das [illegible] geengt wird. Der zum Theil [illegible] Mann [illegible] von der Ehe, und [illegible]. Evadne [illegible]

geiſtige Repreſſion verurſacht eine geiſtige Krankheit, führt ſie einer geiſtigen Störung nahe, da erlöſt der plötzliche Tod ihres Gatten ſie von der widernatürlichen Ehe; ſie heiratet den Doctor Galbraith, einen Specialiſten für Nervenkrankheiten, der es nur mit Mühe verhindert, daſs ſie ſich am Abend vor der Geburt ihres Söhnleins mit Gift das Leben nimmt. Man beendet die Geſchichte unter dem Eindruck, daſs Evadne geiſtig nicht ganz zurechnungsfähig iſt, trotz ihrer glücklichen zweiten Ehe.

Edith Beale, die Tochter des Biſchofs von Morningquest, hatte eine noch ſorgfältigere Erziehung erhalten, war noch ſorgfältiger vor jedem rauhen Windhauch gewahrt worden als Evadne; von der Welt und ihren Verſuchungen, von den Männern und ihren Laſtern hatte ſie auch nicht die geringſte Kenntnis, als ſie mit ihrer Mutter, die von ſchwächlicher Geſundheit war, nach Malta reiſte, um dort zu überwintern. Unter den Officieren des Regiments, das Oberſt Colquhoun commandierte, befand ſich einer, Sir Mosley Menteith, ein ausſchweifender Menſch, aus guter, angeſehener Familie, der einen ſo ſchlimmen Ruf beſaß, daſs ſelbſt Colquhoun es für nöthig erachtete, ſeiner Frau den Auftrag zu geben, Edith Beale vor ihm zu warnen. Aber es iſt zu ſpät. Edith hat ſeine Werbung angenommen, ihm in ihrer Unerfahrenheit ihr junges Herz geſchenkt und ſich mit ihm verlobt. Evadne macht ſie trotzdem auf die Gefahr aufmerkſam, die ſie läuft, indem ſie einen Mann mit einem notoriſch ſchlechten Charakter ehelicht. „Wenn er ſchlecht war, will ich ihn gut machen", entgegnet das argloſe, unerfahrene Ding. Nun hatte Evadnes Mutter, als ſie ihre Tochter aufforderte, ſich mit ihrem Mann ſeiner Vergangenheit wegen nicht zu überwerfen, gerade den Punkt hervorgehoben, daſs es die Pflicht einer Frau ſei, ihren ſchlechten Mann zu bekehren. Und Evadne hatte in einem von moraliſcher Entrüſtung überfließenden Brief dieſe Zumuthung abgelehnt. Sie fühlte ſich dieſer Aufgabe nicht gewachſen. Wenn ein verſtändiges, willenskräftiges und geiſtig ſtarkes Mädchen wie Evadne dieſe Aufgabe als über ihre Kräfte gehend erklärte, ſo war nicht zu erwarten, daſs die verzärtelte, ſchwache und verzogene Edith mit ihrem Bekehrungswerk Erfolg haben würde. Nach einem kurzen Jahr, in welchem Edith Mutter eines ungeſunden Kindes wurde, kam der Traum zu Ende. Kränkelnd und niedergeſchlagen kehrt Lady Mosley mit ihrem Mann nach England zurück und macht dort, während Sir Mosley, ſeiner Frau überdrüſſig, anderen Abenteuern nachgeht, die Entdeckung, daſs eine Franzöſin, die in einer zu Doctor Galbraiths Landgut gehörenden Hütte wohnt, ein Knäblein — ebenfalls ein kränkliches, ungeſundes Geſchöpf — hat, das den Namen ihres eigenen Mannes führt. Wahnſinn umnachtet den Geiſt der jungen Frau. Sie nimmt ein ſchreckliches Ende.

Auch das dritte Mädchen, Angelica, die mit ihrem Zwillingsbruder Diavolo dem Buch den Titel „Himmliſche Zwillinge" verſchafft hat, hätte öfters ärztliche Beobachtung nöthig. Sie iſt ein außerordentliches Geſchöpf, ihre Veranlagung läſst ſich nicht einmal auf Heredität zurückführen, denn dieſes Zwitterding von einem Dämon und Genie hat zwar eine talentvolle Mutter, aber einen ſehr ſimpeln Vater; beide Eltern haben ſolche Angſt vor den unberechenbaren Streichen und wilden Ausbrüchen des Zwillingspaares, daſs ſie eines Tages die Koffer packen und eine Reiſe um die Erde antreten, ohne den enfants terribles ein Wort zu ſagen; ſie ſind bei ihrem Großvater, dem alten Herzog, untergebracht. Dieſer, der in ſeinen jungen Jahren ein Wüſtling geweſen war, den aber das gebrechliche Alter in den Schoß der römiſch-katholiſchen Kirche und unter den Einfluſs des Beichtvaters Ricardo geführt hat, muſs wohl für die geiſtigen Verirrungen ſeiner Großkinder, beſonders ſeiner Enkeltochter Angelica Hamilton-Wells verantwortlich ſein. In ihren Kinderjahren iſt es ihr größtes Vergnügen, ſich mit Diavolo, deſſen Lectionen ſie theilt, herumzubalgen, ihn an den Haaren zu zerren und die ganze Nachbarſchaft durch tolle Streiche in Alarm zu ſetzen. Wie ſie älter wird, entwickelt ſich ihr unabhängiger Geiſt in ganz erſtaunlicher Weiſe. Als Beweis diene die Epiſode mit dem namenloſen Tenorſänger. Natürlich iſt ſie a new woman, d. h. eine Frau, die ihre eigenen Wege geht.

Daſs ſie ſich verheiraten wird, erſcheint ihr ganz ſelbſtverſtändlich. Und um ja keinen Mißgriff zu machen, trägt ſie ſelbſt dem 20 Jahre älteren Kilroy of Ilverthorpe, der ſie ſeit Kindesjahren gekannt hat, ihre Hand an, unter der Bedingung, daſs er ſie thun laſſe, was ſie wolle. Er hält Wort, und ſie macht von der ihr gewährten Freiheit in einer Weiſe Gebrauch, die einem von den Zielen und Aufgaben der Frau neuen Stiles keinen guten Eindruck geben würde — aber, Angelica iſt eine Caricatur. Kilroy iſt öfters in London, er iſt Abgeordneter, und ſeine Frau zieht das Landleben dem Aufenthalt in der Stadt vor. Ein wahres Glück für ihn, denn wenn er zuhauſe iſt, auf ſeinem Landgut, macht ihm ſeine junge, ſchöne Frau das Leben recht ſauer mit [illegible] Tändeleien. Aber was ſoll eine junge, reiche Frau anfangen, die in zwanzig Minuten ihren häuslichen Pflichten genüge geleiſtet hat? Auf den Wegen kann man nicht den ganzen Tag [illegible], und auch [illegible] bietet nur ſolange Unterhaltung als man mit deren [illegible] den in ſeine Correſpondenz vertieften gutmüthigen [illegible].

Da [illegible] ſie ſich das grauſame Spiel mit dem Tenorſänger [illegible]. Als Knabe verkleidet — ſie ſieht ihrem Bruder [illegible] — beſucht ſie ihn nachts. Ihre

Digitized by Google

nächtlichen Beſuche hält ſie geheim, und der Tenor, der das Geſchlecht und die ſociale Stellung ſeiner Beſucherin nicht kennt, bewirtet ſie auf das beſte. Dieſer Kobold von einem Mädchen verſchuldet ſchließlich den Tod ſeines Freundes. Wie ſie einmal nachts auf dem Fluſs fahren, ſtürzt der vermeintliche Knabe ins Waſſer. Der Sänger ſtürzt ſich ihm nach, rettet ihn und zuhauſe entdeckt er das Geſchlecht ſeines geheimnißvollen Beſuchers. Am Grabe des Sängers, der von allen verlaſſen ſtirbt, tritt der herzloſe Charakter Angelicas ganz eigentlich zutage. „Eine Frau, die einem kleinen Kind nicht imſtande iſt Troſt zu ſpenden, was für eine Frau iſt das?“ ſagt Sarah Grand.

Man hat Sarah Grand den Vorwurf gemacht, daſs ſie ihre Frauengeſtalten auf Koſten der Männer zu ſehr hervorgeſtrichen hat. Vielleicht läſst ſich dieſes von ihren zwei Büchern „Our manifold nature“ und „Ideala“ mit einigem Recht behaupten. In den „Heavenly Twins“ iſt das Gegentheil vielleicht eher zutreffend. Allerdings läſst ſich keiner der drei Frauen, die als Hauptgeſtalten aufzufaſſen ſind, vom moraliſchen Geſichtspunkt aus, der geringſte Vorwurf machen, denn auch Angelicas Abenteuer mit ihrem Isdraſil wird als ganz harmlos dargeſtellt, ſo unwahrſcheinlich dergleichen unſchuldige nächtliche Beſuche ſein mögen. Der Oberſt Colquhoun, Sir Mosley Menteith und der alte Herzog ſind freilich keine achtungswerten Menſchen; auch Evadnes Vater, ein Haupttyrann der ſchlimmſten Sorte, ſpricht uns nicht an. Aber wenn man gute Menſchen kennen lernen will, ſo mache man die Bekanntſchaft des von Angelica grauſam geneckten Tenorſängers, ihres Gatten, des ritterlichen Kilroy, und des Dr. Galbraith, oder des Amerikaner Price. Dieſe Männer ſind edel angelegte Naturen, die mit Verſtand und Herzensgüte zugleich ausgeſtattet ſind, während man auch für die beſte der drei Frauen, Evadne, mehr Mitleid als wirkliche Sympathie fühlt. Sie beſitzt nicht einmal das „Weibliche“ in ſolcher Vollendung wie „Romola“, Georg Eliots Heldin im gleichnamigen Roman, die in mancher Beziehung mit Evadne verglichen werden kann.

London. E. E. Schardt.

Otto Julius Bierbaum.

„Mag man es mir immerhin als billige Schlauheit auslegen, aber der Umſtand, daſs keiner der Großen von heute denſelbigen Weg in der Kunſt geht, zwingt mich wieder einmal dazu, die Ketzerei auszuſprechen: Es gibt keine moderne Richtung, ſondern nur eine moderne Bewegung.“

Der Satz iſt charakteriſtiſch für Bierbaum. Manche möchten am Ende gar ſagen, es ſpreche ein böſes Gewiſſen daraus. Es ſpricht aber vielleicht ein ſehr gutes Gewiſſen daraus. Denn wie Ulrich von Hutten kann Otto Julius Bierbaum ſich rühmen: Ich hab's gewagt.

Er hat es gewagt, einen böſen Bann zu brechen.

Man hatte ſich verrannt in der Kirche, oder in der Schule, oder wie man es nennen will: verrannt ins Kleine und Enge, ins Traurige, Triſte, Troſtloſe, ins ſchmerzhaft Grübleriſche, ins peſſimiſtiſch Selbſtquäleriſche, ins Finſtere, Dumpfe, Schwere. Alles andere verdächtigte man: das Leichte, Lichte, Liebenswürdige — und Lebenswürdige, das Einfache und Natürliche, das Klare und Ungeſuchte, und dann das Große und Weite und Fröhliche . . . .

Es war eine Verranntheit. Jede Reaction verrennt ſich ſo. Denn es war eine Reaction gegen das Hohle, Geſpreizte, Aufgeblaſene, gegen das Feige, Satte, Selbſtgenügſame, gegen die ſchöne Phraſe mit einem Wort.

Die Reaction war nothwendig, ſie muſste auch einſeitig ſein: aber noch nothwendiger war es, daſs dieſe Einſeitigkeit erkannt und bekämpft wurde. Von manchen geſchah dies, die ſozuſagen außer der „Kirche“ ſtanden. Sie wurden aus dieſem Grunde wenig gehört. Auch einer mitten drin, der längſt höhere, freudigere Töne anſchlug, Detlev von Liliencron, blieb einſtweilen faſt ohne Wirkung. Er hatte ſich eben als ein Fertiger zu den Werdenden geſellt. Und die Werdenden waren wohl dankbar, aber — dabei blieb es auch. Er begrüßte ſie alle als Brüder, in ſeiner ſchwärmeriſchen Art, und doch war nur einer unter ihnen eigentlich mit ihm verwandt: Otto Julius Bierbaum. Denn Gerhart Hauptmann war da noch weit davon entfernt, den Ton ſeiner „Verſunkenen Glocke“ in ſich zu entdecken.

Bierbaum iſt eben wie Liliencron ein Lyriker, ein abſoluter Lyriker. Und er iſt, wie ſein Freund, in gewiſſem Sinne kein moderner Lyriker. Da iſt es heraus. Ich möchte aber damit beileibe niemandem zu nahe treten, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Ich will damit nur ſagen — und kein Menſch wird es in Abrede ſtellen können — daſs gerade die augenfälligſten Merkmale derer, die ſich die modernen kat exochen nennen, bei Bierbaum augenfällig fehlen. Was darum Bierbaum im Hinblick auf Hans Thoma ſagt: es gibt keine moderne Richtung, ſondern nur eine moderne Bewegung, [illegible] es wird uns nothwendig in den Sinn kommen, wenn wir ihn ſelber ins Auge faſſen.

Und er hat gewiſs dabei an ſich gedacht.

An einer anderen Stelle ſchreibt Bierbaum:

„Denn das Herz des Menſchen, [illegible] Fühlen, [illegible] im Grunde immer gleich, ob auch die [illegible] wandeln. Das Menſchenherz iſt primitiv, [illegible]

Auch hier hat er wohl an ſich gedacht. Und freilich auch an die anderen, an die Nichtprimitiven, an die Dunkelſchwülen, an die Selbſtquäleriſch-grübleriſchen, an die Originalen im Goethe'ſchen Sinn des Wortes, die es nicht verſchmähen, in der Vermeidung der großen Anfangsbuchſtaben und der Interpunctionszeichen — mit Ausnahme des Ausrufungszeichens — ihre Originalität zu zeigen, und die ſich vielleicht deswegen Symboliſten nennen.

* * *

Wenn man die Bierbaum'ſche Lyrik durchlieſt, ſo klingt, wie ein Leitmotiv, bald ſtill leiſe, bald lauter, bald mit entrüſtetem Aufſchrei ein Ton hervor, der ein Grundton dieſer Lyrik ſcheint, und wenn man ſich auf Worte dafür beſinnt, ſo müſste es heißen:

Das Reich des Glaubens iſt geendet,
Zerſtört die alte Herrlichkeit,
Die Schönheit weinend abgewendet,
So gnadenlos iſt unſere Zeit . . . .

Die Worte ſind nicht von Bierbaum, ſie ſind von dem alten Benedikt Joſef von Eichendorff.

Und ich glaube faſt, es beſteht mehr Verwandtſchaft zwiſchen Bierbaum und dem frommen Eichendorff, als etwa zwiſchen Bierbaum und ſeinem Freund Richard Dehmel. Ja, manchmal will es mich bedünken, als ob ſogar etwas „Katholiſierendes“ in dieſem Bierbaum läge. Er flieht nicht umſonſt Norddeutſchland und lebt im Süden, lebt im heiligen Land Tirol. Jedenfalls iſt ihm, dem Kunſtmenſchen, der kunſtfeindliche Proteſtantismus in der Seele zuwider.

Wenn man genau hinſieht, ſo liegt der Unterſchied zwiſchen Bierbaum und etwa Richard Dehmel weniger im Inhalt als in der Form. Auf der einen Seite iſt alles dumpf, ſchwül, ſchwer, faſt geſucht, niemals ganz klar, niemals einfach. Bei Bierbaum iſt es das Gegentheil. Er iſt deshalb auch frühzeitig von den „Gedichten in Proſa“ zurückgekommen, die eine Zeitlang allein modern ſchienen. Und wenn andere, ſei es aus welchen Motiven immer, ihren Rhythmus ſo ſchwer als möglich geſtalten, ihn auch jeden Augenblick unterbrechen, und ganz willkürlich, ſo liebt Bierbaum wieder die leichten, die flüſſigen Rhythmen. Was er ſingt, ſoll ſich wirklich ſingen laſſen können. Sein Gedicht will Geſang, will Muſik ſein. Das iſt bei ihm eben der Ausfluſs des Innern, der Ausfluſs einer fröhlichen, einer jauchzenden, tanzenden Seele. Das Rhythmiſch-muſikaliſche iſt ihm weſentlich. Und dann das Lichte, das Leichte, das Fröhliche:

Es wird und ſtirbt und ſtirbt und wird:
Kein Ende und kein Anbeginn.
Sing, flöte, dein Gebet der Luſt,
Das iſt des Lebens heiliger Sinn.
Oder:
Sonnenvoll iſt mein Gemüth,
Eine grüne Wieſe;
Drauf es ſingt und ſpringt und blüht
Wie im Paradieſe.

Und den anderen ſagt er mit Recht:

„Ihr habt die Lyrik zur Kunſt gemacht, rhythmiſch zu verhungern. Schämt ihr euch nicht vor der Büſte Goethes, die auf eurem Bücherſchrank ſteht?“

Eine nicht ungeſchickte Kritik hat das „Moderne“ geradezu definiert als eine Abwendung vom rhythmiſch Melodiöſen, alſo vom Muſikaliſch-primitiven, definiert als einen Sieg des Norddeutſch-grübleriſchen über das Süddeutſch-leichte, Hüpfende, Tanzende. Dieſe Kritik könnte ſich außer auf die Lyriker, auf die berühmteſten Componiſten berufen, auf die berühmten Anti-wagnerianer ſogar, die mit ihren Texten auch dem Rhythmiſchen aus dem Wege gehen, die den Korintherbrief componieren und den Prediger Salomo, nicht das hohe Lied, ſondern den Prediger. Zu dieſen Modernen — wie dieſe Kritik ſie im Auge hat — gehört Bierbaum nicht. Denn er iſt vor allem rhythmiſch, leicht-rhythmiſch. Er tanzt lieber, als daſs er grübelt.

Und wenn das Form iſt, ſo iſt es doch auch Weſen. Man kann vielleicht ſagen: die anderen ſuchen qualvoll ſich ſelber, und Otto Julius Bierbaum genießt ſich. Man kann vielleicht ſagen — cum grano salis — die anderen ſeien [illegible]-Naturen, Kleiſt-Naturen, Beethoven-Naturen, er aber eine Mozart-Natur, eine Goethe-Natur — wobei ſelbſtverſtändlich Kleines mit Großem verglichen iſt.

Bierbaum gibt deshalb dem Worte „modern“ einen beſonderen Inhalt. Er ſchreibt einmal:

„Denke man ſich doch Menſchen, die von der Kunſt ſo getragen, ſo durchleuchtet, ſo innerlich und [illegible] begeiſtert waren, wie [illegible] einfältig gläubigen Seelen [illegible] vom Glauben, die [illegible] ohne [illegible] waren, [illegible] im Herzen hatten. Das waren [illegible] Menſchen [illegible] Werken des Lebens [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zauberei [illegible]“

Es gibt [illegible] in der That keine moderne Richtung, ſondern nur moderne [illegible].

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

rettet." Das kann man von Bierbaum ſelber ſagen. Er hat die Seele des Volksliedes in die Moderne gerettet. Nur ein Lyriker mit ſo durch und durch volksthümlichem Grundton konnte ſich ſo ehrlich für Hans Thoma begeiſtern. Das Gemeinſame zwiſchen beiden ſieht ſich von weitem.

Nur gieng Thoma von Haus aus immer ſeinen Weg. Er brauchte keinen Führer außer ſich. Bierbaum aber mag einmal einen Zurechtweiſer gebraucht haben. Und irre ich nicht, ſo hat er ihn gefunden in Friedrich Nietzſche, — was ſicher als eine ſehr moraliſche Wirkung des unmoraliſchen Philoſophen bezeichnet werden müſste.

Bierbaum hat für drei deutſche Künſtler das Wort ergriffen, für Uhde, Böcklin und Thoma. Aber er ſpricht in verſchiedenem Ton von den Dreien. Weitaus am wärmſten von Thoma. Der iſt ihm offenbar von allen Dreien am meiſten congenial. Sein Uhde-Aufſatz dagegen hat einen Schluſs, der faſt einer Entſchuldigung gleich ſieht. Bierbaum ſcheint da ganz leiſe einen tief innerlichen Widerſpruch empfunden zu haben.

Und da wir einmal bei den Künſtlern ſind: Soviel Kunſtverſtändnis, wie in der heutigen Generation, ich meine ſo viel Vermögen eines reinen Kunſtgenieſsens, beſonders der Malerei gegenüber, hat man lange nicht bei deutſchen Dichtern und Schriftſtellern gekannt. Hier liegt eine beſondere Stärke der Modernen. Und in dieſem Sinne iſt Bierbaum „moderner" als die meiſten.

Nach Goethe waren die Maler literariſch, und die Malerei kam dabei glücklich auf den Hund. Dann kam Böcklin, der erſte, der nicht mehr aus Gedichten und Geſchichten ſchöpfte, ſondern aus der reichen Fülle ſeiner eigenen maleriſchen Anſchauung, der erſte, der wieder, bei allem Ideenreichthum, durch rein maleriſche Mittel zu wirken ſuchte. Und da begann der Umſchlag.

Die deutſchen Dichter von anno Siebzig, und lange vorher, ſuchten in aller Malerei nur nach Literatur. Sahen ſie in einem Gemälde keine Literatur, ſo ſahen ſie überhaupt nichts. Die Maler ſelber hielten das für das Richtige.

Da iſt die ganze junge Dichtergeneration doch ganz anders gebildet. Beſonders Bierbaum entwickelt einen künſtleriſchen Geſchmack, um den ihn mancher Künſtler kecklich beneiden mag. Sein Kalenderbuch „Der bunte Vogel" ſtellt ihm darin das beſte Zeugnis aus. Das war ein Einfall und ein Beginnen, die man nicht genug loben kann, und hoffentlich weiß das deutſche Volk die Gabe zu würdigen. Es wäre ſonſt eine Schande.

Nur gegen die Wirkung ſeiner Bilder-Beſchreibungen dürfte Bierbaum etwas miſstrauiſcher ſein.

*

Ich habe Bierbaum gleich eingangs, in Verbindung mit Detlev von Liliencron, einen abſoluten Lyriker genannt. Das iſt ſeine Stärke — und iſt ſeine Schwäche. Wenn nämlich Bierbaum etwas anderes ſein will als Lyriker, ſo iſt er eben dennoch Lyriker.

Wenn er z. B. Erzähler ſein will. Etwa im Pancratius Graunzer. Das ſoll ein Roman ſein. Nun, Bierbaum macht auch nicht den leiſeſten Verſuch, den Charakter ſeines Helden künſtleriſch conſequent durchzuführen. Dieſer Graunzer wird uns zuerſt vorgeſtellt als das, was ſein Name erwarten läſst, als ein richtiger Graunzer, ein alter verſimpelter, verknöcherter, mürriſcher Hageſtolz, mit einer durch und durch vertrockneten, verlederten Seele. Aber es fällt Bierbaum nicht ein, Wort zu halten. Sondern dieſer Herr Graunzer wird im Handumdrehen zum Herrn Otto Julius Bierbaum, der überfließt von Lyrik bei jeder paſſenden und unpaſſenden Gelegenheit. Die Leſer haben ſich deswegen nicht zu beklagen. Der Bierbaum-Graunzer iſt ſehr intereſſant, iſt ſehr luſtig. Das Buch iſt durchleuchtet vom goldigſten Humor. Und ſtille tiefe Gedanken ſtehen daneben. Der Herr Pancratius verſprach im Anfang viel langweiliger zu werden.

Immerhin hat es ſich Bierbaum etwas leicht gemacht mit dieſem Buch.

Er hat es ſich noch leichter gemacht mit ſeiner „Schlangendame". Hier ſind ſowohl der Held wie die Heldin einfach unbegreiflich. Offenbar hatte Bierbaum in den Helden ein Modell im Auge, das auf eine ſolche Dame ſo wirken muſste, aber es iſt ihm nicht gelungen, dieſes Modell lebendig in ſein Buch hineinzutragen. Was er ſonſt eingebracht hat, ſteht im grellen, unbegreiflichen Gegenſatz zu ſeinen Wirkungen.

Das „Reale" kann eine Tugend ſein. Da hat es einen beſonderen Sinn. Es kann aber auch das Gegentheil ſein. Da hat es einen anderen Sinn. Wer darum das „Reale" im guten Sinn [illegible] nicht ſo ſehr [illegible] als von dem „Realen" im [illegible] Sinn [illegible] Bierbaums eigene launige Wetterregel am Platz [illegible]

[illegible]

Und darum [illegible]

[illegible]

Und, fährt er fort, „unſere Zeit müſste, um wieder dahin zu gelangen, einige ihrer Charaktereigenſchaften in den Hintergrund ſtellen, die ſonſt recht breit und aufdringlich im Vordergrund bei ihr ſtanden. Ich nenne: die Problemſucht, das iſt die Neigung, in der Kunſt des Wortes nur ein Mittel zur Auseinanderſetzung irgend einer Frage zu ſehen; ferner die Ueberſchätzung des äußerlich Realiſtiſchen auf Koſten des dichteriſch Perſönlichen; ferner die Geringſchätzung des eigentlich Formellen, des Künſtleriſchen in der Poeſie; ſchließlich den Mangel an einem wirklich engen Verhältnis zum rein Natürlichen, wie es ſich ohne gedankliche Deſtillation darſtellt."

Bierbaum denkt hoch von der Lyrik. Er denkt beſonders hoch von der deutſchen Lyrik. Und gewiſs hat er recht, eben weil er ſelber ein Lyriker iſt, weil er ſo ausſchließlich Lyriker iſt. Er muſs das ſein, wozu ihn die Natur gemacht hat.

Etwas anderes iſt es, ob man nun daraus eine beſondere Tugend machen muſs. Bierbaum betont ganz richtig, daſs wir Deutſchen in der Lyrik den erſten Rang einnehmen unter allen Völkern Europas. Und Bierbaum iſt ſtolz darauf. So weit hat er recht. Aber ſollen wir deshalb, wie es bei Bierbaum den Anſchein haben könnte, unſeren jugendlichen Talenten ſagen: Geht hin und ſeid Lyriker? Ich meine, daſs man, gerade von derſelben Thatſache ausgehend, den jungen Talenten ſagen müſste: „Gehet hin und ſeid keine Lyriker, ſondern werdet gute Proſaiſten". Das iſt, was noth thut.

Mannheim. Benno Rüttenauer.

Max Slevogt.

Einer zum größten Theile ſchon von früher her bekannten Collection des Wieners Joſef Engelhart ſind in der Kunſthandlung des Herrn Artin jetzt die Werke eines anderen Malers gefolgt, eines ganz anderen ſogar, des Müncheners Max Slevogt.

Slevogt iſt unter den Wölfen der Münchener Seceſſion ſtets einer der grimmigſten geweſen. Er hat immer mit großer Vorliebe die Zähne gezeigt. Im Sommer 1895 erregte er mit ſeinem „Menſchenpaar" in München einiges Aufſehen. Das Bild iſt unter den hier ausgehängten. Es ſtellt Mann und Weib dar, in der traditionellen Form des Adam- und Evabildes nebeneinander aufgeſtellt. Aber welch ein Adam, dieſer nackte Urmenſch vom Ende des 19. Jahrhunderts, von der Verrohung einer falſchen Cultur zum Unmenſchen geſtempelt: häſslich, halb verkrüppelt von Geſtalt, mit herabhängendem, beſtialiſch ſtumpfem Kopf! Und das Weib daneben mit ſeinem mageren, degenerierten Körper und dem aus dem Leben von heute genommenen, ja direct portraitierten Geſicht! Dazu noch das Harte, Spröde, faſt Derbe der Pinſelſtriche, in denen das eintönige Graugelb der Körper auf dem ſchmutzig grünen Hintergrund aufgetragen iſt.... Echter Slevogt! Nur noch auf einem einzigen der hier ausgeſtellten Bilder zeigt der Maler eine gleich herbe und herausfordernde Miene. Es iſt eine Danae und enthält alle mythologiſch und kunſtgeſchichtlich überlieferten Beſtandtheile dieſes Themas: das nackte Weib auf dem Linnen ausgebreitet, den olympiſchen Gott in Geſtalt des goldenen Regens und die alte Wärterin. Aber die Reihenfolge, in welcher er dieſe Beſtandtheile anordnet, iſt der traditionellen Darſtellung mit deutlicher Abſicht entgegengeſetzt. In den erſten Vordergrund rückt er die Alte. In der Erſcheinung einer verſchrumpften, häſslichen Magd, portraitgetreu aus dem Leben der Gegenwart genommen, mit unheimlich brennenden Augen und ſehnſuchtsvoll ausgeſtreckten Armen ſitzt ſie da und fängt die Goldſtücke in ihrer Schürze auf. Hinter ihr iſt, mit ſeiner Längsſeite nahezu ſenkrecht auf die Fläche des Bildes gerichtet, Danaens Lager aufgeſtellt. Man ſieht den jungen Frauenkörper, deſſen Kopf in lange rothblonde Haare gebettet iſt. Wie aufgebahrt im Tode, mit gefalteten Händen, mit ſteifen Gliedern und geſchloſſenen Augen; demüthig bereit zum Empfange des göttlichen Buhlen. Wie das Lager verläuft ſich auch die Längendimenſion dieſes Körpers faſt ſenkrecht zur Bildfläche. In ungemein kühner Verkürzung, faſt erſchreckend durch ungewohnte Proportionen infolge einer übertriebenen Perſpective, ſtellt ſich dieſes Frauenbild dar. Der Charakter des techniſchen Experiments, der zeichneriſchen Schwierigkeit, wie er für den eigenſinnigen Slevogt charakteriſtiſch iſt, verräth ſich im erſten Anblick. Die Tendenz, es anders zu machen, als alle anderen, ein eigenartiges Kunſtſtück zu leiſten, leuchtet daraus deutlich hervor. Vielleicht ſogar zu deutlich, als daſs man den Eindruck der naiven, ſelbſtverſtändlichen Schöpfung empfangen könnte. Man merkt in dieſem Werke nichts von [illegible] das kecke Zuſammenſtimmen von ſcharfen, [illegible] und [illegible] Lebhaftigkeit [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

mit einem ſeiner Opfer, links der romantiſche Ausblick in eine unendlich tiefe Märchenlandſchaft. Im Salon Artin fehlt dieſes Bild. Aber ich habe, zur Entſchädigung, daſelbſt ein neues Werk Slevogts kennen gelernt, das ganz in der Richtung des „Ritter Blaubart“ liegt, ja im erſten Moment ſich faſt wie eine wiederholte, umfangreichere Behandlung derſelben Scene anſieht. Nur iſt es noch viel, viel großartiger an Wirkung und vielleicht überhaupt das Größte, was Slevogt bisher geleiſtet hat. Es heißt Frau Aventiure. Am Waldrand ſteht ein fremder, Böcklin'ſcher Ritter, deſſen Geſicht durch den runden Stahlſchirm des Helmes verdeckt iſt, und hält ein nacktes Weib in ſeinen Armen feſt. Ihr Kopf iſt nach vorne herabgeſunken, die Augen ſind geſchloſſen, das Geſicht iſt bleich vor Angſt und hingebungsvoller Erwartung. Das Haar fließt in gelben Strähnen zur Erde. Im Hintergrund links ſieht man über Wieſen und Hügel, unter einem farbig umwölkten Himmel, eine Schar weiblicher Geſtalten enteilen: gemeint ſind wohl die Begleiterinnen dieſer ſtolzen königlichen Frau, die als Beute des eiſengepanzerten Fremdlings zurückbleiben muſste. Mit welcher Sicherheit und entſchiedenen Selbſtverſtändlichkeit iſt nun dieſe Viſion vom Maler hingeſetzt! Wie da der dunkle Rieſenkerl, den Arm vorgeſtreckt und auf den Beſchauer losgehend, den Vordergrund dominiert und Frau Aventiure neben ihm zerfließt in der Weiße ihres ſüßen Körpers, gleich einem flüchtigen, üppigen Traum! Die Compoſition iſt geradezu von altmeiſterlicher Wirkung. Slevogt ſcheint in dieſem Bild ſogar unmittelbar beeinfluſst zu ſein von den alten Venetianern. Doch weicht er von ſeiner Eigenart und der modernen Malweiſe nicht um die Breite der kleinſten Conceſſion ab. Seine individuelle Pinſelführung, die ſelber etwas von dem Erz hat, das er hier in der Rüſtung des Ritters mit ſo viel Liebe herausarbeitete, iſt nicht zu verkennen. Und auch in der Farbe erzielt er den ihm ſo eigenthümlichen Schein von Selbſtverſtändlichkeit, von unbedingter Glaubhaftigkeit. Das matte Silbergrau mit allen Lichtreflexen, die darauf ſpielen, das volle üppige Dunkelblau des Shawls und die blonde Körperfarbe — das alles verſchmilzt untereinander und mit dem Grundton der Landſchaft zu einer Harmonie in höherem Sinne. Slevogt iſt einer der feinſten Farbentechniker, ohne daſs ſeine Farbentechnik auffällt. Er iſt kein Coloriſt im prägnanten Sinn.

Mehrere kleinere Werke Slevogts, wie die „Ringſchule“ oder das Porträt eines alten Herrn, die man bei Artin findet, ſind für die Perſönlichkeit des Malers weniger von Belang. Für ſeine entſchiedene außerordentliche Begabung aber ſind ſie ebenſo unbedingte Beweiſe. Slevogt würde, wenn man ſich mit ihm eingehender befaſſen wollte, als dies hier geſchehen iſt, in manchem zu einem Vergleich oder einer Gegenüberſtellung mit Stuck herausfordern. Ich will nicht verſchweigen, daſs ſich nach meiner Empfindung die künſtleriſche Potenz Slevogts viel natürlicher und ungezwungener äußert als die Stucks, er ſcheint mir in viel höherem Grade das zu ſein, was man heutzutage maleriſch nennt. Als ich die Slevogt-Galerie jetzt in Wien betrachtete und einen Moment lang an die Malerei unſerer Vaterſtadt, an ihre Akademie und deren Lehrkanzeln dachte, gieng mir ein Project durch den Kopf. Und ich glaube, daſs dieſes Project es zumindeſt verdiente, ſorgfältig überdacht zu werden.

Alfred Gold.

Die verſunkene Glocke.

(Ein deutſches Märchendrama von Gerhart Hauptmann. Zum erſten Mal aufgeführt im Burgtheater am 9. März 1897.)

Schon einmal hat Gerhart Hauptmann den ſogenannten „großen Erfolg“ gehabt, mit den „Webern“. Doch konnte man damals zweifeln, ob ihre Wirkung ſeiner Kunſt anzurechnen oder ob es nicht vielmehr der Stoff war, der auch in jeder anderen Hand etwas geworden wäre. Man mochte an das Wort denken, das Hebbel geſprochen hat: „Wenn einer die Feuerglocke zieht, ſo brechen wir alle aus dem Concert auf und eilen auf den Markt, um zu erfahren, wo es brennt, aber der Mann muſs ſich darum nicht einbilden, er habe über Mozart oder Beethoven triumphiert.“ Erſt mit der „verſunkenen Glocke“ iſt er jetzt zu einer reinen Macht über viele Deutſche gekommen, die er nur ſich ſelbſt verdankt. Von ihr können wir die reinſten Stimmen ſeiner Seele vernehmen. Ihn ſpricht ſie weithin aus, nur ihn ſelbſt. Dies läſst ſie wirken, dem mag man ſchwer widerſtehen. Denkt ſich auch jeder etwas anderes dabei und wird auch mancher mit dem beſten Willen nicht wiſſen, wie er es ſich deute, alle fühlen doch: hier gibt jemand das Beſte her, das er zu geben hat; wie in einem Gebete thut er ſich auf, ſeine innere Welt baut er aus. Mag man ſich ſpäter auch kritiſch beſinnen, es wird doch der Wirkung nichts mehr nehmen können. Mit dem Verſtande iſt manches zu tadeln, der Kritik wird unzufrieden ſein: das Werk hat eine gewiſſe Unſicherheit, etwas [illegible] und Blödes im ganzen Betragen, es geht wie an einer großen Kette daher, ſeine Rede iſt ſchwer und mühſam, die Worte bleiben an den Lippen kleben, ſie flattern nicht weg. Dunkles und Zwangiges kommt vorüber, in manchem ſcheint ein tieferer Sinn zu walten. Aber doch kann die reine Luſt an der großen Stimme nicht verderben, die mit Macht im Ganzen tönt.

An dem Werk iſt ſehr viel gedeutet worden, man hat um jeden Preis Beziehungen ſuchen, [illegible] wollen; es ſollte alles Mögliche ſein, [illegible]. Damit thut man einem Dramatiker keinen Gefallen. Wer [illegible] Bühne geht, will ein Stück ſein: iſt es das, ſo kann es auf alles andere verzichten; iſt es das nicht, ſo wird ihm alles andere nicht helfen. Aber die Berliner Meinung war, ſo ſtand in den Zeitungen zu leſen: der Dichter habe uns hier ſein Schickſal mit dem Florian Geyer allegoriſch erzählen wollen, die Täuſchung theurer Wünſche, ſeinen Schmerz und das Erwachen neuen Vertrauens. Nun, das hat ſchon Herr Fritz Stahl, als er an dieſer Stelle*) über die Berliner Première ſchrieb, in ſeiner ruhigen, nachdenklichen und ſo künſtleriſchen Art abgewieſen. „Vor allem“, hat er mit Recht geſagt, „haben ſich all dieſe Klugen um den ſchönſten Genuſs betrogen, das Märchen als Märchen zu hören. Mögen die tiefſten Dinge vom Dichter in ſein Werk hineingeheimniſt ſein: bei der Arbeit hat er als echter Künſtler nur die Handlung und die Stimmungen vor Augen gehabt, in die als Form er ſeinen Inhalt gießen wollte. Mögen ſeine Weſen bedeuten, was ſie wollen: ſie ſind über dieſe Bedeutung hinaus zu Geſchöpfen von eigener Lebenskraft gewachſen. Die Allegorie iſt ein Drama geworden, die innere Meinung voll in der äußeren aufgegangen. Wie die Werke der großen Meiſter gibt das Spiel auch dem ſchon reichlich, der an das Eigentliche gar nicht herankommen kann“. In der That, jene Zumuthung iſt auch zu komiſch. Ein Dichter ſoll ſeinen Durchfall beſingen! Es mag geſchehen, daſs er ſich einen ſatiriſchen Act erlaubt, der ihn, romantiſch ſpottend, an den Feinden räche. Aber ein Drama! Ich glaube überhaupt nicht, daſs der Dramatiker Ereigniſſe aus ſeinem Leben nimmt, ſondern es ſcheint mir eher der Sinn des dramatiſchen Dichtens zu ſein, daſs er, um die Stimmungen ſeines Lebens zu geſtalten, zu ihnen andere, unerlebte Ereigniſſe ſucht: dieſe Ereigniſſe ſollen fähiger als die eigenen ſein, jene Stimmungen allen mitzutheilen; ihre Wahl iſt das dramatiſche Geheimnis. Nein, Hauptmann hat uns nicht ſein dramatiſches Miſsgeſchick erzählen wollen, ſondern er möchte in uns die Melodie ſeines Lebens erklingen laſſen. Dieſe iſt die Sehnſucht, die ewige Sehnſucht eines in Finſternis Bedrückten nach der reinen, weiten, freien Welt ſeiner Träume. Was in einer ſchlechten Zeit die guten Menſchen leiden müſſen, indem ſie ſich an den dunklen Kerker gewöhnen, bis ſie unfähig werden, ins Licht zu ſchauen, das drückt er aus und wir ſpüren: dies muſs ſein Gefühl des Lebens ſein. Wer es mit ihm fühlt und dieſelbe Sehnſucht hat, dem redet das klagende Märchen mit der ſüßeſten Gewalt zu. Wer neue Glocken hören möchte und an ihre Verheißungen glaubt, aber doch ängſtlich iſt, weil er bei ſich den lieben Nachklang der alten und verſunkenen nicht vergeſſen kann, der wird es innig hegen. Es iſt ein Stück für letzte Menſchen, die ſich als ein Ende fühlen, in ſich wiſſend, daſs es mit ihnen aus iſt und jetzt eine neue Zeit kommen wird, der ſie nicht mehr angehören dürfen. Freie und ſichere Männer der Zukunft, die ſchon die neuen Glocken haben, werden ſich freilich wundern und es mit ihrem harten Sinn der Glücklichen nicht verſtehen können. Es iſt ein Stück für traurige und halbe Leute im Schatten: ihnen winkt die Zukunft zu, aber die Vergangenheit will ſie nicht laſſen. Hellen Menſchen, die ſchon in der Sonne gehen, wird es nichts bedeuten.

Ein Kenner hat über das Werk geſagt: man habe zuweilen das Gefühl, als ob ſich der Autor auf die Zehen ſtelle, um größer zu werden und weiter zu greifen, gewaltſam ſich ſtreckend und quälend. Das heißt: was er kann, ſcheint ihm nicht zu genügen, er will immer noch höher hinaus und ſo wird er nie zum Höchſten kommen, das es doch immer war, ruhig auf ſeinen Füßen zu ſtehen und ſich bequem zu nehmen, was man eben in ſeinem Kreiſe bei der Hand hat. Man mag manchmal an unſeren Raimund denken, der auch niemals mit ſich zufrieden war, ſeiner Natur ſich ſchämte und nicht abließ, nach einem höheren Stil zu ſtreben. Aber ich frage mich, ob es nicht gerade das iſt, was den großen Erfolg bei den Deutſchen verſchuldet hat. Das ſtolze Werk einer heiteren Kraft, die mit leichten Händen ihren [illegible] verſchenkt, hätte jene bekümmert ſtöhnenden, nichts vermögenden, ſich traurig abquälenden Deutſchen eher erſchrecken müſſen. Gerade dieſes [illegible] Ringen, das ſelber nicht an ſich glaubt, geht ihnen zu Herzen, weil ſie fühlen [illegible]. Gerade darum wird man es vielleicht aufbewahren und vom Vater auf den Sohn mag es mit Erbarmen getragen werden als das arme Zeichen einer Zeit, die [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

an und ſiehe, gleich haben wir das Theater vergeſſen, eine enge kleine warme Stube iſt da, im Ofen kniſtert's, eine alte Frau redet mit einer leiſen, etwas monotonen, mehr ſingenden Stimme, draußen ſchneit es ſtill, die Lampe flackert und die alte Frau redet noch immer und die Kinder rücken näher und fürchten ſich ſo ſchön. Das iſt die liebe Stimmung des Stückes: in ihm wird das alte deutſche Märchen wach, dieſes nehmen wir als ſeine Poeſie hin. Daſſelbe ſeltſame Naturgefühl waltet hier. Auch das alte deutſche Märchen drückt ja immer das Naturgefühl von Menſchen aus, die nicht in der Natur leben, ſondern von ihr getrennt ſind und ſich darum nach ihr ſehnen. Es drückt die Beziehung aus, die der eingeſchloſſene Städter zur Natur hat, der niemals hinauskommt, ſondern ſie nur in der Ferne ahnen, phantaſtiſch von ihr träumen darf. Der Jäger oder Wilderer, dem der Wald vertraut iſt, trägt eine andere, mehr heidniſche Poeſie des Waldes bei ſich; die das deutſche Märchen hat, iſt hinter den alten Thoren der Stadt entſtanden. Es ſcheint, daſs ſie ſich in den Fabriken nicht verändert hat. Darüber ließe ſich nun manches Heitere ſagen, wie der vermeintlich ſo revolutionäre Hauptmann gerade durch das Märchen zum Hausdichter unſerer Induſtriellen zu werden auf dem Wege iſt.

Eine ſo ſchlechte Vorſtellung haben wir im Burgtheater lange nicht geſehen. Herr Hartmann als Heinrich, Frau Reinhold als Rautendelein — es iſt die reine Parodie. Schade um den köſtlichen Nickelmann Lewinskys, ſchade um den munteren, nur etwas gar zu gemüthlichen Schrat des Herrn Thimig, ſchade um die edle Kunſt des Fräulein Bleibtreu, der Frau Schönchen und des Herrn Römpler.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Der Selbſtmord mit dem Ehren-Revolver.

Der geweſene finanzielle Redacteur der „Reichswehr" und journaliſtiſche Vertrauensmann des Finanzminiſteriums Herr Eugen Benzion hat mit dem „Ehren-Revolver", mit dem er mich bedroht hat, nunmehr ſich ſelbſt gemordet. Der Unterzeichnete als der Ueberlebende erfüllt eine traurige Pflicht, indem er von dieſem Ereigniſſe und ſeinen näheren Umſtänden dem Publicum hiemit gebürend Kenntnis gibt.

Wie erinnerlich, habe ich in Nr. 108 der „Zeit" vom 26. October 1896 Herrn Benzion, der damals einer der Hauptredacteure der officiöſen „Reichswehr" und der journaliſtiſche Vertrauensmann des k. k. Finanzminiſteriums war, das Schlimmſte nachgeſagt, was man überhaupt einem Journaliſten nachſagen kann. Herr Benzion hat mir daraufhin, im Verein mit ſeinem damaligen Chef, dem Herausgeber der „Reichswehr" Herrn Guſtav David, durch ſeinen damaligen Rechtsanwalt Herrn Dr. Julius Monath mit der Ehrenbeleidigungsklage gedroht, falls ich ihm nicht eine von ihm ſelbſt zu verfaſſende Ehrenerklärung abgebe. Ich habe mich aber vor Herrn Benzions und Herrn Davids Drohung nicht gefürchtet, und die Herren Benzion und David haben auch damals nicht geklagt, obzwar ich ihnen jede Erklärung rundweg verweigerte. In der Nummer 115 der „Zeit" vom 12. December 1896 habe ich den ganzen Sachverhalt erzählt und den Herren Benzion und David nachgewieſen, daſs ſie mir mit der Ehrenbeleidigungsklage bloß gedroht haben, um mich einzuſchüchtern und von mir eine Ehrenerklärung zu erpreſſen. Ich nannte dieſes Verfahren den „Ehren-Revolver". Herr David ließ ihn auf ſich ſitzen, Herr Benzion nicht. Herr Benzion, der mittlerweile von der „Reichswehr" entlaſſen, von einem anderen Blatt, das er redigiert hatte, ſuſpendiert worden und ſelbſt beim Journaliſtenverein „Concordia" in eine ehrengerichtliche Unterſuchung verwickelt worden war, alſo eigentlich nicht viel mehr zu verlieren hatte, machte, allerdings erſt nach langer Ueberlegung, aus ſeiner Drohung Ernſt, er überreichte thatſächlich am 1. Februar durch ſeinen neuen Rechtsanwalt Herrn Dr. Schneeberger beim Wiener Schwurgericht die Ehrenbeleidigungsklage gegen mich. Aber, kaum daſs die Hauptverhandlung ausgeſchrieben war, nachdem ich meinen umfaſſenden Wahrheitsbeweis, für deſſen Durchführung zwei oder drei Verhandlungstage in Ausſicht genommen waren, bei Gericht angetreten hatte, zieht Herr Benzion am 10. März ſeine Klage gegen mich bedingungslos zurück. Wozu hat alſo dann Herr Benzion geklagt? Darüber ſteht die Erklärung noch aus, und ich will verſuchen, ſie auf Grund der Beobachtungen, die ich in der Zwiſchenzeit gemacht habe, zu treffen.

Die Ehrenbeleidigungsklage, die Herr Benzion gegen mich überreichte, war thatſächlich nichts anderes, als das letzte Glied in dem Syſteme des „Ehren-Revolvers", das ich ſchon in Nr. 115 gezeichnet habe, ein abermaliger, ein äußerſter Verſuch, mich nun nicht durch die Drohung mit der Klage, ſondern mit der Klage ſelbſt und der unmittelbaren Ausſicht auf die Schrecken einer großen Schwurgerichtsverhandlung einzuſchüchtern, um von mir nicht mehr eine Ehrenerklärung [illegible] zu erlangen. [illegible] „Erklärungen" [illegible] bekannt geworden. [illegible] Erklärungen [illegible] „Erklärung" [illegible]

ſich in dieſem Sinne bei meinem Anwalt Herrn Dr. Harpner, und ein Herrn Benzion befreundeter vielgeſchäftiger Bankier, der von mir auch als wichtiger Zeuge gegen Herrn Benzion für den Prozeſs in Ausſicht genommen war, bearbeitete mich ſelbſt zu dieſem Zwecke. Im Wege der Minuendo-Licitation gieng es raſch abwärts mit den Forderungen. Von einer ſtrammen Ehrenerklärung, wie ſie Herr Benzion noch durch Herrn Dr. Monath von mir gefordert hatte, war überhaupt keine Rede mehr. Nicht einmal, daſs ich auch nur den leiſeſten Hauch von dem zurücknehmen ſollte, was ich gegen Herrn Benzion öffentlich geſagt. Ich ſollte dem Herrn Benzion nur irgend etwas „erklären". Ich glaube, die „Erklärung", daſs die Sonne auch Herrn Benzion beſcheint, hätte vollkommen genügt. Aber wir, Dr. Harpner und ich, hatten keine Angſt vor dem Schwurgericht. Wir arbeiteten, Angeklagter und Unterſuchungsrichter zugleich, unbeirrt unſer Material, das uns unter den Händen anwuchs, zum Wahrheitsbeweis auf und ließen uns keinerlei Erklärung abpreſſen. Wir waren in der Lage — und das wuſste der Vertreter des Herrn Benzion — unſer Beweisantretungsgeſuch am 10. März dem Gericht zu überreichen. Aber ſchon am Morgen des 9. März theilte der Rechtsanwalt des Herrn Benzion meinem Vertreter mit, daſs er die Beweisſchrift nicht überreichen möge, da ſein Client die Klage zurückziehe. Das hat er auch am 10. März gethan. Damit iſt der Proceſs des Herrn Benzion abgethan, bis auf die Gerichtskoſten, die Herr Benzion noch meinem Vertreter zu bezahlen haben wird. Statt meine Verurtheilung durchzuſetzen, hat Herr Benzion mit der Klage und dann mit der bedingungsloſen Zurückziehung nur ſich ſelbſt das Urtheil geſchrieben, das nun auch auf ſeine einſtigen Gönner zurückfällt, auf Herrn David von der „Reichswehr" und auf die Herren vom Finanzminiſterium, die ſich, trotz officieller Trennung, noch bis zum Ende für ſeinen Proceſs intereſſiert haben. Den Ehren-Revolver, den er mir auf die Bruſt geſetzt, hat Herr Benzion zum Schluſs gegen ſich ſelbſt gekehrt. Seine Ehre hat keine Angriffe mehr zu befürchten. Requiescat in pace.

Würde es ſich nur um die Perſönlichkeit des Herrn Benzion handeln, ſo wäre es kaum der Mühe wert geweſen, die ganze Geſchichte hier ausführlich zu erzählen. Aber der Fall hat auch eine gewiſſe typiſche Bedeutung, die über die Sphäre des Herrn Benzion hinausreicht. Noch ganz andere, weit größere und mächtigere Herren, die ich wegen ihrer öffentlichen Thätigkeit ſcharf angegriffen habe, haben mich, natürlich ohne Erfolg, durch Klagedrohungen einzuſchüchtern und mir „Erklärungen" abzunöthigen verſucht. So, um nur Einen gleich zu nennen, auch der Herr Sectionschef v. Halban. Sie mögen aus dem Fall Benzion lernen, daſs der Ehren-Revolver eine ſelbſtmörderiſche Waffe iſt, wenn das Projectil auf einen Mann ſtößt, der den undurchdringlichen Panzer des guten Gewiſſens trägt.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Die Mehrzahl der Banken hat die Bilanzen veröffentlicht und die wenigen noch ausſtändigen werden das Bild nicht ändern. Die Erträgniſſe ſind bei allen zurückgegangen, auch dort, wo ziffermäßig, wie bei der Anglo-öſterreichiſchen Bank ein Mehrertrag ausgewieſen iſt, iſt er nur durch das erhöhte Actiencapital erzielt, entſpricht alſo in Wirklichkeit einem Ausfall. Die Dividenden ſind mit Ausnahme der Bodencredit-Anſtalt gekürzt worden; meiſt konnte auch dieſe verminderte Dividende nur durch einen ſtarken Abſtrich in den zur Reſervierung verwendeten Summen ausbezahlt werden. Die Verwaltungen der Banken gehen gewöhnlich im erſten Jahre, nachdem auf eine aufſtrebende Conjunctur die Reaction gefolgt iſt, ſo vor, und die Dividende wird mühſam auf einer dem Vorjahre nahekommenden Höhe gehalten auf Koſten der Rücklagen; im folgenden Jahre iſt dann der Abfall umſo größer: das werden mehrere Anſtalten heuer auch zu ſpüren bekommen, da ſich die Conjunctur für das Bankgeſchäft ſo ungünſtig wie nur möglich anläſst. Billiges Geld, [illegible] Politik, Darniederliegen des Emiſſions- und Gründungsgeſchäftes, das alles ſcheint ſich heuer noch mehr geltend machen zu wollen, als im Vorjahr. Wenn die Bankdirectoren demgegenüber erklären, daſs man in ungünſtigen Jahren nicht ſo große Reſerven anlegen könne, als in günſtigen, ſo überſehen ſie, daſs das Jahr 1896 nur im Vergleich zu 1895 ungünſtig war, objectiv aber den Actionären ſehr ſchöne Dividenden brachte.

Im einzelnen die Bilanzen der Banken zu beſprechen, kann nicht die Aufgabe eines Wochenblattes ſein, ſo nöthig die Kritik eigentlich wäre, da ſich die Tagespreſſe dieſer Aufgabe vollkommen entzieht. Nirgends findet man eine unabhängige Beleuchtung der Bilanzen; überall beſchränkt man ſich auf den Abdruck der officiellen und officiöſen Angaben, und das Maß der Sympathie und Antipathie, welches die Blätter einer oder der anderen Bank entgegenbringen, und das niemals von ſachlichen Erwägungen abhängt, kann man ausſchließlich aus der größeren oder geringeren Zahl der Zeilen und Spalten ermeſſen, welche ſie der Beſprechung der Geſchäftsergebniſſe widmen.

Die Folge der völligen Außerachtlaſſung dieſer Pflicht iſt, daſs die Blätter gar nicht die Fähigkeit beſitzen, Kritik zu üben, denn Bilanzen leſen und beurtheilen, iſt eine Sache, die gelernt und geübt werden will, und [illegible] und Schulung — Bilanzen zu leſen — vollkommen unfähig. Ferner wird es dadurch den Directionen mancher Anſtalten ermöglicht, Bilanzen zu liefern, in welchen [illegible] im vorigen Jahre [illegible] dieſer Anſtalt in ſeiner [illegible] Conſortial- [illegible] verheimlicht. [illegible] wird unterlaſſen. [illegible] werden [illegible] daſs ein größerer [illegible] Wie groß dieſer [illegible] Conſortialgewinn circa [illegible] ſo kann man [illegible] und wie unbrauchbar

Digitized by Google

dieſe Bilanz zur Beurtheilung der Geſchäftsergebniſſe iſt. Kein Commanditär würde es ſich gefallen laſſen, wenn ihm vonſeiten des offenen Geſellſchafters eine Bilanz vorgelegt würde, in welcher es hieße: Ich habe einen größeren Theil der Gewinne verrechnet. Daſs das bequeme Beiſpiel der Bodencreditanſtalt anſteckend wirkt, haben wir auch ſchon im Vorjahre bemerkt. Die Anglo-öſterreichiſche Bank iſt mit ihren Bilanzdetails nach und nach faſt ebenſo ſparſam geworden. Eine genaue Specification der Erträgniſſe und Bilanzpoſten iſt das erſte Erfordernis zur Beurtheilung der Gebahrungsweiſe eines Inſtituts und im Vergleichswege auch anderer Anſtalten, und ſo wie auf das Budgetrecht das Parlament, ſo ſollen auf das Recht auf klare und exacte Bilanzen und Geſchäftsberichte Actionäre und Preſſe in erſter Linie Gewicht legen.

•

Auf Einzelheiten einzugehen behalten wir uns vor, bis alle Bilanzen und die vollſtändigen Geſchäftsberichte vorliegen. Heute ſei nur bemerkt, daſs die bilanzmäßige Liquidität mehrerer Anſtalten, ſpeciell des Wiener Bankvereines trotz der durchgeführten Capitalsvermehrung einiges zu wünſchen übrig läſst. Die durchgeführte Capitalsvermehrung hat bei der Anglo-Oeſterreichiſchen Bank ſehr geringe Speſen verurſacht; der Agiogewinn konnte bis auf 33.000 Gulden den Reſerven zugeführt werden; der Bankverein hat an Emiſſionsſpeſen circa zehnmal ſoviel verausgabt. Das neue Capital hat bei beiden Anſtalten durch den Wegfall von Paſſivzinſen zur Erhöhung der Erträgniſſe erheblich beigetragen; ob die Capitalsvermehrung durch die Ausbreitung der Geſchäfte begründet war, werden erſt die nächſten Jahre zeigen müſſen.

•

Die Bankverhandlungen ſind endlich abgeſchloſſen, indem die Regierungen ſchließlich angeſichts des Widerſtandes der Bankleitung die noch ſtrittigen Forderungen fallen gelaſſen haben. Es iſt nur bedauerlich, daſs die Bankverwaltung, welche ſo viel Zähigkeit bei der Vertheidigung ihres Standpunktes in dieſen immerhin ſecundären Punkten gezeigt hat, nicht dieſelbe Energie den principiell ausſchlaggebenden früheren Forderungen der Regierungen entgegengeſtellt hat. Dann hätte die Parität und die Desorganiſation der Bankverwaltung gewiſs vermieden werden können.

♎

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Oeuvre, „La Cloche engloutie" von Gerhart Hauptmann, überſetzt von F. Herold. Déjazet, Repriſe von „Un Lycée de jeunes Filles" von Alexandre Biſſon. Berlin, Leſſingtheater, Gaſtſpiel von Hedwig Niemann. „Der Herr Abbé" von Henri Meilhac. Schillertheater, „Die gerechte Welt" von Carlot Reuling.

• •
•

Im Deutſchen Volkstheater hat Herr Chriſtians jetzt den Hamlet geſpielt. Der ſchöne Liebling unſerer Wienerinnen iſt noch in keiner Rolle der edleren Gattung ſo gut geweſen. Er gibt einen melancholiſchen Hamlet nach der Goethiſchen Meinung, ja ſogar noch etwas gemüthlicher. Ueber dieſe Auffaſſung kann man ſtreiten. Läſst man ſie einmal zu, ſo verdient die correcte, verſtändige und fleißige Art des Herrn Chriſtians das höchſte Lob. Das Fräulein Wachner iſt eine Ophelia von unbeſchreiblicher Huld: reiner, inniger und zarter kann kein ſchwärmender Poet das ſüße Weſen träumen. Die anderen Rollen werden von den Herren Eppens, Meixner, Weiß, Weiſſe, Waltner und dem Fräulein Kalmar mit Anſtand agiert; der Gertrud der Frau Schmittlein fehlt es nicht an wahrhaft großen Momenten. Die Vorſtellung geht „nach dem Princip der altengliſchen Bühne" vor. Ich bekenne, daſs ich ſolche Experimente nicht mehr liebe. Seit wir die „Drehbühne" von Lautenſchläger haben können, ſcheinen ſie mir kindiſch. Auch weiß ich nicht, warum Herr Kadelburg im erſten Act die dritte Scene mitten in die zweite, dieſe auſtrennend, eingeſchoben und die erſten drei Scenen des vierten Actes zum Ende des dritten geſchlagen hat. Doch ſollen der Eifer und die Mühe ſeiner Regie nicht verkannt werden.

H. B.

•

In den „Schauſpielern des Kaiſers", der jüngſten Novität des Carltheaters, ſpielt Herr Bonn einen Stammen aus der Napoleonzeit, einen Revolutionär der Kunſt, der der falſchen, unwahren Tradition des Théâtre français die Grandiaſe einer [illegible], natürlichen, ſagen wir, naturaliſtiſchen Schauſpielweiſe gegenüberhält. Es iſt ungemein beluſtigend, dieſen roh und conventionell gezeichneten, ſchattenhaften Helden einer rohen und conventionellen Tragödie im Stile des [illegible] Narciſs moderne Schauſpielkunſt predigen zu hören. Und faſt noch beluſtigender iſt es, dieſen Contraſt im Darſteller des Helden zu verfolgen. Herr Bonn ſpielt mit den bewährteſten Mitteln, mit der [illegible] im alten Burgtheaterſtil, die er glänzend beherrſcht, ohne daſs aber auch nur die Spur einer wirklichen, [illegible] Geſtaltung möglich wäre, eine leere Komödiantenrolle und ſoll im Sinne dieſer Rolle von Natürlichkeit, von Menſchendarſtellung reden! Kommt noch dazu, daſs Herr Bonn dieſe Tendenz unabhängig vom Stück pointiert und – wie man in [illegible] berichten ſich ausdrückt — zum Fenſter hinausſpricht. Die ungewollte Ironie wird dadurch vollſtändig. Und wenn man nun gar noch das Gegenſtück dieſes modern geſinnten Mimen betrachtet, den Declamator alter Schule, der aber als Figur im Stück viel mehr von einem lebendigen Menſchen hat und darum dem begabten Herrn Kottl Gelegenheit zu wirklich feinen, faſt naturaliſtiſchen Zügen gibt, dann wird man finden, daſs ſich der genannte Theaterabend, in dieſem Sinne, eigentlich lehrreich

Mich wenigſtens hat dieſes Spiel mit vertauſchten Rollen, der conventionell anmuthende Naturaliſt und der naturaliſtiſch dargeſtellte Traditionsſchauſpieler, ſo amüſiert, daſs ich darüber ſogar den „Präſidenten", das Einleitungsſtück des Abends, vergeſſen konnte. Nur ſoviel habe ich mir auch davon gemerkt, daſs die Komik des Herrn Bonn etwas zu abſichtlich und das Spiel des Fräulein Pahlen erfreulich talentvoll iſt.

•

Das Raimundtheater wird immer mehr und mehr ein Mittelpunkt der ländlichen Kreiſe Wiens. Seine eigentliche Saiſon liegt auch demgemäß in der wärmer werdenden Jahreszeit, mit der es ſchon ſeiner Umgebung nach beſſer harmoniert als mit dem Premièrenwetter der Großſtädte. Nun hat es auch noch – ſeit dem „Bruder Martin" zum erſtenmale — ein richtiges Frühlings- und Sommerſtück gewonnen. Dieſes iſt die „Cilli-Tant" von Waller und, wie man allgemein hört, nicht von Sturm. Zwiſchen einem Abendſpaziergang durch die Mariahilferſtraße und einem Nachtmahl im Garten eines vorſtädtiſchen Gaſthauſes vermag dieſe Poſſe von ehedem wieneriſcher Mache, die aber jetzt ſchon ſehr ſtark nach Provinz riecht, die Zeit mit Behagen auszufüllen. Die Darſtellung iſt gut, bloß Frau Laska ſteht auf falſchem Platze.

A. G.

Bücher.

Dr. Phil. Rudolf Peters: Der Glaube an die Menſchheit. Naturwiſſenſchaftlich, pſychologiſch und geſchichtlich begründet. Stuttgart. Verlag von J. H. W. Dietz. 1896.

In dem der „Neuen Zeit" beigefügten Geleitbrief des Verfaſſers finden wir die Aufgabe des Buches folgendermaßen formuliert: „Das Ideal iſt ... letzthin als allgemeiner Weſensbeſtandtheil des Menſchen naturwiſſenſchaftlich zu erklären, reſp. der ſcheinbare Gegenſatz zwiſchen dem Ideal und dem Materialismus aufzulöſen." In der Annonce der „Neuen Zeit" ſelbſt wird das Buch ſo charakteriſiert: „Der ſocialiſtiſchen Wiſſenſchaft wird in dem Buche ein Verſuch vorgelegt, die Richtung zu bezeichnen, in welcher die unabweisliche endgiltige Auseinanderſetzung des Socialismus mit der Hegel'ſchen Philoſophie zu geſchehen hat." Wenn man die beiden Definitionen vergleicht, möchte man den Schluſs ziehen, der Socialismus ſei identiſch mit dem philoſophiſch-naturwiſſenſchaftlichen Materialismus und das Ideal mit der Hegel'ſchen Philoſophie, was wohl mehr ein Spaß als Ernſt ſein kann. Auf 230 Seiten gibt der Verfaſſer eine Zuſammenfaſſung aller Wiſſenſchaften: da iſt Naturwiſſenſchaft, Pſychologie, Moral, Aeſthetik, Religions- und Geſchichtsphiloſophie, Philoſophie zu finden und zwar ſehr leicht und billig, wie im Bazar. Alle Probleme des Denkens und Fühlens, des Individuums und der Geſellſchaft ſind da berührt und gelöſt ... auf ſehr originelle Weiſe. Dort wo dem Verfaſſer irgend eine Lehre nicht paſst, wie z. B. die Erkenntnistheorie von Kant, Helmholtz oder Dubois-Reymond, da hilft ſich Herr Dr. Peters, wie er gerade kann. Dubois-Reymond iſt „der philoſophierende Naturforſcher des Capitalismus", weil er die Schwägerei haſste und die mathematiſche Exactheit forderte; die auf der Phyſiologie der Sinnesorgane fußende „Modephiloſophie" verdankt ihre Exiſtenz nur den Klaſſenvorurtheilen der „Gelehrten" und „Gebildeten". (Deutſche Gänſefüßchen!) Aber die allerſicherſte Widerlegung der ganzen Philoſophie von Kant und Helmholtz findet der Verfaſſer darin, daſs „dieſer ganzen Weltanſchauung" der geſunde Verſtand des Volkes und beſonders des durch den Socialismus gebildeten [illegible] Arbeiters glücklicherweiſe ſo fern ſteht, daſs es ſchwer hält, ihm begreiflich zu machen, wie die Naturwiſſenſchaft einen ſolchen Weg überhaupt betreten kann". Alſo ihr „Gebildeten" und „Gelehrten", richtet euch in euren Forſchungen hinfortan nach dem geſunden Verſtand „des durch Socialismus gebildeten Arbeiters". Unſer Verfaſſer aber löst alle Probleme, ſogar wie der Geiſt und der Materie entſtanden iſt. Wir halten ein ſo leichtfertig geſchriebenes Buch für direct ſchädlich, denn ſtatt Wiſſen bringt es nur Verwirrung. Man ſoll auch dem Volke die philoſophiſchen Probleme näher bringen, aber ohne die Wiſſenſchaft zu verderben, ohne zum berüchtigten common sense Zuflucht zu nehmen. Solange die echte Wiſſenſchaft ſich vom Volke fern hält, wird es freilich nicht zu verwundern ſein, daſs Leute ſogar ihren Namen misbrauchen.

S. P.

Münchner Porträts nach dem Leben gezeichnet von [illegible] von Kobell. München. C. H. Beck'ſche Verlagsbuchhandlung. 1897. [illegible]

Die „Münchener Porträts" [illegible]

Digitized by Google

welche ganz ohne Phantaſie arbeitet und ſich an die Nebenſächlichkeiten der Natur krampfhaft klammert, iſt allerdings ſehr realiſtiſch, nur nicht oder bloß zufällig künſtleriſch. Es iſt ihr nicht ſo ſehr um Naturtreue, als um ſclaviſche Nachahmung der Natur zu thun. Mit Andacht lauſchen wir dem vornehmen künſtleriſchen Glaubensbekenntniſſe Lenbachs, welches die reife Frucht eines nicht in die Breite, ſondern in die Tiefe gehenden Nachdenkens iſt. „Auf den Akademien der früheren Zeit", ſo etwa äußerte er ſich im Geſpräche mit der Verfaſſerin und Sakuntala, einer jungen Inderin, „lernte man Bilder malen, auf den heutigen lernt man Modelle malen. Die früheren Maler gaben den Reiz des halb Verborgenen in dieſem und jenem Vorwurfe wieder, ſie nützten nicht die Realiſtik bis auf den letzten Faden aus. Kieſelſteine auf trockenem Boden ſind nicht maleriſch, wie Kieſelſteine unter einem durchſichtigen Waſſer, das ihnen einen feuchten Glanz verleiht. Wenn der Zauber des Geheimnisvollen zerriſſen wird, geht es oft in der Kunſt wie bei dem Bildniſſe von Saïs . . . . das Schöne übt nur auf Hochgeſinnte ſeine Anziehungskraft aus; das Schreckliche, Grauenvolle auf die niedriger Begabten . . . Stucks „Krieg", in dem ein Reiter, von Cadavern umringt, auf eine Leiche tritt, erregt die Aufmerkſamkeit, weil das Gemälde gräſslich, nicht weil es ſchön iſt, eine gekreuzigte Heilige, eine Löwenbraut, wie ſie Gabriel Max gemalt, befriedigen den Hang nach dem Schauerlichen." Und ſo wimmelt es von Goldkörnern in dieſem Privatiſſimum, das hier leider nicht ganz wiedergegeben werden kann. — Die entſchiedene Verurtheilung der Streber, die nach Originalität jagen, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſich hinter dieſem Begriffe birgt, die Bewunderung der Antike und das mit dem Bruſttone der Ueberzeugung entwickelte Princip, daſs die Kunſt die Begeiſterung für das Schöne zu entfachen, keineswegs aber auszulöſchen hat, ſind, bei aller Verſchiedenheit ihrer Individualitäten, ſeinen Collegen Kaulbach, Defregger und Grützner aus der Seele geſprochen. Der Unterſchied zwiſchen Lenbach und Defregger iſt nur, daſs der letztere ein größerer Peſſimiſt iſt. Er lächelt wehmüthig über Lenbachs Ausſpruch, daſs er als Director der Kunſtakademie zur Regelung der Kunſtverhältniſſe dieſem Schüler die Aufgabe ſtellen würde, zu dem Bildniſſe eines Mannes von Van Dyck als Gegenſtück ein weibliches Bildnis zu ſchaffen, und jenem Schüler, zu Murillos Maria oder Tizians Venus ein Gegenbild zu malen, und meint, Lenbach kenne die heutige Jugend nicht. „Die alte Pinakothek", ſeufzt er, „intereſſiert ſie nicht und iſt für viele ein überwundener Standpunkt . . . Momentane Eindrücke ſind maßgebend. Nur kein Suchen nach ſchönen Linien, das wäre ſchon akademiſch, und akademiſch iſt ein Greuel." B. M.

Ignaz Dabrowski. „Der Tod." Deutſch von R. Löwenfeld. Breslau. Schleſiſche Buchdruckerei, Kunſt- und Verlagsanſtalt von S. Schottländer 1896.

Der letzte Monat eines Schwindſüchtigen, von ihm ſelbſt im Tagebuche dargeſtellt. Alſo annähernd das gleiche Motiv, wie im „Sterben" des Arthur Schnitzler. Ich glaube, beide Autoren können zufrieden ſein, wenn man ihre Kräfte aneinander miſst. Ich hörte den Namen des polniſchen Dichters zum erſtenmal und nahm das Buch mit der Gleichgiltigkeit, die man ſich raſch angewöhnt, wenn man wahllos in die Menge von Büchern geſtellt iſt, die alle um das Gehör der Welt bitten. Nach ein paar Seiten, nein, nach ein paar Zeilen ließ es mich nimmer. Es hat vor der Novelle des Wieners vieles voraus. Erſtens einmal, daſs es nicht wieneriſch iſt, alſo fehlt die leiſe, tänzelnde Sentimentalität, der gewiſſe Localton, das Erbarmen, das ſich hütet, dem Tode ſelbſt auf den Leib zu gehen und nicht dem ſterbenden Subject das Wort läſst, ſondern objectiv, faſt den Ueberlebenden günſtig, alſo von dem unwürdigen Standpunkt derer, die durch den Sterbenden Unannehmlichkeiten haben, die Erzählung leitet. Das wieneriſche Buch zeigt typiſche Wiener, abgeſchliffene Charaktere, von denen keiner die Größe des Todes empfindet, nicht einmal der Sterbende ſelbſt. Nicht in dem Erlebnis liegt die Poeſie, ſondern in den gewiſſen Nuancen, Details, Gefühlen, die hereingeſtellt werden. So liegt freilich ein milder Hauch darüber, aber wie viel davon kommt auf die Natur, auf das Erlebnis ſelbſt. Schließlich iſt der Tod ſo groß und grauſam, daſs es ihm allein gilt, alles andere iſt zu vergeſſen, ſo kunſtlos er dann heißt. Hier könnte der größte Naturaliſt, wenn er noch Phantaſie beſäße, der größte Künſtler ſein. Das polniſche Buch zeigt einen hungerleidenden Studenten, von ſeiner Schweſter und einem Freunde gepflegt. Er ſelbſt ein Barbar an Leidenſchaften, Schwung, Macht der Phantaſie und Gedanken, unverzärtelt, hungernd, gewohnt der Qual, ohne Liebe, ohne Hinderniſſe und Waffen einer überreifen Cultur dem Tod ausgeliefert. Alſo fühlt er auch ganz ſeine Seele. Und dann erzählt er ſelbſt. Wir erfahren alſo nichts von Leuten, die nur gelitten haben, die es ahnten, oder die im Auge waren, kein Bild iſt getrübt durch die Gläſer fremden Anſchauens. Dagegen iſt alles in die Schärfe, in unmittelbare Luſt des eigenen Beobachters gerückt. Und es gibt keine Seele, die ſo gering war, daſs ihre Vorgänge, klar und treu aufgezeichnet, nicht eine unheimliche Größe gewinnen würden. Und hier handelt es ſich noch um den Tod. Da ſind einfache Ahnungen, Tetſchaten zwiſchen Leben und Sterben, Träume, dann die Pſychologie des Schmerzes, die Farben, die Gerüche, die Aufmerkſamkeit, welche die nichtigen Dinge verliest und an einen Nagel ſich klammert, der unnütz in die Wand geſchlagen iſt. So ſind die Schilderungen des Wärters und der Ärzte, des Ballſaales, der Heizung und Entzündung. [illegible]

Natur ſelbſt. Und einen Vorzug des Wiener Buches? Ich wüſste keinen außer den, daſs es von einem Künſtler herrührt, der dieſen Gegenſtand ruhig, wie manchen anderen behandelte und in jedem Werk auf das kommende deutet, immer ſeine Art verfeinert und entwickelt, eine Art, die nicht mächtig, aber künſtleriſch, nicht groß, aber hoffentlich echt iſt, indes hier mit dem letzten Athemzug des Sterbenden auch der Beruf des Autors erſchöpft ſcheint. Was ſollte er uns noch zu ſagen haben? Hat er noch etwas geſchrieben? Wird er noch etwas ſchreiben? Wir würden nicht ohne Furcht anderes leſen, er hatte zu viel Kraft in dieſem Werke. Vielleicht möchte er ſich ausgegeben haben. Ein Schickſal ſah er, er verſtand den Tod. Ob damit nicht ſeine Kraft zu Ende iſt. Erſtreckte ſie ſich wirklich noch auf die mannigfachen, blühenden Erſcheinungen des Lebens und vermöchte ſie dieſe nicht bloß abzumalen — denn dies genügt nur bei den allergrößten Dingen — ſondern künſtleriſch zu ordnen und auf ihren Sinn zu prüfen, ſo wäre er einer von den ganz Großen. Dafür ſcheint aber gerade die Vollkommenheit, Exactheit, ja ſogar die Bedeutung dieſes Buches nicht zu ſprechen. O. St.

„Sonnenblumen." Herausgegeben von Karl Henckell. Verlag von Karl Henckell und Comp. Zürich und Leipzig.

Henckells Sonnenblumen ſind lyriſche Flugblätter, die, alle vierzehn Tage zum Preiſe von 10 Pfennigen erſcheinend, auf vier Octavſeiten cartonſtarken Papieres das Bildnis eines Lyrikers, ein paar gut ausgewählte Gedichte von ihm und eine ſilhouettenartige, ganz knappe Schilderung ſeines poetiſchen Weſens aus der Feder des Herausgebers enthalten. Die Auswahl der Dichter ſowohl wie der Gedichte verräth umfaſſende Sachkenntnis, freien, durch keine Richtungsbefangenheit getrübten Blick und Sinn für das eigentlichſte Weſen der Lyrik. Man kann das Unternehmen nur loben: es iſt gut gedacht und wird gut durchgeführt. Hoffentlich wird es dazu beitragen, den Sinn für lyriſche Dichtung auch in weiteren Kreiſen wieder aufzuwecken. Wer ſich für 2 M. 25 Pfg. auf eine Jahresfolge „Sonnenblumen" abonniert, bekommt einen Strauß ins Haus, an dem er nicht bloß vorübergehende Freude haben wird. Denn die Kunſt der ſubjectiven Gefühlsgeſtaltung vermag in ihren reinſten Offenbarungen das Große, daſs ſie auch dem Gefühle des Genießenden Geſtalt gibt. — Schade iſt nur, daſs das Aeußere dieſer Flugblätter nicht auf der Höhe ihres Inhalts ſteht. Angeſichts der Thatſache, daſs es uns jetzt nicht mehr an Talenten für den Buchſchmuck fehlt, muſs man es doch ſehr bedauern, daſs der gute Gedanke der „Sonnenblumen" äſthetiſch ſo unberathen durchgeführt worden iſt. O. J. B.

Revue der Revuen.

Im Februarheft von „Neuland", einer neuen Berliner Monatſchrift, ſchreibt Paul Ernſt über das Cartellweſen. Durch die Cartelle, meint der Verfaſſer, wird die Induſtrie geordnet; durch die genaue Ueberſicht, die das Cartell über das Verhältnis zwiſchen Conſum und Production gewährt, wird ein ruhiger Geſchäftsgang herbeigeführt, der den Arbeitern eine ſtetige und ununterbrochene Arbeit garantiere. Dagegen gerathen aber die Arbeiter durch das Cartell in abſolute Abhängigkeit von den Unternehmern; denn einem Cartell gegenüber, dem kein Concurrent gefährlich werden könne, iſt jede Streikandrohung wirkungslos. In unſerer Zeit des allgemeinen Wahlrechtes, wo jede wirtſchaftliche Macht ſofort in eine politiſche umſchlägt, iſt dies doppelt gefährlich, und darum iſt es unumgänglich, daſs der Staat ſich der ſyſtematiſchen Regulierung dieſer Fragen annehme und die Cartelle, ſowohl hinſichtlich der Löhne, wie hinſichtlich der Höhe der Profite einer beſtändigen Controle unterwerfe. Sehr richtige und beherzigenswerte Ausführungen hierüber enthält das jüngſt erſchienene Buch des Moskauer Profeſſors Ivan Janshul, der vor einigen Jahren von der ruſſiſchen Regierung nach Amerika entſandt wurde, um die dortigen wirtſchaftlichen Verhältniſſe zu ſtudieren. — Johann Gaulke beſpricht die Ausſtellung Wereſchagin'ſcher Gemälde, die gegenwärtig in Berlin ſtattfindet, aus der er beſonders den „Napoleon-Cyclus" hervorhebt. Der Verfaſſer begrüßt in Wereſchagin einen Förderer der ſocialiſtiſchen Idee, der mit ſeiner ätzenden Kritik — gleich Tolſtoi, Zola und Ibſen — zu einem Todtengräber der bürgerlichen Geſellſchaft und ihrer Moral werde.

Im letzten Hefte der Berliner Wochenſchrift „Das Magazin" berichtet Ernſt von Wolzogen über die Münchener Aufführung der Rosmer-Humperdinck'ſchen Märchendichtung „Königskinder". „[illegible] genommen" — ſagt er dann — „iſt die Vereinigung der beiden echten bedeutenden Künſtler keinem von beiden zum Heil ausgeſchlagen; Humperdinck hat viel mehr gethan, als Frau Elſa Bernſtein ſich von ihm erwartet hatte; er hat . . das ganze Drama in ſeinen wichtigſten Theilen mit Muſik begleitet. Er hat ſogar dem Schauſpieler Rhythmus und Tonhöhe ſeiner Declamation in Noten vorgeſchrieben und ſich von einer ſolch innigen Verbindung zwiſchen Wort und Muſik eine beſondere Wirkung verſprochen. Der eigenartige Verſuch führte praktiſch zu nichts anderem als zu der ungeheuerlichen Form des Melodrams." Trotzdem iſt er über das Werk, was Dichtung und Muſik betrifft, des Lobes voll. Den Bühnenerfolg bezeichnet er als durchſchlagend.

In der „Revue des Deux Mondes" beſpricht Ch. Benoiſt in [illegible] Süd- und Central-Amerika [illegible] Bewegung ausgegangen; andere [illegible] vorangegangen, und [illegible] einen rationalen [illegible] Bewohner [illegible] und die nur der [illegible] ihre Bedürfniſſe [illegible] Lebenslage, und [illegible] Millionen [illegible] der [illegible] Lebensordnung geführt werde.

[illegible] „Samtiden", einer hervorragenden norwegiſchen [illegible]

Digitized by Google

genialen Impreſſioniſten Edward Munch, deſſen Bilder heute ſchon zu allgemeinem Ruf gelangt ſind. Sehr bemerkenswert ſind fernerhin die ſchon durch mehrere Nummern laufenden Briefe des Malers Gerhard Munthe über die decorative Kunſt. Munthe bekämpft darin die Neigung, einen fremden Stil, wie z. B. den der Japaner, in das heimiſche Kunſtgewerbe aufzunehmen. Mehr als die große Kunſt müſſe die decorative ſich ihren nationalen Charakter wahren, aus heimiſchen Motiven ſchöpfen und die Gegenſtände des täglichen Gebrauches damit künſtleriſch ausſchmücken. Jedem Lande ſeien gewiſſe beſondere Formen und Farbenwirkungen eigenthümlich. Und daran müſſe der decorative Künſtler ſich halten. Aus der decorativen Kunſt eines Volkes ſollte dieſelbe Stimmung ſtrömen, wie aus ſeinen Liedern und Sagen.

Tale Thott.

Von Selma Lagerlöf.*)

(Nach einer Volksweiſe.)

(Autoriſierte Uebertragung aus dem Schwediſchen von Francis Maro.)

Es war einmal ein Mann, der einen Klumpen Gift fand. Er hob es auf, ſteckte es ein und führte es getreulich mit ſich, wohin er gieng, obgleich er gar nicht gedachte, es zu gebrauchen. Aber als er das Gift fünfzehn Jahre verborgen hatte, da traf er einen Menſchen, mit dem er es nicht ertragen konnte zuſammen zu leben, und da wendete er es an. Er glaubte nachher, daſs, wenn er juſt damals den Giftklumpen nicht zur Hand gehabt hätte, er niemals zum Mörder geworden wäre.

Ein ähnliches Bewandtnis hatte es mit Arild Urups Hund. Er ſchaffte ihn ſich an und richtete ihn ab, lange bevor er eigentlich zur Verwendung kam.

Er war ein großer, kräftiger Mann, Arild Urup, aber ſo träge. Er hatte ſtarke Zahnreihen und große, glänzende Augäpfel. Sein Ausſehen war ein wildes, aber man wuſste nichts Böſes von ihm. Doch es iſt ſo, daſs, wer ſich Gift ſchafft und es bewahrt, wohl fühlt, daſs er verſucht werden kann, es zu gebrauchen, und wer einen ſolchen Hund behält, wie Arild Urup …

Es war in Kopenhagen, an des alten Königs Chriſtian Hof. Dort hörte Herr Arild eines Tages den franzöſiſchen Geſandten erzählen, wie die Rittersleute in Franken und Burgund Hunde einzuüben pflegten, Jagd auf Wildſchützen zu machen.

Der König ſelbſt und etliche Rathsherren befragten den Geſandten genau über dieſe Hunde und ihre Dreſſur. Sie erfuhren, daſs die Thiere abgerichtet wurden, den Wilddieb umzuwerfen und ihn ſtille unter ſich zu halten, bis ihr Herr kam. Sie durften die Zähne nicht gebrauchen, inſolange der Dieb nicht zu fliehen verſuchte.

Den däniſchen Herren ſchien die Sache vortrefflich, aber ſie glaubten nicht, daſs ſie ſich in Dänemark einführen ließ. Der König war alt, er fand an den neuen, ausländiſchen Gebräuchen nicht Gefallen. Auch gab es keine Hunderaſſe, die als geeignet erachtet worden wäre.

Herr Arild hatte den anderen beigeſtimmt, ſolange er in Kopenhagen weilte, aber kaum ſaß er daheim auf Ugerup, als er auch ſchon anderen Sinnes wurde. So ergieng es ihm gewöhnlich. Er muſste in ſeinen vier Pfählen ſein, um wirklich zu wiſſen, was er wollte.

Er bedurfte eines ſolchen Hundes dringender, als irgend jemand ahnte. Fürs erſte hatte er koſtbares und prächtiges Wild im Forſtparke auf Ugerup, fürs zweite vermochte er es nicht zu ſchützen. Er konnte ſich nicht Reſpect verſchaffen, wie andere Herren. Er war zu gelaſſen, um gefürchtet zu werden, und raffte ſich nie auf, zu ſtrafen.

Er hatte gerade damals einen ungewöhnlich großen Hund in Abrichtung, der gelehrt werden ſollte, auf Wölfe und Bären zu gehen. Er hieß Kark und war ſo klug, daſs Herr Arild beſchloſs, ihm zu zeigen, wie man Wildſchützen jagte. Dies glückte ſo wohl, daſs es den Anſchein hatte, als wäre es dem Hunde im Blute gelegen.

Als der Hund im Hundehof ausgelernt hatte, nahm ihn Arild Urup in den Wildpark mit. Dort kannte Herr Arild jeden Baum und Buſch, jeden Wildſtand und jedes Vogelneſt. Man konnte ſagen, daſs er all ſeine Liebe hineingelegt hatte. Aber merkte er, daſs ein Thier geſtohlen war, brachte er es dennoch nicht über ſich, den Dieb zu verfolgen. Jedoch ſein Zorn war darum nicht geringer.

Sobald er nun unter die Bäume trat, erblickte er eine Falle, die nicht von ihm oder ſeinen Jägern geſtellt war. Er ließ Kark daran ſchnuppern und nahm ihm dann die Koppel ab.

Der Hund ſchoſs geradenwegs in ein Dickicht, und in ein paar Augenblicken hörte Herr Arild einen Schrei und einen ſchweren Fall. Der Wilddieb war eben da geweſen, um ſeine Falle zu beſichtigen, und es war ihm nicht gelungen, aus dem Forſte zu entkommen.

Als Herr Arild ſich Weg durch das Geſtrüpp bahnte, ſah er den Burſchen umgeſtürzt auf der Erde liegen und den Hund über ihm ſtehen, die Tatzen auf ſeiner Bruſt und den Rachen an ſeiner Kehle, ganz wie der Franzmann geſagt hatte, daſs es ſein müſste.

Herr Arild griff gleich nach der Hundepeitſche und begann den Kerl zu ſchlagen. Er erſtaunte förmlich über ſich ſelbſt, aber er fühlte, daſs er dieſes eine, einzigemal ſeine Kraft zeigen muſste. Er kannte überdies den Burſchen, und er wuſste keinen Schelm, dem er lieber beigekommen wäre. Es ſchlug ſich auch ſo vergnüglich, während der Dieb ſtille lag, wie an einen Richtblock gebunden und nur auf die funkelnden Augen des Hundes achtete und auf die Zähne, die bei jeder Bewegung, die er verſuchte, ſeine Kehle kitzelten.

Als Arild Urup ein paar tüchtige Hiebe geführt hatte, kam etwas Merkwürdiges über ihn. Es dünkte ihm, daſs ſein Arm begann von ſelbſt zu gehen; ohne daſs er daran dachte, fieng er an, mit dem Peitſchenſchafte zu ſchlagen, und er lachte hell auf, als der Burſche vor ihm vor dem Schmerze der Schläge zuſammenzuckte.

Etwas ganz Neues hatte in ihm die Oberhand, er wurde ſich gleichſam ſelbſt fremd. Er empfand eine ſolche Freude bei jedem Schlage, den er dem zitternden, zuckenden Menſchenleibe gab, daſs er ſich nicht entſinnen konnte, je vorher ſolche Wolluſt gefühlt zu haben.

Er zerpeitſchte Kleider und Haut. Er ſehnte ſich nach dem erſten Blutstropfen, und als er ihn hervorgepeitſcht hatte, fühlte er, daſs er ſich darnach ſehnte, das Leben ſelbſt herauszupeitſchen.

Im Anfange hatte der Burſche geheult, aber mit einemmale wurde er ſtill. Man hätte ihn für todt halten können, würde der Körper nicht weiter unter den Schlägen gezuckt und gezittert haben. Seine häſslichen, alten Kleider waren auseinandergepeitſcht, und der Körper ſchwoll blau und blutig auf.

Der Hund hatte ihn verlaſſen und ſtand neben Arild Urup. Bei jedem Schlage that er einen Satz, wie um ſich auf eine Beute zu ſtürzen, und ſtieß ein frohes Bellen aus. Als Arild Urups Blick auf ihn fiel und er ſah, wie er im Blutdufte witterte und alle wilden Lüſte in ihm entfeſſelt waren, da erfaſste ihn mit einemmale Ekel.

Das Ende war, daſs Kark einen Schlag über den Rücken erhielt, der ihn zu Boden ſtreckte, wo er ſich vor Schmerz krümmte, und daſs Arild Urup heimgieng. Der Wilddieb mochte das Weite ſuchen, ſo gut er konnte.

In den nächſten Tagen fühlte Herr Arild ein wunderliches Unbehagen. Er liebte es, in Frieden und Ruhe zu leben, und vertrug ſolche Erregungen nicht. Und obgleich er im Krieg und Turnier geweſen und ſeine Sache gar nicht übel gemacht, hatte er ſich doch nie wild und außer ſich gefühlt. Es kam ihm in den Sinn, daſs es mit dem Hunde nicht geheuer ſein konnte. Denn die Grauſamkeit war über ihn gekommen, als er Karks Augen funkeln und ſeine weißen Zähne des Mannes Kehle kitzeln geſehen hatte. Todſünden greifen ärger um ſich, als die Peſt.

Und ſo mochte es mit ſeinem Wildforſte gehen, wie es wollte, aber aus ſeiner ſtetigen Ruhe wollte er nicht geriſſen werden. Darum ließ er Kark binden. Er muſste Jahr um Jahr in ſeiner Hundehütte ſtehen und wurde niemals mehr mit in den Wald genommen.

Aber er tödtete ihn nicht, er verſchenkte ihn nicht, ſondern der Hund ſtand da, ſeine Gaben aufgeſpeichert, bereit für den fernen Tag, bis Herr Arild ſeiner bedürfen würde.

*

Aber bis dahin, welche Reihe von Ereigniſſen, wie ſie ſich biegt und krümmt, wie ſie ſich vorwärts und zurück ſchlängelt, im Gewebe der Zeiten! Sie breitet ſich in Glanz und Farbe aus, ſie ſtirbt im Schatten dahin, ſie verwirrt ſich und entſchwindet.

Welche Reihe von Ereigniſſen! Sie kommt, wie eine lange Kette von Wogen, die donnern und branden, die ſich verflüchtigen in Schaum und Giſcht.

Welche kalte, unbiegſame Reihe von Ereigniſſen! Wie wenig iſt, ſoweit ſie von den Alten aufgezeichnet wurde, die Spuren deſſen trägt, daſs Menſchen ſie durchlebt. Sie iſt wie ein altes, verſchrumpftes und bleiches Heiligenbild. Einmal wurde freilich es nach friſchen Gliedern gezeichnet, einmal freilich nach den Farben blühender Wangen gemalt.

Laſſet ſie vorbeigleiten, denkt von ihr, wie vom Eiſenbahnzuge, daſs Leben und Bewegung in dem geſchloſſenen Wagen herrſcht, obgleich man keinen Menſchen ſieht! Laſſet den Eilzug der Ereigniſſe vorbeigleiten, ohne an Quellen und Hainen zu verweilen, ohne zu Höhen emporzuſteigen und den Morgen zu grüßen, ohne am Meeresſtrande zu zögern und den Sonnenuntergang zu ſehen!

Hört nun, hört, Weihnacht, nur Weihnacht! Da iſt Herr [illegible], der Pfarrer. Er freit bei Frau Eſſa [illegible] auf [illegible], Herrn Tale Thotts Witwe, um Herrn Arild Urups Rechnung. Er begehrt das junge Jungfräulein Tale Thott für ihn. Und Jungfrau Tale will nicht, aber Frau Eſſa will, und die Anverwandten wollen, denn Herr Arild iſt reich.

Und da iſt Herr [illegible] abermals auf [illegible] und Herr Arild mit ihm, und da wird in [illegible] [illegible]. Und [illegible], kannſt du ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] da Jungfrau Tale [illegible], kannſt du ein [illegible] [illegible] [illegible] ſehen, das in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] Die [illegible] [illegible] werden zu [illegible]

Digitized by Google

*) Vergl. den Aufſatz „Selma [illegible]

kleine Fuß ſetzt ſeine Ferſe auf güldenes Geſchmeide und Seidentücher. Und die Hand ballt ſich gegen Freunde und Gäſte, als ſie den Kinderzorn mit Lachen begrüßen.

Raſch einen neuen Einſchlag in das Gewebe der Zeit. Es iſt Hochzeit auf Slaberſjö, und dort begegnen ſich Tale Thott und Anders Banner. Und wenn dies eine Erzählung von Menſchen wäre, würde berichtet werden, wie ſie ſich trafen und ob es Worte oder Blicke waren, die ſie aneinander feſſelten. Aber dies iſt keine Erzählung von Menſchen. Dies iſt ein Schattenſpiel, ein Spiel matter, farbloſer Schatten.

Und nun kommt dies, daſs Herr Arild in den Krieg ziehen muſs, bevor noch Frau Elſa alles zur Hochzeit bereitet. Und er wird gefangen im Kriege. Und da iſt Jungfrau Tale, ſie ſchreibt an Anders Banner, daſs Herr Arild in Feindesland gefangen iſt und daſs er nun kommen möge und um ſie freien. Da iſt Anders Banner, der reitet nach Eriksholm, dort liegen die beiden auf den Knien vor der Mutter des Jungfräuleins. Es lohnt nicht der Mühe, zu verſuchen, ſich Menſchen hinter dieſem zu denken. Dazu ſind bloß Schatten vonnöthen. Es iſt nicht mehr, als was Schatten ausführen können.

Und da iſt ſie bei Hofe, dieſe Schattenjungfrau. Da kniet ſie nieder vor dem jungen König, immer und allezeit um ihre Freiheit flehend. Immer das Geſchehnis, an dem ſie theilnimmt, mit einem ſchwachen Schimmer Leben erfüllend, immer einen ſtärkeren und beſtimmteren Schatten werfend, als die anderen.

Nun zieht ſie heim mit des Königs Freiſprechung, nun eilen Boten von Eriksholm, um zum Hochzeitsfeſte zu laden, nun verſammeln ſich die Gäſte. Da mitten in die Freude langt ein Gegenbefehl des Königs ein. Ein Jahr noch muſs die Jungfrau auf Arild Urup warten, dieweil der König es nicht geſtatten will, daſs ſeinem treuen Manne Unrecht widerfahre, während er in ſeinem Dienſte ferne iſt.

Wie lang die Reihe der Ereigniſſe iſt! Nun ziehen ſchoomiſche Herren zu König Erik von Schweden, der Arild Urup gefangen hält, und bitten, ihn auszulöſen zu dürfen. Aber der König will nicht. Selbſt als Schattenkönig iſt noch der alte nuckenvolle Wille in ihm lebendig. Niemand konnte es ſonſt begreifen, warum er ſo gerne Herrn Arild behalten mag.

Und Herr Arild ſitzt im Gefängnisthurm und wartet auf die Freiheit, und die Jungfrau ſitzt im Luſtgarten zu Eriksholm. Alſo hält der Ereigniſſe wilder Lauf inne. Es iſt, als würde ein ungeſtüm dahinbrauſender Eilzug gehemmt. Wir dürfen verweilen und den Blick vom Hügel bewundern, wir dürfen Blumen pflücken am Wegesrand.

Denkt, daſs dies der Abend vor Tale Thotts und Anders Banners Hochzeit iſt!

Und denkt, daſs das Glück etwas Furchtbares ſein, daſs es ſich beinahe wie Schmerz ausnehmen kann, daſs es die Bruſt beklemmt und die Glieder ſchüttelt, daſs es lähmt und verwirrt und die Seele aus ihren Veſten hebt.

Daſs das Glück ſo allzu ganz und ſchön ſein kann, daſs man wohl in ſein Feſtkleid einen Riſs wünſcht, eine Falte in ſein Antlitz!

Es war eine Sommernacht mit Mondenſchein. Es war wirklich Nacht, nicht die bleiche Dämmerung, die man Hochſommernacht nennt, nein, die ſchwarze Auguſtnacht, in der das Mondlicht die Dunkelheit durchſchneidet, wie das weißeſte Silber, da Licht für ſich iſt und Dunkel für ſich, da unter den Parkbäumen ſchwarze, unvermiſchte Finſternis herrſcht, und klares unvermiſchtes Licht über dem Raſenplan.

Und es war laue Stille über der Gegend. Nicht ein Wind, der beunruhigte, nicht ein erſchreckendes Raſcheln, nicht ein fallendes Blatt. Alles ſchenkte dieſe Nacht ganz, auch die Stille.

Und wo wurde ſie gefeiert, dieſe Nacht, wo wurde ſie durchlebt, in ſo bebender, ſchwellender Freude? Nicht unten auf der Ebene zwiſchen Steinmauern und Pfeilern, nein, hoch oben auf dem grünen Abhang, hoch oben, wo der Boden ſich zu Kette ſpaltet, aus denen üppiges Grün ſich gleich ſchwellenden Wogen hinabdrängt, hoch oben, wo der Buchenwald über den Hügel hinabſtreicht, wie eine buſchige Mähne über einen gekrümmten Hals. Alles gab die Nacht voll und reich, ſie verlebte uns nicht in Lehmhütten, nicht unter niedrige Holzdächer, nein, hinauf in das große Eriksholm, das neue, glänzende Schloſs, flaggengeſchmückt, mit blumenumwundenen Pforten und feſtlich geſtalteten Sälen.

Angebinde um Angebinde gab die Nacht, ſie gab dem ri[illegible]nden Springbrunnen Silber, den unzähligen, goldenen Wimpeln des Schloſsdaches lieh ſie Schimmer, ſie zauberte Nebel aus dem Graben rings um die Burg, bis ſie, wie ein Märchenſchloſs auf Wolken erbaut, dalag, und ſie ließ ſchwachen Duft die Luft durchzittern, gleichſam um nichts zu vergeſſen.

Doch drin im Saalesgange wurde getanzt.

[illegible] in zwei langen Reihen. Und [illegible] ſtanden in den Reigen, [illegible] eine Weiſe nimmte. Aber als er zum [illegible] kam, [illegible] ein. Leicht und fein, lieblich und [illegible], tanzt ſich's [illegible] ... [illegible] um [illegible], bis die Saiten [illegible]

und bebte, und dann Weiſen von Troll und Niſs und Nöck, bis Wald und Nebel und Park und Wieſe von den Unterirdiſchen bevölkert ſchienen. Und mitten darin ein Umſchlag im Takte, ein neuer Ton im Bogenſtrich. Die langen Ketten der Tanzenden löſten ſich, Paare entſtanden, der Wirbeltanz begann und entzündete taumelnde Freude in Seele und Sinn.

Rund um den Tanzplan ſtanden Fackeln, und ihr rother Schein ſtimmte mit der Fröhlichkeit, in der alles war, wie es ſein ſollte. Doch allen voran war Tale Thott. Eine ſchöne, reich gekleidete und geſchmückte Rittersstochter war ſie. Sie gieng im Fackelſcheine vom Tanzplatze hin und her, Frau Kirſtine Kaas an der Hand.

Sie giengen hinauf und hinab. Jedesmal, wenn ſie wendeten, ſo daſs der Lichtſchimmer vom Tanzplatze ihre Augen traf, oder wenn der Geſang in volleren Tönen zu ihnen herübergetragen wurde, ſchlug Jungfrau Tale die Hände zuſammen. „Hört, hört, ſagte ſie, nun feiern wir Hochzeit auf Eriksholm!"

„Willſt Du nicht tanzen, Tale?" ſagte Frau Kirſtine.

„Nein, Frau Kirſtine, ich kann nicht."

„Du ſollteſt ſprechen oder ſingen."

„Ich bin zu froh, Frau Kirſtine."

Sie war zitternd, ganz außer ſich. Es war, als hätte ſie eine Feuerluft geathmet, die ſie auseinanderſprengen wollte, als verbrannte ſie innerlich. Sie hielt Frau Kirſtine feſt an der Hand, als ſuchte ſie Linderung für Qualen.

Frau Kirſtine war beinahe unruhig um ihretwillen. Tale Thott pflegte kalt zu ſein, von feſter Haltung, zähem, hartem Willen. Sie pflegte ſtille zu gehen, leiſe zu ſprechen. Sie war wie Eine, die ſich durch vielen Widerſtand gekämpft hat. Frau Kirſtine fand ſonſt an Tale Thott kein Gefallen. Sie ſelbſt glich dem ſich krümmenden Aal, der geſchmeidigen Weide. Sie verkroch ſich vor kraftvollen Menſchen. An dieſem Abend ſchloſs ſie ſich in Liebe an ſie.

„Was iſt es, Tale Thott?" ſagte Frau Kirſtine, „was iſt es, das Dich ſo weit gebracht hat?"

„Es iſt nur das Glück, Frau Kirſtine, nur das Glück."

Die Jungfrau führte die Hände an die Augen und ſchluchzte. Nur ein kurzes, heftiges Aufſchluchzen; dann begann ſie zu ſprechen.

Ob Frau Kirſtine wiſſe, wo Anders Banner ſich befand? Nicht wahr, er ritt umher und lud zum Hochzeitsfeſte? Das wuſste wohl Frau Kirſtine, daſs am Tage vor der Hochzeit der Bräutigam ſtets umherreiten muſste und die Gäſte laden. Er ritt von Edelhof zu Edelhof. Man konnte nicht hoffen, daſs er vor Mitternacht zurückkam.

Es war nicht ein Ton in der Stimme, der nicht ein wenig höher klang, als zu anderen Zeiten. Nicht ein Wort, das nicht auf einem Unterſtrom von Schelmerei und Glück dahintanzte.

„Gott laſſe ihn glücklich heimkehren!" ſagte Frau Kirſtine.

Tale Thott lachte auf, kurz, leiſe, wie ihr Weinen früher nur ein leichtes Ueberquellen des gewaltigen Glückſtromes in ihr.

Dachte Frau Kirſtine auch daran, welch gefährliche Nacht dies war?

Nun pflegte die Fluſsnixe auf den Ritter zu lauern und ihn anzulocken, wenn er durch die Auen heimritt. Denket doch, wie es Herrn Olaf ergangen und ſo manchem anderen! Alles hieng davon ab, daſs der Bräutigam feſt war in ſeiner Liebe, dann hatte die Fluſsnixe keine Gewalt über ihn. Glaubte Frau Kirſtine, daſs Anders Banner in ſeiner Liebe feſt war?

„Es ſcheint mir nicht gerathen, mit den Unterirdiſchen ſeinen Scherz zu treiben", ſagte Frau Kirſtine.

Tale Thott merkte, daſs ſie der Frage auswich und ihr Ton gepreſst klang. Sie lachte abermals, ſchlug die Arme um Frau Kirſtine und drückte ſie.

Nein, nein, es wunderte ſie nicht, daſs Frau Kirſtine nicht ſagen wollte, ſie glaube an Anders Banners Liebe. Seht, ſie, Tale Thott, war ihm gut geweſen, ſchon als kleines Jungfräulein, aber da hatte er, der erwachſene Mann, ſie nicht einmal angeblickt. Hatte er auch nur darnach gefragt, als ſie ſie Herrn Arild verlobten? Ach, Frau Kirſtine, Herr Arild, daſs ſie nun ſeiner los und ledig war!

„Daſs Du doch meinem Blutsverwandten ſo gram biſt, Tale!" ſagte Frau Kirſtine.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

Digitized by Google

Nach der Confiſcation zweite Auflage!

Die Zeit.

X. Band. | Wien, den 20. März 1897. | Nummer 129.

An unſere Leſer!

Die k. k. Staatsanwaltſchaft Wien hat die vorliegende Nummer der „Zeit" confiſciert. Als Urſache der Beſchlagnahme wurde uns die größere Hälfte des Leitartikels „Miniſterpräſident Incognito" und eine Anzahl von „Politiſchen Notizen" der „Woche" angegeben. Wir haben nach Hinweglaſſung der confiſcierten Stellen ſofort eine zweite Auflage veranſtaltet und an unſere Abonnenten verſendet.

Die Redaction der „Zeit".

Miniſterpräſident Incognito.

Confiſciert!

Confiſciert!

Wer **nach all' dem** noch irgend einen Zweifel an der ſtaatsmänniſchen Qualification des Grafen Badeni hegt, der blicke nur nach Galizien. Für alle bisherigen Regierungen war Böhmen das Schlachtfeld der Entſcheidung, für den Grafen Badeni iſt es Galizien. Denn von dorther iſt er als ein Fremder hierher nach Wien gekommen, dort hat er ſeinen Ruf gewonnen und in dieſer Wahlbewegung auch — verloren. Die vielgerühmte Solidarität des Polenclubs, die das ſtaatsmänniſche Genie des Grafen Badeni für unabſehbare Zeiten gefeſtigt haben ſollte, iſt mit einem Mal von drei Seiten aus geſprengt, und die Früchte des hochgeprieſenen rutheniſchen Ausgleichs des Grafen Badeni ſind in Czerniajew und Dawidow mit dem Blute rutheniſcher Bauern getränkt worden. Während, wie in einer Selbſtperſiflage, Oeſterreich-Ungarn ſeine Schiffe nach Kreta ausſchickt, um dort im Verein mit anderen Mächten Ruhe und Ordnung zu ſtiften, ſchafft die Badeni'ſche Regierungskunſt daheim in Oſtgalizien an der gefährdetſten Grenze des Reiches ein anderes Kreta im Herzen Europas.

Die ſelbſtfabricierte Badeni-Legende iſt nun durch die Thatſachen auf der ganzen Linie zerſtört. Wir ſind die erſten Häretiker geweſen, die von Anfang an die Badeni-Legende nicht geglaubt und ſeit Jahr und Tag, leider mit wenig Erfolg, die Entwicklung ungefähr ſo vorausgeſagt haben, wie ſie nunmehr wirklich eingetroffen iſt. Es iſt vielleicht nicht unvorſichtig, an einiges in dieſem Sinne zu erinnern. Wir haben ſchon längſt gezeigt, was man ſich vom Grafen Badeni logiſcherweiſe erwarten kann, indem wir ihn (in der Nummer vom 6. Juni 1896) als „Aventurier" kennzeichneten: „Auch das Cabinet Badeni hat bei allen Parteien ganz überſchwengliche Hoffnungen erregt. Alle, ohne Unterſchied rechnen auf den Grafen Badeni, daſs er ſie in die Höhe bringen wird. Und in einem gewiſſen ironiſchen Sinn haben ja alle zugleich recht. Sicherlich! Wenn Graf Badeni auch jetzt noch laviert, ſobald das neue Parlament da ſein wird, können wir alles Erdenkliche von ihm erleben. Seine Programmloſigkeit gerade macht es ihm möglich. Sie iſt ſeine eigenthümliche Stärke, ſowie die Vermögensloſigkeit des Inſolventen ſeine beſte Waffe gegen die Execution. Graf Badeni wird liberal regieren, wenn eine liberale Mehrheit, er wird clerical regieren, wenn eine clericale, antiſemitiſch, wenn eine antiſemitiſche, deutſch, wenn eine deutſche, ſlaviſch, wenn eine ſlaviſche, centraliſtiſch, wenn eine centraliſtiſche, capitaliſtiſch, wenn eine capitaliſtiſche, und, wenn Gott will, auch ſocialdemokratiſch, falls eine ſocialdemokratiſche Mehrheit zuſtande kommen ſollte, aber wahrſcheinlich reactionär, da das nächſte Haus wahrſcheinlich eine reactionäre Majorität bringen dürfte." Die Thatſachen haben uns nur allzu ſehr gerechtfertigt. [illegible] man ſich vom Grafen Badeni politiſch noch [illegible] kann, [illegible] jetzt jedermann [illegible] berühmte Wahlmache des Grafen Badeni iſt in [illegible] an dieſer [illegible] worden, [illegible] Czerniajew und Dawidow. [illegible]

Digitized by Google

haben wir endlich auch den ſpringenden Punkt des Syſtems Badeni aufgezeigt: „Die Miniſterpräſidentſchaft des Grafen Badeni muſs die Frage zur Entſcheidung bringen, ob wir Weſtöſterreicher auf das niedrigere Niveau der politiſchen Moral des mit uns ſtaatsrechtlich verbundenen Galizien herabſinken ſollen, oder ob wir die Kraft der Abwehr finden werden, auf daſs wir bleiben, was wir bisher waren, ein Stück Europa, und durch unſeren Einfluſs auch das zurückgebliebene Galizien zu dieſem unſerem Niveau allmählich emporheben."

Mit all' dem haben wir damals freilich noch tauben Ohren gepredigt. Wir haben nur das Wort, und das Wort allein iſt ſchwach. Aber andere, denen die That obliegt, haben durch ihre ausdrückliche oder ſtillſchweigende, unbeſchränkte oder bedingte Connivenz gegenüber dem Regime Badeni, in dieſer ganzen Zeit ſchwer gefehlt und insbeſondere in der Wahlbewegung ihre eigene Sache erheblich geſchädigt. An ihnen iſt es nun, raſch und energiſch zu handeln. Sein großes Wahlmanöver iſt dem Grafen Badeni glücklich gelungen. Als Miniſterpräſident Incognito hat er die Wahlen durchgeführt, ehe er erkannt worden iſt. Aber jetzt, da er untrüglich erkannt iſt, muſs das Verſteckſpiel ein Ende nehmen, nicht nur auf Seite des Grafen Badeni, ſondern auch auf Seite derer, die berufen ſind, das Biſschen moderner europäiſcher Cultur, das wir noch haben, zu vertheidigen gegen die Invaſion der Schlachzizen und Clericalen und der mit ihnen nunmehr verbundenen antiſemitiſchen und jungczechiſchen Landsknechte. **K.**

Italien vor den Wahlen.

Von Dr. Napoleone Colajanni, Deputierter im ital. Parlament.

Die blutigen Ereigniſſe im Orient, die eine Schmach für die europäiſche Diplomatie ſind und ihr den Fluch ſpäterer Geſchlechter aufladen werden, haben Zweifel über die Möglichkeit naher politiſcher Wahlen in Italien aufkommen laſſen. Die Neuwahlen ſind aber, mitten in der Kriegsfurcht, für Ende März ausgeſchrieben worden, weil man ſie ausſchreiben muſste, obzwar die alte Kammer ihre Legislaturperiode noch nicht beendigt hatte. Das Miniſterium ſelbſt hatte der alten Kammer ein vorzeitiges Ende bereitet, denn man kann eine Kammer nicht wieder ins Leben rufen, der man ſchon den Nekrolog geſchrieben hat — und einen wenig ſchmeichelhaften Nekrolog obendrein. Es gibt kein Miniſterium, das ſich neuerlich vor Deputierten zeigen könnte, die in Miſscredit gerathen ſind, ihr Anſehen verloren haben und in ſchlechtem Rufe ſtehen; das Miniſterium di Rudini, das mit Hilfe ſeiner Präfecten und ſeiner Journale bereits bekanntgegeben hat, welche Deputierte es fallen ſehen möchte, kann ſie nicht einberufen, es kann auch kein x beliebiges anderes Miniſterium die Regierung in die Hand nehmen, das aus der noch heißen Aſche jenes unſeligen Miniſteriums hervorgegangen iſt, dem von Crispi präſidiert wurde, weil die Phalanx ſeiner Getreuen ſo ſchamlos war, ſich vor ſeinem Nachfolger zu proſtituieren. Die Wiedereröffnung der Kammer der alten Legislatur würde alſo unter den Auſpicien ſo großen Miſstrauens und ſo arger Rancunen geſchehen ſein, daſs jede nutzbringende legislative Thätigkeit unmöglich wäre. Es iſt deshalb unbedingt nöthig geweſen, die allgemeinen Wahlen ſo raſch wie möglich auszuſchreiben; und ſelbſt die Furcht vor dem Ausbruch eines Krieges hat die italieniſchen Staatsmänner daran nicht zu hindern vermocht.

In Erwartung einer Wahlſchlacht ſchreitet man alſo zur eingehenden Prüfung der Programme, der Parteien und der Männer, die in den Kampf eintreten werden. Dieſe Erwägungen werden in Italien ſehr vereinfacht durch einen unerfreulichen Umſtand: Die „Parteien" und die „Programme" ſind verſchwunden, um ausſchließlich den „Männern" Platz zu machen, die mitten aus einer babyloniſchen Verwirrung emportauchen. Die Leſer der „Zeit", die ſich meiner vorhergegangenen Aufſätze erinnern, werden begreifen, daſs dieſes anſcheinend ſchroffe Urtheil, das aber in Anbetracht der wirklichen Lage an Schroffheit verliert, ſich nicht auf die anticonſtitutionellen Parteien bezieht. Die Republikaner, die Socialiſten und die Clericalen haben ein Programm, ſie wiſſen, was ſie wollen, und ſie bilden wirkliche Parteien, die mehr oder weniger disciplinirt, mehr oder weniger zahlreich ſind. Aber die Clericalen, die die ſtärkſte und am beſten organiſierte Partei bilden, erſcheinen mit ihrem Banner nicht auf dem Kampfplatze: das „non expedit" verbietet es. Die Republikaner und die Socialiſten haben keine ſo große Macht, um die kommende parlamentariſche Körperſchaft umzuformen zu können, ſie werden höchſtens einige zwanzig Wahlcollegien von 508 gewinnen können, und wie ſehr dieſe auch eine Partei der Zukunft ſein mögen, [illegible] man abſolut nicht aus der gegenwärtig möglichen Zahl ihrer [illegible] zu berechnen vermag, können ſie doch in dieſem Aufſatze [illegible] gezogen werden, in dem ich mich betrachten werde, [illegible] und [illegible] zu bleiben, als dies einmal Manne ge[illegible] iſt, [illegible] nicht.

Die [illegible] dass man, wenn man von „Programmen" und von „Parteien" ſpricht, [illegible] [illegible] „parlamentariſchen Radicalismus" beſondere Erwähnung macht, [illegible] bekanntlich Cavallotti iſt. [illegible] hat im [illegible] und [illegible]

nützliche Reformen zur Geltung zu bringen und hat überdies Ausſicht, in der nächſten Legislaturperiode durch ungefähr ſechzig Deputierte vertreten zu werden; jedoch infolge einer Reihe von Miſsgeſchicken, die durch die vorhergegangenen Miniſterien verſchuldet worden ſind, und auch ein wenig infolge der Unaufrichtigkeit des gegenwärtigen Miniſteriums und der Miſsgriffe Cavallottis ſelbſt, ſcheint dieſe Partei nicht dazu auserſehen, jene parlamentariſche Thätigkeit auszuüben, die ſie im höchſten Intereſſe des Landes und der demokratiſchen Principien ausüben ſollte und könnte. Dazu kommt noch, daſs dieſe Partei, obgleich ſie große Wahrſcheinlichkeit hat, ihre Reihen im Parlament verſtärkt zu ſehen, infolge der zweideutigen Lage, in der ſie ſich gegenüber dem vom Marquis di Rudini geleiteten Cabinet befindet, die Sympathien des Publicums zu verlieren beginnt; es bedürfte irgend einer günſtigen Gelegenheit, die von den zahlreichen tüchtigen Männern der Partei und von Cavallotti ſelbſt, der über ungezählte und unvorhergeſehene Hilfsmittel verfügt, geſchickt ausgenützt werden müſste, damit die Partei ihre ganze Popularität wiedergewinne. Daſs eine politiſche Partei gleichzeitig in der Zahl ihrer Vertreter gewinnen und in der öffentlichen Achtung verlieren kann, mag als ein Widerſpruch erſcheinen oder als ein unlösbares Räthſel; wer aber die Geſichtspunkte kennt, unter denen in Italien gewählt wird, die vorherrſchend wenig politiſch und ſehr perſönlicher Art ſind, der wird ſich dieſen ſcheinbaren Widerſpruch leicht erklären können.

Alle anderen italieniſchen Politiker von größerer oder geringerer Bedeutung — Miniſter, Ex-Miniſter, Aſpiranten der Miniſter-Portefeuilles — die die Macht in Händen haben und ſie auch binnen kurzem beſitzen werden, bilden einen derartig unförmlichen Wirrwarr, daſs es der Einbildungskraft Dantes oder Arioſts und der Beihilfe der helleniſchen Mythologie mit ihren Ungeheuern, halb Thier halb Menſch, bedürfte, um ſich eine annähernde Vorſtellung von dieſer Verwirrung zu machen.

Uebertreibe ich oder verleumde ich vielleicht die conſtitutionellen Männer und Parteien, indem ich in einer ſolchen Weiſe von ihnen ſchreibe? Eine nackte Darſtellung die Thatſachen beweiſt, daſs ich mich mit peinlichſter Genauigkeit an die Wahrheit halte, und ich bin bereit, jedem meiner Mitbürger oder jedem Fremden offen Rede zu ſtehen, falls er verſuchen wollte, mich zu widerlegen oder mir Irrthümer nachzuweiſen. Unter den Politikern, die zu dem angedeuteten ungeheuerlichen Wirrwarr gehören, ſind ſehr viele — eine weit größere Zahl, als man allgemein glauben möchte — höchſt anerkennenswerter Männer, die ſich durch ihr Talent, durch ihre Bildung, durch ihr Wiſſen, durch ihre Thatkraft und durch ihren ehrenhaften privaten Lebenswandel auszeichnen; aber die Eigenſchaften der einzelnen Individualitäten können uns nicht intereſſieren, wenn die Geſammtheit, in deren Mitte dieſe Einzelnen leben und wirken, nicht durch gemeinſame Ideen und Principien erleuchtet und belebt wird. Eines der charakteriſtiſcheſten Merkmale der politiſchen Männer und Gruppen Italiens beſteht darin, daſs, während ſie im vorübergehenden oder dauernden Kampfe untereinander ſtehen, die einen von den anderen nur ſehr ſchwer unterſchieden werden können in Bezug auf die vitalſten actuellen Fragen, in denen ihre Anſchauungen weſentlich auseinandergehen; ja dieſe Meinungsverſchiedenheiten ſind ſogar oftmals bloß nomineller oder beſſer: wörtlicher Art, denn viele unter ihnen, die als Deputierte gewiſſe Regierungsacte und Regierungsmethoden getadelt hatten, haben dieſe Acte und Methoden als Miniſter eingeführt und oftmals übertrieben, während ſie andererſeits alle vorher verſprochenen und als dringend und unumgänglich nothwendig geprieſenen Reformen fallen ließen, ſobald ſie ans Ruder kamen. Alles das hat ungeheuer viel dazu beigetragen, den Parlamentarismus zu discreditieren und in den Volksgeiſt den Samen eines gefährlichen Skepticismus zu ſtreuen. Endlich ſind den einzelnen Gruppen heftige Antipathien und Sympathien verſchiedenſter Art gemein; aber weder die einen noch die anderen ſind derart vertheilt, daſs die Mitglieder einer Gruppe dieſelben Averſionen und dieſelbe Vorliebe gemein haben. Und alles dies zeigt ſich klar und deutlich und überzeugt die Ungläubigſten und die größten Optimiſten, wenn man zur Unterſuchung der wichtigſten Tagesfragen, der brennendſten ſocialen Probleme und der Haltung ſchreitet, die die verſchiedenen Elemente der monſtröſen und verworrenen Geſammtheit gegenüber jenen Fragen einnehmen.

In der auswärtigen Politik und alle conſtitutionellen Gruppen ſeit jeher Anhänger des Dreibunds und mehr oder weniger Freunde und Diener Englands. In der Colonialpolitik ſind alle — obwohl in verſchiedenem Maße, dem Anſcheine nach wenigſtens — für die [illegible] und die Schäden verantwortlich, die uns die [illegible] Colonie verurſacht hat. In der [illegible] erkennen alle an, daſs wir unter dem [illegible] Drucke eines [illegible] Syſtems [illegible], das eine radicale Reform nothwendig macht, die aber von niemandem [illegible] wird. In der Kriegspolitik [illegible] alle blindlings [illegible] das [illegible] Gleichgewicht zwiſchen der [illegible] [illegible] und den Ambitionen der Chauvi[illegible] [illegible] Meinungen [illegible] haben ſich [illegible] unbedingte Achtung vor dem [illegible] und vor der [illegible] Staatsverwaltung geheiligten öffentlichen [illegible] als Männer [illegible]

Digitized by Google

treten und die Verfaſſung verletzt; und in den concreten Fällen, wie zum Beiſpiel zur Zeit der Vorgänge auf Sicilien, haben ohne Ausnahme alle Parteigänger der Regierung und die Mitglieder der Oppoſition die Maßregeln und Kriterien gutgeheißen, die an die ſchlimmſten Zeiten der bourboniſchen Herrſchaft im Süden, der Päpſte in Rom, Carl Felix' und Carl Alberts im Piemont und Oeſterreichs in den lombardiſch-venetianiſchen Provinzen gemahnten. In der Socialpolitik haben alle den König die Fürſorge für das Wohl der Bedürftigen verſprechen laſſen, und alle haben ihn mit merkwürdiger Einigkeit die demüthigendſte Rolle ſpielen laſſen, indem ſie den Verſprechungen niemals eine That folgen ließen, ſo daſs Italien in Bezug auf ſociale Legislative als letzte in der Reihe der civiliſierten Nationen ſteht. In der moraliſchen Frage endlich kann man hier und dort einige Männer finden, die den Muth hatten, ſich mit der ungeheuren Majorität in Discuſſionen einzulaſſen und den Tadel über ſo viele durch die Regierenden begangenen Schändlichkeiten offen und ehrlich auszuſprechen; aber dieſe Muthigen bilden eine verſchwindende Minorität — die übrigens in anderen Punkten in ihren Meinungen auseinandergeht — und um an Bedeutung und Wert zu gewinnen, müſsten ſie mit dem parlamentariſchen Radicalismus gemeinſame Sache machen und ſich unter das Banner Cavallottis ſtellen, der in der moraliſchen Frage der Bahnbrecher iſt, dem ſie aber mit nahezu allgemeiner und heftiger Antipathie gegenüberſtehen.

Das Bild des politiſchen Wirrwarrs in Italien ändert ſich nicht ſonderlich, wenn wir es vom Geſichtspunkte der Sympathien und der Antipathien betrachten. Man könnte ſich vorſtellen, daſs allen conſtitutionellen Parteien der Widerwille gegen die anticonſtitutionellen Parteien gemein wäre. So iſt es aber nicht. Die erſteren haben durch Thaten — die ſtets verſchieden waren von den Worten — ein ſtarkes Verlangen gezeigt, ſich ins Einvernehmen mit den Clericalen zu ſetzen, die ja doch als die Feinde des gegenwärtigen politiſchen Syſtems in Italien betrachtet werden müſsten; und von dieſem maßloſen Wunſche des Einvernehmens mit den Clericalen — der den Nachkommen Machiavellis wenig Ehre macht — von dem ſowohl Crispi als Rudini beſeelt waren, ſind nur wenige Männer frei, die Zanardelli zu ihrem Führer machen müſsten, denen es aber nicht gelingt, eine Gruppe zu bilden. Eine gewiſſe Einigkeit herrſcht dagegen in der Abneigung gegen die Republikaner und Socialiſten. Dieſe iſt jedoch von wechſelnder Stärke, die durch die größere oder geringere Neigung zu einem Uebereinkommen mit Cavallotti bedingt wird. Dieſe Neigung wäre ſtärker beiſpielsweiſe bei di Rudini, Zanardelli und Giolitti, aber ſie iſt geringer bei der großen Majorität ihrer Anhänger; ſie wäre ſtärker bei Fortis, der mit Sonnino gemeinſchaftlich den Ueberreſt des beſiegten Crispinismus bildet, aber ſie wird ausgeglichen durch den unauslöſchlichen Haſs, der den zweiten gegen das Haupt der parlamentariſchen Demokratie erfüllt.

Dieſe mehr oder weniger tiefe Abneigung gegen Republikaner und Socialiſten und auch gegen den parlamentariſchen Radicalismus könnte glauben machen, daſs die Conſtitutionellen überzeugte Monarchiſten ſind. Das wäre aber ein Irrthum. Die ehrlichen Monarchiſten kann man an den Fingern zählen; die meiſten bekennen ſich als ſolche aus Intereſſe, aus Convenienz oder aus Furcht vor dem Ungekannten, das ſtets einer Revolution folgt. Um ſich davon zu überzeugen, braucht man ſie bloß in den Wandelgängen des Montecitorio oder in irgend einem tête à tête von Sr. Majeſtät dem König reden zu hören! Und doch muſs man bekennen, daſs die Anhänger der Dynaſtie gegen die Monarchiſten in der Majorität ſind.

Um mich kurz zu faſſen: eine einzige große und wirkliche Leidenſchaft entflammt die Gemüther der Herren Conſtitutionellen und treibt ſie zu fortwährenden Kämpfen an, zu unwürdigem Servilismus, zu ſchamloſen Vergleichen und zu zahlloſen Widerſprüchen und Erniedrigungen: das iſt der auf Machtſtellung gerichtete Ehrgeiz. Und weil es einige Männer wie Colombo, Ricotti, Carmine verſtanden haben, ſich dieſem Ehrgeiz zu entziehen und der Machtſtellung die perſönliche Würde und das Feſthalten an der eigenen Ueberzeugung vorzuziehen, haben dieſe Männer außerordentlich in der öffentlichen Achtung gewonnen, ſelbſt in der Achtung ihrer Gegner, die in ihnen die Männer von Charakter ſchätzen müſſen.

Angeſichts der geſchilderten verworrenen politiſchen Lage iſt es nicht ſchwer, das Reſultat der nächſten Wahlen vorherzuſehen. Ohne von den Complicen und den ergebenen Bewunderern Notiz zu nehmen, die Crispi ſich in allen Parteien der Kammer bewahrt hat, ohne daſs dieſe eine wirkliche Gruppe bilden, ſcheint die zahlreichſte und am feſteſten geſchloſſene Partei, nämlich diejenige, die unter der Führung Sonninos ſteht, dazu beſtimmt zu ſein, die größten Opfer bringen zu müſſen. Sonnino fühlt dies, und in der Vorahnung des geſunkenen Vertrauens der Wähler hat er ſich das Vertrauen des Königs zu erringen verſucht durch einen in der „Nuova Antologia“ veröffentlichten Artikel, in dem er für die Erhöhung der Machtbefugniſſe des Staatsoberhauptes zu ungunſten des Parlamentes eintritt.

Wenn die fühlbaren Verluſte, denen die geſchlagenen Reihen der Ex-Miniſteriellen, die ihrem Principe treu geblieben ſind, ausgeſetzt ſein werden, zugunſten eines einzigen Politikers ausfallen würden, dann könnten wir die Bildung einer einheitlichen und zahlreich [illegible]zählenden Gruppe erhoffen, die der Kernpunkt einer wahren Majorität der Regierung werden könnte. Aber das wird nicht eintreffen. Die Sitze, die die einen verlieren werden, werden unter Rudini, Giolitti und Cavallotti vertheilt werden, die anderen unter Republikaner und Socialiſten.

Man begreift, daſs die alte „Rechte“, die die Macht in der Perſon di Rudinis in Händen hat, die größten Gewinne erzielen wird; der ziffernmäßige Gewinn wird jedoch durch die decadenten Qualitäten der Sieger aufgehoben; denn es werden in die Kammer Fürſten, Barone und Großgrundbeſitzer kommen, die mehr vertreten werden, als dem Cenſus gebühren würde, die aber weder Ideen, noch Principien, noch Wiſſen, noch politiſche Ausbildung in die Kammer bringen werden.

Was wird aus dem gegenwärtigen Miniſterium werden, wenn die neue Kammer gebildet iſt? Keinesfalls wird ſeine Lage beneidenswert und ſein Schickſal ſicher ſein. Der ehrenwerte di Rudini beſitzt ausgezeichnete perſönliche Eigenſchaften; ſein Wirken iſt während dieſes zweiten Miniſteriums ein genügend freiſinniges geweſen; aber er hat ſich zuviel Antipathien und zuviel heimlichen Groll zugezogen, um ruhig dem Wahlſiege entgegenſehen zu können, der ihm ſicher beſchieden ſein wird. Die gefährlichſten Ränke werden ihm von Seiten des Hofes kommen, weil der König, ungeachtet der Beweiſe von Loyalität, die ihm das Miniſterium gegeben, eine heftige Abneigung gegen Rudini empfindet: er hat ihm weder die Reduction des Militärbudgets verziehen, die er im Jahre 1892 in Vorſchlag gebracht hatte, noch den Frieden mit König Menelik, zu deſſen Abſchluſs er ihn im Jahre 1896 bewogen hatte; und dieſe beiden Ereigniſſe ſind wirklich ſolcherart, daſs, wenn ſie einerſeits die Unvereinbarkeit der dynaſtiſchen mit den nationalen Intereſſen beweiſen, ſie andererſeits wieder die Abneigung des Staatsoberhauptes gegenüber dem gegenwärtigen Conſeilspräſidenten rechtfertigen, der infolge eines wahren Verhängniſſes gezwungen war, die Macht und das Preſtige der monarchiſchen Inſtitutionen einzuſchränken.

Marquis di Rudini kann aber kaum hoffen, die feindlichen Einflüſſe des Hofes durch die ſympathiſchen Strömungen im Volke auszugleichen, weil ſeine reactionäre Politik im Innern und ſeine Unentſchloſſenheit und ſeine Widerſprüche in der moraliſchen Frage ihm die Gemüther der Demokraten abwendig gemacht haben. Unter dieſen iſt ihm Cavallotti noch am meiſten wohlwollend geſinnt; aber deſſen Unterſtützung iſt eine ſehr beſchränkte und bedingungsweiſe, und zwar deshalb, weil das Oberhaupt der Radicalen ſich in einem Falle offenkundiger Sympathie für ihn von der Mehrzahl ſeiner Parteigenoſſen verlaſſen ſehen würde.

Nach genauer Erwägung aller dieſer Umſtände muſs man leider zu dem Schluſſe kommen, daſs die Kammer der kommenden Legislaturperiode in politiſcher Hinſicht nicht beſſer als die der vergangenen ſein kann; ſie wird ſich mit dem Studium und der Löſung der wichtigen Probleme nicht beſchäftigen können, die ihr vorgelegt werden, und viel weniger noch wird ſie das Anſehen des in Discredit verfallenen Parlamentarismus zu heben vermögen. Die Ereigniſſe ſind ſtärker als die vorübergehenden Intereſſen der Männer, und die Ereigniſſe bereiten irgend eine Kataſtrophe vor, die für die Nation wahrhaft befreiend wirken und der Vorbote eines neuen Lebens ſein kann.

Eine ungariſche Parlaments-Affaire.

Die Moral geht noch immer in Ungarn um, und große Aufregung herrſcht unter den Landesvätern. Der Fall [illegible] hat zuviel Staub in Preſſe und Geſellſchaft aufgewirbelt, als daſs man über die Mißſtände, die er aufgedeckt, ſo ohneweiteres zur Tagesordnung übergehen konnte. Andere Fälle unvereinbarlicher Verquickung von Parlamentsmandaten und Regierungsgeſchäften wurden der Incompatibilitätscommiſſion zur Anzeige gebracht und dieſe ſomit gezwungen, in Action zu treten. Da wurde die Sache denn gleich ernſt und ziemlich fatal. Präſident dieſer Commiſſion iſt der ältere Sohn des Grafen Julius Andráſſy, Graf Theodor Andráſſy, ein Mann von nicht gerade hervorragenden Talenten, aber unbeugſamem Rechtsgefühl und correcten Rechtsanſchauungen. Daſs in Ungarn ein Incompatibilitätsgeſetz von außerordentlicher Strenge exiſtiert, das im Jahre 1875 von der Oppoſition gegen die Beamtencandidaturen durchgeſetzt worden iſt, das allein würde im Lande der ritterlichen Tugend und materieller Schamloſigkeit nicht genügen. „Geſetze ſind dazu da, daſs man ſie anwenden kann“, ſoll einmal ein [illegible] Mann des Landes [illegible] geſagt haben, und [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Lage kommen werde, von ſeiner Strenge je Gebrauch zu machen. Und nun ſpitzt ſich die Situation ſo fatal zu, daſs die Commiſſion doch in Action treten muſs. Heulen und Zähneklappern die nächſte Folge. Nur ein Troſt bleibt den Bedrohten: ſie ſind ihrer ſo viele, daſs unmöglich das Geſetz in ſeiner ganzen Strenge angewandt werden kann, wenn nicht alles außer Rand und Band gerathen ſoll.

Man ſagt, Arton beſitze eine Liſte von 102 compromittierten Parlamentariern. Nun, die Liſte der ungariſchen Parlamentarier, die mit ihrem Mandat geſetzlich unzuläſſige Nebenämter verbinden, ſoll noch um ein Beträchtliches größer ſein. In den Finanzcommiſſionen des Hauſes ſitzen die Präſidenten großer Banken, mit denen der Staat Geſchäfte macht: ſo iſt gleich ihr Präſident, der ehemalige Finanzminiſter Geheimrath von Széll, zugleich Präſident der Hypotheken- und der Escomptebank. In hundert anderen Stellen ſitzen hundert andere. Graf Stefan Tisza iſt Präſident der Induſtrie, Leo Lanczy Generaldirector der Commercialbank. Im Magnatenhaus ſitzen die großen Grundherren, die bei den Flußregulierungen Vor- und Nachtheile von Millionen empfangen können. Die ganze herrſchende Geſellſchaft iſt mit dem Staate und mit Privatgeſchäften in einer Weiſe verbandelt, daſs eine Löſung ganz unmöglich erſcheint. Man ſollte denken, nichts wäre leichter, als hier Ordnung zu machen. Die Männer mit dem Janusgeſichte verzichten einfach auf eines ihrer Geſichter, entweder auf das politiſche oder auf das geſchäftliche. So ſieht es aber nur in der Theorie aus. In der Praxis iſt's anders. Das Mandat bedeutet Macht, Einfluſs, Anſehen, das Geſchäft Geld, Einkommen. Eines iſt ohne das andere in einem halbbarbariſchen Lande wie Ungarn noch nicht denkbar. Um ein Mandat zu erwerben, braucht man Geld; man erwirbt das Mandat nur, um die Speſen und noch einiges drüber durch das Mandat wieder hereinzubringen. Verzichtet man auf die Geſchäfte, ſo büßt man die Mittel ein, ſich Mandate zu verſchaffen. Verzichtet man auf das Mandat, ſo verliert man die Mittel, die Geſchäfte lucrativ zu geſtalten. Eine ernſthafte Anwendung des Geſetzes wäre alſo gleich bedeutend mit der Expropriation der jetzt herrſchenden Claſſe und die iſt doch nicht denkbar ohne Schädigung des nationalen Genius. Ein ſo exceptioneller Menſch, wie Graf Theodor Andráſſy, in den Traditionen eines wirklich edlen Hauſes aufgewachſen, wohlhabend und ſittenſtreng, begreift aber die Schmerzen der Durchſchnittsparlamentarier nicht. Er meint thörichterweiſe, Geſetz bleibe Geſetz und müſſe befolgt werden. Von allen Seiten ſtürmt man auf ihn, er möge doch Raiſon annehmen, der alte Tisza, der Urheber der fürchterlichen Corruption des Landes und heute noch die Hauptſtütze des Syſtems von Corruption und Gewalt, natürlich allen voran. Graf Andráſſy iſt aber ohne Angabe ſeines Zieles abgereiſt und wird erſt Montag zur Sitzung ſeiner Commiſſion wieder eintreffen. Ihn alſo kann man nicht mehr bearbeiten. Die Noth wird immer größer. Aber der ungariſche Gott verläſst ſeine Gläubigen nicht und ſo iſt in letzter Stunde ein — Fund gemacht worden, der das Vaterland wohl retten wird. Man hat plötzlich in den Archiven des Parlamentes ein hochwichtiges Actenſtück entdeckt, das merkwürdigerweiſe in den Protokollen des Hauſes gefehlt hatte und das nicht weniger enthält, als — eine authentiſche Interpretation des Incompatibilitätsgeſetzes zugunſten einer milderen Auffaſſung.

Iſt das nicht ein unvermuthetes Glück? Warte nur, Fräulein Andráſſy, das ſich mit dem ganzen nationalen Genius ſo keck in Widerſpruch ſetzen will, der nationale Genius tritt wie ein deus ex machina aus der Verſenkung und ſchützt die Seinigen. Hier iſt kein Raum für intranſigente Doctrinäre: hier macht man Geſetze mit furchtbarer Schneide, die man jedem zeigen kann, der etwa die ſpiegelblanke Moral des Landes in Zweifel zu ziehen wagt, aber in irgend einem Schubfach „findet“ ſich zur rechten Zeit als dicke Lederſcheide ſchon eine authentiſche Interpretation, wenn einmal Gefahr beſtände, daſs die Herren Geſetzgeber ſelbſt mit der furchtbar geſchliffenen Schneide ſich in die Hände ſchneiden konnten.

Es wird alſo, wenn nicht wider Erwarten Graf Theodor Andráſſy der plötzlich erſtandenen authentiſchen Interpretation den Reſpect verweigern ſollte, in Ungarn alles beim alten bleiben. Einer oder zwei ohnehin unpopuläre Geſchäftler werden wohl über die Klinge ſpringen und ihre Plätze anderen populäreren räumen müſſen, denen man Gelegenheit geben will, ſich ein wenig zu erholen. Die regierende Claſſe aber, einer großen Gefahr entronnen, wird dem nationalen Genius, der doch wahre Wunder in ihrem Intereſſe thut, neue Altäre bauen und ihm in Zukunft die Arbeit etwas leichter machen. Einmal iſt Graf Theodor Andráſſy Präſident der Incompatibilitätscommiſſion geweſen, ein zweitesmal wird er es nicht. Leute von ſo unbequemen Sitten und Meinungen, wie die Andráſſys wird man [illegible] zu [illegible] ſtellen müſſen. Ein nationaler Feiertag aber wird [illegible] werden zu Ehren der „wiedergefundenen“ authentiſchen [illegible] an den Froctnen zu [illegible] Ehren nicht [illegible] als Landesfeind, als [illegible] oder [illegible] gemacht zu werden.

Budapeſt, 19. März. Dr. Hugo Ganz.

Die Arbeitsloſen in Frankreich.

Der Hiſtoriker der Arbeitsloſigkeit findet in Frankreich eine reiche Ausbeute. Die Zeit von der großen Revolution bis zum dritten Napoleon iſt voll von kühnen Verſuchen zur Löſung dieſes unheimlichen Problems. Philanthropiſche, naturrechtliche und ſtaatsſocialiſtiſche Ideen löſten ſich ab in der ſocialen Siſyphusarbeit, die oft mit ſo vieler Begeiſterung unternommen wurde. Unvergleichlich ärmer an ſchöpferiſchen Gedanken wie an executiver Energie war das franzöſiſche Volk in der unmittelbaren Vergangenheit. Der Funke, der ehemals ſo leicht zu hellen Flammen emporloderte, glimmte nur unter der Oberfläche fort und brachte es außer zu declamatoriſchen Lichteffecten auf der Rednertribüne kaum zu ernſthaften Wirkungen. Die gelegentlich in den legislativen Körpern eingebrachten Interpellationen und Geſetzentwürfe waren nur von ephemerer Bedeutung. Es ſei indeſſen nicht verkannt, daſs die Entwicklung der mit unſerer Frage direct zuſammenhängenden Arbeits-Börſen und Vermittlungsbureaux gerade im letzten Jahrzehnt ſehr große Ausdehnung gewann. Zu officiellen Actionen größeren Stils iſt es aber bis heute noch nicht gekommen. Zwar hat im vergangenen Jahre der Conseil supérieur du travail ſich mit dem Problem beſchäftigt und das dem Handelsminiſterium eingegliederte Office du travail mit einer Art Enquête über die Arbeitsloſigkeit beauftragt. Die Mühen des Arbeitsamtes hielten ſich aber in ſehr beſcheidenen Grenzen. Von einer ſpeciellen ſtatiſtiſchen Aufnahme wurde ganz abgeſehen. Man ſetzte nur durch, daſs der Zählkarte der allgemeinen Volkszählungen künftig einige Fragen über die Continuität des Verdienſtes der Arbeiter angehängt werden. Weiter verarbeitete man die Materialien der aus dem Jahre 1891 ſtammenden Enquête über die Arbeitslöhne und Arbeitszeit nach den Geſichtspunkten der Schwankungen im Arbeiterbedarf. Eine fortlaufende Regiſtrierung der ſtellenloſen Mitglieder der Gewerkvereine wurde nach den monatlich einlaufenden Berichten der letzteren geführt. Auf dieſe Weiſe gelangte das Arbeitsamt zu folgenden Concluſionen: Die Zahl der Arbeitsloſen beträgt durchſchnittlich 10% des mittleren effectiven Arbeiterbeſtandes. Die Dauer der erwerbloſen Periode bleibt bei 3% der Betroffenen unter 8 Tagen, bei 87% bewegt ſie ſich zwiſchen 8 Tagen und 6 Monaten, bei 10% überſchreitet ſie 6 Monate. Nach Urſachen unterſchieden, reſultiert der thatſächliche Erwerbsmangel zu 10% aus perſönlichen Gründen, zu 25% aus Krankheit, zu 35% aus regelmäßigen und zu 30% aus unregelmäßigen Störungen des Induſtriebetriebes. Bemerkt ſei hier noch, daſs die Methode, nach der dieſe Zahlen gewonnen ſind, durchaus nicht einwandfrei iſt.

Der Bericht des Office du travail erſtreckt ſich ſelbſtverſtändlich auch über die bisher angewandten Remedien der Erwerbsloſigkeit. Selbſt ein kleiner Excurs in die Zeit Turgots und der Revolution wird gemacht. Jedoch hat man ſich auf Zuſammenſtellung der Daten über Nothſtandsarbeiten, über die Thätigkeit privater Hilfs-Geſellſchaften, und die Verſicherung gegen Arbeitsloſigkeit beſchränkt, während für das ganze Gebiet des organiſierten Arbeitsnachweiſes eine frühere Veröffentlichung des Arbeitsamtes Auskünfte gibt.

Die Entwicklung der Maßnahmen gegen die Arbeitsloſigkeit vollzog ſich hauptſächlich in der Richtung der Ausbildung eines gut functionierenden Arbeitsnachweiſes und der Veranſtaltung von Hilfsarbeiten ſowohl temporärer wie permanenter Dauer. Aeußerſt geringe Verwertung fand der Gedanke der Verſicherung gegen die Kriſen durch die Gewerkvereine. Im ganzen beſtehen nahezu 2200 derartiger Genoſſenſchaften mit etwa 108.000 Mitgliedern. Davon gewähren nur 487 Unterſtützung im Falle des Erwerbsmangels, und nur 187 von dieſen haben ſtatutengemäße Beſtimmungen hierüber. Eine von der allgemeinen Vereinscaſſe getrennte Arbeitsloſencaſſe exiſtiert nur bei 21 Syndicaten. Das ſehr niedrig limitierte Hilfsgeld tritt meiſtens erſt ein nach einer 3—15tägigen Friſt. Reiſeunterſtützung für ſtellenſuchende Mitglieder wird nur bei 6 Genoſſenſchaften verabreicht. Dafür entfalteten die Gewerkvereine eine größere Energie in der Organiſation des Arbeitsnachweiſes in Form der ſogenannten Arbeitsbörſen. Die Unterdrückung des privaten ausbeuteriſchen Stellenvermittlungsgewerbes iſt allerdings eine Bewegung, die ſchon mit der großen Revolution einſetzt. Die Baſis der heutigen Ordnung desſelben bildet das durch Decret von 1852 eingeführte Conceſſionsprincip, und man zählt zur Zeit in ganz Frankreich 1579 derartige Bureaux, die übrigens hauptſächlich der Dienſtbotenvermittlung dienen. Seit dem Ausgang der [illegible], namentlich ſeit Freigabe der Coalition, gewinnt der unentgeltliche Nachweis in den Händen der Communen [illegible] an [illegible]. In Paris beſtehen 15 ſolcher von den Arrondiſſements [illegible] Bureaux, die [illegible] verwalten und mit den Arbeitsbörſen [illegible], die, mit communal ſubventioniert, in der Selbſtverwaltung [illegible] nicht ausſchließlich dem Zwecke des [illegible] gibt es 41 in ganz Frankreich [illegible] eine Reihe von gemeinnützigen [illegible] und Arbeitsſyndicaten die Arbeitsvermittlung [illegible] zum Theil gegen geringe Entſchädigung.

[illegible] Nothſtandsarbeiten und vom [illegible] in anderen Ländern nachgekommenen. Das

Digitized by Google

Office du travail hatte von allen Städten mit einem Etat von mehr als 100.000 Francs Berichte über ihre Thätigkeit nach dieſer Richtung während der letzten 5 Jahre eingefordert, aus denen hervorgeht, wie mehr und mehr Ausgaben für dieſe Zwecke zu ſtändigen Budgetpoſten werden. Im Conseil supérieur du travail wurde deshalb auch ein Antrag eingebracht, die Communen zu ermächtigen, alljährlich, ohne Rückſicht auf den wirklichen Bedarfsfall, einen entſprechenden Poſten für Hilfsarbeiten auszuſetzen und ſo einen ſelbſtändigen Fonds anzuſammeln, während gleichzeitig über die öffentlichen Arbeiten mit Rückſicht darauf disponiert werden ſoll. Bezüglich der praktiſchen Ausführung hielt man ſich, ſoweit möglich, an die überall befolgten Regeln der Verabreichung von Stücklöhnen anſtatt Taglöhnen, der Herabſetzung der Lohnſätze unter die ortsüblichen und der alternierenden Beſchäftigung der angenommenen Arbeiter, von denen meiſt auch eine gewiſſe Dauer des Aufenthaltes am Orte als Annahmebedingung gefordert wurde.

Mit dieſen in Perioden ausnahmsweiſer Noth unternommenen Nothſtandsarbeiten correſpondieren eine Anzahl von Inſtituten, welche dem permanenten Stock der Arbeitsloſen, der induſtriellen Reſervearmee, Hilfe bringen. Dieſe Hilfe iſt freilich nur Almoſen, in Arbeitsgelegenheit beſtehend. Nirgends konnte ein ſolches Unternehmen ſich völlig aus den eigenen Erträgniſſen erhalten. Die von der Stadt Paris geleitete Ackerbaucolonie La Chalmelle bedarf bei einer Geſammtausgabe von 39.000 Francs nicht weniger als 14.000 Francs Zuſchuſs, wie ſie auch ihren eigentlichen Zweck, die Zurückleitung der Stadtbewohner aufs Land, nur bei $1/3$ ihrer Schützlinge erreicht. Außer dieſer Anſtalt leitet die Pariſer Municipalität noch zwei andere im Stadtbezirke ſelbſt, in denen bedürftigen Individuen, männlichen wie weiblichen, für eine 14tägige Friſt Arbeitsgelegenheit mit geringem Lohn geboten wird. In ganz derſelben Weiſe wirken in der Hauptſtadt noch 22 freiwillige Vereinigungen und Stiftungen. In den Departements gibt es deren 16. Die zu leiſtende Arbeit beſteht in der Regel in Zerkleinern von Holz für Männer, in diverſen Näharbeiten ꝛc. für Frauen. Vielfach wird die Arbeit auch in der Wohnung des Arbeitenden ausgeführt, namentlich die weibliche, meiſtens jedoch in beſonderen Localen. Sehr oft dient dieſe Arbeitsleiſtung nur dazu, um die unverſchuldet Arbeitsloſen von den gewohnheitsmäßigen Almoſenempfängern zu unterſcheiden. Von beſonderem Intereſſe unter dieſen Geſellſchaften iſt jene von Sedan. Sie unternimmt die Löſung des Arbeitsloſenproblems auf der Baſis der Familie, indem ſie ein gewiſſes Terrain auf ein Jahr an Arbeiterfamilien überläſst, ihnen außerdem Geräthe und Sämereien zur Verfügung ſtellt. Die Controle iſt äußerſt gering. Denn der Lohn beſteht nur in den Erträgniſſen des Bodens. Im Jahre 1894 hatte man 54 Familien auf dieſe Weiſe mit befriedigendem Erfolge angeſiedelt.

Das iſt ungefähr der Stand der Arbeitsloſenfrage nach den Berichten des Arbeitsamtes, die übrigens noch nicht veröffentlicht und nur durch beſondere Umſtände dem Verfaſſer dieſer Zeilen zugänglich geworden ſind. Der Conseil supérieur du travail wird ſich noch einmal auf Grund dieſer Berichte mit der Sache befaſſen. Es iſt aber wenig Ausſicht vorhanden, daſs es zu großen geſetzgeberiſchen Maßnahmen kommen wird.

Paris. F. Scholthoefer.

Noch einmal „der Pulsſchlag".

Verehrliche Redaction!

In der Nummer 115 Ihres geſchätzten Blattes beanſprucht Herr Alfred R. v. Dutczynski mit Beziehung auf die Studie des Herrn Rob. v. Lieben: „Der Pulsſchlag, die individuelle Einheit der Zeitgröße" und die von Hofrath Hanslick veröffentlichten Schriften Billroths, welche das rhythmiſche Gefühl aus der Frequenz des Herzens ableiten, die Priorität des Gedankens, daſs die Pulsfrequenz das individuelle Maß der Zeit ſei, welchen Gedanken er in der im Februar 1894 erſchienenen Monographie: „Beurtheilung und Begriffsbildung der Zeitintervalle in Sprache, Vers und Muſik" veröffentlicht habe.

Ich hätte keinen Wert darauf gelegt, irgend einen in der Wiſſenſchaft fruchtbar gewordenen Gedanken früher ausgeſprochen zu haben als ein Anderer. Solche Gedanken liegen gleichſam in der Luft und können in dem Einen und dem Andern, unabhängig von einander, wach und triebkräftig werden. Weil nun aber nicht der Gedanke ſelbſt, ſondern die Priorität desſelben Gegenſtand einer Erörterung geworden iſt, glaube ich doch auch, mich melden zu ſollen. Die Priorität beanſpruche nämlich ich. Ich habe in meinem Buche „Die Muſik als Ausdruck", deſſen erſte Auflage im Jahre 1885, die zweite im Jahre 1887 erſchienen iſt, den Rhythmus in Sprache und Muſik auf Körperbewegung, das einheitliche Maß desſelben auf den Herzſchlag zurückgeführt. Seite 10 der erſten Auflage heißt es wörtlich: „Das Weſentliche einer rhythmiſchen Bewegung iſt eine Maßeinheit, auf welche alle Momente der Bewegung zurückgeführt werden können. Dieſe Maßeinheit iſt im Herzſchlage gegeben, welcher von den vom Blutumlaufe beſtimmten Bewegungen [illegible] wird." Ausführungen dieſes Gedankens im Einzelnen mit Beweiſen [illegible] finden ſich auf Seite 133, 139 der alten Auflage (Seiten 12, 160 und 167 der neuen). Ueberhaupt iſt das ganze Buch der Erklärung der Idee gewidmet, daſs die Bewegungen in der Muſik ihren Urſprung [illegible] Bewegungen (Geberde und Herzſchlag) des menſchlichen [illegible]

Sollte Herrn R. v. Dutczynski, welcher ſich doch mit dem gleichen Thema eingehend beſchäftigt, mein erwähntes Buch ganz unbekannt geblieben ſein?

Hochachtungsvoll ergebenſt

Graz, am 9. März 1897. Dr. Friedrich v. Hausegger.

Die wiſſenſchaftliche Berechtigung der Aeſthetik.

Ob wohl der Lehre vom Kunſtſchönen in dem erhabenen Heiligthume der Wiſſenſchaften ein Platz gebürt? Die Frage mag an der Schwelle des zwanzigſten Jahrhunderts recht ſeltſam klingen; nichtsdeſtoweniger kommt ihr Berechtigung zu, weil es eine aufdringliche Anſchauung gibt, welche keinen Anſtand nimmt, ſie zu verneinen. Dieſelbe ſteht auf dem Standpunkte, wonach ſich über den Geſchmack ſo wenig ſtreiten läſst, als über die Façon des Seligwerdens. Das Schöne iſt ihr füglich durch den Eindruck, welchen es in unſerem Gemüthe hervorruft, bedingt; wir erkennen es an der gehobenen, vergnügten Stimmung, welche es in uns verbreitet, an der Freude, in welche es uns taucht. Die Luſt iſt jedoch ein gar flüchtiges, unbeſtändiges, veränderliches und launenhaftes Ding, ſie iſt individuell, gleichwie das höchſte Gut, die Glückſeligkeit, von den verſchiedenen Individuen mit verſchiedenem Maße gemeſſen wird. Die einfachſten Erſcheinungen von Luſt und Schmerz ſind anders in jedem Andern gebildet. Nicht der Menſch als ſolcher, der einzelne Menſch iſt ſohin zum Richter über das Schöne beſtellt; nicht ein einheitliches Wiſſen, das vielgeſtaltige Meinen entſcheidet über dasſelbe. Und zum Beweiſe hiefür dient jener Anſchauung die Thatſache, daſs wir einer Unendlichkeit von Formen, Farben, Tönen und Gedanken gegenüberſtehen, welche in den Menſchen, ſelbſt gebildeter Länder, in den verſchiedenſten, von voller Theilnahmsloſigkeit bis zur höchſten Begeiſterung wechſelnden Abſtufungen Luſtgefühle erregen. Dieſe Thatſache iſt nun freilich für denjenigen, welcher Augen hat, um zu ſehen, und Ohren, um zu hören, unanfechtbar. Wir dürfen uns jedoch dadurch, daſs ſelbſt Kunſtverſtändige ſich über das Kunſtſchöne nicht verſtändigen können, nicht einſchüchtern und beirren laſſen. Auch Männer, welche ihr ganzes Leben der Pflege des Kunſtſchönen weihen, können in einem äſthetiſchen Irrthume befangen ſein. Einen deutlichen Beweis dafür liefern die Vertreter des äußerſten Naturalismus, welchen geſunder, vorurtheilsloſer Sinn nie und nimmer den Preis des Schönen zuerkennen wird, weil die Aufgabe des Kunſtſchönen nie und nimmer die nackte, unverhüllte Vorführung häſslicher und widriger Daſeinsformen ſein kann. Es gibt wohl einen Spruch, der da lautet: Das Naturgemäße iſt nicht häſslich (Naturalia non sunt turpia). Dieſer Spruch gibt indes zu bedenken ob das, was in dem Rahmen der Wirklichkeit ſich vorfindet, darum auch ſchon natürlich iſt, ob das Sein als ſolches ſchon einen Rechtsgrund für das Sein bildet, die Daſeinsberechtigung in ſich ſchließt. Dies muſs jedoch entſchieden verneint werden. Natürlich iſt nicht ſchlechthin das, was in der Wirklichkeit vorhanden iſt, ſondern was das Maß nicht überſchreitet, was im Einklange mit der Natur, mit dem in dem kreiſenden Wechſel der Erſcheinungen beharrenden ewigen und ehernen Geſetze ſich vollzieht. Auf Naturgemäßheit im vollſten Sinne des Wortes hat nur das Weſen Anſpruch, welches von den ihm verliehenen Fähigkeiten den reichſten und ausgiebigſten Gebrauch macht, das Schickſal, zu welchem es nach Maßgabe ſeiner Beſchaffenheit berufen erſcheint, ganz und voll erfüllt. Dieſes Weſen allein iſt im Grunde naturtreu, weil es, ein getreuer Eckart ſeiner Natur, dieſe zu ihrer Vollkommenheit entwickelt und entfaltet. Demgemäß trägt aber auch im Grunde genommen nur diejenige Kunſt dem „Verismus" Rechnung, welche nicht nach der Einheit des Ausdrucks mit dem Objecte, ſondern vielmehr nach der Einheit des Ausdrucks mit der dem Objecte zugrunde liegenden Idee ringt.

Das Schöne wäre Geſchmacksſache? Es käme eben nur auf den Standpunkt an? Je nun, dann iſt Ziel und Zweck der Kunſt dem Belieben des Einzelnen anheimgegeben, und die Herrſchaft derſelben, welche ſich in der freien Geſtaltung der objectiven Natur aus der geiſtigen Anſchauung derſelben heraus entfaltet, hat keinen Anſpruch auf Allgemeingiltigkeit. Ohne ſie iſt die Kunſt aber nun einmal nicht zu denken, ſie begibt ſich in Ermanglung derſelben jedes Rechtes auf den Namen der Kunſt, mit welcher ſich der Begriff des ſelbſtändigen Schaffens, nicht des Nachahmens, des Individualiſierens, nicht des Abbildens, des Producierens, nicht des Photographierens verknüpft. Die Kunſt verhält ſich als ſolche zu der Natur, wie der Wein zur Traube. Die Verſchiedenheit der Gefühle ſollte dem Nichtvorhandenſein eines Schönen an ſich das Wort reden? Warum, dann müſste folgerecht auch das glänzende Geſtirn der Idee des Guten lediglich auf ein Wahngebilde zurückgeführt werden; denn die [illegible], welche die einzige Triebfeder all' des menſchlichen Thuns und Treibens bildet und welche den ſittlichen Wandel des Menſchen zu beſtimmen allein vermag, iſt, wie kaum eben angedeutet wurde, ein [illegible] Beſtrebungen. Mozart fand den [illegible] im Reich der Töne, [illegible] da Vinci [illegible] Reiche der Farben. [illegible]

Digitized by Google

einem dritten hinwiederum geht das beſchauliche Leben über alles, und in dieſer Weiſe geht es fort je nach den natürlichen Neigungen. Der Schein ſpricht alſo dafür, daſs nicht ein höchſtes Gut, ſondern viele höchſte Güter in Frage kommen, und zwar ſo viele, als es Individuen gibt. Ja noch mehr, ihre Zahl ſcheint hiermit gar nicht erſchöpft zu ſein, es entſpricht außerdem noch jeder Altersſtufe des Menſchen ein beſonderes höchſtes Gut.

Wie alſo der ſich an den Geſchwüren des geſellſchaftlichen Körpers begeiſternde und — mit Verlaub zu ſagen — berauſchende zügelloſe Realismus in der Kunſt ſich der Schönheit nicht rühmen kann, ſo hat auch das gerade Widerſpiel desſelben, der die Menſchen zu typiſchen Heiligen und ſchablonenhaften Engeln verklärende überſchwengliche Idealismus in der Kunſt, wie er in der Romantik zum Ausdrucke kommt, mit der Schönheit nichts gemeinſam. Zwiſchen dem Ideal und der Idee gähnt eine unüberbrückbare Kluft. Erſteres iſt nur zu oft Traum, Willkür, Phantaſie. Die Idee hingegen iſt Geiſt, Freiheit, Wirklichkeit. Weiſt der der Kunſt zukommende, erlöſende und befreiende Beruf ſie an, nicht unter das Allgemein-Menſchliche herabzuſteigen, ſo weiſt er ſie nicht minder auch an, nicht über dasſelbe hinauszugreifen:

Der Dichter klärt, was uns das Herz erregt,
In Leid und Luſt oft dunkel nur bewuſst
Das Menſchenherz tief innerlich bewegt.
Er läſst uns blicken in die eigene Bruſt.

Es gibt freilich widerſtreitende Kunſtrichtungen, zwiſchen denen eine Wahl zu treffen dem Kunſtrichter unſagbar ſchwer fällt. So mag es ihm recht ängſtlich zu Muthe ſein im Angeſichte der Wagner'ſchen Muſik, welche auf der einen Seite als eine erlöſende That, als ein Wendepunkt auf dem Gebiete der Tonkunſt, als Zukunftsmuſik geprieſen wird, während ſie andererſeits als Ausbund grauer Einförmigkeit und Langeweile, als Vorweltmuſik verſchrieen wird. Die Schwierigkeit, ſich in einem ſolchen Falle mit voller Unbefangenheit zu einer beſtimmten Anſicht zu bekennen, braucht uns jedoch um den wiſſenſchaftlichen Charakter der Aeſthetik nicht bange zu machen. Wagners Bild ſchwankt eben noch, von der Parteien Haſs und Gunſt verwirrt, in der Geſchichte. Die die ira und das studium dämpfende Zeit wird das die gegenwärtige Discuſſion beherrſchende perſönliche Moment langſam und allmählich hinter das ſachliche und gegenſtändliche zurücktreten laſſen, und dann wird die Entſcheidung getroffen werden, welche von den beiden erwähnten Anſichten Anſpruch auf Wahrheit hat, und ob überhaupt einer von ihnen Wahrheit innewohnt. Die Natur des Menſchen bringt es füglich mit ſich, daſs ihm nur eine unbefangene Würdigung desjenigen gelingt, was im Schoße der Vergangenheit ruht, in ſeine Zeit nicht hineinragt. Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Sie hat allen von ihren Zeitgenoſſen vielverläſterten Reformatoren Gerechtigkeit widerfahren laſſen und ſie unter die Genien der Menſchheit aufgenommen. Sie wird dereinſt auch ihr Urtheil darüber abgeben, ob Wagners Platz unter ihnen iſt.

Jawohl, die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht. Dieſes Weltgericht hat aber unbeſtritten und unangefochten gar manchen Prieſter der Kunſt zum Claſſiker geſtempelt. Mögen die Menſchen auch einer Unendlichkeit von Formen, Farben, Tönen und Gedanken mit verſchiedenen Gefühlen gegenüberſtehen, vor Leſſing, Schiller und Goethe, Gluck, Mozart und Beethoven, und wie die epochalen Heroen der einzelnen Künſte auch alle heißen mögen, beugt ſich die Menſchheit in ihrer Geſammtheit ehrfurchtsvoll, ſie bringt ihnen feierliche Huldigungen dar, errichtet ihnen Monumente u. dgl. Alſo geſtehen dieſelben Menſchen, von deren Auseinandergehen in Sachen der Kunſt Anlaſs genommen wird, die Lehre vom Kunſtſchönen aus dem hehren Vereine der Wiſſenſchaften zu verbannen und die ernſte Würde des äſthetiſchen Gewiſſens unter die Menge zu werfen, uniſono nur einem Geſchmacke als dem alleinigen Maße des Schönen Berechtigung zu, und mächtig tönt es im millionenſtimmigen Chorus: „Viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählt".

Es iſt freilich nicht zu leugnen, daſs die Vorſchriften für das künſtleriſche Geſtalten nach Maſsgabe der vielen Beſonderheiten innerhalb der einzelnen Künſte zu einer ſolchen Weitläufigkeit gediehen ſind, daſs ſie nicht in ein Syſtem gebracht werden können. Selbſt die [illegible] Regeln der Metrik, die Stilgeſetze der Architektur, die Regeln der Tonkunſt, die doch wenigſtens ſo weit zu einem [illegible] ſtimmenden Canon führten, daſs die Erkenntnis derſelben von [illegible] für nützlich befunden wird, ſind zu ſolcher Beſonderheit angewachſen, daſs ſie ausſchließlich in den Händen des Künſtlers ſind, von ihm geſchaffen, von ihm gebraucht werden. Die Schwierigkeit [illegible] erhellt ſchon daraus, daſs die Malerei nicht in gleicher Art, wie die Tonkunſt, von Künſtlern in Regeln gebracht werden konnte. [illegible]

Thatſache etwas gegen die Berechtigung der Aeſthetik als Wiſſenſchaft folgen ſoll, iſt mir wahrhaft ganz unbegreiflich. Es geht aus ihr nur das Eine hervor, daſs die Aeſthetik aufhört, Aeſthetik zu ſein, ſobald ſie in alle Beſonderheiten des künſtleriſchen Schaffens eindringen will, daſs die Aeſthetik für die Kunſt nur die Bedeutung der Logik für die Wiſſenſchaft haben kann. Und eine andere Rolle maßt ſich die Aeſthetik füglich auch gar nicht an. Sie beanſprucht nichts anderes, als die Erkenntnistheorie ſozuſagen für die Kunſt zu ſein, ſie lauſcht der Kunſt ihre Richtung ab, um ihr alsdann die Richtung zu geben. Da iſt zunächſt die allgemeine Aeſthetik. Ihr kommt es darauf an, erfahrungsgemäß feſtzuſtellen, welches Verhältnis die Kunſt zur Natur und zu den die Erkenntnis der Natur verfolgenden Wiſſenſchaften einnimmt, um auf unſer Gemüth im Sinne einer Ableitung und Entladung der Erregungen zu wirken. Sie bemüht ſich um die Erkenntnis der dem künſtleriſchen Wirken zugrunde liegenden Lebens- und Weltanſchauung, aus welcher heraus das künſtleriſche Wirken erfolgt und ſich pathologiſch bewährt. Wie die Natur und das Leben in den in uns den Eindruck des Kunſtſchönen hervorrufenden Kunſtwerken verarbeitet und geſtaltet wird, darauf iſt ihre Aufmerkſamkeit gerichtet. Alſo macht ſie uns mit dem Weſen der Idee des Schönen vertraut. An dieſe Lehre von der Kunſt ſchließen ſich die Lehren von den einzelnen Künſten, an die allgemeine, theoretiſche Aeſthetik reiht ſich die praktiſche, angewandte Aeſthetik, welche ſich um die allgemeinen charakteriſtiſchen Bedingungen bekümmert, nach welchen der der Kunſt angemeſſenen Anſchauung der Natur die Natur dienſtbar zu machen iſt. Sie lehrt die grundlegenden, einſchneidenden Geſetze, nach welchen in den mannigfachen Ausdrucksmitteln die Idee des Schönen niedergelegt, die ſchönen Formen in den verſchiedenen Stoffen verwirklicht werden. Sie beſtimmt in großen Zügen, wie die Idee des Schönen ſich in Wort und Bild ausprägt, wie die Töne, um ſich ihr anzuſchmiegen, ſich mit einander zu vereinigen haben u. ſ. w. Sie iſt Harmonielehre im großen Ganzen, die Prüfung der ſymphoniſchen Gewebe auf die Hauptfäden der Symphonie. Nach alledem hat die Aeſthetik lediglich die Bedeutung eines Leitfadens für den Künſtler, welcher ihn in den Stand ſetzen ſoll, bewuſst zu ſchaffen, zweckentſprechend ſeinen Genius zu entfalten. Sie iſt berufen, ihm die Richtung zu zeigen, welcher er ſich zuzuneigen hat, ſeinen künſtleriſchen Sturm und Drang durch gegebene Leitmotive zu klären. Sie zielt nicht darauf ab, ſchaffende Künſtler zu züchten, ſie iſt kein Conſervatorium, und keine Akademie der bildenden Künſte; ſie ſtattet dafür den Kunſtjünger mit einem kritiſchen Blicke aus, ſie gibt ihm einen Prüfſtein an die Hand, mittelſt deſſen er ſich über ſein Thun und Treiben Rechenſchaft ablegen, ſich Aufklärung darüber verſchaffen kann, ob, inwieweit und wodurch ſeine Werke Abbilder der Ideen des Schönen ſind. Die Lehre vom Kunſtſchönen iſt keine Rechenkunſt des Schönen, ſondern die Probe der Rechnung. Hierdurch iſt aber auch der Einwand, wonach einige Definitionen, mögliche Begriffsbeſtimmungen und mühſelige Beobachtungen beim Zuſtandekommen von vollendeten Kunſtwerken, die Schönheit der Wellenlinie und des goldenen Schnittes keine Richtſchnur für den Genius abgeben könnten, zum Schweigen gebracht. Was von dieſem Einwande zu halten iſt, offenbart ſchon der lebhafte und werkthätige Antheil, welchen die Dichter an den Beſtrebungen der Aeſthetik und ihrer Entwickelung genommen haben. Den Reigen eröffnete Horaz mit ſeinem Briefe an die Piſonen, in welchem unter allerlei Seitenhieben auf damalige literariſche Zuſtände und Perſönlichkeiten Roms eine kurze Geſchichte und Theorie der dichteriſchen Gattungen in ungezwungener Weiſe entworfen wird. Sein Beiſpiel zog in Frankreich, wo Ariſtoteles durch Corneille und er ſelbſt durch Boileau ſeine Auferſtehung feierte, Addiſon, Voltaire und andere folgten. Und brauche ich erſt daran zu erinnern, wie nach der durch Baumgarten begonnenen planmäßigen Inangriffnahme des Studiums des Schönen und der Kunſt in Deutſchland Leſſing die durch Winckelmann ins Werk geſetzte Bewegung glänzend fortgeführt, wie ſein Vorgehen auf Herder, Schiller, Goethe und viele andere anregend und befruchtend gewirkt, wie ſpäter in Oeſterreich Grillparzer zu der Aeſthetik im Allgemeinen, der Poeſie im Allgemeinen, der Dramaturgie, der Muſik und ganz flüchtig auch zu der Malerei Stellung genommen hat? Die übrigen Künſtler ſind wohl viel ſpärlicher im Rathe der Kunſttheoretiker vertreten. Immerhin begegnen wir in denſelben einem Vitruv, Leonardo da Vinci, Perrault, Hogarth, Reynolds, Mengs, [illegible] und Wagner.

Die Aeſthetik iſt, da ſie die leitenden Geſichtspunkte des künſtleriſchen Schaffens feſtſtellt, in einem ähnlichen Falle wie die Ethik, welche den Menſchen mit dem Grundprincip ſeines ganzen Handelns vertraut macht, ohne indes auf eine Zergliederung und [illegible] des Handelns ſelbſt einzugehen, welches Geſchäft ſie der [illegible] überlaſſen muſs. Und doch iſt es Niemandem in den Sinn gekommen, gegen die Ethik deshalb eine Waffe zu ſchmieden, [illegible] hinausgeſagt!

Dr. Bernhard Münz.

Die beſte deutſche Komödie.

D[illegible] größten Komödien- [illegible] beſten deutſchen [illegible] zum Teil [illegible]

verurſacht ſein: ſie iſt dennoch bezeichnend für die unäſthetiſche Art, mit welcher man auch in den Kreiſen, welche für die „Höheren“ zu gelten beanſpruchen, Kunſtwerke zu betrachten gewöhnt iſt, gewöhnt wurde. Freilich fand ſich in keiner der „Literaturgeſchichten“ der Name Ernſt Elias Niebergalls — eben, weil es die Geſchichte der Literatur iſt, was in dieſen Büchern vorgetragen wird, weil Poeſie in dieſen als ſolche an und für ſich nur nebenbei und nur ganz ſelten als Kunſt gewertet wird. Poeſie erſcheint hier im allgemeinen nur inſofern ſie Literatur iſt, literariſch gedeutet werden kann und unter literariſchen Maßſtäben. Aus Heinrich Heines Gedichten ließ ſich eine ganze politiſche, moraliſche, geiſtige Entwicklung erläutern, darum feierte man ſie als künſtleriſche Meiſterwerke, darum muſste die Lyrik eines Novalis, Hölderlin, Lenau, Möricke, Eichendorff hinter ihnen zurückſtehen, eine Schätzung, die für denjenigen, welcher die künſtleriſchen Werte auch nur zu ahnen vermag, vollkommen unbegreiflich erſcheinen muſs. Schillers Jugenddramen ſind literariſche Werke von unermeſslicher Bedeutung. Ideen, welche die ganze Zukunft der Cultur in ſich bergen, wurden mit einer ſeit Luther unerhörten Beredſamkeit einem jugendlichen, großen Volke eingeflößt, das unter ſeltſamen Pubertäts-Pſychoſen dieſer Suggeſtion leidenſchaftlich bedürftig geworden war: das, was 1813, 1848, 1870—71 geſchah, alles, was wir heute unter dem Ausdrucke „Liberalismus“ zuſammenfaſſen, kurzum der Herd unſerer modernen Lebensformen wurde in jenen Werken entzündet. Darum ſtehen ſie in der Literaturgeſchichte an einem hervorragenden Platze, und einzig darum haben die Theoretiker ſie auch den poetiſchen Meiſterwerken beigezählt, obzwar äſthetiſche Qualitäten irgendwelcher Art keineswegs dazu aufmuntern konnten. Und die Macht der Theoretiker auf die Deutſchen iſt ungeheuer. Man lieſt ihre Schriften nicht perſönlich genug, man empfängt ſie vielmehr als Dogmen, gerade als ob die „freien“ Geiſter eines Erſatzes bedürften für die prieſterlichen Autoritäten, deren Zucht ſie entlieſen. Dem Theoretiſieren und der ſclaviſchen Ehrfurcht vor theoretiſchen Autoritäten pflegt ſich der geiſtig angeregte Deutſche mit geradezu laſterhafter Hartnäckigkeit hinzugeben; und doch iſt gerade die Ehrfurcht vor dem Theoretiker, vor dem Kritiker, mit dem man nicht übereinſtimmt, dem man nichts glaubt, das Zeichen eines „freien Geiſtes.“ Denn was wäre unweſentlicher, trügeriſcher an einem Menſchen, zumal an einem großen Menſchen, als ſeine Meinungen? Trotzdem gelang es den Theoretikern in Deutſchland, ſogar die Kunſt ſelbſt zu unterjochen, die Tradition der Malerei abzuſchneiden und an ihre Stelle das theoretiſche Poſtulat zu ſetzen, nach welchem die Malerei nur als Trägerin literariſcher Werte Geltung beanſpruchen durfte: Romantik, Hiſtorien-, Genre-, Sitten-Malerei.

Ja in unſeren Tagen ward ihre Gewalt über die Muſiker ſo groß, daſs dieſe in gleicher Weiſe, wie vorher die Malerei, ihre künſtleriſche Tradition von ſich warfen und nur noch als Interpreten literariſcher Begriffe Geltung heiſchten: „Programm-Muſik“, Programm-Muſik, gerade in der Zeit, als die Malerei ſich unter erbitterten Kämpfen von der Verſclavung unter unäſthetiſche Theorien losrang, als Schopenhauer die glückſelige Freiheit der abſoluten Muſik von begrifflichen Ketten in ſo überzeugenden Worten feierte, Schopenhauer, an den Richard Wagner glaubte!

Ernſt Elias Niebergall und ſein bedeutendſtes Werk, die Komödie „Datterich“, wurde von der theoretiſch kritiſchen Hierarchie 50 Jahre lang überſehen, verleugnet, unterſchlagen, ein halbes Jahrhundert hindurch todtgeſchwiegen: in unſerer Zeit der hiſtoriſchen Wühlerei und der Entdeckungsmanie eine unerhörte Thatſache. Erſt als ich es unternahm, die beiden Komödien dieſes wunderſamen Poeten neu herauszugeben,*) im Jahre 1893, genau ein halbes Jahrhundert, nachdem er 28 Jahre alt verkannt und elend geſtorben war (19. April 1843), erſt da rührten ſich einige hervorragende Kritiker, um nur zu bezeugen, daſs der „Datterich“ unzweifelhaft eine Dichtung von außerordentlichem Werte ſei, desgleichen die deutſche „Literatur“ nicht mehr aufzuweiſen habe. Und was dieſes ſonderbare Unbekanntſein in der officiellen Literaturwelt noch erſtaunlicher macht, iſt die Thatſache, daſs dieſe Luſtſpiele im Publicum nicht etwa ebenfalls unbekannt und unverſtanden waren, ſondern daſs ſie ſeit ihrer Veröffentlichung („Der tolle Hund“ 1837; „Datterich“ 1841) in Tauſenden von Exemplaren und vielen Auflagen überall verbreitet waren, wo der heſſiſche Dialect, in welchem ſie verfaſst ſind, geſprochen wurde, daſs man ſie in Vereinen, in Studentenkreiſen aufführte, daſs viele ſie faſt vollſtändig auswendig wuſsten, daſs geiſtvolle und hervorragende Männer aller Art ſich immer wieder an ihnen erquickten, kurz, daſs alles, was wir unter „Publicum“ verſtehen, inſoweit es mit den Stücken in Berührung kam, ſich im höchſten Maße dafür begeiſterte. Und dennoch hielt es nicht einmal ein Gervinus, der, nur wenige Jahre älter wie Niebergall, in derſelben Stadt geboren und erzogen war, für der Mühe wert, ſich mit dieſen Luſtſpielen zu befaſſen. Vom Standpunkte der literariſchen Geſchichtſchreibung und Kritik aus war dieſen eben nicht beizukommen, und rein künſtleriſch zu ſehen, das hatte man, trotz Goethe, nie gelernt. Und dann hatte man ja Freude an dieſen Werken — und der Deutſche iſt ſo mistrauiſch gegen künſtleriſche Gebilde, die ihm Freude machen: hat er ſich neuerdings doch [illegible] ſeinen Mozart von den Wagnerianern als „trivial“ verläſtern laſſen. Er ſucht „Tiefe“, die ſich ihm in Form von langer Weile zu erkennen gibt. Wo er ſich langweilt, da vermuthet er Tiefe, und daſs jemand ſo genial ſein könne, zugleich tief und beluſtigend zu ſein — das kann er ſich gar nicht vorſtellen, das erſcheint ihm beinahe unmoraliſch. Mit dieſem pſychologiſchen Vermerke ſcheint mir das Schickſal der Komödien Niebergalls im weſentlichen erklärt.

Man warf ſie als „Localpoſſen“ auf den großen Haufen der Erzeugniſſe „ohne literariſchen Wert“. Man bedachte nicht, daſs die Komödien des Ariſtophanes auch nur „Localpoſſen“ ſind. Es war denn auch einer unſerer bedeutendſten Philologen und Kenner des griechiſchen Alterthumes, der an dem „Localtone“ der Schöpfungen Niebergalls keinen Anſtoß nahm, es war Böckh, der den „Datterich“ zuerſt für eines der bedeutendſten Luſtſpiele deutſcher Sprache erklärte. Auch bei Ariſtophanes finden ſich Anſpielungen, die wir heute nicht mehr verſtehen, zahlloſe, die wir nur mit gelehrtem Commentar begreifen, alſo — denn nur die ſinnlich gegenwärtige Erſcheinung kommt bei dem Drama in Betracht — im Verfolge der Aufführung ebenfalls nicht verſtehen. Dieſe haben jedoch den Wert der Stücke ſelbſt noch niemandem geringer erſcheinen laſſen. Im „Datterich“ iſt ihre Anzahl auch ſo gering, daſs ſie kaum in Anſchlag kommt. Für den „modern empfindenden“ Zuſchauer ergibt ſich jedoch bei aufmerkſamer Betrachtung, daſs der vermeintliche „Localton“ nichts anderes iſt, als das bisher für eine glorreiche Errungenſchaft der jüngeren Naturaliſten geprieſene „Milieu“. Wie Goethe im Anfang von „Wahrheit und Dichtung“ und in „Hermann und Dorothea“ als der erſte große Epiker des Milieu erſcheint, ſo ſein Landsmann Niebergall als der erſte Dramatiker des Milieu. Und dies iſt kein Wunder. Ich habe in meiner Ausgabe der dramatiſchen Werke Niebergalls nachgewieſen, wie eng die Beziehungen der Darmſtädter künſtleriſch angeregten Kreiſe zu Goethe waren, wie ſich dort namentlich durch die Perſon Johann H. Mercks, des wunderlichen Jugendfreundes Goethes, ein eigenartig gerichtetes Geiſtesleben entwickelte, das mit Nothwendigkeit auf das Erſcheinen eines genialen Humoriſten hinführte. Merck iſt das Urbild des Mephiſtopheles. Merck ſteckte zuerſt in ſeinen äſthetiſchen Aufſätzen in Wielands „Teutſchem Merkur“ der modernen Landſchaftsmalerei ihr Ziel, ein Ziel, das ſie erſt in den jüngſten Tagen erreichte: die große, coloriſtiſch einheitliche Naturerfaſſung die „paysage intime“: faſſen wir dieſe beiden Elemente in der Natur Mercks zuſammen, ſo ſehen wir den Humoriſten des Milieu deutlich vorgebildet. Es gelang ferner zu beweiſen, daſs dieſer Geiſt Mercks der Geiſt ſeiner Heimat ſei, den wir ſchon bei Lichtenberg und Helfrich Peter Sturz erkennen, den auch Georg Büchner, trotzdem er in ſeinen tragiſchen Verſuchen in den Bahnen Shakeſpeares wandelt, nicht verleugnet; ja in ſeiner ſchönſten Talentprobe, dem Novellen-Fragmente „Lenz“, finden ſich „Stimmungsbilder“, auf die jeder moderne Poet unbändig ſtolz ſein würde, er ſei auch wer er ſei. Nicht zu vergeſſen der Maler, welche um die Wende des Jahrhunderts dort thätig waren, Seekatz und Fiedler, deren Charakteriſtik in Goethes Autobiographie genügt, um ſie als verwandte Geiſter erſcheinen zu laſſen. Endlich, um deutlich zu machen, wie tief Niebergall im Geiſte ſeiner Heimat wurzelt, muſs auf den in jungen Jahren im Juli 1895 verſchiedenen Maler Heinz Heim hingewieſen werden, der in ſeinen genialen Zeichnungen aus dem Leben der Gaſſenbuben als echter Humoriſt, in ſeinen Gemälden und Zeichnungen aus dem Leben der Bauern als einer der tiefſten und intimſten Künſtler des Milieu erſcheint, von denen die Kunſtgeſchichte unſerer Zeit berichten kann: er war ein Einſiedler wie Niebergall, von gleicher Fähigkeit, ſich in das Leben der „Einfachen“ und „Alltäglichen“ zu verſenken und daraus mit freier Schöpferkraft zu geſtalten, und erfüllt von gleich wahrem, natürlichem Humor.

Die Milieu-Schilderung iſt bereits im „Tollen Hunde“, den Niebergall als Student dichtete und in ſpäteren Jahren nur flüchtig überarbeitete, von einer Wahrheit und künſtleriſchen Sicherheit, wie wir ſie im deutſchen Drama überhaupt, in der Epik, etwa den großen Gottfried Keller ausgenommen, kaum wieder finden. Wo zeigt ſich eine ſo bis zur Brutalität redliche, wahre Charakteriſierung des Kleinbürgerthums, die trotz ihrer unfehlbaren Naturtreue ſo [illegible] geſchloſſen, organiſch einheitlich und befreiend wirkt? Wir werden an die großen niederländiſchen Maler, an Teniers, Oſtade erinnert, die ſich ebenfalls darauf verſtanden, ſelbſt die Roheit des Volkslebens ſo darzuſtellen, ſo machtvoll als Symbol des großen Lebens zu faſſen, daſs ihre Werke als Zierate in den Paläſten aufgeſtellt wurden. Und darauf kommt es an! Wo wir das Leben in ſeiner natürlichen Harmonie [illegible] aus der Tiefe erfaſst und geſtaltet ſehen, da vergeſſen wir das Einmalige, das eigentlich Zeitliche, welches [illegible]. Die Fabel des Stückes iſt [illegible] der Zeitenwirkung [illegible] ganze Handlung [illegible]

*) Ernſt Elias Niebergall [illegible] Bergſträßer. [illegible]

Digitized by Google

Väter giengen, das iſt ſo ſeine Art, die Art des tüchtigen einfachen Menſchen! Er wird Metzger. — Ein ganz außerordentlicher Einfall! Seit Jahrtauſenden zeigten uns die Dichter den ſtarken Menſchen, der aus dem Milieu, in das ihn Geburt und Geſchick verſetzten, herausſtrebt, um frei und ſeiner ſelbſt froh zu athmen, kurz: zu leben. Hier ſtellt uns ein Dichter vor das Gegentheil — und doch iſt auch ſein „Fritz“ ein Held. — Unerreicht iſt die Behandlung des Dialectes: Alle unſere Dialectdichter, wenigſtens die berühmten und die mir bekannten, ſonderlich Hebel, Reuter, Groth, ſchreiben ſtreng genommen gar nicht im Dialecte, indem ſie nur die Wortformen der Mundart entnehmen, das Weſentliche, die Syntax aber nicht. Sie ſchreiben ſchriftdeutſche Sätze mit mundartlichen Worten. Gerhart Hauptmann allein verſucht es, die ſyntaktiſchen Elemente gleichfalls im Geiſte der Mundart zu geſtalten, ohne jedoch auch nur im entfernteſten die überzeugende Typik Niebergalls zu erlangen. Vor allem fehlt ihm die Empfindung für das ſtereotypiſche Reden des Volkes, für das Sprechen in Redensarten. Das „Volk“ ſpricht, faſt nur in ſtereotypen, feſtgeprägten Formeln, deren Zahl gar nicht ſo groß iſt, wie man vielleicht annimmt. Wenn wir mit Aufmerkſamkeit beobachten, hören wir, daſs ſogar der gebildete, ja ſogar der differencierte, auf ſeine Individualität und deren äußere Symboliſierung bedachte Menſch im allgemeinen auf eine gewiſſe Zahl von Formeln beſchränkt iſt. Beim einfachen Menſchen, namentlich bei den auf ihr heimatliches Milieu ſtetig beſchränkten Bauern und Kleinbürgern, reduciert ſich die Zahl dieſer Formeln auf eine ganz verwunderlich geringe Zahl. In der künſtleriſchen Verwendung dieſes Sprachmateriales iſt Niebergall von unerreichter Meiſterſchaft. Sie iſt eine der ergiebigſten Quellen ſeines Humors.

Die Charakteriſtik der Perſönlichkeiten, jener Perſönlichkeiten, die nach einem weitverbreiteten Aberglauben gar keine Perſönlichkeiten ſind, der Dutzend- und Alltagsmenſchen, erweckt auch die Bewunderung deſſen, der die mit Recht höchſt geprieſenen modernen Meiſter, der Zola und Doſtojewski, durchforſchte. Das ſcheinbare Einerlei, das trübe Grau-in-grau des kleinbürgerlichen Alltages entfaltet ſich vor uns als eine Welt von Farben und Nuancen. Als ſchlechthin claſſiſches Cabinetſtück verdient hier beſonders der alte Metzgermeiſter Knippelius angeführt zu werden: der Typus eines geſunden, tüchtigen, in einfachſten Verhältniſſen gelaſſen und froh ſich bewegenden Bürgers der guten alten Zeit, fern von der literariſchen Schablone, von dem Spießbürger des „Genres“, ſondern echt und wahrhaft mit allen derben und allen feinen Zügen, mit Schrullen, Tücken und Roheiten. Die Frau aus dem Volke hat nie einen rückſichtsloſeren, aufrichtigeren Schilderer in deutſcher Sprache gefunden als Niebergall.

Dennoch verhindern uns die techniſchen Mängel, die dem Stücke zuweilen den Charakter eines Schwankes aus der guten alten Zeit verleihen, ſowie die häufigen Anſpielungen auf locale Dinge, die allerdings das ganze etwas ins Localpoſſenhafte herunterziehen, dieſe Jugendarbeit Niebergalls als eine echte Komödie zu feiern. Anders verhält es ſich mit dem „Datterich“. Es iſt hier unmöglich, eine Analyſe dieſer Tragikomödie zu geben. Vielleicht wird es ſich ungefähr andeuten laſſen, um was es ſich hier handelt, wenn auf die überraſchende Aehnlichkeit des „Datterich“ mit Gerhart Hauptmanns „College Crampton“ hingewieſen wird, wie ſie ſich aus einem Vergleiche der beiden „Titelhelden“ ergibt, den ich in der Einleitung zu meiner Ausgabe der Niebergall'ſchen Dramen verſucht habe: „Ein Lump mit Größe — Crampton; ein Lump mit Grazie — Datterich“.

Eine ausführliche Analyſe des „Datterich“, der beſten deutſchen Komödie, findet ſich ebenfalls in der genannten Einleitung. Dort iſt gezeigt, wie Niebergall das große ewige Problem der Tragikomödie neu und originell erfaſst und ausgedeutet hat: der „Epikuräer der Perſönlichkeit“, der ſich in die Schranken der Geſellſchaft nicht einpaſſen will und kann und darum von dieſer ausgeſtoßen wird und ſocial zugrunde geht, ohne ſeine individuelle Art, ſeine geiſtige Souveränität einzubüßen: das Thema des Don Quixote, des Falſtaff. Die „Handlung“ iſt wieder ſehr nebenſächlich, ſchwankartig, oft nur locker gereiht, denn der Dichter geht immer auf die Hauptſache, nämlich auf eine möglichſt vielſeitige Darſtellung der halb feindſeligen, halb komiſchen Beziehungen des Helden zum Spießbürgerthum in all ſeinen Spielarten. So kommt es, daſs die einzelnen Scenen für ſich zwar von höchſter dramatiſcher Wirkung ſind, daſs aber in der Folge derſelben von jeder Abſicht auf Wirkſamkeit abgeſehen wird: der Dichter hat wichtigere Dinge zu thun! Wie großartig ſetzt er nur in der Einmaligkeit der Vorgänge, der Fabel, ein Symbol für das ganze Leben ſeines Helden, das wir ganz begreifen, obzwar wir von ſeiner Vorgeſchichte nichts hören und uns am Schluſſe kein „Ausblick in die Zukunft“ eröffnet wird! Wie ein Komet ſtreicht Datterich durch den Horizont einer beſchränkten bürgerlichen Welt, alle blendend durch Geiſt, Witz, Frechheit, alle foppend, ärgernd, prellend, amuſierend und endlich in ihrer Dürftigkeit blamierend — bis er hinausgeworfen wird, wer weiß, zum wievielten male!

Ganz beſonders draſtiſch, alle weſentlichen Elemente der Tragikomödie kurz zuſammenfaſſend und zur [illegible] erhebend iſt der Schluſs. Ein [illegible] von [illegible] bungen, [illegible] und [illegible] Datterich [illegible] dennoch erlangt er mit [illegible]

Niedrigkeit ſpielend triumphierenden Intellecte den idealen Sieg: er bleibt unerſchüttert, obgleich er aus der Geſellſchaft mit Spott und Hohn hinausgeworfen wird. — — ‚Der is awwer enausgefloge wie e Schatte‘, ſagt Fritz Knippelius: Das iſt das Ende. Ein luſtiges Ende, das zugleich ein trauriges Da capo iſt, zwar nicht ad infinitum, aber doch ein oftmaliges Da capo; — bis man ihn eines Tages finden wird: oben in ſeiner öden, kalten Kammer, einſam, die blauen Finger in die Tücher des kargen Bettes gekrallt, mit gebrochenen Augen und verzerrtem Antlitz, nachdem man ſchon einige Tage darüber gelacht hatte, daſs der Hanswurſt ſich nicht in der Kneipe gezeigt, nachdem man endlich die Thüre erbrochen und gefunden hat, daſs der Spaſs aus ſei.

Ob man den „Datterich“ heute wieder aufführen könnte? — Ich zweifle nicht am Erfolge, wenn das Stück zuvor einer Retouche unterzogen würde und es in einem Theater geſchieht, deſſen Publicum für Komödien des höheren Stiles vorgebildet iſt und den Dialect wenigſtens in der Hauptſache verſteht. Ueberſetzbar ſind die Stücke nicht. Die Lectüre iſt durch erklärende Fußnoten in der neuen Ausgabe ſo bequem gemacht, daſs jeder Gebildete ohne Schwierigkeit zum Verſtändniſſe durchdringen kann. Und es bereitet große Freude, größere Freude, als alle Literarhiſtoriker zuſammen, die ihn überſehen haben.

München. Georg Fuchs.

Das Weib in der Malerei Carpaccios.

Venedig darf ſich zweier großer Meiſter rühmen, denen die Kunſtgeſchichte nicht ganz gerecht wurde, weil ſie ob des größeren und gröberen Theiles ihres Malwerkes den kleineren nicht bemerken wollte, obſchon er der feinere war. Dieſe zwei Künſtler heißen Giambattiſta Tiepolo und Vittore Carpaccio. Tiepolos Name wurde unter der Rubrik „Geiſtreiche Decorateure“ eingetragen; aber der Heine des Rococo hat Bilder geſchaffen, der zarteſten Seele und der ſüßeſten Schönheit voll; wer dachte ihrer und wer entſann ſich ſeiner Radierungen, jener lichten, märchenhaften Sonnenträume? Tiepolo blieb um ſeiner vielen Fresken willen „nur“ der geiſtreiche Decorateur.

Auch Carpaccio widerfuhr dasſelbe feindliche Schickſal. Man hielt ſich allzuſehr an ſeine großen, erzählenden Bilder in Venedigs Accademia und ſo erfand man für ihn die Formel: anmuthig-plaudernder, naiver Sittenſchilderer ſeiner Zeit. Und da uns auch Gentile Bellini in großen Gemälden das Leben Venedigs im 15. Jahrhundert beſchrieben, da wir auf deſſen Bildern auch blinkende Paläſte ſchauen, an deren Fenſtern goldhaarige gentildonne lehnen, indes junge Nobili ihre ſchlanken Gondeln durch die grüne Flut treiben laſſen, und da Vittore Carpaccio wirklich neben den älteren Meiſtern aus der Schule von Murano Gentile Bellini einen Theil ſeiner Ausbildung dankt, ſo machte man aus ihm, der eine vollkommen ſelbſtändige Individualität geweſen, den bedeutendſten Schüler des Bellini.

Hätte ſich nun die Kritik der geringen Zahl ſeiner Altarbilder liebevoller angenommen, ſo würde ſie den Meiſter ebenſowenig unter die Schüler des Gentile Bellini gereiht haben, wie ſie Giorgione (dem ich hiemit Carpaccio keineswegs gleichſtellen möchte), dem Gefolge Giovanni Bellinis zutheilt. Dieſer große Zauberer zog in ſeine Netze alle Venetianer faſt, die zur Kunſt gehörten; Carpaccio allein, der ſehnende Schönheitsſucher, gieng unbeirrt und ſtill ſeinen eigenen Pfad, und der hat ihn zur Schönheit geleitet. Vor einer duftenden Hecke weißer Lilien ſtand ſie, goldenes Schimmern umleuchtete ihr helles Haupt, und da der Maler vor ihr, ſeiner Königin, ſchen das Knie beugte, da küſste ſie ihn mit langem, innigem Kuſſe ....

Zwei Seelen wohnten in ſeiner Bruſt friedlich nebeneinander, und daſs er ſie ſo gut zu trennen wuſste, hat ſeiner richtigen Würdigung geſchadet. Er liebte die Erde, das jauchzende Venedig, die fremde Pracht perſiſcher Gewänder und buntgeſtickter türkiſcher Turbane; er liebte alles, was glänzt und gleißt, flimmert und wogt, und konnte doch dem Spiele der Sonnenſtrahlen lauſchen, die ſich heimlich durch eine Thürſpalte ſtehlen, und dem ſchimmerigen Halbdunkel einer Zimmerecke, der Poeſie des Ganz-Alltäglichen, des gewöhnlichſten Hausrathes, er brachte ihr ſofort zärtliches Verſtehen entgegen, als ob ſeine Wiege nicht im venetianiſchen Iſtrien, ſondern in Haarlem oder Amſterdam geſtanden hätte. Aber dann und wann mochte er gerne die Augen ſchließen vor dem allzu blendenden Farbenſpiele, das wir Leben heißen, die ſcheinbare Welt, in die unſer Körper gebannt iſt, ſie verſank, und die wahre Welt, die innere Traumwelt unſerer Seele, erwachte aus ihrem Schlummer; jene Welt, wo blaßlilane Dämmerung um die Dinge liegt, wo tiefer und wonniger die Blumen athmen und die leiſe tönende Stimme des Menſchlich-Allzumenſchlichen ſich wandelt zu [illegible] tönendem Sange. Aus dieſer inneren Welt nun ſtammen die Frauen des Carpaccio, und der Zauber ſeiner Kunſt liegt in dem [illegible] Contraſt zwiſchen dem [illegible] Naturalismus des Milieus und der [illegible] Traumesſchönheit jener Frauen, die in dieſer Umgebung gleich verlorenen Feen weilen. Ich meine [illegible] nicht [illegible] ſeiner großen, erzählenden Bilder, [illegible] im [illegible] der Menge [illegible] die Seele, und [illegible] den

Digitized by Google

zarten Dichter lilienhafter Frauen, der wird arg enttäuſcht ſein. Will man den aber lieben lernen, ſo muſs man vor ſeine wenigen Altargemälde gehen und ſich in das Studium einzelner Theile des großen Urſulacyklus verſenken.

Es iſt ſchwer, die Frauen jener Bilder zu beſchreiben, man kann nur ſagen, wie ſie auf einen wirken. Sie haben nicht den venetianiſchen, bellinesken Typus, überhaupt nichts von der Südländerin und gleichen auch nicht den Töchtern des Nordens. Ihre Schönheit iſt an keinen beſtimmten Ort gebunden, man kann ſie nicht localiſieren, und das iſt es, was ihnen innerhalb der gleichzeitigen und der ſpäteren Malerei Venedigs eine Sonderſtellung einräumt; ſie gleichen auch niemals den unperſönlichen, abſtracten, etwas verblaſenen Frauenideal der Primitiven, ſondern himmliſcher wirkend als alle anderen Frauengeſtalten der venetianiſchen Schule, ſind ſie doch von individueller Schönheit, Kinder der Erde, Kinder des Diesſeits, umſchimmert vom ſeligen Glanze des Jenſeits. Mit ihrem runden, bleichen Antlitz, dem tiefgoldig leuchtenden Braunhaar, das in ſeidener Zartheit auf die Schultern fließt, mit ihrem blaſſen kleinen Mund, der ſchmalen, geradlinig-herben Naſe, mit ihren prinzeſſinhaft-feinen Händen, ſo gleichen ſie jenen Frauen, wie Dichter ſie erträumen in grauen Dämmerſtunden; die wahren Heiligen ſind ſie, vor denen alles Verlangen verſtummt, man begehrt ſie nicht, man liebt ſie nicht, nur knien möchte man vor ihnen und den Saum ihres Mantels küſſen. Unter dem Eindruck ihrer Augen, die nicht wie die Bellinesker Madonnen angſtvoll in weite Zukunftsferne ſtarren, ſondern in ſchmerzlicher Reſignation nach innen ſchauen, unter dem Banne dieſer Augen überkommt uns jenes vage Sehnſuchtsgefühl nach einem verlorenen Paradies, das uns vor ſchönen ſchlafenden Kindern befällt; dieſe Augen mit ihrem alles verſtehenden, alles mitleidig vergebenden Blick, ſie haben jene zwingende Macht über die Seele, die dem Meere eigen oder der Heide, auf der ein Sonnenuntergang liegt; das große Sehnen überkommt uns, das Sehnen eins zu werden mit irgend etwas Großem, Gütigem Verzeihendem. Hier wird, um Schopenhauers herrliche Worte zu gebrauchen, der eigentliche, d. h. der ethiſche Gehalt des Chriſtenthums offenbart durch Darſtellung von Menſchen, welche dieſes Geiſtes voll ſind.

„In ihren Mienen, beſonders den Augen, ſehen wir den Ausdruck, den Widerſchein der vollkommenſten Erkenntnis, derjenigen nämlich, welche nicht auf einzelne Dinge gerichtet iſt, ſondern die Ideen, alſo das ganze Weſen der Welt und des Lebens vollkommen aufgefaſst hat, welche Erkenntnis in ihnen auf den Willen zurückwirkend, nicht, wie jene anderen, Motive für denſelben liefert, ſondern im Gegentheil ein Quietiv alles Wollens geworden iſt, aus welchem die vollkommene Reſignation, die der innerſte Geiſt des Chriſtenthums wie der indiſchen Weisheit iſt, das Aufgeben alles Wollens, die Zurückwendung, die Aufhebung des Willens und mit ihm des ganzen Weſens dieſer Welt, alſo die Erlöſung, hervorgegangen iſt."

Bewundert man Carpaccios „Darſtellung im Tempel", die den Ehrenſaal der Accademia ſchmückt, hat man den „Martyriumstraum der heiligen Urſula" in ſeiner blauzitternden Weihrauchſtimmung auf die Seele wirken laſſen, hat man die ganze feierliche Myſtik dieſes Gemäldes empfunden, das trotz aller Peinlichkeit in der Schilderung des Milieus wie eine Viſion deucht — dann wird man jene, das innerſte Weſen der chriſtlichen Kunſt berührenden Worte Schopenhauers beſſer als vordem verſtehen und wird auch begreifen, daſs John Ruskin, der Schöpfer der präraffaelitiſchen neuchriſtlichen Aeſthetik, die Friſt von 1480—1510 das Zeitalter des Carpaccio nennen konnte.

Von all den unzähligen Bildern der venetianiſchen Schule, liebte Ruskin aber am meiſten jenes kleine wenig gekannte Gemälde Carpaccios, das zwei Courtiſanen darſtellt, wie ſie auf dem Balkon ihres Hauſes ſitzen. Sehen wir von allen künſtleriſchen Vorzügen dieſes Meiſterwerkes, der Perle des Museo civico Correr, ab, ſo bleibt es noch ein unſchätzbares Document zur Pſychologie des Quattrocento. Gibt es einen ſinnlicheren Vorwurf als Courtiſanen und gibt es ein Bild, das reiner, keuſcher, unirdiſcher wirken könnte, als jenes, das uns Carpaccio gemalt? Der dunkelgrüne Hintergrund, von dem ſich die blinkenden Säulen der Baluſtrade leuchtend abheben, der buntgefiederte Papagei, der Pfau, und der Zwerg mit dem ſchönen ſchwarzen Haar, das alles wirkt in Verbindung mit den beiden ſtillen Frauen, die, umgeben von dieſer phantaſtiſchen Pracht, auf dem Balkon ſitzen, wie ein Märchentraum aus Tauſend und eine Nacht. Nichts von der Dirne haben jene zwei Frauen, trotz des tief ausgeſchnittenen, modiſchen Coſtüms, trotz der ſeidenen Puffärmel, in die ſich feine Goldblumen ſticken, und trotz der Perlen, die vom Saume ihrer Gewänder leuchten oder als Kette um den Hals ſich ſchmiegen. Kein Verſprechen heimlich-wilder Wonnen lockt von ihren ſchmalen Lippen, nach keiner Umarmung begehren dieſe Augen, die weit über das Nachtſtück hinweg, mit ſeltſamem Ausdruck, halb nachdenklich, halb zerſtreut, ſich in die Ferne kehren. Ich weiß nicht, wieſo ich vor dieſem Bilde, wohl der erſten Courtiſanendarſtellung in der romaniſchen Kunſt, plötzlich an Félicien Rops denken muſste. Es iſt ein langer Weg von dem Bilde des Carpaccio und den strambotti e canzone des Leonardo Giuſtiniani [illegible] die ragionamenti des Pietro Aretino und die Stiche des Marc Antonio, über die Croquis des 17. Jahrhunderts und die [illegible] des 18. bis zu dem ſchauerlichen Kanalbuch Emile Zolas und dem [illegible] Félicien Rops. Es iſt ein langer Weg, aber wenn ihn einer [illegible] und uns die Entwickelung des ſexuellen Problems in der chriſtlichen Kunſt zeigen wollte, ſo würde es nicht die undankbarſte Studie ſein, die einer ſchreiben könnte. Carpaccio, der Sohn des Quattrocento, ſuchte noch in der Pfütze die Sonne, die ſich drin ſpiegelt, im Menſchlichſten das Himmliſche, im Dirnenleib die ſtrahlende Frauenſeele: Darum malte er noch jene Courtiſanen wie Heilige. Kaum 50 Jahre nach ſeinem Tode — er ſtarb im Jahre 1519 — malte man die Heiligen wie Courtiſanen.

Breslau. Emil Schaeffer.

Die Wiener Operette.

Schon ſeit Jahren warten Publicum und Theaterdirectoren auf ein muſikaliſches Bühnenwerk leichteren Genres, das wieder einmal das volle Intereſſe der breiten Volksſchichten in Anſpruch nehmen würde. Wiederholt hat man in dieſer Zeit der Erfolgloſigkeit der modernen Operette die Augen auf Johann Strauß gerichtet, aber ſchon die Unmöglichkeit, ſein beſtes Werk „Die Fledermaus" außerhalb der Grenzen des deutſchen Vaterlandes einzubürgern, muſste ſeine größten Verehrer enttäuſchen. Sie haben indes die alte Anhänglichkeit nicht verloren und ihm das größte Wohlwollen in allen ſpäteren Werken bewahrt, ohne ihre Hoffnungen erfüllt zu ſehen. So gelangten wir bis zu dem jüngſten Werke „Die Göttin der Vernunft". Mit der gleichnamigen Geſtalt der franzöſiſchen Revolution hat das Werk nur indirect zu thun. Eine Volksſängerin, die in Paris wirklich jene Rolle geſpielt hat, kommt in das Lager von Chalons und findet dort eine flüchtende Comteſſe, die ſich fälſchlich als dieſelbe Göttin ausgegeben hat. Die dadurch entſtehenden Verwicklungen löſen ſich, bevor ſie noch recht wirken, in alberne Späſſe auf, und das ganze endet mit den entſprechenden Heiraten. Ueber die dürftige „Handlung", die nicht das geringſte Intereſſe erregt und nicht den beſcheidenſten Witz verräth, ein Wort zu verlieren, iſt wohl überflüſſig. Der Eindruck iſt allgemein, daſs auch dieſe Operette ihren Zweck verfehlt hat, und es drängt ſich nun die ernſtere Frage auf, wieſo es gekommen, daſs ein früher ſo populäres Genre ſeine Zugkraft verloren hat und was für einen Erſatz uns die Zukunft dafür zu bringen vermag.

Ein echtes Kunſtwerk iſt die Operette nie geweſen, ſie war immer ein Mittelding zwiſchen Kunſt und Spectakel, zwiſchen Theater und Tingl-Tangl, und in dieſer Zwitterſtellung liegt auch der Hauptgrund ihres Niedergangs. Ihre Schöpfer haben ſich ihre Aufgabe zu leicht gemacht, ſie haben die Schwierigkeiten unterſchätzt, denen die Behandlung des Humors als eines äſthetiſchen Elementes unterworfen iſt. Auch der Humoriſt muſs, wenn er künſtleriſch wirken will, ſehr wohl wiſſen, wo das Volk der Schuh drückt, er muſs uns von einem Alp befreien, von einer Sorge erlöſen, nur dann kann er die äſthetiſche Katharſis vollbringen, die für jeden Bühnendichter unerläſslich iſt, mag er nun eine Comödie oder Tragödie ſchreiben. Aber ſolche Forderungen zu erfüllen haben die Verfaſſer der Operettentexte immer für unnöthig gehalten, und ſie ſcheinen geglaubt zu haben, daſs die Albernheit allein den ganzen Witz ausmache. Für den Moment mag das auch genügen, aber auf die Dauer kann man damit unmöglich eine große Wirkung erzielen. In der Kunſt, wie im Leben, iſt der Scherz, ſoll er nicht unerträglich werden, eine heikle Sache, und mit dem Humor iſt gar nicht zu ſpaſſen. Seine Behandlung verlangt eine volle, ganze, künſtleriſche Perſönlichkeit, einen Mann voll tiefer, feiner Empfindungen für die ſeeliſchen Regungen des Volkes, voll von Ideen über ſeine berechtigten Anſprüche, und begabt mit der Geſtaltungskraft, alles dies in eine prägnante ſinnenfällige Form zu bringen. Eine ſolche Perſönlichkeit hat die Operette nie beſeſſen. Für einen Augenblick ſchien es, als wenn Offenbach der richtige Mann geweſen wäre. Er ſelbſt brachte für die Richtung, die er ſich erkor, zwei glänzende Eigenſchaften mit: den Esprit des Juden und die Eleganz des Franzoſen. Aber ſeine beſten Werke hatten ein ſtereotypes Ziel: die verrottete Staatswirtſchaft des dritten franzöſiſchen Kaiſerreiches. Das war etwas, es war wenigſtens eine „gemeinſame Noth" — wie Richard Wagner ſagen würde — aber es war noch lange nicht alles, was wir empfunden. Inſofern jene Zuſtände auch anderswo und zu anderen Zeiten wiederkehren, haben Offenbachs Werke auch immer noch ein [illegible], aber unſere Bedürfniſſe ſind ſeitdem mannigfaltiger geworden, während das, was man uns bot, noch geringer wurde. Das konnte ſo unmöglich weitergehen.

Und nun erſt die Muſik! Die Componiſten der Operette haben ſich ihre Aufgabe noch bequemer gemacht als ihre Dichter — ſit venia verbo. Ich habe bereits an der Strauß'ſchen Operette ſchon vor Jahren bedauert, daſs ihre Muſik keine dramatiſche Ader beſitzt. Ihre Partitur iſt einfach eine Aneinanderreihung von Tanzweiſen, die aus der dramatiſchen Situation weder hervorgehen, noch ſich ihrer vielgeſtaltigen Forderung im geringſten anpaſſen. Man könnte ſie ebenſo gut ohne die Begabung eines [illegible] Sonate [illegible] mag man [illegible] auch auf [illegible]

Digitized by Google

wenn der ganze Abend nichts anderes bringt als Tänze, und wenn jedes neue Werk immer wieder nur ausſchließlich daraus beſteht, und auch ſie immer blaſſer und alltäglicher werden — wie kann man glauben, daſs ſich daran das Publicum noch immer begeiſtern wird? Ich will damit die einſchmeichelnde Lieblichkeit der Wiener Tanzweiſen, wie ſie Lanner geſchaffen, und die Familie Strauß weitergebildet hat, in ihrem Wert nicht herabſetzen, aber dramatiſchen Bühnenwert braucht man ihnen deshalb nicht zuzuſchreiben. Freilich kann ich mir nicht verhehlen, daſs auch dem Wiener Walzer als ſolchem die Entwicklung zu einer vollendeten Kunſtform nicht gelungen iſt. Man braucht ihn nur mit dem Walzer zu vergleichen, den Léo Delibes in ſeinen Balletten Sylvia, Naïla und Coppelia geſchaffen hat, und man wird den Unterſchied merken. Der letztere iſt ein Kunſtwalzer, bei Strauß iſt es immer nur ein Tanzſtück, das hinter höheren Anforderungen gerade ſo weit zurückbleibt, wie ſeine Polka Mazur hinter der Mazur Chopins. Und damit komme ich auf den zweiten Fehler der Strauß'ſchen Operettenmuſik: die viel zu monotone, farbloſe Inſtrumentation. Wieder ſchwebt mir hier der Vergleich mit Léo Delibes vor, deſſen Phantaſie im weſentlichen auch nur die eines Componiſten von Tanzmuſik geweſen iſt. Aber wie hat er unabläſſig an der Veredlung ſeiner natürlichen Gaben gearbeitet, wie fein hat er harmoniert, wie ſorgfältig gemeißelt und mit wie verblüffendem Glanz hat er die einfachſte Melodie zu inſtrumentieren verſtanden! Erhöhte Sorgfalt und feinere Ausarbeitung der Form ſind eben Dinge, die dem anſpruchsvolleren Publicum von heute abſolut nothwendig erſcheinen, und es iſt vergeblich zu erwarten, daſs man mit einem einfach hingeworfenen Es-tam-tam den ganzen Abend hindurch und Werk für Werk auskommen kann, noch dazu mit einem Orcheſter, deſſen Klangſchätze gar nicht gehoben werden und deſſen Bläſer lediglich die Füllſtimmen der ewig gleichförmigen Streicher ſind. Gerade in der „Göttin der Vernunft“ kam man aus dieſer Monotonie gar nicht heraus.

Dazu kommt bei dieſen Operetten noch die überall ſchon längſt discreditierte Art, das ganze Werk lediglich auf einen einzigen kleinen Effect zuzuſpitzen, und dieſen wieder einer beſtimmten Perſon „auf den Leib zu ſchreiben.“ In einem modernen Wiener Stück, das den Leſern dieſes Blattes nicht unbekannt ſein dürfte, kommt eine Scene vor, in welcher der Gemahl einer Künſtlerin verlangt, es ſolle ein ganzes Stück lediglich zugunſten einer beſtimmten Poſe ſeiner Gattin geſchrieben werden. Es hieß, der Einfall des Dichters ſei lediglich das Porträt eines concreten Falles. Mag ſein, aber die Wiener Operetten ſind in letzter Zeit alle nach dieſem Princip geſchrieben worden, wenn auch die Perſonen und die Effecte wechſelten. An dieſem Princip iſt ſeinerzeit die alte italieniſche Oper zugrunde gegangen. Auch ſie hatte in der Regel irgend einen techniſchen Effect, etwa eine Arie, und dieſe Arie hatte einen hohen Ton, den der betreffende Sänger gerade außergewöhnlich ſchön zu ſingen verſtand. Um dieſen Ton herum ſchrieb man eine ganze Oper, das geduldige Publicum wartete zwei Stunden lang auf ſein Erſcheinen und muſste nachher noch eine Stunde abſitzen, um alle die Fäden abwickeln zu ſehen, die früher zu ſeiner Vorbereitung ganz unnöthigerweiſe aufgewickelt wurden. Die Strauß'ſche Operette hat in ähnlicher Weiſe „den“ Walzer verwendet, und da wundert man ſich, daſs ſie die alte Zugkraft nicht mehr auszuüben vermag.

Es wäre unnütz, ſich mit dem Verfall der Operette weiter zu beſchäftigen, wenn man nicht fürchten müſste, daſs ihre Vertreter mehr auf dem Gewiſſen haben, als man gewöhnlich annimmt. Ich glaube, die Operette verſchuldete die Unmöglichkeit, in Wien eine komiſche Oper zu errichten. Sie verdarb uns die Theater und die Sänger. Von den Darſtellern in der „Göttin der Vernunft“ konnte kein einziger mehr ſingen, keiner hatte eine geſchulte Stimme und keiner ein muſikaliſches Gehör. Der Chor kreiſchte ſo unarticulierte Laute, daſs man kaum discrete Tonſtufen wahrzunehmen vermochte, und man athmete auf, wenn ein kräftiger Trompetenſtoß darüber orientierte, in welcher Harmonie man ſich eigentlich befand. Der Enthuſiasmus des Publicums war auf eine gegen frühere Zeiten weit tiefere Temperaturſtufe herabgeſunken, und allenthalben hörte man die Frage aufwerfen, was wohl in Zukunft aus dieſem Genre werden ſolle.

Ich ſagte früher, die Operette verlange eine große künſtleriſche Perſönlichkeit. Wird aber dieſer Künſtler der Zukunft auch eine Operette componieren, wird er nicht vielmehr ein ganz neues Genre ſchaffen? Wahrſcheinlich wird es der Operette ſo gehen, wie es der Oper gegangen iſt. Auch dort ſchuf der Reformator ſtatt der Oper ein Muſikdrama. Das war dem Kunſtwerte nach allerdings etwas anderes, aber die große Maſſe ſchob es doch wieder unter den alten Begriff, allerdings ohne zu verkennen, daſs es in der neuen Geſtalt an innerem Gehalt gewonnen habe. Die Zeit großer wirtſchaftlicher Reformen iſt auch die Zeit neuer Sorgen, neuer Bedürfniſſe und damit neuer Ideale. Wo anders konnte das deutlicher zum Ausdruck kommen als in der Heimat der Ideale: der Kunſt? Indem ich dies ſage, taucht vor meinem geiſtigen Aug' das Bild meines [illegible] Lehrers Lorenz von Stein auf, der einmal in einem geiſtreichen Artikel über „Muſik und Staatswirtſchaft“ auf den Zuſammenhang zwiſchen den Formen der Wirtſchaft und der Muſik aufmerkſam machte. [illegible] den Nachweis für die [illegible] hat ein junger [illegible]

die Zeit, die andere Politiker verlangt, auch anderer Künſtler und anderer Kunſtwerke bedarf. Sie ſchuf ſtatt der Oper das Muſikdrama, ſtatt der Symphonie die ſymphoniſche Dichtung, ſie verwandelte das populäre Volkslied in einen Männerchor, ſie wird aus dem Ballet eine dramatiſche Pantomime machen, wo der Tanz Nebenſache iſt, ſie wird auch aus der Operette ein anderes Genre ſchaffen, das neue, künſtleriſche Bedürfniſſe befriedigt. Nur das Streichquartett ſcheint dieſe Bewegung überdauern zu ſollen, es entſpricht auch in der alten Form dem neuen Ideal. Der Operette aber dürfen wir den Nekrolog ſchreiben, und wer ihn nicht für zeitgemäß hält, der wird die Worte der Theatercaſſiere zu hören bekommen; ihr Bericht wird eine Kritik ſein, der man wird glauben und folgen müſſen.

Richard Wallaſchek.

Bei Goethe.

Unſere Jugend iſt jetzt bei Goethe angekommen. Einen nach dem anderen der neuen Autoren ſehen wir zu ihm gehen, flehentlich heben ſie die Hände auf. Otto Erich Hartleben hat ſein Goethe-Brevier geſchrieben, von Hauptmann weiß man, daſs er es liebt, in der letzten Weiſe Goethes zu reden, und unſere Wiener ſind ſchon verſpottet worden, weil ſie, manchmal nicht ohne eine gewiſſe Pedanterie, ſich goethiſch zu betragen ſo befliſſen ſind. Seine theure Geſtalt ſteht über unſerem ganzen Sinnen und Trachten. Jeder kommt zu ihm, um ſich ſeine Worte zu holen. Bei ihm beruhigen wir unſere Zweifel, unſere Hoffnungen beſtätigen wir uns bei ihm.

Aber nun tritt ein junger Mann auf, Herr Franz Servaes, und ſagt ſich öffentlich von Goethe los. Dies ſcheint der Sinn der merkwürdigen Broſchüre „Goethe am Ausgang des Jahrhunderts“ *) zu ſein. Sie iſt in der unruhigen, enthuſiaſtiſchen, immer aufgeregten Art des Autors geſchrieben, der ſich niemals genug ſagen kann; Ordnung fehlt ihm, er läſst ſich von jedem Gedanken ins Weite verlocken, ſpringt hin und her, will nicht verweilen, ſeine Rede hat keinen Ductus. Doch fühlt man, daſs ihm jedes Wort aus dem Herzen kommt; es iſt ihm immer ernſt um ſeine Sache. In dieſem Hefte ſcheint er ſogar das Beſte ſeiner Natur oder was ihm doch am wichtigſten iſt, mit Leidenſchaft zu vertheidigen. Ja, das iſt das Wort: vertheidigen will er ſich und will ſeine Exiſtenz gegen Goethe behaupten. Hören wir an, mit welchen Gedanken er es thut.

Das eigentlich Goethiſche iſt ihm die Bändigung des Dämoniſchen. Sein ganzes Leben ſieht er „als ein großartiges Ringen mit dem Dämon“ an: „Ihn niederzuzwingen und ganz ſeinem höheren Selbſt gefügig zu machen, das war das heißerſtrebte Ziel. Es wurde niemals völlig erreicht, aber doch ſo ſehr, als es menſchlicher Kraft überhaupt möglich iſt. Bis ſchließlich die Alterskühle die Ringerglut kühlt und der greiſe Recke mit ſeinem Dämon gleichſam behaglich ſchalkhaft plaudert . . . Wenn wir dem Urphänomen der Goetheſchen Geſammtentwicklung getroſt ins Auge blicken, ſo werden wir ſagen dürfen: es bedeutet eine fortgeſetzte Entwertherung. Den Geiſt Werthers ſucht Goethe in ſich los zu werden, das heißt weniger den Geiſt der Gefühlszerfloſſenheit und Sentimentalität — der war im Grunde ziemlich raſch überwunden — als vielmehr den Geiſt der Zügelloſigkeit und quälenden Sinnlichkeit. Der aber ſteckte tief in ſeiner Natur. Er war ſein Dämon.“ Nun wird dargeſtellt, welche Mächte er gegen jenen ausſchweifenden Drang angerufen hat: die gute Sitte und die Sehnſucht nach dem univerſalen Menſchen. Der guten Sitte hat er im Egmont ein Denkmal geſetzt: „Indem hier, durch die leichte und glatte Beherrſchung der guten Form, das Dämoniſche der urſprünglichen Naturanlage doch immer noch hindurchblitzt, äußert es ſich als unwiderſtehlicher Zauber der Perſönlichkeit, als eine ſuggeſtive Gewalt, die Menſchen und Herzen und beinahe das Schickſal zwingt. Es iſt das die Dämonie der Liebenswürdigkeit, die aber nur dann zum Ausdrucke kommen kann, wenn die wilden und ungeſtümen Triebe zwar da ſind, jedoch der Idee einer ſchönen Menſchlichkeit ſich gehorſam untergeſchmiegt haben“. Den univerſalen Menſchen hat er von den Griechen genommen: das claſſiſche Ideal hat ihn gelehrt, aus der Verworrenheit trüber Wünſche nach der helleren Region der Zucht und Mäßigung zu ſtreben. So ein Streit des Dämoniſchen mit der Sitte iſt ſein ganzes Wirken geweſen. „Soviel Bedrohliches ſeine Natur auch im Keime enthielt, ſoviel Unterſtützendes, Behütendes bot ſie auf der anderen Seite.“ Daſs dieſes doch zuletzt zum Siege über jenes gekommen iſt, das ſoll nun das eigentlich Goethiſche ſein. Iſt es unſerer Cultur nützlich geweſen? Nun, „wir ſehen heute dieſe Saat Goethes aufgegangen in üppiger Blüte: der Philiſter führt das große Wort in Deutſchland.“ Das iſt das Ende, wenn man das Dämoniſche an die Kette legt! Es erbittert Servaes ſo, daſs er ſich beeilt, gegen den [illegible] Typus des Goethiſchen einen [illegible] Typus des modernen Menſchen zu erklären. Er ruft drei Männer an, denen es [illegible] Beethoven, Kleiſt, Schopenhauer und [illegible]: „[illegible] mit der [illegible] und will lieber [illegible] Man muſs den [illegible] Moralität betrachten. Es ſind

*) [illegible]

Temperamentsunterſchiede, nichts anderes. Und jedes ausgeſprochene, in ſich ſelbſt ruhende Temperament erweiſt ſich in ſeiner Weiſe fruchtbar." Er will alſo nicht ſagen, ſein Typus, der des tragiſchen Künſtlers, der „Gegentypus", wie er ihn nennt, ſei beſſer oder edler. Nein, er behauptet nur, dieſer habe geſiegt und beherrſche die Heutigen. „Die Harmonie der Welt iſt zerſtört. Ihr Traum wurde zum letztenmal geträumt von einem Halbgott und der hieß Goethe. Die armſeligen Schlucker, die ihn ihm nachträumen möchten, kommen entwicklungsgeſchichtlich nicht in Betracht ... Goethe, der den Geiſt Werthers in ſich ſelber beſiegt hat, iſt nach ſeinem Tode vom Geiſte Werthers beſiegt worden. Ein neuer Menſch iſt auf den Plan getreten, von dem Werther ein erſter Vorläufer war. Und dieſer neue Menſch richtet ſich ein, die Welt zu beherrſchen und lebend auf dieſer Welt zu verharren. Eine ungetrübte Harmonie zwiſchen ihm und der Welt iſt unerringbar." Das iſt das Reſultat der Broſchüre: weg von Goethe, ſein Verhältnis zum Leben kann nicht das unſere ſein. „Auf Goethe blicken wir zurück, wie auf eine verſunkene Welt der Schönheit, Kraft und wunderſamen Harmonie. Auf ſeiner ſeligen Inſel hin und wieder zu landen, das wird uns eine oft begehrte Stärkung ſein. Im übrigen müſſen wir es zu ertragen wiſſen, daſs uns die Inſel nicht Continent ſein kann."

Es hat gar keinen Sinn, über ſolche Dinge zu ſtreiten. Sie ſind keine Sache der Vernunft, die man beweiſen könnte, ſondern der Empfindung, die immer recht hat. Wer ohne Goethe leben kann, mag es verſuchen; auch ſoll er glauben, ſehr modern zu ſein — das kann man ihm gönnen. Wir hier in Wien ſind der Meinung, daſs es mit dem Dämoniſchen nicht ſoviel auf ſich hat, lieber wollen wir dem Apoll huldigen. Goethe dienen zu dürfen, ſehen wir als das Höchſte an; wir möchten, daſs ein Strahl von ihm auf uns falle. Wer unter uns klein iſt, wird es ja durch Goethe nur zum Philiſter bringen, da hat Servaes ſchon recht, das ſpüren wir auch. Aber wir meinen: lieber reine Philiſter ſein als intereſſante Phantaſten, die immer im Streit mit Gott bleiben. Nein, ob wir groß werden oder klein ſind, das liegt nicht in unſerer Macht. Aber zur Ordnung in uns möchten wir kommen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Die eigentliche Stärke des Miniſteriums Badeni liegt in der großen Zahl ſeiner Schwächen.

In anderen Ländern kommt es zuweilen vor, daſs ein Miniſterium aus lauter Kräften erſten Ranges gebildet wird. Da bedeutet jeder einzelne Miniſterwechſel auch eine Schwächung des Geſammt-Miniſteriums. Denn mit jedem entlaſſenen Miniſter geht dem Miniſterium eine Kraft verloren, die durch den Nachfolger kaum wieder angemeſſen erſetzt werden kann. Geräth ſolch ein Miniſterium in parlamentariſche Nöthen, ſo ſteht es oder fällt es: ſolidariſch. Entweder alle oder keiner. Derartige Miniſterien ſind Schiffen vergleichbar, die vollauf mit koſtbarer Ladung gefüllt ſind und keinerlei wertloſen Ballaſt mit ſich führen. Kommt ein ſolches Schiff in Gefahr, ſo iſt der Capitän in Verlegenheit, welchen Theil der Ladung er als Ballaſt auswerfen ſoll, da ein jeder großen Schaden bedeutet.

Confiſciert!

Confiſciert!

Wie gewiſſe Damen eine eigene Jahreswohnung beziehen, um ſich vor unerfahrenen Leuten leichter für anſtändig ausgeben zu können, ſo hat die „Reichswehr" ihr altes, das ehemalige Bureau der weiland officiöſen „Preſſe" verlaſſen, um uns einzureden, daſs ſie nicht officiös iſt. So naiv ſind wir aber nicht. Solange Herr David nach wie vor die politiſchen Inſpirationen für die „Reichswehr" aus dem officiöſen Preſsbureau des Herrn v. Freiberg, zum Theil ſogar aus der Feder der „Coalitionsnichte" Dr. Rosner bezieht, und ſeitdem er überdies, auf Andringen des Finanzminiſteriums, ſeinen Benzion entlaſſen muſste und nun höchſtperſönlich ſeine finanziellen Informationen im Finanzminiſterium abholt, ſteht die „Reichswehr" auch im eigenen funkelnagelneuen Bureau unverändert unter ſittenpolizeilicher Controle, ſo gut wie gewiſſe Damen auch in der eigenen Jahreswohnung polizeiärztlich-officiös bleiben, ſelbſt wenn der Portier darüber nichts mehr ausplauſchen darf.

Zwei Verneinungen geben eine Bejahung, und zwei Räthſel geben manchmal eine Erklärung. Zwei Räthſel hab' ich. Das eine Räthſel iſt mir mit vielen anderen Leuten gemein. Sowie alle Welt, weiß auch ich nicht, um welcher Verdienſte willen der Director der Länderbank Herr v. Hahn plötzlich zum Hofrath avanciert iſt. Das andere Räthſel iſt meine Privatſache. Ich zerbreche mir nämlich ſchon ſeit einer Woche den Kopf darüber, wer Herrn Benzion Hals über Kopf zur Zurückziehung ſeiner Klage veranlaſst, mir damit den ſchönen Proceſs verpatzt, der Regierung aber dieſe fatale Gerichtsverhandlung erſpart hat, bei der übrigens auch der Herr Director v. Hahn nicht gut weggekommen wäre. Die beiden Räthſel können ſich gegenſeitig auflöſen, wenn man nämlich annähme, daſs das neueſte Verdienſt um Oeſterreich, für das Herr v. Hahn belohnt worden, die Klagezurückziehung des Herrn Benzion wäre. Aber Vorſicht iſt in dieſer räthſelhaften Welt immer geboten. Ich erlaſſe daher, um loyaler Weiſe auch einer etwaigen anderen Auslegung Raum zu geben, an Herrn Benzion und Herrn Director v. Hahn, die ja ſchon oft miteinander etwas gemein gehabt haben, eine gemeinſame Aufforderung: an den Herrn Benzion, mir freundlichſt mitzutheilen, wer anders hinter ſeiner Klagezurückziehung ſteckt; an Herrn v. Hahn, mir ebenſo freundlichſt anzugeben, welche Verdienſte ſonſt er ſich in dieſer Zeit um die Regierung erworben hat. Ich darf wohl von beiden Herren die erbetene Auskunft mit wendender Poſt erwarten, da ich keinen Zweifel daran habe, daſs Herrn Benzions Gründe zur Klagezurückziehung ebenſo wenig das Licht zu ſcheuen haben, wie die Verdienſte des Herrn v. Hahn um die Regierung.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Von allen Wiener Banken hat wiederum die Länderbank die ungünſtigſte Bilanz. So wie im Vorjahre kann man auch heuer von ihr ſagen, daſs ſie ein ausgedehntes internationales Finanzgeſchäft betreibt, und daſs es ihr dabei gelingt, in den verſchiedenſten Theilen Oeſterreichs, Europas und der Erde namhafte Verluſte zu erleiden. Im Jahre 1895, in welchem faſt alle Wiener Banken die höchſten Erträgniſſe ausgewieſen haben, hat die Länderbank infolge dieſer Umſtände ihre Dividende um zwei Gulden kürzen müſſen, heuer iſt ſie in derſelben Lage, und reduciert die Dividende neuerlich um zwei Gulden. Wenn ſie im Jahre 1895 genöthigt war, an ihren bulgariſchen Werten, an [illegible], an ſüdafrikaniſchen Werten u. a. große Abſchreibungen vorzunehmen, ſo ſind heuer, neben den letztgenannten, Abſchreibungen für die öſterreichiſche [illegible] Geſellſchaft, die [illegible] Zuckerraffinerie und die Domäne [illegible] nothwendig. Nächſtes Jahr kommen vielleicht wieder die ſerbiſchen Werte oder die Prag-Smichower Kattunfabrik oder die Zeitungsgeſellſchaft an die Reihe. Das Inſtitut hat bei ſeinen induſtriellen Gründungen und Betheiligungen keine glückliche Hand, und die Engagements im Orient mögen vielleicht einmal eine nutzbringende Abſtoßung geſtatten, vorläufig laſten ſie auf der Anſtalt und tragen gemeinſam mit den induſtriellen Schöpfungen zur Immobiliſation der Mittel bei.

Die [illegible] der Anſtalt [illegible] 25 Millionen [illegible] 11 Millionen [illegible] Wiener Banken [illegible] Länderbank [illegible] 11 [illegible]

Digitized by Google

erſichtlich. Das Zinſenconto der Bank weist aus 1·6 Millionen Effectenzinſen und 1·6 Millionen diverſe Zinſen für Wechſel, Reports und Conto-Correnti. Dieſe letztere Poſt iſt für eine Bank, welche mit 50 Millionen eigenem und 85 Millionen fremdem Capital arbeitet, welche ein Wechſelportefeuille von 22 Millionen und einen Debitorenſtand von 70 Millionen hat, ausnehmend gering und ſpricht dafür, daſs hohe Paſſivzinſen gezahlt werden müſſen. Einen wenig günſtigen Eindruck macht auch die geringe Zunahme der Zinſenerträgniſſe während des letzten Decenniums. Seit dem Jahre 1887 haben alle Wiener Banken eine namhafte Zunahme ihrer Zinserträgniſſe aufzuweiſen, meiſt circa 50%, nur die Länderbank hat ihre Zinseinnahmen kaum um 10% erhöhen können. Anerkennenswert iſt in der Bilanz nur die Höhe der Proviſionseinnahmen, welche mit über 1·1 Millionen an zweiter Stelle unter den Wiener Banken ſteht. Dieſe Bilanzverhältniſſe machen es erklärlich, daſs die Länderbankactien die einzigen im Wiener Coursblatt ſind, welche unter dem bilanzmäßigen Paricours, das iſt dem Wert des eingezahlten Capitals und der ausgewieſenen Reſerven notieren. Vielleicht tröſten ſich die Actionäre über ihre andauernden Enttäuſchungen mit der am Tage der Bilanzpublication veröffentlichten Nachricht von der Ernennung ihres Generaldirectors zum k. k. Hofrath.

ꝟ

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Opernhaus, Gaſtſpiel von Theodor Reichmann. Schauſpielhaus, zum 200. Mal: „Das Käthchen von Heilbronn". Berliner Theater, „Markſteine" von A. Roiée. Reſidenztheater, „Der Brummer" von Schlicht. Theater des Weſtens, „Tropenkoller" von Hans Fiſcher. Budapeſt. Nationaltheater, „Ellinor" von Ludwig von Doczi.

* * *

Die Sandrock hat jetzt auch die Julia geſpielt: leidenſchaftlicher, ſinnlicher, tragiſcher, als wir es gewohnt ſind, beinahe wild, mit Accenten, die man niemals vergeſſen kann. Im dritten Act kommt ſie zu Wirkungen, die niemand zu ſchildern ſich vermeſſen darf. Dieſe Scene führt ſie mit einer unbeſchreiblichen Weisheit bis zur höchſten Wuth des Entſetzens empor. Den Romeo gibt Herr Kutſchera. Zuerſt ein biſschen befangen, mehr mit dem Verſtande als vom Herzen ſpielend, wird er nach und nach freier und hat ſchon in der erſten Scene mit dem Bruder Lorenzo Töne von einer Natur und Kraft, die wir ihm niemals zugetraut hätten. Aber gleich darauf, mit Tybalt, iſt er wieder nüchtern und klein. So geht es bei ihm ſeltſam auf und ab. Würde er lernen, alle Scenen auf die Höhe ſeiner großen Momente zu bringen, ſo hätten wir einen tragiſchen Helden an ihm, der ſich an alles wagen dürfte. Dazu kommt, daſs er durch die edle Deutlichkeit ſeiner Rede jetzt an Herrn Robert erinnert. Dies iſt das höchſte Lob, das man bei uns einem Sprecher geben kann. H. B.

*

Raimundtheater. Zum erſtenmale „Die Sclavin" von Fulda. Ein Stück, das ſich von verſchiedenen Standpunkten verſchieden anſieht. An der Gumpendorfer Bühne und — um nicht ungerecht zu ſein — am Repertoire der meiſten unſerer Theater gemeſſen, bedeutet es einen Gewinn. Für den Verfaſſer Ludwig Fulda iſt es ſogar ein gutes Stück. Und nur vom Standpunkt der Literatur betrachtet, genauer geſagt, der Literaturbewegung, aus der es entſtanden ſein will, erſcheint es als ein halbes, unconſequentes und zum allergrößten Theil äußerlich gemachtes Werk. Fulda populariſiert darin Ibſen. Er geht von einer Lebenserfahrung aus, die in modernen Ohren ſehr glaubhaft klingt und ſogar das Eigenthümliche hat, jedem von uns nahezugehen wie ein eigenes Erlebnis. Es iſt die dumpfe, häſsliche Traurigkeit conventioneller Ehen, das Sclaventhum der Frau an der Seite eines ungeliebten Mannes. In Ibſens „Geſpenſter" bildet das die Grundlage, auf der ſich die Tragödie aufbaut. Und in gewiſſem Sinne, vielfach abgewandelt, kehrt dieſes Motiv in den meiſten Werken unſeres großen Tragikers wieder. Es iſt ja auch das deutlichſte, dankbarſte Beiſpiel für das, was Ibſen und ſeit ihm die moderne Dichtung mit Vorliebe behandelt: für den Kampf des Menſchen mit dem Leben, des Individuums mit dem Nichtindividuellen. Die Frau, die in die Ehe eintritt als ein glückverlangendes, ſehnſüchtiges Kind und die es nun langſam ſehen muſs, Tag für Tag, wie das Leben ſie um das Glück betrügt — man denke auch an Maupaſſant's „Une Vie" — iſt eines der beſten Symbole, deren ſich der tragiſche Dichter bedienen kann, und darum ein Lieblingsmotiv der modernen Tragödie. An dieſem Motiv nun verſucht ſich auch der Verfaſſer der „Sclavin", vom Beiſpiele Ibſens und Maupaſſants augenſcheinlich dazu angeregt. Herr Fulda populariſiert alſo Ibſen. Populariſieren thut er ja immer. Er ſtellt ſich immer von vornherein auf das Niveau, auf dem das Publicum ſteht oder vielmehr auf dem er das Publicum ſtehend glaubt. Er ſetzt ſich in ein [illegible] Verhältnis zum common sense, zum [illegible] der Menge. Den Kampf, den [illegible] Helden [illegible] des Stückes gegen ihre Ehe führt, [illegible] des Stückes [illegible] gegen den [illegible]. Er [illegible] auch noch andere. [illegible] der Frau, die [illegible] Helden, [illegible] von Herrn Fulda [illegible] das [illegible] der Frau [illegible] aus dem Rahmen des Stückes [illegible]. [illegible] Frau [illegible]

nicht erzielen kann, und reicht einem Freunde die Hand zu einem freien Bund. Das müſste, ehrlich durchgeführt, befremden und verletzen. Die andere Möglichkeit der Löſung wäre, die Tragödie tragiſch zu beſchließen. Aber Herr Fulda hat weder den Muth, zu verletzen, noch den, ein nichtbefriedigendes Ende zu ſchreiben. Er taucht alſo das Verhältnis der beiden am Schluſſe in Rührung und Sentimentalität; er ſchmeichelt dem Publicum ſozuſagen die Erlaubnis ab, einmal auch freie Liebe predigen zu dürfen. Er gibt dem aufgeklärten Manne, dem er dieſe Predigt in den Mund legt, eine fünfzehnjährige Tochter, die unbewuſst-bewuſst vermittelnd wirkt. Es iſt für Herrn Fulda ſehr charakteriſtiſch, daſs er ſich mit dieſem Kind — oder vielmehr, wenn man noch den Bühneneffect dazuzählt, Theaterkind — über die Tragödie hinweghelfen will. Darin hat er ſogar das Publicum unterſchätzt. Im allgemeinen aber, wie ſchon angedeutet, hat er den Geſchmack des Theaters, manchmal ſogar den verfeinerten, überraſchend gut getroffen. Die Abfaſſung der „Sclavin" fällt, ſoviel ich weiß, in die Zeit, in welcher Herr Fulda noch in literariſcher Zucht ſtand. Das Raimundtheater hatte mit der Aufführung dieſes Stückes ſeit langem den erſten glücklichen Premièrenabend, auch was die Darſtellung betrifft. Der Regiſſeur war diesmal dem Dichter congenial, man merkte das an der ausgezeichneten Einſtudierung des Dialogs. Fräulein Frauendorfer iſt eine ganz vortreffliche Intelligenz-Schauſpielerin von einer in Wien ungewohnten Einfachheit und manchmal wohlthuenden „Stilloſigkeit." Die Herren John und Klein, ferner Krug, Schildkraut und Lukas wurden — die einen mehr, die anderen weniger — ihren Rollen gerecht.

*

Im Carltheater iſt, in Fortſetzung des Offenbach-Cyklus, „Die Großherzogin von Gerolſtein" zu fröhlichem und erfreuendem Daſein erweckt worden. Ueber den Text nichts mehr als ein — gottſeidank — nichtkritiſches Wort des Entzückens, über die Muſik vor lauter Entzücken kein Wort. Die Darſtellung verdient alles Lob, das man den Operetten-Aufführungen des Herrn Jauner bisher hat vorenthalten müſſen. Mit ihm als Regiſſeur und ihren ſympathiſchen Talenten haben es Frl. Stojan und Herr Bauer zu ausgezeichneten Leiſtungen gebracht. A. G.

* * *

Das ſiebente philharmoniſche Concert geſtaltete ſich im Anfang zu einer glänzenden Ovation für Meiſter Brahms, in die im Publicum wohl jedermann gern einſtimmte, obgleich ich geſtehen muſs, daſs ich die unmittelbare Veranlaſſung derſelben — die Symphonie in E-moll — nicht zu den beſten Werken des Componiſten zähle. Es iſt eine impoſante Arbeit mit minimaler Erfindung, die bei mir immer mehr Reſpect als Begeiſterung erzielt hat. So habe ich mir meine eigene ſtille Ovation für den Abend aufgeſpart, wo bei Hellmesberger ſein herrliches B-dur Sextett aufgeführt wurde, in dem „alle Blüt' und Knoſpen prangen". Auch Dvořaks neues Violoncello-Concert vermochte mich nicht zu erwärmen. Ich zweifle, daſs die alte, übliche Concertform für das Violoncell überhaupt paſſend iſt. Es klingt doch immer wie ein anderthalb Octaven zu tief geſpieltes Violinconcert und nimmt ſich in dieſer Lage zu ſchwerfällig und holprig aus. Ich ſchreibe es dieſem Umſtande zu, daſs das Concert, das mit einem echten Brahms-Thema beginnt und im letzten Satz den Verſuch macht, an das ſlaviſche Nationalcolorit anzuklingen, trotz des ausgezeichneten Spieles von Hugo Becker, keinen rechten Erfolg zu erzielen ſchien. Es fehlt ihm durchaus an Herzlichkeit und Friſche, aber den Celliſten wird nichts anderes übrig bleiben, als es mangels beſſerer neuerer Werke noch oft zu ſpielen. Haydns Symphonie („La chasse") iſt zwar nicht die beſte, die er geſchrieben, war aber die urwüchſigſte und ungezwungenſte Nummer des Programms. Bei Hellmesberger producierte ſich Herr Ignaz Brüll mit einer Clavier-Suite (op. 73) eigener Compoſition. Es iſt das leichte Werk eines anſpruchsloſen, gewandten Clavierſpielers und wirkte ſehr ernüchternd zwiſchen Brahms und dem ſtets willkommenen C-moll Quartett (op. 18) von Beethoven, bei dem ich nur bedauerte, daſs es diesmal etwas nonchalant geſpielt wurde. R. W.

*

Man ſchreibt uns aus Paris: Im Théâtre Lyrique der Gallerie Vivienne, welches eine Art Renaiſſancetheater, der Aufführung alter franzöſiſcher Opern gewidmet, iſt, fand jüngſt eine Wiederaufführung von „Monſieur des Chalumeaux" von Gaveaux ſtatt. Das Werk, deſſen Première im Fasching 1806 ſtattfand, iſt ein richtiger Carnevalſcherz voll guter Laune [illegible]. In drei Acten wird in demſelben mit einem dummen Landjunker allerlei Ulk getrieben, und Gaveaux hat zu dem luſtigen Texte eine Muſik componiert, aus deren Melodien fortwährend der Mozart, welcher „Figaros Hochzeit" geſchrieben hat, herausſchaut. Als [illegible] zu dieſem Faſchingsſchwank wird einem noch immer Rouſſeaus „Le devin du village" vorgeſpielt. [illegible] dieſes [illegible] Werk [illegible] herzliche Unſchuld, ſeine [illegible] und der [illegible], einfache Sprache ſeiner Melodien. Von [illegible] an, [illegible] „J'ai perdu mon Serviteur, j'ai perdu tout mon bonheur" bis zu dem Endchanſon „C'est à nous [illegible]" [illegible]. Ein [illegible] Zauber, aber ein Zauber, welcher voller [illegible]. ... Von muſikaliſchen [illegible] „Paſſifal" [illegible] Concerten zu [illegible], welche der „Redemption" [illegible] die [illegible] und [illegible] [illegible]

Digitized by Google

brechende Schwäche und alle Verzweiflungsſchreie der Kinder von heute, wie in einem mächtigen Pandämonium vereinigt hat. Nach dem Franck'ſchen Pfingſtſonntag der Wagner'ſche Charfreitag. Fehlt alſo nur noch die Bruckner'ſche Oſtermuſik, und alle großen muſikaliſchen Reiche, in welchen das religiöſe Empfinden unſerer Tage ſein Heim gefunden hat, wären hier auf dem claſſiſchen Boden St. Simon's, Lammenais' und Verlaine's vereint ... Von der Aufführung der Schumann'ſchen „Manfred"-Muſik ſpreche ich ungern. Mit ihr iſt ein früher ſo theures Werk in den Abgrund des Vergeſſens gefallen. Kein Ton wollte mehr ergreifen, alles klang klein, matt, unbedeutend. Der Elfentanz ſchien wie das ſpärliche Rieſeln eines vernachläſſigten Springbrunnens, das Vorſpiel voller kleiner, bohrender Schmerzen, welche ſich in engem Kreiſe um ſich ſelbſt drehten, der Schluſs bombaſtiſch hohl und alle einſt ſo lieben Schönheiten verklungen, verſtoben. Das machte wohl, weil Mounet-Sully die Byron'ſchen Verſe ſo herrlich ſprach, eine ſo tief ergreifende Muſik aus ſeinem Innern ertönen ließ, ſo mächtige Schreie, Verzweiflungsrufe, ſo furchtbar ſchweigende Pauſen, daſs die Muſik Schumanns, den Nietzſche einſt den Romantiker der ſächſiſchen Schweiz nannte, ohne Leben, ein blaſſer Schatten blieb. **M. G.**

Bücher.

Dr. F. J. Studnicka: „Bis ans Ende der Welt!" Aſtronomiſche Cauſerien. Prag.

Dies der Titel eines 200 Seiten faſſenden Büchleins, welches als ein Verſuch gelten will, nach der Manier Jules Vernes dem Leſer einige Thatſachen und Wahrheiten der aſtronomiſchen Forſchung beizubringen. Freilich romantiſche Abenteuer und Reiſen, wie ſie die Helden Jules Vernes zu beſtehen haben, wird der Leſer vergeblich ſuchen; im Gegentheil, unſere Helden betragen ſich ganz bürgerlich, wir erfahren, was ſie eſſen, trinken, rauchen, und da die Handlung in Böhmen ſpielt, ſo iſt es faſt ſelbſtverſtändlich, daſs die böhmiſche Küche, das Pilſener Bier und der Melniker Wein nicht zu kurz kommen; kurz, das ganze kann ſich auch wirklich zugetragen haben. Eine kleine Geſellſchaft von Curgäſten aller Herren Länder feiert in Karlsbad ihr Abſchiedsfeſt. Der Engländer Carpenter erzählt von einem Traum, in dem er an allen Sternen vorüber bis ans Ende der Welt gekommen iſt. Dies gibt Veranlaſſung, daſs die Geſellſchaft noch einige Tage für Karlsbad zugibt. Am nächſten Abend hält zunächſt der engliſche Aſtronom eine praktiſche Vorleſung über Sternbilder und wir wollen darüber hinweggehn, daſs er ſogar die Poſition von Sternbildern ſeinen Zuhörern erläutert, die um dieſe Zeit gar nicht am Himmel zu ſehen ſind. Der folgende Abend führt infolge eines Prioritätsſtreites die Auflöſung der Geſellſchaft herbei. Ein Theil begibt ſich nach Prag und es wird während der Reiſe dahin jedmögliche Gelegenheit benützt um phyſikaliſche und aſtronomiſche Lehren und Thatſachen zu erläutern. In Prag ſelbſt iſt der Tag der Beſichtigung der aſtronomiſchen Denkwürdigkeiten, Erinnerungen an Tycho de Brahe, Copernicus, Kepler und den Beſuchen von Aſtronomen ausgenommen den Director der kaiſerlichen Sternwarte gewidmet, und es iſt ſelbſtverſtändlich, daſs dabei ſich allerhand Auseinanderſetzungen aſtronomiſchen und aſtronomiſch hiſtoriſchen Inhaltes ergeben. Das vorliegende Büchlein verfolgt einen doppelten Zweck, erſtens will es, wie erwähnt, dem Leſer aſtronomiſche Thatſachen verſtändlich machen, dann aber nebſt der Vorführung der Erinnerungen an die großen Geiſter Tycho, Copernicus und Kepler auch die Leiſtungen der anderen Aſtronomen Böhmens, d. i. böhmiſcher Nationalität, vorführen, beziehungsweiſe deren Andenken auffriſchen. Ob der erſte Zweck erfüllt wird, kann eigentlich nur jener ſo recht beurtheilen, der die vorgetragenen Wahrheiten bisher nicht verſtanden hat und ſie jetzt nach den vorgeführten Erläuterungen begreift. Die zweite Abſicht jedoch, eine Art Bädeker für Prags aſtronomiſche Vergangenheit und Gegenwart zu ſein, erfüllt das Werkchen vollſtändig. **Dr. J. Paliſa.**

Neera: „L'Amuleto". Mailand. L. F. Cogliati. 1897.

Als im vorigen Frühling deſſelben Verf. „Anima sola" erſchien und ihr mit einem Schlage zu europäiſchem Ruf verhalf, da war in einem längeren Artikel der „Zeit" von der jungen Italienerin die Rede. Es hieß, ſie ſelbſt und die von ihr geſchaffene Geſtalt verkörperten den neuen Frauentypus: das Weib, das ſich von der ſeeliſchen und geiſtigen Knechtſchaft befreien, nicht mehr die Hörige des Mannes, ein Geſchöpf aus zweiter Hand ſein wolle, ſondern in endlich erlangter Selbſtherrlichkeit ſein Recht auf freie Entfaltung der eigenen Perſönlichkeit geltend mache. Neera iſt alſo eine Emancipierte, doch von einer Art, die auch die ſtärkſten Gegner der Frauenemancipation verſöhnen muſs. Denn in ihr iſt eine geſteigerte Weiblichkeit, und weit entfernt, größere Freiheiten in den Beziehungen der Geſchlechter davon abzuleiten, iſt es vielmehr eine Vergeiſtigung und Entſinnlichung der Liebe, ein ins Spiritualiſtiſche gerücktes Verhältnis zwiſchen Mann und Weib, das ſie als Evangelium verkünden möchte. Dieſe Stimmung klingt auch aus ihrem jüngſt erſchienenen Roman „L'Amuleto". Es iſt dies keine loſe Folge von Aphorismen und Bekenntniſſen, wie „Anima sola", ſondern eine geſchloſſene Erzählung, aber dennoch ſpricht Neera wieder im eigenen Namen. Auch Miriam iſt eine einſame Seele, die, ſich ſelbſt und ihrem Kreiſe unbekannt, ihr ödes Daſein abſolviert, bis er ihr begegnet, der ſie zum Leben erweckt. Wie die Liebe unmerklich Beſitz von ihr ergreift und ihr erſt zum Bewuſstſein kommt, nachdem der innerlich Begehrende, von ihr Abgewieſene ſich zurückzieht, wie dann die Leidenſchaft gleich einer Krankheit ſie befällt, und ſich nach blutigem Ringen und Siegen zu einer großmüthigen, mütterlichen, unſinnlichen Liebe läutert und verklärt, das wird ungemein ſchlicht und ungeſucht, ohne Sentimentalität oder Declamation erzählt. Aber gerade durch die unpathetiſche Darſtellung wirkt die ſtille Tragik dieſes Frauenerlebniſſes ſo ergreifend und überzeugend; [illegible] Wunde [illegible] anſpruchsloſen Heldin. — Eine verwandte Seele kommt aus dieſem Buche entgegen, ein ariſtokratiſcher Geiſt, der [illegible] Temperament [illegible] und im Zaume hält; aber [illegible] zittern, und mag ihrem empfindlichen [illegible] Gefühl auch [illegible] Bethätigung der Leidenſchaft widerſtreben, man [illegible] doch [illegible] eine tief erotiſche Natur, denn nur eine ſolche konnte das an [illegible], was ſie in dieſen Zeilen niedergelegt. „L'Amuleto" wird bald ein internationales Buch ſein; eine deutſche Ueberſetzung iſt im Werden, während die franzöſiſche ſeit vierzehn Tagen in der „Revue bleue" erſcheint. **M. v. B.**

Iwan Waſow: „Skizzen aus dem bulgariſchen Reſidenzleben." Autoriſierte Ueberſetzung von L. J. Popow. Leipzig. Verlag von Georg Heinrich Meyer 1896.

Die Form der Skizze wird von jenen Künſtlern am beſten ausgenützt, welche entweder einen außerordentlichen Sinn für das Anekdotiſche im Leben haben, das einen ganzen Menſchen, eine ganze Seele, ja eine ganze Welt im Kleinſten: Geſchehnis, Wort, Pointe, Erſcheinung zeigt, wie menſchliches Licht durch eine Linſe im brennenden Fleck concentriert wird, oder welche von der gewöhnlichen Erkenntnis der Dinge abgehend, ſie durch die eigene Art umformen, umdeuten und in der kleinſten Form gleichſam neu und beſſer zu ſchaffen wiſſen; wozu die Wirklichkeit ein Leben braucht, genügt ihnen ein Augenblick, und wozu die unendliche Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden nöthig iſt, genügt ihnen die Seele des Künſtlers. Immer aber iſt der Sinn „intereſſant" a priori im Begriff der Skizze enthalten, ſei es, daſs ſie durch den Stoff (Barocke, Caricatur, ſcurrile oder erhabene Manieriertheit der Gegenſtände oder Worte), ſei es, daſs ſie durch die Pſychologie (und zwar durch eine momentane, raſch wie der Gedanke in die Erſcheinungen blitzende) eben — intereſſieren. Auf dieſe, ſozuſagen brennende Wirkung ſind ſie immer geſtellt, wie ſie momentan gegeben ſind, müſſen ſie momentan, — was ja die Tiefe nicht ausſchließt, — packen. Die Skizze iſt ſicher die ſlockerndſte, grellſte Form, ſei ſie noch ſo ſchlicht oder noch ſo ſchön gebracht. Die vorliegenden Skizzen aber ſind in keinem Sinn intereſſant, ſie ſind nicht künſtleriſch in ihrer Form, aber ſie wären es auch nicht in einer anderen; ſie ſind ihrem Inhalt nach auf dieſe Art, ſie zu bringen, geſtellt, eine andere vertrügen ſie nicht, und ſelbſt dieſe ſchmalſte Form füllen ſie nicht aus. Sie ſind aus einer braven, patriotiſchen, männlichen, meinetwegen modernen, etwas pathetiſchen Geſinnung geſchrieben, aber das iſt noch keine Individualität, ſie ſind wahrſcheinlich in einem guten Bulgariſch verfaſst, wie ſie in ein gutes Deutſch überſetzt ſind, aber das iſt noch kein Stil, und ihre Stoffe, — die einen ſind allgemein ſatiriſch ohne ſpecifiſch bulgariſche Färbung, dann ſind ſie gewiſs nicht echt, die andern ſind zwar echt bulgariſch, und das iſt wieder ſo ſehr mit der innerlich bedeutenderen, ja erhabenen Barbarei der Ruſſen verwandt, daſs dieſe kleinere uns ſchon gar nicht intereſſirt, und Cultur haben ſie doch ſchon gar nicht; alſo wozu ſind ſie eigentlich geſchrieben? In ihren Gegenſtänden belanglos, gar nicht prägnant, weder eigenartig, noch ſonſtwie hervorſtechend, ſind ſie von einer gewöhnlichen Mittelmäßigkeit — und das iſt bei Skizzen gewiſs das allerſchlimmſte, wozu ſind ſie alſo überſetzt? Bloß weil Bulgarien intereſſant iſt! Ja, aber in dieſen Skizzen gar nicht. **O. St.**

Geſchichte der deutſchen Literatur von den älteſten Zeiten bis zur Gegenwart, von Prof. Dr. Friedrich Vogt und Prof. Dr. Max Koch. Leipzig und Wien. Verlag des Bibliographiſchen Inſtitutes. 1897, I.—V. Heft.

Angeregt durch den Erfolg der in gleichem Verlag erſchienenen beſtbekannten engliſchen Literaturgeſchichte von Müller, unternimmt es das Bibliographiſche Inſtitut, einem größeren, gebildeten Publicum eine auf der Höhe der modernen Forſchung ſtehende und allgemein lesbare Geſchichte der deutſchen Literatur in die Hand zu geben. Mit der Abfaſſung ſind die Literaturhiſtoriker Koch und Vogt betraut. Ueber den inneren Werth des Werkes werden wir uns erſt äußern können, wenn es vollendet vorliegt. Was heute ſchon erwähnt werden kann, iſt die gefällige äußere Form der in Lexikon-Format erſcheinenden Hefte und die Reichhaltigkeit der illuſtrativen Beigaben: Farbendrucke, Kupferſtiche, Holzſchnitte und facſimilierte Handſchriften.

Alfred Merbold: „Vox humana". Berlin. Verlag von Karl Duncker. 1897.

Mit dieſem Band Novellen tritt ein neuer Autor vor das Publicum. Viele Eigenſchaften eines wirklichen Künſtlers ſind in ihm vereinigt, aber ſie geben kein klares, widerſpruchsloſes Ganzes. Die kräftige, oft zu energiſche Plaſtik der Schilderung, die feſte Conſequenz der pſychologiſchen Analyſe contraſtiert merkwürdig mit einer nervöſen Weichheit und Nonchalance, die nur aus einer von Stimmungen abhängigen, für das Leben zu weichen, widerſtandsloſen Natur zu dringen ſcheint. Man wird manchmal an Gabriele Reuter erinnert, aber das Senſitive, der Blick für das Kleine, Stille, Verſchwindende führt wieder von dieſem Vergleiche ab. Das Buch kann von einem mädchenhaften Manne geſchrieben ſein oder von einer Frau, die durch ihre Erlebniſſe [illegible] wurde. Aber jedenfalls iſt es ein Künſtler, der dieſe einzudringende und feine Schilfgeſchichte des Bandes: „Das Entſagen" geſchrieben hat. Sie ſchildert die Freundſchaft zweier ungleicher Naturen und wie dieſe Freundſchaft iſt, [illegible] zerſtört werden mußte, als ſich ein Theil der Grundlage bewuſst wurde. [illegible] die Pſychologie des [illegible] Weſen. Dieſer junge Mann gehört zu den Menſchen der kurzen Freuden und der langen, [illegible] Leiden, zu jenen Schwachen, die [illegible], die nur in der [illegible] ihre Schwächen überwinden und zu Giganten anwachſen. Sonſt bleiben ſie ſchwankend, allen Eindrücken zugänglich, immer in Stimmungen gehüllt, und ihre [illegible] ihrer Phantaſie [illegible] Sonnen [illegible], in [illegible] nach dieſem, das Leben und die Menſchen, weil ſie in das [illegible] hineinlegen, was nur in ihnen iſt. Nun wird der zarte, ſchwärmeriſche [illegible] des Freundes eines [illegible] und [illegible] Leben [illegible] und in ſeinem [illegible] und rückſichtsloſen Menſchen, der [illegible] um [illegible] Kraft, ein [illegible] Selbſtvertheilung zu [illegible]. [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Carl Hauptmann: „Sonnenwanderer“. Berlin. S. Fiſcher, Verlag 1897.

Wie von einem Jüngling ſind dieſe Novellen geſchrieben. Die von den Erlebniſſen durchſtürmte Seele ſucht ſich in Worten und Bildern zu beruhigen. Mit lyriſcher Leidenſchaft und verliebter Inbrunſt ſchildert Carl Hauptmann das, was ihm das Leben zugebracht hat. Wie merkwürdig! Der Dichter Gerhart, der bis in die letzte Zeit ſein Erlebtes mit grandioſer Objectivität feſthält, ohne Pathos, ohne Sentimentalität. Sein Bruder, der wiſſenſchaftliche Menſch, immer in dionyſiſcher Verzückung, ganz in lyriſche Wolken gehüllt! — — Das intereſſanteſte Stück dieſes Buches iſt die Skizze: Träume. Sie behandelt in kurzen Abſchnitten, Gedichten in Proſa, ein ähnliches Problem, wie die „Einſamen Menſchen“: den Mann, der von zwei Frauen geliebt wird. Doctor Kielhorſt ſiecht langſam hin. Bei ſeinem Sterben umgeben ihn zwei Frauen: ſeine Gattin, eine kräftige Blondine, und eine Verwandte, die in ſeinem Hauſe lebt, die junge, ſchlanke, zarte Ray, die kaum Körper mehr iſt, nur Seele und Empfinden. „Wie ein Lichtgeiſt ſah ſie aus — aus weltfernen Zonen in den einfachen, kühlen, irdiſchen Frühling verflogen. Wunderbare, große, blaue Augen hatte ſie — die aus einem jungen, ſchmalen Geſicht mit ſanft gebogener Naſe ahnungsweit — und doch faſt ſcheu herausſtrahlten.“ Ray und der Doctor lieben ſich. Die Gattin weiß es vielleicht, aber ihre Treue, Feſtigkeit und Liebe iſt unerſchütterlich. Sie ſteht über der Leidenſchaft und über der Eiferſucht. Der Doctor ſtirbt. Ray ſtirbt im Wahnſinn. Frau Kielhorſt bricht unter dem doppelten Schmerze nieder. . . . **M. M.**

Ludwig Anzengruber: Geſammelte Werke. Stuttgart Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung, Nachfolger.

In ſehr gefälliger Ausſtattung präſentiert ſich dieſes verdienſtvolle Lieferungswerk. Die bisher erſchienenen Hefte, zehn an der Zahl, enthalten eine gute Einleitung von Anton Bettelheim, Beiträge zur Selbſtbiographie des Dichters und die Erzählungen: „Der Sternſteinhof“ und „Der Schandfleck“.

Ant. Sova: „Vyboukené smutky“. Moderní Revue. Prag.

Eine in jeder Hinſicht intereſſante literariſche Erſcheinung: Sova, der Realiſt der modernen czechiſchen Poeſie κατ' ἐξοχήν, iſt unter die Symboliſten gegangen. Nach den „Realiſtiſchen Strophen“ (1890), „Blüten intimer Laune“ (1891), „Aus meiner Gegend“ (1892), „Mitleid und Trotz“ (1894) und letzthin „Gebrochene Seele“ (1896), kommt jetzt eine Sammlung ſymboliſtiſcher Gedichte, „Vyboukené smutky“ („Ausgetobte Traurigkeit“), und im Verlage der „Moderní Revue“, als 14. Band der Bibliothek der Zeitſchrift. Auch in dieſer Sammlung offenbart ſich Sovas ſtarkes Talent, aber es gelangt nicht zur vollen Entfaltung. Sova fühlt ſich in ſeiner neuen Rolle als Symboliſt nicht recht wohl und frei; es ſind ihm die leichteren ſymboliſtiſchen Gedichte doch lieber, man kann dies an ihrer Diction und Form erkennen. Ich erwähne als Beiſpiele dafür die Gedichte: „Řeka“ („Der Fluſs“) — wohl eine der beſten Nummern des Buches — „Kondor“ und „Umění severu“ („Die Kunſt des Nordens“). Beim Leſen der anderen, der tieferen, ſchwereren Gedichte fühlt man ſich mit Sovas Poeſie in ungewöhnlich enge Grenzen eingezwängt. Iſt dieſe Sammlung der erſte Schritt auf neuen Wegen? Iſt's ein Verſuch? Als ſolcher gelungen zu nennen, iſt ſie als erſteres eher zu bedauern. **V. St.**

Revue der Revuen.

„Die Nation“ veröffentlicht in ihrer erſten Märznummer einen lehrreichen Aufſatz über die „ſocialiſtiſche Bewegung in Frankreich“ von Ludwig Bamberger. Derſelbe knüpft an den Londoner Socialiſten-Congreſs von 1896 an. Die Parteiungen, welche im Verlaufe der Verhandlungen dieſes Congreſſes, beſonders innerhalb der franzöſiſchen Gruppe, zutage getreten ſind, drehen ſich hauptſächlich um die Frage, ob der ſocialiſtiſche Feldzug weſentlich auf dem politiſchen Gebiete oder nur auf dem Felde der gewerblichen Bewegung zu führen ſei. In der Beantwortung dieſer Frage ſcheiden ſich die, auf politiſcher Seite ſtehenden, Guesdiſten, auch parti ouvrier genannt, von den revolutionären Socialiſten, die wiederum in die Libertaires, die Blanquiſten und die Allemaniſten zerfallen. Das Programm der Letztgenannten iſt Selbſthilfe durch nichtpolitiſche Coalition, durch die grève générale. Die Kampfmittel, welche dieſem Programme zur Verfügung ſtehen, ſind die profeſſionellen Syndicate — ungefähr nach dem Muſter der engliſchen Trade Unions — und die Bourses du travail, deren Frankreich zur Zeit 44 (mit 80000 Mitgliedern) zählt. Zum Schluſſe charakteriſiert der Verfaſſer den franzöſiſchen Socialismus durch einen intereſſanten Vergleich mit dem deutſchen. In Deutſchland habe die ſocialiſtiſche Bewegung ihr Schwergewicht im Parlamente, bei den Franzoſen aber in den Gemeindevertretungen. Der Pariſer Gemeinderath und außerdem eine beträchtliche Menge von Fabrikſtädten, darunter Narbonne, Marſeille, Toulon, Calais, Dijon u. a. m., ſeien in den Händen der Socialiſten. Im allgemeinen trete alſo ebenſo wie in Deutſchland auch in Frankreich der autoritäre Socialismus immer mehr und mehr an die Stelle des revolutionären, anarchiſtiſchen.

„Akademie“ iſt eine aus deutſchen und böhmiſchen Beiträgen beſtehende Monatſchrift betitelt, welche ſeit Beginn dieſes Jahres in Prag erſcheint. Ihre Tendenz iſt, ein Organ der ſocialiſtiſchen Jugend des deutſchen und czechiſchen Oeſterreich zu bilden. Im Märzhefte iſt ein Aufſatz „Die freie Univerſität“ bemerkenswert. Der Verfaſſer geht darin auf die hiſtoriſchen Anfänge der Univerſitäten zurück, um zu beweiſen, daſs dieſe Gründungen und erſten Lebensalter [illegible] vollſtändig privaten Charakter hatten. Die Univerſitäten waren im Mittelalter ſelbſtändig und von der Behörde unabhängig, [illegible] Staaten im Staat. Damals [illegible] es eine wirklich „freie Lehre“ geben. Aber „das im [illegible] befindliche Aufſichtsrecht des Staates und ſeine [illegible] brachten es dahin, daſs [illegible] wahrlich der Staatszweck war.“ Die [illegible] hörten auf, die Profeſſoren wurden Staatsbeamte. Der Verfaſſer bemüht ſich nun, durch theoretiſche Beweiſe und durch Beiſpiele klar zu machen, welch ſchädigenden Einfluſs dieſe Aenderung auf die Freiheit der Wiſſenſchaft in einigen Ländern hatte. Als indirecten Beweis führt er zum Schluſſe Beiſpiele Belgiens an. In Belgien darf nämlich auch heute noch jede einzelne Privatperſon, ſowie jeder Verein eine höhere Lehranſtalt gründen, welche, wenn ſie alle vier Facultäten aufweiſt, als Univerſität gilt. Es gibt in Löwen eine katholiſche, in Brüſſel eine liberale Univerſität und ſeit kurzem auch die „Nouvelle Université“, eine Schöpfung der ſocialiſtiſchen Partei. Trotzdem — ſo ſchließt der Verfaſſer — iſt die freie Univerſität ihrem Weſen nach durchaus keine Parteiuniverſität, ſie legt vielmehr das Hauptgewicht auf freie Lehre durch freie Lehrer.

Angeregt durch die drohende Peſtgefahr, vereint die **„Revue des Revues“** in ihrem vorletzten Heft das Weſentliche, was von wiſſenſchaftlichen Autoritäten in letzter Zeit an der Pariſer Académie de Médecine über den Gegenſtand geäußert wurde. Es geht daraus hervor, daſs auch die Peſt auf Bacillen zurückzuführen ſei, und auch ihrer hofft man demgemäß durch Impfung Herr zu werden. Das beſte Serum wird mit Hilfe der Peſt-Mikroben vom Pferde gewonnen. Dr. Yerſin, der ſich ſpeciell mit der Behandlung der Peſt beſchäftigt und im vergangenen Jahr in Amoy (China) an Peſtkranken praktiſche, von glänzenden Erfolgen begleitete Verſuche angeſtellt hat, berichtet über einzelne Fälle mit allen Details. Danach genügten drei Injectionen zu 10 Cubikcentimeter Serum, um ſchwer Erkrankte wiederherzuſtellen, während in vielen anderen Fällen die Anſteckung durch Schutzimpfung verhütet wurde. Ausführliches über den Krankheitserreger berichtet der Bakteriologe Roux. Es iſt ein kurzer Bacillus mit abgeſtumpftem Ende, von dem ſich in Gelatine oder Bouillon Culturen herſtellen laſſen. Sie finden ſich am Cadaver in den Lymphen, der Leber und dem Blute, manchmal, bei ſchweren Fällen, auch ſchon im Blute des lebenden Peſtkranken und in der Abſonderung der Peſtbeulen. Im Falle der Epidemie zeigt ſich in der Erde eine, dem Peſt-Bacillus ſehr ähnliche, nur minder giftige Mikrobe. Nach Paſteurs Anſicht iſt es denn auch der Peſt-Bacillus, der in den von dieſer Seuche heimgeſuchten Ländern dauernd zu finden iſt, aber zeitweilig ſeinen giftigen, anſteckenden Charakter verliert und ihn nur unter gewiſſen Einflüſſen wieder annimmt. Als vorwiegende Krankheitsträger werden die Ratten angeſehen, die für dieſe Krankheit beſonders empfänglich ſind, und deshalb zu den Experimenten mit Vorliebe benützt werden. Herr Roux erzählt, daſs der Maſſentod dieſer Thiere im Orient direct als ein Vorläufer der Peſt anzuſehen ſei, und meint, daſs durch ihre Ausrottung einer Verſchleppung dieſer furchtbaren Seuche weſentlich vorgebeugt werden könnte. Jedenfalls liegt eine große Beruhigung in der Thatſache, daſs auch „dem ſchwarzen Tod“ durch Schutzimpfung beizukommen iſt, nur meint Dr. Neuville, der Verfaſſer des Artikels, es wäre klug, ſich im vorhinein mit großen Quantitäten des nöthigen Serums zu verſorgen, um einer Invaſion der Seuche gewappnet gegenüberzuſtehen.

Im zweiten Februar- und erſten Märzhefte der **„Revue blanche“** ſetzt Antonin Prouſt die intereſſante Erzählung der Erinnerungen aus dem Leben Manets fort. In der Februarnummer iſt fernerhin eine Sammlung von Antworten bekannter Männer bemerkenswert, welche auf die Rundfragen der Redaction: Ob und inwieferne die gegenwärtige franzöſiſche Literatur ausländiſchen und ſpeciell ſkandinaviſchen Einflüſſen unterliegt? Ob dieſe Einfluſsnahme zu fördern oder zu bekämpfen iſt? eingelaufen ſind. Brandes ſucht die Thatſache dieſes Einfluſſes ausländiſcher Literaturen auf Frankreich im einzelnen nachzuweiſen: Von Poe zeigen ſich Nachwirkungen in Baudelaire, von Shelley in Verlaine, von Heine in Gautier und Richepin u. ſ. w. Guſtave Kahn findet einen wohlthätigen Einfluſs des Auslandes darin, daſs die franzöſiſche Literatur dadurch zum Theile geheilt wird von ihrer angeborenen Neigung zur Declamation, zum rhetoriſchen Lyrismus, zur farbenprunkenden Romantik. Vanderém erkennt einen großen Einfluſs Skandinaviens in kritiſchen, aber in künſtleriſchen Werken nur einen ſehr geringen an. Ohnet findet, daſs dieſer Einfluſs, wenn er vorhanden iſt, durch den franzöſiſchen — lateiniſchen — Geiſt vollſtändig umgewandelt wird, ſo daſs man vielmehr von einer Amalgamierung als einer Einwirkung reden kann. Zola beantwortet die vorliegende Frage nicht nur verneinend, ſondern er ſtellt ſogar die entgegengeſetzte Behauptung auf, daſs die ſkandinaviſchen Werke der Gegenwart nämlich unter dem Einfluſſe franzöſiſcher Ideen, der Romantik und des Naturalismus entſtanden ſind.

In der **„National Review“** ſchreibt Mr. John Foreman, ein Bewohner von Manila, höchſt intereſſant über den Aufſtand auf den Philippinen. Er führt ihn auf die Abneigung der Bevölkerung gegen das Pfaffenregiment zurück, das auf den Inſeln alleinherrſchend ſei, und ſchon im Jahre 1872 den Aufſtand herbeigeführt habe. Die Pfaffen ſeien die eigentlichen Regenten: kein wichtiger Schritt werde ohne ihre Einwilligung unternommen, kein Poſten anders als mit ihren Günſtlingen beſetzt. Es ſei nur begreiflich, daſs die Eingeborenen ſich von dieſem Regiment befreien wollten, aber dennoch müſsten die Europäer und namentlich England, deſſen wirtſchaftliche Intereſſen auf den Inſeln ſich auf Millionen belaufen, wünſchen, die europäiſche Herrſchaft erhalten zu ſehen; denn von einer freien Selbſtregierung des aſiatiſchen Archipels könne keine Rede ſein, und bei der heutigen Culturſtufe der Einwohner könnte nur wilde Anarchie das Ergebnis der Befreiung von der ſpaniſchen Oberhoheit ſein.

Die **„Edingburgh Review“** behandelt die Politik Frankreichs in Algerien und kommt zu dem Ergebnis, daſs die Franzoſen [illegible] zum Coloniſieren haben. Algier ſei ein beſtändiges Experiment [illegible] Frankreich jährlich etwa drei Millionen koſte. Obwohl reich an [illegible] Hilfsquellen, befindet ſich die Colonie nach [illegible] Jahren der [illegible] in einem kläglichen Zuſtand und iſt fern davon, ſich zu entwickeln oder ſelbſt zu erhalten.

Im **„Gull Messenger“** iſt eine intereſſante Beſchreibung religiöſer Aufführungen in [illegible], die an die Oberammergauer Paſſionsſpiele erinnern. Die Aufführungen finden während der Weihnachtszeit an der [illegible] ſtatt. Der Text wurde nie gedruckt, ſondern wird mündlich von einer Generation der anderen überliefert. [illegible]

ſind, außer Joſef und Maria, die Erzengel Gabriel und Michael, ſowie Lucifer. Das Stück behandelt die Geburt Chriſti, die Anbetung der Hirten, die Anſchläge und die Beſiegung des Lucifer. Eine Hauptfigur iſt auch ein alter Eremit, der die Hirten geleitet. Er iſt der Clown der Truppe, unterhandelt mit den Teufeln und ſpielt ihnen alle möglichen Streiche.

Tale Thott.

Von Selma Lagerlöf.

(Nach einer Volksweiſe.)

(Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Schwediſchen von Francis Maro.)

(Schluſs.)

Die Jungfrau lächelte und drückte Frau Kirſtinens Hand. Es war ein großer Freundſchaftsbeweis von Frau Kirſtine, daſs ſie zur Hochzeit gekommen war, obgleich Tale Thott Herrn Arild ſo ſchwer verunglimpft. Darum ſollte ſie auch gar nichts Böſes von ihm ſagen. Sie verſpürte auch nicht die mindeſte Luſt, von ihm zu ſprechen. Ihn vergeſſen, das wollte ſie. Und was war es doch, von dem ſie eben geredet? Sie wollte Frau Kirſtine um Rath fragen, von wegen Anders Banner. Die Leute hatten ja von Anfang an geſagt, daſs er nichts nach ihr fragte.

Ja, das hatte Frau Kirſtine gehört.

So war es auch geweſen, bekräftigte Jungfrau Tale. Das ſchwerſte Leid, das ſie in dieſem Jahre getragen, war doch, daſs ſie nicht wuſste, ob Anders Banner ſie anders begehrte, als aus Haſs gegen Arild Urup. Sie waren Feinde geworden nach einem Ochſenhandel auf Skurups Markt. Dieſe Ochſen — ſie wuſste nicht, ob ſie ſie haſste oder liebte. Sie waren der Urſprung ihres Glückes, dennoch hatte ſie ſich ihrethalben oft in den Schlaf geweint.

Frau Kirſtine hatte wohl von ihr, Tale Thott, gehört, daſs ſie ſtolz und hoffärtig ſei, aber das war nicht wahr, niemand trug ein demüthigeres Magdherz in der Bruſt. Niemand hatte ſich ſo im Staube winden müſſen, wie ſie. Und um der Liebe willen muſste ſie ſich alſo demüthigen.

Es war kurze Zeit nach ihrem Verlöbnis mit Arild Urup, da waren ſie und er bei einem Hochzeitsſchmaus auf Skabersjö geweſen. Und da war auch Anders Banner.

Ach, ach! Sie legte beide Hände auf den Mund, küſste die Finger und ſtreckte die Arme aus, um die Erinnerung, die Nacht, den Mondſchein zu umfangen. „So trieb ich es früher, als ich hier ſeufzend und hoffnungslos gieng“, ſagte ſie. „Aber denkt, Frau Kirſtine, heute Nacht, Morgen! Da trinken wir auf Eriksholm den Hochzeitstrank!“

Wieder durchfuhr ſie ein Schluchzen, wieder begann ſie zu ſprechen. Arild Urup hatte Anders Banner mit einem paar Ochſen betrogen, und Anders Banner hatte geſchworen, Arild Urup etwas zu nehmen, das mehr wert war, als viele Ochſen. Darum hatte er ſich um ſie bemüht, als ſie ſich auf Skabersjö trafen. Das war wohl kein Grund zu großer Freude, oder wie dünkte es Frau Kirſtine?

Nein, das war Frau Kirſtines aufrichtige Meinung.

Aber dies war dennoch der Anlaſs geweſen, daſs er ſie bemerkt und mit ihr Zwieſprache gepflogen hatte. Sonſt hätte des Königs Lehnsherr wohl nicht einen Deut nach ſolch einem Jüngferchen, wie ſie, gefragt. Und nach dieſer Begegnung hatte ſie doch den Muth gefaſst, zu hoffen, Herrn Arild zu entgehen, nach dieſem hatte ſie begonnen, ihre Mutter ſo recht herzinniglich zu bitten, ihm den Abſchied zu geben.

Frau Kirſtine meinte wohl, ſie hätte wie eine Thörin gehandelt. Man ſagte ja, ſie trotzte Gott um Anders Banners willen, aber ſie glaubte nicht, daſs ſie das that. Doch ihrem ganzen Stamme hatte ſie getrotzt. Und ſie ſelbſt war es, die, als Herr Arild in den Krieg gezogen war, dem Ritter geſchrieben hatte, er möge kommen und um ſie freien. Denkt, ſie hatte zuerſt geſchrieben. Glaubte Frau Kirſtine, daſs ſolches zu gutem Ende führen konnte?

Rund um ſie hatte man immer wieder geſagt, daſs Anders Banner ihr nicht in Minne zugethan war, daſs er bloß Arild Urup das rauben wollte, das mehr galt als zwei Ochſen. Das ſagten ſie noch heute. Frau Kirſtine glaubte es wohl noch in dieſem Augenblicke.

Und ſie ſchmiegte ihr ſchelmiſches Antlitz an Frau Kirſtines Wange, einen Kummer zeigend, den ſie nicht fühlte, eine Unruhe, die keinen Raum in ihr fand. Dann lachte ſie ihr gerade in die Augen und ſchwenkte ſie herum, ſo daſs ſie gegen den Tanzplan kam. „Seht, ſeht, Frau Kirſtine, nun feiern wir Hochzeit auf Eriksholm.“

Dann fieng ſie wieder an. Sie ſtolz! Ach, Frau Kirſtine, ſie ſtolz! Denkt, daſs ſie ſelbſt, das junge Jungfräulein, zu Hofe hatte ziehen müſſen. Denkt, alle die Kniefälle, alle Bitten! Und all' dies um einen Mann, der vielleicht gar nicht nach ihr fragte. Es oblag ihr es ja, für jegliches zu ſorgen. Konnte es ſein, daſs er Arild Urup bloß den Ochſenhandel heimzahlen wollte?

Aber das Aergſte, das Schwerſte, das ſie hatte thun müſſen, war das Warten geweſen. Denkt, als der König befohlen hatte, ſie dürfe nicht früher mit Anders Banner Hochzeit machen, bis ſie ein Jahr noch auf Arild Urup gewartet.

Dies Jahr hatte ihre Jugend von ihr genommen. Dies Jahr war wie hundert geweſen.

Wenn Arild Urup es ſchwer gehabt hatte, dort, wo er gefangen lag, ihr war es nicht beſſer geworden. Sie hatte nicht gewagt, zu tanzen, nicht, ſich zu freuen. Sie hatte es nicht vermocht, ſtille zu ſitzen bei Webſtuhl oder Spinnrad.

Wenn Anders Banner nach Eriksholm gekommen war, hatte ſie ſich nicht gezeigt. Sie hatte es nicht gewagt. Ihre Mutter durfte nicht an ihrem Brautſchatz nähen. Sie hatte es nicht gewagt. Sie wagte es nicht, einen ſolchen Gedanken zu haben. Sie wagte nicht die Tage zu zählen, die von dem Wartejahr verronnen waren.

Sie legte ihren Arm über den Frau Kirſtines. „Kommt“, ſagte ſie, und wollte Frau Kirſtine von dem hellen Tanzplan in des Parkes tieferes Dunkel mit ſich ziehen.

„Nein“, ſagte Frau Kirſtine, und es erſchauerte gleichſam in ihr.

„Nur dorthin zum Hügel, wo man über die Heerſtraße ſieht. Dort lebte ich, Frau Kirſtine, Tag um Tag. Dort ſaß ich, dort gieng ich, dort ſtand ich. Dort ſtand ich und lauſchte dem Hufſchlag weit, weit weg. Und jeder Huf, der gegen einen Stein klang, brachte mir Kunde, daſs Arild Urup frei war aus ſeinem Kerker, und jeder Federbuſch, der über die Landſtraße wehte, jede ſchimmernde Lanzenſpitze. Das Schrecklichſte war, ihn wiederzuerkennen, in jedem Reiter, groß oder klein, jung oder alt, der in den Burghof ritt. Ach, mich dünkt, ich achtete ſelbſt auf die Pferdeknechte, ich dachte zuweilen, er könnte als Weib verkleidet erſcheinen. Kommt, Frau Kirſtine, noch einmal will ich hingehen!“

Doch Frau Kirſtine wollte es nicht. Es wäre ſo tief im Parke, ſagte ſie. Aber Tale Thott bat Frau Kirſtine ſo recht herzinniglich, ſie dorthin zu begleiten. Sie wollte zu dem Hügel, heute Abend, da das Glück ſo gar zu groß und hoch war, daſs ſie ſich die Bitterkeit der vergangenen Zeiten ins Gedächtnis rufen muſste, um nicht davon erſtickt zu werden, um nicht vor Freude den Verſtand zu verlieren.

Da gab Frau Kirſtine nach und gieng mit ihr. Es iſt Gottes Wille, ſagte ſie zu ſich ſelbſt.

Und Frau Kirſtine, von ſchweren Pflichten zerriſſen, dachte in verworrenen Gedanken, daſs Gott nicht mit ſich ſcherzen läſst und darüber wacht, daſs Schwüre und Eide nicht gebrochen werden. Aber dennoch fiel es ihr gar ſchwer, mit Jungfrau Tale fort von Licht und Tanz zu gehen.

Sie kamen bald an des Parkes Grenzen. Er glich dort mehr einem gewöhnlichen Wald und war reich an dichtem Geſtrüpp. Dort lag ein Hügel mit weichem, grasbewachſenem Abhang und einer Buche auf der Spitze. Frau Kirſtine horchte geſpannt und zuckte beim leiſeſten Raſcheln zuſammen. Mehr als einmal lachte Jungfrau Tale darob.

Sie kamen auf den Hügel und ſtanden dort im Mondſchein, weit im Umkreiſe ſichtbar. „Dort geht die Landſtraße“, ſagte Tale Thott. Und ſie verſchlang die Hände und athmete ſchwer. Hier einen Augenblick kam die alte Angſt über ſie. Dann ſchloſs ſie die Augen und machte ſich klar, daſs ſie hier ſtand und glücklich war, hier an dieſem Orte des Entſetzens. „Denkt, daſs ich all' dies um einen Mann litt, auf deſſen Sinn ich nicht bauen konnte“, ſagte ſie.

„Laſſ' uns gehen“, bat Frau Kirſtine ganz ſachte.

Nein, ſie wollte nicht. Juſt hier wollte ſie Frau Kirſtine das Allerwichtigſte ſagen.

Wuſste ſie, wie es ihr ergangen war, als ſie das erreicht hatte, was ſie aus tiefſter Seele gewünſcht, als das Wartejahr verſtrichen war, ohne daſs Herr Arild wiedergekommen? Eine Weile war ſie deſſen überdrüſſig geworden. Sie hatte gegrübelt und gezweifelt, während man zur Hochzeit rüſtete. Was für eine Freude war es doch, Anders Banners Gemahl zu werden; wenn er ſie nun nicht liebte! Denkt, ſie hätte mit ihm brechen können, wie mit Herrn Arild, wenn es nicht der Schande wegen geweſen wäre. Sie hätte gewünſcht, daſs es noch Klöſter im Lande gäbe. Aber heute, ja, Frau Kirſtine wuſste ja, daſs Anders Banner ringsum im Lande ritt, um zum Hochzeitsfeſte zu laden, ſo war ja der Brauch. Und man hatte ihn ja nicht vor Mitternacht daheim erwarten können. Aber er war daheim geweſen, denkt, er war daheim geweſen!

Was konnte das bedeuten, Frau Kirſtine? Er hatte ſich gleich ſam hereingeſchlichen in der Dämmerung und hatte ihr ſagen laſſen, daſs er ſie ſehen wollte. Und ſie war zu ihm in den Luſtgarten gekommen.

„Tale Thott“, ſagte Frau Kirſtine, „ſo iſt dir nun auch dies zu theil geworden, daſs er dich liebt. Laſſ' uns nun gehen! Warum ſitzeſt du hier? Laſſ' uns gehen!“

Denn trotz alledem, was Frau Kirſtine von Gottes Walten wuſste und vom Untergang der Uebermüthigen und der Erniedrigung der Wortbrüchigen, dünkte ihr dies doch ein zu großes Glück, um verſchmerzt zu werden. Und ſie bat einmal ums andere: „Laſs uns gehen.“

Nun, Jungfrau Tale war glücklich an dieſem letzten Tag, wo ſie frei und frank von ihrem Glücke reden konnte.

Als Frau Kirſtine glaubte, daſs, wenn Anders Banner ſich nach Hauſe [illegible], um ſie zu [illegible],

Digitized by Google

ihr gut war. Er hatte nicht einen ganzen Tag von ihr ferne ſein können, ohne ſie zu ſehen. Schon daran konnte Frau Kirſtine erkennen, daſs er ihr ſo wohl gewogen. Und wenn ſie nun erſt ſeine Worte gehört hätte!

Sie hatte ihn gefragt, ob er ſeine Fahrt ſchon beendet! Ach nein, aber er hatte nach Erikſsholm umkehren müſſen, um ſie zu ſehen — zu ſehen, daſs ſie keinerlei Gefahr lief. Und darnach fragte er ſo viel? Ob er darnach fragte, ob er darnach fragte!

Er hatte ihre Hand genommen und ſie ſo gedrückt, als wollte er ſie zerpreſſen. Warum war ſie ſo ſtolz gegen ihn? Warum trug ſie allen Kummer einſam? Hatte ſie keine Liebe für ihn, da ſie ihn nichts von der Bürde tragen laſſen wollte? Sie ſollte nicht glauben, daſs er ſich ſo beiſeite ſchieben laſſen würde, wenn ſie die Seine geworden war. Was wollte ſie von ihm, wenn ſie ihm nicht gut war? Nahm ſie ihn nur, um Arild Urup zu entfliehen?

Und ſie hatten einige Augenblicke mit einander ſprechen können. Sie hatte ihm geſagt, wie lange ſie ihn im Herzen getragen. Und ihn gefragt, ob er um der Ochſen willen um ſie gefreit. Nein, darauf wollte er gar nicht antworten. Er war böſe geworden, ſo böſe.

Seht, darum erſtickte das Glück ſie beinahe. Sie wuſste nicht, ob ſie ſtand oder gieng. Sie konnte nicht unter den anderen ſein. Denn kein Glück war, wie das ihre, kein Glück.

„Laſs uns doch zu ihnen gehen!“ bat Frau Kirſtine.

Frau Kirſtine hatte von Kaiſern und Päpſten gehört, die ihre Feinde zum Gaſtmahl geladen und ſie an der Tafel mitten unter Freundſchaftsworten und Fröhlichkeit vergiftet hatten. Frau Kirſtine wollte es bedünken, als wüſste ſie nun, wie es war, als Wirt an ſolch einem Tiſch zu ſitzen.

Jungfrau Tale bat ſie, ſie möge ſtille bleiben. Ob ſie wohl wuſste, wie köſtlich es für ſie war, hier weilen zu dürfen, weit weg von Lärm und Luſtigkeit, und daran zu denken, daſs ſie ihm theuer war.

Frau Kirſtine ſank in den Raſen hinab, ihre Beine zitterten unter ihr, ſo daſs ſie kaum ſtehen konnte. Gottes Hand! Dies war wohl Gottes Hand!

„Wenn Anders Banner heute Nacht hier vorbeigeritten kommt,“ ſagte Jungfrau Tale, dann glaubt er wohl, daſs wir Fluſsnixen ſind, die ihn locken wollen.“ Und ſie erklärte Frau Kirſtine, daſs ſie hier verbleiben wollte, bis er geritten kam.

„Wüſstet Ihr bloß, wie wenig wir noch miteinander geſprochen, und wie viel wir uns zu fragen und zu ſagen haben. Er ſoll mir erzählen, wie mein Glück werden wird, Frau Kirſtine, wie wir leben und hauſen wollen. Ich weiß nicht viel mehr von ihm, als wenn er ein Bergkönig wäre, der mich hinein in den Berg führte.“

Frau Kirſtine ſprach nicht mehr, die Stimme würde ihr verſagt haben. Sie ſaßen im Graſe unter der Buche und warteten, indes der Nebel ſich über die feuchte Erde den Hügel hinabringelte und ſie mit treugläubigen Augen ſahen, wie unter dünnen, durchſichtigen Schleiern die Fluſsnixen ſich im Tanze wiegten.

* * *

Unterdeſſen ſtand Arild Urup unten am Fuße des Hügels im Dickicht verborgen. Er ſelbſt ſtand da, groß und gelaſſen, frei von Ketten und Banden, ſeinen Hund Kark neben ſich.

Er hatte zwei Freunde gehabt, Otto Brake und Mauritz Podebusk, die es bewirkten, daſs er losgelaſſen wurde. Dann hatte er einen Ritt durch Schweden gemacht und war drei Tage vor der Hochzeit in Ugerup gelandet. Er hatte Frau Kirſtine Kaas überredet, am Abend vor der Hochzeit die Braut weit weg in den Luſtgarten zu locken. Andere Vorbereitungen hatte er nicht getroffen.

Aber bevor er nach Erikſsholm ritt, löste er Kark, ſeinen guten Hund, von der Kette, an der er nun zehn Jahre gebunden geſtanden hatte. Er langte zeitlich abends an und ſchlich im Luſtgarten umher.

Solch' eine ſtille Nacht! All' ſein Zorn konnte nicht dagegen ſtandhalten. Es war, wie wenn der Orkan der Windſtille begegnet und all' ſeine Kraft in ihrem Frieden ergießt.

Er gieng und horchte auf den Tanz und den Jubel dorten im Schloſshof. Das lockte ihn. Er hätte lieber dort oben zwiſchen den Fackeln ſtehen und aus vollem Halſe eine [illegible] ſingen mögen, anſtatt hier im Parkesdunkel umherzuſchleichen. Er ſah Weinfäſſer ins Schloſs tragen, und aus der Garküche kamen lange Züge von Knappen, die Gerichte trugen. In ſeinen Plänen trat ein Umſchwung ein. Der Hunger des Gefangenen nach allem Leckeren und Schönen kam über ihn. Ein Einfaltspinſel war er, wenn er hier draußen umherwanderte. Lieber hineingehen, Frieden mit Jungfrau Tale und Frau Elſa ſchließen und mit beim Schmauſe ſein. Mädchen gab es wohl mehr, doch ſolch ein Feſt kam nicht ſo leicht wieder.

Da kam es ihm in den Sinn, daſs er verlacht werden würde. Nun, darum ſcherte er ſich den Kukuk, er, Arild Urup. Er wuſste, was ihm am beſten taugte.

Da kam die Jungfrau und Frau Kirſtine durch den Luſtgarten gegangen und ſie ſtreiften beinahe an jener Ecke vorbei, wo er ſtand und grübelte. Er wurde ſtutzig. Wie Frau Kirſtine ſagt er, daſs dies Gottes Hand war.

Er hörte Tale Thotts Worte. Er war jetzt ſo freundlich geſtimmt, daſs er gerührt wurde von ihrem Glück. Sie konnte es ja mit Freuden behalten. Ihm machte es ja nur Mühe und Plage, ſie zu zwingen. Er war doch nicht mit knapper Noth dem Gefängnis entronnen, um ſich alſogleich in eine neue Gefahr zu ſtürzen, die ihm Leib und Leben koſten konnte.

Er lauſchte mehr dem Lärm des Tanzplatzes, als den Worten der Jungfrau. Das war ein Lachen, das ſich hören ließ. Ja, gewiſs waren wandernde Gaukler da. Und Maskierte und Bläſer und Kraftmenſchen muſsten auch dabei ſein. Dort wollte er hin. Hier im Walde war es nicht beſſer, als in König Eriks Gefängnis.

Er wollte ſich nicht rühren, ſolange die Jungfrau noch auf dem Hügel ſaß. Er wollte nicht von ihr geſehen werden, wie er ſich, gleich einem Wilddieb, aus dem Dickicht hervorſchlich. Aber wie ſie gegangen war, würde er ſein Pferd beſteigen, auf den Weg hinausreiten und in ſo geſchwindem Lauf nach Erikſsholm traben, daſs die Zugbrücke donnern und ſchwanken ſollte. Und Frau Elſa und den anderen würde er es zurufen, daſs er alles vergab, aber auf dem Hochzeitsfeſte wollte er mit dabei ſein.

Er dachte nach, ob irgend ein Gaſt willkommener ſein würde.

Es ergötzte ihn, daran zu denken, und darum ließ er ſich zum Warten reichlich Zeit. Kark ſaß unruhig und blickte zu ihm auf, er bebte vor Kälte und Jagdeifer. Arild Urup ſah ihn mit Verwunderung an. Es war, als merkte er jetzt erſt, daſs er den Hund mit hatte. Was in aller Welt ſollte er mit ihm? Er muſste zuſehen, daſs er gebunden wurde, ſobald er in den Hof kam. Der Hund war noch gefährlich, er hatte ſeine alten Künſte nicht vergeſſen.

Nun, gedachte die Jungfrau ſich endlich von der Stelle zu rühren, oder würde ſie ihn die ganze Nacht hier ſtehen und dürſten laſſen?

Da plötzlich ſprang Jungfrau Tale auf und rief: „Er kommt.“ Sie hatte Pferdegetrappel gehört und lief den Hügel hinab, Anders Banner entgegen.

Aber Frau Kirſtine hörte zu gleicher Zeit ein heftiges Raſcheln im Dickicht unter dem Hügel. Da eilte ſie im Laufe dem Schloſſe zu. Sie wollte nicht Zeuge deſſen ſein, das nun geſchehen muſste.

Kark war aufgeſtürzt, als die Jungfrau zu laufen begonnen hatte. Er entſann ſich ſeiner alten Lection, fuhr auf Tale Thott los und warf ſie zu Boden. Dann blieb er über ihr ſtehen, die Vorderfüße auf ihrer Bruſt, den klaffenden Rachen über ihrer Kehle, ſo daſs ſeine Zähne die Halshaut kitzelten. Arild Urup hatte ihn nicht angereizt, ſeine Abſichten waren ganz andere geweſen.

Die Jungfrau ſtieß einen einzigen, wilden Schrei aus, dann blieb ſie ſtill liegen. Sie war wie gelähmt; kein Menſch hätte ſie ſo erſchrecken können, wie jenes Unthier, das über ſie gefahren kam.

Entſetzen auf Entſetzen — nach dem Ungeheuer, das ſie niedergeworfen hatte und ſie tödten wollte, kam ein Mann und beugte ſich über ſie. Sie ſah ein wildes, grinſendes Antlitz, ſtarke, blanke Zahnreihen und große Augäpfel. Arild Urup.

Was ſie nun fühlte, war nicht ſo ſehr Schmerz als Tod. Wenn man ſagen kann, daſs ein Lebender den Tod gefühlt, ſo that ſie es nun. Es war ein lähmendes Gefühl in ihr, nichts zu hoffen, nichts zu betrauern, und der Schmerz war über ſeine Grenzen gegangen, er war Tod. Der Schmerz that ſein Werk in ihr, aber er wurde nicht gefühlt. Nur eines war es, das ſie noch quälte, die entfernten Hufſchläge von der Straße. Sie hörte ſie, als giengen ſie über ſie hinweg. Es war das Glück, das geritten kam, zu ſpät, zu ſpät. Die Hufſchläge hörte ſie ihr ganzes Leben lang.

Aber Arild Urup ſah Tale Thott unter Karks Biſſen, er ſah ſie wehrlos in ſeiner Gewalt, und das Raubthier in ihm erwachte zum Leben. Da war ſie, die ihn betrogen, als er ſein Recht nicht vertheidigen konnte, da war ſie, die nicht die Seine werden wollte, die ſeine Gaben mit Füßen getreten. Der Rachegedanke loderte in ihm auf. Nein, nein, nein, nimmer konnte er vergeben. Dies war weit mehr als alle Feſte. Er wollte ihr alles Böſe thun, alles Böſe.

Er beugte ſich grinſend über ſie. Ja, mitten im Glücke, mitten im Feſte wollte er ſie nehmen, ſie rauben mit Schimpf und Gewalt. Dies ſollte ihre Hochzeit ſein.

Er ſah, wie Karks Zähne ihre Kehle kitzelten und lachte laut. Er löste ſeine Schärpe und verband ihren Mund. Dann ſchleppte er ſie durch das Dickicht fort, zum Pferde. Er ſchwang ſich auf ſein Roſs und ritt von dannen, die Jungfrau hieng über dem Sattel, wie ein zuſchanden geſchoſſenes Thier.

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingaſſe 4. Telephon 2767.

Die Zeit.

X. Band. | Wien, den 27. März 1897. | Nummer 130.

Die gefährliche und die ungefährliche Oppoſition.

Einem Miniſterium parlamentariſche Oppoſition mit Erfolg zu machen, iſt eine Kunſt, deren Mittel ſich mit der Entwicklung unſeres Parlamentarismus weſentlich verfeinert haben, wie ein Blick auf die Geſchichte der parlamentariſchen Oppoſitionen in Oeſterreich zeigt.

Nur ſchwer haben die öſterreichiſchen Parteien die Technik der parlamentariſchen Mittel der Oppoſition handhaben gelernt. Zwölf Jahre lang haben wir unter Taaffe die deutſchliberale Partei, die damals mehr als den dritten Theil des Hauſes umfaſste, in einer Oppoſitionsthätigkeit beobachtet, die fruchtlos bleiben muſste, weil ſie mit ungeeigneten Mitteln arbeitete. Das eine Mittel waren die Interpellationen, welche die Regierung aber unbeantwortet ließ, wenn ſie ihr allzu läſtig wurden. Das andere waren die großen Reden, die wohl außerhalb des Parlamentes einen gewiſſen agitatoriſchen Zweck nicht verfehlten, aber im Hauſe die vernichtende Wirkung verſagten, weil ihnen die einzige mehr als moraliſche Wirkung, die ſie thun konnten, nämlich die Abſtimmungen zu beeinfluſſen, durch die Clubdisciplin vorweggenommen wird. Das dritte Mittel war die oppoſitionelle Abſtimmung ſelbſt und ihr Haupteffect die Budgetverweigerung. Dieſe kann nun freilich die zerſtörendſte Waffe ſein, die eine Oppoſition gegen die Regierung anzuwenden vermag, doch nur dann, wenn die opponierende Partei über ſoviel Stimmen verfügt, daſs ohne dieſe eine Majorität von der Regierung nicht aufgebracht werden kann. Die Budgetverweigerung aber, wie ſie anno Taaffe von den Deutſchliberalen geübt wurde, die Budgetverweigerung einer Minorität, als ultima ratio behandelt, wenn man ſehr wohl weiß, daſs die Majorität der Regierung ohnedies geſichert iſt, das iſt eine parlamentariſche Komödie und nichts weiter. Sie iſt freilich durch zwölf Jahre von der deutſchliberalen Wählerſchaft hochtragiſch empfunden worden, vom Grafen Taaffe nie. Seither iſt ſie in dieſen anderthalb Jahren Badeni von den Jungczechen wieder aufgenommen worden, aber lediglich als Farce, durch die ſich kein vernünftiger Menſch über die badenifreundlichen Neigungen der Jungczechen mehr hinwegtäuſchen ließ. Sollten jetzt die Deutſch-Fortſchrittlichen etwa geneigt ſein, dieſe von den Jungczechen ſchon überſpielte Poſſe ihrerſeits fortzuſetzen, ſo daſs jetzt ſie dem Grafen Badeni das Budget, den Ausgleich oder ſonſt ein Geſetz verweigern, ohne andere, für die Regierung unter ſolchen Verhältniſſen weit empfindlichere Mittel der Oppoſition in Anwendung zu bringen, während Graf Badeni ſich die Majorität mit Hilfe der Jungczechen bereits geſichert hätte, ſo wird kein Menſch mehr im Zweifel darüber ſein können, daſs unter dem neuen Namen des deutſchen Fortſchrittes die alten Komödianten zurückgekommen ſind, die ſich ſchon als Deutſch-Liberale ihre faulen Aepfel reichlich verdient haben.

Gelingt es dem Grafen Badeni ſich im neuen Hauſe eine Majorität zuſammenzuſchachern, ſo wird auch die Budgetverweigerung, wie die oppoſitionelle Abſtimmung überhaupt, von ausnahmsweiſen Nothlagen abgeſehen, für die Minoritätsparteien zu einer bloß moraliſchen Waffe, und diejenigen, welche eine ernſte, dem Regime gefährliche Oppoſition machen wollen, werden, neben der Budgetverweigerung und den ſonſtigen moraliſchen Oppoſitionseffecten zu anderen, den einzigen techniſchen Mitteln greifen müſſen, die in ſolcher Lage der Oppoſition noch gegeben ſind. [illegible] Erkenntnis haben die Jungczechen 1890 bis 1895, als ſie ernſte Oppoſition trieben, [illegible]. Anfangs verſuchten ſie es auch mit der [illegible] der bloß moraliſchen Mittel: Reden, Interpellationen, Abſtimmungen, Budgetverweigerung. Es nützte alles nichts. Im Jahre 1892 aber, noch unter Taaffe, zogen ſie eine neue Saite auf. Sie ſtellten den Antrag [illegible] auf Erhebung der Miniſteranklage gegen den damaligen Juſtizminiſter Grafen Schönborn. Die Neuheit machte Senſation. Aber es kam ſchließlich doch auch nichts weiter dabei heraus, als der moraliſche Effect einiger hitzigen Reden. Zur Erhebung der Miniſteranklage iſt nämlich die Zuſtimmung einer Zweidrittel-Majorität des Hauſes erforderlich, und über dieſe verfügt eine Minoritätspartei [illegible] weniger als über die einfache Majorität [illegible]. Der einzige Vortheil einer Miniſteranklage iſt, daſs ſie eine [illegible] raſch, nämlich geſchäftsordnungsmäßig [illegible] acht Tagen [illegible]. Der Nachtheil iſt, daſs dieſes Mittel ſeinem Weſen nach nur ſelten angewendet werden kann, und die Gefahr, daſs man [illegible] kräftig auszuholen genöthigt iſt, daſs leicht der Ankläger ſelbſt hinfällt und ſich dem Gelächter preisgibt.

Unter der Coalition hat die jungczechiſche Oppoſition zwei andere Mittel in Gebrauch genommen, die ſich denn auch thatſächlich als die einzig wirkſamen erwieſen haben. Das eine waren die Dringlichkeitsanträge. Dieſe führen noch raſcher als die Miniſteranklage, nämlich innerhalb 24 Stunden, die Debatte herbei, ſind auf jeden beliebigen Gegenſtand anwendbar und, wenn häufig und in bedrängten Zeiten practiciert, der Regierung gefährlich, weil ſie ihr die Zeit rauben. Die Dringlichkeitsanträge ſind ſpäter auch von anderen Oppoſitionsparteien mit Erfolg verwertet worden. Doch ſie ſind nur parlamentariſches Guerilla, kleine Gefechte, die den Feind, wenn das Terrain gut gewählt iſt, ermüden, ohne aber die endgiltige Entſcheidung zu bringen. Als die ultima ratio der parlamentariſchen Kriegskunſt, ſowie ſie unter den derzeitigen Verhältniſſen in Oeſterreich möglich, hat ſich in der Hand der Jungczechen unter der Coalition einzig die Obſtruction bewährt. Dieſe iſt dem Kampf im Engpaſs zu vergleichen, bei dem ſich eine kleine Schar gegen vielfache Uebermacht behaupten kann. Die Anwendung der Obſtruction ſetzt freilich den Engpaſs voraus, d. h. unbildlich geſprochen, daſs die Regierung ſich in eine Situation begibt, in der ihre Exiſtenz von der raſchen Erledigung einer parlamentariſchen Arbeit abhängt. So lagen die Dinge unter der Coalition im Juni 1895. Deswegen iſt es auch damals einem Häuflein von 20 Jungczechen und Demokraten gelungen, über die vielköpfige Majorität und die Regierung einen entſcheidenden Sieg zu erlangen, nachdem beide allerdings ſchon vorher durch Dringlichkeitsanträge, heftige Debatten, ſcharfe Interpellationen und ſchwierige Abſtimmungen und Angriffe aller oppoſitionellen Parteien in- und außerhalb des Hauſes in ihrer moraliſchen Widerſtandsfähigkeit einigermaßen geſchwächt worden waren.

Die Oppoſition der Jungczechen gegen die Coalition iſt der erſte Fall in Oeſterreich geweſen, wo die Oppoſition einer Minorität eine Regierung ſammt ihrer Majorität bezwungen hat. Aus ihr müſſen jene lernen, die jetzt daran gehen wollen, der Regierung des Grafen Badeni eine Oppoſition zu machen, die nicht, wie die der Deutſchliberalen unter Taaffe und die der umgefallenen Jungczechen unter Badeni, zum Kinderſpott werden ſoll. Die Deutſchliberalen unter Taaffe wie die Jungczechen unter Badeni konnten keine ernſtliche Oppoſition machen, weil, während ſie in „öffentlicher Parlamentsſitzung“ ſcheinbar gegen die Miniſter agitierten, ſie immer heimlich auf Hintertreppen den Miniſtern nachſtiegen, um von ihnen kleine Gefälligkeiten, Geſchenke und Conceſſionen zu erlangen. Graf Badeni iſt kein Staatsmann, aber ein Meiſter in der Hintertreppen-Politik. Um es den oppoſitionellen Abgeordneten leichter zu machen und ihnen den immerhin bedenklichen Weg zur Miniſterbank oder in die Miniſterien zu erſparen, hat er jetzt ſogar die miniſterielle Hintertreppe in die Abgeordnetenhaus-Kanzlei verlegt. Auf Seite der Regierung iſt [illegible] dafür geſorgt, daſs die Oppoſition, die ins neue Haus kommt, in aller Stille von jeder gefährlichen Eigenſchaft [illegible] werde.

Schon haben die Socialdemokraten als die erſten unter den Parteien des neuen Hauſes angekündigt, daſs ſie dem Miniſterium Badeni ernſtliche, unbedingte Oppoſition machen werden. Sie werden die Fehler ihrer Vorgänger in der parlamentariſchen Oppoſition zu vermeiden und aus ihren Erfahrungen zu lernen haben. Es wird ein ſchweres Stück Arbeit ſein, aber [illegible], wenn ſie es [illegible].

K.

Wirtſchaftspolitiſche Aufgaben des neuen Parlaments.

D[illegible]

folge den Contact mit dem Volke gewannen, waren wohl nicht imſtande zu ſagen, welcher Art dieſer Zuſammenhang ſei. Man meinte, daſs die Einberufung zahlreicher Verſammlungen und die Agitation von Wirtshaus zu Wirtshaus das Weſentliche wäre. Bei näherem Zuſehen aber konnte man bei den Neuwahlen beobachten, daſs das „ins Volk gehen“ doch etwas anderes und viel mehr bedeute. Die Neugewählten ſind Politiker, die an der Schaffung und an der Thätigkeit von Organiſationen der verſchiedenen ſocialen Schichten, an Handwerkergenoſſenſchaften, Arbeitervereinen, Gewerkſchaften, Landwirtevereinen und Bauernbünden, an gewerblichen, agrariſchen und Arbeitervereinigungen der verſchiedenſten Art lebhaften Antheil nehmen und in der Förderung ſolcher Organiſationen den Schwerpunkt ihres politiſchen Wirkens finden. Das bildet den gemeinſamen Charakter der meiſten jetzt zum erſtenmale gewählten Abgeordneten und kennzeichnet die Verſchiebung, die ſich durch die Neuwahlen im Abgeordnetenhauſe vollzogen hat. Dieſes Moment iſt ebenſo wichtig wie die Vermehrung der clericalen Abgeordneten, die von vielen als das einzige weſentliche Reſultat der Neuwahlen betrachtet wird. Die Clericalen haben dem Höhenzuge der Alpen entlang bis an den Fuß des Kahlenberges neue Mandate gewonnen. Aber die Vermehrung der jungſlaviſchen Elemente, die Verdrängung einer Anzahl von Liberalen durch Deutſchnationale und der Sieg der Anhänger Stojalowskis über die Mitglieder des Polenclubs kann wohl nicht als eine Stärkung des Clericalismus bezeichnet werden; die Wahl der Socialdemokraten in Böhmen, Mähren, Galizien und in Steiermark bedeutet eine Stärkung der Gegner des Clericalismus. Wie hoch immer man übrigens das Anwachſen der clericalen Partei anſchlagen möge, das Gebiet der kirchlichen und confeſſionellen Fragen iſt doch nicht allein für die Thätigkeit des Abgeordnetenhauſes entſcheidend. Von größter Bedeutung iſt die Frage, inwieferne von dem neuen Parlamente eine veränderte Haltung den wirtſchafts- und ſocialpolitiſchen Problemen gegenüber erwartet werden kann. Dieſe Frage wird durch den Hinweis auf die Siege der Clericalen nicht beantwortet, wohl aber dadurch, daſs die geänderte Zuſammenſetzung unſeres Parlaments dem Principe der wirtſchaftlichen Organiſation erhöhte Beachtung ſichert.

Noch größere Bedeutung gewinnt dieſer Zug des neuen Parlaments, wenn wir einen Blick auf die ſocialpolitiſche Thätigkeit der letzten ſechsjährigen Seſſion werfen. Es wurden Beſtimmungen zum Schutze der bei den Wiener Verkehrsanlagen beſchäftigten Arbeiter erlaſſen, Maximaltermine für die Lohnauszahlungen im Bergbau feſtgeſetzt, die Beſtellung von Bergbauinſpectoren beſchloſſen, Neubauten von Arbeiterwohnungen unter gewiſſen Bedingungen Begünſtigungen gewährt. Das Parlament bewilligte ferner mäßige Beträge zur Gewerbeförderung und nahm endlich eine Gewerbe-Novellette an, die den Gewerbegenoſſenſchaften das Recht gewährt, Unternehmungen für gemeinſchaftliche Rechnung, Vorſchuſscaſſen, Rohſtofflager, Verkaufshallen, gemeinſchaftliche Maſchinenanlagen, Meiſter-Unterſtützungs- und Krankencaſſen mit einer Majorität von drei Vierteln der anweſenden Mitglieder zu beſchließen, während bisher der Widerſpruch eines einzigen Genoſſenſchaftsmitgliedes jede ſolche Gründung unmöglich machte. Mehr als die wenigen angeführten Geſetze hat das Parlament in den letzten ſechs Jahren auf dem Gebiete der Socialpolitik nicht geleiſtet. Es klingt faſt unglaublich, daſs die Abgeordneten eines modernen Staates auf dem wichtigſten Gebiete der inneren Politik jahrelang ſo unthätig ſein konnten. Erinnern wir uns auch der Vorlagen, die in Behandlung ſtanden, aber auf dem Wege der Geſetzgebung ſtecken blieben. Die wichtigſten dieſer Vorlagen waren: der von der Regierung eingebrachte Geſetzentwurf, betreffend die Einführung von Einrichtungen zur Förderung des Einvernehmens zwiſchen den Gewerbeunternehmern und ihren Arbeitern, die Errichtung von Arbeiterausſchüſſen und Einigungsämtern. Dieſer Entwurf wurde dem Gewerbeausſchuſſe zugewieſen und ſpäter von der Regierung zurückgezogen. Abgeordneter Prade und Genoſſen ſtellten einen Antrag auf Einführung der Alters- und Invalidenverſicherung der Arbeiter; er wurde dem Gewerbeausſchuſſe zugewieſen und erblickte das Licht des Parlamentes nicht wieder. Einige Anträge, die verſchiedene Erweiterungen der Arbeiterſchutzgeſetze verlangten, wurden gleichfalls „dem Gewerbeausſchuſſe zugewieſen“. Der Regierungsentwurf betreffend die Errichtung von Berufsgenoſſenſchaften der Landwirte ruht im landwirtſchaftlichen Ausſchuſſe. Die Vorlage über ein ſtatiſtiſches Arbeitsamt kam wegen perſönlicher Eiferſüchteleien nicht vom Fleck. Das Parlament hat auf ſocialpolitiſchem Gebiete ſo wenig geleiſtet, daſs man ſeinen Charakter mehr nach den in den Ausſchüſſen begrabenen Vorlagen, als nach den zutagegebrachten Geſetzen beurtheilen muſs. Ueberblickt man alle Fragen dieſes Gebietes, mit denen ſich das Abgeordnetenhaus, allerdings faſt immer erfolglos, beſchäftigt hat, ſo ſieht man, daſs es ſich dabei durchwegs um wirtſchaftliche Regelung und Organiſation handelt.

Die ſchwankenden Verſuche des alten Parlamentes und der Zug, der unklar aber kräftig in der Wählerſchaft und ihren neuen Mandataren zum Ausdruck gelangt, weiſt auf ein beſtimmtes Princip hin: auf die wirtſchaftliche Organiſation. Es kommt jetzt darauf an, jede der zahlreichen Organiſationsformen, einerſeits die gewerblichen und landwirtſchaftlichen Verbände, Genoſſenſchaften, Vereine, Gewerkſchaften, andererſeits die ſtaatlichen Zwangsorganiſationen und obligatoriſchen Regelungen in ihrer Bedeutung und in ihrer Begrenzung zu [illegible]

und ihre Entwicklung ſachkundig durch die Geſetzgebung und Verwaltung zu fördern. Die Parteien und die Abgeordneten, die im Sinne des wirtſchaftlichen Organiſationsprincipes arbeiten, werden die glückliche, über kleinliche Bedenken hinausführende Sicherheit des politiſchen Handelns finden. Sie können den unleidlichen Zuſtand der unentſchieden zwiſchen Gründen und Gegengründen ſchwankenden Erwägungen überwinden, bei dem eine politiſche Handlung immer nur gegen die beſſere Ueberzeugung zuſtande kommt und die Unthätigkeit als einzige conſequente Folgerung des politiſchen Denkens erſcheint. Aus jeder ihrer Maßnahmen wird eine lange Reihe von Vortheilen durch das ganze Wirtſchaftsleben hindurch ſich erſchließen.

An poſitiven ſocialpolitiſchen Aufgaben fehlt es unſerem Parlamente wahrhaftig nicht. Die erſte Gruppe dieſer Aufgaben beſteht darin, den ſelbſtändigen Organiſationsbeſtrebungen der Bevölkerung freie Bahn zu gewähren. Die Beſtimmung unſeres Coalitionsgeſetzes, daſs Coalitionsverträge rechtlich ungiltig ſind, muſs endlich beſeitigt werden. Während ſonſt jeder nicht unſittliche Vertrag gehalten werden muſs und der ihn verletzende Theil gerichtlich belangt werden kann, ſind gerade die auf Herſtellung einer wirtſchaftlichen Organiſation abzielenden Verträge als rechtlich unverbindlich erklärt; der Vertragsbruch der Arbeitsgenoſſen gegen einander, der jedem als beſonders ſtrafwürdig erſcheint, wird von unſerem Geſetze ausdrücklich geſtattet. Die Erfahrung lehrt uns ferner alle Tage, wie die ganz verſchwommenen Beſtimmungen des Vereinsgeſetzes das Schickſal der Organiſationen in die Hände von Beamten geben, welche die Bedeutung dieſer Beſtrebungen nicht kennen. Vereinigungen werden ohne ſtichhältige Gründe aufgelöſt, weil ſie „ſtaatsgefährlich“ ſeien, ihre „ſtatutenmäßige Wirkſamkeit überſchreiten“, „ſich Functionen der Geſetzgebung und der Verwaltung anmaßen“. Es iſt bekannt, daſs eine Bäckergenoſſenſchaft aufgelöſt worden iſt, weil ſie eine Statiſtik der Arbeitslöhne ihres Gewerbes ſchaffen wollte, was als „eine Anmaßung von Functionen der Verwaltung“ erklärt wurde. Alle dieſe Paragraphe, die direct gegen die Organiſationsbeſtrebungen der Bevölkerung gerichtet ſind, zu beſeitigen, iſt die nächſtliegende ſocialpolitiſche Aufgabe der Volksvertretung. Gegenwärtig bekämpfen die Behörden die auf eine geſunde Geſtaltung unſeres ſocialen und wirtſchaftlichen Lebens gerichteten Ordnungsbeſtrebungen. Es wäre ſchon ein bedeutender Fortſchritt, wenn das aufhören würde. Damit hätte die öffentliche Gewalt ihre Aufgabe allerdings noch nicht erfüllt. Sie muſs die Entwicklung der wirtſchaftlichen Organiſationen nicht nur gewähren laſſen, ſondern nach Kräften fördern. Bisher iſt die Erkenntnis von der Tragweite dieſer Entwicklung noch nicht durchgedrungen. So kommt es, daſs wir einen Beamtenſtab haben, der die Beſchränkungs- und Auflöſungsbeſtimmungen handhabt, aber keine Beamten, deren Aufgabe es wäre, die Organiſationen zu fördern, ihnen geiſtige und materielle Beihilfe zu leiſten. Und doch müſste eine Regierung, die Verſtändnis für die in der inneren ſocialen Structur wirkſamen Kräfte hätte, es als ihre wichtigſte Aufgabe betrachten, jede von einzelnen oder von Gruppen ausgehende Bemühung um die Regelung der wirtſchaftlichen Beziehungen auf das lebhafteſte zu unterſtützen.

Aber mit dem Gewährenlaſſen und der Förderung der freien Organiſationsbeſtrebungen iſt erſt die eine Hälfte der actuellen ſocialpolitiſchen Probleme gelöst, die unſer Parlament vorfindet. Ueberall dort, wo die freie Organiſation nicht ausreicht, wo die elende Lebenshaltung der Volksmaſſen, ihre niedrige Bildungsſtufe, der Mangel an Kraft und Verſtändnis für die autonome Regelung der wirtſchaftlichen Beziehungen fehlt, muſs die öffentliche Gewalt zwingend eingreifen, um wenigſtens das Mindeſtmaß der Forderungen, die von der Organiſation zu erringen wären, durchzuſetzen, den Proletariern die äußerſte Lebensnothdurft zu verſichern, ihre Arbeitszeit nicht zu einer tödtlichen Dauer anwachſen zu laſſen, die geſundheitsgefährlichen Zuſtände der Betriebe zu beſeitigen, die Bildung von übertrieben hohen Preiſen monopoliſtiſcher, in wenig Großbetrieben concentrierter Productionszweige zu verhindern. Die wichtigſte und brennendſte Aufgabe auf dieſem Gebiete der Zwangsregelung wäre für unſer Parlament die ſachgemäße Ausdehnung des Arbeiterſchutzes und der Arbeiterverſicherung, die in den letzten Jahrzehnten für die Fabriksarbeiter durchgeführt wurden, auf die Heimarbeit. Es iſt das bekanntlich keine leichte Aufgabe, da die Heimarbeit in ihren verſchiedenen Formen und zerſtreuten Arbeitsräumen viel ſchwerer zu erfaſſen iſt als die Fabriksarbeit. Daſs aber die Heimarbeitermaſſen wegen dieſer formalen Schwierigkeiten nicht ihrem traurigen Schickſal überlaſſen werden dürfen, braucht wohl keine nähere Begründung. Die obligatoriſche Verzeichnung aller Heimarbeiter durch die Confectionäre, Verleger und Handwerker, von denen ſie beſchäftigt werden, wäre der erſte Schritt. Hierdurch würde es ermöglicht, die wenigen jetzt für die Heimarbeit geltenden, praktiſch nicht durchgeführten Schutz- und Sicherheitsbeſtimmungen mit Erfolg zu realiſieren. Die Heimarbeiter würden der Krankenverſicherung endlich thatſächlich [illegible] werden, ſie würden ferner Mitglieder der [illegible] und könnten in dieſer und in den Krankencaſſen [illegible] und mit ihren ſchon organiſierten Fabriks[illegible] in Verbindung. Es wäre ein wichtiger Schritt zur [illegible]. Die Ausdehnung von Arbeiterſchutzbeſtimmungen auf die Heimarbeit müſste, da die Behörden [illegible] über die ſo zahlreichen, verſtreuten Heimarbeiter

Digitized by Google

nicht führen können, auf dem Wege in Angriff genommen werden, auf dem uns die Vereinigten Staaten und England vorausgegangen ſind. Man mache die Verleger und die Hausherren für die Verhältniſſe der von ihnen beſchäftigten beziehungsweiſe in ihren Häuſern wohnenden Heimarbeiter verantwortlich und organiſiere ſo die Unternehmer, ihre Werkmeiſter und Vorarbeiter, die Hausherren, ihre Verwalter und Hausmeiſter zu Hilfsorganen der Behörden. Man ziehe ferner den organiſierten Arbeiter ſelbſt zur Ueberwachung der Schutzbeſtimmungen heran. So wird es möglich werden, in die Verhältniſſe der Heimarbeit regelnd einzugreifen. Das Handelsminiſterium beſchäftigt ſich bekanntlich mit einem Geſetze über die Heimarbeit. Was man bisher davon erfahren hat, war durchaus nicht befriedigend. Das Miniſterium ſcheint nämlich dabei nicht ſo ſehr an die Lage der Heimarbeiter als daran zu denken, wie man das Gebiet der Heimarbeit und der Confection zugunſten des Handwerks einſchränken könnte. Dieſes Beſtreben beruht auf einer Verkennung der Sachlage. Die wichtigſte Maßnahme, die zur Hebung des Handwerks ergriffen werden kann, iſt die Beſſerung der Lage der Heimarbeiter. Denn in der Heimarbeit findet die weitaus breiteſte und ſchärfſte Ausbeutung der Arbeitskräfte ſtatt, und die Verleger bereiten durch die ſchlechten Arbeitsbedingungen ihrer Arbeiter dem Handwerker eine vernichtende Concurrenz. Man könnte erwidern, daſs die Arbeitsbedingungen im Handwerke gleichfalls höchſt ungünſtige ſind. Aber wenn der Handwerker einen Geſellen oder Lehrling durch ſchlechte Arbeitsbedingungen ausnützt, ſo thut der Verleger dies mit einer ungleich größeren Zahl. Die Benützung ſchlechter Arbeitsbedingungen geſchieht im Handwerk auf ungleich ſchmälerer Grundlage als in der Heimarbeit, und der Handwerker iſt ſchon hierdurch dem Verleger gegenüber ſehr im Nachtheile. Die Heimarbeiter ſind die gefährlichſten Concurrenten des Handwerkers, ihre ſchlechte Lage laſtet ſchwer auf den kleingewerblichen Verhältniſſen. Die Beſſerung der Lebenshaltung der Heimarbeiter iſt das wichtigſte Mittel zur Förderung des Handwerkes, denn der Handwerker iſt in erſter Linie Arbeiter, und ſein Lebensniveau wird in der Hauptſache von dem der mit ihm concurrierenden Arbeiter des Großbetriebes beſtimmt. Auch vom kleingewerblichen Standpunkte iſt demnach die Ausdehnung der Arbeiterverſicherung und des Arbeiterſchutzes auf die Heimarbeit das wichtigſte ſocialpolitiſche Poſtulat. Seine Erfüllung würde die Lage der ſo arg bedrückten Heimarbeiter beſſern.

Wir haben im vorausgehenden nur ſolche ſocialpolitiſche Forderungen erhoben, die augenblicklich durchführbar ſind, ohnedies ſchon im Parlamente oder in den Miniſterien beantragt wurden und bei der gegenwärtigen Zuſammenſetzung des Parlamentes eine Majorität erlangen können. Es iſt aber vorauszuſehen, daſs es dem Abgeordnetenhaus an einer energiſchen wirtſchaftspolitiſchen Initiative fehlen wird, obgleich die Entwicklung des Wahlrechtes und die Strömung im Volke zu kräftigem Eingreifen auf dieſem Gebiete hindrängt. Die durch die Neuwahlen geſtärkten chriſtlich ſocialen, deutſchnationalen und jungſlaviſchen Parteien tragen einen unklaren Charakter und werden, allem Anſcheine nach, nicht an der Stärkung ihres im Volke ruhenden Fundamentes arbeiten, ſondern ſich bemühen, aus ihrer Stellung raſch Capital zu ſchlagen, alle Annehmlichkeiten, Ehren und Vortheile zu genießen, deren ſcheinbar ungebeugte Regierungsparteien theilhaftig werden. Die drängenden ſocialpolitiſchen Aufgaben aber müſſen erfüllt werden, und jedem Abgeordneten, der nicht daran mitarbeitet, wird bald ein mit mehr Verſtändnis für die modernen Culturbedürfniſſe ausgerüſteter Nachfolger erſtehen.

Dr. Richard Schüller.

Geſchäftsſtille oder Niedergang?

(Finanzieller Brief aus Deutſchland.)

Nachdem nun die ganze Zeit Kreta und immer wieder Kreta als Entſchuldigung für unſere Börſenſtille angezogen werden konnte, ſcheint man jetzt nach neuen Entſchuldigungen zu ſuchen. „Wien bleibt flau“, ſo heißt es nun, wo eine Art Einmüthigkeit der Mächte denn noch zuſtande gekommen iſt „und Wien hat von Anbeginn der ganzen Kriſis noch immer die richtige Witterung gehabt.“ In Wirklichkeit ſchrumpft überhaupt das Börſengeſchäft zuſammen, alle Emiſſionen von Induſtrieactien, alle Capitalsvermehrungen von elektriſchen Unternehmungen, Creditbanken, Pfandleihinſtituten (letztere u. a. in Mannheim und Hamburg) vollziehen ſich faſt völlig ferne von der Börſe und vermittelſt der umfaſſenden Bankenorganiſationen. Man ſollte es für unmöglich halten, daſs alle dieſe Finanzoperationen gelingen, aber über den Miſserfolg wird nichts weiter vernommen, und es ſcheint in der That, als ob die betreffenden Emiſſionshäuſer ſich nichts daraus machen, von den neuen Papieren auch einen Theil länger im Portefeuille zu behalten. Dennoch hat das „rein und raus“ ſo ziemlich aufgehört, welches von der Speculation hinweg Jahrzehnte hindurch auch die Parole bei Anleiheſubſcriptionen war. Heute iſt die Induſtrie allmächtig bei uns, ſie dirigiert unſere Banken mehr als dieſe ſie, und ſo begnügt man ſich auch bei Finanzunternehmungen, ſeine [illegible] auszutragen, deren Gutachten, als ob dieſe [illegible] noch einen Wert hätten, ſorgſam zu verſchließen und darauf hin dann eine Neuausgabe von Actien zu übernehmen, die ſehr oft einem langen Engagement gleichkommt. An Gasglühlicht, Zinkerz, [illegible] über deren Glanzausſichten die Meinungskämpfe [illegible] und niederwogen), Kautſchukactien ꝛc. ꝛc. wird zu enorm verdient, als daſs ſich die „Großen“ nicht ſagen ſollten: „Wenn wir zaudern, greifen die Kleinen zu!“ Auf ſolche Weiſe iſt eine ſo ſtarke gemeinſame Betheiligung bei allen nur möglichen Gründungen oder Vergrößerungen entſtanden, daſs man unter den Proſpecten Gott weiß welche Namen freundlich nebeneinander ſieht, die oft zuſammenpaſſen wie Waſſer und Feuer, und die ſonſt niemals miteinander öffentlich erſchienen wären. So übermächtig alſo die erſten Banken und Bankiers werden, ſo wenig ſind ſie heute noch in der Lage, jenen Stolz zu üben, der zwar im Publicum nie recht bekannt geworden iſt, dafür aber unter den „Großen“ ſelbſt ſo arg drückte, wie etwa bei Hofe eine Rangordnung.

Es iſt wichtig, dies alles zu betonen, in Tagen, wo immer von Kriegsfurcht geſprochen wird, aber unſere leitenden Geldgeber ruhig weiter verhandeln, abſchließen und emittieren, als ob der Orient gar nicht exiſtiere. Dereinſt wird es ſich indeſſen zeigen, daſs es doch einfacher war, den Charakter der Börſe von unſeren Induſtriewerten zu trennen als ihn auch genügend zu erſetzen. Das ſchwere Feſtlegen der Anlagecapitalien wird ſich in precären Momenten ſchon furchtbar genug rächen und die alte Wahrheit dann wieder zu Ehren kommen, daſs das leichteſt verkäufliche Papier auch das beſte iſt. Das iſt ja auch der Grund, weshalb man zu den heutigen geſunkenen Curſen von allen Goldſhares noch Randmines am eheſten kaufen möchte. Sie werden zwar für lange keine Dividende ausſchütten, allein ſie ſind einmal der Typus des ganzen Minenmarktes und kommen daher leicht wieder zu lebhaften Umſätzen.

Die überwältigende Vorliebe unſerer Bankkreiſe für Induſtrie könnte den Montangebieten noch recht unangenehm werden. Auch dieſe müſſen ſich oder wollen ſich erweitern, aber da die Agiogewinne dabei keineswegs ſo überraſchend groß ſein würden, ſo ſind die Aufſichtsräthe nicht mehr wie früher ſo ganz bereitwillig. Außerdem liegen die alten Erfahrungen vor, wonach ſo eine Hochblüte, wie ſie jetzt unſere Eiſen- und Stahlwerke, unſere Maſchinenfabriken ꝛc. erleben, noch kaum jemals zwei Jahre überdauert hat. In den Bankcabinetten würde man ſich alſo in dieſer Beziehung auf einen Abſtieg vorbereiten, auch wenn der Vorſitzende des Kohlenſyndicates kürzlich geſchwiegen hätte. Aber der Generaldirector Kirdorf der Gelſenkirchener Geſellſchaft, ein Mann, auf deſſen Schultern angeblich jene gewaltige Zechenorganiſation ganz allein ruhen ſoll, hat ausdrücklich erklärt, daſs nach ſeiner Meinung unſere Eiſeninduſtrie ihrem geſchäftlichen Höhepunkte nahe ſei. Bekanntlich finden unſere Zechen ihren Hauptabſatz an den Hütten, damit werden die Ausblicke des Kohlenmannes wohl genügend erklärlich. Jedenfalls haben aber die Zechen gut daran gethan, ſich durch kluges Einlenken wenigſtens einen Strike vom Leibe zu halten. Unerfahrene Zeitungsreiſende berichteten zwar über eine ſo gedrückte Haltung der chriſtlichen Bergarbeiter, daſs von einem ernſthaften Aufſtand nicht die Rede ſein würde, allein ſie verwechſelten jene an ſich gebundene Stimmung von Kirchlichgeſinnten mit der ſogenannten Unterwürfigkeit. Religiöſe Menſchen ſind, wo es darauf ankam, noch immer die hartnäckigſten Meuterer geweſen.

Auch ein Strike in der Schweiz iſt bei uns, wo Schweizer Papiere einen ſtarken Markt haben, lebhaft verfolgt worden. Ich meine den bei der Nordoſtbahn! Wenn das dortige Eiſenbahndepartement ſeine lobenswerte Energie in dem raſchen Dazwiſchentreten zwiſchen Starke und Schwache ſchon bei dem erſten Staatsſtreiche Guyer Zellers gezeigt hätte, ſo wäre ihm eine Bereinigung der gegenwärtigen großen Gefahr erſpart geblieben. Das war damals, als der Genannte ſich eine Stimmenmehrheit geſichert hatte und nun ganz offen daran gieng, Verwaltungsrath, Directoren und wichtige Beamte wie Holzpuppen abzuſetzen. — Was die jüngſte Ablehnung der Bundesbank durch das Volk betrifft, ſo gibt es nur wenige, welche an einen gerüchtweiſe verbreiteten Vorſchlag der Radicalen glauben, nunmehr ein einheitliches Noteninſtitut mit Privatcapital zu beantragen. Damit würden die Radicalen ihre früher ſo laut gepredigten Grundſätze allzuſehr verleugnen. Es gibt übrigens ſolide deutſche Bankiers, welche die 25 Millionen Capital einer ſolchen Bank ſofort übernehmen würden, falls den Actionären auch nur die erſten 3½ Procent des Jahresertrages zufielen und alles Uebrige dann dem Staate, reſp. den Cantonen gehören ſollte. Allein vorläufig bleibt der alte Zuſtand auf lange hinaus erhalten, ebenſo wie die Intereſſenten in Berlin und Frankfurt kein Weiterkommen in der Schweizer Bahnablöſung ſehen. Man bedenke, daſs die Kündigung am 1. Mai 1898 zu erfolgen hat, wenn nicht noch weitere 15 Jahre der status quo verbleiben ſoll. Geſchieht das einfach auf Baſis der Convention, ſo dürften die Bahngeſellſchaften ſo niedere Offerten abweiſen, reſpective an das Bundesgericht nach Lauſanne gehen, das bisher faſt ſtets zugunſten der Bahnen entſchieden hat. Das weiß der Bund recht gut und bietet vielleicht 150 Frcs., was ja noch immer geringfügig wäre. Damit würde er die Bahnen wohl zum Nachgeben bringen, allein nun kommt das ſo viel gerühmte Referendum, vor dem ein Preis von 150 Frcs. ganz gewiſs keine Gnade findet. Es iſt demnach beim beſten Willen nicht zu ſehen, wie der Bund aus dieſem Dilemma herauskommen könnte. Dies iſt auch der Grund, weshalb die deutſche Speculation in Schweizer Bahnactien [illegible] iſt und [illegible] Die [illegible] jene alten [illegible] auf dieſem Markte [illegible]

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit erregt auch bei uns das Eintreten des Generaldirectors Tauſſig in verſchiedene öſterreichiſche Induſtrien. Der Name hat ſich einmal in deutſchen Bankkreiſen in Credit geſetzt, ſo daſs man bei ihm immer nach tieferen Plänen ſucht und vor allem nach einem energiſchen Durchführen ſolcher Pläne. Es kann leicht ſein, daſs jetzt auch für Oeſterreich eine neue Combination von Finanz und Induſtrie eintritt oder wenigſtens anzubahnen verſucht wird, nachdem das Ausland lieber mit Ungarn geht und auf alles, was in Wien zu centraliſieren wäre, mit jener Scheu blickt, die der kaufmänniſche Unternehmungsgeiſt ſeit den Zeiten der Inquiſition vor allen fanatiſchen Strömungen gehegt hat.

Die Politik bewegt, wie ſchon oben bemerkt, nur noch zum Schein unſere Börſen. Wo gibt es denn auch in Orientdingen irgend eine Spur von öffentlicher Meinung in Deutſchland? Jedermann glaubt zwar, daſs unſer auswärtiges Amt, reſpective deſſen Motor, viel zu weit vorgegangen iſt, allein hinſichtlich Sympathien oder Antipathien in dieſer doch auch ſozuſagen menſchlichen Frage bleiben wir hinter allen Culturvölkern zurück. So weit geht die Stupidität bei uns, daſs ſogar von einzelnen norddeutſchen Kneipen wirkliche Bierkarten an den Oberſt Vaſſos und an den griechiſchen Admiral geſchickt werden. Türkenwerte liegen ziemlich feſt, nicht einmal der 30.000 Pfund-Vorſchuſs, den ſich die Pforte bei den anatoliſchen Bahnen auf zwei Monate erzwungen hat, macht einen ſehr verſtimmenden Eindruck. Beachtet wurde nur, daſs unſer Botſchafter in Konſtantinopel zu dieſem Vorſchuſs den deutſchen Directoren anrieth. Bei dieſer Gelegenheit möchte ich noch darauf hinweiſen, daſs unſere Kaufmannswelt immer mehr der Anſicht wird, die Engländer hätten momentan die gewandteſten diplomatiſchen Vertreter, während man zu der Umſicht der Unſerigen noch kein kräftiges Vertrauen gewinnen mag.

An die Folgen der Mac Kinley'ſchen Schutzzollpolitik denkt man vorläufig noch nicht, obgleich es Zeit wäre, einmal den möglichen Schaden unſerer Induſtrie dabei zu berechnen. Nur unſere Chemie kann da noch Nutzen ziehen, denn je ſelbſtändiger die Union ihre Textilfabrication macht, deſto mehr bedarf ſie der deutſchen Anilinfarben. Alle amerikaniſchen Geſuche in der „Deutſchen Chemikerzeitung" nach tüchtigen Chemikern zu hohen Gehältern können der Vorherrſchaft dieſer unſerer Induſtrie wenig Abbruch thun.

S. v. H.

Neue Verſuche auf dem Gebiete der vorgeſchichtlichen Sociologie.

Von **Julius Lippert** (Prag).

Es ſteht wohl nur in einem mittelbaren Zuſammenhange, daſs zu einer Zeit, welche ſelbſt zielbewuſster und energiſcher als irgend eine vorangegangene nach neuen Organiſationsformen ſtrebt und in räumlicher und zeitlicher Erſtreckung der Lebensfürſorge an neuen Geſtaltungen baut, auch das Intereſſe an der Vergangenheit, an den Fragen der Entſtehung und geſchichtlichen Entwicklung der betreffenden Erſcheinungen ein lebhafteres geworden iſt. Dieſes Intereſſe zeigt ſich freilich noch nicht in der Verbreitung, welche ſociologiſche Studien in der Bevölkerung finden, wohl aber in der größeren Zahl von Erſcheinungen, die immer wieder auf ein und demſelben Gebiete als Erklärungsverſuche hervortreten. Noch gleicht namentlich die Sociologie der Urzeit einem in Wahrheit quellenarmen Lande, und jeder treibt ſein eigenes Bohrloch neben dem anderen in der Hoffnung wieder, vielleicht der glücklichere Finder einer belebenden Quelle zu werden. Oft mag es ein recht unweſentliches Zeichen des Bodens ſcheinen, das den rüſtigen Arbeiter verleitet, neu einzuſchlagen; aber das Auge des Hoffenden erkennt mehr darin.

Einer jungen Wiſſenſchaft, deren Träger überdies, ohne beſtimmten Schulen anzugehören, über alle Länder der Erde zerſtreut und vereinzelt arbeiten, muſs mehr als der Laie zugeſtehen dürfte an der Feſtſtellung ihrer **Terminologie** gelegen ſein, und doch wird gerade einem neuen Forſchungszweige, der in ſo nahen Beziehungen zum Leben der Völker und zu allen Sprachen der Erde ſteht, kaum etwas ſchwerer, als die Löſung dieſer Aufgabe. Mit einem neuen Worte blitzt plötzlich ein neues Streiflicht auf, und in ſeiner Beleuchtung erſcheint ein neues Bild in ſcheinbar neuen Elementen.

Ein Theil der Ethnologen hat bisher für alle primären Organiſationseinheiten der Menſchheit die generelle Bezeichnung „Familie", verwendet, und die Sociologen ſind ihm hierin theilweiſe gefolgt. Es lag eben nichts näher und es ſchien [illegible] als der Forſchung erreichbaren Arten dieſer Organiſation als verſchiedene Familienformen durch unterſcheidende Benennungen auseinanderzuhalten, [illegible] Wiſſenſchaft [illegible] Sprachgebrauche des Volkes [illegible] Andererſeits [illegible] nicht ſelten [illegible] und [illegible] Verwandtſchaft [illegible] worden war.

Ein [illegible] gewählt [illegible]

und „Familie" betitelten Werke von J. R. Mucke vor,*) über den wir den Leſer in möglichſter Kürze orientieren möchten. Indem Mucke auf den ſprachlichen — nach Paulus Diaconus oskiſchen — Urſprung des Wortes „Familie" zurückgeht, ſieht er ſich veranlaſst, den Gebrauch desſelben, ſachlich ganz berechtigterweiſe, auf jene Kategorie primärer Organiſationen einzuſchränken, die das Princip der „Herrſchaft" und des Eigenthums im Gegenſatze zu dem der Verwandtſchaft zur Grundlage hat, gleichviel ob die Herrſchaft in den Händen eines Mannes oder einer Frau liegt. Dadurch ſcheidet er aus der Kategorie der Familie alles aus, was in Urzeiten vor dem Inslebentreten jenes Herrſchaftsprincipes als primäre Organiſation beſtanden haben kann.

Dieſe — um mit dem älteren Terminus zu ſprechen — ältere „Familienform" hat die Sociologie bisher ziemlich übereinſtimmend den Organiſationen der „Mutterfolge" zugewieſen, jener natürlichen Verwandtſchaft, die ſich um die Mutter als die ſichtbare Quelle des Lebens und den in den Lebensgewohnheiten feſtgehaltenen Mittelpunkt einer Menſchengruppe ordnet. Erſchien die „Mutterfolge" als das Princip dieſer Anordnung, ſo konnte ſich in dieſer ein „Mutterrecht" als Inbegriff ihrer Lebensnormen entwickeln und aus dem „Mutterrechte" unter hinzutretenden Umſtänden eine „Mutterherrſchaft", jene durch abenteuerliche Uebertreibungen verdächtig gewordene und doch in ihrer Exiſtenz nicht abzuweiſende Gynäkokratie, die als eine Vorſtufe des Patriarchats angeſehen zu werden pflegte. Daſs von der einfachen „Mutterfolge", in der lediglich das Geſetz der Zuſammenordnung einzelner Menſchen ſeinen Ausdruck findet, bis zu dieſer Gynäkokratie ein Aufſchwung der Erſcheinungen zu verfolgen ſein wird, ergab ſich von ſelbſt; aber nicht weniger ſchien der Zuſammenhang beider Endglieder zutage zu liegen.

So einfach und zweckmäßig es nun ſcheinen mag, die „Herrſchaftsfamilie, als Familie κατ' ἐξοχήν von allen anderen Vorſtufen abzuſondern, ſo ergibt ſich doch ſofort ſchon hier eine gewiſſe Unebenheit, indem man dann den ſcheinbar natürlichen Zuſammenhang der „Mutterfamilie" zerreißen muſs, da es nothwendig wird, die Form der Gynäkokratie noch der Familie engeren Sinnes, die der Mutterfolge der früheren Stufe aber der älteren Organiſationsform zuzuweiſen. Mucke weiß nun dieſe Unebenheit durch ein radicales Mittel beherzt zu umgehen — er ſchafft die „Mutterfolge" aus der Welt! Und in der That, wir werden an ſeiner Hand zeigen: es läſst ſich auch ohne ſie auskommen — d. h. genauer geſagt, ohne das bezeichnende Wort.

Wir ſtehen hier ſofort vor dem Grundgedanken des intereſſanten, durch die Schärfe der Analyſe und Kritik wie Conſequenz des Denkens höchſt anſprechenden Werkes. Die Bezeichnung „Mutterfolge" gebraucht oder kennt Mucke überhaupt nicht; dem Begriffe des Mutterrechts aber und der damit zuſammenhängenden Blutsverwandtſchaft ſpricht er die Exiſtenz in der Auffaſſung des vorgeſchichtlichen Menſchen rundweg ab; das iſt das Weſentlichſte des Negativen ſeiner „neuen Theorie". Für die der „Familie" vorangegangene Organiſationsform des Urmenſchen, die nach einer ganz richtigen Auffaſſung gleichſam mit ihm gegeben ſein muſste, entnimmt er den tatariſchen Sprachen die Benennung „orda", das er mit dem lateiniſchen ordo und dem deutſchen Ort zuſammenſtellt, und wir müſſen vermuthen, daſs ſein geiſtreiches Buch mit dem Titel „Orda und Familie" in die Welt gegangen wäre, wenn nicht der erfahrene Verleger an der Fremdartigkeit Anſtoß genommen und den Autor bewogen hätte, aus ſeiner Orda mindeſtens das volksthümliche „Horde" entſtehen zu laſſen, obgleich dieſes Wort wieder gerade durch die Determinierung, die ihm die Specialität der mongoliſchen Horden in Europa gegeben hatte, nur ſchwer verwendbar ſchien. Es hat eben ſeine Noth um gute Terminen!

Aber am Worte iſt auch wieder wenig gelegen, und wir wollen uns gern gefallen laſſen, die urmenſchliche Organiſation vor dem Inslebentreten der „Familie" ſortan orda zu nennen, wenn dafür ein ſachlicher Gewinn herausſieht, und das können wir dem Buche nicht abſprechen. Freilich müſſen wir den Leſer ſofort vor einer Täuſchung warnen. Wenn er erwartet, daſs dem neuen Namen als Pathengeſchenk etwa auch ein Modell der Sache beigegeben ſei, d. h. daſs ſich etwa irgendwo bei einer „Horde" der Jetztzeit jene Einrichtung nachweisbar und paradigmatiſch vorfände, an die uns der Name erinnert, und daſs danach eine Reconſtruction der Urzeitverhältniſſe verſucht werden ſoll, ſo iſt dieſe Meinung zu berichtigen. Nur das Wort iſt dem Lebenden oder doch geſchichtlich Erfaſsbaren entnommen, die Sache iſt aus ſich ſelbſt, aus einer Analyſe der Seelenhaft des Urmenſchen herausconſtruiert, allerdings mit der Verſicherung, daſs das mit Ausſchließung alles Autoritiſtiſchen, dem andere Sociologen ſtreben, nach der [illegible] Methode der modernen Statiſtik geſchehen ſei.

Der [illegible] Analyſe und Syntheſe deſtillierte Grundgedanke iſt [illegible] aus der Erſcheinung ins [illegible] wahrnehmbare Verhältniſſe [illegible] der räumlichen Lage [illegible] in der Auffaſſung des Urmenſchen — auch

*) [illegible] Entwicklung. Eine neue [illegible] Verlag von Ferdinand [illegible]

Digitized by Google

alle Verwandtſchaft, — die „Wand“ tritt dabei ganz materiell die Claſſen ſcheidend hervor — ſammt allen aus dieſer Vorſtellung hervorgegangenen Folgerungen. Eine „Blutsverwandtſchaft“, eine Beziehung zur Mutter konnte dem Urmenſchen aus ſeiner Erfahrung nicht zum Bewuſstſein kommen: wohl aber ſah er täglich dieſelbe Lagerung der „orda“, die Ordnung κατ' ἐξοχήν vor ſich, und dieſe wurde zur Norm ſeines Lebens. Alle Verwandtſchaft beruht demnach auf „Wohngenoſſenſchaft“ und iſt „Raumverwandtſchaft“, alle Ordnung „Wohnlagerung“ und „Lagerordnung“.

Indem nun Mucke daran geht, uns dieſe Lagerordnung zu zeigen, verwendet er in einer gewiſs nicht unzuläſſigen Weiſe hiezu jene Morgan'ſchen „Verwandtſchaftsſyſteme“, deren ausſchweifende Deutung ſo viel Verwirrung in unſerer Wiſſenſchaft hervorgerufen hat. Er gelangt damit zu einem Idealbilde jener Lagerordnung, dem zwar der Nachweis der Realität abgeht, das aber als Hypotheſe ſchwer erklärbare Thatſachen in oft überraſchender Weiſe zu deuten vermag.

Verdienſtlich iſt jedenfalls ſchon die Abweiſung ſo vieler falſcher Schlüſſe, die aus Morgans an ſich ſo bedentſamen Nachweiſungen gezogen worden ſind, durch den Nachweis, daſs es ſich dabei in erſter Reihe um Altersſchichtungen ohne Rückſicht auf die Art der ehelichen Verbindungen handelt. Ebenſo verdienſtlich iſt aber auch die Abweiſung der Vorſtellungen von wucherndem Hetärismus, Promiscuität und Gruppenehen, wie ſie zum Theil durch Bachofens „Mutterecht“ und jene Exegeten der Morgan'ſchen Theorie hervorgerufen wurden. Es iſt zweifellos richtig, daſs man ſich das Leben des Urmenſchen überhaupt nicht iſoliert, ſondern nur als in jenen Verbänden, die wir willig orda nennen wollen, ermöglicht denken können. Dieſe iſolierten „Lagergenoſſenſchaften“ können immer nur eine ſo beſchränkte Kopfzahl beider Geſchlechter in mannbarem Alter umfaſst haben, daſs an jenen wilden Hetärismus der Urzeit, wie ihn uns Bachofens myſtiſches „Sumpfleben“ vormalt, nicht zu denken iſt — die Natur ſelbſt dictierte ihnen wohlthätige Beſchränkungen, mehr als in irgend einem ſpäteren Lebensalter der Menſchheit.

Doch muſs es wieder nach der anderen Seite weit über das Ziel geſchoſſen ſcheinen, wenn Mucke dem Schema der Ordnung, das er theils aus pſychologiſchen Vorausſetzungen, theils aus der Analyſe von Folgeerſcheinungen gewonnen, auch die thatſächliche Ordnung jener Urgeſellſchaft gleichſtellt. Indem in parallelen „Kammern“ zu beiden Seiten die correſpondierenden Altersgruppen beider Geſchlechter lagern, iſt es wohl natürlich, daſs in Bezug auf geſchlechtlichen Verkehr immer nur gewiſſe correſpondierende „Reihen“ auf einander angewieſen erſcheinen, ſo daſs die wiederkehrende Uebung zur „Deſtinierung“ werden konnte. Man muſs Mucke vollkommen beiſtimmen, wenn er die Anſicht derjenigen Sociologen verwirft, welche ſchon im Urmenſchen einen natürlichen Abſchen von Verwandtenehen annehmen, um aus dieſem angeblichen „Inſtincte“ die nachmals hervortretenden Beſchränkungen der Geſchlechterwahl erklären zu können. Dem Urmenſchen muſste ganz im Gegentheil bei der Beſchränktheit ſeiner Organiſationseinheiten gerade der Verkehr von Bruder und Schweſter nicht nur als der natürliche, ſondern als der allein gebotene und richtige erſcheinen, und Rudimente dieſes Zuſtandes ragen vielfach in die ſpäteren Familienverfaſſungen als Sonderfälle hinein. Wir geben ferner zu, daſs in jener „Deſtinierung“ für beſtimmte, nach Generationsſchichten correſpondierende „Reihen“ der Hordenlagerung — mit Ausſchluſs anderer, was daraus allmählich von ſelbſt folgen muſste, — der Verkehr angebahnt und daſs ſo die Sitte und aus ihr das Geſetz entſtehen konnte, daſs gewiſſe andere Verbindungen unzuläſſig ſeien. Wir vermögen alſo eine jüngere „Eheordnung“ in den ſich auflöſenden Horden immerhin mit Mucke auf jene „Deſtinierungsehen“, wie ſie die natürlichen Verhältniſſe in der Horde geſchaffen haben konnten, zurückzuführen; wir können aber Mucke nicht weiter folgen, wenn er das von ihm aufgeſtellte Geſetz der „Deſtinierung“ auch über die „Reihen“ hinaus auf deren „Punkte“, d. h. auf die reihenweis gelagerten und von Gruppe zu Gruppe correſpondierenden Individuen ausdehnt. Ihm erſcheint dieſe Ausdehnung allerdings von höchſter Wichtigkeit, denn durch ſie allein gewinnt er das Geſetz der Monogamie in der Horde als den Anfang der ganzen Entwicklung, jene ſittlich reine Ordnung, die ihm das geſammte bisher verkannte oder überhaupt unbekannte Hordengeſetz zu einem Gegenſtande der Bewunderung macht.

Wir wollen nur Einiges andeuten, was uns die Natur ſelbſt dagegen einzuwenden ſcheint. Wir geben zu, daſs die auf den Urmenſchen einwirkenden Reizungen im Ganzen geringer und von mehr intermittierender Natur waren; aber daſs ein ſo mächtiger Trieb, wie der in Rede ſtehende, durch die einmalige Gewährung, deren Andenken allerdings manche Jahresfeiern der „Wilden“ erhalten haben, thatſächlich bis zur Jahreswende befriedigt geweſen ſein ſollte, wie Mucke vorausſetzen muſs, das zu glauben fällt etwas ſchwer. Nicht minder aber auch das, daſs die für einander deſtinierten Individuen, die „Punkte“ der beſtimmten „Reihen“, ſich jenes je einmaligen Genuſſes wegen zu einem Lebensbunde vereinigt haben ſollten! Dem ſteht vor allem die natürliche Ungleichheit in jeder Reihe oder „Kammer“ gegenüber, die für jene Zeit eher anzunehmen iſt, als die Gleichheit des Schemas. Dieſe Ungleichheit aber wurde auf Seiten der weiblichen „Kammer“ immer wieder durch die eingetretenen Schwangerſchaften vermehrt. Zwar bemerkt Mucke an einer Stelle, daſs zeitweilig eine Frau der Urzeit zwei und drei — nacheinander geborene — Kinder geſäugt haben könne; aber dieſe Möglichkeit hat die Natur ausgeſchloſſen. Im Gegentheil: da das Säugen in Urzeiten die einzige Möglichkeit iſt, ein Kind zu nähren, wird daſſelbe oft in die Jahre hinein fortgeſetzt, während welcher Zeit die betreffende Frau nothwendig aus der Bewerbungsreihe ausſcheiden muſs. Dadurch muſsten die Lücken auf der einen Seite immer größer werden und durch dieſe müſsten; falls jene „Deſtinierungs“-Norm thatſächlich aufrechterhalten worden wäre, die entſprechenden Individuen auf der Gegenreihe in die Jahre hinein zu einer Enthaltſamkeit verurtheilt erſcheinen, die wir dem Urmenſchen nicht zumuthen ſollten.

Aber geſetzt, die „Ordnung“ hätte ſo viel Gewalt über das Weib gewonnen: kann man denn jene Verbindungen der Geſchlechter innerhalb der Horde überhaupt „Ehen“ nennen? Müſste nicht Mucke conſequenterweiſe bei der Definierung des Begriffes der „Ehe“ ebenſo genau verfahren, wie er bei dem der „Familie“ gethan? Dann aber erſcheint die Ehe zugleich als die wirtſchaftliche Verbindung von Perſonen verſchiedenen Geſchlechts, und dieſe wirtſchaftliche Seite derſelben, die ein ganz weſentliches Moment iſt, fällt in der „Horde“ nach ihrer ganzen Verfaſſung vollſtändig weg. Dann aber entfällt auch der Ruhm der Urzeitsorganiſation, auf monogamiſcher „Ehe“ zu beruhen!

Davon abgeſehen, gewährt aber die Hypotheſe viele intereſſante Einblicke in das bezügliche große, aber ſozuſagen wild wuchernde Material der ethnologiſchen Berichte. Ohne die unglaubhafte Annahme einer unerklärbaren, „natürlichen“ Scheu vor Blutſchande, deren Begriff an dem Hordenmenſchen nothwendig haften müſste, erklärt jene Theorie ſehr gut die nachfolgende „androkratiſche“ oder, wie die ältere Ethnologie ſagte, patriarchaliſche Familiengründung, die beſtimmt war, die Hordenordnung zu zerſetzen. Wenn ſchon im allgemeinen die „deſtinierten“ Geſchlechterreihen in Ungleichheit und Unordnung gerathen konnten, ſo waren die angeführten Gründe ganz beſonders geeignet, — wie wir die Sache anſehen, — die weibliche Reihe derartig zu reducieren, daſs die Männer ihr Ziel in der Horde in immer unzureichenderer Weiſe erreichen konnten. M. kann das freilich in dieſer Weiſe nicht zugeben, — weil er auch die entſprechenden Lücken in der anderen Reihe braucht, wie wir gleich ſehen werden. Er nimmt vielmehr an, daſs durch die Abzweigung neuer Hordenſtöcke vom alten nach beiden Seiten hin ſolche Ungleichheiten entſtehen konnten, und daſs dann ausſchließlich das wirtſchaftliche Bedürfnis ſich fühlbar machte, da in ſeiner Auffaſſung — in einer erklärlichen Reaction gegen Uebertreibungen — das geſchlechtliche Moment eine, wie uns ſcheint, allzu untergeordnete Rolle ſpielt. Wir glauben aber, ſchon jene natürliche Schwächung der weiblichen Reihe müſſe mehr und mehr die inzwiſchen mit Werkzeugen und Waffen ausgerüſteten Männer zum Raube der Frauen aus anderen, noch durch kein Friedensband verbundenen Horden getrieben haben. Dieſe aus welchem Antriebe immer geraubte Frau wurde aber thatſächlich als wirtſchaftliches Element ein Beſitzgegenſtand des Raubers, nicht der Horde, die den Begriff ſolchen Beſitzes nicht kannte, und dadurch muſste die Keimzelle zu einer neuartigen Organiſation neben der alten, zu der der „Familie“ entſtehen.

Dieſes Patriarchat iſt alſo auf M.'s Grundlage wohl erklärbar. Aber die unabweisbaren Thatſachen ſprechen doch nur allzu deutlich auch für ein Matriarchat oder eine Gynakokratie, die nach M. in der Horde nicht entſtanden ſein kann, weil dieſe keine Herrſchaft, keinen Beſitz kennt. Sie entſteht nun nach ſeiner Meinung in einer Negierung des Hordenſyſtems für den einzelnen Fall, in paralleler Weiſe mit dem Patriarchate, nicht aber als deſſen Vorſtufe, wie bisher angenommen wurde. Dieſe Entſtehung zu erklären, ſcheint uns aber von M.'s Standpunkte aus ſchwer möglich. Eine Annäherung des Mannes an das geraubte Weib iſt von dieſem Standpunkte aus nicht denkbar, denn es ſoll nicht die Geſchlechtsbegierde ſein, die ihn heranführt, die ihm ſelbſt Opfer abgewinnt. Er muſs alſo ebenfalls aus ſeiner Horde geraubt werden. Aber durch wen? Die Frau kann ihn nicht rauben; es thun es alſo angeblich deren Brüder, deren einer ja zugleich ihr Gemahl ſein ſoll. Wie kamen ſie aber dazu, ihn als Wirtſchaftsobject der Frau zu übergeben, wenn dieſe doch keine Art Leitung der Herrſchaft führt. Warum behält ihn nicht die Horde als Knecht? Weil ſie keine Knechtſchaft kennt und kein Eigen am Menſchen. Aber woher nimmt die Frau dieſe Begriffe? Hier klafft eine Lücke in der „neuen Theorie“. Aber ſo iſt es nun einmal, und ſo, nicht als eine Fortſetzung der „Mutterfolge“, die M. negiert, entſteht ihm die „Gynakokratie“, deren Beſtand doch nicht wegzuleugnen iſt.

Während dieſe Begründung des [illegible] ein Mutterrecht daſs es nach M. nicht gibt! — nicht [illegible] kann, iſt der analogen Erklärung der Mannesherrſchaft, aus der [illegible] „Kammer“ das Vaterrecht oder Patriarchat entwickelt [illegible] [illegible]

Digitized by Google

herrſchaft. Dieſes und noch manches andere läſst ſich nach Conception und Ausführung von der „neuen Theorie“ rühmen.

Aber das alles kann uns doch nicht abhalten, auch nach der Begründung des Grundgedankens des ganzen Syſtems zu fragen. Iſt denn die Raum- und Lagerordnung, deren tägliche Wahrnehmung unter der Vorausſetzung einer allerdings nicht erwieſenen Feſtigkeit derſelben allein das Bewuſstſein des Urmenſchen erfüllen ſoll, wirklich auch an ſich ſchon der letzte aller Gründe? Auch M. ſelbſt kann nicht dieſer Meinung ſein, denn da er begründen will, warum der geraubte Fremde in die Lagerordnung der orda nicht eingereiht werden könne, vielmehr in ſeiner Außenſtellung den Anlaſs zur Begründung der „Familie“ außer der „orda“ bietet, beruft er ſich (Seite 206) darauf, daſs ja „die Horde eine Wohngenoſſenſchaft iſt, in der niemand Raum finden kann, den die Natur nicht ſelbſt eingereiht hat“. Das liegt gewiſs nicht im Weſen einer jeden „Wohngenoſſenſchaft“, deren Qualität M. der Horde im Gegenſatze zu der bekämpften Annahme der Blutsverwandtſchaftstheorien zuſpricht. Was iſt das für eine „Natur“, die uns da auf einmal noch über der Lagerordnung und der Wohngeſellſchaft erſcheint? Steht da die Exactheit der „Statiſtik“ etwa ſchon vor dem enthüllten „Schöpfungsplane?“

In dieſen ſeichten Hafen zu flüchten, ſcheint uns doch nicht nothwendig, wenn ſich die „neue Theorie“ nur ein wenig toleranter und erbarmungsvoller gegen die arme alte zeigen wollte. Es liegt, wie M. ſelbſt bekennt, ein tieferer Grund der Einführung jener Lagerordnung in der „Natur“ ſelbſt vor, ein Grund über jener Ordnung, die ihm im Syſteme als der Urgrund des Ganzen erſcheint. Was anderes kann nun dieſer Grund in der Natur ſelbſt ſein, als eine natürliche Beziehung aller Lagergenoſſen zueinander, und wo anders kann der vermittelnde Mittelpunkt dieſer Beziehungen liegen als in der in näherer oder fernerer Beziehung gemeinſamen Mutter? Sie konnte M., um ſeiner Theorie die Neuheit zu wahren, aus ſeinem Syſteme ausſchließen, aber nicht aus der Reihe der Urſächlichkeiten.

Es iſt ja doch in Wirklichkeit, — man möge über die ſtrittige „Promiscuität“ denken wie man wolle — einfach nicht wahr, daſs der Vater ſofort zum Kinde in dieſelben, ebenſo ſichtbaren Beziehungen tritt, wie die Mutter; wenn wir ſchon — an ſich ganz zu Unrecht — innerhalb der Horde von „Ehen“ ſprechen, ſo iſt der Vater dem Hordenkinde gegenüber allenfalls der Bruder und zugleich der Gatte der Mutter; aber wie ganz anders muſs dem gegenüber die unmittelbare Beziehung des Kindes zur Mutter erſcheinen! Das kann M. durch keine Kunſt der Analyſe und Syntheſe, durch keine Methode der Statiſtik hinwegdeuten. Er leugnet, daſs der primitive Menſch einen Begriff von Blutsgemeinſchaft und Blutsverwandtſchaft hätte haben können.

Gut, laſſen wir die Beziehung auf das „Blut“ als ein jüngeres Element der Vorſtellung hinweg; bleibt da nicht immer noch als ein durch den Urmenſchen wahrnehmbares Maß der Zugehörigkeit die Beziehung zu der gleichen Mutter, und muſs dieſe nicht gerade in der Horde und ihrer Ordnung ſichtbar aufrechterhalten bleiben, wenn ſich die ganze Lagerung dauernd nach dieſer Beziehung geſtaltet?

Aber auch die Beziehungen zum „Blute“, die M. ſo ſehr zu verabſcheuen ſcheint, liegen nun dem Urmenſchen gewiſs nicht gar ſo fern, und zu einer Zeit, da er Scheidewände und Kammern für die Alters- und Geſchlechtsgenoſſen zu bauen verſtand, darf man ihm die Wahrnehmung wohl zumuthen, daſs es das gegen den ſonſtigen Verlauf der Dinge zurückgetretene Blut der Mutter iſt, aus dem die Frucht hervorgeht. Wie weit dabei der Schein täuſcht, iſt für die Thatſache der Wahrnehmung und Auffaſſung belanglos. Aber M. gelangt in ſeinem Kampfe gegen die alte Theorie einmal ſogar dazu, mit ganz modernem Wiſſen den pſychologiſchen Nachweis zu führen, daſs es ja gar nicht einmal richtig ſei, das Blut des Fötus als das der Mutter zu bezeichnen. Als ob darauf etwas bei der ganzen Frage ankäme! M. zeigt aber auch, wie in der Horde das Gebären ein Act der Oeffentlichkeit, auch dem Kinde bereits wahrnehmbar war. Er geht von der wohlgegründeten Vorausſetzung aus, daſs der Urmenſch im Tropenklima lebte, muſs alſo auch eine Frühreife des Menſchen vorausſetzen. Er leugnet nicht die in die Jahre hinausreichende Saugepflicht der Mutter, als deren Theil ſich das ſchon auf ſeinen Füßen ſtehende Kind betrachtet, bis es ſelbſt fähig iſt, Nahrung zu gewinnen — und dabei ſoll dem Menſchen ſein und ſeinesgleichen Zuſammenhang mit der Mutter minder klar vor Augen treten, als ſeine von dieſem Verhältniſſe ausgehende „Lagerordnung“? Wie er dann — wir geben zu, auf etwas [illegible] — das Verhältnis der Verwandtſchaft zur Identität des Blutes auffaſste, das ſagen uns auch deutlich [illegible] Ceremonien des Blutbundes, die M. gerade den [illegible] auf afrikaniſchem Boden gegenüber [illegible] auf die Fälle der Blutrache einzuſchränken und in ihrer Bedeutung herabzudrücken ſucht.

Am wenigſten hat uns das Capitel über „die Wohnung der Horde“ das gehalten, [illegible] daſs jene für die ganze [illegible] „Lagerordnung“ bei irgend einer [illegible] ſind. Daſs bei der Annahme [illegible]

auskeilender Raum in Anſpruch genommen, daſs dieſe Schiffsform in alten Gräbern Kurlands nachgewieſen und die Hypotheſe gewagt werden könne, dieſe Grabbauten ſeien einmal Wohnungen der Lebenden geweſen, — das alles hat auch unter der Vorausſetzung der Richtigkeit wenig Ueberzeugendes. Wir halten einen beſſeren Nachweis gar nicht für unmöglich, hier aber vermiſſen wir ihn. Im Gegentheil wird auf Seite 250 jene Grundanlage des Hordenwohnraums wieder als eine „aus dem Wohnverwandtſchaftsſyſteme ſich ergebende Folgerung“ erklärt. Da müſſen wir denn bekennen, dieſe Art „ſtatiſtiſcher Methode“ nicht zu verſtehen.

Trotz alldem aber gewinnt der Leſer durch das intereſſante Buch einen Schatz neuer Anſichten und neue Anregung zur Kritik eigener Auffaſſungen, wie kaum durch ein Werk möglich wäre, das ſich auf ſchon gebahnten Pfaden bewegte. Abgeſehen von dem allen aber wäre es ſchon an ſich ein Verdienſt, bezüglich zweier ſich ſo weſentlich unterſcheidender Organiſationsformen durch eine Sonderung von Terminen auch die Begriffe feſter begrenzt zu haben. Ob aber nicht auch wieder dem Terminus „Horde“ — orda dürfte denn doch kaum populär werden — genau dieſelbe Unbeſtimmtheit anhängt, wie dem der „Familie“, mag dahingeſtellt bleiben.

Platoniſche Liebe.

Wann immer dieſe beiden Worte, auf der Bühne oder im geſelligen Verkehr, ausgeſprochen werden, ſtets haben ſie eine humoriſtiſche Klangfärbung, und jenes fatale Gepräge der Lächerlichkeit haftet ihnen ſo unlöslich an, daſs ſelbſt Leute, die ſonſt wohl geeignet wären, über den Begriff zu discutieren, ihn nicht davon zu trennen vermögen. Die Bezeichnung: „ein platoniſch Liebender“ erregt nun einmal ein Gefühl wohlwollenden, lächelnden Mitleids, das nicht ganz frei von leiſer, boshafter Anzüglichkeit iſt. Das würde nun zwar gar nichts ſagen, denn auch gewichtigere Dinge werden verlacht und von einer Generation, die den Begriff „Ehrfurcht“ nahezu gänzlich abgeſchafft hat, darf man kein beſonders ſubtiles Verſtändnis erwarten.

Aber was mich immer wieder überraſcht, das iſt, daſs in den modernen Abhandlungen über die Liebe dieſer Form ſo wenig gedacht wird, ſo daſs ſie, die ja doch einen ſo lebendigen, vielleicht den glühendſten, wenn auch verborgenſten Theil unſeres Gefühlslebens ausmacht, der Beachtung unwert gehalten wird, ja nur dem unverblümten Unglauben und der Geringſchätzung bei den Autoren begegnet.

Freilich, wenn an einem luſtigen Herrenabend von der Liebe geſprochen wird, dann iſt von der platoniſchen Liebe nicht die Rede, und wer eine Tafelrunde unterhalten, reizen, in Hitze bringen, ihren Neid, ihre Bewunderung, ihr Intereſſe erregen will, indem er ſeine Eroberungen vor ihren Augen paradieren läſst, der wird ſich wohl hüten, von der platoniſchen Liebe zu erzählen, auch wenn er ſie noch ſo gut kennen ſollte. Die Thatſache an ſich intereſſiert ja keinen, außer den, den ſie betrifft und der ſie aus einer Anzahl edler und ſchöner Gründe keuſch verbirgt, vielleicht auch zuweilen aus dem minder edeln Motiv der Eitelkeit, die dabei nicht ihre Rechnung findet. Jedenfalls macht die platoniſche Liebe nicht von ſich reden, man begegnet ihr nicht auf der Straße, und darum mag es manchem ſcheinen, als lebe ſie nur in der Phantaſie der Romantiſchen. Wer über die Pſychologie der Liebe ſchreibt, meint, er vergebe ſich zuviel, wenn er ſich mit ihr befaſst, und vergiſst darüber, daſs jene Liebe, mit deren Studium er ſich abgibt, jedem zugänglich iſt und darum jener Anziehung entbehrt, die ein Pſychologe gerade in dem finden ſollte, was ſich der Mehrzahl verſchließt, wozu nur wenige hinanragen.

Es wäre ein großer Irrthum, die platoniſche Liebe für ein dumpfes Gefühl, die kraftloſe Ergebung Ohnmächtiger zu halten. Leuten von ſolcher Geſinnung möchte ich ſagen: Habt Ihr je ein großes Aquarium geſehen? Hättet Ihr gedacht, daſs ſich unter dem glatten Spiegel des Meeres eine ſolche Mannigfaltigkeit der Formen, der ſchimmernden, leuchtenden, lebendigen Farben bergen könne? Nicht wahr, nein? An die Oberfläche kommen, allen ſichtbar, die Fiſche, die Delphine, die Robben, aber in jene Tiefen, in die nur wenige zu dringen vermögen, verbirgt das Meer ſeine geheimnisvollen Blüten, ſeine unſichtbaren Schätze. Die großen Schiffe gleiten darüber hin; ſie tragen den Reichthum, das Elend der Völker, die Civiliſation, die Seuchen und den Tod von einem Land zum andern — und tief darunter, durch einen Abgrund getrennt, entfaltet ſich, vom Waſſer überſchleiert, die Welt der Korallen und Perlenmuſcheln.

Es wäre auch falſch, zu glauben, die platoniſche Liebe ſei etwas Primitives, gerade gut genug für die Einfältigen, da ſie, die im Herzen der raffinierteſten Cultur geboren wurde, gerade im Gegentheil, nur auf dem Gebiete der [illegible] gedeihen kann. Die Einfältigen, [illegible] kennen ſie nicht und begehren nicht nach ihr, da es [illegible] nach der Art aller Thiere zu lieben, als [illegible] Weſen.

[illegible] Elemente der Liebe von der intellectuellen und [illegible] Seite [illegible], in welch letzteres [illegible] iſt es notwendig, die Anſicht der [illegible] zu hören. Vernehmen [illegible] den hervorragendnen [illegible] wie

Digitized by Google

immer für ätheriſche äußere Formen ſie annehmen mag, hat ihren Urſprung im geſchlechtlichen Inſtinct und in nichts anderem." Fügt man hierzu die Behauptung Platos, daſs die Frau außerſtande ſei, eine abſtracte Schönheit zu begreifen und eine wirklich ideale Liebe mit dem Manne zu theilen, dann ſcheint über den Gegenſtand, den ich behandeln will, endgiltig das Urtheil geſprochen, umſomehr, als ich — und darauf möchte ich den Leſer aufmerkſam machen — im ganzen den beiden Behauptungen beipflichte; auch ich glaube, daſs das Gefühl für reine Schönheit weder in der Natur der Frau liegt, noch einem inneren Bedürfniſſe bei ihr entſpricht, und ich glaube auch, daſs die edelſten Gefühle der Sympathie zwiſchen Männern und Frauen ihren eigentlichen geheimen Urſprung in der natürlichen Anziehung haben. Aber was beweist das? Wieviele Triebe haben ſich nicht modificiert, ſeit der erſte nackte Menſch mit den wilden Thieren rang, wieviele neue Bedürfniſſe haben ſich nicht entwickelt, entwickeln ſich nicht täglich!

Wenn ich auch principiell die Schopenhauer'ſche Theſe gelten laſſe, ſo behalte ich mir doch gewiſſe Einſchränkungen vor. Es iſt ja klar, daſs man keine Veranlaſſung hätte, das andere Geſchlecht zu lieben, wenn der natürliche Trieb nicht eine ſo gewaltige Rolle in der Liebe ſpielte; aber wenn auch der prähiſtoriſche Menſch nach der erſten Frau, die ihm begegnete, wie nach einer reifen Frucht am Baume gegriffen haben mag, ſo iſt er doch im Laufe der Jahrhunderte nicht auf der primitiven Stufe der Inſtincte ſtehen geblieben, und eine Anzahl natürlicher aber entwicklungsfähiger Anlagen hat ſich bei der langſamen aber unaufhaltſamen Evolution der Menſchheit allmählich umgeſtaltet. Schopenhauers Ausſpruch iſt demnach nur zur Hälfte wahr, und wenn ich, was ſich wohl nicht leugnen läſst, annehme, daſs ſich intellectuelle und ſentimentale Motive dem brutalen Inſtinct übergeordnet haben, ſo genügt das Ueberwiegen des einen oder anderen dieſer Factoren, um eine Liebe hervorzubringen, die, obgleich auf den alten Inſtinct gepfropft, doch in der äußeren Form, den Mitteln und ſogar den Zielen ganz und gar von ihr abweicht.

In ſeiner Vorrede zu Platos „Gaſtmahl" ſagt Ruggero Bonghi: „Jeder Verliebte liebt, je nach dem Gegenſtand ſeiner Liebe, vorwiegend mit einem Theil ſeines Weſens. Wer am meiſten liebt, iſt auch am meiſten wert, die Fähigkeit zu lieben iſt die Wurzel alles Wertes." Ein tiefes Wort, das der moderne Menſch mit umſo größerem Stolz auf ſich beziehen darf, je mehr Seiten er jenem urſprünglichen, armſeligen Gefühl des primitiven Menſchen abzugewinnen gewuſst hat.

Doch laſst uns betrachten, welche Entwicklung die platoniſche Liebe genommen.

*

Wir, die erſt der Naturalismus und dann die Décadence daran gewöhnt hat, in der Liebe nichts anderes als die Senſation zu ſuchen; wir, die in pſychologiſchen Unterſuchungen, in Romanen und Gedichten keine andere Seite der Liebe dargeſtellt finden, als die ſinnliche Verzückung; wir, die, Wiſſenſchaft und Gefühl vermengend, uns vermeſſen, die Schwingungen unſerer Seele mit ziffermäßiger Genauigkeit feſtzuſtellen; wir, die, um ſtatiſtiſche Daten über das ewige Geheimnis der Liebe zu ſammeln, nach der gemeinen Ware, der käuflichen, frivolen Liebe greifen müſſen, wie ſollten wir die ſubtile Tiefe des Schiller'ſchen Wortes faſſen können: „Wer nicht hoffnungslos liebt, der kennt die Liebe nicht"? „Hoffnungslos" — wird man mir einwenden — „heißt darum noch nicht wunſchlos". Zugegeben; und gerade da beginnt auch der Unterſchied. Denn der primitive, materielle Liebende wird, da er kein anderes Ziel kennt, die Segel ſtreichen, ſobald die Hoffnung auf den Beſitz ſcheitert; der Liebende, um den es ſich in dieſen Seiten handelt, vermag allein das Schiller'ſche Wort zu würdigen. Man entgegnet mir, daſs die Liebe unter ſolchen Umſtänden nicht lange dauere. Aber währt ſie unter den entgegengeſetzten Umſtänden etwa länger? Iſt es nicht gerade der Beſitz, der ſie zerſtört, und gehen nicht gerade aus der Pſychologie der Materialiſten die ſkeptiſcheſten Anſchauungen über die Liebe hervor? Ich gebe ja zu, daſs neun Zehntel aller Verhältniſſe kurzlebig ſind, daſs von zehn dauerhaften ſünf durch Gewohnheit und ein geheimes ſinnliches Band zuſammengehalten werden; aber die fünf anderen nehme ich für meine Theorie in Anſpruch und will damit nur beweiſen, daſs die platoniſche Liebe in der Wirklichkeit wie in der Kunſt ihre Lebensberechtigung hat. Jede, auch die transcendentalſte, phantaſtiſchſte Poeſie iſt unſichtbar mit der Wirklichkeit verknüpft. Der Dichter, der die Liebe des Fichtenbaumes, jenes ſtacheligen Sohnes des Eiſes, zur Palme, der fernen, auserleſenen Tochter der Sonne, ſchildert, drückt ein menſchliches, mögliches, wahres Gefühl aus: freilich ein ſelteneres als jenes, von dem die alltäglichen Berichte überquellen und das nur in dem Sinne mehr hervorſticht, als etwa in einem weißen und rothen Gewebe das Roth mehr in die Augen ſpringt als das Weiß.

Es gibt viele derartige Fälle platoniſcher Liebe, die nur im lärmenden Treiben des Tages untergehen; ſie bilden einen tiefen unſichtbaren Untergrund, ſo tief und dunkel, daſs nur die wenigen hellſehenden Geiſter danach tauchen und das verborgene Juwel aus jenen, der blöden Oberflächlichkeit unbekannten Gründen ans Licht ziehen.

Wer kennt nicht jene zahlloſen, unſcheinbaren, ſtillen Erſcheinungen, die alten Tanten, die Lehrerinnen, die treuen Dienerinnen, die ſich ihr Leben lang mit fremden Kindern abgemüht, die armen Näherinnen, die heute noch erröthen, wenn man ſie „Frau" anredet? Von welcher Fülle ſcheuen, brennenden Empfindens erzählen ihre blaſſen, alleſammt vom Stigma eines grauſamen, oft ironiſchen Geſchickes gezeichneten Geſichter! Welch eine Menge verblaſster, heimlicher Geſchichten von nie bekannten Wünſchen, denen man nicht einmal die beſcheidene Rolle eines „Document humain" gewähren will, die man den pathologiſchen Fällen einräumt! Auch im Leben der Männer iſt der Fall kein ſo ſeltener als man denken mag; nur iſt das Gefühlsleben des Mannes ein verborgeneres und nicht ſo beharrliches.

Und wenn wir zurückſchauen — finden ſich nicht die Namen unſerer größten Dichter in unvergänglichen Lettern in den Annalen der idealen Liebe eingezeichnet? Wem Taſſo und Petrarca nicht genügt, der blicke auf Dante! Auf ihn mögen die ſchauen, welche meinen, daſs die Liebe nur in der körperlichen Umſtrickung beſteht, und auf jenen anderen großen Meiſter der Liebe — Franz von Aſſiſi — der in der heiligen Clara ſeine würdige Gefährtin fand. Gedenkt denn niemand des Augenblickes inbrünſtiger Glut, wo die edle Jungfrau im Brautſchmuck durch die linde, umbriſche Frühlingsnacht ins Kloſter Santa Maria degli Angeli floh, um das härene Bußgewand ihres Freundes anzulegen und die üppige Haarflut der Schere darzubieten, wie es Franciscus ſelber mit ſeiner jugendlichen Lockenfülle gethan?

Sahen die toscaniſchen Weinberge, in denen Boccaccio die Fiammetta liebte, jemals inbrünſtigere Liebesſchauer als jene, die den engen Kloſtergarten und die düſteren Schatten von San Damiano durchbebten, während des ganzen Jahres, das die heilige Clara dort in der Nähe des glühenden und reinen Helden von Aſſiſi verbrachte?

Man ſage mir nicht, daſs eine ſolche Liebe unfruchtbar und darum unnütz ſei. Es kommt ja nicht bloß darauf an, Kinder in die Welt zu ſetzen. Wenn die Liebe uns Dichter und Heilige gibt, neue Religionen und neue Ideale, dann dürfen wir ſie wohl jenem dumpfen Inſtinct vorziehen, dem die Welt, neben vereinzelten hervorragenden Menſchen, Scharen von rhachitiſchen, verkommenen Kindern, von Narren und Verbrechern zu verdanken hat.

Auch die Gedanken und Gefühle haben ihre Entſtehungsgeſchichte und werden gezeugt in jenem geheimnisvollen Hin- und Widerfluten, das Mann und Weib verbindet — eine Ebbe und Flut, die bald köſtliches Geſchmeide, bald häſsliche Schlacken mit ſich führt. Wenn wir die Memoiren der liebenswerten berühmten Menſchen durchgehen, ſo finden wir faſt immer die Spuren einer platoniſch gebliebenen Liebe, die mit ihrem Glanz, ihrer Wärme, ihrer Kraft in ihr Leben hineinleuchtet und ihre Geiſteswerke durchglüht. Und nur ein ſtumpfſinniger, plumper Geiſt vermag zu behaupten, daſs dieſe ſogenannte Liebe nur Freundſchaft geweſen ſei. Bloße Freundſchaft kann ſich nie in Liebe, auch nicht in platoniſche verwandeln; während die platoniſche Liebe eine wirkliche Liebe iſt, der nur die äußeren Umſtände verbieten, ſich völlig zu entfalten und zu bethätigen, und die, gerade weil ſie den Keim zeugender Kraft in ſich trägt, imſtande iſt, befruchtend auf Geiſt und Seele des liebenden wie des geliebten Theiles zu wirken. Und es iſt abſurd, daſs man den flüchtigſten, dumpfſten, geſchlechtlichen Trieb Liebe nennen und dagegen dem tiefen, innigen, dauernden Zuſammenhang zweier Seelen, dem nur die äußeren Umſtände oder Gründe höherer Ordnung im Wege ſtehen, dieſen heiligen Namen verſagen ſoll.

Doch — wir müſſen zu einem Schluſs gelangen. Daſs platoniſche Liebe zwiſchen Männern und Frauen möglich iſt, lehrt uns triumphierend das Beiſpiel des Franciscus und der heiligen Clara, und Dante ſtellt ſich ihnen dicht an die Seite. Jenen wahrhaft platoniſchen Verbindungen, die von der Anfechtung der Sinne frei, und, wie es Plato verlangt, von einem lebhaften Bedürfnis nach geiſtiger Erhebung eingegeben waren — obgleich Plato ſelbſt dabei nie an ein Verhältnis zwiſchen dem Manne, und der ihm jeder höheren Auffaſſung unfähig ſcheinenden Frau gedacht hat, und die Bezeichnung „platoniſche Liebe" erſt ſpäter willkürlich, zuerſt von den Franzoſen, in dem heute üblichen übertragenen Sinne angewendet wurde — ſchließt ſich eine ganze Reihe anderer Fälle an, denen ein höheres Verlangen, eine Sehnſucht nach ewigen Gefühlen, welche die ſinnliche Liebe nicht zu erfüllen vermochte, den Sieg über den brutalen Inſtinct davongetragen.

Wir wollen darum die Fälle platoniſcher Liebe in zwei Kategorien ſcheiden: in die erſte verweiſen wir die möglichen aber ſeltenen der wahrhaft platoniſchen Liebe, in die zweite jene viel häufigeren Verhältniſſe, bei denen das ſinnliche Element ſich zwar geltend gemacht haben mag, aber dermaßen von den überwiegenden moraliſchen Elementen überwunden und beſiegt wurde, daſs die öffentliche Meinung ſich nicht ſcheut, ſie gleichfalls als platoniſch zu bezeichnen.

Andererſeits läſst es ſich ſehr ſchwer theoretiſch beſtimmen, wo die Herrſchaft der Sinne beginnt und wo ſie aufhört. Wenn auch ein Dichter geſagt hat: „L'amour vrai [illegible] un déſir", ſo muſs man doch zugeben, daſs man in den erſten Stadien der Liebe die [illegible] Sympathie häufig mit dem Begehren verwechſelt, und wenn auch mancher zu ſagen vermag: „An jenem Tag, in jener Stunde, [illegible] mein Begehren [illegible] zum Verwelken", ſo wüſste doch niemand, trotz der gewiſſenhafteſten Selbſtprüfung, den geheimen Urſprung und den inneren Entwicklungsgang dieſes Begehrens genau anzugeben.

Dies auch eine Liebe, bei der die Sinne keine Rolle [illegible] [illegible] daſs ſie [illegible] in der erſten Jugend, am Morgen [illegible]

Digitized by Google

zeigt, dann im heißen Kampf auf der Mittagshöhe wohl untergeht, nicht ſelten aber im Niedergange, wenn ſchon die traurigen Erfahrungen zerſtörend ins Leben gegriffen, aufs neue aufzutauchen beginnt.

Bei der Jugend muſs man die platoniſche Liebe ſtudieren, voll Wohlwollen und faſt voll Neid ſtudieren. Wenn man der erſten Liebe ſolche Wichtigkeit beilegt, ſo iſt es gerade wegen ihrer Idealität, und wenn man ſagt, wirklich liebe man nur das erſtemal, ſo liegt gerade darin die Anerkennung der Oberherrſchaft des Geiſtigen über die Sinne — die jugendlichen Sinne, wohl zu merken! Jedermann weiß, daſs heftige und glühende Leidenſchaften in jedem Alter entbrennen können, wühlende Leidenſchaften, die den Sinn verwirren und zum Wahnſinn, zu Selbſtmord führen können, auf ihrem Weg durch alle Stadien der Wolluſt; aber kein Erlebnis, kein geſchlechtliches Raffinement vermag ſich mit jenem göttlichen Morgenroth der Empfindung zu meſſen, wo der Mann ſich nicht fragt: „Werde ich dieſes Weib beſitzen?", ſondern den Lüften, den Blumen und dem leuchtenden Tag jubelnd entgegenruft: „Wie ſchön iſt das Leben!" Von Herzen bedauere ich jedes menſchliche Weſen, dem es an einer ſolchen Liebe am reinen Morgen ſeines Lebens gefehlt, in deren Schatten er ſpäter vor den Gluten der entfeſſelten Leidenſchaft fliehen kann.

Der Einwurf, daſs die Enthaltſamkeit der platoniſchen Liebe zumeiſt eine erzwungene ſei, ſcheint mir nicht ſehr ſtichhaltig. Denn wäre ſie's nicht aus freiem Entſchluſs, dann können ja dieſelben Kräfte, die zum Kampf gegen das eigene Verlangen aufgeboten werden, auch dazu dienen, die Vorurtheile, die Scheu, die moraliſchen Bedenken, die äußeren Hinderniſſe zu beſiegen, was auch immer eintritt, wo das ſinnliche Verlangen überwiegt, und nur dort unterbleibt, wo die Anziehung von den unkörperlichen, geiſtigen Eigenſchaften ausgeht und die Kraft verleiht, den Traum in unbefleckter Reinheit zu bewahren.

Ich glaube mich nicht in die Romantik verloren zu haben. Ich habe das Recht der ſinnlichen Liebe anerkannt; ich wiederhole nur, daſs ſie für die Bedürfniſſe der modernen Seele nicht ausreicht. Das iſt übrigens keine neue Weisheit. Von den griechiſchen Philoſophen über Franciscus zu Dante, durch alle Jahrhunderte, ſehen wir jenen mächtigen Aufſchwung der erhabenſten Seelen einer idealen Liebe der Zukunft zu. Einer fernen, noch unklaren Zukunft, aber was liegt daran? Gewiſs trifft Tolſtoi in der „Kreutzerſonate" nicht die Wahrheit; aber er hält doch viel weiter, als alle materialiſtiſchen Schriftſteller, welche die Welt mit ihrer peſſimiſtiſchen Lehre vom brutalen Inſtinct vergiftet haben. Gewiſs iſt der Inſtinct vorhanden, aber er will ſich entwickeln, läutern, Freude und nicht Verzweiflung bringen.

Mailand. Neera.

Das berliniſche Publicum und ſeine Schaubühnen.

Was iſt heute „berliniſch"? Hier ſtock' ich ſchon. Bequeme Schlagworte ſind genug gemünzt worden, ſeit Neu-Berlin die viel zu ſchwere Aufgabe zugewieſen erhielt, ſich als Reichshauptſtadt zu geberden, und ſie gehen auch nun im Volke. Aber es will keines mehr recht paſſen. Nicht das Bismarck'ſche, das allerdings mehr auf allgemein preußiſches Weſen, als auf Berlin insbeſondere verwies. Nicht die abgeſtandene Phraſe vom modernen Sparta. Noch weniger der Beiname „Spreeathen" mit ſeinem ſtark ironiſchen Grundklang. Selbſt die charakteriſtiſche Bezeichnung vom Berliner, als einem ſentimentalen Mann, der ſich ſeiner Empfindſamkeit ſchämt und, um ſie zu maskieren, gerne in ſchnoddrig fröhelnden Ton verfällt, taugt, wiewohl man allenthalben noch auf ſie ſchwört. Alles gährt im brauſenden Fluſs durcheinander; und ſo lebhaft man ſich die Anziehungskraft Berlins vorſtellen mag, dieſer Stadt, die im Beſten wie im Gemeinſten das Weſen eines Emporkömmlings herauskehrt, fehlt noch immer das merkwürdige Bindemittel, das in alten Culturſtädten erobernde Gewalt übt.

Wo ſich die Geiſter ſcheiden, nicht wo ſie ſich einen könnten, muſs man das berliniſche Publicum aufſuchen. Da zerfällt das heutige Berlin ganz deutlich, ſchroffer noch als anderswo, in eine Doppelſtadt. Was ſociale Neugierde vermag, um Leute zweier Städte mit einander bekannt zu machen, hat ſie gethan. Nicht viel mehr. Die Neugierde mußte durch das reiche Maß ſocialer Erörterungen geweckt werden. Das Leben in der einen Stadt zeigt eine geiſtige Structur, die in ihren innerſten Faſern noch auf dem Boden der [illegible] Erfolge in Deutſchland wurzelt. Dort wurde das [illegible] Selbſt[illegible] Zeit mitunter bänglich angehaucht. Dort [illegible] Epoche [illegible], dort der drängende, lohende [illegible] Die [illegible] der anderen Stadt leiten ſich [illegible] „Publicum und Theater" [illegible] in Berlin [illegible].

Ein Beweis, [illegible]

ſo oft geſchieht. Ein reſpectloſer Menſch mag die zauberwirkenden Autoritäten nicht; er ſieht lieber die Dinge walten. Wo der männiſche Geiſt jede Senſibilität verwirft, ſie als Schande oder zumindeſt als krankhafte Abſonderung auffaſst, da iſt die Nichtachtung künſtleriſcher Beſtrebungen begreiflich. Das „vergnügliche Zeug" möchte man am liebſten den Weibern allein überlaſſen; und ganz einſeitig überwiegt in den Berliner Theatern dadurch der Einfluſs der Frau.

Selbſt ein feuriger Frauenrechtler wird ſolche Einſeitigkeit nicht als Gewinn empfinden. Wie die Dinge einmal bei uns liegen, wird gerade jene Frauenwelt, die aus unfreier Sphäre ſtammt, nicht geiſtige Freiheit genug mitbringen, um künſtleriſchen Impreſſionen beweglich zu folgen. Eine Entwicklung, die nach dem Männiſchen hin ſo lebhaft drängte, hat in mehr als einer Beziehung einen geiſtigen Harem um unſere Damenwelt geſchaffen; und nicht ſo großes Unrecht hatte der franzöſiſche Beobachter, der Berlin ein Paradies für den Mann, einen Unſegen für das Weib nannte. Nun denke man ſich die Berliner Dame, ſo beengt erzogen und gehalten, als Stimmführerin im Theater, wo vielleicht ein Dichter den mächtigſten Zeitſtrömungen nach ſeinem Temperament Ausdruck geben möchte. Auf der einen Seite der Druck öffentlicher Verhältniſſe, auf der anderen Stimmungen und Machtſprüche einer Menſchenclaſſe, die in Unmündigkeit erhalten wird. So kann allenfalls die Fineſſe, die intime Charakterſtudie, das weiche Melodram, eine ſehnſüchtige Lyrik, die ins Märchengewand gehüllt wird, auf dem Theater gedeihen. Auf den großen Erneuerer, ſcheint es, warten wir vergebens.

Was hier ausgeſprochen iſt, kann natürlich nur in großen allgemeinen Zügen gedeutet werden. Ihm ſcheint ſofort der Glaubensſatz zu widerſprechen, Berlin habe ein literariſches Theater, in Wien intereſſiere der Schauſpieler. Das wäre allerdings mehr eine männliche Eigenthümlichkeit. Allein der Glaubensſatz, ſo oft man ihn auch wiederholen möge, iſt nur bedingungsweiſe richtig. Das ſcheinbar ſo ſtarke literariſche Intereſſe unſeres Publicums hat nicht in naiver Sinnenfreude am Kunſtwerk ſeinen Urgrund. Es hängt mit der Neigung zur Lehrhaftigkeit zuſammen, die den Mann, wie das Weib erfüllt. Um zum Kunſtwerk zu gelangen, macht das berliniſche Publicum einen complicierten Gedankenproceſs durch. Gewöhnt, mit ſeiner zähen Kraft feſtzuhalten, was es einmal gelernt hat, ſtutzt es gewöhnlich vor neuen Erſcheinungen. Es muſs dann umlernen. So heftig mitunter urſprünglich ſein Widerwillen gegen das Neue auftrat, ebenſo heftig wird zuweilen ſein Wille umzulernen. Man ſpeculiert, man vergleicht; man horcht hin auf Ausſprüche der feinfühligeren Recenſenten, die in den Leuten von Berlin häufig eine gemiſchte Vorſtellung erwecken. Vom gutbürgerlichen Standpunkte möchte man ſie nicht voll nehmen — ſocial beſehen bleiben ſie arme Teufel, — aber der gewiſſe ſcheue Reſpect, wie man ihn vor dem Schulmeiſter hegt, wird ihnen nicht verſagt. So zwingt man endlich Lieblingsneigungen nieder und klettert manchmal mit überraſchend klugem und eiligem Geſchick zum Verſtändnis junger Kunſtwerke empor. Dazu kommt, daſs in vielen Fällen nicht das literar-künſtleriſche Intereſſe es iſt, das bei uns die literariſchen Erfolge macht. Die Premièren mit ihren leidenſchaftlichen, verbittert geführten Kämpfen und Aufregungen lenken vom Kern der Dinge nicht ſelten ab. Berlin iſt eine Stadt der Töne, die nicht gedämpft werden. Wie der berliniſche Jargon an ſich leicht einen herausfordernden Klang annimmt, ſo iſt das Meiſte hier auf den vehementen Kampfton eingerichtet. Im Theater ſitzt bei der Première eine Fülle von Intereſſenten, da Berlin der theatraliſche Hauptmarkt für das geſammte Deutſchland geworden iſt. Da ſitzen die Großagenten mit ihrem Anhang, auswärtige Directoren und die gewerbsmäßigen lauten Enthuſiaſten, was hier nicht die Claque, ſondern die jeweilige „Freundſchaft des Dichters" bedeutet. Das macht die exaltierte Geberde ſcheinbar noch wilder, als ſie innerlich iſt; und in unſerem, mit Amerikanismen auch ſonſt geſegneten Berlin, wird dann allemal vom Publicum ſelber ein forciertes Wett- und Wageſpiel um Sieg oder Niederlage einer Novität angefacht. Im Genuſs wie in der Arbeit heißt es hier: Zäh und viel, ſtoßweiſe und hitzig.

Ja bei einzelnen der nachhaltigſten Erfolge im letzten Jahrzehnt läſst es ſich geradezu nachweiſen, daſs ſie mit dem Publicum als einer literar-künſtleriſchen Gemeinſchaft nur in ſecundärer Form zu thun haben. In Sudermanns „Ehre" war es ein überraſchender Irrthum, der die Senſation hervorrief. Die Bewohner der einen Stadt Berlin nahmen einen Theil des Hinterhauſes für das Ganze. Sie hatten keine reale Kenntnis von der Ehrempfindung der Leute in der anderen Stadt Berlin, einer Ehrempfindung, die ſich in ganz eigener Art entwickelt hat und [illegible] bis zur Exaltation hinanreicht, und ſie nahmen verkümmertes Lumpenproletariat für wirkliches Proletariat und freuten ſich [illegible] Entdeckung. Der politiſche Kampf um Gerhart Hauptmanns Weberdrama hat mehr als ſein künſtleriſcher Inhalt an ſich die Aufmerkſamkeit des berliniſchen Publicums angeeifert. Windthorſt im Parlament war einmal ein Wunder. Dumas' „Francillon" iſt wenig laut geworden. Windthorſt entrüſtete ſich [illegible], und die kühne Francillon lernte laufen, wie [illegible].

[illegible] man noch immer gerne an Feſt- und Feiertagen [illegible] von der Kunſt. Aber das [illegible] einen

Digitized by Google

Sonntag wartet, wo es ſchicklich iſt, ceremoniös der Kirchen- oder Kunſtandacht beizuwohnen, iſt das Augenfällige. Man macht die Sinnliche, die Naive zu einem verſchleiert myſtiſchen Weſen, wenn man ihr nicht gar einen Bakel in die Hand ſteckt, wie es echt Berliniſch in der That geſchieht. Ob Erbauung, ob Schulmeiſterei; in beiden Fällen bleibt es dieſelbe innerliche Nichtachtung. Die Strömung, die das Theater in den Dienſt loyal-dynaſtiſcher Maſſenpädagogik ſtellen möchte, beweiſt am deutlichſten, wie ſehr im männiſchen Berlin, bewuſst und unbewuſst, Kunſtpflege zu nutzbarer Lehrhaftigkeit geworden.

Vorerſt fehlen uns in Berlin die treuen Wärter, die im geſicherten Frieden, im alten geiſtigen Beſitz zu froher, nicht zu lärmender künſtleriſcher Genuſsfähigkeit emporwachſen. Welches kleine Segment aus dem Berliner Geſellſchaftskreis findet ſich bei den Premièren zuſammen und gibt da den Ton an! Das unausſtehliche Wort „Tout Berlin" iſt bei uns der reine Hohn. Die „größte" Première vereinigt nur Kaſtengruppen. Die oſtdeutſche Ariſtokratie iſt nach ihrer Tradition und Wirtſchaftsgeſchichte relativ im Kärglichen aufgewachſen. Auf irgend welches Mäcenatenthum im größeren Stile wies ſie ihr Sinn nicht hin. Sie baute in Berlin keine Herrenpaläſte und konnte keine bauen. Hier gibt es keine Liechtenſtein'ſchen oder Harrach'ſchen Kunſtſammlungen; die bemerkenswerte Berliner Privatgallerie iſt die Gallerie Ravené, nach einem Bürgersmann, dem Sproſſen franzöſiſcher Refugiés, ſo genannt. Man ſpricht oder ſprach vom Wiener Burgtheater als von einem Comteſſentheater. Das wäre, auf unſer königliches Schauſpielhaus angewandt, faſt unverſtändlich. Hier entſcheidet der bourgeoiſe Charakter auf dem Theater. Er kann ſich am Patriotismus berauſchen; ſich behaglich an familiärer Traulichkeit wärmen; rationaliſtiſchen Inhalt in verzuckert poetiſierender Märchenform ſchlürfen. Er kann ſich ſogar einmal verwogen den Hut aufſtülpen und ſchreien: Pfadfinder voran, neue Bahnen für die Kunſt! Aber am Ende iſt er froh, wenn das Revolutiönchen vorüber und doch keine Revolution daraus geworden iſt.

An dem bourgeoiſen Grundcharakter ändert auch jener Theil des berliniſchen Publicums nicht viel, der eine ſtarke Paſſion für das literariſche Theater, zur Zeit alſo in erſter Reihe für das „Deutſche Theater" des Directors Brahm, mitbringt. Dieſer Theil des Publicums beſteht aus ganz verſchiedenartigen Elementen. Er begreift ein Stück Bohème, eine Jugend in ſich, die ſocialiſtiſch ſtammeln lernt, ihres Enthuſiasmus froh wird und ſich Halbgötter bildet, wo ſie nicht Götter bilden kann. Darüber iſt eine völlig andere Schicht gelagert. Der Begriff Finanzariſtokratie hat etwas ſchmutzig Widerwärtiges für mich. Er wäre auch zu eng gefaſst für das Publicum, deſſen Ideal es wäre, zur Plutokratie mitzuzählen oder wenigſtens in deren Dunſtkreis athmen zu dürfen. In das Bild Berlins hat dieſe Claſſe, wie ſie nach 1870 ſich entwickelt hat, einen neuen Farbenton gebracht. Capital wie Scheinbeſitz, Waghalſigkeit und geſchäftlicher Spürſinn, Börſe und Kaufmannswelt bis zu den mannigfachen Unterabtheilungen, bis zu den Almoſenempfängern der finanziellen Welt finden ſich darunter. Dieſe Geſellſchaft iſt begierig nach neuen Erſcheinungen, leicht aufgeregt, in gewiſſem Sinne auch raſch empfänglich. Nicht recht ſicher fühlt ſie ſich trotz allem in ihrem vermeintlichen oder wirklichen Beſitz. Ein wenig declaſſiert, ein wenig verlegen iſt ſie, wenn ſie ſich an Militär, Bureaukratie und deren Poſition erinnert. Darum ließ ſie ſich von der literariſchen Jugend bis zu einem beſtimmten Punkt mitreißen. Darum unterſtützte ſie die altruiſtiſche Anklageliteratur, ſo ſehr ihr die naturaliſtiſche Methode unbehaglich war, als die Freie Bühne Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" aufführte; damals noch ein Wagnis. Darum demonſtrierte ſie bei jedem ſatiriſchen Seitenhieb, als Sudermann über Nacht berühmt wurde; und darum iſt Ludwig Fulda ihr Patron, der ſchmächtige Zeuge ſchmächtig gerathenen Willens zur Satire.

Wir hatten es anders erwartet, damals, als mancher von uns glaubte, ein Frühlingsſturm wehe durch die Lande: Wo uns ein Hauch von jungem Muth berührte; wo irgend ein Dreiſter das Philiſterium mit der Ruthe an der Wange traf, wo cyniſcher Hohn die nichtswürdige Würdigkeit der ewig Moraliſchen und Reſpectablen äffte: da wurden wir der Hoffnung voll, es bereite ſich ein Drang nach großer Kunſt vor. Mochte manches uns jugendhaft erſchienen ſein; man war bereit, lieber Unreifes zu ſchützen, als keimende Saat erfrieren zu laſſen. Selbſt als das neuatheniſche Schluchzen häufig wurde; als die empfindſame Koketterie anhub und an den verſchiedenſten Theatern und auf Verſuchsbühnen die triebſelige Familienmiſère wiederkehrte; als die dichtenden Söhne weinerlich gegen ihre Eltern revoltierten, Sudermann das Töchterlein Magda [illegible] um des oſtpreußiſchen Vaters Haus ſchleichen ließ und Georg Hirſchfeld den verlorenen Jüngling ins bequeme Heim der Mutter zurückführte, war man noch nicht allzu ſkeptiſch geworden. Es war zwar zaghaft und nicht mit grollendem Zorn geſprochen worden. Ein großer Neuerer in der Idee hätte die beengte Noth tief unter ſich gelaſſen; er darf ſeiner Nächſten gegenüber das Wort wagen: Weib, was habe ich mit dir zu ſchaffen? Aber es war doch mancherlei ſpecielles Talent in den Arbeiten geborgen. Unſerem Publicum war gerade dieſe Empörung der Engbrüſtigen, die „maßvolle Revolte", willkommen. Begabungen im ſpeciellen, daran fehlt es nicht. Aber der Mann, der die Sehnſucht unſerer Tage in ein Bild von univerſeller Bedeutung brächte, iſt nicht gekommen.

Director Brahm hat ſeine Hauptkraft auf die neu-berliniſche Theaterliteratur geſtützt. Er, der vor allem Gerhart Hauptmann die Bahn ebnen half, war von ſelbſt auf dieſen Weg gedrängt. Allzuvielen Eigenwillen darf der Leiter eines Privattheaters nicht haben. Otto Brahm muſste aufhören, Parteigänger zu ſein. Jetzt lauſcht ſein Publicum den lyriſch-zärtlichen Melancholien in Hauptmanns „verſunkener Glocke", und die Parabel vom „Sohn des Kaliſen" ergötzt es. Das iſt ſo recht ein Märchen nach berliniſchem Sinn. Platte Verſtändlichkeit hat ein glitzernd Zaubercoſtüm umgethan. Man lernt den jauchzenden Jubel nicht und nicht das richtige Gruſeln wie im wirklichen Märchen. Aber man fühlt ſich in wohltemperierter Atmoſphäre.

Den Gegenpol zum Deutſchen Theater ſtellt das Schauſpielhaus dar. Es iſt zur Zeit das Theater, an dem jeder neue literar-künſtleriſche Verſuch verpönt iſt. Eine boshafte Legende erzählt, einſt hätten die Beſucherinnen des Schauſpielhauſes ſich ihr Strickzeug mitgebracht und in den Pauſen fleißig gearbeitet. Ich glaube an die Legende nicht. Aber manchmal iſt es mir, wenn ich das Publicum dort anſehe, als ſäßen die geſchäftigen Strickerinnen doch auf ihren Stühlen. Heute noch. Ein wohlanſtändiges Publicum hat die guten Stuben in der Wohnung verlaſſen und findet ſich im Theater zum erweiterten Familienkreis zuſammen. Verſpätete Nachzügler von Benedix beſorgen das Amüſement. Für die gebildeten Töchter wird mitunter ein Claſſiker neu abgeſtäubt. Erbauungsſtunde iſt es, wenn das patriotiſche Lehrgedicht einherbrauſt. Wildenbruch iſt ſein Meiſter. So gut, wie er trompetet, bläſt keiner in Jung-Deutſchland. Ernſt v. Wildenbruch wird im Süden gern unterſchätzt. Ich meine nicht, in künſtleriſcher Beziehung. Für einen künftigen Culturhiſtoriker wird ſein Schaffen weit beſſere Aufſchlüſſe über Pſychologie des Preußiſch-Berliniſchen geben, als das der meiſten Poeten von Neu-Berlin. Sein Commandowort übt eine ſuggeſtive Wirkung auf das Berlin, das ſich noch ſeinen Wahlſpruch prägen konnte: „Uns kann keiner!" Es iſt nicht das Commandowort eines Feldherrn; und doch kann es die berliniſche Seele erhitzen und anfeuern. Das bringt der uckermärkiſche Shakeſpeare, wie ihn die Spötter nennen, fertig.

Er hat dem „Berliner Theater", das ſich dem Charakter nach ans Schauſpielhaus zunächſt anſchmiegt, den glänzenden Theatererfolg der Heinrichstragödie gebracht. Manche dynaſtiſche Rückſicht fällt im Berliner Theater fort. Dort kann man ſogar noch ein wenig „Culturkampf pauken". Es iſt alles in allem dasſelbe Geſpinſt, wie im Schauſpielhauſe; auch die Neigung, die Meininger zu übermeiningern, kennt man da. Nur iſt alles um eine Nummer gröber. Dem Privatpächter Herrn Alois Praſch ſtehen eben nicht die reicheren Mittel des Hoftheaters zugebote. Dafür hat ſein Familienpublicum einen wohlfeileren Genuſs; und dies Publicum weiß hauszuhalten. Es ſind das die ſchmaleren Rentiers und die beſſere Beamtenwelt, die nicht gerade ſonderlich zu repräſentieren braucht; Kauf- und Gewerbsleute, die ſüdwärts der Leipzigerſtraße, alſo nicht in der theuerſten City, ihre Zelte aufgeſchlagen haben.

Der beſonderen Gruppe unſerer Familientheater reiht ſich das Schillertheater an, das an die Stelle des alten Wallnertheaters getreten iſt: dieſes Haus hat ſich eigentlich ein neues Publicum geſchaffen, in ähnlichem Geiſt, wie ſich unſere unparteiiſchen General- und Localanzeiger ein neues Leſepublicum ſchufen. Das genügſamſte Kleinbürgerthum, das noch nicht zum Proletariat verwandelt worden, hat hier ſeine Heimſtätte gefunden. Urſprünglich war das Schillertheater als Erziehungsanſtalt im Geiſt Schillers geplant. Die capitaliſtiſche Nothwendigkeit erwies ſich aber ſtärker als die Idee der Gründer.

Die alte berliniſche Poſſe war im Wallnertheater zu Ende gegangen. Die leichte Selbſtironie wich dem aufbegehrlichen Muth. In den Poſſentheatern, im Central-, wie im Adolf Ernſt-Theater wollte das Publicum den ſtarken, verherrlichenden Ton vernehmen. Es gab, mit viel Weiblichkeit auf der Bühne vermengt, die grellen patriotiſchen Aufzüge, die ſoldatiſchen Tableaux und die [illegible] Couplets. Die Richtung ſcheint nun abgeſtorben. Das Centraltheater pflegt das berliniſche Schauſtück, die Revue, die alle „Senſationen" aus dem Circus und dem Tingeltangel in Copien vorführt. Das Adolf Ernſt-Genre hat in ſeinen Vorſtadtheatern, ſo im Oſtendtheater, eine Ecke gefunden. Und das Thaliatheater, das an Stelle des Adolf Ernſt-Theaters trat, hat bisher abwechſelnd das Wiener Volksſtück jüngſten Datums und das franzöſiſche Liederſpiel gepflegt. Jetzt hat ſich ein Theil deſſen, was ſich in Berlin Lebewelt nennt, an den Beſuch des Thaliatheaters gewöhnt. Es iſt das eine Lebewelt kleineren Stils. Dem anſpruchsvolleren „Verhältnis" begegnet man eher im Reſidenz- oder im Neuen Theater, das ihm verſchwiſtert iſt. Hier wird die franzöſiſche Komödie, die „galante" wie die ſentimentaliſche gepflegt. (Sardous „Marcelle" im Neuen, die Poſſe „Aſſociés" von Gandillot im Reſidenztheater.) Hier iſt es auch, wo man abzulegen liebt, was man an Ehrwürdigkeit und ſteifer Verehrung „für das Höhere" mit ſich trägt. Hier nimmt man ſogar einen gewiſſen [illegible] Cynismus im [illegible] Sinn. Hier [illegible] Familien [illegible] Parkette. Die Plutokratie will ſich einmal austoben.

Das Leſſingtheater hatte einſt ein Publicum, das [illegible] Sonntage liebt und [illegible] nach Strom [illegible] [illegible]

geſchieden. Die Stellung des Deutſchen Theaters wurde dadurch geradezu monopoliſiert. Selbſt Sudermann war ſeiner erſten Liebe untreu geworden. Nun ſteht das Theater an einer Wende. Bald übernimmt es Neumann-Hofer, der eifrigſte publiciſtiſche Wortführer Sudermanns und Sudermänniſcher Weiſe, die zwiſchen Altem und Neuem compromiſslich pendelt.

Das große Prunktheater des Weſtens, deſſen Gründungsgeſchichte an ſich eine ſociale Satire iſt, iſt vorläufig für eine Weite geſichert. Was dann werden ſoll, weiß noch niemand. Vielleicht wird es aus der Reihe der großen Theater in Berlin geſtrichen und zu einer Schaubühne nach anglo-amerikaniſchem Muſter umgewandelt. Ballet, Feerie! Halb Circus, halb Theater. Die Anfänge dieſes Genres kennen wir in Berlin bereits recht gut.

So gering man über das moderne Luxustheater denken mag, es wird in ſeinem geiſtigen Einfluſs trotzdem noch überſchätzt. Ich nehme die ſtreng literariſche Gemeinde aus und halte mich immer bei meinen Ausführungen an das große Publicum. Welcher Anſchauung, welcher geiſtigen Energie kann man im wirklichen Leben Berlins begegnen! Und wenn dies ſelbe Publicum ins Theater geht, bequemt es ſich in der Regel zu Anſchauungen, die niedriger ſtehen, als das geiſtige Niveau dieſes Publicums iſt. Die erſchlafften Sinne ſehnen ſich nach Spielerei. Das iſt, was ich Verachtung des Theaters nenne. Die Epiſode der bewegten theatraliſchen Kämpfe hat darin nicht viel geändert.

Damals, als man in der Anklageliteratur lebendigen ſocialiſtiſchen Athem zu verſpüren wähnte, war in Berlin auch die Volksbühnenbewegung entſtanden. Es war ein junges Publicum zu gewinnen, das im freudigen Staunen das bunte Abbild des Lebens auf der Bühne ſchauen ſollte. Das waren die Leute, die in der anderen Stadt wohnen. Ihr Wille, ſich hineinzuleben, war erſtaunlich; die einmüthig brauſende Zuſtimmung imponierte, wenn eine dichteriſche Idee einmal ihren innerſten Nerv berührte. Aber trotz allem kam es für den aufmerkenden Beobachter zutage: der wehe, peſſimiſtiſche Grundaccord der neuen Dichtung blieb den Volksbühnenmännern fremd. Sie ſehnten ſich nach Morgenröthe; und das war, wie der Widerſchein einer verfallenden Welt. Die gläubigen Optimiſten jubelten auf, als ſie den großen Schwung in Schillers Cabale und Liebe oder die lodernde Beredſamkeit in Fritz Reuters „Kein Hüſung" vernahmen. Revolutionäre Klänge vergangener Epochen. Es ließe ſich darüber eine eigene ſocialkritiſche Studie ſchreiben. Vielleicht waren wir insgeſammt allzu ideologiſch, als wir in einer Geſellſchaft, die keine große Lebenskraft auszeichnet, große Erfüllungen erwarteten.

Berlin. L. Schönhoff.

Ueber Programm-Muſik.

Sie iſt immer ein Schmerzenskind der Muſikäſthetik geweſen; die Stellung, welche die letztere zur Programm-Muſik einnahm, war geradezu ausſchlaggebend für die Richtung des ganzen Syſtems. Allein bei der immer wachſenden Unſicherheit ſpeculativer Syſteme und in Anbetracht der Wichtigkeit des Gegenſtandes ſei es mir vergönnt, den Aufgaben des Programmes einmal vom phyſiologiſchen Standpunkte näher zu treten und in den Hauptzügen das zu ſammeln, was ſich bisher in Fachzeitſchriften zerſtreut vorfindet.

Die Frage nach den Grenzen des muſikaliſchen Ausdrucks iſt für die naturwiſſenſchaftliche Betrachtung weſentlich gefördert worden durch das Studium der Aphaſie im weiteſten Sinne des Wortes, alſo jener Störungen im ſprachlichen, ſchriftlichen, mimiſchen Ausdruck, die durch Gehirnkrankheit verurſacht werden. Auf eine ausführliche Beſchreibung der dabei zutage tretenden Krankheitsbilder kann ich hier natürlich nicht eingehen, aber ich muſs als charakteriſtiſche Eigenſchaft derſelben erwähnen, daſs Gehirnkrankheiten, bei denen wir der Sprache als Gedankenausdruck nicht mehr oder nur unvollkommen mächtig ſind, den muſikaliſchen Ausdruck nicht immer beeinträchtigen. Es kommt zum Beiſpiel vor, daſs der Patient ſeinen Gedanken, ſeinem Willen keinen ſprachlichen Ausdruck mehr verleihen kann, nicht weil ihm der Sprachmechanismus verſagt, ſondern weil er an die Worte nicht mehr denken kann. Der willkürliche, intellectuelle Ausdruck iſt alſo geſtört, aber trotzdem kann der Patient Textworte beim Geſange ganz gut ſprechen. Sie ſind aber in Begleitung der Muſik ein bloßer Gefühlsausdruck geworden, der ſich auch in der Form der Worte wie ein Reflex, wie automatiſch abwickelt. Dieſe Erſcheinung verräth nicht nur den [illegible] Charakter der Muſik, die Thatſachen der Aphaſie ergeben neben vielen anderen Schluſsfolgerungen auch das Reſultat, daſs der intellectuelle Ausdruck vom emotionalen [illegible] [illegible]

emotionalen Effect beſteht weder die Aufgabe noch die directe Wirkung des Werkes, er kann hinzukommen oder wegbleiben, ohne an dem wiſſenſchaftlichen Werte das geringſte zu ändern. Umgekehrt kann unter Umſtänden auch der Künſtler, namentlich der Dichter, auf ein gewiſſes Verſtändnis rechnen müſſen, aber wenn dieſes allein ſein Zweck wäre, ſo hätte er lediglich ein theoretiſches, kein künſtleriſches Werk geſchaffen. Das Endziel des letzteren muſs immer in der Begeiſterung, (dem emotionalen Effect) beſtehen, ohne welche die echte Kunſt nun einmal undenkbar iſt. Gerade in dieſer Begeiſterung iſt die Muſik die äſthetiſch reinſte, vollkommenſte Kunſt, weil ſie des concreten Gedankenkreiſes gar nicht bedarf und ſich direct und ausſchließlich an die emotionale Seite unſeres Geiſteslebens wendet. Daraus erhellt aber auch, wie ſehr die Mittheilung eines Programms bei Orcheſter-Compoſitionen den pſychologiſchen Apparat verfehlt, denn ein Programm wendet ſich an das Verſtändnis beſtimmter Vorſtellungen, alſo an die intellectuelle Seite unſeres Geiſteslebens, die von der emotionalen ſchon phyſiologiſch getrennt iſt.

Der Pſychologe wird vielleicht ſagen, man könne auch in der Kunſt nicht ein Gefühl in abſtracto, ſondern nur ein Concretes, alſo an beſtimmte Vorſtellungen gebundenes Gefühl erregen, was eben dem Muſiker nur mit Hilfe des Programms gelingt. Doch wenn der Componiſt die Wahl der Vorſtellungen, mit denen das zu erregende Gefühl verbunden werden ſoll, der Individualität des Hörers überläſst, dann iſt die pſychologiſche Forderung ebenſo erfüllt wie die äſthetiſche. Gewiſs hat faſt jeder Künſtler, auch der Muſiker ſein Programm (wie ich glaube, und wie es die Formaliſten leugnen), aber der Fehler des Muſikers beſteht in der objectiven Feſtſetzung, nicht im ſubjectiven Beſtehen desſelben. Ebenſo wie der Componiſt erſt Künſtler wird, wenn er über das Verſtändnis hinaus zu begeiſtern verſteht, ſo hat auch der Hörer erſt einen künſtleriſchen Genuſs, wenn er emotional erregt iſt, ganz abgeſehen von der Qualität der Vorſtellungen, die er dabei hat. Das allein ſcheint mir der Pſychologie des Gefühls zu entſprechen, insbeſondere wenn man die phyſiologiſche Unabhängigkeit des Vorſtellungsausdrucks vom Gefühlsausdruck bedenkt, als welch' letzterer ſich die Muſik erwieſen hat.

Ich will eine Compoſition genießen wie ein Märchen. Auch das Märchen iſt keine inhaltsloſe Darſtellungsform, ſein Reiz beſteht darin, daſs es ſinnig iſt, aber keineswegs in der Möglichkeit, ſeine Tendenz zu verſtehen, noch viel weniger darin, daſs ſie durch einen gedruckten Commentar octroiert wird.

Auch noch von einem anderen Standpunkte aus ſtört mich die Beigabe eines Programms. Ich denke dabei an die Theorie der Vorſtellungstypen, die der geniale franzöſiſche Pſychologe Théodore Ribot aufgeſtellt hat.*) Er wies darauf hin, daſs jede Vorſtellung, je nach der pſychiſchen Beſchaffenheit des Individuums, entweder ein Geſichtsbild oder ein Klangbild oder ein Bewegungsbild auslöst, und daſs die Gewohnheit, immer eine beſtimmte Gattung dieſer Bilder zu aſſociieren, ſoweit vorherrſcht, daſs ſich die Menſchen darnach in entſprechende Typen eintheilen laſſen. So ſtellt ſich einer bei dem Worte Gerechtigkeit die Juſtitia mit der Wage vor, ein anderer ſieht das Wort gedruckt oder geſchrieben, der dritte begnügt ſich mit dem Klangbilde des geſprochenen Wortes 2c. Eine ähnliche Erſcheinung habe ich auf muſikaliſchem Gebiete nachzuweiſen verſucht.**) Auch hier gibt es Vorſtellungstypen, und ihnen gegenüber wird die Mittheilung eines beſtimmten Programmes häufig eine Störung des natürlichen pſychiſchen Proceſſes bilden, den der äſthetiſche Genuſs eines Tonſtückes hervorrufen ſoll.

Freilich gibt es dem gegenüber ein einfaches Mittel: die Ignorierung des Programmes von Seiten des Hörers, die für gewiſſe muſikaliſche Vorſtellungstypen eine unwillkürliche Nothwendigkeit iſt. Ich habe dieſes Mittel auch gegenüber der ſymphoniſchen Dichtung von Richard Strauſs' „Alſo ſprach Zarathuſtra" verſucht und habe ihr keine ſympathiſche Seite abzugewinnen vermocht. Ein anderer Verſuch, mich auf den Standpunkt des Componiſten zu ſtellen, führte leider zu demſelben Reſultat. Das Programm der ſymphoniſchen Dichtung iſt im Grunde nicht ſo abſtrus, als es auf den erſten Blick ſcheint. Ueberſchriften, wie „Von der großen Sehnſucht", „Von den Freuden und Leidenſchaften", „Grablied", „Von der Wiſſenſchaft", „Tanzlied", „Nachtlied", das ſind Bilder, die im einzelnen und in ihrer Steigerung bis zum Tanze und der darauffolgenden Ruhe der muſikaliſchen Darſtellungsfähigkeit gar nicht ſo fern liegen. Die Schwierigkeit ſcheint mir vielmehr in der dem Werke zugrunde liegenden „[illegible]" Ironie zu liegen, die dem Componiſten zweifellos einen [illegible] Genuſs, dem Hörer aber das Gefühl der Ermüdung als [illegible] [illegible] ich mich

[illegible]

Digitized by Google

unter mir, jetzt tanzt ein Gott durch mich". Und weiter: „ſo aber ſpricht Vogel-Weisheit: ſiehe, es gibt kein Oben, kein Unten! Wirf dich umher, hinaus, zurück, du Leichter! Singe! Sprich nicht mehr!" In dieſe Stimmung, die das Endziel der Symphonie zu ſein ſcheint, hat mich das Werk trotz ſeiner noch nie dageweſenen harmoniſchen und inſtrumentalen Ueberraſchungen nicht zu verſetzen vermocht. Das Publicum ſchien erſt recht rathlos und ſchließlich unwillig. Ich für meinen Theil will ſehen, ob mich vielleicht die Zukunft eines beſſeren belehrt, vorläufig aber glaube ich, mit Richard Wagner, daſs, wenn ſchon ein Programm mit der Muſik verbunden werden muſs, es nur eine Form gibt, die den Totaleindruck unterſtützt und den Componiſten ſelbſt davor bewahrt, mehr zu wollen als er kann: das Drama.

Richard Wallaſchek.

Hoei-lan-ki.

(Der Kreidekreis, ein chineſiſches Drama von Li-King-Tao, für die deutſche Bühne frei bearbeitet und eingerichtet von Heinrich Kadelburg. Zum erſten Mal aufgeführt am Volkstheaterabend im Ronacher den 20. März 1897.)

Am Volkstheaterabend wurde uns neulich ein altes chineſiſches Stück vorgeſpielt. Wer die Geſchichte des Dramas kennt oder ein wenig im Lexikon nachlas, wuſste oder erfuhr, daſs dieſer „Kreidekreis" für die größte der chineſiſchen Tragödien gilt und uns alſo wohl einen rechten Begriff von ihrer ganzen Art, dem Geiſte, der in ihnen iſt, und den Mitteln, die ſie gebrauchen, geben kann. Aber das Publicum ſcheint nichts von der Geſchichte des Dramas zu wiſſen und in keinem Lexikon zu leſen: wenn es für den Sitz zehn Gulden zahlt, will es eine Hetz. Es lachte, als Herr Chriſtians in der Maske eines Chineſen kam, was doch in jener Gegend eigentlich gar nicht ſo lächerlich iſt. Es lachte, als von einer „Frau zweiten Grades" die Rede war, und mochte ſich dabei etwas Joſefſtädtiſches denken. Es lachte, als der Richter die reizende Hai-thang, dieſes ſüßeſte Geſchöpf, mit dem Bambus ſchlagen ließ. Als es dann endlich doch merkte, daſs das anders gemeint war, erſchrak es, wollte nicht zeigen, daſs es ſich ſchämte, und machte eine böſe Miene zum guten Spiel. So konnte das grandioſe Stück, bei aller Mühe des Herrn Kadelburg und aller Darſteller, beſonders der Frau Schmittlein und des Fräuleins Wachner, doch im ganzen auf die Menge nicht von der Wirkung ſein, die es im einzelnen auf die Kenner hatte. Mich drängt es zu bekennen, daſs ich mich ſeit Jahren, ſeit vielen Jahren, nicht erinnern kann, im Theater alle Schrecken unſeres Daſeins, die Angſt des Lebens, die ganze Noth der armen Menſchlichkeit ſo empfunden zu haben. Neben dieſem furchtbaren Trauerſpiel werden die modernen Stücke blaſs: ſie zupfen an gemeinen Leiden, während hier der edelſte Schmerz, deſſen wir fähig ſind, aus unſerer Seele gezogen wird.

Von den Sitten der chineſiſchen Bühne hat man wohl ſchon gehört. Sie hat keine Decorationen, ſondern der Ort der Handlung iſt auf einer Tafel aufgeſchrieben, die ein Diener nach jedem Act vertauſcht. Auch fehlt es an Requiſiten; iſt von einer Kette die Rede, die einer dem anderen reichen ſoll, oder wird gegeſſen und getrunken, ſo hat der Schauſpieler immer nur die Geberden zu markieren, er greift in die Luft, die Sachen ſind nicht da. In der Mitte der Bühne ſitzt das Orcheſter, das jede Scene mit Lärm beginnt und zur Handlung bald jauchzende, bald klagende Schreie hören läſst. Tritt eine Perſon zum erſten Mal auf, ſo ſtellt ſie ſich ſogleich dem Publicum vor: ſie gibt ihren Namen, ihren Beruf, ihre Biographie an und ſpricht ſich in ein paar Sätzen über ihren Charakter aus, nichts verhehlend, das wir wiſſen möchten. Es kommt z. B. der Herr Ma, tritt an die Rampe und ſagt: „Mein Familienname iſt Ma, mein Beiname Kiun-ting. Meine Vorfahren waren in Tſching-tſchen gebürtig. Schon in meinen jungen Jahren habe ich wiſſenſchaftliche Studien betrieben und beſitze daher gründliche Kenntnis der Claſſiker und Geſchichtsſchreiber. Ich bin ſehr vermögend, man nennt mich daher allgemein Juën-we, Hochgeboren. Ich liebe das Vergnügen, vor allen Dingen aber liebe ich die Blumen und die Weiden. Hier nebenan wohnt ſo eine reizende Blume, ſie treibt mit vieler Grazie das Gewerbe einer Bajadere und da ſich unſere Neigungen begegnen, iſt es ſelbſtverſtändlich, daſs ich den Entſchluſs gefaſst habe, ſie zu heiraten. Nur die Alte, ihre Mutter, legt unſerer Verbindung Hinderniſſe in den Weg. Sie hofft auf reiche Geſchenke und Geld. Mir wurde berichtet, Hai-thang habe Streit mit ihrem Bruder gehabt, er habe das väterliche Haus verlaſſen und ſei zu ſeinem Oheim nach Pien-king gegangen. Da ich annehmen kann, daſs er ſobald nicht zurückkehren wird, will ich jetzt meine Hochzeitsgaben beſorgen und meine Werbung vortragen. Ha! Was ſehe ich? Dort in der Thüre ſteht das Mädchen! Welch herrlicher, reizender Kopf! Aber Vorſicht! Ich will mit ihr ſprechen". Oder es kommt Tſchao. „Ich bin der Gerichtsſchreiber von Tſching-tſchen, mein Familienname iſt Tſchao. Weil ich ſehr thätig im Amte bin, wurden mir die Ehrentitel Tſchao-pi-hai und Tſchao-le-ta beigelegt: der Tugendreiche. Zwei Dinge liebe ich vor allem: erſtens trinke ich gerne fremde Weine — und zweitens gefallen mir die Frauen anderer. Wer nimmt jetzt mein Herz ein? Da — das liebliche Weib mit den roſigen Wangen. Dort wohnt ſie. Sie iſt die erſte Frau des Herrn Ma. Eines Tages lud er mich in ſein Haus zu einem Mittagmahle. Zufällig erblickte ich die [illegible] und die roſigen Wangen ſeiner Frau. Der Himmel hat etwas Aehnliches noch nicht gezeugt und die Erde nicht getragen. Nie hätte ich geglaubt, daſs ſie mit mir Beziehungen anknüpfen würde, die die Sittenlehre entſchieden miſsbilligt. Was kann ſie übrigens von mir wollen, da ſie mich rufen ließ? Ich werde zu ihr hingehen. Doch da bin ich ja ſchon vor ihrem Hauſe. Ich werde nähertreten." Tritt jemand wieder auf, der ſchon einmal da war, ſo unterläſst er es nicht, ſeinen Namen zu wiederholen, dabei bringt er in Kürze vor, was ſich inzwiſchen, ſeit ſeinem letzten Abgang, mit ihm ereignet hat. So wird alles, was irgendwie, ohne zu den Abſichten des Dramas zu gehören, doch für den Gang der Handlung nothwendig ſein kann, in dieſer prägnanten Weiſe mitgetheilt. Zum Beiſpiel, Hai-thang ſagt das erſte Mal einfach: „Hai-thang iſt mein Name." Mehr iſt da nicht nöthig, weil gerade vor ihr die Mutter ſich vorgeſtellt hat: „Mein Familienname iſt Lieu — ich bin in Tſching-tſcheu geboren. Der Name meines Gatten war Tſchang. Er ſtarb vor langer Zeit und hinterließ mir einen Sohn, namens Tſchang-lin, und eine Tochter Hai-thang. Selbſtverſtändlich iſt ſie ſchön, beſitzt Geiſt und Anmuth, hat das Schachſpiel, die Schönſchreibe- und Zeichenkunſt erlernt, ſpielt das Blas- und Saiteninſtrument, kann ſingen und tanzen, kurz, ſie iſt ein Talent. Durch ſieben Generationen waren meine Vorfahren angeſehene und reiche Leute. Das Rad des Unheils rollte aber leider über meinen vom Unglück gebeugten Leib und ich habe alles, was ich beſeſſen, verloren. Von bitterer Noth gedrängt, habe ich meine Tochter veranlaſst, ihre Schönheit öffentlich zur Schau zu ſtellen und wir leben jetzt von ihrem Verdienſte. Unſer Nachbar, Herr Ma-juën-we, ein ſehr begüterter Mann, beabſichtigt meine Tochter zur Ehefrau zweiten Grades zu erheben." Wie Hai-thang nun im nächſten Acte wiederkommt, nennt ſie ſich wieder und erzählt genau, was mit ihr inzwiſchen geſchehen iſt: „Ich bin die zweite Frau des Herrn Ma und bin nun ſchon fünf Jahre mit ihm verheiratet. Meine Mutter iſt geſtorben und von meinem Bruder habe ich, ſeit er das Elternhaus verlaſſen, nichts mehr gehört. Meinem Gatten habe ich einen Sohn geboren, namens Schenlang, deſſen fünfter Geburtstag heute iſt. Zur Feier dieſes Tages beſuchen Herr und Frau Ma mit dem Knaben alle Kapellen der Stadt, um Weihrauch zu opfern. Wenn Herr Ma zurückkommt, wird er Hunger haben, und ich will Thee und Reis für ihn bereiten. Seit ich Herrn Ma geheiratet habe, iſt der Zipfel meines Ohres rein geblieben und nichts Unangenehmes brauchte ich mehr zu hören." So können wir auf das einfachſte vernehmen, was nicht ſo wichtig iſt, daſs wir es ſehen müſſen, aber uns doch bekannt werden ſoll, damit die dramatiſche Begebenheit weitergehen kann. Auch werden Gefühle in der ſchlichteſten und doch höchſten Weiſe ausgeſagt. Als Herr Ma ſich mit Hai-thang verlobt, ordnet er erſt das geſchäftliche mit der Mutter, dann ſtimmt dieſe ein: „Ich nehme Ihre Geſchenke an und die Sache iſt abgemacht. Meine Tochter iſt nun Ihr Eigenthum und Sie können ſie gleich mitnehmen." Nun gibt Hai-thang ihre ganze Liebe in einem einzigen Satze her. „Herr, ſagt ſie, ich liebe nur Sie auf der Welt, einzig und allein." Dies iſt von der größten Wirkung, inniger kann ſich Liebe nicht verkünden, kein Hochzeitslied hat noch zärtlicher geklungen. Herr Ma erwiedert:

„Das Geſtändnis ihrer Liebe überwältigt mich.

Die Liebe ſeh' ich heiß erglüht,
Aus ihren Augen ſprechen,
Da nur ſo holde Blume blüht.
Wohlan! Ich will ſie brechen."

Wo konnte man die reinſte Leidenſchaft gewaltiger reden hören?

Man hat dieſe Technik primitiv gefunden. Um Worte ſoll man nicht ſtreiten, doch brauchen wir uns nichts einzubilden. Mag ſie primitiv ſein, ſie kommt doch aus dem reinſten Geiſte des Dramatiſchen her, das wir verloren haben. Man ſehe ihr zu, wie ſie die Charaktere aufſtellt: zwei, drei Striche und wir konnten dieſen Menſchen nicht mehr vergeſſen. Von Herrn Ma erfahren wir, daſs er angeſehen, wohlhabend und gerecht iſt, nicht mehr jung, aber noch von lebendigen Sinnen — das iſt alles und wie ſteht doch am Ende der ganze Mann zum Greifen da! Was wiſſen wir von Hai-thang, als daſs ſie arm und gut iſt? Wie kommt es, daſs doch ihre rührende Geſtalt nicht mehr von uns weichen will? Was wiſſen wir von der erſten Frau Ma? Und doch ſteigt ſie ſo blutig vor uns auf wie ein wilder Traum! Wie iſt das möglich? Bei ſo „primitiver" Technik! Sehen wir uns daneben unſere Autoren an, wie ſie ſich quälen und ſich gar nicht genug thun können, und ihre Figuren rinnen uns doch in den Händen weg wie Schnee! Welche Fülle der letzten Züge, welch Gedränge von Einzelheiten mit Attributen! Wie wird da jede Geſtalt nach allen Seiten gedreht und gewendet, daſs man ſie jetzt im Schatten, bald im vollen Licht, erſt [illegible] und im Profil [illegible], um nur alle Contouren zu zeigen, und am Ende [illegible] [illegible]

Digitized by Google

was die Perſonen ſagen oder thun, ſondern was ſich mit ihnen begibt, charakteriſiert ſie. Es mag tauſend Menſchen geben, die ſo ſprechen oder handeln, aber wir fühlen, daſs es nur einen geben kann, dem das paſſieren muſs. Indem wir ſein Schickſal erfahren, erfahren wir den Menſchen, das Eigentliche an ihm, ſein Weſen, das niemand ausſprechen kann. So geht dieſe Technik vor und ſo iſt die Technik der wirklichen Dramen immer vorgegangen, nur wir haben es verloren, wir wiſſen den Wert der Begebenheit nicht mehr zu fühlen. Was wird uns denn vom Oedipus geſagt? Er iſt ein Mann wie tauſend, wir hätten ihn ſchnell vergeſſen, aber der Einzige, mit dem es ſich begeben muſs, daſs er ſeine Mutter zum Weibe nimmt, iſt unvergeſslich. Worin iſt denn Romeo um ſo viel anders als Mercutio oder Benvolio? Iſt er heißer, iſt er edler, iſt er klüger? Nein, aber er iſt der, dem das mit der Julia geſchehen muſs. Mehr werden wir nie von ihm wiſſen, aber wir brauchen es auch nicht. Was wollen wir noch fragen? Der, dem das mit der Julia geſchehen muſs — das iſt eine Beſtimmtheit, die jeden Zweifel verſtummen läſst. Blicken wir auf uns ſelbſt, ſo werden wir gewahr, daſs auch das Leben nicht anders charakteriſiert. Was weiß einer denn von ſich, ob er gut oder böſe, feige oder ein Held, gewaltſam oder zärtlich iſt? Wir können alle nichts über uns ſagen, in jeder Laune kommen wir uns anders vor; was wir am Ende ſind, wer darf es vermuthen? Fragen wir nicht, ſeien wir unverzagt: unſer Schickſal kommt und wird es uns ſchon ſagen.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Hungrige Löwen.

Die Fütterungsſtunde naht. Die Speiſung der officiöſen Tinten-Löwen aus den Geldern des Dispoſitionsfonds findet nur alle Halbjahre einmal ſtatt, im Mai und im November. Im vorigen November wurde denn auch die officiöſe „Reichswehr“ begründet. Faſt fünf Monate ſind ſeither vergangen, und noch hat die „Reichswehr“ einen der hohen Zwecke, um deren willen ſie begründet wurde, nicht erfüllt: ſie hat die „Zeit“ nicht vernichtet, ja bisher nicht einmal recht anzugreifen gewagt. Die „Zeit“ dagegen hat das officiöſe Falſchſpiel und Revolverthum der „Reichswehr“ — ſiehe die Portiersgeſchichte und den Fall Benzion — mit Erfolg aufgedeckt. So hat die „Reichswehr“ dem Miniſterium Badeni nur geſchadet, nicht genützt, der „Zeit“ aber und der Verbreitung einer richtigen Anſchauung über die moraliſchen Qualitäten des Regimes Badeni und ſeiner Leute nur genützt und gar nicht geſchadet. Mittlerweile rückt der Semeſtraltermin des Dispoſitionsfonds immer näher. Der Herausgeber der „Reichswehr“, Herr Guſtav David, muſs endlich etwas thun, um ſeiner dem Grafen Badeni gegenüber perſönlich übernommenen Verpflichtung zu genügen, und ſo hat er ſich endlich nach fünfmonatlichem Zögern entſchloſſen, den Vernichtungsartikel gegen mich zu ſchreiben, der nebenbei auch den Zweck verfolgt, gerade jetzt, wo Graf Badeni ſich wieder in allerhand verdächtige Bandlereien mit den Parteien eingelaſſen hat, meine Aufmerkſamkeit von ihm abzulenken. Glücklicherweiſe reicht mein Faſſungsvermögen noch für beide zugleich aus, für den Grafen Badeni und für den Artikel des Herrn David. Dieſer iſt am letzten Donnerstag, dritthalb Spalten lang, auf dem geduldigen Papier der „Reichswehr“ erſchienen. Ich will hoffen, daſs er den Brodgebern des Herrn David gefallen hat: denn ich würde es bedauern, wenn eine ſo reiche Quelle der Discreditierung des Cabinets Badeni, wie die „Reichswehr“, gerade jetzt, wo die moraliſche Frage des Miniſteriums Badeni auf die Tagesordnung der öffentlichen Discuſſion kommt, jählings verſtopft würde. Mir hat der Artikel der „Reichswehr“ ſehr gut gefallen. Geſchicktere Gegner wären eine größere Ehre. Herr David iſt der größere Genuſs.

Alle Albernheiten, die Herr David in ſeinem Artikel zutage fördert, hier zu beſprechen, reicht der Raum wirklich nicht aus. Was wäre ſchließlich damit auch bewieſen? Daſs ein Miniſter, wie der Graf Badeni, der nicht reden kann, einen Journaliſten wie Herrn David hat, der nicht ſchreiben kann! „Getheiltes Leid iſt halbes Leid“, damit mögen ſich der Graf Badeni und ſein Herr David gegenſeitig tröſten. Habeant sibi!

In meinem Intereſſe ſehe ich mich nur genöthigt, einige grobe Unwahrheiten und Verleumdungen des Herrn David hier feſtzunageln. Herr David nennt mich den „Börſen-Correſpondenten der Frankfurter Zeitung“ und ſpricht von meinem „Miniſtergehalt“. Ich bin thatſächlich nicht der Börſen-, ſondern der politiſche Correſpondent der „Frankfurter Zeitung“ und beziehe auch keinen Miniſtergehalt, ſondern ein mittelmäßiges bürgerliches Einkommen. Herr David wirft mir vor, daſs ich ihn und — wie aus einer Andeutung hervorgeht — Herrn Benzion und den Sectionschef v. Halban nicht geklagt habe, weil ich mich nicht exponieren wollte. Der Fall liegt umgekehrt, nicht ich habe den Herren David, Benzion und v. Halban mit der Klage gedroht — mit dieſen Herren habe ich, wie die Thatſachen beweiſen, auch ohne das Landesgericht fertig werden können — ſondern die Herren David, Benzion und v. Halban haben mir mit der Klage gedroht, und alle drei ſind — ausgekniffen! Ferner behauptet Herr David, daſs ich das Cabinet Badeni anfangs wohlwollend behandelt habe und erſt ſeit der [illegible] Audienz angreife. Das iſt natürlich auch [illegible] erlogen. Zur Zeit als das Cabinet Badeni antrat, war ich im Auftrage der „Frankfurter Zeitung“ auf einer [illegible] begriffen. Am 12. April 1896 kam ich nach Wien zurück, und ſchon in der nächſten [illegible] kam mir der „Zeit“ vom 18. April 1896, das iſt [illegible] vor der [illegible] Audienz, iſt mein [illegible] Angriff gegen das Cabinet Badeni [illegible] Spalten lang, in der „Zeit“ erſchienen. [illegible] Herr David [illegible]

Er hat [illegible] durch den [illegible] bohen Finanzminiſterium [illegible] der Zeitung [illegible]

worden war, rückgängig zu machen, aber damals brauchte er eben etwas, und das iſt natürlich eine andere Sache. Wenn er jedoch nichts zu erbetteln hat, dann, o dann drängt es ihn, gegen die Miniſter zu donnern.“

Herr David kann nicht einmal das von ſich ſagen, daſs er von den Miniſtern „nichts zu erbetteln hat“! Ich habe nie etwas erbettelt, auch nicht in der Zeit, da der „Frankfurter Zeitung“ vom Miniſterium des Innern der Poſtdebit entzogen war, und auch nicht vom Finanzminiſterium. Was ich damals gegenüber dem Finanzminiſterium gethan und wie ich die Rückgängigmachung der Poſtdebitentziehung nicht erbettelt, ſondern mittelſt rückſichtsloſer Anwendung aller Rechtsmittel erzwungen habe, gereicht mir nicht zur Unehre. Es heute zu erzählen, gewährt mir ſogar eine beſondere Genugthuung. Ich habe mich damals zunächſt beim Finanzminiſterium über die gelegentlich der Poſtdebitentziehung geübte geſetzwidrige Manipulation mit meinen Briefen von Seiten der Beamten der Zolldirection beſchwert, nachdem mir jede andere Remedur von den untergeordneten Behörden, mit Berufung auf einen ſpeciellen Auftrag des Finanzminiſters Dr. v. Plener, verweigert worden war. Um allen, die ſich dafür intereſſieren, klaren Einblick in die wahre Sachlage zu verſchaffen, drucke ich hier meine damalige Beſchwerde an das Finanzminiſterium de präs. 4. Jänner 1895, Z. 7784/XVI, ab. Sie lautet:

„Hohes k. k. Finanzminiſterium!

Seit Mitte der vorigen Woche werden mir faſt täglich an mich einlangende, richtig und deutlich adreſſierte, ausreichend frankierte, einfache Briefe vom k. k. Central-Briefabgabsamt zurückgehalten und dem k. k. Hauptzollamt überwieſen. Anſtatt der Briefe erhalte ich lediglich ein Aviſo vom k. k. Central-Briefabgabeamt Wien zugeſtellt, durch welches mir mitgetheilt wird, daſs ein an mich gerichteter Brief beim k. k. Hauptzollamt Wien behoben werden könne. Ich bin nun ſchon zweimal beim k. k. Hauptzollamt geweſen, habe aber keinen meiner Briefe herausbekommen. Das einemal — es war am 20. d. M. — wurde mir der eingelangte Brief nicht einmal gezeigt, ſondern vom k. k. Aſſiſtenten Franz Ceerdle einfach geſagt: Den Brief kriegen ſie nicht!“ Das andere Mal — am 26. d. M. — wurde mir der Brief zwar gezeigt, aber der Diener ſetzte ſofort das Meſſer an, um ihn, ohne mich auch nur um meine Zuſtimmung gefragt zu haben, zu öffnen. Als ich gegen dieſe zwangsweiſe Eröffnung des Briefes proteſtierte, legte ſich ein Beamter, Herr Johann Pfeifer, k. k. Zoll-Oberamts-Controlor ins Mittel und erklärte — ganz wie früher der Aſſiſtent — kurzweg, daſs ich dieſen Brief nicht ausgefolgt erhalte, er mir über die Gründe keine Aufklärung gebe, und ich mich, wenn ich wolle, beim Miniſterium beſchweren könne.

Das thue ich hiemit, nachdem auch eine mündliche Beſchwerde bei der k. k. Zolloberamts-Direction und Poſt- und Telegraphendirection für Oeſterreich unter der Enns nichts gefruchtet hat.

Ich beſchwere mich gleichzeitig beim hohen k. k. Handelsminiſterium über das geſetzwidrige Vorgehen der Poſtbeamten, und bei dieſem hohen k. k. Miniſterium über das geſetzwidrige Vorgehen der Zollbeamten, welches ſich als eine durch § 2 des Geſetzes vom 6. April 1870, Nr. 42 R.-G.-Bl. verbotene und nach § 3 ſtrafbare amtliche Beſchlagnahme von Briefen darſtellt, und bitte um baldigſten Beſcheid.

Dr. Heinrich Kanner.“

Mir hat man alſo damals gegen Recht und Geſetz meine Briefe confiſciert, und ich habe mich darüber beim Finanz- und beim Handels-Miniſterium beſchwert, in einem Ton übrigens, der Supplicanten ohnedies nicht eigen iſt. Nachdem mehrere Wochen vergangen waren, ohne daſs meine Beſchwerde erledigt worden wäre, gieng ich ins Expedit des Finanzminiſteriums, um mich nach deren Schickſal zu erkundigen. Der dienſthabende Beamte erklärte mir, daſs dieſe Beſchwerde direct an die Präſidial-Abtheilung des Finanzminiſteriums gegangen ſei, wo ich weitere Erkundigungen einholen möge. In der Präſidial-Abtheilung gab mir Hofrath Schuſter die trockene Auskunft, daſs die Beſchwerde überhaupt nicht erledigt werden würde — eine bureaukratiſche Merkwürdigkeit! Thatſächlich habe ich auch keinen Beſcheid darauf erhalten, infolgedeſſen habe ich am 19. März 1895, Z. [illegible], bei der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien die Strafanzeige gegen die ſchuldtragenden Diener, Beamten und Miniſter Fürſt Windiſchgrätz, Graf Wurmbrand und Dr. v. Plener wegen Miſsbrauchs der Amtsgewalt und Verletzung des Briefgeheimniſſes erſtattet, die jedoch von der k. k. Staatsanwaltſchaft zurückgelegt wurde. Darauf erhob ich am 21. März 1895, Z. 14.893, beim k. k. Landesgericht in Strafſachen Wien die Subſidiaranklage gegen die genannten Miniſter. Das k. k. Landesgericht leitete darüber die Vorerhebungen ein, die allerdings lange Zeit in Anſpruch nahmen. Am 10. Mai 1895 langten die bezüglichen Acten beim Landesgerichte ein. Aber noch ehe das Landesgericht über die Zulaſſung meiner Anklage zu erkennen Gelegenheit gehabt, hob am 22. Mai 1895 das Miniſterium, dem mittlerweile die ſtrafproceſſualiſche Lunte doch einigermaßen ſtark in die excellenten Naſen geſtiegen ſein mag, die Poſtdebitentziehung aus eigenem Antrieb ohne mein Zuthun auf. Die Leſer der „Zeit“ wiſſen ſehr wohl, daſs ich in der Periode der Poſtdebitentziehung gegen das Coalitionsminiſterium ſo ſcharf [illegible] wie nur je vorher oder nachher, und daſs gerade jene Periode mit der der [illegible] Confiscationsorgie gegen die „Zeit“ zuſammenfällt. Leute vom Schlage des Herrn David mögen „betteln“ gehen, wenn ſie etwas [illegible] wollen. Ein unabhängiger Schriftſteller hat das nicht nöthig, wie ich gerade im Falle des [illegible] durch die That bewieſen habe.

Das iſt der [illegible] Sachverhalt. Ich habe die ganze Epiſode, die [illegible] nicht gerade rühmlich iſt, bis [illegible] weil kein Anlaſs dazu vorlag. Aber jetzt [illegible] Herr David, daſs ich in der Poſt[illegible] einmal im Finanzminiſterium [illegible] habe? Von meiner Eingabe [illegible] nur das Präſidialbureau des Finanzminiſteriums [illegible] und hier führt auch die Spur [illegible] Herr David hin. Sie müſſen in dieſem [illegible] Finanzminiſteriums [illegible]. Es kommen dort eigentlich [illegible] Hofrath Kaczkowski und der [illegible]. Der Verdacht richtet ſich gegen den [illegible] Vorgänger Hofrath [illegible] im Finanzminiſterium auch [illegible] Journa-

Digitized by Google

liſten, dem Sectionsrath Spitzmüller iſt der Verkehr mit den Davids, Benzions und Conſorten zugewieſen, denen er ſich auch wunderbar anzupaſſen verſtanden hat. Spitzmüller gilt als der Autor jener klobigen Artikel, die im October v. J. in der alten „Preſſe“ erſchienen. Spitzmüller iſt der Gönner des Herrn Benzion. Spitzmüller iſt auch der Mann dazu, um Herrn David ſein „Material“ gegen mich gegeben zu haben. Das „Material“ iſt ausgepackt. Wie ich gezeigt habe, ſteckt abſolut nichts dahinter, deſſen ich mich zu ſchämen hätte. Zwei Löwen brüllen nur, weil ſie hungrig ſind: Herr David auf die Dispoſitionsfondsrate, Herr Spitzmüller vermuthlich auf das Avancement.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Wir haben im Laufe der letzten Wochen die Rechnungsabſchlüſſe der einzelnen Wiener Banken mit wenigen Streiflichtern beleuchtet, und verbinden damit im Nachſtehenden einige allgemeine Bemerkungen über Rechnungslegung der Banken, welche natürlich in gleicher Weiſe für alle anderen Actienunternehmungen gelten. Die Sache bringt es mit ſich, daſs es ſchwer iſt, beſtimmte Regeln für die Bilanzaufſtellung und deren Beurtheilung zu formulieren. Hauptſache iſt, daſs die Abſchlüſſe Vertrauen erwecken, und dieſes wird umſomehr erzielt werden, je mehr die Bilanzen ihren eigentlichen Zweck, ein klares und überſichtliches Bild über die Vermögenslage und die Betriebsverhältniſſe der Geſellſchaft zu bieten, erfüllen. Und daraufhin müſſen ſie vor allem geprüft werden. Prägnante Benennungen jeder einzelnen Bilanz-Poſt, und nicht Bezeichnungen, unter denen man ſich nichts und alles denken kann; möglichſt weitgehende Specification der einzelnen Activ- und Paſſiv-Poſten, ſowie der einzelnen Poſten des Gewinn- und Verluſt-Contos, ſind in erſter Linie zu verlangen. Die Abſchlüſſe ſelbſt müſſen erläutert und ergänzt werden durch den Geſchäftsbericht, welcher über die wichtigen geſchäftlichen Ereigniſſe im Berichtsjahre, über die Betriebsverhältniſſe, über die außer dem laufenden Geſchäfte liegenden Unternehmungen, an denen ſich die Geſellſchaft betheiligt hat und über deren Reſultate ꝛc. eingehend berichtet. Derſelbe muſs, und dies iſt ein ſehr wichtiger Umſtand, die Umſatzſummen in den einzelnen Geſchäftszweigen enthalten, denn nur durch deren Kenntnis iſt es möglich zu beurtheilen, ob die Erträgniſſe im richtigen Verhältniſſe zu den Umſätzen und zu dem Riſico ſtehen. Eine dringende und leicht erfüllbare Forderung iſt weiter, daſs mehrere Rohbilanzen im Jahre veröffentlicht werden, allmonatlich oder mindeſtens vierteljährlich; dadurch würde das „auf den Glanz Herrichten“ der Schluſsbilanz ſo ziemlich verhindert werden, und würden Aufſchlüſſe über die Schwankungen in den Capitalsanlagen im Laufe des Jahres ertheilt werden. Daſs keine Wiener Bank alle dieſe Forderungen erfüllt, manche auch nicht die elementarſten, und nur die wenigſten annähernd den an ſie zu ſtellenden Anſprüchen entſprechen, iſt bekannt.

•

Es gibt einzelne Conti, deren Specification unerläſslich iſt. So z. B. das Effecten-Conto. Bei uns gibt eigentlich nur die Unionbank ein vollkommen detailliertes Effecten-Conto, in dem jedes Stück zu dem Bilanzcourſe ausdrücklich aufgezählt iſt; ihr zunächſt folgen die Credit-Anſtalt und Anglo-öſterr. Bank. Die Bodencredit-Anſtalt veröffentlicht bekanntlich überhaupt keine Bilanzdetails, Länderbank und Bankverein unterlaſſen die Specification des Effecten-Contos. Die Urſache iſt ja auch ganz einfach. Im Effectenportefeuille der erſtgenannten Banken iſt nichts, was dieſelben zu verbergen hätten, während Bankverein und insbeſondere Länderbank ihre ſchwer realiſierbaren oder riscanten Engagements nicht gerne ganz der Oeffentlichkeit enthüllen. Wenn es aber Regel wäre, daſs jede Bank ihr Effectenportefeuille zu veröffentlichen hat, dann würde die bloße Thatſache, daſs eine Bank dies unterläſst, hinreichen, um den Verdacht eines ſchlechten Portefeuilles zu begründen. Sodann iſt der Cours von Wichtigkeit, zu welchem der Effectenbeſitz in die Bilanz eingeſtellt wird. Das in Deutſchland geltende Handelsgeſetz ſchreibt diesbezüglich ausdrücklich vor, daſs Wertpapiere und Waren, welche einen Börſen- oder Marktpreis haben, höchſtens zu dem Börſen- oder Marktpreiſe zur Zeit der Bilanzaufſtellung, ſofern dieſer jedoch den Anſchaffungs- oder Herſtellungspreis überſteigt, höchſtens zu letzterem angeſetzt werden dürfen. Bei uns exiſtiert eine ſolche Beſtimmung nicht, oder ſie iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daſs man annehmen konnte, daſs keine Bank von ihr abweicht. Nichtsdeſtoweniger verrechnet z. B. die Länderbank heuer einen „Gewinn“ aus der Courserhöhung ihres bulgariſchen Effectenbeſitzes, obwohl derſelbe gar nicht realiſiert iſt, gegenwärtig auch gar nicht realiſiert werden kann, da ſich die Länderbank ſeit langem vergeblich bemüht, ihre bulgariſchen Papiere zu günſtigen Courſen auszuverkaufen. Die Conſortialbetheiligungen im einzelnen ziffermäßig anzugeben geht vielleicht nicht an, weil im Zuge befindliche Operationen dadurch geſtört werden könnten, jedenfalls aber müſste ſtets jede einzelne Betheiligung angeführt werden.

•

Ein anderes Conto, welches ſtets ſpecielle Aufmerkſamkeit verlangt, ſind die Debitoren. In den Debitoren pflegt gewöhnlich alles verſteckt zu ſein, was an einem Inſtitute fragwürdig iſt. Die Debitoren zu ſpecificieren, ob ſie bedeckt oder unbedeckt ſind, ob die Deckung in Effecten, Wechſeln oder anderem beſteht, wieviel bei Banken und erſten Bankfirmen locirt iſt, iſt unbedingt erforderlich. Gerade die letztere Poſt „Banken und Bankfirmen“ darf nur die allerſicherſten und unmittelbar realiſierbaren Debitoren enthalten, und nicht wie bei der Länderbank mit „Actiengeſellſchaften“ ergänzt ſein, unter welchen ſich dann alle möglichen Credite befinden können, die ſchwer oder nie einbringlich ſind. Sehr empfehlenswert wäre auch eine Angabe der Anzahl der Debitoren-Conti, dann könnte es ſchwerer vorkommen, daſs ein Debitor mehr als das Actiencapital ſchuldig iſt, wie es bei der Elſäſſiſchen Bankgeſellſchaft der Fall war. Auch [illegible] gerade die beſten Inſtitute, deren Angaben nur unbedingt [illegible] werden, mit ihren Mittheilungen nicht ſparſam ſein, weil nur dadurch die Schluſsfolgerungen für die anderen Inſtitute gegeben wären.

•

Es war ſelbſtverſtändlich nicht unſere Abſicht, dieſes Thema auch nur annähernd erſchöpfend zu behandeln, nur einige Forderungen, [illegible] uns die Lectüre der diesjährigen Wiener Bankbilanzen recht nothwendig erſcheinen ließ, wollten wir aufſtellen. Das öſterreichiſche Handelsgeſetz enthält über die Aufſtellungsart der Bilanz gar nichts, es kennt nur die Pflicht des Vorſtandes zur Rechnungslegung innerhalb ſechs Monaten nach Abſchluſs des Geſchäftsjahres. Das deutſche Handelsgeſetz kennt außer der citierten Beſtimmung bezüglich der Effectenbilanzierung noch verſchiedene andere. Vor allem begnügt ſich § 239 des deutſchen Handelsgeſetzes nicht mehr mit der allgemeinen Pflicht zur Rechnungslegung, ſondern verlangt vom Vorſtand eine Bilanz, eine Gewinn- und Verluſtrechnung und einen den Vermögensſtand und die Verhältniſſe der Geſellſchaft entwickelnden Bericht. Und mit dieſem correſpondiert § 249 b, welcher die Aufſichtsräthe und Vorſtände mit Gefängnis- und mit Geldſtrafen bedroht, wenn ſie wiſſentlich in ihren Darſtellungen, in ihren Ueberſichten über den Vermögensſtand der Geſellſchaft oder in den in die Generalverſammlung gehaltenen Vorträgen den Stand der Verhältniſſe der Geſellſchaft unwahr darſtellen oder verſchleiern. Natürlich kommt dieſer Paragraph nur in großen Momenten zur Anwendung, aber ſein Beſtehen allein hindert wahrſcheinlich manche unwahre oder ungenaue Darſtellung. „Verſchleiert“ wird auch manches bei einer oder der anderen Wiener Bank und die Schaffung ähnlicher Beſtimmungen bei der immer dringender werdenden Reviſion des Actienrechtes iſt dem neuen Reichsrathe ans Herz gelegt. Das Geſetz allein kann freilich die Genauigkeit und Verläſslichkeit der Bilanzen nicht bewirken; dazu gehört die Controle der Preſſe und der durch ſie geſchulten Actionäre. Wie es damit bei uns beſtellt iſt, haben wir erſt jüngſt erwähnt.

•

Uebrigens haben wir uns geirrt, als wir kürzlich bemerkten, daſs die Wiener Preſſe keine Bilanzkritik übe oder zu üben verſtehe. Die „Neue Freie Preſſe“ verſteht das ganz gut; ſie weiß den Unterſchied der Verhältniſſe verſchiedener Banken aus ihren Bilanzen ſehr gut herauszuleſen und auch ihren Leſern mitzutheilen. Bei der Beſprechung der Bilanz der öſterreichiſchen Creditanſtalt, welche ſie mit Recht ob ihrer überſichtlichen Klarheit und Mobilität lobt, ſchreibt ſie: „Wir haben Bilanzen geſehen, bei welchen die Wirkung der Abſatzſtockung durch die Feſtlegung ihrer Mittel, durch die geſchädigte Umſatzfähigkeit des Bankcapitals klar erkennbar iſt. Die Ziffern verriethen, daſs die freie Dispoſition über das Vermögen für längere Zeit praktiſch aufgehört hat u. ſ. w.“ Nur ſchade, daſs die N. F. Pr. nicht gleich bei Beſprechung der betreffenden Bilanzen dieſe Bemerkungen gemacht hat, daſs ſie auch jetzt noch nicht die Namen nennt. Nun, unſeren Leſern ſind ſie bekannt.

*

Eine einfache Thatſache: Gelegentlich der Ernennung des Generaldirectors S. v. Hahn zum k. k. Hofrath wuſsten faſt alle Wiener Blätter mehr oder minder große Verdienſte des Ausgezeichneten anzuführen. Aber kein Blatt vermochte ſo vielfache Verdienſte desſelben aufzuzählen als die — antiſemitiſche „Deutſche Zeitung.“

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Nouveau Théâtre, „A la vie! à la mort!“ von Pierre Denis. Gymnase, „La carrière“ von Abel Hermant. Escholiers, „Charité“ von Lucien Gleize; „Le Plaisir de rompre“ von Jules Renard. Berlin. Neues Theater, Vorſtellung der Dramatiſchen Geſellſchaft: „Jakob und Eſau“ von Wilhelm Schäfer. Schauſpielhaus, „Die Athenerin“ von Leo Ebermann. Berliner Theater, „Kinder der Bühne“ von Edgar Hoyer, deutſch von Emil Jonas.

• • •

In der Hofoper gab man ein neues Ballet „Pierrot als Schildwache“ von A. M. Willner, Muſik von A. Clairon. Wenn eine Aufeinanderfolge toller Sprünge, farbenreicher Coſtüme und geſchmackvoller Tableaux zu einem Ballet hinreicht, ſo war auch der letzte Balletabend eine willkommene Unterhaltung. Die Muſik iſt jedenfalls beſſer, als die jetzt dominierende Balletmuſik Bayers. Doch das will nicht viel ſagen, denn die letztere iſt das banalſte, was in der Oper überhaupt geſpielt wird. Die zugleich mit dem Ballet verſprochene Wiederaufnahme des „Barbier von Bagdad“ iſt natürlich verſchoben worden. Die nun faſt ganz verſiegende Leiſtungsfähigkeit unſerer Oper, die einmal der Stolz der Wiener war, gibt zu immer größeren Beſorgniſſen Anlaſs.

•

Frl. Pohlner vom Theater a. d. Wien gaſtierte in der Hofoper als Zerline in Fra Diavolo. Sie iſt eine der wenigen Sängerinnen, die zur Operette eine gute Geſangsſchule mitbrachten und ſie trotz jahrelanger Beſchäftigung in dieſem Genre nicht verloren haben. Auch ihre muſikaliſche Sicherheit und ihr decentes Spiel ſind [illegible] Eigenſchaften, die das Publicum ſehr dankbar aufnahm. Eine Paula Mark, die [illegible] die Zerline ſang, iſt ſie nun freilich nicht. Dazu fehlt ihr die geniale Individualität, an deren Stelle bei Frl. Pohlner die ſchablonenmäßige Theaterroutine tritt und die Fertigkeit, ſich der Umgebung anzupaſſen. [illegible] iſt mehr eine Sängerin für alle [illegible] und [illegible] über das Mittelmaß erhebt. [illegible] Sängerinnen fehlen [illegible] an der Oper. R. W.

•

Das [illegible] an der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

ſagt, ſo fehlen zum ausverkauften Haus noch immer nicht viel — höchſtens neunhundert. Nach dieſer Rechnung muſs es geſchehen ſein, daſs es die letzten Novitäten der Joſefſtädter Provinzbühne zu fünfundzwanzigſten Vorſtellungen gebracht haben; und mit dieſer Rechnung wird ſie ſich am Ende auch über den Durchfall von geſtern tröſten, der, was die Stimmung der Zuſchauer betrifft, zu den heftigſten Durchfällen gehört, die ein Stück je erlebt hat. „Toubiſſons Hochzeit“ heißt der Unſinn. Ich glaube auch heute noch feſt daran, daſs dieſer „Schwank“ am Abend der Vorſtellung gedichtet wurde. Ein Inſpicient in der Couliſſe dürfte nach Willkür Schauſpieler auf die Bühne geſchickt haben, damit ſie ſo 'n bischen Ulk treiben. Wahrlich, das iſt ihnen nicht gelungen. Herrn Maran allein nehme ich aus, nicht nur von dieſer Vorſtellung und nicht nur von dieſem Theater. Er hat geſtern — man kann nicht einmal ſagen, aus ſeiner Rolle — eine Leiſtung geſchaffen, die ihn in ſeinem Fache zum erſten Schauſpieler Wiens macht. Das Burgtheater könnte an ihm vielleicht ſeinen Meiſter wiederfinden. A. G.

Bücher.

S. Hochſtetter: „Max Mühlen“. Die Geſchichte einer Liebe. Roman. Berlin, S. Fiſcher, Verlag 1897.

Max Mühlen, ein junger bayriſcher Gutsbeſitzer, lernt in Reichenhall, wohin er zur Heilung eines Bruſtleidens gereiſt war, Eliſabeth Roger kennen. Die tief religiöſe Natur des Mädchens tritt ihrer Liebe zu Max entgegen. Aber vor der Hochzeit ſchwört ſie ſich, von einem fanatiſchen Pfarrer verleitet, den ungläubigen Bräutigam der katholiſchen Wahrheit zuzuführen, ja ſie fleht, in dieſem Moment der religiöſen Erregung, die Ehe mit ihm nur für den Fall, daſs die Bekehrung gelänge, als erlaubt an. Aber ihre menſchliche Liebe ſiegt. In den erſten Jahren der Ehe vergiſst ſie dieſen Vorſatz über ihrem reinen, ſie ganz erfüllenden Glück. Da ſtirbt ihr Kind. Jener fanatiſche Prieſter iſt zufällig bei der Beerdigung anweſend und ruft ihr das Vergeſſene ins Gedächtnis. Schmerz und Reue bringen ſie dem Wahnſinn nahe. Man muſs ſie in eine Heilanſtalt führen. Ihr Gatte, der ſich ſo ſeine Frau leiblich und geiſtig entzogen ſieht, merkt aus der Leere und Oedigkeit ſeines Herzens eine warme Neigung zu ihrer wunderbaren, jungen Schweſter aufſprieſzen. Eliſabeth wird geheilt. Beide überwinden ſich und kommen, nachdem endlich die Leidenſchaften ihrer Seele wie ſchwere Krankheiten ausgetobt hatten, zu der Erkenntnis, daſs ſie in Freundſchaft tief und unauflöslich verbunden ſeien. Beide ahnen das Große, das Ewige, was darin liegt. — — Dieſe einfache Fabel iſt in ziemlich ſchmuckloſer Weiſe, mit gedämpften, aber innigen Tönen erzählt. Der Autor wird mit dieſem guten Buch vielen ſympathiſch ſein. M. M.

Nordiſche Meiſternovellen überſetzt und eingeleitet von Ernſt Brauſewetter. Mit 23 Porträts. Schuſter & Löffler, Berlin 1896.

In einem hübſchen, umfangreichen Bande hat Ernſt Brauſewetter eine Anthologie moderner nordiſcher Novellen zuſammengeſtellt und den einzelnen Beiträgen eine Charakterſkizze der Dichter vorangeſetzt. Neben den berühmten Namen findet man Autoren, die in Deutſchland noch wenig geleſen werden, wie Tor Hedberg, der ſeinen fein componierten Skizzen romantiſch ſymboliſchen Inhalt gibt, Selma Lagerlöf und beſonders Sophie Elkan (Ruſt Roeſt), die mit ihrer ungemein ſympathiſchen Art, tiefe ſeeliſche Conflicte anmuthig und zart zu erzählen, manchmal an die Ebner-Eſchenbach erinnert. Von den „Meiſtern“ haben nicht alle Meiſternovellen gebracht. Nur Juhani Aho entzückt auch hier durch den Zauberduft, in dem ſeine elegiſchen Stimmungen, wie überreife Tannenzweige, glühen: „Vater“ Lie hat ein Seemärchen beigetragen, das auf die zweite, traumhafte, ins Myſtiſche verlorene Seite ſeiner großen Natur weiſt. Vor allem ſteht Knut Hamſun mit der kleinen, vollendeten Skizze: „Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe“, die uns die Beziehungen des Dichters zu einer Fliege, welche ſein Zimmer, ſeinen Schreibtiſch und ſeine Laune theilt, in einer nervös launiſchen, humoriſtiſch ironiſchen Manier anſchaulich berichtet. Dieſes Stück gehört zu der Art des Beethoven'ſchen Rondo: „Die Wuth über den verlorenen Groſchen“. Man müſste aber dem Ueberſetzer dankbarer ſein, wenn er den Plan, uns die „Jüngſten“ Scandinaviens vorzuführen, verwirklicht, denn man kennt ja ſeine Meiſter ſchon — ihre großen Werke ſind in aller Blut übergegangen — und ſo neugierig iſt man auf die letzte Ernte, welche die Kunſt aus dem fruchtbaren Boden dieſer Länder ſich geholt hat. M. M.

Joſ. V. Sládek: „V zimním slunci“. J. Otto, Prag.

Unverfälſchte, reine, altromantiſche Verſe, eine neue Sammlung von einem der ausgezeichnetſten Mitglieder der alten „Lumír“-Schule, deſſen Kraft im volksliedmäßigen Gedichte lag. Auch hier begegnen wir manchem tiefempfundenen, künſtlichen „Volkslied“ in romantiſcher Verkleidung neben Gedichten von wirklich künſtleriſcher Form. „In der Wintersonne“ nennt der Dichter ſeine Gedichte als Verkörperung des Grundgedankens des Ganzen, der „romantiſchen“ Stimmung, der Reſignation, in der ſich der alternde Dichter [illegible] geſtellt [?]. — Der beſte Theil des Buches iſt das [illegible] „An [illegible] Mutter“, das warm empfundene Gedicht [illegible] hat. [illegible] noch der Gedichte „Die Mutter“ und „[illegible] Ballade“ Erwähnung thun. V. St.

Ludwig Jeitteles: [illegible] Marbach [?], 1897, [illegible].

[illegible]

Revue der Revuen.

„Neue Deutſche Rundſchau“ (Märznummer) enthält einen lehrreichen Aufſatz: „Vom Lebensproceſs“ aus der Feder des Phyſiologen Verworn. Die moderne Phyſiologie ſieht bekanntlich im Lebensvorgang einen chemiſchen Proceſs, als deſſen Grundlage der Stoffwechſel anzunehmen iſt. Oder genauer geſagt, ſie nimmt das Studium des Stoffwechſels, d. h. der Nahrung und der Zerſetzungsproducte, zur Grundlage, mit deren Hilfe ſie den Chemismus des Lebensvorgangs feſtſtellt. Als Reſultat dieſes Studiums ergibt ſich, wie Prof. Verworn lehrt: daſs einerſeits die Bildung von eiweißartigen Verbindungen im Mittelpunkt des Lebensproceſſes ſteht und daſs andererſeits Oxydationen im Lebensproceſs eine wichtige Rolle ſpielen. Das Eiweiß alſo, welches die lebendige Zelle enthält und das ſich von dem mit der Nahrung aufgenommenen Eiweiß chemiſch bedeutend unterſcheidet, gilt für den Träger des organiſchen Lebens. In dieſem Sinn hat es von der modernen Phyſiologie den Namen Biogen erhalten. Es wird demnach verſtändlich ſein, wenn Verworn ſagt: Der Aufbau und der Zerfall des Biogenmoleküls iſt der elementare Lebensproceſs, auf ſein einfachſtes Schema reduciert. Aufbau und Zerfall, Aſſimilation und Diſſimilation, ſind ſozuſagen die Grundformen des Lebens: und auf der Eigenthümlichkeit, denſelben fortwährend ausgeſetzt zu ſein, alſo auf der außerordentlichen chemiſchen Verwandlungsfähigkeit beruht die Lebenskraft des Biogens. Daſſelbe iſt, als eiweißhältige Verbindung, von großer Zerſetzlichkeit und Labilität der Atomgruppen: und darin liegt, ganz ähnlich wie bei Sprengſtoffen und allen explosibeln Verbindungen, ſeine ſpecifiſche Energie. Nur daſs die Energie des Biogens, zum Unterſchied von der der Sprengſtoffe, Leben heißt.

Das letzte der „Socialiſtiſchen Monatshefte“ bringt das Bild und eine kurze Lebensbeſchreibung des 1893 verſtorbenen franzöſiſchen Socialiſten Benoît Malon. Fünfundzwanzig Jahre alt, kommt er 1866 nach Paris. Zwei Jahre ſpäter iſt er Führer und Organiſator eines Strikes und unterhandelt als Vertrauensmann der Arbeiter mit den Fabrikanten. Seine Propaganda für die Internationale führt ihn 1869 ins Gefängnis, aus dem erſt der Sturz des Kaiſerreiches ihn befreit. Während der Commune wird er raſch zuerſt zum Bürgermeiſter eines Pariſer Arrondiſſements, dann zum Abgeordneten gewählt. Wohl muſs er nach der Niederlage ſeiner Kampfgenoſſen in die Schweiz flüchten, aber von dort ſendet er ſocialiſtiſche Schriften in die Welt, überſetzt überdies Laſſalles „Capital und Arbeit“ und Schäffles „Quinteſſenz des Socialismus“, und gründet ſpäter, nach Paris zurückgekehrt, die noch heute beſtehende „Revue Socialiſte“, wo er die hervorragenden franzöſiſchen Socialiſten der verſchiedenſten Schulen zu Worte kommen ließ. Malon war nämlich von einer weitgehenden Toleranz und hielt keines der vielen Glaubensbekenntniſſe auf allgemein ſocialiſtiſcher Grundlage für das allein ſeligmachende. Er glaubte an eine nothwendige Doppelbefreiung der ſocialiſtiſchen Partei: eine wirtſchaftliche und eine erziehliche.

Einen Beitrag zu Byrons Biographie liefert Karl Bleibtreu im [illegible] der „Geſellſchaft“ unter dem Titel: „Das Geheimnis in [illegible]“. [illegible] bekannt, [illegible] der [illegible] Dichter, bedrängt durch [illegible] Trennung von ſeiner Gattin, der Verdacht des [illegible]. Die [illegible] Schriftſtellerin Beecher Stowe hat dies Gerücht [illegible] die Familie [illegible] genügend kategoriſch entgegen[illegible]. [illegible] das [illegible], das dieſem Gerücht [illegible] daran, daſs Lady Byron bis zu ihrem Tode zu [illegible] Schwägerin [illegible] in freundſchaftlicher Beziehung [illegible] dadurch die Vorgänge in Byrons [illegible] Schlüſſel gefunden [illegible] früher verſtorbenen [illegible] um 1815 eine heim[illegible] aus dem Bette entgegangen iſt. Sie hatte [illegible] gebliehen, geht [illegible] daſs ſie die erſte und echteſte Liebe [illegible] „Thyrza“, dann in der Geſtalt des [illegible] in einigen [illegible]. Und ſie in ſeinen

Digitized by Google

Dichtungen wieder. Dennoch ſcheint er ſie in einem Anfall von Ueberdruſs um 1809 verlaſſen zu haben und in den Orient geflüchtet zu ſein. Von dem Gedanken geleitet, daſs ſie ſeiner Carrière im Wege ſtehen könnte, ließ ſie ihm dort die Nachricht zugehen, daſs ſie geſtorben ſei, während das Kind, nach Bleibtreus Behauptung, Byrons Schweſter, Mrs. Leigh, übergeben wurde. Im guten Glauben, frei zu ſein, verheiratete ſich Byron fünf Jahre darauf mit Lady Wentworth. Da plötzlich, gleich nach der Geburt ſeiner Tochter Adah, kam ihm — nach einer anderen Verſion bloß ſeiner Gattin — die Kunde zu, daſs jene Frau noch am Leben ſei. So war denn ſeine geſetzliche Ehe zur Bigamie, ſeine Tochter zum Baſtard geworden. Mit aller Energie wurde nun von Lady Byron die Eheſcheidung betrieben, und weil die Enthüllung der Wahrheit Schande und die ärgſten Wirrniſſe in der Erbfolge nach ſich gezogen hätte, trat ſie, den böſen Gerüchten über die Immoralität ihres Gatten, die man zur Erklärung ihrer Trennung erſann, nicht weiter entgegen. Bleibtreu weiß, von dieſer Vorausſetzung ausgehend, alle übrigen Vorkommniſſe ſehr einleuchtend zu gruppieren. Evidenz darüber dürfte freilich erſt das Jahr 1900 bringen, wo die nun im „British Museum“ erliegenden Aufzeichnungen von Byrons Freund, Lord Broughton, nach deſſen letztwilliger Verfügung der Oeffentlichkeit übergeben werden ſollen.

Die **„Revue des Deux Mondes“** bringt in ihrem Heft vom 15. Februar einen Artikel von Leroy-Beaulieu, worin er die Börſe gegen die Angriffe der Socialiſten und Radicalen vertheidigt. Freilich vollzögen ſich in ihren Hallen viele garſtige Betrügereien, aber die Börſe ſei nur Zeugin, nicht Erregerin oder Mitſchuldige dieſer Miſſethaten, die auch durch das Schließen der Börſe nicht aus der Welt geſchafft würden. Weit mehr Betrug und Miſsbrauch der öffentlichen Leichtgläubigkeit und Gewinnſucht vollziehe ſich in ihrem Umkreis, in den obſcuren Agenturen und Wechſelſtuben; und ihr Herold, die Förderin der Corruption, die ſchändliche Kupplerin ſei hier wie überall die Preſſe, die ringsum und unabhängig ihr Werk der Demoraliſation übe. — Im 1. Märzheft ſchreibt E. Magitot über die Gefahren der Zündholzfabrication. Während auf allen anderen Induſtriegebieten die ſchädlichen Proceduren abgeſchafft würden, werde dieſe Erzeugung in einer für die Arbeiter mörderiſchen Weiſe ungeſtört fortgeſetzt. Der Verfaſſer erblickt den einzigen Ausweg in hygieniſchen Vorkehrungen. Den Phosphorvergiftungen müſſe man durch ausgiebige Ventilation der Fabriksräume, dem Knochenbrand durch entſprechenden Schutz der Arbeiter entgegenwirken.

Einen Artikel über den „Altruismus der Thiere“ enthält die letzte Nummer des **„Monist“**. In ſcharfſinniger Weiſe entwickelt der Verfaſſer M. Topinard, wie Altruismus nichts anderes als eine andere differenzierte Form von Egoismus ſei, der ſich irgend einer Nothwendigkeit folgend in Altruismus verwandelt. Das Thierreich weiſe alle Abſtufungen auf: brutale Egoiſten, die als Paraſiten auf Koſten anderer Nebengeſchöpfe leben, Herrennaturen, die es verſtehen, ſich Thiere niederer Art dienſtbar zu machen, ohne ſie dafür irgendwie zu entſchädigen, und endlich Thiere gleicher oder verſchiedener Gattung, die einander aus Nützlichkeitsgründen Dienſte erweiſen und das Fortkommen erleichtern. Zu den letzteren gehören vor allem die Inſecten, die gewiſſermaßen ein Staatsweſen bilden; aber auch Affen, Büffel, Biber, Gemſen leben in Herden, namentlich dort, wo der Menſch nicht eingedrungen iſt, deſſen Gegenwart merkwürdigerweiſe zerſtörend auf den Geſellſchaftstrieb der Thiere wirkt. Noch origineller ſind die angeführten Fälle von Enten, die Schlangen über Flüſſe ſetzen, oder ſolche, wo eine Thiergattung die Vertheidigung der andern übernimmt; und namentlich die Gepflogenheiten des Vogels Trochilus, der an den Ufern des Nils lebt und ganz im Dienſte der Krokodile ſteht, die er von den quälenden Inſecten befreit und vor ihren Feinden warnt, ohne die geringſte Gegenleiſtung zu empfangen.

Der Menſchenkenner und ſein Gleichgewicht.

Novelle von **Richard Dehmel**.

Motiv: Ein Menſch. Ich. Nichts, ein Spiel des Nichts.

Ein Volksmann war geſtorben, ein ehrlicher Mann, ſelbſt ſeine Feinde muſsten das zugeben. Und ſtandhaft war er geſtorben, nach qualvoller Kehlkopfkrankheit, vor der Zeit: ein Opfer ſeiner Beredſamkeit. Aber — was gieng denn ihn, den reichen Weltmann Stefan Steinert, der todte Volksfreund an! Und noch dazu ein Italiener! Dies Volk war ihm doch eigentlich ein Greuel. Was hatte er mit einem Narren gemein, den ſeine Schmerzen begeiſtert hatten wie andre Narren auch! Wie konnten ihn, den Menſchenkenner aus Hamburg, die Trauermienen des Pöbels in dieſer fremden Stadt ergreifen?!

Und erſt dies Genua ſelber, la superba, wie dieſe Söhnchen glorreicher Väter ihr Marmorneſt noch immer nannten: was war in dieſe bankrotten Wichte auf einmal für ein Geiſt gefahren? Er beſah ſich die Vorübergehenden; das ſtechende Vormittagslicht gefiel ihm plötzlich. War das dieſelbe träge, ſchamlos geſchwätzige Menge, die ihn noch geſtern verdroſſen hatte? Alle giengen ſie ſchlendernd wie ſonſt, faſt noch ſchleichender, ohne ihr zweckloſes Gliedergefuchtel, und keiner kam ihm träge vor. Der enge Corſo wimmelte, wie immer, dicht von Menſchenköpfen, durch die ſich ſelten nur ein Fahrwerk ſchob; aber die Kutſcher ſchrien heute nicht, jede Stimme klang verhalten, wie durch die grauen Paläſte gedämpft, und die Geſichter ſchienen ſich den ſtolzen Mauern anzupaſſen, die düſter in den blauen Himmel grenzten. Selbſt wenn ein ſchönes Weib vorbeikam, lief ihr kein hündiſcher Blick aus lüſtern ſchwarzen Augen nach: in allen dieſen Augen glomm ein traumhaft ſtiller Ernſt — was war das nur?!

Schon unten am Hafen war ihm aufgefallen, daſs heut die Arbeit ohne Lärm und Flüche und Gelächter vor ſich gieng; ſogar die Maulthiertreiber in den Steinbrüchen ſchlugen weniger roh auf ihr bepacktes Viehzeug los. Doch das, nun ja, das waren Arbeitsleute; denen mochte der geſtorbene Gleichheitsmenſch wohl wirklich etwas bedeutet haben. Aber hier, im Innern der Stadt, was hatten dieſe flunkernden Handelsleute, dieſe Tagediebe und Weiberknechte, mit dem Mann des Volkes zu thun! Und was erſt all die Fremden hier! Was gab dem dürren Franzoſen dort, mit der Orangenblüte im Knopfloch, ſolchen feierlichen Ausdruck, daſs die alten Säulen des Portals, vor dem er ſtand, wie ſein natürlicher Rahmen wirkten, trotz ſeines modiſchen Reiſehutes! — War das der Tod?!

Nein: dazu war dies Volk von Beichtkindern zu leichtherzig. Erſt vorige Woche hatte er in Piſa einen hohen, weit beliebten Beamten zu Grabe bringen ſehen: die ganze Stadt war auf den Beinen geweſen, ſämmtliche Glocken läuteten, acht Barfüßermönche trugen den Katafalk, all ihre Ordensbrüder ſchritten voraus und goldverbrämte violette Prieſter, dazwiſchen Jungfrauen in weißen Kleidern und Kinder mit grünen Kränzen im Haar, alle mit großen brennenden Kerzen, Chorknaben ſchwangen Weihrauchbecken, der Dunſt betäubte den Geruch der friſchen Blumen, ſchaurig begleiteten den Prunk halblaute Litaneien, zwei Väter Jeſu führten die gebrochene Witwe, die Frauen des Gefolges weinten laut — und eine Stunde ſpäter war von dem ganzen Straßenſchauſpiel auch nicht ein Hauch mehr zu ſpüren geweſen. Und die Piſaner ſtanden doch im Ruf der Gründlichkeit; er ſelber hatte ſich bei ihnen wohlgefühlt, es muſste da wohl vor Jahrhunderten germaniſches Erobererblut in die Bevölkerung gedrungen ſein.

Und heut nun, hier in Genua, wo jedes wälſche Unkraut ſich ſonſt brüſtete, ſchon ſeit dem frühen Morgen dieſe Stille! Ihm war, als gienge er in einem Strom von Wallfahrern. Was hatte alle dieſe Menſchen ſo ſeltſam in ſich gekehrt? Der todte Volksmenſch war doch nicht einmal mit Pomp beſtattet worden. Kein Mönch noch Prieſter war dem ſchmuckloſen Holzſarg vorausgezogen, ſechs barhäuptige Arbeiter hatten ihn getragen, keine Thräne war gefloſſen, und keine Glocke läutete. Oder war es gerade das? War dieſer ungewohnte ſtumme Eindruck den Schwätzern auf die Seelen gefallen? Dieſer farbloſe Eindruck: der Zug der hundert ſchwarzgekleideten Männer, wie ſie paarweis, alle mit bloßen Köpfen, die Hüte in der Fauſt, finſter und wortlos hinter der Bahre hergeſchritten waren, unter dem ſchwülblauen Himmel. Selbſt einen Officier der Kriegsmarine hatte er die Mütze lüften geſehn vor dieſem Eindruck.

Und hatte nicht er ſelber, Stefan Steinert, ſich da ſagen müſſen, daſs es doch Ahnen dieſer Männer waren, die hier die ſchlichte Straße von Paläſten, mit dieſer ſtrengen Wucht der Außenwände, dieſer ruhigen Kühnheit innen, hatten bauen können! Er trat hinein in eins der machtvollen Treppenhäuſer. Wenn jetzt durch dieſen Säulenhof, in dem die ſtarre Hitze brütete, ein Mann im Arbeitskittel käme, er würde den Hut vor ihm abnehmen. Was war ihm nur?! Ihn konnte doch der Eindruck von ein paar Dutzend Leidtragenden nicht aus dem Gleichgewicht bringen! Die Zeit lag doch wohl hinter ihm; er war doch über die Dreißig hinaus. Gewiſs: der Eindruck war ſchön geweſen, ſchön und ernſt, vielleicht auch edel. Das brauchte ihn doch aber nicht in ſeiner Ruhe zu ſtören; er hatte ſie ſich ſchwer genug erreist. Was gieng denn ihn das wälſche Elend an! dem war ja doch nicht zu ſteuern. Was gieng ihn überhaupt das Leid der Menſchen an! Als ob es ohne Leid Glück geben könnte: das blieb doch ſo in alle Ewigkeit hinein.

Er trat wieder auf die Straße. Und wieder fühlte er aus allen Augen dies ſtille Flimmern auf ſich wirken. Oder war es nur das Licht, das von dem heißen Marmorpflaſter wallte? Er gieng hinüber in den ſchmalen Schattenſtreifen; es war, als gienge er durch ein Geſpinnſt, das all die dunklen Köpfe verband. Und keiner ſah doch traurig aus. Es bebte nur wie eine Andacht zwiſchen ihnen; als horchten ſie auf etwas Fernes, Klares. Das konnte doch der Tod nicht machen? Das konnte doch nicht Ehrfurcht ſein? Was galt denn dort dem Fuchsgeſicht, was dort den beiden Profeſſoren der Geſtorbene mit ſeinem unklaren Zukunftstraum! Was war das für ein Zwangsgefühl, das dieſe ganze Stadt erfüllte? und ihn mit! Er war doch ſchon ganz anderer Stimmungen Herr geworden: die ihn viel näher betroffen hatten: damals, als ſich ſein Bruder vergiftete — der hatte auch ſo rührende Augen wie dieſe braunen Halunken hier.

Er bog in den Platz vor dem Börſengebäude. Hier ſtaute ſich die Menſchenmaſſe. Die Stimmung war noch ſeltſamer hier. Die grelle Hitze machte alle Mienen noch geſpannter; bis unter die Arcaden des Gebäudes ſchien dieſe hohe Spannung zu ſchweben. Selbſt der verkleidete Menſchenhändler, dem ſonſt ſein kriechendes Lächeln ſo feil wie ſeine Dolche war, gieng heut in ſeinem blaugeſtreiften Dalmatinermantel wie ein verbannter Fürſt umher. Man hörte kaum ein offenes Wort. Jeder ſchien ſich, wenn er ſprach, auf etwas anderes zu beſinnen, etwas Tiefes, Heimliches. Was war das nur? Hier all die Müßiggänger hatten doch den Todten nicht geliebt! Und er, er, Stefan Steinert: [illegible] hatte er kaum losgelacht [illegible] mit dem [illegible] war er doch gründlich fertig! das hatte ihm ſein Bruder ſchon angethan. Er athmete ſchwer auf: was lag ihm an dem [illegible]! was an dem ganzen Geſindel hier! Wenn er die Augen etwas ſchloſs, wurde die Stimmung [illegible] verwandtſch[illegible]; dadurch kam ſie ihm nur tiefer zu [illegible]

Digitized by Google

ſtände er in ſeiner Vaterſtadt, verloren wie ein Blinder, inmitten einer großen Kirchgängerſchar. Er mochte das nicht länger ausſtehn. Ein Glück, daſs ihn der deutſche Maler erwartete! Das Bruſtbild ſollte heut fertig werden; ſo beim Modellſtehn würde er ſein Gleichgewicht ſchon wiederfinden. Er nahm die Richtung in die obere Stadt.

Denn ja, das Gleichgewicht: das war das Höchſte: die ſtarke Vernunft. Die hatte ihn gemäßigt damals, in ſeinem Wuthanfall, als er faſt ſeinen Bruder erſchlagen hätte, den todten Schuft, der ihn mit zum Betrüger machen wollte, der Lüderjan! Ja, er war ſtärker als ſeine Liebe; er hatte die Probe beſtanden. Wie kam er nur darauf, heut ſein Gefühl zu befragen? War etwa das Gefühl zu ſchwach geweſen, wenn die Vernunft ſo ſtark war?! Das war doch dann kein Gleichgewicht! ſonſt wäre doch Eintracht in ſeiner Seele. Ein Jahr lang war er nun gereist und glaubte ſich gefunden zu haben, und ein paar Hundert flüſternde Menſchen konnten ihn außer ſich bringen? eine Herde, die nicht wuſste, was ihr war?! Er ſpie aus. Nun: Dank der Kunſt — er muſste lächeln — jetzt war er bald heraus aus dem Geräuſch. Hier ſchlichen nur noch einzelne Schatten; es ſchien ſie alle etwas nach unten zu rufen.

Er ſtieg die breite Treppenſtraße zu dem oberen Corſo hinauf. Hier war die Apenninenluft ſchon fühlbar, trotz der ſengenden Sonne. Es war doch eigentlich ein Wunderwerk von Stadt. Welche ungeheure Arbeit ſprach allein aus den Grundmauern, auf denen ſie die Bergterraſſen emporklomm, aus den Hunderten von ſteinernen Stufen hier, den Quadern der Umwallung dort im Zickzack um den Corſo, aus all den Brücken über die Felſenſpalten und oben aus dem Zug der Feſtungsblockwerke, der altersgrau den kahlen Höhenkamm krönte: das war alles Menſchenwerk! Ihm fiel die Inſchrift ein, die er heut Morgen am Hafen unten geleſen hatte, an dem Palaſte, den einſt das genueſiſche Volk dem greiſen Doria ſchenkte: „ut, maximo labore jam fesso corde, otio digno quiesceret.“ Er überſetzte ſich das ſchlechte Latein: „damit er, nun ſein Herz von der gewaltigen Arbeit ermüdet iſt, in würdiger Muße ausruhen könne“. Ein Schauer überlief ihn: hier rings auf all den Bergabhängen, die ihn im Halbkreis umarmten, ruhte die Arbeit von Hunderttauſenden!

Er wandte ſich und ſah hinunter auf die Stadt. Wie ſich da Hohes und Niederes einte — Paläſte und Straßenfluchten, die flachen Dächer und die Thürme, Gärten und rieſige Wohnhäuſermaſſen — im wogenden Weißglanz des Mittags. Dort lag die Villa Negro mit ihrem Park von Lorbeeren und Myrthen, Cypreſſen, Palmen, Citronenbäumen, mit allen Blumen des Orients und jedem Laubholz des Nordens — ſo lieblich hatte ſie ihm nie gedäucht. Er glaubte das Geplätſcher ihrer Springbrunnen, die kleinen Waſſerſtürze der Grotten zu vernehmen, und ihr zu Füßen das Gewirr der Gaſſenſchluchten, in Zirkellinien um ſie her, dies Spinnennetz, dem er ſoeben entronnen war. Wie ſich das nun zuſammenſchloſs, Altes und Neues, unter der glutblauen Himmelsglocke! Jeder dunkle Fleck, ſelbſt die verwitterten Kirchenkuppeln, ſchien ihm verklärt, bis ins Gewimmel des Hafens hinab. Wie all das zu ihm herzuſtreben ſchien, tief her, fern her, die Menſchheit unten, Leuchtthurm und Schiffe, das ſilberbleiche, blendende Meer — er muſste die Augen ſchließen.

Ein heulender Pfiff riſs ſie ihm auf. Im Thal zur Linken kam ein Bahnzug den Tunnel herausgedampft, der hier im Bogen unter der Stadt herumlief: er muſste grade drüber ſtehen. Wenn jetzt die Erde ſich öffnete, würde er in den Schienenſchacht ſtürzen, die Mauern des Corſos über ihn her. Auch unſichtbar die Arbeit von Tauſenden! Vielleicht mit von den Männern, die heute den Todten getragen hatten. Wenn nun die Männer ihr Werk zerſtören wollten? Was hinderte die Tauſende?! Zehn Fäſſer Dynamit, planvoll den Tunnel entlang vertheilt, würden die Stadt in den Hafen ſchleudern — ſammt Feſtung, Zuchthaus, Irrenhaus. Er hörte ſchon die wankenden Felſen donnern, die See auftoſen und Orkane heulen. Die Dächer der Paläſte bäumten ſich, Kirchthürme flogen durch die Luft, die Kuppeln platzten und die Gärten tanzten. In brandgelben Curven ſchoſſen Marmorſtatuen ins kochende Meer, Gemäldegallerien flammten auf, Schiffstrümmer, Bibliotheken. Durch den verfinſterten Himmel, durch Qualm und Feuer und Wolken von Schutt, ſcholl das Geſchrei zerberſtender Praſſerleiber: und oben über dem Rachegericht, auf den umrauchten Höhen des Apennins, ſtanden die Tauſende, mit heißen Augen der Märtyrer denkend, die ſich da mitgeopfert hatten — ſtanden zu neuer Zukunft bereit.

Er wiſchte ſich den Schweiß von den Backen. Was war ihm nur?! Sah er bei hellem Tag ſchon Geſpenſter, wie die Dorfſchauer hinter Hamburg? Was war das für ein Zwangsgeſicht? Die Männer unten hatten doch nicht drohend ausgeſehen: eher bittend; als ob ſie etwas zu erringen ſuchten. Was hatte Er damit zu thun! er reckte ſich. Ja, dieſe ſeltſam ſuchenden Augen: er nickte und ſchritt weiter. Jetzt war er bald am Ziel. Merkwürdig: auch der Maler hatte manchmal dieſe Augen: halb bettelnd, halb fordernd, der arme Teufel. Nur daſs [illegible] waren, [illegible], wie ſeine eigenen grau: und doch wie [illegible]; wie ein Schweißhund vor der Jagd[illegible]. [illegible] Der Menſch war ihm doch eigentlich widerlich. [illegible]

Warum hatte er ihn bloß aufgeſucht? warum ſich von ihm malen laſſen? von dieſem Schächer der Kunſt! Wie er ihn immer anſtarrte: als wollt' er ihm die Seele aus dem Leibe pinſeln; und dann war's nichts als Stückwerk. Was hatte ihn hingeführt zu dem Menſchen?! Etwa, daß er aus Hamburg war? aus ſeiner Vaterſtadt? Pah: Stefan Steinert hatte kein Heimweh mehr! Oder: daſs er mit ſeinem Bruder befreundet geweſen? Ja, das vielleicht; er wollte ſich wohl prüfen. Ja: vor zwölf Monaten hatten ſie drei da oben hinter Hamburg geſtanden, auf der Elbhöhe draußen vor Sonnenuntergang, die Ausſicht übee den Fluſs zu Füßen. Der floſs ſo breit, als wenn das Meer ſchon anfienge dort. Ja, und der Maler ſtand abgewandt, die rauchenden Dörfer jenſeits beſtarrrend, die in der Abendglut zu brennen ſchienen; denn Er, er ſchwelgte in Bruderliebe, er hatte dem Schwächling noch einmal geglaubt, ſie waren ja doch ein Fleiſch und Blut — zwei Tage bevor er es kennen lernte, verachten lernte, dies Fleiſch und Blut, die ganze menſchliche Sippſchaft. Was gieng ihn jetzt der Menſch noch an! Der hatte wohl gar um alles gewuſst, vielleicht die Wechſel gar fälſchen helfen. Nun: morgen würde er weiterreiſen, ob nun das Bild heut fertig würde oder nicht.

So trat er in das Haus hinein. Hier war es kühl, die ſteinerne Stiege friſch geſpült; jetzt würde er gleich Ruhe haben. Wenn der Menſch ahnen könnte, wie ihn der Pöbel entzwei gemacht hatte. Ja: Gleichgewicht! die Eintracht zwiſchen Vernunft und Gefühl, wie zwiſchen zwei gleich ſtarken Herrſchern: wenn das zu malen wäre, wenn es das gäbe, in einem einzigen Menſchengeſicht, in einer Seele von Mann auf Erden: Der ſollte ſein Freund ſein! — Da ſtand der Spitzbart ſchon in der Thüre; Bedientenſeele! — Und der duzte ihn — dem gab er die Hand — ſie giengen vor die Staffelei. Er trocknete ſich die Stirn. „Haſt Du das Kinn nicht zu maſſig gezeichnet? ich ſehe ja aus wie Bonaparte vor Moskau.“ Der Spitzbart, grinſend: „mit dem haſt Du auch manchmal Aehnlichkeit.“ Das ſollte ihm wohl ſchmeicheln? „Ich habe mit niemandem Aehnlichkeit; der corſiſche Dickbauch iſt nicht mein Mann.“ Der Andre kleinlaut: „das Kinn iſt gut. Laſs nur die Augen erſt fertig ſein; es liegt nur an den Augen.“ — „So. Hm. Dann können wir wohl anfangen.“ — „Ja.“

Er ſtieg auf das Trittbrett und lehnte ſich an das Pfoſtengerüſt. Der dünſtige Raum war drückend warm; vom Apennin her tönte ein Hornſignal. Sie ſahen ſich ſchweigend in die Augen; nur das Geräuſch des Malens war noch hörbar. Wie ihn der Menſch wieder anſtarrte jetzt! wie er ſich quälte für ſein bischen Brot! ſo quälten Hunderttauſende ſich. Hatte er etwa Mitleid mit ihm? der Reiche mit dem Armen? Er, Stefan Steinert — nein, lächerlich! Er hatte doch damals kein Mitleid gehabt, mit ſeinem eigenen Bruder nicht, als der um Geld zur Fahnenflucht bettelte. Nun gar mit einem Fremden: nein. „Habt ihr euch eigentlich lieb gehabt?“, hörte er plötzlich fragen. Was fiel dem Menſchen denn ein?! „Ich ſpei' auf die Liebe!“ er ſchrie es faſt; warum denn nur? „Entſchuldige!“ Schweigen.

Und wieder ſtarrten ſie ſich in die Augen. Und Beide hatten ſie graue Augen — ja: nordſeegraue. Bloß, da: in deſſen Grau war etwas Flackerndes. Was war das nur? Das war ja unheimlich. Das war ja viele Meilen fern; wie ein Geſpinnſt zwiſchen ihnen; ein flimmernder Strom; und jenſeits brennende Dörfer. Und über den Strom her kamen Tauſende, barhäuptig, paarweis, auf ihn zu: die trugen einen Todten. Und ſtarrten ihn an mit Menſchenaugen, heiß hungrig, ſcheu, halb bettelnd, halb fordernd. Als wäre etwas in ihm, das ſie ſuchten: in ihm, hinter ihm: ein Tiefes, Fernes, Klares. Und plötzlich ſtrahlte es auf in ihm und ſtrömte über, hin zu ihnen: ein Licht, ein Meer, ein Nebelglanz. „Was iſt dir, Menſch!“ rief eine Stimme — er wankte, taumelte, verlor ſein Gleichgewicht. Und heiße Thränen machten ihn blind, und blindlings ſtürzte er in zwei Arme, und küſste den Bart, der ihm widerlich war, und kuſste ihn wieder und wieder und lachte und ermannte ſich. O, das war mehr als Vernunft und Gefühl! Das war doch Liebe, nicht Mitleid, nein! Das war die Liebe jenſeits von Fleiſch und Blut! die Eintracht und das Gleichgewicht! das war die große, erleuchtende Liebe.

Die Kniee zitterten ihm, er muſste ſich ſetzen. Er fühlte den kranken Volksmann ſterben, der Zukunft zuliebe, vor der Zeit; er fühlte die Sehnſucht der Tauſende leben, wie Brüder zu werden, der Freiheit zuliebe; er fühlte die Opfer der Arbeit alle, dem Glücke Aller, Aller zuliebe — und er? er hatte die Menſchen verachtet; ja, Stefan Steinert, der Menſchenkenner. Er reichte dem Maler die Hände hin: „Ich hab' mich verſündigt an meinem Bruder.“

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

Die Zeit.

Wiener Wochenſchrift

für

Politik, Volkswirtſchaft, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgeber:

Profeſſor Dr. J. Singer,

Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Band XI und XII

April 1897 — September 1897.

Wien, IX/3, Günthergaſſe Nr. 1.

Digitized by Google

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die ſchwachgedruckten die Seitenzahlen.

Adler Felix 154 170
Agricola 137 101
Akmal Mirza Zeaeddin 140 151, 151 113
Aſenijeff Elſa 147 58
Bahr Hermann 131 15, 132 28, 133 44, 134 60, 135 76, 136 92, 138 125, 139 140, 140 156, 141 172, 142 187, 143 203, 144 13, 145 28, 146 43, 147 60, 148 77, 153 156, 154 173, 155 189, 156 206
Béol Cl. 139 144
Berolinenſis 149 82
Bierbaum Otto Julius 131 10, 132 26, 140 154, 152 138, 154 175, 155 191
Bonn Moriz J., Dr. . . . 145 25
Bracco Roberto . 131 8, 134 63 143 202
Brandes Georg . . . 156 198
Braun Anton, Ingenieur 144 8, 149 90
Braun-Gizycki Lily . . . 150 108
Bruck-Auffenberg, Natalie . 145 23
Buchenau Friedrich, von . . 151 122
Colajanni Napoleone, Dr. . . 135 65
Crüger Hans, Dr. 145 20
Daszyński Ignaz . 137 99, 138 114
Deſſoir Max 137 101
Dolgoff . . . 134 50, 135 66
Eckſtein Joſef, Dr. . . . 140 149
Ehrenberg Richard . . . 141 169
Eitelberg A., Dr. . . . 144 6
Ellſtaetter Karl, Dr. . . . 138 115
Ernſt Paul . . . 146 35, 156 198
Farbſtein David, Dr. . . . 150 101
Federn Karl, Dr. 138 119, 146 40, 147 56
Follſor C., Prof. Dr. . . . 140 151
Franko Iwan, Dr. 136 89, 139 136, 151 115, 152 133
Fred W. 142 190, 145 29, 147 62, 155 188
Fuld Ludwig, Dr. . . . 138 116
Ganz Hugo, Dr. 131 4, 140 163, 147 50, 149 85
Gerhard Leo 147 57
Gold Alfred . . . 140 155, 154 169
Gollmann G. J., Dr. . . . 142 185
Graevell van Joſtenoode, Harald . 143 199
Graf Max 151 122, 152 138, 153 152
Großmann Stefan 151 122, 152 138 153 152
Gugitz Guſtav 134 59
Gumplowicz Ladislaus . . 150 104
Haberlandt M., Dr. . . . 148 75
Hartmann Eduard, von 146 36, 147 53, 148 70, 149 87, 150 102, 152 133, 153 148, 154 165
Hervieu Paul 132 31
Herzfeld Marie 139 138
Hoorn Joſef 137 100
Horn Hermann 133 38
Horowitz J., Dr. . . . 139 132
Hunt W. M. 144 11
Jaroſiewicz Roman Dr. 131 1, 132 20
Jaſtrow J., Dr. 133 34
Jentſch Karl 131 6, 137 98, 139 131, 147 53
Kanitz F. 134 62
Karpeles Guſtav 141 169
Key Ellen 150 105, 151 120, 155 184
Kielland Alexander . . . 139 143
Konſtantin Michel . . . 134 50
Krejči, F. V. 143 201, 150 109, 153 155
Landau M., Dr. 138 117
Landau S. R., Dr. . 136 85, 137 99
Leitgeb Otto, von 152 142
Loew Emil, Dr. 152 132
Lublinski S. . . . 135 70, 136 86
Marholm Laura . . 142 186, 156 201
Maſaryk Th. G., Prof. 137 103, 138 117, 139 133
Manke Wilhelm 152 137
Mayer Sigmund 152 131
Meier-Graefe, A. J. . . . 136 90
Menkes Hermann 146 41
Menzel, Prof. 136 93
Mercarius Richard . . . 141 162
Meſſer Max 144 11
Meyer Richard M. . 148 71, 149 91
Meyer Rudolf, Dr. 140 147, 148 67, 149 84, 155 178
Mikszáth Koloman . . . 140 159
Minzès Boris, Dr. . . . 155 184
Monat Heinrich 138 123
Murko M. Dr. 132 20
Niebuhr Carl 153 152
Niedzwiecki Siegmund . . 153 159
Nouhuys W. G. van 135 79, 136 95, 137 111, 138 128
Oberwinder Heinrich 136 83, 153 147, 156 194
Obſtfelder Sigbjörn 142 191, 143 206, 144 15, 145 31, 146 46, 147 63, 148 79
Ofner Julius, Dr. 154 161
Paliſa J., Dr. 151 119
Pasmanik D., Dr. 141 165, 143 198, 144 4, 151 125, 156 207
Pleſsner Elſa 149 95
Pyrrhon 143 195
Rappoport Ch., Dr. . . . 151 117
Rubinſtein Suſanna, Dr. . . 144 10
Ruskin J. . . . 145 19, 146 35
Scheerbart Paul 141 175
Schen Robert, Dr. . . . 143 200
Schicht Johann 147 51
Schlaf Johannes 133 47
Schöler Ernſt, von . 140 146, 142 178
Schotthoefer F. 142 181
Schüller Richard, Dr. . . . 148 70
Schwann Mathieu 145 22
Schwarzſchild K., Dr. . . . 142 183
Servaes Franz 137 107, 138 124, 150 107, 151 121, 156 203
Silberſtein Leo 141 167
Simmel Georg 136 86
Σιγαλας 147 61
Simon Helene 143 196
Singer J. . 131 13, 135 77, 142 180
Skram Amalie . . 150 111, 151 127
Sokal Eduard 150 102
Stahl Fritz . . . 154 171, 155 188
Stein Ludwig, Prof. Dr. . 133 38, 134 53
Stein Věezslav 140 153
Stößl Otto . 134 58, 135 75, 145 27
Tetmajer Kazimierz . . . 156 208
Tezner Friedrich, Dr. 144 1, 148 65, 149 83, 150 97
Tielo A. K. T. 143 206
Tille Alexander Dr. . . . 134 53
Trebitſch Siegfried . . . 147 59
Ubell Hermann . . 148 76, 149 93
Wallaſchek Richard 132 28, 133 43, 136 91, 137 108, 139 139, 141 172, 146 43, 156 205
Waſer Joſef, von 138 113
Weiglein Franz 154 172
Wellner Max, Dr. 132 30
Wickſell Knut . . 153 148, 154 165
Wolzogen, Ernſt von . . . 131 10
Zuckerkandl B. 131 43

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die ſchwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Adminiſtrative Zweitheilung und Centraliſation . . . 150 97
Agrarkriſis in Deutſchland 148 67, 149 81
Agrarpolitik 140 117
Altenberg Peter 140 155
Antonie 134 59
Arbeit und Rhythmus . . . 152 135
Arrangierprobe des Ausgleichs, Die . 131 1
Asnyk Adam 150 103
Auf der Höhe des Mißerfolges . . 152 129
d'Aurevilly Barbey als Lyriker . . 145 25
Ausgleichs, Die Arrangierprobe des . 131 1
Autoritäre Regierungen . . . 146 33
Ballett 139 138
[illegible] 1897, Die . . 154 160
Beatrice . . . 146 38, 147 51
Berliner Philharmoniker, Die . . 133 43
Berliner Theater . . . 143 203
[illegible] 156 200
Böhmiſchen Volkes, Deutſche Einflüſſe und die Wiedergeburt des 137 103, 138 117, 139 133
Böhmiſches Staatsrecht . 148 65, 149 83
Brahms Johannes 132 26
Brief, Ein 154 168
Britiſche Genoſſenſchaftscongreſs in Perth, Der 143 195
Büchern, Von 145 27
Bulgaren, Aus dem Lande der . . 150 98
Bulgariens, Das politiſche Leben 134 56, 135 66
Centralmächte vor fünfzig Jahren, Eine 147 56
Chodorow, Die Wahrheit über die Exceſſe in 136 84, 137 98
Chodorow, Nochmals die Exceſſe von 138 114
Confeſſionsloſer Eltern, Kinder . . 154 164
Czechiſchen Literatur, Aus der neuen . 143 201
Damals 148 76
Das größere Uebel . . . 153 145
[illegible] 145 24
[illegible] 136 91
Deutſche Einflüſſe und die Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes 137 103, 138 117, 139 133
Deutſche Frau, Die . . 147 57, 150 107
Deutſchen Börſen, Von den . . . 135 68
Deutſchen Kunſtausſtellungen, Die 154 170, 155 187
Deutſchen Reiche, Die Lage im . . 139 130
Deutſchland, Agrarkriſis in 148 67, 149 84
Deutſchland, Staatserhaltende Beſtrebungen und Junkerpolitik in . . . 153 145
Deutſchland, Der Kampf um die Vorherrſchaft in . . . 135 68, 136 85
Dichter des [illegible], Ein 136 86, 138 119
Dichterphiloſoph, Ein . . 150 104, 151 119
Dichterſchule, Eine 155 188
Dionyſos Friedrich und Wolfgang Apollo 156 202
[illegible] Graziano 156 203
Duſe in Paris, Eleonora . . . 143 201
[illegible] 150 101
Engliſche Parlament und die Arbeiter[illegible], Das 142 180

Digitized by Google

Engliſches Theater 147 58
Entdeckungen und Erfindungen . 141 165
Entſtehung der hohen Finanz, Die 131 4, 132 21
Erkennen, Das 146 36, 147 53, 148 70, 149 87, 150 102, 152 133, 153 148, 154 165
Erleben 146 43
Erziehung zur Ehe, Die . . . 155 188
Evolution der Seele, Die . . . 155 184
Fabriksgeſetzgebung, Zur Geſchichte der internationalen 155 178
Fälſchungen, Meine 139 135
Fahrrad, der Automobilismus und das Flugproblem, Das 149 88
Fakire, Die indiſchen 140 149
Feſtefeiern, Vom 140 152
Finanz, Die Entſtehung der hohen 131 4, 132 21
Florenz, Eine neue Geſchichte von . 141 167
Franco-ruſſiſche Allianz, Der Vatican und die 154 177
Frauen- und Kinderarbeit, Die Urſachen der 156 197
Galiziſche Bauer, Der . 151 114, 152 132
Genoſſenſchaftscongreſs in Perth, Britiſche Der 143 195
Geſellſchaftliche Leben in Konſtantinopel, Das 151 121
Geſtempelte Strafgerechtigkeit, Die . 139 131
Gewerkvereinsthum und Lohnbewegung 134 51
Ghetto-Naturalismus 146 40
Griechiſch-türkiſchen Friedensunterhandlungen, Die 142 178
Habilitationsverſuch, Mein . . 145 20
Habilitierungsvorſchriften, Ein Vorſchlag zur Abänderung der . . . 140 147
Habilitierungsvorſchriften, Zur Abänderung der 144 6
Hamlet in Polen 156 198
Handelsrecht und die Socialpolitik, Das 138 115
Hands off! 136 81
Heiligen, Wie man einen, macht . 139 133
Herwegh Georg und Robert Prutz 131 6, 132 22, 133 40, 134 55, 135 72
Himmelsphotographie, Von der . . 151 117
Hinter uns 153 155
Index librorum prohibitorum . . 133 35
Indien, Der Aufſtand in . . . 151 113
Indiſchen Fakire, Die 140 149
Induſtrie und Verwaltung . . . 148 69
Internationalen Fabriksgeſetzgebung, Zur Geſchichte der 155 178
Invaliditätsverſicherung im Deutſchen Reiche, Die 133 36
Italieniſchen Demokratie, Ein Sieg der 135 65
Jakobſen Jens Peter . . 134 57, 135 74
Jung-Berliniſche Malerei 150 105, 151 120
Jungczechiade, Eine 140 151
Jungczechiſche Deutſchliberale . . 142 177
Jungczechiſche Selbſtkritik . . . 133 33
Junkerpolitik in Deutſchland, Staatserhaltende Beſtrebungen und . . 153 145
Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland, Der . . . 135 68, 136 85
Kartellgeſetzvorlage, Die . . . 142 178
Keilſchriftkunde und Bibelforſchung . 153 151
Kellers, Die Gattin Gottfried . . 142 185
Kinder confeſſionsloſer Eltern . . 154 161
Klatſch, Ein Wort über den . . 148 74
Klinger-Werk, Das . . 148 75, 149 92
Königskinder 137 107
Kommende und gehende Männer . . 149 81
Komödie, Die 132 28
Konſtantinopel, Das Geſellſchaftliche Leben in 151 121
Kritik 154 172
Kritik der materialiſtiſchen Geſchichtstheorie, Zur 141 163
Kunſt, Plaudereien über . . . 144 11
Kunſtausſtellungen, Die deutſchen 154 170, 155 187
Kunſtchronik, Kleine 140 154
Landwirtſchaftliches Maſchinenweſen, Unſer 137 100
Londoner Brief 142 183
Mähren, Politiſches aus . . . 134 49
Majorität und Minorität . . . 156 193
Malthus, Einiges über . 153 147, 154 163
Marxiſtiſche Culturgeſchichte Rußlands, Eine 155 182
Materialiſtiſche Geſchichtstheorie im Lichte der Thatſachen 143 196
Materialiſtiſchen Geſchichtstheorie, Zur Kritik der 141 163
Medmenhaupt 139 136
Miniſter wider Willen, Der . . . 132 17
Modernen ſocialen Bewegung in Oeſterreich, Die Anfänge der . . . 156 194
Münchener Theater, Vom . . . 131 10
Nationalökonom, Ein vergeſſener . 138 116
Obſtruction, Das Weſen der . . 135 65
Obſtruction, Die 155 177
Octrais 154 161
Oeſterreich, Die Anfänge der modernen ſocialen Bewegung in . . 156 194
Oeſterreich, Politiſcher Reiſebrief über . 133 34
Oeſterreichiſch 147 59
Oeſterreichiſche Frau, Die . . . 144 8
Oeſterreichiſchen Frau, Zur Naturgeſchichte der 145 22
Oeſterreichiſchen Nibelungen, Die . 141 169
Oper 136 90
Operncenſur 146 41
Oppoſitionelle Strategie . . . 140 145
Parlamentariſche Flegeljahre . . 139 129
Parlamentariſche Lection, Eine 131 1, 132 20
Parlamentariſcher Entſcheidungskampf in Ungarn, Ein 147 49
Parlamentchen 145 17
Pariſer Köpfe . 151 122, 152 138, 153 152
Placat, Das Wiener 134 58
Plaudereien über Kunſt . . . 144 11
Polen und Ruthenen . . 131 1, 132 20
Politik und Wirtſchaftsleben . . 138 114
Politiſche Leben Bulgariens, Das 134 50, 135 66
Politiſchen Strömungen in Rußland, Die 145 17, 146 33
Politiſcher Reiſebrief über Oeſterreich . 133 34
Politiſches aus Mähren . . . 134 49
Prag, Das Theater in 153 153
Productivgenoſſenſchaften und Arbeitsvergebung von Behörden . . . 146 35
Prutz Robert, Georg Herwegh und 131 6, 132 22, 133 40, 134 55, 135 72
Pſychiſcher Urſprung und ſociale Bedeutung der Religion . . 133 38, 134 53
Pulsſchlag, Noch einmal der 136 86, 138 119
Rationalismus, Der 137 101
Rechtsgiltigkeit der Sprachenverordnungen, Die 144 1
Reformation des XIX. Jahrhunderts, Die 148 72, 149 90
Regierung, Die ſchlechte . . . 143 193
Regierung und Camarilla am Bosporus 140 145
Reicher Emanuel 135 75
Rein Dyre 144 10
Religion, Pſychiſcher Urſprung und ſociale Bedeutung der . . 133 38, 134 53
Reſponſum, Ein 138 113
Rhapſoden 143 199
Rußland, Die politiſchen Strömungen in 145 17, 146 33
Rußlands, Eine marxiſtiſche Culturgeſchichte 155 182
Samoa, Kunſt und Leben auf . . 141 171
Schlacht bei Nádudvar, Die . . 141 162
Schlaf Johannes . . 137 105, 138 123
Schlierſee'r, Die 141 172
Seceſſion, Unſere 139 133
Seele, Die Evolution der . . . 155 184
Seelentiefen 135 70
Siedlungsgenoſſenſchaft, Die . . 145 19
Sieg der italieniſchen Demokratie, Ein 135 65
Sociale Handelspolitik 152 131
Socialiſtiſche Wirtſchaftsgenoſſenſchaften 137 99
Socialpolitiſche Wandlungen in den conſervativen Parteien . . . 136 81
Socialpolitiſches Gewerbegeſetz, Ein . 150 100
Sociologen Congreſs in Paris, Der . 151 115
Sokrates 144 12
Sprachenfrage in Finland und in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen, Die . . 132 17
Sprachenkämpfe in Flandern . . 143 198
Sprachenverordnungen, Die Rechtsgiltigkeit der 144 1
Synthetiſche Geſchichtsauffaſſung . . 144 4
Tauſch-Proceſs und das perſönliche Regime, Der 141 161
Theater in Prag, Das 153 153
Theatercenſur in Italien . . . 131 8
Umſturz von Oben in Sicht, Ein kleiner 137 97
Ungariſche Continentpolitik . . . 149 82
Ungarn, Aufgaben der Oppoſition in . 143 193
Ungarn, Ein parlamentariſcher Entſcheidungskampf in 147 49
Unternehmer, Die böſen . . . 147 50
Vallgren 133 12
Vatican und die franco-ruſſiſche Allianz, Der 154 177
Wärmemotor der Zukunft, Der . . 144 7
Was in der Welt ruht 142 181
Weiße Clown, Der . . . 131 9, 132 21
Weltuntergang, Der 138 121
Wiener Placat, Das 134 58
Wirtſchaftsgenoſſenſchaften, Socialiſtiſche 137 99
Wolter, Die 142 186
Zacconi Ermete . . . 133 43, 156 205
Zeichnung und Malerei 136 89
Zeitſchrift für Bücherfreunde, Eine . 152 137
Zioniſten-Congreſs und Judenſtaat . 152 129
Zwei Welten 154 172

Die Woche.

a) Politiſches: 131—133 12, 28, 44, 135—138 76, 92, 108, 125, 140—143 156, 173 (Ein officiöſes Pflegekind der Großinduſtrie), 187 (Officiöſe Revolverei), 188, 203 (Officiöſe Revolverei);

144—156 13, 28 (Confiſcationsaufhebung) 43, 60 (Confiſcations-Zickzack) 77, 93, 108, 124, 139, 156, 173, 189, 206;

b) Volkswirtſchaftliches: 131—143 13, 29, 45, 60, 77, 92, 108, 125, 140, 157, 173, 188, 204;

144—146 13, 28 (Das zweite Geleiſe der Nordweſtbahn) 44, 148 77 151—156 124, 140, 156, 173, 189, 206;

c) Kunſt und Leben: 131—143 13, 29, 45, 61, 77, 93, 109, 126, 140, 157, 174 188, 205;

144—148 14, 29, 45, 60, 77, 151—156 125, 141, 157, 174, 190, 206;

Bücher.

„Album Forain" 141 174
Am Scheidewege! Politiſche Betrachtungen eines Oeſterreichers . 152 141
Arent Wilhelm: Deutſcher Muſen-Almanach für das Jahr 1897 . 136 93
Bang Hermann: Die vier Teufel . 145 30
— „Fräulein Caja" 139 141
Bauernfeld Eduard, von: „Aus der Geſellſchaft". „Kriſen". „Bürgerlich und romantiſch". „Das Tagebuch" . 150 109
Bondy J. Ad.: „Moderne Dichtung". Geſammelt von Alfred Guth . 139 141
Bonn Moriz Julius, Dr.: Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts . 137 114
Bourlier Jean: Les Tchèques et la Bohême contemporaine. Essai d'histoire et de politique pae . 150 108
Brachvogel Carry: Der Erntetag und anderes. Novellen . . 147 62
Brandenfels Hanna: Roſe Victoria. Roman 149 94
Brandl Alois: Shakeſpeares dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Aug. With. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von 148 78
Brauner Alexander: „Ruſſiſche Novellen" 133 46
Brentano Lujo, Dr.: „Agrarpolitik" 140 147
Chiavacci Vincenz: „Der Weltuntergang" 138 121
Cohn Laſſar, Dr.: Die Chemie im täglichen Leben 134 62
Concert Handbuch 139 141
Davidſohn Robert: Geſchichte von Florenz 141 167
Deſſoir Max: Geſchichte der neueren deutſchen Pſychologie . . . 137 101
Diner Dénes Joſef: Vergangenheit und Zukunft. Studien und Eindrücke 134 62
Ehrenberg Richard, Dr.: Das Zeitalter der Fugger. Geldcapital und Creditverkehr im 16. Jahrhundert 131 4, 132 21
Ettlinger Georg: [illegible] Werke. Herausgegeben von . . . 148 78
Evers Franz: „Hohe Lieder" . . 131 11
Ewald Karl: „Eva" 145 29
Fall Robert: „Sohnesrecht". Roman von 154 175
Falkenberg Albert: „[illegible]." Novellen 148 78
[illegible]: „[illegible]" („Die [illegible]") . . 140 154
„Freedom": Revival of the Inquisition. Details of the tortures inflicted on Spanish Political Prisoners. Reprinted from . . 145 29
Freiheitsklänge. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten 142 189
[illegible] . . . 135 78
Friedjung Heinrich: Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland . 135 68

Digitized by Google

Geijerstam Guſtaf af: Meduſenhaupt 139 139
— „Meine Jungen“ 140 158
Grundzüge für eine endgiltige Löſung der Nationalitätenfrage in Oeſterreich. Ideen und Betrachtungen eines Patrioten 149 93
Gſchwindt Ludwig und Franz Joſef Pfleger: Börſenreform in Deutſchland 154 174
Günther Reinhold: „Sclaven der Feder“ 133 46
Guth Alfred: Vom Wege. Skizzen . 146 45
Guth Alfred und J. Ad. Bondy: „Moderne Dichtung“. 139 141
Hallſtröm Per: „Verirrte Vögel“ 144 14
Heilemann-Wollehauſen: „Zur Reform der Volkswirtſchaft“ . . 132 30
Heine Anſelm: „Treue“, Schauſpiel in drei Aufzügen 145 30
Heller Servác: Marie Šťastná . 136 94
Herites Frant.: Měšťanská šlechta 136 94
— Návštěvy 134 62
Higgs Henry: The Physiocrats. Six Lectures on the French Economistes of the 18. Centney 131 14
Holmgren Ann Margret: „Frau Strahle“ 145 29
Horatius travestitus. Ein Studentenſcherz 131 14
Hornſtein Ferdinand, von: Fühlung. Pſychologiſche Dichtungen . . 143 205
Huch Ricarda: Erzählungen. . . 149 94
Hugo Victor: „Strahlen und Schatten“. Gedichte 139 142
Hunt W. M.: Talks on Art . . 144 11
Kahlenberg Hans: „Miſère“ . 138 127
Kaiſer-Jubiläums-Werk: Fünfzig Jahre Hoftheater . . . 140 158
Kaſtner W. A.: Sanſara: Neue Folge ewiger Dichtungen 153 158
Keitner Emil: Die öſterreichiſche Nibelungendichtung 141 169
Kloß Rudolf: Der Bergarbeiterſchutz . 142 189
Kohler J., Dr.: Zur Urgeſchichte der Ehe: Totemismus, Gruppenehe, Mutterrecht 146 45
Kühn Guſtav: „Die Heuchelei im Glauben“ 147 61
Kvapil František: Knížecí zpěvy . 141 175
Lange Antoni: „Poezye“ (Gedichte) 133 16
Lariſch Rudolf: „Der Schönheitsfehler des Weibes“ 136 94
Lebey André: Les premières luttes 145 30
Lee Heinrich: Die Geliebte. Moderner Roman 149 94
Leſſing Theodor: Weiber! Dreihundertundein Stoßſeufzer über das „ſchönere“ Geſchlecht . . . 134 62
Liliencron Detlev, von: „Kämpfe und Ziele“. „Kämpfe und Spiele“ . 136 94
Lohmann Friedrich: Vauban, ſeine Stellung in der Geſchichte der Nationalökonomie und ſein Reformplan . 131 14
Lorenz Max: Die marxiſtiſche Socialdemokratie 156 207
Loti Pierre: „Jeruſalem“ . . . 137 110
Mann Heinrich: „Das Wunderbare“. Novellen 139 141
Margueritte Paul: L'eau qui dort 137 110
Marholm Laura: „Zur Pſychologie der Frau“ 141 171
Martens Kurt: „Gehetzte Seelen“. Novellen 141 171
Marti Fritz: „Das Vorſpiel des Lebens“ 139 141
Meyer-Förſter Elsbeth: Meine Geſchichten 151 125
Mäſsler Adolf: „Oeſterreichiſche Volksſchulzuſtände“ 137 109
Mrštík Vilém: „Pohádka maje“ (Ein Maimärchen) 143 200
Murko M., Dr.: „Deutſche Einflüſſe auf die Anfänge der böhmiſchen Romantik“ 137 103
Mycielski Georg, Graf: „Hundert Jahre aus der Geſchichte der Malerei in Polen“ 147 61
Nebehay Karl: Aus dem Lande Carmens 155 191
Neera: Das Buch meines Sohnes . 139 141
Oeſterreicher Victor: Imperium et libertas. Eine Studie über die böhmiſche Frage. 153 158
Oppenheimer Franz, Dr.: Verſuch einer poſitiven Ueberwindung des Communismus durch Löſung des Genoſſenſchaftsproblems und der Agrarfrage 145 19
Ottmer F.: Das Adoptivkind und andere Novellen 140 158
Pagani Silvio: „Menſchenleid“. Dramatiſche Handlung 136 94
„Pan“ 142 190
Paſtor Willy: „Wana“. Roman . 150 109
— Wanderjahre. Sociale Eſſays . 139 141
Penzler Joh., Fürſt Bismarck nach ſeiner Entlaſſung 154 171
Pfleger Franz Joſef und Ludwig Gſchwindt: Börſenreform in Deutſchland. 154 174
Pobedonoszew K. P.: Streitfragen der Gegenwart 152 141
Podar Etienne de: „Elektricität direct aus Kohle“ 150 101
Pommeral Jean: Le Crible . . 142 190
Poritzky J. E.: „Fern vom Glück“ 132 30
Prager Max, Dr. jur.: Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika 155 190
Rechenſchaftsbericht der Commiſſion der Arbeiter-Unterſtützungs-, Witwen und Waiſencaſſa der Schafwollwarenfabriken und Lohnetabliſſements in Brünn für das Verwaltungsjahr 1896 . . . . . . 133 45
Rechert Emil: Rauchringe . . 141 174
Remer Paul: Theodor Storm als norddeutſcher Dichter“ 148 78
Reuter Gabriele: Der Lebenskünſtler 142 189
Rilke René Maria: „Traumgekrönt“. Neue Gedichte 135 78
Rink Signe: Kajakmänner. Erzählungen grönländiſcher Seehundsfänger. Herausgegeben von 141 171
Schäfer Wilhelm: „Die zehn Gebote“. Erzählungen des Kanzelfriedrich . 132 30
Schell H., Dr.: Der Katholicismus als Princip des Fortſchrittes . . . 140 158
Schultze Siegmar, Dr.: Wege und Ziele deutſcher Literatur und Kunſt 147 61
Schweiger-Lerchenfeld A. v.: Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebniſſe der coeleſtiſchen Photographie 144 14
Simpliciſſimus-Album . . 152 111
Skram Amalie: „Conſtanze Ring“ . 145 29
Sombart W., Prof.: Socialismus und ſociale Bewegung im 19. Jahrhundert 151 125
Sova Antonín: „Vybouřené smutky“ („Verglommene Schmerzen“) . . 143 200
Sprachenverordnungen, Die böhmiſch-mähriſchen. Von einem Altöſterreicher 150 108
Stein Ludwig: „Die ſociale Frage im Lichte der Philoſophie . . . 133 38
Steinbach Emil, Dr.: Rechtsgeſchäfte der wirtſchaftlichen Organiſation 136 93
Svoboda Adalbert, Prof. Dr.: „Geſtalten des Glaubens“. Culturgeſchichtliches und Philoſophiſches . . 136 93
Svobodová Růžena: Ztroskotáno 136 94
Szczepański Ludwig: Hymny . 147 62
Templer Bernhard: Die Unſterblichkeitslehre bei den jüdiſchen Philoſophen des Mittelalters 133 46
Türck Hermann: Der geniale Menſch 149 94
Vešnić Milan R., Prof. Dr.: Die Entwickelung des „Internationalen Rechtes“ bei den Südſlaven 135 78
Victor Paul: „Kindergeſchichten“ . 137 110
Vollmoeller Karl Guſtav: „Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutſche Realismus“ . . 138 127
Vujić Mih. V., Dr.: Grundzüge der Nationalökonomie 134 62
Waſſermann Jakob: Die Juden von Zirndorf. Roman von . . 143 205
Wedekind Frank: „Die Fürſtin Ruſſalka“. Von 145 30
Wille Bruno: „Einſiedelkunſt aus der Kiefernhaide“ 142 189
Winckler Hugo, Dr.: Geſchichte Israels in Einzeldarſtellungen“ . 153 151
Wolzogen Ernſt von: Der Kraftmayer. Ein humoriſtiſcher Muſicantenroman 156 207
Zenger K. W., Prof.: Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1887, zugleich Wetterprognoſe für das Jahr 1897 . . . . 137 109
Zeyer Julius: Amparo a jiné povídky 137 110
Zürner Hugo. Frau Jutta . . 134 62

Revue der Revuen.

131—143 15, 30, 46, 63, 78, 94, 110, 127, 142, 158, 175, 190, 206;
144—156 14, 30, 45, 62, 78, 94, 109, 126, 142, 158, 175, 191, 207.

Belletriſtiſches.

Das Kreuz 142 191, 143 206, 144 15, 145 31, 146 46, 147 63, 148 79
Das Torfmoor 139 113
Der gläſerne Käfig 149 95
Der Stier 132 31
Die ſchöne Frau 131 15
Die Wand 134 63
Die Wunderblume 139 144
Egidius und der Fremdling 135 79, 136 95, 137 111, 138 128
Ein Kraxler 153 159
Feuerblumen 141 175
Golgatha 133 47
Jour fixe 152 112
Koloman Mikſzáths Cabinetsſtück (Wie der Jorg ſeine Seele kauft) . . 140 159
Melancholie 156 208
Post Festum . . . 150 111, 151 127
Selbſtzucht . . . 154 175, 155 191

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 3. April 1897. Nummer 131.

An unſere Leſer!

In dieſer Nummer der „Zeit“ beginnen wir mit der Veröffentlichung bisher ungedruckter

Briefe von Georg Herwegh und Robert Prutz.

Eine parlamentariſche Lection.

Oft genug iſt es vorgekommen, daſs ein Feldherr, trotz aller aufgewendeten Vor- und Umſicht, mitten im Kriege in offener Schlacht nach tapferer Gegenwehr ehrenvoll unterlegen iſt. Daſs aber ein Feldherr ſchon unmittelbar nach der Kriegserklärung, noch ehe man über Vorpoſtengefechte hinausgekommen, ſich ergeben oder einen Waffenſtillſtand hätte erbitten müſſen, etwa weil er im letzten Moment entdeckt hätte, daſs er die rechtzeitige Mobilmachung ſeiner Armee vergeſſen hat — ein ſolcher Fall exiſtiert nicht in der Kriegsgeſchichte. Auch die Geſchichte parlamentariſcher Kämpfe hat etwas Analoges nicht gezeitigt, bis Graf Badeni kam, tändelte und — gieng. Zahlreich ſind die Beiſpiele von Miniſterien, welche mitten im parlamentariſchen Kampf über irgend eine Vorlage oder Maßregel gefallen ſind. Daſs aber ein Miniſterium, wenige Tage nachdem es die Thronrede verkündet, bevor noch das Parlament auch nur ſeine allererſten Conſtituierungsarbeiten beendigt hat, abdankt: wie das Cabinet Badeni, das hat man noch nie und nirgends erlebt, wo Parlamente exiſtieren. Es iſt aber auch noch nie geſchehen, daſs ein Miniſterium die primitivſten Regeln der parlamentariſchen Kriegskunſt ſo gröblich miſsachtet hätte als das Miniſterium Badeni.

Denn wie die Mobilmachung die Vorbedingung der Kriegführung, ſo iſt die Bildung einer Regierungsmajorität die Vorausſetzung jeder parlamentariſchen Regierungsthätigkeit. Wie aber die Mobiliſierung einen im vorhinein beſtimmten Mobiliſierungsplan, ſo erfordert die Bildung einer parlamentariſchen Majorität ein vorausgearbeitetes Regierungsprogramm, nach dem die Parteien ſich in Freunde und Gegner der Regierung ſcheiden können. Graf Badeni wollte es umgekehrt machen: zuerſt das Parlament eröffnen, dann eine Regierungsmehrheit bilden und dann das hiezu paſſende Regierungsprogramm feſtſtellen, oder noch genauer geſprochen: von all' dem wollte er eigentlich nur das Parlament tagen laſſen, weil dies ja verfaſſungsmäßig vorgeſchrieben. Aber am liebſten hätte er ohne feſte Parlamentsmehrheit, ohne ausgeſprochenes Programm regieren wollen, damit er unpräjudiciert jederzeit, wenn eine Mehrheit verſagte, eine andere zuſammenſtellen, wenn ein Curs miſslänge, einen neuen Curs einſchlagen könne und in allen parlamentariſchen Stürmen ſein Cabinet unverſehrt erhalten bliebe, für und für.

Der Plan iſt nicht durchführbar, weil er der Technik des conſtitutionellen Syſtems zuwider iſt. In dieſem exiſtiert nur ein Mann, der keine politiſche Anſchauung haben, mit keiner Regierungshandlung, mit keiner Parlamentsmajorität, mit keinem Regierungsprogramm ſtehen oder fallen, vielmehr alle überdauern ſoll, und das iſt einzig und allein der Träger der Krone. Der Miniſter aber iſt politiſch ſterblich, jeder Widerſpruch in ſeinen Worten oder Thaten iſt ſein politiſcher Tod. Der Miniſter muſs ein ausgeſprochener Politiker ſein, der Souverän darf es nicht ſein. Der Souverän muſs mit allen politiſchen Programmen nacheinander regieren können, der Miniſter darf es nur mit einem verſuchen. Aber Graf Badeni wollte länger leben als das parlamentariſche Schickſal Miniſtern in der Regel geſtattet, und deswegen vermied er es, ein beſtimmtes Regierungsprogramm zu formulieren. Anderthalb Jahre iſt es ihm mit dem alten Hauſe geglückt, weil außerordentliche Umſtände ihn dort begünſtigten. Er hat aber auch in dieſer Periode nicht politiſch regiert, ſondern nur vegetiert, und der Staat und die Parteien mit ihm. Es war eine Zeit des Hoffens und Harrens für alle regierungsfähigen Parteien. Alles verſprach er Allen, und nichts hat er [illegible]. Sobald aber mit dem Zuſammentritt des neuen Parlaments jene beſonderen Glücksumſtände aufgehört hatten, zeigte ſich auch ſofort [illegible] am unwiderſprechlichſten in der denkwürdigen Sitzung [illegible], daſs Graf Badeni nichts gehabt hatte als Glück. [illegible] in letzter Stunde Hals über Kopf unternommener Majoritätsbildungsverſuch [illegible]. Zur Formulierung eines Regierungsprogramms iſt es bei dieſer [illegible] Ordnung überhaupt nicht gekommen.

Ohne feſtes Regierungsprogramm keine Regierungsmajorität, ohne Regierungsmajorität keine Regierung — [illegible] parlamentariſche Maxime, die der Fall Badeni lehrt. [illegible] überhaupt ein Mann leitender Miniſter werden kann, der kein beſtimmtes politiſches Programm vertritt und keine Majorität hinter ſich hat, iſt allein ſchon eine Anomalie, die nur dort eintreten kann, wo das parlamentariſch-conſtitutionelle Syſtem unrichtig gehandhabt wird. Wenn, wie dies in parlamentariſch erfahrenen Ländern üblich, immer nur die Führer der jeweiligen Parlamentsmajorität zu leitenden Miniſtern gemacht werden, ſind derartige Entgleiſungen, wie die im Fall Badeni, von vornherein ausgeſchloſſen. Denn dann hat der leitende Miniſter von allem Anfang an ſein wohlbekanntes, feſtes politiſches Programm, welches einfach das Ergebnis ſeiner parlamentariſchen Vergangenheit iſt, und ſeine ſichere Majorität, die er auf ſeine Grundſätze vor langem ſchon geeinigt hat. Das Schauſpiel von Miniſtern, die mit den Parteien um Grundſätze, Stimmen, Miniſterportefeuilles feilſchen, jedes Votum mühſam erkaufen, bleibt ſolchen Ländern erſpart. Bei ihnen iſt das parlamentariſche Leben ein rühmlicher Kampf politiſcher Charaktere um politiſche Principien. Bei uns löst es ſich in einen demoraliſierenden Schacher auf, und der leitende Miniſter iſt nicht, wie in parlamentariſch regierten Ländern, ein Führer des öffentlichen Geiſtes, ſondern ein Makler, der den öffentlichen Geiſt als parlamentariſche Marktware ratenweiſe möglichſt billig aufzukaufen ſucht, dabei oft genug aus mangelnder Warenkenntnis nur abgelagerten Schund erlangt, in jedem Fall aber, gleich allen Zwiſchenhändlern, die faux frais des ganzen Geſchäftes unnöthig vermehrt.

Bei uns freilich, ſagt man, ſei jenes rein parlamentariſche Syſtem praktiſch nicht anwendbar, weil die Parteien zu ſehr zerklüftet ſeien, zu wenig Grundſätze gemein haben, um ſich in genügender Stärke auf ein gemeinſames Regierungsprogramm zu einigen. Das iſt zunächſt eine Verdrehung des Cauſalzuſammenhangs. Die Parteien ſind bei uns ſo zerklüftet, weil wir das parlamentariſche Syſtem nicht haben. Denn erſt dieſes gibt, indem es den Parteien, die ſich zu einer Parlamentsmajorität zuſammenſchließen, die Ausſicht auf die ſelbſtändige Regierungsgewalt eröffnet, den Parteien auch den Antrieb ſich zu einigen, ſoweit nöthig, um auf einige Zeit als Majorität die Regierungsgeſchäfte führen zu können. Dieſer aus Ehrgeiz und Machtbegier hervorgehende ſtärkſte Antrieb zur Agglomeration der Parteien fehlt bei uns. Deswegen ſind bei uns die Parteien weit zerklüfteter als es ſelbſt bei den eigenartigen Verhältniſſen unſeres Landes nöthig wäre. Nichtsdeſtoweniger zeigt die parlamentariſche Erfahrung, wie ſelbſt dieſe Parteien dort, wo irgend ein beſonderer, wenn auch ſchwächerer Antrieb wirkt, ſich zu, ſoweit nöthig, willenskräftigen Mehrheiten zu kryſtalliſieren vermögen. Es zeigt ſich z. B. gleich bei der Präſidentenwahl im Abgeordnetenhaus. Kraft deſſelben Argumentes, mit dem man das Syſtem der außerparlamentariſchen Miniſter vertheidigt, müſste man auch die Ernennung der Abgeordnetenhauspräſidenten durch die Krone verlangen. Aber ſo gut wie ſich zur Präſidentenwahl ſchließlich eine Mehrheit zuſammenfindet, würde ſie auch nicht fehlen, wenn es ſich darum handeln würde, aus der Mitte des Parlaments [illegible] Miniſter zu ernennen, die das Vertrauen der Majorität genießen, ſo wie die Präſidenten. Schließlich kann auch ein außerparlamentariſcher Miniſter nicht ohne Majorität regieren. Er muſs ſie alſo bilden, und es wird ihm dies umſo ſchwerer, je ferner er vorher dem Parlament und ſeinen Parteien geſtanden iſt, je fremder er ihnen und ihren Kreiſen geblieben, je weniger er ihnen bekannt iſt und ihr Vertrauen genießt.

Das alles hat der Fall Badeni allen [illegible] gezeigt. Wer das parlamentariſch-conſtitutionelle Syſtem [illegible], kann daraus lernen. [illegible] der Fall Badeni eine gute Lection geweſen. Und Graf Badeni, ſollte er neuerlich mit der Cabinetsbildung [illegible]. K.

Polen und Ruthenen.

Von [illegible] Roman Jaroſiewicz.

D[illegible]

Digitized by Google

ganz ruhig hergegangen iſt, — ſchon dieſer eine Umſtand gibt den jüngſten Reichsrathswahlen ein beſonderes Gepräge und zwingt uns, nach tieferen Motiven dieſer abſonderlichen Erſcheinung zu forſchen. Der Umſtand ferner, daſs dieſe Ungleichheit der Wahltaktik ſich genau unter die beiden verbrüderten, Galizien bewohnenden Nationalitäten, unter Polen und Ruthenen, vertheilt und zwar ſo, daſs die Polen eine gelindere, die Ruthenen aber eine härtere Behandlung über ſich ergehen laſſen muſsten, führt von ſelbſt zur Frage: welche Bedeutung kann denn dieſe jüngſte Epiſode für das brüderliche Zuſammenleben der beiden Völker haben, wodurch wurde ſie hervorgerufen, und welche weitere Folgen kann ſie nach ſich ziehen?

Vielleicht iſt es nicht überflüſſig, daran zu erinnern, daſs Polen und Ruthenen, trotz ihrer nahen ethnographiſchen Verwandtſchaft und territorialen Nachbarſchaft, nie gute Brüder geweſen ſind. Gleich in den Anfängen ihres hiſtoriſchen Lebens geriethen die beiden Nationen in entgegengeſetzte Cultur- und Glaubensſphären, indem die Ruthenen das Chriſtenthum und die wichtigſten kirchlichen Inſtitutionen aus Byzanz, die Anfänge des Schriftthums von den ebenfalls von Byzanz beeinfluſsten Südſlaven erhielten, während die Polen durch das Chriſtenthum nach lateiniſchem Ritus an die culturellen Einflüſſe des Weſtens und an die Machtſphäre des römiſchen Reiches angeſchloſſen wurden. So ſehen wir denn ſchon im XI. und XII. Jahrhundert die Polen und Ruthenen nur zu oft miteinander im Kriege, und als zu Ende des XIII. Jahrhunderts das in viele ſouveräne Fürſtenthümer zerſplitterte Südruſsland der mongoliſch-tatariſchen Invaſion zum Opfer fiel, da wurde es im Laufe des XIV. Jahrhunderts ſtückweiſe von Polen (das ſogenannte Rothruſsland, das jetzige Galizien) und von Lithauen erobert. Als nun im Jahre 1386 durch die Heirat der polniſchen Königin Jadwiga (Hedwig) mit dem lithauiſchen Großfürſten Jagiello Lithauen mit Polen föderativ verbunden wurde, begann ſeitens der polniſchen Regierung und des polniſchen Adels ein ſyſtematiſches Streben, nicht nur dahin, die rutheniſchen Ländereien zu beſetzen und dem polniſchen Staate zu ſichern, ſondern auch dahin, die Ruthenen mit den Polen religiös und national zu amalgamieren, was ihnen mit dem rutheniſchen Adel faſt vollſtändig gelang, die Widerſpänſtigen aber, d. h. die ganze Maſſe des gemeinen Volkes, ſocial und culturell möglichſt herabzudrücken. Dieſe Beſtrebungen hatten einen für die Ruthenen ſowie auch für die Polen gleich fatalen Ausgang. Denn während die Ruthenen dadurch ihrer oberen Schichten beraubt, von der Civiliſation weggedrängt, jahrhundertelang in einem Zuſtande religiöſer und nationaler Erniedrigung und ſocialer Knechtſchaft erhalten wurden, riefen die Polen durch ihren Druck eine ſchreckliche Reaction gegen ſich hervor, welche in den blutigen Koſakenkriegen 1648—1708 ihren Ausdruck fand, die beſte Kraft des polniſchen Staates erſchöpfte und denſelben ſchließlich ſeiner endgiltigen Auflöſung entgegentrieb. Die Nachkommen jener ſüdruſſiſchen Magnaten, welche einſt, von der polniſchen Machtſphäre angezogen, ihr eigenes Volksthum verriethen und zu den Polen übergiengen, waren jetzt die erſten, welche Polens Selbſtändigkeit an fremde Mächte verriethen und verſchacherten.

Der polniſche Staat hatte zwei große hiſtoriſche Aufgaben zu erfüllen, welche zugleich zwei große Bedingungen ſeiner eigenen Exiſtenz bildeten. Als Mittelglied zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen Deutſchen und Slaven, muſste Polen ein politiſches Kryſtalliſationscentrum für die nordweſtlichen an der Oder und am baltiſchen Meere wohnenden Slavenſtämme bilden, muſste ſie vor Denationaliſierung und Germaniſierung ſchützen und zugleich ſeine Herrſchaft an den Ufern des Baltiſchen Meeres behaupten. Andererſeits muſste Polen auch dem im Südoſten wohnenden rutheniſchen Stamme Schutz vor den unaufhörlichen Tatareneinfällen gewähren, die Quelle dieſer Einfälle, das Chanat Krim, zu erobern und ſo zugleich ſeine Herrſchaft bis an die Ufer des Schwarzen Meeres auszudehnen und zu feſtigen trachten. Keine dieſer großen Aufgaben hat der polniſche Staat gelöst. Er hat, trotz des großen Sieges über den Deutſchen Kreuzorden bei Grunwald und Tannenberg 1410, dennoch die pommerſchen Slaven germaniſieren laſſen und ſo die Ufer des Baltiſchen Meeres verloren; er hat durch ſeine verkehrte nationale, religiöſe und ſociale Politik die Ruthenen in die Arme ihrer ärgſten Feinde, der Tataren und ſeinerzeit der Großfürſten, getrieben und wurde dadurch auch vom Schwarzen Meere weit zurückgedrängt. Er verlor ſo die wichtigſten Grundlagen ſeiner ökonomiſchen und politiſchen Macht und muſste ſchließlich untergehen.

Die Schläge, welche den polniſchen Staat zertrümmerten, haben die polniſche Nation zu neuem Leben aufgeweckt. Das Streben, welches [illegible] Polens [illegible] Auge nicht nur eines [illegible] Reich und [illegible] Arbeit, ſondern auch [illegible] Wiederherſtellung der [illegible] Macht und Selbſtändigkeit [illegible]

[illegible]

ſchmerzhaft empfinde wie die herrſchenden Claſſen, und daſs es nur eines ſchwungvollen patriotiſchen Aufrufes, einer Verheißung der künftigen Freiheit und Gleichheit bedürfe, um die ganze Volksmaſſe zur Erhebung, zum Kampf um die Wiederherſtellung Polens zu entflammen. Wie tief dieſe Illuſion in den Gemüthern polniſcher Patrioten wurzelte, beweist die Thatſache, daſs ſelbſt die ſchreckliche Lection des Jahres 1846, wo polniſche Bauern in Weſtgalizien die zu einer Revolution gegen Oeſterreich rüſtenden polniſchen Patrioten in grauſamſter Weiſe maſſacrierten, dieſelben eines Beſſeren nicht belehren konnte, und es noch weiterer Lectionen im Jahre 1848 und 1863—64 bedurfte, um wenigſtens den größeren Theil der Nation von dieſer romantiſchen Illuſion zu heilen.

Die neue Periode in den polniſchen Reſtaurationsbeſtrebungen, welche ich die realiſtiſche genannt habe, wird durch zwei faſt gleichzeitige und zugleich mit dem letzten Aufflackern des polniſchen Revolutionsromantismus auftretende Erſcheinungen inauguriert: es iſt die Entſtehung der ſogenannten poſitiviſtiſchen Schule in Warſchau einerſeits und andererſeits die Entſtehung der Doctrin und hernach auch der Partei der Stanczyken in Galizien. Wie verſchieden auch dieſe beiden Erſcheinungen ihrer Form und ihren Tendenzen nach waren, wie feindſelig ſie auch einander gegenüberſtanden, ihrem Weſen nach waren ſie doch eines und dasſelbe — eine Reaction gegen den Revolutionsromantismus, eingegeben von der Ueberzeugung, daſs der bisherige Weg zu nichts führe, daſs es nothwendig ſei, die Arbeit zu vertiefen. Der Unterſchied war nur der, daſs in Warſchau die Bürger und der kleine Adel und in Krakau die galiziſchen Schlachzizen und Magnaten zu dieſer Einſicht kamen. Infolgedeſſen hat die in beiden Punkten ausgegebene Parole der „organiſchen Arbeit“ in Warſchau und in Congreſspolen eine lebhafte literariſche und wiſſenſchaftliche Production hervorgerufen, welche ſich eng und immer enger an die modernen Beſtrebungen in Europa anſchließt, Talente zeitigt wie Eliſe Orzeszko, Sienkiewicz, Swiętochowski, Kritiker wie Chmielowski, Hiſtoriker wie Korſon, Pawiński und Jablonowski und eine lange Reihe tüchtiger Gelehrten in verſchiedenſten Fächern. Dieſe literariſche und wiſſenſchaftliche Arbeit wirkte auch auf das geſellſchaftliche und wirtſchaftliche Leben befruchtend und fördernd ein, und wenn auch die polniſche Nation unter ruſſiſchem Scepter gezwungen iſt, ſich von der Politik fernzuhalten, ſo iſt trotzdem heute Warſchau das Centrum polniſcher Bildung und polniſchen Geiſteslebens.

Ganz anders hat ſich die polniſche „organiſche Arbeit“ in Galizien manifeſtiert. Die größere politiſche Freiheit und die niedrigere Stufe der Bildung und ökonomiſchen Entwickelung haben hier bewirkt, daſs in den mittleren Schichten der polniſchen Intelligenz der alte revolutionäre Romantismus weit länger fortwucherte als in Congreſspolen, noch zur Zeit des ruſſiſch-türkiſchen Krieges wunderliche Blaſen trieb in der Form von geheimen Organiſationen behufs Werbung polniſcher Legionen, welche der Türkei zuhilfe eilen ſollten, und auch jetzt noch in der altersſchwachen „Gazeta Narodowa“ ein Organ beſitzt. Da nun dieſe Romantiker am liebſten in der nebelhaften Zukunft weilten oder ſich in phantaſtiſchen politiſchen Combinationen verloren und ihre übrige Zeit zur Vertheidigung ihrer Ideale und zur fanatiſchen Verunglimpfung ihrer Gegner verwendeten, ſo blieb das Feld der concreten polniſchen Erſcheinungen und Bedürfniſſe ganz unbeſtellt, und ſo hatten die politiſchen Realiſten, welche den Namen Stanczyken*) erhielten, ein leichtes Spiel, allmählich nicht nur alle autonomen Inſtitutionen im Lande nach ihrem Plane umzugeſtalten, ſondern auch die einfluſsreichſten Stellen mit ihren Anhängern zu beſetzen und ſo thatſächlich die Herrſchaft im Lande an ſich zu reißen. Ihr politiſches und ſociales Ideal war aus einer, freilich höchſt einſeitigen Erkenntnis der Gebrechen des hiſtoriſchen Polens gefloſſen. Das alte Polen — ſagten ſie — gieng zugrunde an dem Mangel einer ſtarken Regierungsgewalt einerſeits und andererſeits an dem Mangel einer Einheitlichkeit und Diſciplin in der regierenden Claſſe, der Schlachta, an dem liberum veto und liberum conspiro. Soll alſo Polen je zu neuem politiſchen Leben auferweckt werden, ſo kann es nur dann geſchehen, wenn dieſe organiſchen Uebel der polniſchen Natur beſeitigt werden. Der Pole ſoll lernen, ſtramm zu regieren und ſich einer ſtrammen Regierung zu fügen. Natürlich ſollen nur jene Polen regieren, welche durch die Geburt, Vermögen und Tradition dazu prädeſtiniert ſind. Und ſo läuft das ſocialpolitiſche Programm der Stanczyken darauf hinaus: die Schlachzizen ſind die geborenen Führer und Regierer des Volkes; alle einträglichen und einflußreichen Stellen im Lande ſollen von Schlachzizen beſetzt werden; die Schlachzizen ſollen trachten einen möglichſt großen Einfluſs in Geſammtöſterreich zu gewinnen, denn nur wenn der polniſche Adel reich, angeſehen und einflußreich geworden iſt, iſt eine Wiedergeburt des Vaterlandes möglich, oder eigentlich iſt das Vaterland eo ipso ſchon wiederhergeſtellt.

Dieſe beiden Methoden der „organiſchen Arbeit“ haben ſich mit der Zeit geändert. Die Warſchauer Methode, nach Galizien übertragen, gab den Anſtoß zur Bildung der ſocialiſtiſchen Bewegung und ſpäter zur Bildung der polniſchen Volkspartei; die Krakauer Methode, über

[illegible]

Digitized by Google

die Grenzen Galiziens hinausgetragen, wurde die Mutter der „dreifachen Loyalität“, deren Erſcheinungsformen unlängſt in der „Zeit“ *) von einem Polen meiſterhaft geſchildert wurden.

Nun gibt es in allen polniſchen Programmen und Idealen einen Punkt, von dem aus man ſie am beſten auf ihren politiſchen und culturellen Wert prüfen kann, und das iſt die Frage nach ihrem Verhältnis zu den Ruthenen. Um dieſes Verhältnis richtig zu beurtheilen, muſs man nicht vergeſſen, daſs die geſammte polniſche Nation nicht ganze 15, die rutheniſche aber mehr als 25 Millionen Seelen zählt, welche in mehr oder weniger geſchloſſenen Maſſen die ungeheure Länderſtrecke vom San bis zum weſtlichen Kaukaſus bewohnen. Was den ſocialen Zuſtand beider Nationen betrifft, ſo hat die rutheniſche (ukrainiſche) Nation zwar keinen Adel, wohl aber hat ſie in der ruſſiſchen Ukraine eine ziemlich große Zahl von Großgrundbeſitzern, Kaufleuten, Großinduſtriellen und hohen Beamten, bei denen unbeſchadet ihres ruſſiſchen Patriotismus das nationale ukrainiſche Bewuſstſein ſich immer mehr ausbreitet und ſtärkt. Die polniſche Nation iſt in ſocialer Hinſicht einer ſchräg im Waſſer dahintreibenden Eisſcholle zu vergleichen: die eine, die weſtliche Seite der Scholle, iſt unter dem Waſſerniveau, die andere, die öſtliche, über demſelben. Im Weſten, in Schleſien und in Großpolen, ſind die oberen Schichten deutſch und meiſtentheils nur die Bauern und Arbeiter polniſch, während im Oſten, in Oſtgalizien, Wolhynien, Podolien und der Ukraine auf dem linken Dnieprufer die unteren Schichten rutheniſch und nur die mehr oder weniger dünn geſäete obere Schichte polniſch iſt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daſs das nationale und ſtaatliche Bewuſstſein bei den oberen Schichten ſtärker und ausgeprägter iſt als bei den unteren, und ſo iſt es denn möglich geworden, daſs die polniſche Intelligenz bis jetzt noch nicht aufgehört hat, Südruſsland bis an den Dniepr als eine polniſche Provinz zu betrachten. So ſehen wir denn auch, daſs in allen polniſchen Reſtaurationsplänen vom Jahre 1830 bis jetzt Südruſsland bis an den Dniepr als ein integrierender Theil des wiederherzuſtellenden Polens betrachtet wird. In der romantiſchen Periode, wo faſt ununterbrochen von der vergewaltigten Volksſeele, von dem nach Befreiung lechzenden Volksherzen und Volkswillen geſprochen wurde, fragte man bei den Ruthenen um keinen Volkswillen, um keine hiſtoriſche Tradition, und ob man auch ukrainiſche Volkslieder von blutigen Koſakenkriegen und von dem Blutbad, welches die Hajdamaken 1789 in Human unter der polniſchen Schlachta angerichtet hatten, hörte und ſammelte, ſo ſchien man gar nicht zu ahnen, daſs in dieſen Liedern die ukrainiſche Volksſeele eine vernehmliche und unzweideutige Sprache rede. Trotzdem ließen die polniſchen Patrioten nicht ab, den rutheniſchen Bauern Haſs gegen die Deutſchen und den ukrainiſchen Bauern Haſs gegen die Ruſſen als ihre eigentlichen Unterdrücker zu predigen, bis die rutheniſchen Bauern in Horożana bei Lemberg im Jahre 1846 die zu einem Aufſtand gegen die Deutſchen ausziehenden polniſchen Patrioten theils grauſam niedermetzelten, theils gefeſſelt den deutſchen Behörden ablieferten, und bis die ukrainiſchen Bauern bei Kiew im Jahre 1863 mit den polniſchen Aufſtändlern dieſelbe Procedur in einem weit größeren Maßſtabe wiederholten. Dieſe blutigen Lectionen haben es aber noch immer nicht vermocht, die Polen von dem Gedanken abzubringen, die Ukraine müſſe doch in eine polniſche Provinz umgewandelt werden. Der Grund dazu iſt auch nicht ſchwer einzuſehen.

Wenn das Endziel aller Beſtrebungen polniſcher Patrioten die Wiederherſtellung Polens iſt, ſo entſteht ganz natürlich die Frage, wie ſich die betreffenden Patrioten dieſes künftige Polen vorſtellen. Natürlich, wenn man ihre Reden hört und ihre Programmſchriften lieſt, ſo ſchwimmt man förmlich in lauter Freiheit und Gleichheit, welche in dem polniſchen Zukunftsſtaate herrſchen ſoll. „Freie mit Freien und Gleiche mit Gleichen“ — das ſoll das oberſte Geſetz werden. Sobald man ſich aber eine ſchüchterne Frage erlaubt, ob es den Ruthenen freiſtehen werde, ſich an dieſer überſchwänglichen Freiheit nicht mitzubetheiligen und ihr Glück anderswo zu verſuchen, ſo erhebt ſich gleich ein Zetergeſchrei über Verrath, über die blutigen Geiſter des Gonta und Zeleźniak (zwei Anführer der Hajdamaken im Jahre 1789), von 500jähriger Zuſammengehörigkeit und gemeinſamer Tradition (ſchade nur, daſs die Polen ausſchließlich deren Vortheile im Auge haben, die Ruthenen aber die Nachtheile gekoſtet haben und bis jetzt noch nicht verdauen können!). Kurz, man hat hier eine zweite Redaction der bekannten revolutionären Deviſe vor ſich: la liberté ou la mort! Der Grund davon iſt aber der, daſs die Exiſtenz eines Polenſtaates, welcher ausſchließlich in die ethnographiſchen Grenzen des polniſchen Volkes eingezwängt iſt, einfach undenkbar wäre. Es wäre das ein Länderſtück ohne natürliche Grenzen, ohne eine einzige Flusſmündung, ohne bedeutende natürliche Reſſourcen, alſo ein ganz und gar nicht lebensfähiges Gebilde. Mit Recht hat unlängſt ein polniſcher Patriot geſagt: „Wer ein ſelbſtändiges Polen in den ethnographiſchen Grenzen des polniſchen Volkes fordert, der begeht einen Verrath an der heiligen polniſchen Nationalſache“.

Alſo kein ſelbſtändiges Polen ohne Provinzen, ohne Litauen und Südruſsland! Nun entſteht aber die Frage, wie man dieſe Provinzen und die darin wohnenden Volksſtämme dazu bringen ſoll, für ein ſelbſtändiges Polen ſich zu opfern? Für die Schlachta iſt dieſe Frage ſehr einfach. Weil in dieſen Provinzen die nichtpolniſche Bevölkerung faſt nur aus Bauern und Proletariern beſteht, ſo iſt eine Stärkung der polniſchen Schlachta in dieſen Ländern eo ipso ſchon eine Eroberung dieſer Länder für das künftige Polen. Wie aber vorzugehen ſei, um in einem nichtpolniſchen Lande die Herrſchaft der polniſchen Schlachta zu ſtärken, dafür bietet Oſtgalizien ein claſſiſches Muſter. Das Volk in der alten polniſchen Leibeigenſchaft und Rechtloſigkeit zu erhalten, das geht doch jetzt nicht mehr an. Das modificierte ſchlachzizische Recept lautet: vorſichtig vorgehen, dem Volke einen Schein von Bildung, einen Schein von Selbſtändigkeit, einen Schein von ſtaatlicher Ordnung, einen Schein von Wohlhabenheit geben, überall aber dafür Sorge tragen, daſs ſich das Volk an dieſen Scheingütern den Magen nicht verderbe. So werden in Oſtgalizien rutheniſche Volksſchulen mit polniſchen, der rutheniſchen Sprache oft gar nicht mächtigen Volksſchullehrern gegründet, rutheniſche, aber mit polniſch-patriotiſchem Geiſt durchwehte Schulbücher herausgegeben; ſo wird in rutheniſchen Volksſchulen auf den Unterricht der polniſchen Sprache und Geſchichte mehr Gewicht gelegt als auf den der rutheniſchen; rutheniſche Volkslehrer, wenn ſie nur eine Spur vom rutheniſchen Patriotismus zeigen, werden nach Weſtgalizien transferiert. So wird in den oſtgaliziſchen Gymnaſien der Jugend ſyſtematiſch von der höheren polniſchen Cultur, von der Zuſammengehörigkeit der Polen und Ruthenen in einen ſtaatlichen Organismus, von der Inferiorität des rutheniſchen Volkes und ſeiner Culturunfähigkeit gepredigt. So wird in den ſchlachzizischen Organen oft verſichert, die Polen ſeien den Ruthenen mit größter Liebe zugethan, die Selbſtändigkeit des rutheniſchen Volkes ſei ihnen theuer, und doch ſind unendliche Plackereien und Inſtanzen nöthig, um nur eine einzige rutheniſche Aufſchrift an irgend einem Gerichts- oder Poſtgebäude zu erbetteln; und doch wurde von den Lemberger Ruthenen die einzige rutheniſche Volksſchule in der Hauptſtadt des Landes erſt auf dem Wege eines langwierigen Proceſſes und eines Decrets des Oberſten Gerichtshofes erzwungen; und doch brauchte es einer förmlichen Haupt- und Staatsaction, wie es die Romanczuk'ſche ſogenannte neue Aera war, um die polniſchen politiſchen und autonomen Behörden zu bewegen, wenigſtens hie und da auf rutheniſche Eingaben rutheniſch zu antworten; und doch wurden die rutheniſchen Gymnaſien in Lemberg, Przemyſl und Kolomea nicht auf dem geſetzlichen Wege durch Beſchlüſſe des Landtages, ſondern auf adminiſtrativem Wege durch Verordnungen des Unterrichtsminiſteriums, alſo in Przemyſl und Kolomea nur als Parallelclaſſen der dortigen polniſchen Gymnaſien, welche mit der Zeit den Charakter ſelbſtändiger Gymnaſien erhalten ſollten, gegründet. Und ſo geſchieht es denn, daſs trotz heißer Liebesverſicherungen für die rutheniſche Nationalität ſeitens der Polen das rutheniſche Oſtgalizien dennoch vollkommen den Anſtrich eines polniſchen Landes hat und ſogar von polniſchen Socialiſten in ihrem Londoner Organ kurzweg la Pologne autrichienne genannt wird. So werden die meiſten Reichs- und Landesgeſetze, beſonders aber die politiſch wichtigſten, wie die Wahlordnungsgeſetze, Vereins- und Verſammlungsrecht, von den galiziſchen Behörden ſo gehandhabt, daſs der Geiſt jener Geſetze einfach in eine Caricatur ausartet und oft auch der ausdrücklichſte Wortlaut außeracht gelaſſen wird; wir erinnern nur daran, daſs bei den jüngſten Reichsrathswahlen die geheime Abſtimmung, welche allgemein als das beſte Schutzmittel für die Unabhängigkeit der Wahlen betrachtet wird, in Oſtgalizien ſich als die beſte Handhabe zur Durchbringung der Regierungscandidaten erwieſen hat, indem die regierungsfreundlichen Wahlcommiſſionen die Wahlzettel vor dem Hineinwerfen in die Urne öffneten und laſen oder aber beim Scrutinium die hineingeworfenen Wahlzettel mit den Namen oppoſitioneller Candidaten beſeitigten und durch Wahlzettel mit den Namen der Regierungscandidaten erſetzten. So werden von der ſchlachzizischen Lemberger Landtagsmajorität Geſetze projectiert und zum Beſchluſs erhoben, welche die Bauernbevölkerung zugunſten der Großgrundbeſitzer empfindlich benachtheiligen und eigentlich nur als Codificierung der ſchlachzizischen Willkür und Herrſchergelüſte zu betrachten ſind — wir möchten nur auf ſolche claſſiſche Beiſpiele, wie das vor einigen Jahren projectierte Dienſtbotengeſetz, wie das unlängſt zum Beſchluſs erhobene Jagdgeſetz, wie die galiziſchen Straßen- und [illegible]geſetze und endlich das ſeit Jahren vorbereitete Gemeindegeſetz hinweiſen. Daſs die galiziſchen Beamten im Grunde ihrer Seele mehr polniſche Patrioten als Oeſterreicher ſind, kann man ihnen vielleicht nicht verdenken, daſs aber die von ihnen getriebene Volkspädagogik, wie ſie zum Beiſpiel in der Behandlung jener Bauern, welche im vorigen Jahre an der [illegible] zum Kaiſer in Sachen der Wahlmiſsbräuche vom September 1895 theilnahmen, zutage trat, daſs die von den Beamten damals den Bauern ertheilten mündlichen Beſcheide, wie z. B.: „Geh' zum Kaiſer, er ſoll dir die Steuer erlaſſen!“ u. ſ. w., doch eine in ihren Folgen bedenkliche Gährung unter dem Volke hervorrufen müſſe, läſst ſich leicht denken. Es will oft ſcheinen, als ob es in irgend jemandes Abſicht läge, das rutheniſche Volk zu ſtaatsfeindlichen und [illegible] Schritten zu drängen, um es dann [illegible] Staatsgewalt der polniſchen Schlachta [illegible] zu werfen.

Im galiziſchen Landtage wird oft und [illegible] Hebung des [illegible], von [illegible] [illegible] durch die [illegible] Eintragung der [illegible]

*) „Das dreieinige Polen und die dreifache Loyalität“ Nr. 127 der „Zeit“.

Digitized by Google

jährlich zugunſten des Großgrundbeſitzes übervortheilt. So wurde für die Ablöſung des Propinationsrechtes, welches doch ein Ueberreſt der noch im Jahre 1848 abgeſchafften Unterthanenverfaſſung iſt, dem Lande und hauptſächlich der Bauernbevölkerung die Zahlung einer Summe von 62 Millionen Gulden aufgewälzt. So wird mit dem von der Bauernſchaft zuſammengelegten Gelde eine „Landesbank“ zur Rettung hauptſächlich des Großgrundbeſitzes gegründet, der Bauer aber mit ſeinen Creditbedürfniſſen den Wucherjuden und den nicht weniger wucheriſchen Vorſchuſs- und Creditvereinen in die Arme getrieben. So wird die durch unerhörten Nothſtand hervorgerufene Maſſenemigration der Bauern mit Staatsgewalt unterdrückt oder auf falſche Wege geleitet. Man braucht kein beſonders tiefblickender Politiker zu ſein, um in dieſem ganzen planmäßig ausgedachten Verfahren ein wirkliches politiſches Syſtem zu ſehen, ein Syſtem, welches zwar nicht ſtaatsmänniſch weitblickend, nicht human und ſogar nicht öſterreichiſch, wohl aber echt und original polniſch-ſchlachzizziſch iſt. (Schluſs folgt.)

Die Arrangierprobe des Ausgleichs.

Arrangierprobe heißt im Theaterjargon bekanntlich jene Probe, bei welcher der Regiſſeur zum erſtenmal den Acteuren die Plätze anweiſt, welche ſie beim Spielen auf der Bühne einzunehmen haben. Die Inſcenierung der Ausgleichskomödie — daſs ſie nichts anderes iſt, darüber braucht wohl nicht mehr geſtritten zu werden — die Inſcenierung der Komödie ſcheint nun bis zu dieſem Stadium gediehen zu ſein. Zweien der Hauptacteure ſind geſtern die Plätze angewieſen worden, dem Dr. Karl Lueger und — dem Dr. Max Falk. Lueger wird in den nächſten Tagen zum Bürgermeiſter von Wien, Max Falk abermals zum Referenten der Quotendeputation ernannt werden. Beide Ernennungen ſind noch nicht vollzogen, aber es fehlt eigentlich nur die Publication im Amtsblatte. Herr Strobach hätte noch nicht abgedankt, wenn Dr. Lueger die kaiſerliche Beſtätigung als Bürgermeiſter nicht ſchon in der Taſche hätte, und die liberale Partei hätte Max Falk nicht als Referenten in Vorſchlag gebracht, wenn Banffy nicht ſchon ſeine Zuſtimmung zu dieſer Wahl gegeben hätte. Wie aber kann ich die beiden Facten unter dieſelbe Rubrik der Ausgleichsvorbereitungen einreihen? Dr. Lueger, der Agitator gegen Ungarn, wird auf dem Bürgermeiſterpoſten kaltgeſtellt; das läſst ſich wohl als Ausgleichsförderung bezeichnen: aber die Neuwahl des Dr. Max Falk, der ſich durch ſein Referat doch geradezu auf den intranſigenten Standpunkt der Nichterhöhung der Quote verpflichtet hat, wie kann gerade dieſe Neuwahl als ein Schritt zur Löſung der Quotenfrage angeſehen werden? Deuteten etwa beide Facten darauf hin, daſs in Oeſterreich ab-, in Ungarn aufgewiegelt wird und als Reſultat die vollſtändige Capitulation Oeſterreichs zu erwarten iſt?

Keineswegs; wenigſtens faſst man hier die Sache ſo nicht auf, ſondern folgendermaßen. Zwiſchen beiden Regierungen iſt die Quotenfrage ſchon erledigt, eine Vereinbarung auf eine vorläufig noch nicht bekannte, aber für Ungarn 35 Procent nicht erreichende Ziffer ſchon getroffen worden. Ein ernſthafter Kampf zwiſchen den Regierungen ſoll nicht geführt werden, höchſtens, wenn nöthig, ein Scheinkampf, der zur Befriedigung beider Theile bald beigelegt werden und zu dem ſchon vereinbarten Friedensſchluſſe führen ſoll. Um dies Compromiſs zu ermöglichen, müſſen aber die Poſitionen der manövrierenden Theile einigermaßen modificiert, muſs dem ſcheinbar ſchwächeren Theil, ſagen wir, ein Thurm vorgegeben werden. Darum wird Lueger kalt geſtellt, Falk losgelaſſen, denn Ungarn iſt gegenwärtig der ſcheinbar ſchwächere Theil.

In Oeſterreich hat Partei um Partei vor den Wahlen ſich für eine exorbitante Erhöhung der ungariſchen Quote eingeſetzt, für eine Erhöhung, die kein ungariſches Cabinet bewilligen könnte, auch wenn keine Oppoſition da wäre, die bereit iſt, in jede Blöße der Regierung den Dolch bis ins Herz hineinzuſtoßen. Die Oeſterreicher müſſen alſo gelindere Saiten aufziehen, wenn ſie den Ausgleich nicht überhaupt hintertreiben oder den Monarchen zu der von ihm abſolut perhorreſcierten Entſcheidung in der Quotenfrage zwingen wollen. Daſs Graf Badeni nichts will, was der Monarch nicht wünſcht, bedarf keiner Erörterung; und damit der Reichsrath den Grafen Badeni nicht zu etwas zwinge, was dieſer nicht wollen darf, wird ein auf die [illegible] Tonart verpflichteter Mann, wie Lueger, durch das beliebte Mittel des Avancements aus dem Wege geräumt.

Ungarn iſt der ſcheinbar ſchwächere Theil. Dank der Banffy'ſchen Wahlmethode iſt eine gouvernementale Majorität zuſtande gekommen, numeriſch ſtark genug, jeden Beſchluſs, er ſei ſo himmelſchreiend, wie er wolle, zu decretieren, moraliſch, dank ihrem Urſprunge, ſchwach genug, jedem Gebot von oben ſich fügen zu müſſen. Dieſem Reichstag alſo könnte die öſterreichiſche Regierung geradezu dictieren. Aber das ſieht doch nur ſo aus. Cabinet und Majorität würden von den [illegible] [illegible] werden, wenn ſie [illegible] das [illegible] [illegible]. Und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die [illegible], [illegible] Majorität, [illegible] [illegible] [illegible] Ausgleich [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] Cabinet, [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] alſo der ungariſchen Regierung [illegible] Zwang, [illegible] [illegible] [illegible], bei dem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] riſchen Regierung ermöglichen, einen Beſchluſs zu faſſen, der in Oeſterreich als ein Opfer Ungarns erſcheinen, in Ungarn aber nicht als vollſtändige Preisgebung der Landesintereſſen gebrandmarkt werden darf. Die mäßige Quotenerhöhung, welche das ungariſche Cabinet bewilligen wird, muſs ganz ſo ausſehen, als ſei ſie das äußerſte, was ein loyales Cabinet der ganz intranſigenten öffentlichen Meinung aus patriotiſchen Gründen abtrotzen konnte. Darum wird eine Quotendeputation in Ungarn gewählt, die der Regierung das Entgegenkommen nicht zu erleichtern, ſondern zu erſchweren ſcheint. Den hohen Forderungen der öſterreichiſchen Deputation wird die ungariſche ein wohlformuliertes abſolutes Nein entgegenſetzen; die mündlichen Erörterungen der Deputationen werden ebenſowenig zu einem Reſultate führen, wie die ſchriftlichen, aber ohne daſs die ungariſche auch nur einen Fußbreit Terrains aufgegeben hätte. Dann beginnen die Unterhandlungen der Regierungen, dann folgt das Opfer, das die ungariſche Regierung bringt, indem ſie entgegen dem Votum der Fachleute des lieben Friedens willen dem Lande eine Mehrausgabe von einigen Millionen aufbürdet. Die Wahl Max Falks zum Referenten iſt alſo von doppeltem Vortheil. Sie nimmt der Oppoſition vorläufig jeden Vorwand zu gefährlichen patriotiſchen Demonſtrationen und wird die loyale Opferwilligkeit des Cabinets Banffy wie der liberalen Partei dann in doppelt hellem Lichte erſtrahlen laſſen. Die Hauptſache aber iſt, daſs die Komödie, mit welcher man die Bevölkerung hüben und drüben unterhält, nicht allzuviel koſten wird. Für beide Regierungen handelt es ſich ja ohnehin nur darum, ſich mit blauem Auge aus der Affaire zu ziehen. Graf Badeni wird dem Ungarhaſs der Seinigen genugthun, Baron Banffy ſeine Majorität beiſammen halten können, die ja ohnehin faſt täglich mit Incompatibilitätsangriffen berannt wird. Bis zur Erledigung des Militärſtrafproceſſes muſs die ungariſche Majorität den Ausgleich überleben. Dann mag ſie ſammt dem Cabinet, dann wird vermuthlich das Cabinet ohne ſie ein jämmerliches Ende nehmen. Eingeweihte Leute verſichern, daſs die ungariſche Regierung wegen der Quotenfrage weit weniger Beſorgniſſe hegt, als wegen des militäriſchen Entwurfes, an dem in Ungarn mehr als ein Cabinet ſcheitern könnte. In der Quotenfrage kann man ſich den Luxus erlauben, Max Falk zum Referenten zu machen. Pylades Max Falk wird dem Oreſt Baron Banffy die Feinde vom Halſe halten, bis dieſer das Bild der Göttin, die nur mäßig erhöhte ungariſche Quote, aus dem Heiligthum aufs Schiff getragen hat.

Budapeſt. Dr. Hugo Ganz.

Die Entſtehung der hohen Finanz.*)

I.

Wenn Marx die Ideen für bloße Spiegelbilder der jeweiligen wirtſchaftlichen Zuſtände erklärt, ſo hat er geirrt, wie ich in Beziehung auf die religiöſen Ideen in Nr. 48 und 49 dieſer Zeitſchrift nachgewieſen zu haben glaube. Aber bis zu einem gewiſſen Punkte iſt die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung berechtigt; die wirtſchaftlichen Verhältniſſe erweiſen ſich im allgemeinen ſtärker als die Ideen, und dieſe ſind in dem Maße mächtig oder ohnmächtig, als ihre Verwirklichung vom wirtſchaftlichen Zuſtande gefördert oder gehindert wird. Vielleicht in keinem Gebiete zeigt ſich das auffälliger als in dem des Geldverkehrs, wo die Kirchenlehre und das Wirtſchaftsleben am härteſten zuſammenſtoßen. Der Grundſatz, in dem das kanoniſche Zinsverbot wurzelt, daſs es kein arbeitsloſes Einkommen, kein Einkommen ohne entſprechende Gegenleiſtung geben ſoll, entſpringt einer der wichtigſten und ſchönſten Ideen, der Idee der Gerechtigkeit, und mit ihm ſteht und fällt die Moral, nicht bloß die kirchliche, ſondern die Moral überhaupt. Aber die Kirche hat ihm immer nur ſoweit Geltung zu verſchaffen vermocht, als die Bedingungen für die Gewinnung arbeitsloſen Einkommens nicht vorhanden waren; wo immer dieſe Bedingungen eintraten, waren die Geiſtlichen die erſten, auf Koſten der Arbeit anderer zu leben. Die Gier nach arbeitsloſem Einkommen iſt eine der Haupttriebfedern zur Bildung des Geldcapitals geweſen. Glücklicherweiſe hat jedoch auch auf dieſem Gebiete die Liſt der Idee die Menſchen im ganzen zum Gegentheil von dem gezwungen, was ſie erſtrebten: zunächſt zwingt die Gier nach arbeitsloſem Einkommen, nur umſo angeſtrengter zu arbeiten, und dann drückt das Capital in dem Maße, als es wächst, den Zinsfuß, ſo daſs die Gier nach Zins das Leben vom Zins in weit wirkſamerer Weiſe erſchwert, als das jemals die Kirche vermocht hat, die die Idee ohne Vermittlung des wirtſchaftlichen Proceſſes durch moraliſche Einwirkung und durch Strafen verwirklichen wollte. Außer der perſönlichen Habgier und Genuſsſucht der Privatleute iſt es aber beſonders die kriegeriſche Politik der Großmächte geweſen, die das heutige Geld- und Productivcapital gebildet hat. Die innige Wechſelwirkung zwiſchen der [illegible] und dem modernen Geldmarkt in der Zeit der Entſtehung [illegible] [illegible] darzuſtellen, war die Hauptarbeit Ehrenbergs bei Abfaſſung des neuen genannten Werkes, das ohne Frage als [illegible] [illegible] neben Lamprechts allgemeiner deutſcher Geſchichte [illegible] [illegible]. Ehrenberg, der zehn Jahre Kaufmann

*) [illegible] im 16. Jahr- [illegible] [illegible] Jena.

geweſen war, ehe er ein Gelehrter wurde und daher von Haus aus Verſtändnis für dieſe Seite der politiſchen Entwicklung mitbrachte, will übrigens die Staatengeſchichte keineswegs in eine Geſchichte der Volkswirtſchaft auflöſen, ſondern iſt der Anſicht, daſs ſie ihre Selbſtändigkeit zu wahren und ſich der Nationalökonomie nur als einer Hilfswiſſenſchaft zu bedienen habe zur Erklärung ſolcher Veränderungen, die ohne Kenntnis der Volkswirtſchaft nicht verſtanden werden können. Ehrenberg beherrſcht nicht allein die ganze in Betracht kommende Literatur, ſondern konnte auch bisher unverwertete Quellen benützen, unter denen die Schätze des Fugger'ſchen Familienarchivs die wichtigſten ſind. Ich will zunächſt einen Abriſs der in den beiden, vielfach in einander eingreifenden Bänden enthaltenen Entwicklungsgeſchichte des Geldcapitals verſuchen und dann in einem zweiten Artikel auf einige beſonders intereſſante Punkte hinweiſen.

Nachdem die Juden von den chriſtlichen Kaufleuten der aufblühenden Städte zuerſt aus dem Warenhandel verdrängt worden waren, verloren ſie vom 13. Jahrhundert ab auch den Geldhandel und ſanken zu kleinen Pfandleihern herab. In Italien, wo die ſtädtiſche Bevölkerung niemals ganz aufgehört hatte, den wirtſchaftlichen Anforderungen zu genügen, haben die Juden überhaupt keine Rolle geſpielt. Doch ſind es nicht die viel genannten Lombarden und Cahorſiner (wie die ſüdfranzöſiſchen Geldleute von einer ihrer Metropolen genannt wurden), ſondern die Florentiner geweſen, die die Technik des Bank- und Wechſelweſens erfunden und ausgebildet haben. In den monti der italieniſchen Städte ſehen wir die erſten Capitalanſammlungen, vorläufig nur für die Zwecke der kleinen Stadtſtaaten, denen ſie gehörten, doch griffen namentlich die Florentiner als Münzmeiſter, Finanzräthe und Banquiers nordiſcher Fürſten ſchon weit über den Bereich ihrer Heimat hinaus. Die Zahlungseinſtellung des Königs Eduard III. von England im Jahre 1339 knickte die erſte Blüte des florentiniſchen Geldgeſchäfts, aber an der Stelle der damals bankrott gewordenen Bardi, Peruzzi, Frescobaldi u. a. erhoben ſich im 15. Jahrhundert die Medici zu noch größerem Reichthum. Mit ihnen traten die Strozzi und andere kleinere Häuſer in Concurrenz, die im 16. Jahrhundert, als die Medici ſchon ſouveräne Fürſten geworden waren, noch eine Nachblüte darſtellten.

Mittlerweile aber hatten oberdeutſche Handlungshäuſer mit ihrem im Warenhandel verdienten Gelde in die hohe Finanz eingegriffen, die eben damals anfieng, ſich dieſen Namen beizulegen, und zwar, den Umfang ihrer Geſchäfte mit dem heutigen Maßſtabe gemeſſen, ſchon mit einigem Recht. Die Haupturſache des erhöhten Geldbedarfs des Fürſten waren die ewigen Kriege. „Der Waffendienſt, der durch das Lehnsweſen ein Lebensberuf geworden war, wurde im 13. und 14. Jahrhundert durch das Soldſyſtem ein Handwerk, im 14. und 15. durch Musketen und Kanonen eine Großinduſtrie, deren eigener Betrieb aber den kriegführenden Fürſten weder in techniſcher noch in wirtſchaftlicher Hinſicht möglich war, weshalb ſie das Techniſche den Condottieri, dieſen berufsmäßigen Kriegsſpeculanten, und das Wirtſchaftliche ebenfalls Privatunternehmern, den Financiers (traitants, asentistas, partisans etc.) überlaſſen muſsten." Lange vor Montecuccoli wurde das Wort: pecunia nervus belli, erörtert. Machiavelli vertheidigte die entgegengeſetzte Anſicht, daſs, wer Soldaten habe, auch Geld habe, einen Satz, der ſpäter im dreißigjährigen Kriege zur ſchrecklichen Wahrheit geworden iſt, und jener Zeit gegenüber, wo der Krieg den Krieg ernährte, wird man Ehrenberg recht geben müſſen, daſs die ſtehenden Heere, auch in volkswirtſchaftlicher Beziehung, vergleichungsweiſe eine Wohlthat ſind. Ueber die anderen oberdeutſchen Häuſer — man findet bei Ehrenberg ihre Namen und ihre Geſchichte — ragten die Fugger hoch hervor, die durch ihre erſten kleineren Geldgeſchäfte zuerſt die Tiroler Silberbergwerke, dann noch andere Bergwerke der Erbſtaaten als Pfandobjecte in die Hände bekamen und dadurch für größere Unternehmungen gekräftigt wurden. Sie hielten den ſchwerfälligen Kaiſer Friedrich auf ſeinen lahmen Beinen und erneuerten von Zeit zu Zeit dem leichtfüßigen Max, dem „Streugütlein", die Sprung- und Schwungkraft, und die Wahl Karls V. gab ihnen Anlaſs zu dem erſten Geſchäft, das auch nach modernen Begriffen groß genannt werden darf, indem ſie — allerdings nicht allein, ſondern mit Hilfe eines Conſortiums — die 850.000 Gulden nach heutigem Wert etwa 35 Millionen Mark beſchafften, die Karl zur Beſtechung der Kurfürſten und ihrer Räthe brauchte. Nach Ehrenbergs Darſtellung iſt es buchſtäblich wahr, was Jakob, der zweite Fugger in einem Briefe an Karl zu ſchreiben wagte, daſs er ihn eigentlich zum Kaiſer gemacht habe. Die Acten über den Fall dürften jedoch damit noch nicht geſchloſſen ſein. Ranke, der freilich das Fugger'ſche Archiv nicht gekannt hat, weiß trotzdem auch um die Beſtechungsgelder, kommt aber doch zu dem Schluſs: „Wir müſſen unſeren alten Fürſten den Ruhm laſſen, daſs trotz der mancherlei anſtößigen Unterhandlungen, in die ſie ſich eingelaſſen, der nationale Geſichtspunkt zuletzt immer wieder hervordrang." Den Antheil der Fugger am Ablaſshandel hat auch Ranke ſchon ſo dargeſtellt, wie man es jetzt bei Ehrenberg findet.

In dem Maße, als die habsburgiſch-franzöſiſchen und die auf ſie folgenden und mit ihnen verflochtenen Religionskriege einen immer größeren Umfang annahmen, wurden auch die Anforderungen an die Finanzleute immer größer, ſo daſs deren eigenes Capital nicht mehr hinreichte und ſogar die Bildung von Conſortien nicht mehr genügte; es muſsten allerlei Formen erfunden werden, das Geld kleiner Rentner heranzuziehen, und dieſe folgten der Lockung willig, ſobald nur hohe Zinſen winkten. Dabei ergab ſich eine Arbeitstheilung in der Weiſe, daſs die Oberdeutſchen und die einige Jahre nach ihnen in der Finanz emporkommenden Genueſer die Finanzierung der habsburgiſchen, die Florentiner die der franzöſiſchen Macht übernahmen. Denn der franzöſiſche König war zwar der einzige Fürſt in Europa, der damals ſchon Unterthanen im modernen Sinne hatte, die er gegen ihren Willen beſteuern konnte, aber weder reichten die Steuern für ſeine Bedürfniſſe hin, noch war er ohne die Hilfe italieniſcher Finanzkünſtler, an denen ſich die franzöſiſchen gebildet haben, imſtande, den Unterthanen ſo viel auszupreſſen, als dieſe herzugeben vermochten. Die habsburgiſchen Anleihen wurden, je länger deſto mehr, zur Unterdrückung der aufſtändiſchen Niederlande verwendet, und gewöhnlich in der Form vermittelt, daſs Philipps Beamten und Feldherren Wechſel auf Antwerpen erhielten. Die deutſchen und die Genueſer Geldleute muſsten ſich und ihre Antwerpener Banquiers mit ſpaniſchem Silber bezahlt zu machen ſuchen, was aus drei Gründen ſehr ſchwierig war, weil die Spanier das Silber nicht herauslaſſen wollten, weil es nicht langte, und weil der Transport nach Antwerpen vielfach gefährdet wurde; kam es doch vor, daſs die Königin Eliſabeth die Feinde des Königs mit gekapertem ſpaniſchen Silber bezahlte. Spanien und die Niederlande hatten Karl V. das Geld liefern müſſen, mit dem er die Repräſentations- und Kriegskoſten des Reichsoberhauptes und die Koſten der Verwaltung Italiens beſtritt. Dann lieferten wieder deutſche und italieniſche Geldleute die Mittel zur Verwüſtung Deutſchlands und Italiens durch ſpaniſche und franzöſiſche Söldner. Und ſie ſelbſt, dieſe Geldleute, hatten zuletzt nichts davon: in den Staatsbankrotten Spaniens und Frankreichs, die von der Mitte des 16. Jahrhunderts ab chroniſch wurden, verloren ſie ihr ganzes Vermögen. Nur ſolche Familien behaupteten die errungene Stellung, die, wie die Fugger, beizeiten einen Theil ihres Vermögens aus dem Geſchäft herausgezogen und in Grundbeſitz angelegt hatten.

Am fürſtlichen Finanzgeſchäft erſtarkte die Börſe. Der Name Börſe iſt in Brügge aufgekommen; aber auf dem dortigen Platze „de burse" verſammelten ſich nur die italieniſchen Kaufleute. Der erſte wirklich allgemeine Markt, der Börſe hieß und auch nach heutigem Begriffe eine Börſe war, war der von Antwerpen. Daran ſchloſs ſich dann die Lyoner Börſe, die zunächſt nur für die Zwecke der franzöſiſchen Krone gegründet, ſehr bald ein internationaler Spielplatz wurde. Was Antwerpen groß gemacht hat, war ganz allein ſeine Lage und die völlig unbeſchränkte Handelsfreiheit, die ihm die Klugheit der Landesherren gewährt hatte. Dieſe Freiheit machte es möglich, daſs nicht bloß zur Zeit der vier großen Meſſen, ſondern an jedem Tage des Jahres Geſchäfte jeder Art abgeſchloſſen werden konnten; es war, wie ein Zeitgenoſſe ſagte, täglich Meſſe dort, d. h. alſo, die Meſſen giengen in eine Börſe über. Die Lage aber machte Antwerpen vorübergehend zum Stapelplatz für die beiden damals wichtigſten Stapelartikel: indiſches Gewürz und engliſches Tuch. Nachdem der Levantehandel eingegangen war, hatte ſich Portugal des Monopols für die Gewürzeinfuhr bemächtigt. Die Oberdeutſchen nahmen nun in der Weiſe an dieſem Handel theil, daſs ſie, ſtatt wie früher in Venedig, in Liſſabon Factoreien errichteten und das Gewürz über Antwerpen nach Deutſchland dirigierten. Der Gewürzhandel war aber äußerſt riskant, wurde deshalb raſch Gegenſtand der Speculation und daher wandten ſich gerade die ſolideren Kaufleute lieber dem Geldhandel zu, der trotz der Unzuverläſſigkeit der fürſtlichen Schuldner immer noch als die weniger gefährdete Capitalsanlage erſchien. Lieferungsgeſchäfte waren hier ſchon etwas ganz Gewöhnliches, und das Differenzſpiel wurde in großem Umfange betrieben; mit wenig Geld, heißt es in einem Berichte jener Zeit, könne man dort große Engagements abſchließen. Das Bedürfnis des Verkehres war es, was Schuldurkunden, wie Wechſel und verſchieden benannte Staatsſchuldſcheine in Wertpapiere verwandelte, und indem ſich für dieſe Wertpapiere (Niederländiſche Hofbriefe, d. h. Anleihen der niederländiſchen Regierung, Obligationen der engliſchen, der portugieſiſchen Krone, der niederländiſchen Provinzialſtände und Städte u. ſ. w.) ein beſtimmter Curs bildete, wurden ſie eine fungible Ware und für den Börſenverkehr geeignet. Das Schwanken des Credits der hohen Gläubiger aber war es, was auf dem natürlichſten Wege von der Welt die Speculation an der Fondsbörſe erzeugte. Den kräftigſten Anſtoß dazu gab eine ſtarke Erſchütterung des Credits der Krone Frankreichs, die den Curs der franzöſiſchen Obligationen drückte. Selbſtverſtändlich beeilten ſich viele, das verdächtig gewordene Papier los zu werden, und damit war die Einladung zu einer Speculation à la baisse gegeben. Einen Weltplatz wie Antwerpen, meint Ehrenberg, habe es weder vor noch nachher gegeben. Wie ihn der verhaſste Unverſtand der ſpaniſchen Regierung nach kurzer Blüte zugrunde gerichtet hat, iſt bekannt.

Als ſich die Herrlichkeit Antwerpens ſchon ihrem Ende zuneigte, gewann Lyon für eine kurze Zeit Bedeutung. Die dortige Börſe, wie ſchon bemerkt, eine Schöpfung der Könige, war von Anfang an mehr Fondsbörſe als Warenbörſe. Im Jahre 1555 wurde dort der [illegible] eine Zahl [illegible] [illegible] Zeit [illegible] gemacht [illegible] [illegible] die große Finanz [illegible]

Digitized by Google

perdita durch den Kopf gehen), der große oder gemeine Platz, die gemeine Finanz. Man legte dabei alle bis dahin von der franzöſiſchen Krone in Lyon aufgenommenen ſchwebenden Schulden zuſammen und contrahierte neue Anleihen in Höhe eines Drittels der bisherigen Schuld. Im Unterſchied von modernen Conſolidierungen wurde dabei der Zinsfuß nicht erniedrigt, ſondern von 12 auf 16 Procent erhöht. Ja, es ſollten ſogar 20 Procent gezahlt werden, nämlich 4 Procent Amortiſation; es war die erſte mit einem Tilgungsplane verbundene Anleihe. Das Wichtigſte aber war, daſs ſich jedermann betheiligen konnte. Ein Zeitgenoſſe erzählt: „Jedermann lief herbei, um ſein Geld im grand parti anzulegen, bis zu den Dienſtboten, die ihre Erſparniſſe hinbrachten. Die Frauen verkauften ihren Schmuck, die Witwen gaben ihre Renten hin, um ſich an dem grand parti zu betheiligen. Kurz, man lief hin, wie wenn es dort brennte." Sogar türkiſche Kaufleute und Paſchas betheiligten ſich mit 500.000 écus. Natürlich war König Heinrich ſo weit wie irgend ein anderer Fürſt jener Zeit entfernt davon, ſeine glänzenden Verſprechungen zu halten, aber zum Glück für die Könige iſt das rührende Vertrauen des zinshungrigen Publicums und der Geldleute unerſchöpflich, und namentlich die Deutſchen pumpten dem Franzoſenkönige immer noch, nachdem er ſchon die Zahlungen eingeſtellt hat.

Die Genueſer waren im allgemeinen ſchlauer, wuſsten ſich beizeiten herauszuziehen und die Kleinen, die hinter ihnen ſtanden, hineinzulegen. Die franzöſiſchen Finanzkriſen beuteten ſie zu ihrem Vortheil aus. Lyon wurde zunächſt dadurch geſchwächt, daſs es den Hugenotten in die Hände fiel, und dann vollends durch fiskaliſche Bedrückungen zugrunde gerichtet; ſchon 1572 wuchs Gras auf dem Börſenplatze. Die Genueſer zogen nun den dortigen Verkehr immer mehr in ihre Nähe, indem ſie Meſſen an kleineren Orten veranſtalteten: in Poligny, Chambéry, Rivoli, Jvrea, Aſti, von 1529 ab in Piacenza. Dieſe Genueſermeſſen — nicht Warenmärkte, ſondern Zuſammenkünfte großer Banquiers zum Ausgleich ihrer Forderungen und Verbindlichkeiten — waren eine zeitlang das Clearinghouſe von ganz Europa, wo der Zahlungs- und Creditverkehr des ganzen Erdtheils in einer Vollkommenheit organiſiert und centraliſiert war, die, nach Ehrenberg, ſeitdem niemals mehr erreicht, geſchweige denn übertroffen worden iſt; er beſchreibt dieſe Organiſation ganz genau; beſonders merkwürdig iſt daran das Syſtem von Mitteln, durch die ſich die Handelswelt vor den Wirkungen der fürſtlichen Falſchmünzer zu ſchützen verſtand.

Das Erbe Antwerpens gieng auf viele Städte über, unter denen ſich auch Frankfurt a. M. befand, Haupterbin aber war bekanntlich die Stadt Amſterdam, die dann ihrerſeits wieder von London in den Schatten geſtellt wurde. Die Hauptveränderungen, die bei dieſer Entwicklung in dem Verhältnis zwiſchen Staat und Geldcapital hervortraten, beſtanden darin, daſs einerſeits der Staat ſich immer mehr über die Geldleute hinweg an deren Geldlieferanten, die kleinen Rentner, wendet und daſs andererſeits, nachdem ſich die Monarchen ein Jahrhundert lang in hilfloſer Abhängigkeit von den Geldfürſten befunden hatten, dieſe ihrerſeits in Abhängigkeit von den Monarchen geriethen, deren Finanzminiſter aus untergeordneten Agenten die Herren und Gebieter der hohen Finanz werden. Damit geht Hand in Hand eine weitere Umgeſtaltung des Kriegsweſens. Mit Hilfe der Geldleute, die darüber zugrunde gehen, bringen es die Monarchen endlich zu ſtehenden Heeren, und das Militär wird nun, ebenſo wie die Finanzen, vom Staate in eigener Regie verwaltet, nicht mehr an Unternehmer verdungen.

Neiſſe. Carl Jentſch.

Georg Herwegh und Robert Prutz.

Mit ungedruckten Briefen.

I.

Als zweiter Band des von Karl Emil Franzos herausgegebenen Sammelwerks: „Aus dem Neunzehnten Jahrhundert, Briefe und Aufzeichnungen" — den erſten Band bildet der eben erſchienene Briefwechſel zwiſchen Anaſtaſius Grün und Ludwig August Frankl, aus dem wir an dieſer Stelle Auszüge gebracht haben — wird in den nächſten Monaten im Verlage der Concordia Deutſche Verlags-Anſtalt in Berlin der Briefwechſel zwiſchen Georg Herwegh und Robert Prutz erſcheinen. Den Aushängebogen des Bandes und die folgenden Mittheilungen entnommen, [illegible] [illegible] [illegible]

An Georg Herwegh.

Gleichwie in alter ferner Zeit der Freiheit flammendes Signal
Von deinen Schweizerbergen einſt herniederleuchtete ins Thal:
So von den Schweizerbergen auch in unſer Nebelland hernieder,
So leuchteten, ſo ſtrahlten auch die rothen Flammen Deiner Lieder.
Sie trafen uns, ſie zündeten! Die kalten Herzen wurden warm,
Und neues Leben, neue Kraft hebt unſern kettenmüden Arm;
Fort warfen wir die Bärenhaut, auf der wir ſüß behaglich ſchliefen,
Als ſchmetternd wie Trompetenton ins Feld uns Deine Lieder riefen.

Robert Prutz.

Herwegh's Dank für dieſen Gruß eröffnete eine Correſpondenz, deren erſte Stücke uns nicht vorliegen. Das früheſte Schreiben, das ſich in Prutz' Nachlaſs vorgefunden, iſt das folgende Herweghs an ihn:

Zürich, 8. April 1842.

Mein lieber Freund!

Könnte nur der briefliche Verkehr Zeugnis ablegen von der Zuneigung zweier Menſchen, ſo ſtünde es eigentlich ſchlecht mit uns Beiden. Daſs ich aber in einem regen Umgang mit Ihnen ſtehe, auch wenn ich nicht ſchreibe, wiſſen Sie; ebenſo, daſs Sie mir lieb und wert geworden ſind, wie wenige Menſchen.

Ihr von Jena datierter Brief traf mich nicht mehr hier, und ich habe denſelben erſt geleſen, als ich gegen Ende Februars nach Zürich zurückkehrte. Dank für Ihre freundliche Einladung, von der ich wohl dieſes Jahr einmal Gebrauch machen werde; ich muſs Deutſchland wiederſehen, ſolange ich ihm noch ſo nahe bin, wie jetzt.

Paris hat mich mehr erſchüttert, als amüſiert, und vielleicht habe ich tiefer geſehen als die meiſten meiner Landsleute, die ſich dort aufhalten und die uns im Durchſchnitt recht herzlich ſchlecht repräſentieren. Das ſitzt und ſchwitzt und ſchreibt den ganzen Tag auf ſeinen räucherigen Leſekabineten die jämmerlichſten Correſpondenzen nach Deutſchland. Es iſt zum Erbarmen. Dahin dringt kein Atom unſerer Philoſophie, kein Sonnenſtrahl unſerer reformatoriſchen Beſtrebungen. Dicke, dicke Nacht dort bei unſeren Landsleuten, höchſtens eine blaſierte Empirie, die ſich nicht genug zu blähen weiß.

Wie hat mich einer Ihrer neueſten Aufſätze in der „Rheiniſchen Zeitung" erlabt! Ich meine den über Schiller bei Gelegenheit des Fiſch . . . ſchen (unleſerlich) Buches. Das Wenige, was ich bin, verdanke ich nächſt meinem Vater der Philoſophie; es iſt noch ſelten einem Poeten im Himmel der Abſtraction ſo wohl zu Muth geweſen, wie mir. Die Philoſophie wird unſere Poeſie verjüngen — wiederhole man das unſeren lyriſchen Spatzen, bis der Satz trivial geworden. Dieſer Gefahr, trivial zu werden, muſs man ſich ſchon ausſetzen, wenn man mit etwas durchdringen will.

Dem Mundt haben Sie tüchtig auf's Maul geſchlagen; alle Ihre Freunde, deren Sie hier, ohne es zu wiſſen, eine Menge haben, erbauen ſich höchlich daran.

Zürich iſt im Moment aberwitzig und wird vor dem erſten Mai wohl ſchwerlich wieder zur Vernunft gebracht werden können. Wir haben einen Meſſias ſammt einem halben Dutzend Apoſtel, den Staatsrath Bluntſchli an der Spitze. Der Meſſias iſt ein gemeiner Strick und ohne Zweifel das Werkzeug reactionärer Tendenzen. Ich habe die Ehre, denſelben ſehr genau zu kennen, und ſomit auch die Mittel (wenn der Geſchichte nicht durch die Polizei ein Ende gemacht wird), einen Kampf auf Leben und Tod mit ihm einzugehen. Die Leutchen wollen den Radicalismus ſtürzen und der Schweiz das Evangelium des Conſervatismus predigen, ganz à la Arber und Conſorten. Rohmer, ein Charlatan niedrigſter Gattung, das Buch ſeines Bruders „Deutſchlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft" ein jeſuitiſches Machwerk, das unter der Fahne des Liberalismus die niederträchtigſten Gedanken Fr. Rohmers, der, nebenbei geſagt, ein weit geringeres Talent beſitzt als Theodor Rohmer, einſchwärzen ſoll. Ihr Evangelium iſt eine Art Pſychologie, welche den Schlüſſel zu den tiefſten Räthſeln aller Menſchennatur beſitzen will, deren Kund aber ſelbſt nur ihr intereſſant hält, inſofern dieſe vermeintlichen pſychologiſchen Geſetze Einem die Mittel darbieten, um über die Menſchen zu herrſchen. Daher der Götzendienſt, den die Leute mit Napoleon treiben. Herrſchen, nur Herrſchen, abſtractes, gedankenloſes Herrſchen, Herrſchen à tout prix. Das Ganze im Beſitz, den Egoismus in ein Syſtem zu bringen. Aber können Sie ſich ja, etwas Gemeineres hinter der ganzen Geſchichte zu [illegible], und, wenn das der Fall wäre, ſo hätte ſich manches noch begeben.

[illegible] und die Schweiz [illegible] Radicalen, haben bunden ihr [illegible]

[illegible] Zeitung wird nun den Scandal [illegible] aufgefordert; ich will [illegible] wird, [illegible]

[illegible] wahrſcheinlich [illegible]

[illegible] man [illegible] zu Ge- [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Der für den **jungen** Herwegh ſehr charakteriſtiſche Brief bedarf weniger Erläuterungen.

Das Urtheil über die deutſchen Journaliſten in Paris lehnt ſich an jenes Hein's an; Ludwig Börne, der ſeine Tage ſelbſt in „räucherigen Leſekabineten“ verbrachte, wäre ſchlecht damit zufrieden geweſen.

Der „Meſſias“ Fr. **Rohmer**, ein damals in Zürich lebender Gelehrter, war das Orakel der conſervativen Republikaner, der Staatsrath Bluntſchli, ſpäter bekanntlich einer der bekannteſten Staatsrechtslehrer Deutſchlands, hatte ſich, nachdem er früher mit den Radicalen Fühlung geſucht, dieſer Partei angeſchloſſen, was Herweghs heftige Entrüſtung erregte.

Arnold Ruge bereitete damals ein Sammelwerk vor, welches Julius Froebel, der Inhaber des „Literariſchen Comptoirs“ in Zürich, verlegen ſollte.

Mit dem Drama iſt Prutz' fünfactiges Trauerſpiel: „Karl von Bourbon“ gemeint, von dem auch noch ſpäter die Rede iſt.

Das Weſentlichſte des Schreibens aber ſoll nicht erſt commentiert werden: wie bezeichnend iſt es für den populärſten Vorkämpfer der vormärzlichen demokratiſchen Bewegung in Deutſchland und damit für die Bewegung ſelbſt, daſs Herwegh an den deutſchen Journaliſten in Paris vor allem ihren Mangel an philoſophiſcher Bildung hervorhebt; wie charakteriſtiſch ſeine Meinung, daſs er alles, was er bedeute, der Philoſophie verdanke, und daſs **ſie** „unſere Poeſie verjüngen werde“..... „Es iſt noch ſelten einem Poeten im Himmel der Abſtraction ſo wohl zu Muthe geweſen, wie mir!“ — ein bezeichnenderes Wort für die Entſtehung und das Weſen der „Gedichte eines Lebendigen“ ließe ſich ſchwer erſinnen.

Gleichfalls für die Charakteriſtik der Zeit wie des Dichters ungemein wertvoll iſt der folgende wenige Wochen zuvor geſchriebene Brief Herweghs an Ferdinand **Freiligrath**. Im Cotta'ſchen „Morgenblatt“ von 1841, Nr. 286, hatte Freiligrath ſein Gedicht auf den Tod des **Diego Leon** veröffentlicht, das die berühmt gewordene Strophe enthielt:

— — — — — — — — — —
Ob jedem recht: — ſchiert ein Poet ſich drum?
Seit Priams Tagen, weiß er, wird geſündigt
In Ilium und außer Ilium.
Er beugt ſein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghiens Todesſchrei:
Der Dichter ſteht auf einer höhern Warte
Als auf den Zinnen der Partei!

Georg Herwegh erwiderte in der „Rheiniſchen Zeitung“ durch das Gedicht „**Die Partei. An Ferdinand Freiligrath**“, aus dem hier die beiden folgenden Strophen mitgetheilt ſeien.

Partei! Partei! Wer wollte ſie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter ſolch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbſt Götter ſtiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Ihr müſſet das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt Euch nicht;
Ihr müſſet Euch mit in dieſem Kampfe ſchlagen,
Ein Schwert in Eurer Hand iſt das Gedicht.
O wählt ein Banner, und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine ſei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entſchieden,
Und **meinen** Lorbeer flicht die Partei!

Kurz darauf ſchrieb Herwegh an Freiligrath:

Liebſter Freiligrath!

Es ſollte mir leid ſein, wenn Sie das in der „Rheiniſchen Zeitung“ abgedruckte Gedicht ſpeciell als einen Angriff auf Sie betrachten und es nicht mehr als eine Auflehnung gegen den troſtloſen Indifferentismus unſerer Poeten im Allgemeinen anſehen würden. Gegen den Indifferentismus, dem Sie durch die [illegible], aber nur [illegible] Stimmung geltende Wendung Ihres Diego Leon eine ſo [illegible] Waffe in die Hand gaben! Die Zeit der Harmloſigkeit iſt für den Poeten vorüber, und ich ſetze zu großes Vertrauen in Ihr Herz und Ihr Talent, als daſs ich von Ihnen glauben könnte, Sie hätten im Sinne, bei den jämmerlichen Kämpfen und [illegible] unſerer Tage [illegible] den gemüthlichen Zuſchauer ſpielen zu wollen, und nicht mit [illegible] und allen Waffen die [illegible] [illegible] Mächten gegenüber entſchloſſene Oppoſition zu machen. Wir haben die Kräfte und [illegible] Ungeheuer nicht mehr jenſeits des Oceans zu ſuchen [illegible]. Sie haben dieſelbe vor Augen, der Leviathan ſitzt auf den [illegible]. Hic Rhodus, hic ſalta! Wozu dieſe [illegible] [illegible] hinüber in die Welt der Sagen und [illegible] [illegible] ſtürzen?

Dieſe wenigen Worte im Drang meines Herzens, [illegible] nehme, Sie betrachten mein Gedicht [illegible] Polemik. Ich bin und will in Ewigkeit kein [illegible] ſein, ich ſchreibe bloß, was heraus muſs, und [illegible] etwas, gleichviel was, bloß [illegible] zu [illegible]

artige Artikelchen zu machen und kritiſchen Scandal zu veranlaſſen, den tiefſten Abſcheu. Verſe ſchmieden und ſchön ſchreiben iſt Millionen Menſchen gegeben. Das hilft nichts. Ich will Menſchen aus Einem Guſſe, ganze Menſchen, keine, die auf's Publicum ſpeculieren, ich will Richtung, und da unſere Univerſalität ewig nicht zum Handeln kommt, einſeitige Richtung. Könnten wir zwei Einen Weg gehen und durch das Band eines Glaubens verknüpft werden — wie herrlich, wie erwünſcht für mich!

Gott zum Gruß!

Zürich, 4. März (1842). Ihr **Herwegh**.

Man weiß, daſs ſich Herweghs Erwartung zunächſt nicht erfüllte. Freiligrath empfand das Gedicht als perſönliche Kränkung; die Zuſtimmung der Gemäßigten, namentlich auch die Anerkennung des Königs von Preußen, der ihm ein Jahrgehalt bewilligte, ſowie der Zuruf Emanuel Geibels drängten ihn zunächſt immer mehr nach rechts; ſollte er überhaupt den Brief Herweghs beantwortet haben, was wir nicht haben feſtſtellen können, ſo klang dieſe Antwort gewiſs nicht ſanft.

Noch tiefer wurde die beiderſeitige Verſtimmung zu Beginn des folgenden Jahres 1843. Am 6. Februar 1843 brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Correſpondenzartikel aus Lübeck, in dem es u. a. hieß:

„Die Anerkennung, welche dem einer unſerer erſten Familien angehörenden Dichter Emanuel Geibel vom König von Preußen zutheil wurde, hat hier in allen Kreiſen die freudigſte Senſation erregt. Eben ſtand der junge Dichter im Begriff, zu einem ſogenannten Brodſtudium überzugehen und ſich nach **Spanien** zu begeben, um dort ſeine bereits in Griechenland begonnenen Studien der romaniſchen Literatur fortzuſetzen und ſich ſo für ein akademiſches Lehrfach auszubilden — die Munificenz des preußiſchen Monarchen (300 pr. Thaler!) hat ihn nun in die angenehme Lage verſetzt, ganz der edlen Dichtkunſt zu leben: ſtatt nach Spanien wird er ſich nun an den **Rhein** begeben, **wohin ihn zunächſt das Verlangen treibt, Freiligrath kennen zu lernen.**“ —

Die Notiz regte Herwegh zu ſeinem bitteren Spottgedicht: „**Duett der Penſionirten**“ an, deſſen Eingang lautete:

Geibel. Biſt du's?
Freiligrath. Ja, ich bin es —
Geibel. der da —
Freiligrath. Der da —
Geibel. ſeinen Speer geſchwungen
Und die Drachen
ja, die Drachen,
Freiligrath. Sammt dem Drachenfürſt bezwungen.
Geibel. Biſt du's?
Freiligrath. Ja, willſt du mich kennen?
Ja, ich bin es in der That,
Den Bedientenbruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath.

Geibel dankt Freiligrath, daſs er von Spanien gerettet, und fragt ob ſie beide als Kaſtor und Pollux dies „Demagogenfieber“ bändigen wollten.

Das Gedicht ſchließt:

Freiligrath. Und ſo laſs uns unſre Flammen —
Geibel. Thun zu einem Brand zuſammen —
Freiligrath. Brennen aus getreu' Treue —
Geibel. Die verruchten Jakobiner,
Beide. Und vergehen dann in Frieden
[illegible] [illegible] der Jacobiner.

Wenige Jahre [illegible] [illegible] Freiligrath [illegible] [illegible] abgegangen, dem Herwegh treu geblieben, das der radicalen [illegible].

Ich war geneigt [illegible] [illegible] den Briefwechsel zwiſchen Herwegh und [illegible]. Im [illegible] 1842 [illegible] an den Freund, der damals als [illegible] in Zürich [illegible].

1. [illegible] 1842.

Mein lieber Freund!

[illegible]

Digitized by Google

mich draußen wohl von oben nach unten rädern würden, wenn ich ohne Paſs in ihren Landen mich blicken ließe?

Auf Ihr literarhiſtoriſches Taſchenbuch warten wir hier ſchon ſeit einem Vierteljahr. Sie machen es wie ich mit meiner zweiten Sammlung Gedichte, die mein Buchhändler auch ſchon angekündigt und die Gott weiß wann erſcheinen wird.

Nun aber — paſſen Sie auf! Ich will Ihnen dringend etwas ans Herz legen. Mit dem erſten October übernehme ich die Redaction des Deutſchen Boten aus der Schweiz, an dem ich bis jetzt keinen Theil genommen hatte. Er wird zu einer Monatsſchrift von ſechs Bogen umgeſtaltet und ſoll zunächſt ein Aſyl gegen deutſche Cenſur (in doppeltem Sinne, Bekämpfung derſelben und Flucht vor ihr) darbieten. Er ſoll unerſchrocken die Reſultate und politiſchen Conſequenzen der neueſten Philoſophie und Theologie, die ganze nackte Wahrheit, geben und zugleich auch der Herd unſrer neuſten Poeſie werden (Ihr Gedanke an fliegende Blätter könnte hiedurch theilweiſe realiſiert ſein); nebenbei macht er auch ſeine Gloſſen über die neuſten Zeitereigniſſe, Ständeverſammlungen und Nichtſtändeverſammlungen, allgemeine Nationalrepräſentation; auch für oder beſſer gegen die Jurisprudenz wird geſorgt — kurz für Aufſätze, die draußen im Lande Schwierigkeiten finden. Er wird Parteiblatt, revolutionäres Blatt im beſten Sinne des Wortes, und ich denke, Unterſtützung zu finden. Anonymität verbürge ich mit meinem Worte. Das Blatt erſcheint in 8°, wird durch den Buchhandel verſandt und zahlt zunächſt für den Bogen drei Louisd'or, nicht eben viel, doch iſt daſſelbe ziemlich ſplendid gedruckt. Auch von Seite des Buchhändlers iſt gar keine Speculation dabei. Der Proſpect wird als Aufſatz in den deutſchen Jahrbüchern erſcheinen. Wenn ich nur einen Sprung nach Deutſchland thun könnte, namentlich nach Oſtpreußen, das ich gern vorzugsweiſe in unſerm Blatte vertreten ſähe?

Mein lieber Freund, Sie wiſſen nun, was ich von Ihnen will, und ich weiß, daſs Sie mir Ihren Beiſtand nicht entziehen.

Wir können etwas Tüchtiges zu Wege bringen und der Dummheit und Schlechtigkeit ſchon ein Bein ſtellen. Unterſtützen Sie mich, ſo oft es Ihnen beliebt, ohne Zügel und Zaum zu reiten, in Proſe und Poeſie. Schicken Sie mir fürs Erſte nur irgend ein paar geharniſchte Verſe und erfreuen Sie mich mit nach Thema und Zeit der Ablieferung beſtimmten Zuſagen.

Ich bin ſehr beſchäftigt, da ich immer noch darauf rechne, meine Reiſe durchſetzen zu können. Sie und Ihr ganzes Haus herzlich grüßend

Ihr

Herwegh.

Zürich, 4. Sept. 1842.
Wohnen Sie der Domfeier bei?
Adr. Abzugeben im liter. Comptoir.

Erläuternd ſei zunächſt bemerkt, daſs Fräulein Mathilde Oken die Tochter des bekannten Naturforſcher Oken war, der damals an der Züricher Hochſchule wirkte und Herwegh ſehr wohlgeſinnt war. In ſeinem Brief an Fröbel, den Beſitzer des „Literariſchen Comptoirs", regte Prutz an, Flugblätter aus der Schweiz über deutſche Zuſtände zu veröffentlichen; — das „neunmalneunzige Protokoll" von Prutz war, wenn uns unſer Gedächtnis nicht täuſcht, eine Verhöhnung des Bundestags. — Die zweite Sammlung der Gedichte, die Herwegh erwähnt, iſt der zweite Theil der „Gedichte eines Lebendigen", der 1842 angekündigt wurde, aber erſt 1843 erſchien. — Mit der „Domfeier" iſt die am ſelben Tage (4. September 1842) begangene Feier des Beginns der Vollendungsarbeiten am Kölner Dom gemeint.

Kurz darauf trat Herwegh zu demſelben Zwecke, dem dieſer Brief gewidmet war, der Werbung von Mitarbeitern für ſeinen „Deutſchen Boten", ſeine denkwürdige Rundreiſe durch Deutſchland an. Hierüber in einem nächſten Aufſatz, der auch die intereſſante Unterredung Friedrich Wilhelm IV mit Georg Herwegh behandeln ſoll.

Theatercenſur in Italien.

Von Roberto Bracco (Neapel).

Ueber die Theatercenſur, wie ſie heute in Italien beſteht und gehandhabt wird, iſt wenig zu ſagen, und wir dramatiſchen Autoren haben wenig Grund, uns über ſie zu beklagen. Ich erinnere mich nicht, daſs irgend ein Bühnenwerk in Italien abſolut unterſagt worden wäre; denn das eine oder das andere Verbot, das beklagt wurde, hatte bloß localen Charakter oder [illegible] es war aus Opportunitätsgründen für dieſe oder die andere Stadt und niemals für das ganze Reich erlaſſen worden. Ich nenne als Beiſpiel hiefür das einactige Drama „Chriſtus auf dem Purimfeſte" vom Philoſophen Giovanni Bovio. Dieſer hervorragende Philoſoph, der kein Bühnendichter iſt, [illegible] [illegible] Kunſt widmet, indem [illegible] Geſchichte [illegible] [illegible] [illegible] ſtrativen und lärmenden Beifallskundgebungen der Radicalen; in den anderen iſt das Verbot dem großen Einfluſs des Clerus zuzuſchreiben. Ich war ſtets der Meinung und habe es auch nachgewieſen, daſs dieſes bibliſche Schauſpiel von Bovio vielleicht eine der Abſicht des Autors entgegengeſetzte Wirkung hervorruft; denn in dieſen wenigen Scenen erhebt ſich der großartige Eindruck, den die Perſon des Heilands hervorruft — den man nicht ſieht, ſondern bloß ſprechen hört — zu göttlicher Erhabenheit, indem er die Grenzen des menſchlichen Vermögens überſchreitet und ſich zum Myſterium ausbreitet. Nichtsdeſtoweniger beunruhigte der Name Bovios die Gläubigen. Die Cardinäle drohten mit Excommunicationen. So führte die Angſt vor der Reibung, dem Zuſammenſtoß, dem Krieg zwiſchen Clericalen und Radicalen in den Gemüthern der furchſamen Präfecten jener Städte zu dem vorſichtigen Vorſchlage des Aufführungsverbotes. Und die Cenſur ſprach das Veto aus. Und doch iſt „Chriſtus auf dem Purimfeſte" ebenſo wie ein zweites einactiges bibliſches Schauſpiel desſelben Verfaſſers in mehreren großen Städten Italiens aufgeführt worden; und wenn die Radicalen dem Autor nicht allzu lauten Beifall geſpendet und ihm nicht zu kampfbegierige Abſichten zugeſchrieben hätten, dann hätte die Cenſur vielleicht ein Auge und ein Ohr geſchloſſen und die Schauſpieldirectoren ruhig gewähren laſſen. Et surtout, pas de zèle! — ſo hätte auch hier das Loſungswort lauten müſſen.*)

Ein Theaterſtück, das weder Beleidungen des Königs, des Hofes, der Miniſter enthält, noch offenkundig revolutionäre Ideen predigt, das keine augenſcheinlichen Caricaturen von Mitgliedern der Regierung oder der öffentlichen Behörden enthält, begegnet keinerlei Hinderniſſen und iſt keinen Amputationen unterworfen. Der Autor kann den Perſonen ſeines Stückes ſogar ſocialiſtiſche Phraſen in den Mund legen, und wenn er hiebei die Vorſicht gebraucht, das Kind nicht beim rechten Namen zu nennen, ſo bemerkt die Cenſur nichts oder thut ſo, als bemerke ſie nichts; und am Abend ſitzt in der Polizeiloge oder in der Präfecturloge der gute, weitherzige Herr Cenſor, um ſich an dem Schauſpiel zu vergnügen und vielleicht ſogar ſelbſt Beifall zu klatſchen.**) Der Autor kann ferner Ariſtokraten, Bürgerliche und Arbeiter auf die Bühne bringen, die miteinander in Streit gerathen und über die Zukunft der Geſellſchaft discutieren; er kann unzufriedenes Volk auf die Bühne bringen, lächerliche Poliziſten, ehrbare und ehrloſe, ſympathiſche und antipathiſche Geiſtliche und Mönche, Deputierte, Staatsbeamte, Officiere und Soldaten. Selbſtredend iſt es nicht geſtattet, lebende Perſonen, die dem nationalen Organismus angehören, mit ihren Namen und ihren Phyſiognomien auf der Bühne darzuſtellen, obgleich in den „Revuen" — einer Art von Ausſtattungsſtücken, in denen über die wichtigſten Ereigniſſe des Jahres Rundſchau gehalten wird — in humoriſtiſcher, luſtiger Form die Gros bonnets, die bekannteſten und populärſten Männer erſcheinen; und ſelbſtredend iſt es nicht geſtattet, die militäriſche Uniform oder das Kleid des Magiſtrats zu verunglimpfen oder zu beſchimpfen.

Was die Schlüpfrigkeiten und die Unſittlichkeiten betrifft, verlangt und ſchreibt die Cenſur nichts anderes vor als die Unterdrückung alles deſſen, was häſslich, unanſtändig, abſtoßend und widerwärtig iſt. Um Zweideutigkeiten, pikante Einzelheiten, zu gewagte Situationen, mehr oder weniger cyniſche, mehr oder weniger laſciviſche oder brutale Handlungen oder Abſichten kümmert ſich die Cenſur wenig oder gar nicht. Und ſie thut gut daran. Die Künſtler und das Publicum müſſen frei miteinander verkehren dürfen. Und aus dieſem freien Verkehr entſteht der natürliche, echte, legitime, offene Fortſchritt der Kunſt. Sogar die Verkehrung der Sitten iſt nützlich, denn ſie bereitet die Reaction vor. Und viele häſsliche Dinge ſind der Dünger des künſtleriſchen Bodens und machen ihn fruchtbar für ſchöne Dinge!

Ich will jedoch hier nicht meine Ueberzeugungen darlegen. Sie haben von mir eine Skizze über die italieniſche Theatercenſur verlangt, und ich habe in Kürze das geſagt, was ich zu ſagen hatte. Ich nehme oftmals Gelegenheit, die Schäden unſerer Theaterwelt zu brandmarken; aber ich muſs aufrichtig geſtehen, daſs die Cenſur in Italien, im allgemeinen, den Autoren weder Unannehmlichkeiten noch Verlegenheiten bereitet. Die Ausnahmsfälle ſind Zufälligkeiten, die der verdammten Politik — dem größten Störenfried der Civiliſation unſerer Tage — zuzuſchreiben ſind. Und was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich als dramatiſcher Autor nur ein einziges Verbot zu beklagen gehabt. Aber in dieſem ſpeciellen Falle lag die Schuld nicht einmal an der Politik, ſondern an einer leibhaftigen Dame aus Fleiſch und Blut. Das verbotene Stück war eine thatſächlich unbedeutende Kleinigkeit: ein Schwank, betitelt „Non fare ad altri ..." („Was du nicht willſt, daſs dir geſchieht ..."), der in einer kleinen Stadt Siciliens aufgeführt hätte werden ſollen. In dieſem Schwanke läſst ein Polizeicommiſſär den Liebhaber ſeiner eigenen Frau unter dem Verdachte eines Diebſtahles verhaften, und während er mit der Durchſuchung des Verhafteten beſchäftigt iſt, findet er bei ihm die Photographie ſeiner Frau. Tableau.

*) [illegible] Nachwirkung des Pero- [illegible] am Kranf [illegible] Breslau [illegible] Einzichau. [illegible] alle Schimr- [illegible] „Bellorement [illegible] Wirkung zu- [illegible] in Turin [illegible] Manifeſtationen vor [illegible] Z. Ue.

Digitized by Google

Die Wahrheit kommt an den Tag: der vermeintliche Dieb wird in Freiheit geſetzt, aber die Frau des Commiſſärs wird ſtatt ſeiner büßen müſſen. Wie Sie ſehen, handelt es ſich hier — Gott verzeih' mir's — um eine Art homöopathiſchen Sardou. Zum Glück war ich, als ich dieſe miſsrathenen Muſenkinder in die Welt ſetzte, erſt neunzehn Jahre alt. — Factum iſt, daſs der einactige Schwank in der kleinen ſicilischen Stadt nicht aufgeführt werden konnte. Und wiſſen Sie, weshalb?.... Weil dem Polizeicommiſſär, der in jenem entlegenen Winkel Italiens reſidierte, in ſeiner eigenen Praxis ein dem von mir erfundenen ſehr ähnlicher Fall begegnet war! Und doch war ich damals noch weit davon entfernt, im Geruche eines „Veriſten“ zu ſtehen!

Der weiſe Clown.

In meinem „Modernen Muſen-Almanach“ von 1893 durfte ich eine „Phantaſtenſure“ veröffentlichen, die alſo lautete:

Laſs die Erde! Laſs die Erde!
Laſs ſie liegen, bis ſie fault!
Ueber ſchwarzen Wieſentriſten
Fliegen große Purpurengel,
Ihre Scharlachlocken leuchten
In dem grünen Himmel
Meiner Welt.

Laſs die Erde! Laſs die Erde!
Laſs ſie ſchlafen, bis ſie fault!
Ueber weißen Bernſteinkuppeln
Flattern blaue Turteltauben,
Ihre Saphirflügel flimmern
In dem grünen Himmel
Meiner Welt.

Laſst die Erde! Laſst die Erde!
Laſst ſie, laſst ſie, bis ſie fault!
Ueber goldnen Schaumgewäſſern
Spielen zahme Silberfiſche,
Ihre langen Floſſen zittern
In dem grünen Himmel
Meiner Welt!
Laſst die Erde! Laſst die Erde!

Der Dichter dieſes bunten Liedes, deſſen perverſe Coloriſtik von wiſſenſchaftlich gebildeten Kunſtkritikern ſofort als pathologiſch erkannt wurde, war merkwürdigerweiſe ein Preuße. Er lebte ſogar in Berlin, wo es doch nicht einmal grüne, geſchweige denn ſchwarze Wieſentriſten gibt, und wo damals der Naturalismus noch ein gar geſtrenger Herr war, der Gerhart Hauptmann noch keine Jamben erlaubte. Und Paul Scheerbart hieß dieſer erſtaunliche Preuße und Dichter. Ich hatte noch nie etwas von ihm vernommen. Auch in Kürſchners Literaturkalender, wo er ſpäter mit dem Kreuz der katholiſch ſchreibenden Schriftſteller und als „Bureauchef im Verlag deutſcher Phantaſten“ verzeichnet war, fand ich ihn nicht.

Da erhielt ich eines Tages eine Zuſchrift, meinen Namen unter ein Pronunciamento zu ſetzen, das der eben genannte Verlag mit dem phantaſtiſchen Titel zu erlaſſen im Begriff ſtand. Aus ihm ſowohl wie aus einer bald folgenden Bierkarte erſah ich, daſs dieſer Verlag nicht allein Phantaſie, ſondern auch Humor und alkoholiſche Neigungen beſaß, ſonſt aber, wie es ſchien, außer einem creditierenden Buchdrucker und einem unendlich dicken Stoß „Wunderfabeln“ von Paul Scheerbart nichts. Nun, der Naturalismus wird auch ſo in die Brüche gehen, dachte ich mir und wartete auf das erſte „Wunderfabelbuch“. Es kam und enthielt folgende Stücke: Die dummen Kinder, mythiſche Burleske; Die neue Tänzerin, tragiſche Pantomime; Moderne Götter, telepathiſches Capriccio; Die feine Haut, ſenſible Waldgeſchichte; Der heilige Hain, Asceteuſage; Der klare Kopf, Roſette; Eigenſinn, moraliſche Erzählung. Unter den für ſpäter angekündigten Phantaſieſtücken gab es noch ſonderbarere Sachen und Titel, z. B.: Die Mopsbraut, Hundenovelle; Zeichen der Zeit, ein europäiſcher Teppich; Die Arbeit des Rieſen, philantropiſches Titanengeſtirn; Die lebendige Zungenwurſt, ein Ofen. Alſo eine literariſche Bierzeitung, das Ganze? Nun, auch das Genre iſt erlaubt. Aber, fragte ich mich, warum nennen dieſe unpraktiſchen Leute ihren Verlag nicht lieber: Verlag deutſcher Alkoholiker? Das würde im Vaterlande doch unendlich ſtärker ziehen, abgeſehen davon, daſs es offenbar treffender wäre.

Sehr ernſthaft gieng ich alſo nicht an die Lecture des Wunderfabelbuchs, das überdies den Titel hatte: „Ja... was... möchten wir nicht alles!“ Aber es gieng mir ſonderbar. Eine Bierzeitung war das nicht. Der Ulk war äußerlich. Aber nothwendig gab es neben allerlei verwegenem Buntzeug tiefe Töne von einem ſehr eigenen, manchmal gar ſchönen Klange. Nur ſchien mir dieſer Scheerbart ein biſschen ſehr liederlich oder unfähig zu ſein, etwas auszugeſtalten. All dieſen Sachen fehlte immer das letzte. Der Anlauf zu einem Stil war überall deutlich, aber nichts war ausgerundet, nichts im künſtleriſchen Sinne fertig. Und zuguterletzt wurde ich doch den Eindruck nicht los: dieſer Mann aus Danzig hat ſich in Berlin das Ulken angewöhnt. Dann kam, in demſelben Verlage „Das Paradies, die Heimat der Kunſt.“ Auf einem Vorblatte ſtand:

„Der Verfaſſer hat uns leider nicht das Recht ertheilt, ſein ſchwer verſtändliches Werk mit einem orientierenden Vorwort einzuführen.

Wir ſind daher gezwungen, dieſes Paradies der Dichter und Künſtler ohne jeden Commentar herauszugeben.

Ganz ergebenſt um Entſchuldigung bittend
Mit vorzüglichſter Hochachtung
Der Verlag deutſcher Phantaſten.“

Und darunter:

„Uebrigens:

Wir erlauben uns indeſſen, darauf aufmerkſam zu machen, daſs Paul Scheerbart demnächſt einen Supplementband zum Paradieſe veröffentlichen wird — unter dem Titel

Die Hölle
Die Heimat der Machtſucht.“

Die Ulkerei gehört alſo bei dieſem Scheerbart zum Charakter, dachte ich mir. Er will ſich damit intereſſant machen, daſs er ſich ulkhaft geberdet, während ſich, wie bekannt, die meiſten anderen Autoren damit intereſſant zu machen verſuchen, daſs ſie ſich feierlich geberden. Und ich gieng nun erſt recht ernſthaft an die Lectüre. Aber ich bin nicht weit gekommen. Vielleicht war ich zu ernſt? Vielleicht ſuchte ich mehr, als verborgen war? Oder: war ich doch noch nicht ernſt genug, ſuchte ich noch zu wenig? Mir gieng's wie einem, der ſich in einem ſchönen, dichten Walde verläuft, von dem man ihm geſagt hat, in ihm liege der herrlichſte Ort voll köſtlichſten Friedens. Und er ſucht den Wald die Kreuz und Quere ab, findet viel ſchöne, ſtarke, hohe Bäume, buntes Moos, eilende Bäche, das ſchönſte Buſchwerk und Waldblumen. Auch hört er und ſieht er viel bunte Vögel, die zärtlich und fröhlich ſingen und pfeifen, und ſieht ſtolze Hirſche, ſcheue Rehe, wilde Eber, und wo ſein Fuß geht, ſchlüpfen ſchillernde Eidechſen, winden ſich prächtige Schlangen. Bückt er ſich gar, ſo findet er nochmal eine bunte und heitere Welt von Kleingethier, und er kann ſich Käfer über die Hände laufen laſſen, ſchön wie Kleinode. Aber jenen gerühmten Ort, wo er ſich von all dieſer Schönheit ſollte ausruhen können in einem Frieden, der all dies zum bleibenden Bilde macht, den findet er nicht.

Ohne Bild geſprochen: Dieſes Buch Scheerbarts iſt überladen und zeigt einen Künſtler, der mit ſeinem Reichthum noch nicht umzugehen weiß. Es iſt etwas barbariſch monſtröſes in ihm, das aber doch voller Kunſt iſt. So findet man heilige Bildwerke aus den Urzeiten orientaliſcher Culturnationen, bei denen die unbeholfen klotzartige Geſtalt des Gottes ſo mit einem Geflecht zügellos-phantaſtiſcher Schnitzereien überzogen iſt, daſs das Geſtalthafte der Figur darunter faſt völlig verſchwindet.

Ich hatte bei dieſem Buche überhaupt die Empfindung von etwas üppig Orientaliſchem, und an manchen Stellen erinnerte ich mich an meine ehemaligen Irrgänge in den ſchwebenden Gärten der perſiſchen Poeſie. Erſt ſpäter iſt mir klar geworden, wie richtig dieſe Empfindung war.

Im allgemeinen war der Eindruck des Verrankten und Verrenkten, des Stammelnden und Unbewältigten zu ſtark, als daſs ich einen reinen Genuſs von dieſem Buche hätte haben können, das doch auf jeder Seite ein ungewöhnliches und ganz eigenartiges Talent verrieth.

Der Verlag deutſcher Phantaſten verſchied in dem Augenblicke, als ſein Drucker auf Bezahlung drang. Das zweite, dritte, vierte, fünfte, ſechste und ſiebente Heft des Wunderfabelbuchs und auch die Hölle iſt nicht erſchienen, und dasſelbe Schickſal hatte ein anderes Buch Scheerbarts „Die Städte der Zukunft“, in dem die Phantaſie des auf dieſem Gebiete wohlbewanderten Dichters der Architektur mit Kühnheit beiſprang.

Dieſes Miſsgeſchick verbunden mit einem Mangel an irdiſchen Gütern, wie er in dieſer Ausdehnung ſelbſt bei deutſchen Dichtern ſelten iſt, hätte manchesmanns Humor vermuthlich beeinträchtigt, wohl auch den und jenen bewogen, irgend ein ergiebigeres Feld zu beackern als das der phantaſtiſchen Dichtkunſt. Aber Paul Scheerbart, den ich um eben dieſe Zeit, da ihn niemand drucken wollte, kennen lernte, verlor den Humor durchaus nicht und dachte gar nicht daran, mit dem Rüſſen irgend eines Zeitungsherausgebers etwa zu pflügen. Hie und da hatte er wohl mal eine eigentliche Stellung, etwa als Redacteur eines Adelsblattes oder als Berather eines redactionell thätigen Annoncenſammlers, u. dgl., aber im ganzen lebte er wie die Helden von Murgers „Scènes de la vie de Bohème“, nur daſs er das Manco an erotiſchen Beziehungen durch eine ſtärkere Betonung des alkoholiſchen Programmtheiles wettmachte. Es war das damals eine wunderbare Zeit in Berlin, wo man gegen die [illegible] des Naturalismus auch praktiſch demonſtrierte, indem man ſich [illegible] gabe hingab, auch perſönlich und im eigentlichen Sinne um ganz [illegible] zu ſein. Was im Monde, wenn Peter Hille mit dem Patriarchenbart ſeine [illegible] Anmerkungen hielt und ſelbſt unter den Vorgeſchrittenen [illegible] auf ſeine Manſchetten machte, falls ſie nicht ſchon [illegible] waren; wenn Dehmel [illegible] ſang [illegible] und Scheerbart, [illegible] „Kronenlied“ [illegible]

Digitized by Google

Putz' mir meine Krone,
Denn ich will ſpazierengehn!
Sei mein Leibhurone!
Aller Welt zum Hohne
Gehn wir auf den kleinen Zehn.
Putz mir meine Krone!
Putz' ſie mir recht blank!
Kriegſt auch eine Feder
Und ein Ei zum Dank —

Und dann das „tieſernſte“ Lied, natürlich auch von Scheerbart, mit dem ſchönen Schluſſe:

Wir wollen noch einmal trinken
Und dann — betrunken ſein!

Damals fieng ich an, Paul Scheerbart zu begreifen und, es muſs geſagt ſein, obwohl ich die großen Worte nicht gerne habe, zu bewundern. Ich ſah einen Menſchen, der ſich ungemein närriſch geberdete und doch mehr praktiſche Lebensweisheit beſaß, als alle wir ſehr ernſten Europäer zuſammen, unter denen nur Peter Hille ihm nahe kam. Es ſchien ihm nichts an die Nieren zu gehen, ohne daſs er doch indifferent war: eine reiſe Milde und Ruhe war in ihm, obwohl er Sprünge machte, wie ein Clown. Auch Peter Hille iſt weiſe und lebt in unſerer Welt wie ein Diogenes in ſeiner Tonne, und wenn er mitten im Gewühle der Friedrichsſtraße eine Verkehrsſtockung hervorruft, indem er ſtehen bleibend auf den Rand eines ſeiner unzähligen Manuſcripte, die er immer bei ſich hat, Notizen macht, ſo lächelt er bloß ein biſschen über den Schutzmann, der ihn anfährt, und ſetzt ſeine Notizen im Gehen ſort; aber er grübelt noch zu viel, es giebt noch Wichtigkeiten für ihn. Nicht ſo Scheerbart. Dieſer ſteht jenſeits aller Worte und Wichtigkeiten: er hat die Welt überwunden wie ein tanzender Derwiſch. Wozu grübeln, wenn einem ohnehin immer neue bunte Wahrheiten einfallen? Es regnet ja Blumen und gebratene Tauben jeglichen Tag, man muſs ſie nur nicht immer mit der Naſe riechen und der Zunge ſchmecken wollen. Dieſe Welt der Pflaſterſteine und Gaslaternen, der feierlichen Journaliſten und krampfhaft verliebten Lyriker, der keuchenden Seelenbohrer und pfennigängſtlichen Familienväter, — iſt ſie nicht reizend, wenn man ſie von der Plattform eines gläſernen Thurmes aus anſieht, aus deſſen Wänden die Melodien des Weltgeiſtes klingen? Man ſoll doch nicht etwa mitrennen um den Beſenſtiel der Ernſtgeſchäftheit? Man findet die Welt im Grunde eher komiſch, warum ſoll ſie einen dafür nicht hinwiederum komiſch finden? Ja, warum ſoll man ihr nicht den Gefallen thun und ſich ein Schellengehängſel auf den Kopf ſtülpen? Luſtig, Couſin! Nachher kommen gleich die furchtbar kräftigen Athleten, die ſo ſeierlich ſchwitzen, und die wundervoll lächelnden Damen in den ſchwarzen, langen Reitkleidern mit der „hohen Schule“. Uns laſst Purzelbäume ſchlagen und die Loreley mit Schlittenglocken executieren.

Indeſſen, ſo ſehr ich Scheerbart um ſeiner Weisheit willen bewunderte, und ſo ſehr ich mir darüber klar war, daſs ſich hinter ſeinen Clown-Alluren die Ruhe einer Weltanſchauung verbarg, ſo ſehr ſürchtete ich doch, daſs ſein Talent bei dieſem orientaliſchen Leben der Zweckverleugnung einſchlafen oder wenigſtens an Geſtaltungskraft verlieren werde.

Da brachte er mir eines Tages, es war um die Zeit, da ich meine Sünden im Fegefeuer der „Pan“-Geheimräthe abbüßte, ein Manuſcript, und ich ſah, daſs ich mich ſehr überflüſſigen Befürchtungen hingegeben hatte. Es war ja hinlänglich verrückt und maeterlinckiſch, eine literariſche Clownerie, wie ſie in Deutſchland noch nicht gemacht worden iſt, aber doch ein Werk ſo voll Laune, Geiſt, Phantaſie und Tiefe, daſs ich ſofort entſchloſſen war, es auf die Gefahr zahlreicher Ohnmachten im „Pan“-Verlage zu veröffentlichen. Es hat nicht ſollen ſein, denn meine Erlöſung kam früher, aber das Werk iſt nun doch, dank dem Wagemuth des Verlages von Schuſter & Loeffler in Berlin, erſchienen und liegt, ſogar in beſſerer Geſtalt wie damals als Manuſcript, nun als Buch vor, als welches es ſich nennt: „Ich liebe dich! Ein Eiſenbahnroman mit 66 Intermezzos“.

Es iſt das wunderbarſte Buch der geſammten deutſchen Literatur aller Zeiten, und ich bin ſehr geſpannt, was unſere Literarhiſtoriker dazu ſagen werden. Vielleicht, daſs ſie ſogar das Tanzen und K[illegible]ſtehen dabei lernen. Denn es erfordert in der That einen [illegible] Geſichtswinkel der Betrachtung. Ich möchte [illegible] [illegible]: [illegible] das Publicum [illegible] [illegible] Müller in Berlin in den [illegible] erſter Claſſe [illegible] und zu ihm geſellt ſich als [illegible] Romant Paul Scheerbart, um [illegible] Nowaja Semlja, [illegible] in Vers und Proſa zu [illegible] Träumen, Stimmungen, [illegible] Legenden, [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]

ihm zwar nicht die gute Laune rauben, er würde aber doch den Mund ein biſschen ſchief ziehen, und Lachen mit ſchiefem Munde hat immer was Böſes. Lieber rathe ich, die eine oder andere Seite zweimal zu leſen. Es iſt merkwürdig, wie man ſich dann manchmal wundert, daſs man ſich hat ärgern wollen. Dabei will ich es nicht verſchweigen, daſs er es zuweilen etwas ſehr bunt treibt und daſs man ſich, zumal, wenn man zu denen gehört, die Sauerſehn und Deutſchſein für eins halten, erſt an die Farben dieſer Narrenjacke und den außen wie innen ſehr eigenen Stil dieſes unzeitgemäß närriſchen Philoſophen gewöhnen muſs. Denn dieſer Paul mit der Peitſche iſt keineswegs bloß ein Dichter, ſondern auch ein Philoſoph. Trauet der Unterhaltungslectüre nur nicht zu ſehr, aber vergeſſet auch nicht, daſs an der Peitſche ein Fuchsſchwanz hängt. Ein biſschen differenziert müſst ihr ſchon ſelber ſein, wenn ihr Frucht und Freude daran haben ſollt, wie hier im geſchüttelten Kaleidoſkope eine bunte Seele die Welt bunt und doch friedlich zeigt.

Vielleicht wird ſich der eine oder der andere darüber wundern, daſs ſich dieſe Weisheit ſo komiſch verkleidet, vielleicht wird auch der eine oder andere darüber empört ſein. Darauf ließe ſich mit Angelus Sileſius ſagen:

Ach, daſs wir Menſchen nicht
Wie die Waldvögelein,
Ein jeder ſeinen Ton,
Mit Luſt zuſammen ſchrei'n!

Ich weiß, die Nachtigall
Straft nicht des Kuckucks Ton,
Du aber, ſing ich nicht
Wie du, ſprichſt meinem Hohn

Schloſs Englar im Eppan. Otto Julius Bierbaum.

(Schluſs folgt.)

Vom Münchener Theater.

Von Ernſt von Wolzogen. (München).

Selten mag wohl vom Münchener Theater ſoviel in die Preſſe aller deutſchen Hauptſtädte gedrungen ſein, als dies ſeit etwa Jahresfriſt der Fall war. Aber leider handelt es ſich dabei nicht um lauter weltbewegende, künſtleriſche Ereigniſſe, ſondern nur um die ſeltſam verworrene Gründungsgeſchichte und die erſten Schickſale der neueſten Münchener Bühne, des Muſentempels in der Schwanthalerpaſſage, von ſeinem erſten Leiter ſtolz und einfach „Deutſches Theater“ genannt.

Als Adolf L'Arronge im Verein mit einigen der berühmteſten Schauſpielerinnen Mitte der Achtzigerjahre die Gründung einer Heimſtätte für claſſiſches und modernes Schauſpiel unternahm und ſie nach dem Muſter der erſten Bühne Frankreichs, des Théâtre français, „Deutſches Theater“ taufte, da ſchüttelte man ſchon die Köpfe ob ſolcher Kühnheit. Dem erfahrenen Theaterpraktiker, dem vortrefflichen Regiſſeur L'Arronge war das Glück hold. Mochten auch die ſchwer zu behandelnden Berühmten ſich bald von ihm trennen, er gewann an ihrer Stelle eine ſeltene Schar von jungen Talenten, die unter ſeiner und Auguſt Förſters Leitung bald zu hervorragenden Künſtlern heranreiften und ein Enſemble bildeten, durch welches thatſächlich das unanſehnliche Haus des ehemaligen Operettentheaters ſich zum Rang der vornehmſten Bühne in Deutſchland neben dem Wiener Burgtheater emporarbeitete. Und als gar aus den Stürmen der literariſchen Revolution eine neuartige deutſche Dramatik hervorgieng, welche den Kampf mit dem Ausland ſiegreich beſtehen konnte, als die neue Dichtung den Schauſpielern neue Wege wies, da ward erſt recht das Berliner „Deutſche Theater“ zur Muſterbühne für ganz Deutſchland und brachte ſogar den Ruhm des Burgtheaters arg ins Wanken. Seitdem bedeutet die Firma: Deutſches Theater ein Programm, und ein junger, unerfahrener und unbekannter Director, der für ſein neues Unternehmen den bedeutungsvollen Namen ſich anmaßte, muſste ſeiner Genialität ſehr ſicher ſein. Herr Carl Meiſ[illegible], ein Münchener Kind im [illegible] Alter, hatte ſeinen Namen bekanntgemacht durch eine Wandertruppe, „[illegible] der Moderne[illegible]“ genannt, mit der er zwei Jahre lang bemüht geweſen war, in größeren Provinzſtädten die Bekanntſchaft der modernen Dramatik des In- und Auslandes zu vermitteln. [illegible] die [illegible] tolle [illegible] und zum Theil auch [illegible] genug, um alle [illegible] die freundlichen Federn [illegible] dieſer Wandertruppe [illegible] der Name Meiſ[illegible] [illegible] Welt und obwohl Ein[illegible] daſs es mit Meiſthalers [illegible], iſt es doch [illegible] München einen Mann [illegible]. Das war Com[illegible] Unternehmens der [illegible] Zeit vornehmlich zur [illegible] den Mittelpunkt [illegible] muſste, daſs [illegible] der nur während [illegible] iſt, denn doch [illegible] man ſich [illegible] Traum

Digitized by Google

in München, das ſonſt nur drei königliche und ein ganz beſcheidenes Volkstheater beſitzt, keine Heimſtätte hatte, ſo verſtand es ſich von ſelbſt, daſs auf der neuen Bühne das moderne Repertoir gepflegt werden muſste. Andererſeits aber waren doch Bedenken vorhanden, ob eine ernſte, meiſt herbe Kunſt imſtande ſein werde, den zweitauſend Zuſchauer faſſenden Saal genügend zu füllen, und ſo entſchloſs man ſich, durch Ballet und Ausſtattungsſtücke der Schauluſt der großen Menge entgegenzukommen. Von vornherein zeigte das neue Theater zwei ganz verſchiedene Geſichter — und erhielt auch gleich zwei Directoren, indem für das Ballet Herr Raida engagiert wurde, der langjährige Capellmeiſter des Berliner Victoriatheaters, welches vor etlichen Jahren an der Ueberſättigung des Publicums, an Weiberbeinen und Ausſtattungszauber zugrunde gieng. Schon die erſten Vorſtellungen auf der neuen Bühne, die genau ein Jahr ſpäter, als es verheißen worden war, nach allen möglichen Unglücksfällen und Schwierigkeiten eröffnet wurde, bewieſen klar und deutlich für jedermann, daſs die Schwanthalerpaſſage nicht das rechte Heim für die intimen Wirkungen moderner dramatiſcher Kunſt werden könnte. Nur der kleinere Theil des Publicums konnte in dem neuen Hauſe hören und ſehen, und Schauſpieler, welche nicht über eine gut ausgebildete Sprachtechnik verfügten, waren kaum auf den erſten Reihen des Parquets verſtändlich. Dieſe Schauſpieler befanden ſich zudem in erheblicher Minderzahl, über Kräfte erſten Ranges verfügte das Meſsthaler'ſche Enſemble gar nicht. Neben etlichen bemerkenswerten Talenten zahlreiche Mittelmäßigkeiten und ſogar völlig unmögliche Geſtalten. Werke wie Halbes „Jugend“, Hauptmanns „Biberpelz“ und Schnitzlers „Liebelei“ wurden ſo unvollkommen herausgebracht, wie es kaum den Anſprüchen kleiner Provinzbühnen genügen würde, und was neben dieſen bedeutenden Werken geboten wurde, das waren franzöſiſche und deutſche Schwänke von zweifelhaftem Geſchmack. Erfreulicherweiſe bewies das Münchener Publicum auch, daſs es nicht mehr naiv oder geſchmacklos genug ſei, um an langweiligen Balletten u. dergl. Vergnügen zu finden. Der Theaterbeſuch war anfangs ein recht guter geweſen, weil jeder Münchener ſeine Neugier auf das üppige neue Haus mit ſeinen luxuriöſen Nebenräumen befriedigen wollte. Hatte anfangs nur die ultramontane Preſſe, aus principiellem Haſs gegen alles, was modern heißt, ihr Gift gegen das neue Unternehmen ausgeſpritzt, ſo konnte bald auch die mehr oder minder liberale Preſſe, welche dem Zweck des neuen Theaters anfangs wohlwollend gegenübergeſtanden war, die künſtleriſche Unfähigkeit des Herrn Meſsthaler nicht mehr bemänteln. Nun wurde ſeinen bisherigen Gönnern — mit Ausnahme der noch nicht aufgeführten jungen Dichter — ernſtlich bange und man benützte einen Paragraph ſeines Vertrages, welcher forderte, daſs ſeine Leiſtungen nach dem objectiven Urtheile maßgebender Kenner künſtleriſch wertvolle ſein müſsten, um ihn von ſeinem Directionsſeſſel etwas plötzlich herunterzucomplimentieren.

Nun folgte eine Periode völliger Anarchie. Den zahlreichen Gläubigern wurde um ihr Geld bang. Einige forderten Subhaſtation, andere wollten verſuchen neue Capitalien aufzutreiben; die Rechtsanwälte der verſchiedenen Intereſſentengruppen lagen einander in den Haaren, jeder hatte ein anderes Heilmittel vorzuſchlagen, jeder einen anderen Director oder Pächter in der Taſche. Eine ſtürmiſche Gläubigerverſammlung löste die andere ab und inzwiſchen wuſste die verwaiste Künſtlerſchar nicht recht, wem ſie folgen ſollte. Einige ſahen den Architekten Blum, den Erbauer und Mitgründer, andere den Kapellmeiſter Raida, andere den Oberregiſſeur Stollberg für ihren Herrn an und einzelne Schauſpieler verſuchten auf eigene Hand Mitdirector zu ſpielen. Ein paar neue Kräfte wurden engagiert, ſo gut ſie eben mitten in der Saiſon zu haben ſind. Alte Singſpiele, Poſſen und gepfefferte franzöſiſche Schwänke wurden ausgegraben, um das lopiſchen gewordene Publicum anzulocken — alles vergeblich. Das ſchöne Haus war nun einmal verrufen und blieb meiſt erbarmungswürdig leer. Es vergieng kaum eine Woche, in der nicht irgend ein mehr oder minder bekannter Theatermann als Pächter oder Director genannt wurde, bis plötzlich um Mitte November ganz unerwartet bekanntgegeben ward, daſs Herr Victor Naumann, Verfaſſer [illegible] Novellen und Bühnenwerke, als Theatermann aber ebenſo unbekannt wie unbeſcholten, zum Director des Schwanthalers erwählt worden ſei. Da niemand Herrn Naumann kannte, ſo vermochte man ihm natürlich auch nichts Böſes nachzuſagen; die Preſſe kam ihm wohlwollend entgegen und gönnte ihm ſeine Ruhe, denn ſchlimmer konnte es ja nicht werden. Niemand durfte von ihm verlangen, daſs er [illegible] ſchauſpieleriſche Talente aus der Erde ſtampfen oder dem [illegible] über Nacht einen neuen Geiſt einblaſen ſollte. [illegible] Herr Naumann mit ein paar neuen Engagements Glück, das [illegible] wiel war naturgemäß im Laufe der Zeit ein [illegible] und mit der Erſtaufführung von Schnitzlers „[illegible]“ [illegible] ſcheidenen Anſprüchen genügen konnte, glückte [illegible] wirklichen Treffer zu machen. Während [illegible] das neue Haus erſt ſeine wahre Beſtimmung. [illegible] Bälle ließen ein luſtiges, buntes Leben in den [illegible] blühen und ein ergiebiger Goldſtrom [illegible] Unternehmer und Wirthſchaftspächter. Da [illegible] mit der Nachricht überraſcht, daſs [illegible] Hofſchauſpieler wohlbekannt, [illegible] alleinige Direction des neuen Deutſchen Theaters [illegible]

und zwar als Pächter. Schon vorher hatte ſich ein Zwiſchenfall ereignet, der theils mit Heiterkeit, theils mit Entrüſtung aufgenommen wurde, indem nämlich der hinausgemaßregelte Herr Emil Meſsthaler als Pächter und eventuell als Käufer des ganzen Unternehmens ſich gemeldet hatte und von den Vertretern der Gläubiger als Geldbringer mit Jubel begrüßt worden war — derſelbe Meſsthaler, deſſen Entlaſſung dieſelben Herren gutgeheißen hatten, und zwar aus weit ſchlimmeren als nur rein künſtleriſchen Bedenken. Wenn die Annahme dieſes Pachtofferts nicht nur ein ſchlauer Advocatenkniff war, um Meſsthaler zur Zurücknahme ſeiner Entſchädigungsklage zu bewegen, wie einige Leute wiſſen wollen, ſo wäre ſie geradezu eine Schmach für das ganze Unternehmen, das ſich nicht ſchlimmer discreditieren konnte als durch eine ſolche Charakterloſigkeit. Da man aber einmal gewohnt war, den neueſten Nachrichten vom Deutſchen Theater zu miſstrauen, ſo glaubte man auch nicht ernſtlich an die Direction Drach. Uebrigens konnte ja jeder Beſitzwechſel den Pachtvertrag hinfällig machen. Herr Drach ſoll nun thatſächlich die Cautionsſumme bereits erlegt und eine Schauſpieltruppe zuſammengeſtellt haben, und da das Unternehmen Schwanthalerpaſſage bis zum heutigen Tage ſich immer noch glücklich an der drohenden Klippe der Vergantung vorbeigedrückt hat, ſo dürfen wir uns wohl zum April auf eine Aera Drach und zwar ohne Ballett und Geſangspoſſen gefaſst machen. Herr Drach iſt ein kluger Kopf und ein alter Theaterpraktiker. Wenn er mit ſeinen Engagements und mit der Erwerbung neuer Stücke Glück hat, ſo iſt es wohl möglich, daſs ſeine Direction zu einer wirklichen Bereicherung des Münchener Theaterlebens führen kann. Aber eines iſt ſicher: Es wird ihm ebenſowenig gelingen, aus dem Feſtſaal der Schwanthalerpaſſage ein geeignetes Heim für die moderne dramatiſche Kunſt zu machen wie irgend einem anderen, und ſei es der beſte Theatermann! Blühen und gedeihen kann das neue Haus nur als Variété-Theater. Wir werden's erleben!

Nach einer Richtung hin iſt aber doch unſer „Deutſches Theater“, ſo ſchlecht es war, von ſegensreicher Bedeutung für das Münchener Kunſtleben geworden, indem es die Rolle des Hechtes im Karpfenteich übernahm. Wie immer, wenn ſich ſoliden aber langweiligen Häuſern gegenüber ein ſchneidiger Concurrent aufthut, ſo ſpornte auch die Eröffnung des neuen Muſentempels, den unſer berühmter Doctor Sigl ebenſo höflich wie fein den „Sauſtall der Modernen“ zu nennen beliebte — das Hof- und das Gärtnerplatz-Theater zu lebhaften Anſtrengungen an. Wäre die künſtleriſche Truppe des neuen Theaters nur um 50 Procent beſſer geweſen, ſo hätte ſich Herr Intendant Poſſart allerdings erheblich mehr anſtrengen müſſen, um dem Publicum zu beweiſen, was er im vorhinein kühnlich behauptet hatte: daſs ein Privatunternehmen dem Hoftheater überhaupt keine ernſtliche künſtleriſche Concurrenz machen könne. So aber ward es ihm faſt unrühmlich leicht gemacht, den Sieg davonzutragen und er konnte mit Gemüthsruhe das Schauſpiel wie bisher ſich ſelbſt überlaſſen und ſeine eigene, wirklich hervorragende Regiekunſt in den Dienſt der Oper ſtellen. Von Neuaufführungen auf dem Gebiete der Oper gab es den „Evangelimann“, der hier denſelben durchſchlagenden Erfolg hatte wie überall, eine Neueinſtudierung des muſikaliſch ſehr wertvollen, aber etwas langweiligen „Cid“ von Cornelius — eine ſehr hübſche Aufführung der Mozart'ſchen „Entführung“, die jedoch durch die nicht ganz entſprechende Beſetzung einiger Hauptrollen nicht zu dem Erfolge des „Don Giovanni“ und „Figaros Hochzeit“ gelangte und endlich die Erſtaufführung der Thuille'ſchen Preisoper „Theuerdank“, Text von dem jüngſt verſtorbenen Alexander Ritter. Im Schauſpiel wurden uns außer den [illegible] Schwänken „[illegible]“ und „Die Goldene Eva“, welche ſelbſtverſtändlich jubelnd aufgenommen wurden, Philippis [illegible] Drama „Wer war's?“ geboten, welches einen thatſächlich [illegible] erſten Act beſitzt und auch für weiter hin durch ſeine ſpannende Handlung, welche eine pikante anonyme [illegible] und [illegible] geſchickt zu Faden ſchlingt, bei recht guter Darſtellung die Theilnahme weckte, obwohl die [illegible] [illegible] weniger als [illegible]. Auch das „[illegible] des Kaiſers“ verſchwand [illegible] bald wieder vom Repertoir, das [illegible] ſich das Hoftheater mit [illegible] Erfolg. Die Münchener Aufführung „[illegible]“ von [illegible] [illegible] Engelbert Humperdinck [illegible] [illegible] [illegible] Engelbert Humperdinck [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Neuerung zu mindeſtens eigenartiger Wirkung gebracht werden könnte. In Frankfurt am Main hat man denn auch thatſächlich jüngſt, und wie es heißt, mit gutem Erfolg, einige Hauptpartien mit Opernſängern beſetzt, und es war in den dortigen Kritiken denn auch ganz folgerichtig von einem Muſikdrama Humperdincks mit Text von Ernſt Rosmer die Rede. Es ſcheint mir denn aber doch eine Ungebür zu ſein, das ſchöne, kraftvolle Werk der hochbegabten Dichterin zum Rang eines Operntextes herabzudrücken. Hier, wo nur Schauſpieler und zum Theil hervorragend Unmuſikaliſche das Werk zur Darſtellung brachten, empfand man die Muſik, ſo fein gearbeitet und glücklich erfunden ſie auch iſt, zum großen Theil als ein bedenkliches Hemmnis für die Wirkung der Dichtung, weil ſie den Schauſpieler, zumal in dem Rieſenraume des Opernhauſes, zu einer übermäßigen Lungenanſtrengung und zu einer opernhaft ſtyliſierten Geſticulation führt, welche ſeine künſtleriſche Geſtaltungsfreiheit gar bedenklich einengt. Andererſeits muſs ſich auch das Orcheſter mit ſeiner überaus reichen Inſtrumentation Feſſeln anlegen, ſobald das geſprochene Wort eintritt und infolgedeſſen auf die volle Klangwirkung verzichten. Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daſs das Melodram eine recht unglückliche Kunſtform iſt, ſo hat die hieſige Aufführung der „Königskinder“ ihn erbracht. Trotzdem war, wie geſagt, der Geſammteindruck ein bedeutender. Die ſchauſpieleriſchen Leiſtungen waren gute, die Darſtellung der „Gänſemagd“ durch das bisher wenig beachtete Fräulein Brünner ſogar eine entzückende Leiſtung und die Regie des Herrn Savits, ſowie die herrliche decorative Ausſtattung höchſten Lobes würdig.

Das große Ereignis der allerjüngſten Zeit war die Aufführung der „Verſunkenen Glocke“ am Gärtnerplatz-Theater. Alle Welt ſchüttelte bedenklich den Kopf, als die Nachricht in den Zeitungen auftauchte, daſs dieſe Heimſtätte der Operette, der Localpoſſe und des ſchablonenhaften Gebirgsſtückes ſich an Hauptmanns Meiſterwerk vergreifen wollte, und lauter Tadel wurde laut gegen die Leitung des Hoftheaters, daſs ſie ſich der Ehrenpflicht entzog, jene herrliche Dichtung zur würdigen Darſtellung zu bringen. Vergleicht man aber die Königskinder“ mit der „verſunkenen Glocke“ ſo findet man, zwar nicht im leitenden Gedanken, wohl aber in der Stimmung, in der märchenhaften Einkleidung und beſonders in den Situationen des erſten Actes ſo ſtarke Aehnlichkeiten, daſs allerdings eine Aufführung der verſunkenen Glocke an der Hofbühne unmittelbar nach den Königskindern einen Mord an dem früheren Werke bedeutet hätte. Nun iſt aber die Aufführung im Gärtnerplatz-Theater über alles Erwarten gut ausgefallen. In Marie Barkany, der preußiſchen Hofſchauſpielerin iſt ein „Rautendelein“ gewonnen worden, das durch ſchöne Erſcheinung und virtuoſe Beherrſchung aller Kunſtmittel wohl vergeſſen machen kann, was ihrem Naturell gebricht, um das „elbiſche Weſen“ völlig im Sinne des Dichters zu geſtalten, und ein Herr Odel vom Berliner Deutſchen Theater iſt ein Meiſter Heinrich, dem es zwar noch an Kraft gebricht, das Höchſte zu erreichen, dem aber doch die Kunſt der Rede im hohen Maße zu eigen iſt und der mit ſeinem Meiſter Heinrich eine äußerſt ſympathiſche Figur aus einem Guſſe zu ſchaffen vermochte. Die einheimiſchen Kräfte hielten ſich gleichfalls äußerſt wacker, beſonders der junge Charakterkomiker Geis (ein Sohn des hier allbeliebten Volksſängers Papa Geis), welcher die Regie führte und den unübertrefflichen „Nickelmann“ Hermann Müllers ſehr gut copierte. Das Publicum zeigte ſich der hohen Anforderungen, welche die tiefſinnige Dichtung an das Auffaſſungsvermögen ſtellt, durchaus gewachſen, wenn anders man es nach dem Erfolg beurtheilen darf, den es der Dichtung bereitete. Ich habe, ſo lange ich hier in München bin, keinen ſolch ſtürmiſchen Jubel, ſolche andauernde Begeiſterung im Theater erlebt. Der fünfte Act machte hier ſogar einen viel tieferen Eindruck als wie in Berlin und die Hervorrufe am Schluſſe wollten ſchier kein Ende nehmen. Es war ein guter Gedanke des Directors Lang mit ſeinem Regiſſeur nach Berlin zu gehen und ſich fünf Vorſtellungen der verſunkenen Glocke hintereinander anzuſchauen. Selbſt künſtleriſch hervorragendere Bühnen als das Gärtnerplatz-Theater können nichts Beſſeres thun als bei modernen Werken von ſolcher Eigenart ſich möglichſt genau an das vom deutſchen Theater in Berlin gebotene Vorbild anzuſchließen.

Selbſt unſer beſcheidenes Volkstheater, wo man bisher für eine Mark am Sperrſitz ſchauerliche Rührſtücke, Schwänke und Poſſen dritten Ranges genoſs, zeigte ſich in dieſem Winter angeſteckt von dem allgemeinen künſtleriſchen Wetteifer, den das Theater der Schwanthalerpaſſage hier entfacht hat. Es brachte eine Volksoper zuſtande mit ganz reſpectablen Leiſtungen. Es verhalf Senſationsſtücken, wie das „[illegible]“ von Hans und „[illegible]“ zu einer langen Reihe von Wiederholungen und erntete den größten künſtleriſchen und Caſſenerfolg mit Hauptmanns „Weber“, die nun auch ſchon die 25 Vorſtellungen hinter ſich haben. In den nächſten Tagen wird in dieſem ſelben Volkstheater der „Akademiſch-dramatiſche Verein“ unter meiner Leitung mit Unterſtützung hervorragender auswärtiger Künſtler Ernſt [illegible] bedeutendes [illegible] „[illegible]“ zur Aufführung bringen. [illegible]

führende Stellung des Münchener Theaters, und ich zweifle nicht daran, daſs, wenn erſt der Schreck über die miſslungene Gründung des Deutſchen Theaters überwunden und die „Specialitäten“ mit Pauken und Trompeten dort eingezogen ſein werden, bald abermals ein neues Haus entſtehen wird, in welchem die ernſthafte neue Kunſt eine wirkliche und bleibende Heimſtätte zur Freude des Publicums und zum Ruhme der Stadt München finden wird.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Eine Zeitlang iſt uns ſchon vor der Gottähnlichkeit des Grafen Badeni bange geworden. Die letzten Wochen haben uns beruhigt. Bei aller Anerkennung der übermenſchlichen Eigenſchaften des Miniſterpräſidenten, beginnen wir denn doch auch ſchon Unterſchiede zwiſchen ihm und dem lieben Gott zu entdecken. Zum Beiſpiel: als Gott daran gieng, die Welt zu erſchaffen, herrſchte im Weltall das Chaos, aus dem er durch ſeine Kraft die Weltordnung geſtaltete. Als Graf Badeni dagegen — mit Verlaub — ſein Amt antrat, herrſchte im Parlament eine leidliche Ordnung, aus der er durch ſeines Willens Zauber nun glücklich ein parlamentariſches Chaos geſchaffen.

*

Auch die große Bismarck-Aehnlichkeit des Grafen Badeni machte uns anfangs beben. Jetzt aber ſetzt, zu unſerer Befriedigung, die Klärung der Unterſchiede an. Zum Beiſpiel: Fürſt Bismarck hatte immer zwei Eiſen im Feuer, die er abwechſelnd wärmte, um ſie ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. Graf Badeni dagegen hatte Ein Eiſen in zwei Feuern. Das Eine Eiſen iſt die bekannte eiſerne Hand des Grafen Badeni. Die zwei Feuer ſind die beiden feindlichen Parteien, mit denen er abwechſelnd zu regieren gedachte, die Jungczechen und die Deutſchliberalen. Beide hielt er ſich warm, und bald ſteckte er die Eiſerne Hand in das eine, bald in das andere nationale Feuer, immer in dasjenige, welches gerade im Augenblick beſonders heftig aufloderte. Der Schluſs iſt, daſs die Eiſerne Hand des Miniſterpräſidenten ſo allgemach, durch die ſich gegenſeitig ergänzende Wirkung beider Feuer, in eine Weißglühhitze gerathen iſt, die vielleicht auch dem Träger der Eiſernen Hand, dem Grafen Badeni ſelbſt auf die Nerven gehen muſste und ihn eines Tages zwang die überhitzte Eiſerne Hand von ſich zu werfen.

*

Auch mit dem Grafen Taaffe ſchien Graf Badeni rivaliſieren zu wollen. Doch ſelbſt dieſer Schein iſt im Schwinden. Allerdings war auch Graf Taaffe kein parlamentariſcher Miniſter, der an der Spitze der Parteien marſchierte. Er ſtand über den Parteien, die er von oben aus zu lenken verſtand. Graf Badeni hat mit ihm nur die Aehnlichkeit, daſs auch er nicht an der Spitze der Parteien geht. Der Unterſchied gegen Taaffe iſt, daſs Graf Badeni hinter den Parteien einhergeht.

*

Solange im alten Parlament die Parteien, in ſpannungsvoller Erwartung der Willensäußerungen der Wählerſchaft, ruhig ſtillſtanden, ſchien auch Graf Badeni einen feſten Standpunkt einzunehmen. Nun aber, da nach den Wahlen im neuen Parlament alle Parteien, durch neue Antriebe in Bewegung geſetzt, nach allen Richtungen der politiſchen Windroſe auseinandertreiben, weiß auch Graf Badeni nicht, wohin er laufen, welcher der Parteien er folgen ſoll.

*

Da aber auch ein polniſcher Miniſterpräſident ſich nicht zertheilen, nicht nach mehreren Richtungen gleichzeitig ſtreben kann, iſt ſchon nach der zweiten Sitzung des neuen Parlaments, vier Tage nach der Verleſung der Thronrede die Miniſterkriſe eingetreten. Die Parteien ſollen einen Augenblick innehalten, damit Graf Badeni ſich überlegen kann, mit wem er gehen ſoll. Sobald er ſich darüber klar geworden ſein wird, können die Parteien im Parlament ſich wieder in Bewegung ſetzen — aber „nur langſam voran, nur langſam voran, damit — Graf Badeni nachkommen kann.“

*

Herr Dr. Lueger ſcheint den Braten vor einigen Tagen ſchon gerochen zu haben, als er ſich plötzlich ſo auffällig beeilte, dem Grafen Badeni ſeinen Bürgermeiſterwechſel zur Einleitung zu präſentieren. Auch meine Wenigkeit hat die Miniſterkriſe vielleicht weniger überraſcht als den Grafen Badeni ſelbſt. Ich habe ſchon vor vierzehn Tagen an dieſer Stelle die Möglichkeiten von Miniſter-Ausſchaltungen beſprochen, wurde aber vom Staatsanwalt mitleidlos confiſciert.

Graf Badeni hat ſofort nach ſeiner Demiſſion den Auftrag zur Bildung eines neuen Cabinets übernommen. Nachdem er im Fall [illegible] ſich fähig gezeigt hat, im neuen Parlament eine überwältigende Majorität gegen ſich zuſtande zu bringen, warum ſollte es ihm nicht gelingen, einmal in dieſem Hauſe auch eine Majorität für ſich zuſammenzubringen? Wenn nicht liberal, dann clerical. Wenn nicht ſo: er kann auch anders. Gott helfe ihm. Amen!

Kr.

* * *

Die „Arbeiter-Zeitung“ hat in ihrer Nummer vom 27. v. Mts. gegen mich einen längeren, ſehr heftigen Artikel gerichtet, weil ich in mehreren Verſammlungen an der Taktik der ſocialdemokratiſchen Partei in Wien ſcharfe Kritik geübt habe. Meine Antwort kann glücklicher Weiſe ganz kurz ſein. Ich habe Beſchwerde erhoben, weil ſowohl in der ſocialdemokratiſchen Preſſe als auch in ſocialdemokratiſchen Verſammlungen mit [illegible]

Digitized by Google

Politik, Grafen Badeni, ausſchließlich gerichtet werden müſsten. Mein zweiter Beſchwerdepunkt betraf den damals in Volksverſammlungen befürworteten Boycott der antiſemitiſchen Kleinhändler. Ich rieth ſtatt deſſen den Arbeitern die Organiſierung von Genoſſenſchaften an, wenn ſie ſich gründlich vom paraſitären Zwiſchenhandel emancipieren wollen. Beide Beſchwerdepunkte ſind mittlerweile zu meiner Zufriedenheit behoben worden: Die Zielſcheibe der politiſchen Angriffe der Arbeiterpartei iſt aus der elften bis ſiebenten Rangsclaſſe (der Sicherheitswach- und Bezirkshauptleute) in die erſte (des Miniſterpräſidenten) emporgeſteckt worden, und an die Stelle des angedrohten wirtſchaftlichen Guerillakrieges, der Boycottierung politiſcher Gegner, iſt die organiſierte Entziehung der Kundſchaft auf wirtſchaftsgenoſſenſchaftlicher Grundlage in Ausſicht genommen worden. Nachdem ich ſo in der Sache Recht behalten, können mich die perſönlichen Anzapfungen der „Arbeiter-Zeitung" kalt laſſen. Der „Arbeiter-Zeitung" iſt noch überdies das Malheur paſſiert, für den gegen mich gerichteten Angriffsartikel von dem Badeni'ſchen Reptil, der „Reichswehr", öffentlich belobt zu werden. Unter ſolchen Umſtänden will ich die „Arbeiter-Zeitung" nicht weiter kränken. Ich verſichere ſie vielmehr meines aufrichtigen Beileids zu der ſonderbaren Waffengefährtin, die ſie im Kampfe gegen mich gewonnen hat.

J. Singer.

Volkswirtſchaftliches.

Als im vorigen Jahre die Verſtaatlichung der Nordweſtbahn in Verhandlung ſtand, wurde von allen Officiöſen als ein Hauptargument für die Annahme der Vorlage darauf hingewieſen, daſs bei der fortſchreitenden Verkehrsentwicklung die Bahnen von Jahr zu Jahr mehr wert würden, und daſs man daher heuer lieber einen hohen Preis zahlen ſolle als im nächſten Jahre einen noch höheren. Die günſtige Verkehrsentwickelung iſt auch ganz unbeſtreitbar und darum iſt es wünſchenswert, daſs die Regierung, welche im Vorjahre durch ihre unannehmbare Vorlage die Verſtaatlichung verzögert hat, bald eine angemeſſenere ausarbeiten möge, damit der Paſſus der Thronrede, welcher die Verſtaatlichung einzelner Eiſenbahnlinien ankündigt, nicht auch zu den vielen Programmpunkten zählen möge, deren Ausführung zurückgeſtellt wird. Andererſeits möge die Regierung gerade aus der Entwicklung der Nordweſtbahn-Einnahmen die Lehre ziehen, daſs ein Kaufpreis, welcher den gegenwärtigen Wert der Bahn weit überſteigt, auch bei günſtiger Verkehrsentwicklung ein ſchlechtes Geſchäft bleibt. Wir erinnern daran, daſs wir in unſerer Campagne gegen das Nordweſtbahn-Uebereinkommen mit beſonderem Nachdruck betonten, daſs ſelbſt, wenn man von allen Einwendungen, welche gegen die Höhe des Kaufpreiſes zu machen ſind, abſieht, nicht einmal die muthmaßliche Einnahmenentwicklung der Bahn, ſpeciell der Elbethalbahn bis zu ihrem conceſſionsmäßigen Einlöſungstermin, für die Annahme der Vorlage ſpreche. Damals wurde officiöſerſeits und im Ausſchuſsberichte auf die glänzenden Mehreinnahmen der Bahn hingewieſen, es wurde damals und bis zum Ende des abgelaufenen Jahres von allen Seiten immer wieder verſichert, daſs die Geſellſchaft auch ohne Verſtaatlichung und ohne Converſion der Prioritäten in der Lage ſein werde, den Actionären eine Dividende in der Höhe der vereinbarten Ablöſungsrente von 12 Gulden zu bezahlen. Wir haben damals darauf hingewieſen, daſs dieſen proviſoriſchen Mehreinnahmen gar keine Beweiskraft für das Endreſultat zukommen, und daſs dieſelben außerdem durch die Erhöhung der Laſten für Gehaltsregulierung und Anderes abſorbiert werden würden. Der Erfolg hat uns in beiden Punkten recht gegeben. Die Mehreinnahmen ſind, wie ſeit einigen Wochen bekannt iſt, ſtark zuſammengeſchrumpft, bei der Elbethalbahn ſogar vollſtändig geſchwunden, die Ausgaben aber ſind derart angeſchwollen, daſs die Dividenden für 1896 wahrſcheinlich nicht nur unter 12 Gulden, ſondern ſogar unter den Vorjahrsdividenden ausfallen werden. Wenn wir dieſe Thatſachen heute anführen, geſchieht es, damit Regierung und Parlament aus ihnen lernen mögen, damit bei Ausarbeitung neuer Verſtaatlichungsvorlagen nicht wiederum mit Rückſicht auf eine zukünftige Entwicklung Einlöſungspreiſe beantragt werden, die in der Gegenwart nicht begründet ſind.

*

Als in den erſten Tagen des Monats Februar die ungünſtigen Rectificationsziffern der Nordweſtbahneinnahmen bekannt wurden, wurde an anderen Orten darauf hingewieſen, daſs dadurch die Bezahlung einer Dividende von 12 Gulden, welche bis dahin in allen eingeweihten und uneingeweihten Kreiſen als unbedingt ſicher erklärt worden war, unmöglich geworden ſei. Nichtsdeſtoweniger wurde noch nachher bis vor wenigen Tagen in verſchiedenen Wiener Blättern die genannte Dividende für unbedingt geſichert erklärt und erſt in den allerletzten Tagen haben die nämlichen Blätter weit niedrigere Dividendentaxationen veröffentlicht, ja niedriger als man aus den bisher bekannten Einnahmeziffern ſchließen muſste. Eine ſolche Irreführung des Publicums kann nur — ob beabſichtigt oder unbeabſichtigt — ſpeculative Tendenzen fördern. Um ſo bedauerlicher iſt es, daſs dieſe Dividendentaxationen meiſt in einer Form veröffentlicht wurden, welche den Schein einer inſpirierten oder officiöſen Darſtellung dadurch erwecken, daſs in der [illegible] vorher unbekannte Angaben enthalten ſind, welche nur auf [illegible] Informationen aus der Verwaltung zurückgeführt werden können. Es iſt möglich, daſs [illegible] dieſe Informationen, nicht aber die daran geknüpften Dividendenberechnungen inſpiriert ſind; nichtsdeſtoweniger gewinnen ſie dadurch einen Anſtrich der Verläſslichkeit, welche ihnen ſonſt nicht zukommen würde, und iſt dadurch auch die Irreführung der Intereſſentenkreiſe eine [illegible]. Dem wäre leicht abzuhelfen, wenn die Verwaltung dieſer Bahn, ſowie [illegible] Bahnen, beſonders der Staatsbahn und Südbahn, mit ihren Mittheilungen ans Publicum weniger ſparſam wären und zu [illegible] den Weg unverbindlicher und uncontrolierbarer [illegible] officieller Communiqués [illegible] [illegible] weshalb die Actionäre nicht [illegible] welche Ergebniſſe die Rechnungsſtellung der [illegible] geliefert hat, und welche Mehrauslagen die [illegible] Unfallverſicherung verurſacht hat.

*

Die andauernd deſolaten Verhältniſſe an der Wiener [illegible] börſe bringen nach und nach alle [illegible] ſo nicht weitergehen könne. Die merkwürdigſten [illegible]

um dem Miſsverhältnis zwiſchen den vorhandenen Umſätzen und der Zahl derer, die davon leben wollen, und dem Miſsverhältnis zwiſchen dem Riſico bei Eingang eines Geſchäfts angeſichts der geringen Creditwürdigkeit der Contrepartie und dem möglichen Gewinne abzuhelfen. Die einen wollen, daſs eine Maklerbank gegründet werde; da aber niemand weiß, woher dieſe die Geſchäfte nehmen ſoll zur Capitalverzinſung und zum Riſicoerſatz, ſo findet ſich auch niemand, der das Geld zur Gründung hergeben würde. Die anderen wollen den Ultimohandel abſchaffen, weil ſie glauben, daſs man ihnen für einen Tag eher Credit gewähren würde, als für einen Monat: und ſo finden ſie ſich mit den grimmigſten Agrariern im Haſs gegen das Termingeſchäft, das von beiden ziemlich unſchuldig angefeindet wird. Denn eine Effectenbörſe mit Terminhandel ſieht einer Börſe ohne Terminhandel verzweifelt ähnlich. Die gewählte Vertretung der Börſe ſelbſt, die Börſekammer, weiß noch weniger Rath als die anderen. Bisher iſt aus ihrer Mitte nur ein Antrag bekannt geworden, der dahin geht, daſs jedes neue Mitglied eine Caution von 5000 fl. erlegen ſolle. Ja wenn dieſer Beſchluſs vor drei Jahren gefaſst worden wäre, als täglich Anmeldungen zur Aufnahme in großer Zahl an der Börſe einliefen! Da hätte man mit dieſem Beſchluſs manchen ferngehalten, der dieſe fünftauſend Gulden nicht gehabt hat. Heute iſt die Zahl derer, welche den Boden der Börſe betreten wollen, recht gering und nicht die neu eintretenden Mitglieder bilden das Bleigewicht für die Börſe, ſondern die vielen alten, welche jenen Betrag nur ſchwer aufbringen könnten. An den heutigen Zuſtänden iſt, wie wir ſchon damals ausgeführt haben, zum nicht geringen Theil der Umſtand ſchuld, daſs im Krach mehr als hundert Mitglieder, welche ihre Differenzen nicht zahlen konnten, ausgeglichen wurden, und daſs auf dieſe Weiſe vermögensloſe Menſchen an der Börſe erhalten wurden ohne Ausſicht, daſs ſie einen Erwerb daſelbſt finden könnten. Damals hat man aus miſsverſtandener Humanität verabſäumt, auf dem Wege ſtrenger Gerechtigkeit, den Organismus, der für die verminderte Erwerbsmöglichkeit viel zu groß war, durch Abſtoßung — wie ſagen wir nur, um nicht zu beleidigen — nicht ſehr gewiſſenhafter Elemente zu verringern. Ebenſowenig als damals wird die Börſe und ihre Vertretung heute den einzigen Weg betreten, welcher die Sanierung ermöglichen würde, nämlich das Verlangen einer Caution von 5000 fl. auch auf alle gegenwärtigen ſelbſtändigen Börſenmitglieder auszudehnen. Wenn dann eine Anzahl Mitglieder wegfallen würde, ſo wird es für die Börſe ſelbſt kein Nachtheil ſein, und auch den Betroffenen, welche ohnedies, wenigſtens auf ehrlichem Wege, keine Erwerbsmöglichkeit an der Börſe finden können, wird die Nothwendigkeit, einen anderen Beruf zu ſuchen, nur das Ende einer unhaltbaren Situation bedeuten.

♎

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Théâtre d'auditions, „Le meilleur moment" von Marcel Nalouis, „Monsieur Gasconnet" von Cann, „Hymnia" von Gaſton de Raimes, „Bien fol qui s'y fie" von Louis Forlant. Berlin. Deutſches Theater, „Einſame Menſchen" von Gerhart Hauptmann. Neues Theater, „Trilby." Theater des Weſtens, „Corpsgeiſt" von Max Mißner. Schillertheater, „Die Bildhauer" von Eugen Reichel.

* * *

Es muſste die Sandrock reizen, einmal die Lecouvreur zu ſpielen. Leſen wir nämlich die Urtheile jener Zeit über die große Adrienne, ſo glauben wir faſt, daſs von unſerer Adele die Rede iſt. Es ſtimmt Wort für Wort. Von der Lecouvreur erfahren wir aus dem „Parnaſſe" des Titon du Tillet, aus dem „Mercure" und aus der Biographie, die ihr der gute Abbé d'Allainval, ein damals ſehr beliebter Autor von Komödien, ſo eine Art Ludwig Fulda jener Vergangenheit, geſchrieben hat, daſs ſie niemals einen Lehrer hatte, ſondern „se crea elle — même", und es heißt: „on lui donne la gloire, d'avoir introduit la declamation simple, noble et naturelle, et d'en avoir banni le chant." Als ſie ſtarb, ſaß Voltaire bei ihr; dieſer große Journaliſt hat ihre Augen zugedrückt. Er hatte von ihr geſagt:

De la nature elle a su le langage ....
Elle embellit son art, elle en changea les lois.

Er ſchrieb, was der Schauſpieler Grandval dann an ihrem Grabe ſprach: „Ici, messieurs, je sens que vos regrets redemandent cette actrice inimitable, qui avait presque inventé l'art de parler au coeur et de mettre du sentiment et de la verité où l'on ne mettait guères auparavant que la pompe et de la declamation." Schaut man da nicht auf über die Aehnlichkeit mit unſerer Sandrock? Sie [illegible] ſich denn auch ſelbſt zu ſpielen [illegible] Glauben. Als ſie im zweiten Act die [illegible] banale Fabel von Lafontaine [illegible] durch alle Logen. [illegible] Sandrock [illegible] und [illegible]

H. B.

[illegible]

Digitized by Google

kritiſch prüfend dürfte er wirklich ſchon „viel geſehen“ haben; er hat gründlich ſtudiert, wie es heutzutage von den meiſten Bühnendichtern gemacht wird, und wie es wenigſtens nicht gemacht werden ſoll. So hat er eine gewiſſe Selbſtkritik, eine Art indirecter Routine gewonnen, und die iſt das beſte an ſeinem Schwank geworden. Er begeht keine der üblichen Geſchmackloſigkeiten, und faſt kann man ihm nachrühmen, daſs er überhaupt ohne alle die conventionellen Behelfe der heutigen Bühnenſchriftſteller auskommt. Das iſt ein Vorzug, der nicht leicht nach Verdienſt gewürdigt wird, aber es verräth — oder genauer, es verbirgt — ſich darin viel ehrliche dramatiſche Arbeit und Einſicht. Als Stoff hat Herr Engel freilich nur einen Einfall benützt, der nichts mehr iſt als ein origineller Bühnenſcherz. Aber er führt ſeine Idee mit wohlthuender Sachlichkeit und Einfachheit durch. Selbſt auf die Gefahr hin, ſtellenweiſe trocken und eintönig zu ſein — wie um die Mitte des erſten und am Beginn des dritten Actes — verſchmäht er es, übertrieben und unlogiſch zu werden. Eine Liebesſcene im zweiten Act iſt beinahe imponierend, weil ſie ganz aus des Verfaſſers eigenen, der Situation des Stückes entſprechenden Mitteln beſtritten wird. Durch dieſe ſachliche, logiſche Verarbeitung ſeines Themas hat der Verfaſſer noch zwei Dinge erreicht — ſozuſagen blind erreicht — die ſich in ſeinem Stück angenehm bemerkbar machen: eine Vertiefung einzelner Figuren, trotzdem dieſelben urſprünglich gewiſs nur als Träger der Fabel gedacht waren, und eine lobenswerte Natürlichkeit des Dialogs. Die Aufführung, von Director Gettke gut inſceniert, unterſtützte den Autor in allen dieſen Stücken. Fräulein Rieſe und die Herren Schildkraut und Natzler ſchwelgten in Nuancenfreude; Herr Fröden verſtand ſich ſeit ſehr langer Zeit zum erſtenmal wieder dazu, eine wirkliche Enſemblerolle wirklich zu ſpielen, und fand ſich damit verhältnismäßig recht gut ab; und nur Frau Laska war für ihre Rolle, deren Einzelheiten ſie ſehr gut herausbrachte, im ganzen nicht charakteriſtiſch genug.

Carltheater. Ferdinand Bonn hat dieſer Tage ſein Gaſtſpiel beendet. Sein Oberſt Lenox in der „Officiellen Frau“ war eine mit gutem trockenen Humor angelegte, aber höchſt nachläſſige und unfertige Leiſtung. Herr Bonn gieng dabei offenbar von einer irrigen Anſchauung aus. Eine dumme Rolle ſpielen, aber wegwerfend ſpielen, heißt noch nicht jene Ueberlegenheit beweiſen. Die Ueberlegenheit des Schauſpielers beſteht darin, daſs er die Rolle des Stückes übertrifft, daſs er den Dichter beſchämt, indem er ihm zum Sieg verhilft. Herr Bonn aber hat das ſchier unerträgliche Senſationsſtück noch um einiges roher gemacht. Sein Kean dagegen war eine vom Theaterſtandpunkt einwandfreie Leiſtung, auf der Höhe aller Situationen des Dumas'ſchen Schauerdramas ſtehend. Man findet vielleicht, daſs ein Lob in dieſer Form ein ſehr zweiſchneidiges Lob iſt. Das ſoll es auch ſein. Der Kean des Herrn Bonn hat nämlich eben dadurch, daſs darin nichts eigentlich verdorben, aber auch nichts außerordentlich war, einen fatalen Hang zur Correctheit verrathen. Ein „correcter“ Kean — wer in Herrn Bonn noch den Stürmer und Dränger wähnte, der er im Renommé bekanntlich iſt, muſste enttäuſcht ſein. Ich für meine Perſon erlaube mir zu bemerken, daſs ich nichts anderes erwartet habe. Ein Schauſpieler, der mit Hilfe richtiger Mittel und eines gebildeten Verſtandes alles zu ſpielen ſich gewöhnt, wird nur ſelten jenes Letzte, Geheimnisvolle, wortlos Ueberzeugende bringen, das die correcte Darſtellung von der originellen unterſcheidet. Das Letzte ſtellt ſich ja nur als eine ungewollte, unbewuſste Aeußerung von Temperament und Naturell ein. Und das ſtellt ſich begreiflicherweiſe bei jeder Schauſpieler-Individualität nur auf einem beſchränkten Rollengebiete ein. Herr Bonn aber zerſplittert ſeine Perſönlichkeit und ſein eigenartiges Talent, indem er die Grenzen aller Gebiete aufzuheben ſucht. Der Alexis Ramel im „Schwert“, die einzige wirkliche Rolle, in der er hier auftrat, war auch die einzige Rolle, in der er etwas von höherer, ſchöpferiſcher Schauſpielkunſt verrieth. Da war Einheit, da war unbewuſste Aeußerung eines Temperaments, da war etwas wie der Duft einer Perſönlichkeit. Den Svengali, [illegible] und Kean aber gab er wie einer, der auch dieſes ſpielen kann. Dem leeren Pathos dieſer drei Rollenmerke hat er keine eigenartige, perſönliche Bedeutung zu geben gewuſst. Aber eine äußerliche und auch nur äußerlich imponierende Correctheit kann er da nicht [illegible]. Wenn Herr Bonn wirklichen [illegible] Ehrgeiz beſäße, ſollte er der Gefahr, die in dieſem Alleskönnen und der [illegible] der Darſtellung liegt, [illegible] auszuweichen. [illegible]

A. G.

Bücher.

[illegible]

Henry Higgs: The Physiocrats. Six Lectures on the French Economistes of the 18. Century. London, Macmillan and Co. 1897.

Es geht ein merkwürdiger Reiz von den alten ökonomiſchen Claſſikern aus: wer ſie jemals von ſich geworfen, um, frei von allen geiſtigen Feſſeln Geſchichte und Leben der Völker zu betrachten, kehrt wieder zu den Alten zurück, um ſie umſo inniger zu genießen, ihr Bild von allem literariſchen Roſt zu befreien, und das volle Licht der Gegenwart auf ihren Zügen leuchten zu laſſen. Wir glauben, ihr Bild geſchichtsgerecht wiederherzuſtellen, indes wir unbewuſst es in unſerem Sinne erneuern und verjüngen. Dabei wird viel Falſches berichtigt, manche Illuſion zerſtört, aber auch viel Bedeutendes entdeckt. Das alles gilt im beſten Sinne von Lohmanns Schrift über Vauban. In den üblichen Geſchichten der Nationalökonomie, die ja überhaupt von Irrthümern wimmeln, wird der Marſchall den Vorläufern der liberalen Schule beigezählt. Auf Grund gründlicher Quellenkritik beweiſt nun Lohmann, daſs Vauban ein echter und rechter Schüler Colberts geweſen und in dem Handelskriege gegen England ſelbſt den Seeraub ſtaatlich zu organiſieren empfohlen hat. Auf der ſpecifiſch mercantiliſtiſchen Idee der Hebung des Bevölkerungsſtandes um jeden Preis, die dem alten Haudegen beſonders ſympathiſch ſein muſste, beruht ſein unabläſſiger Kampf gegen die entvölkernde Finanzpolitik des Hofes und der mit ihm liierten Haute finance. Seine Vorſchläge ſind: Allgemeine Wehrpflicht, Reſtituierung des Edicts von Nantes, Reform der Verwaltung, Beſeitigung der Lebensmittelabgaben (mit Ausnahme des Salzmonopols), Abſchaffung des Staatsſchuldenweſens, allgemeine Steuerpflicht. Den Kern der letzteren ſollen bilden: eine allgemeine Proportionalſteuer von allen Erträgen und Einkommen (ein Zwanzigſtel für die oberen Stände, ein Dreißigſtel für die arbeitenden Claſſen), ferner eine in Natura zu erhebende Grundſteuer. Dazu kommen Zölle und Luxusſteuern. Der Ausbau der Waſſer- und Landſtraßen, die Förderung der Landescultur durch Waſſergenoſſenſchaften, die Controle der Wirtſchaftspolitik durch Volkszählungen und ſociale Enquêten, das iſt das Programm dieſes eminenten Praktikers in Krieg und Frieden. Und da es an dem dazu nöthigen „ſocialen Geiſt“ in der Beamtenſchaft des ancien régime gebrach, ſo meinte er kurzweg: „wenn ein großer König das Recht auf ſeiner Seite hat, im Verein mit dem offenbaren Vortheil ſeiner Völker und einer 200.000 Mann ſtarken Armee als Stütze, dann braucht man vor keiner Oppoſition ſich zu fürchten!“ Aber wie, wenn man die Armee, wie das im ancien régime vorgekommen, nicht mehr beſolden kann? Wer ſo ſpricht, iſt kein fortgeſchrittener Oekonom, da hat Lohmann ganz recht. Vauban will eine rechte Militärmonarchie aus Frankreich machen, ohne faule Finanzleute und Pfaffen, auf die er weidlich losziecht, aber mit recht viel tauglichen Recruten. Le menu peuple ſoll ſeine Ration Commiſsbrod täglich zugemeſſen erhalten — echte Soldatenökonomik. Nur war es auch dazu zu ſpät. — Wer ſich an den Fortſchritten der ökonomiſchen Erkenntnis im ancien régime delectieren will, der leſe das Büchlein von Higgs über die Phyſiokraten, die erſten großen Meiſter, die die Vorgänge des Güterumlaufs und der Einkommensbildung erkennen gelehrt, und die den protectioniſtiſchen Eigennutz und das finanzielle Staatsparaſitenthum ſo muthig gegeißelt: „Il faut faire la guerre aux foux même quand ils deviennent furieux, et la leur faire bonne et vive, jusqu'à ce qu'on les ait mis dans l'impuissance de nuire.“ Higgs beſchreibt nicht nur Entſtehung und Thätigkeit der Phyſiokraten, ſondern auch ihren Kampf, ihre Gegner und ihren Einfluſs auf die modernen Oekonomen. Dabei ſind ihm zwei bedeutende Syſtematiker entgangen: Marx und Eiſelen. Im übrigen würde ich den „Physiocrats“ von Higgs das höchſte Lob ſpenden, wenn mir die Unbefangenheit des Urtheils nicht durch die Liebenswürdigkeit des Verfaſſers benommen wäre. Aber ſoviel ſteht feſt: wer die Bücher von Lohmann, von Higgs und den überaus geiſtvollen Eſſay von Hector Denis über Quesnay und die Phyſiokraten in der Zeitſchrift für Volkswirtſchaft, Socialpolitik und Verwaltung (1897 H. 1) ſtudiert, iſt nicht umſonſt wieder einmal theoretiſch, agrar- und handelspolitiſch auf der Schulbank geſeſſen.

St. B.

Franz Evers: „Hohe Lieder“. Mit Bildſchmuck von Fidus. Berlin, Schuſter & Löffler 1896.

In vornehmen, prächtigen Verſen, die das Gemeine und Gewöhnliche ſcheuen und aus Angſt, den Staub zu berühren, über der Erde ſchweben, im devoten Gewande des Königs und des Prieſters verkündet Franz Evers die hohen Lieder ſeiner Seele. Aber erſt in der Höhe, in der Einſamkeit, auf den Gipfeln, wo die Unberufenen, die Anzuwerfen nicht eindringen, öffnet er demüthig ſeine Seele ganz und die ewigen Klagen des Menſchlichen, die Thränen der Unirdiſchen, die Seufzer der nimmer gebändigten, nie entbundenen Sehnſucht ſteigen als Brandopfer des Irdiſchen, des verwirrten Weſens in das Ewige und Unendliche empor. — Dieſes Buch hinterläſst den Eindruck, den Fidus in ſeiner herrlichen Schwarzzeichnung feſtgehalten hat: das Haupt eines Jünglings, deſſen ſchmales, bleichglänzendes Madonnenantlitz von ungebändigten Locken umwallt iſt und um deſſen reine Stirne Dornenkränze geflochten ſind. Aus ſeinen Augen, die ohne Thräne weinen, klagt verzweifelte, [illegible] Sehnſucht, aber der ſtrenge, verſchloſſene Mund bedeutet den Sieg des Wiſſenden, der ſich aus den Leiden über die Leiden ſchwang, und [illegible].

M. M.

Horatius travestitus. Ein Studentenſcherz. (Berlin bei Schuſter & Löffler.)

[illegible] den lateiniſche Text, und ſo [illegible] umgebogen, daſs [illegible] man möchte gerne wiſſen, ob [illegible]

[illegible]

[illegible] Chriſtian Morgenſtern [illegible] hat, einen dichteriſchen [illegible] nicht.

L. J. B.

Digitized by Google

Revue der Revuen.

Das Märzheft der „Deutſchen Revue“ enthält eine phyſiologiſche Betrachtung des Glasgower Gelehrten Mac Kendrick über die Frage: „Iſt die Haut für Muſik empfindlich?“ Profeſſor Kendrick geht dabei von einem Experiment aus, das in Folgendem beſteht. Ein Mikrophonſender wurde über der Scheibe eines Phonographen aufgehängt und mit der Umwicklung der Hauptſpule einer Inductionsmaſchine verbunden. Die Enden der Umwicklung der Nebenſpule wurden mit zwei ſchmalen Streifen Platinblech verbunden; dieſe hiengen in zwei iſolierten Gefäßen, die mit einer Kochſalzlöſung gefüllt waren. Wenn Profeſſor Kendrick dann den Phonographen in Thätigkeit ſetzen ließ und ſeine Finger in die Flüſſigkeit hielt, ſo fand er, daſs er in den Fingern ein elektriſches Zittern ſpürte, das dem Rhythmus, dem Tempo und der Stärke der von dem Phonographen geſpielten Melodie genau entſprach. Wenn er die Stärke der Inductionszuckungen allmählich vermehrte, ſo konnte er jede Note und jeden Accord der geſpielten Muſik durch das Gefühl deutlich unterſcheiden. Jede Widerſtandsveränderung im Mikrophonſender, die durch den wechſelnden Druck der Schallwellen hervorgerufen wurde, hatte alſo eine entſprechende Veränderung in dem durch die Nebenſpule hervorgerufenen Reize zur Folge, und die Gefühlsnerven der Haut waren imſtande, alle dieſe kleinen Veränderungen deutlich zu empfinden. Sehr intereſſant iſt die Anwendung, welche Profeſſor Kendrik von dieſer Entdeckung bei tauben Perſonen machte. Verſchiedene Taube waren ganz überraſcht über die ihnen gebotene Sinneswahrnehmung, die für ſie etwas ganz Neues war, und als man ihnen klar machte, daſs dieſes ein Theil der Muſik ſei — viele Elemente des Muſikempfindens gehen bei dieſer Uebertragung auf den Taſtſinn ſelbſtverſtändlich verloren — zeigten ſie ſich hoch erfreut. Kendrick geht aber in ſeiner Annahme noch weiter, indem er die Frage aufwirft: Sollte es nicht auch möglich ſein, daſs die Einwirkung eines elektriſchen Reizes auf die Haut von der Stelle des Gehirns, an der die Hautempfindungen zum Bewuſstſein kommen, zu jener Stelle, die die Gehörempfindungen hat, fortgepflanzt wird und hier etwas ins Bewuſstſein treten läſst, was mit dem Anhören von Tönen und Muſik einige Aehnlichkeit hat?

„**Le Cri de Paris**“ nennt ſich ein neues Wochenblatt, das ſeit Ende Jänner in Paris erſcheint. Es ſtellt ſich die Aufgabe, alle großen und kleinen Miſsſtände, unter denen das Publicum täglich zu leiden hat, zu bekämpfen, und ladet alle Leſer zur Mitarbeiterſchaft ein, indem es je nach ihrer Wahl ihre Einſendungen mit vollem Namen oder anonym zu veröffentlichen verſpricht. Das Blatt zerfällt in zahlreiche Rubriken: Politik, kleine Chronik, Theater und Kunſt, Sport und Finanzen, deren jede mehrere knappe, zumeiſt ſatiriſch gehaltene Entrefilets umfaſst.

Das Märzheft des „**United Service Magazine**“ eröffnet ein Vortrag über die Vortheile des Krieges, den Lord Wolſeley, der Oberbefehlshaber der engliſchen Armee, kürzlich gehalten hat. Trotzdem er ſich von vorneherein gegen den Verdacht verwahrt, ein Anwalt des Krieges zu ſein, meint er doch, daſs derſelbe manche edle Eigenſchaft, wie den Muth, die Standhaftigkeit, die Todesverachtung, die Vaterlandsliebe entwickle. Der Krieg wirke belebend und kräftigend auf die Völker, die ein Uebermaß an Cultur erſchlafft und verweichlicht habe. Der Militärdienſt übe einen ſegensreichen, regenerierenden Einfluſs auf das Individuum und indirect dadurch auf die ganze Nation, was ſich beſonders in Ländern, wo die allgemeine Wehrpflicht herrſche, beobachten laſſe. Auch als Culturträger ſei der Krieg nicht zu unterſchätzen. Speciell England könne mit Stolz auf zahlreiche im Krieg eroberte barbariſche Länder verweiſen, denen ſeine Herrſchaft die Civiliſation, den chriſtlichen Glauben, den Handel und die wirtſchaftliche Wohlfahrt gebracht. Ja, die Geſchichte der alten Welt zeige ſogar, daſs barbariſche Völker ihren Gegnern im Krieg Vortheile zu bringen vermögen. So danke man zweifellos den wilden Horden, die das römiſche Reich zerſtörten, den Urſprung der freiheitlichen Ideen, die noch heute die Welt durchleuchten und den Impuls zu jeder höheren Entwicklung geben.

Die ſchöne Frau.

Eine Anekdote

Von Hermann Bahr.

Ich treffe meinen lieben alten Freund Paul Dorn auf der Gaſſe.

„Servus!“ ſage ich. „Endlich ſieht man dich wieder einmal! Iſt das eine Manier? Es ſind wenigſtens ſechs Monate — na, aber laſs dich anſchau'n! Wie geht's dir denn immer — jetzt, in der Ehe? Paul, Paul, wer hätte das von dir gedacht! Auf dich hätt' ich geſchworen! Aber die Weiber — ja, die Weiber!“

Paul lacht, nimmt meinen Arm, hängt ſich ein und wir bummeln ſo durch die Stadt. Ich werde beinahe ſentimental: „Paul Dorn als Gatte! Ich kann es noch immer kaum glauben. Wo iſt unſere Jugend hin? Erinnerſt du dich noch, wie wir damals, mit der Mizi —“.

Aber ich merke, daſs er ſich lieber nicht erinnert. Ich laſſe alſo die Mizi fallen. Wir gehen weiter, er nimmt ſich eine Cigarre, ich ſehe ihn mir ſo von der Seite an. Er ſcheint ernſter, als er ſonſt war; er hat jetzt eine gewiſſe bürgerliche Ruhe, faſt Würde. Ja, die Ehe! Ich ſchäme mich vor ihm, ſo frivol zu ſein: „Schau, du kennſt mich doch, wie ich bin. Ich meine es ja gar nicht ſo und bei dir iſt das ja auch ganz etwas anderes. Wenn man ſo eine ſchöne Frau hat wie du —“.

Er läſst meinen Arm los und wird nervös. „Ich bitt' dich, fang du mir jetzt auch noch an! Das fehlt mir gerade noch. Das hab' ich gar gern!“

Ich, förmlich erſchrocken: „Aber Paul!“

„Weil es wahr iſt! Immer mit dieſen blöden Reden! Meine ſchöne Frau und wieder meine ſchöne Frau und immer meine ſchöne Frau! Mei' Lieber, das kriegt man endlich ſatt! Ich hab' meine Frau gewiſs ſehr gern, aber alles was recht iſt! Haſt du eine Ahnung, was das heißt, eine ſchöne Frau zu haben? Mei' Lieber, das muſs man kennen, ſonſt kann man überhaupt nicht reden! Da gehört eine Geduld dazu — ich ſag dir, da muſs einer von geſunden Eltern ſein!“ Und er fängt grimmig zu pfeifen an.

Ich glaube zu verſtehen und freue mich rieſig. „Siehſt' es, Paul, das iſt die ſogenannte Nemeſis! Geſchieht dir ganz recht! Es wird dir gar nicht ſchaden, wenn du auch einmal ſiehſt, wie das iſt, wenn man eiferſüchtig iſt.“

Paul ſchaut mich verblüfft an. „Ah, du biſt ein Aff! Von Eiferſucht iſt doch gar nicht die Rede! Was fällt dir denn ein?“

„Nicht? Du biſt nicht eiferſüchtig?“ ſage ich; es thut mir eigentlich ein biſschen leid.

„Aber keine Spur! Sondern — aber das iſt nicht ſo leicht, du wirſt es nicht verſtehen! Die Sache iſt nämlich die: eine ſchöne Frau wär ja etwas ſehr Schönes, wenn ſie nur — wenn ſie nur nicht ſchön wär!“

„Herr, dunkel iſt der Rede Sinn —“.

„Alſo, mei' Lieber, hör' zu! Was ſoll ich dir das erſt lange explicieren — ich werd' dir einfach erzählen, was mir paſſiert iſt. Damit du einmal eine Idee haſt!“

Ich ſah ihm an, daſs es ihm wohl that, ſich auszuſprechen. Gut! Er zündete ſich ſeine Cigarre wieder an und begann:

„Alſo, mei' Lieber, ſtell dir vor, die Hochzeit iſt aus, wir fahren fort — ich war ſchon ſehr froh, dieſe ganze Heiraterei macht einen ſchrecklich nervös! Wir fahren alſo nach München, ich will ihr die Stadt zeigen, ein paar alte Freunde beſuchen und dann noch ein biſschen ins bairiſche Hochgebirg. Na, die erſten Tage kannſt du dir ja denken, ich bin ſehr glücklich, ſie iſt ſehr glücklich — und ſo weiter! Aber ich merke doch bald: da iſt was nicht in Ordnung — es fehlt ihr was, es paſst ihr etwas nicht. Was? Was kann das ſein? Ich frage ſie, ich geb' mir alle Mühe, aber ſie behauptet, daſs ich mich irre. Nein, ſie iſt ſehr glücklich, es fehlt ihr gar nichts, ſie iſt zufrieden, ſie findet München ganz hübſch, nur freilich — was? Sie will es zuerſt nicht ſagen, aber endlich und ſchließlich: die Leute ſind hier ſo roh!

Ich verſtehe das gar nicht. Mein Gott, die guten Münchner ſind ein biſschen langſam und ſchwer, ja — aber roh?

Nein, ſagt ſie, ſie ſind direct roh! Paſs nur einmal auf! Man kann eine Stunde auf der Gaſſe gehen und es dreht ſich kein Menſch nach einem um, abſolut nicht! Das iſt roh. Mir iſt es ja ganz gleich — ich conſtatiere bloß, daſs es roh iſt!

Merkſt was, mei' Lieber? Die Dame war beleidigt! Die ſchöne Frau iſt gewohnt, daſs man Spalier macht, wenn ſie kommt — und das kann man von meinen guten Münchnern wirklich nicht verlangen! Natürlich, du haſt leicht lachen! Aber wart nur, dir wird das Lachen auch noch vergehen. Das war nämlich erſt der Anfang.

Den nächſten Tag in der Früh ſitz' ich unten im Café Maximilian. Es iſt zehn Uhr, wir wollen in die Seceſſion und meine Frau zieht ſich oben in unſerem Zimmer an. Da muſs man auch erſt heiraten, um zu wiſſen, was das heißt: eine Frau zieht ſich an! Ich ſitze ſeit neun Uhr da und warte, ich habe bereits alle Zeitungen geleſen, ich bin ſchon bei den Annoncen, ich habe gefrühſtückt, ich trinke ſchon das zweite Bier, weil ich mich vor der Kellnerin geniere, und ich ſehe von meinem Tiſche, in der Nähe des Fenſters, melancholiſch auf die Straße, zum Hoftheater hin. Du kennſt das Local ja — weißt, wo der alte Wien immer geſeſſen iſt! Es iſt um dieſe Zeit ganz leer, die Kellnerinnen lehnen an der Caſſa, nur ein paar Studenten ſitzen in der Mitte um einen großen Tiſch und [illegible]. Das Local iſt dunkel, man [illegible] die [illegible] der [illegible], die an der Wand hängen — es ſind nämlich die [illegible], die hier [illegible]. Und es iſt ganz ſtill, man hört nur die Studenten auf den Tiſch ſchlagen, wenn ſie [illegible]. Es wird halb elf, es wird elf, ich leſe ſogar ſchon den Badeker [illegible] über die [illegible] bei [illegible]. Dabei ſchiele ich nach der Thüre hinüber, wo ſie kommen muſs. Endlich iſt ſie da. Sehr elegant natürlich, [illegible] in dem [illegible] engliſchen Kleid, mit dem kleinen [illegible], [illegible]. Sie [illegible] der Caſſierin zu und fragt die Kellnerin, wo ich ſitze. Lächelnd folgt ſie ihr durch das ganze Café, an dem Tiſch der Studenten vorüber, die gerade in einer höchſt intereſſanten Partie ſind, man [illegible] es ihnen an. Wie ſie neben dem Tiſch iſt, läſst ſie den Schirm fallen. Ich ſpringe auf, ich bin aber zu weit weg, die Kellnerin bringt ihn. [illegible] dankt [illegible], die Studenten [illegible] ihren [illegible]. Ich frage ſie, [illegible] ſie frühſtücken will, aber ich bemerke: ſie hat ſchon wieder [illegible], ſie iſt ſchon wieder verletzt. Nein, ſagt ſie, da am Fenſter kann ſie nicht ſitzen, das blendet [illegible] — dieſe weiße Mauer vom Hoftheater — geh, ſei lieb, komm!

Und ſie [illegible] auf [illegible] an einen anderen Tiſch zu [illegible] ganz in der Mitte, neben den Studenten. Und wie ſie ſich ſetzt, [illegible] ſie einen Stuhl um, mit Krachen. Aber die Studenten [illegible] [illegible] ihren [illegible].

Ich komme, [illegible] die Zeitungen [illegible], frage, [illegible] [illegible], bin überhaupt [illegible] nett, weil ich [illegible]

Digitized by Google

kommen möchte. Sie nimmt ihre Lorgnette, ſchaut die Studenten an, die ihren Skat ſpielen, und fragt mich dann mit der vollen Melodie ihrer kräftigen Stimme: ſag' du mir, haben dieſe jungen Leute gar nichts zu thun, daſs ſie ſchon in der Früh Bier trinken und Karten ſpielen?

Mei' Lieber, was ſoll ich thun? Ich leſe krampfhaft in der „Neuen Freien Preſſe" und ſogar in der „Kölniſchen", die hat ein größeres Format. Aber ſie läſst ſich nicht ſtören. Sie hat ſich eine Chocolade kommen laſſen, hält den Löffel ſehr graziös zwiſchen den ſüßen ſchmalen Fingern und wird immer lauter:

Wenn die armen Eltern eine Ahnung hätten! Die ſparen zuhaus, damit die Herren Buben hier Karten ſpielen und Bier trinken! Ja, wo bleibt denn da der Lehrer mit dem Staberl?

Ich bin ganz in die „Kölniſche Zeitung" verſunken. Aber ſie läſst nicht nach: Und die grünen Kapperln, ich bitte dich! Auf dieſen Schädeln! Ueberhaupt, ausſchau'n thun ſie wie die Dienſtmänner!

Du kannſt dir denken, wie mir zumuthe war. Ich bin nicht feig, aber im Sommer — in den Ferien! Nein, danke! Ich mache alſo kurzen Proceſs und ſage: München gefällt dir nicht, ich ſehe es dir an, das hat gar keinen Sinn, in zwei Stunden geht der Zug nach Schlierſee, da iſt mein alter Freund Dreſcher und es ſoll da überhaupt ſehr gemüthlich ſein, — alſo laſſen wir die dumme Seceſſion, packen wir und in zwei Stunden ſind wir auf der Bahn! Fertig! Dieſen Ton kennt ſie und weiß, daſs es da nichts gibt.

Um vier Uhr kamen wir in Schlierſee an, dem guten Dreſcher hatte ich telegraphiert, er brachte uns ins Seehaus und wir bekamen ein großes Zimmer mit einer prachtvollen Ausſicht auf den See und über das ganze Thal. Agathe war ein biſschen müde und legte ſich ſchlafen. Ich nahm mein Rad und fuhr um den See, durch den Ort, auf die Poſt und ſo hin und her. Gegen acht kam ich zurück. Sie ſaß im Garten, in einem Buche leſend. An einem Tiſch waren ein paar Bauern, an einem anderen der Pfarrer mit dem alten Förſter. Ich fühlte: hier iſt Ruhe, hier iſt es ſchön, hier möcht' ich bleiben! Ich lehnte mein Rad an die Thür und gieng zu ihr. Sie ſaß da in einem weiten weißen Gewande und ſah, über das Buch weg, mit ihren großen ſtillen Augen, ſchwärmeriſch und verträumt, auf den See hin. Es war wirklich ein liebes Bild, aber leider — weiſst, da die Bauern, dort der Pfarrer mit dem alten Förſter: dem Bilde fehlte das Publicum.

Ich näherte mich ſchüchtern: Wie geht's dir denn, Mädi?

Sie ſah mich an, ich werde dieſen Blick nie vergeſſen. Dann ſagte ſie: Alſo das nennt ſich Schlierſee — aber das ſchwöre ich dir, nicht zwei Tage bleibe ich dir hier; das iſt keine Gegend für mich!

— Aber ſchau, es iſt doch ganz nett hier: der See —

— Der See iſt mir zu klein!

— Das liebe Thal —

— Thäler ſind ungeſund, da wird man nur nervös, das ſagt jeder Doctor!

— Und rings die Berge —

— Berge mag ich überhaupt nicht!

Pauſe. Schließlich reſumiert ſie: Dann iſt das Eſſen ſchlecht, von dieſem bayriſchen Bier wird man dick und ich habe keine Luſt, hier zu verbauern. Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich nicht geheiratet, ſondern wäre ins Kloſter gegangen. Aber du haſt mich eben nie geliebt!

Na, ſage ich, gut, wenn du nicht willſt — fahren wir halt morgen wieder fort!

Ich bin aber ein biſschen traurig: Dieſes ewige Wandern, immer hin und her, immer auf der Bahn, täglich packen, täglich in einem anderen Hotel, fremde Geſichter — das iſt mir ſchrecklich! Ich will irgendwo ruhig ſitzen und mich ausſchnaufen. Aber was konnte ich thun? Agathe iſt nun einmal gewohnt, bewundert zu werden. Gehen wir hier in Wien aus und kommen ins Theater, in ein Concert oder in einen Garten, ſo machen alle Leute große Augen. Seit ſie ſich erinnern kann, iſt das immer ſo geweſen. Sie kann es nicht mehr entbehren. Ohne Bewunderung iſt ſie wie ein Raucher ohne Cigarren. Mei' Lieber, da gibt's keine Argumente — das iſt einmal ſo. Wenn's einem nicht paſst, dann darf man eben keine ſchöne Frau haben. Entweder — oder!

Das alles ſagte ich mir den anderen Tag in der Früh, als ich, ſie ſchlief noch, einſam im Walde gieng. Traurig ſah ich auf den ſchimmernden See, in das heitere Thal. Ich liebe dieſe ſtille Gegend mit ihren immer [illegible] Menſchen [illegible]; wie gern wäre ich da geblieben!

Da kam mir [illegible] [illegible] Ich [illegible] [illegible] ließ mich das [illegible] Und ich [illegible] [illegible] [illegible], meinem lieben alten [illegible] und [illegible], dem berühmten [illegible], den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Na, du kennſt [illegible] [illegible] großen [illegible] [illegible] [illegible] alles, aber bei dem [illegible], den es gibt

[illegible]

[illegible]

[illegible]

verfluchter Bock, der halt mich jetzt ſchon eine Wochen zum Narren, aber wart' nur, wart'!

— Alſo, lieber Dreſcher, hören's einen Moment! Die Sache iſt nämlich wichtig.

— Aber natürli, natürli! Haben Sie ſchon meinen neuen Lenbach geſehen? Sie! das iſt das beſte, was der Lenbach in ſeinem ganzen Leben g'macht hat! Da wirſt ſchau'n!

— Alſo, mein lieber Dreſcher —

— Sie, aber nach Wien geh' ich nicht mehr! Ich hätt' ſchon wieder einen Antrag. Aber nein — daſs dann wieder heißt: trockene Komik. Sie, nächſte Wochen kommt der Stuck! Der wird Ihnen g'fallen! Haben Sie ſchon meine neuen Pferd' g'ſehen?

Ich ſehe ſchon: ſo geht das nicht. Ich muſs mir zuerſt den neuen Lenbach anſchauen, dann die neuen Pferde, dann reden wir von Wien und über Stuck, und dann laſſ' ich mir auch noch die Geſchichte von dem verfluchten Bock gefallen. Endlich hört er mich doch an.

Lieber Dreſcher, ſage ich, Sie müſſen mir einen großen Gefallen thun. Schauen Sie, Sie kennen hier doch alle Leute — wiſſen Sie mir nicht einen netten jungen Menſchen, einen Bauer oder einen Schreiber von der Gemeinde, der — gegen Bezahlung natürlich — bewundern kann?

— Was ſoll er?

— Bewundern, nichts als bloß bewundern, meine Frau iſt das ſo gewohnt. Wiſſen Sie, ich denke mir das ſo: ich zahle ihm, was er iſst und trinkt, und extra noch drei Mark für jeden Tag, dafür hat der Jüngling gar nichts zu thun, als daſs er täglich zwei, drei Stunden bei uns im Garten ſitzt und halt meine Frau liebevoll anſieht — liebevoll, oder ſagen wir ſogar: ſchmachtend.

— Schmachtend? ſagt Dreſcher, abgemacht!

Ich erkläre ihm nun geſchwind das Ganze — was ich in München erlebt habe und daſs mir Agathe nicht hier bleibt, wenn ſie keinen Bewunderer hat.

Aber, ſagt Dreſcher, wird gemacht! Warten Sie nur — wer iſt denn da? Vom Theater kann ich halt jetzt keinen — die brauchen wir jetzt alle ſelber — aber großartig! der Meſsner — Sie, das is überhaupt ein begabter Menſch — und der hat ſogar einen ſchwarzen Salonrock! Alſo, ſind Sie ganz ruhig, ich laſs mir ihn gleich kommen, der iſt ſehr intelligent, heute Nachmittag functioniert er ſchon! Nicht wahr, bewundern —

Schmachten, ſage ich noch einmal.

— Schmachten — Augen verdrehen — und dann kann er vielleicht auch amal die Hand aufs Herz legen, was? Na alſo, da können Sie ſich auf mich verlaſſen! Was die Regie betrifft — das wiſſen Sie ja!

— Lieber Dreſcher, ich danke Ihnen ſehr! Nur, wiſſen Sie: ein Meſsner! Iſt er denn ein hübſcher Menſch?

— Aber geh', zu was denn hübſch? Wer ſie bewundert, das iſt den Frauen ganz gleich — wenn ſie nur bewundert werden! Paſs nur auf!

Er hatte recht. Ich ſage dir: Der Meſsner — nicht zu ſchildern! Malvolio, von Oberländer gezeichnet — und ein Salonrock! Aber „geſchmachtet" hat der Mann — das hab' ich in meinem Leben noch nicht geſehen! Der Dreſcher iſt doch ein großer Regiſſeur.

Ich gieng abends auf die Poſt. Agathe blieb im Garten ſitzen, der ſchmachtende Meſsner wich nicht. Als ich zurückkam, ſagte ich: Ich war jetzt auf der Bahn und habe mir die Züge angeſehen; es wird am beſten ſein: wir fahren morgen um zehn.

Warum denn? fragte Agathe verwundert. Ich begreife dich wirklich nicht. Kannſt du denn nirgends ruhig ſitzen? Schau, hier iſt es ſo ſchön! Der liebe See —

Na, ſagte ich, der See iſt ein biſschen klein!

— Gerade ſo ein kleiner See hat ſeinen Reiz; es iſt viel intimer!

— Und dann ſo in den Bergen ſtecken!

— Das wird dir ſehr geſund ſein! Da athmet man erſt auf. Frag' nur einen Arzt! Und dann ſchau: dieſes ewige Hin und Her, immer auf der Bahn, täglich packen, täglich in einem anderen Hotel, das iſt mir ſchrecklich! Geh', ſei nett, bleiben wir hier!

Wir ſind drei Wochen dort geblieben. Jeden Sonntag brachte mir der Meſsner die Rechnung: einundzwanzig Mark Gage, für zehn bis zwölf Mark Bier, etliche drei Mark für Weißwürſte. Zum Abſchied ließ ich ihm noch in Miesbach einen neuen Salonrock machen; den alten hatte er beim Schmachten am Aermel ganz abgewetzt. Ich denke, ſchloſs Paul, wir gehen heuer wieder nach Schlierſee..."

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingaſſe 4. Telephon 2757.

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 10. April 1897. Nummer 132.

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL

Der Miniſter wider Willen.

Graf Badeni wollte offenbar nicht mehr regieren. Deswegen reichte er am vorwöchentlichen Freitag ſeine Demiſſion ein. Aber, wie man es nun ſchon einmal gewohnt iſt, ſeit Graf Badeni die Geſchicke dieſer öſterreichiſchen Welt leitet, geſchah auch bei dieſer Gelegenheit wieder genau das Gegentheil von dem, was Graf Badeni wollte. Er muſste weiter regieren und iſt jetzt neuerdings Miniſter, aber Miniſter wider Willen.

Wenn es nach ſeinem Willen gegangen wäre, hätte Graf Badeni gerne die Würde abgeworfen, die ihm nachgerade zu einer Bürde geworden war. Das Regieren gefiel ihm ganz gut, ſolange er im alten Parlament nur die Früchte fremder Mühen zu ernten gehabt hatte. Aber als die Saat ſeiner eigenen Thaten zu ſprießen begann, wurde ihm vor der kommenden Arbeit bange. Da ſtand einmal die Beſtätigung des „unberufenen“ Dr. Lueger zum Bürgermeiſter bevor. Doch dieſe Bloßſtellung der Regierung war im Laufe der Ereigniſſe zur verhältnismäßig kleineren Sorge geworden. Weit ernſtere Schwierigkeiten hatten ſich inzwiſchen gehäuft. Mit den galiziſchen Wahlmiſsbräuchen hatte die Regierung eine Schuld auf ſich geladen, die ſie im neuen Hauſe ſchwer zu büßen haben wird. Mit den böhmiſchen Sprachenverordnungen hatte ſich dieſe wegeunkundige Regierung in eine Sackgaſſe treiben laſſen, aus der es kein Entrinnen gab. Der ungariſche Ausgleich endlich, ſo und ſo oft als fertig bereits angekündigt, iſt zwar noch immer nicht fertig, aber doch ſchon ſo weit gediehen, um nicht mehr gut gerathen zu können. Und dieſe neuerliche Benachtheiligung der wirtſchaftlichen Intereſſen Oeſterreichs ſollte das Miniſterium in einem Parlamente durchbringen, in dem es ſich zwei erbitterte Oppoſitionsgruppen geſchaffen hatte, die galiziſchen Radicalen ſammt der Socialdemokratie und die Deutſch-Nationalen aller Schattierungen, und in dem es nur eine Regierungs-Majorität gab, die ſlaviſch-clericale, auf die Graf Badeni zwar vom Anfang an wohlgemuth mit vollen Segeln ſich hatte hintreiben laſſen, deren Unverträglichkeit mit dem auswärtigen Curs der Monarchie er aber erſt in dem Moment erkannte, als er ihr nicht mehr ausweichen konnte. Nun muſste Contredampf gegeben und eine Weile laviert werden. Dieſes mühſelige und bravourloſe Werk wollte aber Graf Badeni neidlos einem anderen überlaſſen. Doch der fand ſich nicht.

Denn, ſo wie Graf Badeni ſeinerzeit, der Nachfolger des Grafen Kielmannsegg zu ſein, mit einem altersſchwachen Parlament ohne Oppoſition, ja ohne auch nur die Fähigkeit mehr zu einer kräftigen Oppoſition, zu regieren, das war wirklich kein Kunſtſtück und hätte jeder andere auch getroffen. Aber für den Grafen Badeni, nach ihm und an ſeinerſtatt, Dr. Lueger, den Ausgleich, die böhmiſchen Sprachenverordnungen, die doppelte Oppoſition und die unerträgliche Majorität abzubüßen, das wäre auch dem Beſten ſchwer geworden. Aus dem Wettrennen um die Miniſterportefeuilles, das die liberalen Miniſtrablen bei jeder anderen Miniſterkriſe und auch ſonſt unternehmen, wurde diesmal eher ein Wett-Davonrennen. Alles flüchtete, keiner geizte in dieſem Augenblicke nach der ehrenvollen Nachfolge des Grafen Badeni. Sonſt heißt es: ôte-toi, que je m'y mette; jetzt: mets-toi, que je m'ôte. Doch es ſetzte ſich niemand an Graf Badenis Stelle. So muſste er ſelbſt ſitzen bleiben und wurde ſein eigener Nachfolger, als zeitweiliger Platzhalter für den kommenden clericalen Mann.

Eine Kunſt hat Graf Badeni immer verſtanden: ſich mit Hilfe der liberalen Zeitungen, die [illegible] alle werden, wirkungsvoll zu inſcenieren. Als der öſterreichiſche Bismarck kam er von [illegible] ruhe herein, als der Märtyrer des [illegible] wollte er ſich wieder zurückziehen. Dieſer ſchöne Abgang, ſo gedacht, wäre gleichzeitig die beſte Vorbereitung für ein noch pompöſeres zweites Auftreten in ſpäterer Zeit geweſen. Wenn inzwiſchen ein anderer ſich mit der ſlaviſch-clericalen Majorität zu Grunde gerichtet haben würde, hätte man ſich nach dem Grafen Badeni, als dem liberalen [illegible] der Zeitungslegende, umſo lebhafter [illegible]. [illegible] nun freilich ganz entgegengeſetzt [illegible]. [illegible] dem Grafen Badeni redivivus den Tiſch [illegible], [illegible] nicht gefunden. Graf Badeni hat [illegible] zu [illegible], [illegible] zulöſchen, was er ſich ſelbſt eingebrockt, und [illegible] Tiſch zu machen. Graf Badenis [illegible] ihm in dieſer Zwiſchenzeit dazu nutzen, [illegible]

Hilfe der Liberalen über den Berg zu bringen, damit dann die [illegible]rende Majorität, frei von der Verantwortung für das Vergan[illegible] friſchen Kräften an das große Werk gehen könne, das ſie ſich [illegible]. Zu dieſem Zweck kleidet ſich die Badeni'ſche Regierung jetzt in den S[illegible] des unparlamentariſchen Regimes, drei Tage, nachdem ſie ſelbſt mit ihrer Demiſſion ein ſolches als unhaltbar erkannt hatte. Unparlamentariſch kann man nur ſolange regieren, als eine organiſierte Majorität im Parlamente nicht beſteht. Sobald und da dieſe derzeit beſteht, iſt das unparlamentariſche Regieren nur ein Schein, den die organiſierte Parlaments-Majorität duldet, um die liberale Minorität zu täuſchen. Heute läſst man den Grafen Badeni unparlamentariſch regieren, um die ſlaviſch-clericale Majorität beim kommenden Ausgleich ſchonen zu können. Iſt der einmal glücklich vorbei, ſo kann nicht nur Graf Badeni gehen, ſondern auch das unparlamentariſche Syſtem, das dann gleichfalls ſeine Schuldigkeit gethan. Dann wird man ſich ſchon auch noch rechtzeitig an die Grundſätze der parlamentariſchen Regierung erinnern, um nach den ſtrengſten Regeln demokratiſcher Politik, die ſlaviſch-clericale Majorität in die Macht einzuſetzen, die mittlerweile auch Zeit gewonnen haben wird, ſich zu ſammeln. Inzwiſchen regiert Graf Badeni von der Gnade, ja und in Fällen, wie die galiziſchen und böhmiſchen Debatten dieſer Tage, mit der poſitiven Unterſtützung der ſlaviſch-clericalen Majorität, deren ſtillſchweigender „zeitweiliger“ Verzicht auf die Ausübung ihrer parlamentariſchen Macht ihre klugen Zukunftsabſichten errathen läſst.

So liegen die Dinge, und das iſt der Plan, woferne derzeit in Oeſterreich überhaupt nach einem Plan regiert wird. Die, welche mit ihm nicht einverſtanden ſein können, müſſen ihn zu durchkreuzen ſuchen, ehe es zu ſpät geworden. Mag auch Graf Badeni Miniſter wider Willen ſein, ſo brauchen die Liberalen nicht ihre eigenen Todtengräber zu werden. Sie müſſen Ernſt machen mit der Oppoſition, die ſie dem remiſſionierten Miniſterium Badeni angekündigt haben. Ehre, dem Ehre gebührt. Die Minorität muſs die Majorität zwingen, die Regierung, die ihr nach parlamentariſchem Recht gebührt, ſofort mitſammt dem Grafen Badeni zu übernehmen, ehe noch das Odium des ungariſchen Ausgleichs und der anderen Inventarſtücke des Grafen Badeni von ihr gewichen iſt. Sie muſs ſie zwingen, die Schlacht ſchon jetzt anzunehmen, gerade weil der Gegner die Umſtände noch nicht günſtig erachtet. Sie muſs die Majorität zwingen, in dieſen ſchwierigen Zeitläuften zu zeigen, wie ein clericales Oeſterreich mit dem liberalen Ungarn und dem freien Italien, wie ein polniſch-clericales Oeſterreich mit dem proteſtantiſchen Preußen-Deutſchland auszukommen vermag. Und ſie muſs den Grafen Badeni zwingen, ſich zu dieſer Majorität offen zu bekennen, ohne deren gutwilliges Gewährenlaſſen er nicht eine entſcheidende Abſtimmung auf der Miniſterbank überdauern könnte. Sie muſs ſie zwingen, indem ſie ohne Zögern eine conſequente Oppoſition organiſiert, nicht der [illegible] Reden allein, wie Herr v. Plener ſelig, ſondern auch der [illegible] That, wie die Jungczechen zur Zeit der Coalition ſie [illegible] haben.

Die Majorität, kaum geboren, hat bereits in dieſen erſten Parlamentstagen gezeigt, daſs ſie entſchloſſen iſt, die Macht, welche ihr die Geſchäftsordnung einräumt, [illegible] zu gebrauchen. Wohlan, die Geſchäftsordnung hat, wie die Jungczechen [illegible] den conſervativen liberalen bewieſen haben, auch der Minorität eine [illegible] Macht in die Hand gegeben. Sie darf nur [illegible], und ſie wird ſie zu nützen [illegible] können.

K.

Die Sprachenfrage in Finland und in den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen.

I[illegible]

Digitized by Google

weil man aus ſeiner Geſchichte lernen kann, wie es gemacht werden ſoll, und die Oſtſeeprovinzen nur nebenher als das Widerſpiel zeichnen, welches zeigt, wie es nicht gemacht werden ſoll.

Finland*) zählte im Jahre 1890 2,048.500 Einwohner mit finniſcher, 322.600 mit ſchwediſcher Mutterſprache (von den übrigen 9000 waren ungefähr die Hälfte Ruſſen). Bis in unſer Jahrhundert herein war das ganze Land, um unſere Terminologie zu gebrauchen, ausſchließlich ſchwediſcher „nationaler Beſitzſtand“. Die ſchwediſche Minorität der Bevölkerung, Adel, Intelligenz und ein großer Theil der Küſtenbewohner, ſtand zur finniſchen Majorität, die dem Lande den Namen gegeben hat, in dem Verhältnis, wie ungefähr die Italiener im Küſtenlande oder die Deutſchen in Mähren zu den Slaven, oder richtiger geſagt, ſie war ihr culturell und materiell noch mehr überlegen und durch ihren überwiegend ariſtokratiſchen Charakter ſocial noch weiter von der großen Volksmaſſe entfernt. Die Slaven konnten ſich doch auf ihre nationale Vergangenheit berufen und fanden bei ihrer Wiedergeburt eine mächtige Stütze in dem Bewuſstſein der gemeinſamen Abſtammung und in einer culturellen, zum Theil auch politiſchen Wechſelſeitigkeit und Solidarität. Was waren dagegen die Finnen? Ein kleines ganz allein daſtehendes Volk, das ſich die Reſte ſeiner Verwandten in Ruſsland und Sibirien: die Karelen, Wepſen, Woten, Eſthen, Liven, Oſtjaken am Ob und Irtyſch und die Wogulen am Ural, die Syrjänen und Wotjaken, die Mordwinen und Ceremiſſen (an der Wolga) erſt durch die vergleichende Sprachforſchung ausfindig machte. Allerdings wurde auch ein mächtiges finniſch-ugriſches Volk gefunden, die Magyaren, die nächſten Verwandten der Oſtjaken und Wogulen, aber dieſe Verwandtſchaft konnte keinen Nutzen bringen; überdies wollte man gerade in Ungarn lange nichts von ihr wiſſen und die jüngſte Expedition des Grafen Zichy nach dem Kaukaſus zeigt, daſs die Ungarn noch immer edlere und ritterlichere Verwandte ſuchen, als es die finniſchen Völkerreſte ſind. Eine nationale Geſchichte hatten die Finnen auch nicht, denn ſie waren ja mit Schweden vereinigt, zu einer Literatur lieferte einige Anſätze wie auch in anderen Nationalſprachen nur die Reformation. Bis in unſer Jahrhundert war daher die finniſche Sprache ganz bedeutungslos, das ſie bewahrende Volk war nicht einmal ein „intereſſantes Natiönchen“. Und heute? Ihre vollſtändige Gleichberechtigung im öffentlichen Leben und von der Volksſchule bis zur Univerſität iſt nicht nur theoretiſch codificiert, ſondern auch praktiſch durchgeführt.

Ohne Kämpfe gieng auch in Finland die Löſung der Sprachenfrage nicht vor ſich. Die Nationalitätsidee iſt auch in Finland eigentlich ganz ein Kind unſeres Jahrhunderts, obwohl die erſten Anregungen dazu ſchon aus dem vorigen ſtammen. Zur Zeit der ſchwediſchen Herrſchaft wurde allerdings von den Paſtoren gefordert, daſs ſie die finniſche Bevölkerung in ihrer Sprache unterrichten ſollten, und zeitweiſe wurden auch die Beamten an die Nothwendigkeit erinnert, dieſe Sprache bei der Berührung mit der Bevölkerung zu gebrauchen. Auch war ſich das finniſche Volk ſchon vor der Trennung von Schweden bewuſst, eine beſondere Nationalität zu bilden, aber niemand hatte an eine politiſche Trennung von der ſchwediſchen Landesbevölkerung gedacht. Nichtsdeſtoweniger glaubte die ruſſiſche Politik bei der Beſitzergreifung des Landes, ſich an die Bewohner Finlands als an ein anderes Volk als an das ſchwediſche wenden zu können. Die Intelligenz begriff auch ſofort die Gefahren, die daraus entſtehen könnten, und verſtand es, als der Ausgang des Krieges offen vor den Augen lag, vor Alexander I. mit der nöthigen nationalen Einigkeit anzutreten. Gleichzeitig kamen aber auch die weſteuropäiſchen Ideen, welche vaterländiſchen Sinn und die Liebe zum Volksthum forderten, nach Finland. Da blieb nichts anderes übrig, als ſich vor allem an die finniſche Bevölkerung als die überwiegende des Landes zu wenden. Schon gleich nach dem Jahre 1809 fand man, daſs auch für die ſchwediſche Literatur und Bildung des Landes eine neue Grundlage geſchaffen werden müſste. Das ſollte durch den Anſchluſs an das finniſche Volk, durch ein liebevolles Umfaſſen ſeiner Sitten, ſeiner Lieder und Märchen, beſonders aber der Sprache, welche die gebildeten Claſſen mit Beibehaltung ihrer ſchwediſchen Mutterſprache ſich aneignen und in allen öffentlichen Verhandlungen mit dem Volke anwenden ſollten, erreicht werden. Aus der altfinniſchen Mythe ſei wohl für die Literatur kein directer Vortheil zu erwarten, aber der Anſchluſs an das lebenswarme Herz des Volkes könne eine Wiedergeburt aus der oberflächlichen [illegible] mit ſich bringen. Dieſe Ideen wurden zuerſt ſyſtematiſch namentlich von Linsén, dem Profeſſor der römiſchen Literatur, in der „Mnemoſyne“ 1819–23 vertreten. Neben anderen Gelehrten und Dichtern vertrat in der Literatur dieſe Richtung auch Runeberg, der bedeutendſte [illegible] Dichter Finlands, der [illegible]

[illegible]

*) [illegible]

trugen direct zur Erweckung und Hebung des nationalen Sinnes bei. Speciell Hegels Lehre fand einen eifrigen und ſelbſtändig denkenden Anhänger in J. W. Snellman, der den Nationalgeiſt als die Grundlage eines jeglichen Staatsweſens hinſtellte, wodurch er einen großen Einfluſs auf die Denkungsweiſe in ſeinem Vaterlande ausübte.

So wurde nationales Fühlen und Denken auch den Finnen zuerſt in einer fremden Sprache und zum großen Theile von den Schweden ſelbſt gepredigt. Schwediſch ſind die erſten Mahnungen, die finniſche Volksſprache zu pflegen und zu einer Culturſprache zu erheben, ſchwediſch ſind die erſten hiſtoriſchen und ethnographiſchen Arbeiten über das finniſche Volk und die erſten finniſchen Grammatiken und Wörterbücher. Die neuen Ideen giengen von der Univerſität und namentlich von der Jugend aus. Zwölf ältere und jüngere Akademiker gründeten am 16. Februar 1831 die Finniſche Literaturgeſellſchaft, deren Aufgabe es ſein ſollte, die Entwicklung der finniſchen Literatur und beſonders der finniſchen Sprache zu fördern. Auch dieſes Unternehmen erfreute ſich der wohlwollenden Unterſtützung vonſeite der angeſehenſten Männer ſchwediſcher Zunge. Trotzdem gieng es mit der neuen Bewegung nicht ſchnell vorwärts, und die ganze erſte Periode bis 1850 war nur eine Zeit der Anregungen und Hoffnungen. Eigentlich ſchien die Geſellſchaft lediglich den Zweck zu haben, die Werke eines einzigen Mannes zu drucken, aber dieſer Mann war E. Lönnrot, der Sammler der finniſchen Volkspoeſie und der Schöpfer der modernen finniſchen Schriftſprache.

Eine Sprache, die keine beſondere literariſche Vergangenheit hatte, muſste man natürlich in den Bauernhütten ſuchen. Das gieng Hand in Hand mit dem allgemein europäiſchen Intereſſe für die Volkspoeſie und andere Erzeugniſſe des Volksgeiſtes. Kleinere Sammlungen finniſcher Volkslieder wurden ſchon in den Zwanzigerjahren veröffentlicht, unter anderem auch von einem Deutſchen, H. R. von Schröter. Gleichzeitig wurden philologiſche Arbeiten auf dem Gebiete der finniſchen Sprache von dem Dänen Rasmus Rask, einem Vorgänger J. Grimms, angeregt. Doch epochemachend wurde erſt die Thätigkeit Lönnrots, des Sohnes eines armen Dorfſchneiders in einer einſamen Waldgegend (geb. 1802). Schon in ſeinen Studienjahren (ſeit 1822) durchwanderte er das Land, um Volkslieder zu ſammeln. 1831 gab ihm die finniſche Literaturgeſellſchaft Mittel zu einer größeren Reiſe und ſo konnte er mit Muße vor allem die epiſchen Geſänge ſeines Volkes namentlich bei den oſtfinniſchen Karelen ſammeln. 1835 erſchien die erſte Ausgabe der „Kalevala oder kareliſcher Geſänge aus den alten Zeiten Finlands“. Das Publicum verſtand nicht ſogleich die Bedeutung des Werkes, umſomehr aber die genannte Geſellſchaft, welche Lönnrot Mittel zu neuen Reiſen bot. So konnte er noch lyriſche Gedichte (Kanteletar, d. h. die Tochter der Kantele, des finniſchen Nationalinſtrumentes), Sprichwörter, Räthſel und zuletzt noch „magiſche Geſänge“ herausgeben. Unterdeſſen fand ſein Beiſpiel auch Nachahmung bei jüngeren Kräften, und ſo konnte Lönnrot mit Benützung von verſchiedenen Quellen 1849 die Kalevala in der Geſtalt herausgeben, in der ſie durch Ueberſetzungen in der Weltliteratur eine Stelle neben den größten Epopöen erhalten hat. Das Aufſehen, das die Kalevala in Europa machte, läſst ſich dem Erfolge der ſerbiſchen Volkslieder in den Zwanzigerjahren vergleichen. Natürlich muſste das den Finnen die literariſchen Schätze ihres Volkes noch theurer machen, und auf ihnen wurde die ganze Entwicklung der Sprache und Literatur aufgebaut. Lönnrot veröffentlichte die Erzeugniſſe des Volkes als ein „Bild des Lebens, der Sitten, der Geſinnung und ſonſtigen Beſchaffenheit früherer Zeit, ſowie als einen Wegweiſer für Finlands zukünftigen Geſang und zukünftige Sänger“. Auch der lange Streit, welchem Dialecte in der Literatur der Vorzug gebüre, wurde von Lönnrot im Sinne der oſtfinniſchen Runengeſänge gelöst, von ihm wurden auch die meiſten Kunſtausdrücke im Geiſte der Volksſprache geſchaffen, ſo daſs er mit Recht als der Vater der finniſchen Literatur geprieſen wird.

Eine wiſſenſchaftliche Literatur ins Leben zu rufen bemühte ſich die Finniſche Literaturgeſellſchaft ſeit 1841 durch die Begründung der Zeitſchrift „Suomi“ (finniſcher Name für Finland), deren Aufſätze über vaterländiſche, beſonders geſchichtliche und ſprachliche Fragen jedoch meiſt ſchwediſch geſchrieben waren; ſie beſorgte auch finniſche Lehrbücher für Geſchichte, Geographie und die mathematiſchen Fächer. Das nationale Bewuſstſein war zu dieſer Zeit namentlich in den akademiſchen Kreiſen im ſchnellen Wachſen und bald wurde eine zweite Literaturgeſellſchaft gegründet. Da kam plötzlich ein ſchwerer Schlag für die ganze nationale Bewegung. Dem Generalgouverneur Fürſten Menſchikow und dem Kaiſer Nikolaus wurde von „ängſtlichen und kurzſichtigen Regierungsmännern“ beigebracht, daſs ſich dahinter revolutionäre Tendenzen verbergen und ſo erſchien im Jahre 1850 ein Ukas, der nur den Druck ſolcher Schriften geſtattete, die religiöſe Erbauung und ökonomiſchen Nutzen bezwecken. Der finniſchen Literaturgeſellſchaft [illegible] weiter zu exiſtieren. Die [illegible] und der genannte Mann wurden von [illegible], die Zuſammenkünfte durften in keiner [illegible] u. ſ. w. Man muſs geſtehen, daſs die [illegible] gewählt waren, um eine wahrhaft demokratiſche und [illegible] Bewegung zu unterdrücken. Doch große [illegible] ſich [illegible] durch ſolche Maßregeln nicht aufhalten. Uebrigens

Digitized by Google

griff auch hier der Thronfolger Alexander ein und verſchaffte 1851 dem von ſeinen Forſchungsreiſen zu anderen finniſchen Stämmen zurückgekehrten Mathias Alex. Caſtrén die erſte Vollmacht für eine Profeſſur der finniſchen Sprache. 1860 wurde auch der erwähnte Ukas widerrufen und die finniſche Literaturgeſellſchaft holte mit doppeltem Eifer in verſchiedenen Richtungen das Verſäumte ein.

Seit den Sechzigerjahren datiert nun auch ein bedeutender Aufſchwung der finniſchen Literatur, für welche die allmähliche Gleichberechtigung der finniſchen Sprache eine feſte Grundlage ſchuf. Jetzt ereignete ſich jedoch etwas Umgekehrtes als unter Nikolaus. Der als Publiciſt und Philoſoph hervorragende J. W. Snellmann, der an der finniſchen Nationalbewegung einen bedeutenden Antheil genommen hatte, wurde 1863 in den Senat berufen und erwirkte eine grundlegende Verordnung, wonach die ſchwediſche Sprache zwar fernerhin die officielle Sprache des Landes bleiben ſollte, die finniſche aber für den unmittelbaren Verkehr der Aemter mit der finniſchen Bevölkerung ſelbſt als mit der erſteren gleichberechtigt erklärt wurde, weshalb alle Gerichte und Behörden Finlands ohne Widerrede finniſche Schriften und Documente entgegenzunehmen haben. Das war vielen Schweden nicht recht und namentlich die Bureaukratie konnte ſich damit auch deshalb nicht befreunden, weil ſie zum Theil der finniſchen Sprache nicht mächtig war. Man bemängelte die Erlaſſung einer ſo wichtigen Verordnung ohne vorhergehende Vorbereitung im Senate und ohne Mitwirkung der Stände. Doch hatte die ſchwediſche Intelligenz gerade durch dieſe Verordnung eine heilſame Lehre erhalten und hütete ſich in der Zukunft davor, Rußland die Initiative in dieſer Frage zu überlaſſen. Schon auf dem Landtage von 1863 waren beide Sprachen gleichberechtigt und die Parteiſtreitigkeiten drehten ſich von nun an um die Frage, ob die weiteren Schritte in Bezug auf die vollſtändige Gleichſtellung des Finniſchen mit dem Schwediſchen als officielle Sprache ſchneller oder langſamer gethan werden ſollten.

Hauptſächlich ſpielte ſich auch hier der Kampf um die Schule ab. Zum erſtenmal wurde in der Schulordnung von 1841 beſtimmt, daſs in den „Elementarſchulen“ (d. h. Mittelſchulen) auch finniſcher Unterricht ertheilt werden ſollte. Im Jahre 1857 wurde in Jyväskylä die erſte höhere Elementarſchule mit finniſcher Unterrichtsſprache eröffnet und ſucceſſive durch Gymnaſialclaſſen erweitert; 1865 entließ ſie die erſten Studenten, welche in finniſcher Sprache ihr Examen für die Univerſität ablegten. Nach der humaniſtiſch angehauchten und fortgeſchrittenen Schulordnung von 1872 hatten die Finnen noch immer nur drei claſſiſche Lyceen. Finniſche Realſchulen waren allerdings über das ganze Land verbreitet, aber ihr Programm konnte ſich kein Vertrauen erwerben, es wurde vielmehr als der Hemmſchuh für die finniſchen Beſtrebungen angeſehen, da die Zöglinge dieſer Schulen nicht für die Univerſität vorbereitet wurden. Von nationalem Enthuſiasmus getragen, theilweiſe auch von der Agitation angeregt, unternahmen es Private, finniſche Lyceen zu gründen. In den Jahren 1874—1879 kamen nicht weniger als ſechs private claſſiſche Lyceen mit finniſcher Unterrichtsſprache hinzu, die meiſten in Städten, wo ſchon früher ſchwediſche Staatslyceen beſtanden.

Dem Landtage von 1877—1878 wurde eine Menge das Schulweſen betreffender Petitionsvorſchläge vorgelegt, vor allem, um der finniſchen Sprache mehr Eingang zu verſchaffen. Nach ſorgfältiger Prüfung beſchloſſen die Stände eine gemeinſame Petition an den Monarchen zu richten, in welcher als leitender Gedanke hervorgehoben wurde, daſs jeder Gebildete in Finland der beiden Sprachen mächtig ſein müſſe. Deshalb ſollte in den ſchwediſchen Mittelſchulen die finniſche Sprache, in der finniſchen die ſchwediſche gründlich erlernt werden. Private Lyceen, die dem Bedürfnis entſprechen, ſollten verſtaatlicht, in verſchiedenen Städten Lyceen mit finniſcher Unterrichtsſprache neu gegründet werden. Mit Rückſicht darauf ſchritt die Regierung bald zu Reorganiſationsmaßregeln und reformierte, um die Sprachenfrage befriedigend zu löſen, das ganze Schulweſen. Die Realſchulen wurden eingezogen und die Lyceen in claſſiſche und reale verwandelt. 1893 bedienten ſich acht claſſiſche Lyceen der finniſchen, fünf der ſchwediſchen Unterrichtsſprache, eines war utraquiſtiſch. Von den Reallyceen waren fünf finniſch, zwei ſchwediſch. Von den 15 „Elementarſchulen“ ſind acht ſchwediſch, ſechs finniſch, eine utraquiſtiſch.

Es braucht wohl nicht weiter ausgeführt zu werden, daſs eine Volksvertretung und eine Regierung, welche die Sprachenfrage in den Mittelſchulen in ſo radicaler Weiſe löſten, auch auf allen übrigen Gebieten in demſelben Geiſte vorgehen. Selbſtverſtändlich ſind die Volks-, Gewerbe-, Handels- und Induſtrieſchulen immer den ſprachlichen Verhältniſſen ihres Rayons angepaſst und an der Univerſität werden die finniſchen Vorträge immer zahlreicher, ſo daſs auch ſchon naturwiſſenſchaftliche und mediciniſche Fächer in finniſcher Sprache gepflegt werden. Im amtlichen Verkehr und im Staatsdienſt werden die Anſprüche, die in Bezug auf die Gleichberechtigung der finniſchen Sprache mit der älteren „Culturſprache“ [illegible] Mechelin die einzige „Staatsſprache“ [illegible] genannt werden, in [illegible] Maße berückſichtigt. Man nimmt noch Rückſicht auf ältere Beamte, aber mit ihrer Erſetzung durch jüngere kann die Sprachreform als praktiſch vollſtändig durchgeführt werden. Übrigens [illegible] die Schluſsworte Mechelins über dieſe Frage [illegible] den: „Die Solidarität zwiſchen den höher Gebildeten und den [illegible] Schichten des Volkes, die übrigens durch die Beſchaffenheit der ſocialen Verhältniſſe unterſtützt wird, hat bereits an Stärke gewonnen, ſeitdem die Gebildeten allgemein ſich bemüht haben, beide Nationalſprachen gebrauchen zu können. Dies iſt von nicht geringer politiſcher Bedeutung in einem Lande, das der nationalen Einigkeit in höchſtem Grade bedarf, und wo Parteiſtreitigkeiten auf dem empfindlichen Boden der Verſchiedenheit der Sprachen zu verderblicher Zerſplitterung führen können. Auch äußere Verhältniſſe haben nunmehr dazu beigetragen, die Anſchauungsweiſe zu verbreiten, daſs zwiſchen den beiden Elementen, die Finlands Volk bilden, ein brüderliches Zuſammenarbeiten beſtehen muſs, und daſs der Uebelſtand des Sprachdualismus leichter wiegt, als die Gefahr, die einen Bruch mit den Traditionen der Cultur enthielte.“

Man ſieht, zum Theil lehrte die Noth die beſitzenden und intelligenten Claſſen Finlands beten, d. h. die Furcht vor ruſſiſcher Beglückung der finniſchen Bevölkerung. Nichtsdeſtoweniger bleibt das Verdienſt der Schweden Finlands groß, denn auch anderwärts erleiden höhere Güter Schaden und ſtehen direct am Spiel, weil die leitenden Factoren zu ſolcher Vernunft wie die Finländer nicht gelangen wollen oder können. Man geräth leicht in die Verſuchung, Beiſpiele aus der nächſten Nähe anzuführen, aber bleiben wir auch da bei Rußland.

Ein abſchreckendes Beiſpiel, wie Adel und Intelligenz ihre Stützen im kritiſchen Moment verlieren können, wenn ſie nicht mit der Zeit fortſchreiten und den Weg zum Herzen des Volkes nicht finden, ſind die Deutſchen der Oſtſeeprovinzen, deren Schickſal, in der deutſchen Preſſe ſoviel beklagt, wohl manchem Leſer in Erinnerung ſein mag, umſomehr als vor anderthalb Jahren das hundertjährige Jubiläum des freiwilligen Anſchluſſes Kurlands an Rußland gefeiert worden iſt. Ein vollſtändiger Vergleich mit Finland iſt allerdings ausgeſchloſſen, denn die Oſtſeeprovinzen hatten nie eine ähnliche Stellung, aber immerhin bildeten ſie etwas für ſich und beſaßen auch bedeutende Vorrechte. Nur dachten die baltiſchen Barone nicht zur rechten Zeit daran, wie dieſelben den Zeitverhältniſſen anzupaſſen wären. In allen Miniſterien befanden ſich Deutſche in leitenden Stellungen, welche unter Alexander II. Rußland in vielen Punkten ſogar zu radical reformieren halfen, aber die mittelalterlichen Feudalzuſtände in den Oſtſeeprovinzen waren unantaſtbar, die Polizeigewalt der Gutsbeſitzer nicht ausgeſchloſſen. Da war es Rußland nicht ſchwer nach drei, vier Decennien als Reformator zu kommen und zu ſagen, daſs die baltiſchen Gouvernements doch dieſelben Verwaltungs- und Juſtizzuſtände erhalten müſſen, deren ſich die centralruſſiſchen erfreuen. Und die baltiſchen Paſtoren? Sie gefielen ſich auch als große Wirtſchaftsbeſitzer und ſorgten ſo ſehr für ihre eſtniſchen und lettiſchen Herden, daſs die Orthodoxie, welche ſelbſt ruſſiſche Gelehrte und Beamte in der jüngſten Zeit für unfähig erklärt haben, Proſelyten unter den Völkerſchaften — Sibiriens zu machen, weshalb für die Jakuten als Gegengewicht gegen den Schamanismus ſogar die Ausbreitung der Herrſchaft des Dalai Lama empfohlen wurde, einem Glaubensbekenntnis, das ſo leicht im Volke wurzeln kann, wie das evangeliſche, in den Vierzigerjahren Schäfchen nach zehntauſenden entführen konnte. Und die Jugend der Dorpater Univerſität? Ihre Corps beſaßen das curioſe Vorrecht, daſs keine neue Corporation ohne ihre Zuſtimmung gegründet werden ſollte, und übten es ebenſo curios aus, indem ſie den Eſthen und Letten keine Verbindungen bewilligen wollten. Bei ſolchem ſocialen Kaſtengeiſt und bei ſolcher nationaler Intoleranz konnte Rußland leicht als Beſchützer der eſthniſchen und lettiſchen Kernbevölkerung auftreten und ſich fragen, warum es nicht ſeine Sprache aufdrängen ſollte, umſomehr als Bismarcks berühmtes Muſter und ſeine für die baltiſchen Deutſchen wenig tröſtlichen Ausſprüche vorlagen. Und noch beim erwähnten Jubiläum bot Kurland im Vergleich zu Finland kein beſonders erbauliches Bild: der Adel erſchien, auf ſeine Rechte pochend, allein mit einer Adreſſe in Petersburg, während die lettiſchen Bauern aus dem ganzen Gouvernement ein großartiges Feſt veranſtalteten und dem Kaiſer für die Wohlthaten der ruſſiſchen Monarchen huldigten.

Wenn wir noch einen Blick auf Finland werfen, ſo können wir wohl ruhig behaupten, daſs es mit ſeiner autonomen Stellung ins zwanzigſte Jahrhundert eintreten wird, nicht bloß deshalb, weil es ein feſtes Recht darauf beſitzt, ſondern auch wegen ſeiner inneren Kraft und Stärke. Gewiſſlich wird es aber nicht lange als beneidenswertes Muſter bezüglich vieler Zuſtände daſtehen. Wir ſehen da, was man ſogar aus einer ſtändiſchen Verfaſſung und einer Autonomie unter [illegible] der abſoluten ruſſiſchen Monarchie machen kann, wenn die Leute, die ſie auszunützen und zu ſchützen haben, darnach [illegible]. Finland zeigt auch, wie aus [illegible] Völkern eine politiſche Nation gebildet werden kann, [illegible] z. B. Ungarn in der [illegible] Weiſe zu erreichen ſucht; [illegible]

Digitized by Google

ſität gut möglich iſt. An den Schweden Finlands haben wir ein Muſter, daſs nationale Gerechtigkeit die ſchönſten Früchte trägt: eine geiſtige und materielle Hebung der Volksmaſſen, wenn man es mit ihr ehrlich meint, iſt nur in ihrer Sprache möglich; die eventuell dabei von den älteren Brüdern gebrachten Opfer werden reichlich hereingebracht, ein gewiſſes Uebergewicht müſſen ſie ſich aber immer von neuem verdienen, was ihnen nicht ſo ſchwer fällt, weil ſie auf einem fertigen und feſten Grunde nur weiter zu bauen brauchen. Es iſt tröſtlich, ein Land zu finden, in welchem dieſes ſcheinbar unmögliche Beiſpiel erſt in unſeren Tagen geſchaffen worden iſt, aber traurig, daſs man es im hohen Norden und unter — ruſſiſchem Scepter ſuchen muſs.

Dr. M. Murko.

Polen und Ruthenen.

Vom Reichsraths-Abgeordneten Dr. Roman Jaroſiewicz.

(Schluſs.)

Zur Ehre des polniſchen Namens ſei es geſagt, daſs nicht die ganze polniſche Nation an der Schlachzizen-Politik theilnimmt; leider muſs aber auch geſagt werden, daſs die Mehrzahl der **polniſchen Patrioten und Demokraten** dieſelbe nicht einmal verſteht. Von Seiten dieſer Patrioten und Demokraten wurde ein anderes Loſungswort ausgegeben, welches die Wiederherſtellung des hiſtoriſchen Polens mit den modernen Forderungen von nationaler Autonomie vereinigen ſollte. Es ſoll alſo nicht das alte, nicht das ſchlachzizige Polen wiederhergeſtellt werden, es ſoll aber auch das künftige Polen nicht in die engen nationalen Grenzen des polniſchen Volkes eingezwängt werden; es ſoll ein ſelbſtändiges Polen „in den Grenzen der freiwilligen Attraction“ entſtehen. Das Wort iſt ſchön, iſt aber bis jetzt leider Theorie geblieben. Um dieſe freiwillige Attraction in Lithauen und in der Ukraine auszuüben, dazu ſind den modernen Polen die Hände doch zu kurz; daſs ſie es aber nicht einmal ernſt verſucht haben in Oſtgalizien, wo doch das beſte Terrain für ihre Beſtrebungen gegeben iſt, ihre Theorie ins Werk umzuſetzen und der ſchlachzizigen Herrſchmethode entgegenzuarbeiten, iſt ein ſehr bedenkliches Zeugnis dafür, wie ehrlich ſie es mit ihrer Theorie meinen. Bis vor kurzem hatte es noch den Anſchein, daſs eben die **polniſche Volkspartei** an dieſer Theorie feſthalte und die polniſche Bauernorganiſation mit der rutheniſchen im gemeinſamen Kampfe gegen die Schlachzizenherrſchaft dieſe freiwillige Attraction entwickeln werde. Leider hat die erſte Feuerprobe, die jüngſtvergangene Wahlcampagne, die Unhaltbarkeit dieſer Anſchauung bewieſen.

Eine Bauernpartei muſs, wenn ſie keine Bauernfängerei betreiben will, in erſter Linie ſocial ſein. Beſonders in Galizien, wo der geſammte Bauernſtand von der Schlachzizenherrſchaft ſoviel zu leiden hat, iſt der ſociale Kampf gegen die Schlachzizen eine unabwendbare Nothwendigkeit jeder politiſchen Bauernorganiſation. Auch die polniſche Volkspartei hat ſich anfangs um dieſen ſocialen Schlachtruf gruppiert. Allmählich aber gewann die rein patriotiſche, national-polniſche Strömung in dem Organ, ſowie auch in der Agitation dieſer Partei die Oberhand; die ſocialen Intereſſen traten zurück, und die Leitung der Partei erkannte als ihren Hauptzweck nicht die ſociale und politiſche Emancipation des Bauernſtandes, ſondern deſſen Nationaliſation, d. h. die Propaganda nationaler polniſcher Aſpirationen und des Gedankens an eine Wiederherſtellung des Vaterlandes. Auf dem Boden dieſes patriotiſchen Strebens trafen denn auch die Volksparteiler mit den Schlachzizen zuſammen.

Das Loſungswort: „Weg mit der Solidarität des Polenclubs in Wien!“, unter welchem die Wahlagitation der polniſchen Volkspartei vorbereitet wurde, wich allmählich dem entgegengeſetzten Loſungswort: „Die Solidarität aller polniſchen Abgeordneten in nationalen Angelegenheiten iſt unbedingt nothwendig.“

Der pſychologiſche Proceſs, durch den die polniſche Volkspartei von dem einen zum anderen Loſungsworte gekommen iſt, iſt mir unverſtändlich; wenn es dieſer Partei von außen eingegeben worden iſt, ſo muſs es ein ſehr pfiffiger Politiker gethan haben. Denn es iſt ja ſonnenklar, daſs der Ausdruck „nationale polniſche Angelegenheiten“ von den Schlachzizen ganz anders verſtanden wird, als von den Volksparteilern; während die Schlachzizen darunter ganz concrete und handgreifliche, das heißt ihre eigenen Intereſſen verſtehen, verbinden die Volksparteiler mit dieſem Worte ziemlich vage und abſtracte Begriffe, müſſen alſo in dem parlamentariſchen Kampfe um concrete Intereſſen immer den Kürzeren ziehen.

Nun ereignete ſich während der letzten Landtagsſeſſion etwas, was das bis jetzt unverſtändliche Entgegenkommen der Volkspartei gegenüber den Schlachzizen zu einem mehr oder weniger offenen Bündniſſe geſtaltete. Die Brüder Badeni in Verbindung mit den Häuptern der Stańczykenpartei faſsten den genialen Plan, auf Koſten des galiziſchen Landesfonds das alte polniſche Königsſchloſs in Krakau zu reſtaurieren und dieſes Denkmal der alten [illegible], dieſes Nationalheiligthum der [illegible] [illegible] zu machen. [illegible] der [illegible] [illegible] 1897 [illegible] Thatſache, daſs [illegible]

Grundſteinlegung zu einem polniſchen Staatsrechte in Galizien. Denn es iſt ja ganz natürlich, daſs das reſtaurierte polniſche Königsſchloſs einen polniſchen König vorausſetzt und daſs es die nächſte Aufgabe galiziſcher, vom polniſchen Patriotismus durchdrungener Behörden ſein wird, den Begriff öſterreichiſcher Kaiſer langſam in den Begriff polniſcher König umzuſchmelzen. Es war erhebend, zu ſehen, wie einmüthig die polniſche Volkspartei den Schlachzizen zu dieſem patriotiſchen Beginnen die Hand reichte, und es fanden ſich in dem ganzen Landtage nur drei rutheniſche radicale Abgeordnete, welche gegen dieſen diplomatiſchen Staatsſtreich proteſtierten. Der Abgeordnete Dr. Okuniewski, welchem Graf Staniſlaus Badeni einige Minuten vor dieſem denkwürdigen Ereigniſſe perſönlich inſtändig bat, nur ja nichts zu ſprechen, ergriff dennoch das Wort zu der Erklärung, daſs die rutheniſche Nation dieſes Beginnen wohl durchſchaue, und bei all' ihrer Loyalität gegen Kaiſer und Dynaſtie aus ſtaatsrechtlichen Motiven dagegen proteſtieren müſſe. Es iſt ſchwer, zu ſchildern, welche Entrüſtung dieſer Proteſt in dem Landtage und in der geſammten polniſchen Preſſe hervorrief. Dr. Okuniewski wurde öffentlich und privatim aufs häſslichſte beſchimpft, das intereſſanteſte aber iſt, daſs ſein Proteſt in den Telegrammen an amtliche und officiöſe Wiener Zeitungen verſchwiegen, und der Beſchluſs des Landtages betreffs der Reſtaurierung des Wawelſchloſſes als einſtimmig und mit großem Enthuſiasmus angenommen dargeſtellt wurde. Die polniſche Volkspartei hat in ihren Organen zu der Schimpferei auf Dr. Okuniewski auch das ihrige beigetragen, und als etliche Tage ſpäter einer von den radicalen rutheniſchen Abgeordneten im Landtage einen Antrag ſtellen wollte, verweigerten die Abgeordneten der polniſchen Volkspartei ihre Unterſchriften zu dieſem Antrage, „weil ihr, wie ſie ſagten, unſere patriotiſchen Gefühle beleidigt habt“! Und nun begann ein Scharwenzeln und Flüſtern und Händedrücken der polniſchen Schlachzizen bei den Abgeordneten der polniſchen Volkspartei, und die Folge davon war, daſs der Abgeordnete Wojko in einer Sitzung erklärte, die polniſche Volkspartei ſei auch für die Solidarität des Polenclubs in Wien, natürlich nur in polniſchen nationalen Angelegenheiten, wofür die polniſche Volkspartei die Zuſicherung erhielt, ſie werde in Weſtgalizien bei den Reichsrathswahlen vom polniſchen Centralcomité nicht ernſtlich bekämpft werden.

Die Schlachzizen hielten diesmal ihr Wort, leider aber hat ſich die Volkspartei verrechnet: das neue Loſungswort der Solidarität des Polenclubs konnte die polniſchen Bauern für die Partei nicht erwärmen, und ſo wurden die meiſten ihrer Candidaten von Socialdemokraten, Anhängern der Stojałowski-Partei, welche mit dem Loſungswort: „weg mit der Solidarität des Polenclubs“ in den Kampf giengen, ja auch von unzweideutigen Regierungscandidaten geſchlagen.

So wie die polniſche Volkspartei in Weſtgalizien ihren Einfluſs überſchätzte, ebenſo haben ſich ihre Führer während des Wahlkampfes in Oſtgalizien Aeußerungen entſchlüpfen laſſen, welche vom Standpunkte der Theorie der „freiwilligen Attraction“ wenigſtens bedenklich ſind. Da hat man zuerſt geleſen, die oſtgaliziſchen Wahlrummel ſeien die Folge der niedrigeren Culturſtufe des rutheniſchen Volkes, obwohl ſich bei dieſen Wahlrummeln ebenſogut rutheniſche wie polniſche Bauern betheiligten und obwohl es durchwegs Bauern waren, welche dabei erſchlagen, verwundet und verhaftet wurden. Dann hieß es ferner, die Wahlrummel in Oſtgalizien fänden nur darum ſtatt, weil die polniſche Volkspartei hier ihre friedenſtiftende Action nicht entwickelt hat; hätte die polniſche Volkspartei auch Oſtgalizien bevormundet, ſo wären ſolche Unglücksfälle unmöglich geweſen; es ſei aber in Oſtgalizien hauptſächlich die rutheniſche radicale Partei thätig, mit welcher die polniſche Volkspartei gar nichts gemein hätte. Wenn man bedenkt, daſs die polniſche Volkspartei eine relative Legalität der Wahlen in Weſtgalizien zugeſichert bekam und es darum auch dort zu keinen Wahlexceſſen gekommen iſt, ferner daſs radicale Ruthenen mit zu den Begründern der Volkspartei gehörten, für dieſe Partei ſo manche Arbeit leiſteten und für das Programm dieſer Partei auch einiges Gedankenmaterial lieferten, ſo werden uns die obigen Aeußerungen in ihrem gehörigen Lichte erſcheinen.

Mit ſolchen Aeußerungen hat ſich die polniſche Volkspartei ſchließlich ſelbſt am meiſten geſchadet und wir möchten es ihr nicht nachtragen, wenn ſie, wie es ſehr wahrſcheinlich iſt, von den jüngſten Reichsrathswahlen die gehörige Lehre für ſich zieht. Die rutheniſche radicale Partei, welche derzeit, dank der unerhörten Vergewaltigung, nur zwei Abgeordnete ins Parlament ſchicken konnte, hat die feſte Ueberzeugung gewonnen, daſs der von ihr eingeſchlagene Weg dem Volke ſeine ſociale, politiſche und nationale Lage zum Bewuſstſein zu bringen, dasſelbe vor allem zum Kampfe gegen die Schlachzizenherrſchaft zu organiſieren, und zu dieſem Kampfe ſich in keine Compromiſſe mit [illegible] Elementen einzulaſſen, der einzig richtige, der wenn auch langſam, doch ſicher zum Ziele führende iſt. Jede Partei, welche mit uns denſelben Weg gehen, iſt uns willkommen.

Daſs [illegible] gegen die radicale rutheniſche Volksbewegung mit [illegible] k. k. [illegible] ausſpielen mochte, iſt [illegible] auch leicht zu verſtehen iſt, daſs ſie mit [illegible] Regierungsabgeordnete durchgebracht [illegible] eines [illegible] Ausgleiches und alſo [illegible] als ein großes nationalmänniſches [illegible] angeſehen und geprieſen wurde, ſo

Digitized by Google

konnte das nur auf einer totalen Unkenntnis der galiziſchen Verhältniſſe beruhen. Es gab einen Augenblick, wo dieſer Ausgleich von den naiven Ruthenen als ein Ausgleich mit der öſterreichiſchen Regierung betrachtet wurde und deswegen im Lande ziemlich populär war. Sobald es ſich aber zeigte, daſs Graf Badeni das Anſehen der Regierung und ſogar das Preſtige der Krone dazu benützte, um die Ruthenen in gefügige Werkzeuge der polniſchen Schlachzizenpolitik zu verwandeln und ſie alſo nicht für Oeſterreich, ſondern nur für das hiſtoriſche Polen zu erobern, wendete ſich das geſammte rutheniſche Volk von dieſem Ausgleiche ab, und ſogar ſo ehrenhafte und verdiente Männer, wie Abgeordneter Barwinski, welche trotz inneren Widerſtrebens die undankbare Rolle der „ausgeglichenen Ruthenen“ weiter ſpielen, werden von dem Volke als Verräther an der rutheniſchen nationalen Sache gehaſst und gebrandmarkt.

Und ſo dürfen wir das Facit dieſer vielleicht etwas zu langen Betrachtung mit den Worten des jüngſt verſtorbenen ukrainiſchen Schriftſtellers Panko Kulis ausdrücken: „Solange Ros Ros heißt und der Dniepr ins Meer fließt, ſolange wird ein Bauernherz mit einem Schlachzizenherzen nicht in einem Takt ſchlagen.“

Die Entſtehung der hohen Finanz.

II.

Wir waren bei dem Punkte ſtehen geblieben, den Ehrenberg als den vorläufigen Abſchluſs der ineinander eingreifenden Entwicklung von Militär- und Geldweſen bezeichnet, daſs nämlich beides in den Staatsbetrieb übergegangen war. Seitdem ſind noch andere große Betriebe, z. B. die Eiſenbahnen verſtaatlicht worden, und die ſpätere Geſchichte wird über ein viertes Stadium zu berichten haben, wo der Staat von der hohen Finanz und der Großinduſtrie ausgebeutet wird, und Militär und Kriegsflotte, Eiſenbahnen und Anleihen für Staatszwecke mehr dem Intereſſe jener beiden Mächte als dem Gemeinwohl dienen. In Italien iſt das unter Crispi ſchon deutlich hervorgetreten und durch die jüngſt aufgedeckten Eiſenbahnbanſcandale aufs neue beleuchtet worden, aber auch für alle übrigen Staaten wird der Hiſtoriker der Zukunft zu unterſuchen haben, wie weit das Bedürfnis Europas an Soldaten und an dem ſteten Wechſel ihrer Ausrüſtung an Panzern, Kanonen und neuen Schiffstypen aus den Cabinetten der Armſtrong, Stumm und Krupp herſtammt. Für die Periode, mit der es Ehrenberg zu thun hat, kommt eine dreifache Geſtalt des Staates in Betracht. Erſtens der ſchwerfällige Ständeſtaat, deſſen Oberhaupt von den Bewilligungen der Stände abhängig iſt und daher freilich für unnütze Kriege kein Geld hat, aber auch keines für die nothwendigen, und da er trotzdem Kriege führt, ſie nur elend führen kann, hohe Zinſen für contrahierte Schulden bezahlen, zu dieſem Zwecke das Land ausplündern und zuletzt noch die Gläubiger betrügen muſs. Das unübertroffene Muſter eines ſolchen Staates iſt bekanntlich das heilige römiſche Reich deutſcher Nation; Spanien, das zu Anfang der Periode noch Ständeſtaat war, wurde eben durch das Geldbedürfnis ſeiner Herrſcher in den zweiten Typus, den abſolutiſtiſchen Staat verwandelt. Den erſten Anſtoß dazu gaben die Anleihen, mit denen Karl V. die Koſten der Erwerbung der Kaiſerkrone und ſeines Krönungszuges beſtritt. Der ſpaniſche Bürgerſtand, der damit aufkommen ſollte, erhob ſich dagegen, und die Niederwerfung des Aufſtandes vernichtete die Privilegien der Stadtgemeinden. Der abſolutiſtiſche Monarch verfügt nun zwar über das Geld ſeiner Unterthanen, aber da die Könige von Frankreich und Spanien von ihrer Gewalt einen unvernünftigen Gebrauch machten und nicht zum Wohle der Länder, ſondern aus Eitelkeit, für dynaſtiſche Zwecke und aus religiöſem Fanatismus unaufhörlich Krieg führten, ſo war die Lage der Völker unter dem Abſolutismus noch ſchlimmer, als ſie unter dem Ständeſtaat geweſen war.*) Die Kriegführung, ſchreibt Ehrenberg, „iſt unter Umſtänden ſelbſt ein wirtſchaftlicher Vorgang. Schlechthin wertzerſtörend wirkt ſie in der Regel nur als Machtmittel dynaſtiſcher Politik; ſo beſchaffen waren die Kriege Karls V., Philipps II., Ludwigs XIV. und Napoleons I. Anders ſteht es ſchon mit den Kriegen Friedrichs des Großen; vollends anders mit dem Befreiungskampfe der Niederlande, mit den Seekriegen Englands im 17. und 18. Jahrhundert. Dieſe Kriege wirkten genau wie koſtſpielige Meliorationen, welche die Erreichung einer höheren Stufe wirtſchaftlicher Cultur ermöglichen.“

Die Niederlande und England ſtellen nun den dritten Typus dar, der eigentlich allein den Namen Staat verdient, weil er der erweiterte Stadtſtaat des Alterthums und des Mittelalters iſt. Die Niederlande vermochten achtzig Jahre lang der Uebermacht Widerſtand zu leiſten, weil ſie ſelbſt in der höchſten Bedrängnis ihren Gläubigern Wort hielten und ſich darum eines unbeſchränkten Credits erfreuten. „Wodurch haben das die Niederlande ermöglicht? Kurz geſagt: Durch die nämlichen Thatſachen, welche wir in unſerer Einleitung als Grundlagen des Credits der mittelalterlichen Städte aufgeführt haben. Die Republik der Vereinigten Niederlande war ja ein vorzugsweiſe aus Städten beſtehendes Gemeinweſen. Ihr Credit beruhte zunächſt auf dem der einzelnen Provinzen, dieſer wieder auf dem der Städte. Jede Stadt und jede Provinz bildete eine Corporation, deren Mitglieder, die Bürger, für ihr Gedeihen ſolidariſch miteinander verbunden waren, wenn ſie auch nicht mehr, wie die Stadtbürger in früherer Zeit, mit ihrer Perſon und mit ihrer geſammten Habe für die Schulden der Gemeinſchaft hafteten. (Die Fürſten waren deswegen die creditunwürdigſten aller Schuldner, weil für ihre Verpflichtungen niemand haftete, als ihre eigene Perſon, deren man doch nicht ſo leicht habhaft werden konnte.) Die Niederlande waren ferner ein Handelsſtaat, deſſen Bürger ſchon von Anfang an durchſchnittlich ſehr reich waren und dank ihrem Unternehmungsgeiſte, dank auch der Gunſt ihrer Zeit, raſch neue große Reichthümer erwarben, welche den Capitalbedarf ihrer Unternehmungen weit überſtiegen. Daher gab es in den Niederlanden in der Regel weit mehr Capitalien, die Anlage ſuchten, als vertrauenswürdige Darlehensnehmer; zu letzteren aber gehörten unbedingt die Heimatſtadt und der Heimatsſtaat.“ Was die Niederlande ſchon im 16. Jahrhundert waren: eine Corporation ſolidariſch miteinander verbundener, für den Staat haftender, wohlhabender und unternehmungsluſtiger Bürger, das iſt England erſt durch die Revolution von 1688 geworden, die das Königthum endgiltig unter die Controle des Parlaments ſtellte. Erſt von da ab entwickelte ſich ein Staatscredit im ſtrengen Sinne des Wortes, welcher bei der Natur des Staates ſo unbegrenzt ſein muſste wie der niederländiſche. In dem niedrigen Zinsfuß der Staatsanleihen kommt das unbedingte Vertrauen, deſſen ſich die Niederlande ſchon im 17., England vom 18. Jahrhundert ab erfreuen, zur Erſcheinung.

Man hat wohl ſchon immer gewuſst, wie viel für einen Staat gute Finanzen bedeuten, und man hat auch z. B. die Erfolge Brandenburg-Preußens zumtheil aus dem Umſtande erklärt, daſs ſeine Kurfürſten und Könige meiſtens gute Wirte geweſen ſind,*) aber den Zuſammenhang zwiſchen Staatsmacht und Finanzen dürfte noch niemand ſo klar gemacht haben als Ehrenberg. Er bemerkt u. a. noch, daſs die Niederlande und England mit ihrem glänzenden Credit ganz gut eigene Heere hätten aufſtellen können, daſs ſie es aber vorzogen, ſich auf die Flotte zu beſchränken und ihre Landkriege mit den Truppen von Fürſten zu führen, denen ſie Subſidien zahlten, weil ſie (mit Recht) von einem ſtehenden Heere für die bürgerliche Freiheit fürchteten. Welcher Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Staaten und Spanien, durch das die Silberſtröme Potoſis floſſen, ohne eine andere Spur als Verwüſtung zurückzulaſſen! Zur Kupferwährung ſank es herab, und als Garcilaſſo de la Vega für ſein Geſchichtswerk von der Finanzverwaltung Aufſchluſs über die Staatseinkünfte begehrte, waren dieſe — nicht aufzufinden! Wie bemerkenswert iſt es, ſchreibt Ehrenberg, daſs das letzte ſichere Pfandobject, das die Fugger auftreiben konnten, die Queckſilbergruben von Almaden waren, und daſs dieſe ſelben Gruben auch heute wieder ſo ziemlich das einzige ſind, woran ſich die Staatsgläubiger halten können, daſs damals die Fugger, heute die Rothſchilds dieſe Gruben in eigenen Betrieb haben nehmen müſſen! Wir ſehen aber zugleich deutlich, daſs es nicht, wie bis heute vielfach geglaubt wird, die Religion iſt, was den Unterſchied begründet, ſind ja doch die mittelalterlichen, alſo katholiſchen Städte Italiens und Deutſchlands die Schöpfer der modernen Finanzwirtſchaft geweſen. Vielmehr beruht der Unterſchied auf der Staatsverfaſſung: die Niederlande und England ſind die erſten geweſen, die beide Schöpfungen der mittelalterlichen Städte, den ſoliden Bankcredit und den Verfaſſungsſtaat, angenommen und im großen Stile weitergeführt haben. Dazu tritt dann noch der Unterſchied des Volkscharakters. Die Spanier ſind ein ritterliches Volk, d. h. es geht ihnen die Fähigkeit ab, durch Arbeit und Speculation zu erwerben. Ritter ſind als Officiere ſehr gut zu verwenden, aber wenn ihnen die Finanzen in die Hände fallen, ſo ſind dieſe ſammt Staat und Volk geliefert. Die Franzoſen ſind ein mehr bürgerliches Volk mit einer nicht ſehr gefährlichen Beimiſchung von Ritterlichkeit, und daher war zur Beſeitigung ihrer Armut nichts weiter nöthig als die Wegfegung des abſoluten Königthums und die Einführung des Verfaſſungsſtaates. Es fehlt dem niederländiſch-engliſchen Leben wahrlich nicht an Schattenſeiten und dem romantiſchen Spanien nicht an Lichtſeiten, aber um der Romantik huldigen zu können, muſs man zuvörderſt leben, und das Leben eines Volkes hängt mitunter von der Macht ſeines Staates, dieſe aber zu einem großen Theil von den Finanzen ab.

Unſere Antiſemiten möchten am liebſten weder gute noch ſchlechte, ſondern gar keine Finanzen, und wenn mein perſönlicher Geſchmack die Welt umgeſtalten könnte, ſo würde ich ihnen beiſtimmen und ein Arkadien herſtellen helfen, wo es weder Geld noch Geldwechsler, weder Gläubiger noch Schuldner, weder Finanzen noch Banken, Börſen und Actien gibt. Leider haben aber ſolche perſönliche Geſchmäcke keine Macht über die böſe, harte Wirklichkeit, und ſo betheilige ich mich nicht erſt an einer Agitation, die, weil zwecklos, unſinnig iſt, doppelt unſinnig, weil ſie ſich gegen die Juden richtet, die heute freilich in einigen, nicht in allen, Ländern im Mittelpunkte der hohen Finanz ſtehen, die ſie aber nicht geſchaffen haben. Sie iſt, wie man ja [illegible] vorher ſchon wuſste, wie aber Ehrenberg beſonders deutlich macht, eine Schöpfung von Chriſten, [illegible]

*) Im dreißigjährigen Kriege hat das deutſche Volk [illegible] litten, als das franzöſiſche unter der [illegible] kein Staat mehr, ſondern nur noch eine [illegible]

*) [illegible]

Digitized by Google

oberdeutſcher Kaufherren, die fromme Katholiken, und von Amſterdamern, die ſtreng orthodoxe Calviniſten waren. Unter den Bankhäuſern des 16. Jahrhunderts, die Ehrenberg anführt — es mögen über hundert ſein — befindet ſich kein einziges jüdiſches; nur der Name eines einzigen jüdiſchen Maklers, eines Frankfurters, kommt vor, der ſich an einer einzigen unbedeutenden Finanzoperation betheiligt; „dafür bemerken wir mit Staunen in den vorderſten Reihen der Antwerpener Capitaliſten jahrzehntelang die wohlbekannten Namen hervorragender Mitglieder des holſteiniſchen Adels, vor allem der Rantzau, dann auch der Brockdorff, Ahlefeld u. a.“ Und was für eine Säule der Kirche iſt der große Jakob Fugger geweſen! „Der Papſt hat ihn als ſeinen lieben Sohn begrüßt und umfangen, die Cardinäle ſind vor ihm aufgeſtanden.“ Die Herrſchaft des Geldcapitals iſt ein Product oder vielmehr eine Stufe der wirtſchaftlichen Entwicklung, die ohne Zweifel mit der Zeit einmal auf eine andere Stufe führen wird, über die uns aber weder der Machtſpruch einer Regierung, noch eine ausgeklügelte Theorie hinwegheben kann. Deshalb würde auch die Ausrottung der Juden an den Verhältniſſen der modernen Welt nichts Weſentliches ändern. Vor allem würden die Kriege, die Kriegsheere, die Marine und die Eiſenbahnen fortbeſtehen, die ohne Staatsanleihen, hohe Finanz und Börſe nicht denkbar ſind, wofern wir die Staaten nicht ſocialiſtiſch einrichten wollen. Im Jahre 1719 antwortete ein Londoner Fondsſpeculant, wie Ehrenberg erzählt, einem Biedermanne, der mit dem Einſchreiten der Geſetzgebung drohte und der wohl ein hineingefallener Rentner geweſen ſein mag: es gibt nur e i n Mittel, um uns aus der Welt zu ſchaffen, die Abzahlung aller Staatsſchulden und die Auflöſung aller Actiengeſellſchaften; wenn ihr dieſe beiden Maßregeln durchführt, dann braucht ihr keine Stockjobber mehr zu hängen; dafür aber werdet ihr euch ſelbſt aufhängen müſſen. Die heutige antiſemitiſche Bewegung iſt nur eine Wiederholung der gegen die wirtſchaftliche Entwicklung des 16. Jahrhunderts gerichteten Volksbewegung. „Man beſchuldigte die Geldmächte, daſs ſie gutes Geld aus- und ſchlechtes einführten, daſs ſie Wucher trieben, daſs ſie ſich widerrechtlich auf Koſten des Volkes bereicherten und die Mittel zu maßloſem Luxus zuſammenſcharrten, daſs ſie nichts beſſeres als Räuber und Diebe ſeien ... Wenn das deutſche Volk die Macht der großen Handelsgeſellſchaften vorzugsweiſe in der Steigerung der Warenpreiſe, das franzöſiſche vorzugsweiſe in der Zunahme des Steuerdrucks, das ſpaniſche im Geldexport zu ſpüren glaubte und ſich deshalb mit wahrer Wuth gegen dieſe ſchmerzhaften Erſcheinungen wandte, ſo waren das eben Reflexbewegungen des Volkskörpers, etwa wie das Kind die Ecke ſchlägt, an die es ſich geſtoßen hat.“ Dieſes Bild iſt ein wenig ſchief gerathen. Das deutſche Volk ſchlug — natürlich nur mit Worten — auf die Fugger los, die es für die Urſachen ſeiner Leiden hielt, während die Fugger nur Werkzeuge einer Entwicklung waren, die ſich mit unerbittlicher Nothwendigkeit vollzog. Dagegen würden die Spanier, wenn ſich ihr Unwille gegen ihre Könige gekehrt hätte, nicht ſo ganz unrecht gehabt haben, denn hier lag eine perſönliche Schuld vor; dazu zwang die Entwicklung doch nicht, aus Herrſchſucht und religiöſem Fanatismus Spanien und die ſpaniſchen Niederlande, namentlich den Handel von Antwerpen, zugrunde zu richten, mit keinem anderen Erfolg, als daſs die zertretenen katholiſchen Provinzen den Fußſchemel für die aufſteigende Macht der verhaſsten niederländiſchen und engliſchen Ketzer abgaben!

Die Bedeutung des Werkes von Ehrenberg iſt für die politiſche Geſchichte wie für die Nationalökonomie gleich groß. In Conrads Handwörterbuch der Staatswiſſenſchaften ſchreibt Struck: „Urſprung und Entwicklung der Börſen ſind einſtweilen noch nicht vollſtändig aufgeklärt.“ Nun, Ehrenberg gewährt die bisher vermiſste Aufklärung. Wie dürftig nimmt ſich neben ſeinen genauen Angaben das aus, was Struck am angegebenen Orte, oder was Roſcher im dritten Bande ſeines Syſtems der Volkswirtſchaft darüber zu ſagen weiß! Außerdem, welche Fülle intereſſanter Einzelheiten und Epiſoden, wie die Bilanzen der großen italieniſchen und deutſchen Bankgeſchäfte und die Reduction der Vermögensrechnungen auf den heutigen Geldwert, oder die ſeinen Charakteriſtiken der Handelsrepubliken Florenz, Genua und Venedig! Daſs die Zunahme des Geldcapitals nothwendig, Folge und zugleich Vorbedingung höherer Culturentwicklung iſt, wie Ehrenberg I. 407, ſagt, kann nach dem bisherigen Laufe der Weltgeſchichte nicht beſtritten werden, ladet aber zu einer Betrachtung darüber ein, daſs es [illegible] Arten von Cultur gibt, und daſs [illegible] zur Erzeugung einer ſo feinen und edlen Cultur, wie [illegible] im Florenz des 14. und 15. [illegible] [illegible]

haben, mindeſtens der eine oder der andere geweſen ſein muſs, der, wenn auch kein Curius Dentatus, ſo doch jedenfalls eifrig beſtrebt war, den Pflichten ſeiner Stellung gerecht zu werden. Es wäre ſehr intereſſant zu erfahren, was ein ſolcher Mann zu dem Zwecke gethan hat“.

N e i ſ ſ e. Karl Jentſch.

Georg Herwegh und Robert Prutz.

Mit ungedruckten Briefen.

II.

Im Spätherbſt 1842 trat Georg Herwegh ſeine Reiſe nach Deutſchland an, um Mitarbeiter für den „Deutſchen Boten aus der Schweiz“ zu werben, deſſen Herausgeber bisher Karl Froebel, der Bruder Julius Froebels, geweſen war, und deſſen Redaction nun Herwegh vom 1. October 1842 ab übernommen hatte. Die Reiſe wurde ein Triumphzug, wie ein ſolcher nie vorher, noch nachher einem deutſchen Dichter zu erleben gegönnt war. Wer irgend an Politik oder Poeſie Intereſſe nahm, hatte die ein Jahr zuvor erſchienenen „Gedichte eines Lebendigen“ geleſen oder las ſie nun; die Liberalen aller Parteien jauchzten dem jungen Dichter zu; in jeder Stadt wurde er feſtlich begrüßt, durch Bankette, Reden, Aufzüge gefeiert. So kam er den Rhein hinab, durch Mitteldeutſchland nach Jena, wo er ſich mit Prutz nun auch perſönlich herzlich befreundete — ein Band, das erſt der Tod gelöſt hat — und von Jena über Halle nach Berlin.

Wie es ihm in der preußiſchen Hauptſtadt ergieng, iſt in den Hauptumriſſen bekannt, doch wird viel darüber gefabelt, namentlich auch über die berühmte Unterredung Herweghs mit Friedrich Wilhelm IV. Wir benützen das uns vorliegende authentiſche Material, um auch in dieſer Hinſicht der hiſtoriſchen Wahrheit ihr Recht werden zu laſſen. Einer Aufzeichnung der Witwe des Dichters, Frau Emma Herwegh, die ſich namentlich gegen Laubes Darſtellung in ſeinen „Erinnerungen“ richtet, ſeien folgende Stellen entnommen:

„Was den Beſuch Georg Herweghs bei Friedrich Wilhelm IV. betrifft, der von dieſem, wie Heinrich Laube in ſeinen „Erinnerungen“ behauptet, nur zum Zweck einer „Zurechtweiſung“ gewünſcht worden ſei, ſo muſs ich auch hierin den Scharfblick und das hiſtoriſche Talent des Verfaſſers der „Karlsſchüler“ bewundern, indem ich genau den Sachverhalt kurz, wie folgt, erzähle:

Der König, neugierig, den jungen, gefeierten Dichter zu ſehen, der ihn jedenfalls nicht aufgeſucht hätte, gab ſeinem Leibarzt Schönlein, den Herwegh von Zürich aus perſönlich kannte, eines Morgens den Befehl, ihm den Verfaſſer der „Gedichte eines Lebendigen“ lebendig oder todt zu bringen. Schönlein erſchien unerwartet bei Herwegh, theilte dieſem, dem ein Beſuch im Schloſſe nichts weniger als angenehm war, ſeinen Auftrag mit, und ruhte nicht eher, als bis dieſer ihn, nicht als Marquis Poſa im Frack — einen Frack beſaß er damals gar nicht — ſondern im ſchlichten, ſchwarzen Ueberrock, dorthin begleitete. Das erſte Wort, das Friedrich Wilhelm IV. an den jungen Dichter richtete, war: „Ihr Beſuch macht mir weit mehr Freude, als der des berühmten franzöſiſchen Staatsmannes (Thiers), den ich in dieſen Tagen gehabt. Ich weiß, wir ſind Feinde, aber Ich muſs bei Meinem Handwerk bleiben und wir wollen ehrliche Feinde ſein“.

Dann unterhielten ſie ſich eine Weile, und beim Abſchied rief ihm der König die Worte zu: „Ich wünſche Ihnen einen Tag von Damaskus, und Sie werden Ungeheueres wirken!“

Herr Laube ſieht hieraus vielleicht, daſs der nach ſeiner Anſicht dem jungen Poeten ſo weit an Geiſt überlegene König eine andere Anſchauung als er darüber, ja Verſtand genug beſeſſen, um die Bedeutung des vor ihm ſtehenden Dichters vollſtändig zu erfaſſen.“

[illegible] möchten wir ergänzend beifügen [illegible] Friedrich Wilhelm IV. das geiſtige Wort: „Ich liebe eine geſinnungsvolle Oppoſition.“

[illegible] das in Herweghs Leben von ausſchlaggebender [illegible] einer damaligen Berliner Auf[illegible] 1842 [illegible] Emma Siegmund, die [illegible] am 13. November [illegible] gewann an ihr [illegible] [illegible]

[illegible] nach Danzig, von da [illegible] Jachmann u. a. [illegible] Nachricht, daſs [illegible]

Königsberg, im December 1842.

Majeſtät!

Wir wollen ehrliche Feinde ſein, lauteten die Worte, die Preußens König jüngſt an mich gerichtet, und dieſe Worte geben mir ein Recht, ja legen mir die Verpflichtung auf, offen und unumwunden, wie ich einſt mein Vertrauen auf Ew. Maj. ausgeſprochen, nun auch meine Klage, meine bittere Klage vor Ihren Thron zu bringen, ohne eine Devotion zu heucheln, die ich nicht kenne, oder Gefühle, die ich nicht empfinde und nie empfinden werde. Wir wollen ehrliche Feinde ſein — und an demſelben Tage, da Ew. Maj. dieſe Worte auszuſprechen geruhten, gefällt es einem hohen Miniſterium, den Buchhändlern den Debit eines von mir erſt zu redigierenden Journals, von dem unter meiner Redaction noch keine Silbe erſchienen iſt, und deſſen Debit vor zwei Monaten, ehe dieſe Uebernahme der Redaction durch mich bekannt geweſen, erlaubt worden war, lediglich meines Namens wegen zu verbieten. Daſs dieſer, mein Name, auch bei Ew. Maj. einen ſo ſchlimmen Klang habe, kann und darf ich nicht glauben nach dem, was Sie vor wenigen Tagen an mich geäußert. Ohne Zweifel haben Ew. Majeſtät von dieſem Verfahren gar keine Kunde, und der Zweck dieſes Briefes iſt auch nur, dieſe einfache Thatſache zu Ihrer Kenntnis zu bringen, damit Ew. Majeſtät weiter beſchließen mögen, was Rechtens iſt.

Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich weiß, daſs mein beſchränkter Unterthanenverſtand, mein Bewuſstſein einer neuen Zeit, auf ewig widerſprechen muſs dem alternden Bewuſstſein und dem Regiment der meiſten deutſchen Miniſter, denen ich das Recht der Oppoſition gern einräumen möchte, wenn ſie überhaupt Notiz nehmen möchten, von dem, was um ſie her vorgeht, aber vorgeht in den Tiefen der Menſchlichkeit, ſtatt ſich mit ein bisschen Schaum und Wind zu zanken, die auf der Oberfläche ſpielen. Wenn dieſe Miniſter in dem Widerſpruche gegen ſie auch zuweilen die Elemente einer neuen Religion zu entdecken, nicht bloß Poliſſonnerie und Frivolität zu wittern imſtande wären, kurz, wenn dieſe Miniſter außer dem Zufall ihrer Geburt und ihrer oft ſchätzenswerten, adminiſtrativen und polizeilichen Talente auch das Talent und den guten Willen beſäßen, ſich auf einen ehrlichen Kampf mit ihren Feinden einzulaſſen, ſtatt dieſelben erſt vornehm zu ignorieren, dann, ohne ſie zu kennen, brutal zu behandeln, und ſo Fürſt und Volk zu täuſchen, wenn ſie von einer Beruhigung der Gemüther reden, die in der That und Wahrheit nicht vorhanden iſt und durch äußere Maßregeln nun und nimmer erzwungen werden kann.

Noch gibt es Menſchen, die durch nichts zu ſchrecken ſind (und ich rechne mich zu ihnen), Menſchen, die ſich die Seele ausſchreien werden, bis Recht und Gerechtigkeit auf der Welt; umſo getroſter, da ſelbſt die Feinde des Fortſchritts nicht mehr den Muth beſitzen, Gewalt zu gebrauchen, weil ſie wohl einſehen, wie gefährlich das Märtyrerthum iſt, und wie für einen Mann, den zu unterdrücken ihnen gelingt, zwanzig Geharniſchte auf einmal aus dem Boden ſpringen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, ſo ſchmerzlich es auch iſt, das Kind ſeiner Muſe ſchon im Mutterleibe bedroht zu ſehen und als Individuum mit einem ganzen Staatsprincip in ewiger Colliſion zu leben; ich bitte nicht um Zurücknahme dieſes Verbots, denn ich bin kein Schriftſteller von Profeſſion, ſuche keinerlei materielle Vortheile durch das zu erreichen, was ich ſage, weil ich es ſagen muſs. Aber auch für die materiellen Vortheile und die Verbreitung des Journals iſt durch ein Verbot hinlänglich geſorgt. Verbotene Bücher fliegen recht eigentlich durch die Luft, und was das Volk leſen will, lieſt es allen Verboten zum Trotz. Ew. Maj. Miniſter haben vor fünf Vierteljahren meine Gedichte verboten und ich bin ſo glücklich im Augenblicke die fünfte Auflage derſelben veranſtalten zu können. Ew. Majeſtät Miniſter haben die Beſchlagnahme als gefährlich erſchienener Bücher verordnet, und ich habe mich auf meiner ganzen Reiſe davon überzeugt: dieſe Bücher ſind in jedermanns Händen. Ich bitte nicht um Zurücknahme des Verbots, denn ich darf um nichts bitten, in einem Lande, das ich verlaſſen will. Ich bin nach der Nothwendigkeit meiner Natur Republikaner und vielleicht ſchon in dieſem Augenblicke Bürger einer Republik. Ich kann, ohne mich ſelbſt muthwillig zu immerwährender Heuchelei zu verdammen, nicht länger in Staaten leben, woſelbſt die Cenſur aufgehört hat eine Wahrheit zu ſein; was ja die täglich ſtattfindenden Confiscationen bereits cenſierter Bücher beweiſen. Aber es hat mein Herz gedrängt, an Ew. Maj. noch ein letztes, ehrliches, wenn auch leidenſchaftliches Wort zu richten, ein Wort, was nur die Diener des Fürſten, nicht die Fürſten ſelbſt anklagen ſoll, ein Wort unter vier Augen, das aber doch nicht bloß mein Wort, ſondern das vieler Tauſende, ein Wort, das ich mit dem ganzen heiligen Ernſt und Vertrauen meiner Seele vor Ew. Majeſtät geſprochen, und das Ew. Majeſtät danach würdigen und ſchätzen werden. In tiefſter Ehrfurcht

Ew. Maj.

ergebenſter:
Georg Herwegh.

Das „Vertrauen auf den König“, das Herwegh ausgeſprochen, iſt eine Anſpielung auf Herweghs bekanntes Gedicht „An den König von Preußen“:

Sieh, wie die Jugend ſich verzehrt
In Gluten eines Adlers,
Wie ſie nach Kampf und That begehrt.
O drück' in ihre Hand ein Schwert,
Führ' aus den Städten ſie ins Lager
Und frage nicht, wo Feinde ſind;
Die Feinde kommen mit dem Wind:
Behüt' uns vor dem Frankenkind,
Und vor dem Czaren, deinem Schwager.

Die Sehnſucht Deutſchlands ſieht nach dir,
Feſt, wie nach Norden blickt die Nadel;
O Fürſt, entfalte dein Panier,
Noch iſt es Zeit, noch folgen wir,
Noch ſoll verſtummen jeder Tadel!
Fürwahr, fürwahr, du thuſt nicht Recht,
Wenn du ein moderndes Geſchlecht,
Wenn du zu Würden hebſt den Knecht!
Nur wer ein Adler, ſei von Adel!

Da Herwegh ſeit dem October von Zürich abweſend war, und die Redaction des „Deutſchen Boten“ nach wie vor von Karl Froebel beſorgt wurde, ſo konnte er mit Recht bemerken, daſs bisher keine Nummer des Blattes von ihm zuſammengeſtellt worden ſei.

Der Brief wurde von Herwegh, ehe er ihn abſandte, den Königsberger Freunden vorgelegt und fand ihre Billigung. Einer und der andere nahm ſich nun auch eine Abſchrift. Es war aber niemals Herweghs Abſicht, den Brief gedruckt zu ſehen, im Gegentheil betonte er ſeinen Wunſch, daſs derſelbe nicht veröffentlicht werden möge, auf das entſchiedenſte. Es iſt dies eine Thatſache, die wir auf Grund des uns vorliegenden Materiales mit größter Beſtimmtheit ausſprechen können.

Hierauf verließ Herwegh Königsberg und gieng nach Stettin, der Geburtsſtadt ſeines Freundes Prutz. Von dort aus ſchrieb er — der Brief iſt undatiert, kann aber nur von Mitte December 1842 herrühren — an Prutz:

Mein Lieber!

Endlich bin ich doch glücklich auf mancherlei Umwegen in deiner Vaterſtadt eingelaufen, hätte dir aber über mich, über Königsberg, über Berlin, über Gott und die Welt ſoviel zu erzählen, daſs ich lieber gar nicht anfange, ſondern dich einfach bitte, einen Tag früher von Jena abzureiſen, mich in Berlin, Breiteſtraße Nr. 1, aufzuſuchen und zwei Tage in Berlin zu verweilen. Du haſt dich wohl todtgelacht über meine Verlobung; wenn du aber nur gelacht haſt, ſo bin ich vollkommen zufrieden. Mache mir keine Gloſſen, wie ſo manche andere.

Meyen, höre ich, hat ſich bitter bei dir beklagt über Ruge und mich. Nun — auch darüber ſollſt du ins Reine kommen. Das iſt ein ſauberes Volk zuſammen.

Auch deine Gedichte ſind nach Zürich gewandert; Bravo! Das Gedicht an Dahlmann iſt wunderhübſch, ich wollte, es trüge einen anderen Namen an der Spitze. Dahlmann mag ein ehrlicher Mann ſein, mein, unſer Mann iſt er nicht und wird er nie.

Alſo — auf Wiederſehen in Berlin! Dabei bleibt's! Mein Schatz hält mich doch wahrſcheinlich feſt bis Schluſs December. Du haſt übrigens vom heiligen Eheſtand nichts für mich zu fürchten; das Mädchen iſt noch radicaler als ich, und ein Republikaner von der erſten Sorte.

Ich grüße dich und deine gute liebe Frau von ganzem Herzen.

Dein Herwegh.

Stettin, Montag Abends.

Im Zimmer deiner Schweſter. Welch herrliche Frau!

Prutz' Schweſter, in der That eine treffliche Frau, hieng mit großer Liebe an dem [illegible] Bruder und theilte auch ſeine politiſchen Anſichten. [illegible] — Das Gedicht von Prutz an den damals [illegible] Dahlmann [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Brief drucken ließ. Die näheren Freunde des Dichters, ſo namentlich Ludwig Walesrode, der damals in Leipzig verweilte, wuſsten es freilich beſſer. Aus einem Briefe Walesrodes an Herwegh ſei die folgende Stelle mitgetheilt:

„Durch eine unglaubliche Unvorſichtigkeit Jachmanns iſt dein an den König gerichtetes Schreiben in die Oeffentlichkeit gedrungen. Wir haben alles aufgeboten, die Weiterverbreitung desſelben durch Aufkaufen der noch zu habenden Nummern zu hindern, ehe die geſammte feindliche Preſſe ſich der Sache bemächtigte. Aber umſonſt!“

In der That hatte der Kampf gegen Herwegh nun auf der ganzen Linie begonnen. Auch das preußiſche Miniſterium griff ein. Von Stettin heimkehrend, wurde Herwegh am 27. December 1842 auf dem „Stettiner Bahnhofe“ zu Berlin von einem Polizeicommiſſär aufgefordert, ihm zum Polizeipräſidenten zu folgen, und erhielt dort den Befehl, binnen 24 Stunden Berlin und die preußiſchen Staaten zu verlaſſen. An den Ernſt dieſes Befehls war nicht zu zweifeln; als Herwegh das Polizeipräſidium verließ, um ſich in das Haus ſeiner Braut zu begeben, folgten ihm zwei Poliziſten und nahmen dann vor dem Hauſe Aufſtellung. Noch am Nachmittag desſelben Tages reiſte der Dichter in Begleitung ſeiner Braut und ſeines künftigen Schwagers, Dr. Guſtav Siegmund, nach Leipzig ab, verlebte dort einige Tage im Verkehr mit Arnold Ruge, Robert Blum, Michael Bakunin und anderen Radicalen und kehrte dann, von Bakunin begleitet, nach Zürich zurück, wo ihn ſein Verleger Auguſt Fellner gaſtfreundlich aufnahm.

Man weiß, wie die öffentliche Meinung in Deutſchland nun jählings unter dem Eindrucke des Briefes an den König von Preußen zu ungunſten Herweghs umſchlug; mit Ausnahme der radicalen Republikaner wandten ſich auch die Liberalen, die ihm eben zugejauchzt, von ihm ab. Aber auch in Zürich harrten ſeiner ſchwere Stürme. Wie der Leſer bereits aus dem erſten Aufſatz weiß, war Herwegh in ſchwere, ſachliche und perſönliche Conflicte mit dem Staatsrath Bluntſchli und dadurch auch mit der Regierung des Cantons gerathen. Als Herwegh in dem von Julius Froebel herausgegebenen „Republikaner“ nun neuerdings Bluntſchli angriff, wies ihn der Canton aus, und er muſste nach Baden im Canton Aargau flüchten.

In dieſen Tagen ſchrieb Robert Prutz an die Braut des Freundes:

Stettin, 21. Februar 1843.

Das haben Sie gewiſs nicht erwartet, werteſte Freundin, daſs ich Ihnen noch jetzt, zwei Monate, nachdem wir uns zuletzt in Stettin geſehen, wiederum von Stettin aus ſchreiben würde. Aber eine Unpäſslichkeit meiner Frau, infolge deren ſie mehrere Wochen das Bett hüten muſste, hat uns zu dieſer unerwarteten Verlängerung unſeres Aufenthaltes genöthigt, ſo daſs wir erſt jetzt endlich an die Rückreiſe denken dürfen. Hoffentlich ſind auch Sie von Ihrem Beſuch in Polen bereits wieder zurückgekehrt und ſo werden wir unſerem kleinen Miſsgeſchick dann hoffentlich noch die Freude zu verdanken haben, Sie, liebſte Freundin, bei unſerer Durchreiſe zu ſehen und in traulichem Geſpräch mit Ihnen ſo manche Laſt, die dieſe letzten Zeiten einem auf die Seele gewälzt haben, einigermaßen zu erleichtern. Ich kann mir denken, wie viel auch Sie in dieſen Monaten gelitten haben; die wechſelnden Schickſale, die unſer Herwegh in dieſer Zeit erfahren, die wahrhaft impoſante Art, wie ſich die Niederträchtigkeit gerade derjenigen offenbart, die ſich ſelbſt für die Gebildeten, wohl gar für die Liberalen halten — endlich über dieſe nächſten perſönlichen Rückſichten hinaus, die geſchänſten Niederlagen der Freiheit, das Verbot der Jahrbücher, Unterdrückung der „Rheiniſchen Zeitung“ und über alles der brutale Siegesjubel der Gewalt — ich kann mir denken, wie auch Sie bei dieſen Dingen gelitten und welche ſchweren Stunden dieſe jüngſten Monate auch für Sie gebracht haben. Denn das iſt ja Ihr Wohl und Ihr Weh zugleich, daſs Sie dies alles, was für die meiſten anderen Frauen, ja laſſen Sie mich hinzufügen, für die meiſten Menſchen überhaupt, nur ein Geſchehenes, ein Ereignis des Tages iſt — daſs Sie vielmehr es lebendig mit durchempfinden und daſs von dieſem ſinkenden oder ſteigenden Stern unſerer Freiheit auch die Ebbe und Flut Ihrer Seele abhängig iſt. Ich hoffe, daſs endlich doch mehr Wohl als Weh, mehr Luſt als Schmerz dabei ſein wird.

Der Frühling iſt ja vor der Thür, der Sie Ihrem Georg zuführen wird, und auch für alle anderen Hoffnungen und Keime wird ſich ein Frühling finden, wenn wir eine Zeit auch nicht beſtimmen können. Daran laſſen Sie uns feſthalten und in dieſem Sinne dem trüben Tag eine heitere Stirn zeigen!

Von Herwegh bin ich ſeit ſeiner Ankunft in Zürich ohne alle Nachrichten, die natürlich abgerechnet, die die Zeitungen uns [illegible] und in denen Wahres und Falſches ſo [illegible] gemiſcht [illegible], daſs ich ſehr begierig bin, von Ihnen [illegible] zu [illegible]. [illegible] Falle verſäumen Sie [illegible] Zürich [illegible], das [illegible] [illegible]

theilt, nicht ſchmerzen; man kann einmal eine Niederlage durch ſie erleiden — aber den Humor verderben, das kann ſie uns doch nicht, im Gegentheil, wir lachen ſie ſelber aus.

Thun Sie das auch, liebe Freundin, und erhalten Sie ſich in jeder Weiſe Ihren ſchönen freien Sinn, Ihre ſtolze Hoffnung, Ihren hohen, großen Muth.

Ich freue mich ſehr darauf, Sie zu ſprechen. Wir kommen Sonnabend früh (den 25. d.) im Rheiniſchen Hof an und werden Sie jedenfalls noch an demſelben Vormittag aufſuchen. — Meinen Dank für die freundlichen Zeilen, mit denen Sie uns Anfang vorigen Monats erfreuten, ſowie meine Entſchuldigung wegen dieſer verſpäteten Antwort mündlich. Meine Frau, ſowie meine Schweſtern grüßen Sie herzlichſt.

Aufrichtig der Ihrige

R. E. Prutz.

Zur Erläuterung ſei nur beigefügt, daſs ſich Herwegh damals um Aufnahme in den Bürgerverband von Lieſtal (Canton Baſelland) bewarb, die ihm auch ſpäter zutheil wurde. — Mit den „Jahrbüchern“ ſind Arnold Ruges „Deutſche Jahrbücher“ gemeint, die damals eben unterdrückt wurden.

Als dieſer Brief in Berlin eintraf, war Emma Siegmund bereits nach der Schweiz abgereiſt. Am 8. März fand ihre Trauung mit Herwegh zu Baden bei Aarau ſtatt. Seine Trauzeugen waren Bakunin und der Züricher Profeſſor Henle.

Ueber die nächſten Schickſale des jungen Paares werden uns die weiteren Briefe berichten.

(Ein dritter Artikel folgt.)

Der weiſe Clown.

(Schluſs.)

Wir müſſen uns, da wir nun doch die Tabulatur der Epigonen überwunden zu haben glauben, daran gewöhnen, daſs jeder rechte Schnabel ſeinen eigenen Ton hat, und wir ſollten unſere Ohren nur den ſchlechten falſchen Tönen verſchließen, als zu welchen allerdings auch die gehören, die um jeden Preis neu ſein wollen, ohne es in Wahrheit zu können. Dieſe gewaltſame Neutönerſucht iſt in Scheerbart nicht. Die Narrenjacke iſt bei ihm keineswegs Maskerade; ſie iſt ſein eigentliches Kleid. Es gehört direct zu ſeiner Weisheit, das ſie ſich nicht ernſt zu nehmen ſcheint. Es iſt eine purzelbaumſchlagende Philoſophie. Man mag manchmal an Rabelais denken. Aber: will das nicht ſchon etwas heißen, daſs man bei einem modernen Autor einmal an Rabelais denken kann? Freilich geſellt ſich dieſem Gedanken auch die Empfindung von etwas Halbbewuſstem, Klobigem, Unbehauenem, wirr Gewurfeltem. Doch wird man ſagen müſſen, daſs dieſe Empfindung auf den modernen Autor nicht ſo völlig paſst. Seine Sprünge ſind leichter, hurtiger, eleganter, und wenn er an die Kraft der Alten nicht heranreicht, wenn er nicht ſo gewaltige Quaderbauten einer cyklopiſchen Phantaſie aufthürmt, ſo weiß er das vielfältig Wirre zierlicher, kunſtreicher, zarthändiger zu fügen. Wer an ſeiner Philoſophie keinen Geſchmack finden kann, der wird ſich doch an ſeiner Künſtlerſchaft freuen können, obwohl zu ſagen iſt, daſs er dieſe Kunſt dann doch nur unvollkommen genießen wird. Denn dieſe Kunſt iſt im Grunde die Dienerin einer Weltanſchauung und man muſs hier die Herren mögen, um ſich der Dienerin ganz freuen zu können.

Natürlich fehlt es dieſer clowniſchen Weisheitskunſt auch nicht an Tricks, an gewiſſen bevorzugten Quertſprüngen und verblüffenden Grimaſſen. Das iſt ein weſentlicher Zug dieſes Genres, und unter ihnen verbirgt ſich zuweilen das Eigentlichſte und „Schwerſte“ dieſer Art Kunſt. Ich muſste an Scheerbart denken, als ich kürzlich in München einen Clown ſah, der immer und immer wieder gerufen und offenbar zu müde geworden, ſeine Beine zu werfen, eine Geige zur Hand nahm und auf ihr vollkommen künſtleriſch ein ſeriöſes Stück zum beſten gab. Er ſpielte es tadellos und machte gar keine Faxen dazu, nur daſs er ſchmerzlich den Mund aufſperrte und das eine Auge verzückt zudrückte. Es wirkte fabelhaft, und eine Stille und Ergriffenheit war in dem Saale, daſs niemand, und es waren doch Münchner, ein Glas an den Mund zu führen wagte. Solche Tricks liebt Scheerbart ſehr und auch er wirkt damit außerordentlich. Entweihung der Kunſt? Aber zum Geigenſpielen gehört doch kein Frack in erſter Linie, ſondern Talent und Empfindung. Aber es iſt doch geſchmacklos?! Gewiſs, wenn es ohne Geſchmack gemacht wird. Wo es aber im Stil des [illegible] und des Werkes liegt, und wenn dieſer Stil mit [illegible] und dem ihm gemäßen Geſchmack durchgeführt wird, [illegible] ich mich äſthetiſch keineswegs gekränkt, wenngleich [illegible] machte, um zu verhüten, daſs derlei Modegeſchmack [illegible].

[illegible] Wie im Circus, ſo gehört auch [illegible] des Clowns ein beſonders ſeltener Be[illegible] einen Ausländer und einen [illegible] gemacht haben, obgleich ihr [illegible] läßt ſich auch [illegible] nicht zu ihrer Generation. [illegible] Behagen.

Dafür hat er in dieſem Buche ſehr viel Verwandtes mit Thomas Theodor Heine, nur daſs dieſer einen aggreſſiven, jüdiſch kritiſchen Zug hat, der ihm völlig fehlt. Er iſt lange nicht ſo geiſtreich und ganz gewiſs auch nicht ſo geſchmackvoll, aber er iſt tiefer und perſpectivenreicher. Merkwürdig iſt das eine Gemeinſame zwiſchen Th. Th. Heine und Scheerbart in *dieſem* Buche, daſs ſie ernſt zu beluſtigen wiſſen, ohne — Humor zu zeigen. Das erſcheint paradox, aber man mag es drehen und wenden, wie man will, man findet immer wieder, daſs hier ohne Humor das Ernſte luſtig und ergreifend dargeſtellt wird. Es iſt eine Kunſt der komiſchen Arabeske auf ernſtem Untergrunde.

In dieſem Augenblicke wäre, wie mich dünkt, eine Definition des Begriffes Humor am Platze, und ich will mich wirklich in das Wagnis ſtürzen, obwohl ich ganz genau weiß, daſs ich den Begriff nicht feſtſtellen, ſondern nur meine Auffaſſung davon ſagen werde. Mir ſcheint es ſo: Humor iſt der Kunſtausdruck einer Weltanſchauung, die die Welt nicht verilluſioniert, aber ein Bild aus ihr macht, das gut im Raume ſteht und bei dem die fatalen Gegenſtände dazu dienen müſſen, die angenehmen zu heben. Die humoriſtiſche Kunſt geht nicht auf Schönheit und nicht auf Wahrheit, ſondern darauf aus, das Unharmoniſche dem Harmoniſchen dienſtbar zu machen. Und das iſt ihr Triumph und ihr Lächeln, zu ſehen, wie das Unerquickliche, Mangelhafte, Häſsliches und Dummes dazu herhalten muſs, im Weltbilde eine luſtige Nuance darzuſtellen. Humor iſt eine Art Thierbändigerkunſt, aber ohne Peitſche.

Die Komik dagegen gibt kein Welt-, ſondern ein Zerrbild. Trotzdem kann auch ſie eine Weltanſchauung zur Grundlage haben; nur verzerrt ſie dann auch dieſe, wenn ſie ſie nicht wie einen Spiegel mit carikierten Ornamenten belegt. Beide Fälle treffen in dieſem Buche bei Scheerbart zu und er wird deshalb, fürcht' ich, ſeine Noth haben, vom deutſchen Publicum verſtanden zu werden, das nicht daran gewöhnt iſt, dieſe Art Kunſt ernſt zu nehmen. Es nimmt im allgemeinen ja nicht einmal Wilhelm Buſch als Dichter ernſt, der dabei Humoriſt und nicht Komiker iſt. Uebrigens wird ſich Scheerbart kaum darüber kränken. Zur Pſychologie des Hofnarren gehört auch die Bosheit, die ſich ganz ungemein darüber freut, den Herrn Gebieter hinters Licht zu führen. Majeſtät ſchüttet ſich vor Lachen aus über den drolligen Narren, und der lacht im Echo wie beſeſſen über Majeſtät. Man verfolge nur die Reiſe Scheerbarts mit Herrn Müller nach Nowaja Semlja recht aufmerkſam.

Ich möchte gerne ein paar der ſechsundſechzig Intermezzos hierher ſetzen, aber die Wahl wird mir zu ſchwer und ich würde doch, auch bei ſehr ausgiebigem Wirken, nicht den ganzen Scheerbart darſtellen können. Dieſer Excentric hat zuviel Nummern und nicht bloß *eine* Specialität. Eine hübſche Aufgabe aber wäre es, den Faden aufzudröſeln, an den er die „Handlung“ dieſes „Eiſenbahnromanes“ aufgereiht hat und der ſchon deshalb nicht der obligate „rothe Faden“ iſt, weil er ſich als antierotiſche Tendenz gibt. Mir kommt er ein biſschen dünn vor, und ein beleibter Humoriſt könnte nicht darauf tanzen. Aber Clowns ſind mager. Vielleicht iſt dieſe „Tendenz“ auch nur ein Tric? Aber dazu gehört ſie mir zu ſehr zur Philoſophie dieſes Lebenskünſtlers, der auch darin bei den Orientalen in die Schule gegangen iſt, daſs er das Weib als quantité négligeable für das männliche *Seelenleben* betrachtet.

Daſs er die Frau in anderer Beziehung wohl zu ſchätzen weiß, beweiſt ſein gleichzeitig (bei Hugo Storm in Berlin) erſchienener „arabiſcher Culturroman“, der den verlockenden Titel „Tarub, Bagdads berühmte Köchin“ führt.

Dieſes Buch war für die Kenner von Scheerbarts Kunſt eine noch größere Ueberraſchung, als „Ich liebe Dich“. Denn das hätte ihm kaum einer zugetraut, daſs er ſo bei der Stange eines Themas zu bleiben vermöchte. Wer Scheerbart noch nicht kennt, thut gut, ſeine Bekanntſchaft durch jenen „Eiſenbahnroman“ zu machen, denn hier lernt er dieſen unglaublichen Springer, der doch auch ſo graziös und mit Würde zu ruhen weiß, von allen Seiten kennen. Dann aber wird er ſich auch Tarub nicht entgehen laſſen dürfen, denn in dieſem Buche gibt Scheerbart ſein Weſen zwar nicht von allen Seiten, aber die wertvollſte Seite ſeines Weſens mit einer ſolchen künſtleriſchen Sicherheit und Klarheit, daſs man dieſes Buch ohne Uebertreibung als ein Kunſtwerk von auserleſener Bedeutung bezeichnen muſs.

Das Clownhafte tritt hier zurück: es wird zur Nuance, die den farbigen großen Geſammtton nie beeinträchtigt, man möchte es durchaus nicht miſſen, aber es iſt ſehr gut, daſs es hier nur discret wirkt. Auch zu dieſem Buche kenne ich in der deutſchen Literatur kein Gegenſtück, obgleich Arabien dem Egypten des Profeſſor Ebers nicht allzuferne liegt. Aber Ebers iſt ein Gelehrter und Scheerbart iſt ein Dichter. Auf das Egypten des romanbauenden Egyptologen wird man ſich, denke ich wenigſtens, hiſtoriſch verlaſſen dürfen, und das wäre gewiſs kein Mangel, wenn die Poeſie des gelehrten Herrn ebenſo vertrauenswürdig wäre; auf das Arabien Scheerbarts dagegen möchte ich unter keinen Umſtänden ſchwören, es ſcheint mir auf wenig Fachſtudium gegründet zu ſein und druckpapierener Unterlagen gar ſehr zu ermangeln, aber ich beſitze es jetzt als ein Bild von unerhörtem Reichthum an Farben, Linienreizen und Stimmungen in mir, als ein Stück künſtleriſcher Wahrheit von überzeugender Gewalt. Hier hat einmal Anſchauungskraft bildend das Außerordentlichſte geleiſtet, aus einem wahrſcheinlich höchſt ſpärlichen Grunde poſitiven Wiſſens iſt durch die Macht erahnender Phantaſie wahrhaftiges Leben in einer entzückenden, ja berauſchenden Fülle der Erſcheinungen erwachſen. Ohne die Wahlverwandſchaft mit altorientaliſchen Weſen, wie ſie dieſem Dichter ſeltſam eigen iſt, wäre dieſe ganz ungewöhnliche Kunſtleiſtung unerklärlich. Sie bleibt wie alles Großkünſtleriſche im Tiefſten auch dabei immer noch räthſelhaft. Das iſt keine Phantaſtik, das iſt viſionär. Aber nun ſtelle man ſich ja nicht etwas im erhabenen Sehertone vor. Dieſes fabelhafte Bild ſteckt voll von Zügen des gemüthlichſten, ja hausbackenen Lebens bei einem Grundtone voll Größe und Tiefe. Es wirkt, ſo bunt und fremd es ausſieht, durchaus intim. Während man ſonſt bei „hiſtoriſchen Romanen“ die Empfindung des Conſtruierten nicht los und immer zum Kritiſieren verleitet wird: ob hier und da nicht vielleicht etwas ſchief aufgeſetzt, modern angeflickt iſt, hat man hier das Gefühl, mitten in einem zwar fremden, aber bald vertrauten Leben zu ſtehen, deſſen einzelne Züge man nie miſstrauiſch auf ihre Echtheit anſieht, weil das Ganze ſo aus einem Guſſe weſenseigen iſt. Es mag ein Arabien von Scheerbarts Gnaden ſein, aber es iſt ein Stück künſtleriſcher Wirklichkeit, dem man ſich genießend und ohne jedes ſtörende Zweifelbedenken überläſst wie irgend einem ſchönen Stücke der ſichtbaren Welt. Hier hat ein ſchöpferiſcher Geiſt aus ſich ſelber und wie im Spiel eine eigene Welt geſchaffen, der er die Geſetze ſeines Weſens und ſeiner Luſt gab. Wieder einmal, wie gar oft, wenn ich Scheerbarts Kunſt betrachte, fällt mir ein Spruch des Angelus Sileſius ein, deſſen Welt- und Gottanſchauung mit der Scheerbarts viele Aehnlichkeit hat:

Je mehr Du Dich aus Dir
Kannſt austhun und ergießen:
Je mehr muſs Gott in Dich
Mit ſeiner Gottheit fließen.

Damit iſt die Gnade des ſchöpferiſchen Poeten ganz ausgedrückt. Er allein hat die myſtiſche Gabe wirkender Selbſtenteignung; ihm allein iſt es gegeben, die innerſten Kräfte loszumachen und aus ſich zu laſſen; das in jedem Menſchen vergrabene Pfund vermag nur er auszuwerfen. Darum iſt Dichter und Seher bei den Alten eins und darum gelten den Naturvölkern ihre Poeten für Zauberer und Beſeſſene. Die gebildeten Europäer von heute denken ja deſpectierlicher von den Dichtern, aber das ſagt nur etwas gegen ſie und von dem Miſsbrauch aus, den ſie mit dem Wort Dichter treiben. Wo man Hauptmanns „Verſunkene Glocke“ neben Goethes „Fauſt“ ſtellen kann, ohne gelyncht zu werden, iſt die Empfindung für das Göttliche im Poeten verloren gegangen. Das Gefühl für Diſtance fehlt und man iſt ſchon gar nicht mehr erſtaunt, wenn ein Kaiſer und König Herrn Begas mit Michel Angelo vergleicht.

Vergleichen zum Zwecke der Wertbeſtimmung iſt überhaupt von Uebel. Vergleiche geben höchſtens Schlaglichter und Schlaglichter blenden. Sonſt möchte ich ſagen, daſs man bei Scheerbarts Tarub an Flauberts Salambo denken könnte. Dieſer Vergleich ſoll aber nur die Grundart dieſer wunderſamen Kraft der künſtleriſchen Erſchaffung einer fremden Welt treffen, nichts anderes. Flauberts herrliches Werk iſt ein mühſamer, gewaltiger Bau, Scheerbarts Roman ein Spiel genialer Eingebung. Daſs der Ernſt dieſem oft ſehr luſtigen, zuweilen frech übermüthigen Spiele nicht fehlt, liegt im Weſen dieſer freien Poetenſpiele.

Ich ſagte es ſchon: Vom Clown Scheerbart iſt in dieſem Werke wenig zu ſpüren; deſtomehr iſt von feiner orientaliſchen Lebensweisheit darin. Und wieder kommen mir Verſe des Breslauer Minoriten:

Ein grundgelaſſener Menſch
Iſt ewig frei und ein —
Kann auch ein Unterſcheid
An ihm und Gott ſein?

Und:

Nichts anderes ſtürzet Dich
In Höllenſchlund hinein,
Als das verhaſste Wort —
Merke wohl! — das Mein und Dein.

Und:

Niemand hat ſeinen Stand
So hoch und groß gemacht,
Als eine [illegible], die hat
[illegible] gebracht.

Und:

Kein Ding iſt auf der Welt
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Und:

[illegible]

Digitized by Google

Und zum Schluſs:

Gott ſind die Werke gleich:
Der Heil'ge, wann er trinkt,
Gefället ihm ſo wohl,
Als wenn er bet't und ſingt.

Dieſe reife Weisheit, die niemals predigt, die über einem Gewimmel von Farben und Meinungen beſchaulich ruht, ohne ſich darüber erhaben zu fühlen, ja, die im Ruhenden darüber doch auch mitgenießend darin iſt, die Weisheit dieſes Buches erhebt ſich auch über die Komik und wird zum Humor. Der weiſe Clown von „Ich liebe Dich" verleugnet in „Taub" ſeine bunte Jacke zwar nicht, ſondern läſst ſie auch hier in allen ihren Farben leuchten, aber ſein Gelächter wird zum Lächeln des Humoriſten.

Schloſs Englar im Eppan. **Otto Julius Bierbaum.**

Johannes Brahms.

(Geb. 7. Mai 1833 zu Hamburg; geſt. 3. April 1897 zu Wien.)

Als die Kunde von dem Tode des Meiſters unſere Stadt durchlief, da hatten wir den Eindruck, als hätte das muſikaliſche Wien alles verloren, was ihm in den letzten Decennien noch Glanz und Stellung in der Muſikwelt verlieh. So ſehr hatten wir uns daran gewöhnt, ihn als den unſerigen zu betrachten, daſs wir — wahrſcheinlich ebenſo wie er ſelbſt — ganz vergaßen, daſs er urſprünglich als Fremder zu uns gekommen und es anfänglich gar nicht ſo leicht hatte, ſich bei uns einzuleben; denn ſchon nachdem er ſich in Wien angeſiedelt und ſeine bedeutendſten Werke geſchaffen hatte, kehrte er 1864 für kurze Zeit Wien den Rücken. Man erinnert ſich noch, wie einflusſsreiche Perſönlichkeiten ſeinerzeit keine Gelegenheit vorübergehen ließen, um durch wohlüberlegte abfällige Bemerkungen der künſtleriſchen Empfindung des Meiſters kleine Nadelſtiche zu verſetzen. Aus jener Zeit ſtammen die Anfänge des nur ſchwer verhüllten Antagonismus, der ganz überflüſſigerweiſe zwiſchen Brahms und Bruckner getragen wurde, welch letzteren ſo mancher gerne als wirkſames Gegenſtück ausſpielte. Vergebens, es hat Bruckner nichts genützt und Brahms nicht geſchadet, ebenſo wie ſpäter ein von übereifrigen Verehrern ganz künſtlich hervorgeſuchter Gegenſatz zwiſchen Brahms und Wagner den erſteren nicht erhob und den letzteren nicht herabſetzte. Wenn dieſe Gegenſätze allmählich gemildert wurden oder ganz verſtummten, ſo war dies ebenſoſehr ein Verdienſt der künſtleriſchen Ruhe und tieferuſten Gewiſſenhaftigkeit, die Brahms Schaffen auszeichnet, als der Einwirkung perſönlicher Freunde, dank deren dem Meiſter das Wiener Leben immer mehr ans Herz wuchs und die frühere vorübergehende Verſtimmung in den Hintergrund ließ. In dieſer Beziehung wird der Name Billroths von dem Lebenslaufe Brahms' unzertrennlich bleiben. Ein Ausländer hatte hier dem andern eine neue Heimat geſchaffen. So bedurfte es einer Reihe äußerer Zufälle, um Wien und Brahms zuſammenzubringen. Und doch ſcheint mir das Verhältnis, das ſo ſchöne Früchte getragen und für beide Theile ſo glücklich verlief, kein bloß äußerliches zu ſein, denn gerade in der Wiener muſikaliſchen Atmoſphäre fand Brahms jene Ergänzung ſeiner künſtleriſchen Begabung, mit der ihn die Natur nicht in der ganzen Schaffensperiode ſo verſchwenderiſch ausgeſtattet hatte, wie manchen anderen der ehedem hier wirkenden Tonkünſtler, und gerade in Brahms fand das muſikaliſche Schaffen Wiens eine vertiefte und ſorgfältige Ausgeſtaltung, deren die gegenwärtigen Söhne unſeres Landes aus ſich ſelbſt heraus nur ſelten fähig waren. Aus dieſer ſchönen Ergänzung zweier ſcheinbar disparaten Factoren entſtand der ſo wertvolle und eigenartige muſikaliſche Bau ſeiner Werke, entſtand mitten in dem unſteten, wandelbaren Schwanken zu einer neuen muſikaliſchen Epoche, der letzte Ausläufer des Claſſicismus.

Als Brahms ſeine Componiſtenlaufbahn begann, da hatte das Publicum zunächſt nicht erkannt, daſs ein Stern erſter Größe in ihm aufgegangen war. Nicht als ob ſeine erſten Werke dieſe Vermuthung entkräftet hätten, aber der Blick der Muſiker war nach anderen Himmelsgegenden gerichtet. Erſt Schumann, dem Wien auch die erſte Werthſchätzung Schuberts verdankt, wies in warmen Worten auf die Bedeutung des jungen Künſtlers hin. Der Artikel, den er in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik" *) über Brahms veröffentlichte, die Beſtimmtheit, mit der er auf ihn als führenden muſikaliſchen Geiſt hinwies, ſteht in der Geſchichte der Muſik einzig da. Nur wenigen war es beſchieden, gleich zu Anfang ihrer Laufbahn von einer maßgebenden Autorität mit ſolcher Begeiſterung aufgenommen zu werden, denn Schumann nannte Brahms einen Componiſten, „der den höchſten Ausdruck der Zeit in idealer Weiſe auszuſprechen berufen wäre, der wie Minerva vollkommen gepanzert aus dem Haupte des Kronion ſpränge! Nun iſt er gekommen, ein junges Blut, an deſſen Wiege Grazien und Helden Wache hielten". Dieſe Begeiſterung iſt wohl nur in einer beſtimmten Richtung zu [illegible] gegangen und entſprach dem Ideal der Zeit, [illegible]

[illegible]

handen war und ihr entſprochen werden muſste. Auch vom Standpunkte der abſoluten Muſik fand Schumann nicht ungetheilte Zuſtimmung, ja ſtellenweiſe ſogar lebhaften Widerſpruch. Noch 1859 ſchrieb Ambros: „Ob ſich Schumann nicht auch als Schriftſteller ſpäterhin ſo vergrämt, vergrübelt und verdüſtert hätte, wie es bei ihm als Componiſten der Fall war, iſt eine Frage, die man mit gutem Gewiſſen bejahen kann. Die Art, wie er in dieſer letzten Zeit einmal für den jungen Brahms das Wort nahm (der bis jetzt denn doch noch nichts geleiſtet hat, was der Proclamation als ‚Kunſtmeſſias' entſpräche) hat ſchon etwas, das mit ſeiner krankhaft exaltierten Bewunderung, die er damals für die Dichterin Eliſabeth Kuhlmann faſste, wohl ſo ziemlich auf ein Blatt gehört." **) Dieſes Urtheil von Ambros ſtand keineswegs vereinzelt da, und noch in den Siebzigerjahren konnte man von der Wiener Kritik manches herbe Urtheil hören, in dem der Mangel an Sympathie deutlich zu fühlen war. Später habe ich es ſelbſt ſtaunend miterlebt, wie im Wiener Muſikvereinsſaal bei einer der ſchönſten und friſcheſten Compoſitionen von Brahms, der D-dur-Serenade, nach dem Menuett ſehr energiſch geziſcht wurde. Ich hatte gleich die Empfindung, daſs ich mir dieſe Haltung des Publicums als ein bezeichnendes Curioſum merken müſſe. Bald darauf hat ſich das Blatt vollſtändig gewendet, das harte Urtheil wurde immer ſeltener und verwandelte ſich, gerade als Brahms Schaffenskraft ſchwächer wurde, in eine vollſtändige Verhimmelung aller ſeiner Werke, die ſelbſt die Freunde der Brahms'ſchen Kunſt, die ihr rein ſachlich gegenüberſtanden, manchmal etwas bedenklich machte. Man kann dieſe Thatſache nicht erwähnen, ohne zugleich zu bemerken, daſs Brahms ſelbſt keine anderen Wege kannte als die rein künſtleriſchen und die Frage nach dem Urtheile des Publicums ſich ſelbſt überließ.

So ſtanden die Dinge in Wien. Doch ich habe damit den Ereigniſſen vorgegriffen und kehre zu ſeinen erſten Werken zurück und zu dem Eindruck, den ſie außerhalb Wiens erfuhren. Gerade die erſten bekanntgewordenen Werke, die Clavier-Sonaten, zeigen den Künſtler bereits auf einer Höhe und in ſo glücklicher Inſpiration, daſs man ſich wundern muſs, warum auch ihm das Beſtreben, durchzudringen, anfänglich ſchwer wurde. Brahms hat in dieſen Werken die alte Sonatenform nicht durchbrochen, aber er hat ſie, mit Benützung moderner Claviertechnik, mit einer Fülle eigenartiger, melodiöſer Reize erfüllt und belebt, die jene Werke zu den beſten Sonaten erhebt, die ſeit den größten Claſſikern geſchaffen wurden. Es lag ein eigenthümlicher romantiſcher Hauch in ihren Sätzen, von lieblicher Friſche und — ich möchte faſt ſagen — pikantem Reiz, der den Sonaten ein beſtimmtes Gepräge verlieh, von dem man ſagen konnte, das iſt ein echter Brahms. Schade, daſs dieſer feine Zug myſtiſcher Lieblichkeit in der letzten Periode des Meiſters ganz verloren gegangen iſt. Die erſten Werke ſind noch voll davon. Ein breiter Strom der herrlichſten Melodien ergießt ſich in ſeinen Liedern, die heute längſt zu ſehr in aller Mund und Herzen ſind, als daſs ich es nöthig hätte, ſie namentlich anzuführen. Im Liede hat Brahms Töne anzuſchlagen gewuſst, wie ſie nur die allergrößten Tondichter gekannt haben, er hat reizvolle Melodie mit höchſter muſikaliſcher Kunſt verbunden und den Geiſt des Gedichtes mit einem congenialen Verſtändnis nachempfunden, das mancher große Meiſter mehr durch den richtigen Inſtinct erſetzen muſste. Für dieſe Form hatte er ebenſoſehr den großen Verſtand als die lebendige Phantaſie, hier war er der naive und der intelligente Meiſter zugleich und blieb bei aller Kunſt und techniſchen Meiſterſchaft doch immer natürlich. Darum iſt Brahms auch durch das Lied im beſten und wahrſten Sinne populär geworden. Dieſen Ruf haben ihm in den weiteſten Kreiſe auch ſeine ungariſchen Tänze eingetragen, und zwar ſchon zu einer Zeit, wo ſeine ſpäter ſo geſchätzten Kammermuſikwerke bloß ein Genuſs für Kenner und Feinſchmecker waren. Es war nicht, das erſtemal daſs ſich gerade ein Norddeutſcher für die ungariſche Nationalmuſik intereſſierte, aber gerade für Brahms, wie man ihn aus den ſpäteren Werken kennt, ſchien eine derartige Vorliebe ganz unwahrſcheinlich. Es war freilich weder national-ungariſche Muſik, die er hier geſchaffen, noch die geniale Rhapſodie, welche Liszt daraus gemacht hat, aber es war ein neues Genre, das überall gefiel. Wenn auch Remenyi die Originalität des geiſtigen Eigenthums daran beſtritt und für ſich in Anſpruch nahm, das Publicum hat längſt zugunſten Brahms' entſchieden, und die Muſiker werden es ihm ewig danken, daſs er einen ſo koſtbaren Schatz feuriger Volksweiſen aus der Wildnis hervorgeholt, in der ſie ſonſt ungepflegt verkümmert wären. Auch die böhmiſche Muſik hat in Brahms nicht nur einen verſtändigen Kenner, ſondern auch begeiſterten Förderer gefunden, und ich bin überzeugt, die Böhmen werden es ihm nicht vergeſſen, daſs er ihrem Dvořák und mit ihm ihrer Muſik ſo raſch und bereitwillig die Wege in alle Welt gebahnt hat.

Aber nicht nur Böhmen und Ungarn, auch die Freunde der Kammermuſik [illegible] Meiſter der Gegenwart [illegible]. Was er in den Trios, Quartetten, Quintetten und [illegible] gehört zu den ſchönſten [illegible]. In ihnen hatte ſich [illegible] Zug noch zu einer [illegible] ein kalter Hauch des

[illegible] der Gegenwart.

Digitized by Google

rauhen Nordens zu wehen begann. Aber das ſchönſte Denkmal hat ſich ſeine Kunſt im Requiem und ſeinem Nachklang, dem Schickſalslied, errichtet. Hier fand die Eigenart von Brahms, die uns aus ſeinen erſten Werken ſo freundlich anblickt, ihren Höhepunkt. Merkwürdigerweiſe wirkte ſie zuerſt mehr befremdend als befriedigend. Neben dem vielen Tadel, den das Werk damals erfahren muſste, fand ſich auch der Spott ein, der den zweiten dem katholiſchen „Dies irae" entſprechenden Satz ohneweiters einen „Ländler" nannte. Aber der Spott verſtummte bald, und ſo ſehr man darüber erſtaunt ſein mochte, daſs ein großes Chorwerk ſich den großen Linien einer für den katholiſchen Ritus beſtimmten Form anlehnt und dabei zugleich doch den ſpeciſiſch confeſſionellen Charakter abſtreifen will, daſs alſo ein kleiner innerer Widerſpruch im Charakter des Werkes nicht zu verkennen iſt, ſo waren das doch Bedenken, die mit der äſthetiſchen Würdigung nicht direct zuſammenhiengen. Unbekümmert um theoretiſierende Einwürfe fragte man ſich einfach, ob das Werk ſchön ſei, und da man dieſe Frage umſo freudiger bejahen konnte, je öfter man das Werk hörte, ſo ſtieg es mit den Jahren immer höher in der Wertſchätzung des Publicums.

Es war das einzige große Werk, das Brahms componierte. Dieſe auffallende Thatſache führt uns von ſelbſt zu den Grenzen ſeines Könnens. Man hat es lange gar nicht glauben wollen, daſs ſoviele Jahre hindurch nur wenige und kleinere Werke zum Vorſchein kamen, und hat wiederholt das Erſcheinen irgend eines großen, noch zu vollendenden Werkes vermuthet. Vergebens. So ſehr Brahms ſich um die Vervollkommnung ſeines eigenen Stiles bemühte, ſo ungezwungen ihm in der erſten Zeit die feſſelnden Melodien kleiner Lieder entſchlüpften, die Abfaſſung eines Werkes größerer Dimenſionen blieb für ihn doch immer eine ſchwere Arbeit; und das ſah man ihm auch an. Es iſt um den muſikaliſchen Aufbau eines Werkes eine eigene Sache; die großen Erfinder ſind nicht immer die beſten Baumeiſter, und den gewandteſten Bildnern ſtand ſelten das adäquate Material zugebote. Nicht zum erſtenmale wird die Vereinigung einzelner muſikaliſcher Themen zu einem einheitlichen Ganzen mit der Stellung der Zellen verglichen, die den Organismus bilden. Je ausgeprägter, individuell charakteriſtiſcher, in ſich abgeſchloſſener das Thema iſt, deſto ſchwieriger iſt es, daraus ein großes Werk zu geſtalten. Es iſt eben ſchon ſelbſt zu viel Individuum, um einen Beſtandtheil eines neuen Organismus zu bilden. Die Schöpfer ſolcher Themen ſind die eigentlichen Melodiker, wie es die neueren (ich meine hier das neunzehnte Jahrhundert) Italiener geweſen ſind. Große Arbeiter waren ſie nie; der Natur der Sache nach konnten ſie es auch nicht ſein.

Die muſikaliſche Welt, die ſie ſchufen, verblüffte und entzückte durch die Mannigfaltigkeit ihrer Geſchöpfe, aber dieſe ſelbſt hatten, wie alle einzelligen Weſen, keine lange Lebensdauer, ſie enthielten keine Wärme zu weiterer Entwicklung. Einmal erkaltet, war ihr Wirken für immer verloren. Ganz anders ſind die Themen, deren amobenartige Unbeſtimmtheit Keime aller Art, aber noch keine ausgeſprochene Geſtalt beſitzt. Aus ihnen läſst ſich alles machen, und wenn ſie auch nicht gleich zünden, weil man ſie nicht gleich erfaſst und begreift, weil ihre Vielgeſtaltigkeit ſich nicht ſofort claſſificieren läſst, ſo iſt ihre Lebenskraft von endloſer Dauer. Die Entwicklung neuer Organismen aus ſolchen Anfängen ſcheint faſt unerſchöpflich. Von dieſer Art war die Kunſt unſerer öſterreichiſchen Meiſter Haydn, Mozart, Beethoven. Sie haben ebenſoſehr zu erfinden, als kunſtvoll zu bauen verſtanden. Schon Weber ſtand nicht mehr auf dieſer Höhe; er ſetzt zuſammen, wenn er ein größeres Werk vor ſich hat. Es iſt nicht mehr das Entwickeln eines Gedankens aus dem andern, jeder derſelben iſt wieder eine neue Erfindung, generatio aequivoca, bei der nur durch neu eingefügte, paſſende Zwiſchenglieder ein ſcheinbarer Uebergang hergeſtellt wird. In den Ouverturen nicht minder wie in den Clavierſonaten läſst ſich dieſe Stückarbeit verfolgen, bei der nur das innere Feuer der einzelnen Theile und der Schwung der ganzen Schöpfung den Mangel gleichmäßiger Ausgeſtaltung vergeſſen macht. Schubert dehnt aus, ſtatt zu entwickeln, er theilt das Thema, wiederholt es, zieht und ſchiebt die Stücke über- und nebeneinander und wird ganz unerſättlich in einer Art muſikaliſcher Freſs[illegible]. Schumann entwickelt ſchon viel nach einem beſtimmten Typus, der einem ihm [illegible] gewordenen, den Hörer endlich ermüdenden Rhythmus [illegible] oder einen Orgelpunkt in [illegible] [illegible] Aber jener Arbeit dürfen wir hier nicht [illegible], die nicht [illegible] geſtaltet, ſondern die Maſſe thematiſcher Zellen [illegible] auf einen Haufen wirft, der dann [illegible] unterſucht werden darf. [illegible] der geſunden Werke, die glückliche Hand und der [illegible] Geiſt wollen in ihrer [illegible] nachempfunden ſein, die kein [illegible] ein unmittelbares Miterleben verlangen. Ganz anders Brahms. Auch das Material ſeiner großen Werke und Gedanken, die [illegible] ſtimmtes Gepräge haben, aber nie beſitzen auch wenig [illegible] Entwicklungskraft. Obgleich man [illegible], daſs jeder [illegible] das Leben in die Töne bringt, ſo [illegible] ſo aus, als käme der [illegible] Strom [illegible] dem Anfangsthema von ſelbſt [illegible] ſchwerfällig ſich die Tonmaſſen fort[illegible] auf Stein herbeiſchleppt, um das [illegible] gibt ſeinen Symphonien mehr den Ausdruck [illegible]

ſpiration. Mit eiſerner Willenskraft und unermüdlichem Fleiße meißelt er die unfügſamen Tonblöcke, die für ſich betrachtet nichts Anziehendes haben, zu einem einheitlichen Gebäude, aber die Leichtflüſſigkeit der Entwicklung wird man in den Symphonien ebenſo vermiſſen wie das unmittelbar ergreifende, packende Element der Erfindung. Man hat dieſen Stil, in den er beſonders in der ſpäteren Zeit verfiel, häufig mit der Kunſt von Sebaſtian Bach verglichen. Aber Bach hatte eine viel größere elementare Gewalt über die Töne, mit denen er in wahrhaft donnernder rhythmiſcher Kraft vor uns herzog, wo Brahms die Takte faſt abſichtlich zerzieht und verwiſcht, weil er nur ſo die Schwäche verdecke, an der wir ſonſt bemerken würden, daſs die Entwicklung eigentlich ſtockt. Auch war zu Bachs Zeiten ſo manches Thema noch ein unberührtes muſikaliſches Urgeſtein, das heute ſchon ein abgenützter Bauſtein iſt. Aber wo das Material verſagte, da verſtand Brahms ſich ſelbſt zu überwinden und ſeinen Werken einen impoſanten, ehrwürdigen, aber keineswegs herzerfreuenden Charakter zu verleihen.*)

Man vergleiche einmal Brahms Compoſition von Schillers Nänie mit der viel wärmeren und friſcheren Compoſition von Götz, oder man denke an ſeinen „Geſang der Parzen"; wie kalt und unfaſslich iſt das alles gemacht. Der junge Brahms, der das „Wiegenlied" ſchrieb, das entzückende „Ständchen" und ſo manche kleine ſchelmiſche Weiſe, er iſt da gar nicht wiederzuerkennen. Und das zeigt uns eine der charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeiten des ganzen Künſtlers. Brahms hat, allerdings zu verſchiedenen Zeiten, zwei völlig verſchiedene Stile ſchreiben können, die ſonſt nie in einem Manne vereinigt ſind. Aber man wird ihre Verbindung verſtehen, wenn man ſie auf die jüngere und ältere Zeit bezieht.

An dem Mangel größerer Werke mag noch ein Umſtand ſchuld ſein, der ihn auch vom Gebiete der Oper fern hielt; ein eigentlicher Orcheſtercomponiſt war Brahms nicht. Die Wagnerianer ſagten von ihm, er male „grau in grau". Seine Inſtrumentation klang immer wie ein für Orcheſterinſtrumente umgeſchriebener Clavierſatz. Seine Phantaſie bewegte ſich nicht von vornherein in den inſtrumentalen Farben, deren Glanz mehr ein Spiel des Zufalls war. Der eigentliche Tonſatz blieb immer die Hauptſache. Selbſt die reizende D-dur-Serenade, die am meiſten friſcher Klangfarben enthält, leidet zu Zeiten an harmoniſcher Leere, die man bei der Aufführung am Clavier nicht empfindet. Auch bei den Kammermuſikwerken kann man die Wahrnehmung machen, daſs er die Natur des Inſtrumentes weniger in Betracht zieht und auf den muſikaliſchen Satz das Hauptgewicht legt. So bei denjenigen Werken, zu denen Brahms in letzter Zeit mit Vorliebe die Clarinette herbeizog, von vornherein die Partie auch für Viola herausgegeben und in dieſer Form auch ſchon aufgeführt worden. Dieſer Vorgang charakteriſiert wie kein zweiter die Betrachtung der inſtrumentalen Eigenart als Nebenſache, insbeſondere bei einem Inſtrumente, das, wie die Clarinette, bei ſeinen drei verſchiedenen Regiſtern ſo mannigfaltige Nuancen birgt. Man denke ſich eine Compoſition von Berlioz oder Wagner nach dieſem Princip behandelt, und ſie würde in ſich ſelbſt unmöglich werden. Wegen dieſer Bevorzugung des Satzes vor der inſtrumentalen Eigenart haben auch zu Zeiten alle Inſtrumentaliſten darüber geklagt, daſs ihr Part undankbar geſchrieben ſei. Nur der Clavierſpieler klagte nicht, vermuthlich, weil er längſt gelernt hatte, alles zu ſpielen und individuelle Charaktere anzugeben. Für den Clavierſpieler iſt denn auch Brahms immer der vollkommenſte Componiſt geblieben. Hier, wie auf dem Gebiete der Kammermuſik und in den erſten Liedern, hat er auch die großen Lorbeeren verdient, mit denen ihn die Mitwelt gekrönt hat. Dieſen herrlichen Werken gegenüber ſpielen die Bedenken, die der objective Beobachter ſeinem ganzen Schaffen gegenüber einnehmen mag, eine geringere Rolle. Wer ſich den Muſikern ſo tief ins Herz geſchrieben, der kann darauf rechnen, daſs ein ſtrenger Richter künſtleriſche Schwächen vielleicht bemerkt, aber ſein Urtheil davon nicht vollkommen beherrſchen läſst.

So ſtand Brahms bis zu ſeinem Lebensende unter uns als eine hohe, ehrwürdige Säule der alten Kunſt, von allen geachtet, von vielen geliebt. Mit ſchuldiger Ehrfurcht und Dankbarkeit wird Wien die Stätten betrachten, an denen er gelebt und gewirkt und in denen ſeine unſterblichen Werke zuerſt erklangen. Nie wird die gegenwärtige Generation den Anblick vergeſſen, wie der junge Brahms in der [illegible] im Muſikvereinsſaal an der Spitze einer [illegible] ſtand und ſie mit ſicherer Hand zu den [illegible] führte, und [illegible] wird man ſich des [illegible] erinnern, das in jüngſter Zeit auch dem [illegible] Beobachter die traurige Gewiſsheit verſchaffte, daſs bei Brahms der Keim [illegible] [illegible]

Digitized by Google

und uns bis in die letzten Faſern gewaltſam angriff, er war eine edle, vornehme Künſtlernatur, immer den Blick auf das Höchſte gerichtet, ſtets beſtrebt, im tiefſten Ernſt der Kunſt das Beſte zu geben und ihr ſchönſtes Erbe heilig zu halten. Richard Wallaſchek.

Die Komödie.

(„Ein angenehmer Gaſt", von Georges Courteline, zum erſten Mal aufgeführt im Deutſchen Volkstheater am 30. März; „Der Biberpelz", von Gerhart Hauptmann, zum erſten Mal aufgeführt im Deutſchen Volkstheater am 3. April 1897.)

Im Deutſchen Volkstheater können wir jetzt an zwei guten Beiſpielen ſehen, wie man heute verſucht, wieder zur „Komödie" zu kommen, die wir, heißt es allgemein, verloren haben: am „angenehmen Gaſt" und am „Biberpelz". Es wird Leute geben, die ſich wundern, daſs ich Courteline mit Hauptmann zu nennen wage. Durch eine gewiſſe, recht deutſche Gravität ſeines Weſens hat es nämlich Hauptmann verſtanden, mit der Hilfe geſchickter Journaliſten, ſich den Ernſt der großen Literatur zu geben, während man das Stück von Courteline bei uns bloß als einen „guten Spaſs" nahm, der jedoch, dies war in mehreren Zeitungen zu leſen, eigentlich in ein Orpheum gehöre. Es muſs alſo unſeren guten Wienern erſt geſagt werden, wer Courteline iſt und was er bei ſeinen Leuten, in ſeinem Lande gilt. Vielleicht bekommen ſie dann Reſpect.

In den franzöſiſchen Zeitungen heißt er nur „der göttliche Courteline". Spricht man von ihm, ſo wird immer gleich Rabelais genannt, oft hat man ihn mit Molière, ja mit Shakeſpeare verglichen. Vor ſechs Jahren ſpielte das Théâtre libre ſeinen erſten Schwank „Lidoire", eine Anekdote aus dem Leben der Soldaten, 1892 das Nouveau Théâtre die „Joyeuses Commères de Paris", 1893 das Théâtre libre „Boubouroche", die beſte Komödie, deren ſich die Franzoſen heute rühmen, 1894 die Bodinière die „Peur des coups", die man dann in allen Salons ſah, 1895 das Ambigu die „Gaietés de l'Escadron" und jetzt der Carillon den „Client sérieux". Auch ſind drei ſeiner Bücher, „Les Gaietés de l'Escadron", „Le train de 8 h. 47" und „Ah! Jeunesse!" berühmt geworden. Ueber die „Peur des coups" ſchrieb Catulle Mendès: „Sie kennen dieſes kleine Stück von zwei Perſonen, das eine halbe Stunde dauert und durch ſeine Heiterkeit, durch ſeine Wahrheit, von der ſicherſten Beobachtung und doch von einer verblüffenden Phantaſie zugleich, eines der glücklichſten Meiſterwerke dieſes wunderbaren Poeten iſt. Man hat es in allen Clubs, in allen Salons geſpielt und immer hat es dasſelbe närriſche Gelächter geweckt, ein närriſches Gelächter, deſſen man ſich nachher nicht zu ſchämen braucht: denn dieſe Komik iſt die eines Denkers und Dichters." Ueber „Boubouroche" ſchrieb Jules Lemaître: „Boubouroche iſt eigentlich kein Vaudeville. Es iſt vielmehr, durch die Einfachheit und die Wahrheit ſeines Stoffes wie durch ſeine merkwürdige elementare und unwiderſtehliche Komik, etwas wie eine moderne Ausgabe der ‚Farces' von Molière. Auch in ſeiner Form erinnert es oft an den ‚burlesken' Stil des ſiebzehnten Jahrhunderts. Es ſcheint jetzt überhaupt, daſs wir eine Auferſtehung der ‚littérature bouffonne' erleben ſollen. Man denke an Grosclaude, Alphonſe Allais, Georges Auriol, Willy, Jules Rénard, Pierre Veber. Ich weiß nicht, ob Courteline unter ihnen den erſten Platz verdient, mais je vois bien que sa gaieté est la plus copieuse, la plus colorée et, quoique souvent neuve dans ses formes, la mieux rattachée à la tradition." Und ein anderes Mal ſchrieb Lemaître: „Courteline iſt ein Poet, alle ſeine Späſſe ſind immer lyriſch, ſie haben Kraft und einen breiten mächtigen Rhythmus. Il magnifie ‚le mufle'; il le fait débordant et démesuré. Oft geſchieht es, daſs ſeine berauſchende und harmoniſche Proſa mit einem Ruck zu lyriſchen Verſen wird .... Courteline ſchämt ſich nicht, gewiſſe Conventionen zu gebrauchen, deren komiſche Wirkung ſicher iſt, aber ſie ſind ihm immer nur Mittel, um zu einer höheren Wahrheit zu gelangen. Er ſtellt z. B. „Honoratioren" dar, was man ſo die „guten Familien" nennt, Leute „comme il faut". Und dieſe Leute „comme il faut" läſst er nun im gemeinſten Dialect der Vorſtadt ſprechen, mit Ausdrücken, wie ſie nur der Pöbel hat. Das verblüfft, ja befremdet uns zuerſt. Aber denken wir nach, ſo erkennen wir doch, daſs er einfach ſeinen Leuten „comme il faut" die wahre Sprache ihrer Seelen gegeben hat: er läſst ſie reden, wie der liebe Gott ſie reden hört."

So viel halten die beſten Franzoſen von ihrem Courteline. Sie fühlen, daſs er nicht ein Spaſsmacher iſt, wie man bei uns geglaubt hat, ſondern etwas wie ein — wenn man ſo ſagen darf — wie ein verſchämter Dichter, der ſich nur nicht bei ſeiner Poeſie erwiſchen laſſen will. Sie hoffen, auf ſeinem Wege wieder zur „Komödie" zu kommen, zur echten Komödie der großen Zeiten. Daſſelbe hoffen die Berliner von Hauptmann. Wir werden uns alſo wohl fragen müſſen, welcher Weiſe wir folgen ſollen.

Die von Hauptmann kennt man aus dem „Biberpelz" und dem „Collegen Crampton". Man weiß, daſs ſie nach keiner Handlung fragt, denn es iſt ihr nur um die Charaktere zu thun; dieſe malt ſie mit dem [illegible] Pinſel bis auf das letzte Härchen aus, etwa in der Art der alten deutſchen Bildniſſe, die uns keinen Riſs und Zug, keine [illegible] einer Miene ſchuldig bleiben. [illegible]

Ende heiter, ja komiſch zu wirken. Ihr Humor beſteht darin, daſs wir durch ſie auf der Bühne etwas ſehen, was wir im Leben niemals ſehen können: ſie läſst uns in die Seelen der Menſchen ein, bis wir ſie beſſer kennen, als ſie ſich ſelber kennen dürfen. Das macht uns Vergnügen, es hebt uns von der Erde weg, wir kommen uns wie der liebe Gott vor. Wie ein Kleid auf einer Puppe, wird jeder Charakter vor uns gedreht, ſo daſs wir ihn von allen Seiten anſchauen können, und immer unabänderlich im ſelben Kreis gedreht, bis wir faſt ein biſschen ſchwindlig werden. Ja, ſchwindlig und müde, das iſt immer das Ende. Jetzt haben wir das Kleid ſchon genug geſehen, nun möchten wir, daſs es jemand anziehen und darin gehen ſoll. Das heißt: nun kennen wir den Charakter, wie er iſt — nun möchten wir wiſſen, wie er wird, wenn ſein Schickſal über ihn kommt. Wir möchten am Ende dieſer Stücke, ſie ſollten nun doch anfangen, auch einmal dramatiſch zu werden.

Courteline iſt ganz anders. Er hält ſich mit den Charakteren nicht lange auf. In zwei Strichen ſtellt er ſie hin. Man kennt die Zeichnungen von Vallotton, dieſe frechen Riſſe, denen jedes Profil ein bloßer Schnörkel iſt; an ſie mag man denken. Während Hauptmann jeder Perſon gleich einen ganzen Paſs ſchreibt, gibt ſich Courteline mit einem raſchen Beinamen zufrieden. Von dieſem erfahren wir: das iſt ein Herr, der im Café alle Zeitungen lieſt; von jenem erfahren wir: das iſt ein Menſch, der allen Leuten Bier zahlt. Dies genügt, um uns ſofort glauben zu laſſen, daſs wir dieſen und jenen ſchon kennen: denn es iſt genau die Pſychologie, die wir aus dem Leben gewohnt ſind, welches uns an den Menſchen auch immer nur einen einzigen Zug ſehen läſst, eben die Dominante ihres Betragens. Aber nun macht er ſich den Spaſs, daſs jede Perſon durch ihn das Schickſal erleiden muſs, das auf ihrem Geſichte zu leſen iſt. Auch das ſind wir aus dem Leben gewohnt. Wir ſagen oft: wer ſo ein Geſicht hat, der muſs doch einmal geohrfeigt werden. Oder wir ſagen: mit einer ſolchen Naſe muſs man zum Säufer werden. Courteline wird nun eine Perſon, die ſo ausſieht, ſie beginne, was ſie will, und wehre ſich, wie ſie kann, in einemfort ohrfeigen laſſen. Unſer Vergnügen iſt es dabei, daſs genau das geſchieht, was nach unſerem Gefühle geſchehen muſs. Wir ſehen die Gerechtigkeit des Lebens ein und freuen uns, daſs wir mit ihm einverſtanden ſein dürfen. Eine ungeheuere Bejahung des Schickſals iſt ſeine Komik. Wie klein der Menſch iſt und wie thöricht, wenn er wünſcht, ſtrebt und fürchtet, da doch von Anbeginn alles nach unabänderlichen Geſetzen auf ſeinem Antlitz geſchrieben ſteht, das dürfen wir durch ihn lachend empfinden.

Welcher Art ſollen wir nun folgen? Die von Hauptmann iſt dem deutſchen Geiſte näher, aber es ſcheint, daſs ſie keine dramatiſche Kraft hat; die andere iſt weiſer, menſchlicher und gerechter. Vielleicht kommt einmal jemand, der beide verbindet.

Der „angenehme Gaſt" und der „Biberpelz" werden im Deutſchen Volkstheater ſehr gut geſpielt. Dort ſind beſonders Herr Meixner, Herr Weiß und Herr Greißnegger zu nennen. Hier hat Frau Schmittlein Bewunderung, ja Enthuſiasmus erregt. Wie im Munde dieſer genialen Frau jedes kleine Wort auflebt und blühend wird, wie ihre Geberden ſprechen und ſich luſtig machen, wie ſie oft mit einem bloßen Blick das Publicum verſtändigen kann, das muſs man ſehen! Wir haben in ihrem Fach jetzt keine, die ſich mit ihr meſſen darf. Mit Takt und Geſchmack ſteht Herr Pöller neben ihr. Aber auch die Damen Retty und Kalmar, die Herren Meixner, Ruſſek und Weiß dürfen gelobt werden. Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Ein polniſcher Staatsmann brauchte während der galiziſchen Wahlen eine eiſerne Hand, nach den galiziſchen Wahlen für die Parlamentsdebatte eine eiſerne Stirn, und ſchließlich für die Abſtimmung über die galiziſchen Wahlen einen Eiſernen Ring.

*

Das deutſche Sprichwort: „Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht", lautet in [illegible] Ueberſetzung ſo: „Wer hundertmal lügt, dem glaubt man doch." Demgemäß hielt auch der Polenclub, nach der [illegible] galiziſchen Wahlendebatte, den Zeitpunkt für gekommen, um in der Vertrauensadreſſe an den Grafen Badeni, die [illegible] der galiziſchen Wahlen für eine „[illegible]" erklären zu dürfen.

*

Abg. Daszynski beantragte die Einſetzung eines ſpeciellen Unterſuchungsausſchuſſes, der befugt wäre, Zeugen unter Eid einzuvernehmen. [illegible] Legitimationsausſchuſs [illegible] Zeugen unter Meineid [illegible].

*

Graf [illegible] bei den galiziſchen [illegible] Verwendungen erklärt. Die [illegible] der [illegible] und auch [illegible] Menge [illegible] und [illegible]

Digitized by Google

Okuniewski erzählte, daſs die Kugel in ſeinem Rücken gefunden wurde, iſt offenbar ein Kautſchukmann geweſen, der, um ſeine circusmäßige Bravour zu zeigen, ſich ſelbſt von rückwärts aus mauſetodt ſchoſs.

•

Das Hauptbeweismittel des Grafen Badeni für die galiziſche Wahlfreiheit bildeten die Amtsacten, die er verlas. . . . Quod est in actis, non est in mundo.

•

Wie rede- oder eigentlich wie leſe-ſelig der einſt ſo wortkarge Graf Badeni bei dieſer Gelegenheit wurde! Hochmuth kommt vor dem Fall, Demuth nach der Miniſterkriſe.

•

Der Abg. Daszynski hat den Schlachzizen Mangel an Patriotismus vorgeworfen. Damit hat er ihnen doch bitteres Unrecht gethan. Der Patriotismus der Schlachzizen iſt größer als der irgend eines Volksſtammes in Oeſterreich, denn er erſtreckt ſich weit über die Grenzen Oeſterreichs bis nach Rusſland hinaus.

•

An dem Tage, an welchem bekannt wurde, daſs die Ernennung des Jungczechen Herrn Dr. Kaizl zum Miniſter vollzogen ſei, beantragte der Jungczeche Dr. Stransky — der Rutowski der neuen polniſch-czechiſch-clericalen Coalition — die Zuweiſung der Prüfung der galiziſchen Wahlmiſsbräuche an den berüchtigten Legitimationsausſchuſs. An dem Tage, an dem Herr Stransky ſelbſt zum Miniſter ernannt werden würde, wäre Herr Dr. Stransky ſogar bereit, die Prüfung der galiziſchen Wahlen einem wohlbekannten auswärtigen, alſo unparteiiſchen Fachmann zu übertragen, nämlich dem Leiter der ungariſchen Wahlen, Baron Banffy.

•

Die Jungczechen ſind von der „rückſichtsloſen Legalität“ der galiziſchen Behörden ſo tief überzeugt, daſs ſie beſchloſſen haben, bei den nächſten Wahlen um die Verſetzung galiziſcher Beamten nach Böhmen und Mähren zu bitten, für den Fall, daſs ſie im Wahlkampf von den Socialdemokraten gar zu hart bedrängt werden würden.

•

Wie unerſetzlich der geweſene Präſident des Abgeordnetenhauſes, Freiherr v. Chlumecky, iſt, hat man ſchon in dieſer erſten Woche des neuen Hauſes beobachten können. Wozu er ſeinerzeit allein ausreichte, dazu ſind jetzt zwei nothwendig, die ſeine Arbeit unter ſich theilen: die Grobheiten beſorgt der Präſident Herr Dr. Kathrein, die Dummheiten der erſte Vicepräſident Herr David v. Abrahamowicz.

•

Den Antrag Stransky, durch den der Eiſerne Ring zum Schluſſe der galiziſchen Wahlendebatte den Antrag Daszynski niederſtimmte, nannte der Wortführer des Polenclubs, der Abg. David v. Abrahamowicz einen Vertagungsantrag. Am Mittwoch hatten dann die Eiſernen für die Dringlichkeit des Antrages Daszynski, am Donnerstag für die Vertagung geſtimmt. Daſs eine Sache, die anfänglich nicht dringlich war, durch den Zeitverlauf dringlich würde, wäre begreiflich. Daſs aber ein Antrag, der am erſten Tag bereits dringlich war, es am zweiten nicht mehr iſt, das iſt nur nach jener eiſernen Logik des Herrn v. Abrahamowicz zu begreifen, welche glücklicherweiſe bloß im öſterreichiſchen Parlament eine Majorität hat, nicht aber bei den ehrlichen Menſchen außerhalb.

•

Anläſslich der Sprachenverordnungsdebatte, die hauptſächlich ſein Reſſort angeht, legt ſich der Juſtizminiſter Graf Gleispach ins Bett. Kommt einmal die clericale Schule zur Beſprechung, wird der Unterrichtsminiſter Freiherr v. Gautſch Geſundheitsrückſichten üben.

•

Eine merkwürdige Entdeckung habe ich am Montag bei der Einſpruchsverhandlung wegen der confiscierten Nummer 129 der „Zeit“ gemacht. Der neue Staatsanwalt Herr Dr. Bobies führte nämlich in ſeinem Plaidoyer aus, daſs er das Recht der Kritik der Preſſe durchaus nicht beſtreite, daſs aber dieſe Kritik nicht ſoweit gehen dürfe, „eine gewiſſe Stabilität der höchſten politiſchen Factoren“ zu erſchüttern. Deswegen ſei die Confiscation der „Zeit“ gerechtfertigt. Herr Dr. Bobies ſcheint demnach zu meinen, daſs ein papierener Zeitungsartikel fähig iſt, das Miniſterium Badeni zu erſchüttern. Das muſs dann doch ein recht papierenes Miniſterium ſein, nach Anſicht des Herrn Dr. Bobies. Für ſo ſchwach halte ich nun freilich das Miniſterium nicht. Ich kann mich deswegen der Anſicht des Herrn Dr. Bobies nicht anſchließen. Aber es freut mich immerhin, in ihm einen Mann gefunden zu haben, der von der Stärke des Miniſteriums Badeni noch geringer denkt als ſelbſt ich.

Er.

Volkswirtſchaftliches.

Als Verfahren in politiſchen Streitſachen iſt der Vorgang bekanntlich ſehr beliebt, daſs man einen Gegner dadurch entwaffnet, daſs man ihm oder einer ſeiner „Nahen“ einen hohen Verwaltungsrathsſitz oder eine andere Sinecure anträgt, ein Argument, dem der Gegner nur ſelten Widerſtand zu leiſten fähig iſt. Aus den letzten Jahren [illegible] ſolche Fälle ja bekannt, und auch im Auslande [illegible] die Verleihung einer [illegible] an den [illegible] ſchen Radicalen, den Finanzminiſter [illegible] regt. Auch in der Finanz und ſolche Vorgänge [illegible] nur ſelten zur Kenntnis der Oeffentlichkeit. [illegible] führbar, als ſich Leiſtung und Gegenleiſtung [illegible] laſſen, was in der Politik, wo der [illegible] an politiſchem Einfluſs, Ehrgeiz oder Ruhm [illegible] iſt. In der Finanz iſt das andere. [illegible] Wienerberger Ziegelwerk ein [illegible] Großactionär, welcher [illegible] einer höheren Dividende [illegible] beeinträchtigt fühlte. Auf einmal glätteten ſich die Wogen. Der Actionär gab nach, und ſein Schwiegerſohn wurde, um einem dringenden Bedürfniſſe abzuhelfen, in den Verwaltungsrath der Geſellſchaft cooptiert. Der Effect iſt derſelbe. Die anderen Actionäre bekommen zwar keine höhere Dividende, aber die Tantième des neuen Verwaltungsrathes dürfen ſie bezahlen.

ꝯ

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Palais Royal, Repriſe des „Parfum“ von Blum und Toché. Berlin. Leſſingtheater, „Seine officielle Frau“, Tewele als Gaſt. Berliner Theater, „Das neue Gebot“, von Wildenbruch. Neues Theater, „Trilby“.

• • •

Fräulein Nilaſſon, die im Carltheater als Francillon debutierte, hat ein ſchönes, doch ſtarres Profil, leere Augen, eine monotone und ſcheppernde Stimme, den Gang eines Dragoners, viel Routine, kaum Talent. Sie ſpricht nicht, ſie ſagt auf. Statt zu ſchmollen, keift ſie und wenn ſie ſentimental werden ſoll, will ſie tragiſch ſein. Herrn Heding, den man aus dem Raimundtheater von ſeinem „Keller“ her als einen klugen Schauſpieler vom beſten Geſchmack kennt, fehlt zum Lucien der gute Ton der großen Welt; ein Pariſer Graf iſt kein preußiſcher Aſſeſſor. Director Jauner gibt dem alten Marquis ſein Temperament und ſeine Verve, die niemals verſagen. Angenehm ſpielt Fräulein Keſter die Smith, Herr Korff den Stas, Herr Czaſta den Diener. Reizend iſt Fräulein Pahlen als Annette. Wie Perlen glitzern die Worte an ihren Lippen, die kleinſte Nuance weiß ſie zur größten Wirkung zu bringen. Ihrem edlen Talent iſt in Wien Unrecht geſchehen; ich zweifle nicht, daſs man es ihr noch einmal abbitten wird.

H. B.

•

Eine neue Wiener Poſſe von Karl Coſta — „Glücksnarren“ — hat ſich im Raimundtheater mit knapper Noth einen Premièrenerfolg errungen. Eine gute, aber nur auf Oeſterreich, und zwar diesſeits der Leitha, beſchränkte Volksſtücktendenz, nämlich der Kampf gegen die k. k. Lotterie, wird darin — bei zahlreichen gelungenen Details — ungeſchickt und nachläſſig behandelt. Ein paar dramatiſch wirkſame Scenen werden durch einen unnöthigen melodramatiſchen Einſchlag geſtört. — In einer undankbaren ſchlechten Rolle legte Fräulein Rieſe eine ihrer glänzendſten Talentproben ab. Herr Fröden hat ſich wieder einmal als ein Komiker bewährt, dem nur die ernſteren Töne glaubhaft gerathen. Die Darſtellung im allgemeinen war zerfahren. Ein Regiſſeur ſcheint nicht dageweſen zu ſein.

•

Das Theater in der Joſefſtadt, vor kurzem noch im Ruf einer guten, modernen Schwank- und Vaudevillebühne und bei allen Feinſchmeckern beliebt, zeigt ſeit einigen Aufführungen ein merkwürdig verändertes Geſicht. Der „Sergeant“ von Berger Thuk bedeutet den endgiltigen Tiefpunkt, was Stück und Aufführung betrifft. Aergeres kann wohl nicht nachkommen.

A. G.

• • •

Unſere Quartettgeſellſchaften brachten in letzter Zeit mehrere Novitäten, der letzte Abend bei Hellmesberger ein ebenſo langes als langweiliges Quartett von A. v. Berger. Mit Ausnahme des zweiten Satzes verräth es keine beſondere muſikaliſche Individualität. Leider wird das ſchöne Thema durch die nachfolgenden Variationen eher gedrückt als gehoben. Im übrigen kam der Componiſt über ein Mittelmaß der Gewandtheit und Beherrſchung der Form nicht hinaus. Die Brüder Willy und Louis Thern hatten in einer Mozart'ſchen Sonate abermals Gelegenheit, Proben ihres oft gerühmten [illegible] Zuſammenwirkens und [illegible] Vortrages abzugeben. Das Quartett Hellmesberger ſchloſs ſeine Abende mit einer ebenſo [illegible] als in allen Theilen ausgearbeiteten Aufführung des Schumann'ſchen A-moll Quartetts würdig ab.

•

Das Damen-[illegible] Soldat-Roeger hat ſich auch diesmal in [illegible] Stellung, die es unter den Wiener Quartettgeſellſchaften einnimmt, bewährt. [illegible] das temperamentvolle [illegible] Spiel der erſten Geigerin an. Man möchte gar nicht glauben, einen wie großen muſikaliſchen [illegible] vermag und möchte wünſchen, daſs [illegible] zwei Geigen [illegible] folgen können. Mit vollendeter Kunſt [illegible] an demſelben Abend [illegible] 31. [illegible] des Abends war [illegible] und Schumann. [illegible] [illegible]

[illegible]

beſtehenden Verein mit erprobten Berufsorcheſtern vergleichen zu wollen. Die Schwierigkeiten, die dem Dirigenten, Herrn H. Grädener, begegnen muſsten, ſind nicht zu unterſchätzen. Hier genügt es nicht, einer im Enſemblespiel längſt geübten und erfahrenen Künſtlerſchar lediglich den Takt zu geben und dafür die Ehren des Abends einzuheimſen, hier muſs alles ſorgfältig vorbereitet und mühſam ſtudiert werden. Gerade in dieſer Beziehung war es ein Vergnügen zu ſehen, daſs Herr Grädener ſeiner Aufgabe mit vielem Eifer und Verſtändnis obgelegen hat. Die Einſätze waren präciſe, keine Nuance wurde überſehen, und das Enſemble machte den Eindruck jener wohlthuenden Sicherheit, die nur die energiſche Hand eines gründlichen Muſikers verleihen kann. Der reichlich geſpendete Beifall galt ſowohl dem Dirigenten als auch Herrn Lewinsky, der durch die einfache Größe ſeiner Recitation des verbindenden Textes den Worten Grillparzers eine Bedeutung und Wirkſamkeit verlieh, denen gegenüber die Compoſition Beethovens, wie im Trauerſpiel ſelbſt, nur die Ergänzung — allerdings im beſten Sinne des Wortes — bildete. Frau Forſter, die uns wie eine Verkörperung von Goethes Clärchen vorkam, hatte mit ihren beiden Liedern ſoviel Erfolg, daſs ſie eines davon („Freudvoll und Leidvoll") trotz ihres Widerſtrebens wiederholen muſste. Ihre hohe Geſangskunſt hat ſich auch diesmal glänzend bewährt.

*

In einem Compoſitionsconcert legte Herr Profeſſor Franz Marſchner ſchöne Proben ſeiner gründlichen contrapunktiſchen Schulung ab, die in Liedern, Violinſtücken und freiem Orgelſpiel zum Ausdruck kam. Von den erſteren ſchien mir „Erlkönigs Tochter" (im Stile an Löwe erinnernd) am Höchſten zu ſtehen, während für Compoſitionen wie die Rhapſodie für Clavier eine geringere natürliche Neigung vorhanden zu ſein ſcheint. Herr Marſchner, der auch als Verfaſſer philoſophiſcher und muſiktheoretiſcher Schriften bekannt iſt, fand bei einem begeiſterten Publicum vielen Beifall.

*

Die Concerte der Berliner Philharmoniker nehmen unausgeſetzt das regſte Intereſſe des Publicums in Anſpruch. Ueber das Orcheſter ſelbſt ſcheint nur eine Meinung zu herrſchen: daſs die Einzelleiſtungen hinter denen unſerer Philharmoniker zurückſtehen. Man merkt das an dem dünnen Ton der Streicher, dem matten Klang der Hörner und dem verhältnismäßig häufigen Verunglücken kleinerer hervorſtechender Phraſen. Hingegen fällt das exacte Zuſammenſpielen angenehm auf, ſowie das Temperament und die volle Hingebung der Spieler, deren Begeiſterung ſich auch dem Publicum mittheilt und zu ſeltenen Beifallskundgebungen Anlaſs gibt. Vor allem aber intereſſiert die Perſönlichkeit der Dirigenten, auf deren Leiſtungen wir noch ausführlich zurückkommen werden. **R. W.**

Bücher.

Heilemann-Vollehauſen: „Zur Reform der Volkswirtſchaft." Hermann Walter. Berlin 1896. 212 Seiten.

Kaiſer Wilhelm der II. erſuchte im Jahre 1895 Herrn Heilemann Vollehauſen um ein Gutachten über eine Wirtſchaftsreform in Deutſchland, und der Genannte ließ hierauf im October 1896 das obige Werk vom Stapel. Der Verfaſſer greift auf die Ideen Quesnays zurück, des Gründers des phyſiokratiſchen Syſtems, welcher behauptete, daſs bloß die Landwirtſchaft die Nährmutter des Staates ſei; Induſtrie und Handel ſeien unproductiv. Aber Herr Heilemann Vollehauſen hat den Gedankenbau Quesnays ſo gründlich miſsverſtanden, daſs man auf den erſten Blick erkennt, wie ſehr ihm jedes Verſtändnis für die Volkswirtſchaft abgeht. Man höre nur den Wahlmodus, den er ſeinem kaiſerlichen Auftraggeber bietet. Die künftige deutſche Reichsvertretung ſolle 396 Mitglieder zählen. Hievon müſſen mindeſtens 160 Landwirte ſein. Journaliſten und Socialdemokraten ſeien nicht wählbar. Von der deutſchen Bevölkerung ſeien: directe Landwirte 42 %, indirecte Landwirte erſter Claſſe, das iſt Schmiede, Schuſter, Müller und ſofort: 16 „, Landwirte zweiter indirecter Claſſe, das iſt Berg- und Hüttenleute 11 „, Landwirte der dritter indirecter Claſſe, wie Militär und Beamte 7 „. Summe der Landwirte alſo: 7[illegible] %. Induſtrielle, Handel, Intelligenz bloß 25 [illegible]. Die Landwirtſchaft iſt die Nährmutter des Staates, die Bauern bilden den größten Reichthum der Nation. Adam Smith iſt ein [illegible] geweſen. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit [illegible]. Die Civilproceſsordnung vom Jahre 1879 ſei vom Übel, denn ſie geſtatte, daſs eine Nähmaſchine im Werte von 30 Mark um 10 Pfennige verſteigert werde. Geld ſei überhaupt ein falſcher Wertmeſſer. Deutſchland producire kein Gold, folglich ſei der richtige Wertmeſſer das Kilogramm Roggen. [illegible] darauf zu achten, daſs nicht mehr Geld ins Ausland fließe, als aus dem Ausland hereinkommt. [illegible] Wenn die Regierung [illegible] Canal baut [illegible] einen Canal wieder zuſchütten [illegible] im Inlande [illegible]

[illegible]

gelangen. Der Maximalpreis des Roggens wird vom Staate beſtimmt. (Alter Diocletian, du biſt übertrumpft!) Der unverheiratete Beamte kriegt ein Drittel Gehaltsabzug. Landſtreicher werden geprügelt. Die Parlamentsbezirke werden nach der Bodenarea eingetheilt, nicht nach der Bevölkerungszahl. Der Handel mit allem Getreide iſt Staatsmonopol. Staatliches Brotmonopol, fiscaliſche Mühlen. Wer eine Gemeinde verläſst, zahlt 100 Mark Strafe. Binnen der nächſten drei Jahre darf kein Stück Grund und Bodens in Licitation gelangen. Herabſetzung aller Hypothekarzinſen um ein Procent. — Doch genug von den reactionären Utopien eines halbgebildeten Querkopfes! **Dr. Max Wellner.**

Wilhelm Schäfer: „Die zehn Gebote." Erzählungen des Kanzelfriedrich. Berlin. Schuſter & Loeffler 1897.

Bäuerliche Moraliſten haben meiſt eine viel kaltblütigere und energiſchere Art des Zerſtörens und Leugnens, als wir ſie gewohnt ſind. Sieht man ſie auch ſelten vom Glauben abgehen, ſo neigen ſie doch immer zu dieſer primitiv-anarchiſtiſchen Art, jedes Leben von beſchränkenden Formen loszubinden. Der ganzen Freiheit der Natur gegenüber erkennen ſie gerade den unnatürlichen Zwang von Geſetz und Sitte, die dem ewig Unregelmäßigen Geſetze, dem ewig Veränderlichen hemmende Dauer octroyieren. Städtiſche Philoſophen, Dichter, Lebemenſchen kennen ſehr genau die Nebengaſſen, durch die man an der Sitte vorbeiſchlüpfen kann, ſie ſind geſchmeidig in Conceſſionen, und da ſie meiſt alles leugnen, können ſie im Moment alles glauben und überall einen paradoxen, aber ſicheren Stand finden. Den Bauern iſt aber eines unverrückbar gegeben: Gott. Den Glauben prüfen ſie nicht weiter, ſie haben ihn. Aber alles andere kritiſieren ſie ſicher, nicht philoſophierend, wie manche Modedichter einer halbvergangenen Zeit glauben machen wollten, aber praktiſch. In ihrem myſtiſchen Daſein gräbt ſich ihnen der Panzer von Geſetz und Sitte härter ins Fleiſch als den anderen Ständen, und ſo kommen ſie bald dazu, ihre Unfreiheit gegenüber dem ſchrankenloſen Wachsthum der Dinge um ſie her voll Unzufriedenheit zu erkennen. Sie kennen meiſt nur ein Buch: die Bibel und damit vergleichen ſie ihr Daſein und dieſes Buch allein kritiſieren ſie mit einer guten, eben natürlichen Logik. Das iſt das erſte Gebot... Das iſt das zweite... Aber... Und dieſes Aber bohrt ſich in alle Lehre, die ſie aus dem Geſetz, aus der Sitte entnehmen wollen und nicht dem Leben anpaſſen können. Und ſchließlich kommen ihre ſchlauen Köpfe, das ſind die geſcheidten Bauern J. P. Hebels, J. Gotthelfs und auch dieſer Kanzelfriedrich des Wilhelm Schäfer, zu einer großen Art von freier Lebensanſchauung, die ſie in einem wunderbar knorrigen, altväterlichen Deutſch vortragen. Das wäre ſchon künſtleriſch zu benützen, nur müſste es ganz naiv geſchehen, die Welt rein aus dieſen Bauernſchädeln — und Augen verſtanden und geſehen. Manchen Skizzen dieſes Buches, deren jede gegen eines der zehn Gebote [illegible], gelingt das ſehr ſchön, andere verrathen zu ſehr den ordnenden, auf mächtige Schilderung oder tiefe Wirkung bedachten Künſtler, der eben aus dieſem falſchen Drang, ſeine Wirkungen zerſtörend, in dieſen ſich als Künſtler eben durch die Kunſt verliert. In vielen Sätzen, Schilderungen, Beobachtungen iſt eine harte, ſeltene Kraft. **O. St.**

J. E. Poritzky: „Fern vom Glück". Verlag von Karl Duncker. Berlin 1897.

Der Verfaſſer nennt ſein Buch: „pſychologiſcher Roman". Hier das einfache Thema, wie ein [illegible] Schuſter ſein Weib verliert, mit einem Pudel Freundſchaft ſchließt, bis er zufällig von dem Hunde inficiert, erkrankt und ſo ſeine vollkommene Armut durch Selbſtmord endet, wird hier ziemlich naturaliſtiſch behandelt. [illegible] und Pſychologie der verwandten Menſchen gehören einem Künſtler. Die Pſychologie des gewöhnlichen, ungeübten, in den einfachſten Verhältniſſen lebenden und darum auch uncompliciert fühlenden und denkenden Menſchen iſt künſtleriſch faſt unmöglich wiederzugeben. [illegible] man [illegible] den Inhalt der [illegible] Thätigkeit eines ſolchen Individuums ohne [illegible], ſo wäre das Ergebnis noch immer zu mager, zu [illegible] und [illegible], als daſs man es in einem Kunſtwerke verwerten könnte. [illegible] nur [illegible] durch [illegible] das unterhalb der Schwelle des Bewuſstſeins Vorgehende zu erkennen und aus dieſen Reſultaten Handlungen [illegible] des betreffenden Menſchen plaſtiſch zu bilden. Das gelingt aber nur einem großen Künſtler. Der Autor [illegible], auf [illegible] zu ſein, [illegible] den äußerlichen [illegible] ſeines Helden [illegible]. Darum iſt ſein Buch für die [illegible] belanglos, während es als [illegible] einigen Wert hätte. **M. M.**

Revue der Revuen.

In den „Preußiſchen Jahrbüchern" [illegible] Richard M. Meyer [illegible] Er [illegible] [illegible] „Schön[illegible] [illegible] Meyer [illegible] „Und doch [illegible] der neue [illegible] in der [illegible] ohne [illegible] Erklärung [illegible] vielmehr [illegible] nun [illegible] Dichter [illegible] er in einer [illegible] Sicht.

[illegible] „Gegenwart" [illegible] Stahl das Wort [illegible] Akademie [illegible] Jannarheft der [illegible] anerkennens[illegible] auf und entwirft

Digitized by Google

in großen Zügen das Ideal eines ſolchen Inſtitutes. Eine abfällige Bemerkung über das in den Akademien übliche Zeichnen nach Gips, welche er an einer Stelle fallen läſst, war für die Redaction der „Gegenwart“ die Anregung, eine diesbezügliche Rundfrage an mehrere bildende Künſtler ergehen zu laſſen. Die Antworten ſind natürlich verſchieden ausgefallen. Während Menzel, Begas, Knaus, Defregger u. a. gegen die Zeichenübungen nach Gipsformen im großen ganzen nichts einzuwenden haben, ſtehen andere, wie Thoma, Liebermann, Leiſtikow, dem ſehr kritiſch gegenüber. Am eindringlichſten und ſchärfſten ſpricht ſich der Bildhauer Gaulke dagegen aus, der überdies einige beachtenswerte Anregungen vorbringt, vor allem die, das Modellieren als obligaten Lehrgegenſtand für Kunſtſchüler aller Fächer einzuführen.

In der „**Revue de Paris**“ erzählt Daniel Halévy die Lebensgeſchichte des Revolutionärs Michele Ameri, der 1823 in Palermo geboren, an allen italieniſchen Aufſtänden theilnahm, wiederholt verbannt, aber dennoch im Jahre 1865 zum Unterrichts-Miniſter ernannt wurde. Ein Hiſtoriker und Orientaliſt von einiger Bedeutung, verband ihn langjährige Freundſchaft mit Ernſt Renan, von dem er auch zahlreiche Briefe erhielt, deren einige Halévy veröffentlicht. In dem einen findet ſich die folgende bemerkenswerte Stelle: „Ich habe ſtets geglaubt, daſs das italieniſche Königthum und das Papſtthum unverſöhnlich ſeien, ſo daſs das eine das andere tödten müſſe. In meinen Augen iſt der Ausgang dieſes Kampfes nicht zweifelhaft. Das Königthum wird das Papſtthum tödten, da das Papſtthum nach meiner Anſicht eine ſehr böſe Sache iſt, ſo liebe ich das Königthum ſchon um deſſentwillen. Früher oder ſpäter wird das Papſtthum Rom und Italien räumen.“

Die nationalökonomiſche Monatsſchrift „**Le Devenir Social**“ bringt in ihrem Februarheft einen Artikel von Filippo Virgili über die Arbeitergeſetze in Italien. Kein anderes Volk, ſchreibt der Verfaſſer, habe ſich wärmer für die Arbeiterfrage intereſſiert, als das italieniſche; eine ganze Literatur ſei darüber entſtanden, ohne daſs freilich die Thaten mit den Worten Schritt gehalten hätten. So ſei z. B. das Unfallverſicherungsgeſetz, das ſeit 17 Jahren in den Kammern discutiert werde, noch immer im Stadium der Vorberathung. Inzwiſchen aber habe man 1883 einen Fonds unter dem Namen „Caſſa Nationale“ organiſirt, der den Arbeitern Unfallverſicherungen gewährt. Das Ackerbau- und das Handelsminiſterium haben zu dieſem Zweck Abkommen mit den Sparcaſſen der zehn größten Städte Italiens getroffen und dieſer „Caſſa Nationale“ große Vergünſtigungen eingeräumt. Sie zahlt keine Steuern, und ihre Documente ſind von allen Stempeln befreit, doch erhält ſie keine ſtaatliche Subvention. Dieſe Aſſecuranz iſt ſeit Juli 1884 in Thätigkeit. Im erſten Halbjahre hat ſie bloß 5010 Francs an Prämien eingenommen, 1885 nur 7100 Francs an Entſchädigungen ausgezahlt, ſich aber ſeither ſo entwickelt, daſs ſie im Jahre 1895 die Summe von 480.000 Francs erreichte. Ueberdies gibt es in Mailand eine private Unfallverſicherungs-Geſellſchaft, der ein Geſetz vom September 1883 die Eigenſchaft einer juriſtiſchen Perſon verliehen hat. Außerdem hat die Mailänder „Geſellſchaft für ärztliche Hilfeleiſtung bei Unglücksfällen“ voriges Jahr eine ſehr ſegensreiche Heilanſtalt nebſt Ambulatorium errichtet, die über ein Capital von 300.000 Francs und zahlreiche Jahresbeiträge verfügt. Sonſtige Arbeiterſchutz-Geſetze ſind die ſeit 1859 beſtehenden Sicherheitsverordnungen für Bergleute und Steinarbeiter, ſowie ſanitäre Vorſchriften und ein Geſetz, das die Verwendung von Kindern unter einem gewiſſen Alter unterſagt. Den Arbeitergenoſſenſchaften, Conſumvereinen u. ſ. w. werden allerhand Steuer- und Zollbefreiungen gewährt, ebenſo den Vereinen für wechſelſeitige Hilfeleiſtung, denen Stempel und Protokollierungen erlaſſen werden. Auch Schiedsgerichte zur Schlichtung von Streitfragen zwiſchen Arbeitern und Arbeitgebern werden ſeit 1894 an allen Induſtriecentren geſetzlich eingeführt. Ihr Präſident wird mit königlichem Decret ernannt; ſie zerfallen in ein Vermittlungsamt und ein Gericht (Giurìa), das in Rechtsſachen bis zu 200 Francs competent iſt. Dagegen wurden die Arbeiterkammern mit der Begründung, daſs ſie nur einer beſtimmten Claſſe dienten und daher nicht im Intereſſe der Allgemeinheit ſeien, mittelſt eines Beſchluſſes von 1896 vom Miniſterium des Innern aufgeſchoben.

„**Etudes religieuses et philosophiques**“: Die neuen Beſtimmungen der päpſtlichen Cenſur, des Index, welche Leo XIII. erſt kürzlich zum Zwecke einer beſſeren Anpaſſung an die vorgeſchrittene Zeit erlaſſen hat, analyſiert ein geiſtlicher Verfaſſer, Herr Desjardins. Das neue Geſetz belegt mit ſeinem Banne die Werke von Abtrünnigen, von Ketzern und Sectirern — doch nur an jenen Stellen, wo zur Ketzerei oder zum Schisma aufgemuntert oder die Grundlage der Religion zu ſtürzen verſucht wird. In dieſem Zuſatz liegt die eigentliche Abſchwächung. Auch in anderen Punkten ſind die neuen Verfügungen freiheitlicher als die alten. Abſolut verboten erſcheinen nur noch „Bücher, welche ſich ex professo mit laſciven und obſcönen Dingen befaſſen“. Pater Desjardins ſchließt daraus, daſs die Werke Zolas insgeſammt als verdammt anzuſehen ſeien; daſs ſie weder geleſen, noch aufbewahrt, noch auch verliehen werden dürfen, ohne daſs ſich der Zuwiderhandelnde eines ſchweren Vergehens gegen das [illegible] ſchuldig mache; und daſs der Beichtvater [illegible], welche die genannten Schriften nicht bedingungslos von ſich weiſen, der Abſolution nicht theilhaftig werden laſſen kann.

Das letzte „**Emporium**“ enthält einen reich illuſtrierten Artikel über die heiligen Orte der Mahomedaner und die Einzelheiten jener Pilgerfahrt, die jeder fromme Muſelmann zum mindeſten einmal in ſeinem Leben unternehmen [illegible]. Man erfährt daraus, daſs dieſelbe [illegible] Tage erfordert, falls ſie in traditioneller Weiſe zu Fuß von Cairo oder Damaskus aus unternommen wird. [illegible] zu Schiff zurück, wodurch dieſelbe weſentlich abgekürzt [illegible] beſchwerlich wird, da die Reiſenden [illegible] im Schiffsraum zuſammengepfercht ſind. Nicht ſelten brechen [illegible] Krankheiten oder [illegible] an Bord aus, oder die [illegible] wahrend [illegible] die durch die Wüſte [illegible] ſind, von den ſchrecklichen [illegible] abgeſehen. Die [illegible], an der ſich 70—80.000 Pilger betheiligen, findet nach Schluſs des Faſtenmonates Ramadan (im Februar oder März) ſtatt. In ſolchen Jahren, wo das Bairamfeſt, der Abſchluſs der Faſtenzeit, auf einen Freitag fällt, iſt der Zuzug ein viel größerer, weil dann der Segen der Wallfahrt für [illegible] gilt. Ziel der Fahrt und Mittelpunkt der Feier iſt die Kaba in Mekka, das Palladium der mohammedaniſchen Welt. Es iſt dies ein viereckiges Steingewölbe von 12 Metern im Quadrat, das den heiligen ſchwarzen Stein umſchließt, den der Engel Gabriel dem Abraham gebracht haben ſoll. Dieſe Kaba iſt mit einem goldgeſtickten, ſchwarzſeidenen Ueberzug bekleidet, der alljährlich vom Sultan erneuert und von den egyptiſchen Pilgern überbracht wird. Der Preis der Seide allein beträgt gegen 30.000 Francs. — 14 Tage lang bleibt die Kaba unbekleidet und den Wallfahrern zugänglich; ihr alter Ueberzug aber wird in kleine Stücke zerſchnitten und um ſchweres Geld an die Pilger verkauft. Gegenüber der Kaba iſt der Wunderquell „Zem-Zem“, zu dem zahlloſe Kranke pilgern. Außerdem werden das Grab des Propheten in Medina, ſowie einige andere Orte, die mit denkwürdigen Ereigniſſen aus ſeinem Leben verknüpft ſind, von den Wallfahrern beſucht. Natürlich wird der große Menſchenzulauf auch geſchäftlich ausgenützt, ſo daſs die Umgebung von Mekka zu jener Zeit einem Jahrmarkt gleicht, wo ſich die Pilger, namentlich auf dem Rückweg, der ausſchweifendſten Luſtbarkeit hingeben. Rechnet man hierzu, daſs oft 100.000 Schafe und andere Thiere dort geopfert werden, deren Blut und Ueberreſte den Boden bedecken, ſo iſt es kein Wunder, daſs dieſe Städte wahre Seuchenherde ſind, wo z. B. 1893 gegen 40.000 Pilger erlagen, während die andern, trotz aller Quarantainen, Epidemien nach Europa ſchleppen.

Der Stier.

Von Paul Hervieu.

Autoriſierte Ueberſetzung von Wilhelm Thal.

Auf der großen Ebene, auf der nie ein Baum gewachſen iſt, hütet Hugues Barros 200 Hammel, von denen ihm der vierte Theil gehört.

Seit Pfingſten, das heißt ſeit drei Monaten, führt er ſeine Herde auf die einſam daliegenden Weideplätze, die er für die ſchöne Jahreszeit zwiſchen Combeloure und dem Jouvet-See gepachtet hat.

Heute erwartet er ſeine Nahrung für die kommende Woche; ſein ganzer Mundvorrath iſt erſchöpft und er hat Hunger.

Vor ihm bewegt ſich die Maſſe ſeiner Herde langſam hin und her, und unter all dieſen weißwolligen Rücken ſtechen einige braune Widder deutlich hervor.

Hugues lehnt ſich auf einen feſten Stock, deſſen Rinde er mit ſeinem Meſſer abgeſchält hat. Der Schäfer ſieht häufig nach dem Himmel und ſein knurrender Magen läſst ihm die Stunden langſam wie Schnecken vergehen.

Endlich kommen ſeine beiden Hunde knurrend zu ihm herangelaufen und richten ihre ſpitzen Ohren zu ihm empor; er legt ſeine knochige Hand an die Stirn und erkennt auf dem Hügel von Nant-Gelé ſeine Frau, die langſam heraufgeklettert kommt.

Die Frau trägt einen großen Korb unter dem linken Arm, und mit der rechten Hand zieht ſie einen mageren Stier mit kurzen Beinen, dem das eine Horn abgebrochen iſt.

Zeitweiſe hält das Thier mit einer einfachen Kopfbewegung ſeine Führerin zurück und fährt ſich mit der violetten Zunge wohlgefällig über die dunklen Lenden.

„Kommſt du denn nicht?“ ruft der Schäfer.

Doch ſeine Frau, deren Kehle von dem Aufſtieg wie zuſammengepreſst iſt, antwortet nichts.

„Was bringſt du denn da mit?“ fährt er fort. „Wo haſt du denn das Thier her?“

Als die Frau auf den Hügel gelangt war, beeilte ſie ſich, mit keuchender Stimme zu antworten:

„Das Thier hat mich aufgehalten ... Ich hab's von Tanot für die Schuld annehmen müſſen ...“

„Was will nun Tanot dafür haben?“

„Er meint, Ihr werdet ſchon einig werden; du ſollſt ihn nur vorläufig auf die Weide nehmen!“

Während die Frau ihren Korb auspackt, holt der Mann einen Pfahl und einen Pflock aus ſeiner Steinhütte; und einige Meter davon entfernt befeſtigt er an der Erde den Strick des Stieres, der ihn mit unbeweglichen, blutunterlaufenen, tückiſchen Augen betrachtet.

Als Hugues ſich auf einen Erdhaufen niederläſst, zählt er mit Vergnügen die auf der kahlen Erde ausgelegten Lebensmittel, während der Wind die ſpärlichen Gräſer ſtreift.

Ach! diesmal hat der Laib Brot die richtige Größe; auch der blaue Milch- und Ziegenkäſe iſt vortrefflich. — Doch der Schinken? Wo iſt denn der Schinken? Den hat ſie vergeſſen! Oh, dieſe verdammten Frauen!

Doch Geduld! Die Barros ſchilt: da iſt der Schinken und der kleine geſalzene Fiſch, und der Tabak, mit den beiden Litern Landwein, die er mit dem Quellwaſſer allmählich vermiſcht.

Ohne Zaudern ſtillt der Schäfer ſeinen Hunger und unterhält ſich dabei, mit vollem Munde kauend: „Den Kindern geht's gut? Der alte macht ihnen Sprüche! Ja, ja, der Junge verſpricht mal was! Vor dem können ſich die Weiber einmal in Acht nehmen. Und der Vater? Er will ſich alſo den [illegible] im Halſe immer noch nicht [illegible] laſſen? Er wird eines ſchönen Morgens erſticken, na, man hat es ihm [illegible] genug geſagt! Was! Der Feldhüter hat ein Protokoll mit Jean Martin aufgenommen? Weswegen? Wegen ſeiner Gänſe! Und was macht das Schreiben, das der Amtmann aus Albertville mitbringen wollte? Seit dem [illegible] Abend [illegible]

Digitized by Google

ſchon ein paar Geier um den großen Rey-Hügel, auf dem neulich ein Lamm abgeſtürzt iſt . . ."

Hugues Barros hat ſeine einfache Mahlzeit beendet und ſtärkt ſich nunmehr mit dem Wein, den ſeine Frau ihm mitgebracht hat. Dann ſtreicht er ſich ſeinen Schnurbart und gibt ſeiner Frau einen herzhaften Abſchiedskuſs.

II.

Während die Barros, ihrer Bürde ledig, mit behendem und feſtem Schritte die Anhöhe hinunterſteigt, die ins Dorf Longefroy führte, ſtößt ihr Mann, auf dem Bauche liegend, dichte Rauchwolken aus ſeiner ſchwarzen Pfeiſe.

Acht Tage hindurch wird er ſicher kein menſchliches Weſen zu Geſicht bekommen . . . Doch, was kümmert ihn das!

Unter ſeinen halbgeſchloſſenen Wimpern ſieht er im Aime-Thale die durch Wälder und Felder ſtrömende Iſère ſchillern; die Häuſer von Centron erſcheinen ihm wie gelbe Schmetterlinge, und die Weinberge von Bellentre machen aus der Ferne den Eindruck eines Moosteppichs.

Als der Schäfer das Geſicht auf dem Ellenbogen umwendet, bemerkt er auf der anderen Seite die grünen Seen des Tignes-Thales, die wie ſchmale Waſſerfälle erſcheinen.

Schließlich wird er müde und verſinkt in einen dumpfen, traumloſen Schlummer . . .

Plötzlich weckt ihn das Geheul ſeiner Hunde; der Stier hat mit einem heftigen Ruck den Pfahl, den er nachſchleppt, aus der Erde geriſſen und verbreitet einen furchtbaren Schrecken unter den Schafen und Lämmern.

„Faſst den Stier! . . . Rrrr! Riſs! Beißt ihn!" ruft Hugues Barros mit wüthender Handbewegung.

Doch die Hunde, die an ſolchen Dienſt nicht gewöhnt ſind, bleiben heulend auf dem Platze und weigern ſich, näherzukommen.

„Wart' Hallunke; ich will dich lehren!" ſchreit Barros und geht auf den Stier zu, der keck ſtehen bleibt und drohend die Stirne ſenkt.

Der Schäfer verſetzt ihm mit dem Pflocke einen Schlag auf die Schnauze und als das Thier ſich heulend abwendet, packt er ihn feſt bei den Hörnern. Dann rammt er mit der einen Hand den Pfahl in die Erde, holt ſchwere Steine und belaſtet damit den ganzen Strick, ſo daſs die Nüſtern des Stieres faſt den Erdboden bedecken.

„So!" ſagte er, „faſte ein biſschen, das wird dich beruhigen!"

Dabei verſetzte er ihm auf das Rückgrat eine Tracht Schläge und führte dann ſeine Herde zu einem neuen Weideplatz. — — —

Als der Abend naht, kehrt Hugues mit ſeinen Hammeln zurück, die er zwiſchen einen Rieſenfelſen und drei kleinen Hürden einpferchte.

Doch dem Stier iſt es ſchon wieder gelungen ſich loszureißen, er ſtreift unter dumpfem Brüllen dort unten herum, mit ſeinem behaarten Schweiſe wüthend ſeine Lenden peitſchend.

Beſtürzt murmelte der Schäfer zwiſchen den Zähnen:

„Oh, warte, Halunke, dir werde ich's eintränken!"

Und nun läuft er auf das Thier zu, während der am Riemen hängende Knuttel um ihn herumſchlenkert.

Der Stier, der ihn mit entſchloſſener Miene erwartet, wühlt die Erde mit den Hufen auf und wirft die Schollen umher. Dann rollt er im Augenblick des Kampfes ſeine tückiſchen Augen hin und her und ſtürzt in heftigem Anlauf durch das Thal von Armène.

Hugues Barros verfolgt ihn, und nun beginnt eine wüthende Jagd durch ſteile Böſchungen, Schneefelder, ſtehende Gewäſſer und Rieſelhaufen.

Ein einzigesmal, bei der zerfallenen Scheune von Les Planes, hat der Mann das Thier erreicht. Er hat es von hinten an den Hörnern packen und niederreißen wollen, wie er es gelernt hatte, indem er ihm den Hals umdreht. Doch auf einer der Schläfen iſt ſeine Hand nur auf einen Stumpf und ein Ohr geſtoßen. Trotzdem hat er ſich daran feſtgeklammert, indem er ſeinem Gegner Fußtritte mit den eiſenbeſchlagenen Stiefeln in die Lenden verſetzt. Dieſer aber hat ſich, den Vortheil des fehlenden Hornes benutzend, mit einem Ruck losgeriſſen und iſt in der bereits in Dunkel gehüllten Ebene verſchwunden.

Barros, der in eine Schlucht gerollt iſt, richtet ſich fluchend auf und ruft ihm nach: „Geh' zum Teufel!"

Seine Hände und ſeine geſchundenen Knieſcheiben bluten und ſchmerzen ihn. Er ſucht ſich in dem Halbdunkel zurechtzufinden und entdeckt bei einem letzten Strahl das Plateau, auf dem er ſein Nachtlager zu halten pflegt. Mühſam erreicht er die große Anhöhe, doch kaum hat er ſich niedergelegt, als ihn das Geräuſch eines heftigen Galopps in furchtbare Aufregung verſetzt . . . .

Eine Geſtalt, die ihm noch ſchwärzer erſcheint, als das Schwarz der ihn umgebenden Schatten, kommt auf ihn zu . . . [illegible] daſs er auch nur Zeit hat, einen Schrei auszuſtoßen [illegible] Bruſt von dem einzigen Horn des Stieres [illegible] zu Boden.

III.

Als er wieder zum [illegible] Himmel. Sein feuchter [illegible]

mit blendender Helle, und vom Col da Souffre bis zum Mont Pourri glitzert die Oberfläche der Schneeſpitzen, als wenn ein Wald von Strahlen auf Kryſtallbeeten erglühte.

Hugues Barros friert heftig.

Er will ſich erheben; doch bei dieſer Bewegung fühlt er einen heftigen Schmerz in der Magengegend; und ſeine Hand, mit der er dorthin fährt, wird ganz naſs und, ſo viel er ſehen kann, von Blut geröthet.

Jetzt erinnert er ſich an das Vorgefallene. Er ſtößt einen Seufzer aus, der ihm einen Schmerzenslaut entreißt. Er fühlt ſich ſchwer verwundet, und die Einſamkeit verurſacht ihm ein Gefühl der Furcht, das er nie gekannt hat. Das Fieber läſst ſeinen ganzen Körper erbeben und blendet ſeine Augen. Der Mont-Blanc, der ſich ihm gegenüber erhebt, ſcheint bis in den Mond zu wachſen, und die Allée Blanche und der Gletſcher des Uronne tanzen vor ſeinen Augen hin und her.

Er ruft heftig; doch ſeine gebrochene Stimme, die ihm Schrecken erregt, fällt in die Wüſte und verſchwindet in dem Schweigen des Univerſums. Die Hammel ſchlafen ebenſo wie die Hunde.

— — — — — — — — — — — — — — —

Langſam verfließt die Nacht und entſchwindet vor der Morgenröthe.

Die Sonne erhebt ſich hinter ihrem Triumphbogen, deſſen übernatürliche Farben aus gold, blau, perlenroth und feuergrau beſtehen.

Vom Lichte geblendet, ſucht Barros die entſetzliche Neugier zu ſtillen, wo denn eigentlich ſeine Wunde ſitzt. Er leidet entſetzlich. Seine einzige Erleichterung beſteht darin, ſeine Fäuſte auf die Oeffnung der Wunde zu drücken, und dieſe Kraftanſtrengung erleichtert ihn für den Augenblick; ſein Blut, das auf die Erde rieſelt, glitzert und vermiſcht ſich mit dem weißen Eis. Ein entſetzlicher Durſt quält ihn, doch er kann ſeine Korbflaſche nicht faſſen, die durch den Fall unter ſeinen Rücken gerathen iſt.

Inzwiſchen fangen die über die Verzögerung verwunderten Hunde zu heulen an, und die hungrigen Hammel brechen durch die dünne Umfriedung und laufen in wirrem Durcheinander auf den friſchen Raſen. In wenigen Secunden wird die Herde nur noch ein kaum wahrnehmbarer Punkt ſein, der ſich nach Les Fraſſes zu verliert.

Bald hört der Schäfer in geringer Entfernung den Stier heftig ſchnauſen. Dieſes neue Auftauchen des Thieres erregt ihn nicht mehr; im Gegentheil, er wünſcht, die Beſtie möchte ſich auf ihn ſtürzen und ihm den Gnadenſtoß verſetzen. Wieviel Zeit mag ſonſt vergehen, ehe er ſtirbt und ſich dabei wie ein Verdammter windet?!

Doch jetzt wird er von einer plötzlichen Angſt ergriffen, denn irgend etwas geht da unten vor; aber was?

Ein Trupp Menſchen ſteigt von den Mauleſeln und erklimmt zu Fuß den Hügel von Jonvet; vier Männer und zwei Frauen in hellen Toiletten.

Barros ſieht deutlich, wie die Geſtalten ſich in der leeren Luft abheben und ihre Arme mit den Lorgnetten auf die großen Linien der Landſchaft deuten.

Er geräth in Verzweiflung, daſs man nicht nach ſeiner Seite blickt, und es packt ihn ein ungeheures Mitleid mit ſich ſelbſt, während der rieſenhafte Schatten dieſer Leute, der ihn faſt erreicht, ſich entfernt.

Mit Worten und Bewegungen fleht er ſie an. Seine Bemühungen ſind vergeblich. Die Touriſten gehen weiter, ohne ihn auch nur bemerkt zu haben, und nur der Stier antwortet auf ſein Geſtöhn mit ſeinem Gebrüll.

Barros denkt über das Unglück nach, deſſen Opfer er geworden. Das Glück iſt ihm nie hold geweſen. Und doch hat er ſich kein Unglück vorzuwerfen . . . . Die einzelnen Phaſen ſeines Lebens ziehen an ſeinem Gedächtnis vorüber. Ganz beſonders erinnert er ſich der Zeit, da man ihn verhindert hat, Soldat zu bleiben, und der Stunden, in denen ſeine drei Kleinen geboren wurden . . . . Er ſieht auch wieder das ruhige Geſicht eines Nachbarn, den er einſt, von ſeinen Lieben umgeben, den Geiſt hat aufgeben ſehen.

. . . Der Tag rückt vor; die Sonne iſt verſchleiert.

Dichte Nebel umziehen das Land und ſenken ſich blitzſchnell auf die hohen Berge hernieder.

Hugues Barros unterſcheidet nichts mehr auf der Erde. Ein weißer Schaum ſteht ihm in den Mundwinkeln, heftige Krämpfe heben ſeine Glieder. Mit letzter Anſtrengung richtet er ſich auf, und ſo ſtirbt er, mit offenen Augen ſtarrend, wie ein Weſen, das eben erwacht.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XI. Band. — Wien, den 17. April 1897. — Nummer 133.

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL BIBL.

Jungczechiſche Selbſtkritik.

Den Kritikern ihrer letzten Thaten — der Sprachenverordnung und der clericalen Coalition — haben die Jungczechen es leicht gemacht. Sie haben die Kritik ſchon lange im voraus ſelbſt gegeben. Sie ſollen auch heute an dieſer Stelle gegen ſich ſelbſt ſprechen.

Zunächſt, was die Vorgänge bei der Erlaſſung der neueſten Sprachenverordnung betrifft. Als Graf Taaffe im Jahre 1890 die Wiener Ausgleichspunctationen mit den Deutſch-Liberalen und den bereits abgelebten Altczechen ſchloſs, wählte er gegen die damals „ſonderbare Geſellſchaft" der Jungczechen genau das gleiche Verfahren, das Graf Badeni jetzt im Intereſſe der Jungczechen gegen die Deutſch-Böhmen angewendet hat. Die Verhandlungen wurden vor den Jungczechen wie überhaupt vor der weiteren Oeffentlichkeit geheim gehalten, bis ſie beendigt waren. Ihre fertigen Ergebniſſe wurden den Jungczechen einfach zur Meinungsäußerung vorgelegt, ohne daſs ihr Urtheil den Inhalt der Abmachungen irgendwie mehr hätte ändern können. Statt eines vom Reichsrath zu genehmigenden Sprachengeſetzes wurde kurzer Hand eine Sprachenverordnung, ganz einſeitig im Geiſte des deutſch-böhmiſchen Programms erlaſſen. Andere Verordnungen folgten. Weit mehr als der immerhin discutable Inhalt des Ausgleichswerks empörte die Jungczechen die Art, wie der Ausgleich hinter ihrem Rücken und mit Umgehung der geſetzgebenden Gewalt ins Werk geſetzt worden war. Aus dieſer Empfindung erwuchs der Aufruhr in der czechiſchen Wählerſchaft, der die Altczechen vernichtete und die Deutſch-Liberalen ſchließlich in die clericale Coalition trieb. Mit dem einzigen Unterſchied, daſs damals die nationale Verhöhnungspolitik der Taaffe'ſchen Regierung auf dem Rücken der Jungczechen tanzte, während die Verſöhnungspolitik des Grafen Badeni auf dem der Deutſchböhmen den Takt ſchlägt, iſt die Analogie zwiſchen einſt und jetzt vollſtändig, vollſtändig bis hinab in die köſtliche Ironie, die das wandelbare Schickſal der Miniſterportefeuilles den beiden betheiligten Juſtizminiſtern bereitete: damals dem Grafen Schönborn, dem einſtigen großen Czechenfreund und Verfechter des böhmiſchen Staatsrechts, den es zwang, ſeine Unterſchrift gerade unter die deutſch-centraliſtiſche Sprachenverordnung vom Jahre 1890 zu ſetzen, und dem Grafen Gleispach, dem vielbelobten deutſchen Liberalen und Centraliſten, den es juſt die czechiſch-föderaliſtiſche Sprachenverordnung von 1897 zu zeichnen nöthigte.

Das iſt die Analogie. Und nun haben wir uns um die Kritik nicht viel mehr zu bemühen. Wir brauchen lediglich die Kritik zu citieren, welche damals die hervorragendſten Redner der jungczechiſchen Partei an der öſterreichiſchen Regierungsweisheit von 1890 übten, um damit auch einſchließlich über die ganz gleichartige öſterreichiſche Regierungsweisheit von 1897 geurtheilt zu haben. Auf daſs aber dem Ganzen auch die perſönliche Pikanterie nicht fehle, nehmen wir als kritiſchen Gewährsmann gerade jenen Jungczechenführer vor, der in dieſen Tagen in der Abgeordnetenhaus-Debatte vom 9. April 1897 am lauteſten und ſcrupelloſeſten die Badeni-Gleispach'ſche Sprachenverordnung vertheidigt hat, den Abgeordneten Dr. Herold. Die große Poſaune des Jungczechen-Clubs hat auch 1890 ſchon ertönt, aber nach einer ganz anderen Melodie. In der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 22. April 1890 ſprach Dr. Herold ſein vernichtendes Urtheil über die Punctationen-Taktik des Grafen Taaffe aus, welches ohneweiters auch auf die Sprachenverordnungs-Taktik des Grafen Badeni angewendet werden kann. [illegible] der Inhalt — wohlgemerkt! — des damaligen Ausgleichs erregte die Entrüſtung der Jungczechen. Dr. Herold gab vielmehr ohne Umſchweife zu, „daſs in dieſen Punctationen vieles enthalten iſt, was wir (die Jungczechen) mit Rückſicht auf den Frieden im Lande acceptieren könnten" — genau ſo wie auch wir heute gerne annehmen, daſs in der Badeni'ſchen Sprachenverordnung und dem, was ihr noch von Regierungswegen folgen ſoll, vieles enthalten iſt, was wir mit Rückſicht auf den im Intereſſe der politiſchen Freiheit und des Fortſchritts wünſchenswerten Frieden der beiden Nationen in Böhmen auch den Deutſchen zur Annahme empfehlen würden, wenn nicht ... Aber hier gebürt wieder das Wort dem Herrn Dr. Herold vom Jahrgang 1890. „Die Regierung — ſagte er — hat durch ihre Unaufrichtigkeit, [illegible] verletzende Benehmen die Unzufriedenheit im ganzen Lande erregt". „Wir können nichts dafür — ſo fuhr er damals fort — daſs ... unſere Partei (die jungczechiſche) [illegible] wurde, den [illegible] weder in jener [illegible]

genau daſſelbe, was Graf Badeni jetzt den Deutſchböhmen zumuthet. Uns erſcheint deswegen auch gar nicht ſo erſtaunlich, worüber Dr. Herold in ſeiner neueſten Ausgabe ad usum Badeni in der Sprachenverordnungsdebatte vom 9. April dieſes Jahres ſich ſo unwillig und gelangweilt äußert, nämlich, „daſs das von den (deutſch-böhmiſchen) Pro-Rednern Vorgebrachte nicht neu iſt". Natürlich, ſie haben gegen die jüngſte Sprachenverordnung mutatis mutandis nur daſſelbe vorgebracht, was Dr. Herold und ſeine Parteigenoſſen ſchon 1890 gegen die damalige Sprachenverordnung in ſo erſchöpfender Art ausgeführt hatten. Neu war an der letzten Debatte nur das ſchlechte Gedächtnis des Herrn Dr. Herold und ſeiner politiſchen Freunde. So z. B. wenn Dr. Herold den deutſch-böhmiſchen Rednern die ſtaatsrechtliche Beweislaſt zuſchob, indem er ihnen unter dem Beifall ſeiner Clubgenoſſen zurief: „Wenn Sie ſagen, daſs dieſe Verordnung ein Geſetz verletzt, ſo müſſen Sie doch das Geſetz anführen!" Das iſt gar nicht mehr nöthig. Herr Dr. Herold muſs dieſes Geſetz ſehr wohl kennen und mindeſtens ſchon um ſieben Jahre weniger zwölf Tagen länger kennen als die heutigen Deutſchböhmen. Denn ſchon am 22. April 1890 hat Herr Dr. Herold von der ſtaatsrechtlich weſensgleichen Schönborn'ſchen Sprachenverordnung erklärt, daſs „darin gegebene Geſetze, welche nur durch das Parlament geändert werden können, einer Abänderung unterzogen (d. i. doch „verletzt") wurden". Allerdings hat auch der bei der Beurtheilung anderer ſo formaliſtiſch accurate Herr Dr. Herold ſich damals ſelbſt die ausdrückliche Anführung der verletzten Geſetze geſchenkt, vermuthlich, weil ſie ſchon damals beinahe ebenſo allbekannt und abgewerkelt waren, wie heute. Wenn die Stenographiſchen Protokolle nicht ſehr irren — und die trügen nie — hat jene Geſetze bereits am 4. December 1880 der verſtorbene Abg. Dr. Eduard Herbſt ausführlich citiert in jener anderen älteſten Sprachenverordnungsdebatte, welche die erſte, gleichfalls czechenfreundliche Sprachenverordnung des Jahres 1880 betraf, unter die das ironiſche Schickſal — o Rabbi Ben Akiba! — den Namen des bekannten Deutſchen, Liberalen, Centraliſten, aber auch ſeinerzeit Miniſters, des Herrn Dr. v. Stremayr geſetzt hat. Von einem ſo gewiegten Juriſten wie Herrn Dr. Herold darf man jedenfalls annehmen, daſs er dieſe Geſetze, die er doch 1890 ſchon als allgemein bekannt vorausgeſetzt hat, im häufigen lehrreichen Verkehr mit dem großen Geſetzkenner, dem Grafen Badeni, neueſtens nicht wieder verlernt hat.

Es wäre überhaupt im Sinne des nationalen Friedens in Böhmen und der gemeinſamen demokratiſchen Intereſſen der Czechen wie der Deutſchen gut geweſen, wenn Herr Dr. Herold und die anderen jungczechiſchen Führer in ihren geheimen Conventikeln mit dem Grafen Badeni ihre ſchmerzlichen Erfahrungen vom Jahre 1890 eifriger zu Rathe gezogen hätten, um ihren deutſchen Landsleuten nicht das zuzufügen, was ihnen ſelbſt einſt wehgethan hat. Sie haben es leider vorgezogen, jetzt an den Deutſch-Böhmen ebenſo zu handeln, wie dieſe einſt an ihnen, gemäß dem Grundſatze, der bisher in dieſem ganzen deutſch-böhmiſchen Streit [illegible] gegolten hat: „Was Du nicht willſt, daſs man Dir thu', das füge nur dem andern zu". Mit [illegible] Schärfe verſtand es Herr Dr. Herold am 22. April 1890 zu zeigen, daſs es der damaligen Regierung mit ihrem Ausgleich nicht eben „um einen dauernden Frieden zwiſchen den Völkern in Böhmen zu thun war"; Beweis genug dafür war ihm ſchon die eine Thatſache, „daſs unſere politiſche Partei (die jungczechiſche) von den Ausgleichsconferenzen ausgeſchloſſen war". Und diesmal? Bei den jungczechiſchen Ausgleichsberathungen des Grafen Badeni war die andere Partei, die Deutſchböhmen aller Richtungen, ausgeſchloſſen, [illegible] Herrn Dr. Herold [illegible] 1890 [illegible] Beweis genug iſt, daſs [illegible] der Badeni'ſchen Regierung und den Jungczechen mit ihrem Werk [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Friedenswerkes nur die Forderungen der einen Partei ſind, die Forderungen der anderen Partei dagegen ausgeſchloſſen werden? Dann iſt natürlich nichts anderes zu erwarten, als daſs der Kampf von neuem fortgeſetzt werden muſs." So iſt es geſchehen nach der Sprachenverordnung von 1890. Damals ſtellte Herr Dr. Herold in ſeiner Rede feſt: „Seit der Ausgleichsconferenz iſt es auf einmal, was das politiſche Leben anbelangt, in Böhmen ſehr lebendig geworden". Leider, wie es den Anſchein gewinnt, auch jetzt wieder, nach der Sprachenverordnung von 1897. Gleiche Urſachen, gleiche Wirkungen, und auch: kleine Urſachen große Wirkungen. Herr Dr. Herold ſucht freilich in ſeiner neueſten Rede die Regierung, von der ja die Jungczechen noch einige ausgehandelte Conceſſionen herauszubekommen haben, über die aufgeregten Aeußerungen der deutſchböhmiſchen Parteiführer heute zu tröſten, indem er ſie, ſehr mit Recht, als „eine abſichtlich gemachte Ouverture zu einer gewünſchten Beunruhigung des deutſchen Volkes in Böhmen" darſtellt und hinzufügt: „Es geht ſehr langſam bei uns in Deutſchböhmen mit der Beunruhigung". Aber ſicher! Herr Dr. Herold kann ſich aus ſeiner oft citierten Rede vom 22. April 1890 davon überzeugen, daſs ſich damals die Taaffe'ſche Regierung mit ganz der gleichen Argumentation über die jungczechiſche Bewegung gegen den ſogenannten Ausgleich ſelbſt zu täuſchen ſuchte, Herr Dr. Herold weiß auch aus ſeinen eigenen Erlebniſſen, wie ſehr ſie ſich damit getäuſcht hat, ein wie fruchtbarer Boden für die Saat nationaler Zwietracht Böhmen iſt.

Die ganze jungczechiſche Partei muſste aus ihren eigenen Erfolgen vorausſehen, welch' vorzüglichen Agitationsſtoff die neueſte Völkerverſöhnung auf Commando den deutſchböhmiſchen Ultranationalen liefern würde. Wofern es ihr, wie ſie bisher mit gutem Schein behauptet hatte, ehrlich um den nationalen Frieden in Böhmen zu thun geweſen wäre, hätte ſie diesmal die Fehler der Unaufrichtigkeit, Einſeitigkeit und Geſetzesumgehung vermeiden müſſen, deren verhängnisvolle Bedeutung für den nationalen Frieden ſie 1890 am eigenen Leibe erfahren hat. Nur Graf Badeni könnte ſich vielleicht noch mit Unkenntnis der Verhältniſſe entſchuldigen, wofern dieſe ein mildernder, nicht ein erſchwerender Umſtand für einen Staatsmann wäre. Graf Badeni hat ſich anſcheinend über die Deutſchböhmen ebenſo falſch informieren laſſen, wie ſeinerzeit 1890 der Graf Taaffe über die Jungczechen. Damals ſagte Herr Dr. Herold, klug und weiſe, wie er zu jener Zeit war: „daſs es gewöhnlich die ſchwächſten, die ſchlechteſten Regierungen ſind, die ſich abſichtlich am meiſten belügen laſſen." Und was ſagt er heute? Vermuthlich, daſs die Regierung des Grafen Badeni der ſtärkſten und beſten eine iſt . . . . .

K.

Politiſcher Reiſebrief über Oeſterreich.

Von Privatdocent Dr. J. Jaſtrow (Berlin).

Wenn auch ein flüchtiger Beſuch von wenigen Tagen, wie ihn Schreiber dieſes zur Zeit der Parlamentseröffnung der Stadt Wien abgeſtattet hat, nicht genügt, um ein ſicher begründetes Urtheil über die politiſchen Zuſtände eines fremden Landes zu gewinnen, ſo mag doch das Sprichwort: „Ein Gaſt auf 'ne Weil', ſieht auf 'ne Meil'", auch in der Politik nicht ganz ohne Berechtigung ſein, und in mancher Beziehung kann es ja auch für den Einheimiſchen vielleicht ein Intereſſe haben, zu wiſſen, welchen Eindruck die Zuſtände ſeines Vaterlandes auf den Fremden machen, auch wenn er dieſen Eindruck objectiv nicht für zutreffend hält.

Die fataliſtiſche Ergebung in das Schickſal, mit welcher der Oeſterreicher faſt wie ſein türkiſcher Grenznachbar ſonſt in die Zukunft blickte, iſt verſchwunden, bis auf einen gewiſſen Reſt von liebenswürdigem Peſſimismus, vermöge deſſen der Oeſterreicher nun einmal annimmt, daſs es in ſeinem Vaterlande in allen Dingen ſchlechter ſtehe, als in dem des Angeredeten. Die Wiener Bevölkerung bekümmert ſich jetzt um die politiſchen Vorgänge, und das Intereſſe dafür iſt bis in die tiefſten Schichten gedrungen. Die Politik iſt nicht mehr bloß ein Sport für die oberen Stände und ein Spectakelſtück für eine Zuſchauermenge, die ſich an den Nöthen des Claſſenſtaates als Zaungaſt ergetzt, ſondern die g a n z e Bevölkerung nimmt theil an der Frage, wie ſich die Mehrheit im Parlament geſtalten werde, ob der Miniſterpräſident bleibt oder geht, ob die Abdankung des Vice-Bürgermeiſters einen Rückſchluſs auf die politiſche Lage geſtattet u. ſ. w. Das iſt die augenfälligſte Wirkung des a l l g e m e i n e n W a h l rechtes, welches mit einem Schlage das politiſche Intereſſe auch in den Maſſen in den Vordergrund gerückt hat. Freilich iſt der gewöhn[illegible] in Wien an [illegible] der politiſchen Vorgänge [illegible]

dafür beſteuert, wenn er ſich eine ſolche Anſicht bilden will. Bei uns wurde ſofort nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts der Zeitungsſtempel aufgehoben, und keine einzige politiſche Partei würde ſeine Wiedereinführung verlangen.

Ziemlich allgemein bin ich in Wien auf die Neigung geſtoßen, an den zahlenmäßigen Ergebniſſen des allgemeinen Wahlrechts Kritik zu üben. Liberale und Socialdemokraten finden, daſs die gewaltige Stimmenzahl der chriſtlichſocialen Antiſemiten in Wien für die Größe dieſer Partei gar nichts beweiſe, da „die Pfaffen" auf die Leute einen Druck geübt hätten; ebenſo wie man umgekehrt die feierlichſte Verwahrung dagegen einlegt, daſs es 600.000 Socialdemokraten in den öſterreichiſchen Kronländern gebe, da der größte Theil der ſo Stimmenden bloß von den Agitatoren verführt ſei. Die heilſame Wirkung des allgemeinen Stimmrechtes wird zum großen Theile davon abhängen, daſs man zu dieſer Kritik (die in den ſeltenſten Fällen Selbſtkritik iſt) etwas weniger Zutrauen hat. Die dreißigjährige Erfahrung, auf welche das allgemeine Stimmrecht in Deutſchland zurückblickt, hat ganz entſchieden gelehrt, daſs es für den Staatsmann das Weiſeſte iſt, im Großen und Ganzen anzunehmen, daſs dieſe Zahlen richtig ſprechen und jedenfalls einen objectiv brauchbareren Maßſtab abgeben, als die von ſubjectiver Färbung gar nicht zu trennende politiſche Kritik. Auch bei uns ſtellte man in den Zeiten des Culturkampfes zuerſt mit großer Sicherheit die Behauptung hin, daſs nur vorübergehende Pfaffenkünſte das katholiſche Volk an die Urne getrieben hätten. Heute gibt es im Deutſchen Reiche keinen Beſonnenen mehr, der nicht eingeſteht, daſs man klüger gethan hätte, die Maſſenzahlen der katholiſchen Wähler von vornherein als einen ernſtlichen Proteſt gegen jene Geſetzgebung aufzufaſſen. Und vollends bei der Socialdemokratie iſt bei uns noch jede herabwürdigende Kritik der Stimmenziffern mit einer Ueberbietung derſelben bei der nächſten Wahl beantwortet worden. Gerade deswegen, weil das allgemeine Stimmrecht nicht bloß die Kopfzahl der eingeſchworenen Mitglieder einer Partei zum Ausdrucke bringt, ſondern gleichzeitig auch das Schwergewicht aller (berechtigten oder unberechtigten) Einflüſſe, die für das politiſche Leben in Betracht kommen, gerade deswegen iſt es für den Politiker ein ſo wertvolles Barometer.

Dieſe ſ t a t i ſ t i ſ c h e Bedeutung des allgemeinen Wahlrechtes tritt in Oeſterreich beſonders rein hervor, weil der p r a k t i ſ c h e Einfluſs der allgemeinen Wahl verhältnismäßig gering iſt. Der ſonderbare Gedanke, das alte Wahlrecht zu laſſen, wie es iſt, und ihm als bloßes Anhängſel das neue Wahlrecht beizugeben, hat doch für die zukünftigen Staatsmänner Oeſterreichs gewiſſermaßen einen ſymboliſchen Wert. Die gewaltige Bedeutung, die dieſes Wahlrecht darin zeigt, daſs es in der Statiſtik der abgegebenen Stimmen ein Abbild der durch das Land ziehenden Strömungen gewährt, kann dadurch nur umſo deutlicher hervortreten.

Für Deutſchland hat die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in Oeſterreich zunächſt die Bedeutung einer größeren Sicherung dieſer Errungenſchaft. Es können aber auch gewiſſe directe Einwirkungen auf die Dauer gar nicht ausbleiben. Unſer ganzes politiſches Leben krankt daran, daſs die eigentliche Aufgabe der Oppoſition, die ſachkundige Detailkritik, gegenwärtig zu wenig gehandhabt wird, weil der kopfreichſte und energiſcheſte Flügel der Oppoſition, die Socialdemokratie, ihrer ganzen Stellung nach ſich gewiſſermaßen als außerhalb des übrigen Parteilebens geboren betrachtet und aus der Vogelperſpectivenkritik des Zukunftsſtaates nur ſehr langſam und allmählich in die Detailkritik der Verwaltung hineinwächſt; je mehr der bürgerliche Liberalismus zuſammengeſchmolzen iſt, deſto wichtiger wird es für die Fortexiſtenz eines noch ſo beſcheidenen Mindeſtmaßes bürgerlicher Freiheit ſein, daſs die Socialdemokratie ſich dazu herbeilaſſe, die Arbeit zu übernehmen, die von jeher in den Parlamenten der Oppoſition zugefallen iſt. Die glänzende Art, wie die öſterreichiſche Socialdemokratie gleich bei ihrem Einzuge in das Parlament es verſtanden hat, für die Immunität der Abgeordneten gegen Willkürmaßregeln der Regierung einzutreten und in der Wahrung der Volksrechte die Führung zu übernehmen, gibt dieſer kleinen, 14köpfigen Gruppe ſchon jetzt weit mehr eine Stellung innerhalb des Parteilebens, als ihre viermal ſo ſtarke deutſche Schweſterpartei ſie jemals eingenommen hat. Es iſt vollkommen charakteriſtiſch, daſs der Abgeordnete Szajer, als er, aus der Haft befreit, ſich nach Wien aufmachte, unterwegs erzählte, er werde ſich den Socialdemokraten anſchließen, weil er dieſen doch eigentlich ſeine Befreiung verdanke. Und wenn es auch damit natürlich gute Wege hat — bei uns wäre die Figur eines Bauern im National[illegible], der auf den Namen eines noch ſo oppoſitionsſtarken Clerikers hin gewählt iſt und dem der Anſchluſs an die Socialdemokratie auch nur für einen Augenblick in den Sinn käme, geradezu undenkbar. Bei uns beruht ein großer Theil des reactionären Einfluſſes darauf, daſs der bürgerliche Liberalismus ſich ſcheut, die ſocialiſtiſche Demokratie zu unterſtützen. Erſt jüngſt iſt eine Statiſtik aufgemacht worden, die den Nachweis liefert, daſs Herr v. P l o e tz und andere [illegible] Führer des Bundes der Landwirte ihre Wahl nur dem Umſtande verdanken, daſs die Liberalen nicht mit den Socialdemokraten giengen. Wenn in Wien ein erheblicher Theil der wohlhabenden [illegible] Bevölkerung [illegible] zu einem Wahlgang für den Socialdemokraten [illegible] alles aufzubieten, was [illegible] Candidaten dienen könnte, ſo

Digitized by Google

kann hierbei ſtatt Seelengröße vielleicht im einzelnen politiſche Kleinlichkeit maßgebend geweſen ſein. Aber daſs die öſterreichiſche Bourgeoiſie über die Socialdemokratie als Bundesgenoſſin gegen die Reaction etwas vorurtheilsloſer denkt als die deutſche, ſcheint doch auch hieraus hervorzugehen.

Neben den Wirkungen des allgemeinen Stimmrechtes fällt dem Fremden in der gegenwärtigen politiſchen Conſtellation nichts ſo ſehr auf, wie die maßgebende Stellung des czechiſchen Elementes. So treuherzig auch die Oeſterreicher ſagen mögen, es ſei dies nur eine augenblickliche Conſtellation, und es könne ſchließlich jede Gruppe einmal das Zünglein an der Wage werden, ſo thut man doch gut, ſich die Thatſache klar zu machen, daſs in der ganzen Geſchichte der öſterreichiſchen Monarchie eine derartig maßgebende Stellung des czechiſchen Elementes noch nicht dageweſen iſt. Eben weil die Stellung, die gegenwärtig die Czechen innehaben, ein andermal wieder von einer anderen Nation occupiert werden kann, iſt es für Oeſterreich von der größten Nothwendigkeit, daſs endlich einmal über das Verhältnis von Nationalität und Staat ſich etwas feſtere, principiellere Anſchauungen ausbilden. Die heutige politiſche Vulgata beruht ziemlich in ganz Europa auf dem Glauben an den nationalen Staat, wie er bei uns etwa durch Treitſchke als Dogma verkündet worden iſt. Die Vorſtellung, daſs kräftige Staaten auf nationaler Grundlage erwachſen müſſen, erhielt in unſerer Zeit eine bedeutende Stärkung dadurch, daſs der einzige Staat, deſſen Entſtehen unſere Generation erlebte, das deutſche Reich, in der That offenſichtlich aus ſolcher Grundlage herauswuchs, (ähnlich wie im vorigen Jahrhundert die Rouſſeau'ſche Vertragstheorie ihre Stärkung dadurch fand, daſs in der That der einzige Staat, deſſen Entſtehen die Generation beobachten konnte, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, durch Vertrag zuſtande kam). Allein jene Theorie, daſs ein kräftiger Staat durchaus auf nationaler Grundlage beruhen müſſe, widerſpricht allen Lehren der Geſchichte. Hiſtoriſch hat es vielmehr zwei vollkommen gleich berechtigte Typen von Staaten gegeben. Der eine beruht auf einer anerkannten nationalen Grundlage, der andere auf der Gleichberechtigung aller Nationalitäten innerhalb ſeiner Grenzen. Die Deutſchen Oeſterreichs haben ſeit dem Jahre 1866 den Anſpruch darauf, daſs das Staatsweſen deutſch ſein ſolle, aufgegeben. Nicht ſie ſtellen die nationalen Chauviniſten, ſondern die verſchiedenen ſlaviſchen Völker, welche den nationalen Staat wenigſtens für kleinere Territorien herſtellen wollen. Aber die Deutſchen haben ſtets nur in der Art nachgegeben, daſs ſie mit Mühe und Noth opferten, was nicht mehr zu halten war. Das iſt die ſicherſte Art, ſich mit allmählichen Zugeſtändniſſen ganz zu ruinieren. Kommt in der Geſchichte eines Staates eine große Wendung, wie ſie Oeſterreich in der Nationalitätenfrage in dem letzten Menſchenalter durchgemacht hat, ſo muſs man ſich darüber klar werden, auf welche neue Grundlage man ſich zu ſtellen hat, und von dieſer neuen Grundlage aus kann dann manches leichten Herzens gewährt werden, was von dem alten Standpunkte aus verſagt werden müſste, bis es entriſſen wird. Von der Poſition aus, die die Deutſchen in Oeſterreich heute einnehmen, können ſie nur ſolche deutſche Forderungen aufrecht erhalten, welche ohne den Hintergrund eines nationalen Staates noch einen Sinn haben. So kann z. B. der Ausländer vollkommen verſtehen, wenn das Deutſche als einheitliche Armeeſprache feſtgehalten werden ſoll; denn da auch im nichtnationalen Staat eine Armee mit einheitlicher Sprache mehr wert iſt, als eine Armee mit Sprachengewirr, und da eine andere Sprache als die deutſche für dieſe Einheitlichkeit nicht in Betracht kommt, ſo hat dieſe Forderung auch für einen internationalen Staat ihren ganz guten Sinn. Allein wenn man ſich dagegen ſträubt, daſs in einem gewiſſen Bezirke Böhmens von den Beamten nicht Kenntnis des Czechiſchen verlangt werden ſoll, ſo kann ein ſolches Sträuben nur vom Standpunkte des nationalen Staates oder nationalen Territoriums aus begründet werden; aber vom Standpunkte des internationalen Staates mit Gleichberechtigung aller Nationalitäten läſst ſich gegen die denkbar weiteſte Ausdehnung der Zweiſprachigkeit der Beamten nichts einwenden. Wenn eine Regierung einem Volke Beamte mit zwei Sprachen verſchaffen will, ſo leiſtet ſie ihm mehr, als wenn ſie ihm Beamte gibt, die nur eine Sprache verſtehen.

Je ſchneller und gründlicher die Deutſchen in Oeſterreich die territoriale Gleichberechtigung der Sprachen zugeſtehen, wo ſie irgend verlangt werden kann, deſto leichter werden ſie den ſlaviſchen Verſuchen einſeitiger Sprachherrſchaft in einzelnen Bezirken Widerſtand entgegenſetzen können. Beſchränkt ſich das Deutſchthum auf die bloße Bekämpfung von Uebergriffen des ſlaviſchen Chauvinismus, ſo erwächſt ſeinen Beſtrebungen innerhalb der Slavenwelt ein bedeutender Bundesgenoſſe in der ſocialiſtiſchen Maſſenbewegung. Es hat etwas Tröſtliches, zu ſehen, daſs die Partei, die in allen europäiſchen Staaten als ſtaatsumſtürzend verſchrieen iſt, in Oeſterreich ihre politiſche Thätigkeit mit einem Pronunciamento beginnt, das dagegen proteſtiert, das nationale Intereſſe über das Staatsintereſſe zu ſetzen. Die Socialpolitiker, welche heute in ganz Europa den Staatsmännern zurufen, daſs ſie für die Erhaltung des Staates eine ſocialpolitiſche Bewegung gar nicht entbehren können, finden an den heutigen Zuſtänden in Oeſterreich eine Beſtätigung, wie ſie bisher noch in keinem Staatsweſen mit ſo [illegible] Deutlichkeit geliefert worden [illegible]

Index librorum prohibitorum.

Von einem römiſchen Clericalen.

Der Papſt Leo XIII. hat kürzlich eine Bulle ergehen laſſen, die es wohl verdient, beachtet zu werden. Dieſe Bulle hat den Zweck, die Geſetze des „Index", das heißt die Geſetze, die bei dem Verbot gewiſſer Bücher ſeitens der katholiſchen Kirche walten, zu regeln.

Es iſt allgemein bekannt, daſs der Index das Reſſort einer der wichtigſten Congregationen der katholiſchen Kirche bildet (Congregationen nennt man die verſchiedenen Miniſterien der päpſtlichen Verwaltung). Im Keime hat der Index zu allen Zeiten in der Kirche beſtanden. Zu allen Zeiten hat ſie den Anſpruch erhoben, Schriften verbieten zu dürfen, die ſie als gefährlich für ihre Getreuen erachtete. Man führt ſchon im fünften Jahrhundert ein Decret des Papſtes Gelaſius an, das den Getreuen das Leſen gewiſſer apokrypher Bücher unterſagte. Selbſtverſtändlich hat aber der Index erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt Ausdehnung und Bedeutung gewonnen. Unmittelbar nach der Reformation befaſste ſich das Concil von Trient zum erſtenmal mit der Zuſammenſtellung eines Kataloges jener Bücher, deren Gebrauch den Gläubigen unterſagt war. Dieſer Katalog, der den Titel: „Index librorum prohibitorum" führte, enthielt eine Verordnung in zehn Artikeln, in denen die allgemeinen Grundſätze feſtgeſtellt wurden, nach denen entſchieden werden ſollte, ob ein Buch auf den Index zu ſetzen ſei. Im Jahre 1571 gründete der Papſt Pius V. eine ſpecielle Congregation, welche die neu erſcheinenden Bücher daraufhin zu prüfen hatte, ob deren Lectüre verboten werden ſollte. Clemens VIII. und Alexander VII. fügten einige Regeln hinzu, und nach ihnen organiſierte im achtzehnten Jahrhundert Papſt Benedict XIV. — derſelbe, dem Voltaire die Tragödie „Mahomet" widmete — den Index in der Bulle: „Sollicita ac provida Romanorum pontificum" in der Weiſe, wie er noch bis auf den heutigen Tag beſteht.

Die Congregation des Index, auch kurz „Index" genannt, hat ſtets einen Cardinal zum Präfecten. Gegenwärtig iſt es ein bayriſcher Jeſuit, der Cardinal Steinhuber, der dieſe Stelle bekleidet. Dem Präfecten ſteht eine gewiſſe Anzahl von Cardinälen zur Seite, die den Hohen Rath des Index bilden. Was den Secretär des Index betrifft, ſo verlangt die Tradition, daſs er dem Orden der Dominicaner angehöre, und der „Maestro dei Sacri palazzi" — das iſt der Intendant des Vatican — der der Tradition nach gleichfalls ein Dominicaner iſt, und ohne deſſen Erlaubnis man nach den (natürlich ſeit 1870 aufgehobenen) Geſetzen in Rom nichts drucken laſſen darf, iſt, unter dem Titel eines permanenten Beiſitzenden, gleichfalls Mitglied der Index-Congregation. Außer den Cardinälen beſteht die Congregation noch aus anderen Mitgliedern, die „Beiräthe" genannt werden und dem Stande der Weltgeiſtlichen oder Ordensgeiſtlichen angehören und die man nach Thunlichkeit aus allen in Rom vertretenen Nationalitäten wählt. Ihnen wird die erſte Prüfung der dem Index unterbreiteten Bücher übertragen, ſie erſtatten ihre Berichte, die gedruckt werden und die Grundlage zu den Erwägungen der Cardinäle bilden. Niemals verlangt der Index Aufklärungen vom Verfaſſer, und ſelbſt wenn dieſer ſelbſt zu wiſſen verlangen ſollte, auf Grund welcher Stellen die Verurtheilung erfolgte, iſt der Index nicht verpflichtet, ihm Auskunft zu ertheilen.

Ich kann hier begreiflicherweiſe nicht alle Geſetze, welche der Organiſation des Index zugrunde liegen, aufzählen: ich muſs mich auf das Weſentlichſte beſchränken.

Die Bulle, die Leo XIII. kürzlich ergehen ließ, bringt einige Modificationen der bisherigen Geſetze für den Index. Jene Abänderungen genauer feſtzuſtellen und bekannt zu geben, dürfte intereſſant ſein. Schon im Jahre 1869, zur Zeit des vaticaniſchen Concils, hatten die deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfe den Heiligen Stuhl gebeten, die Geſetze des Index zu revidieren. Das iſt es, was Leo XIII. nun gethan hat. Der Papſt widerruft in ſeinem Erlaſs alles, was ſeine Vorgänger und auch das Concil von Trient für den Index feſtgeſetzt haben, bloß die früher erwähnte: „Sollicita ac provida" von Benedict XIV. läſst er beſtehen. Gleichwohl genügt ein Vergleich der Regeln des Trienter Concils mit denen, die Leo XIII. aufgeſtellt, um zu ſehen, daſs die neuen Statuten, ein paar Veränderungen ausgenommen, nahezu genau nach dem Vorbilde der alten Vorſchriften entworfen ſind. Die vier erſten Artikel entſprechen der Regula I und II des Trienter Concils und ſind faſt wörtlich abgeſchrieben. Danach haben alle vor 1600 von der Kirche verbotenen Bücher auch heute noch als verboten zu gelten, auch wenn ſie nicht im neuen Katalog des Index ſtehen ſollten. Verboten ſind auch alle Bücher von gottesläugneriſchen oder ſchismatiſchen Abtrünnigen, die ſich gegen die Kirche lehnen. Desgleichen alle von nichtkatholiſchen Verfaſſern geſchriebenen Bücher, welche von der Religion ex professo handeln, es ſei denn feſtgeſtellt, daſs ſie nichts gegen den katholiſchen Glauben enthalten. Im II. Capitel, das ſich auf die Bibelüberſetzungen bezieht, führt der Erlaſs Leos XIII. einige Veränderungen ein; denn er geſtattet und erleichtert den Proteſtanten, oder ſolchen, die ſich mit theologiſchen und biblischen Studien befaſſen, die Benützung der alten Ueberſetzungen, ſelbſt die der ſchismatiſchen Kirchen. [illegible] Im III. [illegible] verbietet Leo XIII., ebenſo wie ſeine Vorg[illegible]

Digitized by Google

überſetzungen in allen profanen Sprachen, falls dieſelben von einem nichtkatholiſchen Verfaſſer herrühren. Vorzüglich verbietet er alle von den proteſtantiſchen Bibelgeſellſchaften herausgegebenen Bibelüberſetzungen. Im IV. Capitel, das die obſcönen Bücher behandelt, führt Leo XIII. gleichfalls Modificationen ein. Er geſtattet, daſs man der Jugend die claſſiſchen obſcönen Schriften zu leſen gebe, während das Concil von Trient alle ſolchen Schriften unbedingt verbot. Im V. Capitel finden ſich einige ganz neue Regeln. So verbietet Leo XIII. alle Bücher, welche auf die Rechtfertigung des Duells, des Selbſtmordes oder der Eheſcheidung hinzielen, ſowie die, welche das Freimaurerthum vertheidigen. Der Papſt erneuert auch die ſchon von früher her beſtehende Vorſchrift, wonach alle Schriften, die von neuen Wundern, neuen Erſcheinungen, neuen Heils-Verkündigungen erzählen, verboten ſind, falls ſie nicht mit Genehmigung der kirchlichen Autorität veröffentlicht wurden. Das VIII. Capitel enthält ein ganz neues Geſetz; es bezieht ſich auf die Zeitungen. Es iſt zum erſtenmal, daſs der Index ſich mit den Zeitungen befaſst. Bis jetzt war die Behandlung der Zeitungen der Discretion der Biſchöfe überlaſſen. Die neuen, von Leo XIII. erlaſſenen Geſetze beſtimmen, daſs jene Blätter, Zeitſchriften und Veröffentlichungen, welche ſyſtematiſch die Religion und die Sittlichkeit angreifen, nach natürlichem wie nach kirchlichem Recht verboten ſind. Der Papſt unterſagt den Laien und vor allem den Prieſtern, irgend etwas in derartigen Tagesblättern und Zeitſchriften zu veröffentlichen, es ſei denn, daſs ſie aus einem billigen und ernſthaften Grund hierzu genöthigt wären.

Im zweiten Theile des päpſtlichen Erlaſſes ſtellt Leo XIII. die Geſetze bezüglich der Cenſur der Bücher feſt. Im 3. Capitel finden wir eine ziemlich wichtige und intereſſante Neuerung. Von nun ab darf kein Prieſter irgend ein Buch, auch nicht religiöſen Inhalts (über Kunſt, Geſchichte u. ſ. w.) veröffentlichen, ohne die Zuſtimmung ſeines Biſchofs. Leo XIII. verſtärkt, wie man ſieht, die Autorität der Biſchöfe beträchtlich. Dieſe haben von nun ab ein ſehr wirkſames Werkzeug gegen die Prieſter in den Händen, mit denen ſie unzufrieden ſind, oder deren Anſichten ſie nicht theilen. Die Prieſter ſind dadurch für ihre publiciſtiſche Thätigkeit ganz und gar in die Gewalt der Biſchöfe gegeben. Leo XIII. geht ſogar noch weiter: er verbietet den Prieſtern, die Redaction eines Blattes oder einer Revue anzunehmen, ohne die Zuſtimmung ihres Biſchofs dafür eingeholt zu haben. Dieſe Maſsregel iſt für Deutſchland und Oeſterreich nicht ohne Bedeutung. Man weiß, daſs in Deutſchland viele katholiſche Blätter in den Händen von Geiſtlichen ſind, die ihren Biſchöfen Oppoſition machen. Von nun ab werden dieſe, wenn es ihnen paſst, ihnen die Leitung ihrer Blätter entziehen können. Das kann von großer Bedeutung werden für die chriſtlich-ſociale Bewegung in Oeſterreich, in der der niedere Clerus eine bedeutende Rolle ſpielt und ſich im Widerſpruch zu den Biſchöfen befindet, die durch den Index-Erlaſs Leos XIII. nunmehr eine mächtige Waffe gegen dieſe clericalen Agitatoren in die Hand bekommen. Deswegen ſcheint mir auch dieſer Artikel einer der wichtigſten in dem neuen Index-Geſetze zu ſein. Die anderen Theile der Bulle enthalten nichts Beſonderes; ſie ſind einfach eine Wiederholung der früheren Statuten.

Man weiß, daſs diejenigen, welche den Geſetzen des Index zuwiderhandeln, einer geiſtlichen Strafe verfallen; das heißt, ſie begehen eine Sünde, die natürlich, je nach den Umſtänden, ſchwerer oder leichter iſt. Früher wurden die, welche vom Index verbotene Bücher laſen, mit der Excommunicatio ipso facto beſtraft. Dieſe Verordnung wurde von Pius IX. in ſeiner Bulle „Apostolicae Sedis" aufgehoben. Es beſteht aber doch noch eine Clauſel: die Excommunication tritt noch immer in Kraft für diejenigen, welche Bücher leſen, bewahren oder vertheidigen, die von Abtrünnigen oder Ketzern verfaſst und namentlich durch einen apoſtoliſchen Brief verurtheilt wurden. („Apoſtoliſche Briefe" nennt man die Breven, Bullen, päpſtlichen Erläſſe, kurz alle Documente, in welchen der Papſt ſeinen Willen kund thut. Ein Reſcript des Index iſt kein apoſtoliſcher Brief.) Die neue Verordnung Leo XIII. hält dieſe Excommunication aufrecht.

Man weiß, daſs der Index ſehr ſtreng zu Werke geht, beſonders hinſichtlich der geiſtlichen Schriftſteller. Er hätte viel zu thun, wenn er einzeln und namentlich alle neuen Bücher verurtheilen ſollte, die vom katholiſchen Geſichtspunkt verderblich ſcheinen. Der Index beſchränkt ſich heute größtentheils darauf, jene gefährlichen Bücher zu verbieten, welche von ſehr bekannten oder von geiſtlichen Schriftſtellern herrühren und durch dieſe Thatſache an ſich die Aufmerkſamkeit der Gläubigen erwecken oder Ausſicht haben, in den Kreiſen der katholiſchen Welt Verbreitung zu finden. Die Anerkennung auch von Allerhöchſter Seite, die einem ſolchen Buch zutheil werden mag, hat keine Bedeutung in den Augen des Index. So wurde z. B. unter Pius IX. im Jahre 1871 das Buch eines Prieſters, welches die Anbetung des Blutes der heiligen Jungfrau empfahl, vom Index verurtheilt, obwohl dies Buch die Anerkennung des Cardinals Pecci, Erzbiſchofs von Perugia, alſo des gegenwärtigen Papſtes, gefunden hatte. Vor wenigen [illegible] die italieniſche Ueberſetzung der Evangelien. Dieſe Ueberſetzung [illegible]

dieſes Buch, das einen ungeheueren Erfolg hatte und in alle Sprachen überſetzt wurde, jenen Gnadenort populär gemacht hat. Ueber ſeine Evangelien-Ueberſetzung waren Herrn Laſſerre Anerkennungsſchreiben zugegangen von zweiundzwanzig Biſchöfen und von zwei Cardinälen, wovon der eine der Cardinal Jacobini, der Staatsſecretär des Papſtes, und der andere der Cardinal Parocchi, der Vicar des Papſtes war, alſo von den zwei mächtigſten Kirchenfürſten nach dem Papſt ſelber. Trotz dieſer hohen Anerkennung wurde das Buch auf den Index geſetzt.

Um vollſtändig zu ſein, muſs ich hinzufügen, daſs es ſehr leicht iſt, beim Heiligen Stuhl die Erlaubnis zum Leſen der Bücher, die auf dem Index ſtehen, zu erlangen; es genügt, wenn der, der darum anſucht, beweiſt, daſs jene Lectüre ihm von Nutzen ſei oder zur Ausübung ſeines Berufes nothwendig ſei. Der Schreiber dieſer Zeilen war mit noch nicht achtzehn Jahren ſchon im Beſitz einer Erlaubnis des Heiligen Stuhles, alle verbotenen Bücher zu leſen. Dieſe Erlaubnis wird vom Index, vom Heiligen Officium oder der Propaganda fide ertheilt. Sie wird freigebig gewährt.

Ich glaube durch dieſe kurze Abhandlung den Charakter des neuen päpſtlichen Erlaſſes verſtändlich gemacht zu haben. Er iſt im Grunde nichts anderes, als eine Erneuerung der alten Regeln, nur mit dem Unterſchied, daſs er bezüglich der Bibelüberſetzungen einige Erleichterungen gewährt und bezüglich der Zeitungen die vorerwähnten, neue Normen trifft. Die von Leo XIII. eingeführte Reform iſt demnach eine ſehr begrenzte und entſpricht nur ſehr mangelhaft dem Anſuchen der deutſchen und franzöſiſchen Biſchöfe an den päpſtlichen Stuhl, welche verlangten, daſs die Geſetze des Index in ganz neuer, den Verhältniſſen unſerer Zeit angemeſſener Weiſe geregelt würden. Aber immerhin iſt der Anſtoß gegeben. Leo XIII. hat das nothwendig gewordene Werk der Reform und Reviſion in Angriff genommen; ſeine Nachfolger werden es vollenden. In Rom hat man es nicht eilig; es heißt nicht umſonſt: „Die ewige Stadt."

Die Invaliditätsverſicherung im Deutſchen Reiche.

Auf dem Gebiete der Arbeiterverſicherung beſtehen im Deutſchen Reiche neben der aus älteren Zeiten übernommenen, nur in Bezug auf den Kreis der verſicherungspflichtigen Perſonen erheblich ausgedehnten Krankenverſicherung die Unfallverſicherung und die Invaliditäts- und Altersverſicherung. Die erſtere ſtellt ſich dar als eine Verſicherung der Arbeitgeber gegen die Folgen der Haftpflicht, letztere iſt eine Verſicherung der Arbeiter gegen Invalidität und Alter mit gleichmäßigen Beiträgen beider Theile und einem Reichszuſchuſs zu jeder einzelnen Rente. Beide Arten der Verſicherung ſollen jetzt einer Durchſicht unterzogen werden, nachdem die Unfallverſicherung ſeit dem 1. October 1885, die Invaliditätsverſicherung ſeit dem 1. Jänner 1891 in Geltung geweſen iſt. Während man ſich bei der erſteren mit kleinen Ausbeſſerungen begnügte, hat man bei der letzteren einige Aenderungen getroffen, die von grundſätzlicher Bedeutung ſind.

Schon bei den Vorverhandlungen ergaben ſich große Meinungsverſchiedenheiten bezüglich der Art der Rentengewährung, die begründet waren auf den verſchiedenartigen Wirtſchaftsverhältniſſen der einzelnen Landestheile. In den landwirtſchaftlichen Kreiſen des Oſtens mit mäßigen Löhnen verlangte man Einheitsrenten für das ganze Reich, die ſich etwa auf der Höhe von 12 Mk. monatlich gehalten hätten. In dem gewerbetreibenden Weſten dagegen kam man im Anſchluſs an die für die Bergwerke beſtehenden Knappſchaftscaſſen auf den Gedanken, nach den Lohnſätzen abgeſtufte Renten den ebenfalls abgeſtuften Beiträgen entſprechend zu gewähren. Auch der vermittelnde Vorſchlag war aufgetaucht, die Renten zu bemeſſen nach den Lohnſätzen in den einzelnen Gemeinden und dieſe in vier Ortsgruppen einzutheilen. Der Gedanke der Lohnclaſſen hat ſich ſchließlich durchgerungen; die Rente iſt abhängig nicht vom Aufenthaltsorte, ſondern von dem Arbeitsverdienſte und den Beiträgen der Arbeiter und, trotzdem man auf einer amtlichen Conferenz im Jahre 1895 wieder auf den Gedanken zurückkam, der Vereinfachung wegen einheitliche Renten zu gewähren, iſt man in der jetzt dem Reichstage gemachten Vorlage nicht dazu übergegangen, ſondern hat den Gedanken der Lohnclaſſen noch weiter ausgeſtaltet, indem man den vier vorhandenen Claſſen noch eine fünfte hinzufügte. Die vier Lohnclaſſen umfaſsten bisher in der I. Claſſe die Perſonen, welche bis zu 350 Mark, in der II. Claſſe die, welche zwiſchen 350 und 550 Mark, in der III., welche 550 bis 850 Mark, und in der IV. die, welche mehr als 850 Mark Jahreseinkommen hatten. Die neue V. Claſſe umfaſst diejenigen, welche mehr als 1150 Mark Einkommen haben, während ſich die IV. nunmehr auf die Einkommen von 850 bis 1150 Mark beſchränkt. Die Beiträge ſtellten ſich bisher auf 14, bezw. 20, 24 und 30 Pfennige in der Woche; in Zukunft ſollen ſie ſich auf 12, 18, 24, 30 und 36 Pfennige ſtellen.

Wie verſchiedenartig die Lohnverhältniſſe im Deutſchen Reiche ſind, beweiſt die Statiſtik der Vertheilung der Lohnclaſſen in den Bezirken einzelner Verſicherungsanſtalten, die in Preußen für die einzelnen Provinzen beſtehen. Von den Wochenbeiträgen entfielen im Jahre 1895 [illegible] Verſicherungsanſtalten:

Digitized by Google

Verſicherungsanſtalt	Lohnclaſſe I	II	III	IV
	%	%	%	%
Oſtpreußen . . .	59·73	29·98	7·90	2·39
Berlin	0·55	34·59	20·43	44·43
Poſen	53·55	38·68	5·68	2·09
Schleſien . . .	52·88	24·74	14·87	7·51
Schleswig-Holſtein	11·56	40·45	33·03	15·16
Hannover . . .	18·65	43·62	24·93	12·79
Weſtfalen . . .	9·25	37·57	34·22	18·96
Rheinprovinz . .	5·26	34·77	35·22	24·75
Ganz Preußen .	26·77	37·21	22·09	13·93
Bayern	22·51	49·19	21·44	6·86
Königreich Sachſen	13·91	42·49	25·38	18·22
Die Hanſeſtädte .	3·65	12·63	29·90	53·82
Das Reich . . .	22·72	39·14	23·54	14·60

Es ſind dabei aus der ganzen Zahl der Verſicherungsanſtalten herausgegriffen, die faſt rein landwirtſchaftlichen, mit vorherrſchendem Großgrundbeſitz, wie Oſtpreußen und Poſen, ferner Hannover mit kleinerem und mittlerem Grundbeſitz und nicht erheblicher Induſtrie; Schleſien mit kleinem und großem Grundbeſitz und dem Bergbaurevier Oberſchleſiens; Weſtfalen und die Rheinprovinz, ſowie das Königreich Sachſen mit vorwiegender Induſtrie, endlich die rein ſtädtiſchen Verzirke Berlins und der Hanſeſtädte.

Da in der Uebergangszeit die Altersrenten nach vollendetem ſiebenzigſten Lebensjahre auch ohne jegliche Beitragszahlung gewährt wurden, ſobald der betreffende Arbeiter eine gewiſſe Dauer vorgeſetzlicher verſicherungspflichtiger Beſchäftigung nachweiſen konnte, während für die eigentliche Invalidenrente mindeſtens eine einjährige Beitragszahlung erfordert wurde — zur Erfüllung der auf fünf Beitragsjahre = 235 Beitragswochen feſtgeſetzten Wartezeit genügte im übrigen der Nachweis vorgeſetzlicher verſicherungspflichtiger Beſchäftigung — ſo iſt es ſelbſtverſtändlich, daſs die Zahl der Altersrenten in den ländlichen Bezirken beſonders groß war; denn die Induſtriearbeiter erreichen nicht leicht das ſiebenzigſte Lebensjahr in verſicherungspflichtiger Beſchäftigung. Die Invalidenrenten kamen erſt im zweiten Jahre der Geltungsdauer des Geſetzes in Betracht. Da aber beide Arten der Renten ſich gleichmäßig zuſammenſetzten aus dem Reichszuſchuſs von 50 Mark und der von den einzelnen Verſicherungsanſtalten aufzubringenden Grundrente von 60 Mark, ſo iſt es leicht begreiflich, daſs, da von einer erheblichen Steigerung der Renten infolge langjähriger Beitragszahlung noch nicht die Rede ſein konnte, die Anſtalten, in denen die niedrigen Wochenbeiträge überwogen, einen größeren Theil der Einnahmen für Renten ausgeben muſsten als die Anſtalten, welche mehr Beiträge aus höheren Lohnclaſſen erhielten, aber lange nicht ſo viele Altersrenten zu zahlen brauchten wie die anderen Anſtalten. Die Entwickelung zeigt ſich in der folgenden Ueberſicht:

Auf je 1000 verſicherungspflichtige Perſonen nach dem Stande des Jahres 1894 entfallen von den in der Zeit vom 1. Januar 1891 bis 31. December 1896 bewilligten Renten

bei den Verſicherungsanſtalten	Invalidenrenten	Altersrenten	Zuſammen
1. Oſtpreußen	31·0	47·8	78·8
2. Schleswig Holſtein .	18·6	44·2	62·8
3. Schleſien	26·7	32·7	59·4
4. Brandenburg . . .	19·8	38·9	58·7
5. Mecklenburg	15·6	40·7	56·3
6. Hannover . .	21·5	33·2	54·7
7. Niederbayern	23·9	30·0	53·9
8. Pommern	24·6	28·4	53·0
9. Poſen	19·7	32·3	52·0
Sämmtl. preuß. Anſtalten	20·5	29·4	49·9
10. Oberfranken	21·4	27·1	48·5
11. Weſtpreußen . .	19·9	28·3	48·2
Sämmtliche 31 Anſtalten .	18·7	26·4	45·1
12. Sachſen Anhalt . .	14·9	29·0	43·9
13. Oberbayern . . .	23·5	18·7	42·2
14. Weſtfalen	19·1	22·7	41·8
15. Oberpfalz	17·8	23·7	41·5
Sämmtl. bayriſchen Anſtalten	19·7	21·2	40·9
16. Baden . . .	22·0	18·9	40·9
17. Rheinprovinz . .	19·6	21·0	40·6
18. Großherzogthum Heſſen .	15·9	23·7	39·6
19. Unterfranken	19·8	19·6	39·4
20. Thüringen . . .	16·2	22·9	39·1
Caſſeneinrichtungen .	27·6	10·2	37·8
21. Schwaben	21·7	15·8	37·5
22. Württemberg . . .	18·4	18·8	37·2
23. Braunſchweig . . .	11·7	22·1	33·8
24. Elſaſs-Lothringen .	12·6	24·1	36·7
25. Königreich Sachſen .	12·0	22·6	34·6
26. Pfalz .	15·3	20·4	35·7
27. Heſſen Naſſau . .	15·2	18·1	33·3
28. Oldenburg . .	11·6	20·5	32·1
29. Mittelfranken .	11·2	16·1	27·3
30. Berlin . .	8·2	8·0	16·2
31. Hanſeſtädte	6·9	8·7	15·6
Im Geſammtdurchſchnitt . . .	19·2	25·6	44·8

Da alten Rentenzahlungen bisher nur verhältnismäßig geringe Beitragszahlungen gegenüberſtehen, ſo muſste natürlich bei den Verſicherungsanſtalten mit einer geringeren Rentenzahl die Capitalanſammlung größer ſein als bei den Anſtalten mit zahlreichen Renten. Die Beiträge waren danach berechnet, daſs ſie den Capitalwert der Renten, die in der erſten zehnjährigen Beitragsperiode bewilligt würden, decken ſollten; nachher ſollte eine Aenderung der Beiträge vorgenommen werden können. Wenn man alle 31 Verſicherungsanſtalten des Deutſchen Reiches zuſammenfaſst, ſo ergibt ſich, daſs die Beiträge vollſtändig ausreichen, um den Capitalwert der bewilligten Renten zu decken; betrachtet man aber den Vermögensſtand der einzelnen Anſtalten, ſo ergeben ſich aus den ſchon vorher dargelegten Gründen große Verſchiedenheiten, die man aber auch in ihrer Bedeutung nicht überſchätzen darf. Schon die Ueberſicht über die Vertheilung der Alters- und Invalidenrenten auf die einzelnen Anſtalten zeigt, daſs man Oſtpreußen, Berlin und die Hanſeſtädte von jedem Vergleiche ausſchließen muſs, denn ſie haben offenbar ganz abnorme Verhältniſſe aufzuweiſen. Die anderen Anſtalten bewegen ſich in ihren Rentenziffern ebenſoviel über wie unter dem Durchſchnitt, und man muſs annehmen, daſs in den gewerblichen Bezirken die Invalidenrenten ſchneller ſteigen werden als in den ländlichen Bezirken, ſo daſs dadurch ein Ausgleich in der Belaſtung mit Invaliden- und Altersrenten herbeigeführt wird. Daſs Oſtpreußen eine abnorme Zahl von Renten aufweiſt, zeigen die Provinzen Poſen, Schleswig-Holſtein und Pommern, die mit Oſtpreußen in der Altersgruppierung der Bewohner faſt vollſtändig übereinſtimmen. Die große Zahl der Renten iſt daher nur erklärlich durch eine große Weitherzigkeit in der Bewilligung oder dadurch, daſs bei dem vorherrſchenden Großgrundbeſitz es den Arbeitern weniger leicht iſt als in anderen Provinzen, zu einer Selbſtändigkeit zu gelangen, wodurch ſie aus dem Verſicherungsverhältniſſe ausſcheiden.

Daſs die Verhältniſſe in Oſtpreußen ungewöhnliche ſind, zeigt auch ein Vergleich des Vermögensbeſtandes mit dem Capitalwerte der vom 1. Jänner 1891 bis 31. December 1895 bewilligten Renten. Es ſtellte ſich am letztgenannten Tage:

Bei der Verſicherungsanſtalt	Das Vermögen		Der Capitalwert der bewilligten Renten	
Oſtpreußen	6,177.151·0	M.	13,000.569	M.
Weſtpreußen	6,968.835·5	„	5,680.119	„
Berlin	23,457.143·6	„	3,283.971	„
Brandenburg	19,945.355·0	„	13,025.251	„
Pommern	9,946.876·0	„	7,058.052	„
Poſen	8,268.868·8	„	7,238.235	„
Schleſien	30,764.187·2	„	21,937.759	„
Sachſen-Anhalt	22,211.573·8	„	11,306.101	„
Schleswig Holſtein . . .	9,270.703·2	„	7,108.103	„
Hannover	15,972.947·5	„	11,187.604	„
Weſtfalen	19,562.308·6	„	8,537.322	„
Heſſen Naſſau	13,404.860·4	„	4,653.689	„
Rheinprovinz	41,218.873·3	„	17,338.259	„
Ganz Preußen	227,529.783·9	M.	131,355.140	M.
Ganz Bayern	32,511.781·2	M.	20,177.504	M.
Niederbayern	2,386.778·0	„	3,137.113	„
Kgr. Sachſen	30,117.779·3	„	10,313.020	„
Württemberg	13,273.566·7	„	5,122.092	„
Baden	13,017.788·2	„	5,208.191	„
Großherzgth. Heſſen . . .	7,534.980·2	„	3,171.150	„
Mecklenburg	5,066.132·3	„	1,080.606	„
Thüringen	10,330.129·1	„	3,966.125	„
Oldenburg	2,015.056·6	„	691.003	„
Braunſchweig	1,220.089·1	„	1,587.327	„
Hanſeſtädte	15,106.422·1	„	2,125.885	„
Elſaſs-Lothringen . . .	11,002.165·1		5,620.866	„
Das Reich	380,785.866·5	M.	191,212.119	M.

Bei Oſtpreußen ein ſchon offenbares Deficit, bei Niederbayern ebenfalls; bei einigen anderen Anſtalten z. B. Weſtpreußen, Poſen, Mecklenburg ꝛc. ſteht ein ſolches in baldiger Ausſicht. Nun ſind allerdings die Communalverbände verpflichtet, in erſter Linie für die Fehlbeträge der Verſicherungsanſtalten einzutreten. Aber man kann eine gewiſſe Solidarität der Anſtalten unter einander nicht von der Hand weiſen, da ja auch ein Austauſch der Arbeiter unter ihnen ſtattfindet. Soweit die Geſammtheit des Reiches für die Arbeiterverſicherung einzutreten hat, iſt dies durch den Reichszuſchuſs reichlich geſchehen, an dem gerade die ländlichen Bezirke mit den zahlreichen Renten den größten Antheil haben. Auf den Kopf der verſicherungspflichtigen Bevölkerung ſtellte ſich 1892 z. B. der Reichszuſchuſs im ganzen Reiche auf 79·5 Pfennig, in Preußen auf 90·1 Pfennig, in Oſtpreußen auf 178 Pfennig, in Berlin auf nur 26 Pfennig.

In der Vorlage, die dem Bundesrathe im Herbſte 1896 gemacht wurde, war der Vorſchlag enthalten, zur Entlaſtung der bedrängten Verſicherungsanſtalten drei Viertel der Rentenlaſt auf die Geſammtheit der Verſicherungsanſtalten zu übernehmen, nur ein Viertel ſollte jede Anſtalt ſelbſt tragen, und zwar ſollte die Vertheilung erfolgen nach dem Maßſtabe des vorhandenen Vermögens. Darin liegt offenbar eine Strafe für ſparſame Verwaltung und eine Prämie durch leichtfertige [illegible] von Renten, um dem eigenen Communalverbande bezw. einem [illegible] zuzuwenden. Man hat deshalb dagegen geltend gemacht, daſs nicht der Vermögensſtand, ſondern die Summe der Beiträge der Maßſtab [illegible] daſs man nicht [illegible] darf, daſs der [illegible]

Digitized by Google

eſſe an ſparſamer Wirtſchaft verlieren würde. Der Bundesrath hat ſich dieſen Einwendungen nicht verſchloſſen, er hat die Laſten zur Hälfte zu theilen beſchloſſen, aber durch weitgehende Mitwirkung von Staatsbeamten die Selbſtändigkeit der Verſicherungsanſtalten ſo erheblich beſchränkt, daſs vielleicht der Reichstag, wenn er noch zur Erledigung dieſer Vorlage kommen ſollte, daran erhebliche Aenderungen machen dürfte. Die ganze Vorlage, ſoweit ſie dieſen Punkt der Laſtenvertheilung betrifft, hat eine durchaus agrariſche Tendenz, die aus den verſchieden angeführten Zahlen und auch aus der vorgeſchlagenen Herabſetzung der Beiträge in den beiden unterſten Lohnclaſſen (14 bezw. 20 Pf.) auf 12 bezw. 18 Pfennig zu erſehen iſt. Auf dieſen Punkt kommen wir vielleicht in einem ſpäteren Aufſatz zurück.

Berlin. Hermann Horn.

Pſychiſcher Urſprung und ſociale Bedeutung der Religion.

Von Profeſſor Dr. Ludwig Stein (Bern).*)

Zwiſchen Rechtsphiloſophen und Religionsphiloſophen wird ſeit einiger Zeit die Streitfrage lebhaft erörtert, ob das Rechtsbewuſstſein das zeitliche und cauſale Prius ſei, aus welchem ſich allmählich das religiöſe Bewuſstſein herausdifferenciert habe, oder umgekehrt die Religion jener Urquell ſei, aus welchem das Recht langſam hervorgerieſelt. So ſieht beiſpielsweiſe ein ſo feinſinniger Forſcher wie Fuſtel de Coulanges („La cité antique", Paris 1880) in der Religion jenes primitive ſociale Gebilde, welches die Individuen feſter zuſammenkittet und früher zuſammenſchmiedet, als es die von der Natur gegebenen Beziehungen vermöchten.

Nach Leiſt (Graeco-italiſche Rechtsgeſchichte) hingegen bildet das Vorausgehen ſacraler Ordnungen nicht die Regel. Bei verſchiedenen Völkergruppen ſtellt ſich vielmehr das Verhältnis der ſacralen Reglementierungen zu den rein rechtlichen ganz verſchieden. Auf der anderen Seite hat Max Müller („Natural-Religion", London 1889) wieder gezeigt, daſs Rechtsſitten und Rechtsvorſtellungen ſacrale Reglementierungen und religiöſe Vorſtellungen im Gefolge haben. Es dürfte daher die vergleichende Rechtsgeſchichte wohl kaum die zuſtändige Inſtanz für die Entſcheidung dieſer Streitfrage ſein. Es iſt ein bemerkenswertes Wort Max Müllers, wonach man auf dem Wege der bloßen Beobachtung und Beſchreibung der älteſten Rechtsſitten niemals dazu gelangen werde, ihren letzten Urſprung mit wiſſenſchaftlicher Zuverſichtlichkeit aufzudecken.

Es bleibt daher nur noch der gleiche Weg gangbar, den wir in der Erklärung aller übrigen ſocialen Functionen beſchritten haben: der pſychogenetiſche. Der Fortpflanzungsinſtinct, dem ſich der geſchlechtliche Communismus der Urzeit als unzweckmäßig erwies, hat die Vorſtellung der ſexuellen Ausleſe herausgetrieben und immer ſchärfer herausgebildet. Das Hungergefühl, dem die urſprüngliche Form der Nahrungsgewinnung auf die Dauer nicht genügte, hat die Vorſtellung des Beſitzes gezeitigt und ſpäterhin zu der des Eigenthums geführt. Der Inſtinct der Selbſtbehauptung des Lebens und der Geſundheit der eigenen Perſönlichkeit angeſichts der collidierenden Intereſſen menſchlichen Zuſammenlebens hat einen feſten Typus der Abwehr geſchaffen, welcher die Vorſtellung der Rache erzeugt, als deren Ausfluſs uns die erſte Form zwingender ſocialer Reglementierung, das jus talionis, entgegentrat. Die von uns bisher befolgte pſychogenetiſche Methode legt uns die Nöthigung auf, auch das erſte Empordämmern der religiöſen Gefühle an deren Geburtsſtätte zu belauſchen.

Nach dem von uns hypoſtaſierten pſychiſchen Trägheitsgeſetz liegt es uns ob, einen zwingenden Anlaſs ausfindig zu machen, der die Urmenſchen zur Bildung religiöſer Vorſtellungen gedrängt hat. Dieſer Anlaſs muſs ebenſo ſehr aus der Anpaſſung des Menſchen an ſeine äußere Umgebung abgeleitet werden, wie dies bei den Parallelerſcheinungen der von uns behandelten ſocialen Functionen durchgehends geſchehen iſt. Denn alle ſocialen Reglementierungen entſtehen doch offenbar erſt dann, wenn ſich unvermeidliche Conflictsquellen aufthun, denen durch die Schaffung von Imperativen abgeholfen oder vorgebeugt werden ſoll. Die Conflictsquellen, aus denen die anderen ſocialen Functionen entſprangen, haben wir bereits aufgedeckt: Kampf um die geſchlechtliche Exiſtenzform, Kampf um die ökonomiſche Daſeinsform, Kampf um die geſellſchaftliche und ſtaatliche Stellung, Kampf um die rechtliche Wirthſchaftsform, endlich Kampf um die Behauptung und Sicherheit der eigenen Perſönlichkeit gegenüber allen anderen lebendigen oder todten Objecten.

Welche Kampfesform mag nun wohl das zwingende Motiv geweſen ſein, das die Menſchen zuerſt dazu gedrängt hat, zu der Bildung religiöſer Vorſtellungen [illegible]

in welchem ſich alle Religionen der Erde in den mannigfachſten ceremoniellen Regelungen wie gegen einen gemeinſamen Feind zu wehren ſuchen? In der uns umgebenden, den Sinnen zugänglichen Natur kann dieſer gemeinſame Träger ſchon darum nicht geſucht werden, weil er von allen Urvölkern in den verſchiedenſten Formen vorgeſtellt und mit entſprechend verſchiedenen Kampfesmitteln behandelt wird. Wir müſſen daher, um jene Conflictsquelle ausfindig zu machen, aus welcher alle wie immer gearteten religiöſen Vorſtellungen entſprungen ſind, zu übermenſchlichen, d. h. überſinnlichen Mächten gelangen. Iſt Recht der adäquate Ausdruck einer ſocialen Regelung des Kampfes mit ſichtbaren, nahbaren und bezwingbaren Gewalten, ſo iſt Religion in allen ihren Abſchattungen der ſtammelnde Ausdruck für den Kampf mit unſichtbaren, unnahbaren, durch die gewöhnlichen Waffen nicht bezwingbaren Gewalten. Daſs es aber auch ſolche gäbe, haben die Erſcheinungen von Tag und Nacht, von Licht und Finſternis, von Wind und Wetter, von Donner und Blitz, von Regenſchauer und Hagel, von Ueberſchwemmungen und Erdbeben, von Fluſs und Meer, von Sonne und Mond, von größeren und kleineren Geſtirnen, von Seuchen, Calamitäten jeder Art ꝛc. ſchon dem erwachenden Bewuſstſein des Menſchen nahe genug gelegt. Anfänglich dürfte er wohl verſucht haben, auch gegen dieſe Mächte mit ſeinen gewöhnlichen Waffen ſich aufzulehnen, ähnlich wie das Kind etwa den Stuhl züchtigt, an dem es ſich geſtoßen hat, oder Xerxes gar den Hellespont peitſchen ließ.

Allein ſchon die elementarſten Erfahrungen müſſen die Menſchen bald darüber belehrt haben, daſs ihre ſonſtigen Waffen an dieſen Gewalten völlig wirkungslos abprallen. Aus der Einſicht der abſoluten Ohnmacht des Menſchen gegenüber dieſen überſinnlichen Gewalten, welche nur ſehr langſam heranreift, aber unter zähneknirſchendem Grimm ſich gleichwohl durchſetzt, erwächst einmal die Furcht vor dieſen Gewalten, weiterhin die Verehrung für dieſelben. Die ſchädlich wirkenden, verheerenden Naturerſcheinungen erzeugen vorwiegend ein intenſives Angſtgefühl, während die heilſamen, das Menſchenwohl fördernden vorerſt zwar ebenfalls ein Furchtgefühl wecken, das jedoch allmählich in Ehrfurcht und Verehrung übergeht.

Dieſe unſere pſychogenetiſche Definition der Religion iſt umfaſſend genug, um die vier gegenwärtig herrſchenden Haupttheorien über die Entſtehung der Religion (Animismus von Tylor und Lippert, Traum und Geiſtertheorie von Spencer, Fetiſchismus von Comte und ſeinen Nachfolgern, Totemismus von Gruppe) in ſich einzuſchließen. Hingegen ſchließt ſie aus die abſonderliche Theorie A. Rauber's, wonach erſt der Staat eigentlich der Erzeuger aller Civiliſation und Religion iſt, ebenſo die Anſicht Mortiller's, daſs die Religion eine ziemlich moderne Erfindung ſei, erſt ungefähr 15.000 Jahre alt, während der Menſch 220.000 Jahre religionslos gelebt habe. Die Weisheit Raubers, der wohl auch Mortiller's Hypotheſe zugrunde liegt, hat der alte Sophiſt Kritias bereits vorweggenommen, der nach Zeller folgende Theorie aufſtellt: „Anfangs haben die Menſchen ohne Geſetz und Ordnung gelebt wie die Thiere; zum Schutz gegen Gewaltthaten ſeien Strafgeſetze gegeben worden; da aber dieſe nur die offenbaren Verbrechen verhindern konnten, ſei ein kluger und erfinderiſcher Mann darauf gekommen, zur Verhütung des geheimen Unrechts von den Göttern zu erzählen, die mächtig und unſterblich das Verborgene ſehen; und um die Furcht vor ihnen zu vermehren, habe er ihnen den Himmel zum Wohnſitze angewieſen."

Ebenſo hat die von Peſchel vertretene Anſicht, nach welcher die Religionen aus einer beſtimmten pſychiſchen Motivation, insbeſondere aus dem intellectuellen Bedürfnis des „Cauſalitätsdranges" entſprungen ſei, in dem berühmten Spruch der Alten „primus in orbe deos fecit timor" ihr Vorbild. Dieſer pſychologiſchen Erklärung, welcher wieder einmal eine Verwechslung von Urſache und Wirkung zugrunde zu liegen ſcheint, ſetzen wir mit wohlerwogener Gefliſſentlichkeit unſere pſychogenetiſche entgegen. Nicht die Furcht hat, wie nach Lucrez eine erkleckliche Anzahl von Denkern angenommen hat, die Götter, ſondern umgekehrt, die Götter haben die Furcht erzeugt. Das Furchtgefühl kann doch nur dann erwachſen, wenn ihm Erfahrungen und daraus entſprungene Vorſtellungen von der Schädlichkeit oder Gefährlichkeit gewiſſer Gegenſtände oder Ereigniſſe vorangegangen ſind. Denn man hat immer nur Furcht vor etwas. Dieſes Etwas iſt demnach nicht bloß das zeitliche Prius, ſondern auch die cauſale Bedingung, damit ein Furchtgefühl überhaupt zuſtande kommt, wie denn auch das Kind [illegible] Eltern, nachdem in ſeinen [illegible] die Affecte bereits prädiſponiert ſind, in der Aeußerung dieſer Affecte ſo unſicher iſt, daſs es zwei bis dreimal ſeine Hand nach dem Feuer ausſtreckt, bis es ſich verbrennt und daraufhin [illegible] vor dem Feuer. Wie das [illegible] einmal die Sache, und zwar das zeitliche Prius der Furcht vor dem Feuer iſt, ſo die überſinnlichen Gewalten das zeitliche und cauſale Prius der Furcht [illegible]

[illegible] das alte Teſta[illegible] [illegible] Menſchen [illegible] ſondern der Menſch die Götter [illegible] „Götter" [illegible] ſind.

Digitized by Google

Wer aber mit uns den Begriff Religion weit genug faſſen und pſychogenetiſch tiefer zurückrücken will, der wird zunächſt im Gegenſatz zu Feuerbach dem Max Müller'ſchen Ausſpruch beizutreten haben: „Nihil est in fide, quod non antea fuerit in sensu." Aber auch Max Müller hat es unterlaſſen, die letzte Conſequenz ſeiner Theorie zu ziehen. Auch die sensus kommen nicht zuſtande, wenn nicht in der äußeren Umgebung des Menſchen zwingende Gründe vorhanden ſind, ſie als Waffe im Kampf ums Daſein auszubilden. Wie die Entſtehung des Rachegefühls, deſſen ſpätere Auszweigung und abſtracterer Ausdruck das Recht iſt, doch nur ſo zu begreifen iſt, daſs Colliſionen vorangegangen ſind, die jenes Rachegefühl gezeitigt haben, genau ſo verhält es ſich wohl auch, pſychogenetiſch geſehen, mit der Entſtehung der Religion. Erzeugen Colliſionen mit ſichtbaren Gewalten das Rachegefühl, ſo die Colliſionen mit unſichtbaren — ſei es eingebildeten oder wirklich beſtehenden, ſei es ſymboliſch verkörperten oder ganz abſtract gefaſsten — Gewalten das Furchtgefühl. In beiden Fällen ſind die Colliſionen das Prius, die von ihnen erzeugten Gefühle aber das Poſterius.

Die anthropomorphiſierende Götterlehre Feuerbachs, welche vor Feuerbach ſchon Schiller in das hübſche Wort gefaſst hat: „in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch", ſtammt, wie die meiſten Theorien über Urſprung des Eigenthums, des Rechts, der Moral und der Religion, aus dem Alterthum. Der Eleate Xenophanes ſagte bereits, Feuerbachs Formel vorwegnehmend: „Jeder ſtellt ſich eben die Götter ſo vor, wie er ſelbſt iſt, die Neger ſchwarz und plattnaſig, die Thracier blauäugig und rothhaarig, und wenn die Pferde und Ochſen malen könnten, würden ſie dieſelben ohne Zweifel als Pferde und Ochſen darſtellen."

Der Grundfehler dieſer einſeitig anthropomorphiſtiſchen Theorie iſt die willkürliche Umſtempelung eines vergleichsweiſe weit abliegenden Poſterius zu einem Prius. Die Klotz-, Baum- und Steinverehrung iſt unverhältnismäßig früher, als etwa der Rachen der Nacht und des Todes, das Auge des Himmels, das Auge Odins und der Graien. Mag alſo immerhin in einem ſpäteren Stadium der religiöſen Abſtractionsfähigkeit der Menſch ſich ſelbſt immer zuverſichtlicher und ausgeſprochener als würdigſten Gegenſtand der Vergöttlichung empfunden haben, ſo ſind dieſer höchſten Verfeinerung in der Faſſung des Unſichtbaren offenbar unzählige Zwiſchenſtufen immer concreterer Faſſung vorangegangen. Die Hinüberprojicierung zunächſt der minder edlen, ſodann der edelſten Eigenſchaften des Menſchen in die Welt des Unſichtbaren findet in der Theorie des Makro- und Mikrokosmos ihren erſten prägnanten Ausdruck. Erſt bei Völkern, welche den Geiſt als die höchſte unter den menſchlichen Bethätigungsformen ſchätzen gelernt haben, ſubliemiert ſich die Furcht zur Ehrfurcht, werden die Götter zu Geiſtern, wird der Geiſt zu Gott. Wie in der heutigen „Rechtsidee" ſich die Abkunft aus dem jus talionis mehr und mehr verflüchtigt, ſo in der „Gottesidee" der vorgeſchrittenen Culturvölker die Abkunft aus dem Furchtgefühl. Wie nun hier die Leiter der Entwicklung zur oberſten Sproſſe der Verfeinerung und Abſtrahierung — zum Eingott — hinanreicht, ſo müſſen wir nunmehr, der bisher befolgten Methode getreu, zur unterſten Sproſſe, d. h. zum Urſprung aller religiöſen Gefühle, zurückkehren. Wie die Rachegefühle ſich nur ausbilden konnten durch jene ſichtbaren, in den unvermeidlichen Colliſionen der Individuen begründeten Verumſtändungen, welche ſie hervorgerufen haben, ſo die Furchtgefühle als Quelle aller religiöſen Vorſtellungen nur durch jene Verumſtändungen, welche aus den ebenſo unvermeidlichen Colliſionen der Menſchen mit überſinnlichen Gewalten hervorfließen. Nur daſs die Colliſionen mit den unſichtbaren Gewalten zu ihrer Bewältigung einen höheren Grad von Abſtractionsfähigkeit des Menſchen vorausſetzen, als die mit den ſichtbaren. Infolgedeſſen wird die am Eingang aufgeworfene Frage, ob die Rechtsgefühle den religiöſen vorangehen oder ihnen folgen, pſychogenetiſch im Sinne der Priorität der Rechtsgefühle zu entſcheiden ſein. Das Concretere geht eben immer dem Abſtracteren voraus, ja es bereitet dem letzteren überhaupt erſt die Exiſtenzmöglichkeit vor. In demſelben Maße, als das concrete Rachebedürfnis bei wachſender Bewuſstheit der Menſchen im primitiven jus talionis ſeinen reglementierenden Niederſchlag gefunden hat, übertrug und verpflanzte ſich die Ideenaſſociation der Reglementierung von den ſichtbaren auf die unſichtbaren Gewalten. Der Ausdruck dieſer Reglementation iſt auf Seiten des Rechts die Strafe, auf Seiten der Religion das Opfer. Im weiteren pſychiſchen Sublimierungsproceſs dieſer Gefühle entſtehen dort Rechtsbewuſstſein und Gewiſſen, hier laute Anbetung und ſtille Verehrung. Wie nun der civiliſierte Menſch unſeres Zeitalters ohne Rechtsbewuſstſein und Gewiſſen nicht wohl zu denken iſt, und, falls ein ſolches Exemplar auftaucht, dies von den Pſychiatern als pathologiſche Anomalie behandelt wird (moral insanity), ſo iſt, von philoſophiſcher Seite geſehen, der conſequent ſein wollende Atheiſt nur als Opfer des Unverſtandes oder als pſychiſche Anomalie zu erklären. Da nun die religiöſen Gefühle pſychogenetiſch in ebenſo naturgemäßer Entwicklung eingewachſen ſind wie die rechtlichen, ſo kann nur kindiſch-trotziges Aufbäumen oder logiſches Miſsverſtehen die Beſeitigung des religiöſen Lebens fordern. Die Meinung vollends, die Religion ſei ein Wahn, eine Krankheitserſcheinung, mit Kometen, Hungern und [illegible], ſchlägt der vergleichenden Religionsgeſchichte nicht minder, denn der Pſychologie ins Geſicht, ſo daſs ſie einer ernſtlichen Widerlegung kaum noch bedarf.

Iſt ſo die Form aller Religion die Regelung unſerer Beziehungen zu überſinnlichen, ſei es wirklich exiſtierenden, ſei es nur als Denknothwendigkeit gegebenen Gewalten, ſo erübrigt uns noch die Unterſuchung nach dem Inhalt aller Religionen. Im ſtufenweiſen Aufſtieg der Abſtractionsfähigkeit bilden Seelen Verſtorbener, Naturkräfte, moraliſche Mächte, Götter, der Eingott ſowie endlich die abſtracte Formel von der unentrinnbaren Naturgeſetzlichkeit alles Geſchehens die theilweiſe ineinander übergehenden, theilweiſe einander ablöſenden Inhalte aller Religion. Mit wachſender Bewuſstheit fordern ſie alsdann nicht bloß die Anerkennung der Wirklichkeit, ſondern auch in ihren Philoſophien die der logiſchen Wahrheit ihrer Gottesbegriffe. Ueber dieſe logiſche Wahrheit der verſchiedenen Gottesbegriffe zu urtheilen, kann nicht die Aufgabe einer pſychogenetiſchen Erklärung aller Religionen ſein. Vielmehr haben wir es hier nur mit der pſychiſchen Wirklichkeit der Entſtehung der religiöſen Gefühle bei allen uns bekannten Völkern zu thun. Wie wir den Inhalt des Rechts den Rechtshiſtorikern und Rechtsphiloſophen überlaſſen haben, ſo weiſen wir die Unterſuchung über die logiſche Wahrheit der verſchiedenen Religionen den Vertretern der vergleichenden Religionsgeſchichte, ſowie den ſpeculativen Theologen und Religionsphiloſophen zu.

Haben wir es doch hier nicht ſo ſehr mit den Entwicklungsphaſen der bereits gebildeten religiöſen Vorſtellungen als vielmehr mit der letzten Motivquelle dieſer Vorſtellungen zu thun. Iſt es uns nun auch verſagt, in die letzten Tiefen dieſer weſentlich pſychiſchen Motivquellen unterzutauchen, da eine ſolche, mit unbewuſsten Elementen des Seelenlebens arbeitende pſychogenetiſche Unterſuchungsmethode unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnet, ſo können wir doch die äußeren Componenten, welche eine beſtimmte Entwicklungsrichtung dieſes Seelenlebens bedingen und fordern, umſo greifbarer und zuverläſſiger aufdecken. Die Entſtehung der religiöſen wie der übrigen, die Sociabilität der Menſchen fördernden Vorſtellungen ſoll eben nicht von Innen heraus, d. h. aus einer Analyſe der menſchlichen Gefühle, begriffen, ſondern umgekehrt von Außen hinein, d. h. aus den uns zugänglichen äußeren Bedingungen, welche jene Gefühle offenbar hervorgerufen haben, erſchloſſen werden. Die vergleichend-geſchichtliche Forſchung liefert uns das empiriſche Material zur Ermittelung jener äußeren Factoren, welche den um ſein Daſein ringenden Menſchen genöthigt haben dürften, die entſprechenden Gefühle zu bilden.

Unter dieſem Geſichtswinkel geſehen, erſcheint die alte Streitfrage, ob, wie Feuerbach annimmt, die Menſchen es waren, welche die Götter nach Analogie ihrer eigenen Perſönlichkeit geſchaffen haben, oder, wie Descartes behauptet, Gott umgekehrt den Menſchen die Gottesvorſtellung anerſchaffen und in ſie hineingebildet habe, in einer völlig neuen Beleuchtung. Verſteht man nämlich unter Gott, ſei es abſtracter, die Summe aller überſinnlichen Mächte, ſei es concreter, den Inbegriff aller Naturgeſetzlichkeit, ſo bedarf es kaum einer einläſslichen Erörterung darüber, daſs dieſe Mächte bezw. Geſetze nicht bloß den religiöſen Vorſtellungen der Individuen zeitlich vorangehen, die Exiſtenz dieſer Individuen überhaupt erſt ermöglichen, ſondern auch ihre religiöſen Vorſtellungen cauſal bedingen. Denn da ſich der Menſch den Einwirkungen dieſer Mächte beziehungsweiſe Geſetze niemals zu entziehen vermochte, ſo war es bei wachſender Bewuſstheit unausbleiblich, daſs in ihm das Gefühl dieſer Abhängigkeit erwachen und mit geſteigertem Bewuſstſein erſtarken muſste. Die Stadien des Fetiſchismus, Animismus, Totemismus, der Traum- und Geiſtertheorie Spencers 2c. ſind, pſychogenetiſch geſehen, ſecundärer, nicht primärer Natur. Naturbeſeelung, Traumverkörperung, Ahnenverehrung, Geiſterglaube u. ſ. w. ſtellen in ſtufenweiſer Sublimierung nur wechſelnde Inhalte jener oberſten Form aller Religion dar, die wir als eine, ſei es unbewuſste, ſei es bewuſste Regelung der Beziehungen des Individuums zum Ueberſinnlichen begriffen haben. So geſehen, ſind die erſten Regungen des Furchtgefühls vor dem Ueberſinnlichen ein Prius im Verhältnis zu den ſpäteren mitbedingenden Momenten der Evolution religiöſer Gefühle (Animismus, Fetiſchismus 2c.), jedoch kein abſolut Erſtes. So ſehr das Furchtgefühl alle weiteren Inhalte der religiöſen Vorſtellungen aus ſich herausſtellt, ſo ſehr iſt es ſeinerſeits ſchon wieder Erzeugnis derjenigen Mächte, bezw. Geſetze, deren Wirkungen ſchon der primitive Menſch unausgeſetzt an ſich verſpüren muſste. Gegen dieſe Wirkungen ſucht ſich nun der Menſch in ſeinem dunklen Drange ebenſo zu ſchützen und zu wappnen, wie gegen alle anderen An- und Eingriffe ſeitens ſichtbarer, greifbarer Gewalten. Die im Kampfe gegen das Unſichtbare erzeugten Waffen ſind nun [illegible] von ebenſo kindlicher Concretheit und Unbeholfenheit, wie [illegible] die paläolithiſchen Geräthe oder Pfahlbauten [illegible] Waffen im Kampfe um die materielle Exiſtenz ſind. [illegible] den Parallele zwiſchen der Entwicklung [illegible] um die materielle Exiſtenz und [illegible] heutigen menſchlichen Gottesvorſtellung [illegible] und Sublimierung [illegible]

Digitized by Google

Georg Herwegh und Robert Prutz.

Mit ungedruckten Briefen.

III.

Vierzehn Tage nach Herweghs Trauung ſchrieb der treue Prutz abermals an die Lebensgefährtin des Freundes:

Jena, 23. März, 1843.

Wertheſtes Fräulein!

— — — oder heißen Sie ſchon Frau Herwegh? Denn in dieſer Unkenntnis Ihrer gegenwärtigen Verhältniſſe, Ausſichten und Pläne haben Sie und Herwegh Ihre beiderſeitigen Freunde erhalten, daſs ich nicht einmal weiß, mit welcher Begrüßung ich Sie fortan anreden darf oder muſs. Indeſſen, Namen ſind Schall und Dunſt: und ſo nehmen Sie für jeden Fall, ſei es nun, daſs dieſer Wunſch vorausläuft, ſei es, daſs er dem fröhlichen Tage nachhinkt, meiner Frau und meinen herzlichſten Glückwunſch zu den ſchönen, ſeligſüßen Tagen, die Ihnen fortan an der Seite Ihres Georg aufgehen werden. Mit welcher beſorglichen Theilnahme wir in den unruhvollen Zeiten, wo die Gemeinheit ſich aller Bande los und ledig fühlte, über Herwegh herzufallen, und wo die Züricher Dickköpfe auch ihrerſeits den Frieden von Europa meinten retten zu müſſen, indem ſie einen Poeten verbannten, mit welcher Theilnahme, ſag' ich, wir in dieſer Zeit an Sie Beide gedacht und wie Schmerz, Groll, Verachtung an unſeren Herzen gefreſſen haben, das brauch' ich Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen. Ja, dieſer Groll ward noch erhöht dadurch, daſs man ihn nicht einmal auslaſſen durfte, ich meine vermittelſt der Druckerſchwärze, die ſonſt der beſte Balſam auf Erden iſt. Aber Sie wiſſen ja, mit welchem rühmlichen Wetteifer Preußen ſogar die ruſſiſch-öſterreichiſchen Cenſurinſtructionen noch überboten hat; da iſt natürlich für unſereins kein Raum mehr.

Aber Sie werden wiſſen wollen, wie es uns in der Zeit ergangen iſt. Schlecht genug, werte Freundin! Denn es fehlt an der Luft, in der man ſich wohl fühlen könnte. Auch an allerhand perſönlichem Miſsgeſchick iſt kein Mangel geweſen. Meine Frau wurde in Stettin krank, ſo daſs wir unſere Rückreiſe erſt gegen Ende des Monats antreten konnten. Da rechneten wir nun feſt darauf, Sie in Berlin zu treffen und noch einmal über den Ihnen wie uns ſo lieben Freund gegenſeitig die Herzen ausſchütten zu können. Nun, es hat nicht ſein ſollen, Sie waren bereits zu Herwegh in die Schweiz, und wir müſſen jetzt Ihrer Güte und Ihrer Schreibluſt anheimſtellen, ob wir fernerhin noch Genaueres und Wahrhafteres von Ihrem Leben und Thun erfahren ſollen, als was die Zeitungen zuſammenlügen. Wo leben Sie? Wie gefällt es Ihnen in der Schweiz? Sind Sie mit der Wohnung und Wirtſchaft zufrieden? Werden Sie reiſen? Und wann und wohin? — Sehen Sie, meine Beſte, das ſind hunderttauſend kleine und große Fragen, die man ſeinen Freunden ſo gerne ſtellt, um ſie hübſch ausführlich und gründlich beantwortet zu ſehen. Laſſen Sie alſo auch uns nicht vergebens darum gebeten haben.

Herwegh iſt hoffentlich wieder ganz hergeſtellt. Ich wünſche, daſs ich das auch von mir ſagen könnte: aber ſeit unſerer Rückkunft geht es mir ſchlecht, und ich werde wohl zum Sommer in irgend ſo ein vertracktes Karlsbad oder dgl. müſſen. Wie viel lieber eilte ich, Sie in der Schweiz aufzuſuchen! Aber hoffentlich wird ja auch das noch einmal geſchehen, behalten Sie uns nur auch entfernter Weiſe in gutem Andenken und laſſen Sie uns ab und zu von Ihrem Ergehen hören.

Meine Frau grüßt herzlich, Sie und Herwegh; ſie würde ſelbſt ein paar Zeilen beilegen, wenn der Arzt ihr nicht das Schreiben verboten hätte. Auch von Stettin her meine Schweſtern, Wellmann's und Herr Dohrn, ſowie von Leipzig aus Wiegand's, haben mir die freundlichſten Grüße und Empfehlungen aufgetragen. Ich ſelbſt wie immer

Ihr

treu ergebener
R. E. Prutz.

Dem eben mitgetheilten Brief lag auch einer für Georg Herwegh bei, der lautete:

Jena, 23. März 1843.

Lieber alter Freund!

Iſt das wohl recht, uns ſo lange Zeit ohne die geringſte Nachricht von Deinem Befinden, Deinen Ausſichten und Plänen zu laſſen? Du warſt uns auf einmal entrückt, wie eine Kugel, die man aus dem Lauf ſchießt: und nur der ekelhafte Dampf der Ankläger, der Verräther und Spitzbuben blieb hinter Dir zurück. Wohl Dir! Du biſt inzwiſchen ins Ziel getroffen. Denn Emma iſt bei Dir, [illegible] ſchon in dieſem Augenblick Deine Frau: und ſo wird aus der bitteren Schale dieſer Erfahrungen ſich der Kern Deines Lebens in neuem, friſchen Glanz herausſchälen. Was haben wir denn auch [illegible] erfahren, was wir nicht ſchon gewuſst hatten? Daſs man [illegible] Herz zum [illegible] brauchen wird, [illegible] [illegible] gekommen, [illegible] der uns noch [illegible] [illegible] gleich [illegible]

hat ſich ordentlich beeifert, Deine Verachtung des gegenwärtigen Deutſchlands ex post zu rechtfertigen — und ſo mag Dich nichts mehr berühren oder gar überraſchen, aber unſereins, der ſo mitten drinnen ſitzt in dieſem Dreck, und dieſe aufgeſpreizten Affen, dieſe weiſen Poloniuſſe, dieſe allerglücklichſten Diener ihres Herrn ſich ſo vor der Naſe drehen ſieht, dem muſs wohl übel werden. Ich zöge auch gerne weg, wenn ich nur wüſste, wohin. Aber die Schweiz, trotz ihrer fünfhundertjährigen Freiheit, kann einen ehrlichen Menſchen nach dem, was ſie an Dir gethan hat, nicht mehr locken, und im übrigen Deutſchland? Du weißt ja:

„ganz Dänemark iſt ein Kerker" —

Freilich, wer Optimiſt wäre und ein beſonderes Behagen daran fände, aus dem erſten kleinen Hälmchen gleich den künftigen Baum auszupoſaunen, der könnte von allerhand Zeichen reden, die auch bei uns in Deutſchland und namentlich in Preußen von Seiten des Volkes geſchehen. Der Antrag des polniſchen Landtags, die Antwort des Königs (die in ihrer „von Gottes Gnaden"-Brutalität die Folge gehabt haben ſoll, daſs ſogleich der ganze Landtag ſich aufgelöst hat), ähnliche Anträge auf dem pommerſchen und preußiſchen Landtag, die Petitionen der Königsberger und Stettiner ꝛc., das ſind allerdings Anzeichen, die einen Sturm bedeuten könnten, namentlich wenn der Deutſche anders wäre, als er iſt.

Und was wir nun dabei thun ſollen? Reiſe, lieber Freund, iſs und trink, zeuge junge Republikaner und dann laſs uns machen, daſs wir zeitig ſterben, ſo ſind wir die Miſère los.

Adieu, lieber Freund! Ich bin krank und miſsmuthig, wie Du dieſem Brief wohl anmerkſt, und da will ich Dir Deine Hochzeitsfreude nicht verderben. Meine Frau (die ihrer Entbindung mit nächſtem entgegenſieht — iſt's ein Junge, ſoll er Georg heißen!) grüßt herzlich. Vorausgeſetzt, daſs Deine Hochzeit noch nicht geweſen, ſo ſchreib' uns doch, wenn es irgend angeht, den Tag derſelben zum voraus, damit wir Euerer in Liebe gedenken und ein Glas Champagner auf Euer Wohlſein leeren können.

Adieu, lieber Freund! Lebe geſund und glücklich und laſs bald von Dir hören

Deinem

R. Prutz.

Der Brief gelangte ſehr verſpätet in die Hände der Adreſſatin; das junge Paar war eben auf der Hochzeitsreiſe in Italien. Noch früher als die Briefe kam ein anderer, öffentlicher Freundſchaftsbeweis des treuen Prutz zu ihrer Kenntnis: es war dies ein Aufſatz in der „Rheiniſchen Zeitung" vom 23. März 1843, in welchem Prutz mannhaft für Herwegh eintrat, nebenbei bemerkt, eine vereinzelte Stimme in dem Chaos der Anklagen und Verleumdungen, die ſich wider Herwegh entluden. Sie verdient im Intereſſe der hiſtoriſchen Gerechtigkeit noch heute gehört zu werden, und darum geben wir hier die Hauptſtellen des Artikels wieder:

„Als im Jahre 1841 Herweghs Gedichte erſchienen waren, war der Name des Dichters in Deutſchland noch völlig unbekannt, doch bald waren dieſe Gedichte in Tauſenden von Exemplaren verbreitet. Der Dichter hatte in kurzer Zeit in den Gleichgeſinnten die wärmſten Freunde gefunden und von Seiten Andersdenkender konnte ihm die Anerkennung eines bedeutenden Talentes nicht verſagt werden. Es kam die Zeit, wo auch ein großer Theil des Publicums des Dichters Perſönlichkeit kennen lernen ſollte. Herwegh reiste im Herbſt des Jahres 1842, um Mitarbeiter für eine beabſichtigte Zeitſchrift zu gewinnen, den Rhein herab und durch Norddeutſchland bis nach Königsberg. Es konnte nicht fehlen, daſs an allen Orten ſeines Aufenthalts diejenigen, deren Geſinnung in Herweghs Lyrik ihren Ausdruck gefunden hatte, und die ihm alſo nicht bloß im Intereſſe des äſthetiſchen Genuſſes, ſondern durch wahre Dankbarkeit und Liebe zugethan waren, ihn auf das freundlichſte bewillkommten und ihn durch kleine Feſtlichkeiten zu ehren ſuchten. Schmauſe, Toaſte, Geſelligkeit waren die Mittel, deren man ſich hiezu bediente, und wahrlich, wenn es etwas Unſchuldiges iſt, ſich für Geſinnung und Talent eines Mannes zu begeiſtern, dem ſo große und lebhafte Theilnahme geſchenkt wird, ſo konnte man ſich keiner unſchuldigeren Mittel bedienen, dieſe Begeiſterung an den Tag zu legen.

Und wie zeigte ſich Herwegh dem Publicum und dieſen Beweiſen der Theilnahme gegenüber? Man beſchrieb ihn allerwärts als einen beſcheidenen, ſtillen und ernſten Mann, mehr in ſich gekehrt als lautem Treiben geneigt; weit entfernt, Demonſtrationen öffentlicher Anerkennung zu provocieren, wich er ihnen da, wo er glaubte, ſie könnten Anſtoß erregen, ſorgfältig aus, und hatte ſein dichteriſcher Genius die Herzen im Sturme erobert, ſo trug ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit nicht wenig dazu bei, ſie dauernd zu feſſeln. So wurde von allen Seiten [illegible], und wenn ſich auch nicht in Abrede ſtellen läſst, daſs dieſe [illegible] ausgiengen, ſo läſst ſich doch [illegible], daſs etwaige Exceſſe und Anmaßungen des [illegible] Dr[illegible]. [illegible] König von Preußen ließ ſich den Dichter [illegible] eine freundliche Anerkennung, in [illegible], das Recht der freien Ueberzeugung [illegible]

Digitized by Google

Wir haben hier bereits bekannte Dinge, wie wir glauben, ohne irgend die Wahrheit verletzt zu haben, nochmals unſeren Leſern vor Augen geführt, um darauf hinzuweiſen, daſs bis jetzt Herwegh noch als völlig unbeſcholtener und ehrenhafter Menſch vor dem deutſchen Publicum ſtand, deſſen Ueberzeugungen man verwerfen konnte, den man aber als Dichter und Mann von Ueberzeugung achten muſste. Jetzt erfolgte Herweghs Brief an den König von Preußen und ſeine Veröffentlichung. Wir wollen hier dieſen Brief nicht anklagen; er hat ſeine Ankläger und Richter gefunden. Wir wollen ihn auch nicht entſchuldigen, wir wollen uns beruhigen bei den Urtheilen, die wir darüber im Publicum haben, er war eine Unvorſichtigkeit, ſagen die Einen, eine Reſpectswidrigkeit, die Andern; genug, es war ein Fehltritt, dem aber ſicherlich dadurch, daſs die Veröffentlichung wider Wiſſen und Willen des Verfaſſers geſchah, jede Gehäſſigkeit genommen wird. Es folgte die Strafe auf dem Fuße. Auch über ſie wollen wir uns kein Urtheil erlauben. Aber, das läſst ſich nicht leugnen, ſie war hart und wohl geeignet, das Unrecht, welcher Art es auch war, abzubüßen und die Perſon, ſoweit ſie auch etwa ſchuldig war, vor den Augen des Publicums wieder zu reinigen. Man konnte Herweghs politiſche Geſinnungen nicht theilen, man konnte ſeinen Brief aufs entſchiedenſte miſsbilligen, man konnte mit der auf adminiſtrativem Wege über ihn verhängten Strafe völlig einverſtanden ſein — aber was Humanität, was Gerechtigkeit und Edelmuth in dieſem Falle heiſchten, das war wenigſtens Stillſchweigen.

Nun was that'ſt du humane, du hochgebildete, du gerechte Nation? Was thaten deine Stimmführer, oder vielmehr ein großer Theil der deutſchen Preſsorgane? Sitzt ein Verbrecher vor uns auf der Bank des Angeklagten, und iſt uns das Herz geſchwollen von Zorn und Unmuth über den tiefen Fall des ſittlichen Gefühls und das Gewebe ehrloſer Bosheit — ſo zieht Friede und Verſöhnung in die Bruſt, ſowie der Spruch des Richters gefallen; mit dieſem Augenblicke ſitzt nicht mehr der Verbrecher, es ſitzt der Menſch, der Mitmenſch vor uns. Das iſt die Macht der Humanität. Aber Herwegh war kein Verbrecher, war kein boshafter, kein ehrloſer, kein unſittlicher Menſch; ſein Vergehen beſtand darin, daſs er gegen den herrſchenden Gedanken des Staates verſtoßen hatte. War aber Herwegh nur politiſcher Gegner — — — nun ſo dünkt mich, war es unritterlich, ihn zu verhöhnen, wenn er durch eure Lanze, wenn er durch ſeinen Fehltritt zu Falle gebracht worden war. Was that alſo ein großer Theil der deutſchen Zeitungen? Wunde auf Wunde verſetzte ſie dem Geſchlagenen, Hohn auf Hohn, Schmähung auf Schmähung, Witz auf Witz häufte ſie, ſie war durch den unerhörten Skandal auf lange Zeit in eine ſieclranke Nervengereiztheit gefallen, eine Art ſentimentalen Katzenjammers hatte ſich ihrer bemächtigt, der ſich bei der geringſten Andeutung des fatalen Ereigniſſes in Schimpfworten Luft machte. O, es iſt ein ſchöner, ein nobler und ritterlicher Zug unſerer „guten Preſſe“.

Die Nachricht, daſs der König von Württemberg Herwegh begnadigt und mit der Erlaubnis beſchenkt habe, in ſein Vaterland zurückzukehren, war uns in die Seele des hartgenoſſenen Mannes hinein überaus wohlthuend. Herwegh hat in wenigen Monaten ſehr reiche Erfahrungen gemacht, um die ihn, ſo bitter die meiſten waren, Jeder beneiden durfte, der den Muth hat, ſein Herz durch Hammerſchläge der Zeit ſtählen zu laſſen. Er lernte nicht bloß Länder und Städte, er lernte auch ihre Leute kennen, er erfuhr die Liebe und Theilnahme ſeiner Freunde, die ihm mit gleicher Geſinnung und mit Jubel entgegenkamen, er erfuhr den Haſs ſeiner Gegner, die ihn, nachdem ihn das ſtrafende Geſetz niedergeworfen, mit grenzenloſem Hohne und Erbitterung verfolgten, er wurde wahrhaft durch den Schlamm der deutſchen Preſſe gezogen, und als er ein Aſyl gefunden zu haben glaubte, wankte auch dort der Boden unter ſeinen Füßen, er erlebte in kurzer Zeit auf höchſt empfindliche Weiſe die Launen des Schickſals und die Schwächen ſeines Volkes. Wird Herwegh ſich mit der Weisheit des Narren begnügt haben:

„Wenn der Witz nur ſchwach und gering beſtellt,
Hopheiſa bei Regen und Wind,
Der ſinge ſich mit in den Lauf der Welt,
Denn der Regen, der regnet tagtäglich Tag.“[*]

Wir glauben's nicht, wenn man von Zürich ſchrieb, er ſehe dies alles mit Ruhe und Gleichgiltigkeit über ſich ergehen; wir glauben vielmehr, daſs Herwegh zu menſchlich und zu deutſch empfindet, um nicht aufs Tiefſte von jener Zeit, die ihn wie die ſpaniſche Jungfer in ihre ſtachel- und meſſerreiche Umarmung genommen hat, verwundet worden zu ſein, wir hoffen das — — aber wir haben auch die Zuverſicht, daſs dieſe harte Schule ihn nicht gebeugt, ſondern zum fertigen Mann ſeiner Zeit erzogen haben wird.“

Erläuternd [illegible], daſs König [illegible] von Württemberg Herwegh hauptſächlich auf Fürbitte [illegible] [illegible] nach Württemberg [illegible] hatte, [illegible] Begnadigung [illegible], da Herwegh ſeiner Militärpflicht nicht genügt hatte.

Es iſt für Prutz [illegible] Weſen als Menſch [illegible], daſs dieſer Aufſatz, eine vollwertige Freundestha[t], in ſeinen Briefen an Herwegh keine Erwähnung findet. Auch in dem [illegible], am 25. Mai 1843 geſchriebenen Briefe erwähnt er ihn nicht!

„Glück auf, theurer Freund! Soeben erhalt' ich ein paar Zeilen von Froebel, in denen er mir meldet, daſs Du ſchon ſeit drei Wochen glücklicher Ehemann biſt und mit Allernächſtem in das gelobte Land der Weiber und Geſänge, nach Spanien, abſegeln wirſt. Ich eile, einem Brieſchen, das ich vorgeſtern an Dich abgeſandt, jetzt dieſe flüchtigen Worte nachzuſenden — einen letzten Gruß, dem aber hoffentlich doch das Wiederſehen dereinſt nicht fehlen ſoll! Grüß Deine Emma, die nun ganz Deine, herzlich von meiner Frau und mir; unſäglich oft ſind Eure Leiden und Freuden, Eure Hoffnungen und Vorſätze der Gegenſtand unſ'rer Unterhaltung geweſen. Wir haben Deine böſen Tage, dieſe Tage, in denen das ſ. g. Deutſchland ſich wieder einmal recht in ſeiner Hundelivree zeigte, die Schweiz obenan, in treuem Herzen redlich mit durchgekämpft und freuen uns jetzt innig, daſs am letzten Ende all dieſe Niederträchtigkeiten des Schickſals und der Menſchen die holde Blüte Deines Glücks nur noch zeitigen müſſen. Wenn es Dir möglich wäre, in dieſen Tagen vor der Abreiſe (denn ich hoffe, daſs dieſe Zeilen Dich noch daheim finden) mir noch mit zwei Worten Nachricht von Dir zu geben, ſo würde ich Dir das ſehr hoch anrechnen; namentlich ſag' mir doch Mittel und Weg, wie man auch in Zukunft von einander zu hören bekommen kann.

Ich denke, durch Froebel wird wohl immer das ſicherſte ſein. Meinen Aufenthalt weißt Du ja; wäre es nicht, daſs der Zuſtand meiner Frau mich hier feſſelt (nämlich die Wiege ſteht ſchon parat), ſo ſchnürten wir auch wohl unſer Bündel und kehrten dies Land mit dem Rücken an. Ich hab es ſatt.

Und ſo genieße Du denn Dein junges Glück, lieber alter Freund, und mögen die freundlichſten Sterne Euch geleiten. Reiſe und liebe! — wir unterdeſſen beißen die Zähne zuſammen und leſen Zeitungen und ziehen die Nachtmütze über die Ohren. Lebt wohl, lebt herzlichſt wohl, liebſte Freunde! und wenn es möglich iſt, ſo laſst einmal von Euch hören! Ich bin krank und mürriſch, und oft wäre es mir das liebſte, der Spectakel wär' am Ende; aber erſt müſſen wir uns noch einmal wiederſehn, nicht wahr? Tauſend, tauſend innige Grüße von uns beiden an Euch Beide!

Ewig Dein alter

R. E. Prutz.

Faſt unmittelbar nach Abſendung ſeines Schreibens erhielt Prutz einen Brief von Herwegh und ſeiner jungen Gattin, worin ſie ihre Vermählung und Abreiſe nach Italien (der Plan der Hochzeitsreiſe nach Spanien war aufgegeben worden) meldeten. Er hat ſich in Prutz' Nachlaſs nicht vorgefunden, wohl aber die Antwort von Prutz, die wir nachſtehend mittheilen:

Jena, 8. Juli 1843.

Theuerſte Freunde!

Hundertmal ſchon hab' ich mir vorgenommen, endlich gewiſs an Euch zu ſchreiben und die lieben Zeilen, mit denen Ihr uns noch von der Schweiz aus, vor Antritt Eurer Reiſe, erfreuet, zu beantworten, aber alle hundertmal iſt es bei dem bloßen Vorſatz geblieben. Wie das gekommen iſt? Gewiſs nicht aus der bloßen menſchlichen Faulheit, die ſich ſo gern zwiſchen Vorſatz und Ausführung drängt und uns oft in einem eigenſinnigen Widerſpruch mit unſeren eigenen Wünſchen erhält, ſondern weil ich an einem recht ſonnenheitern Tage, ich meine, in recht geſunder Stimmung zu ſchreiben wünſchte — in meinem Hauſe aber iſt ſeit drei Monaten mehr Nebelwetter als Sonnenſchein geweſen. Aber davon nachher — oder noch beſſer gar nicht: denn es iſt ſchon ſchlimm genug, daſs ſeit drei Monaten bald meine Frau (bei der es zwar einigermaßen in der Natur der Dinge liegt), bald ich, bald alle beide gleichzeitig krank ſind und unſer Haus füglich als Lazareth gelten darf. Dergleichen iſt ſchon an ſich ſchlimm genug: aber thöricht wäre es, wollt' ich dieſe Miſère des dummen Zufalls hier noch breit treten und mit Krankenjammer und Krankenluft Euch, die Ihr Seele und Leib im Aether Italiens badet, auch nur eine halbe Minute verderben.

Alſo zur Hauptſache, — und die iſt (ſo eitel wird man als Vater) in meinen Augen dies, daſs mein gutes Weib mir am 20. Mai einen prächtigen, dicken Jungen geboren hat, der ſeitdem, wenn auch noch nicht an Weisheit und Verſtand, ſo doch an Fleiſch und Bein täglich zugenommen hat und ein wahrer Enakſohn zu werden verſpricht. Sie ſehen, verehrteſte Frau, daſs wir uns ganz nach den Vorſchriften Ihres letzten freundlichen Briefes gerichtet haben; der Republikaner wäre da und wenn er auch die Republik noch nicht fertig findet, ſo gönnt ihm doch vielleicht ſein Schickſal dereinſt, ſelbſt daran zu helfen und ſeine Kräfte in einer beſſeren Rennbahn zu verbrauchen, als ſein Vater, der nachgerade melancholiſch wird.

Aber da fällt mir ein, daſs Ihr vermuthlich gar nicht wiſſt, denn in Wahrheit, ich würd' es Euch verdenken, wollt' Ihr jetzt noch deutſche Zeitungen leſen, daſs der Großherzog von Weimar in Allerhöchſter Perſon beſchloſſen hat, das edle Beiſpiel, das die Kaiſerin [illegible] an Dir, lieber Herwegh, gegeben, an mir armen, kleinen Propheten nachzuahmen, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] des Inhalts, daſs ich, da der Großherzog [illegible] politiſchen Meinungen, [illegible]

Digitized by Google

könne, binnen 4 Wochen die glückſeligen Staaten Seiner Hoheit zu verlaſſen habe. Nur dem gegenwärtigen Zuſtand meiner Frau, die ſich dem Wirrwarr des Umzugs jetzt unmöglich unterziehen kann, verdanke ich den bisherigen Aufſchub — und ich muſs bekennen, daſs mir das einigermaßen lieb iſt; denn bis auf dieſe Stunde weiß ich noch nicht, wohin ich eigentlich ziehen ſoll. Nach Preußen zurück mag ich nicht und an die Schweiz, die uns ſonſt lieb ſein würde, Eurer Nähe wegen, kann man unter dermaligen Verhältniſſen auch nicht denken. Haſt Du ſchon irgend einen definitiven Entſchluſs gefaſst, wo Du, nach Deiner Rückkehr nach Deutſchland, Dich niederlaſſen willſt? Es wäre hübſch, wenn wir einander nicht gar zu ferne wohnten. Erſt dachte ich an Dresden und war ſogar ſchon dort, uns eine Wohnung zu ſuchen: aber es ſchnürt mir die Kehle zu in dieſem Eldorado der Philiſter und ich machte, daſs ich davonkam. Vermuthlich zieh' ich nun nach Gotha, das iſt ein freundlicher, hübſch gelegener Ort, wo man wenigſtens Bäume und Berge hat, halbſcheid Wegs zwiſchen Frankfurt und Leipzig, daſs ich in einem Tag am Rhein und in einem Tag an der Elbe oder Saale ſein kann: und irgendwo wird der Haſe doch mal aufſpringen. Bis dahin laur' ich.

Sonſtige Nova erwarteſt Du gewiſs nicht von mir; denn das iſt ja eben das Charakteriſtiſche dieſer miſerabeln Welt, daſs es keine Nova gibt, nur immer den alten aufgewärmten Kohl, die alte brutale Dummheit auf der einen, die alte ſelbſtſüchtige Feigheit auf der anderen Seite. Daſs Dingelſtedt den Nachtwächter ausgezogen, um in Stuttgart Penſionär des Königs und (wie man ſagt) Mann der Stubenrauch zu werden — daſs Gutzkow gegen Preſsfreiheit und politiſche Poeſie ſchreibt — daſs Freiligrath und Geibel einen pompöſen Congreſs am Rhein halten, geleitet von drei Dutzend hyſteriſchen Stiftsfrauen und dritthalb radebrechenden Engliſhmen, ingleichen einem zahmen Amerikaner — daſs die Berliner Freien Broſchüren herausgeben; Jacoby, Itzſtein, Welcker ſehr viel Weißbier und Kümmel trinken und dabei feſt und ſteif glauben, daſs ſie es ſind, die die Welt bewegen — daſs die „Preußiſche Staatszeitung" ein (ſoidiſant) raiſonnierendes Blatt geworden sub auspiciis und unter hilfreichem Beiſtand des wackeren Mannes, ſo da heißt Hermes und hat ſich das verdient an der „Rheiniſchen Zeitung" zu der Zeit, da er die „Kölner" redigierte und ſeine Concurrenten denuncierte, im Dienſte und Auftrage ſeines Verlegers und Brotherrn.

Siehſt Du, lieber Freund, das Alles ſind auch keine Nova, es iſt auch eben nur der alte Quark, und ſo mit dem anderen mag es der Teufel holen!

Mit Euch aber ſei der Gott des Glücks und der Freundſchaft! Reiſt glücklich und behaltet uns lieb! Ich weiß nicht, wo und unter welchen Verhältniſſen das fliegende Blatt Euch Wandervögel treffen wird: aber wenn's möglich iſt, ſo ſchenkt uns ein halbes Stündchen und antwortet uns, ja?

Meine Frau grüßt herzlich und wünſcht, ſie könnte Euch unſeren Johann Georg (oder vielmehr Hans Georg) zeigen. Ihr würdet Eure Freude an dem Jungen haben. Auch meine Schweſter Fanny, die einige Wochen zur Pflege meiner Frau bei uns war, empfiehlt ſich beſtens. Von ganzem Herzen der Eurige

R. E. Prutz.

Man ſieht es dem tapferen Briefe nicht an, wieviel hirnbohrende Sorge zwiſchen ſeinen Zeilen ſteht. Die Ausweiſung von Prutz aus Jena war wegen ſeines Gedichtes an Dahlmann erfolgt, obwohl ja Dahlmann wahrlich kein Radicaler war und ſich das Gedicht ſehr maßvoll gegen ein Attentat auf die Lehrfreiheit kehrte, welches auch von ſehr gemäßigten Kreiſen in Deutſchland aufs Schärfſte mißbilligt wurde.

Die „Nova", welche Prutz dem Freunde mittheilt, wollen cum grano salis aufgefaſst ſein. Dingelſtedt hatte ein Hofamt in Stuttgart angenommen. Penſionär des Königs wurde er dadurch natürlich nicht und vollends war von ſeiner Verheiratung mit der Freundin des Königs Frau v. Stubenrauch niemals die Rede. Gutzkow hatte wiederholt ſcharfe Angriffe gegen die politiſchen Dichter veröffentlicht, namentlich auch Prutz ſehr unſanft angefaſſt, aber gegen Preſsfreiheit zu ſchreiben, fiel ihm natürlich nicht bei.

So waren nun beide Freunde heimatlos geworden; wie es ihnen nun zunächſt erging, werden wir in einem nächſten Artikel verfolgen können.

(Ein weiterer Artikel folgt.)

Vallgren.

Es heißt, wir würden in der diesjährigen Ausſtellung des Künſtlerhauſes auch eine Vallgren-Ausſtellung zu ſehen bekommen. Leider [illegible]

[illegible]

Vallgren iſt ein Finnländer. Kalt, düſter, gleichſam immer von Schleiern umwoben, iſt dort die Natur. Selten, daſs eine kranke Sonne müde herablächelt. Zahlreiche Seen dehnen ſich in troſtloſer Oede und ſpiegeln einen traurig bewölkten Himmel. Geheimnisvoll und todesſchaurig iſt die Landſchaft und ſie hat auf Vallgrens Gemüth, auf ſein Schaffen einen unauslöſchlichen Eindruck gemacht. Seine Weltanſchauung iſt in Melancholie getaucht. Alles menſchliche Leid: Trauer, Verzweiflung, Reue, will er ſchaffend verkörpern. So entſtand ſein Erſtlingswerk „Cain", welches durch die Intenſität ſeines ſchmerzdurchwühlten Ausdruckes Aufſehen erregte. Dann 1889 ein Chriſtus von unendlichem Leid und unendlicher Willenskraft. Der machte Vallgrens Namen berühmt. Trotzdem hatte der Künſtler noch nicht die eigenſte Melodie ſeiner Seele gefunden. Er träumte von einer ſymboliſch-decorativen Bildnerkunſt — und er fand ſich ſelbſt, als er der Bildner der Thräne wurde. Sein Cyclus der „Weinenden" und die Reihenfolge der Aſchen-Urnen ſtellen alle Schattierungen des menſchlichen Schmerzes dar. Nicht viel höher als Tanagras haben die in Bronze modellierten Figuren eine unbeſchreibliche Schlankheit der Linie.

An eine Aſchen-Urne geſchmiegt oder vielmehr ſie umklammernd, den Körper vornübergebeugt, ſchluchzt bebend ein halbwüchſiges Mädchen. Auf der Urne ſelbſt, ganz zart herausmodelliert, iſt ein Frauenkopf ſichtbar mit geſchloſſenen Augen, mit lang herabwallendem Haar. Die todte Mutter, um welche das Kind in ungeſtümer Weiſe trauert.

Eine zweite Urne. Da iſt es die Mutter, welche ihr Kind beweint. Von langen Schleiern umwallt, hält ſie in den zitternden Händen das Gefäß, welches die Aſche des theuren Weſens birgt. Das Antlitz iſt verhüllt — und doch hat Vallgren es verſtanden, der Haltung des Körpers, dem armen, müden Rücken, den herabſinkenden Schultern, den eingeknickten Füßen, einen ſo entſetzlich niederſchmetternden Ausdruck zu geben, eine ſo unheimliche Starre der Verzweiflung über ihre Geſtalt zu breiten, daſs man da die ſcharfe Empfindung eines unheilbaren Schmerzes hat.

Urheilig und wild iſt der Schmerz der Geliebten, welcher ihr Liebſter geſtorben iſt. Vallgren hat den Kopf des Todten aus dem Bronze leicht herausmodelliert. Sie umſchlingt die Urne in raſender Verzweiflung und ſtarrt auf die verweſten Züge, die ſie einſt ſo geliebt. An dieſen Beiſpielen erſieht man leicht, welch tiefen pſychologiſchen Blick der Künſtler beſitzt. Wie wunderbar er die Verſchiedenheit des Schmerzes ausdrückt, welchen der Tod den Menſchen bereitet! Es iſt eine ergreifende Gallerie der Leiden.

Vallgren hat aber nicht nur die Melancholie des Nordländers in ſich — in ihm lebt auch jener Hang zum Romantismus, jenes ſymboliſierende Erfaſſen der Naturerſcheinungen, von dem ſchon Baudelaire ſagt: „Der Romantismus iſt der Sohn des Nordens . . . die Träume, die Feenwelt . . . ſind Kinder des Nebels. Rafael, obwohl ſo erhaben, iſt doch nur ein materieller Geiſt auf der Suche nach poſitiver Schönheit: aber dieſe Canaille von Rembrandt iſt ein mächtiger Idealiſt, bei dem man träumen, rathen, die Unendlichkeit ahnen kann."

So verwebt Vallgren das Leben und Blühen der Blumen, welche er ſeit ſeiner Kindheit leidenſchaftlich liebt, mit dem Leben und Erblühen der Mädchen, der Frauen. Eine Reihe herrlicher Statuetten von vollendetſter Anmut drücken dieſes Symbol aus. Der Künſtler glaubt an geſunde und glückliche Blumen, und mit dieſen umgibt er die Schönheit und die Jugend; er glaubt auch an traurige und kranke Blüten — dieſe ſtreut er dem Graun und dem Alter. Mit blaſſen todten Blüten umgibt er z. B. die Geſtalten der alten Frau und des Greiſes, die rechts und links die Seitentheile eines Kamines ſchmücken. Sie ſymboliſieren das Elend eines erloſchenen Herdes, während oben am Fries eine tolle Runde überſchäumender Jugend, von Roſen umkränzt, die luſtige Flamme verſinnbildlicht. Unerreicht aber iſt ein Werk der decorativen Kunſt, ein Luſter für elektriſches Licht, den Vallgren auf Wunſch eines großen Kunſtmaecens ausgeführt hat. Eine Kette von Sonnenblumen windet ſich nach oben. Sonnenblumen, das Symbol des Lichtes, bilden auch die Arme des Luſters. Sie ſind halbverwelkt, verſengt, gekrümmt vom heißen Athem der Flammen. Aus jeder Blume entſchwebt, wie ein feuriger Tropfen, eine Frauengeſtalt. Im Mittelpunkte auf einer Kugel ſtehend, ſchlank und frei erhebt ſich die Figur der Wahrheit — des reinen Lichtes.

Dieſe Frauenformen, dieſe blumenhaften, ätheriſchen Weſen (wie am Thürklopfer, welcher ſich in der Ausſtellung befindet, zu ſehen iſt) ſind trotz ihrer franzöſiſchen Grazie wohl Töchter einer echt nordiſchen Phantaſie.

— — —

Um all' dieſe Andeutungen, dieſe halben Töne, dieſe mit der Materie verſchmolzenen Formen wiederzugeben, muſste der Künſtler eine ganz eigene Technik ſuchen. Er erfand Patinierungen, die ſeine Ausdrucksfähigkeit [illegible]

[illegible] gebl[illegible], denn als echter [illegible], um noch unbekanntere Töne, [illegible] der ſtarren Bronze, dem weichen, milden Blei [illegible]

[illegible] welcher der [illegible] ſeiner [illegible] unſerer

Digitized by Google

Nervengänge, unſerer Sinneswahrnehmungen hinzufügt. Seine Werke ſind die Syntheſe einer großen Idee. Wenn die Nachwelt mit der Ruhe des Rückblickes unſere jetzige Kunſtbewegung in ihrer ganzen Plaſtik erſchauen wird, dann mag vielleicht als Glied der Kette, welche Baudelaire, Millet, Wagner und Nietzſche, welche Rodin, Whiſtler, Carrière und ſo viele andere bilden, Vallgren der Cellini des 19. Jahrhunderts genannt werden.

B. Zuckerkandl.

Die Berliner Philharmoniker.

Mit Neid und Beſchämung zugleich blicken wir auf die muſikaliſch bewegte Woche zurück, in der die Berliner Philharmoniker ſechs aufeinanderfolgende Concerte gaben; hat uns doch ihr Gaſtſpiel wieder die betrübende Thatſache vor Augen geführt, daſs wir uns mit acht bis neun Orcheſterconcerten in der Saiſon begnügen müſſen und daſs uns Berlin in dieſer Hinſicht um mehr als das Doppelte voraus iſt. Zwar können wir es an Qualität der Leiſtungen noch immer mit jedem aufnehmen, aber uns mangelt nicht nur die Anzahl der Aufführungen, ſondern auch die Abwechslung und weite Popularität der Orcheſterconcerte und damit auch die Erwerbung eines reichen Repertoires und neuer künſtleriſcher Erfahrungen, die wir in letzter Zeit nur mit fremder Hilfe gemacht haben. An Abwechslung ließ die letzte Woche nichts zu wünſchen übrig, denn abgeſehen von dem reichen Programm und den zahlreichen Soliſten brachte der doppelt geöffnete Cyklus drei Dirigenten auf einmal hervor.

Als erſter erſchien Herr Weingartner am Dirigentenpult. Er leitet das Orcheſter mit bemerkenswerter Energie und Präciſion. Seine Künſtlerſchar war prächtig gedrillt und folgte der immer wieder auf ſie einſtürmenden, unwiderſtehlichen Aufmunterung des Dirigenten, die ſtellenweiſe bis zum äußerſten angeſpannt ſchien, mit bereitwilligem Gehorſam. Daſs das Orcheſter einen ſtrammen, unnachſichtlichen Gebieter über ſich hatte, konnte man nicht nur an eindringlichen Rhythmen und Schlägen hören, ſondern vor allem auch an den Bewegungen des Dirigenten ſehen, deſſen markante Kraftäußerungen allein ſchon ein Bild ſeiner Intentionen geben muſsten, das den Part des Orcheſters erläuterte. So ſehr dieſe Art ſtellenweiſe etwas befremdend wirkte, contraſtierte ſie doch angenehm mit der in Wien oft üblichen Stimmung des „laisser faire“. Ob man aber auch vom muſikaliſchen Standpunkte mit der Wiedergabe der dritten und fünften Symphonie Beethovens ebenſo zufrieden ſein wird, möchte ich faſt bezweifeln, wenigſtens ſchien es mir, als hätte Weingartner im Uebereifer der Interpretation ſo viele Details nachdrücklich unterſtrichen, daſs der Blick für das Ganze verloren gieng. Am beſten gelangen nach meinem Geſchmack die Vorſpiele zu Parſifal, den Meiſterſingern und wohl auch die Freiſchütz-Ouverture. Weingartner trat auch als Componiſt mit der ſymphoniſchen Dichtung „König Lear“ vor das Publicum, ohne es jedoch damit ſonderlich zu erwärmen. Gegen Compoſitionen der Berufsdirigenten iſt man im allgemeinen wohl ein wenig voreingenommen, denn der Dirigent iſt doch bloß der natürliche Anwalt des Componiſten. Zwar ſind alle großen Meiſter gelegentlich auch Dirigenten geweſen, aber auf die Dauer iſt es niemals freundlich vermerkt worden, wenn jemand Vertheidiger und Verbrecher in einer Perſon war. Es waren immer die Leiſtungen ſelbſt, die mit der Zeit das harte Urtheil zur Gewohnheit machten.

Wenn uns Weingartner als der ſtrenge Erzieher erſchien, der ſeine Methode erprobt hat und durchſetzt, ſo repräſentirte ſich Herr Nikiſch mehr als begeiſternder Anführer, der zum Sturme ruft und auf den Elan rechnet. Auch bei ihm war die Abſicht ſchon äußerlich zu merken, und wenn im Feuer der Begeiſterung die Wogen des Orcheſters am höchſten ſchlugen, ſo vergaß er wohl ganz das regelrechte Taktgeben und glich dem Commandanten, der mit gezogenem Säbel in wenigen kühnen Schlägen kurz das Ziel markiert, wohin die treue Schar von ſelber gehen muſs. Und ſie folgte ihm gerne und riſs dabei das Publicum mit ſich, das dem ſchwungvollen Charakter der glücklich gewählten Compoſitionen (Ouverturen zu Oberon, Tannhäuſer, Tſchaikowskys fünfte Symphonie) nicht widerſtehen konnte. Bei der allgemeinen Erregung war es begreiflich, daſs der Führer keine Rückſicht darauf nehmen konnte, daſs in Goldmarks unvergleichlicher „Sakuntala“-Ouverture einige Holzbläſer beim raſchen Galopp ſtolperten. Daſs Herr Nikiſch dabei auch eine Compoſition geſetzteren Charakters, wie Brahms' C-moll-Symphonie, ſtilgerecht zur Geltung bringen konnte, gereicht der Vielſeitigkeit ſeines Könnens beſonders zur Ehre.

Als dritter erſchien Herr Mottl vor dem Publicum. Seine großen Verdienſte um die Oper in Karlsruhe und um Bayreuth ſind in Wien zu bekannt und geſchätzt, als daſs ich es nöthig hätte, hier darauf noch beſonders aufmerkſam zu machen. Hätte ich dieſe Eigenſchaften nicht von früher her gekannt, ſein letztes Concert hätte mir die großen Vorzüge Mottls nicht gezeigt. Ich weiß nicht, war es der Contraſt mit den vorhergehenden Dirigenten oder vielleicht der Einfluſs der Jahre — es war nicht zu verkennen, daſs ein Zug [illegible] Kleinbürgerlichkeit das fünfte Concert der Berliner Philharmoniker beherrſchte. Egmont war doch kein [illegible], daſs man die Ouverture ſo ganz ohne jeden Schwung ſpielen muſste, und auch Mozarts G-moll-Symphonie hat bei aller Anſpruchsloſigkeit viel mehr Verve und Eleganz, als die in dem Stücke ſo wichtigen erſten Geiger zu entfalten wuſsten. Auch Fauſt nahm ſich in Wagners Ouverture ſehr reſigniert und bedächtig aus, und hätte nicht das liebliche Siegfried-Idyll Stimmung gemacht und der Kaiſermarſch kräftig eingeſchlagen, wir wären enttäuſcht von dannen geſchlichen.

Einen ſehr guten Eindruck machte abermals der einheimiſche Dirigent des letzten Abends, Herr Löwe. Bei aller Einfachheit und Natürlichkeit des Gebarens merkt man doch, daſs er ſeine Aufgabe beherrſcht und in ſeiner Leitung einen entſcheidenden Einfluſs auf das Orcheſter ausübt. Auch iſt er frei von jeder Affectation und perſönlicher Poſe, von der die beiden erſtgenannten Dirigenten vielleicht unter dem Eindruck einer ungewohnten Umgebung nicht ganz freizuſprechen waren. An jenem Abend erſchien auch Herr Robert Fuchs nach langer Zeit wieder einmal vor dem Publicum und dirigierte ſeine Strauß-Serenade, die mir, aufrichtig geſtanden, von allen ſeinen Serenaden am wenigſten gefällt. Sie dürfte ſich kaum der Beliebtheit erfreuen, welche die erſte und zweite ohne Zweifel und mit Recht erlangt hat. Im übrigen enthielt das Programm lauter Enttäuſchungen, worunter ich die Weglaſſung von Bruckners vierter Symphonie und Heubergers Variationen rechne, die ich beide nach ungewöhnlich langer Pauſe wieder gerne gehört hätte und mit den ſchönſten Hoffnungen erwartete.

Auch die erſchienenen Soliſten haben ſich um das Gelingen der „philharmoniſchen Woche“ große Verdienſte erworben. Herr Sauer gefiel durch die ungemein ſaubere Ausführung des Beethoven'ſchen Es-dur-Concertes, und Herr Buſoni lieh dem Brahms'ſchen D-moll-Concert die ganze Gewalt ſeiner eminenten Technik, aber auch nur dieſe. Sehr gut paſste die Vortragsweiſe Heermanns zum Brahms'ſchen Violinconcert. Correct und tadellos in jeder Beziehung, fehlte doch der letzte Zug unmittelbarer Genialität. Viel friſcher gieng ſchon Herr Schütt an den Vortrag ſeines eigenen Clavierconcertes, das zwar keineswegs die Tiefe der Brahms'ſchen Compoſition erreicht, aber doch einen gefälligen Eindruck hinterläſst.

Herr Siſtermans iſt mit ſeinem Vortrag der vier ernſten Geſänge von Brahms längſt vortheilhaft bekannt, und Frau Mottl überraſchte durch ihren feinen Vortrag dreier Schubert'ſcher Lieder, die ihr Gemahl discret inſtrumentierte. Weitaus die beſte Leiſtung aber bot Frl. Landi mit einer Arie von Gluck und einer Arie aus Tſchaikowskys „Pique Dame“, die ſie an zwei Abenden ſang, beidemale mit ungewöhnlichem Erfolge. Geradezu einzig war ihre Auffaſſung von Bizets Habanera. Was ſich aus dieſem ſcheinbar abgeſpielten Liede machen läſst, das muſste man letzthin von der Landi hören. Sie bringt da Pointen und Nuancen zum Ausdruck, die niemand darin vermuthet hat. Dabei wirkt ſie durch den Geſang ebenſoſehr, wie durch die Ausſprache, den Blick und das Mienenſpiel. Aber das alles iſt keineswegs übertrieben und nervös octroyiert, ſie verletzt keinen Moment den Stil des reinen Concertvortrages und Bizets Compoſition, an der ſie nicht ein Jota ändert, bleibt äußerlich genau ſo ſtehen, wie er ſie geſchrieben. Man muſs das von der Landi gehört haben, um zu begreifen, was ſie aus dieſem einfachen Liede macht. Das hat noch keine ſo getroffen, auch die Lucca nicht, die beſte Carmen, die ich bisher gehört. Frl. Landi hat dadurch bewieſen, daſs ſie eine Künſtlerin erſten Ranges iſt, bei der auch der blaſierteſte Kriticus eine neue Feder anſtecken muſs.

An das Gaſtſpiel der Philharmoniker hat ſich anfangs die Hoffnung geknüpft, daſs einer oder der andere ihrer Dirigenten Wien erhalten bleiben wird. Wir hätten ihn ſehr gut brauchen können und mancher muſikaliſche Paris hatte ſich im Stillen ſchon entſchieden, wem er den Apfel reichen wird. Mittlerweile iſt die Frage von der Hofoper aus, die ja unſer Muſikleben beherrſcht, entſchieden worden. Es haben ſich bei dieſer Gelegenheit Strömungen geltend gemacht, von denen niemand recht weiß, „von wannen ſie kommen und brauſen“. Es fällt mir nicht ein, in die ſchäumenden Wogen einen Stein zu werfen, der den ohnehin genug ſtarken Wellenſchlag nicht zu ändern vermöchte, aber bei der Wichtigkeit der Reformen, die ſich in unſerem arg mitgenommenen Operninſtitute vorbereiten, und der Unabſehbarkeit der noch lange nicht abgeſchloſſenen Umwälzungen iſt das allgemeine Intereſſe an der Dirigentenfrage begreiflich. Doch ſie iſt ſchon ſo weit im Rollen begriffen, daſs uns nichts anderes übrig bleibt, als alle guten Geiſter zu bitten, ſie möchten uns in der Stunde der Entſcheidung, in der das [illegible] Wort doch noch nicht geſprochen iſt, nicht verlaſſen. Thun ſie es dennoch, dann ſind wir [illegible] lang [illegible] dem muſikaliſchen [illegible] preisgegeben.

Richard Wallaſchek.

Ermete Zacconi.

[illegible]

E[illegible]

geſchrieben hat. Nun haben wir ihn geſehen. Als er kam, wuſsten kaum die paar Kenner ſeinen Namen, am anderen Tag ſprach die ganze Stadt von ihm. Als er Mittwoch ſchloſs, wollten die Leute nicht aus dem Theater fort: die Frauen ſchwenkten die naſſen Tücher, die bleichen Männer die Hüte, immer wollte man ſeine guten blauen Augen noch einmal ſchauen, immer noch einmal. Seit dem Debut der Duſe haben wir in Wien nichts Aehnliches erlebt. Es war ein Delirium.

Ermete Zacconi iſt von kleiner Geſtalt, ein biſschen ſchwer und befangen, ja faſt ungeſchickt an Allüren, nicht ſchön, nicht elegant, gewöhnlich im Ausſehen und Betragen. Kurze Beine, denen wir nichts Heroiſches zutrauen, eine ſtarke, harte Naſe, die ein ſtarres Profil gibt, etwas Brutales um den Mund — alles glotzt an dieſem langſamen und blöden Menſchen. Den ſchönen blauen Augen können wir nicht zumuthen, mehr als Güte, die ſcheue Güte verprügelter Hunde, und allenfalls noch die tiefe Angſt, die brave, doch ſchwache Menſchen vor dem Leben haben, auszudrücken. Die Stimme, unmelodiſch, ja monoton, wird in der Leidenſchaft heiſer und rauh. Nein, ſagen wir uns in der erſten Minute, mit dieſem defecten Körper kann man kein Schauſpieler ſein! Mag er die mächtigſte Seele haben, was hilft es, wie ſoll er ſie denn äußern? Wie kann er irgend eine Technik annehmen, da ihm doch alle Mittel fehlen, die jede Technik verlangt? Und ohne Glauben, beinahe mitleidig ſehen wir ihm zu. Da, auf einmal fangen ſeine Hände, große derbe Hände mit ſchweren Fingern, zu reden an, die Kniee ſtimmen ein, aus dieſem plumpen Leib ſcheinen auf einmal tauſend Zungen zu wachſen. Nun wacht auch ſeine Miene auf. Wie iſt das möglich? Immer derſelbe ein wenig müde, gleichſam etwas entſchuldigende, leiſe abbittende Blick der demüthigen blauen Augen, immer dasſelbe unveränderliche Profil, eine Maske kann nicht ſtarrer ſein — und doch weiß dieſe ſtumme Miene jeden inneren Wink zu articulieren? Wie ſoll das möglich ſein? Wie „macht" er das? Und nun werden wir allmählich gewahr, daſs er ſich, da ihm zu jeder anderen die Mittel fehlen, ſeine eigene Technik geſchaffen hat, eine ganz neue Technik, die Technik ſeines defecten Körpers. Da ſeine Augen, immer gütig und ſanft, nichts ſagen können, hat er gelernt, mit den Brauen zu ſprechen: indem er dieſe bald hebt, bald ſenkt, jetzt runzelt, dann wieder beinahe umzubiegen, ja aufzuſträuben ſcheint, daſs ſie oft wie Schlangen ſich winden und züngeln, gelingt es ihm, über jede Art von Zorn oder Schmerz zu gebieten. Seine Naſe iſt hart, aber er hat gelernt, ihre breiten Flügel ſo mit ſeiner Nervoſität zu beherrſchen, daſs er ſie blähen, ſpreizen und einziehen kann, bis von ihnen ein Blitzen und Sprühen über die ganze ſonſt ſo unbewegliche Miene kommt. Durch eine ſolche Volubilität der unteren Lippen kann er auch den ſchweren, ſchwülſtigen Mund beſchleunigen und wenn ſein Leib immer ſtumpf und wie im Schlafe bleibt, ſo ſind Hände und Füße deſto lebendiger und lauter: es ſcheint oft, daſs ſie plötzlich untereinander zu murmeln, ja miteinander zu ſchreien anfangen, jeder Finger ſagt ſeine Meinung, eine ganze Debatte der Nerven laſſen ſeine Hände oft hören. Er ſpricht, er malt, er ruft, er lacht und weint, ja er horcht mit den Fingern; es ſind Finger, die bitten, drohen, entſchuldigen, anklagen und vertheidigen können, und immer ſieht man ihren Zorn oder Schmerz dann durch den Arm bis in die Schultern rieſeln. Dieſelbe Beredſamkeit haben ſeine Beine: während noch der Partner ſpricht, antwortet er ſchon mit den Füßen, durch eine Nervoſität der Kniee, durch ein Zucken oder Schlenkern, durch ein leiſes Wanken im Schritt; die Worte, die er dann ſagt, ſind nur noch wie ein letztes Echo. Indem er ſo Organe reden läſst, die wir auf der Bühne noch nicht gehört haben, kommt er zu Wirkungen, die unbeſchreiblich ſind. Die Menge duckt ſich vor ſeiner Gewalt, man wagt kaum zu athmen und wenn er dann endlich fort iſt, ſchreien die Leute auf wie geängſtigte Thiere.

Ermete Zacconi iſt der größte Techniker, den ich kenne. Neben ſeinen Bravouren ſcheint alles andere kindiſch. Es gibt keinen zweiten, der ſo erzählen kann: ſcheinbar in der einfachſten Weiſe der gemeinen Menſchen, und doch glauben wir jedes Wort zu ſehen! Niemand hat eine ſo entſetzliche Macht über ſeinen Körper: wenn er es will, ſcheinen ſeine Knochen ſich zu biegen, ſein Fleiſch ſchrumpft ein, er vermag zu erröthen und zu erblaſſen. Die Phaſen der Paralyſe in den „Geſpenſtern", die Wirkungen des Strychnin im „Bürgerlichen Tod" — niemals iſt Grauſigeres auf der Bühne gewagt worden! Und es hat doch, das iſt das Merkwürdige, es hat doch Leute gegeben [illegible] die dabei unbeweglich blieben, im Innern ſtill. Ich wurde den Gedanken nicht los: unſer Baumeiſter kann ja gewiſs nicht ein Zehntel von dem, aber, aber ... Der Baumeiſter kommt herein, geht zum Souffleur, ſtellt ſich in ſeiner gewöhnlichen und behaglichen Weiſe hin, reibt kaum die Hände, blickt ins Publicum, kann nicht ſprechen, [illegible] und iſt froh, wenn er wieder draußen iſt, aber wir lachen mit ihm und wir weinen mit ihm und wir [illegible] [illegible]

fahren wir durch ſeine unheimliche Kunſt nichts. Iſt er, hätte Goethe gefragt, iſt er „eine Natur?" Ich weiß es nicht, Niemand kann es wiſſen: aus ſeinen Rollen fühlt man nichts. Aber, haben andere geſagt, das iſt eben gerade der echte Schauſpieler: ſelber gar nichts, ſondern alles, was die Rolle will; der ideale Affe, wie ihn Nietzſche genannt hat. Sollte das wirklich der vollkommene Schauſpieler ſein? Nichts aus ſich, auf Befehl alles, was man will? Keine Natur zu haben, aber jede anzunehmen, die eine Rolle gibt, ohne Reſt, ohne daſs etwas Perſönliches übrig bleibt — das wäre das Ende dieſer Kunſt, während es doch in allen anderen Künſten der Anfang iſt, ſelbſt etwas zu ſein, und dann: dies den anderen mitzutheilen? Nun, heute iſt in der Kunſt nichts gewiſs. Aber wir, wir hier in Wien, ſollten uns erinnern, daſs uns der Schauſpieler immer nur als Menſch gegolten hat. Das iſt unſere Tradition: wir achten die Technik, lieben können wir nur den Menſchen. Ihr wollen wir nicht untreu werden!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

„Unbeirrt durch zeitweilige Parteiſchwierigkeiten" läſst die öſterreichiſche Regierung ihre Thätigkeit „ausſchließlich durch das allgemeine ſtaatliche Intereſſe beſtimmen" und wird „auch künftig mit nachdruckvoller Feſtigkeit die Geſchäfte führen" und „unentwegt" an ihren „Grundſätzen feſthalten". So ſtand es wörtlich zu leſen in dem Handſchreiben vom 4. April, für welches Graf Badeni durch ſeine Gegenzeichnung die volle und alleinige Verantwortung übernommen hat. Graf Badeni hat durch die Concipierung dieſes Actenſtückes ſeinem Ruhmeskranze ein neues Blatt hinzugefügt. Wenn böſe Zungen bisher aus der Regierungsthätigkeit des Grafen Badeni die Vermuthung abgeleitet haben, daſs Graf Badeni von der Geſchichte, aus der die Staatsmänner bekanntlich nichts lernen, weiter nichts kennt als die Geſchichte des ehemals polniſchen Reiches, ſo iſt das erwähnte Concept geeignet, dieſe boshafte Anſchauung zu widerlegen. Es beweiſt, daſs Graf Badeni auch aus der neueren Geſchichte Oeſterreichs — nichts gelernt hat.

Denn ſchon am Anfange der conſtitutionellen Geſchichte Oeſterreichs ſtehen Parteiſchwierigkeiten. Die Geſchichte beginnt mit dem Octoberdiplom vom Jahre 1860, der erſten Verfaſſung Oeſterreichs. Sie iſt ein vollkommener Sieg der föderaliſtiſchen Partei. Ihr folgt nach wenigen Monaten das Februarpatent vom Jahre 1861, ein ebenſo vollkommenes Werk der ultra-centraliſtiſchen Partei. Ein paar volle Jahre vergehen, und die Decemberverfaſſung vom Jahre 1867 zerſchneidet die Monarchie in zwei Hälften — Sieg der dualiſtiſchen Deak-Partei. Der öſterreichiſche Centralismus iſt nunmehr auf die diesſeitige Reichshälfte reduciert. Aber auch da gibt es gewiſſe Schwierigkeiten. Zuerſt mit der polniſchen Stanczyken-Partei. Dieſer wird denn auch alsbald vom Bürgerminiſterium die Autonomie Galiziens preisgegeben. Es folgen die Schwierigkeiten mit den Czechen. Graf Hohenwart, Miniſterpräſident, proclamiert deswegen mit dem Reſcripte vom 12. September 1871 das böhmiſche Staatsrecht. Darob machen die deutſch-liberalen Centraliſten Schwierigkeiten. Alſo fällt auch das Miniſterium Hohenwart nach wenigen Monaten, und es zieht mit dem Miniſterium Auersperg ein ſtraff centraliſtiſch-liberales Regime in die cisleithaniſche Reichshälfte ein. So hat die öſterreichiſche Regierung ſchon in den erſten zwölf Jahren des Conſtitutionalismus, fortdauernd beirrt durch übermächtige Parteiſchwierigkeiten, ihren Curs nicht weniger als ſechsmal gründlichſt geändert. Es wird kaum gelingen, in irgend einem anderen Lande der Welt eine Regierung aufzufinden, die „unentwegter" an ihren Grundſätzen feſthielte als die öſterreichiſche.

Gehen wir weiter. Das Miniſterium Auersperg, bei dem wir angelangt ſind, hatte unter äußeren Parteiſchwierigkeiten weniger zu leiden, weil dieſe durch den feſten Zuſammenhalt der deutſch-liberalen Partei, deren Partei-Miniſterium es war, von ihm ferngehalten wurden. Da nun aber doch einmal eine öſterreichiſche Regierung es ohne Parteiſchwierigkeiten nicht thut, ſchuf ſich das Cabinet Auersperg, in Ermanglung von äußeren, nach ſechsjähriger angeſtrengter Thätigkeit, ebenſo gefährliche innere Parteiſchwierigkeiten, an denen es auch ſchließlich zugrunde gieng. Das Miniſterium Auersperg fiel durch den Widerſtand der eigenen Partei — eine ſelbſtmörderiſche Complication, die in anderen Ländern mit minder „ſtarken" Regierungen kaum vorkommt. 1879 folgte Graf Taaffe. Er iſt der [illegible] Virtuoſe der Parteiſchwierigkeiten innerer und äußerer Art, der von [illegible], wie ein geſchickter Specialiſt von den [illegible]. Er wechſelt die Miniſter, ändert die [illegible], [illegible] die Geſetze, ſowie es gerade die jeweiligen [illegible] verlangen. Er fängt liberal centraliſtiſch an, wird dann [illegible] deutlicher [illegible] Clericalen [illegible]. Das war etwa 1889. [illegible] Deutſch-Liberalen [illegible] im böhmiſchen Landtag [illegible]. [illegible] Wiener Ausgleich 1890. Deswegen [illegible], indem ſie den [illegible]. Alſo ſtürzt er 1891 den hochgeprieſenen [illegible] eine [illegible] heran, die [illegible] alle anderen oder [illegible]

[illegible] Miniſterium Windiſch[illegible] [illegible] und

Digitized by Google

Cilli. Die „altöſterreichiſche Tradition“ der ewigen Parteiſchwierigkeiten, deren die Miniſterien nicht Herr werden können, ſetzt das Miniſterium Badeni fort. Als es antrat, waren die Deutſch-Liberalen die Stärkeren, alſo näherte es ſich ihnen. Jetzt ſind die Jungczechen die Stärkeren, alſo läuft es dieſen nach. Sollten die Deutſchen wieder ordentlich Scandal machen, ſo wird es ihnen ſchmeicheln, und wenn die Clericalen ihm gehörig zuſetzen, wird es den Clericalen nachgeben, und eventuell auch wieder umgekehrt — immer nur, unbeirrt durch die zeitweiligen Grundſätze, die es verkündet, unentwegt jeweils den Dictaten jener Partei folgend, die ihm gerade die größten Schwierigkeiten macht.

•

So iſt Graf Badeni ſeinen Vorgängern im öſterreichiſchen Miniſterpräſidium ähnlich. Aber er unterſcheidet ſich doch von ihnen. Die anderen nämlich hatten zuerſt ihre Majorität und bekamen erſt dann die Schwierigkeiten. Graf Badeni hat bereits die Schwierigkeiten, aber noch nicht die Majorität. Der Hungrige träumt von Völlerei, Graf Badeni von einer „feſten“ Regierung.

•

Graf Badeni ſagt, die Sprachenverordnung ſei ausſchließlich vom allgemeinen ſtaatlichen Intereſſe beſtimmt. Da ſcheint der Miniſterpräſident den jungczechiſchen Abg. Dr. Pacak mit dem ausſchließlichen ſtaatlichen Intereſſe verwechſelt zu haben. Denn, wie Dr. Pacak jüngſt in ſeinem Leibblatte erzählte, iſt die Textierung der Sprachenverordnung ausſchließlich von ihm beſtimmt worden.

•

Verſchiedene Blätter meinen, daſs der Jungczeche, der demnächſt Miniſter werden ſoll, bei der Ablegung des Miniſtereides auf die „unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgeſetze“ auch ſeine Rechtsverwahrung gegen die Staatsgrundgeſetze wird abgeben müſſen. Dieſe hinkende Eidesceremonie ließe ſich vermeiden, wenn bei dieſem Anlaſs ſtatt „unverbrüchliche Beobachtung: „unverbrüchliche Bekämpfung der Staatsgrundgeſetze“ in die Eidesformel geſetzt werden würde. Eine derartige Umtextierung des Miniſtereides wird vielleicht auch den anderen, nicht gerade jungczechiſchen, Miniſtern nicht ganz unwillkommen ſein.

K.

Volkswirtſchaftliches.

Die traurigen Erfahrungen, welche die öſterreichiſche Regierung mit ihrer Eiſenbahnverſtaatlichungs-Politik der letzten Jahre gemacht hat, haben, wie man ſich erinnert, Ende vorigen Jahres zur Ausarbeitung eines Geſetzes geführt, (bis zur Vorlage iſt es nicht gekommen), welches eine Löſung der Schwierigkeiten in doppelter Weiſe bewirken ſollte. Einerſeits ſollten die Einlöſungsmodalitäten der unangenehmen parlamentariſchen Behandlung entzogen werden, andererſeits ſollten die unklaren und ſtrittigen Punkte der Conceſſionen der gerichtlichen Entſcheidung entzogen und im Geſetzeswege geregelt werden. Gegen dieſen Eingriff in die Rechte des Parlaments und in die Privatrechte haben wir damals proteſtiert und ausgeführt, daſs die Regierung, wenn ſie glaube, eine legislatoriſche Handhabe zur Eiſenbahneinlöſung zu benöthigen, einfach eine Vorlage zur Interpretation des Begriffes „conceſſionsmäßige Einlöſung“ auszuarbeiten habe, welche ihr, ohne irgend welche Privatrechte zu verletzen, die Möglichkeit gewähren würde, die einlöſungsreifen Bahnen in kurzem Wege zu übernehmen. Ganz im Geiſte unſerer damaligen Ausführungen ſind in den Conceſſionserläſſen für neue Bahnen in der letzten Zeit Bedingungen enthalten, durch welche der Regierung ausdrücklich das Recht eingeräumt wird, das implicite in dem Begriff der conceſſionsmäßigen Einlöſung bereits enthalten war, daſs ſie nach Eintritt des Einlöſungstermines von der Bahn nach vorhergegangener Mittheilung der Einlöſungsabſicht unmittelbar Beſitz ergreifen kann. Der Geſellſchaft, welche dieſe Verſtändigung und die Bekanntgabe der von der Regierung berechneten Ablöſungsſumme zugekommen iſt, wird die Verpflichtung auferlegt, die Bahn am feſtgeſetzten Termin ohne gerichtliche Dazwiſchenkunft zu übergeben, während Streitigkeiten über die Höhe des Kaufpreiſes der nachträglichen Entſcheidung durch die zuſtändigen Gerichte vorbehalten bleiben. Somit iſt die Regierung endlich auf den wundeſten Punkt in den bisherigen Conceſſionen gekommen, und es bleibt nun abzuwarten, wann ſie ſich entſchließen wird, aus dieſer Erkenntnis die Conſequenzen zu ziehen und ein Einlöſungsgeſetz in der oben ſkizzierten Form dem Parlament vorzulegen. Durch ein ſolches Geſetz würde, wir wiederholen es, keinerlei Privatrecht verletzt werden, denn die Bahn erhielte auf Heller und Pfennig von den Gerichten den ihr gebürenden Kaufpreis zugeſprochen, und es würde nur den ſchmählichen heutigen Zuſtänden ein Ende gemacht ſein, welche es der Regierung, wie es ſcheint, unmöglich machen, von ihrem Einlöſungsrecht Gebrauch zu machen, wenn ſie ſich nicht die Bedingungen von den Bahnen dictieren laſſen will. Legt die Regierung dieſes Geſetz nicht vor, welches wir nun für erforderlich halten, weil ſie nicht den Muth hat, die Conſequenzen aus den in den Conceſſionen vorbehaltenen Rechten zu ziehen, dann wird ſie den Beweis erbracht haben, daſs nicht nur ihr Mangel an Energie und Fähigkeit die conceſſionsmäßige Einlöſung der Nordweſtbahn verhindert hat, ſondern daſs wirklich Herr von Tauſſig durch verſchiedene Mittel — und die Wahl der neuen Verwaltungsräthe der Bodencredit-Anſtalt liefert zu dieſen Mitteln eine bezeichnende Illuſtration — eine Macht erlangt hat, welche dieſer Regierung die Wahrung der Staatsrechte ihm gegenüber unmöglich macht.

•

Der im Eiſenbahnverordnungsblatt erſchienene Erlaſs des Eiſenbahnminiſters bezüglich der Sonntagsruhe im Güterverkehr wäre gewiſs ſehr erfreulich, wenn für deren Einhaltung nur nicht die ſchon im Erlaſs unter Anführungszeichen angeführten „Grundſätze“ maßgebend wären. Dieſe laſſen leider befürchten, daſs man von der Sonntagsruhe kaum etwas merken dürfte. Da es kaum eine Eiſenbahn geben wird, welche überflüſſiges Perſonal und Fahrbetriebsmaterial beſitzt, wird es auch keine geben, welche ohne Vermehrung von Perſonal und Fahrbetriebsmaterial an jedem Tag in die Verkehrsleiſtung von ſieben Tagen bewältigen kann. Und daher wird auch nirgends die Sonntagsruhe eintreten. Das haben wohl auch unſere Tagesblätter erkannt, und das mag wohl der Grund geweſen ſein, weshalb ſie ſo lange mit Veröffentlichung des Erlaſſes des Eiſenbahnminiſters gezögert haben. Beſonders die amtliche „Wiener Zeitung“ hat offenbar das Ganze für einen verſpäteten Aprilſcherz gehalten und ſich erſt nach langem Nachdenken von der Ernſthaftigkeit der Sache überzeugt, da ſie zwei Tage verſtreichen ließ, ehe ſie ihre Leſer von dem Erlaſs in Kenntnis ſetzte.

•

Die Entſcheidung des Verwaltungsgerichtshofs über die Wiener Tramwayfrage hat in den betheiligten Kreiſen große Empörung erregt, welche aber in der Bevölkerung kaum getheilt werden dürfte. Der ſpringende Punkt der Entſcheidung lag darin, ob das Recht des einzelnen auf Beförderung durch die Tramway in ſeiner Summierung ein öffentliches Intereſſe ſei oder nicht. Iſt es ein öffentliches Intereſſe, dann hatte die Regierung das Recht, die Genehmigung des Fahrplans zu verſagen und die Geſellſchaft unter Androhung der Sequeſtration zur Ausarbeitung eines Fahrplanes zu verhalten, den ſie zur Befriedigung dieſes Intereſſes für geeignet erachtete. Der Verwaltungsgerichtshof hat gegen die Tramway entſchieden. Wir glauben gerne, daſs das Urtheil bis vor nicht langer Zeit anders ausgefallen wäre. Aber das moderne Rechtsbewuſstſein kann die Verleihung eines Monopols nur aus dem Grunde eines öffentlichen Intereſſes für gerechtfertigt anſehen, und der Monopolbeſitzer iſt daher gehalten und eventuell durch die Verwaltungsbehörde zu zwingen, dieſes Intereſſe zu befriedigen. Die Summierung der Beförderungsbedürfniſſe der einzelnen ergibt das öffentliche Intereſſe der Tramway gegenüber, denn zur Befriedigung dieſes Intereſſes iſt ihr das Privilegium der Schienenlegung und -Benützung verliehen worden.

•

Der Geſchäftsbericht der Wienerberger Ziegelfabriksgeſellſchaft iſt erfüllt von Klagen über die großen Opfer, welche der Bau der Arbeiterwohnungen ihr auferlegt hat, und voll Bewunderung für die Großartigkeit dieſer Neubauten. Hoffentlich wird dieſe Bewunderung von den Arbeitern und den Aufſichtsorganen getheilt und iſt nun wirklich den traurigen Wohnungsverhältniſſen der Ziegelarbeiter ein Ende bereitet. Was aber die Opfer anbelangt, ſo hat ſich die Verwaltung dieſelben nur ſelbſt zuzuſchreiben und hätte ſie es nicht durch die lange Reihe von Jahren verabſäumt, menſchenwürdige Wohnräume zu ſchaffen, ſo hätte ſie es nicht nöthig gehabt, die Herſtellung in kurzer Zeit zu forcieren. Wie groß die Herſtellungskoſten waren, verſchweigt der Bericht; doch hätten die Actionäre und die Oeffentlichkeit ein Intereſſe, deren Höhe kennen zu lernen. So kann man aber leichter die Welt mit dem Geſchrei über die ruinöſen ſocialpolitiſchen Anforderungen erfüllen und die Bourgeoiſie von deren übertriebener Höhe überzeugen. Der Bericht thut darin ein übriges, indem er mit beſonderer Betonung erwähnt, daſs die Geſellſchaft nicht einmal die Steuerfreiheit für dieſe Bauten erlangen konnte, weil ſie von ihren Arbeitern keinen Mietzins einhebe. Der Actionär iſt dann empört darüber, daſs man für Zinshäuſer die Steuerfreiheit erlangen könne, aber für ſolches zehrendes Capital müſſe man Steuer zahlen. Die Sache iſt aber anders. Nach dem Geſetz vom 9. Februar 1892 wird die Steuerfreiheit von Arbeiterwohnungsbauten von verſchiedenen Erforderniſſen abhängig gemacht, darunter, daſs der Mietzins einen gewiſſen Betrag per Quadratmeter nicht überſteige. Für die Wienerberger drückt ſich der Mietzins in einer Lohnerſparnis aus, denn ſie müſste begreiflicherweiſe den Arbeitern, deren Lohn ja nur das Exiſtenzminimum beträgt, einen höheren Lohn zahlen, wenn dieſe anderwärts wohnen oder der Geſellſchaft Mietzins zahlen müſsten. Dieſe könnte daher, um die Steuerfreiheit zu erlangen, entweder nachweiſen, daſs ihre Lohnerſparnis den Maximalmietzins nicht überſteigt, oder ſie konnte eine Aenderung im Lohnvertrag mit den Arbeitern eintreten laſſen, deren Lohn ſie erhöhen und von denen ſie dafür einen Mietzins eincaſſieren würde. Daſs die Geſellſchaft keines von beiden gethan, beweiſt, daſs ſie mit dem heutigen Syſtem ohne Steuerfreiheit beſſer fährt, als mit Mietzins und Steuerfreiheit. Den Leſern des Berichtes aber verſucht man den Glauben beizubringen, daſs der Geſellſchaft unerhörtes Unrecht geſchieht.

R.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Renaiſſance. „Snob“ von Guſtave Guiches. Odeon. „Dix ans après“ von Pierre Weber und Muhlfeld; „Trois coeurs“ von Gabriel Mourey. Berlin. Leſſingtheater. „Toledad“, Gaſtſpiel des Florenzer Enſembles. Schillertheater. „Bauernehre“ von Verga; „Der eingebildete Kranke“ von Molière. Mainz. Stadttheater. „Amy Robſart“ von I. Lara. München. Akademiſch-dramatiſcher Verein. „Dämmerung“ von Ernſt Rosmer.

Bücher.

Rechenſchaftsbericht der Commiſſion der Arbeiter-Unterſtützungs-, Witwen- und Waiſen-Caſſa der Schafwollwarenfabriken und Lohnetabliſſements in Brünn für das Verwaltungsjahr 1896. Brünn 1897.

Die Brünner Invalidencaſſe für Textilarbeiter iſt die größte [illegible] Caſſe in Oeſterreich. Sie hat 1869–1894 an 1982 invalide Arbeiter Penſionen in der Höhe von über 700.000 fl. ausbezahlt und die Koſten von 819 Penſioniſtenbegräbniſſen im Betrage von [illegible] fl. beſtritten; dazu kommen rund 50.000 fl. [illegible] und Waiſenunterſtützungen. Im Jahre 1896 hat die Caſſe rund 120.000 fl. an 1161 Mitglieder und 118 Familien verſtorbener Mitglieder gezahlt. Der Mitgliederſtand betrug 11.591, darunter 63 „beitragende“, d. h. [illegible] [illegible]

Digitized by Google

Arbeiterverſicherung einzufügen. Da Arbeiter wie Unternehmer dieſe Reform befürworten, wird man wohl die Angſt von der „Concurrenzunfähigkeit“ der Induſtrie durch dieſe „Neubelaſtung“ jenen führenden Staatsmännern überlaſſen müſſen, die gewiſſe dunkle Lohnſchreiber für die Wortführer der Induſtrie halten. Oder wie? Sollen die Schreihälſe des induſtriellen Actionscomités davor bewahrt werden, ſo leiſtungsunfähig zu werden wie ihre reichsdeutſchen Concurrenten? **A. U.**

Die Unſterblichkeitslehre bei den jüdiſchen Philoſophen des Mittelalters. Von Dr. Bernhard Templer. Leipzig und Wien, M. Breitenſtein, 1895. 8°.

Die vorliegende Schrift enthält manche Lücken. Zunächſt zieht ſie Ibn Gabirols philoſophiſches Hauptwerk: „Fons vitae“ nicht in Betracht, „da es zur Genüge feſtſteht, daſs dieſes Werk nicht aus jüdiſchen Anſchauungen hervorgegangen iſt“. Es iſt nun allerdings nicht zu leugnen, daſs die „Quelle des Lebens“ in dem Neuplatonismus der Alexandriner wurzelt. Allein was thut das zur Sache? Stand die Wiege des Lebensquells auch nicht im Judenthum, ſo hat Gabirol doch durch Einſchiebung des göttlichen Willens als erſter Emanation die Emanationstheorie des Neuplatonismus mit der moſaiſchen Lehre von der aus dem göttlichen Willen hervorgegangenen freien Weltſchöpfung auszugleichen geſucht. Indem er die Reſultate einer fremden Philoſophie mit ſeinem religiöſen Bekenntniſſe in Einklang brachte, verfuhr er ähnlich wie der Jude Philo, welcher den Neuplatonismus gefördert hat, aber den Conſequenzen desſelben, welche das poſitive Judenthum aufzuheben drohten, durch die Erklärung aus dem Wege gieng, daſs das Ceremonialgeſetz trotz ſeiner Sinnbildlichkeit auch nach dem Wortſinne beobachtet werden müſſe, da beide wie Seele und Leib zuſammengehören. — Wir können dem Verfaſſer auch nicht beipflichten, wen er Abraham ibn Esras Commentar zum alten Teſtamente unbeachtet läſst, weil es kein „rein“ philoſophiſches Werk iſt. Wohl wahr; doch verlieren die in ihm enthaltenen philoſophiſchen Gedanken dadurch, daſs ſie ſporadiſch hingeſtreut ſind, nichts von ihrem Werte und bilden daher Bauſteine zur Beurtheilung des in Rede ſtehenden Philoſophen. Da es Templer um eine möglichſt erſchöpfende Behandlung ſeines Themas zu thun iſt, hätte er ſich ferner nicht auf die proſaiſchen Werke ſeiner Philoſophen beſchränken, ſondern auch deren gedankenſchwere und tiefſinnige Dichtungen in den Kreis ſeiner Betrachtung ziehen ſollen. Im übrigen zeigt er ſich ſeiner, die Beherrſchung eines gewaltigen Materials erfordernden Aufgabe, das Verhältnis der jüdiſchen Philoſophie des Mittelalters zu Bibel und Talmud im Hinblicke auf die Unſterblichkeitsfrage klarzulegen, vollkommen gewachſen. Es iſt intereſſant, daſs ſich der Philoſoph der Weltphantaſie, Jakob Frohſchammer, in ſeinem Werke „Ueber die Geneſis der Menſchheit“ (München 1883) in ähnlicher Weiſe wie unſer gelehrter Verfaſſer über den Unſterblichkeitsglauben in der Bibel ausſpricht. Er weiſt darauf hin, daſs von Unſterblichkeit der individuellen menſchlichen Seelen, von Fortdauer nach dem Tode, von ewiger Belohnung oder Beſtrafung im Jenſeits oder auch von einer Wiedervereinigung der Seelen mit den Leibern in der vorexiliſchen Zeit kaum die Rede iſt. Für Gottesfurcht und Geſetzestreue wird dem einzelnen wie dem Volke nur Lohn in dieſem Leben, langes Leben, Wohlergehen, reiche Nachkommenſchaft u. dgl. verheißen und ebenſo als Strafe für Gottloſigkeit und Abfall nur Verhängung von Uebeln in dieſem Daſein angedroht. „Indes“, fährt er fort, „kann doch keineswegs angenommen werden, daſs Unſterblichkeit, Fortdauer der Seelen nach dem Tode ein dem israelitiſchen Volke jener Zeit unbekannter Gedanke geweſen ſei, ... zumal dasſelbe ſo lange in Egypten verweilt hatte, wo doch der Unſterblichkeitsglaube und der Todtencultus eine ſo große Rolle ſpielten. Vielleicht aber liegt der Grund, daſs die hebräiſchen Urkunden faſt nicht oder nur unbeſtimmt von der Fortdauer der Seelen der Verſtorbenen reden, eben darin, daſs man den Todten- und Geiſtercultus damit hemmen wollte zugunſten des Glaubens an den alleinigen Gott . . . . Eine eigentliche Leugnung iſt übrigens nirgends nachzuweiſen, und es finden ſich vielmehr Andeutungen, daſs die Verſtorbenen doch in irgend einer Weiſe fortdauernd gedacht werden. Und nun führt er einige von den Stellen an, welche auch Templer citiert. An die Erzählung von der Todtenbeſchwörerin in Endor knüpft Frohſchammer die ſehr richtige Bemerkung: aus der Thatſache, daſs Sauls Diener ſogleich Beſcheid wuſsten und eine Perſon kannten, welche ſich auf die Wahrſagerei und Geiſterbeſchwörung verſtand, gehe mit Sicherheit hervor, daſs der Glaube an die Wiedererweckung der Todten durch Zauberei nicht vereinzelt war, oder nur im geheimen ſich forterhielt. Der Unſterblichkeitsglaube war aber auch bei den alten Israeliten gleichſam virtuell mit ihrem Gottesglauben gegeben. **B. M.**

Reinhold Günther: „Sclaven der Feder“. Roman. Berlin N. W. 6, Verlag von Karl Duncker 1897.

Mit wenig Kunſtfertigkeit, geſchwätziger Kauſt, aber mit viel Sſinnlichkeit und dem [illegible] Streben, die wahren Verhältniſſe zu zeichnen, ſchildert der Autor das Leben einer Zeitung und der Sclaven dieſes Organismus: der Journaliſten. Das Buch ſelbſt gibt nicht viel, regt aber zu einigen Gedanken an. Man kommt auf den wahren Schaden des Journalismus. Der liegt nicht in ſeiner [illegible] Corruption, nicht in der Irreführung der [illegible] Meinung, nicht in der [illegible] Macht, nicht in all dem, was man täglich [illegible] [illegible]

Journalismus iſt in Wahrheit ein Prokruſtesbett. Die Unfähigen dehnt er zu einer gewiſſen Größe und die Großen verſtümmelt er, bis ſie zu Kleinen verſchrumpft ſind. Wie einſt die Pfafferei, dann der Krieg, ſo iſt heute der Journalismus der grauſame, heimtückiſche Feind des Genies. Darin liegt ſein Schaden für die Menſchheit. **M. M.**

„Ruſſiſche Novellen“, herausgegeben von Alexander Brauner. Leipzig, Verlag von Hermann Zieger 1896.

Der Ueberſetzer will mit dieſer Novellenſammlung dem deutſchen Publicum das Neueſte der ruſſiſchen Novelliſtik bringen. Von den ſechs Autoren, die er wählte, kennt man bei uns bloß Turgenjew und Tſchechow. Turgenjew iſt mit einer Skizze vertreten, die den ſeeliſchen Nihilismus, die vollkommene Erſchöpfung, Aufnahmsunfähigkeit darſtellt. Das Schönſte in dem Buche iſt die Skizze des genialen Tſchechow: Rothſchilds Geige. Mit den unſcheinbarſten äußeren Mitteln die feinſte, abgeſchloſſenſte, wie im Sinne des Schöpfers fertige und — darum tief in uns übergreifende Menſchenſchilderung zuſtande zu bringen, iſt die Kunſt dieſes Meiſters. Von den neuen Namen fällt P. Sergejenko mit der ausgezeichneten Erzählung: Griſcha und Fjedor Sſologub mit ſeiner Studie: Schatten auf. Beide behandeln ein ähnliches Thema. Sie zeigen den Untergang eines Kindes. Sſologub läſst in pſychologiſch ſehr merkwürdiger Entwicklung — einen nervöſen überfeinen, dem Leben gegenüber faſt wehrloſen Knaben der myſtiſchen, verwirrenden und ängſtlichen Macht des Schattens verfallen. Wie vor Geſpenſtern ergreift ihn bei jedem Schatten und ſeiner Bewegung namenloſe Furcht. Sein Auge wird dafür ſo empfindlich, ſeine Nerven werden ſo überſenſitiv, ſeine Phantaſie ſchwillt ſo ins Maßloſe auf, bis dieſer weſenloſe Zauber ihn und die ſeiner Suggeſtion unterliegende Mutter dem Wahnſinn zutreiben. Sſologub zeigt ſich in dieſer Studie nicht als großer, exceptioneller Dichter, ſondern bloß als ein kühner und feinſinniger Experimentator in der Beobachtung und Feſthaltung ſeltſamer und ſeltener Zuſtände der menſchlichen Pſyche. **M. M.**

Antoni Lange: „Poezye“ (Gedichte) I. Theil. Krakau 1896. Im Selbſtverlage des Autors.

Anton Lange, der bekannte Ueberſetzer Baudelaire's und feinfühlige Aeſthetiker, gehört zu den am meiſten philoſophierenden Dichtern der polniſchen Moderne. Während ſich eine Konopnicla, ein Kasprowicz oder Niemojewski ihre Stoffe aus dem täglichen Leben holen und das Los der Armut, der Arbeit und des Elends beſingen, während ein Tetmajer ſeine Sehnſucht nach der Frau, der Geliebten und der Natur, der ewig unwandelbaren, in glühende Verſe kleidet, oder ein Miriam als eine feine, harmoniſche Perſönlichkeit und ein brillanter Formkünſtler ſeinen Rang behauptet, zieht es Lange mit einer unwiderſtehlichen Gewalt zu den Myſterien einer elementaren, durchgeiſtigten Weltphiloſophie hin. Auf den Schwingen einer glühenden Phantaſie erhebt er ſich über das ſeichte Niveau eines inhaltsloſen Seins. Auf einſamen Abhangen und ſtillen Pfaden wandelt ſein Geiſt. Die undefinierbare Größe des Weltalls möcht' er erfaſſen. Seine Seele ſehnt ſich nach den unerreichbaren Tiefen der Erkenntnis. In einer wirbelnden Flut von Reflexionen und Träumen will er das ewige Räthſel der Welt und des Lebens ergründen. Bald denkt er über das Weſen der Religionen nach, bald ſind es die alten Veden der Inder, die in ſeinem Herzen einen poetiſchen Wiederhall erwecken. Ein Kind der Nevroſe, des Zweifels und der Enttäuſchung, hat er ſich den Verſtand zu ſeinem Führer auserkoren, und dennoch ſind die zitternden Flammen der Liebe in ſeinem Herzen nicht erloſchen; ſeine Gefühlswelt iſt noch immer wach, wie in den Tagen der Jugend. Seine kleineren Lieder, von denen ich insbeſondere die prächtigen plein-air gemalten „Idyllen“ hervorheben möchte, zeichnen ſich durch eine wahrhaft künſtleriſche Form und reizende Stimmung aus. Seine größeren Dichtungen, wie z. B. u. a. „Die Stunde“ oder das originelle ureigenthümlich ſchöne „Wort und Bild“, laſſen nicht ſchwer den Einfluſs Shelleys errathen. Mit vielem Geſchick verſteht es Lange, den tiefen, elegiſchen Ton und den ernſten Gedankenflug des großen Schatten zu treffen, ohne freilich den ſeraphiſchen Zauber und Adel ſeiner Phantaſie zu erreichen. **L. Gr.**

Revue der Revuen.

Die häufige Erwägung der Peſtgefahr in den letzten Monaten veranlaſst Dr. Karl Lindner, im Märzheft von „Alt-Wien“ eine Zuſammenſtellung von Berichten über „Das große Sterben“ in Wien zu bringen, die er in alten Chroniken aufgeleſen hat. Danach wurde Wien zuerſt 1679 vom ſchwarzen Tod heimgeſucht, nachdem derſelbe ſchon das Jahr vorher in Ungarn arge Verheerungen angerichtet. Zuerſt überzog die Seuche die ſeichten, häufigen Ueberſchwemmungen ausgeſetzten Vorſtädte Leopoldſtadt und Roſſau, aber trotzdem ſie raſch um ſich griff, waren die Bewohner der Stadt, namentlich die Reichen und Vornehmen anfangs ſo ſtark im Glauben, daſs ſie daſelbſt ausharrten, und durch Wallfahrten und Gelöbniſſe den Zorn des Himmels abzuwenden hofften. Bald freilich, als man die Nutzloſigkeit dieſer Opfer einſah, zog Kaiſer Leopold mit ſeinem Hofe nach Prag. Nun wurde das Fliehen ſo allgemein, daſs die Aerzte gezwungen, mit Gewalt in die Spitäler geſchleppt werden muſsten, während man die Sträflinge, zu [illegible] die zum Tod Verurtheilten, zum Krankenwärter und Todtengräber [illegible]. Todte und Sterbende wurden auf die gleichen Karren geladen und in Maſſengräber geworfen, und dabei geſchah es, daſs der Bänkelſänger Auguſtin, der ſchwer betrunken auf der Straße lag, aufgeleſen und mit dem [illegible] in die Grube geworfen wurde, aus der er, nachdem er ſeinen Rauſch ausgeſchlafen, unbeſchadet wieder herausſtrabbelte, um dann die Wiener noch viele Jahre [illegible] Lieder zu erfreuen. Die damalige [illegible] Als eine Heldengeſtalt ragt in [illegible] Baute [illegible] Fürſt Erdmann Schwarzenberg [illegible], und [illegible] die Ordnung [illegible] Vermögen zur Linderung der Noth ſtiftete. [illegible] heimgeſucht, doch wurde ihr [illegible] Todesfälle zu ver- [illegible] am Graben ſind

Digitized by Google

in unſerer Stadt die äußeren Erinnerungszeichen an jene beiden Invaſionen des „großen Sterbens.“

In Nr. 25 der **„Nation“** iſt ein Aufſatz von Erich Holm, der ſich „Ibſens politiſche Allegorien“ nennt, und worin die Behauptung aufgeſtellt wird, Ibſens letzte Dramen: „Baumeiſter Solneſs“, „Klein-Eyolf“ und „J. G. Borkmann“ bildeten eine Trilogie, die unſer Zeitalter — das Zeitalter der Bourgeoiſie — mit ſeinen Kämpfen und Beſtrebungen zur Darſtellung bringen wolle. „Solneſs“ verkörpere die politiſche Macht, die Neugeſtaltung der ſtaatlichen Einrichtungen, von denen ſie die Beglückung der Menſchheit erhoffte. In „Klein-Eyolf“ trete die Bourgeoiſie als Geiſtesmacht, als Culturträgerin, mit ihrem ethiſchen und humanitären Streben vor uns. In „J. G. Borkmann“ endlich erſcheine ſie als wirtſchaftliche Macht. Der Held des Dramas ſei gleichſam ihre Perſonificierung, und in ſeiner Rechtfertigungsrede im dritten Act ſpreche ſich die herrſchende Kaſte gewiſſermaßen von den Anſchuldigungen frei, die heute ſo leidenſchaftlich gegen ſie erhoben würden. Auch in der Rolle der Frau, die in dieſen drei Dramen als Anklägerin auftritt, erblickt der Verfaſſer eine Beſtätigung ſeiner Hypotheſe. Das ſchwerwiegendſte Vergehen der Bourgeoiſie, das, womit ſie ſich ſelbſt den Todesſtoß gegeben, ſei der Mord an der Seele des Weibes, die unwürdige Stellung, in die man es gedrängt. Weil ſie das Weib verhindert, ſeine natürliche humanitäre Aufgabe in der bürgerlichen Geſellſchaft zu erfüllen, darum müſſe dieſe ſelbſt zugrunde gehen.

Die fünfundzwanzigſte Jährung des 18. März, des Tages, an dem die „Commune“ 1871 ihre Herrſchaft antrat, veranlaſste die **„Revue blanche“** zu einer Enquête über die thatſächlichen Vorgänge, den Wert und die bleibende Wirkung dieſes Aufſtandes. Ihre beiden letzten Hefte bringen, von zahlreichen prächtigen Charakterköpfen Vallotons begleitet die Antworten auf dieſe Rundfrage, die freilich äußerſt widerſprechend lauten. So meint Henri Rochefort: „Die Commune war die einzige honnette Regierung, die es ſeit alten Zeiten in Frankreich gegeben; die einzige, welche ſich nicht bereicherte. Sie hat die Dinge freilich auf die Spitze getrieben, aber das muſs jeder, der wirken will. Da darf man nichts ſchonen.“ — Erneſt Daudet hält die Inſurrection von 1871 „für ein abſcheuliches Verbrechen und einen Vaterlandsverrath“, während Alphonſe Humbert ſie als „heroiſchen Act“ bezeichnet. Eliſée Reclus ſagt, die Commune habe „für alle Zeiten ein höheres Ideal aufgerichtet. Sie habe den Anſtoß zum Kampf für eine neue Geſellſchaftsordnung gegeben, in der es keine Herren auf Grund der Geburt, des Ranges oder des Geldes, noch Sclaven infolge ihrer Kaſte und ihres Urſprunges geben werde.“ Edmond Bailly behauptet, „den Grund zu jener ſocialen Syntheſe, welche die Grenzen verwiſchen und das kriegeriſche Europa in einen einzigen großen Friedensſtaat verwandeln werde“, hätten jene verbündeten Märtyrer vor 25 Jahren gelegt. Bei keiner früheren Regierung ſei ſo viel Intelligenz, Verſtändnis und Opferwilligkeit vereint zu finden geweſen. G. Pilotell hofft „die künftigen Zerſtörer der Geſellſchaftsordnung würden von den Fehlern und Miſsgriffen der Commune lernen“, während Gaſton Da Coſta, ein Viceprocurator der Commune, über die Nachwirkung derſelben befragt, ſotyriſch meint: „Als wir, nach acht Jahren, vom Bagno heimkehrend, die Republik ſahen, die man uns zurechtgemacht, muſsten wir zugeben, daſs es nicht dafür geſtanden hatte!“

Im vorletzten **„Mercure“** wird in ſehr eingehender Weiſe die Frage eines ſtädtiſchen Pariſer Theaters discutiert. Der Verfaſſer des Artikels — Léon Riotor — und mit ihm zahlreiche Autoritäten, die er befragt, halten es für eine Pflicht der Stadt Paris, ein Theater mit municipaler Verwaltung zu errichten, das unbekümmert um materiellen Erfolg, das doppelte Ziel verfolgen würde, dem Volke eine geſunde geiſtige Nahrung zuzuführen, und den jungen Autoren zur Aufführung ihrer Werke zu verhelfen. Die Hebung des Theaters verdiene zum mindeſten die gleiche Förderung, welche die Stadt den Pferderennen zutheil werden laſſe, und der Capitale, die auch das geiſtige Centrum des Landes ſei, falle es zu, die neuen Talente zu entdecken und zu unterſtützen. Was die Darſtellungen betreffe, ſo müſſe man dem Volke, wenn auch ins Künſtleriſche gerückt, das vorführen, was ſein eigenes Leben ausmacht, was ihm naheliegt und ihm verſtändlich iſt: ſociale Fragen, ſittliche Probleme, nicht aber abſtracte, ſubtile Erörterungen und Werke, die nur der Kunſt um ihrer ſelbſt willen dienen wollen. Endlich müſſe man auch ſeiner Freude an prächtiger äußerer Ausſtattung, ſeinem Anrecht auf Erheiterung und Zerſtreuung Rechnung tragen. Wie es ſcheint iſt die Sache ziemlich acut, da ſie ſchon im Juni 1896 einer eigenen Commiſſion zur Ausarbeitung übergeben wurde und ſchon mehrere praktiſche Vorſchläge hervorgerufen hat. So u. a. einen zur Errichtung eines Amphitheaters zu 2000 Plätzen, wo unentgeltlich heroiſche, patriotiſche Stücke aufgeführt werden ſollen.

In der letzten **„Fortnightly Review“** ſchreibt die bekannte Romanſchriftſtellerin Ouida ausführlich über Gabriel d'Annunzio, namentlich über ſeinen moraliſchen Standpunkt, wie er kein anderes Geſetz anerkenne und predige, als das ſouveräne Recht der natürlichen Triebe und Inſtincte. Seine Anſchauungsweiſe ſei eine ſo unbefangene, primitive, daſs man ſo wenig von Unſittlichkeit reden könne, wie etwa bei einem Südſee-Inſulaner. Dieſer Forderung nach unbegrenzter perſönlicher Freiheit ſtehe befremdend ſein Hang zum Abſolutismus in politiſchen Fragen entgegen, doch ſei dies nicht ſo widerſprechend, als es zuerſt ſcheine, denn eine ſolche Verherrlichung der natürlichen Gewalten führe naturgemäß zu einer ſehr hohen Bewertung der brutalen Kraft, die in der Despotie ihren Ausdruck finde. — Im ſelben Heft entwirft „ein türkiſcher Patriot“ ein düſteres Bild von dem Stande der türkiſchen Finanzen. Er taxiert das Deficit auf mindeſtens vier Millionen türkiſche Pfund, alſo ein Drittel der Einnahmen und die unbedeckte Schuld auf mindeſtens 56 Millionen türkiſche Pfund, was den Einkünften von 4 bis 5 Jahren gleichkomme.

Intereſſantes über die öffentliche Stellung der Frau in Frankreich weiß Mme. Adam im **„Humanitarian“** zu berichten. So beſtehe noch heute ein Geſetz, wonach die Arbeit der Frau — auch die geiſtige — und deren Ertrag Eigenthum ihres Gatten ſind, ſo daſs er beiſpielsweiſe Werke aus ihrer Feder unter ſeinem Namen herausgeben darf. Erſt die Verheiratung einer engliſchen Schriftſtellerin, Mrs. Schmoll, mit einem Franzoſen, habe in jüngſter Zeit zur Reviſion dieſes Geſetzes geführt. Dieſe, ſowie viele andere bevormundende Verordnungen, ſeien naturgemäß aus den nationalen Anſchauungen über die Frau hervorgegangen. Der große Napoleon habe in ihr nur die Kindergebärerin erblickt; Michelet habe ſie als zarte Treibhauspflanze dargeſtellt; unter dem zweiten Kaiſerreich ſei ſie zu einem Luxusgeſchöpf geworden, dem man keine andere Aufgabe zuerkannte, als ihrer eigenen Luſt und der des Mannes zu dienen, und eben aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, habe man ſie mit höchſtens vierzig Jahren für endgiltig abgethan gehalten. Eine Veränderung dieſer Anſchauungen habe zuerſt der Krieg von 1870, und namentlich die Zeit der Belagerung von Paris gebracht, wo die Frauen bewieſen, daſs ſie an Muth, an Opferwilligkeit und Vaterlandsliebe nicht hinter den Männern zurückſtänden und deren ebenbürtige Gefährtinnen ſeien. Da hätten die Männer zuerſt angefangen, die Frauen ernſt zu nehmen, und der erſte Schritt zu ihrer Emancipation ſei da gemacht worden. Seither werde es ſtetig beſſer, wenn auch, namentlich in der Geſetzgebung, noch ſehr viel zu thun übrig bleibe. Nicht wenig zur Befreiung der Frauen trage auch das Ueberhandnehmen des Sportes bei; namentlich das Bicycle übe ſeine nivellierende Wirkung und fördere die Gleichſtellung der Geſchlechter mehr, als manches ernſte Argument.

In **„Harper's Magazine“** zollt ein Amerikaner, Mr. Poultney Bigelow, den Verhältniſſen in dem unter engliſcher Herrſchaft ſtehenden Baſutoland in Südafrika die höchſte Anerkennung. Mit großen Vorurtheilen gegen die Engländer war er hingekommen, die aber bei dem erſten Schritt auf engliſches Gebiet zu weichen begannen. Inmitten einer Wildnis, ſo fern von aller Civiliſation, als ſäße er auf einem Felſen im Meere, wohnt Mr. Lagden, der engliſche Statthalter, der über eine Viertel Million Neger herrſcht. Weder Militär noch Polizei ſtehen ihm ſchützend und unterſtützend zur Seite. Aber als unſichtbare Gewalt wirkt der Glaube an die weiße Königin, die im fernen Lande zum Schutze der Neger waltet und mit der ganzen Aureole einer heidniſchen Gottheit umgeben iſt. Jeder Schwarze, vom Zambeſi zum Cap, wird in dieſer Religion erzogen, und da die Engländer ſehr milde und gerecht mit den Negern verfahren — milder als ihre eigenen, ſchwarzen Vorgeſetzten — ſo laſſen ſich dieſe das engliſche Regiment gerne gefallen. „Als ich die Gegend bereiste“, ſchreibt Mr. Bigelow, „hatte ich das Gefühl, endlich in einem Lande zu ſein, wo das Regieren leicht und das Volk zufrieden iſt, wo eine weiße Frau unbehelligt reiſen kann, und wo die Leute in Eintracht nebeneinander wohnen. Es gibt in Baſutoland keine einzige Eiſenbahn, keine Landſtraße, keinen Fabrikſchlot, keine Zeitung und keinen Schnapsladen, keine Demagogen, keine Anarchiſten und keine Drehorgeln — kurz keine der vielen Landplagen unſerer civiliſierten Welt. Es gibt dort weder Bettler, Säufer noch Strolche, und das kleine Gefangenhaus, das ich in Maieru beſichtigte, iſt mehr pro forma da; ſeine wenigen Inſaſſen ſind Capländer oder Bewohner des Transvaal.“ Bigelow meint, daſs England im Kriegsfalle an den Baſutos eine prächtige Armee beſäße, umſomehr als die dortigen Neger die nöthigen Eigenſchaften zum guten Soldaten von vornherein mitbringen. Sie ſind treffliche Reiter und Schützen und mit den Pflichten einer Patrouille wohl vertraut.

Die Märznummer des **„Nineteenth Century“** bringt einen Artikel von Miss Frances Low über die Lebensweiſe mittelloſer Frauen. Es iſt ein erſchreckendes Bild von Entbehrungen und Demüthigungen, das da aufgerollt wird. Die Verfaſſerin empfiehlt zur Abhilfe vor allem die Errichtung unentgeltlicher Arbeitsvermittlungs-Bureaux, in denen aber nur den wahrhaft erwerbsbedürftigen Arbeit zugewieſen werden ſollte. Die begüterten Frauen, welche das Verdienen nur ſo nebenbei betreiben, ſolle man auf andere Gebiete verweiſen, wo man unentgeltliche Kräfte brauche; ferner plaidirt die Verfaſſerin dafür, daſs Lehrerinnen, ſowie Krankenpflegerinnen, Unterkommen und freie Station in den Lehranſtalten, an denen ſie thätig ſind, finden mögen. Für die gealterten, erwerbsunfähigen Damen ſollten auf dem Lande Aſyle und Heimſtätten gegründet werden, wo ſich ſich mit geringen Mitteln einmieten und anſtändig verſorgen könnten.

Golgatha.

Von Johannes Schlaf.

Man weiß, eine Woche nach dem Paſſah wurde der Rabbi mit den beiden Miſſethätern zur Richtſtätte geführt.

Erlöſungsfreudig hatte er ſich nach den letzten Stunden ſeiner qualvollen Einſamkeit in Gethſemane ſeinen Feinden und Widerſachern überantwortet. Wie von der Hand des Vaters geleitet, gieng er ſeinem ſtillen Kampfe entgegen, ein Rieſe unter allen Kämpfern, Legion er gegen Legion.

Nicht mehr brannte der Zwieſpalt in ſeiner Seele, nicht mehr fühlte er den Schmerz über die Flucht der Seinen.

Im Aether thronte er nun und im Einen, als der Speichel ſeiner Widerſacher von ſeinen Wangen troff, als ihre Geißelhiebe ſeinen Leib zerfleiſchten. Und als man das Purpurgewand eines Spottkönigs um ſeine Schultern hieng, die Dornenkrone auf ſein Haupt drückte und das Spottſcepter in ſeine Rechte, da ſtand er in ſeiner heimlichen Königswürde, ein Sieger, der nicht von dieſer Welt iſt.

Wie der Jubel der Scharen umbrauste ihn die Wuth von Feinden: er aber iſt König und ſie alle ſein, der Demuth ſeiner Gelaſſenheit heimlich mit einem übertobten Staunen unterthan.

So ſtand er erlöst, die Sinne in die Stille des Einen gerichtet; er, der duldende Meiſter kommender Jahrtauſende, der wiederkommen wird, ein Anderer und doch der Immergleiche, als der Eine und Heimliche, der an der großen Weltwende herausgeboren aus dem Einen, einen neuen Wandel beginnen wird.

Denn wenn es hell wird über die Völker hin und wenn eine Unruhe von ungeahnten Grenzen erlahmt, dann wird er da ſtehen . . .

Digitized by Google

Jetzt aber ſtand er über ihnen, mitten unter ihnen und lauſchte, gleich und identiſch, der unermeſslichen Sprache der Welt, der ewig ſtummen, er, der Stumme, gleich und identiſch ſie vernehmend gleichſam; nur erſt ahnend jene Endſtille des Einen, von der umarmt, ihr wirklich gleich und identiſch, er ſein neues zeugendes Weltenwort empfängt, jener Endſtille, die alles iſt und in der alles wogt und verebbt als in ſich ſelbſt.

*

Hinab von Zion durch die Gaſſen der Bezetha gegen das nördliche Hochgelände von Golgatha.

Wie Adam wankte er, der neue Adam, traumhaft durch das Ungewiſs-Gewiſſe ſeinem Schlummer entgegen, aus dem jenem die Gefährtin ward, auf daſs beide, zwiefach eine Einheit, Schöpfer einer großen Einheit ihnen gleichender Weſen ſeien, die ſich über die Welt breitet, bis ihre Kraft ſich ſtauen wird an einer neuen, ungeahnten, aus ihr gezeugten.

Aber auf zerfleiſchten, zuckenden Schultern trug jetzt der Mittler ſein Kreuz zwiſchen den beiden Uebelthätern.

Und da geſchah es, daſs er wieder die Hand des Vaters gewahrte.

Milde trübte ſich der Schein ſeiner Augen, linde vergiengen die Schmerzen ſeiner Wunden hinüber in eine unbegreifliche Wonne; ein Sauſen wurde die Welt, und verdämmernd ſpürten ſeine Sinne das köſtliche Erzittern ſeiner Glieder und die holden Schauer, die ſie umdunkelten. Und er ſank . . .

*

Aber ſein Wille richtete ihn auf, denn ſein Ohr hatte Wehe-klage vernommen, und als er taumelnd ſtand, erhellte ſich ſein Auge für die Deutlichkeit, und er ſah das Kriegsvolk, das ihn umgab, die hohen, breitgegliederten Germanen, die kleinen bronzefarbenen und dunkeläugigen Syrer, und ein Landmann von Cyrene trug ſein Kreuz vor ihm her. Aber viel klagendes Volk drängte ſich hinter ihnen, und er erhob ſeine Stimme und tröſtete ſie, inſonderheit aber die Weiber, die weinend ihre Hände gegen ihn reckten . . .

Und weiter taumelte er mit ſeinen blutenden Füßen das harte Kalkgeröll des Gehänges hinauf, mit einem zuckenden Lächeln inmitten der Menge ein Einſamer, auf den ſich tauſend Sinne richteten, gleichſam ein Wort und ein Gebot erheiſchend.

Weh zuckte ein Lächeln um ſeine blutenden Mundwinkel. Denn dann erſt, wenn der Geiſt ausgehen wird, Sein Geiſt, und die Helle ſich über den Völkern entfacht, zur Zeit der Vollendung, da wird er ſich ganz offenbaren, und er wird ein Bauer ſein, der ſein Feld beſtellt, ein König auf ſeinem Thron, ein Bettler am Weg, und all und jeder wird der Eine ſein und Er, der der Fröhliche war unter den Fröhlichen, der Trauernde mit den Trauernden, und er, der einſam litt . . .

Unbegreiflich ſind die Wege, auf denen er wiederkommen wird, und die Wandlungen, aus denen Geiſt und Stoff neu Ihn zeugen und hervortreten laſſen, heimlichen Kaiſer eines heimlichen Volkes, Gewaltigen ewiger Kraft . . .

*

Als ſie nun auf dem Berge waren, ſtanden ſie in Gluten, denn der Tag war ſchwül.

Kriegsvolk aber und Knechte richteten die Kreuze. Und des Rabbis Kreuz war erhöht über die beiden Schächer. Oben drauf aber ſtand geſchrieben ein Spott gegen die Juden von des Landpflegers Hand in dreierlei Sprache: „Jeſus von Nazareth, der Juden König!"

So war der Meiſter erhöht, mit Spott, der einem Verwundeten glich . . .

Darauf aber entkleideten ſie ihn ſeines Purpurmantels und ſeines Gewandes und zogen ihn hinauf, mitſammt den zwei Uebelthätern, einen jeden an ſein Kreuz; und ſie ſchlugen ihm die Nägel durch Füße und Hände, ſo ſeinen nackten Leib am Kreuze befeſtigend.

Alſo hieng er mit ſeinem blutigen, zerfleiſchten Leib, das Haupt geneigt in Qualen, ein Menſch von Menſchen geboren, leidend und ſterbend . . .

Als er aber ihr Geſchrei hörte, da erwachte in ihm ein Grimm und der Zorn Zebaoths, der einſt das Wort geſetzt: „Auge um Auge und Zahn um Zahn". Er aber ſprach mit der Macht und der Kraft des Vaters gegen den Zorn des Vatergottes in ſich zu Ihm Selbſt und bat:

„Vater, vergib ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!"

*

Und die Gluten des Tages ſtiegen; das öde Kalkgeſtein brannte unter ihren Füßen; aber ſie blieben, ſeinen Tod zu erwarten.

[illegible]

Schlaff lagen die mächtigen Leiber der germaniſchen Söldner zu des Rabbis Füßen und würfelten um den Purpur, den ſie ſeinen Schultern entnommen . . .

Das Geſchrei der Menge aber war verſtummt. In Haufen ſtand und lagerte ſich das Volk umher, und ihre dunklen Augen ſtarrten in funkelnder Gier aus den braunen Geſichtern zu dem Rabbi hinauf, auf ſein Sterben, und doch noch ſtill das Wunder erhoffend, daſs er herabſteigen werde zu ſeinem Volke, das in Thorheit harrte. Die aber vorn, zunächſt der Kreuze ſtanden und die von der Secte der Phariſäer und von den Schriftgelehrten waren, ſchmähten hinauf in ſeine Qual.

Weit ab zur Seite aber ſtand zagend das Häuflein derer, die er lieb hatte, in deren Mitte ihm die ſtillen Freuden von Samaria und Galiläa geblüht hatten, als er an den fruchtbaren Ufern des Sees Tiberias gewandelt und gelehrt: Maria und Maria Magdalena, die Weiber, Johannes auch, ſein Liebling, Joſeph von Arimathia, ein angeſehener Mann, ſein heimlicher Jünger, und andere mit ihnen.

Er aber hieng einſam in der brütenden flirrenden Oede, und ſeine lechzenden Sinne ſtöhnten nur aus ihm heraus:

„Mich dürſtet!"

Und er wurde getränkt . .

*

Danach aber erhoben wieder einige ihre Stimmen gegen ihn. Wieder aber mochten ihnen Zweifel gekommen ſein, ob er nicht dennoch der Meſſias ſei, und ſie riefen: Biſt du Gottes Sohn, ſo komm, ſteig herab, Arzt; hilf dir und uns! — Und das Wort drang hinein in die Seele eines der Uebelthäter und er ſchmähte den Meiſter. Der andere aber wies ihn zurecht in Reue und Glauben, und da er den Meiſter fragte, da gab er ihm aus der Fülle ſeiner Leiden das dunkle Troſtwort:

„Wahrlich, wahrlich, ich ſage dir: heute noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein!"

*

Und im langen Bangen, in Gluten und Qualen verdorrend, riſs er ſein Haupt empor.

Und plötzlich geſchah das Zeugnis des Vaters gegen ſeine Widerſacher. Denn ſiehe, aus der Stille entſtand ein Wirbel, und ein Wind hub an und zog eine Fahlheit über das Land und eine Finſternis wurde, und das Licht der Sonne verhüllte ſich über ihren Häuptern. Und der Donner des Vaters grollte über die Weiten, und die flammenden Zeichen ſeines Zornes furchten ſich durch die Nacht, und die Erde hub an zu beben. Und rings erhob ſich Staunen und Wehklage, und viele flohen vom Berg hinab gegen die Stadt, zu derſelben Stunde, als es geſchah, daſs der Vorhang des Tempels zerriſs und die Gräber ſich öffneten, und die Tiefe der Erde ſich aufthat. Viele aber ſchlugen ſich an die Bruſt, weinten über den Tod des Gerechten und glaubten. Die Söldner aber wichen zurück von ſeinem Kreuz in Grauen.

Da eilten ſeine Lieben zu ihm, und er war mit ihnen allein . .

Und in dem Graus des Unwetters ſuchte er das Auge der Schmerzensreichen und gewahrte an ſeiner Seite den Jünger, den er liebte, ſeinen klugen jungen Johannes, und er that ſie zuſammen:

„Weib, ſiehe, das iſt dein Sohn! — Siehe, das iſt deine Mutter!"

*

Die Finſternis aber wuchs, und alles Volk mitſammt den Kriegsknechten ſtand und ſtarrte zu ſeinem Leib, über den der Vater ſeine Lichter breitete . . .

Und wieder waren viele unter ihnen, die ihn erkannten, an ihre Bruſt ſchlugen und wehklagten.

Aber die Schauer des Vollenders traten an ihn heran, mit dem fahlen Grauſen ihrer Urweltgeheimniſſe, und all ſeine Noth brach aus ihm aus in einem Schrei.

„Eli eli lama asabthani!"

Und zweimal ſchrie er ſeinen letzten Gethſemanezweifel zum Vater.

Danach ſtammelte er ſein Wort vom Ende, neigte ſein Haupt und verſchied . .

*

Da es aber vollbracht war, lichtete ſich die Sonne über ihren Häuptern, wie ſie in Staunen ſtanden und Grauen.

Am Holz ſeiner Schmach aber klirrten Waffen, und Liebe, Glaube und Geiſt hiengen an ſeinem Antlitz und waren bereit . . .

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 24. April 1897. Nummer 134.

K.K. ZEITUNGS-STEMPEL

Politiſches aus Mähren.

Mähren, dieſes fruchtſatte, ſegenerfüllte Land, beherbergt ein Volk, das aus ſich ſelber verhältnismäßig wenig Großes geſchaffen; wohl aber war es immer ein „Mitgeher", ſobald von fremder Seite die Aufforderung kam.

Umgrenzt von Deutſchland, Böhmen, Niederöſterreich, Ungarn und Schleſien, kamen bei hochgehenden Bewegungen, bald von dieſer, bald von jener Seite Sturzwellen über die Grenze, die dann zuweilen auch tiefer ins Innere des Landes drangen, ſelten es ganz überflnteten. Der huſſitiſche Feuerbrand wälzte ſich von Böhmen herüber, wurde bald erſtickt; die czechiſche Staatsrechtsbewegung, das Jungczechenthum mit ſeinen agreſſiven Slaviſierungstendenzen, hatten ebenſowenig wie die Alldeutſchlandſchwärmerei ihre Wurzeln im Lande, und nun kommt — abermals von außen — der chriſtlich-ſociale Antiſemitismus förmlich in Eilmärſchen aus Niederöſterreich zu uns herüber. Für jeden Samen iſt in dem Ackerlande Mähren auch in der Bevölkerung ein fruchtbarer Boden, der alle Keime aufzunehmen und zu zeitigen vermag.

Obwohl Mähren vorzugsweiſe Agriculturland iſt, waren hier gleichwohl natürliche Bedingungen gegeben für die Entwicklung vielfacher Induſtrien, und ſo führten die großen, üppigen Weideplätze nicht bloß zu Mährens einſt ſo berühmter Schafzucht, ſondern parallel damit zum Spinner- und Tuchmachergewerbe und nach Erfindung mechaniſcher Stühle und Spinnmaſchinen zur Spinn- und Tuchfabrication. Die Einfuhr überſeeiſcher Wollen drängte die heimiſche Schafzucht allmählich zurück, freiwerdende Weiden wurden Ackerland, dem die entſtehende Rübenzuckerfabrication eine immer intenſiver werdende Bebauung mit Zuckerrübe zuwies. Dieſe mächtigen Induſtrien wieder ſchufen im Lande die Maſchineninduſtrie, und die reichen Kohlen- und Eiſenlager boten Schätze, die zur Hebung lockten. Die ländliche, ſowie die eingewanderte Arbeiter-Bevölkerung ſtrömte den Städten zu, wo neben Kirchenthürmen hohe Schlote in die rauchgetrübten Lüfte ragten, und eine Schichtung war nun im Lande: die bürgerlich-ſtädtiſche Bevölkerung mit ihren Berufen; der Bauer und der landwirtſchaftliche Arbeiter; endlich die zu einem Heere anwachſende induſtrielle Arbeiterſchaft.

Aber dieſe Bevölkerungsſchichten ſtellen ſich dar als ein verkleinertes Spiegelbild der Geſammtmonarchie: ſie ſind verſchieden nach Raſſe und Nationalität. Deutſche und Slaven, letztere als Hannaken, Slovaken, Walachen, Podhoraken ꝛc. erfüllen das Land, mancherorts ſo ſtreng von der Umgebung geſchieden, daſs von „Sprachinſeln" (die deutſchen Sprachinſeln Brünn, Iglau, Zwittau) geſprochen werden kann. Obwohl aber die ſlaviſche Bevölkerung (über 70 Procent) gegenüber der deutſchen (kaum 30 Procent) in der Majorität iſt, erlangte dieſe, die in den Städten Bildung und Beſitz repräſentierte, bei einem Curien- und Cenſuswahlrechte umſo leichter ein politiſches Uebergewicht, als die ſlaviſche Majorität aus Bauern, Häuslern, kleinen Gewerbsleuten und zum größten Theile landwirtſchaftlichen Arbeitern beſtehend, ſich lange Zeit politiſch ganz indifferent verhielt.

Die Deutſchen, in deren Händen der Handel und die Induſtrien lagen, konnten ihre vor allem auf die Förderung derſelben ausgehende Herrſchaft noch aus dem weiteren Grunde leicht feſthalten, weil für ihr Zuſammengehen mit dem gleichfalls deutſchen Großgrundbeſitze in Mähren ganz beſonders günſtige Verhältniſſe gegeben waren. Nur zum geringeren Theil [illegible] Landadel, umſchließt dieſer Großgrundbeſitz einen ſtarken Induſtrieadel — die bekannten „mähriſchen Cavaliere" — und einen reichen bürgerlichen Großgrundbeſitz, ſo daſs verwandte induſtrielle, capitaliſtiſche Intereſſen hier leicht die Fühlung übernehmen konnten, wo ein mit dieſen Intereſſen mehr oder weniger verknüpftes Bürgerthum willig Gefolgſchaft leiſtete. Gab es auch allzeit im Landtag eine czechiſche Partei, ſo hatte ſie doch früher kein Volk hinter ſich, das zu raſchen Schritten drängte, und in ſelten getreuer [illegible] konnten die Schwäger Dr. Promber und Dr. [illegible], der eine als deutſcher und der andere als czechiſcher Parteiführer, im Landesausſchuſſe jahrelang nebeneinander ſitzen.

Die deutſche Landtagsmajorität, die im Reichsrath einen Theil der ſogenannten deutſchliberalen [illegible] bildete, lebte aber allezeit in dem drückenden Bewuſstſein, die Herrſchaft im Lande nur einem künſtlichen Zuſtand und nur dem Wohlwollen der Regierung zu verdanken, und ſie ſuchte deshalb ihre Regierungs[illegible] um jeden Preis zu erweiſen. [illegible] Zeit, wo ſie in ihren großen Männern, [illegible] regierungsfähig war, mit der Verſorgung ihrer jüngeren Söhne im Staatsdienſte, Belohnung ihrer Anhänger durch Erwirkung von Adelsſtanderhebungen, und ſtellte alle im Intereſſe der Freiheit und zum Wohle des Volkes zu erhebenden Forderungen bereitwilligſt zurück. Dafür konnten die Deutſchliberalen aber ſelbſt, als in Wien der Wind umgeſchlagen hatte und plötzlich die böhmiſchen Segel ſchwellte, in Mähren ungefährdet im muſterhaften „Arbeitslandtage" weiterregieren; der Landsmannminiſter wurde nicht aus dem radicalen Böhmen, ſondern in Baron Pražák aus dem großen Reſervoir der „Gefügigen", aus Mähren, berufen. Die Aera der Regierungsczechen, die Aera des böhmiſchen Hofrathes bringt lediglich adminiſtrative Conceſſionen, während weitergehende, wirtſchaftlich autonomiſtiſche Deſiderien noch unerfüllt bleiben. Aber mit dem Verſchwinden des Altczechenthums in Böhmen und dem lärmenden Hervortreten der Jungczechen, die das Volk durch demokratiſche Alluren zu täuſchen verſtanden, war auch für Mähren eine Zeit gekommen, wo eine Reflexerſcheinung ſich bemerkbar machen konnte. Das Jungczechenthum fand in Mähren in jungen, oft „eingewanderten" Advocaten ſtrebſame Apoſtel, in den Lehrern, beſonders auf dem Lande, willige Träger und in der finanziellen Hilfsbereitſchaft der Zaloznas (czechiſchen Sparcaſſen) mächtige Hebel, die dieſer nationalen Bewegung weiter halfen.

Die Lehrer- und Beamtenſchaft, der kleine Gewerbsmann, die Dienſtboten in den Städten, die, meiſt beider Idiome mächtig, bisher deutſch ſprachen, legten die Scheu ab, laut und offen czechiſch zu ſprechen, und, dem planmäßigen Druck und Terrorismus der jungczechiſchen Agitation ſich fügend, dem angedrohten wirtſchaftlichen Boycott ausweichend, fangen auch deutſche Gewerbs- und Handelsleute an, in Firmatafeln, Correſpondenz und Geſchäftsverkehr vorerſt durch Sprachen-Utraquismus Conceſſionen zu machen. Man kann ſagen: die ſlaviſche Bevölkerung Mährens iſt erſt durch die jungczechiſche Bewegung ſo recht zum Bewuſstſein ihrer Nationalität, zum Bewuſstſein ihrer numeriſchen Uebermacht gekommen, und wie einſt, trotz der anſcheinend vollſtändigen Ausrottung des Proteſtantismus, nach Erlaſs des joſefiniſchen Toleranzpatentes in Mähren plötzlich 70.000 Bekenner der proteſtantiſchen Religion aus dem Verborgenen hervortraten, ſo iſt mit einemmale auch das nationalfühlende Slaventhum überraſchend ſtark hervorgebrochen.

Haben die Deutſchen im Landtage auch heute noch die durch Wahlgeographie und Wahlgeometrie geſchaffene Majorität, ſo ſcheinen ihre Tage doch gezählt, wie ihre Herrſchaft in den deutſchen Städten immer mehr bedroht iſt und ſchwindet, weil das von der Regierung aufgemunterte und unterſtützte Czechenthum alle Poſitionen zu ſtürmen ſucht und in der deutſchen [illegible] keinen ernſten Widerſtand mehr findet. Dieſe Einſicht war es wohl, die die deutſche Landtagsmajorität zu dem vernünftigen Beſchluſs beſtimmt hatte, die Erlernung der zweiten Landesſprache in den Schulen [illegible] vorzuſchreiben, um dadurch wenigſtens der wirtſchaftlichen Zurückdrängung der Deutſchen einen Damm zu ſetzen.

Die eben verfloſſenen Wochen und Tage der Wahlvorbereitungen und Wahlen haben im ganzen Lande den politiſchen Boden friſch aufgeackert und alles, was unter der Scholle lag, der Sonne zugekehrt. Da ſieht man denn, daſs es in Mähren im Gegenſatze zu Böhmen noch immer eine [illegible] altczechiſche Partei gibt, die im Volke noch Anhänger hat; daſs die Jungczechen, trotz dem ſie ihr demokratiſches Mäntelchen [illegible], mit flatternden Fahnen und klingendem Spiel ſich den [illegible] des Grafen Badeni angeſchloſſen und im Landtage ſchon vor den Wahlen der Einführung des directen und geheimen Wahlrechts für die Landgemeinden [illegible] haben, ihre [illegible] Macht über die ihnen [illegible] Wählermaſſen nicht [illegible] haben. [illegible]

Digitized by Google

Dr. Promber den Gang nach dem Hades rüſtig weitergewandelt, und die Stunde iſt nicht mehr ferne, wo ſie unſerem Auge vollſtändig entſchwinden wird. Im Landtage hat ſie es verſäumt, rechtzeitig einen die Intereſſen der Deutſchen ſchützenden Ausgleich mit den Czechen anzubahnen, und im Lande hat ſie es verſäumt, den wirtſchaftlichen Bedürfniſſen des Volkes, von dem ſie ſich kaſtenmäßig und hermetiſch abgeſchloſſen hielt, rechtzeitig näherzutreten. Heute möchte ſie dies gerne nachholen, heute glaubt ihr aber niemand mehr. Durch locale Cliquen und ein terroriſtiſches Bürgermeiſterthum wähnte ſie ihre Macht hinlänglich geſtützt und ſah nun mit Beſtürzung, daſs dies auch in den letzten Feſtungen, die ihr geblieben, nicht mehr der Fall iſt. Dieſe Herrſchaft hat vielmehr eine ſolche Erbitterung erzeugt, daſs ſich, wie in Brünn, die heterogenſten Elemente: Deutſchnationale, Czechen und Chriſtlichſociale vereinigten, um im gemeinſamen Haſſe eines zu erreichen: den Sturz des liberalen Regimes.

Den **Deutſchnationalen** oder **Deutſchvolklichen** dagegen iſt es geglückt, ihr heißes Sehnen erfüllt zu ſehen; freilich nur, indem ſie ſich an die ſchwarzen Rockſchöße der Chriſtlichſocialen anklammerten und mit deren Hilfe in den parlamentariſchen Himmel ſchlüpften. Ihr Programm iſt heute, wie jenes der Chriſtlichſocialen, **nur der Antiſemitismus**, während ſie auf den Nationalismus ſo wenig Wert mehr legen, daſs ſie ſich behufs Mandat-Erwerbung ſelbſt mit den Czechen verbinden.

Die **chriſtlichſociale** Bewegung iſt, wie geſagt, im Laufſchritt von Niederöſterreich zu uns herübergekommen und kämpft auch hier wie drüben nicht mit blanken Waffen, ſondern mit Miſtgabeln. Kein Wunder, daſs alles, was knechtiſch denkt und fühlt, ſich von dieſer Kampfweiſe angezogen fühlt, während männliche Geſinnung vor der entehrenden Berührung flieht. Die Liechtenſtein, Geſsmann und Makitſch haben auch hier ſchon Triumphe gefeiert; die Geiſtlichkeit predigt in Wirtshäuſern, und ſchon gehen kleine chriſtliche Advocaten, die bisher vergebens eine Clientel geſucht, mit dem Gedanken um, ſich in Brünn an die „Spitze der Bewegung" zu ſtellen, die nunmehr Erfolg zu verheißen ſcheint.

Dieſen bürgerlichen Parteien gegenüber ſteht die Partei der Proletarier, die **Socialdemokratie**, die zum erſtenmale in den Wahlkampf trat und in Mähren drei Mandate errang; davon eines allerdings erſt in der Stichwahl und mit Hilfe der deutſchliberalen Wähler, die dem bürgerlichen, aber czechiſch clericalen Candidaten ihre Stimmen verweigerten. Bei einer ſo großen induſtriellen Arbeiterſchaft, wie Mähren ſie beſitzt, iſt die Verbreitung der Socialdemokratie ſelbſtverſtändlich. Sie iſt in Mähren muſterhaft organiſiert und findet, ſpeciell in Brünn, ſeitens der Fabrikanten eine vergleichsweiſe conciliante Beurtheilung. Die Errichtung einer Arbeiter-Krankenunterſtützungs- und Invalidencaſſe der Wollinduſtriellen, die hier freiwillig und lange, ehe man anderwärts an derartige Wohlfahrtseinrichtungen dachte, gegründet und ſeit Jahrzehnten von Fabrikanten und Arbeitern gemeinſam verwaltet wird, hat hier frühzeitig einen Boden für gemeinſames Handeln und ſachliche Auseinanderſetzungen geſchaffen. Es gab ſogar vor vielen Jahren eine kurze Zeit, wo der Brünner Arbeiterbildungsverein **liberal** war. Strikes ſind ſelten geworden. Die Forderungen der Arbeiter begegnen höchſtens vereinzelt einer ſchroffen Zurückweiſung. So wird auch die Freigabe des 1. Mai zur Demonſtration für das allgemeine gleiche und directe Wahlrecht alljährlich anſtandslos gewährt. Man würde ſich jedoch täuſchen, wollte man in Mähren die geſammte Arbeiterſchaft zur Socialdemokratie rechnen. Der landwirtſchaftliche Arbeiter ſteht ihr faſt noch durchgehends ferne. Dagegen gewinnt ſie an Boden in den Kreiſen der unteren Beamtenkategorien und es gibt bereits ſocialdemokratiſche Organiſationen kaufmänniſcher Angeſtellter. Das ſind die Parteien, die derzeit in Mähren miteinander um die Macht ringen, und von denen die zuletzt genannte ſicher zu denjenigen gehört, die in den breiten Maſſen des Volkes noch feſter Wurzel faſſen wird.

Aber noch zwei politiſche Richtungen beginnen immer deutlicher hervorzutreten. Die **Mlada Morava**, die Jung-Mähren, bei denen ſich die Einflüſſe Maſaryks geltend machen, die ſociale Probleme ſtudieren und mit der Arbeiterſchaft [illegible]; deutſcherſeits die **Socialpolitiker**, die aus ihrer Sympathie für die Arbeiterſchaft gleichfalls kein Hehl machen, der Löſung der wirtſchaftlichen Fragen im Intereſſe des Volkswohles die oberſte Bedeutung zuerkennen und den [illegible] endlich durch [illegible] damit einer wahrhaft freiheitlichen und [illegible] Entwicklung [illegible].

Ob dieſe beiden in Bildung begriffenen Parteien [illegible] intelligenten [illegible] Bürgerthums [illegible] in den breiten [illegible] **allein** den [illegible] zu Ende geführt [illegible]

Brünn. Michel Kon[illegible]

Das politiſche Leben Bulgariens.

Von Dolgoff. (Sophia.)

I.

Eine der intereſſanteſten politiſchen Erſcheinungen des 19. Jahrhunderts iſt wohl die Entwicklung Bulgariens ſeit ſeiner Befreiung. Im Verlaufe von 20 Jahren haben ſich ſo viele Ereigniſſe in dem öffentlichen Leben dieſes kleinen Landes zuſammengedrängt, daſs nicht nur das Intereſſe des praktiſchen Politikers, ſondern auch das des theoretiſchen Sociologen dadurch in höchſtem Maße angeregt wird.

Die Wichtigkeit des genauen Verſtändniſſes der bulgariſchen Politik für den Praktiker, ſagen wir für den Staatsmann, brauchen wir nicht weiter auseinanderzuſetzen. Aber auf einen Punkt möchten wir noch ſpeciell hinweiſen.

Eine der brennendſten Fragen der internationalen Politik unſerer Gegenwart iſt wohl die Orientfrage. Es gibt gar keine Ausſicht, daſs dieſe ſo heikle und zugleich ſo complicierte Frage ſo ſchnell ihre Löſung finden wird. Wenn aber einige meinen, die Frage könne durch das einträchtige Vorgehen der Großmächte gelöſt werden, ſo iſt das unſerer Meinung nach ein großer Irrthum: damit wäre die Löſung der Orientfrage höchſtens aufgeſchoben, aber nicht aufgehoben. Denn ſehr viele vergeſſen einen Factor, der aber in einer nicht ſo fernen Zukunft einen mächtigen, bis jetzt ungeahnten Einfluſs auf dieſe Frage ausüben wird: wir meinen die chriſtlichen Staaten der Balkanhalbinſel, für die die Orientfrage eine Lebensfrage iſt. Mögen ſie noch ſo lange mit ihren innern Parteikämpfen und Fürſtenſtürzerei beſchäftigt ſein, es wird doch ein Moment kommen, wo ſie ſich der Orientfrage bemächtigen werden. Unter dieſen kleinen Staaten iſt Bulgarien derjenige, der am eheſten den Kampf aufnehmen wird: die macedoniſche Frage iſt ſchon jetzt zur Volksſache geworden.

Aber auch für den Sociologen überhaupt und für den Politiker irgend eines Landes iſt die Kenntnis der Entwicklung Bulgariens von ungeheuerem Intereſſe. Denn in Bulgarien können wir die Anfangsſtadien der ſocialen Entwicklung kennen lernen. Die Ueberreſte dieſer Anfangsſtadien finden wir nun in vielen anderen Ländern, die wir nicht weit zu ſuchen brauchen, noch ziemlich lebendig. Wir können aus den Anfängen die weiteren Entwicklungsſtufen verſtehen lernen. Wir können manche Erſcheinungen des politiſch ſocialen Lebens der in ihrer Entwicklung fortgeſchritteneren Staaten als Ueberreſte früherer Entwicklungsſtadien beſſer verſtehen und würdigen. Manchem Staate kann man noch Bulgariens Bild entgegenhalten, in dem er ſich ſelbſt widerſpiegeln wird. Der reine Theoretiker aber kann an Bulgarien ſtudieren, wie ſich die einzelnen ſocialen Factoren entwickeln, wie ſie ſich combinieren und allmählich complicierter, mit einem Worte, wie ſich ein Staat entwickelt. Nun, um dieſer Sache gerecht zu werden, genügt eine oberflächliche Analyſe der einfachen Thatſachen, der ſogenannten Tagespolitik, der von einander abgeriſſenen concreten Erſcheinungen nicht. Um die ſcheinbare Bizarrerie der ſchwunghaften Veränderungen im bulgariſchen Leben zu verſtehen, iſt ein eindringendes Erforſchen der Grundlagen desſelben nothwendig: wir müſſen nicht nur die Meinungen und Abſichten dieſer oder jener Perſönlichkeit, mag ſie eine noch ſo hervorragende Stelle einnehmen, ſondern die Gedanken und Ziele des Volkes, reſpective der breiten Schichten, die überhaupt irgendwelche Gedanken haben, ſeine materiellen Intereſſen und geiſtigen Zuſtände kennen lernen. Nicht die wogende Oberfläche, ſondern die ſtill ſich bewegenden Tiefen müſſen wir beobachten.

Wir wollen nun in folgender Skizze ein Bild des wirklichen Lebens, der Triebkräfte der bulgariſchen Politik entwerfen. Der beſchränkte Raum zwingt uns, nur die allerwichtigſten Punkte zu berühren.

Die fünfhundertjährige Unterjochung des bulgariſchen Volkes unter türkiſche Herrſchaft hat ſehr wichtige Reſultate hervorgerufen. Die Türken verfolgten eigentlich nie die Sprache, die Sitten und die nationale Religion des unterjochten Volkes, ihre Herrſchaft hat nur ein Reſultat — ein ſehr wichtiges — gezeitigt: die perſönliche Unſicherheit. Eigenthum, Ehre und Leben jedes Chriſten waren in jedem Momente bedroht. Und da die Türken durch dieſe allgemeine Unſicherheit auch die ökonomiſche Entwicklung des Landes verhinderten, ſo haben ſie dadurch die Bildung von Theilungen, Gruppierungen und Claſſenbildungen innerhalb des bulgariſchen Volkes hintangehalten. In der Knechtſchaft [illegible] alle gleich; die gleichen ökonomiſchen Bedingungen [illegible] ebenfalls zur Homogenität des Volkes.

Dieſe beiden Umſtände haben nun das demokratiſche Gefühl, den Gleichheitsgedanken im Volke hervorgerufen und befeſtigt.

Dieſes Gleichheitsgefühl iſt auch noch jetzt im Bewuſstſein des bulgariſchen Volkes lebendig. Der Bulgare betrachtet jeden Menſchen, auf welcher ſocialen Stufe er auch ſein mag, als ſeinesgleichen. Man kann ihm durch Gewalt [illegible] abzwingen, aber als höheren aner[illegible] die zum Fürſten und ſogar die [illegible] Moral und allgemein [illegible] Völkern [illegible] iſt [illegible]

[illegible] hat noch andere Reſultate hinterlaſſen [illegible] gegeneinander. Der Bulgare iſt mißtrauiſch [illegible] einander in ſein Inneres ſchauen;

er wittert immer Gefahr und Verrath. Zweitens das Fehlen des Rechtsbewuſstſeins, — was wohl auch bei anderen Völkern, die von den Türken unterjocht waren, zu conſtatieren iſt. Dieſes Bewuſstſein fehlt dem Bulgaren in ſolchem Maße, daſs er gegen die ſchreiendſte Rechtloſigkeit nicht auf Abhilfe ſinnt; er betrachtet eben jede Vergewaltigung ſeiner Rechte als etwas ganz Natürliches. Ein charakteriſtiſcher Zug: nach allen Wahlen lieſt man in den officiöſen Zeitungen hunderte von Telegrammen an den Fürſten und an das Miniſterium, in denen der tiefſte Dank für die gewährte Wahlfreiheit ausgeſprochen wird. Dank für die Wahlfreiheit — welches Rechtsbewuſstſein! Noch von der türkiſchen Zeit her iſt das Volk an Willkür und Rechtloſigkeit ſo gewöhnt, daſs es auch jetzt noch nicht mit dem Gedanken vertraut iſt, im Beſitz von geheiligten Rechten zu ſein. Umſomehr, als dieſe Rechte nicht durch langdauernde harte Kämpfe erobert, ſondern von oben herab decretiert wurden. Und ſo ſteht es immer mit den geſchenkten, nicht erkämpften Rechten.

Dieſe drei Eigenſchaften — Gefühl der Gleichheit, Miſstrauen und Fehlen des Rechtsbewuſstſeins — ſind im Volke ſo eingewurzelt, daſs nur wenige Bulgaren ſich davon befreit haben. Es ſind eben durch die geſchichtliche Entwicklung geſchaffene Volkseigenſchaften.

Die Befreiung vom türkiſchen Joche hat nun die Entwicklung Bulgariens in neue Bahnen geworfen. Drei Erſcheinungen üben auf die weitere Entwicklung dieſes Landes einen mächtigen Einfluſs aus: die ökonomiſche Entwicklung, die Verbreitung der Volksbildung und die politiſchen Agitationen. Obwohl alle dieſe Urſachen noch bis jetzt zu keinen Claſſenbildungen geführt haben, ſo daſs hier keine Rede von ſcharfen Gegenſätzen zwiſchen Stadt und Land, Bürgerthum und Arbeitern ſein kann, haben ſie doch gewiſſe kleine Gruppen von der bis dahin compacten Maſſe abgeſondert.

Wir müſſen deshalb dieſe Gruppen beſonders charakteriſieren und wir fangen mit der zahlreichſten Gruppe an: mit dem Bauernthum. Die Bauern bilden mehr als 90 Procent der geſammten Bevölkerung. Und trotzdem üben ſie direct nur einen ſehr geringen Einfluſs auf die Staatsangelegenheiten aus. Man könnte ſagen, der Einfluſs ſteht im umgekehrten Verhältnis zur Zahl, was wohl, nebenbei bemerkt, auch für manchen weſteuropäiſchen Staat zutreffen mag. Und warum denn?

Die ökonomiſche Lage der bulgariſchen Bauern iſt eine verhältnismäßig gute, beſonders wenn man ihre ganz unbedeutenden Lebensbedürfniſſe in Betracht zieht. Jeder Bauer iſt Eigenthümer einer Scholle, die ihm ſeinen Lebensunterhalt vollauf ſichert. Der Grund und Boden iſt mit Ausnahme weniger Bezirke Nordbulgariens nur wenig verſchuldet. Die Concentration der Güter, wie das Landproletariat ſind hier faſt unbekannte Erſcheinungen. Großgrundbeſitz exiſtiert hier gar nicht. Dennoch klagt auch der hieſige Bauer über ſehr ſchlechte Zeiten: die ſeit 25 Jahren immer ſinkenden Getreidepreiſe ſind auch ihm ſchädlich. Aber zu Kriſen hat dieſer Umſtand noch nicht geführt. Wir haben alſo in Bulgarien in ökonomiſcher Hinſicht ein geſundes Bauernthum.

Was nun die intellectuelle Entwicklung der Bauern anbetrifft, ſo iſt ſie auf einer ſehr primitiven Stufe. Obwohl die Primarſchulbildung obligatoriſch iſt, ſind doch neun Zehntel aller Bauern Analphabeten. Die Bauern gewöhnen ſich ſehr langſam an den Schulzwang. Auch die die Primarſchule abſolvierenden Kinder bekommen einen ſehr beſchränkten Unterricht, erſtens weil die Lehrer eine ſehr mangelhafte Vorbildung beſitzen (jedenfalls hörte ich dieſe Klage von Wiener Lehrern), zweitens beſuchen die Kinder die Schule regelmäßig nur während der Wintermonate, denn im Sommer braucht jeder Bauer ſein Kind in der Wirtſchaft. Doch iſt in den letzten Jahren ein merklicher Fortſchritt in dieſer Beziehung zu bemerken, indem die Bauern ſelbſt anfangen den großen Nutzen der Schule einzuſehen. Zur Vollſtändigkeit muſs noch bemerkt werden, daſs die hieſige Geiſtlichkeit gar keine Rolle ſpielt: der Dorfpope iſt an den Werktagen ebenſo Bauer wie jeder andere Bauer. Clericalismus iſt in Bulgarien eine unbekannte Erſcheinung.

Dieſe kurzen Bemerkungen über den ökonomiſchen und geiſtigen Zuſtand des bulgariſchen Bauernthums erklären uns ſeine ganze Weltanſchauung, reſpective ſein Verhalten in politiſcher Beziehung. Der hieſige Bauer denkt vor allem, daſs die Politik im allgemeinen ihn gar nichts angeht, denn — meint er — ſie berührt keineswegs ſeine Intereſſen. Seine einzige Forderung, beſſer geſagt ſein einziger Wunſch, iſt die Steuerherabſetzung. Das iſt die einzige Frage, die ihn wirklich intereſſiert. Das iſt ſeine innere Politik.

Es gibt aber noch eine zweite Frage, die ihn in ſtete Aufregung zu verſetzen vermag: das Verhältnis zum „Djado Iwan", d. i. zu Ruſsland. Der bulgariſche Bauer iſt Ruſſophile, allerdings vielmehr in Oſtrumelien, dem eigentlichen Schauplatz der türkiſchen Greuel und des Krieges, als in Nordbulgarien, wo die [illegible] ruſſiſchen Steuereinnehmer noch in bitterem Angedenken ſtehen. Das Ruſſophilenthum iſt ſeine äußere Politik.

Es iſt intereſſant, die Urſachen dieſes [illegible] kennen zu lernen. Da iſt vor allem die einfache Thatſache der Befreiung von den Türken, das Hinopfern von Hunderttauſenden ruſſiſcher [illegible] Millionen Rubeln für die Befreiung Bulgariens [illegible]. Zweitens die Gemeinſamkeit der Religion. Es iſt klar, daſs bei einem Volke, für welches die Religion während ſehr langer Zeit der einzige Schutz und Troſt war, gerade dieſer Factor eine ſehr große Rolle ſpielen muſs. Ferner, wahrſcheinlich die mächtigſte Urſache, der rein materielle Factor: als die Ruſſen die Staatsgeſchäfte Bulgariens leiteten, war das Budget dreimal geringer als das jetzige, entſprechend waren die Steuern. Daſs dieſes geringe Budget genügen konnte nur bei Vernachläſſigung ſehr wichtiger cultureller Forderungen, wie Errichtung von Schulen, Spitälern, Verkehrswegen ꝛc., das verſteht eben der Bauer nicht. Und die raſch anwachſenden Ausgaben für das Militär gefallen dem Bauer ganz und gar nicht.

Das ſind die drei Haupturſachen des Ruſſophilenthums in Bulgarien. Stambuloff hat eben dieſes nicht begriffen, und deshalb hat er trotz aller Maßregeln das Ruſſophilenthum nicht nur nicht vernichtet, ſondern befeſtigt.

Nun muſs man ſich ja nicht vorſtellen, daſs die Bauern etwa Forderungen aufſtellen und ſie auskämpfen können. Sie haben noch, wie geſagt, die Gewohnheiten des blinden Gehorſams nicht verlernt. Weder die ökonomiſchen Zuſtände, noch die geiſtige Entwicklung befähigen ſie zu einer ſelbſtändigen Rolle.

Als in der jetzigen Sobranje der bulgariſche Miniſterpräſident auf die Beſchuldigung der Oppoſition, er hätte die Wahlen corrumpiert und beeinfluſst, geantwortet hat, jede Regierung übe durch die bloße Thatſache ihrer Exiſtenz einen gewaltigen Einfluſs auf die Maſſen, ſo hatte er nur eine pſychologiſch erklärliche und reelle Thatſache feſtgeſtellt. Wie oft hörten wir von den Bauern: „Steuern müſſen wir jeder Regierung zahlen, ſo iſt uns jede Regierung gleich lieb: wir ſind für jede exiſtierende Regierung." Nur dadurch erklärt ſich die Thatſache, daſs heute Stambuloff, morgen Stoiloff, übermorgen Zankoff die „treue" Kammermehrheit beſitzt; obwohl ſie ſcheinbar die entgegengeſetzteſten Programme vertreten, — allerdings eine Kleinigkeit hinzugefügt: der Betreffende muſs zugleich Miniſterpräſident ſein.

Thatſächlich üben 90 Procent der ganzen Bevölkerung gar keinen Einfluſs auf die Politik Bulgariens. Die Politik wird nur von der ſogenannten Intelligenz gemacht und theilweiſe vom Fürſten.

Gewerkvereinsthum und Lohnbewegung.

Obgleich in England ſchon in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hervorgetreten, ſo haben die Gewerkvereine des Vereinigten Königreiches doch in Deutſchland bis vor etwa einem Menſchenalter keinerlei Beachtung gefunden. Erſt als der eifrige Fortſchrittsmann Dr. Max Hirſch dieſer Seite des gewerblichen Lebens ſeine Theilnahme zuwandte und in dem Jahre 1868 die Hirſch-Duncker'ſchen Gewerkvereine ins Leben traten, wurde in Arbeiterkreiſen hie und da mehr über ſie bekannt. Zu ihrem nachmaligen feſtländiſchen Rufe aber ſind die britiſchen Trades Unions eigentlich erſt durch Lujo Brentano und ſeine Schule gekommen, der ſich ſeit 1873 um die Förderung der Kenntnis von ihrem Weſen und Wirken in Deutſchland große Verdienſte erworben hat, obgleich ſelbſt Großbritannien erſt 1894 eine wirkliche Geſchichte dieſer Bewegung bekommen hat.[1] Dieſes Eintreten von zünftigen Volkswirtſchaftern für die engliſche Gewerkvereinsbewegung ſteht in einem gewiſſen Gegenſatz zu der etwas älteren fortſchrittlichen Agitation dafür oder doch mindeſtens auf einem anderen Boden als dieſe. Denn es iſt eine der Folgen jener Flutwelle, welche die ſogenannte claſſiſche Nationalökonomie mit ihrer allzugroßen Abſtractionsfähigkeit eine kurze Zeit ernſtlich zu bedrohen ſchien und unter dem Namen Kathederſocialismus allbekannt iſt. Noch hat jene Strömung einige der bedeutendſten deutſchen Nationalökonomen zu feurigen Vertretern, aber unter den jüngeren Socialpolitikern verliert ſie dauernd an Geltung, ſeit durch das Eindringen des Darwinismus in die ſociale Anſchauungswelt dieſe ſocialmoraliſche Betrachtungsweiſe einen ſchweren Stoß erlitten hat, und das Recht der fundamentalen wirtſchaftlichen Mächte: Angebot und Nachfrage in der allgemeinen Anſchauung wieder mehr zur Herrſchaft kommt, wenn auch auf einem anderen Gebiete, dem Weltmarkte. Damit hat ſich denn auch ein Umſchwung in der Wertſchätzung des Gewerkvereinsthums im allgemeinen und des engliſchen im beſonderen vollzogen, — in England ſich etwa ſchon ſeit einem Jahrzehnt vorbereitend, in Deutſchland erſt in den letzten Jahren hervortretend.

Während man dem deutſchen Leſer noch mit vollem Bruſtton die Wege zeigte, auf denen ſich das engliſche Gewerkvereinsthum zum ſocialen [illegible] ausgeſtalten könne, war jenſeits des Canals ſchon ein nicht unbeträchtliches Maß von Miſstrauen gegen die Bewegung entſtanden, als ſich zeigte, daſs die Spitzenweberei von Nottingham ganz unvermuthet concurrenzunfähig wurde und der Socialismus in immer ſteigendem Maße von der Theorie nach dem [illegible] überzugehen begann, und ein genaueres Durchdenken der wirtſchaftlichen Zuſammenhänge, zu dem man bisher noch nicht gekommen war, bewies, daſs die Hebung der [illegible] Lebenshaltung der Arbeiter, die man bis dahin allein auf Rechnung der Gewerkvereine geſetzt hatte, [illegible] auf Förderung der Fortſchritte in der Technik zu

[1] [illegible]

Digitized by Google

ſetzen ſei, die immer höhere Anforderungen an die Arbeiter ſtellt und daher gezwungen iſt, Leute mit immer höherer Leiſtungsfähigkeit heranzuziehen, natürlich auch gegen entſprechend höhere Löhne, ja daſs eine ſolche Hebung der Lebenshaltung der Arbeiter ſich keineswegs auf alle ſieben Millionen erwachſener männlicher britiſcher Arbeiter erſtrecke, ſondern nur auf 1¾ Million, und daſs man von einer „Hebung" überhaupt nur im uneigentlichem Sinne ſprechen könne, da die „Gehobenen" gar nicht aus den früheren Arbeitern, ſondern zum allergrößten Theile aus dem kleinen Handwerkerſtande ſtammen. Es handelte ſich alſo mehr als um die Hebung vorhandener Fabrikarbeiter um den Eintritt einer leiſtungsfähigeren Menſchenclaſſe, nämlich des Handwerkerſtandes, in ihre Reihen. So kam man zu einer völligen Verwerfung der Theorie des gealterten, ſocialiſtiſch angehauchten Mill, daſs die Arbeiterorganiſation die Löhne überhaupt nennenswert beeinfluſſen könne, eines Dogmas, an das weite, wirtſchaftlich gebildete Kreiſe noch immer glauben. Dieſe Verwerfung hat ihren claſſiſchen Ausdruck in einer kleinen Schrift von Cree gefunden, die vorvoriges Jahr bereits die vierte Auflage erlebt hat und eben auch in deutſcher Ueberſetzung erſcheinen ſoll.*)

Einen der Hauptvorzüge des engliſchen Gewerkvereinsthums ſieht z. B. Brentano in der „Fortbildung des Arbeitsvertrages", wie das von ihm herausgegebene Buch über „Arbeitseinſtellungen und Fortbildung des Arbeitsvertrags" zeigt. Dieſe Fortbildung beſteht darin, daſs nicht mehr der Arbeiter mit dem Arbeitsgeber den Arbeitsvertrag ſchließt, ſondern daſs das die Vertreter der Organiſationen beider Theile an ihrer Stelle thun und „nach dem Stande des Marktes" die zu zahlenden Löhne vereinbaren. Während in England dieſes Syſtem weit verbreitet iſt, ſind in Deutſchland Anſätze dazu noch nicht zu beſonderer Bedeutung gekommen, außer vielleicht in der Organiſation der Principale und Gehilfen im deutſchen Buchdruckergewerbe. Ganz neuerdings mehren ſich aber die Zeichen, daſs auch das Feſtland dieſe Art des Arbeitsvertrages in weiterem Maße annimmt. So hat ſich Mitte Februar in Lübeck ein Arbeitgeberverband begründet mit dem Zwecke, Streitigkeiten zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer auf gütlichem Wege beizulegen und gegebenenfalls den etwa unberechtigten Forderungen der Arbeiter zu begegnen. In der Schweiz ſind dieſe Dinge ſchon in ein vorgerückteres Stadium getreten, und in dem Großen Rath von Baſelſtadt hat im Jänner ein Geſetzentwurf die erſte Leſung beſtanden, der auf Einführung eines Vermittlungsamtes ausgeht zur Schlichtung von Streitigkeiten zwiſchen Arbeitern und Arbeitgebern, die zu Arbeitseinſtellungen führen könnten oder ſchon geführt haben. Geſchichtlich haben ſich dieſe Verhältniſſe folgendermaßen entwickelt. Zunächſt organiſierten ſich die Arbeiter und veranlaſsten die Arbeitgeber durch die Drohung, ihnen durch Ausſtände große Verluſte zu bereiten, zu Lohnerhöhungen. Dann organiſierten ſich die Arbeitgeber, um dieſen Gewaltmaßregeln zu begegnen. Solange die Arbeitermaſſe geſchloſſen den einzelnen Arbeitgebern gegenüberſtand, ſo lange, kann man ſagen, konnte ſie wenigſtens für den Augenblick Erfolge erringen. Aber das war nicht auf Rechnung der Thatſache der Organiſation an ſich zu ſetzen, ſondern beruhte darauf, daſs die Arbeiter den Arbeitgebern in der Rückſichtsloſigkeit der Kampfweiſe voraus waren. Wenn ſich die Arbeitgeber organiſieren und den Arbeitern mit gleicher Münze heimzahlen, ſo iſt dieſer Vortheil wettgemacht. Wenn trotzdem behauptet wird, dieſe ſchabloniſierende Methode der Schließung des Arbeitsvertrages ſei den Arbeitern günſtiger, ſo iſt das ein Irrthum. Ganz im Gegentheil iſt ſie ihnen ſchädlich und verhindert direct das Aufſteigen begabter Elemente zur Lebenshaltung des kleinen Bürgerſtandes, und dies iſt doppelt bedeutſam in einer Zeit, wo die raſche Entwicklung der Maſchinentechnik dieſes Aufſteigen ſo außerordentlich begünſtigt. Urſprünglich haben wir viele einzelne Arbeitgeber, die Arbeiter ſuchen, und viele einzelne Arbeiter, die Arbeitsgelegenheit ſuchen, und nach dem Verhältnis zwiſchen dem Angebot von Arbeitern und der Nachfrage nach ihnen beſtimmt ſich der für die Arbeit gezahlte Preis oder der Lohn. Dabei bildet jede Leiſtungsſchicht unter den Arbeitern eine Angebot- und Nachfrage-Gruppe für ſich und hat alſo auch ihren beſonderen Lohn, die leiſtungsfähigere einen höheren als die weniger leiſtungsfähige, wie das noch heute in der Accordarbeit zum klaren Ausdruck kommt. Aber gerade dieſe Ungleichheit des Lohnes entſprechend der Ungleichheit der Leiſtung verabſcheut die am wenigſten leiſtungsfähige Menge. Mit welcher Leidenſchaft, zeigt z. B. der Fall von Wüſtegiersdorf, wo am 18. Jänner gegen zweihundert Weber der M. Kauffmann'ſchen Leinenfabrik in Tannhauſen die Arbeit niederlegten und neben einer Lohnerhöhung die Abſchaffung des Prämienſyſtems verlangten, nach welchem jeder Weber, der monatlich über dreißig Mark verdient, dreizehn Mark Prämie erhielt.

Kommt nun eine beſtimmte Induſtrie zur Blüte und breitet ihr Abſatzgebiet aus, wirft ſie alſo einen ſteigenden Gewinn ab, ſo zieht ſie ſofort weitere Unternehmer an, und die vorhandenen ſind auf Ausdehnung ihrer Fabriken bedacht. Dadurch entſteht eine größere Nachfrage nach Arbeitern und, um ſolche heranzuziehen, müſſen die Löhne erhöht werden, und zwar ſo lange, bis [illegible]

auf den Abſatz. Dieſe Lohnſteigerung iſt eine natürliche, denn ſie entſpringt dem veränderten Verhältnis der beiden preisbildenden Hauptfactoren: Angebot und Nachfrage, während eine künſtliche Lohnſteigerung, z. B. durch Einſchüchterung der Arbeitgeber durch einen Ausſtand, eine Steigerung des Lohnes über den Concurrenzwert der Arbeit hinaus bedeutet, durch ihr Hinaustreten aus der natürlichen Preisbildung eine durchaus ſocialiſtiſche Maßnahme iſt und die Blüte der betreffenden Induſtrie durch Vertheuerung der Producte unterbindet, ja die Induſtrie unter Umſtänden vernichtet, ſobald nämlich die Unternehmer aus Furcht vor einem augenblicklichen Verluſte thöricht und kurzſichtig genug ſind, nachzugeben, und ſich lieber einer Dauerzahlung unterwerfen, deren Betrag doch unter allen Umſtänden, wie groß auch der augenblickliche Verluſt geweſen wäre, denſelben ſchließlich rieſig überſteigen muſs. Dieſes Verhältnis iſt nicht einmal ungünſtig für die ſchlechteſten Arbeiter, da ein Product ja bekanntlich den Preis hat, den der am theuerſten auf den Markt gebrachte aber doch noch zur Deckung der vorhandenen Nachfrage nöthige Theil davon herzuſtellen koſtet. Mit dem Eintreten der Arbeiterorganiſation wird dieſer Arbeitsmarkt vernichtet, indem die große Menge von einzelnen Vertragsabſchlüſſen durch einen oder mehrere Maſſenabſchlüſſe erſetzt wird, deren Bedingungen durch Gewalt erzwungen werden. Tritt den Arbeitern dann eine Arbeitgeberorganiſation gegenüber, ſo iſt die Gewalt außer Spiel geſetzt, aber der Arbeitsmarkt bleibt vernichtet, und das Hinundherſchwanken des Züngleins an der Wage der Nachfrage nach Arbeit ſteht ſtill und weicht nur von Zeit zu Zeit einem jähen Ruck, der nicht zu ſelten mit einem Schlage Tauſende aufs Pflaſter wirft, oder was noch ſchlimmer iſt, Tüchtige und Untüchtige zu halben Tagesleiſtungen und Tageslöhnen verurtheilt. Bis jetzt haben die Gewerkvereine keines Landes den Grundſatz anzugeben vermocht, nach welchem nun, nachdem der Concurrenzwert der Arbeit als zu niedriger Lohn empfunden worden iſt, die Lohnhöhe beſtimmt werden ſoll. Cree ſagt ſehr treffend: „Die Gewerkvereine haben keinen Grundſatz, nach dem ſie die richtige Bezahlung der Arbeit feſtlegen könnten. Sie ſollte eben immer etwas höher ſein als ſie iſt. Iſt der Lohn vierzig Pfennig die Stunde, ſo ſollte er fünfzig ſein, und iſt er ſechzig, ſo ſollte er achtzig ſein. Eine Aufbeſſerung zu verlangen, wenn das Geſchäft nach ihrem Ermeſſen gut geht, und ſie wenn nöthig durch einen Strike zu erzwingen, iſt ihr einziger Grundſatz". Aber nehmen wir einmal an, es gäbe zwei Organiſationen von Arbeitgebern und Arbeitern, die den Lohn genau nach der „Geſchäftsconjunctur" oder der „Marktlage" feſtſetzten, was ja bekanntlich gar nichts bedeutet, ſolange nicht dogmatiſch feſtſteht, ein wie großer Procentſatz des Preiſes der Producte in jedem Induſtriezweige den Arbeitern gehört. (Trotzdem hat z. B. der Bochumer Delegiertentag der chriſtlichen Bergarbeitervereine Deutſchlands die Reſolution beſchloſſen: „Der Delegiertentag verlangt 1. eine ſtetige Steigerung der Löhne mit ſteigender Conjunctur und zwar bei dauernder, beſonders günſtiger Geſchäftslage auch eine augenblickliche merkliche Aufbeſſerung der Löhne." Nehmen wir einmal an, das ſei möglich, und mit dem Steigen der Geſchäftslage würde auch ein Steigen der Löhne beſchloſſen, ſo liegt auf der Hand, daſs die Arbeiter ſich damit ſelbſt den größten Schaden thun. Denn indem ſie in einer Zeit, wo das Geſchäft zu blühen beginnt, die Productionskoſten des Unternehmers ſteigern, ſo verhindern ſie eine weitere Blüte durch Ausdehnung des Abſatzgebietes und ſo weiter, die über kurz oder lang in einer Erweiterung der Anlagen oder in der Entſtehung neuer Concurrenzunternehmungen Ausdruck finden müſste, wodurch die Nachfrage nach Arbeitern und damit der Lohn auf natürlichem Wege ſteigen würde. So halten ſie die Nachfrage nach Arbeitskräften niedrig, während es doch ihr Lebensintereſſe iſt, ſie möglichſt hoch zu ſteigern. Allerdings gibt es noch immer Leute, die ſo thöricht ſind, von einem Gegenſatz zwiſchen den Intereſſen der Arbeiter und Unternehmer zu ſprechen; ja deren mangelhafte wirtſchaftliche Bildung es ihnen als Thorheit erſcheinen läſst, wenn man ihn beſtreitet und ſich auf das gemeinſame Intereſſe beider an dem Blühen und Gedeihen der Induſtrie beruft; die ſich einbilden, der Unternehmer behalte, was er nicht in dieſer oder jener Form für die Arbeiter zu verwenden braucht, in der eigenen Taſche, weil ſie nie etwas davon gehört haben, daſs ein höherer Gewinn in einem beſtimmten Induſtriezweige ſofort das unruhige Capital dahin zieht und ſomit die Arbeitsgelegenheit in ihm mehrt. Aber an derlei Beſchränktheiten iſt ja der Socialismus reich, und es iſt unmöglich, mit einer jeden ſolchen kurzſichtigen Behauptung abzurechnen. Genau denſelben Nachtheil, nur in viel höherem Grade, fügen ſich die Arbeiter durch einen Ausſtand zu, indem ſie den Unternehmer um große Summen ſchädigen, dadurch das Capital mindern, das in ihrer Induſtrie Anlage ſucht und ſomit die Nachfrage nach Arbeitskräften ſelbſt herabdrücken. Es iſt in Großbritannien eine bekannte Thatſache, daſs nach Beendigung eines Strikes häufig Gruppen von Arbeitern entweder gar nicht wieder angenommen werden konnten, [illegible] angenommen wurden, doch bald darnach entlaſſen werden [illegible] Ausſtand Aufträge verloren giengen, die häufig [illegible] und, [illegible] alle Zukunft dort zu [illegible] Induſtrie einen Theil ihrer Blüte [illegible] Englands, und wenn die deutſchen Arbeiter, [illegible] Agitatoren wie W. Reimann und Pfarrer

Digitized by Google

Naumann, dieſelbe Kurzſichtigkeit lernen wie die engliſchen, ſo werden dieſe Aufträge vermuthlich in nicht zu langer Zeit nach den Vereinigten Staaten wandern, deren Induſtrien heute ſchon Deutſchland ſtarke Concurrenz zu machen beginnen. Dadurch werden Hunderttauſende deutſcher Arbeiter brotlos werden und können dann der ausgewanderten Induſtrie über den Ocean nachziehen. Engliſchen Arbeiterkreiſen ſtehen dieſe Gedanken ſchon nicht mehr fern. Ein Nottinghamer Spitzenweber, mit dem T. S. Cree zuſammentraf, erzählte ihm, er habe jahrelang einen Wochenlohn von 7 Pfd. Sterl. bezogen. Als Cree ihm bedeutete, dieſe unſinnigen Löhne, die in der Leiſtung der Weber keinerlei Grund hatten, ſeien die Urſache geweſen, welche die Nottinghamer Fabrikanten ruiniert und die ganze Induſtrie nach Schottland getrieben habe, entgegnete der Weber ruhig: „Was thut das mir? Ich habe jahrelang meinen hohen Lohn bezogen, und dann bin ich eben auch mit nach Schottland gegangen.“ Gewiſs eine außerordentlich weitſichtige Lohnpolitik! Wenn die Vertreter der Lohntheorie der Gewerkvereine etwas zu lernen nöthig haben, dann iſt es ſicherlich vor allem die Wahrheit, daſs ein Steigen oder Fallen der Löhne durchaus nicht nothwendig zeitlich mit dem Eintreten oder Schwinden einer günſtigen Geſchäftsconjunctur zuſammenzufallen braucht, ja in der Regel ſogar nicht mit ihm zuſammenfallen wird, weil immer erſt einige Zeit vergeht, ehe ſich die günſtigen Verhältniſſe einer Induſtrie in einer vermehrten Nachfrage nach Arbeitskräften geltend machen und der Arbeitgeber bei ſchlechterem Geſchäftsgange immer erſt noch einige Zeit die Vollzahl Arbeiter behält, ehe er ſich entſchließt, einzelne zu entlaſſen. Die zweite Wahrheit, die die Gewerkvereine zu lernen ſehr nöthig hätten, iſt, daſs weder die Menge der vorhandenen Arbeitsgelegenheit eine feſt begrenzte iſt, über die man nach Belieben verfügen könnte, ſondern daſs ſie ſich mit dem Steigen der Preiſe der Induſtrieproducte in der Regel vermindert, noch die Menge der vorhandenen Arbeiter für eine Induſtrie eine feſte iſt, ſondern daſs ſie ſich mit dem Steigen der Löhne mehrt und mit ihrem Sinken fällt. Wie Cree ſagt: „Arbeiter ſterben, verlaſſen ihr Vaterland, ziehen aus der Stadt fort, geben aus allen möglichen Gründen die Arbeit auf, und andere nehmen ihre Plätze ein. Außerdem aber gibt es noch eine Anzahl Arbeiter — gleichſam eine Art von Saum an den Grenzen jeder Induſtrie — die in Verſuchung kommen, in dieſe Induſtrie einzutreten, wenn die Löhne hoch ſind, und ſich nach anderen Beſchäftigungen oder zum Nichtsthun wenden, wenn die Löhne niedrig ſind.“ Dazu kommt noch, daſs die leiſtungsfähigſten Arbeiter jeder Induſtrie bei den Unternehmern ſtärker geſucht ſind, als die minder Tüchtigen, während dieſe anderſeits leichter für die Anwendung künſtlicher Mittel zur Befeſtigung ihrer Stellung zu gewinnen ſind als jene. Welche Lohnunterſchiede aber durch die Unterſchiede in der perſönlichen Leiſtung bedingt ſind, das zeigen z. B. die Lohnverhältniſſe im weſtfäliſchen Kohlenrevier, wo der Taglohn, der zwiſchen 3 M. und 6 M. 50 Pf. ſchwankt, zeigt, daſs es Arbeiter mit etwa der doppelten Leiſtung gibt, die andere aufweiſen, und daſs die größere Leiſtung ſehr viel ſeltener iſt als die geringere. Erhalten doch 130.000 Arbeiter zwiſchen M. 3·— und M. 5·80, 114.000 Arbeiter zwiſchen M. 3·40 und 5·80, 69.000 Arbeiter zwiſchen M. 4·20 und M. 5·80 und einzelne beſonders Tüchtige bis M. 6·50 Taglohn.

Den Concurrenzwert der Arbeit vermögen die Gewerkvereine nicht zu beeinfluſſen. Ihre Wirkung beſteht vielmehr in einem Nivellieren der Löhne in doppelter Hinſicht. Einmal nähern ſie nämlich die Löhne der Tüchtigſten denen der Untüchtigſten, nehmen alſo den beſſeren Arbeitern etwas und geben es den ſchlechteren, und ſodann nähern ſie den Lohn der guten Zeiten etwas dem der ſchlechteren, führen alſo innerhalb der demſelben Arbeiter zu verſchiedenen Zeiten gezahlten verſchiedenen Löhne eine gewiſſe Ausgleichung herbei; denn wenn der Unternehmer in ſchlechten Zeiten gegen ſein Intereſſe die Vollzahl Arbeiter behalten ſoll, ſo muſs er dieſe Vollzahl naturgemäß, um auf ſeine Koſten zu kommen, in guten Zeiten etwas kurzer halten. Ob die erſtere Ausgleichung ein Glück iſt, mögen jene tüchtigſten Arbeiter entſcheiden, die durch das Nivellieren verlieren. Die zweite Ausgleichung aber iſt durch die natürlichen Concurrenzverhältniſſe in ſehr enge Grenzen eingeſchloſſen. Ganz zu ſchweigen von plötzlichen Preisſtürzen, wie ſie neue Erfindungen, die einen gangbaren Artikel verdrängen, alle Tage hervorrufen: ſchon in ſchlechten Zeiten, in denen der Handel ſtockt, vermögen die Gewerkvereine den bisher erhaltenen Lohn nicht zu halten. Entweder muſs er ſtark heruntergeſetzt werden, oder Tauſende müſſen ihre Arbeitsgelegenheit verlieren. Oft geſchieht auch beides. Auch die gewiſſe Stetigkeit der Löhne, die man gern als die Hauptwirkung der Gewerkvereine hinſtellt, gibt es alſo nur ſolange, als es die allgemeine Handelslage erlaubt. Statt des allmählichen Sinkens und allmählichen Steigens der Löhne von ehedem haben wir heute in Großbritannien ein plötzliches Steigen und Fallen von heute auf morgen, das einem geordneten Arbeiterhaushaltsplan keineswegs günſtig iſt. Denn das plötzliche Steigen des Einkommens verleitet nur allzuleicht zu unwirtſchaftlichem Umgehen mit dem Erworbenen. Das Steigen iſt in der Regel begleitet von einem Jubel über die Gewerkvereinsorganiſation und das Fallen von einem Strike, der den Unternehmern keineswegs immer ungelegen kommt, ſo daſs man heute ſchon ſagt, daſs gewiſſe Spinnereibeſitzer, wenn ſie ſehen, daſs ſie die Arbeit einſchränken müſſen, eine ſo ſtarke Lohnreduction vorſchlagen, daſs die Arbeiter ein paar Wochen ſtrike[n].

Dadurch neutraliſieren ſie nicht nur den Mangel an Aufträgen einerſeits, ſondern vermeiden auch noch das Odium der Arbeiterentlaſſung.

Als in der ſogenannten Gründerzeit in Deutſchland ſich der Unternehmergeiſt übermächtig regte und die dauernd ſteigende Nachfrage nach Arbeitskräften die Löhne auf unbekannte Höhen trieb, da ſchrieben die thörichten Arbeiter und ihre noch thörichteren Führer das auf ihre Strikes, und aus dem Glauben an die Macht der Vereinigung ſog ſich die Socialdemokratie ihre Stärke. Als dann ein jäher Krach erfolgte, giengen die Löhne nieder und mit ihnen der Glaube an die Allheilkraft der Arbeitervereinigung. Mit dem Wiederaufblühen des Gewerbes ſeit 1890 beginnt ein neues Steigen der Löhne und eine neue Periode des Glaubens an Arbeitervereinigungen, die ſeit 1895, wo ein Induſtrieaufſchwung in großem Maßſtabe einſetzte, in eine neue Blütezeit eingetreten zu ſein ſcheinen, nachdem von 1892—1894 ein neuer Tiefpunkt erreicht worden war. Wenn es noch eines Beweiſes bedürfte, daſs der Stand der Löhne von anderen Dingen abhängig iſt als von der Arbeiterorganiſation, ſo wäre er damit gegeben. Daran, daſs die Gewerkvereine das von ihnen erſtrebte Ziel nicht erreicht haben, mindeſtens durch geſetzliche Mittel nicht erreicht haben, kann kein Zweifel ſein. Ebenſowenig wie daran, daſs ſie ſich mit Unrecht Verdienſte zugeſchrieben haben, die ſie nicht beſitzen. Daraus folgt freilich noch nicht, daſs manche von ihnen nicht ſegensreiche Nebenwirkungen gehabt haben, an die urſprünglich niemand gedacht hat, die ſich aber hinterher als außerordentlich bedeutungsreich erweiſen. Ein Blick auf dieſe wäre ſchon noch der Mühe wert. Freilich braucht man, um ihn zu thun, nicht nach England zu gehen. Denn Deutſchland ſelbſt beſitzt eine Reihe Organiſationen, deren Leiſtungen alles ſchlagen, was in England bisher auf dieſem Felde erreicht worden iſt, freilich nicht in der Induſtrie, ſondern im Handel, in den kaufmänniſchen Vereinsorganiſationen, die für die Hebung ihres Standes ſeit Jahrzehnten unabläſſig thätig ſind, und zwar auf einem anderen Wege, nämlich durch Hebung der Leiſtung ſeiner Angehörigen durch eine treffliche fachmänniſche Ausbildung, die den deutſchen Kaufmann im Auslande zu einem weit gefürchteteren Concurrenten macht als den deutſchen Induſtriellen.

Glasgow. Dr. Alexander Tille.

Pſychiſcher Urſprung und ſociale Bedeutung der Religion.

Von Profeſſor Dr. Ludwig Stein (Bern).*)

(Schluſs.)

Die Divergenz zwiſchen Feuerbach und Descartes bezüglich des Urſprungs der Gottesvorſtellung ließe ſich folgendermaßen ausgleichen: Die unleugbar vorhandenen Anthropomorphien und Anthropopathien innerhalb der ausgebildeteren Religionsſyſteme, von denen Feuerbach ſeinen Ausgangspunkt genommen haben mag, ſtellen eben nicht, wie Feuerbach will, den Urſprung, ſondern im Gegentheil eine vergleichsweiſe ſpäte Entwicklungsform im Abſtrahierungsproceſs der religiöſen Gefühle dar, die ſich nach und nach in ein religiöſes Bewuſstſein umbilden. Descartes hat Feuerbach gegenüber darin Recht, daſs die letzte Cauſa des Gottesbegriffs nicht der Menſch, ſondern Gott ſelbſt iſt, ſofern man mit uns unter Gott die Summe aller überſinnlichen Kräfte verſteht, durch deren Zuſammenwirken nicht bloß unſer Daſein, ſondern auch unſer Soſein bedingt iſt. Nur iſt der ſo verſtandene Gott, den unſer Einheitsbedürfnis uns ebenſo zu denken nöthigt, wie wir etwa die vereinheitlichenden Abſtractionen Recht, Staat, Sprache, Sitte, Natur, Welt ꝛc. bilden müſſen, nicht die unmittelbare Veranlaſſung des ausgebildeten, inhaltlich gefüllten Gottesbegriffs, wie Descartes will, ſondern, pſychogenetiſch geſehen, nur die formale Bedingung zur Entſtehung der Furchtgefühle vor überſinnlichen Gewalten, eben damit aber zugleich auch mittelbare Urſache der primitiven Gottesvorſtellungen, weiterhin der ausgebildeten Gottesbegriffe. Hat alſo die von Feuerbach angewendete anthropologiſche Methode den über den Urſprung der Religionen ausgebreiteten Schleier an einer Stelle gelüftet, wo bereits ziemlich ausgebildete Religionsſyſteme vorhanden waren, hat ferner die von Descartes angewendete erkenntnistheoretiſche Methode das Problem zwar glücklich zurückverfolgt und formuliert, ohne aber bis zur Geneſis des Problems vorzudringen, zumal dieſe erkenntnistheoretiſche Methode bereits mit einem ausgebildeten, inhaltlich gefüllten Gottesbegriff operiert, ſo ſtellt die von uns befolgte pſychogenetiſche Methode einen Verſuch dar, dieſes Problem an ſeiner letzten Wurzel zu packen, indem wir die erſten Regungen religiöſer Gefühle belauſcht und in einer ſie bannenden, gemeinſamen Formel feſtgehalten haben. Und ſo beſtätigt und ergänzt denn unſere pſychologiſche Analyſe die von Descartes gegebene erkenntnistheoretiſche Analyſe des Gottesbegriffs. Nur iſt dieſer ſeinem Urſprung nach für uns kein angeborener Begriff wie bei Descartes, vielmehr nur ein durch das Wirken Gottes in uns hervorgerufener Affect, der ſich bei wachſender Bewuſstheit der Menſchen in religiöſe Gefühle umſetzt, zu immer deutlicheren Vorſtellungen abklärt, um im Laufe der Geſchichte

*) [illegible]

Digitized by Google

ſich allgemach zu religiös geoffenbarten und philoſophiſch geläuterten Gottesbegriffen zu verdichten.

Haben wir ſolchergeſtalt eine pſychogenetiſche Formel für den Urſprung aller Religionen gefunden, ſo erwächst uns noch die Aufgabe, das Weſen der Religion als ſociale Function zu definieren. Heißt Sociabilität Schmeidigung und Abſchleifung thieriſch ungezügelter Affecte zugunſten eines geordneten Zuſammenlebens von Menſchen, ſo leuchtet es ohneweiters ein, daſs die religiöſen Gefühle in allen ihren Schattierungen eines der mächtigſten, wenn nicht das mächtigſte Mittel im Sänftigungs- und Harmoniſierungsproceſs thieriſchen Trieblebens der Menſchen geweſen ſind. Treffend hat daher Leſſing die Religion nach dem Vorbild Auguſtins und anderer Kirchenväter „Erzieherin des Menſchengeſchlechts“ genannt. Mit der Bedeutſamkeit der ſocial-pädagogiſchen Rolle der Religion im Haushalte des Menſchengeſchlechtes kann ſich füglich keine der übrigen ſocialen Functionen meſſen. Denn alle übrigen ſocialen Functionen beziehen ſich vorwiegend auf die ſichtbaren, einer öffentlichen Controle unterliegenden menſchlichen Handlungen, während die Religionen und die aus dieſen entſpringenden moraliſchen Begriffe weſentlich und vorzüglich die geheimen Handlungen und Vergehungen der Menſchen zum Gegenſtande einer Reglementierung machen. Da nun ein friedliches, auf gegenſeitiges Vertrauen gegründetes Zuſammenleben und Zuſammenwirken von Menſchen nur dann, oder doch dann am beſten möglich iſt, wenn Gewalten errichtet oder erdichtet werden, welche nicht bloß die vergleichsweiſe ſelteneren öffentlichen Vergehungen, ſondern auch die ungleich häufigeren verborgeneren zu ahnden die Eignung beſitzen, ſo unterliegt es keinem Zweifel, daſs die Religion die Sociabilität unverhältnismäßig mehr gefördert und gefeſtigt hat, als die übrigen ſocialen Functionen.

Mit der Religion beginnt übrigens der Vergeiſtigungsproceſs der Sociabilität. Während die übrigen, bisher behandelten Functionen in erſter Linie die Regelung der körperlichen Beziehungen der Menſchen untereinander zum Gegenſtande hatten, beginnt die Religion erſt, geiſtige Fäden zwiſchen den pſychiſchen Intereſſen der Individuen zu ſpinnen. Gemeinſame Ahnenverehrung und daraus erwachſende mythologiſche Ueberlieferung ſchlingen unſichtbar zarte, ſeeliſche Bande um die zum gleichen Sagenkreis oder Opfercult ſich gruppierenden Individuen. Religiöſe Verbände bilden das typiſche Vorbild aller ſpäteren, auf pſychiſchen Motiven ſich aufbauenden Vereinigungen, als da ſind: politiſche und nationale Verbände, wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Genoſſenſchaften, berufliche, geſellige, wirtſchaftliche &c. Vereinigungen aller Art. Was der Staat ſpäter durch Blut und Eiſen gewaltſam zuſammenſchmieden ſollte: die nationale Solidarität der Individuen, das hatte die Religion ſchon längſt mit milderen und ſanfteren Mitteln erreicht in der religiöſen Solidarität. Das Gefühl der Solidarität iſt die Vorbedingung jeder höher gearteten Sociabilität. Was wir alſo den Religionen verdanken? Alles. Die von Lubbock ſo genannten religionsloſen Stämme ſind zugleich geſchichtslos und culturunfähig. Die Religionen haben gewiſſen Völkern den gleichen Dienſt geleiſtet, wie die Menſchen gewiſſen Thierarten: ſie haben ſie gebändigt, an die Scholle gefeſſelt, domeſticiert! Im Kampf gegen die helle [illegible] war die Religion die zuverläſſigſte Waffe, welche der Menſch im Ringen um ſeine geiſtige Exiſtenz ſich geſchmiedet hat.

An die Frage nach dem Urſprung und ſocialen Weſen der Religionen reiht ſich naturgemäß die nach der gemeinſamen Tendenz aller religiöſen Entwicklung. Wie wir in Recht und Sprache, in Geſellſchaft und Staat, in Eigenthum und Ehe eine beſtimmte Entwicklungsrichtung aufzudecken in der Lage waren, ſo werden wir auch in großen Zügen dem Gang der religiöſen Entwicklung zu folgen haben. Dabei wird man von uns keine vergleichende Analyſe der Religionsinhalte der Chineſen und Egypter, der Babylonier und Aſſyrer, der Inder und Perſer, der Griechen und Römer oder der drei monotheiſtiſchen Religionen erwarten. Haben wir es doch hier nirgends mit den Inhalten, ſondern immer nur mit den Formen der ſocialen Functionen zu thun. Und ſo ſcheren uns auch die zahlloſen dogmatiſchen Differenzen unter den einzelnen Religionen wenig an.

Schon ein flüchtiger Ueberblick über die Entfaltungsformen der tragenden Religionen der Erde belehrt uns darüber, daſs die religiöſen Gebilde ebenſo vom einfacheren zum complicierteren aufſteigen wie alle anderen uns bekannten ſocialen Gebilde. Von der Idolatrie, der gemeinſamen Verehrung von heiligen Steinen, Bäumen und Thieren, ſteigert ſich die Sublimierung der religiöſen Gefühle zur Verehrung der Naturkräfte, bedeutender Menſchen (Heroen) bis hinauf zur Abſtraction von Gottheiten, bezw. einer Gottheit. [illegible] [illegible] Magie und Zauberei, [illegible] Opfer und Gebet, bis [illegible] heiligen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

eines eigenen Prieſterſtandes aufgehoben und durch feſt formulierte ſocial-religiöſe Imperative erſetzt. Dem erſten Niederſchlag dieſer ſocial-religiöſen Reglementierung begegnen wir in den heiligen Büchern der acht tragenden Religionen.

Man könnte vielleicht dem Prieſterſtande im Ausbau der ſocialen Function der Religion etwa die gleiche Stelle zuweiſen wie dem Grammatiker in der Sprache, den Geſetzgebern im Recht, den Feldherren im Krieg oder den Fürſten und Beamten im Haushalte des Staates: die gemeinſame Aufgabe dieſer ſocialen Functionäre beſteht darin, daſs ſie an die Stelle der chaotiſch durcheinander fluthenden, unbeholfen particulariſtiſchen und eben dadurch willkürlichen Regelungen der Individuen generelle Imperative, weitausſchauende, umfaſſende Maßregeln ſetzen. In demſelben Maße, wie die Religionen abſtracter werden, verfeinern und generaliſieren ſich dieſe Regeln. Es entſteht ein eigener Religionsſtaat (Theokratie des Moſaismus), und im chriſtlichen Mittelalter bildet ſich die Idee eines „Gottesſtaates“, ſowie ein eigenes canoniſches Recht aus, als deſſen letzter Ausläufer noch die heute übliche Titulatur „Doctor juris utriusque“ prangt. Und ſo ſtellt ſich denn der Proceſs der religiöſen Evolution als ein aufſteigender Sieg der Geſetzlichkeit über Willkür, der Gleichheit über individuelle Ungebundenheit, der menſchlichen Gattung über die Species dar.

Die Unificierungstendenz, welche uns bereits bei den übrigen ſocialen Functionen entgegengetreten iſt, prägt ſich auch unverkennbar im Entwickelungsgang der Religionen aus. Wie hunderte von Stämmen, die ſich früher im wilden Kriege zerfleiſchten, durch die Unificierungstendenz der Staatengebilde heute zu einem gemeinſamen Nationalſtaat zuſammengewachſen ſind, ſo haben ſich die hunderte von Religionsformen um einige wenige (acht Religionstypen) im Weſentlichen kryſtalliſiert. Dem Gedanken eines Weltſtaats parallel erwacht im Buddhismus, Chriſtenthum und Islam der einer Weltreligion. Was das Imperium Romanum politiſch anſtrebt, das verſucht der Katholicismus religiös. Staaten wie Religionen ringen jetzt um die Weltherrſchaft, oder — was für uns gleichbedeutend iſt — um die Herrſchaft am ganzen Mittelmeerbecken. Im Chriſtenthum und Muhamedanismus, die ihre Kräfte in den Kreuzzügen meſſen, wird ebenſo ſehr um die politiſche wie um die religiöſe Weltherrſchaft gekämpft.

Seit dem endgiltigen Sieg der chriſtlichen Cultur über alle anderen älteren Culturen tritt die Unificierungstendenz der Religionen immer offener zutage. Wie die größeren Nationalſtaaten ſich in ihren politiſchen, culturellen und Handelsintereſſen zu internationalen Verbänden vereinigen und ſo allmählich ein internationales Recht ſchaffen, ſo thun ſich bei wichtigen Cultur- und Humanitätsfragen einzelne Religionen zu interconfeſſionellen Vereinbarungen zuſammen. Die Unionsverhandlungen zwiſchen den geſpaltenen chriſtlichen Kirchen z. B. werden immer aufs neue aufgenommen. Auch heute fehlt es an Idealiſten vom Schlage eines Leibniz nicht, welche eine Verſöhnung der Religionen nicht bloß erträumen, ſondern in abſehbarer Zeit erhoffen. Dem Gedanken einer Univerſalſprache, eines Univerſalrechts und eines Univerſalſtaats läuft parallel der einer Univerſalreligion.

Dieſem nivellierenden, alle Beſonderheiten abſtreifenden und alle religiöſen Monopole niederreißenden Zug nach religiöſer Gleichheit und Einheitlichkeit ſteht nun wieder das Individuum mit ſeinem ſehnſüchtigen Lechzen nach religiöſer Freiheit und Vereinzelung entgegen. Von den unzähligen Formen des Auslebens der religiöſen Individualität, welche bei unſerer heutigen pſychiſchen Differenziertheit ſo weit geht, daſs es kaum zwei gebildete Menſchen gibt, die mit den Begriffen „Gott“ und „Religion“ abſolut die gleichen Vorſtellungen verbänden, bis hin auf zu dem frechen atheiſtiſchen Wort: „Religion mag ja mit Seligkeit gleichbedeutend ſein; ich will aber nicht ſelig ſein, und auch das muſs mir in einem freien Staate geſtattet ſein“, zieht ſich eine endlos [illegible] Stufenleiter von religiöſer Verperſönlichung hin. Weder wird der Culturmenſch die religiöſe Gleichheit preisgeben, noch die religiöſe Freiheit opfern wollen. Und doch handelt es ſich hier um tiefgehende Gegenſätze. Während der univerſelle Zug der Religion offenbar fordert, daſs alle die anbetenden Menſchen einen und denſelben Gott anbeten, [illegible] ſich das [illegible] differenzierte Individuum [illegible] eigenen Gott auf ſeiner geiſtigen und moraliſchen [illegible] [illegible] an der Spitze der [illegible] Anarchie, welcher zu ſteuern die [illegible] der Cultur als Aufgabe über [illegible] Ueber[illegible] an die Stelle der früher [illegible] Willkür. Und ſo [illegible] Kampf des In[illegible] um die religiöſe Per[illegible] Religionsgleichheit und [illegible] religiös zu [illegible]

[illegible] unbedingten Unifi[illegible] als letzte, [illegible] [illegible] vermöge [illegible] Erkennt-

nis*) zum Eingott als dem Inbegriff aller überſinnlichen Kräfte und Geſetze vermittelſt der gleichen pſychiſchen Nöthigung gelangen, welche ſie zwingt, die Abſtracta Eigenthum, Recht, Moral, Kunſt, Wiſſenſchaft, Menſchheit, Natur, Welt, All u. ſ. w. bilden. Gott iſt mit Einem Worte für den denkgeübten Menſchen eine logiſche Denknothwendigkeit. Ohne uns nun in den uralten Streit zwiſchen Nominaliſten und Realiſten zu miſchen, den die Sophiſten und Cyniker wohl zuerſt vom Zaun gebrochen haben, ob nämlich dieſe oberſten Abſtracta, wie allgemeine Begriffe überhaupt, Realweſen oder bloße Namen — flatus vocis bei den mittelalterlichen Nominaliſten, „abkürzendes Verfahren des Denkens“ bei Mill — ſeien, müſſen wir doch die pſychologiſch-logiſchen Motive der gegenwärtig in der ganzen geſitteten Menſchheit unleugbar vorhandenen religiöſen Kriſe bloßzulegen ſuchen, wollen wir anders den Aufgaben unſerer pſychogenetiſchen Methode gerecht werden.

Mögen nämlich dieſe oberſten Abſtracta (mit Plato) real, ja die einzigen Realweſen, oder (mit dem Nominaliſten Roſcellin) bloße Erdichtungen und willkürliche Zuſammenfaſſungen des Menſchengeiſtes ſein, eine Thatſache bleibt unter allen Umſtänden beſtehen: je allgemeiner und abſtracter der Begriff iſt, deſto farbloſer, lebloſer und infolge deſſen gleichgiltiger wird er dem auf ſinnliche Anſchaulichkeit geſtellten Individuum — gleichviel, ob das Individuum die betreffenden Begriffe zu bilden ſich pſychiſch gezwungen ſieht oder nicht. Fühlen kann man nur für ein Weſen, das ſelbſt fühlt, das alſo Gefühle zu erwidern, wenigſtens die Fähigkeit beſitzt. Natur- oder Kunſtſchönheit bewundert man, aber man fühlt nichts für ſie, weil Fühlen, Anbeten, Sichanſchmiegen Reciprocität vorausſetzt und fordert. Deshalb war die Herrſchaft des entperſönlichten „Jehovah“ von ſo kurzer Dauer, wenn ſie überhaupt jemals und irgendwo ſtreng und ernſtlich durchgeführt, durchgedacht war. Gott muſste ſich immer wieder verperſönlichen, ſollte anders der Menſch „ſein Herz vor ihm ausgießen“ können. Philoniſche Logoslehre, Jeſus als Gottesſohn, die kabbaliſtiſchen Sephirot, myſtiſch-theoſophiſches „Schauen“ Gottes ſtellen ebenſoviele Verſuche dar, den grundmäßigen Widerſtreit zwiſchen den Forderungen der Logik, welche Gott immer wieder entperſönlicht, und denen des individuellen Gefühls, das ihn ebenſo unausbleiblich immer wieder verperſönlicht, zu ſchlichten. Der Kampf auf Leben und Tod, den Theologie und Philoſophie ſeit nahezu zwei Jahrtauſenden führen, iſt — ſociologiſch und pſychologiſch geſehen — nichts anderes, als das unausgeſetzte Ringen des logiſchen Denkens mit den menſchlichen Gefühlsfactoren.

Wer nun vermeint, der Verſtand habe in unſerem „erleuchteten Zeitalter“ endgiltig über das Gefühl geſiegt, die logiſche Kategorie ſei einmal und für immer Herrin des pſychiſchen Affects geworden, der überſchätzt die Macht der erſteren um ein ebenſo Beträchtliches, wie er die des letzteren unterſchätzt. Die „Religion“ bezw. deren reglementierender Niederſchlag im Ceremoniell — welchem im Recht das Geſetz, in der Moral das ethiſche Gebot, in der geſellſchaftlichen Sitte der Tact entſpricht — laſſen ſich ebenſowenig durch einen Areopag von Denkern einfach wegdecretieren wie das Recht, die Moral, die Wiſſenſchaft oder die Kunſt. Sie haben ihr eigenes, natürliches Wachsthum ſo gut wie alle übrigen ſocialen Functionen. Ihre Wurzeln liegen unausrottbar tief im dunklen, aller experimentellen Beobachtung ſpottenden Untergrunde des Gefühls, das den Menſchen immer aufs neue dazu treibt, ſich zum „Ueberſinnlichen“, „Unerforſchlichen“ („Unknowable“ Spencers) in Beziehung zu ſetzen und dieſen Beziehungen durch ein beſtimmtes Ceremoniell Ausdruck zu verleihen.

Wenn daher ſocialiſtiſche Utopiſten davon träumen und unter der Maske „Religion iſt Privatſache“ andeuten möchten, der ſocialiſtiſche Zukunftsſtaat werde ohne Religion auskommen, ſo iſt dieſer Traum ein thörichtes Irrgebilde. Irreligioſität iſt ebenſogut eine pſychiſche Anomalie wie moral insanity, abgeſtumpftes Rechtsgefühl oder abſoluter Mangel an Sinn für Kunſt und Wiſſenſchaft. Atheiſt zu ſein hätte nur derjenige das Recht, der uns die „Weltformel“ enthüllte und uns mit mathematiſcher Präciſion den Nachweis lieferte — nicht daſs, ſondern warum Geſetzmäßigkeit im Naturgeſchehen herrſcht. Bis zur Erbringung eines ſolchen zwingenden Beweiſes in bündiger, ſchlüſſiger, jeden Zweifel ausſchließender Form iſt auch dem vorausſetzungsloſeſten Philoſophen jeder Atheiſt ebenſo gläubiger Dogmatiker wie der ſtarrgläubige Theiſt.

Die ſociologiſche Frage kann daher, pſychogenetiſch betrachtet, nicht lauten, ob, ſondern nur, wie Religion in Zukunft möglich ſein werde. Der Zwieſpalt zwiſchen dem logiſchen Bedürfniſs, das einen entperſönlichten Eingott fordert, und dem pſychologiſchen, das ebenſo dringend eine Verperſönlichung des „Abſtractums“ heiſcht, drängt einer Löſung entgegen. In gleicher Weiſe fordert der Widerſtreit zwiſchen den religiöſen Intereſſen der menſchlichen Gattung und denen des Individuums — als Gott der Menſchheit beanſprucht das Individuum [illegible], als [illegible] unbedingte [illegible] — zu einer [illegible] Annahme dieſes [illegible] Problems heraus.

*) [illegible] ab.

Georg Herwegh und Robert Prutz.

Mit ungedruckten Briefen.

IV.

Die Nachricht von der Maßregelung Prutz' ergriff Herwegh tief. Wir danken dieſer Erregung eines ſeiner ſchönſten politiſchen Gedichte: „An die deutſche Jugend. (Bei Gelegenheit der Verbannung von Robert Prutz.)“ Die erſte und letzte Strophe ſeien hier mitgetheilt:

Ihr ſpottet unſer, ſtolze Würdenträger?
Baut nicht zuviel auf Euer Ahnenſchild!
Vielleicht noch einen Tag die wilden Jäger,
Vielleicht ſchon morgen das gejagte Wild!
Mit manchem Worte wollt' er Euch bedeuten,
Mit manchem Wort zu Frommen Euch und Nutz;
Ihr aber zwangt den Dichter, Sturm zu läuten —
Nimm, deutſche Jugend, nimm ſein Lied in Schutz!

Gleichwie die Lerche grüßt den erſten Funken,
Der aus dem Aug' des jungen Tages bricht:
So macht ein Strahl von Hoffnung ſchon mich trunken,
Ich brauch die Sonne der Erfüllung nicht.
Es muſs geſcheh'n, und darum wird's geſchehen!
Schriebſt Du nicht alſo, mein geliebter Prutz?
Kein Korn der Freiheit darf verloren gehen —
Nimm, deutſche Jugend, unſer Lied in Schutz!

Der Brief, mit dem Herwegh dem Freunde dies Gedicht ſandte, iſt nicht erhalten, wohl aber ein nächſter aus Mailand. Es iſt einer der pſychologiſch merkwürdigſten Briefe Herweghs und lautet:

25. Juli 1843.

Mein lieber theurer Freund!

Juſt heute, als wir recht zärtlich Eurer gedachten, und meine Frau eine ganze Schar chineſiſcher Zöpfe, die von rothröckigen Engländern abgetakelt werden und die Du dereinſt als Weſte auf Deinem dicken Leibe tragen ſollſt, für Dich erſtand, kam Dein längſt erſehnter Brief an. Gehe nach Italien, überſättige Dich an der vielgeprieſenen chriſtlichen Kunſt, an den gebratenen und geſchmorten Heiligen, reiſe vier Monate, ohne einen Menſchen zu finden, der Menſch wäre, hab' ein deutſches Herz, ſo ein recht dummes deutſches Herz, das im Golf von Neapel die deutſche Miſère doch nicht vergeſſen kann — dann erſt begreifſt Du, was ein Brief wie der Deinige einem Freunde ſein kann. Dies Paradies iſt doch eine Wüſte, und ich bin froh, daſs ich ſie verlaſſe. Nicht Flöhe, Wirtshäuſer und Vetturini vertreiben mich — da ſei Gott vor, ich bin kein Nicolai — aber was ſoll ich in einem Lande, wo ich nur die Todten ehren kann und die Lebenden verachten muſs, in einem Lande, das keine Geſchichte hat und keine mehr haben wird?

Auch die großen Todten fangen an, mich zu ennuyieren, da ich keine Beziehung derſelben zu den Lebenden entdecken kann. Der Genuſs iſt mir nachgerade läſtig und eine Art Arbeit geworden, die Arbeit wird mir wieder Genuſs ſein. Draußen in Deutſchland, Frankreich, England, wo ſich's regt, wo noch was geſchieht, wenn's auch kaum der Rede wert iſt, da iſt mein, da iſt Dein Poſten. Ich bin einmal deſertiert, ich will's nicht zum zweitenmale. Es iſt ſo bequem, in den blauen Himmel zu ſehen, oder zu disputieren, ob Raphael oder Michelangelo ein größerer Maler, ob der Dom von Florenz oder die Peterskirche imponanter; die Menſchheit dankt einem das ſchlecht. Die Hauptſache iſt, daſs wir etwas thun, nicht daſs wir das Dageweſene jahraus jahrein bereiſen und bewundern; neun Zehntheile der Reiſenden ſind auch geradezu Geſindel und die nichtsnutzigſten, indifferenteſten Kerls von der Welt. Probieren wir, was unſere Weltanſchauung ſchaffen kann, das wird die beſte und fortan einzige Verehrung ſein, die wir vergangener Größe zollen. Baſta.

Bei Euch geht's ſchlecht, wie immer, aber es geht doch und ſteht nicht. Brennen möcht' es überall, wenn nur erſt das Stroh trocken wäre. O, unſere Diplomaten und Politiker von Profeſſion werden ſich wundern: die Verwirrung fängt an größer und größer zu werden, und ich ſehe die [illegible] ſchon am Berge, wenn einſt ihre Maßregeln nichts mehr helfen wollen und man doch nach den [illegible] Principien wird greifen müſſen, um die Knoten zu löſen. So [illegible] das [illegible] zerhauen wird es [illegible] nicht.

In Zürich ſoll's wieder [illegible]; [illegible] machten die [illegible] auf [illegible]. Ich denke aber, es iſt in dieſem [illegible], und ſolang ich lebe, ſoll das [illegible] werden. Im Gegentheil, dieſer [illegible] zu einer Macht [illegible], die den Herren noch manche [illegible] machen mag. —

[illegible] geworden, [illegible] der bitterſten [illegible]. Er war ſtets mein beſter Freund, [illegible].

[illegible]

wiſſen, wie ein Mädchen eigentlich ausſieht, ſo machen ſie's nun auch mit der Freiheit. Armer Dingelſtedt — wär' ich bei ihm geblieben, es wär' doch anders gekommen. Ich habe unter Thränen ein Lied an ihn concipiert mit dem Motto: de mortuis nil nisi bene. — Wo ich hinziehe, weiß ich zur Stunde noch nicht. Meine Frau geht ſchon im fünften Monat ſchwanger, hoffentlich mit einem Löwen.

Nun haben mich die dummen Genfer Communiſten compromittiert, weil ich da und dort unverhohlen mein Einverſtändnis mit der demokratiſch-ſocialen Reform geäußert.

Sonderbar — auch das kann mich nicht verſtimmen, im Gegentheil, gerade weil es Pöbel iſt, bedarf es unſerer Theilnahme. Unſere miſerablen Inſtitutionen ſind Schuld, daſs es ſolchen Pöbel gibt, die mach' ich dafür verantwortlich, nicht die armen Menſchen, die mit unſeren Namen renommieren wollten.

Ja — wo ſoll ich hinziehen? Wo können wir zuſammen leben? Darüber denke nach! Mit Dir zuſammen, ich gäbe jetzt viel darum, und es ſollte ein fruchtbares Zuſammenleben werden.

Grüße Deine Frau, küſſe Deinen Hans und ſchreibe mir bald (unter Froebels Adreſſe). Aber bald — hörſt Du?

A propos! übermorgen reiſe ich von hier ab, über den Simplon nach Lauſanne, um mit meiner Schwägerin zuſammenzutreffen, und dann will ich möglichſt ſchnell nach Oſtende, um die Seebäder zu gebrauchen. Denn ich bin, ſozuſagen, ganz herunter; die Ruhe, die ich in Italien geſucht, habe ich nicht gefunden, denn ich bin mit Deutſchland aufgeſtanden und mit Deutſchland zu Bett gegangen. Sieh'! ſolche Eſel ſind wir. Aber wir wollen's bleiben und ſollten wir uns darüber zu Tod ärgern. Sage mir, wär' es nicht möglich, uns am Rhein, freilich nicht am preußiſchen Rhein, oder ſonſt wo zu ſehen? Auch darüber denke nach und berichte das Weitere!

Gehab' Dich wohl und bleib' mir gut!

Dein

Herwegh.

Mailand, 25. Julius, abends.

Der Hauptinhalt des Briefes bedarf keines Commentars. Zum Eingang bemerken wir, daſs es ſich um eine geſtickte Weſte handelte, die Frau Herwegh für Prutz anfertigte. Das Gedicht über Dingelſtedt trug, als Herwegh es vollendete, weder das beabſichtigte Motto, noch gieng es aus der brieflich von ihm angedeuteten Tonart. Im Gegentheil, es iſt voll bitterer Satire und ſchließt mit den Verſen:

Noch lebt ein Gott: Verdienſt zu lohnen,
Noch ſteht manch' edles Fürſtenhaus;
Gott theilt den Fürſten ihre Kronen:
Die Fürſten uns die Titel aus.
Gewiſs, gewiſs! ich find' es noch
Mein letztes Ziel auf dieſer Erden;
Wär's nur um Borgens Nekrolog: —
Ich muſs Geheimer Hofrath werden!

In ſpäteren Jahren fanden ſich übrigens Dingelſtedt und Herwegh doch wieder zuſammen und ſtanden in ungetrübtem Verkehr.

Ueber ein Thema, das der Brief ſtreift, das Verhältnis Herweghs zum Communismus und Socialismus, hat er kurz darauf auch eine öffentliche Erklärung abgegeben, die wir hier, da ſie völlig verſchollen, aber von großem ſachlichen und perſönlichen Intereſſe iſt, folgen laſſen.

Ich habe lange zugeſehen, ohne auf die kindiſchen Angriffe des Züricher Communiſten-Berichts eine Silbe zu erwidern, denn ich kannte die Entſtehung dieſer Schrift aus perſönlicher Rache unter Inſpiration eines armen politiſchen Schwindlers zu genau, um es nicht im höchſten Grade komiſch zu finden, ihm durch einen Proteſt irgend einer Art auch nur die geringſte Bedeutung beizulegen.

Weil ich aber höre, daſs der Baſtard, der eigentlich nur eine locale Miſſion hatte und in Zürich die Kindertrompete der Religionsgefahr blaſen ſollte, von hoher Hand als echtes Kind ſchweizeriſcher Staatsweisheit adoptiert worden iſt und im Lande draußen fürchterlichen Scandal erregt, ſo erachte ich ſelbſt als Communiſt für Pflicht, ihm hiermit ſeine armſelige Geburt ein wenig ins Gedächtnis zurückzurufen. Das Bürſchchen macht nur Lärm, verſteht aber von der Sache, über die er ſpricht, ſo wenig etwas, als die „Augsburger Allgemeine Zeitung", daher ich auch nicht für nöthig erachte, in die Sache ſelbſt und in einen Zuſammenhang mit ihr einzutreten oder gar ein politiſches Glaubensbekenntnis abzulegen, das mich ſpäter reuen würde, wie andere, wenn auch mit beſtem Gewiſſen, doch zur unrechten Zeit gethan, während die Leute, die mit dem Feuer geſpielt und einige Strohköpfe in Brand geſteckt haben, mit allen Hunden gehetzt werden, und ein Wort zu ihrer Vertheidigung eher am Platz wäre als eine Declamation gegen ſie, die von Weltklugheit umkleidet, aber wahrlich von keinem edlen Gefühl zeugt.

So will ich denn nur gegen eine Frage und gegen eine thatſächliche Confuſion, die aus dem Schweigen gezogen werden könnte, mich verwahren. [illegible]

der an ſeiner Pöbelhaftigkeit leider nicht die größte Schuld trägt, etwas lernen zu wollen, darum habe ich es mir immer zur größten Ehre gerechnet, von Zeit zu Zeit in den rohen unbeholfenen, aber unverdorbenen, kräftigen Kreiſen der unteren Volksclaſſen mich zu bewegen und den Grundriſs des künftigen Staatsgebäudes ſelbſt aus den Luftſchlöſſern, welche die Volkspoeſie ſich baut, herauszuahnen.

So bin ich auch mit dem Genfer Kreiſe in Berührung gekommen, habe mit den Leuten discutiert und ſelbſt zu Abend gegeſſen, ohne ihrem Verein anzugehören, noch ſelbſt von ihnen eingeladen zu werden demſelben beizutreten, da ich alle Bündnerei und Verſchwörungsweſen haſſe, nicht aus Feigheit oder Loyalität, ſondern aus einem tiefen, ſittlichen Grund, indem ich die Sache des Volks für zu groß halte, um in Coterien abgemacht zu werden und vor der Macht, die das Heft in Händen hat, unnütz zu compromittieren, indem ich ihr nicht einmal den Sieg wünſchte durch einen augenblicklichen Handſtreich, ſondern einzig den Sieg der Gleichheit, der ſich in dem wenigſtens theoretiſch durchzumachenden und zu überwindenden Communismus als die Gleichheit aller in der Sclaverei, nicht in der Freiheit vorhergegangener, gründlicher Reform des allgemeinen Bewuſstſeins manifeſtiert.

Ich lud alle ein, ſich auch ferner in gemeinſamer Unterhaltung ihre Ideen gegenſeitig klarzumachen, die Gebildeteren aber forderte ich auf, ihre Bedürfniſſe durch das Medium der Preſſe auszuſprechen, weil ich einfältig genug war, zu glauben, dem Staatsmann einen willkommenen Dienſt zu erweiſen, wenn er die wirkliche und wahrhafte Stimme des Volkes vernähme, weil ich einfältig genug war, zu glauben, ein Volk, das ſchweigt, ſomit denkt, ſei weniger gefährlich, als ein Volk, das ſchweigt und nicht denkt, ſomit heute oder morgen von der Brutalität der Begierde zu Exceſſen gegen die Civiliſation verleitet werden kann.

Dies iſt mein Verhältnis zu den Communiſten, dies wird es bleiben, und ich werde nicht aufhören, nach wie vor mit Herz und Geiſt mich an allem zu betheiligen, was als Quinteſſenz unſerer Debatten über die excluſiven Kreiſe der einzelnen politiſchen Parteien hinaus ins Bewuſstſein und Blut des Volkes gedrungen, ſomit wirklich fruchtbar und lebendig iſt.

Georg Herwegh.

Der „Züricher Communiſtenbericht" legte dar, von welchen Gefahren die Schweiz angeblich durch Bakunin, Herwegh und Genoſſen bedroht ſei. Mit dem „Bürſchchen" iſt der, bereits im erſten Aufſatz erwähnte, Rohmer gemeint.

Der nächſte Brief von Prutz, der erhalten iſt, iſt bereits aus Halle datiert, wo er den Verſuch unternahm, ſich als Docent niederzulaſſen, doch wollte die Polizei freilich zunächſt nicht einmal ſeinen Aufenthalt geſtatten. Der Brief lautet:

Halle, 26. Nov. 1843.

Lieber alter Herzensfreund!

Dies iſt der dritte Brief, den ich ſeit etlichen Monaten an Dich anfange; aber ein eigener Unſtern hat bisher immer die Abſendung meines Geſchreibſels verhindert. Zuerſt ſchrieb ich etwa in Mitte September, als die vortreffliche Chineſenweſte Deiner Frau mir zu Händen gekommen war. Aber ehe der Brief noch fertig, erkrankte meine Frau (die noch immer mit den Nachwehen der Entbindung zu kämpfen hat und gar nicht ins richtige Geleiſe kommen will) ſo heftig, daſs ich längere Zeit das Schlimmſte befürchten muſste. Möge Euer gutes Schickſal Euch nur vor dergleichen Torturen, auf welche die blinde Unvernunft des Zufalls einen ſpannt, in Gnaden bewahren! Wir unſerestheils haben dieſe unangenehmen Mixed-pickles von Krankheit, Verdrießlichkeiten und Unfällen aller Art ſeit Jahresfriſt gründlich durchkoſten müſſen.

So war der eine Brief liegen geblieben; zum nächſten war ich veranlaſst, als der Dr. Henle aus Zürich bei ſeiner Durchreiſe nach Berlin ſo freundlich war, mich in Jena zu beſuchen und ſich erbot, Briefe an Euch (die unſere Gedanken damals noch in Straßburg ſuchten) mitzunehmen. Aber auch das zerſchlug ſich — und nun endlich, da ich im Begriff bin, Ruge zum letzten Abſchied nach Leipzig entgegenzureiſen, treibt mich mein Gewiſſen doch, ihn nicht ohne ein Blättchen an Dich reiſen zu laſſen. Zwar was iſt ſo ein elendes Ding mit fünfzig oder ſechzig Zeilen gegen all das, was ich Dir zu ſagen hätte, ja was ich mich unendlich ſehne, um Deinet- wie um meinetwillen, Dir zu ſagen! Mit Deinem Entſchluſs, Paris zum bleibenden Wohnort zu wählen, ſind für mich viel angenehme perſönliche Hoffnungen theils zugrunde gegangen, theils wenigſtens in eine ſehr unbeſtimmte Ferne gerückt. Wir hatten uns ſo darauf gefreut und ſolch ein ſchönes Plänchen gemacht, Euch nächſten Sommer am Rhein zu beſuchen und unſere beiderſeitigen Häuſer miteinander bekannt zu machen! Zwar das ſind Privatrückſichten, noch dazu egoiſtiſche, und alſo wenn's nicht anders geht, mag ſie der Teufel holen! Aber ich kann nicht [illegible], was Du ſelbſt mir bei Deiner [illegible] ſchreibſt: nämlich, daſs Du [illegible] nicht haben los werden können und [illegible] hätteſt, daſs doch nur [illegible] in dem eigenen Volk und in ſeiner täglichen [illegible]

Digitized by Google

das war mir recht aus der Seele geſprochen und ich bitte Dich inſtändig, ſo philiſterhaft z. B. unſer Freund Ruge dieſe Ueberzeugung finden würde, dennoch an ihr feſtzuhalten. Ja, ich bin auch überzeugt, daſs Du, ohne Dir ſelbſt untreu zu werden, gar nicht anders kannſt — und da will es mir nun gar nicht in den Sinn, wenn die Leute hier erzählen, daſs Du Dich für die Dauer in Paris niederlaſſen willſt. Nicht wahr, das iſt ein bloſses dummes Gerede der Leute? Du ſiehſt Dir das Getreibe der (soi-disant) capitale du monde nur auf ein oder zwei Jahre an und kommſt dann zurück auf deutſche Erde, in deutſche Luft und ſollte die eine auch etwas hart und bröcklich, die andere auch etwas ſchwül und dumpfig ſein. Du biſt ja ein Poet! Laſs das den Philoſophen von Handwerk, daſs ſie ihr abſtractes Weſen auch bis zu der letzten Abſtraction von Vaterland, Volk und Sitte treiben: ein Poet muſs mit ſeinem Vaterlande, in ſeinem Vaterlande leben, lieben, leiden, auf die Feſtung geſteckt werden und ſich am Bart zupfen laſſen, wenn es ſein muſs, von öffentlichen und literariſchen Polizeiknechten, aber das Feld, das angeborene ſeines Vaterlandes, muſs er nicht räumen. Er läuft ſonſt Gefahr, daſs jenes geheimniſsvolle Band der Sympathie, das ſein innerſtes Fühlen und Denken, gleich der Nabelſchnur zwiſchen Mutter und Kind, mit dem Fühlen und Denken ſeiner Zeit und ſeines Volkes verbindet, dergeſtalt, daſs beide von einem Blute gleichſam und einem Athem leben — zerreißt und er aufhört, das zu ſein, wozu Gott, ſein Gott, der höchſte Gott der Geſchichte ihn beſtimmt hat: der tönende Mund, das brauſende Herz ſeines Volkes!

Alſo Summa: Du biſt in meinen Augen bloß einer, der nach Paris gereiſt, nicht einer, der nach Paris gezogen iſt: und ich ſehe mit Sehnſucht und Spannung Deinem nächſten Briefe, der mich in dieſer Meinung beſtärken ſoll, entgegen. Wie geht Dirs ſonſt? Wie lebſt Du? Was treibſt Du? Wo bleibt der 2. Band, die Epigramme, der Chenier? Euern journaliſtiſchen Projecten (über die ich zwar erſt heute durch Ruge etwas Authentiſches zu erfahren hoffe) wünſche ich alles glückliche Gedeihen. Von mir ſelbſt iſt nichts zu erzählen, mein Leben bewegt ſich einförmig, in engen Kreiſen und doch iſt es auch ſo gut. Ich habe den 3. Jahrgang vom literarhiſtoriſchen Taſchenbuch herausgegeben, bin eben dabei, den erſten Band einer Geſchichte des deutſchen Journalismus zu edieren, habe ein verruchtes Ding von politiſcher Komödie (die politiſche Wochenſtube benamſet) gemacht und laſſe ſoeben in Hamburg ein neues Drama (aus der Reformationsgeſchichte „Moriz von Sachſen“) aufführen. Alſo wenigſtens multa, wenn auch ſchwerlich multum. Und mit dieſer ſchulmeiſterlichen Reminiscenz für heute adieu! Meine Frau grüßt herzlichſt; wir haben im October, wie Dein Beſuch jährig war, Deiner unzähligemal gedacht — alter filius! Tempora mutantur! Aber ich muſs nun aufhören, ſonſt wächst mir ein leibhaftiger Zopf im Nacken. An Deine Frau lege ich ein Blättchen bei.

Dein alter

R. E. Prutz.

Ein ſehr feines und herzliches Schreiben, das Prutz an Frau Emma Herwegh beilegte, ſei in unſerem nächſten Aufſatz mitgetheilt. Für heute wollen wir nur darauf hinweiſen, wo die wichtigſte Bedeutung der in unſerem vorliegenden Artikel mitgetheilten Briefe von Herwegh und Prutz zu ſuchen iſt. Man hat die beiden immer wieder der „Vaterlandsloſigkeit“, des Mangels an Heimatliebe angeklagt. Wie es in Wahrheit damit ſtand, erweiſen dieſe Briefe.

(Ein letzter Artikel folgt.)

Jens Peter Jakobſen.

(Zum fünfzigſten Geburtstag.)

Wenn man ſchon gewiſſe Tage des einzelnen in ſeinem Kreiſe, der Großen in der Welt feiert, ſo wäre der fünfzigſte Geburtstag der wichtigſte eines männlichen Daſeins, jene Wende, wo ſich die ſtarke Glut des Körpers, mit ihr ſein Empfinden aus dem Zuſtande der heißeſten ſommerlichen, ſozuſagen ſinnlichen Reife und der vollen Sonne in den reineren, ſtillen, bedenkſamen Herbſt wendet und in einer feierlichen Abendröthe dem überſchauenden männlichen Verſtande vor dem begierigen Gefühlen Raum gibt; die frühere Zeit gehört der Blüte des Körpers, der durch ſeine Kraft den Geiſt lebhaft und ſchaffend macht, dieſes ſpätere Alter aber dient wieder mehr dem Geiſte, der nun den abwärts ſchreitenden Körper ſtützt und bei Macht hält.

Wir begehren heute Gehör für den Namen eines Frühverblichenen. Jakobſen erlebte dieſen Tag nicht. Er ſtarb mit ſieben unddreißig Jahren, alſo in einem Alter, das gerade die Thaten des geſetzten Mannes zeigen ſoll: aber mit einem gleichſam verſchüchterten Gang, mit einer zögernden, die Früchte der Tage ſchlürfenden Seele war er noch in ſeiner letzten Zeit ein Jüngling. Für ihn gab es keine Brücke zum Mannesalter, und als Jüngling ſtarb er. Wenn man ihn zeichnen will, wie man ihn aus ſeinen Schriften ſich vorſtellen muſs, gilt er wohl als die Erſcheinung eines „jungen Mannes“. Sein Weſen wird uns faſt zur Parabel, zum Gleichnis und Bild des Jünglings. In ſeinen Werken iſt die Jugend dieſes Jahrhunderts, wie im „Werther“ die des vorigen.

Am 7. April heuer wäre er fünfzig Jahre geworden. Nun erlebt er ſelbſt nicht dieſen Tag. Auch für ſeine Werke gilt dieſe Wende, wo ihre gleichſam körperliche, unmittelbare Wirkung der höheren, geiſtigen, faſt ſchon hiſtoriſchen weicht. Und war man früher voll eifernder Bewunderung, ſo kann man nun ruhiger dieſes Jünglingsleben und Schaffen bedenken und — man zieht ja allenthalben die Schluſsrechnung dieſes endenden Jahrhunderts — in die Geſchichte der Kunſt einſtellen, in einer hiſtoriſchen, gleichſam abendlich-kritiſchen, nicht jugendlich-poetiſchen Betrachtung. Aber der Schimmer dieſer Geſtalt iſt ſo unvergleichlich und der Sommertag ſeines Lebens ſo wundervoll, daſs die Worte über ihn immer wieder von Liebe überglänzt werden müſſen, und in die kühlſte Luft kritiſcher Betrachtung wird immer die Glut eines Purpurhimmels leuchten. Und mit feierlichen Allüren müſſen die Sätze ſchreiten, ſei es mit ein wenig franzöſiſch-archaiſtiſchem Prunk der Marie Grubbe oder mit lyriſch-tönender Begeiſterung, wenn ſie von Jakobſen reden, denn ſie richten den heutigen Jünglingen das Bildnis eines ſehr Geliebten auf. Freilich werden ihn Männer ruhiger, überlegter beurtheilen, in ſeiner Art kaum ein Centrum der Kunſt ſehen, unſeren Jahren aber iſt er ein unvergleichliches Ziel.

Sein Leben verlief in einer einfachen Linie, durch inneren Reichthum, nicht durch ein abenteuerliches Schickſal bedeutend.*)

Er wurde am 7. April 1847 in einer kleinen, däniſchen Provinzſtadt geboren, ſtudierte in Kopenhagen Naturwiſſenſchaften, wird von ſeinen Freunden als ſtiller, verſchloſſener, ja äußerlich unbedeutender Mann geſchildert, ſchließt ſich der freigeiſtigen Richtung unter den Studenten an, überſetzt die Werke Darwins, ſchreibt eine preisgekrönte, botaniſche Arbeit nach deſſen Methode, taucht plötzlich als Dichter auf, erkrankt an einem Bruſtleiden, wegen deſſen er Italien aufſucht, kehrt in die Heimat zurück, vollendet unter dem ſchwerſten Leiden ſeine zwei großen Werke und ſtirbt 1884 in einer kleinen Studentenwohnung in Kopenhagen. Dies iſt die einfache Linie ſeines Lebens.

Wir ſehen ihn in einer typiſchen Entwicklung, vielen ausgezeichneten Dichtern gleich, faſt heimlich, in einer geradezu angſtvollen Verſchloſſenheit zu dichteriſchen Kräften kommen, und von den thörichten Knabenverſuchen (man wird bei Brandes die ergötzlichen Details darüber leſen, die Sk r a m, der bekannte Kritiker, erzählte) zu „Mogens“ ſcheint ein jäher Sprung. Dieſe Novelle, die durch gar nichts in ſeinem ſpäteren Schaffen übertroffen wird, — alles hält ſich auf gleicher Stufe, in gleicher Art —, iſt ſein geltender Erſtling. Er ſcheint ohne Lehrer, ohne Nachahmung bloß ſich gehorchend; die eigene Seele iſt ihm das Maß aller Dinge. Was Emerſon „Self-reliance“ nennt, kommt dieſem Jüngling im höchſten Maß zu, ſo wird er in keinem, alle künftigen in ihm beſtimmt, und er, der das eigenſte, ſingulärſte mit den unerhörteſten Worten zu ſagen ſchien, ſagt den Späteren das Gefühl und Weſen ſeiner Zeit.

Erotiſchen Verkehr ſcheint dieſer glühende Menſch nie gehabt zu haben, ſo daſs er wieder dieſer innerlichen, ſtummen, heißen, aber vor dem Leben feigen oder vornehmen Naturen ein Typus iſt, denen bei einer Askeſe des Körpers die Seele und Organe aufs höchſte verfeinert und ausgebildet werden, ſo daſs jeder Sinn erotiſch lebt und ihr ganzer Körper ein genießendes Auge wird.

Jakobſen wurzelt in der Romantik. Die Gegenwart ſieht jetzt im Norden, in den drei Reichen eine claſſiſche Zeit, und ein unerhörter Glanz der Kunſt geht von dort aus. Es iſt ein moderner Claſſicismus, eigenartig genug, in ſeinem Land, in Sprache und Heimat gegründet und doch von dem Geiſte des übrigen Europa belehrt und befruchtet. Eine Romantik, die in die Moderne herüberſchattiert, ſcheint das Weſen dieſer Kunſt auszumachen, ſo tönt auch die Weiſe des Jakobſen in einem ſeltſamen Zweiklang. In ihm vibriert eine heimatliche, hiſtoriſche, eine wiſſenſchaftlich moderne Saite. Plötzlich ſteht ſein Schaffen, ohne ſichtbare Entwicklung ins Leben ein mit dieſen beiden, verſchwiſterten Zügen. Nur ein paar kleine Sachen verrathen einen ſtrengeren, gereinigten Zug, deuten einen künftigen Uebergang an, den er nicht erlebte, etwa „Frau Fönß“ den modernen, „die Peſt zu Bergamo“ den hiſtoriſchen. Was ihn auch oft romantiſch erſcheinen läſst, iſt ſeine pittoreske Subjectivität, die entlegene Menſchen, die Welt überhaupt, höchſt ſouverän erklärt. Die Schwäche dieſer willkürlichen Art liegt ebenſo auf der Hand, wie ihr Reiz, ſie macht den Stil ſeiner Bücher aus, indem die Erſcheinungen alle auf die Seele des Künſtlers geſtimmt ſind. So wird Vergangenes gegenwärtig, heutiges märchenhaft; Marie Grubbe wird höchſt modern, „Mogens“ wunderlich phantaſtiſch. Und dann iſt in dieſen nordiſchen Ländern die Romantik ein Kind der Natur und des Lebens, bei uns war ſie immer ein Erzeugnis der Kunſt und Sehnſucht, ſei es einem gelehrten Zuge, oder einer äſthetiſchen Weltanſchauung entſprechend, oder in ihrem heutigen Verlauf das Product einer Zeitfeindſchaft. Dort aber iſt ſie aus dem Boden gewachſen und allen im Blute. Eine ungemein farbige, heroiſche Vergangenheit, die Heldenſagen und Götterſmythen, die Zeit der Wikinger, der Farbenrauſch der erſten Könige ſtrahlen über eine leere, nebelgraue, ereignisarme, ſtreitſüchtige Zeit in eine Gegenwart herüber, die von ge

*) [illegible]

ringem, politiſchen Intereſſe die Aufmerkſamkeit der beſten Männer auf die Kunſt concentriert. Dazu kommt noch die Abenteuerlichkeit einer wilden, ſtimmungsreichen, wechſelnden Natur, deren Schauſpiele ans Wunderbare grenzen und in den Bewohnern dieſe bebenden Seelen erziehen, die das ganze Leben als ein überaus farbenflimmerndes, zärtliches Naturgebilde betrachten.

Die Tradition iſt dort wie vom Meer eingeſchloſſen, das Volk den nüchternen Einflüſſen des Weltverkehrs faſt ganz entzogen und ſeine Sprache noch ebenſo ſcharf, abenteuerlich, klangreich und farbig, wie die erhaltenen Sitten der Menſchen. Nichts iſt durch Zeit und Umgang ausgewaſchen und ausgeſchliſſen, vielmehr durch dieſe Einſamkeit die Sinne geſchärft, nach innen gewandt und den Formen des Lebens eine Eigenart gewahrt, die vielleicht nur uns ſo romantiſch vorkommt. In allen iſt noch ein Stück Wiking oder fahrenden Sängers, oder Strandfiſchers, etwas vom Blute der abenteuerlichen Edelherren, oder der harten Bauern und Jäger. Darum iſt das hiſtoriſch-romantiſche vom lyriſch- und ſubjectiv-romantiſchen bei Jakobſen ſo ſchwer zu ſcheiden. Er beginnt mit Verſen, in alter Tradition, nicht ohne daſs ſeine eigene Art durchſchlägt.*)

Das erſte ſind Gedichte: die Gurrelieder.

Sie behandeln die alte, däniſche Sage vom König Waldemar, der ein Mädchen Tove lille auf der Burg von Gurre liebte. Der Eiferſucht ſeiner Gemahlin fiel das junge Geſchöpf zum Opfer. Dieſe Lieder ſind ein Cyclus von Romanzen, die im Wechſelgeſange tönen. Aus manchen Verſen ſchlägt eine volksthümliche Kraft und Einfachheit; ſo dieſe Stelle, Waldemar zu Tove:

„Es iſt ſo ſtill in mir,
So ſeltſam ſtille.
Auf der Lippe weilt brückeſchlagend das Wort,
Doch ſinkt es wieder zur Ruh',
Denn mir iſt's, als ſchlüg' in meiner Bruſt
Deines Herzens Schlag,
Und als hobe mein Athemzug
Tove, deinen Buſen.
Und unſ're Gedanken ſeh' ich
Entſteh'n und zuſammengleiten,
Wie Wolken, die ſich begegnen,
Und vereint wiegen ſie ſich in wechſelnden Formen.
Und meine Seele iſt ſtill.
Ich ſeh' in dein Aug' und ſchweige,
Du wunderliche Tove" ....

Andere Gedichte ſpielen wieder heiter ins Fröhliche hinüber mit einem volksthümlich naiven Ton, ſo das entzückende: „Irmelin Roſe", oder das „Genrebild", eine romantiſche Stimmung, verwandt mit der, aus welcher die Studie geblüht: „Hier ſollten Roſen ſteh'n." Der Reiz dieſer volksthümlichen Verſe beſteht in der altklingen, ein ganz kleines bischen geſuchten Weiſe, wie eine ſchöne Vergangenheit mit einer ſinnenden Gegenwart verbunden wird. Der Page, der kritiſch ein Minnelied bedenkt, und ſein vergebliches Suchen nach dem letzten Reim:

„Sah und grüßte
Sich mit Sternen, ſich mit Roſen,
Fand ſich, ach, kein Reim auf Roſen,
Setzte verzweifelt ſein Horn an den Mund,
Griff an ſeine Wehre,
Rief's über Berg und Thal im Rund
Seiner Frauen Ehre."

Die übrigen Gedichte ſind von tiefen Gedanken betrachtet, die der Sprache eine dunkle, ſchwerblütige Pracht geben, Landſchaftsſtimmungen, Entwickeln bei Betrachtung einer Studie des Michelangelo oder einer griechiſchen Säule oder bei ſehnſüchtigen Gedanken an den Sinn der Liebe.

*) Schluſs folgt.

Otto Stoeſsl.

Das Wiener Placat.

Wieder beſchämt uns das Ausland, und man möchte meinen, daſs uns doch einmal darüber die Schamröthe ins Geſicht ſtiege und wir uns ſtreckten, uns endlich „umnehmen", wie Hjalmar Ekdal ſagt. Aber ich glaube, auch hier redet die Wahrheit nicht; in ſolchen Fragen, in den kunſt [illegible] Wiener Kunſt [illegible] das [illegible] Und [illegible] Wiener Kunſt [illegible] die letzte Ausſtellung bewieſen. [illegible]

[illegible]

der Wände fröhlich, ja verzückt hinſchlendern, weil es ſo vielen Jubel von Farben und Leben noch gibt, das da bittet, bettelt, jauchzt und ruft, und da kann es ſein, daſs man vergiſst, den letzten Kreuzer in der Taſche und den Tod im Rücken zu haben. Mit dieſem Leben kommt die Luſt zu leben.

Aber da fällt es uns ſchwer an wie ein grauer, düſterer Tag: Das haben wir nicht, das iſt eine Ausſtellung Fremder, wir müſſen darauf verzichten. Es iſt doch ſonderbar, daſs in Wien kein künſtleriſches Placat entſtehen kann! Sonderbar, weil doch alles bei uns nach Farben und Decorationen ruft, nicht umſonſt haben wir Makart gehabt. Zum Illuminieren, zu Feſtzügen und Mummenſchanz ſind wir immer noch zu haben geweſen, ängſtlich ſind wir darauf bedacht, das Maleriſche unſerer Stadt zu wahren, einen bunten Wechſel zwiſchen Kunſt und Natur herzuſtellen und auch in der Architectur nicht einſeitig zu bleiben, die Farben der Gärten ſticken wir zwiſchen das adelige Steingrau, aber das, was eine Straße ſo ſehr beleben kann, ein künſtleriſches Placat haben wir nicht. Und wenn wir ſchon ſo ein decoratives Talent haben, warum gerade in dieſem einen nicht?

Ich weiß wohl, Illuminieren, Feſtzüge und Mummenſchanz, das liegt in unſerem Blut; ein Placat zu zeichnen, da müſste ſich einer ſchon dazu zwingen, denn es iſt immerhin eine Arbeit. Aber in unſerem Blut liegt doch auch der Drang, die Aeußerlichkeiten, die man für ſeine Wallungen beanſprucht, vor ſich zu haben, ſich dieſe zu ſchaffen. Wir ſind nicht gar ſo faul, das iſt nicht wahr, wir müſſen einfach zu unſerer Arbeit ein bischen Muſik haben, ſonſt werden wir leicht verzagt. Nun liegt aber gerade in den Placaten etwas unſerem Weſen Verwandtes, nach dem wir ſchon verlangen konnten. Das Placat iſt eine Augenblickskunſt und auch unſer Leben geht bis jetzt unbekümmert auf den Augenblick; das Placat iſt ein luſtiges, leichtes Schweben in der Kunſt, das verlangt auch unſer Leben, wie beide nach Farbe und Decoration verlangen; man ſehe ſich nur die verſchnörkelte Höflichkeit unſeres Volkes an, ſein buntes Coſtüm. Aber auch die, die aus alten Culturen herkommen, könnten vielleicht für ihre differenzierten Stimmungen einen gleichwertigen Ausdruck in wieneriſchen Placaten erkennen, wie anders würde ſie das Leben in ſolch ſichtbaren Zeichen grüßen, in denen ja gewiſs ein ſüßer Geruch nach Oeſterreich zu verſpüren wäre. Hier könnten die ganz gewöhnlichen Dinge anders erſcheinen und verlocken, hier könnte ſich all unſere angeborene Anmuth und Wärme zeigen, indem die Kunſt ſolchem Proſaiſchen in ihrer Erlöſung beikäme. Und wir ſchauen doch ſo gern, an allen Ecken und Enden bleiben wir ſtehen und ſchauen, und trotzdem haben wir keine Placate, die uns entſprächen.

Und ſo kann es uns dann reizen, ein wenig nach den Gründen zu forſchen, wie bei manchen günſtigen Vorausſetzungen unſere Stadt eines ſolchen Schmuckes entbehren muſs, der bei aller Nützlichkeit auch erfreulich iſt. Ich glaube nicht, daſs die Wiener ſo indolent ſind, zu verkennen, wie ſehr ein ſolcher Schmuck in den Rahmen ihrer Stadt paſſen, ſich den anderen Schönheiten anſchließen würde; es iſt wirklich ſo, als ob ein Stein aus ihrer Krone fehlte.

Es iſt wahr, den Placatierungsanſtalten ſteht kaum ein Künſtler zur Verfügung, der ein wahres Placat geben kann, damit iſt aber nicht geſagt, daſs wir keine Künſtler hätten, die es könnten. Die Placate, die aus dieſen Anſtalten kommen, ſind freilich alle verfehlt, beſtenfalls ſind es Zeichnungen, die ein bischen coloriert ſind. Sie haben keine Fernwirkung, nicht jene unmittelbare Wirkung des Gegenſtandes, bei der das Verlangen nach ihm in uns entſteht. Man wird nie aufmerkſam, man weiß nie, was das Placat will. Ich glaube, bei einem Chéret braucht einer nie den Text zu leſen, es ſei denn, er braucht die Adreſſe.

Bei uns iſt eine merkwürdige Methode gang und gäbe. Man hat da ſchon jahrelang für verſchiedene Branchen beliebige Schablonenplacate. Der Beſteller ſucht ſich aus, was er ungefähr für ſeine Zwecke brauchen könnte und damit iſt es gut, wenn auch dasſelbe Placat ſchon einmal da war oder gar nicht organiſch mit dem Gegenſtand verwachſen iſt. Darüber würden die Pariſer Placatzeichner wohl lachen, denn das Hauptgeheimnis ihrer Placate beſteht doch darin, ganz innig mit dem Gegenſtand zu wirken, ihn [illegible] näher an den [illegible] [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

ſtellungen allein wird nichts geſchaffen, jedes richtige Leben verlangt beſſer eine Vorausſetzung, auch das der Kunſt.

An die „große Kunſt" ſcheint man thatſächlich mit Maßen treten zu wollen, ohne die Einheiten dazu zu kennen, aus denen ſie ſich zuſammenſetzt. Dinge, die gerade die Einheit dazu bilden, werden überſehen, miſsachtet wegen des Wortes „groß". Ja, was iſt denn der Kunſt eigentlich groß und klein? Das ſcheint denn doch mehr ein Affectwert zu ſein, und thatſächlich ſcheinen ſo gewiſſe Dinge phariſäiſch ausgeſchloſſen zu ſein, — das Placat iſt ja doch nur ein Papierfetzen — ſie ſcheinen der Kunſt nicht würdig zu ſein; alle fürchten ſich vor den bloßen évènements. Man ſieht dies ja auch in der Literatur, niemand möchte eine „gewöhnliche" Novelle ſchreiben, man bethätigt die Kunſt nicht. Aber gerade von unten auf muſs der Anfang gemacht werden, gerade das Verachten des Gewöhnlichen rächt ſich. Mit einem Schlage macht ſich keine Kunſt, die macht ſich nur aus einer anwachſenden Cultur. Ein Genie kann ja für ſich eine große Kunſt bringen, aber noch lange keine Cultur, dagegen ſchafft dieſe wohl Genies, in dieſem Sinne iſt die Milieutheorie ſtichhaltig. Es gibt keinen Künſtler, der über der Zeit ſteht, wenn er auch darüber hinaus wirkt.

Wir haben Große wie Böcklin oder Klinger, bei denen jeder gern das Wort Renaiſſance in den Mund nimmt, aber man überſieht das eine: „Ein Culturbringer iſt noch keine Cultur". Ein ganz hiſtoriſches Beiſpiel: Giotto. Auch er war mit einem Schlag allen anderen voraus, auch er hatte das meiſte überwunden, trotzdem brauchte die Renaiſſance noch eine ſchöne Zeit, bis ſie kam. Sie entwickelte ſich erſt, als die rudimentäre Cultur dazu von allen vollkommen überwunden war. Und was für Dingen wandten ſich die Menſchen damals zu! Sie kannten keine große und kleine Kunſt, es war ihnen alles für ihre Bethätigung willkommen. Da ſchreibt Johann Neudörffer über Auguſtin Hirsvogel in ſeinen „Nachrichten von Nurnberger Künſtlern und Werkleuten aus dem Jahr 1547": „Ich weiß fürwahr dieſes Auguſtin Kunſt und Verſtand nicht alles anzuzeigen, denn nachdem er ein Glasmaler, war er dem Vater und Bruder in der Kunſt überlegen, dann er eine ſonderliche Tuichierung im Glasmalen erfand. Im Reißen war er gewaltig, im Glasbrennen erfand er ſonderlichen Vortheil. Der Muſik war er verſtändig, im Gamolieren war ſeiner Zeit keiner uber ihm. Er überkam aber andere Gedanken, ließ ſolches alles fahren, machte eine Kompagnie mit einem Hafner, der zog gen Venedig, ward hier ehelich und ein Burger, muſste darinnen das Handwerk und das Schmelzen von neuem lernen, kam wieder hieher, brachte viel Kunſt in Hafnerwerk mit ſich, machte alſo welſche Oefen, Krüge und Bilder auf antiquitetiſche Art, als wären ſie von Metall goſſen, ſolches ließ er auch eingehen, ubergab ſeinen Geſellen den Handel, ward ein Wappenſchneider und darinnen ſehr fleißig und beruhmt, ließ ſolches auch ſtehen und begab ſich auf die Kosmographia, durchwanderte Königs Ferdinandi Erbländer und Siebenbürgen und Hungarn, ließ davon Tafeln in Druck ausgehen, welche er der königlichen Majeſtät zuſchrieb, die verehrt er ihm. Des Zirkels und der Perſpective war er ſo begründet und fertig, daſs er ein eigenes Buchlein, das er dem Starken zuſchrieb, ließ ausgehen. Des Aetzens war er ſo fertig, daſs er viel Kunſtſtuck ſelbſt geriſſen, geätzt, gedruckt und ausgehen hat laſſen."

Pardon, das Citat iſt ſehr lang, aber es ſagt doch auch viel. Der Athem ſtockt vor ſo viel Bethätigung, vor ſo viel Luſt, in allem mitzuwirken, eine Cultur vorzubereiten, mithin eine große Kunſt. Aber von dieſer iſt nicht die Rede; verſtändig, fleiſzig, begrundet, fertig, das ſind die Worte fur dieſes Schaffen. Wahrlich, dieſe Leute haben ſich nicht „geniert", auch einen Ofen zu ſetzen, was doch, wenn er auch in Renaiſſanceformen war, gewiſs ihnen kaum als Kunſt erſchienen iſt. Aber inwendig waren ſie „voller Figur", ſie ſahen, was ſie fur ein Reich vorbereiteten in jedem Stuck, das ſie unter die Hand bekamen. In dieſem Sinne waren ſie wahrhaft ſocial. Und wenn man wieder hiſtoriſch kommen will, was waren denn die erſten Künſtler der Renaiſſance? Goldſchmiede, die „nebenbei" malten. Wie ſehr wundern ſich jetzt die jungen Künſtler ſträuben, Ringe zu feilen, Ketten zu ſchmieden und nur „nebenbei" zu malen! Dieſe aber arbeiteten auf Beſtellung, in allem fröhlich und ergeben, mit der heiteren Zuverſicht im Herzen und einem noch ſtarkeren Gefühl, ihrer Zeit gedient und eine andere geweckt zu haben. Was ein armer Mann, wie Hamlet, geben kann, gaben ſie.

Und ſie würden auch Placate gezeichnet haben, wie ſich Alberti nicht geweigert hatte, ein Wappen in eine Handſchrift zu malen. Wir aber ſitzen da und ſind entrüſtet, wenn wir für derlei Dinge unſere Kräfte verſchwenden ſollen. Hebbel hat einmal geſagt, daſs die Zeit auf [illegible] Webſtuhl ihren „heimlichen Kaiſer" baue, und dieſen warten wir fortwährend. Aber was nützt der „heimliche Kaiſer", wenn kein Volk da iſt, ihn nicht vorbereitet hat? Sein Reich wird zerfallen.

Die „große Kunſt", die immer gemeint wird, ſcheint eine Art nur wunderlich ausgemalter Socialismus zu ſein, wo [illegible] in dieſer Zeit zu denken iſt. Wäre ſie auf Cultur begründet, dann würde ſie ſich auch nach allen Seiten hin ausbreiten können, was nicht ſo vag iſt, und ein wirkliches [illegible] bringen. Aber wir verſchmähen es, [illegible]

indem wir uns in allen Dingen „bethätigen". Ein Genie reißt uns nicht heraus. Welche Reihe von Kämpfen gieng auf ſocialem Gebiet in der Renaiſſance voraus, nach denen ſich erſt aſſociativ die Künſtler entwickeln konnten; welches „neue Leben" wurde vorerſt geſchaffen. Und noch eines muſs man bedenken, nicht mehr beeinfluſst heute das Individuum die Maſſen ſo ſehr wie früher, vielmehr geht es umgekehrt zu, der Kampf ums Daſein wird zugleich der Kampf um die Cultur. Wir haben es nicht leicht.

Auf welche Cultur aber können wir unſere heutige öſterreichiſche Kunſt zurückleiten? Auf eine, die in allen Theilen abgebrochen wird, die einer andämmernden neuen Geſellſchaft in ihren Formen nicht mehr genügen kann, von der wir allerdings einen gewiſſen Adel im Blut behalten und deren Vergangenheit wir lange noch ſchmerzlich empfinden werden. Wir können ruhig ſagen, wir haben noch gar nicht die Revolution zu einer neuen Cultur gehabt, die den nächſten Anſtoß auf die Kunſt übt. Wie vieles müſſen wir abbrechen, damit wir vieles bauen können! Und dazu iſt ein tüchtiges Fundament nöthig.

Von Wiener Kunſt ſollte ich ſprechen, und auf die Cultur bin ich gekommen; ich kann nichts für dieſe Cauſalität. Mir iſt klar, die Wiener Künſtler wollen bis jetzt keine Cultur ſchaffen, denn ſie verſtehen nicht, wie man ihr „dienen" muſs. Man muſs ihr auf allen Wegen entgegenkommen, und auf neuen. Noch immer haben wir nicht den Kampf mit der Vergangenheit gehabt, alle unſere Werke ſind zu ſehr mit einer verfloſſenen Cultur erfüllt. Eine neue große Kunſt aber kann nur in einer neuen großen Cultur geſchaffen werden und die haben wir noch nicht, die müſſen wir erkämpfen. Möge die Kunſt es nicht verſchmähen, in jedem Ding vorbereitend zu wirken, denn in der gleichmäßigen Hingabe an alles, in einem freudigen Schaffensdrang, der faſt wie ein Handwerk iſt, darin beſteht der erſte Schritt zu einer neuen Cultur.

Das meine ich, wir brauchen vor allem Culturträger, aber keine „großen" Künſtler. Die kommen dann als „heimliche Kaiſer".

Guſtav Gugitz.

Antoine.

(Als Gaſt im Carltheater mit der Geſellſchaft Marcelle Joſſet vom 20. bis zum 27. April 1897.)

Es iſt jetzt genau zehn Jahre her, da beſchloſs ein junger Mann, der arm, aber verwegen war, in Paris ein ideales Theater zu gründen: un théâtre modèle, qui vivra par et pour la littérature française. Ein Narr, ſagten die Leute. Er hatte keinen Sou, kannte keinen Menſchen und muſste froh ſein, daſs er nach einer harten Jugend endlich bei der Compagnie du Gaz untergekommen war, mit hundertfünfzig Franken monatlich. Ein Narr, ſagten die Leute, dieſer Herr Antoine mit ſeinen Phraſen gegen die „industrie théâtrale"! Nein, man glaubte an die Zukunft der Bühne nicht mehr. „L'art théâtral", hatte Edmond de Goncourt ſchon 1879 geſchrieben, „le grand art français du passé, est destiné à devenir une grossière distraction, quelque chose digne de prendre place entre des exercices de chiens savants et une exhibition de marionettes à tirades". Ein Narr, wer da noch Hoffnungen hatte! Aber der modeste gazier, wie ihn Bergerat nannte, ließ ſich nicht ſchrecken, nahm einen Vorſchuſs auf ſeinen Gehalt, fand Enthuſiaſten, die mitthaten, miethete weit draußen, hoch oben unter der Butte Montmartre in einer Sackgaſſe ein enges Local mit dreihundertdreiundvierzig Plätzen und hielt da am 30. März 1887 ſeine erſte Vorſtellung von vier kleinen Acten mit ſolchem Erfolg ab, daſs der eine, „Jacques Damour" von Léon Hennique, der jahrelang in den Kanzleien aller Pariſer Theater abgelegen war, ſchon am nächſten Tag im Odeon probiert werden konnte. Aber freilich, das half noch nicht viel; damit hatte unſer Antoine noch immer kein Geld. Zwei Monate giengen bis zur zweiten Vorſtellung hin; die Einladungen trug er ſelbſt von Haus zu Haus, weil er nicht in der Lage war, Briefmarken zu kaufen. So fieng er im Herbſt ſeine erſte Saiſon an, immer noch in demſelben elenden Local, 37, passage de l'Elysée-des-Beaux-Arts, place Pigalle, mit der „Evasion" von Villiers de l'Isle Adam. Jules Lemaître hat es in ſeiner freundlich ſpöttiſchen Art launig geſchildert: „Vous auriez pu voir, mardi dernier, vers huit heures et demie du soir, des ombres se faufiler à travers les baraques de la foire de Montmartre et tourner anxieusement, parmi les flaques d'eau du pavé, autour de la place Pigalle, regardant au-dessus les plaques des coins de rues. Pas de passage, pas de théâtre. Nous finissons par recourir aux lumières d'un marchand de vin et nous nous engageons dans une ruelle escarpée et tortueuse, [illegible]

Digitized by Google

war indeſſen ins Théâtre Montmartre, dann ins Beaumarchais, ins Montparnaſſe, endlich in die Menus-Plaiſirs gezogen. Er hatte in den erſten drei Jahren hundertfünfundzwanzig Acte geſpielt, von neunundfünfzig Autoren, während die Comédie in derſelben Zeit fünfundzwanzig, das Odéon ſiebenundſechzig neue Acte gab. Dreißig Autoren, die noch niemals auf die Bühne gekommen waren, hatte er „entdeckt"; dreiundzwanzig ſeiner Stücke wurden von anderen Theatern nachgeſpielt, ſo ſehr hatten ſie gefallen. Henry Becque konnte ſagen: dès que cette maison d'art a eté ouverte, tout le public lettré y est accouru et, il faut bien le dire, il n'y a eu de vie dramatique, l'hiver dernier, que chez elle. Und ebenſo Bergerat: En trois années, ce petit théâtre, sans ressources, sans troupe fixe, sans crédit et sans traditions, dirigée par une espèce de fataliste prédestiné, a fait, à lui tout seul, tout la besogne dramatique de France. Das Wagnis war geglückt, der „Narr" hatte Recht behalten. An ſeiner Hand haben die Leute gehen gelernt, die heute das Theater beherrſchen, und man begreift, daſs Catulle Mendès neulich ſchreiben durfte: es ſollte jetzt im Gymnaſe bei den Demi vierges, im Vaudeville bei den Viveurs, in der Renaiſſance bei den Amants, im Théâtre français bei den Tenailles eigentlich immer Antoine gerufen werden, dem wir doch dieſe ganze Literatur verdanken. Er hat Hennique, Rosny, Alexis, Céard, Margueritte, Ajalbert, Descaves, Bonnetain, Lavedan, Le Corbeiller, Mullem, Lecomte, Couturier, de Curel, Pierre Wolff, Ancey, Courteline, Jean Jullien, Méténier, Rodolphe Darzens, Ferdinand Fabre, Henry Fevre, Guſtave Guiches, Jean Lorrain, Gaſton Salandri, Vidal und Maurice Donnay gebracht. Vorher waren ſie arme Sänger im Chat noir, verkannte Genies der Braſſerien, im beſten Fall kleine Journaliſten nach der Zeile. Ihm ſchulden ſie ihren Ruhm, er hat der Jugend die Thüren aufgemacht. Das iſt eine That, die man ihm nie vergeſſen wird. Und noch etwas: durch ihn iſt das Pariſer Theater international geworden. Früher galt es für unmöglich, einen Ausländer zu ſpielen; allenfalls Shakeſpeare, auch Schiller hatte man verſucht, aber Concurrenten, die noch am Leben ſind — das wäre zu unpatriotiſch! Aber er hat Tolſtoi, Turgenjeff, Ibſen, Björnſon, Strindberg, Verga und Hauptmann gebracht; der ganze „Exotismus", den die Pariſer jetzt haben, datiert von ihm.

Das alles war ihm noch nicht genug. Bei einer bloßen Revolution der dramatiſchen Literatur konnte er ſich nicht beruhigen. Auch die Regie und das Spiel wollte er reformieren. Es genügte ihm nicht, neue Stücke zu bringen, von Autoren, die niemand kannte; er wollte ſie auch in einer Art inſcenieren und darſtellen, die man noch nicht geſehen hatte. Als Regiſſeur iſt er bei den Meiningern in die Schule gegangen; ihnen hat er die Führung der Maſſen abgelernt. Als ſie 1888 in Brüſſel gaſtierten, war er dort. Donner la sensation de la multitude, das wurde nun ſeine Leidenſchaft. Es iſt curios, den Brief zu leſen, den er damals an Sarcey ſchrieb. Er iſt ganz Begeiſterung und Entzücken. Pourquoi ces choses neuves, logiques et pas du tout coûteuses ne viendraient — elles pas remplacer ces insupportables conventions que tout le monde subit chez nous sans savoir pourquoi? Ebenſo hat er von den Engländern gelernt, im Lyceum beſonders, alles prüfend, alles notierend, kein Detail verſchmähend und immer mit demſelben Refrain: Tout ceci est à appliquer.

Und auch das Spiel ſelbſt wollte er reformieren. „Was man heute die ‚Kunſt des Sprechens' nennt, iſt nichts als eine gewaltſame Dreſſur der Stimme zu einem künſtlichen Ton, der mit ihrem natürlichen nichts mehr gemein hat. Alle unſere Schauſpieler ſprechen durch die Naſe, um nur in unſeren zu großen und unakuſtiſchen Sälen überhaupt verſtändlich zu werden und weil eine ſolche künſtliche Stimme nicht ſo leicht altert. Alle Perſonen eines Stückes ſprechen gleich, ob ſie nun jung oder alt, krank oder geſund ſind. Alle ‚entſprechenden' Schauſpieler verzichten auf die Fülle von Nuancen, die jeden Charakter erſt erklären; alle ‚vibrieren' nur immer in einem fort, es wird nicht geſprochen, ſondern geheult . . . Man will um jeden Preis ‚Bilder ſtellen' und jeden Augenblick unterbricht ſich der Schauſpieler, pour poser devant la salle". Dagegen hat er die „Natur" zu Hilfe gerufen, Einfachheit, kein „corset d'école", keine Manier — und ſo wenig Schule als möglich: chez le comédien, le métier est l'ennemi de l'art. Als eine eigentliche Kunſt läſst er die Schauſpielerei überhaupt nicht gelten; der Schauſpieler ſoll nur ein Inſtrument des Dichters ſein, ſelber gar nichts. In einem berühmten Briefe an Le Bargy hat er 1893 geſchrieben: „Das Ideal des Schauſpielers muſs ſein, ein Clavier zu werden, auf dem der Autor nach ſeinem Belieben ſpielen kann. Dazu reicht es hin, daſs eine gewiſſe körperliche Bildung ſeinen Leib, ſeine Miene und ſeine Stimme geſchmeidig und eine gewiſſe geiſtige Bildung ihn fähig mache, die Worte zu verſtehen, die ihn der Autor ſagen läſst. Wenn der Autor ihn verpflichtet, luſtig oder traurig zu ſein, ſo ſoll der Schauſpieler luſtig oder traurig ſein, ohne viel nachzudenken, warum der Autor das will. Das geht nur den Autor etwas an, [illegible] dafür verantwortlich [illegible] Leur métier est de [illegible] ils sont [illegible] plus ou moins perfectionnées, suivant leur talent et que l'auteur habille et agite à sa fantaisie". Es iſt nur conſequent, daſs er alſo von den „Sternen" nichts wiſſen will. „Nur keine großen Künſtler, die ſind ſchrecklich", pflegen die Autoren zu ſagen. Das iſt auch ſeine Meinung: faire abstraction des personnalités et des talents de premier ordre. Augier hat einmal auf einer Probe zu Mounet-Sully geſagt: „Ich bitte Sie, lieber Freund, etwas weniger Genie!" Das muſs Antoine aus der Seele geſprochen ſein. Ihm ſind eigentlich Dilettanten am liebſten. Seine Erfahrungen beſtätigen das: es ſind immer „amateurs" geweſen, die im Théâtre libre die größten Wirkungen hatten. Die „Macht der Finſternis" gab er mit einem Beamten aus dem Finanzminiſterium, einem Polizeicommiſſär, einem Baumeiſter, einem Apotheker, einem Handlungsreiſenden, einem Weinhändler, einer Schneiderin und einer Telegraphiſtin und in allen Zeitungen war zu leſen: La troupe de M. Antoine a fait merveille! So wäre denn auch ſein Ideal „le groupement d'une trentaine d'acteurs de qualités égales, de talents moyens, de personnalités simples, qui se plieraient toujours et quand même à cette loi fondamentale de l'ensemble." Das Enſemble ſoll alles ſein, der Einzelne gar nichts. Das Theater hat keinen ſchlimmeren Feind als die Eitelkeit des Schauſpielers. Dieſe iſt es, die ihn nicht an ſeinem Platze läſst, ſondern vordrängt, bis er das Ganze vergiſst und ſeinen Erfolg auf Koſten des Autors ſucht. Weshalb denn Antoine ſogar einmal verlangt hat, daſs die Namen der Schauſpieler nicht mehr auf den Zettel kommen und die Rollen unter ihnen täglich gewechſelt werden ſollen. So imaginär kann der große „Realiſt" manchmal ſein.

Das ſind ſeine Ideen von der Schauſpielkunſt. Er bekennt gern, ſie von Zola zu haben. Was der in den ſiebziger Jahren im Bien Public, dann im Voltaire über das Theater ſchrieb, das hat Antoine gethan: „faire enfin monter la vérité sur les planches . . . . . . des comédiens intelligents, consentant à jouer simplement les choses simples, sentant et rendant la vérité d'un rôle, sans la gâter par des effets que le public applaudit depuis deux siècles." Nun iſt nur noch die Frage: ſpielt er denn auch ſelbſt ſo? Meint er das bloß in der Schule, abſtract, bei den anderen, oder wendet er es ſogar auf ſich ſelbſt an? Iſt er ſelber wirklich nichts als bloß ein Clavier für den Autor? Selber wirklich nur ein talent moyen? Wirklich keine personnalité? Nun, er bemüht ſich; das muſs man ſagen. Man ſieht es ihm ordentlich an, wie er ſich zwingen möchte, ſich zu vergeſſen und in der Rolle aufzugehen. Er „macht" gar nichts, niemals tritt er vor, die kleinſten Rollen ſind ihm die liebſten. Er möchte ſo gern, daſs man ihn gar nicht bemerken würde; der Autor ſoll das Wort haben. Aber ich muſs geſtehen: es gelingt ihm nicht. Es geht ihm wie Kainz. Der ſagt auch immer: der Schauſpieler ſoll gar nichts ſein, er verſchwinde in der Intention des Autors! Es nützt aber nichts: nach fünf Minuten denkt man doch nicht mehr an den Autor, man fühlt nur noch Kainz. Mag Antoine uns den Rücken kehren, conſequent die Hände in den Taſchen, wie es nun einmal ſeine Specialität iſt; mag er mit Leidenſchaft trachten, „gewöhnlich" zu ſein; mag er ſich tauſendmal verleugnen — wir wiſſen doch gleich, wenn er kommt, daſs er Jemand iſt: in ſeinem Munde nehmen gemeine Worte die Gewalt von Offenbarungen an und wenn er leiſe die Hand hebt, geht ſeine ganze Seele vor uns auf. Er bemüht ſich, ſeine „Natur" ſchweigen zu laſſen, er deckt ſie zu; nur ein Theil, eben der Theil, den die Rolle brauchen kann, ſoll zu ſehen ſein. Aber es iſt umſonſt: wir hören doch immer die Reſonanz ſeines großen und ſtarken Weſens. So verleugnet er ſeine Theorien! Seien wir froh: es wird wohl das Rechte ſein.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtſchaftliches.

Der officielle Ausbruch des griechiſch-türkiſchen Krieges hat, da er längſt erwartet oder wenigſtens gefürchtet war, auf die Börſe verhältnismäßig geringen Eindruck gemacht. Die Courſe der Spielpapiere ſind mehr oder minder zurückgegangen, nirgends zeigte ſich aber ein drängendes Angebot, da das beſitzende Publicum nicht verkaufte und die Speculation nur geringe Engagements trägt. Man konnte auch genau conſtatieren, daſs diejenigen Werte, in welche ſich die Speculation in den letzten Wochen [illegible] verhältnismäßig am meiſten gefallen ſind, während die anderen kaum verändert notierten und die Anlagewerte, Prioritäten und Pfandbriefe überhaupt keinen Coursrückgang aufwieſen. Das verdient erwähnt zu werden, weil die Meinung noch immer viel zu verbreitet iſt, daſs die [illegible]

Digitized by Google

Induſtriellen und Exporteuren. Das ſind Fäden, die nicht nur abgeriſſen ſind, ſondern deren Wiederanknüpfung oft nicht leicht gelingen dürfte, denn bei der geringen Initiative unſeres Kaufmannsſtandes dürften viele öſterreichiſche Verbindungen nach Wiederherſtellung der Ruhe durch auswärtige verdrängt werden.

•

Nach dem klaren Wortlaute des Artikels VIII des Zoll- und Handelsbündniſſes mit Ungarn iſt die Möglichkeit einer einſeitigen Einführung der Sonntagsruhe im Güterverkehr in Oeſterreich ausgeſchloſſen, man muſste daher annehmen, daſs dieſe Maßregel auch in Ungarn geplant ſei. Immerhin war es überraſchend, daſs weder im Erlaſs noch in den officiöſen Commentaren ein Wort über die Stellung Ungarns zu dieſer Frage erwähnt war. Nun wird aber aus Ungarn verſichert, daſs die dortige Regierung die Einführung der Sonntagsruhe durchaus nicht beabſichtige. Es verlautet ſogar, daſs dies die Urſache iſt, weshalb die für den 22. anberaumte Conferenz mit den Privatbahnen verſchoben worden iſt. Da muſs man ſich doch fragen, ob denn unſer Eiſenbahnminiſter von der Exiſtenz dieſes Artikel VIII ſchon früher etwas gewuſst hat, und ob es nöthig war, der Bevölkerung einen ſo ganz ungegohrenen Wein einzuſchenken, wie dieſen Ukl-Erlaſs über die Sonntagsruhe?

•

Die Nordweſtbahn hat nicht ohne Anſtrengung ihre Dividende auf der Höhe des Vorjahres gehalten. Bei der Elbethalbahn iſt der Betriebsreinertrag ungünſtiger als im Jahre 1895 und im Jahre 1894 und nur durch eine neuerliche Kürzung des bereits im Vorjahr reducierten Gewinnvortrages konnte dieſelbe Dividende vertheilt werden. Bei dem garantierten Netz iſt der Reinertrag weſentlich höher als im Vorjahr und übertrifft auch jenen des Jahres 1894 um eine Kleinigkeit. Von dem rapiden Aufſchwung, welcher den hohen Einlöſungspreis rechtfertigen ſollte, iſt aber ſo gut wie nichts übrig geblieben. Bei dem garantierten Netz iſt im Vorjahr bekanntlich die Dividende zum Theil aus dem Reſervefonds beſtritten worden. Die Regierung hatte damals einen Erlaſs an die Nordweſtbahn gerichtet, in welchem dieſe Entnahme nur unter der Bedingung gutgeheißen wurde, daſs der Reſervefonds im Jahre 1896 wieder auf die frühere Höhe ergänzt werde. Wir haben ſchon damals erklärt, daſs dieſer Erlaſs gar keinen Sinn habe, weil der Regierung eine Einfluſsnahme auf die Verwendung des Reſervefonds nicht zuſteht. Immerhin wäre es intereſſant zu erfahren, wie die Regierung ſich zur Nichtbefolgung dieſes Erlaſſes geſtellt hat, zumal der Erlaſs eine zweite Forderung enthielt, welche berechtigt war, nämlich die Deckung der unfundierten Baukoſten, und auch von der Geſellſchaft, ſoweit das veröffentlichte Gewinn- und Verluſtconto erkennen läſst, nicht befolgt worden iſt. Wir haben dieſen Erlaſs damals als einen Theaterblitz bezeichnet; wie der Erfolg zeigt, haben wir uns nicht geirrt.

•

Die Wiener Tramway-Geſellſchaft hat in ihrer letzten Generalverſammlung eine Statutenänderung bezüglich der Rechtsverhältniſſe der Actiengenuſsſcheine beſchloſſen. Unter anderem wurde da beſtimmt, daſs die Genuſsſcheine künftig von der Stimmfähigkeit in Generalverſammlungen ausgeſchloſſen ſeien. Dieſer Beſchluſs iſt nicht nur in Widerſpruch mit der allgemeinen Praxis, nach welcher überall den Genuſsſcheinbeſitzern das Stimmrecht zugeſprochen iſt, ſondern ein kurzes Nachdenken genügt, um einzuſehen, zu welchem Widerſinn ein ſolcher Beſchluſs führen muſs. Da die Actien fortlaufend amortiſiert werden, muſs der Moment kommen, wo einer großen Majorität von ſtimmunfähigen Genuſsſcheinen eine verſchwindende Minorität von ſtimmfähigen Actionären gegenüberſtehen würde, welche in der Lage wäre, über das gemeinſame Intereſſe die einſeitigſten Beſchlüſſe zu faſſen. Heute iſt es den Actionären natürlich erwünſcht, über die Genuſsſcheinbeſitzer zur Tagesordnung übergehen zu können, aber ſie haben nicht bedacht, daſs ſie alle ſelbſt einſt Genuſsſcheinbeſitzer werden, und haben wie immer gedankenlos und widerſpruchslos die wenig überlegten Anträge der Verwaltung angenommen. Falls die Vereinscommiſſion dieſem Beſchluſſe noch nicht zugeſtimmt haben ſollte, ſo iſt ihr empfohlen, daſs ſie dieſen widerſinnigen und ſchon des geſchaffenen Präjudizes halber verwerflichen Beſchluſs ſiſtiere.

•

Wie wenig Achtung die Finanzwelt vor Formen hat, welche oft ſehr weſentlich ſein können, zeigt die eben durchgeführte Emiſſion von Actien der öſterreichiſchen Waffenfabriksgeſellſchaft. Dieſe Actien, welche anfangs April emittiert wurden, ſind vom 1. Juli 1897 datiert. Nun iſt das Datum bei einer Schuld- oder Vermögensurkunde doch etwas zu Weſentliches, als daſs es ſo leichtfertig gefälſcht werden ſollte. Eine ſolche Vorausdatierung könnte unter Umſtänden auch juriſtiſche Conſequenzen mit ſich bringen und wäre daher unter allen Umſtänden zu vermeiden.

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Renaiſſance, „La Samaritaine" von Eduard Roſtand. München. Gärtnertheater, „Der Kaſtengeiſt" von Adolf Stolze. Berlin. Neues Theater, Vorſtellung der dramatiſchen Geſellſchaft, „Frühlingsreif" von Gottfried Lutter.

• • •

Die Poſſe „Der Mann ohne Kopf", Novität des Theaters a. d. Wien und unter anderen Verfaſſern auch von Horſt und Lunzer, hat eine ganz gute Grundidee, ein paar ganz gute Figuren — die beſte iſt ein Detectiv, der immer alles weiß — und eine wirkſame parodiſtiſche Einlage. Ohne den blödſinnigen letzten Act ſammt ſeinem ernſtgemeinten „Lied" von der Praterſee wäre ſie vielleicht ſogar für einige Zeit bühnenfähig, zumal die Herren Blaſel, Joſephi, Wallner und Lindau mit viel Humor ſpielten, ebenſo wie Frau Biedermann. Nur Herr Werner, ein zappliger Jüngling, fällt in einer größeren Rolle ſtörend auf. Ihn durch eine Gegenüberſtellung mit Girardi verkleinern, wäre eine Auszeichnung, die er nicht verdient.

•

Im Theater in der Joſefſtadt wurde ein als pièce de résistance geplantes Stück mit dem heuchleriſchen Namen „Ein luſtiger Abend" abgelehnt. Die in Paris jetzt beliebte Gattung der Revuen — das ſind Bühnen-Potpourris — wird darin vergeblich zu copieren verſucht. Die Miſserfolge der Joſefſtädter Bühne enden alſo nicht früher als das Spieljahr. Am erſten Mai beginnt die geſchäftlich glücklichere Zeit, wo keinen Einnahmen keine Speſen gegenüberſtehen. A. G.

• • •

Mit einer Aufführung von Bachs Matthäuspaſſion ſchloſs die Reihe der diesjährigen Geſellſchaftsconcerte. Ueber die Vorzüge und Schwächen des Werkes viele Worte zu verlieren, ſcheint mir im Augenblicke nicht am Platze und ich will mich deshalb darauf beſchränken, zu ſagen, daſs die im allgemeinen gelungene und würdige Aufführung auch beim Publicum (des ausverkauften Saales) entſprechende Anerkennung fand. Von der in manchen Theilen etwas zu leichtflüſſigen Auffaſſung des Dirigenten weicht mein Oratoriengefühl erheblich ab. Ich vermiſste gelegentlich den überwältigenden Eindruck der Bach'ſchen „Pfundnoten". Hingegen gelangen dem Singverein die Chorale ſehr gut, auch der überaus heikle Eingangschor ſchien von Herrn v. Perger vorzüglich einſtudiert, und hat mich in ſeiner klaren, überſichtlichen Ausführung geradezu überraſcht. Das verdient umſomehr Anerkennung, als der Verein in letzter Zeit auch durch die Vorbereitungen zur ergreifenden Trauerfeier für Brahms ungewöhnlich ſtark in Anſpruch genommen war. Die Soliſten haben bei Bach zum Theil recht undankbare Rollen, und müſſen ſich oft damit zufrieden geben, daſs ein Kenner der Geſangsſchwierigkeiten ihnen ſtumm ſeinen Beifall nickt, während gerade ihre am ſorgfältigſten vorbereiteten Kunſtſtücke heute wenig Erfolg haben. Der eigentliche Effect kann bei Bach am allerwenigſten forciert werden, und in dieſer Beziehung verſchafft die Beſchäftigung mit ſeiner Muſik eine heilſame Läuterung künſtleriſcher Intentionen. Die Hauptrolle des Evangeliſten vertrat Herr Georg Ritter. Er ſang ſeinen ſehr anſtrengenden, ſchwierigen und hohen Part mit vielem Verſtändnis, aber leider mit einer ſo wenig anſprechenden, ſpröden Stimme, daſs ſein Hervortreten ſtellenweiſe Befremden erregte. Am beſten klangen die Pianoſtellen. Die Herren van Rooy und Manheit ſangen mit ſympathiſchen Stimmen aber geringer Charakteriſierung des dramatiſchen Gehalts ihrer Rollen, auf dem in den endloſen Recitativen meiner Anſicht nach das Hauptgewicht liegt. Allerdings macht ihnen der Componiſt ſelbſt dieſe Aufgabe nicht leicht. Viel dankbarer ſind die Frauenrollen. Daſs Frau Baronin Bach und Fräulein Walker auch diesmal willkommen waren, brauche ich nach ihren zahlreichen Leiſtungen, die der Geſellſchaft der Muſikfreunde ſchon ganz unentbehrlich geworden ſind, nicht zu wiederholen. Fräulein Walker iſt bei ſo maßvoller Behandlung ihrer ſchönen Stimme eine prädeſtinierte Bachſängerin und hatte namentlich mit ihrer Hauptarie glänzenden Erfolg. Hierin wurde ſie von Herrn Hellmesberger, der mit gewaltigem Bogenſtrich einen prächtigen Ton entwickelte, wirkſam unterſtützt. Auch Frau Baronin Bach kam mit ihrer oft gerühmten muſikaliſchen Sicherheit über alle gefährlichen Klippen ſpielend hinweg. Eine leichte Neigung, die Stimme und den Ausdruck zu forcieren, wird ſich hoffentlich nicht zur Gewohnheit ausbilden. Eine unverantwortliche Nachläſſigkeit ſchien es mir zu ſein, daſs die Stimmung der Orgel von der der Oboen ſtörend abwich. Das hätte doch ſchon bei den Proben bemerkt werden können und behoben werden müſſen. Die Soliſten hatten darunter am meiſten zu leiden. Am Schluſſe der Saiſon wird ſich der Verein auch die Frage vorlegen müſſen, welche Maßregeln zu ergreifen ſeien zum numeriſchen Ausgleich der Chorſtimmen und zu deren qualitativen Auffriſchung, beziehungsweiſe Ausſcheidung ſtimmloſer Mitglieder. Da dieſe Nothwendigkeit im Singverein ſelbſt ſeit ſiebzehn Jahren bekannt war, könnte man jetzt vielleicht doch ſchon etwas veranlaſſen. Wenn ſolche Miſsverhältniſſe einmal jedermann auffallen, dann dürfte es zu Reformen zu ſpät ſein.

R. W.

•

Man ſchreibt uns aus Berlin: Ueber die vorletzte Aufführung der Dramatiſchen Geſellſchaft habe ich Ihnen gar nicht berichtet. Da nun aber eine ebenſo verfehlte gefolgt iſt, will ich doch ein Wort über beide ſagen. Die erſte brachte ein ungeheuer langes Stück „Jakob und Eſau" von Wilhelm Schäfer, von dem ich ſagen würde, ich habe ſeinen Inhalt vergeſſen, wenn damit nicht ausgeſprochen wäre, daſs ich ihn jemals gewuſst habe. Eigentlich kommt in allen fünf Acten immer dasſelbe vor. Das ſcheint die modernſte Sorte dramatiſcher Charakteriſtik zu ſein. Vom dritten Act an kann jeder aufmerkſame Zuhörer ſoufflieren. Man ſieht die ungeheure Rathloſigkeit des Autors der ungeheuren Maſſe von leerem Papier gegenüber, die er füllen muſs, um die nöthige Länge herauszubekommen. Früher galt es ſchon als Tadel, aus einem Romanſtoff ein Drama zu machen, dieſe Herren machen eins aus einem Stoffchen, das knapp für eine Kalendererzählung oder eine Skizze reicht. Die „Kalendererzählung" geht auf das Schäfer'ſche Stück, das ohne eine eigene Nuance die alte Geſchichte von den zwei ungleichen Brüdern erzählt und dem neuen Milieu, dem Hauſe des bäuerlichen Hauptes einer frommen Secte, alles ſchuldig bleibt. Die „Skizze" geht auf die Tragikomödie „Frühlingsreif", von Gottlieb Lutter. Sie wäre, von einem Maupaſſant erzählt, nicht übel. Ein junger Mann hegt eine ideale Liebe zu ſeiner ſchönen Couſine. Dieſe Liebe hat ihn rein erhalten, unſchuldig nicht nur im körperlichen Sinne. Da verkuppelt die Frau Tante die Tochter an einen reichen alten Dickwanſt. Und am Verlobungsabend geht der enttäuſchte Jüngling die Liebe auf der Straße ſuchen. An dem Liebesſpiel eines ſittlich verwahrloſten Freundes mit der jüngeren Schweſter wird aufgezeigt, wie dann ſolche jungen Leute, die die Gewohnheit [illegible] zu dieſer Art von Liebe hingebracht, den Schmutz von der Straße in die Häuſer hineinſchleppen. Aber dieſer Stoff war nicht nur zu klein, er war durch die ganz [illegible] und kindiſche Einkleidung ſo [illegible], daſs ihn das Publicum gar nicht herausſchälen konnte. Eine Satire [illegible] die Verſchrobenen im [illegible]: [illegible] Vor allem fehlte dem Autor, um die Sache [illegible] [illegible] Es iſt eine [illegible] den [illegible] „[illegible] [illegible]

Digitized by Google

des wohl noch ſehr jungen Herrn Lutter. Er griff zu dem Ausweg, da er keine Beobachtungen anzuwenden hatte, die tragiſche Geſchichte von Figuren ſpielen zu laſſen, die er aus literariſchen Reminiscenzen ausſtattete, halb aus Poſſen und „Fliegenden Blättern", halb aus jüngſtberliner Kellnerinnenromanen. Das Publicum ſtellte ſich kein ſehr glänzendes Zeugnis aus, als es die alberne Farce der Kuppelei ungeheuer beklatſchte. Die hätte in jedem Vorſtadttheater denſelben Erfolg gehabt wie bei dieſen „literariſchen Feinſchmeckern". Solche Aufführungen wie dieſe beiden müſſen der guten Sache ſehr ſchaden. Sie müſſen die doch wohl kaum richtige Anſicht verbreiten, daſs in unſerem Theaterleben alles zum beſten beſtellt iſt, und daſs es gar keine Talente gibt, die es verdienen, daſs man ihren Werken zur Aufführung verhilft. Dieſe Stücke waren nicht zu kühn, ſondern einfach zu ſchlecht für die Bühne. Wenn die Geſellſchaft keine anderen findet, dann wird ſie ſterben, und die Theaterdirectoren werden ihre lachenden Erben ſein.

F. St.

Man ſchreibt uns aus Paris: „La Carrière" — das neue Stück von Abel Hermant, welches eben am Gymnaſe geſpielt wird — zeigt in einer launigen und geſcheiten Weiſe, wie in einer Welt voll glatter höfiſcher Formen tragiſche Conflicte mit eleganten Verbeugungen und ceremoniellen Handküſſen erledigt werden. Ein wenig derbe Bosheit ſteckt darin, wenn in dieſer correcten Diplomatenwelt der einzige Menſch, welcher mit naturburſchenhafter Dummheit auftappt, ein Erzherzog iſt. Das ganze wird unübertrefflich geſpielt. Elegant, ohne laute Geberde beinahe abſichtslos von den Darſtellern der Salonwelt, gutmüthig derb von Herrn Huguenet, viel bewundert als Erzherzog. . . . . Als Vorſpeiſe zum Salon werden jetzt einige kleinere Ausſtellungen ſerviert. Bei Georges Petit hat Jean Veber ſeine Werke ausgeſtellt. Caricaturen, Porträts, Märchen. Veber iſt ein geiſtreicher, vielſeitiger Kopf. Seine Caricaturen ſind luſtig, ohne überflüſſige Schärfe, ſeine Porträts geſchickt gemacht, ſeine Märchen in leuchtenden Farben hingemalt. Anatole France hat dem Kataloge ein Geleitwort gegeben. Veber und er ſind Freunde und auch innerlich verwandt. Beiden iſt die Kunſt eine Art Aperitiv, ein leicht anregendes Mittel. Sie haben einen leicht verdorbenen Magen und ſpüren eher Genäſchigkeit als Appetit. Deshalb haben ſie Freude an lieblichen Leckerbiſſen. Veber an Märchen, Anatole France an metaphyſiſchen und religiöſen Fabeln. Als intelligente, nervöſe Köpfe nehmen ſie ihre Spielereien nicht allzu ernſt. Bei France zeigt ſich das in einem koketten Skepticismus, bei Veber in einer koketten Moraliſiererei. Aber als feine, bewegliche, bunte Geiſter muſs man ſie lieb haben. . . . . Von muſikaliſchen Ereigniſſen ſei der wundervollen Aufführung der IX. Symphonie bei Lamoureux und der Première des III. Actes „Siegfried" bei Colonne gedacht. Beide Erinnerungen verblaſſen aber vor dem Gedanken an die Darſtellung des „Orpheus" durch Fräulein Delna (Opéra comique). Ich kenne auf deutſchen Opernbühnen niemanden, der ihr an Größe des Stils und ergreifender Kraft des Geſanges gleichkäme, und habe ſeit Matkowskys Oreſtes keine ſo gewaltige, hochgewachſene, breitausſchreitende Geſtalt auf der Bühne geſehen. Wenn dieſe große Frau einmal nach Wien käme, müſsten alle zwitſchernden Puppen der Wiener Oper blaſs werden.

M. G.

Bücher.

Dr. Mih. V. Vujić: Grundzüge der Nationalökonomie, 3 Bände, kgl. Staatsdruckerei, Belgrad 1895—1897.

Auch in der occidentalen Literatur würde das Erſcheinen eines gleich bedeutenden Werkes, wie des vorgenannten, gerechtfertigte Aufmerkſamkeit erregen; in der ſüdſlaviſchen ſchließt es aber geradezu glänzend eine offen gebliebene Lücke. Sein Autor iſt den Leſern der „Zeit" lange ſchon als hervorragender Politiker und Nationalökonom bekannt. Zuletzt beſprachen wir in Nr. 61 das literariſche Denkmal, das Dr. Vujić dem intereſſanten ſüdſlaviſchen Märtyrer Križanić widmete, der ſchon 1671 unter dem Banne der ruſſiſchen Autokratie, im ſibiriſchen Tobolsk jene ſocialpolitiſchen Fundamentalſätze niederſchrieb, welche noch heute in fortgeſchrittenen Staaten um ihre volle Anerkennung ringen. Und wie in dieſer, Dr. Vujić's freiſinniges Glaubensbekenntnis [illegible] Arbeit, finden wir auch in den drei Bänden ſeines neueſten Werkes, betitelt: Entwicklung der volkswirtſchaftlichen Wiſſenſchaft — ihre Theorie — ökonomiſch [illegible] Politik, denſelben, die ſchwierigſten Probleme ſcharf erfaſſenden [illegible] und die gleiche Vertrautheit mit der einſchlägigen weſtlichen Literatur, namentlich der deutſchen, welche allerdings bei einem Jünger der Heidelberger Alma mater nicht verwundern darf und doch überraſcht. Ungemein rühmenswert iſt des Autors Objectivität im Urtheile über die Theorien von Rodbertus und Laſſalle bis herab zu jüngeren, ſelbſt in der eigenen Heimat weniger genannten [illegible] der [illegible] Beſtrebungen. In den von Dr. Vujić als zweckmäßig [illegible] Mitteln zur Erreichung der [illegible] der Nationalökonomie [illegible] [illegible]

K. Mauth.

[illegible]

[illegible]

Thatſachen der phyſiologiſchen Chemie und der Pflanzenphyſiologie, faſt aller techniſchen Betriebe, werden abſolviert und dabei noch eine Reihe volkswirtſchaftlicher Fragen dem Verſtändnis näher gebracht. Damit iſt die erſtaunliche Reichhaltigkeit des Buches noch nicht erſchöpft. Bedenkt man, daſs nur die minimalſten chemiſchen Kenntniſſe zum Verſtändnis vorausgeſetzt werden, ſo kann man das Buch allen denen, welche ſich über die chemiſchen Vorgänge in der Natur und in der Technik Klarheit verſchaffen wollen, nur beſtens empfehlen.

Dr. H.

Joſef Diner Dénes: Vergangenheit und Zukunft. Studien und Eindrücke. Berlin, S. Fiſcher, Verlag 1897.

In dieſer Sammlung von kritiſchen Aufſätzen bemüht ſich der Autor, in dem Wirrwarr moderner Beſtrebungen, moderner Dogmen, niederreißender und aufbauender Theorien das für die Zukunft Bedeutſame von dem der Vergangenheit Gehörige ſcharf zu trennen. Er iſt der Ueberzeugung, daſs nur nach dieſer großen Reinigung ein freier Blick auf das geiſtige Vermögen der Zeit möglich ſei. Die Zeit müſſe erſt die Oekonomie ihrer Kräfte ſorgfältig erzogen haben, bevor ſie daran gehe, die Brücken in die Zukunft zu bauen. Das Bemerkenswerteſte dieſes intereſſanten Buches iſt ein Eſſay über Friedrich Nietzſche. Der Autor findet auch in den Werken dieſes Paſtorenſohnes nur Erzeugnis von Vererbung und Milieu, aber ſublimiert, in eine feinſte Spitze ausgewachſen, ſo hoch, ſo fein, daſs er das Gleichgewicht verloren und kopfüber, ſich ſelbſt vernichtend in die Tiefe ſtürzt. „Es iſt ein Ausfluſs des allerfeinſten und allergrauſamſten Asceticismus: das Gehorchen gegenüber einer höchſten und letzten Pflicht. Alſo: Sclavenmoral . . . . Sclavenmoral, die nothwendig hält, ſich ſelber und die ganze Vorderreihe zu opfern einer für „beſſer" gehaltenen Erkenntnis." Doch trotz der Verehrung für dieſes großartige Genie ſieht der Autor ein: „Nietzſche hat uns den Weg gebahnt. Aber wir müſſen noch weit, weit über ihn hinaus, müſſen ihn überſpringen, ihn hinter uns laſſen. Und wo er uns im Wege ſteht, müſſen wir ihn vernichten. So fordert es Nietzſche, ſo fordert es die Kampfesſüchtigkeit, die allem vorwärts bringt."

M. M.

Weiber! Dreihundertundein Stoßſeufzer über das „ſchönere" Geſchlecht von Theodor Leſſing. (Berlin bei Schuſter und Loeffler).

Seufzer, hervorgeſtoßene wie hervorgehauchte, wollen und ſollen und können nicht auf die Wahrheitswage gelegt werden. Aus Seufzern wird, und ſeien ſie noch ſo energiſch herausgeſtoßen, nichts von dem Beſeufzten, ſondern lediglich etwas von dem Seufzenden bewieſen, nämlich eben, daſs er Grund zum Seufzen fand. So auch hier. Dreihundertundeinmal ſeufzt Theodor Leſſing über die Weiber, und am Ende ſchütteln wir bedauernd den Kopf und ſagen: der arme Menſch; Gott lenke ſeine Wege zu beſſeren Mädchen! Oder vielleicht machen wir auch einen Vers und ſchreiben:

Unſinn, Theodor,
Das kommt Ihnen bloß ſo vor.
Sie ſeufzen zuviel ins Allgemeine;
Lieben Sie lieber herzhaft Eine,
Aber richtig.
Liebe hat immer Wert; Seufzen iſt nichtig.

Das wird der Verfaſſer auch ohneweiteres zugeben, denn all ſein böſes Seufzen iſt ja die Folge des einen böſen Umſtandes, daſs er die Richtige noch nicht gefunden hat. Uebrigens iſt Theodor Leſſing ein Mann von Geiſt und Temperament. Nur überwiegt in ſeiner Begabung ein fataler Zug zu dem, was man in Norddeutſchland Randalieren nennt. Wenn er ſich ärgert, ſchlägt er gleich. Ich dachte, er hätte ſich mit ſeinem Roman „Komödie" ausgetobt, aber er ſchlägt immer noch mit beiden Fäuſten auf den Tiſch, wo es genügte, den Kopf zu ſchütteln. Temperamentsſache? Mag ſein, aber ein Talent ſollte, wenn es aus den Flegeljahren heraus iſt, auch auf Manieren halten. Man iſt wohl nicht gleich ein Gigerl, wenn man nicht in Hemdärmeln auf die Straße geht. Ja, wer ein Gewaltiger iſt, daſs er ſich nackt zeigen kann! Das iſt ein anderer Fall. Auffällig an den Leſſing'ſchen Seufzern über die Weiber iſt, obwohl ſie wahrhaftig nicht zaghafter Natur ſind, der Mangel an feiner und derber Zote. Es ſcheint: zur feinen Zote ſind ſie zu grob und zu derber zu vorzeſſionim. Das aber, was zwiſchen dieſen beiden liegt, iſt gemein. Leſſings Buch enthält, das will ich beſonders betonen, auch von dieſer Mittelſorte nicht mehr als von den beiden übrigen und wo etwas derartiges anklingt, ſo nähert es ſich immerhin dem derben und darum Bäriſchen.

L. J. B.

Frau Jutta von Hugo Färner. Zürich. Verlagsmagazin von J. Schabelitz.

Als Oskar Panizza wegen ſeines Liebesconcils peinlich vernommen wurde, hat das Münchner Gericht ihn auch der Verfaſſerſchaft an dieſer Frau Jutta verdächtigt — ein Beweis dafür, wie wenig es ſich auf die Literatur verſteht, über die es zu Gerichte ſitzen darf, denn das Liebesconcil iſt ein Kunſtwerk von Rang, während dieſe Frau Jutta die ſchlechte Schmieranerei eines rohen und unreinen Geiſtes iſt. Es wäre ganz überflüſſig, von dieſer [illegible], geiſtloſen und geſchmackloſen Schmiererei zu reden, wenn nicht [illegible] Sage laut würde, Richard Dehmel ſei ihr Verfaſſer. Ein [illegible] Unſinn iſt nicht zu denken. Mit derſelben Berechtigung könnte man ein Buch der Frau [illegible] für Gedichte Liliencrons ausgeben.

L. J. B.

[illegible] Otto Prag.

[illegible] Skizzen von Fr. Hauer, der auch hier [illegible] hat. Zum Realismus [illegible] Abſchaute. Aber [illegible] und als ſolche thun ſie, nach [illegible] Das beſte der 10 Bilder iſt „Tjevenil" [illegible] Damit erſcheint der [illegible] an ſeinem Sterbetage, [illegible]

R. St.

Digitized by Google

Revue der Revuen.

In den „Socialiſtiſchen Monatsheften“ (März) gibt Helene Simon eine intereſſante Schilderung ihres Streifzuges durch die Anſtalten der Heilsarmee in London. Obwohl in ihren Endzwecken aufs Jenſeits zielend, ſei ihre praktiſche Thätigkeit eine der wirkſamſten ſocialen Arbeiten im heutigen England. Sie gilt der Hefe des Volkes, den entlaſſenen Sträflingen, den Proſtituierten, den Obdachloſen. Sie hat im äußerſten Oſtende Frauen- und Männerafyle, Reinigungsanſtalten und Werkſtätten gegründet. Ueberdies befindet ſich in der Nähe der City eine Verkaufsſtelle für die erzeugte Ware, eine Stellenvermittlung, und überdies die Redaction und Druckerei der von ihr veröffentlichten Flugſchriften. Wenn auch ihr äußeres Auftreten befremdend wirken mag und ihre Bekehrungstendenzen die Folge haben mögen, daſs ab und zu ein Spitzbube unter heuchleriſchen Vorſpiegelungen ihre Wohlthaten erſchleicht und miſsbraucht, ſo ſind dieſelben doch ungezählt. Die Enterbten Londons nehmen weit lieber zu ihren, als zu den ſtädtiſchen Aſylen ihre Zuflucht.

Im „Correspondent“ vom 25. März ſtellt ein Abbé namens A. Kannengießer, Betrachtungen über den „Krach des Anticlericalismus“ an, der ſich nach ſeiner Meinung vorbereitet. Als Symptom führt er die Reichsrathswahlen in Oeſterreich an. Politiker und Philoſophen hätten die Lebensfähigkeit des Katholicismus anerkennen müſſen. Im Vertheidigungskampfe gegen ſeine Feinde habe der Katholicismus, wie alle Verfolgten, ſeine Macht wieder gewonnen. In Belgien hätten die Liberalen zu beſtehen aufgehört, ebenſo die Nationalliberalen in Berlin. In Italien hätten die meiſten großen Städte conſervative Municipalitäten, und von den bevorſtehenden italieniſchen Parlamentswahlen ſei zu erwarten, daſs dieſelben eine anſehnliche Gruppe von Clericalen in den Vertretungskörper entſenden werden. Die öſterreichiſchen Wahlen ſeien alſo nur ein Glied in einer langen Kette von Erfolgen.

In der erſten März-Nummer der „Revue des Revues“ iſt ein Artikel von Jules Bois, der „L'Esthétique des esprits et celle des symbolistes“ heißt. An einer Reihe phantaſtiſcher Skizzen, die alle im unbewuſsten Zuſtand von Somnambulen und Hypnotiſierten entworfen wurden, verſucht der Verfaſſer den Nachweis einer innigen Beziehung zwiſchen der ſpiritiſtiſchen Kunſt und der der Neo-Idealiſten Jungfrankreichs, an welche dieſe Entwürfe thatſächlich lebhaft erinnern. Nach Bois' Behauptung beſteht eine gleiche innere Verwandtſchaft zwiſchen gewiſſen Meiſterwerken von Stephane Mallarmé und den poetiſchen Ergüſſen der Medien. Alle Entwürfe ſind aſymmetriſch im Aufbau, und keine Form wiederholt ſich genau zweimal. Pflanzen und Blumen nehmen vage, menſchliche Umriſſe an, wie ſie ihnen die alten heidniſchen Mythen erdichteten. Es iſt ein ſymboliſches Beleben der Natur; und ebenſo wie im Zeichneriſchen lieben es die Medien ſich literariſch ſymboliſch auszudrücken. Sie antworten in Anagrammen, Metaphern und Parabeln. Was die techniſche Seite der Frage betrifft, ſo iſt es erwieſen, daſs die kunſtvollen anatomiſch richtigen Zeichnungen von Medien herrühren, welche im wachen Zuſtand keinen Strich zu zeichnen vermögen, ebenſo wie ſie in der Hypnoſe oft über fremde Sprachen verfügen, von denen ſie im wachen Zuſtand keine Ahnung haben.

In der „North American Review“ ſchreibt G. Clémenceau über die franzöſiſche Flotte: Aeußerſt bedenklich ſei im gegenwärtigen Augenblick der allgemeinen Rüſtung Frankreichs Lage. Zu Land müſſe es vor Deutſchland, zur See vor Italien auf der Hut ſein. Dabei ſeien ſeine Küſten beſtändig den engliſchen Geſchoſſen erreichbar, und darum müſſe es vor allem ſtreben, ſich der Neutralität Englands zu verſichern. Ueber die Nothwendigkeit, England in Schach zu halten, ſei man ſich in Frankreich längſt klar, nur habe man hierzu eine ganz falſche Taktik verfolgt und verfolge ſie noch immer, indem man verſuche, die Concurrenz mit den deutſchen und engliſchen Panzerſchiffen aufzunehmen, wobei Frankreich, trotz der großen materiellen Opfer, unterliegen müſſe. Es ſollte eben eher ſeine Zuflucht in einer Flotte von Kreuzern ſuchen. Der engliſchen, unerreichbaren Kraft müſſe ſo große [illegible] entgegengeſetzt [illegible], ſo daſs es imſtande ſei, mit ſeinen Piratenſchiffen raſch von einem Punkt der Küſte zum andern zu gelangen, Angriffe zurückzuſchlagen, dem Feind unerwartet in den Rücken zu fallen und von der Defenſive zur Offenſive überzugehen. — Weiterhin ein Artikel von E. H. [illegible] über den Conſervatismus im britiſchen Volke. Während ſich in Frankreich, Deutſchland und Oeſterreich der Socialismus aggreſſiv geltend mache und ein drohender Factor im politiſchen Leben geworden ſei, bildeten die Socialiſten in England keine eigentliche, ausgeſprochene Partei und machten ſich im Parlament kaum fühlbar. Das komme zweifellos daher, daſs die arbeitenden Claſſen Englands im allgemeinen mit ihrem Los zufrieden ſind. [illegible] die meiſten ihrer täglichen Bedürfniſſe [illegible]; die [illegible] ſie nicht, vom [illegible] ſie [illegible]; ihre [illegible], das Auftreten der Arbeiterzeit(?), der Schutz gegen allzu großen Zuzug an fremden Arbeitskräften ſei vom Staate vorhanden [illegible], und namentlich lehre ſie ein Vergleich mit den Verhältniſſen ihrer Brüder am Continent, wie günſtig ihre Lage ſei.

Die armeniſche Revue „Pazmavele“ enthält einen ausführlichen Artikel von J. Thorettian(?) über den Einfluſs des Chriſtenthums auf die Entwicklung des armeniſchen Volkes. Seit dem IV. Jahrhundert hätten die Armenier ſich endgiltig dem Chriſtenthum zugewandt, [illegible] einen unerſchütterlichen Standpunkt gegen das [illegible] Einheit gebildet. [illegible] den Untergang der großen Dynaſtie und [illegible] die Armenier zu danken habe, und [illegible] in der Stunde der [illegible] nicht [illegible], ſondern habe ſie gelehrt [illegible], daſs [illegible] intelligente Arbeit und Sparſamkeit [illegible] und [illegible] räuberiſchen [illegible] werden kann.

Ein ſehr intereſſantes, in mancher Hinſicht ſogar ſenſationelles Document zur Geſchichte der Politik Napoleons I. veröffentlicht die Petersburger „Russkaja Starina“. Es iſt ein franzöſiſches Schriftſtück, welches ein ruſſiſcher Gelehrter jüngſt aufgefunden hat und das ſich als ein „Geheimer Bericht an S. Maj. den Kaiſer Napoleon, betreffend die auswärtigen Beziehungen“, datiert vom 16. März 1811, darſtellt. Eine antiruſſiſche Tendenz wird darin ſehr lebhaft und mit ausführlicher Begründung durch eine Betrachtung der geſammtpolitiſchen Lage verfochten. Der unbekannte Verfaſſer und Vertrauensmann Napoleons weiſt vor allem auf die ſympathiſchen Beziehungen zwiſchen England und Rufsland hin, die auf Intereſſengemeinſchaft beruhen und nur vorübergehend geſtört werden konnten. Die natürlichen Bundesgenoſſen Frankreichs ſeien hingegen die Türken, Schweden und die Polen. Auch eine Allianz mit Sachſen ſei anzurathen, und es beſtehe ſogar die Ausſicht, Dänemark und Oeſterreich — das letztere vor allem mit Rückſicht auf die Verſchwägerung des Wiener und Pariſer Hofes — zu einer Bundesgenoſſenſchaft gegen Rufsland zu gewinnen. Dieſes Document ſtammt aus einer Zeit, da Rufsland und Frankreich officiell verbündet waren. Alexander I. hat ja bekanntlich auch noch im Jahre 1812, als er ſich zum Kriegszug gegen Napoleon entſchloſs, die Allianz nicht aufgekündigt. Zur Erklärung dieſes Schrittes, der zu dem Charakter Alexanders nicht zu ſtimmen ſcheint, glaubt man nun den geheimen Bericht von 1811 heranziehen zu ſollen. Nach einer Mittheilung der „Revue des Revues“, welche den intereſſanten Beitrag der „Russkaja Starina“ nachdruckt, iſt ſogar die Anſicht verbreitet, daſs ein in Alexanders I. Dienſten befindlicher Spion ſich eine Copie des hier citierten Schriftſtückes verſchafft und dieſelbe ſeinem Herrn eingeſchickt habe. Das habe den raſchen und überraſchenden Bruch zwiſchen Rufsland und Frankreich zur Folge gehabt.

Die Wand.

Von Roberto Bracco.*)

Deutſch von Otto Eiſenſchitz.

Dort oben, im fünften Stock, war eine maſſive Wand, hier und da ein wenig morſch, die ſich zwiſchen den Labyrinthen zweier großer, baufälliger, in taubenſchlagartige Wohnungen abgetheilter Zinshäuſer ausdehnte und zwei Stuben trennte, die einander ſo nah und doch ſo fern waren. Zwiſchen dieſen Stuben hatte niemals eine Verbindung irgendwelcher Art beſtanden. Die Dinge und die Menſchen darin waren verſchieden — und verſchieden waren auch die Schwaben, die nächtlicherweiſe zwiſchen den Fugen und Ritzen hausten, verſchieden die Spinnen, die auf beiden Seiten mit ihren grauen Geweben die ſtaubigen Wände tapezierten. In der großen Stille jener ſtummen Winternacht drang das ununterbrochene, eintönige, hartnäckige, haſtige Geräuſch der Nähmaſchine durch die Wand und durchlöcherte ſie unſichtbarerweiſe. Und die alten Steine waren paſſive und unfreiwillige Zuſchauer deſſen, was in der einen und in der anderen Stube zugieng.

Nachdem er ſich vergeblich den Kopf zermartert, klopfte er entſchloſſen mit den Knöcheln ſeiner mageren Finger an die Wand. Er klopfte noch einmal. Der Lärm der Maſchine hörte auf; und er holte tief Athem, gleichſam als wäre er plötzlich von einem beängſtigenden Gefühl, von einem Alpdrücken befreit worden. Er drückte das Ohr an die Wand, um möglicherweiſe zu hören, ob irgend jemand zu ihm ſpräche. Und thatſächlich drang eine ſchwache weibliche Stimme zu ihm:

„Wer iſt da?“

„Gute Frau, hören Sie mich?“

„Wer ſpricht?“

„Haben Sie keine Angſt. Ich bin einer Ihrer Nachbarn.“

„Was wollen Sie?“

„Gute Frau, ich bitte Sie, warten Sie bis morgen früh mit Ihrer Maſchinenarbeit.“

„Ich kann nicht.“

„Sie können nicht! Was kümmert mich das? In dieſer Stunde habe ich das Recht zu ſchlafen“.

„Das iſt wahr. Aber ich bitte ſie inſtändig, mich arbeiten zu laſſen“.

„Haben Sie keine andere Stube, gute Frau?“

„Nein.“

„Sie könnten auf den Corridor gehen . . . . . was weiß ich, wohin . . . . .?“

„Es iſt kalt draußen heute nacht. Und dann iſt die Thüre geſchloſſen und ich habe keinen Schlüſſel.“

„Sie ſind bei ſich zuhauſe und haben keinen [illegible]?“

„Nein.“

„Weshalb?“

„Ich hab' ihn nicht.“

„Was ſoll man alſo thun?“

„Haben Sie ein wenig Geduld! Sie werden ſchon nach und nach einſchlafen.“

Beide legten, während ſie ſprachen, abwechſelnd bald das Ohr bald den Mund an die Wand; und beide geſticulierten dabei, als ob ſie dächten, der eine werde vom anderen geſehen.

„Es iſt unnöthig, daſs ich Geduld habe. Und da Sie es wiſſen wollen, nun denn: nein, ich will nicht ſchlafen, ich will arbeiten . . . . ich muſs ebenſo arbeiten wie Sie.“

„Und wer hindert Sie daran?“

„Ihr Lärm, Ihre Maſchine. Ich kann meine Gedanken nicht ſammeln! Mein Kopf iſt wie ein Rad . . . . [illegible] nicht mehr das Papier, das vor mir liegt. Ich bin ſelbſt gezwungen, mich [illegible] zu arbeiten; aber [illegible] bringt mich der Lärm Ihrer Maſchine zur Verzweiflung, zum Wahnſinn!“

„Warten Sie bis um [illegible]. Bis dahin bin ich fertig.“

*) [illegible]

Digitized by Google

„Warten Sie doch!“

„Ich habe Ihnen ſchon geſagt: ich kann nicht.“

„Ich kann aber auch nicht warten.“

„So gehen Sie in ein anderes Zimmer und verſuchen Sie dort zu arbeiten.“

„Ich habe auch bloß die eine Stube wie Sie. Sie geht direct auf einen offenen ſchmalen Gang. Dort kann ich nicht arbeiten, ſonſt bin ich morgen caput. Ich hab' ein böſes Leiden!“

„Sie Aermſter! Sie thun mir leid ....“

„So? ... Sie bedauern mich und Sie wollen trotzdem nichts thun, um mir zu helfen.“

„Verzeihen Sie mir. Wenn Sie wüſsten ....“

„Was?“

„In einer Stunde muſs die Arbeit, die ich zu nähen habe, fertig ſein, ſonſt! ....“

„Sonſt?“

„Fragen Sie mich nichts, ich bitte Sie, und haben Sie Mitleid mit mir.“

„Sie wollen alſo weiternähen an der Maſchine?

„Ja. Ich muſs. Verzeihen Sie mir ....“

„Nein, nein, nein! Wenn dieſer Lärm von neuem anfängt, kann ich mit meiner Arbeit unmöglich fertig werden. Und in einer Stunde .... ebenſo wie Sie .... genau ſo wie Sie ..... verſtehen Sie mich?“

„Haben Sie Mitleid mit mir.“

„Und warum wollen Sie keines mit mir haben?

„Ich bin ein Weib.“

„Ich bin krank.“

„Sie Aermſter! Wenn Sie darauf beſtehen, will ich Sie zufriedenſtellen, aber ich mache Sie aufmerkſam: Sie werden es bereuen.“

„Bereuen?“

„Ja wohl.“

„Müſſen Sie vielleicht Ihre Arbeit gleich verkaufen, um eine Medicin zu kaufen?“

„Fragen Sie mich nicht!“

„Haben Sie für ein Kind zu ſorgen oder für einen alten Vater?“

„Fragen Sie mich nicht!“

„Iſt Ihre Mutter krank? Ihr Kind?“

„Ich beſchwöre Sie, fragen Sie nicht.“

Er ſchwieg. Er wartete, pochenden Herzens, angſtbeklommen. Nach einigen Augenblicken hörte er von neuem das Geräuſch der Nähmaſchine. Er fühlte es im Hirn, er fühlte es eindringlich, regelmäßig, eintönig, haſtig, unaufhaltſam.

„Gott! Gott!“, murmelte er und unſicher wankend kehrte er an ſeinen Platz zurück, an den ſchäbigen Schreibtiſch, den man kaum ſah unter den Haufen übereinander aufgethürmter Zeitungen und Schriften, zwiſchen denen das Flämmchen eines armſeligen Lämpchens unſtet flackerte.

Vor ihm lagen einige Bogen Papier, die theils beſchrieben, theils unbeſchrieben waren. Er betrachtete ſie, und mit einer Willensanſtrengung erfaſste er die Feder. Aber er ſah, wie deren Spitze zitterte, und das Zittern ſchien ihm hervorgebracht durch die Rückwirkung des Tiktak der Nähmaſchine. Die Worte, die er ſchon geſchrieben hatte, tanzten vor ſeinen Augen im Rhythmus der Nähmaſchine; ſeine Blicke folgten ihnen in ihren ſchwindelnden Bewegungen. Das Zittern gieng von der Federſpitze in ſeine Hand, von der Hand in den Arm, vom Arm in den Kopf. Das Tiktak war in der Luft, in den tanzenden Worten, es war in ſeinen Nerven, in ſeinem Schädel. Was ſollte er ſchreiben? Er wuſste es nicht, er erinnerte ſich deſſen nicht. Ueberall, in ihm und außer ihm, ein Geräuſch, ein regelmäßiges Geräuſch und ſonſt nichts. Gott! Gott! Auf die noch weißen Blätter zeichnete die gelähmte Feder, die oftmals in die Tinte getaucht wurde, irgend eine geheimnisvolle Kritzelei oder einen Klecks, der wie eine ſchwarze Thräne der zitternden Feder entfiel. Und die Stunde floh dahin. ....

Als ihn ein haſtiges Läuten heftig vom Kopf bis zu den Füßen aufſchreckte, bemerkte er, daſs durch die Fenſterladen ein dünner Streifen des erſten Frühlichts brach, der das Flämmchen der Lampe entfärbte.

„Er iſt's“, dachte er und öffnete die Thüre mit ängſtlicher Erwartung.

Der Mann, der eintrat und ein wenig von der Kälte der Straße in die Stube brachte, erhob kaum die tabakbeſchmutzte Naſe, die zwiſchen der Krämpe eines bis zu den Ohren herabgedrückten, ſchäbigen, fettglänzenden Filzhutes und dem aufgeſtülpten Kragen eines rieſigen Radmantels, der die ganze unanſehnliche Perſon einhüllte, hervorguckte.

„Gemacht?“, fragte der Mann mit rauher Stimme.

„Nein. Ich bin nicht fertig“, antwortete der andere, die Arme verzweifelt ausſtreckend.

„Sie [illegible] ....“

„Ich bin nicht fertig, ſage ich Ihnen. Das iſt die Wahrheit“.

„Was?! .... Das iſt nicht möglich! Das iſt nicht möglich!“

Der Mann ließ ſich auf einen Stuhl fallen, [illegible] unter dem Mantel die [illegible] Hände [illegible] den [illegible]

„Nicht möglich!“ fuhr er fort und knirſchte vor Wuth. Das Blatt müſste jetzt ſchon erſchienen ſein .... Und wenn es jetzt ohne den Artikel gegen Raffaele Pagani herauskommt, bin ich ruiniert. Ah! Warum kann ich nicht ſelbſt ſchreiben?! Warum nicht?! ..... Ich bin zugrunde gerichtet. Heute hätte ich das Geld eincaſſieren ſollen .... Statt deſſen wird man mich prügeln; man wird mir ſagen, daſs ich ein Schwindler bin, ein Betrüger! ... Während Sie doch eigentlich der Betrüger ſind! Ja wohl Betrüger, Betrüger!“

„Nein, Herr Gennaro beruhigen Sie ſich .... Ich bin kein Betrüger, aber den verſprochenen Artikel hab' ich nicht ſchreiben können. Ich war's nicht imſtande. Sehen Sie, ich habe immer gedacht, daſs Raffaelle Pagani ein Ehrenmann ſei und trotzdem habe ich heute nachts die beſte Abſicht gehabt, meine Pflicht zu thun, ihn zu beſchimpfen, mit Füßen zu treten, zu vernichten. Aber in dem Augenblicke, da ich ein ganzes phantaſtiſches Gebäude von infamierenden Anſchuldigungen errichten wollte, fand ich keine Idee, keinen Satz, kein Wort, ja, ich fand nicht einmal den Zuſammenhang der Buchſtaben, die die Worte bilden.“

„Machen Sie dieſe dummen Gewiſſensbiſſe einem anderen weiß, nicht mir! Sie, deſſen Gewerbe darin beſteht, Schmähſchriften zu ſchreiben! Ich kenne Sie!“

„Es iſt mein Gewerbe. Sie haben recht. Da läſst ſich nichts dagegen erwidern. Sie haben recht“.

Der junge Mann hatte das in ſchwermüthig ergebenem Tone geſagt; und während er jetzt hüſtelte, begann der andere von neuem ſich wie ein Verzweifelter zu geberden.

„Das Blatt! Das Blatt! Was ſoll ich jetzt thun? Oh du mein Gott! Du mein Gott! Und ſo lohnen Sie mir meine Güte, mir, der ich Ihnen zu arbeiten, zu leben gegeben?! Das alſo iſt Ihre Dankbarkeit?! Sie Verräther! Sie Betrüger! Aber beim heiligen Gennaro! Man ſoll mir ins Geſicht ſpucken, wenn ich Ihnen je wieder einen Soldo zu verdienen gebe! Sie können von heute an Hungers ſterben, Sie können betteln gehen: Sie haben's nicht anders verdient! Man wird mir ſagen, ich ſei ein Schuft, ein Schwindler, noch Schlimmeres vielleicht! Ich hatte mein Ehrenwort verpfändet ... Es iſt ſchrecklich! Es iſt furchtbar! Betteln ſollen Sie gehen, betteln! Und es geſchieht Ihnen recht ....“

Er gieng, in ſeinen Mantel eingehüllt, mit unſicherem Schritt und wiederholte convulſiviſch: „Betteln! Betteln! ....“

Der junge Mann ſtand aufrecht vor ſeinem Schreibtiſch, unbeweglich, die entgeiſterten Blicke ſtarr auf die leeren Blätter gerichtet, die vor ihm lagen, und wiederholte dumpf: „Betteln! Betteln! Von heute an kann ich Hungers ſterben! ...“

Aber den Schmähartikel hatte er nicht geſchrieben. Aus welchem Grunde hatte er ihn nicht geſchrieben? Aus welchem Grunde? Er vermochte ſich darüber keinen richtigen Aufſchluſs zu geben. Er blickte umher. Die Fenſterläden waren noch immer geſchloſſen. In ſeiner Stube war's noch Nacht. Und von der Straße her, von den Nachbarhäuſern klang im verworrenen Geräuſch des Erwachens das Leben des Tages zu ihm herauf. Das Tiktak der Nähmaſchine war verſtummt. Die alte maſſive Wand war wieder undurchdringlich geworden. Durch ſie hatten die wenigen Worte nicht dringen können, die das Weib gemurmelt hatte, als beim Morgengrauen der Trunkenbold heimgekehrt war und ſich ſchwer aufs Bett geworfen hatte, die Stube mit ſeinem Peſthauch erfüllend.

Er hatte nur die Worte hervorgeſtoßen: „Wenn Du mir bis Mittag nicht zu eſſen gibſt, bring' ich Dich um.“ Und dann war er eingeſchlafen.

Nun ſchnarchte er im ſchweren Traum. Das Weib ſchickte ſich an, das Haus zu verlaſſen, das Päckchen Wäſche unter dem Arm, froh darüber, ſeinen Wunſch erfüllen zu können. Ehe ſie die Thüre öffnete, erinnerte ſie ſich ihres Nachbars. Ihm verdankte ſie ihre traurige Freude und ihre Rettung. Sie klopfte an die Wand. Der junge Mann ſchreckte zuſammen, während er mit blödem Ausdruck noch immer vor ſich hinſtammelte: „Betteln! .... Betteln! .... Aber ich habe niemand geſchmäht, niemand verleumdet ....“

Er begriff, daſs ſeine Nachbarin ihn rief. Und er antwortete, indem er ebenfalls klopfte. Dann näherten beide ihren Mund der Wand und ſagten gleichzeitig: „Danke.“

Der eine hörte nicht das „Danke“ des andern. Beide entfernten ſich von der Wand.

„Er iſt's nicht ...“

„Sie iſt's nicht ...“

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
bester natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 1. Mai 1897. Nummer 13[illegible]

Das Weſen der Obſtruction.

Die von den miniſteriellen Soldſchreibern während der Oſterferien gehegten Befürchtungen ſind eingetroffen. Schon die erſte Parlamentsſitzung brachte einen regelrechten Obſtructionsverſuch und nun zittern die zartbeſaiteten Gemüther aller Officiöſen um das Anſehen des parlamentariſchen Princips in Oeſterreich. Die um die freiheitliche Entwicklung unſerer Einrichtungen ehrlich Beſorgten werden ſich durch das Wehklagen der Stehler und Hehler unſeres öffentlichen Rechtes ebenſowenig beirren laſſen, wie die rechtſchaffenen Leute durch eine von der nichtregiſtrierten Genoſſenſchaft aller Diebe gegen eine polizeiliche Razzia abgegebene Erklärung, die Sicherheit des Eigenthums ſei bedroht. Denn in der exploſiven Ungeberdigkeit des Abgeordnetenhauſes iſt kein Zeichen des Niederganges, ſondern des Auflebens und Aufſtrebens zu erblicken, und wenn das ſeit bald zwei Jahrzehnten bei den wichtigſten Anläſſen als gefügiger Abſtimmungsapparat miſsbrauchte Parlament zur Ankündigung ſeiner latenten Widerſtandskraft ſelbſt bei den nichtigſten Anläſſen den Dienſt einer Votierungsmaſchine verweigert, ſo mag dies der Regierung und den ihr ergebenen Parteien ſehr unbequem ſein, doch eine öffentliche Calamität iſt es darum noch lange nicht.

Die Interpreten der jüngſten Vorgänge ſuchen die Urſachen der Obſtructionsneigungen der Minoritätsparteien in der Empörung über die Sprachenverordnungen, in dem Unwillen über die Willkür des Präſidenten, der die Verhandlung der ſchwebenden Dringlichkeitsanträge hinauszuſchieben ſucht, in der Erbitterung über die Unbill der Mehrheitsparteien bei Feſtſtellung des Vertheilungsſchlüſſels für die Ausſchuſswahlen. So hell auch das nationale Feuer der deutſchen Parteien lodert, welches durch das unkluge Vorgehen des Grafen Badeni bei Erlaſſung der Sprachenverordnungen angefacht wurde, ſo ſcheinen uns dieſe Verfügungen — um von den erwähnten anderen belangloſeren Beſchwerden der Minderheit nicht erſt zu reden — höchſtens den Anlaſs, nicht aber den Grund zu den obſtructioniſtiſchen Regungen zu bilden. Die Obſtruction iſt zwar erſt geſtern zum vollen Ausbruch gekommen, doch iſt ſie nicht von geſtern, ſondern ein ſeit zwei Jahren chroniſcher Zuſtand, der ſich vor und ſeit der jungczechiſchen Obſtructionsſchlacht in den wiederholten Dringlichkeitsdebatten deutlich genug äußerte. Sie iſt nicht ein Kampf gegen eine Perſon oder eine Partei oder eine Maßregel, und inſofern hatte Graf Badeni recht, wenn er neulich, „unbeirrt durch zeitweilige Parteiſchwierigkeiten“, für die Dauerabſtimmungen nur ein gleichgiltiges Achſelzucken hatte, als ob ihn die Sache perſönlich gar nichts angienge; denn die Obſtruction iſt ein elementarer Kampf gegen ein Syſtem, gegen d a s Syſtem, deſſen wenig beneidenswerter Träger allerdings Graf Badeni im gegenwärtigen Augenblicke iſt.

Auf achtzehn Jahre eines unhaltbaren Rumpfparlamentarismus, welcher uns die durchwegs unvollkommen gebliebenen Anſätze verfaſſungsmäßiger Entwicklung gebracht hat, folgten die vom Grafen Taaffe inaugurierten achtzehn Jahre des ebenſo unhaltbaren vollen Scheinparlamentarismus. Zur Wahrung der conſtitutionellen Form muſste die gegen das Parlament ernannte Regierung für das, was mit einer parlamentariſchen Regierung von ſelbſt gegeben iſt, für die Schaffung und Erhaltung einer Mehrheit ſorgen. Dies war, da es an Grundſätzen, welche die Parteien einigen konnten, naturgemäß fehlte, nur durch ſtets von neuem zu verabreichende Liebesgaben an die Majoritätsparteien, durch ein ausgebildetes Syſtem politiſcher Corruption zu erzielen. Als Graf Taaffe die Auskunftsmittel dieſes Syſtems trotz ſeiner unſtreitig virtuoſen Handhabung erſchöpft ſah, war er ſtaatsklug genug, ſich zu einer gründlichen Parlamentsreform zu entſchließen, die an dem Widerſtand aller volksfeindlichen Parteien ſcheiterte. Die Verſuche der Coalition, den von Graf Taaffe unternommenen beherzten Schritt zurückzumachen, fanden ein ſchmähliches Ende. Die damals noch von den demokratiſchen Inſtincten ihrer Nation geleitete jungczechiſche Partei ſprengte in einer einzigen glänzend geleiteten Obſtructions-Attaque die Coalition, wodurch ſie ſich die nun wieder ſo ſchmählich verſcherzten Sympathien aller Freiſinnigen erwarb.

Als Graf Badeni als Statthalter von Lemberg aus mit ſchadenfroher Ungeduld den Abſterbeproceſs der Coalition beobachtete, war ſein Plan, die Jungczechen zu gewinnen, ſchnell gefaſst. Sein publiciſtiſcher Factor, der kürzlich verſtorbene Abgeordnete Eim und ſein parlamentariſcher Factor, der Sectionschef v. Halban, eröffneten ihm die beſten Ausſichten hiezu, und ſo fühlte ſich denn auch Graf Badeni in ſeiner Programmrede vom 22. October 1895 ſoweit ſicher, um ſich als alleinigen Führer des Parlaments anzuſpielen. Hörte ihn ja damals noch das Haus ſo ruhig und geduldig an, wie ein Regiment, zu dem ein neuer Oberſt, und nicht wie ein Parlament, dem ein ihm fremder Miniſterpräſident verſetzt wird. Die Eim und Halban lieferten prompte Arbeit. Einladungen zur Hoftafel und andere kleine Gefälligkeiten halfen nach. Schon zu Weihnachten 1895 waren die jungczechiſchen Führer, die kurz vorher noch in dieſen Blättern die Nothwendigkeit eines demokratiſchen Ausgleiches der Czechen mit den Deutſchen gepredigt hatten, ſo weit heruntergebracht, ſich im Prager Landtag mit dem böhmiſchen Hochadel gegen die Deutſchen zu verbünden und bald darauf gaben ſie auch dem ſcheinallgemeinen Stimmrecht der fünften Curie, mit dem der Taaffe'ſche Seitenſprung wettgemacht werden ſollte, ihr Placet. Und nun gedachte Graf Badeni dort anfangen zu können, wo Graf Taaffe vor achtzehn Jahren mit der Einführung der gefügigen Altczechen ins Parlament begonnen, ſtatt dort einzuſetzen, wo Graf Taaffe im October 1893 aufgehört.

Die Copie in der Politik pflegt nun nicht minder wertlos wie die in der Kunſt zu ſein, zumal wenn ſie von einem Stümper herrührt. Graf Badeni wähnte mit dem vom Grafen Taaffe ausgebildeten Syſtem der Gewinnung von Parteien umſo leichter zu regieren, als es ihm und ſeinen Helfershelfern bald gelungen war, die Jungczechen von ihren politiſchen Principien abwendig zu machen und ſie, die kräftigſte Partei, ins Regierungslager herüberzuziehen. Damit, daſs er den Meiſtern der Obſtruction das politiſche Rückgrat gebrochen, glaubte er die Obſtruction ſelbſt für alle Zeiten aus dem Wege geräumt, hielt er ſie gleich ſeinen Berathern leichthin für den Revolver, den dieſe oder jene macht- oder beutegierige Partei der Regierung entgegenhält und den man ihr nur aus der Hand zu winden oder abzuſchmeicheln braucht, um das unbequeme Ding aus der Welt zu ſchaffen. Nun iſt ſie aber dennoch wieder da und droht die einſt ſo regelrecht klappernde parlamentariſche Mühle in für die Regierung entſcheidenden Momenten zum Stillſtand zu bringen. Graf Badenis bald ſprichwörtlich gewordener Mangel an politiſcher Vorſorge hat es zwar für den Augenblick einzurichten vermocht, daſs dem Hauſe kein nennenswerthes legislatoriſches Material zur Berathung vorliegt, wodurch die Obſtruction momentan ihres gefährlichſten Stachels beraubt iſt. Doch endlich einmal wird auch dieſe Regierung mit wichtigen und dringlichen Entwürfen, insbeſondere mit den im Zuſchnitt verpfuſchten Ausgleichsvorlagen herausrücken müſſen, und dann wird ſich ihre frivole Beurtheilung und Behandlung unſerer Parlamentsrechte — man denke nur an die Nichtbeantwortung hunderter Interpellationen! — zu rächen beginnen. Dann werden keine geſchäftigen Factoren und Parlamentsverſucher mehr helfen können: denn die Obſtruction, welche die Wahrung der Parlamentsrechte, die Auflehnung gegen Wahl- und Parlamentscorruption, gegen Stimmen- und Parteienkauf zum Zwecke hat, und eine ſolche ſcheint ſich im Abgeordnetenhauſe vorzubereiten, iſt eine relativ unüberwindliche: ſie ſteht und fällt mit dem Syſtem, das ſie bekämpft.

S.

Ein Sieg der italieniſchen Demokratie.

Vom italieniſchen Deputierten Dr. Napoleone Colajanni (Rom).

Derjenige, der die Wechſelfälle der letzten Wahlſchlacht in Italien zu verfolgen Gelegenheit hatte, konnte die ſtetig wachſende Verwirrung wahrnehmen, die durch das Fehlen eines jeden Programmes bei den meiſten der Candidaten verurſacht worden war, weil dieſe ſelbſt durch die Verſchiedenheit der Stellungnahme der Regierung in den verſchiedenen Provinzen irregeführt worden war. Während nämlich auf dem Continent, und namentlich im Norden, die Wahlen mit genügender Beobachtung der Freiheit und bei geringer Einmiſchung der Agenten der Regierung vor ſich gegangen ſind, haben in manchen Provinzen Siciliens die von den Präfecten gebrauchten Methoden die Wahlen von 1890 und 1895 — die Crispi mit Schmach bedeckten — an Gewaltſamkeit und Immoralität beinahe übertroffen. Die Regierung hat aber ihre gerechte Strafe erfahren; denn dort, wo ihre Anſtrengungen, einigen ihrer Schützlinge zum Siege zu verhelfen und die von den Wählern vorgezogenen Candidaten zu bekämpfen, am ſtärkſten waren — wie zum Beiſpiel in C a t a n i a — gerade dort war die Beſchämung der Niederlage eine deſto größere.

Die Wahlergebniſſe waren wirklich tröſtlich und laſſen für die Zukunft eine Beſſerung in politiſcher und moraliſcher Hinſicht für das Land erhoffen, und dies gilt namentlich für den Norden, wo dieſe Ergebniſſe einen beſonders ausgeprägten Charakter

Digitized by Google

in jedem Falle, daſs man die Völker mit einem Freiheitsregime beſſer regiert und daſs dieſe dann weniger Fehler begehen, als man ihnen in der Regel zumuthet. Das was die italieniſchen Wahlen vom 21. März 1897 charakteriſiert, iſt die große, die feierliche, die verdiente Vernichtung der alten Majorität, die dem ehrenwerten Crispi und Sonnino ergeben war. Sonnino hatte ſich vorher ohne jeden plauſibeln Grund mit Crispi ſolidariſch erklärt und ſich ſo gänzlich die Sympathien des Volkes verſcherzt, um diejenigen des Hofes zu gewinnen.

Die Niederlage des „Crispismus“, wie man den Miſchmaſch von Deputierten genannt hatte, die bis zum unheilvollen Schreckenstage von Abba Carima dem ehemaligen Conſeils-Präſidenten gedient hatten, war eine ungeheure, ſowohl in qualitativer als in quantitativer Hinſicht. Die Zahl der Crispiner, die nicht mehr gewagt hatten, vor ihre Wähler zu treten, und jener, die in der Wahlſchlacht geſchlagen wurden, beträgt zuſammen über 110 Deputierte. Dieſe Niederlage wurde dadurch noch ſtärker fühlbar, daſs ſich unter den Gefallenen ihre einfluſsreichſten und angeſehenſten Männer befanden. Die Exminiſter Miceli und Morin und die ehemaligen Unterſtaatsſecretäre Fortis, Daneo, Rava, Damiani und Galli wurden durch Radicale und Socialiſten beſiegt. Daſs Miceli, ein ſchwachköpfiger Greis, der ſich bei der Scandalaffaire der Banca Romana mit Schmach bedeckt hatte, geſchlagen wurde, iſt leicht begreiflich; aber die Niederlage Morins, Ravas, Daneos, Fortis, Damianis muſs hauptſächlich einem kräftigen politiſchen Wiederaufleben der Wählerſchaft zugeſchrieben werden, die dieſen Männern — ungeachtet der perſönlichen Verdienſte des je Einzelnen — die Solidarität mit Crispi nicht verzeihen konnte.

Damit ſich die Außenſtehenden ein klares Bild von der Situation des Landes und von der neuen Kammer machen können, muſs man noch hinzufügen, daſs einige Fünfzig der alten Deputierten nur deshalb gewählt wurden, weil das Miniſterium das wenig ehrenvolle Neubekenntnis acceptiert hatte, das dieſe Herren am Vorabend der Wahlen abgegeben hatten. Wenn dieſe fünfzig Männer ſich dem demokratiſchen Theile beigeſellt hätten, dann wäre die Deputiertenkammer der zwanzigſten Legislatur beinahe zur Hälfte erneuert worden: eine Thatſache, die ſich in Italien ſeit dem Jahre 1876 bis heute nicht wiederholt hatte. Die von den einen erlittenen Verluſte fielen, wie vorauszuſehen war, zugunſten der verſchiedenen parlamentariſchen Gruppen aus. Es gewannen Sitze die Gemäßigten oder Liberal-Conſervativen der „Rechten“; aber in geringerer Zahl als ſie erhofft hatten und als man ſich vorſtellen konnte, weil man wuſste, daſs ſie alle Sympathien der Regierung für ſich hatten und daſs ſie reich an Verbindungen und an pecuniären Mitteln waren. In einigen Wahlkreiſen — in Mailand beiſpielsweiſe — wurde ihr Sieg über die Republikaner und über die Socialiſten durch die unleugbare Unterſtützung der Clericalen errungen: das „non expedit“ war übertreten worden. Das, was ich vorausgeſehen, war eingetroffen. Der Haſs der Clericalen gegen das neue Italien wurde übertroffen durch die Furcht vor den Socialiſten und Republikanern. Im übrigen iſt die numeriſche Zunahme der Conſervativen nicht begleitet von einer Zunahme der politiſchen Macht, die nur durch beſondere Einflüſſe des öffentlichen Lebens und durch moraliſche und intellectuelle Qualitäten erlangt werden kann.

Unter den conſtitutionellen Parteien gewannen auch jene Gruppen an Mitgliedern, die auf Seiten Zanardellis und Giolittis ſtehen. Aber die wahren Sieger vom 21. März waren Cavallotti und die „Aeußerſte Linke“.

Felice Cavallotti, der in der jüngſten Zeit durch die vornehme und edle Rolle geglänzt und ſich hervorgethan hatte, die er bei der „moraliſchen Frage“ geſpielt hatte, gebührt das Hauptverdienſt an der Auflöſung der verfloſſenen Kammer. Er zwang das Miniſterium dazu. Während der Wahlcampagne entwickelte Cavalotti eine unübertreffliche Thätigkeit. Er durchreiste faſt die ganze Halbinſel und er war in Sardinien und in Sicilien, kurz bevor die Campagne officiell eröffnet wurde; und überall da, wo er ſeine Stimme vernehmen ließ, fand er Gehör. Die Reden, die Telegramme, die Briefe, die er an die Wähler richtete, waren zahllos, und faſt überall wirkten ſie dahin, daſs ein Ruchloſer geſchlagen und ein Ehrenmann erwählt wurde.

Die Früchte, die er erntete, waren vornehmlich moraliſcher Art: die Gründe, warum die Ergebniſſe nicht auch materieller Art waren, ſind den Leſern der „Zeit“ aus meinen früheren Artikeln hinlänglich bekannt. Und in der That, wenn die Siegerin unter den Parteien die „Aeußerſte Linke“ war, die ihre Reihen aus der Wahlſchlacht in nahezu doppelter Stärke hervorkommen ſah, ſo war dieſer Sieg nicht ausſchließlich auf Seiten Cavallottis, deſſen Plan durch die Bildung einer ausgeſprochen republikaniſchen Bewegung durchkreuzt wurden.

Alle jene, die den Phaſen der ſocialiſtiſchen Propaganda und Organiſation gefolgt waren, wuſsten mit Beſtimmtheit, daſs die Zahl ihrer Deputierten zunehmen werde. Die Zunahme wäre aber eine noch weit größere geweſen, wenn die Wahlen [illegible] ſtattgefunden hatten, weil ſich dann die [illegible] daran betheiligt hatten. Die Socialiſten, die elf Mann ſtark in der 19. Legislatur [illegible], und fünfzehn Mann ſtark in der 20. [illegible] [illegible] war nicht erheblich. [illegible] die Thatſache, [illegible]

gemäßigten Florenz und in Toscana, in Turin und im alten Sardinien erringen konnten. Auch in den Sphären der Dynaſtie erregte dieſe Thatſache Unruhe und Schrecken. Und dieſes Gefühl der Unſicherheit und der Furcht war umſo größer, als man in der Bildung einer republikaniſchen Partei eine näherliegende und beſtimmte Gefahr für den Thron erblickte. Niemand hätte geglaubt, daſs 27 Deputierte ausdrücklich ihren Beitritt zu dieſer Partei erklären würden, ganz abgeſehen von De Felice, welcher der am meiſten Vorgeſchrittene iſt. Und unter dieſen 27 republikaniſchen Abgeordneten befinden ſich zwei, die zu den ſehr wenigen gehören, welche doppelt gewählt worden ſind.

Die Macht und die Bedeutung der parlamentariſchen republikaniſchen Partei, die bloß jene Kurzſichtigen überraſchen konnte, die nur die Oberfläche des Lebens und der Kundgebungen eines Volkes ſehen, wachſen ungeheuer angeſichts des Umſtandes, daſs ungefähr die Hälfte der anderen dreißig Abgeordneten, die die radicale Gruppe bilden, an deren Spitze der ehrenwerthe Cavallotti ſteht, erklärt hat, daſs ihre Mitglieder ebenfalls Republikaner ſind und ſich vom parlamentariſchen „Radicalismus“ loslöſen würden, ſobald dieſer monarchiſche Principien verfolgen oder monarchiſche Geſinnungen bekunden würde.

Cavallotti, der, abgeſehen von der perſönlichen Genugthuung, die er als Haupt von mehr als ſechzig der beſten und angeſehenſten Deputierten der Kammer fühlen muſste, einem jeden Miniſterium mit einer ſo ſtarken Gruppe ökonomiſche und politiſche Reformen, die als nothwendig und dringend erachtet wurden, vorſchreiben zu können hoffte, iſt durch die obigen Ereigniſſe ſehr ſchmerzlich berührt, weil er fürchtet, daſs der Erfolg ſeines Wirkens infolge der geſchilderten Untertheilung ſeiner Partei ſtarke Einbuße erleiden könne. Er wird aber doch ſchließlich einſehen müſſen, daſs die Bildung der republikaniſchen Gruppe unvermeidlich war; ſie war zum Bedürfnis geworden, weil ſich die antimonarchiſchen Ideen einen breiten Weg geebnet hatten angeſichts der Sünden und Fehler, die die verſchiedenen Miniſterien begangen hatten und deren Verantwortlichkeit im Glauben des Volkes bis zur Dynaſtie emporgeſtiegen war. In der „moraliſchen Frage“, in der Colonialpolitik, in der auswärtigen Politik — namentlich in der Kretafrage — im ökonomiſchen Rückgange erblickt man, mit Recht oder mit Unrecht — wohl mehr mit Recht — den unheilvollen Einfluſs der dynaſtiſchen und nicht der italieniſchen Politik. Die Miſsſtimmung, die ſich ſeit Jahren am Horizont anhäufte, beginnt concrete Form anzunehmen; früher oder ſpäter wird es möglicherweiſe dazu kommen können, daſs dieſe Miſsſtimmung — bei einer günſtigen Gelegenheit — zu irgend einem Ausbruch gelangt, der eine endgiltige Löſung zur Folge haben könnte.

Wie dem auch immer ſei, eine Zeit lang und für einen nicht kurzen Weg werden die verſchiedenen Fractionen der „Aeußerſten Linken“ — Socialiſten, Republikaner und Radicale — gemeinſam und in geſchloſſener Reihe von ungefähr achtzig Deputierten von Rang und Anſehen die Regierung vom Wege der Reaction zurückhalten und ſogar auf jenen der nützlichen, wirkſamen und dringend erforderlichen Reformen zu leiten vermögen. Der Aufrechterhaltung dieſer Einigkeit in den Reihen der radicalen Gruppe widmet ſich Sacchi, und in der republikaniſchen Gruppe ſind es Pantano, dann der Schreiber dieſes Aufſatzes und endlich einige andere, die dieſe Aufgabe unparteiiſch und leidenſchaftslos zu löſen ſuchen.

Im Intereſſe des Wohles Italiens und der friedlichen Entwicklung der Demokratie iſt es zu wünſchen, daſs ihre Beſtrebungen von Erfolg gekrönt ſeien. Die Monarchie und ihre Anhänger ſollten nicht auf den hartnäckigen Verſuchen der Reaction beharren, um ſich nicht einer Gefahr auszuſetzen, die ſeit einiger Zeit drohend heranzieht. Man darf nicht vergeſſen, daſs Turin, Mailand, Florenz, Rom, ein großer Theil Piemonts, der Lombardei, Emiliens, Liguriens, der Marken, der Romagna, Umbriens und Toscanas ſchon in offener, ehrlicher Weiſe vom Socialismus und von der republikaniſchen Idee erobert worden ſind. Das haben die Wahlen vom 21. März 1897 klar und deutlich dargethan, und dieſe Entdeckung konnte wohl viele Italiener überraſchen, nicht aber die Leſer der „Zeit“, die von mir durch die Artikel über die ſavoyiſche Dynaſtie auf das Ereignis vorbereitet worden waren. Die letzte Stunde dieſer Dynaſtie würde unfehlbar an jenem Tage ſchlagen, an dem dieſe zur Gewaltthätigkeit Zuflucht nehmen wollte, um ſich zu befeſtigen: dieſe Stunde wird aber bedeutend verzögert werden, wenn die Dynaſtie eine Politik des Friedens und der Freiheit verfolgen wird: und ſie wird ſo lange verzögert werden, als die Socialiſten und Republikaner nicht die Eroberung des Südens vollzogen haben werden.

Das politiſche Leben Bulgariens.

Von Tokgoff (Sophia).

II.

Was verſtehen wir unter bulgariſcher „Intelligenz?“

[illegible] alle Elemente, die ſich vom Bauernthum [illegible] Bildung genoſſen haben.

Digitized by Google

Aber auch in dieſer Gruppe haben weder die ökonomiſchen noch die geiſtigen Zuſtände zu irgendwelchen Differenzierungen geführt; auch in dieſer Maſſe gibt es keine Gruppen mit wirklich entgegengeſetzten Intereſſen. Jedenfalls finden wir in dieſer Maſſe reiche und arme Leute, ſolche mit höherer Bildung, wie Aerzte, Juriſten, Ingenieure, Lehrer an den Mittelſchulen, und ſolche, die kaum eine Primarſchule abſolviert haben. Aber trotzdem haben ſie keine entgegengeſetzten Intereſſen. Es iſt auch ganz einfach zu erklären.

In einem Lande, wo die Induſtrie, wie überhaupt die ganze ökonomiſche Structur, noch ſehr unentwickelt iſt, wo der ganze Handel hauptſächlich auf die Befriedigung der Bedürfniſſe eines kleinen Bruchtheiles der Bevölkerung — die Bauern kaufen ſehr wenig Dinge, denn ſie producieren ſelber das Nöthige — beſchränkt iſt, in einem Lande alſo, wo die perſönliche Initiative faſt gar nicht zur Geltung kommt, wo vielmehr die Staatsmaſchine centraliſtiſch-bureaukratiſch eingerichtet iſt, — da ſucht jeder, der irgendwelche Bildung genoſſen hat, eine ſichere Stelle im Staatsdienſt oder um den Staat herum (ſtaatliche Unternehmungen, Lieferungen).

Der Handwerker, wie der Kaufmann, ſobald es ihm ſchlecht geht, ſtrebt ſofort irgend ein Beamter zu werden, je nach dem Bildungsgrade und der ſocialen Poſition: der eine wird Präfect, der andere — Gendarm. Und ſo ſehen wir den geſtrigen Hutmacher heute Friedensrichter, den Salzhändler Stadthauptmann, den Getreidehändler Präfect werden und umgekehrt.

Das Beamtenthum bietet immer eine Zufluchtsſtätte für alle diejenigen, die vom Bauernthum losgeriſſen ſind. Da aber die Bureaukratie doch noch eine beſchränkte iſt, ſo kann ſie nicht alle Reflectanten aufnehmen: dadurch entſteht innerhalb der „Intelligenz“ ein Kampf um die „Stellen“. Eben dadurch erklären ſich auch die zahlreichen Uebergänge — „Deſertionen“ — von einer zur anderen Partei, denn die Parteirichtung hängt nicht von irgendwelchen feſten Principien ab, ſondern davon, unter welchem Miniſterium man eine beſſere Stelle bekommt.

Sehen wir uns die politiſchen Parteien genauer an.

Vom Anfang an theilte ſich die Intelligenz in zwei principiell verſchiedene Parteien: Conſervative und Liberale. Der principielle Kampf dauerte nur ſo lange, als die Landesverfaſſung durchberathen wurde. Die erſten waren in der Minorität, zu ihnen gehörten die reicheren und gebildeteren Elemente, die ganz ehrlich meinten, daſs einem ſoeben von hundertjähriger Knechtſchaft befreiten Volke eine radicale Verfaſſung nur ſchaden kann. Eigentlich waren ſie doctrinäre Liberale. Die Majorität meinte ebenſo ehrlich, daſs nur eine echt demokratiſche Verfaſſung dem Volke zum Heil gereichen könne.

Allmählich entwickelte ſich ein zweites Moment, das zu Differenzierungen zwiſchen den Parteien führte. Noch vor dem Kriege haben einige bulgariſche Revolutionäre, wie z. B. Boteff, vor Rusland und ſeinen Geſchenken gewarnt. Das Benehmen der ruſſiſchen Miniſter in Bulgarien, ihre Chicanen gegen den Fürſten Alexander, ihre Spiele mit den Parteien, ihr herriſches Auftreten im Lande, alles hat dazu beigetragen, den Verdacht gegen Rusſland zu nähren und eine ruſſophobe Richtung zu bilden und zwar in einem ſolchen Maße, daſs der ruſſophile Zankoff einmal den Ausſpruch gethan hat: „Ich will weder den Honig noch die Stiche von ihnen (den Ruſſen).“

Aber auch dieſes Princip wurde bald verpöbelt und zu ganz anderen Zwecken ausgenützt.

Heutzutage finden wir hier folgende Parteiverhältniſſe:

Vor allem unterſcheiden ſich hier zwei Richtungen nach der äußeren Politik: Ruſſophile und Ruſſophobe. Nun finden wir hier echte Ruſſophile, die einen feſteren Anſchluſs an Rusſland anſtreben, ohne jedenfalls die Unabhängigkeit Bulgariens aus dem Auge zu verlieren, nur unter den Rumelioten, deren Führer die jetzigen Miniſter Geſchoff, Welitſchkoff, Madjaroff, außerdem Bobtſcheff ſind und unter den Zankowiſten (die Ruſſophilen Nordbulgariens), deren Führer Zankoff und Danefſ ſind. Echte Ruſſophobe finden wir nur unter den Stambulowiſten, deren Führer jetzt Grekoff*) und Petkoff ſind.

Bei den anderen Parteien iſt dieſe Sonderung nur eine zufällige, mehr aus Opportunitätsrückſichten.

Thatſache aber iſt, daſs ſeitdem Rusſland bewieſen hat, keine ruſſiſchen Beamten in Bulgarien anſtellen zu wollen, ſeitdem es ſich von den inneren Parteikämpfen möglichſt fernhält, das Ruſſophobenthum auch in der Intelligenz in Abnahme begriffen iſt.

Nun iſt es merkwürdig, daſs dieſe Parteiſonderung nach der äußeren Politik nicht mit irgendwelchen feſten Grundſätzen in der inneren Politik übereinſtimmt.

Unter den Ruſſophilen wie unter den Ruſſophoben gibt es Liberale und Conſervative. Auf dieſe Weiſe entſteht hier eine Unmaſſe von Parteien. Unter den „Conſervativen“ haben wir Ruſſophile (Stoiloff, Teodoroff) und Ruſſophobe (Natchowitſch, Petroff). Unter den Liberalen gibt es ebenfalls Ruſſophile (Zankoff, Karaweloff) und Ruſſophobe (Radoſlawoff, Petkoff, Budeff). Daſs aber dabei gar keine Principien, reſpective Claſſenintereſſen obwalten, daſs dabei mit einem Worte die reinſte Opportunitätspolitik getrieben wird, beweiſt ſchon der Umſtand, daſs die Ruſſophilen Zankoff und Karaweloff ſchon oft erzruſſophobe Politik getrieben haben, ebenſo wie der jetzige Ruſſophile Stoiloff vorher Ruſſophobe war. Andererſeits haben die Liberalen nur allzu oft reactionäre, ſogar gewaltthätige innere Politik, während die Conſervativen eine echt liberale Politik geleitet haben. Es iſt ja nicht zu beſtreiten, daſs die innere Politik des conſervativen Stoiloff unvergleichlich liberaler iſt als diejenige des „liberalen“ Stambuloff oder des opportuniſtiſchen Radoſlawoff. In jeder dieſer Parteien findet man die Vertreter aller Schichten der „Intelligenz“, reſpective des Volkes: das allein beweiſt, daſs die hieſigen Parteien nicht nach irgendwelchen feſtbeſtimmten Intereſſen und Grundſätzen geordnet ſind. In Bulgarien findet man eben weder eine Großgrundbeſitzer-, noch eine Großbürger- noch eine Kleinbürgerpartei, wie in Europa. Hier iſt jede Partei auf die zufällige Conſtellation der Umſtände angewieſen. Es liegt auf der Hand, daſs bei dieſer Sachlage der Wille des Fürſten von großer Bedeutung iſt. In Wirklichkeit verhält ſich die Sache ſo: Bei den Aenderungen des „Curſes“, reſpective des Miniſteriums iſt die Macht des Fürſten eine uneingeſchränkte. Zum Sturze Stambuloffs trug das Intereſſe des Fürſten, ſich die Anerkennung der Mächte zu verſchaffen, viel mehr bei, als alle Lamentationen der vereinigten Oppoſition, die wie ein Stab ohne Armee daſtand.

Nun möchten wir zur Illuſtration unſerer Gedanken die Parteien in der jetzt tagenden Sobranje beſchreiben.

Wie bekannt, verfügt Stoiloff über eine ungeheuere Majorität in der jetzigen Kammer. Die ganze Oppoſition zählt etwa 12—15 Mitglieder (gegen 150). Dieſe Oppoſition ſelbſt beſteht aus mehreren Elementen: Ein paar Socialiſten, von denen einer in einem faſt ausſchließlich von Türken bewohnten Bezirke gewählt wurde, ein paar Stambulowiſten, ein paar Karaweliſten und mehrere Radoſlawiſten. Die Chefs dieſer Parteien ſind aber nicht in die Kammer gewählt worden. Iſt es nicht ſchon an und für ſich eine intereſſante Erſcheinung? Die Majorität beſteht aus drei Gruppen: den Conſervativen, den bekehrten Zankowiſten und den Rumelioten.

Die vorhergehende Kammer hatte vier große Parteien — die conſervative, die Zankowiſten, die Radoſlawiſten und die Rumelioten — außerdem 8 Karaweliſten und zwei Socialiſten. Die letzte Kammer Stambuloffs beſtand mit einigen wenigen Ausnahmen aus ſeinen Anhängern.

Ja, welche war die eigentliche Vertreterin des Landes? Und wie iſt es überhaupt möglich, daſs in drei Jahren die Kammer ſich ſo verändert? Beweiſt dieſe Thatſache nicht, daſs wir es hier mit einem Volke zu thun haben, das eben noch nicht imſtande iſt, ſeine feſte Meinung auszuſprechen, beweiſt ſie nicht, daſs auch die „Intelligenz“ auf ſehr ſchwachen Füßen ſteht?

Was ſtellt die jetzige Kammer vor?

Die große Majorität iſt ruſſophil, aber ihre Ruſſenliebe geht nicht weiter, als es der Regierung und dem Fürſten paſst. Die Majorität iſt ſozuſagen conſervativ, aber ſie iſt nicht conſervativer als jede andere Partei, in mancher Beziehung iſt ſie liberaler. Aber warum theilt ſie ſich in drei Parteien? Keine Principien theilen dieſe Parteien, ſondern die Aſpiration auf die Macht: welche Partei wird das neue Miniſterium bilden, denn ewig wird ſich doch auch Stoiloff nicht halten? Man muſs aber anerkennen, daſs die jetzige Kammermehrheit am eheſten im Volke wurzelt: wenn ſie noch die Steuern etwas herabſetzt, dann wird ſie das volle Zutrauen des Bauernthums beſitzen.

Da aber die perſönlichen Momente in der bulgariſchen Politik eine ſehr große Rolle ſpielen, ſo kann man trotz alledem nichts prophezeien, in Bulgarien gibt's nichts Sicheres.

Und ſo lange die ökonomiſche Entwicklung einerſeits und der intellectuelle Fortſchritt andererſeits nicht zu Differenzierungen des Volkes nach beſtimmten Intereſſen und Ideen geführt haben werden, ſo lange das Volk keinen bewuſsten Antheil an der ganzen Politik nimmt, ſo lange wird auch dieſe confuſe perſönliche Parteipolitik getrieben werden, ſo lange werden plötzliche Cursveränderungen, die das Staunen der Europäer hervorrufen, vorkommen.

Schon jetzt beginnt die Differenzierung, aber ſie iſt noch ſehr ſchwach angedeutet: einerſeits die Bourgeoiſie mit allen ihren charakteriſtiſchen Eigenſchaften, die eben nach Schutzzöllen und Privilegien ruft; andererſeits bildet ſich eine wahre Intelligenz, die wirklich die Volksintereſſen im Auge hat, die das Volk ökonomiſch und geiſtig heben wird. Und wenn nicht alle Zeichen trügeriſch ſind, dürfte man vorausſagen, daſs die nicht ſo ferne Zukunft der wahren Demokratie gehört. Ein Volk, das keine Ariſtokratie und keinen Clericalismus kennt, iſt für die Demokratie beſonders geeignet.

Zum Schluſs noch eine Bemerkung.

Keiner der Leſer möge ſich über die Orientalen luſtig machen, niemand möge den Gedanken hegen, ſolche Zuſtände ſeien nur in den Balkanſtaaten heimiſch. Sie ſind überall im Anfangsſtadium der Entwicklung aller Staaten zu finden. Und wenn der Leſer ein aufmerkſamer Beobachter iſt, ſo wird er ſie noch heute in manchen „Großſtaaten“ finden; er braucht nicht einmal weit auf die Suche zu gehen, denn innerhalb der ſchwarz-gelben Pfähle kann man etwas Aehnliches beobachten.

*) Grekoff hat ſich vor einigen Tagen [illegible] beabſichtigt ſich ganz der Advocatur zu widmen.

Digitized by Google

Von den deutſchen Börſen.

(Finanzieller Brief aus Deutſchland.)

Allmählich hat man ſich an unſeren Börſen derartig in die Verſumpfung hineingewöhnt, daſs wenigſtens unter der Begleitung von türkiſchen Siegen die Lebloſigkeit des Effectenverkehrs nicht mehr wie ſonſt empfunden wird. Solche Siege gewähren doppelte Beruhigung: einmal bringen ſie die Entſcheidung näher, ſo daſs die Ausſicht auf Frieden beſchleunigt wird, ſodann aber zeigen ſie diejenigen im Vortheil, denen die Börſenkreiſe von jeher gewiſſermaßen alles Gute gegönnt haben. Das hatte ſich ſchon bei dem letzten ruſſiſch-türkiſchen Krieg gezeigt, wo große deutſche Blätter bei ihren Leſern Miſsfallen erregten, bloß weil ſie ſich erlaubten, die Moslems aus Europa herauszuwünſchen. Und Aehnliches ergibt ſich heute, nachdem inzwiſchen deutſches Capital und deutſche Arbeit in großem Maßſtabe nach dem Orient gewandert iſt. Daher ſind gegenwärtig auch noch ungleich maßgebendere Kreiſe — Großbanken, Hüttenwerke und Technik — umfaſſend türkenfreundlich geſinnt. In dieſem Sinne läſst ſich auch das ſo merkwürdig feſtgehaltene Vertrauen dahin präciſieren, daſs wir zu jenen volle Zuverſicht hegen, weil wir uns feſt vorgenommen haben, dort über ſo viele Hinderniſſe hinweg weiter zu ſchaffen. Unſere Zuverſicht wird noch vermehrt durch die entſchieden günſtige Haltung des engliſchen und franzöſiſchen Capitals für Turbanwerte, ſowie durch die neuerliche Gewiſsheit, welche dafür zu herrſchen ſcheint, daſs Serbien nicht losbrechen werde. Beſſer wäre es natürlich, wenn hinſichtlich ſolchen Glaubens nicht allein die Bankcabinette, ſondern auch die Miniſtercabinette unwandelbar wären, allein — ein Schelm gibt mehr als er hat. Jedenfalls wird die Finanzgeſchichte dieſer Zeiten noch gedenken, wo die ungeheueren Schulden eines in Krieg und Aufruhr begriffenen Reiches ſo ruhig weitergetragen werden, als gienge alles durchaus regelmäßig zu. Bedauerlich iſt nur, daſs Deutſchland, das dort unten wichtige Bahnen baut und betreibt, noch über keine eigene Bank verfügt. Vielmehr iſt es die Ottomanbank und in neuerer Zeit der ſich ſtark ausbreitende Credit Lyonnais, auf die auch wir angewieſen bleiben. Indeſſen wird das nächſte große Türkenanlehen, von dem die Hochfinanz unausgeſetzt ſpricht, als ob ſchon alles wieder ruhig ſei, wohl ſicher von der Ottomanbank negociirt werden. Die ganze Complication wird auch aus einem anderen Grunde eher optimiſtiſch angeſehen. In unſeren leitenden Bankkreiſen nimmt man nämlich an, daſs es der deutſchen Diplomatie immer mehr und beſonders ſeit dem agreſſiven Hervortreten des Hellenismus gelungen — Rußland auf unſere Seite herüberzuziehen. Und eine Allianz mit dem Czarenreich gilt uns als beſte Friedensbürgſchaft; ebenſo wie es Mode iſt, die ruſſiſche Staatskunſt ſo hochzuſchätzen, daſs man die engliſche ganz ernſthaft im vollen Rückzuge wähnt. Einſtweilen werden ja auch die neuen vierprocentigen Wladikawkas-Prioritäten dem franzöſiſchen Geldmarkt gar nicht angeboten, ſondern nur Deutſchland und Holland ſind dazu auserwählt. Die Güte der Anlage ſcheint freilich ſelbſt von geübten Capitaliſten nicht angezweifelt zu werden. Wenn man bedenkt, ſeit wie viel Jahren bereits unſere Bankiers wieder auf ruſſiſche Anleiheübernahmen gehofft hatten und wie lange dies trotz alledem dauerte, ſo ſieht man wieder, wie langſam ſich manche Dinge vollziehen. Keinesfalls würde aber das deutſche Volk ſo leicht zu ruſſiſchen Anlagen in dem großartigen Maßſtabe wie früher zurückkehren, denn Sympathien laſſen ſich weder durch Zinszahlungsvertrauen, noch durch freundliche Monarchenbegegnung aus dem Schlafe erwecken. Oder ſind heute vielleicht noch die Monarchen und ihre Völker genau daſſelbe?

Die jüngſte Friedensrede unſeres Kaiſers hat bekanntlich vor wenigen Tagen in Erwiderung einer Anſprache des Bürgermeiſters zu Karlsruhe ſtattgefunden, und die Börſe wollte dann aus dem Umſtande, daſs das officielle Wolff'ſche Telegraphenbureau darüber ſchwieg, allerlei ungünſtige Schlüſſe ziehen. In der That ſchloſs jene Empfangsdepeſche von Wolff mit dem kurzen Satze: „Vor dem Rathhauſe begrüßte Oberbürgermeiſter Dr. Schnetzler den Kaiſer, welcher huldvollſt dankte. Die Stadt iſt reich geſchmückt.“ Andererſeits enthielt das gleichzeitige Telegramm des Depeſchenbureau Herold aus der kaiſerlichen Antwort u. a. den folgenden wichtigen Paſſus: „Was ſeine (des Kaiſers) Beſtrebungen zur Erhaltung des Friedens betreffe, ſo glaube er mittheilen zu können, daſs der Friede nicht nur unſerem Vaterlande, ſondern überhaupt der europäiſchen Welt erhalten bleiben werde.“ ꝛc. Kein Wunder, daſs man aus dem amtlichen Fortlaſſen ſolcher Stellen phantaſtiſche Schlüſſe zog. Allein ich ſtelle dieſen Fall abſichtlich auf, zum Beweiſe dafür, daſs man oft gut thut, nicht nach fernliegenden Urſachen zu ſuchen. In Wahrheit nämlich hatte ſich jenes Privatdepeſchenbureau eines Correſpondenten verſichert, der die heute nicht mehr ganz leichte Aufgabe hatte, die militäriſch ſchwerere [illegible] geſprochenen Worte des Kaiſers nachzuſtenographieren. Das amtliche Bureau Wolff indeſſen verließ ſich auf [illegible] den [illegible] Kammerſtenographen Doctor Weiß, der bei ſolchen Gelegenheiten [illegible] einem Vorhange zu ſitzen pflegt. Ein jedes derartige Stenogramm [illegible] zunächſt an Lucanus, nachher von dieſem [illegible] zu erhalten, der ja [illegible]. Die Wahl aber iſt [illegible] war [illegible] Kammerſtenographen beſtand damals in Karlsruhe keine Brücke. Das waren hier alſo rein techniſche Urſachen, deren Wirkung ja auch auf anderen Gebieten oft genug mitſpielen.

Im Geſchäftsbereich der Börſe haben ſich Bankactien inſofern noch am lebhafteſten hervorgethan, als Creditactien bei Krieg, Sieg und Friedensausſichten wieder die eigentliche Fahne der Speculation bildeten. Disconto-Commandit ſind augenblicklich bei der Berliner Speculation zu unbeliebt, während doch ſonſt die Engagements darin wohl die größten in Berlin und Frankfurt ſein dürften. Geld iſt zwar billig, aber nicht in demſelben Verhältniſſe flüſſig. Die ſo umfangreichen Discontierungen Rothſchilds finden bekanntlich überhaupt nur ſtatt, ſolange Geld reichlich iſt. Für Italiener haben einige recht maßgebende Bankiers gute Meinung von ihrer letzten Reiſe an die Riviera mitgebracht. Man glaubt nicht, welchen Eindruck ſo eine loſe perſönliche Anſchauung von der Entwicklung eines Landes gleich macht. Auch die Koſten der jetzigen Schiffsbewegungen im Griechiſchen Archipel werden nicht allzuhoch geſchätzt. Bei Mexikanern wollen Eingeweihte immer noch die Converſion ſich nähern ſehen, für Argentinier hatte die Londoner Stock-Exchange Meinung gezeigt und die deutſchen Märkte rennen jetzt nach, in der irrigen Vorausſetzung, daſs London noch immer mitgehe. An der Themſe aber ſieht man mit weit ſtärkerer Spannung auf die truſtfeindliche Entſcheidung des Supreme Court in Waſhington in der Tariffrage der Bahnen. Man hat dabei den Stimmen der Richter nachgeforſcht und glaubt noch immer, daſs eine zweite Entſcheidung beſſer ausfallen müſſe. An dieſen Dingen beſitzt auch Süddeutſchland ein ſtarkes Intereſſe, während Berlin, das viele amerikaniſche Eiſenbahnprioritäten unterbringt, noch nicht die gleiche Sachkenntnis für dieſes ſchwierige Gebiet beſitzt.

Von ſonſtigen Bahnen ſind Schweizer wieder ganz eingeſchlummert. Das hätte der Deroute von der vorigen Woche noch gefehlt, daſs auch Wiener Poſitionen zu löſen geweſen wären. Was dieſe ſchwachen Hände ſchaden können, hat ja an jenem ſchwarzen Samstag u. A. der Cours von Allgemeiner Elektricität in Berlin gezeigt, der infolge Wiener Verkaufsandranges ſogleich über 30 Procent fiel. Uebrigens iſt auch von elektrotechniſchen Dingen jetzt manches Intereſſante zu melden. Vor allem ſcheint die Gruppe Deutſche Bank, welche ſich wegen der Financierung der Berliner Hochbahnen von Siemens & Halske mit der Discontogeſellſchaft nicht einigen konnte, auch die erſten 25 Millionen leicht tragen zu können. Anfangs hielt man die Summe für etwas zu ſchwer, nachträglich klärte es ſich jedoch auf, daſs ſich die Einzahlungen durch vier Jahre hinziehen werden. Ganz klar iſt dabei weder die Gegnerſchaft der Discontogeſellſchaft, Löwe und Union gegen Deutſche Bank, Allgemeine Elektricitätsgeſellſchaft und Siemens & Halske, noch das Vertragsverhältnis der letzteren zu der Firma Roſenthal und v. Korner. Von der Internationalen Elektricitätsgeſellſchaft in Wien werden jetzt die neuen Actien (eine Million Gulden) auch in Deutſchland eingeführt. Die alten Actien wurden vor acht Jahren zu 104%, Frankfurter Uſance in Wien und Budapeſt zu 120 Procent aufgelegt. Heutiger Curs in Frankfurt circa 125. Nehmen wir dagegen Allgemeine Elektricität Berlin, ſo kamen dieſe Actien heraus in 1883 zu 112, in 1887 zu 122, in 1884 zu 150, in 1890 zu 165. Heutiger Curs: 256. Noch rapider ſtiegen Schuckert, die in 1894 zu 140 aufgelegt wurden, ſofort als erſten Curs 155 ſahen und heute bereits 260, alſo über Allgem. Elektricität ſtehen. Das macht u. A. die gute Meinung der Techniker, die, ſoweit ſie wohlhabend ſind, von Eiſenactien gerne Bochumer und von Elektricitätsactien gerne Schuckert anlegen.

S. v. H.

Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland.*)

Der Abſchluſs des erſten Vierteljahrhunderts des neuen Deutſchen Reiches und die Centenarfeier zum Gedächtnis des alten Wilhelm haben eine Hochflut von ſogenannter hiſtoriſcher und patriotiſcher Literatur hervorgerufen, die ſich die ſchöne Gelegenheit nicht entgehen läſst, in Stettiner Bilderbogenmanier die Zeit der Kämpfe um Deutſchlands Einheit vor unſerem geiſtigen Auge vorüberzuführen. Die Flut fängt allmählich zu verlaufen an, und man kann langſam überſehen, was dieſe Literatur uns an wirklich Wertvollem hinterlaſſen hat. Ich glaube, daſs außer dem ſehr bedeutenden und ſehr tendenziöſen Werke Sybels, welches wenigſtens unter dem Vorgefühle der Vierteljahrhundertsfeier geſchrieben wurde, nur noch ein einziges Werk Anſpruch auf größere Beachtung erheben darf, weil es wertvolle neue Angaben bringt und ſich durch eine ſchöne Darſtellung auszeichnet. Da[illegible] Arbeit des Oeſterreichers Heinrich Friedjung über die Zeit von 1859–1866 wird ſich ein künftiger Geſchichtsſchreiber dieſer Epoche ſicher nicht entgehen laſſen.

Mit hoher Kunſt verſteht es der Verfaſſer, nicht nur die complicierten diplomatiſchen und politiſchen Vorgänge jener Tage rein [illegible], ſondern er gewährt uns zugleich einen tiefen Einblick in die [illegible], in das Seelenleben der beiden rivaliſierenden Staaten. Er zeigt uns Preußen und Oeſterreich gleichſam [illegible] lebenathmenden, ſehr ſympathiſchen Individuen, [illegible] Temperament und [illegible] und ſchließlich, ob [illegible] gewaltſam zuſammenprallen müſſen. Es

*) [illegible]

Digitized by Google

gelingt dem Verfaſſer, im Leſer ſo etwas wie das Gefühl einer tragiſchen Nothwendigkeit hervorzuzaubern.

Der Gegenſatz im großen und ganzen iſt ja längſt bekannt, und jeder Laie wird es verſtehen, daſs das aggreſſiv geſtimmte jugendlich aufſtrebende Preußen mit dem ſchwerfälligen Organismus des alten Kaiſerſtaates zu contraſtieren. Aber andererſeits gerieth Öſterreich durch den neu erwachten Einheitsdrang im deutſchen Volke in eine recht ſchwierige Lage und eigentlich in einen Widerſpruch mit ſeiner innerſten Natur. Der Einheitsdrang äußerte ſich in romantiſcher Sehnſucht nach der Herrlichkeit des alten Reiches, und die Blicke vieler Kaiſerſchwärmer fielen naturgemäß auf Oeſterreich, weil dieſer Staat und ſeine Dynaſtie durch mehr als drei Jahrhunderte die Träger des Kaiſerthums geweſen waren. Aber um einem neuen Deutſchland die Wege zu ebnen, dazu wäre vor allem nöthig geweſen, die Verträge von 1815 zu zerreißen und die widerſtrebenden conſervativen Gewalten zu vernichten. Beides aber konnte Oeſterreich nicht, ohne ſeine Vergangenheit und ſeine Natur zu verleugnen. Dieſes complicierte Staatsweſen war nicht imſtande, ſich in einen Verzweiflungskampf einzulaſſen, wie ein Nationalſtaat, und die Kunſt der Diplomaten in der Hofburg beſtand ſtets darin, ſich durch Allianzen den Rücken zu decken. Friedjung geht ſogar ſo weit, das ganze Unglück Oeſterreichs bis 1866 auf eine Vernachläſſigung dieſer klugen altväterlichen Staatsweisheit zurückzuführen. Die ganze Schuld ſchiebt er auf den Grafen Buol, den Nachfolger Schwarzenbergs, der durch ſeine ſchwankende Politik im Krimkrieg Rußland wie die Weſtmächte ſchwer verletzte. Aber dieſe ſchwankende Haltung Buols kam nicht von ungefähr. Wenn Friedjung über dieſen Punkt auch keine näheren Aufſchlüſſe gibt, ſo können wir doch aus ſeiner ganzen Darſtellung Rückſchlüſſe wagen, die auch intereſſante Streiflichter auf die erſten Anfänge der preußiſch-öſterreichiſchen Rivalität werfen.

Der Vorgänger Buols, Schwarzenberg, trug einen großen Erfolg über Preußen davon, indem er es zur Convention von Olmütz zwang. Dieſer Triumph, der ſcheinbar einer ſehr aggreſſiven Staatskunſt entſprang, wurde ihm nur ermöglicht durch das ideelle Preſtige, welches der Kaiſerſtaat als traditioneller Hort aller conſervativen Intereſſen beſaß. Preußen aber hatte einen ähnlichen ideellen Factor nicht in die Wagſchale zu werfen. Wohl hätte es ſich als ein junger aufſtrebender Staat, der noch vieles zu gewinnen hatte, recht gut mit der Revolution verbinden können. König Friedrich Wilhelm IV. wollte jedoch die Revolution nicht fördern. Darum ſchrak er in letzter Stunde vor einem Krieg mit Oeſterreich zurück, und Schwarzenberg erhielt die Convention von Olmütz. Dadurch war aber Preußen, wenn auch in etwas anderer Form, gleichfalls mit ſeiner innerſten Natur in Widerſpruch gerathen. Der Kaiſerſtaat, den ſeine Intereſſen durchaus in die Defenſive verwieſen, ließ ſich durch neuerwachte Kaiſerhoffnungen mitunter zu einem aggreſſiven Vorgehen verleiten, und Preußen, das nur im kecken Vorſtoß ſein Heil finden konnte, trat aus conſervativ-royaliſtiſchen Bedenken immer wieder in die Defenſive zurück. Dieſer Widerſpruch beherrſchte die Lage noch viele Jahre bis zur Berufung Bismarcks.

Schwarzenberg wollte ſich übrigens mit dem Erfolge von Olmütz nicht begnügen, ſondern viel weiter gehen. Durch die Schöpfung eines Directoriums in Frankfurt, welchem die unumſchränkte Verfügung über Kriegs- und Handelsſachen übertragen werden ſollte, gedachte er die öſterreichiſche Herrſchaft in Deutſchland dauernd zu begründen und zu erweitern. Aber auf der Dresdener Conferenz ſcheiterte er an dem paſſiven Widerſtand der Mittelſtaaten und der offenen Oppoſition Preußens. Dieſe Niederlage der öſterreichiſchen Politik wog im Grunde viel ſchwerer als der Scheinerfolg von Olmütz. Damals trat es klar hervor, daſs Oeſterreich, trotz augenblicklicher Vorſtöße, niemals einen vernichtenden Schlag gegen die deutſchen Fürſten thun würde, während im preußiſchen Lager ſogar gemäßigte Conſervative den Krieg und die gewaltſame Unterwerfung Norddeutſchlands der Convention von Olmütz vorgezogen hätten. Trotzdem beharrten beide Staaten darauf, vorläufig die Rollen zu tauſchen und gar anmuthig miteinander Verſtecken zu ſpielen. Ihren Höhepunkt erreichte dieſe tolle Komödie im Krimkrieg.

Der große Kampf der Weſtmächte gegen Rußland gab zum erſtenmale der öffentlichen Meinung Deutſchlands Gelegenheit, ſich mit der orientaliſchen Frage zu beſchäftigen. Sie beurtheilte ſie aber ganz vom Standpunkte der Heimat und der inneren Parteiverhältniſſe. Der Liberale haſste das autokratiſche Rußland, dieſen Hort der Reaction, während ſich der conſervative Leſer der „Kreuzzeitung“ für den weißen Czaren und die ruſſiſche Knute grimmig begeiſterte. Treu blieb nun beſonders das officielle Preußen ſeinem ruſſiſchen Protector, und die Nur-Politiker, zu deren Mundſtück ſich der Prinz von Preußen machte, und die eine Wahrung preußiſcher Großmachtintereſſen verlangten, wurden ſcharf zur Ruhe gewieſen. Oeſterreich aber hatte die Wahl, ob es dem Beiſpiel des preußiſchen Rivalen folgen und dadurch die Rivalen und Kaiſerſchwärmer ſchwer verletzen ſollte. Dann hatte es aber auch ſeinen großdeutſchen Aſpirationen, die ohne Unterſtützung der gemäßigten Liberalen nicht durchzuführen waren, definitiv entſagen müſſen. Andererſeits waren die Tendenzen, welche im Revolutionsjahr zur ruſſiſch-öſterreichiſchen Waffenbrüderſchaft geführt hatten, noch zu lebendig, um nicht in Wien einflußreiche Vertreter zu finden. Wie der Herzog von Coburg in ſeinen Memoiren bezeugt, war die ganze Radetzky-Partei für engen Anſchluſs an Rußland. Buol ſcheint mehr den Weſtmächten und den großdeutſchen Stimmungen geneigt geweſen zu ſein. Der Monarch, erzählt uns Friedjung, erhob Einſpruch gegen die Allianz mit den Weſtmächten, gab aber nach, als der Miniſter mit ſeiner Entlaſſung drohte. Immerhin genügte der paſſive Widerſtand der Ruſſenfreunde, um jede geſchloſſene Politik unmöglich zu machen und jenes Schaukelſyſtem hervorzurufen, welches Friedjung dem Grafen Buol zum Vorwurf macht und welches in der That die Mächte erbitterte und Oeſterreich iſolierte. Die immer noch nachwirkenden Imponderabilien des Revolutionsjahres geſtatteten eben den beiden deutſchen Großmächten nicht, eine einfache Intereſſenpolitik zu treiben. Nur war Preußen in der glücklichen Lage, daſs es von den Weſtmächten nichts zu fürchten hatte, während Oeſterreich an ſeiner empfindlichſten Stelle, in Italien, getroffen werden konnte.

Es iſt ſeit einiger Zeit allgemein üblich geworden, die beiden Brüder auf dem preußiſchen Königsthrone, Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm I., miteinander zu contraſtieren und dabei feſtzuſtellen, daſs dieſer ſich zwar nicht durch größere Geiſtesgaben, aber durch größere Energie auszeichnete. Auch Friedjung weiß von dem ſpäteren deutſchen Kaiſer zu rühmen, daſs er, obwohl ohne alle Genialität, einen ſehr ſicheren Inſtinct für das Weſentliche beſaß, für die Grundbedingungen der Macht ſeines Staates, daſs er in geſundem Egoismus ſtets auf die Erhöhung ſeines Hauſes bedacht war, ohne ſich durch Phantasmagorien blenden zu laſſen. Dieſer Behauptung widerſpricht aber, daſs gleich die erſte große Action dieſes Mannes, das Verhalten des Prinzregenten im Jahre 1859, nichts weniger als ein diplomatiſches Heldenſtück geweſen iſt. Oeſterreich wollte in ſeinen Krieg gegen Savoyen und Frankreich gern auch den deutſchen Bund verwickeln und bedurfte dazu der Hilfe Preußens. Der Prinzregent hatte nun die Wahl, ob er ſich kurzer Hand mit den Feinden Oeſterreichs verbinden und dadurch den Rivalen aus Deutſchland ganz hinausdrängen wollte, oder ob er dem Habsburgiſchen Herrſcher Waffenhilfe bot und ſich durch wertvolle Conceſſionen, etwa die Suprematie in Norddeutſchland, entſchädigen ließ. Der Prinzregent konnte das letzte nicht für möglich halten, da Oeſterreich ihm zuerſt nicht einmal den alleinigen Oberbefehl über das Bundesheer am Rhein überlaſſen wollte. So lehnte er jede Unterſtützung Oeſterreichs ab, aber zu einem Bündnis mit den Feinden dieſer Monarchie konnte er ſich nicht entſchließen. Wenn auch etwas mehr Realpolitiker als ſein Bruder, konnte ſich der Prinzregent eben doch auch nicht von legitimiſtiſchen Scrupeln befreien. So that er, was ſchwankende Charaktere in ſolchen Fällen ſtets zu thun pflegen — nämlich nichts. Dann aber, als Oeſterreich geſchlagen war, faſste er plötzlich einen kühnen Entſchluſs und ließ die Armee mobiliſieren. Oeſterreich hatte aber auch eine ganz prächtige Conceſſion gemacht. Nicht etwa die Suprematie über Norddeutſchland — bewahre! Wohl aber — man denke — die Oberbefehlshaberſchaft über die Bundesarmee am Rhein. Zwar war der Prinzregent ſelbſt der Meinung, daſs dieſes Zugeſtändnis nach all den Niederlagen, die Oeſterreich erlitten hatte, doch ein bischen wenig wäre. Aber ſein loyales conſervatives Gefühl trug über alle Erwägungen des Staatsvortheils den Sieg davon. Bedeutende preußiſche Politiker aller Parteien waren darüber ſehr verſtimmt, und Bismarck ſchrieb einen gewaltigen, weltſchmerzlich zürnenden Brief an ſeine Gemahlin. Dieſe Unentſchloſſenheit des Prinzregenten (die Friedjung merkwürdig milde beurtheilt) hatte nur darum keine weiteren ſchlimmen Folgen für Preußen, weil das erſchöpfte Oeſterreich den Frieden von Villafranca ſchloſs. Bisher curſierte in der ſogenannten Weltgeſchichte die Lesart, daſs Oeſterreich dieſen Frieden geſchloſſen hätte, um nicht von Preußen gerettet zu werden. Friedjung weist, mit Berufung auf das öſterreichiſche Generalſtabswerk, überzeugend nach, daſs der Kaiſerſtaat in der That zu erſchöpft war, um einen Krieg bis aufs Meſſer zu wagen. Aber ſo oder ſo, die Mobilmachung des preußiſchen Heeres erwies ſich als ein Schlag ins Waſſer.

Der Krieg von 1859 übte auf die öffentliche Meinung in Deutſchland eine noch ganz andere Wirkung als der Krimkrieg aus. Das Miſstrauen gegen die Annexionsgelüſte Napoleons weckte den nationalen Gegenſatz, während die Erfolge Garibaldis die Sehnſucht nach dem Einheitsſtaat zu mächtiger Glut entfachten. Die Maſſen kamen nun in Fluſs, und auch in den Regierungen der beiden Großſtaaten giengen wichtige Veränderungen vor. In Preußen avancierte der Prinzregent zum König und gerieth mit ſeinem Landtag in Conflict, der ſchließlich zur Berufung Bismarcks führte. In Oeſterreich aber wurde Anton von Schmerling, der Vertreter der großdeutſchen Miſſion des Kaiſerſtaates, zum leitenden Staatsminiſter ernannt. Dieſer begann zunächſt eine parlamentariſche Verfaſſung in ſeiner Heimat einzuführen, wobei er als ein ſtrenger Centraliſt mit den Ungarn hart zuſammenſtieß. Bei den Liberalen in Deutſchland erwarb er ſich aber nur neue Popularität, und die großdeutſche Partei erlebte einen mächtigen Aufſchwung. Schmerling verlangte, daſs Oeſterreich in der deutſchen Frage die Initiative ergreifen ſollte, um die Centralgewalt in Frankfurt zu verwalten und einen Delegiertentag zu ſchaffen, der als Volksvertretung aus allen deutſchen Parlamenten zu erwählen wäre. Gerade in Schmerling, der doch eigentlich eine bureaukratiſch conſervative Natur war, zeigt es ſich, wie das alte Oeſterreich durch den Einheitsdrang und die Kaiſerſchwärmerei mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerieth.

Digitized by Google

Immer und immer wieder rieth Schmerling zu einem kühnen Vorgehen. Ihm aber trat der Miniſter des Auswärtigen, Graf Rechberg, entgegen, der die conſervativen Tendenzen Alt-Oeſterreichs vertrat und ſtets nur im Bündnis mit Preußen das Heil ſah. Die beiden Miniſter bekämpften einander fortwährend und bemühten ſich aufs eifrigſte, den Kaiſer für ſich zu gewinnen. Der Monarch, der damals im blühendſten Mannesalter ſtand, war im innerſten Herzen einer großangelegten kühnen Politik geneigt, wie ſie Schmerling empfahl. Aber die Perſönlichkeit dieſes Miniſters gefiel dem Kaiſer nicht. Schmerling trat immer ſehr ſelbſtbewuſst auf, ließ ſich laut als den Bringer der Verfaſſung feiern und griff in der inneren Politik energiſch durch, ſtatt wie der Kaiſer wünſchte, zwiſchen den Gegenſätzen wohlwollend zu vermitteln. Trotzdem unterſtützte Franz Joſeph in den erſten Jahren mit ſeiner vollen Autorität die Politik des Staatsminiſters, und ſo konnte Schmerling einen kecken Huſarenſtreich wagen. Als Antwort auf eine Note Preußens vom December 1861, die den engeren deutſchen Bund mit preußiſcher Spitze empfahl, brachte der öſterreichiſche Staatsminiſter eine identiſche Note von Oeſterreich, den vier Königreichen und von Darmſtadt und Naſſau zuſammen. Der Anſpruch Preußens wurde in dieſer Note ſcharf zurückgewieſen, und gleichzeitig legte das Wiener Cabinet dem Bundestag ein Reformproject vor, welches ganz den Ideen Schmerlings entſprach. Ein Delegiertentag der parlamentariſchen Körperſchaften wurde verlangt und eine äußerſte Verſtärkung der Centralgewalt, welche vor allem ein gemeinſames Civil- und Obligationenrecht ſchaffen ſollte. Natürlich lauerte in dieſem ſchönen Projecte der Hintergedanke, daſs die Centralregierung ganz unter den Einfluſs des Wiener Cabinets geſtellt und Preußen in ſeiner Souveränetät geſchwächt würde. Bismarck, der inzwiſchen preußiſcher Miniſterpräſident geworden war, gab als Antwort auf dieſe Note den freundſchaftlichen Rath, daſs Oeſterreich ſeinen Schwerpunkt doch gefälligſt nach Ofen verlegen möchte. Natürlich darüber große Entrüſtung in Wien und neue Note mit langathmigem Proteſt. Schließlich aber muſste Schmerling genau die gleichen Erfahrungen machen, wie Schwarzenberg in Olmütz. Die deutſchen Fürſten ſträubten ſich ebenſo gut gegen eine entſchiedene Vorherrſchaft Oeſterreichs wie Preußens, und zu einem entſcheidenden Schlage gegen dieſe Dynaſten vermochte der conſervative Kaiſerſtaat nicht auszuholen. Das Project Schmerlings wurde in Frankfurt niedergeſtimmt, und wieder war eine große öſterreichiſche Action geſcheitert.

Doch es ſollte eine zweite, größere folgen, die ſcheinbar einen gewaltigen Erfolg der öſterreichiſchen Politik bedeutete, in Wahrheit aber den erſten jener Keime barg, aus welchen die Saat von 1866 emporwuchs. Die Vorgeſchichte des Frankfurter Fürſtentages, wie ſie Friedjung uns ſchildert, iſt in der genauen Wiedergabe aller Einzelheiten neu und gewährt intereſſante Einblicke in das Getriebe der Hofburg. Der erſte Gedanke entſprang dem Kopfe des Publiciſten Julius Fröbel, der eine Denkſchrift für Schmerling ausgearbeitet hatte. Schmerling ließ ſich, wie es ſcheint, von dieſer Denkſchrift nicht ſonderlich inſpiriren. Deſtomehr aber der ehrgeizige Erbprinz von Thurn und Taxis, der im März 1863 einen Freiherrn v. Dörnberg nach Wien ſandte, um den Kaiſer für den Plan eines Fürſtentages zu gewinnen. Der Monarch griff mit Feuereifer zu, da er ſich immerhin als Nachfolger der vielen römiſchen Kaiſer deutſcher Nation fühlte. Aber er benachrichtigte zunächſt nicht ſeine Miniſter, ſondern nur den Referenten für deutſche Angelegenheit im Miniſterium, Freiherrn von Biegeleben, einen Untergebenen Rechbergs. Biegeleben, ein begeiſterter Großdeutſcher und Ultramontaner, war feſt durchdrungen von dem Beruf Oeſterreichs und ſtimmte darum dem Plane des Kaiſers auf das wärmſte zu. Er arbeitete ſofort auch ein Reformproject aus, welches dem Fürſtentag vorgelegt werden ſollte. Nun erſt machte der Kaiſer den Miniſtern amtliche Mittheilung von ſeinem Vorhaben. Schmerling, den ſeine Getreuen unter der Hand benachrichtigt hatten, erklärte ſich einverſtanden. Der conſervative Rechberg aber, der mit ſicherem Inſtincte die Gefahr eines Bruches mit Preußen heraufziehen ſah, verweigerte jede Mithilfe und reichte ſeine Entlaſſung ein. Er gab erſt nach, als der Kaiſer ihm zuſagte, daſs er und nicht der ſelbſtbewuſste Schmerling den Monarchen nach Frankfurt begleiten ſollte. Dann wurde der Entwurf noch einmal durchberathen und gründlich verdünnt, da der Kaiſer, wie es ſeine Art war, zwiſchen den widerſtreitenden Anſichten Schmerlings und Rechbergs vermitteln wollte. Und dann kam es zum Frankfurter Fürſtentag, der damals in ganz Europa einen gewaltigen Eindruck machte.

Berlin. (Schluſs folgt.) S. Lublinski.

Seelentiefen.

Es iſt noch nicht lange her, daſs Experimente und Thatſachen ſyſtematiſch geſammelt und veröffentlicht werden, die den Glauben der meiſten Menſchen an die Einheit ihres Ichs aus dem Hauſen zu werfen geeignet ſind. Eine große Reihe nicht mehr wegzuleugnender Beobachtungen hat [illegible] zu der Erkenntnis geführt, daſs jedermann außer ſeinem offen zutage liegenden Selbſt, das für alle kenntlich und greifbar iſt, in ſeinem Innern ein zweites Ich beherbergen müſſe, dem Bewuſstſein und Erinnerung verliehen iſt, das [illegible] und [illegible], wählt und empfindet, [illegible] und [illegible], kurz mit allen [illegible] Merkmalen einer Perſönlichkeit [illegible].

So myſtiſch und wunderbar dieſer Satz auch klingt, er wird alles Miſstrauenerregende alsbald verlieren, wenn wir einige Beiſpiele des Alltagslebens zum Beweiſe heranziehen. So erzählt Max Deſſoir in ſeiner prächtigen Studie „Das Doppel-Ich“ folgende Fälle: „Ein Freund beſucht mich und erzählt mir eine Neuigkeit, die mich nöthigt, ihn ſofort auf einen Gang zu begleiten. Während er den hochintereſſanten Fall berichtet, rüſte ich mich zum Ausgehen. Ich binde mir einen neuen Kragen um, wende die Manſchetten, befeſtige die Knöpfe, ziehe den Rock an, ſtecke den Hausſchlüſſel ein, blicke auch wohl in den Spiegel — aber dies alles, indem meine Aufmerkſamkeit ausſchließlich mit der Erzählung beſchäftigt iſt und dies in wiederholten Fragen kundgibt. Unten auf der Straße fällt es mir plötzlich ſchwer aufs Gewiſſen, daſs ich wohl den Schlüſſel vergeſſen habe, ich eile wieder hinauf, ſuche vergebens in allen Ecken und Enden, faſſe ſchließlich in die Taſche und finde dort richtig das Geſuchte. Als ich es nachher dem Freunde mittheile, erwidert er: ‚Das hätteſt du mir bloß eher ſagen ſollen, ich habe ja deutlich geſehen, wie du das Schlüſſelbund aus dem Kaſten nahmſt, den Hausſchlüſſel herauszogſt und zu dir ſteckteſt. Wie kann man nur ſo zerſtreut ſein!“ Man beachte, wie complicierte Thätigkeiten hier vollzogen werden, ohne daſs ſcheinbar das Bewuſstſein irgend etwas davon erführe. Der Held dieſes kleinen Erlebniſſes betreibt mit der äußerſten Zweckmäßigkeit, wie ſie die klügſte Ueberlegung nicht beſſer erſinnen könnte, alle jene Zurüſtungen, die zur Completierung ſeines äußeren Menſchen nothwendig ſind. Er wählt unter vielen Schlüſſeln juſt den richtigen aus, er prüft und beurtheilt die Vollendung ſeiner Toilette durch einen Blick in den Spiegel — alles pſychiſche Functionen, die ein Bewuſstſein und eine Perſönlichkeit nothwendig vorausſetzen. Noch charakteriſtiſcher ſind die folgenden drei Beiſpiele. Jemand lieſt mit lauter Stimme vor, aber ſeine Gedanken, irgendwie abgelenkt, weilen bei durchaus anderen Dingen; trotzdem lieſt der Betreffende richtig, mit ſinngemäßer Betonung weiter, blättert um, kurz, vollführt Handlungen, die ohne intelligente Leitung nicht gut denkbar ſind. Ein Corrector unterhält ſich bei Durchſicht eines Artikels mit ſeinem Nachbar und beſſert gleichwohl trotz lebhafter Converſation Druckfehler und Flüchtigkeiten aus, muſs alſo dabei ein Bewuſstſein von Falſch und Richtig haben. Ein Mitglied der Society for Psychical Research hat es durch viele Uebung endlich fertig gebracht, eine lebhafte Debatte führen und doch zu gleicher Zeit große Zahlenreihen addieren zu können. Das ſind Fälle, die nicht allein eine nichtbewuſste Intelligenz, ſondern auch ein nichtbewuſstes Gedächtnis beweiſen, ein Bewuſstſein und eine Erinnerung außerhalb unſerer Kenntnis und da dieſe beiden Elemente das Weſen der Perſönlichkeit ausmachen, auch das Vorhandenſein eines zweiten nicht bewuſsten Ichs in jedem Individuum.

Wir haben in den oben citierten Beiſpielen vor allem eine Zweiheit des Bewuſstſeins kennen gelernt, für deſſen Theile Max Deſſoir die glückliche Bezeichnung „Ober- und Unterbewuſstſein“ wählte. Was wir im Leben gemeinhin Bewuſstſein nennen, entſpricht dem Oberbewuſstſein des Genannten. Denn die Thätigkeit des unteren Theiles entzieht ſich für gewöhnlich der erkennenden Wahrnehmung. Und doch iſt dieſe letztere kaum minder wichtig, ja für das Leben vieler in höherem Grade beſtimmend und entſcheidend als alle noch ſo reich verzweigte Arbeit der oberen Sphäre. Denn das meiſte, was der Menſch im Leben erfahren, der größte Theil der Erziehungsſuggeſtionen, in welchen ihm vieltauſendjährige Culturarbeit ſeiner Altvordern übermittelt wurde, ragt, einmal abgeklungen, nicht mehr herein in den Beleuchtungskreis des Erkennens, ſondern liegt eingebettet in den tiefen Schachten der Seele dem Golde gleich, das in dem Schoße der Erde ſchlummert. Dort aber wirkt es trotz ſeiner Unbewuſstheit fortwährend und mächtig auf unſer Urtheil und Handeln und lenkt dasſelbe oft weit beſtimmender als alle Gegengründe der ſpeculierenden Vernunft. Denn das Unterbewuſstſein iſt die wahre Brutſtätte des Vorurtheils, und in ihm werden jene Empfindungen erzeugt, die man „unerklärliche“ Sympathie und Abneigung nennt, die aber beſſer „unterbewuſste“ hießen. Denn ſie beruhen im weſentlichen darauf, daſs der erſte Eindruck einer Perſon, einer Theſe, eines Handelns gewiſſe angenehme oder leidige Erinnerungen des Unterbewuſstſeins wachruft, die nicht nach oben gemeldet werden. Damit aber kommen dieſe Erinnerungen nicht zu unſerer Kenntnis, und ihre Wirkung dünkt die Menſchen ſo „unerklärlich“. Man hört es ja alle Tage: „Ich weiß nicht warum, aber der X. iſt mir unſympathiſch.“ Manchmal aber findet unter günſtigen Umſtänden doch ein Ueberſpringen von Eindrücken nach oben ſtatt in den Raum des hell erleuchteten Bewuſstſeins. Unſere deutſche Dichterſprache ſagt dann mit wunderbarer Feinfühligkeit: „Wir ſind einer Sache inne geworden.“

Ich habe vorhin von den vielen Lebenserfahrungen geſprochen, die nach kurzer Bekanntſchaft hinuntertauchen in die Tiefe der Seele und dann kein lebendiges Wiſſen mehr vorſtellen, ſondern nur ein [illegible], verborgenes, potentielles. Doch das große Naturgeſetz von der Erhaltung der Kraft gilt auch auf dem Gebiete des pſychiſchen Daſeins, und was einmal die Erkenntnisbahnen unſerer Großhirnrinde paſſiert, iſt zu lebensdauer Eigenthum des Menſchen worden. Nur daſs es [illegible] nach Belieben und Gutdünken zur Verfügung [illegible], ſondern [illegible] zu ſeiner Reproduction beſondere Seelenzuſtände [illegible] ich einer Arbeit [illegible] das folgende

Digitized by Google

Beiſpiel: „Im Anfange unſeres Jahrhunderts erkrankte eine Dienſtmagd am Rhein und citierte in dieſem Zuſtande die Bibel in der Urſprache mit einem Commentar in aramäiſchem Dialecte. Begreiflicherweiſe rieſen jene Wunder über Wunder, die an Wunder zu glauben gewohnt waren und die es als eine Gnade anſahen, ſelber eines zu erſchauen. Woher ſollte dieſe ganz ungebildete Magd hebräiſch und aramäiſch kennen, wenn nicht durch eine höhere Inſpiration? Ein Arzt forſchte nach der Quelle und ſiehe da, es fand ſich, daſs die Magd vor Jahren bei einem Paſtor bedienſtet war, der, während die Magd im Nebenzimmer ſchlief, die heilige Schrift und ihren alten Commentar im Originale laut citierte. Die Offenbarung kam alſo zunächſt vom Paſtor.“ Und obgleich die Magd keine Silbe von dem Gehörten verſtand, war doch jegliches Wort in ihrem Unterbewuſstſein haften geblieben, wie in der Platte eines Phonographen und konnte mit buchſtäblicher Treue reproduciert werden im Delirium der Fiebernden. Es liegt auf der Hand, daſs dieſe Reproductionsfähigkeit des Unterbewuſstſeins dann am eheſten zur Geltung kommen wird, wenn das obere Centrum ausgeſchaltet iſt, alſo im Schlafe und bei den ſogenannten Bewuſstſeinsſtörungen. Drum tauchen im Traume gern längſt verklungene Jugendgeſchichten empor, die Jahre und Jahrzehnte geſchlummert haben, da das Oberbewuſstſein die ſeitherigen Erfahrungen des Tages gleich einer Decke über ſie gebreitet hatte.

Es iſt aber auch ein wahres Glück, daſs wir dieſe Vorrichtung des temporären Vergeſſenkönnens beſitzen. Denn nicht allein, daſs ein Schmerz, der ewig im Blickpunkte des Wachbewuſstſeins bliebe, durch ſeine Unerträglichkeit nothwendig zum Selbſtmorde führen müſste, es wäre auch jegliches geordnete Denken, jede ſchöpferiſche Arbeit nahezu unbedingt ausgeſchloſſen, würde alles Wiſſen und alle Erfahrung ſich ſtets lebendig in unſerem Gehirne tummeln. Unter pathologiſchen Verhältniſſen ſehen wir ja an der Manie, der acuten Tollheit, wie Ueberfülle von Eindrücken ein ausbauendes Denken zur Unmöglichkeit macht. Dieſe große Aufnahmsfähigkeit des Unterbewuſstſeins iſt aber nicht bloß ein negativer Vortheil, ſondern auch von außerordentlich poſitivem Werte, denn ſie macht dieſes zu einer unerſchöpflichen Vorrathskammer für Gedanken und Empfindungen, zu einem ungeheuren Fruchtſpeicher, deſſen Fächer ſich unter günſtigen Umſtänden erſchließen können und dann Schätze zutage treten laſſen, von denen ihr glücklicher Beſitzer oft ſelber nicht das Geringſte wuſste. Dies iſt insbeſondere bei jungen Dichtern und bei ſich entdeckenden Stegreifrednern der Fall. Die meiſten Menſchen ſind nämlich wahre Kröſuſſe an Ideen und Empfindungen, ohne dieſes Reichthums freilich gemeinhin inne zu werden. Denn alles, was ſie je in ihrem Leben gedacht und geleſen, was ihr Gemüth bewegte und ihr Fühlen weckte, es iſt ein unverlorener, wenn auch häufig ungekannter Zuwachs ihrer Seele geworden. Jene aber, die imſtande ſind, dieſen tiefverborgenen Reichthum zu heben und allen verſtändlich in Worte zu kleiden, jene glücklich bedachten pſychologiſchen Schatzgräber, die nennt man kurzweg „unſere Dichter“.

Doch iſt es eigentlich kaum immer zutreffend, von den Dichtern zu meinen, ſie höben dieſe Schätze activ, in freiem, autonomen Willen. Denn wenn man den Selbſtbekenntniſſen einzelner Poeten Glauben ſchenken darf, ſo ſcheint ihre Rolle nicht ſelten eine rein paſſive, leidende zu ſein. Dieſe Schätze pflegen ſich ſelber zu heben, zumal in jenen dentiſchen Traumen, die mit ungewöhnlicher Raſchheit gedichtet werden. Höchſt intereſſant iſt da z. B. die folgende Schilderung Grillparzers über die Entſtehung ſeiner „Ahnfrau“, die er bekanntlich in 16 Tagen zu Ende geſchrieben. Als er eines Morgens im Bette lag, hatten ſich in ſeinem Kopfe zufällig zwei vor längerer Zeit geleſene Geſchichten gekreuzt und miteinander die Grundzüge der dramatiſchen Handlung gebildet. Doch ließ er es vorläufig dabei bewenden und es bedurfte wiederholter Mahnungen ſeines väterlichen Freundes Schreyvogel, um ſeinen Ehrgeiz aufzutitzeln und ihn zur Ausarbeitung zu bewegen. Die entſcheidende Anregung war bei einer zufälligen Begegnung gefallen, und als Grillparzer nun, ſeinen Spaziergang fortſetzend, dem Stoffe nachhieng, brachte er trotz angeſtrengteſter Thätigkeit nicht mehr zuſtande, als die erſten 8—10 Verſe, die er zuhauſe dann auf ein Blättchen ſchrieb. In der Nacht kommt nun ſeine Seele in ſeltſamen Aufruhr. Fieberhitze überfällt ihn, er wälzt ſich ſchlaflos von einer Seite auf die andere und bei alledem nicht der leiſeſte Gedanke an die projectierte „Ahnfrau“. Am nächſten Morgen ſteht er mit dem Gefühle einer herannahenden ſchweren Krankheit auf. Da fällt ihm jenes Blatt Papier mit den geſtern hingeſchriebenen, ſeitdem aber rein vergeſſenen Verſen ins Auge. „Ich ſetze mich hin“, fährt nun Grillparzer fort, „und ſchreibe weiter und weiter, die Gedanken und Verſe kommen von ſelbſt, ich hätte kaum ſchneller abſchreiben können“. Hier iſt der pſychiſche Vorgang genau zu verfolgen. In Grillparzers Unterbewuſstſein haftete eine Reihe von ſchauerlichen Ritter und Geiſterſtücken, die der Dichter in ſeiner früheſten Jugend geſehen und dann, wie es Kinderart, zuhauſe mit ſeinen Geſchwiſtern nachgeſpielt hatte. Es hafteten aber darin noch allerlei ſpukhafte Kindheitserinnerungen an das ſogenannte „Holzgewölbe“, einen rieſigen Raum nächſt der väterlichen Wohnung, den ſich die Phantaſie des Knaben mit Räubern, Zigeunern und Geiſtern bevölkert dachte. Nehmen wir nun außerdem hinzu, daſs der Plan zur „Ahnfrau“ von ihm bereits entworfen, dann aber zurückgedrängt worden war in die Sphäre des Unterbewuſsten, ſo finden wir in dem letzteren ſchon alle einzelnen Elemente der Tragödie beiſammen. Es bedurfte nur noch des äußeren Anſtoßes, um dieſelbe in das beleuchtete Erkennen zu heben. Und dieſer Anſtoß iſt der oben beſchriebene Seelenaufruhr. Am Tage vorher noch hatte ſich ſein Oberbewuſstſein vergeblich um die Ausführung bemüht und trotz aller Anſtrengung nicht mehr zuſtande gebracht, als die 8—10 einleitenden Verſe des Dramas. Nach jenem pſychologiſchen Zwiſchenfall aber begann das Unterbewuſstſein automatiſch zu producieren und nun ſtrömen auf einmal Gedanken und Verſe in üppiger Fülle von ſelber hinzu und das Oberbewuſstſein hat gewiſſermaßen nichts anderes zu thun, als dazuſitzen und abzuſchreiben, wenn ich mich für abſtracte Zuſtände ſolch anthropomorphiſtiſcher Ausdrücke bedienen darf.

Daſs von dem oberen Centrum die Thätigkeit des unteren wahrgenommen wird, gehört keineswegs zu den großen Seltenheiten. Wir finden dieſe Erſcheinung z. B. bei Sokrates, der ſein Unterbewuſstſein denken hörte und dann von ſeinem „Dämonion“ ſprach, das ihn berathe und vom Schlechten zurückhalte. Im Alltagsleben kommt es ziemlich häufig in den ſeichten Träumen der Morgenſtunden vor, daſs bei recht beängſtigenden Scenen mit einem Mal das Oberbewuſstſein erwacht, den Gedanken faſst: „Dies alles, was da vorgeht, träume ich ja nur“, und dann wie ein unintereſſierter Zuſchauer die weitere Entwicklung der Scene verfolgt. In Momenten hochwichtiger Entſcheidungen ſpüren viele die Erwartung in ſich aufkeimen: „Ich bin doch neugierig, was ich jetzt eigentlich thun werde“, alſo gewiſſermaßen ein Harren des oberen Centrums auf die Entſcheidung des unteren. Bei dem Schreiber dieſer Zeilen machte ſich einmal eine langverhaltene Polemik in derart ſchneidenden Worten Luft, daſs er ſelber darüber am meiſten erſchrocken war, während doch ſein Unterbewuſstſein fortfuhr, ſich in den ſchärfſten Ausdrücken weiter zu ergehen. Ein claſſiſches Beiſpiel endlich hat einer der größten Seelenkenner unſeres Jahrhunderts, Henrik Ibſen, in ſeinem „Baumeiſter Solneſs“ zur Discuſſion geſtellt. Da hat Hilde Wangel als ein 13jähriges Kind von dem weinſeligen Titelhelden das luſtige Verſprechen erhalten, er werde ihr in zehn Jahren ein Königreich kaufen und ſie daſelbſt zu ſeiner Prinzeſſin machen. Die beigefügte Bemerkung, dies Reich ſolle Apfelſinia heißen, ließ eigentlich keinen Zweifel an der Scherzhaftigkeit übrig, aber die Seligkeit, die der Heißgeliebte verſprach, war derart lockend, daſs Hilde jene ſich aufdrängende Erklärung mit aller Macht hinunterbannte in die Tiefe des Unterbewuſstſeins und nur dem einzigen ſüßen Gedanken der Erfüllung nachhieng. Selbſt die Nachricht, ihr Baumeiſter ſei ja verheiratet, konnte dieſe Seligkeit nicht mehr mindern. Man würde aber gewaltig irren, wenn man meinte, Hilde habe die Lächerlichkeit ihres Anſpruches nicht in heimlicher Seele ſelber empfunden. Denn als Solneſs die bei ihm Eingekehrte fragt, warum ſie in all den 10 Jahren ihm niemals geſchrieben, da erwidert ſie faſt erſchrocken: „Nein, nein! Das war's gerade, was ich nicht haben wollte. Ich fürchtete, das Ganze könnte mir dabei unter den Händen zuſammenbrechen.“ Hier weiß alſo das Unterbewuſstſein ganz deutlich und genau, was es mit dem Handel für eine Bewandnis habe, das Oberbewuſstſein aber **will** es nicht wiſſen, mag ſich den ſchönen Wahn nicht rauben laſſen und hat es glücklich durchgeſetzt, zeitweilig mindeſtens das Unliebſame vergeſſen zu können. Dieſes Schwelgen des Oberbewuſstſeins in einem erfundenen Glücke bei aller unbewuſsten Trübſal der Wirklichkeit, das iſt die Lehre von der „Lebenslüge“, wie ſie Ibſen in der „Wildente“ mit Dichterhänden auf die Bühne geſtellt.

Während in den letztangeführten Fällen das obere Centrum über die unterbewuſste Thätigkeit des Individuums ſtets vollkommen auf dem Laufenden blieb, hat die bloß theilweiſe Kenntnis der letzteren Anlaſs zum Glauben an „Vorahnungen“ gegeben. Es iſt ein ſelbſt unter Hochgebildeten weitverbreitetes Vorurtheil, daſs ſolche Ahnungen zuverläſſig eintreffen. Das iſt in der Regel vollſtändig unrichtig, und man kann es ungeſcheut ausſprechen, daſs auf eine in Erfüllung gegangene mindeſtens zehn nicht erfüllte Ahnungen kommen, nur daſs die neun irrigen alsbald vergeſſen werden, die eine wahre aber in der Erinnerung haftet. Und ſelbſt dieſe thatſächlich eingetroffene vollzieht ſich nicht ſelten durchaus anders, als ſie der Betreffende angeblich vorausempfunden hatte. Doch bleiben wir bei den ganz wenigen Fällen, die vollinhaltlich zugetroffen, und erklären wir den pſychologiſchen Vorgang an einigen Beiſpielen. Ein Gymnaſiaſt ahnt, er werde am nächſten Tage in der Geſchichte geprüft werden, und ſiehe da, dieſe Ahnung trifft ein. Die Nachforſchung aber ergibt eine ſehr natürliche Löſung. Faſt alle ſeine Collegen waren nämlich bereits examiniert, ſo daſs ihn am nächſten Prüfungstage nothwendig die Reihe treffen muſste. Dieſe ganze Rechnung und Schluſsfolgerung aber vollzog ſich in ſeinem Unterbewuſstſein, das nach oben zu nur das allerletzte Endreſultat meldete. Und weil bis an dieſen Punkt der ganze Vorgang unterbewuſst geblieben, wird er vom Schüler als „Ahnung“ empfunden. Ganz die gleiche Erklärung gilt auch für alle anderen Fälle. Eine Frau rüſtet ſich z. B., zu dem Hochzeitsfeſte ihres Vetters zu fahren. Da erklärt ihr Gatte in zwölfter Stunde, er habe ſich die Sache überlegt, er würde bei jenem Feſte einen alten Widerſacher finden, ſie ſollten deshalb lieber zuhauſe bleiben. Da durchzuckt es die Frau mit einem Schlage, ihr Vater, der 100 Meilen entfernt von ihr wohne, müſſe vor kurzem geſtorben ſein, eine Ahnung, die ſich hinterdrein als richtig erweiſt. Die Analyſe dieſes Falles ergab nun folgenden Sachverhalt. Der Vater, der ſchon ſeit langerem kränkelte, hatte ihr in

Digitized by Google

letzter Zeit Anlaſs zu ernſten Befürchtungen gegeben. Die Gründe für die Weigerung ihres Mannes waren nun derart unſtichhältig, daſs ihr Unterbewuſstſein alſogleich die wahre Urſache in einem verhehlten Trauerfall ſuchte. Ein ſolcher war aber nur vom Vater zu befürchten, und dieſer einzige vom Oberbewuſstſein erkannte Schluſs wird nun als „Ahnung“ blitzſchnell empfunden. Ein Strohwitwer, deſſen Frau vor einigen Wochen zur Ordnung einer Familienangelegenheit nach Berlin gefahren, wird plötzlich von ſo heftiger Ahnung eines ſeinem Weibe drohenden Unglücks erfaſst, daſs er demſelben ſpornſtreichs nachzureiſen beſchließt. In Berlin findet er nun ſeine Gattin zwar geſund und heil, aber einem anderen Manne in Liebe ergeben (Preyer). In dieſer nur mehr halberfüllten Ahnung war das auslöſende Moment ein unmerkliches Erkalten in der Wärme ihrer Briefe geweſen, ſo unmerklich, daſs es dem Fremden gänzlich unfaſsbar und ſelbſt vom eigenen Gatten nur unterbewuſst empfunden wurde. Das genügte aber, um ihn durch Auslöſung von Unluſtgefühlen ein ſchweres Unheil ahnen zu laſſen. Verſucht man aus den vorſtehenden Fällen eine allgemeine Theſe zu präciſieren, ſo würde dieſelbe etwa lauten: Eine jede Vorahnung iſt das plötzlich hell erkannte Endſtück einer unterbewuſsten Schluſskette.

Fragen wir am Ende noch nach der Localiſation des Ober- und Unterbewuſstſeins, ſo muſs die Medicin die Antwort bis auf weiteres ſchuldig bleiben. Nur ſoviel ſteht ſchon heute feſt: Ein Uebernatürliches liegt all dieſen Phänomenen niemals zugrunde. Ihre Deutung darf alſo keine occultiſtiſch-transcendentale ſein, ſondern muſs als ein Zukunftsproblem der Anatomie und Pſychophyſiologie angeſehen werden.

Dr. J. Sadger.

Georg Herwegh und Robert Prutz.

Mit ungedruckten Briefen.

V. (Schluſs.)

Das zuletzt mitgetheilte Schreiben von Prutz an Herwegh war von einem Schreiben an Frau Herwegh begleitet, das wir nun folgen laſſen. Der Eingang bezieht ſich auf die bereits wiederholt erwähnte „Chineſer“-Weſte.

Halle, 26. November 1843.

Werteſte Freundin!

Sie haben mich vor etlichen Monaten durch eine allerliebſte Ueberraſchung erfreut, und ich habe Ihrem freundlichen Geſchenk ſolch ein unfreundliches Schweigen entgegengeſetzt, daſs ich wahrlich in Verlegenheit bin, wie ich das wieder gut machen ſoll. In der That, ich habe verdient, daſs es mit mir gemacht würde, wie mit den Bewohnern des himmliſchen Reiches auf Ihrer trefflichen Chineſenweſte: hinterrücks beim Zopf gekriegt und maſſacriert. Denn, daſs ich auch einen Zopf habe, werden Sie vorausſetzen und begreifen, ſobald Sie hören, daſs aus den verſchiedenen Aufenthaltsprojecten, Dresden, Gotha u. ſ. w. endlich Halle der große Treffer (oder Niete?!) geworden iſt, den ich gezogen. Und wie könnte man in Halle, wie überhaupt in einer wohlconditionierten preußiſchen Univerſitäts- und Polizeiſtadt leben, ohne daſs Einem unvermerkt ein kleines Wedelſchwänzchen hinten im Nacken wüchſe?! Wenigſtens dies, werteſte Frau, werden Sie begreiflich finden, wenn Ihnen, die Sie in dieſem Augenblick das Gewimmel von Paris um und neben ſich haben, auch vielleicht das unbegreiflich iſt, wie man überhaupt in Halle leben und exiſtieren, ja wie man es ſich zum Wohnort ſogar w ä h l e n kann. Indeſſen fürchten Sie nichts! Vielleicht macht mein Schickſal mich großſtädtiſcher, als ich bin, inſofern nämlich die Polizei der guten Stadt Halle meinen Aufenthalt hierſelbſt bis dato noch „gemeinſchädlich“ findet, und ich allen Ernſtes die angenehme Ausſicht habe, vielleicht binnen ganz kurzem meinen Stab nothgedrungen weiter ſetzen zu müſſen. Dann aber weiß ich, was ich thue: dann gehe ich direct nach Peking und werde ganz ſolch ein dicköpfiger, dickzopfiger Bürger, wie ſie auf Ihrer Weſte zu ſehen ſind.

Einſtweilen behagt es uns in Halle beſſer, als wir erwarteten. Der Umgang mit Dunckers, Schwarz ꝛc. hat für uns nach der zweijährigen, immerſen Geiſtesquarantaine recht viel Erfreuliches und Anregendes. Dazu wächst unſer Herr Hans ſo ſtattlich heran und macht uns viele Freude — Freuden, liebſte Freundin, die wir Ihnen in recht reichem Maße und nicht zu theuren Preiſes von Herzen wünſchen! [illegible] daſs unſer Leben, in ſeiner engen, reizloſen Umgrenzung, ſich doch ganz menſchlich und angenehm bewegt. Unſer Söhnchen hat, trotz ſeiner ſechs Monate, ſchon vier Zähne, Dinge, deren welthiſtoriſche Wichtigkeit Sie vielleicht erſt ſpäter begreifen und von denen freilich nicht ich, ſondern beſſer meine Frau ſchreiben ſollte. Aber die iſt: theils noch zu tief in den Wirthſchaftseinrichtungen (denn wir ſind erſt ſeit ein paar Wochen hier), theils wird ſie im Augenblick von einem [illegible] aus Dresden zu [illegible] in Anſpruch genommen, als daſs [illegible] Brief [illegible] beifügen könnte, als nur durch mich [illegible] Wünſche für Sie, Ihren [illegible] Mann, und [illegible] von dem [illegible] Vogel [illegible] ſollten, [illegible]

Ihres Geſchlechts. Alſo auf einen jungen König von Rom! und für uns auf ein freundliches und n i c h t b l o ß ſ ch w e i g e n d e s Andenken!

Ihr ergebenſter

R. E. P r u t z.

Trotz Prutz' Abmachung blieb Herwegh in Paris, aus Gründen, die ganz perſönlicher Natur waren. Nicht in dieſem Umſtande, ſondern in zufälligen Gründen, namentlich der ungeheueren Laſt an Arbeit, die Prutz zu tragen hatte, liegt der Grund, daſs die Correſpondenz in den nächſten Jahren eine ſehr ſpärliche war; uns wenigſtens liegen nur kurze Billets vor, zunächſt als Einführungsbriefe für Freunde geſchrieben. Wie herzlich aber die Beziehungen blieben, mag folgender Brief von Emma Herwegh an ihren Gatten, Berlin, 25. November 1847 erweiſen. Kaum hatte Prutz von dem Aufenthalte der Freundin in Berlin gehört, als er dahin eilte, um ſie wiederzuſehen:

Liebes treues Herz!

Was ſagſt Du dazu — Montag abends, als ich eben mit Wanda und Victor v. Gräfe (dem Seemann) auf meiner Stube gemüthlich plaudere, fliegt eine Karte zur Thür herein: Robert P r u t z, und wenige Minuten darauf ſteht das leibhaftige Original vor mir. Ob ich mich freute! Ich war ſo voll Jubel, daſs ich ihn beim Kopf nahm und ihm einen ganz energiſchen Kuſs auf die Stirn drückte, den er ſich gefallen laſſen muſste. War mirs doch, als durchlebte ich im Moment wieder jene ſelige Zeit, wo mein Leben anfieng, als käme ein Stück Heimat zu mir in die Fremde — ja Fremde! Du weißt's nicht, Schatz, wie mich's oft nach Dir bangt, ſo tapfer ich auch meiſtens bin, und ſo ſehr man ſich bemüht, mir die Öde zu beleben. — Es iſt aber mal nicht zu ändern; Wurzeln kann ich aber hier nicht ſchlagen, und ſoll's ja auch zum Glück nicht, und wenn ich ſage, daſs mir jede Stunde nach Dir bangt, ſo iſt dies eben kein Metapher, ſondern der ungeſchminkte Ausdruck eines Gefühls, das nur das Wiederſehen und Wiedereinsſein mit Dir aufheben kann. Doch weiter im Bericht! Unſere ganze Unterhaltung drehte ſich natürlich faſt nur um Dich; und was mich am meiſten freute, war eben das volle klare Bewuſstſein, das mir durch Prutz wurde, daſs ich ihm eben nur beſtätigen konnte, was er ſelbſt nach ſeinem Verſtändnis auch ohne mich von Dir gewuſst. Um nun aber nicht gar zu flüchtig mit ihm zu ſein, entſchloſs ich mich kurz, ihn am folgenden Tage nach Stettin zu begleiten, wohin traurige Familienverhältniſſe, die zu entwirren er hinreiste, ihn trieben. Das Schmerzlichſte war für mich, daſs ich ohne Brief, nach dem ich ſo geſchmachtet, abreiſen muſste und erſt geſtern nachmittags für mein Ausharren belohnt wurde. — Der ganze Weg auf der Eiſenbahn wurde uns ſehr kurz, wir ſprachen, rauchten zuſammen und machten manche ſchöne Pläne zu einem Rendezvous im nächſten Herbſt, irgendwo und o h n e k l e i n e F a m i l i e, um recht herumſtreifen zu können. Ueber Deine Naturſtudien ließ er ſich ſehr erfreut aus,*) erzählte mir, daſs Dr. Jacoby aus Königsberg mit voller Begeiſterung von Dir geſprochen und Dich denſelben, nur unendlich reicher, gefunden. Einem Menſchen wie Du kann man ja dies alles ſagen. Eitel zu werden, dazu biſt Du zu ſtolz und übermüthig, zu ſtrebend und zu gut.

Ich mache mir aus Deiner richtigen Beurtheilung und Anerkennung der beſten Menſchen nur deshalb was, weil ich mir denken kann, mit welchem Schmerz ſie zu der Ueberzeugung kommen müſsten, ſich in Dir getäuſcht zu ſehen, und welches Glück es ihnen gewähren muſs, durch eigene Anſchauung beſtätigt zu finden, was ihre Liebe für Dich Rühmes, Großes und Schönes von Dir vorausgeſehen und verheißen.

In Stettin, wo ich von Dienstag mittags 5 Uhr an bis Mittwoch halb 12 blieb, fand ich manches verändert . . . . Prutz ſelbſt iſt in kürzeſter Zeit ſo vielfach herumgeſchleudert worden, daſs man ſich über ſeinen Humor und ſeine Friſche wirklich freuen und wundern muſs. Auch in allem, was er mir über die äußeren Zuſtände geſagt, erkenn' ich immer nur den alten ſtrebenden Freund, der gegen Unfreiheit mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Waffen kämpft und an der eigenen Ohnmacht, nie aber an der Unechtheit ſeiner Geſinnung ſcheitern wird . . . .

Prutz' Schickſale ſind bekannt: abwechſelnd Docent oder Zeitungsſchreiber, dabei immer zugleich Gelehrter und dichteriſch thätig, mußte er ſein Zelt immer wieder da aufſchlagen, wo es die Polizei eben geſtatten wollte, und blieb trotzdem und trotz aller materiellen Sorgen, wie auch dieſer Brief erweist, immer tapfer und fröhlich.

Man mag ſich ausmalen, wie die erſten Märztage von 1848 auf dieſen alten Kämpfer der Freiheit wirken mußten! Aus Dresden, 12. März 1848, iſt der nachfolgende [illegible] Brief an Herwegh geſchrieben:

Mein lieber alter Freund!

Mit großem Vergnügen benutze ich die ſich eben darbietende Gelegenheit, einige Zeilen ſicher und raſch in Deine Hände zu bringen. Wie unzählige Male in dieſen [illegible] ſo unausſprechlich glorreichen Wochen [illegible] unſer [illegible] gedacht! Wir haben nun Gott ſei Dank glücklich ge-

*) [illegible] 1846 und 1847 [illegible]

Digitized by Google

prieſen und faſt ſogar beneidet, daſs Ihr dieſer erhabenen Revolution habt perſönlich beiwohnen, daſs Ihr die Entzückungen, den Jubel, die Todesſeligkeit dieſer großen Tage friſch aus erſter Hand habt theilen dürfen! Ja Alter, die Welt wird anders, auch unſere goldenen Ideale ſteigen endlich aus ihren Himmeln nieder und wandeln und wohnen unter uns. Du freilich ſitzeſt an der Quelle und trinkſt den erquickenden Strom eines erneuten, befreiten Volkslebens mit vollen Zügen: denke aber doch nicht zu gering, denke darum nicht allzu klein von dieſen einzelnen Tropfen und Bächelchen, in denen die Freiheit uns hier in Deutſchland zuſickert! Das Volk geht in ſeiner Entwicklung mit Rieſenſchritten vorwärts; Ereigniſſe und Reſultate, wie die jüngſten Karlsruher, Münchner ꝛc., wer hätte ſie nicht vor Wochen noch für unmöglich gehalten? Und das iſt das Herrliche bei dieſen Dingen, daſs ſie ſo ganz frei, ſo ohne alle Vorbereitung, ja ohne Leiter und Veranſtalter unmittelbar aus dem Volke ſelbſt hervorgehen. Darin ſeh' ich auch das größte Unterpfand der Zukunft: der Löwe hat einmal angefangen, Blut zu koſten; er weiß jetzt, wie es thut — und der Appetit bekanntlich kommt beim Eſſen. — Den härteſten Stand wird die Sache der Freiheit in Preußen haben, nach beiden Seiten hin, bei der Regierung wie beim Volk; jene iſt zu frivol, zu ſelbſtiſch, zu verlogen, dieſes der Mehrzahl nach zu borniert, zu knechtsgewohnt, zu reſpectvoll vor Stock und Knute, um ſich der Bewegung mit Ernſt und Nachdruck hinzugeben. Ja ſelbſt nur zu einem einigermaßen ernſten kritiſchen Conflict ſehe ich in Preußen keinen rechten Anfang. Indes, der Gott der Geſchichte wird ſchon ſorgen und zur Noth, wo der Menſch glaubt zu Ende zu ſein, fehlen ihm ja auch die Wunder nicht! Den allertrübſten Fleck in Deutſchland hab' im Augenblick ich inne: Dresden, das Land der Kuchenfreſſer, die verwaſchenſte, farbloſeſte, breiweichſte Generation, die es in Deutſchland gibt: Volk wie naſſer Schwamm, nicht Welf, nicht Ghibellin, bloße träge Maulaffſperrer, die immer noch glauben, das alles geſchehe bloß „draußen“ und bloß, damit ſie zu ihrem ſchlechten dünnen Kaffee alle Morgen eine intereſſante Zeitung zu leſen haben! — Welche Mühe ich mir bei alldem gebe, dieſe rohe Maſſe zu bearbeiten und einen Funken Geiſt, einen Funken Thatkraft in ſie hineinzubringen, davon, wie von anderem Perſönlichen, mag Dir Ueberbringer dieſer Zeilen erzählen, Dr. Gerber: ein ſehr werter Freund von uns, den ich Euch hiermit aufs beſte will empfohlen haben. Energiſcher und unbedingter Freund der Freiheit, fühlt er ſich von der Halbheit unſeres deutſchen Weſens verdroſſen und geärgert — nicht ganz mit Recht, nach meiner Anſicht: denn was folgt aus dieſer Halbheit, als daſs wir, die wir ſie einſehen, nun auch aus allen Kräften unabläſſig dahin arbeiten, ſie aufzuheben? Doch das beiſeit. Gerber geht nach Paris, um ſich in dieſem Meer der Freiheit von ſeinem politiſchen Hypochonder zu heilen: ſchickt ihn uns nicht nur geſund, zu Thaten geſtählt, zurück, ſondern gebt ihm auch Nachrichten von Euch mit, hört Ihr? — Ich halte mich ſegelfertig für jeden nächſten Wind des Schickſals. Hier bleiben will und mag ich nicht; über das Wohin müſſen die nächſten Wochen entſcheiden.

Adieu, liebe theuere Freunde! Wir umarmen Euch beide innigſt. Lebt glücklich, Ihr ſammt Euren Jungens, und behaltet uns lieb.

Euer alter treuer

Robert Prutz.

Dresden, 12. März 1848.

Man weiß, welche Schickſale das „wilde Jahr“ für Herwegh brachte. Glücklicher war Prutz, er konnte zum mindeſten im Vaterlande bleiben. Die Correſpondenz aus der Zeit nach 1848 war keine ſehr rege und drehte ſich weſentlich um Perſönliches, aber nach wie vor hielten beide Familien aufs innigſte zueinander, ſahen ſich wieder, ſo oft es die Gelegenheit geſtattete, ſchickten einander ihre Kinder zu u. ſ. w.

Wir wollen nur zwei dieſer Briefe mittheilen.

Einer poetiſchen Epiſtel von Prutz an Herwegh aus dem Sommer 1852 ſeien die folgenden Strophen entnommen: An die „Gedichte eines Lebendigen“ erinnernd, dann die Niederlage von 1848 beklagend, fährt Prutz fort:

D'rauf gieng die neue Knechtſchaft an,
Zugleich doch auch Dein Schweigen,
Und gern zählt nun Dich mancher Mann,
Der feig iſt, zu den Feigen.
Und mancher, der verkommen iſt,
Nennt Dich auch mit Behagen
Verkommen — und faſt ſelber biſt
Du ſchuld an dieſen Sagen.

Ich weiß, Du haſt den Köcher voll
Von ſcharfen Liederpfeilen,
Von deren Wunden kein, ſoll
In aller Zeit mehr heilen.
Ich weiß, Dein Arm wie ſonſt noch kann
Den Liederbogen ſpannen,
Ich weiß, Du biſt noch ganz der Mann —
Du darfſt Dich nur ermannen!

Und ſolch ein Lied thut wahrlich noth
In dieſer Zeiten Jammer,
Denn weil vor Scham wir glühend roth,
So ſchmiede uns den Hammer!

So ſchmied' des Liedes Hammer hart
Uns jetzt zum nächſten Kampfe,
Deſſ' Nahen ſchon ſich offenbart
In wildem Thiergeſtampfe.

In dieſer Zeit thut noth ein Lied,
Das, wie aus ſchwarzer Wolke
Der Blitz, vernichtend niederzieht,
Doch leuchtet auch im Volke.
Ein Lied, das all die Beulen weiß
Mit Lächeln aufzuſtechen,
Aus welchem Lächeln liebeheiß
Des Lebens Strahlen brechen.

Und hat Ein Sänger Wort und Ton
Zu ſolchem hohen Liede,
Ward Einer feſt durch Lob und Hohn,
In dieſes Lebens Schmiede,
Ward Einer zu der Höh' gebracht
Von der ſich frei läſst blicken,
So biſt es Du, Du haſt die Macht,
Den Liedesblitz zu ſchicken.

Herwegh ſchwieg auf dieſe wie auf jede andere Mahnung; warum er ſchwieg, darauf geben möglicherweiſe jene bitterwehmüthigen, ſelbſt-ironiſchen Verſe Antwort, die ſpäter aus ſeinem Nachlaſs veröffentlicht wurden:

Brutus, Caſſius ſind ex,
Die es einſt ſo toll getrieben,
Und ich hab an meinen Rex
Keine Briefe mehr geſchrieben.

Pauken und Trompetenſchall
Iſt verſtummt; nur leiſe, leiſe
Klingt es noch — der Carneval
Geht zu Ende — Glückliche Reiſe.

Wär's nur mit der vollen Kraft,
Wär's nur mit den vollen Gluten,
Mit der vollen Leidenſchaft,
Daſs man taucht in Lethes Fluten!

Doch das Leben kühlt uns ab,
Langſam, eh wir drunten liegen,
Daſs wir nicht im feuchten Grab
Noch einmal den Schnupfen kriegen.

Erſt nach Herweghs Tode (7. April 1875) erſchien (1877) ein Band „Neue Gedichte“ aus ſeinem Nachlaſs.

Der Freund war ihm drei Jahre zuvor im Tode vorausgegangen. Mit dem Briefe der Frau Ida Prutz an Frau Emma Herwegh, der die letzten Tage Robert Prutz' ſchildert, ſeien dieſe Mittheilungen geſchloſſen:

Stettin, den 15. Juli 1872.

Meine theure Emma!

Auch ohne Deinen Brief hätte ich gewuſst und gefühlt, daſs Du und Dein Georg mit ganzem Freundesherzen bei mir waret, ſobald Euch die Kunde von meinem ſchweren unerſetzlichen Verluſt zugekommen, aber ich danke Dir doch, daſs Du auch ausgeſprochen, was Dich bewegte bei der Nachricht; weiß ich doch, daſs es aus wahrhaft treuem, theilnehmendem Herzen kommt! und daſs Ihr den Verſtorbenen wie einen Bruder geliebt habt! und wenn es in meinem Schmerz einen Troſt gibt, ſo iſt es der, daſs ihm die Liebe und Achtung aller, die Anerkennung all des Großen und Schönen, das mit ihm geſtorben, in ſeine ſtille Gruft folgt!

Auch Du, liebe Emma, haſt den Hingeſchiedenen ſchon ſehr verändert gefunden, als er das letztemal Euch beſuchte; hätteſt Du ihn geſehen, wie er vor einigen Monaten von ſeiner anſtrengenden Winterreiſe zu uns zurückkehrte, Du würdeſt den ſtillen Jammer mit uns getheilt haben, der uns bei ſeinem Anblick ergriff. Er war ein Schatten geworden von dem, was er ſonſt ja noch vorm Jahr war. Auch ſein ganzes Weſen hatte ſich auffallend verändert: er war ſo ſanft und geduldig geworden, wie ein Kind, während er ſonſt bei der geringſten Gelegenheit aufbrauste und überſchäumte, was ſchon ein ſchlimmes Zeichen ſeiner geſunkenen Lebenskraft war. Dabei ſtellte ſich eine plötzliche Abmagerung ein, Appetit und Schlaf fehlte faſt gänzlich und wurde ihm nur durch künſtliche Mittel verſchafft. Und er war ſo müde, Emma, ſo müde, daſs er ſich namenlos nach dem Tode ſehnte und keinen Abend zu Bette gieng, ohne zu meinem tiefſten Schmerz dieſer Sehnſucht auf die ergreifendſte Weiſe Worte zu geben. Wie oft, wenn ich darüber weinte, konnte er ordentlich ungeduldig werden und ſagen, wenn ich ihn wirklich ſo liebe, ſo könne und dürfe ich ihm ja nichts beſſeres wünſchen, als einen ſchnellen und ſchmerzloſen Tod! Und das Schickſal iſt barmherzig geweſen und hat ihm dieſen letzten und heißeſten Wunſch erfüllt, während es ihm im Leben ſo manchen verſagt hatte!

Daſs eine große und ſchnelle Verſchlimmerung in ſeinem Zuſtand eingetreten war, konnten und durften wir uns natürlich nicht verhehlen, aber ſo nah hatten wir uns den Abſchied von ihm doch nicht gedacht! Nachdem er und ich am Nachmittag des 20. noch zum Beſuch bei unſerer damaligen Reiſegefährtin, Frau H. geweſen, von

Digitized by Google

dem wir erſt gegen 8 Uhr zurückkehrten, aß er mit uns Abendbrot und gieng dann wie gewöhnlich in ſeine Stube, wo er bis zum Schlafengehen las. Als wir gegen 10 Uhr hinüberkamen, um ihm gute Nacht zu ſagen, fanden wir ihn in dem furchtbaren Zuſtand, der uns gleich das Schlimmſte befürchten ließ: mit gläſernen, ſtarren, weit aufgeriſſenen Augen, herabhängendem Unterkiefer, mit krampfhafter Anſtrengung ſich an ſeinem Waſchtiſch feſtklammernd. Wohl ſchien es, als ob noch ein Funke von Bewuſstſein in ihm ſei, doch konnte er demſelben in keiner Weiſe Ausdruck geben, da — die Zunge gelähmt war! Alle ſchleunigſt herbeigerufene ärztliche Hilfe vermochte nichts mehr! Der letzte Reſt von etwa noch vorhandenem Bewuſstſein ſchwand, als gegen 1 Uhr heftige Krämpfe eintraten, die, in immer kürzeren Pauſen und immer furchtbareren Anfällen auftretend, den ganzen armen Körper ſo erſchütterten, daſs wir mit aller Anſtrengung kaum imſtande waren, die Glieder feſtzuhalten! Ach, Emma, es war ein entſetzlicher Anblick, das liebe Geſicht ſo entſtellt, und verzerrt, die Augen ſo nach oben gekehrt und dabei ſo furchtbar ſtarr und aufgeriſſen zu ſehen. Um 4 Uhr wurden die Pauſen länger, der Puls immer ſchwächer — dann noch ein Anfall, heftiger als alle früheren und dann trat Ruhe ein — die Züge glätteten ſich, die armen Augenlider fielen herab und mit der Farbe des Todes zugleich legte ſich auch ein unendlicher Friede über das ganze liebe Geſicht und verklärte dasſelbe mit einer faſt wunderbaren Schönheit! Aber auf der Stirn lag ein ſchmerzlich wehmüthiger Zug, der Zeugnis gab von allem, was er im Leben durchgekämpft und gelitten! Was wir an dieſem Sterbebett gelitten, magſt Du Dir denken; nur die wiederholte, feſte Verſicherung des Arztes, der wie ein Engel des Troſtes bei ihm und uns ausgeharrt, daſs er auch nicht einen Augenblick Bewuſstſein und Empfindung ſeiner Leiden gehabt, konnte mich einigermaßen beruhigen! — Und ſo war in der Zeit von ſechs Stunden alles vorüber und ſein ſehnlicher Wunſch erfüllt: unerwartet, ahnungslos iſt er von uns abgerufen worden und, meine theure Emma, wir müſſen dem Schickſal danken, das es ſo gefügt, denn ihm waren noch namenloſe Leiden aufgeſpart geblieben — er wäre geiſtig todt geblieben, — denn er war ſtumm! In ſeinem Sarge lag er, wie er es ſo oft gewünſcht, im wahren Sinne des Wortes unter Roſen und Lorbeern gebettet, die wir noch in verſchwenderiſcher Fülle zu ſeinen Füßen hinſchütten konnten! — Und jetzt will ich mit meinem geliebten Mädchen hinausgehen zu ſeinem Grabe, dasſelbe mit friſchen Blumen zu ſchmücken, und einen Lorbeerkranz niederlegen, der mir noch heut aus weiter Ferne als Liebesgabe überſchickt worden iſt. Auch ich bitte Dich, laſs uns bleiben, was wir uns bisher geweſen! Haltet die Erinnerung an meinen geliebten Todten recht lebendig in Eueren treuen Freundesherzen und bleibt mir gut, deren Leben ſeinen beſten Inhalt verloren. Deinem Georg Handſchlag und Gruß, und bitte, laſs mich wieder von Dir hören.

Deine Ida Prutz.

* * *

Eine in der letzten Fortſetzung dieſer Publication (Nr. 131 der „Zeit") enthaltene Angabe bedarf, wie uns die Verlagsanſtalt Concordia ſchreibt, der Richtigſtellung. Das Gedicht: „Ich muſs Geheimer Hofrath werden", deſſen dort gedacht iſt, iſt nicht von Herwegh, ſondern von Dingelſtedt ſelbſt. Herwegh und Dingelſtedt verweilten im Winter 1841/42 im herzlichen Verkehr in Paris. Hier dichtete Herwegh ſein Spottlied auf die Abtrünnigen mit dem Refrain: „Ich will ein guter Bürger werden", während Dingelſtedt jenes andere Gedicht beifügte. Beide Gedichte wurden nun von beiden Dichtern in ihre Sammlungen aufgenommen.

Jens Peter Jacobſen.

(Zum fünfzigſten Geburtstag.)

(Schluſs.)

Der hiſtoriſch-naive wächst mit dem modern-gelehrten Ton zu einer klaren Doppellinie durch alle ſeine Werke, ſo iſt ſeine Sprache, von ſubjectiver blühender Fülle durch einen ſtarken, künſtleriſchen Willen zuſammengehalten, ſeine Naturanſchauung aus einer gelehrten Erkenntnis und einem berauſchten Farbenſinn hervorgekommen.

Eine gewiſſe Disharmonie dieſer Beſtrebungen zeigt ſich noch im erſten Werk, der „Marie Grubbe". Das iſt nicht ohne tiefere Erkenntnis, die freilich mehr der begrenzten Begabung als dem ernen Willen und Plan nachzugehen ſcheint, „Intérieurs aus dem 17. Jahrhundert" genannt. Das Buch zeigt thatſächlich das ganze Prachtgeräth einer vergangenen Zeit, ſtilgetreu geordnet und wie in einem alterthümlichen Hauſe ſorgfältig ausgeleſen. In dieſe Prunkzimmer werden nun heutige Menſchen verſetzt und ihr Leben ſpielt ſich in dieſen hiſtoriſchen Räumen und Jahren ab, [illegible] und Gewand, Sitte, Sprache und die Tracht [illegible] die unter[illegible] Seelen, die wie die [illegible] des Meiſters auch [illegible] [illegible]

Dialoge, alles iſt ungemein ſtark gegeben, aber dazwiſchen fließt immer wie ein mitgehender Commentar eine moderne Erklärung und Ueberſetzung der altmodiſchen Facta in die Sprache und Empfindung der Zeit, eine eigentlich dichteriſche Aufgabe wird durch eine ſehr feine pſychologiſch-kritiſche, wenn auch äußerſt farbenreiche Analyſe erſetzt. Und gerade in ihr liegt wieder der Reiz dieſes wundervoll verfehlten Buches; in der Erklärung einer Frauenſeele, die etwas räthſelhaftes, zwiſchen Niedrigkeit und Würde ſchwebendes hat, den ganzen Complex der Weibnatur in ſich begreift, wie die Mona Liſa des Lionardo in ihren feierlich-liſtigen Augen. Dabei iſt das Ganze läſſig geordnet, achtlos componiert, mit einer ſouveränen Laune Zeiten weggelaſſen, plötzlich wieder eingeſetzt; wie eine Katze mit einem Knäuel ſpielt, ihn fahren läſst, fängt, aufrollt, entwirrt, wegwirft, wieder haſcht, ſo iſt hier die Handlung geführt, verſtrickt, entzweigeriſſen, wieder raubthierwild gepackt und zum höchſten geführt. Einheitlicher, tiefer und edler, ja bei allen künſtleriſchen Mängeln, — es ſind genau genommen die Fehler und Vorzüge des Jünglings vor dem ſpäteren Alter, — iſt die Geſchichte der zwei Jünglinge Mogens und Niels Lyhne; zwei Werke zeigen denſelben Menſchen hier in einen thatenloſen, ſeligen Frieden, dort in den ſchweren Tod einlaufen.

Und was das eigenſte Weſen dieſer Naturen ſcheint, iſt wieder die Blüte der Zeit.

Mogens der Träumer, der Dichter, die königlich-einſame, bäuriſch-naive Seele, er fährt Boot und träumt und ſingt und ſehnt ſich. Er findet eine Geliebte in der ſtrömenden Schönheit eines Regentages und verliert ſie in den verzehrenden Flammen einer Feuersbrunſt. Und Mogens rächt die Gemeinheit des Schickſals an ſich ſelbſt, bis er, durch eine neue Liebe wieder zum Gleichmaß des Lebens und der Seele gebracht, die kleine Thora heimführt. Wie er zaghaft an dieſen geliebten Körper nicht zu rühren traut und er und ſie in Sehnſucht beben, das iſt von unvergleichlicher Keuſchheit und dieſer große Schluſs: „Sie ſchlang die Arme um ſeinen Hals und küſste ihn heftig und drückte die brennende Wange gegen ſeine: Ich weiß nicht, was es iſt, aber manchmal bin ich nahe daran, zu wünſchen, daſs du mich ſchlagen möchteſt — ich weiß, daſs es kindiſch iſt, und daſs ich ſo glücklich bin, ſo glücklich, aber trotzdem bin ich ſo unglücklich. Sie legte den Kopf an ſeine Bruſt und weinte, und dann fieng ſie an, während die Thränen noch floſſen, ganz leiſe, dann aber immer lauter und lauter zu trällern:

„In Sehnſucht, in Sehnſucht ich lebe."

„Mein geliebtes, kleines Weib!" Und er nahm ſie auf den Arm und trug ſie hinein."

An Einfachheit und Größe hat Jacobſen dieſe erſte Novelle nie mehr übertroffen. Die zwei Geſtalten Mogens und Thora ſind gleichſam von Ort und Zeit gelöst, und ihre Seelen ſtehen in hüllenloſer Schönheit vor uns, wie neue Erſcheinungen einer zärtlicheren Schöpfung. Und wie die hochſtieligen Lilien im Schilf des Morgens im Frühwind ſchauern, ſo ſcheinen ſie ſich zu einander zu neigen und inniger und keuſcher zu berühren, als die vereinigten Körper von Irdiſchen, in ihnen iſt wieder dieſe ewige Parabel ausgedrückt von den zwei einander umkreiſenden und ſuchenden Welten, Mann und Weib, die dennoch ewig einſam ſind und nie einander durchdringen, nicht eins werden, vielleicht nur in den ſeltenſten Stunden und da nur wie in Blitz und Traum. Sie haben zu einander nicht Weg und Wiſſen; es iſt, als könnten ſie eines dem anderen nicht in die Tiefe des Weſens ſehen, vielmehr es nur ahnen, wie fühlende Blinde. Und was von Mann zu Weib die ſchwanken Brücken ſchlägt, iſt nichts als eine ſcheue, furchtſame und wieder erhabene Sehnſucht.

Nirgends iſt Klarheit und nur in Augenblicken ſchießt es zu einem ſtrahlenden Kryſtall zuſammen. Das Schickſalslied Hölderlins wird in dieſer träumeriſchen Fabel lebendig, die Menſchen ſeien wie Tropfen in die Unendlichkeiten geworfen.

Niels Lyhne wendet den gleichen Stoff, den gleichen Menſchen, dieſen lebenwerbenden ins Tragiſch-Ironiſche. Das Werk hat größeren Umfang und Inhalt als Mogens, bei ähnlichem Weſen. Es iſt das Buch von einem ſchlechten Freidenker, der ſeinen Verſtand vom Glauben löste und durch ſein Gefühl immer wieder gefeſſelt, durch die Qualen eines ſuchenden, enttäuſchten Lebens geſchleift, endlich ganz gebrochen den ſchweren Tod ſtirbt. Wieder das trauervolle Schickſal der Menſchen, die wie Blätter im Sturm ſind. Launiſche Windſtöße des umwölkten Lebens verlöſchen die Flamme die unruhig und trüb im Menſchen flackert. Alle Seelen ſind Tafeln, dem Leben entgegengebreitet, das ſeine wunderlichen Zeichnungen in ſie eingräbt, innere Stimmungen malen verzückte Gebilde einer herrlich leuchtenden Erde und das wahrhafte, grauenvolle Daſein verzerrt ſie zu ſkurrilen Grimaſſen.

Geſchloſſener als dieſer Roman wirken die Novellen. Die letzte von ihnen, „Frau Fönß", iſt vielleicht die beſte. Darüber liegt ein unbeſchreiblicher, [illegible] Zauber, der Stil iſt ganz mild, ſanft und [illegible], die Schilderung von Menſchen, Land und Seelen klar und mild, als [illegible] des Dichters ſchon leiſe und erkennend zum [illegible]. Von einer wundervollen Laune, wie eine Ara[illegible], [illegible] zu [illegible] dieſe [illegible] aus einer [illegible]ſtimmung [illegible], einem barocken Zimmer, einer etwas [illegible], einer [illegible], ein [illegible]

Digitized by Google

im Spiele, und wie hinter tanzenden, ſchwebenden Schleiern das ſtille Leuchten einer lächelnden Wahrheit. Alles von einer faſt raffinierten, auf der Schneide ſchwebenden, wie zwiſchen Schwertern tanzenden Kunſt.

Dies iſt das Werk eines Jünglings. Eine Jünglingsſeele redet aus allem. Das iſt ihre Anmuth, ihr Zauber, ihr unvergleichlicher Schimmer, ihre Tragik; das iſt ihr Gebiet und ihre Grenze. Von dieſem Raum des Daſeins aus ſehen ſie ihre Welt, das iſt ihr Stil und Inhalt. Was die Jugend ſehen, fühlen, denken kann, iſt auf das reichſte, tiefſte, farbigſte in dieſen Werken ausgedrückt, aber nicht ein Wort, nicht ein Gedanke, nicht ein Gefühl mehr. Darum ihre beſeligende Wirkung auf die Jugend. Sie zeigen alle Menſchen, die nicht die Gabe des Reifens haben. Die männliche Zeit „ſammelt ſich", „wird objectiv", ſie landet, ſchiebt Zweifel und Zwieſpalt, die Fährniſſe der vernichtenden Erkenntnis, die eine ganze Welt zerſtört, ruhig von ſich, ſammelt ſich klug bei ein paar dogmatiſchen Sätzen, die ein ſicher fundiertes Weltgebäude verſprechen, und die Männer ſehen dann in behaglicher Laune vom nicht allzuhohen Giebel auf das Treiben der Menſchen, ſind lächelnd mit ihrer „Harmonie" zufrieden und ihre Würde iſt vor ſich ſelbſt ehrerbietig, denn das hätten ſie ſich doch nicht zugetraut. Wie der heimgekehrte Odyſſeus haben ſie vergeſſen, daſs in ihren Irrſalen ihre Größe lag. Dann haben ſie auch den guten, mundſamen Wein des Humors, den ſie in klingenden Römern trinken und ihre ganze Größe iſt oft nichts als eine gewiſſe, zage Genügſamkeit, ein lächelndes Compromis, nach der ſchäumenden und wieder verrauchten Brunſt der Erkenntnis. Sie gewöhnen ſich, mehr zu ſehen, als zu urtheilen, mehr zu geſtalten, als zu erkennen, mehr zu erzählen, als zu fragen, mehr zu finden, als zu ſuchen. Das iſt ein ruhiges Verweilen. Seſshaftwerden, ein Bürgerwerden, ein Friedenſchließen und — Verzichten. Die Reſignation iſt das Zeichen der Mannesjahre. Auch in ihr liegt eine gewiſſe Kraft; es iſt, als ob ein Kämpfer endlich einen halbwegs geſchützten Ort erreichte und hier Stand faſſe gegen den heranbrauſenden Feind.

Die Jünglinge aber ſind in gährender Bewegung, wie werdende Welten; ſie tragen das Herz auf den Lippen, die Seele in den offenen Augen. Sie verweilen nicht. Sie ſind auf der Fährte des Lebens und merken nicht, wie ſie von den lachenden Wieſen der Hoffnung über reißende Ströme, rieſige Berge und Felsgefahren in wüſte und verlaſſene Einöden gelockt, in der Qual der Enttäuſchungen erfrieren oder verdurſten können, je nach dem Belieben ihres Zieles. Sie werden jeden Tag verwundet, und alle Dinge der Welt haben geheime Schwerter, ſie zu treffen. Sie fühlen die dunkeln, purpurnen Schmerzen der Enttäuſchungen; wie große Geberden, mächtige Schritte zu dem Gang der geringen Erlebniſſe aufgewendet werden, wie die Träume übermenſchlicher Leiden und Lüſte in dem Blaſsblau der Gewöhnlichkeit verderbt und erſtickt werden, wie die Worte, von denen ſie das Höchſte hoffen, auf das geringe Leben angewandt, verrätheriſche Komödianten werden, wie ſie täglich warten und warten, jetzt und jetzt müſſe ſie das Leben aus ihrer Kleinheit reißen und mit jedem Augenblicke müſſe, ſei es aus ihnen ſelbſt, ſei es aus dem Dickicht des Daſeins, der Wolf hervorbrechen, auf den ſie lauern. Sie aber ſtehen vor ſich ſelber auf der Lauer und nichts bricht hervor, nichts zerrt ſie zur Größe. Alle dieſe Menſchen haben in ihrem Elend- und Erbärmlichwerden eine gewiſſe Hoheit; wie ſie würdelos werden, iſt voll Würde. Wie dieſe Marie Grubbe von Sünde zu Sünde fortſchreitet und gegen ſich ſelbſt frevelt, indem ſie doch nur ſich gehorcht, wie ihr Daſein erſt von fürſtlichem Purpur umhüllt, dann in härenen juckenden Lumpen verendet, das iſt ein Beiſpiel dieſer Jugend, die ſich ſelbſt nicht verlernen kann. Ihr Weg iſt ein Sturz, voll unermeſslicher Sehnſucht, nach einem zweiten Menſchen, der das Unbefriedigte in ihnen ſtillt, das Geknechtete befreie, das Ungeſagte ſage. Immer ſehnen ſie ſich nach dem unerfüllbaren Reſt der eigenen Unvollkommenheit und erträumen ihn von der Freundſchaft, Liebe, Kunſt, Natur, That, Reiſe, Ruhe. Aber in keinem, noch ſo entgegengeſetzten Wunſch iſt Gewährung. Es gibt keine Brücke von Menſch zu Menſch und ewig will ſich Unverwandtes verſchwiſtern. Jeder ruht abgeſchloſſen und doch unvollendet, unveränderlich und doch mangelhaft, eine Welt im Weltraum. Und auf ſich verzichten iſt das einzige Mittel, ſich in die Welt zu finden und zu löſen. Das iſt aber dieſen Menſchen nicht gewährt und durch dieſen grauſamen Mangel gewinnen ſie ihre eigenſte Schönheit, die im grenzenloſen Gehorſam ſich ſelbſt gegenüber beſteht. Sie treiben in Qualen die wundervolle, unfruchtbare Blüte ihres Weſens. In ihrer edeln Kraftloſigkeit, in ihren verzichtloſen Enttäuſchungen, und wie ſie ganz gebrochen in den ſchweren Tod gehen, iſt ihre höchſte Schönheit. Nicht umſonſt iſt das ſtete Symbol Jakobſens die königliche Roſe, die, ihr ganzes Blut auf ihre Schönheit wendend, keine Früchte hat.

Dieſe Bücher lehren alle die große Lehre unſeres Jahrhunderts von den ſelbſteigenen Menſchen. Dieſe Jünglingskraft und Ohnmacht ergibt ſich in allen weiteren Unternehmungen, ſei es, daſs ſie die Compoſition, das Ausbilden der Geſtalten, oder die Fabel, den Stoff, den Stil, das Sehen und Anordnen der äußeren Dinge, oder ihr Schatten und Verweſen betreffen. Alle Werke von Jakobſen ſind oder ſcheinen einem dionyſiſchen Gemuth entſprungen, dem heftigen Fahrwind der Stimmung allein zu gehorchen. „Niels Lyhne" wie die „Marie Grubbe" ſind in Capitel getheilt, oder beſſer in Stimmungen, in Bilder. Die erſte Art einen Stoff zu ſehen, iſt immer [illegible]. Er zeigt ſich in einer farbigen Ahnung etlicher Bilder. Die zweite ſorgſame Arbeit, dieſe Bilder innerlich aneinander zu reihen, zueinander überzuleiten, epiſch abzurunden, iſt nie verſucht. Die Capitel ſind wie die ganzen Werke rein lyriſch entſtanden und ausgeführt. Nicht alle Wendungen eines Stoffes berühren ihn, dann vermag er auch nichts über ſie zu ſagen. Die Zuſammenhänge der Begebenheiten, das Ineinandergreifen der Geſchehniſſe ſagt ihm nichts, mit einem wilden Satz eilt er darüber. Die organiſche, epiſche Kraft iſt ihm verſagt, damit zugleich die Plaſtik der Erſcheinungen. Wodurch wird denn die körperliche Art der Worte bewirkt, wodurch erſcheinen Menſchen ſichtbar und plaſtiſch? Indem ſie nicht allein im plötzlichen momentanen Bilde ruhen, ſondern im ganzen Verlauf eines Daſeins thätig und bewegt ſind. Nicht von den Augen des dichtenden Schöpfers allein müſſen ſie beſtrahlt erſcheinen, ſondern unter der lebhaften und freien Sonne eines reichen Daſeins Schatten werfen. Dadurch erſt werden ſie in allen Dimenſionen beſtimmt. Dies ergibt eine plaſtiſche, ſtrengere und vollendetere, die andere Art eine leuchtende, maleriſche Wirkung. Jakobſen erreicht bei ſeinen Menſchen den Eindruck höchſt künſtleriſcher Gebilde, nicht den des unmittelbaren Lebens. Mit einem gewiſſen Impreſſionismus ſcheinen ſeine Menſchen wandelnde, körperhafte Seelen zu ſein und aus ihrem ganzen Leib — Nietzſche würde ihn einen weiſen nennen — ſcheint die ſtrahlende Seele hervor; mit Recht hat Muther den Frauentypus des Dante Roſſetti mit den Worten Jakobſens geſchildert. Aus dieſen Werken ſieht man das Antlitz der Zeit, man ſpürt das innerſte Weſen unſerer Jahre und die ganze Bitternis der Seelen, die dem Opal verglichen werden könnten, der von unzähligen, feinſten Riſſen und Sprüngen die Wunder ſeines ſchimmernden Anblicks gewinnt. Von den Jünglingsjahren ſagen dieſe Bücher die ganze, rührende Schönheit aus und noch dazu mit einer leiſe überlegenen Ironie, die wieder nichts als das zarteſte Erröthen der Scham iſt. Die Bücher der intranſigenten Jugend ſind ſie, die ihren Traum nicht mit der Wirklichkeit zuſammenſtimmen kann und ſterben muſs oder gläubig werden. Das Buch der Schwäche, der Disharmonie iſt von Jakobſen geſchrieben worden und zugleich iſt uns dieſes ganze Elend als etwas Wunderbares erſchienen; lieben wir ihn ſo, weil er uns ſo verherrlicht? Aber ſein leichtes, ironiſches Lächeln!? Die Trümmer der Zeit werden von den milden Röthen des tiefſten Mitleids umſpielt, und er liebt dieſe Trümmer ebenſo andächtig wie etwa die großen Ruinen von Perſepolis oder Rom. Und das iſt dieſes Modern Romantiſche, daſs er ſolche Würde in dem Heute ſpürt.

Roſen blühen, aus ſeinen Büchern, ſchwere, duftende, königliche Roſen. Sie umkränzen mit ihren ſchönen, geneigten Häuptern die Bauten eines Lebens, durch deſſen ſcheinbar ſtarke Mauern ein feiner, aber tiefer Sprung geht. In den alten Häuſern leben die neuen Menſchen, ihre ſehnſüchtigen Rufe tönen heraus, die neuen Seelen klagen, wie angſtvolle Gefangene, aus den alten Gebäuden. Um ſolche Qual ſchmeicheln Roſen vielen Prunk, aber —

„Es träuft Kummer, träuft Bitternis aus rothen Roſen."

Otto Stoeſsl.

Emanuel Reicher.

(Als Gaſt im Carltheater vom 28. April bis zum 3. Mai 1897.)

Es trifft ſich gut, daſs nach Antoine jetzt Reicher zu uns gekommen iſt. Reicher iſt ja der deutſche Antoine. Was dieſer für die Pariſer, hat er in derſelben Zeit für die Berliner gethan: die alte Tradition der Epigonen, die nicht leben und nicht ſterben konnte, umwerfend, hat er die neue Art der Jugend zu denken, zu fühlen und es zu äußern auf die Bühne gebracht. Welche Verwegenheit! Von der Berliner Première der „Geſpenſter" zum „Vater", vom „Sonnenaufgang" bis zum „Florian Geyer" und zur „verſunkenen Glocke" iſt er in allen Schlachten der neuen Literatur geſtanden. Bei der „freien Bühne", ſpäter der „Deutſchen Bühne" und der „Freien literariſchen Geſellſchaft" — er war immer voran. Er hat Arno Holz und Johannes Schlaf „entdeckt". Er hat Hauptmann „entdeckt", an den damals ſelbſt Brahm noch nicht glauben wollte. Er hat Liliencron, den kaum ein paar Literaten kannten, dem großen Publicum zugeführt. Er iſt für unſeren Schnitzler eingeſtanden, als die guten Wiener noch vornehm über ihn lächelten: er hat die Fanny Gröger „entdeckt", er hat für Adalbert von Goldſchmidt geſtritten. Von mir will ich gar nicht reden. Ich bin ein kleiner Scribent geweſen, von dem man nichts wiſſen wollte, da hat er mich an der Hand genommen und, ein milder Warner, der weiſeſte Freund, ſanft und ſicher geleitet. Wenn ich doch etwas geworden bin, ſo haben wir es ihm zu danken und wenn ich jetzt ſelbſt manchen Jüngling fördern darf, ſo habe ich das von ihm gelernt. Er iſt mein Meiſter in der guten Kunſt des Helfens geweſen. Ich thue nichts als ihn copieren.

Mit Reicher fängt in der Geſchichte der Berliner Schauſpielkunſt ein neues Capitel an. Eine ganze Schule wird nach ihm genannt. Er gilt für denjenigen, der durch ſeine Lehre und ſein Beiſpiel den „Berliner Stil", wie man zu ſagen pflegt, begründet hat: die neue Art, die dann Roſa Bertens, die Lehmann, Rudolf Rittner und Joſef Jarno angenommen haben und die mit Brahm auch in das „Deutſche Theater" eingezogen iſt. [illegible] „Berliner Stil"? [illegible] einmal in einem Briefe an mich ſo [illegible] „Wir wollen keine Kunſtſtücke, wir wollen die freie [illegible]

dualität; wir wollen nicht mehr ſo ſpielen müſſen, weil der große N. einmal ſo geſpielt hat, wir wollen jeder für ſich auf ſeine eigene Weiſe unſere Blicke in die Natur thun und das für uns aus ihr herausholen, was ſich unſeren Blicken enthüllt, wir wollen nicht mehr effectvolle Scenen ſpielen, ſondern ganze Charaktere, mit dem ganzen Conglomerat von Ober-, Unter- und Nebeneigenſchaften, die ihnen anhängen; wir wollen nicht ewig die alte Jamben-Tretmühle treten oder im wohlſtyliſierten ſogenannten Converſationston intereſſant ſchwärmen und witzeln — nein, wir wollen, ob der Dichter uns in den Palaſt oder in die Hütte oder auf die Straße ſetzt, ob er uns in dichteriſcher Sprache der Verſe oder in der platteſten Proſa der Schenke reden läſst, nichts anderes ſein als Menſchen, welche durch den einfachen Naturlaut der menſchlichen Sprache aus ihrem Innern heraus die Empfindungen der darzuſtellenden Perſonen übermitteln, ganz unbekümmert darum, ob das Organ ſchön und klingend, ob die Geberde graziös, ob dies oder das in dies oder das Fach hineinpaſst, ſondern ob es ſich mit der Einfachheit der Natur verträgt und ob es dem Zuſchauer das Bild eines ganzen Menſchen zeigt. — Was ich behaupte, iſt, daſs der bisherige Stil der niedrigen Mittelmäßigkeit einen großen Deckmantel bietet, daſs es viel leichter iſt, zum Beiſpiel mit ſchönem Organ und beſtechender äußerer Erſcheinung, alſo mit nur äußeren Mitteln ſich von Schillers wunderbarer Sprache ſolange tragen zu laſſen, bis man als großer Künſtler gilt, als z. B. ohne alle äußeren Mittel einen Sudermann'ſchen Charakter mit ſeiner zuweilen trivialen Sprache voll zu geſtalten; da ſtellen ſich die künſtleriſchen Mängel gleich klar heraus. Denn wenn Schiller ſeinen Helden ſämmtliche Gefühle, die ihn eben beherrſchen, im wundervollen Schwung der Verſe ausſprechen läſst, ſo hat der Schauſpieler nicht viel mehr dabei zu thun, als dieſe Verſe mit mehr oder weniger Temperament ſchön zu ſprechen, um den Zuſchauer über den ganzen Seelenzuſtand dieſes Helden aufzuklären; wenn aber Sudermann ſeinen Helden gerade die Hauptempfindungen verſchweigen oder in einigen trivialen Worten andeuten läſst, ſo gehört eben eine wahre Kunſt, eine tiefe Beobachtung der Natur und ihrer einfachſten und eindringlichſten Ausdrucksmittel dazu, um dieſe Empfindungen, ich möchte ſagen wortlos, dem Zuſchauer zu enthüllen. Ihr habt ja doch die Duſe in Wien gehabt — wie kann man da noch zweifeln? Iſt die Duſe nicht die wahre Verkörperung des Naturalismus — in Italien nennen ſie es wohl Verismus, aber es iſt doch ein und dasſelbe. Worin liegt die Größe dieſer Frau? Was hat man denn an ihr bewundert? Doch nur die unglaubliche Einfachheit und Treffſicherheit des Selbſtverſtändlichen! Ein großes reiches Können, eine alles beherrſchende Technik im Dienſte der einfachen Natur! Hauptmann hat von ihr geſagt: „Sie ſpielt wie jemand, der ſich ganz unbeachtet glaubt.“ Ein wunderbares Wort, beinahe ein Geſetz! Das muſs man, unbeachtet muſs man ſich glauben, um ſich ganz gehen zu laſſen, um ſich auszuleben tiefinnerlichſt, und um alles zu wagen, was die Natur wagt. Die Duſe, die iſt eben das vollſtändig Moderne, das iſt der jetzige Frühling, ſie iſt die Incarnation deſſen, was die moderne Strömung will: Wahrheit des Ausdruckes, das heißt auf der Bühne jener Ausdrucksmittel, die uns in die Illuſion verſetzen, wirkliche Menſchen, Menſchen mit denen wir leben, auf der Bühne zu ſehen, ſo daſs wir ſie erkennen: ſo daſs wir glauben müſſen, ihnen ſchon einmal begegnet zu ſein; und dazu hilft uns der Naturalismus in ſeiner trivialen Ausdrucksweiſe, indem er uns das Pathos abgewöhnt und die Schauſpielkunſt wieder auf die geſunden Beine der Natürlichkeit ſtellt. Darum ehre ich ihn, darum arbeite ich für ihn, und wenn er erſt ordentlich reingefegt haben wird, dann werden wieder die großen Dichter kommen, die auf dem aufgepflügten Boden reiche Ernten halten und uns Schauſpielern wieder Rollen ſchreiben werden, die uns erlauben, wieder in großen Leidenſchaften und Gefühlen zu baden, ohne den Boden der Natur zu verlaſſen. Gebe Gott, daſs es bald geſchieht, denn ich ſehne mich auch ſchon darnach, mich wieder einmal auf der Bühne ausbrüllen zu können — ich habe nämlich auch ein ſchönes Organ!“

Was er mir da ſchrieb, habe ich ihn oft in ſeiner lebendigen, ja vehementen Weiſe unter Freunden betheuern und vertheidigen gehört. Er liebt es zu theoretiſieren, redet gern über ſeine Kunſt und gibt ſich mit den üblichen Phraſen nicht ab. Wie oft ſind wir, damals in Petersburg, Nächte lang disputierend geſeſſen! Soll der Schauſpieler immer nur ſich ſelbſt ſpielen oder muſs er ſich verwandeln können? Soll der Schauſpieler ein bloſſer Diener des Dichters oder darf er bisweilen ſogar ſein Herr ſein? Muſs er ſich an den Text halten oder darf er ihn ändern? Können wir heute das Goethiſche „daſs der Schauſpieler um des Publicums willen da iſt“ noch gelten laſſen oder wird er nicht beſſer wirken, wenn er uns vielmehr völlig zu vergeſſen ſcheint, ſo daſs wir uns einbilden dürfen, ihn zu belauſchen, während er ſich unbeobachtet glaubt? Iſt es denn klug, wenn uns der Schauſpieler ſofort den ganzen Charakter ſeiner Rolle zeigt und in der erſten Scene gleich ſchon den letzten Act mitſpielt, oder wird es nicht menſchlicher ſein, wenn er ſeine Charaktere nach und nach erſt vor uns werden, uns [illegible] und [illegible] und allmählich uns ihr Weſen [illegible] Was [illegible] da [illegible] lang [illegible] und [illegible] und geredet! [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wollte

er wiſſen; daſs es zuſieht, daran ſoll der Schauſpieler gar nicht denken; er ſpiele, als ob der Vorhang herabgelaſſen wäre. Niemals komme er gleich mit einer „fertigen“ Geſtalt, die wir auf den erſten Blick einſehen können. Nein, er zeige ſie erſt von der einen, dann von der anderen Seite, laſſe uns fühlen, wie ſie ſich gegen das Schickſal wehrt, ſich treu bleiben möchte, aber ſich endlich doch verändern muſs, und gewähre es uns dabei zu ſein, wie ein Menſch langſam durch das Leben erſt ſozuſagen zubereitet wird. Seinen ganzen Proceſs wollen wir anſchauen dürfen, nicht gleich das Reſultat, das er zuletzt gibt. Das will der Naturalismus! Er hat ihn niemals im gemeinen Sinne verſtanden und wenn er ſich gern einen Naturaliſten hieß, ſo ſollte das nichts ſagen, als daſs der Schauſpieler nur ſeiner Natur allein gehorchen: alſo ſeine angeborene Weiſe, Liebe oder Zorn oder Luſt zu fühlen und dieſe Gefühle zu äußern, nicht für irgend eine nachgelernte Manier hingeben, ſondern trachten ſoll, ſich ſelber recht zu verſtehen und was er im Leben iſt, ganz ebenſo auf der Bühne zu ſcheinen.

Dies iſt es, was Reicher will, und er kann es. Ich kenne keinen deutſchen Schauſpieler, für den das Publicum ſo gar nicht zu exiſtieren ſcheint, und der uns ſo ganz vergeſſen läſst, daſs wir im Theater ſind. Mit den alten Worten „Wahrheit“ und „Natur“ kommt man ja nicht mehr fort; eher möchte ich von der „Evidenz“ ſeiner Geſtalten ſprechen. Das iſt es: man mag ſie angenehm oder häſslich finden, wie man will, aber ſie ſind unleugbar. Es kommt uns vor, als ob wir ihnen auf der Gaſſe begegnen würden, wir wagen es gar nicht zu denken, daſs eine Geberde oder ein Ton von ihnen anders ſein könnte.

Ich freue mich ſehr, daſs Reicher nun auch bei uns ſeinen großen Erfolg hat. Das wird einem, der aus Berlin kommt, nicht leicht gemacht. Wir haben auf die Berliner in der Kunſt kein Vertrauen und ſehen es lieber, wenn ſie ſich blamieren. Nun hatte man viel von ihm gehört und die Berliner, das wuſste man, ſpielen ihn gern gegen das Burgtheater aus; ſie ziehen ihn unſerem Sonnenthal vor. Nun, dem Herrn werden wir es ſchon zeigen, das war die Stimmung unſerer Leute. Aber da trat ſein Campanello auf und beim erſten Blick, nach zwei Worten hatte er das Publicum ſchon. Darauf kann er ſehr ſtolz ſein und ich denke: es kann auch ſtolz darauf ſein.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Wir erhalten vom Herrn Reichsrathsabgeordneten Dr. Pacak das nachſtehende Schreiben:

Sehr geehrter Herr Redacteur! Auf Grund des § 19 des Preſsgeſetzes erſuche ich um Aufnahme folgender Berichtigung: Es iſt unwahr, daſs ich in einem Blatte überhaupt, insbeſondere aber in meinem „Leibblatte“ erzählte, daſs die Textierung der Sprachenverordnung von mir überhaupt beſtimmt wurde, insbeſondere iſt unwahr, daſs ich behauptet hätte, die Textierung der Sprachenverordnung ſei ausſchließlich von mir beſtimmt worden. Ich konnte dies auch gar nicht behaupten, weil es ganz und gar unwahr wäre. Achtungsvoll

Dr. Friedrich Pacak, Reichsrathsabgeordneter.

Kuttenberg 19. April 1897.

Der Verfaſſer der durch obige Berichtigung angefochtenen Notiz, mein Freund Dr. Kanner, iſt ſeit dem 18. April von Wien abweſend. Ich habe ihm den Brief des Herrn Dr. Pacak zur Entgegnung nach Athen überſendet, jedoch leider noch keine Antwort erhalten, weshalb ich einſtweilen ſtatt ſeiner Herrn Dr. Pacak folgendes erwidere. In den „Národní Listy“ vom 13. April d. J. ſchrieb Dr. Pacak: „Als einer jener Abgeordneten, die bei Beginn und während der ganzen Entwicklung der Sprachenverordnung, deren Entſtehen nicht von vorgeſtern oder vorvorgeſtern her datiert, den Verhandlungen über dieſelbe angewohnt haben, betone ich, daſs wir, die berufen wurden, die Verordnung zu prüfen und zu begutachten, uns nicht damit begnügten, dieſelbe zur Kenntnis zu nehmen, ſondern in einer Reihe von Sitzungen ihren Inhalt durchſprachen. Dieſe Berathungen fanden zunächſt in Anweſenheit von drei, ſpäter von ſieben Abgeordneten ſtatt, wobei einzelne Beſtimmungen mit praktiſchen Beiſpielen erläutert und Fragen geſtellt wurden, durch deren Erörterung volle Klarheit über die einzelnen Paragraphe geſchaffen wurde.“

Hieraus geht ganz deutlich hervor, daſs Herr Dr. Pacak, der als Verfaſſer einer umfangreichen Schrift über die Sprachenfrage in Böhmen (vergl. Nr. 81 und 98 der „Zeit“) unter den Czechen als Autorität gilt, auf die Textierung der Sprachenverordnung einen beſtimmenden Einfluſs genommen hat. Die diesbezüglichen Verhandlungen der Regierung mit den Jungczechen reichen bekanntlich bis zum vorigen Frühjahre zurück. Sollte ja die Sprachenverordnung, wie ſich die Jungczechen ſchmeichelten, ſchon im Sommer 1896 publiciert werden, was dann unterblieb, weil Graf Badeni zuvor das Budget zu Dach bringen und die durch die Neuwahlen geſchaffene Situation überblicken wollte. So oft die Deutſchen die ruchbar gewordenen [illegible] Verhandlungen der Regierung über die böhmiſche Sprachenfrage rügten, wurden dieſe Verhandlungen officiell abgeleugnet, ſo zuletzt in der [illegible] Sitzung des böhmiſchen Landtages am [illegible] Februar vom Statthalter Graf Coudenhove, worauf die „N. Fr. Preſſe“ vom 11. April d. J. bei Beſprechung des oben erwähnten Pacak'ſchen Artikels verweiſt, um den Mangel an Wahrheitsliebe unſerer Regierenden zu [illegible]. Hierauf antwortet Dr. Pacak in den „Národní Listy“ vom 17. April wie folgt:

„Und nun einige Worte pro domo. Die „N. Fr. Preſſe“ vom 11. April hat meinen [illegible] Artikel dazu benützt, um den Grafen Badeni und den Statthalter Coudenhove [illegible] anzugreifen, weil ſie [illegible]

Digitized by Google

Spiel getrieben hätten. Graf Badeni hat in dieſem Falle nur die Gerechtigkeit vertheidigt und hat ſich gegenüber beiden Parteien ganz correct verhalten. Damit kein Zweifel darüber beſtehe, will ich folgende wahre Thatſachen anführen.

„Soweit mit den betreffenden drei czechiſchen Abgeordneten unterhandelt wurde, waren das rein informative Geſpräche, wie ſie Graf Badeni mit anderen Parteien und auch mit den Deutſchen geführt hat.

„Die fertige Sprachenverordnung wurde uns ſieben nach Wien berufenen Abgeordneten vier Tage darauf vorgelegt, nachdem den Deutſchen ihre Principien mitgetheilt wurden, was ſelbſt Dr. Funke in ſeiner Rede beſtätigen muſste, indem er bekannte, daſs die deutſchen Abgeordneten volle drei Tage auf unſere Ankunft in Wien gewartet haben, wo uns eben die fertige Sprachenverordnung vorgelegt wurde. Dabei wurden uns zuerſt die Principien und dann auch ſelbſtverſtändlich die Verordnung mitgetheilt. Wenn aber die Deutſchen behaupten, daſs die ganze Verordnung ihnen nicht mitgetheilt wurde, wundert mich dieſer Umſtand gar nicht; ſie haben ſich gegen die Principien ausgeſprochen, und da iſt jede weitere Mittheilung überflüſſig geworden. Bei dieſer Mittheilung haben wir auch die ganze Geneſis dieſer Verordnung erfahren (!), welche Entwicklungsgeſchichte meinem erſten Artikel als Grundlage diente. Dies war aber in keiner Beziehung discret, was wohl der beſte Beweis dafür iſt, daſs vor den deutſchen Abgeordneten nichts zu verheimlichen war. In der Thatſache, daſs die fertige Verordnung uns ſpäter als den Deutſchen mitgetheilt wurde liegt der Beweis, daſs mit beiden Parteien dem Verſprechen gemäß unterhandelt wurde, mit uns über die fertige Verordnung ſpäter als mit den Deutſchen.

Vergleicht man den erſten Artikel mit dem letzten und insbeſondere, was Dr. Pacak dort über den Jahr und Tag alten und ihm ebenſo lange bekannten „Beginn und die ganze Entwicklung der Sprachenverordnung“ mittheilt, mit dem, was er hier von der angeblich erſt Ende März von ihm in Erfahrung gebrachten Geneſis der Verordnung behauptet, und beachtet man dabei ſeinen jeſuitiſchen Unfug mit dem Ausdruck „fertige Sprachenverordnung“ ſo zeigt ſich, daſs Herr Dr. Pacak, um der Regierung gefällig zu ſein, auf Koſten der Wahrheit ſich ſelbſt berichtigt hat, und daſs auf ihn die Worte ſeines an uns gerichteten Schreibens paſſen: „Er konnte dies auch gar nicht behaupten, weil es ganz und gar unwahr iſt.“

J. Singer.

Volkswirtſchaftliches.

Beſtimmt zum Schutze bedrohter Intereſſen der zerſtreuten Prioritätenbeſitzer, iſt das öſterreichiſche Prioritäten-Curatorengeſetz in der Praxis gerade im Gegentheil für die Eiſenbahngeſellſchaften vortheilhaft geworden. Der anfangs eifrige Curator wird im Verlaufe ſeiner Thätigkeit meiſt geneigt, einen Ausgleich abzuſchließen, und bei der Fülle von Argumenten, welche den Bahnverwaltungen zur Verfügung ſtehen, pflegt der Ausgleich ſelten für ſie ungünſtig auszufallen. Das Curatelgericht ſagt meiſt „ja und amen“ zu dem von den beiden Parteien Vereinbarten, und der Prioritätenbeſitzer, der, wenn er ſelbſt einen Advocaten genommen hätte, oft ſein Recht viel wirkſamer vertreten hätte, kommt hier, da er ſeinen Curator für ſich beſchäftigt glaubt, entweder gar nicht in die Lage, ſich über den Rechtsfall eingehend zu orientieren, oder er iſt unter der Maſſe der nicht denkenden, ſtets gläubigen und zuſtimmenden Obligationäre verloren. Selten aber kommt es vor, daſs das Curatelgericht Entſcheidungen trifft, durch welche den Prioritätenbeſitzern überhaupt die Möglichkeit der Geltendmachung ihrer Anſprüche genommen iſt. Dies iſt aber bei der jüngſten Entſcheidung des Prager Handelsgerichtes in der unſeren Leſern bereits bekannten Angelegenheit des Verloſungsmodus der 5procentigen Prag-Duxer Prioritäten der Fall.

•

Bezüglich dieſer Streitfrage verweiſen wir auf unſere Ausführungen in Nr. 121, 122 und 124 der „Zeit“. Der Curator hatte bei Gericht wegen Einberufung einer Verſammlung der Prioritätenbeſitzer angeſucht, damit dieſe weitere Schritte gegen die vom Verwaltungsrath der Bahn beſchloſſene, vom Curator ſo ſpät verſtandene Aenderung des Verloſungsmodus unternehmen konnten. Das Handelsgericht hat dieſes Anſuchen abgelehnt und motiviert dieſe Entſcheidung, mit welcher ſie den Intereſſenten die Möglichkeit, ihre Rechte wirkſam zu wahren, zu nehmen ſucht, damit, daſs ein anderer Verloſungsmodus als der angefochtene überhaupt nicht möglich ſei und damit, daſs der Curator erſt nach mehreren Jahren gegen den Verloſungsmodus proteſtiere. Die Anſicht des Gerichts über den einzuhaltenden Verloſungsmodus wird etwa durch die nämlichen Erwägungen begründet, welche der Präſident der Prag-Duxer Bahn angeführt hat und deren Unſtichhaltigkeit wir bereits auseinandergeſetzt haben. Aber davon abgeſehen, müſste dem Handelsgerichte bekannt ſein, daſs das Verfahren der Prag-Duxer Bahn von den Prioritätenbeſitzern als eine Rechtsverletzung angeſehen wird, welche als eine heimlich begangene, überall, wo man über die Frage urtheilsfähig iſt, große Entrüſtung erregt hat. Dem Handelsgerichte müſste weiter bekannt ſein, daſs auch heute noch allgemein der Glaube herrſcht, daſs bei allen in gleicher Lage befindlichen Geſellſchaften eben der vom Gericht perhorrescierte Verloſungsmodus eingehalten wird, und daſs daher ſeine Entſcheidung weit über die Sphäre des Specialfalles hinausreicht, indem ſie dieſen anderen Geſellſchaften einen willkommenen Anlaſs bieten konnte, auch ihrerſeits durch Veränderung des Verloſungsmodus die Rechte ihrer Prioritätengläubiger zu ſchädigen. Aus all dieſen Gründen hätte das Gericht, deſſen Aufgabe es iſt, dem Rechte Geltung zu verſchaffen, nicht verſuchen ſollen, die Frage zu eliminieren, ſondern es hätte im Gegentheil den Betheiligten die Gelegenheit geben ſollen, in öffentlicher Erörterung ihren Rechtsſtandpunkt auseinanderzuſetzen: es hätte daher die in keiner Weiſe präjudicierende Verſammlung der Prioritätenbeſitzer unbedingt einberufen ſollen. Der Umſtand, daſs der Curator ſo ſpät den fraglichen Beſchluſs angefochten hat, konnte dem Gericht keine Veranlaſſung geben, die Verſammlung zu hintertreiben. Im Gegentheil, da ſowohl dem Gericht wie den Prioritäten ein Ueberwachungs- eventuell Entſcheidungsrecht dem Curator gegenüber zuſteht, hätte das Gericht Veranlaſſung nehmen können, zu unterſuchen, ob in der Unterſchrift des Curators unter das Verloſungsprotokoll nicht eine Ueberſchreitung der Rechte des Curators oder eine Unterlaſſung ſeiner Obliegenheit liegt. Aus all dieſen Gründen iſt die Hoffnung wohl berechtigt, daſs dem Einſpruch des Curators gegen die handelsgerichtliche Entſcheidung ſtattgegeben werde.

•

Die diesjährige Generalverſammlung der Lemberg-Czernowitzer Bahn nahm einen ſehr erregten Verlauf. Der Gebührenproceſs, welcher möglicherweiſe die Actionäre eine Million koſten wird, und der durch eine Pflichtverſäumnis der Verwaltung entſtanden iſt, hat einzelne Actionäre empört und ſie zum Nachdenken darüber gebracht, wozu man denn einen Verwaltungsrath brauche, der alljährlich etwa 70.000 fl. Tantièmen bezieht, wenn durch ſein Verſchulden die Actionäre eine Verzugszinſenzahlung von ½ Million treffen könne. Das mag zunächſt den Gedanken hervorgerufen haben, ob denn der Vorſtand für dieſes Verſchulden nicht ſchadenerſatzpflichtig iſt. Moraliſch iſt er es gewiſs; wie ein ſolcher Proceſs ausgehen würde, iſt bei dem Stande unſeres Actienrechtes zweifelhaft, jedenfalls wäre er des Verſuches wert. Da dieſe Actionäre einmal beim Nachdenken waren, iſt ihnen weiter der von uns bereits vor zwei Jahren beſprochene Umſtand aufgefallen, daſs eine Geſellſchaft, welche gar nichts mehr zu thun hat, als von der öſterreichiſchen und rumäniſchen Regierung eine Rente einzucaſſieren und dieſe den Actionären abzuführen, doch nicht zwölf Verwaltungsräthe braucht. Als die Dux-Bodenbacher und die Prag-Duxer Bahn vom Staate übernommen wurden, hat die Hälfte des Vorſtandes reſigniert, der Verwaltungsrath ließ durch Beſchluſsfaſſung der Generalverſammlung ſeine Tantièmen auf einen kleinen Betrag reducieren. Die polniſchen und ſonſtigen Edelleute, welche die Verwaltung der Lemberg-Czernowitzer bilden, haben dieſen Anſtand nicht. Sie finden es ganz in der Ordnung, daſs die Actionäre ihnen für ihr Nichtsthun eine ſtattliche Rente zahlen. Ja noch mehr, man könnte glauben, daſs wenn die Geſellſchaft von einem Verwaltungsrath durch den Tod erlöst wird, die Tantième für dieſen wegfiele. Im Gegentheil, in ſolchem Fall verdoppeln ſich die Koſten der Actionäre, denn erſtens wird ſofort ein neuer Verwaltungsrath gewählt und zweitens votiert der humane Vorſtand ein Ehrengeſchenk an die Hinterbliebenen aber nicht etwa aus eigenen Mitteln, ſondern aus der Taſche der Actionäre. Vielleicht kommt aber doch der Tag, wo es dieſem Verwaltungsrath nahegelegt wird, auf ſeinen verantwortungs- und tantièmenreichen Poſten zu verzichten.

•

Wie wir erfahren, wird unter den Intereſſenten die Meinung verbreitet, daſs der von uns in der vorigen Woche beſprochene Beſchluſs der Wiener Tramway-Geſellſchaft, den Genuſsſcheinen das Stimmrecht zu entziehen, der allgemein in Oeſterreich geltenden Praxis entſpricht. Demgegenüber legen wir Wert darauf hinzuweiſen, daſs die Genuſsſcheine aller großen öſterreichiſchen Eiſenbahnen mit Ausnahme der Südnorddeutſchen Verbindungsbahn Stimmberechtigung gewähren. Alſo insbeſondere die Genuſsſcheine der Staatsbahn, Südbahn, Nordweſtbahn, Lemberg-Czernowitzer Bahn, Buſtiehrader Bahn ꝛc. wovon ſich jeder durch einen Blick in die Statuten der betreffenden Geſellſchaften überzeugen kann.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre de la Bodinière, „Chemin de croix“ von Armand Silveſtre, Muſik von Alexandre Georges. Berlin. Deutſches Theater, „Die Unehrlichen“ von Rovetta. Leſſingtheater, „Die Geiſha“. Berliner Theater, „Die Brüder“ von Paul Lindau. Schillertheater, „Der G'wiſſenswurm“ von Anzengruber.

•

Das Deutſche Volkstheater hat Samstag zwei neue Stücke gegeben. Das erſte, „Pietro Caruſo“ von Roberto Bracco, deutſch von Otto Eiſenſchitz, hat den Leuten ſehr gefallen; das andere, „Die Liebe“ von Margarethe Langkammer, gar nicht. Der Kenner muſs diesmal dem Publicum zuſtimmen. Jenes iſt glänzend gemacht: freilich bekenne ich: ich wurde doch das Gefühl nicht los, daſs es der Autor aus bloßer Luſt an ſeiner Technik geſchaffen hat, ohne ſelbſt mitzuempfinden. Ich hatte zu viel Vergnügen an ſeinen Kniffen, um ehrlich weinen zu können — ſo iſt es mir gegangen, aber das Publicum hat laut geſchluchzt und ſo mag ja der kluge Bracco wohl Recht haben. Er ſcheint mir hier eben literariſch dasſelbe zu ſein, was Zacconi meiſtens ſchauſpieleriſch iſt. Den wünſche man ſich in dieſer Rolle zu ſehen, die in der breiten Manier Tyrolts verſagte, wie denn auch Fräulein Retty keinen leidenſchaftlichen Ton hat; man denke ſich da die Varini! Dafür ſpielte Herr Chriſtians den Grafen mit einem unnachahmlichen Takt. Ueber die „Liebe“ möchte ich lieber ſchweigen dürfen. Frau Langkammer iſt ein redliches Talent: wir wollen nicht ablaſſen, an ſie zu glauben. Wer die „Gefallenen Engel“ und die „Ueberzähligen“ geſchrieben hat, kann ſich ſchließlich ſchon auch einmal einen ſchlechten Act erlauben: dann mögen wir uns tröſten! An hübſchen Worten, guten Späßen und angenehmen Zügen fehlt es ja auch hier nicht, die nur leider nicht wirken können, weil keine Geſtalt Leben hat und die Handlung matt, es muſs eben geſagt werden, doch zu dumm iſt. Das Stück war mit dem beſten Geſchmacke inſceniert und wurde von Frau Odilon unvergleichlich, von den Damen Kalmar und Schmittlein und den Herren Chriſtians und Weiſſe mit einer Diſcretion gerettet, die rettete, was noch zu retten war.

H. B.

•

Man ſchreibt uns aus Paris: Auf der Place Pigalle, dort wo die bunten Glasfenſter der „Abbaye de Thélème“ durch die Nacht glänzen und ein anmuthiger Springbrunnen rauſcht, iſt das Café „Nouvelle Athènes“. Manet hat ſich dort heimiſch gefühlt, [illegible] Geſchichten von ſeinen Reiſen [illegible] erzählt, Degas und Willette [illegible] Dort verſammelt ſich allabendlich die Tafelrunde [illegible] Cazalis, welcher wundervolle ſeltſame Stanzen macht und allabendlich [illegible] erklärt, daſs Manet ein Cabotin und das [illegible]

Digitized by Google

erſte Kunſtſtätte der Welt iſt. Granier, ein franzöſiſcher Muſiker, deſſen Sachen im „Mercure de France“ erſcheinen, der blondbärtige Weltwanderer Schmidt, der von Zeit zu Zeit eine Art Urwaldsgebrüll ausſtößt und dann ſtill ſeine Pfeife weiter raucht, ein alter deutſcher Exilierter, welcher nur ſpricht, wenn man über Goethe ſchimpft, ein paar Leute, von welchen man nicht recht weiß, was ſie ſind, und ein deutſcher Correſpondent, welcher aufſeufzt, wenn man von Wien ſpricht („Ja, ja Wien ꝛc.“). Manchmal kommt wie ein penſionierter Oberſt der tüchtige Jettel von den heimiſchen Biertöpfen herbeigeſchritten, ein paar blaſſe, blonde, ſehr höfliche Maler im Gefolge. Schließlich nimmt Léandre ſeinen Thron ein, zu ſeiner Seite eine kleine, zarte, feine Königin, welche ſich wie ein Eichhörnchen in ſeinen Schoß ſchmiegt. Er ſitzt ſehr würdig da, mit einem feinen moquanten Lachen um den Mund, ein bischen von Hans Sachs'ſcher Art, ein bischen Mozart. Immer zu heiteren Spielen aufgelegt und innerlich „voller Figur“, voller liebenswürdig-boshafter Zeichnungen, welche er wie ein König und ein Kind austheilt. Dieſer liebenswürdige und tüchtige Mann hat nun in der „Ausſtellung franzöſiſcher Paſtelliſten“ einen großen Triumph gefeiert: mit dem Porträt ſeiner kleinen Königin, die er in dunklen Sammt gekleidet und gegen ein Fenſter ſitzend darſtellt, deren gelbſeidenen Vorhang die Sonne vergoldet. Das Licht umglänzt ihr dunkles Haar und wirft auf den ſchwarzen Sammt bläuliche Reflexe. Um ihren Mund ſpielt ein geheimnisvolles Jocondalächeln. Das ganze iſt mit virtuoſen, warmen, eleganten Strichen gezeichnet in Farben, welche wundervoll aus der Tiefe herausglänzen. In einer Separatausſtellung im Salon des „Figaro“ iſt neben einem Paſtell der Vorgängerin auf dem Königinnenthron (ein paar böſe Leute aus Montparnaſſe haben ſie aus Montmartre entführt) und einem ausgezeichneten, in kühlen, blaſſen Oelfarben gezeichneten Bild ſeiner Mutter ein ganzer Cyklus ſeiner Porträtchargen zu ſehen. Jede für ſich iſt ein kleines Meiſterſtück, in ihrer untrüglichen Pſychologie, in ihrer friſchen ſicheren Zeichnung und dem liebenswürdigen Lachen. Sie ſind die Schöpfungen eines Mannes von Geiſt, Laune und ein wenig Bosheit, welchem überdies der Verſuch, die impreſſioniſtiſche Technik auf das Gebiet der Zeichnung zu übertragen, glänzend gelungen iſt. So darf man ihn nicht nur als liebenswerten Menſchen, auch als einen energiſchen modernen Kopf verehren.

M. G.

Bücher.

Prof. Dr. Milan R. Vesnić: Die Entwicklung des „Internationalen Rechtes“ bei den Südſlaven. (Belgrad, kgl. Staatsdruckerei, 1896).

Mit gerechtfertigter Genugthuung betont der Autor, daſs die ſerbiſchen Herrſcher ſchon im Mittelalter beſtrebt waren, ihre Beziehungen zu den Nachbarſtaaten im freiſinnigen humanen Geiſte zu regeln. Während beiſpielsweiſe Venedig ſeinen Gewerbetreibenden bei Todesſtrafe verbot, die ihm handelspolitiſch tributären Südſlaven mit ihrer fortgeſchrittenen Technik vertraut zu machen, ſehen wir das altſerbiſche Reich mit demſelben Venedig und anderen italieniſchen Seemächten liberale Handelsverträge ſchließen, welche deren verfeinerten Induſtrieartikeln gegen verhältnismäßig geringe Wertzölle einen lohnenden Markt ſicherten und verſprachen, einzelne Hafengebiete frei von allen den Handel beläſtigenden Fortificationen zu erhalten. Der mächtige Serbenkralj Milutin gab ſchon 1281, alſo viel früher als der engliſche König Eduard III., den Impuls zur Anerkennung des internationalen Privatrechtes, indem er vertragsmäßig Ragujas Kaufleuten im Kriegsfalle die Fortſchaffung ihres Eigenthums durch volle 6 Monate geſtattete. Der als weiſer Geſetzgeber berühmte Serbenczar Dušan (1331—1355) bildete dasſelbe weiter aus, durch die Verordnung, daſs Rechtsſtreite zwiſchen Ragujanern und ſeinen Unterthanen nur durch Gerichte mit gleich vielen beiderſeitigen Geſchworenen entſchieden werden ſollen. Die cultuell früh entwickelte ſüdſlaviſche Republik Raguſa übte ihrerſeits zuerſt praktiſch den liberalen Grundſatz: wegen politiſcher Vergehen verfolgte Ausländer nicht auszuliefern und den Feinden ihrer Freunde keine Waffen zu verkaufen. Dr. Vesnić bringt über die mittelalterliche Wirtſchaftspolitik in den Balkanländern, über das Wirken der ausländiſchen Factoreien, ihrer Conſuln und römiſchen Geiſtlichen, über die Behandlung von Geiſeln, Kriegsgefangenen u. ſ. w. nach occidentalen und ſlaviſchen Quellen eine derartige Fülle von in unſerer Literatur großentheils ungekannten Daten, daſs eine Ueberſetzung ſeiner hochintereſſanten Studie für nichtſerbiſche Kreiſe gewiſs freudig begrüßt würde.

F. K.

G. Freytag: Karte der Balkan-Halbinſel, mit ſtatiſtiſchen Daten und Diagrammen von Prof. A. Hickmann. Druck und Verlag der kartogr. Anſtalt G. Freytag und Berndt, Wien, 1897.

Die rührige Verlagshandlung hat ſofort nach der Kriegserklärung die Ausgabe dieſer überſichtlichen Karte des Kriegsſchauplatzes veranſtaltet. Die ſtatiſtiſchen Marginalnoten, die Prof. Hickmann nach ſeiner bewährten diagrammatiſchen Methode über Grundfläche, Bevölkerung und die wichtigſten volks- und ſtaatswirtſchaftlichen Verhältniſſe der Balkanſtaaten beigegeben hat, erhöhen den Wert der Karte ungemein.

—u

„Traumgekrönt.“ Neue Gedichte von René Maria Rilke. Leipzig bei P. Friesenhahn.

[illegible]

damit viel gewonnen, wenn man nur nicht an Diſtanzgefühl zu verlieren beginnt und nicht aufhört, Bewunderung nur jenen Eigenen zu zollen, die die neue lyriſche Verskunſt nicht geerbt, ſondern gemacht haben. In Deutſchland, wo, trotz des erwachten künſtleriſchen Gewiſſens, noch immer die Profeſſoren die erſte Stimme des Urtheils haben, wo es möglich geweſen iſt, daſs man vom Katheder herab eine Nettigkeit wie Karl Buſſe als Cäſar der Lyrik proclamierte, vor dem mit geſenktem Degen die ganze übrige Schar, Buſſes Muſter miteinbegriffen, recitieren ſollten: morituri te salutant, Carole! — in Deutſchland iſt es leider nicht überflüſſig, dieſe Mahnung auszuſprechen. Aber es darf wohl gehofft werden, daſs ein künſtleriſcher Geiſt ſchließlich auch über die kommen wird, die ſich den Beruf erwählt haben, die Kunſt des Wortes wiſſenſchaftlich zu betrachten. An günſtigen Anzeigen dafür fehlt es nicht. Wie unter den Kunſtgelehrten neue Kräfte mit kunſtfähigeren Sinnen aufgetreten ſind, ſo machen ſich jetzt auch unter den Literaturgelehrten kritiſche Talente bemerkbar, die mit den ſchöpferiſchen Begabungen der Zeit wirklich Schritt zu halten vermögen. Dies iſt nicht minder ein Beweis dafür, daſs die poetiſche Bewegung unſerer Tage tief und gerne in die Breite gedrungen iſt, um einer neuen künſtleriſchen Cultur die Grundlage zu ſein. Das ſchmale Heft, deſſen Titel über dieſen Zeilen ſteht, iſt ein ſehr erfreuliches Symptom für das künſtleriſche Streben unſerer jüngſten Lyrik, wenngleich dies Streben in ihm noch nicht durchwegs ſein Ziel erreicht. Er weiſt noch mancherlei Rückfälle unkünſtleriſcher Art auf, aber es finden ſich auch Stücke in ihm, die reine lyriſche Kunſt bewähren. Es iſt auch da keine Kunſt aus erſter Hand, aber es iſt doch reine Kunſt, gefloſſen aus einem echt poetiſchen Gefühle. Selbſt die an Kunſt minderwertigen Gedichte haben doch faſt immer das Weſen wirklicher Lyrik. Man hört ein Herz hinter dieſen Verſen ſchlagen, das ſeiner Seligkeit nur genug thun kann im ſchön gegliederten, aber harmoniſch freien Tanz glutbewegter Worte. Noch iſt die Melodie nur ſelten ganz eigen, und dem Tanze gelingt es nur ausnahmsweiſe, auch Lied zu werden, aber man muſs ſich doch von Herzen freuen, wie ſchön ſich hier ein ſtarkes Gefühl durch Kunſt zu verklären ſtrebt.

O. J. B.

Revue der Revuen.

Die letzte „Neue Deutſche Rundſchau“ bringt einen Artikel von Max Osborn, der „Archaismus“ überſchrieben iſt und von der Thatſache ausgeht, daſs ſich auf allen Gebieten der Kunſt in den letzten Jahren eine Bewegung nach rückwärts vollziehe. Bei den Dichtern würden die alten Wünſche der Romantiker wieder laut, oder ſie verſuchten den ſchlichten Ton des Volksliedes, die Weiſen der Minneſänger anzuſchlagen. Chriſtliche Frömmigkeit und volksmäßiges Märchen-Heidenthum vereinigten ſich auf's neue, die Muſik übe ihre Zauber, und „Parſifal“ das gewaltige, weihevolle Tonwerk werde zum Führer und Deuter. In der bildenden Kunſt habe man die naiven, unbeholfenen Präraffaeliten und die mittelalterlichen deutſchen Meiſter der Kleinkunſt hervorgeholt, die zugleich den Weg zur verlorenen Natur zurückgewieſen hätten. Es ſei dies eine ganz natürliche Reaction gegen die brutale Gegenwartskunſt der realiſtiſch-naturaliſtiſchen Epoche. Auch der mächtige Anſtoß Nietzſches zum Cult der Perſönlichkeit und ihres inneren Lebens kam hinzu, ein ariſtokratiſches Begehren, ſich einzuſpinnen in eine harmoniſche Umgebung, das Leben ſelbſt zum Kunſtwerk zu geſtalten. Hierzu bot die Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit die beſte Handhabe und gerade weil die Naivetät dem innerſten Weſen dieſer Generation ſo fremd war, beſaß ſie für ſie einen perverſen, magnetiſchen Reiz. — In einer „colonialpolitiſchen Studie“ erzählt Franz Giesebrecht die Vorgeſchichte der Erwerbung des Witu-Landes in Oſtafrika durch die beiden Deutſchen Clemens und Guſtav Denhardt, welche Pioniere der deutſchen Coloniſierungen in Afrika waren, und nachmals durch Abtretung des Witu-Landes an England — im Tauſch gegen Helgoland — arg geſchädigt wurden. Er weiſt allerhand völkerrechtliche Uebergriffe nach, die England ſich bei dieſem Anlaſs herausgenommen, und meint, es wäre Pflicht der deutſchen Regierung, die deutſchen Coloniſten, die dadurch verkürzt wurden — vor allem aber die hochverdienten Brüder Denhardt — ſchadlos zu halten.

Die zweite Aprilnummer der „Revue blanche“ enthält unter anderem den Schluſs der intereſſanten „Erinnerungen an Eduard Manet“ von Antonin Prouſt. Die letzte, durch Krankheit verdüſterte Lebenszeit des Meiſters wird darin in Epiſoden, abgeriſſenen Geſprächen und Scenen wiedergegeben. Einzelheiten verdienen hier mitgetheilt zu werden. Manet hat ſich, wie er ſelbſt ſpäter ſeinen Freunden mittheilte, um den Auftrag beworben, einen Saal des neuen Pariſer Rathhauſes maleriſch auszuſchmücken. Er theilte maßgebenden Ortes die Abſicht mit, das „Leben von Paris“ im „Bauche von Paris“ darzuſtellen: die Porträts der gegenwärtigen Leiter der Stadt. Aber mit dieſem Vorſchlag kam er ſchlecht an. Man fand das unpaſſend: man wollte vielmehr Allegorien, etwa die franzöſiſchen Weine entſprechend perſonificiert, oder mythologiſche Darſtellungen, allenfalls auch Gemälde aus der Pariſer Geſchichte. „Und doch“, ſo ſetzte Manet hinzu, „mag für die Nachwelt nichts von größerem Intereſſe ſein als eine Porträtgalerie jener Männer, die augenblicklich die Stadtgeſchäfte in Händen haben. Denn das gibt einen wirklich empfangenen, erlebten Eindruck wieder, eine ‚Impreſſion‘.“ Die künſtleriſche Anſchauung, die aus den letzten Worten ſpricht, ſtammt nach der Behauptung Prouſts aus der früheſten Jugendzeit Manets. Der Ausdruck Impreſſionismus wurde in ihren Discuſſionen vom Jahre 1858 zum erſtenmale gebildet. — Nach Manets Tode, im Frühjahr 1889, vereinigten ſich ſeine Freunde und brachten ſein Werk zur Ausſtellung. Und fünf Jahre ſpäter, in der internationalen Weltausſtellung, triumphierte Manet, dem ein Saal eingeräumt wurde, von neuem. Amerika wollte damals des Meiſters „Olympia“ ankaufen. Die franzöſiſchen Künſtler machten es mit Hilfe einer Subſcription möglich, daſs das Bild dem Vaterland erhalten [illegible] und Staat. Monet und ſeine Freunde [illegible] es durch, daſs es ins [illegible] kam. [illegible]

In der letzten „Contemporary Review“ iſt ein heftiger Angriff des Mr. Goldwin Smith auf Lord Salisbury. Das einzige Ziel, dem er und ſein Anhang zuſtrebe und willig jedes Opfer bringe, ſei die Erhaltung der Landeskirche und des Oberhauſes in ihrer hergebrachten Geſtalt. Dafür nehme er willig alles in Kauf, und doch ſei das ein ganz eitles Bemühen, denn das Princip der erblichen Würde, wie der kirchliche Glaube ſeien untergraben und giengen dem Verfall entgegen. Salisbury habe ſich's durch ſeine falſche Taktik ſchon einmal mit der Majorität verſcherzt und ſei im Begriffe, dieſelbe abermals von ſich abtrünnig zu machen, und es wäre ganz gut möglich, daſs eine künftige Zeit ihn, all ſeinen eminenten Charakter- und Geiſteseigenſchaften zum Trotz, als einen für England verhängnisvollen Führer anſehen werde. — Ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, Ph. Limerick, ſchreibt über die katholiſchen Orden. Es ſei unleugbar, daſs die Mönchsorden ſich überlebt hätten, die Macht der Kirche ſei gebrochen, die Disciplin gelockert, und ſelbſt der ſchon geweihte Prieſter könne leicht von ſeinen Gelübden diſpenſiert werden. Ganz anders aber verhalte es ſich mit den weiblichen Orden. Nach barmherzigen Schweſtern und Schulſchweſtern ſei ein beſtändig wachſendes Bedürfnis vorhanden, und neue Nonnen-Congregationen würden gegründet, um demſelben zu genügen. So mache ſich ſelbſt auf dieſem Gebiet die Frauenbewegung bemerkbar, und das Arbeitsfeld der Frauen erweitere ſich, während das der Männer der gleichen Kategorie im Niedergang begriffen ſei.

Das Aprilheft des „Cornhill Magazine“ enthält eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung über engliſche Landgüter und ihre Erhaltung. Es geht daraus hervor, daſs es in Großbritannien etwa 900 Herrenſitze gibt, darunter 60 erſten Ranges, die 200—600 Perſonen Dienerſchaft beherbergen; 200 zweiten Ranges, wo 100—150 Diener und Handwerker gehalten werden, und 640 dritten Ranges, die bloß einen Troſs von etwa 50 Leuten bergen. Der Verfaſſer des Artikels — Mr. Corniſh — wählt zum Maßſtab der Regiekoſten einen Landſitz in der Grafſchaft Suffolk, wo die Löhne für die 170 Bedienſteten 8000 Pfund Sterling im Jahre betragen. Die Erhaltung eines Wildparkes wird mit etwa 750 Pf. Sterl. jährlich eingeſtellt. Mit Ausnahme der dort Angeſtellten zieht aber die Allgemeinheit keinen oder doch ſehr geringfügigen Nutzen aus dieſen koloſſalen Ausgaben. Ein paar Spaziergänge oder Sportsgebiete, mit ſehr beſchränktem Benützungsrecht — das ſind ſo ziemlich die einzigen Vortheile, welche der Bevölkerung, die in der Nähe ſolcher Herrenſitze wohnt, zufallen.

Ueber das Familienleben der Thiere ſchreibt Dr. Sigurd Ibſen in der norwegiſchen Monatsſchrift „Kringsjaa“. Er vertritt die Anſicht, daſs die Begattung bei den Thieren höherer Organiſation keineswegs mechaniſch vor ſich gehe, ſondern gleichfalls gewiſſe, den menſchlichen ähnliche, ethiſche Grundlagen habe. Namentlich bei den Vögeln herrſche großes Raffinement im Erotiſchen. So finde man bei den weiblichen das gleiche Gemiſch von Koketterie und Verſchämtheit, das man an jungen Mädchen ſchätzt, und es fällt einer frechen und ſchamloſen Lerche ſchwer, einen Gatten zu finden. Die Männchen dagegen beſtreben ſich, die Auserwählte durch Muth und Tapferkeit, oder durch huldigendes Werben zu gewinnen. Viele Vögel leben in ſtrengſter Monogamie, ſo die Adler, die Raben und die Tauben.

Egidius und der Fremdling.

Von W. G. van Nouhuys.

Aus dem Holländiſchen von E. Otten.

I.

Egidius gieng durch die nachtſtillen Straßen.

In ſeinem Kopfe wühlte noch das laute Geſumme vieler Stimmen, der Nachklang fröhlichen Gelächters, die Erinnerung an blitzende Augen in lebhaften Geſichtern. Und das alles war nun mit einemmale ſo erſtaunlich weit, nach dem dumpfen Zuſchlagen jener Thüre.

Plötzlich war er nun nicht mehr Einer von Vielen — er war Einer allein — zwiſchen zwei Häuſerreihen — unter dem hohen weiten Himmel.

Niemals hatte er dieſen Unterſchied ſo lebhaft empfunden. Ganz anders war er in dieſen wenigen Minuten geworden, nicht mehr plaudernd, nicht mehr lachend, ſondern ſtill, ganz ſtill, und ſchnell verblaſste nun die Erinnerung an alle jene anderen, gleich als würden ſie mit einemmale auch ganz anders.

Wie eine Flamme, die plötzlich erliſcht, fühlte er den wilden Aufruhr in ſeinem Innern ſich legen, und ohne ſich darüber klar zu werden, warum er dies that, dachte er nun an die herrlich majeſtätiſche Ruhe des Meeres an einem ſtillen friedlichen Sommerabend …

Um ihn und über ihm nichts als Ruhe unter dem Sternengeflimmer …

Ein Mann ſtand neben ihm, den er nicht hatte kommen hören.

Er ſah ſeltſam aus, fremd — und es war faſt, als glaube er ihn gerade deshalb erkennen zu müſſen.

Der Mann ſagte nichts, lief neben ihm weiter, blickte hinauf nach den Sternen, und ihr Glanz leuchtete in ſeinen kindlichen Augen.

Aus welcher Erinnerung ſtarrten dieſe Augen Egidius an? … Er wuſste es nicht.

Die Lippen des Fremdlings bewegten ſich leiſe, doch kein Laut wurde hörbar.

Egidius. Wer biſt du? Wohin gehſt du?

Der Fremdling ſah ſich um, als ſuche er etwas, dann ſtreckte er den Arm empor, und es war Egidius, als ſehe er ihn den Himmel entlang ein großes Fragezeichen beſchreiben.

Egidius. Wohin gehſt du?

Der Fremdling. Wie kann ich das ſagen? Weißt du, wohin du gehſt?

Etwas in dieſer Stimme beunruhigte, bewegte Egidius und ließ ihn zaudern; was war es? Und doch antwortete er:

— Ich gehe heim.

Der Fremdling. Weißt du das gewiſs? Wie gut für dich, daſs du das gewiſs weißt!

Erſtaunt blickte Egidius ihn an.

Der Fremdling kniete nieder, berührte den Boden mit ſeinem Haupte und blieb während einiger Secunden in dieſer Haltung; es war, als lauſche er andächtig. Er winkte Egidius mit der Hand, er ſolle ſtehen bleiben.

Um ſie Beide herum nur die Einſamkeit der Nacht. Matte Sterne über ihnen. Mondſchein in der Straße. Das Sauſen des Windes über den ſchlafenden Häuſern.

Der Fremdling ſtand auf. Seine Augen waren feucht. Und leiſe fragte er:

— Haſt du nichts gehört?

Egidius. Nein.

Der Fremdling. Ich muſs immer wieder horchen … auf meine Mutter.

Egidius. Deine Mutter?

Der Fremdling. Sie findet noch keine Ruhe: noch keine Verſöhnung mit Ihm.

Er deutete aufwärts und machte eine Bewegung, als wollte er Sterne verſchieben. Dann miſsmuthig:

— Aber was weißt du davon?

Egidius. Ich möchte gerne mehr davon wiſſen und auch von dir und — von deiner Mutter.

Der Fremdling. Und deine Mutter?

Egidius. Sie iſt todt.

Der Fremdling. Todt? … Wenn das möglich wäre — ah wenn das möglich wäre …

Egidius. Ich verſtehe dich nicht.

Der Fremdling. Verſtehſt du denn dich ſelbſt wohl, wenn du ſagſt, daſs deine Mutter todt iſt?

Egidius ſchwieg. Ihm ward ſo fremd, ſo ſeltſam zumuthe, als verändere ſich etwas in ſeinem Innern. Die Worte alle, auch die bekannteſten, erſchienen ihm plötzlich unbekannt, er wuſste nun nicht mehr, was ſie bedeuteten …

Schweigend giengen ſie nebeneinander weiter. Die Schritte des Fremdlings waren viel leiſer, viel ſanfter, gleich als fürchte er, auf ſeinem Wege etwas zu verletzen.

So kamen ſie in eine breite Straße, deren eine Häuſerreihe der Mond mit ſeinem ſanften Lichte ſtill beſchien.

Der Fremdling. Sieh mal dort — wie ſchön er iſt! Und er kennt ſeine eigene Schönheit: das macht ihn ſo ſtillvergnügt. Nun ſpiegelt er ſich in den breiten Fenſtern. Das thut er draußen auch, im Waſſer. Zwiſchen den dunklen runzeligen Geſichtern der Bäume lacht das ſeine aus der Tiefe heraus die Schwäne an, die nicht müde werden, ihn anzuſehen in der Stille der langen Nächte … Er iſt ſo blaſs, ſo lieb-geduldig in ſeiner ewigen Einſamkeit. Sieh — jetzt zittert er vor Kälte. Ich will bei ihm bleiben.

Egidius. Du wirſt doch während der Nacht nicht allein in dieſer Straße bleiben?

Der Fremdling. Nicht allein — und nicht in der Straße. Er geht mit mir.

Egidius. Komm mit in mein Haus. Es wird ſo kalt. Ich werde dir ein Lager bereiten laſſen.

Der Fremdling blickte ihn mit großen verwunderten Augen an.

— Würdeſt du den Muth haben, mich zu beherbergen? … Du weißt nicht, was du thuſt.

Dann reichte er ihm zum Abſchied ſeine weiße Hand.

Egidius. Aber warum denn nicht?

Der Fremdling. Ich kann es nicht ſo ſagen, daſs du mich verſtehſt. Ich ſage dir nur, daſs ich mich nicht bücken kann.

Sie ſtanden vor einem großen Hauſe.

Egidius. Du brauchſt dich nicht zu bücken. Sieh' doch — die Thüre iſt hoch genug.

Der Fremdling ſchüttelte den Kopf. Seine wunderlichen Augen ſtarrten nach dem vom Mondlicht umfloſſenen Giebel und dann hinauf nach den Sternen.

Egidius. So leb denn wohl. Gerne hätte ich dich beherbergt. Obgleich ich dich nicht kenne, iſt's mir doch, als müſste ich dich gut kennen.

Der Fremdling. Vielleicht …

Egidius. Werde ich dich wiederſehen?

Der Fremdling. Wenn du das wirklich willſt. Aber geh' nun ſchlafen in deinem Hauſe. Schau mich nicht mehr an. Es wäre traurig für dich, wenn du fühlteſt, was „Bücken“ iſt …

Er ſchwieg.

Ungern nur ließ Egidius die kühle Hand los, ſah er ihn ſich mit ſchwebenden Schritten entfernen, hörte er das leiſe Geräuſch von Fußſtapfen in der langen ſtillen Straße.

II.

Der weißglänzende Strand [illegible] um den [illegible] Strahlen der Nachmittagsſonne.

Digitized by Google

Egidius ſetzte ſich neben dem Fremdling auf den Abhang einer Düne.

Auf ſeiner Hand ſaß ganz ruhig ein Schmetterling — die hellgelben Flügel ſo dicht aneinandergeſchmiegt, daſs ſie gleichſam einen bildeten.

Der Fremdling. Sei ſtill, ganz ſtill — ſtöre ihn nicht ... du weißt nicht, was die Ruhe dem iſt, der ſtets fliegt. Wenn du ihn ſtörſt, dann iſt's damit vorbei — und ſeine Zeit iſt kurz.

Egidius. Wo haſt du heute Nacht geſchlafen?

Der Fremdling. Das weiß ich nicht. Wenn ich nicht mehr zwiſchen menſchlichen Wohnungen bin, iſt es überall dasſelbe.

Seine Augen ſtarrten zuerſt auf den Sand zu ſeinen Füßen. Dann ſchweiften ſeine Blicke über den weißen Strand hinüber nach dem Meere und über die Brandung nach dem Horizont.

— Dorthin iſt er verſchwunden, mein treuer Gefährte, ſchon früh am Morgen. Wenn er kommt und wenn er geht, erröthet er. Die Blaſſen erröthen ſtets, in der Freude ſowohl, als auch im Schmerze ...

Die Flügel des Schmetterlings begannen zu zittern. Der kleine, ſchlanke, ſchwarze Leib bewegte ſich flüchtig auf und nieder. Und dann, nach einem kurzen aber heftigen Kampfe, hob er plötzlich die Flügel auf und flatterte davon.

Der Fremdling blickte dem Schmetterlinge nach, der ſich über dem Dünengraſe wiegte und ſich dann gleichſam auflöste in der ſonnendurchflluteten Atmoſphäre.

Der Fremdling. Siehſt du wohl, daſs ſogar dieſes bewegliche Etwas unſichtbar wird in der großen Ruhe?

Egidius. Ich habe fortwährend an dich gedacht, an dein einſames Weitergehen in dieſer Nacht. Ich habe lange nach dir geſucht.

Der Fremdling. Haſt du nun ſchon nach mir geſucht — nach mir verlangt, nach jener einen Begegnung?

Egidius nickte.

Ein Pünktchen glitt am Horizonte entlang.

Der Fremdling. Wenn du dort drüben auf jenem Schiffe wärſt, würdeſt du dann auch hierher kommen, um mich zu ſuchen?

Egidius. Das würde ich doch nicht können.

Der Fremdling. Die Liebe kann das wohl. Sie ſcheut die Wogen nicht. Sie weiß, daſs ſie nicht ſterben kann. Der Ocean iſt nicht groß und nicht tief genug, um ſie umfaſſen zu können. Ebenſowenig wie die Erde. Sogar nach einem Kreuzestode bleibt ſie nicht länger als drei Tage begraben. Arme Liebe — ſie muſs leben: ewig ... und ſuchen: ewig ... ebenſo wie ich.

Egidius. Was ſuchſt du?

Nachdenklich hatte der Fremdling ein wenig Dünenſand in die Hand genommen; als er ſie ſchloſs, drangen an allen Seiten die weißen Körner hervor.

Der Fremdling. Dies meine Antwort.

Egidius. Auch dieſe Antwort verſtehe ich nicht.

Der Fremdling. Und wenn nun dieſes Nichtverſtehen dein einziges Glück wäre! ... Wenn das einzige Glück der Menſchen nun darin beſtände, daſs ſie die Hand, die das Unhaltbare feſthalten will, nicht verſtehen — würde ich dann wohl ſo grauſam ſein, dieſes Glück zu zerſtören?

Und nun war es, als meſſe er Egidius Größe mit ſeinen Blicken, langſam, vom Kopf bis zu den Füßen.

Dann blickte er wiederum auf das Meer.

Das Schiff war hinter dem Horizonte verſchwunden.

Wie eine dunkelgrüne Fläche lag das Meer da unter der weiten blauen Kuppel. Kein Wind. Dumpfe ſonnige Ruhe lag gleich einer warmen Wolke über allem.

Eine träge matte Brandung ſchleppte halb machtlos lange gelblichweiße Schaumfäden über den Sand.

Ab und zu verſtummte ihr eintöniges Geräuſch.

Der Fremdling. Siehſt du dort nichts, dort hinter der Brandung?

Egidius. Nein.

Der Fremdling. Jene ſchwarzen Streifen.

Egidius. Ja, nun ſehe ich ſie.

Der Fremdling. Warum erſt jetzt? Es ſind Delphine. Es gibt Sturm. Sie ſind aus der Tiefe emporgetaucht. In der Tiefe macht ſich der Sturm zuerſt bemerkbar. Sieh dir die Möven an. Sie ſtarren auf die Delphine. Auch ſie wiſſen es — ſie kommen ans Land. Sie ſehen ſchärfer als du. Alles was fliegt, nicht ſchaut, und was die Tiefe des Oceans aufwärts ſtaut, das prophezeit Sturm.

Unweit von ihnen weidete eine Ziege in dem dünnen mageren Dünengraſe. Das bisschen Grün, das ſie fand, hatte ſie ſchon weggefreſſen, und nun lief ſie herum, ſich ſtets in demſelben Kreiſe drehend, während ſie ſich fortwährend verſuchte, ſich von dem Tau loszureißen.

Ein Mann [illegible] die ſchlanke Stange, an welcher das Tau befeſtigt war.

[illegible] und begann das ſchon [illegible] abzuweiden.

Als ſie beide ſich das angeſehen hatten, ſagte der Fremdling zu Egidius:

— Haſt du deinen Kreis noch nicht abgegraſt?

Egidius wuſste hierauf nichts zu antworten.

Der Fremdling. Die Menſchen blöken auch, aber ſie wiſſen häufig nicht warum. Wenn der Mann kommt, der es wagt, ihre Stange zu verſchieben, dann widerſetzen ſie ſich und blöken umſo lauter. Hätten ſie doch nur den Verſtand dieſes Thieres! Aber der muſs angeboren ſein ... und darf nicht verdorben werden ...

Dies verſtimmte Egidius. Er ſtand auf und wollte gehen. Der Fremdling ſah ihn lächelnd an, ſtand dann ebenfalls auf und gieng mit ihm.

Bei der Ziege angelangt, ſtreichelte er ſie, legte dann die Hand auf Egidius Arm und ſagte:

— Sei nicht verſtimmt. Haſt du wohl einmal darüber nachgedacht, warum ein Thier lächerlich wird oder Mitleid erweckt, wenn man es anzieht? Und warum ein Menſch Mitleid erweckt oder lächerlich wird, wenn ihm die Kleider mangeln? Und warum ein Kind ſo jämmerlich heult, wenn man ihm ſeine Nacktheit raubt?

Sie ſtanden nun auf dem Dünenrande.

Egidius wandte ſich um, um noch einen Blick auf das Meer zu werfen.

Rothgelbe Wolken waren aus dem Horizonte emporgeſtiegen und hiengen nun ſtill, regungslos in weiter Ferne: dazwiſchen ein Durchblick auf eine noch weitere Ferne in hellem ſtrahlendem Lichte.

Egidius weidete ſeine Blicke lange an dieſer glutdurchſtrahlten Herrlichkeit, die ihm das Scheiden ſchwer machte.

Dann wandte er ſich um.

Er ſah den Fremdling neben einem kleinen Mädchen knien, einem Fiſcherkind, das mit ſeiner rothen Fauſt ein paar Dünenveilchen feſt umklammerte, während es mit weitgeöffneten Augen auf das große, weite, herrliche Meer ſtarrte.

Der Fremdling blickte tief in dieſe großen feuchtſchimmernden Augen und ſtrich mit zärtlicher Geberde eine Haarlocke aus der kleinen gelben Stirn. Das Kind ließ es ruhig geſchehen, ſchien es gar nicht zu bemerken.

— Zwei Unendlichkeiten, die einander mit ruhiger Vertraulichkeit anſehen. Sie kennen einander, ſprach er leiſe.

Dann ſtieg er mit Egidius langſam an der Schattenſeite der Düne hinunter, dem flachen Lande zu.

Es war ſchon dämmerig, und ſie kamen an einem Teiche vorüber, der glänzend dalag zwiſchen hohem Schilfe, wie ein großer Spiegel in einem bräunlich grauen Rahmen.

Der Fremdling blieb ſtehen, nahm einen Stein und ſchleuderte ihn voller Kraft in den Teich.

Ein dumpfer Laut — eine ſtahlfarbige Spalte — ein Aufſpritzen von Wogen — und dann zogen ſich dunkle Kreiſe über die Oberfläche, weiter und weiter, bis das Schilf am Ufer zu raſcheln und zu rauſchen und ſich leiſe zu bewegen begann.

Der Fremdling ſchaute ſtarren Blickes auf das Waſſer.

Egidius. Was ſiehſt du? Auf was warteſt du?

Er antwortete nicht, ſondern deutete auf etwas Glänzendes, das die dunklen Kreiſe zum Ufer heranſpülten. Dann bückte er ſich darnach und hob es aus dem Schilf.

Mit einem todten Fiſche in der Hand trat er auf Egidius zu.

— Du haſt den dumpfen Laut gehört, haſt das Aufſpritzen der Wogen geſehen. Das war auf der Oberfläche, ebenſo, wie das Raſcheln des Schilfes. Aber ich ſpürte dem Steine nach, der dort unten in der Tiefe tödtete. Ich hörte den letzten Seufzer des Sterbenden. Ich wartete auf das Todte. Kein Stein wird in die ſtille Tiefe geworfen, ohne daſs er etwas tödtet. Du aber verſtehſt das erſt, wenn dir ein anderer das Todte an der Oberfläche zeigt. Ich weiß nicht, ſoll ich dich beneiden oder dich beklagen?

Fragend, mitleidig ſchaute er Egidius noch einige Secunden an, dann reichte er ihm den Fiſch, neigte den Kopf, als wolle er ſich auf etwas beſinnen, wandte ſich um und gieng mit großen leiſen Schritten von dannen.

Und dort in der Ferne hob ſich ſein blondes Haupt wie ein Strahl des Mondlichtes von der dunklen Düne ab.

Und langſam ſchwebte düſtere Einſamkeit hernieder.

Und ſeltſam beruhigt blieb Egidius ſtehen und ſtarrte auf den weißen glänzenden Fiſch in ſeiner Hand.

(Fortſetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale Wien, IX. Kolingaſſe 4. Telephon 2767.

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 8. Mai 1897. Nummer 136.

Hands off!

In dieſen Tagen des Tohuwabohu im Reichsrathe wird ſelbſt von nichtgouvernementaler, ſonſt ganz vernünftiger Seite über das parlamentariſche Syſtem geklagt. Das böſe Parlament ſei einzig und allein daran ſchuld, daſs bei uns nichts ſo recht vorwärts gehen wolle. Fort mit ihm!

Sehen wir einmal zu, ob das vielverläſterte Parlament wirklich die Schuld an unſerem politiſchen Krebsgange trägt, und ob nicht vielmehr die Regierung an demſelben mit ſchuld oder gar allein ſchuld iſt. Wenn irgendwo von unvorſichtiger oder ruchloſer Hand auf das Geleiſe einer Eiſenbahn Balken und Steine gehäuft werden, ſo daſs die Züge entgleiſen müſſen, ſpricht das etwa gegen die Nützlichkeit der Eiſenbahnen? Wodurch iſt nun aber, um bei dieſem Bilde zu bleiben, unſere parlamentariſche Maſchine ſo bald nach der Abfahrtsſtation zur Entgleiſung gebracht worden? Durch den muthwilligen Maſchinenführer, der das tollkühne Kunſtſtück zuſtandebringen wollte, auf einer einzigen Schiene zu fahren, und der zu dieſem Zwecke die zweite aufreißen ließ. Die ſlaviſch-clericale Majorität iſt die liegengebliebene eine Schiene, die deutſche Minorität die beſonders durch die odioſe Form der Erlaſſung der Sprachenverordnungen beſeitigte andere. Doch fährt nicht jede Regierung bloß auf dieſer einen Schiene der Majorität? Nein, ſie bedarf auch der zweiten, der Minorität. Wenn auch ihr Hauptgewicht auf der Majoritätsſchiene ruht, wie die Hauptlaſt des Zuges auf der inneren Schiene der Curve, ſo gibt es ohne die äußere, die Minoritätsſchiene, keine Weiterfahrt. Die Majoritäts- und die Minoritätsſchiene ſind zwar nach entgegengeſetzter Richtung hin gelegt, doch laufen ſie im regelrechten und vernünftigen parlamentariſchen Betriebe parallel. Wenn aber in Fragen, wo das Majoritätsprincip nicht ſtatthaft iſt, wie in den Fragen der religiöſen Ueberzeugung oder der nationalen Empfindung, ein Majoriſierungsverſuch unternommen wird, gelangt der Betrieb gar bald ins Stocken. Die wirtſchaftlichen Intereſſen beherrſchen die Welt mehr denn je. Dennoch hat die wirtſchaftliche Begünſtigung einer Partei wenn auch zu heißen parlamentariſchen Kämpfen, ſo doch nie zu dem von der Gegenpartei bewirkten parlamentariſchen Stillſtand geführt. Die vor vier Jahren im amerikaniſchen Senate verſuchte Obſtruction zugunſten des Silbers iſt bald geſcheitert. Selbſt im Lande des allmächtigen Dollars haben materielle Intereſſen das Majoritätsprincip nicht aus den Angeln zu heben vermocht, dagegen hat im benachbarten Canada die geringe franzöſiſch-katholiſche Minderheit durch ihren zähen parlamentariſchen Widerſtand die große anglikaniſch-britiſche Mehrheit erſt kürzlich wieder zur Nachgiebigkeit in der Schulfrage genöthigt.

Zur Austragung religiöſer und nationaler Differenzen iſt Majoriſierung erfahrungsgemäß ganz und gar nicht am Platze. Nicht Ueberſtimmung, ſondern Uebereinſtimmung führen hier allein zum Ziele, zum Frieden. Von dieſem politiſchen Axiom ſcheint Graf Badeni nichts zu wiſſen oder nichts wiſſen zu wollen. Statt des erſt vor wenigen Wochen in der Thronrede verheißenen ſocialpolitiſchen Segens hat er uns den alten nationalpolitiſchen Fluch von neuem ins Land gebracht. Nationale Unduldſamkeit und Ueberhebung ſchießen hüben und drüben wieder in die Halme. Es droht uns der Rückfall in längſt für überwunden gehaltene Zeiten. Angeſichts dieſer Gefahr, gilt es zunächſt den Mann zu beſeitigen, der dieſe Drachenſaat ausgeſtreut. Wie ungerecht, wie einſichtslos Graf Badeni nationale Fragen zu behandeln pflegt, hat er in Galizien gegenüber den Ruthenen zur Genüge gezeigt. Er darf nicht ganz Oeſterreich als Verſuchsfeld ſeiner verhängnisvollen Ausgleichsthätigkeit behalten. Unabläſſig führe deshalb die heutige Oppoſition den rückſichtsloſen Kampf gegen ihn weiter, bis er gefällt iſt. Dann aber, im Augenblicke des nicht mehr fernen Sieges, dürfen es die Deutſchen ja nicht wieder verabſäumen, den volksthümlichen Elementen der anderen Nationalitäten die Hand zur ehrlichen Verſtändigung zu bieten. Im polniſchen Volke, im rutheniſchen, unter den Czechen, unter den Slovenen ſind es die beſten Männer, die den nationalen Hader verwünſchen und ihn eifrigſt zu beſeitigen ſuchen werden. Die nationalen Kämpfe in anderen Ländern: in Belgien, in Canada, in Finnland haben auch viele Jahrzehnte gedauert und die beſten Kräfte conſumiert. Dieſe Kämpfe ſind nun alle geſchlichtet zum Heil und Segen der verſöhnten Volksſtämme, und nur uns ſollte das nicht gelingen? Waren wir ja vor bald fünfzig Jahre ſchon nahe daran, wie ein Blick auf das Jahr 1848 zeigt.

Ein einziges Mal war es bisher öſterreichiſchen Volksvertretern vergönnt, die Geſinnungen, die Wünſche und Intereſſen der verſchiedenen Länder und Völkerſchaften gleichmäßig zu berückſichtigen. Es war im Verfaſſungsausſchuſſe des Kremſierer Reichstages, an deſſen Sitzungen allerdings kein Vertreter der Regierung theilnahm. „Niemals hat der Volkswille in Oeſterreich“, ſchreibt Anton Springer*), „einen ſo klaren und umfaſſenden Ausdruck gewonnen wie im Conſtitutionsausſchuſſe des Reichstages. Mochten auch anfangs die Mitglieder desſelben den Wahn hegen, daſs ſie hier nur die engſten Parteiintereſſen zu vertreten hätten, ſo gewann doch im Laufe der Sitzungen eine beſſere Einſicht Raum, und wurde der einſeitige Parteiſtandpunkt allmählich von den Erwägungen des allgemeinen Volkswohles zurückgedrängt. Auf dem Boden ausgleichender Gerechtigkeit ſollte die Verfaſſung errichtet werden“. Das Werk der Verſtändigung gelang nach langen und eingehenden Berathungen vollkommen, zu vollkommen, um nicht der Regierung ſo gefährlich zu erſcheinen, daſs ſie es mittelſt Gewaltmaßregeln zerſtörte. Dreißig Jahre ſpäter fanden ſich bei Adolf Fiſchhof in Emmersdorf Führer des deutſchen und böhmiſchen Volkes ein. Sie hatten ſich über einen billigen nationalen Ausgleich gar bald geeinigt. Und wieder war es die Regierung, welche die Verſöhnung ſelbſt in die Hand zu nehmen vorgab, um die im Werden begriffene zu vereiteln. Die Wirkungen der jüngſten Regierungsintervention in der Richtung eines nationalen Ausgleiches zeigen ſich jetzt in unſerem ſturmbewegten Parlamente.

Daraus läſst ſich nur die Lehre ziehen, daſs, wenn die ſelbſt im gegenwärtigen Kampfe von Rufern im Streite immer wieder begehrte Verſtändigung von Volk zu Volk endlich einmal angebahnt wird, von beiden Seiten der Regierung, die etwa wieder ihre Hand dabei im Spiele haben möchte, ein lautes hands off! zugerufen werden müſſe. Solange man in Oeſterreich wie in einem eroberten Lande zu regieren ſucht und die Regierungen gegen die Bevölkerung ein ſolches Miſstrauen hegen, daſs eine friedliche Annäherung der verſchiedenen Nationalitäten von ihnen ſchon als Gefahr empfunden wird, der unter allen Umſtänden vorgebeugt werden müſſe, iſt es nicht nur das Recht, ſondern auch die Pflicht der Nationalitäten, ſich beſonders dann die ihnen octroyierte Regierung vom Leibe zu halten, wenn ſie über die Schlichtung nationaler Streitigkeiten ſich einigen wollen. Sind wir einmal ſo weit und die gegenwärtigen Vorgänge im Parlamente nähern uns ohne Zweifel dieſem Ziele, dann werden auch unſere Vertretungskörper wieder normal functionieren zum Segen des durch den künſtlich geſchürten Nationalitätenhaſs heute noch ſo arg zerklüfteten Landes.

S.

Socialpolitiſche Wandlungen in den conſervativen Parteien.

Es liegt ein geſchichtliches Intereſſe vor, feſtzuſtellen, ob am Schluſſe unſeres Jahrhunderts des Individualismus die Elemente für ein neues „siècle organisateur“ vorhanden ſind, und was die Parteien, die ſich mit Vorliebe die „ſtaatserhaltenden“ nennen, gethan haben für die Rüſtung im Inneren, für die Feſtigung des Solidaritätsgefühles, für die Stärkung des Staatsgedankens und für die Beſſerung der traurigen ſocialen und ſittlichen Zuſtände, welche in der Geſchichte ſo oft als Haupturſachen des Rückgangs des Gemeinſinns und der Vaterlandsliebe verzeichnet erſcheinen.

Prüfen wir zunächſt die für unſer Thema beſonders in Betracht kommenden Verhältniſſe Deutſchlands, das ſich durch die Siege des Jahres 1870 zur führenden Macht in Europa emporgeſchwungen hatte und dem damit auch beſtimmte ſociale Pflichten und ſtaatserhaltende Aufgaben zugewieſen wurden. Wir gehen dabei keineswegs von der Anſicht aus, es genüge der Wille der Regierung, um geſellſchaftliche Schäden abzuſtellen. Wohl aber glauben wir, daſs es Sache der Staatsgewalt iſt, geſtützt auf ihre die Geſammtlage überblickende Stellung, den Reformbeſtrebungen eine mögliche Directive und kräftige Impulſe zu geben. Die große Agitation, welche officiell ſowohl in den Kreisblättern wie durch Flugblätter, Broſchüren und Verbreitung

*) [illegible]

Digitized by Google

ſtatiſtiſchen Materials zugunſten der letzten Militärvorlage inſceniert wurde, gibt einen Fingerzeig dafür, was geleiſtet werden kann, um die öffentliche Meinung zu beeinfluſſen. Auf ſocialem Gebiet beſchränkt ſich die Regierung auf die Unterſtützung der in den Mittelparteien vertretenen herrſchenden Intereſſengruppen und liefert dadurch Unterlagen für die ſocialdemokratiſche Behauptung, der Staat ſei nur ein Werkzeug der Claſſenpolitik. Die von der kleinen Provinzpreſſe und den amtlichen Kreisblättern viel benützte Correſpondenz eines ehemaligen Predigers „populariſiert“ faſt ausſchließlich Aufſätze aus den großen mittelparteilichen Organen und Correſpondenzen, in denen ſich platteſte Unwiſſenheit und blinder Haſs gegen die Arbeiterbeſtrebungen breitmachen. Auf dieſe Weiſe iſt in den letzten Jahren ſpeciell Stimmung gemacht worden gegen die eminent ſtaatserhaltende Forderung der Arbeiterorganiſationen.

Der Handelsminiſter Freiherr v. Berlepſch mußte weichen, nachdem man ihn im Februar 1895 noch zu der Erklärung im Reichstag gedrängt hatte, in der Ausführung des kaiſerlichen Programms vom 4. Februar 1890 müſſe vorläufig ein Stillſtand eintreten, weil nur die Socialdemokraten von einer Ausgeſtaltung der Arbeiterorganiſationen Nutzen hätten. Als ob Vereinigungen, die ihrem ganzen Weſen nach praktiſche Beſtrebungen begünſtigen, der uncontrolierbaren Agitation verbitterter Maſſen nicht vorzuziehen wären! Als ob nicht feſtgeſtellt ſei, daſs gerade diejenigen Strikes, welche die ſtärkſte Kritik herausforderten, dem Mangel an Organiſation und Diſciplin oder der durch Repreſſivmaßnahmen bewirkten Störung in dem Läuterungsproceſſe der Arbeiterbewegung zuzuſchreiben waren. Es iſt eine bekannte Thatſache, daſs die großen deutſchen Gewerkſchaftsvereine auf dem beſten Wege waren, ſich dem Einfluſſe unfruchtbarer Agitationen zu entziehen, als durch das Socialiſtengeſetz alle Vereinigungen der Arbeiter vernichtet wurden.

Daſs die Regierung in ſocialer Hinſicht zu einer irrigen Auffaſſung ihrer ſtaatserhaltenden Aufgaben gelangt iſt, hängt allerdings zumtheil mit dem Mangel einer ſtarken, nationalen, ſocialreformeriſchen Partei zuſammen. Die Umbildung der alten Parteien, die Herr v. Miquel einſt als „Plunder“ kennzeichnete, in eine „Kaiſerpartei“ iſt noch nicht erfolgt. Im Parlament theilen ſich die Gruppen mehr und mehr in Agrarier, Repräſentanten der Großinduſtrie, ſogenannte Mittelſtandspolitiker und Vertreter des induſtriellen Proletariats. Nicht ſelten bildet der „Kuhhandel“ auf Koſten der allgemeinen Staatsintereſſen die Grundlage der parlamentariſchen Mehrheit. Von der früher in der conſervativen Preſſe häufig zum Ausdruck gekommenen Auffaſſung, die conſervative Partei müſſe im beſten Sinne des Wortes eine Volkspartei werden, will man jetzt nichts mehr hören. Der Standpunkt des Grafen Limburg-Stirum, der im Sinne eines patriarchaliſchen Regiments nur die Unternehmer als die „natürlichen Führer“ der Arbeiter gelten laſſen und die Arbeiterfragen als „glatte Machtfrage“ behandelt wiſſen will, iſt jetzt maßgebend für die Geſammtpartei. Die Proteſte gegen die Haltung der conſervativen Parteileitung ſind verſtummt. Der im März ſtattgefundene Parteitag in Dresden und die vorhergegangene Delegiertenverſammlung in Berlin haben die eingetretene Wandlung ſanctioniert. In einer Reſolution wurde die „Hauptaufgabe“ der Partei dahin formuliert, für die Bekämpfung der Socialdemokratie „mit den Machtmitteln des Staates“ zu wirken. Von Zielen, geeignet, die Glut nationaler Begeiſterung anzufachen, war in jenen Verſammlungen nicht die Rede. Und doch wäre es intereſſant geweſen, zu erfahren, wie die Anhänger der Ausnahmegeſetze über die Herſtellung der ſocialen Vorbedingungen für die Aufrechterhaltung der allgemeinen Wehrpflicht und die dauernde Conſolidierung der nationalen Heeresmacht denken. Die Conſervativen werden alſo demnächſt die Campagne gegen den Umſturz nach alten Muſtern fortſetzen. Ermuthigt durch den Erfolg im ſächſiſchen Landtag, wo das Wahlrecht eingeſchränkt wurde, hoffen ſie in dem von ihnen beherrſchten preußiſchen Abgeordnetenhaus eine zeitgemäße „Reform“ des Vereinsrechtes durchzuſetzen. Miniſter v. Recke ſoll bereits darüber mit einzelnen Abgeordneten conferiert haben, und was darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen iſt, veranlaſste kürzlich den nationalliberalen „Hannov. Curier“, den kommenden Geſetzentwurf als eine „preußiſche Umſturzvorlage“ zu charakteriſieren. Die „Kreuzzeitung“ hat bei dieſem Anlaſſe ſogar in Abrede geſtellt, daſs es überhaupt noch verſchiedene Richtungen in der conſervativen Partei gebe, ſie nannte den Grafen Limburg-Stirum den berufenſten Vertreter der Partei, und ſie erklärte im Widerſpruch mit den Thatſachen, die Conſervativen hätten „von jeher“ in der Frage der Arbeiterorganiſationen eine ablehnende Haltung eingenommen. Weit einwandfreier waren die conſervativen „Dresdener Nachrichten“, als ſie vor einiger Zeit die Lage mit den Worten kennzeichneten, die mit dem kaiſerlichen Programm vom 4. Februar 1890 eingeleitete „Aera der ſocialpolitiſchen Verirrungen“ habe ihren Abſchluſs gefunden.

Zur richtigen Würdigung der Tragweite dieſer Wandlungen, die vielleicht bei den [illegible] allgemeinen Wahlen erkennbar werden dürften, iſt es nöthig, [illegible] Rückblick zu werfen auf die Vorgänge, welche in den [illegible] der conſervativen Partei [illegible] geweſen waren.

Zur Zeit der Publication des kaiſerlichen Erlaſſes vom 4. Februar 1890 theilte die Majorität der Fractionsconſervativen die ſocialpolitiſchen Abſichten des Fürſten Bismarck, der für eine Verſchärfung des Socialiſtengeſetzes eingetreten war und zuletzt den Plan faſste, den Reichstag in eine Delegiertenverſammlung der Landtage umzugeſtalten. Aber die Rückſicht auf den Monarchen in Verbindung mit der ſeit dem Frühjahre 1889 hervorgetretenen kräftigen Agitation der ſocialreformeriſchen Gruppe der Conſervativen bewirkten eine Aenderung zum Beſſeren. Es überraſchte damals allgemein, als anläſslich des rheiniſchen Kohlenarbeiterſtrikes die Socialreformer in einer Verſammlung der Berliner Conſervativen einen eclatanten Sieg über die Freunde des mittelparteilichen Cartells errangen. Die geiſtige Ausſaat von Männern wie Rodbertus und Rudolf Meyer ſchien reiche Früchte tragen zu wollen. Die im Jänner 1889 erſtandene neue ſocialconſervative Tageszeitung vertrat rückhaltslos die Ideen von Rodbertus. Daſs im Jahre 1890 in der conſervativen Partei ſich thatſächlich eine ſtarke ſocialreformeriſche Strömung geltend zu machen begann, bewies auch die ſeitens zahlreicher conſervativer Blätter erfolgte ſympathiſche Beſprechung eines Artikels, mit dem ich die Veröffentlichung der kaiſerlichen Erläſſe begrüßt hatte.

Zwei Jahre ſpäter gelang es den Socialreformern auf dem vielbeſprochenen Tivoli-Parteitag der Conſervativen, aus dem Programmentwurf des Vorſtandes den Punkt 14, welcher Ausnahmegeſetze gegen die Socialdemokraten verlangte, zu entfernen. Die Worte „Kennzeichnung der Socialdemokraten als Feinde der ſtaatlichen Ordnung durch die Geſetzgebung“ wurden geſtrichen, ebenſo die erbetenen „Machtmittel des Staates“. Die in den Hintergrund gedrängten conſervativen Wortführer, die Herren von Helldorf und Genoſſen gaben indeſſen den Kampf nicht auf. Das „Conſervative Wochenblatt“ verlangte im Jahre 1893 ganz in demſelben Tone, wie ihn im Jänner 1896 die „Conſervative Correſpondenz“ gegen das „Volk“ anſchlug, den Bruch mit den Socialreformern als nothwendig für ein erſprießliches Zuſammenwirken mit den Mittelparteien. Die neuen Führer ſchoben zwar Herrn von Helldorf ziemlich unſanft bei Seite, aber bald kam die Politik des letzteren doch wieder zum Durchbruch.

Im Sommer 1894 wurde die Ermordung Carnots zu einem neuen heftigen Feldzug gegen die „Aera der ſocialpolitiſchen Verirrungen“ ausgenützt. Profeſſor Röſsler, der ehemalige Leiter des Preſsbureaus des Staatsminiſteriums und langjährige Mitarbeiter der „Poſt“, empfahl in einer Broſchüre den Staatsſtreich und die Dictatur. Im Herbſt desſelben Jahres war ich Zeuge einer charakteriſtiſchen Aeußerung des Herrn von Hammerſtein, der damals noch ſpiritus rector eines namhaften conſervativen Wortführers war und freundſchaftliche Beziehungen auch zu einzelnen Miniſtern unterhielt. Dieſe Aeußerung lautete: „Für eine Umſturzvorlage liegt zwar kein Bedürfnis vor, aber als Einleitung zu einer großen Action, die den jetzigen parlamentariſchen Wirren ein Ende bereiten ſoll, kann man ſie acceptiren“. Die Umſtände, unter denen dieſe Aeußerung fiel, und die Perſonen, an die ſie gerichtet war, gaben ihr eine erhöhte Bedeutung. Eine andere conſervative Perſönlichkeit hatte damals öffentlich ausgeſprochen: die Bundesfürſten, welche die heutige deutſche Reichsverfaſſung verliehen hätten, könnten am Ende auch eine andere geben.

Nach ſo zahlreichen bedenklichen Erſcheinungen wird man es begreiflich finden, wenn die Socialconſervativen die Bürgervereine „mobil machten“. Zahlreiche conſervative Vereine gaben einmüthig ihre Zuſtimmung zu einer (October 1894) an den Parteivorſtand gerichteten Vorſtellung, worin u. a. geſagt war:

„Die mittelparteilichen Pläne haben feſte Geſtalt gewonnen. Repreſſivgeſetze zur Eindämmung ſocialdemokratiſcher und ‚verwandter demagogiſcher‘ Beſtrebungen ſollen eingeführt und das Reichstagswahlgeſetz ſoll abgeändert werden. Dieſe letzte Eventualität iſt unleugbar auch an maßgebenden Stellen Gegenſtand ernſter Erwägungen geweſen, und für die Ermöglichung der Durchführung wird mit Hochdruck gearbeitet. Es kann ſelbſtverſtändlich nicht unſere Aufgabe ſein, Geſetzesvorlagen zu erörtern, deren Inhalt wir nicht kennen, doch müſſen wir die Ueberzeugung ausſprechen, daſs eine Verwirklichung der mittelparteilichen Abſichten, anſtatt ihren Zweck zu erreichen, die Gegenſätze verſchärfen und die inneren Schwierigkeiten in einer Zeit vermehren würde, wo täglich auswärtige Verwicklungen von unabſehbarer Tragweite unſere ganze Aufmerkſamkeit beanſpruchen können. . . . .

Wer die ſtaatlichen Autoritäten ſtärken will, der verlange Folgerichtigkeit in ihrer Haltung, der proteſtiere gegen das Hereinzerren der Krone in den Parteienſtreit, der ſorge für die ‚Durchdringung der Verwaltung mit ſocialpolitiſchen Ideen‘ und für die Abweiſung einer unverſtändigen Repreſſivpolitik. Wer ſtaatserhaltend wirken will, der treffe die herrſchenden Uebelſtände an ihrer Wurzel, der ſuche die großen ſocialen Bewegungen zu begreifen, der bekämpfe die Gewinnſucht und die Gleichgiltigkeit gegenüber den öffentlichen Intereſſen, der rege an zum Gemeinſinne und zur Organiſation, der trete ein für eine durchgreifende ſociale Reformpolitik. Der [illegible] Grund der [illegible], offen und verdeckt betriebenen Staatsſtreichpolitik iſt der [illegible] Wunſch nach Ruhe zum Genießen. Die [illegible] haben längſt das Vertrauen des Volkes eingebüßt. Eine Unterſtützung ihrer [illegible] Claſſenpolitik, ihrer ſtaatsgefährlichen Experimente durch die Conſervativen iſt unmöglich, weil dadurch die Einheit und Macht der Partei für immer [illegible] und der Sache des Staates und der Monarchie [illegible] geſchädigt würde.“

Der [illegible] der Freunde von Repreſſivgeſetzen wurde begünſtigt durch den Umſtand, daſs in ihrem Lager einer der mächtigſten und [illegible] des Kaiſers ſtand: Freiherr von Stumm

Digitized by Google

Was die Bedeutung und den Einfluſs dieſes Mannes erhöht, das iſt die Thatſache, daſs er für ſeine Ideen von einem „feſten Regimente“ wenigſtens jetzt noch auf praktiſche Erfolge hinweiſen kann, die ſogar manchem geſinnungstüchtigen Socialreformer imponiert haben. Ein Oberlehrer in Saarbrücken, der immer warmes Intereſſe für die Arbeiter bezeugte, vertheidigte mehrfach in Briefen, die an mich als Redactionsleiter gerichtet waren, die wohlmeinenden Abſichten des Herrn von Stumm, indem er ihn einen ernſten evangeliſchen Chriſten nannte, der, weil er wirklich den Arbeitern viel Gutes erweiſe, ſich mit Recht auf die patriarchaliſchen Grundſätze des Chriſtenthums berufen könne. Ich wollte dies nicht beſtreiten, machte aber darauf aufmerkſam, daſs unter den heutigen Verhältniſſen das patriarchaliſche Syſtem nicht mehr zur Blüte gelangen könne. Dagegen müſste nach Lage der Dinge der wachſende Einfluſs irriger Ideen über die Behandlung der ſocialen Beſtrebungen zu verhängnisvollen Conſequenzen führen.

Es gab eine Zeit, wo eine ähnliche Auffaſſung ſelbſt in der „Kreuzzeitung“ zu Worte kam. In dem Leitaufſatze dieſes Blattes vom 2. Jänner 1895 war zu leſen:

„Zu den unter der Einwirkung des Wandels der Zeiten inhaltslos gewordenen und darum ſchädlichen Vorſtellungen gehört es vor allem, daſs die Menge, die auf ihrer Hände Arbeit angewieſen iſt, mit dem ‚patriarchaliſchen‘ Wohlwollen geleitet werden könne, wie es ehedem, d. h. ſo lange am Platze war, als dieſe Menge ſich ihre politiſche Gleichberechtigung noch nicht errungen hatte und deshalb auch auf dem ſocialen Gebiete nicht den Anſpruch erhob, an dem großen Tiſche der Menſchheit mitzueſſen. Seit ſie gleich den ‚Männern von Beſitz und Bildung‘ an die Urne gerufen wird, will ſie ſich von dieſen nicht mehr vorſchreiben laſſen, wieweit ihre Anſprüche an das Leben gehen dürfen und was ſie ſich im Intereſſe des den oberen Zehntauſend zuſtehenden Antheile zu verſagen haben ... Wenn die Vertreter des Großcapitals vor allem ſich bemühen, ihre beſonderen Wünſche mit der Firma des ‚Staatserhaltenden‘ zu verſehen, und in dieſem Sinne auf ein ‚feſtes Regiment‘ zu dringen, ſo muſs das Unberechtigte dieſer Auffaſſung gerade von denen ſcharf gekennzeichnet werden, die ſich die Aufrechterhaltung der Autorität zur beſonderen Aufgabe machen und deshalb die Anfechtung erfahren, die der ſogenannten ‚Reaction‘ niemals erſpart bleibt. Mit falſchen Mitteln läſst ſich ein richtiger Zweck nicht erreichen; im Privatleben gilt das als triviale Wahrheit; warum muſs es in der Oeffentlichkeit faſt ſtets erneut gepredigt werden? Warum? Weil die Intereſſen überall mächtiger ſind, als die Einſicht, weil die Selbſtſucht ganze Claſſen verblendet und — um gerecht zu ſein — nicht zum wenigſten wohl auch, weil die verwickelte Natur der modernen Verhältniſſe es ſehr erſchwert, die Dinge ſo zu ſehen, wie ſie wirklich ſind ... Deshalb wiederholen wir hier, und werden deſſen nicht müde werden: Ein feſtes Regiment im guten Sinne kann nur dasjenige ſein, das der Ausbeutung, wo es ihr begegnet, unerſchrocken entgegentritt, dabei aber niemals vergiſst, daſs das deutſche Königthum, vor allem das der Hohenzollern, ſeinen beſten Ruhmestitel von jeher in dem Namen: ‚roi des gueux‘ erblickt. Das iſt der Geiſt, der aus der Kaiſerlichen Botſchaft vom 17. November 1881 ſpricht, der die Erläſſe von 1890 erfüllt. Dieſer Geiſt iſt der der neuen Zeit im höchſten und edelſten Sinne des Wortes, davon wollen wir nicht laſſen, von dieſem Wege nicht weichen, wie wenig anmuthig im Leben ſelbſt ſo manches auch erſcheinen möge, was in der Reinheit der ‚Idee‘ entzückt. Nein, ‚lieblich und fein‘ tritt es nicht an uns heran, das ‚Jahrhundert der Arbeit‘, an deſſen Schwelle wir jetzt ſtehen und Schlimmeres mag kommen. Allein iſt, was vor unſeren Augen im Koth verſinkt, denn ſchön? Dies Weh, das in ſchmutzigen Scandalen endet?“

Den directen Anlaſs zu vorſtehenden Ausführungen ſoll, wie mir und anderen Perſonen von zuſtändiger Seite verſichert wurde, eine Unterhaltung bei einem Hofdiner gegeben haben, wo über die Bedingungen eines „feſten Regiments“ discutiert wurde und die ſteigende Macht der „patriachaliſchen Ideen“ bei Hofe in einer Weiſe hervortrat, die ſelbſt einen der anweſenden Miniſter beunruhigte.

Der Artikel der „Kreuzzeitung“ vom 2. Jänner 1895 hat allerdings in demſelben Blatte keine Nachfolger ähnlichen Inhaltes gefunden. Der Rückfall der Conſervativen in die Ideen des Herrn von Helldorf wurde in nicht geringem Maße durch die der Kataſtrophe zueilenden perſönlichen Verhältniſſe des Herrn von Hammerſtein gefördert. Es kam eine Zeit, wo denen, die über Wandlungen in der Haltung der „Kreuzzeitung“ Klage führten, verſichert wurde, ſie ſollten nur auf die „Taktik“ des Herrn von Hammerſtein vertrauen, derſelbe ſei auf dem beſten Wege, die Mittelparteien für die herrlichſten Pläne der Agrarier zu gewinnen. Deshalb dürfe auch der Gedanke eines Cartells ad hoc, bei dem jeder mitwirkenden Partei die vollſte Selbſtändigkeit gewahrt bleibe, nicht zurückgewieſen werden.

Herr v. Hammerſtein gewährte denn auch noch kurz vor ſeinem Zuſammenbruche einer gegen mich gerichteten umfaſſenden Artikelſerie Raum, der ſpäter eine zweite Serie im officiellen Organe der conſervativen Parteileitung folgte. Dem Verfaſſer dieſer Aufſätze bezeuge ich bei dieſer Gelegenheit gerne, daſs er lediglich ſeinem innerſten Drange nachgab. Als der Redactionswechſel im „Volk“ eintrat, ließ er ſich in ſeinem Blatte zu der Erklärung herbei, ich wäre ohne mein Bekenntnis zu den Ideen von Rodbertus eine „Zierde der conſervativen Publiciſtik“ geworden. Jedenfalls habe die Ueberzeugungstreue und Ehrlichkeit, die man mir nachrühmen müſſe, nicht zu der unklaren, unbeſtändigen Politik der „Hintermänner“ des „Volk“ gepaſst.

Die Socialpolitik des Herrn von Stumm und der heutigen Machthaber der conſervativen Partei fand übrigens auch in conſervativen Blättern lebhaften Widerſpruch, denen niemals ſocialiſtiſche Neigungen nachgeſagt worden ſind. So ſchrieb der in bürgerlich-conſervativen Kreiſen vielgeleſene „Reichsbote“ am 9. Jänner 1896:

„Wenn man jetzt dem Verlangen nach Arbeiterorganiſationen gegenüber geltend macht, das ſei eine Claſſenorganiſation, und eine ſolche wäre ein Zugeſtändnis an die Claſſenpolitik der Socialdemokratie, vielmehr müſſe man die Gewerbe, die Induſtrie und die Landwirtſchaft fördern, dann würde ſich die Beſſerung der Lage der Arbeiter von ſelbſt ergeben, ſo iſt dagegen zu bemerken, daſs, wie wir ſchon oben ſagten, ſich durch den modernen Wirtſchaftsbetrieb die Stellung der Arbeiter zu den Betrieben weſentlich geändert hat. Früher war es dem Arbeiter möglich, wenn er ſeine Geſellenprüfung beſtanden hatte, zum ſelbſtändigen Gewerbebetrieb zu gelangen, und infolgedeſſen hatte der Arbeiter keine geſonderte Exiſtenz neben demſelben, ſondern war ein organiſches Glied desſelben. Jetzt iſt aber den Arbeitern in ihrer großen Maſſe die Möglichkeit eines ſelbſtändigen Gewerbebetriebes entzogen, ſie fallen aus demſelben heraus, ſtehen mit ihrer Exiſtenz neben demſelben, ſind nicht mehr in ihm organiſiert. Dadurch ſind die Arbeiter zu einem beſonderen Stand geworden und haben als ſolcher auch ihre beſonderen Intereſſen und fordern eine Organiſation zu deren Geltendmachung. Sie ſtehen darin mit den anderen Intereſſengruppen auf gleicher Linie, und weil man jene wirtſchaftliche Entwicklung, die zu dieſer ſocialen Umgeſtaltung der Lage der Arbeiter geführt hat, nicht ändern kann, deshalb darf man auch das Verlangen der Arbeiter nach Organiſation zur Vertretung ihrer Intereſſen nicht negieren, ſo wenig man früher das Recht der Handwerker und der Bauern, nachdem ſie ſich zu einem beſonderen Stande entwickelt hatten, beſtreiten konnte.“

Das Organ der pommerſchen Conſervativen, die „P. Reichspoſt“ äußerte ſich damals zu demſelben Thema wie folgt:

„Zu welcher leidenſchaftlichen Wuth würde man die Arbeiterwelt entflammen, wenn man vom Stande und von der Partei aus zwar zugeben wollte, daſs gewiſſe Reformen an ſich gerecht und nöthig ſeien, daſs ſie aber gleichwohl ſo lange verweigert werden ſollen, bis ſie, im Sinne der Arbeiter zu reden, auch ‚zu Kreuze gekrochen‘ wären! Wäre das wirklich, von dem andern abgeſehen, die zweckmäßige Art, um die ſocialdemokratiſche Verbiſſenheit der Arbeiter wegzuſchaffen? Und in welche Widerſprüche müſste ſolche Politik ſich dabei verwickeln! ... Wir faſſen alſo unſer Urtheil über den von der Parteileitung ausgegangenen Artikel der ‚Conſ. Corr.‘ dahin zuſammen: Die Stellung zu der Socialreform für die Arbeiter, welche darin uns Conſervativen zugemuthet wird, müſſen wir als ſittlich unmöglich, als praktiſch undurchführbar und als in ſich ſelbſt widerſpruchsvoll erklären. Wir lehnen ſie daher ab. Feſt aber halten wir an der Hoffnung, daſs die conſervative Partei mit dieſer von vornherein verlorenen Politik ſich nicht identificieren wird.“

Daſs die hier ausgeſprochene Hoffnung ſich nicht erfüllt hat, bewies der letzte Parteitag. Damit iſt jedoch noch nicht geſagt, daſs alle Anſtrengungen der Socialconſervativen ohne dauerndes Ergebnis bleiben werden. Man darf nicht vergeſſen, daſs die conſervativen Maſſen unter dem Regime des Fürſten Bismarck die Gewohnheit erlangt haben, ſich ſtets unter die Autorität der leitenden Männer zu beugen. Aber an dem Tage, wo ein Umſchwung dem Deutſchen Reich den nothwendigen Staatsmann der Socialreform, eine rettende ſchöpferiſche Kraft, wie ſie in dem Freiherrn von Stein lebendig war, bringen wird, werden auch die tüchtigen, organiſationsfähigen Elemente, welche die conſervative Partei nicht zu werten verſtand, wieder auf dem Plan erſcheinen. Heute ſtehen ſie abſeits oder ſind gelähmt durch diejenigen, die ſich vollſtändig in den Irrgängen einer engherzigen Claſſenpolitik verloren haben.

Die Conſervativen Deutſchlands, inſoweit ſie parlamentariſch in Betracht kommen, ſind ſonach von demſelben Schickſal betroffen worden, das die ähnlich gearteten Parteigebilde in Oeſterreich und Frankreich ereilt hat.

In dieſem Blatte ſind die Wandlungen und Schickſale der öſterreichiſchen Conſervativen behandelt worden. Heute kann man nur noch hinzufügen, daſs auch die neueſten, nichts weniger als energiſchen Bemühungen der conſervativen Socialpolitiker des öſterreichiſchen Reichsraths, ſich aufzuraffen gegen die beherrſchende Stellung der ſlaviſch-reactionären Mehrheit, ein raſches Ende gefunden haben. Eine Socialpolitik, die dem zerſetzenden polniſch-czechiſchen Föderalismus Vorſpanndienſte leiſtet, iſt gerichtet.

Die franzöſiſchen Conſervativen ſind ſchon lange vollſtändig im Sumpfe des mittelparteilichen „Opportunismus“ verſunken. Der ſocialreformeriſch geſinnte Graf de Mun galt gewiſs als ein kluger, muthiger und beredter Mann. Aber ſelbſt die Schneidigkeit des ehemaligen Kuraſſierofficiers war dem zähen und rückſichtsloſen Widerſtande der Jeſuiten nicht gewachſen, die als franzöſiſche Großinduſtrielle auch deren Starrſinn in der Ablehnung ſocialer Reformen theilen. Hand in Hand mit dem wüſteſten radicalen Demagogenthum haben die franzöſiſchen Conſervativen den mächtigen Eiſencompagnien die ungeheuerlichſten Privilegien erhalten geholfen und bei dem Sturze aller Regierungen mitgewirkt, die gegenüber den Sonderintereſſen dem Staatsgedanken und den Aufgaben einer fruchtbaren nationalen Politik gerecht zu werden ſuchten. Außer Stande, die Monarchie wiederherzuſtellen oder auch nur die Lebensbedingungen einer einheitlichen, ſtabilen Regierung zu ſchaffen, begnügen ſich die franzöſiſchen Conſervativen jetzt damit, die Herrſchaft des ruſſiſchen Autokraten über Frankreich zu ſtützen. Auch ihre Deviſe iſt: Ruhe im Gemüt. Doch kann dieſe Ruhe nur dem weiteren Umſichgreifen der ſocialen und ſittlichen Fäulnis, wie ſie in den Panamaproceſſen und anderen Scandalen zutage getreten iſt, dienlich ſein.

Berlin. H. Oberwinder.

Digitized by Google

Die Wahrheit über die Exceſſe von Chodorow.

Am 7. v. M. interpellierten die Abgeordneten Eugeniusz von Abrahamowicz und Genoſſen den Herrn Miniſterpräſidenten wegen der am 4. und 5. von Bahnarbeitern verübten Judenexceſſe in Chodorów. Wenn der Polenclub interpelliert, ſo muſs an der Geſchichte was ſein. Die Judenexceſſe haben alſo ſtattgefunden. „Fenſter, Thüren wurden ausgebrochen, viele Menſchen ſchwer, tödtlich verwundet, Vermögen boshaft beſchädigt, unbeſchreibliche Greuelthaten, Straßenraube ununterbrochen begangen, Lebensgefahr, höchſte Noth u. ſ. f." — wie es in der Interpellation heißt. Während die Tagesblätter ſich damit begnügten, die Interpellation einfach abzudrucken, gab eines den Commentar — die „Arbeiter-Zeitung". Er lautet: „Wie man ſieht (?), hat die löbliche iſraelitiſche Cultusgemeinde mit ihrem Telegramm an den Polenclub gräſslich gelogen und aufgeſchnitten, was freilich nicht ausſchließt, daſs auch die vorgefallenen Dinge lebhaft zu beklagen ſind." Es iſt alſo wenigſtens ein Theil der Behauptungen wahr: das kann auch der Chodorower Specialcorreſpondent der „Arbeiter-Zeitung", der den erſten Theil des Commentars lieferte, nicht leugnen.

Ueber die Geſchichte iſt Gras gewachſen, man las nirgends mehr darüber, nicht einmal der genannte Specialcorreſpondent ließ etwas von ſich hören. Ein 81jähriger Greis (Moſes Stein) wurde ermordet, fünfzehn Perſonen, darunter vier Frauen (Chaje Roſenzweig, Hene Molbegad, Malke Eiſenſtein und Frau Kintzer) wurden ſchwer, über fünfzig Perſonen wurden leicht verwundet und niemand kümmerte ſich weiter um ſie. Es waren ja nur — Juden! Graf Badeni hat die Interpellation bis heute nicht beantwortet — im Einverſtändniſſe mit den Hausjuden des Polenclubs. Er zeigte ihnen eine Depeſche aus Chodorow vor, wonach die Bahnarbeiter lediglich aus Nothwehr gegen die jüdiſchen „Ausbeuter" zu Mord, Raub und Plünderungen gegriffen haben. Er drohte ihnen, die Depeſche im Parlamente vorzuleſen, falls ſie auf der Interpellationsbeantwortung beſtänden. Und die ſechs Herren duckten ſich. Auch die geſammte polniſche Preſſe, ob conſervativ oder demokratiſch, ob ſchwarz oder roth (der Lemberger „Robotnik") fand die Exceſſe begreiflich, als Folge der Ausbeutung durch die Chodorower Juden. Der ſocialdemokratiſche „Robotnik" erklärte: „Das Maß der Geduld war voll und das Gefühl der Rache muſste ſein Ventil finden" . . . Nirgends ein Wort des Bedauerns über die Brutalität, nirgends ein Wort des Mitgefühls mit den zahlreichen Opfern. Den Ausbeutern iſt ihr Recht geſchehen. Und wenn ſie glauben, darum noch nicht vogelfrei ſein zu dürfen, ſo mögen ſie nicht vergeſſen, daſs ſie doch in — Galizien ſind. Aber während alles, vom Grafen Badeni bis zum gleichgeſinnten „Robotnik" über Ausbeutung klagte, wuſsten und fühlten davon am wenigſten — die Bahnarbeiter ſelbſt. Denn nicht wirtſchaftliche, ſondern ganz andere Gründe waren es, die die als Lohnarbeiter thätigen Maſuren zu den Exceſſen verleiteten. Die Gründe ſind politiſcher Natur. Die Bauern ſind aufgeregt, weil die Juden den Regierungsorganen und Stanczyken bei den Wahlen Vorſchubdienſte leiſten. Das iſt wahr; das iſt zu bedauern. Aber es iſt auch zu erklären. Das furchtbare Maſſenelend der galiziſchen Judenſchaft, die ungeheure Anzahl von Leuten, die als kleine Zwiſchenhändler und Makler „von der Luft" leben, macht es der Stanczyken-Partei möglich, dieſe Maſſen zu corrumpieren. Steuer-Executionen, Entziehung von Conceſſionen, Chicanen*) nach allen Richtungen auf der einen, Geld auf der anderen Seite: Zucker und Peitſche.

Die jüdiſchen Großgrundbeſitzer, Banquiers und Wucherer, ein verſchwindender Bruchtheil der jüdiſchen Bevölkerung, beuten als Pächter von Propinationen, als Verwaltungsräthe von Spar- und Vorſchuſsvereinen, als Cenſoren der öſterreichiſch-ungariſchen Bank u. dgl. ihre eigenen Glaubensgenoſſen aus und zwingen ſie zu polniſchen Helotendienſten im Intereſſe der Regierungspartei, wofür ſie dann ſelbſt Mandate (in dieſer Seſſion zählt der Polenclub ſechs Juden, während er in der früheren nur vier zählte), Orden und Adelsgrade erlangen.

Trotzdem haben in Krakau und in Lemberg die ſocialdemokratiſchen Candidaten lediglich mit Hilfe der 6000, reſp. 5000 jüdiſchen Stimmen geſiegt; in Neuſandec und Tarnów, wo die jüdiſche Bevölkerung in der Majorität iſt, drang die ſocialiſtiſche Wahlmännerliſte durch. Das genügte aber nicht, um die Juden in den Augen der Bahnarbeiter zu entſchuldigen. Sonſt ſtimmten die jüdiſchen Maſſen mit der Regierung, aber Graf Badeni kann ihnen dieſe Abſtimmung nicht verzeihen. Am 3. Mai d. J. erklärte ſein Leibblatt der „Czas" in einem ſchwungvollen Artikel über die polniſche Conſtitution vom 3. Mai (1791), daſs das beſte Antidot gegen den Socialismus der Antiſemitismus [illegible]. Die Bahnarbeiter ſprengten die Juden [illegible], weil ſie regierungs[illegible] geſtimmt haben. Graf Badeni [illegible] den Denkzettel, damit [illegible] in Zukunft regierungsgetreu[illegible] ſtimmen. Denn während die Bahnarbeiter [illegible] und plünderten, betrachtete die Gendarmerie dieſes, wie ſich ein [illegible] „Demokratiſches" Blatt [illegible] poetiſch ausdrückte, „herrliche Genrebild" mit vornehmer Reſerve. Die Organe der öffentlichen Sicherheit ließen den Ingrimm der Arbeiter ruhig austoben, und der galiziſche Miniſterpräſident findet es, nachdem die „galiziſchen Wahlen" bereits vollzogen ſind, in Ordnung, wenn der Claſſenkampf der Ausgebeuteten gegen die „Ausbeuter" mit Knütteln, Brechſtangen und Dreſchflegeln ausgetragen wird. Wenn die jüdiſchen Proletarier, die ſich von der Regierung wie eine Meute gegen die bäuerliche Bevölkerung loshetzen laſſen und die von den reichen Juden als Stimmvieh an die Regierung verſchachert werden, glauben, von dieſer doch wenigſtens den Schutz ihres nackten Lebens verlangen zu dürfen, ſo hat ihnen das Blutbad von Chodorów dieſe Illuſion genommen. Denn Graf Badeni und die geſammte polniſche bürgerliche Preſſe ſind anderer Anſicht. Sie kennen wohl die politiſchen Beweggründe der Chodorówer Ausſchreitungen genau, aber ſie haben abſichtlich deren Beweggründe entſtellt, um die Juden von ihren Sympathien für die Arbeiter zu curieren und um dieſe als rohe Geſellen und Wegelagerer vor der geſitteten Welt erſcheinen zu laſſen. Zwei Fliegen auf einen Schlag. Die Wiener „Arbeiter-Zeitung" hat das rechtzeitig herausgefühlt, und nur der ſimple „Robotnik" gieng in die Falle. Er beſtrebte ſich übrigens das nachträglich gutzumachen, indem er einen nicht bloß gegen die reichen, ſondern auch gegen alle Juden gerichteten Paſſus der Parlamentsrede Daszyńskis — verſchwieg.

Ich fühle mich verpflichtet, meine Behauptungen auch zu beweiſen: nämlich, daſs die Urſache der Exceſſe keine wirtſchaftliche war, daſs die Juden überhaupt in keiner Weiſe unmittelbar provociert haben, daſs ſomit Miniſterpräſident Graf Badeni, der bekanntlich dieſe galiziſchen Vorgänge aus eigener Anſchauung nicht kennt, einfach falſch inſtruiert wurde, ſowie, daſs die Plünderungen in Gegenwart der Gendarmerie vor ſich gegangen ſind. Ich hebe aus dem mir von befreundeter Seite zur Verfügung geſtellten authentiſchen Material die intereſſanteſten Thatſachen heraus, die wohl ſelbſt ſprechen. Wenn es Herrn Grafen Badeni, der doch bekanntlich ein Freund der Juden vom Schlage der Ritter von Horowitz, Piepes, Rapoport und dergleichen iſt, intereſſieren ſollte, ſo kann ich ihm noch mehr zur Verfügung ſtellen.

Der unmittelbare Anlaſs zum Streite war dadurch gegeben, daſs der Arbeiter Buczek am Sonntag, den 4. v. M., ohne jeden Grund die Obſthändlerin Rachla Krolem anrempelte und ihren Korb mit Orangen ausſchüttete. Der daneben ſtehende Samuel Strauchler nahm ſich der Frau an und gerieth mit Buczek ins Handgemenge. Daraus entſtand eine Anſammlung von Bahnarbeitern und Juden, die zu einer Prügelei ausartete. Die rutheniſchen Einwohner haranguierten dabei die Bahnarbeiter gegen die Juden, beſonders der Schuſter Michael Szmer und der Notariatscandidat Rudnicki. Da ſich die Maſuren in Chodorów nicht genau auskannten, ſo bezeichneten die Ruthenen ihre Häuſer mit Kreuzen. Nun erfolgte die Metzelei.

1. Moſes Stein, ein 81jähriger Greis, wurde mit Knütteln bearbeitet, daſs ihm Hände und Rippen gebrochen wurden. Als er in hoffnungsloſem Zuſtande im Auftrage der Aerzte Dr. Bober und Dr. Hand ins Krankenhaus nach Lemberg überführt wurde, muſste er noch unterwegs trotz der Begleitung eines Gendarmen Miſshandlungen über ſich ergehen laſſen.

2. Joſef Glaiermann, ein deutſcher Sprachlehrer (auch ein Ausbeuter), wurde mit ſeinem achtjährigen Sohn aus dem Bette, in das er ſich verſteckt hatte, hervorgezerrt und unbarmherzig geprügelt. Seine Frau, die einen Säugling am Arme hielt, wurde auch nicht verſchont. Die dabei anweſenden Gendarmen verhielten ſich ganz paſſiv. Der Schaden beträgt 48 fl.

3. Antſchel Goldſchmidt, Schneider, erzählt, daſs ihn die Bahnarbeiter in Gegenwart von drei Gendarmen über eine halbe Stunde prügelten und ihm dabei die rechte Hand brachen. Seine ganze Einrichtung wurde demoliert, ſein Bettzeug zerfetzt, eine Nähmaſchine zertrümmert.

4. Herſz Lidner, Fuhrmann, wurde durchgeprügelt und verwundet. Dann wurde ihm ſein Pferd, ſein einziger Halt, erſtochen.

5. Leib Eiſenſtein, Kleiderhändler, wurde am 5. April vormittags verſchont, da er durch ſeine chriſtliche Amme den Arbeitern ſagen ließ, daſs hier ein chriſtliches Haus ſei. Nachmittags kamen die Arbeiter neuerlich vor ſein Haus, erbrachen die Thore trotz der Gegenwart der Gendarmerie und plünderten. Der k. k. Bezirks-Commiſſär [illegible] war ſo nobel, den Leuten zu erklären, daſs hier ein anſtändiges Haus ſei, aber ſie hatten wahrſcheinlich vor dem Regierungsfunctionär keinen großen Reſpect. Oder fehlte es dieſem am nöthigen Ernſt?

6. [illegible] Gottlieb, Reſtaurateur, deſſen Local die Arbeiter nie beſuchten, wurde überfallen und konnte ſich nur mit Hilfe zweier italieniſchen Arbeiter flüchten. Sein Schaden beträgt über 100 Gulden.

7. Selbſt der Rabbiner und ſeine Frau wurden nicht verſchont; in einem [illegible] wurden die Vorhänge der Gotteslade zerriſſen [illegible].

8. [illegible], Beſitzer einer Pfandleihanſtalt, wurde gezwungen, [illegible] den Arbeitern nachträglich auszufolgen.

*) [illegible]

Digitized by Google

Die einzige geſchäftliche Verbindung zwiſchen den Bahnarbeitern, die alle ihre Lebensmittel im Wege des Truckſyſtems von der Bauunternehmung beziehen, und den Juden beſtand darin, daſs ſie bei den letzteren wohnten. Aber auch nur 20 von ihnen. Dafür zahlten ſie 2 Kreuzer pro Nacht! Welche Ausbeutung! Und ſelbſt dieſen Betrag blieben ſie ſchuldig.

Abraham Kintzer, bei dem ſechs Arbeiter wohnten, erhielt die Bezahlung in der Weiſe, daſs ſeine Wohnungseinrichtung demoliert und ſeine Frau mit einem Stein ſchwer verwundet wurde.

Das iſt noch nicht alles. Das iſt erſt ein Theil des Stücks Mittelalters, das ſich durch zwei Tage unter den Augen der Behörde im oſtgaliziſchen Städtchen Chodorow abgeſpielt hat. Keinem der Excedenten wurde dabei auch nur ein Haar gekrümmt, verhaftet wurde nur der — Jude Strauchler. Bei hellichtem Tag und in Gegenwart behördlicher Organe wurde Menſchenblut vergoſſen, wurde das Hausrecht und Eigenthumsrecht brutal vergewaltigt, und Graf Badeni hält es nicht einmal für nöthig, die Interpellation zu beantworten. Inzwiſchen ſind bereits weitere Exceſſe in Bolechow und Dolinianȳ gefolgt, und die immunen Excedenten haben ſogar von den Juden ein Löſegeld verlangt — und auch erhalten. Leicht begreiflich, daſs in den Reihen der zumeiſt auf dem Lande und in kleineren Städten lebender jüdiſchen Bevölkerung die größte Beſtürzung und Aufregung herrſcht. Wäre es alſo wirklich ſchon dazu gekommen, daſs einzelne Bürger in Oeſterreich vogelfrei ſind?

Es handelt ſich nicht bloß um die Juden. Was dieſe heute erdulden, daſs ſie von ihren politiſchen Gegnern unter der Patronanz der Regierung, des tertius gaudens, vergewaltigt werden, könnte morgen auch anderen der Regierung unbequemen Parteien paſſiren. Darum hat jede Partei, die nicht bereits ihr Gefühl für politiſche Freiheit preisgegeben hat, ein Intereſſe, ja die Pflicht, das Ihrige zur Klärung der Affaire von Chodorów beizutragen. Nicht zum mindeſten die ſocialdemokratiſche Partei ſelbſt, wenn ſie nicht die Arbeiter von Chodorów mit ihrer Autorität decken will. Denn für die Chodorówer Arbeiter iſt es wahrlich keine Ehre, ſich zu Bütteln des Grafen Badeni hergegeben zu haben.

Dr. S. R. Landau.

Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland.

(Schluſs.)

Der Fürſtentag bezeichnet den höchſten Erfolg der öſterreichiſchen Politik in der deutſchen Frage. Olmütz war nur eine negative Errungenſchaft, während in Frankfurt ganz beſtimmt formulierte Vorſchläge Oeſterreichs mit entſchiedener Mehrheit angenommen wurden. Dieſe „Reformen“ waren freilich ſehr beſcheiden. Außer dem Schmerling'ſchen Delegiertentag wurde ein Directorium in Ausſicht genommen, das an Stelle des alten ungefügen Bundes die Geſchäfte zu leiten hatte und in welchem natürlich der Vorſitz wieder an Oeſterreich fiel. „Vergleicht man aber“, ſagt Friedjung, „die hier gebotene Verfaſſung mit der blutvollen Volksvertretung des allgemeinen Stimmrechtes, wie ſie nach 1866 in Deutſchland geſchaffen wurde, ſo ſieht man, wie wenig Oeſterreich der deutſchen Nation bieten konnte.“ Nun, es hätte immerhin mehr bieten können, wenn es entſchloſſen geweſen wäre, gegen die conſervativen Gewalten, die deutſchen Fürſten, energiſch einzuſchreiten. Wieder alſo der nun ſchon ſattſam bekannte Widerſpruch zwiſchen einem neuöſterreichiſchen Ehrgeiz, der kecke Vorſtöße wagt, und einem altöſterreichiſchen Beharrungsvermögen, das am liebſten alles beim Alten läſst und ſich nur in der Defenſive wohlfühlt. Trotzdem waren auch die Liberalen und Einheitsſchwärmer nach ſo vielen Enttäuſchungen mit dieſer Abſchlagszahlung ſehr zufrieden, ja ſogar entzückt, und die Conſervativen wieder waren froh, daſs ſie nicht mehr zu geben brauchten. So gelang es dem Auftreten des Kaiſers Franz Joſeph, die geſammte öffentliche Meinung, das deutſche Gemüthsleben zugunſten Oeſterreichs tief aufzuregen. Aber nicht nur dieſer alte Kaiſerſtaat verdankte dem Tag von Frankfurt ſeinen erſten großen Erfolg, ſondern auch der intimſte Gegner desſelben, Otto von Bismarck.

Nach einer Zuſatzclauſel zu den öſterreichiſchen Anträgen hieng die Weiterentwicklung der Frankfurter Beſchlüſſe und ihre Ueberſetzung in die Praxis ganz und gar von der Zuſtimmung Preußens ab. In Berlin wurden nun gleichfalls mit großem Geſchicke alle Stimmen der öffentlichen Meinung geweckt, um die Regierung zu gewinnen. Die Liberalen wirkten auf den Kronprinzen ein und die Conſervativen auf den König. Dieſem mächtigen Andrang leiſtete ein einziger Mann Widerſtand, Bismarck. Seine Politik ſtand damals an ihrem erſten kritiſchen Wendepunkte. Nach furchtbaren Kämpfen und mit dem Einſatze ſeiner ganzen Perſönlichkeit ſetzte er es ſchließlich durch, daſs der König auf den Beſuch des Fürſtentages verzichtete. Damit war aber wieder eine Action Oeſterreichs, ſeine letzte und glänzendſte in der deutſchen Frage, definitiv geſcheitert.

Mit logiſcher Folgerichtigkeit muſsten ſich nun die weiteren Ereigniſſe ergeben. Oeſterreich, weil es nie das Letzte wagte, muſste auch ferner bei gelegentlichen Vorſtößen zurückgeſchlagen werden, und Preußen, nachdem es ſich wieder auf eine Politik des reinen Staatsintereſſes verlegt hatte, muſste früher oder ſpäter zum Angriffe übergehen.

Eine erſte Gelegenheit, die deutſche Frage ins Rollen zu bringen, gab ihm der Ausbruch der Schleswig-Holſteiniſchen Frage. Bismarck zwang Oeſterreich zur Beihilfe, indem er drohte, daſs Preußen ſonſt allein vorgehen würde. „So konnte Oeſterreich“, ſagt Friedjung, „in den Augen der deutſchen Nation ſchach und matt geſetzt werden. Nun ſtand wohl Oeſterreich der Gegenzug frei: es konnte Preußen noch überbieten, es konnte ſich von dem Londoner Vertrage losſagen, ſich an die Spitze der Mittelſtaaten ſtellen und, getragen von der öffentlichen Meinung Deutſchlands, die Einſetzung des Herzogs von Auguſtenburg in Schleswig-Holſtein betreiben! Gewiſs, das konnte es. Dann wäre es aber nicht der alte traditionelle Kaiſerſtaat geweſen, der zur Zeit ſeines höchſten Aufſchwunges in Frankfurt nur ein ſehr dürftiges Reformproject zutage förderte. So fiel Oeſterreich ganz in ſeine paſſive Rolle zurück und ließ ſich während des däniſchen Krieges von Preußen ganz ins Schlepptau nehmen. Dabei blieb aber der alte Stolz, der auf die Vorherrſchaft nicht verzichten wollte und den Nebenbuhler gelegentlich brüskierte. Durch geſchickte Benützung dieſes Umſtandes gelang es ſchließlich dem preußiſchen Miniſterpräſidenten, ſeinen widerſtrebenden, friedliebenden König mit ſich fortzureißen. Die einzelnen Phaſen dieſes Entwicklungsganges ſind in dem Buche Friedjungs reizvoll geſchildert. Hier ſollen nur zwei Epiſoden herausgehoben werden, die wichtig und charakteriſtiſch zugleich ſind.

Am 21. April 1866 gieng eine Note von Berlin nach Wien ab, die eine halbe Niederlage der Politik Bismarcks und ein ſtarkes Entgegenkommen des Königs von Preußen bedeutete. Ein Vorſchlag Oeſterreichs auf gegenſeitige Abrüſtung wurde ſo gut wie angenommen, und das geängſtigte Europa athmete erleichtert auf. Der König hatte dieſe Note in dieſer Faſſung gegen den Willen Bismarcks abgeſandt, und es ſtand zu erwarten, daſs das Wiener Cabinet dieſe günſtige Poſition ausnützen würde, um mit dem König perſönlich zu einer Verſtändigung zu gelangen. Da aber geſchah das Unerwartete, daſs dieſe bisher ſo ruhige und defenſive Regierung der Grafen Mensdorf und Eſterhazy plötzlich im Sturmſchritt zum Angriff vorgieng und zuerſt die italieniſche Armee, dann auch die Nordarmee auf den Kriegsfuß ſetzte. Nun begann natürlich alle Welt an Oeſterreich irre zu werden. Auch der König von Preußen wurde wankend und konnte dem ſtürmiſchen Andrängen ſeines Miniſterpräſidenten nicht mehr widerſtehen. Mit ſchwerem Herzen unterzeichnete er das Schriftſtück, welches die Mobilmachung der preußiſchen Armee befahl. Dieſer verhängnisvolle Entſchluſs Oeſterreichs war zum Theile bedingt durch die Kriegsrüſtungen in Italien. Zu einem größeren Theil dürften aber die Stimmungen mitgewirkt haben, die durch die ewigen Angriffe und Beunruhigungen Bismarcks wachgerufen waren, jene Traditionen der Sacra Caesarea Majestas, die es kaum noch erlaubten, mit dem übermüthigen Emporkömmling Preußen auf gleichem Fuße zu verhandeln. Unnöthig ſcheint uns, daſs Friedjung den Antheil des Kaiſers an dieſer Wendung nur leiſe anzudeuten wagt. Franz Joſeph war thatſächlich tief gekränkt worden, und die Ueberlieferung ſeines Staates und Hauſes zwangen ihn einfach, die alte Vormachtſtellung um jeden Preis zu bewahren. Graf Moriz Eſterhazy aber, dieſer ſchwankende Grübler und überfeine haarſpalteriſche Skeptiker, ſcheint doch für einen ſo kühnen Entſchluſs nicht der rechte Mann geweſen zu ſein.*)

Als der Krieg faſt ſchon unvermeidlich ſchien, trat Bismarck, auf Anregung der Brüder Gablenz, mit einem Plan zur Auftheilung Deutſchlands hervor. Der Kaiſer von Oeſterreich ſollte Bundesfeldherr des Südens werden, der König von Preußen Bundesfeldherr des Nordens. Beide Gruppen ſollten ſich eng aneinanderſchließen und ſich gegenſeitig ihren Beſitzſtand garantieren. Venedig war dann durch die Streitkräfte von ganz Mitteleuropa für Oeſterreich geſichert. Intereſſant ſind die perſönlichen Mittheilungen, die Bismarck dem Autor Friedjung in einer Unterredung vom 13. Juli 1890 über dieſen Theilungsplan machte. „Niemand hätte uns widerſtehen können. Die beiden deutſchen Mächte ſtanden in gewaltiger Rüſtung und konnten Europa, das auf dieſe Wendung nicht vorbereitet war, das Geſetz vorſchreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürſten Süddeutſchlands dem Kaiſer von Oeſterreich ein Stück ſeiner Souveränität abtreten müſſen, aber die Einſchränkung wäre nicht ſo groß geweſen, wie jene, zu welcher er ſich 1871 freiwillig verſtand. Dieſer Umſtand iſt es denn, welcher bewirkte, daſs man dieſe Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir, noch auch Oeſterreich, das im Monat darauf Bayern zum Bundesgenoſſen gewann, mochten Erwähnung davon thun, daſs wir im Mai über die Theilung Deutſchlands verhandelten.“ Nach dem weiteren Plane Bismarcks ſollten die beiden Verbündeten über Napoleon herfallen und ihm Elſaſs-Lothringen entreißen. Für Bismarck bedeutete dieſer Vorſchlag trotz alledem einen halben Rückzug, für Oeſterreich aber ein ungeheures Angebot. Doch der conſervative Staat brachte es nicht über das Herz, die deutſchen Fürſten preiszugeben, und nach Ablehnung des Bismarck

*) [illegible]

Digitized by Google

ſchen Entwurfes konnten nur noch die Waffen entſcheiden. Es muſste ſich zeigen, ob die öſterreichiſche Heeresleitung geſchickter war als die öſterreichiſche Diplomatie.

Sie war es nicht, und zwar aus einer Urſache, die wir bereits kennen. Auch die Heeresleitung krankte an dem Zwieſpalt zwiſchen einer Naturanlage, die auf die Defenſive verwies, und einer gelegentlichen Angriffsluſt, die burſchicos mit dem Gewehrkolben dem Gegner auf den Leib rückte. Aber jede Regung zu einer Initiative fiel bald wieder mit der Schwerkraft eines Naturgeſetzes in das altöſterreichiſche langſame Gleichgewicht zurück. Selbſt wenn einmal relativ kühne Geiſter auftraten, wie der Erzherzog Carl, waren ſie doch ſehr vorſichtig und behutſam in ihren Neuerungen. Die franzöſiſche Revolutionsarmee hatte das zerſtreute Gefecht von Tirailleuren eingeführt, die ihren Rückhalt in einer ungeſtüm nachdrängenden Hauptcolonne fanden. Erzherzog Carl übernahm nun zwar die Tirailleure, konnte ſich aber zur Colonne nicht entſchließen, ſondern behielt die ſchwerfällige Linienaufſtellung des vorigen Jahrhunderts bei. Seine Ermahnung zu friſcher Initiative wurde doch wieder mit ſo vielen Einſchränkungen umgeben, daſs dieſe letzten ſchließlich das einzige Vermächtnis des Erzherzogs blieben. Die Defenſive war nach wie vor das Ideal der öſterreichiſchen Heerführer und nur wenn ſie, wie 1859, ſchlechte Erfahrungen damit machten, kamen ſie vorübergehend auf andere Gedanken. Zwar blieben ſie in ſtrategiſcher Hinſicht immer Defenſivmänner, verbanden aber damit eine ebenſo bravourmäßige als verderbliche Stoßtaktik, die den preußiſchen Zündnadelgewehren eine reiche Ernte bot.

Faſt inſtinctiv muſste ein Staat von dieſer defenſiven Charakteranlage bei der Beſetzung ſeiner Führer- und Verwaltungsſtellen immer nach den ſogenannten conſervativen und erhaltenden Temperamenten greifen, die eine überſtürzte Initiative und eigene Gedankenbildung niemals in ſich aufkommen ließen, ſondern ſich methodiſch, klug und abwartend in den alten Geleiſen fortbewegten. Darum war es durchaus kein Zufall, vielmehr eine organiſche Nothwendigkeit, daſs der kecke Corpsführer Benedek den General und Profeſſor Krismanič als militäriſchen Berather und eigentlichen Leiter der Operationen zur Seite bekam. Ausgezeichnet ſchildert uns Friedjung dieſen militäriſchen Bureaukraten und ſtrategiſchen Gelehrten, der ganz und gar im Zeitalter der Daun und Lacy lebte und offenbar noch gar nicht wuſste, daſs inzwiſchen ein gewiſſer Napoleon Bonaparte eine ziemliche Umwälzung in der Kriegskunſt herbeigeführt hatte. Von einem kundigen Geſchichtsforſcher wird uns hier ein ganz neues überraſchendes Material geboten und ein kräftiger Künſtler benützt zugleich dieſe Thatſachen, um uns durch geſchickte pſychologiſche Gruppierung einen tiefen Einblick in das innerſte Herz des Kaiſerſtaates zu gewähren. Immer mehr geht es dem Leſer dabei auf, daſs er nichts Geringeres vor ſich hat, als das alte und heilige Reich römiſcher Nation mit ſeinen hochfliegenden Anſprüchen und ſeiner ſchwerfälligen feudalen Ausrüſtung. Durch discrete Pinſelſtriche wird dieſes Bild in glücklichſter Weiſe vervollſtändigt. So ſpricht der Verfaſſer gelegentlich von der faſt religiöſen Atmoſphäre, die den habsburgiſchen Herrſcher während ſeines Lebens umgibt, und die auf die alten Tage der römiſch-katholiſchen Majeſtät zurückgeht. Ein andermal meint er, daſs mit vollem Recht die Italiener die öſterreichiſche Herrſchaft ſchlechtweg als eine Herrſchaft der Deutſchen bezeichneten, da ſie in der That nur eine Fortſetzung des alten Werkes der Ottonen und Hohenſtaufen geweſen wäre. Der Verfaſſer hat Recht. Unter dem Donner der Kanonen von Königgrätz wurde der letzte Reſt der Erbſchaft Karls des Großen, mehr als ein Jahrtauſend deutſcher Geſchichte, endgiltig liquidiert.

Der reiche Inhalt des Friedjung'ſchen Werkes iſt durch dieſe wenigen Angaben nicht auszuſchöpfen. Immer wieder möchte man da und dort ein intereſſantes Detail herausgreifen, deſſen Reiz nicht immer auf ſeiner Neuheit beruht, ſondern auf der hohen Kunſt der Darſtellung, über welche der Verfaſſer verfügt. Die Perſonen ſeines wechſelnden Dramas, die Schmerling, Mensdorf, Rechenberg leben und athmen, wir glauben ſie greifen zu können. Die verwirrenden Fäden der Hofintrigen weiß er ebenſo geſchickt zu entknoten, wie die überwältigende Mannigfaltigkeit einer modernen Feldſchlacht zu einem klaren Gebilde zu geſtalten.

Und doch liefert er nur eine Vorarbeit. Denn ſo genau er die Perſonen und ihre Handlungen und Motive zu ſchildern weiß, ſo wenig kennt er die in der Tiefe gährenden Kräfte; er gibt uns keine Pſychologie der großen Nationalitätenbewegung, verſucht es nicht, die [illegible] der Völker kennen zu lernen und auszudeuten, und iſt ſich offenbar der Tragweite des Gegenſatzes zwiſchen den Nur-Nationalen (deren Rolle gegenüber der Politik heute die Socialiſten ſpielen) und Nur-Politikern gar nicht bewuſst geworden. Das wirkt ein wenig auch auf die Darſtellung der handelnden Perſonen zurück. Ganz ungewöhnlich wird der alte Wilhelm überſchätzt, und die [illegible] [illegible]

eine große publiciſtiſche, aber nicht geſchichtswiſſenſchaftliche That bezeichnet werden.

Richtigſtellung: Im erſten Theile dieſes Aufſatzes (Nr. 135) leſe man auf Seite 69, 7. Zeile von unten anſtatt Rivalen Liberalen und auf Seite 70, 34. Zeile von oben anſtatt Olmütz Dresden.

Berlin. S. Lublinski.

Noch einmal „Der Pulsſchlag".

Verehrliche Redaction!

Infolge einer längeren Reiſe bekomme ich erſt jetzt einige Nummern der „Zeit" zu Geſicht, in denen ſich ein Aufbau von Prioritätsanſprüchen über dem Gedanken erhebt, daſs der Herzſchlag die urſprüngliche Maßeinheit und der Typus des muſikaliſchen Rhythmus ſei. Indem ich dieſe Pyramide höher führen will, beanſpruche ich ſo wenig, ihren Schluſsſtein einzufügen, daſs ich vielmehr die ganze Mittheilung nur in dem methodiſchen Intereſſe mache, nachzuweiſen, daſs die Aufſuchung von Ideen-Prioritäten überhaupt eine ins Unendliche gehende Aufgabe iſt. Wiſſenſchaftlich gerechtfertigt iſt immer nur der Nachweis, daſs A die Idee früher ausgeſprochen hat als B; niemals aber der Anſpruch, daſs A ſie überhaupt zuerſt ausgeſprochen hat. So wiederholt ſich hier im kleinen der Proceſs des geſammten menſchlichen Forſchens, das von jeder entdeckten Urſache auf eine frühere gewieſen wird, an die erſte Urſache ſchlechthin aber niemals gelangen kann. Zur Kritik der naiven Verwechslung, die das Frühere pſychologiſch zum Erſten auswachſen läſst, theile ich alſo Folgendes mit:

Herr Profeſſor Hausegger beanſprucht die Priorität jener Idee, die er im Jahre 1885 ausgeſprochen habe. Nun enthalten meine im Jahre 1882 veröffentlichten „Pſychologiſchen und ethnologiſchen Studien über Muſik" („Zeitſchrift für Völkerpſychologie", Bd. XIII; ein Erſtlingsverſuch, den ich als ganzen heute nicht mehr aufrecht erhalte), folgende Stelle:

„Ueber den Grund, weshalb eigentlich der Affect zum Rhythmus hindrängt, ſei als reine Hypotheſe gewagt: daſs wir in der Aufregung durch die ſchnellere Blutcirculation die Schläge des Herzens und Pulſes deutlicher empfinden und dieſe, da ſie ſcharf rhythmiſch ſind, auch im übrigen zu rhythmiſcher Bewegung hindrängen.

Damit ſtimmt es auch, daſs wir in den Stimmungen der Niedergeſchlagenheit und der Spannung, wo der Herzſchlag am leiſeſten, reſp. am unregelmäßigſten iſt, am wenigſten imſtande ſind zu ſingen, daſs es uns dann faſt unmöglich iſt, in einem Rhythmus zu bleiben, der gegen unſer inneres oscillierendes Gefühl ſo contraſtiert, und daſs ein Clavierſpieler, der ſich ängſtigt, am eheſten aus dem Takt kommt. Es findet auch eine reciproke Wirkung ſtatt: wenn man in der Angſt durch eine große Willensanſtrengung ſich zu ſingen zwingt, ſo lindert das die Angſt; Kinder ſingen in der Dunkelheit, um ſich von der Furcht zu befreien. Man hat beobachtet, daſs der Takt der Muſik ſelbſt auf den Pulsſchlag wirkt (Krieger, citiert bei Baſtian, Menſch in der Geſch., III. Quetelet fand, daſs ſein Pulsſchlag ſich einer rhythmiſchen Bewegung, die er hörte oder ausführte, accommodierte. Da iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daſs auch umgekehrt der lebhaft als rhythmiſch empfundene Puls- und Herzſchlag eine lautliche Aeußerung rhythmiſch geſtaltet. Ariſtides (de Mus. I, p. 31 Meibom) erwähnt, daſs der Rhythmus drei Sinnen bemerkbar wäre: dem Geſichtsſinn durch den Tanz, dem Gehör durch die Muſik, dem Gefühl durch den Pulsſchlag. Ariſtoxenos vergleicht die verſchiedenen rhythmiſchen Muſiken den entſprechenden Arten des Pulsſchlages."

Zur Sache ſelbſt bemerke ich, daſs Alfred Espinas in ſeinem Werke über thieriſche Geſellſchaften, deſſen Ueberſetzung 1879 erſchien, folgenden Satz ſchreibt: „Die ſingenden Inſecten müſſen nach dem biologiſchen Geſetze des Rhythmus, welches durch die Contractionen der Muskeln die Bewegung des Blutes, die Athmung beherrſcht, ſich in ſtoßweiſen, durch Intervalle getrennten Tönen und Tongruppen mit längeren Intervallen äußern, daher ſowohl Mannigfaltigkeit wie Einheit, kurz, Harmonie."

Ich bin, wie geſagt, weit entfernt, das Recht der Erſtgeburt dieſer Idee geltend zu machen, ſondern wollte vielmehr gerade nur die Illuſion jedes ſolchen Anſpruches exemplificieren. Der Record ſteht alſo jetzt auf 1882; ich bin ſicher, daſs er demnächſt verbeſſert werden wird.

In größter Hochachtung Ihr Georg Simmel.

Ein Dichter des Verrathes.

Georg Brandes hat ſchon in ſeinem Artikel „Polniſche Romantik" [illegible] eines der Hauptmotive in der Dichtung der großen polniſchen Dichter, Mickiewicz und Słowacki, mit richtigem Blicke erkannt. „Eine Verherrlichung des Verrathes oder der Ueberrumpelung" nennt er es mit [illegible] klaren Worten, und es hat mich nicht wenig gewundert, daſs kein Pole gegen dieſe Worte proteſtiert hat. Wie? ein Mickiewicz, welcher von den Polen als ein Vertreter [illegible] des nationalen Genies, als ein Apoſtel [illegible] Heroismus und [illegible] Idealismus betrachtet wird [illegible] „Verherrlichung des Verrathes"! Und das ſagt ein [illegible] ein Fremder [illegible] Polen! Wenn ſie dagegen [illegible] Schauder [illegible]

Digitized by Google

ihrer nationalen Heiligthümer an den Pranger geſtellt haben, ſo fühle auch ich mich ermuthigt, hier einige häretiſche Gedanken über den „größten polniſchen Dichter“ auszuſprechen, welche mir noch ſeit meiner Gymnaſialzeit im Kopfe ſpuken. Ich habe nämlich ein polniſches Gymnaſium abſolviert und Mickiewicz wurde mir von den Lehrern als die beſte Lectüre recommandiert, ſeine Gedichte ſtanden im polniſchen Leſebuche, ſeine Biographie und der Inhalt ſeiner Hauptwerke muſsten ſtudiert werden, ſein Geburtstag wurde von der Schuljugend gefeiert — mit einem Wort: man hat uns gewöhnt, Mickiewicz als einen der größten Geiſtesheroen zu verehren und ſeine Worte als den Ausfluſs des größten Genius heilig zu halten.

Ich erinnere mich noch, wie ich aus angeborener Widerſpruchsluſt in einem Penſum dieſer Mickiewicz-Andacht entgegentrat und einen ſeiner Verſe, welcher das Thema jenes Penſums bilden ſollte, ſo interpretierte, daſs der Lehrer der polniſchen Literatur dieſes Penſum zum Gegenſtande einer förmlichen Anklage gegen mich bei der Direction machte und ich für meine häretiſche Exegetik eine tüchtige Naſe vom Director bekam. Seit jener Zeit iſt mir Mickiewicz immer als ein ziemlich ſonderbarer Heiliger erſchienen und ein aufmerkſames Studium ſeiner geſammelten Werke überzeugte mich ſpäter, daſs ich mit meinem knabenhaften Gefühl im Rechte war. Da aber von dieſem Dichter nur einige hervorragende Dichtungen ins Deutſche überſetzt ſind und die deutſchen Leſer ſeine ſämmtlichen Dichtungen nicht kennen, ſo wird es vielleicht nicht überflüſſig ſein, hier einiges zur Charakteriſtik dieſes polniſchen Genius beizuſteuern.

Noch eines muſs ich vorausſchicken. Dem Dichter Mickiewicz will ich keinen Abbruch thun, an ſeinem dichteriſchen Ruhme will ich gar nicht rütteln. Nur eines der herrſchenden Motive ſeiner Poeſie will ich hervorheben und durch Beiſpiele beleuchten — ein Motiv, welches mir ſowohl für den Dichter als auch für die ihn umgebende Geſellſchaft charakteriſtiſch zu ſein ſcheint.

Mickiewicz wurde in einer politiſch höchſt abnormalen und ungeſunden Luft erzogen. Am Vorabende ſeiner Geburt war das alte Polen gefallen und zerriſſen worden. Sein Fall wirbelte viel Staub auf, zerrte ſoviel Verderbtheit, Charakterloſigkeit, Cynismus und Corruption, welche im Innern der polniſchen Geſellſchaft gewuchert hatten, ans Tageslicht, daſs die jungen Generationen lange noch in dieſem verpeſteten Dunſtkreis athmen muſsten. Und ſo ſehen wir, daſs Mickiewicz gleich bei ſeinem Eintritte in die Literatur eine Hinneigung der Phantaſie zur Schilderung von Verrath, Ueberläuferthum und Renegatenthum bekundet. Er muſs viel darüber gegrübelt, muſs in ſeiner Umgebung ſtarke Impulſe dazu erhalten haben, denn das Thema verläſst ihn bis zum Schluſſe ſeiner poetiſchen Thätigkeit nicht. In ſeinen Gedichten tritt uns eine lange Reihe von Verräthern entgegen; es ſind aber nicht untergeordnete Figuren, wie Jago, Jachimo (Cymbelin), Goneril, bei Shakeſpeare, es ſind Helden, von dem ganzen Zauber des Romanticismus umfloſſene, als höhere Menſchen gezeichnete Helden und das iſt eben das Bedenkliche und Abſtoßende in dieſen Dichtungen.

Wohlgemerkt: Es ſind nicht bloß ſogenannte „patriotiſche Verräther“, die uns Mickiewicz zeichnet, nicht bloß Menſchen, welche ihre glühende Vaterlandsliebe nur durch Verrath an den Feinden ihres Vaterlandes bethätigen zu können glauben. Nein, wir haben bei Mickiewicz eine ganze Muſterkarte von Verräthern jeglicher Sorte — von rein perſönlichen bis zu den hoch patriotiſchen.

Schon in ſeinem literariſchen Debut, in einer pſeudohiſtoriſchen Novelle Żywila (gedruckt 1819) verräth der Held der Erzählung, Poraj, ſeinen Landesherren, den Fürſten Koryat, um mit Hilfe des Feindes die Hand der Fürſtentochter zu erlangen, erobert mit dem feindlichen Heere die Hauptſtadt ſeines Fürſten, befreit die Fürſtentochter aus dem Gefängniſſe, wo ſie geſchmachtet hatte, wird aber von ihr als Verräther erſtochen.

Im Jahre 1822 trat Mickiewicz zum erſtenmal mit einem Bändchen Gedichte hervor. Das Bändchen enthielt „Balladen und Romanzen“ und ſein Erſcheinungsjahr wird als der Anfang einer neuen Epoche in der polniſchen Literatur betrachtet. Werfen wir aber einen Blick auf den Inhalt dieſes Büchleins, ſo wird uns gewiſs die Menge der darin enthaltenen Verrathsſcenen und verrätheriſcher Helden auffallen.

Gleich in der zweiten Ballade, der „Switezianka“ (die Nymphe vom See Switez) wird erzählt, wie ein Jägerburſche ſich in eine Nymphe verliebt hat und ihr ewige Treue ſchwört, bald aber einem anderen, ihm im Walde erſchienenen Mädchen nachläuft und daſſelbe umarmt; dieſes Mädchen entpuppt ſich als die erſte Geliebte und der treuloſe Geliebte wird mit tauſendjähriger Höllenqual geſtraft. In der Ballade „Rybka“ (das Fiſchlein) ſehen wir ein armes Dorfmädchen, welches, von einem Herrn verrathen, ſich im Fluſſe ertränkt und ſpäter dieſen Herrn und ſeine Gemahlin in Stein verwandelt.

Ungemein charakteriſtiſch in dieſer Beziehung, eine wahre Diſſertation über den Freundesverrath, iſt die unvollendet gebliebene Ballade „Tukaj oder die Freundesproben“. Tukaj, ein reicher, mächtiger, weiſer Mann, ſtirbt, nachdem er zur Ueberzeugung gekommen war, daſs Reichthum, Macht, Weisheit und Tugend nur eitel Rauch ſind. Es thut ihm nur leid um ſeine Weisheit und um ſeine Freunde. Da erſcheint ein Zauberer, welcher ihm verſpricht, ihm den Weg zur Unſterblichkeit zu weiſen, aber nur unter der Bedingung, daſs er dieſen Weg mit einem Freunde betreten ſoll, welchem er abſolut vertrauen kann. „Tukaj antwortet nichts, denn wer kann fremde Gedanken errathen? „Vielleicht vertrauſt du der Geliebten, der Frau?“ — „Ja.“ — Da verſtummte er und ſah traurig vor ſich hin. „Ja“ ſpricht er und verſtummt wieder. Er denkt, kämpft mit ſich ſelbſt. „Ja, der Geliebten . . . . ja, der Frau!“ Er glaubt und ein Schrecken beſchleicht ihn, er zweifelt und brennt vor Scham. Er denkt, kämpft mit ſich ſelbſt, er iſt zum Entſchluſs gekommen, will ſchon antworten — und antwortet nichts.“ Schließlich nimmt er den Pact an, wobei ihm im voraus geſagt wird, daſs böſe Geiſter ſeinen Freund verſuchen und zum Verrath verleiten werden. Und nun beginnt Tukaj über dieſe Verſuchungen folgendermaßen zu raiſonnieren: „Was immer für Liſten das ſein mögen, von denen ich gehört habe, ſeien es ihrer viele oder wenige, ſie werden von dreierlei Art ſein. Will man jemanden zum Verrath bewegen, braucht man Gewalt oder Ueberredung, muſs man ihn entweder mit Gaben beſtechen oder terroriſieren oder zwingen. Daſſelbe mit kürzeren Worten geſagt, wird folgenden Syllogismus ergeben: dreierlei iſt der Weg zum Verderben, die Neugierde, die Habgier und der Schrecken. Wer alſo in dieſer dreifachen Hinſicht eine harte Probe beſteht, dieſem kann ich ſchon wie mir ſelbſt vertrauen.“ Tukaj verſucht nun ſeine drei treueſten Freunde nacheinander und, natürlich, alle drei verrathen ihn.

Ziemlich unbedeutend iſt die Ballade „Renegat“ (ein Abtrünniger), wo ein zum Muſelmann gewordener Pole bei dem bloßen Anblick einer polniſchen, ihm vom Sultan geſchenkten Sclavin ſtirbt. Eine Ballade mit compliciertem Verrathsmotiv hat den Titel „Czaty“ (der Hinterhalt). Ein Wojwode kommt in ſein Schlafgemach hereingeſtürmt und überzeugt ſich, daſs ſeine Frau nicht da ſei. Er weiß ſchon, wo ſie zu treffen ſei, ruft einen bei ihm bedienſteten Koſaken, nimmt zwei Flinten und Munition und ſie gehen beide in den Garten, wo des Wojwoden Frau in den Armen ihres früheren Geliebten ſchmachtet. Der Wojwode befiehlt dem Koſaken, das Weib aufs Korn zu nehmen, er ſelbſt will den Jüngling erlegen; allein der Koſak wartet nicht auf das Signal und brennt ſeine Ladung dem Wojwoden gerade in den Kopf ab.

Die Mehrzahl der Balladen wurde im Jahre 1822 in Wilno publiciert. Mickiewicz erſcheint hier noch keineswegs als der feurige Patriot der ſpäteren Jahre, es ſind alſo nicht patriotiſche Erwägungen, nicht der Contraſt des ohnmächtig darniederliegenden Polens und des mächtigen Rußlands, welche ſein Gemüth zu dieſer unaufhörlichen Beſchäftigung mit dem Verrath in ſeinen verſchiedenſten Formen treiben. Was ihn dazu getrieben, darüber mögen ſich die Mickiewicz-Philologen ihre weiſen Köpfe zerbrechen, ich aber will in der Aufzählung der Thatſachen fortfahren. Die drei Epen, auf welchen Mickiewicz' Dichterruhm hauptſächlich baſiert, „Grażyna“, „Konrad Wallenrod“ und „Herr Thaddäus“ ſind keineswegs frei von dieſer eigenthümlichen Geſchmacksverirrung. Im Gegentheil, in „Grażyna“ und „Konrad Wallenrod“ bildet der Verrath das Hauptmotiv. In der „Grażyna“ plant der Held Litawor, ein lithauiſcher Theilfürſt, einen Verrath an dem Großfürſten Witowt und verbündet ſich zu dieſem Zwecke mit dem Deutſchen Kreuzorden, welcher ihm gleich eine Heeresabtheilung für den beabſichtigten Kriegszug nachſchickt. Sobald aber Litawors heldenhafte Frau Grażyna von dieſer Abſicht erfährt, beſtürmt ſie ihren Mann mit Bitten, er ſolle ja nicht Brüder gegen Brüder führen und dazu noch die Deutſchen zuhilfe nehmen. Als aber Litawor nicht nachgeben wollte, läſst ſie auf eigene Fauſt die deutſchen Geſandten mit Spott wegſchicken. Die beleidigten Deutſchen wenden ſich nun mit ihren Truppen gegen Litawors Stadt; die Lithauer waffnen ſich zum Kampfe, allein Litawor ſchläft im Schloſſe und ſtatt ſeiner nimmt Grażyna ſeine Rüſtung und zieht zum Kampfe. In einem Walde werden die Deutſchen umzingelt, ein heißer Kampf entbrennt, in welchem Grażyna tödtlich getroffen zu Boden ſinkt. Erſt im letzten Augenblicke erſcheint Litawor, welcher den Sieg für die Lithauer erkämpft, Grażyna auf ſein Schloſs tragen läſst und neben ihr auf dem Scheiterhaufen ſeinen Tod findet. Litawors beabſichtigter Verrath an dem lithauiſchen Vaterlande iſt durch gemeine Habſucht motiviert; die Ehre des Vaterlandes wird aber von Grażyna durch einen zweiten, an den Deutſchen begangenen Verrath gerettet.

Die große Epopoe des ſogenannten patriotiſchen Verraths hat Mickiewicz erſt in „Konrad Wallenrod“ geſchaffen. Das moraliſch Verwerfliche und Abſtoßende, was hier auf den Heldenкothurn geſtellt und mit dem poetiſchen Glorienſchein umgeben wurde, hat ſogar die polniſche Kritik bald nach dem Erſcheinen des Gedichtes (1828) herausgefühlt. So ſchrieb Kajetan Koźmian 1828: „Noch keinem Dichter iſt ein ſolches Sujet in den Sinn gekommen; Wallenrod wurde im Gegenſatz zur Geſchichte als ein niederträchtiger Verräther dargeſtellt und obendrein zu einem Lithauer gemacht, um einen Begriff zu geben, wie edel die Lithauer ihr Vaterland lieben.“

„Konrad Wallenrod“ wurde in Petersburg, Odeſſa und Moskau geſchrieben, wohin der Dichter nach kurzer Gefangenſchaft in Wilno verbannt wurde. Trotz herzlicher und freundſchaftlicher Aufnahme fühlte er ſich gedrückt und in ſeinem Patriotismus gekränkt. [illegible] dieſe Maske [illegible]

als „Sclave“ und dieſes Sclavengefühl hat ſeine Phantaſie in dem großen Gedichte verkörpert. „Du biſt ein Sclave“, ſo lautet ein Vers dieſes Gedichtes, „und des Sclaven einzige Waffe iſt Verrath“. Da das Gedicht mehrmals ins Deutſche überſetzt wurde, ſo will ich ſeinen Inhalt nur kurz ſkizzieren. Ein junger Lithauerknabe wird von den Deutſchen Kreuzrittern in die Sclaverei geſchleppt, dann getauft und im Palaſt des Großmeiſters erzogen. Hier findet er aber einen lithauiſchen Wajdeloten (Volksſänger), welcher, ehedem auch gefangen genommen, nun dem Orden Dolmetſcherdienſte leiſtet. Dieſer Sänger entfacht in der Bruſt des Knaben einen glühenden lithauiſchen Patriotismus, lehrt ihn ſeine Erzieher und die Bedrücker ſeines Vaterlandes haſſen. Dieſe Lehre fällt auf fruchtbaren Boden. Sobald Alf — ſo heißt der Held — das Jünglingsalter erreicht hat, will er nach Lithauen fliehen, doch der Wajdelote ſagt ihm: „Bleibe noch, lerne den Deutſchen ihre Kriegskunſt ab, trachte ihr Vertrauen zu erwerben und dann werden wir ſehen, was weiter zu beginnen ſei“. Allein der Jüngling ließ ſich nicht halten und in der erſten Schlacht mit den Lithauern verließ er den Orden, nahm auch den Wajdeloten mit und ſchlug ſich auf die Seite der Lithauer. Hier wurde er ein Waffengenoſſe des Fürſten Kiejſtut, welcher ihm ſeine Tochter Aldona zur Frau gab. Als aber am folgenden Jahre die Kreuzritter mit großer Macht Litauen überfielen und ein großes Blutbad anrichteten, da faſste Alf mit Hilfe des Wajdeloten den Plan, nach Weſteuropa zu gehen, dort Ruhm zu erwerben, ſich zum Großmeiſter des Ordens aufzuſchwingen und dann den Orden deſto bequemer und wirkſamer zu vernichten. Das iſt die Vorgeſchichte des Gedichtes, welche erſt nachträglich erzählt wird. Das Gedicht beginnt mit der Wahl des Großmeiſters. Ein gewiſſer Konrad Wallenrod wird allgemein als der Tüchtigſte anerkannt. „Er iſt ein Fremder, in Preußen unbekannt, — ſo heißt es im Gedichte — ſein Ruhm erfüllt auswärtige Länder. Ob er die Mauren verfolgte auf den Bergen Caſtiliens, oder die Osmanen auf den Meereswellen, war er immer in den Schlachten vorn, der erſte auf den Mauern, der erſte, welcher die feindlichen Schiffe feſthackte.“ Unter der Fülle ſeiner Tugenden iſt nur ein Fehler — er „ſucht manchmal Troſt in geiſtigen Getränken“. Unter allen Ordensbrüdern hat einer einen großen, außerordentlichen und geheimnisvollen Einfluſs auf ihn, — es iſt ein gewiſſer Halban, ein grauer Mönch und ſein Beichtvater.

Mit Halbans Zuthun wird Konrad zum Großmeiſter gewählt, anſtatt aber ſogleich in den heiligen Krieg gegen Lithauen zu ziehen, ſitzt er träge zuhauſe, bis die Lithauer ſo keck geworden ſind, ſelbſt die Rache des Ordens zu provocieren. Dann erſt wird ein großes Heer verſammelt und nach Lithauen geführt. Wallenrod aber läſst es ſo lange Wilno belagern, bis der Winter eingetreten iſt und ſo wird das ganze Heer theils von Schneeſtürmen, Hunger und Krankheiten, theils von Lithauern vernichtet, ſo daſs nur klägliche Ueberreſte nach Marienburg zurückkehren. Konrad kehrt auch zurück, um dort dem geheimen Gerichte, welches unterdeſſen ſeine lithauiſche Provenienz, ſeine Identität mit jenem Alf ausgekundſchaftet hatte, zum Opfer zu fallen. Er ſtirbt mit bitterem Hohn. „Er riſs den Ordensmantel von ſich, warf das Abzeichen des Ordensmeiſters zu Boden und trat es mit den Füßen, verächtlich lachend. „Das ſind die Sünden meines Lebens! Ich bin bereit zu ſterben, was wollt ihr mehr? Wollt ihr Bericht von meinen Amtshandlungen, ſo ſchaut auf die vielen Tauſende Erſchlagener, auf die zerſtörten Städte, auf die in Flammen aufgehenden Beſitzungen. Hört Ihr den Wind? Er treibt Schneewolken, dort erfrieren die Ueberreſte Euerer Kriegsmacht! Hört Ihr? Es heulen die Rudel hungriger Hunde, welche ſich um die Reſte der Mahlzeit reißen. Das hab' ich bewirkt! Wie groß bin ich, wie ſtolz! So viele Köpfe der Hydra mit einem Streich abzuſchneiden! Wie Samſon durch die Erſchütterung einer einzigen Säule das ganze Gebäude zu zerſtören und unter den Ruinen zu ſterben!“

Sein alter Lehrer in der Theorie und Praxis des Verrathes, ſein ſpäterer Geheimſecretär und Sectionschef Halban überlebt ihn. Er will noch weiter leben, um Konrads Ruhm in Lithauen populär zu machen und für weiteren Nachwuchs an ſolchen Patrioten zu ſorgen. Und wirklich gab es in der polniſchen Geſchichte einen Moment, wo es ſchien, daſs „die Grundidee dieſes Gedichtes der Leitſtern jedes edlen polniſchen Patrioten geworden iſt“, wie der neueſte Herausgeber der Werke Mickiewicz' Biegeleiſen bemerkt (I, 187). Noch zehn Jahre ſpäter ſchrieb Julius Slowacki, welcher in den Anfängen ſeiner poetiſchen Laufbahn auch unter dem Banne Mickiewicz' ſtand, in ſeinem Gedichte „Beniowski“: „Heute haben es die Verräther beſſer, wenn ihr der Czar nicht unter dem Eiſe ertränkt: es iſt ihnen leichter der [illegible] zu entkommen. [illegible] iſt der Wallenrod von Warſchau und Gurowski iſt ein demokratiſcher Wallenrod. Schwarz ſind ſie, doch haben ſie einen hohen Beweggrund. Beide wollen Polen, um [illegible] zu [illegible], denn dieſes [illegible] Paar weiß gar, daſs es Polen leichter iſt zu [illegible] als den Czaren. Wallenrods [illegible] und Ganze, lebt wohl!“ Er führte eine [illegible]. [illegible] Slowacki, [illegible]

[illegible]

Werke, E. Biegeleiſen, 377). Es ſei hier noch angemerkt, daſs in dem „Konrad Wallenrod“ einige wunderſchöne lyriſche Gedichte eingeſchaltet ſind — unzweifelhaft das Schönſte und Wertvollſte in dem ganzen Gedichte. Unter dieſen Einſchübſeln befindet ſich auch eine Ballade „Alpuhara“, welche der Held des Gedichtes vor verſammelten Gäſten ſingt, und welche in einem grauſigen Bilde ſein ganzes Actionsprogramm darſtellt. Die Mauren in Spanien ſind beſiegt, nur Granada, wo der tapfere Almanſor Befehlshaber iſt, hält noch Stand. Aber in der Feſtung wüthet die Peſt. Endlich wird auch dieſe Feſtung erſtürmt, die Mauren ſind alle getödtet, nur Almanſor mit einigen Rittern iſt entflohen. Als aber die Sieger auf friſchen Ruinen ein Bankett veranſtalten, kommt er zurück, ergibt ſich ſeinen Feinden und gibt vor, er wolle ſich taufen laſſen. Die frommen Spanier heißen ihn herzlich willkommen und küſſen ihn alle nach der Reihe ab. Er küſst ſie auch alle herzlich und beſonders ihren Feldherrn, aber in dieſem Augenblicke bricht er zuſammen. „Seht, Giaurs — ruft er — ich bin blaſs und erdfahl. Errathet, weſſen Abgeſandter ich bin! Ich hab' euch betrogen! Ich komm' aus Granada, ich bringe euch die Peſt. Durch meinen Kuſs hab' ich in eure Seele Gift geträufelt, welches euch verzehren ſoll. Kommt und ſchaut meine Qualen an, auch ihr werdet ſo ſterben!“ Und dies grauſige Meiſterwerk figuriert in allen Schulbüchern und träufelt ſeit Decennien verderbliches Gift in die Seelen polniſcher Jugend ein.

Auch die beiden größten und genialſten Werke Mickiewicz', „Dziady“ und „Pan Tadeuſz“, ſind von dieſer Infection nicht ganz frei, wenn es auch zugeſtanden werden muſs, daſs die Phantaſie des Dichters hier auf freieren, ſonnigeren Pfaden wandelt. Das Hauptmotiv der „Dziady“, dieſes individuellſten Werkes Mickiewicz', iſt die unglückliche Liebe des Dichters zur Marie Wereszczaka, welche hier als ein Verrath des Mädchens an dem Jüngling (Guſtav) dargeſtellt wird, obgleich in der Wirklichkeit Marie den Mickiewicz gar nicht verrieth, weil er nicht einmal dazugekommen war, ihr ſeine Liebe zu geſtehen, und ſie für ihn nichts mehr als ein warmes Freundſchaftsgefühl hegte. Des Dichters Schmerzgefühl kommt im vierten Theile des Gedichtes zu einem hinreißenden Ausdruck, ſchließlich aber überwindet der Dichter dieſes ſein Gefühl: Guſtav, der verrathene Geliebte ſtirbt, und gleichzeitig wird geboren Konrad — ein leiſer Hinweis auf Konrad Wallenrod. Dieſer Konrad iſt aber ein Dichter und ein Patriot echt romantiſchen Schlages. „Mein Lied war ſchon im Grabe, war ſchon kalt“ — ſo ſingt er — „da roch es Blut, ſchaut aus dem Grabe hervor und ſteht auf wie ein Vampyr, blutgierig, und dürſtet nach Blut. Ja, Rache, Rache, Rache am Feinde, mit Gott, und ſei es auch gegen Gott! Und mein Lied ſagt: ich will abends umhergehen, will zuerſt meine Brüder-Polen beißen; und wem ich meine Zähne in die Seele einkeile, der muſs ein Vampyr werden wie ich. Dann gehen wir zuſammen und trinken des Feindes Blut, zerhauen ſeinen Leib mit der Axt, nageln die Hände und die Füße mit Nägeln feſt, damit er nicht aufſtehe und kein Vampyr werde. Mit ſeiner Seele müſſen wir in die Hölle gehen, alle zuſammen werden wir auf ihr ſitzen, bis wir aus ihr die Unſterblichkeit herauspreſſen; ſolange ſie aber fühlen wird, werden wir ſie nagen“. Das großartig angelegte Gedicht iſt Fragment geblieben; Konrad iſt zu einer patriotiſchen Bethätigung nicht gekommen und ſo wiſſen wir nicht, was der Dichter mit ihm vorhatte.

In der großen Epopöe „Pan Tadeuſz“ iſt der wirkliche Held, der Bernardinermönch Robak, recte Jacek Soplica, auch ein Mann, welcher eine That begangen hat, die ziemlich nahe an Landesverrath aus Privatbosheit ſtreifte; er erſchoſs den Wojewoden, welcher ihm die Hand ſeiner Tochter verweigerte, in dem Augenblicke, wo derſelbe ſein Schloſs gegen die ſtürmenden Ruſſen vertheidigte, und ſo wurde er von den Ruſſen als ihr Verbündeter betrachtet. Dieſe Sünde beſchloſs er nun mit ſeinem ganzen Leben wettzumachen, arbeitete und litt viel für die Wiederherſtellung des Vaterlandes und wollte ſchließlich eine Revolution in Lithauen organiſieren, um dem im Jahre 1812 in Rußland einrückenden Napoleon den Weg zu ebnen.

Daſs dieſe immerwährenden Vorſtellungen von Verrath nicht ausſchließlich des Dichters geiſtige Producte waren, ſondern größtentheils von ihm aus der ihn umgebenden Atmoſphäre eingeſogen wurden, beweiſt das Gedicht „Die Raſt in Upita“, wo der Dichter erzählt, wie er im Städtchen Upita von einem verarmten Schlachzizen die Erzählung von dem Verräther Sciuski hört, welcher einſt, nachdem er bei der Wahl in den Landtag durchgefallen war, die Wähler zu einer Gaſterei einlud und mit vergiftetem Wein ſo regalierte, daſs ſie, raſend geworden, einander ſämmtlich todtſchlugen, worauf der Verräther ſelbſt vom Blitz erſchlagen wurde.

Daſs aber dieſe Einflüſſe der moraliſch faulen Umgebung auch in des Dichters innerſte Seele gedrungen waren, wenn auch von anderen Gefühlen und Anſchauungen gemildert oder ganz in den Schatten geſtellt, das beweiſt nicht nur ſeine ſonderbare Vorliebe für die Darſtellung [illegible] Helden; ein Echo dieſes Gefühles hören wir auch aus einem [illegible] lyriſchen Gedichte, dem im Jahre 1830, alſo [illegible] geſchriebenen Gedichte, „An die Mutter Polin“ [illegible] — mit hier der Dichter [illegible] Augen der [illegible] glänzt, wenn er mit [illegible] Erzählung über die That [illegible]

Digitized by Google

— o Mutter Polin, es iſt ein ſchlechtes Spiel, womit ſich dein Sohn die Zeit vertreibt! Laſs ihn zeitig in eine einſame Höhle gehen und dort nachdenken! Laſs ihn auf der Matte liegen, faulen und feuchten Dunſt einathmen und mit giftigen Schlangen ſein Lager theilen. Dort wird er lernen, ſich mit ſeinem Zorn unter die Erde zu verbergen und wie ein Abgrund unerforſchlich ſein in ſeinen Gedanken, mit ſeiner Rede ſtill vergiften wie mit einer faulen Ausdünſtung und dabei eine beſcheidene Miene haben wie eine erkaltete Schlange." Das Gedicht wird von der polniſchen Jugend bis jetzt als die ſchönſte Blüte patriotiſchen Gefühles, als das höchſte Vermächtnis des genialen Dichters betrachtet und mit Begeiſterung declamiert.

So haben wir faſt die ganze Mickiewicz'ſche Poeſie durchmuſtert und hoffen, genügend erwieſen zu haben, daſs der Verrath in ſeinen verſchiedenſten Formen das Hauptthema faſt aller ſeiner Gedichte bildete, daſs er hier aber — und das iſt das Charakteriſtiſche — nicht als ein niedriges Laſter, als eine Verneinung des ethiſchen Gefühles, ſondern ſehr oft als etwas Heldenhaftes, manchmal ſogar als etwas Ideelles, weil vom höchſten Patriotismus Eingegebenes dargeſtellt wird. Traurig muſs die Zeit geweſen ſein, wo ein genialer Dichter auf ſolche Irrwege gedrängt wurde, und traurig muſs es mit einer Nation beſchaffen ſein, welche einen ſolchen Dichter ohne Vorbehalt als ihren höchſten Nationalheroen und Propheten betrachtet und immer neue Generationen mit ſeinen giftigen Geiſtesproducten nährt.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Zeichnung und Malerei.

Die Zeichnung hat heute, da die Malerei eine ſo ungeheure Bedeutung einnimmt, eine ſchwierige Stellung. In der älteren Kunſt beruht die Schule auf dem Gleichgewicht zwiſchen Malerei und Zeichnung. Man kann verfolgen, daſs der Verfall da beginnt, wo dies Gleichgewicht empfindlich geſtört wird, und zwar ſcheint es, als ob in der älteren Kunſt das Uebergewicht eher auf Seiten der Linie, als auf der Farbe liegen dürfte. Wer denkt bei Michelangelo an ſeine mangelhafte Coloriſtik? Ja, man ſucht hier unwillkürlich aus dem Mangel einen Vorzug zu machen und findet, daſs der Schärfe ſeiner Compoſition die Härte ſeiner Farben gut ſteht. Und wer vermag andererſeits bei dem römiſchen Rafael der Reinheit der Linie in ſeinen florentiniſchen Porträts zu vergeſſen?

Man könnte die Geſchichte der jungen Kunſt, auf eine Zerſetzungsgeſchichte der Linie zurückführen. Den Alten war die Linie alles, nicht der bunte Fleck gab den Anfang der Kunſt, ſondern das erſte Zeichen, aus dem ſich die Schrift entwickelte. Der erſte bedeutſame Einſchnitt in der Kunſtgeſchichte geſchah, als die Moſaiks den Fresken weichen muſsten, der zweite, als man von der Holztafel, auf der die kirchliche Kunſt die glänzendſten Erfolge errungen hatte, zur Leinwand übergieng. Die Van Eycks, die Venetianer, Rembrandt und Velasquez bezeichnen die großen Phaſen dieſer neuen Malerei, die die Linie immer mehr durch die farbige Fläche erſetzt. In unſerem Jahrhundert iſt ſie bis zur äußerſten Conſequenz ausgedehnt worden auf Koſten aller anderen künſtleriſchen Gebiete. England, das Vaterland Turners, gab den Anſtoß, Frankreich wurde der Schauplatz dieſer glorreichen Entwicklung. Von Delacroix, dem Vater der modernen franzöſiſchen Coloriſtik, bis zu den jüngſten Pointilliſten, die dem leider früh verſtorbenen Seurat gefolgt ſind, Farbenkünſtlern, die die Fläche in Punkte zerlegen und damit die ungeheure Leuchtkraft ihrer Bilder erreichen, läuft eine ununterbrochene große Linie, an deren Ausbau heute noch unſere tüchtigſten Künſtler beſchäftigt ſind. An dem Frankreich Millets hat ſich die niederländiſche Malerei in Maris und Iſraels wieder aufgerichtet, Deutſchland mit Skandinavien ſind gefolgt; in England, wo die Bewegung geboren wurde, iſt ſie nach hundert Jahren von Whiſtler und — in gehöriger Diſtanz — den Schotten zu einem gewiſſen Ende geführt worden, und dabei ſcheint jeder feſte Begriff von Linie verloren gegangen zu ſein.

Es ſteht außer Zweifel, daſs ſich dieſe Wendung der Dinge im Einverſtändniſſe mit weſentlichen Neigungen der Zeit vollzieht. Unſere äſthetiſchen Bedürfniſſe zielen auf Differencierung bei möglichſt discreter Form. Dem ſtarken Materialismus der Zeit konnte und wollte die Kunſt nur langſam folgen; je mehr die Leute von dem Zahlenwert der Dinge durchdrungen wurden, deſto mehr wünſchten ſie in der Kunſt das nicht Sachliche, das hinter den Vorgängen Schlummernde betont. Auf einen ſehr heftigen Naturalismus folgte die Reaction in das Lyriſche; in der Literatur, in der Muſik und in der Malerei wurde die „Stimmung" der primäre Factor, nicht die concrete Handlung, nicht die abgeſchloſſene Melodie, nicht die Linie. Frankreich gab den Einfluſs Corots an England ab und gieng, ohne durch die Reactionen und Gegenreactionen der anderen beeinfluſst zu werden, entſchloſſen ſeinen Weg ins Farbige weiter. Große Meiſter haben uns auf dieſem Wege die Landſchaft, das was uns vor anderen Jahrhunderten gehört, geſchenkt; ungewiſs, daſs es der einzige Weg war, auf dem die Kunſt unſerer Zeit zu einem eigenen Charakter kommen konnte. Ebenſo ſicher beginnen wir uns jetzt des Wertes der Güter bewuſst zu werden, die uns durch die Eroberungen der Manet, Monet, Renier, Besnard u. ſ. w. verloren gegangen ſind.

Alle die Gebiete nämlich, die früher von der decorativen Zeichnung befruchtet wurden, muſsten unter der neuen Aera zu kurz kommen. Natürlicherweiſe können von der modernen Malerei nur coloriſtiſche Einflüſſe auf das Leben ausſtrömen. Das geſchieht in Frankreich und anderen Ländern im reichſten Maße; die Placatkunſt, die Schöpfung der Chéret, Lautrec u. a., die daraus eine neue Kunſtgattung brillanten Stiles gemacht haben, die neue Kunſtglaſerei der Amerikaner — Tiffany vor allem — und der Künſtler Nancys, Gallé, namentlich aber die glänzende moderne Keramik, in der die Franzoſen den alten Japanern gleichkommen — alles das ſind bedeutungsvolle Folgen dieſer Coloriſtik. Aber gleich neben dieſen höchſt künſtleriſchen Schöpfungen gähnt — zumal in Frankreich — eine ungeheure Kluft, und da, wo die Kunſt ins eigentliche praktiſche Leben dringen ſollte, begegnet man nur mehr oder weniger gut erhaltenen Antiquitäten. In den Ländern, die ſich intenſiver dieſes unnatürlichen Verhältniſſes bewuſst werden, greifen die Zeichner in Ermangelung neuer Linien auf alte zurück, auf Dürer, auf die Frühitaliener, auf Leander-Ornamente und Japan. Es fehlt nicht an neuen Linien, aber es fehlt ganz und gar jeder lineare Ausdruck deſſen, was uns im Künſtleriſchen geläufig, ja in Fleiſch und Blut übergegangen iſt.

Man braucht nicht erſt die Conſequenzen dieſer Kunſt zu verfolgen, um ſich ihrer Gefahren bewuſst zu werden. Man findet ſie auch innerhalb ihrer abſtracten Sphäre, überall da, wo die Emancipation von der Linie Schule gemacht hat, bei den Schotten zum Beiſpiel. Zweifellos ſind die Schotten die Ausläufer der großen Landſchafter, die uns den paysage intime gegeben und gezeigt haben, daſs es in der Natur wichtigere Dinge gibt, als die decorativen Linien, die ſich die Claſſiciſten daraus auflaſen, und zweifellos haben dieſe Leute richtig die Bedeutung von Luft und Licht, von all den Imponderabilien, die wir heute für die Wahrſcheinlichkeit eines Naturbildes brauchen, erkannt. Vieles von dem, was die Alten in der Natur ſahen, ſtellt ſich heute, wenn man die unbedeutendſte moderne Landſchaft daneben hält, als eine Täuſchung primitiver Sinne dar, und es iſt ein legitimes Verlangen, daſs die Complicierheit unſerer ſinnlichen Wahrnehmungen auch in unſerer Kunſt zum Ausdruck gelange. Ungeachtet deſſen iſt man ſich heute ſelbſt in München, der zweiten Heimat der Schotten, klar geworden, daſs hinter den träumeriſchen Spinnwebelandſchaften der duſtigen Boys von Glasgow zuweilen eine fatale Impotenz ihr zweifelhaftes Weſen treibt, die verblüffend wäre, wenn man die Boys einmal nöthigte, in geraden Worten auszudrücken, was ſie jetzt in gemüthvolle Stimmungen kleiden. Es iſt nicht immer die Complicierheit der Erſcheinungen allein, die den concreten Ausdruck erſchwert, ſondern auch manchmal die Unfähigkeit, zu formulieren.

Die maleriſchen Holländer giengen, obwohl ſie mit ſehr viel gediegenerem Apparat ausgerüſtet waren, an nichts Schlechterem kläglich zugrunde, und die Geſetze, denen ſie ſich nicht auf die Dauer zu entziehen vermochten, können auch heute noch, ſelbſt unſeren Großen, die aus dem Mangel der Linie eine ſeltene Kunſt, wie die Carrières, zu machen verſtehen, gefährlich werden.

So wenig alle anderen Kunſtländer ſich in der Malerei von der Abhängigkeit von Frankreich befreien können, in einem Punkte ſind ſie ihm über: in der reinen Zeichnung. Man hat erkannt, daſs, um die reine Linie zurückzuerlangen, ein Rückſchritt nöthig iſt, der umſo größer ſein muſs, je weiter ſich die Tendenz in das rein Maleriſche vorgewagt hat. Zeichner, die ſich mit der einfachen ſcharfen Contur begnügen, gibt es in Frankreich ſeit Ingres, dem Genie der Linie, dem Barbaren der Farbe, nicht mehr. Die Tendenz, der Leute wie Ingres dienten, iſt in Frankreich etwa ſo verpönt wie die Monarchie, und über dieſer Tendenz vergiſst man die viel weſentlicheren Reichthümer, die ſich hinter dem öden Claſſicismus jener Leute verſteckten. Der Schweizer F. Valloton, der einzige Schwarzweiß-Zeichner in Paris, in dem Ingres eine ſeltene Wiedergeburt erlebt, iſt in Frankreich ein weißer Rabe. Die große Maſſe der franzöſiſchen Zeichner hat ſich, von Daumier und Gavarni angefangen bis zu Forain und Lautrec, immer des Steines bedient; es iſt kein Zufall, daſs die deutſche Erfindung der Lithographie bis in unſeren Tagen nur Frankreich zugute gekommen iſt. Sie ſcheint in der That der beſte Interpret dieſes capriciöſen, flatterhaften, geiſtvollen, franzöſiſchen Stils, der ſcheinbar an der Oberfläche bleibt und dabei ſo tief ins Leben ſchaut.

Die germaniſchen Völker haben, ſo ſehr ſie ſich bemüht haben, die Linie nie ganz verloren. Die Triumphzug Courbets nach München hat unſere Thoma und Leibl nicht abgehalten, ihren deutſchen Landſchaften Conturen zu geben, und unſere Buſch und Oberländer ſind trotz der glänzenden Suite der Daumier und Gavarni reine Strichkünſtler geblieben. Darin liegt ein nicht unweſentliches Merkmal für die enorme Verſchiedenheit zwiſchen beiden Culturen. Die deutſche Zeichnung hat immer etwas Knabenhaftes, etwas Kindliches, das aber deutlich den Mann verräth; die franzöſiſche iſt immer compliciert, ſelbſt da, wo ſie ſich ganz einfach gibt, ſie hat immer etwas an, auch da, wo ſie [illegible] nicht [illegible]; ſie iſt [illegible] wie die ganze Cultur Frankreichs.

Mit ſchwärmeriſchen Augen ſchaut jeder junge deutſche Maler heute nach Frankreich. Aber gibt es in unſerem Vaterlande nicht den künſtleriſchen Schauplatz, das ſich an [illegible]

Digitized by Google

gleichen ließe, das ſich in der franzöſiſchen Malerei entrollt. Allmählich ſtellt ſich die Frage ein, wie das Stück enden wird. Joséphin Péladan hat längſt den Verfall der lateiniſchen Raſſe verkündet. Die franzöſiſche Malerei gießt einen berückenden Zauber über dieſe Decadenz. Man kann nie genug die Pracht dieſes Abendhimmels bewundern, nur darf man nicht vergeſſen, daſs er der Nacht vorausgeht.

Denn eine neue Bewegung bereitet ſich vor, die nicht von den abſtracten hohen Künſten herkommt, ſondern von dem Handwerk, von dem Gewerbe, die nicht mehr die Raffiniertheit einer alten Cultur unterſtützen will, ſondern neue Werte einführe, die denen der abſtracten Kunſt ganz und gar entgegengeſetzt ſind. Man hat ſich ganz naiv gefragt, welchen Nutzen die moderne Bilderkunſt bietet. Noch vor 10 Jahren hätte eine ſolche Frage Hochverrath an der heiligen Deviſe l'art pour l'art bedeutet, heute wird ſie in allen Sprachen wiederholt, und die Antwort wird zur Richtſchnur der Jüngſten in allen Ländern.

Es iſt ſchließlich kein Wunder, daſs ſich die ſociale Frage auch der Kunſt bemächtigt, daſs man anfängt zu zweifeln, ob dieſe hohe Bilderkunſt unbedingt nöthig iſt, um uns die äſthetiſchen Senſationen zu geben, deren wir bedürfen, und daſs man hinter ihr einen Luxus wittert, der ſeine volle Berechtigung in unſerer Zeit einzubüßen beginnt. Gewiſs gehören ethiſche Erwägungen nicht in die Kunſtbetrachtung, aber ſie gewinnen ein anderes Geſicht, wenn ſie zugleich äſthetiſche Momente enthalten. Gewiſs gibt es ſocialiſtiſche Banauſen, die lieber ſähen, daſs die Künſtler Packträger wären, aber es gibt auch äſthetiſch veranlagte Naturen, die den Luxus, den man mit der ſogenannten hohen Kunſt heute treibt, für ungeſund halten, nicht weil er ſoundſoviele Millionen verſchlingt, ſondern weil er uns nicht bereichert; weil er uns an einer Stelle, wo wir ſeiner nicht mehr bedürfen, beſchenkt, um uns an anderen, viel weſentlicheren Stellen vor Nacktheit erfrieren zu laſſen. Man meint heute, daſs die Kunſt nicht dazu da iſt, um als Capitalsanlage zu dienen, um zu einer zweifelhaften Wiſſenſchaft zu werden, um dem Snobismus zu helfen, um Dichter zum Dichten zu bringen; man erinnert ſich, daſs ſie vor allem da iſt, um zu ſchmücken. Nicht der Menſch hat nach dieſer Meinung Anſpruch auf einen äſthetiſchen Titel, der in einer geſchmackloſen Wohnung ein vollendetes Meiſterwerk aufſtellt, die Kunſt fängt erſt da an, wo alles Unkünſtleriſche aufhört. Daher: lieber keine Bilder, aber anſtändige Wände. Ein Hundertel der Kraft, die heute auf die Production und Conſumption der reinen Kunſt verwendet wird, für das Nützliche, unbedingt Nothwendige opfern; nicht die Kunſt in ihre abſtracte Sphäre weiter hineintreiben, ſondern zunächſt einmal verſuchen, aus ihr das abzuleiten, was dem Nützlichen nützlich werden kann.

Und dieſe neue Bewegung wendet ſich energiſch von Frankreich, von Paris ab und geſteht ihm nur eine ſehr bedingte Rolle für die Zukunft zu; nicht die lateiniſchen Völker haben hier mitzureden, ſondern die germaniſchen, alle die, denen es nicht gelang, Frankreich auf ſeinem Triumphzuge zu folgen. Ja, wir erleben, daſs Amerika, das Land, dem bisher gar keine künſtleriſche Bedeutung zukam, die Führung übernimmt, aus dem Mangel an jeder Tradition einen Vortheil gewinnt und dem alten Europa neue Wege vorzeichnet. Hier wie dort ſind ſchon ſeit zehn Jahren junge Künſtler beſchäftigt, das Haus zu erneuen, das in unſerem Jahrhundert vollkommen verwildert iſt, und daraus das Wirrwarr von allen Stilen zu entfernen, das eine jeder modernen Empfindung bare Mode darin aufgeſtapelt hat. Alle Zweige des Gewerbes haben ſich dieſen Jungen geöffnet, man macht Tapeten, Teppiche, Stoffe, man baut, ſchreinert, conſtruiert, und es ſind alles die Kinder der Leute, die früher gemalt und gemeißelt haben.

In dem neuen Haus, das auf dieſen Beſtrebungen aufwachst, hat die alte Bilderkunſt keinen Platz. Man hat genug geklagt, daſs die Moderne unverſtanden bleibt; ich wage es einen Anachronismus zu nennen, das Verlangen, ein im modernen Leben wurzelnder thätiger Menſch müſſe ſich mit einer Kunſt beſchäftigen, deren Verſtändnis eine äſthetiſche Bildung erfordert, die faſt dem Begriff von Specialkenntniſſen gleichkommt. In Wirklichkeit beſchäftigt ſich auch niemand ernſtlich damit, außer Leuten, die dadurch Geld verdienen, und außer ſolchen, die nichts anderes zu thun haben. Früher war es anders, die Kunſt war anders und die Menſchen waren anders, heute iſt es ſo. Heute muſs die Kunſt, an der der Laie theilnehmen ſoll, zu ihm zu gelangen ſuchen, nachdem er es aufgegeben hat, zu ihr zu kommen. Wenn ſie ſich an die Dinge bindet, die ihn umgeben, die er braucht, ſo wird er ihr nicht entgehen können. Sie muſs aus dem engen Rahmen, in dem ſie heute serviert wird, aus dem abſtracten Zuſtande des „Dinges an ſich“ heraus. Um ſie aber auf die Wände des Hauſes zu vertheilen, da wo ſie hingehört, wo ſie nicht mehr [illegible] [illegible]

[illegible]

Oper.

„Der Rattenfänger von Hameln“, Oper in fünf Acten, Text nach Julius Wolffs Dichtung von Hofmann, Muſik von Neßler; „Der Barbier von Bagdad“, Oper in zwei Acten von Peter Cornelius.

Abermals hat das Theater a. d. Wien das Gebiet der großen Oper betreten und uns die Bekanntſchaft eines Werkes vermittelt, das im Auslande ſeit faſt 20 Jahren auf dem Repertoire der meiſten Opernbühnen ſteht, von dem es allerdings jetzt ſchon allmählich abgeſetzt wird. Ueber den „Rattenfänger von Hameln“ ſind die Acten längſt geſchloſſen. Heute zweifelt niemand mehr daran, daſs Neßler kein originelles muſikaliſches Genie geweſen iſt, und in aller Munde kann man ſeine Charakteriſierung durch die zwei Schlagworte bezeichnet finden: „Sentimentalität“ und „Liedertafelſtil“. Solche Componiſten wie Neßler gibt es in Deutſchland Hunderte; man findet ſie überall, in der „Harmonie“, im „Muſeum“, im „Liederkranz“, in jeder größeren Kneipe und in neuerer Zeit auch im „Officierscaſino“. Ihre Werke bewegen ſich durchaus auf längſt betretenen Bahnen, melodiöſe Anklänge an allgemein bekannte Compoſitionen gibt es zu jedem Takt, und das ganze Geheimnis dieſer Kunſt der Nachempfindung beſteht lediglich darin, die erwählten Muſter ſo raſch zu wechſeln und ſo bunt durcheinander zu werfen, daſs man in keinem Moment ein beſtimmtes Original erfaſſen kann. Man mag dann glauben, daſs wirklich keines nachgeahmt worden ſei. Vielſeitigkeit und Gewandtheit ſind die Elemente dieſes alles umfaſſenden Kunſtwerkes, das, in ſüßliche Farben gegoſſen, vermuthen läſst, es habe ſich der überfühlenden Bruſt ſeines Künſtlers bei jeder Note ein tiefausgeholtes Ach! entrungen. In den meiſten Fällen fehlt aber den Componiſten ſolcher Werke die nöthige techniſche Gewandtheit, die es ihnen ermöglicht, auch in weitere Kreiſe zu dringen. Erlangen ſie dieſe und gelingt es ihnen, einen wohlaccreditierten Stoff als Text zu finden, dann kann es ihnen an dem nöthigen Erfolg, auf deutſchem Boden wenigſtens, nicht fehlen. In dieſer Lage war Neßler. Erkannt hat ihn von allem Anfang jeder, man hat es auch an dem nöthigen Spott nicht fehlen laſſen, aber ſo mancher hat ihn im Stillen doch geliebt, und zwar einfach deshalb, weil er in Neßlers Werken das Product erblickte, das ſeinen eigenen geiſtigen Anlagen am beſten entſprach. Das Lallen dieſes Kindes hat jeder gleich verſtanden, und wenn er ſich zu ihm auch nicht offen bekannte, ſo hat er ihm ſeine Sympathien aus Familienanhänglichkeit bewahrt. Ob das Wiener Publicum dieſen Standpunkt theilte, kann ich vorläufig nicht entſcheiden, denn bei der Première arbeitete die Claque bei jedem Auftritt und jedem Abgang ſo eifrig, daſs es ſchwer war zu ſagen, wie viel von dem geſpendeten Applaus auf die eigene Initiative des Publicums entfiel. Ueberdies hat vorläufig eine Opernaufführung im Theater a. d. Wien noch den Reiz der Seltenheit für ſich. Wer ihn empfindet, der ſtellt ganz andere, vor allem geringere Anſprüche an die Aufführung. Sollte die Direction die Abſicht haben, etwa ihren im übrigen ſehr willkommenen Verſuch öfter zu wiederholen, ſo wird ſie denn doch daran denken müſſen, einen ſtimmbegabteren Chor zu engagieren und das Orcheſter zu größerer Discretion zu veranlaſſen. Vor allem aber iſt die Ausbildung eines Enſembles nöthig, deſſen Mitglieder gewohnt ſind miteinander zu ſingen, und ſich, wenn es das Kunſtwerk erfordert, auch gegenſeitig zu unterſtützen und zur Geltung kommen zu laſſen. Diesmal aber hatte ich den Eindruck, als glaubte jeder Sänger, in der großen Oper müſſe man noch einmal ſo laut ſingen als in der Operette. Bei dieſem Beſtreben, jeden Rivalen in Grund und Boden zu ſingen, artete ein Enſemble immer in ein förmliches Wettgeſchrei aus. Von dieſem Fehler iſt ſelbſt Herr Bulß nicht ganz frei zu ſprechen, deſſen im übrigen wohldurchdachte und ſorgfältig ausgearbeitete Darſtellung ſich das elementare Vergnügen an einigen Paradetönen nicht verſagen konnte.

Man muſs aber trotzdem anerkennen, daſs Herr Bulß eine künſtleriſche Perſönlichkeit iſt, die imſtande iſt, eine Oper zu „tragen“. Herr Rix forcierte unaufhörlich, es ſcheint, daſs er gar nicht anders als aus vollen Leibeskräften ſingen kann. Im Gegenſatz zu ihm verrieth Herr Breitenfeld eine weiche, angenehme Baritonſtimme. Die Herren [illegible], Pohl, Streitmann und Werner haben ſchon früher bewieſen, daſs ſie ſehr verwendbare, wenn auch nicht beſonders hervorragende Opernkräfte ſind. Das Gleiche gilt von den Damen Ottmann und Stern. Frl. Poklner machte ſich abermals durch [illegible] künſtleriſches Singen angenehm bemerkbar. Es iſt ſehr bezeichnend für den Charakter dieſer improviſierten Opernaufführung, daſs Frl. P[illegible], die in der Hofoper beiläufig das [illegible] im Theater a. d. Wien immer nur eine Stufe höher [illegible] als die anderen. Wer den Unterſchied der [illegible], der ſuche in der Oper [illegible] „Barbier von Bagdad“. Sie iſt zum Ab[illegible] des Inſtitutes, für [illegible] zur Verfügung hat. Die [illegible] ſo paſſende, [illegible] bilden im Verein [illegible] Tippels [illegible] künſtleriſcher [illegible] und [illegible] der

Digitized by Google

Chor, und unvergleichlich war das Orcheſter. Man muſs den Barbier auch von anderen Orcheſtern gehört haben, um die Leiſtung des Hofopernorcheſters ganz würdigen zu können. Bisher ſchien es mir immer, als wenn in dieſer Oper die trotz allem Witz doch dürftige Handlung in keinem Verhältniſſe ſtände zu den großen Anſprüchen, die das Orcheſter dabei erhebt. Diesmal ſchienen mir die Rollen weit gleichmäßiger vertheilt, und ich ſchreibe dies dem Umſtande zu, daſs das Orcheſter ſeinen zierlichen Part mit einer Leichtigkeit, Natürlichkeit und Eleganz ſpielte, die gar nicht merken ließ, welch übermüthigen, inſtrumentalen Aufwand der Componiſt eigentlich treibt. Umſomehr aber bedauerte ich, daſs die Oper nicht ſchon zu Anfang der Saiſon dem Repertoire einverleibt wurde und daſs dieſe ſelbſt ohne jedes nennenswerte Ereignis verlief. Man bedenke nur, daſs die Hofoper diesmal nur e i n e Opernrepriſe mehr aufzuweiſen hat als das Theater a. d. Wien, das gar kein Opernhaus iſt. Dieſe brachte an Repriſen: Poſtillon von Lonjumeau, Stradella, Glöcklein des Eremiten, Martha. Die Hofoper: Poſtillon von Lonjumeau, Stradella, Der häusliche Krieg, Waſſerträger, Barbier von Bagdad. An Opernnovitäten ſtehen beide Theater einander gleich. (!) Beide brachten je eine einactige Oper, das eine Mascagnis „Zanetto", das andere Schuberts „Vierjährigen Poſten", außerdem das Theater a. d. Wien die Opern: „Der Dorflump", „Der Rattenfänger"; die Hofoper: „Chevalier d'Harmenthal", „Die verkaufte Braut", die übrigens auch ein altes Repertoireſtück des Theaters a. d. Wien iſt. Wenn man bedenkt, daſs dieſe Opernaufführungen dem Theater an der Wien viel mehr Mühe koſten müſſen, und daſs dieſes außerdem noch — wenn ich nicht irre — zwei Operetten-Novitäten gebracht hat, ſo muſs man die diesjährige Unthätigkeit der Hofoper geradezu als Agonie bezeichnen. Das wäre bei einem ſo großen Etat und ſo zahlreichen Kräften denn doch nicht nöthig geweſen. Deshalb ſcheint es mir auch, daſs der finanzielle Miſserfolg weniger durch Verminderung der Ausgaben wettzumachen wäre, als durch eine lebendigere Thätigkeit und einen friſcheren Unternehmungsgeiſt, der die Einnahmen ohne Zweifel ſteigern würde. Von dieſer Verjüngung und größeren Thatkraft in der Leitung des Inſtituts verſpreche ich mir dann auch die endliche, ſehr nothwendige Reviſion einiger älterer Opern des Repertoires, deren Aufführung an Pietätloſigkeit nichts zu wünſchen übrig läſst, wie z. B. der Hugenotten, der Zauberflöte und ſelbſt des Nibelungenrings. Wir dürfen nicht vergeſſen, daſs gerade das letztere Werk eine ſehr reiche und ſichere Einnahmsquelle der Opern in München und Dresden bildet. Freilich muſs es dann auch ſo aufgeführt werden, daſs man eigens deshalb nach Wien reiſt, um es einmal ganz nach den Intentionen des Meiſters in ſeiner Originalgeſtalt zu ſehen. Dieſe Stellung dem Auslande gegenüber hat die Oper nur zu oft außeracht gelaſſen, und ſie würde — wie München und Dresden — ſelbſt den größten Vortheil daraus ziehen, wenn ſie ſich entſchlöſſe, im künſtleriſchen Sinne W e l t p o l i t i k z u t r e i b e n. Das würde ihr mehr eintragen als kleinere Gagen und die damit verbundene Inferiorität der Leiſtungen. Ich bilde mir auch ein, daſs die bloße Ankündigung eines ſolchen Unternehmens zur ſommerlichen Reiſezeit mehr Reiſende nach Wien zöge, als dies bisher in München und Dresden der Fall war, zumal wir alles aus eigenen Kräften beſtreiten könnten und der Cyklus unter der Führung des beſten Bayreuth-Dirigenten eine Anziehungskraft erſten Ranges bilden würde. Von dieſem Standpunkte aus würde es in Wien gewiſs freudig begrüßt werden, wenn es gelänge, für die Hofoper eine Kraft zu gewinnen, die in ſolchen Veranſtaltungen ſchon Erfahrung und Erfolg gehabt hat, und ſollte ſich das Gerücht von dem Engagement S c h u c h s aus Dresden bewahrheiten, dann dürfte mit ihm auch ein neuer Geiſt einziehen, der dem Inſtitut die künſtleriſche Reputation wiedergeben, ſowie deſſen wirtſchaftlichen Ergebniſſen eine breitere Baſis verleihen würde.

Richard Wallaſchek.

Der Vater.

(Trauerſpiel in drei Aufzügen von Auguſt Strindberg. Zum erſten Mal aufgeführt im Carl-Theater am 6. Mai 1897.)

Es iſt intereſſant nachzuleſen, was unſere Recenſenten über Emanuel Reicher geſchrieben haben. Er darf ſich nicht beklagen. Keinem von der Berliner Schule iſt es noch bei uns ſo gut gegangen. Daſs er ein intereſſanter Schauſpieler von großer Intelligenz, dem beſten Geſchmack und einer zuverläſſigen Routine iſt, hat niemand beſtritten. Gern iſt er mit Antoine verglichen worden, aber man zieht ihn dem Franzoſen vor. Seine Art, Charaktere langſam unter unſeren Augen erſt werden zu laſſen, haben manche mit großer Liebe geſchildert. So ſchrieb Ferdinand Groß über ſeinen Pommeau: „Er ſpart ſich in der Kunſt auf, wie man ſich ja auch im Leben nicht ohne beſonderen Anlaſs mit dem Innerſten nach außen kehrt. Und wo er mehr in ſich hinein, als aus ſich heraus ſpielt, da ſcheint er ſich am wohlſten zu fühlen — da iſt er am eifrigſten bemüht, das Neue in ſeiner Kunſt zu zeigen. Er iſt ein bewundernswerter Virtuoſe der Gewohnheit, ein Meiſter im Alltäglichen — gleichviel, ob es ſich um Miene, Haltung, Gang, Sprache, Lachen oder Weinen handelt. [illegible] wirkt er, wenn er auf die [illegible] folgen läſst. [illegible] haben wir den ſchlichten, auskömmlichen, alternden, ſeiner [illegible] und geſellſchaftlichen Reizloſigkeit ſich bewuſsten Bureaukraten ſehen können, der ſeine ſchöne, junge Frau nur verſchüchtert zu lieben wagt, — wir werden überzeugt, mitgeriſſen, wenn angeſichts Seraphinens Verirrungen der kleine Mann über ſich ſelbſt emporwächst, zum Rächer ſeiner Ehre aufſteigt, ſchließlich aber unter der Wucht der über ihn hereinbrechenden ganzen Wahrheit körperlich und ſeeliſch zuſammenbricht." So Tann-Bergler: „Aus kleinen, an ſich unſäglich beſcheidenen Zügen, durch matte Handbewegungen, durch unvollendete Worte und Interjectionen fügte er das wahre, in ſeiner Schlichtheit rührende Charakterbild des leidenden Helden Augiers zuſammen." Doch ſind auch Bedenken laut geworden. Bei aller Bewunderung ſeiner Technik haben einige gefunden, man werde doch niemals recht warm. Julius Bauer ſchrieb: „Der Mann hat Verſtand für ein Dutzend Schauſpieler; ſein Inſtrument iſt der Kopf, nicht das Herz." Ebenſo Hans Koppel: „Von innen heraus nichts, alles nur durch den Verſtand ... Er intereſſiert ungemein, wie jede große Intelligenz, doch er erwärmt nicht, zwingt nicht, reißt nicht mit, wie es die vollblütige Individualität thut." Ebenſo „Das Vaterland": „An die Stelle des Gefühles wurde der Intellect gerückt, die Molltonart wurde gewaltſam nach Dur transponiert. Das hat ſeinen guten Grund, an Gemüth gebricht es nämlich Herrn Reicher gänzlich und ſein Realismus verfolgt augenſcheinlich den Zweck, das Manco zu verbergen." Kurz, es ſcheint den Wienern an Reicher gerade das zu fehlen, was die Berliner an Sonnenthal nicht leiden mögen: die ewige Thräne. Larmoyant finden die Berliner unſeren „warmen" Sonnenthal, ihren „natürlichen" Reicher finden wir trocken. Man wird ſagen: die Berliner haben eben eine andere Art als wir, Gefühle zu äußern. Ich glaube das nicht. Ich glaube nicht, daſs es eine Differenz zwiſchen Berlin und Wien iſt, ſondern ich vermuthe, daſs die Berliner darin nur moderner ſind als wir. Bei uns geben im Theater doch noch immer die alten Leute den Ton an. Ihre Art iſt es, alles zu zeigen, was man fühlt, und ſogar gern noch ein biſschen mehr. Wir ſind anders: wir ſchämen uns unſerer Gefühle, wir verhalten ſie, wir möchten, daſs ſie niemand merken ſoll; wenn wir weinen müſſen, gehen wir aus dem Zimmer; wenn wir zärtlich ſind, werden wir grob. Ich weiß nicht, ob das gut iſt; ich weiß nur, daſs wir alle ſo ſind, unſere jungen Leute hier ebenſo wie die Berliner. An laute Gefühle können wir nicht glauben; nur in ſcheuen Blicken, mit leiſen halben Tönen geſtehen wir unſere Empfindungen ein, die wir am liebſten verleugnen möchten. Man leſe nur die Briefe dieſer Generation: wenn ſie herzlich werden, bemühen ſie ſich gleich, ironiſch zu ſein. Darum iſt Reicher unſer Schauſpieler. Er würde das beſte an ſeiner Kunſt verlieren, wenn er ſentimental werden wollte, wie man es ihm hier gewünſcht hat.

Das beſte an ſeiner Kunſt iſt es, wie er uns tiefe Menſchen zeigt, die ſich lieber ſelber ein Geheimnis bleiben möchten und ſich erſt durch ihr Schickſal ihr Weſen entreißen laſſen, ſchamhafte Menſchen von ſchwerer Verſchleierung, die Menſchen von Ibſen, Hauptmann und Strindberg. Dieſe Rollen, den Rosmer, den jungen Vockerath, den Vater, ſpielt ihm niemand nach. Sie ſcheinen eigens für ihn, er eigens für ſie geſchaffen. Er gehört derſelben Raſſe an. Wenn man ſein Weſen zerlegen, die Elemente betrachten und aus ihnen eine Rolle zuſammenſetzen würde, ſo müſste man zum Vockerath oder zum Vater kommen.

Strindberg hat einmal erklärt, wie er ſich die Pſychologie auf dem Theater und wie er ſich den Dialog denkt: „Das Wort Charakter hat im Laufe der Zeiten eine mehrfache Bedeutung gewonnen. Es bedeutete wohl urſprünglich den herrſchenden Grundzug im Seelencomplex und wurde mit Temperament verwechſelt. Dann wurde es der Ausdruck der Mittelclaſſe für den Automaten, ſo daſs ein Individuum, welches ein- für allemal bei ſeinem Naturell ſtehen geblieben iſt oder ſich einer gewiſſen Rolle im Leben angepaſst hat, welches alſo mit einem Wort geſagt, aufgehört hat, zu wachſen, ein Charakter genannt wurde, und der in der Entwicklung befindliche, der geſchickte Schiffer auf dem Strome des Lebens, welcher nicht mit feſter Schote ſegelt, ſondern den Kahn vor dem Windſtoß fallen läſst, um ihn hernach wieder anzuluven, wurde charakterlos genannt. Im herabſetzenden Sinne natürlich, da er ja ſo ſchwer einzufangen, einzuregiſtrieren und zu controlieren war. Dieſer bürgerliche Begriff von der Unveränderlichkeit der Seele wurde dann auf das Theater übertragen, wo ja das Bürgerliche immer geherrſcht hat. Ein Charakter war dort ein Herr, welcher fix und fertig war, welcher unveränderlich als Betrunkener, als Spaßmacher, als Betrübter auftrat; und um zu charakteriſieren, bedurfte es nur, dem Körper ein Gebrechen anzudichten, einen Klumpfuß, ein hölzernes Bein, eine rothe Naſe, oder daſs man dem Betreffenden einen Ausruf gebrauchen ließ, wie dieſen: „Das war gelant, Barkis will gern" oder dergleichen. Bei dieſer Art und Weiſe, die Menſchen ſo einſeitig aufzufaſſen, bleibt noch ſogar der große Molière ſtehen. Harpagon iſt nur geizig, obgleich Harpagon hätte geizig und zugleich ein ausgezeichneter Financier, ein prächtiger Vater, ein guter Bürger ſein können, und was ſchlimmer iſt, ſein Gebrechen iſt gerade äußerſt vortheilhaft für ſeine Tochter und ihren Schwiegerſohn, die [illegible] [illegible] tadeln dürfen, wenn [illegible] [illegible]. [illegible] einfache Theaterbegriff [illegible]. Und [illegible] Verſtand über den Menſchen: der iſt dumm, der iſt brutal, [illegible]

Digitized by Google

eiferſüchtig, der iſt geizig u. ſ. w. ſollte von den Naturaliſten Einſpruch erhoben werden, welche wiſſen, wie reich der Seelencomplex iſt, und welche verſtehen, daſs das Laſter eine Rückſeite hat, welche ſehr ſtark der Tugend ähnelt … Meine Seelencharaktere ſind Conglomerate von vergangenen Culturgraden und Brocken der angehenden Zeit, welche aus Büchern und Zeitungen entlehnt wurden, Stücke von Menſchen, abgeriſſene Fetzen von Feiertagskleidern, welche zu Lumpen geworden ſind, ganz wie die Seele zuſammengeflickt iſt. Und ich habe außerdem ein wenig Entwicklungsgeſchichte gegeben, indem ich den Schwächeren ſtehlen und Worte wiederholen laſſe von dem Stärkeren, die Seelen „Ideen", Suggeſtionen, wie es genannt wird, voneinander holen laſſe ……. Was ſchließlich den Dialog betrifft, ſo habe ich mit der Tradition inſofern ein wenig gebrochen, als ich meine Perſonen nicht zu Katecheten gemacht habe, welche ſitzen und dumme Fragen ſtellen, um eine prompte Replik hervorzurufen. Ich habe das Symmetriſche, das Mathematiſche in dem franzöſiſch conſtruirten Dialog vermieden und die Gehirne ungehindert arbeiten laſſen, wie ſie es in der Wirklichkeit thun, wo in einem Geſpräch das Thema ja nicht völlig erſchöpft wird, ſondern das eine Gehirn von dem anderen gleichſam aufs Geradewohl einen Radzahn empfängt, in den es eingreifen kann. Und darum wogt der Dialog auch hin und her, verſieht ſich in den erſten Scenen mit einem Material, welches ſpäter bearbeitet, wieder aufgenommen, repetiert, entwickelt und wieder aufgelegt wird, gleich dem Thema in einer muſikaliſchen Compoſition."

Das iſt im Jahre 1888 geſchrieben und Strindberg kam erſt 1891 nach Berlin. Aber es könnte über Reicher geſchrieben ſein, ſo lieſt es ſich, an ihn muſs man bei jedem Worte denken: das ganze Geheimnis ſeiner ſtillen, feinen, innerlich einweihenden Kunſt iſt darin enthalten. Von ihr wird man zu ſeltſamen Gedanken und Gefühlen geführt. Ich möchte mich vor großen Worten bewahren, aber ich muſs es doch ſagen, daſs mir dieſe Spielweiſe, die Reicher hat, immer wieder eine tiefe Empfindung vom Leben und von der menſchlichen Natur eingibt. Ich empfinde unter ihr, daſs der Menſch doch von ſelber gar nichts iſt, ſondern alles werden kann, gut oder böſe, edel und gemein, glücklich oder elend, wie ihm eben das Schickſal das Zeichen gibt. Aus dem, was er erlebt, wird er ſelbſt erſt erfahren, was er denn iſt. Was wir unſeren Charakter nennen, haben wir gar nicht ſelbſt, ſondern wir bekommen ihn dann vom Leben zugewieſen. Es gibt keinen Menſchen, der ſo gut iſt, daſs er gewiſs ſein darf, es immer zu bleiben, und es iſt auch nicht wahr, daſs es dem Böſen verſchriebene Menſchen gibt; nein, das Schickſal macht uns ſo und anders. Werden wir morgen Helden oder Schurken ſein? Wer kann es wiſſen? Wir liegen alle in der großen Hand des Schickſals. Seine unbekannte Macht kann uns Seligkeiten oder Verdammungen geben. Dies wird wohl auch nicht die ganze Wahrheit unſerer Exiſtenz ſein, aber oft fühlen wir ſie ſo und wenn Reicher ſpielt, dann wird dieſes Gefühl lebendig und hat Recht.

Man muſs Reicher im „Vater" ſehen. Das iſt eigentlich ein ſehr dummes und ein ganz ſchlechtes Stück. Sehr dumm, weil es das beſondere Verhältnis eines beſonderen Mannes zu einer beſonderen Frau ſchildert, aber dabei laut ſchreit: ſeht, das iſt der Mann; ſeht, das iſt das Weib! Ganz ſchlecht, weil immer nur geredet wird, da wir doch endlich eine Handlung verlangen; alles bleibt abſtract, nichts wird ſinnlich. Aber Reicher iſt ſo klug, ſich zu hüten, „den Mann" zu ſpielen, und die bloßen Worte des Autors ſetzt er in innere Handlungen um. Welche Kraft, welche Größe! Er ſpielt einen Mann, der nicht ſo und nicht anders iſt, irgend einen leeren Mann, den erſt das Schickſal anfüllen ſoll. Es füllt ihn mit Haſs, mit Zorn, mit Wuth gegen eine Frau an, die dummer, aber ſchlauer iſt, die nicht fühlt, ſondern denkt, die keine Eile hat, ſondern warten kann. Hat man das Glück, Reicher in dieſer Rolle zu ſehen, dann iſt man bereit, Strindberg für einen Dichter und den „Vater" für ein Trauerſpiel zu halten.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Nach einer bewegten Sitzung des [illegible] Reichstages, die von dem [illegible] der Deutſchen und Czechen erfüllt war, ſuchte Adolf [illegible] zu Ehren ſeiner deutſch nationalen Geſinnung [illegible] Abgeordneten [illegible] zu beſchwichtigen und zur einem Ausgleich mit den Czechen zu [illegible]. [illegible] wollte aber von nichts wiſſen und begründete ſeine Weigerung mit den Worten: „Mit den Czechen gibt es für mich keinen Ausgleich, denn [illegible] der Czeche iſt in [illegible] ein [illegible], und [illegible]". An [illegible] die [illegible] Auszeichnungen [illegible] [illegible]

•

[illegible]

Kalusz, benachrichtigt haben ſoll, es ſtänden zur Bekämpfung der Candidatur Romanczuks 8000 fl., im Nothfalle bis 15.000 fl. aus dem Dispoſitionsfonds zur Verfügung, und es ſeien alle Maßregeln zu treffen, um nur die Wahl des Prof. Romanczuk zu verhindern. „Alle dieſe Maßregeln werden", wie es in dieſem in deutſcher Sprache geſchriebenen Briefe Halbans an den Bezirkshauptmann heißen ſoll, „vom Grafen Badeni gerechtfertigt werden". Statthalter Fürſt Sanguszko ſoll an denſelben Bezirkshauptmann privatim ein ähnliches Schreiben gerichtet haben, worin u. A. ſteht: „Die Urwahlen ſind neuerdings vorzunehmen; es ſoll alles Mögliche — jedoch unter Beibehaltung des Scheines der Legalität — angewendet werden." Der Wahrſcheinlichkeitsbeweis für die Richtigkeit dieſer Angaben wird in der Interpellation erbracht durch Anführung von ſtrafgerichtlich angezeigten Fällen von Stimmenkauf, der insbeſondere von einem gewiſſen Orzelski, dem Schwiegerſohne des Kaluszer Bezirkshauptmannes Majewski, zugunſten des Regierungscandidaten Rojowski ſchwunghaft betrieben wurde. Der Kaufpreis der Stimme betrug 10—50 fl. Den vollſtändigen Wahrheitsbeweis für die Richtigkeit dieſer ſcandalöſen Vorgänge würde Graf Badeni durch die ihm ſo geläufige Nichtbeantwortung jener Interpellation liefern, womit allerdings noch nicht zugegeben werden ſoll, daſs die eventuelle Beantwortung eine ſtichhaltige Widerlegung bringen müſste. Bei der wachſenden Zahl unbeantwortet gebliebener Interpellationen iſt die Wahrſcheinlichkeit der Beantwortung dieſer Interpellation mathematiſch genommen eine geringe, politiſch genommen jedoch eine noch viel geringere: wozu diente denn ſonſt in unſerem parlamentariſchen Hausgebrauche die neuerliche Anfachung der deutſch-böhmiſchen Querelen als zur Obſtruction ſolch unbequemer Anfragen.

•

Dieſem Beiſpiele politiſcher Corruption in statu nascendi eines öſterreichiſchen Abgeordneten reiht ſich der folgende Fall in statu vivendi eines ſolchen würdig an. Der Abgeordnete Steinwender hat innerhalb ſeines Clubs ſeine ganze Beredſamkeit aufgeboten, um die Miniſteranklage zu hintertreiben und, als dieſelbe zum Beſchluſs erhoben wurde, verweigerte er die Unterfertigung des Anklageantrages ſeiner Partei. Ohne Zweifel wird er ſeinen Wählern, die ihn wegen ſeines regierungsfreundlichen Separatismus zur Rede ſtellen dürften, mit ähnlichen „ſtaatsmänniſchen" Gründen zu kommen verſuchen, wie ſeinen Clubgenoſſen, und ſo ſei denn hier verrathen, daſs die Fadenſcheinigkeit ſeiner Gründe den Durchblick auf die Hintergedanken geſtattet, die ihn ins Lager der Regierung geleitet haben. Abgeordneter Steinwender wollte von der Anklage der Miniſter nichts wiſſen, weil — nun weil man im Hauſe des Gehenkten nicht vom Strick reden ſoll. Er gehört, obgleich er Führer einer angeblich ſtrammen Oppoſitionspartei geblieben iſt, ſchon ſeit Jahren für den oppoſitionellen Ernſtfall der jeweiligen Regierung mit Haut und Haaren. Einer zukünftigen ungeſchminkten Parlamentsgeſchichte ſei die Darlegung der näheren Umſtände überlaſſen, die Herrn Steinwender zum werthvollen Beſtandtheil des eiſernen Regierungsinventars der unbedingt ſicheren Abgeordneten gemacht.

•

Wie die Ratten das ſinkende Schiff, ſo beginnen die Factoren des Grafen Badeni, Herr v. Halban an der Spitze, das ſinkende Regierungsſchiff zu verlaſſen und nach dem neuen Herrn auszulugen. Es iſt dies eine alte und bewährte Tradition unter den Leibhuſaren öſterreichiſcher Miniſterpräſidenten. So hat bekanntlich Herr v. Freyberg, der es kürzlich ſogar bis zum wirklichen Sectionschef gebracht hat, unter Hohenwart zur ſelben Zeit im „Grazer Tagblatt" einen Artikel, in welchem die oppoſitionierenden Deutſchen „Schmeißfliegen" genannt wurden, und im „Peſter Lloyd" einen anderen Artikel untergebracht, worin er die Rath- und Hilfloſigkeit des Cabinets Hohenwart ſatiriſch zeichnete. Auch Herr v. Halban hat ſchon ſein zweites und drittes Eiſen im Feuer. Als er kürzlich darüber zur Rede geſtellt wurde, daſs er — gleichſam praesente cadavere — ſich an die verſchiedenen kommenden Männer ſo eifrig mache, daſs er insbeſondere mit dem im Hauſe umgehenden Grafen Schönborn ſo auffällig viel umgehe, ihn ſo oft beſuche und ihm ſo geſchäftig berichte, gab er — frei nach Laband und den modernen Staatsrechtslehrern, die das Budget nicht als der Regierung, ſondern als dem Staate bewilligt betrachten — zur Antwort: Ich diene nicht der Regierung, ſondern dem Staate. Dieſe Selbſtbeförderung vom Regierungsfactor zum Staatsfactor in Oeſterreich wird wohl Herrn v. Halban darüber tröſten, daſs er im Wettbewerbe mit ſeinem congenialen Nebenbuhler, Herrn v. Freyberg, um eine Naſenlänge zurückgeblieben iſt.

S

Volkswirtſchaftliches.

Die Komödie iſt zu Ende. Die Quotendeputationen ſind, wie jedermann vorher gewuſst hat, auseinandergegangen, ohne daſs die Quote beſtimmt worden wäre, und es iſt fraglicher denn je, wie die Einigung zuſtandekommen ſoll. Der ganze Ausgleich iſt in Frage geſtellt. Am Cabinet Badeni rächt ſich die frivole Art, in der es die Ausgleichs- und Quotenfrage von Anfang an angefaſst hat. Ihm lag nicht die Erzielung günſtiger Ausgleichsbedingungen am Herzen, ſondern nur die mühelose Durchbringung der Ausgleichsvorlagen im Parlament. Deshalb legte das Cabinet von Anfang alles Gewicht auf die eigentlich minder wichtige, aber agitatoriſch leicht auszubeutende Quote, während es alle anderen hochwichtigen, jedoch dem allgemeinen Verſtändnis weniger zugänglichen Ausgleichsbeſtimmungen als quantité négligeable betrachtete. So wurde den Ungarn die Aenderung in der Vertheilung des Conſumſteuererträgniſſes concediert; die Reorganiſation der Bank wurde beſchloſſen und den Ungarn die Parität, das heißt das Uebergewicht in der Bankverwaltung, aus freien Stücken zugeſtanden. Die finanziellen Bedingungen des neuen Bankprivilegiums wurden ſo geſtellt, daſs der ungariſchen Regierung der Löwenantheil zufiel. Dies alles gegen die mündliche Zuſage einer Erhöhung der Quote, deren Werth von [illegible] war. Und nun, da der Preis für alle dieſe Zugeſtändniſſe, [illegible] Quote, [illegible] werden ſoll, iſt das Cabinet Badeni [illegible] in der Lage, ſein Verſprechen zu halten, weil [illegible] haben. In Ungarn [illegible] das Uebergewicht [illegible] im [illegible] [illegible]

Digitized by Google

als je, eine ausgiebige Quotenerhöhung zu bewilligen. In Oeſterreich hingegen iſt es dem Grafen Badeni gelungen, ſich ſtatt der einen Oppoſition gegen den Ausgleich, welche ſtets beſtanden hat, zwei Oppoſitionen heranzuziehen; zu der chriſtlich-ſocialen Gruppe, welche vor ihren Wählern zu ſtark gegen den Ausgleich gewettert hat, um ihn nun bewilligen zu können, ſind die deutſchliberale und deutſchnationale gekommen, welche dem Grafen Badeni kaum mehr die Kaſtanien aus dem Feuer holen werden. Daſs Graf Badeni den Ausgleich zuſtandebringen wird, ſcheint demnach ſehr unwahrſcheinlich; das Uebel wäre auch nicht groß, wenn man nur wüſste, wie überhaupt ein annehmbarer Ausgleich noch zuſtandekommen ſoll, da Oeſterreich bereits alles bewilligt hat, was es gewähren konnte, ohne irgend ein Aequivalent von Ungarn erhalten zu haben. Und das iſt die Schuld des Cabinets Badeni.

•

An der Börſe iſt ein totaler Stimmungswechſel eingetreten. Die öſterreichiſch-ruſſiſche Entente wird in hieſigen Finanzkreiſen als eine eminente Friedensbürgſchaft angeſehen; man glaubt, daſs das Ausland, welches bisher nur zögernd der hieſigen Hauſſeſtimmung gefolgt iſt, den ganzen Wert der Aenderung der europäiſchen Staaten-Conſtellation erſt allmählich erfaſſen wird, und gibt ſich ohne Ueberlegung der Friedenszuverſicht hin. Die Börſe konnte umſo leichter dem Coursniveau einen ſtarken Aufſchwung geben, als große Contremineppoſitionen plötzlich zur Deckung gelangten und das Publicum ſich in einem ſeit dem Krach nicht mehr geſehenen Umfang an dem Börſengeſchäft betheiligte. Da ſich das Privatcapital ſeit Monaten infolge der politiſchen Beunruhigung von jedem Anlagekauf ferngehalten hatte, war ſein Effectenbedarf ungewöhnlich groß, zumal der Maitermin an und für ſich ſtets große Geldſummen zur Anlegung in Effecten flüſſig macht. Das Geſchäft erreichte daher eine ſeit langem nicht mehr conſtatierte Lebhaftigkeit, und die Tendenz iſt auch heute noch, obwohl der Umfang der Umſätze wieder geringer geworden iſt, unverändert feſt. Für die nächſte Zeit ſind die Chancen für die Aufrechthaltung des Coursniveaus keine ungünſtigen. Zunächſt kommen einige Emiſſionen, für welche man günſtiges Börſenwetter zu erhalten beſtrebt ſein wird, die Inveſtitionsrente und vielleicht noch mehrere andere kleinere Geſchäfte. Auch iſt Geld ungemein flüſſig, und der anhaltende Goldimport macht ein weiteres Sinken des Zinsfußes ſehr wahrſcheinlich. Der gegenwärtige Anlagehunger des Publicums wird aber vorausſichtlich bald befriedigt ſein, beſonders da ihm eben in den bevorſtehenden Emiſſionen genug Speiſe zugeführt werden wird. Ob die Börſe dann ihr Hauſſetreiben wird lange fortſetzen können, das wird davon abhängen, ob das Publicum wirklich ſchon, wie die Börſe hofft, die alte Spielluſt wiedergewonnen hat. Die Friedenszuverſicht allein wird nicht genügen, eine Fortſetzung des gegenwärtigen Tempo in der Coursbewegung, vielfach auch nur die Behauptung des Coursniveaus, zu rechtfertigen. Dazu ſind die inneren politiſchen Verhältniſſe viel zu ungünſtig und die allgemeine wirtſchaftliche Lage nicht ausſichtreich genug. Jedenfalls wird wieder alles Mögliche verſucht werden, um das Publicum ins Börſenſpiel hineinzutreiben, und es iſt bezeichnend, daſs man bereits wieder von Börſencomptoirs hört, die nach dem Krach liquidiert haben und ſich nun von neuem etablieren wollen.

ſh

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Berliner Theater, „Deborah“, von Mosenthal. Theater des Weſtens, Gaſtſpiel Junkermann, „Onkel Bräſig“. München. Reſidenztheater, „Die Pflicht“, von Fürſt Wrede; „Der Blender“, von Gottfried Bohm.

Bücher.

Dr. Emil Steinbach: „Rechtsgeſchäfte der wirtſchaftlichen Organiſation.“ Wien, Manz. 1897.

Seitdem Dr. Steinbach den heißen Boden des Parlaments mit den kühlen Räumen des Oberſten Gerichtshofs vertauſcht hat, entfaltet er wieder eine literariſche Thätigkeit, welche ihm ſchon früher den Ruf eines geiſtvollen und originellen Rechtsforſchers eingetragen hatte. Mit Vorliebe ſucht er die modernſten Erſcheinungen des Rechtslebens auf, um ihren Zuſammenhang zu ergründen und einen Blick in die Zukunft der Rechtsentwicklung zu ermöglichen. Diesmal ſind die „Rechtsgeſchäfte der wirtſchaftlichen Organiſation“ Gegenſtand der Unterſuchung. Darunter verſteht der Verfaſſer eine Gruppe von Verträgen, welche das wirtſchaftende Subject unmittelbar betreffen, nämlich die Schaffung oder Ergänzung dieſes Subjectes. Sie ſtehen im Gegenſatze zu der großen Maſſe der Erwerbsgeſchäfte, deren Inhalt die Ueberlaſſung ökonomiſcher Güter (mit Einſchluſs der Arbeitskraft) bildet. Solche Geſchäfte der wirtſchaftlichen Organiſation ſind: der Geſellſchaftsvertrag, die Vereinigung gleichberechtigter Subjecte zur Schaffung eines wirtſchaftlichen Zweckes, das Mandat, welches die Stellvertretung für ein wirtſchaftendes Subject ſchafft, und der Beamtenvertrag im weiteſten Sinne, welcher die organiſche Ergänzung eines Wirtſchaftsträgers durch untergeordnete Hilfskräfte bezweckt. Die eigenthümliche Natur des letztgenannten Rechtsverhältniſſes hat der Verfaſſer ſchon in einer früheren, im Jahre 1896 erſchienenen Schrift „Erwerb und Beruf“ beleuchtet. Es handelt ſich hier nicht, wie beim Arbeits- oder Lohnvertrage, um den Austauſch wirtſchaftlicher Güter (Arbeit gegen Geld), ſondern um ein dauerndes Pflichtverhältnis, welches in dem Anſpruche auf ſtandesgemäßen Unterhalt ſeine natürliche Ergänzung findet. Steinbach hat damals die wachſende Verbreitung dieſer berufsmäßigen Organiſation in der heutigen Volkswirtſchaft hervorgehoben, ohne jedoch direct zu behaupten, daſs dies den Weg zur Löſung der ſocialen Frage andeute.

In dem Buche, das uns beſchäftigt, überwiegt die juriſtiſche Betrachtung. Die Rechtsgeſchäfte der wirtſchaftlichen Organiſation (Geſellſchaftsvertrag, Mandat, Beamtenvertrag) haben gemeinſame Merkmale, welche ſie von der Maſſe der Erwerbs- und Güteraustauſchgeſchäfte ſcharf abheben. Bei den letzteren iſt die Verfolgung des eigenen Vortheils auf Koſten des Mitcontrahenten durchaus erlaubt, ſoweit nicht die von der Geſetzgebung etwa aufgeſtellten Schranken (Wuchervorſchriften) überſchritten werden. Beim Kauf und beim Arbeitsvertrag ſtehen ſich die Parteien mit divergierenden Intereſſen gegenüber; der Vertragsſchluſs beſiegelt nicht ſelten die Niederlage der einen Partei. Bei den Organiſationsgeſchäften hingegen beſteht eine Intereſſengemeinſchaft, oder ſie ſoll wenigſtens der Idee nach beſtehen. Daher iſt hier die Verfolgung des eigenen Vortheils auf Koſten des Mitcontrahenten unterſagt, ja zuweilen mit Strafe bedroht, es beſteht die Pflicht zur Wahrung der dem betreffenden Rechtsverhältniſſe eigenthümliche Treue, dafür aber auch der Anſpruch auf volle Entſchädigung für die Nachtheile, welche durch die Geſchäftsführung dem Mitcontrahenten erwachſen. Endlich ſei es eine Eigenthümlichkeit der Organiſationsgeſchäfte, daſs für die Beurtheilung der Frage des Verſchuldens ein ſubjectiver Maßſtab angelegt werde. Dieſe Rechtsſätze ſucht der Verfaſſer aus der geltenden Geſetzgebung unſerer Zeit nachzuweiſen. Er muſs jedoch ſelbſt zugeſtehen, daſs hier keine volle Uebereinſtimmung beſteht; das öſterreichiſche Recht z. B. läſst auch für den Geſellſchaftsvertrag und für das Mandat keinen ſubjectiven Maßſtab des Verſchuldens zu.

Obwohl daher nicht alles ſtimmt, zeigt doch das reiche, vom Verfaſſer herangezogene Geſetzgebungsmaterial, daſs ſein Gedankengebäude der poſitiven Stützen nicht entbehrt. Sobald erſt die vom Verfaſſer angebahnte Erkenntnis von der Eigenthümlichkeit der „Rechtsgeſchäfte der wirtſchaftlichen Organiſation“ durchgedrungen ſein wird, dürfte auch die Geſetzgebung jene Idee conſequenter zum Ausdrucke bringen, als es bisher geſchehen iſt. Manche legislativen Probleme der Gegenwart erſcheinen, wie der Verfaſſer in höchſt anſprechender Weiſe ausführt, nur darum ſo ſchwierig, weil man eine Vermengung von Grundſätzen der Erwerbs- und der Organiſationsgeſchäfte verſucht.

Dies gibt dem Verfaſſer Anlaſs zu einer fruchtbaren Beſprechung actueller Fragen der Geſetzgebung, wofür ihm jeder Leſer Dank wiſſen wird; bewegt er ſich doch hier auf einem Boden, der ſeinen Ruf als Staatsmann begründet hat. Er zeigt zunächſt die Schwierigkeiten, welche das Selbſteintrittsrecht des Commiſſionärs herbeiführt, die das neue deutſche Börſengeſetz vergeblich zu meiſtern verſuchte. Die Commiſſion als Geſchäftsführung für fremde Rechnung hat das Intereſſe des Auftraggebers zu wahren; beim Selbſtkauf wird der eigene Vortheil verfolgt; beide Dinge laſſen ſich nicht vereinigen.

Weiter behandelt Steinbach die Frage der Strafbarkeit des Arbeitsvertragsbruchs und ſpricht ſich mit vollem Rechte gegen die Strafbarkeit aus; der Arbeitsvertrag iſt ein Erwerbsgeſchäft, das zu einer beſonderen Treue nicht verpflichtet. In der Beſtrafung des Contractsbruches würde eine unpaſſende Uebertragung eines den Organiſationsgeſchäften (Beamtenvertrag) eigenthümlichen Rechtsſatzes liegen. Nach ähnlichen Geſichtspunkten erörtert der Verfaſſer die legislative Behandlung der Pflicht zur Wahrung des Geſchäftsgeheimniſſes, die Concurrenzclauſeln und ſchließlich die Cartelle. Auf das letztgenannte Thema näher einzugehen, wie es die Bedeutung desſelben erheiſcht, verbietet der zur Verfügung ſtehende Raum. Es ſei daher nur hervorgehoben, daſs ſich Steinbach für eine verwaltungsrechtliche Regelung der Cartelle ausſpricht; der Staat ſoll berechtigt ſein, von Fall zu Fall ſchädliche Cartelle zu annullieren.

Mit Vergnügen conſtatiert hier der Referent die Uebereinſtimmung mit eigenen Vorſchlägen. Neu iſt jedoch der noch ſehr zu erwägende Gedanke Steinbachs, die Entſcheidung über den Fortbeſtand des Cartells einem beſonderen Cartellgerichtshofe zuzuweiſen. Für eine von ökonomiſchen, raſch veränderlichen Situationen abhängige, nicht nach Rechtsprincipien, ſondern von arbiträrem Ermeſſen dictierte Maßregel dürfte vielleicht eine Verwaltungsbehörde mehr am Platze ſein als ein Gerichtshof mit ſeinem immerhin etwas umſtändlichen Apparate. Wie immer man über dieſen Punkt denken mag, wird dem Verfaſſer das Verdienſt bleiben, an dieſer überaus ſchwierigen Geſetzgebungsfrage in fruchtbringender Weiſe ſeine reiche Erfahrung und ſeine umfaſſenden Kenntniſſe verwertet zu haben. Indem wir von dem auch äußerlich ſchönen Buche Abſchied nehmen, ſei die Hoffnung auszudrücken geſtattet, noch mancher literariſchen Gabe aus der Feder des Verfaſſers zu begegnen — zum Ruhme der öſterreichiſchen Rechtswiſſenſchaft.

Prof. Menzel.

Deutſcher Muſen-Almanach für das Jahr 1897. Blätter neuer deutſcher Literatur und Kunſt. Herausgegeben von Wilhelm Arent. Leipzig und Wien. Literariſche Anſtalt.

In einem köſtlichen Vorwort wird mit ehernen Poſaunen das Herannahen einer neuen deutſchen Poeſie verkündet und ein Kreuzzug gegen all das gepredigt, was nicht in Arents deutſchvölkiſchen Zukunftsrahmen paſſen will. Gegen die Perverſitäten entnervter Weibmänner, gegen die knabenhaft unreife Experimental-Pſychologie überGeſchnappter Weiber verdrehter Geſchlechts, gegen die fortwährende Nachahmung kraftloſer welſcher Décadence, gegen die Hauptmann'ſche Plattwurſtepoche mit ihrer unerträglichen Horizontenge und ſo weiter — eine wahre Sintflut Hannibal'ſcher Expectorationen. Hat man ſich durch dieſes mit ſo viel Selbſtbewuſstſein geſchriebene, verderbenſchnaubende Vorwort hindurch gearbeitet, iſt man wirklich geſpannt, was für auserleſene Gerichte man uns hier als Erſatz auftiſchen wird. Nur allzubald fühlt man ſich aber enttäuſcht. Nur wenig iſt, das in das Einerlei des Schlechten etwas Abwechslung bringt. Eine Skizze „Flammende Sehnſucht“ von Hans Weber, einige ſtimmungsvolle warm empfundene Gedichte wie „Strandbilder“, „Dämmerung“, „Waſſ im“ von Bodo Wildberg, „Stille“, ein Gedichtcyklus von Hermann Eduard von der Jahn, „Im Elend“ und „Eine Nacht“ von René Maria Rilke; ferner eine glänzende Charakteriſtik des Bildhauers Franz Flaum von Stanislaus Przybyszewski und einige vortreffliche, leider nur zu wenig ausgeführte Scenen aus einem Drama „Der Herr“ von Wilhelm Arent.

W. W.

„Geſtalten des Glaubens.“ Culturgeſchichtliches und Philoſophiſches. Von Profeſſor Dr. Adalbert Svoboda. Leipzig. C. G. Naumann. 1897.

Das ebenſo geiſtvolle, wie [illegible] Buch iſt nicht für diejenigen geſchrieben, welche ſich über die wichtigſten und weſentlichſten Fragen des ſocialen, politiſchen, religiöſen und geiſtigen Lebens bereits ſtarre Glaubensformeln angeeignet haben, auf die ſie unbedingt ſchwören und für die ſie blindlings in den Tod gehen würden. Jeder Verſuch der [illegible] auf ſolche Dogmengläubige wäre von vornherein ausſichtslos. Dies gilt, was

Digitized by Google

edel angelegte Werk wendet ſich vielmehr an die Ueberzahl jener, die, unſicher oder unkundig zwiſchen den verſchiedenſten Lebensauffaſſungen hin- und herſchwankend und nach einem beſtimmten Lebensinhalte und einem feſten idealen Lebensziele ſuchend, für jede Aufklärung und Belehrung dankbar ſind. Dieſen Wiſſens- und Erkenntnisdurſtigen will der liebenswürdige Verfaſſer an der Hand eines ſtaunenswerten, in zehnjähriger mühſamer Arbeit geſammelten Bildermateriales aus der Literatur-, Cultur-, und Kunſtgeſchichte, der Natur-, Völker- und Länderkunde, der Religions-, Social- und Weltgeſchichte klar und einwandsfrei zeigen, was ſtets und allerorten Menſchen und Völker in ihrer phyſiſchen, moraliſchen und geiſtigen Entwicklung gehindert und was ſie dagegen jederzeit gefördert hat. Es bleibt dem Leſer überlaſſen, ſich aus der Vergangenheit die für Gegenwart und Zukunft zwanglos ſich ergebenden Schlüſſe ſelbſt abzuleiten. Alle, denen an der Verwirklichung der poſitiven Ideale des Wiſſens und der Kunſt, der Humanität und Moralität gelegen iſt, werden darum dieſem nicht nur mit dem klaren Verſtande des vielſeitigen Gelehrten, ſondern auch dem warmen Herzen des wahren Menſchenfreundes geſchriebenen, gedankenſchweren Buche ihre volle Sympathie nicht verſagen können. A. A.

„Menſchenleid." (Lo specchio della dolorosa esistenza.) Dramatiſche Handlung von Silvio Pagani. Autoriſierte Ueberſetzung von G. Locella. Verlag von Karl Reißner.

Der junge Mailänder Silvio Pagani, in ſeinem Vaterlande als Eſſayiſt und Kritiker geſchätzt, der ſich vor ungefähr zwei Jahren mit dem Roman „Vaſallenthum" in die Literatur einführte, gehört einer Gruppe ſymboliſtiſcher Dichter des jüngſten Italien an; ſein obiges Buch iſt der erſte Theil einer ſymboliſtiſchen Trilogie: Minstro della gaia e triste umanità. Die fünf Abtheilungen dieſes „Menſchenleids", dieſes „Spiegelbildes des ſchmerzvollen Daſeins", ſind nur im allerweiteſten Sinne fünf Acte eines Dramas, fünf ſymboliſche, an Begebenheiten des wirklichen Lebens anknüpfende Vorgänge in der Form dramatiſcher Gedichte, die lediglich die gleiche Tendenz miteinander verbindet, den Tod als den zu erſehnenden Erlöſer vom Leben zu feiern. Der Dichter dieſer dramatiſchen Gedichte ſchreibt einmal an anderer Stelle, daſs er den Zweck eines literariſchen Kunſtwerkes für erreicht halte, wenn dieſes imſtande ſei, auf den Zuhörer oder Leſer einen ſo tiefen Eindruck hervorzurufen, daſs er, unbewuſst zum Nachdenken veranlaſst, in eine Stimmung verſetzt werde, die ihn zu Gedanken und Gefühlen höherer Art befähige. Solchen Zweck hat Pagani in der That hier erreicht. Beſonders ſtimmungsvoll und von großem poetiſchen Reize ſind die beiden letzten Abtheilungen: „Am Ziel" und „Der Zug des Todes". Man iſt dem Ueberſetzer für die Vermittlung dieſer intereſſanten Bekanntſchaft zu Danke verpflichtet. W. W.

Růžena Svobodová: Ztroskotáno. Prag 1896. Verlag von F. Šimáček.

Dieſer Roman war die erſte größere Arbeit der jungen Autorin, deren ungemein delicates, pſychologiſches Talent heute ſchon für unbeſtreitbar gilt. Wenn wir dieſen Roman jetzt in ſelbſtändiger Buchausgabe noch einmal durchleſen, müſſen wir uns wundern, wie es der jungen Dame glücken konnte, gleich beim erſten Verſuch ein ſo reines Werk zu ſchaffen, ein ſo breit ausgeſtrecktes Werk, voll Duft und jugendlicher Kraft. Gleich zum erſtenmale ertönte hier das ganze Thema, zu dem die Autorin bis heute immer zurückkehrt, ein Thema, das den typiſchen Untergrund ihrer Arbeiten ausmacht: nämlich die Tragik eines hoch und rein aufflammenden innerlichen Lebens (in ihrem Falle des Mädchen- und Frauenlebens) in Berührung mit dem brutalen Uebergewicht der äußerlichen Realität. Und nirgends noch hat ſie dieſe innere Welt mit ſolcher Natürlichkeit und Wahrheit aufgebaut, wie in der Heldin dieſer Erzählung, dieſer Rajacta, die mit verwunderten Augen aus dem Kloſter in die Welt tritt, und gleich die erſte dramatiſche Epiſode, in die ſie geſtellt wurde, als Unterlegene verläſst. Ich habe oben dieſes Werk ein breit ausgeſtrecktes genannt. Ich will damit ſagen, daſs es nicht auf einem einzigen Kunſtprincipe gebaut iſt, ſondern daſs es zwei voneinander entfernte und gegenüber geſtellte umarmen will. Auf der einen Seite ſingt nämlich Růžena Svobodová Hymnen der ſublimſten Kunſt, in höchſten Octaven der Gefühle und Stimmungen, aber auf der anderen wühlet ſie in dem Erdenſtaube der Alltäglichkeit, in den kleinlichen Details des banalen Lebens. Eine Syntheſe dieſer zwei gegneriſchen Pole hat ſie noch nicht gegeben. Im Gegentheile, ſie ſtellt ſie in ihrer ganzen Extremität gegeneinander und ſucht in ihren Antitheſen ihre ſtärkſten Effecte. Ihre eigentliche Poſition iſt freilich in dem erſten Principe, in der ſubtilen lyriſchen Stimmungskunſt, und ſie benützt den Realismus, nur um die Realität als abſurd und häſslich zu zeigen. Kr.

Frant. Herites: Měšťanská šlechta: Servác Heller: Marie Šťastná. J. Otto, Prag: Volksbibliothek Nr. 146, 147.

Zwei czechiſche Romane, der erſte aus der Gegenwart, der zweite aus der Zeit der 1848er Revolution. Bei der ihnen ſonſt anhaftenden Seichtheit geben beide doch recht anſchauliche, zutreffende Bilder des czechiſchen Lebens, was beſonders bei dem zweiten von Bedeutung iſt. „Měšťanská šlechta" („Bürgerlicher Adel") ſchildert den allmählichen Verfall einer alten Patricierfamilie bis zu ihrem vollſtändigen Ruin in dem bekannten feuilletoniſtiſchen Stile Herites', der auch in dieſem Werke zeigt, wie genau er das kleinſtädtiſche Leben der czechiſchen Bürger zu beobachten vermag. „Marie Šťastná" iſt der mit ſpannenden Scenen [illegible] Roman [illegible], [illegible] Liebhaber [illegible] ihres Vaters, [illegible] [illegible] Graf, von ihr [illegible]. „[illegible]" nennt der Verfaſſer den Roman, [illegible] manches [illegible] Capitel zu leſen gibt. [illegible] V. St.

„Kämpfe und Siege", „Kämpfe und Spiele". Geſammelte Gedichte von [illegible] v. [illegible]. [illegible] 1897.

[illegible]

gemacht), endlich in zwei Bänden ſammelt, iſt man der Gegenwart ſchuldig, die dieſen außerordentlichen Mann in allen Wunderlichkeiten liebt. Der Zukunft wäre er ſelbſt eigentlich noch etwas ſchuldig, ein — ſagen wir ein „Liliencron-Brevier", in dem nur das Köſtliche ſeines Schaffens, von allen Schlacken befreit, drinnen ſtände. Freilich haben die Dichter dieſe kritiſche Erkenntnis ſelten, hängt doch an jedem Vers das Glück der Stunde, die Freude des Klanges, die Erinnerung an eine freundliche Stimmung. Aber es wird den Künftigen ſchwer ſein, alles dies zu verſtehen und zu lieben, wie wir an dieſem, unſerem Liebling auch die Fehler und Schwächen lieben. Ich kenne nur einen Dichter, der dieſe Strenge gegen ſich ſelbſt geübt, nur ſein Beſtes der Welt zu laſſen: Konrad Ferdinand Meyer, unter deſſen Gedichten man keines findet, das man miſſen möchte. Mag an ihnen einzelnes unlyriſch, anderes geringer ſein, immer ſind es wundervolle Stücke, Halbedelſteine manche, aber immer von einem tiefen Wert. Das fehlt bei Liliencron. Und niemand darf es dieſer heftigen, athemloſen, durch das Leben jagenden, ſporenklirrenden Natur verübeln. Er iſt nicht geſchaffen, zu wägen und zu bedenken, that dies doch nicht einmal dieſer Gelaſſenſte: Goethe. Aber ſogar dieſem Unendlichen gegenüber erkennen wir uns, manche Gedichte belanglos zu finden, und der kecke Hartleben hat ſie einfach hinausgeworfen und uns das „Goethe-Brevier" gegeben, eine vielleicht allzu ſubjective Auswahl, aber doch immer eine kritiſche Ausleſe, die niemand zu veranſtalten wagte, als eben ein ſolcher moderner Frechling. Und Liliencron wird doch dieſe Kühnheit würdigen, die wir ihm angethan wiſſen wollen, vielleicht ſogar ihr Dank wiſſen. Dann wird man erſt das reine Bild dieſes überaus theueren Mannes vor Augen haben, und die neue Kunſt unſerer Jahre wird den Kommenden in dieſem Bande vielleicht ihr einziges Vermächtnis übergeben. Der Verlag hat ja auch ſchon eine Auswahl veranſtaltet, aber das that eben ein Verleger, kein Künſtler. Wer wird es alſo thun wollen? Daſs es nothwendig iſt und keineswegs einen Frevel gegen den Dichter bedeutet, den wir vielleicht beſſer zu lieben glauben, als dieſe verächtlichen Nachahmer ſeiner Ungezogenheiten, wird er ſelbſt und die Kunſtverſtändigen einſehen und zugeben. O. St.

Rudolf von Lariſch: „Der Schönheitsfehler des Weibes". Eine anthropometriſch-äſthetiſche Studie. Zweite Auflage. Verlag von Joſ. Albert, München 1896.

In ruhiger, wiſſenſchaftlicher Weiſe weiſt der Verfaſſer den Schönheitsfehler des Weibes nach: daſs das Weib zu tief gebaut iſt. Während bei den männlichen Acten die ſogenannte „Körpermittenebene" genau in die Mitte zwiſchen Scheitelhöhe und Standebene zu liegen kommt, befindet ſie ſich beim Weibe unterhalb dieſer factiſchen Mitte. Bei Frauen mit ſelten ſchön gebildeten Körperformen tritt dieſer Fehler allerdings weniger auffällig zutage. Beiſpielsweiſe wird bei der Mediceiſchen Venus — die untere Hälfte auf die obere übertragen — bloß ein kleines Segment des Schädelknochens ſcalpiert. Gewöhnlich aber reicht bei der normal gebauten Frau der untere Körpertheil bloß bis zu den Augenbrauen. Dieſes Höhenverhältnis entſpricht den Proportionen eines fünfjährigen Knaben. Beim Manne ſind die beiden Körpertheile ſchon im 14. Lebensjahre gleich proportioniert. In den folgenden Jahren erreicht der untere Abſtand größtentheils das geometriſche Uebergewicht über den oberen. — Das Weib iſt ſich ſeines Geburtsfehlers inſtinctiv bewuſst; ſie ſucht ihn naturgemäß zu verbergen und zu verbeſſern. Beweis hiefür liefert die Coſtümgeſchichte. An der Hand derſelben zeigt uns der Verfaſſer, wie das Weib, ſeit den älteſten Zeiten die Künſte der Toilette ſich zueigen macht, um mit mehr oder minder glücklicher Decorierung das Zutiefliegen der Körpermitte zu maskieren. Die Mode von heute entſpricht vielleicht am eheſten dieſem immer wachen, verfeinerten Correcturbedürfniſſe. Sie ſchneidet mit dem Mieder Segmente aus der Contur des Körpers, betont die Formen des Oberkörpers und läſst die Linien von der „Taille" abwärts, ſelbſt die Bewegungen der Beine, möglichſt verſchwinden. Dieſe gehaltvollen und anregenden Ausführungen des Verfaſſers unterſtützen der Maßſtab und die Radiernadel. Neben zahlreichen Coſtümbildern wecken zuletzt das Intereſſe des Leſers zwei mit beſonderer Sorgfalt entworfene Tabellen, deren eine die Körperproportionen des wachſenden Knaben von der Geburt bis zum 14. Lebensjahre graphiſch darſtellt, und die andere 100 Meſſungen von weiblichen Modellen aus München, Paris, Wien und Mailand klar veranſchaulicht. L. Gr.

Revue der Revuen.

„Deutſche Revue", Aprilheft, wird intereſſant durch einen Aufſatz „Zur Vorgeſchichte des Krieges von 1877", worin hauptſächlich die Lage Rumäniens in der kritiſchen Zeit vor dem ruſſiſch-türkiſchen Krieg dargelegt und mit Briefen des Königs — damaligen rumäniſchen Fürſten — Karl I. beleuchtet wird, und durch eine äſthetiſche Studie von Joſef Lewinsky: Das Verhältnis des Raumes zur Schauſpielkunſt. Dieſe an ſich feſſelnde und gerade für Wien einigermaßen actuelle Frage wird darin mit großer Beherrſchung des Stoffes und nur ſtellenweiſe mit unnöthig viel hiſtoriſchem Material behandelt. Der Verfaſſer geht von der richtigen Anſchauung aus: „Es gibt Epochen des Ueberganges, in denen der Raum dem Inhalt der Literatur oder den Zuſtänden der Geſellſchaft nicht mehr völlig entſpricht, aber ſeine angemeſſene Form noch nicht gefunden hat. Wir ſtehen heute am Beginne einer ſolchen Epoche. Um aber die heutige Form richtiger Unſerm zu verſtehen, bedarf man der Einſicht in das Weſen und die Bedeutung des Raumes überhaupt und in deſſen geſchichtliche Entwicklung." Er verfolgt alſo vorerſt die Entwicklung und die [illegible] der Formen des griechiſchen und römiſchen Theaters. Von dem erſteren urtheilt er, daſs es nur zu einer untergeordneten Art der Darſtellung geeignet, da die [illegible] des Raumes und ſein [illegible] [illegible] Zwecke das [illegible] der Reviſmaske und des [illegible] hat. „Die Herrſchaft der Maſſe ließ die [illegible] Schauſpielkunſt noch nicht zu." Erſt im römiſchen [illegible], wo die Verbindung zwiſchen Darſtellern und Publicum eine [illegible], hat man ſich [illegible] zu nähern begonnen, erſt aus [illegible] die Namen berühmter Schauſpieler Individualitäten [illegible] des [illegible]. Aber auch da liegt nicht die [illegible] [illegible] Raumes: [illegible] zum Umſtande von der

Digitized by Google

— unvollkommenen — Schauſpielkunſt, die ſich an die Antike anſchließt und ſich in ſpäterer Zeit zur Darſtellung der Myſterien und der Paſſion entwickelt habe, beſtehe eine zweite Art der Darſtellung, mit Shakeſpeare beginnend, und die ſei die eigentliche Schauſpielkunſt. Die Behandlung dieſes Zeitalters iſt von einem zweiten, noch ausſtehenden Theil des Lewinsky'ſchen Aufſatzes zu erwarten.

In Nr. 15 der „Umſchau“ ſchreibt Dr. F. E. Peiſer über die Entſtehung des Alphabets. Der ſcheinbar ſo einfache Vorgang mit 25 Zeichen die vielgeſtaltige Sprache ſo zu fixieren, daſs zwiſchen Hören und Leſen kaum noch ein Unterſchied beſteht, iſt in Wahrheit ſehr compliciert. Das Alphabet von heute faſst die Wörter in Lautgruppen, zerlegt ſie in Laute und ſtellt jeden dieſer Laute durch einzelne Zeichen dar. Das aus den einzelnen Zeichen zuſammengeſetzte Wortbild läſst im Gehirn das Lautbild entſtehen, an das ſich dann erſt der Gedanke knüpft. Bei den urſprünglichen Bilderſchriften wurde für den Begriff ein Bild eingeſetzt, das ohne Vermittlung der Lautvorſtellung den Gedanken auslöſte. Bei der engen Verbindung aber, in der Denken und Sprechen ſtehen, verknüpfte ſich bald die Lautvorſtellung mit dem Bilde, das man ſodann vermuthlich als Vertreter dieſer Lautcomplexe anſah, wodurch das Stadium der reinen Bilderſchrift überwunden und die Stufe der aus Begriffszeichen und Silbenzeichen beſtehenden Schrift erklommen wurde. Die babyloniſche Keilſchrift drückte in dieſer Weiſe verſchiedene Begriffe wegen des identiſchen Lautcomplexes mittelſt desſelben Bildes aus. Die weitere Entwicklung vollzog das Egyptiſche, das nach Anſicht vieler Gelehrter die Mutter der altſemitiſchen Schrift wurde, aus der, dem Anſcheine nach, ihrerſeits das Griechiſche und die noch beſtehenden verſchiedenen orientaliſchen Schriftſyſteme entſtanden.

In Frankreich gibt es neueſtens ein Organ der Allerjüngſten, das ſich „**La Revue Naturiste**“ nennt. Ihr Begründer iſt Saint-Georges de Bouhelier. Er entfaltet die Fahne der Nationalität und verjagt die Ausländer, wie Wagner, Nietzſche und Ibſen aus ſeinem Tempel. Die neueſte Schule ſagt ſich auch von Maeterlinck und Henri de Régnier los, und nennt Stéphane Mallarmé „Le dilettante de l'impuissance“, während ſie ſich warm für den vielgeſchmähten und verleugneten Zola einſetzt.

In der vorletzten „**Revue des Deux Mondes**“ ſchreibt M. d'Avenel über die Bauverhältniſſe in Paris. Trotzdem Paris eine alte Stadt ſei und ſich eigentlich nicht weſentlich ausgedehnt habe, gebe es eine Menge Häuſer, die nur 20–30 Jahre alt ſeien, und auch die Zahl der Häuſer habe ſich ſehr vermehrt, aber in der Weiſe, daſs man ſtatt wie unter dem erſten Kaiſerreich auf einem Areal von 55 Quadratmetern, heute auf 35 Quadratmetern Flächenraum ein Haus errichte. Dabei würden die Zinſe immer theuerer, und es finde ein beſtändiger, reger Wohnungswechſel ſtatt, während in früheren Zeiten die Leute oft in demſelben Hauſe ihr ganzes Leben verbrachten und manchmal dort ſtarben, wo ſie geboren waren. Herr d'Avenel führt eine lange Reihe von Baumeiſtern und Speculanten an, die als Maurerpoliere begannen und als Millionäre endeten. Natürlich ſtehen denen andere gegenüber, die ſich während des Baufiebers verſpeculierten und durch den Umſchlag der Verhältniſſe ruiniert wurden. Heute ſind die Arbeitslöhne ſo ſehr geſtiegen, daſs ein Verdienen im großen Stil überhaupt unmöglich iſt. Ein Werkführer erhält 300 Francs monatlich, ein gewöhnlicher Arbeiter 6 Francs für den zehnſtündigen Arbeitstag. — Profeſſor Mitiotakis ſchreibt in der letzten Nummer über die Volkslieder der Kretenſer, in denen man, wie er ſagt, alle charakteriſtiſchen Züge dieſes Volkes wiederfindet: ihren leidenſchaftlichen Freiheitsdrang und den glühenden Haſs gegen die Fremdherrſchaft, ihre Kampfesfreudigkeit, wie ihre Gaſtfreundlichkeit, und jenen unbezähmbaren Stolz, der an Hoffart grenzt, und dem ſie alles andere, oft ſogar ihre Liebe opfern. An erſter Stelle ſteht wie ſelbſtverſtändlich bei einem kriegeriſchen Volke, das im Laufe der letzten ſechzig Jahre nicht weniger als achtmal gegen die Fremdherrſchaft rebellierte — das Heldengedicht. Es feiert die Thaten derer, welche für die Unabhängigkeit der heimatlichen Inſel kämpften und fielen, und bildet den wichtigſten Vortragsgegenſtand jener fahrenden Sänger, die bei keinem ländlichen Feſt auf Kreta fehlen dürfen, und deren heroiſche Lieder das dortige Volk, auch inmitten ſeiner Luſtbarkeiten, unermüdlich gern vernimmt.

In Spanien, wo bisher die Frauenbewegung durchaus keinen Boden gefunden, werden nun auch Stimmen dafür laut. So ſchreibt Sennora Maria de Belmonte in der „**Revista Contemporanea**“. Sie ſpricht ſehr beſcheiden und fordert keineswegs völlige Gleichſtellung für ihr Geſchlecht; nur möchte ſie es nicht in ſo abſoluter Unwiſſenheit begraben wiſſen, wie bis jetzt. „Die Spanierin wird in der Anſchauung erzogen, daſs Leichtfertigkeit ihren mächtigſten Reiz bildet, und daſs Unwiſſenheit und Unſelbſtändigkeit die Grunderforderniſſe einer guten Gattin und Mutter ſind,“ ſchreibt ſie: „in unſerem Lande, wo Männer und Frauen gleich incolten ſind, hat die Sorge um das gegenwärtige und künftige Schickſal der Frauen, die heute die ganze civiliſierte Welt erfüllt, noch nie die Geiſter beſchäftigt, und trotz der evidenten Ueberzahl der Frauen, erblickt man bei uns noch immer in der Heirat die einzige Löſung der Frauenfrage.“

„**Pearsons Magazine**“ bringt in ſeiner Aprilnummer das Ergebnis einer Enquête, die das Blatt bei den hervorragendſten engliſchen Schriftſtellern über ihre Arbeitsmethode angeſtellt hat. W. L. Alden und Robert Barr berichten faſt übereinſtimmend, daſs ſie alle regelmäßige, pünktgemäße Arbeit haſſen und den größten Theil ihrer Zeit am dem Schreibe verbringen; dennoch ringt ſich der erſtere durchſchnittlich 1500 Worte täglich ab, während der andere anfallsweiſe, dann aber mit großer Ausdauer arbeitet. Sir Walter Beſant hält es für vortheilhaft, mehr als drei Stunden täglich zu arbeiten, Hall Caine und C. Doyle hatten 1500–2000 Worte täglich für eine ausgiebige Leiſtung. Mrs. Egerton behauptet auch nicht annähernd von einer regelmäßigen Arbeit berichten zu können. Mrs. Hobbes ſchreibt höchſtens 150 Worte täglich, während Anthony Hope behauptet, nur dann flott arbeiten zu können, wenn ihm alle äußeren Arbeiten fern ſind und er zu Schiff oder im Eiſenbahncoupé in ſein Notizbuch ſchreiben muſs. Allen Upward endlich ſchildert, daſs er ganze Monate oft nichts thut und ſich mit einem Gedanken herumplagt, dann durch mehrere Wochen erbittert ringt, um ihm Geſtalt zu geben, endlich alle Vorarbeiten vernichtet und dann in einem Anlauf, in vier oder fünf Tagen und Nächten das Ganze niederſchreibt.

Egidius und der Fremdling.

Von W. G. van Nouhuys.

Aus dem Holländiſchen von E. Otten.

III.

An den darauffolgenden Tagen ſuchte Egidius den Fremdling vergebens auf den Dünen und am Strande.

Dann, eines Tages, ſah er ihn auf dem Markte ſtehen, mitten in einem Menſchenknäuel; er überragte alle Umſtehenden.

Egidius hörte ihn mit lauter Stimme ſprechen:

— Was wiſſt Ihr von Groß und von Hoch, Ihr Niederen und Ihr Kleinen! . . . . Seht Ihr den Punkt dort, weit über jener weißen Wolke?

Hundert Augen blickten vergebens aufwärts. Nur ein Knabe rief: „Ja, dort — dort am blauen Himmel“, und deutete auf etwas, aber die anderen ſahen noch immer nichts.

Der Fremdling nickte ihm zu.

— Ihr Jüngſten ſeht am höchſten, weil ihr noch nicht gelernt habt zu ſehen. Aber, was auch du nicht ſiehſt, das iſt, daſs jener Punkt Augen hat. Abgrundtiefe Augen, welche die Sonne verſchlingen wollen. Und auch Flügel, weit ausſchlagende Flügel hat jener Punkt. Wenn ich ihn riefe, dann würdeſt du fliehen, davoneilen oder dich verkriechen vor Schrecken. Denn es iſt ein Königsadler, der dort in hoher weiter Einſamkeit fliegt.

Erſtaunen malte ſich auf allen Geſichtern ringsum.

Ihr alle ſeid vor ihm ſicher, ſo ſicher wie vor dem Blitzſtrahl, der nur den trifft, der einſam und allein hinausragt über das flache Land, der durch das, was ſich über die Erde hinauswagt, dazu verführt wird herunterzukommen, und der ſich ſchämt, wenn er das Kleine auf dem Markte getroffen hat. Ihr kennt ſein Schamgelächter, es läſst Euch in Euren Wohnungen erzittern, bleich werden. Nun wiſst Ihr, daſs Euer Marktleben Euch vor der Berührung des Hohen ſchützt.

Als die Menſchen einander anſtießen und die Achſeln zuckend lachten, fuhr er ſpöttiſch fort:

— Ihr habt recht. Lacht nur und zuckt die Achſeln, wenn Ihr einander anſeht. Der eine iſt nur das lächerliche Spiegelbild des andren — und ſolltet Ihr da nicht lachen? Es iſt ganz gleich, ob einer von Euch ſich ſelbſt ſieht oder ſeinen Nächſten.

Ein Hirte kennt ein jedes ſeiner Schafe, doch ich frage Euch: Wer würde Euch unterſcheiden, den einen von dem anderen?

Man hat Euch geſagt: „Liebet Euch untereinander!“ als ob Ihr das nicht von ſelbſt thätet. Ich aber ſage Euch: Lachet Euch gegenſeitig aus, ſolange bis Ihr den Fremdling nicht mehr ſchmähen werdet, weil Ihr in ihm Euch ſelbſt nicht wiederfindet. Haſst und verachtet Euch!

Ein Gemurmel lief durch die Menge.

— Tagein tagaus ſchreit Ihr mit vielem Lärmen nach Gleichheit, ich aber ſage Euch: Ihr ſeid gleich. Und danket dafür Eurem Gotte. Denn wie könntet Ihr in Ungleichheit beſtehen? Eure Ungleichheit iſt Selbſtbetrug und Einbildung. Denn wer unter Euch wirklich ein Ungleicher iſt, der wird ausgeſtoßen gleich einem Ausſätzigen.

Er ſchwieg einen Augenblick und fuhr ſich mit einer müden Bewegung über die Stirne. Dann ſagte er mit ruhiger und mit leiſer Stimme:

— Ich will Euch nicht länger zürnen. Ich habe Geſchenke für Euch mitgebracht, wie ein Gaſt thut für die Kinder des Mannes, der ihn beherbergt. Wenn Ihr nur nicht zu klein ſeid für dieſes Spielzeug.

Er zeigte ihnen einige leere Muſcheln.

Ein Gelächter gieng durch die Menge.

— Warum lacht Ihr denn? Seid Ihr groß genug für dies? So ſagt mir: welches iſt das Geheimnis der Muſchel, aus der das Thier verſchwunden iſt?

Verwundert blickten ſie erſt ihn, dann einander an, allein es kam keine Antwort.

Eine alte gebückte Frau ſtand dicht neben ihm; ſie hatte einen kleinen Knaben an der Hand. Das Knäblein ſtreckte die Hand aus nach den Muſcheln, und der Fremdling bückte ſich und gab ihm eine.

Mit klugen andächtigen Augen betrachtete das Kind die Muſchel und führte ſie dann plötzlich an ſein Ohr.

Der Fremdling nickte ihm zu und machte die anderen auf das Kind aufmerkſam.

— Es iſt klüger als Ihr ſeid.

Dann zu der alten Frau:

— Wenn Ihr Euch noch tiefer bückt, kann Ihr vielleicht noch mit dem Kinde lauſchen.

Vor allem aber laſst das Kind lauſchen Tag um Tag. Und wenn es dann größer wird und etwas von dem Geheimnis der Muſchel errathen zu haben glaubt — ſo ſoll es das für ſich behalten und es nicht auf den Markt bringen, wo alles nur Kaufware iſt und Anpreiſen und Bieten und Streiten und Drängen und das alles nur aus der Sucht nach Gewinn.

Digitized by Google

Nie gebe es ſeine reine Weisheit dieſen hier preis, denn dann wird ſie unreine Thorheit, wenn die Markthände ſie beſchmutzt haben.

Das Kind lachte ſtillvergnügt, als ſei es ganz allein, die Muſchel noch immer ans Ohr drückend.

— Auch für dieſes Kind wird die Zeit kommen, da das Geräuſch des Leeren es weinen läſst, ſagte leiſe der Fremdling, der nun an dem Gitter eines Denkmals lehnte, das mitten auf dem Marktplatze ſtand, die müden Augen abwendend von der Menge, die plaudernd, kopfſchüttelnd auseinander gieng.

Egidius näherte ſich ihm.

Der Fremdling ſah ihn nicht: es war, als ſchauten ſeine Augen nach innen.

Egidius (zögernd): Ich habe dich geſucht.

Der Fremdling ſchwieg noch immer, ſchaute ihn aber nun an.

Egidius. Biſt du müde vom Sprechen?

Der Fremdling. Nicht vom Sprechen. Iſt deine Wohnung weit von hier?

Egidius. Nein.

Es war ihm, als ſpräche ein anderer für ihn, und als brauche dieſe Antwort noch eine Beſtätigung. Er wiederholte:

— Nein, nicht weit.

Der Fremdling. Dann werde ich mit dir gehen. Heute kann ich es.

Er wandte ſich um und wies nach dem Denkmal.

— Wer war jener Mann?

Egidius. Ein großer Dichter.

Der Fremdling. Wie ſie den Ungleichen haſſen!

Egidius. Wie meinſt du das? Dies iſt eine Huldigung.

Der Fremdling. Nach ſeinem Tode Tag für Tag auf dem Markte zur Schau ſtehen, zwiſchen all denen, die ihn niemals verſtehen!.... Laſs uns in deine Wohnung gehen, ſchnell!

Und haſtigen Schrittes gieng er neben Egidius weiter, ſich nicht mehr umſchauend.

IV.

Egidius. Es wird meine Frau ſehr freuen, daſs du zu uns kommen willſt. Sie iſt ſehr begierig dich zu ſehen.

Der Fremdling (nachdenklich): Deine Frau?

Egidius. Ich habe meiner Frau viel von dir erzählt.

Der Fremdling. Deiner Frau?

Egidius. Ja. Der Frau, die ſtets bei mir iſt, ich meine, mit der ich verheiratet bin. Verſtehſt du es jetzt?

Der Fremdling. Jawohl.... mit der du verheiratet biſt. Heiraten, das thun doch Mann und Frau, die einander lieb haben, nicht wahr? Dann rufen ſie andere dazu, wenn ſie einander das ſagen... Dann ſchließen ſie eine Ehe, nicht wahr?

Egidius. Ja... Manchmal... ſchließen auch Menſchen, die einander nicht lieb haben, eine Ehe.

Der Fremdling. Das begreife ich wohl. Aber die einander lieb haben, thun es doch auch?

Egidius nickte; er hatte dabei die ungewiſſe unangenehme Empfindung, als werde es ſtets etwas ganz anderes, wenn der Fremdling dieſelben Worte ſagte.

Sie waren vor ein großes Ladenfenſter gekommen. Der Fremdling ſtand ſtill, ſtellte ſich vor die Spiegelſcheibe und ſah mit fragendem Blick abwechſelnd nach Egidius und nach den langen aufeinander gethürmten Reihen von farbigbemalten und beklebten Blechdoſen.

Egidius. Das ſind conſervierte Lebensmittel. Das ſind Gemüſe, junge Gemüſe: die Etikette gibt an, was für eine Sorte. Es hält ſich dann jahrelang. Nur wenn das Blech oder die Löthung abgenutzt iſt und die friſche Luft hinzutreten könnte.....

Der Fremdling. Nun?

Egidius. Dann entſteht natürlich Gährung und das Gemüſe verdirbt.

Der Fremdling. Durch friſche Luft?

Egidius. Gewiſs, nachdem es einmal in dem Blech davon getrennt war.

Der Fremdling (nachdenklich fortfahrend): Jawohl. Dann bleibt alles gut, mit der Etikette darauf. Wenn aber die Ehe abgenutzt wird....

Egidius (ihn lächelnd unterbrechend): Die Löthung!

Der Fremdling. Ja eben. Wenn die abgenutzt iſt, dann tritt friſche Luft hinzu und es tritt Gährung ein. Arme junge Liebe...

Egidius. Gemüſe.

Der Fremdling. Ja.

V.

So giengen ſie eine Weile ſchweigend weiter, als ein Gewirr ſchriller Miſsklänge an ihr Ohr klang.

Ein alter Mann mit einer Harmonika kam des Weges, mitten auf der Landſtraße gehend. Neben ihm [illegible] Frau, [illegible] ganz [illegible]. Ein [illegible] des [illegible] Harn.

[illegible]

Harmonika, die jämmerliche Laute ausſtieß. Sein Geſicht glich einer Maske, ſeine Züge ſchienen durch vielfache Miſshandlungen ſtarr und verzerrt geworden zu ſein. Die Augen kaum ſichtbar, zurückgetreten hinter zwei enge Spalten; von dort ausgehend tiefe Furchen in Fächerform über Schläfen und Wangen. Die bleichen Lippen wie die ſtraffgeſpannten Ränder einer ausgebluteten Wunde. Sie lieben ſtill, regungslos, auch dann, wenn ein heiſerer Laut ſich ſeiner Kehle entrang, willenlos der abgeleierten Melodie der Harmonika folgend.

Er zitterte dermaßen, daſs man glauben muſste, er werde jeden Augenblick umſinken, aber jedesmal, wenn das Geräuſch etwas matter wurde, erklang auch ſchon eine ſchrille Warnung aus dem Munde des Weibes, das ſich nach rechts und nach links, nach Thüren und nach Fenſtern umblickte, die Sammelbüchſe in der Hand.

Mochte er auch taub ſein für alles, was um ihn herum vorgieng, — bei dem drohenden Gekreiſch der Stimme, bei dem befehlenden: „Weiter, Vater!“ ſchrak der Alte ſtets auf; es war, als käme dann ganz plötzlich etwas mehr Leben und Bewegung in die jammervoll-ſchlotterige Geſtalt, in die runzligen Hände.

Die Harmonika wimmerte dann ein wenig lauter, — die Stimme indeſſen blieb dieſelbe: heiſer und kraftlos ſchleppte ſie ſich in furchtbarer Stümperei hinter der Cadenz des Gaſſenhauers her.

Egidius warf ein Almoſen in die Büchſe, der Fremdling aber ſtarrte die Frau ſo entſetzt an, daſs ſie mit einem Fluche weitergieng.

So ſahen ſie den Alten ſich den Weg entlang ſchleppen, zwiſchen den gleichgiltig an ihm vorübergehenden Menſchen hindurch; nun wurde er von dieſem oder jenem auf die Seite geſchoben oder von einem Hunde angebellt, dann wieder muſste er einem daherkommenden Fuhrwerk ausweichen.

Egidius wollte nach Hauſe. Der Fremdling ſtand regungslos da, verſtört vor ſich hinſtarrend.

Plötzlich bückte er ſich und betaſtete das Straßenpflaſter. Er ſchüttelte den Kopf.

Und dann blickte er wie ein Verzweifelnder nach den ſteilen Häuſergiebeln oder nach den ſchweren weißen Wolken.

Ein paar Kinder liefen lachend vorbei, hinter dem alten Manne her.

Der Fremdling legte mit einer wilden Bewegung die Hände an die Ohren: ein Ausdruck heftigſten Schmerzes zitterte über ſeine Züge.

Dann gieng er neben Egidius her, der auf ihn gewartet hatte.

Der Fremdling. Wie iſt das möglich?

Egidius. Es hat dich ſehr verſtimmt.

Der Fremdling. Wie iſt es möglich?... Und deine Stimme klingt noch wie zuvor, und ruhig wie zuvor gehſt du neben mir, auch nun, nachdem wir das geſehen haben!...

Egidius. Wir ſehen das ſo oft; wir ſind daran gewöhnt.

Der Fremdling. Daſs du deine Augen nicht ausgeriſſen haſt, als ſie das zum erſtenmal geſehen hatten!.. Daſs die Steine hart bleiben und die Häuſer unbeweglich... Daſs die Wolken nicht weinen und die Kinder lachen!... Wo ſoll ich hin, wo ſoll ich nur hin?... Ich weiß nicht, wo ich bleiben ſoll!

Egidius. Du biſt ſo blaſs — deine Hände zittern — deine Augen ſind ſo ſeltſam... Komm mit mir, in mein Heim...

Der Fremdling ſchien nachzudenken. Dann legte er die Hand auf Egidius' Arm und fragte zögernd, ängſtlich, mit gepreſster Stimme: — Iſt es dunkel in deinem Hauſe?

Egidius. Nein, mein Haus iſt hell und licht und fröhlich.

Der Fremdling. Immer?

Es klang etwas wie Enttäuſchung in ſeiner Stimme.

Egidius. Wir können es ſo dunkel machen, als wir wollen.

Der Fremdling. Iſt es in den Häuſern der Menſchen ſo hell und ſo dunkel, wie ſie es ſelber wollen?

Egidius. Ja.

Kaum aber hatte er dies geſagt, ſo fühlte er auch ſchon, wie ihm ein heftiges Angſtgefühl die Kehle zuſchnürte, und er hatte nicht den Muth, noch mehr zu ſagen.

Der Fremdling. Dann werde ich mit dir gehen, aber dort muſs es dunkel ſein.

Schwer ließ er ſeine Hand auf Egidius' Arm drücken, gleich als ſei er ſehr müde, betrat mit ihm das Haus und ließ ſich in ein Hinterzimmer führen, wo Egidius ihm eine Ruhebank zeigte, die Läden ſchloſs und ihn darauf allein ließ in der Finſternis.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwasser Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher
alcal. SAUERBRUNN
Filiale-Wien, IX. Kolingaſſe 4. Telephon 2787.

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 15. Mai 1897. Nummer [illegible]

ZEITUNGS-STEMPEL

Ein kleiner Umſturz von Oben in Sicht.

Wer noch daran gezweifelt haben ſollte, daſs es ſich bei dem Kampfe gegen den Umſturz im Deutſchen Reiche gar nicht um die Sicherung des Staates vor Revolutionsgefahr handelt, ſondern nur um die Geldvortheile und Standesvorrechte kleiner privilegierter Kaſten, dem wird wohl die Verhandlung des preußiſchen Abgeordnetenhauſes am 11. Mai vollends zur Klarheit und Gewiſsheit verholfen haben.

Nach § 8 des preußiſchen Vereinsgeſetzes dürfen politiſche Vereine nicht miteinander in Verbindung treten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſe Beſtimmung ganz allgemein übertreten wird, da ja ohne Verkehr der in Wahlvereinen organiſierten Parteimitglieder untereinander eine Wahlagitation, ja auch ſchon die Aufſtellung einer Abgeordneten-Candidatur gar nicht möglich iſt. Es hängt alſo nur von dem Wohlwollen und der Willkür der Behörden ab, welche von dieſen alltäglichen Handlungen ſie überſehen und welche ſie als „Inverbindungtreten" anſehen und behandeln wollen. Der Herr von Köller hat nun als Miniſter des Innern jenen Paragraphen zur Vernichtung der Organiſation der Berliner Socialdemokraten zu benützen gedacht und deren Wahlvereine aufgelöst. Dieſer Streich flößte den übrigen Parteien keinen geringen Schreck ein, denn ſie muſsten ſich ſagen, daſs ihnen bei Gelegenheit dasſelbe begegnen könne. Bedroht ſahen ſich allerdings nur Freiſinnige, Demokraten, Centrum und Antiſemiten, aber ganz ſicher fühlten ſich doch auch die Conſervativen, deren agrariſche Forderungen der Regierung zeitweiſe unbequem werden, und die Nationalliberalen nicht. Jedenfalls aber iſt ein Paragraph unhaltbar, der ſich mit dem nun einmal verfaſſungsmäßig zu Recht beſtehenden conſtitutionellen Leben nicht verträgt. Das ſah ſchließlich auch die Regierung ein, und ſo hat denn der Reichskanzler vorigen Sommer verſprochen, daſs die unhaltbare Beſtimmung des Vereinsgeſetzes aufgehoben werden ſolle; nur durch dieſes Verſprechen hat ſich der Reichstag, der damals gerade das bürgerliche Geſetzbuch berieth, davon abhalten laſſen, in dieſem die Angelegenheit fürs ganze Reich zu regeln; bei der Eröffnung des gegenwärtig tagenden Landtags hat die Regierung das Verſprechen in der Thronrede wiederholt. Aber natürlich wollten ſich die reactionären Parteien dieſe Gelegenheit nicht entgehen laſſen, zugleich andere „Verbeſſerungen" des Vereinsgeſetzes durchzuſetzen, die den Behörden die Mittel in die Hand geben ſollten, die Vereins- und Verſammlungsfreiheit der Arbeiter und anderer unbequemer Leute noch mehr als bisher einzuſchränken. Wie das nun in ſolchen Fällen zu gehen pflegt, wurde die erwartete Novelle zum Vereinsgeſetz bald angekündigt, bald hieß es wieder, ſie ſei noch lange nicht fertig. In den letzten Tagen endlich erfuhr man, daſs ſie nun wirklich fertig ſei, daſs auch einige Compenſationen für das dem Volke gemachte Zugeſtändnis darin aufgenommen worden ſeien; die Kreuzzeitung aber klagt darüber, daſs mit Rückſicht auf die Wünſche der Nationalliberalen, mit denen man Beſprechungen gepflogen habe, dieſe Compenſationen ungenügend ausgefallen ſeien, und verſprach, daſs alles aufgeboten werden ſolle, die Novelle im conſervativen Sinne zu verbeſſern, ein Verſprechen, an deſſen Erfüllung niemand zweifelt.

Am 11. Mai hat nun endlich der Reichskanzler geſprochen. Die Regierung, erklärte er, ſei ihrer Zuſage gemäß zwar bereit, auf das im § 8 des Vereinsgeſetzes enthaltene Verbindungsverbot, ſoweit es die Verbindung inländiſcher Vereine miteinander betrifft, zu verzichten. Die Staatsregierung glaubt jedoch, fügte er hinzu, „eine Aenderung des beſtehenden Vereinsgeſetzes nicht auf dieſe Maßnahme beſchränken zu dürfen, ſondern die Reviſion gleichzeitig auf einige andere Punkte ausdehnen zu ſollen (Bravo rechts!), welche ſich nach den bisherigen Erfahrungen als reformbedürftig herausgeſtellt haben." Der Geſetzentwurf ſei fertig, ob er aber dem mit Arbeit überhäuften Landtage noch in der gegenwärtigen [illegible] Seſſion zugehen werde, darüber habe das Staatsminiſterium noch keinen Beſchluſs gefaſst. Einer Debatte iſt der alte Herr wohl nicht mehr gewachſen, und [illegible] darf man es ihm nicht verdenken, daſs er [illegible] jenes Sprichwortes wieder erkannte. [illegible] Centrumsleute darin [illegible] und als ein kleines Umſturzgeſetz, daſs der Reichstag [illegible]

hebung des § 8 und ſonſt nichts verlangt, die Regierung aber die Bewilligung dieſer Forderung feierlich zugeſagt hat, und daſs eine Novelle nach den Wünſchen der Conſervativen keine Erfüllung der Zuſage iſt. Wird die Novelle wirklich vorgelegt,*) ſo hängt die Annahme oder Verwerfung von den Nationalliberalen ab, die ſich zwar durch den Mund des Abg. Friedberg ſehr entſchieden gegen dieſe Art und Weiſe, wie die Regierung ihre Forderung zu erfüllen gedenkt, ausgeſprochen haben, auf die aber bekanntlich kein Verlaſs iſt. Möglicherweiſe verleiht ihnen die Erwägung einiges Rückgrat, daſs Landräthe im Dienſte des Bundes der Landwirte ihre Wahlverſammlungen ebenſo behandeln könnten, wie Herr von Puttkamer in Stolp die Verſammlungen des Vereines „Nordoſt".

Was für eine Novelle wir zu erwarten haben, und was für eine Ausführung und Anwendung des ohnehin ſchon ſchlechten und nun noch zu verſchlechternden Vereinsgeſetzes, das konnte man deutlich aus den denkwürdigen Worten erſehen, mit denen der Miniſter des Innern von der Recke in derſelben Sitzung die Beſchwerden des Abgeordneten Rickert abfertigte. Dieſer Führer der freiſinnigen Vereinigung, der bekanntlich ſelbſt Landwirt iſt, hat den Bauernverein „Nordoſt" gegründet für ſolche Landwirte, die mit der Agrarpolitik des von Großgrundbeſitzern geleiteten Bundes der Landwirte nicht einverſtanden ſind. Dieſem Verein nun wird durch Polizeichicanen das Leben ſo ſchwer wie möglich gemacht, namentlich im pommerſchen Kreiſe Stolp, wo ein Herr von Puttkamer Landrath iſt. Pommern wird gegenwärtig von der Familie Puttkamer ſozuſagen regiert, denn wohl ein Dutzend ihrer Mitglieder befindet daſelbſt ſich im Beſitze von höheren Regierungsämtern. Die Verſammlungen des genannten Vereines werden alſo in jenem Kreiſe theils nicht geſtattet, theils aufgehoben, theils von Anhängern der conſervativen Partei geſtört und beläſtigt. Sogar in Bauernhäuſer, in denen ſich die Mitglieder verſammeln, weil ſie kein öffentliches Local bekommen können, dringen Gendarmen und Amtsvorſteher ein und hindern friedliche Beſprechungen. Aus einem ſolchen Privathauſe wurden die Verſammelten verjagt unter dem Vorwande, das Scharlachfieber herrſche im Orte, obwohl davon niemandem etwas bekannt war, in einem anderen Orte, wo man die Verbindung zwiſchen den in mehreren Stuben verſammelten Männern durch Ausheben der Thüren hergeſtellt hatte, ließ der Amtsvorſteher dieſe wieder einhängen. Und das einemal, wo Rickert ſelbſt ſprechen ſollte, forderte der Landrath durch Rundſchreiben ſeine Parteigenoſſen auf, in die Vereinsverſammlung einzudringen mit der Begründung: „dem Rickert kann das Feld nicht allein überlaſſen werden." Und was hat der Miniſter des Innern auf dieſe Beſchwerden Rickerts geantwortet? „Der Landrath iſt nicht nur da, Steuern einzuziehen u. ſ. w., ſondern es iſt auch ſein Recht und ſeine Pflicht, alle Bewegungen im Kreiſe auf ſocialem und politiſchem Gebiet zu verfolgen und ſich zu überlegen, was er bei ſolchen Bewegungen, wenn ſie ihm gefährlich erſcheinen, zu thun hat . . . Die Thätigkeit des Vereines Nordoſt iſt geeignet, den Frieden zwiſchen dem Groß- und dem Kleingrundbeſitz zu erſchüttern u. ſ. w."

Nun ſind wir im Klaren! Hier iſt jede auch noch ſo entfernte Möglichkeit, an Revolutionsgefahr oder an eine Bedrohung oder Erſchütterung der Staatsordnung zu denken, vollkommen ausgeſchloſſen. Ein Landwirt [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

einem Bedenken aufſteigen, ob es gerechtfertigt iſt, eine Regierung irgendwie zu unterſtützen, die mit den wichtigſten Volksrechten aufzuräumen geſonnen iſt.“ Schade um die ſehr ehrenwerten, ſehr verſtändigen und ſachkundigen Mitglieder der höheren deutſchen Bureaukratie, die der neueſte Curs theils beſeitigt, theils mundtodt gemacht hat! Was uns bevorſteht, das iſt die unumſchränkte Herrſchaft der verbündeten oſtelbiſchen Junker und weſtelbiſchen Schlotbarone, denen ſich Leute nach dem Herzen des Miniſters des Innern als willige Vollſtrecker chicanöſer Polizeiverordnungen und dehnbarer Strafgeſetze zur Verfügung ſtellen werden, und der Reichstag wird kaum imſtande ſein, gegen dieſe Art preußiſcher Regierung etwas zu thun. Nun, Michel hat ſchon manchen Puff ertragen; auch die bevorſtehende Cur wird ihn nicht umbringen; möge ſie als Lebenswecker wirken!

Neiße. Karl Jentſch.

„Die Wahrheit über die Exceſſe in Chodorow.“

Zu dieſem Gegenſtande erhalten wir die nachſtehenden Zuſchriften:

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In der letzten Nummer Ihrer Zeitſchrift (ſ. Nr. 136 „Die Zeit“ vom 8. Mai 1897) wurde ich ſeitens des Herrn Dr. S. R. Landau in ſeinem Aufſatze unter dem Titel: „Die Wahrheit über die Exceſſe von Chodorow“ angegriffen und aus Anlaſs der Chodorower Exceſſe beſchuldigt, gegen die Juden in Galizien ungerecht und parteiiſch geweſen zu ſein. Mit mir wird zugleich das ſocialdemokratiſche Parteiblatt „Robotnik“ angegriffen und demſelben zum Vorwurf gemacht, daſs es gegen die jüdiſchen „Ausbeuter“ in Chodorow aufgetreten und zugleich den „gegen alle Juden gerichteten“ Paſſus einer von meinen Reichsrathsreden verſchwiegen hätte.

Nebenbei wird noch auf die Verfolgung der armen Juden in Podgórze angeſpielt und die Verwunderung darüber ausgedrückt, daſs „eine Interpellation darüber noch immer auf ſich warten läſst“ ...

Herr Dr. S. R. Landau geht dann noch weiter und erklärt, daſs wir, die galiziſchen Socialdemokraten, uns den armen, verfolgten Juden in Galizien gegenüber eins fühlen mit dem Grafen Badeni und der geſammten polniſchen Preſſe aller Schattierungen.

Aus politiſchen Gründen ſollte nämlich die Regierung kaltblütig zugeſchaut haben, als die Juden in Chodorow gemordet und geplündert wurden.

Geſtatten Sie mir, geehrter Herr Redacteur, hier kurz auf alle dieſe Anwürfe einzugehen, wobei ich nur ſachlich ſein und auf andere Anzapfungen des Herrn Dr. S. R. Landau nicht reagieren will.

Ich wurde nicht gewählt „lediglich mit Hilfe der 6000 jüdiſchen Stimmen“. Ich hatte nämlich meinen vereinigten Gegencandidaten gegenüber 16.000 Stimmen mehr gehabt, ſo daſs die 6000 Stimmen nicht ausſchlaggebend ſein konnten. Wenn ich aber auch keine einzige Stimme der Krakauer und Podgórzer Juden für mich hätte, würde ich immer als Socialdemokrat den Juden gegenüber ebenſo unbefangen bleiben, wie jeder anderen Nation gegenüber.

Dieſes Protzen mit den jüdiſchen Stimmen iſt einfach geſchmacklos. Die Krakauer und Podgórzer Juden wuſsten wahrſcheinlich weit beſſer, als Herr Dr. S. R. Landau, warum ſie für einen Socialdemokraten ſtimmten, und die organiſierten jüdiſchen Proletarier thaten es ſicher aus keinem anderen Motive, als weil ſie ſelbſt Socialdemokraten ſind.

Dann erwähnt Herr Dr. S. R. Landau, daſs die „Lumpenproletarier“ in Podgórze ſeitens des dortigen Bezirkshauptmannes Grafen Starzeński verfolgt werden und ich mich ihrer nicht annehme. Ich habe ein ziemlich genaues Verzeichnis der jüdiſchen Familien, welche vom Grafen Starzeński drangſaliert wurden, und war jederzeit bereit, eine Interpellation an den Miniſter des Innern in dieſer Angelegenheit zu richten. Ich konnte es aber bisnun nicht thun, weil die Vertrauensmänner der Juden von Podgórze bei mir in Wien ſpeciell in dieſer Angelegenheit erſchienen, um mich zu erſuchen, ich ſolle nur ja nicht interpellieren; der Bezirkshauptmann werde vielleicht von ſelbſt zur Vernunft kommen ... Wenn es nöthig werden ſollte, würden ſie mich verſtändigen, und erſt dann ſoll zur Interpellation geſchritten werden. Ich muſste mich derzeit ſelbſtverſtändlich dieſem Wunſche der Wähler fügen.

Was das Verſchweigen des erwähnten Paſſus aus meiner Parlamentsrede [illegible] „Robotnik“ anbetrifft, ſo kann [illegible] Herr Dr. S. R. Landau [illegible]

[illegible]

gar nicht paſſen. Graf Badeni und die Stanczyken ſollten auf einmal die Juden in Oſtgalizien züchtigen wollen, alſo dort, wo die Juden der Regierung die beſten Dienſte geleiſtet hatten!

In Weſtgalizien aber, wo ſie zum Theile (Krakau, Tarnow, Neu-Sandec u. ſ. w.) oppoſitionell aufgetreten ſind, läſst man ſie ſo ziemlich in Ruhe ... Und auf einmal finden die Chodorower von der Regierung ſo grauſam verfolgten Juden den wärmſten Anwalt in dem Polenclub! Jeder, der politiſch empfindet, fand ja auch ſofort heraus, daſs die Chodorower Exceſſe gegen die Socialdemokraten ausgeſpielt wurden. Man wollte an dieſem ſo eclatanten Beiſpiele zeigen, wohin die ſocialdemokratiſche Agitation führe ... Und von einem Augenzeugen weiß ich ganz genau, daſs ein Mitglied des Polenclubs und zugleich ein Würdenträger in der Chodorower Umgegend darüber wüthend geweſen ſein ſoll, daſs auf die Arbeiter nicht ſofort geſchoſſen wurde!

Uebrigens will ich mich nur auf ein Blatt berufen, deſſen Eigenthümer ausſchließlich Juden ſind, deſſen Chef-Redacteur ein Jude iſt, und welches einen Specialcorreſpondenten, der zufällig auch ein Jude iſt, nach Chodorow hinausgeſchickt hat. Ich citiere wörtlich den „Dziennik Krakowski“, welcher doch den Juden gegenüber — wahrſcheinlich auch in den Augen des Herrn Dr. S. R. Landau — eher freundlich als feindlich geſinnt iſt.

Citieren wir alſo, was der beſagte Correſpondent ſchreibt („Dziennik Krakowski“ Nr. 386 und 387). Sechs Tage nach den Exceſſen befand er ſich in Chodorow und befragte die Juden, die Arbeiter, den Ortspfarrer und die Beamten der Bezirkshauptmannſchaft, um ſich ein objectives Urtheil zu bilden.

Der Bezirkscommiſſär erklärte ihm: „Dieſe Exceſſe ſind rein localer Natur. Es gab hier früher weder eine ſocialiſtiſche, noch eine antiſemitiſche Agitation. Die Wahlagitation kann auch nicht als Grund der Exceſſe betrachtet werden. Das Wahlrecht hatten die Arbeiter nicht einmal gehabt, weil ſie ſechs Monate in der Gemeinde nicht wohnhaft waren. Wählerverſammlungen wurden hier gar nicht abgehalten“.

Dann ſagte der Beamte: „Die Arbeiter haben ſich anfangs ruhig verhalten und waren folgſam. Erſt ſpäter nahmen ſie eine drohende Haltung ein. Abſichtlich ließ ich nicht ſchießen, um das unnöthige Blutvergießen zu verhüten. Man machte mir ſpäter ſogar Vorwürfe, daſs ich zu ſchärferen Mitteln nicht gegriffen habe. Ich konnte aber nicht anders. Ich bin doch ein Menſch ....“

Der Correſpondent gieng dann in eine jüdiſche Schänke, um hier ſeine Forſchungen fortzuſetzen. Hören wir, was er darüber berichtet: „In der Schänke ‚zur goldenen Taube‘ gieng es laut und luſtig zu — die Gläſer wanderten herum. An den Tiſchen ſaßen Leute, welche beiden Confeſſionen angehörten, ſie ſaßen einträchtig nebeneinander, lachend und fröhlich, als wäre in Chodorow gar nichts geſchehen. Der Schankbeſitzer — ein intereſſanter Typus eines verbauerten Juden — blinzelte ſeinen Gäſten zu. Die Gäſte, unter welchen ſich auch die Bahnarbeiter befanden, antworteten mit einem gutmüthigen Lächeln und hüllten ſich in Rauchwolken. Ich ſetzte mich an einen Tiſch und begann mein ‚Interview‘“.

Was war denn das hier?

— Nichts. Die Bahnarbeiter ſchlugen ſich mit den Juden und das war alles.

— Weshalb?

— Die Juden ſollten ſie nicht angreifen.

Und plötzlich brach ein allgemeines Lachen — Gott weiß warum — aus. Es lachte alles: Die Gäſte, der Schankbeſitzer, alte Weiber und junge Burſche. In der Schänke „zum goldenen Fiſch“ (ſoll wahrſcheinlich heißen: „zur goldenen Taube“. Anm. d. Ueberſ.) herrſchte eine ideale geſellſchaftliche und Racen-Harmonie“.

Dann ſchildert der Specialcorreſpondent eine jüdiſche Verſammlung in der Synagoge, wo die armen verelendeten Juden über die Miſshandlungen klagten. Dieſer Theil des Berichtes ſtimmt thatſächlich mit den Ausführungen des Herrn Dr. S. R. Landau überein. Wie es immer bei Judenexceſſen vorkommt, wurden auch hier die ärmſten Juden am meiſten zugerichtet. Der Correſpondent fragte ſie, ob die Arbeiter geplündert haben. — „Nein — war die Antwort — ſie vernichteten nur die Sachen. Die Ruthenen haben ihnen gezeigt, wo die Juden wohnen. Die Arbeiter wurden von den Gendarmen nicht gehindert“.

— „Als ſie (die Juden) erfuhren, daſs ich Journaliſt bin, beſchworen ſie mich, ich ſoll um Gotteswillen nichts gegen die Regierung ſchreiben.“

Ich übergehe die weiteren Schilderungen des Arbeiterelends und reproduciere hier nur noch die Schluſsbemerkungen des jüdiſchen Correſpondenten: „Die ganze Affaire hat keinen politiſchen oder ſocialen Untergrund.“

Und weiter: „Wenn die Arbeiter organiſiert wären, würde es zu dieſem Momente nicht gekommen ſein. Es iſt einfach abſurd oder ein Beweis des böſen Willens wenn man die Exceſſe von Chodorow der Wahlagitation zuſchreibt.“

Digitized by Google

Soviel der Correſpondent des Blattes, deſſen Eigenthümer und Chef-Redacteur Juden ſind.

Nur durch die weitſchweifenden, falſchen politiſchen Combinationen des Herrn Dr. S. R. Landau wurde es möglich, aus einer Affaire, welche einen rein localen Charakter trägt, einen hochpolitiſchen Fall zu conſtruieren.

Ich habe ſelbſtverſtändlich nichts dagegen, daſs Herr Dr. S. R. Landau ſeine falſchen Combinationen weiterſpinnt, nur erſuche ich ihn höflichſt, meine Partei und meine Perſon in den Bereich ſeiner Vermuthungen nicht hineinziehen zu wollen.

Wien, am 12. Mai 1897.

Ignaz Daszyński, Reichsrathsabgeordneter.

* * *

Hierauf entgegnet Herr Dr. Landau folgendes:

Mein Artikel hat den Führern der ſocialdemokratiſchen Partei nicht gefallen. Sie richten daher doppeltes Geſchütz gegen mich: Herr Abgeordneter Daszyński mit obiger Entgegnung und die „Arbeiter-Zeitung" mit — Beleidigungen. Herr Abg. Daszyński ſtammt aus Krakau und iſt daher in ſeiner Schreibweiſe vornehmer, er hat von der Wiener antiſemitiſchen Preſſe noch nichts gelernt.

Ich habe keinen Grund, mich hier mit der „Arbeiter-Zeitung" und ihrem Artikel vom 11. Mai d. J. eingehend zu befaſſen. Wer gegenüber Thatſachen mit Worten wie „thöricht", „gröbliche Unwahrheit" herumwirft, ohne irgend einen Beweis für ſeine einfach aus der Luft der Redactionsräume geſchöpften Behauptungen zu erbringen, verliert das Recht, ernſt genommen zu werden. Ich habe auch die „Arbeiter-Zeitung", ſofern es ſich um Juden handelt, nie für objectiv gehalten. Uebrigens ſind auch die Behauptungen der „Arbeiter-Zeitung" am beſten widerlegt vom — Herrn Abgeordneten Daszyński ſelbſt. Wenn die „Arbeiter-Zeitung", ohne irgend welches zugrundeliegende Material behauptet: „Es iſt ganz wahrſcheinlich (?), daſs die Ausſchreitungen der auf der tiefſten Stufe der Lebenshaltung ſtehenden Arbeiter thatſächlich (!) auf ökonomiſche Gründe zurückzuführen ſind", und Herr Abg. Daszyński wiederum mit aller Wucht das Citat aus dem „Dziennik Krakowski" gegen mich ausſpielt: „Die ganze Affaire hat keinen politiſchen oder ſocialen Untergrund" — wie reimt ſich das zuſammen?!

Was will Herr Abg. Daszyński mit ſeiner Antwort beweiſen? Daſs die Affaire keinen ſocialen Untergrund hat? Darin ſtimme ich mit ihm ſonderbarerweiſe gegen die „Arbeiter-Zeitung" überein. Daſs die von mir in der „Zeit" citierten Miſshandlungen und Plünderungen, die die „Arbeiter-Zeitung" als „gräſslich gelogen und aufgeſchnitten" hingeſtellt hat, thatſächlich ſtattgefunden haben, leugnet Herr Abg. Daszyński auch nicht, ebenſo wie er nicht beſtreitet, daſs der „Robotnik" ſeine gegen die Juden gerichteten Ausführungen verſchwiegen hat. Herr Abg. Daszyński kann auch aus dem thatſächlichen Material des „Dziennik Krakowski" nichts gegen mich beweiſen, da mein Gewährsmann, Herr Dr. Malz aus Lemberg, mit Herrn Czaki, dem Correſpondenten des genannten Blattes, gemeinſam und unter gegenſeitiger Controle bei „den Juden, den Arbeitern, dem Ortspfarrer und den Beamten der Bezirkshauptmannſchaft" Erhebungen gepflogen hat. Darum will er gegen mich lediglich die perſönlichen Betrachtungen des genannten Correſpondenten ausſpielen. Ja, noch mehr, dieſes Blatt ſoll ſchon gegen mich beweiſen, weil dasſelbe in jüdiſchen Händen iſt.

Das wäre wohl richtig, wenn man nicht wüſste, daſs der „Dziennik Krakowski" ein Organ des Herrn Abgeordneten Daszyński iſt und daſs der Chefredacteur ſeit Jahren ſocialdemokratiſcher Parteigänger iſt.

Herr Abgeordneter Daszyński iſt der wichtigſten Sache, um die es ſich mir handelt und die auch ihm nicht gleichgiltig ſein ſollte, ausgewichen: der Frage, ob es angeht, daſs es eine Staatsverwaltung in Oeſterreich gibt, die die jüdiſchen Staatsbürger unter den Augen behördlicher Organe morden, miſshandeln und an ihrem Eigenthum vergewaltigen läſst. Wenn Herr Abgeordneter Daszyński mit Emphaſe behauptet, daſs er auch wenn er keine einzige jüdiſche Stimme erhalten hätte, den Juden gegenüber ebenſo unbefangen bliebe, wie jeder anderen Nation gegenüber, ſo ſei die Frage erlaubt, ob er es mit ſeiner Stellung als Volksvertreter und nicht bloß als Bezirks- oder nationaler Vertreter, denn die Socialdemokraten wollen ja Volksvertreter im wahrſten Sinne des Wortes ſein, für vereinbar hält, angeſichts ſolcher Vorgänge, angeſichts des vergoſſenen Blutes zu ſchweigen und ſich mit der bequemen Erklärung zu begnügen: „Uns geht das nichts an." Wenn Herr Abg. Daszyński an alle Verſprechungen, die er allen ſeinen Wählern und auch den Krakauer Juden gemacht hat, vergeſſen wurde, einem kann er ſich nicht entziehen: daſs er dem Regime Badeni die ſchärfſte Oppoſition machen wird. Er hat es oft gethan, wir wiſſen es, aber während er das Blutgeſpenſt von Tarnów heraufbeſchworen hat, läſst ihn das Blut von Chodorow ganz kalt. An dem Umſtande, daſs am Sonntag den 4. April die Metzeleien begonnen haben und daſs erſt am Montag, den 5., nachmittags halb 6 Uhr der Bezirkshauptmann aus Brzka und dann ſpät nachts Militär einlangte, findet er nichts zu tadeln....

Herr Abg. Daszyński ſchweigt, und die Hausjuden des Polenclubs machen das Gleiche. Die auf Grund der in der „Zeit" enthaltenen Ausführungen verfaſste Interpellation des Abgeordneten Dr. Straucher findet bei ihnen keine Unterſtützung. Herr Dr. Byk, der alles Mögliche anwendet, um dieſe Interpellation zu hintertreiben und dem Grafen Badeni keine Unannehmlichkeit zu bereiten, hat auf ſeine Anfrage an den Cultusvorſtand von Chodorow, ob es nach ſeiner Anſicht opportun ſei zu interpellieren, folgende Antwort heute erhalten.

„Anläſslich früherer Exceſſe Moſes Stein geſtorben, Leib Flicker lebensgefährlich, auch mehrere Verwundete. Weil Militär hier ſtationirt, vorläufig ruhig. Nachts wiederholen ſich öfters mindere Anfälle und gefährliche Drohungen ſeitens Bahnarbeiter auf Mord, Brand nach Militärabgang. Wir ſtehen Veranlaſſung Militärſchutz bis Ende Bahnarbeit. Cultusvorſtand."

Nun, Herr Abg. Daszyński, iſt das ſo eine Affaire von rein localem Charakter?!

Ich bin zu Ende. Die Chodorower Affaire zeigt, daſs ſich die ſocialdemokratiſchen Parteiführer um die Judenfrage ähnlich herumzudrücken ſuchen, wie ſeinerzeit die — „Liberalen".

Wien, 13. Mai 1897.

Dr. S. R. Landau.

Socialiſtiſche Wirtſchaftsgenoſſenſchaften.

Dem vorjährigen Parteitage der öſterreichiſchen Socialdemokratie lagen einige Anträge, die Erwerbs- und Wirtſchaftsgenoſſenſchaften betreffend, vor, über welche nach einer kurzen Discuſſion mit dem lakoniſchen Beſchluſſe hinweggegangen wurde, die Partei habe mit den Conſum- und Productionsgenoſſenſchaften nichts gemein. Gleichzeitig wurde ein Antrag, die Angelegenheit auf die Tagesordnung des nächſten Parteitages zu ſetzen, abgelehnt. Es ſchien damit die wirtſchaftsgenoſſenſchaftliche Organiſation der Arbeiter für Oeſterreich auf Jahre hinaus abgethan, doch finden wir dieſelbe auf einmal in dem Programme des diesjährigen ſocialdemokratiſchen Parteitages wieder, was ganz unbegreiflich erſcheint, wenn man nicht weiß, daſs ſeit dem Ausgange der Wahlen am 9. März l. J. in Wien und auch in der Provinz eine ſtarke Bewegung zugunſten der Gründung und Ausnützung der erwähnten Organiſationen entſtanden iſt. Die ſocialdemokratiſche Parteivertretung muſste dieſer ſpontanen Willenserklärung breiter Maſſen von Parteigenoſſen nachgeben, wozu ja gewiſs auch noch hinzukommen mag, daſs das Wahlreſultat in ihr ſelbſt Zweifel erregte, ob es gut ſei, den Gedanken einer wirtſchaftsgenoſſenſchaftlichen Bethätigung der Arbeiterſchaft a limine abzuweiſen.

Geht man nun auf das Problem näher ein, ſo thut man gut, vor allem die Grenzen ſeiner Wirkſamkeit abzuſtecken. Man darf in den Wirtſchaftsgenoſſenſchaften nicht die Panacee ſehen, man darf nicht meinen, daſs man in ihnen den archimediſchen Punkt gefunden habe, von dem aus die capitaliſtiſche Welt aus den Angeln gehoben, mit denen alſo ausſchließlich die ſociale Frage der Gegenwart gelöſt werden kann. Um dies zu erzielen, iſt gewiſs und in erſter Linie der politiſche Kampf nothwendig, ebenſo wie der gewerkſchaftliche. Aber einiges können die Genoſſenſchaften denn doch auch beitragen. Ein Beiſpiel: Die belgiſchen Arbeiterconſumvereine haben es in Verbindung mit eigenen Bäckereien zuſtande gebracht, in ganz kurzer Zeit das Bäckergewerbe zu revolutionieren. Sie haben an die Stelle von mehreren Hunderten kleiner Bäckereien einige große Fabriken geſetzt, in denen bei bedeutend kürzerer Arbeitszeit und höheren Löhnen produciert wird als früher, wozu noch der Vortheil kommt, daſs die in großen Betrieben ſtehenden Bäckerarbeiter viel mehr organiſationsfähig ſind als die ehemaligen „Geſellen", und daſs ferner das Gebäck bedeutend billiger geworden iſt.*) Lauter Umſtände, die jedenfalls dazu beitragen, die Lage der Arbeiterſchaft zu heben und ſo die endgiltige Befreiung derſelben zu fördern.

Vor allem aber kommt hier in Betracht die wenigſtens theilweiſe Beſeitigung des paraſitären Zwiſchenhandels mit Lebensmitteln. Selbſt wenn dieſer Zwiſchenhandel in der denkbar wirtſchaftlichſten Weiſe betrieben würde, wäre ſeine Beſeitigung eine vernünftige, eine ſocialpolitiſche That, eben weil er bloß ſchmarotzt am Leibe der Armen, ohne irgendwelche productive Arbeit zu leiſten, weil es keineswegs als ein erhaltenswerter Zuſtand angeſehen werden kann, daſs die Bewohner von ſieben bis acht oder noch weniger Häuſern in den äußeren Bezirken der Großſtadt, Leute, von denen eine fünfköpfige Familie jährlich circa 135 fl. indirecter Steuern zahlt, daſs dieſe auch noch je einen Vermiſchtwarenverſchleißer und andere Productenhändler erhalten. Zu einer ſchreienden Nothwendigkeit wird dieſe Beſeitigung des Zwiſchenhandels aber, wenn mörderiſche Concurrenz und ſtreitwündige Gewiſſenloſigkeit bei denſelben dazu führen, daſs er denen, die auf ihn angewieſen ſind, Waren liefert, die allen ſanitären Anforderungen Hohn ſprechen. Daſs wir in Wien und gewiſs auch in der Provinz ſo weit ſind, beweiſt wohl die erſchreckliche Anzahl von

*) [illegible]

Digitized by Google

barer Fälle des Verkaufs verfaulter oder ſonſtwie verdorbener Lebensmittel, die alljährlich vor den Gerichten abgehandelt werden.

Es wäre überflüſſig, noch weitere Argumente rein wirtſchaftlicher Natur anzuführen, um die Zweckmäßigkeit der genoſſenſchaftlichen Organiſation und ihren Einfluſs auf die wirtſchaftliche Entwicklung zu beweiſen. Man erinnere ſich alles deſſen, was ſowohl radicale bürgerliche Politiker als auch die Socialdemokraten in ihren Gemeindewahlprogrammen bezüglich der Aufgaben einer Municipalverwaltung auf dem Gebiete des Approviſionirungsweſens verlangt haben und verlangen, und man wird zu ganz intereſſanten Betrachtungen darüber kommen, ob ſtarke, tüchtig geleitete Wirtſchaftsgenoſſenſchaften nicht ſo manches hievon zwar nicht durchführen aber vorbereiten könnten. Es ſoll aber an dieſer Stelle eines Zuges in der oberwähnten ſpontanen Bewegung der Wiener Arbeiterſchaft gedacht werden, der den Wert derſelben bedeutend zu erhöhen geeignet erſcheint. Nach den bezüglichen Beſtrebungen ſollen nämlich die zu ſchaffenden Wirtſchaftsgenoſſenſchaften ſich nicht darauf beſchränken, gute und billige Ware zu liefern und den Ueberſchuſs an die Theilnehmer der Inſtitution zu vertheilen, ſondern es ſoll ein Theil des letzteren zurückbehalten werden, um damit die übrigen geiſtigen und materiellen Intereſſen der Arbeiterſchaft zu fördern. Die Genoſſenſchaften ſollen alſo praktiſche Socialpolitik treiben, ſie ſollen entweder ſelbſt Inſtitute errichten, welche den Arbeitern in jenen Fällen der Nothwendigkeit, wo die ſtaatliche Fürſorge noch nicht eingegriffen hat oder nicht genügt, beiſpringen, oder ſie ſollen derartige ſchon beſtehende Inſtitute unterſtützen, um einen zweckmäßigen Ausbau derſelben zu ermöglichen. Die Wichtigkeit des Gedankens iſt unverkennbar. Denn die Summen, welche zur Verfügung ſtehen, wenn es gelingt, die Mitglieder der Genoſſenſchaften zu bewegen, auf ein Viertel oder Drittel ihrer Dividende zugunſten der Geſammtheit zu verzichten, ſind keineswegs gering. Der Fünfhauſer Conſumverein mit circa 5200 Mitgliedern hat einen jährlichen Umſatz von über 600.000 fl., was bei dem durchſchnittlich 7procentigen Gewinne eine Summe von über 40.000 fl. jährlich zur Vertheilung an die Genoſſenſchafter ergibt. Ein Viertel davon wären jährlich 10.000 fl. für praktiſche Socialpolitik. Bedenkt man nun, daſs in den zu ſchaffenden ſocialpolitiſch geleiteten Arbeitergenoſſenſchaften die Zahl der Mitglieder bei Einſetzung aller Kräfte der organiſierten Arbeiterſchaft leicht vervielfacht werden kann, daſs ferner 7 Procente nicht das Maximum des Ueberſchuſſes ſind, der ſich erzielen läſst, daſs man endlich gewiſs imſtande iſt, durch eine geſchickte Verbindung der zu gewährenden Beneficien mit der Höhe des Jahresconſums den Umſatz der einzelnen Mitglieder zu erhöhen, ſo wird man zu dem Reſultate gelangen, daſs ganz erkleckliche Summen für Zwecke aufgebracht werden können, für welche heute gar nichts oder nur äußerſt wenig zur Verfügung ſteht. Man mag dies vielleicht eine indirecte Steuer nennen, welche da von den Arbeitern eingehoben wird. Zugegeben; aber man wird ſich doch fragen müſſen, ob es zweckmäßiger iſt, dieſe Steuer den Conſumenten mittelſt theurer und ungeſunder Waren von kleinen Lebensmittelhändlern abnehmen zu laſſen, oder ſie im Wege des Verkaufes billiger und guter Waren einzuheben und ſchließlich wieder für die Intereſſen derer zu verwenden, aus deren Taſchen ſie ſtammen.

Man hat von verſchiedenen Seiten eingewendet, daſs es ja nicht gelingen werde, die Arbeiter für eine ſolche Politik zu gewinnen. Das Beiſpiel Englands, über deſſen Genoſſenſchaften Profeſſor Singer vor einiger Zeit einen ausführlichen Artikel veröffentlicht hat,*) ferner das Beiſpiel Belgiens, deſſen Socialdemokratie große Summen direct für Parteizwecke aus den Genoſſenſchaften entnimmt, wurde für nicht maßgebend erklärt, weil angeblich der öſterreichiſche Arbeiter noch nicht ſo weit vorgeſchritten ſei. Nun erwartet ja gewiſs niemand ſchon übers Jahr ein blendendes Reſultat, gewiſs wird es Tauſende von Arbeitern geben, bei denen es längerer Einwirkung bedarf, ehe ſie ſich gewinnen laſſen. Das gilt aber in noch höherem Maße für die Gewerkſchaften, in welche der Arbeiter ſein bares Geld anlegen muſs, während er bei den Wirtſchaftsgenoſſenſchaften bloß auf einen Theil eines Gewinnes verzichten ſoll, den er nicht ſeiner eigenen, ſondern der Thätigkeit der Geſammtheit verdankt. Dennoch gedeihen die Gewerkſchaften, wie der Bericht der öſterreichiſchen Gewerkſchaftscommiſſion nachweist; warum ſollte das gerade bei den Genoſſenſchaften nicht möglich ſein? Verlangt man von dem einzelnen vielleicht ganz gut ſituierten Arbeiter mit Recht, daſs er im Falle eines allgemeinen Strikes ſeines Betriebes gleichfalls in den Ausſtand trete, alſo ſeine auskömmliche Exiſtenz in die Schanze ſchlage, ſo darf man doch auch von ihm verlangen, daſs er ſeine Bedürfniſſe aus dem gemeinſamen Laden ſeiner Claſſe [illegible] decke. Man kann allerdings ſagen, und hat es geſagt, daſs dann, wenn dieſe Argumentation richtig wäre, die bisher beſtehenden Arbeiter-Wirtſchaftsgenoſſenſchaften ſchon längſt den praktiſchen Beweis für ihre Tauglichkeit hätten liefern müſſen. Dem muſs aber entgegengehalten werden, daſs bisher die organiſierte Arbeiterſchaft in [illegible] und ihr politiſcher Ausdruck, die Socialdemokratie, [illegible] um dieſe Organiſationen gekümmert haben, [illegible] ſie [illegible] geblieben ſind. Hat ſich das nur einmal geändert, [illegible] [illegible]

nöthige ſcharfe Controle ſeitens der ſogenannten Kampforganiſationen, dann wird auch die Verſimpelung ſehr raſch verſchwinden, beziehungsweiſe nicht erſt neuerdings entſtehen.

Nun ſagen freilich die Zweifler und die Gegner, daſs man ja nicht die adminiſtrativen und commerciellen Kräfte habe, welche eine gute Leitung ſolcher Genoſſenſchaften verbürgen. Dieſer Einwand klingt etwas ſonderbar, beſonders im Munde derjenigen, die fortwährend behaupten, daſs jene Inſtitute, wo die Arbeiter allein maßgebend ſind, zu den beſtgeleiteten gehören. Auf einmal ſollte dieſes glänzende Verwaltungstalent verſagen? Im übrigen lehrt uns doch die moderne Geſchichtsbetrachtung, daſs jede Epoche und jede Bewegung die für ſie nothwendigen Männer gebiert. Die Verwaltungsfrage braucht alſo doch wohl nicht zuviel Furcht einzujagen. Da iſt der Umſtand viel wichtiger, daſs thatſächlich ſehr viele Arbeiter „auf Borg“ leben. Gewiſs ſpielt bei dieſer Erſcheinung vielfach Leichtſinn und ſogenannte Wiener Gemüthlichkeit mit, was in vielen Frauenverſammlungen von den Anweſenden zugegeben wurde, ſehr häufig aber iſt ſie eine Folge zeitweiliger oder dauernder Noth. Nun kann ein Conſumverein auch in dieſer Richtung einwirken. Genügt im erſteren Falle die Erziehung zur Barzahlung, ſo können für den letzteren Fall Fonds geſchaffen werden, mit deren Hilfe man die in Nothlage Gerathenen zeitweiſe über Waſſer erhält oder aus der wirtſchaftlichen Gefangenſchaft des kleinen Krämers befreit, was übrigens in einzelnen Wiener Genoſſenſchaften derzeit ſchon prakticiert wird. Dieſer Uebergang zur Barzahlung wird gewiſs nicht auf der ganzen Linie gelingen, aber das hindert doch nicht, wenigſtens diejenigen genoſſenſchaftlich zu organiſieren, bei denen ſie heute ſchon möglich iſt.

Mehr an beachtenswerten Einwänden iſt bis jetzt eigentlich nicht vorgebracht worden. Für Wien und die öſterreichiſchen Städte gilt nicht einmal die Bemerkung, daſs in Großſtädten auch entſprechend große Verkaufslocale exiſtieren, mit denen die Genoſſenſchaft nicht concurrieren kann. Hier liegt, gerade in den Arbeitervierteln, die Approviſionierung ſehr im Argen, hier kann alſo die genoſſenſchaftliche Organiſation eine fruchtbringende Wirkſamkeit entfalten. Das wiſſen die ſchmarotzenden Zwiſchenhändler ſehr gut, ſie waren die erſten, welche zu ſchreien anfiengen, als dieſe Bewegung begann, und ſie ſetzen alle Hebel in Bewegung, um die ihnen drohende Gefahr abzuwenden. Erſt vor einigen Tagen, am Montag den 10. d. M., fand ſich eine Deputation kleiner Zwiſchenhändler beim Miniſterpräſidenten ein, um von ihm nebſt anderem auch ein Verbot der Gründung neuer Conſumvereine zu erbitten. Worauf Graf Badeni freilich erwidern muſste, daſs es ihm die beſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen leider(!) nicht geſtatten, dieſem Wunſche zu willfahren.

Joſef Hoorn.

Unſer landwirtſchaftliches Maſchinenweſen.

Wer ſich ein anſchauliches Bild vom Niedergange unſerer Landwirtſchaft und Induſtrie verſchaffen wollte, muſste den kürzlich im Prater abgehaltenen Maſchinenmarkt beſuchen, an welchem ſich im ganzen 50 Ausſteller (darunter 3 Ausländer) betheiligt hatten, und deſſen Katalog, ohne die Inſerate, genau acht Blätter umfaſste. Zur Erzielung dieſes kläglichen Reſultates war ein Ausſtellungscomité von 24 Mitgliedern (alſo halb ſoviel, als die Zahl der Ausſteller) thätig geweſen! Der Beſuch ließ alles zu wünſchen übrig, und trotzdem die Mitglieder landwirtſchaftlicher Vereine, ferner die landwirtſchaftlichen Schulen und Fabriksarbeiter freien Eintritt genoſſen, herrſchte an allen Markttagen idylliſches Stillleben.

Die Urſache dieſer traurigen Erſcheinung iſt unſchwer zu finden. Gewiſs war die Abſicht der leitenden Kreiſe die beſte, aber leider fehlt noch das Verſtändnis. Eines der wichtigſten Hilfsmittel zur Hebung der Landwirtſchaft iſt unzweifelhaft die Maſchine, und dennoch hat dieſelbe bei uns noch bei weitem nicht jene Verwendung gefunden, die nothwendig wäre, um den Kampf gegen die erdrückende Concurrenz der transatlantiſchen Länder zu beſtehen. Trotz der ſpärlichen Bevölkerung Amerikas und dem dadurch hervorgerufenen hohen Taglohne, trotz der ungünſtigen Bodenbeſchaffenheit und der exceſſiven klimatiſchen Verhältniſſe in der neuen Welt, iſt der amerikaniſche Farmer imſtande, mit weit geringeren Selbſtkoſten zu arbeiten als unſer Bauer. Die Haupturſache hievon iſt, nebſt den billigeren Bodenpreiſen jenſeits des Oceans, in dem ungeahnten Aufſchwung der Maſchine zu finden, welcher der Amerikaner die liebevollſte Aufmerkſamkeit und das umfaſſendſte Studium widmet, während bei uns der Sinn hiefür ſelbſt in den intelligenteren landwirtſchaftlichen Kreiſen noch mangelhaft iſt. Im Jahre 1878 wurde in Amerika die erſte Maſchine zum Schneiden und Binden des Getreides in Garben erfunden und kein Zufall iſt es, daſs in dem Jahre 1880 die ſtete Abwärtsbewegung des Getreidepreiſes begann, nachdem in Amerika das einzige Hindernis zur Bewältigung koloſſaler Erntemengen in kurzer Zeit und mit wenig Perſonen behoben worden war. Der auf landwirtſchaftliche [illegible] concentrierende amerikaniſche Erfindungs[illegible] [illegible] niedergerungen, [illegible] als das [illegible] Mittel anzuwenden, welches [illegible] hat.

Digitized by Google

Bedenkt man nun, daſs bei uns infolge der Schutzzölle alle Geräthe faſt doppelt ſoviel koſten als in Amerika, daſs eine fürſorgliche Regierung es ſogar erreicht hat, daſs nicht einmal aus dem ſo nahen, in maſchineller Hinſicht ſo weit vorangeſchrittenen Deutſchland billigere Maſchinen zu uns kommen können, ſo wird man über die Urſache der landwirtſchaftlichen Nothlage in Oeſterreich wohl zur Anſicht gelangen, daſs derſelben durch Kampf gegen den Zwiſchenhandel durch Berufsgenoſſenſchaften, Silberwährung u. dgl. nicht erfolgreich abgeholfen werden kann. Wir müſſen billiger producieren! Der Herr Ackerbauminiſter, welcher in ſeiner Eröffnungsrede zum Maſchinenmarkte die Unterſtützung des Bauernſtandes als ſein vornehmſtes Ziel hinſtellte, möge mit ſeinem Collegen, dem Herrn Finanzminiſter, ein Wort darüber ſprechen, wieſo es komme, daſs Pflüge und Eggen, dieſe nothwendigſten und primitivſten aller landwirtſchaftlichen Geräthe, einen Einfuhrzoll von Maſchinen zahlen müſſen (durchſchnittlich fl. 10·50 pro Pflug, reſp. aus den Vertragsſtaaten fl. 9·30), ſo daſs derſelbe Pflug, welcher in Deutſchland fl. 25 koſtet, ſich bei unſeren Fabrikanten auf fl. 38 ſtellt, alſo um die Hälfte theuerer! Die Landwirtſchaft iſt doch nicht ſo gut gebettet, daſs ſie der einheimiſchen Induſtrie ein Geſchenk von fl. 13 bei jedem Pflug machen könnte.

Und wenn noch hiedurch der Induſtrie geholfen wäre! Das iſt aber durchaus nicht der Fall, wie eben der Maſchinenmarkt aufs deutlichſte bewies. Unſere landwirtſchaftlichen Maſchinenfabriken verdienen bei den hohen Preiſen dennoch nichts, denn ſie producieren wegen des auch auf dem Rohmateriale haftenden Zolles viel theuerer als z. B. Deutſchland, wo das Eiſen nicht halb ſoviel koſtet als bei uns. Ferner arbeiten ſie mit unvergleichlich höherer Regie, da einerſeits Capital bei uns theuerer iſt, andererſeits wegen der chineſiſchen Mauer, welche Oeſterreich in Form der Zollſchranken umgibt, nicht nur keine fremden Maſchinen eingeführt werden können, ſondern auch unſere Fabricate nicht exportfähig ſind, weil ſie mit den billigen Preiſen des Weltmarktes nicht zu concurrieren vermögen. Der öſterreichiſche Fabrikant kann ſich nur im Inland einen mageren Abſatz erzwingen, das Ausland iſt ihm verſchloſſen und damit die Möglichkeit benommen, ſolche großartige, mit Hilfsmaſchinen reichlich ausgerüſtete Fabriken zu gründen, wie dieſelben in Deutſchland, England und Amerika entſtanden ſind, und welche die ganze Welt mit Ackergeräthen verſorgen.

Der erſte Schritt, welcher demnach zum Heile der Landwirtſchaft und der Maſchineninduſtrie unternommen werden müſste, wäre die Herabſetzung des Zolles auf landwirtſchaftliche Geräthe und deren Rohmaterial. Es exiſtiert leider keine Statiſtik über den Geräthewert der Landwirtſchaft Oeſterreichs. Man kann aber annehmen, daſs bei den 23½ Millionen Hektar Ackerland, welche Oeſterreich-Ungarn beſitzt, jährlich mindeſtens fl. 5 pro Hektar an Neuanſchaffungen für Geräthe verausgabt werden müſſen, alſo zuſammen im Jahre 117½ Millionen Gulden. Durch eine Herabſetzung des Einfuhrzolles können nicht nur hievon mindeſtens 15 Millionen erſpart werden, ſondern, was noch weit wichtiger iſt, als Entgelt hiefür von den fremden Staaten eine billigere Einfuhr unſeres Getreides dahin erlangt werden, ſo daſs der Landwirtſchaft doppelt geholfen wäre und die Induſtrie hiedurch wieder reichlich Arbeit erhalten könnte. Dann wäre zu hoffen, daſs der internationale Maſchinenmarkt in Wien eine ähnliche Bedeutung erhält wie derjenige in Breslau, wo ſich die Händler aus allen Ländern der Erde einfinden, ohne daſs ſie befürchten müſſen, mit einem ähnlichen Willkomm empfangen zu werden, wie ihn unſere auch hierin kurzſichtige Politik als Zweck des Wiener Maſchinenmarktes hinſtellte: Vermeidung des Zwiſchenhandels.

Daſs dem ſo werde, möge der Herr Ackerbauminiſter dem Unterrichte im landwirtſchaftlichen Maſchinenweſen eine größere Aufmerkſamkeit widmen, damit der heranwachſenden Generation die Luſt und das Verſtändnis für mechaniſche Vorrichtungen in höherem Maße beigebracht werde als bisher; denn ein Fortſchritt, ein ſelbſtändiges Erfinden in unſerer Maſchineninduſtrie iſt nicht möglich, wenn dieſelbe nicht, gleichwie in anderen Ländern, durch den praktiſchen Blick des Landwirtes angeregt wird. Unſere heimiſchen Fabriken befaſſen ſich aber leider faſt ausſchließlich mit der Nachbildung ausländiſcher Muſter, was ihnen durch das neue Patentgeſetz noch weſentlich erleichtert wird, und bemühen ſich wenig, wirklich Neues, für unſere Verhältniſſe Paſſendes zu erzeugen.

Alſo Hebung der Kenntniſſe im landwirtſchaftlichen Maſchinenweſen wäre ein weſentliches Erfordernis zur Anbahnung geſunderer Verhältniſſe. Heute kann man leider noch manchen Bauer und noch manchen Gutsverwalter finden, der nicht weiß, wie ein moderner Pflug oder vielleicht gar eine Getreidemähmaſchine zu handhaben iſt, auch manchem Profeſſor einer landwirtſchaftlichen Lehranſtalt wird es nicht beſſer gehen; wurde doch ſelbſt in unſerer Hochſchule für Bodencultur die Lehrkanzel für Maſchinenweſen derzeit mit einer Perſönlichkeit beſetzt, welche, von aller ſonſtiger Gelehrſamkeit abgeſehen, nicht den geringſten Einblick in die praktiſchen Bedürfniſſe des Ackerbaues beſitzt und ſich in landwirtſchaftlichen Fachkreiſen bisher der weitgehendſten Unbekanntheit erfreute — denn er war zuvor Profeſſor am Technologiſchen Gewerbemuſeum in Wien.

Agricola.

Der Rationalismus.*)

Von Max Deſſoir (Berlin).

Jede Zeit beſitzt eine verbindende Einheit ihrer Weltauffaſſung und Lebensbeurtheilung; auf ſie blicken wir, wenn wir etwa die Cultur der Gegenwart von der der Aufklärung innerlich trennen. Mit einem Geſchlecht geht es wie mit dem einzelnen: es kann nur eine beſtimmte Aufgabe erfüllen. Aber trotz jener Einheit und dieſer Beſchränkung iſt die innerſte Bewegung nie geradlinig, ſondern aus mindeſtens zwei widerſtrebenden Zügen zuſammengeſetzt. So gibt es auch im demokratiſchen Individualismus des 18. Jahrhunderts einen Zwieſpalt, den wir mit den Worten Rationalismus und Sentimentalismus andeuten wollen. Die Geiſtesarbeit im großen Ganzen geht auf den Menſchen, daneben jedoch greift und taſtet man nach den verſchiedenſten Richtungen, ohne alle Keime zu verwerten und die ſorglos als Grundlage angenommenen Sätze ernſtlich zu prüfen. Wir ſprechen zunächſt mit wenigen Worten von dem Gemeinſamen und erläutern dann den Rationalismus.

Nichts iſt bezeichnender für die tief religiöſe Eigenart des deutſchen Volkes als der theologiſche Urſprung des Rationalismus und der Freigeiſterei, des Sentimentalismus und des Pietismus. Im Kampfe gegen die ſtarre Aeußerlichkeit und Engbrüſtigkeit der herrſchenden Theologie ſind beide in ſich ſo verſchiedenen Richtungen erwachſen; während die eine das individuelle Denken befreite, hat die andere dem empfindenden Herzen Befriedigung verſchafft. An Stelle des geſchichtlich Gewordenen und ſocial Gegebenen ſetzen ſie theils die perſönliche Erleuchtung, theils das Raiſonnement des geſunden Menſchenverſtandes; ſie treffen ſich alſo in der Miſsachtung der geſchichtlichen und geſellſchaftlichen Bedingtheit, der der einzelne unterliegt, und ringen ſich erſt im letzten Viertel des Jahrhunderts zu geſchichtlichem Verſtändnis empor. Dennoch ſind ſie ebenſo weit von dem künſtleriſch-naiven Gegenwartsſinn der Renaiſſance entfernt wie von dem mittelalterlichen Autoritätsglauben. Weder die Freigeiſter noch die Myſtiker, weder Gottſched noch Lenz beſaßen die volle Hingebung an das unmittelbare Daſein, die fundamentale Fähigkeit, für den Augenblick zu leben. Der Druck der Vergangenheit wuchtete auf allen, obwohl ſie ungeſchichtlich dachten. Ingleichen waren ſie unfähig, ihren Individualismus von demokratiſchen Nützlichkeitsinſtincten frei zu halten. Die Weltweisheit ſollte aus einer todten Vernunfterkenntnis zur Richtſchnur des Lebens werden und, anſtatt das Eigenthum einiger bevorzugter Köpfe zu bilden, das Daſein der ganzen Menſchheit läutern und heben. Dieſe Spielart des Individualismus wurde durch die Philoſophie ſelber gefordert, inſofern ſie mehr der modernen Geſetzlichkeit als der antiken Dinglichkeit zuneigte; denn ein beſonderer, ganz beſtimmter Vorgang kann aus der Naturcauſalität, nie jedoch aus der Subſtantialität begriffen werden. Ganz entſprechend haben damals die Theorien beider Richtungen ſich in die Hände gearbeitet. Leicht führt ja der Anſpruch des Verſtandes zu einer Phänomenaliſierung der Außenwelt, zumal wenn er durch beginnende Kenntniſſe in der Sinnesphyſiologie und ontologiſche Lehren nach Art des Monadenſyſtems unterſtützt wird. Während die einheitliche Kraft des Denkens dem Geſammtinhalt der Dinge gerecht werden kann, gehören alle Sinneswahrnehmungen und Gefühle in das Reich des ſubjectiven Scheines. Das Unterſcheidende der Menſchen liegt demnach nicht im Verſtande, ſondern im Gefühl.

Wir haben nunmehr geſehen, daſs im Durchſchnitt die Auffaſſung des Menſchen und aller ſeiner Lebensformen eine unhiſtoriſche, in gewiſſem Sinne natürliche war. Für den Rationalismus geſtaltete ſich dieſer Begriff nach folgenden Richtungen. Erſtens erſchien der Menſch als ein gleichbleibendes, abſolutes Weſen. Alle haben das gleiche Lebensziel: Glückſeligkeit, und den gleichen Wertmeſſer: die geſunde Vernunft; bei den glückfrohen Griechen ſind die Ideale der Menſchheit verkörpert; in der antiken Kunſt liegt vor, was mit den einfachen Geſetzen des Verſtandes in unmittelbarem Einklang ſteht: das Ziel der Gegenwart iſt die Humanität. Zweitens. Der Menſch iſt ein zu beſtimmten Zwecken denkendes und willkürlich handelndes Weſen. Die claſſiſche Zeit der liberalen Ideen hat keinen Raum für triebheiße Naturen, ſondern pflegt die „Ausbildung in Handwerken, Künſten und Geſelligkeitsſitten", unter Aufklärung verſteht man den „Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit" (Kant) oder die „Fertigkeit zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menſchlichen Lebens nach Maßgabe ihres Einfluſſes auf die Beſtimmung des Menſchen" (Mendelsſohn). Drittens. Als Ideal des Lebens gilt: die auf Wiſſen gegründete Zufriedenheit. Indem der mit Erkenntniskräften ausgerüſtete Menſch die Form des Gelehrten annimmt, ſinkt die Fähigkeit, mit geiſtiger Vollthat den tieferen Sinn des Daſeins zu erfaſſen. Nach einem gewiſſen natürlichen Rhythmus verklingen Kunſt, Metaphyſik und Religion. Wolff hat ein Inventarium des „Chriſtenthums innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" aufgeſtellt, und Gottſched hat eine regelmäßige Poetik geſchaffen, der die Dichtkunſt als eine erlernte Redekunſt erſcheint. Die Allegorie ſoll die Lebenswärme, der klügelnde Verſtand die Phantaſie, metho-

Digitized by Google

diſches Studium den Blick erſetzen. Gibt es etwas Kennzeichnenderes als die Thatſache, daſs Wolff die mathematiſche Methode von Theologen erlernte, die mit ihrer Hilfe die Glaubenswahrheiten und beſonders die Trinität bewieſen? Stürmt nicht Fauſt durch alle Facultäten, um ſeiner ſelbſt und der Welt gewiſs zu werden?

Indeſſen meine man nicht, daſs ein Fanatismus der Wahrheit die Geiſter beherrſchte. Es iſt richtig: der felſenfeſte Glauben an die logiſche Conſequenz und das Streben nach Klarheit erhielten ſich im Innern der Zeitbewegung ebenſo wie nach außen hin die ſteife Regelrichtigkeit und die Paragraphenparade dieſes philoſophiſchen Zopfſtils. Aber der Trieb ging auf die nützliche Wahrheit. Wenn früher der Individualismus der Aufklärung demokratiſch genannt wurde, ſo dürfen wir jetzt ihren Rationalismus populariſtiſch nennen. Von Nicolais Briefen aus dem Jahre 1754 bis zu Herders Preisſchrift von 1778 zieht ſich ein Wunſch, deſſen Erfüllung Irwing *) prägnanteſten Ausdruck verlieh: „Man ſchätzt es unſerem Jahrhundert mit Recht zur Ehre, daſs .... der Geiſt philoſophiſcher Unterſuchungen ſich immer mehr von eiteln oder bloß abſtracten Speculationen auf menſchliche Geſchäfte und Angelegenheiten wendet." Dieſe bourgeoiſe Philoſophie hat ein unüberſehbares Material zuſammengeſchleppt, um das Kleinleben des Durchſchnittsmenſchen begreiflich zu machen. In den zahlreichen Schriften über Selbſtmord wird der kümmerliche Grundſatz durchgeſprochen, daſs jeder Vernünftige das qualvollſte Daſein dem Nichtſein vorziehen müſſe. Was in der Vorrede zu Moritzens „Anton Reiſer" als Zweck des Romans angegeben wird, könnte füglich zum Motto der ganzen Zeit erhoben werden; es gilt, „die Aufmerkſamkeit des Menſchen mehr auf den Menſchen ſelbſt zu heften und ihm ſein individuelles Daſein wichtiger zu machen."

Vom Mittelpunkt des aufgeklärten Bürgers aus gehen die Strahlen nach allen Richtungen. Nicht um Gott handelt es ſich, ſondern um die Wirkungen Gottes oder der Vorſehung; nicht um die Welt, ſondern um ihre Beziehung auf den Menſchen; nicht um ein Reich der Geiſtigkeit, ſondern um die perſönliche Fortdauer nach dem Tode; nicht um die ſocialen Gruppen, ſondern um den einzelnen, ſelbſt in Formen der Krankheit und Verirrung; nicht um den Deutſchen, ſondern um den „Menſchen". Die Individualpſychologie wird ſomit zur Centralwiſſenſchaft. Da für den Geſichtspunkt der Zeit die Individualbildung des Menſchen die Seele der Culturarbeit bedeutet, da die uns ſo geläufige Bindung der Perſon an Staat und Geſellſchaft durch die Betrachtung der Seelenentfaltung und des Verkehrs zwiſchen einzelnen in den Schatten geſtellt wird, ſo krankt die nunmehr erreichte Beſchaffenheit unſerer Wiſſenſchaft an denſelben Mängeln wie die Weltanſchauung des neueren deutſchen Humanismus.

Gegen das geſchilderte Lebensideal machte ſich im Deutſchland des 18. Jahrhunderts ein tiefwurzelnder Widerſtand bemerkbar. Man braucht nur mit der Geſchäftigkeit der Aufklärer das Wanderleben ihrer Gegner oder mit der gelaſſenen Sprache jener den unruhvollen Ton dieſer zu vergleichen, um ſchon an äußerlichen Merkmalen den Unterſchied zu erkennen. Für die Subjectiviſten iſt der Menſch ein veränderliches, wechſelvolles Weſen, das von Inſtincten, Körperzuſtänden, göttlichen und teufliſchen Einflüſſen hin- und hergeworfen wird; nie kann der einzelne ſein ihm eigenthümliches Lebensziel durch ein an der Mathematik geſchultes Denken erreichen. Mit wundervoller Deutlichkeit ſagte Bengel (1725): „Die Mathematik gibt in gewiſſen Stücken eine gute Beihilfe, aber in ſolchen Wahrheiten, die ihrem Forum fremd ſind, verliert man durch ſie die Auffaſſungskraft. Indem man lauter beſtimmte Vorſtellungen haben will, verliert man die lebendigen." Kant wies (1764) die Beſchränktheit der Mathematik und ihrer Methode nach, Goethe lehnte das Scheiden und Zählen ab, und die Naturforſchung wurde immer mehr zur ſinnlichen Beobachtung und ſinnfälligen Darſtellung.

An die Stelle einer algebraiſchen Formel auf zwei Beinen trat alſo der ſehende und fühlende Menſch. Ihn in ſeiner perſönlichſten Ausgeſtaltung, losgelöſt von alten geſchichtlich-geſellſchaftlichen Banden, erforſchten die vom Sentimentalismus Ergriffenen. Wie oft mag wohl der Rath wiederholt worden ſein, den Garve dem jungen Dittmar gab, nämlich in ausführlichem Tagebuch ein Selbſtgeſpräch zu pflegen, um gleichſam die eigene Seele zu belauſchen: hatte er doch ſelbſt einmal [illegible] geſtanden: „Ich grüble vielleicht gar zu gern über meine eigenen Empfindungen, und oft verliert ſich mir der Gegenſtand aus dem Geſichte, indem ich ſeine Wirkungen aufſuchen will." Wie viele haben damals jeden Athemzug mit ängſtlicher Sorgſamkeit beobachtet, [illegible] oder ſich ſelber [illegible]! Mit welcher [illegible] Karl Philipp Moritz [illegible] Seelen gleichſam [illegible], um dadurch das eigene Innenleben aufzuhellen [illegible]

entwickeln konnten, und aus der Sehnſucht nach Unmittelbarkeit des Lebens wurde ein Wühlen in religiöſen und künſtleriſchen Senſationen, ſowie eine krankhafte Selbſtbeſpiegelung. Das Wort „empfindſam" wurde 1774 von dem vorſichtigen Adelung in ſein Wörterbuch aufgenommen und definiert als der Hang zu ruhigen, ſanften Empfindungen ohne vernünftige Abſicht und über das gehörige Maß; treffender beſtimmte Hamann in einem Brief die „Empfindſeligkeit" als Gefühlsſchwelgerei und krankhaftes Sich-darin-gefallen. Empfindſame Schwärmer ſammelten ſich in Orden und Logen, weil dieſe den Selbſtwert des Individuums anerkannten und Erſatz für die politiſche Unmündigkeit boten; da gab es weibliche Hoffnungsritter und aſiatiſche Melchiſedeks, den Mopsorden und die Brüder vom Senfkorn. Jedoch fehlte es hier nicht an Berührungspunkten mit dem Rationalismus. Freimaurer und Illuminaten wollten die Menſchen von ihren Schwächen aus zur Aufklärung führen; ſie empfahlen daher ihren Genoſſen eine angeſtrengte Erforſchung des menſchlichen Herzens als den Weg, Macht über die Menſchen zu gewinnen und ſie hernach zu ihrem Glück hinzuleiten.

Wie ſehr die Fäden ineinander gewirrt waren, zeigt ſich beſonders deutlich an dem eigentlichen Vater des Pietismus, an Spener (1675): er war in mehreren Beziehungen der unabſichtliche Urheber der Aufklärung und übte doch ſelber das „Däumeln", das Aufſchlagen der Bibel zum Zwecke perſönlicher Berathung. In der Hauptſache kam es freilich den Halliſchen Pietiſten auf den ſittlichen Gehalt des Chriſtenthums an, auf die Befreiung der Theologie von engherzigen Dogmen, auf die innere Offenbarung im Gewiſſen. Auch die Philoſophie hatte den verhängnisvollen Fehler begangen, die Bedeutung der Phantaſie und das Geheimnisvolle im Glauben zu miſsachten. Der Rückſchlag hiergegen war die Lehre, jeder in Chriſto Wiedergeborene ſollte ſich unaufhörlich mit Gott und ſeiner eigenen Unwürdigkeit beſchäftigen und alles gegen die ſüße Selbſtverſenkung gering achten. Hatte ſich die Lutheriſche Scholaſtik fortgebildet, ſo war doch auch der reiche Strom von Luthers Myſtik weiter gefloſſen und ſchließlich in einen Pietismus gemündet, der den Wiſſenſchaften, der Kirche, ja ſelbſt dem Unterſchied der Religionen gleichgiltig gegenüberſtand und in Erbauungsſtunden, Bekehrungspredigten, Heilsgewiſsheit und im Genuſs des inneren Lichtes ſeine volle Befriedigung fand. Dieſer ganze Vorgang im religiöſen Bewuſstſein des Volkes wirkte auf das Seelenverſtändnis in drei Beziehungen ein. Die erſte Folge war die Betonung der inneren Erfahrung und Bevorzugung der ſubjectivſten ſeeliſchen Thatſachen; und zugleich damit wurde ein intimer Sinn für die Unſichtbarkeit des Innenlebens geweckt. Terſteegen ſchrieb 1748 an eine Freundin: „Alles, was in mir iſt, neigt ſich zur Abgeſchiedenheit, Stille, Bildloſigkeit und Einigkeit in und mit Gott. O, das heißt Leben, ſo leben zu können!" Die andere Wirkung beſtand in dem wiedergewonnenen Verſtändnis für das Unwillkürliche in uns. So mahnte Bengel: „Der Einfluſs der göttlichen Kraft durch die einfachſten Wahrheiten, welche ohne eigenes Bemühen in das Herz eingelaſſen wird, breitet ſich hernach ſelbſt mannigfaltig aus. Dabei ſuche man nicht dieſe und jene ſinnliche Erfahrung in ſich zu erzwingen, ſondern halte nur in wahrer Treue an." (S. 76.) Als dritte Folge iſt das Intereſſe für pſychologiſche Lebensbeſchreibungen frommer Menſchen, gleichviel welchen Standes, aufzufaſſen.

Zur ſelben Zeit, als der Halliſche Pietismus erſtarrte, regte es ſich in Württemberg. Mit Chriſtoph Friedrich Oetinger (1702 bis 1782) kam neues Leben in jene gewaltige geſchichtliche Bewegung, die von der deutſchen Myſtik des Mittelalters bis zur deutſchen Romantik und Speculation des 19. Jahrhunderts reicht. Wir nennen Oetinger nicht nur, weil er an Böhme angeknüpft und auf Schelling gewirkt hat, ſondern vornehmlich, weil er die pietiſtiſche Seelenauffaſſung mit Wirklichkeitsſinn verbunden hat. Der Zug zur Natur und zum Leben, der ihn bis zu materialiſtiſchen Lehren trieb, läſst ihn in eine Linie treten mit dem Kraftgeſchlecht des Sturmes und Dranges. Denn die Stimmung des Pietismus hat ſich dadurch in die des Originalismus verwandelt, daſs der Gläubige zum Seher, die Religion zur göttlichen Kunſt, die im Gegenſatz zur „Politik" ſtehende Abwendung vom Leben zu einem gleichfalls der „Galanterie" feindlichen Trieb nach Leben wurde. In den zehn Jahren, die auf den denkwürdigen Mai 1773 folgten, wickelte ſich dieſe Revolution ab, die im Namen Rouſſeaus und des deutſchen [illegible], der Natur und des Genies, der Sinne und Leidenſchaften unternommen wurde. Zugleich aber ſtieg der Genius der Geſchichte empor und bemächtigte ſich ſeit 1780 der breiteſten Schichten. Die Umwälzungen einer bedeutenden Gegenwart erzwangen ein Intereſſe für die Vergangenheit: alle Kalender brachten hiſtoriſche Bilder, Berichte und Erzählungen. Der Zuſammenhang des Menſchen mit Raſſe und Geſchichte wurde annähernd erkannt und des Menſchen natürliche Entwicklung in der durchaus deutſchen Weiſe [illegible] erreicht. Kant in ſeinem Lehrbuche der [illegible], das nach 1775 erſchien, [illegible] Unterſuchungen über [illegible] mit [illegible], über den Urſprung der Sprache und die [illegible] über natürliche Entwicklung und göttliche

*) [illegible] 1777 [illegible] Bd. 2, 90.

Digitized by Google

Erziehung des Menſchengeſchlechtes. Hiſtoriſche Auffaſſung, die bisher zurückgedrängt war, verband ſich mit pädagogiſchen Bemühungen und gewann ſo eine claſſiſche Form in den reifſten Werken Goethes, die alle das Problem behandeln, „vorzügliche Menſchen zu vollendeter Bildung“ zu bringen. Bei Herder trat ein pſychologiſcher Geſichtspunkt hinzu. Herder unterſcheidet ein Erkenntnis- und ein Begehrungsvermögen: werden beide Anlagen des Menſchen unter dem Selbſtgeſetz ſeiner eigenen Natur zu höchſter Vollendung entwickelt, ſo entſtehen Vernunft und Billigkeit als die beiden Seiten der Humanität.

Deutſche Einflüſſe und die Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes.

Von Profeſſor Th. G. Maſaryk (Prag).

Seit etwa zehn Jahren beſchäftigt ſich unſere heimiſche Literatur ſehr eifrig mit der böhmiſchen Frage. Darunter verſtehen wir aber in concreto den Complex von Problemen, welche ſich an das geſchichtsphiloſophiſche Studium unſerer „nationalen Wiedergeburt“ — gegen Ende des vorigen Jahrhunderts — knüpfen.

Den ſtärkſten Anſtoß zum erneuerten Studium unſerer Renaiſſance hat der literariſche Kampf um die gefälſchten Handſchriften gegeben. Die Kritik ihres Inhaltes führte von ſelbſt zur Kritik des geſammten culturellen Zuſtandes ihrer Entſtehungszeit und dadurch weiters zum Studium des vorangehenden Zeitalters und unſerer ſeitherigen nationalen Entwicklung.

Die endgiltige Beſeitigung der genannten Fälſchungen war in der That eine literariſche Revolution von großer Bedeutung und Tragweite. Nicht um die grammatiſchen Folgen allein handelt es ſich dabei; vielmehr fällt der ganze culturelle Inhalt der Fälſchungen in die Wagſchale. Die Fälſcher haben uns nicht nur altböhmiſche Sprachformen, ſondern auch äſthetiſche Vorbilder, ſie haben uns eine angeblich alte Mythologie, ebenſo ein altes Recht und Geſellſchaftseinrichtungen, kurz eine ganze Culturwelt conſtruiert.

Dieſe conſtruierte Welt wurde natürlich als wahr hingenommen und wurde darum der Maßſtab unſerer Vergangenheit und Gegenwart. Die Tendenz der Fälſchung iſt aus dem Inhalte klar erſichtlich: im Sinne des erwachenden Nationalbewuſstſeins ſollte den Einheimiſchen und Fremden gezeigt werden, daſs wir, ebenſo wie die übrigen Völker und beſonders die Deutſchen, eine alte und ganz ſelbſtändige Cultur gehabt haben. Ja, es ſollte gezeigt werden, daſs wir die Deutſchen darin ſogar übertreffen. Und ſo gelangte unſere Kritik naturgemäß und ganz folgerichtig zu der entſcheidenden Frage: Iſt das alles wahr? Was iſt das eigentliche Weſen unſerer alten Cultur? Was iſt das Weſen unſerer neuen Cultur und ſpeciell unſerer Wiedergeburt? Was iſt unſer eigen, was iſt wahrhaft böhmiſch und was iſt fremden, ſpeciell deutſchen Einflüſſen zuzuſchreiben? Welches iſt überhaupt Sinn und Ziel unſerer nationalen Entwicklung? Alle dieſe Fragen muſsten ſich bei der Prüfung der Fälſchungen ergeben. An die Prüfung der Handſchriften hat ſich nothwendig die Prüfung unſeres ganzen culturellen Programmes geknüpft. Die Handſchriften, reſpective ihre nationale und politiſche Tendenz, machen es uns Jüngeren zur Ehren- und Gewiſſensſache, die Fälſchungen nicht nur einfach zu beſeitigen, ſondern auch den Geiſt auszurotten, der zu ſolchen Mitteln gegriffen hat. Und das umſomehr, als der Inhalt dieſer Handſchriften gerade von unſeren größten Männern als wahr hingenommen wurde. Darin unterſcheiden ſich unſere literariſchen Fälſchungen von denen der Engländer (Oſſian, Chatterton), der Deutſchen (Wiegenlied u. dgl.) und Ruſſen (ich halte das Igorlied für eine Fälſchung).

Unſere Fälſchungen hatten eben die offenkundige Abſicht, für das ganze nationale Streben in der erſten Zeit der Wiedergeburt Ziele und Wege zu weiſen — darin liegt ihre Bedeutung und verderbliche Wirkung. Im einzelnen haben die Handſchriften, ſpeciell auf literariſchem Gebiete, weniger gewirkt, als vielfach behauptet wurde: ihre Poeſie war nicht ſtark genug. Aber der culturelle, der geſchichtsphiloſophiſche Inhalt hat gewirkt. Die Fälſcher haben uns ein groß angelegtes, nationales Programm aufgezwungen, und das muſs beſeitigt und überwunden werden. Ich wenigſtens hatte keine Ruhe, wenn unſer ganzes nationales Programm nicht einer einſchneidenden Kritik und Reviſion unterzogen wurde. Das iſt und wird auch weiter geſchehen, und eben darin beſteht die literariſche Revolution, die bei uns in Böhmen geführt wird, das iſt das Weſen der Kriſe, die wir jetzt durchmachen. Und dieſe Revolution werden, ſo hoffe ich, weder die alten Herren mit ihren Akademien, Stipendien und verſchiedentlichen Belohnungen, noch die alten politiſchen Parteien mit ihren Vereinen, Zeitungen, Ketzergerichten und Hilfsactionen der clericalen Partei (eine clericale Partei hat unlängſt erklärt, die Vertheidigung der falſchen Handſchriften als eine katholiſche Angelegenheit) aufhalten können.

Wiſſenſchaftlich ſind die Fälſchungen vernichtet und die Folgen machen ſich Schritt für Schritt ein. Es wird immer mehr und mehr klar, daſs unſere Wiedergeburt und infolgedeſſen unſere ganze Entwicklung eine andere war, als die älteren Generationen annahmen. Das läſst ſich an einem einzigen Beiſpiele leicht illuſtrieren. Palacký hatte die altböhmiſche Geſchichte ganz im Einklang mit der Grüneberger Handſchrift dargeſtellt: der altböhmiſche Staat und die Geſellſchaft überhaupt iſt darnach ſo organiſiert, wie die Südſlaven in der ſogenannten Hauscommunion (Zadruga). Die Fälſcher haben die ihnen zugänglichen Berichte über die (gegenwärtige!) ſüdſlaviſche Hauscommunion benützt, und darum iſt Palacký's Schilderung unſerer alten Geſellſchaftseinrichtungen verfehlt — Palacký's alte Geſchichte fällt alſo, und unſere Hiſtoriker müſſen ſich dazu bequemen, uns die wahre Vergangenheit vorzuführen.

Die Fälſchungen haben uns doppelt geſchadet. Zum erſten durch das falſche Bild, das ſie uns von unſerer Vergangenheit aufgezwungen haben; zum zweiten dadurch, daſs wir unſere factiſchen culturellen Leiſtungen falſch bemeſſen und bewertet haben. So z. B. iſt unſer Reformationszeitalter wahrhaft groß und erhebend — es kann aber auf dem Hintergrunde der falſchen Urkunden nicht genug lebendig und plaſtiſch in die Erſcheinung treten. Unſere radicalen Clericalen haben nicht umſonſt eine ſo große Liebe für die falſchen heidniſchen Götter und Inſtitutionen der Handſchriften an den Tag gelegt. Für die neueſte Zeit fehlt aus demſelben Grunde der richtige Maßſtab überhaupt. Ueberaus draſtiſch erſieht man das an dem Finder und Hauptfälſcher ſelbſt: der geſcheite, vielwiſſende, aber oberflächliche und eitle Hanka wurde bei uns dem Schöpfer der wiſſenſchaftlichen Slaviſtik, einem Dobrovský, vorgezogen! Und ähnlich ergieng es auf allen anderen Gebieten. Die Folgen der handſchriftlichen Revolution ſind umſo höher anzuſchlagen, als unſere bedeutendſten Männer ſich von ihrem illuſoriſchen Inhalte nicht haben befreien können. Die Verfechter der Handſchriften haben ſich ja ſtets auf die Autorität eines Palacký, Šafařík u. a. berufen.

Die Folgen und die Entwicklung dieſer literariſchen Revolution haben ſelbſtverſtändlich auch außerhalb Böhmens Bedeutung und Intereſſe. Und von dieſem allgemeineren Geſichtspunkte aus will ich an dieſer Stelle auf die vor einigen Monaten erſchienene Schrift des Docenten der Wiener Univerſität, Herrn Dr. M. Murko, aufmerkſam machen. Sie iſt betitelt: „Deutſche Einflüſſe auf die Anfänge der böhmiſchen Romantik“.*)

Das Buch kündigt ſich als erſte Nummer einer Reihe von Studien über die deutſchen Einflüſſe auf die ſlaviſche Romantik überhaupt an. Soviel ich erſehe, haben wir es hier mit einer ſehr glücklichen Verbindung von Slaviſtik und Germaniſtik zu thun, einem Werke, das auch vermöge ſeiner ſchönen und lebendigen Schreibweiſe ſich als ein ſehr leſenswerter Beitrag zur ſlaviſchen, ja öſterreichiſchen Culturgeſchichte überhaupt darſtellt. Davon jedoch, wie von allen mehr literariſchen Fragen, ſoll hier nicht die Rede ſein; ich will über Dr. Murkos Buch nur im Zuſammenhange mit den bei uns erörterten Fragen ſprechen. Dazu fordert das Buch ſelbſt auf. Der Autor ſtellt ſich in eine Reihe mit den böhmiſchen Schriftſtellern der kritiſchen Richtung, und ſpeciell acceptiert er auch mehrere von mir aufgeſtellte Geſichtspunkte. Derart iſt die Arbeit Dr. Murkos für uns in Böhmen ein wichtiger Beitrag zur Löſung der durch den Handſchriftenſtreit in Fluſs gebrachten Erörterungen.

Nach einer kurzen Schilderung der culturellen Zuſtände am Ende des vorigen und am Anfange dieſes Jahrhunderts, wobei an erſter Stelle Dobrovský's gedacht wird, bringt Dr. Murko gleich bei der Analyſe der Königinhofer und Grüneberger Handſchrift ſeine Hauptthese zur Geltung. Der Inhalt und die Tendenz der Handſchriften entſprechen ganz und gar den Anſchauungen des deutſchen romantiſchen Patriotismus, wie dieſer in den erſten Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts ſowohl in der ſchöngeiſtigen als auch wiſſenſchaftlichen Literatur gepredigt wurde. Ueberhaupt iſt für Dr. Murko die neue patriotiſche Richtung Böhmens, der die Handſchriften ihre Entſtehung verdanken, ihrem Weſen nach nichts anderes als Romantik; die „patriotiſche“ Schule iſt nichts anderes als die „romantiſche“ Schule (p. 36); Dr. Murko betont dieſe Gleichſetzung der Begriffe gleich in der Vorrede ſehr eindringlich, weil dieſelbe in dieſem Sinne und Umfange zum erſtenmale gewagt werde. Er identificiert das böhmiſche Nationalgefühl in der erſten Zeit der Wiedergeburt mit dem Romanticismus und ſchreibt überdies den Einflüſſen der deutſchen Romantik — „und ihrem Verkünder Herder“ — „das Hauptverdienſt an der Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes“ zu (p. 275).

Der Darlegung dieſes Grundgedankens widmet Dr. Murko ſein reichhaltiges Buch. Der Reihe nach werden uns die hauptſächlichſten Vertreter der böhmiſchen Romantik vorgeführt. Wir leſen Abſchnitte über Čelakovský, Hanka, Jungmann, Palacký, Šafařík und Kollár; wie erſichtlich, rechnet Dr. Murko nicht nur Dichter, ſondern auch Hiſtoriker und Philologen zu den Romantikern. Und ebenſo romantiſch iſt ihm die Politik der geſchilderten Epoche. Der Prager Slavencongreſs bildet gewiſſermaßen das letzte Glied der Kette, denn der böhmiſche romantiſche Patriotismus war eben in erſter Linie ſlaviſcher Patriotismus, war, kurz geſagt, Panſlavismus [illegible] der Panſlavismus bildete den Kern des romantiſchen [illegible]. Šafařík, der romantiſche Altertumsforſcher und Palacký [illegible] der [illegible] im Panſlavismus, Kollár [illegible] den Panſlavismus [illegible] Havlíček [illegible] der Politik [illegible] Čelakovský [illegible]

*) [illegible]

Digitized by Google

Das Buch Dr. Murkos umfaſst alſo den Zeitraum eines halben Jahrhunderts; das eigentliche Hervortreten der böhmiſchen Romantiker ſetzt er jedoch, wie üblich, um das Jahr 1820 an. Die „deutſchen Einflüſſe" ſind derart zu einer Geſchichte der böhmiſchen Romantik geworden, obwohl der Autor, wie er uns gleich in der Vorrede verſichert, dies nicht beabſichtigt hat. Seine Hauptaufgabe, die er ſich geſtellt, beſtand darin, zu zeigen, wie deutſche Beiſpiele nachgeahmt und deutſche Ideen herübergenommen und weiter ausgebildet werden; er glaubt, daſs der romantiſche Geiſt deutſchen Urſprunges ſei und daſs auch der ſlaviſche und ſpeciell böhmiſche Romantismus aus Deutſchland ſtamme.

Durch die vorliegende Darſtellung wird beſonders der große Einfluſs klar, den Goethe auf die böhmiſchen Dichter gehabt hat. In dieſer Beziehung hat Dr. Murko in dem fleißigen Buche von Dr. A. Kraus (Goethe a Čechy, 1896) manche Belehrung gefunden. Thatſächlich wirkt bei uns Goethe noch immer ſehr ſtark, wie der Umſtand beweiſt, daſs gerade in jüngſter Zeit gleichzeitig zwei Fauſtüberſetzungen geliefert wurden.

Etwas gedämpft erſcheint bei Dr. Murko der Einfluſs Herders. Und doch iſt Herder geradezu der böhmiſche und überhaupt ſlaviſche Literaturapoſtel. Sein Einfluſs war bei uns ſehr groß. Nicht nur in der Unterſuchung und Beurtheilung des Volksliedes; Herder hat auch unſeren Hiſtorikern das geſchichtsphiloſophiſche Rüſtzeug geliefert. Seine „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" waren für Kollár der Leitfaden für ſeine Geſchichtsphiloſophie der Slaven. In meinen böhmiſchen Schriften habe ich auch auf dieſe Thatſache den gebürenden Nachdruck gelegt und gezeigt, wie Kollár nicht nur die wichtigſten Grundgedanken, ſondern auch vieles Detail aus Herder herübergenommen hat. Beſonders iſt Kollárs Schrift „Ueber die literariſche Wechſelſeitigkeit zwiſchen den verſchiedenen Stämmen und Mundarten der ſlaviſchen Nation" (2. Aufl. 1844) eine Fortſetzung und Weiterbildung der Herder'ſchen „Ideen". Und ebenſo glaube ich nicht fehlzugehen, wenn ich Kollárs „Kázně a Řeči" (der volle Titel lautet zu deutſch: „Sonntags-, Feiertags- und Gelegenheitspredigten und -Reden, Reden zu Beförderung frommen Volksthums") als Nachahmung von Herders „Briefen zur Beförderung der Humanität" erkläre: die Herder'ſche Humanität und das Kollár'ſche fromme Volksthum ſind, wie noch gezeigt werden ſoll, begrifflich identiſch. Wie Herder hat auch Kollár ſeine Geſchichtsphiloſophie nothgedrungen mit einer Nationalethik und Pädagogik abſchließen müſſen, denn nicht anders kann man wohl das ſachliche Verhältnis der Herder'ſchen „Ideen" zu den „Briefen" und Kollárs „Wechſelſeitigkeit" zu den „Predigten" auffaſſen. Ueberhaupt iſt Kollárs Thätigkeit eine geradezu überraſchende Parallele zur Thätigkeit Herders. Ich glaube nicht, daſs Kollár in allem von Herder abhängig war; ich werde Dr. Murko gegenüber noch eingehender klarzuſtellen verſuchen, daſs es ähnliche Zeitumſtände und ähnliche Aufgaben waren, die hier ähnliche Leiſtungen hervorgebracht haben; immerhin aber hat Herder auf Kollár einen bezwingenden Einfluſs ausgeübt.

Und der Einfluſs Herders war nicht nur auf Kollár groß; ſchon Dobrovský hat auf Herders Urtheil über die Geſchichte und den Charakter der Slaven hingewieſen, und dieſes Urtheil iſt von allen Nachfolgern Dobrovskýs acceptiert und weiter ausgeführt worden. Herder hat außer auf Kollár noch ganz beſonders ſtark auf Čelakovský gewirkt; endlich finde ich Herders Einfluſs bei Palacký (Palacký nennt Herder „den heiligen Prieſter" der „reinen Humanität") und bei dem von uns verkannten Philoſophen Smetana.)

Ich ſehe in dieſem großen und nachhaltigen Wirken Herders auf die böhmiſche und ſlaviſche Literatur überhaupt einen neuen Beweis für die Größe Herders, der ſeinen deutſchen Biographen Haym und Kühnemann nicht bekannt war. Es iſt unſere Pflicht, Herders Wirken auf unſere Literatur dankbarſt anzuerkennen; ich bin überzeugt, daſs in der deutſchen Literatur ſelbſt Herders Geiſtesarbeit noch höher geſchätzt werden wird, als es in neuerer Zeit ſchon geſchehen iſt.

Dr. Murko kennzeichnet den ſlaviſchen Patriotismus unſerer Renaiſſance mit dem Worte: Romantismus.

Vielleicht ſtößt dieſe Anſicht da und dort auf Widerſpruch und ebenſo dürfte es miſsfallen, wenn Dr. Murko auch die wiſſenſchaftlichen, ſpeciell die hiſtoriſchen und archäologiſchen Thätigkeiten der von ihm behandelten Epoche für eine romantiſche erklärt. Allein Dr. Murko folgt gerade darin, wenn ich nicht irre, Scherer, der in ſeiner Geſchichte der deutſchen Literatur das letzte Capitel der Romantik gewidmet hat, worunter er nicht nur die Kunſt und Literatur, ſondern auch die Wiſſenſchaft und Philoſophie einer beſtimmten Epoche verſteht: Humboldt, Schlegel, Grimm u. a. werden dort zu Romantikern.

Ich [illegible] mit Dr. Murko auch darin [illegible], daſs der [illegible]

hat in der abſchließenden Betrachtung, die er in ſeiner Literaturgeſchichte der ſlaviſchen Wiedergeburt widmet, auf das romantiſche Element derſelben hingewieſen. Allein er formuliert das Problem anders. Pypin erblickt in den Theorien der ruſſiſchen Slavophilen, der polniſchen Meſſianiſten und böhmiſchen Humanitiſten*) einen originellen ſlaviſchen Romantismus und er meint, daſs ſich darin das Nationalgefühl der Renaiſſancezeit Luft gemacht habe.

Der Autor der „Deutſchen Einflüſſe" beſtimmt das Verhältnis von Romantik und Nationalgefühl anders. Er hält den ſlaviſchen und böhmiſchen Romantismus nicht für originell, ſondern für eine deutſche Geiſtesrichtung; dieſe Romantik ſei uns durch deutſchen Einfluſs zugekommen und erſcheine bei uns als Patriotismus und ſpeciell als Slavismus und Panſlavismus. Auch die deutſche Romantik ſei ja patriotiſch geweſen, und darum müſſe man wohl ſagen, daſs wir in unſerem Patriotismus den deutſchen romantiſchen Patriotismus nachgeahmt, herübergenommen und eventuell weiter gebildet haben.

Die abſolute Gleichſetzung von Romantik und Patriotismus (Slavismus, Panſlavismus) iſt nun freilich nicht leicht verſtändlich. Wie hat ſich bei uns die deutſche Romantik in Patriotismus umgeſetzt? Haben wir den Patriotismus (den romantiſchen Patriotismus) den Deutſchen nachgeahmt, d. h. nachempfunden und nachgedacht? Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs die Romantik einen weiteren Umfang hat als der Patriotismus — ich glaube, das bedarf keines Beweiſes. Dr. Murko hat Recht: der Patriotismus war romantiſch, aber identiſch mit dem Romantismus war er nicht.

Doch gleichwohl muſs man die ganze erſte Hälfte dieſes Jahrhunderts für romantiſch erklären; ja man wird kaum ſagen können, daſs der Romantismus ſchon geſchwunden iſt. Die ganze Denk- und Fühlrichtung der Zeit war romantiſch. Ich will hier nicht unterſuchen, wie und woraus ſich der Romantismus entwickelt hat. Es genügt zu conſtatiren, daſs der Romantismus eine allgemeine Geiſtesrichtung war und daſs daher thatſächlich alle Culturäußerungen romantiſch waren. Nicht nur die Poeſie und Kunſt, ſondern auch die Wiſſenſchaften, wie Scherer und Murko meinen; ganz beſonders war aber das Fühlen und Streben romantiſch. Romantiſch war daher und in erſter Reihe die Religion, und gerade ſie wurde ganz zur Gefühlsſache (Schleiermacher); romantiſch war das herrſchende Humanitätsideal, romantiſch waren ſchließlich auch die politiſchen, ſocialen und nationalen Strebungen. Romantiker ſaßen auf dem Throne, Romantiker findet man unter den Conſervativen und den Liberalen, unter den Socialiſten, unter den Verfechtern des Nationalitätsprincips — überall.

Will man die romantiſchen Politiker aller Richtungen als Utopiſten hinſtellen, ſo habe ich nichts einzuwenden; utopiſtiſch waren thatſächlich die Ziele und die ganze Methode nicht nur der Socialiſten und Communiſten, utopiſtiſch waren ebenſo die Strebungen der übrigen Politiker. Utopiſtiſch waren ganz beſonders auch der Nationalismus der böhmiſchen und übrigen Panſlaven. Das läſst ſich nicht beſtreiten.

Ich würde darum ſagen: der Panſlavismus war entſchieden utopiſtiſch — und ich bezeichne damit den Inhalt ſeiner Strebungen und Thätigkeiten; der Panſlavismus war entſchieden romantiſch — und ich bezeichne derart die Aeußerungsweiſe der damaligen Gefühlsdispoſitionen, ihre Intenſität und Qualität. Und gerade dieſe Gefühlsſeite kommt bei dem utopiſtiſchen Romantismus vornehmlich in Betracht.

Ich brauche kaum zu ſagen, daſs es ſich mir nicht um die Terminologie handelt. Ich betone nur, daſs das Nationalgefühl unſerer Renaiſſancezeit nicht mit dem Romantismus ſchlechthin identiſch iſt; der Romantismus iſt weiter und herrſchte auf allen Gebieten; das Nationalgefühl hatte, wie alle übrigen Zeitſtrömungen, ſeine romantiſche Phaſe.

Dr. Murko meint, daſs der Romantismus überhaupt deutſchen Urſprungs ſei; ich glaube nicht. Die romantiſche Geiſtes- und Gefühlsrichtung iſt allgemein europäiſch, ſo wie die rationaliſtiſche Geiſtes- und Gefühlsrichtung („Aufklärungsphiloſophie") allgemein europäiſch war. Aber ſo wie es einen Unterſchied gibt zwiſchen dem Rationalismus Deutſchlands, Englands, Frankreichs, ſo gibt es einen Unterſchied zwiſchen der deutſchen, engliſchen, franzöſiſchen und ſlaviſchen Romantik. Wechſelwirkungen fanden überall ſtatt — aber trotzdem war der Romantismus und Nationalismus zu gleicher Zeit überall original.

Analyſiert man die einzelnen Romantiker eingehender, ſo erhält man, nach meiner Anſicht, von der böhmiſchen Romantik ein ziemlich originelles Geſammtbild. Unſtreitig hat unſere Romantik mit der übrigen ſlaviſchen und europäiſchen Romantik überhaupt viel Gemeinſames. Allein andererſeits unterliegt es keinem Zweifel, daſs gerade Dr. Murkos hauptſächlichſte Vertreter unſeres Romantismus von den deutſchen Romantikern ſich in vielen und weſentlichen Stücken unterſcheiden. Das gilt vor allem von Kollár und Šafařík. Beide ſind [illegible] Aufklärung, wie denn [illegible] „Deutſchen Einflüſſen"

Digitized by Google

charakteriſierten Epoche (auch Palacký, Havlíček, Smetana) die entſchiedenſten Anhänger der Aufklärung ſind. Für Šafařík iſt z. B. Kaiſer Joſef II. gerade ſo ein idealer Herrſcher, wie für Herder. Jungmann iſt ſogar noch Voltaireaner u. ſ. f.

Die Romantiker in Deutſchland waren ſtark myſtiſch geſtimmt — unſere „Romantiker“ ſind mehr Nationaliſten. Šafařík z. B. warnt ausdrücklich davor, den Gefühlen allzuſehr nachzugeben, und ebenſo iſt Kollár durchwegs ein Verſtandesmenſch. Und es verdient dies gerade von dieſen beiden Slovaken hervorgehoben zu werden, weil man bei uns die Slovaken für den Typus der weichen Slaven anſieht. Auch Palacký und Havlíček ſind keine Gefühlsmenſchen, nur Smetana hat ſtärkere myſtiſche Anlagen.

Damit hängt die weitere Eigenart der böhmiſchen Romantik zuſammen. Die deutſchen und ebenſo die polniſchen Romantiker waren für das Mittelalter und für den Katholicismus begeiſtert, unſere Romantiker ſuchen ihre Ideale in unſerer Reformation. Während in Deutſchland, Frankreich, England, bei den Polen und zum Theil ſelbſt in Rufsland (Čaadajev!) der Katholicismus ſelbſt von Proteſtanten (Novalis, die Schlegel und die übrigen Convertiten, in England die katholiſierende Bewegung) geſucht und hochgehalten wird, ſind unſere Romantiker ohne Ausnahme für die Reformation und den Proteſtantismus. In unſerer Literatur, kann man ſagen, ragt das XVIII. Jahrhundert mit ſeinem Rationalismus und Claſſicismus in das XIX. Jahrhundert hinein — jedenfalls iſt die böhmiſche Romantik mit dem Claſſicismus und Rationalismus ganz eigenthümlich verbunden.

Mit den deutſchen Romantikern haben unſere Romantiker die Vorliebe für die graue Vorzeit gemein; ſo wie die deutſchen Romantiker ſind auch unſere Romantiker vielfach unklar, unkritiſch, unpräciſe, phantaſtiſch und conſtructionsbeſeſſen (ich wage das unſchöne Wort), utopiſtiſch, zu gleicher Zeit der Vergangenheit und der weiten Zukunft zu- und der Gegenwart abgewandt. Aber damit iſt das Gemeinſchaftliche erſchöpft. Des Unterſchiedlichen iſt viel mehr. Denn es iſt klar, daſs unſere Romantik mehr als durch die deutſchen Einflüſſe durch die vorangehende innere Entwicklung beſtimmt wurde. Den Zuſammenhang beſonders der Reformation und des (byroniſtiſchen) Romantismus hat, meines Erachtens, der polniſche Literarhiſtoriker Zdziechowski ganz richtig herausgefunden (Karol Hynek Macha i bajronizm czeski, 1893).

Dr. Murko hat in ſeinen „Deutſchen Einflüſſen“ das eigentliche Weſen und die hiſtoriſchen Urſachen der Romantik nicht weiter analyſiert. Er nimmt dieſe literariſche und hiſtoriſche Kategorie als gegeben. Vielleicht wäre eine ſchärfere Begriffsbeſtimmung am Platze geweſen — für meine Zwecke jedoch kann ich ihm in dieſem Punkte folgen; ich lege darum nur dar, daſs unſere böhmiſche Romantik in nicht unwichtigen Punkten ſich von der deutſchen (und ebenſo von der polniſchen und ruſſiſchen) Romantik unterſcheidet.

Daraus würde noch nicht folgen, daſs unſere Romantiker nicht unter dem Einfluſs der deutſchen Romantik geſtanden haben. Ich leugne denſelben auch gar nicht, im Gegentheil ich ſtimme Dr. Murko zu, wenn ich auch dieſen Einfluſs — ich meine den entſcheidenden — nicht ſo ſehr in den philologiſch-archäologiſchen Einwirkungen ſehe. Darum ſchreibe ich Herder einen viel größeren Einfluſs zu, als z. B. Grimm.

Aus der Eigenart der böhmiſchen Romantik folgere ich aber, daſs die deutſchen Einflüſſe im ganzen geringer waren, als Dr. Murko annimmt.

In erſter Reihe zweifle ich nicht, daſs bei uns neben den deutſchen (romantiſchen) Einwirkungen frühzeitig auch andere nichtdeutſche zur Geltung gekommen ſind. So z. B. wird Dr. Murko jetzt zugeben müſſen, daſs Kollár nicht nur von Herder und ſeinen übrigen deutſchen Lehrern, ſondern auch von Byron ſehr ſtark beeinflufst wurde: der eben erſchienene Artikel von Dr. Jakubec gibt darüber genügenden Aufſchluſs. Auf Jungmann hat Milton ſtark eingewirkt, und überhaupt war gerade in der von Dr. Murko geſchilderten Zeit die gründliche Kenntnis der europäiſchen Sprachen bei unſeren Dichtern und Forſchern auffallend groß. Es wurde damals ſehr viel und fleißig nicht nur franzöſiſch, ſondern auch engliſch und italieniſch geleſen. Dieſe Thatſache iſt mir häufig aufgefallen. Ich erkläre mir ſie daraus, daſs in den Anfängen unſeres Jahrhunderts die Schule vorwiegend humaniſtiſch war; das Gehirn blieb von Realien unbehelligt und wandte ſich darum energiſch den humaniſtiſchen Studien zu. Dazu mag noch das Beiſpiel der franzöſiſch gebildeten Ariſtokratie und die abſolutiſtiſche Cenſur beigetragen haben: nicht deutſche Bücher fanden ungehinderteren Eingang. Schon an Dobrovský ſehe ich eine ungemein hohe univerſelle humaniſtiſche Bildung (Dobrovský las wenigſtens in zehn Sprachen), und ähnliches, wenngleich in kleinerem Umfange, nehme ich auch an ſeinen bedeutenderen Nachfolgern wahr.

Dr. Murko unterſchätzt auch die Einflüſſe der ſlaviſchen Literaturen. Aus Máchas und Vlčeks Darlegungen wiſſen wir nun, wie ſtark ſchon auf Puchmajer die polniſche Literatur eingewirkt hat; das Polniſche iſt dem gebildeten Böhmen ſo leicht zugänglich, daſs ich ſchon darum die ſtetige Einwirkung der polniſchen Literatur erkläre. Mácha las ſeinen Byron polniſch, und ebenſo kannten auch andere die polniſche Literatur. Ruſſiſch wurde ſeit Dobrovský ebenfalls ſtark geleſen, und auch der ſüdſlaviſche Einfluſs fehlte nicht. Dr. Murko macht ſelbſt ſehr richtig auf den vermittelnden Einfluſs Wiens in dieſer Beziehung aufmerkſam. Wien iſt bis jetzt die ſlaviſcheſte, die panſlaviſcheſte Stadt. Noch an mir ſelber kann ich Dr. Murko ein lebendiges Beiſpiel anführen, ich habe ruſſiſch in Wien von Ruſſen ſprechen gelernt. In Prag iſt die Gelegenheit dazu bedeutend geringer. Dieſe ſlaviſchen Einflüſſe halte ich für ſehr bedeutend. In einer beſtimmten Richtung für ſtärker als die übrigen und ſelbſt als die deutſchen. Die ſlaviſchen Sprachen und Literaturen wurden nämlich mit großer Sympathie und vielfach mit Begeiſterung gepflegt — das ergibt daher ſociale Wirkungen ganz eigenthümlicher und ſtarker Art. Das Deutſche wurde freilich in Schule und Amt gelehrt und gepflegt, die böhmiſchen Literaten konnten alle deutſch ſchreiben, viele dichteten ſogar deutſch; das Deutſche war bei uns allgemein verbreitet und bekannt. Allein das Slaviſche wirkte mehr auf das Gemüth und die Phantaſie, und inſofern war es gerade für die nationale Wiedergeburt viel mehr als das Deutſche eine lebendige und treibende Kraft. Und dieſe zwei Arten von Wirkungen müſſen wohl geſchieden werden: ich würde das Deutſche mit dem täglichen Brot und Waſſer, das Slaviſche mit dem ſonntäglichen Fleiſch und Wein vergleichen — ſtetiger und anhaltender wirken wohl Brot und Waſſer, aber anregender und energiſcher wirken Fleiſch und Wein.

Ich habe oben ſchon betont, daſs Herders Volksliederſammlungen und literariſche Studien auf unſere Volksliederſammler eingewirkt haben. Daneben aber haben auch Karadžić und Kopitar mit ihren Beiſpielen der ſerbiſchen Volkslieder gewirkt. Neben allen dieſen ſind ferner auch die ruſſiſchen Sammlungen maßgebend geweſen. Einige Sammlungen von Volksliedern, die in Rufsland ſchon im vorigen Jahrhundert und ohne den Einfluſs Herders (z. B. Prač) veranſtaltet wurden, waren bei uns Hanka und ſeinem Kreiſe bekannt. Dazu kommt endlich noch die Bekanntſchaft mit Oſſian und den engliſchen Volksliederſammlungen.

Ob nun dieſe Volksliedercultе bei den verſchiedenen Nationen als ſelbſtändige, von einander unabhängige Erſcheinungen zu betrachten ſeien oder ob Zuſammenhang und Wechſelwirkung conſtatiert werden müſſen, ſoviel ſteht feſt, daſs das Abwägen der Einflüſſe gegeneinander viel präciſere Einzeluunterſuchungen vorausſetzt, als bisher von unſeren Literarhiſtorikern geleiſtet wurden.

Jedenfalls, glaube ich, überſchätzt Dr. Murko die deutſchen Einflüſſe; er vergiſst die gleichzeitigen und ganz eigenartigen ſlaviſchen und nichtdeutſchen Einflüſſe. Er vergiſst die mächtigen Einwirkungen Dobrovskýs, die dieſer große Begründer der Slaviſtik auf Kollár und die übrigen Wiedererwecker ausgeübt hat. Gerade Kollár gedenkt dieſer Einflüſſe Dobrovskýs in ſeiner „Wechſelſeitigkeit“ ganz ausdrücklich und mit großem Rechte; Dobrovský kann aber gewiſs nicht durch den Einfluſs der deutſchen Romantiker in Dr. Murkos Sinne conſtruiert und erklärt werden. Und ebenſo muſs die Perſönlichkeit Šafaříks und ſein Wirken hervorgehoben werden: auch Šafařík, glaube ich, kommt bei Dr. Murko zu kurz weg. Und gerade Šafařík iſt durch ſein langjähriges Wirken unter den Serben und ſeine genaue Kenntnis der Sprache, des Volkes und der Literatur, ein lebendiges, ein leibhaftes Beiſpiel der Wechſelſeitigkeit, die Kollár dichteriſch beſungen und geſchichtsphiloſophiſch begründet hat. Ueberhaupt: unſere Romantiker waren eben nicht nur Gelehrte, ſondern Menſchen, Perſönlichkeiten und Charaktere, und die repräſentieren die ſogenannte Wiedergeburt in ihrer Lebensfülle — und um neues Leben hat ſich's ihnen gehandelt und vornehmlich um neues Leben. Leben wird aber nur durch Lebendiges gezeugt, erhalten und wiedererweckt.

Ich gehe darum noch weiter und ſage, daſs die deutſchen Einflüſſe „das Hauptverdienſt an der Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes“ ſchon deshalb nicht haben, weil die Wiedergeburt eines Volkes ſich durch fremde literariſche Einflüſſe überhaupt nicht hinlänglich erklären läſst. Am wenigſten die Wiedergeburt unſeres Volkes. Wohl weiß ich, daſs ich mit dieſer Erörterung ein ſociologiſches und hiſtoriſches Arbeitsfeld betrete, aber eben deshalb muſs es gewagt werden, wenigſtens die Grundprobleme der uns beſchäftigenden Frage zu berühren.

(Schluſs folgt.)

Johannes Schlaf.

„Unſer lieber deutſcher Johannes“ ....

Seine Stimme iſt leiſer und leiſer geworden, dunkler und dunkler. Wir fühlen, ſie kann bald verlöſchen. Und dann ſind wir wieder einmal um einen der Beſten ärmer.

Und doch! Ein Wünſchchen in uns wagt noch zu hoffen. Sollte er ſich nicht noch einmal wieder aufraffen können??

Er hat dieſe unglaubliche [illegible] dieſe ruhige [illegible] [illegible] mit dem gebenden, lachenden Vertrauen“ ....

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Denn noch hat er ja nicht geſiegt!
Wo ſind die Lippen, die ihn mit Andacht nennen?!

Ein paar Dichter vielleicht, einige Künſtler — Leute von der Zunft. Die Menge ſieht in ihm ſtets noch ausſchließlich den Mitverfaſſer der „Familie Selicke". Von dem, was er ſpäter ſchuf, nimmt ſie kaum Notiz, oder gafft verſtändnislos hin. Und doch iſt gerade der von Holz getrennte, vielmehr: losgelöſte, Schlaf jener Johannes, den wir meinen, der Prophet und der Finder eines neuen Heilands.

In der „Holz-Schule" war Schlaf innerlich nicht völlig frei geworden. Er ſtand unter einem vielleicht nicht bewuſst empfundenen, doch ſchweren und niederhaltenden Bann. In der Einſamkeit hat er ſich ſpäter zum Innerſten ſeiner ſelbſt wieder durchtaſten müſſen. Da quoll erſt ſein wahrer, ſein tiefſter Reichthum in ihm auf. Jener Reichthum, der von Urbeginn in ihm ruhte, von dem er ſelbſt nichts wuſste, den er ſich weder zu erringen noch zu erobern brauchte: der ſtarke dichteriſche Einklang mit der Welt alles Lebendigen.

Und trotzdem! Wie vieles war doch auch in harter ehrlicher Arbeit, gemeinſam mit dem Freunde Holz, erkämpft und erworben worden! Jene Vorbereitungsperiode, an deren Schluſs die ‚Familie Selicke' ſteht, hat zu allem Späteren erſt die ſicheren und tragfähigen Fundamente gelegt. Eine ſo weich und lyriſch angelegte Natur wie die von Johannes Schlaf, mit ihrem ſchlummernden Hang zu viſionärer Myſtik, barg von vornherein die Gefahr der Zerfloſſenheit und dadurch der Unproductivität in ſich. Welch ein Glück daher, daſs der energiſche, zielbewuſste, zupackende Arno Holz bei Schlaf die Erziehung zur Arbeit übernahm und mit dem ganzen Feuereifer des geborenen Dogmatikers, wenigſtens vorläufig, Ziel und Wege wies. Schlaf acceptierte damals blank das mit ſo viel Scharfſinn ausgerechnete und mit beſtechender Logik aufgebaute Programm vom „conſequenten Realismus". Er fühlte vielleicht, in träumender Dumpfheit, daſs nichts ſeinem Naturell ferner lag als gerade dieſes Programm mit ſeiner Forderung der vollkommenen Objectivation und der bewuſst-ſyſtematiſchen Außenbeobachtung. Wer hat aber niemals an ſich erfahren, daſs gerade der fremdeſte Stoff zum ſtärkſten Lebenerzeuger in uns werden kann?! Jedenfalls hat Schlaf, indem er ſcheinbar den Plänen von Holz dienſtbar wurde, in vortrefflicher Weiſe für ſich ſelbſt geſorgt. Die ſtramme, man darf wohl ſagen: militäriſche Zucht, die er über ſich ergehen ließ, feſtete und ſtählte ſeine ganze Perſönlichkeit aufs glücklichſte, gab ihm einen zähen, kriegeriſchen, manchmal ſelbſt ſchneidigen Zug. Die unendlichen Kräfte, die er in ſich trug, gewannen Halt und feſten Ausdruck in der Welt der Endlichkeiten. Die angeborene Fähigkeit, träumend die Außenwelt in ſich nachzuerleben und bis in ihre winzigſten Eindrücke als leiſe Vibrationen auf der Nervenſcala ſpielen zu laſſen, wurde, mit einem ſtolzen und kühnen Ruck, in den vorderſten Vordergrund des Bewuſstſeins gehoben und klugen artiſtiſchen Zwecken unterthan gemacht. Es galt einer Verſchärfung der geſammten Sinnesthätigkeit, zugleich einer nüchternen und wachſamen Selbſtcontrolierung. Es galt weiter, zum Zwecke einer möglichſt exacten Reproduction, die Ausdrucksmittel der deutſchen Sprache aufs äußerſte biegſam und ergiebig zu machen. Mit jedem Wort gleichſam wollte man das Leben neu um ſich erſtehen fühlen, und in dem denkbar ſchärfſten Bruch mit jeglicher Tradition koſtete man den ſeligen Wahn einer aus dem Nichts heraus geſtaltenden Schöpferfülle.

Jedenfalls, allen Forderungen, die Holz zu ſtellen wuſste, und denen er ſelbſt zu genügen ſuchte, kam das Talent von Schlaf in wunderbarſter Weiſe entgegen. Seiner paſſiven Natur that es gut, dieſen ſtrengen methodiſchen Weg zu gehen und, mit einer Art von innerer Askeſe, die techniſchen Hilfsmittel einer neuen Kunſt Schritt für Schritt zu entdecken und ſich zu unterwerfen. In derart gemeinſamer, ſich gegenſeitig durchdringender Arbeit erzeugt ſich eine eigenthümliche Wärme, die alle Gegenſätze überwindet, jegliche Berührung verinnerlicht. In wunderſam organiſcher Weiſe floſſen die beiden Dichternaturelle zuſammen, als ob's Verſchiedenheiten, ja Widerſprüche zwiſchen ihnen kaum mehr geben könne. Die Illuſion konnte ſich erzeugen von einer „Congruenz der Individualitäten", und merkwürdigerweiſe war es gerade Arno Holz, der männlich Scharfblickende, der dieſer Anſicht öffentlich Ausdruck gab. Ueber ſolche Auffaſſung müſſen wir heute lächeln. Welch naive Gutgläubigkeit verräth ſich dahinter! Aber es kann nicht bezweifelt werden, daſs ſie der Ausdruck einer gegenſeitigen Ueberzeugung war.

Nun gieng Schlaf von Holz fort. Dichtete allein. Und ſofort ſtellte ſich heraus, daſs nur die beiderſeitige Ausrüſtung die gleiche, daſs aber die Art der Anwendung eine individuell höchſt differenzierte war. Schon der „Meiſter Oelze" hatte das [illegible] wenn er [illegible] gefunden hatte. [illegible] aber wollte man durchaus eine zweite „Familie Selicke" darin erblicken. Die äußere [illegible] „Familie Selicke" [illegible] die Menſchen [illegible]

hier Schlaf der Ausſchlaggebende war. Denn von hier aus zieht ſich die Verbindungslinie zum „Meiſter Oelze".

In dieſem Drama gibt es Menſchen, die ſich haſſen, mit einem unerbittlichen, bis zum Tod getreuen Haſs. Aber ſie ſind nicht einander verfremdet, ſie ſtrömen in ihrer Feindſchaft unaufhörlich ineinander über. Ihre Seelen ſaugen ſich aneinander feſt. Mit ſüßen Schmeichelworten, mit verkappten Sticheleien wollen ſie einander aushorchen. Die eine möchte die andere ganz durchdringen und ausfüllen.

Das iſt das Urphänomen des Dichters Johannes Schlaf: dieſer geheimnisvoll-ſtarke Trieb nach völligſter Verſchmelzung mit einer fremden Seele, die abſolute Auflöſung des Ich ins Du, des Du ins Ich. Vielleicht liegt hier auch der tiefe und unbewuſste Grund für ſein räthſelhaftes, beinahe unheimliches Sicheinbohren in die doch ſo heterogene Dichternatur eines Arno Holz . . .

* * *

Es iſt das gewiſſermaßen die geheime Wunde und der Schmerz aller Creatur: dieſe Zerlegung in Du und Ich. Sind wir Menſchen nicht Alle jenen Königskindern gleich, die zueinander nicht kommen konnten — „die Waſſer ſind viel zu tief" . . . .? Hat nicht jeder einmal, wenn er daſaß und hielt die Hand eines geliebten Weſens, jene leiſe und quälende Unruhe gefühlt, daſs er nun nicht Eins ſein konnte mit dem, was er ſo über alle Maßen liebte?! Daſs es Gedanken gab, Gefühle, geheime Urtriebe, die nicht ſofort und inſtinctiv ihnen beiden gemeinſam waren?! Daſs immer ein Reſt von Unſicherheit übrigbleibt in dem Verhältnis zweier Menſchen, ein Taſten und Rathen, das vielleicht einmal im höchſten Glücksüberſchwang für das Millionſtel einer Secunde völlig gehoben wird, dann aber ſofort wieder anpocht, trennend, entfremdend?

Und wie bei Menſch zu Menſch iſt das Gleiche nicht oft zwiſchen Menſch und Natur? Stets iſt die einzig höchſte Seligkeit die vollkommene Auflöſung in die Natur, wie bald aber tritt als Hemmendes dazwiſchen das Bewuſstſein unſerer Individualexiſtenz! Doch die Natur iſt milder, iſt gütiger, iſt zugänglicher als die in lauter Einzelweſen zerſplitterte Menſchheit. Wenn Ich mit ihr allein bin, kein Du in der Nähe iſt, dann überkommt Mich wohl mit lindem, ſüßem Schauer das wonnig betäubende Gefühl Meiner ewigen Kindſchaft. Die Fremdheit ſchuppt ſich von Mir ab wie eine häſsliche Natternhaut, eine unendliche Weichheit ringt ſich warm in Mir empor, befreiende Thränen wecken in Mir die Gewiſsheit vom unvergänglichen Einklang alles Lebendigen. Im Graſe lieg' Ich, und die Schatten, die Mich umſpielen, die Lüfte, die Mich umraſcheln, die Mücken, die Käfer, die Schmetterlinge, die Mich umſchwirren, umkrabbeln, umflattern, ſie alle ſind Ich und Ich bin ſie, der Ausdruck, die Laune, die Liebe dieſer ſelben ſchöpferiſchen Natur, ein Traum des Sternes, auf dem wir leben, der unermeſslichen winzigen Erde. . . .

Es iſt das dionyſiſche Gefühl, wie die Griechen ehedem im Rauſche es ſich erzeugten und in der Raſerei der Trunkenheit. Wir Deutſchen empfinden darin anders. Das laute lärmende Bacchanal ſcheucht uns meiſt noch tiefer zurück in die fröſtelnde Einſamkeit des Ich-Bewuſstſeins — höchſt ſelten, daſs hier einmal die Erlöſung für uns liegt. Wir ſuchen leiſere, lindere Berührungen, ganz unmerkbar ſoll die Kruſte ſchmelzen, mit ſchweigenden Armen ſoll es uns hineinziehen in die Umarmung des großen All. Darum wünſchen wir der Natur allein gegenüberzuſtehen. Die vom Geheul der Korybanten erdröhnenden Felswände würden uns bloß die Gegenwart „anderer" Menſchen in Erinnerung bringen — ſo unüberbrückbar ſind wir bereits geſchieden! — wir ſtänden der Natur ſtumpf, verlegen, unfähig gegenüber. Das iſt ſehr europäiſch und ſehr modern. Der Orient kennt auch heute noch in ſeinen Derwiſch- und Fakirtänzen korybantiſche Entzückungen. Wir — müſſen flüchten auf die Gipfel hoher Berge oder in die Einſamkeit tiefer Thäler, verlaſſener Geſtade . . .

— — — — — — — — — — — — —

Dorthin haben wir auch Johannes Schlaf zu folgen, wenn wir mit ihm inne werden wollen, was ihn zutiefſt im dichteriſchen Gemüth bewegt, was in ihm tönt als ſchwellender, ſingender Einklang, ſich aus ihm gebiert als träumendes, ſehnendes Lied . . . . das Lied der Vermählung von Du und Ich.

Als er ſich von Holz damals trennte, gieng er in ſeine Heimat zurück, ein kleines Landſtädtchen in der Nähe von Magdeburg, ſo irgend ein „Dingsda", wie's ihrer viele auf der Welt gibt und wie doch jedes für ſich einzig iſt. Er ſchrieb dort ſeinen „Meiſter Oelze", und ſo nebenbei entſtanden allerhand beſchauliche Skizzen, in denen er Eindrücke des Alltags und der nächſten Umgebung feſthielt. „In Dingsda" hieß das Bändchen, als es vor einigen Jahren herauskam. „Ein Nichtsthun in mein Leben hier. So recht ein göttliches Nichtsthun," damit ſchildert Johannes Schlaf Zuſtand und Stimmung, aus denen das Buch entſtand. Er wollte ſich, möchte man ſagen, einmal ſo recht von Herzen ausfaulenzen dürfen, gar nichts denken, nichts thun, über nichts ſich aufregen oder ärgern, nur etwas allenfalls [illegible]: „Die Welt ſo um ſich [illegible] . . . ."

Es [illegible] daſs er zur Feder griff und [illegible]. Was er ſah, hörte, empfand, [illegible] Methode, die er [illegible]

Digitized by Google

ausgetüftelt hatte. Zu etwas muſste es doch nütze ſein, daſs er ſich die Jahre tüchtig abgeſchuftet hatte.

So vollkommen anſpruchslos entſtand das Büchlein. Es kommt von einem Menſchen, der ſich mit voller Naivetät den Dingen und Stimmungen hinzugeben weiß. Der dann hinter den Dingen, zu ſeiner Ueberraſchung ſchier, noch etwas anderes entdeckt: Den, der Dinge empfindet. „Und erſtaunt lauſch ich mir ſelbſt" — die Feder ſchreibt's ſo hin — „Ich glaubte, ich könnte das nicht mehr." Ein köſtliches, ein einziges Selbſtbekenntnis! Der „conſequente Realiſt", der „exacte" und „objective" Beobachter der Außenwelt — und muſs plötzlich merken, daſs die Dinge niemals ohne Widerhall in uns hineintönen, daſs man ſie nicht bloß ſo „reproducieren" kann, „wie ſie ſind", daſs ſich unmerkbar, unwillkürlich etwas beimengt, das nicht in den todten Dingen iſt, das erſt als Leben aus uns ſelber quillt. Und wenn einer die Welt vor ſich hinträumen möchte, ſo muſs eben nicht bloß die Welt da ſein, ſondern auch der, der da träumt.

So erwacht dann nach und nach der individuelle Menſch wieder in Schlaf, reibt ſich verwundert die Augen und findet die Welt auf einmal ſo ... ganz anders! Anders draußen und anders drinnen und doch das Draußen und das Drinnen in dieſer ſeltſamen, lebenzeugeriſchen Harmonie.

Das Wunder hat ſich vollzogen: der Gegenſatz zwiſchen Menſch und Natur, Dichter und Welt, Ich und Du exiſtiert nicht mehr! Nicht mit kühler Beobachtung, mit dem innerſten Gefühl kommt Schlaf den Dingen nahe, und da reden ſie alle zu ihm. Er verſteht nicht bloß die Sprache der Vögel, er verſteht auch die Sprache von Buſch, Weide, Wieſenbach, von Abendnebel, Sonnenduſt und Sternenhimmel. Er verſteht ſelbſt die Sprache der Menſchen, die ungeſprochene vornehmlich, die ſich hinterm Blinzeln des Auges oder in den Fältchen der Schläfe, hinterm Zucken des Mundes und dem Spähen der Nüſtern, im Fluſs einer Nackenlinie oder im Takt des Ganges verbirgt, verräth. Dies alles ſtrömt in ihn ein wie feiner Aether, erfüllt ihn mit Weisheiten und tiefen Blicken, verzaubert ſich in ihm mit dem Reichthum tauſendfältigen Lebens. Er wandelt etwa durch helle Nacht, und aus dem Dunſt, der ihn umſchwebt, wird das ganze Leben ihm offenbar, das Leben auf dem Lande und in den Städten, in Hütten, Fabriken und Paläſten, in der Freiheit und in der Gefangenſchaft, wie es keuchend nach Athem ringt in qualmiger Stickluft und kichernd flüſtert im Silberraunen hoher Pappeln. Und wie trotz aller Gegenſätze das Leben ſtets das gleiche iſt, vom Werden ins Sterben taumelt und aus dem Tode ſich losringt zu neuen Geburten, ewig in der Verwandlung, ewig in der Entwicklung begriffen, raſtlos ſtürmend zu neuen Formen, unerſchöpflich in neuen Vorführungen, neuen Verheißungen, neu ſich entrollenden Zukunftsbildern. Und wie daraus ein Troſt quillt und eine Stärke und eine junge freudige Zuverſicht...

Und jetzt liegen zwei neue Bücher vor, „Frühling" und „Sommertod" (beide im Verlage „Kreiſende Ringe", Leipzig), und die Individualität unſeres Dichters hat ſich noch feiner entſchält, feiner — und auch bedenklicher!

Berlin. (Schluſs folgt.) Franz Servaes.

Königskinder.

Ein Märchen in drei Acten von Ernſt Rosmer (Frau Elſe Bernſtein). Muſik von Engelbert Humperdinck.

Seit es Melodramen gibt, wird auch über deren äſthetiſche Berechtigung geſtritten, und ſeit es eine Aeſthetik gibt, weiß man, daſs bei allen derartigen Discuſſionen zwar eine glänzende Dialektik und eine verſchwenderiſche Entfaltung von Geiſt und Witz, aber kein praktiſches Reſultat zutage gefördert wird. Man kann wohl ſagen, daſs die Kunſtgattung des Melodramas gerade ſo oft von einer ganzen Flut von Gegenſchriften zum Tode verurtheilt worden iſt, als überhaupt ein derartiges Stück geſchrieben wurde. Auch über die Königskinder, die noch kaum das Licht der Bühne erblickt haben, iſt ſchon eine ganz artige oder vielmehr unartige Discuſſion im Gange, aber ſoviel Richtiges auch bei ſolchen Gelegenheiten vorgebracht werden mag, die Thatſache läſst ſich nicht leugnen, daſs eine ganze Reihe melodramatiſcher Stücke ewig zu leben ſcheinen, ja ſich ſogar als Meiſterwerke erſten Ranges bewährt haben. Es handelt ſich eben bei allen dieſen Werken nicht darum, ob ſie einem mit Mühe und Scharfſinn aufgeſtellten Begriff dieſer Kunſtgattung entſprechen, ſondern wie groß in jedem gegebenen Fall der künſtleriſche Wert der beiden Arbeiten, des Dichters und Componiſten, iſt, und wie weit ſich jeder in ſeiner Sphäre vorwagt, ſeinen Mitarbeiter unterſtützt oder verdrängt. So ſind in Manfred die Rollen ſo gleichmäßig an den Dichter und Componiſten vertheilt und von ihnen ſo gleichwertig durchgeführt, daſs wir den Uebergang von der Poeſie zur Muſik und umgekehrt keinen Moment als Störung empfinden und ſchließlich einen in allen Theilen gleichmäßigen Totaleindruck haben. Ich zweifle ſehr, daſs ein ähnliches Schickſal den Königskindern beſchieden ſein wird, und zwar, wie ich gleich ſagen will, weil das Drama nicht auf der Höhe der Compoſition ſteht. Zwar iſt der rein dramatiſche, ſceniſche Theil mit großem Geſchick gemacht, der Aufbau des erſten Actes, auch der Schluſs des zweiten, ſehr wirkungsvoll, die Bilder immer bühnig und [illegible], aber es ſind ganz ſonderbare Menſchen, die da erſcheinen, und noch ſonderbarer, viel ſonderbarer iſt deren Sprache. Ich verkenne nicht, daſs es ein Märchen iſt, das wir vor uns haben, aber man verlangt doch auch beim Märchen eine Motivierung, ſelbſt wenn ſie mit Hilfe eines Wunders geſchehen ſollte. Man begnügt ſich nicht bloß mit künſtlich gruppierten Schluſsſcenen, deren Nothwendigkeit man nicht einſieht. Ich begreife bis heute nicht, warum der Königsſohn als Bettler zugrunde gehen muſs, lediglich weil ihn die Stadt Hellabrunn des Gänſemädchens wegen nicht als König anerkennen will. Dieſe neue Rolle kommt ihm ohnehin unerwartet, er iſt echtes Königsblut, er hatte einen Thron (wo?) und hat ſich nur freiwillig in die Rolle des — Schweinehirten begeben. Ich begreife auch nicht, warum er und das Gänſemädchen die Hexenhütte im dritten Act nicht wiedererkennen, auch den Beſenbinder und Holzhacker nicht erkennen, auch von ihnen nicht erkannt werden und ſchließlich das giftige Brot eſſen, das die Gänſemagd einſt ſelbſt geknetet und deſſen fürchterliche Wirkung ihr damals eindringlich genug verkündet wurde. Auch die Bürger von Hellabrunn ſind ſonderbare Käuze, die zuerſt aus ſocialer Langweile à tout prix einen König haben wollen, bereit ſind, alles zu acceptieren, um dann plötzlich beim Anblick der Gänſemagd (jetzt erſt!) ihre Bedenken zu erheben und die mit ſoviel Erwartung und Hingebung inſcenierte Königswahl in Bauſch und Bogen zu annullieren. Wer hätte ihnen das noch zu Anfang des zweiten Actes zugetraut? Am vernünftigſten denkt, handelt und ſpricht das Kind, dem eine große Rolle zufällt, die eben wegen ihrer Verbindung mit der Kindlichkeit ebenſo unnatürlich empfunden iſt, wie das ganze Märchen. Darum bin ich die ganze Zeit über den Eindruck nicht losgeworden, daſs hier alles künſtlich gemacht iſt, daſs aber die geſchickte äußere Aufſtellung des ganzen Werkes dem Componiſten große Vortheile in die Hände ſpielt, die denn auch Humperdinck mit ſicherer Hand ergriffen und glänzend durchgeführt hat. Er iſt in ſeiner Aufgabe eigentlich weiter gegangen als der gewöhnliche Melodramencomponiſt, aber immer noch lange nicht ſo weit, als es der Charakter des Stückes geſtattet hätte. Die Partitur enthält ſogenannte „Sprechnoten", mit denen die Declamation während der melodramiſchen Sätze bezeichnet iſt, und die dazu beſtimmt ſind „Rhythmus und Tonfall der geſteigerten Rede (Melodie des Sprachverſes) mit der begleitenden Muſik in Einklang zu ſetzen." Daſs ein ſolcher Einklang des Rhythmus von Sprache und Muſik möglich iſt, iſt zweifellos, der Einklang des Tonfalls aber iſt, meiner Anſicht nach, nicht anders zu erreichen als durch muſikaliſche, d. i. diſtincte Töne oder mit anderen Worten durch ein In-Muſik-Setzen des Textes. Factiſch hat das Humperdinck auch gethan; ſeine Sprechnoten ſehen zwar in der Schrift ein bischen anders aus, aber da man an ihnen die Tonhöhe erkennt und erkennen muſs, ſo laſſen ſich dieſelben auch ſingen. Nach meiner Empfindung nun erzielt man durch dieſes ausgeſprochene Singen der ebenſo natürlich als ſchön geſetzten Sprechſtimme den weit erhabeneren Effect. Sie bilden geradezu einen integrierenden Beſtandtheil des muſikaliſchen Partes, den ich bei der Aufführung ungern vermiſste. Wie ſchön wäre die Stelle „O, liebe Linde, wie iſt mir ſchwer" oder die Erzählung des Königsſohns „Bin ein luſtiger Jägersmann", die Erzählung der Hexe und zahlloſe andere Stellen, ja der ganze erſte Act als Muſikſtück. Auch der zweite Act, in dem ſogar das ganze Enſemble der Bürger in Sprechnoten geſchrieben iſt, würde als Oper weit wirkungsvoller ſein. Ja auch der dritte Act würde in der muſikaliſchen Form gewinnen, mit einem Worte: je mehr und eingehender ich das jetzige dramatiſche Gewand mit einer vollkommenen Oper vergleiche, deſto mehr fällt meine Entſcheidung zugunſten der letzteren aus, und das bringt mich auf den Gedanken, die Frage anzuregen, ob eine ſolche Verwandlung des Melodramas in ein vollſtändiges Muſikdrama nicht noch möglich wäre? Die Muſik iſt ſo ſchön, daſs es ſchade wäre, wenn ihr hübſches melodiſches Geſicht unter einer ſprachlichen Maske verborgen bleiben ſollte. Humperdinck hat die ganz richtige Empfindung gehabt, daſs an dieſem Text viel mehr zu componieren iſt als an einem gewöhnlichen geſprochenen Drama. In den ſatten muſikaliſchen Farben würde man manche Fehler der dramatiſchen Zeichnung weniger merken und würde auch nicht ſo deutlich ſehen, mit welch' hartem ſprachlichen Griffel ſie entworfen iſt. Ja, ich glaube, die Dichterin hätte die Fehler gar nicht begangen und ſich ungezwungener, natürlicher ausgeſprochen, wenn ſie von vornherein geahnt hätte, daſs ſie vor der Bühnenrampe nicht in erſter Reihe ſtehen wird. Ihre ganze Geſchicklichkeit im Stellen der Bilder und der Erreichung von Stimmungsmomenten weist ihr Werk in das Gebiet der Oper, der eine reichere muſikaliſche Begleitung auch eine größere Wahrheit der Empfindung verliehen hätte. Und erſt Humperdinck! Iſt es nicht ſchade, daſs er nur mit halber Kraft arbeiten kann? In der [illegible] Behandlung der muſikaliſchen Motive, der meiſterhaften, charakteriſierenden Inſtrumentation iſt er der Alte geblieben. Sein Werk iſt ein Stück echter, vornehmer Kunſt, die alle Mittel des Theaters kennt und doch den bloßen Effect verſchmäht und, obgleich man merkt, zu welches Meiſters Schule er ſich bekennt, iſt er doch ihrer Manier[illegible] mehr entwachſen als in „Hänſel und Gretel". Umſo bedauernswerter iſt es, daſs er keinen ausgiebigeren Gebrauch von ſeiner Kunſt machen konnte. Auch die Sänger dürften ihm dafür dankbar ſein, als [illegible] die Sänger [illegible] ſein werden, wenn mit der gebundenen Melodie [illegible] Takt richtig einſetzen und rhythmiſieren müſſen [illegible]

Digitized by Google

der Melodie nicht in Anſpruch nehmen dürfen, iſt ihnen ihre Aufgabe wahrlich nicht leicht gemacht. Ich bewundere Fr. Hohenfels, daſs ſie dieſe ſo ſchwierige Rolle ſo leicht gelöſt hat. Ihre Declamation klang trotz aller Taktmäßigkeit doch wie eine natürliche ſpontan entwickelte Sprache. Das iſt allerdings auch ein ehrendes Zeugnis für den Componiſten ſelbſt, der es verſtanden haben muſs, der Naturwahrheit der Declamation Rechnung zu tragen. Ihr zur Seite ſtand Herr Chriſtians als vornehmer Königsſohn und die Mitglieder des Theaters a. d. Wien (die Damen Frith, Stein, die Herren Joſephi, Lindau, Wallner), von denen ſich manche als ganz gute Schauſpieler erwieſen. Im Orcheſter gab es leider arge Miſstöne. Die numeriſch viel zu ſchwachen Violinen ſpielten immer unrein, eine in den tiefen Tönen völlig verblaſene Flöte und ſehr laute Bläſer gaben ein Enſemble, das an Plaſtik der Darſtellung alles zu wünſchen übrig ließ. So kam es, daſs ſowohl das Vorſpiel des erſten und zweiten Actes eigentlich abfielen, weil der mit der Partitur unbekannte Hörer nicht erfuhr, was der Componiſt ſagen will. Nur das Vorſpiel zum dritten Act kam wenigſtens theilweiſe zur Geltung. Nichtsdeſtoweniger hatten die Königskinder beim Publicum einen außergewöhnlich großen Erfolg, an dem die Hauptdarſteller und der verdienſtvolle Regiſſeur, der das Werk glänzend inſcenierte, theilnahmen. Nach dem erſten Acte blieb kaum eine Hand unbewegt, und die ſtimmungsvollen Bilder riefen wiederholt Bewunderung hervor. Im Theater a. d. Wien hat man endlich einen vollen Erfolg erzielt, mir ſelbſt aber würde er viel mehr Freude machen, wenn dabei die Muſik zu dem Rechte käme, das ihr der Natur der Sache nach zukommen ſollte. **Richard Wallaſchek.**

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Mit Bezug auf die kürzlich erſchienene, Herrn Abgeordneten Steinwender betreffende Notiz iſt mir von zuſtändigſter, unbedingt glaubwürdiger Seite die Verſicherung zugekommen, daſs Umſtände, welche eine Befangenheit des Abgeordneten Steinwender gegenüber der Regierung hätten begründen können, nicht vorhanden ſind. Es werden hiemit die Folgerungen auf die Motive der politiſchen Haltung des Abgeordneten Steinwender hinfällig, was ich bereitwillig feſtſtelle. ♄

Volkswirtſchaftliches.

Montag findet die ſo lange erwartete Subſcription auf die 3½%ige öſterreichiſche Inveſtitionsanleihe ſtatt. An der Börſe begrüßt man ſie als das erſte Finanzgeſchäft ſeit vielen Monaten und rechnet darauf, daſs, wenn der prognoſticierte günſtige Erfolg wirklich eintritt, die Geſchäftsſtille überwunden ſein wird. Man hofft, daſs die Unternehmungsluſt und die an der Börſe ſo gerne mit ihr identificierte Spielluſt wiedererwachen werden, daſs die Banken ſich wieder mehr für induſtrielle Gründungen und das Publicum mehr für das Börſenſpiel intereſſieren werden. Wie weit dieſe Wünſche in Erfüllung gehen werden, bleibt abzuwarten. Den unbefangenen Beobachter intereſſiert dieſe Subſcription vor allem deshalb, weil zum erſtenmale die Poſtſparcaſſe berufen erſcheint, an der Vermittlung des ſtaatlichen Geldbedürfniſſes mitzuwirken. Es iſt kein Zweifel, daſs dieſe Mitwirkung im Falle des Gelingens künftig eine noch ausgedehntere, eventuell ausſchließliche werden wird. Hoffentlich geſchieht dies dann nicht mehr in der Form, daſs die Poſtſparcaſſe für eigene Rechnung als unternehmender Aſſocié der Rothſchildgruppe auftritt, ſondern ſo, daſs die Finanzverwaltung ſich dieſer Organiſation bloß als Sammelſtelle für die Subſcriptionen bedient, ohne daſs dieſe ſelbſt, reſpective ihre Einleger ein Riſico übernehmen. Für den Augenblick concentriert ſich das Hauptintereſſe darauf, in welchem Procentſatz die Poſtſparcaſſe im Vergleich zu dem Bankenconſortium an den Zeichnungen betheiligt ſein wird, denn darnach wird man beurtheilen, wie weit ihre Kraft zur Placierung von Anlehen reicht. Die Probe wird diesmal keine ausſchlaggebende ſein; die Organiſation der Poſtſparcaſſe kann beim erſtenmale nicht vollkommen functionieren, und es iſt natürlich, daſs ſie von der mächtigen Rothſchildgruppe gedrückt wird. Schon die kleine Proviſion, welche den Bankiers und Wechslern für die Vermittlung von Zeichnungen gezahlt wird, obwohl ſie in gleicher Weiſe gegeben wird, ob die Zeichnung nun bei einem der Bankinſtitute oder bei der Poſtſparcaſſe erfolgt, wird dazu führen, daſs das Gros dieſer Zeichnungen den Banken zugewieſen wird. Die Intereſſenverbindung zwiſchen der Bankwelt und der Rothſchildgruppe iſt eben viel inniger als die mit der Poſtſparcaſſe. Auch ein anderer Grund wird maßgebend für das Überwiegen der Zeichnungen bei den Banken ſein. Für einen großen Theil des heimiſchen Capitals wird die [illegible] Rente mit 3½% Verzinſung zu wenig Anreiz bieten, und ein [illegible] Procentſatz der Zeichnungen wird aus dem Auslande kommen und ſich dabei ſelbſtverſtändlich bei den Banken concentrieren. Das wird auch dadurch nicht verhindert werden, daſs [illegible]

jüngſt bei Beſprechung der Prag-Duxer Prioritäten-Affaire auseinandergeſetzt haben, müſſen zu dieſem Zwecke die Nummern der convertierten Stücke gleich den unconvertierten bei den Verloſungen in der Urne gelaſſen werden. Ein Paſſus im Geſchäftsbericht der Buſchtiehrader Bahn legt nun die Vermuthung nahe, welche durch ein Gerücht beſtätigt ſcheint, daſs die Verwaltung beabſichtige, die Verloſung durch Entfernung der convertierten Nummern aus der Urne zu verſtärken und ſo die Rückzahlungsgefahr für die einzelne Obligation entgegen der Vorſchrift des Tilgungsplanes zu verzehnfachen. Wenn dieſes Gerücht ſich bewahrheitet, ſo hat man es mit einer Nachahmung des von der Prag-Duxer Bahn begangenen, durch den ſinnwidrigen Beſchluſs des Prager Handelsgerichtes vorläufig beſtätigten Rechtsbruch zu thun, welcher in dieſem Falle umſo odioſer iſt, als das Unternehmen, das ihn begeht, ſich in den glänzendſten finanziellen Verhältniſſen befindet. Die Prioritätenbeſitzer, welche durch dieſes Vorgehen zu Gunſten der circa 300% notierenden Actien, geſchädigt werden würden, werden gut thun, bereits jetzt die Verwaltung zu einer unzweideutigen Erklärung zu veranlaſſen, in welcher Weiſe ſie die Verloſungen vorzunehmen gedenkt, um eventuell rechtzeitig die Ausführung eines kaufmänniſche Treu und Glauben verletzenden Beſchluſſes zu verhindern.

•

Im Sommer 1895 wurde in Brüſſel die „Société du Bec Auer pour l'Europe du Nord“ gegründet, die ſogenannte „Ruſſiſche Auer-Geſellſchaft“. An der Gründung war die Länderbank reſpective einer ihrer Directoren, der ſeither Verwaltungsrath des Inſtitutes geworden iſt, namhaft betheiligt, und dieſer machte, unterſtützt von der allgemeinen Hauſſetendenz, welche für Auer-Werte angeſichts deren glänzender Gewinne beſonders lebhaft war, eine ſo erfolgreiche Propaganda für ſeine Gründung, daſs die Actien geradezu in wenigen Tagen auf 400–500 Francs und darüber hinaufgewirbelt wurden, zu welchen Preiſen dann die Actien der Börſe und dem Publicum angehängt worden ſind. Kaum war das Placement der Actien vorüber, als ſie beinahe ebenſo raſch als ſie geſtiegen waren, unter den Paricurs von 100 Francs fielen. Damals wurde von den Gründern der Geſellſchaft, welche in wenigen Tagen 300–400 Francs — per Actie verdient hatten, der Krach als Urſache des Preisfalls angegeben und immer erklärt, daſs das Unternehmen die günſtigſten Chancen hätte ꝛc. Die geprellten Käufer waren für den Augenblick beruhigt. Vor kurzem iſt nun der Rechenſchaftsbericht des Unternehmens für die erſte Geſchäftsperiode von 18 Monaten veröffentlicht worden. An Dividenden wird für dieſe Zeit 10 Francs pro Actie alſo kaum mehr als die übliche Verzinſung für ſolche induſtrielle Unternehmungen vertheilt, welche alſo weit entfernt iſt, den hohen Emiſſionscours zu rechtfertigen. Es lohnt aber der Mühe, ſich die Bilanz und den Geſchäftsbericht etwas näher anzuſehen. Das Actiencapital beträgt 4 Millionen Francs. 90 Procent desſelben, nämlich 3·6 Millionen werden von den „Apports“ abſorbiert, welche nicht näher ſpecificiert ſind und größtentheils wenn nicht ausſchließlich den Preis, welcher für die Patente, „den Auer'ſchen Glühſtrumpf“, gezahlt wurde, repräſentieren dürften. Ein recht netter Preis, an welchem die Gründer, die ja auch an den anderen Auer-Geſellſchaften, den Beſitzern des Glühſtrumpfpatentes betheiligt ſind, hübſch verdient haben müſſen. Das iſt aber erſt der Anfang. Im Geſchäftsbericht wird breit ausgeführt, daſs der Gasglühſtrumpf für Rußland, das hauptſächliche Actionsfeld der Geſellſchaft, angeſichts des geringen Gasconſums daſelbſt von ſehr geringem Wert ſei, was die Verwaltung, wie der Bericht ausdrücklich erwähnt, von Anfang an erkannt hat. Man habe daher von allem Anfang an darauf gerechnet, daſs ein guter Petroleumglühkörper erfunden werde, um denſelben anzukaufen, was nun, da ein ſolcher thatſächlich erfunden ſei, auch geſchehen werde. Man hat alſo 90 Procent des Actiencapitals dazu verwendet, ein Patent anzukaufen, von dem man nach dem eigenen Geſtändnis der Verwaltung gewuſst hat, daſs es für das Unternehmen von geringem Werte ſei und man wird nun neuerdings Patente ankaufen, vermuthlich nicht ohne Nutzen für die Gründer, wenn nur die Börſenlage geſtatten wird, das Capital der Geſellſchaft zu günſtigen Bedingungen zu vergrößern, denn über verfügbare größere Geldmittel verfügt die Geſellſchaft begreiflicherweiſe nicht! Und trotz alledem wurden die Actien zu 500 Procent an den Mann gebracht! Vor kurzem wurden in Wien Männer, welche das leichtgläubige Publicum beim Verkauf von Loſen um 30–50 Procent übervortheilt hatten, zu Zuchthaus verurtheilt. Das war aber etwas anderes. Denn die kleinen Finanzſchwindler ſperrt man ein, die großen macht man zu Verwaltungsräthen. ♎

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Les Irréguliers“ von [illegible] und Charles Simon. Théâtre de l'Œuvre, „Ton Sang“ von Henri Bataille. Berlin. Dramatiſche Geſellſchaft, „[illegible]“ von Julius Hart. Königliches Schauſpielhaus, „Coriolan“ von Shakeſpeare. Berliner Theater, „Deborah“ von Moſenthal.

• •

[illegible] dirigierte Herr Mahler zum erſtenmale Wagners [illegible] über den neuen Dirigenten [illegible] Es muſs ſchon ſehr ſchlecht um [illegible] Enſemble [illegible] und dabei [illegible] geltend machte. Das [illegible] Geſchicklichkeit [illegible] des erſten Auftretens [illegible] Art [illegible] deutſcherer [illegible] an der [illegible]

Digitized by Google

Bis dahin und bis zur Entfaltung ſeiner regelmäßigen Thätigkeit will ich meine Erfahrungen über ſeine bisherige Wirkſamkeit aus billigem Wohlwollen nicht als Präjudiz gelten laſſen. Der im übrigen gelungenen Vorſtellung ſah das Publicum mit großem Intereſſe entgegen und ſpendete den Hauptdarſtellern Frl. Ehrenſtein und Fr. Kaulich, Herrn Greugg, Reichmann und Winkelmann wohlverdienten Beifall. Die Claque hätte beſſer gethan, ihre Schützlinge — diesmal Herrn Winkelmann und Herrn Mahler (nach dem Vorſpiel) — weniger oſtentativ auszuzeichnen, ſie hat ſie dadurch lediglich compromittiert. R. W.

Herr Kramer, ein junger Wiener, Schüler von Kracher, zuletzt in Halle, hat jetzt im Deutſchen Volkstheater als Melchthal und Pfarrer von Kirchfeld debutiert. Eine hohe, ſchlanke Geſtalt, angenehm jugendlich, voll Anmuth. Eine ſchöne, freie, kräftige Miene, man ſtelle ſich etwa einen idealiſierten Jarno vor. Die Stimme hell, nur ein biſschen monoton; ſie „federt" nicht, möchte man ſagen. Alſo die beſten Mittel und dazu Anſtand, Takt und Schule — es ſcheint ſogar: noch etwas zu viel Schule; er wird zunächſt allerhand verlernen müſſen. Seele? Davon hat er uns noch nichts ſpüren laſſen. H. B.

Die jüngſte Première des Raimundtheaters — „Der Heiratsmarkt" von Emil Marriot (Eliſe von Mataja) — brachte nicht nur einen Bühnendurchfall für die Verfaſſerin, ſondern auch eine Aufklärung für die Welt, zumindeſt für einen Theil derſelben. Es iſt eine der beſten Eigenſchaften des Theaters, daſs es nur die irgendwie reellen Werte zuläſst und allen Flitter von Pietät und erſchlichener Berühmtheit zerreißt. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daſs alle Bühnenwerte auch reell in einem höheren Sinne ſind. Aber ſoviel ſteht feſt, daſs ein ſo ganz unreeller Wert wie die äußerliche oder gar künſtlich gewonnene Gunſt der ſogenannten öffentlichen Meinung einen Autor auf dem Theater nicht zu ſchützen vermag. Es gibt in Wien bekanntlich mehrere ſolche „öffentliche Meinungen": eine z. B., die Herrn Hango, er wuſste nicht wie, zum Dichter machte, eine andere wieder — zumtheil übrigens mit der erſten ſich deckend — welche mehr oder weniger dilettantiſche Schriftſtellerinnen vom Schlage des Fräulein Marriot hoch oben auf dem Parnaſſe thronen ſieht. Es iſt ein Verdienſt des Raimundtheaters, daſs es dieſe in der Luft ſchwebenden Behauptungen etwas niedriger hängte, die über Herrn Hango ſchon vor längerer Zeit und die über Fräulein Marriot erſt vor einigen Tagen. Nun haben auch die Nichtkenner ihrer Romane keinen Grund mehr, ſie für eine Dichterin zu halten. Ihr Stück iſt von der Kunſt des Dichtens ſo verſchieden, wie ein Schreibtiſchmenſch vom großen Erleben, wie Zeitungsweisheit von Frühlingsſtimmungen oder, um einen Vergleich aus der letzten Wiener Theaterwoche zu wählen, wie das Wort Heiratsmarkt vom Worte Königskinder. Das wuſste ich bereits nach dem erſten Aufzug. Trotzdem ſind ein paar Scenen, vor allem im zweiten Acte die Liebes- und Flirt-Dialoge, friſch und packend gemacht. Die Liebesausbrüche des Mannes freilich — noch auffälliger zeigt das ihr in den Farben Bourgets ſchillernder Roman „Seine Gottheit" — charakteriſiert ſie mit lächerlichen Uebertreibungen. Daſs das auf der Bühne nicht peinlich wirkte, iſt bloß ein Verdienſt des ausgezeichneten Darſtellers dieſer Rolle, Herrn Klein. Er ſpielte ſeinen Bonvivant mit einer geiſtigen Ueberlegenheit und einem inneren Humor, der alles rettete. Die Darſtellung war auch ſonſt, zumal durch Frl. Frauendorfer und Frau Furlani, gelungen. An Frl. Wertheim lobe ich den Regiſſeur. R. W.

* * *

Der hieſige Slaviſche Geſangverein gab am 7. d. M. im großen Muſikvereinsſaale ein Concert mit Orcheſter. Es dürfte manche Muſikfreunde überraſcht haben, daſs der Verein ſchon im 36. Jahre ſeiner Wirkſamkeit ſteht. Noch mehr aber überraſchte die Ausführung des Programms. Zwar ſind die Mittel des Vereines derzeit noch ziemlich beſcheidene, aber der ſichtliche Eifer der Mitglieder, der eminente Fleiß, mit dem ſie die Chöre ſtudiert hatten, und der ſchließliche Erfolg erſetzten reichlich, was an äußerem Glanz noch gefehlt haben mag. Im Chor machen ſich einige ſtärkere Stimmen, die man zuweilen etwas heraushört, zu ſehr bemerkbar, im übrigen aber ſind die Einſätze ſicher, die Nuancen ſorgfältig, und die Klangwirkungen, namentlich im Verhältnis zur numeriſchen Schwäche des Chores, ganz vorzüglich. Man merkt, daſs es da weder nachläſſige noch zaghafte Mitglieder gibt, und daſs ſie unter der energiſchen Leitung ihres tüchtigen Dirigenten, Herrn Hubad, alle Kräfte einſetzen, um der unter ſchwierigen Verhältniſſen unternommenen Aufgabe in ehrenvoller Weiſe gerecht zu werden. Die zum Vortrag gebrachten [illegible] Volkslieder waren reizende Melodien von [illegible] Erfindung und packender Rhythmik (ſo namentlich das [illegible] „[illegible] zum Tanz"). In dem von Hubad wirkungsvoll harmoniſierten [illegible] und [illegible] Volkslied — [illegible] prächtige und effectvolle Chöre — verrieth der Verein durch ſeine [illegible] Abſtufungen des Vortrages eine gründliche Schulung, die ſich mancher Wiener Verein zum Muſter nehmen könnte. Nicht minder gelangen ein Chor von Brahms und Theile aus Dvoraks Stabat Mater. Die [illegible] der Soliſten Frl. Novak und Walter, der Herren Heit und [illegible] als trefflich bekannt. Ungenügend war nur das Orcheſter [illegible] Eduard Strauß. Vielleicht entſchließt ſich der Verein einmal, ſich das Orcheſter des Prager Nationaltheaters zu verſchreiben, das bei dieſer Gelegenheit [illegible] halten könnte, unſeren Bedarf an [illegible] zu decken. R. W.

Man ſchreibt uns aus Berlin: Die heurige Berliner große Kunſtausſtellung enthält unter etwa zweitauſend Nummern ſehr wenige hervorragende Werke, auch das Niveau iſt recht niedrig. Da überdies das Princip der Seceſſion durchgeführt wurde, überall nur eine Reihe von Bildern zu hängen, und überall die troſtlos öden und verwahrloſten Wände der überhohen Räume in großen Flächen zutage treten, ſo macht der „Palaſt" einen unſäglich traurigen Eindruck, der das Geſammtbild der Ausſtellung noch böſer erſcheinen läſst, als ſie thatſächlich iſt. Die Verantwortung für dieſes Reſultat trägt die Künſtlerpartei, die das Schlagwort vom „Schutz der nationalen Arbeit" auf ihr Banner geſetzt hat. Sie ſind nicht ſehr ſtolz, dieſe Künſtler. Sie ſagen nicht: das Ausland ſchickt ſo gute Sachen, wir wollen zeigen, daſs wir ebenſo Gutes oder Beſſeres ſchaffen können, oder: wir wollen danach ſtreben, es in Zukunft zu können. Sie ſagen: das Ausland macht ſo gute Sachen, wir dürfen ſie nicht hereinlaſſen, damit die Berliner nicht merken, wie ſchwach unſere ſind. Nun iſt das Publicum gewiſs nicht kunſtverſtändig, aber es iſt lange nicht ſo dumm, wie die Herren glauben. Es iſt doch den Leuten genug von den letzten zwei Jahren im Gedächtnis geblieben, um den alten Maßſtab vergeſſen zu laſſen. Die Sorte von Kunſt, die man ſich früher hier bieten ließ, von Alten und von Jungen, die lacht man heute ganz einfach aus. Von den Alten iſt nicht mehr viel zu ſagen, es lohnt auch nicht. Aber die Berliner Modernen ſind ein ſeltſam Geſchlecht. Sie wiſſen ganz vorzüglich, worauf es ankommt, reden über die neuen Forderungen wie Bücher, mitunter ſogar wie gute. So haben ſie gar keinen Zweifel, daſs der Landſchafter in die Natur gehen muſs, um zu ſchaffen, am beſten vielleicht vor der Natur malen. Aber es fällt ihnen gar nicht ein, das auch zu thun. Sie malen ihre Bilder wie die Alten im Atelier nach wenigen Studien und — — vielen Photographien. Es ſollte von Staatswegen jedem deutſchen Bürger das Recht zuſtehen, einem photographierenden Maler den Apparat zu zerſchlagen. Er richtet furchtbares Unheil an. Ganz ähnlich ſteht es mit dem Porträt, das im allgemeinen überhaupt nur noch vergrößertes und illuminiertes Photo iſt. Es iſt eine Schlaffheit in dieſem ganzen Treiben, die gegenüber dem regen und geſunden Streben, das in anderen Kunſtſtädten herrſcht, umſo peinlicher auffällt. Wer es gut meint mit unſerer Kunſt, der muſs ſagen: es gibt hier nur ein Mittel: man muſs die Künſtler mit der Concurrenz der anderen aus dieſer Schlaffheit herauspeitſchen. Es fehlt nicht an Talenten, es fehlt nur den Talenten an feſtem Ziel und feſtem Fleiß; bei dem erſten kleinen Erfolg hört ihre Entwicklung auf. Viel beſſer ſteht es mit der Plaſtik. Zweierlei wirkt da: unverkennbar fördert der Einfluſs des römiſchen Aufenthaltes, den man nach Marées und Hildebrandt in ganz anderer Weiſe auszunützen verſteht als früher, unverkennbar hat dann auch die Plaſtik der Belgier gewirkt, die im letzten Jahre hier gut vertreten war. Es ſind nicht viele reife Werke da, aber aus unverhältnismäßig vielen leuchtet ein künſtleriſches Wiſſen und Wollen hervor. Ueber dieſe Werke und die einiger Maler ſchreibe ich noch. Die Sonderausſtellungen, die als ganz beſondere Anziehungen veranſtaltet wurden, ſind es nur zu einem kleinen Theil geworden: die bedeutendſte iſt die Max Liebermanns, den nach vielen Siegen draußen nun auch ſeine Berliner Collegen für voll zu nehmen ſcheinen. München iſt faſt gar nicht vertreten, ebenſowenig Dresden, das ja freilich nicht ſehr viel zu geben hat. Von Düſſeldorf will ich ſchweigen. Die beſten Säle zeigt wieder Karlsruhe, von wo der deutſchen Kunſt noch Heil widerfahren wird. F. St.

Bücher.

Adolf Mößler: „Oeſterreichiſche Volksſchulzuſtände." Ein Wort an das Volk und ſeine Lehrer. Verlag der Erſten Wiener Volksbuchhandlung (Ignaz Brand.) Wien 1897.

Die Volksſchulzuſtände Oeſterreichs ſind ſolche, daſs man ihm den Rang eines Culturſtaates ſchlankweg abſprechen muſs. Man höre! In Oeſterreich kommt auf 1350 Einwohner erſt eine Schule, gegen 210 Einwohner in den Vereinigten Staaten von Nordamerika und 270 in Norwegen. Mehr als die Hälfte dieſer Schulen iſt einclaſſig, und durchſchnittlich kommen 80 Kinder auf einen Lehrer. Am ungünſtigſten ſind wohl die Schulverhältniſſe in Galizien, wo 3000 Gemeinden ganz ohne Schulen und 2000 Claſſen uneröffnet geblieben ſind. 68% Analphabeten in dieſem Lande ſind die Folge davon. Der Verfaſſer weiſt nach, wie ungerechtfertigt die Vorwürfe der Clericalen gegenüber der Schule ſind, in welcher der Geiſt ſtraffen Zuſammenwirkens und der frömmelnden Verdummung herrſche. Ein beſonderes Capitel beſpricht die Stellung der Lehrerſchaft und gibt ein düſteres Bild von dem Lehrerelend in Oeſterreich im allgemeinen, und dem Unterlehrerelend in Wien im beſonderen. Da finden ſich noch immer Leute, die den traurigen Muth haben, eine Verkürzung der Schulzeit und eine Einſchränkung der perſönlichen Freiheit des Lehrers zu fordern. Mit einer Kritik der Schulpolitik der einzelnen Parteien und einem Appell an die Lehrerſchaft, gemeinſam mit den Arbeitern an der Volksaufklärung zu wirken, ſchließt das Buch. Es ſei allen Parteien zu eingehendem Studium wärmſtens empfohlen. O. H.

Die Meteorologie der Sonne und das Wetter im Jahre 1887, zugleich Wetterprognoſe für das Jahr 1897, von Profeſſor A. W. Zenger. Prag 1897.

Bekanntlich umfaſst die Häufigkeit des Auftretens von Flecken auf der Sonne eine Periode von ungefähr 11 Jahren. Sind in einem Jahre ſehr viele und große Flecke erſchienen, ſo werden nach einem Intervalle von 7 Jahren nur [illegible] und nur kleine Flecke zu ſehen ſein, nach weiteren vier Jahren aber wiederum zahlreiche Flecke auftreten. Die gleiche Periode verfolgt [illegible] der magnetiſche Zuſtand der Erde, wie er ſich in den Abweichungen der Magnetnadel von ihrer [illegible] und in den Nordlichtern zu erkennen gibt. Der Verfaſſer behauptet nun auch [illegible] Witterung [illegible] die Gewitter [illegible] nach ſeiner Angabe [illegible] und macht außerdem Mittheilungen über Stürme, Erdbeben, ja auch Brände und Kohlenſtaubexploſionen aus [illegible] 1887, in der [illegible] [illegible] 1897 [illegible]

Digitized by Google

dieſe und eine andere kürzere (13tägige) Wetterperiode zu begründen ſucht, iſt wegen ihrer Unklarheit und des Mangels an thatſächlichen Grundlagen von der wiſſenſchaftlichen Welt abgelehnt worden. Es kann überhaupt nicht genug davor gewarnt werden, irgend eine Theorie für ernſt zu nehmen, die generaliſierend die „Störungen,“ d. h. alle auffälligen terreſtriſchen Erſcheinungen über die ganze Erde hin, unter eine allgemeine Regel zu bringen vorgibt. Denn wegen der Unbeſtimmtheit des Begriffs „Störung“ und der Unmöglichkeit einer quantitativen Bewertung des ſtatiſtiſchen Materials kann eine ſolche Theorie niemals bewieſen, noch unzweifelhaft widerlegt werden. Was hilft es zudem, zu wiſſen, daſs morgen irgendwo auf der Erde irgendetwas paſſieren wird? — Die Culturſtaaten unterhalten nicht umſonſt meteorologiſche Inſtitute und einen weitverzweigten meteorologiſchen Depeſchendienſt. Mehr, als die Prognoſen dieſer Inſtitute ergeben, kann zur Zeit nicht mit irgend welcher Begründung über das Wetter eines ſpäteren Tages ausgeſagt werden. K. S.

„Jeruſalem“ von Pierre Loti. Berlin. Schuſter & Löffler 1896.

Nachdem Pierre Loti in dem Buch „Die Wüſte“ ſeine Erlebniſſe auf der Wanderfahrt von Kairo über das Sinaigebirge und die Peträiſche Wüſte nach Gaſa in einer ſo anſchaulichen, ergreifenden und wie der Bericht eines Freundes ſympathiſchen Art mitgetheilt hat, erzählt er in dem neuen Buche von den gewaltigen Eindrücken ſeines Pilgerzuges nach Jeruſalem. In den Schilderungen will er den heutigen Stand ſeiner Verwüſtung und ſeines Untergangs beſprechen und ſagen, bis zu welchem Grade in der jetzigen Uebergangsperiode der für ſpätere Geſchlechter vielleicht nicht mehr ſichtbare, große, heilige Schatten gewichen iſt. Dieſes Buch aber gewinnt einen neuen und tiefen Reiz, indem es neben der Landſchaftsſchilderung und Reiſebeſchreibung die Empfindungen einer Seele erzählt, die zu den Gequälten des zur Neige gehenden Jahrhunderts gehört. „Wahrlich! mein Buch kann nur von denen geleſen und ertragen werden, die gleich mir unglücklich ſind, weil ſie die einzige Hoffnung beſeſſen und verloren haben . . . . die gleich mir, ungläubig, an das heilige Grab mit einem Herzen voller Gebete, mit Augen voller Thränen treten . . . ja . . . ſich mit ein Kleines auf beiden Knieen hinſchleppen.“ — Die ſeeliſchen Kämpfe, die den modernen Europäer bei dem Anblick der geweihteſten Plätze der Erde erſchüttern, ſind mit ſo feiner innerlichen Kunſt und ſolcher Ehrlichkeit wiedergegeben, daſs jene Ehrfurcht, welche die Schilderung der bibliſchen Landſchaft erregt, durch ſie nicht im kleinſten beeinträchtigt wird. M. M.

Paul Victor: „Kindergeſchichten.“ Deutſche Schriftſtellergenoſſenſchaft. Berlin 1896.

In der Schrift „Ueber naive und ſentimentaliſche Dichtung“ ſagt Schiller: „In dem Kinde iſt die Anlage und Beſtimmung, in uns iſt die Erfüllung dargeſtellt, welche immer unendlich weit hinter jener zurückbleibt. Das Kind iſt uns daher eine Vergegenwärtigung des Ideals, nicht zwar des erfüllten, aber des aufgegebenen, und es iſt alſo keineswegs die Vorſtellung ſeiner Bedürftigkeit und Schranken, es iſt ganz im Gegentheil die Vorſtellung ſeiner reinen und freien Kraft, ſeiner Integrität, ſeiner Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menſchen von Sittlichkeit und Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenſtand ſein, ein Gegenſtand nämlich, der durch die Größe ſeiner Idee jede Größe der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Beurtheilung des Verſtandes verlieren mag, in der Beurtheilung der Vernunft wieder in reichem Maße gewinnt.“ In dieſen paar Sätzen iſt die Weiſe angegeben, in der Kindergeſchichten geſchrieben ſein müſſen — Geſchichten über das Kind, nicht für das Kind. Geſchichten, die uns alle menſchlichen Triebe — gute und böſe — im Keime zeigen, aus denen wir lernen, wie das Kind Stellung zu ſeiner Umgebung nimmt, oft genug mit halb bewuſster Auflehnung gegen die Weisheit der Eltern und Erzieher. Muſterkinder ſind in der Kindergeſchichte nicht minder langweilig als Jugendhelden in Romanen der guten alten Schule. Wir erkennen in ihnen die miſslungenen Producte pädagogiſchen Uebereifers und ſehen im Leben wie in der Dichtung lieber freie, natürliche Geſchöpfe. Wer Kinder liebt, dem ſind ſie lieb mit all ihren Fehlern — wegen ihrer Fehler. Paul Victor liebt das Kind, aber ſeine Liebe iſt mehr die des beſorgten Pädagogen, als die des unbefangenen ſchauenden Künſtlers. Die kindlichen Unarten machen ihm nicht allzuviel Sorge — Lehre und Beiſpiel der Erwachſenen werden das ſchon ins rechte Geleiſe bringen. Freilich vergiſst er, wie oft und ſchwer ſich plumpe Erzieherweisheit an der zarten Kindesſeele verſündigt: Die Kindertragodien iſt uns Paul Victor ſchuldig geblieben. R. W—f.

Julius Zeyer: Amparo a jiné povídky. J. Otto. Prag.

Ein neues Buch von Zeyer iſt immer eine bedeutende Bereicherung der czechiſchen Literatur, doch dieſes letzte beſonders. Sechs Erzählungen, deren Sujets aus allen Ecken und Enden der Welt genommen ſind, und eine jede hat an ihrem Stil förmlich den Heimatſchein. Zeyers Sprache iſt zu der Feinheit ausgebildet, daſs alle, ſelbſt die ſchwächſten pſychologiſchen Nuancen ihren Ausdruck finden. Auch die vollkommene Form zeigt, daſs Zeyer der einzige von den älteren Dichtern iſt, der den großen Anforderungen der Gegenwart in jeder Hinſicht gewachſen iſt. — „Amparo“ und „Olgar“ ſind wohl die beſten Nummern dieſes neuen Buches. B. St.

Paul Margueritte: L'eau qui dort. Paris, Armand Colin & Cie.

Unter dem Titel der erſten Erzählung „Stille Waſſer“ hat der beliebte Novelliſt einen ſtarken Band Skizzen und [illegible] veröffentlicht, die zum großen Theil früher in Zeitſchriften erſchienen waren. Es ſind „gute Zeichnungen“. [illegible] in alltäglichen [illegible] und [illegible], [illegible] uns Margueritte erzählt. [illegible] Buch [illegible] unſere Gegenwart [illegible] Bild [illegible] nicht mehr aus. R. W—f.

Revue der Revuen.

Im zweiten Heft der [illegible] „Das Leben“ [illegible] Dr. William Bode [illegible] Geſchichte des [illegible] Was die alten Deutſchen früher herſtellten, ſagt er darin, und unter dem Namen Bier oder Ale tranken, war eigentlich daſſelbe, was die Ruſſen heute noch als „Kwaß“ ſchätzen. Dieſer Kwaß wird ohne Zuſatz von Hopfen aus Mehl oder Malz oder Brot mit oder ohne Zucker oder Würzen in den Häuſern ſelbſt bereitet. Aehnliche bierartige Getränke kannten übrigens ſchon vor 3000 Jahren die Egypter, wie aus einem erhaltenen Papyrus erſichtlich; und auch andere afrikaniſche Völker, fernerhin die Iberer, die Illyrier u. a. kannten ſchon frühzeitig die Kunſt des Bierbrauens. Die Geſchichte unſeres Bieres, wie wir's heute kennen, beginnt jedoch mit der Anwendung des Hopfens, die vor etwa 1000 Jahren aufkam. Um dieſelbe Zeit wurde in den deutſchen Städten das bis dahin allgemeine Recht des Bierbrauens eingeſchränkt. Es entſtanden gewerbsmäßige Brauer, und ihr Gebräu war natürlich beſſer als das der Hausfrauen geweſen war. Im 14. Jahrhundert ſchloſſen ſich dieſe Brauer zu Zünften zuſammen, die zu ihrem Schutzpatron den fabelhaften König Gambrinus von Brabant wählten. Von da an ſtieg der Bierconſum, der im 15. Jahrhundert ein ganz beſonderes Ausmaß gewann, dann wieder langſam ſank und erſt in den zwei letzten Jahrhunderten zu hohen Ziffern gelangte. Eine intereſſante ſtatiſtiſche Tabelle Dr. Bodes lehrt, daſs der Bierverbrauch in Norddeutſchland etwa 97 Liter für Kopf und Jahr beträgt, in Bayern 224 und in ganz Deutſchland 106·9 Liter. Bayern hat es übrigens ſchon einmal auf 248 Liter pro Mann und München auf 566 gebracht. Dr. Bode ſchließt mit einer ſanitären, durch die Angabe von Sterblichkeitsziffern unterſtützten Warnung vor großem Biergenuſs.

Das März- wie das Aprilheft der „North American Review“ eröffnen ausführliche Artikel über die Hungersnoth in Indien. Im erſteren iſt es ein mit indiſchen Verhältniſſen wohlvertrauter Würdenträger, Sir Edwin Arnold, im zweiten der einſtige Vicekönig von Indien, Lord Dufferin, der ſich vernehmen läſst. Ihre Behauptungen gehen jedoch ziemlich ſtark auseinander. Ueber die Urſache der Hungersnoth äußern ſie ſich freilich einmüthig: bleiben während der Zeit der Südweſt-Paſſatwinde (von Juni bis September) die ausgiebigen Regengüſſe aus, und bringt der Nordweſt-Paſſatwind (November und December) keinen reichlichen Erſatz, ſo tritt eine Dürre in Indien ein, der unfehlbar die Miſsernte folgt, die zum mindeſten 40 Procent der 200 Millionenbevölkerung der Hungersnoth preisgibt. Wohl verſucht die engliſche Regierung mit ungeheueren materiellen Opfern das Land durch Drainagen künſtlich zu bewäſſern. Da aber, um bloß die Provinzen Bengalen, Bombay, Madras und Oudh zu verſorgen, etwa 117 Millionen Acre gut bewäſſerten Landes erforderlich wären, ſo ſind natürlich alle Maßregeln unzulänglich. Lord Dufferin ſchildert nun, wie die engliſche Regierung durch einen wohlorganiſierten Dienſt den jeweiligen Stand der Ernte beobachten, einen großen „Famine Insurance Found“ (Hungersnothfonds) in guten Jahren einheben und zu freiwilligen Spenden auffordern läſst, um Vorkehrungen zu treffen. Im Laufe der letzten 20 Jahre habe ſie überdies eine große Anzahl ſogenannter „Famine Railways“ angelegt, d. h. Schienenſtränge ins Innere des Landes, um daſſelbe im Falle des Bedarfes leicht mit Lebensmitteln und Kornvorräthen verſorgen zu können. Sir Arnold hingegen betont, daſs alle Privatbeiträge verſchwindend ſeien gegenüber den rieſigen Bedürfniſſen, und daſs die Regierung ſich ſehr ablehnend dagegen verhalte. Die Einfuhr von Getreide ſei nicht rathſam, da man dadurch Indiens Ertrags- und Erwerbsquellen abſchneiden würde. Es fänden ſich auch immer innerhalb des Landes Vorräthe genug, und darum habe die Regierung bloß für beſſere und billigere Verkehrsmittel zu ſorgen, und dafür, daſs die Bevölkerung nicht zu arg bewuchert werde. Daſs die Hungersnoth ſolche Dimenſionen annehme, beruhe auf einer indiſchen Nationaleigenthümlichkeit. Stolz, ſtoiſch und indolent, laſſe es die Bevölkerung auf das äußerſte ankommen, ehe ſie ihre traurige Lage eingeſtehe und die Hand um Hilfe ausſtrecke. Das Familiengefühl und die Mildthätigkeit ſind, von religiöſen Geboten geſtützt, ſo ſtark, daſs die Begüterteren ihre ärmeren Angehörigen ſo lang als irgend möglich unterſtützen, ſo daſs die Regierung von der Nothlage erſt dann erfährt, wenn ſie mit ihrer Hilfe zu ſpät kommt. Erhöht würden die Verheerungen der Hungersnoth durch die ſchlechten ſanitären Zuſtände in den Dörfern. Die Leute ſind ſchlecht genährt und nicht widerſtandsfähig, das Waſſer iſt ungeſund, und würde man die Sterblichkeitsziffer in gewöhnlichen Zeiten beobachten, die ſich oft bis zu zehn Procent erhebt, dann würde man die vier bis fünf Millionen Opfer, die eine Hungersnoth in Indien fordert, gar nicht ſo hoch in Anſchlag bringen.

Das neueſte „Emporium“ enthält einen reich illuſtrierten Artikel über Kreta, der die Geſchichte dieſer Inſel von der claſſiſchen bis in die heutige Zeit erzählt. Schon 1000 vor Chriſti von doriſchen Stämmen erobert, dann 67 vor Chriſti an die Römer übergehend und in bunter Aufeinanderfolge von Byzantinern, Saracenen, Venetianern erobert, bis ſie in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach langem Wehren, den Türken verfällt und trotz zahlloſer Aufſtände unterworfen bleibt, bietet ſie das Bild eines Jahrtauſende langen, unermüdlichen und doch nutzloſen Kampfes um Freiheit und Unabhängigkeit. Die Erklärung dieſes Schickſals ſucht der Verfaſſer C. Bonacchi in den geographiſchen Verhältniſſen der Inſel. Von einem hohen Gebirgszug der Länge nach durchzogen, in zahlloſe, dem Meere zulaufende Querthäler getheilt, deren Bewohner keinerlei Verkehr untereinander haben konnten, war es der Bevölkerung von jeher unmöglich, zu einmüthiger Verſtändigung, zu einer ſtaatlichen Organiſation zu gelangen. So ſtand, von [illegible] geſtachelt, ein Stamm dem anderen feindſelig gegenüber, und dieſe innere Zwietracht ebnete den Eroberern den Weg. Die einſt ſo blühende, leicht zu erobernde Inſel ſchien [illegible] ein begehrenswerter Fang. Heute freilich, von den Türken ausgeſogen, bietet ſie einen troſtloſen Anblick, und nur in den drei Städten Candia, Canea und Retimo ſind noch Spuren der einſtigen Wohlhabenheit zu finden. — Das Heft bringt auch den dritten und letzten Aufſatz Vittorio Pica's über die Plakatkunſt. Von [illegible], mit Eifer und Verſtändnis [illegible], gibt der Verfaſſer in dieſen [illegible] Zweiges der decorativen Kunſt und [illegible] den heutigen Stand [illegible] Entwicklung in allen Ländern Europas wie in Amerika, [illegible] den [illegible] Grad der Verbreitung, wenn auch nicht [illegible] hat. [illegible] kleinen, farbloſen [illegible], nationales [illegible] tragen, und wie ſehr ſie dadurch, daſs

Digitized by Google

ſie den Bedürfniſſen ihres täglichen Lebens dienen, die Art der einzelnen Nationen wiedergeben; der ebenſo überſichtliche als lebendige Aufſatz erläutert dieſe flotte Kunſt des Tages, ihr Weſen und ihre Bedeutung auf das beſte.

Egidius und der Fremdling.

Von W. G. van Nouhuys.

Aus dem Holländiſchen von E. Otten.

(Fortſetzung.)

VI.

Egidius war mit ſeiner Frau und ſeinem jüngſten Kinde in einem anderen Zimmer ſeines Hauſes.

Er hatte ihr von dem fremden Manne erzählt, der nun in dem dunklen Gemache ſaß, und unwillkürlich ſprachen ſie ganz leiſe. Nur das Kind lachte und ſprach laut zu ſeinem Püppchen, in unſchuldiger Fröhlichkeit.

Es war plötzlich etwas ganz Anderes in ihrem Hauſe; ſie fühlten es, wenngleich ſie es nicht ſahen.

Die Frau lauſchte der gedämpften Stimme ihres Mannes, als erzähle er ihr ein wunderbares Zaubermärchen, und er wuſste ſelber nicht mehr, ob er die Wahrheit ſpreche.

So hatten ſie lange dageſeſſen, als es ihnen mit einemmale auffiel, wie ſtill und ruhig ihre beiden Knaben im Garten waren.

Sie ſtanden auf, um nach ihnen zu ſehen, das kleine Mädchen machte ein paar heftige Bewegungen in ſeinem Stuhl und ſtreckte die Händchen aus. Die Mutter nahm es auf den Arm.

So giengen ſie den Corridor entlang, mit der ſeltſamen Empfindung, daſs etwas Fremdes in ihrer Wohnung iſt, und andächtig auf jene geſchloſſene Thür blickend.

Erſtaunt blieben ſie am Eingange des Gartens ſtehen.

Hinter einem großen Jasminſtrauch in voller Blüte ſaß der Fremdling in dem Graſe; die beiden Knäbchen ſtanden dicht vor ihm und ſchauten ihn an. Egidius' taube Mutter, auf ihrem Platze in der Laube ſitzend, ſtarrte ſtill nach ihm, den Mund halb geöffnet.

Der Fremdling. Dieſe Händchen? ... Nein, die kann man nicht ſehen. Fragt eure Großmutter, ob ſie jemals in ihrem langen Leben eines geſehen hat. Sie bleiben unter dem Beete, und wenn eine Blume verwelkt, reichen ſie gleich eine andere hinauf.

— Und wenn eine Blume gepflückt wird? fragte einer der Knaben.

Der Fremdling. Wenn du eine pflückſt, dann läſst die Hand ſie los.

— Ich will ſie ſehen, rief der andere, nahm eine kleine Schaufel und ſtach mit dem ſcharfen Eiſen raſch unter ein Maiblümchen, die ſchwarze Erde aufwühlend.

Der Fremdling ſchüttelte den Kopf. Die alte Frau in der kleinen Laube ebenfalls. Sie ſahen ſich an, gleich als verſtänden ſie einander.

Der Fremdling nahm die gebrochene Blume, legte ſie auf ſeine Hand, ſtrich ſanft über den grünen Stengel und betrachtete aufmerkſam die zarten weißen Blättchen. Der Knabe ſah enttäuſcht darein.

Der Fremdling. Siehſt du nun wohl, wie raſch ſich die Hand zurückzieht? Und dieſes Zarte ſtirbt nun vorzeitig. Thue das nie wieder. Frage nur jene alte Frau, ob die Schönheit geopfert werden darf beim Suchen nach dem Urſprunge?

Der Knabe. Ich verſtehe Sie nicht, und Großmutter iſt taub.

Der Fremdling. Gerade deshalb verſteht ſie dich oft beſſer als die anderen.

Die alte Frau hatte andächtig herübergeſchaut und nickte nun dem Fremdling zu.

Dieſer fuhr fort:

— Und blicke du niemals mehr ſo enttäuſcht auf die ſchwarze Erde, wenn eine Blume durch deine Schuld gefallen iſt. Und gib dieſe deinem Brüderchen, das ohne Schuld iſt.

Egidius trat nun in den Garten. Er ſah, daſs die Thüren an der Außenſeite des Zimmers offen waren. Dann, ſich dem Fremdling nähernd:

— Haſt du dich ausgeruht?

Doch dieſer ſtarrte an ihm vorüber.

Hinter Egidius kam, zögernd, ſeine Frau. Sie ſtand mit dem Kinde auf dem Arm im Sonnenſchein wie in einer Verklärung. Beider Haar war von derſelben Glut durchflimmert, und dieſelben Veilchenaugen blühten in Beider Geſicht.

Eine große Rührung malte ſich auf den Zügen des Fremdlings.

Er machte einen Schritt auf die junge Frau zu, neigte ſich über die Hand, die ſie ihm entgegenſtreckte und küſste ſie ehrerbietig. Sie hielt die Hände des Kindchens feſt, das das Haar des Fremdlings ſtreicheln wollte, während er ſich bückte.

Als er ſich aufrichtete, ſchimmerte die junge Fröhlichkeit wieder nun in ſeinen Augen, und es war, als wolle er mit ungeduldiger Geberde die Wolke fortſchicken, die in dieſem Augenblicke die Sonne verdunkelte.

Egidius ſchwieg noch immer, das kleine Kind lachte, die Großmutter nickte, und die Knaben ſahen all dem verwundert zu ...

Sinnend blickte die junge Frau auf die Hand, welche ſeine Lippen berührt hatten ...

Der Fremdling. Nun will ich gehen.

Egidius. Warum ſchon jetzt?

Der Fremdling. Daſs du dies Heilige in deinem Hauſe haſt und nicht wahnſinnig wirſt vor Entzücken!

Egidius. Ich habe ein großes Glück in meinem Hauſe. Eine große Herrlichkeit: die Mutter mit jenem Kinde. Allein — die Gewohnheit ...

Der Fremdling. Du haſt recht. Die macht für dich alles gleich unſchädlich: das Schöne ſowohl als auch das Abſcheuliche.

So gieng er fort, der alten Frau vertraulich die Hand reichend, wie einer guten Bekannten, das Haar der Knaben ſtreichelnd und dann Mutter und Kind grüßend mit einem langen, langen bewundernden Blicke, als ob ſeine Augen ſich nicht ſatt ſehen könnten an dieſem Bilde.

Dann zu Egidius, der ihn bis zur Thüre begleitete:

Wie iſt es nur möglich, daſs ich dein Haus klein und niedrig fand, dein Haus, das dieſe Herrlichkeit umfaſſen kann?

Egidius. Komme oft zu uns zurück.

Der Fremdling. Wenn ich mich nicht fürchten müſste vor ...

Egidius. Vor wem?

Der Fremdling. Vor dem, das deine Schutzwache im Leben iſt, das deinen Geiſt vor der Umnachtung bewahrt — vor der Gewohnheit. Denn dieſe würde mein Tod ſein.

So gieng er von dannen. Als er in den Garten zurückkehrte, blickte Egidius ſeine Frau an. Es lag etwas Fremdes in ihrem Geſichte, ein müder Zug, der ihn beſorgt machte. Sie aber klagte nicht, beugte ſich über das Kind und küſste es voller Innigkeit.

Egidius wuſste nicht, wovor ihn ſchauderte.

VII.

Wochen giengen vorüber.

Egidius ſah den Fremdling nicht mehr und dachte nur ſelten an ihn.

Seine Frau war krank geworden.

Sie hatte nicht geklagt, aber der ſeltſame Zug auf ihrem Antlitz, an jenem Abend zum erſtenmal geſehen, das geheimnisvolle Zeichen, von einer unſichtbaren Hand darin gegraben, ward ſtets deutlicher.

Hin und wieder blickte die alte Frau ſie an, als erkenne ſie jenes Zeichen.

Bleicher ward ſie und müder.

Der Arzt gab ein Recept nach dem anderen, murmelte eine Beſchwörungsformel nach der anderen. Allein es half nichts: das Schickſalszeichen blieb.

Sie wurde kränker, ſchwächer.

Und für jeden wurden die Linien deutlich, ſo deutlich, daſs die einzelnen, die ſie beſuchten, erſchraken, wenn ſie in jenes abgemagerte Geſicht ſtarrten, in welchem ſchöner denn je die Veilchenaugen blühten.

Lange durfte das Kindchen nicht mehr bei ihr ſein; mattlächelnd ſah ſie zu, wie man es in ein anderes Zimmer trug.

Still wurde es rings um ſie herum. Und in jener Stille lag ſie und konnte ſtundenlang mit jener zähen Geduld, die Kranken eigen iſt, zuſehen wie ein Sonnenſtrahl langſam über die Tapete glitt, konnte von morgens bis abends auf jeden Laut horchen, der im Hauſe hörbar wurde, und auf die Beſſerung warten, welche nicht kommen ſollte.

Wohl fühlte ſie das, und doch wartete ſie ebenſo geduldig auf jenes andere, das wohl kommen würde.

Tröſtend legte ſie ihre trockene glühende Hand auf Egidius' Arm, wenn er an ihrem Bette ſaß und ihr mit gezwungener Fröhlichkeit zunickte.

Dann, während der Nacht, bekam ſie Schmerzen — wankte das Bett unter ihren Fieberſchauern — verſchränkte ſie die müden Arme in furchtbarer Beklemmung auf dem Kiſſen unter ihrem Haupte. Wenn dann endlich die Beklemmung und das Fieber und die Schmerzen nachließen, wenn das friedlich bleiche Geſicht der Morgendämmerung durch das Fenſter ſchaute, dann ſchlummerten ſie beide ein: Egidius auf dem Stuhl vor ihrem Bette.

Die Kranke ſchlief dann ſtundenlang den Schlaf der Erſchöpfung in der Morgenſtille.

Egidius wachte auf, nach einem kurzen Halbſchlummer. Die Schweſter trat ein. Die Frage, die in ihrem ſtarren Geſicht mit den ruhigen Augen ſtand, beantwortete er mit einem Achſelzucken.

Ihn ſchauderte.

Noch einmal beugte er ſich über das Bett, horchte er auf den Athem.

Dann verließ er das Zimmer, in welchem die Schreckniſſe der Nacht ihn noch geſpenſtiſch umgaben.

Er hatte dumpfes Glockengeläute gehört, wie ſchwache Laute aus einem fernen, fernen Lande. Und ein wildes Verlangen nach der Sonntagsruhe der Felder kam über ihn.

Er ſuchte ſie.

Der Wind ſtreichelte ihn mit ſeinen kühlen Händen; die Sonne that ihm wohl mit ihrem warmen Lichte.

Er gieng über den ſchmalen Weg, der an beiden Seiten von den emporrankenden Halmen eingefaſst war; vertraulich berührten ihn die Aehren. Ueber die thaufeuchten Wieſen; ſeine Stiefel glänzten in

Digitized by Google

dem naſſen Graſe. Aus dem Schilfe ſtieg Vogelgezwitſcher empor und aus dem Himmelsblau ſtieg es hernieder.

Und von allen Seiten ſchwebte über die ſommerlich-ſamigen Felder der leiſe Klang von Kirchenglocken, gleichwie ein Ruf aus fernem Lande.

Lange lief Egidius umher. Die Schreckniſſe der Nacht begannen allmählich zu verſchwinden. Aber in ſeiner Seele lebte jene bleiche matte Traurigkeit weiter, mit der er vertraut geworden war, auch durch die Gewohnheit ....

Da plötzlich dachte er an den Fremdling, und als er in die Stadt zurückkehrte, ſah er ihn in dem Portal einer Kirche ſitzen, auf einer ſteinernen Bank neben einem blinden Bettler.

Egidius wollte auf ihn zugehen, allein dieſer erhob ſich zuerſt.

Egidius. Wie kommt es, daſs ich dich hier finde?

Der Fremdling. Ich bin einer Menge Menſchen gefolgt auf dem Weg zu dieſem Gebäude. Ich war auch drinnen.

Egidius. Haſt du auf das gelauſcht, was dort geſprochen wurde?

Der Fremdling. Ja. Und als die Stimme ſchwieg und die Andächtigen fortgiengen, ſah ich dieſen weiſen Mann hier ſitzen. Alle liefen an ihm vorüber, einige gaben ihm ein Almoſen, nicht ahnend wie reich er iſt. Ich bin bei ihm geblieben.

Egidius. Was haſt du gehört in der Kirche?

Der Fremdling. Ich habe den Blinden das Sonnenlicht preiſen gehört.

Egidius. Ich meine dort drinnen.

Der Fremdling. Ich habe den Blinden das Sonnenlicht preiſen gehört.

Egidius (lächelnd): Oh ja — ich verſtehe dich.

Der Fremdling. Warum lächelſt du, wenn du mich verſtehſt? Wer kann das Licht beſſer preiſen als der Blinde? Was liebt der Menſch mehr als das für ihn Unſichtbare? Und was iſt beredter als jene Liebe? .... Doch, was iſt dir? Du blickſt ſo düſter vor dich hin — deine Augen ſind trübe.

Egidius. Ich leide Verdruſs.

Der Fremdling. So ſprich über die Freude und preiſe ſie.

Egidius. Ich weiß nichts mehr von der Freude; 's iſt, als ſpotteteſt du über mich. Meine Frau iſt todtkrank .. Sie muſs ſterben.

Der Fremdling ſchwieg und blickte nachdenklich vor ſich hin. Dann, nachdem er dem Blinden die Hand gedrückt, der den Kopf bewegte und ihm das Geſicht zuwandte, als ſähe er ihn mit geſchloſſenen Augenlidern:

— Laſs mich mit dir zu deiner Kranken gehen. Ich will ſie über das Leben ſprechen hören, nun da ſie im Sterben liegt.

Egidius. Sie darf nicht ſprechen: man hat es ihr verboten.

Der Fremdling. Wer kann dem Sterbenden verbieten über das Leben zu ſprechen? ... Ich gehe mit dir.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Tafelwaſſer Heilwaſſer
Krondorfer
beſter natürlicher alcal. SAUERBRUNN
Filiale: Wien, IX. Kolingasse 4. Telephon 2767.

„Venedig in Wien"
k. k. Prater.
Intern. Ausſtellung neuer Erfindungen.
Täglich Concert.
Theater, Schauſtellungen aller Art.
Eintritt 30 kr., Kinder 10 kr.

Goldman & Salatſch
TAILORS WIEN GRABEN 20.
Engliſche Herren-Coſtüme, Jagd-, Sport- und Reitkleider.
Specialität: Abonnements-Syſtem für die vornehme Welt.

UNSERE MONARCHIE
ILLUSTRIERTES KAISER-JUBILÄUMS-PRACHTWERK
DIE ÖSTERREICHISCHEN KRONLÄNDER
ZUR ZEIT DES 50JÄHRIGEN REGIERUNGS-JUBILÄUMS SR. K. U. K. APOST. MAJ. FRANZ JOSEPH I.
JULIUS LAURENČIČ.

→ Jede Lieferung nur 1 Krone. ←
GEORG SZELINSKI, k. k. Univerſitäts-Buchhandlung, Wien, I., Stefansplatz 6.

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 22. Mai 1897. Nummer 138.

Ein Reſponſum.

Von Joſeph von Waſer (Graz).

Verliert das Mitglied eines Gemeinderathes, deſſen Wahl zum Bürgermeiſter die Beſtätigung des Kaiſers nicht erhalten hat, hiemit ipso jure die paſſive Wahlfähigkeit für dieſes Gemeinde-Amt? Die praktiſche Bedeutung dieſer Frage hat ſich in einem concreten Falle gezeigt, als nämlich am 13. November 1895 die niederöſterreichiſche Statthalterei den Wiener Gemeinderath ſogleich und lediglich wegen der Wiederwahl des Herrn Dr. Lueger zum Bürgermeiſter hat auflöſen laſſen. Die Regierung iſt bezüglich der Geſetzmäßigkeit dieſer Anordnung offenbar von der Anſicht ausgegangen, daſs die Auflöſung des Gemeinderathes durch die Beſtimmung des Gemeinde-Statutes und ihr Vorgehen bei der Auflöſung durch den grellen Widerſpruch der Wiederwahl des Dr. Lueger mit der a. h. Willensmeinung (welche damals die Beſtätigung der Wahl des Dr. Lueger zum Bürgermeiſter der Stadtgemeinde Wien verſagt hat) gerechtfertigt werde.

Die oben angeregte Frage wurde bisher als eine ſtrittige deshalb angeſehen, weil ſie im Gemeinde-Statute keine directe Löſung findet.*)

Im Artikel 25 des Gemeinde-Statutes (L.-G. vom 19. December 1890, Z. 45, L.-G. B.) wird dem Kaiſer das Recht vorbehalten, den von der Gemeinde-Vertretung zum Bürgermeiſter gewählten Gemeinderath zu beſtätigen — die rite vollzogene Wahl zu genehmigen oder nicht zu genehmigen. Die Beſtätigung des Kaiſers iſt ſomit das letzte Moment zur vollſtändigen Conſtituierung des Wiener Gemeinderathes geweſen, ohne welches er zwar factiſch und rechtlich exiſtiert hat, aber als ſolcher — mit Ausnahme der Bürgermeiſterwahl — bis zur definitiven Beſetzung des Bürgermeiſteramtes zu functionieren nicht berechtigt war. Im Art. 101 des Gemeinde-Statutes wird dem niederöſterreichiſchen Statthalter die Befugnis eingeräumt: den Gemeinderath in jedem Stadio ſeines Beſtandes aufzulöſen, ohne ihn zu verpflichten, dieſe Verfügung durch beigefügte Gründe pro foro publico zu rechtfertigen, indem das officielle Schweigen über die Gründe der Auflöſung unter Umſtänden auch ein Gebot der Klugheit ſein kann. Da nun der hier in Rede ſtehende Fall im Gemeinde-Statut gar nicht — etwa als Ausnahmsfall — angeführt wird, ſo kann er nur im Geiſte der über die Bürgermeiſterwahl geltenden Beſtimmungen durch die Beantwortung der Frage erledigt werden: Darf derjenige Gemeinderath, welcher zum Bürgermeiſter gewählt, die kaiſerliche Beſtätigung ſeiner Wahl nicht erlangt hat, wieder gewählt werden — oder hat er dadurch die paſſive Wahlfähigkeit verloren und iſt deſſen Wiederwahl ipso jure ausgeſchloſſen?

Die erfolgte Wiederwahl des Dr. Lueger zum Bürgermeiſteramt — deren formelle Correctheit vorausgeſetzt — war Seiner Majeſtät dem Kaiſer zur Kenntnis zu bringen, und wenn ſie neuerdings die a. h. Genehmigung nicht erhalten hätte, wäre der Regierung das Recht zur Auflöſung des Gemeinderathes vorbehalten geblieben. Die Regierung hat jedoch in der dem Regierungs-Commiſſär ertheilten Vollmacht die ſofortige Auflöſung des Gemeinderathes unter der Bedingung angeordnet, wenn Dr. Lueger wieder gewählt werden ſollte. In dieſer Bedingung wird dem Dr. Lueger die paſſive Wahlfähigkeit zum Bürgermeiſteramt abgeſprochen und förmlich die Excluſive ertheilt. Die Regierung hat auch den Gemeinderath, nachdem dieſe Bedingung (durch die Annahme der Wahl von Seite Luegers) eingetroffen war, nach und wegen deſſen Wiederwahl aufgelöst. Da nun die Regierung zur Aufſtellung dieſer Bedingung wegen des Mangels eines geſetzlichen Ausſchließungsgrundes nicht berechtigt war, ſo iſt dieſe Bedingung (analog mit den diesbezüglichen Beſtimmungen des § 698, b. G.-B.) als eine unzuläſſige anzuſehen und als nicht beigeſetzt zu behandeln. Mit dem Wegfallen dieſer Bedingung entfällt auch der Rechtsbeſtand der dadurch bedingten Verfügung. Cessante conditione cessat lex ipsa.

Die Regierung hat die a. h. Willensmeinung, die im October 1896 vollzogene Wahl des Dr. Lueger zum Bürgermeiſter der Stadtgemeinde Wien nicht zu beſtätigen, kundgegeben, ſie hat es jedoch unterlaſſen, die wichtigen und für ſie entſcheidenden Gründe bekanntzugeben; ſie hat lediglich den Gemeinderath zum Zwecke der Wahl eines anderen Bürgermeiſters einberufen. Die Regierung hat bei dieſer Sachlage die Wiederwahl des Dr. Lueger zum Bürgermeiſteramt ipso jure als ausgeſchloſſen und daher als einen Act der Renitenz gegen eine a. h. Willensmeinung und gegen die oberſte Verwaltung angeſehen und durch die Auflöſung des Gemeinderathes verwieſen.

Es kann darüber kein Zweifel beſtehen, daſs der Gemeinderath, welcher die Wiederwahl des Dr. Lueger vollzogen hat, identiſch iſt mit dem Gemeinderathe, welcher den Dr. Lueger zum Bürgermeiſter zuerſt gewählt hat, und daſs deſſen Wiederwahl eine unkluge und die Autorität der Regierung verletzende Action war; ſie war jedoch keine unerlaubte, weil ſie im Gemeinde-Statut nicht verboten wird und ihre Unzuläſſigkeit nicht als ſelbſtverſtändlich erkannt werden muſs. Da überdies die Regierung es unterlaſſen hat, ihre Anſicht über die Ausſchließung des Dr. Lueger von der Wiederwahl den Mitgliedern des Gemeinderathes bekanntzugeben und etwa dadurch die bedingte Auflöſung des Gemeinderathes zu rechtfertigen; ſo waren die Gemeinderäthe auch gar nicht in der Lage, bei der Wahl die officielle, mit der Auflöſung des Gemeinderathes bedrohte Interpretation der Gemeinde-Ordnung zu würdigen und zu beachten.

Es kann der Regierung mit Grund auch der Vorwurf gemacht werden: ſie habe dadurch, indem ſie ſogleich nach der vollzogenen Wiederwahl des Dr. Lueger zum Bürgermeiſteramt den Gemeinderath aufgelöst hat, das Recht des Kaiſers, dieſe Wiederwahl zu genehmigen oder nicht zu genehmigen, der Befugnis des Statthalters zur Auflöſung des Gemeinderathes untergeordnet und gegenſtandslos gemacht: ſie habe durch ihr Vorgehen bei der Auflöſung — wenn auch in optima fide, ſo doch factiſch — ein Kronrecht umgangen, außer Geltung gebracht und hiemit omittendo einen großen Formfehler gemacht. Mit dem Rechte des Kaiſers, jede Wahl eines Bürgermeiſters für die Stadt Wien zu beſtätigen, ſoll die Pflicht der Regierung, jede rite vollzogene Wahl dem Kaiſer zur Kenntnis zu bringen, gleichen Schritt halten, weil nur dadurch die Ausübung des Kronrechtes geſichert und zugleich den Wählern und dem Gewählten die Hoffnung auf die Erfüllung ihres Wunſches eröffnet wird. Für die rechtliche Beurtheilung des in Frage geſtellten Falles iſt von Bedeutung der Schluſsſatz des § 22 der Gemeindeordnung, welcher lautet: „Nimmt ein zum Bürgermeiſter Gewählter die Wahl nicht an — oder wird die Wahl des Bürgermeiſters nicht beſtätiget, ſo iſt längſtens binnen acht Tagen eine neue Wahl, nach den in dieſem Paragraphen gegebenen Vorſchriften vorzunehmen.“ Da das Geſetz keinen Unterſchied macht, ob es ſich um die Neuwahl oder um die Wiederwahl eines Gemeinderathes zum Bürgermeiſteramt gehandelt hat, ſo waren beide Fälle gleich zu behandeln und es war im einen ſowie im anderen Falle die a. h. Willensmeinung über den Rechtsbeſtand dieſer Wahlacte einzuholen, und erſt dann dürfte nach dem Ermeſſen der Verwaltungsbehörden mit der Auflöſung des Gemeinderathes weiter vorgegangen werden. Die Beſtimmung des Gemeindeſtatutes, welche dem niederöſterreichiſchen Statthalter die Befugnis zur Auflöſung des Gemeinderathes der Stadtgemeinde Wien einräumt, war daher damals noch nicht anzuwenden, daher ſie dem Vorgehen der Regierung nicht zur rechtlichen Grundlage dienen und dieſelbe nicht rechtfertigen konnte. Hätte man dies beachtet, ſo wäre das formelle Recht gewahrt worden, was vielleicht auch ein Act der Klugheit geweſen wäre.

Aus dieſen Erörterungen ergibt ſich mit logiſcher Conſequenz der Schluſs: Die oben angeregte Frage iſt de lege lata verneinend zu beantworten.

[illegible] kann mit Grund die [illegible] Wiederwahl [illegible] zum Bürgermeiſteramt in der Stadtgemeinde, deren [illegible] die [illegible] Genehmigung nicht erlangt hat, [illegible] des beſtehenden [illegible]

*) Bekanntlich [illegible] Beſchwerden an das Reichsgericht [illegible] wovon erſtere wegen der [illegible] gegründet abgewieſen worden [illegible] zum Bürgermeiſter der Stadtgemeinde [illegible] oben angeregte Frage [illegible] Beſtätigung [illegible] entziehen ihm nicht die paſſive [illegible] gegen ſolche [illegible] ſelben [illegible]

Digitized by Google

ſeine Wiederwahlen ſind, zu rechtfertigen; ſie kann nur das Bedürfnis nach deſſen Ergänzung durch eine geſetzliche Beſtimmung erkennbar machen, welche dergleichen Wiederwahlen ausſchließen und dieſem Ausſchließungsgrunde vom Bürgermeiſteramte eine widerſpruchsloſe Begründung geben würde, die nicht von Fall zu Fall durch die politiſche Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit ſuppliert werden ſoll. Sunt certi denique fines. Es gibt auch im öffentlichen Rechtsleben einen Anſtand, deſſen Grenzen nicht überſchritten werden dürfen, ohne den Vorwurf auf ſich zu laden, dadurch den guten Sitten des Landes zuwidergehandelt zu haben.

Nochmals die Exceſſe in Chodorow.

Zu dieſem in den Nummern 136 und 137 der „Zeit“ behandelten Thema erhielten wir das folgende Telegramm:

Bezugnehmend auf Artikel Landaus erſuche zu berichtigen, daſs weder „Dziennik Kralowski“ Organ Daszyńskis, noch Chefredacteur ſocialdemokratiſcher Parteigänger ſei. Dieſe Behauptungen abſolut falſch.

Redacteur Feldmann.

Krakau, 19. Mai 1897.

*

Ferner gieng uns das nachſtehende Schreiben zu:

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Obwohl mit Widerwillen, greife ich dennoch zur Feder, um die Polemik gegen die Ausführungen des Herrn Dr. S. R. Landau mit einigen Bemerkungen zu ſchließen.

1. Iſt es nicht wahr, daſs „Dziennik Krakowski“ mein Organ iſt.

2. Iſt ſein Chefredacteur kein „ſocialdemokratiſcher Parteigänger.“

2. Von einer Interpellation des Abg. Dr. Straucher erfuhr ich erſt aus der letzten Nummer der „Zeit“ und konnte ſie ſelbſtverſtändlich nicht unterſtützen, da ich von derſelben nichts wuſste.

4. Ich überſende Ihnen ein Exemplar der von mir erwähnten Broſchüre, aus der jeder Vernünftige erſehen kann, ob wir etwas zu „verſchweigen“ haben oder verſchweigen wollen.

5. Dem Cultusvorſtand von Chodorow genügt es nicht, daſs 40 Arbeiter verhaftet wurden und 17 von ihnen in Bożeżany wegen öffentlicher Gewaltthätigkeit vor Gericht geſtellt werden ... Er will noch den Militärſchutz gegen die Arbeiter „bis Ende der Bahnarbeit“ haben!

Und da ſollte ein anſtändiger Menſch — geſchweige denn ein Socialdemokrat — angeſichts dieſer Feigheit ſich auf die Seite des Cultusvorſtandes ſtellen?

Wir ſollten dem Herrn Dr. S. R. Landau und ſeinen Lemberger „Zioniſten“ zuliebe nach Militär gegen die Arbeiter rufen, obwohl die Augenzeugen beſtätigen, daſs die beiderſeitige Aufregung ſich ſchon längſt gelegt hat!

Ich will dieſe Wünſche des Herrn Dr. S. R. Landau nicht mit gebürendem Namen kennzeichnen, aber wenn „Zioniſten“ meinen, daſs ſie durch ſolche Auftritte den Juden helfen, ſo irren ſie gewaltig. Die Schule des Dr. Bloch iſt gegenwärtig vollſtändig bankerott geworden ...

Ich ſchließe und bin künftighin nicht geſonnen, auf die Aeußerungen des Herrn Dr. S. R. Landau zu reagieren.

Wien, am 20. Mai 1897.

Mit Hochachtung

Ignaz Daszyński,
Reichsrathsabgeordneter.

Politik und Wirtſchaftsleben.

Nicht um die täglich brennender werdende Frage, ob autokratiſches Selbſtherrſcherthum oder conſtitutioneller Verfaſſungsſtaat, dreht ſich der Kampf der Parteien in Deutſchland; für die Probleme der Margarine, des Quebrachozolles werden die Maſſen mobil gemacht. Nur mehr wirtſchaftliche Fragen erhitzen die Gemüther; ſtumm und reſigniert ſieht man den politiſchen Fragen gegenüber, die noch vor wenig Jahrzehnten das Volk durch und durch rüttelten. Und nicht nur die Politiker ſind es, die ob den wirtſchaftlichen Fragen die Politik vernachläſſigen, auch in der Wiſſenſchaft macht ſich dieſe Richtung mehr und mehr bemerkbar. Nicht mehr vereinzelt ſind die Hiſtoriker, die jede Veränderung im Völkerleben aus den die Gegenwart bewegenden ſocialen Gährungsmomenten hervorgehen laſſen und darob die politiſchen Machtfragen, ſelbſt wo ſie ganz unverhüllt zutage liegen, unberückſichtigt laſſen. So begrüßenswert es auch iſt, daſs die Hiſtoriker begonnen haben, den wirtſchaftlichen Urſachen der hiſtoriſchen Bewegungen nachzuforſchen, die eben gekennzeichnete Richtung geht zu weit, ſie überſpannt den Bogen.

Es iſt unter dieſen Umſtänden ſehr dankenswert, daſs auch einmal wieder von einem Wirtſchaftshiſtoriker, und zwar vom Doctor Moriz Julius Bonn an der Geſchichte Spaniens, gezeigt wird, wie wirtſchaftliche Entwicklungen von politiſchen Momenten beeinflusst [illegible]

[illegible]

werden, wie politiſche und ſociale Gliederung eines Volkes ſich gegenſeitig bedingen. Hierin ſehen wir die Hauptbedeutung der trefflich geſchriebenen geiſtvollen Arbeit Bonns. Er nennt ſeine Monographie einen inductiven Verſuch zur Geſchichte der Quantitätstheorie, und wir geſtehen gerne zu, daſs er dieſe Lieblingstheorie unſerer Bimetalliſten vom directen Zuſammenhang der Geldmenge und der Warenpreiſe von ganz neuen Geſichtspunkten aus darſtellt und aufs gründlichſte widerlegt.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt jedoch in der Aufdeckung der politiſchen Momente, die den wirtſchaftlichen Ruin Spaniens herbeigeführt haben. Und gar mancher unſerer modernen Politiker wird aus dieſer Monographie lernen können.

Unter Karl V. beherrſcht Spanien die Welt; fünfzig Jahre ſpäter kämpfen zwar ſpaniſche Truppen noch in allen europäiſchen Kriegen, aber Spaniens Weltſtellung iſt dahin. Spanien ſind die ungeheuren Reichthümer der neuen Welt zugefallen, und doch verarmt das Volk, herrſcht Geldmangel, jagt ein Staatsbankerott des unglücklichen Landes den anderen. Welch jähe Gegenſätze! Dieſe Gegenſätze zu erklären, genügt es nicht, auf den Untergang der Armada, den Abfall der reichen niederländiſchen Provinzen hinzuweiſen. Ebenſowenig reicht es hin, die unſinnige Wirtſchaftspolitik der ſpaniſchen Könige heranzuziehen. Die Urſachen liegen tiefer. In achthundertjährigem Kampfe gegen den mauriſchen Erbfeind hatte ſich Spanien gebildet; die Schlachten hatten die Hidalgos, die Ritter, geſchlagen. Sie waren der Stolz der Nation; jedermann war der Meinung, daſs dieſe rückſichtsloſe kriegeriſche Kaſte unentbehrlich ſei für den Fortbeſtand des nationalen Staates. Ihnen nachzueifern war der Wunſch aller.

Und hieraus entwickelten ſich die Anſchauungen der Spanier. Die Arbeit war des Ritters unwert. Und der Spanier hatte ritterliche Anſchauungen. Wo aber die Arbeit ohne Ehre, da iſt die Trägheit keine Schande. Selbſt der Bürgerſtand, der ſeinen Schwerpunkt in wirtſchaftlicher Thätigkeit ſuchen ſollte, arbeitete oft nur, um ſeine Kaſte mit einer ehrenvolleren vertauſchen zu können. Arbeitete der Hidalgo, ſo verlor er ſein Adelsprivileg. Er durfte alſo nicht arbeiten. Er hätte es auch nicht gekonnt. Vererbung und Erziehung machen die Kriegerkaſte untauglich zu den Werken des Friedens.

Was ſollte nun, da die Maurenkriege zu Ende, aus dem Schwertadel werden? Wirtſchaftlich ſchwankte der Boden unter den Füßen der Junker. Doppelt traurig muſste ihnen ihre Lage dadurch erſcheinen. Sie ſahen den dritten Stand, die Labradores, zu einer gewiſſen Wohlhabenheit, zu einer ſicheren Exiſtenz gelangen. Gemeſſen an einer aufſtrebenden Schicht, muſste ihnen, den Untergehenden, der Grad des Niederganges doppelt ſtark erſcheinen. Die Hidalgos wuſsten, daſs ſie die Stützen des Staates geweſen. Sie waren ins Wanken gekommen durch die Ungunſt der Zeiten. Jetzt war es die Aufgabe des Staates, ſie zu erhalten, damit ſie im Falle der Noth ihn erretten konnten.

Mit der ganzen brutalen Natur einer kriegsgewohnten Kaſte, die feſt glaubt, daſs ihre Intereſſen die der Allgemeinheit ſind, giengen ſie an die Arbeit. Das Ziel, das ihnen vorſchwebte, war, in der Verwaltung verſorgt zu ſein, aus dem Soldatenadel ein Beamtenadel zu werden. Und bald war das Ziel erreicht; der Adel ſaß in allen Aemtern. Die Entſcheidungen über das Wirtſchaftsleben der Nation liegen zum Theil in den Händen von Männern, die nicht im Wirtſchaftsleben geſtanden, die die wirtſchaftliche Thätigkeit verachteten.

Seit 1505 finden ſich in den Cortes als Vertreter des Bürgerthums adelige Procuradores. Die Hidalgos hatten ſich bald auch in den Gemeinden das entſcheidende Wort zu ſichern gewuſst, dank dem geſchwundenen Solidaritätsgefühl des dritten Standes. Der Bürgerſtand hatte die Wahrung ſeiner Intereſſen preisgegeben, hatte ſpäter auf jede Bedeutung im Staatsleben verzichtet, war moraliſch bankerott geworden. Und das kaum ein Menſchenalter nach dem Aufſtand der Communidades!

Der langhundertjährige Krieg hatte die ſpaniſche Nation militäriſch diſcipliniert. Sie überließ dem Fürſten alles. Wo ein Schaden war, baten ſie um Geſetze, ihn zu beſeitigen. Und Philipp ſprach, es ſolle dem Folge geleiſtet werden. Nach wenigen Jahren wurde das neue Geſetz drückend. Die Cortes baten um Abſchaffung. Und wieder ſtimmte Philipp zu. Was lag ihm an ſolchen Kleinigkeiten?

Das ſpaniſche Königthum hätſchelte die Hidalgos. Aber auch den Städten wollte es entgegenkommen, denn auf ſie ſtützte es ſeine Steuerpolitik. „Die Regierung verzichtet auf ein eigenes Urtheil in wirtſchaftspolitiſchen Dingen“ ſchreibt Bonn. „Sie berechnet ſich, was habe ich von dieſer Intereſſengruppe zu erwarten, und gibt dann für die erlangten Opfer ihren Preis. Sie will es mit gewiſſen Gruppen nicht verderben, ſei es, daſs ſie dieſelben zu finanzpolitiſchen Zwecken benöthigt, ſei es, daſs ſie auf andere Ziele hinſtrebt. Sie treibt in kurzen Worten die Wirtſchaftspolitik der Claſſen, auf die ſich ihre Finanzpolitik ſtützt. Sie macht ſich zum Träger kurzſichtigen Eigennutzes. Derartige einſeitige Begünſtigung ruft dann unter Umſtänden heftigen Widerſpruch wach. Die Regierung, die es jedermann nach Wunſch machen will, ſteht zwiſchen den Parteien. Die Geldbewilligung derſelben muſs ſie ſich fortwährend durch Geſetze erkaufen, die einander widerſprechen. Vom Standpunkte eines Mannes, der im politiſchen Leben milde Formen liebt, dem Politik ein harmoniſches Vermitteln

Digitized by Google

von Gegenſätzen iſt, erſcheint eine ſolche Regierung in höchſt verklärtem Lichte. Ohne vorgefaſste Meinung geht ſie an wirtſchaftliche Probleme heran, ſtets geneigt, wohlberechtigte Intereſſen ihrer Unterthanen — wenn ſie gutwillig Steuern zahlen — thunlichſt zu berückſichtigen. Ein gereifter faſt philoſophiſch zu nennender Eklekticismus ſpricht aus ihren Handlungen. Und dieſe philoſophiſche Betrachtungsweiſe fällt ihr nicht ſchwer. Denn eigentlich liegt ihr nicht viel an Wirtſchaftspolitik. Höchſtens will ſie die Steuerkraft ungeſchwächt erhalten. Wenn ſie aber etwas kurzſichtig veranlagt iſt, ſchlachtet ſie die Henne, die die goldenen Eier legt. Im Punkte der Geldbewilligung unbeeinfluſsbar, vor nichts zurückſchreckend, iſt ſie auf dem Gebiete der Wirtſchaftspolitik entgegenkommend." . . .

„Aehnlich haben die Dinge in Spanien gelegen. Eine Wirtſchaftspolitik, die von einem verſchiedenartig zuſammengeſetzten Vertretungskörper in einem Uebergangszeitalter gemacht wird, erhält durch den Kauf der widerſtrebenden Intereſſen leicht eine ſehr ſchwankende Richtung. Allerdings iſt die Inconſequenz eines Monarchen weit auffälliger und unerträglicher, da der Einfluſs der ſtreitenden Intereſſengruppen hinter der Bühne ausgeübt wird, und als letzte Urſache des Umſchwunges mangelnde Charakterfeſtigkeit und Klarheit erſcheint."

Spanien trieb Weltmachtspolitik, ohne zu einer ſolchen reif zu ſein. Noch ſteckte der wirtſchaftliche Geiſt des Mittelalters in den Spaniern. Keine Bedürfniſſe, keine wirtſchaftliche Energie. Noch ſieht das Volk nicht in wirtſchaftlicher Arbeit ſeine Lebensaufgabe. Langſam erwacht in gewiſſen Schichten das Streben nach größtmöglichem Gewinne. Jetzt nimmt eine unweiſe Regierung den Stachel zu ſolcher Entwicklung, indem ſie den Gewinn durch eine unſinnige Belaſtung, deren ſie zu ihrer Weltmachtspolitik zu bedürfen glaubt, unmöglich macht.

Als durch die Silberernte eine intenſivere Nachfrage begann, fieng die Induſtrie an, ſich auszudehnen. Aber zünftige Ordnung und ſtrenge Vorſchriften hemmten ſie. Der Mangel ausreichender Arbeitskräfte, die geringe Wirkſamkeit der vorhandenen kam hinzu. Die Landwirtſchaft begann Qualitätsproducte und Rohſtoffe — Wein und Wolle — zu liefern. Aber die ungenügende Organiſation — Majorate u. ſ. w. — vertrieb den ländlichen Arbeiter, machte den Pächter faul, den Bauer ſtumpf. Krieg und Auswanderung, die Vermehrung der Kleriker und Lakaien, verminderten die arbeitende Bevölkerung. Selbſt hohe Löhne lockten nicht.

Man öffnete die Grenzen, um den Preisdruck zu lindern; das Ausland betheiligte ſich an der Verſorgung. Ein Theil des Geldertrages ſtrömte ihm zu. Steuerlaſt, Confiscation, Staatsbankerott ruinierten die geringe ſpaniſche Induſtrie, die Landwirtſchaft hatte Arbeitermangel. Da ſank Spanien gänzlich zum Zwiſchenhändler herunter.

Als der Verfall fortſchritt, konnten die Spanier auch ihre heimiſchen Bedürfniſſe nicht mehr decken. Mit Rohſtoffen und den Gewinnen, die ſie als Zwiſchenhändler gemacht hatten, mit den Geldern, die ſie in den Colonien erworben hatten, zahlten ſie die Einfuhr.

Das Ausland machte ihnen die höchſtmöglichen Preiſe, denn ſie waren auf dasſelbe angewieſen. Dann eliminierten die Ausländer ſie aus dem Zwiſchenhandel. Das Geld, das nun nach Sevilla kam, war gar nicht Eigenthum der Spanier. Es berührte den Rand der ſpaniſchen Volkswirtſchaft und floſs ab. So erklärt Bonn die Phänomene des Geldmangels und der gleichzeitigen hohen Preiſe. Nicht in dem zu großen Angebot von Silber, ſondern in der zu geringen Warenproduction ſieht er die Haupturſache der Preisſteigerung.

Die Vereinigung der ritterlich-romantiſchen Geſinnung des Mittelalters mit der militäriſch-bureaukratiſchen des Abſolutismus ſcheint ihm der tiefſte pſychologiſche Grund, warum ſich Spanien den neuen Wirtſchaftsverhältniſſen nicht anpaſſen konnte. Der Spanier war bereit, für Kaſtilien und Leon zu ſterben; aber für ſein Vaterland leben und arbeiten mochte er nicht. Die diſciplinare Geſinnung, die ihm in der Schlacht den Sieg verlieh, übertrug der Spanier aufs geſammte Leben. Und ſo muſste die Nation, die auf ihr Selbſtbeſtimmungsrecht verzichtet hatte, verfallen, als mit Philipp III. ein abſolut unfähiger Herrſcher den Thron beſtieg. Des Spaniers Ideal, ſo ſchließt Bonn ſein Buch, war und blieb Cid Campeador, der ritterliche Held. Aber die Ritterzeit war vorüber. Ehe die Nation wuſste, wie es geſchah, war aus dem Cid der Don Quixote geworden.

Es iſt natürlich unmöglich, in einer kurzen Skizze den reichen Inhalt der Bonn'ſchen Monographie auch nur einigermaßen erſchöpfend darzuſtellen. Sie verdient in weiteren Kreiſen bekannt zu werden; nicht nur der Hiſtoriker wird ſie mit Nutzen leſen, auch wer ſich mit den politiſchen und wirtſchaftlichen Kämpfen der Gegenwart beſchäftigt, wird reiche Anregung daraus ſchöpfen.

Karlsruhe. Dr. Karl Ellſtaetter.

Das Handelsrecht und die Socialpolitik.

Trotz aller Hinderniſſe, welche ſich der Durchdringung der Geſetzgebung mit ſocialpolitiſchen Ideen entgegenſtellen, bricht ſich der Fortſchritt Bahn, trotz der großen Schwierigkeiten, mit denen die Umbildung und Neugeſtaltung einer Rechtsmaterie in einem den Anforderungen der Socialpolitik einigermaßen Rechnung tragenden Sinne zu arbeiten hat, erweist ſich die Macht der Wahrheit und Gerechtigkeit ſiegreich, ein vollgiltiger Beweis dafür, daſs die Völker den Muth nicht ſinken laſſen dürfen, ein weithin ſichtbares Zeichen, daſs der Erfolg am letzten Ende doch den zähen Kampf um das Recht — das rechte Recht — belohnt. Das neue deutſche Handelsgeſetzbuch gibt uns zu dieſen Bemerkungen Anlaſs, welches am 1. Jänner 1900, mit Ausnahme der auf die Handlungsgehilfen bezüglichen Beſtimmungen, in Kraft treten wird, welch letztere ſchon vom 1. Jänner nächſten Jahres an die bezüglichen Verhältniſſe regeln werden. Juriſten und Kaufleute ſind in ihrem Urtheil darin einig, daſs es ein vortreffliches Geſetzbuch geworden und ſeine Einführung einen ſehr erheblichen Fortſchritt auf dem Gebiete der Rechtsentwicklung bedeutet. Der Socialpolitiker kann ſich dieſem Urtheil anſchließen, auch von ſeinem Standpunkt iſt der Fortſchritt unverkennbar und wenn es auch nicht gelungen iſt, in dem neuen Geſetzbuche alle Forderungen zu erfüllen, welche von den Handlungsgehilfen ſeit bald zwei Jahrzehnten mit Recht erhoben werden, ſo haben doch zahlreiche derſelben Berückſichtigung gefunden, und es iſt aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daſs auf dieſem Boden weitergebaut werde.

Die Stellung des Handlungsgehilfen gegenüber dem Principal iſt fortan eine geſichertere, der Gleichberechtigung entſprechendere als bisher; es kommt dies ſchon in einer Aeußerlichkeit zum Ausdruck, die vielleicht von manchen als bedeutungslos und unwichtig betrachtet werden möchte, die aber immerhin für die grundſätzlichen Anſchauungen des neuen Geſetzes bemerkenswert iſt. Das bisher geltende Geſetzbuch bezeichnete die im Handel thätigen Hilfsperſonen (Gehilfen, Lehrlinge) als Handlungsdiener, das neue Recht kennt dieſe Bezeichnung nicht mehr, es ſpricht von Handlungsgehilfen und -Lehrlingen. Unter den in ſocialer Hinſicht wichtigen Vorſchriften, welche ſich auf die Stellung dieſer Perſonen beziehen, iſt vor allem derjenigen Erwähnung zu thun, die ſich mit der Regelung der Concurrenzclauſel beſchäftigt. Gerade in Anſehung dieſes Punktes bleibt das Geſetz hinter den Erwartungen und Wünſchen zurück, immerhin hat es eine merkliche Verbeſſerung des bisherigen Rechtszuſtandes zum Inhalt. Ungiltig ſind einmal die mit Minderjährigen vereinbarten Clauſeln, ſodann ſolche, welche den Gehilfen in der Verwertung ſeiner Arbeitskraft für länger als drei Jahre beſchränken, ungiltig ſind aber weiter auch diejenigen, durch welche das Fortkommen des Gehilfen in unbilliger Weiſe erſchwert wird. Es iſt hiermit den Gerichten die Möglichkeit gegeben, harte, mit dem von dem Gehilfen bezogenen Gehalt in ſchreiendem Miſsverhältnis ſtehende Einſchränkungen ſeiner Thätigkeit, als rechtsungiltig zu betrachten. Wenn die Entſcheidung der aus ſolchen Clauſeln entſtehenden Streitfragen kaufmänniſchen Schiedsgerichten zugewieſen werden wird, wie zu erwarten iſt, dürfte auf eine Rechtſprechung zu hoffen ſein, welche auch den von den Gehilfen vertretenen Standpunkt gebürend berückſichtigt. Kündigt der Principal dem Gehilfen, ſo kann er ſich regelmäßig auf die Concurrenzclauſel nicht berufen, das gleiche iſt der Fall, wenn er durch vertragwidriges Verhalten dem Gehilfen Veranlaſſung zu der Auflöſung des Vertragsverhältniſſes gibt. Beſonders wichtig iſt, daſs ſich das dem Richter in dem bürgerlichen Geſetzbuch einer Vertragsſtrafe gegenüber eingeräumte Ermäßigungsrecht auch auf die in einer ſolchen Clauſel vereinbarte Strafe bezieht. Das Geſetzbuch hat weiter dem Principal die Verpflichtungen in Anſehung der Gehilfen auferlegt, welche dem gewerblichen Arbeitgeber gegenüber dem Arbeiter obliegen, es hat die Kündigungs- und Entlaſſungsverhältniſſe auf der Grundlage der Gleichberechtigung beider Vertragsparteien geregelt, das Recht des Gehilfen auf Ausſtellung eines Zeugniſſes bei Beendigung ſeiner Dienſtzeit anerkannt, es hat beſtimmt, daſs die Zahlung des Gehaltes am Schluſſe jeden Monats zu geſchehen hat, und daſs der Principal verpflichtet iſt, dem durch unverſchuldetes Unglück an der Leiſtung ſeiner Dienſte verhinderten Gehilfen den Gehalt für die Dauer von ſechs Wochen zu zahlen, ohne daſs dieſer ſich hierauf die Gelder anrechnen zu laſſen braucht, welche er aus einer Kranken- oder Unfallverſicherung für die betreffende Zeit erhält. Zahlreiche dieſer Beſtimmungen ſind der Abänderung im Vertragswege ausdrücklich entzogen. Nicht minder wichtig iſt die eingehende Regelung der Lehrlingsverhältniſſe; zum erſtenmale wird in einem Handelsgeſetzbuche dem Principal Strafe für den Fall angedroht, daſs er dieſe dem Lehrlinge gegenüber obliegenden Pflichten in einer deſſen Geſundheit, Sittlichkeit oder Ausbildung gefährdenden Weiſe verletzt; Perſonen, welchen die bürgerlichen Ehrenrechte entzogen ſind, dürfen keine Lehrlinge halten; auch die Verletzung dieſer Vorſchrift wird mit Strafe bedroht. Daſs auch die Lage der weiblichen Handlungsgehilfen Berückſichtigung gefunden hat, geht aus der Beſtimmung hervor, welche die Gehilfen zum ſofortigen Austritt berechtigt, wenn der Principal ſich unſittliche Zumuthungen gegen ſie zuſchulden kommen läſst oder ſich weigert, ſie gegen ſolche Zumuthungen eines anderen Angeſtellten oder eines ſeiner Familienangehörigen zu ſchützen. Dieſe wohlthätigen Vorſchriften werden theilweiſe wenigſtens auf dem Papier ſtehen, wenn nicht ein Handelsinſpectorat errichtet wird, das lediglich mit der Ueberwachung ihrer Anwendung betraut iſt; bereits hat ſich der Reichstag dafür ausgeſprochen und man gibt ſich wohl keinem ungerechtfertigten Optimismus hin, wenn man die Erwartung ausdrückt, daſs es nicht mehr ſehr lange dauern wird, bis ſolch

Digitized by Google

da, wo das Bedürfnis vorhanden iſt, ihres Amtes walten werden. Damit nicht genug, wird auch eine Regelung der Arbeitszeit in Angriff zu nehmen ſein, wofür das Material in den Verhandlungen der Reichscommiſſion für Arbeitsſtatiſtik vorhanden iſt; auch in dieſer Hinſicht ſind ſeitens der Vertreter der verbündeten Regierungen Erklärungen abgegeben worden, welche zu der Hoffnung berechtigen, daſs man endlich der Hebung der Lage der Handlungsgehilfen die gebürende Aufmerkſamkeit und Thätigkeit zuwendet.

Die Regelung der Rechte und Pflichten der Handlungsgehilfen in dem neuen Handelsgeſetzbuche ſteht unter dem Zeichen der Socialpolitik; wir dürfen uns deſſen vorbehaltlos freuen. Der Geſetzgeber iſt zu der Ueberzeugung gekommen, daſs die Beziehungen zwiſchen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht mehr ausſchließlich nach privatrechtlichen Geſichtspunkten und Anſchauungen geregelt werden dürfen, ſondern daſs die ſocialpolitiſche Auffaſſung und Beurtheilung dabei beſtimmend ſein muſs, gleichviel ob es ſich um Arbeiter, Handlungsgehilfen oder Lehrlinge handelt. Das iſt ein eminenter Fortſchritt, und wir brauchen uns nur an die Anſchauungen zu erinnern, von welchen die Verfaſſer des geltenden Handelsgeſetzbuches beherrſcht wurden, um ihn in ſeiner ganzen Tragweite zu würdigen. Daſs die Bewegung der organiſierten Handlungsgehilfen dazu beigetragen hat, ihn zu erreichen, wird von keinem, der mit der Entwicklung der betreffenden Verhältniſſe vertraut iſt, in Abrede geſtellt werden können; auch inſoweit enthält dieſer Erfolg der ſocialpolitiſchen Beſtrebungen des Belehrenden genug.

Mainz. Dr. Ludwig Fuld.

Ein vergeſſener Nationalökonom.

Es kommt wohl häufig vor, daſs Gelehrte und Forſcher vergangener Jahrhunderte, wenn ihre Fachwiſſenſchaft große Fortſchritte gemacht hat, vergeſſen, von größeren Nachfolgern aus dem Gedächtniſſe der Nachwelt verdrängt werden; aber ein größeres Beiſpiel von Undankbarkeit kann es wohl kaum geben, als wenn der Mann vergeſſen wird, der einer Wiſſenſchaft ihren Namen gegeben hat. Die Volkswirtſchaftslehre hat freilich ſchon ſeit Jahrhunderten ihre Forſcher und Lehrer gehabt, aber ſie nannten ihre Wiſſenſchaft bald die des öffentlichen Wohles (felicità pubblica), bald politiſche, bald Staatsökonomie oder gaben ihren Werken darüber allgemein gehaltene Titel, wie Recherches, Reflexions u. dgl. Der erſte, der das Wort Nationalökonomie gebrauchte, war der venetianiſche Geiſtliche Giammaria Ortes (geboren 1713, geſtorben 1790) in ſeiner 1774 erſchienenen zweibändigen Economia nazionale.

Aber nicht wegen dieſer Pathenſchaft allein verdient er der Vergeſſenheit entriſſen zu werden, der er bei uns — nicht in ſeinem Vaterlande, wo er mitunter überſchätzt wurde — anheimgefallen iſt. Der eigenartige Mann, mit ſeinem ſcharfen Blicke, ſeinen Paradoxen, ſeinen Vorurtheilen und ſeiner Zeit vorauseilenden Anſichten, iſt auch an und für ſich ein intereſſanter Charakterkopf aus jenem Jahrhundert der „Philoſophen" und des aufgeklärten Abſolutismus, das mit dem militäriſchen Abſolutismus endete.

Durch eigenes Vermögen unabhängig, ohne Amt, ſeinen geiſtlichen Beruf faſt ganz vernachläſſigend, ſtill und zurückgezogen lebend, ſteht Ortes allein und ſelbſtändig, hochmüthig auf die anderen Nationalökonomen herabſehend, ſtets anderer Meinung als dieſe, aber nicht immer conſequent ſeiner eigenen. Ein Januskopf, von einer Seite clerical-feudal, von der anderen radical-demokratiſch, aber in jedem Angeſicht doch ſtets Züge des anderen, unerſchrocken und derb ſeine Meinung ſagend und doch manchmal wieder in uns den Verdacht erweckend, daſs er es gar nicht ernſt meine, ſich nur über ſeine Wiſſenſchaft luſtig mache; ſich in die minutiöſeſten Berechnungen über Arbeitsleiſtung und Lohn, Lebensunterhalt und Güttervertheilung einlaſſend und auf unſicherſter Grundlage bauend.

Wollte man ihn in eine der modernen politiſch-ökonomiſchen Parteien einreihen, ſo könnte man ihn noch am eheſten den Chriſtlichſocialen zuzählen, aber auch bei dieſen würde er eher die Stelle eines enfant terrible als eines Führers einnehmen.

Ortes hat ſeine Lehren außer in der bereits erwähnten „Nationalökonomie" in ſeinen Schriften über „Populäre Irrthümer der Nationalökonomie" in Bezug auf die gegenwärtigen Streitfragen zwiſchen Laien und Geiſtlichen über den Grundbeſitz" (Errori popolari intorno all' economia nazionale considerati nelle presenti controversie fra i laici e i chierici in ordine al possedimento de' beni, 1771), „Ueber Bevölkerung" (Della popolazione, kurz vor ſeinem Tode erſchienen), „Fideicommiſſe" (1784) und in mehreren Briefen vorgetragen.

In ſeinen erſten zwei Werken ſteht er noch ganz auf conſervativclericalem Standpunkte, was man am deutlichſten aus dem erſieht, was er u. a. zu den Irrthümern der Nationalökonomie rechnet und was er als Wahrheiten gegenüberſtellt:

Irrthum:	Wahrheit:
Das Einkommen der Geiſtlichen	
iſt zu groß.	Es kann nie zu groß ſein.
Das Anſehen der Geiſtlichkeit iſt geſunken	
wegen ihres Reichthums.	wegen ihrer Armuth.
Der Reichthum der Geiſtlichkeit macht das Volk	
arm;	er macht es reich.

Dieſe Sätze werden von ihm in höchſt eigenthümlicher, mitunter ſophiſtiſcher Weiſe begründet. Daſs das Kirchenvermögen für die Armen beſtimmt iſt, das gibt er zu; aber arm ſind alle Arbeitsfähigen ohne eigenen Beſitz, nicht bloß die Bettler und Unfähigen. Dieſe letzteren zu unterſtützen wäre unökonomiſch und ſchädlich. Das Kirchenvermögen wird daher rationell verwendet auf Arbeiten für die „Majeſtät und Würde des Prieſterthums", für die koſtbare Kleidung der Geiſtlichen, den Bau und die prachtvolle Ausſchmückung von Kirchen und anderes, wovon die Handwerker Verdienſt haben. Wäre die Kirche verpflichtet, ihr ganzes Vermögen den Armen zu geben, ſo wären ja dieſe die Beſitzer, alſo nicht mehr Arme. Chriſtus hat die Apoſtel eingeſetzt, um zu lehren und die Armen zu unterſtützen. Um unterſtützen zu können, muſs man etwas ſelbſt beſitzen, die Apoſtel können daher nur dann ihres Beſitzes zugunſten der Armen ſich entäußern, wenn ſie auf deſſen Erſatz mit Sicherheit rechnen können, ſonſt wäre mit der einmaligen Weggabe ihres Gutes ihre Miſſion beendet, ſie ſtänden ſelbſt als unterſtützungs- und belehrungsdürftige Arme da und könnten andere weder lehren noch unterſtützen.

Warum die Apoſtel und ihre Nachfolger ohne eigenes Vermögen nicht lehren könnten, erklärt Ortes nicht.

Dann berechnet er, daſs die Geiſtlichen (zu ſeiner Zeit in Italien) nur ein Drittel von Grund und Boden beſitzen, was nach ſeiner Berechnung nur drei Zwanzigſtel des Nationalvermögens ausmacht, zu welchem er nämlich auch die Arbeitskraft der geſammten Bevölkerung rechnet. Und dieſes Drittel beſitzen ſie nicht als Geiſtliche, ſondern als Grundbeſitzer. Es können ja nicht alle Menſchen Grund und Boden beſitzen, es muſs Handwerker, Kaufleute, Arbeiter, Bauern und Großgrundbeſitzer (?) geben. Was liegt aber der übrigen Bevölkerung daran, ob die Großgrundbeſitzer Laien oder Geiſtliche ſind? Auch verzehren ja die Geiſtlichen ihr Einkommen nicht ganz allein; es leben ja auch davon die, welche ihre Güter bebauen, die Handwerker, welche für ſie und für die Kirchen arbeiten; den Reſt verzehren ſie ſelbſt mit den anderen Armen in frugalſter (?) Weiſe.

Nähme man den Geiſtlichen ihren Beſitz mit Gewalt, ſo könnten ſie ja nicht mehr das evangeliſche Gebot der freiwilligen Armut erfüllen!

Wie vertragen ſich aber ihre Reichthümer mit dem Gelübde der Armut, mit dem evangeliſchen Gebot der Armut? Darauf gibt Ortes unter anderen Sophismen folgende Antwort: Chriſtus verſprach denen, welche freiwillig ihrem Vermögen zugunſten der Armen entſagten, außer der unendlichen Belohnung im künftigen Leben noch das Hundertfache ſchon in dieſem irdiſchen Leben.

Dann erklärt er, warum das Nationalvermögen mit der Verminderung der Geiſtlichen abnehmen würde: Der Bauer und Handwerker würde, wenn er den Geiſtlichen nichts zu zahlen brauchte, das Geld nicht etwa zu nützlichen Ausgaben verwenden, ſondern weniger arbeiten; ſieht man doch, daſs in proteſtantiſchen Ländern, wie z. B. England, wo die Geiſtlichen nicht ſo zahlreich und ſo gut geſtellt ſind wie in Italien, der allgemeine Wohlſtand ein viel geringerer iſt!

Neben dieſen Sophismen und Reden pro domo finden wir aber unter dieſen „Wahrheiten" Ortes' ſchon einige Axiome, welche den Kern ſeiner ganzen Lehre bilden. Es ſind dies vorzüglich: das Capital*) beſteht nicht im Bodenbeſitz, ſondern in der Arbeit (gegen die Phyſiokraten). Das Capital gehört nicht dem nominellen Beſitzer, ſondern allen denen, die, von ihm beſchäftigt, davon leben. Das Geſammtcapital einer Nation bleibt ſtets unverändert und deckt die Bedürfniſſe aller Einwohner.

Intereſſant iſt es nun zu ſehen, wie er aus dieſen Grundlehren einerſeits die ultraconſervativſten, andererſeits die ultrademokratiſcheſten Folgerungen zieht. Vor allem aber betrachtet er alle Bemühungen der Regierungen, alle Projecte der Nationalökonomen zur Hebung des Wohlſtandes, zur Verbeſſerung der ſocialen Lage des Volkes als Zeit- und Müheverſchwendung. Wenn trotzdem ſtets derartige Projecte auftauchen, ſo iſt ihr Zweck nur das Privatintereſſe der Projectanten oder einzelner Claſſen. Und ihr Erfolg kann nicht Vermehrung, ſondern nur Deplacierung des Nationalvermögens ſein: „um wieviel der eine reicher wird, um ſoviel wird der andere ärmer." Deshalb perhorresciert er auch jede Maßregel der Regierung zur Beförderung oder Unterſtützung irgend einer Induſtrie, ja ſelbſt der Kunſt, ebenſo eifrig wie die Mancheſterſchule. Sein Ideal iſt ein kleiner durchaus aus einer Nationalität beſtehender Staat mit einer Bevölkerung von 200 Seelen auf eine italieniſche Quadratmeile, der alles, was er braucht, ſelbſt produciert und verarbeitet und ſo wenig auswärtigen Handel als möglich treibt. Ein Unſinn iſt nach ihm das Streben der Mercantiliſten, ſtets viel bares Geld ins Land hineinzuziehen, denn das Geld iſt nur Tauſchmittel und Wertmeſſer, aber kein Reichthum; der wahre Reichthum ſind die Arbeit und die Producte. Das dient ihm freilich auch, um zu beweiſen, daſs die Geiſtlichkeit nie in den Beſitz des ganzen Nationalvermögens gelangen konnte, wie man damals in Italien (nicht ohne Grund) befürchtete; denn ſie konnten ja nur den Grund und Boden beſitzen, und der iſt ohne Arbeit und Verkehr wertlos. Andererſeits kann aber der Staat von Induſtrie allein ohne Ackerbau nicht beſtehen. Zwiſchen Phyſiokraten und Mercantiliſten in

*) Ortes gebraucht [illegible] den Ausdruck [illegible], weil er überhaupt viele [illegible]

Digitized by Google

der Mitte ſtehend, traf Ortes oft das richtige; er hat ſchon etwas vom Unterſchied zwiſchen Grundrente und Unternehmergewinn geahnt, die Lohnarbeiterfrage wenigſtens geſtreift und den Wert der Arbeitstheilung begriffen. Aber er betrachtet dieſe Theilung mehr als Naturgeſetz denn als nationalökonomiſchen Vortheil und gelangt in ſeinen erſten Werken faſt zum Kaſtenweſen. Er unterſcheidet vier Stände: 1. Landwirte, 2. Handwerker, 3. Kaufleute, 4. Geiſtliche, Lehrer und Beamte; aber in jedem der drei erſten muſs es geiſtige Leiter mit entſprechend größerem Einkommen und Handarbeiter geben. Während er aber bei Kaufleuten und Handwerkern dieſe weitere Theilung dem Spiel der Kräfte überläſst, iſt ihm ein erblicher Stand von Großgrundbeſitzern, ja von alleinigen Beſitzern des Bodens etwas Naturgemäßes, von Gott Gewolltes. Als ob es nie Gewalt und Eroberung gegeben hätte, betrachtet er den Grundbeſitz des Adels nur als Lohn für größere Tüchtigkeit oder dem Staate geleiſtete Dienſte früherer Generationen. Und noch größere Dienſte leiſten fortwährend, noch größere Belohnung verdienen ſelbſtverſtändlich die Geiſtlichen. Tapferkeit und Religion ſind das Wichtigſte für den Staat, deshalb ſind Adel und Geiſtlichkeit die höchſten Stände und ihre Belohnung darf nicht in gemeinem, vom Staate zu zahlendem Gehalt beſtehen; ſie muſs ihnen auf ewig in realem Beſitz geſichert werden. Jeder andere Stand kann im Staate entbehrt werden, nur dieſe beiden nicht, und ſie müſſen reich und unabhängig ſein, um ihren Einfluſs auf die anderen Claſſen ehrlich und ohne Intereſſe auszuüben. Freilich, adelige Familien erlöſchen hin und wieder und ihr Beſitz kommt an den Staat oder an die Kirche, während Kirchenbeſitz nie in andere Hände gelangt. Aber da es unvermeidlich iſt, daſs der Grundbeſitz in adeligen oder geiſtlichen Händen bleibe, ſo iſt es für das Volk beſſer, von der Geiſtlichkeit, die ja kein geſchloſſener Stand iſt, als vom Adel abzuhängen. Hier findet es Ortes ſelbſt für nöthig, ſeine Unparteilichkeit, trotz ſeines geiſtlichen Standes zu betheuern.

Noch weiter geht er, wo er gegen die Aufhebung der Fideicommiſſe kämpft. Er ſieht darin den vollſtändigen Ruin des Adels, deſſen Stelle „habgierige Kaufleute und Induſtrielle" (das den Junkern ſtets verhaſste ſogenannte mobile Capital) einnehmen werden, die ſich bereichern, während ſie das arme Volk noch mehr verſclaven.

Um die Zeit als Ortes dieſes ſchrieb, ſtand er noch ganz auf Seite der Großgrundbeſitzer und behauptete die Naturnothwendigkeit der ungleichen Vertheilung der Güter, weil „bei gleicher Vertheilung kein Menſch arbeiten und das Nationalvermögen aufgezehrt werden würde. Die Gleichheit wäre ebenſo ungerecht als unausführbar".

Aber einige Jahre ſpäter ſpricht er ſchon anders in ſeinen „Betrachtungen über die Bevölkerung". An der nöthigen Ungleichheit des Beſitzes hält er noch immer feſt, denn es müſſe Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben, aber die übermäßige Bereicherung der einen, wodurch die anderen verarmen und unterdrückt werden, iſt gegen göttliches und Naturgeſetz. Und endlich gelangt er zu dem Ausſpruch: Das Grundübel der großen Staaten iſt die ungleiche Vertheilung des Beſitzes, die Extreme von Reich und Arm, bei denen nur die Wahl zwiſchen Deſpotismus des Monarchen und der oberen Claſſen und dem noch ſchlimmeren der Demagogen bleibt. Selbſt die Kaufleute und Induſtriellen beginnen Gnade vor ſeinen Augen zu finden. Wenn es ſchon Emporkömmlinge und neue Millionäre geben müſſe, ſo iſt es noch beſſer, ſie kommen aus dieſen Claſſen als aus denen der Armee, der Juſtiz oder der Hofdiener. Dieſe letzteren zählt er übrigens mit den Soldaten, den Penſioniſten und Schmarotzern zur Claſſe der — Sclaven und Leibeigenen. „Die Sclaverei iſt aber nur ein Product der Dummheit des Volkes, welches nicht für ſich, ſondern für den Monarchen und die oberen Claſſen arbeitet."

Wie er die Unveränderlichkeit des Nationalvermögens behauptet, derzufolge der eine nur reich werden kann, wenn der andere arm wird, ſo daſs alle nationalökonomiſchen Maßregeln nur ein Deplacement, aber keine Vermehrung des Geſammtreichthums zur Folge haben können, ebenſo nimmt er auch eine ſtets gleich bleibende Arbeitsleiſtung an. In ſeinem Idealſtaate nimmt er an, daſs die Arbeit der Hälfte der Bevölkerung bei 300 Arbeitstagen im Jahre und acht Stunden täglicher Arbeit vollkommen genüge, um alle Bedürfniſſe der ganzen Bevölkerung zu befriedigen. Von den 24 Stunden des Tages, ſagt er, gehören acht dem Schlafe, acht der Ruhe und Unterhaltung und acht der Arbeit. Jede Arbeit ermüdet geiſtig und körperlich, macht daher Ruhe und Erholung nöthig. Nach dieſer kehrt der Menſch mit mehr Kraft und Luſt zur Arbeit zurück. So iſt Ortes der erſte, welcher das Princip des Achtſtundentages aufſtellt und begründet.

Richtiger als Adam Smith und vor dieſem rechnet er auch die geiſtigen Arbeiter — Advocaten, Lehrer, Beamte, Aerzte, Geiſtliche u. dgl. — zu den productiven Arbeitern, und ſeine arbeitende Hälfte der Bevölkerung ſetzt ſich aus allen arbeitsfähigen Männern und einem Theile der Frauen zuſammen. Dieſe haben ihr beſtimmtes Arbeitspenſum zu verrichten: arbeitet jemand zuviel, ſo entzieht er einem anderen die Arbeit, zwingt ihn zum Müſſiggang oder producirt Ueberflüſſiges. Dieſelbe Wirkung hat die Arbeit von Frauen und Kindern, wenn ſie erwachſenen kräftigen Männern Concurrenz macht. Ja, er geht ſogar ſoweit, eine gewiſſe Zahl von Bettlern zu dulden, wenn für ſie keine Arbeit vorhanden iſt, und macht ſich luſtig über die, welche den Arbeitsloſen Arbeit verſchaffen, „die Natur corrigieren wollen", wie er es höhniſch nennt. „Die müßigen Armen ſind eine nothwendige Conſequenz der müßigen Reichen", ſagt er ſchon in ſeinem Hauptwerke, in ſpäteren Jahren gelangt er beinahe bis zum „ehernen Lohngeſetz": Die abhängigen Arbeiter bekommen von ihren Herren nur ſoviel Lohn, als gerade zu ihrem Lebensunterhalt ausreicht, damit ſie nur für die Herren arbeiten ſollen.

Auf dieſem Wege gelangt er, lange vor Malthus, dazu, die Gefahr der Ueberbevölkerung zu erblicken, und ſchlägt Mittel dagegen vor, zu einer Zeit, als alle Staatsmänner nur an Vermehrung der Bevölkerung dachten. Er erklärt die Beförderung der Einwanderung armer Arbeiter für ebenſo unſinnig und ſchädlich, wie die damals in Italien ſo zahlreichen Stiftungen zur Ausheiratung armer Mädchen, denn damit vermehre man nur die Zahl der Proletarier. Deshalb hält er auch den Cölibat der Geiſtlichen und die Untrennbarkeit der Ehe, als Hemmſchuhe der Bevölkerungszunahme, für nützliche Einrichtungen. Aber, fährt er fort, die Reichen wollen die arme Bevölkerung vermehren, um mehr Menſchen zu haben, welche mit ihrer Exiſtenz von ihnen abhängen, während ſie ſelbſt wenig Kinder zeugen, um ihr Vermögen nicht unter viele Erben theilen zu müſſen. Damit Einige ſich bereichern, müſſen viele Arme in den beſchwerlichen und gefährlichen Arbeiten der Bergwerke, des Fiſchfangs, der Marine und dergl. ſich abmühen. Der Reichthum der Großen baſiert auf der Armut der großen Menge.

(Anhang zu „Betrachtungen über Bevölkerung und Vertheidigung gegen ſeine Kritiker".)

„Wer eine Nation durch Vermehrung der Bevölkerung und des auswärtigen Handels reicher und mächtiger zu machen glaubt als andere, der irrt ſehr, weil er den Monarchen und einige Große für das ganze Volk hält, was ganz falſch iſt... Dieſer Irrthum iſt umſo unheilvoller, als es nicht möglich iſt, Macht und Reichthum des Monarchen und der Großen übermäßig zu vermehren, ohne zugleich die Armut und Bedrückung des Volkes übermäßig zu ſteigern."

(Vorrede zu den Betrachtungen über Bevölkerung.)

„Durch Eroberungen wird der Reichthum eines Landes nicht vermehrt, nur der des Monarchen und der Großen, welche dadurch zu neuen einträglichen Aemtern gelangen, das übrige Volk wird dabei noch ärmer. Daſs der Reichthum und die Macht zu zerſtören nicht in Händen des ganzen Volkes, ſondern nur in denen einiger Perſonen liegen, wird auch durch den allgemeinen Sprachgebrauch beſtätigt. Man bildet ſich wohl ein, daſs Armee, Flotte und die ganze Kriegsmacht der Nation gehören, ſpricht aber doch ſtets von der königlichen Armee, der königlichen Marine. Das Volk ſieht eben doch ein, daſs es nicht über die zerſtörende Kraft verfügt, nicht verfügen kann, ſondern nur die Wenigen, welche aus Hochmuth und Ehrgeiz nur ſich allein für den Staat halten"...

„Die Politik iſt eigentlich nur die Kunſt zu betrügen, und Betrug darf nicht belobt werden. Aber dieſer Betrug wird nicht bloß zu Unterwerfung und Beſiegung fremder Nationen benützt, ſondern auch zur Unterjochung des eigenen Volkes, was gegen alles natürliche Recht und gegen den Hauptzweck des Staates gerichtet iſt. Denn die Menſchen vereinigen ſich nicht zu einem Staate, um ſich der Willkür eines einzigen oder einiger zu unterwerfen, ſondern um einander zu ſchützen unter einer Regierung nach ihrem Sinne... Freilich iſt der Deſpotismus bei den civiliſierten chriſtlichen Staaten nicht ſo arg, die Gewalt nicht ſo unverſchämt (sfacciata) wie bei den barbariſchen, wo der Sultan ſich offen als einziger Gebieter über Leben und Vermögen ſeiner Unterthanen erklärt, was ein chriſtlicher Souverän auch nicht vom geringſten ſeiner Unterthanen zu ſagen wagt. Aber das kommt nur davon, daſs ſeine Politik eine vorſichtigere iſt, er weiß das Unrecht zu verhüllen, das er ſeinen Unterthanen zufügt, indem er ſie unterworfen hält. Und dies wird ſo geſchickt gemacht, daſs die Unterthanen ſeine Herrſchaft ertragen, ja mitunter ſogar gerne ſehen.*) In Wirklichkeit iſt aber die Herrſchaft des chriſtlichen Königs ebenſogut eine Gewaltherrſchaft wie die des barbariſchen, und das muſs alle kränken und betrüben, welche etwas von natürlicher Freiheit verſtehen. Dieſe Verhältniſſe muſsten entſtehen infolge des Verlaſſens des Naturzuſtandes und des enormen Wachsthumes der Bevölkerung, welche die Concentrierung großer Reichthümer in den Händen weniger zu Folge hatten. Dadurch verarmte die Mehrzahl, und die große Menge der Armen muſs den Reichen dienen."

(Dell' ... [illegible] cap. 22 und 23.)

So ſchrieb ein katholiſcher Geiſtlicher vor mehr als hundert Jahren, und ſeine Werke wurden in den Jahren 1790, 1804 und 1816 in Mailand gedruckt, zur Zeit, als es noch keine Preſsfreiheit gab.

Dr. M. Landau.

Deutſche Einflüſſe und die Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes.

Von Profeſſor Th. G. Maſaryk (Prag).

[illegible]

Die gangbare Erklärung unſerer nationalen Wiedergeburt beruht auf der mythiſchen Vorſtellung von einem hiſtoriſchen und ſocialen Wunder: nicht nur unſere politiſchen Redner ſprechen mit Emphaſe

*) [illegible]

Digitized by Google

von der glorreichen Auferſtehung und Wiedererweckung vom Tode, auch in den wiſſenſchaftlichen und literariſchen Behandlungen des Problems finden wir dieſelbe bildliche, gewöhnlich bibliſche Allegoriſierung. Unſtreitig iſt dieſe Anſchauungsweiſe poetiſch und populär und hat bei uns noch immer ungezählte Anhänger.

Allein das logiſche Denken verlangt nach der Erforſchung der Thatſachen und ihrer cauſalen Verkettung, und ſo gelangen wir denn dazu, den ſogenannten nationalen Tod und die ſogenannte nationale Wiedergeburt in ihrem thatſächlichen Verlaufe zu ſchildern und nach den Urſachen der Erſcheinungen zu fragen. Wenn ich nicht irre, werden im ganzen acht Theorien aufgeſtellt, denen zufolge die Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes den folgenden Haupturſachen zugeſchrieben wird:

1. Die eigene Vergangenheit hat gewirkt; dieſes Wirken ſelbſt wird verſchiedentlich aufgefaſst: man ſpricht im allgemeinen von der großen ruhmreichen Vergangenheit u. dgl.; ab und zu wird ein ſpecieller Factor angeführt, die huſſitiſche Bewegung u. ä.

2. Das ſlaviſche Nationalbewuſstſein hat uns erweckt oder wenigſtens die Erweckten oder Halberweckten geſtärkt.

3. Das Volk in ſeinen ſogenannten niederen Schichten (beſonders der Bauer) hat uns erhalten. Das reine Volksthum iſt zur Geltung gekommen. Von dieſem Standpunkte aus wird gewöhnlich den Slovaken eine bedeutendere Rolle zugeſchrieben.

4. Die Literatur, Wiſſenſchaft, Kunſt, Philoſophie, Bildung überhaupt haben uns zu der Wiedergeburt verholfen. Dieſe Begriffe werden verſchiedentlich aufgefaſst: Viele denken beſonders an die ſlaviſchen Einflüſſe, andere ſprechen den deutſchen Einflüſſen die größere Wirkung zu (ſo Dr. Mirko) u. ſ. w.

5. Der politiſche und Aufklärungs-Liberalismus Weſteuropas, zumal Frankreichs, hat uns zum nationalen Bewuſstſein geweckt. (Die Reformen Kaiſer Joſefs II. u. a.)

6. Die Arbeitskraft und der wirtſchaftliche Fleiß des Volkes iſt erwacht. (Ein bei uns viel gebrauchtes Wort beſagt: In der Arbeit und im Wiſſen iſt unſer Heil.)

7. Die Religion und ſittliche Kraft hat uns erhalten und geweckt: die einen denken an den antireformatoriſchen Katholicismus (Oeſterreich), die anderen an den in den evangeliſchen Kirchen erhaltenen Reformationstorſo, andere faſſen das Problem unkirchlich im Sinne der Vernunftreligion u. dgl.

8. Unſere Raſſe iſt lebenskräftig und vermehrt ſich ſtark.

Dieſe Theorien werden natürlich auch verſchiedentlich combiniert, aber im ganzen dürfte ich in dieſer Aufzählung die typiſchen Erklärungsverſuche feſtgeſtellt haben.

Die Theorie Dr. Mirkos iſt alſo eine von den angeführten Theorien, denn ſie beſagt, daſs der Einfluſs der deutſchen Romantik und Herders an der Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes das Hauptverdienſt habe. Ich habe ſchon erklärt, in welchem Sinne Dr. Mirko die deutſchen Einflüſſe hervorhebt und mit Recht hervorhebt. Aber wenn es ſich um die ſociologiſche Erklärung der Wiedergeburt eines Volkes handelt, genügen dazu literariſche Einflüſſe nicht. Da müſſen andere treibende Kräfte im Spiele geweſen ſein. Die literariſchen Einflüſſe, die eigenen und fremden, können einen Theil dieſer Kräfte ausmachen, aber nicht das Ganze. Denn man darf nicht vergeſſen, daſs die Literatur, wenn nicht immer, ſo doch häufig, nur ein Exponent, ein Symptom ſocialen und nationalen Lebens, nicht aber die zeugende und treibende Lebenskraft ſelbſt iſt.

Speciell von der Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes glaube ich, daſs dieſelbe immer noch zu einſeitig als Wiedergeburt der Sprache und Literatur angeſehen wird. Ich behaupte dem gegenüber, daſs dieſe Wiedergeburt nicht ſo ſpecifiſch böhmiſch iſt, wie man es bei uns annimmt, ſondern daſs dieſelbe ein Theilphänomen eines allgemeinen europäiſchen Entwicklungsproceſſes iſt, und ich behaupte, daſs dieſe Wiedergeburt in ihrem Weſen und von allem Anfang an nicht ſprachlich und literariſch, ſondern politiſch und ſocial war. Und dann behaupte ich im Zuſammenhange damit weiters, daſs die Epoche vor der Wiedergeburt, die Epoche, die bildlich der nationale Tod und ähnlich tituliert wird, eine etwas andere Bedeutung hat, als bei uns bisher allgemein geglaubt wird.

Bei allem ſei feſtgeſtellt, daſs das böhmiſche Volk in der Epoche vor der Wiedergeburt nicht ſo ſtark germaniſiert war, als es bei uns immer wieder behauptet wird. Unſere Tagespreſſe und unſere Jugendliteratur ſprechen zwar beſtändig über die Germaniſation und den nationalen „Tod“ oder „Schlaf“, dem unſer Volksthum durch die Schlacht am Weißen Berge anheimgefallen iſt, allein das ſind zum [illegible] — [illegible] das Wort Dr. Mirkos [illegible] Jedenfalls [illegible] Tode und [illegible] Von ſolchen [illegible] Schlaf [illegible] auch außer [illegible] in der Wiſſenſchaft haben [illegible] [illegible] Hiſtoriker [illegible]

[illegible]

diese Schlacht verschuldet? Und weiters: Der Dynaſtie handelte es ſich nach der Schlacht am Weißen Berge um keine Germaniſierung, ſondern um die Unterdrückung der Reformation — von einer bewuſsten und planvoll geleiteten Germaniſierung kann jedenfalls nicht geſprochen werden. Die Antireformation hat gewiſs auch germaniſiert, aber ſie hat auch das Gegentheil bewirkt. Die Antireformation war ein religiöſer und kein nationaler Proceſs. Erſt Kaiſer Joſef II. dachte, aber wiederum nicht aus nationalen Gründen, an die Germaniſation — ſeine freiheitliche und aufkläreriſche Politik hat aber das Uebel mehr als aufgewogen. Auch haben die Germaniſierungsverſuche das gerade Gegentheil bewirkt. Bedenkt man ſchließlich, daſs die Maſſe des Volkes leibeigen und von der culturellen Arbeit ausgeſchloſſen war, daſs der Hof und der Adel im XVIII. Jahrhundert eher franzöſiſch als deutſch gebildet waren und erinnert man ſich daran, daſs es keinen obligaten Volksunterricht gab, daſs die Mittelſchulen und die Hochſchule mehr lateiniſch als deutſch waren, und daſs beſonders der einzige wahrhaft gebildete Stand der abſolutiſtiſchen Zeit, der Clerus, ſich lateiniſch bildete, ſo wird man wohl ſagen müſſen, daſs unſer Volk bis zum Ende des XVIII. Jahrhunderts nicht ſo ſtark germaniſiert ſein konnte, wie bei uns ſo häufig behauptet wird. Man bedenke dazu, daſs die damalige bureaukratiſche Staatsmaſchine ſchwerfällig und ganz äußerlich functionierte, daſs bei mangelnder Communication von Ideen und Menſchen die deutſche Literatur nicht nur auf uns, ſondern auch auf die deutſchen Oeſterreicher ſchwach einwirkte und daſs überhaupt das Nationalitätsgefühl erſt in dieſem Jahrhundert erwacht iſt (in Wien las man am Hofe Wieland in franzöſiſcher Ueberſetzung!), ſo wird man die geiſtige und nationale Atmoſphäre Böhmens und Oeſterreichs ſich vorſtellen können und mir beipflichten, wenn ich das abſolutiſtiſche Oeſterreich nicht als den Germaniſator auffaſſe, als der es gemeiniglich hingeſtellt wird.

Ich behaupte darum nicht, daſs die deutſche Dynaſtie nolens volens und ihre ſeit Maria Thereſia bewuſstere Centraliſation nicht germaniſiert hat; aber man darf ſich dieſe Germaniſation nicht in dem Umfange und in der Qualität vorſtellen, wie es diejenigen thun, die die gegenwärtigen ſtaatlichen Verhältniſſe und ſocialen Kräfte auf die Verhältniſſe des Abſolutismus übertragen. Ich weiß auch ſehr wohl, daſs die abſolutiſtiſche Gegenreformation unſer Volk in jeder Beziehung arg geſchädigt hat; ich kenne ja, was darüber ſelbſt ein Gindely (Geſchichte der Gegenreformation in Böhmen, 1894) hat zugeſtehen müſſen, und überhaupt bin ich nichts weniger als ein Freund der Gegenreformation und des Abſolutismus, dem ein Freiherr v. Andrian (und der konnte es wiſſen!) Geiſtesmord vorgeworfen hat, aber ich kann mich den Thatſachen und ihrer objectiven Abwägung nicht erwehren und glaube darum mit Recht ſchließen zu müſſen, daſs unſer Volk trotz aller harten Schickſalsſchläge am Ende des XVIII. Jahrh. nicht ſo bedeutend germaniſiert war, wie bei uns faſt allgemein angenommen wird.

Ich habe für dieſe Anſicht in meinen böhmiſchen Arbeiten ſchon auf mehrere Beweiſe hingewieſen. Die vorurtheilsfreie ſprachliche Analyſe unſerer Literatur zu Anfang der ſogenannten Wiedergeburt wird, ſoweit ich ſehen kann, dieſe meine Anſicht gewiſs beſtätigen.

Und ſo wird man mir auch zugeben müſſen, daſs wir in neuerer Zeit, etwa ſeit dem Jahre 1848, den deutſchen Einflüſſen viel mehr ausgeſetzt ſind, als vorher. Der moderne centraliſierte Staat, der überdies ab und zu thatſächlich germaniſieren wollte, der Parlamentarismus, die erleichterte Communication von Ideen und die Freizügigkeit der Menſchen, die wohlorganiſierte Schule, der Einfluſs der Journaliſtik, der Druck des großen Deutſchen Reiches und jene bewuſste und unbewuſste coloniſatoriſche und germaniſierende Thätigkeit in Oeſterreich überhaupt und in unſeren böhmiſchen Ländern insbeſondere — das alles, ſage ich, bedroht uns ſprachlich und national viel mehr als das abſolutiſtiſche Regime der Gegenreformation.

Keineswegs aber war der Verfall unſeres Volkes zu Ende des XVIII. Jahrhunderts in erſter Reihe ein ſprachlicher und literariſcher. Denn abgeſehen davon, daſs auch in Deutſchland, bei unſerem nächſten Nachbar, und bei den übrigen Völkern im XVIII. Jahrhundert Symptome eines ähnlichen, wenngleich ſchwächeren Verfalles ſich zeigen, ſo ſpricht für meine Auffaſſung die Thatſache, daſs ſich unſere Sprache verhältnismäßig ſehr raſch erholt hat — ſchon Jungmann ſchreibt die jetzige moderne Schriftſprache. Es war eben nicht die Sprache und nur die Sprache, welche verfallen war. Und weiſt man mir auf den deutſch ſchreibenden Dobrovský hin, ſo führe ich auf deutſcher Seite einen Leibniz, einen Friedrich II. an. Letzterer ſchrieb nur franzöſiſch und doch war er gut preußiſch und deutſch — Dobrovský ſchrieb vorwiegend deutſch und lateiniſch, war aber gut böhmiſch, böhmiſcher als mancher moderne Böhme und Schriftſteller, der nicht deutſch kann.

Durch 100 Jahre bildete die religiös-kirchliche Frage den Angelpunkt unſerer ganzen Geſchichte und Entwicklung: es iſt nicht möglich, daſs ein ſo gewaltiger und durchdringender geſchichtlicher Proceſs plötzlich [illegible], daſs der bisherige religiöſe Inhalt unſerer Entwicklung von dem Sprach- und Nationalbewuſstſein einfach abgelöſt werden konnte [illegible] die naturgemäße Weiterentwicklung [illegible], und darum iſt der [illegible] die Hebung und Wiedererweckung [illegible] Sprache, ſondern [illegible] die moralische

Digitized by Google

und ſocialpolitiſche Wiedergeburt aus dem durch die Gegenreformation und auch ſchon durch unſere Reformation bedingten allſeitigen Verfalle.

Ich ſage: Unſer Verfall iſt auch durch unſere Reformation mitbedingt. Ich betone das, weil bisher nach meiner Anſicht bei unſeren Schriftſtellern viel zu einſeitig die Habsburgiſche Gegenreformation für unſeren Verfall verantwortlich gemacht wird. Das iſt ungerecht. Wie geſagt, ich weiß, was die Gegenreformation ſich an uns zu Schulden kommen ließ; allein, ſoweit die geſchichtlichen Thatſachen vorliegen, iſt nach meinem Dafürhalten der Schluſs unabweisbar, daſs die Fehler und Gräuel der Gegenreformation durch die Fehler und Gräuel der Reformationszeit vorbereitet, bedingt und zum Theil verſchuldet wurden. Wie ich die Sachen ſehe, ſo handelt es ſich nicht nur um größere und geringere Fehler dieſes oder jenes böhmiſchen Königs und unſerer Stände; der Mangel lag tiefer: unſere Reformation war in einigen ihrer Principien verfehlt. Darin ſehe ich unſere, ich möchte ſagen, tragiſche Schuld.

Ich weiß die culturelle Leiſtung unſeres Volkes, welches eben als erſtes Volk die Reformation durchführte, gewiſs zu ſchätzen; ich ſtimme ganz beſonders Palacký darin zu, wenn er unſere böhmiſche Brüderkirche als das Ideal der bisherigen religiöſen Entwicklung hinſtellt. In dieſem Urtheile ſtimmen alle deutſchen, engliſchen und überhaupt alle Kenner der Religionsgeſchichte überein. Allein ich kann mich der Erkenntnis nicht verſchließen, daſs auch dieſe unſere Sonne einige Flecken hatte; ganz entſchieden war der Huſſitismus verfehlt und muſste darum mit jenem Fiasco endigen, mit welchem er thatſächlich geendigt hat.

Die religiöſe Frage, wie ich ſie auffaſſe und wie ich ſie als rothen Faden unſerer Geſchichte ſehe, bedeutet nicht nur die myſtiſch-religiöſe Erregung und Erhebung des Gemüthes, ſondern ſie iſt und war ſtets die Frage praktiſcher ſocialer Sittlichkeit und darum Gerechtigkeit. Die religiöſe Frage war gleich im Beginne unſerer Reformation vorwiegend auch ſociale Frage. Der Bauer und der Herr ſtanden ſich ſehr bald gegenüber. Der Bauer wurde vom Herrn geknechtet, und es beginnt der Kampf der ſiegreichen Herren mit dem Könige — die Beſieger der Bauern werden vom fremden König beſiegt, und die durch die Reformation eingeleitete ſociale Bewegung endigt mit der Ausgeſtaltung des Abſolutismus. So war es in Deutſchland, in Frankreich, überall, ſo war es in Böhmen, nur daſs bei uns dieſer hiſtoriſche Geſammtproceſs durch die eigenthümliche kirchlich-religiöſe Entwicklung (Huſſitismus, Brüderunität, Proteſtantismus, gegenreformatoriſcher Katholicismus) ſein ganz eigenthümliches politiſches, ſociales und nationales Gepräge erhielt.

Der Abſolutismus führte bei uns die Gegenreformation und mit ihr eine der größten ſocialen Revolutionen ſiegreich durch. Aber kaum war das vielfach blutige Werk beendet, ſo war gerade der ſiegreiche Abſolutismus der Beſiegte. Er hat ſich am Sieg über ſein größtes Volk verblutet.

Und mit dieſer Schwächung des Abſolutismus erhebt ſich unſer Volksthum. Schon Maria Thereſia iſt durch den Bauernaufſtand von 1775 über die Unzulänglichkeit der bisherigen Gegenreformation und ihres geiſtigen und politiſchen Abſolutismus eines Beſſeren belehrt worden — ſie kommt zur Einſicht, daſs die ſeit 1487 von den Ständen geknechteten Bauern endlich befreit werden müſſen. Und wie kühn iſt Maria Thereſia dadurch, daſs ſie die noch heute revolutionär dünkenden Pläne ihres Hofrathes v. Raab acceptierte, der weiteren Entwicklung vorangeeilt! Kaiſer Joſef ſetzt das Werk fort (Aufhebung der Leibeigenſchaft 1781 u. ſ. w.), das nach vielen Schwankungen 1848 und 1849 halb und halb fertiggeſtellt, wenn auch noch lange nicht zu Ende geführt wird.

Schon damals war alſo die böhmiſche Frage eine ſociale, und zwar vornehmlich Agrar- oder Bauernfrage. Die neueren Werke von Gindely, die Geſchichte der Bauernbefreiung von Grünberg, die Geſchichte der bäuerlichen Religionsbewegung von Rezek u. ſ. w. — ſie alle beſtätigen mir, daſs der Inhalt und das Ziel unſerer Wiedergeburt vor allem ſocial und politiſch war und ſein muſste.

Wir haben noch keine eingehende Wirtſchaftsgeſchichte des laufenden Jahrhunderts, aber es unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs in den böhmiſchen Ländern ſchon in der erſten Hälfte unſeres Jahrhunderts die ſociale und wirtſchaftliche Gliederung der Bevölkerung im ganzen und großen ſo war, wie ſie ſich gegenwärtig zeigt. Im Beginne unſeres Jahrhunderts begannen die böhmiſchen Länder neben dem landwirtſchaftlichen auch den induſtriellen Großbetrieb zu entwickeln; zu der Agrarfrage aus dem vorigen Jahrhunderts iſt die Arbeiterfrage hinzugekommen.

Das ſocialpolitiſche Element beherrſcht jedoch, wie überall, ſo auch bei uns, die geſchichtliche Entwicklung. Damit ſtimmt, was ich anderwärts (in meinem Buch über Havlíček) weiter ausgeführt und hier wiederholt habe: daſs der Hauptinhalt der böhmiſchen Wiedergeburt nicht ſprachlich literariſch, ſondern ſocialpolitiſch war und iſt.

Und deshalb kann ich den Einflüſſen der deutſchen Romantik das Hauptverdienſt an dieſer Wiedergeburt nicht zuſchreiben.

Sprache, Literatur und Nationalität waren unſeren bedeutendſten Männern wohl auch Ziel, aber viel mehr Mittel zur geiſtigen und ſocialen Wiedergeburt. So z. B. ſagt Šafařík, um wenigſtens einen Ausſpruch anzuführen, ausdrücklich: „Das rein Menſchliche läſst ſich durch das Nationale erreichen . . . . In dieſem Sinne ſind zwar die Mutterſprache und Nationalität als ſolche nicht das Ziel des geiſtigen Lebens; aber ſie ſind ein natürliches und unabweisbares Mittel zum Aufſuchen der höchſten und heiligſten Lebenszwecke, der geiſtigen und ſittlichen Vervollkommnung." In dieſen wenigen Worten iſt in Kürze Sinn und Tendenz unſerer bedeutendſten Wiedererwecker ausgeſprochen. Das iſt der Sinn der Geſchichtsphiloſophie Kollárs, Palackýs, Havlíčeks, Smetanas. Erſt die neuere politiſche Entwicklung hat bei uns, ſowie überall in Oeſterreich, eine geiſtige Verflachung verurſacht, die ich von meinem Standpunkt nicht anſtehe, als Liberalismus, reſpective Vulgärliberalismus zu verurtheilen. Dieſer Liberalismus hat auch das Nationalitätsgefühl corrumpiert und vielfach in Chauvinismus und ſprachlichen Fetiſchismus umgewandelt. An dieſen Uebeln leiden wir in Oeſterreich alle. Speciell bei uns hat es der altczechiſche und jungczechiſche Liberalismus in ſeiner Verflachung ſo weit gebracht, daſs er das nationale und politiſche Programm eines Palacký und Havlíček gar nicht mehr kennt und ſich, ſowie andere politiſche Parteien, auf die rein fabriksmäßig betriebene Parlamentspolitik beſchränkt hat. Das letzte Auftreten des Jungczechenthums gegen die böhmiſchen Arbeiter iſt geradezu ein Fauſtſchlag gegen die edelſten Aſpirationen eines Havlíček, deſſen politiſches Programm ſie vorgeblich befolgen wollen. Smetana — dieſen bedeutenden böhmiſchen Denker kennt allerdings kein einziger von unſeren Politikern — hat dem böhmiſchen Denken und der böhmiſchen Philoſophie ſchon 1848 die Löſung der ſocialen Frage zur Aufgabe geſtellt. Heute findet ſich aber bei uns eine angeblich fortſchrittliche politiſche Partei, die unſeren wahren Lebensinhalt und die eigentlichen Lebensprobleme unſerer Zeit nicht ſehen kann und will und es dem berüchtigten Miniſter nachſpricht, daſs die ſociale Frage an der Grenze Böhmens Halt mache!

Allein der politiſche und ſociale Liberalismus iſt nicht die einzige Plage, die uns Epigonen unſerer Wiedererwecker das Schickſal beſchieden hat. Dieſes Schickſal hat uns eine Sorte von Literarhiſtorikern und Hiſtorikern überhaupt beſcheert, die den eigentlichen geiſtigen, ſittlichen und ſocialen Inhalt unſeres nationalen Wiedergeburtprogrammes in ihrer Tinte aufgelöſt haben.

Die Geſchichte der Wiedergeburt wurde bei uns bis jetzt faſt nur von Perſonen der älteren (ſagen wir Handſchriften-) Epoche geſchrieben, und ſie haben es glücklich dahin gebracht, daſs ihnen der ganze ſociale Inhalt des Jahrhunderts zu einer gelehrten Bibliographie zuſammenſchrumpfte, über die wohl einige Herren Schulinſpectoren ihre Freude haben mögen, die aber jeden denkenden Menſchen mit Unwillen erfüllen muſs. Unſere Liberalen wiederum weichen dem religiöſen und kirchlichen Problem überhaupt aus und begnügen ſich damit, den Inhalt der Wiedergeburt in dem öden Tagespoliticismus zu ſehen, ſo daſs im Geſammtreſultate die böhmiſche Nation und ihre Wiedergeburt zu einer Art raiſonnierenden und die politiſche Windſtille moleſtierenden Homunculus herabgedrückt wurde . . .

Und gegen dieſen liberalpolitiſchen Gelehrten- und Zeitungshomunculus führt die jüngere Generation ihren Kampf und ihre, leider, vielfach verfehlte literariſche und politiſche Revolution.

(Schluſs folgt.)

Noch einmal „Der Pulsſchlag."

Sehr geehrte Redaction!

Nur um zu zeigen, wie recht Herr G. Simmel*) mit ſeinen letzten Worten hatte, bemerke ich, daſs ſich in einem im Jahre 1875 erſchienenen Aufſatz Emerſons („Poetry and Imagination") folgende Stelle findet: „Wenn man den Rhythmus der gewöhnlichen Engliſchen Metren, den zehnſilbigen Vierzeiler oder den achtſilbigen Vers, der mit ſechsſilbigen abwechſelt oder andere Rhythmen vor ſich hin ſummt, wird man leicht auf die Vermuthung gebracht, daſs dieſe Metren organiſch und vom Pulsſchlag des Menſchen abgeleitet ſind und darum auch nicht einer einzigen Nation, ſondern dem Menſchengeſchlecht angehören." Es geht aber noch weiter zurück, denn eine faſt gleichlautende Stelle findet ſich bereits in Emerſons Tagebuch aus dem Jahre 18[illegible], welches allerdings erſt vor zwei Jahren von ſeinem Sohne veröffentlicht worden iſt. Es beweiſt dies auch, wie recht Herr G. S. in ſeinem erſten Aufſatz hatte, wie ſinnlos Prioritätsſtreitigkeiten ſind, wenn einer nicht alle Bücher der Welt als Quellenmaterial verwerten will. Es handelt ſich ja auch thatſächlich immer nur darum, daſs neue Ideen gefunden und alte Wahrheiten entdeckt werden, nicht aber, wer ſie findet oder entdeckt; keinesfalls können die Menſchen ein ſittliches Intereſſe daran haben, ſolche, die bewuſst und mit Abſicht eine fremde Entdeckung als eigene ausgeben, an den Pranger zu ſtellen.

Ihr ſehr ergebener

Dr. Karl Federn.

„Ein Dichter des Verrathes."

[illegible]

In der Nummer 136 vom 8. Mai 1897 der „Zeit" hat [illegible] [illegible]

als einen „Dichter des Verrathes“, als einen „auf Irrwege gedrängten“ Poeten hinzuſtellen, deſſen „giftige Geiſtesproducte immer neue Generationen nähren“. Im Feuer ſeiner Ausführungen verſteigt ſich Dr. Iwan Franko nach Inhaltsangabe einer Ballade „Alpuhara“ (welche die Rache eines Mauren an den Spaniern, ſeine erheuchelte Verbrüderung mit ihnen und ſeine falſchen Freundſchaftsküſſe, die ihnen die Peſt bringen, ſchildert) zum pathetiſchen Ausrufe: „Und dies grauſige Meiſterwerk figuriert in allen Schulbüchern und träufelt ſeit Decennien Gift in die Seelen polniſcher Jugend ein!“

Ich laſſe die Perſon des Herrn Dr. Franko ganz aus dem Spiel, obwohl es Anlaſs genug gäbe, ſich mit ſeinen eigenen Schöpfungen ein wenig zu befaſſen und ſie unter Anwendung ſeiner eigenen Methode auf ihren Giftgehalt zu prüfen.

Abſchnitt um Abſchnitt muſs ich dagegen das geradezu Monſtröſe ſeiner Ausführungen nachweiſen. Dr. Iwan Franko iſt vorſichtig genug, ſich auf Georg Brandes' Artikel „Polniſche Romantik“ zu berufen und citiert ſeinen Ausſpruch, eines der Hauptmotive in der Dichtung der Dichter Mickiewicz und Slowacki ſei „eine Verherrlichung des Betruges oder der Ueberrumpelung“. Es hat Dr. Iwan Franko gewundert, daſs kein Pole gegen dieſe Worte proteſtiert hat, und dieſe Verwunderung hat ſich dann zum Muth bei ihm kryſtalliſiert, „einige häretiſche Gedanken über den größten polniſchen Dichter auszuſprechen“.

Herr Dr. Franko hat ſich ſehr ungeſchickt an die Rockſchöße von Georg Brandes gehängt. Erſtens citiert er f a l ſ ch! Brandes ſchildert die in der „Todtenfeier“ (Dziady) von Mickiewicz wiedergegebene Grauſamkeit der ruſſiſchen Regierung und ſchreibt wörtlich: „Wie die Farbe ihre Complementärfarbe, ruft dieſes Grauſamkeitsmotiv bei Mickiewicz und Slowacki immer das R a ch e m o t i v hervor. Man kann dies am deutlichſten im dritten Theile von „Dziady“ aus den Geſängen erkennen, welche von den Gefangenen geſungen werden, und auch bei Slowacki finden wir immer den Fluch variiert, der den gegen die Landsleute ausgeübten Verrath trifft und immer wieder eine Verherrlichung des Betruges oder der Ueberrumpelung variiert, die gegen den Feind ausgeübt wird“.*)

Alſo behauptet Brandes bloß, daſs in einigen polniſchen Dichtungen (die er aufzählt: „Dziady“, „Waclaw“, „Lambra“, „Kordian“), Fluch dem Landesverrathe und Rache um jeden Preis an dem Feinde gepredigt wird. Es ſind das jene Dichtungen, in welchen zugleich die Grauſamkeit der Feinde als Motiv der Handlung auftritt.

Man leſe Brandes' Inhaltsangabe einiger Scenen der „Todtenfeier“, und man wird mit mir gewiſs übereinſtimmen, daſs er etwas ganz anderes behauptete, als ſich Herr Dr. Franko für ſeinen Privatgebrauch herausklügelte.

Zweitens iſt Georg Brandes bei aller Anerkennung, die auch in Polen ſeinem kritiſchen Talente gezollt wird, gewiſs keine Autorität auf dem Gebiete der polniſchen Literatur. In dem von Herrn Doctor Franko citierten Artikel hat Brandes über ſolche Meiſterwerke, wie Slowackis „Anhelli“, welcher ein Typus ſtiller Entſagung der höchſten Geſtalten im Volke iſt, nichts zu ſagen gewuſst, hat über die leitende Idee des dritten Theiles der „Todtenfeier“, deren Träger nicht Konrad, der ſich aufbäumende und im prometheiſchen Stolze mit Gott ſtreitende Revolutionär, ſondern der gläubige, ihn zur Gottheit zurückleitende Viſionär, der Prieſter Peter iſt, auch nicht ein einziges Wort verloren, hat Slowackis „Prieſter Marcus“, „Geſpräch mit der Nonne Makrina“ und vor allem die herrliche Tragödie „Lilla Weneda“, in welcher eben dem Princip der Rache, das der Liebe und Aufopferung entgegengeſtellt wird, nicht einmal genannt, hat dagegen durch die Identificierung des Helden von „Horszynski“ (eines Dramas) mit „Waclaw“ (einer Erzählung) von Slowacki jedem Kenner der polniſchen Literatur verrathen, daſs er beide Werke nicht geleſen hat. Ueber andere Irrthümer und Unterlaſſungen dieſes Eſſays von Brandes will ich mich nicht verbreiten.

Man kann einem geiſtvollen Kritiker, der ſich die Mühe gibt, über eine Epoche einer ihm ganz fremden Literatur ſeine Bemerkungen niederzuſchreiben, um zu Dank verpflichtet ſein. Ja, es hat die ungenaue Kenntnis des Sujets einen gewiſſen Vortheil in ſich. Man urtheilt ohne jede, durch allzu große Vertiefung blind gewordene Vorliebe für den Gegenſtand.

Von Herrn Dr. Franko hat aber der Leſer das Recht, volle und eingehende Wahrheit zu verlangen. Nicht deshalb, weil er ein Zögling eines polniſchen Gymnaſiums in Drohobycz war; an jenem Gymnaſium, welches auch ich und zur ſelben Zeit wie Dr. Franko beſuchte, gab es noch polniſche Leſebücher, aus denen alles von Kraſinski und Slowacki eliminiert wurde, und in denen Dichtungen von Mickiewicz in einer ſo [illegible] Form — ohne einen einzigen Abſchnitt aus der „Todtenfeier“ — vertreten waren, daſs man da wohl [illegible] eine Vorſtellung über die polniſche Romantik [illegible] konnte.

Als Dr. Franko bei [illegible] zu jener Zeit fleißig polniſche [illegible] die [illegible] Schüler [illegible] wie Slowacki [illegible] Zeit, wie er ſelbſt [illegible] „aus [illegible] mit der Mickiewicz-Andacht entgegengebrachten“ [illegible] und an dem [illegible] einem ihm [illegible] Manne

und vorzüglichen Mathematiker, der Kerekjarto hieß und ein Ruthene war) ſchlecht aufgenommenes Penſum in dieſer Richtung geliefert. Beſſer aufgenommen wurden ſpäter Frankos Gedichte, und darunter waren es juſt nicht die ärgſten, welche ſich direct an Motive von Slovacki und Mickiewicz anlehnen und ſogar einzelne Redewendungen ihnen verdanken.

So darf man wohl annehmen, daſs, wenn auch Franko kein Mickiewicz-Philologe geworden iſt, er ſich doch — um ſeine eigenen Worte wiederzugeben — ſeinen „werten Kopf“ mit polniſchen Dichtern häufig genug „zerbrochen hat“.

Und von dieſem Manne haben wir nun das Recht, nicht geiſtreiche Aperçus, die mehr oder weniger falſch ſein können, ſondern aufrichtige, gewiſſenhafte Wahrheit zu verlangen; von dieſem Manne haben wir das Recht, zu erwarten, daſs er auch dem politiſchen Gegner nicht mit Fälſchungen, Verſchweigungen und Mäkelungen an ſeinen lauterſten geiſtigen Producten, an den Dichtungen ſeines größten Genies begegnen wird.

Herr Dr. Franko hat aber in einer politiſchen Erbitterung ſeine „häretiſchen Gedanken“ über Mickiewicz niedergeſchrieben, und dieſe Gedanken ſind wirklich „häretiſch“, nicht weil ſie gegen die wohlbegründete Hochachtung für des Dichters Genie und Charakter verſtoßen, ſondern weil ſie gegen die allen ernſten Schriftſtellern heilige Liebe zur Freiheit, gegen das revoltierende Princip des Geiſteskampfes mit der Deſpotie, mit der Gewalt von Volk zu Volk ſich wenden. Und ſie ſind „häretiſch“, weil ſie Fälſchung auf Fälſchung häufen, und zwar in einem Zeitpunkte, da die ruſſiſche Regierung in der Bedrückung des polniſchen Volkes nachlaſſend dieſem, zum „Dichter des Verrathes“ geſtempelten Vorkämpfer für Freiheit und Verbrüderung der Völker ein Monument in Warſchau zu errichten erlaubt.

Dieſe „häretiſchen Gedanken“ ſind keine literariſche Kritik — ſie ſind ein politiſches Pamphlet.

Herr Dr. Franko ſpricht von Verderbtheit, Charakterloſigkeit, Cynismus und Corruption der polniſchen Geſellſchaft, in deren Dunſtkreis die Generation des Adam Mickiewicz lebte. Verderbt, charakterlos, cyniſch und corrupt waren alſo die polniſchen Legionen, welche unter Napoleon den ganzen Welttheil durchzogen, um mit beiſpielloſer Aufopferung ihr Vaterland zu neuem Daſein zu erwecken und in welche der Knabe Mickiewicz — es war das ſein erſter großer Eindruck, der ihm fürs Leben unvergeſslich blieb — eintreten wollte. Verderbt, corrupt, charakterlos und cyniſch waren die damaligen Patrioten Czacki, der in zehn Jahren (1803 bis 1813) hundertvierundzwanzig Schulen fürs Volk gründete, Staszic, der ſein ganzes Leben und ſein ganzes Vermögen öffentlicher Wohlfahrt widmete, der Fürſt Czartoryski, der die Gunſt des damals mächtigſten Monarchen Europas, ſeines Duzfreundes Alexanders I. verſcherzte, um nur ſeinem Lande dienen zu können, der die Wilnaer Univerſität als Curator zum Brennpunkte des höchſten geiſtigen Lebens in Polen machte; corrupt und cyniſch waren die Lehrer dieſer Univerſität: die Brüder Sniadecki, Lelewel, Borowski, Groddeck, Chodani, Frank, die Lehrer von Mickiewicz, Slowacki, Odyniec, der Dichter Brodzinski, der große Interpret Schillers und Goethes in Warſchau und der unglückliche Autor „Marias“, Anton Malczewski; cyniſch und verderbt waren die geheimen Verbindungen, welche damals — zur Jugendzeit des „Dichters des Verrathes“ und bis in ſein 27. Lebensjahr — ganz Polen mit einem Netze umſpannten und welche mit den ruſſiſchen Verſchwörern, den ebenfalls cyniſchen und verderbten Männern, wie Peſtel, Murawiew, Ryleiew und Beſtużew (wovon die zwei letzteren perſönliche Freunde des in Odeſſa internierten „Dichters des Verrathes“ wurden) zur Schaffung einer freien ſlaviſchen Conföderation von Polen, Ruthenen und Ruſſen ſich verbanden; corrupt und charakterlos waren die Studentenverbindungen in Wilna, die nach deutſchem Muſter ſich organiſierten, um conſtitutionelle Freiheiten zu erkämpfen und denen Mickiewicz auch angehörte, um dafür mit 19 Collegen erſt in Unterſuchungshaft viele Monate gequält und dann des Verbrechens überwieſen, „daſs ſie die ſinnloſe polniſche Nationalität in den annectierten Provinzen ſtärken wollten“, ins Innere Rußlands deportiert zu werden. All der Heroismus der zahlloſen damaligen Opfer des ruſſiſchen Syſtems, alle Opferfreudigkeit, mit welcher der hochſinnige College des Dichters, Zan, die Schuld auf ſich nahm, mit welcher in Warſchau Zyc und Dzwonkowski ſich entleibten, um keine Geſtändniſſe durch die Folter ſich erpreſſen zu laſſen, Lukaſinski und zahlreiche andere Häftlinge aber allen Qualen trotzten, ohne auch nur eine Silbe von der Organiſation zu verrathen, welche über 5000 Mitglieder umfaſste, und auch der Muth des im Königreiche Polen eingeſetzten Landtagsgerichtshofes, welcher bloß Gefängnisſtrafen für die des Hochverrathes angeklagten und überwieſenen Verſchwörer ausſprach — das ſind wahrlich ſprechende Beweiſe der ſittlichen Verkommenheit von Adam Mickiewicz' Generation.

Dieſe Generation conſpirierte ebenſo wie in Frankreich, Italien und Deutſchland, ſie wollte ein einheitliches, freies Polen, ſie wollte eine Emancipation der Bauern, von welcher auch nur zu ſprechen oder zu ſchreiben die ruſſiſche Regierung verbot, ſie wollte Gleichſtellung aller Nationalitäten und Confeſſionen — ſie war wirklich verderbt nach der Auffaſſung der ruſſiſchen Beamtenſchaft vom Schlage des [illegible] Nowoſilcow, der zehnjährige Studenten in Haft nahm,

Digitized by Google

Aus der revolutionären Stimmung der Zeit heraus erwuchs die flammende Apoſtrophe des polniſchen Dichters an ſein Volk, die poetiſche Erzählung „Konrad Wallenrod“. Es iſt dies das einzige Werk, über deſſen Tendenz ſich irgendwie discutieren läſst, wenn man juſt Aneiferung zum Verrath — nach Frankos Vorgang — wittern will. Wallenrod verräth den Erbfeind Lithauens, den Deutſchen Ritterorden. Dieſer Orden hatte einen Vernichtungskrieg mit den Lithauern begonnen. Jahr um Jahr ſchmälert ſich der lithauiſche Beſitz, Kinder, Frauen, Greiſe werden gemordet oder zu Geſangenen gemacht und die Kinder im Haſſe gegen ihre Heimat erzogen. Ein Verhängnis laſtet über dem unglücklichen Lande. Es iſt ſo groß mit ſeinen Urwäldern und üppigen Auen, es hat wehrhafte Männer, todesmuthige Führer, aber es kann im Kampfe nicht beſtehen, für einen freien Mann iſt bald kein Raum darinnen. Wie eine Heuſchreckenſchar verwüſten es die heuchleriſchen Träger des Kreuzes, welche vorgeben, chriſtlichen Glauben zu künden, und Mord und Zerſtörung bringen.

Konrad Wallenrod, als Kind vom Orden gefangen genommen, wächst dort heran, durch den lithauiſchen Sänger Halban immer an ſein unglückliches Land erinnert. Als Jüngling entkommt er mit Halban nach Lithauen, heiratet die Tochter des Fürſten Kiejſtut, Aldona, fühlt ſich aber im Lande nicht ſicher, da die Ueberfälle des Ritterordens unbezwingbar ſind. „Er fand kein Glück zuhauſe, weil es im Vaterlande nicht da war“, und ſo verläſst er ſeine ihn ſchwärmeriſch liebende Frau, ſein Heim, geht nach Spanien, kämpft, erwirbt Ruhm, tritt in den Orden, wird zum Großmeiſter gewählt, und zu fortwährenden Angriffen auf Lithauen von den Rittern ermahnt, vollzieht er endlich ſeinen Lebensplan und vernichtet durch einen Winterfeldzug die Macht des Ordens.

Konrad Wallenrod iſt zum Schluſſe eine paſſive Natur; er wird von Halban gedrängt, von ſeinen eigenen, beuteluſtigen Untergebenen gedrängt, den in ihm ſchlummernden Racheplan auszuführen. Er hat alles geopfert und — für nichts. Die Elemente, Froſt und Hunger, kommen ihm zu Hilfe. Ruhig erwartet er nach vollbrachter That den Tod. Und in dieſer freiwilligen Sühne, der er ſich durch Flucht entziehen konnte, in dem ſchmerzlichen Abſchiede von Aldona, welche ihr ganzes Leben von ihm getrennt in einem deutſchen Kloſter zubrachte, gewinnt er ſeine Größe wieder. Das iſt kein Verräther im landläufigen Sinne; das Leben iſt ihm alles ſchuldig geblieben, es gab ihm Ruhm, der ihm ekel war, es gab ihm Ehren, die er verabſcheute, es gab ihm endlich Macht, die er ſich lange, ſehr lange auszunützen ſträubte.

In den Gewiſſensqualen, die ihm ſein Plan bereitet, in der bangen Ungewiſsheit, was ihm der morgige Tag bringt, in der gelangweilten Herrſchaft über Feinde, welche er zertreten möchte, greift er zu Betäubungsmitteln: er trinkt, raſt und läſst ſeinen Zorn die Umgebung ſpüren. Sein theueres Land, das aus tauſend Wunden blutet, ſieht er nie, wird er nie ſehen — ſein Weib nie umarmen, ein Kind nie an die Bruſt drücken. Seinem Namen werden die fluchen, die er beherrſcht, und als Fremdling wird er denen ſterben, die er liebt. Nur der Sänger Halban, der unentdeckt als Beichtvater fortlebt, übernimmt es, ſeinen Ruhm zu verkünden. Es iſt das ausſöhnende Moment der Poeſie, welche zur Rache entflammt und auch ſolchen Verrath am entmenſchten Peiniger eines ruhigen Volkes zu verklären und zu einer heroiſchen That emporzuheben vermag.

Dr. Franko beruft ſich darauf, daſs nach Biegeleiſens Ausſpruch „die Grundidee dieſes Gedichtes der Leitſtern jedes edlen polniſchen Patrioten geworden iſt“. Ja, was iſt die Grundidee? Iſt es der Verrath an und für ſich? Oder iſt es die Selbſtloſigkeit Konrads, der ſich einer Idee zu Liebe entſchließt ein langes qualvolles Leben zu friſten? Iſt es — wenn wir ſogar annehmen wollten, daſs es ſich um die Glorificierung des Verrathes handelt — die Rache am Feinde der Rache halber, oder iſt es Vergeltung zum Schutz, „das Abhauen ſo vieler Köpfe der Hyder mit einem Streich“?

Sonderbarerweiſe zerſtört aber Dr. Franko ſeine Inſinuationen ſelber, indem er anführt, Słowacki und der Dichter Cajetan Koźmian hätten aufs Schärfſte „Konrad Wallenrod“ verurtheilt. Ich will dem Entdecker des „Dichters des Verrathes“ in ſeiner Bedrängnis beiſpringen. Słowacki ſchrieb im „Beniowski“ ſeine Octaven wider Konrad Wallenrod nach einer Begegnung mit Mickiewicz (am 25. December 1840) auf einem zu Ehren des letzteren gegebenen Feſte, auf welchem beide Dichter improviſierten und Mickiewicz ſeinem Partner gegenüber eine ablehnende Stellung einnahm. Geſchichtenträger und Anecdotenmacher verſchärften noch den Gegenſatz beider Dichter, und Słowacki ſchob in ſeine damals geſchriebene Erzählung „Beniowski“ nicht nur einige ſcharfe Bemerkungen über „Wallenrod“ (volle dreizehn Jahre nach deſſen Erſcheinen!) ſondern auch eine große, glühende Anklage gegen Mickiewicz ein. Doch auch in dieſer Erregung, welcher er Ausdruck gegeben zu haben ſpäter tief bereute, vergiſst Słowacki nicht, mit was für einem Gegner er es zu thun hat, und voll ſtolzen Bewuſstſeins ruft er zum Schluſſe von ſich und Mickiewicz aus, „daſs ſie wie zwei Götter auf ihren Sonnen thronen“.

Der zweite Gewährsmann Dr. Frankos, Cajetan Koźmian, hat als eingefleiſchter Anhänger der altfranzöſiſchen Schule, des Boileau und Laharpe, ebenſo wie Dmochowski nichts unverſucht gelaſſen, um den jungen Romantiker als lächerlich und abgeſchmackt hinzuſtellen. Was er über Wallenrod ſchreibt, iſt nicht im geringſten ethiſch empfunden. Es ſoll eine äſthetiſche Abkanzlung des Dichters ſein, welche nun Franko für ſeine Zwecke herbeizieht.

Nur Kraſinski trat wirklich einigermaßen dem Werke entgegen, aber auch nicht dem etwa aus demſelben deducierten Vertrauensbruche, ſondern bloß der Idee der Gewalt und blutigen Vergeltung, für welche er in ſeinem „Irydion“ den Gedanken ruhiger in die Zukunft vertrauender Arbeit ſetzt. Kraſinski war nie im Gefängnis, wie Mickiewicz, hatte nicht hunderte von verfolgten Freunden um ſich, brachte ſogar die Zeit der größten Repreſſalien ſeitens der ruſſiſchen Regierung im Auslande als noch ganz junger Menſch zu und litt auch zu ſehr infolge des Haſſes, mit welchem die politiſchen Heißſporne ſeinem mehr als gemäßigten und zur ruſſiſchen Regierung hinneigenden Vater begegneten, um die revolutionären Ideen billigen zu können.

Konrad Wallenrod fand übrigens unter den ruſſiſchen Freunden Mickiewicz' begeiſterte Aufnahme, und kein Geringerer als Puſchkin begann ſogar an ſeiner Ueberſetzung zu arbeiten. Zu dieſen Freunden gehörten aber außer den ſchon erwähnten Dichtern Rylejew und Beſtużew, Fürſt Wjazemski, der die „Sonette aus der Krim“ überſetzte, die Brüder Polewoj, Herausgeber des „Moskowskij Telegraf“, Puſchkin, der mit Mickiewicz gemeinſam manchen cenſurunfähigen Gedanken tauſchte, die Fürſtin Zeneida Wolkonska, welche für Muſik und Poeſie Begabung hatte und auch einiges von Mickiewicz überſetzte, die Dichter Dmitrjew, Żukowski, Kolzow, Baratynski, der Hiſtoriker Szewyrew, die Brüder Kirejewski. Und keiner von dieſen Männern fand an Konrad Wallenrod etwas Anſtößiges. Viele verwendeten ſich ſogar, um die Cenſur günſtig zu ſtimmen und die Veröffentlichung des Werkes zu ermöglichen.

Und das „grauſige Meiſterwerk“, die Ballade „Alpuhara“, welche in die Dichtung aufgenommen wurde, fand unzählige Ueberſetzer in Deutſchland und „figuriert“ auch in deutſchen Leſebüchern für die Jugend und in deutſchen Declamatorien (Egger, Bern) vergiften alſo auch — Deutſchland. Zum Schluſs noch eine Bemerkung über die ganze Epopöe des Verrathes. Als Mickiewicz Ende Auguſt 1829 einen Beſuch bei Goethe in Weimar abſtattete, war er dem deutſchen Dichter kein Fremder mehr. Goethe hatte Ueberſetzungen von Karoline Jäniſch (in den „Leipziger Jahrbüchern“) u. z. aus „Konrad Wallenrod“ geleſen. Und auf Grund dieſer „Epopöe des Verrathes“ zollte er dem polniſchen Gaſte ſeinen uneingeſchränkten Beifall.

Was Herr Dr. Ivan Franko ſonſt an „häretiſchen Gedanken“ über die „Balladen“ „Dziady“ „Grażyna“ und „Pan Tadeusz“ von Adam Mickiewicz vorbringt, verdient eigentlich nicht einmal widerlegt zu werden. In den im Artikel beſprochenen Balladen „Switeź-Fee“ und das „Fiſchlein“ wird nur das ewige Motiv des Treubruches in der Liebe benutzt, ebenſo in der Ballade „Czaty“ (die Lauer). Und wieder hat Puſchkin unter allen Balladen des polniſchen Dichters neben den „drei Budriſſen“ juſt dieſe mit dem — wie Dr. Franko behauptet — „complicirten Verrathsmotiv“ ins ruſſiſche überſetzt, und man kann ſie in der deutſchen Rückuberſetzung bei Bodenſtedt (in ſeiner Puſchkin-Ausgabe) leſen. Was doch Puſchkin für einen verhängnisvollen Geſchmack hatte! Er ſtand gewiſs nicht auf der erwünſchten geläuterten, ethiſchen Höhe, er überſetzte nicht nur den Anfang von „Konrad Wallenrod“, ſondern auch die Ballade „Czaty“. Dann kam der Deutſche Scherr und nahm die Ueberſetzung von Lippert aus dem Ruſſiſchen des Puſchkin in ſeinem „Bildeerſaal der Weltliteratur“ auf.

Bei der Beſprechung der Ballade „Tukaj“, welche für Dr. Franko eine „Diſſertation über den Freundesverrath“ iſt etwa wie der I. Theil „Fauſt“ eine Diſſertation über die Kunſt, ein unſchuldiges Mädchen zu verführen, paſſiert unſerem Kritiker ein kleines Malheur. Er vergiſst, daſs er in einer europäiſchen Sprache ſchreibt, welche von vielen Polen verſtanden wird, vergiſst, daſs die Balladen von Mickiewicz zweimal vollſtändig ins Deutſche übertragen ſind (von Blankenſee, Berlin, Nauck 1836 und von Albert Weiß, Leipzig, Univerſalbibliothek), daſs alſo auch der deutſche Leſer Gelegenheit hatte, ihn zu controlieren und will uns ganz ungeniert aufbinden, daſs „Tukaj ſeine drei treueſten Freunde nacheinander verſucht“ und daſs „natürlich alle drei ihn verrathen“. Das iſt denn doch zu ſtark! Das iſt einfach ein Phantaſieſtück von Herrn Dr. Franko, denn in der von Mickiewicz geſchriebenen Ballade hat noch kein noch ſo aufmerkſamer Leſer etwas von dieſer Verſuchung und vom Verrath gefunden.

Die Ballade „Renegat“ findet Dr. Franko „ziemlich unbedeutend“, wahrſcheinlich, weil mit Ausnahme des Titels nichts Verrätheriſches an ihr zu entdecken iſt. Die Ballade hat übrigens zwei Theile und ſoll nichts anderes zum Ausdrucke bringen als den überwältigenden Reiz des polniſchen Weibes. Herr Dr. Franko erzählt bloß den erſten Theil, „wo ein zum Muſelmann gewordener Pole bei dem bloßen Anblick einer polniſchen, dem Sultan geſchenkten Sclavin ſtirbt“. Man verurtheilt die Sclavin als Zauberin zum Tode, das Volk will ſie ſteinigen, der [illegible], welcher ſie vom Gefängniſſe herbeiführen ſoll, geht mit [illegible] aber doch — und das iſt der zweite Theil.

Dr. Franko dürfte es auch bekannt ſein, daſs der Renegat und zwar der erſte Theil, von welchem er [illegible] eine Improviſation [illegible] ein von einem [illegible] in [illegible] gegebenes Thema iſt. Es war [illegible], vor den [illegible] des [illegible] nach dem [illegible], [illegible] im Freundeskreiſe mag man [illegible] Mickiewicz [illegible]

Digitized by Google

würde, wenn er in der Verbannung, in die er bald abgeht, irgendwo in den fernen Orient verirrt, den Glauben Mahomeds annähme und wenn man ihm dann als Paſcha in ſeinen Harem die Jugendgeliebte Maryla brächte. Diesmal rührt alſo die Todſünde der Wahl von „Verräther"-Figuren nicht im geringſten von Mickiewicz her.

Mit den Balladen wären wir jetzt fertig.

Was die Erzählung „Zywila" betrifft (deren Autorſchaft übrigens nicht ganz ſichergeſtellt iſt!) ſo wird in ihr, ebenſo wie in „Grażyna", ein heldenmüthiges, edles Weib geſchildert, welches gegen Landesverrath und Blutvergießen ankämpft. Litawor, der (in „Grażyna") mit fremder Hilfe ſein ihm unrechtmäßig entzogenes Fürſtenthum dem Lehensherrn abringen will, iſt eine im Mittelalter ſehr häufige Erſcheinung. Das Genie des polniſchen Dichters läſst eben eine jener damals alltäglichen und nun auf jedem zweiten Blatt einer jeden Landeschronik nachzuleſenden Thaten in ihrem ganzen Grauſen, in ihrer ganzen Verwerflichkeit erſcheinen. Ohne das tiefe ethiſche Empfinden und die Meiſterſchaft der Schilderung des polniſchen Dichters würde Dr. Franko nicht einmal gewahr werden, daſs hier in dieſem Fürſtenſtreit ſich etwas „Verrätheriſches" abſpielt.

Und was ſagt uns Dr. Franko über „Dziady"? Der erſte, zweite und vierte Theil des erſten Dramas dieſer als Trilogie geplanten Dichtung kommen ganz außer Betracht. Sie paſſen dem Entdecker des „Dichters des Verrathes" nicht in ſeinen mühſam zuſammengetragenen Bau. Die herrlichſte Liebestragödie der polniſchen Literatur hat nichts von „Ueberrumpelung und Betrug". Der dritte Theil der Trilogie iſt unvollendet, ein zweiter wurde nicht geſchrieben. Aber auf das Fragment dieſes dritten Theiles läſst ſich manches pfropfen. Dr. Franko citiert das Rachelied des gefangenen Konrad. Er hat ſchlecht gewählt, er hätte mehr für ſich aus dieſer grauenvollen Dichtung herausſchlagen können. Denn wenn man aus dem Zuſammenhange etwas herausreißt, dann kann man leicht den Ankläger ſpielen.

Aber das Gewiſſen iſt in Dr. Franko wahrſcheinlich erwacht, als er der grandioſeſten Revolutionsdichtung unſeres Jahrhunderts gedachte. Er konnte es nicht über ſich bringen, auch hier den Dichter zu verunglimpfen. Er ſagt bloß: „Das Gedicht iſt Fragment geblieben … wir wiſſen nicht, was der Dichter mit Konrad vorhatte." Nun, ſo ganz richtig iſt die Sache nicht. Wir wiſſen ganz gut, daſs Konrad, der Himmelſtürmer und Revolutionär, ſich vor Gottes Rathſchlüſſen beugt, und wir wiſſen ganz genau, daſs aus dieſem Manne, der mit dem Prieſter Peter, dem Propheten künftiger Völkerbefreiung, zuſammengetroffen iſt, kein ethiſch irgendwie anzuzweifelnder Held mehr werden kann. Das verſchweigt uns aber Herr Dr. Franko, und dieſe Verſchweigung iſt eine Fälſchung.

Auch wiſſen wir aus einem Briefe des Dichters an Niemcewicz, wie er ſein Werk fortzuſetzen gedachte. „Ich will in der Dichtung die ganze Geſchichte der Verfolgungen und des Märtyrerthums unſeres Landes umfaſſen. Die Scenen in Wilna ſind eine Einleitung zu den Petersburger Gefängniſſen, zu der Zwangsarbeit und Zwangsanſiedelung in Sibirien. In einem der folgenden Theile werde ich einen Gefangenen auftreten laſſen, einen Conföderaten (d. i. einen der im Jahre 1793 gegen Rufsland verbundenen Landesvertheidiger), der im Petersburger Gefängnis ſein ganzes Leben zubrachte und das Jahr 1825 erlebte, wo er ſeinen neuen Leidensgefährten über die Haft des Kosciuszko und Niemcewicz berichtet."

Weiß Herr Dr. Franko wirklich nichts davon?

Er iſt, ſcheint es, gegen alles taub und blind, was in ſeinen „Verraths"-Rahmen ſich nicht hineinzwängen läſst. So macht er aus Jacek Soplica, welcher unverſehens im Affecte den die Hand ſeiner Tochter ihm verweigernden ſtolzen Wojewoden erſchießt, wenigſtens einen „Schier-Landesverräther", denn der Schuſs fiel zur Zeit, als die Ruſſen das Schloſs des Magnaten belagerten. Gegen ſolche Deductionen iſt nicht anzukämpfen, angeſichts ſolcher Logik müſſen wir uns freilich auch die Rubricierung des „Pan Tadeusz" unter den „Verräther"-Dichtungen gefallen laſſen. So wittert Dr. Franko auch im Gedichte „An die Mutter Polin" aus einer einzigen Wendung eine Aneiferung zum Verrath. Das Gedicht wurde übrigens nicht, wie Dr. Franko tendenziös falſch bekanntgibt, während der Warſchauer Erhebung, d. i. am 28. November 1830, ſondern fünfthalb Monate früher, zwiſchen dem 11. bis 14. Juli 1830, auf der Reiſe von Florenz nach Genua geſchrieben. In Florenz hatte Mickiewicz einige franzöſiſche Blätter zur Hand bekommen, welche [illegible] Kritiken ſeiner Werke und daher auch eine Geſchichte der Studentenverbindungen in Wilna und der ruſſiſchen Verfolgungen enthielten. Tief erſchüttert von den Erinnerungen an ſeine im fernen Rufsland ſchmachtenden Freunde, an ſolche Männer, wie Zan, der in Kriegsgefangenſchaft ſich befand, an alles Leid, welches er ſelbſt erduldete, an alle Pein, welche er mit anſah, an das namenloſe Elend, welches [illegible] ſchrieb er dieſes Gedicht, — [illegible] Seele aus.

[illegible]

ſchen Gefühles, als das höchſte Vermächtnis des genialen Dichters betrachtet und mit Begeiſterung declamiert wird".

An die polniſche Mutter.

O Polin, wenn du ſiehſt, daſs deinem Sohne
Vom Auge blitzt des Genius lichte Flamme,
Daſs auf der Stirn des Kindes früh ſchon throne
Der ſtolze Adel, eigen ſeinem Stamme,
Daſs er entfliehend der Gefährten Kreiſen
Dem Greis zueilt und hängt an ſeinem Munde,
Weil er ihm ſingt der Heldenlieder Weiſen,
Die von der Ahnen Thaten geben Kunde.

— — — — — — —

Laſs ihn in abgeleg'nen Höhlen hauſen,
Auf Binſen ſchlafen, fern von Menſchen weilen,
Einathmen feuchte, faule Luft ohn' Grauſen,
Mit giftigem Gewürm das Lager theilen.
Dort mag er lernen ſeinen Grimm vergraben,
Gedanken bergen in des Abgrunds Dunkeln,
Mit Worten tödten, wie mit gift'gen Gaben
Und arglos, todter Schlange gleichend, funkeln.

— — — — — — —

In Ketten ſchmiede ihn bei guter Weile
Und daſs er früh ſich an den Karren bücke,
Und daſs er nicht erbleiche vor dem Beile,
Und nicht erröthe vor des Henkers Stricke,
Er wird nicht wie die alten Ritter wallen,
Jeruſalem den Heiden abzuringen,
Nicht als Soldat von heute ruhmvoll fallen,
Der Freiheit Saat mit ſeinem Blut zu düngen.
Ihn fordert ein Spion, der ſich nicht nennet,
Meineid'ge Richter ſind's, die ſich ihm ſtellen,
Der Kampfplatz, ein Verließ, das niemand kennet,
„Gewalt vor Recht" wird ihm das Urtheil fällen.
Und dem Beſiegten ſtellt der Feind zu Ehren
Des Galgens Denkmal auf, ihn dran zu henken,
Sein Nachruhm ſind der Weiber flücht'ge Zähren
Und ſeines Volkes ſcheues Angedenken.

Damit alſo wäre das ganze Penſum Dr. Frankos beſprochen. Es verdient wahrlich keine beſſ're Cenſur als ſeine erſte gegen Mickiewicz gerichtete Schularbeit, für welche er von ſeinem Gymnaſialdirector eine „tüchtige Naſe bekam."

Und wohin würden wir gelangen, wenn wir die Methode des Herrn Dr. Franko, die einem Regiſtrator, der jeden Act falſch reponiert, zur Ehre gereichen könnte, auf andere Dichter einmal anwenden wollten. Daſs es Dichter des Treubruchs gibt, iſt bekannt. Aber es gibt leider mehr „Dichter des Verrathes" als man glaubt. Schiller iſt der erſte. Schon Ludwig Börne hat es im Aufſatze über „Tell" bemerkt. Ich weiß nicht, ob man ihm geantwortet hat. Bin kein Schiller-Philologe — andere mögen ſich die „werten Köpfe" zerbrechen, was es denn mit Schiller iſt, über den ich meine „häretiſchen Gedanken" habe, und über den ich ſie ſchon am Gymnaſium hatte, als ich ſeine entſetzlich langen Balladen auswendig lernen muſste. Dieſe Idealgeſtalt der Deutſchen iſt eigentlich nichts anderes als ein verkappter Sendling irgend eines noch nicht feſtgeſtellten Revolutionscomités. Vom erſten Auftreten bis zu ſeinem Tode ſpricht er nur von Treubruch und Verrath. Schon in den Gedichten der erſten Periode hat er nichts beſſeres zu thun, als die verrathene „Kindesmörderin" zu ſchildern, dann beliebt es ihm einen Tyrannenmörder „Möros" in der „Bürgſchaft" zu glorificieren und die gemeinſte Tücke im „Gang nach dem Eiſenhammer" zu ſchildern. Im „Ring des Polykrates" verläſst, verräth alſo ein Freund den anderen, weil er der Götter Rache nahen ſieht. Und die Dramen! In der „Semele" Beroe, in den „Räubern" Franz Moor, in „Fiesco" Verrath an Doria, Verrath an der Republik und Verrath Verrinas, in „Kabale und Liebe" ein Söhnchen, welches dem Vater droht, es werde verrathen, „wie man Präſident wird," in „Don Carlos" Verrath des Sohnes am Vater begangen, Verrath des ſo hoch gehaltenen und von dem deutſchen Volke geprieſenen Marquis Poſa, der ſich in die Gunſt des Königs ſetzt und dann nichts weniger plant, als ihn einer Provinz zu berauben, in „Maria Stuart" laufen die Verräther wie vergiftete Ratten herum; die entthronte Königin gelangt durch ſchnöden Verrath ins Gefängnis, Mortimer, Leiceſter und die anderen überbieten ſich gegenſeitig im Einander-Verrathen; „Wilhelm Tell" und „Wallenſtein" ſind ſozuſagen die claſſiſchen Dramen des Verrathes, in ihnen wird der Verrath geradezu zum Princip erhoben. Und „Demetrius?" Man ſieht, daſs Schiller noch im Tode von ſeiner Lieblingsidee Verräther zu ſchildern, nicht laſſen konnte. An die anderen Fragmente erinnere ich mich nicht mehr, ich bin kein Schiller-Philologe! Ich habe das alſo nur kurz ſkizziert; die nähere Ausführung überlaſſe ich einem Manne vom Talente Dr. Frankos.

Ja, es iſt wahr, die Polen verehren Mickiewicz als ihren größten Geiſteshelden und ſie haben volles Recht dazu. Einer der größten Dichter aller Zeiten und einer der edelſten Menſchen, deſſen ganzes Leben ein [illegible] Kampf um die Freiheit ſeines Volkes in erſter Reihe, aber auch um die von ganz Europa geweſen iſt: ein Mann, der [illegible] geſchrieben, weil er ſeinem Vaterlande treu blieb, der in der [illegible] Jugend im Gefängnis und [illegible] Verbannung.

Digitized by Google

im Mannesalter im Pariſer Exil unaufhörlich an den Ketten rüttelte, welche die Völker noch bis heute drücken, kann nicht genug verehrt werden. Nicht Adam Mickiewicz, über welchen ſchon längſt abgeſchloſſene Urtheile ſolcher Perſönlichkeiten aller Schattierungen wie Puſchkin, Uhland, Lammenais, Michelet, Quinet, George Sand, Montalembert vorliegen, ſondern Dr. Iwan Frankos kritiſches Urtheil iſt in ſeinem eigenen Artikel gerichtet.

Was aber wirklich Mickiewicz nicht nur ſeinem Volke, ſondern der ganzen Welt geleiſtet, das wäre dem deutſchen Leſer gelegentlich noch mitzutheilen.

Heinrich Monat.

Johannes Schlaf.

(Schluſs.)

Das moniſtiſche Bewuſstſein ruht als feſter Mittelpunkt, den Zufall der Einzelerſcheinung im All und in der Ewigkeit verklärend. Aber es ſucht nach differenzierteren Ausdrucksmitteln, will in immer myſtiſchere Formen ſchlüpfen. Die flirrende Buntheit der Dinge bewegt ſich um den Dichter wie ein ſchwankender Maskenreigen, und lächelnd greift er hin nach den Masken und hält ſie ſich vors eigene Geſicht. Er liebt es, ſich unaufhörlich zu verwandeln. Das Leben in ſeinen wechſelnden Geſtalten, aufs tiefſte und innigſte will er es ſich zu eigen machen. Mit allem, was er ſieht, fühlt, erſpäht, erhorcht, will er ſich ſeeliſch identificieren. Iſt nicht das gleiche Leben in ihnen und in den Erſcheinungen? Kann nicht das Ich ins Du hinüberſtrömen? Sind ſie nicht verbunden durch den großen Einklang der Natur?

Am Hinterdeich draußen hat er ſein Duſelplätzchen. Dort liegt er und träumt und ſchlürft das millionenfaltige Leben der gaukelnden Landſchaft. Er denkt ſich Menſchen, die er kennt, und denkt ſich in ſie hinein, ſieht ſich in ihrer Geſtalt, fühlt mit ihrem Fühlen. Er beobachtet Käfer, wie ſie durchs Riedgras haſten, und auch ihre Exiſtenz macht er ſich ganz zueigen. Er zieht einen Schilfhalm aus der Erde und erlauſcht aus ihm das Myſterium des Lebens. Und ſinkt und verſinkt immer tiefer in die lachende Seligkeit des großen Einheits- und unendlichen Kraftgefühles. Nichts iſt in der Natur, das nicht auch in ihm wäre, und nichts iſt in ihm, das ihm nicht allüberall aus der Natur wieder entgegenblühte. Das All im Einen, der Eine im All.

Wunderbar, wie Schlaf für ſeine ureigenſte Dichterindividualität die herrlichſten Worte findet, wenn er ſich beiſpielsweiſe in das Pflanzendaſein einer Blume hineinträumt:

„Jetzt aber bin ich eine große, ſchöne Blume. Ein Fühlen, ganz dämmerndes Fühlen. Ich wurzele in einer ſüßen, feuchten Kühle und dehne mich ſacht in ein laues, fächelndes Schweigen hinein, ſpreize mich, ringend und nachgebend, mit hundert Formen in ſanften, neckiſchen Widerſtand hinein, etwas Heißem, Lichtem ſehnend entgegen. Zu oberſt leuchte ich vor Jubel, und meine Luſt wird eine köſtliche Süße. Es ſchwirrt zu mir her mit bunten, durchſichtigen Flügeln, und ich erſchauere in den Wonnen einer leiſen, leiſen, ſanften Berührung ....

Traum bin ich, Traum, ganz Traum und ſüßes, ſüßes Verdämmern, Schlummern, Entſchlafen ....“

— — Ein Zwiſchenweltler, ſteht er vor uns, vom Irdiſchen und Sinnlichen ins Ueberirdiſche und Ueberſinnliche ragend, aufs tiefſte heimiſch in Natur und Realität und gerade dadurch, bei der leiſeſten Bewegung, ans unendliche Myſterium rührend. Ein Zwiſchenweltler. ...

Und nun in dieſes Dämmern und Träumen mit ſtarkem prächtigem Lebensimpuls das Gefühl der Liebe hinein! Gleichviel, ob das Weib Wirklichkeit, ob Imagination. In der Dichtung überall ſpüren wir ſeinen Duft. Und es iſt ein milder, reiner Wohlgeruch.

Mächtiger noch, inniger wird das Gefühl des Einklangs, indem Mann und Weib ſich zuſammenſchmiegen. Die Myſterien alle ſind gelöst und umkreiſen ſie als funkelnde Wahrheiten, lockende Viſionen. Weite Proſpecte öffnen ſich in eine winkende erfüllungsreiche Zukunft. Die Erde, ein winziger Stern, fliegt ſummenden Geſanges durch den Kosmos, und, auf ihr, das Liebespaar lauſcht dem berauſchenden Getön und dem Hineinklingen ſphäriſcher Harmonien. Es gibt keine Weite, die in dieſer Enge nicht lebendig wäre, keine Herrlichkeit und Macht, die nicht gleich Wunderbäumen aufblühte in den geeinten Herzen von Du und Ich. ....

„Und ich ſehe in ein fernes Thal.
Da lacht im weiten Sonnenglanz ein ſchönes Wunderland.
Noch verhüllt, leiſe verhüllt.
Das iſt das verlorene, wiedergewonnene Paradies.
Da gehen Hand in Hand Adam und Eva im goldigen Sonnenlicht an breiten klaren Waſſern über ſmaragdene Wieſen.
Da gehen Hand in Hand wir beide, Du und Ich, im goldigen Sonnenlicht an breiten klaren Waſſern über ſmaragdene Wieſen.“

In dieſer ſeligen Zukunftsviſion von der Wiederkehr des Paradieſes offenbart ſich die tiefe, innere Beruhigung, die das All-Einheitsgefühl, unter der helfenden Hand der Liebe, im Herzen des Dichters geweckt hat.

*

Aber Schatten ziehen über die Oberfläche, trübe Vorboten ..

Das Verhältnis von Menſch zu Menſch iſt ſelten ganz rein, niemals dauerhaft.

Immer wieder ſtehen ſich zwei Geſpenſter gegenüber, die ſich argwöhniſch belauern, feige ausweichen.

Das eine greift, und das andere flieht. Und wenn das Greifende zufaſſen will, dann ſchlüpft das Fliehende in tauſend Vermummungen, um ſich dem Erkennen zu entziehen.

Ein neues Maskenſpiel beginnt. Vielleicht anfangs noch leiſe neckiſch, bald wirrer und toller werdend. Und endend in wüſter Gier und täppiſcher Blindheit.

Iſt es euch noch niemals paſſiert, daſs euch die Geliebte zum Chamäleon wurde, das anfieng in tauſenderlei Farben zu ſchillern, und euch zu äffen ſuchte durch immer neue Geſtalten mit immer neuen Geſichtern?!

Und habt ihr es noch nie erlebt, daſs, fern von der Geliebten, aus allen Erſcheinungen ihr Bild euch entgegenſchwankte, bald lieblich und rein, bald unſelig-verzerrt und angſtvoll-bedrückend?!

Nun, dieſe Seelenzuſtände ſind es, die ſich bei Johannes Schlaf ins Bewuſstſein rangen, denen er mannigfaltigen dichteriſchen Ausdruck zu leihen verſuchte.

Das Geſetz der Individuation richtet ſich trennend auf zwiſchen zwei ſcheinbar aufs engſte verbundenen Menſchen .... das Meduſenhaupt der Liebe!

— — Man verſteht ſich nicht mehr. Man ſtößt gegenſeitig auf Stumpfheit. Man heuchelt vor einander ... Man iſt ja eben doch nicht Einer, man iſt — Zwei!

Der ſchöne edle Einheitstraum war bloß ... eine Illuſion!

Und die Illuſion iſt zerſtoben.

Man möchte ſie wiederherſtellen. Aber das geht nicht. Es hängt nicht von unſerem Willen ab. Sie kommt, wenn wir ſie kaum erwarten, als freie, geſchenkte Gnade. Sie geht, wenn wir ihrer am meiſten bedürften, als höhnendes, zerfließendes Schemen.

Und wir, von Leidenſchaft toll gemacht, rennen hinterdrein. Wir wollen das Schemen erhaſchen. Wir wiſſen — etwas ſagt in uns: es iſt ein Schemen! — Gleichviel! Wir ſtürzen hinterdrein, ſtürzen in ein wahnvolles Jagen und Haſten, wollen das Glück wiederhaben, das uns lächelnd entſchwebt iſt.

Du und Ich ſind einander fremd geworden. Wie und wo ſie ſich auch begegnen mögen, immer tragen ſie Masken. Zuweilen blitzt einmal das alte, das wahre Geſicht auf. Nur zu erneutem heftigerem Schmerz! Erinnerungen wachen auf, gleich Eumenidenſchlangen, fahren ziſchend nach uns hin, beißen uns in die Halskehle. Von folternder Sehnſucht geſchüttelt, breiten wir die Arme aus und brechen mit einem ohnmächtigen Gelächter zuſammen.

„Dich will ich! Dich! ... Wo biſt du?! Wie halt ich dich?!“

So ſtammeln die Lippen des hilflos Suchenden.

Zerriſſen iſt der Contact, das Dionyſosbild zerſchlagen.

Die Seele friert und irrt auf öder Haide.

Wahnbilder ſteigen auf.

Die todte, für uns todte, weil verſchollene Geliebte, ſie lebt in uns ſelber. Führt dort ein zweideutiges, unheimliches Geſpenſterleben. Niſtet als eine Art Vampyr, der uns zerfriſst und auffangt.

Vergebens wehrt ſich der Mann wider den läſterlichen Spuk. Der hat ihn behext. Iſt ſein Verderben.

Es flüſtert in ihm: Wenn du willſt, daſs ich mich dir geben ſoll, ſo gehe hin und tödte dich ſelbſt. Niemals komme ich aus dir heraus, in lebender liebender Geſtalt, ſolange du dich an dieſes ſchnöde Leben klammerſt. Ich bin deine Sehnſucht ... Und die Erfüllung der Sehnſucht wird ſtets mit dem Tode bezahlt.

Er hört es zitternd. Er weiß, er wird dieſer Stimme folgen müſſen.

Aber noch ſucht er ſich ſelbſt zu betrügen. Noch iſt der Inſtinct des Lebens zu mächtig in ihm. Er gibt ſich dran und ſucht. Draußen, meint er, müſſe ihm die todte Geliebte, das Bild ſeiner Sehnſucht, begegnen. Und wirklich, bald hier, bald da, lockt ihn ein vertrauter Zug, mitten im wirren Maskenſpiel.

Und endlich, endlich! glaubt er die Geliebte wiederzuhaben. Ein Weib hat er gefunden, das Weib hat ſich ihm gegeben — darin ſind ganz ihre Züge eingeſchrieben. Ein kurzer beſeligender Wahn. Dann iſt auch dieſer Spuk zerronnen.

Das ſuchende Ich iſt aufs neue zurückgeſtoßen in die traurige Wüſte.

Und nun wird in ihm ſelber das Weiberſpiel wieder lebendig. Lockt und umnarrt. Umgaukelt ihn mit ſchwebenden verflatternden Schemenzügen. Und eines Abends ſteht es am Fenſter und winkt hinaus.

Ein tiefer erkaltender Schreck. Doch einen Widerſtand gibt es nicht. Todesmuthiges Folgen, unwiderſtehlich dahingezogen. Das Schemen ſchwebt und ſchwebt immer weiter. Ueber Wieſen, durch Wälder, zum rauſchenden Strom hin. Ueber dem Strome ſchwebt's ... [illegible] zu verſinken. Und wirr, wild, blind hinterdrein. Ein letztes [illegible], [illegible] Untertauchen. Und ein letzter Schmerzensſchrei: „Du ...“

Dies der [illegible] Schluſs von Schlafs Novelle „Sommer[illegible]“.

Ein [illegible] [illegible] [illegible]

Und dem [illegible] auch ein [illegible] allgemeine[illegible]

Digitized by Google

Ein Erlebnis, das, in veränderter Form, auch dem geſunden Manne widerfahren kann. Ein bis in das Grauſen der letzten Conſequenzen ausgeſponnener ſymboliſcher Fall, dem gegenüber die Durchſchnittswirklichkeit milde erſcheint. Das Todeslied der Liebesvereinigung von Du und Ich. Eine letzte ſchrille Diſſonanz, die alles Leben zerreißt . .

* * *

Doch ſtets ſtellt das Leben ſich wieder her.

Es faſst auch den Untergehenden mit milder Hand, ſpielt mit weichen Koſelichtern durch die ſchleichenden Schatten der Verdüſterung . . .

Und auf die bleichen ſchmerzverzogenen Lippen tritt ein neues Lächeln. Wund und doch friedevoll. Ein Lächeln ſtillſter Reſignation. Das Lächeln eines ſüßen bebenden Stolzes.

Eines iſt doch ewig in uns und ſpottet allem Untergang. Das iſt unſer ahnendes Sehnen. Das quillt immer wieder leiſe in uns empor, rinnt mit zagem Strome hinein in die Welt, umſchlingt die Welt mit dem unermeſslichen Ocean allmächtiger Liebe.

Und abermals ſind Du und Ich aufs innigſte verbunden, ſind Du-Ich. Das Gefühl erhabener Liebe hat alle Schranken geſprengt, alle Verwirrungen gelöst. Das ſanfte Hineinſinken in den Untergang hat jetzt nichts Schreckendes mehr. Eine ſelige Gewiſsheit wurzelt im dunkelſten Grunde, bleibt unverlierbar. Das Ziel — „iſt ein ungeheures Meer des Schweigens".

Das Individuum geht . . . ſchwindet hin . . . verliſcht. Die Welt aber raſt in allen Strömen fort. Strebt immer neuen Zielen, neuen Erfüllungen zu. Auch neuen Schmerzen — gewiſs! und neuen Enttäuſchungen. Aber ſtets iſt das Leben ins Leben verliebt. Und auch das Allerwinzigſte iſt ihm wichtig — „die Neugeburt eines Mückleins wohl, das noch zum Licht will". Damit dieſes Mücklein zum Lichte kann, muſs die ganze ungeheure Welt weiterbeſtehen, unaufhörlich Tod und Leben miſchend, gehaſst, geliebt, verflucht und immer wieder aufs neue brünſtig erſehnt.

Und wer erſt auf die dummen Anſprüche an ein perſönliches Glück verzichtet hat, dem iſt die ganze Welt das Glück, das Wiſſen um die Unendlichkeit, Unzerſtörbarkeit des Lebens. Um den nie verhallenden Jubel der Creatur, der in der Wonne des Erſtehens und des Sehnens das Leben unaufhörlich durchhallt . . .

Haidekraut ſteck ich an meinen Hut
Und wandre.
Was iſt mein Ziel?
Der Ruf eines Vogels
Glockenhell
Aus einem tiefen,
Fernen Grund . . .

Schlichtere Weisheit, hellere Weisheit hat nie ein Dichtermund zu uns geſprochen. So geht denn endlich hin und lauſcht dieſem Munde — unſeres lieben deutſchen Johannes!

Berlin. Franz Servaes.

Der Weltuntergang.

Wir leben an den Menſchen hin und ahnen ſie gar nicht. Sie ſcheinen ihre Seele wie ein böſes Geheimnis zu bewahren, als hätten ſie ſich zu ſchämen. Jeder zeigt nur ſeine gemeine Exiſtenz her; was ihm heilig iſt, hütet er bei ſich und will es nicht belauſchen laſſen. Bricht einmal das Schickſal dieſes tiefe Schweigen auf, ſo ſtaunen wir. Wie oft haben wir geklagt, einſam zu ſein! Aber in ſolchen Momenten dürfen wir erleben, daſs ſich unſere Seele an einer anderen wie in einem Spiegel ſehen kann. Da möchten wir vor Freude weinen.

Dies hat mich das neue Buch von Vincenz Chiavacci, das „Der Weltuntergang" heißt, wieder fühlen laſſen. Wie lange glauben wir doch Chiavacci ſchon zu kennen! Fidel, mit einer angenehmen Breite, vor Behagen ſchnaufend, geht er unter uns wie ein lebendes Placat der alten Gemüthlichkeit herum und man denkt wohl: der Glückliche, der heiter das Schöne genießt, wo er es finden mag, ohne erſt viel zu zweifeln oder zu fragen! Als ein rechter wieneriſcher Gourmand des Daſeins kommt er uns vor, den kleinen Freuden mit Verſtändnis zugethan, ſich wenig wünſchend, nichts begehrend. [illegible] uns ſeine runde Perſon zuzuwinken; nimm, was dir der Tag gibt, nimm es mit Dank hin und im übrigen mag das Leben walten, wehre dich nicht, es iſt umſonſt! Suchen wir einen Namen für ſein [illegible] Bild, ſo mag ſich wohl Horaz bei uns melden, der milde Sänger der zufriedenen Minuten. In der That, denken wir uns die [illegible]

[illegible]

Was ſie am Sonntag über die verlaufene Woche ſagt, könnte jeder Prediger ſagen, aber ſie benimmt ſich, als ob es ein Spaſs wäre. Das iſt wieneriſch. Die Deutſchen glauben an keinen Ernſt, wenn er ſich nicht gleich durch eine gewiſſe Gravität der Form ankündigen läſst; was bei ihnen gelten ſoll, muſs einen großen Aufwand von Strenge treiben. Aber da hören die Wiener nicht zu. Wenn man ſie verſtändigen will, muſs es im Dialect des Spaſſes geſchehen. Man ſchreibe einmal die Gedanken der Frau Sopherl auf, ihre Mahnungen und Warnungen würden nicht wirken. Man würde ſagen: das muſs ein fader Kerl ſein! Indem ſie aber die einfachen Weisheiten des Verſtandes, die uns fad ſind, wie ſpaſſige Dummheiten vorträgt, verlockt ſie uns, aufzupaſſen. Wir laſſen uns von ihr die Wahrheit ſagen, weil ſie vorgibt, uns nur zu unterhalten.

Wenn man ſo ſeit Jahren Chiavacci kennt und ſeine Weiſe gewohnt iſt, denkt man ſich ihn als einen ruhigen Mann des geſunden Verſtandes, der ſich durch keine Leidenſchaft oder Laune der Stunde verwirren oder betrüben läſst, ſondern immer ſeinen klaren Kopf behält, zu klug, um jemals heftig oder ſtrenge zu werden, und immer bedacht, ſpielend ſeine Wiener Kinder zu erziehen. So hat er manches glückliche und tapfere Wort ſagen dürfen, das man einem anderen nicht verziehen hätte. Aber er ſcheint doch immer im täglichen Getriebe der Leute befangen, als einer, der aufmerkt, was in der Stadt geſchieht. Niemals hätten wir ihm zugetraut, daſs dieſer kluge Berather im gemeinen Leben, unſer dicker Freund auch philoſophiſch werden kann, wo er dann mit Sehnſucht in die Ferne blickt, das Irdiſche vergiſst und das Ewige hegen will. Niemals hätten wir ihm zugetraut, daſs er ſchwärmen kann. Ein ſchwärmender, träumender Chiavacci, der nach den Sternen ſchaut! Chiavacci als Novalis oder Maeterlinck! Wer hätte ſich das ausdenken können! So leben wir neben unſeren Freunden hin und ahnen ſie gar nicht. Aber es iſt eine tiefe und innige Freude, wenn dann doch einmal das Geheimnis fällt und wir in ihnen, wunderbar!, wie uns ſelbſt erblicken.

Nimmt man das neue Buch von Chiavacci literariſch her, um es an unſeren Gewohnheiten und den üblichen Forderungen zu prüfen, ſo gibt es Anfechtungen genug. Seine Fabel iſt dünn und leer, ſeine Menſchen werden in einer alten, abgeblaſsten und recht kümmerlichen Weiſe geſchildert, es wird nur von ihnen geredet, man hört und ſieht ſie nicht. Das alles will ich nicht leugnen, aber ich bekenne, daſs ſeit Jahren kein Werk auf das Beſte in mir ſo tief und rein gewirkt hat. Ich hatte das Gefühl, wie wenn in einer ſchweren Stunde mir eine edle Frau die Hand auf die Stirne legen würde: das Elend unſeres Daſeins wich von mir und tröſtlich ſah ich es vor mir glänzen. Denn dieſes Buch ſtellt ein Ideal auf! Das iſt ſeine Größe, das gibt ihm ſeine unbeſchreibliche Macht. Es drückt die Trauer eines guten Menſchen aus, der ins Freie blicken möchte. Er iſt traurig über unſere mesquine und unwürdige Art zu leben und will ſich im Erträumen einer geläuterten Menſchheit tröſten. Dieſe läſst er den Mars bewohnen; auf eine wunderbare Weiſe hat ſich dieſer Stern der Erde genähert und nun blicken wir empor, ſie blicken herab zu uns. Was wir da ſehen würden, wird mit Größe verkündet.

Es heißt: „Nach den Mittheilungen der Marsbewohner gab es dort infolge der hochentwickelten Kenntnis der Natur und ihrer geheimſten Wirkensſtätte keine Gegenſätze, keinen Kampf und Streit. Die Erkenntnis des höchſten Weſens und die Erforſchung ſeiner erhabenen Eigenſchaften führte zu einem abgeklärten, hehren, über alle kleinlichen Vorſtellungen erhabenen Gottesbegriff, daſs der Zweifel verſtummte und die dogmatiſchen Haarſpaltereien der Secten gegenſtandslos wurden. Ueber ihre Geſellſchaftsordnung berichteten ſie in den folgenden lapidaren Sätzen: Jeder Marsbürger iſt vollberechtigter Erbe alles deſſen, was die Marsoberfläche mit dem befruchtenden Sonnenſtrahl hervorbringt, und alles deſſen, was die vorausgegangenen Geſchlechter den Epigonen hinterlaſſen haben, alſo des ſogenannten geiſtigen und materiellen Beſitzthums. Die befruchtende Sonne und die gebärende Scholle haben ihre Gaben gleichmäßig vertheilt, und jeder Marsgeborene iſt Miterbe und Mitgenießer dieſer Gaben. — Da alle Marsbewohner Brüder und Schweſtern ſind, aus denſelben Elementen hervorgegangen und an denſelben Stern gebunden, ſo gibt es auch keinen anderen Unterſchied zwiſchen ihnen als den des Alters und der hervorragenden Kenntniſſe. Dieſe Grundſätze der Geſellſchaft ſind jedem Marsbewohner eingeboren, wie der Glaube an ein höchſtes, allerhaltendes, unendlich gütiges Weſen, das ſich in allem Leben offenbart und das zu lieben das ewige Gebot des Marsbürgers iſt. Das Ganze und das Einzelne iſt aber ein Einziges, und alle Wandlungen [illegible] den Kern der Sache nicht treffen. Die Marsbewohner werden zwar geboren und ſterben, ſie verlieren ihr [illegible] die Form, um am Urweſen aller Dinge [illegible] erſcheint ihnen der [illegible] Erſcheinungswechſel [illegible] alles iſt in dir. Dein [illegible] von der Welle des Lebens am kurze [illegible] aus dem ewigen Meere des Seins. [illegible] als der Tropfen braucht um [illegible] zurückzufallen. So ſind die Marsbewohner mit [illegible] ſo ſind ſie mit ihrem Nächſten eins. Ihr [illegible] kann ſich auf dieſer [illegible]

Digitized by Google

alles Lebende iſt ein einziges Weſen und alle Erſcheinungen ſind Theile dieſes Weſens. Die Glückſeligkeit beſteht darin, dieſes Urweſen aller Dinge von Schmerzen zu befreien. Wie iſt das anders möglich, als daſs alle lebenden Weſen von Schmerzen frei ſind? Ich muſs alſo für den anderen ſorgen und ihn lieben, um mich ſelbſt zu befreien; denn dieſer andere bin ja ich in millionenfacher Wiederholung. Jeder Einzelne iſt nur ein kleines Glied des großen Körpers, und all der unſägliche Jammer, welcher die Organe dieſes Körpers trifft, wird auch von uns empfunden, wenn wir eingehen in das ewige Leben, das heißt, wenn unſere Einzelexiſtenz erliſcht. Das dunkle Gefühl des Mitleids deutet darauf hin, daſs wir mit unbekannten höheren Organen zuſammenhängen, mit dem großen Werden und Vergehen außer uns. Die tauſendjährige Aufgabe der Marsbewohner beſtand darin, die anderen von Schmerz zu erlöſen. Die Naturwiſſenſchaften lieferten die Mittel, die Körper der Marsbewohner immer mehr zu vervollkommnen, die Krankheiten aus der Welt zu ſchaffen, die phyſiſche Kraft und das Wohlbefinden, ſowie die Schönheit des Körpers zur höchſten Entfaltung zu bringen. Es gibt auf dem Mars keine Krankheiten mehr. Die Bürger des Mars werden hundert Marsjahre alt, das iſt faſt zweihundert Erdenjahre; dann ſtumpfen ſich ihre Sinne ab, ihr Intereſſe am Daſein erliſcht, und im heiteren Kreiſe der aufblühenden Jugend, umgeben von liebenden Verwandten, verdämmert ihr Einzelleben in das große flutende Meer alles Seins. — Die hohe Vollendung der Maſchinentechnik, die Ausnützung des Lichtes, der Elektricität und des Magnetismus haben die körperliche Arbeit der Marsbewohner auf ein Minimum reduciert. Zehn Marsjahre hat jeder Marsbewohner zu arbeiten oder zu dienen, die zehn jugendkräftigſten Jahre ſeines Lebens, dann nimmt auch er theil an den Schätzen und Genüſſen der Geſammtheit. — Mit unendlicher Sehnſucht blickten die Erdenbewohner zu dem glücklichen Geſtirn hinauf, von dem ihnen ſolche Offenbarung kam. O könnten ſie zurück, noch einmal zurück in ihr ſonniges Paradies. Wie anders würden ſie dann ihr Leben geſtalten! In ſelbſtloſer Eintracht und Liebe würden ſie dann mit den Gütern der Erde ſchalten, als Brüder und Schweſtern würden ſie wandeln Hand in Hand, wie im Garten Eden. Zu ſpät, zu ſpät! Sie hatten ihr Erbe verſchwendet und ihr Leben vergeudet in Haſs und Zänkereien — ſie, die auf einem glücklichen Stern zur herrlichſten Lebensentfaltung, zur ſchönſten Eudämonie geboren waren! — Nur wenige Tage dauerte die Nähe des herrlichen Geſtirnes und ſeiner edlen Bewohner. Mit nimmerſatten Blicken ſchauten die Erdenbewohner in dieſe harmoniſche Welt des Glückes und der höchſtentwickelten Lebensfreude; dann muſste Abſchied genommen werden. Wie zwei Schiffe befreundeter Nationen, die ſich im Weltmeer begegnen und freundliche Grüße miteinander tauſchen, ſegelten die beiden Welten aneinander vorüber. Mit unſäglicher Wehmuth ſahen die Erdenbewohner, wie ſich der Zwiſchenraum allmählich wieder zu vergrößern anfieng. Auf Nimmerwiederſehen ihr edlen Brüder einer fremden Welt! ſo lautete das Lichtſignal, welches die Erdenkinder ihren glücklichen Freunden gaben. Auch auf dem Mars wurde eine ſtarke Bewegung ſichtbar. Signale flammten auf, die Canäle erglänzten in blendendem Licht, und große Feuerkugeln, die in der Höhe zerſprühten, formten ſich zu Abſchiedsworten! — Lautlos ſegelte der Stern vorüber. Kein Schall, keiner Stimme Laut drang zur Erde nieder. Aber die Herzen der Erdenkinder quollen über, denn ſie fühlten den Strom der Liebe, der das All verbindet, herüberſtrömen, und ſüße Wehmuth erfüllte ihr Gemüth. Ade, ade, Ihr Erdenkinder! ſo ſchien es ihnen herabzuklingen — ade, Ihr Brüder einer fremden Welt! Und eine wohlthuende Wärme durchſtrömte die Seele der Menſchen. Wir ſind verbunden mit dem All! Keine Vernichtung. Nicht nur die Menſchen ſind Brüder, nein, höhere Weſen anderer Geſtirne nehmen theil an unſerem Geſchick und weinen ihren Weltenbrüdern Thränen nach! Ade — ade! Allmählich verblaſsten die Gegenſtände auf dem Geſtirn. Kleiner und kleiner wurden die Details, und bald vermochten auch die ſchärfſten Fernrohre nichts mehr zu unterſcheiden als die Umriſſe der Continente".

Ich weiß nicht, wie dieſe Viſion auf andere wirken wird. Wenn ich meinem Gefühle trauen darf, ſo muſs ſie zum Größten gehören, das in unſerer Zeit empfunden worden iſt. Ich werde ſie nicht mehr los, immer iſt ſie ſeitdem bei mir und wie ein weißer Engel geht ſie durch mein Leben mit.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Als Graf Badeni das Miniſterpräſidium antrat, nahm er [illegible] ſich den Ruf eines Regierungskünſtlers in Anſpruch. Er verſicherte jedermann, der es hören und glauben mochte, er werde „aus Dreck etwas machen", und ſo hielt man ihn denn in den weiteſten Kreiſen der Gutgläubigen wenigſtens für einen geſchickten Macher im Regierungsgeſchäften, der [illegible] könne wie er wolle. Als er bald darauf eine [illegible] über die andere begieng, einen Miſserfolg nach dem anderen [illegible], zwang er durch ſeine eigenen Erklärungen alle Welt, ihn für eine Art von Schmied im Regieren zu halten, der „kann regieren links und kann regieren rechts". Daſs ſelbſt dieſe Meinung über ihn noch zu hoch gegriffen iſt, hat ſich jetzt herausgeſtellt. Die Vorgänge [illegible] Wochen bewieſen, daſs er [illegible] nicht regieren kann. Seine ſo ganz [illegible] Thätigkeit hat ſich raſch genug als die kläglichſte Ohnmacht, Impotenz gezeigt.

Wie Dr. Lueger ſeinerzeit dem ganz und gar unfähigen Gemeinderathspräſidium Newald, ſucht er dem gleichwertigen Miniſterpräſidium Badeni beizuſpringen. Die edle Poſe des Retters in der Noth, des Helfers der Verlaſſenen, weiß er heute ſo gut wie damals einzunehmen. Hat es ihn damals ſchon gelüſtet die Vorſehung Wiens zu ſpielen, ſo nimmt er jetzt dieſe Rolle für ganz Oeſterreich in Anſpruch. Die von ihm vorgeſchlagene Methode iſt ja ſo einfach: man braucht hiezu nur unſer bischen Verfaſſung, das ohnehin ſchon am Boden liegt, ganz auf den Kopf zu ſtellen, und hierin iſt Herr Lueger, der ſich ſelbſt und alles, was ihm paſst, ſo gut auf den Kopf zu ſtellen weiß, bekanntlich Meiſter. Mit der Beſtätigung in der Taſche ſind ihm die Prärogative der Krone noch zu gering. Auch ſo Einer von denen, die da ſingen: Und der König abſolut, wenn er unſern Willen thut!

Täglich ein neues Recept zur Löſung der parlamentariſchen Kriſe hat die „Reichswehr" bei der Hand. Ihr letztes läuft darauf hinaus, unſer allzeit gefügiges Herrenhaus zum „Reichsrath" nach ruſſiſchem Muſter zu proclamieren. Ein wahrhaft genialer, vom Intereſſenſtandpunkte der „Reichswehr" beſonders empfehlenswerter Gedanke! Wie glatt vollzöge ſich in einem ſolchen „Reichsrath" die Bewilligung, ja ſelbſt die ungemeſſene Erhöhung des Dispoſitionsfonds, der unter ſämmtlichen öſterreichiſchen Inſtitutionen der „Reichswehr" wohl allein am Herzen liegt. Aus Rückſichten der Symmetrie verdient die „Reichswehr", dieſes „ſchneidige Kampforgan" nach dem Muſter ihres ruſſiſchen Fechtbruders „öſterreichiſcher Invalide" genannt zu werden.

Um unbequeme Interpellationen aus der Welt zu ſchaffen, wird jetzt ein neues Verfahren practiciert. Die hier in Nr. 136 mitgetheilte Interpellation des Abg. Jaroſiewicz über die vom „Haliczanin" gemeldeten amtlichen Wahlbeſtechungen in Kałusz iſt zwar bisher unbeantwortet geblieben, der ihr zugrunde liegende Thatbeſtand wurde jedoch in den Augen flüchtiger Zeitungsleſer mit Beihilfe des überwiegenden Theiles der Wiener Tagespreſſe in den durch § 19 des Preſsgeſetzes geheiligten Bereich der Erfindung prompt befördert. Herr Sectionschef v. Halban hat nämlich dem genannten galiziſchen Blatte eine Berichtigung auf Grund des § 19 des Preſsgeſetzes überſendet, welche die ganze, ſeine Perſon betreffende Meldung als vollſtändig erfunden bezeichnet. Die Mehrzahl der Wiener Tagesblätter (darunter ſelbſt die „Arbeiter-Zeitung") hat die dem „Haliczanin" zugekommene Berichtigung wörtlich abgedruckt, ohne freilich darauf zu verweiſen, daſs durch dieſelbe nur die Hälfte der vom „Haliczanin" behaupteten ſcandalöſen Wahlvorgänge, nämlich der Brief des Herrn v. Halban, nicht aber zugleich auch der Brief des Statthalters Fürſt Sanguszko an den Bezirkshauptmann von Kałusz — und ſelbſt jene Hälfte nur formell — aus der Welt geſchafft ſei. Ebenſowenig haben es ſich die für des Einen Rede ſo aufnahmsfähigen Wiener Tagesblätter angelegen ſein laſſen, die des Andern zu beachten und darüber zu berichten. Nun hält aber der „Haliczanin" in ſeiner Ausgabe vom 12. und vom 15. Mai unter Hinzufügung neuer Details ſeine urſprüngliche Meldung vollkommen aufrecht und provociert dadurch geradezu den galiziſchen Statthalter und den Kanzleidirector des Abgeordnetenhauſes zur Preſsklage wegen Beſchuldigung ſtrafbarer Handlungen. Von einer ſolchen Klage verlautet jedoch bisher nichts. Der beliebte Weg der Vertuſchung dürfte den Betheiligten in dieſem Falle umſo verlockender erſchienen ſein, als die große Publicität der Wiener Tagespreſſe ſich bereitwillig in ihren Dienſt ſtellte. Die hier erörterte Erledigung von Interpellationen durch § 19 Pr. G. iſt jedenfalls ein Novum, das verzeichnet zu werden verdient. ſ.

Volkswirtſchaftliches.

Das Reſultat der Subſcription auf die Inveſtitionsanleihe hat manchen enttäuſcht. Zwar wurde etwa das Doppelte des aufgelegten Betrages gezeichnet und der größte Theil der Anleihe dürfte nicht ſpeculativ, ſondern effectiv zur Anlage ſubſcribiert worden ſein, aber die erhoffte Ueberzeichnung, auf welche die Börſe in den letzten Tagen gehofft hatte, iſt ausgeblieben, und dann ſtammt das Gros der Zeichnungen nicht aus Oeſterreich, ſondern aus dem Ausland. Die Börſe hatte davon geträumt, daſs mit dieſer Emiſſion die 3½procentige Verzinſung und der 3½procentige Typus der Standard für erſtclaſſige Anlagen des öſterreichiſchen Publicums werden würde, und daſs ſie dann die Capitaliſierung und die Courſe der Dividendenpapiere entſprechend werde emportreiben können. Damit hat es nun noch ſeine guten Wege. Am größten wird wohl die Enttäuſchung unſeres Finanzminiſters geweſen ſein, als er das Zeichnungsreſultat erfuhr. Die „Bilinski"-Anleihe ſollte in mannigfacher Weiſe ein Erfolg ihres Schöpfers werden. Zunächſt der niedrig verzinsliche Typus; ſodann ſollte die Anleihe eine inländiſche ſein, denn Herr v. Bilinski wollte nicht die Vorwürfe verdienen, welche man mit Recht ſeinen Vorgängern und den ungariſchen Collegen gemacht hat, daſs ſie durch ihre Anlehensoperationen unſere Capitalsverſchuldung ans Ausland ungeachtet der Valutaregulierung immer vergrößerten. Endlich ſollte die von verſchiedenen Seiten geäußerte Forderung [illegible] werden und die Poſtſparcaſſa als Subſcriptionsſtelle bei dieſem Anlehen fungieren. Herr v. Bilinski hat aber zu vieles gewollt und dadurch nichts erreicht. Wenn er wirklich eine innere Anleihe wollte, da genügte es nicht, daſs er [illegible] und im Ausland keine Zahl- und Zeichenſtellen [illegible], ſondern er muſste auch einen Typus und einen Cours wählen, der dem heimiſchen Capital zu [illegible] ſtand, und nicht eine Verzinſung anbieten, welche weit niedriger war, als die alten [illegible]. [illegible] gab es nur [illegible]: das [illegible] die ausländiſchen Zeichnungen. Herr v. Bilinski hat ſich [illegible] auch die Poſtſparcaſſa [illegible] [illegible] kann man [illegible] [illegible] Poſtſparcaſſa vom Anfang an [illegible] [illegible]

Digitized by Google

darauf hinweiſen, daſs ſie beim erſten Verſuch Fiasco gemacht habe, während bei einer für den öſterreichiſchen Markt geeigneten Rente der Erfolg kaum zweifelhaft geweſen wäre.

Köſtlich iſt die Haltung unſerer Preſsofficiöſen geweſen. Am Tag der Subſcription hatten ſie noch den Finanzminiſter wegen der Emiſſion der inneren Anleihe geprieſen und tagsdarauf hatten ſie ſchon aus dem unerwarteten Reſultat Capital zu ſchlagen verſtanden und herausgefunden, daſs es für den öſterreichiſchen Staatscredit ſehr ſchmeichelhaft ſei, wenn das Ausland ſolches Verlangen nach unſeren Renten trage. Darin, daſs das deutſche Capital bei einem Cours der 3%igen deutſchen Rente von 98% die öſterreichiſche $3\frac{1}{2}$%ige Rente zu einem Cours von $93\frac{1}{2}$% nimmt, eine Schmeichelei zu ſehen, dazu ſind wir nicht beſcheiden genug. Das überlaſſen wir Herrn von Bilinski und ſeinen Preſsofficiöſen.

Der öſterreichiſchen Regierung wird niemand vorwerfen können, daſs ſie die Wünſche des Parlaments nicht zu erfüllen ſtrebe. Da das Abgeordnetenhaus wiederholt dem Wunſche Ausdruck gegeben hat, daſs die Nordweſtbahn conceſſionsmäßig eingelöſt werde, hat ſich die Regierung beeilt, eine Vorlage zur conceſſionsmäßigen Einlöſung der — Eiſenbahn Lemberg-Belzec zu unterbreiten. Den urſächlichen Zuſammenhang wird niemand bezweifeln können, denn Herr v. Bilinski hat es im Eiſenbahnausſchuſs ſelbſt erklärt, daſs er die conceſſionsmäßige Einlöſung beſchloſſen habe, weil er der Meinung war, daſs das Haus dieſe Form der Verſtaatlichung wünſche. Die Erkenntnis, daſs das Haus einfach die billigſte Form der Verſtaatlichung verlange, iſt Herrn v. Bilinski nicht aufgedämmert. Zunächſt fragt man ſich wohl, warum man denn überhaupt dieſe paſſive Bahn einlöſe? Die Antwort iſt einfach: Aus geſammtſtaatlichem Intereſſe. Sonſt aus keinem Grunde. Wenn man was nicht motivieren kann, dann gibt man geſammtſtaatliches Intereſſe an. Die Bahn liegt in Polen, in der Verwaltung ſitzen mehrere Schlachzizen. Großactionär iſt die Lemberg-Czernowitzer Bahn, welche wieder eine polniſche Bahn iſt, und das geſammtſtaatliche Intereſſe iſt demnach einleuchtend. Nach den Conceſſionsbeſtimmungen erhält die Bahn im Falle der Einlöſung entweder eine 5%ige Rente auf das Anlagecapital oder das Anlagecapital ſelbſt. Da der Staat ſich das Geld billiger beſchaffen kann, als zu 5%, ſo hat die Regierung den Erſatz des Anlagecapitals gewählt. Dieſes beſteht aus Prioritätsactien und aus Stammactien; die erſteren haben im Laufe der letzten Jahre 4, 5 und $3\frac{1}{2}$% Dividende bekommen, die letztern 1, $\frac{3}{4}$ und 0%. Ein gutes Geſchäft macht der Staat alſo nicht dabei, wenn er den Actionären, die im Vorjahr theils $3\frac{1}{2}$%, theils gar keine Dividende erhalten haben, die Actien zu pari abkauft. Aber man konnte ſagen, daſs ſie eben nicht billiger zu haben ſind. Großactionär iſt wie ſchon erwähnt, die Lemberg-Czernowitzer Bahn, welche insbeſondere ſämmtliche Stammactien beſitzt, die dividendenlos ſind und daher etwa einen Courswert von 10% repräſentieren. Und es wäre doch ſehr verwunderlich, wenn dieſe Geſellſchaft einen Vorſchlag zurückgewieſen hätte, demzufolge ihr die Regierung die Stammactien etwa mit 25 oder 30%, und die Prioritätsactien zum Paricours abgenommen hätte, alſo noch immer hoch über ihrem inneren Wert. Möglich wäre es ja immerhin. Aber zum mindeſten hätte der Verſuch gemacht werden müſſen. Die Regierung hat aber an dieſe Möglichkeit offenbar gar nicht gedacht, im Motivenbericht iſt kein Wort zu finden, daſs ſie ein ſolches Kaufangebot gemacht habe. Hätte die Regierung den Beweis erbracht, daſs die Bahn entweder zu den von ihr ſtipulierten Bedingungen eingelöst werden müſſe, oder gar nicht, dann wäre noch immer Zeit zu unterſuchen, ob außer für die Lemberg-Czernowitzer Geſellſchaft auch noch für den Staat ein dringendes Bedürfnis nach Einlöſung dieſer Bahn vorhanden ſei. Und die Antwort wäre nicht ſchwer gefallen. So ergibt ſich als Leitmotiv öſterreichiſcher Eiſenbahnpolitik der einfache Satz: Es wird mit freiem Uebereinkommen eingelöst, wenn die conceſſionsmäßige Einlöſung für den Staat günſtiger wäre, und es wird conceſſionsmäßig eingelöst, wenn ein freies Uebereinkommen vortheilhafter wäre.

ꝛc.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre français: „Frédégonde“ von Alfred Dubout, Vaudeville: „Déséquilibrée“ von Michel Provins. Berlin. Berliner Theater: „Die Mordbrennbauern“. München. Gärtnerplatztheater: „Dunkle Mächte“ von Lensky; Deutſches Theater: „Das Tſchaperl“ von Hermann Bahr.

* * *

Raimundtheater. In dem gedankenloſen Titel Trab Trab, der auch ſchon den behandelten Gegenſtand angibt — es iſt der Sport des Trabrennens — hat eine ſonſt unbekannte Frau Baumberg eine conventionelle Wiener Poſſe geſchrieben. Die Gſchaftlhuber vom Turf kommen hier auf dieſelbe Bühne, auf der wir kurz vorher die Coſta'ſchen Gſchaftlhuber vom kleinen Lotto kennen gelernt haben. Bei Frau Baumberg findet ſich aber weniger Tendenz und mehr Bühnenwirkſamkeit als im Coſta'ſchen Stück. Ihre Poſſe hat drei lange, ſchleppende zu lange Acte, einen guten Gedanken und nur einige [illegible] Betrachtungen. Im zweiten Aufzug [illegible] ſcenariſches Bild aus der Trabrennbahn gibt [illegible] die Spannung der Rennen und [illegible] theatraliſche Spannung [illegible]. Und der Schluſs [illegible] Sinne des Stückes [illegible] Die Verfaſſerin [illegible]

[illegible]

Am 14. d. M. conſtituierte ſich unter dem Vorſitze des Herrn Dr. M. Haberlandt ein „Hugo Wolf-Verein in Wien“, deſſen Zweck es iſt, den Compoſitionen Hugo Wolfs weitere Verbreitung zu verſchaffen. So beſchämend es für uns iſt, daſs die Werke eines öſterreichiſchen Componiſten bisher von der Oeffentlichkeit ſo gut wie ausgeſchloſſen waren, ſo erfreulich iſt es andererſeits, daſs ſich doch eine große Anzahl von Muſikfreunden gefunden hat, die aus reinem Intereſſe für die Kunſt, ſpeciell für Hugo Wolfs ſo lange unterdrücktes Talent, ſeinen Werken den Weg zum Publicum bahnen will. Eine kleine Probe ſeiner künftigen Thätigkeit hat der Verein gleich bei ſeiner Conſtituierung gegeben, indem Frl. Hermine Boſetti, Frl. Chotek und Herr Jäger einige Lieder des Componiſten zum Vortrag brachten, die durch originelle Melodik und tiefe Empfindung den beſten Eindruck hervorriefen. Beſonders glücklich ſcheint der Componiſt im Ausdruck des Schalkhaften zu ſein, der in zahlreichen Liedern und vielen Partien ſeiner Oper „Corregidor“ zu finden iſt. Aus letzterer trugen Frl. Boſetti und Herr Jäger ein Duett vor, das Freunden des Werkes längſt als eine Perle der Oper bekannt iſt. Die leichte und ſichere Art des Vortrages durch Frl. Boſettis hell klingende Stimme und Herrn Jägers vornehme Ausdrucksweiſe fanden ungetheilte Anerkennung. Wenn es dem Verein gelingt, in der nächſten Saiſon die Aufmerkſamkeit des Publicums auf ſich zu lenken, ſo wird dies nicht zum geringſten das Verdienſt des rührigen Vorſtandes ſein, der die bisherigen Vorbereitungen mit ſeltener Energie und Gewandtheit zu einem vielverſprechenden Abſchluſs gebracht hat. R. W.

Man ſchreibt uns aus München: Im königlichen Reſidenztheater wurden Sonntag, den 2. Mai, zwei neue Stücke gegeben: „Pflicht“, dramatiſche Studie in einem Aufzuge von Fritz von Wrede, und „Der Blender“, Schauſpiel in fünf Acten von Gottfried Böhm. Es war ein unglücklicher Abend. Bei dem erſten Stücke waren der fürſtliche Name des Verfaſſers und einige ſchlau angebrachte Effecte noch daran ſchuld, daſs am Schluſſe ziemlich lebhaft geklatſcht wurde, aber beim zweiten Drama wechſelten vom dritten Aufzug an höhniſches Lachen mit entrüſtetem Ziſchen, und nur hie und da wagte die Claque einen ſchwachen Applaus. Der Einacter ſpielt in der dürftig eingerichteten Stube einer Clavierlehrerin, die, ſeit ſie ihr Mann vor 17 Jahren verlaſſen, ſich und ihre Tochter zwar kümmerlich, aber ehrlich durch Stundengeben erhält. Da plötzlich kommt der Gatte und macht, da er in ſeiner Tochter ein Bühnentalent zu entdecken glaubt, ſeine väterlichen Anſprüche auf dieſe geltend. Da alle Bitten, davon abzulaſſen, fruchtlos ſind, droht ihm ſeine Frau mit der Anzeige eines Mordes, den er vor 17 Jahren an dem Caſſierer eines Bankhauſes, in das er einbrechen wollte, verübte. Da auch das nichts nützt, entſteht ein verzweifeltes Ringen, bei dem ſich die Piſtole, mit der er damals die Unthat vollführte und deren ſich nun ſeine Frau zu ihrer Vertheidigung bedient, entladet und er, durch die Bruſt geſchoſſen, todt niederſtürzt. Das Stück ſtrotzt von einer falſchen, erlogenen Sentimentalität. Falſch und erlogen ſind die Handlung, die Charaktere und die Sprache. Das beſte an dem ganzen war noch die Aufführung. Allen voran Herr Baſil, der den verkommenen Vater gab. Dieſer Schauſpieler iſt zweifelsohne ein Künſtler. Er hat etwas von Mitterwurzer. Dann vor allem, wie er ſich mit feiner, leichter Ironie über das Verlogene ſeiner Rolle luſtig machte, wie er alle Geſchmackloſigkeiten herauszuarbeiten wuſste. — Womöglich noch ſchlechter iſt der „Blender“. Das Schauſpiel ſetzt als flaches, aber doch wenigſtens erträgliches Geſellſchaftsdrama ein, um als langweiliges lächerliches Theaterſtück zu ſchließen. Es handelt ſich hier um das falſch gegebene Ehrenwort eines Officiers. Ein Major dringt in einen ihm untergebenen Lieutenant, ſein Ehrenwort zu geben, daſs ſeine (des Majors) Frau ihn (den Lieutenant) während ſeiner Krankheit nicht beſucht habe. Derſelbe Major vergiftet ſich, als er, natürlich höchſt unwillig, das Gegentheil erfährt und hinterläſst einen Brief, der dann gerade im richtigen Moment herbeigebracht, den vom Officiersehrenrath wegen falſch gegebenen Ehrenwortes angeklagten Lieutenant rehabilitiert. Die zahlreichen Ausführungen über Ehre und die Vorurtheile des Militärſtandes — der im großen und ganzen verherrlicht wird — erinnern an Sudermanns „Ehre“. Die Geſtalt der Frau Majorin fand in Frl. Dandler eine ausgezeichnete Darſtellerin. W. M.

*

Man ſchreibt uns aus Paris: „Snob“ von Guſtave Guiches — die jüngſte Première des Renaiſſancetheaters — iſt das erſte der neuen [illegible], welches mit Energie und Männlichkeit einige Schläge gegen die Formen der modernen Geſellſchaft zu führen weiß. Donnay hat ſich in ſeiner „Douloureuſe“ nach einem vortrefflichen erſten Acte um ſein Problem herumgewunden, Hermant in der „Carrière“ ſeiner Geſellſchaft das Bild eines Diplomatenhofes als [illegible] Schirm vorgeſchoben. Guiches iſt mutiger, ehrlicher und daher von [illegible]. In die Mitte einer conventionellen Geſellſchaft ſtellte Guiches denſelben [illegible] wie Donnay und Hermant: eine Frau mit geſunder Sinnlichkeit, [illegible], die das Leben auf dem Lande [illegible]. Das [illegible] eine ganz neue Figur im Pariſer Geſellſchaftsroman [illegible], welche [illegible] die Stücke, welche die [illegible]. Die Frau wurde von Jeanne Granier dargeſtellt und ein [illegible] neben ihrem großen Partner Guitry. . . [illegible] „Salon“ iſt mit wenigen Worten [illegible]. Meiſſonier, [illegible] und hie und da eine [illegible] Landſchaft, [illegible] von [illegible], daſs Frankreich eine Schule großer [illegible], deren [illegible]. Im Ganzen [illegible] Bilder, welche daran [illegible] von [illegible] eine zweite Schule der [illegible], Claude Monet, [illegible], Renoir [illegible], energiſche Talente einen Weg gebahnt haben,

welchen ſie bisher ganz vereinſamt gegangen ſind. . . . . Die Stille, welche für kurze Zeit im Pariſer Muſikleben eingetreten iſt, benütze ich gerne dazu um zu berichten, daſs Barneys „Le papa à francine“, der größte Erfolg der Pariſer Theaterſaiſon, ſeinen Succès einem entzückenden Walzer verdankt, wie er ſeit den „Glocken von Corneville“ nicht mehr gedichtet worden iſt. Ein „Walzer der Diebe“ leiſe und vorſichtig auf den Zehen ſich wiegend, hie und da mit raſcher Geberde ſeine Melodienfinger ausſtreckend und wieder zuſammenziehend, kurz: ein pſychologiſches Meiſterſtück, ein melodiöſer Schlager voller Grazie und Witz. Jetzt das populärſte Stück in Paris, der glückliche Nachfolger der „Berceuse bleue“. M. G.

Bücher.

„Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutſche Realismus.“ Ein Vortrag von Karl Guſtav Vollmoeller. Berlin 1897. Verlag von Hermann Walther.

In dieſer kleinen Schrift wird der Verſuch gemacht, durch Hervorhebung ähnlicher Kunſtzuſtände, ähnlicher Dichtercharaktere, unſere Zeit ebenſo wie die Sturm- und Drangperiode als eine Vorbereitungszeit für eine kommende Blüte der deutſchen Kunſt hinzuſtellen. Die Schlüſſe des Verfaſſers ſind naheliegend und leicht verſtändlich. Hier und dort die Jugend, die in Wildheit und ohne Rückſicht das Alte wegſchiebt und ihr Neues aufſtellt, dieſe Jugend, die kein Gefühl dafür hat, was ein Werk iſt und die immer meint: „Es genüge ſchon, wenn man nur ein Künſtler iſt, was ein Künſtler äußert, iſt ſchon Kunſt.“ — — An zwei Namen des Auslandes knüpft ſich die ganze Bewegung des Sturmes und Dranges: Rouſſeau und Shakeſpeare. Zwei Namen ſtehen am Anfange unſerer Literaturepoche, ein Stammverwandter aus Norden und ein Romane vom Weſten: Ibſen und Zola. Durch den Sturm und Drang wird der „dritte Stand“, der bürgerliche, in die Dichtung eingeführt, durch den modernen Realismus gewinnt der „vierte Stand“ die Arbeiterſchaft ſeine Geltung in der Kunſt. Friedrichs des Großen That und Perſönlichkeit brachten Lebensgehalt in die deutſche Dichtung des vorigen Jahrhunderts, der nationale Krieg und die Perſönlichkeit Bismarcks wirken ähnlich für das unſere. Daſs die heutigen Kritiker nicht viel Großes von der Gegenwart halten und von der Zukunft hoffen, ſchadet nichts. Reinhold Lenz und Klinger ſchrieben vor hundert Jahren ähnlich, und doch waren damals ſchon Egmont, Taſſo, Iphigenie, Fauſt und Räuber geſchrieben. Es kann ſomit niemand die thatſächliche Möglichkeit leugnen, daſs vielleicht doch eine der Erſcheinungen von heute unendlich größer iſt, als ſie ſich jetzt für unſere Anſchauung ausnimmt. . . Man ſieht aus einer gährenden, zerriſſenen und zerfahrenen Periode, deren Tendenz: Realismus, deren Charakter: jugendlicher Individualismus iſt, nach etwa zehn Jahren der Unklarheit und Verwirrung zwei gewaltige Dichterperſönlichkeiten und eine ganze claſſiſche Epoche ſich herausentwickeln. Es iſt alſo die Möglichkeit gegeben, daſs auch uns ein Genius komme, einer von den Titanen der Menſchheit. Warum ſollte man ihn nicht erwarten dürfen? Möge alles Wünſchen, alles Hoffen und alle Zuverſicht der heutigen Jugend ſich in einem Worte zuſammenfaſſen, das eine Vergangenheit und eine Zukunft bedeutet, in dem großen, hohen Namen: „Goethe.“
M. M.

Hans von Kahlenberg „Miſère.“ Leipzig Verlag von Karl Reißner 1897.

Dieſer ſtark wirkende, robuſt gebaute Roman zeigt ſehr deutlich den ſchmalen Scheideweg, der hier zur Kunſt, dort zur leichten, aber anziehenden Mache führt. Und der Autor ſteht gerade auf dieſem Scheideweg, vor ſeiner wichtigſten Entſchließung. Man muſs ſeine Kraft bewundern, ſie iſt der der guten Theatraliker — um dieſes grauſam unſchöne Wort von dem der Dramatiker geſondert zu gebrauchen — verwandt, die mit den ſchwerſten Wirkungen ſpielen und rechnen, mit den Gefühlen der Menge jonglieren können. Es iſt eine erſtaunliche Gewandtheit des Calculs an ihnen. Hier werden auch die äußerſten Conſequenzen des gegebenen Stoffes ſehr natürlich ausgenützt mit einer Berechnung, die etwas von Kunſt, mehr von Routine hat, die mächtigen Waſſer der menſchlichen Leidenſchaften werden etwa geſchickt dazu ausgenützt, blendende elektriſche Lichter zu erzeugen. Aber wie aus den Menſchen ſelbſt ihr nothwendiges Schickſal herauswächst, wie die Logik der ſcheinbar ſo unbegreiflichen Ereigniſſe ſich entwickelt und die brutale Plaſtik der geſchilderten Leute, iſt erſtaunlich. Da iſt zwar alle Bedingung eines Künſtlers da, aber wieder durch alle ihre Äußerung überwuchert und feindlich gegen ſich ſelbſt gekehrt; die Conſequenz erſcheint gemacht, die Deutlichkeit grell, die Wirkung wird zum Coup, die Pſychologie zur Rhetorik, der Stil zur Phraſe, die Begabung zur Gewandtheit. Und zwiſchendurch hie und da eine leuchtende Kraft, die vielleicht zur Schönheit kommt. Solche Werke zählen zu den guten Leihbibliothekeromanen, wie in der Vergangenheit die Spielhagen'ſchen, denn ſie haben immerhin eine gewiſſe Beziehung zur Kunſt und dienen den ephemeren Launen des Tages mit einer, vielleicht journaliſtiſchen Begabung, um aber in einigen Jahren ſchon komiſch ſich zu überleben. Noch ein bischen Schwungkraft mehr, und ihr Autor wäre ein Künſtler. Dieſen letzten Timbre würde er vergebens ſuchen, er muſs ihn beſitzen und plötzlich aufſchimmern laſſen, dann werden ſeine Werke ganz anders ausſchauen. Gute Theaterſtücke und wirkſame Romane ſind aber auch nicht ohne. Man kann ſie ja nicht lieben, aber verſtehen und verzeihen. Die Jugend aber lockt zu ſteinigen Pfaden und ſchwerem Ruhm. Nicht jeder iſt ein Herakles, der am Scheidewege ſteht und gute Muskeln hat. L. S.

Revue der Revuen.

Die Mainummer einer neuen Wiener Monatsſchrift „Freie Volksbühne“ — „Organ für die künſtleriſchen Intereſſen des Volkes“ — iſt allerdings nur acht Folioſeiten ſtark, enthält aber Beiträge von Tolſtoi („Ueber Volkskunſt“) und Ludwig Pfau ([illegible]) Fernerhin einen Artikel des Herausgebers Fritz Lehmann „Das neue Theatergeſetz“, worin über den bereits bekannten Entwurf geſagt wird: „Ueberblickt man den Entwurf als Ganzes, ſo wird man dem dritten Theile ſeine volle Zuſtimmung nicht verſagen dürfen. Bezüglich der Abſchnitte aber über die Cenſur und das Conceſſionsweſen wird man aber nicht mehr behaupten können, als daß ſie einen Schritt nach vorwärts, keineswegs eine Erfüllung unſerer Wünſche bedeuten. Das Inſtitut der Cenſur in irgend einer Form aufrechtzuerhalten, iſt etwas, wozu wir uns nimmermehr werden verſtehen können; ein Gleiches gilt bezüglich des Theater-Conceſſionsweſens.“ In der Chronik finden ſich Berichte über die Wiener, Grazer und Berliner Volksbühnen, über den „öſterreichiſchen Bühnenverein“ und endlich noch ein ſchneidiger „Offener Brief“ an den Statthalter von Niederöſterreich, betreffend die Abſchaffung der Cenſur.

In Nr. 18 des „Magazins“ erzählt Paul Remer die Lebensgeſchichte Rudolf Salis, des kürzlich verſtorbenen, berühmten Gründers und Beſitzers der Pariſer Künſtlerkneipe: „Au Chat Noir“. Er hat zuerſt als Maler ſein Glück verſucht, und erſt von bitterer Noth gedrängt, und weil ſein Talent ſich als ganz unzulänglich erwies, entſchloſs er ſich, eine Künſtlerkneipe auf dem Montmartre aufzumachen. Seine alten Freunde aus der Bohème, wovon manche ſchon zu Erfolg gelangt waren, wurden ſeine Stammgäſte, und zogen andere nach ſich, bis der immer größer anſchwellende Kreis die geſammte Künſtler- und Literatenwelt von Paris umfaſste. Bald wurde der Raum zu eng und der „Chat Noir“ muſste in ein eigenes Haus in der rue Victor-Massé überſiedeln, was ſich mit feierlichem Gepränge vollzog. Ein kleines Puppentheater wurde dort aufgeſchlagen, in dem zunächſt nur Lieder und Dichtungen junger Künſtler, von der ſceniſchen Illuſtration wirkſam unterſtützt, zur Aufführung kamen: eine Bühne von Künſtlern für Künſtler. Aber eine von Caran d'Ache erfundene und ausgeſtattete Heldentragödie „L'Epopée“, die das Genie Napoleons verherrlichte, machte ſolche Senſation, daſs das große Publicum herbeiſtrömte und Vorſtellungen gegen Entrée veranſtaltet werden muſsten. Nebſt Caran d'Ache halfen noch Willette, Maurin, Vignola, Rivière und viele andere das „Chat Noir“ und ſeine Bühne ſchmücken, aber ſeine Seele war und blieb Salis ſelbſt.

„Mercure de France“ enthält einen Artikel von A. Mockel über Camille Lemonnier und die Beſprechung eines intereſſanten Buches des Abbé Charbonnel, worin dieſer von ſeinen Bemühungen erzählt, gelegentlich der Pariſer Weltausſtellung von 1900 einen ſolchen Religionencongreſs zuſtande zu bringen, wie er 1892 in Chicago abgehalten wurde. Bei den Prieſtern aller Confeſſionen, mit Ausnahme der Katholiken, habe ſein Vorſchlag, der darauf hinziele, eine beſſere Verſtändigung und größere Duldſamkeit zwiſchen den Völkern herbeizuführen, den lebhafteſten Anklang gefunden. Nur der katholiſche Clerus ſtehe ſtarr auf ſeinem Standpunkt und wolle das weiſe Wort Carlyles nicht anerkennen, daſs „die Religion etwas Lebendiges und darum Bewegliches ſei“, und ſich deshalb in ihren Auslegungen den wechſelnden Bedürfniſſen anpaſſen müſſe, wenn auch die Lehren in ihrem Kern unveränderlich und ewig ſeien.

„L'Emotion chez les Acteurs“ heißt in der neueſten „Revue des Revues“ ein Artikel von Profeſſor A. Binet. Er knüpft an den Ausſpruch Diderots an, der große Schauſpieler dürfe nicht empfindſam ſein, dürfe die Gemüthserregungen, die er darſtelle, nicht ſelber fühlen. Große Emotivität, ſo ſagte Diderot, bringt die mittelmäßigen, völlige Effectloſigkeit die erhabenen Schauſpieler hervor. Auf der eigenen Empfindung kann man ſchon deshalb ſein Spiel nicht aufbauen, weil ſich dieſelbe in der gleichen Intenſität doch nicht willkürlich wiederholen laſſe. Auch ſtehen die großen Schauſpieler nicht in der feurigen Jugendzeit, ſondern in reiferen Jahren, wo die Stürme ſich gelegt, auf der Höhe ihrer Kunſt. Es iſt bekannt, daſs die Darſteller ſich in den Pauſen hinter den Couliſſen von ganz anderen Dingen unterhalten und oft lachend zu ihren tragiſchſten Scenen ſchreiten, ja noch während des Spieles den Zuſchauerraum beobachten. Der Schauſpieler kann nicht ſowohl Gedächtnisarbeit verrichten, als auch ſich während des Spieles beſtändig beobachten und gleichzeitig eine echte heftige Gemüthsbewegung empfinden. — Zur Prüfung dieſer Behauptungen hat Profeſſor Binet, der Chef des pſychologiſchen Inſtitutes an der Sorbonne, eine Enquête der hervorragendſten Pariſer Schauſpieler veranſtaltet und läſst nun die Antworten folgen. Mme. Bartet ſagt, ſie fühle wohl heftig, aber es ſei gleichſam ein lebhaftes Mitgefühl, nicht eine unmittelbare Empfindung; ſie verſetze ſich ganz und gar in die Lage und die Gefühlsweiſe der darzuſtellenden Perſon, aber immer ſehe und höre ſie ſich ſpielen, ſei ihr eigener Zuſchauer. Le Bargy ſchildert ſeinen Zuſtand ganz ähnlich, meint aber, im wirklichen Leben ſei es ja auch nicht anders: ein ſubtiler Menſch bleibe auch im wirklichen Affect ſein eigener Beobachter und Richter. Mounet-Sully und ſein Bruder Paul Mounet meinen, man müſſe den dargeſtellten Gefühlen die Intenſität des wirklichen Lebens leihen. Das gelinge freilich nicht immer; darum müſſe man eben an den Abenden, wo man minder disponiert ſei, ſich ſelber copieren und künſtlich das nachthun, was man in den Stunden der Inſpiration aus innerem Impulſe gethan. Got behauptet, für die Dauer der Vorſtellung ganz in der Perſönlichkeit der Rolle aufzugehen, und gerade darin, daſs er abwechſelnd verſchiedene Exiſtenzen durchlebe, den größten Reiz ſeines Berufes zu erblicken.

Das vorletzte „Century“ bringt eine Reihe ungedruckter Briefe und Handzeichnungen des engliſchen Romanciers Thackeray, aus der Zeit, die der damals kaum Neunzehnjährige in Weimar verbrachte, 1830–31. Durch ſeinen Freund, den engliſchen Geſchäftsträger eingeführt, fand Thackeray nebſt einigen ſeiner Landsleute die freundlichſte Aufnahme im Salon der Ottilie von Goethe, wo er auch den Dichter ſelber mehrmals zu ſehen Gelegenheit hatte. Auch bei Hof und in den erſten Salons der kleinen Reſidenz, ſo bei Frau Joh. Schopenhauer, der Mutter des Philoſophen, wurden die jungen Engländer gaſtlich aufgenommen. Thackerays Briefe geben in lebendiger Weiſe ein Bild dieſer einzigen Herrlichkeiten. Selbſt noch in der Rückerinnerung ſchreibt er 18[illegible] darüber: „Nach fünfundzwanzig Jahren der Entfernung, und nachdem ich [illegible] der menſchlichen Gattung kennen gelernt, [illegible] als wäre ich [illegible] einer [illegible] [illegible] der [illegible] Stadt [illegible] Goethe lebten und wo [illegible] [illegible] Thackeray zur [illegible] Frau Ottilie von Goethe [illegible] [illegible] heute in den Archiven des Goethe-Hauſes zu Weimar.

Digitized by Google

Egidius und der Fremdling.

Von W. G. van Nouhuys.

Aus dem Holländiſchen von E. Otten.

(Schluſs.)

VIII.

Die Kranke hatte die Augen weit geöffnet.

Ihre Schmerzen waren vorüber, auch ihre Beklemmungen.

Unbeweglich lag ſie da.

Nur die eine Hand, die wachsbleich auf der Decke lag, bewegte ſich manchmal unruhig hin und her, als ſuche ſie etwas.

Flüchtig hatte die Kranke Egidius noch angeſehen, als er verſuchte, diſe Hand ſanft feſtzuhalten.

Den Fremdling bemerkte ſie nicht mehr. Geräuſchlos hatte er ſich am andern Ende des Zimmers niedergelaſſen und ſtarrte unabläſſig zu ihr hinüber.

Ihre Augen erinnerten Egidius an die jenes Kindes auf der Düne, das in vertraulicher Bewunderung auf das unendliche Meer blickte.

Wieder fuhr ihre Hand unruhig-ſuchend über die Decke.

Ein merkwürdiger Contraſt lag zwiſchen dem ruhig ſtarren Geſichte und jener unruhig-ſuchenden Hand.

Egidius ließ ſie der ſeinen begegnen. Sie erkannte ſie, hielt ſie einen Augenblick umklammert, dann ſuchte ſie wieder weiter.

Der Fremdling nickte und ſchaute ſie unabläſſig an, den Ausdruck andächtigen Horchens in den Augen.

Ein leichtes Roth färbte ihre Wangen.

Und nun kam auch die andere Hand über die Decke, mit der Bewegung von etwas, das ſich frei macht.

Schwer gieng der Athem .....

Die beiden Hände ſuchten .... ſuchten ....

Egidius küſste die Sterbende auf die Stirn. Ein leiſes Zittern lief durch die Augenbrauen, wie ein ſchwacher Verſuch ....

Die Hände begegneten und umklammerten einander.

Die Züge erſtarrten .... der Körper reckte ſich.

Der Athem ſtockte ....

Ein Seufzer.

Etwas Seltſames in der Stille ....

Regungslos lagen die Hände nebeneinander, ſich demüthig in das Nichtfinden ergebend und endlich zufrieden mit ihrer Leere.

Wie durch einen Nebel ſah Egidius das ſich ſo ſeltſam verfärbende Geſicht auf dem Kiſſen.

Bewegt wandte er ſich ab.

Und dann ſah er ſeine Mutter, die ſich lautlos genähert hatte, lauſchend, mit geſenktem Haupte .... Er ſah das Zittern ihrer runzligen Hände. Er ſah die blaſſe Schweſter, ruhig, mitleidigen Blicks zwiſchen ſeinen beiden Knaben ſtehen, die ſcheu und ängſtlich die Todte anſahen.

Den Fremdling ſah er nicht mehr.

Und nun fühlte er ſich ſchwach werden, ſo ſchwach, und er wandte ſich wieder der Todten zu, kniete nieder und ſank über das Bett, mit dem Geſichte auf die kalt und ſteif gewordenen Hände.

So blieb er ſtill liegen.

Seine Mutter ſtrich ihm ſanft über das Haar.

Im Nebenzimmer lachte das kleine Kind.

IX.

Egidius ſaß bei der Todten.

Die Kinder waren nicht im Hauſe.

Ab und zu kam die alte Frau, ohne die Ruhe zu ſtören, in das Zimmer und gieng dann wieder.

Alles, was dort draußen vorgieng, hörte er wie aus weiter, weiter Ferne ...

Der Fremdling berührte ſeine Schulter. Er fühlte es kaum.

Der Fremdling. Siehſt du wohl, daſs ſie nun noch viel ſchöner iſt als an jenem Abend dort draußen? ...

Egidius konnte nicht antworten.

Der Fremdling. Sieh ihren Mund! Die Lebenden meinen, daſs die Todten es nicht wiſſen. — [illegible], ob ſie es verſteht ... Aber es iſt ihr noch zu fremd. Darum iſt der Mund ſo kalt, ſo feſt geſchloſſen, wie von einem Menſchen, der voller Ungewiſsheit harrt.

Die Gewiſsheit kommt bald ...

Verſtehſt du mich?

Egidius nickte.

Doch klangen ihm dieſe Worte nur wie ein leerer Schall.

Der Fremdling. Sobald nur meine Mutter kommt.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Der Fremdling. [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Die Lebenden lachen laut. Sie überzeugen dadurch ſich ſelbſt, daſs ſie lachen.

Die Todten lachen leiſe. Sie ſind zufrieden in ruhiger Gewiſsheit.

O, wenn du ſie ſehen könnteſt, jene Millionen, wie ſie ihr großes, ewiges, unhörbares Lachen in kindlicher Gewiſsheit lachen! Verſtehſt du mich auch jetzt noch?

Egidius. Kaum.

Der Fremdling. Steht etwas zwiſchen uns?

Egidius. Eine fremde Erſcheinung.

Der Fremdling. Sage mir, wer es iſt.

Egidius. Ich kenne ſie nicht.

Der Fremdling. So ſage mir, wie ſie iſt.

Egidius. Sie iſt dunkel, düſter. Nur dunkel, ſonſt nichts ... und groß ... Ich habe ſie lange ſchon kommen geſehen ...

Der Fremdling. Von wo?

Es koſtete Egidius Mühe, zu ſprechen. Seine Stimme ſtockte. — Ich weiß nicht, von wo ... Von ſehr, ſehr weit ...

Der Fremdling So ſage mir doch alles.

Egidius. Wenn ich kann. Als du zum erſtenmale hier bei mir warſt und ich dich ſah und zugleich auch meine Mutter und meine Kinder und ...

Der Fremdling nickte.

Egidius. Da war es mir, als öffne ſich mir plötzlich aus einer engen Umgebung ein Ausblick in eine Unendlichkeit.

Die Thüre der engen Zelle war mit einemmale weit geöffnet; ich ſah einen Ocean von Raum und von Licht. Tagaus tagein ſuchten meine Augen das Entzücken über dieſes Neue.

Und gerade damals iſt ſie gekommen. Von ſehr weit her.

Am Horizonte ſah ich ſie ... Erſt klein, aber ſchaudererregend, wie ein Schickſal, das ſich drohend von jener Klarheit abhob ...

Ich wuſste nicht, was es war. Ich ſchauerte zuſammen angeſichts dieſes Räthſels ... das näher kam ... das größer ward ... dunkler ... drohender ... das ſtets mehr und mehr vom Ocean meinen Blicken entzog.

Ein Schlagſchatten glitt in meine Zelle, kroch um mich herum, kroch an den Wänden hinauf.

Dann kam ſie ſelbſt, alles verdunkelnd, Himmel und Horizont bedeckend.

Die Stimmen dort draußen verſtummten, das Licht verſchwand. Nichts ſah ich mehr als ihr unſichtbares Angeſicht, nichts hörte ich mehr als ihre ſtille ſchweigende Bedrohung.

Nun ſteht ſie dort — ſtumm, breit, vor meinem engen Aufenthalte.

Sie verſchließt die Oeffnung ganz — mit ruhiger Geberde. Voll Geheimnis ſind die Falten ihres langen Gewandes.

Ich verkrieche mich fort, nur fort in die Dunkelheit, um den Schattentiefen hinter jenem Flor, die mich wie zwei große Augen anſtieren, zu entfliehen.

Nun iſt für mich alles fort.

Auch du biſt unſichtbar geworden.

Deine Stimme klingt wie ein Flüſtern im Nebel.

Die Hände in das Antlitz geſchlagen blieb Egidius daſitzen, ganz in ſich zuſammengeſunken.

Der Fremdling. Blicke ſie an.

Egidius. Ich kann nicht.

Der Fremdling. Du kannſt es. Denn ihre Augen ſind dunkel. In die Dunkelheit kannſt du ſehen, nicht ins Licht.

Egidius antwortete nicht mehr.

Der Fremdling. Die Dunkelheit weicht, wenn du ſie anſiehſt. Denke daran, daſs das Licht dich noch ſtets erwartet. Daſs diejenigen, welche dich lieb haben, dich erwarten. Daſs ich dich erwarte, ſtets und immer — am Rande des Unermeſslichen ...

Seine Stimme klang matter und matter ...

Sie verrauſchte.

So ſaß Egidius unbeweglich da, noch ſtundenlang ...

Dann erhob er ſich und gieng zu der Todten.

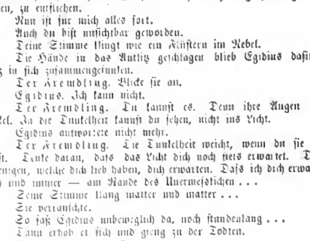
Alles war nun ſo ſtill.

Er blickte auf die geſchloſſenen Augen, ſtreichelte die weißen Wangen: ſie fühlten ſich an wie kalter Stein.

Ihm war's, als werde ihr Mund weniger ſtarr, — als öffneten ſich die Lippen ein ganz klein wenig ...

Und voller Rührung ſah er etwas wie ein Schimmern weißer Zähne ... das langſame Aufblühen eines Lächelns der Todten ...

Stimmen aus dem Publicum.



Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 29. Mai 1897. Nummer 13[illegible]

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL

Parlamentariſche Flegeljahre.

Die, welche den Parlamentarismus nicht kennen oder nicht mögen, glauben oder hoffen, in den ſtürmiſchen Scenen, welche gegenwärtig die Sitzungen des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes ausfüllen, das Ende des Parlamentarismus oder wenigſtens des Centralparlaments in Oeſterreich erblicken zu dürfen. Wir ſind genau der gegentheiligen Anſicht. Gerade in dieſen lebhaften Auftritten ſehen wir reifende Kraft, eher den Anfang als das Ende, genauer: ein nothwendiges Stadium in der Weiterentwicklung des Parlamentarismus.

Der Menſch kommt ſchreiend zur Welt und verläſst ſie ſeufzend. Wie das Ende eines Parlaments ausſieht, was ſein letzter Seufzer iſt, das können wir nun freilich nicht wiſſen. Nur in einem Lande hat man einmal die Dummheit unternommen, das Parlament, das bereits eingeführt war, wieder aufzuheben. Wir meinen die Belcrediſche Verfaſſungsſiſtierung vom Jahre 1865 in Oeſterreich. Sie hat geendigt wie jede Dummheit: mit dem platten Widerruf. So hat auch Oeſterreich das Beiſpiel vom Ende des Parlamentarismus nicht geliefert. Die Geſchichte kennt auch ſonſt kein modernes Parlament, das geſtorben wäre. Nicht einmal im älteſten Land des Parlamentarismus, in der Heimat des tauſendjährigen Parlaments, in England, ſind Symptome abnehmender Kraft in den Lebensäußerungen des Parlaments zu bemerken. In allen Ländern vielmehr, in welchen der moderne Parlamentarismus einmal eingeführt worden iſt, hat er ſich auch erhalten und fortentwickelt und hat mit den Jahren immer noch an Stärke nur gewonnen. England, Frankreich, Belgien und andere parlamentariſch regierte Staaten beweiſen jeden Tag, daſs ein mächtiges Parlament mit einer von ihm abhängigen Regierung den Staat weit beſſer zu verwalten verſteht, als jemals noch eine Despotie es vermochte. Und da wollen bei uns einige Leute, die lediglich deswegen, weil ſie ſelbſt unbelehrbar ſind, zur Lehrerrolle ſich berufen wähnen, uns weismachen, daſs die Welt am Ende des Parlamentarismus ſteht, ja noch mehr, daſs Oeſterreich ihr in dieſer neuen Phaſe vorangehen ſoll. Nur ruhig! Oeſterreich geht der übrigen Welt überhaupt nicht voran, ſondern folgt ihr immer nur in dem durch die geringere Weisheit ſeiner Regierungen bedingten großen Abſtande nach; es folgt ihr auch mit den Parlamentsſcandalen.

Andere Länder ſind uns auch darin voran, daſs ſie ihre Parlamentsſcandale früher gehabt haben als wir. So beſonders das vielgerühmte England. Jene Gelehrten, deren Wiſſenſchaft jeweils nur aus den letzten Nummern der Tagesblätter fließt, können uns erzählen, mit welchem Anſtand auch die Minorität im engliſchen Parlament ihren Willen vertritt, welche Ehrfurcht ſelbſt ſie dem Präſidenten, welche Achtung ſie ſelbſt der gegneriſchen Regierung beweist, und allerdings auch, wie nobel ſie hinwiederum von beiden behandelt wird. So iſt es heute. Aber es war nicht immer ſo. Mehr als eine ganze Generation hindurch iſt die Geſchichte des engliſchen Parlaments voll von Parlamentsſcandalen, die oft bis zur Lächerlichkeit genau denjenigen gleichen, die wir heute in Oeſterreich erleben. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etwa, in den erſten zwanzig Jahren der Regierung Georgs III., die ja auch ſonſt noch manche auffallende Aehnlichkeit hat mit dem parlamentariſchen Oeſterreich von heute, waren es gerade die größten Parlamentarier, wie Lord Chatham (der ältere Pitt), Edmund Burke, Fox u. a., die in der parlamentariſchen Debatte den Gegner mit allerperſönlichſten Invectiven infamierendſter Art geradezu überſchütteten. Der Geſchichtsſchreiber des engliſchen Parlaments hat die Namen von Sir John Cuſt, Sir Fletcher Norton, von Mr. Cornwall aufbewahrt, die „ſich erdreiſteten, den Sprecher (d. i. den Parlamentspräſidenten) zu tadeln, zu unterbrechen, mit ihm unziemlich zu ſtreiten, Ausdrücke des Sprechers zu Protokoll nehmen zu laſſen, Anträge zu ſtellen, daſs ein Ausſpruch des Sprechers ordnungswidrig ſei und die Freiheit der Debatte gefährde". Genau ſo wie bei uns jüngſt die Herren Schönerer, Wolf, Iro, Daszynski, Peſsler, Funke, Kindermann, Groß u. a. es thun.

Was iſt bei den engliſchen Parlamentsſcandalen ſchließlich herausgekommen? Der engliſche Geſchichtsſchreiber ſagt: „Seit das Unterhaus zu größerer Macht und Freiheit gelangte, zeigt ſich mehr Selbſtbeherrſchung und willigerer Gehorſam gegen die Autorität des Sprechers". In der That kann man, vom Geſichtspunkt der Parlamentsſcandale, in der Geſchichte des engliſchen Parlaments drei Perioden unterſcheiden: die erſte, lange Periode des Parlaments ohne entſcheidenden Einfluſs aber auch ohne Ambition und ohne Scandale; die zweite, kurze Periode mit Ambition, aber noch ohne Einfluſs, und deswegen reich an Scandalen; die dritte Periode mit glücklich errungenem, alles überragendem Einfluſs, mit befriedigter Ambition und deswegen (bis auf das Nachſpiel der Irländer unter Parnell) frei von Scandalen. Es hat heftiger Kämpfe und vieler Scandale bedurft, bis die Engländer parlamentariſche Gentlemen geworden ſind. Und ſo wird das hoffentlich auch bei uns ſich machen.

Der öſterreichiſche Parlamentarismus iſt, wofern die Zeichen nicht trügen und die Energie der Betheiligten nicht nachläſst, in ſein zweites, in das ſtürmiſche Uebergangsſtadium eingetreten. Vorüber ſind die Zeiten, wo das Parlament bloß ein höfiſcher Turnierplatz war, auf dem ſelbſt der gewaltige Recke Herr v. Plener nur durch Anſtand und gute Sitte das Auge der preisſpendenden Königstochter auf ſich zu ziehen trachtete. Damals wurde die Politik ausſchließlich bei Hofe gemacht und die dortigen Entſcheidungen im parlamentariſchen Scheinſpiel bloß nachgezogen, ſowie Amateure eine berühmte Schachpartie, die irgendwo zwiſchen Meiſtern geſpielt wird, auf ihrem Brett zu Hauſe nachziehen. Ein Miniſter muſste bei Hofe erſt gefallen ſein, ehe eine parlamentariſche Abſtimmung ihn vernichtete, eine Partei muſste ſchon bei Hofe in Gnaden aufgenommen ſein, ehe ſie in dieſem Schein-Parlament zur Macht gelangte. Dieſes Cauſalverhältnis haben zum erſten Mal die Jungczechen umgekehrt. Da ſie bei Hof in unheilbare Ungnade gekommen waren, blieb ihnen nichts anderes übrig, als aus dem Parlament Ernſt zu machen. Was ihnen denn auch durch Scandal und Obſtruction im böhmiſchen Landtag und dann im Reichsrath 1895 glücklich gelang. So haben ſie ſich, freilich nur erſt mit halben Mitteln und auf halbem Weg, den Zugang zur Macht erzwungen. Sie haben der Regierung Furcht eingejagt, auf daſs man nicht mehr verſuche, gegen ſie zu regieren. Jetzt ſind ſie daran, ihr Werk poſitiv fortzuführen. Man ſoll nicht nur nicht gegen ſie, man ſoll mit ihnen regieren. Schon haben ſie (trotz der nothgedrungenen Berichtigung des Herrn Doctor Pacak) dem Grafen Badeni die entſcheidende Textierung der Sprachenverordnungen und auch die Ausführungsbeſtimmungen dazu dictiert. Nun ſind ſie daran, im Verein mit Polen und Clericalen ihm in Form der Adreſſe ihr politiſches Moment-Programm aufzuerlegen. Und da kommen ihnen plötzlich die Deutſchen dazwiſchen, um ihnen durch eigene Scandale und eigene Obſtruction die Combination zu ſtören. Das iſt eine gefährliche Scandal-Concurrenz, die ſie denn auch mit wilder Wuth bekämpfen, aber nicht minder mit kurzſichtigem Blick.

Denn von einem weiteren Geſichtspunkt aus iſt es auch im Intereſſe der Czechen wie in dem einer geſunden politiſchen Entwicklung Oeſterreichs überhaupt zu wünſchen, daſs es auch den Deutſchen, ebenſo wie den Czechen, gelinge, ſich durch die hier und anderwärts allein bewährten Mittel parlamentariſch zur Geltung zu bringen. In dieſem Sinne haben wir ſeinerzeit die Obſtruction der Jungczechen befürwortet, im gleichen Sinne befürworten wir auch heute die der Deutſchen. Die nationale Gleichberechtigung der Scandale im Parlament iſt ebenſo weſentlich für Oeſterreich wie die nationale Gleichberechtigung der Sprachen in Amt und Schule. Denn nur dann, wenn jede öſterreichiſche Regierung zwei parlamentariſche Gefahren zu fürchten hat, die deutſche wie die czechiſche Obſtruction, erſt dann hört das Divide et impera zwiſchen Deutſchen und Czechen auf, das bisher den öſterreichiſchen Regierungen das Leben ſo leicht gemacht hat, dann iſt jede öſterreichiſche Regierung, bei ſonſtiger Gefahr einer parlamentariſchen Blockierung von der einen oder von der anderen Seite aus, genöthigt, nicht nur mit den Czechen, ſondern auch mit den Deutſchen, alſo mit beiden zugleich zu gehen und die nun doch von allen Verſtändigen als einzige eriſtenzwürdige Löſung der öſterreichiſchen Wirren anerkannte Verſtändigung und Vereinigung von Deutſchen und Czechen, mit etwaigem beiderſeitigem Ausſchluſs unverträglicher extrem nationaler Elemente, auf der Grundlage politiſchen Fortſchritts und wirtſchaftlicher Arbeit, wäre auf dieſe Art wie von ſelbſt vollzogen. Die polniſche Schlachta brauchte dann nicht mehr den öſterreichiſchen Staat auf Koſten ſeiner beſten Bürger, jeweils der Deutſchen oder der Czechen, zu leiten, und Graf Badeni konnte wieder dorthin zurückgehen, woher er gekommen iſt.

So bedeutſam könnten die Folgen einer geglückten Scandal- und Obſtructionstaktik der Deutſchen ſein. Sie könnten uns geradezu vom Scheinparlamentarismus zum wirklichen Parlamentarismus hinüberführen. Den Uebergang bilden die parlamentariſchen Flegeljahre, in denen wir uns jetzt befinden. Die Deutſchen mögen ſich nicht einſchüchtern laſſen durch die Anſtands-Predigten und Unverſtands-Drohungen zahlloſer alter Tanten. Mag es ihnen zum Troſt gereichen, daſs — von den neuen czechiſchen Ordnungsmännern Kaizl, Kramař und Baxa gar nicht zu ſprechen — ſelbſt die Gentlemen des engliſchen Unterhauſes

Digitized by Google

Flegel geweſen ſind. Und die Deutſchen werden ſich diesmal ordentlich ausflegeln müſſen, wenn das Ziel erreicht werden ſoll. Sie müſſen ſich auf einen längeren und erbitterteren Kampf gefaſst machen als die Jungczechen. Denn ihnen ſteht die Tradition der Divide et impera-Politik des altöſterreichiſchen Regierungsſyſtems im Wege, die noch immer einſeitig mit der jungczechiſchen Obſtruction paktieren konnte, aber nimmermehr mit beiden, wenn auch die der Deutſchen dazukommt. Und die deutſche Obſtruction bekämpfen, neben den Polen, noch, wenn auch nur aus Kurzſichtigkeit, die Jungczechen, die ſelbſt wiſſen, wie man eine Obſtruction macht, und deswegen auch es eher verſtehen werden, wie man ſie bekämpft, als die parlamentariſchen Kinder der deutſchliberalen Partei von ehedem. Je höher das Ziel, je größer die Schwierigkeiten, umſo ehrenvoller der Sieg für die Deutſchen Oeſterreichs; umſo vernichtender aber auch die Niederlage, wenn die Ausdauer oder der Witz ihnen verſagt. K.

Die Lage im Deutſchen Reiche.

Man muſs ſich, um im Wirrwarr nicht die Ueberſicht zu verlieren, ab und zu die Hauptfiguren der Streitmaſſen in groben Umriſſen zeichnen. Natürlich iſt's nur eine Variante des ewigen Kampfes zwiſchen Herrſchenden und Beherrſchten. Es gibt Ariſtokratien, die vom Volke trotz unaufhörlicher Conflicte ertragen und als Führerinnen geehrt werden, weil ſie in Unternehmungen vorangehen, die das Volk bereichern, ſo die altrömiſche, die venetianiſche, die heutige engliſche. Die im Deutſchen Reiche dagegen will nur ſich ſelber auf Koſten des Volkes bereichern, und ſie umfaſst nicht einmal alle Standesgenoſſen, indem ſie die Katholiken*), die Polen, die Elſaſs-Lothringer, die liberal geſinnten Mitglieder der Geldariſtokratie von den höheren Staatsämtern ausſchließt. In England wechſeln Conſervative und Liberale in der Regierung ab (wobei es gleichgiltig iſt, was dieſe Bezeichnungen bedeuten oder ob ſie gar nichts bedeuten) und auf dem Wege durchs Parlament kann ein Journaliſt, ja ein Fabrikarbeiter, zu einem hohen Staatsamte gelangen. In Preußen bekommt ein ausgeſprochen liberaler Mann nicht einmal einen Landrathpoſten, wird nicht beſtätigt, wenn ihn eine Stadtgemeinde zum Bürgermeiſter gewählt hat, und Köller hat als Miniſter des Innern einem vom Kreiſe einſtimmig zum Landrath Gewählten bloß aus dem Grunde die Beſtätigung verſagt, weil der Mann nur der Sohn eines kleinen Gutsbeſitzers, alſo eines Bauern iſt. Natürlich iſt das ganze Volk von intenſivſtem Haſs gegen eine ſo unpolitiſch excluſive Clique erfüllt.

Es ſind bekanntlich die altpreußiſchen Junker und die Größten von den Großinduſtriellen, die alles für ſich allein haben wollen: den Grundbeſitz, das Geldcapital, die hohen Staatsämter und den Lebensgenuſs; die daher den Arbeitern das Coalitionsrecht nach Möglichkeit verkümmern und es ihnen völlig zu entziehen ſtreben, um ſie ungehindert ausbeuten zu können, die zwar unbeſchränkte Vereins-, Verſammlungs-, Preſs-, Rede-, Schimpf-, Verleumdungs- und Agitationsfreiheit für ſich in Anſpruch nehmen, den Gegnern aber alle dieſe Freiheiten nehmen wollen und damit beſonders auch die Möglichkeit, ſich gegen Ausbeutung zu wehren und die auf Gutshöfen, in Fabriken, Gruben und Werkſtätten herrſchenden Uebelſtände zur öffentlichen Kenntnis zu bringen, die endlich Verwaltung, Polizei und Juſtiz zu Werkzeugen ihrer perſönlichen Intereſſen zu machen bemüht ſind, ſo daſs z. B. wenn Geſetzwidrigkeiten oder Verbrechen eines der ihrigen öffentlich bekanntgemacht werden, nicht der Verbrecher ins Loch ſpaziert, ſondern der, der von der Sache geſprochen hat. Nun leben wir aber im conſtitutionellen Staate; die Herren können daher ihre Abſichten nicht ohne Vermittelung der parlamentariſchen Körperſchaften vollkommen verwirklichen; für ſich allein ſind ſie — Weismanniſch geſprochen — nur Determinanten, die ſich das herrſchende Soma erſt aufzubauen haben. An Stoff für dieſe Verleiblichung fehlt es nun der ſchönen Seele keineswegs. Da ſind die mittleren und kleinen Unternehmer, die des ſie freſſenden Großcapitals Bundesgenoſſen werden, um ſich während der Galgenfriſt, die es ihnen läſst, durch Arbeiter-, Geſellen- und Lehrlingsausbeutung über Waſſer halten zu können. Da ſind die Bauern und Bauernfreunde, die ſich einreden laſſen, es ſei den Agrariern um die Erhaltung des Bauernſtandes zu thun und die von jenen vorgeſchlagenen Mittel könnten dieſem helfen. (Es gibt unter den Ariſtokraten wirkliche Bauernfreunde, die für die Bauern uneigennützig und erfolgreich arbeiten: ein ſolcher iſt der Freiherr von Schorlemer Alſt geweſen und iſt jetzt noch der Freiherr von Huene, aber die Ploetz und Kardorff ſind gemeinſchädliche Demagogen.) Da ſind die gutgläubigen Bismarckſchwärmer, die glauben, weil Bismarck auf Seite der Agrarier ſteht, müſſe deren Sache gut ſein. Da ſind die Zweiſchwänzer, die ſich vor dem rothen Geſpenſt fürchten und der Regierung helfen, unter dem Vorwande der Bekämpfung des Umſturzes die Bürgerfreiheit zu unterdrücken. (Daſs es ſo leicht gelingt, die Spießbürger mit blutigen Bildern der bevorſtehenden [illegible] zu ſchrecken, daran tragen allerdings die Socialdemokraten mit ihren albernen und [illegible] Revolutionsredensarten die Schuld.) Da ſind endlich die [illegible] Fanatiker, die [illegible], die ſchwarze [illegible] noch [illegible] als die rothe. Da ſind die Handw[illegible] mit den [illegible] Zwangs-[illegible]

innung und dem Kampf gegen die Bäckereiverordnung von den Agrariern und Großinduſtriellen an der Naſe herumführen laſſen. Aber alle dieſe guten Leute, die ſich als brave Kälber ihre Metzger ſelber wählen, reichen nicht hin zur Bildung der erſehnten Kartellmehrheit und daher bleibt den Verſchworenen nichts übrig, als die Aufhebung des Reichstagswahlrechtes anzuſtreben.

Man muſs ſich klar machen, was das bedeutet; es bedeutet die Auflöſung des Deutſchen Reiches. Dieſes Reich ruht ſo wenig wie irgend ein anderes auf Verträgen, ſondern auf geographiſchen und wirtſchaftlichen Nothwendigkeiten und auf dem aus dem Bedürfnis hervorgehenden Volkswillen. Nun ſind es aber gerade die fälſchlich ſo genannten Reichsfeinde, die Katholiken, die ſocialdemokratiſchen Arbeiter, die Polen und die Elſaß-Lothringer, welche das Reich wollen, weil ſie es brauchen, denn nur in dem aus dem allgemeinen gleichen Wahlrechte hervorgehenden Reichstage können ſie ihre Anſprüche mit dem ihrer Zahl entſprechenden Nachdruck geltend machen. Was bleibt vom Reiche übrig, wenn ihm dieſe Grundlage, die Maſſe entzogen wird? Antwort: nichts! Denn was übrig bleibt, das iſt nicht das Reich; es ſind die Intereſſenkreiſe einerſeits der Agrarier und der Großinduſtriellen, andererſeits der nordöſtlichen und der weſtlichen Agrarier, die einen fortwährenden Steuer-, Tarif- und Canalkrieg miteinander führen und es nächſtens vielleicht bis zu einem Kriege für innerdeutſche Zollgrenzen treiben werden, während die Intereſſen der kleinen Leute durchs ganze Reich hin identiſch ſind, und außerdem die „Verbündeten Regierungen“, d. h. die mit Miſstrauen, Abneigung und Eiferſucht gegeneinander erfüllten Dynaſtien, alſo der alte Bund ohne Oeſterreich und mit einem größeren, daher den Kleinen umſo mehr verhaſsten Preußen; werden dieſe Kleinen nicht mehr durch den Kitt des Volkswillens ans Reich gefeſſelt, ſo werden ſie ſich bei der erſten beſten Gelegenheit vor Preußen in den Schutz Oeſterreichs flüchten. Dynaſtien ändern ihre Natur nicht, und es iſt nicht abzuſehen, warum ſie es heute anders machen ſollten, als ſie es alle die Jahrhunderte hindurch immer gemacht haben.

Zwei Hauptkniffe haben die Verſchworenen erfunden, mit denen ſie zum Ziele zu gelangen hoffen. Der erſte beſteht darin, daſs ſie ihre Gegner, d. h. die überwiegende Mehrzahl der deutſchen Reichsbürger, als Reichsfeinde, als antinationale und vaterlandsloſe Geſellen verſchreien, was, wie ſchon aus dem Vorhergehenden folgt, die dümmſte aller Verleumdungen iſt. Aber ſie hat doch lange Zeit gewirkt und viele ehrliche Leute haben nur darum Candidaten der Cartellparteien gewählt und für die dieſen genehmen Geſetzvorſchläge geſtimmt, weil ſie ſich nicht zu Reichsfeinden ſtempeln laſſen wollten. Jetzt indes iſt der Kunſtgriff verbraucht und zieht nicht mehr. Als man ihn jüngſt noch einmal im Flottenſtreite anzuwenden verſuchte, erregte er nur noch Heiterkeit. Die „Nationalen“ mochten jammern, ſoviel ſie wollten, die unpatriotiſche Mehrheit habe den Flottenplan abgelehnt und das Vaterland wehrlos gemacht, jedermann wuſste ja, daſs der Reichstag gar nicht in der Lage geweſen war, einen Flottenplan abzulehnen, weil ihm keiner vorgelegt worden war; es ſind nur an einer Etatspoſition von 58 Millionen 12 Millionen geſtrichen worden. Es handelte ſich dabei vorzugsweiſe um zwei Kreuzer. Man wuſste nun ferner, daſs vor zwei Jahren die Conſervativen zwei Kreuzer, vor drei Jahren die Nationalliberalen einen abgelehnt haben. Damals hat kein Hahn darüber gekräht und war das Vaterland nicht in Gefahr; Beweis genug, daſs die Entrüſtung über den Abſtrich nur Heuchelei iſt und daſs es den Herren, wie immer, wenn ſie mit der nationalen Poſaune vor ſich herblaſen laſſen, nicht um die Sache, ſondern um ihre bekannten ſelbſtſüchtigen Zwecke zu thun iſt. Es iſt möglich, daſs wir mehr und beſſere Schiffe brauchen — auch ein paar wirklich ehrliche Patrioten behaupten es, und beurtheilen können wir Laien das ja nicht — aber wenn wir's glauben ſollen, muſs es von andern Leuten als von den Soldſchreibern der Stumm und Conſorten, muſs es ohne den widerlichen „nationalen“ Klimbim, ohne Hetze gegen den Reichstag und ohne Lügen geſagt werden.

Der andere Kniff beſteht in der planmäßigen Pflanzung und Pflege der „monarchiſchen Geſinnung“, das heißt einer abergläubiſchen, orientaliſch byzantiniſch ruſſiſchen Verehrung des Monarchen und der Dynaſtie, die jede Oppoſition gegen die Regierung als Empörung gegen die geheiligte Perſon des Monarchen, ſolche Empörung aber als den ruchwürdigſten Frevel erſcheinen läſst. Wer an der Hand der Kreuzzeitung, der „Poſt“ und der „Schleſiſchen Zeitung“ die Geſchichte dieſer Pflanzung ſchreiben wollte, würde ein ſehr intereſſantes und verdienſtliches Werk vollbringen. Auch dieſer Kunſtgriff zieht nicht mehr, denn das Volk hat ſeit ſieben Jahren beobachtet, wie die Prediger der monarchiſchen Geſinnung die Miniſter des Kaiſers mit Schmähungen und nichtswürdigen Verleumdungen verfolgen, mit unerhörten Ränken zu ſtürzen verſuchen und einige wirklich geſtürzt, und wie ſie aus dem Hinterhalt ſo lange vergiftete Pfeile auf den Kaiſer [illegible] haben, bis ſich dieſer ihnen ergeben hat; jedermann [illegible] daſs der Monarch dieſen Monarchiſten nur als Werkzeug dienen ſoll zur Unterjochung des Volkes. Selbſtverſtändlich verfolgen die [illegible] denſelben Zweck, und die haben [illegible] des jungen Kaiſers, auf eigene Fauſt ohne ſeine Miniſter Politik zu treiben, zu dem unhaltbaren Zuſtande geführt, [illegible] den zur Zeit wichtigſten Factor der Geſetzgebung nicht

Digitized by Google

öffentlich geſprochen werden kann. Der Kaiſer, meldeten die Zeitungen, habe ſeinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, ein Telegramm geſchickt, worin er die Reichstagsmehrheit vaterlandsloſe Geſellen genannt habe, und dieſes Telegramm habe der prinzliche Admiral im Auftrage des Kaiſers ſeinen Mannſchaften vorleſen müſſen. Ueber ſo etwas muſs doch geſprochen werden, und da war es denn natürlich, daſs die Socialdemokraten im Reichstage die Aufhebung der Strafwürdigkeit der Majeſtätsbeleidigung beantragten. In der Debatte darüber am 12. Mai fragte der Herr von Levetzow: „Kann man denn nicht kritiſieren ohne zu beleidigen?" Nein, das kann man nicht ungeſtraft, denn die Staatsanwälte verfolgen ſogar die wiſſenſchaftliche Kritik der Regierungshandlungen längſt verſtorbener Monarchen als Majeſtätsbeleidigung. Zum Pflanzungsſyſtem gehört u. a., daſs die Blätter der Verſchworenen in jeder zehnten Zeile ihrer patriotiſchen Leitartikel: „unſer kaiſerlicher Herr" ſchreiben. Einen Herrn haben die Bedienten und die Knechte; wenn wir, als Bürger, einen Herrn haben, ſo ſind wir, politiſch, noch gar kein Culturvolk. Staatsbürger haben einen erſten Staatsbeamten. Sie mögen dieſen höchſten Beamten bis ans Ende der Zeiten aus einer geliebten und verehrten Dynaſtie wählen oder nach Erbrecht hervorgehen laſſen, aber das Verhältnis zwiſchen Staat und Regent umkehren laſſen, das dürfen ſie nicht.

Mit dieſen Mitteln haben nun die Verſchworenen einen Feldzug gegen Volk und Reichstag geführt, der mit dem Septennatsrummel von 1887 begann, durch die arbeiterfreundlichen Anwandlungen des Kaiſers drei Jahre lang, von 1889 bis 1892, unterbrochen wurde und im Mai 1895 mit der Niederlage, die die Herren durch die Ablehnung der Umſturzvorlage erlitten, ein vorläufiges Ende nahm. Ich habe die Geſchichte dieſes verunglückten Feldzuges in der Nr. 33 der „Zeit" vom 18. Mai 1895 kurz erzählt. Er verunglückte, weil der Kaiſer und Bismarck perſönlich verfeindet ſind, weil die Höflingspartei und die Bismarck ergebenen Cartellparteien gegen einander operierten, weil die Agrarier mit den Großinduſtriellen nicht völlig übereinkommen konnten, weil der Kaiſer zwiſchen beiden ſchwankte, und weil der Kaiſer große, vielverheißende Worte zu ſprechen pflegt, ohne die entſprechenden Thaten nachfolgen zu laſſen. Seitdem haben ſich die Ausſichten der Verſchworenen in einer Beziehung gebeſſert und in einer anderen verſchlechtert. Die Agrarier haben, wenn auch nicht alle Großinduſtriellen, ſo doch die allergrößten, und namentlich ihren einfluſsreichſten, den Freiherrn von Stumm, ganz auf ihrer Seite; ſie haben — wohl mittelſt Stumms — auch den Kaiſer gewonnen und die Miniſter kirre gemacht. Andererſeits aber iſt die Oppoſition bis in die Reihen der Nationalliberalen hinaufgeſtiegen, die nun einſehen, daſs ihre 27 Jahre lang genährte Hoffnung, einmal aus der Schüſſel miteſſen zu dürfen und für treue Dienſte belohnt zu werden, vergebens iſt, und daſs auch ihnen der Maulkorb droht, wenn ſie in der Wahrung ihrer rechtmäßigen Intereſſen den oſtelbiſchen Junkern oder den großen Eiſenbaronen ins Gehege kommen; ja die „Kölniſche Zeitung" hat ſich jüngſt zu dem kühnen und die Lage treffend zeichnenden Satze ermannt: „Entwickeln ſich die Dinge ſo weiter, ſo wird ſich die nächſte Wahl zu einer Kraftprobe zwiſchen dieſer machthungrigen Intriganten Clique und dem geſammten Bürgerthum geſtalten". Ob nun ein Stück von dem vorliegenden Maulkorbgeſetz angenommen wird oder nicht, das iſt ziemlich gleichgiltig. In jedem Falle wird das Vereinsgeſetz vorläufig im Geiſte Stumms weiter angewendet werden: im Dienſte der Privilegierten und zur Feſſelung der Nichtprivilegierten; aber den Schein, als ob die Regierung die ungetheilte Billigung auch nur der beiden oberſten Cenſusclaſſen für dieſe Praxis hätte, wird ſie in keinem Falle erwecken können.

Die Zukunft des deutſchen Volkes hängt davon ab, ob ſich ſeine Maſſen, gleich denen des engliſchen Volkes, auf große Ziele zu einigen vermögen, und ob es gelingt, die Regierung, die bis jetzt bald Werkzeug der Verſchworenen iſt, bald in dem Bemühen, es weder mit ihrer Pflicht noch mit den Allgewaltigen zu verderben, haltlos hin und herſchwankt, ob es alſo gelingt, dieſe Regierung zur Vollſtreckerin dieſes Volkswillens zu machen. „Dank der natürlichen Begabung des deutſchen Volkes," ſo ſchloſs ich den Artikel vom 18. Mai 1895, „dank ferner der Strammheit und lebenweckenden Raſtloſigkeit des Hohenzollernregiments, der Geiſtesarbeit deutſcher Denker und Dichter, der kurzen aber nicht wirkungslos vorübergegangenen Herrſchaft des Liberalismus wird das Deutſche Reich von einem Volke bewohnt, wie es in der Welt kein zweites gibt: einem über 50 Millionen ſtarken Volke, das, körperlich kräftig und rüſtig, bis in ſeine unterſten Schichten hinein intelligent, gebildet, regſam, tüchtig, arbeitſam, voll Munterkeit und Spannkraft iſt. Was könnte dieſes Volk nicht Großes ſchaffen, wenn es nicht dazu verurtheilt wäre, einen ſo großen Theil ſeiner Kraft in jämmerlichen Katzbalgereien zu vergeuden!"

Neiſſe. Karl Jentſch.

Die „geſtempelte" Strafgerechtigkeit.

Der neueingebrachte Entwurf eines Gerichtsgebürengeſetzes, welches zugleich mit der neuen Civilproceſsordnung am 1. Jänner 1898 ins Leben treten ſoll, normiert auch eine Gebür für gewiſſe Eingaben und Urtheile in Strafſachen, die vor den ordentlichen Strafgerichten und den Gefällsſtrafgerichten zur Verhandlung gelangen. Der mittelſt Eingabe oder der protokollariſch eingebrachte erſte Antrag des Privatanklägers, ſoferne nicht der Staatsanwalt die Vertretung desſelben übernimmt, iſt bei Vergehen, die vor den Geſchworenen zur Aburtheilung gelangen, mit 20 Kronen, bei anderen Vergehen mit 10 Kronen und bei Uebertretungen mit 2 Kronen belegt. Für die Strafurtheile und freiſprechenden Urtheile der ordentlichen Strafgerichte ſind ſogenannte Rahmengebüren normiert. Bei einem vor das Geſchworenengericht gehörigen Verbrechen beträgt die Gebür 40 bis 1000 Kronen, bei einem anderen Verbrechen oder einem vor das Geſchworenengericht gehörigen Vergehen 40—400 Kronen. Bei einem anderen Vergehen 20—200 Kronen, in Uebertretungsfällen 4—40 Kronen. In keinem Falle darf die Gebür mehr betragen als den vierten Theil der verhängten Vermögensſtrafe oder jenes Betrages, welcher der verhängten Freiheitsſtrafe nach dem Maßſtabe von 10 Kronen für jeden Tag derſelben entſpricht. Auch werden für Urtheile, mittelſt deren über privatrechtliche Anſprüche entſchieden wird, Gebüren feſtgeſetzt. Das iſt eine Neuerung, die dem Geiſte der öſterreichiſchen Strafjuſtizpflege widerſtrebt.

Der Staat gibt ſeinen Unterthanen nichts umſonſt. Außer den Sonnenſtrahlen und der die Athmung ermöglichenden Luft, die von einer Beſteuerung nur ſchwer getroffen werden könnten, iſt alles andere, was das Leben erhält und fördert, der Steuer unterworfen. Für die Abgaben übernimmt jedoch der Staat den Bürgern gegenüber gewiſſe Pflichten. Die oberſte derſelben iſt der Rechtsſchutz: der Schutz der Perſon und des Eigenthums. Wo durch Verletzung der Integrität von Perſon oder Eigenthum zugleich auch die öffentliche Rechtsordnung geſtört erſcheint, ſchützt der Staat Perſon und Eigenthum durch Anwendung der ihm zuſtehenden Strafgewalt. Anderenfalls genügt der Civilrechtsſchutz. Es iſt offenbar, daſs im Rechtsſchutze durch Strafgewalt Perſon und Eigenthum nicht nur um ihrer ſelbſt, ſondern auch um der öffentlichen Rechtsordnung willen geſchützt werden. Mit anderen Worten: der Staat ſchützt, indem er die Verletzung einer Perſon oder ihres Eigenthums beſtraft, zugleich die allgemeine öffentliche Rechtsordnung vor Verletzungen in der Zukunft. Dieſer Rechtsſchutz iſt alſo zugleich Selbſtſchutz des Staates, das iſt Schutz aller ſeiner ihn bildenden Mitglieder. Dieſen Rechtsſchutz gewährt der Staat, ſeitdem er die Strafgewalt an ſich gezogen und die Selbſthilfe, ſowie die Blutrache mit Strafe bedroht hat, ſeinen Mitgliedern ſcheinbar unentgeltlich. Scheinbar unentgeltlich! Denn im Grunde genommen wird ja der Strafapparat des Staates auch von den Steuern der Bürger im Betriebe erhalten, aber er verſchmähte es bisher, und zwar mit Recht, gerade im Augenblicke, wo er zu functionieren beginnen ſoll, ſofort Bezahlung in Form von Stempeln und Gebüren zu verlangen. Der die Strafgewalt aufrufende Bürger befindet ſich in der Gefahr, an Leben, Geſundheit, Freiheit, Ehre oder Vermögen ungeſtraft geſchädigt zu werden. Eine jegliche Verletzung dieſer ſtrafrechtlich geſchützten Güter verſetzt den Verletzten in eine Nothlage, aus der er ſo raſch als möglich durch den im voraus hiefür bezahlten Staat befreit werden ſoll. In dieſer Gefahr und Nothlage aber noch über die durch die allgemeinen Abgaben geleiſtete Vorausbezahlung hinaus eine Aufzahlung in Form von Stempeln und Gebüren zu verlangen, widerſpricht der Würde des Staates als des Retters in der Noth und trägt der Nothlage des Bürgers als des Hilfeſuchenden keine Rechnung. Ebenſo wie es moraliſch unſchön wäre, wenn ein Arzt bei Gefahr im Verzuge, ehe er das Meſſer anlegt, um den heilbringenden Schnitt zu führen, vorerſt und unbekümmert um die aufgeregte Gemüthsverfaſſung ſeines Patienten dieſem Geld abhandeln wollte, ebenſo unſchön iſt es, einem Nothleidenden ſeinen Schutz und ſeine Hilfe erſt unter der Bedingung einer vorausbezahlten Entlohnung angedeihen zu laſſen.

Dies mag gewiſs ein inſtinctiv empfundener Grund geweſen ſein, weshalb die Staatshilfe in Strafſachen ſeit jeher ſtempel- und gebürenfrei gewährt wurde. Es iſt eine viel zu erhabene Pflicht des Staates, ja, ſeine oberſte Pflicht, dem durch ein Verbrechen, Vergehen oder eine Uebertretung in ſeinem Rechte gekränkten Bürger ſofort hilfreich die Hand zu bieten und dieſe Hilfe nicht erſt noch von einer Aufzahlung abhängig zu machen. Geſetzt aber, es würde ſich der Staat über dieſe „ideal angehauchte" Auffaſſung von Rechtsſchutz und übernommener Pflicht mit kalter Berechnung eines nach praktiſchen Maximen von Leiſtung und Gegenleiſtung handelnden Individuums hinwegſetzen — iſt er da auch berechtigt, eine Bezahlung für denjenigen Theil des Schutzes zu verlangen, den er ſich ſelbſt angedeihen läſst, indem er durch Anwendung der ihm übertragenen Strafgewalt auch in einzelnen Fällen die öffentliche Rechtsordnung ſchützt? Iſt er ferner berechtigt, vom einzelnen Bezahlung zu verlangen, was allen anderen Mitgliedern zugute kommt, die obendrein ſo glücklich ſind, nicht die Verletzten zu ſein?

Der Staat ſtraft wohl, um das Unrecht, das dem einzelnen widerfuhr, nach Möglichkeit wieder gutzumachen, was leider in den ſeltenſten Fällen gelingt (man denke an Mord, Todſchlag, körperliche Verletzung und an Vermögensdelicte, die von armen, erſatzunfähigen Individuen begangen werden), aber in allen Fällen ſtraft er, um die verletzte öffentliche Rechtsordnung wieder herzuſtellen in ſeinem Intereſſe und in dem aller. Soll da der einzelne, weil er eben die ihm gewiſs nicht willkommene Veranlaſſung des Einſchreitens der Strafgewalt war, noch obendrein für die beiden vitalen Intereſſen, die Staat und Geſellſchaft an der Auf-

Digitized by Google

rechthaltung der Rechtsordnung haben, allein aufkommen? Läſst ſich nach der Maxime der Entlohnung von Leiſtung um Gegenleiſtung eine gerechte Vertheilung finden und ermitteln, wie hoch das Intereſſe des Staates und der Geſellſchaft und wie hoch das des Verletzten im einzelnen Falle der Strafanwendung zu bewerten ſei? Keinesfalls — und ſolange dies nicht ausgerechnet iſt, und es kann niemals ausgerechnet werden, ſolange ſollte man niemandem für geleiſtete Rechtshilfe in Strafſachen etwas anrechnen. Thut man dies, dann erſchwert man ihm die Rechtsverfolgung unter gleichzeitigem Verbote der Selbſthilfe und zwingt ihn in dem Maße, als man ihm die unentgeltliche Rechtshilfe verweigert, zur Selbſthilfe zurückzukehren; denn das Repreſſionsgefühl gegen erlittenes Unrecht wogt ſo mächtig in der Menſchenbruſt, daſs Stempel und Gebüren es niemals eindämmen, es vielmehr immer zur Selbſthilfe zurücktreiben werden.

Nach dieſen allgemeinen Bemerkungen wollen wir einen Blick auf die einzelnen Gebürenſätze werfen.

Die Privatanklage dient ſeit einiger Zeit den Anhängern der Stempel- und Gebürenpflicht für Strafſachen als Steckenpferd. Wenn einer, ſo raiſonnieren ſie, ſeine Ehre vor den Schranken des Gerichtes retten will, ſo ſoll er hiefür auch bezahlen, und wozu überhaupt die Unmaſſe von Ehrenbeleidigungsklagen? Stempel und Gebüren, ſo denken ſie weiter, werden die Ueberbürdung der Gerichte mit Ehrenbeleidigungsklagen verhindern und folglich auch die Gerichte entlaſten. Beides iſt unrichtig. Die Ehre, die der einzelne durch die Strafgewalt des Staates herſtellen will, iſt nicht ſeine Ehre allein, ſondern die allgemein anerkannte und vom Staate zu ſchützende bürgerliche Ehre. In der Verletzung der Ehre des einzelnen liegt zugleich die Verletzung der allgemeinen bürgerlichen Ehre, die jedem unbeſcholtenen Mitgliede der Geſellſchaft zukommt, und dieſe Ehre iſt gewiſs ein des Staatsſchutzes würdiges Gut, ſoll nicht anders bei erſchwerter und vertheuerter Rechtshilfe wieder das Fauſtrecht emporkommen.

Anſtatt 20 Kronen in Stempeln der Privatklage aufzukleben, mit der einer den Beleidiger ſeiner Ehre vor die Schranken des Schwurgerichtshofes fordert, und ſich der Gefahr auszuſetzen, 40 bis 400 Kronen an Urtheilsgebüren zu bezahlen für den Fall des Freiſpruches des Beleidigers (was bei Geſchworenen nicht gar ſo ſelten vorkommen wird), wird es ihm viel leichter fallen und auch billiger zu ſtehen kommen, den Beleidiger eigenhändig „abzuſtempeln" und ſchlimmſtenfalls für die Uebertretung 20 Kronen Geldſtrafe und nur 2 Kronen für die Stempel der Privatklage und höchſtens 5 Kronen an Urtheilsgebür, zuſammen alſo 27 Kronen zu bezahlen, vorausgeſetzt, daſs dieſe Summen der Gebüren einbringlich ſind. Hiebei hat der Beleidigte obendrein die Satisfaction, den Beleidiger gebürend gezüchtigt zu haben. Zu ſolchen Exceſſen in Ehrenbeleidigungsſachen wird ſo mancher durch eine rein kaufmänniſche Berechnung hingedrängt werden, wenn man ihm die Rechtshilfe in ſo unerhörter Weiſe vertheuern ſollte. Rechnet dann auch der Geohrfeigte mit dem Bleiſtift nach, ſo bleibt ihm gleichfalls der viel billigere Weg offen, die erhaltenen Ohrfeigen ſofort und vielleicht noch mit einer „Mehrgebür" zu erwidern, anſtatt einen koſtſpieligen Proceſs einzuleiten. Es iſt einfach unabſehbar, wohin derlei „wohlfeile" Compenſationen in Ehrenbeleidigungen zu führen vermögen, wenn nicht geradezu die Parteien zu denen gehören, welche Ehrenſachen mit den Waffen austragen oder über Geldſummen verfügen, die ihnen den Proceſs ermöglichen. Sollen aber die Stempel und Gebüren den Zweck der Klagenminderung verfolgen, dann iſt die Rechnung des Herrn Finanzminiſters, aus dieſen Gebüren etwas für den Staatsſäckel hereinzubringen, eine vollends irrige; denn weniger Klagen bedeuten weniger Stempel und Gebüren, wozu alſo das Geſetz?

Die vermeintliche Entlaſtung der Gerichte wiegt wiederum beiweitem nicht den Schaden auf, den die Rechtsordnung erleiden würde. Man denke beiſpielsweiſe an die Fälle, wo Ehrenbeleidigungen durch Verſöhnung geſchlichtet werden und Ruhe und Friede unter den Streitenden geſchaffen wird. Wird da eine ſolche Verſöhnung ſo leicht zuſtande gebracht, wenn die Urtheilsgebür wie ein böſer Dämon zwiſchen die Streitenden tritt? Wer ſoll dieſe Urtheilsgebür bezahlen? Der Privatankläger? Ja, denn er tritt von der Anklage zurück, aber er iſt ja der Beleidigte und hat bereits 2 oder 20 Kronen für den erſten Antrag bezahlt, ſoll er da noch auch die Urtheilsgebür bezahlen? Dagegen wird er ſich ſträuben und wird ſie vom Angeklagten verlangen. Dieſer iſt aber arm und kann's nicht — alſo bleibt nichts übrig als ſich unverſöhnlich zu geberden, die Beſtrafung des Geklagten zu verlangen und der Staatsſchatz ſoll dann beim verurtheilten Armen die Gebür hereinzubringen verſuchen, wenn er's vermag. Das iſt die [illegible]. Die Ehrenbeleidigungsklage, die ſo recht eigentlich das Sicherheitsventil gegen vorzubeugende größere Exploſionen [illegible] Leidenſchaften iſt, muſs, wie dieſes ſich leicht [illegible], auch leicht angebracht werden können. Stempel und Gebüren, die die Anbringung der Klage erſchweren, [illegible] der Geſetze der [illegible] [illegible]

[illegible]

Wie man einen Heiligen macht.

Von einem römiſchen Clericalen.

Am 27. Mai d. J. hat Papſt Leo XIII. zwei feierliche Heiligſprechungen vollzogen. Die Heiligſprechung iſt eine in der katholiſchen Kirche ziemlich ſeltene Feier. Während des ganzen Pontificates von Pius IX., das 32 Jahre währte, bekam Rom nur zweimal dies Schauſpiel zu ſehen. Unter Leo XIII. dagegen ereignete es ſich innerhalb nicht ganz 20 Jahren nun ſchon zum drittenmal, und zwar 1881, 1888 und jetzt 1897.

Das Neue an den gegenwärtigen Canoniſierungen iſt, daſs ſie zum erſtenmal ſeit 1867 im Dome von St. Peter vorgenommen wurden, ſtatt wie in den Jahren 1881 und 1888 im Innern des Vaticans. Die Ausſchmückung der Peterskirche hat nicht weniger als 60.000 Francs gekoſtet. Ebenſo kann man etwa 30.000 Francs für Beleuchtungskoſten rechnen. Wie man ſieht, iſt alſo eine Heiligſprechung keine Kleinigkeit, ſondern eine ziemlich theuere Geſchichte. Dies erinnert mich an eine Anekdote, die mir ein alter Cardinal erzählt hat. Der Prinz Falconieri wollte allein die Koſten der Heiligſprechung ſeiner Verwandten, der heiligen Juliane von Falconieri tragen. Die Speſen waren ungeheuer und am Abend des Feſttages, der den größten Theil ſeiner Revenuen verſchlungen hatte, verſammelte der Fürſt ſeine Kinder um ſich, und ſagte zu ihnen: „Meine Kinder, ſeid ſo fromm und gottſelig als ihr wollt, aber werdet keine Heilige; das iſt zu koſtſpielig."

Die beiden Seligen, die am 27. Mai zum Range der Heiligkeit erhoben werden, ſind der Selige Fourier, ein Franzoſe, und der Selige Zaccaria, ein Italiener. Fourier lebte in Lothringen, zur Zeit Richelieus und war ein Gegner des großen Cardinals, deſſen franzöſiſche Politik er bekämpfte, während er ſelbſt damals die deutſche Politik vertrat. Sonderbarerweiſe gehörte der Phalanſterier Fourier, einer der Stammväter des heutigen Socialismus, derſelben Familie an, wie der künftige Heilige. Was den Seligen Zaccaria betrifft, ſo lebte er in Mailand zu Anfang des XVI. Jahrhunderts und iſt der Gründer des Barnabiten-Ordens, eines Ordens, der nur in Italien beſteht und ſich hauptſächlich mit der Erziehung der Jugend befaſst.

Da ſich die Gelegenheit gerade ergibt, ſo mag es für die Leſer der „Zeit" intereſſant ſein, zu erfahren, wie es die katholiſche Kirche anſtellt, um die Heiligkeit einer verſtorbenen Perſon nachzuweiſen und zu proclamieren; mit anderen Worten, ſie heilig zu ſprechen.

In den erſten Jahrhunderten des Beſtehens der chriſtlichen Kirche waren die Märtyrer die erſten Heiligen, denen die Gläubigen [illegible] Cult widmeten. Aber auch damals ſchon durfte dieſer [illegible] ohne die Zuſtimmung der kirchlichen Autoritäten. [illegible] IV. Jahrhundert unterſchied man anerkannte und nicht anerkannte Märtyrer [illegible] vindicatos et non vindicatos.

[illegible] eine Matrone namens [illegible] vom Arch[illegible]

Digitized by Google

diaconus Cäcilianus verwieſen und vom Erzbiſchof verurtheilt, weil ſie einen noch nicht officiell anerkannten chriſtlichen Märtyrer öffentlich angebetet hatte. Damit ein Märtyrer als Heiliger anerkannt werde, muſste damals die biſchöfliche Behörde, von Belegen unterſtützt, conſtatieren, daſs er um des wahren, rechten Glaubens willen den Tod erlitten habe. Es war dies umſo nothwendiger, als vom IV. Jahrhundert ab zahlreiche Ketzer und Schismatiker von den Verfolgern getödtet wurden. Der heilige Hieronymus ſchrieb zu ſeiner Zeit darüber: „Quae martyrem facit causa inquirenda est.“ („Man muſs erforſchen, wofür der Märtyrer geſtorben iſt.“)

Dieſer Vorgang erhielt ſich bis ins X. Jahrhundert. Bis dahin hatte jeder Biſchof das Recht, für ſeine Diöceſe die Handlungen der Märtyrer und der Bekenner zu prüfen, und ſie unter die Heiligen zu verſetzen, ohne daſs jedoch ihre Anbetung ſich über die Grenzen ſeines Sprengels erſtrecken durfte. Erſt ſeit dem X. Jahrhundert iſt das Recht der Canoniſierung ausſchließlich dem Papſt vorbehalten und erſtreckt ſich die Anbetung der Heiligen über die ganze Kirche.

Alexander III. und Innocenz III. waren die erſten Päpſte, welche officiell verfügten, daſs das Vorrecht, heilig zu ſprechen, lediglich dem Oberhaupt der Kirche vorbehalten ſei. Die Bullen, welche ſie über dieſen Gegenſtand erließen, bilden die Grundlage des Canoniſierungsverfahrens, wie es noch heutigen Tages gehandhabt wird.

Der Modus wurde endgiltig feſtgeſtellt durch Sixtus V., als er mittelſt der Bulle: „Immensa aeterni Dei“ die Congregation der Riten einſetzte, welcher die Prüfung aller die Seligſprechung und Heiligſprechung betreffenden Angelegenheiten zugewieſen wurde.

Das Verfahren, mittelſt deſſen die Heiligkeit einer verſtorbenen Perſon bewieſen und proclamiert wird, iſt ein äußerſt eingehendes. Stirbt jemand, wie der techniſche Ausdruck lautet, im Geruche der Heiligkeit, ſo leitet der Biſchof des Sprengels zunächſt einen Proceſs über das Leben dieſer Perſon ein und bildet ein geiſtliches Tribunal, das ſich mit der Prüfung der Thatſachen zu befaſſen hat. (Im verfloſſenen März hat der Erzbiſchof von Paris ein derartiges Tribunal eingeſetzt, um über das Leben und den Tod der Märtyrer der Commune vom Jahre 1871 Erhebungen zu pflegen.) Man befragt die Zeugen, welche den Verſtorbenen gekannt haben, und nimmt ihre Ausſagen zu Protokoll. Lauten die Zeugniſſe im ganzen günſtig, ſo vereinigt der Biſchof die Schriftſtücke des Proceſſes, übergibt ſie der Congregation der Riten und verlangt, daſs, wie man das bezeichnet, das Verfahren eingeleitet werde.

Zugleich ernennt er in Rom einen ſogenannten „Poſtulator“ oder „Betreiber“, das heißt einen Prieſter, der ſpeciell mit allen zur Durchführung des Proceſſes nöthigen Schritten betraut wird. Der Poſtulator verfertigt mit Hilfe eines Advocaten (des ſogenannten „Advocatus Dei“ oder „Gottesanwalt“) eine Liſte aller Tugenden des Gottesknechtes, der heilig geſprochen werden ſoll, und ſtudiert ſorgſam ſein Leben und ſeine Schriften. Namentlich die Prüfung der Schriften iſt von großer Wichtigkeit, um zu erfahren, ob ſie nichts Ketzeriſches enthalten. Dieſe Aufgabe bereitet oftmals Schwierigkeiten. So wird man vermuthlich einen der Gefährten des Heiligen Ignaz, den Pater Laynez, der eine wichtige Rolle beim Concil von Trient ſpielte, wegen ſeiner ſchlechten Handſchrift niemals heilig ſprechen können. Die Handſchrift dieſes Jeſuiten, der umfangreiche Werke hinterlaſſen hat, war ſo entſetzlich, daſs zwei Jeſuitenpater über dem Entziffern derſelben das Augenlicht eingebüßt haben.

Iſt einmal die Arbeit des Poſtulators und des Gottesanwaltes beendigt, ſo wird ſie einer Perſönlichkeit übergeben, die man den „Promotor fidei“ nennt, und welche die Rolle des öffentlichen Anklägers (oder „Advocatus Diaboli“, wie man hier ſagt,) zu ſpielen hat. Der Teufelsanwalt hat die Aufgabe, alle ihm übergebenen Documente ſorgfältig zu durchſtöbern, die ſchwachen Punkte hervorzuheben, mit einem Wort, ſo weit er das vermag, das Werk des Poſtulators zu zerſtören. Hierauf entgegnen ihrerſeits wieder der Poſtulator und der „Gottesanwalt“, und ſchließlich vereinigt ſich die Congregation der Riten, welche dabei die Rolle des Kampfrichters ſpielt, in feierlicher Sitzung und ſpricht ihre Entſcheidung aus. Lautet dieſelbe günſtig, ſo iſt das Verfahren officiell eingeleitet, die Congregation der Riten ermächtigt, ſich damit zu befaſſen, und der Diener Gottes nimmt den Titel „Ehrwürdig“ an. Genau in dieſem „Stadium“ befindet ſich die Angelegenheit der Jeanne d'Arc, welche gegenwärtig den Titel die „Ehrwürdige“ führt. Es iſt jedoch verboten, die „Ehrwürdigen“ öffentlich anzubeten.

Iſt das Verfahren einmal eingeleitet, ſo prüft die Congregation der Riten vor allem eingehend die Tugenden des künftigen Heiligen und ſodann die Wunder, die nach ſeinem Tode durch ſeine Vermittlung geſchehen. Dieſe Unterſuchung iſt eine äußerſt gewiſſenhafte: man verhört die Zeugen, wenn es welche gibt, oder ſetzt lange Denkſchriften darüber auf. Der „Promotor fidei“ oder „Teufelsadvocat“ erhebt Schwierigkeiten, und über jede einzelne Frage finden lange Debatten ſtatt, welche in der feierlichen Sitzung der Congregation der Riten ihren Abſchluſs finden, in welcher der Papſt ſeine Entſcheidung über jede vorgelegte Frage fällt. Beſonders die Prüfung der Wunder gibt Anlaſs zu gründlichen Nachforſchungen. Dieſe Wunder beſtehen faſt immer in Krankheitsheilungen. Seit langer Zeit ſchon verweiſt die römiſche Kirche die Heilung ſogenannter nervöſer Krankheiten aus der Reihe der Wunder, wie z. B. die plötzliche Heilung gewiſſer Lähmungen, welche keine organiſche Verletzung des Nervenſyſtems nach ſich ziehen. Es bedarf zum mindeſten zweier wohl erwieſener Wunder, damit die Congregation der Riten einem ſchon „ehrwürdig“ erklärten Verſtorbenen die „Seligſprechung“ zuerkenne. Die „Seligſprechung“ iſt ſohin der zweite Schritt zur Canoniſation. Die Seligſprechung wird von der Congregation der Riten feierlich, zumeiſt in der Peterskirche, vollzogen.

Man celebriert die Meſſe, dann verlieſt der Secretär der Congregation das päpſtliche Decret, das die „Seligſprechung“ verkündet, und ſodann werden das Bild und die Reliquien des neuen „Seligen“ zur Anbetung der Gläubigen ausgeſetzt.

Nach der Seligſprechung kommt die Heiligſprechung. Wenn ſich nach der Seligſprechung neue Wunder ergeben, ſo kann der Poſtulator der Angelegenheit verlangen, daſs die Congregation der Riten den Proceſs aufs neue aufnehme. Man beſchränkt ſich hierbei darauf, die neuerlichen Wunder genau zu unterſuchen und ihre Thatſächlichkeit feſtzuſtellen. Lautet das Urtheil der Congregation der Riten günſtig, ſo wird das Verfahren der Canoniſation eingeleitet und dieſelbe vom Papſt in drei aufeinanderfolgenden Conſiſtorien verkündet. (Man nennt Conſiſtorien die Verſammlungen des Cardinals-Collegiums, denen der Papſt vorſteht.)

Dann findet die Feſtlichkeit der Canoniſation ſtatt, die ſich ungefähr in der gleichen Weiſe wie die Seligſprechung vollzieht, nur daſs ſie noch feierlicher iſt.

Gleichwohl beſteht ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen der Seligſprechung und der Heiligſprechung. Bei der Heiligſprechung tritt die Unfehlbarkeit des Papſtes direct in Kraft, was bei der Seligſprechung nicht der Fall iſt. Man kann an der Heiligkeit eines „Seligen“ zweifeln, ohne ein Ketzer zu ſein, aber es iſt ein Glaubensartikel, daſs man an die Heiligkeit eines „Canoniſierten“ glauben muſs.

Die Beibringung der zur Seligſprechung und Heiligſprechung nöthigen Beweiſe dauert manchmal mehrere Jahrhunderte; manchmal aber vollzieht ſie ſich ſehr raſch. So hat Leo XIII. vor zwei Jahren zwei franzöſiſche Miſſionäre ſelig geſprochen, die in Tonking den Märtyrertod fanden, die Seligen Perboyre und Chanel, und die Brüder des ſeligen Perboyre wohnten der Feier bei.

Bezüglich der gewiſſenhaften Gründlichkeit, womit die Congregation der Riten die Wunder unterſucht, welche der Seligſprechung und Heiligſprechung zur Grundlage dienen ſollen, erzählt man ſich in Rom folgende Geſchichte: Ein engliſcher Proteſtant tadelte in Gegenwart eines Mitgliedes der Congregation der Riten die große Leichtigkeit, womit dieſelbe Heilungen, welche keineswegs dieſen Charakter trügen, als wunderbar anerkenne. Als einzige Antwort überſandte ihm der Prälat zwei Bände Acten aus dem Proceſs eines „Ehrwürdigen“, deſſen Sache gerade in Rom anhängig war. Die Lectüre dieſer Acten überzeugte den Proteſtanten ſo ſehr, daſs er dem Prälaten bei Rückgabe der beiden Bände ſagte, falls alle Wunder ſo wohl erwieſen wären, ſo zögere er nicht, ſeinen Ausſpruch zurückzunehmen und ſich ſelbſt zum Katholicismus zu bekehren. „Nun denn“, entgegnete ihm der Prälat, „dieſe Wunder, welche Ihnen ſo wohl bewieſen ſcheinen, wurden von der Congregation der Riten als ungenügend zurückgewieſen.“

Ich erzähle dieſe Anekdote, ohne mich für ihre Richtigkeit zu verbürgen. Selbſtverſtändlich bleibt der Glaube an die Wunder und die Heiligkeit der Canoniſierten der perſönlichen Ueberzeugung des einzelnen überlaſſen und iſt eine Gewiſſensſache für ihn.

Wie ich ſchon oben erwähnt, erfordern die Canoniſationen bedeutende Ausgaben, die in die Tauſende gehen. So hat auch die Diöceſe von Saint Dié in Franzöſiſch-Lothringen für die Canoniſation des Seligen Fourier bereits 100.000 Francs beigebracht, welche ſicherlich nicht zur Deckung der Koſten hinreichen werden. Viele Heilige werden niemals canoniſiert werden, weil niemand für ſie die Koſten eines derartigen Proceſſes tragen würde. Gewiſſe geiſtliche Orden, wie z. B. die Franciscaner und die Jeſuiten zählen viele Selige und Heilige zu ihren Ordensbrüdern. Das kommt daher, daſs dieſe Orden reicher ſind und darum eher als die anderen die Koſten der Proceſſe und der Canoniſation zu tragen vermögen. Der Franciscanerorden beſitzt ſogar einen eigenen Fonds für Canoniſationsangelegenheiten, der dieſen Namen führt und ausſchließlich zu ſolchen Zwecken verwendet wird.

Es iſt eine traurige Thatſache, daſs ſelbſt in Fragen der officiellen Seligſprechung und Heiligſprechung das Geld oftmals die Hauptrolle ſpielt.

Deutſche Einflüſſe und die Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes.

Von Profeſſor Th. G. Maſaryk (Prag).

(Schluſs.)

Unſere nationale Wiedergeburt iſt, das will ich betont wiſſen, ein Theilproceſs einer großen weltgeſchichtlichen Bewegung.

Im XVIII. Jahrhundert begann in den [illegible] der [illegible] Verfall des mittelalterlichen Regimes — die franzö-

Digitized by Google

ſiſche Revolution iſt das erſte große Alarmſignal, daſs eine neue Welt im Erſtehen begriffen iſt.

Als Führer der Gegenreformation blieb Oeſterreich hinter den übrigen Staaten und Völkern zurück (noch weiter zurück blieben Ruſsland und die Türkei), aber ſchließlich muſste auch Oeſterreich ſeinem Abſolutismus entſagen. Oeſterreich war aber im XVIII. Jahrhundert vorwiegend Böhmen, die Frage der böhmiſchen Wiedergeburt iſt alſo zugleich die Frage der Wiedergeburt Oeſterreichs überhaupt.

Durch Oeſterreich waren wir mit Deutſchland enge verknüpft. Allein ſchon unſere Könige haben ſich Deutſchland angeſchloſſen. Wir ſind mit Deutſchland ſchon lange culturell und politiſch verbunden, und ganz beſonders iſt die Reformation vielfach unſere gemeinſame Geiſtesarbeit geweſen. Die Reformation hat auch die beiden Völker ganz eigenthümlich culturell geſpalten: Die Deutſchen zerfallen in eine katholiſche und reformirte Hälfte, bei uns iſt die katholiſche Gegenwart mit der Reformationszeit im Widerſpruch — da und dort ein cultureller Gegenſatz von großer Bedeutung.

Bei allen großen und ſchroffen nationalen Gegenſätzen haben wir Böhmen mit den Deutſchen in und außer Oeſterreich viele und große geiſtige Intereſſen gemeinſam. Unſere Entwicklung geht mit der Entwicklung der Deutſchen vielfach parallel. Beide Völker befinden ſich geographiſch in einer ſehr ähnlichen Lage (continentale Lage in Mitteleuropa), ſeit Jahrhunderten ſind wir auf weiten Gebieten ethnographiſch ineinandergelagert, ſeit Jahrhunderten haben wir dieſelbe religiöſe und kirchliche Organiſation und dieſelben Bildungsinſtitute. Es iſt darum nicht zu verwundern, wenn ſich auch die wirtſchaftlichen Verhältniſſe vielfach ähnlich entwickelt haben, und wenn in unſerer Entwicklung überhaupt eine große Aehnlichkeit ſich bekundet.

Und ſelbſtverſtändlich gab es da ſtets eine rege Wechſelwirkung, und ebenſo verſtändlich iſt es, daſs wir als die an Volkszahl kleineren den Deutſchen gegenüber in dieſem oder jenem mehr ſchulden. Durch unſere Reformation haben wir aber den Deutſchen das frühere und wohl auch das ſpätere culturelle Anlehen mit Zinſeszinſen abgeſtattet und vorausbezahlt. In der Emigration haben wir ungezählte Tauſende unſerer beſten Männer und Familien Deutſchland abgeliefert. Wie eng ſich unſere culturellen Intereſſen aber berühren und verknüpfen, ſtellt uns vor allem Comenius geradezu typiſch und ſymboliſch dar. Comenius iſt der Vater nicht nur unſerer, ſondern auch der deutſchen Schule und Bildung.

Und eben wegen dieſes ganz eigenartigen Wechſelverhältniſſes der beiden Nationen — der Leſer dürfte das endlich ſchon errathen — kann ich Dr. Murko nicht recht geben. Unſere nationale Wiedergeburt iſt nicht durch einzelne literariſche Einflüſſe Deutſchlands erklärbar, unſere Wiedergeburt iſt ein Theilproceſs eines großen Weltproceſſes.

Ich weiß, daſs es ſich hier um eine principielle Frage handelt: wie nämlich und in welchem Grade fremde Einflüſſe zum Ausreifen der eigenen Individualität beitragen, ja vielleicht geradezu nöthig ſind. Goethe hat darüber viel nachgedacht und Eckermann manch Belehrendes geſagt. Was Goethe literariſch und individuell behandelte, das müſſen wir hier ins Sociale und Collective überſetzen: Wie und in welchem Grade tragen fremde literariſche und Cultureinflüſſe überhaupt zum Ausreifen der nationalen Individualität bei; ſind ſie vielleicht geradezu nöthig, ſowie man auch die raſſengemiſchten Völker häufig für ſehr lebenskräftig hält?

Ich werde mich über das Problem in keine pſychologiſchen und ſociologiſchen oder gar metaphyſiſchen Unterſuchungen einlaſſen — ich ſpreche nur meine Ueberzeugung aus, daſs nämlich die Politiker und Hiſtoriker in der Regel ſehr raſch mit der Auskunft bei der Hand ſind und ein cauſales Wechſelverhältnis zwiſchen Individuen und Nationen conſtatieren; ich glaube mit Goethe, daſs bei aller ſogenannter Wechſelwirkung die Selbſtändigkeit der Individuen und Nationen größer und bedeutender iſt, als in der Regel angenommen wird. Es iſt zu verlockend, ähnliche Erſcheinungen der Wirkung einer und derſelben Urſache zuzuſchreiben. Sieht man jedoch genauer zu, ſo erkennt man bei aller Aehnlichkeit die Unterſchiede und findet dann auch gewiſſe allgemeine Urſachen, die da und dort wirkſam ſind. So z. B. iſt es eben mit der deutſchen und böhmiſchen Romantik: Auf den erſten Blick viel Aehnliches, bei genauerer Analyſe viel Verſchiedenes; und forſcht man nach den Urſachen, ſo findet man da und dort allgemein wirkende hiſtoriſche und ſociale Urſachen.

Und wie im Literariſchen, ebenſo finde ich auch auf anderen Gebieten bei uns viel Selbſtändiges und Eigenartiges, trotz der Uebereinſtimmung und Aehnlichkeit mit dem Deutſchen. [illegible] haben wir Böhmen im [illegible] Eigenart in hohem Grade bewahrt. [illegible]

Unſere Wiedergeburt hatte natürlich auch eine rein nationale Seite. Das Nationalitätsgefühl trat in ihr ſtärker in den Vordergrund als in den früheren Zeiten. Dr. Murko hat dieſes Moment nicht genügend betont.

Das Nationalitätsgefühl iſt neuen Datums. Es beginnt ſich merkbarer am Ende des vorigen Jahrhunderts zu äußern und erſtarkt erſt in dieſem Jahrhundert.

Selbſtverſtändlich wurden die nationalen Unterſchiede ſeit jeher gefühlt. Bei uns in Böhmen finden wir frühzeitig ſogar einen ſcharfen Antagonismus zwiſchen uns und den Deutſchen. Aber trotzdem gab es vor dem XVIII. Jahrhundert das moderne Nationalitätsgefühl und Bewuſstſein nicht. Die Geſellſchaft war kirchlich, ſie war ſtaatlich organiſiert, aber die Nationalität bildete kein geſellſchaftliches Organiſationsprincip. Als ſolches hat ſich die Nationalität dem allgemeinen Bewuſstſein erſt gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgedrängt. Meines Wiſſens hat Herder als erſter das Nationalitätsprincip in ſeiner modernen Bedeutung erfaſst und klar ausgeſprochen, wenn er in den durch die Sprache charakteriſierten Nationen die natürlichen Organe der Menſchheit erkannt hat. Dieſen natürlichen Organen gegenüber war ihm beſonders der Staat ein künſtliches Gebilde, eine künſtliche Organiſation.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts beginnt das Studium der Volkspoeſie und Volkskunſt, allmählich des ganzen Volksthums; die Nationalität und Sprache wird bald auch politiſch wichtig, und natürlich gilt das beſonders von den gemiſchtſprachigen Staaten. Aus dieſem Grunde ſind es gerade Oeſterreich und ſpeciell wir Böhmen und die nichtdeutſchen Völker überhaupt, die das moderne Nationalitätsgefühl in beſonders ſtarkem Grade entwickelt haben. In Deutſchland waren es die franzöſiſchen culturellen und politiſchen Einflüſſe und die Nachbarſchaft der Slaven, welche das Nationalitätsgefühl zur Reife brachten.

Allein man muſs auch da den Inhalt und die Art dieſes Gefühls und Bewuſstſeins genauer ſcheiden. Der Deutſche hat (ſiehe Fichtes Reden!) die Nationalität vielmehr mit der politiſchen Selbſtſtändigkeit verknüpft; bei uns hat man begreiflicherweiſe dieſe zwei Momente ſchärfer geſchieden. Dazu kommt, daſs infolge der politiſchen Oberherrſchaft der Deutſchen bei uns gerade die Sprache als oberſtes nationales Gut und darum als Hauptunterſchied der Völker zur Geltung kommt. Der Franzoſe, der Engländer, der Amerikaner fühlt und denkt gerade in dieſer Beziehung national noch heute anders als wir. Selbſt der öſterreichiſche Deutſche hat bis in die jüngſte Zeit die Nationalität praktiſch und theoretiſch etwas anders aufgefaſst als wir. Ihm hat eben niemand die Sprache beeinträchtigt.

Unſere Nationalitätsidee zeichnet ſich fernerhin durch ihren entſchieden demokratiſchen Inhalt aus. Das erklärt ſich durch die politiſche Entwickelung. Die regierenden und herrſchenden Stände, vor dem Jahre 1848 die politiſchen Stände, der Adel, bekannten ſich zur deutſchen Sprache. Darum war unſere Nationalitätsidee politiſch gegen den Abſolutismus und ſeine Träger, ſocial gegen die Großgrundbeſitzer und gegen den Capitalismus gerichtet. Die nationale Idee war am ſtärkſten bei unſerem kleinen Manne — darum war auch die Revolution von 1848 bei uns ſo ſtark ſocial: Nationalität — Nation — Volk — Demokratie ſind bei uns im Jahre 1848 und ſchon vorher faſt identiſche Begriffe.

Dem entſprechen auch die philoſophiſchen und politiſchen Begriffsbeſtimmungen und nationalen Programme der erſten Wiedergeburtszeit. Als philoſophiſche und ethiſche Baſis des Nationalitätsgedankens wird von Kollár, Šafařík, Palacký, Havlíček und Smetana die Humanitätsidee hingeſtellt: die Menſchheit als Familie freier, gleichberechtigter Brüdervölker iſt das Ideal unſerer Wiedererwecker. Oeſterreich ſtellt die Menſchheit im kleinen dar. Die Nationalitätsidee verbunden mit der Humanitätsidee führt zum politiſchen Ideal einer öſterreichiſchen Föderation. Politiſch ſoll das Nationalitätsprincip den Abſolutismus und Centralismus beſeitigen und erſetzen. So formuliert Palacký den Gedanken Herders.

Bereits wird dieſe Föderation national, ethnographiſch gedacht: Palacký proponiert in Kremſier die ethnographiſche Föderation. Erſt ſpäter, im Jahre 1865, ſtellt er in ſeiner „Idee des Staates Oeſterreich" das hiſtoriſche Programm auf. Im Jahre 1848 ſtützt er ſich [illegible] auf das Naturrecht — ſpäter tritt zum Naturrecht das hiſtoriſche Recht.

Die Humanitätsidee und die auf ihr begründete Nationalitäts[illegible] ſind, wenn man ſie bis zu ihrem erſten Urſprung verfolgt, auf den Boden der Reformation [illegible] waren ſpeciell [illegible] ausgearbeitet worden; die Brüder- [illegible] des Humanitätsgedankens. [illegible] unſeres Volkes zu erſtarken [illegible] Abſolutismus und Gegen- [illegible] hat ſich [illegible] So erklärt ſich, [illegible] ohne Ausnahme das

Digitized by Google

Humanitätsideal als Nationalideal hinſtellen, und daſs alle den Humanitätsgedanken religiös faſſen.

Springer hat in ſeiner Geſchichte Oeſterreichs ganz richtig bemerkt, daſs die Revolution von 1848 bei uns am meiſten einen religiöſen Charakter hatte — das erklärt ſich ganz naturgemäß und folgerichtig aus der geſchilderten Entwicklung der Wiedergeburt und ihrer geſchichtlichen Prämiſſen. Springer macht ſeine Bemerkung gelegentlich der Prieſterverſammlung, die kirchliche Reformen im Sinne Huſſens verlangte. Allein dieſe Verſammlung von Prieſtern war nur des Geiſtes voll, der ſich bei unſeren Prieſtern ſeit Kaiſer Joſef ſo häufig und gerade auch in der Literatur gezeigt hat — lauter wichtige Winke für den Literaturhiſtoriker und Geſchichtsforſcher, der das Weſen der Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes begreifen will.

Dr. Murko führt dieſe von mir dargelegten Thatſachen auch an (p. 125), allein ihm gelten eben die deutſchen literariſchen Einflüſſe mehr als dieſe heimiſchen Kräfte, die nach meiner Anſicht die Urkräfte der Wiedergeburt ſind. Ich meine aber, daſs dieſe deutſchen Einflüſſe erſt in dieſem Lichte in ihrer wahren Bedeutung hervortreten. Ich ſehe in den Idealen und Strebungen unſerer Wiedergeburt eine innere Verwandtſchaft mit den Idealen und Strebungen des deutſchen Denkens, und dieſe innere Verwandtſchaft ſchreibe ich der Parallelentwicklung unſerer und der deutſchen Reformation und ihren Folgen zu. Die Ideen Herders finden bei uns darum allgemeine Billigung. Die Gegenreformation aber erklärt wiederum die Unterſchiede der Romantik. Daſs unſere Romantiker gerade in religiöſer Hinſicht ſich von der katholiſierenden Romantik der Deutſchen, aber auch der Polen (der Ruſſen) und auch Franzoſen unterſcheiden muſsten, iſt begreiflich. Und freilich iſt jetzt auch klargeſtellt, daſs die patriotiſche Schule unſerer Wiedergeburt mit der Romantik nicht ganz identiſch iſt.

*

Und ſchließlich noch ein Wort über den Panſlavismus, den ſchon Kaiſer Nicolaus II. als eine verwerfliche böhmiſche Idee bezeichnet hat.

Das Bewuſstſein der ſlaviſchen Zuſammengehörigkeit war bei uns in Böhmen ſtets vorhanden; aber erſt mit dem Erſtarken des Nationalgefühls wurde auch das ſlaviſche Bewuſstſein ſtärker. Der Auſtroſlavismus oder kleine Panſlavismus, wie ihn Havlíček benannte, war von ſelbſt gegeben. Die Hinneigung zu Ruſsland war durch die wachſende Machtſtellung des Czarenreiches bedingt. War ja doch gerade wiederum Herder, Kollárs Lehrer, der erſte deutſche Ruſſophile, wie wir aus den bei Haym angeführten Stellen erſehen können. Das Ruſsland der Kaiſerin Katharina und Peters hatte Europa einen großen Reſpect eingeflößt, und Voltaire und Diderot waren nicht nur in Berlin, ſondern auch in Petersburg beliebt. Das änderte ſich mit der Revolution, die Aufklärer Frankreichs kamen auf den Index, aber Ruſsland kam nunmehr als Hort des abſolutiſtiſchen Monarchismus und der Legitimität gegen die Revolution und ſpäter gegen Napoleon zu Anſehen. Unſere böhmiſchen Dichter dichteten geradeſo wie die deutſchen und übrigen das Haupt der heiligen Allianz an. Schon Dobrovský war ein entſchiedener Ruſſophile; ſein Schüler Hanka wurde eine Art von ruſſiſch-böhmiſchem Factotum.

Dr. Murko ſieht gerade im Panſlavismus die Schattenſeiten des romantiſchen Nationalismus. Ich kann auch hier mit ihm nicht ganz übereinſtimmen, weil ich den Inhalt des Panſlavismus etwas anders beurtheile.

Politiſch nahm die überwiegende Mehrzahl unſerer bedeutendſten Männer ganz entſchieden gegen den Abſolutismus des Czarenreiches Stellung; Palacký hat 1848 in dem bekannten Schreiben nach Frankfurt die Idee des öſterreichiſchen Staates geradezu im Gegenſatze zur Univerſalmonarchie des Czarenreiches aufgefaſst, und kein geringerer als Havlíček war es, der ſchon 1846, nach einem längeren Aufenthalte in Moskau, die Loſung gegeben: Czeche, nicht Slave! Ebenſo iſt es bekannt, daſs bei uns ſowohl im Jahre 1831 als auch im Jahre 1863 die polniſchen Sympathien ganz entſchieden zum Durchbruch gelangten. Dr. Murko erinnert mit Recht an den Fall Čelakovskýs (p. 111), der wegen ſeiner Bemerkung über die Antwort Nicolaus II. an die Warſchauer Bürger (1834) auf Einſchreiten des ruſſiſchen Geſandten von der Redaction der „Pražské Noviny" enthoben wurde. Und doch war Čelakovský Ruſſophile.

Gewiſs gab es bei uns auch Panſlaven im Sinne eines allerdings ſehr unklaren Panruſſismus; aber die Vertreter dieſer „Romantik" im Sinne Dr. Murkos waren ſtets nur vereinzelt und ohne eigentliches Anſehen. Es muſs auch hervorgehoben werden, daſs der Panſlavismus bei uns nicht immer dieſelbe Bedeutung und die gleichen Gründe hatte. Wie ſpeciell Ruſsland in den Kriegen mit Napoleon auch bei uns bekannter wurde, habe ich ſchon erwähnt; hier ſei daran erinnert, daſs z. B. nach dem Bankerott viele an ein mögliches Zerfallen Oeſterreichs dachten und die politiſche Unſicherheit den Gedanken an Ruſsland [illegible]. Später änderte ſich das und ganz beſonders in dem [illegible] 1848. Die Reaction erſt ſtärkte wiederum den Panſlavismus.

Man vergeſſe nicht, daſs damals die Zeit des Panzermanismus (Fichte!) war, man erinnere ſich an den Skandinavismus, und man wird den durch den Auſtroſlavismus gegebenen Panſlavismus ſehr leicht verſtehen. Ja, man vergeſſe endlich nicht, daſs im Jahre 1848 nicht nur der Slavencongreſs in Prag tagte, ſondern daſs der Panſlavismus auch von Wien aus gegen die Magyaren [illegible] in Bewegung geſetzt wurde. Der Führer des ſüdſlaviſchen Illyrismus ſtand zu der Wiener Regierung in eigenthümlichen Beziehungen, und auch der Dichter und philoſophiſche Begründer des Panſlavismus — Kollár — wurde von der Reaction in das Miniſterium aufgenommen. Er war humanitätsſelig genug, für ſeine von den Magyaren arg bedrückten Slovaken von dem Bach'ſchen Wien aus wirken zu wollen.

Mit dem Panſlavismus alſo, um mich mit einem Czechismus auszudrücken, hat man bei uns nie geſchoſſen. Wer den großen Panſlavismus nicht will, ſagte Havlíček, der laſſe den kleinen gelten, d. h. gebe den Slaven Oeſterreichs und ſpeciell uns Böhmen die naturgemäße politiſche Freiheit. Wahr iſt allerdings, daſs ſelbſt Palacký in ſpäteren Jahren an dem Dualismus irre wurde und die ſlaviſche Idee ſtärker als früher betonte — die Art und Intenſität des Panſlavismus war und iſt bei uns immer ein Gradmeſſer der politiſchen Freiheit.

Thatſächlich wurde bei uns der Panſlavismus nur literariſch ausgenützt; in dieſer Hinſicht hat er ja auch bei den anderen Slaven ſchöne Früchte getragen. Es muſs uns jetzt eigentlich beſchämen, wenn wir uns daran erinnern, daſs ein Mann wie Šafařík nur durch die Unterſtützung ſeiner ruſſiſchen Freunde ſeine großen Werke halbwegs vollenden konnte! Dieſen Panſlavismus, denke ich, könnte auch der Autor der „Deutſchen Einflüſſe" acceptieren. —

Dr. Murkos Buch hat mir eine Fülle von intereſſanten Thatſachen geboten und mich über vieles belehrt und zum Nachdenken angeregt. Unſere Literaturforſchung iſt ihm für ſeine Gabe zum Dank verpflichtet, und ich glaube, er kann zugleich der Anerkennung aller derjenigen ſicher ſein, denen die ideelle Wechſelſeitigkeit der Völker am Herzen liegt. Ich freue mich auf die Fortſetzung des Werkes und bin überzeugt, wir werden ihm für die Darſtellung der ſüdſlaviſchen Romantik nicht minder zu aufrichtigſtem Danke verpflichtet ſein.

Berichtigung. Im 6. Abſatz der vorigen Nummer ſoll es heißen: Wiſſenſchaftlich ſind die Fälſchungen vernichtet.

Meine „Fälſchungen".

Ich bitte die geehrte Redaction der „Zeit", die folgenden Zeilen als Entgegnung auf Herrn Monats Artikel „Ein Dichter des Verrathes. Eine Entgegnung auf einen Artikel Dr. Iwan Franko's", gefälligſt aufzunehmen.

Hr. Monat ſchreibt gelehrt und geiſtreich. Es iſt angenehm, mit ihm zu polemiſieren, was ſich von ſeinen Landsleuten nicht immer ſagen läſst. Er hat mir einige Fälſchungen vorgeworfen, auf die ich näher eingehen muſs.

Erſtens ſoll ich den Brandes falſch citiert haben. Was habe ich von Brandes citiert? Ich habe wörtlich geſchrieben: „Brandes hat eines der Hauptmotive in der Dichtung der größten polniſchen Dichter, Mickiewicz und Słowacki, mit richtigem Blicke erkannt. ‚Eine Verherrlichung des Betruges oder der Ueberrumpelung' nennt er es mit ſchlichten, klaren Worten." Hr. Monat citiert nun den vollen Wortlaut des betreffenden Satzes bei Brandes, welcher folgendermaßen lautet: „Wie die Farbe ihre Complementärfarbe, ruft dieſes Grauſamkeitsmotiv bei Mickiewicz und Słowacki immer das Rachemotiv hervor. Man kann dies am deutlichſten im dritten Theile von ‚Dziady' aus den Geſängen erkennen, welche von den Gefangenen geſungen werden, und auch bei Słowacki finden wir immer den Fluch variiert, der den gegen die Landsleute ausgeübten Verrath trifft — Jan Bielecki, Wacław — und immer wieder eine Verherrlichung des Betruges oder der Ueberrumpelung variiert, die gegen den Feind ausgeübt wird (Lambro, Kordjan)." Wo und wie habe ich alſo den Brandes gefälſcht? Stehen die von mir angeführten Worte nicht in ſeinem Artikel? Haben ſie hier eine andere Bedeutung, als ich ihnen gegeben habe? Was hab' ich aus ihnen „für meinen Privatgebrauch ausgeklügelt?" Iſt das nicht vielmehr eine ad hoc gemachte Klügelei, wenn Hr. Monat, nachdem er obige Worte Brandes' citiert hatte, dem Leſer einreden will: „Alſo behauptet Brandes bloß, daſs in einigen polniſchen Dichtungen Fluch dem Landesverrathe und Rache um jeden Preis an dem Feinde gepredigt wird." Wirklich ſo? Sagt denn Brandes gar nichts mehr?

Uebrigens will Hr. Monat den Brandes gar nicht als Autorität auf dieſem Felde anerkennen, weil er über verſchiedene Werke polniſcher Dichter nichts zu ſagen gewuſst. Für mich war Brandes' Urtheil doppelt wertvoll, eben darum, weil er ohne romantiſche und patriotiſche Voreingenommenheit urtheilt. Und ſteht denn Brandes mit dieſem Urtheile vereinzelt da? „Eine Sehnſucht ohne Erfüllung, ein Kampf ohne belebende Glut, eine Klage ohne Vorſatz und ein Haſs ohne Thatkraft' Was kann [illegible] der größte dichteriſche Genius [illegible] bringen? [illegible] Mickiewicz verherrlicht in ſeinem Epos „Konrad Wallenrod" den Verrath am Feinde. Das iſt ein [illegible] Zug. Wo alles übrige Heldenthum zerronnen iſt, bleibt als Rettungsanker der Verrath". So [illegible] vor zwanzig Jahren ein [illegible] Schriftſteller [illegible] Hr. Monat [illegible] 1877, S. 220, und [illegible]: „[illegible]

welcher er ſich dem nationalen Gedanken auslieferte. Nicht den Einzelnen, und reichte ſein Genius bis zum Himmel, noch ein ganzes Volksthum vermag die nationale Leidenſchaft allein auf die Dauer mit geiſtigem Inhalt zu erfüllen" (Ibidem 222).

Ehe ich zu meinen weiteren „Fälſchungen" übergehe, muſs ich eine — gewiſs unſchuldige — Fälſchung des Hrn. Monat ſtreifen. „Herr Dr. Franko ſpricht von Verderbtheit, Charakterloſigkeit, Cynismus und Corruption der polniſchen Geſellſchaft, in deren Dunſtkreis die Generation des Adam Mickiewicz lebte". Mit Verlaub! Ich habe etwas ganz anderes geſagt. „Mickiewicz wurde in einer p o l i t i ſ ch höchſt abnormalen und ungeſunden Luft erzogen. Am Vorabende ſeiner Geburt war das alte Polen gefallen und zerriſſen worden. Sein Fall wirbelte viel Staub auf, zerrte ſo viel Verderbtheit, Charakterloſigkeit, Cynismus und Corruption, welche im Innern der polniſchen Geſellſchaft gewuchert hatten, ans Tageslicht, daſs die jungen Generationen lange noch in dieſem verpeſteten Dunſtkreis athmen muſsten." Das kann doch nur eines bedeuten: als Mickiewicz (geboren im Jahre 1798) und ſeine Generation noch in den Knaben- und Jünglingsjahren waren, waren die meiſten jener polniſchen Vaterlandsverräther und -Verkäufer, welche die Theilungen Polens herbeiführen halfen und die Theilungsverträge zum Theil gegen Baarzahlung unterzeichneten, noch am Leben, war das Andenken all der Branickis, Rzewuskis („za zdradzoną ojczyznę dostał Sawrańszczyznę" — für verrathenes Vaterland bekam er das Sanorańgebiet — ſo lautete ein populäres Sprichwort über den Wojwoden Rzewuski), Potockis (einer von ihnen, der berühmte Pan Kaniowski, war ein Humoriſt, über welchen noch jetzt Dutzende humoriſtiſcher Erzählungen im Volksmunde leben und welcher nach dem Zeugniſſe des polniſchen Dichters Karpiński 40 Menſchen eigenhändig umbrachte; der andere, der Kijewer Wojewode, welcher in Krystynopol in Galizien lebte, ſtarb bald nach der Occupation Galiziens durch Oeſterreich „aus Aerger darüber" — wie ſich Karpiński ausdrückt, — „weil es ihm nunmehr nicht freiſtand, die Leute ſtraflos todtzuſchlagen") Koſſakowskis, Ożarowskis, Ankwicz und wie ſie alle hießen noch lebendig, und es iſt faſt unmöglich zu denken, daſs Mickiewicz noch in ſeinem Vaterhauſe nicht eine Menge Erzählungen über dieſe Leute gehört hätte. Jene illuſtren Namen, welche Hr. Monat nennt, gehören gar nicht zur Sache, denn erſtens waren ſolche wie Staszic und Czacki Ausnahmen, zweitens waren es Leute, mit welchen Mickiewicz nie in ſeinem Leben zuſammenkam und von welchen er höchſtens in ſeinen Univerſitätsjahren etwas hörte, oder es waren Univerſitätsprofeſſoren, welche den Gemüthsmenſchen entweder ſchon fertig vorfanden oder auch gar nicht auszubilden trachteten oder endlich ſeine Collegen, alſo Producte derſelben Geſellſchaftsformation, deren höchſte Aufgabe ſehr bald der Ankampf gegen alte literariſche und dann auch geſellſchaftliche Tradition wurde.*) Die Conſpirationen kamen noch ſpäter.

Was Hr. Monat über Konrad Wallenrod ſagt, iſt ſchön, vermag aber die von mir gegebene knappe Inhaltsangabe nicht umzuſtoßen. Daſs Konrads Vorgehen ſelbſtlos iſt, verſteht ſich von ſelbſt; deſto gefährlicher iſt aber ſeine Methode der Vaterlandsrettung, welche Herr Monat euphemiſtiſch und unklar „Vergeltung zum Schutz" zu nennen beliebt. Aus welchem Anlaſs Słowacki ſeine Gedanken über Wallenrod ausgeſprochen hat, bleibt doch gleichgiltig, wenn nur dieſe Gedanken richtig ſind. Ob Koźmian ſeine Worte über dieſes Gedicht „ethiſch empfunden" hat oder nicht, weiß ich nicht; ihr Wortlaut iſt aber nichts weniger als eine „äſthetiſche Abkanzelung."

Daſs Puſchkin den Anfang „Wallenrods" und andere Dichter andere Verſe Mickiewicz's überſetzten, daſs Mickiewicz unter den Ruſſen viele Freunde hatte, daſs „Alpuhara" in deutſcher Ueberſetzung auch in deutſchen Leſebüchern figuriert — beweiſt das irgend etwas gegen meine Inhaltsangabe jener Gedichte?

Was ich über „Tukaj" geſagt habe, nennt Dr. Monat ein Phantaſieſtück von mir. Wirklich? Auch das, was ich daraus in wortgetreuer Ueberſetzung citiert habe? „Noch kein noch ſo aufmerkſamer Leſer hat etwas von Verſuchung und vom Verrath darin gefunden." Und die Ballade heißt ja doch „Tukaj oder die Freundesproben", und Tukaj erwägt in ſeinem Monologe alle möglichen Motive des Freundesverraths. Hat das auch kein aufmerkſamer Leſer gefunden? Es iſt wahr, Mickiewicz hat die Ballade nicht zu Ende geſchrieben, aber nach ſeinem Plan (worauf der Titel hinweiſt) hat ſie ſein intimſter Freund Odyniec vollendet und Tukaj von ſeinen drei Freunden verrathen laſſen.

*) [illegible]

Was Hr. Monat über „Żywila" und „Grażyna" ſagt, beſtätigt nur das von mir Geſagte. Das heldenmüthige Weib kämpft gegen den Landesverrath, welchen der heldenmüthige Mann (in „Żywila" der Held der Erzählung, in „Grażyna" der Mann Grażynas) begeht. Daſs das heldenmüthige Weib in dieſen beiden Werken auch gegen das Blutvergießen ankämpft, wie Hr. Monat will, iſt inſofern unwahr, als es hier wie dort ſelbſt Blut vergießt.

Meine zweite Fälſchung ſoll ich in der Beſprechung von „Dziady" begangen haben, indem ich verſchwieg, daſs „Konrad ſich vor Gottes Rathſchlüſſen beugt". „Und wir wiſſen ganz genau, — ſagt Hr. Monat emphatiſch, — daſs aus dieſem Manne, der mit dem Prieſter Peter, dem Propheten künftiger Völkerbefreiung zuſammengetroffen iſt, kein ethiſch irgendwie anzuzweifelnder Held mehr werden kann". Ja, wenn es Hr. Monat ſo ganz genau weiß! Ich aber weiß es nicht und konnte auch nichts daran fälſchen. Wie Mickiewicz ſein Gedicht fortzuſetzen gedachte, das wiſſen wir, was er aber mit dem Konrad vorhatte, wiſſen wir nicht. Wo iſt alſo meine Fälſchung? Nur eines noch: wie iſt denn auf einmal Prieſter Peter, der Myſtiker und Prophet der Wiederherſtellung Polens, deſſen Meſſias „aus fremder Mutter, aus dem Blute alter Helden ſtammt und den Namen Vierundvierzig führt" — wie iſt er auf einmal vom Hr. Monat zum „Propheten künftiger Völkerbefreiung" avanciert worden?

Auch bei der Beſprechung des Gedichtes „An die Mutter Polin" ſoll ich zwei Fälſchungen auf einmal begangen haben: „ich habe das Datum „tendenziös falſch" angegeben und das Gedicht nicht ganz citiert. Ich habe geſagt, das Gedicht ſei während des Warſchauer Aufſtandes geſchrieben, und Hr. Monat corrigiert mich, es ſei zwiſchen dem 11. bis 14. Juli 1830 geſchrieben. Mag ſein! Ich habe mich um einige Monate geirrt, aber welche Tendenz vermag Hr. Monat darin zu erblicken?

„Ein lyriſches Gedicht muſs ganz angeführt werden", ſagt Hr. Monat und führt das Gedicht „An die Mutter Polin" — nicht ganz an. Ich habe die 1., 5. und 6. Strophe in wortgetreuer Ueberſetzung angeführt und denke, daſs auch das, was wir in den Strophen 8—11 leſen, das moraliſch Verfängliche der 6. Strophe nicht mindert. In den Strophen 8—11 werden in ergreifender Weiſe die Leiden und Verfolgungen, welche eines polniſchen Patrioten harren, geſchildert; werden aber dadurch ſolche Unterweiſungen, wie: „Dort wird er lernen ſich mit ſeinem Zorne unter der Erde zu verbergen und in Gedanken wie ein Abgrund unerforſchlich ſein, mit ſeiner Rede ſtill vergiften, wie mit einer faulen Ausdünſtung, und dabei eine beſcheidene Miene haben wie eine erkaltete Schlange" — moraliſch edler?

Das wäre das ganze Penſum des Hrn. Monat. Leider vermochte es mich nicht auch von einem einzigen meiner häretiſchen Gedanken abzubringen. Es zeigt nur, daſs Hr. Monat ſeine Entgegnung nicht mit der völligen Gemüthsruhe geſchrieben hat. Und dazu noch die ſchlechte Manier, ganz abſeits liegende Dinge in die Discuſſion hineinzuziehen! Und die Geſchmackloſigkeit, den erſten Theil des „Fauſt" eine Diſſertation über Mädchenverführung zu nennen. Und die „häretiſchen" Gedanken Hrn. Monats über Schiller! Ganz nach dem altbewährten Princip: Hauſt du meinen Juden, ſo hau' ich deinen Juden! Nun, Schiller iſt nicht „mein Jude" und Hr. Monat mag ihn in Gottesnamen hauen, ſoviel er will — mich ſchmerzt es nicht.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Meduſenhaupt.

Jede Zeit hat ihr beſonderes Angſtgeſpenſt. Alles, was ſich hinter dem Trugſchein des Momentes birgt, verkörpert ſich in ihm: alles Vergangene, das man nicht abſchütteln, alles Gegenwärtige, mit dem man nicht fertig werden, alles Zukünftige, dem man nicht ausweichen kann. Wem es einmal ſichtbar geworden, der iſt ein gezeichneter Menſch. Er ſchaut ſich irr und blind daran; es lähmt ſeine beſten Kräfte. Der Stumpfere mag ſich an den Anblick gewöhnen, ſich einrichten mit ſeinem Geſpenſte und ſchlecht und recht weiterleben; den feiner Organiſierten bringt es um. Und Perſeus ſelbſt kann der Gorgo nur das Haupt abſchlagen, wenn er ihr nie ins Antlitz geſehen.

Davon erzählt ein ſchwediſcher Roman, der in Scandinavien Aufſehen erregte. Sein Verfaſſer, Guſtaf af Geijerſtam, hatte bisher eine Reihe braver naturaliſtiſcher Sachen geſchrieben, denen das „gewiſſe Etwas" der Eigenherrlichkeit, die eben Kunſt iſt, fehlte. Atelierſtudien gleichſam. Eine davon, „Mutter Lenas Junge", iſt bei Reclam deutſch erſchienen. Das iſt nun lange her — ein paar Jahre ſchon — und die Mode in der Literatur hat ſeither umgeſchlagen. Aber [illegible] „Meduſenhaupt" nicht; ein ſolches bedurfte [illegible] mehr als neuer [illegible] muſste im Autor [illegible], das ihn zu einem Menſchen für ſich, [illegible]. Er hatte [illegible] jener [illegible] den man [illegible] unſerer Tage [illegible] eine [illegible], die ihnen [illegible] und [illegible] Nerven. [illegible] das Blut [illegible] bis zur [illegible]

Digitized by Google

haupt intenſiver; ſie ſehen und fühlen die tauſend Fäden, welche die Natur in ihrem Fleiſche hat, und die tauſend anderen, mit denen Geſetz und Sitte ſie bindet und einſchnürt; ſie wiſſen um ſich und um ihre tiefe Iſolation — um die ſchauerliche Stummheit des Alls gegenüber dem wilden Angſtruf des Lebens. In ihnen pocht das Herz der Welt; für ſie pocht in der Welt kein Herz. Dies leidensvolle Bewuſstwerden des Menſchen, das Rudyard Kipling den Paſſionsweg von den „Plain tales“ zu „The light that failed“ und „The Children of the Zodiac“ führte und dem Guy de Maupaſſant der „Boule de suif“ oft und öfter tiefe und traurige Geſchichten, wie „Une vie“, „Notre coeur“, abpreſste — dies Bewuſstwerden, Sehendwerden, Fühlendwerden verräth ſich in „Meduſenhaupt“. Ein Buch, das nicht ein buntes Hirngeſpinſt iſt, ſondern ein Seelenerlebnis. Heftiges Leiden ſtammelt drin und macht die Künſtlerhand zittern: wie erklärte ſich ſonſt eine ſo virtuoſe Beherrſchung des Stiles als Werkzeug der Analyſe und dabei eine ſo fabelhaft ſchwerfällige Ungeſchicklichkeit im Arrangement des Stoffes? Mit dieſem Klammer-in-Klammer-Setzen, als handelte es ſich um Auflöſung eines mathematiſchen Problems! Und es iſt nicht etwa Plan darin, wie z. B. bei Conrad Ferdinand Meyers „Hochzeit des Mönchs“. Dieſer ſetzt die Rahmenerzählung in einen zweiten Rahmen, weil er ſeinem furchtbaren Stoff dadurch das Athembeklemmende zu leiblicher Gegenwart nimmt; er rückt ſeine Geſtalten in große Entfernung und gewinnt dadurch den ruhigen Augenpunkt, der geſtattet, die Plaſtik der Figuren und die Anordnung der architektoniſchen Aufbaues zugleich aufzufaſſen und ein Zuſammenwirken von Einzelheiten als Ganzes zu bewundern. Anders Geijerſtam. Er kann nicht genug Nähe des Lebens haben; die Geſchehniſſe und ihre Deutung bekommen förmlich ſelbſt das Wort; ſie ſtürzen von allen Seiten perſönlich auf uns ein und bläuen uns ihre Realität mit Fauſtſchlägen auf. Dreimal hebt Geijerſtam zu erzählen an. Erſt ein Prolog, dann berichtet Sixten Ebeling von den „Ereigniſſen der Nacht“ und hierauf Tore Gam in ſeinem Tagebuch einen Theil derſelben Geſchichte, wie er ſie erlebte. Das Schluſswort ſpricht der Epilog. Dabei muſste das Ineinanderſpiel der Proportionen ein mehr mechaniſches und unwirkſames werden, denn das Zuſammenſtimmen der Maße nach Wichtigkeit des Inhaltes gieng darüber natürlich verloren; das Tempo der Rede wurde ein ſtolperndes und Ueberladung der Motive wechſelt mit leeren Stellen. Und dennoch — man lieſt auch über die leeren Stellen wie im Fieber fort, weil man gepackt iſt; denn man weiß ſchon in der Mitte das Ende des Buches und das Intereſſe liegt im wann? im wie? und — im warum? Man iſt gepackt, denn dies mangelhafte Kunſtwerk iſt ein gutes Buch, und die germaniſche Formloſigkeit, das Verſchwommene, Unplaſtiſche dran, das Unbeholfene in zu viel Reichthum wirkt monumental: ſo machtvoll durchfluthet ein Strom von Angſt- und Leidensſtimmung das ganze Buch und gibt ihm heißes Leben. Das Undeutliche, Unzulängliche der organiſchen Conſtruction wird auf einmal wie die nothwendige Einkleidung einer Erzählung, die vom undeutlichen Sinn des Lebens handelt, vom Unzulänglichen der Natur, dem Stückwerkartigen menſchlicher Beziehungen und den dunklen Sackgaſſen des Daſeins, in denen ſich der Einzelne verirrt und zutode läuft.

„Meduſenhaupt“ ſchildert die Beziehungen zweier Menſchen zu einander, ſogenannter Freunde, die ſich nicht ganz finden und nicht ganz laſſen können, die im Wechſel von Anziehung und Abſtoßung ſich immer feſter verketten — wenn ſie gegen einander wirken, erſt recht auf einander wirken, in der Nähe einander fern ſind und getrennt für einander Schickſal werden. Nichts befreit den Einen wirklich von dem Anderen; im Gegentheil, da der Eine ſtirbt, iſt der Ueberlebende dem Todten widerſtandslos verfallen.

Sie hatten ſich ſchon auf der Univerſität gekannt und inſtinctiv gemieden. Ein Zufall führt ſie in Stockholm zuſammen; der Moment findet ſie gerade ſympathiſch geſtimmt; Tore Gam ſpricht gut, Sixten Ebeling hört gut zu. Sie haben ſo viel Gemeinſames, um ſich verſtehen zu können; ſie ſind einander ſo unähnlich, um einander zu intereſſieren. Tore Gam ein heißes, verſchwenderiſches Temperament, das raſch, wenngleich ſtoßweiſe erſetzt, was es an innerer Kraft verbraucht; Sixten Ebeling ein ärmeres Naturell, mit langſamer Circulation des Blutes und übermäßigem Aufwand an Nervenſubſtanz — ein Naturell, das mit ſich haushalten muſs. Tore gibt ſich leidenſchaftlich und rückhaltlos mit allen Organen ſeines Weſens aus. Sixten iſt tiefer in ſich concentriert, mit einer Seele voll geheimer Hinterhälte, einer Seele, die ſich niemals frei ausſtrömen läſst. Sein ganzer Inſtinct iſt auf Selbſtbewahrung gerichtet, auf Zuſammenfaſſung ſeines Ich und Abwehr alles ſtörend Andringenden. Das Leben mit Anderen, in Anderen, für Andere ſchreckt ihn: er fühlt ſich unfähig zum Mitleben der Zeit, ihrer Leiden und ihrer Kämpfe; er erträgt nicht einmal die Angſt vor den Gemüthserſchütterungen, die jede Beziehung zu Menſchen und Dingen mit ſich bringt; ſo hat er ſich künſtlich gewöhnt, zu ſehen, zu hören und nicht zu fühlen; er hat um ſein Weſen hohe Schanzen gezogen und ſich abgeſchloſſen vom Tage und ſeinen Intereſſen. Er lebt in alten Büchern und in alten Zeiten, weil er mit ſolchen weltflüchtigen Studien die Unruhe, mit der die Gegenwart ihn anfüllt, und die Miſstöne des Leidens ringsum übertäubt. Und nun muſs er, der Ironiker, Tore Gam begegnen, dem Enthuſiaſten, der mit dem Daſein anbinden will, der überſtrömt von Arbeitsluſt und Kampfluſt, deſſen Antlitz ſtrahlt wie das eines Verliebten, obwohl er in nichts verliebt iſt als in die Welt und das Leben, Tore Gam, dem Hinz und Kunz ein Bruder iſt und jeder Freund ein wahrer Halbgott. Der felſenfeſt an die Zukunft glaubt und hofft, noch einen Blick ins gelobte Land eines beſſeren Menſchendaſeins thun zu dürfen — ganz wie Moſes. Denn warum, meinſt du, gelang das Moſes? „Er zwang eben Gott, den Traum Wirklichkeit werden zu laſſen. Sein Anſpruch ans Leben war ſo unermeſslich, daſs ſeine Forderung niemals mehr zurück ins Nichts ſinken konnte, ſondern ſein Recht ſich nahm. Hätte Moſes ſeinen Traum nicht verwirklicht bekommen, würde er gegen Gott Aufruhr erhoben und die Geſetzestafeln zerſchlagen haben. Er hätte Iſraels Kinder zurück in die Wüſte geführt und ſie zum Fluch der Menſchheit als Räuberhorde organiſiert. Und die zehn Gebote wären nie in den Katechismus gekommen“. — „Ich meine das im Ernſt“, fügte Tore Gam hinzu. Sixten Ebeling hört und kann nicht mehr lächeln. Die beiden, die ſich einſt inſtinctiv mieden, haben ſich oft und öfter getroffen, ſchließlich eine gemeinſame Wohnung bezogen — Sixten Ebeling und Tore Gam, d. h. eigentlich Sixten Ebeling mit jenem anderen Sixten Ebeling, der einmal war, weltunklug und weltunkundig, ein heißer Kopf und ein exaltiertes Herz, das auch geträumt hatte, für große Ideen und die Menſchheit zu wirken. Mit dem Abbild jenes Sixten Ebeling, das ihm nun läſtig war wie eine noch nicht ganz abgeſtreifte Schlangenhaut und das ihm ein Vorwurf ſchien, ein beſſeres Ich, das er verrathen. Täglich rieb ſich nun Sixten an dieſem beſſeren Ich; das Verwandte wurde zum Entfremdenden; das im Inneren Halbüberwundene muſste auch außen überwunden werden. So wuchs ihm aus den Worten und Geſten Tore Gams eine Antipathie heraus, die in einem unerwarteten Moment heftig und brutal ausbricht. Tore Gam begreift nichts, kann's nicht faſſen. Zum erſtenmal in ſeinem Leben wacht er auf und — da ſieht er der Wirklichkeit ins Auge, dem Meduſenhaupt. Seine ſomnambule Sicherheit iſt dahin. Er bemerkt nun auf einmal verſchiedene Wege, die ins Daſein führen. Er verſucht es mit Compromiſſen. Er überhört die Stimme ſeines Inneren, die aufſteigende plötzliche Antipathie gegen Sixten; er will den Riſs in ihrem Verhältnis überkleiſtern. Er fragt Sixten um Rath. Er will, um heiraten zu können, ſeine freie Stellung aufgeben, in der er für ſeine Ideen arbeiten und kämpfen kann; er will in die Redaction einer neubegründeten Zeitung treten. Er weiß es, „Ueberzeugungen“ darf er da nicht haben oder mindeſtens nicht äußern; was meint Sixten? — O, Sixten, der ſagt, es ſei dabei kein Riſico: das Actiencapital groß, der Chef ein mäßiges Talent mit viel Routine und wenig Charakter; das Unternehmen habe alſo Chance zu reuſſieren. Im Grund ſeiner Seele weiß Sixten, daſs Tore ſich im Preſsdienſt zermürben wird; doch er redet ihm nicht ab. Und Tore fühlt, welche Gleichgiltigkeit und höhniſche Kälte aus Sixten Ebelings Worten ſpricht. Das weckt ſeinen Trotz: „jedenfalls nehme ich den Poſten an“ und geht fort. Tore rennt in ſein Verderben hinein, ſagt ſich Sixten. Ich muſs mich darum von ihm trennen. Er will nicht zuſehen, es mitanleiden, wie ein Menſch ſich zugrunde richtet. Er zieht ſich von Tore ganz zurück und lebt nur mehr für ſeine eigene Carrière. Tore hat er faſt vergeſſen. Nur hie und da begegnet er ihm; er ſoll aber Stockholm nun ganz verlaſſen haben. Nur kürzlich war Tore Gam bei ihm und bat um Geld. Er ſah aus wie ein Verlorener, wie ein vom Wahnſinn Berührter, dem der Tod ſchon ſein Eigenthumszeichen aufgedrückt hat.

Das alles fällt Sixten Ebeling eines Abends ein — in wirrer Folge, doch in deutlichen Bildern. Er war bei einem Diner geweſen; man hatte davon geſprochen, daſs es nicht immer der wertvollſte Menſch iſt, der es im Leben zu etwas bringt. Ein Poet hatte die Gedanken der anderen zuſammengefaſst und die Mythe vom Perſeus erzählt und ausgelegt. Jede Zeit hat ihr Meduſenhaupt, das ihr entgegenſtarrt. Und jeder Menſch hat ſeines. Die plumpen, rohen Naturen ſehen ihm mit Ruhe ins Geſicht und treiben mit ſeiner Unheimlichkeit Scherz. Wir anderen haben die Luſt verloren, wegzuſchauen und zuzuſchlagen. Wir krümmen uns in Ohnmacht vor den furchtbaren Augen, die von allen Schrecken des Lebens erzählen. Wir ſtarren hinein wie in einen Abgrund, in dem wir die Macht des Böſen erblicken und unſere eigene Ohnmacht. Wir ſtarren hinein, bis wir langſam erſtarren, bis unſere Gefühle erfrieren, unſer Verſtand ſtill ſteht und unſere Sinne die Empfänglichkeit verlieren, welche „leben“ heißt. Es gibt Zeiten, die mehr als andere in dies hoffnungsloſe Elend verſinken: das Schlechte zu ſehen und darin kein Mittel zu wiſſen. Und ſo lang niemand ihr den Kopf abhauen will, ſind es die Beſten unter uns, die in Erwartung des Befreiers um den Palaſt der Gorgo die Verſteinerungen bilden . . . Sixten hatte die Fabel gehört und geſchwiegen. Doch kaum war er allein und auf der Straße, umklammerte ihn eine ſinnloſe Gereiztheit. Was giengen ihn die Reden des jungen Dichters an? Und doch war ihm, als hätten ſie ihm perſönlich gegolten. Alle ſeine Gedanken kommen in Aufruhr gegen einander und er erreicht ſein Hausthor in heftiger Erregung. Er greift in der Taſche nach dem Schlüſſel, und zu ſeinem Schrecken findet er ihn nicht. Er iſt [illegible]. Was thun? Er kann doch nicht ſeine Hausfrau aus dem Schlafe trommeln. Unwillkürlich legt er die

Digitized by Google

Hand auf die Klinke; er verſucht und ſiehe da! Die Thür gibt nach. Innen ſteckt ein Schlüſſel. Er zündet einen Wachsſtock an: es iſt ſein eigener Schlüſſel. Wieſo konnte er ſtecken bleiben? Wie kommt der Schlüſſel hieher? Hat Sixten ihn vorige Nacht ſtecken laſſen? Hat er ihn nur liegen laſſen und die Wirtin ihn angeſteckt, damit er ihn finde? Da hätte ſie ſich nicht niedergelegt. Das Haus war entlegen, die Gegend unſicher. Wie leicht konnte ſich jemand eingeſchlichen haben. Er hat auf einmal die Empfindung, als habe ſich jemand eingeſchlichen, als ſei er nicht allein. Und in dieſem Moment erliſcht ſein Wachslicht ſo plötzlich, als habe es jemand ausgelöſcht. In paniſchem Schrecken ſchließt er raſch das Thor und ſetzt den Fuß vor. Er horcht mit klopfendem Herzen. Alles ſtill. Wenn aber jemand im Haus geweſen, ſo hat er ihn nun zu ſich hereingeſperrt. Er war da, hinter ihm, neben ihm, ſaß vielleicht in ſeinem Zimmer und erwartete ihn. Mit raſchem Entſchluſs eilt Sixten hinein. Sein Gemach iſt leer. Blitzſchnell wendet er ſich um nach ſeinem Begleiter; denn daſs etwas da iſt, ſpürt er als gewiſs. Er ſucht den ganzen Raum durch, öffnet die Garderobethür, leuchtet in alle Ecken, hinter die Stühle, unter das Sopha; er ſchaut ins Schlafzimmer; nichts. Er unterſucht ſeinen Revolver, ob er geladen. Dann trinkt er ein paar Gläſer Wein und ſetzt ſich nieder. Es iſt erſt elf; er will ſich in Arbeit verſenken. Das geht aber nicht. Er denkt an die Vorgänge des Abends und — in welchem Zuſammenhang weiß er nicht — auf einmal taucht Tore Gam in ſeiner Erinnerung auf, Scene um Scene, alles, was ſie mit einander erlebt, alles, was er vergeſſen zu haben geglaubt. Aber auf einmal ſtand alles in anderem Lichte vor ihm als ſonſt. Er dachte nun an ſich und ſein Lebenswerk gleichſam mit Tore Gams Gedanken. Und Tore Gam hatte recht und er hatte unrecht. Nicht der Vorſichtige hatte recht, der ſich hinter den Schirm der „Objectivität" flüchtet, „Thatſachen" ſucht und die innerſten Gedanken ſeiner Perſon für ſich behält. Recht hatte, wer ſeine ganze Individualität als Einſatz gab im Wagekampf des Lebens. Und Sixten hatte das heimlich immer gewuſst und es nur nicht wiſſen mögen. Warum ſagte er ſich das jetzt? Warum war ihm Tore Gam nun ſo übermächtig gegenwärtig? ... Draußen hatte ſich ein Sturm erhoben. Die Uhr ſchlug zwölf. Erſt zwölf? Wie gieng das zu? Sixten ſtand auf und legte ſich ins Bett. Aber er fand keine Ruhe. Wunderliche Laute, ein Trippeln, Fegen, Scharren auf dem Dache, in der Wand, im Schornſtein — wo war's doch? Etwas Scharfes, das kratzte, etwas Weiches das ſchleppte, Flügel, große ſtarke Flügel, die gegen etwas ſchlugen, ſich zu befreien ſuchten, dann eine Stille, die noch unheimlicher war. Er will anzünden; das Zündhölzchen löſcht im Luftzug aus. Ihm iſt als habe ein unſichtbarer Mund ihn kalt angehaucht. Und auf einmal weiß er, es nähert ſich. Er hört keinen Schritt, aber der Andere ſucht ihn. Er ſtarrt nach der Thür, mit dem kalten Entſetzen, mit dem man das Unausweichliche erwartet. Er ſtarrt, bis ſich der Raum hinter der Schlafzimmerportière mit einem ſonderbaren Glanz erfüllt, wie eine große runde Sonne, in deren Mitte Dunkel war ... Wie Er hereingekommen, wuſste Sixten nicht; aber auf einmal ſah er Tore Gam leibhaftig vor ſich ſtehen. Und ſein Blick richtete ſich auf ihn, ſo durchdringend, daſs das Blut ihm ſtockte. Es war ganz dunkel, und doch ſah ihn Sixten wie bei Tag, und der Schein, der ihn umgab, hatte nichts Irdiſches an ſich. Er kam näher; er ſah immer mit dem gleichen, durchbohrenden, unergründlichen Blick auf Sixten, und es war, als wolle er etwas ſagen und könne es nicht. In wahnſinnigem Entſetzen hebt Sixten die Hand mit dem Revolver und zugleich blitzt ein Schuſs durch das Gemach und verſchlingt die Erſcheinung in Rauch und Flammen ...

Ein paar Tage darauf lieſt Sixten Ebeling des Morgens die Zeitung. Da bleiben ſeine Augen auf einer Notiz haften. Er lieſt und begreift nicht, daſs er dabei nicht den Verſtand verlor. Den Abend vorher hatte in X. ſich ein Mann auf die Schienen gelegt und war vom heranbrauſenden Nachtzug zermalmt worden. Dieſer Mann war Tore Gam ... Das tiefſte Grauen packte Sixten — nicht über dieſe Nachricht, ſo ſchrecklich ſie war. Er ſteht dem Räthſel des Lebens gegenüber, dem Meduſenblick der Wirklichkeit, den er ſo angſtvoll gemieden. Es half nichts, ſich die Augen zu verbinden, ſich die Ohren zu verſtopfen, ſein Haus und ſein Herz abzuſperren. Die Angſt des Lebens dringt durch tauſend Ritzen zu uns und haucht uns mit unſichtbarem Munde an. Er hatte ſie geflohen; nun war ſie zu ihm gekommen. Ein paar Tage darauf bekommt Sixten ein großes Paket. Das Tagebuch Tore Gams. Kein Geleitwort dazu. Im Tagebuch ſtand, was die Lippen der Erſcheinung jener Nacht nicht auszuſprechen vermocht. Die lange, [illegible] Geſchichte des [illegible] einer Seele. Sixten las und las. Und als er fertig war, [illegible]

„Meduſenhaupt" iſt kein Meiſterwerk, aber es iſt ein intereſſantes und ergreifendes Buch. Es iſt darin neu, daſs es die moderne Tragödie des Enthuſiaſten und des Ironikers erzählt. Beide zerbrechen: der eine, weil ihm der harte Stoff zum Widerſtand gegen die Wirklichkeit fehlt, der andere, weil ſein Leben keine ſtarke leitende Idee hat. Es iſt ein Buch vom Leiden der Unzulänglichkeit. Vom Sehen und Machtlosſein. Vom Nichtsmehrverſtehen und Nichtsmehrbegreifen. Vom Erkennen, daſs „Gerechtigkeit" eine menſchliche Kategorie iſt. Aber das Zuſammenhängende, ſich Bedingende? ... Wir ſuchen und ſuchen im undeutlichen Sinn unſeres Lebens. ...

Tore Gam nun wieder Meiſter über ihn? Eines ſchien ſicher: das überlebende Individuum iſt nicht immer das beſte. Das beſte Individuum iſt, das ſich ſelber treu bleibt. Das nichts hört als die Stimme ſeines Inneren. Die Stimme, die uns ſagt, was groß iſt und was klein. Dieſe Stimme aber verſchwindet im Lärm der Menge; es übertäubt ſie die Stimme der Leidenſchaft, und die Stimme der Eitelkeit bringt ſie zum Schweigen. Und ſchweigt ſie erſt, ſo gewöhnen wir uns an das Niedrige und Schlechte; das Haupt der Meduſa hat keine Schrecken mehr für uns. Die Verſündigung an ſich ſelbſt, das iſt aber jene Sünde gegen den heiligen Geiſt, die nie und nimmer vergeben wird. Mit dieſem Bewuſstſein baut Sixten Ebeling weiter „an dem Scheinbild wiſſenſchaftlicher Ehre, die ſeine Mitwelt ſchon begonnen hat anzuerkennen". ...

Wir müſſen endlich auf den Wahn verzichten, daſs dem Einzeldaſein ein tiefer Plan zugrunde liegt. Wir ſind nur Mitſpieler einer großen Stegreiftragödie: an jedem von uns, den ihm zuertheilten Charakter reich und völlig zum Ausblühen zu bringen.

Marie Herzfeld.

Ballett.

(„Die Braut von Korea", Ballett von Regel und Haſsreiter, Muſik von Bayer.)

Es iſt eine ſeit langer Zeit feſtſtehende und maßgebende Meinung, daſs ein Ballett aus einer Aufeinanderfolge von Einzel- und Chortänzen beſtehe, die, in ſchöner decorativer Umgebung ausgeführt, den Schein einer möglichſt komiſchen Handlung erwecken, und von einer einfachen, recht landläufigen Tanzmuſik begleitet werden. Es gehört zum Princip dieſer Tradition, daſs an das Ballett ſelbſt gar keine, namentlich nicht künſtleriſche Anſprüche geſtellt, und alle derartigen Anſätze ſorgfältig niedergehalten werden, ſo daſs dem Zuſchauer nichts anderes übrigbleibt, als ſein Intereſſe auf ſchöne Decorationen und Tänzerinnen zu concentrieren, an denen er ſich nicht genug ſattſehen ſoll. Die weitere Folge dieſes Princips iſt, daſs eine derartige Scenerie für kurze Zeit vielleicht ganz amüſant, für einen ganzen Abend aber zu langweilig iſt. Dieſem Uebelſtande ſoll nun durch eine forcierte Komik abgeholfen werden. Da aber auch dieſe nicht zu erreichen iſt, wenn die dargeſtellten Bilder keinen tieferen Sinn haben und keine Handlung aufbauen, ſo bleibt nichts anderes übrig, als alle Bewegungen, Geſten und Masken ins Groteske zu übertreiben. Man kommt damit auf den Stil des Circus-Clown. Dieſer Stil, der ſo vielen unſerer Ballette eigen iſt, verdirbt die ganze Darſtellungskunſt unſeres Ballettperſonales. Es bedurfte nicht erſt der Aufführung der „Braut von Korea", um mich zu überzeugen, daſs in unſeren Balletten von einer natürlichen mimiſchen Darſtellung ſchon längſt nicht mehr die Rede iſt. Es iſt höchſt ſelten, daſs einer oder der andere Darſteller natürlich auftritt und ſinngemäße, lebenswahre Bewegungen ausführt. Der Totaleindruck iſt immer der, daſs alles zur Caricatur verzerrt wird, als wenn lediglich auf Drähten aufgezogene Puppen agieren würden.

Wie könnte das auch anders ſein, wenn alle Ballettdichter nicht einmal auf den Gedanken kommen, daſs ſich ein Ballett ebenſo künſtleriſch geſtalten laſſe wie ein Schauſpiel oder eine Oper, und wenn ſie es von vornherein als ausgeſchloſſen betrachten, daſs man auf ihrem Gebiete ähnliche Anforderungen ſtellen dürfe. Dann würden auch die zahlreichen Albernheiten vermieden werden, die dadurch entſtehen, daſs man von der Mimik und der Geſte einen Ausdruck verlangt, der ihnen ihrer Natur nach unmöglich iſt und der ſchon manchen Choreographen veranlaſst hat, zu groß angeſchriebenen Worten, einzelnen Ziffern oder Ausrufen zu greifen, die, mitten in der [illegible] Stille des Ballets ertönend, eines lächerlichen Beigeſchmacks nicht entbehren.

Dieſem verwilderten Stil gegenüber halten wir daran feſt, daſs auch das Ballett eine Handlung bilden ſoll, welche den Zuſchauer durch das dramatiſche Intereſſe an der Entwicklung [illegible] ... Ballette. [illegible]

Digitized by Google

über die größeren Bühnen gemacht hat, und als deren beiläufigen Höhepunkt ich etwa „L'enfant prodigue" bezeichnen möchte, jene Pantomime, die, ohne großen Apparat inſceniert, einen ganzen Abend in Anſpruch nahm und dabei keinen Moment langweilig wurde — ſo intereſſant und verſtändlich war die Handlung aufgebaut, ſo einfach und natürlich wurde dabei geſpielt. Nur die Muſik ließ noch viel zu wünſchen übrig. Ob eine Bühne wie unſere Oper dieſes Genre aufnehmen kann, iſt allerdings fraglich, weil die Feinheiten der Mimik und Geſte in dem großen Hauſe verloren gehen würden. Eine ſorgfältig gewählte Handlung könnte übrigens auch die Mitwirkung eines Enſembles als dramatiſche Forderung einbegreifen, und mit dieſer Modification dürfte ſich auch die Pantomime in der Hofoper vornehmer, künſtleriſcher und vor allem intereſſanter ausnehmen, als das bisherige langweilige Ausſtattungsballett.

Zu dieſer letzteren Gattung gehört auch die jüngſte Novität der Oper: „Die Braut von Korea". Von einer eigentlichen Handlung, die man verſteht und an der man wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade theilnimmt, iſt gar nicht die Rede. Nicht einmal eine herrſchende Idee zieht durch die Bilderreihe hindurch, wie etwa in „Excelſior". Die Folge davon iſt, daſs die ſich ewig wiederholenden Gruppierungen und Bewegungen, die wir ſchon aus anderen Balletten kennen, die längſt bekannten, komiſch ſein ſollenden Scenen (wie die ungeſchickten Recruten) ſchließlich ermüdend wirken. Selbſt der Ausſtattungszauber wirkt längſt nicht mehr mit der alten Urſprünglichkeit. Die kleinen Pappendeckelſchiffe, die im Hintergrunde der Bühne herumfahren, die ſogenannte Seeſchlacht, der Einſturz einer Brücke und ähnliches, das ſind denn doch Kunſtſtücke, die heute nur mehr kleinen Kindern imponieren. Schade um ſoviel Arbeit und Mühe, die auf ſo kleinliche Wunder verwendet wurden. Wir dürfen dabei nicht vergeſſen, daſs in der decorativen Ausſtattung die eigentlichen Balletttheater der Großſtädte, wie das „Empire" und „Alhambra" in London, viel bedeutenderes leiſten, aber dann auch keinen anderen Anſpruch erheben, als den eines großartigen Orpheums. Mit dieſen wird die Oper doch nicht concurrieren wollen!

Eine dankbare Aufgabe hätte die Ballettregie in der Ausarbeitung des Localcolorits gefunden, das durch das chineſiſche und japaniſche Sujet ermöglicht war. Aber auch auf dieſem Gebiete konnten der Verfaſſer und Regiſſeur die herkömmliche Schablone nicht ganz abſtreifen. Es gewährte einen ganz eigenthümlichen Anblick, wenn einzelne Perſonen vom Kopf bis zu den Hüften japaniſch oder chineſiſch, von da ab in modernes europäiſches Tricot gekleidet waren, oder wenn mitten in der japaniſchen Straßenſcene eine europäiſche Ballerine in ihrem ſtereotypen Ballettröckchen erſchien. Von dieſem Röckchen ſcheint ſich unſer Ballettregiſſeur überhaupt nicht mehr trennen zu können. Er hält es offenbar für einen nothwendigen Beſtandtheil des Balletts, ganz gleichgiltig, wo dasſelbe ſpielt. So kommt es, daſs wir auch in unſeren Opern, ſei es im Elyſium des Orpheus, im Angeſichte der Schweizer Berge im Tell, in der Walpurgisnacht des Fauſt, immer dasſelbe Ballettbild haben. Dieſe ſchablonenmäßige Behandlung hat uns den einheitlichen künſtleriſchen Stil mancher ſonſt guten Opernaufführung ſchon oft verdorben, während ſich unſere Regie bei wirklich künſtleriſchen ſceniſchen Aufgaben, wie dem Arrangement von Siegfrieds Leichenzug in der Götterdämmerung oder den im Einklang mit der Muſik zu haltenden Verwandlungen des Rheingold, aller Pflichten durch Herablaſſen eines grauen Vorhanges entledigt hat. Allerdings hat der Ballettregiſſeur den Troſt, ſich in dieſen Vorwurf mit dem Opernregiſſeur theilen zu dürfen.

Ebenſowenig erbaulich wie das künſtleriſche Arrangement unſerer Ballette iſt die Ballettmuſik. Bayers Compoſitionen repräſentieren in dieſer Beziehung die tiefſte Stufe, die in der Hofoper überhaupt noch möglich iſt. Er iſt übrigens nicht der einzige Ballettcomponiſt, der zu überſehen ſcheint, daſs die Ballettmuſik dramatiſche Muſik iſt, die ſich den einzelnen Phaſen der Handlung genau anzuſchließen hat. Mit trivialen Tanzſtücken kommt man da muſikaliſch ebenſowenig aus, wie ſceniſch mit den Tanzkunſtſtücken. Auch Bayer hätte im Localcolorit des Balletts eine willkommene Aufgabe für national charakteriſtiſche Muſik finden können. Die Siebold'ſche Sammlung japaniſcher Weiſen, noch mehr das vorzügliche Werk Pigotts über Japan (deſſen Studium auch Herrn Haßreiter nicht geſchadet hätte) würde ihn über den Charakter japaniſcher Nationalmuſik aufgeklärt haben. Auch die alte, angeblich 2000 v. Chr. componierte chineſiſche Hymne hätte da nicht fehlen dürfen. Ebenſo hätten ihm über die Muſik auf Java die Publicationen des ausgezeichneten niederländiſchen Hiſtorikers Land den wünſchenswerten Aufſchluſs gegeben. Die Aufnahme ſolcher Nationalmuſik auf Nationalinſtrumenten wäre ein Ereignis für ſich geweſen, vorausgeſetzt, daſs man ſich mit der Feſthaltung des Localcolorits überhaupt befaſſen wollte. Nichts aber wirkt komiſcher als die offenbare Abſicht, dies zu thun, gepaart mit dem Unvermögen, es entſprechend durchzuführen. Ob China, Java oder Japan auf die Bühne tritt, es iſt immer echter, unverfälſchter Wurſtelprater, der uns aus dem Orcheſter entgegentönt. Ob dieſe beſcheidenen muſikaliſchen und choreographiſchen Genüſſe die großen Koſten wert waren, die ſie verurſacht haben ſollen, das wird die Folge lehren; das künſtleriſche Ergebnis wird auf keinen Fall befriedigend ſein.

Es iſt, wie geſagt, fraglich, ob die Pflege der Pantomime im engeren Sinne in den großen Räumen unſerer Hofoper möglich iſt, aber wenn ſchon die Annäherung an größere Ballettenſemble unvermeidlich iſt, dann wird die Direction darauf bedacht ſein müſſen, den Aufführungen einen höheren künſtleriſchen Anſtrich zu geben, denn zum Vergnügungsetabliſſement wird ſie die Oper doch nicht degradieren wollen und zur Aufführung von Ballmuſik gibt es, in Wien wenigſtens, andere congeniale Orcheſter genug. Da die Direction den genialen Einfall gehabt hat, durch Einfügung einer Ballettnovität in das Repertoire zu Ende der Saiſon die durch lange Winterurlaube angeſtrengten Opernmitglieder im Sommer zu entlaſten, ſo hoffen wir, daſs ſie nun auch findig genug ſein wird, ein Mittel zu finden, ſich ſelbſt von den Mühen der Leitung zu erholen. Es wird ihr nicht ſchwer fallen, ſich davon zu überzeugen, daſs der Wunſch allgemein iſt, eine Saiſon wie es die diesjährige war, nicht mehr wieder zu erleben.

Richard Wallaſchek.

Unſere Seceſſion.

In der letzten Verſammlung der Wiener Künſtler iſt es zu einer häſslichen Scene gekommen. Man hat gelärmt, man hat geſchrieen, es fehlte nicht viel und man wäre thätlich geworden. Am Ende ſind die „Jungen", durch die rüde Art des Herrn Felix beleidigt, proteſtierend abgezogen. Es heißt nun, daſs ſie geſonnen ſind, auszutreten. Sie haben ja ſchon vor ein paar Monaten eine „Vereinigung der bildenden Künſtler Oeſterreichs" begründet. Aber dieſe war damals nur als ein neuer Club in der alten Genoſſenſchaft gedacht. Sie hatten gar nicht vor, ſich von ihr zu trennen, ſondern es ſollten bloß einige Leute, die ſich durch eine gewiſſe Modernität und mehr noch durch ihren künſtleriſchen Ernſt verbunden fühlten, eine beſondere Abtheilung, ſozuſagen ihr kleines Comité für ſich bilden. Das war der erſte Plan. Dieſer gute Vorſatz, Streit zu vermeiden und, wenn man ſich ſchon entfremdet hatte, doch einen loyalen Frieden zu halten, iſt nun durch die Gehäſſigkeiten der herrſchenden Partei vereitelt worden. Es iſt kaum zu denken, daſs die Jungen nach den Scenen von neulich noch länger in der Genoſſenſchaft bleiben. Sie können es mit dem beſten Willen nicht mehr. Sie ſind ohnedies geduldiger geweſen, als es die Jugend zu ſein pflegt, und eigentlich ſogar (dieſen Tadel darf man ihnen nicht verſchweigen) geduldiger als man es in einem Kampf um ſeine Rechte ſein darf. Was haben ſie ſich nicht alles gefallen laſſen! Von einem Jahr auf das andere haben ſie umſonſt gehofft und mit Verſprechungen, die niemals gehalten wurden, hat man ſie wie läſtige Gläubiger hingezogen. Sie ſind ſchon höchſt lächerlich geweſen. Aber auch die Wiener Gemüthlichkeit muſs einmal ein Ende haben.

Treten ſie nun aus, ſo muſs ihre „Vereinigung" anders werden, als ſie damals geplant war. Sie wird nicht mehr ein Club in der Genoſſenſchaft ſein, ſondern ſelbſt eine neue Genoſſenſchaft neben der alten, die Genoſſenſchaft der Jugend. So hätten wir denn endlich auch, hat man ausgerufen, ſo hätten wir denn nun auch unſere Seceſſion! Natürlich, ſagen die Leute, wir müſſen ja alles nachmachen — und natürlich immer zu ſpät, wenn die anderen es ſich längſt ſchon wieder anders überlegt haben! So wird geſprochen, weil die Leute meinen, unſere Seceſſion ſei dasſelbe, was die Pariſer oder Münchener geweſen iſt. Es iſt an der Zeit, ihnen zu zeigen, daſs ſie dies nicht iſt. Sie hat mit der Pariſer und Münchener Seceſſion nur den äußeren Vorgang gemein, daſs ſich ein paar „Junge" von der Geſellſchaft der „Alten" losſagen. Aber ihre Motive ſind andere, der Sinn des ganzen Unternehmens iſt anders. Darüber muſs man ſich klar ſein, um es vor Ungerechtigkeiten, ſich ſelbſt vor Enttäuſchungen zu bewahren.

In Paris und in München iſt es der Sinn der Seceſſionen geweſen, einer neuen Kunſt zu ihrem Recht zu verhelfen, das ihr, wie die „Jungen" behaupteten, von den „Alten" verweigert wurde. Alſo ein Streit in der Kunſt um die beſſere Form. Je nach ſeiner Aeſthetik konnte man ſagen: ein Kampf der Moderne gegen die Tradition; oder beſcheidener: ein Kampf um eine neue Technik; oder ſogar, wenn man die Neuerungen nicht billigte: ein Verſuch, die heutige Mode gegen das ewige Geſetz auszuſpielen. Aber immer ein Streit in der Kunſt. Beide Gegner wollten dasſelbe: der Schönheit dienen; nur über die Mittel konnten ſie ſich nicht verſtändigen. Beide riefen nach der Kunſt, nur jeder mit anderen Worten. Künſtler ſtanden gegen Künſtler. Es war ein Kampf der Schulen, der Doctrinen, der Temperamente oder wie man es nennen will. Um dieſe handelt es ſich bei uns gar nicht. Bei uns wird nicht für oder gegen die Tradition geſtritten, wir haben ja gar keine. Es wird nicht zwiſchen der alten und einer neuen Kunſt, nicht um irgend eine Veränderung in der Kunſt geſtritten. Es wird um die Kunſt ſelbſt geſtritten. Die „Vereinigung" wirft der „Genoſſenſchaft" nicht vor: Du hältſt am das „Alte", und ſie ruft ihr nicht zu: Werde „modern". Nein, ſie ſagt ihr bloß: Ihr ſeid Fabrikanten, wir wollen Maler ſein! Das iſt der ganze Streit. Geſchäft oder Kunſt, das iſt die Frage unſerer Seceſſion. Sollen die Wiener Maler Fabrikanten bleiben oder iſt es ihnen erlaubt, Künſtler zu werden? Wer der Meinung iſt, daſs Bilder Waren ſind wie Hoſen oder Cigarren, der bleibe in der „Genoſſenſchaft". Wer malend oder zeichnend die Geſtalten ſeiner Seele offenbaren will, der [illegible]

Digitized by Google

einigung“ gehen. Nicht um eine Aeſthetik, ſondern zwiſchen zwei Geſinnungen iſt der Streit: zwiſchen der geſchäftlichen und der künſtleriſchen Geſinnung. Auf der einen Seite müſſen alle Künſtler ſtehen, „alt“ oder „neu“; auf der anderen ſteht jeder Herr Felix.

Wir ſollten eigentlich froh ſein, daſs wir den Herrn Felix haben. Er iſt das beſte Exemplar ſeiner Gattung. Wen er nicht abſchreckt, der iſt überhaupt nicht zu heilen. Schindler pflegte von ihm zu ſagen: „Ich weiß nicht, was Rafael ohne Hände geworden wäre, aber das weiß ich, daſs der Felix ohne Maul kein Maler geworden wäre!“ Er glaubt in der That, es komme in der Malerei bloß aufs Reden an. Der beſte Weinreiſende müſste nach ſeiner Aeſthetik der größte Maler ſein. Es iſt luſtig, mit ſeinen Freunden, die ihn vertheidigen, über ihn zu ſprechen. Ich frage ſie gern: „Sagen Sie mir nur, aber ehrlich, iſt es denn möglich, halten Sie denn den Felix wirklich für einen Maler?“ Da lacht jeder und antwortet mir ſtets: „Aber ich bitte Sie, woher denn? Das wiſſen wir alle, daſs er kein Maler iſt, er kann ja nicht malen, aber ſie ſollten ihn nur einmal hören, wie er mit den Leuten zu reden weiß, er redet ihnen alles ein: der iſt geriebener als der ſchlaueſte Händler!“ So ſagen ſeine Freunde. Das heißt auf deutſch: an der Spitze der Genoſſenſchaft ſteht ein Mann, der ſelbſt nicht malen kann und auch gar keine Ahnung hat, was ein Künſtler empfinden mag, aber allerdings Qualitäten hat, die ihn zu einem unvergleichlichen Maquignon befähigen würden. Alſo der richtige Präſident dieſer Geſellſchaft, das muſs man ja zugeben.

Gegen ihn treten nun alle auf, die Künſtler ſein wollen und nicht Speculanten in Malerei. Das iſt der Sinn der ganzen Empörung. Es handelt ſich nicht um die „Moderne“, es handelt ſich überhaupt um keine „Richtung“; es handelt ſich bloß darum, daſs einige junge Leute ſich entſchloſſen haben, als Künſtler zu wirken, nicht als Handelsleute. Darum iſt es zunächſt auch gleichgiltig, ob ſie viel können oder vielleicht etwas weniger können, als ſie ſich zutrauen. Ich habe ſagen hören: „In Paris hat die Seceſſion halt den Puvis und in München den Stuck gehabt, aber der Moll iſt doch kein Stuck und ſelbſt der Engelhart iſt noch kein Puvis!“ Aber das bilden ſie ſich ja auch gar nicht ein. Sie wollen nur eine Stätte zur Pflege der reinen Geſinnung ſchaffen. Wenn ihnen das gelingt, iſt es ſehr viel, weil die „geſcheiten Leute“ doch immer behauptet haben, daſs das in Wien nicht möglich ſei. Nun werden wir ſehen. Wer künſtleriſch denkt oder fühlt, gibt ihnen ſeine beſten Wünſche mit.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtſchaftliches.

Dr. Lueger hat in ſeiner Bürgermeiſterrede als eine ſeiner dringendſten Sorgen den Kampf gegen die Wiener Tramwaygeſellſchaft bezeichnet. Dieſer ſteht heute im Vordergrunde eines nicht nur localen Intereſſes, und man muſs zugeſtehen, daſs Doctor Lueger den Kampf mit der ganzen ihm eigenen Energie führt. Auch die in ſeiner Antrittsrede angerufene Unterſtützung der ſtaatlichen Behörden hat er dabei gefunden, und die Situation der Tramwaygeſellſchaft iſt keine beneidenswerte geworden. Ihre Fahrordnungen werden nicht bewilligt und ſtets ſtärkere Fahrleiſtungen von ihr verlangt; im Verkehr mit ihren Arbeitern ſtehen die Behörden, welche ſonſt ſelten Sympathien mit Streikdrohern haben, ziemlich offen auf deren Seite. Die Bewilligung zur Ausdehnung des elektriſchen Betriebes wird ihr nicht ertheilt, ja es droht ihr der Befehl der Einſtellung des elektriſchen Betriebs auf der einzigen nicht mit Pferdekraft befahrenen Linie. Der Wortlaut der Verträge, die ſie jahrelang zum Schaden der Bevölkerung ausgebeutet hat, wird in einer Weiſe gegen ſie ausgelegt, daſs man zweifeln muſs, ob das eventuell anzurufende Gericht dieſe Auslegung beſtätigen wird. Jedenfalls droht ihr die Gefahr, daſs in den Straßen, für welche ſie Concesſionen beſitzt, ja in ſolchen, welche ſie befährt, Schienen für den elektriſchen Betrieb neben den ihren gelegt werden, während ſie ſich langſam mit der Pferdekraft fortbehelfen muſs.

•

Nichtsdeſtoweniger hat der Bürgermeiſter von Wien in dieſem Kampfe auch außer ſeinen engeren Parteigenoſſen das öffentliche Bewuſstſein in ausgedehntem Maße auf ſeiner Seite. Selbſt in Kreiſen, denen jede anticapitaliſtiſche Tendenz fremd iſt, hat ſich die Tramwaygeſellſchaft ſeit langem alle Sympathien verſcherzt. Ein Privatmonopol hat nur in der Befriedigung öffentlicher Intereſſen ſeine Rechtfertigung und dieſe fanden in der Tramway jederzeit den ſtarrſten Gegner, welcher dem lebendigen Verkehrsbedürfniſſe ſtets die auf einem todten Paragraphen baſierende Negation entgegengeſetzt hat. Man kann auch nicht ſagen, daſs ſie nur im vergangenen Sünden büßt. Die zahlreichen Unfälle bei der elektriſch betriebenen Strecke, die Lohnverhältniſſe ihrer Angeſtellten, das vorgeſchlagene Invaliditätscaſſenſtatut mit der Entbehrenspenſion von bloß [illegible] des Activlohnes zeigen, daſs die Tramway noch wenig aus der Vergangenheit gelernt hat. Jahrelang hat ſie ihre Bilanzen [illegible] größere Verkehrsleiſtungen mit dem Hinweis auf ihren [illegible] Vermögen [illegible] zu können. Heute glaubt ſie [illegible] und [illegible] für den Fall der Ablöſung durch die Commune [illegible] welcher [illegible] Verkehrs [illegible] alle [illegible] der [illegible] und nicht [illegible]

Kann man angeſichts dieſer Sachlage das Vorgehen der Commune nur billigen, ſo ergeben ſich andererſeits gewichtige Bedenken. Zunächſt iſt es das Verkehrsbedürfnis, welches nach elektriſchem Betrieb geradezu ſchreit. Der Bau einiger kleineren Linien ſoll demnächſt in Angriff genommen werden. Aber die wichtigſten Strecken ſind in den Händen der Tramway-Geſellſchaft; und da dieſer die Conceſſion, wie es ſcheint, unter keinen Umſtänden gegeben werden ſoll, wird abgewartet werden müſſen, bis die Concurrenzierungs- und anderen Preſſionsmittel ihre Wirkung gethan haben werden, um eine günſtige Verſtadtlichung durchzuſetzen. Darüber werden aber gewiſs mehrere Jahre vergehen, während welcher Wien unter den jetzigen unzureichenden Verkehrsmitteln wird leiden müſſen. Dazu kommt für die Commune die finanzielle Gefahr, daſs ſie ſich in zu viele Unternehmungen, deren Riſica noch nicht abzuſchätzen iſt, einläſst. Dieſe Sorge wird nicht vermindert durch den Hunger nach einträglichen Stellen, welche ſich unter der herrſchenden Partei im Gemeinderath zeigt. Damit kommen wir zu einem dritten Punkt, zu der Geldfrage.

•

Die chriſtlich-ſocialen Blätter mögen ſchreiben, was ſie wollen, ſo bleibt es doch eine feſtſtehende Thatſache, daſs es der Commune bisher trotz größter Anſtrengungen im In- und Auslande nicht gelungen iſt, das Gasanlehen zu placiren. Man wird es begreiflich finden, daſs ſich die Wiener haute finance nicht gerne dazu hergibt, der gegenwärtigen Gemeindeverwaltung ihre Geldſorgen zu erleichtern. Es kann nach allem Vorhergegangenen auch kaum auf dieſe bei einem ſtädtiſchen Anlehen reflectiert werden. Nichtsdeſtoweniger wird man die großen Schwierigkeiten überraſchend finden und ſich auch nicht damit beruhigen, auf die ſolidariſche Macht des Großcapitals, ſo monſtrös dieſe auch ſein mag, hinzuweiſen. Es gibt andere wirklich anticapitaliſtiſche Behörden in Europa, welche Geld brauchen, und z. B. die halbſocialiſtiſche Municipalverwaltung von Paris iſt nie mit ihrem Capitalsbedarf in Verlegenheit geweſen. Der Grund muſs alſo tiefer liegen und er liegt in dem ethiſchen Gehalt der Partei. Eine Partei, welche einen Mittermayer in ihren Reihen zählt, welche als Volkspartei in die Höhe gekommen, kaum daſs ſie zur Macht gelangt iſt, in ſo unerhörter Weiſe die Volksintereſſen verräth und bereits einen ſolchen Grad politiſcher Corruption zeigt, kann auch in ihrer Wirtſchaftspolitik kein Vertrauen finden, und dieſes Miſstrauen wirkt dort, wo die locale Kanzlei ſchweigen würde, im Ausland. Und darum konnte die Commune bisher kein Geld finden, weil jeder fürchtet, daſs contractliche Verpflichtungen gebrochen werden würden. Aber wo bleiben die Parteigenoſſen der gegenwärtigen Communalverwaltung, welche doch das größte Intereſſe daran hätten, dieſer die Wege zu ebnen? Wo ſind die Milliarden des Clerus? Wo die katholiſche Bank, von der man ſeit Monaten immer wieder hört und die noch immer nicht erſtehen will? In Geldſachen ſcheint eben die Parteifreundſchaft des Clerus ihre engen Grenzen zu haben, was man ja aus anderen Ländern z. B. aus Frankreich ſchon lange weiß. Vielleicht wird es der Commune gelingen, durch eine beſſere Organiſation ihres Emiſſionsweſens über die gegenwärtigen Schwierigkeiten hinauszukommen, vielleicht wird die ſtädtiſche Bank, an welcher im Magiſtrat eifrigſt gearbeitet wird, dieſen Zweck erreichen. Eines aber iſt ſicher: das ganze Wirtſchaftsprogramm des gegenwärtigen Bürgermeiſters läuft Gefahr, früher oder ſpäter an der Finanzierungsfrage zu ſcheitern.

•

In der diesjährigen Generalverſammlung der Nordweſtbahn hat die einzige ſtattgefundene Debatte der Lage der Beamten der Geſellſchaft gegolten. Es wäre nicht zu verwundern und nur zu billigen, wenn dies öfter geſchehen würde und einſichtige Actionäre den Verwaltungen begreiflich machen würden, daſs die rückſichtsloſe Ausbeutung der Beamten nicht das Ziel ihrer Beſtrebungen zu ſein hat. In der Generalverſammlung der Wienerberger Ziegelfabriksgeſellſchaft hat man dies der Verwaltung auch ganz energiſch zu verſtehen gegeben. Was wir aber bei der Nordweſtbahn gehört haben, war ganz etwas anderes. Herr Dr. Otto Fritſchauer hat den geſchmackloſen Witz gemacht, eine Verbeſſerung der Penſionsbezüge der Beamten zu verlangen und zwar im Namen der „actienbeſitzenden Beamten“. Er hat weiter gedroht, daſs wenn die Wünſche der Beamten nicht befriedigt würden, dieſe künftig als eine Achtung gebietende Minorität in der Actionärverſammlung erſcheinen würden. Wenn dies je der Fall wäre, ſo iſt zu befürchten, daſs den Herren an ihrer Dividende mehr liegen wird, als an ihrer Beamtenpenſion. Daſs es übrigens nicht dazu kommen wird, dafür ſorgt ſchon die Verwaltung, der es leicht geworden iſt, dieſen eigenartigen Socialpolitiker abzufertigen. Die Nordweſtbahnbeamten werden aber gut thun, ſich künftig beſſere Vertreter ihrer Intereſſen zu wählen, als diesmal.

ƍ

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Opéra Comique, „Le Vaisseau-Fantôme“ von Richard Wagner, Ueberſetzung von Charles Nuitter. Théâtre de la République, „Le Bâtard rouge“ von Rodolphe Bringer und Gaſton Dennis. Bodinière, „Le plaisir de rompre“ von Jules Renard. Oeuvre, „Le fardeau de la liberté“ von Triſtan Bernard. Berlin. Thaliatheater, „Rothe Fenzel“ von Richard Mark. Reſidenztheater, „Im Pavillon“ von Paul Lothar. München. Hoftheater, „Jolanthe“ von Tſchaikowsky. Mailand. Manzonitheater, „Das Wunder“ von Baſſico.

• • •

Im Deutſchen Volkstheater: Das „Kuckucksei“, Volksſtück in vier Acten von Oscar Fronz. Herr Fronz iſt ein kleiner Schauſpieler an dieſer Bühne, in harmloſen [illegible] Epiſoden recht angenehm. Er war ſchon [illegible] verdächtig, Couplets und Parodien zu verfaſſen. [illegible] Zu dem Zweck iſt man mit geſunder [illegible] wie das zu [illegible] Schauſpieler

Digitized by Google

zu „dichten" anfangen, meiſtens mit ſehr viel Gedächtnis und gar keinen Qualitäten. Das kann man Herrn Fronz nicht nachſagen. Er iſt noch etwas unbeholfen, aber es wäre möglich, daſs er bald ein gutes Theaterſtück ſchreiben wird. Vorderhand ſind ihm freilich nur erſt zwei gute Acte gelungen. Wie man anfängt und wie man aufhört, ſcheint er noch nicht zu wiſſen; wenn er aber endlich (es dauert ein biſschen lang) und ſo lange er (es hält leider nicht aus) in Schwung iſt, geht es flott und nicht ohne manchen bald anmuthigen, bald wirkſamen Einfall dahin und eine gewiſſe liſtige Selbſtironie iſt ſehr ſympathiſch. Von ſeinem Erfolg mag er übrigens einen Theil an die Collegen abgeben. Wie Fräulein Glöckner und Herr Weiße die heiklen Scenen im zweiten und dritten Acte ſpielen, das muſs man geſehen haben: mit einem Geſchmack, einem Tact und einer lieben ſtillen Luſtigkeit, die jedes Bedenken hinwegſcherzen. Herr und Frau Martinelli, Herr Giampietro, Herr Amon und Frl. Pohl ſchließen ſich mit Eifer an.
H. B.

Bücher.

„Moderne Dichtung." Geſammelt von Alfred Guth und J. Ad. Bondy. Prag. Verlag der „Modernen Dichtung.

Eine Sammlung von lyriſchen Gedichten, in Proſa und Verſen, mit Geſchmack und Sorgfalt, wie es ſcheint aus reichem aber keineswegs übermäßig bedeutendem Material geſammelt. Somit wäre das Urtheil über dieſe beſondere Sache erledigt, zugleich aber ſcheint mir einiges über die jetzt ſehr zahlreiche Gattung ſolcher Publicationen zu ſagen nothwendig. Sie ſcheinen mehr einem Bedürfnis der jungen Lyriker, als einem Willen des Publicums zu entſprechen. Und dieſes Bedürfnis ſcheint wieder mehr dem Ehrgeiz und der Jugend zu entſpringen, als der richtigen Erkenntnis vom Ziel und Zweck und von der Würde der lyriſchen Kunſt. Der Sinn für das Weſen der Lyrik ſcheint verloren. Alle wahrhaft großen lyriſchen Dichter hatten und haben ihn. Sie ſehen in Verſen das Denkmal einer Stimmung, ihren reinſten Klang, ihr erleſenſtes Wort, ein Geſchenk für die eigene Seele und für wenige erlauchte Freunde. Bei jeder anderen Kunſt mag man den Grundſatz l'art pour l'art ächten, bei der Lyrik wird man ihn gelten laſſen. Jedes Gedicht geht zu denen, die es verſtehen. Das Volkslied zu dem Volk, die monumentale Form der ſubjectiven Poeſie zu den Seelenverwandten. Gedichte drucken, die ſicher keine eigentlichen Lieder ſind, die nie geſungen werden können und als gute Gedichte begabter Jünglinge, keineswegs aber als Denkmal erhabener Seelen auftreten können, heißt ſich von vornherein auf das Niveau ſtellen, das man verachtet. Den Durchſchnitt will man gewinnen. Wohl hat man auch den Durchſchnitt der Kunſt gegeben. Aus Klugheit alſo wären ſchon ſolche Sammlungen zu vermeiden. Anders iſt es freilich mit den ganz Großen, den Menſchen und Künſtlern, ſie dürfen ihr Bild getroſt in einem Buche der Menſchheit erhöhen, ſie ſtellen es über, nicht unter die Menge. Gerade die kleinen, wenn auch fein gebildeten Geiſter ſollten ſich aber vor ſolchen Sammlungen hüten, an denen man leicht den hübſchen Geſchmack und den Mangel an Größe ſchon daran erkennt, wie alle dieſe Aeußerungen der verſchiedenſten Leute hübſch harmonieren, zuſammenpaſſen, wie kein Gedicht das andere erſchlägt und wie alle zuſammen ſo recht ein Niveau bilden: das der guten Durchſchnittslyrik. Möchten doch die jungen Dichter es immer beherzigen, daſs der wahrhafte Ruhm ſehr unabhängig iſt davon, ob ein paar Zeitſchriften mehr oder weniger Gedichte von einem bringen und, ob man ein Blatt für die geringſten Verſe findet oder nicht. Die Gedichte des Stephan George ſind nur für ein paar Freunde gedruckt, aber ſein Ruf geht neben Mallarmé. Etwas Demüthiges liegt in ſolchen Sammlungen. Uebrigens ſehe ich ſofort den Widerſpruch. Wären dieſe jungen Leute wahrhaft groß, hätten ſie dieſes erhabene Gefühl der Kunſt, oder wären ſie nur ſo klug, auch ohne es zu beſitzen, aus richtiger Erkenntnis ſich dazu zu zwingen, ſie ſtänden nicht, wo ſie ſtehen, ſie ſammelten nicht, was ſie ſammeln. Immerhin aber iſt es ganz gut, wenn das Publicum wenigſtens ſolche anſtändige Sammlungen bekommt, nicht die früheren „Ausleſen" und „Goldkörner" oder wie dieſe Dinge hießen. Die Gedichte ſind gut und mit Geſchmack ausgewählt, keines ſtellt das andere bloß, alles könnte von jedem ſein. Ein paar Sachen ſind allenfalls da, die man gerne herausnähme und für ſich leben ließe. Nun ſollte man eigentlich ein paar Namen nennen, aber nach dem, was ich früher geſagt habe, will ich ſie lieber verſchweigen, ich würde ja ſonſt eine kleine Proſcriptionsliſte von Dichtern aufſtellen, die das Weſen ihrer Kunſt, ſei es aus Eitelkeit oder aus Liebenswürdigkeit gegen die Herausgeber, oder aus Ehrgeiz oder Unverſtand oder Leichtſinn oder Jugend vergeſſen oder preisgegeben haben. Und dagegen iſt das Verdienſt, ein hübſches Gedicht beigetragen zu haben, wie mir ſcheint, gering.
O. St.

Concert-Handbuch. II. Geſangmuſik mit Orcheſter deutſchen und ausländiſchen Verlages. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1897.

Der Zweck des vorliegenden Verzeichniſſes iſt, für das Publicum wenigſtens, nicht recht klar. Die Verlagshandlung hat ein Lager für Concertmaterial errichtet, in das es Originalwerke deutſchen und ausländiſchen Verlages, ſowie Ausgaben fremden Wettbewerbes, ſoweit es gewünſcht wird, aufnimmt. Von dieſem Lager iſt das vorliegende Buch ein Verzeichnis. Da die großen Verlagshandlungen ohnedies ihre eigenen Verzeichniſſe herausgeben und auf neue Erſcheinungen aufmerkſam machen, das vorliegende Verzeichnis aber keineswegs vollſtändig iſt, ſo iſt kaum einzuſehen, welchem Bedürfnis das Concert-Handbuch abhelfen ſoll. Die in der Vorrede erwähnte „Zugänglichkeit des geeigneten Concertmaterials" dürfte denn doch durch eine einfache Anfrage bei einer Muſikalienhandlung auch ohne Concert-Handbuch nicht erſchwert ſein.
R. W.

Hermann Bang: „Fräulein Caja." Novellen. München, Albert Langen. 1897. Kl. Bibl. V.

Zum erſtenmale werden hier drei der vielen unſchätzbaren Novellen dieſes großen, däniſchen Meiſters vereinigt und in guter Ueberſetzung den modernen Deutſchen gegeben, die Jacobſen ſo ſehr lieben und nun einen neuen, großen, däniſchen Dichter kennen lernen. Schon aus dieſen drei Proben erkennt man den außerordentlichen Reiz einer ganz intimen Beobachtung und wundervollen Treue. Aber mehr zu ſagen, hebt man ſich wohl auf, bis mehr von dem Schaffen des großen Künſtlers vor uns ſein wird. Dann wird man des weiteren von dieſer ſubtilen Pſychologie, dieſer flatternden Farbenzartheit und eleganten Weiſe zu ſprechen haben und von dieſer einfachen Größe, mit der die Alltäglichkeiten erſcheinen, wenn ein großer Künſtler ſie ſieht und zeigt.
O. St.

„Das Wunderbare". Novellen von Heinrich Mann. München. Paris. Albert Langen. Kl. Bibl. IV. 1897.

Wenn man einmal die weſentlichen Werke nach dem Naturalismus hiſtoriſch betrachten wird, dürfte man alle unter einer Art moderner Romantik zuſammenfaſſen. Wir Deutſchen werden dabei nicht ohne Lächeln beurtheilt werden. Indes die Franzoſen dieſe Größe des Wunderbaren von Skepticismus frei darzuſtellen wuſsten, Villiers in ſeinen Novellen gerade den Sieg des Wundervollen über Skepticismus und Ironie in ſeiner lächelnd-grauſamen Weiſe zeigte und Barbey mit ganzer Seele ſich dem Heroiſchen ergab, ebenſowenig an Gott zweifelnd, wie an den mannigfachen Wundermöglichkeiten, haben wir ſeit E. Th. A. Hoffmann alle derartige Phantaſie verloren. Nun iſt uns die Sehnſucht darnach freilich angeflogen, da iſt es ergötzlich zu ſehen, wie unſer pedantiſcher Unglaube ſich mit ſolchem Hoffen abmüht, wie die ſkeptiſche Gelehrſamkeit alle dieſe Dinge vorſichtig von der wilden Erde reinigt und wahrſcheinlich macht; heroiſches wird ſpießbürgerlich. Wir hatten dieſe ſanften Wunder von Heyſe, nun begegnen wir wieder einem ähnlichen Talent. Heinrich Mann ſchreibt den gleichen, reinen, ein wenig unperſönlichen, aber glatten und claſſiſchen Proſaſtil der Epigonen, aber man beneidet ihn um ſeine Stoffe, die nach einem wuchtigen, harten, grauſamen Künſtler ſchreien, was hätte Barbey, was Villiers aus der erſten und letzten Novelle gemacht, ja aber iſt alles eine kühle Eleganz, alles Leidenſchaftliche oder Ahnungsvolle nur mittelbar durch Schleier geſehen und wiedergegeben. Eines aber iſt ſicher, daſs dieſe Stoffe, die Plaſtik der Worte, manches in der Stimmung und der ganze Ton der Erzählung, einer feinen, gelaſſenen, altväteriſchen Weiſe einen reifen, fertigen Künſtler zeigen, deſſen Talent allerdings eher zum Liedlich-Graziöſen, als zum Erhaben-Heroiſchen, eher zur Sanftheit, als zur Wolluſt und Leidenſchaft neigen dürfte.
O. St.

Willy Paſtor. Wanderjahre. Sociale Eſſays. Berlin. Schuſter & Loeffler. 1897.

In dieſem ſtarken, eigenthümlichen Menſchen ſieht man nach langer Zeit wieder den goetheſchen, univerſalen Zug erwachen, die Kunſt, durch die Erkenntniſſe der Wiſſenſchaft zu vertiefen und ihr eine weitere Schwungkraft zu geben, die Wiſſenſchaft wieder durch die Kunſt beredt, weitſchauend und geflügelt zu machen. Freilich werden ſolche Eſſays den Künſtlern nicht ganz genügen und die Gelehrten werden lächeln. Die aber, die eindringlich zu leſen und zu verſtehen wiſſen, werden vielleicht wider den Willen des Autors von dem, was er ſagt, lehrt, erkennt, abgelenkt und zur Bewunderung der Perſönlichkeit geführt werden, die in jedem Werk eine ſo eigene, ruhige, ſichere Art hat, ſich zu äußern.
O. St.

Neera: Das Buch meines Sohnes. Dresden und Leipzig. Verlag von Carl Reißner. 1897.

Dem tiefer Schauenden kann es nicht entgehen, daſs den höheren Menſchen unſerer Zeit die aufrichtige Liebe zu der Jugend fehlt. Wohl iſt bei vielen eine neugierige Sympathie da, die intimere Luſt, ſich mit dem Friſchen, Unaufgeblühten, Hoffnungsreichen zu drapieren, aber jene griechiſche Hingebung an die Jugend, jener bis zur Selbſtverleugnung reichende Glaube, daſs Erziehung die höchſte menſchliche Thätigkeit ſei, und die Bildung der Jugend mit den eigenen großen Thaten wichtiger als dieſe ſelbſt, iſt faſt nirgends zu finden. Darum leidet die heutige Jugend, wenigſtens der entwicklungsfähige, zum Hohen ſtrebende Theil derſelben, an ſchwereren Kämpfen, als ihr unfertiger Organismus zu ertragen imſtande iſt, taumelt von Ideal zu Ideal, nützt an Unerreichbarem die zarte Seele ab, endet ſchließlich im Sumpf des Skepticismus. Wie würden Plato und Sokrates voll Mitleid auf dieſe Zeit ſchauen, — dieſe Großen, die ſich zum Lehren nicht groß genug dünkten! — — Man tödtet die Jugend, indem man grauſam und blind ihr Wollen an ihrem Können mißt. Man nimmt das hohe Bild ihrer Phantaſie, ſtellt es nackt vor ſie hin und ſagt: „Seht, Eure Hoffnung iſt ein Phantom, nie werdet Ihr es in die Wirklichkeit zu ſtellen vermögen. Ja, es iſt nicht einmal das Phantom Eurer eigenen Seele, es iſt kein jugendlich vermeſſener Glaube an Euch ſelbſt, es iſt vielmehr das Bild eines Weſens, das, wie Ihr wohl wiſst, nichts mit Euch zu thun hat, das einmal kommen ſoll, aber nie aus Euch kommen wird." — Mancher wollte helfen, indem er die Jünglinge auf ein kleines, nackes Feld führte. Dort ſollten ſie ruhig ihren Kräften gemäß arbeiten, alles zu Tiefe und zu Hohe mußten ſie meiden, wenn ſie geheilt werden ſollten. Dieſe Hilfe kam zu ſpät. Ihr Glaube, ihre Wünſche hatten ſich zu reich entfaltet. Zu tief hatte das Leben in ihrer Seele gewurzelt und zu reich ſeinen Samen in ſie geworfen, als daſs ſie auf ſich ſelbſt hätten noch verzichten können. Sie ſpürten in ſich die Aufgabe, alle Geſchenke, die das Leben in ſie legte, alle Leidgeſchenke und Freudengeſchenke zu wahren, [illegible], unbeſchädigt zu halten, bis die Zeit käme, in der ſie dem Leben ſeine Gaben von ihrer Seele neugeformt, verklärt, gedeutet wiedergeben könnten. Nur der Künſtler kann es, nur der Künſtler kann dem Leben dankbar ſein, fühlten ſie. Für dieſe ſtrebende, ringende Jugend, die an ihren Idealen ekſtatiſche Freuden genießt und doch an ihnen verblutet, iſt das neue Buch der großen Italienerin geſchrieben. Es wirkt wie ein Freund und wie ein Lehrer zu ihr. Aus der großen Liebe für ſie iſt es geſchrieben, und darum wird es auch groß in ihr wirken.
M. M.

Fritz Marti: „Das Vorſpiel des Lebens." Eine Erzählung in Kindergeſchichten. Berlin 1897, Verlag von Otto Janke.

Eine Reihe zarter Idyllen ſind hier zum Roman verbunden. Jedes Capitel gibt ein beſonderes Stück des Lebens, mehr ein heiteres [illegible] gehaltenes, und kann gleichzeitig die [illegible]

Digitized by Google

Schweizerknaben auf, der ſich aus Noth und niedriger Arbeit zu der wie höchſtes Glück erſehnten Möglichkeit aufſchwingt, lernen zu dürfen, ein geiſtiges Leben führen zu können. Die Schilderungen von Fritz Marti haben einen merkwürdig angenehmen, faſt anheimelnden Ton. Er verſteht es, während er uns das treue Bild der Gegenſtände gibt, gleichzeitig auch bei jedem Wort die Sympathie für ſeinen Gegenſtand zu erwecken ... Die Augen, die dieſe Kinder und Bauern betrachten, müſſen ſehr treuherzig leuchten, die Seele, in der ſich das Idylliſche ſo lieblich geſtaltet, muſs frei, heiter, voller Güte und Beſcheidenheit ſein. Die farbige, warme, ſonnige Art dieſer Kunſt, der nicht durch Stadtdunſt getrübte Blick eines natürlichen Menſchen hebt uns über die Mängel des Buches hinweg, die nie heftig auffallen und immer bald dem Wohlgefallen an ſeinen Schönheiten weichen. M. M.

„Strahlen und Schatten." Gedichte von Victor Hugo. Ueberſetzt von Hildegard Stradal. Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel. Leipzig 1897.

Ueber Victor Hugos feierlich-pathetiſche Lyrik ſchrieb jüngſt ein Mitarbeiter des „Mercure de France": „Victor Hugo war ein Maler und Träumer. Er materialiſierte die Sprache. Er bearbeitete den Satz wie ein Relief, er hob deſſen Höhen und Niederungen hervor und kleidete ſie in ſtrahlende Farben... Im Reiche der Gedanken fand er die Utopie, ſie ward ſeine ſtete Begleiterin. Sie theilte mit ihm die Verbannung, ſie war bald die einzige Stimme, der er lauſchte, und an den Tagen, an denen er die Segel hiſste, um ſeinem Traumlande, der Brüderlichkeit und Gleichheit, entgegenzuſteuern, beugte ſie ſich über ſein Schiff." Mit dieſen Worten iſt die leidenſchaftlich-grelle, an Trompetengeſchmetter mahnende Art der Hugo'ſchen Gedichte, der politiſchen beſonders, gut charakteriſiert. Dieſe Verſe glänzen und rauſchen wie purpurne Seide. Sie ſind hochroth — etwa von der Farbe jener berühmten „rothen Weſte", die Theophile Gautier am Tage der erſten Aufführung Hernanis trug. Ich denke mir überhaupt Hugo am liebſten ſo: mit dem ſymboliſchen Purpurmantel der Pariſer Romantik, königlich ſchreitend, Muſſet dagegen, wie er ſelbſt in unſterblichen Verſen den Dichter dargeſtellt hat: mit dem Rosmarinkranz im Haar, trunkener als ein Page, der in eine Fee verliebt iſt und auf ſeinem zerdrückten Hute Tambourin ſchlägt, Gautier endlich, den würdevollen Propheten der orientaliſch üppigſten Farben: mit Fez oder Turban ſich langſam bewegend, in Betrachtungen verſunken. Hugos rhetoriſche Gedichte ſind wohl unter dieſen drei Häuptern der romantiſchen Schule in Frankreich noch immer die populärſten, Lieblinge des Volkes, wie die Strophen Muſſets und Gautiers immer Lieblinge der Künſtler bleiben. Dennoch wird eine Uebertragung Hugo'ſcher Lyrik jetzt in Deutſchland, wo das Intereſſe für die politiſchen Fragen der Dreißiger- und Vierzigerjahre kaum mehr wach iſt, weniger auf das breitere Publicum als auf einen intimen Kreis von Literaturfreunden zu rechnen haben. Und gerade dieſen, den Liebhabern, denen die „Feuilles d'automne" mit ihrem warmen menſchlichen Gehalt immer wert ſind, dürften die ſpäteren hier überſetzten „Rayons et ombres" (1841), zum größeren Theil Widmungen und ſubjective Stimmungen, kühl laſſen. Bedenkt man die Schwierigkeit des Werkes, ſo ſcheint die Ueberſetzung ſelbſt ausnehmend gelungen. —r—

Revue der Revuen.

„Deutſche Revue", Maiheft. Joſef Lewinsky ſchreibt im Schluſstheile ſeines Aufſatzes „Das Verhältnis des Raumes zur Schauſpielkunſt" über die Myſterienbühne und das moderne Theater. Er beſchreibt den Schauplatz der erſteren, der eigentlich aus drei übereinandergebauten Schauplätzen — Himmel, Erde und Hölle — beſtand, erkennt ihr aber keinen Einfluſs auf die Entwicklung der Schauſpielkunſt zu. Die Grundbedingung einer Kunſt der Darſtellung fehlt ihr: Das Aufgeben der Perſönlichkeit, die Verleugnung, die Umgeſtaltung derſelben zum Zwecke der Täuſchung. Erſt mit der Einſetzung des Individuums als eines freien, verantwortlichen Weſens, das eine Welt für ſich iſt, mit der Reformation — ſo ſetzt der Verfaſſer fort — konnte die moderne Schauſpielkunſt entſtehen. Ihr typiſches Muſterbild liegt bei Shakeſpeare. Dieſer Darſtellungsſtil nun erfordert auch ſeinen beſonderen Theaterraum. Am allergefährlichſten iſt für ihn ein zu großes und compliciertes Haus. Eine nicht zu hohe Bühne, die die Darſtellung intimer Räumlichkeiten geſtattet, und ein amphitheatraliſcher Zuſchauerraum nach griechiſchem Muſter, der womöglich jedem Zuſchauer den Einblick in die ganze Tiefe der Scene geſtattet, iſt das Ideal. Das alte Burgtheater, ſo erwähnt Lewinsky ausdrücklich, habe ſich dieſem Ideal nach Möglichkeit genähert. Das neue Burgtheater — das ergänzt ſich von ſelber — iſt davon nach Möglichkeit entfernt. — In demſelben Hefte iſt ein geſchichtlicher Beitrag aus dem Anfang unſeres Jahrhunderts mit ungedruckten Briefen zweier ehemaliger Karlsſchüler und Freunde Schillers: General Scharffenſtein und Geheimrath Lempp, bemerkenswert. Scharffenſtein machte den napoleoniſchen Feldzug von 1809 mit und berichtete von den Oeſterreichern: „Sie ſchlugen ſich in den letzten unglücklichen Schlachten mit erhabener Tapferkeit, und bloß das überwiegende Talent N. gab den Ausſchlag. Es waren ganz taktiſche Schlachten. Nach der Strategie hätte N. oft hin ſein ſollen, welches ich Ihnen anſchaulich machen könnte. Er traute auf ſein Glück, welches ihm auch diesmal treu blieb ..." Intereſſant ſind noch die Stellen, in welchen ſich die Freunde über den Charakter Oeſterreichs ausſprechen. Lempp meint: Die Grundſätze des öſterr. Cabinets ſeien zu einfältig, als daſs ihr voller Sieg nicht das Uebel ärger und die [illegible] gemacht hätte. Auf Scharffenſteins Einwände, der den Oeſterreichern einen gewiſſen naiven, [illegible] Patriotismus nachrühmt, [illegible] dann: „... dennoch muſs ich Ihnen bekennen, daſs unter allen Nationen, die ich kenne und die alle im hohen Grade [illegible] haben, dennoch im Volksſinne gegen fremde Staaten [illegible] als das öſterreichiſche." [illegible] Müller, [illegible] häufig zum [illegible].

In der „Revue des deux Mondes" vom 1. Mai [illegible] Lenrant über die [illegible] in der Familie. [illegible]

Gaſt im Elternhauſe, wo nur Söhne geſchätzt werden, iſt ſie vom Augenblick der Verheiratung rettungslos der Willkür ihrer Schwiegermutter preisgegeben, und höchſtens der glückliche Zufall, einem Knaben das Leben zu geben, vermag ihr Daſein freundlicher zu geſtalten. Wohl darf der Mann nur eine legale Gattin haben, doch ſind ihm mehrere Concubinen daneben officiell geſtattet. Prügelt der Mann ſeine Frau, ſo ſchreitet die Behörde nur auf ihre Klage ein; erſchlägt er ſie, ſo wird er wohl zum Tode durch den Strang verurtheilt; tödtet ſie ſich aber ſelbſt, um ſeinen Miſshandlungen zu entgehen, ſo geht er ſtraflos aus. Dagegen empfängt die Frau vierzig Streiche mit dem Bambusrohr, wenn ſie den Mann beſchimpft, und wird langſam zu Tode gemartert, falls ſie ihn vorſätzlich tödtet. Ermordet der Mann ſie und ihren Geliebten wegen Ehebruches, ſo trifft ihn keine Strafe; ebenſo hat er das Recht, die ungetreue Gattin an jeden anderen als ihren Verführer zu verkaufen. Dagegen werden dem Manne die weiteſtgehenden Freiheiten bezüglich der Liebe eingeräumt, und auch, falls er mit der Gattin eines anderen die Ehe bricht, wird er niemals als der Hauptſchuldige angeſehen.

Im deutſchen Theil der Mainummer von „Cosmopolis" ſchlägt O. Hartwig zur Hebung des internationalen geiſtigen Verkehrs einen Austauſch wiſſenſchaftlicher Werke vor, der zwiſchen den Univerſitätsbibliotheken der Hauptſtädte ſtattzufinden hätte. Karl Blind ſchreibt über Walther von der Vogelweide. Im engliſchen Theil ſetzt Profeſſor Max Müller ſeine literariſchen Erinnerungen an Emerſon, J. R. Lowell und Wendell Holmes fort; die Briefe von J. Stuart Mill werden fortgeſetzt. Im franzöſiſchen Theil iſt eine Reihe ungedruckter Briefe von Nietzſche hervorzuheben.

„Scribners Magazine" für April enthält die äußerſt romantiſche Lebensgeſchichte zweier Freiheitskämpfer, die während der Aufſtände von 1821 bis 1824 heldenmüthig für Griechenlands Unabhängigkeit ſtritten. Der erſte, Odyſſeus Barouſſes, war ein Grieche von Geburt, der aber am Hofe Ali Paſchas zu Janina erzogen wurde. Im Frühling 1821, wo Ali Paſcha, der Tyrann von Albanien, ſich gegen den Sultan erhob, betraute er den jungen Odyſſeus mit der Führung einer Truppenabtheilung, aber kaum brach die griechiſche Revolution los, ſo ſchiffte ſich der junge Hellene nach Patras ein, ließ ſich in den Geheimbund „Hetairia" aufnehmen und gieng dann nach Corinth, wo er die Bevölkerung zur Empörung wider die Türken aufrief. Er wurde alsbald der erſte Anführer unter den Griechen. Ein unerwarteter Bundesgenoſſe ſollte ihm von auswärts kommen: E. J. Trelawny, ein junger Engländer, der von Abenteuerluſt getrieben mit Lord Byron nach Griechenland kam, entbrannte in ſo heftiger Bewunderung für den griechiſchen Rebellen, daſs er ihn in jeder Weiſe zum Vorbild nahm, ſeine Tracht anlegte und ſich zum Genoſſen ſeines entbehrungsvollen Lebens machte. Ihm übergab Odyſſeus auch die Vertheidigung ſeiner Behauſung, einer Felſenhöhle des Parnaſs, die etwa 1000 Fuß über der Ebene lag, und mit großem Geſchick von ihm mit Feſtungswerken verſehen worden war, um ſeine Familie und ſein Beſitzthum ſicher zu bergen. Trelawny wurde dort nahezu das Opfer eines Attentates, das zwei Engländer im Auftrage des griechiſchen Anführers Maurocordato ausgeführt hatten, welcher von Eiferſucht geſtachelt, ſich der beiden heldenmüthigen Freunde zugleich entledigen wollte. Obwohl ſchwer verwundet, kam Trelawny doch mit dem Leben davon und wurde von engliſchen Freunden ſammt ſeiner Frau — einer Schweſter des Odyſſeus — nach England zurückgebracht, während Odyſſeus ſeines Commandos entſetzt, gefangen und zu Tode gemartert wurde. Sein Felſenneſt wurde 1826 der griechiſchen Regierung übergeben.

In der „Edinburgh Review" für April iſt ein ausführlicher Artikel über engliſche Mittelſchulen für Knaben. Der Verfaſſer klagt darüber, daſs ein übertriebenes Gewicht auf die körperliche Ausbildung der Knaben gelegt, und ihre ganze freie Zeit mit Sportsübungen ausgefüllt wird. Für ſchöne Künſte, Lectüre und ſonſtige geiſtige Beſchäftigung bleibt ihnen weder Luſt noch Muße. Beim Unterricht hält der Verfaſſer das Ueberwiegen der claſſiſchen Studien für ungünſtig und möchte Naturwiſſenſchaften an ihre Stelle geſetzt ſehen. Einer gründlichen Reform bedürfe auch das Prüfungsſyſtem. Das Hochſchulenſtudium verliere dadurch an Geltung, daſs es ohne Matura zugänglich ſei. Darum müſſe an allen Mittelſchulen ein regelrechtes Abiturienten-Examen unter dem Vorſitz externer Prüfungscommiſſäre eingeführt werden, und zwar müſſe daſſelbe an allen derartigen Anſtalten übereinſtimmend ſein.

Die März-April-Nummer von „Ladies Home Journal" enthält die ausführliche Tageseintheilung des Präſidenten der Vereinigten Staaten, aus der Feder des einſtigen Präſidenten Benjamin Harriſon. Wie daraus hervorgeht, iſt dieſer Hochmögende ein vielgeplagter, mit Arbeit überbürdeter Herr. Sein Cabinet beſteht aus ſechs Beamten, denen der Privatſecretär vorſteht. Zwei Amtsdiener und vier Ordonnanzen vervollſtändigen den Stab. Eröffnet wird die Tagesarbeit gegen 8 Uhr morgens durch das Leſen des Poſteinlaufes, der täglich etwa 500 Briefe und Geſuche bringt, von denen jedoch nur die wirklich wichtigen bis an den Präſidenten ſelbſt gelangen. Die Summe der in den Bittgeſuchen verlangten Unterſtützungen beträgt an manchen Tagen [illegible] Dollars. Scheint das Begehren gerechtfertigt, ſo werden die nothwendigen Unterſuchungen eingeleitet. Von halb 10 bis 1 Uhr werden Audienzen ertheilt. Obwohl nur Leute mit geſchäftlichen Anliegen ſich da einfinden ſollten, kommen doch, namentlich in der erſten Zeit nach ſeiner Ernennung, viele Neugierige, ihm unter irgend einem Vorwand ihre Aufwartung zu machen. Nach dem Lunch, gegen 2 Uhr, nahen ſich Scharen mit ganzen Stößen von Stellengeſuchen und Decreten [illegible] — oft zu hunderten — zur Unterſchrift vorgelegt und erledigt, oder falls der Präſident ſein „Veto" dagegen einlegt, mit einer Anmerkung verſehen, zurückgeſandt. Ebenſo [illegible] das Recht [illegible] Niederlagen der Staats[illegible]. Der Präſident gibt alljährlich drei

Digitized by Google

officielle Diners und vier Empfänge, wovon der Neujahrsempfang, an dem er 6—8000 Händedrücke auszutheilen hat, der feierlichſte und prunkvollſte iſt. Trotz der demokratiſchen Geſinnung ſpielt die Frage des Vortritts eine große Rolle, und die Rangordnung bei der Tafel iſt der Gegenſtand gründlicher Erwägung. Ebenſo herrſcht beim Amtsantritt jedes neuen Präſidenten ein ſtreng geregeltes Ceremoniell.

Ueber die Miſſion des Judenthums ſchreibt Mr. O. J. Siman in der letzten „**Jewish Quarterly Review**“. Er glaubt, das Judenthum habe eine ganz beſondere Lehre zu verkünden, eine andere als die ſonſtigen deiſtiſchen Religionen. Er ſtütze ſich nicht auf eine Reihe von Schriften, ſondern habe eine vielhundertjährige Tragödie zum Zeugnis, die Geſchichte von zweihundert Generationen, die für ihren Glauben gelebt und gelitten haben und für ihn geſtorben ſind, ohne ihn aufzugeben. Ihre Religion ſei ein inniger, perſönlicher Verkehr mit Gott, ein Verkehr wie zwiſchen Vater und Sohn, der keinen Mittler duldet. Jeder wahre Jude ſei unerſchütterlich von dieſem engen perſönlichen Zuſammenhang mit Gott überzeugt, und darum falle es ihm zu, der den Weg zu Gott ſuchenden Menſchheit zu verkünden, daſs dieſer Weg in ſeinem Glauben zu finden ſei. Ueber Chriſtus meint Mr. Siman, er ſei wohl keine Verkörperung Gottes, aber ſicherlich ein großer jüdiſcher Reformator geweſen; hätten die Juden ſeinerzeit ihn richtig erkannt, dann hätten ſie ſich um ihn geſammelt und in ſeinem reformatoriſchen Werk unterſtützt, und unendlicher Segen wäre für das Judenthum und alle anderen Völker daraus erwachſen.

Das letzte Quartalheft der „**Russkaïa Starina**“ enthält intereſſante, noch unbekannte Details über das kurze Interregnum, das nach dem Tode Alexanders I. in Rußland herrſchte, und den raſch unterdrückten Aufſtand vom 18. December 1825 hervorrief, der den Hochadel Rußlands in Trauer ſtürzte, ſeine hervorragendſten Vertreter hinwegraffte und die Dynaſtie der Romanows faſt um die Krone gebracht hätte. Wie man aus den Aufzeichnungen erfährt, entſtand die ganze Verwirrung aus den mangelhaften Verfügungen des Kaiſers Alexander I. Nicolaus, welchen er im Einverſtändnis mit dem älteren Bruder Conſtantin, der freiwillig auf die Thronfolge verzichtete, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte, war von dieſem Beſchluſs nicht unterrichtet. So war er der erſte, der bei der Nachricht von Alexanders Tode Conſtantin zum Kaiſer proclamierte und ihm den Eid der Treue leiſtete, ſowie den Truppen denſelben abnehmen ließ. Als der Staatsrath darauf dem letzten Willen des verſtorbenen Kaiſers die Verfügung von der Erbfolge des Nicolaus entnahm, weigerte ſich dieſer ohne ausdrückliche perſönliche Intervention des verzichtenden Conſtantin die Kaiſerwürde anzunehmen. Dieſer aber, der als Privatmann in Warſchau lebte, wollte nichts mit den Wirrniſſen der Politik zu thun haben. So blieb Nicolaus nichts übrig, als ein Manifeſt an das Volk zu erlaſſen und die Vorgänge zu erklären. Die Feinde des Thrones aber hatten die Zwiſchenzeit benützt, um zu verbreiten, daſs Nicolaus einen Staatsſtreich vorhabe, und gegen Conſtantins Willen den Thron uſurpieren wolle. Darauf verweigerten die kaiſerlichen Garden die Eidesleiſtung und rotteten ſich vor dem Palaſt zuſammen. Erſt ein Bombardement, dem viele Hunderte von Empörern, darunter zahlreiche Ariſtokraten erlagen, trieb die Rebellen auseinander und ſtellte die Ruhe wieder her. Die Häupter der Verſchwörung wurden hingerichtet oder nach Sibirien deportiert, und Nicolaus ließ ſo drakoniſche Strenge walten, daſs ein ſchwerer Druck auf dem ganzen Lande laſtete und ſeine Krönung im folgenden Jahre mehr einer Trauerfeier als einem Freudenfeſte glich.

Einem Reiſebericht der Frau H. Nyblom in Nr. 2 der „**Nordisk Tidskrift**“, entnehmen wir die folgenden Worte über Berlin: „Spricht ein Preuße das Wort Berlin aus, ſo thut er es mit der Miene eines Kartenſpielers, der den höchſten Trumpf ausſpielt und den Partner herausfordernd erſucht, dies gefälligſt zu ſtechen. Erwähnt ein Franzoſe Paris, ſo thut er es mit der ruhigen Würde und ſcheinbaren Nachläſſigkeit, mit der ein Ariſtokrat ſeinen Titel nennt. Wenigen Städten Europas fehlt es ſo ſehr an Traditionen wie Berlin. Es gibt da keine Gebäude, keine Monumente der Vergangenheit, um der Gegenwart Perſpective zu verleihen. Und darum liegt etwas Kaltes, Aeußerliches, Unintereſſantes in dieſen breiten Straßen und Plätzen, mit ihren Façaden und Vergoldungen — etwas das nach Parvenuthum ſchmeckt. Von den Berlinern kann man natürlich nicht ſprechen, wenn man nicht durch die ſtarren Portale in das Innere der Häuſer gedrungen; aber die Leute, die man auf der Straße trifft, ſcheinen ebenſo anmuthslos wie ihre Stadt . . . In jeder anderen Stadt kann man ſich einen Begriff von der Bevölkerung machen — Berlin hat aber bloß Juden und Soldaten.“

Das Torfmoor.

Von Alexander Kielland.

Sehr hoch über der einſamen Heide flog ein alter gelehrter Rabe.

Er nahm die Richtung nach dem fernen Weſten, dem Ufer des Meeres zu, in der Abſicht ein Schweinsohr auszugraben, das er in guten alten Zeiten dort verborgen hatte.

Man war tief im Herbſt, und es mangelte immer mehr an Nahrung.

„Wenn man eines Raben anſichtig wird“, hat Vater Brehm geſagt, „dann braucht man nicht lange auszuſchauen, um einen zweiten folgen zu ſehen.“ Aber man hatte lange der Richtung des alten weiſen Raben nachſehen können — er kam allein und niemand folgte ihm. Ohne ſich irgendwie zu beunruhigen, ohne ein Gekrächze auszuſtoßen, eilte er auf ſeinen kohlſchwarzen Flügeln vorwärts, durch den dichten, regenſchweren Nebel, geradeaus nach Weſten.

Während er ſo im gleichmäßigen Fluge dahinzog, muſterte er mit ſcharfem Auge nachdenklich die Landſchaft unter ſich, und ein tiefer Kummer bemächtigte ſich des alten Vogels.

Jahr um Jahr vermehrten ſich da die kleinen gelben und grünen Parcellen an Zahl und Flächenraum. Ein Morgen Landes um den anderen wurde der Einſamkeit der Heide entzogen. Immer mehr Häuſer erhoben ſich mit ihren rothen Ziegeldächern und niederen Schornſteinen, aus denen wie der Athem der ölige Rauch des Torfs ſtrömte. Menſchen kamen, um überall alles zu verderben!

Er erinnerte ſich der Tage ſeiner Jugend — viele Winter waren natürlich ſeitdem dahingegangen: da war eben hier für einen Raben, der den Wunſch hatte, ſich mit ſeiner Familie zurückzuziehen, der wahre Platz geweſen. Langgeſtreckte unendliche Heidefelder, eine Unmaſſe von Haſen, Schwärme von kleinen Vögeln, an der Küſte Eidergänſe mit ihren großen köſtlichen Eiern und dann allerhand gute Biſſen, ſoviel das Herz begehrte.

Jetzt ſah er, wie Haus auf Haus folgte, grüne Wieſen auf gelbe Kornfelder, und die Nahrung war ſo ſelten geworden, daſs ein alter wohlgeborener Rabe meilenweit fliegen muſste, um ein armſeliges Schweinsohr auszugraben.

Ach, dieſe Menſchen, dieſe Menſchen! Der alte Vogel kannte ſie gar gut. Er war unter ihnen groß geworden, und zwar, was faſt noch mehr ſagen will, in der Ariſtokratie. Seine Kindheit und ſeine Jugend hatte er in dem großen Hauſe nächſt der Stadt verlebt.

Aber jetzt, ſo oft er über dieſes Haus dahinflog, ſchwang er ſich hoch in die Lüfte, ſo daſs man ihn nicht erkennen konnte. Denn wenn er eine weibliche Geſtalt im Garten erblickte, dachte er, es könnte das junge Fräulein mit den gepuderten Haaren und dem weißen Hut ſein, während es thatſächlich die Tochter jener jungen Dame war, die eine Witwenhaube über den ſchneeweißen Locken trug.

Hatte er unter den Ariſtokraten viele Freuden erlebt?

Nun, es kommt darauf an, wie man die Dinge betrachtet. Es gab ſehr viel zu eſſen, und man konnte auch viel lernen. Aber ſchließlich war man doch in Gefangenſchaft. In den erſten Jahren war ihm ſein linker Flügel geſtutzt worden, aber ſpäter war er „Gefangener auf Ehrenwort“ geweſen, wie ſein alter Herr das immer bezeichnete. An einem ſchönen Frühlingstage, als eine junge Krähe mit glänzend ſchwarzem Gefieder über den Garten geflogen kam, da hatte er das gegebene Ehrenwort vergeſſen.

Einige Zeit darauf — mehrere Winter waren ſeitdem vergangen — da war er heimgekehrt. Aber einige fremde Gaſſenbuben hatten mit Steinen nach ihm geworfen, der alte Herr und das junge Fräulein waren fort.

„Sie ſind gewiſs in der Stadt,“ dachte der alte Rabe und er kam kurz darauf wieder. Aber er wurde auf dieſelbe Art empfangen.

Da fand ſich der alte Vogel — denn er war in der Zwiſchenzeit alt geworden — in ſeinen Gefühlen eines wohlerzogenen Raben ſehr verletzt, und er flog jetzt immer hoch über dem Hauſe. Er wollte jetzt nichts mehr mit den Menſchen zu thun haben; der alte Herr und das junge Fräulein konnten ihn jetzt ſuchen, ſolange es ihnen gefiel. Er zweifelte nie, daſs ſie es gethan hatten.

Und er vergaß alles, was er erlernt hatte. Die ſehr ſchweren franzöſiſchen Worte, die ihm das Fräulein im Salon beigebracht hatte, und die ungleich leichteren Füllwörtchen, die er auf eigene Rechnung in der Küche aufgefangen hatte.

Nur zwei menſchliche Redensarten waren ihm im Gedächtnis haften geblieben, die letzten Spuren einer verfloſſenen Cultur. Wenn er ſehr guter Laune war, wiederholte er oft „Bon jour, Madame!“ Aber wenn er zornig wurde, ſchrie er mit durchdringender Stimme „Hol' dich der Teufel!“

Durch die Dichtigkeit des regenſchweren Nebels ſetzte er ſeinen ſchnellen beſtimmten Flug fort, ſchon konnte er die weiße Linie der Brandung längs der Küſte wahrnehmen. Und er unterſchied eine große ſchwarze Fläche, die ſich unter ihm ausbreitete; es war ein Torfmoor.

Auf den umliegenden Höhen war es von Meierhöfen umgeben, aber auf dem ebenen Grunde ſah man meilenweit keine menſchliche Spur. Nichts als einige Haufen von Torf am Rande des Moores, dazwiſchen kleine ſchwarze Hügel und Lalen glänzenden Waſſers.

„Bon jour, Madame!“ ſchrie der alte Rabe, und er begann große Kreiſe um den Sumpf zu ziehen. Der ſchien ſo einladend, daſs er langſam und vorſichtig ſich niederzulaſſen beſchloſs. Als Sitz er wählte er ſich eine Baumwurzel ganz in der Mitte.

Hier herrſchte noch ganz wie in alten Tagen die Stille der Einſamkeit. An einigen trockenen Stellen wuchs kurzes Heidekraut, hie und da einiges Binſengeſtrauch. Es war bereits verdorrt, aber an den ſtarren Zweigen ſaßen noch ein bis zwei völlig geſchwärzte Samenflocken, durchnäſst vom Herbſtregen. Ueber dem größten Theil des Sumpfes war die Erde von geringer Dichtigkeit, ſchwarz, zerbröckelt und überſäet von Waſſerpfützen. Graue gewundene Baumwurzeln ragten hie und da hervor, verſchlungen wie ein Netz voll Knoten. Der alte Rabe war ſich wohl bewuſst, was er ſah. Hier hatten vor alten Zeiten, lange bevor er auf die Welt gekommen war, Bäume geſtanden. Der Wald war verſchwunden: die Zweige, die Blätter, alles. Nichts war zurückgeblieben als das Gewirr der Wurzeln, die tief in der zarten Maſſe der ſchwarzen Faſern und des Waſſers ſaßen.

Nun, über dieſe Wandlung hinaus würde wohl nichts mehr vorkommen. Alles würde hier ſo bleiben, jedenfalls würden die Menſchen ſich hier nicht einmiſchen, um alles zu verderben.

Der gelehrte Vogel blieb erhobenen Hauptes auf ſeiner Wurzel aufgepflanzt. Die Meierhöfe lagen ſo fern, daſs er ſich hier vollkommen

Digitized by Google

behaglich fühlte, ganz in der Mitte dieſes Torfmoores mit ſeinen endloſen Tiefen. Dieſes Ueberbleibſel alter Zeiten wurde in ſeiner Stille geachtet. Der Rabe glättete ſeine Federn, die in ſchönem Schwarz erglänzten, und wiederholte zu verſchiedenen Malen: „Bon jour, Madame!“

Da geſchah es, daſs von dem nächſtgelegenen Meierhof zwei Männer mit Pferd und Karren herniederſtiegen; zwei kleine Buben liefen hinterher. Sie umgiengen die Hügel, aber es hatte den Anſchein, wie wenn ſie den Sumpf durchqueren wollten. „Die werden bald ſtehen bleiben müſſen,“ dachte der Rabe. Nein, ſie kamen immer näher und näher. Unruhig wendete der alte Vogel den Kopf von einer Seite zur anderen: es war wirklich ſonderbar, ſie ſich ſo weit herauwagen zu ſehen.

Endlich ſtanden ſie ſtill, und die Männer giengen mit Spaten und Aexten ans Werk. Der Rabe konnte es ſehen, ſie kämpften gegen eine ungeheure Wurzel, die ſie vom Boden loslöſen wollten. „Bald werden ſie genug daran haben,“ ſagte er ſich. Keineswegs, ſie hieben mit ihren Aexten — den ſchärfſten, die er je geſehen hatte — ſie gruben mit ihren Spaten, ſie zogen mit aller Kraft und ſiehe da, endlich gab die große Wurzel nach und hob ſich mit ihrem ganzen Netzwerk ſtarrer Maſchen in die Höhe.

Die kleinen Buben thaten ihr Möglichſtes, Canäle zwiſchen den Pfützen des Sumpfes zu graben. „Sieh' doch den großen Raben dort,“ ſagte einer der beiden.

In jeder Hand einen Stein, ſo näherten ſie ſich, indem ſie ſich hinter den Hügeln verſteckten. Der Vogel bemerkte ſehr wohl, wie ſie herankamen. Aber das war nicht das Schlimmſte an der Sache.

Nein, ſelbſt hier in dieſem Sumpf ließ man die alten Sachen nicht in Frieden. Jetzt war er ſich klar darüber, daſs ſelbſt die alten grauen Wurzeln, die älter waren als die älteſten Raben und die ſo feſt in den unergründlichen Tiefen des Torfmoores ſteckten, daſs ſelbſt ſie den ſcharfgeſchliffenen Aexten weichen muſsten.

Und als die Spitzbuben nahe genug herangekommen waren, um das Feuer zu eröffnen, da erhob er ſeine ſchweren Flügel und ſchwang ſich auf.

Aber während er ſich in die Lüfte erhob und auf die Menſchen, die da unten arbeiteten, und die dummen Buben, die mit offenen Mäulern und mit einem Stein in jeder Hand da ſtanden, herniederſah, bemächtigte ſich heftiger Zorn des alten Vogels. Mit den Geberden eines Adlers ſtürzte er auf ſie herab, indem er ſeine großen Flügeln um ihre Ohren rauſchen ließ, und ſchrie mit durchdringender Stimme: „Hol' euch der Teufel!“

Die Buben ſtießen ein Angſtgeheul aus und fielen platt zu Boden. Als ſie die Köpfe wieder zu erheben wagten, war alles ſtill und friedlich geworden. Dort in der Ferne ſetzte ein einſamer Vogel ſeinen Flug gegen Weſten fort.

Aber noch als ſie Männer waren — ja ſelbſt bis zu ihrer Todesſtunde — war es ihre tiefinnerſte Ueberzeugung, daſs der Böſe in Perſon ihnen erſchienen war. In Geſtalt eines ungeheuren Raben mit flammenden Augen war er aus dem ſchwarzen Sumpf aufgetaucht.

Und doch war es nur ein alter Rabe auf ſeinem Wege nach Weſten geweſen, wohin er flog, um ein Schweinsohr auszugraben, das er dort verborgen hatte.

Die Wunderblume.

Von Cl. Véol.

Da ſie noch ein Kind war und mit der Puppe ſpielte, erzählte man oft von einer ſeltenen Wunderblume, die auf der höchſten Spitze eines ſteilen Berges blüht, in den glühendſten Farben ſpielt und wunderſam ſüß betäubend duftet, wie keine andere, den aber, der ſie pflückt, mit nie geahnten Wonnen erfüllt. Man ſagte das nicht gerade zu ihr, denn die Leute meinten wohl, ſie ſei noch viel zu klein, um es zu verſtehen — aber einer ſagte es zum anderen, und ſie hörte es über ihre Spielereien hinweg, halb zerſtreut und halb verwundert, und es ergriff ſie ein heimlich ſtilles Sehnen nach jener Blume, wie nach etwas geheimnisvoll Schönem.

Oft blickte ſie hinauf zu dem Gipfel des ſteilen Berges, den meiſt undurchdringliche Silberwölkchen umhüllten und dachte: Ich bin wohl noch viel, viel zu ſchwach, um ſie mir zu holen, doch bin ich erſt groß — — —

Und als ſie dann wirklich groß war, ein großes, erwachſenes Mädchen, da ward das ſtille Sehnen zu einem ſo ſtarken innigen Verlangen und einſt, als es Frühling war um ſie her und eine rosige Maienſtimmung über den Fluren ſchwebte, da machte ſie ſich auf den Weg, ſie zu ſuchen.

Der Pfad, den ſie gieng, war gar beſchwerlich, doch er war dabei zauberiſch ſchön, und in der Ferne glänzte und lockte es ſo ſonderbar und verheißend, daſs ſie aller Mühen vergaß. Falter, die bunt und luſtig waren, umgaukelten ſie, ein liebes freundliches Lüftchen [illegible] die heiße Sonne, und ihr zur Seite [illegible] ein ſilberner Bach, der [illegible] „Komm mit, [illegible]!“ immer ein und [illegible] einmal ein [illegible] Athem zu ſchöpfen, [illegible] [illegible] in die klare [illegible] Bild und

ſah zum erſtenmal, wie ſchön ſie war. Ihr Haar umlockte, von Sonne durchglitzert, die Schultern, die weiß waren und rund, und in den Augen, da lag der Rauſch der Jugend. Und ſie bewunderte ſich. Es überkam ſie wie ſtolzes Frohlocken, ihr war, als blühe die Wunderblume da droben nur grad für ſie, als warte ſie darauf, von ihrer kleinen Hand gepflückt zu werden, ſie zu ſchmücken. Voll Siegeshoffnung lächelte ihr Antlitz, da ſie weiterſchritt.

Doch der Weg war trügeriſch. Kaum glaubte ſie die Spitze erklommen zu haben, ſo thürmte ſich eine neue vor ihr auf, und ſie muſste weitergehen, denn nur auf der höchſten ſollte die Blume blühen, in einer Herrlichkeit, die niemand ahnte.

Wohl ſproſſen viele ſchöne Blumen rings empor, roſige, blaue — in allen Farben, die nickten und grüßten, neigten die zarten Kelche ihr freundlich entgegen. „Pflücke uns!“ baten ſie, „drück' uns an deine Bruſt, ſtreu' uns in dein glänzendes Haar. Nicht berauſchend iſt unſer Duft, doch ſüß betäubend — pflücke uns!“ Aber das Mädchen wollte ihretwillen ſich nicht aufhalten laſſen und eilte weiter — immer höher und höher! — — —

Doch langſam begann ihr Fuß zu ermatten, Gluten, die ſie nie gekannt, floſſen durch ihre Adern, doch immer gewaltiger wünſchte, begehrte ſie die göttliche Pflanze. Sie ſtürmte weiter mit leuchtendem Athem.

Da plötzlich ſtieg vor ihren Augen ein Fels empor, der roſig ſtrahlte, denn auf ſeinem Gipfel brannte es in purpurnen Flammen und zwiſchen den Flammen ſtand ein Altar aus Silber und funkelnden Steinen — darinnen blühte „ſie“! Süße kleine Engel bewachten den Eingang. Sie ſangen heilige Lieder, den ſchönen Zauber zu preiſen, und ſpielten mit goldenen Sternlein, die vom Himmel niederſchwebten. Und ein wunderſam ſüßes Duften war in den Lüften, die von droben kamen.

Sie jubelt auf im höchſten Entzücken. „Hinauf, hinauf!“ Sie will nicht müde ſein, die letzten Kräfte nimmt ſie zuſammen, um ſie zu erringen, deren verklärende Nähe ſie mit heißen Schauern empfindet, da — thut ſich zu ihren Füßen ein Abgrund auf, ſo tief und ſchauerlich, daſs ſie erbebt. Und aus der grauſigen Tiefe heben ſich fahle Schatten empor, blaſſe, geſpenſtige Weiber mit ſtarren, gebrochenen Blicken, die klagen leiſe. Manche lachen auch, aber das iſt viel ärger, denn es iſt ein wehes, häſsliches Lachen — und kalter Todeshauch geht von den bleichen Leibern aus, als wäre da drunten eine einzige große Gruft!

Ein kühner Sprung könnte ſie vielleicht hinübertragen, aber wenn Aug' und Herz auch hinüberlechzen nach dem koſtbaren Schatz — das Grau'n in ihr iſt zu ſtark, und feige Angſt lähmt ihren Muth. Sie ſieht ſich bereits zerſchellt, verſtümmelt in der Tiefe drunten, die ſo furchtbar iſt, und entſetzt flieht ſie — und wankt zurück, mit müden, zitternden Gliedern.

Und wie ſie endlich weit entfernt von dem ſchrecklichen Ort iſt, da bleibt ſie ermattet ſtehen und lächelt traurig. „So komm' ich mit leeren Händen zurück!“ denkt ſie. — „Nein, wenigſtens von den vielen Blumen, die rings um mich blühen, will ich ein Sträußchen mir pflücken, daſs er nicht ganz umſonſt war, der weite, weite Weg!“ Sie ſtreckt den Arm aus, eine glühende Roſe zu brechen, — doch wehe, die weicht zurück und nur ein Dorn ritzt ihr den Finger. Aber da unten am Bache, der ſie wieder begleitet, ſtehen zarte, ſchneeweiße Blümchen; ſie beugt ſich nieder zu ihnen, — und mit einem Schrei, bang und klagend, ſinkt ſie zuſammen im feuchten Gras. Der grauſame Waſſerſpiegel hat ihr ein Antlitz gezeigt, aſchgrau, mit Runzeln bedeckt — der Strahlenblick iſt ihr erloſchen, das Haar gebleicht.

Und wie ſie ſo daliegt in troſtloſem Jammer, erhebt ſich Sturm. Graue Nebelſchleier verdecken die Sonne, verdunkeln das Himmelsblau, und es welkt die Natur ringsumher. Herbſtlich rauſchen die Blätter zu Boden, die Wieſen ſind gelb und dürr, die kleinen Vögel ſind ſtumm und traurig, und ein Flüſtern und Raunen geht durch die Lüfte, die eiſig über die Erde ziehen. Es klingt wie Seufzer!

Und dann wird's plötzlich ſo ſtill, als gienge der Tod vorbei. — Da erhebt ſie ſich langſam und ſchreitet bergab. Ihre Züge ſind jetzt kalt und ſchmerzlich, und ihr Gang iſt feſt, die Haltung nur wenig gebeugt.

Im Thale drunten, da kommt ihr ein kleines Mädel entgegen, mit heißgerötheten Wangen. Das kleine Mädel hält ſie an und fragt ganz verlegen: „Iſt 's wohl der rechte Weg zur Wunderblume?“

Da lacht die Wanderin ſpöttiſch: „Die Wunderblume? Ich hab' ſie nie geſucht, — und ein Narr auch, der an ſie glaubt!“

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 5. Juni 1897. Nummer [illegible]

ZEITUNGS-STEMPEL

Oppoſitionelle Strategie.

In dem Kampfe, den die deutſche Minorität im öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe gegen die Regierung und die ſlaviſch-clericale Majorität unternommen hat, iſt die erſte Phaſe nunmehr glücklich beendigt. Es iſt kein Zweifel, daſs im erſten Sturm die Minorität geſiegt hat. Aber die Weiterführung des Kampfes iſt der ſchwierigere Theil der Aufgabe, welche die Minorität ſich auferlegt hat. Den erſten Sturm hat ſie durch Elan gewonnen. Die längere Fortſetzung erfordert Beſonnenheit, Umſicht, Arbeit und vor allem Vorbereitung. Dazu iſt jetzt die beſte Zeit, ſolange die parlamentariſchen Waffen ſchweigen. Für die Oppoſition darf es in dieſem Sommer keine Ferien, keine Ruhe geben. Mit Bedacht muſs ſie in der Zwiſchenzeit ihren Kriegsplan ausarbeiten, mit ſicherer Hand die ſtrategiſchen Grundlinien ihrer weiteren Kriegführung feſtlegen. Sie wird dabei ebenſoſehr die guten Lehren aus der nunmehr geſchloſſenen erſten Campagne zu berückſichtigen, wie auch die breitere Baſis zu ſchaffen haben, ohne die eine auf längere Dauer berechnete Action keinen Beſtand haben könnte.

Schon früher einmal haben die Deutſchen in Oeſterreich einen Kampf gegen eine Sprachenverordnung geführt. Das war der Kampf der deutſch-liberalen Partei gegen die Taaffe'ſche Sprachenverordnung vom Jahre 1880. Es war ein lächerlich fruchtloſes Mühen, deſſen Fehler heute klar zutage liegen. Die damalige Oppoſition war zu ſtreberiſch und zu eitel zugleich. Um auch nicht für einen Augenblick die Gunſt von „oben“ und die äſthetiſche Bewunderung von „unten“ zu verlieren, ſchränkte die damalige Oppoſition ſich ſelbſt ein und raubte dadurch ihrem Thun die entſcheidende Wirkung. Was ſie leiſtete, war nicht ein lebendiger Kampf, bei dem Blut floſs, ſondern ſozuſagen ein Kampf in lebenden Bildern, einem hohen Adel und verehrungswürdigen Publicum geſtellt von Herrn v. Plener, der dabei wohl immer ganz wuchtig zum Schlag ausholte, aber niemals dreinſchlug. An Stelle dieſes conventionellen Stils des politiſchen Kampfes haben dann die Czechen, als ſie ihren Feldzug gegen die Wiener Ausgleichspunctationen unternahmen, eine etwas realiſtiſchere Methode geſetzt. Sie haben wirklich mit allen Mitteln gearbeitet, die ihrer Kraft erreichbar waren, und wenn ſie dabei auch nicht immer ſchön ausſahen, ſo hat doch ihr Erfolg für ſie geſprochen. Dieſem Vorbild iſt nun auch die deutſche Oppoſition gefolgt, indem ſie den Kampf gegen die Badeniſchen Sprachenverordnungen ohne jede Rückſicht auf ſchöne Geſten, hohes Wohlgefallen und künftige Regierungsfähigkeit aufgenommen hat. Sie wird gut thun, ſich auch für den weiteren Verlauf noch einige wohlbedachte ſtrategiſche Kniffe der jungczechiſchen Oppoſition von ehedem anzueignen.

Ganz ſo wie die heutige deutſche, gieng auch die damalige jungczechiſche Oppoſition von der Sprachenfrage aus, aber ſie blieb bei ihr nicht ſtehen. Wohl in der richtigen Empfindung, daſs auch die nationale Note, unabläſſig geſpielt, eintönig, langweilig und abſtumpfend wirken muſste, ſuchte ſie ihrer Oppoſition einen univerſelleren Charakter zu verleihen. Das konnte ihr denn auch nicht ſchwer werden. Der politiſchen Uebelſtände gibt es in dieſem Lande mehr als genug. Die jungczechiſche Oppoſition machte ſich zum Anwalt aller demokratiſchen Forderungen. Sie rügte unnachſichtlich alle die Fehler der Regierung und der Bureaukratie, und wo durch dieſe ein Unrecht geſchah, da war ſie auch bereit, durch Reden, durch Anträge, durch Interpellationen öffentlich dagegen aufzutreten. Mit jeder lobens- und ehrenwerten politiſchen Unternehmung jener Zeit war der Name der Jungczechen verbunden. So gelang es den Jungczechen, eine wohlthätige Abwechslung in ihre Oppoſition zu bringen und ſich weit über die engeren Kreiſe ihrer Wählerſchaft, auch im deutſchen Lager, unter allen unbefangenen Politikern des Reiches Sympathien zu erwerben, die nicht wenig dazu beitrugen, ihnen ſchließlich jene große moraliſche Macht zu verleihen, kraft deren ſie es dann auch zuwege gebracht haben, übrigens bei einem durchaus nicht nationalen Anlaſs, die damalige Regierung zu zerſchmettern, und auch deren Nachfolgern, bis auf den heutigen Tag, eine heilſame Furcht einzujagen.

In gleicher Art müſste ſich unſeres Erachtens auch die nunmehrige deutſche Oppoſition ihre Strategie für die bevorſtehende Fortſetzung des Kampfes zurechtlegen. So verfehlt, wie es von Herrn v. Plener ſeinerzeit war, die Intenſität ſeines oppoſitionellen Kampfes ſelbſt zu beſchränken, ſo verfehlt wäre es von der heutigen Oppoſition, deren Extenſität etwa auf den Sprachenverordnungen [illegible] einzuengen. Eine Oppoſition, die ſich lediglich darauf beſchränken [illegible] die Sprachenverordnungen zu bekämpfen, würde — wir fürchten — nach einiger Zeit nicht nur langweilig, ſondern auch in den Augen aller Einſichtigen ein klein wenig lächerlich werden. Denn lächerlich müſste eine Oppoſition ſein, die mitten in dieſem, an tauſend Punkten verrotteten, politiſch vernachläſſigten, ſocial verwahrloſten Oeſterreich nichts anderes zu tadeln fände, als einzig und allein die beiden Badeni'ſchen Sprachenverordnungen und etwa noch die rechtsbeugenden Interpretationen der Geſchäftsordnung durch das geweſene Abgeordnetenhaus-Präſidium. Lächerlich würde eine ſolche Scheuklappen-Oppoſition ſchon deswegen werden, weil ja gerade die ſpeciellen von ihr bekämpften Uebelſtände ſelbſt nichts anderes ſind, als einzelne Manifeſtationen viel tiefer liegender und freſſender Uebel: die Sprachenverordnungen Ausflüſſe der von den Regierungen trotz aller Verfaſſung noch immer beliebten abſolutiſtiſchen Verordnungsgewalt, die Geſchäftsordnungs-Interpretationen nur Uebertragungen bureaukratiſcher Willkür und Gewaltthätigkeit in die parlamentariſche Praxis. Eine Oppoſition, die ſo einſeitig verführe, nur immer die Sprachenverordnungen und das Abgeordnetenhaus-Präſidium anzugreifen, ohne an der ganzen übrigen abſolutiſtiſchen Regierungspraxis und bureaukratiſchen Ueberhebung in Oeſterreich Anſtoß zu nehmen, würde alsbald entweder dem Vorwurf der Specialiſten-Monomanie oder dem Verdachte einer mangelhaften geiſtigen Capacität ihrer Führer unterliegen.

Die deutſche Oppoſition, wenn ſie das Spiel gewinnen will, muſs alſo, unſerer Meinung nach, von der nationalen Defenſive, mit der ſie begonnen, nun vollends zur politiſchen Offenſive gegen die Regierung und die coalierten Reactionsparteien der Majorität auf der ganzen Linie übergehen. Das erfordert viel Arbeit und Geduld, wird dieſe aber auch reichlich lohnen. Denn nur eine ſolche nicht nur rückſichts-, ſondern auch ſchrankenloſe Oppoſition wäre geeignet, das nationale Intereſſe unter den Deutſchen auf die Dauer wachzuerhalten, ja durch die immer weiter greifenden Verknüpfungen mit anderen ſocialen und politiſchen Problemen noch zu verſtärken und die bisher nur national empfindende Wählerſchaft auch für die anderen weſensgleichen politiſchen und ſocialen Schäden unſeres Landes empfindlich zu machen. Noch mehr, eine ſolche Oppoſition könnte den kämpfenden Deutſch-Böhmen und den Deutſch-Mährern außerhalb der nationalen Kreiſe die Sympathie und Unterſtützung aller unbefangenen Menſchen in Oeſterreich ſichern, die ſich noch Verſtändnis bewahrt haben für den Kampf gegen Unrecht und Gewaltthat und auf dieſem Wege auch Verſtändnis gewinnen könnten für den nationalen Kampf. Graf Badeni und die Czechen rechnen darauf, daſs die Oppoſition, auf die Sprachenverordnungen beſchränkt, in blindem Eifer binnen kurzer Zeit ihre Kraft und das Intereſſe der Bevölkerung ermüden und erſchöpfen wird. In der Hand der Führer der deutſchen Parteien liegt es, ihre Oppoſition Schritt um Schritt ſo zu erweitern, daſs ſie mit jedem Tage an Macht und Bedeutung nur noch zunimmt.

K.

Regierung und Camarilla am Bosporus.

In der Türkei führen drei Großwürdenträger den ſtolzen Titel einer Hoheit. Es ſind dies der Scheik ul Islam, der Sadrazam und der . . . Chef der Eunuchen. Der Scheik ul-Islam, der mohamedaniſche Papſt, iſt in der Regel ein gar frommer und gelehrter Herr, eine Leuchte der mohamedaniſchen Theologie, eine Celebrität in der Auslegung der ſchwierigſten Koranſtellen, führt ſtets einen muſterhaft heiligmäßigen Lebenswandel und macht in ſeinem weißen, mit Gold verbrämten Talare einen ſehr vortheilhaften Eindruck. Man begegnet ihm mit außerordentlicher Ehrfurcht, küſst ihm auch demüthig die Hand, aber das iſt alles; politiſchen Einfluſs beſitzt er unter der Regierung des Sultans Abdul Hamid abſolut keinen und er würde nur in den Vordergrund treten müſſen, falls er bei einem Thronwechſel ſeine kirchliche Zuſtimmung, ohne die ein ſolcher ungiltig iſt, zu geben hätte. Die zweite Hoheit iſt der Sadrazam oder, wie ihn die Europäer nennen, der Groß-Vezier. Er iſt das nominelle Haupt der officiellen Regierung, alſo etwa der Miniſterpräſident nach unſeren Begriffen. [illegible] Er hat ſtets die Aufgabe, auszuführen, was ihm das Palais befiehlt, und es [illegible]

Digitized by Google

Ein gewaltiger Herr iſt dagegen Se. Hoheit der Ober-Eunuch, der Chef der Haremswächter.

Schön iſt er nicht.

Wenn man ihn am Selamlik vor dem Wagen des Padiſchah ſchreiten ſieht, ein Mann von rieſenhaftem Wuchſe, unförmlich aufgedunſen, tiefſchwarz in einer mit Gold überladenen Prunkuniform, eine bartloſe Fratze als Geſicht und unnatürlich lange Arme und Beine, da iſt der Eindruck ein ſo ekelhaft-widerlicher, daſs man ihn noch Tage ſpäter nicht loswerden kann.

Schön oder angenehm zu ſchauen iſt alſo ſeine Hoheit durchaus nicht, aber ein gewaltiger Herr, denn, wenn er ſich auch vielleicht ſelbſt nicht in die Politik miſcht, ſo laufen doch alle Fäden des weitverzweigten höfiſchen Intriguenſpieles in ſeiner Hand zuſammen, in der Hand des Einzigen, der überall im Palais von Yildiz Zutritt hat und wie geſchaffen iſt, zwiſchen dem kaiſerlichen Harem und der Außenwelt zu vermitteln.

Auch anderwärts als in der Türkei ſpielen die Frauen eine bedeutende Rolle im politiſchen Leben, doch mit dem Unterſchiede, daſs in Europa die Frauen, die auf politiſche Fragen Einfluſs haben, bekannt ſind, ein Factor ſind, mit dem der Politiker ſchließlich rechnen und denen er eventuell entgegenarbeiten kann, während in der Türkei die Frau als ſolche in der Collectivbezeichnung „Harem“ aufgeht und ſonach eine Größe iſt, mit der man wohl rechnen muſs, die aber unſichtbar und unfaſsbar iſt.

Zu allen Zeiten haben die Frauen des kaiſerlichen Harems Einfluſs auf den jeweiligen Sultan gehabt, wie dies nicht anders möglich iſt, da der Sultan ebenſo weiblichen Reizen zugänglich iſt und gegenüber weiblichen Intriguen ſich machtlos erweiſt, wie jeder andere Türke. Aber die früheren Sultane bewegten ſich überallhin frei und ungezwungen und nahmen daher viele Eindrücke auf, ſo daſs von dem unbedingten Ueberwiegen eines Einfluſſes nur ſchwer die Rede ſein konnte. Anders unter Sultan Abdul Hamid.

Als Prinz lernte er wohl das Leben ſoweit kennen, als dies einem osmaniſchen Prinzen eben möglich iſt, ja er bereiſte ſogar im Gefolge des Sultans Abdul Aziz Europa, wo er Gelegenheit hatte — wir glauben in Coblenz — einer preußiſchen Militärparade beizuwohnen. Von dem Momente an aber, da er den Thron beſtiegen hatte, wuſste ihm, der von Natur aus ſchon furchtſam und unkriegeriſch iſt, ſeine nächſte Umgebung aus leicht begreiflichen Gründen vor angeblichen Verſchwörungen und Nachſtellungen ſoviel Angſt und Schrecken einzujagen, daſs er ſich von der Außenwelt abſchloſs und als freiwilliger Gefangener in das Palais von Yildiz vergrub, in dem er bis heute ſich verbirgt und das er nur am Freitag zu einer kurzen Fahrt zur Moſchee, am Beiram zur Fahrt nach Dolma Bagtſche und am 15. Ramazan zur Fahrt nach Stambul nothgedrungen verläſst. Und ſelbſt dieſe Ausfahrten erfolgen nur, weil ſie eine religiöſe Pflicht ſind, deren Außerachtlaſſung beim Volke als Verzicht auf den Thron gilt, und nur unter Aufgebot einer Armee von etwa 30.000 Mann. Da nun der Sultan ſein Palais nie verläſst und über die Außenwelt nur durch Berichte, deren Genauigkeit ſchwer zu controlieren iſt, und etwa noch durch diplomatiſche Audienzen ſich unterrichtet, ſo iſt es klar, daſs er nur das ſieht und hört, was ſeine Umgebung, Harem und Hofbeamten, die mit- und füreinander arbeiten, für gut finden.

Er glaubt zu führen und wird geführt! So lange die eigentliche Regierung ſich bei der hohen Pforte befand und der Groß-Vezier ſie nicht nur dem Namen nach leitete, konnte die Abſperrung des Sultans keinen allzugroßen Schaden anrichten.

Aus beſten Motiven brach aber einer der beſten türkiſchen Patrioten — er hat es ſpäter oft genug bedauert — die Macht der hohen Pforte zu Gunſten des Palaſtes von Yildiz, und ſeither ſieht es wirklich ſchlimmer in der Türkei aus. Wenn Metzeleien in den Straßen der Hauptſtadt organiſiert wurden, ſo iſt dies einzig und allein auf das Conto der Palais-Regierung zu ſetzen, denn Sultan Abdul Hamid iſt perſönlich ein ebenſo wohlwollender als wohlmeinender Herr. Er aber regiert nicht, ſondern die Camarilla, Se. Hoheit der Groß-Eunuch, als der Inbegriff aller der höfiſchen Elemente, die den Sultan ſo umgarnt halten, daſs er nichts ſieht und hört, als was ad usum Delphini zugerichtet iſt.

Es war der durch ſeine Flucht auf die engliſche Botſchaft weithin bekannt gewordene Groß-Vezier Kutſchuk Said Paſcha (er führt den Beinamen Kutſchuk d. i. der Kleine zum Unterſchiede mehrerer anderer, den gleichen Namen führender Staatsmänner), der als Secretär des Sultans dieſen beſtimmte, ſich alle Staatsacten vor der Veröffentlichung oder Inkraftſetzung vorlegen zu laſſen. Im Anfange geſchah dies nur bei wichtigeren Anläſſen, aber bald durfte die eigentliche, die officielle Regierung nicht die geringſte Verfügung treffen, ohne das Hoffecretariat verſtändigt zu haben, und es wurde der Schwerpunkt des geſammten öffentlichen Lebens der Türkei bald nach der immer autoritativer hervortretenden Hofkanzlei verlegt und nach und nach in das Palais ſelbſt, deſſen Würdenträger eine umſo größere Bedeutung erhielten, als die der hohen Pforte ſank. Es dauerte nicht lange, und es wurde eine geheime von der officiellen Polizei vollſtändig unabhängige Palais-Polizei organiſiert, deren Fäden im Palais ſelbſt zuſammenliefen. Es kam nicht lange ſpäter ſo weit, daſs die Beamten [illegible] gewöhnten, direct Berichte mit Umgehung ihrer Vorgeſetzten in das Palais oder ſpeciell an Würdenträger im Palais zu ſenden, deren Protection ſie beſaßen oder durch ihre Angebereien zu erringen hofften. Schließlich führte es dahin, daſs die Miniſterien zu dem herabſanken, was ſie heute ſind, Einreichungs- und Expeditionsſtellen für die im Palais beſchloſſenen Regierungshandlungen.

Ende der Achtziger- und anfangs der Neunzigerjahre war Kiamil Paſcha Groß-Vezier. Ein ſchlauer Diplomat — ſeine Feinde, zu denen vor allem die Griechen zählen, behaupten, er wäre jüdiſchen Urſprunges — hochgebildet, ſprachenkundig, gewandt und dabei persona gratissima bei den Engländern, genoſs er ſolches Anſehen, daſs ſelbſt der Hof ihn nicht ganz bei Seite ſchieben konnte, wie auch die Mitglieder ſeines Cabinettes hervorragende und beim Sultan perſönlich beliebte Männer waren — ich erinnere an den hochgebildeten Unterrichtsminiſter Munif Paſcha, einen gründlichen Kenner nicht nur der orientaliſchen, ſondern auch der weſtlichen Culturſprachen und deren Literatur — die man beachten muſste. Als aber Kiamil geſtürzt wurde, da erſt blühte der Weizen der Camarilla voll auf. Es gelang ihr, einen Mann für das Groß-Vezierat zu finden, wie ſie ihn nicht beſſer wünſchen konnte, und dieſer Mann war Djevat Paſcha. Eine imponierende, ſtattliche Erſcheinung, ein im vollſten Sinne des Wortes ſchöner Mann, von eleganten Manieren, ein vollendeter Hofmann, dabei geiſtig unbedeutend, genügte es ihm, Groß-Vezier zu heißen, ohne auch nur den Verſuch zu wagen, es zu ſein. Soldat und Hofmann durch und durch, leiſtete er blinden Gehorſam. Die Mitglieder ſeines Cabinettes waren auch der Mehrheit nach Nullen; ſo war der Nachfolger Munifs, Excellenz Zuhdi, der nur der türkiſchen Sprache und auch dieſer nicht vollſtändig mächtig iſt.

Djevat Paſcha hatte den Befehl erhalten, nichts ohne Vorwiſſen des Hoffecretariates zu verfügen, und er kam dieſem Befehle leider nur zu pünktlich nach.

Das Groß-Vezierat Djevat Paſchas bedeutet die unumſchränkte Macht des Palais. Und wie herrlich weit die Türkei dabei gekommen — die angeblichen Siege über die Griechen, die feige fortliefen, bevor ſie angegriffen wurden, ändert an der Sachlage nichts — weiß jedermann. Als die armeniſche Bewegung zu den Metzeleien in Saſſun geführt und die Hofpartei den Staatskarren gründlich verfahren hatte, da wurde einerſeits Djevat Paſcha geopfert, und andererſeits nach einem Manne Ausſchau gehalten, der bis zur Ordnung der Verhältniſſe als Platzhalter fungieren und dabei, worauf es den Höflingen in erſter Linie ankam, ſo ſelbſtändig wäre, daſs man ihm für alle ſogenannten Miſserfolge die Verantwortung aufbürden könnte. Ein ſolcher fand ſich in dem obgenannten früheren Hoffecretär Kutſchuk Said Paſcha, der natürlich keine Ahnung hatte, daſs er nur Verlegenheitsminiſter ſei. Ein Weltmann bis auf ſein Aeußeres, das geradezu abſchreckend iſt (man denke ſich auf einer kleinen Geſtalt einen unverhältnismäßig großen Kopf, in dem Naſe, Ohren und Mund in einem förmlichen Haarwalde verſchwinden, nota bene einem ungepflegten Haarwald), konnte Said Paſcha ebenſo liebenswürdig und bezaubernd als unnachſichtig und ſtrenge bis zur Brutalität ſein. Said faſste ſeine Aufgabe ſehr ernſt auf. Er erklärte dem Sultan, daſs die Politik des Zauderns, des Verſprechens und Hinziehens von Rußland auffallend protegiert werde, alſo für die Türkei ſchädlich ſei, und daſs man ernſtlich Reformen in Angriff nehmen müſſe, wolle man ſich eine fremde Intervention vom Leibe halten.*)

Das Palais ſagte zu allem Ja und Amen, weil es Zeit gewinnen wollte und von der leider nur zu berechtigten Anſicht ausgieng, aller Schwierigkeiten Herr werden zu können, wenn es nur Zeit gewänne. Hätte Said übrigens die extremſten Reformpläne ausgeheckt, hätte er mit den Reformen wo immer begonnen, man hätte ihn eine zeitlang vielleicht gewähren laſſen, er begann aber ſehr richtig damit, ſeine Stellung als Groß-Vezier als eine Hofbeamten und Lakaien weit überragende feſtſtellen zu wollen, und beging das Verbrechen Lakaien zu brüskieren, auch wenn es ſolche, wie Kammerdiener Lutfi Aga oder Garderobier Ismed Bey waren, deren Einfluſs in Yildiz ein unbeſchränkter iſt.

So kam er eines Tages in das Palais, um einen Bericht zu erſtatten und wurde an Lutfi Aga gewieſen. Mit den Worten: „Ein Groß-Vezier erſtattet Lakeien keinen Bericht,“ entfernte ſich Said, war aber von da an ein todter Mann, denn, wenn auch das Beamtenvolk in Yildiz gegeneinander intriguiert, nach außen hält es feſt zuſammen. Nach wenigen Wochen fiel Said und ſein Nachfolger wurde Halil Rifaat Paſcha, ein alter, würdiger Herr, der dem Hofe ganz gut paſst, weil er abſolut nichts bedeutet und eine verſchlechterte Ausgabe Djevat Paſchas iſt.

Halil Rifaat Paſcha iſt noch heute Groß-Vezier und wird es ſolange bleiben, bis irgend ein Vorkommnis ein Opfer erheiſchen wird. Dann wird aber Halil Rifaat geopfert werden, um einem ähnlichen Nachfolger Platz zu machen.

Die unſichtbare Hand aber, welche die Fäden bewegt, an denen alle türkiſchen Staatsmänner zappeln, iſt Se. Hoheit der Chef der Verſchnittenen.

Conſtantinopel, [illegible]

Ernſt von Scholer.

*) [illegible] Said Paſcha die Controle der Großmächte [illegible]. Es [illegible] Reformen [illegible] auch nicht [illegible]

Digitized by Google

Agrarpolitik.*)

Kritiſche Beſprechung von Dr. Rudolf Meyer.

Eine überarbeitete Semeſtervorleſung für Studenten, welcher ein paar weitere Serien folgen ſollen, muſs beſondere Vorzüge haben, um von Nichtexaminanden ſchmackhaft gefunden zu werden. Dieſe hat ſie auch, weil Brentano Juvenals Präcept, maxima puero reverentia, befolgte; Klarheit, Wahrheit, wenigſtens ſubjective Wahrhaftigkeit, iſt geliefert, leider nicht immer Gerechtigkeit gegen benutzte Vorarbeiter.

Nicht Phyſiokratie, ſondern Anthropokratie forderte Rodbertus vor 25 Jahren. Brentano hat richtig herausgefunden, daſs wir von letzterer nun ſchon zuviel in der Volkswirtſchaft haben, und das Verdienſtlich-Originelle des nur 145 Seiten ſtarken Büchleins iſt es, „den Widerſtand, welchen die Natur der Sonderintereſſenpolitik entgegenſetzt“, klargemacht zu haben. Man iſt eben aus dem einen Extrem, „Naturgeſetze beherrſchen unabänderlich das wirtſchaftliche Leben“, zuviel ins andere Extrem gegangen, weiter als es Rodbertus — der Freihändler war — heute billigen würde. Ich theile dieſe Anſicht des Verfaſſers, ſo ſehr ich ſeine Grundanſchauung für irrig halte, denn er iſt ein agrariſcher Capitaliſt und ſeine Hauptautorität noch heute Thaer; ihm iſt der landwirtſchaftliche Reinertrag das Ziel der Landwirtſchaft. Auffallenderweiſe bezeichnet er (S. 105) Rodbertus als den erſten, welcher einen Angriff gegen das Syſtem Thaer-Hardenberg machte, er kennt alſo die große Zahl der conſervativen Agrarpolitiker nicht, von denen ich eine Anzahl in meinem Buche, „Hundert Jahre conſervativer Politik und Literatur“ erwähne, und zu denen Rodbertus nicht einmal gehört. Dieſer war ſogar für „noch mehr Freiheit des Grundbeſitzes“, wie ich in der „Neuen Zeit“ von 1892/93, S. 76 mittheilte. Daſs dieſe „Freiheit“ zur verſchuldeten Parcellen- und plutokratiſchen Latifundienwirtſchaft führt, wie es ſchon v. Rumohr vor 60 Jahren nachwies, ſieht er auch heute noch nicht. „In Frankreich, Belgien und am Rhein ſpreche die Entwicklung für Thaers richtiges Urtheil.“ Da ich von Preußen noch immer, nun ſchon ſeit 20 Jahren, ausgeſchloſſen bin, kenne ich die Entwicklung am Rhein nicht, aber in Frankreich, das ich kenne, hat der Kleinbeſitz jede Volksvermehrung unterdrückt, weil der Bauer ſeinen Hof nicht unter mehrere Kinder theilen oder entſprechend verſchulden will, alſo nicht mehr als ein oder zwei Kinder erzeugt, und trotzdem ſchreitet die Beſitzlatifundienbildung gerade ſo vor, wie in Oſtelbien, d. h. der reiche Mann arrondiert im Allgemeinen zwar nicht eine oder mehrere Beſitzungen, (obſchon auch das vorkommt, z. B. in Weingegenden) aber er kauft viele Maierhöfe, wie die Grafen Redern, Flemming, Baron Hanſemann, die Stolberg, Henckel, Schaffgotſch Rittergüter.

„Ziel der Wirtſchaft,“ behauptet Dr. Brentano, „iſt nicht der größere Rohertrag, ſondern der größere Reinertrag“ (S. 40), gerade wie Thaer; dagegen ſchrieb Bülau („Hundert Jahre“, S. 109) ſchon vor 60 Jahren: „Für den Privatmann kann es von Wichtigkeit ſein, den reinen Ertrag des Grundſtückes, das er bebaut, bis aufs höchſte zu ſteigern ... Anders der Staat: Der Bruttoertrag iſt es, von deſſen Größe der Flor des Nationalwohlſtandes abhängt. Was kümmert es die Geſellſchaft, ob einzelne einen höheren oder geringeren Gewinn von ihren Beſitzungen ziehen?“ Und vor einem halben Jahrhundert ſagt Koſegarten (l. c. S. 145): „Der in die Landwirtſchaft eindringende Handelsgeiſt hat leicht die Folge, daſs der Landwirt nur den Reinertrag ins Auge faſst“ &c.

Herr Brentano faſst die Landwirtſchaft und den Grundbeſitz, wie man es von Arthur Young und in Deutſchland von Thaer bis vor ca. 30 Jahren faſt allgemein that, rein privatwirtſchaftlich auf, wie heute noch die liberalen Agrarcapitaliſten, und ſteht damit in vollem Gegenſatz, nicht nur zu ſämmtlichen Altconſervativen, ſondern ſogar zu Rodbertus, dem gegenüber er auch ausdrücklich den Grundbeſitz als „Capital“ behandelt. Bäuerliches Anerbenrecht verwirft er und ſogar das Aufſtellen einer Verſchuldungsgrenze als Maßregel „aus dem Antiquitätenladen der grundherrlich bäuerlichen Verfaſſung.“ Möglichſt viele Leute ſollen, wenn auch mit geringer Anzahlung, Boden erwerben können. Daſs der Staat am Bauer und kleineren Grundbeſitzer auch noch ein anderes Intereſſe habe als an Reinertragsproducenten, iſt ein altconſervativer Grundſatz, deſſen Richtigkeit ſich zu unſerer Zeit herausſtellt: Die Beſitzunſicherheit derſelben, die von der Verſchuldung herrührt, ruiniert dieſe zwei Claſſen und zerſtört die Pepinière, aus der ſich Armee, Induſtrie, Handel und der Beamtenſtand recrutieren. Siehe Hanſens „Drei Bevölkerungsſtufen.“ Brentano iſt kein National-, ſondern ein Privatökonom. Aber er iſt damit jener Richtung treu geblieben, in der er erzogen wurde, was heutzutage wirklich anerkennenswert iſt, wo Grundſätze der — oft falſch verſtandenen — Zweckmäßigkeit weichen.

Allein auch vom rein privatwirtſchaftlichen Standpunkt aus iſt Brentanos Wertſchätzung der Freitheilbarkeit (S. 68) und der Nothwendigkeit, „daſs der dem einzelnen Landwirt gehörende Grundbeſitz kleiner werde“ (S. 93) unrichtig: Die rationelle Größe einer Landwirtſchaft behufs Erzielung des größten Reinertrages hängt von der zur Verfügbaren Maſchinerie ab; vervollkommnet ſich dieſe, ſollte die Fläche der Betriebe wachſen („Hundert Jahre“ S. 143, Winter über das Verhältnis von Pflug zu Hufe). Die maſchinenfähigen Bauernhöfe Amerikas ſind den europäiſchen nicht nur, wie Brentano übrigens richtig ſagt, des billigen Bodenpreiſes, ſondern auch ihrer Größe wegen überlegen, weil dieſe zu klein ſind, um amerikaniſche Bauernmaſchinen auszunützen. Und die Rittergüter ſind ſogar für die bereits üblichen Maſchinen ſehr ſelten zu groß, meiſt für den Dampfpflug und californiſche und auſtraliſche Erntemaſchinen zu klein. Und iſt es denn wahr, daſs durch Verkleinerung der Höfe die „Intenſität“ vergrößert wird, wie Brentano glaubt? Bei dem mir leider unbekannten rheiniſchen Parcellenbeſitz mag es der Fall ſein. Aber in Böhmen und Mähren produciert der Latifundienbeſitzer mehr Brutto- und Reinertrag als der Bauer und Kleinbeſitzer pro Hektar.

Das beſte Capitel des Buches iſt jenes, in welchem Brentano die gefährlichen Folgen eines hohen Bodenpreiſes ſchildert (S. 98 ff.). Leider gibt er an der Spitze nicht, wie bei den anderen Capiteln, einen Quellennachweis. Hier hätte Koſegarten, vor allen aber K. Marx' III. Band und II. Theil genannt werden müſſen, denn Brentano führt nur den Satz von Marx (l. c. S. 346) aus: „Bei der kleinen Cultur tritt der Bodenpreis ... als Schranke der Production ſelbſt auf ... Dies der Production an ſich fremde Element kann hier zu einer Höhe ſteigen, worin er die Production unmöglich macht .... er iſt ein Element des Koſtenpreiſes für den Producenten und Nichtelement des Productionspreiſes für das Product“ — ſeine Verzinſung gehört alſo nicht in die Productionskoſten im allgemeinen, wie die Agrarier behaupten, ſondern nur in die individuellen. Die Unterſuchung von Marx über dieſes Thema iſt meiſterhaft, obſchon über 30 Jahre alt und einer der größten Nationalökonomen des Jahrhunderts iſt citierbar — ſelbſt von Männern, die nicht ſeiner Partei ſind, wie Brentano und ich. Brentano aber hat das Verdienſt, von hier aus die Beſtrebungen der Agrarier geiſtreich und richtig nicht nur zu kritiſieren, ſondern auch ein anderes Syſtem zur Abhilfe der ſogenannten Agrarnoth dem ihrigen gegenüberzuſtellen: Betriebsverbeſſerungen anſtatt Erſtreben höherer Getreidepreiſe auf Koſten der Mitbürger. Ins Einzelne einzugehen verbietet mir leider der für eine Kritik zuläſſige Umfang, ich kann mich mit faſt allem einverſtanden erklären und empfehle dieſen Theil zum Studium. Ich habe hauptſächlich nur zwei Lücken darin gefunden. Brentano erwähnt den Einfluſs der überſeeiſchen Maſchinen auf die amerikaniſche Production kaum, ſowenig wie jenen, welchen ſie auf die Concurrenz üben, ſowie den, welchen ihre Einführung hier auf die Verbeſſerung der Lage der Landarbeiter haben müſste, namentlich für die Verkürzung ihrer Arbeitszeit, die ſo dringend nothwendig iſt. Daſs die Verhinderung freier Getreidezufuhr culturfeindlich wirkt und hier den möglichen Fortſchritt hemmt, beweiſt Brentano ganz ſchlagend, obſchon er jenen wichtigen Umſtand überſieht. Zweitens hat er kein Recept für ſchlechte Böden, die einmal in Cultur genommen ſind, theilweiſe aber nur noch Dank der Kornzölle und Spiritusprämien einen Reinertrag abwerfen, und die Finanznoth, welche auf unſere hohen Budgets folgen muſs, wird jenen doch einmal ein Ende machen. Was dann? Zurückfallen in Haidekraut, beſten Falles Waldflächen? Brentano kann auch dafür kein Recept finden, denn wo der Reinertrag aufhört, hört die „capitaliſtiſche Privatökonomie“ auf — ſollte aber die Nationalökonomie nicht aufhören. In einem Vortrag in der „Geſellſchaft öſterreichiſcher Volkswirte“ habe ich vor einigen Jahren eine Anleihe bei Herrn Dr. Karl Marx gemacht und in der Broſchüre „Coloniſation von Arbeitsloſen, ein neues landwirtſchaftliches Syſtem“, veröffentlicht. Man verbinde das bankerotte Rittergut mit dem vagabondierenden, aber noch leiſtungsfähigen Arbeiter zu einer neuen wirtſchaftlichen Einheit, welche die Vortheile des Großbetriebs behält. Dies ſcheint mir ſicherer als unwirtſchaftliches Zerſchlagen der Rittergüter in Rentenhöfe, was auch jetzt beinahe aufgehört hat, da ſich wenig Rentengutsnehmer mehr finden, die den zu hohen Preis zahlen wollen, der ihnen abverlangt wird, zumal manche der kürzlich angeſetzten bereits inſolvent wurden. Auch Brentano hat einen Abſchnitt darüber, der jedoch noch nicht alles enthält, was ich in der „Neuen Zeit“ Nr. 33—36 ſchon im Jahre 1892 dagegen ſchrieb. Neben dieſem zukunftsſtaatlichen Genoſſenſchaftsbetrieb auf ſchlechterem Boden kann ſich der capitaliſtiſche, aber ſtaatlich gezügelte Privatbetrieb auf beſſerem Boden (oder in beſſerer Lage) ganz gut, ſogar gegenüber einer freien Concurrenz mit Argentinien halten.

Im ganzen liefert uns Brentano ein Buch mit beachtenswerten Gedanken, wenn ſie auch nicht alle neu und einige irrig ſind.

*) „Agrarpolitik.“ Von Dr. Lujo Brentano. Stuttgart 1897, S. [illegible]

Ein Vorſchlag zur Abänderung der Habilitierungsvorſchriften.

Der Unterrichtsminiſter Freiherr von Gautſch ſagte in ſeiner am 28. November 1896 über die Collegiengeldfrage gehaltenen Rede im Abgeordnetenhauſe, er verſpreche ſich von der geplanten Reform, daſs ſich „vielleicht wieder begabtere junge Männer in größerer Zahl der akademiſchen Laufbahn widmen und ſich nicht durch die weit lohnenderen Ausſichten anderer Berufe hievon abſchrecken laſſen“ werden. Aus dieſen Worten würde ſich ergeben, daſs es an Bewerbern um die venia docendi, welche den geſetzlichen Er[illegible]

Digitized by Google

mangle, und daſs jeder ſolche Bewerber mit offenen Armen aufgenommen würde. Dieſen Schlüſſen widerſtreiten aber meine Erfahrungen. Vielmehr ſcheint es auch für die venia legendi Erforderniſſe zu geben, die nicht im Geſetze ſtehen, ſcheinen uncontrolierbare Abſichten und Meinungen maßgebend zu ſein.

Die venia docendi wird nach der Verordnung des Miniſters für Cultus und Unterricht vom 11. Februar 1888 betreffend die Habilitierung der Privatdocenten an Univerſitäten (R.-G.-Bl. 19, ex 1888) von dem Profeſſoren-Collegium derjenigen Facultät ertheilt, an welcher ſich der Bewerber habilitieren will. Haupterfordernis zur Erlangung der Lehrbefugnis iſt nach dem Geſetze, daſs der Bewerber ein durch den Druck veröffentlichtes Werk oder eine durch den Druck veröffentlichte größere Abhandlung (Habilitationsſchrift) vorlegt, welche nach wiſſenſchaftlicher Methode ein Problem derjenigen Wiſſenſchaft ſelbſtändig behandelt, für welche er ſich zu habilitieren beabſichtigt. Das Profeſſorencollegium hat eine Prüfung der Habilitationsſchrift durch aus ſeiner Reihe gewählte Fachmänner vorzunehmen und auf Grund dieſer Prüfung Beſchluſs zu faſſen, ob der wiſſenſchaftliche Wert der Habilitationsſchrift die Ertheilung der venia docendi zu begründen vermag.

Es iſt evident, daſs das entſcheidende Votum beim Fachprofeſſor iſt. Es iſt nicht wohl denkbar, daſs das Profeſſorencollegium gegen ihn entſcheidet.

Das ſchafft einen unerträglichen Zuſtand. Iſt es ſchon nicht zu billigen, daſs das Profeſſorencollegium derjenigen Facultät, an welcher ſich der Bewerber habilitieren will, über ſeine Zulaſſung entſcheidet, ſo iſt es geradezu eine Rechtsanomalie, daſs die Entſcheidung de facto bei demjenigen ruht, der als befangener Richter gänzlich ausgeſchloſſen ſein ſollte.

Dazu kommt, daſs die Machtbefugniſſe des Profeſſorencollegiums über alle Gebür weit ſind. Nach § 6 der citierten Verordnung iſt das Habilitationsgeſuch nicht nur dann, wenn der Bewerber den Nachweis der geſetzlichen Erforderniſſe nicht geliefert hat, oder wenn das Profeſſorencollegium erachtet, daſs die beabſichtigten Vorleſungen nach ihrem Gegenſtande der Facultät nicht angehören, ſondern auch dann ſofort abzuweiſen, „wenn aus einem anderen in der Perſönlichkeit des Bewerbers gelegenen Grund ſich die Ertheilung der venia docendi als unzuläſſig darſtellt.“ Nach § 8 der citierten Verordnung iſt mit dem Bewerber, wenn ſeine Habilitationsſchrift als geeignet befunden wurde, ſeitens der mit ihrer Prüfung betrauten Fachmänner noch ein Colloquium abzuhalten, das ſich auf das ganze Gebiet erſtrecken ſoll, über welches der Candidat Vorleſungen zu halten beabſichtigt.

Derjenige Profeſſor, der ſein Fach zu monopoliſieren beſtrebt iſt, findet hiezu in der Verordnung der Handhaben genug. Die übrigen Mitglieder des Collegiums wären, wenn ſie ſich an dem Unrecht nicht ſelbſt betheiligen, in der Regel an der Sache zu wenig intereſſiert und zu friedliebend, um ſich zum Fachprofeſſor in Gegenſatz zu ſetzen.

Wenn der oberſte Chef der Unterrichtsverwaltung die Zahl derjenigen, die ſich der akademiſchen Laufbahn widmen, vergrößern will, ſo gilt es, die citierte Verordnung, die in der alten zünftigen Verfaſſung der Univerſitäten ihre Quelle hat, in dem Sinne abzuändern, daſs die Prüfung der Habilitationsſchrift, das Colloquium, die Ertheilung der venia docendi an eine andere Inſtanz, etwa an das Profeſſorencollegium einer anderen Univerſität oder an eine für alle Bewerbungsfälle competente Commiſſion übertragen werde.

Der im § 11 der Verordnung gegen den die venia docendi verweigernden Beſchluſs des Profeſſorencollegiums gewährte Recurs an den Unterrichtsminiſter vermag die Nachtheile der Verordnung nicht zu paralyſieren.

Es würde mir zur Genugthuung gereichen, wenn diejenigen, deren Erfahrungen meinen Vorſchlag unterſtützen können, ſie freimüthig publicieren wollten. Ich will hier die Geſchichte meines Habilitationsverſuches niederſchreiben. Dabei beſchränke ich mich auf die Schilderung des thatſächlichen Vorganges; wollte ich hiezu Bemerkungen machen, ſo könnte ich kaum die Mäßigung bewahren, die ich mir auferlegt habe.

Während meiner Prager Studienzeit (1885—1889) trat ich in perſönliche Beziehungen zu einigen Profeſſoren meiner — der juridiſchen — Facultät. Anlaſs hiezu bot meine kleine romaniſtiſche Arbeit aus meinem erſten Univerſitätsjahre („Der Fruchterwerb des Uſufructuars und des Pächters nach römiſchem Recht“), welche von der Facultät den Preis erhielt und im Jahresberichte der Leſe- und Redehalle der deutſchen Studenten in Prag abgedruckt wurde, ferner die Schrift „Die [illegible]“, die, im dritten Univerſitätsjahre geſchrieben, bei Duncker & Humblot in Leipzig erſchien, [illegible]

ſich von mir brieflich mit dem Wunſche des Erfolges „für Ihre ausgezeichneten praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen“), reiften in mir den Entſchluſs, meine Habilitation anzuſtreben.

Im Februar 1892 hat der Deutſche Juriſtenverein in Prag anläſslich der damals bevorſtehenden Feier ſeines 25jährigen Beſtandes einen Preis für die Darſtellung der Intervention nach öſterreichiſchem materiellem und Proceſsrechte ausgeſchrieben. Das Preisrichteramt übernahmen die Herren Profeſſor Freiherr von Canſtein, Hofrath Heinrich, Hofrath Profeſſor Krasnopolski, Hofrath Profeſſor Ullmann, Advocatenkammer-Vicepräſident Dr. Ritter von Zahn.

Der Preis wurde am Feſtabende, 15. April 1893, der von mir überreichten Preisſchrift auf Grund einſtimmigen Gutachtens der Preisrichter zuerkannt. „Profeſſor Ullmann ſprach ſeine Freude darüber aus, daſs ein Mitglied des Juriſtenvereines und ein wahrhaft gediegener Schüler unſerer Hochſchule dieſe Arbeit geleiſtet hat“ (Prager Tagblatt vom 18. April 1893). Das Gutachten der Preisrichter habe ich nicht geſehen. Allein die Herren Hofrath Heinrich und Dr. von Zahn ſagten mir, während ſie mich mit ihrem uneingeſchränkten Lobe der Schrift erfreuten, daſs das Gutachten des Herrn Profeſſors von Canſtein ein außerordentlich lobendes war.

Ich hatte die Arbeit mit der Abſicht begonnen, ſie als Habilitationsſchrift zu benützen, falls ihr der Preis zuerkannt würde, und gab ſie nun in Druck. Vorher hatte mir gelegentlich Herr Hofrath Ullmann empfohlen, der Schrift Capitelüberſchriften zu geben und den Inhalt zu ändern. Die Capitelüberſchriften habe ich hinzugefügt. Den Inhalt habe ich unverändert gelaſſen; einmal iſt mir aus den gewundenen Bemerkungen des Herrn Hofrathes Ullmann nicht klar geworden, was er eigentlich wollte, und zweitens habe ich noch heute an dem Buche kein Jota zu ändern.

Die Preisſchrift erſchien im Herbſte 1893, 295 Druckſeiten umfaſſend, unter dem Titel „Die Intervention nach öſterreichiſchem Rechte“ im Verlage von Duncker & Humblot in Leipzig. Herr Univerſitätsprofeſſor Schrutka Edler von Rechtenſtamm in Wien ſagt von der Schrift im Berliner „Juriſtiſchen Literaturblatt“ (1894):
„Sie iſt in der That eine der hervorragendſten auf dem Gebiete des
„öſterreichiſchen civilgerichtlichen Verfahrens. Schon eine kurze Inhalts-
„angabe läſst die Schärfe und Selbſtändigkeit erkennen, mit welcher
„der Verfaſſer das in das proceſſuale Gefüge ſchwer einzupaſſende
„Inſtitut der acceſſoriſchen Intervention behandelt.“

Im „Archiv für bürgerliches Recht“ (1894) heißt es: „Von
„den uns vorliegenden proceſſualiſchen Arbeiten ragt die preisgekrönte
„Schrift eines jungen Oeſterreichers, Eckſtein, als eine ſehr verdienſt-
„volle Leiſtung hervor.“

Im „Leipziger Literar. Centralblatt“ (1894) ſtand: „Das Werk
„bildet die erſte erſchöpfende Darſtellung dieſes Gegenſtandes in Oeſter-
„reich, die beſonders im Hinblick auf die ſeit ſo langer
„Zeit in Schwebe befindliche Civilproceſsreform
„Bedeutung gewinnt.“

Ein Recenſent fand, daſs die Schrift „mit großem Scharfſinn geſchrieben iſt und die volle Beherrſchung des einſchlägigen Stoffes offenbart“, ein anderer bezeichnete die Schrift „über die äußerſt ſchwierige Intervention“ als das „Ergebnis gründlichen Studiums der in den wichtigſten Punkten bisher ungeklärten Fragen“ und ſagte von ihr, daſs ſie „namentlich jetzt, wo der ganze Stoff
„des Civilproceſſes einer Umwandlung entgegen-
„geht, von höchſtem Werte ſei.“

Am 1. November 1893 beſuchte ich Herrn Hofrath Krasnopolski, überreichte ihm mein Buch und fragte ihn, nachdem ich ihm meine Habilitationsabſicht mitgetheilt hatte, ob ich damit Ausſicht auf Erfolg habe. Herr Hofrath Krasnopolski rieth mir ſehr dazu, verſicherte mich ſeiner werkthätigen Unterſtützung und bemerkte, er zweifle gar nicht daran, daſs ich ſchon im nächſten Semeſter werde leſen können. Warum ich nicht vorerſt mit Profeſſor Ullmann geſprochen habe? Ich erwiderte, ich hätte vorher Herrn Profeſſor Krasnopolskis Rath einholen wollen. Hofrath Krasnopolski rieth mir, mich ſofort zum Profeſſor Ullmann zu begeben, ihm aber nicht zu ſagen, daſs ich bereits mit Profeſſor Krasnopolski über die Habilitation geſprochen habe; Herr Profeſſor Ullmann könnte ſich verletzt fühlen, es verübeln, daſs ich nicht zu ihm, dem Fachprofeſſor für Civilproceſs, gekommen [illegible]. Zum Schluſſe unſerer Unterredung ſagte Herr Hofrath Profeſſor Krasnopolski etwa Folgendes: „Gehen Sie nur ſofort zu Herrn Profeſſor Ullmann; Sie dürften ihn jetzt noch zuhauſe antreffen. Wenn Ihnen Profeſſor Ullmann räth, die Schrift einzureichen, ſo können Sie der Annahme vollſtändig ſicher ſein. Sollte er es jedoch nicht oder [illegible] thun, dann unterlaſſen Sie das Einreichen; denn [illegible].“ [illegible] Hofrath Krasnopolski drückte nicht [illegible] der Annahme meines Buches aus.

[illegible] — infolge der ermuthigenden Bemerkungen [illegible] Erfolges — zu [illegible] Ullmann [illegible] Buch einige Tage vorher zu [illegible] Herr Profeſſor Ullmann [illegible] das Buch erſt [illegible], ich [illegible] und Ihnen [illegible].“

Digitized by Google

Am 3. December 1893 gieng ich abermals zu Herrn Hofrath Ullmann, aber er hatte mein Buch „noch immer nicht geleſen." Am 28. Jänner 1894 verſuchte ich mein Glück zum drittenmale. Herr Hofrath Ullmann ſagte mir, das Buch wäre ja ganz gut, allein ich wäre in demſelben mit der alten Gerichtsordnung zu radical verfahren — kurz, Herr Hofrath Ullmann kam in ganz allgemeiner Weiſe auf Anſichten zurück, die zu widerlegen das ganze Buch beſtimmt iſt. Herr Hofrath Ullmann fügte hinzu, er wünſche, wenn er den Antrag auf meine Zulaſſung im Profeſſorencollegium ſtelle, der allgemeinen Zuſtimmung, der Einſtimmigkeit ſicher zu ſein. Deshalb möge ich doch noch *„eine Kleinigkeit — etwa zwei bis drei Druckbogen ſtark" ſchreiben; dann werde die Sache vollſtändig glatt gehen.* Er werde ſelbſt über ein dankbares Thema nachdenken und mir ein ſolches mittheilen. Merkwürdig iſt es, daſs mir Herr Profeſſor Frankl ſchon am 2. November 1893 zu rathen in der Lage war, „noch etwas zu ſchreiben" — wobei er dunkle Andeutungen über angebliche „gewiſſe Strömungen" machte. — Kurze Zeit nach der obenerwähnten Unterredung fragte mich Herr Hofrath Ullmann in einer Verſammlung des Deutſchen Juriſtenvereines, wie es denn mit der Habilitation und der „kleinen Schrift" ſtehe. Ein Thema hat er mir nicht nominiert.

Ich ſetzte inzwiſchen die 1890 begonnene Advocaturspraxis ununterbrochen fort, machte die Advocatenprüfung, und anderweitige Beſchäftigung nahm meine Zeit ſo ſehr in Anſpruch, daſs ich lange nicht dazu kam, die zweite Schrift zu liefern. Auch brachten erſt die neuen Geſetze die erforderliche Anregung zu civilproceſſualen Arbeiten. Am 2. März 1897 erſt erſchien als II. Publication des Verbandes zur Förderung der rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Literatur in Prag, deſſen Ausſchuſsmitglied ich bin, eine etwa 4½ Druckbogen (71 Seiten) ſtarke Schrift von mir unter dem Titel „Die Grundſätze der Zwangsvollſtreckung ausländiſcher Executionstitel nach öſterreichiſchem Rechte". Am 3. März 1897 beſuchte ich Herrn Hofrath Profeſſor Ullmann und legte ihm die neue Broſchüre vor, indem ich ihn an ſeine im Jänner 1894 gemachte Bemerkung erinnerte. Herr Hofrath Ullmann verſprach, ſie zu leſen. Und obgleich ich faſt eine halbe Stunde blieb, wurde über den Zweck meines Kommens kein Wort mehr geſprochen. Nur mitten in unſerer Unterhaltung ſagte Herr Hofrath Ullmann, ich möge ein Exemplar der Broſchüre Herrn Profeſſor Krasnopolſki vorlegen, was ich verſprach und am nächſten Tage auch that. Am 18. März fand ich mich wieder bei Herrn Hofrath Ullmann ein. Er hatte das Buch noch nicht geleſen. „Sehen Sie, hier liegt das Buch noch unaufgeſchnitten."

Der Herr Hofrath bemerkte, er werde erſt im Profeſſoren-Collegium „Fühlung nehmen", „die Fühler ausſtrecken"; insbeſondere werde er Herrn Hofrath Krasnopolſki ſagen, um was es ſich handle; ich möge aber auch mit demſelben ſprechen. Am 20. März ſprach ich mit Herrn Hofrath Krasnopolſki im Decanat. Er bemerkte, er habe die Schrift noch nicht geleſen, werde ſie aber ſelbſtverſtändlich demnächſt durchſehen. Allerdings ſei er nicht maßgebend, ſondern Hofrath Ullmann als älteſter und Fachprofeſſor. Aber was bei ihm ſtehe, werde er für mich thun.

Am 11. April erſchien ich zum drittenmale bei Herrn Hofrath Ullmann. Die Unterredung hatte ungefähr folgenden Verlauf:

Hofrath Ullmann: Ueber Ihre Angelegenheit habe ich Ihnen wenig Erfreuliches mitzutheilen. Ich habe meine Fühler ausgeſtreckt, bin aber im Collegium auf Widerſtand geſtoßen. Die Herren ſagten: Ihr Buch über die Intervention ſei jetzt bei der neuen Civilproceſsordnung nicht mehr actuell, die Schrift über die Zwangsvollſtreckung ſei keine civilproceſſuale Arbeit (!), ſie gehöre eigentlich dem internationalen Privatrechte an (!). Auch wenn ich im Collegium den Antrag ſtelle, wird er nicht durchdringen (!).

Ich wendete ein, ich hielte mein Buch über die Intervention gerade für die neue Proceſsordnung für actuell und ſei der Anſicht, daſs die Zwangsvollſtreckung ins Proceſsrecht gehöre.

Hofrath Ullmann: Ich müſste die „Intervention" eigentlich noch einmal leſen (!) Wie geſagt — ich überſehe das Collegium jetzt nicht ſo recht — die Herren, die ich fragte, waren dagegen. Gehen Sie doch zu Herrn Hofrath Krasnopolſki.

Ich bemerkte, daſs ich mit ihm ſchon geſprochen habe, daſs er mir zuſagte, er werde die Sache nach Kräften unterſtützen, aber die Entſcheidung ſtehe beim Hofrath Ullmann.

Hofrath Ullmann: Ja, die Intervention hat eben Mängel, wie ich Ihnen ſeinerzeit ſchon ſagte. Sie müſſen meine Offenheit und meinen Freimuth entſchuldigen. Sie gehen in dem Buche „in den *Conſequenzen über die Grundlagen hinaus*" (?), daher und dann *fehlt* dem Buche die „Ausgliederung" (!). Auf die Schrift über Zwangsvollſtreckung lege ich gar kein Gewicht. Es iſt, wie geſagt, keine civilproceſſuale Arbeit. (!)

Ich bemerkte, daſs man nichts anderes vorbringen kann, als ich es that, wenn man über das Thema „Zwangsvollſtreckung ausländiſcher Executionstitel" ſchreibt.

Hofrath Ullmann: Ja, das iſt wohl wahr — aber [illegible] das Thema! Wie ich ſagte, gehen Sie doch zu Herrn Prof. Krasnopolſki.

Ich: Das hat keinen Zweck; denn ich weiß, daſs mir Herr Profeſſor Krasnopolſki ſagen wird: Gehen Sie zum Herrn Prof. Ullmann, da bei ihm die Entſcheidung ſteht.

Hofrath Ullmann: Ich muſs Sie dennoch dringendſt erſuchen, zu ihm zu gehen. Sagen Sie nicht, daſs Sie bei mir waren und fordern Sie von ihm ſeine Meinung. Aus dem, was er ſagen wird, werden Sie ſie ſchon *herausfühlen* (das Wort wiederholte Hofrath Ullmann mehreremal).

Darauf empfahl ich mich. Erwähnen muſs ich noch, daſs Herr Hofrath Ullmann im Verlaufe dieſer Unterredung hinwarf: „Mir wäre es ja ſehr recht, wenn mir ein Theil des Civilproceſſes abgenommen würde."

Das iſt die Geſchichte meines Habilitationsverſuches; ich zweifle nicht, daſs es noch zahlreiche ähnliche Beiſpiele für die Nothwendigkeit einer Abänderung unſerer Habilitierungsvorſchriften gibt.

Prag. **Advocat Dr. Joſef Eckſtein.**

Die indiſchen Fakire.

Das Wort „Fakir" ſtammt aus dem Arabiſchen und heißt ſeiner urſprünglichen Bedeutung nach: Einer, der in der Abgeſchiedenheit lebt.

Im Mittelalter ſtand Arabien in dem Ruf, eine Sorte von Spiritualiſten zu beſitzen, welche die Araber „Fakire" nannten. Sie ſchieden ſich in zwei Claſſen: „Maslains" und „Maskallins", wovon die erſteren Lehrer der Theologie waren, welche ihre Schüler mittels einer unſichtbaren Kraft auf viele Meilen Entfernung unterrichteten. Nach dem Einfall der Mohamedaner in Indien wurde das Wort „Fakir" dorthin verpflanzt und jene indiſchen Spiritualiſten, welche zufällig mit den Mohamedanern in Berührung kamen, wurden als „Fakire" bezeichnet. Obwohl die mohamedaniſchen Spiritualiſten in Indien noch immer dieſen Namen führen, ſo verſteht man doch im täglichen Leben unter „Fakir" einen berufsmäßigen Bettler. In Europa, wohin die Kunde von den orientaliſchen Wiſſenſchaften zuerſt durch arabiſche Schriften drang, wendet man natürlich die Bezeichnung „Fakir" auf nahezu jede Art von orientaliſchen Spiritualiſten an.

Die Wiſſenſchaft der Fakire iſt keine ſo ſyſtematiſche wie die der alten indiſchen Spiritualiſten, ſondern jeder von ihnen übt für ſich das, was er aus Familienſchriften erlernt, lehrt aber andere theoretiſch nur den geringſten Theil deſſen, was er ſelber weiß. Die alte indiſche Gelehrſamkeit und Philoſophie ſtand unendlich hoch, nur konnte ſie den höchſten Grad der Vollkommenheit deshalb nicht erreichen, weil Theorie und Praxis bei ihr leider nicht ganz übereinſtimmten. Die Materie ſpielte bei unſeren Vorfahren keine Rolle, und infolge ihrer Geiſtesrichtung waren ſie ſtets auf die Welt des Unſichtbaren beſchränkt. Sie waren ſicherlich unendlich ſtark im Geiſte und haben die ſchwierigſten abſtracten Probleme gelöst, über die ſich das materialiſtiſche Europa ſelbſt nach Jahrhunderten des Fortſchritts und der Civiliſation noch in Unwiſſenheit befand. Zur Zeit als der indiſche Geiſt noch keine Ahnung von der Bedeutung der ſichtbaren Welt hatte, gab es erleſene Männer wie Kapila — den Gründer des Yoga-Syſtems — der, bloß aus ſeinen eigenen Gedanken ſchöpfend, den kommenden Geſchlechtern den Weg zu einer der bedeutendſten Veredlungen des Geiſtes wies. Als die Mohamedaner nach Indien kamen, gab es eine der mächtigſten Umwälzungen in Kunſt, Wiſſenſchaft und Philoſophie, die die Welt je geſehen. Auf der einen Seite ſtand ein Volk — vielleicht das materialiſtiſchſte der damaligen Welt — das ſich ſelbſt die Freuden des Paradieſes nicht anders als in Geſtalt der irdiſchen Genüſſe vorzuſtellen vermochte; auf der anderen eines, das ſeit ungezählten Jahrhunderten von den Schleiern der Phantaſie dicht umwoben war; das ſich, lediglich auf das Studium ſeines eigenen Landes (Indien) geſtützt, den Erdball conſtruiert und die Landkarten der ganzen Welt entworfen hatte, die noch heute in unſeren alten Schriften zu finden ſind. Unter ſolchen Umſtänden, wie ich ſie eben geſchildert, war eine Vereinigung der indiſchen mit der arabiſchen Wiſſenſchaft unmöglich. Unſer deductives Syſtem von Theorien ſchien den Arabern noch lächerlicher, als ihre materialiſtiſche Lehre den indiſchen Philoſophen erſchien. Die höchſte indiſche Weisheit gieng infolge gegenſeitigen Miſsverſtehens unter, und in der indiſchen Literatur macht ſich der Einfluſs arabiſcher Ideen fühlbar. Bei einem ſo ungeheueren Gegenſatz war es keine leichte Aufgabe, den ſynthetiſchen indiſchen Geiſt mit der analytiſchen arabiſchen Wiſſenſchaft zu amalgamieren und Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. Darum begannen erſt nach langen Jahren des Zanks und der Vergeſſenheit altindiſche Bücher wieder die indiſchen Bibliotheken zu ſchmücken; ſie übten dort eine größere Wirkung als zuvor und belebten die abſtracten Contemplationen der Nation aufs neue. Es iſt kein Wunder, daſs dieſe gewaltige literariſche Revolution auch von großem Einfluſs auf das geiſtige Leben war.

Familien erlöſchen und Völker gehen zugrunde, darum iſt es auch ganz unmöglich, daſs Wiſſenſchaften, die nur in der Praxis beſtanden [illegible] wurden, ſich über zweitauſend Jahre [illegible] unſerer alten [illegible] des Volkes, aus [illegible]

Digitized by Google

Ich will nun zu erklären verſuchen, in welcher Weiſe die mohamedaniſche Epoche die ſpiritualiſtiſche indiſche Welt beeinfluſste. Die Sadats — eine religiöſe Secte — welche ſich „Fakire“ nannten und einige Krankheiten heilten, wurden nach Indien verpflanzt. Die indiſchen Derwiſche gehören derſelben Claſſe von Leuten an. Nach der Anſicht unſerer Hiſtoriker ſind ſowohl die Fakire wie die Derwiſche Nachfolger der Spiritualiſten von Jeruſalem; aber die Fakire änderten ihre Methode, als ſie nach Indien kamen und mit den dortigen Spiritualiſten in Verkehr traten, während die Derwiſche ihren Urbildern ähnlicher geblieben ſind. Als die Fakire urſprünglich nach Indien kamen, waren ihre theoretiſchen Kenntniſſe ſehr untergeordneter Art. Sie verſtanden nichts anderes als ein paar Krankheiten zu heilen. Ihre Methode beruhte auf falſchen Principien; denn ſtatt ihre Kräfte zu ſteigern, verſuchten ſie ihren Glauben zu ſtärken; infolgedeſſen vernachläſſigten ſie nahezu alle anderen weſentlichen Punkte. Ihre Curen beſtanden in drei verſchiedenen Methoden: „Sawig“, „Dem“ und „Ganda“. „Sawig“ iſt eine Anordnung von Wörtern, Buchſtaben oder Zahlen auf einem Papierſtreifen, etwa in der Art des Folgenden,

4	9	2
3	5	7
8	1	6

das nach jeder Richtung addiert 15 ergibt. Dies oder etwas Aehnliches gibt man dem Patienten, um es bei ſich zu tragen oder auf dem kranken Körpertheil zu befeſtigen.

Beim „Dem“ haucht man den Patienten an, nachdem man Zauberformeln geſprochen. „Ganda“ iſt eine farbige Schnur, die man dem Patienten um die Lenden knüpft; es wird lediglich als Mittel gegen Fieber angewendet. So lächerlich dieſe Proceduren dem europäiſchen Leſer auch ſcheinen mögen, ſo iſt es doch Thatſache, daſs ſie ihre Wirkung faſt nie verfehlten, wo der Glaube vorhanden war und als Medium wirkte; und ſie ſtanden auch den Principien des echten Spiritualismus nicht ganz fern; aber da ihnen keine Theorie zugrunde lag, ſo gieng der wertvolle Gedanke oftmals in unnützen Aeußerlichkeiten unter.

Der indiſche theoretiſche Spiritualismus war den Fakiren zu hoch und die indiſchen Spiritualiſten blickten ihrerſeits voll Geringſchätzung auf ihre Methoden, die ihnen albern erſchienen. Aber da die Fakire öffentlicher und weniger geheimnisvoll zu Werke giengen, ſo wurden ſie die berühmteren und allgemein bekannteren. Doch auf ihrem analytiſchen und materialiſtiſchen Wege konnten die Fakire nur bis zu einem gewiſſen Grad gelangen und waren darum gezwungen, zu den geheimnisvollen Werken der indiſchen ſynthetiſchen Spiritualiſten ihre Zuflucht zu nehmen. Sie lernten nicht nur, ſie lehrten auch, und von jener Zeit an haben die Fakire und die indiſchen Spiritualiſten ſtets zuſammen gearbeitet.

Die Yogis ſahen ein, daſs eine Wiſſenſchaft, die ſich lediglich auf das Geiſtige gründe, nicht einwandlos und frei von Irrthümern ſein könne. Die Fakire dagegen, die man gelehrt hatte, daſs der Menſch nichts durch ſich ſelbſt vermöge, und daſs Gott allein alles Gute, deſſen er fähig ſei, in ihm wirke, daſs gewöhnliche Menſchen nicht über einen gewiſſen Grad kommen könnten und nur Propheten und Apoſtel imſtande ſeien, zu den höheren Graden des Spiritualismus zu gelangen, begannen zu erfahren, daſs vor der Natur alle Menſchen gleich ſeien und daſs, wer nur eifrig nach den himmliſchen Gütern ſtrebe und ſich mit Ausdauer und gutem Willen wappne, ſelbſt die Propheten zu übertreffen vermöge. Ihre Methoden verbeſſerten ſich allmählich, und wie aus der ſpäteren Geſchichte des Spiritualismus hervorgeht, wurden auch die unnöthigen und irreführenden Proceduren aufgegeben. — Im elften Jahrhundert hatten die Fakire die folgende Gepflogenheit: Um ſich gegen die Kälte unempfindlich zu machen, muſsten ſie um Mitternacht in einem Strom ſtehen, den Blick unausgeſetzt und feſt auf eine kleine Lampe richtend, mit der ſie ſich verſahen. Da die Lampe ein leuchtender Gegenſtand iſt, ſo half ſie die betreffende Perſon zu hypnotiſieren. Die Fakire befolgten dies Recept etwa zwei Jahrhunderte lang, ohne die geringſte Veränderung oder Verbeſſerung einzuführen, während die indiſchen Yogis ein allgemeines Geſetz davon ableiteten, nämlich: daſs die Lampe keineswegs das einzige Inſtrument zu dieſem Zwecke iſt, ſondern daſs [illegible] andere Gegenſtände mit ähnlichen Eigenſchaften dieſelbe Wirkung hervorbringen würden.

[illegible] und [illegible] von den verſchiedenen [illegible] Brahmanismus [illegible] wurden [illegible] von den [illegible]

Zeiten wurden die Glaubensſatzungen dieſer Secten ganz organiſch und vererbten ſich. Als der Spiritualismus allgemeiner und von Leuten verſchiedener Bekenntniſſe ausgeübt wurde, erfuhr er allerlei Veränderungen. Die Secten, die an Brahma glaubten und ſehr hochgeſpannte Anſchauungen hatten, erhoben dieſe Wiſſenſchaft auf eine wahrhaft bewundernswerte Höhe. Die Secten von materialiſtiſcher Geſinnung, die Wiſchnu-Verehrer, giengen mit den Fakiren Hand in Hand, und obwohl ihr Niveau kein ſo beſonders hohes war, verſuchten ſie doch Theorie und Praxis in Einklang zu bringen. Die Schiwa-Bekenner endlich ſahen, als ſie mit den wunderbaren Kräften des Spiritualismus bekannt gemacht wurden, nur die Nachtſeiten des Bildes und ſuchten alle ſeine Schwächen und Mängel hervor, um ſie ihren religiöſen Satzungen anzupaſſen. Sie waren vielleicht praktiſcher und energiſcher als die anderen, aber ſie nahmen irrthümlicherweiſe die untergeordneten Methoden des Spiritualismus für die höheren, erhoben ſie zu einem Theil ihrer Religion und nannten ſich Yogis; in Europa aber ſind ſie als Fakire bekannt.

Der Grundſatz der Schiwa-Anbeter iſt das Ertragen jeder Art von körperlichen Schmerzen und Mühſalen; ſie ſtumpfen ſich gegen alle irdiſchen Leiden ab, denn nach ihrem Glauben iſt dies der einzige Weg, um den ewigen Strafen zu entgehen. Ihr Hauptquartier iſt im Kohi-Abu, einem Berg in Central-Indien, in deſſen unterirdiſchen Gewölben ſie geheimnisvolle Einrichtungen getroffen haben, und wo ſie auserkorene Jünger in der Ausübung des Spiritualismus unterrichten. Im allgemeinen halten ſie ihre Methoden vor der Welt verborgen und unterrichten weit eher ſolche, die ſie zufällig unterwegs auf ihren Reiſen aufgeleſen haben, als die, welche ſich eifrig zu ihnen drängen. In einigen Fällen ſollen ſie, wie man weiß, Kinder gekauft haben, um ſie unter ihrer eigenen Aufſicht groß zu ziehen. Derartige Schüler werden Bewas genannt und verrathen, auch wenn ſie öffentlich hervortreten, niemals den Ort, wo ſie ihre Ausbildung empfangen haben. Vierzig Jahre ſind der gewöhnliche Zeitraum, den dieſe Yogis in den unterirdiſchen Gewölben verbringen ſollen. Da dieſe Sorte von Fakiren vor einiger Zeit der Gegenſtand lebhaften Intereſſes für das europäiſche Publicum war, ſo will ich hier eine kurze Beſchreibung der Secte und ihrer Leiſtungen geben.

Dieſe Yogis zerfallen in zwei Secten; die einen ſtählen zwar ihre phyſiſche Ertragungsfähigkeit, fügen ſich aber nicht willkürlich Schmerzen oder körperlichen Schaden zu. Die bekannteſten dieſer Art ſind die lebenden Götzen, die ſchlafenden und die hängenden Fakire. Die Darſtellung der lebenden Götterbilder iſt die ſchwierigſte unter ihren Leiſtungen und auch raffinierter als die beiden anderen, weil ſie eine Kunſtfertigkeit iſt. Sie beginnen in ſehr jungen Jahren ſich darauf zu trainieren und leben nur von Milch und getrockneten Früchten. Wenn ſie mit ihrer Kunſt vollkommen vertraut ſind, ſo iſt ihr Körper ſo biegſam, daſs ſie willkürlich jede beliebige Stellung annehmen können; meiſtens aber ahmen ſie die Haltung der verſchiedenen Götzenbilder nach und verharren in derſelben während mehrerer Tage, oder ſie laufen meilenweit in dieſen complicierten Verrenkungen. Bava Lackman Dais, ein Yogi, der vergangenes Jahr in London auftrat, verblüffte das engliſche Publicum, indem er 48 verſchiedene Stellungen annahm. Die Geſellſchaft des königlichen Aquariums (wo der indiſche Yogi auftrat), ſetzte einen hohen Preis aus für denjenigen, der imſtande wäre, irgendwelche dieſer Stellungen nachzuahmen. Er wurde auch im St. Georges Hoſpital zur Schau geſtellt, wo den Hörern der Anatomie ein Vortrag über ihn gehalten wurde, in welchem man ihnen bewies, wie anatomiſch unmöglich die von dem Fakir ausgeführten Kunſtſtücke eigentlich ſeien.

Obwohl minder zahlreich als die lebenden Götterbilder, haben die ſchlafenden Fakire von Zeit zu Zeit großes Intereſſe erregt. Auch ſie empfangen ihre Ausbildung in denſelben unterirdiſchen Gewölben und haben ihr Syſtem von Kapila, dem Gründer des Yoga, überkommen. Man weiß, daſs es bei den alten indiſchen Spiritualiſten einen langen Schlaf der inneren Einkehr gab, aber man maß ihm keine beſondere Bedeutung bei; er galt nur für eine Vorübung zum Spiritualismus und wurde geheim gehalten. Die Yogis und die ſchlafenden Fakire betrachten ihn als einen Theil ihrer Religion. Seit ſie denſelben aufgenommen haben, iſt er zu etwas ganz Gewöhnlichem geworden und wird faſt immer falſch interpretiert. Der Yogaſchlaf wurde nicht bloß zum Zwecke des Schlafens von den Spiritualiſten erfunden, noch hatte er irgendwie die Aufgabe, das Leben zu verlängern, wie man den Europäern eingeredet hat, denn jedes Beſtreben, das Leben zu verlängern, läuft den Geſetzen des Spiritualismus direct zuwider. Da die inneren Eigenſchaften eines Menſchen im Verhältnis zu ſeinem Aeußeren ſtehen, ſo wäre es gegen die Naturgeſetze, wenn das Aeußere unverändert bliebe, während die inneren Eigenſchaften ſich ändern; darum erwartet der Spiritualiſt nach ſeinem Leben des [illegible] und der [illegible] eine neue und höhere Incarnation. [illegible] im allgemeinen früher als andere [illegible]. Der [illegible] wird von den [illegible] lediglich ausgeübt, [illegible] zu ſteigern und die Thätigkeit [illegible] zu können, um mit dem höheren [illegible] auch zum Heilen [illegible] ihre Kunſt zu [illegible] Sünde und [illegible]

Digitized by Google

Die Yogis erlernen es in anderer Weiſe, die gleiche Wirkung kann aber auch leicht auf dem Wege der Hypnoſe erreicht werden. Auch die Vorbereitungen dazu ſind in mancher Hinſicht der Autoſuggeſtion verwandt. Sowohl der Yogi als der Hypnotiker legen den Nachdruck auf die Concentration des Denkens. Völlige Enthaltung von feſter Nahrung und eine theilweiſe Enthaltung von natürlichem Schlaf ſind die unerläſsliche Vorbedingung ſowohl für eine hypnotiſche Entrückung als für den Yogiſchlaf. Von den Fakiren weiß man, daſs ſie oft viele Tage ohne Nahrung leben, aber in jedem Falle muſs man ihnen nach einiger Zeit, etwa nach vier bis fünf Tagen Waſſer oder Milch zuführen; manchmal ſind die Zwiſchenräume noch länger, aber ohne Flüſſigkeiten können ſie nicht leben. Selbſt in ſolchen Fällen, wo ſie in die Erde eingegraben werden, trifft man Vorkehrungen, um ſie auf natürlichem Wege mit genügender Flüſſigkeit zu verſehen; der Leſer darf übrigens auch nicht glauben, daſs die Fakire imſtande ſind, ohne Luft zu leben, obwohl einige derartige Fabeln in Europa im Umlauf ſind. Allerdings aber ſind Fälle bekannt, wo Fakire durch ein falſches Bemeſſen ihrer Kräfte ums Leben gekommen ſind.

Die hängenden Fakire ſind die allerallgemeinſten. Sie üben ihren Ritus faſt immer öffentlich aus, aber da es gewöhnlich fern von den Städten und unter der Leitung weniger Privatperſonen geſchieht, ſo ſind die Zuſchauer nicht ſehr zahlreich. Sie ſind mehr von der Art der türkiſchen Derwiſche. Etwa zwanzig Perſonen — die hängenden Fakire und die Muſikanten mit eingerechnet — finden ſich auf einem beſtimmten Platz ein. Wenn die bezaubernden, in ſanfte Muſik geſetzten Worte auf die Fakire zu wirken anfangen, dann beginnen ſie ſich zu bewegen, während ſie mit geſchloſſenen Augen daſitzen. Indes die Muſik lauter und raſcher wird, nimmt auch ihre Erregung zu; dann werden ſie von ihren Freunden erfaſst und in dieſem Zuſtand der Verzückung kopfüber in den Zweigen der Bäume aufgehängt. Die Muſik ſteigert ſich und ſo auch ihre Erregung, bis ſie ganz erſchöpft ſind. Dies Hängen dauert oft zehn bis zwölf Stunden, und während der ganzen Zeit ſind ſie in heftigſter Bewegung. Es iſt ſehr intereſſant zu beobachten, daſs ſie, ſobald ſie wieder zum Bewuſstſein kommen, keine Ahnung von dem ganzen Vorgang haben und ihrer täglichen Beſchäftigung, wenn anders ſie eine ſolche haben, wie gewöhnlich nachgehen.

Die zweite Secte der Schiwa-Anbeter iſt die weitaus intereſſantere. Man kennt in Europa einigermaßen die Arten ihrer Selbſtpeinigung. Manche ſetzen während der heißeſten Sommerzeit ihren Körper den ſengenden Gluten aus. Andere ſtehen tagelang auf einem Fuß. Wieder andere ſtrecken die Arme empor und verharren jahrelang in dieſer Stellung, bis ihre Glieder ganz verſchrumpft und blutlos werden, oder ſie halten die Hände geſchloſſen und laſſen die Fingernägel wachſen, bis ſie die Handteller durchbohren. In dieſer ſelben Secte gibt es eine Claſſe von Leuten, welche das Blut zum Stocken oder mit anderen Worten Wunden zum Heilen bringen. Sie durchbohren an gewiſſen Feſten ihren Körper mit Dolchen und ſowie ſie die Dolche herausziehen, ſind die Wunden geheilt. Auch die Perſer haben dieſe Kunſt des „Habſidem“ (Stillen des Blutes) ausgeübt. Die europäiſchen Schriftſteller miſsdeuten dieſe Kunſt gewöhnlich, weil das Wort „Dem“ im Perſiſchen „Athem“ heißt. Darum meinen die Europäer, „Habſidem“ bedeute das Anhalten des Athems. Das Wort ſtammt aber von dem arabiſchen „Dem“, wo es „Blut“ bedeutet und „Habs“, das „zum Stillſtand bringen“ heißt. „Habſidem“ iſt die Bezeichnung für die gleiche Procedur, die man auch in Indien anwendet, um das Blut einer Wunde zu ſtillen und ſie zum Heilen zu bringen. Dieſe Sorte von Fakiren rechnet man in Indien nicht zu den Spiritualiſten höherer Gattung.

Lahore. Mirza Zeaeddin Akmal.

Eine Jungczechiade.

„Boží bojovníci“. („Die Gotteskämpfer“); eine patriotiſche Geſchichte aus dem 15. Jahrhundert. Aus der Weinberger Handſchrift. Herausgegeben von Prof. Dr. C. Folktor (J. S. Machar). Prag, im Jahre 2215.*)

I.

„O fortunate adulescens, qui Homerum praeconem hanc virtutis inveneris!“

O, dreimal glückliche Jungczechen, die ihr in Machar den Verherrlicher Euerer Heldenthaten gefunden habt!

„Ihr kämpftet, und ich machte Reime,
Ihr wart die Helden, ich Homer.
Geſchichte machtet ihr, ich ſang dafür
Dann dies Gedicht zu eurer Ehr'.

Daſs es ſo traurig ausgefallen,
Berührt mich, glaubt mir's, ſchmerzlich.
Doch, meine theuren Gotteskämpfer,
Es iſt nicht mein Verſchulden, ſchließlich.

— — — Ihr ſeht, ich machte alles,
Was nur in meinen Kräften ſtand.“

Und doch ſo traurig! Daraus kann man ſchon eine klare Vorſtellung von den Huſſiten Jungczechen bekommen. Nie werden ſich dieſe freudiger die Hände gerieben haben, die politiſche Bildung ihrer Wähler ſo gründlich vernachläſſigt zu haben, als jetzt; eine gebildete Wählerſchaft hätte nach der Lectüre dieſes Buches das ganze Jungczechenthum über den Haufen geworfen. Hunderte von Verſammlungen vermögen nicht alle die Lächerlichkeiten, alle die widerwärtigen Komödien aufzudecken, wie es Machar in dieſem ſeinen letzten politiſchen Werke gelungen iſt. Einigemal bereits erwies ſich der Dichter in ſeinen Werken als ſcharfer politiſcher Beobachter und Kritiker, und die jungczechiſche Partei und Preſſe fühlten wohl, daſs Machar kein Gegner iſt, mit dem man mir nichts dir nichts fertig wird. Darum wurde auch im „Český list“ *) einer ſtändigen Rubrik, enthaltend Beſchimpfungen (eines der kräftigſten Argumente der Jungczechen) Machars, Platz eingeräumt. Nach den „Tristien“ (1893) ſchrie man Zeter und Mordio, ſchied den Verräther Machar aus der Nation aus; nach den „Boží bojovníci“ war es bis auf die obligate, grobe Lection im „Český list“ auffallend ſtill. Sollten die Jungczechen angefangen haben nachzudenken?

Außerhalb Böhmens wuſsten ſich die Jungczechen einen gewiſſen Nimbus zu verſchaffen, aber in ihrer Heimat hat man ſie durchſchaut. Was Hunderte von jungen Leuten fühlten und auszuſprechen nicht wagten, hat Machar mit „machariſchen“ Worten laut und vernehmlich der Welt verkündet. Es iſt das ein Gedicht eines einzelnen, aber ſtattliche Reihen ſtehen dahinter, es iſt ein lauter Schrei des aufrichtigen Abſcheus vor dem Jungczechenthum, den Tauſende von Kehlen zugleich ausſtoßen. Jetzt ſind die meiſten Verſe aus dem „National-Epos“ bereits termini technici geworden, denen man in den meiſten czechiſchen Blättern und Verſammlungen begegnet.

Eine Satire mit bitter-ernſtem Hintergrund, die ihre ſehr wichtige Miſſion noch zu erfüllen hat; ſie iſt ein mächtiger Schlag, der den feſten Bau des jungczechiſchen Polenclubs ins Wanken bringen wird. Machar zieht die Sterbeglocke! Memento te mori!

II.

Machar hat ſeinem Epos eine alterthümliche Form gegeben — er nennt es „ein Epos aus dem 15. Jahrhundert“ — was dem ganzen Werke noch mehr Komik verleiht: Die Jungczechen aus dem 15. Jahrhundert! Wie die meiſten alten Handſchriften weiſt auch dieſe Weinberger viele (natürlich künſtliche) Lücken auf, weswegen manche Theile des Epos nur fragmentariſch vorliegen. Doch nun der Inhalt:

Im Traume erſcheint dem Dichter auf ſtaubiger Straße auf mächtigem Wagen der Zug der „Gotteskämpfer“ (= Huſſiten). Dem entzückten Dichter ſtellt ſich ein Teufel zur Verfügung, die einzelnen Helden ihm namentlich vorzuführen. Mit dem Huſſitenprediger Rokycana, genannt Herold, beginnt er:

„Im ſchwarzen Mantel eingehüllt ein Prieſter,
Der jetzt in heil'ger Weil die Wagen ſegnet;
Ich kenn' ihn, kenn' ihn, Rokycana iſt's.
— — — — — — — — — — — —
Im Herzen hegt er immer nur die Compactaten,
Doch mit der Zunge ſind ſie ihm verhaſst.
Beim Papſt will er persona grata ſein,
Dem Volke ſchmeichelt er ſich als Huſſite ein.“

In ſeiner Begleitung ſehen wir ein altes rieſiges Weib, den Gotteskämpfer Eim:

„Dies Weib hört alles, nichts entgeht ihren Blicken,
Und alles hört ſie, riecht und wittert ſie vom Weiten.
— — — — — — — — — — — —
'Ne gute Wahrſagerin iſt ſie, denn ſogleich
Vermag zu ſagen ſie: „ja unſer iſt der Sieg“,
Da jedes Ding jedoch zwei Seiten hat, fügt ſie hinzu
Und zwar ſofort: „auch fallen können wir im Krieg.“

Es folgen einige minder bedeutende Helden, wie Adámek, Spindler, bis endlich:

„Sieh, hier das iſt ein Taborite ohne Gleichen,
Dem wohl kein einz'ger an die Knöchel reicht:
Wenn er auch nur 'ne Biene trägt im Schild, ein Friedenszeichen,
Kämpft er doch gern; und man weiß, es war nicht leicht,
Daſs durch ſein Müh'n des Reiches Ehr und Schande ſo weit reichen.“

Ja, das iſt der große Tabakpfeifenſtaatsrechtler, der grimme Hauptmann Gregr, der nur große Männer um ſich duldet, denn

„Der daneben, der in ſeiner Hand
Die Fahne hält, Kaſička heißt der Mann,
Des Heeres Feldwebel Mannvulam,
Der ſeit beiſammen hält den Bann;“

man kennt ihn wohl, den Bruder Engel. — Dann kommen in langer Reihe die anderen Helden: Kaizl, der Schiſmatiker, die Radicalen Waiſen (Elephanten) mit Bruder Koháč-Vašatý und auch ein leerer Wagen „des Bruders Sehnal Platz.“

Nun naht, von einigen Getreuen umgeben, das Hauptgeſchoſs, die Marien-Haubitze, die „Narodni listy“-Redaction in der Mariengaſſe mit einem Tuch umebunden unter Obſorge des blutigen Bruders Tuma und ſeiner Genoſſen Schulz, Holeček, „des Kaniers“ Horica, „der Huſſiten Turtane“ Tuch und Kilas. Hinterher werden zwei Munkarren geſchleppt, die wahrſcheinlich den ganzen Schmutz des Zuges in ſich aufnehmen: der eine in das heimliche Arſenal des blutrünſtigen Tuma, die jungczechiſchen politiſch ſatiriſchen „Pfeile“ („Šípy“), der zweite ein Beſtand von Tumas Karten und den Brüdern Sehnal und Pacák. Aus dieſem Kaltonale erkennen wir das berühmte Wochenſchmutzblatt „Český list“.

*) Verlag des „Čas“. — [illegible]

*) [illegible]

Digitized by Google

Nun ſind ſie weg; ſo ſieht ihr Zug aus, doch Žižka, ihren größten Führer, ſieht man nicht. „Blind ſind ſie alle, Žižka keiner unter allen.“ Der Dichter erwacht, um ſofort wieder einzuſchlafen; da ſieht er die Huſſiten an der Arbeit — zu Hauſe. Sie reiſen herum und fordern mit feurigen Reden das Volk zum Kampfe gegen die Kreuzfahrer auf. Als erſter zieht der Tabakspfeifenritter Gregr aus, der mit großem Jubel der Bewohner in einer Stadt ſeinen Einzug hält. Nach einem reichen Mahle hält er eine Rede, in der er die älteſte Geſchichte berührt, ſich ein wenig mit dem neuen Führer der Kreuzfahrer, Kazimir, befaſst, und dann dem Volke verſpricht, auch gegen den Willen dieſes Führers:

„Unſerer Väter Länder
Werden wir erobern,
Dann mit allen Kräften
Ruh' und Friede fördern.“

Dazu hat Bruder Roháč-Vešaý ein Verſprechen vom ruſſiſchen Czaren, und auch in Frankreich waren bereits einige Brüder. Dann beſpricht Gregr weiter das Staatsrecht, indem er geſchwind den einzelnen Brüdern die Functionen im neuen czechiſchen Staate zuweiſt, worauf ihm das Volk auszuharren verſpricht. Kaum hat ſich Gregr entfernt, empfangen dieſelben Städter mit demſelben Pomp einen Biſchof der römiſchen Kirche.

Aehnlich ergeht es auch allen anderen Brüdern, die übrigens auch alle dieſelbe Rede halten.

Da ertönt ein Schuſs. Czechiſches Volk, Gefahr iſt in Verzug! Der Pfaffe Rokyeana-Herold hält von der Marienhaubitze herab eine feurige Rede von großer Accurateſſe, die die verſammelten Brüder zur Tapferkeit auffordert, zur doppelten, denn die Gefahr iſt groß. Und wahrlich eilt alles zu den Wagen, der Landmann, der Profeſſor und auch der Advocat. Die Hauptleute ſitzen bereits oben und überblicken nun ihr Heer; hie und da helfen ſie den Schwachen mit Rath und That. Unter dieſen ſieht man auch neue Geſichtler, darunter das des Bruders Stranský:

„Patriotenmuſter, Weib und Haus und Kind
Ohne Schutz du in der Heimat ließeſt.
Und kamſt zu kämpfen in die fremde Landſchaft
Unter Rokycanas großer Führerſchaft.
Ein Prediger und Kämpfer, würdig deines Meiſters,
Biſt Rokycana du des bunten Adlers.“

Endlich ſind alle Wagen voll, noch einige Todte ſieht man, die liegen gelaſſen werden, darunter Bruder Pargharl. Dann geht es unter den Tönen der Huſſitenhymne, eines bekannten Gaſſenhauers, in die Ferne — in den Kampf.

Dann beſchreibt der Dichter einige kleinere Schlachten, die ſich durch Abweſenheit des Popen Herold-Rokycana auszeichnen; derſelbe weilt bei dem Chrudimer Bruder Komers; nur in der Vorſtellung der Wiener Oper (Parlament), in der ein neuer polniſcher Tenoriſt (Badeni) auftritt, fehlt Herold nicht.

Auf dem Wege nach Tabor treffen wir die Gotteskämpfer wieder. Sybilla-Eim hält vom Wagen herab eine Rede: „Unſer Glücksſtern iſt im Aufgehen begriffen. Der neue Kreuzfahrerfeldherr Neplaval (Badeni) hat die heiligen Rechte der Taboriten anerkannt, ja er iſt geſonnen, den Unterfeldherrn Alba (Thun) ihrem Grolle zu opfern; die Vergangenheit der Taboriten will Neplaval ſogar vergeſſen. Kurz- um, ſeine Seele iſt frei von Haſs. Doch das ‚czechiſche Volk‘ verlangt nur Kampf, und ſo heißt es weiter kämpfen.“ Eim-Sybilla weint, die übrigen Brüder ſind höchſt erfreut, nur Bruder Vešaý traut dem Glücke nicht.

Durch laute Heilrufe auf Neplaval gibt Herold ſeiner Freude Ausdruck, desgleichen auch die übrigen. —

Da naht vom weiten Žižka mit dem wirklichen czechiſchen Volke, ſeinem Heere, unter den Tönen der Huſſitenhymne. Die Führer des „czechiſchen Volkes“ werden vor Angſt wortlos, endlich ernennen ſie in der Aufregung Tuma, den blutrünſtigen, zum Redner. Doch ſie ſollten ſchlecht ankommen:

„Ihr Pfaffenknechte, ihr ſeid meine Kinder,
Ihr vielmal ärgere Tyrannenbrut
Als unſer Feind, ihr meine Kinder?
Wann ſuchte ich Roms Gunſt? Und ihr mein Blut?
Wann bat ich um der Herren Gnad'? Wann
Trug in der Taſche ich die Compactaten je?
Trieb ich von meinem Heer die Hungrigen je fort?
Ihr Paraſitenvolk, ihr habt ein Herz fürs Vaterland?
Ihr meine Kinder? Gottes Donner mögen euch — [illegible]!“

[illegible] Žižkas Antwort. Dann folgt es einen heißen Kampf, die Pſeudohuſſiten fallen einer nach dem anderen, nur der Kanzelhauptmann Tuma und Eim, die kommen lebend davon. Als dann der Teufel die Gefallenen ſammelt, um ſie in der Hölle als Brennmaterial zu benutzen, [illegible] zu winzigen Männlein [illegible].

„[illegible]
[illegible]“

III.

[illegible]

komödie mit den phraſenreichen nichtsſagenden Candidatenreden, das unaufrichtige und regierungsfreundliche Beginnen und ſchließlich ihr politiſch-unanſtändiger Pſeudodemokratismus, dies alles wurde von Machar ſchon früher (das Epos erſchien im 1896er Jahrgang der Revue „Rozhledy“) vorausgeſagt, zu einer Zeit, in der man den Jungczechen ähnliches ſchwer zugemuthet hätte.

Jeder der angeführten Punkte bietet dem Dichter, der ſich bereits in den „Triſtien“ ein politiſches Programm feſtgeſetzt hat, reichliche Gelegenheit, das verabſcheuungswürdige Beginnen der jungczechiſchen Partei anzugreifen und zu bekämpfen.

Doch nicht nur der Politiker Machar ſpricht in dieſem Buche, auch der Dichter kommt zum Worte und im ausgiebigen Maße.

Iſt der Grundgedanke ein überaus glücklicher, ſo iſt die dichteriſche Ausführung, die Form und die Diction eine vortreffliche zu nennen. Da wechſeln dem jeweiligen Gegenſtande angemeſſen die verſchiedenſten Metren ab, Stanzen und heroiſche Hexameter, als auch leichte trochäiſche Strophen. Durch die Satire wird die Polemik gegen die Jungczechen noch intereſſanter; die Machariſche Satire zeichnet ſich dadurch aus, daſs ſie, aus der Wirklichkeit geſchöpft, nichts anderes enthält, als wirkliche Thatſachen, ſo daſs das Buch, welches die Jungczechen als eine tüchtige Abſchlagzahlung von Seiten der „Jungen“ anſehen können, eine fertige Geſchichte der jungczechiſchen Partei und des öffentlichen czechiſchen Lebens iſt. Nicht wenig haben auch die Anmerkungen des Dichters, die im köſtlichen Humor gehalten ſind, und die gelungenen Illuſtrationen dazu beigetragen.

Ueberall ſehen wir Machars dichteriſche Eigenart, aus jedem Verſe erkennt man ihn. Wo er Gegenden und Naturbilder zu ſchildern hat, geſchieht dies mit glücklich gewählten Farben (Machar, der Realiſt), die Perſonenbeſchreibungen ſind ſo gelungen, daſs es nicht ſchwer iſt, die betreffenden Herren ſogleich zu erkennen, umſomehr als ſich der Dichter in den Reden ſeiner Helden ihrem Weſen ſtreng anzupaſſen verſteht (Machar, der Pſychologe). Und bei all dem hat Machar den antiken Anſtrich, den er ſeinen Werken gegeben, auch im Stile ſtreng zu wahren gewuſst; ſo gebraucht er viele Epitheta, ähnliche Stellen haben gleiche Lamung.

Mit den Huſſiten vergleicht Machar die Jungczechen; ja, zeitlich gehören ſie in das 15. Jahrhundert, doch ſonſt iſt zwiſchen beiden ein großer Unterſchied. Die Huſſiten kämpften für ihre Ueberzeugung, den Demokratismus, und mit Recht bilden ſie heute die ſtolzeſten und erhabenſten Erinnerungen jedes Czechen; auf „ihre Nachkommen“, die Jungczechen kann man ſich nicht viel einbilden.

In Machars Buch kann man ein Werk von hohem poetiſchen Werte und von politiſch-agitatoriſcher Bedeutung begrüßen. Ein Nagel in den Sarg der Jungczechen, die Machar zu vernichten begonnen hat und jetzt vernichten hilft. Eine Iliade gedachte er zu ſchreiben, eine Batrachomyomachie iſt's geworden durch die Schuld der Jungczechen. Doch

„Wahrſager gibt's bei uns, die prophezei'n,
Eine Zeit werde kommen der Erlöſung,
Nach Sturm und Regen werde Sonnenſchein folgen,
Ein Friedensregenbogen werde ſtrahlen
Herab auf unſer Land, das reich wird ſein
An Honig und an Milch“. (Machar, „Triſtien“.)

Vítězslav Stein.

Vom Feſtefeiern.

Eben bin ich von der Grieſer Tuchbleiche zurück, wo ich ein „Hiſtoriſches Feſt, Zeit 1417“ mitangeſehen habe; mit angeſehen: man nehme das Wort genau und erwäge ein wenig, was es beſagt. Haupt- und Zeitwort paſſen hier nicht recht zuſammen; zum Hauptwort Feſt gehört von rechtswegen das Zeitwort feiern. Aber ein Feſt feiern heißt im Feſt mit drin ſein, im eigentlichen Sinne an ihm theilnehmen, ein Theil von ihm ſein, es mitmachen.

Wie war es aber zu Gries auf der Tuchbleiche? Eine Anzahl Damen und Herren hatten ſich in Gewänder nach der Trachtweiſe des 15. Jahrhunderts geſteckt und gaben mit Aufzügen, Turnſpielen, Reiterkünſten, Ringelſtechen dem zahlenden Publicum ein buntes, wohlgelungenes Schauſpiel. Das Publicum war keineswegs ein Fremdausdruck für Volk iſt, theilte ſich in zwei „Kategorien“, in Herrſchaften, die drei Kronen gezahlt hatten, und in Leute, von denen nur eine Krone erlegt worden war. Die Herrſchaften ſaßen auf Tribünen, die Leute ſtanden hinter Schranken. Es war eine Art Circus im Kleinen; die einen producierten ſich, die anderen ſahen zu. Wenn eine Nummer ein wenig auf ſich warten ließ, ſo trommelten die Herrſchaften mit ihren Stöcken auf dem Tribünenboden, denn für drei Kronen wünſchten ſie prompt bedient zu ſein; die Leute hinter den Schranken konnten nicht trommeln, weil ſie keine Reſonanz unter ſich hatten, auch waren ſie wohl nicht ganz ſo nervös wie die Dreikronigen. Wer auf der oberſten Tribünenbank ſaß, der konnte bemerken, daſs es [illegible] noch eine dritte Kategorie gab, die draußen gebliebenen, die, [illegible] ähnlich angezogen, [illegible] nur Licht. Einige [illegible] aus ſie [illegible] über die zur Zeit [illegible] Zeitungs-

ſchirme der Tribünendamen hatten. Aber es gab Tribünenherren, die ſich dieſe Unverſchämtheit laut und energiſch verbaten.

Mir iſt dieſes ganze Feſt recht komiſch vorgekommen; nicht in ſeinen Darbietungen, denn die waren aller Ehren wert, aber als „Feſt“ überhaupt und dann als „hiſtoriſches Feſt“. Ich ſah da ein Feſt ohne Volk, ein Publicumsfeſt; das hielt ich mir zuerſt vor und konnte nicht umhin, ſchon das ſehr wunderlich zu finden. Ich muſste an andere Feſte denken, bei denen es beinahe kein Publicum, aber faſt bloß Volk gab, z. B. an die Herz-Jeſu-Feier in Bozen, und dann an ein ſocialdemokratiſches Maifeſt, das ich einmal in München miterlebt habe, und dann gar an die olympiſchen Spiele, die alten, echten. Und da gieng mir mancherlei durch den Kopf, das ich hier ohne ſtrenge Dispoſition ſchriftlich aufheben möchte. Denn wir leben ja in einer Zeit des ſtark betonten ſocialen Pflichtgefühls, und mir ſcheint, daſs es zu den ſocialen Pflichten gehört, nicht bloß an panem, ſondern auch an circenses zu denken.

Zuerſt dieſes „Feſt“, dieſes „hiſtoriſche Feſt“. Ich will mit meinen Ausſetzungen an ihm ganz gewiſs nicht ſeine Veranſtalter treffen oder denen, die dafür ſoviel Mühe und Geſchmack als Mitwirkende aufgewendet haben, etwas von der dankbaren Anerkennung nehmen, die ihnen gebürt. Es intereſſiert mich lediglich als Zeitäußerung, als Anhaltspunkt für die Frage, was man heute unter dem Begriff Feſt ſetzt.

Zuerſt den Zweck dieſer feſtlichen Veranſtaltung. Er iſt im Programm mit den Worten „zugunſten der Erweiterung der Erzherzog Heinrich-Promenade in Gries“ bekundet. Das will beſagen: die Ueberſchüſſe aus den Eintrittsgeldern ſollen dem Ausbau dieſer Promenade und damit allen denen zugute kommen, die am Curleben von Gries intereſſiert ſind, ſei es als Curgäſte oder als Angehörige des Curortes. Dieſer Zweck iſt ohne Zweifel lobenswert, aber es iſt keine Frage, daſs er nicht zu denen gehört, die irgendwie in die Tiefe und Weite des Volkes oder auch nur breiterer Schichten wirken. Es kann für ihn Zuſtimmung geben in Form von Gelderlegung oder perſönlicher Müheaufwendung einzelner, aber man kann mit ihm nicht eine ganze Volksgemeinſchaft zur lebendigen Antheilnahme bewegen. Lebendige Volksantheilnahme aber iſt die Seele eines wirklichen Feſtes. Daher muſste alſo hier das Volk durch zahlendes Publicum erſetzt werden, das als ſolches nun nicht etwa „mitmacht“, ſondern bloß zuſieht und für ſein Geld auch etwas verlangt. Was aber bietet man ihm für ſein Geld, dem P. T. Publicum? Das iſt nun intereſſant genug: man bietet ihm nur das Abbild, das Schauſpiel eines wirklichen Feſtes früherer Tage. Iſt das nicht merkwürdig? Iſt es nicht erlaubt, daraus einige Schlüſſe auf Zeit und Publicum zu ziehen? Womit, woran ergötzt ſich doch hier das Publicum? Mit ſeinem „hiſtoriſchen Sinn?“ Am Abbild einer farbigen Luſt und Kraft, die es ſelber nicht mehr beſitzt? Alſo mit einem gegenwartabgewandten Sinn an gegenwartfremden Dingen? Iſt es ſo? Man wird es nicht anders auslegen können: es iſt wirklich ſo. Dann aber: was beſagt das für dies Publicum? Wohl allerlei; im Umkreiſe unſeres Themas aber dies, daſs es ſelber nicht imſtande iſt, eigene Feſte zu feiern, im Volk mit Volk zu ſein, ſich an ſich ſelber aus eigenen perſönlichen Mitteln zu ergötzen. Dieſe Leute können bloß zugucken oder mitmimen. Das Schauſpiel eines Feſtes nennen ſie ſchon ein Feſt, und theilzunehmen vermögen ſie höchſtens mit ihrem kritiſchen Sinn, der eiferſüchtig darüber wacht, daſs auch ja keine Stilfehler paſſieren.

Es gibt keine Feſte ohne Ideale, und die Ideale ſind es, die einem Feſte den Stil geben. Der Turnierfeſtſtil war der Stil des ritterlichen Ideals, das in der Zeit ſeiner Blüte nicht bloß über dem Adel, ſondern über dem ganzen Volke leuchtete. Daher giengen dieſe Feſte zuweilen in den tödtlichen Ernſt der Gottesgerichte über. Die Verdemokratiſierung des ritterlichen Ideals lebte in der Turnerſchaftsblüte und zeitigte den Stil jener Turnerfeſte, die nicht bloß Paraden über Muskeln, ſondern auch über Geſinnungen waren, und im Stile jener Zeit war Geſinnung und Ideal eins. Dann, als das deutſche Bürgerthum ſich im Ideal der deutſchen Einigkeit zuſammenſchloſs, kamen die Sängerfeſte mit ihrem harmoniſierten Enthuſiasmus, der dem heutigen deutſchen Bürgerthum als der Inbegriff der Phraſe erſcheint. Aber was für Feſte feiert es ſelbſt, dieſes deutſche Bürgerthum von heute? Es marſchiert mit „Augen links!“ am Denkmal Kaiſer Wilhelms des Alten vorüber und denkt an 1870. Es bringt noch einen Parademarſch zuſtande, aber kein Feſt, denn ſeine lebendigen „Ideale“ eignen ſich nicht zu Feſten.

Aber es gibt keine Feſte ohne lebendige Ideale. Eine bloße Erinnerungsfeier, noch ſo ehrlich gemeint und empfunden, iſt an ſich kein Feſt. Ein Feſt im großen Sinne iſt immer der Ausdruck lebendiger Seelenmächte im Volke. Darum war die Herz-Jeſu-Säcularfeier in Bozen ein wirkliches Volksfeſt, denn dieſen Tiroler Bauern, die ſich dabei gar nicht religiös, ſondern herzhaft fröhlich geberdeten, bedeutet das Herz Jeſu mehr als ein Symbol, es iſt ihnen der lebendige Inbegriff all ihrer Lebensunterlage. Sie beten zu ihm und ſind fröhlich in ihm. Eine Feier, die den Bund mit ihm erneut, eine grundchriſtliche Feier alſo, iſt für ſie der Ausdruck von Empfindungen, die, bewuſst oder unbewuſst, noch immer jedem Tag Trieb und Ziel geben. Hier ſah keiner zu, hier machte jeder mit, und wenn dabei die meiſten Trachten trugen, die ſchon ihre Väter abgelegt haben, ſo war das doch keine Maskerade, ſondern ein Feſtkleid, das jeder ausfüllte, als hätte er nie ein anderes getragen.

In dieſem Falle handelt es ſich um ein Sonderideal, das der überwiegenden Mitwelt als rückſtändig erſcheint; aber was kümmert das den, der dieſes Ideal noch **hat**? Er beneidet die nicht, die ſeiner Feſtfreude nur zuzuſchauen vermögen, und die Zuſchauenden haben keine Urſache, ihn zu bedauern, und wenn ſie ſelber nicht imſtande ſind, gleich lebendigen Idealen frohe Feſte zu richten, ſo dürfen ſie auch nicht die Naſe über ihn rümpfen, denn er iſt trotz allem mächtiger als ſie.

Dies gilt auch für den Fall, daſs Ideale gefeiert werden, die nicht in der Vergangenheit, ſondern in der Zukunft liegen. Dieſer Art ſind die Feſte der Socialdemokraten. Es fehlt ihnen ſehr an Geſtalt, ſie haben etwas Ungefüges, ja zuweilen Barbariſches. Wer ſie oberflächlich anſieht, könnte ſie für Veranſtaltungen halten, die lediglich den Zweck haben, Eſſen und Trinken mit Vocal- und Inſtrumentalmuſik zu begleiten. Schönheit ſucht man vergeblich, alles Aeußerliche iſt nüchtern; die einzige Farbe, die aus dem Gewimmel von Schwarz und Grau hervorſticht, das Roth, wird lediglich demonſtrativ verwertet. Und doch ſind dies Feſte im ganzen und guten Sinne des Wortes, Feſte, die auch auf den andersgeſinnten Betrachter ſtark wirken, und die man nicht mit ein paar Worten aus dem gegneriſchen Leitartikellexikon abthun ſollte. Es iſt ein großer gewaltiger Zug in ihnen, man merkt es ihnen an, daſs ſie nicht arrangiert, ſondern der Ausdruck eines Geiſtes ſind, der dieſe Maſſen zu einem ſeeliſchen Organismus von mächtiger Triebkraft macht. Eine Zuverſicht zum endlichen Siege iſt ihre Dominante, der Glaube bewegt ſie. Die großen Worte in den feierlichen Reden, die brauſenden Ergüſſe in den dröhnenden Liedern, die krampfhaft heldiſchen Poſen in den bengaliſch roth beleuchteten lebenden Bildern ſind es nicht, die dieſen Eindruck machen, ſondern es iſt dies der Zuſammenklang der tauſend in einen Accord, das ſtromhafte Zuſammengehen dieſer Maſſen, die **ein** Körper, **ein** Weſen zu ſein ſcheinen. Jeder Heiterkeitsausbruch, jede noch ſo gewöhnliche Veranſtaltung, der Tanz der jungen Leute, das Spielen der Kinder, alles drückt ein und dasſelbe aus: den Gedanken des neuen Bundes der Arbeit zur Eroberung der Zukunft. Darum gehören dieſe Feſte keineswegs in die Claſſe der Demonſtrationen, die ſich an die Gegner wenden, ſondern es ſind nothwendige Schöpfungen dieſer nach **einem** Ziele bewegten Maſſe für ſich ſelber. Eine ſo mächtige Idee wie die ſocialiſtiſche drängt, wie jede andere in die Menge gedrungene Idee, zu einem künſtleriſchen Ausdruck ihrer ſelbſt. Die Maſſe, die von einer Idee beherrſcht wird, empfindet genau ſo wie der im Banne einer großen Idee ſtehende einzelne das Bedürfnis, aus ſich und durch ſich ein Bild dieſer Idee aufzurichten als künſtleriſche Vorwegnahme der Wirklichkeit. So ſind Feſte Aeußerungen des Kunſttriebes der Menge, Maſſenkunſtwerke, bei denen die Maſſe Meiſter und Material zugleich iſt. Wo ein Volk oder eine Claſſe aus ſich heraus keine echten Feſte mehr zu ſchaffen vermag, da fehlt es am idealen, am productiven Glauben, an der Zuverſicht zu ſich ſelber.

Der einzelne vermag ſo gut wie nichts dabei, wenn anders er nicht einer von den ganz großen, den beſtimmenden iſt. Aber auch dieſe müſſen vorſichtig in der Zeit ihrer Geburt ſein. Man denke an Richard Wagner und ſeinen Bühnenfeſtſpielgedanken. Enthielt der nicht den Plan eines deutſchen Olympia im äſthetiſchen umfaſſenden Sinne eines großen alldeutſchen Kunſtfeſtes? Sollte er nicht dem Reiche die Kunſtweihe geben? Dem deutſchen Volke ein Feſt der Kunſt zu rüſten, war der Gedanke des Meiſters, aber dieſer Gedanke war zu unzeitgemäß, um Erfüllung zu finden. Bayreuth iſt eine muſikaliſche Andachtsſtätte für einen Adeptenkreis aus aller Welt geworden.

Die Mitarbeit des Volkes an dem Kunſtwerk eines ſolchen Feſtes hat gefehlt. Die Mitarbeit, das will hier ſagen, die Fähigkeit und Luſt zur Reſonanz. Denn auch bei einem Schaufeſt, wenn es mehr ſein ſoll als eine gewöhnliche Schauſpielveranſtaltung, muſs das Volk mitwirken als ein ebenſo weſentlich thätiger Theil wie die ſchaffenden und die darſtellenden Künſtler. Wir können uns das heute kaum mehr vorſtellen, und doch iſt es in Hellas Wirklichkeit geweſen, ja wohl auch in den Zeiten der chriſtlichen Myſterienbühne. Die Griechen erfuhren in ihren Bühnenfeſtſpielen ſehr viel mehr als ein bloß äſthetiſches Vergnügen, ſie empfanden das Hochgefühl einer großen nationalen Exiſtenz, ſie beſuchten nicht ein Theater, ſondern ſie feierten ein Feſt ihrer Eigenart, ſie genoſſen in feſtlich gehobener Stimmung das Höchſte an Geiſt und Schönheit, das ihr Weſen zu erzeugen vermochte. Die Feſtſpiele waren Hochmomente ihrer ganzen Cultur, in denen ſich künſtleriſch, in einen weiten Rahmen gefügt, ein Bild ihrer höchſten idealen Güter vor die Seele des Volkes ſtellte.

Wir haben nichts, das wir damit vergleichen könnten, es ſei denn, daſs wir in unſeren Militärparaden das feſtliche Schauſpiel erkennen wollten, in denen unſere Zeit den Ausdruck ihres Weſens erblickt. Als Maſſenkunſtwerk von eigenem Stil und als ſehr getreues Bild des herrſchenden Geiſtes ſind dieſe militäriſchen Feſte auch [illegible] mit dem Weſen des Feſtes verwandt, aber da die [illegible] Maſſen nur als [illegible] Material verwendet werden und die [illegible] die feſtliche Darſtellung ihres Ideals [illegible], ſo werden wir uns dieſer Analogie nicht [illegible]

Digitized by Google

Und doch ſind ſie die einzigen Feſte, die heute der Staat gibt. Am Material fehlt es ihm nicht, aber am mitwirkenden Volke. Mit den Feſtlichkeiten der Kirche ſteht es, von Ausnahmen in einzelnen katholiſchen Gebieten abgeſehen, nicht viel anders. Bleibt alſo nur das Volk, und das feiert, wenn es ſocialdemokratiſch iſt, den erſten Mai, oder aber es läſst ſich irgend einen Gſchnas vormachen, am liebſten „hiſtoriſcher Natur".

Wer aber weder an Paraden, noch an Proceſſionen, noch an rothfahnigen Maifeiern, noch an Gſchnas feſtliche Freude zu empfinden vermag, was ſoll die arme Zeitwaiſe thun? Es gibt nur eine paradoxe Antwort darauf: einſame Feſte feiern.

Schloſs Englar im Eppan. Otto Julius Bierbaum.

Kleine Kunſtchronik.

Ende Mai.

Vor einigen Wochen wurde die 25. Jahresausſtellung der Wiener Künſtlergenoſſenſchaft geſchloſſen.

Die fünfundzwanzigſte, eine Art Jubiläum, aber ein Jubiläum ohne Glanz. Die Wandverkleidung der Säle — die decorative nämlich, beſtehend aus gefälteltem Wollſtoff — war etwas freundlicher als gewöhnlich, und der Katalog hatte 63 Seiten Illuſtrationen. Das war alles. Nein, noch eine erfreuliche Ausnahme fand ich. Die Zahl der ausgeſtellten Sachen betrug nicht viel mehr als 450. Das iſt erſtens an und für ſich gut, weil die Ueberhäufung mit Objecten bekanntlich den Sinnen und der Urtheilsfähigkeit ſchadet. Und war zweitens in dieſem beſonderen Falle doppelt gut, weil es leichter und angenehmer iſt, 450 Kunſtwerke ärgerlich oder langweilig zu finden als mehr. Doch ich will nicht einem ſchlechten Witz zuliebe ungerecht ſein. Ich berichtige alſo, daſs die Aergerlichkeiten oder Langweiligkeiten etwa um 30 weniger betragen haben. Immerhin ein beträchtlicher Theil, nach dem Verhältnis 45 : 3. In den Ausſtellungen der Münchener Seceſſion pflegte das Verhältnis ein anderes zu ſein. Allein der verehrte Leſer iſt vermuthlich weniger nach dieſer Statiſtik, als nach den 30 Ausnahmen begierig, die ich ihm verſprochen habe. Und wenn er ein erfahrener Kunſtfreund iſt, ſo glaubt er mit Schadenfreude daran, daſs ich in der Aufzählung vorzeitig ſtocken und mich blamieren werde. Du irrſt diesmal, lieber Kunſtfreund, ich wills dir beweiſen. Da war ja vor allem Vallgren der Finnländer und Pariſer, dieſer entzückende Kunſtgourmet, dieſer Salon Plaſtiker mit den unendlich feinen Fingerſpitzen und der friſcheſten, wärmſten Poeſie in der Erfindung. Der nahm in der Ausſtellung ungefähr zehn Nummern in Anſpruch. Zum Drittheil bin ich alſo gerechtfertigt. Im Plaſtikenſaal ſtand aber auch noch eine nahezu lebensgroße, braungetönte Gipsgruppe, die „Ueberlieferung" heißt und von einem mir und wahrſcheinlich auch manchem anderen unbekannten Spanier namens Auguſtin Querol ſtammt. Das war eine ganz bedeutende elfte Nummer meiner Auswahl. Wer's nicht geſehen, muſs es ohne Erklärung hinnehmen; ich ſchreibe eine kleine Kunſtchronik. Nun aber füge man zu dem Genannten aus der Abtheilung Malerei noch die kräftigen, faſt allzukräftigen Werke des Niederländers Courtens, die Oſtſeebilder von Douzette, die ſprühend warme Farbenfülle von Thaulow — franzöſiſche Straße im Abendlicht — fernerhin die netten Sachen der Münchener Erdtelt und Zürcher, die Dettmann'ſchen Aquarelle, die nervöſen Köpfe der hochbegabten Kurowski, die tüchtigen Exemplare aus dem Nachlaſſe des Karlsruhers Baiſch und eine hübſche „Abendſonne" von Stagura aus Dresden. Stimmt die Rechnung noch nicht? Ich habe leider zu zählen vergeſſen. Jedenfalls will ich zur Vorſicht noch ein intereſſantes Genrebild von Frau Wiſinger-Florian erwähnen und die, wenn auch mit einem Stich ins Ennuiöſe, ſehr intereſſanten Porträts des Lemberger Malers Auguſtynowicz. Mit ihrem Ueberreichthum an Charakteriſtik, an Farben und Reflexen — Auguſtynowicz zerlegt faſt jede Lichtfläche in vielfältige Farbennuancen — muthen dieſe Bildniſſe wie bildgewordene Dichtungen der ſlaviſchen, ſpeciell ruſſiſchen Naturaliſtenepoche an. Doſtojewski etwa charakteriſiert ſeine Menſchen nach einer ähnlichen Manier.

Doch ich will mich nicht in Impreſſionen verlieren. Mein Verſprechen habe ich eingelöst, lieber Kunſtfreund, und damit bin ich eigentlich fertig. Nur ein paar Zeilen lang will ich noch mit dir disputieren, über Dinge, die du in meiner Collection vielleicht vermiſst haſt. Daſs der Herr Benczur Gyula aus Budapeſt ein Künſtler und ſeine Wandtapete — „Die Rückeroberung Ofens 1686" — ein Bild iſt, glaubſt du wohl auch nicht. Aber du weiſt, wenn du am Wiener Kunſtgeleier biſt, vermuthlich auf unſere heimiſchen Porträtiſten Pochwalski und Horowitz ſchwören. Sch[illegible] mal Unrecht. Pochwalski, der vielleicht einmal eine Art von Kaufmann, wenn auch niemals eine Perſönlichkeit war, verſchlendert [illegible] Galeriemanier. Das Porträt des Herrn von [illegible] todt, gar, todt. Und Horowitz [illegible] die [illegible] [illegible] Methode, [illegible] nicht ganz [illegible] [illegible]

mindeſt ſo ſehr wie der Berliner Bildungsdurchſchnitt vom Wiener . . . Imponiert dir am Ende der Maler Iſidor Kaufmann, der für ſeine Farbendarſtellung, wie polniſche Juden beten, von irgend jemandem preisgekrönt worden iſt? Das könnte ich nicht begreifen. Daſs die allerbrutalſte Talentloſigkeit und Seelenblindheit bloß deshalb zu Ehren kommen ſoll, weil ſie nicht in der Tiroler Bauernſtube, ſondern im oſtgaliziſchen Culturleben ihre Opfer ſucht — das leuchtet mir nicht ein. Was für ein Genie iſt, gegen Kaufmann gehalten, der Stoſsmaler Gyſſow, der doch an ſich gar kein Genie iſt! So ändern ſich die Maßſtäbe, wenn man ſich einmal auf das Niveau unſerer heimiſchen Genoſſenſchaftskunſt und des dazugehörigen Verſtändniſſes herabläſst. Allein, ſo wirfſt du mir ein, wir haben ja auch eine junge, moderne Bilderkunſt, oder nicht? In der letzten Ausſtellung hatten wir ſie nicht. Moderne Geſinnung war allerdings in ein paar Arbeiten. Aber wie ſahen dieſe Arbeiten aus? Veith hatte ein asphaltbraunes Bild von äußerlicher, erzwungener Poeſie und Goltz . . . . Lieber nicht!

Geſtattet man von mir, daſs ich die Legende des reclametüchtigen Fräulein Ries, Bildhauerin, ein wenig lüfte? Das iſt nicht leicht. Fräulein Ries iſt nämlich nicht talentlos. Aber ihre außerordentliche Beliebtheit in der Zeitungsnotizen-Oeffentlichkeit ſtößt den Beſonnenen ab. Eine fertige Künſtlerin iſt die junge Dame noch lange nicht. In der letzten Ausſtellung war ihr „Lucifer". Ganz affectiertes, unwahres und unverſtändliches Pathos, auch kindiſch ausgedrückt: ein Mann, der mit dämoniſch gerunzelter Stirnhaut vor ſich hinſtarrt und die Fauſt in die Wange gräbt. — Auch Straſſer („Libyerkönigin" und „Schwerttänzerin") veräußerlicht ſich in ſeinem Beſtreben, „kraftvoller Techniker" zu ſein. Und er verwechſelt naturaliſtiſches Princip mit naturaliſtiſcher Kunſt.

Die Jahresausſtellung iſt nunmehr geſchloſſen, und das Künſtlerhaus dient zur Zeit, wo dieſe Zeilen geſchrieben werden, den Zwecken des Radfahr-Blumencorſo. Nur im erſten Stockwerk dämmert melancholiſch ein Bild: eine erfrierende Eismeer-Expedition, gemalt von Payer. War Payer erſt Nordpolfahrer oder Nordpolmaler? Das Bild gibt darauf keine beſtimmte Antwort. Jedenfalls kann man ſagen: Payer hat die geiſtloſe, conventionelle Maler-Schablone der gemäßigten Zone nach dem Nordpol mitgenommen. Seine Ateliermanier war ſtärker als zehn Grad Kälte und Eisbären. Es iſt ihm gelungen, aus unerhörten Todesgefahren und kämpfenden Elementen ein wohlcomponiertes Galeriebild der älteren Schule zu machen.

*

In der Galerie Miethke hängen zur Zeit mehr als zweihundert Werke des Wiener Akademieprofeſſors Franz Rumpler: Oelgemälde, Aquarelle, Zeichnungen.

Für die Wiener Malerei bedeutet dieſe Ausſtellung die bedeutendſte Erſcheinung zumindeſtens eines Jahrzehnts. Rumpler iſt für ſich allein eine ganze Seceſſion. Ein Künſtler auf ſich ſelbſt geſtellt, ſchaffend im Verborgenen, wie einer, der nach geheimen Schätzen gräbt. Zwölf Jahre lang war er künſtleriſch verſchollen und wurde im Chor der Wiener Genoſſenſchaftsmitglieder — Maler nennen ſie ſich ſelber — nicht mitgezählt. Nur hie und da, am eheſten noch von jungen Akademieſchülern, hörte man ſeinen Namen rühmen. Vor wenigen Wochen nun kam die Enthüllung ſeiner Arbeiten, und heute weiß bereits ein Theil Wiens, daſs da ein vollendeter Künſtler für die Mitwelt gerettet worden iſt. Ihn nach einer äußeren maleriſchen Eigenart mit einem Schlagwort zu charakteriſieren iſt nicht möglich. Dazu iſt er eine zu reife und durchgebildete Perſönlichkeit. Wollte man ſeine Natur im höheren ſubjectiven Sinne erklären, ſo drängt ſich der Vergleich mit einem auf, der kein Maler aber auch ein Wiener Seceſſioniſt war: mit Grillparzer. Beide haben ſich zurückgezogen und eingeſchloſſen. Und bei beiden dürfte dasſelbe daran ſchuld geweſen ſein: der Mangel einer allgemeinen künſtleriſchen Bildung in ihrer Heimat, die tödtliche Starre im Schaffen und Genießen ihrer Umgebung. An dieſem öſterreichiſchen Mangel, unter dem unſere mittelmäßigen Talente ſo ſchwer leiden, ſind Grillparzer und Rumpler zu ihrer beſten Eigenſchaft emporgeſteigert: zur Einſamkeit und Stille ihres Schaffens und — als Folge derſelben — zu jener einzigartigen Concentration, die ihre Werke bedeckt. Rumpler malt Landſchaften, Figuren und Verbindungen beider; daneben noch Stillleben, Interieurs und Straßenbilder. Er iſt ein Naturmaler ohne Affectation und äußerliches Raffinement. Er erzielt eine außerordentliche Verfeinerung und Verinnerlichung ſeiner Landſchaften, ohne Stiliſt, ohne Farbenſchwelger zu ſein. Er arbeitet mit gedämpften und nicht zahlreichen Tönen und trägt die Farben mit breiter, glatter, ſolider Manier auf und ohne Verſuch, ſie plaſtiſch zu [illegible]. Aber er weiß ſeinen Bildern eine Harmonie zu geben und eine [illegible] Zuſtand, die einzig iſt. Wie der [illegible], den er ſelber auf ſeiner „Flucht nach Egypten" gemalt [illegible], ſchließen ſich alle ſeine Bilder [illegible] zuſammen. Jedes derſelben hat eine [illegible] Blumentheile. Jedes derſelben [illegible] und den der [illegible] keine [illegible] verſtanden, [illegible] Abend[illegible] ſchattenhaft [illegible] Manier

Digitized by Google

eines Bauernhauſes, die in der drohenden Gewitterſtimmung doppelt hell aufleuchtet. Oder der Maler ſtellt ein Bauernmädchen in einen Gemüſegarten und läſst das Licht der untergehenden Sonne von der weißen Leinenblouſe des Mädchens auffangen und mit einer luminiſtiſch virtuoſen Deutlichkeit zurückwerfen. Auf einem anderen Bilde wieder („Proceſſionen") iſt es das warme blühende Roth von Bannern, Bändern und Frauenkleidern, das den Stimmungston angibt. Und ſo fort. Rumpler iſt, wie ſchon erwähnt, auch Figurenmaler. Und dieſelbe Feinheit und — es drängt nach dieſem Worte — Feierlichkeit der Auffaſſung, die ſeine Landſchaften durchwärmt, zeichnet ihn auch hier aus. Hier nimmt er freilich das Stiliſieren, und zwar einen gewiſſen Archaismus, als Ausdrucksmittel zu Hilfe. Botticelli, Holbein der Jüngere, Murillo und — in ſeinem ausgezeichneten Selbſtporträt und Tilgnerbildnis — Rembrandt klingen merkbar an. Ob der Wert dieſer Bilder dadurch beeinträchtigt wird, iſt ſchwer zu beantworten. Keineswegs iſt der Maler ſelber dadurch innerlich beeinträchtigt worden. Das beweiſt am beſten ein Blick auf die Interieurs — „Der Herr Verwalter" iſt das köſtlichſte — Aquarelle und Zeichnungen, die mit einer oft an Leibl erinnernden Friſche und Urſprünglichkeit hingemalt ſind, ohne daſs ſie dabei den eigentlichen Charakter Rumplers verleugnen: Zartheit, Delicateſſe.

Und im übrigen will ich Rumpler nicht mit kritiſcher Gründlichkeit zerlegt haben. Das Gefühl ſtiller Harmonie, das von dieſer in ſich vollendeten Künſtlernatur ausſtrömt, will ich nicht gewaltſam in mir zerſtören. Es wäre auch widernatürlich. Der ganz ungetrübte Genuſs iſt immer etwas Unzerlegtes, Unverſtändliches. „Je mehr du nach ihm greifſt, je mehr entwird er dir." Das gilt nicht nur vom Gott des Angelus Sileſius.

*

Am rechten Flügel der Burgfaçade prangt jetzt ein neuer Monumentalbrunnen, ein Werk Eduard Helmers.

Um Sandſteinblöcke vertheilt, ragt aus der ſchmalen flachen Maueruiſche eine bewegte Marmorgruppe hervor, eine Allegorie: „Oeſterreichs Macht zu Lande". Der cäſariſche Jüngling, der auf einer vorſpringenden Felsplatte am Rande eines Abgrundes ſteht, wehrt mit dem vorgeſtreckten rechten Arm einer ſtürmiſch drohenden Titanenſchar. Der Jüngling iſt von ſchlanker Geſtalt, von claſſiſcher oder eher ſchon claſſiciſtiſcher Gradheit der Körperlinien; die Titanenleiber ſind maſſiv, aufgedunſen, barock. Dieſes eklektiſche Zurückgreifen auf ältere Stile iſt natürlich beabſichtigt, und in der Wirkung, die ſich daraus ergibt, liegt der größte Vorzug des Werkes. Mit Intelligenz, Geiſtreichthum, berechnender Abſicht hat Helmer hier ein Problem gelöst, das einem naiveren Künſtler faſt unbeſiegbare Schwierigkeiten bieten muſs.

Der Bildhauer konnte ja in dieſem Falle weder ſeine Phantaſie, noch ſeine perſönliche Technik ſich frei entfalten laſſen. Seine eigentliche Aufgabe war es vielmehr, der feinſinnige, ſtilgewandte Ergänzer zu ſein, der die vorgezirkelte Niſche eines hiſtoriſchen Bauwerks im Sinne des Ganzen geſchmackvoll zu decorieren weiß. Auf die Barocke Fiſchers von Erlach muſste ſeine Arbeit geſtimmt werden. Und dieſe Einſchränkung erfuhr wieder eine Einſchränkung. Bei der unbedingten Stilanpaſſung durfte es der Bildhauer nicht bewenden laſſen. Es galt ja nicht, ein akademiſches Kunſtſtück für Muſeumszwecke liefern. Mit der Stilanpaſſung muſste die Rückſicht auf den neuen Straßenzug, auf die moderniſierte Umgebung und vor allem auf den nicht-gelehrten Geſchmack von heute in Einklang gebracht werden. Das gibt zwei einander entgegengeſetzte Forderungen. Dazu kommt endlich noch das vorgeſchriebene Thema — Oeſterreichs Macht zu Lande — das ſowohl an ſich, als insbeſondere wegen des engen Rahmens, der da zur Verfügung ſtand, eine Schwierigkeit mehr bedeutet. Daſs ich alle dieſe Umſtände hier zur Sprache bringe, hat ſeinen guten Grund. Ich glaube, daſs ſich erſt aus dieſer Compliciertheit der Aufgabe die ganze Compliciertheit der Helmer'ſchen Löſung und der hohe Grad ihrer geiſtigen Durcharbeitung erkennen läſst. Helmer war ſo klug, von allem Anfang an kräftig und deutlich zu ſtiliſieren, das heißt: die abſichtliche Anlehnung an hiſtoriſch gegebene, nicht natürliche Formen und Linien und das freie Spiel mit denſelben merken zu laſſen, ja zu betonen. Durch dieſes geiſtreiche Auskunftsmittel gelang es ihm, gewiſſermaßen einen Vereinigungspunkt der beiden auseinandergehenden Vorbedingungen ſeiner Arbeit zu gewinnen. Es gelang ihm einerſeits, der hiſtoriſche Ergänzer und Stilcopiſt zu ſein, den ſeine Aufgabe erfordert. Und andererſeits erzielte er doch auch (da er nicht bloß Stilcopiſt, ſondern auch Stiliſt war und mit ſeinen Muſtern frei combinierend ſpielte) eine moderne Wirkung. Er entſprach auch dem naiven nichthiſtoriſchen Urtheil und dem modernen Straßenbild.

Stiliſiert iſt am Helmer'ſchen Brunnen vor allem die Compoſition. Das wird ſo recht deutlich, wenn man daneben das Gegenſtück an der Burgfaçade, den Monumentalbrunnen Weyrs betrachtet. Die Mängel in der Compoſition der Weyr'ſchen Gruppe ſind ſchon anderthalb Jahr lang bekannt; ſie wurden ja gleichzeitig mit dem Werk enthüllt. Aber die Arbeit Helmers weiſt erſt das richtige Licht darauf. Weyr hatte ſelbſtverſtändlich gleichfalls gegen alle oben erwähnten Schwierigkeiten zu kämpfen, vielleicht ſogar noch gegen einige mehr, weil ſein Darſtellungsgegenſtand — Oeſterreichs Macht zur See — mit einem Schiffsſchnabel und ähnlichen unangenehmen Dingen, die er vorſchrieb, das architektoniſche Problem noch um ein Beträchtliches verwickelter machte. Das ſei anerkannt. Aber Weyr, der naive, ſinnlich derbe Plaſtiker, ſcheint verwickelten Aufgaben überhaupt weniger gewachſen zu ſein als das Raffinement Helmers. Es iſt ſchon charakteriſtiſch, daſs die Haltung der Weyr'ſchen Auſtria trotz des ſchönen modernen Wiener Frauenmodells und der angeſtrebten Natürlichkeit conventioneller ausſieht, als die ſtiliſierte Poſe des griechiſch-römiſchen Helmer'ſchen Jünglings. Bei dieſem würde ich mir nur den abwehrenden Arm lebhafter in der Bewegung wünſchen, was auch der getragene Stil des Ganzen verlangt. Vollends aber der Aufbau der Gruppen gegen die krönende Figur empor wirkt bei Helmer in ſeiner ſtiliſierten Symmetrie beſſer. Seine Form iſt die eines Dreiecks. Die linke Seite, die mächtig vorladet, wird von zwei Machtſtürmern gebildet, deren einer ſich bis zur Felsplatte emporgerungen hat, während der andere rücklings in die Tiefe fällt; die rechte Seite iſt durch einen emporſtrebenden Schlangenkörper und die ausgebreiteten Schwingen eines Adlers bloß angedeutet. Der Hauptvorzug der Gruppe aber, ſpeciell gegenüber der in zwei ſenkrechte Hälften getheilten Weyr'ſchen, iſt der Abſchluſs nach unten. Helmer läſst nämlich einen dritten Titan ſich mit dem Rücken gegen die ganze Felsplatte ſtemmen, wodurch eine für die Harmonie des Ganzen ſehr wichtige Grundlinie gewonnen wird.

Stiliſiert iſt aber der Helmer'ſche Brunnen auch noch in anderer Hinſicht, im Detail. Von den Leibern der Titanen und den Körperlinien des Cäſars habe ich ſchon geſprochen. Aber auch die Köpfe dieſer Geſtalten ſind darauf geſtimmt. Sie zeigen hart geſchnittene Geſichter, in welchen der Affect ſich wie in ſteifen Theatermasken äußert. Die Weyr'ſche Feinheit und Kraft im naturaliſtiſchen Detail iſt hier nicht zu finden. Aber ich glaube, daſs auch dieſe Härte und Steifheit nicht ohne höhere Bedeutung ſind. Es läſst ſich vollkommen begreifen, daſs ein Vorwurf wie der vorliegende — Oeſterreichs Macht, im ſiegreichen Kampfe gegen die Böſewichter! — nach einer Stiliſierung des Gefühlsausdrucks und theatraliſchen Masken verlangt. Die dritte der großen Schwierigkeiten, die ich oben erwähnte, die des Themas, ſcheint mir damit glücklich überwunden zu ſein.

Als Schluſsfolgerung ergibt ſich aus meiner ganzen Betrachtung: Je mehr ſtiliſiert und äußerlich, deſto gelungener iſt eine ſolche hiſtoriſch-officielle, in jeder Hinſicht eingeengte Schloſsverzierung. Das Allerrichtigſte wäre meines Erachtens ſogar eine bloß decorative Zuſammenſtellung barocker Motive und Stilformen, ohne jede Spur eines Naturalismus, ohne alle moderne Erfindung und ohne Beſeelung des ſeelenloſen Themas. Helmer hat ſich dem nach Möglichkeit zu nähern verſucht, das habe ich an ihm gelobt.

Alfred Gold

Peter Altenberg.

Wenn ich jemanden beneiden könnte, ſo iſt es unſer Peter Altenberg. Einen ſolchen Erfolg würde ich mir wünſchen: gleich der Liebling aller Kenner und bei den Leuten des bloßen Verſtandes ſo verhaſst zu ſein! Enthuſiaſtiſch ſprechen die Künſtler ſeinen Namen aus und die anderen ſind wüthend. Etwas Schöneres kann man ſich doch nicht denken. Selig wandelt er, viel geliebt, ſo dahin und lacht die dumme Menge der „Geſcheiten" aus, die ihn nicht begreifen dürfen und ihn haſſen müſſen: denn er iſt der reine Künſtler, der nirgends die Region des bloßen Verſtandes ſtreift; dieſem fehlen die Organe für ihn. Der Verſtand kann ja mit der Kunſt nicht in ihrer Sprache reden. Dies gehört zu den traurigen Dingen des Lebens. Es hat zur Folge, daſs ſich edle Künſtler über gute Leute erbittern und daſs brave Menſchen, die doch das beſte wollen, ungerecht werden, ja noch mehr: bei allem Sinn, der ſonſt ihr Thun und Trachten lenkt, ſich lächerlich betragen und Thörichtes ſagen. Ich habe darum oft nachgedacht, ob man ſich nicht einmal als Vermittler der Kunſt beim Verſtande bemühen ſollte, um ihm aus ſeiner Noth zu helfen. Das will ich jetzt mit Altenberg verſuchen. Ich will ſehen, ob ich nicht das Geheimnis ſeiner Werke in eine Formel abziehen kann, die vielleicht auch die Unkünſtler verſtehen werden, indem ich zu ihnen in ihrem Dialect des Verſtandes über ihn ſpreche. Auf dieſe beſcheidene und arme Weiſe gedenke ich zugleich dem theuren Dichter für die Luſt zu danken, die ich ſeinem neuen Buche* ſchulde.

Zu den „Barbaren", wie Barrès ſie genannt hat, würde ich über Herrn Peter ſagen:

Erinnern Sie ſich an zwei Erfahrungen, die wohl ſchon ein jeder von Ihnen gemacht hat. Sie haben gewiſs in Ihrer Jugend, als Sie zum erſten Mal die Geſtalten idealer Dichtungen erblicken durften, Großes empfunden und ſich für das Heroiſche begeiſtert. Jeder hat doch einmal um den Max Piccolomini oder den Poſa oder den Buben Georg geſchwärmt und ſich verſprochen, ſolchen Muſtern bei ſich nachzueifern. Später ſind Sie freilich, das gemeine Leben in der Nähe betrachtend, an Ihren Wünſchen irre geworden: denn nirgends war ein Max oder Poſa zu ſehen. Sie haben bedauert, daſs die ſchönen Verheißungen der Jugend von unſerer Erfahrung nicht gehalten werden, und traurig haben Sie gefragt, ob es denn wirklich keine Helden mehr gebe. Das iſt Ihnen ein großer Schmerz geweſen. Aelter werdend, ſind Sie jedoch immer ſicherer geworden, daſs an

* [illegible] S. Fischer. [illegible]

Digitized by Google

jenen Idealen doch etwas ſein muſs. Wenn wir ihnen auch nicht auf der Straße begegnen, ſie ſind doch irgendwie in der Menſchheit lebendig: ſo haben Sie ſich immer wieder getröſtet. Dieſes Vertrauen wollen Sie ſich nicht nehmen laſſen. Nicht wahr, das hat jeder von Ihnen ſchon empfunden?

Die andere Erfahrung werden Sie bisweilen im Theater bei Wiener Poſſen oder auch bei den Stücken der ſogenannten „realiſtiſchen" Gattung machen. Da kommen Leute vor, wie Sie ſie alle Tage ſehen, und Sie freuen ſich, wie treu ihr Gebahren mit den kleinſten Zügen copiert wird. Ja, rufen Sie aus, ſo ſind die Menſchen, genau ſo — da iſt jede Geberde echt, jeder Ton iſt da getroffen! Aber ich wette: es wird Ihnen ſchon geſchehen ſein, daſs Sie nachher auf einmal nachdenklich geworden ſind; Sie haben dann bemerkt, daſs Sie doch „nicht recht befriedigt" waren. Hin und her ſinnend haben Sie ſich ſchließlich geſagt: freilich, jede dieſer Figuren iſt ſchon echt, ſo ſind die Menſchen ja, genau ſo, aber die Menſchheit iſt damit noch nicht complet, die Summe dieſer Figuren macht doch nicht die ganze Menſchheit aus! Sie können das nicht beweiſen, aber fühlend wiſſen Sie es. Sie vermiſſen etwas; nennen können Sie es freilich nicht gleich. Aber es iſt Ihnen gewiſs, daſs wir mehr wollen. Das Ideale, ſo drücken Sie es gern aus, fehlt da leider und darauf dürfen wir nicht verzichten.

Erlauben Sie nun, daſs ich Ihre zwei Erfahrungen reſumiere. Stellt man Ihnen den Max oder Poſa vor, ſo bedauern Sie, daſs ſich ihre heroiſchen Geſtalten in keinem Kaffeehauſe zeigen; das iſt es doch ſchließlich, nicht wahr? Stellt man Ihnen aber Leute vor, wie ſie in jedem Kaffeehauſe zu finden ſind, ſo bedauern Sie wieder, daſs dieſe nichts vom Max oder Poſa haben. Ich ſage Ihnen das alles deutlicher, als Sie es je bei ſich ſelbſt vernommen haben. Aber beſinnen Sie ſich nur ein biſschen, Sie können nicht widerſprechen. Das ganze Miſsvergnügen unſerer Exiſtenz iſt ja darin enthalten.

Jetzt will ich Sie fragen, ob es in Ihrem Leben denn keinen Moment ohne dieſes Miſsvergnügen gegeben hat. Ich will Ihnen auch ſagen, wann. Damals ſind Sie verliebt geweſen, oder richtiger: Sie haben damals geliebt. Erinnern Sie ſich nur. Was iſt denn an der Liebe ſo herrlich? Sie haben ein dummes kleines Mädchen an der Hand gehalten, das nicht einmal gar ſo ſchön war; wenn man ſich erinnert, ſind dieſe dummen kleinen Mädchen nämlich nicht einmal gar ſo ſchön geweſen. Aber Sie haben es an der Hand gehalten und dabei die Ewigkeit geſpürt. Bitte, drücken Sie das proſaiſcher aus — ſo, daſs man ſich dabei etwas denken kann. Dann werden Sie halt ſagen: dieſes dumme kleine Mädchen, von dem ich jetzt ganz gut weiß, daſs es dumm und klein war, iſt mir eben damals die ideale Frau an ſich geweſen, ihre Perſon hatte ich momentan ganz vergeſſen. Dies iſt ja das große Weſen der Liebe. Irgendeine von der Straße läſst uns die Liebe zur reinen Idee werden, in der wir dann die Schönheit aller Frauen, die es je gegeben hat, erblicken dürfen: den geheimen Sinn der ganzen Weiblichkeit. So kann unter den Augen unſerer Liebe jede Wäſcherin zum Gretchen werden. Das geben Sie zu? Ja, weil Sie es ſelbſt empfunden haben; denn das Wunder der Liebe erlebt doch jeder. Stellen Sie ſich nun vor, Sie hätten das Glück, alle Menſchen zu lieben. Dann würden Sie in jedem die ewige Schönheit erblicken können. Jeder Commis, den Sie mit Ihrer Liebe anſehen, würde Ihnen dann ſogleich zum Max oder Poſa werden, auf dieſelbe Weiſe, wie die Wäſcherin, die wir lieben, uns zum Gretchen wird, nicht? Iſt es ſo, dann haben wir unſere Noth ſelbſt verſchuldet: uns müſſen wir anklagen, weil wir nicht genug lieben. Es liegt nur an uns. Würden wir beſſer zu lieben verſtehen, ſo wären wir von Helden und Heiligen umgeben. Laſſet uns beſſer lieben lernen!

Nun, da weiß ich Ihnen einen Lehrer. Da brauchen Sie bloß zu unſerem Herrn Peter zu gehen. Er hat das Glück, die Menſchen zu lieben. Er ſieht jeden Commis mit ſeiner Liebe an und ſo kann er den Max und den Poſa in jedem Kaffeehauſe finden. Er hat den großen Blick der ewigen Liebe. Ich hätte Ihnen das eigentlich kürzer ſagen können, ich hätte bloß ſagen ſollen: er iſt ein Dichter. Leider haben unſere Worte ihre Bedeutung verloren. Sonſt würde es Ihnen geläufig ſein, unter dem Dichter eben einen zu verſtehen, der in jedem Kaffeehauſe ſeinen Max und Poſa zu finden weiß.

Er iſt ein Dichter. Geben wir dieſem Namen ſeinen vollen Klang, nicht beſſer können wir ſein Weſen ausſagen. Aber er iſt nicht der naive Dichter, der Gemeines niemals ſehen kann, weil es doch unter ſeinen Blicken immer gleich zum Edlen verwandelt wird. Nein, unſer Peter hat das Gemeine oft erblickt. Dann [illegible]

[illegible]

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Die Zeiten ändern ſich denn doch auch in Oeſterreich! Ehemals war es immer die Minorität, die über unſer „armes Parlament" klagte, über Bedrückung durch die Regierung und die Majorität ſeufzte. Jetzt ſind es die Regierung und die Majorität, die über ihre Machtloſigkeit im Parlament jammern und nach ihrer verlorenen Autorität ſuchen, wie nach dem geſtrigen Tag.

•

Wenn ein „Mann", trotz aller Vorzüge, die ihm die Natur, die Religion und das bürgerliche Recht einräumen, zuhauſe gegenüber derjenigen Vertreterin des „ſchwachen" Geſchlechtes, die ihm als Lebensgefährtin zur Seite ſteht, nicht aufzukommen vermag, ſo flüchtet er ſich am liebſten des Abends ins Wirtshaus. Dort kann ſich ſeine gottbegnadete Herrennatur für einige Stunden wenigſtens austoben. Dort iſt er der große Mann, dort hat er ſeine Meinung, dort wird er noch reſpectiert. Dort darf er ſogar über die Fehler und Gebrechen der Ehe und ſelbſt ſeiner eigenen Eheſrau raiſonnieren — bis die Stunde ſchlägt, wo er wieder heimgehen und unterkriechen muſs.

•

Aehnlich ergeht's auch unſerer parlamentariſchen Majorität. Gewiſs, die überwiegende Stimmenzahl, über die ſie verfügt, die conſtitutionelle Theorie und das geſchriebene Geſetz geben alle parlamentariſche Macht in ihre Hand und erheben ſie zum „Herrn" der Minorität. Was nützt aber Zahl, Theorie und Geſetz, wenn die „ſchwächere Hälfte", die Minorität, ſich emancipiert und, trotz Zahl, Theorie und Geſetz, als ſtärker erweiſt wie die Majorität? Der tiefgekränkten Majorität, die daheim im Parlament ſchweigen und dulden muſs, bleibt dann auch nichts anderes übrig als, wenn ſie Ausgang hat, in ein Wirtshaus zu flüchten, wo ſie endlich einmal ihren lange unterdrückten Herrſch- und Redegelüſten freien Lauf laſſen kann. Das hat denn auch die ſchwergeprüfte Majorität ſofort nach Parlamentsſchluſs gethan. Den erſten freien Abend hat ſie benützt, um im Hotel „Goldenes Lamm" auf einem eigens zu dieſem Zweck arrangierten Bankett ihrer tiefen Erbitterung über die unwürdige Knechtſchaft Ausdruck zu geben, in der ſie von der herrſchſüchtigen Minorität gehalten wird. Leute, die ſchon ſeit Wochen im Parlament den beredten Mund nicht mehr aufzuthun wagten, konnten da ungehindert, ſo viel und ſo lang ſie nur wollten, ſich allen Unſinn von der Seele ſchwätzen, deſſen ſie infolge der Obſtruction im Parlament ſich nicht hatten entledigen können. Hier endlich wurde ihre Autorität reſpectiert. Hier wurden wieder ihre Beſchlüſſe geachtet, von einer dienſtbereiten Minorität von Piccolos, Getränke- und Speiſenträgern, der jeder Wunſch der parlamentariſch entmannten Majorität Befehl war. O, wie ſüß dieſer Abend geweſen iſt für die parlamentariſchen Strohwitwer, denen wenigſtens für einige Stunden die Illuſion der Macht gegönnt war! Völlig berauſcht von dem langentbehrten maßgebenden Einfluſs, den er und ſeine Collegen im „Goldenen Lamm" wieder erlangt hatten, brach der Abgeordnete Dr. Herold beim Bankett, unter dem ſtürmiſchen Beifall ſeiner czechiſchen, polniſchen, ſloveniſchen und clericalen Zuhörer, in die entzückten Worte aus: „Wir haben gezeigt, daſs, wenn eine Majorität feſt und einig iſt, nichts gegen ſie unternommen werden kann." In der That, im „Goldenen Lamm" haben die Herren von der Majorität gezeigt, daſs, wenn ſie einig ſind in dem Wunſch, zu eſſen und zu trinken, und feſt entſchloſſen, die Zeche zu bezahlen, nichts, abſolut nichts gegen ſie unternommen werden kann, nicht vom Piccolo, nicht vom Speiſen-, nicht vom Getränketräger und ſelbſt nicht vom Marqueur, ja nicht einmal von der hohen Polizei. Das iſt die überwältigende Macht der gegenwärtigen Majorität. Es lebe die Freiheit wie im Wirtshaus!

•

Eröffnet wurde das Majoritäts-Bankett mit einer ſalbungsvollen Rede des Herrn v. Jaworski. Schon der erſte Satz darinnen war falſch. Herr v. Jaworski ſagte nämlich: „Zu dieſem gemeinſchaftlichen Mahle verſammeln ſich Abgeordnete aus allen Königreichen und Ländern unſerer herrlichen Monarchie. Ich ſehe hier Vertreter entſendet von den geſegneten Gefilden des Südens . . . ." Abgeſehen davon, daſs dieſe „geſegneten Gefilde" unſeres Südens überwiegend ſteiniger Karſtboden ſind, hat Herr v. Jaworski bei ſeiner Viſion an die Kleinigkeit vergeſſen, daſs auch die Königreiche Ungarn, Croatien, Slavonien und das Großfürſtenthum Siebenbürgen zu „unſerer herrlichen Monarchie" gehören, aber infolge einer 1867 eingetretenen Verfaſſungsänderung daran verhindert ſind, ihre Abgeordneten in das „Goldene Lamm" zu „entſenden."

•

[illegible] dagegen hat auf dieſem Bankett der [illegible] zu Ehren gekommene Abg. David v. Abrahamowicz [illegible]. Er ſagte nämlich: „Glaubt man denn wirklich, daſs eine [illegible] tragen kann?" Wir gewiſs nicht. Wir waren [illegible] überzeugt, daſs die Saat des [illegible] tragen kann.

•

[illegible] war ein [illegible] Excurs [illegible] Lebens- [illegible] wird [illegible] zuſammenhalten und [illegible] nur noch die [illegible] Liebe", wie ſie vom [illegible] „immer ſeben [illegible]

[illegible] der Minorität [illegible] gleich [illegible] einmal [illegible] Macht

Digitized by Google

und Autorität geübt vor den dienſteifrigen Piccalos, den Getränke- und Speiſenträgern des „Goldenen Lamm“. Aber ſie haben ihn zu ihrem Feſtmahl nicht eingeladen, dieſe grauſamen Herren von der Majorität. Armer Graf Badeni! Unglückliches Schickſal eines außerparlamentariſchen Miniſters!

*

Graf Badeni hätte eine ſo ſchöne und noch dazu ſo wahre Rede auf dem Bankett halten können. Während die anderen Sprecher ſich abmühten die Gerechtigkeit anzutoaſten, die das Fundament Öſterreichs ſei, hätte Graf Badeni, weit wahrer, ſein Glas auf die Principienloſigkeit leeren können, von der im Wandel aller Zeiten die öſterreichiſche Regierung lebt und gedeiht.

*

Graf Taaffe wurſtelte fort und auch Graf Badeni wurſtelt fort. Der Unterſchied iſt nur der, daſs Graf Taaffe jeweils heute nicht wuſste, was er morgen thun würde, während Graf Badeni jeweils heute nicht einmal weiß, was er heute thun ſoll. Das iſt ſchon der zweite Grad des Fortwurſtelns. Als dritter Grad bliebe noch übrig, daſs ein Miniſterpräſident heute auch ſchon nicht mehr wüſste, was er geſtern gethan hat. Das wird der Fall ſein, ſobald der „kommende Mann“ Graf Schönborn die Zügel der Regierung ergreift.

*

Das Präſidium hat letzthin das Abgeordnetenhaus in Ausnahmszuſtand erklärt — offenbar frei nach dem bekannten, von den Jungczechen gelegentlich des Prager Ausnahmezuſtands ſo oft citirten Ausſpruch des Grafen Cavour: daſs mit dem Ausnahmezuſtand ein jeder Eſel — präſidieren kann.

*

Mit der Schließung des Parlamentes hört die Immunität der Abgeordneten auf. Wie wir vernehmen, beabſichtigt denn auch die Regierung, gegen die Rädelsführer der Obſtruction nunmehr mit der unerbittlichen Strenge des Geſetzes vorzugehen. Die Abgeordneten Schönerer, Wolf und Iro ſollen nach § 125 des Strafgeſetzes angeklagt werden, weil ſie eine ganze Anzahl unſchuldiger deutſcher Abgeordneten — wir nennen nur die Herren Haaſe, Pramber, Steinwender — wie es das Geſetz definiert, „durch gefährliche Bedrohung außerſtand geſetzt haben, ihnen Widerſtand zu thun, und ſie in dieſem Zuſtande zur Obſtruction miſsbraucht“ haben.

*

Die parlamentariſche Majorität hat beſchloſſen, daſs ein Mitglied ihres Executivcomités den Sommer über in Wien „reſidieren“ ſoll, um rechtzeitig zugreifen zu können, falls unverſehens ein Miniſterportefeuille zu Boden fällt. Wie man hört, iſt zum Poſten dieſes parlamentariſchen „Miniſter-Reſidenten“ am Wiener Hofe der Herr Abg. Prof. Kaizl erwählt.

Kr.

Volkswirtſchaftliches.

Das Eiſenbahnminiſterium hat kürzlich einen Erlaſs an die Kaſchau-Oderberger Bahn gerichtet, in welchem die Buchung verſchiedener Inveſtitionsanlagen auf Baucanto für unzuläſſig bezeichnet wurde und deren Beſtreitung aus den Betriebseinnahmen verlangt wurde. Die Kaſchau-Oderberger Bahn hat ziemlich complicierte Rechtsverhältniſſe. Sie iſt eine gemeinſame Bahn; der Sitz der Geſellſchaft iſt in Budapeſt; der kleinere aber ertrágnisreiche Theil der Bahn liegt auf öſterreichiſchem Boden; der weitaus längere aber ärmere Theil liegt in Ungarn. Jede der beiden Theilſtrecken genießt die Garantie der betreffenden Reichshälfte: die öſterreichiſche trat ſchon ſeit einer Reihe von Jahren nicht in Kraft, während Ungarn noch alljährlich namhafte Zuſchüſſe leiſten muſs. Betriebsüberſchüſſe der einen Linie ſind nach Bezahlung aller Garantievorſchüſſe für die andere Linie zu verwenden, und ſo entfällt auf das ungariſche Netz alljährlich der Ueberſchuſs der öſterreichiſchen Strecken, und vermindert die von Ungarn zu leiſtende Garantiezahlung. Im Jahre 1889 hatte die öſterreichiſche Regierung das dringende Bedürfnis empfunden, die Garantieſumme des dies ſeitigen Netzes zu erhöhen und der Geſellſchaft theilweiſe zur Beſtreitung von Neubauten, theilweiſe zur ſofortigen Rückzahlung der damals noch aushaftenden Garantievorſchüſſe die Ausgabe eines neuen garantierten Prioritäten-anlehens zu geſtatten. Da das Jahr 1889 bereits wie alle folgenden Jahre einen Ueberſchuſs über den garantierten Reinertrag abwarf, welcher zur Rückzahlung der Vorſchüſſe verwendet worden wäre, ſo war die Erhöhung der Garantieſumme jedenfalls überflüſſig, denn ſo kommen dieſe Ueberſchüſſe der ungariſchen Reichshälfte zugute. Nun das iſt ein Kunſtſtück unſerer Eiſenbahnpolitik, welches der Vergangenheit angehört, wie ſo viele andere, deren Aufzählung viel Raum und Zeit erfordern würde. Kurz nachdem dieſe Inveſtitionsanleihe bewilligt war, entſtand auch ſchon ein Streit darüber, welche Bauloſten aus der Anleihe und welche aus dem Betriebe zu beſtreiten wären. Für den Fernſtehenden iſt die Beurtheilung dieſer Frage geradezu unmöglich; gleichgiltig iſt ſie für das öffentliche Intereſſe nicht; denn es iſt nicht dasſelbe, ob irgend eine Schienenauswechslung oder Reparatur, die eigentlich als Bahnerhaltungskoſten unter die Betriebsauslagen gehörten, mit dieſen Prioritäten bezahlt wird, und der entſprechende Betrag von der öſterreichiſchen Geſellſchaft der ungariſchen Regierung als Abzug von dem Garantiezuſchuſs erfolgt wird, oder ob damit das [illegible] längſt zu legende zweite Geleiſe auf der öſterreichiſchen Strecke [illegible] wird. Keinesfalls ſollten ſolche Streitfragen auf die lange Bank geſchoben werden. Nun hat ſich das Eiſenbahnminiſterium endlich zu einer Entſcheidung aufgerafft und die Buchung von Anlagen im Betrage von [illegible] fl. auf Inveſtitionsconto beanſtandet. Aber auch jetzt verlangt die Regierung die Rectificierung nur pro futuro [illegible], während ſie ſich für den [illegible] die endgiltige Entſcheidung vorbehält. Damit wird die Frage neuerdings verſchleppt und zu den zahlreichen öſterreichiſch-ungariſchen Streitfragen kommt eine neue hinzu. Denn wenn die öſterreichiſche Regierung mit ihrer Auffaſſung Recht behält, ſo hätte Ungarn dieſen Betrag als nachträgliche Garantiezuſchüſſe der Geſellſchaft zurückzubezahlen und dieſe hätte [illegible] Prioritäten einzuziehen [illegible], da dies [illegible] [illegible] die von Ungarn [illegible] Beträge [illegible] [illegible]. Während aber dieſe Sache ganz einfach abgewickelt werden könnte, wenn die Beanſtändung ſogleich bei Prüfung der einzelnen Jahresrechnung erfolgt wäre, ſo wird die ungariſche Regierung ſich [illegible] [illegible] [illegible] Rückerſtattung nach einer Reihe von Jahren [illegible] und es [illegible] ein neuer „Compenſationsfall“ geſchaffen, w[illegible] im Ausgleichswege zur [illegible] gelangen wird; wer bei dieſen Ausgleichungen den kürzeren zu ziehen pflegt, iſt bekannt. Wenn auch eine directe augenblickliche Belaſtung des öſterreichiſchen Staates angeſichts der Ueberſchüſſe des öſterreichiſchen Netzes nicht entſteht, ſo kann ſich dies erſtens jederzeit ändern, und zweitens iſt es, wie erwähnt, nicht gleichgiltig, ob von der öſterreichiſchen Regierung garantirte Prioritäten ausgegeben werden, um ein zweites Geleiſe zu legen oder um die Garantielaſt Ungarns zu vermindern. Es iſt gewiſs anerkennenswert, daſs unſere Regierung ſich ſeit einiger Zeit bemüht, alte Ueberſehen auszubeſſern und Streitfragen zur Entſcheidung zu bringen, wie die Gebürenproceſſe der Lemberg-Czernowitzer Bahn und der Nordbahn und den Kaufſchillingſtreit der Südbahn, viel beſſer wäre es aber, ſolche Sünden nicht alt werden zu laſſen, weil dabei für Oeſterreich ſelten etwas gewonnen wird.

Ch.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Turandot princesse de Chine“ nach Carl Gozzi von Charles Raymond. Berlin. Neue freie Volksbühne, „Ueber unſere Kraft“ von Björnſterne Björnſon.

* * *

Viel mehr als Wagners „Lohengrin“ gab die „Zauberflöte“ Herrn Mahler Gelegenheit, Proben ſeines Directionstalentes zu geben. Das erſtere Werk wäre nach meinem Geſchmack beſſer in der hier traditionellen Form geblieben, die Zauberflöte aber verlangte eine eingehende Ueberprüfung, und es war erfreulich zu ſehen, daſs die Vorſtellung den Eindruck einer Aufführung machte, um die ſich der Dirigent in allen Theilen gekümmert hat. Er hatte alle Nuancen der Chöre und Soliſten ſorgfältig bedacht und nahm die Tempi in maßvoller Zurückhaltung, was wohl auch dem Stile der Oper am beſten entſpricht. So viel dürfte ſich über den neuen Dirigenten ſchon jetzt ſagen laſſen, daſs er ſich nicht damit begnügen wird, bloß den gehorſamen Subſtituten zu ſpielen, der zu einem eingejahrenen Enſemble ſo den Tact ſchlägt, wie es — andere einſt creiert haben (ein Geſchäft, das bisher mit bewunderungswürdiger Ergebenheit zwei Dirigenten beſorgten), ſondern der ſeine eigene Meinung hat. Dieſe Thatſache allein dürfte einen friſcheren Zug in die bisherige Stagnation bringen und die alten Herren ein wenig aufrütteln, ein Umſtand, der immer von Vortheil ſein dürfte, ſelbſt auf die Gefahr hin, daſs die jüngere Kraft dabei gelegentlich ein wenig über das Ziel ſchießt. Wenn man aber an der Hofoper jetzt ſchon im Reformieren begriffen iſt, dann möchte ich die Aufmerkſamkeit des Regiſſeurs auch auf die geſprochene Proſa lenken. Eine geſchmackloſe Bühnentradition hat da für den Part des Papageno einige Extempore aus alter Zeit aufbewahrt, die geeignet ſind, den Charakter der Rolle, ja der ganzen Oper zu entſtellen. Iſt doch ſchon der ganze Papageno eine Zugabe Schikaneders zu dem ganz ernſten Texte Gieſeckes, und nun ſchienen einige Vorſtadtkomiker noch Schikaneder überbieten zu wollen. Als Papageno bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit Pamina für einen böſen Geiſt gehalten wird, hat er zu ſagen: „Ich, ein böſer Geiſt? Wo denkſt du hin. Ich bin der beſte Geiſt von der Welt.“ Statt deſſen ſagt er an unſerer Oper: „Wo denkſt du hin, bei mir iſt von Geiſt keine Spur.“ Wenn er nun nach dieſer Maxime auch den ganzen Abend handelt, ſo kann man ſich denken, was für eine alberne Poſſenfigur aus dieſer Rolle gemacht wird. Als er zum erſtenmale Papageno umarmen will, entreißt ſie ihm der Sprecher (bei uns erſte Prieſter) mit den Worten: „Zurück, ſag ich!“ Nun ſoll Papageno ſagen: „Ehe ich mich zurückziehe, ſoll die Erde mich verſchlingen.“ Die Erde ſoll nun thatſächlich unter ihm verſinken, und der erſchreckte Papageno ſoll mit dem Ausruf „O, ihr Götter“, wieder auf die feſte Erde ſpringen und entweichen. Statt deſſen ruft er an unſerer Oper dem egyptiſchen Prieſter die Worte nach: „Herr, miſchen ſie ſich nicht in fremde Familienangelegenheiten.“ Dieſe Worte könnte der Held einer Offenbach'ſchen Parodie der Oper ſprechen, der echte Papageno [illegible]. In der Scene, wo Papageno durch Tamino nur mit Gewalt von den Genüſſen der Tafel fortgeriſſen wird, erlaubt ſich unſer Papageno den Spaß zu ſagen, er wünſche ſich einen guten Biſſen auf den Weg mitzunehmen. Da verſinkt der Tiſch mit den Speiſen. „Oh“, ſagt Papageno, „das hab ich mir von euch gedacht, und habe mir [illegible] ein Stück [illegible] [illegible]“. Mit ſolchen und ähnlichen Poſſen [illegible] iſt die Rolle heute vollgepfropft. Bei einem der erſten Meiſterwerke der Muſik [illegible] kann man wohl verlangen, daſs es in der Originalgeſtalt, nach dem jetzt ſo leicht zugänglichen Texte [illegible] Schikaneders aus dem Jahre 1792 aufgeführt werde, und man muſs nur ſtaunen, daſs an unſerer Hofoper niemand da war, der dieſe Verunſtaltungen bemerkt hat, ſo daſs das Wiener Publicum von der ernſten Zauberflöte [illegible] nur [illegible] [illegible] zu hören bekommt. Ueber die diesmalige Beſetzung der Oper, in der manche Sommerbeurlaubung [illegible], will ich jetzt nicht [illegible] [illegible] [illegible] die Frage anregen, ob nicht auch [illegible] [illegible] zu können [illegible]. Wenn irgendwo, [illegible] [illegible] der Zauberflöte [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

R. W.

Digitized by Google

Bücher.

Dr. H. Schell: Der Katholicismus als Princip des Fortſchrittes. Würzburg. A. Göbel. 1897.

Es iſt auch ein Zeichen der Zeit, und zwar ein gutes, daſs der berühmte Profeſſor der Apologetik, der Nachfolger Hettingers, eine ſolche Tendenzſchrift ſchreiben konnte. Sie wird mächtig zur Aufklärung der Lage beitragen. Bisher war man gewohnt aus dem katholiſchen Lager nichts anderes als Selbſtberäucherung und Selbſtlob, ja Selbſtüberhebung zu vernehmen, geſchimpft wurde nur auf die Gegner. Jetzt beginnt auf einmal der Wind ſich zu drehen. Die Schrift Schells wird vorausſichtlich das Signal ſein, daſs auch andere anfangen werden, ſich die Binde von den Augen zu reißen und mit eigenen Augen zu ſehen. Und das iſt höchſte Zeit. Die Verknöcherung und Verdummung hat in der heutigen Kirche einen ähnlich hohen Grad erreicht wie zur Zeit der Reformation, und wenn nicht bald Abhilfe geſchaffen wird, muſs auch eine ähnliche Exploſion des geſunden Menſchenverſtandes erfolgen. Man hat den Kirchen- und Autoritätsbegriff überſpannt: man ſchmachtet in den ſelbſtgeſchmiedeten Feſſeln des ſogenannten „Objectiven“, ohne dem Subjectiven, d. h. der Verinnerlichung ihr Recht werden zu laſſen, man verfällt dann zur Strafe dieſer Sünde gegen den heiligen Geiſt in den plumpſten und craſſeſten Aberglauben, wie die Diana Vaughan-Affaire beweist, die an die Zeiten des finſterſten Mittelalters erinnert. Demgegenüber zeigt Schell das wahre katholiſche Ideal, das ſich dem „proteſtantiſch“ genannten auffallend nähert, er zeigt, daſs die Hauptſchuld an der herrſchenden Verſumpfung die Geiſtlichen trifft und daſs die Verachtung der Laien, wie ſie in der katholiſchen Kirche üblich iſt, weder chriſtlich noch vernünftig iſt. Wir können dieſem Urtheile von Herzen beiſtimmen und wir wünſchen ſeiner Broſchüre den beſten Erfolg; Erfolg auch namentlich darin, daſs die Herren Geiſtlichen, die es angeht, beſonders die Jeſuiten, ſich die Lection geſagt ſein laſſen und ihren berüchtigten geiſtlichen Hochmuth etwas mildern. Sie könnten ſich ſonſt eine noch ſtärkere Züchtigung holen. Uns ſcheint, als ob Profeſſor Schell nur auf eine ſtarke Anzahl von dieſer Seite wartet, um ſein ſchweres Geſchütz ins Feuer zu bringen. Wir fürchten nicht, daſs er ein zweiter Döllinger wird. Aber er iſt vielleicht von der Vorſehung dazu beſtimmt, als Hecht im Karpfenteich zu dienen, um der herrſchenden Indolenz, dem Phariſäerthum und der Borniertheit den Spiegel hinzuhalten. Seine polemiſche Natur wäre da ganz am Platze, während ſie dem Akatholicismus gegenüber nur allzu leicht durch Heftigkeit ſchadet. Wir hoffen, daſs er ſich nicht durch irgend welche Rückſichten davon abhalten laſſen wird, offen und ehrlich, wie es einem deutſchen Katholiken geziemt, alle Schäden ohne Schonung aufzudecken; nur ſo wird der Wahrheit gedient. Es iſt ja wahr, man hat ſolche Männer von je gekreuzigt und verbrannt. Aber — wie Zwinglis letztes Wort lautete: „Den Leib können ſie tödten, die Seele können ſie nicht tödten.“ Gr.

F. Ottmer: Das Adoptivkind und andere Novellen. Concordia, Berlin, 1896.

Das Thema des Adoptivkindes müſste eigentlich gerade in unſerer Zeit ein Lieblingsthema ſein. Wir erörtern ſo gern die Fragen der Erblichkeit und Anpaſſung, und für einen Experimentalroman in dieſer Richtung ſcheint die Uebernahme eines Kindes in ein fremdes Milieu die denkbar günſtigſte Grundidee. Hat doch ſchon Shakeſpeare in Cymbeline und im Wintermärchen mit warmem Antheil geſchildert, wie die angeborenen Eigenſchaften durch allen Druck neuer Verhältniſſe hindurch ſich Luft ſchaffen; hat doch noch Bret Harte in einer ſeiner ſchönſten Erzählungen, dem „Glück von Roaring-Camp“, den Einfluſs der Adoption auf die Pflegeeltern geſchildert. Nur Hans Hopfen iſt in ſeiner unverdient gut ausgeſtatteten Novelle „Im Schlafe geſchenkt“ (Liebeskind 1895) allen ernſteren Fragen ſorgfältig aus dem Weg gegangen und hat ſein aus Schmutz in Glanz gelangtes Adoptivkind durch ſchablonenhafte Figuren und ſchablonenhafte Erlebniſſe hindurch ſeinen Marlitt'ſchen Tugendpfad ſchreiten laſſen. Viel tiefer erfaſste der weibliche Autor, der ſich als F. Ottmer zum erſtenmale an das Licht der Leſerwelt wagt, das Problem. Eine kinderloſe Frau wird von der Sehnſucht beherrſcht, einen Gegenſtand weiblicher Fürſorge um ſich zu haben; ärztlicher Rath überwindet die Bedenken ihres Gatten, aber nicht ſeine Abneigung gegen den entlehnten Erben. Nun aber gehts, wie in den Märchen, wo böſe Feen einen Wechſelbalg in die Wiege gelegt haben: die Adoptivtochter, kokett, herzlos, trotzig, niedrig in ihren Geſinnungen, ſtiftet Unheil über Unheil, entfremdet die Ehegatten von einander und wird einem wackeren Neffen ihres Pflegevaters zum Verhängnis. Die weibliche Natur des Autors verräth ſich ganz beſonders in dem maßloſen Haſs, mit dem ſie den Eindringling verfolgt; auch gegen die arme Mutter iſt die Verfaſſerin voll perſönlicher Antipathie, leiht ihr die unwahrſcheinlichſte Blindheit und die traurigſte Gleichgiltigkeit gegen den Gemahl. Dieſe perſönliche Rancune gegen eine Romanfigur iſt charakteriſtiſch; verfolgt doch ſogar unſere treffliche Frau v. Ebner-Eſchenbach in „Bozena“ Frau Annette und Jungfrau Regula mit unnachgiebiger Feindſchaft, wird doch auch Helene Böhlau nicht müde, die Mutter im „Rangierbahnhof“ lächerlich zu machen mit der ganzen Ausdauer einer „böſen Freundin“. — Wie tief Ottmer von ſeinem Problem ergriffen iſt, zeigen auch die anderen Novellen. „Die Blinde“ erzählt den Kampf einer erblindeten Großmutter um das Herz ihres Enkelkindes, das die Augen und die unſicheren Bewegungen der hilfloſen Greiſin ſcheut; ich halte dieſe gemüthvolle kleine Geſchichte für die Perle des Buches. R. M. M.

„Meine Jungen“, von Guſtav af Geijerſtam. Paul, Leipzig, Wien u. Stuttgart, 1897. Deutſch von [illegible]

[illegible]

übrig, die uns ſagt, daſs wir einen wunderſchönen Traum geträumt haben, auf den wir uns immer und immer beſinnen möchten. Aber was wir wiſſen können, iſt nur, daſs er ſo wunderſchön war. Und das iſt das einzige, was ſolche Bücher uns wiederholen können. Es wäre denn der Dichter ſelbſt einfach und reich wie ein Kind und treu, naiv und klug, alles aufzuſchreiben. So war Anderſen. Seither aber haben wir niemand, der ihm gleich. Aber auch das allein ſchon hören wir gerne, daſs es eine Zeit gibt, die wunderſchön iſt und die Jugend heißt, wo alle Dummheiten große Wunder ſind, und alles Wunder — eine herrliche Kinderei. Das ſagen die Abenteuer dieſes beſcheidenen Buches. O. St.

Kaiſer-Jubiläums-Werk: Fünfzig Jahre Hoftheater. Wien. Alex. Duſchnitz. In Lieferungen.

Die vorliegenden 5 Hefte laſſen ſich keineswegs ſo langweilig-officiell an, wie der etwas ſtarre Titel vermuthen laſſen könnte. Es iſt ein Sammelwerk, redigiert von zwei jungen Wiener Schriftſtellern Dr. Hirſchfeld und Julius Stern. Der erſte ſchreibt die Geſchichte der letzten 50 Jahre Burgtheater und hat außerdem ein paar ſehr hübſche, nur manchmal etwas zu feierlich geſchriebene Monographien — über Sonnenthal, die Wolter, die Haizinger — beigetragen. Herr Stern rollt in trockenerer und ſachlicherer Form die Geſchichte der Wiener Hofoper auf und fügt im Monographien-Theil Aufſätze über einzelne Mitglieder derſelben an. Durch dieſen Anhang kritiſcher und biographiſcher Studien erhält übrigens das ganze Werk einen ſehr intimen, freundlichen Charakter. Außer den Arbeiten der Redacteure ſind in dieſem Theil noch Aufſätze über Laube, Friedrich und Wilhelmine Mitterwurzer, Beckmann und Hugo Thimig bemerkenswert. d. r.

Revue der Revuen.

Im erſten Maiheft der gelehrten Wochenſchrift „Die Umſchau“ iſt ein ſehr klarer und anregender Aufſatz „Die vierte Dimenſion“ bemerkenswert. Der Verfaſſer Dr. Wölffing ſagt darin: „Nicht auf die Thorheiten des Spiritismus, ſondern vielmehr auf ganz alltägliche, das geſammte Reich des Geſchehens beherrſchende Erſcheinungen müſſen wir unſer Augenmerk richten, wenn wir hoffen wollen, vielleicht einmal Anhaltspunkte für das Vorhandenſein einer vierten Dimenſion zu gewinnen. Die ſogenannten inneren Eigenſchaften der Körper, die Phyſik des Aethers, die chemiſchen, elektriſchen, magnetiſchen, optiſchen und Wärmeerſcheinungen in der Natur, die Symmetriegeſetze der Kryſtallſtructur: ſie ſind es, zu deren Erklärung man ſich vielleicht einmal zur Annahme einer vierten Dimenſion genöthigt ſieht.“ Und fernerhin: „Man denke ſich nach dem Vorgang von Helmholtz in einer zweidimenſionalen Fläche Weſen (ſogenannte Flächenweſen), die mit gleicher Wahrnehmungsfähigkeit und Denkkraft ausgeſtattet ſind wie wir, deren Vorſtellungskreis jedoch völlig auf ihre Fläche beſchränkt iſt, ſo daſs ſie innerhalb derſelben nichts wahrnehmen können und daſs ihnen die dritte Dimenſion ebenſo ein Buch mit ſieben Siegeln wäre, wie uns die vierte. Ein dreidimenſionaler Körper, der auf ſeinem Weg durch die Fläche hindurchgienge, würde für die Flächenweſen in unerklärlicher Weiſe aus dem Nichts zu entſtehen und wieder in Nichts zu vergehen ſcheinen. Es iſt leicht einzuſehen, daſs wir dieſelbe Erfahrung mit vierdimenſionalen Körpern machen würden, die durch den Raum, in welchen wir gebannt ſind, hindurchgiengen.“

Otto Leſsmanns „Allgemeine Muſik-Zeitung“ bringt in Nummer 22/23 vom 28. Mai einen Brief St. Saëns', den dieſer an den Pariſer Stadtrath Lattot gerichtet hat, als es ſich darum handelte, das Châtelet-Theater in ein ſtädtiſches Opernhaus umzuwandeln, in dem unter anderem auch die Aufführung des „Rheingold“ projectiert war. Dagegen proteſtiert nun St. Saëns und ſchreibt: „ . . . . Es handelt ſich nicht allein um die Vernichtung, die zunehmende Verkümmerung der franzöſiſchen Schule, ſondern um noch Schlimmeres: das Wagnerthum iſt eine wunderbar ausgerüſtete Maſchine, die unter angeblich künſtleriſcher Tendenz den Patriotismus in Frankreich untergraben wird. Es iſt die deutſche Seele, die nach und nach unſer Publicum durchdringt. . . . Ich ſpreche gar nicht von dem Geld, das Frankreich nach Bayreuth liefert, nach jenem Bayreuth, das nicht, wie man hier ſagt, zum Ruhme der Kunſt, ſondern nach dem eigenen Bekenntnis Wagners, zum Ruhme der deutſchen Kunſt errichtet worden iſt, der heiligen deutſchen Kunſt, wie am Schluſs der ‚Meiſterſinger‘ geſungen wird.“ In dem Briefe heißt es ferner, daſs Wagner'ſche Muſik gegenwärtig auch in keiner Stadt Deutſchlands ſo viel „breiten Raum“ einnehme, wie in Paris, und er ſchließt mit den Worten: „Die franzöſiſche Schule iſt ſchon hinfällig genug, vernichtet ſie nicht vollends!“ Mit dem Hinweis auf den Patriotismus hat es St. Saëns allerdings verſtanden, die Franzoſen bei ihrer ſchwachen Seite zu packen. — Nicht minder intereſſant iſt eine Erklärung, welche die Allgemeine Muſik-Zeitung aus dem „Echo“ vom 6. Mai 1860 abdruckt. Darin wenden ſich einige Künſtler gegen die Tendenzen der Brendel'ſchen Zeitſchrift für Muſik, welche die Anſchauungen der ſogenannten „neudeutſchen“ Schule vertrat. Es heißt da: „Die genannte Zeitſchrift verbreitet fortwährend die Meinung, es ſtimmten im Grunde die ernſten Muſiker mit der von ihnen vertretenen Richtung überein, erkannten in den Compoſitionen der Führer eben dieſer Richtung Werke von künſtleriſchem Wert, und es wäre überhaupt, namentlich in Norddeutſchland, der Streit für und wider die ſogenannte Zukunftsmuſik und zwar zu Gunſten derſelben ausgefochten. Gegen eine ſolche Entſtellung der Thatſachen zu proteſtieren, halten die Unterzeichneten für ihre Pflicht und erklären wenigſtens [illegible], daſs ſie die Grundſätze, welche die Brendel'ſche Zeitſchrift ausſpricht, nicht anerkennen, und daſs ſie die Producte der Führer und Schüler der ſogenannten „neudeutſchen Schule“, welche theils jene [illegible] zur Anwendung bringen und theils zur Aufſtellung [illegible] zwingen, als dem innerſten Weſen der [illegible] beklagen [illegible]. Johannes Brahms, [illegible]“

[illegible] „Revue blanche“ [illegible] Gautier [illegible] überhaupt. [illegible] geweſen. [illegible] und jedes

Digitized by Google

andere Verlangen, jeden Trieb aſcetiſch opferten, werde man zu einer philoſophiſchen Unterſuchung des Kunſtgedankens an ſich angeregt. Am heftigſten bethätige ſich die Kunſt in Zeiten höchſter Kraft oder in denen des Verfalles. In den erſteren iſt ſie ein Ausfluſs überquellender Vitalität, die ſich an den Thaten allein nicht genug thun kann und ſich darum in künſtleriſcher Nachbildung und Wiederholung ausſtrömt; im zweiten Falle, in Zeiten des Niederganges, ſchafft ſich die Thatenluſt, der zum Handeln die Kraft fehlt, Befriedigung, indem ſie im Bilde heroiſche Acte und erhabene Gedanken zur Ausführung bringt; und je kraftloſer ein Geſchlecht iſt, deſto empfänglicher iſt es für die Wirkungen der Kunſt, eine deſto größere Wichtigkeit miſst es ihr bei. Die Goncourts ſeien die typiſchen Vertreter jener geiſtigen Familie, die das Leben zu ſeinen Darſtellern erwähle. Abſolut unmächtig gegenüber allen praktiſchen Fragen, leidenſchaftslos, ohne Vorurtheile, ohne Parteiſtellung, ganz außerhalb ſtehend, ſeien ſie von der glücklichſten, abſoluteſten Objectivität geweſen und dadurch wie geſchaffen zur unbeirrten Beobachtung und Wiedergabe. Und dadurch, daſs ſie die Dinge niemals auf ihre praktiſche Wirkung betrachteten, nicht auf ihren Zuſammenhang mit dem Leben, ſondern lediglich als Schauſpiel an ſich, konnten ſie zu jener rein künſtleriſchen Anſchauung gelangen, welche die Erſcheinungen nur auf ihren äſthetiſchen Wert, ihren Schönheitsgehalt prüft. Ebenſo konnte jene raffinierte Ausbildung der äußeren Form, in der die Goncourts Meiſter waren, und worin ſie Schule gemacht, nur von Künſtlern ausgehen, die weder von Ehrgeiz noch Gewinnſucht angetrieben wurden, denen die künſtleriſche Vollendung Selbſtzweck war, und die ihr deshalb unbeſchränkt ihre Zeit und Mühe widmeten. So kamen ſie dazu, ihr eigenes Künſtlerideal zu erreichen. Aber die nachtheiligen Folgen jener Hypertrophie des künſtleriſchen Sinnes blieben nicht aus; namentlich nach Jules' Tode bekamen die Werke des älteren Bruders etwas Lebloſes, Starres, Formales; er hatte kein richtiges Verhältnis mehr zu den Ereigniſſen, der Sinn fürs Leben war ihm abhanden gekommen; er hatte über der Leidenſchaft für die Kunſt vergeſſen, daſs ihre ewige Stütze das Leben iſt, und daſs das Abbild nicht über das Urbild geht.

Die Mai-Nummer des **„Mercure“** eröffnet ein Artikel über „ſchwarze Magie“, hauptſächlich über den bis in die Anfänge der Menſchheit zurückreichenden und bis in unſere Zeit erhaltenen Aberglauben, daſs Dämonen beiderlei Geſchlechtes ſich des Nachts bei den Menſchen einzuſchleichen verſuchten, um ſich mit ihnen zu begatten. Schon in der Geneſis iſt von ſolchen Unholdinnen die Rede, die Adam heimſuchten, ſo Lilith, deren Namen „die Nächtliche“ bedeutet, während die Schlange im Paradies kein anderer als der Alp Samaël geweſen ſein ſoll. Den Sirenen, den Satyren und Faunen der griechiſchen Mythologie ſchrieb man Aehnliches zu; auch ſie waren Vertreter der Unzucht, welche die Menſchen gewaltſam verführten und verderbten. Seinen Höhepunkt erreicht der Aberglaube im Mittelalter, u. zw. galten die Klöſter mit ihren Inwohnern und Inwohnerinnen für die auserleſenſten Opfer des greulichen nächtlichen Spukes. Bis an die äußerſten Grenzen Europas, in Skandinavien wie in Schottland, trifft man die gleiche Vorſtellung im Volke an. Der Verfaſſer des Artikels, Jules Delaſſus, verſucht, auf zahlreiche wiſſenſchaftliche Studien geſtützt, die Erklärung dieſer Erſcheinung. Selbſtverſtändlich handelt es ſich um pathologiſche Vorgänge, Autoſuggeſtionen von Hyſterikern, die bei ſolchen, deren Phantaſie durch Askeſe krankhaft überreizt iſt, alſo bei Mönchen und Nonnen, umſo intenſiver werden. Delaſſus glaubt auch die im Mittelalter ſo feſtgewurzelte Vorſtellung der ſchwarzen Meſſen oder des Hexenſabbaths auf dieſelben Urſachen zurückführen zu dürfen. Einem Menſchen mit überreizten Nerven mochte ganz gut die Vorſtellung gelingen, daſs er ſich „exterioriſiere“, wie das die Spiritiſten noch heute nennen, d. h. ſeinen Körper verlaſſe und in ſeiner Aſtralgeſtalt jenen Feſten der Ausſchweifung anwohne. Er mochte thatſächlich jene erotiſchen Verzückungen verſpüren, deren Schilderung mancher Hyſterikerin den Hexentod auf dem Scheiterhaufen zuzog.

In der **„Réforme Sociale“** gibt Profeſſor J. van der Heuvel eine eingehende Schilderung der Genter Cooperativ-Genoſſenſchaft „Vooruit“ („Vorwärts“). 1871 von zwei zugereiſten Mitgliedern der „Internationale“ als eine Section derſelben gegründet, wurde der „Vooruit“ 1880 zu einem ſelbſtändigen Verein. Er zählte damals 150 Mitglieder, hatte weder Capital noch Credit und nur einen entlehnten Fonds von 2041 Frcs. Urſprünglich in einer Kneipe untergebracht, konnte der „Vooruit“ ſchon drei Jahre ſpäter ein großes Gebäude um einen Jahreszins von 2.800 Frcs. miethen, wo vor Allem die Bäckereien eingerichtet wurden; dann ein Kaffeehaus, in welchem jedoch keinerlei alkoholiſche Getränke verabreicht werden; endlich eine Druckerei, wo ſeit damals das ſocialiſtiſche Tagesjournal „Vooruit“ erzeugt wird. Seit 1885 wurden auch mehrere Apotheken gegründet und kamen allmählich zahlreiche Spezereiläden und Confectionsgeſchäfte hinzu. Natürlich hat die Genoſſenſchaft längſt ihre ausgedehnten eigenen Gebäude. Seit 1896 hat ſie ihr eigenes Vergnügungslocal, wo jeden Sonntag Vorträge, Concerte und ſonſtige Vorführungen ſtattfinden. Sie hat auch ihre Krankencaſſe, ihre Unfalls- und Lebensverſicherung, eine Bibliothek und zwei Gewerbeſchulen. Gegenwärtig zählt ſie 11.000 Mitglieder und auch ein Penſionsfonds hat ſich mittlerweile angeſammelt. Jedes Mitglied, das dem Vereine ununterbrochen durch 20 Jahre angehört, bezieht vom 60. Jahre an eine Rente von 120 Frcs., die jedoch nicht in Geld, ſondern in Anweiſungen auf die Warenlager des „Vooruit“ ausbezahlt wird.

Im **„Nineteenth Century“** vom Mai gibt E. V. Heward eine Statiſtik des Tabakverbrauchs in einzelnen Ländern. In Großbritannien und Irland, wo die Anzahl der Raucher ungefähr ein Viertel der Bevölkerung ausmacht, beträgt der jährliche Verbrauch von Tabak 78 Millionen Pfund, im Preiſe von etwa 285 Millionen Gulden. Da die Ausgaben der geſammten Bevölkerung für Brot nicht ganz 286 Millionen erreichen, geben die Engländer faſt ebenſoviel für Tabak als Brot aus. Doch ſtehen ſie in einer Tabelle des Tabakconſums hinter anderen Völkern weit zurück. Während ſie nämlich im Durchſchnitt kaum zwei Pfund pro Jahr und Kopf verbrauchen, beträgt der Durchſchnittsconſum in Holland 7 Pfund; in Oeſterreich $3\frac{1}{2}$; faſt ebenſoviel in Dänemark, der Schweiz und Belgien; in Amerika $4\frac{1}{2}$ Pfund; in Skandinavien $2\frac{1}{2}$ und in Frankreich 2 Pfund. An allerletzter Stelle ſtehen Italien, Rußland und Spanien, wo die Verbrauchsziffer $1\frac{1}{2}$ Pfund iſt. — Bemerkenswert iſt noch ein Aufſatz des Dr. Morris über die Fortſchritte der Chirurgie und Medicin unter der Regierung der Königin Victoria, alſo während der letzten ſechzig Jahre. Die Haupterrungenſchaft ſcheint ihm das Abſchaffen der vielen Medicamente zu ſein, die man früher für unerläſslich hielt. Eclatant ſind die Fortſchritte der Chirurgie, die auf die Entdeckung der antiſeptiſchen Wundbehandlung und der vielen gefahrloſen anäſthetiſchen Mittel zurückzuführen ſeien. Dadurch wurde es möglich, die edelſten Organe operativ zu behandeln, und man habe es ſogar ſchon zu Herzensnähten gebracht. Auf dem Gebiete der inneren Medicin ſeien die Fortſchritte bis vor etwa zehn Jahren minder augenfällig geweſen; ſeither aber habe die Bakteriologie und die daraus hervorgehende Schutzimpfung ungeheure Perſpectiven eröffnet.

Koloman Mikszáths Kabinetſtück

Autoriſierte Ueberſetzung von Hugo Ganz.

Nachfolgende Skizze, wie Mikszáth ſelber urtheilt, die beſte ſeiner kleineren Arbeiten, iſt bereits in deutſcher Ueberſetzung erſchienen und ſo manchem Leſer der „Zeit“ vielleicht bekannt. Aber es iſt ein eigen Ding mit den deutſchen Mikszáthüberſetzungen. Wenn der Meiſter ſelbſt von ihnen ſpricht, kraut er ſich gewöhnlich troſtlos hinter den Ohren. Noch hat's ihm keiner auch nur annähernd recht gemacht, und ſeine Unzufriedenheit iſt wahrlich nicht auf Autorenempfindlichkeit zurückzuführen. Die ungariſche Sprache iſt keine Weltſprache; wer ſie verſteht, kann gewöhnlich keine europäiſche. Um ein Stück Mikszáth ins Deutſche zu überſetzen, genügt es aber nicht, die deutſche Schriftſprache ſchlecht und recht auf Schulen oder aus Büchern erlernt zu haben; dazu muſs man auch die Bauernſprache kennen, denn Mikszáth ſelbſt ſchreibt ein ſo bäuerliches Kernmagyariſch, daſs die Uebertragung ſeiner Ausdrucksweiſe in die der deutſchen Bücher beinahe ſo komiſch wirkt, wie eine dralle Bauerndirne in Corſet und Schleppe. Deutſche Federmenſchen aber werden nach Ungarn nicht verſchlagen; ich bin meines Wiſſens der einzige, der hier lebt und das Ungariſche erlernt hat. So habe ich beinahe die Pflicht, diejenigen ungariſchen Literaturerzeugniſſe, deren Uebertragung die intime Kenntnis wenigſtens eines deutſchen Localidioms erfordert, ſucceſſive den deutſchen Leſern zugänglich zu machen. In erſter Linie ſtehen natürlich die Mikszáth'ſchen Bauernſtücke, das Buch „Herrnleut' und Bauersleut'“; dann werden ſeine politiſchen Schnurren folgen, die longetren auch nur von einem geborenen Deutſchen übertragen werden können. Die Arbeit ſelbſt iſt zwar eine ſchwierige, aber höchſt reizvolle, und zu allem Ueberfluſs läſst der gute Meiſter ſelbſt auch nicht locker, zu Fleiß und Ausdauer anzuhalten. Für die öſterreichiſchen Leſer bemerke ich, daſs die Mundart, die in Syntax und Ausdrucksweiſe durch meine Ueberſetzung durchſchimmert, die rheinfränkiſche iſt, die einzige, die ich als geborener Rheinländer annähernd beherrſche. D. Ue.

Wie der Jörg ſeine Senſe kauft.

Einmal bin ich dabei geweſen, wie der Cſomák Jörg in den Eiſenladen hineingekommen iſt.

— Guten Tag, wünſch' ich — ſagt' er.

— Was iſt gefällig?

— E' Senſ' bräucht' ich.

Der Kaufmann ſpringt und legt ihm einen Haufen Senſen vor. Gevatter Jörg guckt nun ſcheel und bösartig von der Seite auf die Senſen hinüber.

— Wo die „Kanon“ d'rauf iſt, weiſt her — ſagt er verächtlich und wendet ſich von den Senſen ab.

Der Kaufmann räumt die mit dem Ochſenkopf wieder ein und bringt ein paar „mit der „Kanon“ drauf“.

— Dort liegen ja noch mehr — wirft er über die Achſel.

Der Kaufmann ſchleppt geduldig alle vorräthigen Senſen mit dem Kanonenzeichen herbei.

Der Jörg prüft jetzt mit den Augen jede einzelne, aber um die Welt nicht hätte er eine von ihnen angerührt. Er fängt an, ſich den Kopf zu kratzen.

— No, was iſt denn jetzt für Malheur?

— Eigentlich laſst doch noch einmal die mit dem Ochſenkopf ſehen.

Was war anders zu thun, als noch einmal die mit dem Ochſenkopf herbeizuſchleppen.?

Unſer Bauer geräth doch jetzt ein biſschen in Verlegenheit und nimmt ſo wie aufs Gerathewohl eine von den vielen in die Hand.

Erſt drückt er das rechte Auge zu und blinzelt ſo über die Senſe hin, dann drückt er das linke zu, während er die Senſe herabhängen läſst, dann dreht er ſie um, endlich hebt er ſie über den Kopf und ſchielt von unten her lange hinauf nach ihr.

— Wie kommt die? — wirft er ſo nebenbei hin.

— Zwei Gulden.

— Die Senſ' da? — fragt er höhniſch. — Macht keine Poſſen. Was koſt' ſchon die Senſ'?

Er legt ſie längs über das Pult und macht mit den Händen einen Strich in die Luft, wo der Griff hinkommen ſoll, wie ſie dann ausſehen wird. Dann fährt er mit ſeinen langen knolligen Fingern auf beiden Seiten die ganze Klinge entlang, klopft an vier, fünf Stellen mit dem Knöchel des Zeigefingers drauf, endlich läſst er ſie auf den Boden herunter und biegt ſie übers Knie.

— Hm ... no ... wirklich zwei Gulden kommt die Senſ' da?

Der Kaufmann ſchwört, daſs er ſie nicht billiger geben kann. Ihn ſelber koſtet ſie ſoviel.

— Aber ſie iſt ja nit amal gut ausgeglüht, daſs Ihr's nur wiſst!

Digitized by Google

— Die feinſte engliſche Senſe!

— Na hört, wollt mich da nit zum Narren halten. Die iſt aus einer alten Senſ' noch ſo zuſammengehämmert.

— Vorzügliches Material. Die hält ewig.

— Wenn ſie inzwiſchen nicht marod wird — lacht der Jörg dazu.

— So eine Senſ' habt Ihr noch gar nicht gehabt.

— So wie ich? Für was ſeht Ihr mich denn an?

— Ich bitt', ſeht Euch die Senſe nur an.

— Anſehen ſoll ich ſie? Für was ſoll ich ſie anſehen? Senſ' iſt Senſ'. Die eine iſt wie die andere. Was gibt's da noch zu ſeh'n? Die mir grad' unter die Händ' 'kommen iſt. D'rum jetzt fort, heraus mit der Sprach', was wollt Ihr dafür, ich hab' preſſant zu thun auf dem Markt.

— Ich hab' Euch ſchon geſagt, zwei Gulden.

— Na, glaubt Ihr denn an keinen Herrgott? Zwei Gulden fordern für ſo ein Ding da? Wenn ich nur wenigſtens ſchon wüſst', was d'ran iſt.

Und damit unterwirft er die Senſe von neuem einer Prüfung, ſchwippt eins mit ihr, dann packt er ſich zuſammen und trägt ſie hinaus, wegen des beſſeren Lichtes draußen. An der Schwelle ruft er hinein:

— Mein' Hut hab' ich Euch d'rinn' gelaſſen.

Dort draußen läſst er die Senſe im Sonnenlicht tanzen, daſs es luſtig über die glatte blaue Fläche ſpielt. Er hält ſie an den Mund, haucht d'rauf und wartet andächtig, wie weit der Hauch den Stahl blind macht, und wie bald er wieder verſchwindet. Dann klopft er damit auf das Pflaſter.

— 'n närriſchen Klang hat ſie — brummt er — und d'rauf ſchlappt er hinein in den Laden und auch drinnen reitet er noch d'rauf herum: der Klang von ihr gefällt mir nicht. Gebt Ihr ſie für ein' Gulden achtzig Kreuzer oder nit?

— In Gott'snamen. Ein Sechſerl laſs ich nach. Nehmt ſie mit für einen Gulden neunzig.

— Das geht nit, das iſt ſie nit wert. Meine Kinder möchten mich verfluchen.

Gebt Ihr ſie, gebt Ihr ſie nicht?

— Geb' ſie nicht drunter.

— Dann Gott mit Euch.

Er ſchiebt ſich hinaus, aber nur bis in die Mitte der Straße. Von dort kommt er zurück und ſchreit noch einmal hinein!

— Gebt Ihr ſie oder gebt Ihr ſie nicht?

— Ich kann nicht.

Unſchlüſſig, kopfſchüttelnd dreht er ſeinen ſchmalzigen Hut in den Fäuſten herum.

— Meiner Seel', ſeit mich's denkt, hab' ich mit ſo'm Stein von'm Menſchen noch nit zu thun gehabt. Alſo wiſst Ihr was? Thut mir die Senſ' beiſeit in die Eck' da. Ich werd' mir's noch a' weil' überlegen da — draußen.

Eine gute Stunde darauf kommt er wieder mit einem anderen Landsmann.

— Da bin ich — keucht er und wiſcht ſich den Schweiß von der Stirn — das iſt mein' Vatter von Dorozsma, der Komót Steſſel. Wir haben uns überlegt, daſs er auch e' Senſ' nimmt, wann's ſchon ſo iſt, weil ſich's am End' doch ſo gehört, wann wir zu zweit zwei Senſen kaufen, daſs jeder ſeine wohlfeiler kriegt.

— Ich kann ſie nicht billiger geben ..... hundertmal hab' ich's ſchon geſagt.

— Ueberlegt's Euch gut, Herr, brecht's nit über's Knie!

— Ein Wort für hundert.

— Ihr laſst nicht nach? — platzt er wüthend heraus.

— Keinen Kreuzer mehr — antwortete er beſtimmt.

— No, ich, was ſoll ich jetzt ſagen — meinte er jetzt einlenkend.

— Sagt, was Ihr wollt. Ich red' jetzt mit Euch kein Wort mehr.

— No, no, man braucht ja nit gleich bös zu werden. Wenn's Euch ſchon leid iſt um jedes Wort zu mir, dann halt' her die Hand!

Unſer Jörg klatſcht jetzt mächtig in die Hand des Eiſenhändlers.

— Schuft, der ſein Wort zurücknimmt. Der Handel iſt gemacht!

Langſam, feierlich beginnt er ſein Wamms aufzuknöpfen, wobei er um die Welt nicht das Auge von der Ecke gewendet hätte, wo die gekaufte Senſe angelehnt ſteht.

Aber mein — blitzt es ihm durch den Kopf — wie wenn die Senſ' ſchmäler und kleiner wär!

Mit argwöhniſchem Auge muſtert er das Ladenperſonal. Dann nimmt er die Senſe in die Hand und prüft ihr Gewicht.

— Das iſt eine andere Senſe — bricht er grob aus — Hannes ſoll ich heißen, wenn das meine Senſ' iſt.

Und ſofort knöpft er die Bleikugeln an ſeiner Weſte wieder zu.

— Aber, wie wär' denn das nicht Euere Senſ'? Macht mir jetzt keine Umſtände mehr, Gevatter Jörg, ſonſt verlier' ich die Geduld!

— No, [illegible] er, er .... Aber was hat der Teufel mich [illegible] da. Selber bin ich ſchuld. [illegible] die [illegible] ich ſchon an?

— Aber, wenn ich Euch ſag', 's iſt Euere Senſe.

— So wie die? No, ich bin ja auch nit blind auf meinen zwei Augen.

Wieder fährt er mit den Fingern die Klinge entlang, biegt ſie übers Knie, klopft ſie auf, bringt ſie hinaus auf die Straße, ſchlägt ſie aufs Pflaſter, haucht d'rauf, ſchwippt mit ihr und ſchwankt dann tief niedergeſchlagen herein.

— Das iſt nit die Senſ'. Da kann ich nit mehr dafür geben als vier Gulden Schein (ein Gulden ſechzig Kreuzer.)

— Macht mir da keine Geſchichten. Wenn Euch die Senſ' nicht gefällt, dort ſind ſie all' mitſammt, ſucht Euch d'raus eine andere heraus.

— Na, ſo verrückt ſein wir nicht, daſs ich die ganz' Plag' noch einmal von vorn anfang'. Bleib's bei der Senſ', aber zu ihrem Preis, ſoviel ſie wert iſt.

— Kein Wort mehr.

— Was? Alſo doch ſoll ich den Schaden haben? Gut. Und Ihr nehmt's wahrhaftig auf Euer Gewiſſen, daſs Ihr Euch von mir überzahlen laſst? Verträgt das Euer Gewiſſen?

— Zahlt Ihr jetzt geſchwind und haltet uns da keine Predigten.

— Gut — ſchreit unſer Jörg bitter auf. Ihr ſollt Recht haben. Aber ſchneiden wir's inzwei, das Recht, daſs auch auf mich kein Unrecht fällt. Theilen wir den einen Gulden Schein.

— Ich theile nicht.

— Dann alſo, da iſt Euer Geld. Nehmt!

Wieder machte er ſich dran, das Wamms aufzuknöpfen, aus deſſen innerer Taſche er mit großer Mühe einen Strumpf herausfiſcht; aus deſſen unterſtem Ende nimmt er einen Guldenzettel, den er dem Kaufmann hingibt.

— Das übrige zähl' ich gleich d'rauf. Aus der äußeren Taſche der Weſte zieht er ein, zwei Sechſerl hervor, aus der anderen ein Vierkreuzerſtück ...

— Wieviel iſt's nur? Das ſind vierundzwanzig.

Er langt in die Hoſentaſche, wo er dreiunddreißig Kreuzer findet.

— Vierundzwanzig und dreiunddreißig macht ſiebenundfünfzig ... Wieviel fehlt noch?

— Noch dreiunddreißig Kreuzer.

— Soviel — verſetzt er mit frommem Geſicht — ſchwer wird's gehen.

Indeſſen lauert er mit ſeinem frommen, unſchuldigen Geſicht ſcharf, wie die Stimmung des Kaufmannes bleibt.

— Hopp ... Das heißt, daſs ... Wart' nur, wart! Wo hab' ich das nur hingethan? Was denkt Ihr, Gevatter? Aha, da wird's ſein, im Sacktuchzipfel.

In dem weißen Tuchzipfel waren wirklich noch zwei Sechſerlſtücke eingeknüpft.

— Das iſt das Neſthäkchen, Herr Geſchäftsmann — ſagt er ſüß — wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

— Noch dreizehn Kreuzer, drängte der Kaufmann unbarmherzig.

— Aber machen Sie doch keine Geſchichten, Herr Geſchäftsmann. Für was iſt das? So wie ſo habe ich doch eine ſchlechtere Senſ' kriegt, als ſich gehört hätt'. Zudem hab' ich auch kein' Groſchen mehr bei mir, hab's dort gelaſſen auf meinem Fuhrwerk im Aermel von der Guba;*) Ihr werd't doch nit verlangen, daſs ich ſo weit laufen ſoll wegen denen paar Hellern. Werd's ſchon gutmachen ein anderesmal.

— Ich brauche den ganzen Betrag. Geht das Geld holen, derweil läuft Euch die Senſe nicht weg.

Aber da fängt unſer Jörg ſchon an giftig zu werden:

— Was? Nit einmal ſoviel werd' ich da geacht't? Von mir iſt der Vater und auch der Großvater Bürgermeiſter geweſen. Hört Ihr's, Herr: Ich brauch' kein' Gnad' von niemand. Mich hat man nit aus dem Miſt aufgeleſen. Schmeißt ſie ihm hin, die dreizehn Kreuzer, Gevatter!

Und damit greift er beleidigt nach der Senſe.

— Gehn' wir, Gevatter ...

An der Ladenthür wendet er ſich zurück mit hämiſchem, ſchadenfrohem Geſicht, wirft die Schulter mit der Senſe triumphierend in die Höh', daſs ſie aufblitzt, und ſchmettert dann in den Laden hinein:

— Soviel kann ich Euch aber doch ſagen, Herr, das war die allerbeſte von Eueren Senſen — von den anderen all' iſt keine ein Schett Holz wert.

*) Guba iſt der zottige Bauernmantel aus langhaarigem Lammfell, der auf der kahlen Seite mit Zwirn [illegible] Blättern beſtickt, im Winter mit der haarigen, im Sommer mit der geſtickten Seite nach innen getragen wird.

Stimmen aus dem Publicum.

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 12. Juni 1897. Nummer 141.

ZEITUNGS-STEMPEL 1897

An unſere Leſer.

Die vorliegende Nummer der „Zeit" wurde von der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien mit Beſchlag belegt. Als Grund der Confiscation wurde uns der ganze Leitartikel:

„Miniſterielles Lebenselixir"

angegeben, welcher den geheimen Erlaſs des Grafen Badeni beſpricht und die Deutſchen vor hochverrätheriſchen und antidynaſtiſchen Unternehmungen warnt. Als weiterer Grund der Confiscation wurden uns zwei Stellen des Artikels der „Woche":

„Ein officiöſes Pflegekind der Großinduſtrie"

bezeichnet, welche ſich mit der Herkunft der Gelder beſchäftigen, aus denen die officiöſe „Reichswehr" unterhalten wird.

Wir haben ſofort nach Hinweglaſſung der incriminierten Stellen eine zweite Auflage veranſtaltet und an unſere Abnehmer verſendet.

Redaction und Adminiſtration „Die Zeit".

Miniſterielles Lebenselixir.

Confiſciert!

Confiſciert!

K.

Der Tauſch-Proceſs und das perſönliche Regime.

Es gibt nicht nur in den höheren, ſondern auch in den niederen Regionen Leute, die für das perſönliche, unparlamentariſche Regime ſchwärmen, das derzeit in Deutſchland gilt und die Miniſter lediglich zu Vertrauensmännern des Herrſchers macht, deſſen Willen unabhängig vom Parlament auszuführen einzig und allein ihre Aufgabe iſt. Welche Gefahren eine ſolche Regierungsform in ſich birgt, in welcher Corruption ſie [illegible] müſſe, das zeigt die Epiſode Tauſch.

Es iſt ja faſt ein Zufall, daſs wir die Reconſtruction dieſer Tragikomödie im öffentlichen Schwurgerichtsſaale in Moabit vorgeführt bekommen. Was hinter den Couliſſen der Regierung vorgeht, das iſt für das profane Zuſchauerpublicum nicht zu erfahren; denn der Zutritt zu Bühne und Garderobe iſt Unbefugten ſtrengſtens verboten. Daſs nun ein Actor wie der Miniſter von Marſchall die Flucht in die Oeffentlichkeit gewagt hat, geſchah ſicherlich nicht, um das Regierungsſyſtem zu brandmarken, ſondern aus perſönlichen Gründen, die mit ſeiner Stellung als Miniſter zuſammenhängen.

Digitized by Google

ſeine Sache, ſich um die Conſequenzen der oppoſitionellen Politiker zu kümmern.

Und was lehrt uns nun die luſtige Tauſchiade? In Deutſchland regiert der Monarch. Speciell ſeit Kaiſer Wilhelm II. am Ruder iſt, beſtimmt er den Curs des Regierungsſchiffes. Die Miniſter bilden nur die Handlanger ſeines Willens, den ſie der Volksvertretung gegenüber als Geſetz durchzudrücken haben. Durch dieſes perſönliche Regiment ſinken die Miniſter von ſelbſtändigen Politikern zu gehorſamen Unterofficieren herab. Schon dadurch wird die Autorität der Regierung in den Augen der Volksvertretung und des Volkes ſelbſt weſentlich gemindert. Dazu kommt noch, daſs die Miniſter für die Willensäußerungen des Kaiſers, ſobald ſie ſich auf das politiſche Gebiet beziehen, der Volksvertretung gegenüber die Verantwortung übernehmen müſſen. Iſt es nun ſchon ein Unding, daſs Männer von der Stellung eines Miniſters blind gehorſam den Willen eines Monarchen zu vertreten haben, ſo grenzt es geradezu an eine Umkehrung der politiſchen Moralbegriffe, wenn den Miniſtern nun noch zugemuthet wird, daſs ſie auch die Kritik und die Conſequenzen des kaiſerlichen Willens der Oeffentlichkeit gegenüber zu tragen haben. Sie erſcheinen ſo als die Prügelknaben, die der Monarch für ſich ins Treffen ſchickt.

Wäre ſchon damit die heutige Stellung der preußiſchen Miniſter wie des Reichskanzlers gerichtet, ſo ließe ſich die übliche Einrichtung doch noch inſoferne vertheidigen, als man den Willen des Kaiſers höher bewertete, als den anderer Menſchenkinder. Der Kaiſer faſst ſeinen Beruf als ein Amt von Gottes Gnaden auf und wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er nicht nur den Verſtand, ſondern auch den der Bedeutung des Amtes würdigen und erleuchteten Willen. Der Miniſter bequemt ſich ſo zu der Auffaſſung suprema lex regis voluntas.

So könnte man die Stellung der Regierung vertheidigen, ſolange der kaiſerliche Wille gleichſam von einer höheren Macht gelenkt und inſpiriert würde. Aber Könige ſind Menſchen, ſie bedürfen der Anregung und Information durch königliche Rathgeber. Solange dieſe Rathgeber die Miniſter ſelbſt ſind, wären ſie nicht zu beanſtanden. Aber wir haben keine Gewähr dafür, daſs und inwieweit die Miniſter die einzigen Berather des Monarchen ſind. Wir wiſſen vielmehr aus der Geſchichte, daſs zwiſchen den König und ſeine Miniſter ſich eine ganze Reihe von Perſonen einzuſchmuggeln weiß, die den Willen des Monarchen viel leichter und unauffälliger zu leiten verſtehen als die verantwortlichen Miniſter. Dieſe Sorte von Rathgebern iſt dabei dem Monarchen wie den geſetzgebenden Factoren gegenüber durchaus unverantwortlich. Durch ſie wird der kaiſerliche oder königliche Wille auf das niedrige Niveau der irdiſchen Jämmerlichkeit herabgezogen. Perſönliche Freunde des Monarchen können unter Umſtänden ſo dreiſt ſein, daſs ſie in der Oeffentlichkeit mit ihrem Einfluſſe beim Kaiſer ſelbſt den Miniſtern zu drohen wagen. Ein ſchlagendes Beiſpiel hiefür haben wir in Deutſchland an Herrn von Stumm. Dieſe Rathgeber ſind umſo ſchlimmer, als ſie, wie erwähnt, von keiner Seite zur Verantwortung gezogen werden können. Sie werden aber geradezu zu einer öffentlichen Gefahr, wenn ſie gar in amtlicher Eigenſchaft den kaiſerlichen Willen zu beeinfluſſen in der Lage ſind. Ein ſolcher Mann, der als Beamter, wie als Informator des Kaiſers eine gleich unverantwortliche Stellung inne hatte, war der preußiſche Criminalcommiſſär von Tauſch. In einem Verfaſſungsſtaate iſt ein unverantwortlicher Beamter eigentlich ein Widerſpruch in ſich ſelbſt. Aber wir haben aus dem Proceſſe erſehen, daſs die politiſche Geheimpolizei vollſtändig uncontroliert zu arbeiten hatte: weder der nächſte Vorgeſetzte noch der Polizeipräſident wollten von der Thätigkeit des Herrn von Tauſch etwas wiſſen, angeblich um nicht einmal in eine peinliche Situation verſetzt zu werden. Herr von Tauſch war aber auch ein unverantwortlicher Informator des Kaiſers. Wollte der Monarch über eine nicht aufgeklärte Angelegenheit Auskunft erhalten, ſo erhielt Herr v. Tauſch einen allerhöchſten Auftrag, recherchierte und erſtattete Bericht. Ohne Controle wurde letzterer dem Kaiſer übermittelt und von dieſem als unanfechtbare, amtlich ermittelte Wahrheit ſeinen Entſchließungen zugrunde gelegt.

Wie kamen aber nun dieſe für die Regierung des Kaiſers ſo wichtigen Berichte zuſtande? Herr von Tauſch beauftragte ſeine Agenten, von denen er ſelbſt ſagte, daſs ſie umſo tüchtiger waren, je unſauberer ihr Charakter ſich erwies. Dieſe Spitzel logen und verleumdeten, ſagten principiell nie die Wahrheit. Und dieſe Spitzelbande war dazu berufen, über den Kopf der Miniſter hinweg den Monarchen zu informieren. Sie waren in der Lage, den Monarchen zu Entſchließungen zu veranlaſſen, denen gegenüber ein ehrlicher, aber verleumdeter Miniſter wehrlos war. Der Sturz des Reichskanzlers v. Caprivi, des Miniſters von Köller iſt ohne jeden Zweifel durch ſolche Tauſchberichte an den Kaiſer veranlaſst worden. Die verantwortlichen Miniſter als verfaſſungsmäßige Rathgeber des Monarchen waren gegenüber dieſen und den anderen unverantwortlichen Informatoren und Berathern des Kaiſers zur Machtloſigkeit verdammt. Der Wille des Monarchen wurde ein Spielball in den Händen der Polizeiſpione.

In dieſer Beleuchtung muſs ſelbſt in den Augen eines noch ſo voreingenommenen Bewunderers der kaiſerliche Wille objectiv betrachtet ſehr wenig tauglich erſcheinen, und die Auslegung der regis voluntas als oberſtes Geſetz [illegible] würde kaum der ſtolzen Deviſe des deutſchen Kaiſers entſprechen, der da ſagt: Mein Curs iſt der richtige. Wenn aber die Möglichkeit uncontrolierbarer und unverantwortlicher Beeinfluſſung des monarchiſchen Willens durch die nackte Wirklichkeit ſo evident bewieſen iſt, ſo werden von der ſich daran knüpfenden Kritik weder die Perſonen noch die einzelnen Vorkommniſſe getroffen, ſondern in letzter Linie das Syſtem einer Regierungsform, das die Miniſterverantwortlichkeit zu einem Hohn und Spotte macht, eine Regierung, die in den Rahmen eines Verfaſſungsſtaates paſst wie die Fauſt aufs Auge. Den conſtitutionellen Völkern müſſen die Augen darüber geöffnet werden, daſs das perſönliche Regiment mit dem Fortſchritt des politiſchen Lebens ein Unding geworden, daſs die Miniſterverantwortlichkeit dem Monarchen gegenüber eine vollkommen haltloſe Inſtitution iſt, und daſs für eine geordnete Regierung nur die Erfüllung der Forderung eine Garantie bietet: Die Miniſter ſind Beauftragte der Volksvertretung, ihr allein verantwortlich und nicht dem Monarchen.

Dieſe Lehre iſt aus der Tauſchiade zu ziehen.

Berlin. Richard Mercarius.

Die Schlacht bei Nádudvar.

Noch iſt der Ernteſtrike nicht declariert, und ſchon iſt Blut um ihn gefloſſen. Wie die Dinge liegen, wird es das letzte nicht ſein. Die Gutsbeſitzerclaſſe wehrt ſich ihrer Haut; nicht um die paar Gulden allein handelt es ſich ihr, die ihr die Strikenden vielleicht abtrotzen können, ſondern vor allem darum, jede einheitliche Organiſation der landwirtſchaftlichen Arbeiter zu verhindern und von Ort zu Ort die Strikes niederzuwerfen. Das läſst ſich am Beiſpiel von Nádudvar mit grauſamer Deutlichkeit zeigen, und darum ſei dieſem Falle, der, wie geſagt, der erſte nicht iſt und der letzte nicht bleiben wird, eine beſondere Beſprechung gewidmet.

Die Feldarbeiter von Nádudvar bei Debreczin hielten am Pfingſtſonntag eine Verſammlung ab, in welcher über die Lohnforderungen für die Erntearbeit definitiv beſchloſſen werden ſollte. Zu dieſer Berathung kamen aus Debreczin drei Genoſſen. Der Oberſtuhlrichter hielt es für angezeigt, ſich in den Lohnkampf der Leute zu miſchen, ſagte ihnen die Bewilligung ihrer Forderungen zu, falls ſie ſich zerſtreuen würden, ließ aber die „Rädelsführer“, vor allem die drei Debrecziner, durch Gendarmen abführen, die übrigen Theilnehmer der Verſammlung nach dem Hofe des Gemeindehauſes escortieren. Den dort Harrenden wurde mitgetheilt, daſs die Wortführer nicht entlaſſen werden würden. Man hat alſo folgende Situation ins Auge zu faſſen. Eine Verſammlung wird erſt durch gütliches Zureden zum Auseinandergehen veranlaſst, dann escortiert man die Theilnehmer, gewiſſermaßen als Chorus, nach dem Gemeindehauſe, damit ſie Zeugen ſein können, wie ihre geiſtigen Häupter widerrechtlich zu Gefangenen gemacht werden, dieſe Häupter ſelbſt aber unterzieht man ob ihres vollſtändig legalen Handelns einem peinlichen Verhör. Wer den ungariſchen Bauer mit ſeinem Temperament und ſeinem nur zu gerechtfertigten Miſstrauen gegen die „Herren“ und die Behörden kennt, muſs geſtehen, daſs man es gar nicht beſſer hätte arrangieren können, wenn man gefliſſentlich eine blutige Revolte provocieren wollte. Ich weiß nicht, ob der Herr Stuhlrichter, nach dem Bismarck'ſchen Recept, das „Geſchwür durch einen rechtzeitigen Schnitt zur Blutung und zur Heilung zu bringen“, hat vorgehen wollen. Im Reſultate kommt ſein Vorgehen der Anwendung dieſes verruchten Receptes gleich. Das Vorauszuſehende iſt geſchehen; die Bauern machten Miene, ihre gefangenen Genoſſen zu befreien, die Gendarmerie ritt ein, die Bauern ſetzten ſich zur Wehr, die Gendarmerie erhält Succurs und feuert, ein Mann bleibt todt, gegen 23, meiſt Familienväter, werden ſchwer verwundet, Debrecziner Huſaren ſtellen dann die „Ordnung“ wieder her; heute herrſcht Ruhe in Nádudvar, umſomehr, als 21 weitere „Rädelsführer“ hinter Schloſs und Riegel ſitzen und die Strikeorganiſation wohl vorläufig verhindert iſt. Ueber die ganze Affaire hätte man vermuthlich in der Hauptſtadt höchſtens aus den gefärbten Berichten ängſtlicher Provinzcorreſpondenten erfahren, wenn nicht zufällig in den Pfingſttagen in Budapeſt ein ſocialiſtiſcher Landescongreſs abgehalten worden wäre, auf welchem blutbedeckt und verwundet Flüchtlinge aus Nádudvar erſchienen ſind, ihr Leid zu klagen und Schutz gegen Ketten und Kerker zu ſuchen. Dieſer Schutz konnte ihnen natürlich nicht zutheil werden; ſie wurden im Gegentheil tags darauf verhaftet, und als der Congreſs die Haltung der Polizei kritiſieren wollte, wurde er wegen Abweichung von der Tagesordnung behördlich aufgelöſt. Aber die Vorgänge von Nádudvar wurden dadurch doch in ein etwas helleres Licht gerückt und werden die öffentliche Aufmerkſamkeit noch beſchäftigen. Viel iſt allerdings auch davon nicht zu erhoffen. Es iſt ſo charakteriſtiſch genug, daſs kein einziges der oppoſitionellen, geſchweige der gouvernementalen Blätter bisher den Vorgängen in Nádudvar irgend ein Wort politiſcher Erörterung beizufügen hat, mit einziger Ausnahme des „Peſter Lloyd“, der wegen des angeblich gehörten Rufes „Nieder mit den Herren, nieder mit den Juden!“ die Arbeiter als Nichtungarn, als Opfer chriſtlichſocialer Verhetzung denunciert. Aber damit kann der gelehrte „Lloyd“ nur ſolche Leute täuſchen, die von vornherein den Strikern abhold ſind und nur nach Vorwänden ſuchen, ſie zu maßregeln und unſchädlich zu machen. Wenn der Bauer draußen „nieder mit den Juden!“ ſchreit, ſo meint er nicht den ihm bekannten

Digitized by Google

harmloſen Dorfjuden, bei dem er ſeinen Wein trinkt oder ſeine weiße Hoſe kauft, ſondern nur den jüdiſchen Pächter oder Gutsherrn, der ihm ebenſo ein Herr iſt wie der chriſtliche, gegen den er ſich ebenſo organiſieren muſs wie gegen den chriſtlichen. Es iſt auch vergeblich, nationale oder confeſſionelle Elemente in den Kampf zu tragen, der ein rein wirtſchaftlicher iſt, ein Kampf der Feldarbeiterſclaven gegen die Grundbeſitzerclaſſe. Natürlich können die armen Arbeiter auf irgend welche Sympathie von Seiten der herrſchenden Geſellſchaft nicht rechnen, denn die iſt, ganz wie im „liberalen" Italien, eine Geſellſchaft der Sclavenbarone, der Landjunker und ihres geſchäftlichen oder journaliſtiſchen Anhanges. Bisher behauptete die Gentry, ſich unbeſtritten in der politiſchen, wie geſellſchaftlichen Herrſchaft, da die ganze Leidenſchaftlichkeit des Volkes im Kampfe gegen Oeſterreich und die Nationalitäten aufgebraucht wurde, in welchem Kampfe die Gentry die geborenen Führer ſtellte. Nun hört der Bauer auf, ſich an nationalem Fanatismus zu berauſchen; er weiß, daſs er nun nicht beſſer dran iſt als der ſlaviſche, rumäniſche oder deutſche Proletarier, daſs der Staat und das Vaterland nur für die Herrenclaſſe da ſind, während von ihm für 80 kr. ephemeren Tageslohn noch Patriotismus gefordert wird. Ueber die politiſchen Maulhelden des Parlamentes hinweg haben die Proletarier der verſchiedenen Stämme, unbekümmert um den künſtlich genährten Stammesantagonismus, ſich die Hände gereicht; bei ihren Berathungen wird, wo es nöthig iſt, in allen Sprachen des Landes geredet werden. Im Parlamente freilich kümmert man ſich um dieſe Erſcheinungen nicht, denn die Arbeiter ſind keine Wähler, und wer kein Wähler iſt, iſt nicht gefährlich. Factiſch kann im ariſtokratiſchen Ungarn eine rein auf die Proletarierclaſſe beſchränkte Bewegung ſonderlich gefährlich auch nicht werden. Aber ſchon iſt auch die abſolute Solidarität aller zur Herrenclaſſe Gehörigen gebrochen. Die Univerſitätshörer repräſentierten bis vor kurzem noch das national fanatiſcheſte Junkerthum — am Pfingſtſonntage hat zum erſtenmale ein Vertreter von 28 Studenten dem Socialiſtencongreſſe als erklärter Socialdemokrat beigewohnt. Die große nationale Flut, welche den ungariſchen Globus oder vielmehr die ungariſche Geſellſchaft bisher vom übrigen Europa abgetrennt hatte, iſt alſo auch ſchon, wenn auch nur durch einen einzigen Balken, überbrückt. Es werden ihrer bald mehr werden, und dann werden die redſeligen Herren des Junkerparlamentes auch aufhören, die ſociale Frage als eine Angelegenheit der Nichtwähler vornehm zu ignorieren.

Budapeſt. Dr. Hugo Ganz.

Zur Kritik der materialiſtiſchen Geſchichtstheorie.

Heutzutage ſpricht man ſehr viel von einem wiſſenſchaftlichen Socialismus. Und wenn man die Vertheidiger dieſes Socialismus fragt, worin eigentlich die Wiſſenſchaftlichkeit beſteht, ſo weiſen ſie ſofort auf zwei Dinge hin: auf die ökonomiſchen Lehren von Marx (die Mehrwerttheorie und das Geſetz der Capitalsaccumulation) und auf die materialiſtiſche Geſchichtstheorie, die von Marx und Engels entdeckt wurde. Während aber die erſteren ſchon längſt eine ausgedehnte Kritik hervorgerufen haben, blieb die letztere faſt vollſtändig im Dunkeln. Man kritiſiert den Politico-Oekonomen, aber nicht den Geſchichtsphiloſophen. Doch wenn man näher zuſieht, iſt die Geſchichtsphiloſophie des Marx viel leichter und ſicherer anzufechten als ſeine politiſche Oekonomie, und das iſt umſo bemerkenswerter, als die Marxiſtiſche Geſchichtsauffaſſung das eigentliche Weſen, den Kern des ſogenannten „wiſſenſchaftlichen" Socialismus ausmacht. Ferri*), der die jüngſte Vertheidigung desſelben geboten hat, concentriert alle ſeine Kunſt gerade auf dieſen Punkt. Man kann ſagen, daſs die materialiſtiſche Geſchichtstheorie von Marx noch ziemlich wenig im Publicum bekannt iſt, vielleicht auch deshalb, weil Marx uns keine zuſammenhängende Darſtellung derſelben gegeben hat. Es iſt aber intereſſant zu conſtatieren, daſs in den letzten Jahren der materialiſtiſche Standpunkt in der Geſchichtsauffaſſung — ganz unabhängig von Marx — auch von ſolchen Autoren eingenommen wird, die ſonſt auf einem dem Socialismus entgegengeſetzten Standpunkte ſtehen, z. B. Lippert,**) Rogers***) u. a. Wir meinen deshalb, es wäre nicht ohne Intereſſe, dieſe Theorie auf die Tagesordnung zu ſetzen und ſie nach allen Seiten hin zu discutieren. Wir wollen nun eine kurze, objective Darſtellung dieſer Theorie geben und daran anknüpfend die allgemeinen kritiſchen Punkte auseinanderſetzen.

Wir wollen aber ſofort bemerken, daſs unſere Kritik nicht gegen die praktiſche Seite des Socialismus gerichtet iſt: dieſe laſſen wir vollſtändig außeracht; wir wollen nur die geſchichtstheoretiſche Grundlage des heutigen Socialismus kritiſieren.

•

Drei Principien bilden die Grundlage der marxiſtiſch-materialiſtiſchen†) Weltanſchauung, nämlich: 1. Die Dialectik, 2. die vorherrſchende Rolle des ökonomiſchen Factors in der Geſchichte und 3. der Claſſenkampf.

I. Die Dialectik.

Der „wiſſenſchaftliche" Socialismus ſtellt ſich bei der Betrachtung der Erſcheinungen auf den Standpunkt der Evolution: er leitet die Gegenwart aus der Vergangenheit ab und ſieht die Zukunft in der Gegenwart. Er hat dieſes Princip nicht den Naturwiſſenſchaften, ſondern der Hegel'ſchen Philoſophie entlehnt.

Die Evolution nach Hegel oder, wie er ſie bezeichnet hat, die Dialectik beſteht darin, daſs die Entwicklung aller Erſcheinungen auf dem Wege des Gegenſatzes, der Negation geſchieht. Dieſe Negation durchdringt alle Erſcheinungen des Denkens und des Seins, der ſubjectiven und objectiven Welt. Die Gegenwart iſt ein Product der Negation der Vergangenheit und durch Negation der Gegenwart entſteht die Zukunft; jemehr die Gegenſätze einer beſtimmten Erſcheinung hervortreten, je mehr ſie alſo negiert wird, deſto mehr treten die Eigenſchaften der nachfolgenden Erſcheinung hervor. Das iſt eben der Kern des Hegel'ſchen Satzes: „Etwas iſt und nichts iſt gleichzeitig." Jede Erſcheinung exiſtiert nicht für ſich allein; ſie iſt nicht nur ein Sein, ſondern ein Werden. Das Seiende iſt nur ein vorübergehendes Moment im Werden. Das Werden kommt zuſtande durch die Negation des Seins. Dieſe Negation geſchieht nicht regellos, ſondern nach einem beſtimmten Geſetze: dem Geſetze der Triade.

Jede Erſcheinung muſs drei Stufen paſſieren: das erſte Stadium iſt das der Theſis; das iſt der primitivſte Zuſtand jeder Erſcheinung; durch die allmählich ſich ſteigernde Negation derſelben entſteht ihr Gegenſatz, die Antitheſis; dieſe wird nun — durch die fortſchreitende Entwicklung — ihrerſeits negiert, und es entwickelt ſich ihr Gegenſatz — die Syntheſis. Das letzte Stadium iſt dem erſten ähnlich, aber ſtellt eine höhere Stufe dar. Die Socialiſten illuſtrieren dieſe Triade durch folgendes Beiſpiel: primitiver Communismus (Theſis), Privateigenthum (Antitheſis), ſocialiſtiſcher Communismus (Syntheſis).

Wie geſchieht nun dieſes Fortſchreiten von einem Stadium zum anderen? Hegel antwortet darauf: Durch Summation quantitativer Veränderungen entſtehen qualitativ verſchiedene Zuſtände. Zum Beiſpiel: Wird Waſſer gekocht, ſo bleibt es, während die Temperatur ſich zwiſchen 0° und 99° bewegt, ein flüſſiger Körper, ein qualitativ identiſcher Zuſtand. Bei dem Kochen aber geſchehen quantitative Veränderungen: Steigerung der latenten Wärme. Ueberſteigen dieſe quantitativen Veränderungen einen gewiſſen Grad, iſt die Temperatur 100°, dann verwandelt ſich das Waſſer in Dampf, d. i. in einen qualitativ verſchiedenen Zuſtand. Oder anders ausgedrückt: Die Steigerung der Stufen führt zur Aenderung des Typus. Durch die Steigerung der quantitativen Veränderungen der Theſis entſteht die Antitheſis, aus dieſer die Syntheſis. Das iſt das Grundprincip der Hegel'ſchen Dialectik, die von Marx und Engels acceptiert und unverändert in die materialiſtiſche Weltanſchauung übertragen worden iſt.

Wir werden ſpäter zu beweiſen verſuchen, daſs die Dialectik Hegels in vielen Theilen unhaltbar iſt; für jetzt wollen wir nur bemerken, daſs Hegel dieſe Entwicklungsgeſetze nicht der exacten Beobachtung der Vorgänge in ihrer realen Geſtalt, ſondern der Erforſchung der Geſetze der Logik entlehnt hat. Es iſt ja eine bekannte Thatſache, daſs Hegel ſein Leben lang ſich damit abgeplagt hat, die reellen Erſcheinungen den Geſetzen ſeiner Dialectik anzupaſſen, ohne je von dem Reſultate ſeiner recht ſpitzfindigen Verſuche befriedigt zu ſein.

Es iſt aber jedenfalls klar, daſs die Dialectik Hegels und die Evolutionstheorie, wie ſie von den Naturwiſſenſchaften gelehrt wird, zwei abſolut verſchiedene Dinge ſind. Die letzteren anerkennen erſtens nicht die Dreiſtufenentwicklung, und zweitens meinen ſie nicht, daſs die Entwicklung auf dem Wege der Negation, des Gegenſatzes, ſtattfindet. Das ſind aber gerade die zwei charakteriſtiſchen Eigenſchaften der Dialectik: wenn wir dieſe verneinen, fällt das ganze Gebäude derſelben hin.

Es zeugt von völliger Unkenntnis der Hegel'ſchen Philoſophie, wenn man meint, das Geſetz der Triade wäre nur etwas Nebenſächliches. Sie iſt das innerſte Weſen der Dialectik. Und gerade die Triade iſt von der Wiſſenſchaft nicht anerkannt; ſie eben markiert die deductive, rein formale Natur der Evolution im Hegel'ſchen Sinne.

Die Socialiſten aber und mit ihnen auch Enrico Ferri identificieren die Dialectik, die von Marx und Engels als Ganzes acceptiert wurde, mit der Evolution im naturwiſſenſchaftlichen Sinne. Wir werden davon ſpäter ausführlicher ſprechen. Die nothwendige Folge dieſer dialectiſchen Betrachtungsweiſe iſt der Fatalismus: Alles kommt und muſs zu ſeiner Zeit kommen; nichts kann hervorgerufen werden, bevor es durch den objectiven Gang der Dinge vorbereitet iſt. Der Perſönlichkeit wird jede ſelbſtändige Bedeutung in der Geſchichte abgeſprochen. Gerade dieſer optimiſtiſche Fatalismus — er iſt optimiſtiſcher Natur, denn er ſieht in der Zukunft das Glück der ganzen Menſchheit — iſt für die marxiſtiſche Geſchichtsauffaſſung charakteriſtiſch.

II. Der ökonomiſche Factor.

Während für Hegel die ganze Geſchichte durch die dialectiſche Entwicklung der Ideen des Weltgeiſtes bedingt und beſtimmt wird und ſomit das Materielle vom Ideellen beſtimmt wird, hat nun Marx das umgekehrte Princip aufgeſtellt. Er hat, nach dem Ausdrucke Engels', den Hegel auf den Kopf geſtellt. Das Princip Marx' iſt in folgendem Satze zuſammengefaſst: „Die Productionsformen des materiellen Lebens bedingen den ſocialen, politiſchen und geiſtigen Proceſs überhaupt." Nach dieſem Principe iſt alles — die griechiſche Kunſt, das römiſche Recht, die Ausbreitung des Chriſtenthums in Europa

*) Ferri: Socialisme et science positive, Paris 1896.

**) Lippert: Die [illegible]

***) Th. Rogers: [illegible]

†) Wir gebrauchen die Bezeichnung „marxiſtiſch-materialiſtiſche Weltanſchauung" zum Unterſchiede von der allgemein philoſophiſchen materialiſtiſchen Weltanſchauung.

Digitized by Google

Mohamedanismus in Aſien, die Kreuzzüge, die Reformation, das Papſtthum, die Entdeckung Amerikas, die Geſetze von Newton und Kepler, der dreißigjährige Krieg, die Philoſophie Humes und Kants, die Poeſie Goethes und Schillers, alle Revolutionen und Entdeckungen des 19. Jahrhunderts — alles iſt durch die jeder Epoche entſprechenden Productions- und Austauſchformen hervorgerufen.

Wohlgemerkt: Marx ſpricht nicht von den allgemeinen materiellen Lebensbedingungen und Bedürfniſſen, ſondern nur von den Productions- und Austauſchformen. Man ſollte alſo eigentlich nicht von einer materialiſtiſchen, ſondern von einer ökonomiſchen Weltanſchauung ſprechen.

Auch hier, wie zwiſchen Evolution und Dialectik, beſteht zwiſchen dem Begriffe des wiſſenſchaftlichen Materialismus, wie er von der Biologie und Sociologie verſtanden wird, und dem Begriff des ökonomiſchen Factors ein gewaltiger Unterſchied. Jener iſt ein univerſeller, die Grenzen unſerer Erkenntnis berührender Begriff, dabei aber ein einfacher, nicht weiter zerlegbarer, mit einem Worte ein primärer Begriff, dieſer iſt ein ſehr complicierter, der eine weitere Analyſe nicht nur zuläſst, ſondern geradezu herausfordert und der nur auf die Menſchheit Anwendung findet. Beide Begriffe haben nichts miteinander gemein.

Noch mehr! Sehr viele Geſchichtsphiloſophen ſprechen vom materiellen Factor als Grundlage der Geſchichte. Aber ſie ſprechen von den elementaren materiellen Bedingungen — Boden, Klima, geographiſche Lage — des menſchlichen Lebens. Wenn Lippert von „Lebensfürſorge“ als dem Hauptprincip der menſchlichen Geſchichte ſpricht, ſo iſt darunter ein rein biologiſches, der geſammten lebenden Natur zukommendes Princip zu verſtehen. Marx und Engels jedoch verſtehen unter dem ökonomiſchen Factor nicht die einfache Lebensfürſorge; Marx ſagt ausdrücklich, daſs „der Hunger noch keine Geſchichte macht“. Lebensfürſorge iſt aber zu allererſt Hunger. Würden Marx und Engels nur von den allgemeinen materiellen Lebensbedingungen geſprochen haben, ſo wäre kein Grund vorhanden, von einer ſpecifiſchen marxiſtiſch-materialiſtiſchen Geſchichtstheorie zu ſprechen, denn ſchon lange vor Marx haben berühmte Männer, wie Machiavelli, Turgot, Herder und ſogar Buckle auf die Bedeutung derſelben in der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit hingewieſen. Das Verwechſeln des ökonomiſchen Principes von Marx mit dem der allgemeinen materiellen Lebensbedingungen hat einen heilloſen Wirrwar geſchaffen und das Verſtändnis der marxiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung in vielen ſogar berühmten Köpfen getrübt. — Für Marx und Engels haben die klimatiſchen und geographiſchen Verhältniſſe nur inſofern Bedeutung als ſie die ökonomiſche Structur beeinfluſſen; irgendeine andere Rolle geſtehen ihnen dieſe Autoren nicht zu. Das ökonomiſche Princip von Marx iſt ein ſociales, und kein biologiſches, iſt ein Product, aber keine primäre Erſcheinung.

III. Der Claſſenkampf.

Als unmittelbare Folge des vorigen Princips erſcheint das dritte Grundgeſetz der Entwickelung der Menſchheit: der Claſſenkampf, der nach Marx und Engels als rother Faden die ganze Geſchichte durchzieht. Dieſer Claſſenkampf iſt ein Kampf der durch die Productions- und Austauſchformen geſchaffenen Gruppierungen innerhalb der Menſchheit. Es iſt eine Manifeſtation des in der ganzen Natur erſcheinenden Kampfes ums Daſein in ſeiner ſpecifiſchen Anwendung auf die Menſchheit. Wir haben gegen dieſes Princip nichts einzuwenden; wir wollen nur folgende Bemerkung machen: gerade der Claſſenkampf zeigt uns, daſs die allgemeinen Geſetze der Natur vollſtändig modificiert erſcheinen in ihren Manifeſtationen innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft. Die Menſchheit beſitzt irgend ein neues, der übrigen Natur nicht zukommendes Princip, das die Geſetze der allgemeinen Natur modificieren kann und muſs. Worin dieſes Princip nun beſteht, werden wir ſpäter ſehen.

Das iſt in Kürze das Weſen des heutigen wiſſenſchaftlichen Socialismus, reſp. der materialiſtiſchen Geſchichtstheorie. Sehen wir nun genauer zu, ob dieſe Geſchichtstheorie wirklich wiſſenſchaftlich begründet iſt, ob ſie a priori zuläſſig iſt und a posteriori bewieſen werden kann.

Vor allem iſt zu bemerken, daſs weder Marx noch Engels, noch irgend jemand von ihren Schülern uns eine zuſammenhängende Darſtellung der Geſchichte von dieſem Standpunkte gegeben haben. In der ganzen marxiſtiſchen Literatur finden wir wohl Betrachtungen über einzelne Vorgänge, die aber gar keinen Wert haben, da ſie zuſammenhanglos ſind. Es iſt jedenfalls ſehr verwunderlich, eine neue Geſchichtstheorie geben zu wollen, ohne ſie an den reellen Thatſachen zu prüfen. Und wenn auch dieſe Theorie ſich an den Thatſachen eines oder einiger Jahrhunderte bewahrheiten ſollte, was hat das zu ſagen? Damit iſt noch gar nichts bewieſen, daſs ſie ihre Geltung während der ganzen Entwickelung der Menſchheit bewahren kann. Wenn man alſo uns beweiſt, daſs der 18. Brumaire oder die Pariſer Commune durch die [illegible] ökonomiſchen Bedingungen hervorgerufen worden ſind, ſo beweiſt es noch [illegible] die Wiſſenſchaftlichkeit der Theorie.

Es iſt [illegible] allgemein [illegible], daſs die ganze Geſchichte [illegible] Factor [illegible] Rolle [illegible]. Man [illegible], daſs das XIX. Jahrhundert [illegible] zu dieſem [illegible]. Wir meinen alſo, bis uns die Anhänger Marx keine genaue Darſtellung der ganzen Geſchichte der Menſchheit vom ökonomiſchen Standpunkte geliefert haben, iſt es nur möglich von einer gewagten, wenn auch genialen Hypotheſe, aber nicht von einer bewieſenen Theorie zu ſprechen.

Wenn wir die ganze Zeit von einem ökonomiſchen Standpunkte ſprechen, ſo geſchieht es deshalb, weil wir darin den Kernpunkt der materialiſtiſchen Weltanſchauung erblicken. Schließlich ſind heutzutage alle Evolutioniſten und Darwinianer; ſchließlich anerkennt jetzt jeder — wenigſtens der nicht durch ſeine Parteiſtellung für die objective Wahrheit unempfänglich geworden iſt — daſs in der Geſchichte der Menſchheit, wie in der ganzen Natur, ſich alles entwickelt, alles fortſchreitet, und daſs innerhalb der Menſchheit ein Kampf ums Daſein, ebenſogut wie in der ganzen Natur ſtattfindet. Das Specifiſche der Marx-Engels'ſchen Geſchichtsauffaſſung iſt jedenfalls die Erhebung des ökonomiſchen Factors, d. i. der Productions- und Austauſchformen zum Hauptfactor der Geſchichte. Wir werden deshalb unſere Kritik vor allem gegen dieſen Punkt zu richten haben.

Wenn irgend eine Thatſachenreihe durch ein Princip erklärt werden ſoll, ſo muſs es einfach, weiter unzerlegbar ſein, d. i. das Princip muſs eine primäre Erſcheinung ſein. Um die chemiſchen Vorgänge erklären zu können, muſste die Wiſſenſchaft auf die allerletzte Erſcheinung, auf das Atom zurückgreifen. Je mehr die Wiſſenſchaft fortſchreitet, deſto einfachere Elemente zieht ſie zur Erklärung der Thatſachen heran.

Wie ſteht's in dieſer Beziehung mit der Marx'ſchen Theorie? Die ganze Geſchichte wird bedingt durch die Productions- und Austauſchformen. Gut. Und wodurch ſind ſie ſelber bedingt? Woher ſtammen die Productions- und Austauſchformen, wodurch ſind ſie hervorgerufen? Beſitzt das ganze Thierreich ſolche Productionsformen oder ſind ſie nur der Menſchheit eigenthümlich? Und im letzteren Falle, warum denn? Das ſind ja alles Fragen, die beantwortet werden müſſen, und die zeigen, daſs das marxiſtiſche Princip kein einfaches, ſondern ein ſehr, ſogar zu ſehr compliciertes iſt. Kann man denn beſtreiten, daſs die Productions- und Austauſchformen eine höchſt complicierte ſociale Erſcheinung ſind? Man müſste ſie alſo zuerſt analyſieren, auf ihre urſprünglichen Elemente zurückführen, und erſt dann könnte man das die Geſchichte der Menſchheit erklärende Princip herausfinden. Man kann doch nicht eine unbekannte Größe x durch eine zweite y, die ſelbſt aus vielen Componenten beſteht, erklären!

Denn, wenn wir genauer die Productions- und Austauſchformen analyſieren, ſo finden wir ſofort mehrere Elemente. Die Production iſt nur möglich, wenn ſich folgende Elemente combinieren: zuerſt muſs das Rohproduct, wie es von der Natur geliefert iſt, vorhanden ſein, dann gehört dazu der mit geiſtigen Fähigkeiten bewaffnete Menſch und in einer ſpäteren Periode, die aber nach den letzten Erforſchungen ſchon ziemlich früh anfängt, gehört noch dazu das Werkzeug, ſelbſt ein Product der Combination der menſchlichen Erfindungskraft und des von der Natur gelieferten Materials. Ebenſo ſind die Austauſchformen ein Product der materiellen Bedürfniſſe der Menſchen und ihrer ſpecifiſchen pſychiſchen Begabung, die ſie befähigt, in die ausgiebigſten, complicierteſten und dauerndſten Beziehungen zu einander zu treten. Es iſt jedenfalls richtig, daſs die Productions- und Austauſchformen, reſp. die ökonomiſche Structur während einer beſtimmten Geſchichtsepoche, den Grad der Culturentwicklung während dieſer Epoche beſtimmen, genauer geſagt, anzeigen. Sie ſind ſozuſagen das Thermometer ihrer Zeit, denn in ihnen ſind die materiellen Bedürfniſſe einerſeits und die Reſultate der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes andererſeits verkörpert oder kryſtalliſiert. Wenn uns von marxiſtiſcher Seite gezeigt wird, daſs einem beſtimmten Wirtſchaftsſyſtem gewiſſe politiſche, juridiſche und geiſtige Zuſtände entſprechen, ſo kann das gar nichts beweiſen; denn — wenn auch dieſe Behauptung wahr wäre, was nicht immer der Fall iſt — ſo können gewiſſe Grundelemente vorhanden ſein, die allen ſocialen Erſcheinungen zugrunde liegen, reſp. ſie alle beſtimmen und bedingen. Es iſt alſo noch keineswegs erwieſen, daſs die ökonomiſche Structur die Grundlage und die Grundurſache aller geſellſchaftlichen Erſcheinungen iſt. Vor allem muſs die Frage entſchieden werden: woher ſtammt die ökonomiſche Structur ſelbſt? Sie iſt doch nicht als deus ex machina auf die Welt gekommen. Die marxiſtiſche Geſchichtstheorie gibt aber keine Löſung dieſer Frage.

Daſs dieſe Analyſe der Geneſis der ökonomiſchen Structur ſehr wichtig iſt, ſieht man aus folgendem Umſtande.

Engels [1] gab an einer Stelle eine ganz andere Definition. „Nach der materialiſtiſchen Weltanſchauung, behauptet er, iſt das beſtimmende Moment in der Geſchichte: die Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens. Dieſe iſt aber ſelbſt doppelter Art. Einerſeits die Erzeugung von Lebensmitteln, andererſeits die Erzeugung von Menſchen ſelbſt, die Fortpflanzung der Gattung.“ Ja, das iſt doch das ganz einfache Princip von Lippert: die Lebensfürſorge. Aber iſt denn das ein geſchichtliches, ſociales Princip? Die „Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens“ iſt ja ein allgemein biologiſches Geſetz, das im ganzen organiſchen Reich ſeine Anwendung findet, dem nicht nur alle Thiere, ſondern auch alle Pflanzen unterworfen ſind. Und trotzdem ſpricht man ja nur von der Civiliſation

[1] Engels, [illegible] 1884. Einleitung [illegible]

Digitized by Google

der Menſchheit und nicht der Thiere, trotzdem hat ja nur die Menſchheit eine ſociale Geſchichte! Warum denn? Es iſt alſo nicht einfach „die Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens“ an und für ſich das „beſtimmende Moment in der Geſchichte.“ Es hängt wohl von der beſtimmten Form und Art dieſer Production ab, es muſs ein neues Element hinzukommen. Ebenſo wie das allgemeine biologiſche Geſetz des Kampfes ums Daſein innerhalb der Menſchheit eine beſondere Modification erleidet und zum Claſſenkampfe ſich umändert, ebenſo muſs das allgemeine Geſetz der „Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens“ innerhalb der Menſchheit irgendwie modificiert werden.

Merkwürdig! Marx, der jedenfalls ein genialer Kopf war, hat ſehr gut den großen Unterſchied zwiſchen der Production der Thiere und der des Menſchen eingeſehen. An einer Stelle im „Capital“ *) beſpricht er den Unterſchied zwiſchen der Arbeit des Menſchen und dem allerſocialſten der Thiere, der Biene. Da ſagt er eben, der ſchlechteſte Baumeiſter unterſcheide ſich von der beſten Biene dadurch, daſs er die von ihm ausgeführten Veränderungen der Naturformen nach einem vorher beſtimmten Zwecke vollzieht, welchen Zweck er im voraus kennt, dem er ſeinen Willen unterjocht. Mit einem Worte: der Menſch handelt bewuſst, indem er einen beſtimmten Zweck verfolgt, während die Biene inſtinctiv arbeitet. Schade, daſs der Geſchichtsphiloſoph in Marx nicht ſo tief wie der Oekonom war! Denn von dieſem Unterſchiede ausgehend, muſs man bei der weiteren Analyſe zum Schluſſe kommen, daſs die Geſchichte der Menſchheit nicht einfach durch die „Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens“, ſondern durch die ſpecifiſche Art der menſchlichen Production des unmittelbaren Lebens bedingt wird.

Sobald man alſo auf die Grundprincipien zurückgreift, ſieht man ſofort ein, daſs das Leben der Menſchheit nicht einfach durch ein allgemeines biologiſches Geſetz regiert wird, reſp. daſs dieſes Geſetz innerhalb der Menſchheit irgendwie modificiert wird. Die Unhaltbarkeit der marxiſtiſchen Geſchichtstheorie iſt noch aus Folgendem zu erſehen. Eine richtige Geſchichtstheorie muſs die ganze Geſchichte der Menſchheit, das iſt vom erſten Momente der Erſcheinung des Menſchen als ſolchen bis auf den heutigen Tag, erklären können. Eine Geſchichtstheorie kann und darf nicht von einer geſchriebenen Geſchichte ſprechen, denn was heute außerhalb derſelben liegt, kann ſpäter — durch neue Entdeckungen, wie Ausgrabungen, Entzifferungen bis dahin unbekannter Schriften, genauere Erforſchungen des Lebens der wilden Stämme u. ſ. w. — innerhalb derſelben liegen. Gerade der dialectiſch-evolutioniſtiſche Standpunkt, auf dem ja die Marxiſten ſtehen, zwingt uns zur Ausdehnung des Begriffes der Geſchichte, gerade die Evolutionslehre zwingt uns, die Vorbereitungsſtadien jeder Erſcheinung kennen zu lernen. Von dieſem Standpunkte aus gehören zur Geſchichte alle Entwicklungsſtufen, die der Menſch durchgemacht hat ſeit dem Moment, wo er als „geſellſchaftliches Weſen“ aufgetreten iſt, reſp. ſeitdem der Menſch nicht nur ein biologiſches, ſondern auch ein ſociologiſches Weſen wurde. Die Geſchichte, in dieſem Sinne aufgefaſst, — und ſie kann gar nicht anders aufgefaſst werden — beginnt viel früher, als irgendwelche Productions- und Austauſchformen, oder Claſſenkämpfe erſcheinen. Man kann doch nicht von beſonderen Productionsformen ſprechen, wenn der Menſch ſeinen Hunger durch Pflücken fertiger Früchte befriedigte: er producierte damals nicht nur keine Tauſch-, ſondern auch keine Gebrauchswerte. Dieſe Periode, wo der Menſch nicht einmal für den nächſten Tag ſorgte, dauerte jedenfalls ſehr lange Zeit, während der die allerwichtigſten Vorbereitungsmomente der weiteren Entwicklung der Menſchheit liegen. Wenn Engels meint, während dieſer Periode ſei „die Geſellſchaftsordnung durch Geſchlechtsbande beherrſcht“, ſo iſt die Frage erlaubt, was eigentlich zur Bildung dieſer Geſchlechtsbande führte, denn der Geſchlechtstrieb iſt ja auch nicht minder bei den Thieren entwickelt. Außerdem geſteht er damit zu, daſs die Productions- und Austauſchformen, reſp. die ökonomiſche Structur nicht immer die Baſis der Geſellſchaftsentwicklung war. Wir ſehen alſo: Proklamiert man die Productions- und Austauſchformen als Geſchichtsprincip, dann bleibt man uns die Analyſe derſelben ſchuldig, und man iſt gezwungen, ihre Stellung nur auf eine beſtimmte Epoche der menſchlichen Geſchichte zu beſchränken. Greifen aber die Materialiſten auf die Production und Reproduction des unmittelbaren Lebens oder einfacher auf die Lebensfürſorge zurück, dann bleibt man uns die Erklärung ſchuldig, warum dieſes biologiſche Geſetz nur innerhalb der Menſchheit ein ſociologiſches Reſultat hervorbringt.

Das ſind die Gründe a priori gegen die Wiſſenſchaftlichkeit der ſogenannten marxiſtiſch-materialiſtiſchen Weltanſchauung. Damit wollen wir gar nicht das ungeheuere Verdienſt Marx' ſchmälern, zuerſt ſcharf und präcis auf die große Bedeutung des ökonomiſchen Factors in der Geſchichte hingewieſen zu haben. Wenn man aber ſeine Anſicht als das letzte Wort der Geſchichtsphiloſophie, als eine mit mathematiſcher Sicherheit bewieſene wiſſenſchaftliche Theorie — die Marxiſten ſprechen nie von Hypotheſe, ſondern nur von Theorie — hinſtellt, dann müſſen wir ſie im Intereſſe der Wiſſenſchaft ſcharf zurückweiſen.

In einem folgenden Artikel werden wir zu beweiſen verſuchen, daſs die Geſchichtstheorie von Marx auch den geſchichtlichen Thatſachen nicht entſpricht, daſs ſie im ganzen ein Product von nur temporär wirkenden Erſcheinungen iſt.

Philippopel. Dr. D. Pasmanik.

*) Marx: Das Capital 1890 Bd. I. S. 140—142.

Entdeckungen und Erfindungen.

(Fernzünder für Gasflammen. — Ausbeutung von Flut und Ebbe. — Kohle aus Torf. — Elektriſcher Jagdwagen. — Bellevillekeſſel. — „The Terrible“ und „The Powerful“. — Leibnitz und Papin. — Die moderne Handfeuerwaffe und ihre Herſtellung.)

In der Lichtwelt der Gründungen intereſſiert man ſich ſeit den Erfolgen des Auerſtrumpfes lebhaft für alles, was mit Elektricität und Gas zuſammenhängt. So gewinnen die Gasfernanzünder, welche durch den Druck auf einen Knopf das Anzünden der entfernteſten Gasflammen und der flammenreichſten Gaskronen ermöglichen, immer mehr Anhänger, denn „Bequemlichkeit“ iſt das Loſungswort der Zeit. Man will beim Betreten ſeiner Wohnung ſchon von der Thüre aus die Räume in Licht ſetzen. Es dürfte von Intereſſe ſein, hier die verſchiedenen Erfindergedanken zu verfolgen, die ſich langſam um das Problem in die Höhe ranken.

Die einfachſte und naheliegendſte Idee war wohl die Anwendung von Zündmaſſen in Streifen- oder Pillenform. Der Gasbrenner wurde mit denſelben verſehen und ſobald man den Gashahn öffnete, rieb ſich die Maſſe an einer geeigneten Vorrichtung und entzündete ſich exploſionsartig.

Wie man ſieht, gleicht das Ganze nur einer Reihe gewöhnlicher Zündhölzer, die ſelbſtthätig zur Wirkung gelangen und von Zeit zu Zeit nachgefüllt werden müſſen.

Natürlich ſind Elektricität und Chemie im Geſchwindſchritt über dieſe ſpotteinfache Idee weggeſchritten. Die eine wendet den elektriſchen Funken an, die andere Stoffe, welche in ſtrömendem Gaſe glühend werden und zünden. Ein ſolcher Stoff iſt ſchwammiges und aus alkaliſchen Löſungen reduciertes, pulveriges Platin, Platinſchwarz oder Platinmohr genannt. Die Sache iſt nicht neu; ſie könnte ihr diamantenes Jubiläum feiern, denn vor 75 Jahren hatte Döbereiner ſein bekanntes Feuerzeug aus Platinſchwamm hergeſtellt. Dieſes wurde ſpäter von der viel handlicheren Zündholzſchachtel verdrängt. Platinmohr beſitzt in großem Maßſtabe die Kraft, an ſeiner Oberfläche Sauerſtoff zu verdichten. Sind nun brennbare Gaſe, insbeſondere Waſſerſtoffe, gleichzeitig vorhanden, ſo tritt Entzündung ein. Eine ähnliche zündende Eigenſchaft beſitzen auch Iridium, Rhodium, Palladium, Osmium, ſo daſs geeignete Pulvermiſchungen von beſonderer Wirkſamkeit hergeſtellt werden können. Neben den Zündern von Roſenfeld, Kent und anderen nennen wir den von Dukes, welcher die Platinmohrmiſchung in einer Kapſel hart am Gasbrenner anbringt. Nach Oeffnen des Hahnes bringt das ausſtrömende Gas das Platinmohr ſammt einem feinen Platindraht zum Glühen und entzündet ſich daran ſelbſt. Da das Mohr durch beſtändigen Aufenthalt in der Flamme raſch zu Grunde gehen würde, wird gewöhnlich ein Nebenflämmchen angeordnet, das zuerſt entbrennt, dann die Hauptflamme entzündet und darauf verliſcht.

Vortheilhafter für die Fernzündung ſcheint die Anwendung der Elektricität zu ſein, beſonders wenn die Apparate ſorgfältig ausgeführt ſind, ſo daſs ſie keiner Reparatur bedürfen. Ein Druck auf einen Knopf oder das Verſtellen eines Hebels, und die Gashähne am Kronleuchter der Decke öffnen ſich durch Hilfe kleiner Elektromagnete, elektriſche Funken beginnen über den Brennern zu kniſtern und entflammen den Leuchtſtoff. Man würde es gar nicht glauben, auf wieviel Arten die Erfinder dieſe Idee auszubeuten verſtehen. Dinglers „Polytechniſches Journal“ veröffentlicht eine ganze Reihe eingehender Schilderungen und Zeichnungen. Ulmer in Nürnberg, Fryker, Jahnſon, Rudén und Rorén in Stockholm, in Berlin Schäffer und Walter, von Morſtein (Deutſche Gasglühlichtgeſellſchaft) und andere beſitzen Patentanſprüche, und die Flut iſt noch im ſteten Steigen, es iſt immer noch Capital dafür zu haben.

Die Ausbeutung der noch ungezähmten Naturkräfte iſt das hochgeſtellte Ziel unſeres Jahrhunderts. Insbeſondere iſt es der große Kraftſchatz des Erdballs, das Meer mit ſeinen gewaltigen Flut- und Ebbemaſſen, dem ſich die Gedanken der Erfinder unermüdlich zuwenden. Bisher vergebens. Die weitgedehnten Wirkungen der Wogen laſſen ſich ſchwer in den engen Raum von Maſchinen wirtſchaftlich zuſammenfaſſen; denn auf Wirtſchaftlichkeit kommt es in erſter Linie an. Gegenwärtig liegt eine Idee von Mr. P. Morten Fletcher vor. Man denke ſich eine im Meerboden feſtverankerte Pumpe, an deren Pumpenkolben eine ſchwimmende Boje befeſtigt iſt. Die Boje, von den Wellen gehoben und geſenkt, bewegt den Kolben auf und ab und pumpt Waſſer auf große Hochhöhen. Das iſt der ungefähre Grundgedanke. Praktiſch iſt er etwas modificiert. Das Kolbengeſtänge iſt in geeigneter Weiſe am Meeresgrund befeſtigt, während die Pumpenſtiefel in einem verlängerten Rohr . . . mit dem hohlen Kolbenraum der eiſernen Boje verbunden ſind. Mandelens Sinne und Field, eine Schiffsbaufirma in Weſtminſter, bauen jetzt verſuchsweiſe einen ſolchen Apparat, der 300 Pferdeſtärken entwickeln [illegible]

Digitized by Google

Druckwaſſer, das in Röhren nach dem Lande zugeleitet wird, wo es Motoren bewegen kann. Auch zum ſelbſtthätigen Betrieb von Nebelhörnern und Sirenen, die vor Untiefen warnen, iſt der Apparat zu verwenden.

Ehe die Ausbeutung der flüſſigen Kohle: des Waſſers, gelingt, muſs noch das alte Brennmaterial die Krafterzeugung vermitteln. Man hat vielfach verſucht, Kohle aus Torf zu gewinnen, und iſt dabei mittelſt gewöhnlicher Feuerungsmethoden vorgegangen, die ſich nicht alle bewährt haben. Nun berichtet uns das Patentverwertungsbureau Reitzenbaum in Berlin über die neue Erfindung des norwegiſchen Fabriksbeſitzers Jebſen, der Elektricität zum Verkohlen verwendet. Da bei den Torfmooren gewöhnlich auch Waſſerkräfte zu finden ſind, ſo ſoll die Erzeugung von Elektricität viel weniger Koſten verurſachen, als wenn Heizmaterial aufgewendet werden müſste. Die Anlagekoſten ſollen billiger ſein als bei anderen Syſtemen, ebenſo die Productionsfähigkeit. Auch iſt es von Vortheil, daſs der ganze Apparatencomplex von Torfgrube zu Torfgrube verlegt werden kann, wodurch langwierige und koſtſpielige Torftransporte vermieden werden.

Die Retorten, in denen der Torf zur Verkohlung eingefüllt wird, ſind Trommeln aus Eiſen, mit Asbeſt gefüttert und mit Leitungsdrähten verſehen, welche ſich ſpiralförmig die Innenſeite entlang ſchlängeln. Die Trommeln ſind geſchloſſen, damit die Luft keinen Zutritt haben und der Torf nicht verbrennen kann. Ein elektriſcher Strom von 110 Volt und 80 Ampère wird in die Drähte geleitet, wodurch ſie glühend werden und die nöthigen chemiſchen Veränderungen im Torf hervorrufen. Die ſich entwickelnden Theere und Gasarten zerſetzen ſich ſofort wieder im Torf.

Nach Angaben des Erfinders ſoll die gewonnene Kohle der Steinkohle an Güte nahekommen. Während letztere 80 Procent Kohlenſtoff enthält, ſoll die im Jebſenproceſs gewonnene Torfkohle 77 Procent Kohlenſtoff und 4·5 Procent Waſſerſtoff enthalten. Die Herſtellungskoſten berechnet er auf 1 Mark pro Tonne Kohle und will mit 10 bis 12 Retorten von entſprechender Größe 200 Tons täglich erzeugen. Die nöthige Elektricität würde eine Dynamomaſchine von ungefähr 300 Ampère zu liefern vermögen. In nicht ganz einer Viertelſtunde iſt eine Retortenfüllung durchgekohlt.

Werfen wir noch einen Blick auf die neuerlichen Anſtrengungen, Elektricität an Stelle des Pferdebetriebs einzuführen.

Die Wagenbauanſtalt Kühlſtein in Berlin hat vor kurzem einen ungariſchen Jagdwagen gebaut, der ſich mittelſt Elektricität fortbewegt. Leichte Eleganz der gefälligen Formen, ſowie Geräuſchloſigkeit zeichnen das pferdeloſe Gefährt vor anderen aus. Die Triebkraft iſt in Accumulatoren unter den Sitzen aufgeſpeichert und reicht nur für eine viertelſtündige Fahrzeit. Es läſst ſich eine Geſchwindigkeit von 20 Kilometern in der Stunde erreichen. Außer dem „Motorman", das heißt dem „elektriſchen Kutſcher", haben vier Perſonen bequem Platz. So ſind die Tage des alten phlegmatiſchen Droſchkenpferdes erſter und zweiter Güte bereits gezählt, und die Zauberkraft der Elektricität erobert ſich langſam die Straße.

Aber auf den großen Verkehrswegen zu Land und zu Waſſer brauſt noch der Dampf. Von actuellem Intereſſe beim Bau der modernen Rieſenſchiffe ſind die Belleville-Keſſel, von denen in der letzten Zeit auch in Deutſchland viel die Rede war. Zwei der gewaltigſten Seeungeheuer, die ſich je auf den Meereswogen gewiegt, die engliſchen Panzer „The Terrible" und „The Powerful", ſind neuerdings mit ſolchen ausgeſtattet worden, was die engliſche Fachpreſſe zu großen Lobeshymnen veranlaſst hat. Was Brennmaterialerſparniſſe unter Umſtänden bedeuten können, erhellt aus der Thatſache, daſs der „Terrible" bei Entfaltung ſeiner höchſten Fahrgeſchwindigkeit 225 Tonnen Dampf in der Stunde zu entwickeln hat, wobei er das hübſche Kraftſtückchen von 25.572 Pferdeſtärken ablegt. Freilich ſoll nach Bertin der Belleville-Keſſel nur bei mäßigem Feuer den Vorzug der Sparſamkeit aufweiſen. Nach dem „Engineer" hätten die engliſchen Ingenieure ein Wunder der Vollkommenheit in der Dampferzeugung zuwege gebracht. Während bei anderen Keſſeln die Feuerung mehr oder weniger vom natürlichen Luftzuge abhängt, beherrſchen und regeln hier eigene Gebläſepumpen die Verbrennung, indem ſie Luftſtröme nach Stellen im Feuerraum leiten, die ſonſt unter Sauerſtoffmangel zu leiden pflegen. Kein Rauch mehr, kein Kohlendunſt! In jedem Keſſelraum ſind eigene Regulierapparate, durch deren Hilfe die Nachfüllung von Brennmaterial mit mathematiſcher Genauigkeit ſtattfindet. [illegible]

Pro Memoria unterthänigſt die Paſſirung eines Schiffes aus der Fulda in die Weſer betreffend.*)

Geſuch an den Churfürſtlich Hannoverſchen Geheimen Rath.

Dionyſius Papin, Rath und Medicus bei des H. Landgrafen zu Caſſel Durchlaucht auch Prof. Matheos zu Marpurg, iſt begriffen ein Schiff von ſonderbarer invention die Weſer herab nachher Bremen zu ſchicken. Weil er aber vernimmt, daſs die Schiffe ſo von Caſſel oder ſonſt aus der Fulda kommen, insgemein nicht in die Weſer gehen, ſondern zu Münden ausgeladen werden und alſo einige Schwierigkeiten beſorget, gleichwohl es mit ſolchem Schiffe eine beſondere Bewandnis hat und ſolches auf keine Wahren (Waren) angeſehen,

So bittet er unterthänigſt, es möchte ſolche gnädigſte Verordnung ergehen, daſs ſolch Schiff alda und überall in Churfürſtl. Landen dieſesmahls herabpaſſiren möge; weswegen ich auch ſein Verlangen in unterthänigkeit anſuche ſollen.

Hannover 13. Juli 1707. G. W. Leibnitz.

Antwort des Geheim. Rathes an Leibnitz:

Die H. G. Räthe haben, jedoch ohne ſich zu expliciren worin es beſtehe, nur geſaget und zu berichten aufgetragen, daſs bei obigen petiti ein völliges bedenken gefunden werde, und es dahero von C. F. D. abgeſchlagen ſei.

Papin fuhr trotzdem die Fulda hinab. Aber nur drei deutſche Meilen legte er zurück. Die erſtaunten und wüthenden Schiffer fielen über das Schiff „von ſonderbarer invention", das ohne Segel und Ruder gieng, her und ſchlugen es in Trümmer. Drei Jahre ſpäter ſtarb Papin. Damit gieng eine der glänzendſten Erfindungen zum hundertjährigen Schlaf über. Es iſt eine Art Rothbartſchlaf, den große Gedanken ſchlafen, ſie harren unterirdiſch, um einſt gewappnet aufzuerſtehen. Ideen und Helden ſterben nicht.

* * *

Der Krieg iſt der Erzieher des Friedens. So unangenehm dieſer ſchwache Troſt dem Steuerzahler wie den Freunden des ewigen Weltfriedens klingen mag, ſo wirken doch die Kriegsrüſtungen auf große Culturgebiete fördernd ein, wenn es auch unbeſtritten bleibt, daſs der friedliche Wettbewerb noch bedeutendere Fortſchritte gezeitigt hat. Dem Kriege haben unter anderem die Metallurgie, Gewinnung und Behandlung von Stahl und Eiſen, die Chemie der Sprengſtoffe, die Erforſchung der Geſetze der Balliſtik viel zu danken. Das Waffenhandwerk ſtellt hohe Anſprüche an Technik und Wiſſenſchaft, deren Leiſtungen im Großen wie im Kleinen Bewunderung verdienen. So hat erſt auf der letzten Chicagoer Ausſtellung die Firma Krupp ein Geſchütz ausgeſtellt, deſſen Geſchoſs im Scheitel ſeiner Flugbahn den Montblanc übergipfeln würde. Nicht minder Bewunderung erweckend ſind die Leiſtungen des einfachen Infanteriegewehres. Im Laufe der Jahrzehnte hatte dieſes zwar öfters Verbeſſerungen erfahren, aber immer nur einſeitige; entweder wurde nur die Ladefähigkeit vervielfacht, oder man trachtete darnach, dem Projectil geeignetes Gewicht und Form zu geben, oder endlich galt es, für die Munition wirkſamere Pulverſorten herzuſtellen. Der moderne Fortſchritt dagegen ſucht das beſte von allen dreien gleichzeitig zu fördern und in einer Waffe zu vereinigen.

Die Schlachten der Befreiungskriege, vom entflammten Volke ſiegreich durchgerungen, wurden noch mit der alten Percuſſionsflinte geſchlagen, welche, im Jahre 1807 eingeführt, bei einer nutzbaren Schuſsdiſtanz von kaum 200 Meter 10 Zielſchüſſe in der Stunde abgab. Demgegenüber trägt das moderne Gewehr über die zehnfache Entfernung, nämlich über mehr als 2 Kilometer, mit voller Treffſicherheit. Dabei iſt dank des Mehrladeſyſtems ſeine Schuſsgeſchwindigkeit 120mal größer als die der alten Percuſſionsflinte; es feuert in einer Minute doppelt ſoviel Zielſchüſſe als jene Flinte in einer Stunde. Freilich ſteht auch dieſe Geſchwindigkeit noch hinter dem Maſchinengewehr des anglificierten Amerikaners Hiram Maxime zurück, das an die 200 Schüſſe in der Minute ſelbſtthätig abzugeben vermag, und zwar durch Ausnutzung der Kraft des Rückſtoßes zum Wiederladen und Feuern. Doch kann dieſes Maſchinengewehr nicht mehr als Handfeuerwaffe betrachtet, es muſs vielmehr infolge ſeines großen Volumens und Gewichtes ſchon zu den Geſchützen gerechnet werden. Die Züge im Laufrohr ertheilen dem Geſchoſs eine Rotationsgeſchwindigkeit um ſeine eigene Achſe von über 2000 Umdrehungen in der Secunde. Durch dieſe gruppirt ſich die Bleimaſſe des Geſchoſſes gewiſſermaßen gleichmäßig um die Achſe, ſo daſs eine etwaige Unſymmetrie der Form und der Stoffvertheilung ausgeglichen wird. Infolge deſſen behält das Projectil ſeine Schwerachſe immer in der Flugrichtung bei, was zur Verringerung der Streuungsgrößen und zur größeren Sicherheit des Anſchlags innerhalb der [illegible] bedeutend beiträgt. Der dritte Bundesgenoſſe, das Pulver, muſs die Eigenſchaft haben, anfangs nur verhältnismäßig langſam ſeine Kraft zu entwickeln; dieſe aber ganz und mit voller Wucht anzuwenden, wenn das Geſchoſs die Laufmündung erreicht hat und [illegible] Durch das verbeſſerte Pulver

*) [illegible]

Digitized by Google

und deſſen erhöhte Wirkſamkeit iſt die Anfangsgeſchwindigkeit der modernen Geſchoſſe bereits bis auf 700 Meter und mehr gebracht worden. Neben der lebendigen Kraft in geradliniger Richtung wirkt auch die rotierende Kraft der Geſchoſſe auf die Form der Flugbahn ein, ſo daſs die Spitzkugel mit flacherem Bogen, näher dem Erdboden, die Luft durchpfeift. Infolge deſſen iſt auch ihre Raſanz eine größere, d. h. der tödtliche Bleicylinder bewegt ſich über längere Strecken innerhalb jener Höhe, in welcher er Fußgänger und Reiter noch zu treffen vermag.

Ein ſo präciſe functionierender Mechanismus, der von größter Verläſslichkeit für den Soldaten ſein muſs, weil das Vertrauen des Mannes zu ſeiner Waffe auch Vertrauen in ſich ſelbſt und in ſeinen Erfolg bedeutet, erfordert eine ſehr gewiſſenhafte und nach vielen Richtungen hin hochentwickelte Productionsweiſe. Das kleinſte Stück der Waffe iſt von unendlichem Wert für das ſichere Functionieren derſelben. Dabei iſt der Mechanismus ſehr compliciert; die Modelle der neueren Infanteriegewehre ſind aus nicht weniger als 70 bis 80 einzelnen Theilen zuſammengeſetzt. Jeder dieſer Theile muſs in Hunderttauſenden von Exemplaren ſo äußerſt gleichmäßig, ſo bis auf 1/100 Millimeter genau gearbeitet ſein, daſs er im Nothfall ſofort durch einen anderen erſetzt werden kann, ohne eines umſtändlichen Einpaſſens oder der Nachhilfe einer Feile zu bedürfen.

Zwei Factoren machen einen ſolchen Erfolg möglich: ein vorzügliches Syſtem weitestgehender Arbeitstheilung und ein geiſtvoll erſonnener, durch zahlreiche Verbeſſerungen in immerwährender Entwicklung begriffener Maſchinenpark. Die einzelne Maſchine muſs nicht nur die Geſchicklichkeit des Arbeiters, ſondern auch deſſen Verläſslichkeit und vor allem deſſen controlierende Kraft erſetzen. Ihre Einſpannvorrichtungen, in welchen die zu bearbeitenden Werkſtücke feſtgeſpannt werden, müſſen derart ſein, daſs ſie kein Werkſtück aufnehmen, deſſen vorgängliche Bearbeitung eine unzureichende war. Eine ſolche Maſchine iſt z. B. die Laufziehmaſchine neueren Syſtems, deren erſtes Exemplar vor 20 oder 25 Jahren von Ludwig Löwe gebaut und in die Gewehrfabrication eingeführt worden war, zu einer Zeit, als das Bohren und Ziehen der Rohre noch durch kleine Büchſenmacher mühſam von Hand aus, auf hölzernen Bohrbänken, in langwierigen geſundheitsgefährdenden Operationen, geübt wurde. Seit damals iſt die hölzerne Bohrbank immer mehr in den Hintergrund getreten, wie überhaupt der mühſame Kleinbetrieb dem planvoll maſſenbewältigenden, mathematiſchen Großbetrieb gewichen iſt. Iſt die gebohrte Laufſtange in die Laufziehmaſchine eingeſpannt, ſo erhält ſie nach jedem Gang des Schneidekolbens eine Drehung um ihre eigene Achſe um einen genau beſtimmten Winkel, ſo daſs ſich abwechſelnd die nachfolgende Zugrinne den Schneiden zur Bearbeitung ſtellt. Neben dieſem ausſchaltenden Mechanismus iſt ein zweiter Mechanismus thätig, welcher die Schneiden des Kolbens nach jedem Hub um ein geringes auseinanderſchiebt, ſo daſs ſie tiefer in die Züge eindringen können. Die mehr als haarfeine Verſtellbarkeit der Schneiden wird am beſten durch den Umſtand illuſtriert, daſs ſie bei jedem Hube nur 1/2000 bis 1/3000 Millimeter Stahl aus der Seelenwand des Rohres herausſchneiden. Sie bedürfen eines 400maligen Ganges zum Einſchneiden von Zügen, die wenig mehr als Papierdicke beſitzen. Ueberdies macht die Maſchine ſelbſtthätig neben ihrer geradlinigen Bewegung durch Vermittlung eines verſtellbaren Keilſchubgetriebes zugleich eine langſame Drehung, ölt mit Hilfe von Pumpen, die ſich an den Enden des Rohrlaufes befinden und ihr Oel in die Rohrſeele ſpritzen, beſtändig den Lauf und ruft zum Schluſſe, wenn das Laufrohr fertiggeſtellt iſt, durch eine Signalglocke den Arbeiter, damit er das Rohr durch ein neues erſetze. Ein Mann bedient infolge deſſen 8 Ziehbänke und vermag in 10ſtündiger Arbeitszeit etwa über 100 Läufe von 90 Centimeter Länge herzuſtellen. Von ſolchen Leiſtungen war die hölzerne Ziehbank vor drei Jahrzehnten noch bedeutend entfernt: ſie leiſtete nicht den hundertſten Theil.

Ebenfalls von großer Genauigkeit muſs die Herſtellung der Viſiere ſein, da ſie gewiſſermaßen als optiſche Inſtrumente dienen und auf Diſtanzen von 2000 Meter hin mathematiſch ſcharf wirken müſſen. Von Millionen Stücken erfordert jedes einzelne trotz der eiligen Maſſenherſtellung die Präciſion des Feinmechanikers. So iſt es erklärlich, daſs dieſe Theile, ſo unſcheinbar ſie ſind, doch nicht weniger als 100 verſchiedene Stadien der Bearbeitung durchlaufen. Im Geſenke des Dampfhammers, das mit ſeiner Mutterform die erſten Umriſſe des Stahlſtückes preſst, beginnt die Geſtaltung der Viſiertheile und geht fort bis zur letzten Schmirgelvorrichtung, die den Stücken Glätte und Ausſehen verleiht. Die Maſchine wird hier zum Automaten, zum ſtummen Gehilfen des Menſchen, deſſen Kräfte ſie verhundert- und vertauſendfacht. Es würde eine zu ausführliche Beſchreibung erfordern, wollten wir hier das Wirken der einzelnen in geiſtreicher Weiſe ihren Zwecken angepaſsten Maſchinen beſchreiben. Viele nach amerikaniſchem Syſtem gebaut, ſind ja auch in Fabriksbetrieben anderer Art anzutreffen, ſo die mehrfach wirkenden Verticalbohrmaſchinen, die Schraubenſchneidmaſchinen mit Revolverköpfen, die nur wenige Handbewegungen des bedienenden Arbeiters erfordern, um ein fortlaufendes Stück Draht in eine Anzahl Schrauben fortlaufend umzuwandeln; die amerikaniſchen Schraubenſchneidmaſchinen, die überhaupt ohne Mithilfe eines Arbeiters automatiſch die Einſtellungen der verſchiedenen Werkzeuge bewirken, die Copier- und gewöhnlichen Fraismaſchinen hydrauliſchen Preſſen, Dampfhämmer, Band- und Kreisſägen u. ſ. w.

Beſondere Sorgfalt und eine hohe Kunſtfertigkeit erfordert das Härten der Gewehrtheile, damit die mit ſo großer Mühe und in mannigfachen Proceſſen hergeſtellten Stücke nicht ſpringen oder ſonſt Schaden nehmen und unbrauchbar werden. Das Härten findet in einer eigenen, nach Siemens'ſchem Regenerativſyſtem gebauten Gasanſtalt ſtatt, nach einem Verfahren, das Vorzüglichkeit des Erfolges zugleich mit größerer Sicherheit verbürgt.

Aber neben den Methoden der Herſtellung und neben allen Vorſichtsmaßregeln, von denen ſie begleitet ſind, werden noch andere Manipulationen nöthig, um verſichert zu ſein, daſs der Soldat eine gute, dienſtbereite, verläſsliche Waffe in die Hand bekommt. Im Laufe der Fabrication unterliegen ſämmtliche Theile ſowohl einer Reihe von Reviſionen, als insbeſondere Materialprüfungen, welche die Feſtigkeit und Zuverläſſigkeit ſowohl jedes einzelnen Stückes wie des Ganzen feſtſtellen. Die Reviſionen ſind vielfache, faſt pedantiſch erſcheinende, wiederholen ſich in den verſchiedenen Stadien und finden theils ſeitens der Fabriksbeamten, theils ſeitens der militäriſchen Uebernahmecommiſſion jener Staaten ſtatt, welche die Aufträge ertheilt haben. Das Nachmeſſen der Dimenſionen auch des kleinſten Stückes findet mit eigens hergeſtellten, auf 1/100 Millimeter genau gearbeiteten Meſsapparaten ſtatt. Die Fabrication derſelben iſt eine ſo umſtändliche, daſs ein ſolcher Meſsapparatenſatz allein ſich auf 100.000 und mehr Mark für jede andersgeartete Waffenlieferung belaufen kann. Die Spannkraft der elaſtiſchen Federn des Gewehres wird durch kleine Fallapparate erprobt. Der wichtigſte Theil, das Rohr, unterliegt ſelbſtverſtändlich einer größeren Anzahl von Beſchuſsproben. So wird ein Procentſatz der Läufe in noch rohem Zuſtande mit einer ſehr großen Pulverladung, welche einen Gasdruck von 5500 Athmoſphären zu erzeugen vermag, gefüllt und in ein Waſſerbaſſin abgeſchoſſen. Eine zweite Beſchuſsprobe findet mit dem fertig montierten, aber noch im weißen Zuſtande befindlichen Gewehre mit einer geringeren Pulverladung ſtatt. Haben dann die Gewehrtheile in einer Reihe beſonderer Gebäude alle Verfeinerungsproceſſe, wie das Blauen, Schwärzen, Brünieren durchlaufen, ſo finden die letzten Schuſsproben auf Diſtanz ſtatt, welche ſowohl die Treffgenauigkeit, wie die Wirkſamkeit des Viſiers feſtſtellen. Und zwar wird auch dieſe Probe doppelt, auf zwei verſchiedene Diſtanzen hin, vorgenommen. Die tägliche Gewehrproduction des von uns als Muſter genommenen Etabliſſements, der Actiengeſellſchaft Ludwig Loewe und Comp. zu Martinikenfelde bei Berlin, kann im Bedürfnisfalle auf nicht weniger als 2000 Stück täglich, ſelbſtverſtändlich bei anhaltender Tages- und Nachtarbeit, geſteigert werden. Ich habe gerade dieſe Fabrik erſten Ranges erwähnt, da ich ſie ſeinerzeit beſucht und den Fabricationsgang beſichtigt habe, und da ſie auch in Oeſterreich-Ungarn (Budapeſt) eine Tochtergeſellſchaft beſitzt.

So ſehen wir die erſten Erfolge der Maſſenfabrication, wie ſie die techniſch ſehr kühnen und unternehmenden Amerikaner zuerſt erſonnen und zu hoher Blüte gebracht haben, auf europäiſchem Boden in ſelbſtändiger Weiſe entwickelt und zu einem Erfolg auf dem Weltmarkt verwendet und verfeinert. Fremde, befruchtende Ideen haben hier eine ſelbſtändige, und infolgedeſſen auch ſegensreiche Erweiterung erfahren. Freilich nur zur Erzeugung einer Mordwaffe. Aber ſollten einmal die Kriege aus der Mitte der Menſchen verſchwinden, ſo wird doch ihre Frucht: der Fortſchritt in Technik und Wiſſenſchaft, bleiben.

Berlin. Leo Silberſtein.

Eine neue Geſchichte von Florenz.

Nie wird die Welt müde werden, den Berichten zu lauſchen, welche von dieſem alten Herde hoher Cultur erzählen. Vollends eine neue grundlegende Geſammtgeſchichte von Florenz iſt ein wirkliches Ereignis, wert der Aufmerkſamkeit aller Gebildeten.

Eine neue grundlegende Geſchichte von Florenz? Das klingt unwahrſcheinlich. Welche lange Reihe Florentiner Geſchichtswerke iſt erſchienen, ſeit Giovanni Villani vor über einem halben Jahrtauſend in der Einleitung zu ſeinem Werke ſich darüber beklagte, daſs ſo geringe Berichte über die Vorzeit ſeiner Heimat vorhanden wären. Wenn er ſich entſchloſs, dieſem Mangel abzuhelfen, ſo that er das, wie er ſagte, nicht in dem Glauben, einer ſolchen Aufgabe würdig zu ſein, ſondern um denen ein gutes Beiſpiel zu geben, die nach ihm leben würden, auf daſs ſie die ſpätere Zeit ebenſo beſchreiben möchten.

Was würde Giovanni Villani wohl ſagen, wenn er ſähe, daſs ein Fremdling mehr als 500 Jahre nach ihm allein über die Zeit bis 1200, die für Villani ſchon altersgraue Vergangenheit geworden war, etwa 1000 Druckſeiten geſchrieben hat, ſchon dem Raume nach mehr als das Zehnfache von dem, was in Villani's Werk von dem gleichen Zeitraume zu leſen iſt!

Es iſt fürwahr eine gewaltige Leiſtung, dieſe neue „Geſchichte von Florenz“, das Lebenswerk eines Deutſchen [illegible], geſchrieben mit [illegible] deutſcher, mit faſt zu großer Gründlichkeit. Wäre ſie der einzige Vorzug des Werkes, ſo könnte man dieſes noch kaum als ein [illegible] Ereignis begrüßen. Andere Eigenſchaften [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

rade der Florentiner Hiſtoriker im höchſten Maße beſitzen muſs, und die glücklicherweiſe hier ſämmtlich vereinigt ſind: vor allem ein echt hiſtoriſcher, feiner Sinn für das Allmähliche und Naturgemäße jeder menſchlichen Entwickelung, Geiſt und Phantaſie zur Ergänzung der dürftigen Ueberlieferung, dabei aber unbarmherzige, tiefeindringende Kritik zur Sonderung des Wahren vom Falſchen, des Wahrſcheinlichen vom Unwahrſcheinlichen, univerſelle Bildung und Weltkunde, völlig unentbehrlich für den Hiſtoriker eines ſolchen Mikrokosmos, wie es Florenz war. Nimmt man ſchließlich hinzu eine kräftige Geſtaltungsgabe und einen ſchönen, nicht gerade glänzenden, aber ſtets angenehmen Stil, ſo iſt in der That wohl alles beiſammen, was man von dem erwarten muſs, der es unternimmt, eine neue Geſchichte von Florenz zu ſchreiben. Störend wirkt nur die ſchon angedeutete Neigung zur Breite: wohin wird der Verfaſſer damit kommen, wenn er erſt an die Jahrhunderte der eigentlichen Florentiner Entwickelung oder gar an die Zeit der Hochblüte gelangt! Aber der wiſſenſchaftliche Wert des Werkes wird hierdurch nicht beeinträchtigt.

Welche Fülle neuer Thatſachen und Einblicke erſchließt uns gleich die Unterſuchung über das Reich der Langobarden, über die Bildung einer neuen Nationalität aus Römern und Deutſchen, wie ſorgfältig wird hier das Wurzelgeflecht aufgedeckt, aus dem der Baum der italieniſchen Nation ſpäter ſo reiche Nahrung und ſo manche ſchädlichen Säfte gezogen hat. Ob freilich die Urſache des italieniſchen Individualismus wirklich in örtlichen Verhältniſſen wurzelte, in der Mannigfaltigkeit der Verhältniſſe zwiſchen den deutſchen Grundherren und ihren einheimiſchen Hinterſaſſen, oder ob wir nicht hier vielmehr den angeborenen Eigenſchaften jener herrſchenden Claſſe der Deutſchen die Schuld beimeſſen müſſen? Jedenfalls ſind die vielhundertjährigen inneren Kämpfe, von denen Italien zerriſſen wurde, in ihrem Weſen denen nördlich der Alpen ſehr ähnlich.

Darauf kommt die Zeit der Franken; hier wird das Verhältnis von Karl dem Großen zu Florenz völlig dem Bereiche der uralten Localſagen entrückt und auf der ſicheren Grundlage der Thatſachen erörtert. Dann aber müſſen wir dem Verfaſſer lange Zeit durch die Wüſtenei der kirchlichen Kämpfe folgen, eine freilich nothwendige Wanderung, die aber weſentlich hätte abgekürzt werden können.

Erſt mit dem achten Capitel wendet ſich die Darſtellung dem Hauptgegenſtande jeder Städtegeſchichte zu, der Erörterung, wie die Stadt ein ſelbſtändiges Gemeinweſen geworden iſt. Hier zeigen ſich die trefflichen Eigenſchaften des Verfaſſers im hellen Lichte: Mit Recht geht er bis auf den Anfang jeder Gemeinde, auf die gemeine Mark, zurück, deren Vorhandenſein er auch für das Florentiner Gebiet nachweiſt. Die Darſtellung der Nachbarſchafts- und der Kirchengemeinſchaft führt ſodann hinüber zu dem erſten Auftauchen von Gemeindevorſtehern (boni homines, ſpäter consules) und zur Entſtehung einer eigentlichen Commune auf Grund der Nachbarſchaftsverhältniſſe.

Bereits früher hatte der Verfaſſer in mehreren Abhandlungen die Entſtehung des Conſulats aus einem Ausſchuſſe der nachbarlichen boni homines für Florenz nachgewieſen. Dieſe Entwickelung iſt derart naturgemäß, daſs wir ſie ſchon a priori als richtig annehmen müſsten, ſelbſt wenn der Verfaſſer nicht ein überwältigendes Material dafür beibringen könnte.

Ebenſo wichtig iſt ferner dasjenige, was uns über das erſte Aufſtreben des Bürgerthums an der Hand der bisher unbeachtet gebliebenen Auslaſſungen des Biſchofs Rangerius mitgetheilt wird. Je mehr die Wohlhabenheit der Bürger zunahm, deſto ſtärker zeigte ſich auch ihr Streben nach größerer Selbſtändigkeit gegenüber dem Biſchof, wie namentlich gegenüber dem Markgrafen des Kaiſers; aber Jahrhunderte voll Kämpfen mit wechſelndem Erfolge muſsten vergehen, ehe dieſes Streben ſein Ziel endgiltig erreichte.

Daſs nun in der ſich erſt bildenden Gemeinde ſofort auch ein recht kräftiger Drang nach einer äußeren, territorialen Machterweiterung auftrat, iſt wieder eine überaus naturgemäße und doch ſo oft vergeſſene Erfahrung. Man ſchlug ſich mit den Nachbarſtädten um jedes einzelne Caſtell; vor allem aber brach man die Burgen des Nachbaradels, und als das unmittelbar angrenzende uralte Fieſole dem aufblühenden Florenz hinderlich zu werden drohte, beſannen die Florentiner ſich nicht lange, ſondern nahmen eine geringfügige Gelegenheit wahr, um über Fieſole herzufallen und es völlig zu zerſtören (1125). Dieſes Ereignis machte in der Geſchichte von Florenz Epoche; ein Jahrhundert ſpäter wurde es als Ausgangspunkt für die ruhmreiche eigene Geſchichte der Stadt betrachtet.

So werden wir durch ein Wirrſal von oft recht kleinlichen Kämpfen bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts geführt, bis zur Zeit des Kaiſers Friedrich I.: „Florenz war, als Friedrich von Staufen zur Kaiſerkrönung zog, noch immer ein Ort von verhältnismäßig geringer Ausdehnung. Die eigentliche Stadt war von jenem engen Mauerkreiſe umſchloſſen, der aus Römerzeiten ſtammte, und wenn ſich auch Häuſer und Kirchen [illegible] hoch und höher emporrichteten, der [illegible] eine immer dichtere wurde [illegible] ſich nach [illegible] den Thoren angeſiedelt, wenn [illegible] innerhalb [illegible] entſtanden [illegible] Stadt [illegible] [illegible] [illegible]

bereits ein gewichtiges Wort zuſtand, die in ihrer Nähe die Burgen begehrlicher Feudalherren gebrochen, die Verkehrswege von deren Zöllen freigemacht hatte, und die mit den großen Lehensträgern des Reiches in fortwährendem Ringen begriffen war, weil klare Ueberlegung oder richtiges Gefühl die Bürger lehrte, daſs Blüte der Städte und Vorherrſchaft feudaler Mächte auf entgegengeſetzten Principien beruhten und einander immerdar ausſchlöſſen. Das Aufwärtsſtreben einer kleinen Bürgergemeinde zu Größe und Ruhm, ihr zähes Ringen gegen feindſelige Einflüſſe, gegen kirchlichen, ſtaatlichen und feudalen Zwang, ihre Unverzagtheit, das kühne, jugendfrohe Zugreifen bei männlicher Energie, die Miſchung von kluger Ueberlegung und ſtarkem kriegeriſchen Wagemuth — dies bildet über die verwickelten Einzelheiten hinaus den anziehenden Inhalt der Florentiner Stadtgeſchichte im 12. Jahrhundert."

Nun wird von den an Wechſelfällen reichen Kämpfen gegen Kaiſer Friedrich I. ein, bei aller wiederum zu weitgehender Ausführlichkeit, doch lebensvolles Bild entworfen. Vor allem die fiscaliſchen Motive der hohenſtaufiſchen Reaction gegen die per fas et nefas erfolgte Zerſplitterung des Reichsgutes erſcheinen vor uns in greifbarer Anſchaulichkeit. Der Verfaſſer ſteht hier natürlich auf Seiten der Städte, welche die Regalien des Reiches im Intereſſe ihres aufſtrebenden Handels an ſich gebracht hatten und in ihnen thatſächlich ihre ganze wirtſchaftliche Exiſtenz vertheidigten. Wäre die Staufendynaſtie noch ein nationales Herrſchergeſchlecht geweſen, dann könnte man vielleicht die Frage aufwerfen, ob der Fiscalismus des Rothbart nicht ſchließlich doch hätte Segen ſtiften können; aber gegenüber dieſen fremden Zwingherren hatten die italieniſchen Städte auch die Rechte ihrer Nation zu wahren. Kein Zweifel, daſs auf ihrer Seite die naturgemäße, nothwendige Entwickelung geſucht werden muſs.

Doch auf dem Höhepunkt dieſer Entwicklung, als der Sieg gegen die äußeren Feinde geſichert war, begannen (1177) die erſten inneren Kämpfe. Zwar Fehden der großen Bürgergeſchlechter waren ohne Zweifel ſchon früher vorgekommen und hatten auch gewiſs ſeit lange bereits jenen erbitterten, rachſüchtigen Charakter angenommen, den wir als das ſpecifiſch italieniſche Element dieſer Kämpfe anzuſehen haben: Die Haderſucht ſelbſt war vorzugsweiſe deutſchen Urſprungs, aber die von Geſchlecht zu Geſchlecht forterbende Vendetta gab es nur im Süden. Jetzt wurde der gleiche Charakter auch auf die erſten Parteikämpfe übertragen, die ſich an dem großen Gegenſatze der — freilich erſt ſpäter ſo genannten — Guelfen und Ghibellinen entzündete; damit begann die lange Reihe „jener furchtbaren Stadtkämpfe, die von Generation zu Generation Haſs auf Haſs, Rache auf Rache häuften." Und ſchon drängte hinter dem antikaiſerlichen Handelsſtand eine weitere Bevölkerungsclaſſe, der Handwerkerſtand, nach Geltung; mit ihm verbündete ſich die kaiſerlich-feudaliſtiſche Partei, mit ſeiner Hilfe riſs dieſe neuerdings die Macht an ſich und muſste ihm dafür (1193) einen Theil davon überlaſſen. So bahnte der Feudalismus der demokratiſchen Entwicklung die Wege.

An dem wachſenden Haſs gegen die Deutſchen entfachten ſich ſchon um dieſelbe Zeit die erſten ſtarken Regungen des italieniſchen Nationalgefühls, die von Papſt Innocenz III. für ſeine politiſchen Zwecke ausgebeutet wurden und nicht ohne ſeine Mitſchuld bald wieder im Particularismus untergiengen.

Schon aus dieſen wenigen Strichen wird erſichtlich, daſs in dem Florenz des XII. Jahrhunderts bereits die Anfänge jener Entwicklungen zu ſuchen ſind, die dann bis zum Ende des Mittelalters und darüber hinaus fortwirken, bis zur Gegenwart, den Hauptinhalt der Florentiner, wie der geſammtitalieniſchen Geſchichte ausgemacht haben, und die auch für uns Deutſche ſo unendlich viel des Lehrreichen enthalten.

Jene Anfänge in ihrem Weſen enthüllt zu haben, iſt ein erſtes großes Verdienſt dieſer neuen „Geſchichte von Florenz", und wohl Niemand wird die langen vier Capitel, welche die ſoeben von uns ſkizzierte Entwicklung beſchreiben, ſtudieren, ohne überraſcht zu ſein von deren frühzeitigem Beginne, von den Parallelen, die ſich mit den ſpäteren Jahrhunderten ergeben, von der zwingenden Nothwendigkeit des naturgemäßen Wachsthums dieſer allbekannten Vorgänge aus jenen bisher gar nicht bekannten oder doch in ſolchem Zuſammenhange nicht gewürdigten Anfänge.

Und nun gelangen wir erſt an die intereſſanteſten drei Capitel des erſten Bandes, welche die Ausgeſtaltung der Florentiner Stadtverfaſſung und das geſammte Culturleben anſchaulich behandeln.

Wie greifbar erhebt ſich da vor unſeren Augen aus den mit unendlicher Mühe zuſammengeſuchten Trümmerſtücken das Florenz des 12. Jahrhunderts in ſeiner äußeren Erſcheinung! Wie werden wir eingeführt in das tägliche Leben der Bewohner, das damals noch ein ſehr einfaches, um nicht zu ſagen, rohes war; zwar gab es ſchon eine überraſchend große Zahl verſchiedener Gewerbszweige; indes war die weit getriebene Arbeitstheilung wohl weniger eine Folge hoher Cultur, als [illegible] Ausbildung des Zunftweſens. Der Handel erſtreckte ſich ebenfalls ſchon bis nach Frankreich, und das Bankgeſchäft [illegible] eine [illegible] Domäne.

Von wirklicher Bildung war freilich außerhalb der Gelehrtenkreiſe [illegible], und die toscaniſche Sprache, als Schriftſprache [illegible] von den Kaufleuten angewandt, war noch keineswegs ein

eleganter Dialect. Aber ſchon entſtanden im Dienſte der Kirche manche ſchöne Bildwerke als Erſtlinge ruhmreichen Kunſtſchaffens.

Alles, was hier mit wenigen Umriſſen angedeutet iſt, und noch ſehr viel Anderes wird in dem Werke ausführlicher Darſtellung theilhaft. In einem beſonderen Anhange endlich findet der Fachgelehrte eine große Zahl von Excurſen, die neueſten Reſultate eigener Quellenforſchungen des Verfaſſers.

Dieſer erſte Band des Werkes erweckt große Hoffnungen. Möchte der Verfaſſer ſie erfüllen! Möchte ſeine bedeutende Geſtaltungsgabe ſich namentlich als ausreichend erweiſen, um ihm gegenüber den ſo ſehr viel verwickelteren und breiter entwickelten Verhältniſſen der ſpäteren Zeit jene Selbſtbeſchränkung aufzuerlegen, welche nöthig iſt, damit ſein Werk den Meiſterwerken der Geſchichtsſchreibung eingereiht werden kann.

Altona. Richard Ehrenberg.

Die öſterreichiſchen Nibelungen.

Von Guſtav Karpeles (Berlin)

Es mag in dem Kampf, welchen die Deutſchen jetzt in Oeſterreich zu beſtehen haben, als ein Troſt erſcheinen, daſs uns ein Schatz wenigſtens von keiner Seite geraubt werden kann: der Nibelungenhort, das Wort im weiteſten und umfaſſendſten Sinne genommen, der Stolz oder vielmehr das hohe Bewuſstſein deſſen, was Oeſterreich dem deutſchen Geiſtesleben ſchon ſeit den früheſten Tagen geweſen.

Und juſt zur rechten Zeit erſcheint das Buch*), über das ich heute an dieſer Stelle ſprechen möchte. Schon im Titel liegt, was ich auch in dieſer Beſprechung hervorheben möchte, nämlich der öſterreichiſche Charakter und die öſterreichiſche Abſtammung des Nibelungenepos. Die Unterſuchungen über dies Rieſenepos des Mittelalters haben in neuerer Zeit eine ganz merkwürdige Geſtalt angenommen. Faſt ſcheint es, als ſollte es zu einer Annäherung oder Ausgleichung zwiſchen den ſich ſeit Jahrzehnten ſo heftig befehdenden Parteien kommen. Von dieſen hat die eine, wie bekannt, die Einheits-, die andere die Liedertheorie auf ihre Fahne geſchrieben. Der Punkt, in dem ſich die beiden Parteien treffen können und wohl auch werden, iſt der, von dem unſere Unterſuchung ausgeht; natürlich werden beide Parteien etwas nachgeben müſſen, um einander näher zu rücken. Und wenn man an Stelle der äußerlichen und mechaniſchen Thätigkeit von Sammlern und Schreibern das organiſch ſich weiter entwickelnde und planmäßig vereinigende Schaffen von dichteriſchen Perſönlichkeiten treten zu laſſen geneigt iſt, was ja ſchon Karl Lachmann, der geniale Begründer der Liedertheorie, zugegeben, ſo iſt der Weg zur Einheit gebahnt. Wenn ich den Autor der vorliegenden Schrift recht verſtehe, ſo iſt es ihm hauptſächlich darum zu thun, dieſe Einheit herzuſtellen und dem Nibelungenliede einen Vater zu geben.

Der Gedanke, daſs die Lieder, aus denen ſich das Nibelungenlied nach der Theorie Lachmanns zuſammenſetzt, ſich ſchon in einer älteren, jeder Kritik unzugänglichen Zeit zuſammengefunden haben, erſcheint durch die Unterſuchungen des Verfaſſers wohl begründet. Dieſe Vereinigung iſt aber nicht bloß durch eine äußerliche Redaction, ſondern durch eine umfaſſende und eindringliche Arbeit ausgeführt worden, ſo daſs Aelteres und Jüngeres gewiſſermaßen in feſten Schichten übereinander lagert. Die letzte Hauptſchicht, die ſich nun über das ganze Lied ausbreitet, iſt eine Dichtung von höfiſchem Charakter, die in Wien am Hofe der Babenberger entſtanden iſt.

Dies unternimmt nun der Verfaſſer unſerer Schrift, wohl bewaffnet mit dem vollen Rüſtzeug literariſcher Kritik, in gelehrten Unterſuchungen im Einzelnen nachzuweiſen, indem er die literariſche Stellung des Nibelungenliedes, ſein Verhältnis zur Epik und Lyrik des 12. Jahrhunderts erörtert, indem er ſodann das Original und die Bearbeitung, namentlich die letztere, in ihren einzelnen Beſtandtheilen ſehr genau verfolgt und ſchließlich den Antheil des Dichters, ſeine literariſche Stellung und ſeinen Charakter, ſowie auch den Charakter des zweiten Bearbeiters auf Grund der Hauptquelle, zugleich aber auch im beſtändigen Hinblick auf das ganze bis jetzt zugängliche Material aufmerkſam verfolgt.

Mit Recht beginnt Kettner ſeine Unterſuchungen damit, die Stellung des Nibelungenliedes zur Epik des 12. Jahrhunderts zu erörtern. Er kommt dabei durch Parallelen mit allen anderen Dichtungen jener Zeit zu dem überraſchenden Reſultat, daſs das Nibelungenlied ſich eben ſo oft und eben ſo ſtark mit der Lyrik der Zeit als mit ihrer Epik berühre. Aber nicht die Lieder des Kürenbergers, den einzelne früher ſogar für den Dichter des Nibelungenliedes gehalten haben, ſondern die Strophen eines bisher wenig bekannten Sängers, der noch nicht einmal urkundlich nachgewieſen iſt, nämlich des Herrn Meinloh von Sevelingen, ſtehen dem Nibelungenliede am nächſten und kommt erſt nach ihm Herr Reinmar, die Nachtigall von Hagenau. Es folgt daraus, daſs der Dichter der Nibelungen in der Kunſt des Minneſanges unterrichtet war und ſich mit einigen Lyrikern näher vertraut gemacht hat.

Die Unterſuchung ſchreitet nun zu höherem Ziele und will mit kühnem Muth die Einheit des Nibelungenliedes nachweiſen; ſie geht aber dabei von Lachmanns Liedertheorie aus. Selbſtverſtändlich würde dieſe Einheit nur für die Bearbeitung des Werkes gelten können, aber in allen Theilen des Gedichtes herrſcht eine gewiſſe Einheit des Stils vor, wie unſer Forſcher durch viele Parallelen und Uebereinſtimmungen in den verſchiedenen Theilen nachweist. Er folgert daraus, wie mir ſcheinen will, mit natürlicher Conſequenz: „Das Nibelungenlied iſt eine in ihren Hauptbeſtänden von Einem Dichter ausgeführte tiefgehende Umformung und Erweiterung älterer Dichtungen.“

Wir ſteigen abermals eine Stufe höher, indem wir die Erweiterung des Originals näher betrachten. Wir treffen Einſchiebungen, die in den jüngeren Theilen mit gewiſſen Nachahmungen verbunden ſind, andere, in denen eine unwillkürliche und unbewuſste Erinnerung an älteres Gut die Uebereinſtimmung hervorgebracht hat. Auch die vielen Widerſprüche, die ſich wie bei allen alten Volksepen im Nibelungenliede vorfinden, zeugen nicht gegen dieſe Annahme, ſondern viel eher für dieſelbe.

Immer mehr wächst die Erkenntnis, daſs das Nibelungenlied die ziemlich ſelbſtändige Dichtung Eines Verfaſſers iſt, die durch Vereinigung und Umarbeitung älterer Stoffe oder Lieder entſtanden und die ſpäter einmal durch jüngere Bearbeitungen erweitert worden.

Auf die Kennzeichen dieſer Erweiterung können wir uns hier nicht näher einlaſſen, aber es genügt auch dem unbefangenen Leſer, wenn er dieſe Kennzeichen im einzelnen aufgeführt und genau durch verſchiedene Stellen des Liedes belegt findet. Der Bearbeiter ergänzt den Inhalt, indem er Nebenperſonen oder Hauptperſonen in die Nebenrollen einführt, indem er Nebenſachen, namentlich äußerliche Gegenſtände, genauer darſtellt, indem er mit hohen, zum Theil fabelhaften Werten und Zahlen, mit Reichthum und Luxus prunkt und den Sagenſtoff durch Märchenhaftes und Wunderbares erweitert. Dazu kommen noch alle Fehler des Epigonenthums: Mangel vornehmer Auffaſſung, Intereſſe für die geringere niedere Komik, Armut der Empfindung, ſprachliche Nachahmung der Vorlage, ſtiliſtiſche Armut u. ſ. w. u. ſ. w.

Gleichwohl dehnt ſich die Bearbeitung weit aus, und es wäre falſch, dem Bearbeiter alles Ueberflüſſige, Mangelhafte und Geſchmackloſe in der Dichtung aufzubürden, um ihn nothwendig als einen Stümper erſcheinen zu laſſen. Wir lernen ihn im Gegentheil durch die Ausdehnung ſeiner Bearbeitung als einen, wenn das Wort geſtattet iſt, ſehr geſchickten Schriftſteller kennen. Er interpretiert nicht bloß, ſondern er dichtet auch um, er kennt ſeine Zeit, er weiß, was ihr frommt, was ihr nützen oder ſchaden könnte. Was er in die Dichtung hineinträgt, hat ſachlichen Zuſammenhang, Anſchaulichkeit und Lebendigkeit, er zieht es vor, ſeine Geſtalten „mit höfiſchem Schmuck und ritterlichen Tugenden“ zu zieren, als ſie mit chriſtlichen Geſinnungen wirkſam auszuſtatten. Eine Welt freudiger und rein menſchlicher Lebensanſchauung iſt die Grundſtimmung der Geſellſchaft, der der Dichter wie der Bearbeiter angehören.

Dem Geiſte dieſer Geſellſchaft entſpricht es natürlich ganz beſonders, daſs alle Feſtlichkeiten, Empfänge und Abſchied, Kleidung und Bewaffnung eingehend beſchrieben werden. Darüber hinaus verfolgte der Bearbeiter aber auch den Zweck, das Original, welches ſchon infolge ſeiner Entſtehung nothwendig an dem Mangel der Einheit leiden muſste, durch gründlichere Motivierung und Vervollſtändigung des Zuſammenhangs auch als Dichtwerk zu vervollkommnen. Es iſt dabei ganz unerheblich, wenn es auch für den wiſſenſchaftlichen Zweck der Unterſuchung ſehr erheblich iſt, welchen Umfang die jüngere Bearbeitung gehabt hat, und noch weniger intereſſiert es uns, an dieſer Stelle wenigſtens, daſs die Strophen des Bearbeiters größtentheils mit den von Lachmann als Einſchiebungen bezeichneten ziemlich genau zuſammenfallen.

Viel intereſſanter iſt dagegen der Fortgang der Unterſuchung, der, nachdem gehörig ausgeſondert, was als Nachdichtung des Bearbeiters erkannt worden iſt, das nunmehr verbleibende Originalwerk, als das Werk Eines Dichters uns vorführt. Es bleiben im ganzen von den 39 Aventiuren des Nibelungenliedes vier Stücke übrig. In dem erſten wird Siegfrieds von Niederland und König Gunthers Brautwerbung und Hochzeit erzählt, in dem zweiten der Tod Siegfrieds von Nibelungeland, in dem dritten Etzels und Kriemhilds Hochzeit und dann in dem vierten und fünften der Nibelungen Noth. Während die beiden erſten Stücke auf drei ſelbſtändigen Liedern beruhen, iſt das dritte ganz aus dem eigenen Schaffen des Dichters und nur zum geringſten Theil aus älteren Ueberlieferungen hervorgegangen. Zeuge deſſen iſt die ſtark höfiſche Färbung des Ganzen und die breite, dialogiſche Entwicklung. In dem vierten und fünften hat ſich der Dichter ganz beſonders eng an ſeine Quellen angeſchloſſen. Kettner ſtellt nun eine überraſchende Hypotheſe auf. Er meint, daſs hier eine neue Quelle ſtrömte, zu der der Dichter reichern Stoff fand. Als eine ſolche aber ſieht er jene alten öſterreichiſchen Lieder an, die nach dem Zeugnis des Metellus von Tegernſee um das Jahr 1060 von Markgraf Rüdeger und von Dietrich von Bern in der Gegend um die Erlaf geſungen wurden.

Faſſen wir das Hauptergebnis der Unterſuchung über die Beſtandtheile des Originals und über den Antheil des Dichters mit den eigenen Worten Emil Kettners zuſammen, ſo ergibt ſich folgendes Reſultat: „Der Dichter, ein Mann von [illegible] Bildung,

*) Emil Kettner: Die öſterreichiſche Nibelungendichtung. [illegible] 1897. [illegible]ſche Buchhandlung.

Digitized by Google

äſthetiſchem Urtheil und dichteriſchem Genie, hatte als Vorlage drei mangelhaft zugefügte Liederbücher: ‚Siegfrieds und Gunthers Hochzeit‘, ‚Siegfrieds Tod‘, ‚Kriemhilds Rache‘. Er ſchuf dieſe Liederbücher um zu kleinen Ependichtungen, in denen er durch klarere Motivierung, durch pſychologiſch-ethiſche Vertiefung des Perſönlichen und Hervorkehrung des Allgemein-Menſchlichen, ſowie durch anſchauliche Ausmalung des ritterlich-höfiſchen Lebens die Vorzüge des höfiſchen Epos zu erreichen und ſo die alten Heldenſagen mit dem Geſchmack und den Anſchauungen der gebildeten Laienwelt in Uebereinſtimmung zu bringen ſuchte.“

Daſs er ſich dabei an die in den älteren Dichtungen niedergelegte Kunſtübung ziemlich genau angeſchloſſen und daſs ihm der Bearbeiter auf dieſem Wege treu gefolgt, iſt bereits vorhin kurz erwähnt und von unſerm Forſcher natürlich gewiſſenhaft ausgeführt worden.

Nun ſind wir aber auf dieſen Dichter wirklich neugierig geworden. Wer war er und was war er für ein Mann? Dieſer Theil der Kettner'ſchen Unterſuchung iſt für uns begreiflicher Weiſe der intereſſanteſte. Denn er führt uns an den alten Hof der Babenberger, in die fröhliche Oſtmark, in das ſchöne Wien. Dort war trotz der Blüte der geiſtlichen Dichtung das Intereſſe für die alten nationalen Heldengeſänge lebendiger geblieben als in anderen deutſchen Landen. Zu Wien hielten die babenbergiſchen Fürſten glänzenden Hof, und auf ſeinen Burgen weithin zerſtreut über das ganze Land ſaß ein reicher und mächtiger Adel, der nicht bloß die Poeſie pflegte, ſondern ſelbſt eine neue ſchuf, jene nationale Lyrik, die, ein wunderbar poetiſcher Blumenwuchs, auch die alten nibelungiſchen Steinſäulen umrankte. „In derſelben ariſtokratiſchen Geſellſchaft, in welcher die Minnelieder entſtanden, wurden auch neue Lieder von den Nibelungen gedichtet“, ſo ſagt ſelbſt ein Gegner der Anſicht, daſs der Kürenberger der Dichter des Nibelungenliedes geweſen ſei.

„Bedürfnis nach einer höfiſchen Epik“ ſoll es nun hauptſächlich geweſen ſein, was einen Dichter des Babenberger Hofes dazu veranlaſst hat, die Lieder von Siegfried und den Nibelungen zu bearbeiten.

Keinen von allen Orten, die durch die mächtigen Ereigniſſe der weit verzweigten Erzählungen berührt werden, hat aber dieſer Dichter perſönlich ſo bevorzugt wie unſer ſchönes Wien. In die Veſte Pechlaren an der Donau hat das Nibelungenlied die Reſidenz des ſagenhaften Markgrafen Rüdiger verlegt, der glänzendſte Vorgang aber in der ganzen Dichtung findet in Wien ſtatt: die Hochzeit Etzels und Kriemhilds, die größte, die je ein König feierte. „Aus Niederland ſtammte der gehörnte Siegfried, aus dem Norden war der verhängnisvolle Hort geholt, in Worms am Rhein liebten und beriethen die Nibelungen, im Odenwald geſchah die grauſe That an Siegfried; aber in Wien iſt eitel Freude und Fröhlichkeit, denn hier iſt hochzeitliches Gelage. Etzel der Hunnenkönig ſandte den Markgrafen Rüdiger von Pechlaren an den Burgunder Hof, die ſchöne Kriemhild zu freien, zu Tullen erwartete König Etzel und ſeine aus fernen Landen geladenen Gäſte die mit reichen Schätzen nach Oſtarrichi gekommene Braut, von wo ſie der König am nächſten Morgen nach Wien zu führen gedachte, um hier das königliche Beilager zu feiern. Etzels Mannen durchreiten Oeſterreich, die Braut einzuholen, und die Straße ſtäubte vier Tage lang, als ob es brenne. Zur Pfingſtzeit iſt's, als König Etzel zu Wien das Beilager hält, und 17 Tage währte das Feſt. Und nicht bloß der Schauplatz eines Theils der herrlichen Dichtung iſt die Oſtmark: das Gedicht iſt in Oeſterreich gewachſen.“ So ſagt Scherer, und unſer Autor ſucht dies hiſtoriſch, kritiſch und philologiſch nachzuweiſen.

Ihm erſcheint der Dichter als ein ritterlicher Herr, der es gewohnt iſt, ſich in Hofkreiſen zu bewegen, dem das höfiſche Leben in all ſeinen Einzelheiten, in kleinen und großen Zügen, innig vertraut iſt, und der es deshalb mit Vorliebe ſchildert. Seine hohe Stellung bekundet er auch durch ſeines Gefühl, ſicheres Urtheil und reiche Kenntnis. Als ein öſterreichiſcher Dichter von ritterlichem Stande war er natürlich ein Minneſänger. Es war damals in Oeſterreich wohl eine Zeit, die in vieler Beziehung Vergleichungspunkte zu unſeren Tagen bildet. Für die Entwicklung des Gemüths war eine neue Periode angebrochen. Hier laſſe ich unſern theuern Scherer ſprechen: „Die früheren Menſchen bewegten ſich in grellen Contraſten. Ohne Uebergang wurden ſie von Entbehrung in Genuſs, von Genuſs in Entbehrung geworfen. Was zwiſchen beiden ſchwebte, Sehnſucht, Trauer und Wehmuth, der lautloſe Schmerz, der in Thränen redet, das kannten ſie nicht. Die Blüte des feinſten Gefühls war noch unaufgeſchloſſen für ſie. Erſt damals wurden die zarteſten Saiten der menſchlichen Natur zum erſtenmale gerührt, das leiſere Spiel des menſchlichen Empfindungslebens erſt damals erkennen . . . Es erklangen die erſten Laute der Sehnſucht damals im deutſchen Kreiſe, zum erſtenmale löſte der Menſch ſein eigenes Innere, das Reich ſeiner eigenen Gedanken und Empfindungen von dem Reiche der Außenwelt, die auch ihre Strahlen in ſein Inneres warf, vollſtändig ab und machte ſich ſelbſt zum Gegenſtand und Mittelpunkte der Dichtung.“ Iſt es noch etwa nöthig, die Parallele mit unſerer Zeit auszuführen? Und in einer ſolchen Zeit iſt der Dichter, der den Minneſang [illegible] kann, der es durch die ſubjective Auffaſſung der Dinge, ſei es durch die innere Grundſtimmung, [illegible] ganz eigen geworden war, [illegible] Zug [illegible] und [illegible]. Ein Zwei[illegible]

der Sage kannte ſein gebildeter Hörerkreis ſicher, umſomehr war es nothwendig, daſs er dieſen Stoff zu idealiſieren verſuchte. Um dieſes Ziel zu erreichen, muſste er ihn aber auch erweitern; zu der allgemein bekannten Grundfabel muſsten Nebenhandlungen erſonnen werden, die das Ganze umrahmten, die ſittliche und äſthetiſche Anſchauung der neuen Zeit muſste zur Geltung gebracht werden. Die „staete“ gilt als die Herrin aller Tugenden und die „triuwe“ gilt als der Triumph des ſittlichen Charakters; Treue und Beſtändigkeit umfaſſen den ganzen Kreis des menſchlichen Daſeins. Der entſcheidende Punkt der Dichtung aber iſt die den Tod des Gatten überdauernde, das ganze Leben ausfüllende Liebe des Weibes. Daſs der ritterliche Dichter das Motiv der Ehre nicht in den Hintergrund ſtellt, iſt mehr als ſelbſtverſtändlich. „Die Ehre zieht ſich durch die ganze Dichtung wie ein rother Faden.“ Alle dieſe ſittlichen Begriffe haben in jener Zeit aber eine ſchöne, freie Menſchlichkeit erzeugt, die in der Nibelungendichtung deutlich hervortritt. So iſt es nicht ſchwer, aus dieſem Volksepos ein ganzes ethiſches Syſtem herauszuleſen. Weltfreude, Ritterehre und allgemein menſchliche Sittlichkeit führen auf dem Boden, aus dem die Dichtung hervorgewachſen, ihre milde Herrſchaft.

Da der Dichter ſich nur auf den Höhen der Geſellſchaft bewegt, ſo iſt es mehr als ſelbſtverſtändlich, daſs er in ſeiner Dichtung ein typiſches Idealbild vom König, vom Ritter und von der edlen Frau entwirft. Der Typus des Königs ſetzt ſich zuſammen aus den Eigenſchaften Siegfrieds, Gunthers und Etzels. Er iſt ein Held vor allem; ſeine Gewalt iſt ſchrankenlos, aber er thut keinen wichtigen Schritt, ohne den Rath ſeiner Magen und Mannen zu befragen. Er iſt edel, vornehm höflich und gut, mit einem Wort: „des Volkes trost.“ Auch die Helden bemühen ſich ihm zu gleichen; ſie ſind treu und uneigennützig, ſie verachten den Tod, ſie haben Luſt an Abenteuern und Kämpfen, und ſtarke Leidenſchaften erfüllen ihre Seele. Das Weib iſt entweder die Heroine in übernatürlicher Kraft und ungebändigtem Stolz wie Brunhild oder das leidenſchaftliche Weib, das nur von einem Gefühl durchglüht wird, zuerſt von Liebe und dann von der Rache wie Kriemhild. Dieſe beiden Typen der Frauenwelt zeichnet der Dichter mit beſonderer Vorliebe.

Mit alldem in Verbindung ſtehen ſeine Schilderungen des äußeren Lebens, des höfiſchen Treibens und großer Kämpfe. Aber dabei kommt das ſeeliſche Leben keineswegs zu kurz. Der pſychologiſche Proceſs, welcher ſich ohne jede bewuſste Abſicht einſt in der dichteriſchen Phantaſie vollzog, wird nun mit wohlbewuſster Abſicht von einem feinen und edlen Sänger weitergeführt.

Dieſer Sänger iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, mit allen Kunſtmitteln ſeiner Zeit ausgerüſtet. Für die pſychologiſche Analyſe iſt ihm wie jedem Epiker das wichtigſte Mittel die Rede, die immer der Perſon oder der Sache angemeſſen iſt. Monologe ſind nur ſelten, dagegen iſt ihm der Dialog das Hauptorgan für die Charakteriſtik, die vornehmlich darauf ausgieng, die Schroffheiten der alten Vorlage zu beſeitigen oder zu mildern und das Ganze auf einen höfiſchen Ton zu ſtimmen. Wenn er auch hauptſächlich die Motive verwendet, die ſich in der älteren Epik finden, ſo iſt er doch nicht arm an Erfindung; er kennt die techniſchen Kunſtmittel der Contraſtwirkung und der Steigerung. Er verfügt über eine poetiſche Oekonomie, um die ihn mancher moderne Dichter beneiden möchte. Ohne vieles Beiwerk entwickelt ſich die Handlung in gerader Linie und im unaufhaltſamen Vorſchritt. Die Sprache iſt einfach, aber ſachlich und nur in erhabenen Momenten reich und edel. Er erreicht dadurch tiefe Wirkung, daſs er es verſteht, „mit prägnanten und ſinnlich kräftigen Worten entweder Stimmung zu erzeugen oder das Wichtige energiſch vorzubringen.“

Mit all dieſen Mitteln und Gaben ausgerüſtet, gieng er ſicher auf ſein Ziel los, und er hat es glücklich erreicht. Wie denken wir uns aber nun dieſen Dichter? Wer es doch vermöchte, ein Bild von ihm zu entwerfen! Wilhelm Scherer, deſſen Gelehrſamkeit ebenſo fruchtbar war wie ſeine Phantaſie, ſuchte einſt dieſes Bild mit kühner Intuition vor unſer geiſtiges Auge zu zaubern, aber er zeigte uns nur den alten Dichter, deſſen Phantaſie noch ausgefüllt war mit den Geſtalten der urſprünglichen Siegfriedsdichtung, nicht den höfiſchen Sänger, der das Volksepos zum Abſchluſs gebracht hat.

Ich habe ſchon eingangs dieſer Beſprechung geſagt, daſs Kettner außer dem Dichter noch einen Bearbeiter annimmt, der das ganze Werk zu einem einheitlichen Epos abrundete. Seine Arbeit dabei iſt keine geringe: er betont das Epiſche ſtärker als das Hiſtoriſche, er führt eine größere Anzahl von Perſonen ein, indem er den Sagenſtoff erweitert, er verſteht es, gründlicher zu motivieren und das Intereſſe ſeines Kreiſes für das Wunderbare und Märchenhafte zu erregen und ſelbſt für das Komiſche zu befriedigen, er iſt alſo, wenn man will, ein Realiſt, der ſeiner Erzählung Anſchaulichkeit, Leben und Farbe zu geben weiß. So verräth er nicht ſelten einen gewiſſen Zuſammenhang mit der Art und Weiſe der damals häufiger auftretenden Spielleute, allerdings ſolcher vornehmerer Geſinnung, wie ſie im Hofgeſinde der Babenberger des öfteren zu finden waren. Er iſt alſo ein öſterreichiſcher Spielmann und mag ſich gleichfalls am liebſten im ſchönen Wien aufgehalten haben; denn die Vermuthung, daſs er im Hofgeſinde des Biſchofs von Paſſau ſeinen Platz hatte, erſcheint mir bei näherer Betrachtung hinfällig.

Digitized by Google

Folgt man ſo unſerm Autor bis zum Schluſs ſeiner Unterſuchung, ſo könnte man faſt auf den Gedanken kommen, daſs unſer Volksepos nunmehr wirklich ſeinen Homer gefunden habe. Ich zweifle nicht daran, daſs ſich viele und gewichtige Stimmen dagegen erheben werden, aber dieſe können, wie berechtigt auch ihre Einwendungen hie und da ſein werden, das Verdienſt der feinen und gründlichen Arbeit Kettners durchaus nicht beeinträchtigen. Die Thatſache ſteht feſt, daſs die Unterſuchung über die Entſtehungsgeſchichte der Nibelungen, während ſie auf der einen Seite in den Hauptbeſtandtheilen eine tiefe Verſchiedenheit erkennt, andererſeits doch wieder in der Anlage und Ausführung eine größere Einheit annimmt. Von dieſer Annahme iſt bis zu dem Einen Dichter wirklich nicht viel mehr als ein kurzer Schritt. Nicht nur der einheitliche Grundplan, ſondern auch die einheitliche Ausführung, die epiſche Höhe und nicht zum wenigſten die dramatiſche Kraft weiſen auf den Einen hin, man nenne ihn den Dichter, den Nachdichter oder den Bearbeiter. „Der gewaltige Schöpfer unſeres Nationalepos iſt in der Conception Dramatiker vom Wirbel bis zur Zehe“, ſagt Friedrich Hebbel. Und vielleicht iſt es nicht zuletzt dieſe dramatiſche Einheit, die ſo viele gelehrte Männer, unter denen Emil Kettner mit ſeinem Werke ſich einen feſten Platz erobert, zu der Annahme eines einheitlichen Dichters geführt hat. Wenn Wilhelm Scherer dagegen glaubt, daſs wir das freiwillige Dunkel achten ſollten, in welches jener Poet beſcheiden ſich hüllte, ſo möchte auf der andern Seite doch wohl auch jene Sehnſucht eine mehr als erklärliche ſein, die darauf ausgeht, den Meiſter dieſes herrlichen Domes zu erkennen, und ebenſo auch die Verehrung, die den Ruhm des größten deutſchen Volksepos auf Ein Haupt häufen möchte.

Wie dem aber auch ſei, das Nibelungenlied iſt in Oeſterreich gewachſen. Dieſes Eine ſteht für uns feſt. Es gab eine Zeit, wo deutſche Art und Kunſt vor allem in der Oſtmark gedieh und wo man in allen deutſchen Landen auf den Ton lauſchte, der aus den Gauen der Oſtmark erklang. Dieſes Hochgefühl aber ſoll uns Niemand rauben, denn mit ihm ſteht Alles in Verbindung, was uns in dieſen trüben Tagen erhalten und erheben kann. Die deutſche Heldenſage theilt alle Männer in Treue und Untreue. Verletzte Treue unter Verwandten und Stammesgenoſſen iſt das vornehmſte Motiv aller Verwicklungen und der Quell alles Unglücks für das Land, für die Welt der Dichtung.

Kunſt und Leben auf Samoa.

Ein engliſcher Weltreiſender hat einmal die Samoaner „a nation of gentlemen“ genannt, und er hat damit den Charakter dieſes Volksſtammes treffender bezeichnet als es ausführliche Beſchreibungen thun könnten. Das ſind nicht „Wilde“, wie wir ſie in alten Reiſebeſchreibungen geſchildert finden, das ſind freundliche, zuvorkommende Leute, die dem „weißen Mann“ ſtets ein gaſtliches Haus boten, ihm freundlich entgegenkamen, ſeinen Rathſchlägen ein williges Ohr liehen und ſeiner Hilfe ſich dankbar erwieſen. Schon den erſten engliſchen Reiſenden, die jene Inſel betraten, fiel das beſcheidene, taktvolle Benehmen der Samoaner auf, die, als ſie das europäiſche Schiff betraten, alles in Augenſchein nahmen, bewunderten, aber nichts berührten und nichts — mitnahmen. Die dargebotenen Geſchenke nahmen ſie freudig entgegen und revanchierten ſich bei nächſter Gelegenheit mit nicht zu verkennender Liberalität. Sie bekundeten die feineren Umgangsformen im Verkehr unter einander nicht minder wie im Benehmen gegen die Europäer und es mochte den letzteren keine geringe Ueberraſchung bereitet haben, zu ſehen, daſs auf dieſen Inſeln Feindſeligkeit gegen den Fremden ein Vergehen iſt, das ziemlich ſtrenge beſtraft wird. Es iſt die „malayiſche Sturzwelle der Cultur“, welche die Samoa- oder Schifferinſeln erreicht hat, wie ſie auch auf den Tonga- oder Freundſchaftsinſeln nicht ohne Einfluſs geblieben iſt. Dadurch unterſcheiden ſich die Bewohner des äußeren Inſelgürtels um Auſtralien, (von den Marianen- bis zu den Marqueſas-Inſeln) ſo vortheilhaft von denen des inneren Gürtels (von Neu-Guinea bis zu den Fidſchi-Inſeln), welch letztere zwar die kräftigere und energiſchere, aber auch rohere und grauſamere Raſſe beherbergen, während die Auſtralier ſelbſt, die ſchwächſte und niedrigſte Raſſe von allen dreien, die primitive Culturperiode des Jägervolkes nicht überſchritten haben und ſelbſt unter europäiſchem Einfluſs nicht weit darüber hinausgekommen ſind.

Merkwürdigerweiſe hat dieſes feine, liebenswürdige Temperament der Samoaner ihre Kunſt nicht ſo günſtig beeinflusst, als man auf den erſten Blick glauben ſollte. Das Kunſtcentrum für jene Gegenden der Südſee ſind die Fidſchi-Inſeln. Dort hat ſich in der Ornamentik, in der Form der Werkzeuge, der Töpferwaren ein eigenartiger Stil ausgebildet, der einen großen Theil Polyneſiens beherrſcht und für die benachbarten Inſeln völlig maßgebend iſt. Die ſamoaniſchen Frauen verfertigen mit großer Geſchicklichkeit Fiſchernetze, Fußbodenmatten und Röcke, die Männer Körbe, Fächer, Keulen und Speere. Die Inſeln hatten ſchon in den Vierzigerjahren einen ausgedehnten Handel in Cocosnuſs-Oel, der ihnen nicht nur verhältnismäßige Reichthümer, ſondern auch die Bekanntſchaft mit europäiſcher Cultur verſchaffte. Vorher aber blieb Samoa lange Zeit ziemlich iſoliert und war auf den Verkehr mit den benachbarten Inſeln beſchränkt. Umſomehr muſste es Wunder nehmen, daſs ſchon die erſten Reiſenden bei den Eingeborenen Spiele und Sitten vorfanden, die an ähnliche Gebräuche bei Culturvölkern erinnerten. Eine der beliebteſten Beſchäftigungen iſt der Taubenfang, für den die Saiſon im Juni beginnt. Zu dieſem Vergnügen wandern mehrere Familien in die Wälder, um dort an einem freien Platze abgerichtete Tauben an einer Schnur auszulaſſen. Dieſe locken die wilden Tauben, indem ſie durch ihren Flug im Kreiſe das Vorhandenſein einer willkommenen Beute andeuten. Sind die wilden Tauben nahe genug, dann werden ſie in Netze eingefangen, die an 40 Fuß langen Stöcken befeſtigt ſind. Diejenige Partei, welche die meiſten Tauben gefangen hat, gewinnt. Beim Fiſchfang erweiſen ſich die Samoaner als kühne, muthige Taucher, wie auf der Wildſchweinjagd als gewandte Jäger, die das Jagdthier mit der Axt allein erlegen und allen Angriffen der gefährlichen Hauer zu entrinnen wiſſen. Sie kennen eine Art Würfelſpiel mit Cocosnüſſen, ſpielen Verſtecken, kennen das heute in Italien ſo beliebte „Bocce“, das ſie mit Cocosnüſſen ſpielen, ſie ſtellen Charaden, werfen Speere und ſind ebenſo geübte Boxer als Ringkämpfer und Fechter.

Ihre techniſchen Künſte ſind ziemlich weit zurückgeblieben, von ihrer Poeſie wiſſen alle Reiſenden nichts Lobenswertes zu erwähnen und ihre Ornamentik beſchränkt ſich faſt nur auf die allerdings auf hoher Stufe befindliche Kunſt des Tätowierens. Jeder Jüngling wird dieſer Procedur unterworfen, deren Durchführung für ihn ebenſo ehrenvoll als ſchmerzhaft iſt. Ausgeführt wird der Act von den Frauen, die den mit dem Geſicht auf dem Boden liegenden jungen Mann in mehreren Sitzungen oft tagelang bearbeiten und dabei ſo galant ſind, ſeine Schmerzensrufe, in die er unwillkürlich ausbricht, durch lieblichen (?) Geſang zu übertönen. Sie verſtehen es aber auch, ihre Arbeit ſo meiſterhaft auszuführen, daſs die um die Lenden, die Oberſchenkel, und einen Theil des Oberkörpers ausgeführte, dichte buntfarbige Tätowierung den Anſchein erweckt, als habe der Mann ein eng anſchließendes farbiges Coſtüm angezogen.

Die Fortſchritte, welche die Samoaner in der Muſik gemacht haben, haben manchen Reiſenden überraſcht. Als Ende der Dreißigerjahre eine amerikaniſche Expedition unter Wilkes nach Tutuila (eine der Samoa-Inſeln) kam, gelang es ihr, die Eingeborenen nach vieler Ueberredung dazu zu bewegen, einen Kriegsgeſang anzuſtimmen, der zweiſtimmig geſungen wurde, „in perfectly correct harmony“, wie Wilkes hinzufügt. Das iſt umſo bemerkenswerter, als ihre Melodien keineswegs ſo feſt ſtehen wie bei uns, bei jeder Wiederholung geändert werden, ſo daſs die zweite Stimme jedesmal nach Gehör neu hiezu erfunden werden muſs. Das Hauptgewicht wird, wie faſt immer bei Naturvölkern, auf den Takt gelegt, den ſie mit einer Genauigkeit einhalten, der ſchon oft die Bewunderung der Europäer erregt hat. Bei den Männern fiel das häufige Vorkommen von Tenorſtimmen auf. Die Frauen tanzten zum Geſang; einige von ihnen ſangen dabei einen heiteren Text, den andere mit einem tiefen „Gutturalgrunzlaut“ begleiteten. Bei den nächtlichen Tänzen geht es auf Samoa hoch her, und wenn wir dem engliſchen Miſſionär Mr. Turner glauben, dann laſſen Blick, Sprache und Geberde bei dieſen Feſtlichkeiten an Ausgelaſſenheit nichts zu wünſchen übrig. Die Frauen erſcheinen dann reichgeſchmückt und ziehen, ganz im Gegenſatz zu unſerer Sitte, bei obſcönen Tänzen mehr an als je, denn das Kleid gilt nicht als Bedeckung, ſondern als Schmuck, der die Reize erhöhen und die Aufmerkſamkeit gerade auf jene Theile lenken ſoll, die den Stolz der betreffenden Schönen bilden. Bei großen Ceremonien und feierlichen Gelegenheiten tragen die Frauen das Lava-lava-Coſtüm, das von ihnen ſelbſt aus Lohe bereitet, ſehr fein und weich iſt, um die Taille in Falten gelegt wird und bis zu den Knöcheln reicht. Es iſt oft ſo weit wie eine Krinoline und manche Samoanerin läſst es ſich nicht nehmen, es in eine lange Schleppe enden zu laſſen. Beſondere Sorgfalt wird auf den Kopfputz und auf die Friſur verwendet, welche die Frauen geſchmackvoll zu arrangieren verſtehen. Die Männer haben große Perrücken, die aus den in jüngeren Jahren abgeſchnittenen Haaren verfertigt und bei feſtlichen Gelegenheiten getragen werden. Insbeſondere ſind die Häuptlinge an dem Kopfſchmuck, ſowie an den großen farbigen Federn, mit denen ſie ihn verzieren, leicht kenntlich. Dieſe auf den erſten Blick vielleicht etwas befremdende Sitte, die den Häuptlingen ein ſo charakteriſtiſches Ausſehen gibt, iſt bekanntlich bis auf den heutigen Tag auch unter Culturvölkern erhalten geblieben. Auch wir erkennen unſeren General an dem Federbuſch, den er bei feierlichen Gelegenheiten zur Schau trägt, und ich bin überzeugt, daſs eine Geſchichte der weiblichen Friſurmoden, die gewiſs noch einmal geſchrieben werden wird, unter den Haartrachten der Naturvölker die Urform mancher modernen Friſur zeigen wird.

Nicht umſonſt widmen die Frauen auf Samoa ſoviel Zeit und Mühe ihrer Toilette und ſie kennen die Folgen ſehr wohl, die ſich an diesbezügliche Eroberungen knüpfen. Entſprechend ſeinem liberalen Charakter läſst der Samoaner auch ſeinen Frauen einen ziemlich weiten Spielraum im ſocialen Verkehr und er hat nichts dagegen, wenn er zuweilen Formen annimmt, die nach unſeren Begriffen eine Ueberſchreitung der geſellſchaftlichen Sitte bedeuten würden. Nur eines verzeiht auch der Samoaner nicht: daſs ihm ein anderer eine ſeiner Frauen direct heiratet. Er betrachtet dies als eine Verletzung des Eigenthums, die ſchon häufig zu ernſten Zwiſtigkeiten und Kriegen Veranlaſſung gegeben hat. Die Frauen des beſiegten Gegners werden dann Eigenthum des Siegers. Da ſie aber nach wie vor mit ihren

Digitized by Google

früheren Verwandten und Freunden verkehren dürfen, ſo bilden ſie mit der Zeit, innerhalb der unter den Männern entſtehenden Parteien, eine Art neutraler Geſellſchaft, die aus einer Clique in die andere läuft, überall die Geheimniſſe und Pläne eines Kreiſes dem anderen verräth und durch beſtändigen Klatſch vor das Tribunal der Oeffentlichkeit bringt. Im Kriegsfalle ſind die Frauen dann freiwillige Spione für beide Theile. Sie verhindern damit die Bildung und Ausführung eines beſtimmten Kriegsplanes und erreichen ſo die Auflöſung jedes Krieges in eine Reihe ſelbſtändiger Einzelkämpfe. An ihrer Stellung riskieren ſie dabei nicht das Geringſte, denn die Männer haben ſich längſt an die Doppelrolle der Weiber gewöhnt, und wenn ein Gatte im Kampfe fällt, ſo iſt ſein überlebender Bruder oder nächſter Verwandte verpflichtet, die Frauen ſelbſt zu übernehmen, ein Wechſel, der den letzteren vermöge der Univerſalität ihres Gemüthes offenbar nicht zu ſchwer fällt. Das Familienleben ſcheint unter dieſer Sitte nicht zu leiden, denn das verbindende Glied der Familie bilden die Kinder, zu denen die Samoaner eine ganz außerordentliche Liebe hegen, ſo daſs die ſtrenge, zweckmäßige Erziehung derſelben unter der alles beſchönigenden Elternliebe leidet. Gerade dieſe Neigung aber bringt einen ſympathiſchen Zug in ihr Privatleben, deſſen Ruhe nicht ſelten durch kleinliche Ränke und Eiferſüchteleien geſtört wird. Sie hat auch die Europäer veranlaſst, von den Samoanern mit größerer Achtung zu ſprechen, als von ſo manchen anderen Polyneſiern, ſie hat, vereint mit der Zuvorkommenheit gegen fremde Gäſte, die jetzt ſchon ſehr zahlreichen Reiſenden bewogen, Samoa aufzuſuchen und den Schifferinſeln mit ſeinen chevaleresken Bewohnern ein freundliches Andenken zu bewahren.

Richard Wallaſchek.

Die Schlierſee'r.

(Gaſtſpiel des Schlierſee'r Bauerntheaters im Deutſchen Volkstheater.)

Zum vierten Mal habe ich jetzt die Schlierſee'r geſehen. Vor zwei Jahren bin ich in ihr Landl gekommen, gleich iſt mir die ſtille und innige Gegend mit den harmloſen, frohen, den ganzen Tag ſingenden Menſchen lieb geweſen und bald ſo theuer geworden, daſs ich ſeitdem immer wieder hin muſs: nirgends wird mir ſo gut ums Herz, nirgends kann ich den Verdruſs der Stadt ſo ſchön vergeſſen. Dort möchte ich leben dürfen! Alles iſt heiter, jeder Rede wachſen kleine Flügel an, gleich flattert ein Lied heraus; das Leben wiegt ſich luſtig und iſt zum Tanz bereit. Leiſe wird der See gekräuſelt, Waſſerroſen ſchaukeln ſich, es weht lind. Die Gräſer ſind ſo ſchmal und zart, wie zum Scherz für artige Kinder liegen die blanken Häuſer da. Hier kann man nicht traurig ſein, die Gegend erlaubt es nicht.

Enthuſiaſtiſch habe ich damals von den Schlierſee'rn und ihrem kleinen Theater erzählt. Ein Jahr ſpäter iſt die Truppe nach Wien gekommen, ins Carltheater zum Jänner. Da war mir doch ein biſschen bange, jetzt kann ich es ja geſtehen. Wie werden ſie ſich in der Stadt ausnehmen? Zu Hauſe hatten ſie die tiefe Poeſie der Berge bei ſich, auf ihre Bühne rauſcht der Wald herein; das fehlt in der Leopoldſtadt doch. Hier wird man bloß fragen: was können ſie? Hier werden ſie bloß als Schauſpieler wirken. Ob nun das rein Schauſpieleriſche an ihnen, vom Menſchlichen abgetrennt, ſtark genug ſein wird? Ich hatte Angſt, da ſie doch gar keine Virtuoſen ſind. Nun, man weiß, wie es kam: im Sturme haben ſie ſich in alle Herzen geſpielt. Ich erinnere mich noch, wie Jänner damals auf die Bühne flog, in ſeiner aufgeregten und leicht entzündlichen Art den ſchmunzelnden Dreher umarmend und wieder umarmend, rauchend von Bewunderung und Entzücken. Durch das Parterre lief das Wort, man ſollte die Burgſchauſpieler über die Ferien nach Schlierſee ſchicken, „in die Lehr'“. Und ſo gieng es weiter. In ein paar Tagen ſind ſie die Lieblinge der ganzen Stadt geweſen. Am Ende hat man ſie gar nicht mehr fortlaſſen wollen.

Im Sommer bin ich dann wieder in ihr Landl gegangen. Jetzt ſind ſie wieder hier, diesmal im deutſchen Volkstheater, und ich ſitze wieder täglich da und kann noch immer nicht genug kriegen. Ich habe nun faſt alle Stücke geſehen, die ſie geben, die meiſten ſchon fünf oder ſechs Mal, ich weiß jeden Spaß, jede Wendung, jede Geberde beinahe auswendig, zur Noth könnte ich ihnen aus dem Kopf ſoufflieren. Nun iſt es wunderbar, daſs ich trotzdem die Illuſion noch nicht verloren habe. Nein, immer werde ich neue Schönheiten gewahr, jedes Mal wächst meine Freude. Es muſs doch etwas Großes um dieſe luſtigen Bauern ſein, daſs ſie die Kraft haben, einen im Theatraliſchen blaſierten Menſchen ſo zu verzaubern! Wenn ich es mit einem Wort ſagen ſoll: ſie ſtellen mir noch das ideale Theater dar. An ihnen, durch ſie bin ich mir der rechten Dinge erſt ganz bewuſst geworden. Sie haben mir das Weſen der dramatiſchen Kunſt deutlicher gezeigt: nun glaube ich erſt zu wiſſen, was der Schauſpieler ſein muſs, um [illegible] Macht über uns zu gewinnen. Würde man die Bauern aus dem [illegible] bringen, ſo hätte man vielleicht die Schauſpielkunſt [illegible].

[illegible]

man in jedem Dorfe trifft. Die Individuen wechſeln, die Typen bleiben immer dieſelben. Immer iſt da der kecke Bub, verwegen, ein biſschen derb, aber treuherzig, und die trotzige Dirn, die lieber ungerecht leiden mag, bevor ſie einmal nachgeben würde; dann der „Loder“, das iſt der Dorflump, dem man alles zutrauen kann, und der „Protz“, der zornige und jähe Alte, der die großen Thaler klimpern läſst; dazu der Spaßmacher des Dorfes (mit der Spaßmacherin und meiſtens noch eine arme alte Frau, die durch hartes Schickſal weiſe und ergeben geworden iſt. Es galt alſo, von dieſen Typen gute Exemplare zu finden. Hatte man ſie, ſo muſsten ſie nur noch lernen, das, was ſie im Leben waren, auch auf der Bühne zu ſcheinen; es muſste jedem noch ſeine Technik, die beſondere Technik ſeiner Natur gegeben werden, bis er zum Schauſpieler ſeiner ſelbſt wurde. Das lag auf der Hand. Es hätte keinen Sinn gehabt, die Leute in unſerer ſtädtiſchen Weiſe auszubilden, die den Schüler hauptſächlich zum „Verwandlungskünſtler“ machen will, der ſeine Natur verleugnen und jede andere nach Belieben annehmen kann. Wozu? Jeder ſollte ja nur ſich ſelbſt ſpielen, der kecke Bub die kecken Buben, die trotzige Dirn die trotzigen Dirnen. Er ſollte ſich nicht verwandeln, er ſollte auf der Bühne derſelbe ſein, der er täglich war, nur freilich jetzt auf eine bühnenmäßige Art. Hatte man nun das Glück, gute Exemplare der Typen zu finden, und gelang es, ſie bühnenmäßig zu machen, ſo konnte es nicht fehlen. Jeder, der überhaupt auf die Idee kam, aus Bauern Schauſpieler bilden zu wollen, muſste ſich das ſagen.

Aber Conrad Dreher, dieſer große Künſtler, der wie im Traum doch ſtets das Schöne trifft, ſagte ſich noch mehr. Ihm wollte es nicht genügen, daſs einer ein gutes Exemplar ſeiner Type und dazu fähig war, ſich zu ſpielen. Nein, das war ihm noch immer nicht genug. Sein Schauſpieler ſollte mehr ſein: nicht bloß die Type, ſondern auch noch ein beſonderer Menſch, der an ſich etwas war, ein eigenes Wunder der Natur. Alle Menſchen ſind Typen, dazu ſind ſie da, in ihnen läſst der liebe Gott ſeine Gedanken, Einfälle und Launen ſpazieren gehen: aber es gibt Menſchen, die in ihrer Type verſchwinden, es bleibt kein Reſt; und wir ſehen andere, die hinter der Type, die ſie durch das Leben tragen, noch immer ſelber etwas bleiben, etwas für ſich, etwas Einziges, das nur ſie ſind. Jene leben bloß als Repräſentanten ihrer Gattung; dieſe repräſentieren ſie auch, aber ſelber ſind ſie auch noch da. Wir kennen Leute, die nur „der Hofrath“ ſind, andere ſind im Hofrath doch noch die lebendigſten Menſchen für ſich. Es gibt tauſend kecke Buben, die alle genau ſo ſind, wie eben kecke Buben einmal ſind; aber es kann auch einmal einen geben, der doch, indem er genau ſo iſt, wie eben alle ſind, bei ſich noch mehr iſt, der kecke Bub und noch etwas Beſonderes für ſich, das niemals war und niemals mehr ſein wird, in ſeiner Type doch auch ein eigener und geheimnisvoller Menſch. Das hat Dreher geſpürt: ſolche will ich ſuchen! Und es iſt ſein Glück oder ſein Genie geweſen, wie man es nun nennen mag, daſs er ſie gefunden hat: Prachtexemplare der ländlichen Typen, die noch mehr waren, echte und große Menſchen von ungemeiner Pracht. Man betrachte nur den herrlichen Meth. Kommt er durch das Dorf den Weg herab, ſo rufen wir: ja, das iſt der kecke Bub, wie wir uns ihn immer gedacht haben! Beſſer kann man dieſe Type nicht darſtellen! Aber, das merken wir bald, er hat noch mehr in ſich: eine perſönliche Anmuth, die man gar nicht ausſprechen kann; ſie gehört ihm allein. Einen kecken Buben von ſolcher Grazie hat es wohl noch nie gegeben. Als ich voriges Jahr in Schlierſee war, iſt er täglich bei uns vorbeigegangen und ich habe ihn von unſerem Balcon herab anſehen dürfen. Welche Würde, welche Poeſie in jedem Schritt! Wie ſchön iſt er, wenn er ſo in Gedanken, mit einer melancholiſchen Schwere, ſich ein wenig wiegend, aber doch hart, zugleich lieblich und rauh dahingeht! Immer habe ich bei mir, ich kann mir nicht helfen, einen theueren Namen ausgeſprochen: Telemach! So denke ich mir den göttlichen Jüngling: ſo als Helden und Kind. Man wird es komiſch finden, daſs mir Bauern Griechiſches eingeben. Aber man betrachte doch die Anna Dengg. Wie herb iſt ihr ſüßes Weſen! So reif und doch ſo jung in jeder Geberde! Die holdeſte Scham der Jungfrau iſt über ihre breite und mütterliche Schönheit ausgegoſſen. Nur auf griechiſchen Vaſen kann man Aehnliches ſehen: ſolche Anmuth bei ſolcher Kraft. Oder ſehen wir uns den Xaver Terofal an. Ja, das iſt der Spaßmacher des deutſchen Dorfes! Nicht einer, der lächerlich iſt, ſondern der geſcheit gütige Menſch, der über das Menſchliche lachen muſs. Die Type drückt er vollkommen aus, aber mit einer perſönlichen Grazie, mit einer Ironie, die man noch niemals geſehen hat. Oder die alte Rail. Sie iſt ja ſchließlich nur das alte Weib, das wir in jeder bäuerlichen Wirtſchaft finden. Aber wenn ſie kommt, ſcheint es, daſs ein Adler ſeine mächtigen Schwingen regt.

Am Ende will ich nicht verhehlen, daſs noch etwas da iſt, das mir die Schlierſee'r lieb macht. Von ihnen können wir lernen, was deutſch ſein heißt. Bei uns glaubt man ja jetzt, das Deutſche ſei roh. Die Schlierſee'r laſſen uns fühlen, daſs der deutſche Charakter von einer unbeſchreiblich leichten, ja dahin tanzenden Anmuth ſein kann. Es iſt nicht wahr, daſs man ein Flegel ſein muſs, um deutſch zu ſein. Das Deutſchthum, lehren ſie, kann ſich mit der feinſten Grazie vertragen.

Hermann Bahr.

Digitized by Google

Die Woche.

Ein officiöſes Pflegekind der Großinduſtrie.

Arme Leute müſſen manchmal ihre Kinder verſchenken, weil ihre Mittel zu deren Alimentation nicht ausreichen. In ſolcher Lage befindet ſich derzeit auch der Miniſterpräſident Graf Badeni mit dem jüngſten Kinde ſeiner officiöſen Laune, der täglichen „Reichswehr“. Dieſer ſchwächliche, faſt lebensunfähige Wechſelbalg hat von der erſten Stunde ſeines Daſeins an viel, entſetzlich viel Geld gekoſtet, weit mehr als Graf Badeni aus ſeinem eigenen Dispoſitionsfonds aufbringen konnte. Graf Badeni hat denn in dieſem halben Jahr, ſeitdem das Tagblatt „Reichswehr“ auf der Welt iſt, aus allen möglichen Gegenden Geld zuſammengekratzt, um das kränkliche Weſen am Leben zu erhalten. Aber ſchließlich iſt er eines Tages deſſen müde geworden. Das officiöſe Kind machte ihm ohnedies, je länger, deſto weniger Freude. Nicht nur, daſs ſein Körper ſich als unheilbar ſchwach erwies, es offenbarte auch ſchon bald in ſeinem kindiſchen Spiel auffallende Mängel an Charakter und Intelligenz, die Miſsgeburt erregte bei aller Welt Widerwillen, ſo daſs Graf Badeni ſich des Kindes zu ſchämen begann und froh war, als es ihm in dieſen Tagen glücklich gelang, den Pamperletſch als officiöſes Pflegekind einigen reichen Bekannten, den Herren Großinduſtriellen vom „Induſtriellen-Club“ anzuhängen, die ſich verpflichtet haben, die „Reichswehr“ bis auf weiteres zu alimentieren. Der betreffende Vertrag iſt in der vorigen Woche unterſchrieben worden.

•

Schon im Sommer des vorigen Jahres hatte ſich Herr Guſtav David, der Herausgeber der „Reichswehr“, an Großinduſtrielle herangemacht und ihnen vorgeſchlagen, mit ihrem Gelde aus der „Reichswehr“, die damals noch nur ein militäriſches Fachblatt war, ein Tagesblatt zu machen. Doch wurde nichts daraus. Indeſſen gelang es Herrn David, mit Hilfe eines polniſchen Herrn v. Malinovsky, ehemaligen Officiers, damaligen Börſeagenten, jetzigen „Reichswehr“-Redacteurs, den Landsmann-Finanzminiſter Herrn v. Bilinski und den Landsmann-Miniſterpräſidenten Grafen Badeni für das „Reichswehr“-Tagblattproject zu intereſſieren. Die Sache wurde binnen wenigen Wochen gemacht. Vom 1. November 1896 ab erſchien die „Reichswehr“, an Stelle der zu gleicher Zeit entſchlafenen officiöſen „Preſſe“, als Tagblatt. Vom Grafen Badeni wurde ſie mit Geld, vom Finanzminiſterium und dem Preſsbureau mit Nachrichten verſorgt. Dieſe officiöſe Abhängigkeit ſollte aber ſtreng geheim bleiben. Vor der Außenwelt ſollte Herr David den unabhängigen Publiciſten ſpielen, eine theatraliſche Aufgabe, für die er durch ſeine luſtſpieldichteriſche Vergangenheit ganz gut qualificiert erſchien. Mit der „Reichswehr“ ſollte ein neuer Typus des Officioſenthums geſchaffen werden: das krypto-officiöſe Blatt. Anderwärts heißt es: „Damen können unter Verſchwiegenheit . . .“; hier hieß es: „Miniſter können unter Verſchwiegenheit . . .“. Madame David wenigſtens garantierte ſtrengſte Discretion. Das war die Idee, auf die der in Preſsſachen gänzlich unerfahrene Graf Badeni dem Herrn David hineinfiel.

Confiſciert!

— — — — — — — — — Aber Herr David hat der ſeinigen (ſeiner Pflicht, Anm. z. 2. Aufl.) nicht genügt. Er hat aus der „Reichswehr“ ein ſchlechtes und dummes Tagblatt gemacht, das der Regierung nur geſchadet, nicht genützt hat. Nicht einmal die Krypto-Officioſität hat er aufrecht halten können. Schon nach vierzehn Tagen wurde ihm ſeine officiöſe Abhängigkeit unwiderſprechlich nachgewieſen. Einen Revolvermann, den er zum Redacteur des volkswirtſchaftlichen Theiles gemacht, muſste er infolge einer ſkandalöſen Enthüllung Knall und Fall entlaſſen — was alles unſeren Leſern noch aus dem Artikel „Der Ehrenrevolver“ ganz gut in Erinnerung ſein dürfte. Mit der „Reichswehr“ konnte Herr David, trotz der ſpl[illegible] Reclame, nicht einmal den Abonnentenſtand der bisher officiöſen alten „Preſſe“, ſeiner Vorgängerin, feſthalten. Nach einigen Monaten des grauſamen Spiels hatte Graf Badeni eine Viertelmillion Gulden an der „Reichswehr“ verloren und hatte dafür nur eine ſchlechte Erfahrung eingetauſcht. So entſchloſs er ſich denn, vom 1. Mai ab, an dem das erſte Halbjahr zu Ende gieng, ſeine goldene Hand von der „Reichswehr“ zu ziehen. Herr David war darob ſehr böſe und ließ, da er doch ſeinen Aerger den hohen Herrn und Miniſter Badeni nicht fühlen laſſen durfte, ſeinen Zorn an der „Zeit“ aus, wie unſeren Leſern aus dem damaligen Artikel „Hungernde Löwen“ bekannt geworden iſt.

Es nützte nichts. Graf Badeni wollte nicht mehr für die „Reichswehr“ bluten. Aber da ſie nun doch einmal ſein Kind und Herr David in ſeiner officiöſen Thätigkeit ein Wiſſender geworden, durfte Graf Badeni, wollte er ſich nicht einer Compromittierung ausſetzen, die Beiden nicht im Stich laſſen. Er hat auch väterlich für ſie geſorgt. Graf Badeni ſprach den beiden Großinduſtriellen Herrn Krupp und Herrn von Schöller zu, daſs ſie die weitere Alimentierung der „Reichswehr“ aus ihrer Taſche übernehmen. Herr Krupp iſt der große Berndorfer Metallwarenfabrikant, der beim letzten Pairſchub ins Herrenhaus kam und der ſich, wie aus einer vielbeſprochenen Interpellation des Abg. Dr. Kronawetter bekannt geworden iſt, als [illegible] zwar nicht, wie die Verfaſſung von den ins Herrenhaus zu berufenden Perſonen ſagt, große Verdienſte um den Staat, aber doch große Verdienſte am Staat erworben hat. Herr v. Schöller, der Induſtrie-Feudalherr, iſt allbekannt. Die beiden Herren, hinter denen die Mitglieder des „Induſtriellen Club“, unter Anderen auch der Centraldirector Herr Karl Wittgenſtein, ſtehen, haben vorige Woche die „Reichswehr“ ab 1. Juli d. J. thatſächlich als Pflegekind übernommen. Hinter ihren Namen und den heiligen Intereſſen der „Induſtrie“ ſollte diesmal das alte Verſteckſpiel der Officioſität unter Verſchwiegenheit nochmals erneuert werden. Aber es iſt diesmal ſchon vierzehn Tage, ehe es begonnen, auch bereits miſslungen, wie jeder Leſer dieſes Artikels weiß.

Finanziell ſteht nun die Sache ſo: Die „Reichswehr“ hat ein Betriebsdeficit von circa 25.000 Gulden monatlich, d. i. 300.000 Gulden im Jahre, zu deſſen Deckung ſich die Gruppe Krupp-v. Schöller bis zum Betrag einer Viertelmillion Gulden verpflichtet hat, ſo daſs der Freigebigkeit des Dispoſitionsfonds noch immer im Ausmaß von jährlichen 50.000 Gulden ein Plätzchen im Deficit der „Reichswehr“ offen bleibt. Den Herren vom „Induſtriellen Club“ wird ein gewiſſer redactioneller Einfluſs eingeräumt, den ſie durch ihren Clubpräſidenten Herrn Dr. Peez ausüben werden. Doch iſt dieſer Einfluſs, wenigſtens was die politiſche Haltung des Blattes betrifft, in ſehr enge Grenzen gewieſen, da Herr David, in den Verhandlungen mit den Induſtriellen, nachdem er ſich anfänglich als politiſch unabhängig aufzuſpielen verſucht hatte, durch concrete Kreuzfragen gedrängt, ſchließlich ſelbſt ausdrücklich zugeben muſste, daſs er, durch ſeine alten, unverändert gebliebenen officiöſen Beziehungen gebunden, auch angeſichts der Sprachenverordnungen dem Grafen Badeni keine Oppoſition oder „höchſtens eine Oppoſition im Rahmen des ‚Fremdenblatt‘ machen dürfe.“ Die „Reichswehr“ bleibt alſo nach wie vor das officiöſe Kind des Grafen Badeni, das nur von den induſtriellen Herren in Pflege genommen wird, und die Redacteure des „Fremdenblatt“ werden immer um einen Tag früher als die Redacteure der „Reichswehr“ wiſſen, wie die Redaction der „Reichswehr“ über die jeweilige politiſche Situation denkt.

•

Confiſciert!

— — Was ſoll man von Großinduſtriellen halten, die kein Bedenken tragen, ihre Namen mit einem bankerotten Blatte zu verbinden, deſſen Redaction überdies öffentlich und unwiderlegt des Revolverthums beſchuldigt worden iſt? Was ſoll man von einem „Induſtriellen Club“ denken, der zu 99 Procent aus deutſchen Fabrikanten beſteht und insgeheim ein Blatt ſubventioniert, das die clericale Schule befürwortet und die Oppoſition der deutſchen Parteien verhöhnt und verunglimpft? Was endlich von einem Manne wie Dr. Peez, dem Abgeordneten der Reichenberger Handelskammer, der ſeine Unterſchrift unter den äußerſt oppoſitionellen Wähleraufruf der deutſch-fortſchrittlichen Partei ſetzt und ſich in derſelben Woche mit der „Reichswehr“ eint, in der ihm für jede „Oppoſition“ über das im Rahmen des officiöſen „Fremdenblatt“ erlaubte Maß der Mund verſchloſſen wird? Nur wenn man derartige Couliſſenvorgänge kennt — und in dieſer Richtung ließe ſich noch mehr erzählen — nur dann kann man begreifen, wie es kommt, daſs Graf Badeni trotz alledem und alledem noch immer die Oppoſition der deutſchen Parteien nicht ernſt nimmt. Wenn die deutſchfortſchrittliche (und ebenſo die deutſchvolkliche) Partei mit ihrer Oppoſition hinfort noch von irgend jemandem ernſt genommen werden ſoll, dann darf ſie nicht länger zögern, Deutſchen und Oppoſitionsmännern ſolcher Art ganz energiſch den Stuhl vor die Thüre zu ſetzen.

Fr

Volkswirtſchaftliches.

Durch die Schließung des Reichsrathes iſt auch die Verſtaatlichungs-Vorlage Lemberg-Belzec hinfällig geworden, was nur die Actionäre und die Verwaltungsräthe der Lemberg-Czernowitzer Bahn beruhen dürfte, welchen die Bahn-Ablöſung der im Beſitz dieſer Geſellſchaft befindlichen Lemberg-Belzec-Actien die Mittel zur Bezahlung der [illegible] für den Fall eines ungünſtigen Ausganges dieſes Proceſſes liefern ſollte. Nun werden ihr dieſe Mittel fehlen, außerdem wird eines Tages die Nothwendigkeit an die Verwaltung herantreten, die im Beſitz der Geſellſchaft befindlichen Titres zu ihrem wirklichen und nicht zu einem fictiven, ganz [illegible] Werte einzuſtellen. Im Portefeuille der Lemberg-Czernowitzer Bahn befinden ſich nämlich [illegible] Actien und [illegible] der [illegible] Localbahnen, welche [illegible] und daher ziemlich wertlos ſind, [illegible] der Lemberg-Czernowitzer Bahn zu einem „[illegible]“ [illegible] Percent [illegible] [illegible] Lemberg-Belzec [illegible] im Betrage [illegible] Percent Dividende erhalten, [illegible] „[illegible]“ [illegible] Percent [illegible] [illegible] Wert gar nicht [illegible] Conto in [illegible]

Digitized by Google

obwohl ſie nach zehnjährigem Beſtand noch immer ſo unbefriedigende Ergebniſſe aufweiſen. Keinesfalls aber dürften die geringen Erträgniſſe dieſer Bahnen zur Aufbeſſerung der Dividende der Lemberg-Czernowitzer Actien verwendet werden, ſondern müſsten zur Abſchreibung gebracht werden, bis dieſe Titres ungefähr zu ihrem wahren Werte in der Bilanz figurieren. Der Verwaltungsrath der Lemberg-Czernowitzer Bahn hat aber nur eine Sorge, die Actiendividende möglichſt hoch zu fixieren, damit die Actionäre leichter über die unerhörten Tantièmen, welche ſich die Herren Verwaltungsräthe zuerkennen, hinwegſehen.

*

Auch die Südbahn-Geſellſchaft ſollte endlich ihre Bilanz zu einer halbwegs correcten umgeſtalten; ihre gegenwärtigen Rechnungsabſchlüſſe kann man nur als falſche Bilanzen bezeichnen. In der letzten Generalverſammlung hat ein Actionär aus Deutſchland der Verwaltung alle möglichen Mittel und Wege angerathen, um eine Verbeſſerung der Dividende zu erreichen, und ſeine Rathſchläge waren meiſt recht ungereimtes Zeug. Es wird auch nicht leicht ſein, die Südbahn aus ihrer deſolaten finanziellen Lage zu ziehen, in welche ſie hauptſächlich durch die unglaubliche Bewucherung, der ſie in den erſten Jahren ihres Beſtandes ausgeſetzt war, gerathen iſt, beſonders da ſeit einiger Zeit die beſtgemeinten Ueberzahlungsverſuche der Finanzminiſter bei Verſtaatlichungsübereinkommen an dem Widerſtand der öffentlichen Meinung zu ſcheitern pflegen. Auch die Ernennung des Baron Chlumecky zu ihrem Präſidenten wird ihr wenig helfen, obwohl man ſich bemüht hat, dieſes Ereignis mit einer kleinen Hauſſe zu begrüßen. Was aber der obenerwähnte Actionär über die Bilanzaufſtellung der Südbahn geſprochen hat, war alles ſehr vernünftig und zeigt eben, daſs in Deutſchland das Verſtändnis für correcte Buchführung auch in ſolchen Kreiſen allgemein geworden iſt, die nicht gerade zu den Koryphäen der commerziellen Welt gezählt werden können, während bei uns der Generaldirector der Südbahn in der Generalverſammlung widerſpruchslos der Anſicht Ausdruck geben konnte, daſs dieſe Buchungsfragen rein formelle ſeien. Zweck der Bilanzveröffentlichung iſt, daſs die Intereſſenten ein klares Bild von der finanziellen Lage, von den Betriebsverhältniſſen und den Geſchäftsergebniſſen erhalten. Die Südbahn ſtellt nun z. B. ihre Obligationenſchuld nur mit etwa 50% des Effectivbetrages ein, indem ſie, ſtatt die Prioritäten zum Nominalwert, zu welchem ſie zurückgezahlt werden müſſen, zu verbuchen, nur den ſeinerzeit erlösten Betrag einſtellt, der eben nur etwa 50% betragen hat, da das Emmiſſionsinſtitut, das Welthaus Rothſchild, auch etwas dabei verdienen muſste. Infolgedeſſen wird faſt allgemein unter den Intereſſenten der Südbahn die Verſchuldung für unverhältnismäßig geringer gehalten, als ſie thatſächlich iſt. Sodann fehlt unter den Paſſiven die Kaufſchillingsreſtſchuld im Betrage von 32·7 Millionen Gulden gänzlich. Im Gewinn- und Verluſtconto ſind Silber- und Goldgulden wie völlig gleichwertig behandelt, und anderes mehr. Daſs man ſich aus einer ſolchen Bilanz kein Bild von der Lage des Unternehmens machen kann, iſt einleuchtend, zumal doch nur ein ganz geringer Procentſatz der Intereſſenten den Geſchäftsbericht in die Hand bekommt, und die meiſten auf die in den Zeitungen veröffentlichten Auszüge angewieſen ſind. Bei einem Unternehmen, deſſen Verpflichtungen mehr als eine Milliarde Gulden betragen, iſt das öffentliche Intereſſe an einer richtigen Bilanzveröffentlichung groß genug, daſs auch die Regierung nöthigenfalls die Verwaltung zu einer correcten Bilanzierung veranlaſſen ſollte.

Λ

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Gymnase, „Rosine" von Alfred Capus. Odéon, „Jeanne d'Arc" von Fabre. Renaissance, Gaſtſpiel der Duſe.

Bücher.

Laura Marholm: „Zur Pſychologie der Frau." Erſter Theil. Berlin. Verlag von Carl Duncker 1897.

Laura Marholm ſucht das Bedeutſame und Individuelle ihrer bisherigen geiſtigen Arbeit in dieſem neuen Werk zu einem Ganzen zu vereinigen. Freilich kann die gedankenreiche und temperamentvolle Frau ihre complicierte Anſchauung des Lebens — nachdem ſie Widerſprüche ſorgſamer zu vermeiden ſtrebt als in den früheren Büchern — auch hier nicht zu einer ſyſtematiſch feſten, logiſch übereinandergefügten Darſtellung vereinfachen, wie es der doctrinäre Titel eigentlich verſpricht. Voll Unruhe und Abwechslung iſt das neue Buch; lyriſche Schilderungen, kurze Novellen, kleine Feuilletons (wie über Gabriel Reuter) und äſthetiſche Zwiſchenbemerkungen findet man hier, die theils von dem Hauptthema angenehm ablenken, theils unterhaltend zu den theoretiſchen Studien hinlenken. Es iſt kein Wunder, daſs eine Schriftſtellerin von ſo ausgeprägtem Charakter wie Laura Marholm nicht in jedem neuen Buch mit neuen Tönen überraſcht. Wir hören wieder Variationen ihrer alten Themen. Verdienſtvoller als die Reſultate ſind vielleicht die Anregungen ihres Wirkens: der Eifer, mit welchem Frau Laura Marholm unabläſſig die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ein großes geheimnisvolles Gebiet, die Seele der Frau, lenkt. Sie ſelbſt, die doch die richtige Erkenntnis vom [illegible] des Weibes hat, kann uns kaum widerſprechen, wenn wir die [illegible] aus dieſem Dunkel nicht von einer Frau erwarten, ſondern vom Manne. Das Weſen der Frau iſt unbewuſste Genialität. In [illegible] Weibchen der Frau, das [illegible] zum Ideal der männlichen [illegible] wird, wird ſie erſt und nur von dem bewuſsten [illegible] dem genialen Manne, erkannt und überragt. [illegible] zu den Lautenden [illegible] Weiber und [illegible] der [illegible] im [illegible] zu [illegible]. Nur als Schauſpielerin, wo ſie [illegible] Geſtalten wie im Leben [illegible] kann, kann [illegible] Frau [illegible] der [illegible] Marholm den [illegible], die nur dem [illegible] und [illegible] nach [illegible] ſtiſchen Zaubern ſuchen, keine Befriedigung. Die Frauenſeele iſt nicht imſtande ſich ſelbſt zu verkünden, ſich ſelbſt zu entdecken. Wie ſie im Leben den Erlöſer erwartet, der ſie liebend in eine zweite, ungeahnte, tiefere Welt leiten kann, wartet ſie in der Kunſt auf den Entzauberer, der allen Menſchen das Evangelium ihrer Uebermenſchlichkeit verkünde. **M. M.**

Emil Rechert: Rauchringe. Wien. Verlag von Leopold Weiß. 1897.

Für dieſe unbedeutenden Verſe iſt ein merkwürdiger Parallelismus charakteriſtiſch. Der Autor hat zwei Formen erlernt, in die er ſeinen Lyrismus ergießt. Die eine iſt von den modernen Franzoſen, die andere von Heine. In die franzöſiſche, moderne Form gibt er die alten, conventionellen Empfindungen, in der alten, Heine'ſchen Form ſingt er von „Tuberoſen" und protzt mit Senſationen. — Schließlich braucht man ſich nicht beſonders über den Autor zu ärgern. Er iſt gar nicht prätentiös . . . und es werden noch viel ſchlechtere Verſe mit weit mehr Anmaßung gedruckt. **M. M.**

Kurt Martens: „Gehetzte Seelen." Novelletten. F. Fontane & Co. Berlin 1897.

Kleine Novellen, jede in ihrer Technik und Manier unanfechtbar, die erſte in ihrer ſeltſamen Pſychologie außerordentlich, in der Schule wohl ein wenig an Bourget gemahnend. Aus allen redet ein feiner künſtleriſcher Menſch, dem auch alle Mittel geläufig, faſt virtuoſenhaft geläufig ſind. Anders ſind aber die Aufgaben, die den wirklichen Künſtler erwarten. Entweder wird der Autor ein außerordentlicher, glatter, gefälliger Feuilletoniſt, oder ein großer Romanſchriftſteller. Es iſt ſonderbar, daſs ein Buch zugleich die höchſten Hoffnungen erwecken, keine ganz befriedigen, alle Geberden der Kunſt haben und doch nirgends ſie völlig erfüllen, einen ſubtilen Reiz der Technik beſitzen und doch nur den Mangel an ſtofflicher Wucht und Tiefe eben durch ſeine brillanten Vorzüge zeigen kann. Es iſt von heftigeren Widerſprüchen erfüllt, weil es nicht die Schwächen und Unbeholfenheiten der erſten Würfe, ſondern die Kraft und Eleganz einer faſt ſchon übermäßig verfeinerten Kunſt hat, die ſchon wieder handwerksmäßig geſchickt iſt, ohne doch wieder den Vorzug des erſten Schaffens zu beſitzen: die große Glut und Herrlichkeit jener Naivität, die alle Dinge zum erſtenmal zu ſehen ſcheint und ihnen dadurch eine unſägliche, rührende Schönheit verleiht.

L. St.

„Album Forain." E. Plon. Paris.

Der Verleger Plon hat den guten Einfall gehabt, die Skizzen Forains, des bekannten Zeichners des „Journal amusant", zu ſammeln und im „Album Forain" vereint herauszugeben. Das iſt nun ein gar merkwürdiges Buch. Es wirkt ungefähr ſo wie die Menageriebücher, die in frühester Jugend unſer Entzücken gebildet haben. Da ſind die wilden Thiere alle in den Käfig des Bilderbuches geſperrt, und der kleine Bub freut ſich, holde Schönbrunner Erinnerungen aufzufriſchen; zugleich iſt das eine gute logiſche Schule: das Kind lernt von den unweſentlichen Eigenheiten abſtrahieren, die Einzelvorſtellungen klären ſich zum Gattungsbegriff. Da iſt nicht mehr: dieſer Tiger, dieſer Bär, dieſes Krokodil, da iſt der Tiger u. ſ. w. Aehnlichen Wert hat das Album Forain für den Erwachſenen, der in dem großen Schönbrunn des Lebens nur zu leicht Repräſentanten weitverbreiteter Typen für Individuen anſieht. Auf ſeinen Blättern finden wir alle ſchlechten oder lächerlichen Typen — und vom erhabenen Standpunkte des Satirikers iſt alles Schlechte lächerlich — wir ſehen ſie aller Zufälligkeiten entkleidet, das Gemeinſame ſcharf und unverkennbar herausgearbeitet. Der dicke Financier X und unſer grober Hausmeiſter und der bornierte Spießer im erſten Stock unter uns und unſere Köchin, die ihre Herrſchaft verklatſcht — die alle lernen wir unter einem anderen Geſichtswinkel betrachten. Sie alle ſind Typen — nichts weiter. So mag das Album Forain ſeine Miſſion als Menageriebuch für Erwachſene erfüllen. **R. W—ſ.**

Kajakmänner. Erzählungen grönländiſcher Seehundsfänger. Herausgegeben von Signe Rink. Berlin. S. Fiſcher, Verlag. 1897.

In dem Vorwort zu dieſer Sammlung abenteuerlicher grönländiſcher Jagd- und Reiſegeſchichten bezeichnet es der Herausgeber als Zweck des Buches „die Culturſtufen unſerer heutigen Grönländer durch ihren eigenen literariſchen Standpunkt zu zeigen." In den Jahren 1856 — 1860, ſo führt Signe Rink, die Gattin des ehemaligen Inſpectors Südgrönlands, aus, beſaßen die Grönländer außer ihren religiöſen Schriften ſo gut wie keine Lectüre. Das Geſangbuch, einige kleine Erzählungen, waren ihr ganzer literariſcher Beſtand. Dann wurden, vornehmlich durch geiſtliche Mitwirkung, einige Leſebücher, wieder zunächſt für den geiſtlichen Bedarf berechnet, herausgegeben, die merkwürdigerweiſe z. B. Fragmente aus Wielands „Oberon" und Ingemann enthielten. Daneben circulierten immer ſchriftliche Aufzeichnungen alter Volksſagen. Im Jahre 1861 gründete nun Dr. Rink ein Jahresheft „Atuagagdliutit", das noch heute nach 40jährigem Beſtehen, lebensfähig ſein ſoll. Es wird von einem alten, einem Eingeborenen, redigiert, illuſtriert, gedruckt, eingebunden und expediert. Das Heft wird durch die Colonialverwaltungen gratis vertheilt, der Inhalt ſetzt ſich aus freiwilligen Beiträgen aus allen Theilen des Landes, zumeiſt Schilderungen und Berichte von Jäger- und Fiſcherabenteuern, zuſammen. Ein Auszug ſolcher Jahreshefte iſt das vorliegende Buch. Die Verfaſſer der „Kajakmänner" ſind alſo echte Grönländer, nicht echte Eskimos — dieſer Volksſtamm iſt jetzt in Grönland ſehr gemiſcht — das Buch ſelbſt gibt einen guten Ueberblick über dieſe ſeltſame Literatur. Das Merkwürdigſte daran iſt der Ton der trockenen ganz unpathetiſch ſachlichen Darſtellung, mit dem die gefährlichſten Lagen, die europäiſche Reiſeſchriftſteller gewiſs mit den romanhafteſten Zügen ausſtatten würden, [illegible] erſcheinen. So wird das Buch, wie heute alle natürlichen [illegible] Lebenszuſtände, gerade des ungekünſtelten Tones und [illegible] Raum wegen alle Culturmüden und dabei [illegible] reizen. [illegible] und Hiſtoriker wiederum dürfte [illegible] das Thema locken und [illegible] können an dieſer erſten grönländiſchen Anthologie als an einem Paradigma literariſcher Entwicklungen [illegible]: denn aus ſolchen Sagen und einfachen Erzählungen der Jäger und Fiſcher ſind ja überall zuerſt die Literaturen [illegible]. **R. W—r.**

Digitized by Google

František Kvapil: Knitec zpěvy. J. Otto, Prag.

Eine Reihe von epiſchen Gedichten in unſerer überwiegend lyriſchen Epoche. Es ſind Reminiscenzen an ruſſiſche Sujets, theils Originalgedichte, die dem Ruſſiſchen nachgebildet ſind. Es iſt dem Dichter in jeder Hinſicht, formell und ſachlich, gelungen, den ruſſiſchen Sagen mit ihrem Romantismus ein anmuthiges czechiſches Kleid anzulegen. B. St.

Revue der Revuen.

Das Juniheft der „Deutſchen Rundſchau“ enthält „Beiträge zu Heines Biographie auf Grund ungedruckter Briefe“. Ernſt Elſter, der ſeit mehr als einem Jahrzehnt Heines Nachlaſs durchforſcht, bringt dieſelben bei. Sie werfen kein allzu günſtiges Licht auf den Dichter. Die erſten ſtammen aus dem Ende der Zwanzigerjahre. Heine hielt ſich damals in München auf; er war Mitredacteur der „Annalen“ und bewarb ſich gleichzeitig um eine Profeſſur. Vermuthlich begründet dies ſein Kokettieren mit den Regierungskreiſen. Der künftige Freiheitskämpfer verſucht ſich durch Vermittlung des Verlegers Cotta bei König Ludwig I. möglichſt vortheilhaft einzuführen. Er verſchmäht es nicht für die Sache des depravierten Herzogs Karl von Braunſchweig einzutreten, deſſen Factotum, dem notoriſchen Schwindler Wit von Döring, die „Annalen“ als Sprachrohr zur Verfügung zu ſtellen und ſich dafür einen braunſchweigiſchen Orden zu erbitten. Mehrere Briefe ſtammen aus den Dreißigerjahren und ſind aus Paris an Guſtav Kolb, den Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung“, gerichtet. Sie verrathen treue Anhänglichkeit und Freundſchaft. Ein warmer Ton klingt auch aus einem Brief an Laſſalle, mit dem er ſich in den Jahren 45–46 in Paris befreundete, und der in Heines Erbſchaftsangelegenheiten zu ſeinen Gunſten zu intervenieren verſuchte. Doch hat Heine ſeinerſeits, wie ein weiterhin angeführter Brief Laſſalles beſagt, den Freund aus ſelbſtſüchtigen Gründen im Stiche gelaſſen.

„Der Strike auf der Anklagebank“ heißt im Maiheft von „Neuland“ ein Artikel, in welchem ſich Benno Maaß gegen die Art der Arbeitsausſtände in Deutſchland wendet. Ohne zu prüfen, ob die Theilnehmer der Organiſation auch wirklich treu verbunden ſind und ob die Strikecaſſe ausreichend iſt, werde im Augenblick der Erregung der Ausſtand beſchloſſen und ins Werk geſetzt. Man rechnet eben auf die unbedingte Solidarität der Arbeiterſchaft und die Unterſtützung der Gewerkſchaftscartelle; aber immer wieder zeigt es ſich dann, daſs Unzählige, von denen man es nicht erwartet, den Strike brechen oder Unterſtützungen in Anſpruch nehmen, und daſs die Mehrheit der Arbeiter die hohe Bedeutung der Organiſation, des einzigen Mittels zur Erreichung beſſerer Arbeitsverhältniſſe, noch lange nicht begriffen hat. Belehrt durch die Miſserfolge des letzten Hamburger Ausſtandes, habe nun die Berliner Gewerkſchaftscommiſſion eine „Strikeordnung“ ausgearbeitet, die der Verfaſſer im Auszug folgen läſst. Danach ſteht den Geſchäften der Gewerkſchaftscommiſſion ein Ausſchuſs von ſieben Delegierten vor, der die Gründe und Ausſichten jeder Lohnbewegung genau zu prüfen und zu beſtimmen hat, ob die betreffende Induſtriegruppe bei ihrem Strike von der Berliner Arbeiterſchaft materiell zu unterſtützen iſt. Mindeſtens 14 Tage vor deſſen Beginn müſste die Zahl der vorausſichtlich Betheiligten und der Stand der finanziellen Mittel angezeigt werden; die nächſte Delegiertenverſammlung habe dann zu entſcheiden, ob der Strike berechtigt und ausſichtsvoll iſt, und nur wenn zwei Drittel der Delegierten dafür ſtimmten, liege eine Verpflichtung zur materiellen Unterſtützung des Ausſtandes vor. Während des Strikes hat der Ausſchuſs die Verpflichtung, ſich um den jeweiligen Stand zu kümmern; iſt derſelbe ausſichtslos, ſo ſoll ihm jede weitere materielle Förderung verſagt werden.

In der „Revue des Revues“ vom 1. Juni berichtet Angèle Duquerey über ein treffliches Feerienſyſtem, das, auf Anregung einer Kopenhagener Lehrerin entſtanden, ſeit ſieben Jahren den däniſchen Schulkindern zuſtatten kommt. Es iſt ein Austauſch, der ſich ſo vollzieht, daſs die Städter ihre Kinder über die Ferien zu den Bauern aufs Land ſchicken, und dagegen deren Kinder bei ſich aufnehmen. Da es natürlich nicht die höheren Schichten ſondern die Handwerker und die kleinen Gewerbsleute ſind, die ſich an dieſem Syſtem betheiligen, ſo ſind die Kinder dabei keinem weſentlichen Wechſel der Lebensgewohnheiten ausgeſetzt, und dennoch wird ihnen dadurch eine Fülle neuer Eindrücke und Erfahrungen zugeführt. Dieſe Ferienaufenthalte haben vor allen ähnlichen den Vorzug, daſs ſie durchaus kein Almoſen, ſondern eine Vergünſtigung ſind, welche die Eltern ſelbſt ihren Kindern verſchaffen. Auch der Staat iſt nur inſofern daran betheiligt, als er die zur Beförderung der Kinder nothwendigen Eiſenbahnzüge und Dampfſchiffe unentgeltlich zur Verfügung ſtellt. Merkwürdigerweiſe wurde dieſes Syſtem von der Landbevölkerung zuerſt aufgegriffen und eifrig gefördert. Ueber 10.000 Kinder finden alljährlich Aufnahme und Kräftigung bei den Bauern, während die Städter ſich nur zögernd, erſt vom Gefühl der Verpflichtung getrieben, dazu entſchloſſen. Abgeſehen von der unmittelbaren Wirkung auf die Kinder ſelbſt, meint die Verfaſſerin, habe dieſes Syſtem auch noch den Vorzug, die Bevölkerung von Land und Stadt enger zu verbinden und jenes Gefühl der Solidarität zu befeſtigen, aus welchem die neue Geſellſchaftsordnung hervorgehen werde.

Im „Tempel Magazine“ berichtet Mrs. Toolen über ein Interview, das ſie mit Mrs. Brawford, der Pariſer Correſpondentin der „Daily News“ vorgenommen. Sie befragte die bewährte Journaliſtin, die es ſelbſt in dieſer Carrière ſo weit gebracht, ob ihr die Journaliſtik ein für Frauen geeigneter Beruf ſcheine. „Ich warne jede Frau davor, dieſe Carrière zu ergreifen, entgegnete Mrs. Brawford, falls ſie nicht über große phyſiſche und moraliſche Kraft und die zäheſte Ausdauer verfügt, denn dieſe Eigenſchaften ſind unerläſslich. Im Uebrigen ſind Frauen durch ihre große Beobachtungsgabe wohl geeignet für dieſen Beruf. Als junges Mädchen malte und zeichnete ich gern und widmete dieſer Kunſt viel Zeit, und ich glaube, einen großen Theil meiner ſpäteren journaliſtiſchen Erfolge auf Rechnung dieſer Fähigkeit, ſcharf und genau zu ſehen, ſetzen zu dürfen. Ich empfehle darum auch allen, die ſich dem Journalismus zuwenden, Auge und Hand in präciſer Beobachtung und Wiedergabe ihrer Umgebung zu üben und fleißig nach der Natur zu zeichnen; umſomehr als ja Literatur und Kunſt nah verwandt ſind“. Ueber die Pariſer Journaliſtinnen befragt, beklagt Mrs. Brawford, daſs der Beruf von vielen nur als Vorwand und Deckmantel benützt werde und es vielen unter ihnen an allem ſittlichen Ernſt fehle, was den ganzen Stand in Miſscredit bringe und es einem anſtändigen Menſchen bald unmöglich machen werde, demſelben anzugehören.

Im neueſten Quartalheft der „Imperial and Asiatic Review“ bietet E. H. Parker eine eingehende, ſehr gelehrte Lebensbeſchreibung des großen chineſiſchen Philoſophen und Geſetzgebers Confucius. Schon bei ſeiner Geburt deutete ſeine abnorme concave Kopfform darauf, daſs man es mit einem ungewöhnlichen Weſen zu thun habe. Seine Jugend verlief in herkömmlicher Weiſe, nur daſs er großen Hang zum Studieren zeigte. Schon mit 21 Jahren begann er nach Art der griechiſchen Philoſophen, eine Jüngerſchar um ſich zu verſammeln. Obwohl politiſche Verhältniſſe ihn mit 36 Jahren zur Emigration zwangen, und er zehn Jahre im Exil verblieb, hörte er doch nie auf, zu lehren und von Schülern umgeben zu ſein. Mit 46 Jahren wurde er zwar zurückberufen und zum Miniſter ernannt, aber bald durch Intriguen vom Amte vertrieben, begann er eine Wanderexiſtenz, die 13 Jahre währte. Erſt mit 68 Jahren begann er ſein Geſchichtswerk und ſeine Geſetzgebung zu ſchreiben. Man könnte ſie die Lehre der goldenen Mitte nennen. Er predigt Mäßigung, Beſcheidenheit, Geduld, Güte, Verträglichkeit und Leidenſchaftsloſigkeit. Er war aber durchaus kein Aſcet, ſondern für maßvolles Genießen eingenommen. Er war von herkuliſchem Körperbau und abſchreckender, faſt grotesker Häſslichkeit. Nach ſeinem Tode wurde ihm ein Tempel errichtet, der nebſt ſeinen ſterblichen Ueberreſten alle Reliquien aus ſeinem Beſitz umſchließt; ſeine Kleider, ſeine Laute und ſeine Bücher bilden eine Art von Muſeum, wohin Einheimiſche und Fremde wallfahrten. Aber obwohl ihm Opfergaben als Zeichen der Ehrerbietung dargebracht werden, wird Confucius doch nicht eigentlich angebetet oder um ſeine Fürbitte angegangen, wie ein Heiliger. Es iſt mehr ein Heroencultus, wie er in China allen Wohlthätern der Menſchheit und allen ſchöpferiſchen Geiſtern dargebracht wird. So huldigt man auch den Erfindern der Seidenzucht und des Ackerbaues, während man in Confucius den Erfinder der Schriftkunſt und der Geſchichtsſchreibung verehrt.

Das Maiheft der Prager „Naše Doba“ enthält einen Aufſatz von Dr. Kraus über Arbeitergärten in Dänemark. Nach mancherlei vorhergegangenen Verſuchen, die bis in den Anfang des Jahrhunderts zurückreichen, beſteht gegenwärtig in Kopenhagen eine Actiengeſellſchaft mit mäßigem Anlagecapital, welche auf eigenen oder gepachteten Gründen der nächſten Umgebung der Stadt Parcellen an kleine Leute zur Errichtung von Zier- oder Küchengärten abgibt. Der Mietzins iſt je nach der Lage und Güte des Bodens verſchieden, bis zu 6 oder 7 fl. für 80 m². Die Grundſtücke (Gartencolonien) ſind eingeplankt, haben Waſſerleitung, gemeinſame Turn- und Spielplätze für die Familien der Mieter. Die Zahl der Gärten iſt ſchon ſehr bedeutend, in jedem befindet ſich auch eine Laube, welche die Pächter nach eigenem Geſchmacke errichten oder von der Geſellſchaft gegen ratenweiſe Abzahlung kaufen. In dieſen Gärten verbringen viele ärmere Bewohner Kopenhagens ihre freien Stunden, namentlich die Sonntage im Sommer in freier Luft bei zerſtreuender geſunder Beſchäftigung. Dieſe Einrichtung findet gegenwärtig in ganz Skandinavien und auch in Deutſchland Nachahmung. — In derſelben Nummer leſen wir einen Bericht über den Vaughan-Schwindel. Wer eine Ahnung davon haben will, was alpenländiſche „Autonomie der Schule“ bedeutet, der ſehe ſich einmal ein Buch an, wie das von Dr. Michael Germann, die Geheimniſſe der Hölle, oder Miſs Maria Vaughan, ihre Bedeutung und ihre Enthüllungen über die Freimaurerei, den Cultus und die Erſcheinungen der Teufel in palladiſtiſchen Triangeln. Culturhiſtoriſch von Bedeutung iſt das am 22. Jänner veröffentlichte Gutachten der zur Prüfung des Vaughan-Schwindels eingeſetzten römiſchen Commiſſion. Nachdem der Papſt ſelbſt in die compromittierende Affaire verwickelt wurde, muſste man ſich in Rom bequemen, die erwähnte Commiſſion einzuſetzen. Ihr Votum iſt charakteriſtiſch: die Commiſſion entblödet ſich nicht, die Entſcheidung, ob eine Miſs Vaughan exiſtiere von ſich abzulehnen, wiederholt dagegen im Einklange mit den jüngſten päpſtlichen Encykliken die Anklagen gegen die Freimaurer!

Feuerblumen.

Ruinenſpaſs von Paul Scheerbart.*)

Der Himmel war ſchwarz wie ſchwarzes Glas. Durch den finſteren Wald giengen zwölf Zwerge — die waren alt. Sie kamen an einen großen Berg — der war hart. Der harte Berg ſtand dicht am Meere. Das Meer aber lag da — noch dunkler als der ſchwarze Himmel — auch ſo wie blankes ſchwarzes Glas. Die Schaumſchlangen blitzten im ſchwarzen Waſſer immer wieder weiß auf, wie lange badende Geiſterlaken.

Auf den Spitzen des harten Berges ragten uralte Burgruinen in den ſchwarzen Himmel hinein. Ein viereckiger, hoher, breiter Thurm ſtarrte mitten drin empor. Kleine Thürme mit Rabenneſtern und Graspolſtern erhoben ſich rechts und links, vorn und hinten.

Zerklüftete Söller hiengen an den Abhängen — ein paar Glasſcherben ſtaken in den Mauerritzen ....

Die zwölf Zwerge zündeten ihre kleinen Laternen an. Es ward nicht ſehr hell — doch die Zwerge wollten ſich nur ein paar gute Plätze ſuchen. Die alten Männchen kletterten mit ihren Laternen durch Geröll und Schutt bis an die Söller hinauf. Hier verſammelten ſie ſich, ſetzten ſich auf eine zerbröckelte Mauer und leuchteten ſich mit den Laternen ins Geſicht. Friede lag auf ihren alten Geſichtern.

Die Zwerge ſaßen mit dem Rücken gegen das Meer.

*) Vgl. den Aufſatz „Der weiſe Tatzin“ von Otto Julius Bierbaum in Nr. 131 und 132 der „Zeit“.

Digitized by Google

„Nun?“ fragte der älteſte.

„Hm!“ ſagten die anderen.

„Hier können wir ſitzen,“ meinten zwei Zwerge, die ſich zärtlich umarmt hatten.

„Hier können wir träumen,“ riefen alle wie erleichtert aus.

Alle nickten mit den Köpfen, daſs die weißen Bärte auf und niederwehten. Alsdann kletterten alle einzeln oder zu zweien weiter; und bald ſaß auf jedem Thurm ein Zwerg, und auf den Söllern ſaßen immer zwei zuſammen.

Alle puſteten drauf ihre kleinen Laternen aus, ſchauten ſchweigend in die ſchwarze See hinab und beobachteten die weißen Schaumſchlangen, die wie badende Geſpenſterlaken auf den Waſſern aufblitzten.

Nicht lange hatten die Zwerge ſo dageſeſſen und geträumt ... bald kniſterte was in den zerfallenen Thürmen —

Und aus dem dicken viereckigen Thurm, der mitten drin im Gemäuer emporſtarrte, züngelte eine hellgrüne Lichtzunge langſam in den ſchwarzen Himmel hinein.

Langſam, weich ſchwankt das grüne Licht immer höher und höher — ſieht aus wie ein dünnes langes Flammenſchwert — aber ſanft iſt es — ſanft.

Hienach empfängt der ſchlangig gewundene Lichtſtreif — eine ſchmale Blattform ....

Breiter wird das Lichtblatt.

Und bald iſt es rund: eine große Lichtſcheibe, die olivgrün wird und immer ſanft hin und her ſchwankt.

Aus dem Rande des Lichtblattes züngeln dann kleinere Flammenſpitzen vor, die alsbald auch länger und länger werden.

Allmählich entwickelt ſich ein rieſiges olivgrünes Fächerpalmenblatt.

An den langen Spitzen bilden ſich kleine violette Glockenblumen — die ſchaukeln an den olivgrünen Lichtſtengeln.

Die Zwerge ſitzen ſtill und ſtarren ins ſchwarze Meer — dort ſpiegelt ſich ganz kraus das große Feuerpalmenblatt. —

„Was mag daraus werden?“ fragt ein kleiner Zwerg.

Die anderen ſagen „ſtill! ſtill!“

Ein alter aber flüſtert lächelnd:

„Nun? Träumt es ſich nicht gut bei dieſen Feuerblumen? Wo wär's beſſer? Wir ruh'n am Buſen der Vergangenheit. Selbſt Ruinen haben noch ihr Leben: ſie leben ein Feuerleben in dunkler Nacht. Die ſeltſamen Blumen, die aus dieſen zerfallenen Thürmen emporzüngeln, ſind die ewigen Träume jener untergegangenen Welten und Weſen, die einſt hier anders lebten. Was die uns jetzt ſagen, werden wir natürlich nicht ordentlich verſtehen. Aber das längſt Verfallene lebt — lebt ewig — immer — lebt ein müßig ſpielendes Traumleben.“

„Das müßig ſpielende Traumleben iſt das wahre Leben!“

Alſo hallt es leiſe zurück — auf den Thürmen und auf den Söllern.

Die Zwerge ſitzen ſtill und träumen — beim milden Feuerblumenſchein, der ſo wackelt. Der Himmel iſt ganz ſchwarz, und auf den Meereswogen ſpiegelt ſich das Flammenſpiel.

Lange ſchon vergeſſene Geſchichten und altbackene Gedanken erheben ihr altes Haupt.

Die Feuerblütenträume längſtverwehter Zeiten ſpielen unter dem tiefſchwarzen Himmel, ſpiegeln ſich kraus auf dem tiefſchwarzen Meer.

Die weißen Schaumſchlangen verſchwinden.

Das Meer wird ſo ſpiegelglatt wie der Himmel.

Und das Lichtblatt mit den Glöckchen wackelt nicht mehr.

Die kleinen violetten Glockenblumen werden größer — und — fallen ab; ſie ſchweben ſchräge hinunter ins ſchwarze Waſſer hinein.

Doch dort unten auf dem düſteren Spiegel hüpfen die violetten Glockenblumen wie Irrlichter, die ſich necken wollen. Sie hüpfen und ſpringen — von rechts nach links — von hinten nach vorn — auf und ab — vor — zurück — immer luſtig — neckend!!

„Ja, das ſind Urgroßmütter!“ ſagte der eine Zwerg, der immer die Augenbrauen emporzieht.

„Ach, was weißt du davon?“ ruft ihm ſein Nachbar zu.

Die violetten Glockenblumen hüpfen auf der ſchwarzen See.

Als aber das olivgrüne Feuerpalmenblatt langſam emporſteigt bis in den Himmel hinauf und dann oben umkippt und wie eine große, grüne, ſegnende Blatthand ſich langſam auf den ſchwarzen Spiegel legt — da ſtieben die violetten Glocken haſtig nach allen Seiten.

Wie hernach das grüne Feuerblatt ſtill wie ein Waſſerroſenblatt auf dem Waſſer daliegt — bleiben auch alle Glocken ſtille ſtehen.

Und ſie ſchmücken das grüne Blatt mit den züngelnden Spitzen für eine große Inſel zu halten.

Plötzlich ſteigt nun aus dem Thurm ein brennender, citronengelber Pilz mit dickem, citronengelbem Kappeldach wackelnd in den Himmel hinauf.

„Eine ganz [illegible] Flamme!“

Und hui! — mit einemmale ſpringt da aus dem gelben Pilz ein [illegible] hoch in den Himmel hinein — [illegible] hinab — mitten unter die [illegible] Glockenblumen:

Und hupp! — da ſpringt ein zweiter brauner Feuerball in die dunkle Luft empor — und dann ein dritter — und dann ein vierter — und ſo fort — immerzu.

Alle braunen Kugeln fallen aufs ſchwarze Waſſer, wo ſie ſich ſchaukeln und ſich drehen — einige Kugeln fallen in den violetten Kelch der Glockenblumen, allwo ſie leiſe ziſchen.

— — —

Bums! — da ſtürzt der gelbe Feuerpilz auch vom Thurm herunter — die Zwerge ſchreien „au!“ — aber der Pilz kollert den Abhang hinab — Gras und Sträucher verſengend.

Ziſchend rollt der Pilz ins Waſſer.

Dort verſinkt er.

Nicht aber lange dauert's und es gibt einen heftigen aufpuffenden Knall: der citronengelbe Pilz ſtößt mit dem Kopf durch das hellgrüne Feuerpalmenblatt — ſteht plötzlich mitten im Grünen — wie auf einer Inſel — ſteif da.

Die Zwerge ſchauen ins Meer und wundern ſich wieder über die Wunder dieſer Ruinenwelt.

Hier in der Ruinenwelt iſt das Meer nicht von Waſſer und der Himmel nicht von Luft, die Flammen ſind keine Flammen — nur das müde Farbenſpiel ſpöttiſcher Irrlichter, die ſich nie greifen ließen, umgaukelt die alten verfallenen Thürme.

Jetzt dreht ſich die grüne Lichtinſel auf dem ſeltſamen ſchwarzen See um ſich ſelber immer im Kreiſe herum; nur der gelbe Pilz ſteht ſteif und unbeweglich da.

Die Spitzen des grünen Fächerpalmenblattes züngeln heftig nach allen Seiten und durchſäbeln die ſchwarzen Gewäſſer wie wackelnde Flammenſchwerter.

Die violetten Glockenblumen laſſen ſich nicht von den grünen Schwertern verletzen; ſie ſpringen immer über die grünen züngelnden Spitzen rüber und die braunen Kugeln rollen auf dem ſchwarzen Meer — rollen auf das grüne Palmenblatt rauf — und rollen da immerfort wie ſinnlos herum.

Nur der citronengelbe Pilz ſteht ſtill.

„Sinnlos!“ ſagt ein Zwerg.

„Nur für uns ſinnlos!“ ſagt der Klügſte.

Und ein Alter ſpricht bedächtig:

„Es ſind die Erinnerungsſpiele der vergangenen Zeiten ſo wirr und kraus wie wüſte Träume — wir können nicht folgen.“

Ein anderer ruft dann ſeufzend:

„Unſere ‚eigene‘ Vergangenheit ſpiegelt ſich dort unten in der ſchwarzen See. Die Vergangenheit der Träumer iſt auch ſo wirr und kraus wie das Spiel der Feuerblumen.“

— — —

„Und trotzdem träumen wir ſo luſtig weiter bei dieſen Feuerblumen.“

So tönt's hell auf den Söllern.

„Ja, hier können wir träumen!“

So tönt's dunkel auf den Thürmen.

„Die Blumen ſind nur nicht bunt genug“, meint kichernd ein Spötter.

„Oh, noch viel zu bunt!“ ruft da der Kleinſte und er zeigt dabei mit dem Finger auf den großen Thurm.

Dort entſteht ein mausgraues Bündel von Kornähren — die wachſen mächtig ins Rieſenhafte — ſie werden immer größer — recken ſich in die Unendlichkeit rein.

Und das ſind auch Feuerblumen!

Die mausgrauen Kornähren ſpiegeln ſich drüben am ſchwarzen Himmel. Doch ſie erſcheinen dort verkehrt: Das Korn iſt unten — die Halme ſind oben.

— — —

Ein halb piepſender, halb knatternder Knall — und alles iſt wieder ſtockdunkel.

In der Ferne verdonnert leiſe das Echo — es verkniſtert zuletzt ...

— — —

Die zwölf Zwerge ſtecken nicht ihre Laternen an. Die zwölf Zwerge rühren ſich nicht; ſie können einander nicht mehr ſehen — wollen's auch nicht.

Der Himmel iſt ſchwarz und unbeweglich.

Das Meer iſt ſchwarz und unbeweglich.

Und die Zwerge ſitzen und träumen — träumen — träumen — träumen ....

träumen ...

Stimmen aus dem Publicum.

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. Wien, den 19. Juni 1897. Nummer 142.

Jungczechiſche Deutſchliberale.

Zwiſchen den Jungczechen und den Deutſchen ſcheint ein merkwürdiger „Gedankenaustauſch" ſtattgefunden zu haben. Die Deutſchen ſind oppoſitionelle Realpolitiker geworden, wie ehemals die Jungczechen, und die Jungczechen entwickeln ſich immer deutlicher zu gouvernementalen Illuſionspolitikern, wie es ehemals die Deutſchliberalen waren. Die Deutſchen fangen an, ſich auf ihre eigene Kraft zu beſinnen, die Jungczechen beginnen, ſich auf die der Regierung zu verlaſſen. Die Deutſchen reißen ordentlich die Augen auf, um die Thatſachen zu ſehen, die rings um ſie vorgehen, während die Jungczechen die ihrigen verſchließen. Und wie einſt den Deutſchen der ſtaatserhaltende Centralismus, ſo dient jetzt den Jungczechen der Oeſterreich rettende Föderalismus als Wiegenlied. Die Rollen ſind vertauſcht. Kein Zweifel, wer diesmal die beſſere ergriffen hat.

Um ganz concret zu urtheilen, braucht man ſich nur die parallelen Vorgänge bei und nach den Wiener Ausgleichspunctationen von 1890 in vergleichende Erinnerung zu bringen. Damals ſchloſſen die Deutſchliberalen ihren Ausgleich nur mit der Regierung und den Altczechen ab, die, wie ſich allerdings erſt nachher zeigte, ſchon zu jener Zeit jeden Halt im czechiſchen Volke verloren hatten. Die Jungczechen, die das czechiſche Volk geiſtig beherrſchten, blieben unberückſichtigt. Das war ein capitaler Fehler, an dem das ganze Werk ſcheiterte. Den gleichen Fehler, nur um einige Nummern gröber, haben jetzt die Jungczechen begangen. Denn ſie haben ihren Ausgleich überhaupt nur mit der Regierung abgemacht, und die Deutſchen aller Parteiſchattierungen dabei gänzlich vernachläſſigt. Aber ſowie einſt die Deutſchliberalen, taub und blind, auf ihren Ausgleich, ſo pochen heute die Jungczechen hartnäckig auf ihre Sprachenverordnungen. Und ſowie die damals ausgeſchloſſenen Jungczechen, ſo ſind es heute die ausgeſchloſſenen Deutſchen, die zeigen werden, daſs man ohne ſie nicht über ſie verfügen darf.

Die Deutſchliberalen haben damals darauf gerechnet, daſs es der Regierung, der ſtarken, der allmächtigen Regierung, ſchon noch gelingen werde, den Widerſtand der Jungczechen zu brechen, und die ſtarke, die allmächtige Regierung des Grafen Taaffe und nach ihr die des Fürſten Windiſchgrätz haben auch alle Mittel der Polizei von Zeitungsconfiscationen und Verſammlungsverboten bis zum Prager Ausnahmszuſtand prompt angewandt. Sie haben aber dadurch den Widerſtand der Czechen nicht gebrochen, nur geſteigert, und mit jeder neuen Maßregelung neuerlich gerechtfertigt. Auch die Jungczechen vertrauen heute auf die Macht der Regierung, die Regierung des Grafen Badeni hat nicht gezögert, ihre Macht, mit minderem Geſchick freilich als Graf Taaffe, gegen die oppoſitionellen Deutſchen in Bewegung zu ſetzen, aber kein vernünftiger Beurtheiler iſt mehr im Zweifel darüber, daſs dieſer Unterdrückungsverſuch mit einem ebenſolchen Miſserfolg ausgehen wird, wie alle gleichartigen Verſuche vor ihm und insbeſondere auch der der Miniſterien Taaffe und Windiſchgrätz ſeit 1890. Die Deutſchliberalen haben ſich zu jener Zeit eingeredet, daſs die Jungczechen vernichtet wären, wenn man ſie in den Verdacht des Hochverraths brächte. Und die Jungczechen haben auch wacker dieſer Illuſion Nahrung zugeführt. Von den ruſſophilen Tiraden der Abgeordneten Dr. Vašaty und Eim gar nicht zu ſprechen, ſei nur beiſpielsweiſe an die ſenſationelle Rede des Abg. Dr. Gregr vom 16. December 1891 erinnert, wo Böhmen als eine „ausgepreſste Citrone", Oeſterreich als „Gewaltſtaat" mit den „Armen eines Vampyrs" dargeſtellt wurde, der „ſchon längſt die Exiſtenzberechtigung verloren habe", für die Czechen nur eine „babyloniſche Gefangenſchaft" ſei, aus der ſie „loszukommen" ſich ſehnen. Am 9. Juni 1892 betheiligten ſich jungczechiſche Turner, unter Führung des Bürgermeiſters von Prag, Dr. Podlipny, an dem Feſt in Nancy, auf dem dem ruſſiſchen Großfürſten Conſtantin ſo große Ehrungen zutheil wurden. Im November 1894 ſprach eine jungczechiſche Deputation dem ruſſiſchen Botſchafter in Wien, Fürſten Lobanow, ihre Theilnahme an dem Tode des Zaren Alexander III. aus, wobei der Abgeordnete Dr. Kramář eine ruſſiſche Rede hielt. Was haben ſich alles die Deutſchliberalen zu jener Zeit über dieſe „unpatriotiſchen" Demonſtrationen öffentlich aufgeregt und innerlich gefreut! Und jetzt iſt die Reihe an den Czechen, um ſich ihrerſeits über die Reden der Deutſch-Oeſterreicher in Leipzig und das Bismarck-Telegramm patriotiſch zu entrüſten und parteiiſch zu ergötzen. Es iſt ein ſehr illuſoriſches Vergnügen.

Beſondere Zuverſicht flößen den Jungczechen einige Ausſprüche des Kaiſers ein. Genau genommen, reducieren ſie ſich auf ganz unverfängliche Friedens- und Ruhemahnungen. Ganz anders weit deciertierter, hat ſich der Kaiſer ſeinerzeit für den 1890er Ausgleich geäußert. Am 7. Juni 1890 z. B. ſagte der Kaiſer zu Dr. Rieger „mit großer Entſchiedenheit", „der böhmiſche Ausgleich müſſe unter allen Umſtänden zuſtandekommen." Am 11. November 189[illegible] ſprach er zu dem Altczechen Pollak, mit Beziehung auf die Jungczechen, von „leeren Phraſen, die täglich zum Fenſter hinausgeſprochen werden" und das Wort von der „ſonderbaren Geſellſchaft" iſt wohl noch in aller Erinnerung. Trotzdem iſt der 1890er Ausgleich 1892 am Widerſtand der Jungczechen geſcheitert.

Die Jungczechen in ihrer ausgetauſchten Denkungsart ſehen auch das Feſthalten des Grafen Badeni, des Vertrauensmannes des Kaiſers, an den Sprachenverordnungen aus Dr. Pacaks Feder als eine beſondere Bürgſchaft des Erfolges an. Nun, Graf Taaffe war auch der Vertrauensmann des Kaiſers und hat an dem deutſchliberalen Ausgleich von 1890 viel treuer feſtgehalten, als ſelbſt die Jungczechen es vom Grafen Badeni in Anſehung der Sprachenverordnungen erwarten können. Am 27. Mai 1891 z. B. hat Graf Taaffe erklärt, „daſs die Regierung an den Wiener Punctationen feſthalte und trachten werde, dieſelben vollſtändig zur Durchführung zu bringen." Am 27. April 1892 noch perorierte Miniſter Graf Kuenburg, „daſs die Regierung eine allmähliche Durchführung des Ausgleichs anſtrebe, den ſie keineswegs als todt und begraben anſehe". Und thatſächlich war dieſer Ausgleich ſchon vorher, anfangs März 1892, feierlich begraben worden. Das iſt Wert und Sinn eines Miniſterwortes in Oeſterreich!

Kaum, daſs die Ausgleichspunctationen von 1890 unterſchrieben waren, ließen die deutſchliberalen Abgeordneten am 9. Februar 1890 als Triumphatoren zu ihren Wählern nach Teplitz und ſtellten, im Vereine mit der deutſchliberalen Preſſe, die Sache ſo dar, als ob dieſer Ausgleich „den Grundſtein einer neuen Entwicklung und Erſtarkung Oeſterreichs" darſtellte, und als ob er überhaupt perfect wäre. Aehnlich machen auch heute die Jungczechen ihren Wählern die Rechnung ohne Wirt vor. Von den Sprachenverordnungen ſprechen ſie ſo, wie wenn dieſe bereits ein Staatsgrundgeſetz der Monarchie wären. Dr. Pacak nennt ſie eine 45procentige Abtragung der Schuld an das czechiſche Volk. Eine merkwürdige Art von Schuldabtragung das! Graf Badeni hat den Czechen nichts als einen Schuldſchein in die Hand gegeben, der erſt im Jahre 1904 fällig ſein wird, wo aller menſchlichen Vorausſicht nach Graf Badeni ſchon längſt zu den politiſch Todten gehören wird, alſo nicht einmal einen ordentlichen Schuldſchein, beſtenfalls ein letztwilliges Codicill, und noch dazu ein ſolches, das aus formalen Gründen von jedem Erben ohneweiters umgeſtoßen werden kann, da jeder Miniſter die Sprachenverordnungen durch eine andere Verordnung oder auch nur durch die Unterlaſſung von Ausführungsbefehlen ebenſo geräuſchlos aufheben kann als ſie vom Grafen Badeni erlaſſen worden ſind. Zehn Procent in einem von den Deutſchen mitvotierten Sprachengeſetz wären zehnmal ſoviel wert als dieſe 45 Procent auf dem Papier des Grafen Badeni.

Und was die Jungczechen vor den Augen ihrer Wähler ſonſt noch alles aus dieſen Verordnungen und aus der gegenwärtigen Parlamentsmajorität machen! Dr. Kramář ſieht ſchon ſtrahlenden Auges den ganzen föderaliſtiſchen Himmel offen. Dieſe Illuſion erinnert lebhaft an jenen erhabenen Moment der Coalitionsregierung, da der Miniſter Herr v. Plener mit ſeinem Seherblick die Coalition als eine neue Geſchichtsepoche pries. Die gegenwärtige Majorität iſt ähnlich, vielleicht noch ſchlechter, zuſammengeleimt als die der Coalition. Sobald die confeſſionelle Schule daran kommt, müſſen, bei ſonſtiger Lebensgefahr, die Jungczechen, ſobald der Föderalismus ernſtlich in Angriff genommen wird, müſſen die Polen aus der Majorität ausſpringen, weil ohne den Centralismus und die paraſitäre Ausbeutung der übrigen Provinzen des Reiches ihr paſſives Land finanziell zugrunde gienge. Dieſe parlamentsunfähige Majorität, die ſich nicht einmal im Hauſe Gehör verſchaffen kann, glaubt eine ſtaatsrechtliche Umgeſtaltung der Monarchie durchführen zu können. Ihre Illuſionsfähigkeit iſt ebenſo groß wie ihre Impotenz.

Wenn man ſo nach den neueſten Thaten und Reden der jungczechiſchen Führer urtheilen darf, ſcheint die innerpolitiſche Geſchichte der letzten Jahre für ſie nur dageweſen zu ſein, um daraus die Fehler der Deutſchliberalen zu erlernen. Die deutſchliberale Partei iſt an dem Selbſtbetruge ihrer Führer zugrunde gegangen, die jungczechiſche ſcheint auf dem beſten Wege dahin zu ſein. Wenn die czechiſche Wählerſchaft ſich von ihren Führern nicht ſo willig und widerſpruchslos in die Irre leiten laſſen will, wie einſt die deutſche, wird ſie entweder ſelbſt die Führung über der derzeitigen Führer übernehmen oder auch über deren Köpfe hinweg aus eigenem Antrieb den [illegible]

Digitized by Google

mit ihren deutſchen Landsleuten zu finden wiſſen müſſen, auf dem allein für beide Nationalitäten, ob nun centraliſtiſch oder föderaliſtiſch, das Heil blüht. K.

Die griechiſch-türkiſchen Friedensunterhandlungen.

Die Unterhandlungen über den Frieden zwiſchen der Türkei und Griechenland zeigen wieder einmal, daſs alle die hochgeborenen Diplomaten den Türken gegenüber Stümper ſind und von ihren einfach zum beſten gehalten werden. Die Herren thun gar groß und kehren ihren ganzen bureaukratiſchen Hochmuth heraus, erzielen aber damit kein weiteres Reſultat, als daſs man im Palais und nicht nur im Palais, ſondern ſelbſt in weiten Volkskreiſen ſich lediglich über die „dummen Giaurs“ *) amüſiert. Grundſatz der türkiſchen Diplomatie war von jeher, alles verſumpfen zu laſſen, und dieſer Grundſatz hat ſich gerade in den letzten Jahren vorzüglich bewährt. Auch nach den Maſſacres nahmen die Botſchafter den Mund voll, die Türken aber verſtanden es ſo meiſterhaft alle unangenehmen Auseinanderſetzungen in die Länge zu ziehen, daſs ſchließlich andere wichtige Ereigniſſe in den Vordergrund traten, die die früheren Geſchehniſſe in zweite Linie ſtellten und endlich in Vergeſſenheit brachten. Daſſelbe Spiel wird auch jetzt getrieben, und die Botſchafter durchſchauen es entweder nicht oder ſind demſelben gegenüber machtlos. Dazu kommt noch, daſs das Selbſtgefühl der Türkei mächtig gewachſen iſt und dieſelbe jetzt nicht nur mit der ſo wirkſamen Waffe der Verſchleppung kämpft, ſondern auch für einen Ernſtfall ſich ſtark genug dünkt, die militäriſche Macht in die Wagſchale zu werfen.

Griechenland iſt niedergeworfen, und wenn auch die helleniſche Phantaſie ſich darin gefällt, optimiſtiſchen Träumen nachzujagen, ſo weiß doch die Türkei ebenſogut wie alle Welt, daſs nicht nur ein neuer Feldzug ſeitens der Griechen, ſondern ſogar eine bloße Vertheidigung Athens undenkbar iſt, und daſs die jetzt in Theſſalien dislocierten türkiſchen Truppen vollauf genügen, um auf der Akropolis den Halbmond aufzuhiſſen.

Und trotzdem wird in der Türkei fieberhaft gerüſtet, Tag für Tag treffen aus Aſien neue Truppen ein, die Militärzüge ſind fortwährend in Thätigkeit, und im Arſenal herrſcht eine Energie, die geradezu unheimlich iſt.

Weshalb alle dieſe Rüſtungen? Gegen wen unterhält die Türkei eine Kriegsmacht von über 300.000 Mann, ja vermehrt ſie täglich? Gegen Griechenland gewiſs nicht!

Der Plan, den der ſchlaue Izzet Bey entworfen hat und den Jedermann deutlich erkennt, bis vielleicht auf die Herren Diplomaten, beſteht darin, ſo lange als möglich die Verhandlungen zu verſchleppen und ſich inzwiſchen in Theſſalien häuslich einzurichten. Wenn den Botſchaftern endlich doch die Geduld ausgienge, ſo würden Volksdemonſtrationen ins Werk geſetzt werden, zu denen die plötzlich überall jetzt in der Türkei auftauchenden, von einem fanatiſch militäriſchen Geiſte erfüllten und gegen einen etwaigen Rückzug aus Theſſalien unter Drohungen proteſtierenden geheimen Flugſchriften das Terrain vorbereiten.

Und wenn all' dies nichts helfen und die Botſchafter kategoriſch auftreten würden, dann würde im äußerſten Falle das Palais von Yildiz ebenſo demüthig zwar, aber dabei feſt und kategoriſch erklären: Non possumus.

Was dann?

Gegen eine plötzliche Ueberrumpelung iſt die Türkei durch ihre auf Kriegsfuß ſtehende Militärmacht hinlänglich geſchützt und kann demnach ruhig den Entſchlüſſen der Mächte entgegenſehen. Es träte dann die Frage in den Vordergrund, wie der Türkei der Wille Europas aufzudrängen wäre.

Etwa durch eine Blockade, von der ſchon die Rede war? Das wäre lächerlich, denn eine Blockade wäre in erſter Linie dem in den Händen der Europäer und Griechen liegenden Handel ſchädlich, würde den letzten Reſt des Wohlſtandes der fremden Colonien untergraben und könnte bei der Erregung der Volksmaſſen Ausſchreitungen gegen die in der Türkei lebenden Europäer zur Folge haben, deren Tragweite gar nicht zu ermeſſen iſt.

Eine gemiſchte Occupation wäre auch nur ſchwer zu denken. Die Mächte können ſich in den geringfügigſten Angelegenheiten nur ſchwer und erſt nach langwierigen Unterhandlungen einigen, und ſollten ſich einigen zu einem blutigen Feldzug, zu dem eine halbe Million Soldaten, alſo von jeder Großmacht etwa 80.000 Mann zu mobiliſieren wären?

Das iſt undenkbar, und ſo bliebe nur die Ertheilung eines europäiſchen Mandates an eine Großmacht. Welche aber würde [illegible] die größten Opfer erheiſchenden Aufgabe ſich zu unterziehen, und welcher Macht würden die anderen, die gegenſeitig ſich [illegible], damit niemand im Oriente feſten Fuß faſſe, ein Mandat geben? Gegen England würde ſich ſicher Rußland, gegen Rußland England wehren. Italien iſt zu ſchwach, [illegible] und Oeſterreich-Ungarn zu vorſichtig, [illegible].

[illegible] Mittel eine europäiſche Einmiſchung [illegible]. Das aber hat die Türkei voraus-

[illegible]

geſehen und hat ſich gegen dieſe ultima ratio entſprechend gerüſtet. Sie weiß, daſs den europäiſchen Mächten ſchließlich nichts übrigbleiben wird, als im ſchlimmſten Falle Rumänien, Serbien und Bulgarien gegen ſie loszulaſſen.

Dieſen zuſammen aber fühlt ſich die Türkei gewachſen, die Türkei, die eine Armee auf Kriegsfuß bereits beſitzt, deren Geiſt ein an und für ſich vorzüglicher noch durch die Erfolge in Theſſalien bis zum Fanatismus gehoben iſt und für deren gute Leitung — der deutſche Generalſtab ſchon ſorgen wird.

Und darum ſoll man den Friedensverhandlungen nicht einen ernſten Charakter beilegen. Es iſt bloß ein Spiel, ein Spiel mit Noten, ein Spiel mit Worten . . . praktiſche Conſequenzen werden die Verhandlungen nicht haben. Bezüglich der Kriegsentſchädigung werden ſich die Türken beſcheiden, denn wo nichts iſt, hat auch der Kaiſer das Recht verloren, und die Griechen ſind kahl wie Kirchenmäuſe. Auch bezüglich der Capitulationen werden die Türken wenigſtens ſcheinbar nachgeben, denn wenn ſie ſpäter trotzdem griechiſche Bürger wie ihre eigenen Unterthanen behandeln, alſo die Capitulationen nicht reſpectieren werden, ſo haben ſie ebenſowenig zu fürchten, als ihnen der Zorn Europas über die Maſſacres geſchadet hat.

Dagegen iſt anzunehmen, daſs die Türkei aus Theſſalien nicht fortgehen wird. Das iſt in Yildiz beſchloſſene Sache, und dagegen helfen die ſchönſten Drohnoten der europäiſchen Mächte gar nichts.

Conſtantinopel. Ernſt v. Schöler.

Die Kartellgeſetzvorlage.

Die Socialgeſchichtsforſcher des 29. Jahrhunderts werden ohne Zweifel nicht verabſäumen, die herannahende Millenniumsfeier des Ueberganges der privatwirtſchaftlich-capitaliſtiſchen in die gemeinwirtſchaftlich-ſocialiſtiſche Productionsweiſe durch eine Feſtſchrift würdig vorzubereiten. Es bedarf gar keiner Phantaſie, ſondern nur der richtigen Würdigung unſerer zeitgeſchichtlichen Thatſachen, um dieſes Buch einer fernen Zukunft zu enträthſeln. Verſuchen wir es, in dem „Die Expropriation der Expropriateurs“ überſchriebenen Capitel ein wenig zu leſen.

Für die rapide Entwicklung der ſocialiſtiſchen Ideen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — heißt es dort — mag folgendes Beiſpiel dienen: Es waren kaum dreißig Jahre nach der erſten Offenbarung Karl Marx' verſtrichen, als ſeine berühmten Seherworte über die geſchichtliche Tendenz der capitaliſtiſchen Accumulation zur Wahrheit wurden durch die Geſetzgebung eines Staates, der dem kurzſichtigen Blicke der Zeitgenoſſen hinter den anderen Staaten Europas zurückzubleiben ſchien, in Wahrheit jedoch allen vorangeeilt war. Oeſterreich, dieſer kühne Pionnier des ſocialen Gedankens, hatte innerhalb eines halben Menſchenalters den Handwerker- und den Bauernſtand genoſſenſchaftlich organiſiert, als es im Jahre 1897 ſeiner legislatoriſchen Zauberkraft gelang, die vorhandenen organiſatoriſchen Keime in der Großinduſtrie zur vollen Entfaltung zu bringen, zugleich aber auch die Uebermacht der großinduſtriellen Monopoliſten endgiltig zu brechen. Das „Capitalmonopol wird zur Feſſel der Productionsweiſe, die mit und unter ihm aufgeblüht iſt. Die Concentration der Productionsmittel und die Vergeſellſchaftung der Arbeit erreichen einen Punkt, wo ſie unverträglich werden mit ihrer capitaliſtiſchen Hülle. Sie wird geſprengt. Die Stunde des capitaliſtiſchen Privateigenthums ſchlägt. Die Expropriateurs werden expropriiert!“ So hatte Marx im Jahre 1867 geſchrieben. Und die einen Wendepunkt in der ſocialen Entwicklung unſerer Altvordern bedeutende öſterreichiſche Kartellgeſetzvorlage ex 1897 faſste bereits die völlige Verſtaatlichung des Productionszweiges Zucker ins Auge und ſprach ſchon von „empfindlicher Beeinträchtigung breiter conſumierender Schichten“ durch die privaten Vereinbarungen der Großinduſtriellen, welche „über die nothwendige Laſt der Steuergeſetze hinaus die Leiſtungsfähigkeit der Bevölkerung in Anſpruch nehmen und thatſächlich die Belegung der Conſumtion mit Zwangsleiſtungen nach Art der indirecten Steuern zum Inhalte haben“; welche „durch Fälſchungen der Conſumenten ungerechtfertigte Gewinne erzielen“; welche beſorgen laſſen, „daſs die Gefahr unwirtſchaftlicher Preisbildungen, unwirtſchaftlicher Gewinne und einer unwirtſchaftlichen Einſchränkung der Gütererzeugung zu einem das ganze Wirtſchaftsleben bedrohenden Uebel werde.“ Gegen die Uebergriffe der damaligen Zuckerbarone kehrte dieſer bedeutſame Geſetzentwurf eine beſondere Schärfe hervor. Das Kartell der Zuckerinduſtrie wurde mit dem Vorwurfe ſtigmatiſiert, „daſs es die der Zuckerinduſtrie durch den Schutzzoll gewährte begünſtigte Lage dazu benutzt hat, um den Preis des Conſumzuckers für das Inland auf einer Höhe zu erhalten, die die Geſtehungskoſten des Zuckers ſammt einem angemeſſenen bürgerlichen Gewinne oft ſehr erheblich überſteigt.“

Die wirtſchaftlichen Rückwirkungen der Raubwirtſchaft der Kartelle waren mit folgenden Worten treffend charakteriſiert: „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daſs ſolche Kartelle den Conſum und die Conſumtionskraft der Bevölkerung ungünſtig beeinfluſſen. Indem ſich die Erzeuger von Verbrauchsgegenſtänden des täglichen Bedarfes vereinigen, um ſie erſt zu einem Preiſe hinauszugeben, der höher iſt, als er ohne das Kartell wäre, zwingen ſie die Bevölkerung durch ihr factiſches Monopol, ihnen einen Preisaufſchlag, förmlich einen Kartellaufſchlag, zu entrichten. Natürlich muſs dieſe, oft genug willkürliche, Preiserhöhung die Conſumtionskraft weſentlich beeinträchtigen; und ſoweit ſich noch

Digitized by Google

der Conſum der kartellierten Artikel bei ungleich größerer Anſpannung der Conſumtionskraft auf einem gewiſſen Niveau erhält, geſchieht dies eben durch unverhältnismäßig ſtärkere Belaſtung der Conſumenten zum einſeitigen Vortheile der kartellierten Unternehmer. In weiterer Folge wird aber dadurch die Conſumtionsfähigkeit der Bevölkerung im allgemeinen, das Maß der Lebensführung und die wirtſchaftliche Entwicklungsſtufe der betroffenen Kreiſe überhaupt der Gefahr einer Beeinträchtigung ausgeſetzt." Dieſe überzeugenden Ausführungen laſſen mit Beſtimmtheit darauf ſchließen, daſs ihr Autor, der unvergeſsliche öſterreichiſche Schatzkanzler Bilinski, ein begeiſterter Anhänger eines der älteſten Socialiſten, des um bald vierhundert Jahre älteren engliſchen Kanzlers Thomas Morus geweſen, der in ſeiner „Utopia" ſchrieb: „Wenn ich daher alle die Staaten, welche heutzutage in Blüte ſtehen, durchnehme und betrachte, ſo ſehe ich, ſo wahr mir Gott helfe, in ihnen nichts anderes, als eine Art Verſchwörung der Reichen, die unter dem Deckmantel und Vorwande des Staatsintereſſes lediglich für ihren eigenen Vortheil ſorgen, und ſie denken alle möglichen Arten und Weiſen und Kniffe aus, wie ſie das, was ſie mit üblen Künſten zuſammengerafft haben, erſtens ohne Furcht, es zu verlieren, behalten, ſodann wie ſie die Arbeit aller Armen um ſo wenig Entgelt als möglich ſich verſchaffen mögen, um ſie auszunützen. Dieſe Anſchläge, welche die Reichen im Namen der Geſammtheit, alſo auch der Armen, aufgeſtellt und durchzuführen beſchloſſen haben, wurden dann zu Geſetzen erhoben!"

Was Kanzler Morus in einer edlen, jedoch ohnmächtigen Wallung nur beklagen konnte, vermochte Kanzler Bilinski mit einem Schlage zu beheben. Der Verſchwörung der Reichen galt eben jener denkwürdige Geſetzentwurf. Damit dieſe Verſchwörung ſich nicht etwa gegen die arbeitende Claſſe wenden konnte, war im § 3 ein ausdrückliches Verbot aller Verabredungen der Reichen, den Lohn zu drücken, enthalten, und § 15 drohte mit Arreſtſtrafe von einem bis zu ſechs Monaten und mit einer Geldſtrafe von 200—10.000 fl.*) Daſs die Staatskunſt des Kanzlers Bilinski den „üblen Künſten" der Reichen gewachſen war, zeigte ſich auch darin, daſs er nicht nur die ausdrückliche Preisfeſtſetzung durch die Kartelle, ſondern auch die häufig von ihnen bewerkſtelligte Einſchränkung der Production der betreffenden Conſumartikel zum Zwecke der Erhaltung der Preiſe auf einer gewiſſen Höhe bekämpfte. Mochten die Kartelle ihre Ziele durch Verhinderung oder Beeinträchtigung der loyalen Concurrenz verfolgen, mochten ſie die Sicherung des Gewinnes auf welche Weiſe immer anſtreben: ſobald eine Beſorgnis für die Nutzbarmachung der techniſchen Productionsfortſchritte im Intereſſe der Allgemeinheit oder die Befürchtung daraus abzuleiten war, „daſs an Stelle des den Erfolg der Unternehmerthätigkeit darſtellenden wechſelnden Unternehmergewinnes förmlich eine erſtarrte Form, eine Unternehmerrente, träte und ſo der Unternehmergewinn aus dem flüſſigen Zuſtande in den feſten übergienge", traf das Geſetz die Verſchwörer. Kanzler Bilinski, der an der ſinkenden Zinsfußbewegung in ſeiner Eigenſchaft als Verwalter der damals noch recht anſehnlichen öſterreichiſchen Staatsſchuld ſehr intereſſiert war, verzichtete in hochherziger Weiſe auf die den Rentenconſen zuſtatten kommende Wirkung der Kartelle, welche das verfügbare Capital aus den induſtriellen Unternehmungen auf feſtverzinsliche Anlagen (hauptſächlich Staatsrenten) abdrängte. Ueberhaupt verſtand er es, alle Bedenken gegen ſeinen Entwurf dem Kritiker klug vorwegzunehmen und wirkſam zu widerlegen. Mitunter bediente er ſich allerdings hiebei kleiner Liſten und Schliche, wie z. B. in dem Falle, wo er, der incarnierte Socialiſt, der ja doch nur die Austilgung des Profits in jeder Form und in jedem Ausmaße im Schilde führte, ſich, auf daſs der Unternehmerſtand in Sicherheit gewiegt würde, um den Beſtand des normalen Unternehmergewinnes äußerſt beſorgt ſtellte und alle Maßregeln gegen die Kartelle deshalb getroffen ſehen wollte, damit ſich die Angriffe gegen den bürgerlichen Profit nicht noch verſchärften. Welcher Art waren nun jene Maßregeln?

Mancheſterliche Querköpfe, deren es ſelbſt zu jener Zeit noch immer manche gab, hatten von einer Herabſetzung der Schutzzölle die Sprengung der Kartelle oder doch die Herabminderung ihrer volkswirtſchaftlichen Schädlichkeit erwartet. Auch der Errichtung ſtaatlicher Concurrenzunternehmungen auf dem durch Kartelle beherrſchten Productionsgebiete ſprachen unerfahrene Theoretiker das Wort. Doch ſolcher Palliativmittel bedient ſich nur der, dem radicale Mittel verborgen geblieben ſind oder aus mattherziger Geſinnung unanwendbar erſcheinen. Das radicalſte Mittel: die völlige Verſtaatlichung der betreffenden Productionszweige, ließ zwar der erleuchtete öſterreichiſche Socialreformer einſtweilen außer Betracht. Der Grund hiefür war, weil die unverhüllte Proclamierung und ſofortige Durchführung einer ſolchen Maßregel eine ſocialwirtſchaftliche Revolution bedeutet und dem ſchon damals richtig erkannten Geſetze der ſtetigen Evolution widerſprochen hätte. Viel klüger war es daher, ſich dem Ziele der vollſtändigen Knebelung der übermüthigen Capitalmagnaten ſtatt auf dem Wirtſchaftsgebiete auf dem Umweg über das Rechtsgebiet zu nähern. Die ſtrafrechtliche und die civilrechtliche Regelung dieſer Materie wurden an und für ſich ſchon als unzureichend befunden und wohl auch deshalb ſo ſorgfältig gemieden, weil auf dieſem Wege die Cognition der ordentlichen Gerichte nicht leicht auszuſchalten war, und zu dieſer ſchien ſowohl das rechtſuchende Publicum als auch die Regierung nicht das volle Vertrauen zu hegen.*) Es blieb ſomit nur die verwaltungsrechtliche Regelung übrig. Es war dies ohne Zweifel die beſte Löſung, beſonders mit Hinblick auf die Muſtergiltigkeit der damaligen öſterreichiſchen Verwaltung, welche „der Staat mit vollem Eifer auf der**) Höhe der Bedürfniſſe der Zeit zu führen ſtrebt".

Als der Sitz dieſer verwaltungsrechtlichen Thätigkeit wurde das hiefür beſonders geeignete, durch Sachkunde und unbefangene Geſchäftsbehandlung ſeit jeher ſich auszeichnende Finanzminiſterium beſtimmt. In dieſer Centralbehörde wurde unter dem Vorſitze des Finanzminiſters eine beſondere Commiſſion in Kartellangelegenheiten mit conſultativem Votum gebildet. Dieſe Einrichtung ſtellt den erſten nachweisbaren Anſatz zum wirtſchaftlichen Ephorate dar, deſſen ſpätere Entwicklung bekanntlich zur vollſtändigen Beherrſchung der Production, Diſtribution und Conſumtion führte. Alſo auch nach dieſer Richtung hin war die Geſetzgebung jenes wahrhaft goldenen Zeitalters des Donaureiches bahnbrechend.

Die Intervention des Staates in allen Fragen der großinduſtriellen Kartellierung wurde alſo dem durch die erwähnte Kartellcommiſſion nur ſcheinbar beſchränkten discretionären Ermeſſen des Finanzminiſters übertragen, womit jener „elaſtiſche Apparat" hergeſtellt war, der ſchon durch die vorſorgliche Dehnbarkeit der Beſtimmungen des Geſetzestextes geboten ſchien und der den elaſtiſchen Eigenſchaften, welche dem genialen Schatzkanzler mit Recht nachgerühmt wurden, am beſten entſprechen muſste. Der Doctrinarismus einzelner zeitgenöſſiſcher Schriftſteller hatte zwar verſucht, die alte, längſt eingeroſtete Schablone der ſtrengen Trennung der Juſtiz von der Verwaltung aus dem encyclopädiſtiſchen Gerümpel wieder hervorzuholen und die Entſcheidung in Kartellangelegenheiten einem vom allgemeinen Verwaltungsorganismus unabhängigen, ſelbſtändig entſcheidenden Kartellamte zu übertragen. Ein Autor forderte ſogar, durch doctrinäre Schrullenhaftigkeit verleitet, die Errichtung eines adminiſtrativen Kartellgerichtshofes, ja einer Art von wirtſchaftlichem Reichskammergerichte unbeholfenen Angedenkens. Doch die verſatile Politik des Kanzlers Bilinski, welche mit der größten Virtuoſität jeder Ecke auszuweichen verſtand, ließ ſich darauf wohlweislich nicht ein. Ein ſolcher Gerichtshof hätte nämlich für des Kanzlers alles umfaſſende und alles regelnde Thätigkeit immerhin eine unbequeme Ecke werden und auch als eine ſolche den kartellierten Induſtriellen erſcheinen und ſie leicht verſtimmen können. Aber gerade das damals noch gefährliche Miſstrauen der großinduſtriellen Feudalherren zu wecken, vermied der ſinnreiche Geſetzgeber mit erſtaunlichem Geſchicke. Durch ſein vorſichtiges, ſchrittweiſes Verfahren, das zunächſt bloß auf einen kleinen, ſcharfumriſſenen Theil der Großinduſtrie die ordnende Hand des Staates legte,***) gelang es ihm denn auch, die Großinduſtriellen über die ſocialiſtiſchen Intentionen der Kartellvorlage vollkommen zu täuſchen, obgleich aus denſelben im freimüthig gehaltenen Motivenberichte gar kein Hehl gemacht war. Wenige Tage nach Einbringung der Vorlage erließ eines der Häupter der Organiſationsbeſtrebungen der Zuckerinduſtriellen, Auguſt Freiherr v. Stummer, ein Rundſchreiben, in welchem er die Vorlage, blind für ihren ſocialiſtiſchen Kern und in völliger Außerachtlaſſung der allen Sonderintereſſen drohenden Gefahren, ſeinen Berufsgenoſſen wärmſtens empfahl, indem er ſie ausdrücklich als „unſeren Vereinbarungen nicht für abträglich, ſondern nur für förderlich" bezeichnete. Und das wurde ihm in den Kreiſen der Zuckerintereſſenten ganz allgemein und widerſpruchslos geglaubt. Quem deus perdere vult, eum dementat. Wie die Fliegen auf den Zucker, flogen die Zuckerinduſtriellen auf den in der Kartellvorlage ihnen dargebotenen Köder. Die Schilderung, wie dann Kanzler Bilinski mit einemmale die Schlinge zuzog, in welcher alle Verſchwörer gegen das wirtſchaftliche Wohl der Geſammtheit gefangen waren; wie er die durch ſeine Handhabung des Kartellgeſetzes kirre gemachten Unternehmer dazu brachte, ihre Etabliſſements ſozuſagen geſchenkt — pro nummo uno — dem ſtaatlichen Betriebe zu überlaſſen; wie er unter dieſen Cidevant-Unternehmern, unbeirrt durch das Anſehen der Perſon, nur die notoriſch Befähigteſten zu normal beſoldeten ſtaatlichen Wirtſchaftsbeamten, die übrigen jedoch zu Amtsdienern beſtellte, iſt ſchon im Finanz-Exposé des Jahres 1899 in ausführlicher und höchſt ergötzlicher Darſtellung auseinandergeſetzt. (Abdruck hievon im Anhang.)

*) Im Zuſammenhang [illegible] ... Zeitalter der fruchtbaren und [illegible] geweſen zu ſein.

*) [illegible]

**) [illegible]

***) Der Text der Vorlage [illegible]

Digitized by Google

Mit nur zu berechtigtem, vernichtendem Hohne wird auch in dieſem Exposé der Zweifler und Spötter gedacht, die dem Kartellgeſetzentwurfe nicht gleich zugejubelt und ſogar allerhand Bedenken gegen ihn vorgebracht hatten. Zur Ehre jener wahrhaft großen Epoche ſei hervorgehoben, daſs die Schar der Nörgler in dieſem bedenkſamen Falle eine verſchwindend kleine war. Eine gegneriſche Aeußerung verdient aus dem Dunkel der Vergeſſenheit hervorgehoben zu werden, weil ſie die zu allen Zeiten beobachtete Ungerechtigkeit mitweltlicher Kritik am beſten charakteriſiert. Am 19. Juni 1897 erſchien in einer Wiener Wochenſchrift eine höchſt ungünſtige Beſprechung der Kartellgeſetzvorlage, dieſes nach Aufhebung der Leibeigenſchaft, Proclamierung der Menſchenrechte und Abſchaffung der Robot einſchneidendſten ſocialreformatoriſchen Werkes. Jene tadelſüchtige Beſprechung ſei hier als abſchreckendes Beiſpiel der undankbaren, geradezu factiöſen Verkennung der letzten Ziele und beſten Abſichten einer ſo weiſen Regierung ohne weiteren Commentar auszugsweiſe abgedruckt.

„Der Socialſtaat mit dem k. k. Finanzminiſter an der Spitze.

„Unmittelbar vor Schließung der tragikomiſchen 12. Seſſion des Reichsrathes, welche durch die politiſche Unfähigkeit der Regierung zur gänzlichen Unfruchtbarkeit verurtheilt war, hat der Finanzminiſter eine Kartellvorlage mit dem vollen Bewuſstſein eingebracht, ſie dem parlamentariſchen Papierkorbe zu überantworten. Die Preisgebung einer, wenn auch verfehlten, ſo doch immerhin mühſamen und nach der Richtung ungemeſſener Steigerung der Regierungsprärogative conſequent durchdachten geſetzgeberiſchen Arbeit wird officiell damit begründet, daſs der Entwurf der öffentlichen Meinung Stoff zur ſachlichen Discuſſion biete, in welcher ſich die widerſtreitenden Anſchauungen klären ſollen. Dieſe in Oeſterreich ſo ungewohnte, im Motivenbericht wiederholt bekundete Reverenz vor der gewöhnlich nur miſshandelten oder doch miſsachteten öffentlichen Meinung muſs jeden unbefangen Denkenden ſtutzig machen, und dieſem enthüllt ſich auch alsbald das Geheimnis dieſer legislativen Fehlgeburt. Die Regierung empfindet den brennenden Wunſch, wenigſtens auf dem wirtſchaftspolitiſchen Gebiete ernſt genommen zu werden, und aus dieſem Grunde hat ſie eine Vorlage veröffentlicht, die ſich mit einer der ſchwierigſten und intereſſanteſten Partien modernen Wirtſchaftslebens befaſst. An dieſem Brocken ſollten alle des ſachlichen Denkens und Discutierens Fähigen zu kauen haben, durch ihn ſollten ſie abgelenkt werden von der unbeſchreiblichen Miſère unſerer geſammten öffentlichen Zuſtände. In Tagesblättern, Revuen, gelehrten Zeitſchriften, Broſchüren und Büchern des In- und Auslandes, gieng der Calcul der Regierung, dürfte die Kartellvorlage ernſthaft beſprochen werden, und das Endreſultat dieſer Beſprechungen könne nur das Urtheil ſein, daſs mit dieſer Vorlage auch etwas Ernſthaftes ernſthaft gewollt war.

„Von dieſen naheliegenden Erwägungen jedoch gänzlich abgeſehen, macht auch der Inhalt der Vorlage dem Kenner ein ernſthaftes Eingehen auf dieſelbe unmöglich. Der faltenreiche, kunſtvoll gearbeitete Mantel der Regierungsmotive, der den allerneueſten wiſſenſchaftlichen Moden Rechnung trägt, iſt allerdings geeignet, dem Unkundigen die ſtaatsrechtliche Miſsgeſtalt des Geſetzeswerkes ſelbſt zu enthüllen. Doch wenn man den Mantel wegzieht, ſo erſcheint der Geſetzesinhalt als der reine Popanz des bei uns zum Princip erhobenen Regierungsabſolutismus, der freilich denjenigen, die er treffen ſoll, nicht den geringſten Schrecken einjagt. Reiben ſich ja ſämmtliche Kartell-Matadore Oeſterreichs mit unverhohlener Freude über die Vorlage die im Zulangen geübten Hände. Umſo größeren Schrecken empfinden jedoch diejenigen, welche die Unzulänglichkeit des Finanzminiſteriums in der Löſung der von ihm angeregten Aufgabe abzuſchätzen wiſſen, wie etwa der Einſender der an uns gerichteten nachſtehenden Zuſchrift:

„Ein Beiſpiel aus der jüngſten Zeit ſoll darthun, wie man im Finanzminiſterium die Kartellverhältniſſe beherrſcht. Die kartellierten Glucoſe-Fabrikanten hatten den Preis der Glucoſe (Stärkezucker) ſo hoch hinaufgeſchraubt, daſs die Candiszuckerfabrikanten, deren [illegible] durch das Zuckerkartell ohnehin ſchon geſchädigt waren, Glucoſe als Rohmaterial [illegible] konnten, was früher ganz rentabel war. Anſtatt daſs der Schatzkanzler ſich über den [illegible] Zolleingang [illegible], wurde der Zoll auf Traubenzucker [illegible] erhöht, und [illegible] Als aber die [illegible] Verhandlungen zur [illegible] [illegible] im Finanz[illegible] [illegible]"

„[illegible]

[illegible]

macht und Allweisheit des Finanzminiſters die bisherige automatiſche Remedur gegen die ſchlimmſten Auswüchſe der Kartelle: die rechtliche Unverbindlichkeit der Kartell-Abmachungen, unmöglich mitausgeliefert haben können. Die Induſtriellen empfinden, wie bereits geſagt, vor dem Abſolutismus des Miniſters keine Angſt. ‚Und der Miniſter abſolut, wenn er unſern Willen thut.‘ Die ſocialiſtiſchen Redefloskeln des Motivenberichts ſind ſchon gar nicht darnach angethan, ihnen Beſorgniſſe einzuflößen. So wenig in früheren Jahrzehnten die liberaliſierenden Hofräthe die hierarchiſchen, ariſtokratiſchen und plutokratiſchen Grundfeſten dieſes altehrwürdigen Staates ins Wanken gebracht, ſo wenig, denken ſie ganz folgerichtig, werden dies die ſocialiſierenden Hofräthe thun. Den ſocialiſtiſchen Speck der Motive überlaſſen ſie den gelehrten Nagethieren, das Fleiſch und Fett, das die Vorlage ihnen ſichert, werden ſie ſich ſehr wohl munden und gut bekommen laſſen."

J. Singer.

Das engliſche Parlament und die Arbeitsloſen.

England iſt in der Vergangenheit das „claſſiſche Land der Armenpflege" geweſen, nicht zum wenigſten deshalb, weil es die meiſten Armen beſaß. Heute ſcheint es ſich auch in der Frage der Behandlung der Arbeitsloſigkeit die Palme der Priorität erringen zu wollen. Das claſſiſche Land der Arbeitsloſen iſt es jedenfalls ſchon längſt. Es blieb den Briten vorbehalten, das Problem des Erwerbsmangels zuerſt zu einem nationalen zu machen. Noch keine andere Nation hat ſich officiell ſo intenſiv mit demſelben beſchäftigt. Im Jahre 1893 gab das Board of Trade ein Blaubuch heraus, worin es alle die Mittel und Wege beſprach, mit welchen man bisher der Arbeitsloſigkeit begegnete. Die „Labour Gazette" ſchenkt in jeder Nummer der Sache Aufmerkſamkeit. Das Parlament hat ſchon zwei Commiſſionen eingeſetzt, um umfangreiche Erhebungen über die Lage der Arbeitsloſen zu veranſtalten und über geeignete Reformmaßregeln zu berichten. Zu großen Staatsactionen haben die Berathungen dieſer Commiſſionen allerdings nicht geführt. Wenn man ihren Verhandlungen folgt, ſo läſst ſich das leiſe Gefühl nicht unterdrücken, daſs bei aller ehrlichen Arbeit und kritiſchen Unterſuchung die Ueberzeugung von der Nutzloſigkeit ihrer Mühen im voraus ſchon bei allen Mitgliedern feſtſtand.

Das erſte Committee on distress from want of employment wurde im Februar 1895 von der damaligen liberalen Regierung ernannt. Der unmittelbare Anlaſs war ein Antrag des Abgeordneten Keir Hardie von der „Unabhängigen Arbeiterpartei", der energiſche Staatshilfe zur Linderung des im Winter 1894/95 herrſchenden Nothſtandes verlangt hatte. Das Comité ſollte ſich über die folgenden Punkte informieren und entſprechend berichten:

1. Umfang der Arbeitsloſigkeit.
2. Die gegenwärtig den localen und centralen Behörden zuſtehenden Befugniſſe in Bezug auf die Behandlung der Arbeitsloſigkeit.
3. Maßregeln, ſeien es Reformen in Geſetzgebung oder Verwaltung, durch welche den aus dem Arbeitsmangel entſtehenden Uebeln begegnet werden kann.
4. Interim-Rapport über ſofort zu ergreifende Maßregeln gegen den im Winter 1894/95 herrſchenden Nothſtand.

Bezüglich des letzten Punktes erwies ſich das Comité unfruchtbar. Dagegen ſammelte es durch Vernehmung aller Perſonen, die irgendwie Erfahrung darüber haben konnten, ein unendliches Material zur Beurtheilung der Arbeitsloſenfrage überhaupt. Sogar etwas utopiſch klingende Reformprojecte ließ es ſich detailliert vortragen. Der ſichtbare Effect aller dieſer Arbeit ſind nun nur die Blaubücher, in denen die Verhandlungen veröffentlicht wurden. Denn ſchon im Juli kam die Parlamentsauflöſung und brachte damit die Thätigkeit der Commiſſion zu einem frühen Ende.

Die conſervative Partei, die mit den Neuwahlen zur Regierung kam, ernannte nach langem Zögern im März 1896 eine Commiſſion mit dem ſpeciellen Auftrag, das Werk der erſten fortzuſetzen. Es waren weſentlich dieſelben Mitglieder. Neu hinzugekommen war, beiläufig bemerkt, Geoffrey Drage, der auf dem Continente wohlbekannte Secretär der Labour-Commiſſion und Autor einer Schrift über die „Unemployed". Das Programm dieſer Commiſſion war dasſelbe wie das der erſten. Nur im vierten Punkte wich es ab. Dasſelbe betraf diesmal die Frage der Entziehung des Wahlrechtes infolge Annahme von Armenunterſtützung durch unverſchuldet Arbeitsloſe. Die Commiſſion ſollte ſich ſpeciell über die Mittel ausſprechen, durch welche der gewöhnliche Empfänger von Armenunterſtützung von dem unverſchuldet Arbeitsloſen zu unterſcheiden wäre. Die Thätigkeit der Commiſſion beſchränkte ſich auf die Einvernehmung einiger Experten und Durcharbeitung des von ihrer Vorgängerin geſammelten Materials. Ihr Bericht[1] iſt vor einiger Zeit erſchienen. Er ſtellt ſich als eine kurze Ueberſicht des Standes der Arbeitsloſenfrage in England dar.

Was zunächſt den Umfang der Arbeitsloſigkeit betrifft, ſo bleiben die beiden parlamentariſchen Ausſchüſſe genaue Antworten ſchuldig. Die beſten Angaben ſtammen aus den Ausſagen des Mr. [illegible] Smith, des Vorſtandes des Labour Department im Board of Trade. Dieſe ſind auf die bekannten Reſultate der [illegible] der arbeitsloſen Mitglieder ein-

[1] [illegible] Distress from Want of Employment. [illegible]

Digitized by Google

zugehen, ſei hier nur erwähnt, daſs Smith die Zahl der Arbeitsloſen, zur beſten Zeit und abgeſehen von Krankheit und Strikes, auf zwei Procent der arbeitenden Bevölkerung ſchätzt. Nun gibt der mangelhafte engliſche Berufscenſus allerdings keine Anhaltspunkte für die Größe der arbeitenden Bevölkerung. Indeſſen wurde dem Verfaſſer dieſer Zeilen von einer Autorität auf dieſem Gebiete die Zahl 13·2 Mill. als nahezu richtig angegeben, und zwar für männliche und weibliche Handarbeiter (manual workers) über und unter 20 Jahren. Darnach wäre die Zahl der Arbeitsloſen auf ca. 264.000 zu berechnen. Wohl verſtanden, dieſe Ziffer umfaſst nicht die von den Arbeitsloſen abhängigen Familienmitglieder.

Die Lage des engliſchen Arbeitsloſen iſt eine völlig verſchiedene von der des deutſchen. Durch die deutſche Verſicherungsgeſetzgebung iſt der Erwerbsmangel infolge von Krankheit und Unfällen bereits ſeiner Schärfe beraubt. Dieſer Wohlthaten erfreuen ſich in England nur die Gewerkvereinsmitglieder, deren Zahl aber 1½ Millionen nicht erreicht, während die Zahl aller Arbeiter auf 13 Millionen zu ſchätzen iſt. Weitaus die Mehrheit der arbeitenden Claſſen iſt demnach im Falle mangelnden Erwerbes auf ſich ſelbſt angewieſen. Zur Hilfe ſtehen ihnen nur offen die Armenpflege und die in Zeiten ſtarker Noth veranſtalteten öffentlichen Arbeiten. Von der Inanſpruchnahme der öffentlichen Armenpflege ſtoßen der damit verbundene Verluſt des Wahlrechts, ſowie manche Härten bei Gewährung der Unterſtützung ab. Auch die private Armenpflege iſt mit ſehr eingehender Unterſuchung der Verhältniſſe des Bedürftigen verknüpft. Das engliſche Armengeſetz verſagt principiell jede Unterſtützung an Arbeitsfähige. Nur in außergewöhnlichen plötzlichen Fällen iſt dies erlaubt, und auch dann iſt die Gabe an ein Labour test geknüpft und muſs wenigſtens zur Hälfte in Naturalien gegeben werden. Das Labour test iſt ein Zeugnis, daſs der Applicant willig iſt, zu arbeiten, und wird durch Leiſtung irgend einer Arbeit (gewöhnlich Steinklopfen) erworben. Das Labour test wird vielfach als eine Prämie auf den Müßiggang hingeſtellt. Auch iſt es für den anſtändigen Arbeiter ſehr erniedrigend, mit dem Geſindel, das gewohnheitsmäßig die Stone Yards bevölkert, in Berührung zu kommen. Das Comité ſprach darum auch die Anſicht aus, daſs durch entſprechende Arrangements der Armenbehörde, welche für ſich keine arbeitsfähigen Arbeiter gegen Lohnzahlung beſchäftigen darf, bloß um ihm Arbeit zu verſchaffen, mit der Localverwaltung dieſe Uebelſtände vermieden werden ſollen.

Nach der Armenpflege ſtehen dem Arbeitsloſen dann die Nothſtandsarbeiten offen. Dieſe werden ſpeciell unter dem Geſichtspunkte veranſtaltet, den deserving man vor dem Stigma der Armenunterſtützung zu bewahren. Der Bericht der Commiſſion befürwortet dieſe Einrichtung. Namentlich hebt er hervor, daſs hiebei die im District üblichen Löhne gezahlt werden ſollten. Der leicht zu erwartende Miſsbrauch könnte dadurch compenſiert werden, daſs man Stücklöhne gewährt und nicht Zeitlöhne. Es wird dabei auf die Erfahrungen von Glasgow verwieſen, wo bei den großen Nothſtandsarbeiten von 1894 die Zahl der Beſchäftigten von 1465 plötzlich auf 621 ſank, als vom Zeitlohn zum Stücklohn übergegangen wurde. Ferner ſollen dieſe öffentlichen Arbeiten gleichzeitig in verſchiedenen Bezirken unternommen werden, um die Wanderungen der Arbeiter zu unterbinden. Außerdem ſoll die Annahme der Applicanten an einen vorherigen Aufenthalt derſelben im Bezirke von mindeſtens ſechs Monaten geknüpft ſein.

Gegen die von Keir Hardie angeregten Staatsbeiträge zu den Mitteln der Localbehörden, um dieſen die Verſorgung ihrer Arbeitsloſen zu erleichtern, erhob die Commiſſion energiſche Einwände. Sie betonte namentlich, daſs damit eine Tendenz zur Demoraliſation der Empfänger eingeſchlagen werde. Dafür ſollen aber die Anleihen, welche Localbehörden zur Zwecke der Arbeitsloſen zu machen haben, möglichſt durch den Staat begünſtigt werden.

Auch die Farm- und Arbeitercolonien als Mittel zur Löſung des Problems fanden keine Gnade vor den Augen der Commiſſion. Nach den engliſchen Erfahrungen ſind nur 25 Procent der gewöhnlichen Arbeitsloſen für landwirthſchaftliche Arbeit geeignet. Finanzielle Verluſte ſeien bei der Leitung der Colonien kaum zu vermeiden. Im Winter erſcheine die Beſchaffung von Arbeit für den Coloniſten als eine große Schwierigkeit. Auch die Aufnahme Verheirateter ſei unmöglich. Die Colonien würden höchſt wahrſcheinlich zu Taubenſchlägen für Müßiggänger ausarten. Jedenfalls legte man ſehr viel Wert auf das Urtheil von Llewellin Smith über die deutſchen Anſtalten dieſer Art, von denen er ſagte: Sie haben die Frage der Schwankungen in der Arbeitsnachfrage praktiſch gar nicht berührt.

Was endlich die Entziehung des Wahlrechtes betrifft, ſo ſolle hier Wandel geſchaffen werden. Die Schwierigkeiten in der Unterſcheidung des „deserving man“ von den „ordinary claimants“ der Armenunterſtützung ſeien ſehr groß. Durch individuelle Unterſuchung könne ſie nicht erreicht werden. Es ſei nöthig, eine allgemeine Regel zu finden. Das Committee empfahl nun, daſs man als deserving man jeden betrachten ſolle, der nicht länger als einen Monat während des letzten Jahres im Genuſs von Armenunterſtützung und auch im vorhergehenden Jahre keine längere Periode auf öffentliche Hilfe angewieſen war. Bei allen dieſen Perſonen ſollte demnach die Inanſpruchnahme der Armenverwaltung infolge Arbeitsloſigkeit nicht die Entziehung des Wahlrechtes im Gefolge haben.

Nachgetragen mag noch werden, daſs die Commiſſion dringend empfahl, durch das Board of Trade und alle übrigen Behörden, die dazu in der Lage ſind, ſtatiſtiſche Angaben über den Umfang der Arbeitsloſigkeit ſammeln zu laſſen.

London. F. Schotthoefer.

Was in der Welt ruht.

Gibt es im Univerſum ein Irgendetwas, das ruht, worum oder worin ſich die übrige Welt aufbaut, oder gibt es nirgends einen Halt in der unendlichen Kette von Bewegungen, in denen alles begriffen ſcheint? Es iſt der Mühe wert, zu überlegen, inwiefern dieſe Fragen berechtigt ſind, und wie ſie ſich beantworten laſſen.

Vor einigen Wochen wollten viele Leute an einem klaren Abend beobachtet haben, wie der Mond mit ganz ungewöhnlicher Schnelligkeit über den Himmel ſtürmte. Es ſcheint damals ein leichter Dunſtſchleier vom Winde vor dem Monde hergetrieben worden zu ſein und in mehr verſteckter Weiſe dieſelbe Täuſchung hervorgerufen zu haben, die man jedesmal zu beobachten glaubt, wenn unterbrochene Wolken ſchnell vor dem hellen Geſtirne vorbeiziehen: Man nimmt an, daſs die Wolken ſtille ſtehen, und glaubt, daſs der Mond dem Winde entgegen durch ſie hindurcheilt.

Dieſe Erſcheinung und manche gewöhnlichere, das ſcheinbare Rotieren langer Ackerfurchen, wenn man mit der Bahn durch ein Flachland fährt, das verzauberte Zimmer der letzten Jahrmärkte, in welchem man auf dem Kopfe zu ſtehen und an der Decke zu gehen glaubte, ſie ſind lauter Belege für den auch unmittelbar einzuſehenden Satz, daſs alle Bewegung, welche der Menſch zu erkennen imſtande iſt, nur eine relative iſt, daſs er nur ſagen kann, ein Gegenſtand bewege ſich gegen einen anderen, niemals aber, ein Gegenſtand bewege ſich oder ruhe abſolut.

Hiermit iſt bereits erkannt, daſs jene beiden Fragen nicht richtig geſtellt ſind. Wenn nämlich nur die relative Bewegung verſchiedener Objecte gegen einander erkennbar iſt, ſo wird man, ohne mit der Erfahrung in Widerſpruch kommen zu können, einem beſtimmten Objecte der Welt eine ganz beliebige Bewegung zuſchreiben oder, was davon ein Specialfall iſt, es für ruhend erklären dürfen. So ruht alles und nichts in der Welt. Logiſch beſteht kein Hindernis, z. B. die Flügelſpitze eines ſchwirrenden Inſectes für ruhend zu erklären. Man wird dann nur dem eigenen Leib, der Erde und allen Himmelskörpern ein Schwirren in entgegengeſetzter Richtung beilegen müſſen, um wieder auf die direct zu beobachtende relative Bewegung des Inſectenflügels gegen die übrige Welt zurückzukommen.

Warum aber belächelt man den, der ernſthaft behaupten wollte, der Mond ſei damals wirklich über den Himmel geſtürmt, oder die Felder drehten ſich, wenn man in der Bahn fährt? Die Gründe ſind rein praktiſcher, utilitariſcher Natur. Eine ungeſchickte Annahme über die ruhenden Punkte der Welt würde eine unmögliche Verwirrung der Vorſtellungen zur Folge haben. Und ſo ſind die obigen Fragen durch die andere zu erſetzen: Was in der Welt hat man zu verſchiedenen Zeiten als ruhend zu betrachten für gut befunden? — So oft das Bedürfnis nach einer neuen Feſtſetzung über das, was als ruhend zu betrachten ſei, eintritt, iſt eine wichtige Etappe im Entwicklungsgang der menſchlichen Vorſtellungen vom Weltganzen zurückgelegt. Es iſt oft vergeſſen oder gar nicht erkannt worden, daſs es ſich hier um willkürliche Annahmen handelt, die Meinungen ſind zeitweiſe zu Glaubensſätzen geworden, welche ſelbſt ihre Märtyrer gefunden haben.

Wenn man im gewöhnlichen Leben von Bewegung oder Ruhe ſpricht, ſo läßt man den Gegenſtand fort, auf den man die Bewegung oder Ruhe bezieht, man meint aber: relativ zum Erdboden oder zu feſt mit ihm verbundenen Gegenſtänden. Es iſt praktiſch, gerade dieſe Ergänzung für den Begriff der Bewegung ſtillſchweigend anzunehmen, weil das meiſte, was uns tagsüber vor Augen kommt, im Verhältnis zum Erdboden ruht oder weil wir wenigſtens eine beſondere Urſache anzugeben wiſſen, wenn ſich etwas relativ zum Erdboden bewegt. Die Wiſſenſchaft aber hat ſeit Copernicus begonnen, andere Ergänzungen als praktiſch zu erkennen, die Bewegungen auf andere Gegenſtände zu beziehen, andere Dinge als „Ruhepunkte“ des Weltalls zu betrachten.

Copernicus nahm Richtung vor, alle Bewegungen auf den Mittelpunkt der Sonne zu beziehen, und zeigte, daſs all die verwickelten Curven und Schleifen, die die Planeten am Himmel beſchreiben, ihre Erklärung fanden, wenn man ſie Kreiſe um die als ruhend betrachtete Sonne beſchreiben ließ.

Aber genau genommen macht Copernicus noch eine weitere Annahme, er ſetzt nämlich feſt, daſs die in ungeheuerer Entfernung vom Planetenſyſtem befindlichen Fixſterne als ruhend zu betrachten ſeien. In der That würde man mit der einen Annahme, daſs der Sonnenmittelpunkt ruhe, nicht ausreichen zur Definition aller Bewegungen. Man könnte dann die Änderungen der Entfernungen gegen dieſen Punkt, aber keine Drehungen um ihn erkennen, ſo wie man von einer völlig glatten Kugel, deren Oberfläche [illegible] unterſcheiden, nicht weiß, ob ſie ruht oder ſich um ihren Mittelpunkt dreht.

Im Copernikaniſchen Syſtem beſchreibt man demnach die Bewegung eines Körpers, indem man angibt, in welcher Entfernung von der Sonne und in Richtung auf welchen Fixſtern, von der Sonne aus geſehen, ſich derſelbe zu verſchiedenen Zeiten befindet. Die Annahme der Ruhe der Fixſterne hat dabei zur Folge, [illegible] eine tägliche Rotation von Weſt nach Oſt [illegible] muſs, weil [illegible]

Digitized by Google

ja ſcheinbar, d. h. relativ zum Erdboden, die Fixſterne in 24 Stunden von Oſt nach Weſt drehen. Man hat ſich ſomit vorzuſtellen, daſs wir ſammt unſerer Umgebung mit der Geſchwindigkeit einer Kanonenkugel durch den Raum ſauſen, und ſich dabei noch die Richtung dieſer Bewegung fortwährend ändert. Man kann nicht ſagen, daſs dieſe Vorſtellungsart zunächſt dem Nützlichkeitsprincip beſonders zu entſprechen ſcheint, welches wir als das allein maßgebende in dieſen Fragen erkennen müſſen, und das Widerſtreben der damaligen Ariſtoteliker erſcheint von dieſem Geſichtspunkte aus durchaus nicht ſo naiv und lächerlich, wie es gewöhnlich dargeſtellt wird. Umſo bewundernswerter iſt ein Mann wie Galilei, der durch ſeine mechaniſchen Grundſätze all das Abenteuerliche der neuen Anſchauungsweiſe und die vermutheten Widerſprüche mit der gewöhnlichſten Erfahrung zum Verſchwinden brachte, ſo daſs allein ihre überwiegenden Vortheile in der Darſtellung der himmliſchen Bewegungen geltend blieben.

Die Copernikaniſche Feſtlegung der Bewegungen iſt erſt um das Ende des 17. Jahrhunderts als nicht völlig genau und eindeutig erkannt worden, als die Anwendung der Fernrohre und der Fortſchritt in der Herſtellung fein getheilter Kreiſe, an welchen man die Stellung der Geſtirne ablieſt, einen ungeahnten Aufſchwung der Beobachtungskunſt herbeigeführt hatte. Damals bemerkte man, daſs die Fixſterne eigentlich ihren Namen nicht verdienen, daſs ſie ſich alle gegeneinander verſchieben, daſs in ungeheuerer Vorzeit Schwan oder Orion einmal ganz andere Conſtellationen gebildet haben. Allerdings gehen dieſe Verſchiebungen mit der größten Langſamkeit vor ſich. Wenn ſich der Stefansthurm im Laufe eines Jahres ſoviel neigte, daſs ſeine Spitze um einen Centimeter nach der Seite rückte, ſo wäre dieſe Verſchiebung vom Kahlenberge aus betrachtet auffällig im Vergleich mit den Verſchiebungen der Mehrzahl der mit bloßem Auge ſichtbaren Fixſterne. Aber ſobald die Verſchiebungen überhaupt einmal merklich ſind, iſt es aus mit der Verwendung des Fixſternſyſtems in der Copernikaniſchen Weiſe als Grundlage der Bewegungen.

Aus denſelben Beobachtungen der Stellungsveränderung von Fixſternen gegeneinander iſt ferner hervorgegangen, daſs auch das andere Copernikaniſche Bezugsdatum, der Mittelpunkt der Sonne, kein beſonderes Recht auf die Bevorzugung beſitzt, als ruhend betrachtet zu werden. Es ſind die „Eigenbewegungen", wie der techniſche Ausdruck lautet, der Fixſterne allerdings ſo unregelmäßig vertheilt, daſs am Himmel benachbarte Sterne nach den verſchiedenſten Richtungen fortrücken, aber im Durchſchnitte aus einigen hundert Sternen zeigt ſich doch, daſs die Sternbilder in einer gewiſſen Richtung des Himmels im ganzen auseinanderzugehen, größer zu werden, in der gegenüberliegenden kleiner zu werden ſcheinen. Daraus folgt, daſs die Sonne und erſtere Himmelsgegend ſich einander nähern. Es hätte keinen Sinn, obwohl es nicht unmöglich wäre, dieſe Bewegung ganz auf Rechnung der Fixſterne zu ſetzen und die Sonne trotzdem noch als ruhend zu betrachten; denn man weiß, daſs die Sonne ein verhältnismäßig untergeordnetes Mitglied der großen Sternfamilie iſt.

Man vergegenwärtige ſich, in welche Haltloſigkeit hiermit die Welt geſtürzt iſt, wie die Phantaſie nirgends Anker werfen kann und ſich nicht einen Stein im All mit irgend einem beſonderen Recht als feſt und ruhend vorſtellen darf.

Leider ſtehen wir noch vor der Epoche der Aſtronomie, welche hier mit einer neuen grundlegenden Feſtſetzung eingreifen wird. Dieſelbe iſt dann gekommen, wenn eine Ordnung in den anſcheinend ſo regelloſen Eigenbewegungen gefunden iſt. Man läſst ſich keine Mühe zuviel ſein, ihr Erſcheinen zu befördern. Zwanzig Sternwarten haben ſich vereinigt, um einen Katalog fertigzuſtellen, der die gegenſeitige Lage von 150.000 Fixſternen zur gegenwärtigen Zeit angibt, und der größte Theil dieſer Rieſenarbeit iſt bereits vollendet. Ebenſoviele Inſtitute haben den Himmel unter ſich vertheilt, um durch photographiſche Aufnahmen mit noch größerer Genauigkeit die Stellung von zwei Millionen Sternen zu erhalten. Wenn nach Verlauf von ein paar Jahrzehnten dieſe Arbeiten wiederholt werden, ſo wird man über eine ſo gewaltige Menge von Eigenbewegungen verfügen, daſs ſich ein Geſetz, wenn anders eines exiſtiert, erkennen laſſen muſs, daſs ein neuer Copernicus, der freilich kein Vorurtheil zu überwinden hat, zeigen kann, von wo aus und wie dieſe Bewegungen geordnet erſcheinen. Freilich könnte ſich auch herausſtellen, daſs im Fixſternheere keinerlei allgemeine Ordnung exiſtiert. Es wären dann alle dieſe Kugeln im weiten Raum mit den Molekülen eines Gaſes zu vergleichen, welche ganz regellos durcheinanderfliegen, ſo regellos, daſs die Regelloſigkeit ſelbſt zum Princip wird, nach welchem durch Wahrſcheinlichkeits-, Durchſchnittsbetrachtungen die Wirkung der Gasmaſſe im ganzen abgeleitet werden kann.

Woran aber bezieht der Aſtronom inzwiſchen die himmliſchen Bewegungen?

[illegible] wägbaren Materie [illegible] [illegible] als ruhend auszuzeichnen. [illegible] [illegible]

aber auch die mächtigen Wirkungen der elektriſchen Maſchinen zuſtande. Wenn die Kraft eines fernen Waſſerfalls in eine Stadtcentrale übertragen wird, ſo iſt der Aether gewiſſermaßen die lange Stange, wider die dort das Waſſer anprallt und die hier das Rad der Maſchine anſtößt. Der Leitungsdraht iſt nur von ſecundärer Bedeutung, er hält nur die Kraft, die ſich ſonſt überallhin verflüchtigen würde, in der gewünſchten Richtung beieinander. Es wäre nun vom philoſophiſchen Standpunkte aus ſehr verlockend, wenn man den überall vorhandenen Aether als die ruhende Grundſubſtanz auffaſſen könnte, und das iſt wirklich hie und da geſchehen. Schließlich haben aber optiſche wie elektriſche Erſcheinungen zu der Ueberzeugung gedrängt, daſs der Aether gewiſs nicht da, wo ſich wägbare Maſſen durch ihn hindurch bewegen, und jedenfalls auch nicht im leeren Weltraum ruhen kann, daſs er vielmehr von inneren Strömungen durchzogen ſein muſs. Nach einer Unterſuchung, die Helmholtz in ſeinem vorletzten Lebensjahre angeſtellt hat, gibt der Aether die Kraft ruhig von Theilchen zu Theilchen weiter, ohne ſelbſt in Bewegung zu gerathen, ſolange ihm die Kraft gleichmäßig zugeführt wird. Jede Stauung aber oder Beſchleunigung in der Kraftzufuhr ſetzt ihn in Bewegung; und das wird oft genug eintreten.

Nachdem auch dieſe Hoffnung fehlgeſchlagen, bleibt kein materieller Gegenſtand der Welt mehr, den man als ruhend zu betrachten Grund hätte. Es gibt allein noch gewiſſe begrifflich definierte Punkte und Richtungen, die einigermaßen als Erſatz eintreten können, und hierauf aufmerkſam geworden zu ſein, verdankt die Aſtronomie einer Wiſſenſchaft, mit der ſie innig verſchwiſtert iſt, der Mechanik. Hiermit gelangen wir in die Bahnen, in denen ſich die Forſchung gegenwärtig bewegt.

Ein Grundgeſetz der Mechanik, das Beharrungsgeſetz, lautet: Jeder Körper läuft geradlinig mit der Geſchwindigkeit, die er einmal hat, weiter, ſolange keine Kräfte auf ihn wirken. Dieſer Ausſpruch enthält aber mehr als ein Erfahrungsgeſetz, er enthält zugleich eine gewiſſe Beſtimmung über das, was man im Raume als ruhend zu betrachten hat. Da wir ja nur relative Bewegungen erkennen können, ſo können wir an ſich einem einzelnen Körper, auch wenn keine Kräfte auf ihn wirken, eine ganz beliebige Bewegung zuſchreiben. Das Beharrungsgeſetz befiehlt: Nimm irgend einen (oder genauer, um auch Drehungen kenntlich zu machen, drei in unveränderten Abſtänden bleibende) Körper, auf die keine Kräfte wirken, und ſchreibe dieſen Körpern eine geradlinige Bahn und eine gleichförmige Geſchwindigkeit zu. Dann wird dasſelbe auch für jeden anderen Körper gelten, auf den keine Kräfte wirken. Das Beharrungsſyſtem hat ſo unzählige wichtige Anwendungen im Nächſten und Fernſten, daſs man gewiſs gut thut, diejenigen willkürlichen Annahmen zu machen, die ihm ſeine einfachſte und allein natürliche Form verleihen.

Sehen wir alſo zu, welche Vorſtellungen ſich die Aſtronomie auf Grund dieſer implicite im Beharrungsgeſetz enthaltenen Feſtſetzung über die Himmelsbewegungen zu bilden hat.

In einem aus vielen ſich gegenſeitig anziehenden Körpern zuſammengeſetzten Syſtem wird natürlich im allgemeinen kein einzelner Körper mehr eine gerade Linie beſchreiben, aber wenn ein ſolches Syſtem abgetrennt und jeder Kraftwirkung von äußeren fremden Körpern entzogen iſt, wird, wie eine einfache Folgerung aus dem Beharrungsgeſetz lehrt, immer noch ſein Schwerpunkt eine gerade Linie beſchreiben. Wenn man alle Körper der Welt zu einem Syſteme zuſammenfaſst, ſo iſt dies gewiſs ohne äußere Einwirkung, weil nichts mehr außer ihm iſt, es muſs alſo ſein Schwerpunkt geradlinig fortſchreiten. Man erinnere ſich nun ferner der mechaniſchen Erfahrung, daſs man in der Eiſenbahn bei ſchnellſter Fahrt jede Hantierung ebenſo wie in der Ruhe vornehmen kann, ſolange ſich nicht das Tempo ändert oder Curven beſchrieben werden. Auch dies iſt ein Specialfall einer allgemeinen Folgerung aus dem Beharrungsgeſetz, welche dahin ausgeſprochen werden kann: Die inneren Vorgänge in einem iſolierten Körperſyſtem ſind genau die gleichen, ob nun ſein Schwerpunkt ruht oder ſich mit irgend einer gleichförmigen Geſchwindigkeit geradlinig fortbewegt. Für die inneren Vorgänge im Sternſyſtem iſt es mithin ebenſo gleichgiltig, ob ſein Schwerpunkt ruht oder ſich gleichförmig bewegt. Da aber alles, was wir überhaupt erfahren können, innere Vorgänge im Sternſyſteme ſind, ſo iſt es vernünftig, den Schwerpunkt aller Maſſen der Welt, des ganzen Sternſyſtems, als idealen Ruhepunkt feſtzuſetzen.

Freilich wird es mit der praktiſchen Befolgung dieſer Feſtſetzung ſchlimm ſtehen, wenn, was ja plauſibel iſt, unendlich viele Körper mit endlicher Maſſe im Weltraum vorhanden ſind, die wir dann niemals alle zu kennen hoffen können. Als eine Annäherung an die Definition dieſes idealen Ruhepunktes iſt jedoch der Schwerpunkt irgend eines möglichſt großen Maſſencomplexes anzuſehen, vor allem, wenn dieſer [illegible] abgetrennt und weit entfernt von anderen ſolchen Complexen iſt und nicht [illegible] Kraftwirkung von ihnen erfahren wird. Es iſt wahrſcheinlich, daſs die Millionen Sterne, die man in [illegible] einen beſonderen Complex bilden, welchem man den Namen „[illegible]" beigelegt hat. [illegible] in Wahrheit ein ungeheurer [illegible], welcher [illegible] dieſes Syſtems [illegible]. Was man von helleren [illegible] zu [illegible] zu bilden. [illegible] ſind dieſem

Digitized by Google

unſerem Milchſtraßenring in unfaſsbar weiten Räumen andere Exemplare ähnlicher Art coordiniert, vielleicht aber iſt er der einzige ſeiner Art, und außer ihm exiſtieren nur chaotiſche Nebelmaſſen.

Der Schwerpunkt des Milchſtraßenſyſtems wäre zunächſt als Ruhepunkt zu betrachten. Man wird über ſeine Lage Genaueres wiſſen, wenn die großen obenerwähnten Unternehmungen vollendet und geſichtet ſein werden. Doch das fällt in die nächſte Epoche der Aſtronomie; vorerſt begnügt man ſich mit einem ziemlich armſeligen Behelf. Man kennt bis jetzt nur die Eigenbewegungen von einigen tauſend Sternen und nimmt einſtweilen den Schwerpunkt dieſer Sterne als ruhend an. Wie die Rechnung lehrt, hat man dann der Sonne eine Geſchwindigkeit von etwa zwölf Kilometern in der Secunde zuzuſchreiben, eine Geſchwindigkeit von ähnlicher Größe, wie ſie die Planeten in ihren Bahnen um die Sonne haben.

Nun handelt es ſich noch um die Feſtlegung gewiſſer Richtungen, gegen die die Drehungen eines jeden Körpers zu zählen ſind. Vom Milchſtraßenring iſt nach Analogie mit allen bekannten Himmelsbewegungen zu vermuthen, daſs er eine Rotation irgend welcher Art beſitzt; er kann alſo ſelbſt nicht von vornherein zu dieſem Zweck benützt werden. Hier treten jedoch wieder neue Folgen aus dem Beharrungsgeſetz helfend ein.

Bekannt iſt der Foucault'ſche Pendelverſuch. Hängt man an einem Faden eine ſchwere Kugel auf und verſetzt dieſes Pendel von Oſt nach Weſt in Schwingung, ſo bemerkt man im Laufe einiger Stunden, wie ſich die Schwingungsrichtung dreht, allmählich in die Nord-Südrichtung rückt und, wenn das Pendel nur lang genug ſchwingt, ſchließlich in mehr als einem Tage einen ganzen Umlauf vollendet. Dieſer höchſt merkwürdige Vorgang wird gewöhnlich als der beſte Beweis für die Rotation der Erde betrachtet. Denn man findet theoretiſch unter der Annahme des Beharrungsgeſetzes, der 24ſtündigen Rotation und der Anziehungskraft der Erde eben den Betrag der Drehung der Schwingungsrichtung, wie ihn die Beobachtungen zeigen, während bei ruhender Erde gar keine Drehung erfolgen müſste. Genau genommen iſt jedoch der Foucault'ſche Pendelverſuch nur ein Beweis dafür, daſs eine Rotation der Erde anzunehmen iſt, ſobald man von den im Beharrungsgeſetz implicite enthaltenen Feſtſetzungen über das, worauf man die Bewegungen zu beziehen habe, Gebrauch machen will. Man könnte nun durch möglichſt genaue Beobachtung der Pendeldrehung umgekehrt berechnen, eine wie ſchnelle Rotation man der Erde nach dem Beharrungsgeſetz beizulegen hat, und hätte dann eine Richtung, gegen die ſich die Erde mit der ſo gefundenen Schnelligkeit drehte, als feſt zu bezeichnen.

Da die irdiſchen Pendel durch Luftwiderſtand und Reibung zu vielen Störungen ausgeſetzt ſind, benützt man in ähnlicher Abſicht die größeren Pendelverſuche, welche uns die Natur ſelbſt vorführt. Man kann ein Pendel durch einen ſchrägen Stoß, wie bei einem bekannten Kegelſpiel, zum Beſchreiben einer länglich-elliptiſchen Curve veranlaſſen. Pendelkugeln verwandter Art ſind die Planeten. Die Planeten beſchreiben bekanntlich geſtreckte Curven, Ellipſen, um die Sonne. Den Punkt ſeiner Bahn, wo ein Planet am weiteſten von der Sonne iſt, nennt man ſein Aphel. Aus dem Beharrungsgeſetz und dem Newton'ſchen Gravitationsgeſetz folgt, daſs für einen iſolierten Planeten, der um die Sonne kreiſt, die Richtung nach dem Aphel im Raume feſt iſt. Allerdings ſind in Wirklichkeit die Planeten nicht iſoliert, ſondern in größerer Zahl vorhanden, doch erlaubt das Newton'ſche Geſetz die kleinen Abweichungen von der elliptiſchen Bahn und die kleinen Drehungen, welche die Richtung nach dem Aphel infolge der ſtörenden Einwirkungen der anderen Planeten erleidet, zu berechnen, man wird alſo nach Abzug dieſer Störungen von den beobachteten Aphelrichtungen eine im Raume feſte Richtung erhalten.

Führt man dieſes Verfahren mit der Genauigkeit, die vor 50 Jahren möglich war, aus, ſo erſcheint alles in ſchönſter Uebereinſtimmung. Die Richtungen, die ſich aus der Theorie der verſchiedenen Planeten als feſt ergeben ſollen, erſcheinen auch feſt gegeneinander, und zudem zeigt ſich, daſs der Durchſchnitt aus jenen paar Tauſend Sternen, deren Eigenbewegung man kennt, innerhalb dieſer Genauigkeitsgrenzen keine Rotation gegen dieſe Richtungen aufweiſt. Auch der ganze Milchſtraßenring kann hiernach nur eine äußerſt langſame Rotation beſitzen. Gegenwärtig aber liegt die Sache anders. Bei der Genauigkeit, die Theorie und Beobachtung jetzt erreicht haben, findet man, daſs die Richtungen, die man aus den Aphelen der verſchiedenen Planeten ableitet und als feſt vermuthen ſollte, minimale, aber doch deutlich bemerkbare Verſchiebungen gegeneinander ausführen, alſo unmöglich alle als feſt betrachtet werden können. Unſer Zeitmaß hängt davon ab, welche Richtungen man als feſt betrachtet. Denn wir definieren einen Tag als die Zeit, innerhalb deren ſich die Erde einmal um ihre Axe dreht, und müſſen natürlich eine im Raume feſte Richtung haben, um beurtheilen zu können, wann die Erde eine Rotation vollendet hat. Zwei Uhren, von denen ſich die eine nach der durch das Jupiteraphel, die andere nach der durch das Merkuraphel feſtgelegten Richtung richtete, würden, wenn ſie am Anfange eines Jahrhunderts übereinſtimmten, am Ende deſſelben um drei Secunden verſchieden ſtehen. Man weiß nicht recht, wie man die Differenz erklären ſoll. Möglich, daſs auch bei dieſen himmliſchen Pendeln die Reibung eine Rolle ſpielt, da ſie ja nicht durch einen abſolut leeren Raum ſchwingen. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daſs das Newton'ſche Geſetz die Anziehungskräfte der Sonne und der Planeten nicht völlig richtig wiedergibt. Wie indeſſen eine Correctur des Newton'ſchen Geſetzes genauer zu lauten hätte, darüber fehlen noch genügende Anhaltspunkte, und ſo muſs man darauf verzichten, aus den Planetenbewegungen mit Hilfe mechaniſcher Sätze feſte Richtungen noch exacter angeben zu wollen, man zieht es gegenwärtig vor, jenes andere Ergebnis, das ſich aus dieſen Betrachtungen als einigermaßen richtig erwies, feſtzuhalten und jene paar Tauſend Sterne als im Mittel ohne Rotation zu betrachten. Das iſt die vorläufige Feſtſetzung, zu der man ſich auf einem Umwege auch in Bezug auf die Definition von Drehungen in der Welt entſchließen muſs.

Schließlich ſoll noch eine Willkürlichkeit hervorgehoben werden, mit der jede Definition von ruhenden Punkten und Richtungen durch mechaniſche Sätze behaftet iſt. Auf das Beharrungsgeſetz kann man nur eine Folgerung aufbauen, wenn man alle Kräfte kennt, die in einem gegebenen Falle wirken, oder weiß, daſs keine Kräfte vorhanden ſind. Nun könnten immer Kräfte in unſerer Umgebung wirken, die uns ſammt allen Nachbargeſtirnen beliebig in der Welt herumſchleuderten, ohne doch auf die gegenſeitige Lage aller dieſer Körper einen Einfluſs auszuüben. Solche Kräfte müſsten natürlich unſerer Erfahrung ganz entgehen, und deshalb gebietet das Nützlichkeitsprincip, das uns allein leitet, uns durch den Gedanken an eine ſolche Möglichkeit nicht in der Benützung der auf das Beharrungsgeſetz fußenden Theoreme irre machen zu laſſen.

Man empfindet eine gewiſſe Beklemmung, wenn man ſich das Vorläufige, Vermittelnde, Unentſchloſſene der gegenwärtigen Wiſſenſchaft in einem für die anſchauliche Vorſtellung von der Welt ſo wichtigen Punkte vor Augen führt, wie es die Feſtſetzung des Ruhenden im Weltall iſt. Doch das iſt ein Charakteriſticum unſerer ganzen Zeit. Die ſtolze Epoche der Naturforſchung iſt vorüber, wo ſie glaubte, abſolute Geſetze gefunden zu haben und der Philoſophie eine reale Baſis geben zu können. Aehnliche Relativitäten, wie bei den Bewegungen, exiſtieren überall, und mit jeder Erweiterung der Erfahrung treten Unbeſtimmtheiten in den bisher gebrauchten Definitionen ein. Ein tiefgehender Skepticismus iſt Mode geworden, denn man fragt ſich: Was können ſelbſt die Fundamente der exacten Naturforſchung, die man mit dem ehrwürdigen Namen von „Naturgeſetzen“ belegt, anderes ſein, als möglichſt praktiſche Zuſammenfaſſungen des für den Menſchen Wichtigſten aus einem begrenzten Erfahrungsgebiete?

Dr. K. Schwarzſchild.

Londoner Brief.

Die Londoner Saiſon 1897 ſteht unter dem Zeichen der Feier der diamantenen Hochzeit des britiſchen Volkes mit ſeiner glorreichen Königin. Alles bereitet ſich auf die großen Dinge vor, die da kommen ſollen. Bei ſolchen Gelegenheiten laſtet auf den Theaterunternehmern eine beſondere Verpflichtung, ihr beſtes zu leiſten, und ſie ſind ſtets auch die erſten, die mit ihren Beiträgen zum großen Feſte erſcheinen.

Sir Henry Irving, der von dem Kunſtgeſchmack ſeiner Verehrer keine hohe Meinung zu haben ſcheint — von einer finanziellen Speculation kann ja wohl nicht die Rede ſein, oder doch? — thut, wie gewöhnlich, ein Uebriges für die engliſche Literatur und producirt ſich am Lyceum in „Madame Sans Gêne“. Ueber derartige Unternehmungen zu referieren, iſt nicht anders als im Jargon des Börſeberichterſtatters möglich. Herr Beerbohm Tree eröffnet gegen Ende dieſes Monats ſein neues Theater in Haymarket und geſpannte Erwartungen knüpfen ſich an ihn.

Das große Ereignis aber iſt Arthur Pineros „Original-Komödie“ „The Princess and the Butterfly or: The Phantastics“, von Mr. George Alexander am St. James Theater, der Stätte, wo „The Second Mrs. Tanqueray“ ihre unzähligen Triumphe gefeiert hat, in Scene geſetzt.

Am Morgen nach der Première ſaß ich mit dem [illegible] Graham Wallace und mit William Archer im Schreibzimmer des Letzteren beim Frühſtück. Ueber den Erfolg des vergangenen Abends befragt, erklärte Mr. Archer ganz enthuſiaſtiſch, daſs er ſich von dem jüngſten Werk Pineros eine Wiedergeburt des engliſchen Theaters verſpreche. Es iſt nicht zum erſtenmale, daſs man ſolches von einem Stück Pineros behauptet und — vergebens erwartet hat, und gerade darum gewinnt dieſe Aeußerung aus dem Munde eines ſo hervorragenden Kritikers beſonders an Bedeutung. Sollte die Originalkomödie wirklich den Beginn einer neuen Literaturperiode bezeichnen? ...

Prinzeſſin Pannonia hatte als junges Mädchen eine ſogenannte gute Partie mit dem greiſen Fürſten [illegible] gemacht und zwanzig Jahre [illegible] Zeit in Ungarn gelebt, bis ſie Witwe geworden. [illegible] in der erſten Scene [illegible] von [illegible] Perſonen, in dieſem Falle Freundinnen der Prinzeſſin, die [illegible] Geburtstag [illegible] in [illegible] und deren Anſichten über das Altwerden [illegible] [illegible] die [illegible] Hampſtead [illegible] und die [illegible] anderen Leute, während Mrs. [illegible]

Digitized by Google

der Frau in drei Perioden eintheilt: die erſte, in der ſie freiwillig dargebrachte Huldigungen empfängt, die zweite, in der ſie dieſe Huldigungen fordert, und die dritte, wo auch das Fordern nichts mehr nützt. Das Geſprächsthema iſt offenbar unerſchöpflich, und man beginnt auf die Uhr zu ſehen. Zwei Männer treten in den Freundeskreis der Prinzeſſin: der ernſte düſtere Oriel (28), ein jüngerer Politiker, der niemals jung geweſen und Sir George Lamorant (45), der angenehme, liebenswürdige, heitere, philoſophierende Schmetterling, deſſen verſtorbener Bruder einſt die Prinzeſſin geliebt hatte. Lamorant bittet ſie um ihren Schutz für ein junges Mädchen, Fay Zuliani (18), die uneheliche Tochter jenes Bruders. Die den Namen beigefügten Zahlen bedeuten das Alter der Perſonen. Dasſelbe iſt auf dem Theaterzettel nicht verzeichnet, wird aber im Stück des öfteren erwähnt und ſcheint dem Autor für den von ihm zu führenden Beweis von Wichtigkeit zu ſein. Die Kritik hat behauptet, daſs dieſer erſte Act ganz unnöthig ſei. Aber Pinero verſteht das beſſer. Wenn man bedenkt, wie dankbar die Bourgeoisdamen von Bayswater und Kenſington Herrn Pinero dafür ſind, daſs er es ihnen ermöglicht, beim Lever einer Prinzeſſin gegenwärtig ſein zu dürfen, dann wird man begreifen, daſs der Autor auf dieſe Attraction nicht verzichten konnte. Während der Toilette der Prinzeſſin bekommt das Publicum einen ſchönen nackten Arm der reizenden Miſs Julia Neilſon zu ſehen. Dieſe Scene wird hoffentlich dazu beitragen, das Intereſſe der Londoner Jeunesse dorée für die engliſche Literatur zu wecken.

Der zweite Act ſpielt in einem Rauchzimmer des vornehmen Grosvenor Place im Hauſe des gutmüthigen Ronald St. Roche. Unter großem Aufwand erſchöpfender Details wird wieder ein Stück der zeitgenöſſiſchen Geſellſchaft vorgeführt, diesmals vorwiegend aus Herren beſtehend, das Milieu der „alten Junggeſellen". Geſprächsthema: das Altwerden. Die Hausfrau kommt aus dem Theater, von zahlreichen Gäſten begleitet. Da iſt auch Fay Zuliani, ein reizendes Kind; ſie gebraucht Dialectworte und benimmt ſich zu ihrem eigenen komiſchen Bedauern „'ardly ladylike". Ein franzöſiſcher Attaché hat eine Mrs. Ward im Hauſe eingeführt, eine ganz unmögliche Dame. Lamorant, der ſich an eine gewiſſe nächtliche Begebenheit in Sackville-Street erinnert, ſieht zu ſeinem Bedauern, daſs Fay ſich ihr anſchließt. Er ſpricht mit dem Hausherrn, der ſich ebenfalls „erinnert", und Demailly, der Attaché, muſs Rede ſtehen. Er erklärt Mrs. Ward als ſeine Braut und ſchleudert, während St. Roche die Dame hinausbegleitet, Lamorant Waſſer aus einem Glaſe ins Geſicht. In der guten Geſellſchaft iſt das ſonſt nicht gebräuchlich und Herr Pinero, auf den ſein Publicum als Sachverſtändigen in Fragen der edlen Sitte ſchwört, ſollte eigentlich nicht ſo unvorſichtig mit ſeinen melodramatiſchen Effecten umgehen.

Einige Wochen ſpäter finden wir alle Mitglieder dieſes Kreiſes und noch mehrere andere Perſonen als Gäſte im Pariſer Hotel der Prinzeſſin in den Champs Elyſées wieder. Es iſt große Soirée mit Zigeunermuſik und ſchwarzlivrierten Bedienten, die franzöſiſch ſprechen, aber ſchlecht. Bayswater fühlt ſich durch dieſe Vorausſetzung ſeiner linguiſtiſchen Fähigkeiten ſehr geſchmeichelt. Die Toiletten ſind mit wenigen Ausnahmen entſchieden geſchmacklos, aber das engliſche Publicum weiß das nicht.

Nachdem alle fort ſind, kommt Oriel. Er liebt Prinzeſſin Pannonia mit der ganzen Glut ſeiner Jugend und trotzdem ſie ſich des Altersunterſchiedes vollkommen bewuſst iſt, erwidert ſie dieſe Liebe; doch ſie glaubt vernünftig ſein zu müſſen und entläſst ihn. Dann erſcheint Lamorant. Er hat unterdeſſen den Attaché auf der Straße geprügelt und eine Forderung desſelben angenommen, die morgen ausgetragen werden ſoll. Das ſcheint ihn aber nicht im geringſten aufzuregen. Kühl bis ans Herz hinan, macht er der Prinzeſſin einen correcten Heiratsantrag. Dieſe Vernunftwerbung iſt die beſte Scene der ganzen Komödie. Er ſoll, verlangt die Prinzeſſin lachend, dreimal hintereinander „I love you" ſagen. Herr Alexander, der den Lamorant ſpielt, gibt das vortrefflich. Die Prinzeſſin nimmt aus Furcht vor ihrer eigenen Leidenſchaft für Oriel den Antrag Lamorants an, bedingt ſich aber einen Monat Gnadenfriſt aus. Dann kommt wieder Oriel, natürlich mit einer dramatiſch ungenügenden Entſchuldigung. Solche techniſche Unbeholfenheiten weiſen nicht einmal die Erſtlingsverſuche deutſcher Gymnaſiaſten auf. Oriel weint und tremoliert zu den Füßen der Prinzeſſin, denn ſie geſteht ihm ihre Liebe: einen Monat will ſie ihm gehören. Schluſsſcene: die Lichter werden ausgelöſcht und Fay ſchleicht ſich hinaus, um heimlich einen Maskenball zu beſuchen.

Sie wird, als ſie vom Balle zurückkommt, auf der Treppe von einem Bedienten geſehen, unerkannt verfolgt und flüchtet in den Salon Lamorants. Sir George iſt noch wach; er ſchreibt einen Brief an die Prinzeſſin, [illegible] daſs er vom Duell nicht mehr zurückkehren [illegible] [illegible]

Die Morgenhelle ſteigt mahnend herauf und ihre Lippen verkünden einander — lautlos — das Geſtändnis gegenſeitiger Liebe.

Der fünfte Act ſpielt in einem Obſtgarten bei Fontenay-sous-Bois in der Nähe von Paris. Ein Monat iſt vergangen, ſeit Lamorant, von Demailly im Duell verwundet, hierher gebracht worden war. Unter der Pflege Fays hat er einunddreißig glückliche Tage verlebt. Doch er glaubt ſich an Prinzeſſin Pannonia gebunden und bereitet Fay auf die nothwendige Trennung vor. Auch die Prinzeſſin, die in der Liebe zu Oriel ihr ganzes Glück gefunden, will ihr Sir George gegebenes Wort nicht brechen und kommt heute, um dasſelbe einzulöſen. Aber ſie beichten einander, was ihre Herzen erfüllt, und geben ſich gegenſeitig frei. Von ferne hört man die Klänge eines Soldatenliedes immer lauter herübertönen: „Die Liebe iſt ewig jung!"

Ich glaube Herrn Pinero gerne; nicht gerade deswegen, weil er ſich die Prämiſſen für ſeinen logiſchen Schluſs ſo bequem eingerichtet hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs der alte Schmetterling beſſer zu Fay Zuliani paſst, als der junge Oriel, den ſich Pinero als ernſten, düſteren Denker zurechtgelegt hat, um jeden Einwand von vornherein zurückweiſen zu können; und ebenſo paſst dieſer beſſer zur ſchönen Witwe.

In der Liebe darf auch die Proportion 45 : 18 = 28 : 40 als richtig gelten. Gewiſs, die Menſchen ſind nicht immer ſo alt, als der Geburtsſchein beſagt, die Gefühle nicht durch Jahresdaten gehindert und die größte Anzahl der unglücklichen Ehen bei Vorhandenſein eines Altersunterſchiedes nicht gerade aufs Conto der letzteren zu ſchreiben. Selbſt wenn das eines Beweiſes bedurft hätte, ſo wäre der von Pinero geführte keineswegs als ein ſchlagender zu bezeichnen.

Die Leute hingegen, welche Unglück prophezeien „in 20 Jahren, wenn Sie 60 und Er 48 ſein wird", mögen gefälligſt zuerſt erweiſen, daſs die Liebe gleichaltriger Perſonen länger als 20 Jahre dauert.

Pinero iſt bei den Franzoſen in die Schule gegangen, aber er hat dort nicht viel gelernt. Manches iſt hängen geblieben und damit ſind nicht bloß die zahlreichen Anklänge an Sardou, Pailleron u. a. gemeint. Was ſich in ſeinem Stücke an melodramatiſchen Reminiscenzen findet, das ſoll ihm, dem Engländer, hier nicht zum Vorwurf gemacht werden. Er iſt kein Schüler Ibſens, obgleich er ſich dem Einfluſs Ibſens ebenſowenig zu entziehen vermochte, als der moderne Theaterbeſucher es vermag, der, ſelbſt wenn er ſich mit der Geberde des Abſcheus von den nordiſchen Dramen abwendet, dennoch unbewuſst von der neuen Kunſt gerade ſoviel in ſich aufgenommen hat, um an den abſurden und gekünſtelten Dingen, die früher ſeinen Beifall erregt hatten, keinen Geſchmack mehr zu finden.

Dort wo Pinero gegen herrſchende Vorurtheile anzukämpfen vorgibt — er ſelbſt ſteckt noch tief in ſolchen — erinnert er nur an Dumas, nicht an den nordiſchen Meiſter.

Seine Perſonen aber ſind lebende Geſtalten, wirkliche Charakterfiguren, ich möchte ſagen: Individualitäten. Vergleicht man dieſe Menſchen mit dem, was Pineros engliſche Vorgänger und Zeitgenoſſen — Arthur Henry Jones ausgenommen — auf die Bühne geſtellt haben, dann bedeutet ſein jüngſtes Werk einen großen Vorſprung, vielleicht ſogar den erſten Schritt auf dem verlorenen Pfade, der nicht eben direct zur Wiedergeburt des engliſchen Theaters, wohl aber zu einer echten Kunſt führt. Nur in dieſem Sinne kann die erwähnte Aeußerung William Archers gelten und nur in dieſem Sinne darf ſie aufgefaſst werden.

Wenn auch Pinero bereits ſoweit gelangt iſt, ſeine Perſonen ſo vorzuführen, wie ſie ſich ſelbſt geben, ſo hat er doch noch nicht gelernt, ſie ſo darzuſtellen, wie ſie wirklich ſind; und darin übertrifft ihn Henry Arthur Jones.

Auch er hat ein neues Stück geſchrieben: „The Physician", das am Criterion gegeben wird. Jedoch den Verfaſſer nach dieſem Stücke zu beurtheilen, hieße ihm unrecht thun.

Vor mir liegen die Projecte zweier Theaterunternehmungen; beide kämpfen — daſs es doch immer ein Kampf ſein muſs — unter der Fahne Ibſens.

Ibſen in England! Wer ſich über die Aufnahme der Werke Ibſens in England gründlich informieren will, der leſe G. B. Shaws geiſtreiches Buch: The Quintessence of Ibsenism. (1891).

Im Jahre 1880 erſchien der Name des großen Norwegers zum erſtenmale auf einem engliſchen Theaterzettel. Es war das einzigemal, daſs ein Theaterunternehmer der älteren Generation, Mr. W. R. Vernon, es wagte, ein Stück Ibſens — „Die Stützen der Geſellſchaft" — auf die Bühne zu bringen. Zwar hat viel ſpäter auch Mr. Thorne als erſter Leiter des Vaudevill. Theaters „Hedda Gabler" in ſein Repertoire aufgenommen, aber erſt, nachdem Miſs Robins und Miſs Marion Lea zehn Probevorſtellungen auf ihr eigenes Riſico gegeben hatten. Mr. Charrington und ſeine ſchöne Gemahlin Miſs Janet Achurch, die lange Zeit vorher (1889) ihr Vermögen und ihre künſtleriſche Reputation aufs Spiel ſetzten, als ſie daran giengen, „Nora" aufzuführen, muſsten zu dieſem Zwecke ein Theater pachten und ſelbſt die Leitung übernehmen. Die Aufführung von „Rosmersholm" war ein Experiment der Miſs Farr, welche [illegible] ein Ex[illegible] unter [illegible] Umſtänden, indem die [illegible]

Digitized by Google

directoren den Mitgliedern ihrer Geſellſchaften nicht erlaubten, mitzuwirken.

Als ein charakteriſtiſches Zeichen ſei erwähnt, daſs die genannten Schauſpielerinnen — es wären noch die Namen der Miſs Geneviève Ward (Lona Heſſel) und der Mrs. Theod. Wright (der erſten Frau Alving) hinzuzufügen — welche bis zu dieſem Jahre in England Ibſen'ſche Frauengeſtalten auf der Bühne verkörperten, ein Product jener modernen Bewegung ſind, deren Ziel die höhere Erziehung der Frauen bildet; literariſch gebildete Damen, die, von vorgeſchrittenen Ideen durchdrungen, aus reiner Liebe zur Kunſt zum Theater giengen und aus einer Claſſe kamen, die der Bühnenwelt ſehr ferne ſteht, im Gegenſatz zu der älteren Generation der ſentimentalen Schauſpielerinnen, die in ihren Beruf hineingeboren und nach der alten Methode geſchult wurden.

Das Bedürfnis nach einem Theater mit wirklich künſtleriſchem Programm machte ſich immer dringender geltend. William Archer wandte ſich mit einem Artikel in der „Fortnightly Review“ an die private Freigebigkeit um Beiträge für ein Nationaltheater; und kurze Zeit nachher trat Mr. Grein, ein junger Holländer, mit einem ähnlichen Projecte hervor. Aber die private Freigebigkeit ließ vergeblich auf ſich warten und Mr. Grein mietete einen öffentlichen Saal in Tottenham Court Road, um mit kaum zulänglichen Mitteln einen kühnen Anfang zu machen, indem er eine Aufführung der „Geſpenſter“ ankündigte zur Inauguration des nach dem Vorbilde des Théâtre Libre gegründeten Independent Theatre.

Der Erfolg war der, daſs er, durch Geld und die Mitwirkung uneigennütziger Künſtler genügend unterſtützt, die Vorſtellung im Royalty Theatre geben konnte. Die ganze darauffolgende Woche theilte er ſich mit Ibſen in die Auszeichnung, öffentlich in einer Weiſe beſchimpft zu werden, die ihn davon überzeugen muſste, daſs ſein Verſuch nicht unbemerkt geblieben war.

Unterdeſſen hat das engliſche Publicum die größten Meiſterwerke des Norwegers gelegentlich kennen gelernt, und nun ſoll, wie die beiden erwähnten Proſpecte verſprechen, auch in dieſer Saiſon wieder Ibſen gegeben werden.

Der eine derſelben enthält das Programm des New Century Theatre. Die Namen, welche die Comitéliſte aufweiſt, ſind eine Bürgſchaft dafür, daſs das neue Theater intellectuellen Wert haben und literariſche Zwecke verfolgen wird. Da iſt vor allem William Archer, als Kritiker weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus bekannt. Er hat ſeinen Leſern die Werke Ibſens vermittelt und ſie gelehrt, ihn zu verſtehen. Es iſt noch nicht lange her, daſs er von dem königlichen Theatercenſor vor einer parlamentariſchen Commiſſion angeklagt wurde, er habe in ſeinen Artikeln Ibſen angeprieſen, um durch ſeine Ueberſetzungen der Werke desſelben Geld zu machen. Man glaubt ſich in die Zeiten der puritaniſchen Revolution verſetzt. Dann finden wir den Namen Mr. Maſſingham, Redacteur des „Daily Chronicle“ und Verehrer Richard Wagners, Mr. Sutro, einen freigebigen Kunſtmäcen, und last not least Miſs Robins. Es iſt dieſelbe Geſellſchaft, welche im vergangenen Winter mit „Klein Eyolf“ und Echegarays „Mariana“ in die Oeffentlichkeit trat. Miſs Robins erwies ſich in der Rolle der Schweſter Almers wieder als geiſtvolle Interpretin Ibſens und errang in dem ſpaniſchen Trauerſpiel für ihre ſchauſpieleriſchen Leiſtungen den ungetheilten Beifall der Kritik, auch derjenigen, welche die Wahl des Stückes tadelte. „The New Century Theatre“ will dem Publicum „Joh. Gabriel Borkmann“, „Admiral Guinea“ von Stevenſon und Henley und Theile aus „Peer Gynt“ vorführen.

Das andere Unternehmen iſt das alte Independent Theatre unter der Leitung von Miſs Dorothy Leighton und Mr. Charrington, der, eingedenk der einſt errungenen künſtleriſchen Erfolge an ſeinen Ideen von der wahren Kunſt und an der Hoffnung auf einen Aufſchwung der dramatiſchen Literatur in England feſthält: ein idealiſtiſcher Herold Ibſens. Auf dem diesjährigen Programme ſtehen „Die Frau vom Meere“, „Die Wildente“ und „Ein Puppenheim“. Auch eine Privatvorſtellung vor geladenen Gäſten ſtellt das Unternehmen in Ausſicht, denn die öffentliche Aufführung von Ibſens „Geſpenſter“ iſt in England — behördlich verboten.

London. Dr. G. J. Gollmann.

Die Gattin Gottfried Kellers.

Ein Scherflein zur Keller-Forſchung.

Keller-Kenner und Keller-Forſcher — er pflegte ſie ſeine Todtengräber zu nennen — werden beim Anblicke dieſer Ueberſchrift indigniert ausrufen: Unſinn! Er hatte ja keine.

Ja, gehabt hat er keine. Das iſt literaturhiſtoriſch er- und bewieſen. Aber das dürfte das Intereſſe an der Durchforſchung dieſes Themas nicht vermindern. Denn eine Gattin — eine Gottfried Keller-Gattin — hat er verſchiedenemale haben mögen. Wir wiſſen von drei ſolchen Anläufen, und in dem letzterſchienenen dritten Bande von „Gottfried Kellers Leben, Briefen und Tagebüchern“, die Jakob Bächtold im Verlage von Wilh. Hertz, Berlin, herausgab, erfahren wir, daſs er noch gegen ſeinen Lebensabend hin der Löſung dieſes Problemes, zu einer Gattin zu gelangen, ſein wiederholtes Intereſſe zugewandt, ohne daſs es ihm geglückt wäre.

An die drei Anläufe haben wir uns zu halten; und ſie ſind auch ſchon ganz ergiebig. Nicht nur, daſs wir in den Gegenſtänden derſelben — Louiſe Rieter aus Winterthur, Johanna Kapp aus Heidelberg und einer noch lebenden, ungenannten Rheinländerin, die zum Kreiſe der Familie Duncker in Berlin gehörte — die Urtypen von mehreren der ausdrucksvollſten Frauengeſtalten in Kellers Dichtungen deutlich wahrnehmen können, wir können auch an ihnen wahrnehmen, was für eine Gattung Eva Keller als für ſich zur Ehefrau am geeignetſten erachtete.

Und da machen wir gleich eine von den Entdeckungen, zu denen dieſer alte Aufrechte uns immerfort Gelegenheit gibt — ſobald wir nur ſelbſt von der Sorte ſind, die was entdecken kann — wir machen nämlich die Entdeckung, daſs Keller in ſeinem Heiratsalter moderner war, als unſere jetzigen Modernen.

Ich weiß kein intereſſanteres pſychologiſches Experiment, als den Dichter an ſeiner Gattin zu ſtudieren. Es kommt ſelten vor, daſs man bei dieſem Studium von der Bedeutung ſeiner Perſönlichkeit überwältigt wird. Oefter kommt es dabei ſchon vor, daſs man hinter die geheimen Zuſammenhänge ſeiner Dichtung und die Triebfedern ſeiner Inſpiration kommt. Die Dichtersgattin, das iſt eine Species für ſich, und ſie hebt ſich nicht immer vortheilhaft von der gewöhnlichen Frau ab. Manchmal iſt ſie eine ermüdete Lebenskünſtlerin, öfters eine befliſſene Krämersfrau, und ſieht man nach der Bekanntſchaft mit ihr den Gefeierten wieder, ſo glaubt man oft unverſehens auf der Aureole um ſeinen Kopf die Worte zu leſen: Droguerie- und Schnittwarenhandlung von X. X.

Und wenn die Zeit erfüllt iſt und das Neue von ihm abgegangen, dann kommt ſo nach und nach der Droguen- und Schnittwarenhändler auch dem Auge des großen Publicums ſichtbar zum Vorſcheine. Nur in der Zunft der berufenen Kritiker und Forſcher müſſen immer erſt einige Generationen ſich abgelöst haben, ehe dieſe geiſtige Beſchaffenheit eines ehemals Berühmten quellenmäßig feſtgeſtellt wird.

Wen ein Mann heiratet — das iſt kein Zufall, das iſt auch kein Irrthum — es iſt ein pſychologiſches Geſetz. Niemand thut im Leben anderes, als daſs er ſeine eingeborene Natur zum Ausdruck bringt. Wir gerathen nur mit dem in Contact, wofür wir veranlagt ſind, in Contact zu gerathen. Das andere ſehen wir gar nicht. Wir haben gar keine Organe dafür. Wenn einer dumm und ſchlecht, oder wie man ſagt, „unglücklich“ heiratet, ſo iſt es wohl eine Veranlagung, die dabei zum Ausdrucke kommt. Wenn ihn das ſpäter productiv inſpiriert — und mancher ſchöpft den größten Theil ſeiner Inſpiration aus dieſer Quelle — nun, ſo iſt das wieder die Probe auf das Exempel, daſs es eben wirklich eine Veranlagung war, die das Bedürfnis nach geiſtigem und materiellem Umſatz in ſich trug.

Während die jetzige dichteriſche Jugend das Bedürfnis nach frühen, in Vers und Proſa oft beklagten Ehebündniſſen in ſich trägt, blieb Gottfried Keller ſein Leben lang ein Mann auf Freiersfüßen. Weiter kam er nie. Daſs das einen tieferen Grund hatte, als ſeine langjährige Armut, körperliche Kürze und literariſche Unbekanntheit, iſt einleuchtend. Wer von uns hat denn nicht arme, körperlich ſchwach ausgeſtattete und gänzlich unbekannte Dichter ſchon reiche Heiraten machen und die materielle Baſis ihres ſpäteren Anſehens beizeiten begründen ſehen? Das Weib iſt ja gefühlvoll. Und der Dichter appelliert ja an die Gefühle.

So einer war nun freilich Keller nicht. Jemehr ihm dieſen Weg zu beſchreiten gut und nützlich geweſen wäre, deſto ſchärfere Borſten kehrte er nach außen. Kraft des erwähnten pſychologiſchen Geſetzes ließ er ſich in Betreff der Ehehälfte ſo wenig auf Compromiſſe ein, wie in Betreff ſeiner Dichtung. Im Punkte der Dichtung handelte er nach dem Grundſatze: Wenig aber gut! Und im Punkte der Gattin: Ganz oder gar nicht.

Ein ganzes Weib wollte er haben oder gar kein Weib. Er blieb bei gar keinem. Ob das ſeine Schuld war, iſt noch eine offene Frage, die die meiſten — Forſcher und Nichtforſcher — mit einem gedämpften Ja zu beantworten geneigt ſind. Ich bin doch nicht derſelben Meinung. Die Ganzen waren damals wohl ſchon ſo rar wie jetzt, war es doch die Zeit, die die unſere gezeitigt hat. Und Keller hatte doch gethan, was er konnte. Er hatte, ehe er ſein vierzigſtes Jahr erreichte, dreimal gefreit. Wie oft er außerdem verliebt war, das läſst ſich quellenmäßig nicht mehr feſtſtellen.

Aber was er unter einem ganzen Weib verſtand, das war auch mehr als die meiſten modernen Dichter und geiſtigen Detailhändler, zuſammen mit den Gönnern des neuen Weibes, vom Weibe erwarten; ſie ſollte nicht bloß für die Magen- und Intereſſenfrage des Gatten einen offenen und ſich praktiſch bethätigenden Sinn haben, was als ſelbſtverſtändlich gar nicht einmal eigens Erwähnung fand, ſondern ſie ſollte auch eine anziehende Perſon auf eigenen Füßen ſein, den Putz der Zeit mit Geſchick beherrſchen und endlich ſich als ein [illegible], wohlgewachſenes, zudem groß gewachſenes Weib darſtellen, von [illegible] Sinn, zarter, geſund und [illegible].

[illegible] gab's Gottfried nicht.

[illegible] in ſein vierzigſtes Jahr [illegible] land drei deutſche Jungfrauen, die dieſe Eigenſchaften, wenn auch in [illegible]

verſchiedener Gradſtärke zu beſitzen ſchienen. Auch die letzte und nicht geringſte: daſs ſie verliebt waren. Denn mit einem fiſchblütigen Weſen konnte er ſich natürlich nicht einlaſſen.

Er muſste es ihnen deutlich anmerken können: an der Wärme ihres Weſens, an dem Leuchten ihres Blickes, an der Anziehung ihrer Perſon, daſs ſie verliebt waren. Und er gieng auch nicht fehl. Die Wärme, das Leuchten, die Anziehung, — ſie waren da, er hatte ſie richtig empfunden, ſie hatten ſich richtig manifeſtiert, — verliebt waren ſie freilich, alle drei!

Aber nicht in ihn.

Von zweien, der Winterthurerin Louiſe Rieter und der Heidelbergerin Johanna Kapp, erfahren wir nicht nur dies in Bächtolds Ausgabe von Kellers Leben und Briefen, ſondern auch, daſs ſie jener Liebe, die ſie vor ihrer Begegnung mit Gottfried Keller empfunden, lebenslang treu blieben und unvermählt ſtarben, die eine in unzerſtörbarer Heiterkeit des Gemüthes alternd und an ſchwerer Krankheit langſam hinſiechend, die andere, Johanna Kapp, deren Seele Ludwig Feuerbach gehörte, in ſchwerem Kampf mit einem heißen Temperament in Schwermuth und Wahnſinn endend. Die dritte, die Rheinländerin, die er in Berlin, ſeinem „pennſylvaniſchen Zellengefängnis", kennen lernte, ſcheint ihn mehr zu Uebungen in der Kunſt, geliebt zu werden, als Inſtrument benützt zu haben — eine Unterhaltung, der ſich viele geſcheite und dumme, liebenswürdige und unliebenswürdige Mädchen mit gleichem Eifer widmen, weniger aus Intereſſe am Object ihrer Experimente, als „zur Erhaltung der Geläufigkeit."

Aber es ſind doch noch tiefere Gründe als jene drei Körbe vorhanden, weswegen Gottfried Keller zu keiner Gattin kam! Während ich dieſes ſchreibe, ſehe ich vor mir beifällig nickende Geſichter, auf denen zu leſen iſt: „Da haſt du ganz recht, wir kennen dieſe tieferen Gründe. Gehen wir ſtille darüber hinweg. Warum dieſen dunklen Punkt berühren?"

„Dunkler Punkt?" frage ich die Geſichter. „Was für ein dunkler Punkt?"

Die Geſichter ſehen peinlich berührt aus.

„Nun ſeine unglückliche Leidenſchaft für . . ."

„Für Raufen, Huteintreiben, Nachtſpectakel?" frage ich.

„Dieſe Exceſſe waren nur eine Folge von . . . von . . ." Die Geſichter räuſpern ſich. „Von ſeiner Schwachheit für . . . für . . ." unter den Geſichtern kommen Hände hervor, und ſie deuten pantomimiſch die Handlung des Trinkens an.

Ich betrachte die Geſichter mit Erſtaunen. „Daſs er, wie männiglich bekannt, zuweilen einen, oft viele, immer zu viele über den Durſt trank, ja, das war doch keine Urſache, das war doch eine Folge . . ."

„Seiner Eheloſigkeit?" lächeln die Geſichter moquant.

„Auch das", antworte ich. „Schon in der Holberg'ſchen Komödie heißt es: man ſagt wohl, Jeppe trinkt! aber man ſagt nicht, warum Jeppe trinkt?"

Warum Jeppe, alias Gottfried Keller trank, darüber geben nun die drei Bände neuer Kellerforſchung ebenſogut Aufſchluſs, wie warum er unverehelicht blieb — wenn man nur zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht.

Unter allen Freiheitsdichtern war Gottfried Keller der, der an der „Freiheit" und ihren Früchten, d. h. an ſeinem Zeitalter die geringſte Freude hatte, denn er gieng zeitlebens herum und kratzte an allen Vergoldungen, bis ſie herunter waren, und das war raſch geſchehen. Er erfand für das edle Liebespaar Fanny Lewald und Adolf Stahr den Spitznamen „das vierbeinige Zweigeſchlechterthier", er taufte Varnhagen in Haarwagen und gieng nächtlicherweile in Damengeſellſchaft auf Laſſalle unter kränkenden Zurufen mit dem Stuhlbein los. Selbſt auf den trefflichen Hettner ſah er herab als auf eine Profeſſorenſeele, und Ludmilla Aſſing hielt er ſich viele Jahre lang, und zwar faſt ausſchließlich in brieflicher Form, als eine gelindere Art von Hausnärrin, ohne daß die geiſtvolle Schriftſtellerin es merkte. Er ſaß lebenslang zwiſchen zwei Stühlen, ſeiner ſtarren und ſtarken Kleinbürgernatur und dem Bourgeoiſie-Idealismus, dem ſeine ganze geiſtige Bildung und ihre Zeit ... entſtammten. Es war eine Spaltung in ihm, die ihn beſtändig in die Defenſive, in die nothgedrungene Kauſtiſchkeit und Zeilloſigkeit der Lebensführung zwang und ihn als [illegible] Mann lebenslang verhinderte, ſich ein Haus zu gründen und Kinder um ſich aufwachſen zu ſehen, denen er nichts in der Kunſtwelt und wenig in der inneren Welt, woran ſie ſich [illegible] konnten, zu hinterlaſſen gehabt hätte. Er war eben der Kleinbürger in einer Zeit des zur Herrſchaft gelangenden Großbürgerthums, und ſeine beſten Dichtungen ſind [illegible] in die Zeit, da das Kleinbürgerthum noch heil und [illegible] war. — [illegible]

Bildungsſchwunges, und die, welche ihn beſaßen, waren ihm trotz oder wegen desſelben innerlich fremd. Er aber blieb ſich gleich, — immer derſelbe grobe, aufrechte, ſelbſtſichere Kleinbürger Gottfried Keller.

Schlierſee. **Laura Marholm.**

Die Wolter.

(Geſtorben am 14. Juni 1897.)

Es iſt jetzt fünf Jahre her, daſs ich einmal bei der Wolter ſaß, ſie um Fragen ihrer Kunſt verhörend. Das ernſte Zimmer in dem ſtillen und altbürgerlichen Haus auf dem Lobkowitzplatz, das ſie im Winter bewohnte, wird mir unvergeſslich bleiben. Bilder, Büſten, Bronzen, Kränze, Draperien, aber ohne Gedränge, ohne unſere „Bibeloterie", ſondern jedes für ſich und ſo ruhig da, ſo unbeſchreiblich ruhig, wie in einem Tempel; und das Ganze in den großen Glanz eines tiefen, vollen Roth gehüllt, jenes edlen Roth der Venetianer. Dazu ſie ſelbſt in einem engen ſchwarzen Kleid vor mir; eine ſtrenge Statue und doch ſo ſchlicht bei aller Pracht der kaiſerlichen Miene und ihrer hieratiſchen Geberden! Ich war noch in meiner nervöſen Zeit, lüſtern nach der sensation rare, nur dem ſchönen Moment ergeben und die Pauſen zwiſchen Extaſen ohne Sinn und traurig verbringend; aber damals bin ich zum erſten Male inne geworden, was Größe iſt, nun lernte ich die Linie verehren, die das Leben bändigen kann. Sie ſprach vehement, nicht geſcheit über die neuen Anforderungen an die Schauſpielkunſt; von dieſem „Berliner Stil", wie ſie ſagte, wollte ſie nichts wiſſen. „Wo iſt ſie denn," rief ſie böſe aus, „dieſe ‚neue Richtung'? Man ſieht ſie ja nirgends. Sie iſt wie ein Geſpenſt, von dem fürchterliche Geſchichten umgehen, aber wenn man ihm auf den Leib rücken will, iſt es nirgends zu finden und es zeigt ſich, daſs es überhaupt nur in der Einbildung von ein paar unruhigen Köpfen lebt. Man darf ſich bloß nicht ſchrecken laſſen. Mir imponiert man damit gar nicht. Ich werde vor einem ſolchen Geſpenſt, das nirgends exiſtiert, nicht weichen." Und ſo weiter mit Entrüſtung, man mag es im dritten Band meiner „Kritik der Moderne" nachleſen. Aber ich hörte ihre Worte gar nicht an, ich muſste nur immer der Melodie ihrer ſchimmernden Stimme lauſchen und ſie ſchien, wie ich ſie ſo vor mir ſitzen ſah, ſelbſt wie in einen ſchweren Mantel von demſelben venetianiſchen Roth ſüßlich eingehüllt: ein gewaltiger Purpur ſchien auf ihrer ganzen Exiſtenz zu liegen. Niemals habe ich, was Hoheit iſt, mächtiger empfinden dürfen. Damals iſt mir klar geworden, was ihr meine Generation verdankt: in einer ſchlechten, aufs Geringe verlorenen Zeit haben wir von ihr gelernt, daſs es Menſchen gibt, die groß ſind. Freilich wollen wir nicht verſchweigen, daſs uns bei ihrer Bewunderung doch im Herzen kalt geweſen iſt.

Fragen wir nun, was ſie denn für ihre Generation war; denn die Nachlebenden ſind leicht ungerecht. „Sie fiel wie ein Element in das Burgtheater", hat Ludwig Speidel zu ihrem Jubiläum geſchrieben, „von dem man noch nicht wiſſen konnte, ob es Verheerungen oder Segnungen mit ſich führe . . . . . Wie der Salamander im Feuer, ſo lebt ſie in der Leidenſchaft. Das Trauerſpiel iſt ihre Heimat, der Kampf auf Leben und Tod ihr eigentliches Element; da beſitzt ſie wahrhaft aufreizende und hinreißende Geberden, Worte, die wie Blitze einſchlagen und wie Donner rollen und grollen, furchtbare, markerſchütternde Töne". Das ſtimmt mit den Erzählungen unſerer Väter ein, die von ihr immer wie von einem ungeheuren und dämoniſchen Weibe ſprachen und ſchauderten, wenn ſie ſich an ihren entſetzlichen „Schrei" erinnerten. So wäre denn dieſelbe, die für uns zur claſſiſchen geworden war, für ihre Zeit eine wild romantiſche Schauſpielerin geweſen? Iſt das nicht ſeltſam?

Gehen wir noch weiter zurück, bis zur Generation vor ihr. Bei dieſer hat ſie es nicht leicht gehabt; ſelbſt Laube zögerte lange. Ihr Talent konnte man ja nicht leugnen, aber es war eben doch nicht mehr das „alte Burgtheater". Dafür haben wir einen großen Zeugen: Ferdinand Kürnberger. Ihm iſt die Kunſt der Wolter das Ende der Kunſt geweſen. „Grillparzers tragiſche Frauenrollen", hat Kürnberger geſagt, „hatten das Modell der Schröder zur Folie, der ‚großen' Schröder, wie man ſie nannte, die aus Deutſchland kam und nach Deutſchland gieng. Die große Tragödin aus unſerem großen gemeinſamen Mutterlande ſieht man mit ihrem idealen tragiſchen Schritt durch die Dichtungen unſeres mittleren, [illegible] Oeſterreichs ſchreiten. . . . . Nach der großen Schröder kommt die Rettich, ‚unſere' Rettich, denn ſie iſt ſchon ganz die unſrige, hat von Deutſchland nichts als die Eltern, lebt und ſtirbt bei uns, wird unſer Stil, unſere Oeſterreicherin, Wienerin. So ſehr iſt ſie in Wien [illegible] worden iſt: die große Rettich hat man ſie nie genannt, wie man die ‚große Schröder' zu ſagen pflegte. Eher konnte man ſie die ‚elegante' nennen. Keine ſtarke Natur, aber eine edle Natur; nicht ſtrotzend an Gaben, aber begabt mit allem, was einen mäßigen [illegible] gut verwaltet, in ſeinem beſten Lichte zeigt. Aber [illegible] ich nicht damit auch ſchon Halm, an den [illegible] . . . [illegible] lang: jetzt beim Handwerk und der [illegible] der Frau Wolter an. Als Laube heute [illegible], fand er morgen als Recenſent, daſs [illegible] konnte. Wie gemagt das nun [illegible] und bei der Rettich hatte man es [illegible] iſt es daher [illegible], und eine

Digitized by Google

Kritik — von Laube! Das überhebt mich einer eigenen. Ich brauche es nur nachzuſagen, was Jedermann ſagt: „Die Wolter ſpielt, wie es ihr einfällt. Wenn ſie nicht aufgelegt iſt, ſpielt ſie gar nicht, läſst ihre Rolle fallen und ſpielt höchſtens eine einzelne Scene daraus". Das heißt auf gut deutſch: die Kunſt hat überhaupt aufgehört. Die Perſönlichkeit dient nicht mehr den Zwecken der Kunſt, ſondern ſich ſelbſt — und macht gar kein Hehl daraus". Könnte das nicht heute geſchrieben ſein, nur mit etwas anderen Namen?

Alſo: claſſiſch für uns, romantiſch für ihre Generation, decadent für die frühere. Wer hat nun recht? Was iſt ſie eigentlich geweſen? Ich will das zuerſt mit den behutſamen Worten umſchreiben, die in einem wunderſchönen Aufſatz von Ludwig Heveſi ſtehen, den er zum 1. März 1894, zu ihrem ſechzigſten Geburtstag ſchrieb. Da heißt es: „Sie kam in dem Augenblick, als eben der ganzen Kunſtwelt der graue Staar geſtochen werden ſollte. Ein farbenblindgeborenes Geſchlecht ſollte plötzlich erfahren, daſs die ganze Schöpfung eigentlich in Farben prangt, mit Farbe beſeelt iſt. In der deutſchen Kunſt vollzog ſich damals der Titanenſturz der großen Cartonzeichner, die nicht zu malen verſtanden. Wie ein Knäuel von Fledermäuſen fuhren die Grauen in den Höllenſchlund nieder, der kleine Rieſe Cornelius voran, und hinter ihnen drein ſcholl das Jubelgejohl der neugeborenen Farbigen, der Farbenſeher, denen die Zukunft gehörte. In jenen Sechzigerjahren änderte ſich die ganze Welt. Auf allen Gebieten, von der Bauhütte bis zur Schneiderwerkſtatt, ſprudelten Quellen von Farbe auf. Auch auf der Bühne. Das Schauſpiel der damals abſterbenden Generation entſprach vollkommen der herrſchenden ‚Malerei', die mehr eine Kunſt, mit Kohle Umriſſe zu zeichnen, war. Das redneriſche Element ſtand im Vordergrunde, das plaſtiſche Wort übte ſein allerdings gutes Recht mit einer ausſchließenden Tyrannei aus, daſs daneben nichts anderes zur Geltung kam. Die ganze Bühne war danach eingerichtet, eine dürftige Ausſtattung ſollte aller ſinnlichen Ablenkung ſteuern, der Dichtung ihre reine geiſtige Wirkung, zunächſt durch das Wort, ſichern. Man gieng darin viel zu weit und ſogar farbenfriſche Theaterſtücke, welche die Claſſiker uns hinterlaſſen haben, wurden zu rhetoriſchen Cartons entfärbt, um zeitgemäß zu werden. Selbſt Laube, obgleich er als Jungdeutſcher und Franzoſenſchüler bereits Farbe gerochen hatte, war in ſeiner Theaterpraxis noch ein ſtarker Entfärber. Mit ſeiner Ausſtattungsſcheu war er ein Bilderſtürmer und obgleich er als ausgedienter Revolutionsmann den Wert einer friſchen Leidenſchaft zu ſchätzen wuſste, handelte es ſich ihm doch nur um geſprochene Leidenſchaft, Farbe fürs Ohr gleichſam. Stimmung, als künſtleriſches Mittel, blieb ihm zeitlebens fremd .... Da kam die große Wandlung des Geſchmacks, faſt plötzlich wie ein Wetterſturz. Das äſthetiſche Intereſſe, das während einer langen papierenen Zeit vorwiegend literariſch geweſen war, wandte ſich dem Maleriſchen zu. Nach einer achtzigjährigen Entziehungscur brach ein förmlicher Farbenhunger aus, der über Nacht ins Makartiſche ausartete. Wer hätte das vor wenigen Jahren geahnt? Laube am wenigſten. Doch wo war er bereits? Gleichgiltig, warum er in Wirklichkeit gieng: die Farbenwoge hätte ihn ohnedies hinweggeſpült. Makart wurde unter anderem auch Director des Burgtheaters. Man entſetzte ſich über ſeine ‚Peſt in Florenz', aber man gewöhnte ſich an dieſe Sinnenpracht. Man vertrug dann die Sündenblüte einer Meſſalina, die ohne den Makartismus einer großen Farbentragödin nicht möglich geweſen wäre. Dingelſtedt war gewiſs auch kein Maler, aber er war ein Weltmann und machte jede Mode mit, ſogar eine berechtigte. Er ſchuf ſich ein Ausſtattungsweſen mit einem eigenen tüchtigen Director, einem Makartſchüler. Und das ganze Theater wurde auf Charlotte Wolter, dieſen lebendigen Feuerquell von Farbigkeit geſtimmt. Man erinnere ſich an Kleopatra in ihrer Königsgruft, verſteinert wie die Bildſäulen ihrer Ahnen. An Helene, in Gold von allen Farben. Das war eine ſchöne Zeit, unleugbar, trotz ihrer Ausſchreitungen, und ſie wird nicht bald wiederkommen. Einmal muſste auch das Burgtheater ſeinen Farbenrauſch haben." Dieſe große Schilderung betrachtend, wird man verſtehen, wie ich das Wort meine, das mir ihr ganzes Weſen zu enthalten ſcheint, nun darf ich es wohl ausſprechen: decorativ. Als die Königin einer decorativen Schauſpielkunſt haben wir ſie bewundert. Makart in der Malerei, Dingelſtedt und ſpäter die Meininger in der Regie, Meyerbeer in der Muſik — dasſelbe iſt ſie ſchauſpieleriſch geweſen.

Nach ihr ſind andere gekommen, die uns unſeren Herzen näher, weil ſie unſere neue Art, zu ſchwärmen und zu leiden, haben. Aber darum wollen wir doch ihr Andenken in Ehren halten, eingedenk, daſs ſie zwei Generationen weit geweſen iſt. Nur ſoll man uns nicht ſagen, daſs mit ihr die „letzte Tragödin", ja „die Tragödie ſelbſt" geſtorben iſt. Das hat man am Grabe der Schröder und der Rettich und immer geſagt und immer iſt es eine dumme und leere Phraſe geweſen. Auch iſt es eine ſchlechte Pietät gegen die Todte, die Lebende zu kränken. Dieſe wird doch nicht [illegible].

Hermann Bahr.

Die Woche.

Officiöſe Revolverei.

[illegible] der Herren Krupp, v. Schöller [illegible] Dr. Peez [illegible] „Reichswehr" des Herrn David haben, [illegible]

durch Confiscation der ſchärfſten Stellen den Blitz noch raſch abzuleiten ſuchte, doch ganz gehörig eingeſchlagen. Ueber den Grafen Badeni wundert man ſich nicht mehr. Aber das Vorgehen der Herren Krupp, v. Schöller und Dr. Peez hat bei allen anſtändigen Leuten hochgradiges Staunen erregt. Dr. Peez hat auch die Conſequenz daraus gezogen, indem er die politiſche Ehrenſtelle eines Abgeordneten der Reichenberger Handelskammer, die er bisher bekleidete, noch in dieſer Woche, und gerade in dieſer Woche niederlegte. Die Herren Krupp und v. Schöller haben nichts niederzulegen als das bare Geld, und das wird ihnen Herr David, dem ſie im Worte ſtehen, ſchon jeweils pünktlich am Fälligkeitstermin ratenweiſe abnehmen.

*

Nur Einem haben wir bei dieſer Gelegenheit Unrecht gethan, das iſt der Centraldirector Herr Karl Wittgenſtein. Sein Name iſt durch ein Miſsverſtändnis, übrigens auch nur in Form einer nebenſächlichen Parentheſe, in unſere Darſtellung hineingerathen. Wir bedauern dieſen Irrthum gewiſs. Aber auf der anderen Seite hat er uns eine gute Gelegenheit gegeben, die ſonſtige Richtigkeit unſerer Darſtellung zu verificieren. Herr Wittgenſtein hat ſchon in der „Arbeiter-Zeitung" erklärt, daſs er „mit dieſer ganzen, ihm höchſt unſympathiſchen Angelegenheit in keiner wie immer gearteten Weiſe in Verbindung ſteht und ihm natürlich auch ſehr daran liegt, mit ihr nicht in Verbindung gebracht zu werden." Herr Wittgenſtein hat uns des weiteren mündlich verſichert, daſs er von der ganzen Sache keine Kenntnis gehabt habe, ehe ſie in der „Zeit" ſtand, daſs er dann bei eingeweihten Leuten nachgefragt und die Richtigkeit unſerer Darſtellung beſtätigt erhalten habe. Er ſei ein entſchiedener Gegner jener Halbheit gewiſſer Großinduſtrieller, welche zwar Deutſche ſind, ſich aber mit einer deutſchfeindlichen Regierung verbinden und überhaupt immer auf zwei Stühlen gleichzeitig ſitzen wollen. Er lege Wert darauf zu conſtatieren, daſs er mit dieſem „Reichswehr"-Manöver nichts zu thun habe. Soweit Herr Wittgenſtein. Wie er, denken auch die anderen deutſchen Fabrikanten. Die Herren Krupp, v. Schöller und Dr. Peez ſtehen in dieſer Sache allein an der Seite des Grafen Badeni und des Herrn David. Ihr Vorgehen haben ſie nicht einmal öffentlich einzugeſtehen gewagt, geſchweige denn zu rechtfertigen. Niemand hat ein Wort der Vertheidigung für ſie gefunden, ſelbſt — und das iſt das Köſtlichſte — ihr eigener wohlbezahlter Lohnſchreiber, Herr Guſtav David, nicht.

*

Was Herr David mir in ſeiner „Reichswehr" erwidert hat, iſt wert geleſen zu werden: ein muſtergiltiger Ausdruck ohnmächtiger Wuth. Herr David überſchreibt ſeinen Artikel „In eigener Sache". Von der Sache aber, um die es geht, verräth er ſeinen Leſern auch nicht ein einziges Wort. Auf meine ganz concrete, mit Namen, Zahlen und Zeitangaben verſehene Darſtellung antwortet Herr David mit einer Serie von wüſten perſönlichen Schimpfereien gegen mich, die dieſer Held nicht einmal mit ſeinem Zeichen zu verſehen den Muth hat. Ich finde den Artikel ſehr überflüſſig. Das beſtialiſche Gebrüll des Herrn David beweiſt nur, daſs er tödtlich getroffen iſt. Das hat auch ohne Herrn Davids unwillkürliche Beſtätigung alle Welt ſchon vorher bereits gewuſst.

*

Herr David wirft mir in ſeinem Artikel vor, daſs meine journaliſtiſche Thätigkeit auf „Spitzelthum" aufgebaut iſt. Ich erſehe daraus, daſs Herr David den Unterſchied zwiſchen einem Spitzel und einem informierten Journaliſten nicht kennt. Um ihn darüber zu belehren, will ich ihn nicht mit einer abſtracten Definition beläſtigen, ſondern ihm ein praktiſches Beiſpiel erzählen, das ihm zeigen wird, in welcher Art ich meine Informationen gewinne. Ich wähle dafür überdies einen Fall, in dem Herr David die Richtigkeit meiner Information ganz leicht controlieren kann, weil ſie ohnedies wiederum ſein Blatt, die „Reichswehr", betrifft.

*

Das Beiſpiel iſt dieſes: Am letzten Montag war ich wieder einmal in Budapeſt und beſuchte dort mehrere Bekannte, unter anderem auch den Chefredacteur des „Egyetertes" Herrn Ludwig Cſávolsky, der nebenbei auch Verwaltungsrath der neugegründeten „Fortuna Goldminen Actiengeſellſchaft" iſt. Im Geſpräch mit Herrn Cſávolsky geht mir die „Reichswehr" durch den Kopf, und ich frage Herrn Cſávolsky, welche Erfahrungen er bei der „Fortuna" mit der „Reichswehr" gemacht hat. Und Herr Cſávolsky erzählt: Als die Actien der „Fortuna" im vergangenen December emittiert wurden, ließ die Geſellſchaft durch ein angeſehenes Wiener Annoncenbureau, wie üblich, den Wiener Tagesblättern ein ganzſeitiges Proſpectinſerat und eine Notiz zur Veröffentlichung übergeben. Die Blätter erhielten, wie das auch in ſolchen Fällen gewöhnlich, ziemlich hohe Preiſe, die nach einigem Feilſchen auch, je nach der [illegible] Bedeutung der Blätter abgeſtuft, in der Höhe zwiſchen 600 und 120 Gulden bewilligt wurden. Als in dieſer Zeit Herr Cſávolsky einmal nach Wien kam, ließ er ſich von ſeinem hieſigen Inſeratenagenten in deſſen Bureau die Liſte der mit den Inſeraten bedachten Blätter vorlegen. Er vermiſste dann die „Reichswehr". Er fragt den Inſeratenagenten, warum dieſes Blatt fehlte. Der Inſeratenagent erwidert, weil das Blatt zuviel verlangt, [illegible] „Reichswehr", gerade im Bureau anweſend, und Herr Cſávolsky [illegible] verhandeln. Es wurde nun der [illegible] der „Reichswehr" hereingerufen. [illegible] k. u. k. Director a. D. [illegible]

werden und deswegen die beſten Objecte für die Raubzüge der Revolver-Journaliſten abgeben. Herr Csávolsky iſt aber, was der „Reichswehr"-Revolvermann nicht wuſste, ſelbſt ein alter Journaliſt und fürchtet ſich vor dem Revolver nicht. Er verweigerte die Bezahlung der 10.000 Gulden, ſtellte es dem „Reichswehr"-Mann frei, über die Fortuna zu ſchreiben, was er wollte, und brach die Verhandlungen ab. Die „Reichswehr" bekam kein Inſerat und keinen Kreuzer Geld von der „Fortuna". Der kühne Angriff auf deren Caſſa war erfolgreich abgeſchlagen.

*

So lautet die Geſchichte, die mir Herr Csávolsky erzählte. Ich habe weitere Recherchen gepflogen, die ihre Richtigkeit beſtätigten, und veröffentliche ſie jetzt ſo wie ich ſie ſelbſt erfahren habe, nur mit ſchonender Weglaſſung einiger Namen, die nichts zur Sache thun. Sie kann dazu dienen, nicht nur, um Herrn David einmal zu belehren, wie ich meine Informationen erlange, ſondern auch um Bankiers, Bankdirectoren, Eiſenbahnſecretären u. ſ. w. zu zeigen, wie man ſich, wenn man gute Nerven hat, auch des frechſten Revolverthums erwehren kann. Ueberdies verfolgt dieſe Erzählung noch einen ſpeciellen Zweck. Herr Dr. Peez ſoll daraus erſehen, mit welcher Art von journaliſtiſcher Unternehmung er ſeinen Namen zu verbinden im Begriffe ſteht. „Naturam expellas furca, tamen usque recurret." Das gilt, wie in anderen Sphären, ſo auch in der Journaliſtik. Und dabei iſt Dr. Peez ſicher nicht der „Heugabel"-Mann, um der „Reichswehr" ihre Natur auszutreiben. Das ſoll er bedenken, ehe er ſich definitiv in ein ſolches Abenteuer einläſst.

Fr.

Politiſche Notizen.

Graf Badeni muſs doch ein ganz außerordentlicher Zauberer ſein. Denn er ſteht in den beſten Beziehungen zum Jenſeits, zum politiſchen Jenſeits. Wenn kein lebender Menſch mehr für ſeine Politik eintreten mag, ſo kann er die politiſchen Todten aus ihren Gräbern citieren, und ſie legen Zeugnis für ihn ab.

*

So iſt unlängſt durch einen Interviewer die längſt abgeſchiedene Geiſtloſigkeit des Barons Chlumecky wieder heraufbeſchworen worden. Es wird einem ganz gruſelig zumuth, wenn man dieſes geſpenſterhafte Interview lieſt. Aber die Sache iſt intereſſant. Man lernt daraus, welch ſonderbare Anſichten die Todten von den Lebenden haben. So z. B. ſagte Baron Chlumecky, daſs er die Regierung des Grafen Badeni für geeignet erachte, die Reaction zu bekämpfen. Wir Lebenden haben im Gegentheil im Fall Lueger den Eindruck gewonnen, daſs die Reaction ſehr befähigt iſt, den Grafen Badeni zu beſiegen. Aber die Todten haben eben ganz andere Anſchauungen als die Lebenden. Das kommt vielleicht daher, daſs die Todten ſich ſelbſt für lebendig halten; aus dieſem Grundirrthum würde ſich alles andere ganz leicht erklären.

*

Wenn aber der Interviewer des Barons Chlumecky ſchon die Courage beſitzt, mit Todten in perſönlichen Verkehr zu treten, ſo ſollte er doch gleich auch einige andere Todte interviewen: zum Beiſpiel den Herrn v. Plener, den Grafen Kuenburg, den Grafen Wurmbrand, den Hofrath Exner oder Hallwich: ich bin überzeugt, daſs ſie alle ſich ebenſo wie Baron Chlumecky für die Regierung des Grafen Badeni ausſprechen würden, und ich ſtehe nicht an, meine weitere Ueberzeugung hinzuzufügen, daſs, wenn alle Deutſchen todt wären, ſie auch alle unter der Führung des Barons Chlumecky für den Grafen Badeni einſtehen würden. Dieſe Hoffnung hat offenbar der Graf Badeni aus ſeinem Verkehr mit dem Baron Chlumecky geſchöpft. Er hat ſich aber geirrt. Nur der Baron Chlumecky und ſeine Schickſalsgenoſſen ſind todt. Die übrigen Deutſchen leben noch und erlauben ſich mitunter, anderer Anſicht zu ſein als die Todten.

*

Der deutſchfortſchrittliche Abg. Dr. Haaſe hat in ſeinem Wahlbezirk eine ſonderbare Rede gehalten. Er bemühte ſich dort nachzuweiſen, daſs die Deutſchen mit ihrer Obſtruction eigentlich dem Grafen Badeni einen Dienſt erwieſen haben, da ſie ihn dadurch vor der Majoritätsfreundſchaft bewahrten. Wie ſich doch die Menſchen mit den Zeiten ändern! Die deutſchliberale Garde, zu der auch Dr. Haaſe gehört, hat ſich immer bemüht, zwei Herren gleichzeitig zu dienen, der Regierung und den Wählern, und da beides nicht zu vereinigen war, hat ſie in früherer Zeit ſtets das gethan, was die Regierung wollte, aber hinterdrein den Wählern, die auch [illegible] Torheiten damals noch einnahmen, zu demonſtrieren unternommen, daſs das alles nur in der Wähler Intereſſe geſchehen ſei. Dr. Haaſe hat jetzt im Drang der Zeiten die Taktik umgedreht; er hat gethan, was die Wähler wollten: obſtruiert, und [illegible] der Regierung einzureden, daſs das nur in ihrem Intereſſe geſchehen ſei. [illegible] die Deutſchliberalen ihre Wähler für [illegible], denen man ein [illegible] vormachen könne. [illegible] Sie ändern ſich mit dem Laufe der Zeit, aber ſie bleiben im Grunde [illegible] doch immer dieſelben, [illegible]

Fr.

Volkswirtſchaftliches.

[illegible]

erſt nach Monaten oder gar nicht, dann hat man umſo öfter und länger Zeit, ſie auszuſchroten und ſie den Gimpeln als Hauſſemotiv anzupreiſen. Uebrigens erfreut ſich die Wiener Börſe nur der Rückwirkung der günſtigen induſtriellen Conjunctur in Deutſchland, und ſo lange dieſe anhält, kann auch bei uns günſtiges Börſenwetter beſtehen, obwohl das Coursniveau der Mehrzahl der beliebteſten Papiere bereits heute auf eine dauernde gute Conjunctur eingerichtet iſt.

Neben Eiſen- und Kohlen-Actien, welche Favoritpapiere ſind, intereſſiert man ſich vor allem für Elektricitätsactien. Wenn man den ungeheuren Aufſchwung dieſer Induſtrie in Deutſchland betrachtet, ſo ſcheint das auf dieſem Gebiete in Oeſterreich Geleiſtete einfach kläglich. Unſere großen Elektricitätsgeſellſchaften beſchäftigen ſich faſt ausſchließlich mit Stromlieferungen, und mit Ausnahme von Ganz & Co. haben wir nicht eine elektriſche Inſtallationsfirma, welche Weltruf genießen würde. Seit kurzer Zeit beginnt jedoch auch bei uns das Intereſſe für dieſes Gebiet zuzunehmen, und zahlreiche Gemeinden beſchäftigen ſich mit der Einführung der Elektricität für Beleuchtung und Perſonentransport. Am meiſten intereſſiert man ſich für das Wiener Räthſel, die Bildung eines einheitlichen elektriſchen Tramwaynetzes in Wien, deſſen Löſung übrigens wohl noch einige Zeit auf ſich warten laſſen wird. Die in Ausſicht ſtehenden elektriſchen Bahnbauten würden zwar in erſter Linie auswärtigen Unternehmungen zufallen, deren Technik eine weit vorgeſchrittenere iſt, aber da dieſelben nothwendiger Weiſe in Oeſterreich Filial-Fabriken und Betriebe errichten müſſen, wird doch nicht der ganze Nutzen über die Grenze gehen. Mit der Betheiligung an induſtriellen und ſpeciell elektriſchen Unternehmungen müſſen ſich auch unſere Banken, ſoweit ſie actionsfähig ſind, mehr beſchäftigen, denn das Staatsanleihengeſchäft beginnt doch von ſeiner Lucrativität recht viel einzubüßen. So iſt einer der Hauptſporne des Marktes das elektriſche Geſchäft der Creditanſtalt, von dem allgemein geſprochen wird, obwohl niemand weiß, worin eigentlich dieſes Geſchäft beſtehen ſoll, und dieſe Bank ſelbſt vorläufig noch nicht viel weiter zu ſein ſcheint, als daſs ſie gerne etwas machen möchte. In der Auffaſſung dieſes Projectes zeigt ſich wieder der ganze Sanguinismus, welcher jetzt die Börſe beherrſcht; dieſes Geſchäft könnte, das Zuſtandekommen vorausgeſetzt, erſt innerhalb mehrerer Jahre für die Creditanſtalt lucrativ werden und doch bildet es ſeit Wochen das treibende Element für den Creditactiencours, obwohl das Bankgeſchäft in dieſem Jahre bisher unter nichts weniger als günſtigen Verhältniſſen gearbeitet hat. Dasſelbe gilt auch von Transportunternehmungen, deren Einnahmen zum großen Theil hinter dem Vorjahre zurückgeblieben ſind, deren Ausgaben aber ganz gewiſs wieder eine Steigerung erfahren haben. Trotzdem ſteigen Bankactien und Bahnactien, wenn auch nicht in demſelben Tempo wie Induſtrieactien; der Steigerung der erſtgenannten ſind die Saatenſtandsberichte aus Ungarn hinderlich; auf Regen und Sonnenſchein wird mit rührender Conſequenz gegeben und gekauft, obwohl man aus alter Erfahrung weiß, daſs die Witterungsberichte in dieſer Jahreszeit, ob ſie nun gut oder ſchlecht ſeien, für den ſchließlichen Ausfall der Ernte keineswegs maßgebend ſind und für die Transportconjunctur noch weniger Bedeutung haben. Inzwiſchen dient der tägliche Wechſel von Regen und Sonnenſchein der kleinen Speculation als Vorwand für ihre Geſchäfte, während die potenteren Kreiſe ſich an der Hauſſe der Induſtrieactien erfreuen.

Th.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Renaiſſance. Gaſtſpiel der Duſe. Berlin. Centraltheater, „Socialariſtokraten" von Arno Holz. München. Deutſches Theater. „Barbara Holzer" von C. Viebig; Wärmerttheater, Gaſtſpiel des Wiener Deutſchen Volkstheaters.

* * *

Es war ein glücklicher Gedanke der Leo-Geſellſchaft, das Calderon'ſche Auto „Das große Welttheater" den Wienern in der ſtimmungsvollen Umgebung des Rathhaushofes auf offener Bühne vorzuführen. Dort erſchien es wie ein Kunſtſtück vergangener Zeiten, deſſen Geiſt wir in dem gebotenen Rahmen näher zu ſehen glaubten, als dies auf dem modernen Theater der Fall geweſen wäre. Zu dieſem Bilde ſtimmte auch die Darſtellung durch Dilettanten, die ſchon durch ihre Perſönlichkeiten ſelbſt den im beſten Zuſammenhange ganz willkommenen Eindruck hervorbrachten, daſs es ſich nicht um ein gewöhnliches Theaterſtück handelt. Gedenken wir noch der Muſik Kralíks, die, in beſcheidenen Grenzen gehalten, doch ſtets ſtilvoll eingriff, ſo wird man den großen Erfolg begreifen, den die Aufführung gebracht hat, wobei wir nur nebenbei andeuten, daſs die mit ſo vielem Glück aufgegriffene Idee in weiterer Vervollkommnung ſich zu einer Wiener Specialität geſtalten ſollte, zu einem ſchönen und wahren Volksſchauſpiel, das in ſo würdiger Umgebung nicht leicht [illegible] hätte. Einen größeren und [illegible] als die Entfaltung ſeiner künſtleriſchen Kraft [illegible] gar nicht aus-[illegible] und weitere Erfahrungen und [illegible] des Mannes [illegible] zu ſtellen: 1. Es [illegible] gegen das [illegible] geſprochen wird, [illegible] man muſs daher [illegible] ſorgfältig ver-[illegible] 3. Je [illegible] Das ſind die [illegible] gemacht habe. [illegible] andere [illegible] Künſtlern und

Digitized by Google

Eindringlichkeit des geſprochenen Wortes gelingen wird. Von der Erreichung dieſes Zieles hängt meiner Anſicht nach die ganze Zukunft dieſer Feſtſpiele ab.

R. W.

* * *

Man ſchreibt uns aus **Berlin**: Wenn man ſich mehr in unſere Ausſtellung vertieft, ſo findet man ſie nicht ſo ſchlecht, wie ſie zuerſt ausſah. Das günſtige Urtheil trifft freilich nur für den Durchſchnitt zu, aber ein ſolches Steigen des Niveaus, ein geſundes, langſames Vorſchreiten iſt für die Entwicklung künſtleriſcher Cultur auch nicht zu unterſchätzen. Eine Geſellſchaft, in deren Salons geſchmackvolle Porträts und gut empfundene Landſchaften hängen, wird auch dem großen Kunſtwerke eine beſſere Aufnahme bereiten. Und namentlich für Berlin iſt das wichtig, wo eine ſolche Cultur erſt im Werden iſt. Aber die Leute draußen wird es wenig kümmern, und der Stoff für Berichte nach anderen Städten iſt durch die Entdeckung anſtändiger und ſelbſt ſehr anſtändiger Werke durchaus noch nicht vermehrt. — Zuerſt möchte ich Ihnen von **Walther Leiſtikow** erzählen, der einen großen und wichtigen Schritt vorwärts gemacht hat. Leiſtikow gehört zu den Wenigen, die ſich zur rechten Zeit aus der modernen Bewegung zurückgezogen haben. Es iſt heute noch ein wenig zu früh, aber in ein paar Jahren wird man daran gehen können, die Opfer dieſer Bewegung zu regiſtriren. Ihre Zahl iſt Legion. Sie giengen zugrunde, weil ſie ſich ſelbſt verleugneten und ſtatt ihrem Gefühl einem Princip folgten. Es waren große Talente darunter, die heute zum Theil noch ein Scheinleben führen, weil augenblickliche Erfolge ihren Namen bekannt gemacht haben. Ich will ihnen keinen Tag dieſes Lebens rauben, es wird ohnedies kurz genug ſein. Leiſtikow war nahe daran, denſelben Weg zu gehen. Vielleicht hat ihn ein Zufall davor bewahrt, hat ein Zufall den Charakter in ihm geweckt. Vielleicht aber handelt es ſich auch nur um ein inneres Erlebnis, ein Erwachen der Perſönlichkeit aus eigenem Antrieb. Jedenfalls läſst ſich in ſeinem Schaffen der Moment deutlich erkennen, da die Suggeſtion der Richtung dem Eindrucke der Natur wich, aus dem modernen Maler ein freier Künſtler wurde. Er erfüllte für ſich das Wort der Bibel, daſs wir werden ſollen wie die Kinder. Er vergaß die erlernten Recepte und gieng durch die Natur wie ein wandernder Knabe, dem dort alles neu und alles ſchön iſt, der gar nicht weiß, was ein Motiv, und dem deshalb alles ein Motiv iſt. Nichts zu ſuchen, das war ſein Sinn, und für den Künſtler lautet die Verheißung: wer nichts ſucht, der wird finden. Der ganze Reiz der Kunſt Leiſtikows liegt darin. Er war nicht der erſte, der in der Mark malte: Eugen Bracht und viele ſeiner Schüler hatten die vielverſpottete Streuſandbüchſe des heiligen römiſchen Reiches ſchon zu Ehren gebracht. Aber ſie hatten immer die Stellen aufgeſucht, wo die Mark am wenigſten Mark iſt, wo ihre Landſchaft an irgend eine andere erinnert. Leiſtikow war der erſte, der ſie als den für ihn gegebenen Motivenſchatz nahm. Er malte gerade die Stellen, die zu malen den anderen nicht lohnte. Und gerade ihm erſchloſs die ſcheinbar ſo dürftige Landſchaft ungeahnte Reize. Er ſah auf Schritt und Tritt Bilder. Oder eigentlich nicht Bilder, das Wort iſt zu anſpruchsvoll. Er ſah Dinge, aus denen keiner ein Bild machen kann außer ihm. Ein Stückchen verſponnenen Waldes etwa gibt er, und wir ſind mit ihm in dem lautloſen Schweigen, der weltentrückten Einſamkeit, wir ſind mitten in dieſem Wald und laſſen uns Märchenträume zuraunen von den bemooſten Stämmen. Man kann dieſe Paſtelle nicht in eine Galerie hängen, im traulichen Wohnzimmer muſs man ſie haben. Sie ſind auch nicht für jedermann, aber wer ſelbſt ſo durch die Natur geht, dem ſind ſie wie Offenbarungen: er findet in ihnen, was er draußen nicht zu finden wuſste, weil nur der Künſtler ſo ſehen kann. Ich glaube, man wird die Art Leiſtikows am beſten verſtehen, wenn ich ſage: ſeine Kunſt iſt die Kunſt des Fußgehers. Jahrelang ſahen wir ihn ſo ſchaffen, als er plötzlich mit Experimenten auftrat, die ſeine Verehrer erſchrecken muſsten. Er begann decorative Wirkungen zu ſuchen, und dazu bedurfte er größerer Motive. Es ſchien, als ob er mit einemmale alles verlieren ſollte, was wir an ihm liebten. Man ſah, er wollte einfacher werden im Ausdruck, aber einfacher werden wollen, heißt in der Kunſt immer, und bei der Art Leiſtikows ganz beſonders, aufhören, einfach zu ſein. Ein paar mißglückte Bilder beſtärkten dieſen Glauben. Und dann plötzlich hatte er es doch erreicht, und wir ſtanden da, entzückt, daſs wir uns geirrt hatten. Das erſte Bild, in dem Leiſtikow ſein neues Wollen zur That vollendet hat, iſt in der heurigen Ausſtellung zu ſehen. Das umfangreiche Werk gibt eine Abendſtimmung im Grunewald. Unten das Ende eines ſtillen Sees. Vom Ufer ſteigt der Föhrenwald auf, an deſſen Rand ein paar junge Birken ſtehen. Darüber der ſtille Oſthimmel mit roſig angehauchten Wölkchen. Die Bäume leuchten unter den goldenen Strahlen der ſcheidenden Sonne: rothgolden die Stämme, grüngolden die Kronen. Das iſt nicht mehr die einſt erſtrebte, in jedem Detail getreulich nachgeſchriebene Natur[illegible]. Es iſt größer und ſtärker als die Wirklichkeit, es iſt ſo, wie wir es nie geſehen haben, wie wir es jetzt aber geſehen zu haben glauben und wie wir es jetzt immer ſehen werden, ſehen müſſen. Es iſt, weil man doch ohne Kunſtausdrücke nicht fertig wird, die impreſſioniſtiſche Studie, erhoben zum monumentalen Bilde. Es iſt eine Wirklichkeit und doch ein Traum. Ich möchte die Künſtler, die auf der Eiſenbahn und auf dem Zweirad durch die Welt raſen, vor dies Bild führen und ihnen ſagen: Das hat einer aus dem Grunewald geholt. Und doch, bei aller Freude an dem neuen Leiſtikow iſt mir etwas bange, ich möchte den alten Leiſtikow nicht für ihn hingeben. Ob es denn wird ſein müſſen?

F. St.

Bücher.

Rudolf Kloſs: Der Bergarbeiterſchutz. Wien und Leipzig. W. Braumüller 1897. 93 S.

Eine fleißig gearbeitete [illegible] Studie über den Bergarbeiterſchutz iſt um ſo [illegible] zu begrüßen, als ſelbſt die [illegible], welche die Oekonomik des Bergbaues wie [illegible] oder den allgemeinen Arbeiterſchutz behandeln [illegible] recht mangelhaft ſind. Und doch iſt [illegible] der beſſere [illegible], [illegible] das Büchelchen nicht [illegible] hat, auf [illegible] Sammelwerke [illegible]. Die kleine Schrift von Kloſs gibt eine ganz kurze Ueberſicht [illegible] Entwicklung des Bergarbeiterſchutzes, in welcher manche Einzelheiten den fördernden Einfluſs unſeres Wiener Bergjuriſten, Prof. Menzel, auf den Verfaſſer verrathen, um ſodann den gegenwärtigen Stand der Geſetzgebung in den verſchiedenen Staaten ſyſtematiſch darzuſtellen. Die Ergebniſſe der Berliner internationalen Arbeiterſchutzconferenz für den Bergarbeiterſchutz beſchließen die Arbeit. Der Darſtellung des Beſchäftigungs-, Vertrags-, Lohnzahlungsſchutzes u. ſ. w. in den einzelnen Ländern ſchickt der Verfaſſer einen allgemeinen Motivenbericht voraus, der in meiſt recht gelungener Weiſe die ſocialen und geſchichtlichen Anläſſe der Geſetzgebung vorführt. Sollte dem Büchlein, was recht zu wünſchen iſt, eine neue Auflage beſchieden ſein, ſo möchten wir eine tabellariſche Ueberſicht der Bergarbeiterſchutzbeſtimmungen aller Länder, den Abdruck der Beſchlüſſe der internationalen Bergarbeitercongreſſe und eine Bibliographie der Geſetzesliteratur aufgenommen wiſſen. Zwei neuere Geſetze haben wir vermiſst: das öſterreichiſche Berggenoſſenſchaftsgeſetz vom 14. Auguſt 1896 R.-G.-Bl. 156 (zur Zeit der Abfaſſung der Kloſs'ſchen Schrift S. 71 ſtand es noch in Berathung, doch iſt das Vorwort vom März 1897 datiert) und die britiſche Coal Mines Regulation Act 1896 (59 u. 60 Vict. c. 43), die in allen, auch den Betrieb betreffenden Fällen, welche ſchiedsgerichtlicher Entſcheidung zugewieſen ſind, zum erſtenmal auch den Arbeitern an der Beſchluſsfaſſung Antheil gewährt. Es wäre recht erfreulich, wenn die Schrift von Kloſs den tüchtigen Anfang eines Aufſchwunges der montanjuriſtiſchen, -hiſtoriſchen und -ökonomiſchen Studien in Oeſterreich bedeuten würde. Für die Geſchichte des Eigenthums, der Arbeitsverfaſſung, des Lohnes, der Preiſe und der Regelung der Production gibt es kaum ein Gebiet, das derzeit noch ſo vernachläſſigt und doch ſo fruchtbar wäre, als die Oekonomik des Bergbaues, namentlich in Oeſterreich.

St. B.

Freiheitsklänge. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten. Weckrufe aus alten und neuen Freiheitskämpfen. München 1896. Verlag der Münchner Freien Preſſe.

Daſs das politiſche Lied ein garſtig Lied ſei, gilt, wie man weiß, auch heute noch oder vielmehr heute erſt recht als Wahrheit. Allein, man citiert wenige „geflügelte Worte" mit geringerem hiſtoriſchen Recht. Denn zur Zeit des Goetheſchen Spruches konnte man ja von eigentlich gleichzeitiger politiſcher Lyrik, wenigſtens deutſcher, wenn man nicht Gleims Kriegslieder dahin rechnen mag, kaum ſprechen. Dieſe kam ja erſt in den Vierzigerjahren dieſes Jahrhunderts aus den Ideen des Jungen Deutſchland und den ſtaatrechtlichen Theoremen der Zeit heraus zu rechter Entfaltung. Man wird die Rhetorik und das laute Pathos der Herwegh'ſchen „Gedichte eines Lebendigen" (1841) gewiſs nicht „Kunſt" nennen dürfen, aber alle politiſche Lyrik an ſich verdammen, hieße ja zum Theil die griechiſche Anthologie, Horaz und Walther ſtürzen. Nur ſeltſam mag es dem Betrachter unſerer Zeit erſcheinen, wenn er unſere gegenwärtigen politiſchen Lyriker lieſt, Henckell, Holz und Mackay z. B., und daneben die echten lyriſchen Künſtler oder wenigſtens Sucher dieſer Tage, wie grell heute die Contraſte aneinanderprallen! Während man dieſe, die Künſtler, ſich am liebſten in die erſte Einſamkeit eigener oder erträumter Schlöſſer und Galerien zurückziehen ſieht, wo ſie aus Büſten, Bildern und Gemälden die Bedeutung des Lebens gewinnen möchten, erheben jene, die Streiter, in den Niederungen ihre Arme und brechen in Rufe aus: ſolche Schlöſſer und künſtleriſche Refugien erſt, und zwar dem Volke, zu bauen. Und dieſe Rufe nennen ſie Lieder... So weit nun auch ſolche Beſtrebungen von der echten und auch der eigentlichen politiſchen Lyrik entfernt ſind, ſo wertvoll dürften dieſe doch den künftigen Zeitpſychologen ſein. Dieſe werden aus Sammlungen, wie die vorliegende, aus praktiſchen Bedürfniſſen erwachſene Anthologie deutſcher Lieder und Gedichte politiſchen Inhalts von Körner bis Liliencron und M. G. Conrad — Freiligrath, Herwegh, Heine, Hoffmann von Fallersleben, Kinkel, Prutz und Uhland ſind natürlich die Hauptvertreter — ein deutliches Bild, und zwar ein ſehr tönendes, aller revolutionären Beſtrebungen von der Mitte bis zur Neige des Jahrhunderts gewinnen. Und auch Kunſtfreunde werden das Buch vielleicht, eben weil es großentheils ein ſolcher Contraſt zur Kunſt und jeder Contraſt ja ſelbſt wieder ein künſtleriſches Motiv iſt, gerne durchblättern.

P. W—r.

Bruno Wille. „Einſiedelkunſt aus der Kiefernhaide." Berlin, Schuſter & Loeffler 1897.

Die großen Einſamen haben, ach, viel Unheil angerichtet, weil ſeit ihnen alle einſam gehen wollen, und dieſes [illegible] kann das nur, wie Ariſtoteles ſagt, wenn es ein Thier oder ein Gott iſt. Wenn daher ſo viele einſam gehen und weder Götter noch Thiere ſind, ſo bilden ſie ſchon wieder ſo eine Art Verein und Geſellſchaft, deren Maximen, Rede, Lebensart freilich eine andere Gebärde hat, als in der tieferen Geſellſchaft, aber doch auch nur eine Art Mode, Tracht, nicht das wahre Weſen [illegible]. Zu dieſen [illegible], aber keineswegs wie ſie ſelbſt von ſich glauben und die andern glauben machen möchten, originalen Weſen ſcheint Bruno Wille zu gehören. Seine Gedichte ſind weder Kunſt, noch Philoſophie, von beiden haben ſie nur die Gebärde, und gerade das „ſtarke, ſtolze Menſchenthum", dieſe [illegible] „[illegible] und Kraft" theilen ſie ſo ſehr mit einer ganzen Menge von Genoſſen, daſs ihr Inhalt bedenklich [illegible] iſt. Die [illegible], erhaben[illegible] Vereinigung von Idee und Form, der [illegible] der Gedanken, die Ideen, die Flügel bekommen und tönend werden, wie wenige haben das. Sie ſind wirklich einſam. Aber dieſe „Genoſſen" [illegible]? Man [illegible] ſie mehr, als die dumpfen Herdenmenſchen der Niederungen, man mag ſie ſogar lieben, aber [illegible] werden doch die großen Einſamen nicht hervorrufen. Dieſe Genoſſen ſind eine Menge, die wie auf den Thron [illegible] werden und ihn [illegible] haben.

L. St.

Gabriele Reuter: Der Lebenskünſtler. Berlin, S. Fiſchers Verlag. II. Auflage.

[illegible]

Digitized by Google

„Der Lebenskünſtler", welcher im Herbſt des vergangenen Jahres erſchienen iſt, zeichnet ſie mit ebenſo großem Wahrheitseifer einige pſychologiſche Varietäten, am beſten davon die, welche man als den modernen Geſchmacks-Hamlet bezeichnen könnte. Bernhard Althaus, Journaliſt aus Neigung zu einer künſtleriſchen Reproduction des ganzen Lebens, hat trotz großer Jugend und normal ſinnlicher Anlage das Beſtreben, ſein Verhältnis zu den Frauen mit Goethe'ſcher Abgeklärtheit und vornehmem Egoismus zu geſtalten. Eine junge Witwe voll Anmuth und von feinem, empfänglichen Geiſt iſt die Frau, der gegenüber er eine zaudernde Hamletnatur hervorkehrt. Während dieſe Frau, die in kurzer, freudloſer Ehe die Liebe nicht einmal im phyſiologiſchen Sinne kennen gelernt hat, in Althaus den Geliebten erſehnt, ſchreckt er bei den erſten Anzeichen ſeiner Leidenſchaft zu ihr zurück, weil er das Ideal hat, Frau Gerwin müſſe ihm eine Art Frau von Stein ſein. Daſs ſie die für dieſe Erzieherrolle nöthigen Erfahrungen am Manne nicht beſitzt, läſst er unberückſichtigt, für ihre Leidenſchaft iſt er kurzſichtig, und ſeiner eigenen gibt er ſtets in dem Momente, wo die Flamme ausſchlagen möchte, eine kalte Douche. Frau Gerwin feſſelt ihn ſehr, ſie iſt hübſch und noch jung, und noch niemals hat ihm eine Frau ſoviel an zartem Verſtändniſſe, ſoviel an ſeeliſcher Hingebung entgegengebracht, alles dies zieht ihn ſtark und immer ſtärker zu ihr hin. Aber gegen ſein Gefühl führt er eine Legion von Verſtandesurtheilen — und Vorurtheilen ins Treffen. Er hat die Anſicht, daſs für ihn, den Senſiblen und geiſtig liebeſättigten, ein einfaches Naturkind am beſten zur Frau tauge. Er läſst nicht von dem Vorurtheile, daſs Frau Gerwin nur ſeine geiſtige Freundin ſein dürfe und ihm weniger werden würde, wenn ſie ihm mehr geweſen ſei. Und ſo verliebt ſich der Lebenskünſtler über Hals und Kopf in ein 18jähriges Kind mit Mitgift und Schwiegermutter, „eine Wieſenblume aus den Gründen eines wohlgepflegten engliſchen Parkes." Er ſchaltet den erotiſchen Strom auf ſie um, aber er glaubt ernſtlich und zum erſtenmale wirklich verliebt zu ſein. Wie ſich dieſes Naturkind voll Liebenswürdigkeit in der Ehe als ein ſinnliches, beſchränktes Weibchen entpuppt, deſſen Naivetät zumtheil bloß ein künſtlich cultiviertes Kokettieren mit Natürlichkeit war, wie in Althaus durch das vollſtändige Unverſtändnis, das ſein junges Weib ſeinem geiſtigen Schaffen, ſeinem ganzen Weſen entgegenbringt, die Sehnſucht nach Frau Gerwin wieder erwacht und wie ihm dann eine letzte Begegnung mit ihr im blitzhellen Lichte zeigt, daſs er, der Lebenskünſtler, ſein Lebensglück verkünſtelt hat, das iſt von der Reuter meiſterhaft geſchildert. Wer für ſeine pſychologiſche Schilderungen das nöthige Verſtändnis beſitzt, den werden dieſe Novellen trotz ihrer einfachen Begebenheiten und kunſtloſen Form feſſeln und befriedigen. **Ph. Fr.**

Jean Pommerol. Le Crible. Roman. Paris bei Simonis Empis 1897.

Die franzöſiſchen Romane, die wir im Auslande zu Geſichte bekommen, ſind ſehr merkwürdig. Sie ſind entweder wirklich originell, oder es ſind Machwerke, angefertigt nach einer modernen, einmal neu geweſenen Schablone. Wenn von dieſen Romanen einer dann wirklich nur etwas über die ſchale Mittelmäßigkeit hinausragt, dann kann er im erſten Falle, d. i. alſo bei wirklicher Originalität, ganz ausgezeichnet ſein, und im zweiten Falle wird er wenigſtens ſehr wirkſam ſein. Nun habe ich durch Zufall ein franzöſiſches Buch zur Beurtheilung in die Hand bekommen, das ein Pariſer Roman iſt, allein weder zu der vorzüglichen Gattung eins, noch zu der auch noch annehmbaren zweiten Gattung gehört. Und doch will der Autor ſich den Anſchein geben, als meine er es ernſt mit der Idee, die er vertritt und der zuliebe er die Handlung zuſammengeſtellt hat. Der Grundgedanke iſt, wenn ich den Autor recht begreife, der: Iſt die Keuſchheit des Mannes bis zur Ehe ein Gebot der Sittlichkeit und für das eheliche Leben nützlich? — Ich will nun einmal — wenn auch mit Widerſtreben — die Möglichkeit, nicht die Wahrſcheinlichkeit der Prämiſſen, alſo das Vorkommen der wirklichen Keuſchheit des Großſtädters u. zw. ſowohl im Denken als auch im Handeln zugeben: dann bleibt aber noch die Frage, ob das Aufwerfen einer ſolchen, wenn man will, ſexuellen Frage auf die Weiſe des Monſieur Jean Pommerol gelöst werden kann. Und auf dieſe Frage habe ich die ſchroffe Antwort: Nein! dazu iſt das Buch vor allem nicht aufrichtig genug. Wenn der Autor ſchon, ſagen wir, den Muth hat, eine ſexuelle Frage im Romane unterſuchen zu wollen, dann muſs er auch den Muth haben, mit ſcharfem Meſſer alle Wunden bloßzulegen, den Kern der Dinge zu erfaſſen und nicht an der Oberfläche dahinzugleiten. Man iſt nicht keuſch, ſelbſt wenn man den eigentlichen Zeugungsact noch nie begangen hat. Und an dieſen Punkt der männlichen Unkeuſchheit hätte Pommerol rühren ſollen, bevor er eine Frage dieſer Art durch einen auch techniſch nicht allzu ſtarken Roman zur Erörterung bringt. Uebrigens mag es ja auch ſein, daſs ich Herrn Pommerol ernſtere Beſtrebungen zumuthe, als er wirklich hat. **W. Fred.**

„Pan". Zweiter Jahrgang. 1. Heft. Bei F. Fontane und Co. in Berlin.

Wenn man jetzt — einige Zeit nach ſeiner Begründung, die ſoviel Senſation gemacht hat — wieder ein Heft des „Pan" aufſchlägt, ſo bemerkt man im Unterſchied zwiſchen damals und jetzt ein intereſſantes Stück Entwicklung. Die Redaction hat bekanntlich während dieſer Zeit auch gewechſelt, aber das iſt ſchließlich die kleinere Urſache. Die Veränderung des Planes iſt zum größten Theil wohl unabhängig davon und aus ſich ſelber geſchehen, als eine Art [illegible] [illegible] „Pan" [illegible]

[illegible]

tive Theil endlich und die ganze Ausſtattung überhaupt haben ſich auf der Höhe erhalten und in manchem ſogar, vor allem was die äußerliche Gefälligkeit und decorative Anpaſſung betrifft, beträchtlich verfeinert. Sehr hübſch und lehrreich ſind namentlich die beigefügten Proben der amerikaniſchen Buchausſtattung. **d. r.**

Wir erhalten folgende Zuſchriften: „Wien, 14. Juni 1897. Löbliche Redaction! Auf Grund § 19 des Preſsgeſetzes erſuche ich um Aufnahme nachſtehender Berichtigung in nächſter Nummer. In Nr. 141 der periodiſchen Druckſchrift „Die Zeit" Seite 174 wird in einer „M. M." gezeichneten Notiz mitgetheilt, in meinem Werke „Rauchringe" werde von „Tuberoſen" geſungen. Dies iſt unwahr; wahr iſt vielmehr, daſs in dem genannten Werke von „Tuberoſen" an keiner Stelle, weder ausdrücklich noch bildlich, die Rede iſt. Hochachtungsvoll Dr. Emil Rechert."

Darauf wird uns erwidert: „Ich muſs leider zugeſtehen, daſs der Herr mit ſeiner Berichtigung vollkommen im Rechte iſt. Die „Tuberoſen" ſind thatſächlich nicht auf ſeinem Miſte gewachſen. Max Meſſer."

Revue der Revuen.

Ueber „Kaiſer Wilhelm II. und die Moderne" ſchreibt S. Lublinski in der Mainummer der „Monatsſchrift für Neue Literatur und Kunſt". Selbſt ein durchaus moderner Menſch in ſeiner ſtark perſönlichen Weiſe und ſeinem Bedürfnis, ſich individuell auszuleben, dem Künſtleriſchen nahe verwandt, wovon ſein ausgeſprochenes Naturgefühl zeuge, habe Kaiſer Wilhelm II. doch eigentlich gar kein Verhältnis zur modernen Kunſt. Wohl liebe es der Kaiſer nach Art der Modernen in ſeinen eigenen Feſtreden das Walten der Natur mit den menſchlichen Schickſalen in Verbindung zu bringen und ihr Symbole zu entlehnen, aber er verfahre dabei nach ganz entgegengeſetzter Methode. Während die Moderne ſtets nur individuelle Symbole ſchaffen wolle, ſei es dem Kaiſer darum zu thun, die allgemein giltigen, angeſtammten Symbole erhalten zu ſehen. Während die moderne Literatur Einzelſchickſale darſtellen wolle, ohne allgemeines daran zu knüpfen, ſei es dem Kaiſer gerade um Perſpectiven nach vor- und rückwärts, um hiſtoriſche Anekdoten zu thun. Was auf ſeine Anregung künſtleriſch und literariſch entſtehe, trage dieſen abſtracten, unperſönlichen, conventionellen Charakter. Doch melde ſich auch in der Kunſt neueſtens wieder das Streben nach dem Typiſchen und Allgemeingiltigen; und ſo ſei es möglich, daſs ſich auf dieſem Wege das junge literariſche und das officielle Deutſchland zu gemeinſamer Culturarbeit die Hände reichen würden.

Eine lebhafte Polemik zu Gunſten der internationalen Kunſtausſtellungen führt Dr. Karl Voll im zweiten Maiheft der „Kunſt für Alle". Wenn heute weniger deutſche Bilder gekauft würden, ſo liege der Grund darin, daſs — eben Dank den internationalen Ausſtellungen — die ſchlechte Verkaufsware thatſächlich im Verſchwinden ſei. Gutes werde aber begreiflicherweiſe nicht in ſolchen Mengen erzeugt, und überdies ſeien die wenigen Kenner zumeiſt keine Capitaliſten, da ſei denn der Ertrag der deutſchen Kunſt naturgemäß ein weit geringerer. Aber ſelbſt um den Preis einer materiellen Schädigung ſeien die künſtleriſchen Vortheile, welche die internationale Ausſtellung den deutſchen Malern gebracht, nicht zu theuer erkauft. Abgeſehen davon, daſs ihnen dadurch Gelegenheit wurde, ohne koſtſpielige Reiſen die beſten Werke des Auslandes kennen und würdigen zu lernen und Anregung daraus zu ſchöpfen, ſei München für Deutſchland zum Brennpunkt des Kunſtintereſſes geworden, und indem ſie das deutſche Publicum künſtleriſch erzogen, bereiteten die Kunſtausſtellungen den Boden für die künftige Entfaltung und Verwertung einer neuen höheren deutſchen Kunſt.

Von einer ſeltſamen Kellerfahrt im Wiener Dreifaltigkeitshofe berichtet das Maiheft „Alt-Wien". Es finden ſich nämlich in dieſem alten Gebäude drei unterirdiſche Etagen. In der dritten, unterſten, wurde vor einem Jahre von mehreren Perſonen, darunter dem Schreiber des Aufſatzes, Dr. v. Jaden, ein Rundgang unternommen. „Als die Thüre in den Raum 3 aufgeſchloſſen wurde — ſo erzählt dieſer — bot ſich uns ein gewiſs ſeltſamer Anblick dar. Der große gewölbte Saal erſtrahlte von dem Schimmer, den viele in die Mauer geſteckte Kerzen verurſachten, und in der Mitte ſtand ein großer, beleuchteter Tiſch mit ſechs Gedecken und beſſeren Nahrungsmitteln, als die Höhlenmenſchen gewöhnlich hatten. Als ich in den Saal hineintrat, dachte ich zunächſt an das hiſtoriſche Behmgericht auf rother Erde; der Anblick war unſagbar feierlich. . . . . Weiter konnten wir nicht vordringen, da die angrenzenden Räume als Eiskeller dienen und vollſtändig angefüllt waren. Mit einer mitgebrachten Magneſiumfackel wurde der Saal geradezu taghell beleuchtet, und wir verbrachten bei feſtlichem Schmauſe eine ganz eigenartige wunderſame Stunde. Wir waren 19.5 Meter unter dem Straßenniveau. . . . . Daran anknüpfend erlaube ich mir eine etwas märchenhafte Mittheilung zu machen, welche zum mindeſten ſehr vorſichtig aufgenommen werden muſs. Es ſoll nämlich einmal ein [illegible] Fuhrwerk vom Hohen Markt direct in den Keller be[illegible] haben, um Waren auf Waren hinab[illegible] zu können."

Die [illegible] Revue „L'Isis Moderne" enthält eine ſehr merkwürdige Studie des amerikaniſchen [illegible] C. Gates über die Macht des Gedankens, worin er zu beweiſen verſucht, daſs die Art des Denkens eine [illegible] Wirkung auf den Organismus ausübe. Zum Zweck des [illegible] den Athem eines Individuums [illegible]

[illegible]

In der **„Nouvelle Revue"** ſchreibt Guſtav K a h n über die E v o l u t i o n e n d e r L i t e r a t u r. Er ſagt darin: Wir nehmen an, daſs die literariſchen Erſcheinungen organiſch mit einander verknüpft ſind; aber man kann doch zwei entgegengeſetzte Bewegungen conſtatiren. Die Literatur wird von Geiſtern zweier Kategorien ausgeübt: den intuitiven und den beobachtenden, oder gemeinhin geſprochen: von Idealiſten und Realiſten; dieſe beiden antagoniſtiſchen Gruppen herrſchen abwechſelnd. Bedarf unſere Kunſt der poetiſchen Erneuerung, ſo erlangt ſie ſie auch; es finden ſich immer die nöthigen Leute dazu. Während des letzten Decenniums fiel dieſe Aufgabe vorwiegend den Dichtern, den Intuitiven zu. Die Bewegung war eine ſynthetiſche und idealiſtiſche. Das iſt es auch, was man unter dem ſehr vagen Ausdruck „Symbolismus" zu verſtehen hat. Die frühere Generation hat gern Idealismus mit Spiritualismus verwechſelt und ihn dem Realismus, der dann wieder Materialismus in ſich ſchließen würde, entgegengeſetzt. Das iſt aber keine glückliche Auslegung. Der Unterſchied liegt vor allem in der Behandlung. Die Realiſten bemühen ſich ihren Erzählungen einen beſonderen Anſchein von Wirklichkeit zu geben, während es den Dichtern mehr um die innere ſeeliſche als um die hiſtoriſche Wahrheit zu thun ſei. Sie kürzen jene, der früheren Schule ſo werthen Details, die nur den Gedanken ertränken, und unterſuchen lieber das Weſen der Dinge. Sie ſtellen ihre Gedanken lieber in großen Zügen dar, von möglichſt unverbrauchtem, knappem aber ſtets weſentlichem Beiwerk umkleidet. Ihr Hauptaugenmerk iſt immer auf die Syntheſe gerichtet, und dies macht die heutige Dichtergeneration, der dieſe Züge gemeinſam ſind, zu einer idealiſtiſchen.

Die **„Presbyterian and Reformed Review"** bringt in ihrem jüngſten Heft eine aus dem Egyptiſchen überſetzte Geſetztafel, die aus dem 17. Jahrhundert vor Chriſti ſtammt, (alſo 3—400 Jahre vor Moſes), und 64 Vorſchriften umfaſst. Dieſelben beziehen ſich mehr auf das praktiſche, irdiſche, als auf ein höheres Leben. So heißt es u. a. darin: „Vermähle dich jung, damit dein Weib dir einen Sohn ſchenke." — „Schreibt eine Frau in Abweſenheit ihres Gatten dir Briefe, ſucht ſie deine Geſellſchaft ohne Zeugen und ſtellt dir nach, ſo iſt ſie des Todes ſchuldig, zum mindeſten wenn man davon erfährt, ſelbſt wenn ihre Vorſätze nicht ganz zur Ausführung gelangt ſein ſollten. Die Männer begehen alle Verbrechen bloß zu dieſem Endzweck." — „Menge dich nicht unter die Hefe des Volkes, ſonſt wird dein Name befleckt." — „Begegnet dir ein Betrunkener, ſo gehe ihm aus dem Wege, auch wenn es eine Ehre für dich wäre, ſeine Bekanntſchaft zu machen." — „Wer Böſes ſpricht, iſt kein Hort des Guten." — „Disciplin iſt die Seele des Hauſes."

Die niederländiſche Zeitſchrift **„Gids"** für Mai enthält einen ausführlichen Aufſatz über K i e l l a n d, den Björnſon einmal „das eleganteſte Schiff des ſkandinaviſchen Geſchwaders" genannt hat. Der Verfaſſer des Artikels, R. C. B a e r, meint, Ibſen und Björnſon hätten wohl einiges Licht über den Norden verbreitet, aber eigentlich lerne man nur durch Kielland die dortige Bevölkerung wirklich kennen. In ſeinem Lande gelte er als Revolutionär, und der Storthing habe ihm 1887 den Ehrengehalt mit der Begründung verweigert, daſs er „unmoraliſch" ſei. Aber ſeine Unmoralität beſtehe nur darin, daſs er die Verhältniſſe ehrlich zeige, wie ſie wirklich ſind. Er iſt der Anwalt der Enterbten und Unterdrückten, der Feind der Bureaukraten und der Geiſtlichkeit. Er zeigt den Proletarier nicht als demüthigen Sclaven des Reichen, ſondern von Grimm und Haſs erfüllt; aber die Schuld an jener traurigen Verbitterung und Verrohung miſst er den Reichen bei, die in ihrer hartherzigen Selbſtſucht die armen Brüder ihrem traurigen Schickſal überlaſſen.

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjörn Obſtfelder.*)

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Tyra Bentſen.

Sie iſt zart und ſchlank. Sie geht nicht gleichmäßig, ſie hüpft etwas bei jedem vierten Schritte.

Manchmal hebt ſie einen Stein auf, wirft ihn weit über die Waſſerfläche hin, daſs er wieder aufſpringt, ein-, zwei-, dreimal.

Dann lächelt ſie einer Bachſtelze zu, die auf dem Strande ſitzt und mit dem Schwanze wippt. Dann tänzelt ſie zwei Schritte weiter.

Aber halt! Was iſt das? Sie ſetzt ſich nieder. Ihr Geſicht wird ſo alt, ſo alt. Sie wird ſo traurig. Worüber kann ſie zu trauern haben, ſie, die ſo jung iſt?

Es dauert nicht lange. Sie ſpringt plötzlich auf, ſchleicht ſich dann um den Gartenzaun herum, pflückt im Laufen eine Blume, beißt zwei, drei Blütenblätter ab und wirft ſie fort, tritt in die Stube auf den Zehen.

Sie lieſt eine halbe Seite. Dann gleitet ſie wieder hinaus, qualvoll ſchluchzend. Niemand hat mit ihr geſprochen, niemand hat ſie verletzt.

Draußen ſteht ſie und flüſtert etwas, mit zuſammengebiſſenen Zähnen, faucht wie eine Katze.

Sie ſteht auf dem Wall. Die Sonne geht unter. Das Waſſer plätſchert. Alles iſt Ruhe.

Aber ſie ballt ihre Fauſt. Sie erhebt ihren Arm. Ihre junge Bruſt hebt ſich dem Meere trotzig entgegen. Und plötzlich ſchreit ſie auf, ſo daſs die Staare am Strande erſchreckt aufflattern: Ich will! Ich will!

Dann ſenkt ſich ihre Bruſt. Es fährt ein Sturm über ſie hin. Jetzt iſt es ſtille. Die Augen ſind groß, die Pupillen ſchwarz.

Sie hat ſich niedergelegt. Ihre Arme liegen hoch über ihrem Kopf geſtreckt, ſchmiegſam wie Schlangen, kräftig. Ihre Augen ſind geſchloſſen. Schläft ſie?

Nein. Plötzlich fährt ſie auf, daſs die Kleider aufflattern, ſie knirſcht: ich will, ich will!

Was will ſie?

*

Das Bild ſteht ſo oft vor mir. Und ich habe ſie doch damals nicht geſehen. Als ich ihr begegnete, hatte ſie keine ſchmalen Hüften, ſondern war voll und üppig, es war nicht mehr die ewige Flucht in ihrem Geſicht. Ihr Buſen wölbte ſich nicht mehr ſo trotzig.

Ihr Geſicht veränderte ſich in anderer Art. Es konnte einen Ausdruck annehmen, den es längere Zeit behielt, dann wieder einen anderen, der blieb.

Warum ſehe ich nur jetzt, wo ich verſuche, mir ihr Bild zurückzurufen, gerade d i e ſ e s vor mir, das ich n i c h t kannte? Vielleicht, weil ich mich ihrer ſo gut erinnere, wie ſie eines Morgens den bloßen Arm emporſtreckte — ſie erhob ſich plötzlich, ſie ſtreckte den Arm empor, alle Muskeln ihres Geſichtes ſpannten ſich an — lag auch d a r i n jenes: Ich will! Ich will!?

*

Wie es in ihren Augen blitzen konnte! Als hätte ſie eine Sonne in ihrer Bruſt.

Aber ſie konnte ſo ſchmerzlich weinen. Sie kam zuweilen zu mir und warf ſich in meine Arme und weinte, ſo daſs ihr ganzer Körper bebte, die Schultern bebten, ihre Bruſt, ihre Lenden.

Dann hatte ich weiter nichts zu thun, als leicht und ſanft ihren Kopf an mich zu ziehen und ſie ſo zu halten.

Ich hatte wohl eine eigene Art ſie zu halten, die ſie liebte. Denn einer ihrer Ausſprüche war, daſs ſie mich liebte, weil ich der Einzige ſei, bei dem ſie ſich auszuweinen wagte.

Sie habe einen großen Thränenſee in der Bruſt, meinte ſie, der manchmal ausſtrömen müſste.

Ich weiß nicht, woher es kam, es ſchien mir oft, als ſei es eine ſchwere Laſt, die an meiner Bruſt lag und daſs ſie zu halten, während ſie weinte, ebenſo ſchwer ſei, wie für eine Mutter ein Kind zur Welt zu bringen. Es ſchien mir, als thäte ich damit etwas, was tief und ernſt ſei, was mir in meinem Lebensbuche angerechnet werden würde.

Einmal, als ſie nach einem ſolchen Ausbruch von mir gegangen war, war es mir, als ſei eine ſchwere Laſt auf meinem Herzen zurückgeblieben, dort wo ihr Haupt gelegen, und ich ſagte laut zu mir ſelbſt: ſie wird mich gewiſs nie verlaſſen können.

*

Mich verlaſſen! War ſie denn bei mir? Ich wuſste ja nicht einmal, weshalb ſie weinte. Ich wuſste nicht, was für Sorgen es waren, die ſie ausweinen wollte.

Gerade d a s war das ſeltſam Heilige: Ich forſchte nicht! Ich ließ ſie bloß bei mir weinen!

Ich dachte bei mir: ſie leidet. Sie hat es nicht gut. Es iſt gut, bei jemandem weinen zu können. Ich verſtehe den Schmerz. Ich kann ihn ſo gut aufnehmen, ich möchte ihn ſo gerne für ſie lindern, wenn ich es könnte.

Mich verlaſſen! Sie kam hie und da zu mir. Ich wuſste ſonſt nichts von ihr.

Es konnte ja ſein, daſs irgend ein Mann ihr den Schmerz verurſacht hatte. Ich wuſste es nicht. Es konnte ſein, daſs ſie ſelbſt etwas gethan hatte, was ſie unendlich bekümmerte.

Ich dachte nicht darüber nach. Ich dachte nur: ſie hat keinen Frieden. Es iſt nicht einfach und gut und ruhig für ſie. Ich möchte ſo gerne Frieden geben, möchte ihre Bruſt ruhig langſam und friedlich wogen ſehen.

*

Sie kam hin und wieder zu mir. Sie ſetzte ſich an meine Seite, legte ihren Kopf auf meine Schulter und küſste mich.

Sie war auch froh, wenn ich ſie küſste. Und ſie ſagte, daſs ſie mich liebte.

War es ſo? Liebte ſie mich ſchon damals?

Wo ſie in der Zwiſchenzeit war, wuſste ich nicht. Ich wuſste nichts von ihr. Ich fragte ſie nicht. Jedesmal, wenn mich der Gedanke, ſie zu fragen, ſtreifte, hielt mich etwas in meinem Inneren davon zurück.

Sie hatte hellblaue Augen. Wenn ſie das hellblaue Sammtkleid trug, wuſste ich kaum, was blauer leuchtete, das Kleid oder die Augen. Ich wuſste nicht, was weicher ſchimmerte.

Das hellblaue Sammtkleid! Wieviel ſich doch im Leben mit lebloſen Dingen verknüpfen kann, mit einem Kleide, einem Armband. Die Menſchen machen das Todte lebendig.

Nenne ich bloß für mich dieſe Worte: das hellblaue Sammtkleid — dann ſteht eine ganze Reihe von Stunden vor mir. Beſonders eine. In der eigentlich nichts vorgieng. Der kein Sturm folgte. Es war wie ſtilles tiefes Waſſer an jenem Abend.

Der Baum, an den ſie ſich lehnte, der Strom, welcher gerade da ohne Wirbel floſs.

* Herr Sigbjörn Obſtfelder, ein junger Norweger, iſt zuerſt durch eine [illegible] „Lys", bekannt geworden. [illegible] folgte eine Novelle, „Die Ebene", [illegible] Mit dem „Kreuz" [illegible] erſten Erfolg beim großen Publicum. Dieſe Geſchichte iſt im October v. J. erſchienen und hatte es bereits im Jänner zur dritten Auflage gebracht. [illegible] hat ſie „das [illegible]" genannt, „was der Buchverlag Norwegens bis jetzt bringt". Das „Dagbladet", [illegible] Blatt Norwegens, ſchrieb, „daſs die nordiſche Sprache kaum eine vorzüglichere Novelle beſitzt". Anm. d. Red.

Digitized by Google

Ich ſagte die Worte:

— Sieh das Ufer an, das ſtille ſteht, während der Strom fließt. Erſt am Ufer kann man erkennen, daſs der Strom fließt.

Worte, die keine weitere Bedeutung haben. Und es ſcheint mir doch, als höre ich ſie aus einer entſchwundenen Zeit herauftönen, und gleich einer Zauberformel beſchwören ſie Tage herauf, die niemals wiederkehren.

Ihr bebendes Ja! Als hätte ich ihr von etwas Schickſalſchwerem geſprochen.

Und dann war alles Freude.

Denn nachdem wir eine lange Weile geſchwiegen und auf denſelben Punkt hingeſtarrt hatten, und der Fluſs unſere Blicke mit ſich fortgeführt hatte, ſagte ſie:

Ich bin froh.

Ich — bin — froh, ſagte ſie ſanft und langſam.

Die Freude, die das Weib fühlt, wenn es reif iſt und die ſie in breiten Wogen durchzittert, macht das Auge ſo weich. Es iſt wie Mondſchein auf dem Fjord, wenn er bewegt iſt.

Wie ich es vor mir ſehe! Das Sammtkleid im Laube, es war, als würde es eins mit ihrem Leibe, und ihr Leib zur Farbe.

Sie war ſo ſchön darin. Die Ueppigkeit des Sammets zeigte die Fülle ihrer Bruſt, zeigte und verhüllte ſie zugleich, ließ ſie hinſchmelzen in kleine dunkelblaue weiche flackernde Schatten.

Ich fange gewiſs an, lyriſch zu werden. Verzeih mir. Aber es iſt ſo anziehend für mich, dabei zu verweilen, zu verſuchen, es ſo zu ſchildern, wie es war.

Und wie es mehr und mehr dämmerte, verſchmolz ſie mehr und mehr mit dem Laube, mit den Secunden, die wir nicht hörten.

Es war der einzige Abend, an dem ſie rauchen wollte. Sie ſagte:

— Ich ſehe das Glühen deiner Cigarette, das iſt alles, was ich ſehe.

Ich ſagte:

— Ich ſehe das Leuchten deiner Cigarette, und ich ſehe deine Hand.

Sie ſagte:

Nun höre ich nur den Fluſs. Vorhin hörte ich ihn nicht. Da ſah ich ihn bloß.

Man erinnert ſich ſolcher Geſpräche länger als glühender Worte, deren Andenken bald erliſcht. Geſchrieben iſt es nichts denn es iſt der Ton, den man lange im Ohr behält, der Ton, der das Ganze durchklingt.

Es iſt nun viele Jahre her. Aber es gibt Nächte, wo die zwei Cigaretten im Dunkeln vor mir leuchten und die leiſen Worte durch die Stille klingen.

*

Es war vielleicht auch die ſchönſte Zeit, wo ich das noch nicht erlebt hatte, was ich ſpäter erleben ſollte. Dieſe große Stille, ehe das Leben kommt und die Schmerzen, iſt ſie nicht an Herrlichkeiten?

Sie ſaß mir damals gerade gegenüber. Sie ſagte, ſie ſei froh. Und es machte mich glücklich, daſs ſie es war. Aber kannte ich denn ihre Freude? Verſtand ich ſie?

Später kam viel Leid.

Doch nein! Die ſchönſten Stunden, auch die kamen doch ſpäter. So wunderlich zuſammengeſetzt, reich und ſchwer von all dem, was kam und Stimme über mich brachte und was mein Gemüth aufrührte, das vorher ſo ruhig geweſen war.

Wunderliche Tage! Sonnenſchein und Regenſchauer durcheinander.

*

Ich habe keine Muße, meinen Bericht kunſtvoll zu formen. Alles ſtimmt auf mich ein, wenn ich darauf zurückblicke, und ich muſs alles erzählen, um Ruhe zu bekommen. Bald iſt auch die Nacht vorüber. Ich habe ſchon einen Vogel zwitſchern hören.

Ich wollte davon erzählen, warum ſie, deren Antlitz alt und traurig war, als ich ſie das erſtemal ſah, ſich verwandelte. Sie bekam neue Züge, die Falten wurden verwiſcht, ihre Augen bekamen Farbe, jeder Tag machte ſie jünger.

Ich wollte erzählen, wie glücklich es mich machte, daſs ich das vermochte. Daſs ich die Macht dazu hatte.

Schließlich war es, als verdopple ſie ſich für mich. Die zarte Schlankheit des Mädchens miſchte ſich mit ihrer Ueppigkeit, die Hoffnung der Jungfrau auf das Geheimniſsvolle ſchimmerte und ſchimmerte in dem Geſicht, auf welches das Leid des Lebens ſein ſchmerzlich ſchönes Lied geſchrieben hatte.

Es iſt ein Wunder. Und ſo ſchwer iſt es für mich, dem nachzuſpüren, wie es eigentlich geſchah und wie es ſo wurde.

Und mit ſchweren trüben Dingen war es verwebt.

Während ich hier ſitze und das niederſchreiben will, ſtrömen ſie auf mich ein, gerade wenn ich mir das Bild von dem junggewordenen Geſicht hervorrufen will. Und wenn ich daran denken will, wie das Leid kam und die Wunderſtunden verklärte, dann ſehe ich wieder das [illegible] Junge in ihrem Auge, das das Jüngſte von allem iſt, das mehr als Jugend iſt, reine Jugend, Jugend durch Wahl, Jugend von [illegible].

*

[illegible] an dem Abend, als ſie den Seidenumhang be[illegible]. Sie wollt durchaus Wein haben. Ohne eine Silbe [illegible] Wein andächtig [illegible].

[illegible]

Sie plauderte und lachte, ſetzte ſich auf einen Stuhl, ſchlenkerte mit den Beinen wie ein kleines Mädchen.

Es ſtanden einige Menſchen in einem Kreis und redeten miteinander. Ich ſah, wie ſie uns nachblickten, als wir hinausgiengen. Wir hörten einen flüſtern:

— — Glück!

(Es war während der drei Monate an der See, der drei Monate, welche eine einzige ununterbrochene Entzückung waren.)

Sie warf den Kopf zurück und ſah den Kreis an mit dem froheſten „Ja" in ihren Augen, das ich je geſehen habe. Ich vergeſſe es nicht. Ich entſinne mich noch, wie ſie uns mit einem Blick nachſahen, als wollten ſie ſagen:

— Wir haben nie ſo 'was Schönes geſehen. Es gibt doch noch Glück in der Welt.

*

Aber ich merke, daſs ich doch am liebſten zu den ſtrahlenden Stunden zurückmöchte. Ich erzähle dasjenige nicht, was dazwiſchen liegt.

— — Ich entſinne mich noch ſo gut, als ich ihn zum erſtenmale ſah. Wir trafen uns, wie man es heutzutage gewöhnlich thut, in einem Reſtaurant. Er war Bildhauer.

Ich habe wohl kaum je eine ſo plötzliche Luſt bekommen, einen Menſchen kennen zu lernen. Nach und nach kamen wir auch ins Geſpräch, wir entfernten uns von den anderen, die am ſelben Tiſche ſaßen.

(Mein Bericht hat keinen rechten Zuſammenhang. Ich muſs darum berichten, daſs dies längere Zeit vor den vier Monaten liegt. — Im ganzen waren es vier Monate.)

Nie habe ich zuvor ſo ſtark empfunden, wie ein anderer Menſch dem Worte geben kann, wofür man ſelbſt nach dem richtigen Worte ſucht. Es iſt faſt etwas Peinliches daran, weil man vielleicht am liebſten ſelbſt das Wort finden möchte.

Wir ſprachen nicht von der Kunſt. Auch nicht von Frauen.

Am beſten entſinne ich mich deſſen, was er ſagte, während das elektriſche Licht flackerte und das Reſtaurant finſter wurde. Nachher giengen wir hinaus und trieben uns lange in den Straßen herum.

— Uns fehlt es an Ehrfurcht, an Ehrfurcht! Haben wir vielleicht Ehrfurcht vor der Sonne? — ſagte er, als das elektriſche Licht erloſch, und wir erhoben uns und wandelten plaudernd durch das leere Reſtaurant.

— Die Sonne, die wieder auferſteht in all dem Licht und in all den Formen von Licht, die wir um uns ſehen . . .

Haben wir Ehrfurcht — wir waren auf die Straße gekommen und einige umherſtreifende Frauen paſſierten uns — haben wir vielleicht Ehrfurcht vor dem Lächeln eines Weibes? Dem Glückslächeln eines Weibes? — Ach nein, nun haben wir die ganze Zeit die Frauen aus unſerem Geſpräch ferngehalten, und wir ſprechen am beſten von ihnen, wenn wir nicht von ihnen ſprechen.

— — Ich wollte nur ſagen — — Wie oft kehrt das Glückslächeln eines Weibes zurück?

Er gehörte zu denjenigen, die mit dem Ton und dem Rhythmus mehr geben, als mit den Worten ſelbſt, die durch eine kleine Pauſe plötzlich das ſagen können, was das Innerſte, das Individuelle in einem iſt, und was nach Ausdruck in einem brennt.

— Und dann ſollten wir nicht vor dem Augenblick — wo das Lächeln da iſt — Ehrfurcht haben, dann ſollten wir nicht auf die Knie fallen und des Weibes Fuß küſſen, während es lächelt!

Wir thuen es nicht. Wir haben keine Ehrfurcht.

Die größte Autorität in der Welt iſt die Schönheit.

Es iſt ſchlecht beſtellt um den Machthaber heutzutage. — — Ja, es iſt vielleicht immer faul mit der Alleinherrſchaft geweſen.

Ehrfurcht — — was meine ich damit?

Ich meine zum Beiſpiel, daſs wir vor uns ſelbſt Ehrfurcht haben ſollen, uns ſelbſt nicht ſo quälen und nicht ſo viel Böſes an uns ausfindig machen.

Wir haben bei Gott kein Recht dazu, uns ſelbſt zu quälen, wir haben bei Gott kein Recht dazu, uns ſelbſt mehr als andere zu quälen! Bei Gott, wir haben es nicht! Er wurde heftig, ballte die Hand und ſchien meine Gegenwart vergeſſen zu haben.

Erſt lange nachher ſagte er:

— Und wir können andere mit unſerer Selbſtqual zu Tode quälen.

Er ſagte dies ſo gedämpft, und das Wort „zu Tode" ſagte er ſo langſam und traurig.

Und er nahm dabei meine Hand, ſagte Lebewohl und gieng.

[illegible]

Stimmen aus dem Publicum.

Digitized by Google

Die Zeit.

XI. Band. | Wien, den 26. Juni 1897. | Nummer 14[illegible]

Die ſchlechte Regierung.

Graf Badeni ſitzt nun glücklich auf dem parlamentariſchen Iſolierſchemel. Die Majorität gehört nicht ihm, die Minorität gehört nicht ihm. Er hat nichts als ſein Portefeuille. Damit iſt endlich einmal das vielgerühmte außerparlamentariſche Regierungsſyſtem auf ſeine reine Form reduciert, und die Gelegenheit iſt günſtig, die Grenzen ſeiner Macht zu erproben.

Die großen Erfolge, die das außerparlamentariſche Regierungsſyſtem unter dem Miniſterium Taaffe ſcheinbar errungen hat, verdankte es nicht ſeiner eigenen Kraft, ſondern der Schwäche des Parlaments. Wenn Campanella das Volk ein großes blödes Thier nennt, das, weil es ſeine Stärke nicht kennt, ſich willig von einem ſchwachen Knaben leiten läſst, ſo gilt dies auch vom Parlament unter dem modernen Repräſentativſyſtem. Die parlamentariſchen Einrichtungen haben ſich bei uns nicht in allmählicher Entwicklung aus dem Volk herausgebildet. Man hat die parlamentariſchen Inſtitutionen fertig aus dem Ausland nach Oeſterreich importiert, aber nicht die parlamentariſchen Männer. Dieſe muſsten und müſſen ſich erſt auswachſen, um das nach dem Zuſchnitt größerer Länder bemeſſene parlamentariſche Kleid ordentlich ausfüllen und würdig tragen zu können. Man braucht nur einmal die alten Sitzungsprotokolle des Reichsrathes durchzuleſen, um zu ſehen, wie wenig die erſten Parlamentarier ihre Rechte zu gebrauchen verſtanden haben, wie nur ganz allmählich die Kenntnis der Macht des Parlaments und mit ihr dieſe Macht ſelbſt ſich vergrößert hat, wie einerſeits die eruptiven Temperamente einzelner Parlamentarier, andererſeits die gewaltthätigen Miſsgriffe unverſtändiger Regierungen dieſen Proceſs gefördert haben. In den früheſten Anfängen trauten ſich die Mitglieder im Parlament kaum zu ſprechen. Schüchtern wurde das Wort erbeten. Und wenn einer es ergriffen hatte, ließ er es auch zumeiſt ſchon nach wenigen Minuten, wie ein heißes Eiſen, wieder los. Nur in der allergrößten Beſcheidenheit wagte man es, ſeine von denen der Regierung abweichenden Anſichten zu äußern. Eine ordentliche Oppoſition im Parlamente durchzuführen, hatte noch niemand ſo recht den Muth. Wer ernſtlich Oppoſition betreiben wollte, blieb einfach zu Hauſe und machte eher außerhalb als innerhalb des Parlaments Oppoſition. Das war die Zeit, da die Abſtinenz noch als der äußerſte Grad von Oppoſition galt, eine weibiſche Schmollopposition, die aber zu mannhaftem Thun nicht kam. Den Leuten war das abſolutiſtiſche Unterthanenverhältnis noch zu lebhaft in der Erinnerung, als daſs ſie den Staatsbürgerbegriff hätten erfaſſen können. Wie man von den alten Negern in den Vereinigten Staaten erzählt, die trotz der Emancipation ſeit 1863 noch bis auf den heutigen Tag ihre ſclaviſche Anhänglichkeit an die Familien ihrer einſtigen Eigenthümer bewahrt haben, ſo haben auch die erſten Parlamentarier bei uns, trotz der durch die Einführung des Repräſentativſyſtems bewirkten ſtaatsrechtlichen Emancipation ihre anerzogene Unterwürfigkeit gegenüber der Regierungsgewalt nicht ſo bald abzulegen vermocht. Charakteriſtiſch dafür iſt das Verhältnis der beiden Häuſer des Reichsrathes zu einander. In den Anfängen unſeres parlamentariſchen Lebens war das Herrenhaus zweifellos die bedeutendere, energiſchere Körperſchaft, lediglich weil deſſen Mitglieder, vermöge ihrer ſonſtigen Lebensſtellung, von vornherein mit einem größeren politiſchen Selbſtbewuſstſein gegenüber der Regierung begabt waren. Sie hatten immer etwas dreinzureden gehabt, ohne wie mit Parlament, ſo machten ſie auch von ihren parlamentariſchen Rechten einen freieren Gebrauch, von dem Augenblick an, wo ſie ſie erlangt hatten.

Jene Verhältniſſe haben ſich glücklicherweiſe geändert. Der Fortſchritt in der Ausnutzung der parlamentariſchen Einrichtungen iſt ſicherlich in erſter Linie durch den Zeitablauf zu erklären, der eine neue Generation herangebracht, die durch keine alten Erinnerungen an vergangene Zeiten in der freien Aneignung ihrer Rechte gehemmt wird. Daneben haben aber auch die ſchlechten Regierungen, die wir gehabt haben, ein, wenn auch ungewolltes, ſo doch nicht unbedeutendes Verdienſt an der Stärkung des parlamentariſchen Selbſtbewuſstſeins gehabt. Wie gute Hauslehrer die Selbſtändigkeit der Kinder beeinträchtigen, ſo gute Regierungen die Selbſtregierung der Völker. England verdankt ſeine Befreiung von höfiſcher Bevormundung hauptſächlich den ſtarken Antrieben, die ihm durch die ſchlechten Hofregierungen unter den Georgen gegeben wurden. Sie waren für jene Zeit und Verhältniſſe ein Glück. Ein ähnliches Glück iſt auch uns, wie es ſcheint, derzeit erblüht. Wir haben eine, ſelbſt nach dem Maßſtabe [illegible] Landesüblichkeit unwiderſprechlich ſchlechte Regierung. Wohl iſt die Gefahr nicht groß, daſs wir bald durch eine gute Regierung verweichlicht werden [illegible] Herr v. Chlumecky, der ja doch in die Zukunft ſieht, hat [illegible] die Hoffnung erregt, daſs wir, nach dem Miniſterium Badeni, noch ſchlechtere Regierung bekommen würden. Doch geziemt es ſich, über der Zukunft die Gegenwart nicht zu vernachläſſigen und das Gegebene auszunützen. So auch die ſchlechte Regierung des Grafen Badeni.

Beſonders zur Förderung eines Problems ſcheint die ſchlechte Regierung Badeni gut zu ſein. Wir meinen das Problem der parlamentariſchen Regierung. So außerparlamentariſch wie dieſes iſt ſchon lange kein Miniſterium in Oeſterreich geweſen. Graf Taaffe poſierte wohl gerne mit ſeiner außerparlamentariſchen Stellung. Dabei hatte er aber, in ſeinen guten Zeiten wenigſtens, ſeine feſten, ſicheren Beziehungen zur Parteienmajorität, die er nur nicht immer offen ſehen ließ. Sein Ueber-den-Parteien-Stehen war ſo eine Art von optiſcher Täuſchung wie die ſchlafende Griechin, die man in der Luft ſchwebend meint, weil die ſie haltenden Stangen den Blicken entzogen ſind. Wie der biedere Bauer, der zum Jahrmarkt in die Stadt kommt, ſo hat auch Graf Badeni die optiſche Täuſchung ernſt genommen. Er glaubte wirklich, von der Gravitationskraft, die alle Miniſter ſchließlich zu Fall bringt, frei, ſozuſagen mitten im Luftraum ſchweben zu können. Bei dieſem Verſuch hat er ſchon unangenehme Erfahrungen gemacht. Die kann er in kommender Zeit noch vermehren. Wenn die Regierung iſoliert iſt, kann ſie einmal ihre Macht mit der des Parlamentes meſſen. Es kann ſich dabei in Oeſterreich zeigen, was ſich in allen anderen parlamentariſchen Ländern im entſcheidenden Fall noch immer erprobt hat, daſs das Parlament trotz alledem der ſtärkere Theil iſt, wo es ſich einmal ordentlich eingelebt hat. Denn das Parlament braucht nichts von der Regierung. Die Regierung braucht aber viel und das Unentbehrlichſte vom Parlament: Steuern, Recruten, öffentliche Controle. Sie iſt die Bedürftige, nicht das Parlament. Auf dieſer einfachen Thatſache beruht die Uebermacht des Parlaments in denjenigen Ländern, die ſich eine parlamentariſche Regierung errungen haben, ſowie in vielen Ehen die Vorherrſchaft des Mannes auf der Thatſache, daſs er der Ernährer der Familie iſt. Das hindert freilich manche Männer nicht, unter dem Pantoffel zu ſtehen, und unſere Parlamente waren auch bisher gewöhnt, die Pantoffelherrſchaft der jeweiligen Regierung über ſich ergehen zu laſſen. Sie können's auch anders und beſſer haben, wofern ſie's nur beharrlich wollen. Darauf zielt ein gemeinſames Intereſſe der Majorität wie der Minoritätsparteien. Denn Graf Badeni iſt weder der einen noch der anderen Mann. Wenn ſie ihn beide gleichzeitig bekämpfen, iſt er unmöglich und unmöglich mit ihm auch jede andere außerparlamentariſche Regierung nach ihm, ſo lange die Parlamentsparteien nicht locker laſſen. Die Segnungen einer außerparlamentariſchen Regierung, die auf ihrem Iſolierſchemel außer Fühlung mit den Parteien ſteht und blindlings Maßnahmen trifft, deren politiſche Wirkung ſie nicht ahnt, dieſe Segnungen haben wir im Fall der Badeni'ſchen Sprachenverordnungen nun ſchon genugſam ausgekoſtet. Angeſichts der erwieſenen Unfähigkeit außerparlamentariſcher Regierungen, die heutige parlamentariſche Situation auch nur zu überſehen, geſchweige denn zu beherrſchen, empfiehlt ſich der Uebergang zu dem höheren Typus der parlamentariſchen Regierungen von ſelbſt.

K.

Aufgaben der Oppoſition in Ungarn.

Während in conſtitutionellen Staaten, die eine geſchriebene Verfaſſung beſitzen, die Macht, und folglich bis zu einem gewiſſen Grade auch die Pflicht des Staatsoberhauptes, des Cabinets und des Parlaments mehr oder minder genau umſchrieben ſind, ſchweigen dieſe Verfaſſungen von der Oppoſition. Sie rechnen mit dieſer nur als mit einer Poſſibilität, und eigentlich nur für den Fall, in welchem die Oppoſition die Majorität erlangt, was, parlamentariſch gedacht, die Abdankung des oppoſitionellen Charakters zur Folge haben muſs. Doch die Praxis führte zu einer anderen Entwicklung: die Oppoſition iſt in den conſtitutionellen Staaten zur permanenten Einrichtung geworden, ja ich möchte die Behauptung wagen, daſs jeder Premier, ſo ſehr er ſich auch ſonſt über eine Schwächung der Oppoſition freuen mag, geradezu erſchrecken würde, wenn er eines ſchönen Tages überhaupt keiner Oppoſition mehr gegenüberſtünde. Und wenn ich mich auch bezüglich der Pſychologie des Premiers täuſchen mag, was in Oeſterreich-Ungarn, dem Lande der Ueberraſchungen, ſehr leicht möglich ſein kann, das eine iſt gewiſs, jeder aufrichtige Anhänger der parlamentariſchen Regierungsform müſste ebenſo [illegible] beunruhigt ſein.

Digitized by Google

In techniſcher Hinſicht iſt dieſe, ich möchte faſt ſagen, auf dem Staatsrecht beruhende Stellung der Oppoſition allgemein anerkannt. Die parlamentariſchen Uſancen erfordern es, daſs in die Ausſchüſſe auch Mitglieder der Oppoſitionen gewählt werden, obgleich kein Geſetz die Majorität verhindert, alle Stellen mit ihren eigenen Mitgliedern zu beſetzen. Dies allein iſt ſchon ein Symptom, daſs die Oppoſition kein zufälliger, ſondern ein weſentlicher Beſtandtheil des modernen Parlamentarismus iſt. Trotzdem ſcheint es, wenigſtens auf dem Continent, Politiker zu geben, deren Anzahl im Verhältnis zur Entfernung von England zunimmt, die ſich trotz dieſer anerkannten Stellung der Oppoſition nicht Rechenſchaft ablegen, was eigentlich die, jener Poſition entſprechenden Pflichten ſein mögen? Um dieſe Frage zu beantworten, iſt es nothwendig, auf die Gründe des Opponierens im allgemeinen zurückzugehen, um hieraus die Pflichten in einem concreten Falle ableiten zu können.

Der Grund zum Opponieren kann ohne einen weſentlichen Unterſchied im Parteiprogramme einfach darin liegen, daſs die Oppoſition in die Thätigkeiten und die bona fides der Regierung kein Vertrauen ſetzt. Dieſer Fall muſs zwar vom Standpunkte des reinen Parlamentarismus als ein pathologiſcher erſcheinen, wenigſtens für den Theoretiker. An dieſer Stelle jedoch muſs ich mich trotzdem mit ihm beſchäftigen, da die ungariſche Oppoſition auch derlei Gründe für ihr Opponieren anführt. In dieſem Falle iſt es nun ihre Pflicht, von den angeblich corrupten Praktiken der Regierung den Schleier der Discretion zu lüften. Alle Parteien bemühen ſich auch redlich, dies zu thun. Bei all dieſen Bemühungen iſt aber eigentlich nichts anderes zum Vorſchein gekommen, als der Nachweis, daſs bei den allgemeinen Neuwahlen Geld und amtlicher Einfluſs in größerem Maße angewendet wurden, als dies in Ungarn üblich war. Mit der Aufdeckung eines derartigen Miſsſtandes iſt aber die Aufgabe noch lange nicht erſchöpft. Die Oppoſition muſs auch trachten, Miſsbräuche zu verhindern. Um dieſer Miſſion gerecht zu werden, hat Graf Apponyi ſeinen bekannten Antrag auf Verſchärfung der Strafbeſtimmungen im Wahlgeſetze eingebracht.

Bis hieher ganz gut. Jedoch ganz abgeſehen davon, daſs der betreffende Antrag keine Geſetzeskraft erlangt hat, erſcheint es mir ziemlich naiv, die Sanierung von Wahlmiſsbräuchen von Strafbeſtimmungen zu erwarten. Eine Reform des formellen Wahlrechtes könnte vielleicht mehr wirken, wäre jedoch auch ungenügend. Solange es Leute geben wird, die ihre Stimme zu verkaufen bereit ſind, ſolange wird es auch Stimmenkauf geben; und ſolange Klagen über Miſsbrauch der Amtsgewalt zu politiſchen Zwecken von der öffentlichen Meinung, und zwar nicht im allgemeinen, ſondern in jedem concreten Falle, mit concreter Verachtung geſtraft werden, werden die Functionäre ihre Macht miſsbrauchen. Das Maß dieſer Praktiken aber wird Hand in Hand mit der zur Verfügung ſtehenden Geldmenge, ſowie der Hardieſſe der Parteileitung gehen.

In dieſer Beziehung müſste alſo die Thätigkeit der Oppoſition keine politiſche, ſondern eine geſellſchaftliche ſein. Da ich nun ſpäter bei den übrigen Aufgaben der Oppoſition zu demſelben Reſultate kommen werde, ſo ſei die nähere Ausführung des zu befolgenden Vorgehens für ſpäter verſchoben.

Außer dem perſönlichen Miſstrauen — und dies iſt, theoretiſch gedacht, die eigentliche und normale Stellung einer parlamentariſchen Minorität — unterſcheiden ſich die oppoſitionellen Parteien Ungarns auch in ihren Tendenzen von der Regierung. Ich gebrauche abſichtlich nicht den üblichen Ausdruck Programm, weil in dem Mangel eines ſolchen gerade die Schwäche der ungariſchen Minorität iſt, auf welche ich noch zurückkommen werde. In dieſer Beziehung iſt es nun die Pflicht der Oppoſition, die Durchführung des für ſchädlich gehaltenen Programmes nach Kräften zu verhindern und zu trachten, das eigene Programm zum Siege zu bringen. In beiden Beziehungen iſt die gegenwärtige Situation äußerſt ungünſtig, beſonders was den parlamentariſchen Redekampf betrifft. Die Regierungspartei iſt zahlreich genug, um eine kleinere Seceſſion zu vertragen, und obendrein iſt die Gefahr einer ſolchen bei der engen Solidarität ihrer Mitglieder, eine äußerſt geringe. Es bleibt alſo der Oppoſition, wenn ſie ſich nicht, wie ſeit Jahren, in reſultatloſen Redegefechten verbluten will, nichts übrig, als den Schwerpunkt ihrer Wirkſamkeit außerhalb des Parlamentes zu verlegen und die öffentliche Meinung zu beeinfluſſen, um ſo wenigſtens für die Zukunft vorzubauen.

Ich geſtehe es gerne, daſs eine erſprießliche Erfüllung dieſer Aufgabe durch die Umſtände ſehr erſchwert iſt. Es iſt ſchwer, bei einem politiſch ungebildeten und in den breiteren Schichten überdies [illegible] Volke ein Parteiprogramm zu verbreiten, während es auch [illegible] iſt, ohne ein Programm, für das ſich die Wähler [illegible], das politiſche Intereſſe zu erwecken. Wenn [illegible] Ungarn [illegible] ſo [illegible] es mir doch [illegible] parlamentariſchen [illegible] Die liberale Preſſe, welche [illegible] daſs das Volk der

chroniſch erfolgloſen Oppoſition müde zu werden beginnt, hat eigentlich ganz recht. Die Oppoſition verſteht es nicht, ein populäres Programm aufzuſtellen. Ich rede hier nicht von der Unabhängigkeitspartei; dieſe, nach oben regierungsunfähig, zählt eigentlich nicht; ihre Miſſion iſt es, darüber zu wachen, daſs der 67er Ausgleich nicht durch extenſive Interpretation zugunſten Oeſterreichs, zum Nachtheil Ungarns fortgebildet werde. Es iſt daher nothwendig, daſs dieſe Partei über eine gewiſſe Zahl von Mandaten verfügt; ein Allzumächtigwerden derſelben könnte aber nur Unheil anrichten. Wenn wir aber die Nationalpartei betrachten, ſo hat dieſe eigentlich kein geeignetes Programm; den ſpaltenlangen politiſchen Eſſay, der vor den Neuwahlen in der Parteipreſſe veröffentlicht wird, und welchen nur profeſſionelle Politiker, und auch die nur mit Langeweile, zu Ende leſen, kann man kein Programm nennen. In den kleinen ſtaatsrechtlichen Velleitäten, die dasſelbe enthält, und die die Stellung der Partei zur Krone weſentlich erſchweren, iſt ihr die Unabhängigkeitspartei, was praktiſche Wirkung bei den entweder völlig indolenten oder einer leicht erfaſsbaren, radicalen Phraſe geneigten Maſſen betrifft, weit über; der weſentlichſte Punkt des ſtaatsrechtlichen Programmes iſt übrigens heute, nach den Geſetzentwürfen über die militäriſche Erziehung, bereits gegenſtandslos; die übrigen Programmpunkte ſind allgemein gehaltene Wünſche zur Verbeſſerung der Lage der verſchiedenen Claſſen, welche guten Wünſche ja die Regierungspartei auch hegt und auch zu verwirklichen vorgibt. Manchmal hatte ſie zwar einen concreten einfachen Programmpunkt: wie die Verwaltungsreform, dieſer war aber derart, daſs er ganz gut in die allgemeinen Tendenzen der Regierungspartei hineinpaſste und folglich auch von dieſer entlehnt werden konnte. Das oppoſitionelle Programm müſste, ſelbſt auf Koſten einer beſonders ſchönen Styliſierung, kurz, verſtändlich und auf einen concreten Punkt concentriert ſein, der nicht in das Programm der Regierungspartei einverleibt werden kann, und der von einer immanenten Popularität getragen wird. Als ſolcher Punkt bietet ſich von ſelbſt die Entlaſtung des kleinen Steuerzahlers. Als Mittel hiezu Einführung eines ſteuerfreien Exiſtenzminimums, Reform des in einem Agriculturſtaat ſchwer drückenden, rein auf Ertragſteuern baſierten Steuerſyſtems, Sparſamkeit, Vermeidung neuer Inveſtitionen und Reformen, ſolange ſich die bereits verwirklichten nicht eingelebt haben.

Die Volkspartei, die vielfach Anklänge an dieſe Idee bietet, hat den Fehler begangen, ſich als katholiſch-clericale Partei zu conſtituieren, wodurch ſie ſich viele Feinde machte; hätte ſie die Reviſion der kirchenpolitiſchen Geſetze bloß unter dem Motto der Sparſamkeit betrieben, dann hätte ſie die Unterſtützung der Katholiken ebenfalls erhalten, ohne ſich von dem übrigen Ungarn, wie jetzt, iſolieren zu müſſen.

Im Rahmen eines ſolchen Programmes könnten ſich die beiden oppoſitionellen Parteien einigen, und dieſer neuen Partei würden ſich die überaus zahlreichen unzufriedenen Elemente zugeſellen, die von den conſtituierten Parteien keine Hilfe erwarten können. Auch die erſten Anfänge einer Socialpolitik, für welche Ungarn, nach den Symptomen des Agrarſocialiſtencongreſſes, der Arbeiterunruhen im Banat und im Alföld zu ſchließen, reif zu ſein beginnt, hätten ebenſogut Raum, wie gemäßigtes Agrarierthum. Alle dieſe Forderungen könnte man in den Kernpunkt: „der Arme ſoll weniger Steuer zahlen“, gruppieren. Ein ſolches Programm hat zwei Vortheile. Erſtens das der großen Einfachheit; Lueger hat auch ſeine großen agitatoriſchen Erfolge der Einfachheit ſeiner Parole mitzuverdanken, die ſich in die drei primitiven Worte: „Haut's den Juden“ zuſammenfaſſen läſst. Das Hauptverdienſt eines derartig einfachen Programmes von immanenter Popularität ſpeciell für Ungarn wäre aber, daſs man an der Hand desſelben am eheſten das Volk, das ganze Volk, nicht nur die eifrigen Katholiken darüber belehren könnte, daſs die Abgabe der Stimme bei den Abgeordnetenwahlen als eine Sache von Intereſſe und Pflicht zu betrachten iſt, und nicht bloß als Gelegenheit zu Banketten und etwaigem Nebenverdienſt. Um dieſes Ziel zu erreichen, dürfte ſich indeſſen die Agitation nicht auf die Wahlcampagne beſchränken, ſondern das Volk müſste fortwährend bearbeitet werden durch Reden und vor allem durch eine billige und populäre Preſſe. Eine ſolche ins Leben zu rufen, wäre die Pflicht der Oppoſition.

Jedoch auch für die gebildeten Stände wäre eine gute, ſelbſtſtändige Zeitung nöthig, die namentlich, und zwar nicht theoretiſierend, geſunde nationalökonomiſche Anſichten an der Hand concreter Tagesfragen verbreiten müſste. Es müſste mit der Anſicht, daſs rein legislatives Eingreifen a l l e i n das Land wirtſchaftlich geſund machen könne, und daſs der Zuſtand des legalen Geldmarktes für ſich allein der Barometer des allgemeinen Wohlſtandes ſei, aufgeräumt werden.

Was aber der Hauptvortheil dieſes Programmes wäre: es könnte nicht von der liberalen Partei angeeignet, und wie vieles andere, zum Anhalten der Herrſchaft ausgenutzt werden. Iſt es nämlich wahr, daſs die liberale Partei eigentlich keine politiſche Partei, ſondern eine Erwerbsgeſellſchaft iſt, welche ihren eigenen Vortheil und den des Großcapitals in erſter Reihe wahrnimmt, dann kann ſie ſich kein Programm zu eigen machen, das die Reichen intenſiver beſteuern, den Inveſtitionen und Subventionen ein Ende machen, den Arbeitern und kleinen Grundbeſitzern [illegible] und rückſichtsloſe Sparſamkeit im Staatshaushalte einführen will.

Digitized by Google

Und wenn die Oppoſition noch lange zögert, mit ihrer alterthümlich juriſtiſchen Politik zu brechen und neue Gedanken, neue Leute in den Reichstag und verbeſſerte Wähler an die Urne zu bringen, ſo kann es ſich leicht ereignen, daſs ein liberaler Politiker, wenn er in der Hitze des Gefechtes aus der Schule ſchwätzt und mangelnde Einſicht mit böſem Willen verwechſelt, der gegenwärtigen Oppoſition die Worte entgegenruft: Was wollt ihr eigentlich? Ihr habt keine weſentlich anderen Ziele als wir, in eueren Reihen ſitzen auch Verwaltungsräthe und ambitiöſe Leute, ihr wollt ja auch nicht das Beſte des Volkes, ihr wollt ja nichts anderes als uns vertreiben und euch an unſerer Stelle niederſetzen zu dem Bankett der Macht und des Reichthums!

Budapeſt. Pyrrhon.

Der britiſche Genoſſenſchaftscongreſs in Perth.

Die tauſend Delegierten der 1½ Millionen Mitglieder der britiſchen Genoſſenſchaftsbewegung verſammelten ſich kürzlich zum 29. Jahrescongreſs im ſchöngelegenen Perth in Schottland. Der Conſumverein in Perth zählt allein 4000 Mitglieder, ein Fünftel der geſammten Einwohnerſchaft. Auf Schottland, das 1/10 der Bevölkerung Großbritanniens faſst, kommen ⅛ der geſammten Genoſſenſchaftsvereine, ⅙ ihrer Mitglieder und ihres Capitales und ⅓ des Abſatzes und des Reingewinnes. Das ſchnelle Wachsthum des jüngeren ſchottiſchen Bruderzweiges, das theilweiſe auf das beſſere ſchottiſche Schulweſen zurückgeführt wird, erklärt den maßloſen Groll der dortigen Kaufleute, der ſich ſeit etwa 1½ Jahren in der gehäſſigſten Weiſe durch Boycottierung, Preſsangriffe, öffentliche und geheime Hetze Luft macht und die Bildung einer „Trader's Defence Association" veranlaſst hat.*) Im ganzen hat dieſe Oppoſition die Genoſſenſchaft nur geſtärkt. Ihre Glieder haben ſich enger aneinandergeſchloſſen, und eine feurige Vertheidigung der guten Sache hat propagandiſtiſch gewirkt. Der Abſatz iſt im Jahre 1896 von 3,449.461 £ auf 3,822.581 £ geſtiegen; davon kommt ein Abſatz von 720.743 £ gegen 606.790 £ im Vorjahre, alſo ein Mehrabſatz von 113.953 £ auf die Production. Aber die Agitation der Kaufleute hat noch eine andere Folge gehabt, die nach Ausſage des vorſichtigen Geſchäftsführers der engliſchen Großhandelsgenoſſenſchaft, Benjamin Jones, einen Grenzſtein in der Geſchichte der Genoſſenſchaftsbewegung bedeutet. Der Kampf gegen die Trader's Association erfordert einen außerordentlichen Kraftaufwand und iſt eine ſchwere Belaſtung, die nicht zum geringſten Theil auf den Schultern Maxwells, des genialen und verdienten Präſidenten der ſchottiſchen Großhandelsgenoſſenſchaft, ruht. Die Erfahrungen der letzten Jahre haben ihm bewieſen, daſs von den Stadtvätern im Intereſſe der Genoſſenſchaft nicht viel zu erwarten ſei und ſo wurde in ihm die Anſchauung erzeugt, daſs die Zukunft der britiſchen Genoſſenſchaft von dem Abgehen von ihrer politiſch neutralen Stellung abhänge, daſs ſie, als Gemeinſchaft eines großen Theiles der britiſchen Steuerzahler, die Intereſſen der Arbeiterclaſſe im Parlament und in der Gemeinde ſelbſtändig zu vertreten habe. Dieſer Ueberzeugung gab er in einer den Congreſs eröffnenden bemerkenswerten Rede Ausdruck. Maxwell, ein Arbeiterſohn, der mit 10 Jahren die Schulbank mit einem Platz in der Werkſtätte eines Wagners vertauſchte, nimmt eine führende Stelle innerhalb der Bewegung ein; er gehört ihr ſeit 23 Jahren an und hat ſie ſeit 16 Jahren als Präſident der ſchottiſchen Großhandelsgenoſſenſchaft im In- und Auslande glänzend vertreten. Seine Congreſsrede iſt vom erſten bis zum letzten Worte bedeutſam. Wie ſehr er ſich deſſen bewuſst war, zeigt die gänzliche Abweſenheit ſeines ſonſt ſtets ſprudelnden Humors. An eine Körperſchaft, deren Stolz es bisher war, als unpolitiſche Arbeiterbewegung zu gelten, die ſich mit Vorliebe auf ihre rein wirtſchaftliche Bedeutung als „Staat im Staate" beruft, tritt er mit dem Anſinnen heran, ihre erziehliche Kraft an die Durchſetzung einer weitgehenden genoſſenſchaftlichen Vertretung in Staat und Gemeinde zu wenden. „Es gilt mir nicht, die Politik in die Cooperation zu tragen, aber es iſt mein heißer Wunſch, die Cooperation mehr in die Politik zu bringen." („I do not seek to introduce politics into Cooperation, but I am most anxious to see Cooperation introduced more into politics.")

„Das ſchnelle Emporblühen unſerer Bewegung, das wachſende Verlangen nach erweiterter Production, der ſtete Andrang neuer Ideen hinſichtlich unſeres zukünftigen Vorgehens, die gewaltigen Anſtrengungen der Händler, die darauf gerichtet ſind, die Emancipation des Proletariates zu vereiteln, an ſich ein Beweis unſerer Stärke, das alles darf uns die Frage, ob unſere gegenwärtige Taktik nicht einer Verbeſſerung fähig ſei, nicht länger in Schwebe laſſen."

„Nach dem Beiſpiel anderer Bewegungen müſſen wir an Stelle bloß localer oder particulariſtiſcher Bethätigung ein Syſtem nationaler genoſſenſchaftlicher Repräſentation ſetzen, das jedem Manne und jedem Weibe die Macht zeigt, die in ſeinen Händen ruht, ſobald nur der Wille zu ihrem Gebrauch im Intereſſe aller vorhanden iſt. Die Trades-Unioniſten haben durch ihre conſequente und beharrliche Politik einen Einfluſs gewonnen, der innerhalb und außerhalb des Parlamentes in die Wagſchale fällt. Mit der Möglichkeit eines Umſatzes von 60 Millionen £ jährlich, mit einem Siebentel der Bevölkerung Englands und Schottlands, mit ſteigendem Bedarf an Bauplätzen und Land greifen wir von Jahr zu Jahr mehr in die Sphäre von Leuten über, die im Glauben, wir würden nie ſo weit gelangen, unſere Fortſchritte bisher wenig oder gar nicht beachtet haben. Iſt es denkbar, daſs ſie ruhig zuſehen, wie die Cooperation ſie langſam aber ſicher verdrängt?"

„Soll die Cooperation ein dauerndes Glied des nationalen Lebens ſein, ſollen wir, wie befürwortet wird, mit anderen Nationen in Verbindung treten, ſollen Grund und Boden Gemeingut genoſſenſchaftlich verbundener Kopf- und Handarbeiter werden, dann muſs unſere gegenwärtig ruhevolle Propaganda mit einer Politik des Angriffs ohne Rückſicht auf Parteipolitik oder Dogmen vertauſcht werden.*)

„Gerade in unſerer Ausdehnung," ſchließt Maxwell ſeine Rede, „ſehe ich eine Gefahr für unſere zukünftige Fortentwicklung, wenn wir unſere Principien nicht in öffentlichen Körperſchaften vertheidigen und den aus jedem Erfolg erwachſenden Schwierigkeiten nicht durch Anpaſſung unſerer Taktik an die wechſelnden Umſtände begegnen. Unſerer Bewegung, die die Heime des Volkes erhellt, die ſowohl Menſchen als Geld ſchafft und weitverzweigte und verwickelte Geſchäfte führt, fehlt es nicht an Männern, die ebenſo befähigt ſind, die Geſchicke der Städte und Dörfer zu leiten, als es die Grundbeſitzer, Bankiers und Brantweinbrenner ſind, die im Parlament und Gemeinderath ſitzen. Geht der heute von mir geſäete Samen auf, ſo wird die paſſive Macht der Genoſſenſchaft ein gigantiſcher Hebel zum Wohle des Landes werden."

Eine Reſolution, welche die „Cooperative Union", den Centralverein der genoſſenſchaftlichen Propaganda und die engliſche ſowie ſchottiſche Großhandels-Genoſſenſchaft auffordert, vorbereitende Schritte zur directen Vertretung der Genoſſenſchaft im Parlamente und anderen öffentlichen Körperſchaften zu thun, wurde einſtimmig angenommen. Trotzdem wird es mit dem Ausreifen und der Durchſetzung der Forderung gute Wege haben. Neue Ideen dringen nur ſehr langſam in die Zweigvereine und die dicken genoſſenſchaftlichen Durchſchnittsſchädel, aber ſchon der in die Debatte geworfene Keim läſst eine Entwickelung ahnen, die dem Sociologen zu denken gibt.

In enger innerer Beziehung zu Maxwells Plan, obwohl äußerlich davon unabhängig ſteht die im vorigen Jahr begonnene Reform des genoſſenſchaftlichen Erziehungsweſens durch Bildung eines zum größten Theil aus Pädagogen (experts) beſtehenden „Educational Committee"**), das beauftragt iſt, zu prüfen, wie der bloße Dividendenjäger am eheſten zum bewuſsten Genoſſenſchafter erzogen und mit den Pflichten und Rechten des Staatsbürgers vertraut gemacht werden kann. Das Comité hat dem diesjährigen Congreſs einen Arbeitsplan vorgelegt, der vorerſt den Zweigvereinen zur Durchſprechung überwieſen worden iſt, weil man ſich über ſeine Forderungen nicht einigen konnte.

Dagegen iſt es in Bezug auf den alten Zankapfel der Bewegung, die Frage nämlich, ob der Angeſtellte der Genoſſenſchaft Anſpruch auf eine Betheiligung am Unternehmergewinn außer der ihm in ſeiner etwaigen Eigenſchaft als Conſumvereinsmitglied zufließenden Dividende hat, zu einem überraſchenden Reſultat gekommen. Die Vertreter des „profitsharing" haben einen äußeren Annäherungsverſuch an die Anhänger der Theorie des Conſumvereines***) mit der Erklärung gemacht, daſs die Form, in der das Princip gewahrt werde, unweſentlich ſei und ebenſowohl in einer Lohnerhöhung oder in einem Penſionsfonds zum Ausdruck kommen könne, als in der unmittelbaren Gewinnbetheiligung des Arbeiters. Die engliſche Großhandelsgenoſſenſchaft, die ausgeſprochene Gegnerin des „profitsharing", hat nunmehr ihren Gliedern, den Conſumvereinen, den Plan einer facultativen Altersverſicherung (superannuation) vorgelegt, der von den Verſicherten einen Jahresbeitrag von 2½% ihres Lohnes fordert, den die Genoſſenſchaft mittelſt eines gleich großen Zuſchuſſes ergänzt. Vom 60. Lebensjahre an ſoll der Verſicherte Anrecht auf eine Penſion haben, die je nach der Zahl der abſolvierten Dienſtjahre von 25 Procent an bis zu 67 Procent ſeines Durchſchnittsverdienſtes betragen kann.

Die diesjährige Ausſtellung genoſſenſchaftlich producierter Nahrungsmittel, Bekleidungsgegenſtände, Möbel, Metall-, Steingut- und Meſſerſchmiedwaren, Fahrräder, Erzeugniſſe der Buchdruckerei und Buchbinderei bildeten nach Quantität und Qualität wieder einen Fortſchritt gegen frühere Jahre. Die größte Leiſtungsfähigkeit entwickeln nach wie vor die Großhandelsgenoſſenſchaften. Die Vorherrſchaft der producierenden Conſumgenoſſenſchaft über die ſelbſtändige Productivgenoſſenſchaft ſcheint in Großbritannien dauernd geſichert.

In Bezug auf die Landwirtſchaft hat die genoſſenſchaftliche Bethätigung auf dem Inſellande bis jetzt keine Erfolge gezeitigt. Gegen

*) Vergl. den Artikel: „Der Genoſſenſchaftscongreſs in Woolwich", in Nr. 91 der „Zeit".

*) Der Widerſpruch, der der Forderung politiſcher Bethätigung ſeitens der Partei [illegible]

**) Vergl. den Artikel: „Der Genoſſenſchaftscongreſs in Woolwich", Nr. [illegible] der „Zeit".

***) Im Gegenſatz zu [illegible] des Unternehmergewinnes [illegible] je nach Maßgabe ſeiner Einkäufe zurück, nach demſelben Princip [illegible]

Digitized by Google

über einer im Laufe von 8 Jahren erzielten Einnahme von 12.295 Pfd. Strlg. ſteht eine Ausgabe von 13.053. Dies Reſultat deckt ſich mit den Ergebniſſen der privaten Landbewirtſchaftung Englands im allgemeinen, iſt alſo nicht auf die Anwendung des genoſſenſchaftlichen Princips, auf ein widerſtrebendes Element, ſondern auf die allgemeine Lage der Verhältniſſe zurückzuführen.

Die Statiſtik der geſammten britiſchen Genoſſenſchaftsbewegung zeigt in den letzten Jahren die größte Zunahme in Bezug auf Capital, Abſatz und Reingewinn; die zweitgrößte hinſichtlich der Mitgliederzahl, die geringſte hinſichtlich der Neubildung von Geſellſchaften und ſogar eine Abnahme hinſichtlich der Conſumvereine („distributive societies oder stores“). Man vergleiche die nachſtehende Tabelle:

	1895	1896
Geſammtzahl der Vereine	1.711	1.741
Mitgliederzahl	1,414.158	1,492.371
Geſchäftsantheile (share)	16,164.667	17,546.924
Capitaleinlagen (loan)	9,661.420	10,632.346
Abſatz	52,512.126	57,318.426
Reingewinn	5,397.582	6,337.490
Conſumvereine	1.486	1.453

Die Abnahme der Conſumvereine erklärt ſich zum Theil aus dem Princip, durch Ausdehnung großer Vereine an Stelle kleiner Neubildungen mit dem geringſten Kräfteaufwand den größtmöglichen Erfolg zu erzielen. Immerhin iſt anzunehmen, daſs eine erhöhte propagandiſtiſche Thätigkeit es dahinbringen könnte, durch Neubildungen in noch brachliegenden Gegenden den Aufſaugungsproceſs mindeſtens zu neutraliſieren. Es entſpricht jedoch nur der genoſſenſchaftlichen Theorie, daſs Capital, Abſatz und Reingewinn raſcher ſteigen müſſen als Mitgliederzahl und Vereine, und gerade in dieſem Entwicklungsgang liegt die Bürgſchaft für die Zukunft der Bewegung, deren Rolle in der Geſchichte der Völker erſt begonnen hat.

London. Helene Simon.

Die materialiſtiſche Geſchichtstheorie im Lichte der Thatſachen.*)

Ich möchte in dieſem Artikel diejenigen allgemeinen Thatſachen beleuchten, die gegen eine ausſchließlich ökonomiſche Interpretation der Geſchichte ſprechen.

Vorher aber einige kurze Bemerkungen zu dem zwiſchen Belfort Bax und Kautsky entſtandenen Streit über dieſelbe Frage.**) Erſtens möchte ich bemerken, daſs es völlig unbegründet iſt, Marx und Engels einerſeits und die ſogenannten Neumarxiſten andererſeits zu unterſcheiden. Ich kann aus den Werken dieſer Marxiſten nichts herausfinden, was uns erlauben könnte, ſie in Gegenſatz zu den eigentlichen Schöpfern des hiſtoriſchen Materialismus zu ſtellen. Ich meine — im Gegenſatz zu Bax — daſs gerade Kautsky und Bernſtein am allerwenigſten den dogmatiſchen Marxiſten zugezählt werden können. Ich brauche nur auf ihre Werke hinzuweiſen. Man muſs eben den Muth haben, gegen Marx ſelber aufzutreten, ſobald man ſich gegen die materialiſtiſche Geſchichtstheorie erklärt, weil nirgends dieſe Theorie ſchärfer definiert wird, als in den Werken des Meiſters ſelbſt. Und wenn die Marxiſten leichten Herzens gegen ſolche Titanen des Denkens, wie Kant, Helmholtz, Dubois-Reymond (ſiehe z. B. Peters: „Der Glaube an die Menſchheit“ ***) kritiſch auftreten, iſt wohl auch einem Nichtmarxiſten erlaubt, gegen Marx aufzutreten. Aber ja kein Phantom des Neumarxismus ſchaffen!

Zweitens begeht Bax einen wichtigeren Fehler: er verwechſelt nämlich die geſellſchaftlichen Productions- und Austauſchformen reſp. die Productionsweiſe mit den materiellen Intereſſen, und dadurch geräth er in eine Sackgaſſe. Der Marxismus ſpricht nie von materiellen Intereſſen, wie er überhaupt nicht von elementaren materiellen Bedingungen des Lebens (Klima, Boden ꝛc.) ſpricht, ſondern nur von der „Productionsweiſe des materiellen Lebens“. Eben das Nichtunterſcheiden der „Productionsweiſe“ von den „allgemeinen phyſiſchen Bedingungen des Lebens“ verhinderte Bax, eine befriedigende Erklärung des an ſich richtigen Princips des „pſychologiſchen Antriebs“ zu geben.

Nun aber iſt Folgendes von großem Intereſſe: Kautsky theilt die Geſchichtsfactoren in conſtante und variable. Zu den conſtanten gehört unter anderen auch der pſychologiſche Antrieb, zu den variablen gehören die ökonomiſchen Verhältniſſe. Das letztere Element, eben weil es variabel iſt, ſei das einzig maßgebende in der Geſchichte. Er meint nämlich „der menſchliche Organismus, ſein Denkvermögen, ſeine künſtleriſche Fähigkeit ꝛc. habe ſich in der hiſtoriſchen Zeit (ja, was iſt eigentlich die hiſtoriſche Zeit?) nicht merklich verändert“; was ſich dagegen verändert hat, iſt die Productionsweiſe.

Wir wollen dieſe Theſe einmal genauer anſehen.

Sagen wir, dieſe Eintheilung wäre richtig.

Hört denn dadurch das conſtante Element auf, ein Geſchichtsfactor zu werden, und zwar ein ſelbſtändiger? Hört's auf, eine Urſache der Geſchichtsentwickelung zu ſein? Das cauſale Verhältnis zwiſchen zwei Erſcheinungen iſt jedesmal gegeben, wo mit der Bejahung und Verneinung der erſten auch die zweite zeitlich folgende Erſcheinung bejaht oder verneint wird.†) Verneinen ſie das conſtante Element, den denkenden, fühlenden und nach Zielen handelnden Menſchen, ſo verneinen ſie die ganze Geſchichte. Warum hat nun Herr Kautsky ſich die Frage nicht geſtellt, warum eigentlich die ökonomiſchen Verhältniſſe variabel ſind? Sobald eine ſo complicierte Erſcheinung wie die Productionsweiſe und die dadurch bedingte Productionsverhältniſſe variabel iſt, ſo muſs man doch nachher wiſſen, warum es ſo iſt, wodurch dieſe Variationen bedingt reſp. ausgelöst werden. Und auf die Frage, die eigentlich den Kern des Marxismus ausmacht, bleibt uns Kautsky eben die Antwort ſchuldig.

Kehren wir den Spieß um.

Im Grunde genommen ſind doch, trotz der Verſchiedenheiten der Natur, des Bodens, des Klimas und aller übrigen „äußeren phyſiſchen Urſachen“, die Grundtypen der Productionsverhältniſſe überall dieſelben. Ueberhaupt alle Stufen der menſchlichen Entwickelung, von den allerurſprünglichſten Formen der Gens bis zu den jetzigen Formen der capitaliſtiſchen Geſellſchaftsorganiſation, zeigen bei allen Völkern, auf allen Continenten dieſelben Variationen. Mit einem Worte, das variable Element von Kautsky zeigt eine ſehr wunderbare Conſtanz. Und wodurch iſt dieſe Identität, dieſe Einheitlichkeit in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, alſo auch ſeiner wirtſchaftlichen Organiſation, bedingt? Der Marxismus gibt darauf keine Antwort und kann ſie überhaupt ſeinem Weſen nach nicht geben. Aber ein Protegé der Marxiſten beſchäftigt ſich mit dieſer Frage: Morgan.‡) Er verweiſt nämlich auf die Identität der Künſte, Inſtitutionen und der Lebensweiſe für dieſelbe Stufe auf allen Continenten. Und da ſagt er: „Dieſe Thatſache bildet einen Theil des ſich häufenden Beweismaterials, aus dem hervorgeht, daſs die hauptſächlichſten Inſtitutionen der Menſchheit aus einigen wenigen urſprünglichen Gedankenkeimen ſich entwickelt haben, und daſs der Verlauf und die Art ihrer Entwickelung vorherbeſtimmt war und innerhalb enger Grenzen ſich bewegte infolge der natürlichen Logik des menſchlichen Geiſtes und der nothwendigen Beſchränkung ſeiner Kräfte.“

Und ebenſo wie wir in der Variabilität des ökonomiſchen Factors eine durch die „natürliche Logik des menſchlichen Geiſtes“ bedingte Conſtanz vorfinden, ſo finden wir in der Conſtanz des „pſychologiſchen Antriebes“ eine wunderbare Variation vor.

Es iſt wohl wahr, daſs der Grundcharakter des menſchlichen Geiſtes, ſagen wir während „der hiſtoriſchen Zeit“, unverändert geblieben iſt. Damit iſt lange noch nicht geſagt, daſs das Geiſtesvermögen auch unverändert blieb. Was eigentlich einigermaßen conſtant blieb, iſt die Veranlagung, die Einrichtung, das Canevas des denkenden und handelnden Menſchen. Aber die von dieſer Einrichtung gelieferte Arbeit, die Manifeſtationen der der Einrichtung innewohnenden Function haben ſich allmählich entwickelt, aber nicht unter dem Einfluſſe der äußeren Urſachen, zu denen auch die Productionsverhältniſſe gerechnet werden müſſen, ſondern auf Grund der Functionsrichtung, die der Einrichtung im voraus eigenthümlich iſt. Wie aus dem befruchteten Ei einer beſtimmten Species ſich ein beſtimmter Embryo entwickelt, aus dieſem dann der vollentwickelte Organismus, in einer Richtung, die im Keimplasma im voraus beſtimmt iſt, kraft der im Plasma aufgeſpeicherten potentiellen Energie, ebenſo entwickelt ſich das Denkvermögen des Menſchen und ſomit auch der pſychologiſche Antrieb unaufhörlich in einer Richtung, die durch ſeine Structur im voraus beſtimmt iſt. Selbſtverſtändlich ſind in beiden Fällen gewiſſe günſtige äußere Bedingungen nothwendig, damit die Entwickelung ſtattfinden könnte. Deshalb ſind ſie aber noch lange nicht die Urſache der Entwickelungsrichtung. Nehmen Sie ein befruchtetes Ei einer Hündin und ſetzen Sie es was immer für Bedingungen aus, ein Menſch wird doch daraus nicht werden. Die Entwickelungsrichtung der Menſchheit, wie ſchon die Conſtanz der ganzen Entwickelung beweist, war durch die beſtimmte geiſtige und körperliche Organiſation im voraus gegeben.

Wenn aber die Richtung auch in der ganzen Menſchheit identiſch iſt, ſo kann ſie doch gewiſſe Abweichungen von der allgemein giltigen geraden Linie durchmachen. Und da iſt eine ſehr intereſſante Thatſache zu conſtatieren: nehmen Sie irgend eine Geſellſchaftsgruppe, die auf derſelben ökonomiſchen Stufe ſteht, z. B. die Bourgeoiſie in verſchiedenen Ländern, ſagen wir die in England und in Deutſchland, und betrachten Sie ihre „pſychologiſchen Antriebe“, ihr ganzes Gebaren gegenüber der Arbeiterclaſſe, ihr Fühlen und Handeln, ihr Denken und Wollen, und Sie werden ſofort gewiſſe Unterſchiede conſtatieren — trotz der Identität der ökonomiſchen Bedingungen und ſogar Intereſſen. Nehmen Sie jetzt und vergleichen Sie die ſocialiſtiſchen Arbeiter Frankreichs und Deutſchlands, und Sie werden ſofort einen großen Unterſchied zwiſchen den pſychologiſchen Antrieben der beiden Gruppen conſtatieren können. Nun verſchweigt Herr Kautsky den Streit noch mehr.

In [illegible] Antwort auf die Erwiderung Bax' ſagt er Folgendes: [illegible] ökonomiſche Entwickelung nichts

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

†) [illegible]

‡) [illegible]

Digitized by Google

anderes als die Entwickelung der Technik, das heißt, die Aufeinanderfolge der Erfindungen und Entdeckungen. Was ſind dieſe onders als „Wechſelwirkungen“ zwiſchen dem Geiſt und den ökonomiſchen Bedingungen? Der hiſtoriſche Materialismus, weit entfernt, die bewegende(!) Kraſt des menſchlichen Geiſtes in der Geſellſchoſt zu verneinen, gibt nur eine beſondere und den bisherigen Annahmen verſchiedene Erklörung des Wirkens dieſer Kraſt. Der Geiſt bewegt die Geſellſchaſt, aber nicht als der Herr der ökonomiſchen Verhältniſſe, ſondern als ihr Diener“.*) Nun, da ſind wir ſchon einen Schritt vorwärtsgekommen: es gibt doch eine, beſonders von Herrn Plechanoff viel verſpottete und ſehr gehaſste, Wechſelwirkung zwiſchen dem Geiſt und den ökonomiſchen Bedingungen. Und was ſoll man unter den ökonomiſchen Bedingungen verſtehen? Werden wir da nicht in letzter Inſtonz auf die ollgemein phyſiſchen Bedingungen auf das natürliche Milieu kommen? Und was zwingt den Menſchen, Entdeckungen zu machen? Seine durch ſeine Natur beſtimmten Lebensbedürfniſſe reſp. das ökonomiſche Intereſſe. Folgerichtig müſſen wir alſo nachſtehende Schluſsfolgerung mochen: die Productionsverhältniſſe hängen ab von der Productionsweiſe, dieſe von der Entwickelung der Technik, dieſe wieder von den Wechſelwirkungen zwiſchen dem Geiſt und den allgemein phyſiſchen Bedingungen (ſomit auch von den Lebensbedürfniſſen), reſp. die ganze Geſchichte der Menſchheit iſt bedingt durch die Combination des intellectuellen und moteriellen Factors. Soweit ſind wir alſo alle einverſtanden. Die ganze Frage dreht ſich um das Verhältnis dieſer beiden Factoren. Herr Kautsky meint, der erſte Factor ſei nicht der Herr, ſondern der Diener des zweiten.

Nun hat Herr Bax eigentlich nirgends eine ſolche Behauptung aufgeſtellt. Der Streitpunkt muſs genau präciſiert werden: es handelt ſich darum, ob die zwei in der Geſchichte parallel laufenden Factoren, die einander beeinfluſſen, durch deren Combination alle anderen Geſellſchaftsformationen geſchaffen werden, ihrem Urſprung nach einander nicht untergeordnet ſind, oder ob, wie Marx und ſeine Anhänger behaupten, der grundlegende Factor ausſchließlich der materielle iſt, der alle anderen Factoren beſtimmt und bedingt. Da ſteht der Streit, und da muſs er ausgefochten werden. Da muſs man die Thatſachen heranziehen und nachſehen, ob die Erfindungen des menſchlichen Geiſtes durch die ökonomiſchen Bedingungen beſtimmt ſind.

Die erſte Entdeckung, die der Menſch machen muſste, um überhaupt in complicierte geſellſchaftliche Verhältniſſe eingehen zu können, war die der Sprache. Ohne Sprache wäre die menſchliche Geſellſchaft trotz aller ökonomiſchen Bedingungen nicht auf eine höhere Stufe geſtiegen als die, auf der ſich viele Thiergeſellſchaften jetzt befinden. Nun verſucht Engels auch die Sprache auf die Arbeit zurückzuführen.**) Wenn die Wiſſenſchaft die Löſung ſo ſchwieriger Probleme, wie dasjenige der Sprachenbildung, ſo leicht nehmen würde, wie Engels es that, dann wäre es um ſie ſehr ſchlecht beſtellt. Welche Genialität! Da die Menſchen „ſich etwas zu ſagen hatten“, ſo fiengen ſie an zu ſprechen. Sehr gut! Nun bilden ja auch die Thiere Geſellſchaften und, wer weiß, wahrſcheinlich haben ſie ſich auch etwas zu ſagen, und trotzdem haben ſie noch keine Sprache. Jeder, der mit der Embryologie und Phyſiologie des Gehirns etwas vertraut iſt, wird die ganze Verkehrtheit dieſer Erklärungsweiſe einſehen. Trotz Engels wiſſen wir noch eigentlich gar nichts über die Entſtehungsweiſe der Sprache. Was wir aber ganz ſicher verneinen müſſen, iſt die Erklärung, wie ſie Engels gegeben hat, denn ſonſt bliebe unerklärlich, warum die Thiere keine Sprache haben. Intereſſant iſt, daſs gerade der Papagei im Käfig, der gar nicht arbeitet, die Sprache lernt — unter dem Einfluſſe eines phyſiſchen Factors, der Uebung.

Morgan drückt, nachdem er auch die unlösbaren Schwierigkeiten, welche der Löſung des Problems der Entſtehung der Sprache feſtgeſtellt hat, die Meinung aus, daſs dieſes Problem „weit mehr eine Frage der Geſetze der menſchlichen Entwickelung und der nothwendigen Wirkungen der geiſtigen Thätigkeit, als eine Frage der Beſtandtheile der Sprachen iſt.“***) Er meint jedenfalls, daſs die Sprache ſich aus den die Geberden begleitenden Lauten entwickelt habe. Die Geberden aber werden viel mehr durch rein pſychiſche Vorgänge, als durch phyſiſche hervorgerufen. Die Laute aber ſind einfach Nachahmungen der in der äußeren Natur beobachteten Schallphänomene.

Eine weitere epochemachende Entdeckung war die Schrift. „Ohne literariſche Aufzeichnungen“ ſagt Morgan, „wäre ſuglich weder Geſchichte noch Civiliſation vorhanden“. Wie iſt dieſe Erfindung gemacht worden? Es iſt ganz ſicher, daſs die Schrift viel eher in den äſthetiſchen Eigenſchaften des Menſchen, als in ihrer Arbeit zu ſuchen iſt, denn die erſte Schrift beſtand einfach in Abbildungen der vom Menſchen beobachteten Dinge. Auch die Hieroglyphen ſprechen dafür. Erſt allmählich entwickelte ſich daraus die ſymboliſche Schrift.

Eine Entdeckung, die von ungeheuerem und unmittelbarem Einfluſſe auf die ganze Productions- und Lebensweiſe der Menſchheit war, iſt die Erfindung des Feuers, die Engels höher ſtellt, als die Entdeckung der Dampfmaſchine, die ja eine ganze Revolution bedeutete. Wenn nun wirklich Herr Kautsky, dieſe Entdeckung des Feuers war auf Grund der ökonomiſchen Verhältniſſe gemacht worden? Es iſt erſtens ganz ſicher, daſs der damalige Menſch noch keine genügenden Erfahrungen hatte, um ſich bewuſst dieſes Ziel — die Feuerentdeckung — zu ſtecken; zweitens iſt es ganz ſicher, daſs die Feuerentdeckung nur ein von dem mit Beobachtungsgeiſt ausgerüſteten Menſchen der Natur abgelauſchter Proceſs war, ohne Rückſicht auf die materiellen Bedingungen und Intereſſen. Viele Forſchungen beweiſen auch, daſs die Feuerentdeckung nur unter gewiſſen Naturbedingungen gemacht werden konnte, und zwar dort, wo die Wärme der Sonnenſtrahlen beſonders intenſiv war. Aber Naturbedingungen ſind keine ökonomiſchen Bedingungen im Sinne von Marx. Mit dieſen drei Entdeckungen aber war die Geſchichte und die Civiliſation der Menſchheit gegeben.

Gehen wir weiter.

Nach den Marxiſten — und in dieſer Beziehung ſtimme ich mit ihnen überein — durchzieht der Claſſenkampf als rother Faden die ganze Geſchichte. Aber woher ſtammt dieſer Claſſenkampf? Mit einem Worte: ſeine Geneſis iſt noch ziemlich unbekannt. Es iſt aber intereſſant, daſs wir bei allen Völkern, bei den wildeſten bis zu den auf der letzten Stufe der Barbarei ſtehenden antiken Völkern, die regierende Claſſe in einer und derſelben Perſon die weltliche und die religiöſe Macht vereinigen ſehen. Dabei aber war das Urſprüngliche das Prieſterthum. Bei den Griechen und Römern ſehen wir in der erſten Periode ihrer Geſchichte den Prieſter der Friedenszeiten als Heerführer während der Kriegszeiten.

Nun iſt die Frage, woher ſtammt das Prieſterthum? Ohne das religiöſe Gefühl des Menſchen wären keine Prieſter da. Wie iſt nun die Religion entſtanden? Da kann ſogar der Marxiſt Lütgenau*) uns belehren. Die allererſten religiöſen Gefühle und Vorſtellungen ſind unter dem Einfluſſe der wunderbaren, die Einbildungskraft des unwiſſenden Menſchen beſonders frappierenden Naturvorgänge entſtanden; die allerwichtigſte Quelle der Religion war und blieb der Seelencult. Lippert, der wohl eine Autorität auf dieſem Gebiete iſt, meint, daſs „der Seelencult die Ausgangsvorſtellungen aller Religionen in ihrer geſchichtlichen Erſcheinung enthalten möchte“ ... Eine einfache Art Seelenglaube iſt überall der Ausgangspunkt der Entwickelung. Die weiteren Elemente treten von zwei Seiten hinzu ... womit ſchon ein Grad größerer Differenzierung beginnt. Die eine Gruppe dieſer Elemente erwuchs aus dem allmählichen Fortſchreiten der Vorſtellungen über den Körper und ſein Verhältnis zur Seele ... Die andere Reihe von Elementen ruht in den Fortſchritten der Lebensfürſorge.**)

Es kann alſo gar keinem Zweifel unterliegen, daſs die Religion ein Product eben des „pſychologiſchen Antriebes“ iſt. Daſs aber die dem Intellect entſprungenen religiöſen Gefühle und Vorſtellungen ſpäterhin einen ungeheueren Einfluſs auf die weitere Geſchichte der Menſchheit hatten, brauche ich nicht weiter auseinanderzuſetzen. Wir möchten hier nur auf den Verſuch, die ganze Geſchichte Roms aus der Religion abzuleiten, wie es Fuſtel de Coulanges unternommen hat, hinweiſen.***)

Wir begnügen uns mit den hier angeführten Thatſachen. Sie beweiſen deutlich, daſs die epochemachenden Entdeckungen des menſchlichen Geiſtes ein Product der Wechſelwirkung der Natur und des mit Beobachtungsgeiſt ausgerüſteten Menſchen ſind und nicht durch die „jeweiligen Productions- und Austauſchformen“ bedingt ſind. Es iſt auch ganz ſicher, daſs die von Galilei entdeckten phyſikaliſch-mechaniſchen Geſetze, die Grundlage aller Maſchinen, ebenfalls nicht durch die damaligen ökonomiſchen Verhältniſſe Italiens bedingt waren. Ebenſo iſt die moniſtiſche Philoſophie Spinozas, die im vollen Widerſpruch zu den damaligen geiſtigen und ſocialen Zuſtänden ganz Europas war, nicht ein Product der ökonomiſchen Bedingungen Hollands. Wohl waren dieſe ein begünſtigendes Moment überhaupt für die Entfaltung des freien Denkens. Aber die Richtung des Denkens Spinozas war nicht durch ſie bedingt. Sonſt würde dieſe wahrhaft erhabene Philoſophie nicht bis auf unſere Zeit in Vergeſſenheit gerathen ſein. Und viele, ſehr viele Entdeckungen des Menſchengeiſtes ſind völlig unabhängig von den Productionsverhältniſſen gemacht worden. Dagegen haben ſehr viele Entdeckungen dann die jeweilige Productionsweiſe im höchſten Maße beeinfluſst. In unſeren Tagen haben wir dieſelbe Erfahrung mit der Entdeckung der X-Strahlen machen können.

Eigentlich ſollten wir jetzt zur Analyſe der geſchichtlichen Thatſachen übergehen. Dazu aber iſt ein Journalartikel ganz ungeeignet. Umſomehr, als die Marxiſten in zweifelhaften Fällen immer die fertige Antwort haben: „Aber wir werden noch dieſe Epoche oder dieſes Ereignis erklären können.“

Aber ein paar Fragen werde ich mir doch erlauben.

Da iſt zu allererſt eine Thatſache zu erwähnen, die auch charakteriſtiſch für die ganze marxiſtiſche Auffaſſung iſt.

Warum ſind die orientaliſchen Civiliſationen ausgeſtorben? Warum hat ſich die völlige Entwickelung der Menſchheit nur in den gemäßigten Zonen vollziehen können? Die allerplauſibelſte Antwort iſt wohl die, daſs die allgemeinen phyſiſchen Urſachen der heißen Zonen zwar den Anfängen der Menſchenentwickelung günſtig waren, aber nicht deren weiterer Entwickelung. Wir müſſen alſo die Urſa-

*) Kautſky, „Neue Zeit“ [illegible]
**) „Neue Zeit“ [illegible]
***) Morgan, l. c. S. 30 [illegible]

*) Lütgenau, „Darwinismus und ſociale Religion“ [illegible]
**) Lippert, „Die Religionen der europäiſchen Culturvölker“ [illegible]
***) Fuſtel de Coulanges, „La cité antique“ [illegible]

Digitized by Google

dieſer Erſcheinung in dem Einfluſſe ſuchen, den die dortige Natur **direct** auf den Menſchen ausübte.

Der Marxismus anerkennt aber nur einen indirecten Einfluſs der Natur. Wie der ſocialiſtiſche Philoſoph Dr. Peters*) ſich ausdrückt, üben die phyſiſchen Einflüſſe des Bodens und des Klimas — nach dem heutigen Stande der marxiſtiſchen Wiſſenſchaft — einen Einfluſs auf die Geſchicke der Menſchheit nur mittelbar, **vermöge ihrer Wirkung auf das wirtſchaftliche Leben** aus. Nun, gerade von dieſem Standpunkte aus iſt das Ausſterben der Cultur in den heißen Zonen völlig unerklärlich. Andererſeits beweiſt uns gerade die heutige Wiſſenſchaft — aber nicht die marxiſtiſche — daſs der Boden und das Klima ganz direct die Thätigkeit des Menſchen beeinfluſſen. Dieſe Thatſache beweiſt uns gerade, daſs unter dem marxiſtiſchen ökonomiſchen Factor nicht die „allgemein phyſiſchen Urſachen“ zu verſtehen ſind.

Und nun noch die letzte Frage: Warum zeigen uns die antiken Staaten, Griechenland und Rom, einen ſo gewaltigen Unterſchied in allen Beziehungen, obwohl die Productions- und Austauſchformen in beiden Staaten dieſelben waren. Hier und dort war eine auf Sclaverei beruhende Naturalwirtſchaft; hier und dort herrſchte dieſelbe Gentilverfaſſung. Und trotzdem ſo gewaltige Unterſchiede in politiſcher, beſonders aber in „ideologiſcher“ Beziehung! Sogar die Stellung der Frauen war nach Morgan**) in beiden Staaten eine verſchiedene. Wenn die Ideologie ein Product der jeweiligen Productionsweiſe iſt, warum hat nun dieſelbe Productionsweiſe in Griechenland die Philoſophie, die Kunſt und die Poeſie, in Rom dagegen das trockene Jus romanum gezeitigt? Warum iſt denn der Grieche immer nur ein Kantönlibürger geblieben, während der Römer ſchließlich ſich zum Weltbürger emporgeſchwungen hat?

Ich könnte die Thatſachen ins Unendliche häufen. Es iſt aber wahr, daſs man, um gegen den Marxismus auf dem Boden der Thatſachen anzukämpfen, diejenigen geſchichtlichen Ereigniſſe analyſieren müſste, die von den Marxiſten von ihrem Standpunkte aus erklärt worden ſind. Vielleicht wird ſich einmal die Gelegenheit bieten, es zu machen. Was man aber thatſächlich ſchon jetzt beweiſen kann, das iſt die ſelbſtändige Entwickelung des intellectuellen Factors, des „pſychologiſchen Antriebs“. Ich glaube, der marxiſtiſche Materialismus iſt ebenſo dogmatiſch in der Geſchichte, wie der Materialismus der Encyklopädiſten in der Naturwiſſenſchaft. Durch Unterdrückung eines Elements gelangt man zu einem gekünſtelten Monismus; der wahre Monismus berückſichtigt alle Manifeſtationen einer gegebenen Erſcheinung. Deshalb iſt Spinoza ein wahrer Moniſt, obwohl er kein Materialiſt iſt. Und ebenſo wie der dogmatiſche Materialismus in der Naturbetrachtung heutzutage ein überwundener Standpunkt iſt, ſo wird der dogmatiſche Marxismus in der Geſchichtsbetrachtung einer alle Factoren der Menſchheitsentwickelung berückſichtigenden Geſchichtsauffaſſung weichen müſſen.

Der Marxismus als Geſchichtstheorie in der Geſchichtsauffaſſung iſt nur ein Uebergangsſtadium, wenn auch ein nothwendiges.

Philippopel. Dr. D. Paſmanik.

Sprachenkämpfe in Flandern.

Es geht eine mächtige Bewegung augenblicklich durch das Volk von Flandern. Man könnte ſich in die Zeiten der Reformation und in die Periode der Geuſen zurückverſetzt wähnen. Wie damals weht ein friſcher Zug von Volksthümlichkeit, ja von Poeſie durch das Land. Das Volk, das ſo lange unterdrückt war durch Bevormundung franzöſiſch ſprechender und franzöſiſch geſinnter Herren, ſteht auf und nimmt ſein Schickſal ſelbſt in die Hand. Es iſt eine echt **germaniſche** Bewegung. Germaniſcher Trotz, germaniſche Hartnäckigkeit zeigen ſich wieder einmal wie in den Tagen der Völkerwanderung und in den Zeiten Wilhelms von Oranien. Auch an die Periode, die in Deutſchland der großen Erhebung von 1813 unmittelbar vorausgieng, wird man lebhaft erinnert. Hier wie dort, jetzt wie damals, ergreifen die Dichter Partei für das miſshandelte Volk und Volkslieder entſtehen allenthalben, die in erregten Tönen die Rechte der Volksſprache vertheidigen. Vor mir liegt gerade die neueſte Nummer der Brüſſeler Tageszeitung „Het laatste Nieuws“ (vom 28. Februar 1897), die in ihrem Beiblatte („Bijvoegsel“) ein ſolches Lied bringt, das in ſeinem friſchen Volkston an die Erzeugniſſe der Lutherzeit, an die Poeſie Huttens mahnt. Ich kann mir nicht verſagen, die erſte Strophe davon als Probe mitzutheilen:

De vlaamsche bedelaars.

[illegible]

(Die vlämiſchen Bettler. Wir haben 60 Jahre gebettelt um unſer Recht, als vlämiſche Bettler, wie Herr Zurmond ſagt. Aber alles hat ein Ende: das Betteln iſt vorbei. Die vlämiſche Nothglocke tönte: Es iſt Zeit aufzuſtehen!) . . .

Das Gedicht ſpielt darauf an, daſs Baron Surmond de Volsbergh, Bürgermeiſter der vlämiſchen Stadt Jeperen im Senate die Flaminganten als Bettler („Flamendiants“) hingeſtellt hatte. Bekanntlich hatten die Herren Coremans und de Vriendt einen Geſetzentwurf eingebracht, der die Gleichberechtigung des Vlämiſchen mit dem Franzöſiſchen beantragte. Derſelbe war im Abgeordnetenhauſe ſchon mit 92 Stimmen gegen 3 und eine Enthaltung angenommen worden. Aber der Senat verwarf das Geſetz, nachdem 13 vlämiſche Senatoren zum Feinde übergegangen waren. Natürlich richtet ſich nun der Haſs des Volkes vor allem gegen dieſe „Judaſſe“. Seltſamer Weiſe befinden ſich unter ihnen ſo erlauchte Namen wie Marnix de St. Aldegonde, ein Nachkomme des berühmten Mannes gleichen Namens, dem man das Wilhelmuslied zuſchreibt, ein Lied, das die Wünſche und Gefühle der damaligen Niederländer in volksthümlicher poetiſcher Sprache ausdrückt und dem großen Schweiger Wilhelm von Oranien in den Mund legt.

Es iſt nicht das erſtemal, daſs die wackeren Vlamländer ſich öffentlich Schimpfwörter gefallen laſſen müſſen. Als König Philipp von Frankreich im Jahre 1302 die Blüte des franzöſiſchen Adels nach Flandern ſandte, um es ſeiner Willkürherrſchaft zu unterwerfen, gab er den Befehl: „Brennt die Häuſer nieder, reißt die Bäume aus, wühlt das Land um und ſchneidet die Borſten der vlämiſchen Säue ab!“

Die Franzoſen nannten im Jahre 1798 die muthigen Bauern, die ſich mit bewaffneter Hand gegen die Tyrannei erhoben und lieber ſterben als franzöſiſch verderben wollten, **brigands**. Im 19. Jahrhundert wurden die um ihr gutes Recht kämpfenden Vläminge von den Fransquillons mit allen möglichen Spottnamen bedacht. Als Halbbeduinen, Halbaffen wurden ſie von Sigard 1847 in der Kammer bezeichnet, als Thiere am 13. October 1883 und als „Pferdeköpfe“ am 18. März 1885. Heute ſchimpft man ſie „Bettler“.

Aber bekanntlich war ſchon einmal das Wort „Bettler“ ein Spottname, der ſich in einen Ehrennamen verwandelte und ſchließlich Furcht und Schrecken verurſachte. Jeder kennt den Urſprung der Benennung der Geuſen und die Rolle, die ſie in der Befreiung der Niederlande geſpielt haben. Eine ähnliche Zeit ſcheint wieder angebrochen zu ſein. Die Verweigerung ihres guten Rechtes hat den Kampfmuth der Vlaanderer erhöht, und ſie ſind zum Aeußerſten entſchloſſen. Sie werden nicht ruhen und nicht raſten, bis ſie alle ihre Herzenswünſche erlangt haben: vor allem volle Gleichberechtigung ihrer Sprache in der Geſetzgebung. Dann Ausdehnung des vlämiſchen Unterrichtes, Einrichtung einer vlämiſchen Hochſchule und eines vlämiſchen Conſervatoriums. Ihr Wahlſpruch iſt wie damals: „**Treu bis zum Bettelſack.**“

Es beſtehen zwei Staatsuniverſitäten, eine zu Lüttich, eine zu Gent: beide franzöſiſch. Die beiden freien Univerſitäten zu Brüſſel (L'Université libre und La nouvelle Université), ebenſo wie die katholiſche Hochſchule zu Löwen ſind franzöſiſch. Und das in einem Lande, wo die vlämiſche Bevölkerung die walloniſche um eine Million überſteigt!

Es exiſtieren drei große Conſervatorien. Aber die Vlamländer verlangen ſchon ſeit einem Vierteljahrhundert wenigſtens eines für ſich. Und doch hat ſich die vlämiſche Muſik in dieſem Jahrhundert ganz eigenartig entwickelt. An der Spitze derſelben ſteht der unſterbliche Peter Benoit, von dem Franz Liszt in einem ſeiner merkwürdigen Briefe ſchrieb: „Peter Benoit iſt ein muſikaliſcher Rubens.“ Aber die Regierung verweigert ihm eine eigene Wohnung in dem Lande, das er durch ſeine Kunſt groß gemacht hat.

In den höheren Ständen herrſcht leider eine unglaubliche Unwiſſenheit über alles, was die vlämiſche Sprache angeht. Man glaubt dort z. B. noch ganz allgemein, ſie ſei ungenügend, um höhere Gedanken auszudrücken, um als Sprache der Wiſſenſchaft zu dienen. Aber ein Blick auf die holländiſche Sprache und Literatur hätte genügt, um die Zweifler zu belehren, wenn ſie ſich anders belehren laſſen wollen. Die niederländiſche Sprache iſt im Gegentheil viel reicher als die franzöſiſche, viel urſprünglicher und volksthümlicher. Das Franzöſiſche [illegible] die aus dem Lateiniſchen eine Menge Wörter in den letzten Jahrhunderten herüber genommen haben, die das eigentliche Sprachbewuſstſein des Volkes [illegible] Daher das Pedantiſche und Gekünſtelte in der [illegible] Das Niederländiſche hat aber noch ſeine [illegible] Wurzeln und kann aus ihnen eine Fülle von [illegible] neuer Formen ziehen, der bei der ge[illegible] Die Ueberlegenheit [illegible] alten Vorurtheil. Wer [illegible] iſt, dem hält es ſchwer, ſie [illegible] Hartnäckigkeit, mit der ſich [illegible] Die regierenden Männer [illegible] und [illegible] die [illegible] ein walloniſcher

Digitized by Google

Senator, der das Geſetz de Vriendt-Coremans mit Feuer vertheidigt hat — die Wahrheit zu ſehen, wie ſie iſt.

Die franzöſiſch Gebildeten ſind wie mit einer chineſiſchen Mauer umgeben. Sie kennen nur die franzöſiſche Cultur, ſie leſen nur franzöſiſche Bücher. Auf der großen Volksverſammlung am 28. Februar in der vlämiſchen Schauburg (Theater) zu Brüſſel ſagte der Paſtor Daens, in einem Gymnaſium in Flandern habe man die Gedichte des vlämiſchen Nationaldichters Ledeganck erſt ins Franzöſiſche überſetzt und dann dieſen franzöſiſchen Text den Schülern ausgelegt, ſtatt des Originals. Das ſpricht ganze Bände. „Die Brüſſeler Schüler ſind nicht imſtande, ein vlämiſches Tagblatt oder Buch zu leſen, obgleich zu Hauſe vlämiſch geſprochen wird. Das kommt daher, weil ihr Geiſt ſich nicht nach den Geſetzen der Natur und der Erziehungslehre hat entwickeln können,“ ſagte „La Réforme“, ein Brüſſeler Blatt am 31. Auguſt 1891. „Sie haben in der Schule Franzöſiſch gelernt, haben alle ihre Anſtrengungen dieſer fremden Sprache gewidmet und ſo ſind ſie natürlich in ihrer Mutterſprache zurückgeblieben.“ Die Wallonen hingegen brauchen kein Vlämiſch zu lernen. Denn ſie haben es ja in der Regel nicht nöthig. Um Beamter werden zu können, iſt überall Kenntnis der officiellen Sprache erforderlich und officiell iſt Franzöſiſch. Natürlich hat man, um den Verkehr zu erleichtern, die Volksſprache an der Poſt, Eiſenbahn ꝛc. zugelaſſen. Es kann aber vorkommen, daſs ein Vlame auf eine Frage in der eigenen Sprache an einem Brüſſeler Schalter keine Antwort bekommt.

Daher verlangen die Flaminganten, daſs in allen walloniſchen Schulen in den beiden letzten Claſſen Vlämiſch, wie in den flandriſchen Franzöſiſch gelehrt wird. Erſt dann wird ein Ausgleich möglich ſein und die Wallonen werden ihre Vorurtheile endlich ablegen.

Lucien Jottrand erklärte einſt, daſs die Wallonen keine andere Klage gegen den König Wilhelm von Holland hatten, als daſs er einmal in vlämiſcher Sprache auf eine Feſtung die Inſchrift ſetzen ließ: „Door het gouvernement opgebouwd (Durch die Regierung erbaut“). Das iſt gut erfunden, um die Fransquillons zu kennzeichnen, die allen Ernſtes meinen, eine ſo ungehobelte Sprache dürfe das Bürgerrecht nicht erlangen, wo das Franzöſiſche einmal hingedrungen iſt. Aber es wird nichts helfen. Die Französlinge werden ſich allmählich bequemen müſſen, die Barbarenſprache zu lernen, ſo gut wie die Deutſchen in Oeſterreich auf gemiſchtem Sprachgebiet die fremden Sprachen lernen müſſen.

Die Deutſchen in Oeſterreich berufen ſich gern auf die Vlamländer und freuen ſich über ihr ſiegreiches Vordringen.

Aber eigentlich liegt die Sache gerade umgekehrt, wie die Deutſchöſterreicher ſich denken. Was ſie, die Deutſchen, in Oeſterreich ſind, das ſind die Wallonen dort: d. h. die Vertheidiger früherer Zuſtände, reſp. Reactionäre. Die Analogie beruht eigentlich nur darauf, daſs beide zufällig Germanen ſind. Im übrigen haben die Beſtrebungen der Slaven viel mehr Aehnlichkeit mit dem Vorgehen der Vlamländer. Auch in ſocialer Hinſicht. Beide bilden im allgemeinen die arme Bevölkerung, die ungebildeten Claſſen, die Bauern, die von Prieſtern geleiteten Katholiken.

Die anderen beſtehen mehr aus dem liberalen Bürgerſtand, dem Adel, den Beamten, Profeſſoren, Officieren ꝛc. Auch die jeweiligen Höfe bedienen ſich der alten Sprache. Der König der Belgier hat wenig Sympathie für die vlämiſche Sprache und bedient ſich ſtets des Franzöſiſchen. Auch der Thronfolger Prinz Albert zeigt nicht das Intereſſe für ſie wie ſein verſtorbener Bruder, der volksbeliebte Prinz Balduin.

Die niedrige Geiſtlichkeit ſteht auf der Seite des Volkes, aber die höhere iſt in Belgien verfranzt. Das liberale Bürgerthum in Flandern erhält ſeine geiſtige Nahrung beinahe ausſchließlich durch franzöſiſche Lectüre. Natürlich verbindet ſich damit auch gern unwillkürlich franzöſiſche Geſinnung, franzöſiſche Sitten und Anſchauungen. Es fehlt den Vlamen noch an einer guten Preſſe und an geſunder Literatur.

Bis jetzt beſtehen die Führer der Bewegung noch aus einem ziemlich kleinen Häuflein, das aber zuſehends wächst. Dafür leiſten die einzelnen, die meiſt redneriſch begabt ſind, deſto mehr. Männer wie Reinhard, Anſeele, Max Rooſes, Pol de Mont, De Vencker, Van den Driesſche, Sabbe und andere ſind ſtets auf dem Kampfplatz für die Rechte des Volkes.

Und darin beruht ihre Stärke. Es iſt der Geruch des vlämiſchen Bodens, der Erdgeruch, der ihnen die Kraft verleiht. Es iſt das Bewuſstſein der Uebereinſtimmung mit den Forderungen der Volksſeele, das ihnen die ſittliche Kraft gibt. Auf ihr beruht — wie der Engländer Kidd in ſeinem ſchönen Werke über die ſociale Evolution nachgewieſen hat — der wahre Fortſchritt.

Die germaniſchen und ſlaviſchen Völker ſind in einem offenbaren großartigen Aufſchwung begriffen und wollen ſiegreich weiterdringen auf Koſten der abſterbenden romaniſchen Welt. Den Volksthümlichen gehört die Zukunft, nicht den gealterten Völkern. Eine neue Völkerwanderung beginnt auf geiſtigem Gebiete, und eine neue Civiliſation zieht herauf, von der wir kaum noch das Morgenroth ſehen.

Brüſſel. Harald Graevell van Foſtenoode

Rhapſoden.

Man hat der Kunſt und der Philoſophie eine große Ehre zu erweiſen vermeint, indem man ſie dem Leben als etwas Fremdes und Heiliges gegenübergeſtellt hat. Die wahre Aeſthetik aber, die der Aeſthetik ſpottet, wird ihre Zukunft darin ſehen, daſs ſie dieſe goldenen Dinge wieder als einen Ausſchnitt und Theil des Lebens behandelt und ihnen alle die blutrothen Inſtincte, alle, bis herab zu den thieriſchen, zurückgibt. Erſt dann, wenn die Aeſthetik frei ſein wird von metaphyſiſchen, um nicht zu ſagen theologiſchen Wahnvorſtellungen, wenn ſie redlich und aufrichtig die Romantik verſchmähen wird, wird ſie aufhören, die am meiſten verachtete Wiſſenſchaft zu ſein. Und das iſt ſie doch! Romantik nenne ich aber z. B. das, wenn man das Schaffen des Dichters, des Schriftſtellers, des Redners, des Schauſpielers, des feurigen Geſellſchafters, der ſeine Umgebung hinreißt, ſtreng unterſcheiden will und für den einen himmliſche, für den anderen irdiſche Geſetze aufſtellt. Auch der wahre Redner, der wahre Schauſpieler, der wahre Geſellſchafter wird geboren. Der Dichter iſt ſchlecht weggekommen bei dieſer Verhimmelung, die ihn aus der Geſellſchaft der Männer verbannt hat, indem ſie ihn zu einer Art träumeriſchen Schwachkopf degradierte. Denn das war der letzte Effect. Man hat überſehen, daſs bei dieſer Eintheilung das perſönliche Moment ausgeſchaltet wird, daſs alle dieſe Perſonen, indem ſie bewegen und hinreißen, vor allem unterwerfen und führen wollen. Dadurch riſs man Object vom Subject äußerlich ſowie innerlich — Subjectivismus! — machte den Redner zum Handwerker des Begriffes, den Hörer zum Leſer, die Worte zu Lettern, den Dichter zum Schwärmer und alle zuſammen zu Weibern. Dem Leſer entſpricht der Schriftſteller, der Seher wendet ſich an die Hörer.

Die moderne Sprache hat den Begriff Suggeſtion gefunden. Einem Lichtſtrahl gleich wirkt dieſes Wort, viele verſchämte Geheimniſſe durchleuchtend. Das Wort iſt noch lange nicht erſchöpft, noch lange nicht ſo fruchtbar gemacht, als es verdient. Durch das eine Wort „Suggeſtion“ ſtellen wir das Gemeinſame mit einem Schlage wieder her, verwiſchen die künſtlichen Abgrenzungen und geben dem Rhapſoden das Publicum wieder zurück. Allen iſt gemeinſam, daſs ſie bezaubern, verzaubern und in Brand ſtecken wollen und ſich am angerichteten Brande weiden. Wenn das vielleicht eine große Eitelkeit iſt — was nützt es denn, ſo etwas zu verſchweigen? Iſt es wahr oder nicht, daſs dem Erzähler einer luſtigen Geſchichte nichts an der Erzählung, aber ſehr viel an den Mienen ſeiner Zuhörer liegt? Ohne Echo ſind wir nichts. Der Hörer iſt die Hälfte des Redners, ſein Bruder, ſein Werkzeug, ſein nothwendiges Corrolar, er iſt es aber auch vom Dichter, ja ſogar — es gehört ein Entſchluſs dazu, es zu ſagen — auch vom Philoſophen. Ohne Alkibiades kein Sokrates. Das Monſtrum der Neuzeit: Der Dichter ohne Hörer, der Dichter, dem man davonläuft, iſt ein Product der Buchdruckerkunſt. Der Redner ohne Hörer iſt heute noch eine Lächerlichkeit, und der Feldherr, dem die Soldaten davonlaufen, desgleichen — und was für den Feldherrn recht iſt, iſt auch für den Dichter billig. Nicht gefallen will der wahre Redner, Dichter, Schauſpieler, aber entzünden, und der Ehrgeiz des Geſellſchafters, den andern ſo ins Feuer zu ſetzen, daſs er ſelbſt wieder Befruchter wird, iſt etwas Herrliches. Das iſt noch gar nichts, wenn man den anderen dahin bringt, alles das hervorzubringen, was in ihm liegt, er muſs, ſelbſt inſpiriert und inſpirierend, über ſich hinauswachſen. Und damit ſind wir beim idealen Hörer. Wie man ein verglimmendes Holz dadurch lichterloh in Brand ſetzen kann, daſs man durch das Holz ſelbſt ein Stück Schwefel entzünden läſst und dieſer wieder das Holz entzündet, ſo gibt der echte Hörer das Feuer zurück. Laſſe man dieſen Hörer nun ſelbſt Künſtler ſein, ſo hat man die antike rhapſodiſche Geſellſchaft, wo jeder Mann ſein Scheit in die Flamme der Begeiſterung wirft, und der Sänger die Wonne der Führung hat. Dieſe Geſellſchaft — die rhapſodiſche oder ſuggeſtive, oder wie man ſie ſonſt nennen mag — unterſcheidet ſich von der ſonſtigen Geſelligkeit nur durch den Wärmegrad. (Heute degeneriert als „Kneipe“.) So habe ich es immer verſtanden, wenn Homer eine Sammelperſon genannt wird, die Hörer als Mitdichter gezählt, nicht als Dichter nacheinander, ſondern als gleichzeitige, oder nur ſo nacheinander, daſs heute in dieſer, morgen in jener Stadt gedichtet wird. In dieſem Sinne iſt es auch wahr, daſs ein ganzes Volk dichtet. Demgegenüber erſcheint gerade das als eitel, wenn einer ein Künſtler für ſich ſein will und den Rauſch und den Stolz nicht vertheilt, viele Geiſter zu bewegen und zu beleuchten. Wenn einmal das Wort Altruismus einen guten Sinn haben wird, ſo wird es dieſe Luſt am Entflammen des anderen bezeichnen, wofür das wunderbar treffende Wort „Begeiſtern“ von der Sprache ſchon gefunden iſt. Denn der Menſch iſt ein Zo ciales ...

Und ſolche Dichtungen ſind immer plaſtiſch, [illegible]. Die beiden Bilder eines Stereoſkops decken bekanntlich einander nicht völlig gleich, ſondern müſſen in verſchiedenem Lichte aufgenommen werden. Und dadurch entſteht die bezwingende Plaſtik des ſtereoſkopiſchen Bildes. Das hat der Erfinder der Natur abgelauſcht; denn das linke und rechte Auge hat ein verſchiedenes Netzhautbild. Und [illegible] ſein. Iſt doch das ganze Leben nur eine Dichtung [illegible] eine große ſuggeſtive Geſellſchaft, den unabläſſig [illegible]

Digitized by Google

und berauſcht. Was ſind denn die Dinge? Elemente, von der Collectivdichterin Menſchheit erhöht, verwebt, vergeiſtigt. Und wie der Dichter aus Beſcheidenheit das Werk nicht für ſein hält, ſondern einem Genius zuſchreibt, ſo erkennt auch die Menſchheit ihr Werk nicht wieder und erfindet ſich den Gott. Aber es iſt Zeit, daſs der Menſch den Thron beſteigt, der ihm gebürt, der Menſch, der die Welt erſchaffen hat . . .

Dr. Robert Scheu.

Aus der neuen czechiſchen Literatur.

Nur von zwei Büchern will ich da reden, aber es ſind Glanzpunkte unſerer letzten Saiſon. Zwei Werke aus der Reihe der Moderne, die bezeugen, daſs dieſem neuen Geſchlechte doch mehr gegeben iſt, als ſeine unruhigen, von Zweifel und Zwiſt zerriſſenen Kräfte am Unzulänglichen ſcheitern zu ſehen. Das ſind ſchon keine Experimente mehr, kein Gernwollen und Nichtkönnen — mit ſiegender Miene tragen ſie den Stempel des Gelungenen, in ſeiner Art Vollendeten, mit ſtark perſönlichen Charakterzügen und Hinneigung zum vollblutig Typiſchen. Sie müſſen einander freilich als Fremdlinge betrachten, von denen jeder aus einer anderen Kunſtzone ſtammt und zu entgegengeſetzten Polen ſteuert. Man kann an ihnen das Antipodenthum dieſer zwei Kunſtſtile und pſychiſchen Typen ſtudieren: hier die ſchwere, feine Kunſt der in ſich ſelbſt ſich ſpiegelnden, zerriſſenen, ſubtil kranken Seele, die pſychiſche Lyrik in ihrer reinſten Deſtillation — dort die Kunſt der Realität, der irdiſchen Farben und Dinge in ihrer flammendſten Frühlingspracht.

Da iſt zuerſt Antonín Sova mit ſeinem neuen Buche „Vybouřené smutky" („Verglommene Schmerzen"). Ein kleiner Band, aber er wirkt überraſchend als Zeugnis eines wunderbar echten künſtleriſchen Entwicklungsproceſſes. Wer hätte es vor etwa zehn Jahren, als Sova wie ein Bahnbrecher des Realismus in der Lyrik debutierte, mit harmloſen Genrebildern aus der Gaſſe, aus Menſchenwirren und der Natur, nach feinen Details und dem Eindrucke des wahrhaft Geſehenen jagend, alles im nüchternen Plein air des Werktages gehalten, mit einem leiſen Oberton von innerer Sanftmuth — wer hätte da geſagt, daſs er einſt ſeine größte Kraft im rein Pſychiſchen, Viſionären und Traumhaften finden werde?

Realismus in der Lyrik — was für eine falſche Loſung! Was ſollen der Staub der Straße und die zappelnden, grotesken oder Mitleid erregenden kleinen Leute, alle dieſe documents aus Leben und Natur in einer Kunſtform, die doch eine Kunſt der Seele kat' exochen iſt und bleibt? Was iſt eigentlich das Reale für die Lyrik? Immer doch eher was man fühlt, als das, was man ſieht: das, was die Seele in ihren tiefſten Urſchichten webt und ſchafft eher als das, was ſie mit ihren fünf Sinnen aus dem Meere der Erſcheinungen erhaſcht! Jede lügenhafte Hallucination kann lyriſch wahrer ſein, das heißt brennender und unabweisbarer gefühlt werden, als das prächtigſte Landſchaftsbild, da ja auch dieſes ohne mein Zuthun, ohne meine Stimmungsreſonanz nur ein todtes Phantom bleibt.

Das ſcheint Sova bald eingeſehen zu haben. Immer mehr wird ihm das Aeußerliche zum bloßen Stimulans des innerlichen Lebens. Aus einem realiſtiſchen Miniaturenzeichner wird er ein feiner milder Sänger der Landſchaftsſtimmungen. Da hört ſchon die Landſchaft auf ein bloßes Material und Modell des Copierers zu ſein, ſie iſt — nach dem bekannten Worte Amiels — „ein Zuſtand der Seele". Aber dieſe Seele wächst und verfeinert ſich ununterbrochen. Es genügt ihr ſchon auch nicht, ein Reſonanzboden der Realität zu ſein. Sie fängt an, ſich ethiſch und ſocial zu fühlen. Sie will etwas, Glück und Freiheit. Ihr Milieu wächst hinaus über den bloß äſthetiſchen Sinn und wird unter die Optik des Ethiſchen gerückt.

Und da geſchieht die wunderbare Metamorphoſe. Die ſociale Wirklichkeit wirkt auf das zarte Dichtergemüth, auf ſeine feinen Stimmungen und empfindlichen Nerven ſo, wie wenn man das lebendige Fleiſch unſanft berührt. Die Seele ſchreit vor Schmerz und Empörung. Bei jedem Schritte ſieht ſie ihre heiligſten Ideale geſchändet, die Welt unter Herrſchaft der Selbſtſucht, des Blödſinns und Laſters — alles in den grellſten, an Uebertreibung grenzenden Farben. Und ſo wird der geweſene Realiſt und Stimmungspoet zum Miſanthropen und ſocialen Empörer. Die delicate Seele, die mit ſo milder Liebe früher an die feinſten Falten und Linien der Dinge ſich ſchmiegte, wendet ſich nun in Wuth und Haſs. Für den Menſchen iſt es ein [illegible] [illegible], machtloſes Fauſtballen, ein krampfhafter Kampf mit der Welt, der wieder mit der größten Erſchlaffung und Müdigkeit wechſelt. Das alles hat auch Sova in ſeinem fragmentariſchen lyriſchen Roman in Verſen „Zlomená duše" („Die gebrochene Seele") gebeichtet [illegible] aber für den Künſtler bedeutet es, daſs nun ſeine große Stunde gekommen!

Die große Stunde hat für Sova [illegible] „Vybouřené smutky" geſchlagen. [illegible]

Jedermannsſprache der Dutzendlyriker wiedergeben. Sie muſs ſich ihren eigenen Ausdruck ſuchen, ihre eigenen Bilder, Rhythmen und Wortmuſik ſich ſchaffen. Möge man es Symbolismus oder anders heißen — für mich iſt es eine tiefe ſeeliſche Lyrik, Werk eines Künſtlers, der endlich ſich ſelbſt gefunden und befreit hat. Das iſt das Hohe und Siegreiche an dieſem, im übrigen ſo von Schmerz und Galle erfüllten Buche.

Dieſe Poeſie iſt nur auf die tiefſte ſuggeſtive Wirkung gerichtet. Es iſt eine Poeſie der deſtillierten Formen, dämmerhaften Schatten, bloßer Linien ohne concreten Inhalt, der abſtracten Namen, welche die Seelenzuſtände ſymboliſieren, eine Poeſie, wo alles zittert, fließt, wogt und ſingt. Ihr Grundton iſt Haſs und Ekel gegen die gegenwärtige Welt, beſſer geſagt gegen die menſchliche, geſellſchaftliche Welt. Es iſt ein eminent ſociales Buch — der Dichter hat ſeinen Blick nur auf die Menſchen gerichtet, auf ſein Verhältnis zu ihnen. Obzwar er im Prologe ſagt, daſs er ſchmerzlich verwundet auf ſein Gebirge der Träume ſich flüchtet, bleibt er doch wie gebannt im Kreiſe der Cultur, die er haſst, und kommt nicht dazu, dieſe Krämpfe des Schmerzes und der Wuth von ſich abzuſchütteln. Das Geſicht vom Zorn verzerrt und die Fauſt geballt, immer bereit zum Schlage oder zur verächtlichen Geberde, ſo ſteht er da wie ein revoltierender Unzufriedener und Zerſtörer, der auf den Zuſammenbruch der alten, verhaſsten Welt wartet.

Es iſt da freilich keine Toleranz zu finden, kein friedliches Allesbegreifen und Allesverzeihen. Der Haſs und Ekel ſind da bis aufs höchſte geſpannt. Die verzerrten Grimaſſen der Tollen, die Schafsgeſichter der Dummen, die von Orgien verwüſteten Leiber, der Ekel faulender Leichen, Noth, Schmutz und Blut — aus ſolchen und ähnlichen Bildern ſetzt ſich da die Viſion der Geſellſchaft zuſammen.

Aber deſto prachtvoller leuchten die Schätze der Seele. Wie unter der Erdoberfläche fühlen wir uns hier in einem geheimnisvollen Halbdunkel, in einer todtenfahlen Beleuchtung wie von bläulichen Schwefelflammen. Die Ufer des alten Landes haben wir weit hinter uns gelaſſen, es iſt die Region des Traumhaften und Viſionären, die wir da betreten. Aber es ſind nicht befreiende Träume eines Schönheitsapoſtels, in denen wir uns für allen Druck und Schmerz der Wirklichkeit entſchädigen könnten. Nein, es ſind dumpfe, ſchwere Träume, wie wir ſie in unſeren böſeſten Nächten erlebt haben, und in denen wir den Stachel unſerer armen menſchlichen Exiſtenz noch brennender als am hellen Tage fühlen. Der Titel „Verglommene Schmerzen" iſt nicht vollkommen gerechtfertigt — auch wenn die größten Stürme ſchon vorbei ſind, ſo iſt doch das, was da bleibt, kein ruhiges Aufathmen und Erlöſung, ſondern nur eine tödtliche Müdigkeit, die grauenhaft ohnmächtige Ruhe eines Schwerverwundeten. Die Leidenſchaften haben ſich ausgetobt, aber der Schmerz bleibt und erſtreckt ſich wie eine finſtere Wüſte öde und verzweiflungsvoll ins Unbegrenzte.

Dieſes neueſte Buch von Sova iſt einer von den ſtärkſten Anläufen der jüngſten czechiſchen Literatur zu einem eigenartigen Kunſttypus: zur Kunſt der nackten Seele, die aus ſich und gegen die Wirklichkeit ſchafft, die ſich in ſich ſelber ſpiegelt und in ihren Träumen, in Viſionen und Ekſtaſen das ſucht, was ihr die Welt niemals geben wird. Es iſt eine ſublime und ſchöne Kunſt, das iſt wahr. Aber eine Kunſt zum Sterben, nicht zum Leben. Das Leben ſtraft jede Flucht vor der Wirklichkeit, und übrigens iſt jede ſolche Flucht nur ein Selbſtbetrug des Künſtlers. Denn auch ſeine Träume und Viſionen ſind Wirklichkeit, eine in dem Hohlſpiegel der Pſyche vielfach verwandelte und gefärbte, aber doch nicht weniger eine ſchmerzliche und ſtechende Wirklichkeit. Dichter dieſer Art wollen uns vergeſſen machen, daſs ſich die Realität nicht nur vertragen und beſiegen läſst, ſondern daſs ſie auch ſchön iſt, ſchön an ſich, als Erſcheinung. Auch heute kann und will noch die äußere Welt ihren Künſtler haben, einen Kunſttypus, der dem genannten das Gegengewicht hält und den von den ſchweren ſpirituoſen Weinen erhitzten und müden Gehirnen eine Erleichterung bringt. Auf die andauernde und verzehrende Concentration aller Seelenkraft in die tiefſten Regionen des Innern folgt eine Abſpannung. Dann ſtreben unſere Kräfte wieder in die umgekehrte Richtung — wir wollen uns an die Dinge ſchmiegen, uns in ihnen verlieren, mit dem Strome der Erſcheinungen zuſammenfließen. Dann verlaſſen wir die Katakomben, wo wir das Allerheiligſte der Seele anbeteten, und laufen zu den Altären der Göttin Maia.

Dieſe Empfindung habe ich, wenn ich von dem erwähnten Buche der Sova'ſchen Lyrik zu dem jüngſt publicierten Roman Vilém Mrštíks „Pohádka máje" („Ein Maimärchen") übergehe. Eine elementare, heftige Daſeinsfreude durchſtrömt dieſes Buch. Es kommt in die neueſte Literatur, die nervöſe und von Wahnſinn und Tod erfüllte, wie ein milder und ungewöhnlich reiner Strahl aus der vergeſſenen Welt der ſtillen Freuden und kindlich einfachen Herzen. Mrštík iſt ein Sänger der [illegible], er beſingt ſie in einer bilderreichen und fein nuancierten Proſa, [illegible] in den [illegible] czechiſchen [illegible], wenig [illegible]. Seine glänzende, in Farben [illegible] hat bei uns nicht ihres [illegible]

[illegible] in Pohádka máje ihren [illegible], das man ſich nur denken [illegible] Student

Digitized by Google

verläſst gerade im rechten Augenblicke Prag und kommt in ein Dorf unweit von Brünn. Dort findet ſein unklares Jugendſehnen ſeinen Gegenſtand in der Geſtalt eines ſchönen blonden Backfiſches, in deſſen Armen er eine hübſche Frühlingsidylle erlebt und den rechten Weg zum Ernſt des Lebens findet. Alſo die ſimpelſte Liebesidylle, ein Sujet, das faſt jeden anderen Künſtler wegen ſeiner ſcheinbaren Abgeſchmacktheit abgeſchreckt hätte. Mrštík aber hat daraus einen durchaus modern-pſychologiſchen Roman gemacht, dem bei allem Realismus der Duft und leichte Schwung eines Märchens nicht abgeht. Dieſe zwei Geſtalten ſind vorzüglich gezeichnet, was das menſchlich Typiſche an ihnen betrifft, beſonders der Student kann als Prototyp eines jungen, nach dem Sinne ſeines Lebens lechzenden und doch ſein Leben auf allen Seiten vergeudenden Slaven gelten. Aber das köſtlichſte iſt doch die Stimmung, die eigenartige Note, die durch dieſes Werk klingt, etwas, was man nicht definieren kann, was man ſelbſt fühlen muſs, etwas, das nur die Worte „Jugend“ und „Frühling“ in unſerem Herzen erzittern machen können.

Aber es iſt hier noch mehr. Ich habe ſchon geſagt, daſs es Mrštík gegeben iſt, die Welt maleriſch zu ſehen und zu geſtalten. Er will ein Märchen von zwei jungen Herzen erzählen, und es wird daraus ein Hymnus auf die Frühlingswälder. „Pohádka máje“ iſt der Gipfel ſeiner deſcriptiven Kunſt. Man findet da wahre Glanzpartien der literariſchen Coloriſtik, Bravourſtücke der Schilderung, ganze Oceane von Worten und Bildern, die, ineinander wie die Lianen im Urwalde verflochten, dicht und fein gewoben wie die ſchweren Brocate, in allen Tonarten, allen Intenſitätsgraden und Tempis ſchillern. Der Frühling wird unter ſeinen Händen zur prachtvollen blendenden Feerie, die das normale Auge faſt ermüdet. Der gewöhnliche Leſer hat nicht den feinen Wahrnehmungsapparat des Künſtlers, kann nicht ſo ſchnell wie dieſer von einer Nuance zur anderen folgen und ſich in die Details hineinbohren. Und ſo entſteht an dieſen Stellen oft der Eindruck des Verſchwommenen und durch ſeine Quantität Ueberwältigenden, ſo wie wir es, freilich in weit brutalerer Weiſe, bei Zola empfinden — aber zum Glück findet da der Autor den rechten Augenblick, die deſcriptiven Partien mit den pſychologiſchen und ſtimmungsvollen abwechſeln zu laſſen.

Mrštík liebt leidenſchaftlich das Schöne, aber das Schöne iſt ihm nur das Natürliche, das, was ſeinem eigenen Boden und ſeinem Charakter treugeblieben iſt. Darum tragen ſeine Bücher mit Stolz und Anmuth die Farbe ihres heimiſchen Bodens. Und das iſt Mähren, Südmähren, der geſegnete, von echten ſlaviſchen Raſſenmenſchen bewohnte Landſtrich mit ſeinem eigenartigen, im Dialect, bunter Tracht und Liedern ſich manifeſtierenden Volksleben. Da glühen noch die Farben und ſchäumen die Leidenſchaften anders als in der Stadt. Für einen Künſtler, der wie Mrštík ganz nur Farbe, Blut und Temperament iſt, muſs dieſe Gegend eine ungemeine Anziehung haben. Er iſt der erſte literariſche Künſtler Mährens geworden, ſo wie dieſes Land in Jóža Úprka ſeinen Maler gefunden hat. (Siehe „Die Zeit“ Nr. 87.) Das ſind zwei Brüder in der Kunſt, durch ihr Pleinair und ihren vollblütigen Raſſencharakter einander eng verwandt. Mrštíks mähriſche Erzählungen und Schilderungen könnte man oft als Text zu Úprkas Bildern betrachten, nur daſs ſie leidenſchaftlicher ſind und auch die tragiſchen Seiten dieſes Volkslebens hervorzukehren wiſſen.

„Pohádka máje“ dagegen iſt in den echteſten Silbertönen des Idylliſchen und Anmuthigen gehalten. Dies Buch verkündet mit lauter Stimme, daſs die gehaſste und verfluchte Realität auch ſolche Seiten hat, die zur Bewunderung und Liebe zwingen, und daſs Frühling und Jugend doch mehr ſind als bloße Phraſen im Munde der alten Dichter.

Prag. F. V. Krejčí.

Eleonora Duſe in Paris.

Wenn ich als Neapolitaner eine Reiſe von Neapel nach Paris unternommen habe zu einer Zeit, da das Reiſen anfängt, läſtig zu werden, ſo iſt dies wohl ein deutlich ſprechender Beweis dafür, daſs das Auftauchen Eleonora Duſes im „Hirn der Welt“ — um mit Victor Hugo zu ſprechen — für uns Italiener ein künſtleriſches Ereignis von höchſter Bedeutung iſt.

Und thatſächlich hat der krankhafte Anſpruch auf die Suprematie, von der Paris erfaſst iſt, und ſein väterliches Air, das es ſich in künſtleriſchen Dingen ſeit dem Beginn dieſes Jahrhunderts gegenüber den civiliſierten Nationen und ſpeciell gegenüber Italien gibt, unſere heutigen Künſtler ſtets miſstrauiſch gemacht, und dieſe haben in dieſer Hinſicht mit Recht den Stolz des eigenen Wertes und der eigenen Unabhängigkeit gewahrt. Was unſer Theater anbelangt, war das Miſstrauen ein ganz beſonders großes: erſtens, weil in Italien ſtets der Einfluſs und die Stärke des franzöſiſchen Theaters anerkannt worden iſt, und dann, weil dieſe Stärke infolge beſonderer geographiſcher und politiſcher Umſtände und mit Hilfe einer ſehr geſchickt gemachten Reclame übertrieben worden iſt.

Nichtsdeſtoweniger hat man ſtets, wenn ein großer italieniſcher Künſtler es gewagt hat, in Paris Komödie zu ſpielen, die Thatſache einer ſiegreichen und lärmenden Eroberung conſtatieren müſſen. Und in der Geſchichte der dramatiſchen Kunſt dieſes Jahrhunderts ſteht unauslöſchlich und mit goldenen Lettern der außerordentliche Erfolg verzeichnet, den Adelaide Riſtori in Paris zu einer Zeit errungen hat, da die Rachel für unerreicht und unerreichbar galt. Die Riſtori ſchlug die Rachel; und die Collectionen der Pariſer Journale in den Bibliotheken können die Richtigkeit dieſer Behauptung jederzeit bezeugen.

Nach der Riſtori waren es bloß noch Tommaſo Salvini und Erneſto Roſſi unter den darſtellenden Künſtlern, die den Muth gehabt haben, in Paris Komödie zu ſpielen. Und nun erſchien die Ungeniertheit, mit der Eleonora Duſe vor das Pariſer Publicum in dem nämlichen Theater getreten iſt, in dem Sarah Bernhardt die letzten authentiſchen Lorbeeren ihrer ruhmreichen und langen Bühnenlaufbahn erntet, und wo der Kranz, den ihr kürzlich der greiſe François Coppée aufs Haupt gedrückt hat, ſich in den Glorienſchein einer Heiligſprechung umgewandelt hat, als eine unüberlegte und gefährliche Tollkühnheit. Ach, die Diplomatie trägt leider heutzutage zur herzlichen Verbrüderung der Völker nicht bei. Und auf die Verbrüderung zwiſchen Italien und Frankreich konnte Eleonora Duſe nicht rechnen. Sie iſt nach Paris mit einem einzigen Empfehlungsbriefe abgereiſt: mit demjenigen ihrer Individualität.

Und ihr Triumph iſt ein vollſtändiger geweſen!

Die Leſer der „Zeit“ wiſſen aus meinen bisherigen Aufſätzen, daſs ich nicht an „Campanilismus“ leide. Ich habe über die italieniſche Bühne in dieſen Spalten eher ſchlecht als gut geſchrieben. Die Bühne als Ganzes iſt bei uns ſchwächlich, wie ſehr auch die perſönliche Bekräftigung machtvoll und hinreißend ſein kann. Das iſt meine offene, freie, aufrichtige Meinung, und dieſe ſelbe Meinung wurde beſtärkt, als ich jetzt einige Tage in Paris weilte und den erſten Vorſtellungen Eleonora Duſes, in der „Cameliendame“ und der „Heimat“, beiwohnte.

Das, was die Leſer der „Zeit“ von mir erwarten, iſt — ich weiß es und begreiſe es — nicht mein Urtheil, ſondern das Urtheil der Pariſer. Nun, der Eindruck dieſes Urtheils iſt es eben, den die Leſer dieſer Zeilen finden werden, denn ich habe im Kopfe, in den Nerven, in den Ohren, in den Adern die herrliche Verwirrung des intellectuellen Lebens in Paris, durch die die Kunſt der Eleonora Duſe — eine italieniſche Kunſt par excellence — gleich einer elektriſchen Entladung durchgeſchlagen hat. Und ich, der ich nicht mehr imſtande bin, alle Einzelheiten des denkwürdigen Ereigniſſes feſtzuhalten, ſehe nur eine Art ſiegreichen Phantasmas in der kleinen Perſon der großen Künſtlerin vor mir, die mitten aus dem blendenden Pandämonium der glänzendſten Stadt der Welt gigantiſch emporwächſt!

Als ich das Théâtre de la Renaissance verließ, fühlte ich das Merkwürdige des Ereigniſſes. Später, auf den Boulevards, wo ich alle möglichen Menſchen kennen lernte, mich ein wenig umſah und mit den abgethanenen und den Schriftſtellern en mode ſprach, mit Herren und Damen converſierte, denen die moderne Mondanität aus allen Poren ſprühte, oder mit dem einſamen Arbeitsmann plauderte, als ich das harte Wort des an den Traditionen und alten Formeln haftenden und deſſenungeachtet unbewuſst bezauberten Conſervativen hörte und das glühende Wort der tollen und ungeſtüm hervorbrechenden Begeiſterung, da fühlte ich nicht mehr das Merkwürdige des Ereigniſſes, ſondern die Größe und Erhabenheit des Phänomens.

Und ein Phänomen iſt es geweſen. Eleonora Duſe war nicht nur eine erhabene Schauſpielerin, die eine auserleſene Probe ihres Könnens vor einem ihrer würdigen Publicum gab: ſie war obendrein, ja ſie war vor allem ſo gar nicht Franzöſin, ſo ganz und gar nicht Pariſerin, in Bezug auf weiblichen Organismus und auf künſtleriſches Weſen. Ihre vorzugsweiſe weibliche Seele entfeſſelte einen Strom von Italianität. Mitten in eine Atmoſphäre, wo ſich alles Raffinement, alle Kunſtgriffe, alle Reizungen einer hypnotiſierenden Ueberciviliſation angeſammelt hatten und wo alle Gewalten des willkürlichen und gebieteriſchen Conventionalismus ſich vereinten, ergoſs ſich die abſolute „Italianität“ der Duſe'ſchen Kunſt mit dem ſtolzen Muthe und der hehren Reinheit eines göttlichen Heroismus.

„Voilà une vraie femme!“, haben die Pariſer geſagt. Und ich ſage hinzu: „Voilà une vraie femme italienne!“

Und der Vorſtoß dieſer einfachen, ehrlichen, wahrhaften, menſchlich lebensfriſchen, durchaus italieniſchen darſtelleriſchen Darbietung gegen das ungeheure Gebäude der franzöſiſchen Bühnenkunſt, ſo feſt, ſo ſtark, ſo ſtolz, ſo vollkommen in ſeinen Unvollkommenheiten, iſt wunderbar geweſen. Und ſo wie ein ſtahlgepanzertes Kriegsſchiff dem ungeſtümen Anprall der von einem ſchlanken und kühnen Torpedoboote geſchleuderten Dynamitpatrone nachgibt, ſo ſchien auch jenes Rieſengebäude in unheilbringender Weiſe von der italieniſchen Künſtlerin, von dem italieniſchen Weibe erſchüttert. Und das Ereignis hat ſich erweitert und immer größere Kreiſe gezogen. Das unermeſsliche ſociale Räderwerk, in deſſen Mittelpunkt hier das Theater ſteht, ſchien erſchüttert wie durch einen Erdſtoß, und noch ſtaunend und wundert es ſich in ſeinem Innern, [illegible] Durch jene geheimnisvollen Drähte, die die verſchiedenen Nummern des [illegible] Getriebes dieſer wunderbaren Stadt verbinden, iſt ein ſeltſamer [illegible] gegangen. Und der unwiderſtehliche Zuſammenklang der Thatſache, daſs es etwas Lebendiges, etwas Wahres, etwas Geſundes [illegible] Gegenwärtiges gibt, [illegible] hat die Anziehungskraft eines bizarren [illegible]

Digitized by Google

aber wohlthuend wirkt. Und dieſes vielſeitige „Etwas“ war für mich ſelbſt — ich geſtehe es — die Offenbarung einer Kraft, zu deren Erkenntnis wir in Italien nicht kommen wollen oder können.

Es iſt eine Kraft, die Eleonora Duſe in ſich verdichtet, zuſammenfaſst und ſymboliſiert: es iſt die bona fides in der Arbeit; es iſt die Schlichtheit in der Begeiſterung, im Ehrgeiz, im Haſs, in der Liebe, im Schmerz; es iſt die Unkenntnis aller Quinteſſenzen der vergänglichen und eingebildeten Genüſſe, aller Elemente, aus denen man, wie in einem chemiſchen Laboratorium, den Zauber, das Glück, den Erfolg, die Verlockung zuſammenſetzen kann.

Sieht man in allem dem nicht klar und deutlich die Urſache des Phänomens? Hier in Paris ſteht die Kunſt zu leben auf ihrem Höhepunkt. Ihr Mechanismus iſt mächtig. Ihre „Zuſammenſetzung“ iſt ſtaunenswert. Und infolgedeſſen bleibt — wohlgemerkt — nicht ein menſchliches Atom rein und unangetaſtet. Vom confectionierten „Aeſthetismus“ durch eine kalte Erwägung der Senſibilität zum eingebildeten, falſchen, berechnenden Wahnwitz, der die Phantasmagorien des Kirchhofs und die düſtere Fatalität des Todes ausnützt, um das „Cabaret du Néant“ zu begründen; von der Profanation des „Boticellismus“, in den die Frauen ihre geſchmückten Masken einrahmen, bis zur Sublimation der culinariſchen Genüſſe als Einleitung zu den ſchärfſten Reizungen und zu den complicierteſten Sinnestäuſchungen; von der zöpfiſchen und unbeweglichen Herrlichkeit der Comédie française zu den fortſchreitenden und wandelbaren Vergänglichkeiten des Moulin rouge zielen alle, alle Darbietungen der Literatur, der Induſtrie, der Mode, der Weiblichkeit, der Sexualität darauf hinaus, die Minen der Natur auszubeuten, was zur Folge hat, daſs das Innenleben aufgelöst und deſſen Schätze der Oberflächlichkeit des Daſeins preisgegeben werden! Und was dann zurückbleibt, iſt eine große Leere: eine große Troſtloſigkeit!

Im Paradoxon der Vervollkommnung und der höchſten Civiliſation, die ſich hier in flagranten Conflict mit einer Dürftigkeit des Lebens und des Idealismus und mit einer fortdauernden und tiefen Unbehaglichkeit befindet, liegt die Urſache des Triumphes der Eleonora Duſe.

Henri Rochefort hat dies in einem wackeren und muthigen Zeitungsartikel den „Triumph der Wahrheit“ genannt. Jawohl, die Wahrheit in des Wortes erhabenſter und weitgehendſter Bedeutung iſt die Rettung der Kunſt — und ſie könnte auch die Rettung der Welt ſein!

Paris, im Juni 1897. Roberto Bracco.

Berliner Theater.

Die Wiener wollen vom Berliner Theater, die Berliner von unſerem nichts wiſſen, es wird hin und her gezankt, dabei kommt nichts heraus. Beſſer wäre es, wenn wir uns beide entſchließen könnten, den anderen nach ſeinem Sinn und wie ſeine Kraft es kann, walten zu laſſen. Trachte jeder zum Höchſten, wie er es eben begreift, und der Nachbar mag es wieder auf ſeine Weiſe verſuchen; die Nachkommenden werden dann urtheilen. Was ein Berliner über uns meint, was wir von den Berlinern halten, hat ja doch nichts zu bedeuten. Dieſe Sachen müſſen von den eigenen Leuten ausgeſtritten werden. Wie die Berliner ſelbſt über ihre Theater denken, das iſt ſchon wichtiger. Da kommt uns nun die Schrift eines jungen Berliners entgegen: „Die Theaterſtadt Berlin“, eine kritiſche Umſchau von Paul Linſemann, mit einem Geleitwort von Maximilian Harden.*)

Herr Linſemann hat ein paar Einacter geſchrieben, die recht hübſch und angenehm ſind, anſtändige Arbeiten, ohne beſonders zu ſein; dann kleine Geſchichten, die ſich gut leſen. Er ſcheint ein junger Mann von friſchem Blut, der ein muthiges Wort nicht ſcheut. Mir iſt er durch ſeine Liebe zum Theater wert geworden. Er liebt das Theater, wie man ein Weib liebt: mit einer zornigen Zärtlichkeit; manchmal möchte er es am liebſten prügeln. Nun macht er es ſich freilich leichter, als man eigentlich darf: er thut nicht mit, er ſchaut nur zu. Man wird aber einer Sache doch erſt gerecht, wenn man an ihr thätig iſt. Man muſs handelnd unter den Menſchen leben, ſich im Gedränge halten und da wirken lernen. Dann wird man beſcheidener und begreift, daſs es doch anders iſt, als man aus der Ferne glaubt. Herr Linſemann hat noch den ſchönen Enthuſiasmus der [illegible] Da ſoll man nicht [illegible] der [illegible] gar. [illegible] darf man nicht [illegible] Das weiß man von [illegible]

[illegible]

gieng unbeirrt weiter und ſitzt heute als reicher Mann da. Er zitterte nur dann, wenn man ihm einmal ein Stück lobte. Er hatte eben das Publicum für ſich. Das „Herumſprechen“ im Publicum, das macht den Erfolg eines Theaters. Wenn am Premièrenabend ein Stück wirklich, ohne Beihilfe von Claque, gefallen hat, dann iſt es auch ſeines ferneren Erfolges ſicher, auch ohne den Aichſtempel der Kritik. Nein, die Preſſe iſt im allgemeinen keine Macht mehr in Berlin. Und wie ſollte es auch anders ſein? Das dumme, leichtfertige und verlogene Geſchwätz, das wir hier zumeiſt aufgetiſcht bekommen, kann auf keine Autorität mehr Anſpruch erheben. Gewiſs, Sie werden hier und da einen Kritiker von Kenntnis und Geſchmack treffen, denn es wäre ſchlimm, wenn unter ſoviel Sündern nicht einige Gerechte wären. Aber ihre Stimmen verhallen in dem wüſten Tohuwabohu. Es ſind die Stimmen der Prediger in der Wüſte. Im folgenden iſt alſo nur von den Herren die Rede, die zum Kummer ihrer vornehmen Collegen die Feder führen dürfen. Ich will die ſchärfſten Worte für ſie gebrauchen, denn ich weiß mich eins mit jenen Männern, die das Amt des Kunſtrichters noch gerecht und berufen verwalten. Mein Gott, was ſchreibt alles in Berlin Kritiken! Nicht in einer mittleren Provinzſtadt wäre der freche Unſinn möglich, den die Leſer mancher Blätter vorgeſetzt bekommen. Und doch geberden ſich die Herren in Berlin immer, als hätten ſie die Weisheit gepachtet und blähen ſich in großmüthigem Hohne auf, wenn von der „Provinz“ die Rede iſt. Wenn ſie wüſsten, wie grotesk ihnen die Arroganz ſteht! Die Verleger haben nämlich im allgemeinen kein ſonderliches Intereſſe daran, wer unter dem Strich „gegen“ die Theater ſchreibt und der „ernſthafte“ Zeitungsleſer wird ihnen ſagen: Das intereſſiert mich nicht. Dafür habe ich keine Zeit. Das leſen nur meine Frau und Tochter. — Na und für die braucht man ſich ja wohl nicht viel Mühe zu geben? ..... Man muſs ja wohl in Berlin jetzt noch ſehr zufrieden ſein, wenn der gelieferte Bericht (Kritik darf man ihn doch nicht nennen) in leidlich genießbarem Deutſch geſchrieben iſt. Denn Sie können auch Berichte finden, in denen der Verfaſſer ſich den Teufel um die Geſetze der deutſchen Grammatik kümmert, vom Stil ganz zu ſchweigen. Und dieſe Burſche mit drüchiger Tertianerbildung wagen es, in verquollenem und verſchwollenem Deutſch ungetrübt von Kenntniſſen und Erfahrungen über Stücke und Schauſpieler zu urtheilen ..... Und wie ſie ſchreiben! Sie ſchreiben klobig und ſie ſchreiben witzig und ſie ſchreiben geiſtreich und was weiß ich noch. Nur vernünftig ſchreiben ſie nicht und nicht ehrlich. Aber ein unglaubliches Gefühl ihrer Macht haben ſie in ſich und wunderbarerweiſe verſtehen ſie noch immer, es den Theaterleuten zu ſuggerieren, und je nach dem Grade der Bildung der letzteren ſogar mit Erfolg ..... Die Kameraderie iſt's, die Klüngelwirtſchaft, die ſo üppig in Berlin gedeiht. Das Stück des Collegen X muſs gelobt werden, „denn er iſt von den unſeren“, den Director Y darf man nicht verreißen, denn man ſpeiſt doch bei ihm ſo gut. Wie poſſierlich, wenn man oft Zeuge der Unterhaltung der Herren in den Foyers iſt: Wie miſerabel gieng die Komödie heute wieder! Im Blättchen können Sie dann am nächſten Tage leſen, wie vorzüglich „ſie“ ſich geſtern amüſiert haben. Und wieder andere Herren haben den Sport, mindeſtens jede Saiſon „ihren“ Autor zu entdecken, an deſſen Rockſchöße ſie ſich ängſtlich klammern, um ſo auf billige Weiſe durch die Literatur mitgezerrt zu werden. Es iſt erſtaunlich, wieviel Genies wir im Laufe der Jahre bekommen haben. Und ſie haben alle gleich kläglich geendet. Da wird zuerſt in den Kritiken mit den großen Worten herumgeworfen und Vergleiche mit Ibſen, Zola und anderen erſonnen. Rieſen ſchwirren nur ſo durch die Luft. Der Maulwurfshügel oder im beſten Falle der Berliner Kreuzberg ſoll ſo zur Höhe des Montblanc aufgetrieben werden. Dann wird in marktſchreieriſchen Reclamenotizen und in Interviews von dem neuen Dichter berichtet, was er gegeſſen und was er nächſtens dichten wird, kurzum: im Publicum wird die Fiction erregt, als ob es ſich um einen neuen Nationaldichter handelt. Es iſt klärlich, daſs ſelbſt im beſcheidenſten Menſchen und im kühlſten Hirn ſo allgemach eine Selbſtſchätzung erzielt wird, die unheilvoll für ſeine Production wird. Das zweite Stück kommt, und im Auditorium ſitzt das mit Erwartung geladene Premièrenpublicum. Es erwartet jetzt eine That! Iſt das neue Stück nur ebenſogut wie das erſte, ſo iſt es ſchon abgefallen — iſt es gar ſchlechter, ſo findet eine Hinrichtung erſter Claſſe ſtatt, die Zeitungsgemeinde feiert wahre Orgien und die nicht gerade melodiſche Muſik der Hausſchlüſſel ſtellt dem unglückſeligen Dichter, der ſchon von ſeiner Schar unter die Claſſiker gereiht war, ein nuanciertes [illegible]. Dieſe Kritiker verwirren das Publicum, das ſchließlich die Unterſchiede von gut und böſe nicht mehr kennt, dieſe einſeitigen Herren, die, auf eine Clique eingeſchworen, mit ſattſam bekannten Schlagworten urtheilen und alles, was nicht in ihren Klüngel paſst, [illegible] Das und der [illegible], die dem winzigen [illegible]. Und was kann man nicht [illegible] Als Herrn Hauptmanns „Florian Geyer“ in [illegible] erzählten uns da nicht [illegible] „Einfällen“, von einem einſam [illegible] Soll man mehr [illegible] dieſer Jünglinge bekannten, die [illegible] gilt es, einem mißliebigen Autor [illegible]

Digitized by Google

Nun nimmt ſich unſer Enthuſiaſt das Publicum her. Man weiß ja, wie wunderlich es uns Autoren mit dem Publicum geht. Je nach dem behaupten wir, daſs es doch in ſeinem dumpfen Sinn geſcheiter als alle Kenner iſt, oder wir klagen, daſs wir uns für die zwei Gulden jedem Trottel hinſtellen müſſen — je nach dem. Herr Linſemann muſs ſchlimme Erfahrungen haben. Er führt zuerſt den „Premièrenliger“ vor. Dies iſt ein böſes Thier, das in unſerer warmen Wiener Zone nicht gedeiht. „Die Berliner Premièrentiger, namentlich in den ſpecifiſchen Luxustheatern, ſind von einer unſagbaren Ruppigkeit. Im Grunde genommen geht jeder mit der heimlichen Luſt im Herzen hin, ein hübſches Scandälchen zu erleben. Das gibt morgen an der Börſe Stoff zum Plaudern! War auch dabei! Habe auch auf dem Hausſchlüſſel mitgepfiffen! So amüſant iſt es bei einem Erfolge nie.“ Dann ſchildert er die Launen der Menge, die täglich etwas anderes will, ſich immer untreu wird und niemals zufrieden iſt. „Machſt du die Moden, mein Publicum, oder machen die Dichter die Moden? Haſt du dich an ſocialen Conflicten müde geſehen, ſa legt dir ein ganz fixer Knabe ein neues Muſter vor und du rufſt: ja, das will ich jetzt haben. Und du bekommſt Geſellſchaftsdramen. Darauf hiſtoriſche, darauf Märchenſtücke. Und ſo fort. Dir würden gewiſs auch beſſere Sachen gefallen, aber du biſt nicht wähleriſch. Du nimmſt auch mit den ſchlechteren freudig vorlieb. Du willſt dich amüſieren, mein Publicum, und du haſt vollkommen recht. Einmal jammerſt du, daſs nach des Tages Laſt du nur ‚heitere‘ Sachen haben willſt. Sie werden dir. Dann feſſeln dich ſpannende Ehebruchsdramen. Dann rütteln die Craſsheiten des Weberdramas deine Nerven. So liebſt du eben alles, was deinen Nerven ſchmeichelt und ſie reizt. Gewiſs gefällt dir der ‚Fauſt‘ — ſeiner romantiſchen Handlung willen. Aber ‚Iphigenie‘ läſst dich kalt. Die ‚Stützen der Geſellſchaft‘ gefallen dir — ha, wie da dem Nachbar mitgeſpielt wird! Doch des verſtiegenen Baumeiſter Solneſs’ ſehnende Worte treffen dein Ohr nicht und der heilige Zorn des Weberdichters iſt für dich ein Spiel: Gott, das war früher, und dazu in Schleſien. Nicht mal in Berlin. Von dem Satze l’art pour l’art weißt du nichts — es ſind nur nebenlaufende Momente, die dich feſthalten .... Du biſt roh und dumm, mein Publicum, das du die Kunſtbarbarenſtadt Berlin bevölkerſt. Hol dich der Teufel — aber wir brauchen dich doch nun einmal. Dein Geſchmack ſinkt zum Erbarmen von Tag zu Tag, wie der deiner Theater, wie der deiner Kritiker. Ihr ſeid einander wert. Das Theater iſt für dich kein Kunſtfactor mehr. Du ſuchſt alles andere im Theater, Zerſtreuung oder Senſation, aber kein ernſthaftes literariſches Intereſſe bindet dich mehr an dieſe Stätte. Was iſt dir die Kunſt? Du kannſt das Theater nicht mehr vom Wintergarten oder vom Circus unterſcheiden. Du liebſt auch das Theater nicht mehr mit Zärtlichkeit wie der Wiener, du biſt eben kein Stammpublicum mehr, und es läſst dich kalt, ob heute Herr X oder Herr Y den Mephiſto ſpielt. Wenn ein Bühnenmitglied ein paar Monate nicht zum Auftreten gekommen iſt, haſt du es vergeſſen. Du ſprichſt nicht mehr von ihm. Es muſs mit jeder Rolle ſeine Poſition neu von dir erkämpfen. Heute gefällt er dir und morgen haſt du ihn vergeſſen. Ebenſo machſt du’s mit dem Autor. Heute Hoſiannah und morgen, wenn er nicht mehr ſo deinen Geſchmack getroffen oder wenn er wirklich gefehlt hat, ans Kreuz mit ihm! Deine Dichter ſind die Girondiſten, deine Kritiker die Henkersknechte und du biſt die Schar der Damen der Halle, die wollüſtig grinſend zuſieht, wie ſeine bleichen Opfer dahin zur Richtſtätte geſchleppt werden.“ Und an einer anderen Stelle: „Da hatte man auf den deutſchen Bühnen die deutſche Harmloſigkeit. Eines Tages wollte man ſie nicht mehr. Dann kamen die Franzoſen und ihre deutſchen Nachahmer — eines Tages wurden ſie wieder verabſchiedet. Dann kam Wildenbruch und man begeiſterte ſich wieder für Verſe. Die Kritik machte natürlich alle Einſchwenkungen getreulich mit. Dann erlebten wir — man verzeihe das Schlagwort — die neue Richtung. Aber davon wollten die Leute nicht viel wiſſen. Die war ihnen zu trüb. Sie wollten ſich den Theaterabend nicht verärgern laſſen. Nun bekamen wir das ‚Märchen‘, und die ‚Verſunkene Glocke‘ hub an zu läuten. Wie die Modemacher am Theater uns mittheilen, iſt die nächſte Station das religiöſe Drama. Ich beſitze einen Pack Berliner Zeitungskritiken. Da leſe ich denn aus der Blütezeit Blumenthals, daſs man den ‚Tropfen Gift‘ und ‚Probepfeil‘ als die Meiſterwerke unſerer Zeit hinſtellte. Zehn Jahre ſpäter geſchieht das mit der ‚Verſunkenen Glocke‘. Und die drei genannten Werke erleben an derſelben Stelle in Berlin an die hundert Aufführungen. Solche Rückerinnerungen ſind ſehr lehrreich. Das Theater ſteht unter dem Geſetz der Reaction. Haben wir uns an den Kartoffelkomödien in den Tanzſtuben müde geſehen, die abgehackten Sätze zum Ueberdruſs gehört, ſo wünſchen und bekommen wir wieder Verſe und das Coſtümſtück.“

Endlich: die Schauſpieler. Da ſind wir neugierig! Man muſs es ja kommen. Seit Jahren erzählen uns die Berliner doch, bei uns werde in einer alten Manier geſpielt, die in Berlin nicht mehr möglich wäre. „Es mag ſein“, rufen ſie uns zu, „daſs Ihr noch ein paar große Schauſpieler habt. Aber das genügt heute nicht mehr. Heute gilt es das Ganze. Enſemble iſt unſere Loſung. Ihr habt bloß [illegible]“ Und nun leſen wir bei Herrn Linſemann: „Das Material an Schauſpielern in Berlin iſt das denkbar [illegible]. Wir haben vortreffliche Schauſpieler, aber wir haben kein Enſemble, an keinem [illegible] mehr. Wir ſehen hier und da eine gute Aufführung, aber das iſt Zufallsſache. In der nächſten Woche iſt am ſelben Theater eine Vorſtellung unerträglich. Das kommt daher, weil wir keine Genretheater haben, ſondern weil alle Theater alles geben — ohne die zureichenden Kräfte. Dazu kommt noch in manchen Theatern ein unleidliches Starſyſtem, das alle Ordnung und Banden ſprengt. Und da kein Director weiß, was er eigentlich zu geben beabſichtigt, ſo engagiert er ſchauſpieleriſche Kräfte, die er in ſeinen Caſſenſtücken nicht brauchen kann und die dann die ganze Saiſon ſpazieren gehen können. Oder er beſchäftigt ſie in Rollen, die ihrer Individualität abſolut nicht zuſagen ... Wir haben die trefflichſten Kräfte im claſſiſchen und modernen Fach, wir haben die genialſten Tragiker und Komiker und wir haben glänzende Epiſodiſten und äußerſt verwendbare Schauſpieler — aber ſie wirken eben getrennt. Dabei wird natürlich leichter ein modernes als ein claſſiſches Stück herausgebracht, denn es iſt fabelhaft, wie die naturaliſtiſchen Genies aus der Erde ſchießen. Es genügt in Berlin ſchon, die Hände in den Hoſentaſchen zu tragen, keine Bewegungen zu haben und liederlich zu ſprechen, um als Natürlichkeitskünſtler zu gelten. Im anderen Falle nennt man den Schauſpieler von herrlichem Organ und ſtolzen ſchönen Linien, wie Matkowsky, opernhaft. Die Plattheit liegt den Herren, die ja von Schauſpielerei ſowieſo nichts verſtehen, am nächſten. Unſere Schauſpieler — ich betonte das ſchon vorhin — haben es ſchwerer als ihre glücklichen Wiener Collegen. Sie haben hier ein gleichgiltiges Publicum und eine unverſtändige Kritik. Es kann in Wien nicht vorkommen, daſs man eine accreditierte Kraft einfach beiſeite ſchiebt aus dieſen oder jenen Gründen. Das Publicum hält eben an ſeinen Lieblingen.“ Gott ſei Dank, daſs das ein Berliner geſchrieben hat! Wie redet man bei uns über die Stellung der Odilon, weil — nun, weil der Director ſo klug iſt, mit den Wünſchen ſeiner erſten Schauſpielerin zu rechnen. Aber da höre man über Frau Sorma an dem berühmten Deutſchen Theater, das uns immer vorgehalten wird: „Frau Sorma beneiden ſämmtliche Schauſpielerinnen, denn eine Stellung wie ſie hat noch keine Dame je in Berlin gehabt. Sie iſt die ‚Nebenregierung‘ im Deutſchen Theater. Sie hat zunächſt eine Gage, wie ſie wohl ſchwerlich je wieder gezahlt wird, ſie kann die Stücke und die Rollen auswählen, die ſie ſpielen will, ſie gibt ihr Votum bei der übrigen Rollenbeſetzung ab, ſie ſpielt wann ſie will und ſo oft ſie will, für die Abende, da ihr nicht aufzutreten beliebt, muſs das Publicum mit einer recht minderwertigen Kraft vorliebnehmen, ſie kommt zu ſpät auf die Proben oder ſie macht, das iſt vorgekommen, nur die drei letzten Proben mit! Daſs ſolch ein Starſyſtem die vollſtändige Diſciplinloſigkeit herbeiführt, liegt auf der Hand.“

Ich kann die Behauptungen des Herrn Linſemann nicht controlieren. Ich weiß nicht, ob er immer recht hat. Es iſt möglich, daſs er ſich zuweilen von einer edlen Wuth hinreißen läſst. Gegen Brahm zum Beiſpiel iſt er gewiſs ungerecht; ich mag Brahm auch nicht, aber man muſs doch zugeben, daſs er Verdienſte um die neue preußiſche Literatur hat und ſein Theater als ein kluger Mann mit Geſchmack führt. Nun, das mögen die Berliner mit dem verwegenen Autor ausmachen. Wir freuen uns zu hören, daſs dort auch nicht alles ſo iſt, wie man uns gern einreden möchte.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Officiöſe Revolverei.

Das kleine Schulbeiſpiel, das ich in der vorigen Nummer erzählt habe, um dem Herausgeber der „Reichswehr“, Herrn David, zu zeigen, auf welch harmloſe Art ich zu meinen Informationen gelange, hat ordentlich gezogen. Die Thatſache, die ich mitgetheilt habe, hat denn doch ſo ſtark gewirkt, daſs Herr David ſich gezwungen ſah, ihr einen vier Spalten langen Artikel zu widmen. In ſeiner [illegible] Wuth nahm Herr David durch ein [illegible] Geſchimpfe gegen meine Perſon den Leſer über die Schwäche ſeiner Sache hinwegzutäuſchen. Dieſe Taktik iſt auch diesmal jämmerlich miſsglückt. Die Leute, welche meinen und Herrn Davids Artikel geleſen, haben ſich ihr vernichtendes Urtheil gebildet, und ich, der ich erſt nach einer Woche zu Worte komme, habe eigentlich nichts anderes mehr zu thun, als dieſes Urtheil abzugrenzen und genauer zu begründen. Ich laſſe dabei die [illegible] des Herrn David beiſeite und halte mich ausſchließlich an die Sache.

Ich hatte alſo, wie erinnerlich, erzählt, daſs im December v. J. der Vertreter der „Reichswehr“ in einem angeſehenen Wiener [illegible] [illegible]

Wer iſt Herr Adolf Mayers? Iſt er wirklich nur irgend ein beliebiger Inſeratenagent, oder iſt er etwas mehr? Um dieſe Frage beantworten zu können, habe ich wieder einmal meine ganze, von Herrn David ſo kräftig gekennzeichnete Spitzelthätigkeit entfalten müſſen. Ich bin ſchamlos genug, die Spitzelei mit allen Details einzugeſtehen. Scheu um mich blickend, ſchlich ich mich dieſer Tage durch das bekannte Hinterpförtchen des Univerſitätsgebäudes in die Univerſitätsbibliothek. Dort beſtach ich den Diener durch einen vielſagenden Blick. Nach wenigen Minuten brachte mir denn auch der Verräther die von mir verlangten geheimſten aller geheimen Bücher, nämlich die letzten vier Jahrgänge von Lehmanns Wohnungsanzeiger, und aus dieſen vier dicken Bänden ſpitzelte ich, mit einer geradezu raffinierten Benützung meiner alphabetiſchen Kenntniſſe, die Stellen heraus, wo Herr Adolf Mayers verzeichnet iſt. Hier das Ergebnis meiner Recherchen in umgekehrt chronologiſcher Reihenfolge:

Lehmann, Jahrgang 1897:
Mayers Adolf, Adminiſtr. d. „Reichswehr“, III., Ungarg. 7.

Lehmann, Jahrgang 1896:
Mayers Adolf, Admiſtr. d. „Reichswehr“, III., Ungarg. 7.

Lehmann, Jahrgang 1895:
Mayers Adolf, Adminſtr. d. „Reichswehr“, III., Ungarg. 7.

Lehmann, Jahrgang 1894:
Mayers Adolf, Adminſtr. d. „Reichswehr“, III., Ungarg. 7.

Man ſieht alſo, in dieſen vier Jahren hat ſich ſo manches geändert. Aber Herr Adolf Mayers, nach Lehmanns halbofficieller Auskunft, war nicht und wird nicht ein gewöhnlicher Inſeratenagent, von dem man nichts Gewiſſes weiß, ſondern iſt und bleibt Adminiſtrator der „Reichswehr.“ Damit ſtimmen auch die Auskünfte überein, die ich bei einigen hieſigen Fachleuten aus der Inſeratenbranche eingezogen habe. Sie haben mir beſtätigt, daſs Herr Mayers, der ſich „Herr Rittmeiſter“ anſprechen läſst, ſeit mehreren Jahren in der Adminiſtration der „Reichswehr“ ſitzt, als Vertreter der „Reichswehr“ Inſeratenverträge abſchließt, die noch immer ohne Anſtand in der „Reichswehr“ vollzogen wurden, und als Vertrauensmann des Herrn David gilt.

Sowie die Stellung des Herrn Mayers, ſucht Herr David in ganz auffälliger Weiſe auch die Bedeutung des Erpreſſungsverſuches herabzuſetzen. Er nennt ihn einen „Unſinn“, den Ausfluſs der „üppigen Phantaſie“ eines Inſeratenagenten und ſchreibt: „Ein Tölpel hätte ich ſein müſſen, wenn ich mir jemals eingebildet hätte, eine Schnackerlgeſellſchaft wie die „Fortuna“, könnte für ein Inſerat in einem ſechs Wochen alten Blatte einen Betrag von zehntauſend Gulden bezahlen“. Das iſt abermals falſch. Die „Fortuna“ wurde mit einem Actiencapital von 2 Millionen Kronen begründet. Das war keine „Schnackerl-Geſellſchaft“. Und um das Inſerat allein handelte es ſich nicht, ſondern gelegentlich des Inſerats um die „freie Hand“ der „Reichswehr“. Wie ernſt bei der „Fortuna“ der Erpreſſungsverſuch der „Reichswehr“ — und nur von der „Reichswehr“, nicht von Herrn Mayers, war für die „Fortuna“ die Rede — aufgenommen wurde, ergibt ſich ſchon aus der Thatſache, daſs eigens zur „Schlichtung“ dieſer „Angelegenheit“ Herr Csávolsky im Auftrage der Geſellſchaft von Budapeſt nach Wien kam. Herr Csávolsky ſelbſt iſt der Anſicht, daſs, wenn nicht er, ein alter Journaliſt, ſondern irgend ein journaliſtiſch minder erfahrenes Verwaltungsmitglied die Verhandlungen mit Herrn Mayers geführt hätte, die Erpreſſung, ſei es nun mit 10.000 Gulden oder einem heruntergefeilſchten Betrag, glücklich gelungen wäre. So dumm, wie Herr David die Sache darſtellt, war ſie denn doch nicht. Da muſs ich ſchon in aller Beſcheidenheit Herrn Mayers gegen ſeinen Chef in Schutz nehmen.

Als Haupttrumpf für ſeine eigene und der „Reichswehr“ Unſchuld ſpielt Herr David die Thatſache aus, daſs die „Reichswehr“ keinerlei Artikel gegen oder —, wie ich ergänzen kann, — auch nur über die „Fortuna“ gebracht hat. Gerade dieſe Thatſache ſpricht eher gegen ihn. Die Gründung der „Fortuna“ iſt im In- und Auslande ſehr lebhaft, und von unabhängigen Blättern des In- und Auslandes ſehr abfällig beſprochen worden. So z. B. von der „Deutſchen Zeitung“, vom „Deutſchen Volksblatt“, von der „Frankfurter Zeitung“, von unſerer „Zeit“. Jedes Blatt, das die finanzielle Berichterſtattung pflegt, muſste zu dieſer auffälligen Gründung Stellung nehmen, wofern es unabhängig war. Warum hat das die „Reichswehr“ nicht gethan? Wenn Herr David das Unternehmen für ſo faul gehalten hat, daſs er ihm um keinen Preis einen Platz im Inſeratentheil einräumen wollte, warum hat er dann nicht, wie andere Blätter, im redactionellen Theil darüber entſprechend ſchreiben laſſen? Wenn er das Inſerat ſo unbedingt abgelehnt hat, um ſeine Redaction für die kritiſche Beſprechung der „Fortuna“ auch von dem leiſeſten Schein einer Rückſichtnahme zu befreien: warum hat er dann keinen Artikel gebracht? Warum hat ſein Blatt ſich gegenüber der „Fortuna“ ſo verhalten, als ob es wirklich von ihr Schweiggeld genommen hätte? Iſt das Herrn David nicht aufgefallen? Iſt es ihm zum mindeſten nicht aufgefallen, als er in anderen Wiener Blättern ſpaltenlange Polemiken über Aufnahme oder Nicht-Aufnahme des „Fortuna“-Inſerats las? . . . Das Schweigen der „Reichswehr“ über die „Fortuna“ [illegible] eingenommenen [illegible] Haltung [illegible] Herrn Mayers [illegible] Widerſpruch, denn nachdem der [illegible] „Reichswehr“ [illegible]

[illegible]

Die Börſe hat [illegible] dieſer Anleihe [illegible] abgenommen, [illegible] der Vorwoche ihre Schuldig[illegible] haben, weil weniger [illegible] Finanzwelt hat jetzt [illegible] Montan [illegible] und aus dem Markte genommen [illegible]

[illegible]

Merkwürdiges Quiproquo: Herr David ertheilt mir „moraliſche Ohrfeigen“, und die „Reichswehr“ geht mit zerſchundener Phyſiognomie herum. Herr David gibt mir einen „moraliſchen Fußtritt“, und ſein Herr Benzian fauſt aus der Redaction der „Reichswehr“ hinaus. Wenn Herr David mir noch weitere „moraliſche Fußtritte“ verſetzt, ſoll er ſich in Acht nehmen, daſs nicht diesmal er ſelbſt auf die Straße fliegt.

Er

Volkswirtſchaftliches.

Die ungariſche Regierung hat dem Reichstag den Geſetzentwurf über die ungariſche Inveſtitionsanleihe vorgelegt. Herr Lukács hat den Fehler vermieden, welcher Herrn von Bilinski ſo ſchwere Stunden bereitet hat und die ungariſche Inveſtitionsanleihe ausſchließlich zur Bedeckung des Bedarfs für Materialanſchaffungen, Bauten und Einrichtungen der Eiſenbahnen beſtimmt: der Inveſtitionscharakter ſteht außer Zweifel und der Vorwurf iſt abgelenkt, welcher mit Recht den öſterreichiſchen Finanzminiſter traf, daſs er mit ſeiner Anleihe ein Loch im Budget habe ſtopfen wollen. Auch andere Fehler hat der ungariſche College vermieden. Da er dem Drange, eine niedrig verzinsliche Anleihe aufzunehmen, ſchon einmal gleich Herrn von Bilinski nicht widerſtehen konnte, was im Intereſſe der Valutaregulierung entſchieden zu bedauern iſt, hat er wenigſtens die Conſequenz aus ſeinem Vorgehen gezogen und eine auswärtige Anleihe mit ausländiſchen Couponzahl- und Zeichenſtellen geſchaffen. Herr von Lukács konnte ſich leicht einen Triumph holen, der ſeinen öſterreichiſchen Collegen empfindlich getroffen hätte: ſeine im Ausland aufgelegte Rente konnte ein großer Erfolg werden und das hätte umſomehr gewirkt, als der Miſserfolg der öſterreichiſchen immer erſichtlicher wird. Aber auch Herr von Lukács hat zuviel gewollt und dürfte daher um dieſen Triumph kommen. Da die ungariſchen Renten circa ein Procent niedriger notierten, als die gleich hoch verzinslichen öſterreichiſchen, war es anzunehmen, daſs eine ähnliche Preisdifferenz zwiſchen dem Uebernahmscours der öſterreichiſchen und der ungariſchen Inveſtitionsanleihe fixiert würde. Herr von Lukács verlangte aber von der Gruppe der ungariſchen Creditbank den gleichen Cours, den die Rothſchildgruppe Herrn von Bilinski gewährt hatte, 92 Procent, da ſeine auswärtige Anleihe marktfähiger ſei als die öſterreichiſche innere, und vielleicht hätte er dieſen Cours auch erreicht, wenn die Emiſſion der öſterreichiſchen Rente ein Erfolg geweſen wäre. So hat jener erſter Miſserfolg Herrn von Bilinski vor einer zweiten Kränkung bewahrt. Die ungariſche Creditbank, als Theilnehmerin der Rothſchildgruppe konnte aber den Wunſch des ungariſchen Finanzminiſters umſoweniger erfüllen, als mit der neuen Rente dem Anverkauf der Beſtände der Rothſchildgruppe in öſterreichiſcher Inveſtitionsanleihe, von welchen viel zurückgekauft werden muſste, was nur ſehr langſam ins Ausland abfließt, empfindliche Concurrenz gemacht worden wäre. So haben ſich die Verhandlungen zerſchlagen und werden, wenn ſich der Miniſter nicht noch im letzten Moment zum Nachgeben entſchließt, kaum vor dem Herbſt wieder aufgenommen werden. Der Rothſchildgruppe iſt das gewiſs nicht unangenehm, da ſie inzwiſchen Zeit hat, ihren Beſitz an öſterreichiſcher Rente abzuſtoßen, was [illegible] übrigens auch nicht dringend ſein [illegible] bei den heutigen niedrigen Zinsſätzen mag ihr dieſe 3½ Procent [illegible] vorübergehende Anlage als Notbehelf nicht ſo unwillkommen ſein als man [illegible] Der ungariſche Finanzminiſter kann dann im Herbſt vielleicht auch ſeinen Wunſch erfüllt ſehen, vielleicht auch mehr, wenn [illegible] allgemein [illegible]

Die Börſe hat [illegible] der Emiſſion dieſer Anleihe [illegible] abgenommen, [illegible] der Vorwoche ihre Schuldig[illegible] haben, weil weniger [illegible] Die Finanzwelt hat jetzt [illegible] Montan [illegible] gebracht [illegible] und aus dem Markte genommen [illegible]

Digitized by Google

bei dem Umfang der Operationen und bei der Art, wie dieſelben ausgeführt wurden, nicht wahrſcheinlich, da offenſichtlich nicht ſo ſehr die Coursſteigerung angeſtrebt wurde, als vielmehr, möglichſt viel Stücke zu erhalten. Verſchiedene Combinationen waren aufgetaucht; da aber allen ein beharrliches Dementi entgegengeſetzt wurde, ſo konnte niemand etwas mit Sicherheit wiſſen. Nun ſtellt ſich heraus, daſs der Käufer der Centraldirector der Prager Eiſeninduſtrie-Geſellſchaft, Herr Karl Wittgenſtein iſt, welcher von Anfang an vielfach dahinter vermuthet worden war. Da derſelbe nicht mehr dementiert, daſs er der Käufer iſt, ſo darf angenommen werden, daſs er vorläufig genug Actien beſitzt, und die Käufe beendet ſind. Mit ſeinen 50.000 Actien wird er auch vieles, vielleicht alles bei der Leitung des Unternehmens durchſetzen können. Zwar erklärt Herr Wittgenſtein, daſs er gar keine Abſichten bezüglich der Verwaltung der Geſellſchaft habe, aber er dürfte mit der Zeit ſchon anderer Meinung werden, und es iſt nur die Frage, ob er, der allmächtige Beherrſcher der böhmiſchen Montaninduſtrie, wirklich der Beherrſcher der geſammten Eiſeninduſtrie Oeſterreichs werden will, oder ob es ſeinem Ehrgeiz genügen wird, hinter den Couliſſen eine Rolle bei der Alpinen Montangeſellſchaft zu ſpielen, welcher ſchon ihres gewaltigen Erzbergs halber eine hervorragende Stelle in der öſterreichiſchen Eiſeninduſtrie geſichert iſt. Denn, daſs es ſich ihm nur um eine Anlage für ſeine Erſparniſſe gehandelt habe, werden nicht viele glauben, und die Verwaltungsräthe der Alpinen Montangeſellſchaft ſowie die ihnen naheſtehende Länderbank dürften ſich trotz der Verſicherungen des Herrn Wittgenſtein nicht allzu ſicher auf ihren Stühlen fühlen und es bedauern, ihm ſeine Käufe durch ihre Sorgloſigkeit gar ſo leicht gemacht zu haben.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „L'alliance" von Griſelin. Renaissance, Gaſtſpiel der Duſe, „La Locandiera" von Goldoni, „Il sogno di un mattino di primavera" von Gabriele d'Annunzio. Leipzig. Neues Stadttheater. „William Ratcliff" von Pietro Mascagni.

* * *

Deutſches Volkstheater. Die neuen Stücke, welche die Schlierſee'r diesmal nach Wien gebracht haben, ſind durchwegs — bis auf das noch ausſtehende „Die Wildſchützen", das meines Erachtens in ſehr günſtigem Sinne aus der Art ſchlägt — ſo wenig der Rede wert, wie ihre alten ſchon bekannten und wie alle nicht-Anzengruber'ſchen Bauernſtücke, die ſeinerzeit durch die Münchener Pflege der Bauerndarſtellung veranlaſst worden ſind. Reden, wenn man dieſen Blättern überhaupt zum ſo und ſovielten Male über die Schlierſeer zu reden erlaubt, läſst ſich höchſtens noch ein Wort über das Merkwürdige, daſs die Mehrzahl der Stücke ſo über alle Worte unbedeutend und ſchlecht und der ganze Cyklus der Vorſtellungen ſo intereſſant und erfreulich iſt. Die Darſteller, ſagt man, helfen mit ihrem Spiel über die Stücke hinweg. Das iſt richtig, aber noch nicht alles. Worin, ſo muſs man weiter fragen, liegt denn der eigenartige Vorzug dieſer Darſteller? Iſt ihr Spiel von der uns geläufigen Art des Theaterſpielens, nur etwas beſſer oder gar ideal gut? Das glaube ich nicht. Ich halte es vielmehr für etwas von unſerer modernen Schauſpielkunſt Verſchiedenes, mit ihr im gewiſſen Sinne Unvergleichbares. Man darf vor allem nicht vergeſſen, daſs den Schlierſeer Schauſpielern die zwei wichtigſten Erforderniſſe unſerer modernen Darſtellungskunſt fernliegen, oder doch ihren eigentlichen Leiſtungen nicht zuzurechnen ſind. Das iſt erſtens die Charakteriſierung des Milieus — da die Schlierſeer faſt ausnahmslos Rollen aus ihrem eigenen Stand und ihrer eigenen Heimat ſpielen. Und zweitens die Einzelcharakteriſtik. Auch die fällt hier ſo gut wie ganz weg, weil das conventionelle Bauernſtück auch nur zu einer halbwegs feineren Charakteriſtik keine Gelegenheit, ſondern bloß eine beſchränkte und ſtehend gewordene Auswahl von Rollen bietet, die ſich unter den Darſtellern nach ihren natürlichen Anlagen und Neigungen faſt von ſelber vertheilt. Damit ſtimmen die Beobachtungen überein, die der kritiſche Beſchauer in jeder Vorſtellung der Schlierſeer machen kann. Was er an unſeren Darſtellern vor allem herauszufinden und zu beurtheilen ſucht: die Auffaſſung des Einzelnen, die ſich in ſeinen eigenartigen Nuancen äußert, ſucht er hier vergeblich. Auch Natürlichkeit im Sinne des Naturalismus, nämlich die überraſchende Wirklichkeitscopie, findet keinen Platz im Rahmen dieſer für unſeren Geſchmack lyriſch betonten Darſtellungsart. Dagegen beſitzt naturgemäß das Stilvolle des Zuſammenſpiels und die große Sicherheit und Ungezwungenheit der Darſteller bis in die kleinſten Partien hinab. Das Hauptlob, das ſich daraus folgern läſst, fällt auf den Regiſſeur, deſſen Leiſtung in dieſem Falle eine außerordentlich beachtenswerte iſt, und auf noch etwas anderes, das aber auch mit dem Schauſpielertalent der Einzelnen nicht viel zu thun hat. Dieſes andere iſt das Temperament und die menſchliche Schönheit des oberbaieriſchen Bauernſchlages. Vielleicht ſogar iſt das vor allem das Geheimnis der Schlierſeer Triumphe. Die Dreher'ſche Bauernſchar iſt wirklich eine ganz auserleſene. Der Gailing und der Dirnberger ſind Exemplare einer Prachtgattung. Der Dengg, ſowie der Meth und der Terofal, ſind verfeinert, perſönlicher und auch ſchauſpieleriſch zugeſchliffener. Sie wären übrigens alle drei einer Entwicklung zur wirklichen, ſelbſtändigen Schauſpielkunſt fähig, ebenſo wie unter den Frauen die Reith und die Dirnbergerin. Und die Anna Dengg krönt die Schar. Sie iſt [illegible] und [illegible], die Blüte einer merkwürdig beſtrickenden [illegible], und in allem Uebrigen hat ſie auch das Zeug zu einer großen, modernen Schauſpielerin, wie ihre Zwiderwurzn, ihre Evi in „Almenrauſch und Edelweiß" und Leni im „Hergottſchnitzer" ſtellenweiſe errathen laſſen.

A. G.

Bücher.

Die Juden von Zirndorf. Roman von Jakob Waſſermann. München, Verlag von Albert Langen, 1897.

Gern bekenne ich es, mich geirrt zu haben, als ich das erſtemal über dieſen Dichter ſchrieb, die Sicherheit ſeines bewuſsten Schaffens rühmend, das in beſcheidenen Grenzen ſehr Feines vollbringe. Sind Prophezeiungen in ſolchen Dingen ſtets miſslich, ſo ſind ſie doch erſt dann unangenehm für den Propheten, wenn ſie durch das Schlechtere desavouiert, nicht wenn ſie durch das Beſſere übertroffen werden. Dieſer Roman iſt nach langer Zeit zum erſtenmale wieder ein deutſcher Zeitroman. Nicht durch den Autor, durch deſſen Perſönlichkeit, überragende Kunſt, oder Tiefe der Weltauffaſſung oder Kraft, ſondern dadurch, daſs die Zeit ſelbſt Stimme und Ruf gewonnen hat und daraus redet. Solche Zeitbücher ſind wie die Volkslieder, an deren Urheber wenig liegt. Wäre der Verfaſſer ein ganz großer Künſtler — ſo mag es ja vielleicht ſein, jedoch nicht in dieſem unbewuſst mächtigen Buch — ſo hätten wir allerdings einen beſſeren Roman etwa von der Art des Michael Kohlhaas oder des Simplicius Simpliciſſimus oder dgl. Er aber hat noch nicht die Kraft, den rieſigen Stoff zuſammenzuzwingen, er verarbeitet das Material loſe, aber gerade das macht das ungeheuer Lebensvolle des Buches aus und gibt dem Roman dieſe merkwürdige Pracht, die uns das gegenwärtige Leben von einer ſozuſagen hiſtoriſchen Größe zeigt. Wie aus dem Volkslied tönt die Seele der Zeit aus dieſem Buch. Und es iſt ein ſehr ſchöner Gedanke, daſs die ganze Daſeinsfrage der heutigen Europäer eine Judenfrage ſei. Nicht um die Juden handle es ſich ſo ſehr, als um die Chriſten, die ihre bittere Religion und ihren zerſetzenden Entſagungsgedanken von den Juden annehmend, durch 1600 Jahre ihre Urkraft in Schönheit ihres wilden Heidenthums ſyſtematiſch vernichtet. Das Vorſpiel, vielleicht das geſchloſſenſte und mächtigſte Stück des Buches, von grandioſer, nur oft etwas barock überladener Fülle, ſchildert die Zeit jenes Sabbatai Zewi, der den unglücklichen Juden die Freude wiederzugeben verſprach, worauf aus allen Ländern die lang unterdrückte Lebenswuth der Unterjochten emporſchlug und das Volk in fiebernden Erlöſern zur erneuten Wanderung auftrieb. Die Fahrt nach Zion fand ein trauriges Ende durch den Uebertritt des Meſſias zum Mohammedanismus. Der eigentliche Roman ſchildert nun einen neuen Menſchen, der in demſelben Ländchen von Fürth, Nürnberg, Zirndorf auftritt, wie der dunkle Apoſtel Sabbatais, Rabbi Naar vordem. Es iſt alles ausgedrückt, was in dieſer Raſſe der Juden an Fluch, Schönheit, Größe, Verfall liegt und wie ſie, im ganzen oft gemein, verächtlich, einzelne Individuen von erhabenem Glanze hervorbringt. Alle ihre Beziehungen zur Cultur, zum Chriſtenthum, die ganzen Fäden dieſes ſo verwirrten Gewebes der heutigen Geſellſchaft, ihr fiebernder Aſcetismus, ihr fiebernder Individualismus, die wahnſinnige Thierheit der Maſſe, die dumpfe Sehnſucht nach Befreiung nicht des Individuums, ſondern der Menſchheit, alles iſt drin. Mehr! Ein paar Reden, in denen die ganzen Ideen der Zeit faſt viſionär leuchten. Ja, dies iſt das Wort für die Kraft des außerordentlichen Buches. Es iſt viſionär. So voll von Nebenſächlichen, ſo Wichtiges hinter Geringem bergend, ſo die ungeheuern Bewegungen der Menſchheit auf einen winzigen Erdenraum projicierend, und wieder in einzelnen Worten, Geberden, Sätzen, erleuchtet. Was iſt gegen dieſe Wirkung der Schwulſt und der Ueberreichthum der Sätze, der Stimmungsüberfluſs, der ſchwül und ſtörend wird, das Handlungsgewirr, das ungeordnet bleibt, kurz, was iſt alles das, was den Einzelnen, die Perſon des Dichters auszeichnet, gegen den erhabenen Ruf dieſes Buches, der durch die gewitterträchtige Zeit geht. Herr Waſſermann möge es uns verzeihen, wenn wir ihn hintanſetzen. Es ſcheint uns, einer muſste dieſes Buch ſchreiben, davon jedem die Finger brannten. Schließlich hat ja doch nur er es gekonnt. Als Kunſtwerk iſt es voll Mängel, aber als Zeitbuch hat es einen ewigen Zug.

L. St.

Fühlung. Pſychologiſche Zeichnungen von Ferdinand von Hornſtein. Stuttgart 1896. J. G. Cotta Nachfolger.

Dieſe pſychologiſchen Zeichnungen entſtammen einem erfahrenen Manne von Welt, der nicht bloß über elegante Manieren, ſondern auch über ein gewiſſes dichteriſches Air verfügt. Aber er vermag ſeine Stoffe noch nicht erfolgreich zu durchdringen und zu vertiefen: es fehlt ihnen nicht die metriſche Rundung, wohl aber die zündende Ueberzeugungskraft. Sie ſind vielfach intereſſant und pikant erzählt; doch laſſen ſie oft die ſtraffe Gebundenheit der inneren Form vermiſſen. Sie haben viel Geiſt und wenig Seele. Immer merkt man ihnen die ſentimentale Müdigkeit des Autors an, und er redet auch ganz unverhohlen — wie es ſcheint, nicht ohne geheimes Behagen — vom „[illegible] ſeines Lebens", von ſeinen „ſchlappen Nerven", die zum Genuſſe angereizt ſein wollen, oder gar:

„Wie kam' ich nun der Liebe angefangen,
Die wieder uns zu [illegible] und [illegible] führt?"

Ein ſchwachblütiger Sentimentaliſt. Er kokettiert ein bisschen mit der „ſchönen Sünde"; aber er nennt ſie nur, er beſitzt nicht den Muth, ſich ihrer zu bemächtigen. Man erhält die zarten Impreſſionen eines nervöſen Träumers. Es handelt ſich in allen ſeinen Erzählungen um die myſtiſche Fühlung, welche entweder durch körperliche oder rein geiſtige Berührung entſteht, zumal zwiſchen Mann und Weib. Er ſchildert, wie er mit einer fremden Dame Arm an Arm in einem großen Concertſaale ſitzt; wie er im Gedränge vor einem Billetſchalter „in die weichſten Glieder angeheftet" wird; wie er auf einem Londoner Omnibus mit einem „zarten, [illegible]" durch den Abendnebel fährt und überall ſchildert er das [illegible] auf die [illegible] Vorgang. [illegible], er merkt [illegible], daß [illegible] um [illegible]. Wort [illegible] als Worte! Und [illegible] [illegible] ſich [illegible]: „[illegible]" [illegible] Oder er gibt ſich [illegible]

Digitized by Google

ungen hin; alsdann umfluten ihn „Geiſterklänge“. Das holde Glück der Kinderzeit dämmert in ihm empor, und träumeriſch und träumend gedenkt er ſo ſeines Vater, ſeiner Schweſter und der luſtigen, 14jährigen Margherita. Das iſt ſeine „Fühlung mit den Todten“. Aus den Margherita-Verſen ſtrömt wirkliche Wehmuth; die Geſtalt des reizenden Backfiſches vermeint man auf dem Tennisplatze zu ſehen, und trotz einiger proſaiſcher Töne findet dieſe Elegie einen wirkſamen, ergreifenden Ausklang. Jedenfalls hat Hornſtein in dieſem Stücke ſein Beſtes geleiſtet. Den Epilog an eine ſchöne Frau hätte er ſich erſparen können; es iſt doch ein wahrer Unfug, ihr von ſeiner „wilden Seele Feuerſtrom“ zu declamieren und ihr bei der Widmung des Buches ſchlankweg zu erklären: „Du wirſt zwar ſeinen Inhalt nicht verſtehn . . .“ Um die Rolle eines Unverſtandenen zu ſpielen, müſste er ſich durch einen weit kräftigeren Schwung und höheren Gedankengehalt auszeichnen, als es in dieſen plauderhaften pſychologiſchen Dichtungen geſchehen iſt. Man verſteht ihn leider nur zu gut.

A. K. T. Tielo.

Revue der Revuen.

In der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ dieſes Monates finden wir folgende intereſſante Betrachtung zur modernen Literaturbewegung in Italien: Der Kampf der literariſchen Parteien, der Alten und der Jungen, der in Deutſchland längſt an Schärfe verloren hat, tobt in Italien noch mit unverminderter Heftigkeit, oder richtiger geſagt, er hat überhaupt erſt gründlich angefangen. Bisher bewegte ſich die Literatur in dem engen Kreiſe der wenigen Liebhaber, während jetzt offenbar die Maſſe in Action tritt und ſich für oder wider heftig erhitzt. Die Modernen haben ſich ein Kampfjournal im „Marzocco“ geſchaffen, der zu Rom jede Woche erſcheint und eine Fülle von kritiſchen und Kunſtartikeln, manchmal auch Gedichte und Novellen bringt. Das Blatt ſteht bereits im zweiten Jahrgang, hat aber noch nichts von ſeiner leidenſchaftlichen, ſtürmiſchen Polemik eingebüßt. Freilich iſt es auch nöthig, da die Alten ſich gerade auch nicht der ſchönſten Kampfmittel bedienen. Es iſt für einen deutſchen Leſer faſt unfaſsbar und doch reinſte Wahrheit, daſs in angeſehenen römiſchen Blättern ein Mann wie Gabriele d'Annunzio wie ein Schulbube abgekanzelt und an dem Ellenſtabe einer ſpießbürgerlichen Moral gemeſſen wird. Eine anſtändige Frau, ſo heißt es, wird ein Buch, wie den Triumph des Todes, niemals leſen können. Solchen „Kritiken“ tritt dann der „Marzocco“ mit Randgloſſen gegenüber, die wahre Keulenſchläge ſind. Doch hat er noch andere Gegner zu bekämpfen, die viel ernſter ſind, nämlich die italieniſchen Patrioten. In Italien iſt die große Zeit der Einheitskämpfe, an welchen die ganze Nation theilnahm, noch nicht vergeſſen und auch die Lieder der Dichter, welche jene große Zeit beſungen haben, leben fort. Darum beſteht auch bei vielen wahrhaft freien Geiſtern, bei Männern wie Carducci, der Wunſch fort, die Literatur im engſten Contact mit dem nationalen Leben zu erhalten. Dagegen erhebt ſich nun die junge Schule wie ein Mann und pflanzt das Banner des Individualismus auf. Der theoretiſche Vorkämpfer dieſer Richtung im „Marzocco“ iſt Ugo Ojetti. In einem Artikel vom 28. Februar gegen die „Nuova Antologia“ und vom 28. März gegen Carducci entwickelt er ausführlich ſein Programm. Die Kunſtproduction des Künſtlers, ſo ſagt er, muſs durchaus individualiſtiſch ſein. Gelingt es ihm dabei, dem Nationalgefühl genug zu thun, umſo beſſer! Wenn aber nicht nationale Kunſt, ſo iſt und bleibt es doch immer Kunſt, und es erſcheint gleichgiltig, ob der Künſtler ſein Publicum in Rom oder am Cap der guten Hoffnung findet. Ein merkwürdiger, echt italieniſcher Zug am „Marzocco“, der ſonſt bei modernen Zeitſchriften kaum zu finden ſein dürfte, iſt die Vorliebe für eine formale ſprachliche und ſelbſt claſſificierende Cultur. Dieſe echt italieniſche Geiſtesrichtung bewirkte es, daſs der „Marzocco“ anläſslich der griechiſch-türkiſchen Wirren auch in das Gebiet der hohen Politik hinüberſchweifte. Die Nummer vom 21. Februar bringt eine Hymne von Giovanni Pascoli an den Prinzen Georg von Griechenland, wobei antike Reminiscenzen nicht fehlen, und am 21. März erſcheint ein Aufſatz von Angiolo Orvieto, in welchem eine Schale bitteren Hohnes über die Deutſchen ausgegoſſen wird, die die alten Texte griechiſcher Claſſiker ſtudieren, aber aus dieſen Studien keine Sympathien für die lebenden Griechen zu ſchöpfen wiſſen.

„Deutſche Revue“, Juni: Dr. Anton Schloſſar theilt unter dem Titel „Erzherzog Johann von Oeſterreich über Griechenland“ eine intereſſante Reihe von Briefen des Erzherzogs an den öſterreichiſchen Geſandten in Athen, A. v. Prokeſch, aus den Jahren 1837 bis 1844 mit. Der Erzherzog nahm an dem Schickſal des jungen und viel bedrängten Baiern Otto, der ſeit 1833 auf dem griechiſchen Königsthron ſaß, lebhaften Antheil. Er gibt ſeinem heftigen Mismuth über England Ausdruck, das der griechiſchen Regierung unausgeſetzt Schwierigkeiten bereite. Palmerſton und Lyons, der engliſche Geſandte in Athen, [illegible] ... Doch rieth er dem griechiſchen König unbedingt [illegible] — nach ſeinen eigenen Worten — „mit Kraft gut ſein.“ Zumal als ihm Prokeſch mittheilt, daſs der griechiſche Hof der Ecke [illegible] in den Rücken zu fallen gedenke — im Streite [illegible] Erzherzog Johann mit entſchiedenen Worten. Er gibt zu, daſs „das [illegible] Reich morſch iſt.“ Aber „es wäre die größte Thorheit, [illegible] Stoß und der Kriſe anzufangen. . . Was könnte ein [illegible] Krieg [illegible] [illegible]

Heimat zurück, machet es nun mit Europa aus‘, und bei ſo einem Entſchluſſe feſt zu bleiben.“

Ueber Acte erſchreckender Grauſamkeit ſeitens der ſpaniſchen Regierung berichten zwei Artikel der neueſten **„Revue blanche“**. „Une voix d'outremort“ heißt der erſte. Es iſt ein von Mme. Séverine einbegleiteter Brief eines Anarchiſten, Thomas Aſcheri, der unter der Anklage ein Attentat verübt zu haben nebſt vier Genoſſen kürzlich auf der Feſtung von Montjuich füſiliert wurde. In dieſem Abſchiedsbrief an ſeine Mutter, der natürlich auf heimlichen Wegen an ſie gelangte und den Eindruck voller Wahrheit macht, erzählt Aſcheri die grauenhafte Geſchichte ſeiner Unterſuchungshaft. Acht Tage und Nächte am Schlafen verhindert, durch Geißelhiebe und Meſſerſtiche aufgeſcheucht, wenn die Müdigkeit ihn übermannen will, kaum nothdürftig mit trockenem Brot ernährt, wird er in dieſem Zuſtand völliger Erſchöpfung vor ſeine Richter geſtellt und mit glühendem Eiſen, mit Schrauben und unter unbeſchreiblichen Foltern wird ihm dort das Bekenntnis einer nicht begangenen Schuld und die Liſte ſeiner Mitſchuldigen erpreſst. „Ich ſchwöre dir, daſs ich unſchuldig ſterbe“, ſchreibt er ſeiner Mutter, „d. h. das Verbrechen, deſſen man mich anklagt, nicht begangen habe. Leider darf ich dir nicht ſagen, daſs an meinen Händen kein Blut klebt. Werden doch um meiner Feigheit willen 27 meiner Kameraden unſchuldig in den Tod geſchickt! Aber ich glaube ſagen zu dürfen, daſs kein Menſch anders hätte handeln können; haben doch fünf, die gleich mir litten, noch geringeren Qualen die gleichen Lügen bekannt. Ich weiß wohl, daſs es ein Verbrechen iſt, aber ich habe zu viel gelitten! Ich habe nur noch den einen Wunſch zu ſterben, um meinen Henkern zu entgehen; und ſollte ich die ganze Menſchheit mit in's Verderben reißen“. Der zweite Artikel ſchildert die Lage der deportierten Cubaner im Bagno von Ceuta an der afrikaniſchen Küſte. Zahlloſe Cubaner wurden von der ſpaniſchen Regierung dorthin geſendet; etwa 250 davon ſind ſogenannte Verbrecher, das heißt Inſurgenten; viele andere wurden einfach unter geringfügigen Vorwänden deportiert, damit ſie die Zahl der Aufſtändiſchen nicht vermehren. Dieſe Galeerenſträflinge, die zum Theil den angeſehenſten Familien von Cuba angehören, gehen faſt unbedeckt umher, ihre Bekleidung und ihr Schuhwerk ſind unterwegs zugrunde gegangen, man gibt ihnen in Ceuta aber nicht einmal die vorſchriftsmäßige Sträflingstracht. Sie ſind der Willkür ihrer Vorgeſetzten rettungslos preisgegeben und werden oft ohne alle Urſache miſshandelt; das kleinſte Vergehen wird auf das Grauſamſte beſtraft. Unter den Gefangenen befinden ſich auch viele Verwundete, denen aber keinerlei Pflege zutheil wird. Der einzige dortige Arzt höhnt und miſshandelt die Kranken. „Ich begreife nicht, wie Sie zu mir kommen können“ ſagt er ihnen cyniſch. „Wiſſen Sie denn nicht, daſs man Sie herſchickt, um den Tod zu finden? Ich ſoll bloß helfen, mit der „Maniguo“ aufzuräumen.“

Im erſten Juniheft der **„Etudes Philosophiques et Religieuses“** plaidiert ein Pater Delaporte für die Reform der franzöſiſchen Bühne und Schaffung eines „chriſtlichen Theaters“. An ſämmtlichen Bühnen von Paris fände ſich kein einziges Stück, das nicht die Unzucht in jeder Geſtalt zum Gegenſtand habe. Ueberall handle es ſich um den Ehebruch, der aber nicht etwa verurtheilt, ſondern allerwärts beſchönigt und vertheidigt werde.

Von einer eigenartigen ruſſiſchen Secte und ihren Schickſalen berichtet Vladimir Tſchertkoff in der **„New Century Review“**. Es ſind dies die „Toukoborſſis“ („die Kämpfer des Geiſtes“) eine Quäkergemeinde, deren oberſter Grundſatz die Nächſtenliebe iſt. Ihr Altruismus geht ſo weit, daſs jedes perſönliche Eigenthum in ihren Niederlaſſungen aufgehoben iſt. Sie leben in ſo vollſtändiger Gütergemeinſchaft, daſs es in jedem ihrer Dörfer nur eine Herde, eine Scheune oder Kornkammer gibt, der jeder Einzelne ſeinen beſcheidenen Bedarf entnimmt. Aber trotzdem ſie friedlich und arbeitſam dahinleben, ſind die „Toukoborſſis“ doch den grimmigſten Verfolgungen ſeitens der Behörden ausgeſetzt, und Pobedonoſtzeff verfährt mit unerbittlicher Strenge gegen ſie. Hauptſächlich deshalb, weil ſie auf ihre Religion geſtützt, den Militärdienſt verweigern. Ueber viertauſend haben ſich aus dieſem Grunde in die Berge des Kaukaſus geflüchtet, wo ſie, der Kälte und allen Entbehrungen ausgeſetzt, elend zu Grunde gehen. Viele von ihnen ſind erblindet, während ihre Kinder von Epidemien decimiert werden. Die Regierung unterdrückt jedoch alle Berichte über ihre elende Lage, und der Verfaſſer des Artikels wurde dafür, daſs er ſich zum Anwalt der „Toukoborſſis“ machte und die öffentliche Aufmerkſamkeit auf ſie zu lenken verſuchte, aus Rußland ausgewieſen.

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjørn Obſtfelder.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Tyra Bentſen.

(Fortſetzung.)

Als ich ihn verlaſſen hatte, war ich in einer ſeltſamen neuen Stimmung. Und plötzlich ſtand das Bild Rebekkas (wir nannten uns überhaupt nie bei Namen, ich fand, daſs ihr Name ſo ſchlecht zu ihr paſste), und ſie ſtand daſſelbe von meinem ſo deutlich vor mir, und das war das Seltſame: deutlicher, als wenn ich ſie ſelbſt geſehen hätte. Und ich hatte ſie doch in meinem Arm gehalten und ſie ſo lang und genau angeſehen.

[illegible] war neu in mir geworden. Und eine Frage war aufgetaucht: Wer iſt ſie?

[illegible] ich dachte unaufhörlich an [illegible] Mir kam es, als hätte ich ſie noch nie [illegible] ihrer Bruſt beobachtet? Hatte ich den [illegible]?

Und [illegible] mir wie ein leiſer Wind: Wer iſt ſie, wer iſt ſie?

Digitized by Google

Wollte ich ihre Vergangenheit kennen? Nein. Wollte ich ihr Alter wiſſen? Nein. Wollte ich wiſſen, ob ſie andere geküſst hatte und wen? Nein.

Das war es nicht, was ich wiſſen wollte. Wer iſt ſie in ihrem tiefſten Innern?

Und — weſſen iſt ſie? Gehört ſie denn mir?

— Es ſchlich ſich über mich wie ein dämmerndes Morgengrauen: Wenn ſie mein wäre! Wenn ſie nun wirklich mein wäre!

Hatte ſie denn nicht geſagt, daſs ſie mein wäre?

Doch, das hatte ſie.

Konnte es aber möglich ſein? Hatte ſie es ſo gemeint? Hatte ich denn nie daran gedacht, wie wunderbar es ſein würde, wenn ſie mein wäre? Wie alle Sterne dann leuchten müſsten, wie die Sonne dann ſtrahlen müſste!

*

Spät in der Nacht wachte ich auf. Ich ertappte mich darauf, wie ich ſagte: Sie hat geweint. Warum weint ſie?

Ich zündete Licht an und ſtand auf. Sie hatte mir Roſen gebracht, eine gelbe und drei rothe.

Ich hatte ſie ja gar nicht angeſehen, hatte noch gar nicht geſehen, wie ſchön ſie waren!

Sie hatte ſie mir gebracht. Während ich fort war, hatte ſie die Roſen in mein Waſſerglas geſteckt.

Ich nahm die Roſen, eine nach der anderen, und küſste ſie. Ich nahm das Glas und ſtellte es neben das Bett.

Der Duft war nicht ſtark. Und doch kam ich in ſchwere und ſchmerzliche Träume.

*

Ein paar Tage darauf war ſie bei mir. Ich erzählte ihr von meiner neuen Bekanntſchaft. Ich gehöre zu denjenigen, die, wenn ſie eine Frau lieben, ein Verlangen darnach haben, daſs ſie auch alles kennen und lieben lernen ſoll, was ſie lieben. Die Männer, mit denen ich in der letzten Zeit zuſammengekommen war, waren mir nicht ſo viel geworden, daſs ich dieſes Verlangen empfunden hatte. Mit ihm war es anders. Er hatte einen großen Eindruck auf mich gemacht, und ich konnte mir nicht anders denken, als daſs ſie auch Freude daran haben würde, mit ihm zuſammen zu ſein.

Ich ſchlug vor, wir wollten am nächſten Abend zuſammenſein, eſſen und Wein trinken. Ich ſah ſchon im Geiſte die ſchöne Stimmung, welche das Zuſammenſein von uns dreien hervorbringen würde, wie ſich das Leben bei uns dreien in jener Stunde wie in einem Brennpunkt ſammeln würde. Ich ſah vor mir, wie ſie ihm geſpannt zuhören würde, und wie ich mich an dem Spiel ihrer Augen freuen würde, wenn ſie ſeinen Worten folgte.

Ich war überraſcht, wie ſie mich mit einem küſſenden Nein unterbrach.

Ich drang in ſie. Ich konnte nicht glauben, daſs dies ihre wirkliche Meinung wäre. Es war vielleicht eine kleine feine Koketterie oder eine Art Trägheit, neue Bekanntſchaften zu machen.

Auf alle meine Gründe antwortete ſie aber mit einem küſſenden Nein.

Ich redete weiter von ihm, mehr und mehr, warm und bewundernd. Sie ſah mich an mit einem Blick, den ich früher nicht bei ihr geſehen hatte, ſo tief.

Schließlich fiel ſie auf die Knie vor mir, reichte mir ihre beiden Hände und ſagte, faſt wie in Angſt:

Ach Lieber, bitte mich nicht mehr!

Ich hatte ſie nie ſo geſehen, wie nach dieſem Geſpräch, oder war es, weil ich ſelbſt angefangen hatte, ſie anders anzuſehen? Das Geſicht war ſo ſchön warm, es war ſolch eine ſtille Tiefe in den Augen.

Als ſie gehen wollte, ordnete ſie ihr Haar vor dem Spiegel. Es zog mich zu ihr hin. Wir ſahen beide unſere Geſichter in dem Spiegel. Sie ſah meines, ich ſah ihres.

War eine Thräne in ihrem Auge? Oder war das ein Glückslächeln?

*

Ich war nun viel mit Bredo, dem Bildhauer, zuſammen. Eine eigene Sympathie zog uns gegenſeitig an. Jedenfalls empfand ich ſie für ihn. Es war etwas an ihm, was ich früher bei niemandem gefunden hatte, und was mir die Empfindung gab, daſs, was ich fühlen, ſehen und denken konnte, nicht nur mir eigenthümlich war, ſondern auch in der Bruſt anderer Menſchen beben konnte, vielleicht bei einigen der Beſten, bei denen, welche die Muſik des Lebens am ſtärkſten ergreift.

Es war mir auch ſo wohlthuend, daſs zwiſchen uns nichts von dem vorausgeſetzt war, was man „Freundſchaft" nennt. Wir ſprachen nie von ganz privaten Sachen. Ich kannte nicht einmal ſeine Wohnung, er auch meine nicht. Die Begegnung unſerer Perſönlichkeiten war ſo natürlich, ſo ungezwungen geweſen, und in unſerem Verkehr lag ſo viel Achtung vor dem, was jeder für ſich haben wollte. Er gab mir keinen beſonders feſten Händedruck, der verpflichtet. Man fragt ſich, wenn man in ſich geht: Was bedeutete er eigentlich? — Er drückte mir nur die Hand, wenn ihn oder uns beide etwas erregt hatte.

Er konnte Worte ſagen, die meine Gedanken auf neue Bahnen, die ich geſucht hatte, führten. Ich konnte Dinge ausſprechen, die ihm fehlende Glieder in einer Kette, mit der er ſich beſchäftigte, waren.

Es war, als würde die Natur um uns während unſeres Beiſammenſeins größer und heiliger, ein leuchtender Glanz ergoſs ſich auf unſer Leben herab, welcher ihm das Märchenhafte verlieh, das jeder ſeinem Leben wünſcht. Und wenn wir uns trennten, war es, als ſtünde gleich das Geheimnisvolle zwiſchen uns, das Geheimnisvolle, welches doch in dem Leben, hinter dem Leben und um das Leben herum liegt.

Ich entſinne mich noch, wie ich nach unſeren Spaziergängen in mein Zimmer kam und nach den Zündhölzern taſtend daſtand: Alles, was mich umgab, bekam einen Schein von dem Ewigen. Ich ſagte zu mir ſelbſt: Hier wohnſt du, hier iſt dein Zimmer, wo du einen Theil deines Erdenlebens verbringſt, in welchem eine Zeit nur deine Athemzüge ſich ſammeln.

*

Dann geſchah es, daſs ich in ſein Atelier kam. Ich möchte es am liebſten in einer anderen Weiſe erzählen. Wenn möglich in Muſik. Es ſchmerzt mich das Wort, den genauen Ausdruck für alles finden zu müſſen. Heißt das nicht den Schmerz verdoppeln? Und iſt es nicht eine Sünde, zu wiederholen, was geweſen iſt? Was geweſen, iſt hin, es ſchimmerte und ſchwand.

Er zeigte mir zuerſt ſeine früheſten Arbeiten. Sie machten auf mich keinen Eindruck. Sie ſchienen mir nur halb verſchwommene Miſchungen von Einwirkungen und ſchwachem Suchen, ein „Ich" zu finden, das noch nicht aus dem reichen Bade des Lebens aufgetaucht war.

Dann zeigte ſich etwas von dem, was er gemacht hatte. Es war zuerſt ein Kopf. In demſelben Moment, als ich ihn ſah, ſtand der erſte Abend, als wir zuſammengeweſen waren, vor mir, nicht ſo ſehr unſer Geſpräch, als was in mir ſelbſt vorgieng, nachdem ich nach Hauſe gekommen war. Als ich mir ſelbſt geſagt hatte: Sie, Rebekka, iſt neu in mir geworden!

Alle ſeine Sachen waren verſchieden, höchſt verſchieden, die Motive verſchieden, die Geſichter verſchieden. Es waren Freude, Kummer und Grübeln. Für mich ſchien aber alles eins.

Es war eine Frau, die küſſen wollte. Es war, als wollte ſich ihr ganzer Körper in dem Kuſſe concentrieren, ſie will küſſen, wie ein Tiger auf ſeine Beute ſtürzt. Es iſt, als ſagten ihre Lippen ohne Worte: „Jetzt will ich küſſen, ich weiß nicht, ob ich in meinem Leben öfter küſſen werde, und darum will ich küſſen — ich will, ich will."

Ich empfand einen heftigen Stich im Herzen, ich hatte nie zuvor ein ähnliches Gefühl gehabt. Waren andere außer ihr, die ſo küſſen wollten?

Hatte ſie, Rebekka, dort in der Ecke geſtanden, ihre Kleider fallen gelaſſen, wie es Modelle zu thun pflegen? Das einzige Weib, das ich in meinen Armen gehalten hatte — gab es einen anderen, der alle ihre Züge kannte, ſie beſſer kannte, als ich? Ihre Bewegungen, ach ihre Bewegungen, wenn ſie das Haar ſo zurückſtrich! — Oder wenn ſie die Bruſt ſo an mich ſchmiegte! Ja — nun ſtanden ſie mit einemmal vor mir, alle!

Ja, ſie war da! In all dieſem Thon. Wie verſchieden die Geſichter und die Glieder auch waren, ſo war doch immer etwas darin von der Seele ihres Körpers, von der Melodie ihrer Glieder.

Ich hätte hinauseilen mögen, weinen, mich verſtecken. Und doch wurde es mir eine Art ſelbſtquäleriſchen Genuſſes, da zu ſtehen, hier eine Linie, die ich ſelbſt geſehen hatte, zu ſehen oder wiederzufinden, da eine andere, die ich noch nicht geſehen hatte, von der ich aber wuſste, daſs ſie ihr gehörte.

*

Ich gieng lange umher. Wie in Betäubung. Ich wuſste nicht, wo ich gieng.

Plötzlich tauchte ein Gedanke empor: Meine Phantaſie war es, die mit mir ſpielte. Ich verkehrte mit keiner Frau außer Rebekka, ſeit langer Zeit drehten ſich meine Gedanken nur um ſie. Ich ſah ſie in allem.

Ich wuſste ſo wenig von Frauen. Es könnte welche geben, die ihr glichen, die dieſelben Bewegungen hatten. Und vielleicht war bei Bredo und mir etwas Gemeinſchaftliches, welches machte, daſs wir dasſelbe in dem Weibe ſahen.

Ich war bis nach dem Fjord hinausgekommen. Er hatte eine ſeiner ſtillen Stunden. Ein Gefühl von Schönheit erfaſste mich: Ich ſah ſie in allem! Ich fand ihre Bewegungen in allem, was ich ſah. Jede Frau war ſie. Die ganze Welt war ſie.

Das neue Auge, mit dem ſie mich angeſehen hatte! In der Natur, in der Kunſt, in dem Manne, in dem Weltall war ein Auge, aus dem alles ſtrahlte, in dem alles ſich ſpiegelte — dasſelbe Auge!

Ich ſaß auf einer Bank, während ich dies dachte. Plötzlich fiel es mir ein: Auf dieſer Bank hatten wir geſeſſen, als wir uns zum erſtenmale küſsten.

Warum gerade auf dieſer? Wie war es zugegangen, daſs ich, ohne mich zu beſinnen, gerade hierher gekommen war?

Sie hatte geſagt:

— So wie du küſst niemand in der Welt.

Wieder empfand ich dieſen Stich im Herzen. Sie hatte an jemand gedacht. Sie hatte anderer Küſſe gedacht. Vielleicht auf derſelben Bank hatte ſie einen anderen geküſst. Vielleicht auf derſelben Bank!

Digitized by Google

Hatte ich mir aber jemals gedacht, daſs ſie vorher nicht geküſst hatte, daſs ſie nie geliebt? Was war denn aus mir geworden? Warum quälte ich nun meinen Kopf mit ſolchen Gedanken?

Sie war zu mir gekommen. Ich hatte ſie zu mir hereingenommen. Und ich hatte ja gerade gedacht: Sie hat vielleicht geliebt, iſt dadurch getäuſcht und gekränkt worden. Ich war gerade darauf ſtolz geweſen, daſs ſie ihren Kopf ſo ruhig an meine Bruſt legen konnte, ohne daſs ich eine einzige Frage an ſie richtete, ohne daſs es für mich eine Vergangenheit gab.

Ich hatte ja gewollt, daſs bei mir bloß ein „Jetzt“ wäre, ein großes, ſchönes Jetzt, ſchöner und ſchöner, je mehr dies Gefühl in ſie eindrang und ihr ganzes Inneres erwärmte.

Es waren wohl keine klaren Gedanken geweſen, nur inſtinctiv. Nun war es mir klar, daſs ich es ſo gewollt hatte.

— Jedesmal, wenn meine Hand die Bank ſtreifte, wo ſie geſeſſen hatte, wo ſich ihr Kleid gefaltet hatte, kam der Stich wieder: Sie war da in dem Thon, nur ſie hatte dieſe Seele in dem Arm.

Ich hatte ihn gefragt, ob er nicht ein und dasſelbe Modell zu den meiſten Sachen gehabt hatte. Er hatte geſagt:

— Ich glaube, ſie iſt mir unbewuſst in mehrere Sachen hineingekommen.

Es war etwas darin, das mich peinigte. Als er das ſagte, hatte ich nicht darüber nachgedacht, was er wohl damit meinen könnte. Der Tonfall hatte ſich aber feſtgeſetzt.

*

Jene Worte verfolgten mich. Warum hatte mich dieſer Mann vom erſten Moment an ſo unwiderſtehlich zu ſich hingezogen? Ob es wohl deshalb war, weil ſie in ſeinem Leben war, weil ſie in ihm ſchuf, in ſeine Arbeiten Seele hineinlegte? Und das Geheimnisvolle, das zuweilen zwiſchen uns kam — ſie war es! Sie war es, die ich unbewuſst bei ihm geſucht hatte — den Wiederhall ihrer Stimme, den ich in dem Klang ſeiner Worte ſuchte, das Wiederſpiegeln ihres Geiſtes, den ich in ſeinen wechſelnden Stimmungen zu finden dachte.

Wenn es ſo wäre, müſste ich ihn dann nicht haſſen? Müſste ich ſie nicht haſſen, die nicht offen zu mir war? Müſste ich nicht das ganze Leben haſſen, das mich zum Spielball brauchte?

Etwas von dem, was uns im Leben zum Manne macht, entſtand aus all dieſen quälenden Gedanken. Wir werden plötzlich etwas gewahr, das außer uns liegt, etwas, das höher und ſtärker als wir ſelbſt iſt, es berührt uns und es wird unſer Eigenthum, und wir werden ſtärker als vorher, und reicher, traurig-reicher, fröhlich-reicher, je nachdem die Nadel zeigt.

Es iſt etwas Starkes darin: keine Entſcheidung zu faſſen, kein entſchiedenes Urtheil über das, was uns begegnet, ſich ſelbſt gegenüber auszuſprechen. Es iſt, als verſchwinden wir ſelbſt dem mannigfaltig Großen gegenüber, und wir werden größer, indem wir das Große uns durchdringen laſſen, anſtatt uns dagegen zu verſchließen.

Es iſt ſchwer zu erklären. Es gibt Sachen, die wir einem anderen verſtändlich machen können, wenn wir die richtigen Worte dafür benutzen, — es gibt aber auch einige Dinge, die trotz aller Worte doch nicht zu verſtehen ſind, wenn man ſelbſt Aehnliches nicht erlebt hat.

Ich philoſophiere vielleicht zuviel. Wenn ich aber hier ſitze und das Ganze zu ſehen ſuche, wie es ſich ineinander wob, dann ſehe ich gerade, wie das Unſichtbare ſich durch das Sichtbare ſchlingt, und wie das, was zu großen Flammen emporwuchs, gerade das war, was verborgen lag und ſich nicht ſo leicht erzählen läſst, und es wird mir zu einer wehmüthigen Befriedigung zu ſehen, wie alles in der Tiefe vorgieng.

— Ich fühlte, daſs ich weder haſſen noch anklagen konnte. Anſtatt deſſen erfaſste mich eine wunderbare angſterfüllte Erwartung. Was mag das Schickſal bringen?

Ich war gleich einer Kirche, die auf den Pſalm wartet. Es kann ein Hochzeitspſalm, es kann eine Trauermeſſe werden.

*

Dieſe Erwartung beherrſchte mich vollſtändig, als ſie das nächſtemal bei mir war. Ich war nie ſo zu ihr geweſen. Sie wollte mich küſſen. Ich wich ihr aus. Sie bat mich zu reden. Ich ſchwieg.

Ich ſetzte mich in eine andere Ecke des Zimmers. Und ich fühlte doch, daſs dieſe Trennung größer ſei als irgend eine in der Welt.

*

Alles in mir zog mich zu ihr hin. Mehr als je. Ich wartete auf etwas, das kommen ſollte, das die Glut in mir entzünden würde. Ich wollte ſie umarmen, wie ich ſie nie zuvor umarmt hatte, und ich [illegible] meinen Blick. Ich wollte eine Weichheit in Wort und Stimme [illegible] wie nie in meinem Leben — und ich ſchwieg.

Ich wuſste, daſs in ihr etwas vorgieng. Während alles in mir danach verlangte, mein ganzes Ich zu entzünden, mein ganzes Leben in einer [illegible] Flamme zu entzünden, hatte ich die Empfindung, [illegible] Worte ihr Inneres durchſtrömte.

[illegible]

ihre Bruſt, ſie bringt die Worte nicht hervor, ſie preſst ſie heraus:

— Willſt auch du mich quälen?

Sie ſagte es leiſe, ſehr leiſe, als wäre ſie ſelbſt von den Worten, die ſie ausſprach, fortgegangen. Dann erhob ſie ſich langſam. Ich verſtand, daſs ſie ſich entſchloſſen hatte zu gehen.

Indem es aber verwirrt in mir tobte, indem alles, was mich während der letzten Zeit verfolgt hatte, verſchwand, und all das, was von Anfang in mir dageweſen, wiederkam — lief ich hin, zwang ſie auf das Sopha nieder, und rief, was ich niemals vorher geflüſtert hatte:

— Ich liebe dich, ich liebe dich, des Tages und des Nachts, ich liebe dich zum Wahnſinn!

Sie hörte mich an, ſtill mit ſtillen Augen. Ihre Bruſt gieng hoch, während ich die Worte ſprach und noch lange nachher. Dann warf ſie ſich heftig in meine Arme und weinte wie nie zuvor. Während des Thränenſtromes aber erhob ſie ſich und ſagte, als wollte ſie Bedeutung in die Worte hineinlegen:

— Nun weine ich alles aus, was ich erlebt habe.

Eine Weile nachher ſagte ſie:

— Dann werde ich nie mehr weinen.

Dann hielt ihr Weinen inne. Und — — ſie ſchlief an meiner Bruſt ein, wie wir da ſaßen!!

Ich ſaß und hielt ſie, wie man ein kleines Kind hält. Ich ſah mich im Zimmer um und hörte auf ihr Athmen.

Dann kam eine heiße Wange, ein weicher naſſer Kuſs. Sie war halbwach.

Dann eine Weile nachher:

— Ach, du biſt es ja doch. Mir war ſo angſt, daſs ich nicht bei dir wäre.

Das war das letztemal, daſs ich ſie weinen ſah.

*

Ich hatte ihr gegenüber geſeſſen, kalt und fremd, als ob ſie mich nichts angienge. Und gerade gleich danach war es geſchehen.

Wie war es zugegangen? Ich verſtand es nicht. Ich wuſste bloß, daſs es wie eine Flammenſchrift vor mir ſtand: ſie darf nicht, ſie darf nicht gehen. Und dann hatte ich es geſagt. Wie ein Orkan war es aus mir herausgebraust, daſs ich liebe.

Und gerade das Wort, für das, was mich ſchmerzte, hatte ſie ausgeſprochen. „Auch du“ — „du, wie der andere“, oder „die Anderen“.

Und dann war es geſchehen. Gerade als ſie das ſagte, das geſchmerzt hatte, hatte es in mir geſchrieen: ich muſs — ich will — ihr Gewand küſſen.

Ich hatte gehandelt, ohne vorher zu wiſſen, was geſchehen würde, wie von unbekannten Mächten getrieben. Das iſt bloß ein paarmal in meinem Leben vorgekommen. Man fühlt etwas Wunderbares, Schönes und Demüthiges dabei. Es ſtrömt nachher wie eine leichte zitternde Wärme über Schultern und Rücken, und es iſt, als läge das Herz nicht feſt in der Bruſt, ſondern in einem Lager von Aether.

Das Zimmer, in dem ihre Worte getönt hatten, war ein Tempel geworden. Alles wurde zu einem Rauſch von Glück, einem Glück, das in einer großen Thräne ruhte.

Und bevor ich einſchlief, hatte ich eine ſchöne Erſcheinung. Der ganze Weltenraum war eine große zitternde Thräne, in welcher alle Sterne und Sonnen ſchwammen.

*

Ich hatte aber keine Ruhe. Ich wurde hin und her gezerrt.

Bald zog es mich nach dem Atelier, ich gieng auf und ab ohne hineinzugehen.

Bald fühlte ich wieder eine große ſchwellende Freude in mir, einen ſtolzen Willen, über den Augenblick ſelbſt zu herrſchen und ihn reich zu machen. Ich wollte ſie ſchützen, ſie gegen alles was kommen würde, vertheidigen. Wenn andere in ihrem Leben geweſen waren, iſt ſie darum kleiner? Iſt ſie dann nicht nur reicher, nur geheimnisvoller?

Aber ach! Dann kam das andere wieder! Und ohne es zu wiſſen, war ich hinaufgegangen. Ich ſtand auf dem Flur, ich hörte mein Herz klopfen. Es hämmerte in mir: dies ſollſt du nicht thun. Dies iſt nicht ſchön. Dies ſollſt du nicht thun.

Und dabei that ich es.

Einige Schritte vor der Thür blieb ich ſtehen. Denn es tönten Stimmen. Er war nicht allein. Die andere Stimme war ihre.

(Fortſetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Digitized by Google

Nach der Confiscation zweite Auflage.

Die Zeit.

XII. Band. | Wien, den 3. Juli 1897. | Nummer 144.

K.K. ZEITUNGS-STEMPEL

An unſere Leſer.

Die vorliegende Nummer der „Zeit“ wurde von der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien confiſciert. Als Grund der Beſchlagnahme wurde uns der Leitartikel

„Epigonen-Politik“

angegeben, welcher einen Vergleich zwiſchen der ſtaatsmänniſchen Kunſt des Grafen Taaffe und der des Grafen Badeni zieht, ſowie eine Politiſche Notiz der „Woche“, die ſich mit der

Ausgleichs-Conferenz

beſchäftigt. Wir haben ſofort, unter Hinweglaſſung der incriminierten Stellen, eine zweite Auflage der Nummer veranſtaltet und unſeren Abonnenten zugeſchickt.

Redaction und Adminiſtration „Die Zeit“.

Epigonen-Politik.

Confiſciert!

Confiſciert!

K.

Die Rechtsgiltigkeit der Sprachenverordnungen.

Von Dr. Friedrich Tezner.

Der allgemein beklagte Mangel eingehender wiſſenſchaftlich ſyſtematiſcher Werke über das öſterreichiſche Recht macht ſich kaum auf irgend einem Gebiete ſo empfindlich geltend, als auf dem des Verfaſſungsrechtes. Während man ſich auf den übrigen Rechtsgebieten die Ergebniſſe unbefangener wiſſenſchaftlicher Forſchung über praktiſch bedeutſame Fragen aus allenthalben zerſtreuten Abhandlungen und monographiſchen Arbeiten, wenn auch noch ſo mühſam, dennoch in ſolch zulänglicher Weiſe zuſammenzuklauben vermag, daſs ſich der Stand der wiſſenſchaftlichen Literatur über dieſe Fragen feſtſtellen läſst, kann man auf dem Gebiete des Verfaſſungsrechtes kaum auch nur von einem ſolchen Kleinbetrieb der wiſſenſchaftlichen Literatur ſprechen. So wird denn die Discuſſion verfaſſungsrechtlicher Fragen in den meiſten Fällen ausſchließlich von den Parteigängern der verſchiedenen politiſchen Parteien theils im Parlamente, theils in den publiciſtiſchen Tagesblättern beſorgt und entbehrt deshalb der für die Feſtſtellung des poſitiven Rechtes erforderlichen Unbefangenheit. Gerade in der bewegten politiſchen Zeit der letzten Jahre hat es ſich beſonders fühlbar gemacht, daſs ein unzulänglicher wiſſenſchaftlicher Stand der verfaſſungsrechtlichen Literatur mit einem [illegible] Rechtszuſtande auf dieſem Gebiete gleichbedeutend iſt. [illegible]

Digitized by Google

Actualität einzelner Verfaſſungsfragen hat die herrſchende Verwirrung nicht etwa bloß hinſichtlich der wiſſenſchaftlichen Beſtimmung der Rechtsinſtitute des Verfaſſungsrechtes, ſondern auch ſelbſt in Betreff des Inhaltes der poſitiven Normen in ein grelles Licht geſetzt.

In Folgendem ſoll nun der Verſuch unternommen werden, die Leſer dieſes Blattes in ſachlicher, unbefangener Weiſe zunächſt über eine der brennendſten ſtaatsrechtlichen Fragen Oeſterreichs zu informieren: die Rechtsgiltigkeit der Sprachenverordnungen.

Soweit ich zu ſehen vermag, wird bei der Bekämpfung der Giltigkeit der in den Landesgeſetzblättern für Böhmen und Mähren jüngſt erlaſſenen Sprachenverordnungen,*) betreffend den Gebrauch der Landesſprachen bei den Gerichten und den ſtaatlichen Verwaltungsbehörden der beiden Königreiche das bedeutſamſte Gewicht dem Argumente beigelegt, daſs die Verwirklichung des im Art. 19 des St.-G.-G. über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger ausgeſprochenen Rechtsſatzes verfaſſungsmäßig nur durch ein beſonderes Ausführungsgeſetz in der conſtitutionellen Bedeutung dieſes Wortes ſtatthaft ſei. Die Regierung hat mit Recht dagegen geltend gemacht, daſs Argumente für dieſes Argument aus der Auslegung der einſchlägigen Beſtimmungen nicht gewonnen werden können. Denn wenn die Technik der öſterreichiſchen Verfaſſungsgeſetzgebung in irgend einem Punkte eine greifbar deutliche iſt, ſo iſt ſie es in dem, daſs überall, wo die Verwirklichung der Idee des Rechtsſtaates vorläufig und bis zum Erlaſſe von Specialgeſetzen aufgeſchoben ſein ſoll, dies im Verfaſſungsgeſetze ausdrücklich ausgeſprochen wird.

Ich verweiſe für die Erkenntnis dieſer Technik auf Art. 12 des St.-G.-G. über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, Art. 4, 9, 15 al. 3 des St.-G.-G. über die richterliche Gewalt, Art. 9, 11 al. 2, 12 al. 3 des St.-G.-G. über die Ausübung der Regierungs- und Vollzugsgewalt. Mit dieſer Technik hängt es auch zuſammen, daſs § 11 al. m des Geſetzes vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 141 über die Reichsvertretung die Mitwirkung des Reichsrathes zur Verwirklichung der Rechtsſätze der Staatsgrundgeſetze nur für jene Fälle vorſchreibt, wo ſie dieſe Rechtsſätze ſelbſt und ausdrücklich fordern.

Es ſollte wohl einleuchten, daſs eine Verfaſſung, welche daran geht, den Rechtsſtaat zu begründen, den Aufſchub der Geltung der auf dieſes Ziel gerichteten Rechtsſätze bis zum Erlaſſe von Specialgeſetzen auf das Maß des Unvermeidlichen beſchränken und dieſe Beſchränkung auch ausdrücklich ausſprechen wird. Nichtsdeſtoweniger hat der politiſche Kampf den Blick getrübt für die Zweiſchneidigkeit der Behauptung, daſs der öſterreichiſche Staatsbürger, ungeachtet Art. 19 im Katalog ſeiner Grundrechte figuriert und von einem Aufſchube ſeiner Geltung nichts weiß, gegenwärtig noch keinen verfaſſungsmäßig geſicherten Rechtsanſpruch auf ſtaatliche Anerkennung und Schutz ſeiner Nationalität im Rahmen des Art. 19 beſitze, ſondern ſich bis zum Erlaſſe eines Specialgeſetzes gedulden müſſe.**)

In der wiſſenſchaftlichen Literatur ſpielt indes die Behauptung eines verfaſſungsmäßigen Vorbehalts der Durchführung des Art. 19 durch Geſetz keine Rolle. Wiſſenſchaftlich werden die Gründe für die vorläufige Unanwendbarkeit des Art. 19 nicht aus dieſer Abgrenzung, ſondern nur aus ſeinem Inhalt entnommen:***) Es fehle an der zulänglichen Individualiſierung des Subjectes des Anſpruches auf Anerkennung und Schutz der Nationalität, oder der Inhalt des Anſpruches ſei, an dem Maßſtabe des quid quale quantum gemeſſen, völlig unbeſtimmt. Die Wiſſenſchaft fordert alſo ein Ausführungsgeſetz zu Art. 19 aus keinem anderen Grunde, als aus welchem ſie ein ſolches für das al. 1 des Art. 15 des St.-G.-G. über die richterliche Gewalt verlangt, das iſt wegen der Unpracticabilität ſeines Inhalts, wegen des Uebermaßes der durch dieſen Inhalt hervorgerufenen Zweifel, deren Löſung dem Richter die Aufgabe eines Geſetzgebers zumuthen würde. Genau beſehen wird damit nicht die verfaſſungsrechtliche ſondern die juſtizpolitiſche Nothwendigkeit eines Durchführungsgeſetzes behauptet. Denn die ganze Forderung läuft weſentlich darauf hinaus, daſs ein mangelhaftes, ſeinem Inhalte nach unentwirrbares Geſetz anders und beſſer gemacht werden ſoll. Das iſt aber eine andere Forderung als die nach der Durchführung eines ſeinem Inhalte nach klaren Rechtsſatzes, wie ſie etwa in Art. 15 des St.-G.-G. über die richterliche Gewalt hinſichtlich der Errichtung eines Verwaltungsgerichtshofes begründet wird. Die von den meiſten öſterreichiſchen Staatsrechtslehrern erhobene Forderung nach einem Durchführungsgeſetz zu Art. 19 iſt alſo, inſoferne ſie nicht auf ein verfaſſungsrechtlich ausgeſprochenes Gebot, auf einen verfaſſungsmäßigen Vorbehalt, ſondern nur auf den Inhalt des Art. 19 gegründet wird, in Wahrheit nur eine Forderung nach Verbeſſerung des Inhaltes einer miſslungenen Verfaſſungsbeſtimmung, ſomit Forderung nach einem beſſeren Verfaſſungsgeſetz, nach einer beſſernden Verfaſſungsänderung. Darüber kann man ſich durch den Ausdruck Durchführungsgeſetz nicht täuſchen laſſen.

Nun iſt es höchſt inſtructiv für die Erkenntnis der geſtaltenden Kraft der praktiſchen Rechtspflege, wie ſie, wenn auch ſachte von Ort zu Ort rückend, ſelbſt von der Wiſſenſchaft aufgegebene Rechtsnormen im Laufe der Zeit immer practicabler geſtaltet, ohne daſs ihr von der Wiſſenſchaft eine Rechtsveränderung nachgewieſen werden könnte. Es iſt hier nicht der Platz, dies an der von Unger ſogenannten Sphinx des öſterreichiſchen Verfaſſungsrechtes, dem Art. 15 al. 1 des St.-G.-G. über die richterliche Gewalt zu zeigen.*) Aber über alle wiſſenſchaftlichen Bedenken hinweg haben zwei auf ganz verſchiedenen Beſetzungsprincipien beruhende Gerichte des öffentlichen Rechtes, das öſterreichiſche Reichsgericht und der öſterreichiſche Verwaltungsgerichtshof)**, die Aufnahme des Art. 19 in den Katalog der allgemeinen Rechte der Staatsbürger dahin verſtanden, daſs dadurch jedem Staatsbürger die Freiheit der Bethätigung ſeiner Nationalität in ſeinem privaten Leben und Verkehre, daſs ferner dadurch jedem Staatsbürger in einem gemiſchtſprachigen Lande der Anſpruch in einer der Vermittlung durch Geſetz nicht bedürftigen Weiſe, alſo unmittelbar zuerkannt werden ſollte, Gehör, Verkehr und Erledigung bei allen ſtaatlichen und bei allen Selbſtverwaltungsbehörden dieſes Landes in jener der im Lande ſeit jeher geſprochenen (landesüblichen) Sprachen zu finden, in welcher er zu dieſen Behörden ſpricht. Es iſt wohl kaum daran zu zweifeln, daſs dieſe Auslegung der allgemeinen Rechtsüberzeugung entſpricht, ſoweit ſie ſich auf das private Leben der einzelnen bezieht, und daſs niemand einen Eingriff des Reichsgerichtes in das Gebiet der Geſetzgebung darin erblicken würde, wenn es das Verbot der Bildung und Thätigkeit des deutſchen Schulvereines in dem czechiſchen oder gemiſchtſprachigen Gebiete Böhmens als dem Art. 19 widerſprechend erklären würde.***) Allein eine unbefangene Betrachtung wird zu dem Ergebniſſe führen, daſs, was den Verkehr der Behörden mit den Parteien betrifft, im Art. 19 dem Staatsbürger zum mindeſten der durch die Judicate des Reichsgerichtes und des Verwaltungsgerichtes zuerkannte proceſſuale Anſpruch deutlich genug enthalten ſei. Ob noch mehr, mag dahin geſtellt bleiben. Man denke ſich, daſs Artikel 19 nur für Böhmen, nur mit Rückſicht auf die dort herrſchenden ſprachlichen Verhältniſſe erlaſſen wäre, und man wird die Richtigkeit dieſer Auslegung ſofort zugeben müſſen.

Ein mittelbares Anerkenntnis der Richtigkeit dieſer Auslegung iſt in der ganzen Art und Weiſe gelegen, wie der politiſche Kampf gegen die Verwirklichung und Erfüllung des in den Judicaten unſerer beiden Verwaltungsgerichte anerkannten proceſſualen Anſpruchs geführt wird. Der Kampf trifft nicht die Auslegung dieſer Gerichte, ſondern die Realiſierung des von ihnen anerkannten Rechtsanſpruchs wegen der theils abſehbaren, theils unabſehbaren Folgen, die ſie für die politiſche und wirtſchaftliche Stellung der Deutſchen in Oeſterreich nach ſich ziehen müſste. Die politiſche Discuſſion bemüht ſich nicht um die Widerlegung dieſer Auslegung, ſondern dreht ſich um den Nachweis, daſs infolge der ethnologiſchen Verſchiedenheiten der beiden Nationen in Böhmen die Doppelſprachigkeit aller Aemter des Landes zu einer Verdrängung der Deutſchen in Böhmen führen würde.†)

Es leuchtet ein, daſs der Staat, der ſeinen Bürgern öffentliche ſubjective Rechte und Anſprüche zuerkennt, ſich auch ſo einrichten muſs, daſs Verletzungen dieſer Rechte von Seiten ſeiner Behörden vorgebeugt und dieſe Anſprüche von ſeinen Behörden erfüllt werden. Welchen verfaſſungsmäßigen Organen kommt nun die Einrichtung der ſtaatlichen Behörden zu? Dieſe Frage iſt nicht zu verwechſeln mit der Frage nach der Nothwendigkeit von Durchführungsgeſetzen zur Entwicklung des Rechtsinhaltes der im St.-G.-G. über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger ausgeſprochenen Rechtsſätze, welche ihre Löſung in dieſem Staatsgrundgeſetze und im § 11 lit. m des 67er Geſetzes über die Reichsvertretung findet. Es dreht ſich dieſe

*) [illegible] 1897. [illegible] Nr. 12 [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

*) Vergl. hierüber mein Handbuch des öſterr. Adminiſtrativverfahrens S. [illegible]

**) Vergl. die Entſcheidungen in der Sammlung der Erkenntniſſe des Reichsgerichtes von Hye, Nr. 421, [illegible]. Dann die Erkenntniſſe des Verwaltungsgerichtshofes in der Budwinſki'ſchen Sammlung derſelben Nr. [illegible].

***) [illegible] und [illegible] ſind deshalb jene Entſcheidungen des Reichsgerichtes, durch welche private nationale Landesanſtalten [illegible] erklärt werden, ſich in ihren Verſammlungen der Anwendung der Mutterſprache ihrer Mitglieder zu enthalten, [illegible] der Verſammlung [illegible] der Nationalität in dem [illegible] ſeines privaten Lebens [illegible] ohne Beſchränkung auf den Ort ſeines Aufenthaltes. [illegible] nach al. 1 des Art. 19 [illegible] ſie ſtaatlicher Auf[illegible] der Wahl ihrer Mittel [illegible] In ihrem praktiſchen [illegible] darauf hinaus, daſs ſich [illegible] ihrer Mitglieder nur in jenen Ver[illegible] in welchen die Sprache derſelben ſeit jeher gebrauchen [illegible] des Art. 19. In der That hat auch [illegible], wo es ſich um einen polniſchen Verein [illegible]

†) [illegible] Zeuger in ſeiner Einleitung zu den [illegible] S. XLVII, daſs [illegible] Artikel [illegible] undurchführbar [illegible] und zwar deshalb, weil [illegible] in einem [illegible]

Digitized by Google

Frage vielmehr nur um die Zuſtändigkeit zur Behördenorganiſation. Sie ſteht aber mit dem Grundgeſetze über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger in einem ſolchen Zuſammenhang, daſs die Organiſation der Behörden, gleichviel in weſſen Zuſtändigkeit ſie fallen mag, derart geregelt ſein muſs, daſs die Behörden für die Erfüllung der verfaſſungsmäßigen Anſprüche der Staatsbürger geeignet ſind. Und das iſt nun das gegenwärtige Stadium des Verfaſſungskampfes in Oeſterreich, daſs er die Auslegung des Art. 19 augenblicklich beiſeite ſtellend, ſich wegen des hier hervorgehobenen mittelbaren Zuſammenhanges der Organiſationsgeſetzgebung mit dem Grundrechte der Nationalität mit voller Wucht auf die Frage nach der Zuſtändigkeit zum Erlaſſe organiſatoriſcher Vorſchriften geworfen hat. § 11 lit. l des 67er-Geſetzes über die Reichsvertretung erklärt nun die Mitwirkung des Reichsrathes erforderlich für die Geſetzgebung über die Grundzüge der Organiſierung der Gerichts- und Verwaltungsbehörden. Mit vollem Recht hat Jellinek in ſeinem „Geſetz und Verordnung" *) hervorgehoben, daſs dieſe Competenzbeſtimmung, welche zwiſchen Grundzügen und Details der Behördenorganiſation ſcheidet, nicht an den Gegenſatz von Reichs- und Landesgeſetzgebung denkt, vielmehr die Aufſtellung der Grundzüge dem Wege der Reichsgeſetzgebung, die Details dem Wege der Verordnung zuweist. Nun wird gegen die Sprachenverordnungen, inſofern ſie Vorſchriften über die ſprachliche Qualification der Verwaltungs- und der richterlichen Beamten, über die Sprache der Verhandlung, Beſchluſsfaſſung, Protokollierung bei den Berathungen im Schoße der Collegialbehörden enthalten, der Einwand erhoben, daſs ſie in die Zuſtändigkeit des Reichsrathes eingreifen, weil ſie auf die Aufſtellung fundamentaler Vorſchriften für die Einrichtung der ſtaatlichen Behörden hinauslaufen. Vorbehaltlos wird man ſich dieſer Begründung der Verfaſſungswidrigkeit der Sprachenverordnungen nicht anſchließen können. Denn die grundſätzliche Beſtimmung über die Einrichtung der Behörden vom ſprachlichen Standpunkte aus iſt bereits durch das Reichsgeſetz gegeben, und nicht bloß durch einfaches Geſetz, ſondern durch das Staatsgrundgeſetz, nämlich durch Art. 19 ſelbſt. Zwanglos iſt im Art. 19 al. 2 der organiſatoriſche Grundſatz zu erblicken, daſs die öffentlichen Aemter in den Ländern jedenfalls ſo eingerichtet ſein müſſen, daſs jeder Staatsbürger, wenn er ſich einer landesüblichen Sprache bedient, Gehör und Erledigung in derſelben finden kann. Man wird aus dieſem Grunde Abſtand nehmen müſſen, alle jene Beſtimmungen der Sprachenverordnungen, welche nicht mehr als die Möglichkeit der Erfüllung des im Art. 19 anerkannten proceſſualen Anſpruchs bieten, als ſelbſtändige Aufſtellung eines geſetzmäßig noch nicht vorgeſehenen organiſatoriſchen Grundſatzes mittels Verordnung zu erklären, und ſie aus dieſem Grunde als verfaſſungswidrig zu ſtigmatiſieren.

Soferne aber außerdem die im Art. 19, als einer Norm über Staatsbürgerrechte, gar nicht berührte ſprachliche Form des Verkehres der ſtaatlichen Behörden und ihrer Mitglieder untereinander und mit den Centralſtellen, abgeſehen von jedem Parteienverkehre, durch die Sprachenverordnungen geregelt wird, erſcheint die Zuläſſigkeit ſolcher Regelung ſchon viel zweifelhafter. Denn da von einer zweckmäßigen Regelung dieſes Theiles der Sprachenfrage die Promptheit und Exactheit des ganzen ſtaatlichen Behördenapparates abhängt, ſo wird man nicht umhin können, die Normen über den ſprachlichen Verkehr der ſtaatlichen Behörden untereinander und mit der Centralbehörde, dem bedeutſamſten Theile, den Grundzügen der Behördenorganiſation beizuzählen, denn ſie berühren in einem polyglotten Staate die fundamentalen Bedingungen ſeiner Exiſtenz. Dieſe Erkenntnis äußert ſich wohl deutlich genug in der Thatſache, daſs von der neuen Regelung die Militärbehörden ausgenommen erſcheinen. Nun haben es die politiſchen Verhältniſſe in Oeſterreich, an denen die rechtliche Macht des Reichsrathes ihre factiſche Grenze hat, mit ſich gebracht, daſs ungeachtet wiederholter Anläſſe**) hiefür während eines 30jährigen Beſtandes der Verfaſſung noch immer nicht im Geſetzeswege jenen Gefahren vorgebeugt erſcheint, welche für den Staat aus der Vielſprachigkeit ſeiner Verwaltung hervorgehen können. Es iſt deshalb überaus ſchwierig, den Rechtszuſtand auf dieſem Gebiete zu beſtimmen. Hatte die Regierung das, was ſie über den zwiſchenbehördlichen Verkehr angeordnet hat, ohne ausdrückliche Ordnung ſtillſchweigend zugelaſſen, ſo wäre es, abgeſehen von etwaigen Widerſprüchen mit kaiſerlichen Erläſſen, kaum möglich, die Rechtswidrigkeit dieſer Zulaſſung zu beweiſen.***) Außerdem haben die verfaſſungstreuen Regierungen durch den Erlaſs von Sprachenverordnungen für die Behörden nicht wenig dazu beigetragen, die richtige Erkenntnis über die organiſatoriſche Bedeutung der Regelung des zwiſchenbehördlichen Verkehres zu trüben.

Trotzalledem iſt nach anderer Richtung der Widerſpruch zwiſchen den jüngſten Sprachenverordnungen und der Verfaſſung ein ebenſo liquider, als der älterer ihr vorangegangenen auch unter verfaſſungstreuer Mitwirkung erlaſſenen Sprachenverordnungen. Die öſterreichiſche Verfaſſung weist in techniſcher Beziehung gewiſſe Eigenthümlichkeiten auf. Einmal ſind, wie das Geſetz über die Miniſterverantwortlichkeit beweist, nicht alle Verfaſſungsgeſetze ſolche im Sinne von qualificierten oder Staatsgrundgeſetzen und letzteren zum Theile vorangegangen dann aber ſind die ſtaatsgrundgeſetzlichen Beſtimmungen ſelbſt in mehrere von einander geſchiedene Geſetze vertheilt und das hatte zur Folge, daſs man ſich gewöhnt hat, ſie von einander iſoliert zu betrachten. Da aber die Wirkſamkeit aller Staatsgrundgeſetze laut Geſetz vom 21. December 1867, R.-G.-Bl. Nr. 147 ſimultan eingetreten iſt, ſo ſind ſie vom Standpunkte der Auslegung ſo zu behandeln, als wären ſie mittels ein und desſelben Geſetzes erlaſſen. Daraus ergibt ſich gerade für die Regelung der Zuſtändigkeit zur Behördenorganiſation ein Geſetzeswiderſpruch, eine Antinomie, ſoferne die gerichtlichen Behörden in Betracht kommen. Während nämlich § 11, lit. l des 67er Geſetzes über die Reichsvertretung die Theilnahme des Reichsrathes an der die Gerichte betreffenden Organiſationsgeſetzgebung nur auf die Feſtſtellung der Grundzüge beſchränkt, fordert Art. 2 des St.-G.-G. über die richterliche Gewalt Feſtſtellung der Organiſation der Gerichte durch Geſetz ſchlechtweg und ohne weitere Beſchränkung. Dieſe Antinomie erklärt ſich aus der großen Eile, welche die Väter der 1867er Verfaſſung hatten, noch vor einem beſorgten Umſchlag der Strömung in den höheren politiſchen Regionen eine Verfaſſung unter Dach und Fach zu bringen. Dieſe Eile hat eine große Schleuderhaftigkeit in der Redaction zur Folge gehabt. Darum auch die ſtückweiſe, die Einheitlichkeit des Inhalts ſtörende Bearbeitung des Verfaſſungsrechtes. Zweifellos kann den Redactoren der Verfaſſung die richtige Erkenntnis für die conſtitutionell gebotene Beſtimmung der Theilnahme des Reichsrathes an der Geſetzgebung über die Gerichtsorganiſation nur im Zuſammenhange mit der Beſtimmung des Artikels 6 des Staatsgrundgeſetzes über die richterliche Gewalt, wonach eine Veränderung der Gerichtsorganiſation die Suſpendierung der Unabhängigkeit der Richter zur Folge hat. Hatte man dieſe Beſtimmung im Auge, ſo muſste jedwede verfaſſungsmäßige, oder wie ſich die Regierung ausgedrückt hat, primäre Ueberweiſung auch nur eines Theiles dieſer Organiſationsgeſetzgebung an die Regierung, jewede verfaſſungsmäßige Begründung der Zuſtändigkeit derſelben zu dieſer Geſetzgebung, und die unſichere Beſchränkung des Reichsrathes auf bloße grundſätzliche Beſtimmungen, das Bedenken nahe legen, daſs die ſtaatsgrundgeſetzlich fixierte Unabhängigkeit der Richter durch organiſatoriſche, mittels Verordnungen geſchaffene Veränderungen umgangen werden könne. Die Erfaſſung der Staatsgrundgeſetze als geſetzlicher Begründung der conſtitutionellen Verfaſſung mit ihrer Scheidung der Gewalten und mit allen ihren Garantien zur Sicherung der Rechtsſphäre des einzelnen vor der Rückkehr des Abſolutismus führt deshalb mit Nothwendigkeit zu einer ſolchen Löſung der Antinomie, daſs nach öſterreichiſchem Verfaſſungsrecht organiſatoriſche Vorſchriften für Gerichte mittelſt Verordnungen nur erlaſſen werden können entweder auf Grund eines ausdrücklichen, hiezu zu ermächtigenden Geſetzes oder nur in dem Rahmen der Vollziehung eines erlaſſenen Gerichtsorganiſationsgeſetzes. In letzterem Falle iſt die Regierung auf die Vermittlung der Wirkſamkeit des erlaſſenen Geſetzes, der in ihm bereits ausgeſprochenen Rechtsſätze beſchränkt und für die Aufſtellung neuer darin nicht enthaltener Rechtsſätze nicht zuſtändig. Sofern ohne ſolche neue Rechtsſätze ein Gerichtsorganiſationsgeſetz unausführbar erſcheint, muſs die Regierung, wenn der Fall einer Nothverordnung nicht gegeben iſt, ein Ergänzungsgeſetz provocieren. Organiſatoriſche Vorſchriften ſind nun alle, welche die Bildung der Behörden, den Geſchäftsgang im Innern der Behörden, die rechtlichen Beziehungen der in ein und derſelben Behörde vereinigten Perſonen und der Behörden untereinander regeln. Sie betreffen eben das Entſtehen und die Hervorbringung behördlicher Acte. Da nun die Sprachenverordnungen ſolche geſetzlich noch nicht vorgeſehene und in dieſem Sinne ſelbſtverſtändige organiſatoriſche Details von höchſt einſchneidender Natur für die Gerichte aufſtellen — und auch die Erhebung der Kenntnis beider Landesſprachen zu einem unerläſslichen Qualificationsgrund für die Zulaſſung zum Richteramte gehört hieher — ſo müſſen ſie in dieſem Umfange als Ueberſchreitungen der Grenzen der Verordnungsgewalt der Regierung bezeichnet werden.

Eine Zuſtändigkeitsüberſchreitung liegt aber jedenfalls, ſoweit die Gerichte in Betracht kommen, noch aus einem anderen Grunde vor. Die Sprachenverordnungen regeln die Beziehungen der Gerichte zu Parteien, Zeugen, Sachverſtändigen, ſie regeln vom ſprachlichen Standpunkt die Vorausſetzungen für das Parteiengehör, ſie regeln die Sprache der gerichtlichen Erledigungen. In dem hier angeführten Umfange gehören die Beſtimmungen der Sprachenverordnungen inhaltlich dem Proceſsrecht an und zwar ſowohl dem Straf- als dem Civilproceſsrecht. Sie wollen Vorausſetzungen aufſtellen für die Giltigkeit und Anfechtbarkeit gerichtlicher Acte. Die Verordnungen enthalten endlich aber auch Beſtimmungen, welche zugleich dem Gebiete organiſations- wie proceſsrechtlicher Normen angehören, nämlich jene über die Behandlung von Parteianträgen im Schoße der Behörde. Denn die Regeln für das giltige Zuſtandekommen von Collegialbeſchlüſſen über Parteienrechte, die [illegible]

*) S. 255.

**) Zum Greifen nahe war der Anlaſs bei Berathung des [illegible] vom 19. [illegible] 1868, R.-G.-Bl. Nr. 41 über die Einrichtung der politiſchen [illegible] Verwaltungsbehörden. [illegible]

***) Bekanntlich hat Unger bei dem [illegible] auch zum Gewohnheitsrecht ſeine Zuflucht genommen. [illegible] wie die [illegible] beweiſen, dieſes Gewohnheitsrecht nicht mehr der Ueberzeugung der Rechtsgenoſſen.

Digitized by Google

tokollierung dieſes Zuſtandekommens, für die Feſtſtellung des Daſeins und der Identität des Beſchluſſes*) ſind nicht bloß organiſationsrechtlicher, ſondern wegen ihrer Bedeutung für die Parteienrechte proceſsrechtlicher Natur. Die Regelung des materiellen und formellen Civil- und Strafrechts hat ſich aber nach § 11 lit. k des Geſetzes über die Reichsvertretung primär im Wege der Reichsgeſetzgebung zu vollziehen. Die von der Regierung ſogenannte primäre Verordnungsgewalt richtiger durch Art. 2 des St.-G.-G. über die Regierungs- und Vollzugsgewalt begründete, mit inſtructionellen Verordnungen arbeitende Dienſtgewalt über die Behörden reicht für den Erlaſs proceſsrechtlicher Vorſchriften nicht aus und in Betreff der rein organiſatoriſchen Vorſchriften für die Gerichte iſt ſie durch Art. 2 des St.-G.-G. über die richterliche Gewalt ausgeſchloſſen.

Die Sprachenverordnungen liegen aber nicht nur außerhalb des Rahmens der Zuſtändigkeit der Regierung, ſie ſind auch ganz ſo wie ihre Vorgängerinnen in keiner verbindenden Form publiciert. Wie nämlich lit. k. und l. des § 11 des Geſetzes über die Reichsvertretung beweist, gehört die Aufſtellung von Regeln des Proceſsrechtes, ſowie die Aufſtellung organiſatoriſcher Vorſchriften für Gerichts- und ſtaatliche Verwaltungsbehörden zur Zuſtändigkeit des Reichsrathes und nicht der Landtage. Soferne man deshalb eine delegierte Verordnungsgewalt auf dem Gebiete des Proceſsrechtes oder der Organiſationsgeſetzgebung über die ſtaatlichen Behörden als gegeben annehmen wollte, könnte dieſelbe nur aus einem Reichs-, nicht aus einem Landesgeſetze abgeleitet werden. Die Landesgeſetzgebung iſt für eine ſolche Delegation nicht zuſtändig. Verordnungen auf Grund von Reichsgeſetzen können aber gemäß § 1 lit c des Geſetzes vom 10. Juni 1869, R.-G.-Bl. Nr. 113 nur mittels des Reichsgeſetzblattes verlautbart werden und zwar nach § 3 Schluſsſatz ſelbſt dann, wenn ſie nicht für das ganze Reichsgebiet gelten ſollen. So iſt denn die Rechtslage der Deutſchen und Czechen in Böhmen folgende: Die Czechen haben vom rechtlichen Standpunkt durch die Verordnungen nichtige Verwaltungsacte, actus inanes, alſo nichts gewonnen, die Deutſchen ſind aber vor die Erwägung geſtellt, ob ihre Macht dazu ausreicht, eine Modification, eine Verengerung des Inhaltes des Art. 19 im Geſetzgebungswege, alſo eine Verfaſſungsänderung zu erwirken.

Synthetiſche Geſchichtsauffaſſung.**)

Von Dr. D. Pasmanik.

Wir müſſen noch einen letzten Punkt in der marxiſtiſchen Geſchichtstheorie kritiſch beleuchten.

Wie bekannt, iſt nach dem Marxismus der Claſſenkampf ein Grundzug der Geſchichte. Die ganze geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit ſeit der Zerſtörung des primitiven Communaleigenthums ſpielte ſich ab in Kämpfen zwiſchen den Geſellſchaftsgruppen, deren wirtſchaftliche Intereſſen entgegengeſetzt waren.

Kein objectiv denkender Hiſtoriker wird heutzutage dieſes Geſetz der menſchlichen Geſchichte leugnen wollen, wenn er auch für dieſes Geſetz eine andere Baſis, reſpective Erklärungsweiſe, als diejenige des Marxiſten, geltend machen kann. Man kann ebenſowenig den Claſſen- oder Gruppenkampf innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft, wie den Kampf ums Daſein in der organiſchen Natur leugnen, aus dem einfachen Grunde, weil jener nur eine Vermenſchlichung des letzteren iſt. Der in der Natur herrſchende Kampf ums Daſein nahm an einem beſtimmten Punkte der Menſchheitsentwicklung eine andere Form, diejenige des Claſſenkampfes, an.

Nun entſteht eben die ſehr wichtige Frage: warum, aus welchen Urſachen, modificierte ſich innerhalb der menſchlichen Geſellſchaft der natürliche Kampf ums Daſein zum Claſſenkampf?

Auf dieſe Frage bleibt uns der Marxismus die Antwort ſchuldig. Er ſagt uns nur, daſs die beſtimmten Formen des Claſſenkampfes durch die jeweiligen Productionsverhältniſſe beſtimmt ſind. Das erklärt aber nicht, warum überhaupt der Kampf ums Daſein in ſeiner natürlichen Form in der menſchlichen Geſellſchaft nicht zum Vorſchein kommt. Oder ſollen wir auch auf dieſe Frage mit der ſtereotypen Antwort herauskommen und ſagen, auch das erklärt ſich durch die Ökonomik? Ja, warum haben dann die Thiere keinen Claſſenkampf? Warum nur die Menſchen?

Was will eigentlich der Claſſenkampf beſagen? Nichts anderes, als daſs im Menſchen das Selbſtweſen zurücktritt, daſs mit der ſteigenden Entwicklung der Geſellſchaft der Menſch mehr und mehr zum Gliedweſen wird. Der Menſch kann nur dann gedeihen, wenn er in eine Gemeinſchaft eintritt, wobei er ſich mit anderen Individuen zu einer Gruppe vereinigen muſs, innerhalb deren der Kampf ums Daſein aufhört, deren [illegible] untereinander [illegible].

Warum iſt aber der Menſch ein [illegible] geworden [illegible].

Man [illegible]

Meinung, daſs das Geſchlechtsleben, reſpective die Familie, die Urſache dieſer menſchlichen Eigenſchaft iſt. Wenn man auch dieſer Urſache eine gewiſſe Bedeutung nicht abſprechen kann, ſo iſt doch demgegenüber zweierlei zu bemerken: erſtens exiſtiert dieſes Moment auch bei den Thieren, und trotzdem iſt im Thierreiche das einzelne Individuum viel mehr Selbſt- als Gliedweſen; zweitens wiſſen wir jetzt durch Unterſuchungen von Giraud-Teulon und Morgan über die Urgeſellſchaft, daſs auch die Menſchheit eine Phaſe in ihrer Entwicklung paſſiert hat, wo die Geſchlechtsverhältniſſe entweder gar nicht oder nur ſehr wenig die ſocialen Verhältniſſe beeinfluſsten. Denn in Wirklichkeit hat die Menſchheit nicht mit dem friedlich idylliſchen Paar Adam und Eva angefangen. Erſt ſpäter halfen die Geſchlechtsverhältniſſe mit, den Kampf ums Daſein zu modificieren. Betrachtet man aber die Thatſachen ganz ohne jede Voreingenommenheit, ſo wird die Erklärung dieſer Erſcheinung ganz leicht. In zwei Worte gefaſst, finden wir in der ganzen Natur zwei entgegengeſetzte Kräfte thätig: in der anorganiſchen Natur neben der Repulſion die Attraction; in der organiſchen Natur haben wir neben der Differenzierung auch die ſich ſteigernde Integrierung, neben dem Kampf ums Daſein finden wir ſchon im Thierreich, unter dem Einfluſs der geſteigerten intellectuellen Entwicklung der Geſchlechtsverhältniſſe und der Lebensfürſorge, Gruppen von Thieren ſich vereinigen, die ſich meiſtens nur für eine beſtimmte Zeit und zu beſtimmten Zwecken vereinigen. Abgeſehen von den Bienen und den Ameiſen, finden wir dieſe Erſcheinung beſonders bei den Vögeln und bei gewiſſen Arten von Säugethieren entwickelt. Der Affe iſt ſchon ein ausgeſprochenes Gliedweſen. Aber nur der Menſch, der die Sprache erfand, die die ausgedehnteſten Beziehungen zwiſchen den gleichzeitig Lebenden ermöglicht, und die Schrift, die die Generationen miteinander vereinigt, hat ſich zum eigentlichen Gliedweſen emporgeſchwungen. Der Menſch beſitzt nicht nur ein höheres Denkvermögen, ſondern auch ein intenſiveres Gefühl, ein empfindſameres Gemüth, wodurch er zur Aſſociation beſonders geeignet worden iſt. Das Mitgefühl zu ſeinen Mitmenſchen iſt eine Grundeigenſchaft des Menſchen, die ſich ſtetig entwickelt. Der Kampf ums Daſein modificierte ſich zum Claſſenkampf unter dem Einfluſſe der Aſſociationsfähigkeit des Menſchen; die ſpeciellen Formen dieſes Claſſenkampfes aber werden bedingt durch die jeweiligen ökonomiſchen und geiſtigen Zuſtände.

Da aber der Menſch nie in ſeiner Entwicklung ſtehen bleibt, ſo entwickelt ſich allmählich auch ſeine Aſſociationsfähigkeit. Zuerſt konnte der Wilde ſein Mitgefühl nur auf die Mitglieder ſeiner eigenen Gens ausdehnen; allmählich fieng er an, ſich eins zu fühlen mit einer ganzen Phratrie, die aus mehreren Gentes beſtand; dann dehnte ſich die Aſſociation auf einen ganzen Stamm aus. Der Kreis wird aber immer breiter und größer, bis wir ſchließlich dahin kommen werden, daſs jeder Menſch ein Theil der ganzen Menſchheit werden wird, daſs er ſeine Aſſociationsfähigkeit auf die ganze Menſchheit ausdehnen wird.

Von dieſem Standpunkt allein, der zugleich naturwiſſenſchaftlich und geſchichtlich begründet iſt, der zugleich dasjenige anerkennt, was der Menſch gemeinſam mit der allgemeinen Natur, und was er ſpeciell hat, kann man die oben aufgeſtellte Frage beantworten: wie und warum der individuelle Kampf ums Daſein zum Claſſenkampf innerhalb der Menſchheit modificiert wird.

Ich möchte hier auf einen Einwand erwidern, der in perſönlichen Discuſſionen gegen meinen Standpunkt erhoben worden iſt.

Man wies darauf hin, daſs ja urſprünglich, ſolange der Urcommunismus exiſtierte, ja eigentlich gar keine Gruppenkämpfe ſtattgefunden haben, daſs alſo die Aſſociationsfähigkeit der Menſchheit gerade im Beginne viel ſtärker als in einer ſpäteren Periode war. Dieſer Widerſpruch iſt aber nur ein ſcheinbarer; denn zur Zeit, als der Urcommunismus exiſtierte, dehnte ſich die Aſſociation nur auf eine geringe Anzahl von Menſchen aus; zwiſchen dieſen kleinen Gruppen aber war ein furchtbarer Kampf ums Daſein. Der Communismus ſchloſs alſo den Kampf nur innerhalb der kleinen Gens aus; zwiſchen den Gentes aber hörte der Kampf nie auf. Erſt mit der Ausdehnung der Gens, reſpective nachdem die ſucceſſive Vereinigung der Gentes bis zum Stamm führte, der alſo unvergleichlich mehr Individuen zuſammenfaſste, fieng die Claſſenbildung an, wobei aber auch der Kampf nie die Intenſität erreichte, wie derjenige zwiſchen den urſprünglichen Gentes.

Wie ich ſchon oben angedeutet habe, iſt auch die ſpecielle Form der Claſſenbildungen nicht bloß von ökonomiſchen Urſachen abhängig. Wir haben im vorigen Artikel darauf hingewieſen, daſs die Religion, ihrem Urſprunge nach ein Product des intellectuellen Factors, auf die Claſſenbildung von großem Einfluſſe war. Und noch in Rom beeinflusste die Religion ſogar das Privateigenthum und die Politik, wie Fuſtel de Coulanges glänzend nachgewieſen hat.

Wenn die marxiſtiſche Geſchichtstheorie unhaltbar iſt, ſo folgt daraus noch gar nicht, daſs die idealiſtiſche Geſchichtsauffaſſung richtig iſt, denn auch dieſe iſt einſeitig und deshalb unrichtig. Um einen draſtiſchen Vergleich zu gebrauchen, möchte ich ſagen: wenn die erſte Auffaſſung [illegible] nur den Magen [illegible], reduciert die [illegible] Individuum auf das Denken, wie wenn der Menſch [illegible] Kopf wäre. Beide entbehren einer natur[illegible] Baſis. Beide berückſichtigen [illegible]

Digitized by Google

Menſchen. Es iſt klar, daſs die Geſellſchaft auf dem Individuum ſich aufbaut; das Individuum, indem es in die Geſellſchaft eintritt, verliert nicht ſeine charakteriſtiſchen Eigenſchaften. Wenn das Individuum einen Magen und ein Gehirn hat, ſo hört es nicht auf ſie als Gattungsweſen, als ein Glied der Geſellſchaft zu haben. Eine richtige Geſchichtstheorie muſs drei Elemente berückſichtigen: erſtens das, was der Menſch Gemeinſames mit der Natur hat, zweitens, was ihm als dem höchſtentwickelten Weſen ſpeciell zukommt und drittens, wie das Individuelle in der Geſellſchaft modificiert wird. Sie muſs alſo die Menſchheit als einen Theil der Natur betrachten, der unter dem Einfluſſe der ganzen übrigen Natur ſteht und ſeinerſeits dieſelbe beeinfluſst.

Es iſt aber auch wahr, daſs eine ſolche Geſchichtstheorie zu ſchaffen nicht gerade leicht iſt. Die Geſchichtswiſſenſchaft hat mit ſo complicierten Erſcheinungen zu operieren, daſs es nicht ſo leicht wird, in dem Wirrwarr der Verflechtungen eine Geſetzmäßigkeit herauszufinden. Umſomehr, als gerade in den Socialwiſſenſchaften das ſubjective Element eine ſehr große Rolle ſpielt, worauf ja Marx in der Einleitung zum „Capital" hinweiſt.

Am beſten wäre es alſo, wenn wir einfach eingeſtehen würden, daſs wir bei dem heutigen Stande der Wiſſenſchaft noch keine abſolut ſichere, objectiv begründete, alle Elemente umfaſſende Geſchichtstheorie haben können. Während wir aber auf den anderen Gebieten ruhig abwarten können, bis man eine wirklich wiſſenſchaftliche Theorie zur Erklärung irgend einer Gruppe von Erſcheinungen ſchafft, iſt dies auf dem Gebiete der geſellſchaftlichen Erſcheinungen nicht der Fall: da müſſen wir ſofort eine Theorie haben, denn da dient ſie nicht bloß zum objectiven Verſtändnis der Erſcheinungen, ſondern vielmehr zur Richtſchnur in unſerem ſubjectiven Verhalten, in unſerer praktiſchen Thätigkeit. Da müſſen wir nicht nur eine Theorie haben, ſondern — was weit wichtiger iſt — ein Programm, wobei freilich faſt immer die Theorie weit mehr vom Programm, als das Programm von der Theorie beſtimmt wird.

Von dieſem Geſichtspunkte aus erlaube ich mir meinen Standpunkt bezüglich der Geſchichtsauffaſſung kurz zu ſkizzieren.

Wir müſſen, wie geſagt, die Menſchheit als einen Theil der Natur, die in Wechſelwirkung mit allen anderen Theilen der Natur ſich befindet, auffaſſen.

Die Natur aber übt auf den Menſchen einen doppelten Einfluſs aus: erſtens bietet ſie ihm die für den Lebensunterhalt nothwendigen materiellen Producte; das iſt der materielle Factor, reſpective die allgemein phyſiſche Bedingung. Zweitens liefert ſie ihm die erſten Eindrücke, die ſein Denken und Fühlen beſtimmen; das iſt der intellectuelle Factor, reſpective der pſychologiſche Antrieb. Dem Urſprunge nach ſind beide Factoren von einander unabhängig: der Urmenſch denkt nicht, weil er eſſen muſs, und iſst nicht, weil er denken muſs. Beide Factoren ſind Producte der gegebenen menſchlichen Organiſation und der umgebenden Natur.

Erſt ſpäter gelangte der Menſch dazu, aus ſeinen Beobachtungen über die Vorgänge der Natur eine Nutzanwendung für ſeinen materiellen Lebensunterhalt zu ziehen, und erſt in ſpäteren Epochen der menſchlichen Entwicklung haben die materiellen Lebensbedingungen ſeine geiſtige Entwicklung beeinfluſst. Und zwar haben ſich ſeit einem beſtimmten Zeitpunkt dieſe beiden Factoren wechſelſeitig unterſtützt und zwar in dem Sinne, daſs der eine Factor die Entwicklung des anderen beſchleunigte. Die Richtung aber, in der ſich beide Factoren entwickelten, iſt einfach durch das Verhältnis der Menſchheit zur Natur und durch die Grundeigenſchaften des menſchlichen Weſens beſtimmt.

Gewöhnlich ſtellt man ſich vor, daſs der Einfluſs der Natur nur im Anfange der Menſchheitsgeſchichte von Bedeutung war, daſs dagegen, je mehr ſich der Menſch entwickelt, deſto mehr von ihrem Einfluſſe ſich befreie.

Dieſe Meinung iſt aber ſehr oberflächlich.

Die Natur hört nie auf, die Entwicklung der Menſchheit zu beeinfluſſen; denn zunächſt liefert ſie dem Menſchen immer neue Quellen zur Befriedigung ſeiner materiellen Bedürfniſſe; dann ſtellt ſie der Erkenntnis des Menſchen immer neue Fragen, von deren Beantwortung ſeine weitere Entwicklung abhängt. Und obwohl die Natur ſchon ſeit langer Zeit unverändert bleibt, ſo ändert ſich doch die Erkenntnis derſelben. Mit der Steigerung dieſer Erkenntnis vermag der Menſch mehr und mehr die Natur ſelbſt zu beeinfluſſen, ſie ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen; dadurch entſteht der Schein, als wenn die Natur ſeit einer beſtimmten Zeit keinen directen Einfluſs mehr auf den Menſchen ausübe. Hat denn die geographiſche Lage Englands je aufgehört, die Entwicklung des engliſchen Volkes beſtimmend zu beeinfluſſen? Man braucht nur die vorjährige Rede Goſchens über die engliſche Marine zu leſen, um die richtige Antwort auf dieſe Frage zu finden.

Nun meint Herr Kautsky, „die Geſchichtsauffaſſung habe bloß die Veränderungen zu erklären, denen das intellectuelle Schaffen in den verſchiedenen Zeitaltern unterliegt . . . warum die Ideen des neunzehnten Jahrhunderts andere als die des dreizehnten und dieſe wieder andere als die der Antike" ſind.

Aber warum ſind die ökonomiſchen Verhältniſſe des neunzehnten Jahrhunderts andere als die des dreizehnten und dieſe wieder andere als die der Antike?

Weil die Technik ſich verändert, antwortet uns der Marxismus. Warum aber verändert ſich die Technik? Mit einem Worte, kann uns denn die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung die treibenden Kräfte der Geſellſchaftsentwicklung aufdecken? Wiſſen wir denn überhaupt, warum wir uns entwickeln? Warum bleiben wir nicht auf irgend einer Stufe ſtehen, warum hat ſich die anorganiſche Welt zur organiſchen und dieſe zur ſocialen entwickelt? Wenn man alſo fragt, warum die Menſchen jetzt anders denken als vorher, ſo kann ich nur antworten, weil die Erkenntnis der Natur geſtiegen iſt. Was aber den Menſchen dazu treibt, die Natur zu erkennen, das wiſſen wir nicht, oder wir müſſen uns mit der nichtserklärenden Phraſe begnügen, daſs der Erkenntnistrieb eine Grundeigenſchaft des Menſchen iſt, ebenſo wie der Trieb die materielle Lage zu verbeſſern. Wenn wir alſo vom Menſchen, wie er von der Natur gegeben iſt, ausgehen, ſo müſſen wir anerkennen, daſs ihm dieſe zwei Triebe gleichmäßig zukommen: der Glückſeligkeitstrieb und der Erkenntnistrieb, wobei beide Triebe einander unterſtützen.

Alſo gehen wir von dem Verhältnis des Menſchen zur Natur oder von den Grundeigenſchaften des Menſchen aus, ſo kommen wir zu demſelben Reſultate, nämlich, daſs die ganze geſchichtliche Entwicklung der Menſchheit durch zwei Factoren beſtimmt iſt: durch den materiellen und den intellectuellen. Der Entwicklungsgrad dieſer beiden Factoren beſtimmt jede Geſchichtsepoche.

Durch die Combination dieſer beiden Grundfactoren entſtehen dann in der Entwicklung der Menſchheit andere, ſecundäre Factoren, unter denen der wichtigſte wohl der politiſche iſt. Der politiſche Zuſtand irgend eines Volkes wird immer durch die Art und Weiſe ſeiner materiellen Lebensfürſorge und durch die in ihm vorherrſchenden Bewuſstſeinszuſtände, durch ſeine Ideen und Gefühle, beſtimmt. Die Productionsweiſe und die Productionsverhältniſſe ſind ebenfalls ein Reſultat beider Factoren, denn in ihnen ſind einerſeits die Lebensbedürfniſſe — der materielle Factor — und die Erkenntnis der Natur (wobei ich unter Natur auch den Menſchen ſelbſt mitrechne) — der intellectuelle Factor — kryſtalliſiert, verkörpert. Inſofern können die Productionsverhältniſſe als ein Gradmeſſer, aber nie als Urſache irgend einer Geſchichtsepoche betrachtet werden. Sie ſind ſozuſagen ein Thermometer der Culturentwicklung der Menſchheit.

Durch das Verhältnis der Menſchheit zur Natur erkläre ich mir auch die Einheit der menſchlichen Entwicklung, der Geſchichte. Da die Natur trotz ihrer Verſchiedenheiten ihrem Weſen nach einheitlich, das iſt, allgemein giltigen Geſetzen unterworfen iſt, ſo muſs auch ihr Product, die Menſchheit, einheitlich ſein. Deshalb zeigt uns die Menſchheit, wie ſchon Morgan und viele vor ihm bemerkt haben, trotz aller temporären Unterſchiede in ihrem Entwicklungsgang denſelben Gang, dieſelben Entwicklungsſtufen; ſie ſtrebt immer derſelben harmoniſchen Einheit, die in der Natur herrſcht, zu. Die ganze Entwicklung der Menſchheit iſt nichts anderes als die Umſetzung der unbewuſsten Einheit der Natur in bewuſste Einheitlichkeit der Geſellſchaft. Das will nicht ſagen, daſs wir die Realität unſerem Bewuſstſein anpaſſen können: die Entwicklung der reellen geſellſchaftlichen Verhältniſſe und unſeres Bewuſstſeins iſt ein naturnothwendiger Proceſs, bedingt durch das Verhältnis des Menſchen zur Natur.

Ich glaube, daſs man nur unter Berückſichtigung beider Grundfactoren die ganze Geſchichte der Menſchheit erklären kann. Nur von dieſem Standpunkte zeigt die Geſchichte eine ununterbrochene Reihe, während die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung für die erſte Epoche der menſchlichen Entwicklung die vorherrſchende Bedeutung der Geſchlechtsbande anerkennen und die Geltung des ökonomiſchen Factors auf einen beſtimmten Zeitabſchnitt beſchränken muſste, ebenſo wie ſie den Claſſenkampf als Erklärungsprincip der Geſchichte nur auf die Epoche ſeit der Zerſtörung des primitiven Communismus bis zur Einführung des ſocialiſtiſchen Communismus anwenden kann. Außerdem hat die von mir vertretene Geſchichtsauffaſſung den Vortheil, daſs ſie die Menſchheit und die Natur unter einem einheitlichen Geſichtspunkte betrachten kann: darin allein liegt der echte Monismus, das Endziel aller Wiſſenſchaft.

Ich möchte noch bemerken, daſs man die materialiſtiſche Geſchichtsauffaſſung nicht „verbeſſern" kann, wie es Herr Bax meint. Der Marxismus iſt eine in ſich abgeſchloſſene Weltanſchauung, die keine Correctur zuläſst, an der man nicht flicken kann. Man muſs ſie als Ganzes annehmen oder verwerfen. Daſs aber Marx der Geſchichtswiſſenſchaft einen ſehr großen Dienſt geleiſtet hat, iſt ebenſo wenig möglich zu leugnen, wie man etwa die Genialität der Hegel'ſchen Geſchichtsauffaſſung verkennen kann. Denn gerade durch die Ausſchließlichkeit des marxiſtiſchen Princips iſt die Wiſſenſchaft gezwungen worden, den materiellen Factor in der Geſchichte entſprechend zu würdigen.

Wenn aber die Marxiſten meinen, ſie hätten das letzte Wort der Geſchichtswiſſenſchaft gefunden, ſo ſind ſie entſchieden im Irrthum. Die Zeit, wo nicht nur die „Bourgeois"-Wiſſenſchaft, ſondern die „ſocialiſtiſche" Wiſſenſchaft ſelbſt die kritiſche Analyſe der materialiſtiſchen Geſchichtstheorie vornehmen wird, liegt nicht mehr ferne.

[illegible]

Digitized by Google

Dieſe Kritik aber wird dem Socialismus ganz und gar nicht ſchaden, denn dieſer beruht nicht auf dieſer oder jener Theorie, ſondern iſt eben ein Product der reellen Verhältniſſe, die durch den materiellen und intellectuellen Factor bedingt ſind.

Zur Abänderung der Habilitierungsvorſchriften.

Eine vom Prager Advocaten Dr. Eckſtein in dieſen Blättern vor kurzem erzählte merkwürdige Habilitierungsgeſchichte veranlaſst mich, ihr eine andere, vielleicht noch merkwürdigere anzuſchließen, die ſich zur Abwechſelung in Wien, und zwar in den Jahren 1884—1888 zugetragen hat und mich ſelbſt betraf. Ich habe bald darauf (Jänner 1889) die Angelegenheit in einer Flugſchrift ausführlich beſprochen und letztere an circa 700 Collegen, ausnahmslos jedoch an alle in derſelben genannten Perſönlichkeiten verſchickt. Eine Erwiderung iſt bis auf den heutigen Tag nicht erfloſſen. Aus einem ſehr einfachen Grunde: Zu widerlegen gab es nichts, meine Angaben aber zu beſtätigen, dazu lag für gewiſſe Herren wahrlich gar kein plauſibles Motiv vor.

Seitdem iſt faſt ein Jahrzehnt ins Land gegangen, ich habe mir aus eigener Kraft einen, wenn auch nur beſcheidenen Namen in meiner Specialwiſſenſchaft gemacht und kann daher mit noch größerer Ruhe, als ich es ſchon damals gethan, jetzt über die Sache reden.

Ich halte mich bei Schilderung der Begebenheit ſtricte an die erwähnte Flugſchrift, ſie ſtellenweiſe ſogar wörtlich citierend, allerdings mit Hinweglaſſung der Betrachtungen mehr allgemeiner Natur.

Es war alſo im November 1884, als ich mich auf Anrathen meines verehrten Lehrers, Prof. Dr. Urbantſchitſch, zum erſtenmale um die Docentur für Ohrenheilkunde bewarb. Zum Fachreferenten war Prof. Dr. Joſef Gruber beſtellt worden, überdies gehörten dem Dreier-Comité noch die Profeſſoren Albert und Dittl an. Gelegentlich meiner nach alter Gepflogenheit abgeſtatteten Viſite erklärte Prof. Albert: „Ich verſtehe von der Ohrenheilkunde gar nichts und muſs mich daher ganz dem Urtheile des Fachreferenten unterordnen," ein Beſcheid, gegen den gewiſs nichts eingewendet werden konnte, den aber der Herr Profeſſor ſpäter einmal, als die Dinge anders lagen, bedauerlicherweiſe — wie aus dem weiteren Verlaufe zu erſehen iſt — ſelbſt desavouiert hat.

Noch befriedigender war für mich eine Unterredung ausgefallen, die ich mit dem Fachreferenten Prof. Dr. Joſef Gruber hatte. Derſelbe ſprach ſich über meine Leiſtungen anerkennend aus und war ſogar ſo liebenswürdig, mir einige Schmeichelworte über meinen Charakter zu ſagen. Indeſſen, einen Einwand hatte er doch. Nach ſeiner unabänderlichen Meinung müſſe ein Bewerber um die Docentur für Ohrenheilkunde ſich auch mit einer allgemeinen Spitalspraxis ausweiſen können. Es war mir wirklich eine angenehme Satisfaction, die Bedenken des Herrn Profeſſors durch die Erbringung von Zeugniſſen zu zerſtreuen, welche zur Evidenz erhärteten, daſs ich zur vollſten Zufriedenheit meiner Vorgeſetzten im allgemeinen Krankenhauſe durch 2½ Jahre ärztliche Dienſte geleiſtet hatte. Freilich nur als Aſpirant und proviſoriſcher Secundararzt, während man nach Anſicht des Herrn Profeſſors „wirklicher" Secundararzt geweſen ſein muſs.

Nun, bei ſoviel an den Tag gelegter warmer Collegialität iſt es mir ſelbſtverſtändlich, daſs dieſes Hindernis bald beſeitigt war. Ich ſchlug nämlich vor, der Herr Profeſſor möge ſeine unerſchütterliche Anſicht im Profeſſorencollegium nur frank und frei vortragen, bat jedoch, dieſelbe dem eigentlichen Referate vorauszuſchicken, weil erfahrungsgemäß der letzte Eindruck am feſteſten im Gemüthe haften bleibe. Der Herr Profeſſor ſagte dies bereitwilligſt zu, ja noch mehr, er erklärte freiwillig, den Nachdruck nicht auf das Princip legen zu wollen. „Uebrigens", verabſchiedete er ſich von mir, „können Sie das Referat ſelbſt leſen. Auf Wiederſehen, Herr College!"

In der Sitzung des mediciniſchen Profeſſorencollegiums vom 28. Februar 1885 trug Prof. Dr. Joſef Gruber ſein Referat vor — [illegible] ſoll ein ſolches noch niemals für einen Petenten gelautet haben. Ich hatte zehn Arbeiten beigelegt, die zumeiſt in der „Zeitſchrift für Ohrenheilkunde", einem Fachorgan erſten Ranges, erſchienen waren, unter anderem aber auch eine, die der Herr Profeſſor ſelbſt und an erſter Stelle in der von ihm herausgegebenen „Monatsſchrift für Ohrenheilkunde ꝛc." zum Abdrucke gebracht hatte.

Namentlich dieſe letztere Arbeit kam ſehr übel weg. Der Herr [illegible] [illegible] gefunden. Man wird [illegible], wie ſchwer es mir fällt, der Verſuchung zu widerſtehen, [illegible] [illegible] Punkte [illegible].

[illegible]

[illegible]

und Geſetz a limine abgewieſen. Es wurde kein Comité gewählt, meine Arbeiten (jetzt 14) wurden nicht auf ihren wiſſenſchaftlichen Wert geprüft. Die einfache Enuntiation dieſes Herrn, er kenne meine weiteren Leiſtungen und ſtelle ſie den früheren gleich, hatte genügt, den Gewaltſtreich zu vollbringen. Dabei bekundete der Herr Profeſſor eine ſeltene Prophetengabe, indem er ſein Urtheil auch auf eine größere Arbeit ausdehnte, die zwar bald in der „Zeitſchrift für Ohrenheilkunde" publiciert und von der Kritik ſehr freundlich aufgenommen worden iſt, zur geſchilderten Zeit aber erſt noch Manuſcript und daher dem Herrn Profeſſor gänzlich unbekannt war.

Der letzte, intereſſanteſte und zugleich — um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen — traurigſte Act ſpielt in den Jahren 1887 und 1888.

Dies kam aber ſo. Am 11. April 1887 tagte in Wien ein Otologen-Congreſs, und hier bot ſich mir Gelegenheit, Herrn Prof. Dr. Politzer näher zu treten. Aus deſſen Benehmen mir gegenüber konnte ich erſehen, daſs dieſer gewiſs hochgeachtete Lehrer unſeres Specialfaches meinem wiſſenſchaftlichen Streben Gerechtigkeit widerfahren laſſe. Ich muſs indes ausdrücklich betonen, daſs weder Prof. Dr. Politzer mich ſeiner Protection verſicherte, noch ich ihn um dieſe angieng. Ich bin ſeit dem Erwachen meines Denkens überhaupt ein aufrichtiger Feind aller Protectionswirtſchaft, und der Umſtand hat auch dem Herrn Prof. Dr. Joſef Gruber um ein nicht Geringes ſeine Arbeit erleichtert.

Genug, im Mai 1887 gieng ich hin und handelte nach dem Worte: Du muſst es dreimal wagen. Herr Prof. Dr. Joſef Gruber ſcheute zwar auch diesmal nicht die Mühe, eine a limine-Abweiſung zu erwirken, ſcheiterte aber an dem Rechtsſinne der Herren Hofräthe v. Brücke und v. Widerhofer, welche den ungeſetzlichen Vorgang energiſch bekämpften. Aus internen, mit meiner Sache in gar keinem Zuſammenhange ſtehenden Gründen verzögerte ſich die Wahl eines Comités behufs Prüfung meiner nunmehr 18 Arbeiten bis in den Herbſt. Entſendet wurden in daſſelbe die Herren Albert, Stricker und Politzer; dieſer als Fachreferent. Die Dinge nahmen ſomit einen günſtigen Anlauf. Erſt am 10. März 1888 konnte Prof. Dr. Politzer ſein Referat vortragen, es bedeutete für mich eine glänzende Rehabilitierung.

Da geſchah etwas Sonderbares, Unerhörtes. Der Herr Profeſſor der Chirurgie, der nach ſeinem eigenen Ausſpruche — man möge denſelben oben, ad verbum citiert, gefälligſt nachleſen — von der Ohrenheilkunde nichts verſteht und der Herr Profeſſor der experimentellen Pathologie, der von der Ohrenheilkunde womöglich noch weniger verſteht, haben ſich zuſammengethan, um dem Referate eines — man darf es wohl ohne Uebertreibung ſagen — der erſten Ohrenärzte nicht Oeſterreich-Ungarns allein, ſondern geradezu der ganzen Welt entgegenzutreten. Eines der von Herrn Prof. Dr. Stricker vorgebrachten Motive der Ablehnung iſt zu köſtlich, als daſs man es nicht etwas niedriger hängen ſollte. Er meinte nämlich, der Herr Petent heiße Abraham, ſei alſo ein Jude, überdies ſtamme er aus Galizien, ſei alſo ein polniſcher Jude. Sollte ein derart doppelt belaſtetes Individuum der deutſchen Sprache mächtig ſein? Allerdings, die Anfrage eines anderen Profeſſors, ob er mich perſönlich kenne, muſste er entſchieden verneinen. Allein er hatte trotzdem „aus verläſslichſter Quelle" geſchöpft.

Große Geiſter ahnen die Zukunft voraus. Aber damals war der Herr Profeſſor auch noch Jude. Freilich ein gewaltiger Unterſchied war ſchon zu jener Zeit unverkennbar. Seine Wiege hatte in Ungarn, meine in Galizien geſtanden. Der Herr Profeſſor hat übrigens unlängſt ſein Herz entdeckt und mit der vollen Macht ſeines Geiſtes und ſeiner Feder dafür plaidiert, daſs derlei Referate ſtets publiciert werden ſollten. Wir pflichten ihm aus tiefſter Seele bei und bedauern nur lebhaft, daſs wirklich vornehme Gedanken ſo lange zur Reife bedürfen.

Ich hatte zum drittenmale Schiffbruch gelitten. Mir blieb nur noch ein Ausweg: an das Unterrichtsminiſterium zu recurrieren, und gleichzeitig nahm ich auch Audienz bei Sr. Excellenz dem Herrn Dr. v. Gautſch. Ich muſs es dankend anerkennen, daſs der Herr Miniſter von einer geradezu rührenden Liebenswürdigkeit gegen mich war, bis ins Detail ſich über die Angelegenheit informieren ließ und mich mit der Verſicherung verabſchiedete, daſs mir kein Unrecht werde zugefügt werden.

Wird man ſich da wundern, daſs ich hoffnungsfreudig aus dem Audienzſaal geſchritten, den heiligen Schwur des Rechtes im aufjauchzenden Herzen tragend! Jawohl, ich vertraue jedermann — bis ich mich vom Gegentheile überzeugt habe.

Ich bin mit meiner [illegible] zu Ende. Die Acten gelangten [illegible] und dieſes [illegible] — den Herrn [illegible]. Im Juni 1888 erhielt [illegible], daſs der Hr. Unterrichtsminiſter [illegible] kalt und trocken, [illegible].

[illegible] ich [illegible] Wehmuth [illegible] Wien vermag [illegible] wo ſoll [illegible] gegen die Willkür des [illegible] werden!

Dr. A. Eitelberg.

Digitized by Google

Der Wärmemotor der Zukunft.

(Eine deutſche Erfindung.)

Am 16. Juni l. J. hielt Ingenieur Rudolf Dieſel aus München bei der in Wilhelmshöhe tagenden Jahresverſammlung Deutſcher Ingenieure einen Vortrag über den von ihm erfundenen neuen Wärmemotor und erweckte bei den anweſenden Fachmännern durch ſeine hochintereſſanten, ſowohl theoretiſch als auch techniſch bedeutſamen Mittheilungen das berechtigte Aufſehen. Unter dem brauſenden Beifall von mehr als 300 deutſchen Ingenieuren ertheilte der Profeſſor der theoretiſchen Maſchinenlehre an der techniſchen Hochſchule in München, M. Schröter, den Ausführungen Dieſels durch rückhaltsloſe Anerkennung der gefundenen Verſuchsreſultate die wiſſenſchaftliche Sanction.

Schon im Jahre 1893 hat Dieſel unter dem Titel: „Theorie und Conſtruction eines rationellen Wärmemotors zum Erſatze der Dampfmaſchinen und der heute bekannten Verbrennungsmotoren"*) eine Broſchüre veröffentlicht, in welcher er ſeine neue Verbrennungstheorie entwickelte und bereits genaue Angaben über den Bau des neuen Motors machte. Anerkannte Fachautoritäten wurden durch dieſe Publication veranlaſst, die Vertreter der erſten Maſchinenfabriken des Continents auf den Autor aufmerkſam zu machen, und Weltfirmen, wie die Augsburger Maſchinenfabrik, Krupp in Eſſen, Sulzer in Aarau, bildeten ad hoc ein Conſortium, um es dem genialen Erfinder durch Zuwendung reichlicher Geldmittel und durch Einrichtung einer allen wiſſenſchaftlichen Anforderungen entſprechenden Verſuchsſtation in Augsburg zu ermöglichen, auf Grund der von ihm entwickelten Theorie, zur praktiſchen Ausführung zu ſchreiten.

Die namhaften Beträge, welche ſeit mehr als zwei Jahren dieſem Zwecke gewidmet wurden, haben ihre Früchte getragen, und heute iſt es bereits unbeſtrittene Gewiſsheit, daſs der Dieſel-Motor die beſte thermiſche Wirkung von allen beſtehenden Motoren aufzuweiſen hat. Die Franzoſen, welche ſonſt den ausländiſchen, insbeſondere deutſchen Erfindungen nicht gerade ſehr ſympatiſch gegenüberſtehen, haben nach genauer Prüfung des neuen Motors durch die Ingenieure Sauvage, Carié und Mercerou das franzöſiſche Patent desſelben um den Betrag von angeblich zwei Millionen Francs erworben.

Bevor wir auf das Weſen dieſer neuen Erfindung eingehen, dürfte es ſich empfehlen, in kurzen Schlagworten den wirtſchaftlichen Effect der heute beſtehenden Kraftmaſchinen — ſoweit ein Vergleich angebracht iſt — in Erinnerung zu bringen.

Schon Redtenbacher, der bedeutende Theoretiker des Maſchinenbaues, hat im Jahre 1859 das kühne Wort ausgeſprochen, daſs das Grundprincip der Dampfmaſchinen falſch iſt, und daſs in nicht langer Zeit, bis die Ausnützung der Wärme beſſer gekannt ſein wird, dieſer Motor gänzlich verſchwinden dürfte. — Thatſächlich kann mit Zeuner geſagt werden, daſs die geringe Wärmeausnützung in den Dampfmaſchinen geradezu als eine erſchreckende Verwüſtung des uns von der Natur gebotenen koſtbaren, weil in fortwährender Abnahme begriffenen Brennſtoffes, bezeichnet werden muſs. Die Tragweite dieſes unwirtſchaftlichen Vorgehens erhellt am beſten daraus, daſs auf der Erde ſtündlich circa 15 bis 20 Millionen Kilogramm Kohle auf den Roſten der Dampfmaſchinen verbrannt werden!

Es iſt durch die vielfachſten Unterſuchungen von Gelehrten und Ingenieuren aller Länder feſtgeſtellt worden, daſs die Dampfmaſchinen nicht mehr als 7 bis 13 Procent der im Brennſtoffe vorhandenen Wärmemenge verwerten. Nehmen wir einen Brennſtoff (Kohle), der per Kilogramm 7000 Calorien**) enthält, und wird das Arbeitsäquivalent der Wärmeeinheit nach Joule mit 424 Meterkilogramm angenommen, ſo kann man „grosso modo" nachſtehende Wärmebilanz für eine mittelgute Dampfmaſchine, welche pro Pferdekraftſtunde ein Kilogramm Kohle verbraucht, aufſtellen: 7000 Calorien repräſentieren eine Stundenarbeit von 7000 × 424 oder circa 3 Millionen Meterkilogramm, dagegen ergibt eine Pferdekraftſtunde nur 75 × 60 × 60 oder 270.000 Meterkilogramm Arbeit, ſo daſs der durch dieſe Maſchine erzielte thermiſche Effect durch das Verhältnis 270.000 zu 3,000.000 oder $\frac{27}{300}$ = 0·09 gekennzeichnet wird, d. h. mit anderen Worten, dieſe Dampfmaſchine nützt nur 9 Procent der in der Kohle enthaltenen Wärmemenge aus. Die beſten beſtehenden Dreifach-Expanſions-Dampfmaſchinen mit Condenſation haben eine thermiſche Ausnützung des Brennſtoffes bis auf 13 Procent ermöglicht; welche Grenze jedoch unſeres Wiſſens bisher von den gewöhnlichen Dampfmaſchinen nicht überſchritten worden iſt. Eine etwas beſſere Brennſtoffausnützung wird durch die Heiſsdampfmaſchinen erzielt, welche insbeſondere von W. Schmidt in Berlin in der letzten Zeit in vorzüglicher Weiſe ausgebildet wurden. Dieſelben arbeiten mit einer Dampfüberhitzung bis 350 Grad Celſius und ergeben nach den Mittheilungen des Erfinders***) bei einer einfachen Auspuffmaſchine mit zweifacher Expanſion und Condenſation eine Umſetzung von 14 bis 22 Procent Wärme in Arbeit.

Auch die Gas-, Benzin- und Petroleummotoren ſind bezüglich des thermiſchen Wirkungsgrades den gewöhnlichen Dampfmaſchinen überlegen, was ſchon der Abweſenheit der offenen Feuerung und des Keſſels zuzuſchreiben iſt, welchen allein 20 bis 30 Procent der Wärme zum Opfer fallen. Da jedoch bei den Gasmotoren, wo eine Miſchung des Brennſtoffes mit der Luft vor der Entzündung ſtattfindet, die der Theorie entſprechende Compreſſion wegen der unterwegs eintretenden Zündung nicht genügend hoch getrieben werden kann und weiters die plötzlich eintretende Verbrennung (Exploſion) ſich ſelbſt im Cylinder überlaſſen bleibt, alſo gewaltige Temperaturſteigerungen erzeugt, ſo iſt auch hier (nach Dieſel) der Verbrennungsproceſs in allen Punkten unrichtig und das Endreſultat bei den beſten derartigen Motoren nur eine Wärmeausnützung von circa 20 Procent. Vom wirtſchaftlichen Standpunkte kommt jedoch noch die Frage des Preiſes der Brennſtoffe in Betracht; es ſtellen ſich die Koſten pro 1000 Calorien jedes der beſprochenen Brennſtoffe wie folgt:

Brennſtoff	Marktpreis pr. Kilogr. kr.	Wärme-Einheiten (rund)	Preis pro 1000 Calorien
Preußiſche Steinkohle	0·8	7500	0·1
Minderwertige Kohle	0·5	6000	0·08
Lampenpetroleum	18·0	10000	1·8 } 1·2
Unverzolltes Petroleum (Trieſt)	6·0	—	0·6
Gas in Wien	pro m³ 9 kr.	5000	1·8

Es reſultiert daraus, daſs 1000 Wärmeeinheiten des Mineralöles 12mal, des Leuchtgaſes 18mal ſoviel koſten als die gleiche Menge der in der Kohle enthaltenen Wärmeeinheiten. Es iſt natürlich nicht möglich, bei den örtlich und zeitlich ſchwankenden Marktpreiſen dieſe Ziffern als feſtſtehend anzuſehen; man kann jedoch immerhin annehmen, daſs die Kohlencalorie zehnmal billiger iſt als die in Gaskraftmaſchinen zur Verwendung kommende Wärme.

Wenn wir nun zur Dampfmaſchine zurückkehren, ſo können wir feſtſtellen, daſs es hauptſächlich drei Gründe ſind, welche eine beſſere Wärmeausnützung bei derſelben, trotz der mehr als hundertjährigen ununterbrochenen Verbeſſerungsverſuche, nicht erzielen laſſen. Es ſind dies die folgenden:

1. Benützung der offenen Feuerung und des Generators zur Dampferzeugung;

2. der geringe Wert des theoretiſchen Arbeitsproceſſes in der Maſchine ſelbſt und

3. die Empfindlichkeit des Dampfes gegen metallene Wände (Condenſation).

Die Dampfmaſchine iſt an der Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit angelangt, und man muſs es mit Freude begrüßen, daſs es gelungen iſt, nunmehr einen Wärmemotor zu finden, der dieſer Maſchine in jeder Weiſe überlegen iſt und eine thermiſche Wirkung erzielt, welche bereits in den erſten neuconſtruierten Motoren eine Wärmeausnützung von 28 bis 30 Procent ergab, demnach mehr als das Doppelte der beſten gewöhnlichen Dampfmaſchinen und 50 Procent mehr als die vollkommenſte Gasmaſchine.

Während die meiſten Erfinder ihre Erfolge der Intuition, einem plötzlichen geiſtigen Erkennen, deſſen Weſen und Erklärung uns noch vollſtändig unbekannt iſt, verdanken, iſt Dieſel zu ſeinen überraſchenden Reſultaten auf dem Wege einer mühevollen mathematiſchen Studie über die Geſetze der Verbrennung, ausgerüſtet mit der vollſtändigen Beherrſchung der wiſſenſchaftlichen Grundſätze der Thermodynamik, gelangt und hat aus dieſen Studien allein die Conſtructionsprincipien ſeines Motors abgeleitet. Der neue Motor hat eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Feuerluft- oder Gasmotoren, inſoferne ein Verbrennungsproceſs im Arbeitscylinder ſtattfindet; dieſe Aehnlichkeit iſt jedoch nach Dieſel nur eine ſcheinbare, da das Arbeitsprincip, beziehungsweiſe die Leitung des Verbrennungsproceſſes, in demſelben von den bekannten Verfahren vollſtändig abweicht.

Bei jeder Verbrennung iſt zu unterſcheiden zwiſchen
Entzündungstemperatur und
Verbrennungstemperatur.

An einem banalen Beiſpiele werden dieſe beiden Proceſſe und der zwiſchen denſelben beſtehende Unterſchied am deutlichſten gekennzeichnet: wenn ein Zündholz durch Reibung in Brand geſetzt wird, ſo genügt für die Entzündungstemperatur (die Reibung) eine Wärme von 18 bis 20 Grad, wogegen bei dem chemiſchen Proceſſe der Verbrennung Temperaturen bis zu 1000 Grad Celſius entwickelt werden. Bei allen früheren Verbrennungsproceſſen, welche in Motoren zur Durchführung gelangten, war nur ein Verfahren bekannt, nämlich die Erzeugung der Entzündungstemperatur, aber der umgekehrte Weg wäre der rationelle, d. h. die Erzeugung der Verbrennungstemperatur. Nach Dieſel darf die Verbrennungstemperatur nicht während der Verbrennung erfolgen, ſondern vor derſelben und unabhängig von ihr. In ſeinem Motor wird dieſelbe durch hohe mechaniſche Compreſſion der Luft (15 Atmoſphären) im Verbrennungscylinder erzeugt, wobei der Brennſtoff nachträglich in dieſe hochcomprimierte Luft in genau geregelter Weiſe eingeſpritzt wird, und zwar derart, daſs durch den eigentlichen Verbrennungsproceſs keine Temperaturerhöhung der Gasmaſſe eintritt, ſondern eine Verbrennungscurve entſteht, welche nahe einer Iſotherme verläuft. Bei den gegenwärtigen [illegible] die Miſchung des Brennſtoffes in der Luft [illegible]

*) Berlin, bei Julius Springer.

**) Bekanntlich die Wärmemenge, durch welche ein Kilogramm Waſſer von 0 Grad auf 1 Grad Celſius erwärmt wird. [illegible]

***) „Zukunft", Berlin, 1897, Nr. [illegible]

Digitized by Google

Weiters weicht der übliche Verbrennungsproceſs in den Motoren von dem Dieſel'ſchen auch darin ab, daſs bisher bei der Verbrennung immer ein großer Luftüberſchuſs verwendet wurde, während bei ihm die Verbrennung mit möglichſt wenig Luftüberſchuſs erzielt wird.

Die in Verwendung kommenden Brennſtoffe können Mineralöl (Lampenpetroleum), Gas oder Kohlenſtaub ſein, ohne daſs eine weſentliche Modification des Motors erforderlich wäre.

Der Motor ſelbſt iſt entweder ein Eincylindermotor oder ein Dreicylindermotor; in dem letzteren Falle ſind zwei gleichgroße Verbrennungscylinder rechts und links vom Expanſionscylinder in verticaler Anordnung angebracht; die Kurbeln der Seitencylinder ſtehen gleichgerichtet, jene des Mittelcylinders iſt um 180 Grad verſetzt; der mittlere Cylinder iſt oben Arbeitscylinder, unten Luftpumpe. Die beiden Kolben der Verbrennungscylinder, welche während eines Arbeitsganges hochcomprimierte Luft über ſich angeſammelt haben, erhalten vermittelſt eines Reſervoirs, in welchem ſtändig um einige Atmoſphären höher comprimierte Luft als im Verbrennungscylinder accumuliert vorhanden iſt, den Brennſtoff in durch Steuerung geregelter Weiſe eingeſpritzt, und zwar nur inſolange als dieſe Kolben ein gewiſſes Cylindervolumen abgeſperrt haben. Der Brennſtoff (Kohlenſtaub oder Petroleum) verbrennt iſothermiſch, wofür die Einführungsvorrichtung ſorgt und zwar in der Weiſe, daſs das jeweils einfallende Brennſtoffquantum dem jeweils iſothermiſch vorgeſchriebenen Volumen entſpricht. Iſt das Brennſtoffquantum vollſtändig verzehrt, ſo expandieren die Gaſe adiabatiſch bis zur unterſten Kolbenſtellung.

Die in Caſſel vorgeführte Maſchine*) war jedoch nicht ein Dreicylindermotor, ſondern eine verticale Eincylindermaſchine für Petroleumbetrieb von 20 indicierten Pferdekräften; dieſelbe ſtand mit einem kleinen cylinderförmigen Stahlreſervoir in Verbindung, welches ſtändig Luft von 45 Atmoſphären Spannung enthielt und die Einſpritzung des Petroleums über den Kolben des Arbeitscylinders beſorgte; dieſes Reſervoir wurde durch eine an dem Geſtelle der Maſchine angebrachte und von der Triebwelle in Bewegung geſetzte Luftpumpe geſpeiſt.

Ueberraſchend ſchnell erfolgt die Ingangſetzung des Motors durch das Oeffnen eines Verbindungshahnes zwiſchen Luftaccumulator und Maſchinencylinder, ſo daſs entgegen den anderen Gas- und Petroleummotoren hier die Inbetriebſetzung augenblicklich erfolgt, was für Tramway, Motorwagen und Locomotiven von ganz außerordentlichem Werte ſein wird.

Anfänglich hat Dieſel die Waſſerkühlung bei ſeinen Maſchinen weggelaſſen, während dieſelbe jetzt durchgehends angewendet wird. Der Erfinder ſagte diesbezüglich bei der Verſammlung in Caſſel Folgendes: „Es iſt irrig zu glauben, daſs der Waſſermantel den Effect behindert, er iſt das, was der Condenſator bei der Dampfmaſchine, alſo nicht ein theoretiſches Uebel, ſondern eine praktiſche Nothwendigkeit; das Beſtreben, die Waſſerkühlung bei Gasmotoren zu vermeiden, iſt dasſelbe, wie wenn man bei Dampfmaſchinen an Condenſationswaſſer ſparen wollte."

Was den Brennſtoffverbrauch bei der vorgeführten Maſchine von 20 Pferdekräften betrifft, ſo betrug derſelbe im Mittel nur 250 Gramm Petroleum pro Pferdekraftſtunde und fiel auch bis auf 234 Gramm für dieſelbe Leiſtung. Das ſpecifiſche Gewicht des verwendeten Petroleums war 0·795 Kilogramm; der Brennwert desſelben betrug 10.206 Calorien.

Wir geben nunmehr einige von Prof. Schröter mitgetheilte Prüfungsreſultate über die Functionierung des erwähnten Verſuchsmotors im Nachſtehenden wieder:

Wie bereits erwähnt, iſt derſelbe für 20 Pferdekräfte conſtruiert, er arbeitet im Viertakt, der Kolbendurchmeſſer beträgt 250 Millimeter, der Kolbenhub 390 Millimeter; die effective Arbeit bei voller Belaſtung wurde mit 17·8 Pferdekräften, bei halber Belaſtung mit 9·58 Pferdekräften feſtgeſtellt. Der Petroleumverbrauch betrug nach mehrtägiger Beobachtung 4·24 Kilogramm bei voller Belaſtung, 2·66 Kilogramm bei halber Belaſtung; alſo im erſteren Falle 0·238 pro effectiver Pferdeſtärke und Stunde. Profeſſor Schröter faſst ſein Urtheil über den Dieſel'ſchen Motor in folgender Weiſe zuſammen: Der Verbrennungsproceſs bei dieſem Wärmemotor läſst an Vollkommenheit und Vollſtändigkeit nichts zu wünſchen übrig; die Abgaſe ſind faſt ganz geruchlos, was auch als Beweis dafür gelten kann, daſs von den Verbrennungsgaſen unverbrauchter Brennſtoff nicht mitgeriſſen wird. Die Abweſenheit jeder Zündvorrichtung, der vollſtändig ruhige ſtoßfreie Gang der Maſchine, die Erhöhung des thermiſchen Wirkungsgrades bei halber Belaſtung zeigt die Ueberlegenheit dieſes Motors gegenüber den beſtehenden vollkommenſten Motoren.

Schließlich kann nicht genug Wert auf den Umſtand gelegt werden, daſs der Dieſel'ſche Motor ebenſo ökonomiſch als kleiner wie als großer Motor arbeitet, weshalb das durch die Anwendung der Dampfmaſchinen bedingte Centraliſationsprincip und das Beſtreben, möglichſt große Motoren zu bauen, nunmehr in vielen Fällen verlaſſen werden kann. Der volkswirtſchaftliche Wert dieſes [illegible] [illegible] ganz unabſehbarer Bedeutung und eröffnet [illegible] Motors in der Kleininduſtrie und im Gewerbeweſen. Leicht zu conſtruieren, einfach zu warten und aufzuſtellen, von kleinen Dimenſionen, als zweipferdiger Motor relativ ebenſo billig arbeitend wie ein 200pferdiger, iſt derſelbe prädeſtiniert, das Kleingewerbe umzugeſtalten, welches nach Löſung der Credit- und Capitalbeſchaffungsfrage mit der Großinduſtrie auf manchen Gebieten zu concurrieren imſtande ſein wird. Doch ebenſo wird dieſer Motor, der bereits endgiltige Proben ſeiner Verwendbarkeit gegeben hat, in der Induſtrie, im Schiffsbau, bei den Eiſenbahnen als Locomotive, bei den Tramways und für die Motorenwagen (Automobilen) ausgebreitete Verwendung finden.

Gegenwärtig iſt der Erfinder damit beſchäftigt, in der Augsburger Maſchinenfabrik einen 150pferdekräftigen Dreicylindermotor zu erproben, bei dem ausſchließlich die Steinkohlenfeuerung zur Anwendung gelangen ſoll. Der Brennſtoff wird jedoch nicht mehr in Pulverform, ſondern durch Benützung eines Kraftgasgenerators im gasförmigen Zuſtande in Verwendung genommen werden.

Es kommt wohl hierdurch wieder ein Wärmeverluſt in Frage, doch iſt anzunehmen, daſs man mit den perfectionierten Kraftgasgeneratoren 90 bis 98 Procent der Wärme an die Maſchine wird abgeben können; wobei noch zu beachten iſt, daſs ja auch die zu gewärtigenden Verbeſſerungen des neuen Motors ſelbſt nicht unweſentlich den Schluſseffect beeinfluſſen werden. Eine Vereinigung des Gasgenerators, in welchem der Brennſtoff erſt vergast, dann dem Motor zugeführt wird, ſoll die endgiltige Verdrängung der bisher gebrauchten Dampfmaſchinen vorbereiten.

Angeſichts ſolcher Ausſichten darf man wohl ſagen, daſs die auf theoretiſch unanfechtbaren Principien beruhende Conſtruction des neuen Motors einen ganz ungeheuren Fortſchritt im Maſchinenweſen bedeutet und daſs die bis zu einer ungeahnten Höhe gebrachte thermiſche Wirkung desſelben als eine volkswirtſchaftliche Errungenſchaft von unberechenbarer Wichtigkeit bezeichnet werden kann.

Ingenieur Anton Braun.

Die öſterreichiſche Frau.*)

Das Weib iſt als Hauptbeſtandtheil des Weltbildes naturgeſchichtlich und außerdem durch ihre cultuell viel wechſelvollere Stellung als die des Mannes und durch ihr pſychiſch viel erregbareres Weſen als das des Mannes ein unerſchöpfliches Motiv der Betrachtung.

Nicht allein, daſs die Frauen der verſchiedenen Völker markantere Charakterunterſchiede aufweiſen, als die Männer, aus dem einfachen Grunde, weil die Grade ihrer Unterdrückung unterſchiedlich ſind, während die Männer überall das Heft in Händen haben — aber ſelbſt die getrennten Zweige des einen germaniſchen Urſtammes weiſen noch Unterſchiede auf. Wie verſchieden iſt die öſterreichiſche und die deutſche Frau geartet! Man könnte flüchtig ihr Specificum mit den Schlagwörtern bezeichnen: hie äſthetiſcher Sinn, hie Gemüthstiefe! Doch damit wären nur die Ausläufer und nicht der volle Umfang, der zuſammenſchießende Complex der Eigennatur ſignaliſiert. Der äſthetiſche Sinn der Oeſterreicherin, ſpeciell der Wienerin, iſt auch nicht in theoretiſcher, kunſtwiſſenſchaftlicher Bedeutung zu nehmen; darin reicht ſie lange nicht an die Deutſche hinan. Der äſthetiſche Sinn der Wienerin bezieht ſich lediglich auf die Ausſchmückung und Verſchönerung ihrer Erſcheinung und der Staffage um ſich; er bewegt ſich ſomit nicht nur im rein decorativen Niveau, ſondern er löſt ſich in purer Eitelkeit auf. Nun verlegt aber die ſteigende Cultur den Wert des Menſchen mehr und mehr nach dem Innern. Hier liegen die Triebfedern, durch welche man über die trübe Niederung zu einer edleren Sphäre hinaufgezogen wird. Schon ein Sprichwort — und in einem ſolchen liegt doch immer ein Stück volksthümliche Weisheit — ſagt: „Man empfängt dich nach dem Kleide, das du anhaſt, aber man entläſst dich nach dem Geiſte, den du gezeigt haſt", und ein Matador der ſpeculativen Weisheit, E. v. Hartmann, der geniale Schöpfer der „Philoſophie des Unbewuſsten", ſagt direct, daſs die Schönheit der äußeren Erſcheinung wohl bei den Griechen viel galt, bei den Modernen gelte ſie nicht. Ja, Philipp Mainländer, der Schöpfer der „Philoſophie der Erlöſung", behauptet ſogar, daſs durch das Eingezwängte und Naturwidrige des modernen Lebens das Menſchengeſchlecht thatſächlich ſtändig an Schönheit abnehme.

Demnach ſteht die Bilanz für den Wert des Schönheitsſinnes der öſterreichiſchen Frau nicht allzu günſtig. Wenn aber die Wienerin gleichwohl mehr als jede andere Tochter germaniſcher Abkunft flüchtige Effecte durch die Ausgeſtaltung ihrer Erſcheinung erzielt, ſo ſchwindet dieſer beim Sinnenmenſchen erlangte Succès vor dem ethiſchen Wertmeſſer in ein frivoles Nichts, gegenüber den Wirkungen, welche edle Gemüthsbeſchaffenheit hervorruft, gegenüber dem Treu und dem Segen, den dieſe verbreitet. Die Gemüthstiefe, der Quell und Motor, der die deutſche Frau in Bewegung ſetzt, iſt der Antipode der Eitelkeit; denn während dieſe die engherzigſte und verſteckteſte Form des Egoismus iſt, weil ſie faſt ſtets mit Neid gepaart erſcheint, iſt das weiche und feine

*) [illegible]

Gemüth ein ebenſo ſehr aufnehmender als labender Born. Und dieſe altruiſtiſche Dispoſition des Gefühls führt zum Drang nach Erweiterung der Anſchauung, führt zur Bildung und zum intellectuellen Wachsthum. Wie viel höher und reifer die weibliche Bildung in der Kaiſerſtadt an der Spree als in der Kaiſerſtadt an der Donau iſt, beweiſt mit unwiderlegbarer Logik die Thatſache des jüngſt ſo glänzend abgelaufenen Frauencongreſſes in Berlin.

Daſs die leichtlebige öſterreichiſche Frauenwelt hauptſächlich durch die Triebfedern des ſchönen Scheins und des Plaiſirs in Bewegung geſetzt wird, liegt ſchon darin ausgedrückt, daſs ſie in ihrem Haushaltungsbudget häufig Erſparniſſe am Nothwendigen macht, um dem Luxuriöſen fröhnen zu können. Die echte Wienerin denkt wie König Hieronymus von Weſtphalen: „morgen wieder luſtig“. Die deutſche Frau denkt: „morgen wieder Aufgaben“; ſie hat häufig die Gewohnheit, das Regiſter derſelben auf einem Täfelchen über ihrem Schreibtiſch zu notieren. Es liegt auch ein Charakteriſtikon darin, daſs in der Wohnungseinrichtung der Wienerin der Toilettentiſch, mit ſeinen dem Dienſte der Venus geweihten kosmetiſchen Ingredienzien, ein ornamentales Hauptſtück iſt. In der Wohnungseinrichtung der deutſchen Frau hingegen iſt ein wichtiges Hauptſtück der kleine mit zierlichen Utenſilien geſchmückte Schreibtiſch; es iſt dies der dem Cultus der Arbeit geweihte Altar.

Dieſer Unterſchied iſt nicht bloſs im Weſen der Frau, ſondern auch in dem begründet, was die Männer in ihr pouſſieren und fetieren. Die Wienerin iſt dem allem zufolge ſeduiſſanter, ſie iſt flott und agacierend; ſie plaudert mit Friſche und Sicherheit von den allerabgeſtandenſten Nichtigkeiten. Häufig zeigt ſie auch eine kecke Schlagfertigkeit, die ihr nicht übel ſteht, weil ſie das Zeichen von Unerſchrockenheit iſt. Und der Wiener nährt und provaciert dieſe Eigenſchaften, denn er ſucht im geſelligen Umgang Unterhaltung (der Deutſche ſucht Anregung) und Tändelei.

Die deutſche Frau iſt ſchwerer und bedächtiger in ihrem Darleben. Aber jede deutſche Frau iſt auch mehr oder minder Erbin der Kaſſandranatur, vor der ſich die Tiefen des Lebens aufthun. Im täglichen Leben voll ſelbſtloſer Fürſorglichkeit und Hüterin der reinen Sitte, kann ſie in großen Situationen ein bewunderungswürdiges Urtheil und heroiſche Thatkraft entfalten. Nur an die hingebende Seelenſtärke der deutſchen Frau konnte Schiller denken, als er der Gertrud im Tell die Worte in den Mund legte:

„Ich bin dein treues Weib
Und meine Hälfte ford'r ich deines Grames.“

Für eine öſterreichiſche Frau müſste dies vielleicht ſo parodiert werden:

„Ich bin dein putzſüchtiges Weib
Und meine Hälfte ford'r ich deines Vermögens.“

Die belletriſtiſche Darſtellung iſt das Urbild und der Spiegel des geſellſchaftlichen Lebens; ſie ſchafft den Geiſt desſelben, aber ſie erzeugt ihn auch aus den Bildern, die ſie aus demſelben auffängt. Sie empfängt ihre Motive aus der Geſellſchaft und ſtreut in dieſelbe giftige, wie veredelnde Keime aus. Somit iſt es auch natürlich, daſs die literariſche Behandlung der Frau ihrem localen Typus entſpricht. In den novelliſtiſchen Sittenbildern der öſterreichiſchen Autoren (in der höheren Literatur wird ſie hier nicht behandelt) beſteht die Macht und der Wertmeſſer der Frau in ihren Reizen, in der Anziehung und dem Unheil, den ihr hergerichtetes Aeußere ausübt. Und das ſtändige Leitmotiv iſt dies: daſs die Gattin dem Gatten mit einem Verehrer durchgeht und dieſer ihr ſpäter mit einer anderen durchgeht, nachdem er in der Sache ſchon Praxis erlangte. (Ferd. v. Saar, „Frauenbilder“, in naiverer Form Kartweis „Grüne Liebe“ u. a. m.)

Eine objective pſychiſche Analyſe der Frauennatur, ein fachliches Secieren des weiblichen Seelenlebens, nahm in Oeſterreich niemand vor, außer Herr v. Carneri in einem Eſſay. Hingegen thaten dies verſchiedene hervorragende Denker und Geiſter in Deutſchland, wo die Frau auch in den anſpruchsloſeren Literaturproducten nach dem geſchätzt wird, was ſie charakterologiſch aus ſich auswirkt. Und ſo wird die Oeſterreicherin auch durch den literariſchen Motor dazu geführt oder darin beſtärkt: daſs es ihre Aufgabe ſei, das Leben zu leben; während die Deutſche durch denſelben Motor darin befeſtigt wird, daſs es ihre Aufgabe ſei, das Leben zu verwerten.

Daſs die Frau in Deutſchland als ein höheres Problem angeſehen wird, daſs ſie hier eine ernſtere und nachdrucksvollere Geiſtesſtellung einnimmt, iſt — obgleich unbedingt durch die hohe Cultur — doch in der Hauptſache auf ihren Einfluſs in der Epoche der Romantiker zurückzuführen. Eine Zeitrichtung, wie dieſe, wo Goethe von Frau v. Stein, Varnhagen von Rahel, Schleiermacher von Henriette Herz und Schelling von Karoline beeinflusst und gefördert wurden, kannte Oeſterreich niemals. Ueber den Einfluſs der Frau von Stein auf Goethe ſchreibt Erich Schmidt Charakteriſtiken p. 310, daſs ſie „zur Klärung, Befreiung, ſymboliſchen Verallgemeinerung, zur Harmonie und Formveredelung ſeiner Poeſie beigetragen.“ Und daſs die begeiſterte Kunſtempfänglichkeit von Karoline in Schelling die ſeinſinnigen, kunſtphiloſophiſchen Gedanken anregte, iſt unzweifelhaft.

Da die Weltentwicklung nicht bloſs kosmiſch, ſondern auch culturell eine pragmatiſche iſt, da ſich alles Beſtandene aus dem Geweſenen ergibt, ſo muſs dies wohl auch hier der Fall ſein, und ein Rückblick auf jene geiſtig getragene Epoche mag dazu beigetragen haben, daſs ſchon Hippel der Frau die Fähigkeit zuerkannte, an der Berufsthätigkeit des Mannes zu participieren. Von den objectiv-pſychiſchen Charakteriſtiken der Frau iſt wohl die von Bogumil Goltz die populärſte. Weniger populär aber überaus feinſinnig iſt W. v. Humboldts Schilderung der weiblichen Eigennatur. Hingegen ſpricht für die Verbreitung von Bebels Buch „Die Frau“ einfach ſchon die Thatſache, daſs es bereits in der 16. Auflage erſchienen iſt. Fällt in dieſem Buche der Accent auf die ſocial-ökonomiſchen Verhältniſſe, ſo fällt er in Graf du Monts Schrift „Das Weib“ auf die naturgeſchichtlichen. Nahida Remys vielgeprieſenes Buch „Das jüdiſche Weib“ gibt eine hiſtoriſch äußerſt vertiefte und glänzende Schilderung der Frau eines durch grauſame Erſchütterung ſich fortfriſtenden Volkes.

Von den Betrachtungen, welche die hervorragendſten philoſophiſchen Denker der Jetztzeit der Frauenwelt widmeten und die durch ihre Tiefe und Feinheit den eigentlichen Grundſtock unſerer Kenntnis des weiblichen Innern bilden, beanſpruchen Lotzes analytiſche Daten umſo höheres Intereſſe, als ſich in ihm der große Pſychologe mit dem Mediciner vereinigt findet und er ſomit berufen geweſen wäre, anatomiſch bedingte Mängel in Rechnung zu bringen. Lotze ſchreibt nun (Mikrokosmus Bd II, p. 340): „Ich glaube nicht, daſs die intellectuellen Fähigkeiten der Geſchlechter ſich anders als durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsintereſſen unterſcheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was weiblicher Verſtand nicht einſehen könnte, aber ſehr vieles, wofür die Frauen ſich nie intereſſieren lernen.“

Zu den Dingen, wofür die Frauen ſich nie intereſſieren werden, gehört wohl der allgemeine und abſtracte Begriff der Gerechtigkeit. Denn nach Lotzes Ueberzeugung beruht jede große organiſatoriſche That des Mannes auf dem Princip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daſs zuerſt den allgemeinen überall giltigen Bedingungen der Wahrheit genügegeleiſtet werden muſs, ehe von dem Erfolge die Rede ſein darf. „Des Weibes richtiger und zum Glücke des Lebens nicht minder nothwendiger Glaube iſt es, daſs kein Allgemeines, keine Form jemals einen ſelbſtändigen unbedingten Wert habe, ſondern nur das Lebendige, zu deſſen Begründung beide führen mögen; aus dieſem Glauben fließt alle Verſöhnung und alle Schönheit des Lebens, denn ſie beruht überall auf dem Grundſatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern“ &c. (ibid. p. 371.)

Daran ſchließen wir die Urtheile der glänzendſten Vertreter der Schopenhauer'ſchen Schule an. Und dieſe lauten durchaus nicht im misgünſtigen Sinne ihres Meiſters, der übrigens in verſchiedenen Punkten ſeiner in dieſer Frage noch beſonders galligen Auffaſſung durch den Fortſchritt der Frauenbildung widerlegt worden iſt. So z. B. darin, daſs das weibliche Geſchlecht „mit mehr Fug als das ſchöne, das unäſthetiſche Geſchlecht“ genannt werden müſste, weil die Frauen „weder für Muſik, noch Poeſie, noch bildende Künſte wirklich und wahrhaft Sinn und Empfänglichkeit haben, ſondern bloße Aefferei; zum Behufe ihrer Gefallſucht iſt es, wenn ſie ſolche affectieren und vorgeben“ (Parerga, § 369) — die Ausſtellungen, die Büchermärkte und die Concertpodien belehren uns eines anderen.

Schopenhauers berühmteſter und glänzendſter Adept, Eduard v. Hartmann, äußert in der „Philoſophie des Unbewuſsten“ (Auflage 5, pag. 359): „Es iſt nicht zuviel geſagt, daſs für einen jungen Mann edler weiblicher Umgang weit fördernder iſt als männlicher, und in umſo höherem Maße, je philoſophiſcher der Mann veranlagt iſt.“

Und Hartmann betont auch in ſeiner Autobiographie (in „Studien und Aufſätze“, Berlin 1876) den Einfluſs, den edle Weiblichkeit auf ſeinen Bildungsgang und ſeine Gemüthsentwicklung ausgeübt hat. Er ſpricht ſich ferner in verſchiedenen Stellen ſeiner gelehrten Schriften ſehr feinſinnig über das weibliche Geſchlecht aus und ſagt: „Das echte Weib iſt ein Stück Natur, an deſſen Buſen der dem Unbewuſsten entfremdete Mann ſich erquicken und erheben und vor dem reinen lauteren Quell alles Lebens Achtung bekommen kann.“ *)

Julius Bahnſen ſeinerſeits, ein durch Genialität und beſonderen Scharfſinn hervorragender Jünger Schopenhauers, hat in zwei ſeiner Werke Sectionsbefunde aus dem pſychiſchen Organismus des Weibes regiſtriert (in „Realdialectik“, Bd. II, und in „Charakterologie“, Bd. II), von denen hier einige Bruchtheile Platz finden mögen. Er ſagt, daſs das „Ewig-Weibliche“ „das ganz in ſich verbleibende Gemüth“ ſei, das ſeiner „umfaſſenden Glaubensloſigkeit“ ſich ſelbſt kaum bewuſst wird. „Ein Sänger, halb und halb Weber, durchzittert ihn das verſchwiegene Fühlen“. Für die recipierte Anſicht, daſs die Frau keine Abſtractionen faſſen kann und daſs ſie ſich alle Begriffe anſchaulich ausgeſtalten muſs, bringt er Folgendes: „Das edle Weib empfindet und verzeichnet jedes Vergehen gegen Sitte und Sittlichkeit unmittelbar als Unrecht ... Es iſt wahr: zur Jurisdiction nach codificierten Geſetzen iſt das Weib nicht tauglich; ... die Gerechtigkeit des Weibes iſt jene [illegible] der [illegible] geſchriebenen Geſetze, als deren Priesterinnen wir die Antigone und

*) [illegible]

Digitized by Google

Goethes Iphigenie kennen“. („Charakt.“ II., pag. 306). Eine ungeahnte aber ſtarke Uebereinſtimmung mit Lotze.

Dieſe Auszüge beſagen hinreichend, daſs die Frau in Deutſchland als ein höheres und würdigeres Problem aufgefaſst wird, als in Oeſterreich. In Deutſchland wird ihr die Miſſion zuerkannt: veredelnd auf das Gemüth zu wirken und mildernd und verſöhnend in die Diſſonanzen des Lebens einzugreifen; in Oeſterreich hingegen erfüllt ſie ihre Miſſion, wenn ſie ſich mit den Verführungskünſten auszurüſten verſteht, um alle Schwachheiten des Mannes zu fördern und mit ihm im ſchwülen Taumelreigen über das Leben hinwegzugaukeln. Die Miſſion der deutſchen Frau gipfelt darin, eine Caritas, die der öſterreichiſchen, eine Circe zu ſein.

Heidelberg. Dr. Suſanna Rubinſtein.

Tyre Rein.

Jonas Lie iſt gleichſam das Centrum der norwegiſchen Dichtung. Von ſeiner großen, einfachen Natur dringen befruchtende Strahlen in alle Künſtlerſeelen ſeines Landes. Man ſieht aus jedem ſeiner Werke, wie er die Meiſter ſeiner Nation erzogen hat, die, wenn ſie ihn auch an Genialität übertreffen, von ſeiner ruhigen, unerſchütterlichen, aus dem fruchtbarſten Erdboden ſtammenden Weisheit Kraft und Saft gezogen haben. Manchen hat der Ruhm über ihn geſtellt. Man ſpricht jetzt mehr von Ibſen, Garborg, Hamſun als von dem alten Lie. Ihre Quellen findet man in ihm. Wie reich mußte der ſein, der ſo Reichen zu geben hatte! Jonas Lie iſt der Ibſen des Romanes oder wahrer ausgedrückt: Ibſen iſt der Lie des Dramas. Jonas Lie hat es als erſter gewagt und vermocht, mit moderner Kunſt das Leben der Bourgeoiſie zu zeichnen, alſo das, was in unſerer Vorſtellung als die platteſte Wirklichkeit lebt, für die moderne Kunſt zu gewinnen. In dieſem trockenen Boden wurzelt Jonas Lie, aus ihm zog er die Stärke ſeiner Natur und — ſiehe! — während Tauſende darin verſchmachten, gab es dieſem Einen die herrlichſten Schätze. Was den anderen als Brachfeld erſchien, aus dem man nur fliehen müſſe, ſei es in die romantiſchen Länder der Phantaſie oder in die Märchengegenden der Geſchichte oder in den überwuchernden Garten des eigenen Ichs, das gab dieſem Einen die Krone des Dichters und die Reichthümer eines Fürſten. Wieder ward klar: alles, was lebt, harrt auf ſeinen Dichter, alles Seiende, mag es den Millionen noch ſo dürftig ſcheinen, hält im Innerſten einen Schatz verborgen, wartend auf den, der ihn hebe. Für die Künſtlerſeelen gibt es keinen Unterſchied in den Objecten. Alles Wirkliche iſt ihnen willkommen. Sie ſind die Zauberer, die es von der falſchen Form des Täglichen befreien, die ſein Ewiges, Unendliches ans Licht bringen. Sie ſind die großen Reiniger und Erhalter der Dinge. Was der Dichter berührt hat, hat den Balſam, der es unſterblich macht im Reich des Geiſtes. Die Menſchheit kann es nicht mehr verlieren. Darum wartet jede neue Zeit, jede neue Lebensform ſehnſüchtig auf ihren Dichter, weil ſie ſich vor dem Untergange, vor der Einmaligkeit und Nutzloſigkeit ihres Daſeins bewahren will. So ſind die Dichter die wahren Baumeiſter der Menſchheit. Um jede neue Entwicklung der Menſchheit erhöhen ſie das Gebäude der Cultur. Ohne ſie würde das Koſtbarſte zugrunde gehen. Und indem ſie auch das Künftige ahnend in ſich tragen, weiſen ſie dem Werdenden und Gewordenen Ziel und Richtung. Nur Solche ſind Dichter, anderen gebürt dieſer hohe Name nicht. — — —

Der neue Roman Jonas Lies Tyre Rein, eine Geſchichte aus Urgroßvaters Haus, hat einen ſimplen Stoff. Man wundert ſich nachträglich, wie aus dieſen einfachen Fäden ein ſo herrliches Gewebe werden konnte, wie es dem Weber gelingen konnte, aus bloßem Garn einen Königsmantel zu ſchaffen.... Der Roman hat nur ein paar große Capitel, die wie Acte eines Dramas wirken. Der erſte: „Stillleben“. Wir treten in das Haus des Bezirksrichters Orning. Die fünf Töchter ſind in der Wirtſchaft thätig. Sie richten dem neuen Aſſeſſor, der heute ankommen ſoll, das Zimmer ein. Dabei plaudern ſie. Wie ſie, in der Erwartung des unbekannten Mannes, über ihn phantaſieren, öffnet ſich die Seele eines jeden Mädchens und entblößt ihre geheime Hoffnung, Sehnſucht und damit ihr kommendes Schickſal. Die ſtolze und leidenſchaftliche Natur der Aelteſten, Alida, die von der reichen Tante an einen Ungeliebten verlobt wurde, zeigt ſich zuerſt. Man merkt, daſs ſich dieſes Weſen nicht biegen läſst, daſs ſie ihr Leben ſelbſt beſtimmen wird. „Ihr Geſicht hatte feſte, charaktervolle Züge, die ſie viel älter als ihre fünfundzwanzig Jahre erſcheinen ließen, — die feinen, ſcharfen Züge einer alten Familie“. Merete, die Jüngſte, die das Leben noch nicht bedrückt hat, die noch von den [illegible] Träumen ihrer Entwicklungszeit gleichſam umhüllt wird [illegible] Erkenntnis der Wirklichkeit, Harten, [illegible] vor dem Erwarteten. [illegible]

[illegible]

die ſich vor allem auf die Eroberung des reichen Aſſeſſors freut und endlich Barbara, die Ziehtochter, „fett, rundlich von einem ganz andersartigen Familientypus mit einem gutmüthigen, ausgeprägt praktiſchen Geſicht und ein paar kleinen, ſcharfen, blauen Augen“. — Am nächſten Tage hört man einen Wagen anrollen. Der neue Aſſeſſor, Tyre Aakiſen Rein ſteigt aus. Der Haushund bellt den Fremden wüthend an. Der Aſſeſſor geht zu dem Hunde, ſpricht mit ihm, darauf kriecht Ajax tief in ſeine Hütte hinein, als ſchäme er ſich wegen ſeines ſchlechten Betragens. Der Fremde, der ſo unverſehens in dies weiche Neſt von jungen Mädchen und Frauen verſchlagen wurde, zeigt ſich als ein rauher Sonderling, der mit Thieren beſſer zu leben weiß als mit ſanften Menſchen. In dem Maße, wie die vier Schweſtern ihre Anſprüche auf ihn aufgeben, wächſt die Liebe der jungen Merete zu ihm. Ja, ſie hatte ihn ſchon geliebt, bevor ſie ihn geſehen. Am Tage vor ſeiner Ankunft ſah ihre erregte Phantaſie ihn in einer Viſion, ſah ſie ſtarr vor Entſetzen den ſchmerzvoll leidenden Ausdruck auf ſeinen Zügen. Während um die beiden her ſich das vielfältige Leben der Familie abſpinnt, Marianne ihren Verehrer ſtehen läſst, Alida den Verlobten zurückweiſt, um den armen, aber geiſtig hohen Koigſtadt zu heiraten, Zwieſpalt zwiſchen Vater und Mutter erregt und wieder beigelegt wird, zwiſchen den reichen und den armen Jahreszeiten, lärmenden Feſten und tiefer Einſamkeit, wächſt Meretes und Tyre Reins Liebe, bis ihre Seelen ineinanderſchlagen und ſie ſich für das Leben verſprechen. Meretens Liebe iſt ohne Grenzen, ohne Bedenken, ohne Flut und Ebbe, in immer gleicher Höhe: die Liebe der Frau zu ihrem Erlöſer, der ihr die Pforten jenes Gefängniſſes öffnet, in dem ſie, unbewuſst ihrer Kräfte, ein vegetatives Leben führte, und ſie hinaus zum bewuſsten Leben für den Geliebten leitet. Aber Rein kann dieſe Liebe nicht wiedergeben. Er erlebt das umgekehrte Märchen von der Meluſine in ſich. Tyre Rein iſt ein vom Leben Ausgeſchloſſener, ein von den Menſchen und ihrer Geſellſchaft durch das Schickſal Getrennter. Darum hat er ſich mit ſeiner leidenſchaftlichen Seele an die Natur, an Jagd und Thiere gebunden. Da erlebt er den Erſatz für die menſchlichen Freuden. Erſt die Liebe zu Merete bringt ihm den heftigen Kampf. Jetzt muſs es ſich entſcheiden, in welches Reich er kommen ſoll, in ſein einſames, in dem er ſo lange ausgeharrt hatte, oder in das bewegte, menſchliche, dem ſeine Braut angehörte und welches er mied, weil er fühlte, daſs ihn etwas ewig von dort trenne. Seine Natur ſiegt. In das Alte kann er nicht zurück, vor dem Neuen hält ihn das Entſetzen ab. Einen Tag vor der Hochzeit thut er das, was als dumpfe Ahnung ihn früher nie ſein Glück hat genießen, ihn nie an ſein Glück hat glauben laſſen. Er ſtürzt ſich in den Strom. Merete lieſt ſeine zurückgelaſſenen Briefe. „— — — Es hat nichts genützt. — Es hat nichts genützt. Ich glaubte, ich könnte ihm entfliehen, indem ich in die Stadt zog, ins Ausland reiſte! — Mich aber kann die Einſamkeit des Daſeins mitten im Menſchengewühl überfallen und zwar da am ſchlimmſten! — Sie ſtehen ſo klar vor mir, meine früheſten Eindrücke! — Ich ſaß auf der Erde und ſpielte und hörte die gedämpfte Unterhaltung meiner Mutter mit der Hebamme, — wie etwas, das einem Nagel und dem Anſatz zu einem Finger glich, mir, als ich ein Jahr alt war, aus dem Rücken operiert wurde. — Es war ein Nagel und nicht die Spitze einer Klaue, verſicherte die Madame. Und die Mutter legte wiederholt Nachdruck darauf, daſs es verſchwiegen werden müſſe. — Ich konnte ſeither an nichts weiter denken. Es ſtand mir immer vor der Seele, ich fühlte gleichſam einen Griff in den Rücken, als ſei etwas Unſichtbares hinter mir drein. — Und dann dieſe Sage von den Miſsgeburten in unſerer Familie, die in unſerem Hauſe durchſickert, — von etwas, das in jedem ſiebenten Glied geſühnt werden muſste. — Ich fieng an, die Menſchen zu ſcheuen — ſuchte die Einſamkeit, hatte zu Zeiten das fürchterliche Gefühl, in meinem Körper eine zweite Perſon zu beſitzen, mit mir herumzuſchleppen, deren Zehen und Hände aus mir hervorguckten — — —“. Dies war der geheimnisvolle Grund von Tyre Reins Menſchenſcheu und Angſt vor dem Glücke. Er fühlte ſich als ein Gezeichneter, als einer, der fremden, unheimlichen Mächten verfangen war, die es nicht zuließen, daſs er durch die Liebe eines reinen unſchuldigen Kindes von ſeinem Fluch erlöſt werde.... Das letzte Capitel „Epilog“ handelt nach 30 Jahren. An dem ehemaligen Hofe Ornings reſidiert jetzt der reiche und mächtige Koigſtadt mit ſeiner Gattin Alide. Die zwei Jungfernſtübchen aus der Bezirksrichters Zeit werden jetzt von Fräulein Merete Orning bewohnt. Sie hütet beſtändig das Bett und es hat ſich in der jüngeren Generation gleichſam etwas Sagenhaftes um ſie gewoben. Nach dem Tode ihres Bräutigams blieb ſie immer bettlägerig.... Jetzt beſucht Marianne, die eine ſtattliche Matrone mit weißen Haarpuffen geworden iſt, in deren pockennarbigem und ein wenig knochigem Geſicht ein paar lebhafte Augen ſich zuweilen zu einem Blinzeln zuſammenkniffen, als forſche ſie, was den Dingen zugrunde liege, ihre Schweſter Merete, die „ihren großen Kummer nicht verwinden konnte“. „Marianne blinzelte mit einem [illegible] Ausdruck zu der Schweſter hinüber: — Es war mir früher immer ſo traurig zu denken, daſs du dalagſt, Merete.

[illegible] aber habe ſo angefangen, mich damit auszuſöhnen. Wenn man ſo [illegible] und aus einem Guts [illegible], wird man auch ganz und gar [illegible]“ [illegible] nicht mehr imſtande, es mit der Welt [illegible].“

Digitized by Google

Da klopfte das Mädchen an die Thür und rief Frau Marianne zum Thee hinunter.

Marianne ſtand einen Augenblick da, als kämpfe es in ihr.

Dann beugte ſie ſich über die Schweſter und flüſterte in heftiger Gemüthserregung:

„Wäre mir eine große Liebe im Leben beſchieden worden, — ſo würde ich gern daliegen, wo du liegſt, Merete!“ —

So ſchließt dieſes Buch in den mildeſten Accorden, ähnlich wie die Muſik des Liebestodes in Triſtan und Iſolde. Der tiefe Dichter der „Niobe“ und des „Großvaters“ hat ein neues Kunſtwerk geſchaffen. Jonas Lies letzte Bücher ſind die Vollkommenheit. Das Herrliche und Große, das Tragiſche und Heitere des Lebens werden mit höchſter künſtleriſcher Reife zu einem Neuen, Organiſchen verbunden, das uns wie ein zweites reicheres Leben erſcheint, aber doch fortwährend mit dem Wirklichen in Beziehung bleibt, immer auf das Wirkliche als auf ſeinen Grund weiſt. Indem Jonas Lie ein von allen kleinen Zufälligkeiten, Grauſamkeiten und ſinnloſen Häſslichkeiten gereinigtes Stück des Lebens mit der Kraft ſeines Künſtlerthums dargeſtellt hat, wo jedes Wort und jeder Menſch eine tiefe Beziehung zu dem von ihm erkannten Geſetzen des Seins hat, leiſtete er Vollkommeneres als die Natur ſelbſt. Alle Perſonen, die er geſchildert, haben jene eigenthümliche myſtiſche Schönheit, die nur der Künſtler vermöge ſeiner intuitiven, angeborenen Kräfte ſchon im Leben an den Menſchen ſieht. Die Uebrigen, die den ſechsten Sinn nicht haben, können das erſt genießen, wenn es ihnen der Dichter in ſeinem Werke reicht. Darum erſcheint ihnen an ſeinen Geſtalten etwas Ueberirdiſches, ein innerer Glanz und ein Maß der Bewegungen, das ſie ſelbſt im Leben nie wahrzunehmen vermochten, und darum danken ſie dem Dichter, der ihnen wie ein Gott ſcheinbar nicht Exiſtierendes zeigt und zum Genuſſe ſchenkt. Jonas Lies Dichtung iſt das in den Dingen und Menſchen liegende Ideal ihrer ſelbſt. Ja man kann ſagen, er hat wie jeder große Dichter das höchſte Menſchliche geleiſtet, indem er die Formen ſelbſtſchaffend und vorauswiſſend darſtellte, nach denen ſich das Leben vermöge der in ihm treibenden Kräfte ſehnt und die es einmal erreichen wird.

Max Meſſer.

Plaudereien über Kunſt.

Von W. M. Hunt.*)

Der amerikaniſche Kunſtſchriftſteller F. P. Stearns erzählt in ſeinem letzten Buch: Ich erinnere mich, William Hunt, den Porträtmaler, 1872 auf den Shoals-Inſeln geſehen zu haben. Er ſah wie ein Araber aus, mit einem Bart, der faſt zum Gürtel reichte, und einem ausgeſprochen ſemitiſchen Kopf, aber er hatte ein ariſtokratiſches Weſen und das Benehmen eines Mannes, der zu befehlen gewohnt war. Seine Freunde ſprachen gerne davon, wie ähnlich er Titian und dem franzöſiſchen Künſtler Horace Vernet ſähe. Trotz ſeiner ſtolzen Weiſe war er ein weichherziger Menſch und kam, wenn ihn etwas drückte, ſtets zu Levi Thaxter,**) der ein ungewöhnlich ſympathiſcher Menſch war. Im Jahre 1879 kam er wieder auf die Inſeln, vor häuslichem Unglück fliehend. Er litt gleichzeitig an großer Nervoſität, der Folge von Ueberanſtrengung beim Malen zweier ungeheuerer Bilder in der Halle der New-York Assembly in Albany, und war nicht mehr fähig, zu arbeiten. Gegen eines allein hätte er ankämpfen können, aber beides zuſammen war zu viel für ihn. In einer dunklen regneriſchen Nacht verließ er die Villa Thaxters zu ſpäter Stunde — er ſah ſehr traurig und finſter aus. Am nächſten Morgen wurde ſein Leichnam in einer Ciſterne für friſches Waſſer, die in einer Schlucht zwiſchen den Felſen angelegt war, gefunden. Es gab Leute, welche meinten, ſein Tod konnte durch Zufall erfolgt ſein, aber der alte Doctor Bowditch ſagte: „Meine Freunde, er hatte nur zu viel Grund dazu“. Von all den Schiffbrüchen an dieſer gefährlichen Küſte war das wohl der traurigſte und tragiſcheſte! Es fehlt nur wenig, und man könnte William Hunt einen der größten Maler nennen.

*

Unſer ganzes Leben vergeht im Aufpaſſen auf Kleinigkeiten. Wir ſträuben uns immer, groß zu ſehen, ein Ganzes zu erfaſſen.

Es iſt mehr Phantaſie nothwendig, um ein menſchliches Weſen darzuſtellen, als zu allen Drachen der Welt.

Dieſes Allesmögliche thun, um den Leuten zu gefallen! Sie werden dich haſſen und du wirſt es ihnen doch nicht recht machen. Viele von uns leben für den Kritiker und er lebt von uns. Er opfert ſich nicht auf! Er kriegt ſoundſoviel für die Zeile, wenn er eine Kritik ſchreibt. Wenn die Vogel Zeitung leſen würden, ſie würden alle ihr Singen ändern wollen. Die Papageien würden mit den Nachtigallen tauſchen wollen. Was das für eine Komödie gäbe!

Male zu deinem Vergnügen! Ich kehre mich nicht daran, ob meine Malerei Erfolg hat oder nicht. Der Erfolg mag ſpäter kommen.

Aber Niemand hat etwas Großes geleiſtet, ohne zu denken und ohne Ehrfurcht. Ich glaube an eine Arbeit nach dem Grad des Ernſtes, der auf ſie gewendet wurde. Glaubt einer, Michael Angelo habe ſein Werk in der Sixtina ſo leicht hingemalt!

Stelle auch nicht zu große Anſprüche an dich ſelbſt! Das „Selbſt“ hält es nicht aus. Es lähmt das Schaffen. Vorwärts! Schaffe! Schaffe! und halte nicht an, um zu urtheilen, bis das letzte Werk erſchienen iſt. Pferde, die ein Rennen über vier Meilen gewonnen haben, ſind gewiſs nicht nach der erſten Meile ſtehen geblieben, um ihren eigenen Schritt zu beurtheilen. Das werden ſchon die anderen thun, und wenn ſie Luſt haben, ſich damit zu beſchäftigen, ſo laſſ' ſie's thun! Aber hinter dir!

Ich glaube, der ſicherſte Platz, den man einnehmen kann, iſt, über das hinaus zu ſein, wo man angegriffen wird! Laſſ' die Kritik und die Hiſtoriker ſich mit Aas beſchäftigen, aber ein Schaffender muſs immer in der Gegenwart leben!

A propos „Selbſtkritik“: Ich bin überzeugt, wenn die beſte Henne der Welt nach jedem Ei, das ſie legt, erſt lang herumſchauen würde, um es zu kritiſieren, — kein einziges Küchlein würde ausgebrütet. Aber mit lauter Legen und Legen und Brüten und Brüten überträgt die Henne alle Verantwortlichkeit auf die Küchlein!

„Ich weiß nicht, wie ich den Mund machen ſoll!“

Der Mund iſt kein Schlitz. Er iſt wie eine Trompete geformt. Wie Etwas, durch das ein Ton kommen ſoll.

„Wie ſoll ich die Töne miſchen, wenn ich dieſen Kopf male?“

Frag' mich nicht! Ich weiß nicht, wie! Um das Wie ausfindig zu machen, würde ich zehn Millionen Meilen weit auf den Knien hinrutſchen.

Der Kampf einer Farbe mit einer anderen erzeugt Farbe.

Das hellſte Licht in einem Geſicht ſitzt gewöhnlich an der Stelle, die zuerſt naſs wird, wenn man in den Regen hinausgeht.

Wenn du Sonnenlicht dort hinter den Bäumen zu malen verſuchſt, leg' los und krieg' es licht genug! „Welche Farben ſoll ich nehmen?“ Ich ſchere mich nicht darum, was für Farben du nimmſt, nur Eins, mach's licht, wo es licht iſt.

Halte dich nur nicht durch Ueberängſtlichkeit auf. Setz' frei hin, was dir das Rechte ſcheint! Setz' es hin, wie es dir recht ſcheint, und es wird der Wahrheit viel näherkommen, als wenn du's anders machſt.

Wenn du den Stengel einer Blume malſt, ſetz' deinen Pinſel an die rechte Stelle und mal' ihn feſt herunter, und in Einem Pimpel, nicht tick, tick, tick! Und fürchte dich nicht!

„Würden Sie Herrn A. malen — wenn ich ihn dazu überreden könnte, Ihnen zu ſitzen?“

Ich mag keine überredeten Modelle. Ich könnte keine Katze malen, wenn ſie religiöſe, abergläubiſche oder andere Scrupeln hätte, zu ſitzen.

Setz' das hin, was du brauchſt, um das Ding zum Ausdruck zu bringen! Alles iſt ſchön! Das iſt das Geheimnis! Die Leute ſehen die Schönheit dieſes Bodens mit ſeinem Licht und Schatten und ſeinen Farben nicht. Sie ſehen nur Schmutz und Flecke.

Mit dem ewigen Vorſichtigſein verliert man alle Freiheit der Bewegung und kommt noch dahin, alles nur mit den Fingerſpitzen anzufaſſen. Eine Katze packt die Maus nicht mit den Krallen allein. Sie ſchlägt von den Schultern aus, nachdem ſie einen Sprung mit den Hinterbeinen gemacht hat.

Du muſst eine Menge Papiere verderben, darum iſt meine Bitte: Thu' es mit Wonne! Du wirſt dadurch Freiheit der Bewegung lernen. Wenn ein Kind ſo pedantiſch und zimperlich in ſeinen Verſuchen zu ſprechen wäre, wie wir es ſind, wenn wir verſuchen, gewiſſe kleine Formen und Farben darzuſtellen, es würde nie ſprechen lernen!

Man könnte ebenſo gut glauben, daſs man ſchießen lernen kann, indem man ein Korn Pulver nach dem andern abſchießt. Nein! Die ganze Ladung muſs abgefeuert werden, richtig oder falſch! Die Richtung mag anfangs falſch ſein, aber die Kugel wird ſchon irgendwo eine ſichtbare Wirkung ausüben; und wenn ſie's an der falſchen Stelle thut, ſo muſs man die Richtung ändern, aber nicht die Kraft.

Jage deinem Schatten nach, wenn du willſt, aber jag' nie nach Originalität!

Die Fehler! Unſere ganzen Fortſchritte beruhen auf dem Fehlermachen! Komm' vorwärts, indem du Fehler machſt! So wie der Krebs, der rückwärtsgeht und vorwärtskommt.

Statt daſs du eine Leinwand zum Malen bereitſtehen haſt, ſollteſt du vierzig haben und nur zum Vergnügen darauf malen. Handſchuhe habt ihr immer vorräthig. Nun, Leinwand braucht ihr geradeſo.

Arbeite ſo lang, als du dir klar biſt, was du zu thun haſt! Keinen Augenblick länger!

Buchſtäblich kann man die Natur nicht nachahmen, aber man muſs Mittel finden, um das zum Ausdruck zu bringen, was man darſtellen will. Als Paul Veroneſe ſeine Bilder malte, wuſste er, wo ſie geſehen werden würden? Manche waren 40' lang. Wenn man ſich nahe zu ihnen hinſtellt, mag man das finden, was man „Fehler“ nennt; aber ich ſage euch, er wuſste, warum er dieſe Mittel und keine anderen gebrauchte. Man mag ſagen, er war „das und jenes [illegible]“, aber er hat uns gezeigt, wie gewiſſe Wirkungen zu [illegible] ſind. Man thäte gut daran, die Erfahrung von Leuten, die [illegible]

* Wir veröffentlichen hiemit, in der Deutſchen Ueberſetzung [illegible] [illegible] Auszüge aus [illegible] W. M. Hunts [illegible] (W. M. Hunts Talks on Art) [illegible] Houghton, Mifflin and Company [illegible] [illegible] den Künſtler [illegible] [illegible] ſeines [illegible] gemacht, [illegible] hat.

**) Dem Gatten der [illegible] Celia Thaxter.

Digitized by Google

habt haben und wuſsten, was ſie thaten, als bewieſen anzunehmen. Paul Veroneſe wird immer als großer Maler gelten, und bis wir nicht dahingelangen, größer zu ſein als er, müſſen wir gelten laſſen, daſs er recht hatte. Daſſelbe gilt von Michael Angelo. Möge man nur behaupten, daſs er die Muskeln verrenkte, daſs er einzelne Theile auf Koſten anderer übertrieb. Er, gleich Veroneſe, machte nie einen Strich, der unnöthig war.

Wir ſind, Gott ſei Dank, ſo weit, daſs wir an die größten Menſchen, die je gelebt haben, glauben. Finden wir einen Weg, unſer Werk mit geringerem Aufwand zu vollenden, gut! Paul Veroneſe gibt uns das Reſumé der Dinge. Velasquez malte Hände mit zwei Pinſelſtrichen. In der Nähe der Leinwand würde man glauben, ſeine Hände hätten nur drei Finger, aber in der Entfernung, in welcher er ſie geſehen haben wollte, waren es vollkommene Hände!

Es wäre für mich ſo bequem, zu euerer Bewunderung für Maler, die nicht die größten ſind, „Ja“ zu ſagen, denn euere Anſichten zu bekämpfen iſt mir nicht gerade „ein Vergnügen“, und ich habe die feſte Ueberzeugung, daſs ihr keinen Begriff von der großen Kunſt habt! Nebſtbei will ich euch ſagen, daſs ihr nicht berechtigt ſeid, mit zwanzig Jahren Urtheile auszuſprechen über dieſe großen Künſtler, die niemals erreicht, nie übertroffen werden.

Die Wahrheit iſt, wir müſſen bei den Werken dieſer Männer das, was die Leute Fehler nennen, hinnehmen, und uns ſelbſt fragen, ob es nicht vielleicht Vorzüge wären.

Was für ein Geſchrei iſt über Michael Angelos „Moſes“ mit den Hörnern erhoben worden! Michael Angelo fühlte, daſs Moſes gehörnt ſein muſs! Um ihn darzuſtellen, bedarf er mehr als eines Mannes mit einem langen Bart, und man muſs die Hörner acceptieren, geradeſo wie ein Wort, deſſen Nothwendigkeit ein Dichter fühlte und es prägte.

Wir müſſen glauben, daſs an der Vergangenheit etwas war! Die Vergangenheit hat Homer, Shakeſpeare und Michael Angelo hervorgebracht. Fälle kein Urtheil über ſie, ehe du reif biſt! Wozu dir deine eigene Zukunft verſperren! Laſs ſie offen! Auf daſs du einſt glauben könneſt!

Man könnte gerade ſo gut auch ſagen, die Egypter begiengen einen Fehler, indem ſie ihren Figuren ſo lange Arme machten! Nein, ſie thaten es mit Abſicht. Auf ihren Sculpturen findet man ſchöne Geſichter, ſchöne Hälſe, aber Hände ohne Activität. Sie glaubten eben nicht an die Activität, ſondern an die Ruhe.

Sei überzeugt, daſs dieſe alten Geſellen, die nun einmal exiſtiert haben, die Dinge mehr liebten, als wir ſie je lieben werden. Sie ſtanden dabei und rangen damit.

Mach' die Sachen! Bleib nur bei den Fehlern! Eines Mannes Naſe mag zu lang ſein, aber ſie gehört zu ihm und Gott hat ſie erſchaffen. Solange wir nicht darangehen einen Gegenſtand darzuſtellen, ſehen wir nicht all ſeine Vorzüge.

Um auf unſere Zeit zu kommen: Vor fünfzehn Jahren ſagte Jedermann, Delacroix iſt ein Narr! Konnte nicht darſtellen, was er wollte, ohne ſein apartes Kreuzundquerhudeln! Und was weiter? Mal' du einfach drauf los, aber bring das heraus, was du willſt! Schmier' kreuz und quer, ſchütte ein Tintenfaſs drüber! Bring's nur heraus! Mach' es wie Benvenuto Cellini: nimm all deine Vaſen und ſchmilz ſie ein, nur damit dein letztes Werk ſo wird, wie du es haben willſt!

Vor fünf Jahren hätte kaum ein Individuum in Boſton auf Corot einen Blick geworfen! Vor zwanzig Jahren hätte Niemand in Europa ihn gekauft. Er war ſo „ſonderbar“! Chriſtoph Columbus war es auch! Der Pionier iſt immer ſonderbar!

Das bloß literariſche Kunſtwiſſen zählt für nichts. In all meiner Unwiſſenheit weiß ich mehr von Homer, als ein Profeſſor der griechiſchen Sprache von Phidias. Er ſagt mir, wann er geboren war. Auch eine Ratte iſt zur ſelben Zeit geboren worden.

„Aber warum ſind Sie ſo ſehr gegen Kunſtliteratur eingenommen?“

Weil ſie mich bei meiner Arbeit mehr hindert als mich fördert. Ihre Vorſtellung von Kritik iſt Fehlerfinden! Sie ernennen ſich ſelbſt zu Richtern in einem Fach, in dem ſie keine Meiſter ſind. Ihr ganzes Wiſſen kommt vom Leſen, nicht vom Sehen. Wenn ihre Aufnahmsfähigkeit fein genug ſein wird, den erſten Keim von Etwas, das nie zuvor geſehen worden war, zu entdecken und zu ermuthigen, dann allein können ſie uns helfen!

Ich möchte die Namen von Schriftſtellern hören, welche Turner, Rembrandt, Millet und Blake erkannten, ehe ſie Vierziger waren!

Einer Vorleſung über Kunſt würde ich ebenſo bereitwillig zuhören, als ich Muſik riechen oder das Recept für einen Plumpudding [illegible].

Sokrates.

Im Namen des alten Sokrates haben ſich [illegible] einige junge Wiener [illegible] „[illegible]“ [illegible] Doch meinen [illegible] Schule oder Secte [illegible] tragiſch [illegible] [illegible]

ſie gar nicht, nicht der Ausdruck einer wiſſenſchaftlichen Ueberzeugung, ſondern eben eines Glaubens, das heißt einer beſtimmten Gemüthsverfaſſung und Lebensſtimmung. Wer dieſe hat, den laden ſie zu ſich ein; um ſo ein neuer Sokratiker zu werden, muſs man es von ſelbſt ſchon ſein, ſie geben einem dann nur noch die Worte dazu. Beweiſen wollen ſie nichts. Sie ſagen bloß: ſo fühlen wir; fühlſt du wie wir, ſo gehörſt du zu uns; dann komm, wir wollen uns zuſammen unſeres ſchönen Gefühles freuen und es recht lieb haben. Ihr Gefühl iſt eine ſtille Sicherheit, daſs dem Menſchen im Leben und im Tod nichts geſchehen kann, weil das Schickſal den Sinn hat, jeden ſeiner höchſten Schönheit zuzuführen, manche durch das Glück, andere auf eine dunkle und ſchmerzliche Weiſe. Sokrates haben ſie ſich zum Patron genommen. Mag man ihnen zeigen, daſs er ſich von ihrem Glauben nichts träumen ließ, mag Nietzſche recht behalten, der in ihm den großen Verderber der alten Cultur durch den Verſtand ſah, mag ſogar ihre ſo artiſtiſche Empfindung mit ſeinem unmyſtiſchen, bloß verſtändigen Weſen unverträglich ſein, daran liegt nichts: dieſer Glaube iſt nun einmal in einigen Jünglingen lebendig, wir ſpüren ihn um uns walten; betrachten wir ihn! Hören wir an, wie er die Räthſel unſerer Exiſtenz zu deuten ſucht. Eine kluge, ruhig ſprechende und durch eine leiſe Ironie angenehm aufgehellte Broſchüre, „Grundlegung der neuſokratiſchen Philoſophie“,*) von Dr. Heinrich Gomperz, dem Sohne unſeres Philoſophen, mag uns dabei helfen.

Die Broſchüre hat drei Theile: einen hiſtoriſchen, der das Weſen des Sokrates und ſeine Lehre ſchildert, einen pſychologiſchen, der den „guten Mann“ im ſokratiſchen Sinne zeigen will, und einen ethiſchen, der von der „Paidia“ handelt; den beiden erſten folgen Zwiſchenreden, um allerhand Zweifel und Scrupel zu beſchwichtigen, dem letzten ein Anhang „von den Göttern“. Das Weſentliche des neuſokratiſchen Glaubens ſcheint nun in zwei Lehren enthalten zu ſein: in der Lehre vom „guten Mann“ und in der Lehre von der „Paidia“. Alles andere ſoll nur dieſe bekräftigen.

„Dieſes Eine muſs man für die Wahrheit halten“, läſst Plato in der Apologie zuletzt den Sokrates ſagen, „für einen guten Mann gibt es kein Uebel, weder im Leben noch im Tode“. Wir wiſſen nicht, ob Sokrates in ſeiner größten Stunde ſo geſprochen hat. Aber wir dürfen den neuen Sokratikern wohl zuſtimmen, daſs Plato ohne Zweifel das Letzte, das Tiefſte über ſeinen Meiſter zu ſagen, ja das eigentliche Geheimnis ſeiner Natur zu offenbaren glaubte, wenn er ihn von der Welt mit dieſen Worten ſcheiden läſst. In ihnen gedenkt er das ſokratiſche Weſen auszuſagen, nach ihnen haben ſich die neuen Sokratiker verbunden. Sie hätten es auch im Zeichen des Horatio thun können, von dem Hamlet daſſelbe ſagt: daſs er Stöß' und Gaben vom Geſchick mit gleichem Dank genommen. Für dieſen Horatio, für jenen Sokrates kann es keine Pein oder Noth mehr geben, weil ſie in ſich wiſſen, daſs alles, was ihnen das Schickſal zuweiſt, den Sinn hat, ihre ganze Schönheit zu entfalten. Dieſer Glaube läſst ſie zur ἀταραξία kommen: wer ihn hat, braucht nichts außer ſich, weil ihm von außen nichts gegeben werden kann, was ihm nicht ſchon von innen, indem ſein Los abgeſponnen wird, zukommt; mit ſeinem Leide oder ſeiner Freude iſt er ſich ſelbſt genug, denn es kann ihm nichts Gutes, nichts Böſes zugefügt werden; was er zu erleben ſcheint, iſt doch nur der Schatten, den ſeine Seele in die Welt wirft. Und dieſer Glaube läſst ſie zur ἀταραξία kommen, zur tiefen Ruhe des Gemüthes, das in keiner Prüfung mehr verzagen kann; er macht ſie immun gegen den Schmerz: mag der Körper ſtöhnen, der Geiſt weiß, daſs es zur Schönheit iſt, und ſo werden wir halb lachend, halb weinend bei unſerem Schickſal ſtehen, wie die Schüler um den ſterbenden Sokrates.

Παιδιᾶς χάριν, pflegte Sokrates zu ſagen. Das heißt: als ob es ſich bloß um ein Spiel handeln würde. Dies iſt die zweite Lehre: das Leben iſt kein Ernſt; lernt es als ein bloßes Spiel empfinden! Man bemerkt, daſs es das Gefühl des reinen Artiſten iſt. Shakeſpeare hat es ausgeſprochen durch den weiſen Jacques, der auch unter die Kirchenväter der neuen Sokratiker gehört:

„Die ganze Welt iſt Bühne
Und alle Frau'n und Männer bloße Spieler.“

In jenem Zuſtande der „Ruhe und Gelaſſenheit“ kann der Menſch „auf ſeinen Gefühlen ſpielen wie auf einer Claviatur; jede neue Erregung wird ihm nur den Anſchlag einer altvertrauten Taſte bedeuten, an die ſich ohne gewaltſame Erſchütterung des Ganzen eine liebgewordene Melodie knüpft; er beherrſcht ſeine Leidenſchaften in ihrer höchſten Steigerung wie der dramatiſche Dichter in ſeinen Schriften; auf ſolche Weiſe erzeugt eine vielfältige Gefühlserfahrung die wahre und unerſchütterliche Selbſtbeherrſchung, die Gelaſſenheit auf alles Neue, die Ruhe im Sturm.“ [illegible] Der wahrhaft ſokratiſche Menſch wird erkennen, daſs „er alle jene [illegible] von [illegible] und [illegible], [illegible] ungleiche [illegible] lediglich aus [illegible] ungleichmäßig [illegible] in die Welt hineingetragen hat, daſs dieſe aber an ſich nichts als ein einheitliches, ſtreng nothwendiges [illegible], und daſs [illegible] nichts er[illegible] [illegible] in ſeiner [illegible] und gleich

*) [illegible] 1897.

Digitized by Google

förmigen Beſtändigkeit als ein anfang- und endloſes Spiel abwickelt, als eine göttliche Komödie, deren ſämmtliche Theile, ob ſie nun die Menſchen Glück oder Unglück nennen, er mit gleicher, fürder nicht mehr zu erſchütternder Gemüthsruhe, aber auch mit gleichem Antheil und mit gleicher Heiterkeit umfaſſen wird.“ Laſſet uns alſo Artiſten werden! Ich weiß nicht, was Sokrates dazu geſagt hätte, aber Apoll hätte ſolche Jünger geſegnet. In der That, den heiligen Namen des Apoll ſollten ſie auf ihre Tafel ſchreiben: das ewig Apolliniſche iſt es, das aus ihnen redet: „Die Paidia, welche alle Menſchen zu einem ſchöpferiſchen Wollen hinführen wird, wird auch alle anderen Thätigkeiten, die auch um fremder Zwecke willen geübt werden können, zum Rang der Kunſt erheben. Und nicht nur dieſe. Sie wird alle Menſchen, die ſich ihr hingeben, zu Künſtlern machen, ſie wird auch den ärmſten Lohnarbeiter, der tagaus tagein dieſelbe Handreichung verrichtet, lehren, dieſe ſeine Handreichung nicht mehr als eine von der Noth erzwungene Knechtesarbeit, ſondern als eine frei gewollte Schöpfung anzuſehen und zu lieben. Es wird geſchehen, was einſt ein neuſokratiſches Schulhaupt verkündet hat, daſs der einfachſte Bauer auf die Frage: Warum ackerſt du? nicht mehr antworten wird: um zu leben! ſondern παιδιᾶς χάριν; und daſs der weiſeſte Gelehrte auf die Frage: Warum ſinnſt du? nicht mehr antworten wird: um der Menſchheit zu nützen! ſondern ganz ebenſo: παιδιᾶς χάριν. So wird der Menſch Gott ähnlich werden, der gewiſs auf die Frage: Warum haſt du die Welt geſchaffen? nur antworten könnte: des Spieles halber, παιδιᾶς χάριν.“ Man hat oft von mir verlangt, doch einmal zu definieren, was ich denn unter Cultur verſtehe, da ich immer von ihr rede. Nun kann ich es einmal: wo die Geſinnung, die dieſe Worte ausſprechen, zur Herrſchaft gekommen iſt, ſo daſs man ſie in allen Geberden der Menſchen zu jeder Zeit ſpürt, dort iſt Cultur. Unſere Sehnſucht, aus einer ſchlechten Zeit zur Cultur zu gelangen, iſt der Sinn der neuen Sokratiker.

Herr Dr. Gomperz erzählt, daſs der Bund der neuen Sokratiker ſeit 1890 beſteht und langſam aber ſtetig an Bekennern zunimmt. Ich habe mehr erfahren wollen und bei einem der neuen Sokratiker angefragt. Ich will einiges aus ſeiner Antwort mittheilen, er wird die Indiscretion dem Journaliſten verzeihen. „Die neuſokratiſche Schule beſteht ſeit December 1890, zu welcher Zeit zwei Gymnaſiaſten in der Octava den Plato laſen und aus dem οὐκ ἔστιν ἀνδρὶ ἀγαθῷ κακὸν οὐδέν der Apologie die Conſequenz zogen, daſs ihnen in der Bank alle Sechſer, die der Profeſſor auf dem Katheder in den Katalog eintragen könnte, nichts anzuhaben vermöchten. Leo Haas nahm dieſes neue Dogma ſofort zum Anlaſs, um ſich παιδιᾶς χάριν zum Papſt der neuen Religion auszurufen. Es bildete ſich dann nach der Matura ein Verein „Club der Sokratiker“, der anfänglich fünf Mitglieder zählte: die „kirchliche“ Organiſation beſtand daneben fort. Die Jahre vergiengen. Allmählich und unmerklich, ja zum Theil unabhängig voneinander wurden die Mitglieder der tiefen Bedeutung des von ihnen anfänglich mehr äußerlich bekannten Glaubens inne. Der Tod unſeres Freundes Sul*) trug dazu das ſeinige bei. Seit etwa zwei Jahren wurde eine mündliche Propaganda entfaltet und die Schule über den Kreis des „Clubs der Sokratiker“ hinaus ausgedehnt. Heute zählen wir nach zwei Todesfällen vierundzwanzig Sokratiker. Unſere Organiſation iſt noch immer eine ſtreng kirchliche, doch dürfte in nächſter Zeit manches, was rein äußerlich von den chriſtlichen Kirchen herübergenommen wurde, modificiert werden. Allein eine ſtraffe Organiſation der ‚Schule‘ iſt der Sache weſentlich.“

Hermann Bahr.

*) [illegible] Gomperz in Nr. 126 der „Zeit.“

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Graf Badeni ſteht feſter denn je.

•

Graf Badeni iſt ſchlauer als noch irgendwann, irgendwo, irgend ein Miniſter war. In anderen Ländern pflegen Miniſter danach zu ſtreben, Ruhe und Ordnung zu ſtiften und den ganzen Regierungsapparat ſo glatt zu ſtellen, daſs er förmlich von ſelbſt geht. Wie dumm! Gerade dadurch macht ſich der derartige Miniſter ſelbſt überflüſſig und ruft den Neid aller Miniſtrabeln wach, an dem er ſchließlich auch zu Grunde geht. Ganz anders der kluge Graf Badeni! Als er ſein Amt antrat, herrſchte wieder einmal eine leidliche Ruhe und Ordnung in Oeſterreich, die auf alle Miniſtrabeln im Lande eine unwiderſtehliche Anziehungskraft ausübte. Graf Badeni war ein vielbeneideter Premier, der auf allen Hintertreppen Rivalen begegnete, die ſich gern an ſeine bequeme Stelle hätten ſetzen wollen. Darum hat Graf Badeni mit zielbewuſster Sicherheit binnen kürzeſter Zeit gründlich Wandel geſchaffen. Mit eiſerner Hand hat er die Unruhe und Unordnung im Lande wiederhergeſtellt, in einem Maße, wie es ſeit einem Menſchenalter in Oeſterreich nicht mehr dageweſen iſt. Und nun ſind auch alle ſeine Rivalen wie mit einem Zauberſchlag von der Bildfläche verſchwunden. Es gibt keinen Menſchen von Namen, der ſowenig Ehrgeiz und ſoviel Selbſtlosigkeit beſäße, um ſich in dieſem Chaos die Nachfolgerſchaft des Grafen Badeni zu wünſchen. Graf Badeni iſt unentbehrlich geworden. Gelingt es auch weiterhin, die Unruhe und Unordnung im Lande aufrechtzuerhalten, ſo kann er bis an ſein ſelig Ende Miniſterpräſident bleiben. Für den Augenblick jedenfalls ſteht er feſter denn je.

•

Ausgleichende Gerechtigkeit: Erfolgreiche Miniſter ſterben an ihren Erfolgen. Miſserfolgreiche Miniſter leben von ihren Miſserfolgen.

•

Der Juſtizminiſter Graf Gleispach läſst einen älteren Erlaſs veröffentlichen, in welchem er den Staatsanwälten eine anſtändigere, minder kleinliche Behandlung der Abgeordneten empfiehlt. Die thatſächliche Praxis der Staatsanwälte ſteht in vollſtem Widerſpruch zu dieſem Erlaſs. Wozu alſo gibt Graf Gleispach dieſen ſeinen Erlaſs in die Zeitungen? Offenbar um zu zeigen, daſs er im Juſtizreſſort nichts zu ſchaffen hat. Das haben wir aber doch ſchon früher auch gewuſst.

•

Confiſciert!

•

Der Schwiegerſohn in spe des Unterrichtsminiſters Baron Gautſch, ein gewiſſer Baron Klein v. Wieſenberg iſt dieſer Tage, unter Präterierung diverſer Vormänner zum Statthaltereiſecretär ernannt worden. Dieſes ſprungweiſe Avancement hat ſelbſtverſtändlich in Beamtenkreiſen eine Miſsſtimmung erregt, die ſich aber bei genauerer Prüfung als unbegründet erweiſt. Baron Gautſch, der gerechteſte Menſch, den man ſich denken kann, empfindet den Vorgang durchaus nicht als eine Ungerechtigkeit. Er verſichert im Gegentheil, daſs er glücklich wäre, wenn die Vorſehung ihm ſo viele heiratsfähige Töchter beſcheert hätte, als es Staatsbeamte in Oeſterreich gibt, und jedem Staatsbeamten die Gelegenheit zu einem außerordentlichen Avancement verſchafft hätte. Leider verfüge aber er — Freiherr v. Gautſch — nur über eine heiratsfähige Tochter, mit der den Avancementsbedürfniſſen aller Staatsbeamten leider nicht genügt werden könne. Doch ſei es für die Staatsbeamten immerhin ein Troſt, daſs bei uns auch für Miniſtertöchter die Monogamie eingeführt ſei, da ja anderenfalls ein Miniſter ſich den Spaſs erlauben könnte, ſeine Tochter gleichzeitig mit zehn Staatsbeamten zu verheiraten und dadurch zehn Präterierungsreihen auf einmal zu ſchaffen. Wir hoffen, daſs dieſe Auseinanderſetzung „nach Thunlichkeit“ dazu beitragen wird, die erregten Gemüther der präterierten Beamten zu beruhigen.

•

Das Reichenberger Kreisgericht hat die Weiterverbreitung des Badeniſchen Geheimerlaſſes verboten, das Wiener Oberlandesgericht hat ſie erlaubt. Infolge deſſen wird der vom Reichenberger Kreisgerichte verbotene Erlaſs in Wiener Blättern ungeniert nachgedruckt. Das iſt ein Uebelſtand, gegen den es nur eine Hilfe gibt: daſs nämlich das Reichenberger Kreisgericht die Räthe des Wiener Oberlandesgerichtes wegen Verleitung zur Weiterverbreitung einer verbotenen Druckſchrift nach § 24 des Preſsgeſetzes einmal ordentlich verdonnere.

•

Die wackere „Reichswehr“ iſt gründlich abgeführt. Der in der letzten Nummer geführte ſtricte Nachweis ihrer Revolverei hat das ſonſt ſo freche Blatt zum Schweigen gebracht. Meine Mahnung, daſs Herr David ſich in Acht nehmen ſolle, mir noch einen „moraliſchen Fußtritt“ zu ertheilen, weil ſonſt leicht er dabei auf die Straße fliegen könnte, hat ſich der Adreſſat, Herr David, wohlweislich zu Herzen genommen. Das Reſultat unſeres kleinen Sommerfeldzuges gegen die „Reichswehr“ läſst ſich jetzt feſtſtellen: ihre Officioſität, bezeugt durch Herrn Dr. Peez, und ihre Revolverei, bezeugt durch Herrn Szávolszky, ſind nunmehr notoriſche Thatſachen geworden. Die reichen Herren, denen Graf Badeni und Herr v. Bilinski ihr officiöſes Schmerzenskind anhängen wollten, die Herren Dr. Peez, Krupp, v. Schoeller ſind aus der Combination ausgeſprungen, und der Graf Badeni und Herr von Bilinski haben mit ſauerſüßer Miene wieder die koſtſpielige Alimentierung der „Reichswehr“ auf ihre ärariſchen Schultern nehmen müſſen. Da ſie jedes Anſehens in der Oeffentlichkeit beraubt iſt, kann ſie dem Miniſterium auch nicht den geringſten Nutzen bringen. Die „Reichswehr“ iſt jetzt unbeſtrittenermaßen das theuerſte Maculaturpapier der Welt. Aber es iſt gut, daſs ſie weiter erſcheint. Denn ſie wird uns ſicherlich noch manchen Spaſs bereiten. Und für unſer Vergnügen iſt uns nichts zu theuer, beſonders wenn es vom Grafen Badeni und Herrn v. Bilinski bezahlt wird.

•

Fürſt Bismarck konnte von ſich ſagen: Anſtändige Menſchen ſchreiben nicht für mich“. Graf Badeni kann noch mehr von ſich ſagen: auch fähige Menſchen ſchreiben nicht für ihn.

Volkswirtſchaftliches.

Es währt nun ſchon etwa ein volles Jahr, daſs mit nur vorübergehenden Unterbrechungen Gold in ungewöhnlich großen Mengen nach Oeſterreich hereinſtrömt und noch hat es nicht den Anſchein, als ob wir am Ende dieſer Bewegung wären. Um etwa hundert Millionen hat der Goldſchatz der Bank in dieſer Zeit zugenommen: die ſichtbaren Goldvorräthe der Monarchie dürften heute circa 550 Millionen betragen: der Banknotenumlauf iſt mit etwa 65 Percent in Gold gedeckt und für die noch circulierenden Staatsnoten befindet ſich die volle Golddeckung in den Staatscaſſen. Von der factiſchen Aufnahme der Barzahlungen ſind wir nichtsdeſtoweniger noch ziemlich weit entfernt: erſt müſſen die noch circulierenden 126 Millionen Staatsnoten aus dem Verkehr gezogen ſein; eine Reihe Valutagesetze muſs votiert werden, welche vorausſichtlich nur gemeinſam mit den Ausgleichsvorlagen zur Erledigung gelangen können, und das wird immerhin noch einige Zeit brauchen. Endlich wird es gut ſein, noch eine minder günſtige Strömung vorübergehen zu laſſen, ehe man die unabänderliche Aufnahme der Barzahlungen vornimmt.

Digitized by Google

ſtrom, welcher ſich gegenwärtig über Oeſterreich ergießt, iſt, und das iſt die Kehrſeite der Medaille, doch nur eine Folge der zunehmenden Capitalsverſchuldung ans Ausland, theils durch Begebung unſerer Anlehen im Ausland, theils durch den Abfluſs unſerer älteren Effectenkategorien ins Ausland. Und dieſe Bewegung darf nicht ohne Gefahr für die Zukunft ins endloſe fortgeſetzt werden und kann es auch nicht, denn ſowohl Wandlungen der internen Wirtſchaftslage als auch Veränderungen am auswärtigen Capitalsmarkte, etwa ein Rückſchlag in der induſtriellen Epoche, müſsten eine Stockung des Effectenexports und eine Rückwanderung unſerer Titres zur Folge haben, welche bedeutende Anforderungen an unſeren Goldſchatz ſtellen würden. Indes erfreuen wir uns heute ſchon der wichtigſten Vortheile der Valutaregulierung, der ſtabilen Wechſelcourſe und des billigen Geldſtandes, ohne daſs wir die bei Vermeidung einer Kataſtrophe unabänderlichen Verpflichtungen der Barzahlung auf uns nehmen würden.

*

Das Anwachſen des Goldſchatzes legt den Gedanken nahe, daſs der Verſuch gemacht werde, eine **Goldcirculation** im Lande zu erzeugen. Ob das heute ſchon praktiſch wäre, iſt die Frage; wir glauben, daſs es vorläufig noch richtiger iſt, in Fechterſtellung zu verweilen und zu dieſem Zwecke das Gold concentriert zu halten; denn ſo wenig dies heute auch zu erwarten ſteht, kann ſich doch die Goldſtrömung binnen wenigen Tagen vollkommen ändern. Etwas anderes iſt es, daſs man etwas Gold dem Publicum abzugeben verſuche, mit dem Gedanken, die Theſaurierungs- und Schmuckverwendungs-Bedürfniſſe des Publicums zu ſättigen und insbeſondere deren ungefähren Umfang kennen zu lernen, damit ſpäterhin, wenn es mit der Aufnahme der Barzahlungen ernſt wird, nicht zu große Mengen Goldes zu ſolchen Zwecken aus dem Verkehre verſchwinden. Um dies zu bewirken, gibt es verſchiedene Wege. Der praktiſcheſte Weg ſcheint uns der zu ſein, daſs ein Theil der Gehalte der Beamten der großen Inſtitute, ſpeciell aber der Staatsbeamten, insbeſondere in der Provinz, eine Zeit lang in Gold ausbezahlt werden, weil das Publicum den von dieſer Seite kommenden Zahlungen in Goldmünzen am wenigſten Miſstrauen entgegenſetzen dürfte. Indes Eile hat es damit gewiſs nicht, und welcher Weg dabei eingeſchlagen wird, iſt ziemlich gleichgiltig.

*

Bei dieſer Gelegenheit ſei der **geſchmackloſen Reclame** erwähnt, welche die Wiener Preſſe den bei der Goldeinlieferung mitwirkenden Banken und Bankhäuſern, ſowie deren Angeſtellten macht. Es ſoll gar nicht beſtritten werden, daſs dieſe Goldoperationen im öffentlichen Intereſſe liegen, auch nicht, daſs der Nutzen, den die vermittelnden Firmen erzielen, ein beſcheidener iſt, und daſs deren Diſponenten das Geſchäft meiſt recht gut verſtehen. Aber Anſpruch auf tägliche Reclame in einem Dutzend Tagesblätter haben dieſe Inſtitute und deren Angeſtellte darum noch lange nicht, ſo wenig als es jemandem einfallen würde, ihnen ein Loblied zu ſingen, wenn ſie Creditactien im Arbitragewege zu ihrem Vortheil hinaus- oder hereinſchicken, oder wenn der Bäcker ſeine Semmeln verkauft und damit ein gewiſs weit dringenderes öffentliches Bedürfnis befördern hilft. Die Herren machen einfach ihr Geſchäft, und wenn ihr Nutzen gering iſt, ſo iſt die Concurrenz daran ſchuld, vielleicht auch ein bischen Eitelkeit daſs ihr Name am nächſten Tag in der „Neuen Freien Preſſe“ zu leſen ſei.

Ch.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Oeuvre, „La comédie de l'amour“ von Ibſen. Théâtre d'auditions, „L'Escarcelle“ von André Sergh; „Deux coqs vivaient en Paix“ von Martin-Laudelle; „Vers l'aube“ von Maurice Landay. Odéon, „Don Juan en Flandre“ von Virgile Josz und Louis Dumur. **Berlin.** Berliner Theater, „d' Jungfernggift“ von Anzengruber. **Hamburg.** Ernſt Drucker-Theater, „Halbgier“ von Felix Sterneving.

Bücher.

Atlas der Himmelskunde auf Grundlage der Ergebniſſe der coeleſtiſchen Photographie. Von A. v. Schweiger-Lerchenfeld. A. Hartlebens Verlag.

Während vor hundert Jahren nur der mit einer kräftigen Phantaſie Begabte ſich aus Reiſebeſchreibungen mühſam eine Vorſtellung von fremden Ländern zuſammenſtellen konnte, geſtattet heute die Photographie leicht einem jeden, in den Landſchaftsformen der ganzen Erde zu Hauſe zu ſein. Der vorliegende Atlas macht nun auch die Anſchauung von den Himmelsgebilden zu einem Gemeingute, und das iſt wieder durch die Photographie ermöglicht worden, deren aſtronomiſche Verwendung ſeit einem Jahrzehnt einen mächtigen Aufſchwung genommen hat. Der Verfaſſer hat ſich von den beſten Quellen das Charakteriſtiſche und Imponierende zu verſchaffen gewuſst. Aus den guten Reproductionen erhält man ein vollſtändiges Bild der heutigen Himmelsphotographie. Beſonders für den Fachmann von großem Intereſſe ſind die Abbildungen der verſchiedenartigen Inſtrumente, die zu aſtrophotographiſchen Zwecken benützt worden ſind. Der begleitende Text gibt einen vollſtändigen Überblick über die wiſſenſchaftlichen Ergebniſſe, die [illegible] am Grund der Himmelsphotographie gewonnen worden ſind. [illegible] das Werk als Ganzes [illegible] werden kann, daſs [illegible] [illegible] Ordnung [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] A. Z.

[illegible]

[illegible]

„Die Neue Zeit“ vom 26. Juni druckt einen Aufſatz **„Laſſalles Anfänge“** ab, welcher der „Geſchichte der deutſchen Socialdemokratie“ von Franz **Mehring** entnommen iſt. Wir finden darin folgende bezeichnende Stellen: „Im Unterſchiede von Marx und auch von Engels wuchs Laſſalle aus perſönlicher Bedrängnis zum Revolutionär empor. Er empfand es wohl und ſchalt ſich ſelbſt einen „Egoiſten“, als er bei einer Vorſtellung von Schillers „Fiesko“ das deutliche Gefühl hatte, er würde trotz ſeiner revolutionär-demokratiſch-republikaniſchen Geſinnungen an der Stelle des Grafen von Lavagna ebenſo gehandelt und die Hand nach dem Diadem ausgeſtreckt haben, ſtatt ſich damit zu begnügen, Genuas erſter Bürger zu ſein. „Wäre ich als Prinz oder Fürſt geboren, ich würde mit Leib und Seele Ariſtokrat ſein. So aber, da ich bloß ein ſchlichter Bürgersſohn bin, werde ich zu ſeiner Zeit Demokrat ſein.“ Von jener „Selbſtverſtändigung über die Kämpfe und Wünſche der Zeit“, die Marx und Engels in ihren Anfängen unabläſſig ſuchten, ſtand in Laſſalles Lexikon nichts geſchrieben. Sobald ſein Selbſtbewuſstſein erwachte, war für ihn auch entſchieden, was er zu thun und zu laſſen habe. Er ſuchte nicht in den Dingen nach ihren Zwecken, ſondern ſtellte die Dinge in den Dienſt ſeines Zwecks ... Laſſalle war überhaupt bei aller hohen Bildung, bei aller Reflexion, die ſein Thun und Laſſen durchdrang, eine naive Natur geblieben. Er hatte viel von einem Kinde, von der Großherzigkeit und wohl auch von der Selbſtſucht eines Kindes. Es war einige Renommage darin, wenn er von den Laſtern ſeiner Kraft ſprach: von ſeinen wilden Inſtincten, ſeinem fürchterlichen Zorne, ſeiner grenzenloſen Leidenſchaftlichkeit, ſeiner grauſamen und mitleidsloſen Härte, und es war auch einige Renommage in der Rolle des Don Juan, die er mehr ſpielte als erlebte.“ Eine genaue Würdigung widmet Mehring der Epiſode Hatzfeldt, dem Kampfe Laſſalles gegen den Grafen dieſes Namens zum Schutze der unglücklichen mishandelten Gräfin. Das Kleinliche und doch Heldenhafte dieſer That findet Mehring charakteriſtiſch. „Er muſste Uebermenſchliches vollbringen — ſagt er von Laſſalle — um dann am Allzumenſchlichen unterzugehen.“ Intereſſant iſt u. A. auch das Citat aus einem Briefe Heines: „Herr Laſſalle iſt nun einmal ein ſo ausgezeichneter Sohn der neuen Zeit, die nichts von jener Entſagung und Beſcheidenheit wiſſen will, womit wir uns mehr oder minder in unſrer Zeit hindurch gelungert und hindurch gefaſelt.“

„**Revue de France**“ (Juniheft) veröffentlicht ein bisher ungedrucktes **Sonett Alfred de Muſſets**. Es lautet:

Après une promenade au Jardin des Plantes.

Sous ces arbres [illegible] où je [illegible] à mon tour
Pour cueillir, en passant, seul, un brin de verveine,
Sous ces arbres charmants où votre fraîche haleine
Disputait au printemps tous les parfums du jour,
Des enfants étaient là qui jouaient à l'entour
Et moi, pensant à vous, j'allais, traînant ma peine ...
Ah! si de mon chagrin vous êtes incertaine,
Vous ne pouvez pas l'être, au moins de mon amour.
Mais, qui saura jamais le mal qui me tourmente?
Les fleurs de ces [illegible], [illegible], l'ont deviné!
[illegible] aux yeux noirs, dis, quelle est mon amante?
[illegible], tu le sais, toi, mon âme enchaînée,
[illegible] lorsque sa main charmante
[illegible] sur ton front incliné.

Digitized by Google

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjörn Obſtfelder.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Thyra Bentſen.

(Fortſetzung.)

Wie ein Blitz fuhr es an mir vorüber, aber ich werde es nie vergeſſen: ich draußen, — er, er, für den ich mehr als für einen anderen Mann je gefühlt hatte, drinnen — ihre Stimme, die in meiner Stube geflüſtert, geſprochen und geweint hatte.

Vielleicht ſtand ſie da enthüllt. Das, was ich bloß zu ahnen gewagt hatte, was zu vermuthen mir ſchon ein Verbrechen ſchien, das ſtand drinnen vor den Augen eines anderen, nicht vor einem mir Fremden, deſſen Blicke abprallen und gleichgiltig ſein würden. Nein, in die Haut würden ſie eindringen, jede Falte würden ſie aufnehmen und verſtehen.

Wie ein Traum war es zuweilen über mich gekommen, nur des Nachts, wo einen das überliſtet, was man am Tage nicht zu denken wagt: ob ihr Leib wohl einmal in meinen Armen ſchlummern würde. In der Dämmerung ſollte mir das werden, heimlich wie der Urſprung des Lebens.

Wo blieb das Heimliche, wenn ſie da drinnen in vollem Licht geſtanden hatte, das alles, was in meinen Träumen als lichte zarte Seifenblaſen aufgeſtiegen war, das war nun enthüllt, jede Linie war enthüllt, von einem anderen gekannt?

*

Selbſt die größten Schmerzen ſind ſelten unvermiſcht. Das Gefühl des Menſchen iſt faſt nie ein einfaches, ein ganzes. Es fügen ſich andere hinzu. Und es miſchen ſich Gedanken hinein. Vielleicht werden gerade aus den größten Schmerzen die tiefſten Gedanken geboren. Und vielleicht kommt es gerade daher, daſs die Menſchen im Leid nicht unterliegen.

Jeder Nerv in mir zitterte und weinte, ich fühlte es, als wäre meine Bruſt zerriſſen.

Zu derſelben Zeit war es aber, als ſeien alle meine Sinne wach geworden. Mir ſchien, als könnte ich in alles hineinblicken, in alles, was lebte, was geboren wurde, was ſtarb, litt und jubelte, ein Netz ſchien es mir, ein Gottheitsnetz. Ich ſah, wie das Leben aus Maſchen zuſammengeknüpft war. Das menſchliche Auge vermag wohl die gewaltige Phantaſie in dem Gewebe zu erblicken, nicht aber den Gang der Fäden zu verfolgen.

Noch vor wenigen Tagen war alles ſo ſtill geweſen. Ich hatte nicht daran gedacht, daſs ſie mein Inneres in Aufruhr bringen könnte. Und ich hatte auch nicht das geringſte Verlangen danach gehabt, ihre Wege und Erlebniſſe zu kennen.

Ich war ſo ſtolz und ſtark geweſen. Und nun war ich wie Eſpenlaub. Jedesmal wenn es wieder über mich kam, wie ich da draußen geſtanden hatte, wie ihre Stimme von drinnen getönt hatte, brannte meine Bruſt da, wo ihr Kopf gelegen hatte.

Ich hatte ihr mein Herzblut gegeben, während ich ihr Haar ſtreichelte, ſie hatte an meinem Herzen geſogen. Und ich hatte es nicht gewuſst.

Mir war es, als hätte eine Weltumwälzung ſtattgefunden. Konnte nun wohl je alles wie zuvor werden?

Sie betrog mich, belog mich, heuchelte!

Wie konnte ſie mich aber dann ſo anſehen? Und in mein Ohr flüſtern, daſs ich der einzige wäre, bei dem ihr ganzes Weſen ſich daheim und voll Vertrauen fühlte?

*

Mich zog der Schmerz an, wie einen ein Räthſel anzieht. Ich ſuchte wieder Bredo. Wir ſaßen zuſammen bis ſpät abends. Wir wurden vertraulicher als je zuvor. Wir ſaßen nahe aneinander und ſahen einander tief in die Augen, als wollten wir unſere heimlichen Freuden und Leiden ohne zu fragen kennen lernen.

Plötzlich war es — wir ſprachen von ganz anderen Sachen als Frauen — daſs er mich mit einem langen Blick anſah und das eine Wort ſagte:

— Rebekka.

Ich traf ſeinen Blick. Ich fragte:

— Was meinſt du?

Er ſah mich wieder an. Dann ſagte er ſchnell:

— Ach, nichts.

Wir ſaßen einander gegenüber an einem kleinen Tiſch. Es war ein Café, wo keiner von den bekannteren Leuten der Stadt hinkam. Es war niemand außer uns dageblieben, und die Lampen über den anderen Tiſchen waren ausgelöſcht.

Ich ſehe noch den kleinen Tiſch. Wir ſitzen einander gegenüber. Nach einem kurzen Schweigen hebt er das Auge und ſagt das eine Wort:

— Rebekka.

*

Wer kann es erklären? Ich war in einer entſetzlichen Spannung geweſen. Und als er ſelbſt das Wort ſagte, dann verſtellte ich mich. Ich hätte fragen können, und ich würde alles erfahren haben.

Und vielleicht wäre dann alles anders geworden.

*

Als ſie das nächſtemal zu mir kam, war ich ſchweigſam und kalt. Ich konnte kein Wort hervorbringen. Ich lief ihr nicht wie neulich nach, als ſie gehen wollte.

Sie ſagte nichts. Ihre Lippen waren geſchloſſen. Sie bebten leiſe. Ihre Augen waren geſenkt, als ſähen ſie etwas von einem anderen Ort oder von einer anderen Zeit.

Erſt als ſie die Klinke hielt, ſagte ſie mit einem eigenen gekränkten Stolz:

— Ich gehe und ich komme nie mehr wieder.

Sie blieb noch einen Augenblick ſtehen, als erwartete ſie etwas von mir. Dann ſagte ſie ſchmerzlich:

— Dies hätteſt du nicht thun ſollen!

*

Als ſie aber gegangen war, war es, als wenn tauſend Thränen, die in mir zu Eis gefroren waren, ſchmölzen, und das Blut ſtrömte ſo warm in die Wange hinauf.

Und ich hörte nur ihre letzten Worte und den Klang ihrer Stimme. Was ſagte ihre Stimme? Ich hatte Erklärungen erwartet, hatte gehofft, daſs etwas geſchehen, daſs ſie etwas ſagen würde, das all dieſe Unruhe vernichten müſste. Warum Erklärungen erwarten?

Sie hatte alles verſtanden. Alles war in dem Klang geweſen.

Gab es vielleicht jemand in der Welt, der dieſen Klang beſaß, der ſich ſo um mein Herz winden konnte, ſo daſs es jedesmal ſtärker und ſtärker ſchlug, als wolle es die marternden Gedanken des Gehirns betäuben?

Ich hatte ſie gedemüthigt. Ich hatte ſie an der Thür ſtehen laſſen wie einen Hund. Ich hatte ihr kein einziges Wort geſagt, hatte die Augen abgewandt.

Und dennoch liebte ich ſie ja!

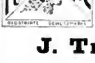
Ihr das Haar ſtreicheln. Nur ein einzigesmal das Haar ſtreicheln. Ich würde es ſo gut und ruhig machen. All das abſtreichen, was ſie von Böſem und Widerwärtigem im Leben gehabt hatte, Frieden und Ruhe über ſie bringen!

(Fortſetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Für Radfahrer, Touriſten, Sportsmen!

Flanell-Fix



einziges, rein schafwollenes Gewebe, **welches in der Wäsche nicht eingeht.**

Touristenhemd aus Flanell-Fix, weiss oder färbig fl. 5.85.
„ „ englischem Flanell fl. 2.80.
„ „ Bourette oder Chappe-Seide fl. 2.35, 2.70, 3.50.

Alleinige Verkaufsstelle von Flanell-Fix nur bei

J. Trettenhann, k. u. k. Hoflieferant.

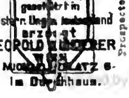
Wien, I., Weihburggasse 4.

Prachtvolle, große und kleinere

VILLA

am Grundlsee zu vermieten eventuell zu verkaufen. — Herrliche Lage, complet eingerichtet, sammt Bade- und Boothütte und Eiskeller. Auskunft: I., Stadiongasse 2, I. Stock. Täglich um 3 Uhr.

D. R. G.-M. 17.590.



Prospecte gratis.

Oeſterreichiſch-ungariſche Bank.

Die auf jede Actie der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank für das erſte Semeſter 1897 (36. Dividenden-Coupon) ſtatutenmäßig entfallende Dividende von

Fünfzehn Gulden öſterr. Währ.

wird vom 1. Juli l. J. an bei den Hauptanſtalten in **Wien** und **Budapeſt**, ſowie bei **ſämmtlichen Filialen** der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank ausbezahlt.

Wien, am 24. Juni 1897.

Oesterreichisch-ungarische Bank.

Kautz
Gouverneur.

Lieben
Generalrath.

Mecenseffy
Generalſecretär.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Die Zeit.

XII. Band. | Wien, den 10. Juli 1897. | Nummer 14[illegible]

Parlamentſcheu.

Der arme Graf Badeni zeigt immer deutlicher die Symptome einer bösartigen Krankheit, welche die lebens- und arbeitsfähigen Staatsmänner in conſtitutionellen Ländern nie befällt: der Parlamentſcheu. Stolz und ſiegesgewiſs hat er einſt am Beginn ſeiner Regierung das Parlament betreten und ſich auch ſofort zu deſſen Führer proclamiert, noch ehe er die im Parlament ruhenden Kräfte und ſeine eigenen parlamentariſchen Fähigkeiten zu erproben Gelegenheit hatte. Die Erkenntnis davon iſt ihm erſt ſpäter gekommen und hat ihn ſichtlich umgeſtimmt. Je tieferen Einblick in die Verwicklungen des parlamentariſchen Mechanismus und ſein eigenes Unvermögen ihn zu leiten, er gewann, deſto geringer wurde ſeine Luſt am Parlamentieren. Zuletzt ſaß er nur widerwillig mehr im Hauſe drinnen, ein ſtiller Mann, der dort nichts mehr mitzureden wuſste, die hohle Angſt in allen Mienen, und benützte den erſten ſchwachen Augenblick der parlamentariſchen Majorität, um das Parlament gänzlich zu ſchließen. Er ſelbſt ſoll das eine „Geſundheitspauſe" genannt haben, vermuthlich in dem Sinne, daſs er hoffte, in der Zwiſchenzeit von ſeiner Parlamentſcheu zu geſunden. Er iſt aber ſeitdem nur noch kränker und parlamentſcheuer geworden. Nicht nur, daſs er das Parlament geſchloſſen hält, ſucht er jetzt nach Möglichkeit jede auch nur außerparlamentariſche amtliche Berührung mit parlamentariſchen Perſönlichkeiten ſtreng zu vermeiden. Das hat ſich am deutlichſten bei der geplanten deutſch-böhmiſchen Ausgleichs-Conferenz gezeigt. Graf Badeni wollte — wie ſich aus den Mittheilungen des officiöſen „Fremdenblatt" ergibt — mit Umgehung der parlamentariſchen Parteien eine Conferenz ausſchließlich von „außerparlamentariſchen markanten Perſönlichkeiten" zuſammenberufen, und ſein publiciſtiſches Organ geräth in förmliche Wuth darüber, daſs dieſer kindlich-unſchuldige Anſchlag gegen das Parlament, kaum daſs er noch ausgedacht, auch ſchon miſslungen war. Damit iſt das kliniſche Bild der krankhaften Abneigung des Grafen Badeni vor dem Parlamente, die allerdings nur die Reflexwirkung der Abneigung des Parlamentes vor ihm iſt, vollſtändig ausgefüllt.

Sowie ein Lebeweſen nicht ohne Waſſer exiſtieren kann, ſo kann ein Miniſter in einem parlamentariſchen Staat nicht ohne die fortdauernde innige Fühlung mit dem Parlament, ſeinen Parteien und deren Führern eine gedeihliche Wirkſamkeit entfalten. Das Parlament iſt nicht ein Luxus, den ſich der eine Miniſter geſtatten, der andere verſagen mag, ſo wie es jedem beliebt, ſondern ein unentbehrliches politiſches Bedürfnis, um überflüſſige Stockungen, Hemmungen und Irrungen bei der Regierungsthätigkeit leichter zu vermeiden. Darüber wäre Graf Badeni, allerdings auf Koſten des Staates und der Bevölkerung, durch die Thatſachen ſehr gründlich belehrt worden, falls es ihm, wie er annahm, gelungen wäre, unter den Deutſchen und Czechen eine Anzahl von „markanten außerparlamentariſchen Perſönlichkeiten" aufzutreiben, die ſo naiv geweſen wären, ihre Namen, ihre Zeit und ihre Arbeitskraft herzugeben, lediglich um ein abſchreckendes Beiſpiel von der Wertloſigkeit außerparlamentariſcher Machenſchaften in parlamentariſchen Angelegenheiten zuſtande zu bringen. Denn, was immer für einen „Ausgleich" auch dieſe Herren zuſammengebraut hätten, ſo wäre doch ihr Werk nur eine Privatarbeit geweſen, verbindlich für ſie vielleicht untereinander, aber ohne jede verpflichtende Kraft für die Bevölkerung und für die Parteien. Ja noch mehr! Selbſt wenn es ihnen mit Hilfe einer göttlichen Eingebung in ihrer außerparlamentariſchen Abgeſchloſſenheit vollends glücklich gelungen wäre, die Quadratur des böhmiſchen Zirkels zu finden, ſo wäre dem Ergebnis ihrer Mühen die beruhigende Wirkung auf die beiderſeitige Bevölkerung ſchon um deswillen verſagt geblieben, weil die Bevölkerung mit Recht fordert, daſs über ſie nicht ohne ſie entſchieden werde und eine jede Abmachung von vornherein Verdacht und Miſsſtimmung erwecken muſs, wenn ſie geſellſchaftlich über die Köpfe derer hinweg geſchloſſen wird, die nach Recht und Geſetz einzig und allein berufen ſind, die Bevölkerung in Wille und That politiſch zu vertreten.

Das ſind nun einmal die gewählten Abgeordneten. Die „markanten außerparlamentariſchen Perſönlichkeiten", welche ſich Graf Badeni anſcheinend in böhmiſchen Curorten zuſammenſtauben laſſen wollte, wären nicht die erwählten Abgeordneten der Bevölkerung, ſondern die ernannten Vertrauensmänner der Regierung geweſen und auch nie anders denn als ſolche angeſehen worden. Wie ſich nun die Regierung den deutſch-böhmiſchen Ausgleich denkt, können wir wohl nicht wiſſen, da das [illegible] doch die Regierung ſelbſt noch nicht weiß. Es iſt aber auch herzlich gleichgiltig. In dieſer Sache kommt es nur auf das an, was die beiden ſtreitenden Theile, die Deutſchen und die Czechen, denken, und nicht auf das, was der ſich freuende Dritte, die Regierung, wünſcht. Was aber die Willensmeinung der Deutſchen und Czechen iſt, können wir normaler Weiſe nur von ihren legalen Vertretern, von ihren Abgeordneten erfahren und der Ort, wo ſie dieſen Willen zu bilden und zu formulieren haben, iſt das Parlament.

Hals über Kopf iſt im Spätwinter das neue Abgeordnetenhaus gewählt und zu einer Seſſion einberufen worden, ohne daſs die Regierung auch nur eine einzige Vorlage von einiger Bedeutung ihm zu unterbreiten imſtande geweſen wäre. Die leere Zeit hätte mit der Berathung eines Sprachengeſetzes ſehr nützlich ausgefüllt werden können. Statt deſſen machte die Regierung einen außerparlamentariſchen Pact mit den Czechen ab und erließ ihre geſetzwidrigen Sprachenverordnungen. Schon dieſe Umgehung des Parlaments rächte ſich. Die deutſche Obſtruction war die Folge. Kaum, daſs dieſe begonnen, ſchloſs auch ſchon die Regierung, von acuter Parlamentſcheu befallen, in aller Eile das Parlament. Das war ein zweiter Fehler gegen den Parlamentarismus, womöglich ein noch größerer als die Sprachenverordnungen ſelbſt. Ein Feldherr muſs das Schießen, und der „Führer" des Parlaments, als welchen ſich Graf Badeni einſt einführte, muſs das Obſtruieren vertragen. Wäre Graf Badeni im obſtruierten Parlament tapfer ſitzen geblieben, ſo wären wir in der Entwicklung der deutſch-böhmiſchen Sache ſchon heute weiter, der Entſcheidung mindeſtens um ein gut Stück nähergerückt. Denn ewig kann auch eine Obſtruction nicht dauern. Nach Wochen oder wenigen Monaten hätte, wie jede andere, ſo auch dieſe Obſtruction geendigt, vorausſichtlich mit der Erkenntnis der Czechen, daſs ſie die deutſche Oppoſition nicht beſiegen können, und der Erkenntnis der Deutſchen, daſs ſie im Streit gegen die Czechen zu einer lediglich negativen Wirkſamkeit verurtheilt ſind, und dem Wunſche beider, dem nun einmal remis gebliebenen Obſtructionsſpiel ſchon im Intereſſe der Bevölkerung ein Ende zu machen. In dieſem Moment hätte ſich, unter dem Einfluſs ihrer gemeinſamen parlamentariſchen Noth, die Verſtändigung zwiſchen den Vertretern der beiden Nationen von ſelbſt gemacht, und die einzige arbeitsfähige Majorität des Hauſes, eine deutſch-czechiſch-polniſch-fortſchrittliche Majorität, wäre fertig geweſen.

Dann wäre freilich auch der Graf Badeni überflüſſig geworden. So lange es im Parlament keine geſchloſſene Majorität gibt, kann dort ein programmloſes Miniſterium noch immerhin vegetieren. Sobald aber eine lebensfähige Majorität gebildet iſt, hat ſie ihr eigenes Programm, muſs auch für ihre politiſchen Zwecke ihre eigenen Miniſter finden und kann ein Regime Badeni — regieren bloß um des Regierens willen — nicht länger dulden. Inſoferne man eine ſolche Geſtaltung der Dinge vorausſieht, wenn den parlamentariſchen Kräften freies Spiel gelaſſen wird, kann man auch die Parlamentſcheu der Regierung Badeni begreifen. Es iſt der egoiſtiſche Inſtinct des eigenen Lebens, der ſie verleitet, dem Parlament und den Parlamentariern ſoviel als möglich aus dem Wege zu gehen, aber nicht das Intereſſe des Landes und nicht das eines ehrlichen nationalen Friedens.

K.

Die politiſchen Strömungen in Ruſsland.

Wenn wir von politiſchen Strömungen und nicht von politiſchen Parteien in Ruſsland ſprechen, ſo geſchieht es aus einem einfachen Grunde: eine Partei iſt etwas Sichtbares, Greifbares, was ſich an Thaten und Perſonen demonſtrieren läſst; eine ſich nicht bethätigende Partei iſt ein Unſinn. In Ruſsland aber kann eine Partei — eine legale — nicht exiſtieren, denn jede Partei, mag ſie noch ſo conſervativ ſein, mag ſie als Programm etwa die Verbeſſerung der Landwirtſchaftslage haben, iſt verboten. Sobald eine Gruppe von Leuten aus gemeinſamer Initiative etwas vorhat, was in die Machtſphäre der Regierung gehört, wird ſofort der Verdacht der Regierung erregt; ſie wittert überall „Parlamentarismus" und „Liberalismus". In einem abſolutiſtiſchen Staat, wie Ruſsland, darf und kann keine Partei exiſtieren. Was aber dem Geſetze und der Machtſphäre der Regierung entrückt iſt, ſind die politiſchen Strömungen, die einer [illegible] beſtimmten Plan auf die Oberfläche des geſellſchaftlichen Lebens [illegible] ſtrömen und die, obwohl ſie [illegible] nur eine [illegible] ſtellen, doch die Tendenzen des ruſſiſchen Lebens [illegible]

Digitized by Google

iſt aber klar, daſs die politiſchen Strömungen in einem Lande ohne Parlament und ohne freie Preſſe nicht ſo durchſichtig ſind; ſie können nur durch unmittelbare Beobachtung erfaſst werden. Man muſs darin ſtecken, um etwas zu ſehen. Man muſs aber auch darüber ſtehen, um ja nicht durch die Dunkelheit des verborgenen Winkels vom Lichte entwöhnt zu werden. Da wir einigermaßen dieſen beiden Bedingungen genügen, ſo erlauben wir uns, über die politiſchen Strömungen zu ſprechen.

*

Zum Verſtändniſſe der politiſchen Strömungen in Ruſsland iſt es nothwendig, die Eigenthümlichkeit und Bedeutung des ruſſiſchen Abſolutismus zu kennen, ſein Verhältnis zu denjenigen Factoren, die in vielen weſteuropäiſchen Staaten lange Kämpfe mit dem Monarchismus geführt haben; wir meinen den Adel, die Geiſtlichkeit und die Bourgeoiſie.

Schon auf den erſten Blick bemerken wir eine Eigenthümlichkeit des ruſſiſchen Abſolutismus: er iſt nicht, wie faſt überall in Weſteuropa, aus dem Feudalismus herausgewachſen. Weder der Adel, noch die Geiſtlichkeit ſpielte eine ſelbſtändige Rolle in unſerer Geſchichte. Mit Peter dem Großen (Regierungszeit 1689—1725) vollzieht ſich die vollſtändige Verwandlung des Adels, wie der Geiſtlichkeit in ein feſtgefügtes, nur vom Herrſcherwillen abhängiges Beamtenthum, das noch dazu durch die zahlreichen Adelungen der aus den „einfachen“ Ständen hervorgegangenen Beamten immer wieder demokratiſiert wird. Da zum Beamten etwas Bildung gehört, ſo wurde die Bildung zur Charakteriſtik des Adels. Das alte Bojarenthum wurde abgelöst durch eine Beamtenariſtokratie, der jedwede Tradition fehlte. Sie war aufs engſte mit dem Czarenthum verknüpft, aber in der Weiſe, daſs ſie in völliger Abhängigkeit von letzterem war. Wir ſehen während des ganzen XVIII. Jahrhunderts die allerangeſehenſten Repräſentanten unſerer Ariſtokratie aller Aemter und Würden enthoben, ihre Güter confiſciert und ſie ſelbſt nach Sibirien verbannt. Andererſeits ſehen wir ſtolze und reiche ariſtokratiſche Geſchlechter durch die Caprice eines Czars oder einer Czarin entſtehen. Die ruſſiſche Ariſtokratie iſt eine Schöpfung des Abſolutismus, und dadurch ward ſie zur Stütze desſelben. Ein einzigesmal wagte der ruſſiſche Adel gegen die Krone aufzutreten: das war am 26. December 1825. Der „Ariſtokratenaufſtand“ dauerte 24 Stunden und führte nur dazu, daſs die begabteſten und freiheitliebenden Mitglieder des ruſſiſchen Adels in einem Nu weggefegt wurden, ohne irgendwelche Spur zu hinterlaſſen. Noch viel weniger konnte die Geiſtlichkeit dem Abſolutismus irgendwie Oppoſition leiſten. Die kirchlichen Functionäre ſind ebenſogut Beamte, wie die Civilbeamten, dazu noch ohne die moraliſche und materielle Macht. Der Pope war lange Zeit ein Lakai des Ariſtokraten und ein Bedrücker des Bauern.

So fehlte in Ruſsland der großartige Kampf zwiſchen der monarchiſchen Gewalt einerſeits, dem Adel und der Geiſtlichkeit andererſeits, welcher Kampf ja die ganze Grundlage der Geſchichte Weſteuropas iſt, und der noch heute bald da, bald dort zum Vorſcheine kommt. Sclaviſch war unſer Volk, ſclaviſch war unſere Ariſtokratie. Die weſteuropäiſche Geſchichte iſt außerdem verbunden mit einem Kampf zwiſchen dem Bürgerthum einerſeits, der Krone und der Ariſtokratie andererſeits. Bei uns fehlte auch dieſer Kampf: Ruſsland hat bis vor kurzem gar kein Bürgerthum gehabt; das Volk beſtand aus zwei unüberbrückbaren Gegenſätzen — den Herren und den Bauern, die zum größten Theile in der Leibeigenſchaft ſchmachteten. Unſer Bürgerthum iſt mit der Entwicklung der Induſtrie und des Handels erſt ſeit dem Jahre 1861 entſtanden, in welchem Jahre bekanntlich die Leibeigenſchaft abgeſchafft wurde. Der ruſſiſche Abſolutismus hatte alſo auch mit keinem Bürgerthume zu kämpfen, denn das Municipalweſen fehlte bei uns bis vor 30 Jahren. Und zuletzt: da das Bauernthum vom Czar gegen den Willen der Ariſtokratie von der Knechtſchaft befreit wurde, da auch vorher der Bauer ſeinen Herrn unter den Willen des Beamtenthums ſich beugen ſah, ſo iſt der Czar — abgeſehen von allen anderen geſchichtlichen Traditionen — zum gottesgeſandten „Väterchen“ der Bauern geworden. Das Volk, die Maſſe ſah im Czar ihren natürlichen und gerechten Beſchützer gegen die Gutsbeſitzer und alle anderen Ariſtokraten. Ob es auch jetzt ſo iſt, iſt eine ſpeciell zu beantwortende Frage.

Der ruſſiſche Abſolutismus iſt alſo kein Reſultat harter, lang dauernder Claſſen- oder Ständekämpfe, wie in Weſteuropa, ſondern ein Product der langſamen Entwicklung, der fortwährenden Ausbreitung Ruſslands. Auf die weitere Erklärung dieſer Thatſache können wir hier nicht eingehen, denn es würde uns zu weit führen. Dieſe Thatſache muſs man aber kennen, um die jetzige innere Lage Ruſslands zu verſtehen.

Aus dieſen Auseinanderſetzungen geht hervor, daſs die ſtaat- [illegible]

[illegible]

nomiſche Entwicklung der letzten 40 Jahre. Gerade Ruſsland ſtellt ein ſehr intereſſantes Beiſpiel der gewaltigen Rolle dar, die der intellectuelle Factor in der Geſchichte eines Volkes ſpielt. Wenn es ein Land gibt, wo die Ideologie wirklich zur Macht, zur ſchaffenden Kraft geworden iſt, ſo iſt es zu allererſt Ruſsland.

Merkwürdiger-, aber auch erklärlicherweiſe waren es die Czaren ſelbſt, die zu uns die Bildung und mit ihr die Ideologie verpflanzt haben. Peter der Große und Katharina II. haben der europäiſchen Cultur Thür und Thor geöffnet. Bald wurden die Ideen der franzöſiſchen Encyklopädiſten zum „Hauseigenthum“ eines großen Theiles unſerer Ariſtokratie. Dazu kam noch der Einfluſs der franzöſiſchen Revolution und der Napoleoniſchen Kriege, wobei ruſſiſche Officiere mit den geheimen deutſchen Tugendbünden und durch unmittelbare Wahrnehmung mit den revolutionierten Zuſtänden Frankreichs bekannt wurden. Die dadurch in unſerer Ariſtokratie hervorgerufene Gährung endete, wie ſchon erwähnt, mit dem miſslungenen Decemberputſch des Jahres 1825. Obwohl nachher die ſtockfinſtere Reaction unter Nicolaus I. herrſchte, ſo iſt es doch gerade unter der Herrſchaft dieſes Soldatenkaiſers geſchehen, daſs die „neuen“ Ideen in immer weitere Kreiſe eingedrungen ſind; eben in dieſer Epoche ſind bei uns eine ganze Reihe von hervorragenden, europäiſch gearteten Literaten und Gelehrten erſchienen: Puſchkin, Lermontoff, Bielinsky, Stankewitſch, Granowsky, Herzen, Bakunin und viele andere ſind Söhne dieſer Epoche. Seitdem nimmt die Ideologie an Intenſität und Extenſität immer zu. Von da an beginnt die eigentliche Formation verſchiedener politiſcher Strömungen in Ruſsland; denn wie beſchränkt auch der Kreis der wahren Intelligenz unter Nicolaus I. war, war er doch ſchon in zwei Theile geſondert: ein Theil bildete den Kern der „Saſſadniki“ (Weſteuropäer), d. i. Vertheidiger der Uebertragung der weſteuropäiſchen Cultur und Inſtitutionen nach Ruſsland, der zweite Theil aber bildete den Kern der „Slavophilen“, die für eine eigenthümlich nationale Entwicklung Ruſslands waren und immer das geſunde Ruſsland dem kranken Weſten gegenüberſtellten.

Dieſer erſte Same politiſcher Strömungen iſt ein reines Product des intellectuellen Factors, der weſteuropäiſchen Bildung. In Bezug auf die „Saſſadniki“ iſt es ohneweiters klar. Was nun die Slavophilen anbetrifft, ſo müſſen wir mit ein paar Worten ihre Geneſis ſkizzieren. Die Revolution vom Jahre 1789 hat bewieſen, daſs politiſche Gleichheit kein radicales Mittel gegen die ſocialen Uebel iſt. Man ſah bald ein, daſs der Conſtitutionalismus jedenfalls nicht alle Noth lindert, daſs im Rechtsſtaat die breiten Maſſen ebenſo unbefriedigt bleiben, wie je zuvor. Dieſer Umſtand war die erſte Urſache der Entſtehung der Slavophilenbewegung bei uns. Dazu kam noch die eigenthümliche Vergangenheit unſerer Geſchichte, die gar keine Aehnlichkeit mit der Weſteuropas beſitzt. So gelangte man zu einer Sonderſtellung Ruſslands. Die Slavophilen ſpalteten ſich wieder in zwei Parteien: die eine ſagte, da Ruſsland noch das „communiſtiſche“ Eigenthum beſitzt, überdies weder Bourgeoiſie noch Proletariat hat, ſo ſei es gerade dazu geſchaffen, direct ein echt demokratiſcher Staat zu werden, ohne durch die Pforte des Conſtitutionalismus zu paſſieren. So ſind unſere radicalen Slavophilen entſtanden, zu denen, bewuſst oder unbewuſst, die meiſten Nihiliſten gehörten. Die andere Slavophilenpartei, die eine viel ſpätere Erſcheinung iſt, ſchloſs aus der eigenthümlichen Entwicklung Ruſslands und geblendet durch die Macht des Abſolutismus gerade das Gegentheil: Ruſsland ſei von der Vorſehung beſtimmt, ein Idealſtaat des Abſolutismus zu werden, deſſen Principien ſind: Autokratie, Orthodoxie und Volksthum. Alexander III. ſchien das Ideal dieſer Partei verwirklichen zu wollen. Wohlgemerkt: die erſten Slavophilen waren echte Liberale, ſehr oft heißblütige Demokraten. Das reactionäre Slavophilenthum iſt eine ſpätere Erſcheinung, eigentlich erſt nach dem polniſchen Aufſtand vom Jahre 1863 definitiv gebildet. Im Grunde aber waren alle dieſe Parteien ideologiſche Bildungen und inſofern im Anfang ohne jeden Einfluſs auf die Realität, die bloß auf dem einen Princip ruht: Gehorſamkeit Aller gegen den Czar.

Selbſtverſtändlich waren alle dieſe Strömungen nur auf eine geringe Anzahl von Perſonen beſchränkt, nämlich auf die gebildeten Schichten. Daſs dabei gar keine ökonomiſchen Urſachen mitgeſpielt haben, erſieht man daraus, daſs die Zugehörigkeit zu dieſer oder jener Partei gar nicht von der ſocialen Stellung der Perſon abhängig war. Sehr viele Adelige gehörten zu den Führern der Saſſadniki, und mancher Gebildete, der den unadeligen Ständen angehörte, war Führer der reactionären Slavophilen. Im allgemeinen ſtützten ſich alle Parteien hauptſächlich auf die Adeligen, die zu gleicher Zeit das Gros der Gebildeten bildeten. Erſt ſpäter kamen noch politiſche und ökonomiſche Urſachen der Parteibildungen hinzu.

Mit Alexander II. beginnen activere und mächtigere Parteiſtrömungen ſich zu bilden. Wie liberal auch Alexander II. war, weil er [illegible], ſo wollte er doch vom Princip der Autokratie nicht abweichen [illegible] konnte ſich eine echt demokratiſche Bewegung nicht [illegible] Principien geleiteten Geſetz- [illegible] es muſste eine illegale Bewegung entſtehen. [illegible] keine conſtitutionelle Bewegung, die [illegible] die Einführung eines „Semsky Sobor“, [illegible] dem ganzen [illegible]. Die

Digitized by Google

Illegalität beſtand nur darin, daſs man die Zeitungen im Auslande drucken ließ, wo ſie frei von jeder Cenſur waren. Da kam der polniſche Aufſtand (1863), der eine national reactionäre Bewegung in der Geſellſchaft hervorgerufen hat; damals wurde Katkow zum Führer der Reactionären. Da die ruſſiſchen „Revolutionäre" mit den polniſchen Aufſtändiſchen ſympathiſierten, ſo wendete ſich die Reaction auch gegen die rein ruſſiſchen Liberalen: das berühmte conſtitutionelle Londoner Organ Herzens „Die Glocke" verlor bald jeden Einfluſs; während es früher in mehreren Tauſenden Exemplaren in Ruſsland verbreitet war, von allen Gebildeten bis auf den Czar ſelbſt geleſen, geachtet und gefürchtet wurde, muſste es nach dem Aufſtande ſein Erſcheinen einſtellen, ohne jemals wieder aufzukommen. Bald darauf waren auch die innerruſſiſchen Führer der ſcharf oppoſitionellen Parteien, wie der berühmte Tſcherniſchewsky und Michailoff, nach Sibirien verbannt. Es fieng an ein ſcharfer Wind der Reaction zu wehen: parallel damit ſtieg die Illegalität.

Ideologen, wie es alle dieſe Revolutionäre waren, faſsten ſie nunmehr die Meinung, es genüge, die Bauernmaſſe aufzuklären, die ja bei ihrer Befreiung ökonomiſch ausgeplündert wurde, und ein allgemeiner Aufſtand wäre da. Von da an beginnt die Bewegung, die unter dem Namen „Ins Volk gehen" bekannt iſt. Junge Leute, Männer und Frauen, meiſtens dem hohen und höchſten Adel angehörend, giengen in die Dörfer, arbeiteten auf den Feldern mit den Bauern, um dem Volke das Heil zu predigen. Die Bauern aber, durch Jahrhunderte gewöhnt, in jedem Städter einen Feind zu ſehen, trauten den Leuten gar nicht, und ſobald die Polizei nach den Predigern zu fahnden anfieng, waren die Bauern die allereifrigſten Mithelfer der Polizei. So iſt der ſchöne Traum vom communiſtiſchen Bauer, der nur das neue Wort zu hören braucht, um die neue Welt zu ſchaffen, zerronnen.

Wie ideologiſch dieſe ganze Bewegung, wie ideologiſch unſere ganze Intelligenz iſt, kann man ſchon daraus erſehen, daſs trotz all dieſer Enttäuſchungen der Glaube an den Tugendbauer noch bis jetzt bei uns exiſtiert — in der legalen ſo gut wie in der illegalen Literatur.

Durch dieſe Erfahrungen gewitzigt, aber nicht ernüchtert, ſind die Nihiliſten — zu denen man ja alle illegalen Elemente rechnen kann — auf eine neue Idee verfallen. Der Abſolutismus, meinten ſie, hat alle Sympathien im Volke verloren, er exiſtiere nur dank der Tradition. Es würde alſo genügen, den Träger des Abſolutismus zu treffen, um auch das ganze Syſtem abzuſchaffen. Von dieſem Gedankengang geleitet und durch die barbariſchen Verfolgungen gereizt, kam die illegale Partei zum Terrorismus, der ſeinen Höhepunkt mit der Ermordung Alexanders II. erreicht hat. Während 4—5 Jahren war ganz Ruſsland erſchüttert; es ſchien, als ob wirklich zwiſchen dem Abſolutismus und „Jungruſsland" ein Kampf auf Leben und Tod gekämpft würde, ein Kampf, deſſen Ausgang niemand vorauszuſehen ſchien. Aber der Sieg war zugleich die Niederlage des Nihilismus, der ſeit dem Tode Alexanders II. immer ſchwächer und ſchwächer wurde. Nur noch agoniſiſche Zuckungen erinnerten während der Regierungszeit Alexanders III. an die unglaubliche Macht der „illegalen" Bewegung von einſt.

Die Epoche Alexanders III. war eine Zeit der ſchrecklichſten Reaction: alle liberalen Inſtitutionen des vorigen Kaiſers wurden entweder ganz vernichtet oder bis zur Unkenntlichkeit verunſtaltet. Auf der Oberfläche blieb nur die reactionäre ſlavophile Strömung, aber nur auf der Oberfläche. Denn im Innern ſind neue Kräfte entſtanden, die den Abſolutismus vernichten müſsten, obwohl ſie nothgedrungen von dem Abſolutismus ſelbſt gefördert werden. Es iſt eben das Fatale jedes Syſtems, jedes Seins überhaupt, an ſeiner eigenen Vernichtung zu arbeiten, um durch das langſame Werden ein neues Sein zu ſchaffen. Darin und in der bewuſsten Thätigkeit der Menſchen iſt der unaufhaltſame Fortſchritt der Menſchheit begründet.

Moskau. J. Ruſklin.

(Schluſs folgt.)

Die Siedlungsgenoſſenſchaft.*)

Die genoſſenſchaftliche Literatur iſt kürzlich um ein gedankenreiches Werk bereichert worden, das trotz ſeiner Irrthümer die Beachtung eines jeden mit den Zielen und Mitteln des Genoſſenſchaftsweſens Vertrauten verdient.

Der Verfaſſer iſt Arzt und betrachtet als ſolcher die „ſociale Krankheit", auf die er „die exacten wiſſenſchaftlichen Begriffe der Medicin" anwendet. Er findet alle Symptome einer ernſten Krankheit, „eine mit überwiegenden Unluſtgefühlen verknüpfte, disharmoniſch gegeneinander wirkende Thätigkeit der zur Arbeitstheilung verbundenen Organe", „objectiv kommt die Disharmonie der Functionen immer ſchlagender vor allem in der Unmöglichkeit zum Ausdruck, ſchon die beiden großen Functionencomplexe der Wirtſchaft miteinander auszugleichen: Production und Conſumtion." „Die Störung des Kräftegleichgewichtes ſchließlich zeigt ſich z. B. in der Atrophie eines der wichtigſten Organe des Wirtſchaftskörpers, des ſogenannten productiven Mittelſtandes, welcher die Hypertrophie eines augenſcheinlich weit weniger lebenswichtigen Organs ſchon entgegenſieht, der kleinen Gruppe der Großcapitaliſten und Latifundienbeſitzer." Aus dem Lohnſyſtem leitet der Verfaſſer die beiden Hauptſymptome der Geſellſchaftskrankheit ab, hier ſieht er die sedes mali, er ſucht die Krankheitsurſache und findet ſie in dem „Privateigenthum oder beſſer, dem privativen Eigenthum am unproducierten Productionsmittel, am Grund und Boden." Auf dem Gebiete der Agrarfrage liegt für ihn die Löſung. Die Siedlungsgenoſſenſchaft ſoll die Löſung ſein. Siedlungsgenoſſenſchaft iſt eine „Wirtſchaftsgemeinſchaft und Gemeinſchaftswirtſchaft auf genoſſenſchaftlicher Baſis." Oppenheimer geht dabei von der Productivgenoſſenſchaft der ländlichen Arbeiter aus, bei der die Schwierigkeiten der induſtriellen Productivgenoſſenſchaft durchweg fortfielen; „in dem Augenblicke, wo ein ſelbſtändiger Handwerker der landwirtſchaftlichen Productivgenoſſenſchaft beitritt, entſchloſſen, ſich in ſeinem Berufe frei ſein Brod zu erwerben, iſt die Genoſſenſchaft in ihrem innerſten Weſen verwandelt. Sie iſt eine Stufe emporgeſtiegen, ſozuſagen aus der Kindheit zur Mannheit, zu der höchſten überhaupt denkbaren Form der rein ökonomiſchen menſchlichen Verbindung, zur Siedlungsgenoſſenſchaft". Dieſe Siedlungsgenoſſenſchaft ſchildert Verfaſſer in den glänzendſten Farben. Es ſoll volle wirtſchaftliche Freiheit herrſchen, Arbeitslohn gibt es nicht. „Da das Recht auf Arbeit gewährleiſtet iſt," civilrechtlich eine Erwerbsgenoſſenſchaft, ſoll ſie öffentlichrechtlich einen Gutsbezirk darſtellen; die Verbindung von Landwirtſchaft und Induſtrie wird zur größten Vollkommenheit des Betriebes führen, der geſammte Boden bleibt im Beſitz der Geſammtheit, innerhalb derſelben bilden ſich frei gewerbliche Gruppen als echte Productivgenoſſenſchaften, der Unternehmer müſste den vollen durch keine Profitrate geſchmälerten Arbeitsertrag einer unqualificierten Arbeitskraft zahlen, die Sperrung einer Genoſſenſchaft gegen Zuzug iſt ausgeſchloſſen, da neue Arbeitskräfte ſich nur bei ſteigender Production melden würden, die Verſchiedenheit des Einkommens, welche auf der Aneignung geſellſchaftlicher Vortheile beruht, iſt beſeitigt, nur perſönliche Vorzüge ſind entſcheidend; die Induſtrie der Siedlungsgenoſſenſchaft wird den Markt in der Genoſſenſchaft gegenüber der Concurrenz beherrſchen, „ja ſie wird dieſe ſogar mit Wahrſcheinlichkeit von ihren eigenen Märkten verdrängen können." Verfaſſer ſieht dann weiter einen Bund der Siedlungsgenoſſenſchaften entſtehen, deſſen Bildung nicht auf ſich warten laſſen kann, weil Käufergenoſſenſchaften ſtets bereit ſind, ſich aneinanderzuſchließen — „in dem letzten Augenblicke, wo die Induſtrie der vereinigten Siedlungsgenoſſenſchaften das letzte Bollwerk des Capitalismus, die Großinduſtrie, geſtürmt haben wird, hat die ſtädtiſche Bodenrente aufgehört zu exiſtieren, denn dann bezahlt ſelbſt die höchſtentlohnte Arbeitskraft nicht einen Heller mehr für die Wohnungsmiete, als ſie im eigenen Hauſe auf einem koſtenfreien Boden an Capitalzins und Abſchreibungen würde ausgeben müſſen"; dem „Spartrieb" ſoll ein Ende bereitet ſein, denn die Geſammtheit würde ſelbſtverſtändlich für die „Invaliden der Arbeit" ebenſo ausreichend ſorgen, wie in ihren Erziehungsanſtalten für die „Recruten der Arbeit".

Würde der Verfaſſer uns nicht verſichern, daſs er ein Gegner des Communismus iſt, und der Titel des Buches uns ſagen, daſs es der Ueberwindung des Communismus gewidmet iſt, wir würden nach der Entwicklung der Siedlungsgenoſſenſchaft glauben, daſs der Communismus ſein Endziel iſt. Die „Lockmittel und Schreckmittel des Spartriebes" ſollen in der als vollendet vorausgeſetzten Genoſſenſchaftswirtſchaft entfallen, der Verfaſſer will alſo den Trieb beſeitigen, auf dem unſeres Erachtens jeder wirtſchaftliche und culturelle Fortſchritt beruht — ſolange die Menſchen mit allen Sünden und Fehlern ſolcher belaſtet bleiben — und das werden ſie wohl bleiben, ſolange es Menſchen gibt. Doch der Verfaſſer täuſcht ſich, wenn er glaubt, daſs die von ihm gedachte Genoſſenſchaftswirtſchaft in die Praxis übertragbar iſt, immer wird es ſtarke Naturen geben, die alle ſeine Theorien von der Beſeitigung der Concurrenz durch den Bund der Siedlungsgenoſſenſchaften über den Haufen werfen und ſiegreich aus dem Concurrenzkampf mit den Siedlungsgenoſſenſchaften hervorgehen. Der erſte Durchbruch iſt der Beginn einer neuen Kriſis mit allen ihren traurigen wirtſchaftlichen Folgen. Das Leben kehrt ſich nicht an mit großem Fleiße ausgearbeitete Theorien. Der „Bund der Siedlungsgenoſſenſchaften" ſoll etwas Naturgemäßes ſein, da Käufergenoſſenſchaften ſtets bereit ſeien, ſich aneinanderzuſchließen. Da befindet ſich der Verfaſſer nach allen bisher gemachten Erfahrungen in einem großen Irrthum. Das Gegentheil iſt richtig. Die Käufergenoſſenſchaften ſchließen ſich zu gemeinſamer Arbeit ebenſo ſchwer zuſammen, wie Verkäufergenoſſenſchaften — der Selbſtändigkeitstrieb der einzelnen Genoſſenſchaft iſt dort wie hier das Hindernis, der Verfaſſer denkt eben nur an Concurrenzrückſichten. Damit aber erleidet ſein ganzer genoſſenſchaftlicher Aufbau einen ſchweren Stoß, den er auf dem Unterſchied zwiſchen Käufergenoſſenſchaften (Conſum-, Credit-, Wohnungs-, Werk-, Baugenoſſenſchaften) und Verkäufergenoſſenſchaften (Productiv- und Magazingenoſſenſchaften) errichtet hat. Wohl führt er den Unterſchied [illegible]ſen und Erſcheinung durch, ohne doch das Weſen zu treffen, da er die Stellung der einzelnen Genoſſenſchaftsart als Theil des Ganzen nicht genügend würdigt. Der „Bund der Siedlungsgenoſſenſchaften", der dem Verfaſſer vorſchwebt, iſt nur mit Zwang von oben her zu errichten, mit einem Zwang, gegen den er ſich ſelbſt mit aller Entſchiedenheit erklärt.

*) Die Siedlungsgenoſſenſchaft. Verſuch einer poſitiven Ueberwindung des Communismus durch Löſung des Genoſſenſchaftsproblems und der Agrarfrage. Von Dr. Franz Oppenheimer. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1896.

Digitized by Google

Der Verfaſſer überſchätzt den Wert der Genoſſenſchaft. Die Genoſſenſchaften haben ein eigenthümliches Schickſal. Erſt haben die Männer, die dem Gedanken der genoſſenſchaftlichen Organiſation im wirtſchaftlichen Leben auf dem Boden der Freiwilligkeit Form gaben, ſchwere Kämpfe durchleben müſſen, um nur die geſetzliche Anerkennung der Genoſſenſchaft zu erlangen — und heute nach fünf Jahrzehnten wird vielfach die genoſſenſchaftliche Organiſation als das Univerſalheilmittel für alle ſocialen Leiden angeprieſen! Jedes Extrem iſt ſchädlich, ſo auch dies. Der Rückſchlag wird nicht ausbleiben, und der geſunde Kern wird dabei gefährdet werden. Wer wüſste nicht, was der Verfaſſer auf dem Gebiete des Genoſſenſchaftsweſens bisher geleiſtet, aber es liegt doch gewiſs einige Ueberhebung darin, wenn er von dem heutigen Genoſſenſchaftsweſen behauptet:

„Das Syſtem als Ganzes iſt alſo geſcheitert. Von den ihm untergeordneten Formen haben allerdings zwei eine außerordentliche privatwirtſchaftliche Thätigkeit entfaltet, der Conſumverein und die Creditgenoſſenſchaft, aber keinerlei volkswirtſchaftliche. Wir wiederholen: die bisherige Leiſtung der Genoſſenſchaft in dieſem Betracht iſt gleich Null."

In ſeinen Ausführungen über die gewerblichen Genoſſenſchaften erweiſt ſich der Verfaſſer darin auch nicht genügend unterrichtet, die von ihm benützten Quellen ſind zum Theil nicht einwandfrei; ganz falſch faſst er die Stellung Schulze-Delitzſch' zu den Genoſſenſchaften auf, denn er nimmt an, daſs Schulze-Delitzſch die ſociale Frage mittelſt der Genoſſenſchaften habe löſen wollen, obgleich Schulze-Delitzſch direct Verwahrung dagegen eingelegt hat. Die volkswirtſchaftliche Bedeutung der Genoſſenſchaften leugnen, heißt Thatſachen abſtreiten. Bei dem Verfaſſer bewahrheitet ſich das alte Wort: das Beſſere iſt des Guten Feind.

Doch wir haben an dem Buch nicht bloß Kritik zu üben. Das wäre ungerecht. Die Ausführungen über die Agrarfragen gehören zu dem Beſten, was geſchrieben iſt. Die Unterſcheidung zwiſchen induſtriellen und landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaften iſt mit großer Schärfe durchgeführt. Die Sammlung der bisherigen mehr oder weniger communiſtiſchen Verſuche, mit Hilfe genoſſenſchaftlicher Organiſation Gemeinſchaftswirtſchaften und Wirtſchaftsgemeinſchaften ins Leben zu rufen, zeichnet ſich durch große Vollſtändigkeit aus. Ja, der Plan des Verfaſſers, „Siedlungsgenoſſenſchaften" zu gründen, muſs als ſolcher den Beifall jedes Freundes genoſſenſchaftlicher Beſtrebungen finden, freilich ſind die hier zum Ausdruck gebrachten Gedanken auch nur zum Theil neu, wenigſtens iſt die Bedeutung ſolcher Genoſſenſchaften, ohne daſs man ihnen freilich den Namen „Siedlungsgenoſſenſchaften" gab, bereits früher betont. Der Verfaſſer hat für dieſe Genoſſenſchaften die ländlichen Arbeiter im Auge, er glaubt nicht, daſs ſelbſtändige Landwirte ſich zu derartigen Unternehmungen eignen. Die praktiſchen Erfahrungen ſind auf dieſem Gebiete zu gering, um darüber ein Urtheil zu fällen. So gelangen wir denn, trotz der ablehnenden Kritik über große Theile des Buches, wobei der Raum einer Bücherbeſprechung das Eingehen auf Einzelheiten ausſchließt, zu dem Wunſch, daſs das Buch zur Gründung von Siedlungsgenoſſenſchaften Veranlaſſung geben möchte. Es kann dann getroſt ihrer Entwickelung überlaſſen bleiben, ob die Annahme des Verfaſſers über dieſelbe zutreffend iſt. Für die Beſeitigung eines Theiles der Agrarfrage bieten ſich hier die günſtigſten Ausſichten; die landwirtſchaftliche Productivgenoſſenſchaft — im eigentlichen Sinne des Wortes — fehlt noch in dem weitverzweigten landwirtſchaftlichen Genoſſenſchaftsweſen, ſie bietet einen gangbaren Weg zur Erhaltung eines lebensfähigen Bauernſtandes und zur Selbſtändigmachung ländlicher Arbeiter.

Charlottenburg Berlin. Dr. Hans Crüger.

Mein Habilitationsverſuch.

Herr Dr. Eckſtein hat das Thema angeſchnitten. Ich folge ſeinem Beiſpiel und liefere meinen Beitrag. Bei Herrn Dr. Eckſtein iſt der Schauplatz Prag, alſo das „dunkle" Oeſterreich, bei mir war der Schauplatz Zürich, alſo die „freie" Schweiz. Herr Dr. Eckſtein iſt naiv, weil er von der Vorausſetzung ausgieng, die „Wiſſenſchaft" habe es mit der „Wahrheit" zu thun, und ernſte wiſſenſchaftliche Werke würden genügen, ihm Eintritt in den Kreis der officiellen „Hüter der Wiſſenſchaft" zu verſchaffen; ich war noch naiver als er, da ich ſogar glaubte, mir eine Reihe der „abſolut nöthigen Beſuche" erſparen zu können. So beſuchte ich den Rector der Univerſität und den älteſten Hiſtoriker, Herrn Profeſſor Wyß, der damals noch lebte, und an den ich von München her eine perſönliche Empfehlung hatte. Er war ein lieber, offener Mann und wünſchte mir Glück zu meinem Vorhaben. Weiter beſuchte ich den eigentlichen Fachprofeſſor, Herrn Meyer von Knonau, und der war das Gegentheil von Herrn Wyß, [illegible] ein [illegible] Lateiniſchen [illegible] mit einem [illegible] als [illegible] in Zürich [illegible] [illegible] meinem

Hauptarbeitsfeld machen zu wollen. „Für ihn bedeutet der weſtfäliſche Friede, der die Schweiz von Deutſchland trennte, das Unglück der Schweiz", meinte wieder einer lächelnd, aber ich ließ mich nicht verſtimmen, ſondern ging direct zu ihm und machte ihn mit meinem Vorhaben bekannt. Er hörte mich an und ſagte nichts oder nicht viel. Ich betonte ihm, daſs ich mich keiner Zurückweiſung ausſetzen möchte und ihn darum bäte, die von mir zur Habilitationsſchrift beſtimmte kritiſche Studie über „Janſſen und die Geſchichte der deutſchen Reformation" freundlichſt einmal anzuſehen und mir zu ſagen, ob er dieſelbe als Habilitationsſchrift paſſend fände. Wenn nicht, ſo würde ich mit Einreichung meines Geſuches warten, bis ich eine neue Arbeit zu dieſem Zwecke vollendet hätte. Er antwortete mir nichts Halbes und nichts Ganzes, und wie die Correcturbogen mir zugiengen, ſchickte ich ſie Herrn Profeſſor Dr. Meyer von Knonau. Dann nach einiger Zeit gieng ich ſelbſt hin und bat ihn um ſeine Meinung. Er gab ſie mir nicht, ſondern forderte mich auf, meine Eingabe zu machen, mit der Bemerkung: es komme natürlich auf ihn allein nicht an, ſondern die Entſcheidung habe die Facultät. So holte ich mir die damals geltenden Beſtimmungen betreffs „Zulaſſung von Privatdocenten", welche in der „Univerſitätsordnung vom 7. März 1885" unter Ziffer VI, § 38—48, enthalten ſind. Da heißt es:

§ 38. Wer als Privatdocent auftreten will, hat ſich an den Erziehungsdirector mit einem ſchriftlichen Geſuche zu wenden.

Dem Geſuche iſt ein Bericht über den Bildungsgang des Bewerbers, ſowie eine Habilitationsſchrift beizufügen, ebenſo je ein Exemplar der von dem Bewerber bisher veröffentlichten wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Es ſteht dem Bewerber frei, entweder eine Habilitationsſchrift im Manuſcript einzureichen oder eine ſeiner früheren Arbeiten als ſolche zu bezeichnen.

§ 39. Die Erziehungsdirection übermittelt das Geſuch mit ſeinen Beilagen der betreffenden Facultät oder Facultätsſection und fordert dieſelbe auf, ein Gutachten über die wiſſenſchaftliche Befähigung des Bewerbers zu erſtatten.

Letzteres wird dem Senatsausſchuſſe vorgelegt, damit derſelbe, wenn er es für gut findet, ſeinen Bericht beifügen kann.

§ 40. Die Facultäten ſind ermächtigt, wenn ſie nicht durch die ſonſtigen Leiſtungen der Bewerber von deren wiſſenſchaftlicher Befähigung genügend unterrichtet ſind, durch ſchriftliche und mündliche Prüfungen dieſelbe zu erforſchen. Erworbene akademiſche Grade befreien nicht von einer etwa nöthig erachteten Prüfung.

§ 41. Die Erziehungsdirection iſt berechtigt, den Profeſſoren und Lehrern der Cantonsſchule, ſowie den Profeſſoren des eidgenöſſiſchen Polytechnikums die Prüfung zu erlaſſen.

§ 42 und 43 handeln von der Probevorleſung.

§ 44. Vor der Probevorleſung hat der Bewerber den Nachweis zu erbringen, daſs ſeine Habilitationsſchrift gedruckt und dem Buchhandel übergeben worden iſt. Er hat von derſelben die mit Rückſicht auf § 64 erforderliche Anzahl von Exemplaren dem Pedell einzuhändigen. Von dieſer Verpflichtung kann jedoch, wenn es ſich um eine bereits früher publicirte Druckſchrift handelt, auf Grund eines Facultätsbeſchluſſes Umgang genommen werden.

§ 45. Die Facultät erſtattet durch den Senatsausſchuſs ihren Bericht über die Probevorleſung an die Erziehungsdirection. Die letztere beſchließt nunmehr über die Ertheilung der venia legendi und benachrichtigt den Bewerber und das Rectorat von dem gefaſsten Beſchluſſe.

Die drei folgenden Paragraphen handeln von den Rechten und Pflichten der Privatdocenten.

Meine Eingabe war unter dem 8. October 1892 gemacht worden.

Unter dem Datum „Zürich 8. Nov. 92" erhielt ich von der „Erziehungsdirection" folgendes gedruckte Actenſtück als Antwort:

„959. O. II. 6. Hochſchule. Herr Dr. Mathieu Schwann in Fluntern erſucht mit Zuſchrift vom 8. October 1892 um Ertheilung der Venia legendi für Geſchichte an der Hochſchule.

Die philoſophiſche Facultät, I. Section, findet in ihrem Gutachten vom 1. November 1892, daſs die eingereichten Arbeiten und insbeſondere die als Habilitationsſchrift bezeichnete Abhandlung „Janſſen und die Geſchichte der deutſchen Reformation" nicht genügen.

Die Erziehungsdirection geſtützt auf § 44 der Univerſitätsordnung verfügt:

1. Es kann auf das Geſuch des Herrn Dr. Mathieu Schwann von Godesberg a. Rh. (Preußen) um Ertheilung der Venia legendi für Geſchichte an der Hochſchule nicht eingetreten werden.

2. Mittheilung an den Petenten, ſowie an das Rectorat der Hochſchule für ſich und an die philoſophiſche Facultät, I. Section, an letztere unter Rückſendung der beigebrachten Ausweiſe.

Für richtigen Auszug:

Der Secretär: Dr. A. Huber.

Die von mir eingereichten Schriften waren:

[illegible] die als Habilitationsſchrift bezeichnete Schrift über Janſſen [illegible] S. Text.

[illegible] von Baſel [illegible]

[illegible] eine Seminararbeit über „Ludwig den [illegible] von [illegible]

Digitized by Google

reich (76 Seiten Druck in der Zeitſchrift für allgemeine Geſchichte &c. veröffentlicht),

d) einige kleinere Arbeiten.

Außer der Arbeit über Janſſen, die ich ſelbſt aufgeſchnitten hatte, kamen ſämmtliche anderen Arbeiten **unaufgeſchnitten** zurück, und ſchrieb ich unter dem 12. November 1892 direct an die philoſophiſche Facultät folgendes:

„Vorgeſtern erhielt ich das Schreiben der Erziehungsdirection, welches mich von der Ablehnung meines Geſuches um Erlaubnis zur Habilitation in Kenntnis ſetzte.

„Ich erlaube mir, die Facultät auf zwei Umſtände aufmerkſam zu machen, welche mir dabei nicht in der Ordnung erſcheinen.

„In dem betreffenden Schreiben heißt es Paſſus II: „Die philoſophiſche Facultät, I. Section, findet in ihrem Gutachten vom 1. November 1892, daſs die **eingereichten Arbeiten** und insbeſondere die als Habilitationsſchrift bezeichnete Abhandlung ‚J. u. d. G. d. d. V.‘ nicht genügen“. Die Erziehungsdirection verfügt deshalb, ſich auf § 44 der Univerſitätsordnung ſtützend, die Ablehnung.

„Meine erſte Frage iſt: wie kam die Facultät zu ihrem Gutachten?“

„Vernunft und Logik werden darauf als Antwort erwarten: „durch ſorgfältige Prüfung der eingereichten Arbeiten“. Nun hat ſich aber der Wortführer der Facultät nicht einmal die Mühe genommen, die Arbeiten aufzuſchneiden. Die größere Mühe, ſie gegen die Fenſterſcheiben gehalten zu haben, werde ich daher umſo weniger vorausſetzen dürfen. Ob meine Schrift über Janſſen geleſen wurde, kann ich nicht controlieren, weil ich ſie ſelbſt aufgeſchnitten habe.

„Der zweite Umſtand iſt der, daſs der eben angeführte § 44 der Univerſitätsordnung gar keine logiſche Stütze im vorliegenden Falle abgibt, und ſeine Anziehung, weil er von etwas ganz anderem redet, mit nichts motiviert werden kann. Der einzige Paragraph, auf den man ſich im vorliegenden Falle hätte berufen können, wäre meiner Anſicht nach nur der § 40 der Univerſitätsordnung geweſen, der ſich auf die weitere Erforſchung der wiſſenſchaftlichen Befähigung des Petenten bezieht. Und wenn man dies nicht **wollte**, hätte es einer Erklärung bedurft.

„Das Syſtem und die Wiſſenſchaft, die auf jenem beruht, ſcheinen mir demnach bedenkliche Lücken zu haben, da ſie zu derartigen Vergewaltigungen jeder geſunden Logik führen, Lücken, die ein hiſtoriſch nicht geſchulter Menſch ſehr leicht perſönlich auslegen und den in Frage kommenden Perſonen als bare Unredlichkeit auflaſten könnte. Aber ein jeder ſieht nur, was er ſehen kann, für ſchlechte Augen iſt er nicht verantwortlich. Vielleicht hätte ein anderer mit beſſeren Augen beſſer geſehen, vielleicht würde einem ſolchen, der weniger mit jenem verfahrenen Syſtem der Wiſſenſchaft verwachſen geweſen wäre, der ſich den offenen Lebensſinn dafür zu wahren gewuſst hätte, daſs das Verkleiſtern von Lücken nicht wiſſenſchaftlich, das offene Hinweiſen auf dieſelben aber der erſte Schritt zur Erweiterung jeder Wiſſenſchaft iſt, meine Schriften nicht nur genügt, ſondern am Ende gar ſoviel Intereſſe erweckt haben, daſs er ſie aufgeſchnitten und geleſen hätte.

„Aber von der aufs Trockene gerathenen ‚Objectivität‘ der officiellen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft iſt ſolches nicht zu erwarten. Und damit könnte ich mich über die erfahrene Abweiſung perſönlich wohl tröſten. Ob aber die Befreiung der Geſchichtswiſſenſchaft und ihre Erhebung zu wirklicher Wiſſenſchaft auf dieſem Wege objectiver Iſolierung und Erſtarrung möglich ſein wird, bleibt eine Frage, mögen die Facultäten auch noch ſo laut ihr gemeinſames ‚Ja‘ ertönen laſſen. Ich erlaube mir ‚Nein‘ zu ſagen, aber ich ſage nicht, die Zeit verlangt etwas **anderes**, ſondern ſie verlangt etwas **mehr** als philologiſches Quellengeſtöber.

Hochachtungsvollſt

Dr. M. S.“

Nicht von der Facultät, aber von dem ſchon citierten Doctor A. Huber erhielt ich darauf die claſſiſche Antwort, welche gleich folgt. Dieſelbe iſt auf einen kleinen Briefbogen geſchrieben, welcher oben links in der Ecke die gedruckte Signatur trägt: „**Direction** des Erziehungsweſens des Cantons Zürich“ und unterſchrieben: „Erziehungs**kanzlei**: Dr. A. Huber.“ Das Datum iſt der 16. November 1892. Alſo nichts von Unterſchrift des „**Erziehungsdirectors**“, auch keine Berufung auf ihn, der damals Herr Stößl war, ſondern die Erziehungs**kanzlei**“ in der Perſon des Dr. A. Huber maßte ſich einfach für eine **private** Mittheilung den Briefbogen der „**Erziehungsdirection**“ an. Die Sache ſcheint alſo unter der Hand von der Facultät aus durch den Kanzliſten gemacht worden zu ſein. Und die Antwort dieſes „Michaſl Hubers“ lautet:

„Hochgeehrter Herr! Die I. Section der philoſophiſchen Facultät der Hochſchule übermittelt mir heute Ihre Beſchwerde vom 12. d. Ich beeile mich, Ihnen auf Ihre Bemerkungen die nöthige Aufklärung zu ertheilen.

Leider iſt hierorts ein Fehler in der Ausfertigung begangen worden; denn die philoſophiſche Facultät, I. Section, hat ſich bei der Begutachtung Ihres Geſuches **bloß** über die von Ihnen als Habilitationsſchrift bezeichnete Abhandlung „Janſſen und die G. d. d. V.“ ausgeſprochen. Dies zur Richtigſtellung.

Was den fehlerhaften Hinweis auf § 44 der Univerſitätsordnung anbetrifft, ſo wollen Sie denſelben gütigſt entſchuldigen.

Mit vollkommener Hochachtung

Erziehungskanzlei:

Dr. A. Huber.“

Alſo 1. ein Fehler in der Ausfertigung,

2. eine zugeſtandene **falſche Begründung** des ergangenen Urtheils.

So durfte jeder wohl eine Reviſion des Proceſſes erwarten. Nicht wahr? — Eine Illuſion! Eine Illuſion auch in der „freien“ Schweiz! Ich vermuthete in der ganzen Sache eine gutdeutſche Lumperei, und ſo richtete ich noch einmal an die **Direction** des Erziehungsweſens ſelbſt ein Schreiben folgenden Wortlauts:

„Von der geehrten, im Auftrag der **Erziehungsdirection** an mich ergangenen Zuſchrift des Herrn Dr. A. Huber vom 16. November 1892 habe ich dankend Kenntnis genommen. Leider bin ich aber nicht in der Lage, von der darin gegebenen Aufklärung mich befriedigt erklären zu können.

„Der Fehler in der Ausfertigung hat meiner Anſicht nach nur eine formale Bedeutung. Denn, wenn auch die Facultät ihre Begutachtung **bloß** über meine als ‚Habilitationsſchrift‘ bezeichnete Abhandlung abgab, ſo genügte ſie damit nicht ihrer Verpflichtung, laut § 39 der Univerſitätsordnung ein Gutachten über meine ‚wiſſenſchaftliche Befähigung‘ zu erſtatten. Auf dieſe letztere kam es an; und auf nichts anderes.

„Konnte die Facultät aus der einen Schrift die Ueberzeugung von meiner Befähigung nicht gewinnen, ſo lagen andere Arbeiten als weitere Ausweiſe vor. Denn ich möchte doch wiſſen, wozu die Einſendung weiterer Arbeiten nach § 38 verlangt wird, wenn ſie nur ſozuſagen als Decoration dienen ſollen. Die ſtillſchweigende Einkapſelung des Gutachtens über meine ‚wiſſenſchaftliche Befähigung‘ in dasjenige über meine als ‚Habilitationsſchrift‘ bezeichnete Abhandlung, hätte nur dann einen Schein von Berechtigung haben können, wenn dieſe Arbeit als einziger Gradmeſſer meiner wiſſenſchaftlichen Befähigung wäre eingereicht worden. Aber auch dann hätte nicht eine directe Ablehnung die Folge ſein können, ſondern nach dem allgemeinen unzweideutigen und logiſchen Ausbau der Univerſitätsordnung in den §§ 38 bis 45 wäre alsdann der § 40 in Wirkſamkeit getreten.

„Wenn alſo der fehlerhaft angeführte § 44 der Univerſitätsordnung keine Stütze zur Ablehnung meines Geſuches abgeben konnte, wie zugeſtanden wird, ſo werde ich wohl die Berechtigung zu der Frage haben, auf welchen Paragraphen man ſich denn eigentlich im vorliegenden Falle bezog? Nur in Rußland könnte man eine derartig unmotivierte Ablehnung für ſelbſtverſtändlich halten, aber die Schweiz liegt für ſolche Praxis doch dieſem Lande etwas zu fern. Hierorts iſt es, ſoviel ich weiß, üblich, dem Verurtheilten die Aufklärung zu geben, auf welchen Geſetzesparagraphen das abgegebene Urtheil beruht.

„Nehmen Sie meine Darlegung, daſs nur der § 40 angezogen werden konnte, an, ſo ergibt ſich daraus ebenſo unzweifelhaft, daſs die Facultät verpflichtet war, meine Befähigung einer genaueren Erforſchung durch ſchriftliche und mündliche Prüfungen zu unterwerfen, daſs dann erſt, je nach dem Ausfall dieſer, eine Ablehnung oder Annahme meines Geſuches am Platze war.

„Schon in meiner Beſchwerdeſchrift wies ich auf dieſen Umſtand hin, hier erwartete ich eine unzweideutige und unumwundene Aufklärung darüber, ob die Univerſitätsordnung einzuhalten ſei oder je nach Belieben durchbrochen werden könne? Dieſe Erklärung ward mir nicht, und ſehe ich mich deshalb gezwungen, abermals darum zu bitten.

Mit der Verſicherung vollkommenſter Hochachtung

ergebenſter

Dr. M. Schwann.“

Die Direction blieb mir die Antwort auf meine Frage ſchuldig — bis heute, und ich vermuthe abermals, daſs die Direction auch jetzt nichts von der Sache erfuhr, oder aber, daſs ſie Bedenken trug, der Facultät in dieſer verpfuſchten Sache eines Fremden wegen entgegenzutreten.

„Geh' direct zu Stößl und ſprich mit ihm!“ rieth man mir. Ich kannte den damaligen Erziehungsdirector nicht, und ich mochte nicht zu ihm gehen, 1. um den Mann, der mir als tüchtiger Menſch geſchildert wurde, nicht in Verlegenheit zu bringen, in eine Verlegenheit, die 2. umſo zweckloſer war, als ich bei mir feſt entſchloſſen war, nie als Privatdocent Mitglied einer derartig zünftleriſch geſinnten Körperſchaft zu ſein. Eine ſolche Collegenſchaft konnte ich in meinem Leben nicht brauchen.

In der Sache ſelbſt habe ich mir dreimal eine ſcheinbare Blöße gegeben: Das einemal, als ich nach der Entſcheidung der Facultät an Prof. Dändliker perſönlich ſchrieb, weil ich keine Ahnung davon hatte, daſs er zur Facultät gehörte, und ein anderer Profeſſor der Facultät mir dieſen Umſtand nicht mittheilte, als er mir dieſen Schritt anrieth. Das zweitemal, als ich nach einiger Zeit an Profeſſor Meyer von Knonau noch einen Brief vom Stapel ließ, der abſolut naiv war und ein Gefühl für, wenn nicht Gerechtigkeit, ſo doch für Anſtand vorausſetzte, das natürlich nicht vorhanden war. Und das drittemal dadurch, daſs ich den Profeſſor, der mir die Mittheilung machte, man habe von der Einladungskarte zu der Facultätsſitzung, welche meine Angelegenheit

Digitized by Google

behandelte, das Tractandum weggelaſſen, „um ganz unter ſich zu ſein," für etwas anderes hielt, als er thatſächlich noch war: ein armer, durch die elenden Kleinſtadtverhältniſſe und Gevatterſchaften Zürichs, die nichts Gerades und Kräftiges gedeihen laſſen, es habe denn den gehörigen Grad von Brutalität in ſich, zerriebener und ſeiner originalen, urſprünglichen Kraft beraubter Mann. Ueber dieſe perſönlichen Dinge ſchweige ich darum, nicht als ob ich deren Enthüllung zu ſcheuen hätte, ſondern weil ich nicht mir anvertraute Correſpondenzen und von mir an lebende Perſönlichkeiten gerichtete Briefe der Oeffentlichkeit preisgeben mag — ohne Noth. Und die aus jenem Kreiſe gegen mich gerichteten verſteckten Angriffe zählen bei mir noch nicht als Nothgrund, da ich mich mit „Unter der Hand-Menſchen", die nicht nur ihre Wiſſenſchaft aus Citaten aufbauen, ſondern auch ihre Lebenskenntniſſe dem Klatſch entnehmen, nicht befaſſe. Tritt mir jemand erſt in persona gegenüber, ſo werde ich ihm ſchon die ſchuldige Antwort geben.

Charakteriſtiſch für den ganzen Verlauf der Sache ſind folgende Fragen und Ausſprüche: „Bei wem haben Sie denn perſönlich Beſuch gemacht? Waren Sie bei Baechthold?" Dieſer durch die Nutznießung des geiſtigen Capitals Gottfried Kellers berühmt gewordene Mann war nämlich damals Decan der Facultät. „Waren Sie nicht bei Oechsli?" Er wurde mir als Lieblingsſchüler Meyers v. Knonau genannt. Als ich dieſe Fragen mit „Nein" beantwortete, platzte mein guter Mentor heraus: „Ja, ſo wird man nie Privatdocent! So iſt es noch nie einer geworden. Da muſs man doch die Leute beſuchen!" — Ah ſo, auf den Beſuch kommt es an. Man muſs die Profeſſorenherrlichkeit mit Ehrfurcht und nicht mit Leiſtungen gewinnen wollen, man muſs ihnen perſönlich darthun, daſs man ein „brauchbarer" Mann iſt. Das war mir nicht neu, aber es paſste mir nicht und paſst mir bis heute noch ſo wenig, daſs ich es verſchmähte, das mir für mein Leben nöthige Moral- und Rechtsbewuſstſein aus dem ſittlichen und rechtlichen Vorrath dieſer Leute zu entlehnen.

„Und dann noch gar das Motto auf Ihrer Schrift! Ein Motto von M. G. Conrad, wo Baechthold Decan iſt! Wiſſen Sie denn nicht, daſs Baechthold der intime Freund von Widmann iſt und auf deſſen Veranlaſſung hin Conrads ‚Geſellſchaft' von der Liſte der Muſeumsgeſellſchaft geſtrichen wurde, als Conrad mit Widmann aneinander gerieth?" — Woher ſollte ich das alles wiſſen? Dieſes Züricher Altweibergetriebe war mir ja auch vollkommen gleichgiltig, und hatte alles das doch mit meiner Habilitation nichts zu thun. So meinte ich in meiner — bitte, das iſt nicht mehr Naivetät, ſondern — Dummheit. Und ſo hatte die Facultät ja wohl recht, daſs ſie mich nicht für fähig hielt, ihr Mitglied zu werden.

Das ſind meine Erfahrungen. Ueber die Ausbeute derſelben und Vorſchläge zur Reform melde ich mich zu Wort, wenn erſt der Stimmen mehr erklungen ſind. Denn Herr Dr. Eckſtein iſt immer noch naiv. Daher ſeine treugemeinten Vorſchläge!

Frankfurt a. M. Dr. Mathieu Schwann.

Zur Naturgeſchichte der öſterreichiſchen Frau.*)

Eine deutſche Schweſter von „draußen", eine hochgebildete, ja eine akademiſch graduierte Frau hat in dieſen Blättern eine vernichtende Parallele gezogen zwiſchen der deutſchen und der öſterreichiſchen Frau, unterſtützt von den Waffen der Gelehrſamkeit und Beleſenheit, die ſie glänzend und — rückſichtslos zu führen verſteht. Es lag etwas Streithaftes, Revoltierendes, etwas unſagbar zum Widerſtand Aufreizendes in jenen Ausführungen — und doch drängt ſich unwillkürlich die ahnende Frage empor, welcher rein menſchliche Hintergrund wohl darunter liegen mag, die Frage: „Was hat dir denn eine von den unſeren gethan, liebe Schweſter, wen hat ſie dir wohl vielleicht genommen mit ihrem nichtigen Plaudern und adretten Weſen und Toilettenchic, und warum wirfſt du denn nun uns alle mit ihr in einen Topf?" Und auf der anderen Seite ſteigt dagegen gewiſſermaßen ein geſpenſtiſches Idealbild des deutſchen Weibes empor, wie es die Franzoſen ſo gerne auslachen und carikieren: ſchlecht friſiert, ſchlecht verſtanden modern oder mit ſouveräner Verachtung aller Moden- und Kleidſamkeitsgeſetze toilettiert, rechts Kochlöffel, links Strickholz und [illegible] Schreibtiſch und Bücherregal — eine Frau, deren innere Herrlichkeit von außen nicht geſehen werden kann und der daher ſchon der verruchte Rath gegeben worden war, ſich wenden zu laſſen — ſo und nicht anders quellen uns die lebenden Geſtalten aus jenen Zeilen entgegen, derartig, daſs man faſt mehr Sympathien für die liebenswürdigen Sünderinnen faſst und wir Oeſterreicherinnen uns bei der ganzen Polemik gewiſſermaßen doch geſchmeichelt fühlen dürfen.

Aber das ganz gewaltige „Plus", [illegible]

Vor allem anderen wollen wir keinen Verſuch einer ſtreitenden Polemik mit einer ſo geiſtvollen und wehrhaften Gegnerin unternehmen, ſondern ihr die Freundeshand reichen und ſie bitten, daſs ſie uns beſſer kennen lernen möge. Wozu denn einen ſolchen Antagonismus ſchaffen wollen zwiſchen unſeren Mitdeutſchen und uns? Soll das die Meinung aller da draußen ſein? Das glauben wir nicht. Im Gegentheil fanden wir ſtets für die öſterreichiſchen Eigenthümlichkeiten eine freundliche Bewunderung, eine Bewunderung allerdings, wie man ſie etwa liebenswürdigen Kindern gegenüber haben mag, aber auch hohe Anerkennung der ſpielend leichten Manier, mit der Schwierigkeiten aller Art genommen zu werden pflegen; daſs dahinter ſolche moraliſche Anſchuldigungen liegen ſollen, wäre uns nicht eingefallen. Eine ſolche bête noire wäre die Oeſterreicherin bei den deutſchen Frauen? Und ihre „decorative Veranlagung" wäre wirklich eine Eigenſchaft, die den edlen deutſchen Frauen abgeht? Dafür werden ſich nun wieder Hunderttauſende von Deutſchen, deren graziöſe Weiſe auch Anerkennung verdient, ſchönſtens bedanken wollen. In welchen Kreiſen mag die Verfaſſerin wohl ihre pſychologiſchen Studien gemacht haben? Gewiſs in einer Geſellſchaftsſchichte, die immer oben ſchwimmt, bei jenen Frauen, die überall dabei ſein müſſen und deren mondaines Gigerlthum auch gewiſs ganz vorzüglich gekennzeichnet wurde. Dieſe Leute aber gibt es überall, und in nicht geringerem Procentſatz als hierzulande: nur daſs ſie nicht ſo gut können, was ſie wollen, und ihre luxuriöſen und koketten Beſtrebungen aus mangelndem Chic und mangelndem Reiz eben unbemerkt bleiben müſſen — aber vorhanden ſind ſie ebenſogut, und vielleicht bei weniger frohſinnig ſprudelndem Blut noch weit unverzeihlicher.

Wie weit reicht dieſe Schichte aber überhaupt in die Bevölkerung hinein? Wenn wir die Wiener als typiſch für den deutſch-öſterreichiſchen Volkscharakter im allgemeinen nehmen, und man darf das wohl, ſo finden wir im Gegentheil ein ganz merkwürdig reſerviertes, freiwillig abgeſchloſſenes häusliches Leben der Frau. Der alte Metternich hat geſagt, daſs der Orient bei der St. Marxerlinie anfängt — das iſt nicht wahr, er fängt in Vielem ſchon viel früher an. Kein unberufenes Auge dringt jemals in die Interieurs des vielbeſchäftigten Frauendaſeins, kein Geſellſchaftsleben macht ſich breit — die Wienerin haſst alles Viſitenmachen zur Unzeit. Sie hat zu thun! Sie liebt ihr Haus, das ihr zu ſorgen gibt, wie nur irgend eine Frau, und wer hierzulande Gelegenheit hat, in wirklich gute Familien Einblick zu nehmen, der ſtaunt über die Zurückgezogenheit der Lebensführung und über die Arbeitſamkeit unſerer Frauenwelt. Unſere ganz jungen Damen — wir ſprechen hier von den Kreiſen, die in den Wiener Penſionaten allererſten Ranges erzogen wurden — halten darauf, daſs ſie neben den ganz ſelbſtverſtändlichen Beſchäftigungen mit der ſchönen Literatur, mit Kunſt, vor allem mit Muſik — in einer ſo hervorragenden Weiſe wie ſelten anderswo — die Künſte des Haushaltes erlernen. Dieſe gebildeten jungen Mädchen verachten gründlich jene Genoſſinnen, die nicht kochen können, nicht ſelbſt aufräumen wollen und die nicht mit den Künſten der Nadel und Schneiderei umzugehen verſtehen! Und ſo denken junge Ariſtokratinnen und Millionärstöchter — nun vollends erſt die Mädchen aus bürgerlichen Kreiſen; es iſt ein Wettkampf um den Preis der Nettigkeit, der Zierlichkeit und Geſchicklichkeit, alles auf der Grundlage perſönlichen Fleißes, denn nur durch dieſen iſt die reizvolle Atmoſphäre von Anmuth, Ausgeglichenheit und peinlich prüfendem Geſchmack zu erzielen, welche den Charme des Wiener Weſens ausmacht, der ja auch von Frau Doctor Rubinſtein ſo voll anerkannt wird. Aber das iſt nicht Verführungsſucht — das iſt Erziehung und innerſtes Bedürfnis! Wer dieſe reizenden Aeußerlichkeiten nicht, wie die Oeſterreicherin, von Jugend an übt und von der Mutter überliefert erhält, der wird ſie nie zur Hand haben, wenn er ſie braucht; wer dieſe gewohnheitsweiſe Sorge um ſeine Erſcheinung und allernächſte Umgebung nicht ſo wie irgend ein anderes Erfordernis des guten Tones immer handhabt, kann es nicht plötzlich zum Feiertagsgebrauch, und Mangel dieſer Eigenſchaften wie des Sinnes dafür iſt daher gewiſs kein Beweis von überwiegend innerem Werte, ſondern von mangelhafter Erziehung und Ausbildung einer überaus wichtigen weiblichen Eigenſchaft. Anſtatt daher von ſtolzer Höhe herabzuſehen und auf Gemüthstiefe zu pochen, ſollte eine ſo geartete deutſche Frau ſich lieber ſagen: zum Kuckuck, das muſs ich doch auch fertig bringen können! Und weiß Gott, es läſst ſich erlernen, auch von der Deutſchen. Was haben die Berlinerinnen, ſeit ſie ſich als Weltſtädterinnen fühlen, in der Kunſt, ſich gut zu kleiden und gute Küche zu führen, ſeit zwanzig Jahren nicht Erſtaunliches geleiſtet! Das ſind Dinge, die nicht im Menſchen liegen, ſondern die man einfach erlernt.

[illegible] richtige Toilettierung [illegible] mit hohem [illegible] wurde [illegible] Eine Dame, Baroneſſe [illegible] im Toiletten- [illegible] Lande [illegible] in glatten [illegible] mit dem [illegible] weißen [illegible] gekleidet [illegible] etwas [illegible]

Freundinnen überreicht worden war, und in ſeinem Bericht ließ er den jungen weiblichen Doctor nicht nur während des Actes den Strauß in Händen halten, ſondern ſteckte ihm auch noch eine Roſe in das Haar — — —

Wie alle craſſen Dummheiten, machte auch dieſe Roſe ihr Glück und wurde in ſämmtlichen Blättern nachgedruckt — und die hochſinnige, auf dem Gipfel ihrer ſtolzen Wünſche ſtehende Gelehrte geſtand uns, daſs ſie ſich über dieſe Roſe namenlos geärgert und ſie am liebſten zum Gegenſtande eines Widerrufes gemacht hätte, wenn ſich das mit dem Ernſte ihrer Stellung hätte vereinbaren laſſen.

So denkt eine geiſtig überhoch ſtehende Oeſterreicherin über richtige Toilettierung — ein lediglich zartfühlendes Seelenweſen ohne ſolches Verſtändnis hätte ſich die Roſe vielleicht ruhig in das Haar geſteckt.

Daſs von öſterreichiſchen Frauen gewaltig viel gelernt wird, Bildung und Beleſenheit in den breiten Schichten des Mittelſtandes und der oberen Stände den gleichen Geſellſchaftsclaſſen in Deutſchland wahrſcheinlich gleichwertig gegenüberſtehen, davon ſind wir ziemlich überzeugt. Daſs man hier mit wunderbar gutem Accent fremde Sprachen ſpricht, vorzüglich muſiciert, ſtellt ſich offenkundig dar, ebenſo zierliche, graziöſe Briefſtiliſierung — warum ſollten unſere Frauen nun in anderen wiſſenſchaftlichen Diſciplinen ſchlimmer daran ſein? Nur — und da gelangen wir nun wohl an den Kern- und Knotenpunkt dieſer ganzen Ausführung — nur haben die Unſeren weder Talent noch Luſt, mit ſolchen mehr innerlich liegenden Dingen „herumzuſcheppern", wie man in Wien ſagt; ſie nehmen das ſelbſtverſtändlich, als etwas, womit man nicht lange dick zu thun nöthig hat — wie mit allem unter der Oberfläche der Dinge Liegenden überhaupt... Da wären wir alſo bei der Gemüthstiefe angelangt.

Wenn öſterreichiſche Schauſpieler nach Deutſchland kommen, ſind ſie ihrer Erfolge nahezu gewiſs durch ihre Innerlichkeit, Einfachheit des Gefühlsausdruckes und derartige ſchöne Dinge, die man ihnen dort nachzurühmen ſelten ermangelt. Nun denn, da verräth ſich eben das öſterreichiſche Temperament. Der Oeſterreicher ſchämt ſich des lauten Ausdruckes ſeiner Empfindungen. Kein Menſch hat hierzulande noch jemals ausgerufen: „Ich liebe Sie!" Was wir empfinden, empfinden wir insgeheim, für uns ſelbſt. Daſs es einem Weibe einfallen ſoll, mit Mutterliebe, mit Hingebung, mit Begeiſterung irgendwie zu poſieren, das gibt es hier einfach nicht. Man empfindet das alles ſo gut wie irgendwer — aber wir lieben es, unſer aufſchäumendes Gefühl unter einem Scherzwort oder wohl gar Scheltwort zu verbergen. Wenn der Oeſterreicher von etwas ergriffen wird, ſo fängt er zu ſchimpfen an, das iſt eine alte Geſchichte — ſo wie der polternde Alte im Luſtſpiel, der auch immer der ſeelenvollſte Kerl von der Welt iſt. Aber poſieren, Phraſen machen von Gemüth und Seelentiefe — ah bah, da ſprechen wir wirklich noch lieber von Toilette und von unſerem zweiten Meiſterſchaftsgebiete, vom Kochen! Und das alles nicht aus Flachköpfigkeit, ſondern aus neidloſem, redlichem Willen, weil wir Frauen immer lernen wollen in dieſen Reſſorts, die wir, neben aller Frauenemancipation, als unſeren angeſtammten Beſitz und unſer Vorrecht vor den Männern, wohlweislich nicht aus den Händen geben wollen.

Oder den Kindern gegenüber. Es gibt wohl kein glänzenderes Beiſpiel für eine Charaktereigenart, die uns den Anſchein geringerer Empfindungsfähigkeit gibt. „Die ſüßen Kleinen" — wie uns das im Munde deutſcher Mütter ſo ſonderbar klingt. „Dieſe Miſtfratzen!" ſagt die Wiener Mama, und wahrſcheinlich wird ihre ganze Unterhaltung mit ihren Sprößlingen lediglich aus Zurechtweiſungen, Belehrung oder Spaſsmacherei beſtehen, und ihre Zärtlichkeitsausdrücke ſind vollends das Schnurrigſte von allem — romantiſche Sentimentalitäten ſucht man da umſonſt. Den Kindern hierzulande geht trotzdem, weiß Gott, nichts ab an Liebe noch an Sorgfalt, und man frage einmal unſere Leute der Reihe nach, ob ihre Mütter Gemüthstiefe hatten oder nicht! Man lernt hier das Weib eben nur in der Familie ſelbſt kennen — für die Welt, vor der ſie als glänzender, heiterer Schmetterling erſcheint, verhüllt ſich ihr Seelenleben in die keuſchen Schleier des Orients.

Und ſo denken auch die Männer hierzulande. Freilich iſt es ihre Art, beſonders die Art geiſtig höherſtehender und geiſtig arbeitender Leute, daſs ſie in ihren Erholungsſtunden am liebſten nichts als göttlichen Blödſinn reden, ja vielleicht gar nichts reden und ſich bloß an der Anmuth und der Eleganz ihrer weiblichen Umgebung weiden wollen. Darin ſind ſie wirklich Orientalen. Aber wenn ſie über irgend etwas Klarheit brauchen, weiß jeder von ihnen, daſs man bei dem geſunden Mutterwitz einer Frau das Richtige am ſicherſten findet. Goethe ſagt das eleganter: Willſt du am beſten wiſſen, was ſich ziemt, ſo frage nur bei edlen Frauen an.

A propos Goethe. Die Münchner Zeitſchrift „Jugend" brachte kürzlich ein charmantes Liebesgedicht, das die Beziehungen zwiſchen Goethe und Frau von Stein in einer recht draſtiſchen, aber [illegible] menſchlich anmuthenden Weiſe beleuchtet und in die Gegenwart herüberzieht. Waren ſie und jene Frauen, deren ſegensvoll anregender Einfluſs von unſerer Autorin beſprochen wurde, harmlos und gedankenlos geweſen, hätten ſie nur als [illegible] Weibs [illegible] Weib Faden zu den anderen hinübergeſponnen [illegible] wo wäre die Be-geiſterung geblieben? Und unſere tüchtigen Leute hierzulande ſollten ſo ungeſchickt ſein, ſich die Inſpirationen von weiblicher Seite, dieſen unverfälſcht ſprudelnden Lebensquell, entgehen zu laſſen aus purer Verſumpfung in Sinnlichkeit, der aufreizenden öſterreichiſchen Weibernatur gegenüber? Es hätte in Oeſterreich keine Beiſpiele ſolchen weiblichen Einfluſſes gegeben?

Nun denn, die Schubertausſtellung dieſes Winters hat darauf eine gar liebliche Antwort. So literariſch breitgequetſcht, wie diverſe außeröſterreichiſche „weibliche Einflüſſe", ſind dieſe Dinge freilich nicht worden, aber dafür hat man ſie gemalt! Wir haben auf den reizend lieben Darſtellungen jener Expoſition geſehen, daſs die Freundinnen, Bräute und Frauen der gefeierten Tonkünſtler, Maler und Dichter nicht nur ſchön, liebenswürdig, auch daſs ſie diſtinguiert und kunſtverſtändig ſein muſsten; ja auch literariſcher Ruhm wurde in jener Richtung Wienerinnen ſchon zutheil — wer wüſste nichts von den Schweſtern Fröhlich!

Aber natürlich, auf dem Markte werden ſolche Beziehungen gewöhnlich nicht ausgeſchrieen und breitgetreten; was ſich da zart von Herzen zu Herzen hinüberſpinnen mag, genügt dem berühmten Manne, um ſein Erlebnis für ſich zu behalten, der Frau, um ſich ihres Einfluſſes auf den berühmten Mann nicht zu rühmen — denn was Empfindung heißt, geht hierzulande die anderen Leute nichts an.

Darf jemand, der das Ding ſehr genau verſteht, in dieſen geheiligten, ernſten Blättern noch ein Wörtchen reden über ein ſo profanes Ding, wie den verſchrieenen Toilettenluxus, den wir armen Oeſterreicherinnen treiben ſollen? Alſo mit Verlaub: Wir brauchen genau ſoviel Kleider auf, als andere Frauen der Erde. Nur vielleicht in anderer Reihenfolge und mit beſſerer Ueberlegung. Das Bedürfnis nach reicherem Toilettenwechſel haben wir kaum, ſondern wir begnügen uns zumeiſt damit, ein bis zwei ſehr gute, allermodernſte und ſaiſongemäße Kleider anzuſchaffen und Tag für Tag bis zu Tode zu tragen, ſo wie man ein paar Handſchuhe trägt, ruiniert, wegwirft und durch neue erſetzt. Der Koſtenpunkt bleibt derſelbe, als hätte man zehn Kleider gleichzeitig, abwechſelnd caput gemacht, der Effect iſt aber ein ganz anderer. Frauen, die nichts weniger als Toilettenkünſtlerinnen ſind, plagen ſich dagegen beſtändig mit Kopfzerbrechen um Moderniſierungen, Verwertung rieſiger Vorräthe, ſie haben nie ein brauchbares Stück zur rechten Gelegenheit und geben dabei viel Geld aus, weil die noch erhaltenen Kleider nothgedrungen geändert werden müſſen. Das ſind die Frauen, die über alle Modenblätter herfallen, ſtets Rath brauchen — und über alle gut gekleideten Damen als Modepuppen, Verſchwenderinnen und Excentriques gräſslich ſchimpfen. Und warum, verehrteſte Frau oder Fräulein Doctor, haben Sie das auch gethan? Wiſſen Sie, daſs wir darnach brennen, zu wiſſen, wie Sie ausſehen, ſo daſs es für uns eine wahre Erlöſung wäre, Sie als eine ſeſche, elegante Frau vor uns zu ſehen, wie irgend eine von uns — nicht in einem häſslichen Reformkleide, das niemals Mode werden wird, auch unter den Reformerinnen nicht. Nicht wahr, Frau Doctor, Sie ſind uns jetzt weniger böſe und verzeihen uns ſowohl, daſs wir uns nothgedrungen zur Wehre ſetzen? Und noch eins, was Sie in Ihrer wiſſenſchaftlichen Ausführung überſehen haben: Die deutſche Frau in Oeſterreich iſt in zahlloſen Fällen eben nicht mehr rein deutſches Blut. Fragt man in den Familien nur um hundert Jahre zurück, ſo hat ſich Der und Jener eine Ungarin, eine Böhmin, Dalmatinerin, Polin oder Italienerin aus den verſchiedentlichen Kronländern geholt, oder doch Frauen aus deutſchen Familien, deren Mütter und Großmütter fremden Stammes waren. Daher die ſo mannigfachen pikanten Schönheitstypen, die man in Wien vereinigt ſieht. Rechnet man dazu noch die ſich täglich mehrenden Vermiſchungen jüdiſchen und chriſtlichen Blutes, welche Racenkreuzung meiſt einen kräftig blühenden Menſchenſchlag erzeugt, ſo ſpielen da nationale Eigenthümlichkeiten aller Art herein. Unterſcheidet ſich die öſterreichiſche Frau alſo wirklich von der deutſchen in mehr als bloßer Anerziehung, dann ſind wir vielleicht eher unſeren Stammmüttern nach zu ſpecialiſieren, vom wiſſenſchaftlichen Standpunkte aus, anſtatt einfach in Bauſch und Bogen als das böſe Princip hingeſtellt zu werden, anderen Frauengeſtalten gegenüber, hie Circe, hie Iphigenia.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Demokratie und Freiheit.

Burke und Lecky.*)

Als vor 30 Jahren W. E. H. Leckys „Geſchichte der Aufklärung" in deutſcher Ueberſetzung erſchien, führte der Ueberſetzer den Verfaſſer mit den Worten ein, ein zweiter, reiferer Burke ſei erſtanden. Lecky hat den Weg, den er damals betrat, in ſeiner europäiſchen Sittengeſchichte ſowie in der Geſchichte Englands im 18. Jahrhundert von neuem beſchritten. Und er iſt ihn in ſeinem letzten Werk, „Demokratie und Freiheit" **), wiederum gegangen.

Die Gedanken, die daſelbſt durchgeführt, ſind vor mehr als hundert Jahren ins politiſche Leben Englands geſchleudert worden. Sie bilden dem [illegible] Burke, der längſt das [illegible] der [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

Digitized by Google

verloren hatte, einen politiſchen Einfluſs gewonnen, wie ihn ſelten ein amtloſes Mitglied eines Vertretungskörpers beſeſſen hat. Sie haben die Partei der Whigs zerſprengt und Bande zerriſſen, die 20jährige gemeinſame politiſche Arbeit unauflösbar geknüpft zu haben ſchien. Sie enthielten einen Schatz voll tiefſter philoſophiſcher Weisheit, in eine Form gehüllt, deren glitzernde Pracht ſelbſt Macaulay kaum zu übertreffen vermochte. Sie haben aber auch die engliſche Nation in eine Periode der Unterdrückung geführt, wie ſie ſolche ſeit langem nicht geſehen hatte. Sie brachte das Volk des beſonnenen, langſamen Fortſchrittes zu faſt 40jährigem politiſchen Stillſtand, der ſich in tobende Revolution zu verwandeln drohte.

Umkleidet mit reichem Wiſſen, erworben in einem arbeitsgeduldigen Forſcherleben, ſpricht Lecky dieſe Gedanken von neuem aus. Wenn ſie wahr ſind, dann kann eine Wiederholung ihren Wert nicht beeinträchtigen. Wir wollen uns die Frage vorlegen, ob ſie wirklich richtig ſind.

I.

Man kann Burkes ganzes politiſches Leben als einen Kampf gegen die rationaliſtiſche Weltanſchauung auffaſſen. Seit ſeinen Jugendtagen wandte er ſich gegen jene Beſtrebungen, die auf einigen wenigen, einfachen Vorausſetzungen eine Umwandlung der ſtaatlichen Ordnung begründen und die reine Vernunft zum Maßſtab der Politik machen wollten. Wer ſelbſt ſolcher Leidenſchaften fähig war, wie Burke, dem muſste die Außerachtlaſſung des menſchlichen Fühlens in weitgehenden Reformplänen lächerlich erſcheinen. Dieſe philoſophiſche Auffaſſung, die Burkes Einfluſs in einem Parlamente, das den höchſten Wert auf geſchäftsmäßige Behandlung aller Fragen legt, nothwendig ſchwächen muſste, wurde zu einer lebendigen Macht, als die franzöſiſche Revolution begann. Die Whigs, an ihrer Spitze Fox und Sheridan, ſahen den gewaltigen Ausbruch nicht mit ungünſtigen Augen an. Ihr ſchwacher radicaler Flügel ſchickte ſogar eine Deputation nach Paris, die mit großen Ehren aufgenommen wurde. Richard Price, ein nonconformiſtiſcher Geiſtlicher, hielt eine hoffnungsfrohe Predigt über das Erwachen des neuen Geiſtes und forderte ſeine Zuhörer auf, auch in England den Menſchenrechten zur Anerkennung zu verhelfen. Die Tories, vor allem der Hof und der König, verriethen lebhafte Unruhe. Edward Burke, durch mannigfache Schickſalsſchläge und Zurückſetzungen gereizt, wurde durch den Sieg ſeiner verhaſsten Gegner in flammende Leidenſchaft verſetzt und trennte ſich von Fox und den Whigs.

In der franzöſiſchen Revolution waren die abſtracten Vorausſetzungen, die Menſchenrechte, ſiegreich geworden. Man fragte nicht nach den mannigfachen politiſchen Bedürfniſſen der mannigfachen Claſſen, ſondern nahm ſich die Gattung Menſch vor und folgerte aus der Natur dieſer blutleeren Vorſtellung die Nothwendigkeit einer Anzahl Einrichtungen. Nach dieſen ſchattenhaften Begriffen der „Sophiſten und Oekonomen" ſuchte man einen Staat zu bauen. Man that, als hätte es nie eine Geſchichte gegeben, man ſuchte das tauſendjährige Vorleben der Menſchheit mit einigen Decreten auszuwiſchen und dachte die ſociale Ordnung ſo einzurichten, als hätte eine Nation von Philoſophen ein unberührtes fruchtbares Eiland zu beſiedeln. Menſchlichkeit und Vernunft ſollten überall herrſchen. Freilich zeigte ſich weder Menſchlichkeit noch Vernunft in den Ereigniſſen. Denn man kann die menſchliche Seele zeitweilig von fanatiſcher Begeiſterung für unduldſame Theorien befreien, aber nur, um ſie für Duldung zu fanatiſieren. Der Gegenſtand des Fanatismus wechſelt, der Fanatiker bleibt derſelbe. Je mehr aber die Vorſtellungen, für die er raſt, dem Verſtande entnommen ſind, anſtatt dem Gefühle, deſto unerfreulicher wirkt der Wahnſinn auf den warmherzigen Beobachter.

Burke ſah den Zuſammenbruch der alten Ordnung — und jeder Zuſammenbruch war ihm unerfreulich — er ſah die Thaten der Revolution und wandte ſich voll Abſcheu ab. Kein Dichter, meinte er, könne ſie auf die Bühne bringen. Sein Gefühl empörte ſich, als er von dem Zug nach Verſailles, von der Gefangennahme der Königin hörte.

„Vor fünfzehn oder ſechzehn Jahren," ſchrieb er, „habe ich die Königin von Frankreich, damals noch Kronprinzeſſin, in Verſailles geſehen. Niemals leuchtete unſerem Erdball, den ſie kaum zu berühren ſchien, eine entzückendere Erſcheinung. Ich ſah, wie ſie am dämmernden Horizont aufſtieg, ich ſah ſie himmliſch heiteren Glanz in jene erhabene Sphäre tragen, in welcher gerade ihre Bahn begann. Ein Schimmer von Lebensfreude, Jugend und Licht floſs von ihr aus, wie ihn der Morgenſtern über die Welt haucht. [illegible] Wie entſetzlich iſt dieſe Revolution! Ich müſste ein Herz von Stein haben, wenn ich ſolche Höhe und ſolchen Fall ohne Leidenſchaft betrachten könnte."

Der Mann, der dieſe Stelle unter Thränen der Rührung ſchrieb, ſah in der franzöſiſchen Revolution das größte Ereignis der Weltgeſchichte. [illegible] Und die ſchwerſte Anklage, die er gegen ſie erhob, war, daſs ſie die Augen einer [illegible] Form, die er vor Jahren [illegible] hatte, zu [illegible]. [illegible] war ein Mann, der [illegible] eine [illegible] Lebens [illegible] Sturm, [illegible] Demokratie, unnütz er einmal, [illegible]

In ſolcher Beleuchtung ſtellte ſich ihm die engliſche Verfaſſung dar. Sie war kein nach einem nüchternen Grundriſs erbautes, nach niedrigen Nützlichkeitsrückſichten geplantes Ganze. Sie glich ihm jenen hochſtrebenden Kirchen, an denen Jahrhunderte gearbeitet haben, ohne daſs ſie ein gemeinſamer Bauplan geleitet hätte. Sie ſind nicht einheitlich und nicht regelmäßig. Nie aber iſt kühle Einheitlichkeit Schönheit geweſen, ſtets Regelmäßigkeit langweilige Ordnung. Wer, um die Menſchenrechte zur Geltung zu bringen, die engliſche Verfaſſung umſtürzen will — wie Price und ſeine Freunde es beabſichtigen — iſt ein verbrecheriſcher Thor. Die Verfaſſung des Jahres 1688 iſt eine muſtergiltige. Burke wollte kein beſſerer Whig ſein als Lord Somers.*) Er hat dieſe Verfaſſung gegen die Uebergriffe Georgs III. vertheidigt, jetzt rief er die Nation auf, dieſes koſtbare Kunſtwerk vor den Gefahren der aufſteigenden Demokratie zu ſchützen.

Wie ein trauernder Gatte die Räume, die die Geliebte bewohnte, ſo zu erhalten wünſcht, wie der ſcheidende Blick ſie ſah, und in dem Gedanken Troſt finden mag, daſs ſie — wenn ſie wiederkehrte — alles unverändert fände, ſo ſuchte Burke das Erbe der glorreichen Revolution ſorglich zu bewahren. Gewiſs, das grelle Licht des Tages wird aus den ſchweigenden Gemächern ausgeſchloſſen, die feuchte Luft vermag nicht einzudringen und ſich in dicker Roſtſchicht über die glänzenden Beſchläge zu legen. Doch die Zeit läſst ſich nicht verbannen. Matt und taub wird, was früher glänzend war. Die Würmer wühlen ſtaubige Häufchen aus dem Holze auf, während ein trockener Moderduft alles durchdringt. Denn Stillſtand iſt nicht Erhaltung; was Ruhe dünkt, das iſt Verweſung.

Wenn Lord Somers auferſtanden wäre, wer weiß, ob er ſich nicht zu Fox und Sheridan geſellt hätte, anſtatt zu Burke, der der Zeit Stillſtand gebieten wollte?

Thatſächlich iſt Burke im Stande geweſen, für lange Jahre die Reformen zu verzögern. Daſs er das vermochte, war nicht, weil ſeine Theorien richtig waren, ſondern weil ſie der herrſchenden Claſſe paſsten. Die Theorie, die einen Machthaber rechtfertigt, muſs nicht logiſch ſein. Es handelt ſich um Rechtfertigung, nicht um Gerechtigkeit. Und Burke war auch nicht gerecht. Ihm ſtellte ſich Frankreichs alte Ordnung wie das Zeitalter der George dar. Er verwechſelte Ludwig XIV. mit Wilhelm von Oranien. Was leichtſinnige Neuerungsſucht war, leichtherziges Spiel mit großen Dingen, das ſchien ihm beſonnener Fortſchritt zu ſein, den die thörichte Leidenſchaft der Revolution abbrechen.**) Die Demokratie dünkte ihm eine willkürliche Schöpfung. Er vergaß, daſs die friſchen Kräfte, daſs die Revolutionen gleichfalls hiſtoriſch ſind, die in langer Unterdrückung wurzeln, im Verborgenen wachſen und nur dem unvermittelt erſcheinen, deſſen Blick einzig auf die hiſtoriſch ſiegreichen Mächte fällt. Burke predigte, die Völker ſollen vom Erbtheil ihrer Väter leben und ſich nur bemühen, daſſelbe zu erhalten.***) Er hat nicht die Frage beantwortet, ob denn die Väter ihr Capital auch nur durch Erbe erhalten haben, ob nicht auch ſie gezwungen waren — gleich uns — ein Erbe zu ſchaffen? Altbewährtes und Veraltetes vermochte er nicht zu ſcheiden, Reform von Revolution nicht zu trennen. Mit Entſetzen ſah er einem Zeitalter der Demokratie entgegen, das alles Heilige, alles hiſtoriſch Gewordene einem ſeelenloſen Rationalismus opfern würde. Dann wird die blöde Mehrheit regieren, der Thor wird Geſetze für den Weiſen machen, die Stimme des Haarkünſtlers wird ſoviel wiegen wie die des Philoſophen.†) Das Eigenthum, nächſt der Geburt die wichtigſte Vorbedingung für die Ausübung politiſcher Rechte, wird einfluſslos ſein. Der Staat wird in den Händen der beſitzloſen Thoren liegen, und vernünftige Freiheit wird nirgends zu finden ſein.

Solches zu verhindern, hat er ſein beſtes Können eingeſetzt. Heute, da Burkes Standbild längſt den verdienten Platz im Pantheon der Geiſter gefunden hat, da man ihn bewundern kann, ohne ihm zuzuſtimmen, heute haben die neuen Kräfte die engen Formen zerſprengt, in welche er ſie zu bannen ſuchte. Die Scherben liegen herum, Lecky ſammelt ſie auf und ſingt wehmüthig das alte Lied, während er dies traurige Geſchäft verrichtet.

II.

Allerdings, die Melodie iſt eine andere geworden. Denn Demokratie bedeutet heute nicht mehr eine akademiſche Erörterung über die beſte Verfaſſung. Sie iſt eine Thatſache des politiſchen Lebens geworden. Man kann ſie haſſen und verabſcheuen, aber man kann ihre Vertheidiger nicht mehr als verbrecheriſche Phantaſten betrachten. Man kann ſagen, ſie iſt ſchlecht, aber man kann nicht mehr ſagen, ſie iſt unmöglich. Daher hat Lecky mit vollem Rechte ſich weniger auf die Widerlegung demokratiſcher Ideen eingelaſſen als auf eine Darſtellung der Schäden, die die Demokratie begleiten. Und wenn man den Kampf Burkes als funkelnden Haſs gegen leblose Form anſehen kann, ſo [illegible] Widerwille [illegible] des Metallgepräges [illegible].

[illegible] geweſen. [illegible] Von dieſem Standpunkte [illegible]. Die Reformbill von 1832 hat dem [illegible]. Blut und Intelligenz hatten

Digitized by Google

ſolche längſt. Der Hinzutritt des Beſitzes machte dieſe neue Verfaſſung zu einer idealen.*) Aber ſie iſt längſt beſeitigt, und England iſt dem allgemeinen Wahlrecht nahegerückt. Daher iſt das Parlament entartet. Um eine Majorität zu gewinnen, verſpricht man alles. Um ſie zu erhalten, läſst man den Beſitzloſen Geld aus der Taſche der Beſitzenden votieren. Gewiſs, man beſticht heute ſelten das Individuum, aber, was ſchlimmer iſt, man beſticht die Claſſe. Lecky verweiſt auf die franzöſiſche und amerikaniſche Demokratie und zeigt, um darzuthun, daſs ſolche Buſchklepperei auch in England vorkommt, mit Unrecht auf die iriſche Landreform.**) Es ſoll nicht beſtritten werden, daſs Tammany Hall unreinlich iſt, es liegt auch kein Anlaſs vor, die Gepflogenheiten der Panamiſten zu vertheidigen. Aber gerade in dem letzteren Falle muſs man nicht vergeſſen, daſs es ſich meiſt um Leute handelt, die ihrem ehrenhaften Gewerbe auch in einem Staate nachzugehen vermöchten, deſſen politiſche Rechte an Vermögensnachweis gebunden ſind. Wenn man zudem Leckys ausgezeichnete „Geſchichte Englands im 18. Jahrhundert“ durchlieſt und ſieht, wie ſich Sir Robert Walpole oder auch George III. Mehrheiten verſchafften, dann hat man eigentlich keinen Grund, über die Verderbtheit der Gegenwart zu klagen.***) Gewiſs, man beſtach nicht durch Geſetzgebung, wie dies heute der Fall ſein ſoll, ſondern man drückte dem einzelnen Individuum ſein politiſches Trinkgeld bar in die Hand. Man brauchte keine Claſſen zu beſtechen, da es nur eine regierende Claſſe gab. Wenn man deren Angehörige verſorgte, dann war das Geſchäft erledigt. Man mag dieſe Form vom Standpunkte der Beſtechungstechnik loben: die Sache gieng ſchnell und ohne Heuchelei. Man muſste keine Geſetze zimmern und ſolche nicht mit Scheingründen vertheidigen. Aber der Moraliſt hat keinen Grund, dieſe Art der politiſchen Unſauberkeit vorzuziehen. Heuchelei iſt häufig ein Fortſchritt des allgemeinen Sittlichkeitsgefühls. Man iſt noch unanſtändig, aber man ſchämt ſich bereits. Was zudem das Wegvotieren aus der Taſche des einen zugunſten des andern betrifft, ſo hat auch unter der idealen Verfaſſung von 1832 das Landintereſſe noch 14 Jahre lang vom Einkommen der Mittel- und Arbeiterclaſſe gelebt, als es die Kornpreiſe durch Zölle heraufwucherte.

Es dürfte Lecky ſomit nicht geglückt ſein, die moraliſche Ueberlegenheit anderer Verfaſſungsformen über die Demokratie darzuthun. Es gibt keine Verfaſſungsform, ſie ſei noch ſo zuſammengeſetzt, die ihrer inneren Natur nach vor politiſchem Diebſtahl ſchützte. Das hat die Geſchichte der verſchiedenſten Länder bewieſen. Es gibt auch keine Verfaſſungsform, die ihrem Weſen nach von intellectuellen Mängeln frei wäre. Die Demokratie an und für ſich iſt nicht klüger als Ariſtokratie oder abſolute Monarchie. Aber ſie iſt auch nicht thörichter. Man kann ohne Schwierigkeiten eine Reihe von Fällen aufzählen, in welchen unter demokratiſcher Verfaſſung eine ungeſunde Finanzwirtſchaft getrieben wurde. Aber man kann ebenſoviel Fälle aufweiſen, wo dies in der Monarchie oder Ariſtokratie geſchah. Es iſt mit ziemlicher Gewiſsheit vorauszuſehen, daſs unter demokratiſchen Verfaſſungsformen der Zukunft eine Unmenge politiſcher Irrthümer begangen werden wird. Aber es ſteht heute bereits feſt, daſs der politiſchen Miſsgriffe, die durch Ariſtokratie oder Monarchie in der Vergangenheit geſchehen ſind, Legion iſt. Es iſt nicht zu erwarten, daſs die Demokratie die Menſchen übermenſchlich weiſe machen werde, es iſt aber auch nicht nachzuweiſen, daſs Ariſtokratie oder Abſolutismus ſie weniger thöricht gemacht habe. — Wie Lecky mit Recht betont: die Bewegung, die zur Antheilnahme weiterer Schichten an der Politik führt, iſt nicht mehr aufzuhalten. Wer nicht der Meinung iſt, daſs eine politiſche Thorheit, die von einem ins Werk geſetzt wird und alle trifft, einer ſolchen vorzuziehen ſei, die von allen auf alle gewälzt wird, hat keinen Grund, dieſe Entwicklung zu beklagen. Warum man nur einem einzelnen oder einer kleinen Schicht ein „Recht auf Irrthum“ einräumen ſolle, iſt unverſtändlich.

Die Wirkung der verſchiedenen Verfaſſungsformen in den verſchiedenen Ländern hängt nicht ſowohl von ihrem inneren Werte ab, als von Wirkung und Einfluſs der vorangegangenen Verfaſſung. Wenn einem diebiſchen Abſolutismus eine Demokratie folgt, ſo iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daſs dieſelbe auf die Dauer — wenn die erſte Reaction zugunſten der Moral vorüber iſt — reine Hände behalten wird. Der Begriff des Stehlens iſt in zu innige Verbindung mit dem Machtbegriff getreten. Wo eine ſtraff organiſierte Monarchie, deren vorſorgliche Geſetzgebung dem Emporringen des Individuums enge Schranken gezogen hat, einer Demokratie Platz macht, wird leicht an Stelle des Einzeltyrannen die Tyrannei der Mehrheit treten. Das aber iſt nicht Folge der Demokratie, ſondern Folge der altgewohnten Centraliſation. Dieſer Unterſchied, den Mill in ſeinem bekannten Buche über die Freiheit zum Ausgangspunkte nahm, hat Lecky nicht immer ſorgſam beachtet. Er behauptet ſchlechtweg, daſs die Demokratie die Freiheit des Individuums beſchränke.†)

Die große Frage, was Freiheit iſt, hat er an verſchiedenen Punkten geſtreift und ausgeführt, daſs gewiſſe Schranken, die der individuellen Willkür geſetzt ſind, in einem Lande als unerträgliche Verkürzung betrachtet werden, in dem anderen nicht. Er hat indes dies Problem nicht bis in ſeinen innerſten Kern verfolgt.*)

Daſs das Wachsthum der Demokratie die perſönliche Freiheit beeinträchtigt, iſt von einem gewiſſen Standpunkt aus nicht abzuweiſen. Eine Betheiligung der unteren Claſſen an der Geſetzgebung iſt geeignet, den Einfluſs der regierenden Schichten — und dieſer Einfluſs gilt ihnen als politiſche Freiheit — zu ſchmälern. Iſt das aber von einem höheren Geſichtspunkt aus Abnahme der Freiheit?

Die Aufhebung der Leibeigenſchaft hat die Grundherren in ihrer Verfügungsfreiheit über die Hörigen verkürzt. Sie hat Millionen von Hörigen die Freiheit gegeben. Jede Ausdehnung des Wahlrechtes beſchneidet die politiſche Freiheit der bereits Berechtigten. Ihre Stimme wird einfluſslos werden. Der Wille der Maſſe beugt den Willen der Bevorrechteten. Die Macht wechſelt die Hände. Die Summe von Freiheit, die ſich in der Welt befand, iſt hierdurch nicht geringer geworden. Nur ihre Vertheilung iſt geändert. Wer früher nicht Druck noch Schranke kannte, wird eingeengt, aber Millionen, die in leiblicher oder geiſtiger Sclaverei ſchmachteten, ſehen ihre Ketten fallen.

Und das ſoll eine Verminderung der Freiheit ſein!

Daſs ein Angehöriger der höheren Stände mit Schmerz und ehrlicher Sorge die Macht aus den Händen ſeiner Claſſe ſchwinden ſieht, iſt begreiflich. Er darf ſich aber nicht der Thatſache verſchließen, daſs ſein Verluſt ein perſönlicher iſt und für die Geſammtheit durch weit größeren Gewinn aufgewogen werden kann.

Dieſe wenigen Zeilen vermögen Leckys 1000 Seiten nicht voll gerecht zu werden. „Demokratie und Freiheit“ enthält eine gründliche Darſtellung aller Fragen, die das politiſche Leben der Gegenwart, vor allem in England erfüllen. Frauenfrage und Socialismus, Reform des Oberhauſes und Schulfrage, religiöſe Fragen und iriſche Landbills, alles iſt in ausführlicher, kenntnisreicher Weiſe behandelt. Man fragt ſich manchmal, warum heißt dieſes Buch „Democracy and Liberty“ und nicht „Essays in politics“? Man iſt geneigt, die einzelnen Capitel als ſelbſtändige Aufſätze zu betrachten und ſie, losgelöſt von dem Zwang eines beherrſchenden Gedankens, als ſolche zu genießen. Aber an anderer Stelle ſieht man, daſs Lecky eine ſtraffe Unterordnung unter leitende Ideen erſtrebte.

Er wollte unterſuchen, welchen Einfluſs das Wachsthum der Demokratie auf die Entwicklung der erwähnten politiſchen Probleme gehabt hat, und er wollte darthun, daſs dieſer Einfluſs ein freiheitsfeindlicher geweſen iſt. Ein Beweisbuch, kein Geſchichtenbuch hat er liefern wollen.

Aber dem Hiſtoriker, der Menſchen und Leben zu ſchildern gewohnt war, paſste das enge Gewand des Logikers ſchlecht. Seine Gedanken vermochten ſich aus der Maſſe ſeiner Kenntniſſe nicht zu ſtrenger Geſchloſſenheit zuſammenzuringen. Was ihm Beweismaterial ſein ſollte, wurde ihm Gegenſtand der Darſtellung. Wo er folgern wollte, erzählte er. Sein Wiſſen war zu groß für ſeine Philoſophie. Er gab ſeinem Buche Einheitlichkeit und nahm ihm Tiefe. Wohl hat er, ſo oft er grundſätzliche Geſichtspunkte zurücktreten läſst, feine und ſcharfe Einzelauseinanderſetzungen gegeben, wohl hat er, die Demokratie als unabänderlich erachtend, die Mühe nicht geſcheut, wertvolle Vorſchläge zur Beſeitigung gewiſſer Schäden des techniſchen Mechanismus zu machen.

Trotzdem wird ein Anhänger der Demokratie Burkes Anſchauungen mit größerem Genuſſe leſen, als die Ausführungen dieſes gelehrten Nachfolgers. Lecky bringt häufig Thatſachen, wo Burke nur Ideen ausſpricht, die zudem uns manchmal hohl erſcheinen. Aber die Grundſtimmung, die durch Burkes lebenslangen Kampf hindurchklingt, iſt auch heute noch verſtändlich:

Wir ſehen, wie die Welt anders wird. Wir hoffen und glauben, daſs ſie, vom Standpunkte breiter Maſſen aus betrachtet, beſſer werde. Es will uns aber manchmal bedünken, als wäre ſie nüchterner und kälter geworden. „Zu Ende iſt das Zeitalter der Ritterlichkeit. Das Zeitalter der Sophiſten, Oekonomen und Rechenkünſtler hat begonnen.“ — Wir hoffen, daſs es ein fruchtbringendes werde, daſs ihm nicht jener Glanz ganz verſagt bleibe, der Tage der Vergangenheit, weitaus bitterer und ungerechter als die unſrigen, zu verklären vermag, damit nicht ein künftiger Hiſtoriker der modernen Demokratie nachrufe, was Burke den franzöſiſchen Nationaliſten entgegenſchleuderte: „Sie ſind mit ihren Erfolgen beſtraft worden!“

London. Dr. Moriz J. Bonn.

Barbey d'Aurevilly als Lyriker.

Man weiß, wie einſam die Geſtalt dieſes großen Menſchen und Künſtlers zu ſeiner Zeit war, und wie ſie auch jetzt gleich einem ehernen Bildnis in die unſere ragt. Seine Worte, Behauptungen, und lapidar, etwa wie diese Dolchſätze des Tacitus, ſo ſcharf geſchliffen, ſo epigrammatiſch zielend, ſo farbig und leuchtend. Der beſte und faſt der einzige Freund dieſes mächtigen Künſtlers, Herr A. M. Trebutien, ein armer, in brotloſe Studien und zweckloſe Träume verſponnener Provinciale, liebte es, die Werke Barbeys, wie eben die Mönche des Mittelalters ihre antiken Claſſiker, mit koſtbaren farbigen Tinten auf ehrwürdiges Pergament zu ſchreiben, mit den auserleſenſten Initialen und Vignetten geſchmückt, in koſtbare Seide gebunden oder in

*) Democracy and Liberty, I. S. 18.
**) I. Band, S. 177.
***) [illegible] III. Vol. I. S. 426, Chap. X. [illegible]
†) I. 212 ff.

*) I. 120, 421. II. [illegible]

Digitized by Google

wertvolles Leder. Darin iſt nun wohl nicht bloß die Liebhaberei eines Getreuen zu ſchätzen, der in blinder Bewunderung den Pariſer Freund für die Seele der gleichzeitigen Kunſt hielt und durch ſeinen etwas deplacierten Fleiß unſterblich zu machen wünſchte, ſondern ein richtiger, ſeiner Inſtinct für die Zeitfeindſchaft des außerordentlichen Autors, dem dieſe Mühe gewidmet, ſagen wir — geweiht war, denn etwas Heiliges lag in den Kunſtwerken Barbeys für den armen Trebutien. Man möchte wirklich für dieſen Künſtler die grandioſe Pracht ſolcher Incunabeln wünſchen. So ſtünden dann wie die ſtrengen Bilder der erſten Meiſter dieſe Geſtalten auf einem goldenen Grund, aus welchem ſich die herbe und doch erhabene Einſeitigkeit des Weltbildes, die Unerbittlichkeit des Haſſes, die Unbegrenztheit der Liebe richtig abhöbe. Da iſt noch der ungebrochene Fanatismus, der eine Welt verſchmäht, die nicht von dem Gotte der eigenen Seele ſtammt. Dieſer Jugendfreund, in den gleichen Anſchauungen erwachſen, der gleichen Ideen theilhaft, derſelben Bilder voll, ähnlichen Träumen ergeben, verwandten Wünſchen unterthan, dabei ſchmiegſam und den ſtärkeren Geboten der Kunſtwerke ſeine Stimmungen nachſchwingen laſſend, ſah in den Schöpfungen des energiſcheren, begabteren Barbey die erhabene Erfüllung unzähldarer eigener Möglichkeiten, was ſeine Jugend gehört, fand er hier wieder, und die Geſinnung ſeiner Mannesjahre hatte Worte bekommen von adlerhafter Schwungkraft.

Zuletzt aber und ganz vereinzelt, wie er ſie eben ſelten, als die köſtlichſten Geſchenke des Freundes, bekam, ſchrieb er die Verſe Barbeys auf ſein Pergament.

Nun gibt Herr Alphonſe Lemerre[*] dieſe Gedichte zum erſtenmale vollſtändig und geſammelt heraus. Fräulein Louiſe Read, die treue Freundin der letzten Jahre Barbeys (ihrem frühverſtorbenen jungen Bruder, einem Dichter, der einen unſäglich lieblichen Band Verſe hinterließ und den Barbey ſehr lieb hatte, iſt deſſen kritiſches Buch „les poëtes" aus der Sammlung der Eſſays „Les oeuvres et les hommes" gewidmet), übernahm die Sorge um den ganzen Nachlaſs des Dichters, der etwa 24 Bände umfaſſen dürfte. Ihr verdanke ich die gütige Ueberſendung der kritiſchen Arbeiten Barbeys, ſomit den Genuſs einer außerordentlich eleganten, ritterlichen, am liebſten vehement polemiſchen oder apologetiſchen Art der Kritik, in der Technik oft ein wenig an Macaulay mahnend, aber voll origineller, umfaſſender Ideen mit unverſiegbarem Witz, Grazie und ſprühender Sprache, und endlich jetzt die Sendung, die mir die Krone dieſes reichen Nachlaſſes zu enthalten ſcheint: zwei ſchmale Bände Lyrik. Soviel ich ſehe — ich habe ein ſorgfältig und fein gedrucktes, genau numeriertes und ſigniertes Exemplar — ſind dieſe Verſe und Proſagedichte auch von dem ſeltenen und rühmlichen Mäcenatenthum eines Verlegers für eine geringe Zahl von Liebhabern, nicht für die Leute gedruckt, ſo daſs dieſe Gedichte eigentlich, wie ihr Sänger es wollte, ihrer Beſtimmung niemals untreu werden, Widmungen an ſeltene Stunden und verwandte Menſchen zu ſein.

Ich hoffe, weder mich, noch andere zu wiederholen, wenn ich nach den vielen Arbeiten über die Romane Barbey d'Aurevillys, welche durch deren Neuausgabe entfeſſelt worden ſind, noch einmal von ihm als Lyriker ſpreche, denn hier iſt er ebenſoſehr ein anderer, als ſich die echte Form der epiſchen Dichtung von der Lyrik unterſcheidet, und ſo ſehr ein anderer, als der objectiv beobachtende, ſich im Berichte bergende Schöpfer fremder Schickſale dem von der eigenen Seele ſagenden verwandt, aber doch ſehr ungleich ſcheint. Seine Romane waren einer faſt überirdiſchen Kraft voll, ihr Leuchten war oft grell, und ſelbſt wenn ſie Anmuth, Scherz, Grazie ſuchten, hatten ſie eine ernſte Höhe und Würde, ihre Miene denkt man ſich von jener holden Erhabenheit der griechiſchen Göttin, ſie trägt noch nicht das rauſchende Kleid der kleinen Grisetten. Die Fabeln hatten immer einen raſchen kampfgehetzten Athem, und ihre Stimmung war wie unter einem Himmel von dunklem Gewölk. Immer ſpürte man das Leuchten des erhabenen Purpurs, der die Farbe der edelſten Pracht und des edelſten Blutes bedeutet. Auch darin lag viel geheime Subjectivität, das waren die Menſchen, die Lebensläufe, das Weſen der Gewaltigen, zu denen er ſich in ſeinem kleinen, gedrückten Daſein emporwünſchte. Hat je ein Traum Geſtalt gewonnen, ſo ſind ſeine Romane die beſten Erfüllungen ſeiner Sehnſucht. Darin liegt eine große Tragik, daſs man die beſten Bücher ſchreibt, voll eines erhabenen Lebens, das man begehrt und nie erlebt.

Seine Gedichte aber ſind ſo anders. Freilich ſpürt man auch in ihnen den gewaltigen Herzſchlag einer heroiſchen Natur, aber man gewinnt auch einen gewiſſen Begriff dieſes Lebens, nicht allein der Sehnſucht. Dieſe Gedichte ſind aus dem wirklichen Schickſal heraus [illegible], in welchen unmittelbar von der Seele des Dichters, und dieſe [illegible] ein Wort; es iſt als ob jemand das Beſte, das in ihm [illegible] Geheimniſſe ſeines Weſens, [illegible] Daraus legten [illegible] Alles Harte, Reine, Verſchloſſene, die ganze Welt [illegible] und Größe eines großen Menſchen iſt in dieſen [illegible] Schmerz und tragiſche Schickſal der Helden bedeutet [illegible] im Menſchen [illegible]

einem Parnaſſien „impeccables" ſchienen. Den einen wird ihr Gedankenumfang gering, den anderen das Seelengebiet ſchmal vorkommen, mir ſcheinen ſie von unſäglicher Schönheit, vergleichbar einem milden Untergang der Sonne, oder einem traurigen Lächeln. Sie ſind aus einem Gefühl, aus einer Lebenszeit heraus: aus der Reſignation, aus dem Alter. Es ſind Erinnerungen. Ein gewiſſer reflectierender Zug geht alſo durch alle, und weil ſie zurückſchauen, erzählen auch manche, aber eben ſo in Stimmung und Moment gelöst, daſs ſie lyriſch bleiben. Sie ſind weder eigentlich liedhaft, noch im Weſen geſtaltend, ſie haben die Art eines ſanften, rhythmiſchen Sprechens, nicht dieſes lapidare, das Gedichte gleichſam zu Geſetztafeln der Menſchlichkeiten macht. In der Form, im Weſen ſind ſie trotz ihrer Schlichtheit ganz eigen. Stellt man ſie zu den reizend rauſchenden Verlaine'ſchen Verſen, die wie Brunnen am Abend ſcheinen und klingen, zu der leichtfertigen Grazie der Chanſons, zur barocken Abenteuerluſt Muſſets und endlich zur ſozuſagen byzantiniſchen prunkenden Schwere des Victor Hugo, ſo ſind ſie eine neue, den Franzoſen ſeltene und tönende Erſcheinung eines ruhevollen, milden und doch im innerſten bewegten Gemüthes, das bei aller Erhabenheit nicht der Anmuth, bei allem Schmerz nicht der Schönheit verluſtig wird. Es iſt ein Maß in dieſen Gedichten, das man faſt claſſiſch zu nennen verſucht wäre. Wollte man das Weſen der Lyrik aus jedem großen Lyriker ableiten, ſo bekäme man ſchließlich ſo viele Geſetze als Namen, ſchließlich iſt aber doch auf alle ihr wahrhaftes Sein vertheilt, wie auf jenes Namenhundert das Weſen Allahs.

„Poussières". Das iſt der Ton, dieſer ſanfte, milde, abendliche der Reſignation, der ſchon den Titel gibt; ſinnend, nicht ohne Bitterkeit mißt der Geiſt die Wünſche mit den Wirklichkeiten, die Hoffnungen mit dem Daſein, die Verheißungen mit dem Vorhandenen. Dann iſt das Gedicht die elektriſche Entladung, welche dieſe Feindſchaften von Seele und Leben, Traum und Wahrheit, Sinn und Anſehen mit leuchtendem Schlag verbindet.

Ich will einige Proben verſuchen:

„Sonnenhaſs". — Abend, Blick vom Fenſter in den Untergang. Die alte Sonne ſtirbt kahl, ohne Glanz, ein Blinder hätte ſie verachten dürfen. Es iſt eine wilde Luſt der Seele, dieſe ſterbende Sonne zu ſchmähen. Wer braucht ſie, um die Greuel des Lebens zu ſehen. Dazu genügt die Nacht, nein, auch ſie iſt zu hell, ich möchte ſie von den Himmeln reißen, ihr nicht den Triumph meines Elends zu gönnen. — Dann eine Jugenderinnerung, faſt wie ein Selbſtgeſpräch: „le buste jaune". Im abendlichen Zimmer fällt der Blick auf eine Terracottabüſte, eine ſchöne Frau darſtellend mit feinen Zügen, zarten Locken, lächelndem, halb offenem Munde. Die erſte Liebe des Knaben — er ſah ſie nie, nur dieſes Bildnis liebte er. Sie ſtarb mit dreißig Jahren, nur ihr Bild war das Andenken an ſie, ſie war eine Tante ſeiner Mutter, ſo erbte er es . . .

„Tous les bustes vivants, que j'ai pris sur mon cœur,
S'y sont brisés, usés, déformés par la vie.
Leur argile de chair s'est plus vite amollie
Que ton argile, ô buste, immobile effigie
Et du Temps inerte vainqueur!

Nur ein Gedicht hat den gewaltigen Ton der Epen; aber dieſe Verſe ſind auch die mächtigſten, vergleichbar jenen des Baudelaire „A une madonne" oder einer Ballade unſeres Conrad Ferdinand Meyer. — „Le Cid." Die erſten Verſe, wie ſie ſtrahlen, in jedem Vers heroiſch ſchreiten!

„Un soir dans la Sierra, passait Campéador
Sur sa cuirasse d'or le soleil mirait l'or
Des derniers flamboiements d'une source ardente
Et donnait du héros la splendeur flamboyante.
Il n'était qu'or partout du cimier aux talons,
L'or de cuissards froissait l'or des caparaçons,
Des rubis grenadins luisaient feu sur son casque,
Mais ses yeux en luisaient plus encore sous son masque
Superbe et de loisir il allait sans pareil,
Et n'ayant rien à battre, il battait le soleil . . ."

Dem goldenen Cid begegnet ein Ausſätziger, der in ehrfürchtiger Liebe den Eiſenhandſchuh des Ritters küſst, dem Stahl theilt ja die Krankheit nicht ihren Peſthauch mit. Sinnend blickt der Campéador auf den Armen, dann aber löst er den Stahlhandſchuh und reicht die bloße Rechte dem Siechen zum Kuſs . . . Dies ſcheint wie eine Umſchreibung des Begriffs eines Helden, der an That und Weſen ſelbſt die Sonne beſiegt.

Oder ein Schweſterlied, zur Reiſe mahnend. Es fordert zu einem Vergleichen heraus. Man denkt gleich an die ſchmerzlich wilde Sehnſucht der Goethe'ſchen Mignon, die mit ſeltſamen Worten das Land der Wünſche vor uns auftauchen läſst, hier aber finden wir die unſäglich wehmuthsvolle Rückſchau auf das weite und verlorene Daſein, aus dem die Seele ſich klagend mahnt. Die gewaltigen Weſensunterſchiede dieſes Goethe'ſchen, noch im Schmerz harmoniſchen und dieſer [illegible], im Leben ſo ganz verlorenen Seele ſpringen hervor, und wir [illegible] wegen der wahrhaften Größe des [illegible] die überlegene Kraft des claſſiſchen, [illegible] im Elend erhabenere Tragik [illegible] dem einen Beiſpiel leitet ſich ein

Digitized by Google

Weſensunterſchied ab, der von tiefer Bedeutung wird. Und das iſt ja der wahrhafte Ewigkeitswert der lyriſchen Kunſt, daſs ſie mit einem Gedicht, möge es auch nur vier Zeilen haben, den ganzen Gedanken- oder Stimmungsinhalt einer Generation verkündet und in ihren engſten Formen Menſchheitsmonumente errichtet; es liegt freilich Wehmuth darin, denn es ſind eigentlich immer die herrlichen Grabdenkmäler jener unendlichen Via appia, die wir Leben und Vergangenheit nennen. Das Gedicht aber, das wir meinen, ſagt folgendes: die Seele ſucht ihre verlorene Heimat in einer dunkeln Zukunft; die Geliebte, an deren Bruſt das ungetreue Herz des Sehnenden ſchlägt, ſie wuſste nicht die Kraft zu bändigen, die dieſe Seele zu ihr trieb und nun wieder von ihr ſcheucht.

„Tu n'as plus de mystère au fond de ton sourire.
Nous le connaissons trop, pour jamais revenir.
Voilà pourquoi je veux partir.“

Sie hat zu viel geweint, als daſs ihre Thränen noch Schönheit bedeuteten, nicht klagen dürfe ſie, wenn die nachtgewohnten Augen den Tag begehren und die ruhemüden Füße Durſt haben nach Schritten. Es gilt von der Schönheit ſcheiden, ehe ſie ſtirbt. Treuloſe Liebe aus Treue zur Schönheit:

„N'eut on que le respect de celle, qui fut belle,
Il faudrait s'epargner de la voir se flétrir,
Puisque Dieu ne veut pas, qu'elle soit immortelle.
Voilà pourquoi je veux partir!“

Dann ein Gegenſtück, die Rückkehr, von einem ſo leiſen, milden, wehmüthigen Reiz, daſs man faſt kein gebräuchliches Wort findet, es zu bezeichnen, als davon zu ſagen, es ſei — deutſch . . . „o, wie du alt geworden biſt, nicht daſs du minder ſchön, wie einſt, deine erhabene Stirn trägt keine Spur der harten Jahre, vielleicht blüht die Roſe deiner Lippen ewig, denn weder Küſſe noch Thränen brachten ſie zum Welken. Und doch, wie du alterſt! Ich finde dich, wie einſt nach zweien Jahren fremden Fernſeins, du liegſt an meinem Herzen und das deine bebt, dein Herz bebt — und zweifelt. Armes Kind, du biſt gealtert!“ . . Das iſt eine wunderbare Keuſchheit und eine Verſchloſſenheit des einſamen Leidens, ſie iſt der unvergängliche Reiz dieſer wenigen Gedichte, von denen man mit Bewunderung einſieht, wie ſie mit Recht der Menge entzogen, nur wenigen Freunden gegönnt waren. Mit purpurfarbener Tinte ſchrieb der Getreue A. G. Trébutien dieſe Verſe auf Pergament, die ſchmerzlichen Zeugen eines erhaben-einſamen Lebens. So bilden dieſe Strophen völlig die ſeltſam mächtige Geſtalt, die ſchon aus den Romanen hervortritt; ſie ſind wie das letzte Werk eines Malers an ſeinem Gemälde, — der Blick der Augen, der die Seele verräth. In den epiſchen Sachen zeigt ſich die heroiſche Natur, aus einem leeren Leben ſeiner blaſſen Zeit in die Vergangenheiten und Fabelreiche gewandt, voll Sehnſucht nach That und Kraft, in dieſen Gedichten aber der Glanz eines ſinnenden Auges, das in die eigene Seele ſchaut, in der viel Mildes ruht.

Genug! Alſo haben dieſe Verſe etwas Erlauchtes und zugleich Demüthiges, eine dunkle Schönheit; hinter den Worten iſt noch unendliches, ungeſagtes, aus jedem blickt eine ſtarke und wieder müde Seele und jedes Gedicht iſt wie ein Erröthen vor Scham, ſich zu offenbaren. Daſs aber eben jedes wie ein Erröthen tiefe Wahrheiten der Seele offenbart, macht die Größe dieſer heimlichen und keuſchen Verſe aus.

Otto Stoeßl.

Von Büchern.

Bleibt man jetzt, durch die heiße Stadt ſchlendernd, vor einer Buchhandlung ſtehen, um ſich das Neueſte anzuſehen, ſo muſs man erſchrecken. Welche Maſſen! Abſurd bemalt, wild verſchnörkelt, bald zu ſchmal, bald ganz breit, immer ſeltſam an Form und Farbe — ſo ſchreien ſie uns wie zudringliche Bettler an. Es wird einem wirklich angſt. Wer ſoll denn das alles leſen? Es ſcheint, daſs jeder Deutſche heute ſchreibt. Wie man ſonſt zur Erholung geleſen hat, ſo wird jetzt geſchrieben. Keine Leſer mehr, alle ſind ſelbſt Autoren geworden. Wie wird das enden, was wird das werden? Zunächſt wohl ein großer Krach der Literatur: es wird unmöglich werden, als Autor von der Literatur zu leben. Ich ſage mit Bedacht: als Autor. Denn die Verleger haben ſich vorgeſehen, indem es ihnen gelungen iſt, ihr Geſchäft allmählich auf die andere Seite zu legen. In der That ſehen wir nach und nach den Autor, der Honorar verlangt, das der Verleger vom Publicum hereinbringen muſs, immer mehr aus der Mode kommen. Er wird durch den Liebhaber und Dilettanten verdrängt, der Honorar bezahlt, nicht bloß für den Druck und die Speſen, die der Verleger mit der Reclame und ſonſt hat, ſondern auch noch extra für die Ehre, überhaupt erſcheinen zu dürfen. Dieſe machen jetzt das eigentliche Geſchäft der Verleger aus, die es ganz zufrieden ſind: nun iſt es gar nicht mehr nöthig, daſs ein Buch gekauft wird; bevor es in die Druckerei kommt, hat der Verleger bereits ſeinen Profit in der Taſche. So tauchen am Ende unſerer Entwicklung zwei „Errungenſchaften“ der neueſten „Cultur“ auf, die man niemals gekannt hat: der Theaterdirector, der von den Gagen lebt, die ihm ſeine Schauſpielerinnen zahlen müſſen, und der Verleger, der von den Honoraren reich wird, die ihm ſeine Autoren leiſten.

Betrachten wir, wie die Werke ſolcher Dilettanten ausſehen, ſo müſſen wir zugeben, daſs ſie nicht unerfreulich ſind. Sie beweiſen, daſs es bei uns in den letzten zehn Jahren beſſer geworden iſt. Alle Welt kann nämlich jetzt ſchreiben, ſogar die Dilettanten; bis vor zehn Jahren konnten es nicht einmal die Autoren. Man leſe einmal ein berühmtes Buch der Sechzigerjahre, wie ſchlecht iſt das „gemacht“! Eine anſtändige Technik hat man damals für ein Privileg der Franzoſen gehalten. Man hatte Ideen, man fühlte groß, aber es gelang nie, dies zu geſtalten. Heute haben endlich auch die deutſch Schreibenden gelernt zu können, was ſie wollen. Es gibt eigentlich keine ſchlechten Bücher mehr. Jeder Gebildete beobachtet gut, hat ſeine Gedanken dabei und weiß, was er geſehen oder erlebt hat, in einer anſtändigen Form, ja oft virtuos darzuſtellen. Eine Novelle zu ſchreiben, die gewiſſe impreſſioniſtiſche Novelle, die nur die Skizze einer Stimmung oder Laune ſein will, iſt heute den meiſten ſo geläufig, wie es früher der lateiniſche Aufſatz war. Nun, das muſs man ja loben. Aber was hat die Literatur eigentlich davon? Iſt ſie dadurch reicher geworden? Darf ſie ſich freuen, daſs heute ſchon jeder Commis zur Noth ein leſerliches Feuilleton oder Verſe, die von Fulda ſein könnten, zu „dichten“ vermag?

Ich weiß es nicht. Ich weiß wirklich nicht, ob es zum Guten oder zum Böſen winkt, daſs die Literatur ein gemeiner Sport geworden iſt, den ſich am Sonntag jedermann erlauben darf. Ich weiß nur, daſs man ſehr traurig wird, unbeſchreiblich traurig und müde, wenn man eine Zeit lang ſolche Bücher lieſt, die ganz anſtändig, aber eben nichts als bloß anſtändig ſind. Mir geht es mit den Manuſcripten ſo. Junge Leute ſchicken mir ihre Werke ein, meiſtens Novellen, leider auch Stücke; ich ſoll ſie prüfen und dann ſagen, ob ſie Talent haben, dies iſt der Refrain aller Briefe. Ja, Talent! Was iſt denn Talent? Alle jungen Leute ſchreiben heute in einer correcten und unanſtößigen Weiſe. Man kann nie ſagen: das iſt ſchlecht. Sie machen keine Fehler, ſie wiſſen genau, wie man ſich ſeine Sache eintheilt; ſie bereiten klug vor, ſie führen angenehm ein, ſie ſchließen mit Geſchmack ab. Sie wählen die beſten Adjective; ſie haben gelernt, auf die kleinen Züge zu achten. Sie haben alles gelernt, was zum Metier gehört. Aber haben ſie deswegen Talent? Dann hat heute jeder Gymnaſiaſt Talent; dann gibt es heute überhaupt keine Leute ohne Talent mehr. Und dann iſt das Talent doch eigentlich nichts mehr wert. Ich weiß wirklich oft nicht, was ich den jungen Leuten antworten ſoll. Darf man ſie ermuthigen? Dieſe Hunderte und Tauſende ermuthigen, die brave und tüchtige Bürger werden könnten? Was haben wir davon, wenn es noch um ein paar Tauſend Dilettanten mehr geben wird? Soll man ihnen abrathen? Aber wie denn? Ihre Sachen ſind ja nicht ſchlecht, leider nicht. Ich kann einem doch nicht ſchreiben: Die Novelle, die Sie mir ſchicken, iſt ſehr gut, deshalb warne ich Sie, ich glaube nicht, daſs aus Ihnen etwas wird. Man würde mich ſchön auslachen. Ich ſollte aber nicht feige ſein und die Leute lachen laſſen. Ich bin nämlich überzeugt, daſs mein Gefühl recht hat. Mein Gefühl iſt, daſs aus allen dieſen braven Technikern, die mit zwanzig Jahren ſchon „reif“ ſind und alle Kunſtſtücke in der Hand haben, nichts wird. Ein Talent fängt nicht „fertig“ an. Es ſucht, es irrt, es ſchlägt aus. Es kennt ſich ſelbſt noch nicht; es weiß nicht, was es will: es hat nur einen ungeheuren Drang zu explodieren. Es ſchreibt vor allem, ſagen wir es endlich heraus: es ſchreibt vor allem ſchlechte Bücher. Das heißt: Bücher, die ahnen laſſen, daſs ihnen andere folgen müſſen, an denen man ſie jetzt ſchon mißt und an denen man ſie für ſchlecht erkennt; Bücher, die man in der erſten Wuth um die Erde hauen möchte, ſo empörende Bücher, daſs man ihren Namen gar nicht ohne Entrüſtung ausſprechen kann. So ein Buch wünſche ich mir. Ein ſchlechtes Buch, den Lorbeer für ein ſchlechtes Buch, habe ich, wie oft!, bei mir ausgerufen. Aber das kann ich doch den jungen Leuten nicht ſchreiben!

Nun wird man verſtehen, warum ich mit Leidenſchaft ein Büchlein vertheidige, das ſich den Zorn aller geſcheiten Leute zugezogen hat. Es heißt „Die Barriſons, ein Kunſttraum“, (von T. T. Heine in der lauen ſchwermüthigen Weiſe dieſes mächtigen Künſtlers auf das Geiſtreichſte illuſtriert. Sein Verfaſſer nennt ſich Pierre d'Aubecq, aber man merkt bald, daſs dieſer franzöſiſche Vicomte nur eine Maske des angeblichen Ueberſetzers iſt, des jungen Wieners Artur Lindner; manche ſind darüber ſehr böſe geworden, mich hat der gute Spaſs amüſiert, der mit Behagen und nicht ohne eine zierliche Koketterie getrieben iſt. Das Ganze hat mir eine große Freude gemacht: denn da iſt endlich das ſchlechte Buch, das ich mir ſo lange gewünſcht habe. Wirklich ein ſchlechtes Buch: falſch im Ton, wie mit einer manierierten Stimme, hochtrabend, aufbrauſend, unangenehm und confus, geziert. Es hätte eine gute Studie werden können oder ein ſchöner Hymnus, aber es hat ſich nicht entſcheiden wollen. Eine gute kritiſche Studie, den Gedanken ausführend, woher die Macht der Barriſons über die Sinne und Nerven der heutigen [illegible] kommt: weil ihre neue und perverſe Anmuth das Tiefſte und Heiligſte unſerer geheimen Wünſche trifft; an ihnen findet der gemeine Mann auf eine vulgäre Weiſe dasſelbe, was unſere großen Künſtler [illegible] ſich ſuchen. Oder ein ſchöner Hymnus, der Lobgeſang eines [illegible] und [illegible] an die edle Kraft, [illegible] Zauber [illegible]. Aber [illegible] ſo [illegible] [illegible], um dann [illegible], ſo weiß [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

her; ich begreiſe, daſs die Leute ſeekrank werden. Kaum will man ſich dem Gedanken hingeben, wird man in einen Strudel von Enthuſiasmus geriſſen; kaum iſt trunken ein Chor angeſtimmt, hört man dazwiſchen kritiſch diſputieren. Man ärgert ſich, weil man vor Gefühlen zu keinem Gefühl kommt, aber in dem Aerger iſt ein biſschen Neid dabei. Wer noch einmal ſo jugendlich im Sturm und Nebel ſein könnte! Fällt ein Strahl des Apoll in dieſen Schwall, lernt der Jüngling ſeine Triebe ordnen und wird ihm dazu erſt das Geheimnis der Form offenbar, dann kann es ſein, daſs wir an ihm einen guten Künſtler gewinnen werden. Dies verſpricht ſein ſchlechtes Buch. Möge er es halten!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Confiscations-Aufhebung.

Unſere vorwöchentliche Confiscation iſt vom k. k. Landesgericht aufgehoben worden. Das betreffende Urtheil lautet, wie folgt:

Z. 38174.

Beſchluſs.

Das k. k. Landesgericht Wien als Preſsgericht hat den Antrag der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien vom 4. Juli 1897, auf Beſtätigung der verfügten Beſchlagnahme der Nr. 144 der periodiſchen Druckſchrift „Die Zeit“, vom 3. Juli 1897, auf Ausſpruch des Verbotes der Weiterverbreitung der in dieſer Druckſchrift enthaltenen Artikel mit der Aufſchrift: „Epigonenpolitik“, auf Seite 1 und des dritten Abſatzes des Artikels mit der Aufſchrift „Die Woche“, „Politiſche Notizen“ von „Das Zuſtandekommen und Gelingen“ bis . . . „hergeſtellt ſein“; auf Seite 13, Spalte 2, gemäß § 493 St.-P.-O., und auf Vernichtung der ſaiſierten Exemplare gemäß § 37, Pr.-G., in Gemäßheit des § 489, zurückzuweiſen befunden.

Gründe.

Die k. k. Staatsanwaltſchaft Wien iſt der Anſchauung, daſs der Inhalt des Artikels mit der Ueberſchrift: „Epigonenpolitik“ ſeinem ganzen Umfange nach den Thatbeſtand des Vergehens nach § 300 St.-G., in der Stelle von „Das Parlament war arm“ bis „erbetteln muſste“, jenen des Verbrechens nach § 63 St. G., endlich der Inhalt der zweiten incriminierten Stelle ebenfalls den Thatbeſtand des Vergehens nach § 300 St.-G. begründe.

Was das Vergehen des § 300 St.-G. anbelangt, ſo läſst ſich nicht in Abrede ſtellen, daſs beide Artikel eine ſcharfe Kritik der politiſchen Thätigkeit des Miniſterpräſidenten Grafen Badeni enthalten, welche jedoch nicht ſo weit geht, daſs von einer „Aufreizung“ zum Haſſe oder zur Verachtung gegen denſelben die Rede ſein könnte.

In der nach § 63 St. G., incriminierten Stelle des erſten Artikels glaubte das k. k. Landesgericht Wien lediglich eine Charakteriſierung der durch den ehemaligen Miniſterpräſidenten Grafen Taaffe bewuſst herbeigeführten, einfluſsarmen und hilfloſen Lage der im Parlamente vertretenen Parteien erblicken zu ſollen, die eine Verletzung der Ehrfurcht gegen den Kaiſer nicht enthält.

Nach dem Geſagten war mangels eines ſtrafbaren Thatbeſtandes die Aufhebung der verfügten Beſchlagnahme auszuſprechen.

Wien, am 5. Juli 1897.

Der k. k. Präſident:

Soos, m. p.

Gegen dieſes Urtheil hat die k. k. Staatsanwaltſchaft Wien die Beſchwerde an das k. k. Oberlandesgericht ergriffen.

Politiſche Notizen.

Edle Naturen, wenn ſie draußen im Kampfe der Männer unterlegen ſind, pflegen ihren Zorn daheim an ihrem ebenſo unſchuldigen als wehrloſen Hausgeſinde auszulaſſen, bald an der ergebenen Wirtſchafterin, bald am robuſten Hausknecht, bald am eleganten Hofmeiſter: Graf Badeni an ſeinen Reſſortminiſtern.

•

Anfangs, in den erſten Regierungsmonaten, als alles noch voll war des Lobes über die Großthaten, die Graf Badeni zu leiſten noch nicht die Zeit gehabt hatte, da herrſchte volle Eintracht im Hauſe Badeni. So wie die Zeit ſich erfüllte, in der Graf Badeni ſeine Wunderleiſtungen der Welt offenbaren muſste, geſtalteten ſich die häuslichen Verhältniſſe immer unerquicklicher. Zuerſt, gleich nach dem Fall Lueger, bekam der Finanzminiſter Herr v. Bilinski die Ungnade des Miniſterial-Oberhauptes zu ſpüren. Herr v. Bilinski konnte zwar nichts dafür, daſs Herr Dr. Lueger ſich ſtärker erwieſen hatte als der Graf Badeni, aber er hatte darunter zu leiden, bis endlich der erſte Lueger-Schmerz verwunden und der Friede im Hauſe wieder eingekehrt war. [illegible] des Hauſes Badeni hat er [illegible], durch Nachgiebigkeit [illegible] und ſich [illegible] Ent[illegible] mit dem [illegible] zu [illegible].

•

Nach Herrn v. Bilinski kam der Juſtizminiſter Graf Gleiſpach [illegible] „[illegible] Mann als anderer [illegible]“. Da kamen die [illegible] Sprachenverordnungen. Graf [illegible] Zuſtimmung [illegible] [illegible] Badeni [illegible] [illegible]

Behandlung von Abgeordneten grauſam desavouiert. Armer Graf Gleiſpach, der Anderen Gerechtigkeit gewähren ſoll und ſich ſelbſt keine verſchaffen kann!

•

In der vorigen Woche ſuchte ein neues Miſsgeſchick das Haus Badeni heim: die Ausgleichsconferenz. Im ſelben Moment, als ſie geplant wurde, war ſie auch ſchon miſsglückt. Dieſes Fiasko ſcheint ſich der Graf Badeni ganz beſonders tief zu Herzen genommen zu haben. Wenigſtens hat er darauf im häuslichen Kreiſe ungewöhnlich ſcharf reagiert. Das Opfer ſeines Zornes war diesmal der Erzieher des Landes, der Unterrichtsminiſter Baron Gautſch. In zahlreichen officiöſen Provinzblättern wie auch in der gleichfalls officiöſen „Wiener Allgemeinen Zeitung“ ließ Graf Badeni dieſe Woche ein biſſiges Communiqué abdrucken, in welchem erklärt wird, daſs die Deutſchen ſich nur deswegen gegen die Badeniſche Ausgleichsconferenz ſträuben, weil ſie darauf rechnen, daſs Baron Gautſch im Herbſt Miniſterpräſident werde, die Sprachenverordnung zurückziehen und die Deutſch-Fortſchrittlichen in ſein Miniſterium aufnehmen werde. Wornach es jeden, der ſich noch einen Reſt von officiöſem Glauben in treuem Buſen gewahrt hat, klar ſein müſste, daſs Niemand anderer als unſer Baron Gautſch an dem Scheitern der Badeniſchen Ausgleichsidee ſchuldig ſei. Darüber könnte ſich Baron Gautſch noch tröſten, wenn nur das Communiqué wahr wäre. Es iſt aber leider nicht wahr. Außer etwa dem Grafen Badeni, rechnet ja doch niemand mit der zukünftigen Miniſterpräſidentſchaft des Baron Gautſch, am allerwenigſten wohl die Deutſchböhmen. Wie doppelt unglücklich muſs da Baron Gautſch über dieſes Communiqué geweſen ſein. Der Fall iſt geradezu tragiſch, wofern er nicht komiſch iſt.

•

Man ſieht, die Reſſortminiſter haben manches zu leiden, wenn es dem Grafen Badeni ſchlecht geht. Aber ſie müſſen leiden, ohne zu klagen. Sonſt haben ſie noch mehr zu leiden. Das iſt die ſociale Frage der Reſſortminiſter, die nur durch eine den humanen Anſchauungen des Jahrhunderts entſprechende Reſſortminiſter-Dienſtordnung in menſchenfreundlichem Sinn gelöſt werden könnte.

•

Wie dieſe Preußen uns doch alle unſere Eigenthümlichkeiten nachmachen! Haben wir einen General als Eiſenbahnminiſter, ſo haben ſie ſich jetzt gar einen General zum Poſtmeiſter genommen.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Das zweite Geleiſe der Nordweſtbahn.

Die „Wiener Abendpoſt“ veröffentlichte letzten Samstag einen Auszug aus Erläſſen, die das Eiſenbahnminiſterium an die Verwaltung der Nordweſtbahn und der Süd-norddeutſchen Verbindungsbahn gerichtet hat, in welchen es die Ausführung verſchiedener bedeutender Inveſtitionsbauten verlangt. Warum werden ſolche Documente nicht im Wortlaute publiciert? Dem Eiſenbahnminiſterium ſteht doch genug Druckerſchwärze und Papier zur Verfügung, um derlei wichtige Kundgebungen im Wortlaute gleichzeitig der Oeffentlichkeit wie der betreffenden Verwaltung bekanntgeben zu können. Ein ſchwerer Miſsbrauch wird das ſo beliebte Vorgehen, wenn es ſich um den Abſchluſs von Uebereinkommen handelt, wie kürzlich das mit der Buſchtěhrader Bahn, das bisher nur in einem Auszug, für deſſen Richtigkeit niemand verantwortlich iſt, in der „Neuen Freien Preſſe“ zu leſen war, trotzdem es wenigſtens nach dem Commentar dieſes Blattes, auch auf das Einlöſungsrecht des Staates Einfluſs zu nehmen ſcheint. Da genügt es nicht, daſs das Uebereinkommen, wenn die Verwaltung dieſer Bahn es für gut findet, in der nächſten Generalverſammlung in einem Jahre zur Kenntnis ihrer Actionäre gebracht wird. Die Oeffentlichkeit hat ein Recht darauf, ſo wichtige adminiſtrative Verfügungen ſofort vollinhaltlich kennen zu lernen.

Nun zu dem Erlaſſe. Das Eiſenbahnamt verlangt Inveſtitionen, das heißt, „verlangt“ iſt nicht das richtige Wort: es wünſcht einzelne, andere empfiehlt es, anderes wird für geboten erachtet, wieder anderes dürfte ſich als nothwendig herausſtellen, u. ſ. w. Kurz eine Zaghaftigkeit, eine Unſicherheit im Ausdrucke, eine Vorſicht, welche unſeren Behörden bei anderen Gelegenheiten z. B. beim Anſtellen von Vereinen fremd iſt, und welche um ſo auffallender iſt, als das Eiſenbahnamt geſetzlich berechtigt und verpflichtet iſt, alle Inveſtitionen zu verlangen, welche es im Intereſſe der Regelmäßigkeit und Sicherheit des Verkehres für nothwendig erachtet. Ueber alle dieſe wünſchenswerten und nothwendigen Inveſtitionen ſollen die Verwaltungen bis längſtens Ende October ein umfaſſendes Programm ausarbeiten. Dies wird dann den Gegenſtand von Verhandlungen bilden, welche ſich vorausſichtlich umſo langwieriger geſtalten dürften, als das Eiſenbahnamt in ſeinem Erlaſſe auch eine Forderung aufgenommen hat, zu der es zweifellos noch nicht berechtigt war, nämlich die Legung des zweiten Geleiſes auf einzelnen Strecken der Elbethalbahn. Es wird daher nicht ohne Gegenconceſſionen des Staates gehen und der Schluſs wird eines jener Uebereinkommen ſein, welche den Namen des Sectionschefs v. Wittek zum Wohle der Eiſenbahnverwaltungen [illegible] berühmt und gefürchtet gemacht haben.

Eines unter den von Herrn v. Wittek geſchloſſenen Uebereinkommen war das jüngſt von uns beſprochene mit der Kaſchau-Oderberger Bahn, in welchem eine [illegible] Grund die Garantieſumme dieſer Bahn herabgeſetzt [illegible] worden iſt, ſo daſs es nur [illegible] glücklichen Entwicklung zu danken iſt, daſs nicht auch dieſer Vertrag dem Staate große Summen gekoſtet hat. Ein anderes war jenes Uebereinkommen mit der Nordweſtbahn vom Jahre [illegible], welches die Garantieſumme dieſer Bahn [illegible] Regulierung der [illegible] um drei Jahre [illegible] gemacht hat. [illegible] dem Staate [illegible] Millionen [illegible] Uebereinkommen abgeſchloſſen werden?

Digitized by Google

Die Regierung ſollte wieder bereit ſein, der Nordweſtbahn die nöthigen Summen für das zweite Geleiſe im Wege der Erhöhung der Staatsgarantie zu ſchenken? Da dürfte die Regierung doch die Erfahrung machen, daſs das heutige Parlament nicht mehr dasſelbe iſt, wie im Jahre 1885 und daſs heute neben der freilich noch immer überwuchernden Söldlingspreſſe einzelne Organe erſtanden ſind, welche dieſes Attentat auf den Staatsſäckel ebenſo zu verhindern wiſſen werden, wie das Millionen-Geſchenk, welches die Nordweſtbahn durch die Verſtaatlichung bekommen ſollte.

Noch vor einem Jahre hat Herr von Guttenberg im Budgetausſchuſs erklärt, daſs die Legung des zweiten Geleiſes auf dem garantierten Netze der Nordweſtbahn nicht im finanziellen Intereſſe des Staates liege. Heute verlangt derſelbe Eiſenbahnminiſter dasſelbe, was er vor einem Jahre perhorresciert hat. Dies nur als Beleg für die Unkenntnis der Rechtsverhältniſſe und Inconſequenz, welche in unſerem Eiſenbahnminiſterium herrſchen. Der Bau des zweiten Geleiſes liegt nicht nur im verkehrspolitiſchen und wirtſchaftlichen Intereſſe, er liegt auch in eminenter Weiſe im finanziellen Intereſſe des Staates. Die Sache iſt ja ganz einfach, ſo ſehr auch die Nordweſtbahnpreſſe ſich Mühe gibt, ſie zu verdrehen. Nach § 2 der Conceſſionsurkunde genießt die Nordweſtbahn eine 5% Staatsgarantie auf das wirklich aufgewendete Anlagecapital, welche aber in keinem Fall für einen höheren Betrag als für 985.000 fl. per Meile in Anſpruch genommen werden darf. Dieſes an ſich ſchon hohe Maximal-Anlagecapital iſt weitaus überſchritten worden, weil enorme Summen beim Bau dieſer Bahn, wie faſt aller in den Gründerjahren gebauten Bahnen, daneben gegangen ſind. Was aber ſeither an Bauten und Inveſtitionen ausgegeben wird, dafür hätte der Staat nach der Conceſſion keinerlei Garantiebeitrag zu leiſten, dafür müſsten die Actionäre mit ihrer Dividende oder mit anderweitiger Geldbeſchaffung aufkommen, wenn nicht der bereits erwähnte Vertrag von 1885 eine Erhöhung der Garantie beſtimmt hätte. Dadurch wurde die Nordweſtbahn in den Stand geſetzt, alle Inveſtitionen ſeit jener Zeit auf Koſten des Staates zu bewerkſtelligen. Was aber das zweite Geleiſe betrifft, beſtimmt derſelbe Paragraph der Conceſſionsurkunde, daſs die Staatsverwaltung berechtigt iſt, die Legung desſelben, wo ſie es für nothwendig findet, zu verlangen, ſobald der Rohertrag während zweier aufeinanderfolgender Jahre die Summe von 120.000 fl. per Meile überſchreitet. Dieſe Vorausſetzung iſt in den Jahren 1895 und 1896 eingetreten, und die Verpflichtung der Nordweſtbahn außer allem Zweifel. Davon, daſs dann eine Erhöhung der Staatsgarantie einzutreten habe, ſteht in der Conceſſion oder in ſpäteren Verträgen kein Wort und die obgenannte Beſtimmung der Maximalgarantie ſchließt jede andere Deutung aus. Die Koſten des zweiten Geleiſes können auch nicht in die Betriebsrechnung eingeſtellt werden und es iſt daher ganz unmöglich, irgend eine Conſtellation zu conſtruieren, durch welche dem Staat dieſe Koſten rechtlicherweiſe auferlegt werden können. Das iſt ja ſonnenklar. Mit der Beſtimmung, betreffend das zweite Geleiſe, wollte der Geſetzgeber die Geſellſchaft verpflichten, ſobald der Verkehr einen gewiſſen Aufſchwung genommen hätte, das zweite Geleiſe zu legen. Wenn er gewollt hätte, daſs der Staat dasſelbe bezahle, dann hätte er nicht nothwendig gehabt, überhaupt davon zu ſprechen. Denn es gibt keine Bahn der Welt, welche es nicht mit Freuden jederzeit begrüßen wird, wenn ein Anderer ihr ein zweites Geleiſe auf ſeine Koſten baut. Nach aller Vorausſicht müſste bei Eintritt der in der Conceſſion für die Legung des zweiten Geleiſes in Ausſicht genommenen Einnahmenentwickelung das inveſtierte Capital eine gute bürgerliche Verzinſung abwerfen. Daſs dies heute trotz des eingetretenen Verkehrsaufſchwunges nicht der Fall iſt, daran iſt die Verſchleuderung der Capitalien beim Bau ſchuld, aber das vermag keine Beitragspflicht des Staates und ſeiner Steuerträger zu begründen. Das weiß man auch in unſerem Eiſenbahnamt. Aber es ſoll ja doch der armen Nordweſtbahn geholfen werden und dafür iſt bald Rath geſchaffen. Die „Neue Freie Preſſe“ erfährt, bisher unwiderſprochen, und officiöſe Blätter beſtätigen es, daſs in Regierungskreiſen die Anſicht herrſche, daſs die Koſten des zweiten Geleiſes „aus Billigkeitsgründen“ im Wege der Garantieerhöhung auf den Staat überwälzt werden ſollen. Nun wird man oft Billigkeitsgründe geltend machen können, welche den Staat veranlaſſen können, auf die Geltendmachung eines Rechtes zu verzichten, daſs man aber Billigkeitsgründe anzuführen wagt, damit der Staat, die Steuerträger, der Nordweſtbahn die Koſten für eine ihr conceſſionsmäßig auferlegte und ſeit bald 30 Jahren wohlbekannte Verpflichtung rückerſetze, iſt unerhört.

Dieſe Abſicht der Regierung iſt geradezu ein Hohn auf das Parlament. Dieſes hat wiederholt in unzweideutiger Weiſe erklärt, daſs es die Verſtaatlichung der Nordweſtbahn wünſche, und zwar nicht im Wege der Ueberzahlung, ſondern der conceſſionsmäßigen Einlöſung. Und nun will die Regierung die Millionen, welche ſie der Nordweſtbahn nicht im Wege der Verſtaatlichung zum Geſchenke machen konnte, ihr im Wege der Garantieerhöhung zukommen laſſen? Glücklicherweiſe braucht es eines Geſetzes dazu, und das Parlament wird dieſe Pläne zu durchkreuzen wiſſen! Die Regierung hat die Pflicht, auf die Legung des zweiten Geleiſes zu dringen, ganz abgeſehen von den Verkehrsintereſſen, im Intereſſe der Verſtaatlichung, und hat nicht einen Kreuzer dazu beizuſteuern; die bevorſtehende Dividendenkürzung wird die Gewaltigen dieſer Geſellſchaft, wenn ſie wiſſen, daſs ſie die Koſten nicht auf den Staat überwälzen können, zum Nachdenken zwingen und ſie ſelbſt veranlaſſen, die Einlöſung unter für den Staat günſtigen Bedingungen anzuſtreben. Freilich wollen officiöſe Blätter wiſſen, daſs der ganze Verſtaatlichungsplan auf einige Jahre hinausgeſchoben iſt, bis nämlich das zu vereinbarende Inveſtitionsprogramm ausgeführt iſt. Auch dagegen wird ſich das Parlament zu wehren haben. Das Abgeordnetenhaus hat die Regierung beauftragt, ehebaldigſt die conceſſionsmäßige Einlöſung der Nordweſtbahn durchzuführen; und dieſen Auftrag hat die Regierung zu erfüllen. Und ſie hat die Mittel dazu, eben in der Forderung der Legung des zweiten Geleiſes, in der Hand.

W. F.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Theater des Weſtens, „A basso Porto“ von Eugen Checchi, Muſik von Nicola Spinelli. Stuttgart. Sommertheater, „Der Bräutigam auf Probe“ von Guſtav Schauranek.

Aus London ſchreibt man uns: Kaum hatte der alle Aufmerkſamkeit abſorbierende Jubiläumsrummel ſich etwas gelegt, als dem Londoner Straßenbummler die zahlloſen Anzeigen und überlebensgroßen Affichen der Rejane auffallen muſsten, die — gleichzeitig mit der Sarah Bernhardt — ihre Künſte an den Ufern der Themſe zu entfalten begann. Am Leicester Square bei Dalys Theater aber melden kleine gelbe Zettel, daſs Madame Odilon mit der „Deutſchen Volkstheater-Company“ ein auf 8 Matinéen berechnetes Gaſtſpiel beginnt und dasſelbe Montag den 28. Juni mit „Untreu“ eröffnet; Herr Rhil aus Hamburg war mitgekommen. Wie vorauszuſehen, war der Beſuch der erſten Vorſtellung ein mäßiger, doch die Großen der Londoner Kritik waren vollzählig erſchienen, und tags darauf meldeten alle Blätter die Triumphe deutſcher Kunſt und deutſcher Künſtler. Frau Odilon wurde mit der Duſe verglichen, und den engliſchen Schauſpielern wurde dringend empfohlen, die deutſchen Matinéen im Dalys zu beſuchen, um natürlich ſprechen und ſpielen zu lernen. Die Vorſtellung gehörte auch thatſächlich zu den allerbeſten, die man auf deutſchen Bühnen ſehen kann. Frau Odilon führte die prickelnden Künſte ihres Geiſtes und ihrer nervöſen Anmuth ins Treffen und faſcinierte vom erſten bis zum letzten Worte. Herr Rhil ſteht auf der Sonnenhöhe ſeines Könnens, er iſt ein Meiſter der Nuancen und ließ durch ſein Spiel ſchmerzlich empfinden, was wir an ihm verloren und was wir wieder gewinnen können. Sein Riccardi iſt unvergleichlich. Er ſpielte den eleganten Verführer mit überlegenem Humor und im zweiten Acte mit wahrer Empfindung, während am Schluſs des letzten ſein Spiel verklärt wurde durch die abſichtsloſe vornehme Reſignation des Weltmannes, der bedauert, ſich ſelbſt überſchätzt zu haben. Herr Chriſtians erfreute auch hier durch Jugend und ſein angenehmes Organ.

S. T.

Bücher.

Revival of the Inquisition, Details of the tortures inflicted on Spanish Political Prisoners. Reprinted from „Freedom“. London. J. Perry 1897.

Die vorliegende Schrift bezweckt, ein Licht auf die ſpaniſchen Gerichtsverhältniſſe zu werfen. Es iſt bekannt, daſs im Jahre 1896 in Barcelona während einer kirchlichen Proceſſion Bomben geworfen wurden. Der Verdacht der Thäterſchaft fiel auf die Anarchiſten, deshalb wurden 400 Perſonen, faſt lauter Mitglieder radicaler Vereine, alſo zumeiſt Anarchiſten und Socialiſten, verhaftet. Von dieſen 400 wurden ſchließlich 100 vor ein Kriegsgericht geſtellt. Von dieſem wurden 63 freigeſprochen, die übrigen beſtraft, u. zw. dem Verbrechen, deſſen man ſie beſchuldigte, angemeſſen, mit dem Tode oder langjährigem Kerker. Die Freigeſprochenen jedoch wurden nicht auf freien Fuß geſtellt, ſondern ſie ſollten nach Rio d'oro in Afrika deportiert werden, bezeichnend jedoch iſt, daſs bei der Verhandlung die Zeugen, die zumeiſt auch ſelbſt Angeklagte waren, erklärten, alle ihre Ausſagen ſeien ungiltig, denn man habe ſie ihnen durch furchtbare Torturen entrungen. Die diesbezügliche Ausſage lautet: die Ausſagen wurden gemacht unter der Qual des Hungers, des Durſtes, der gänzlichen Erſchöpfung, nachdem man uns lange Zeit durch ſchmerzende Stöße am Schlafen verhindert hatte. Ja noch ſchrecklichere Folterqualen wurden angewendet, tagelang wurden die Verhafteten geknebelt, ſelbſt die mittelalterliche Daumſchraube wurde angelegt, glühende Eiſenſtäbe peinigten die Leiber der Unglücklichen, und von einer furchtbaren Verrohung zeugt die ſchrecklichſte Tortur: after their genital parts had been crushed. . . . Man wäre verſucht, dieſe Schilderungen für übertrieben zu halten, wenn nicht der Correſpondent der „Frankfurter Zeitung“ und ſelbſt der conſervative engliſche „Standard“ die Richtigkeit dieſer Ausſagen beſtätigten.

W. Fred.

Collection Wigand (Leipzig. Georg H. Wigands Verlag), 1897. Amalie Skram: „Conſtanze Ring.“ Ann Margret Holmgren: „Frau Strahle.“ Karl Ewald: „Eva.“

Dieſer Verlag, bisher bloß durch wiſſenſchaftliche Publicationen der modernen Richtung bekannt, beginnt jetzt mit einer Collection, die, wie es ſcheint die geſammte, zeitgenöſſiſche Production der drei nordiſchen Reiche umfaſſen will und wird, und zwar hoffentlich mit der Abſicht, einen rechten Ueberblick darüber zu geben, ſo daſs uns nicht bloß immer die bekannten Namen wieder vorgeführt werden, ſondern auch die neuen und fremden, ſeien ſie auch von geringerer Bedeutung. Dies ſcheint deshalb wichtig, weil bei der hohen Blüte, in der jetzt die nordiſche Literatur ſteht, auch die kleineren Erſcheinungen der Literatur dort für unſere Betrachtung von Wert ſind, weil ſie das Geſammtbild erleichtern und uns dieſe ganze künſtleriſche Welt erſchließen, in der wie ja auch in der Natur nicht nur die hochragenden Bäume und außerordentlichen Erſcheinungen, ſondern die einzelnen zarten Pflanzen das Bild der Landſchaft und das Weſen des Himmelsſtriches beſtimmen. Von Amalie Skram, dem bedeutendſten unter den eingebrachten Autoren, iſt das Werk aufgenommen, das vielleicht am ſtärkſten das Weſen dieſer wilden und energiſchen Frau ausdrückt und ihr Bild ein- für allemal einzeichnet, daſs weder die Mitſtrebenden, noch die Zukünftigen dieſe herben Züge vergeſſen werden. „Conſtanze Ring“ iſt die Geſchichte eines Frauenlebens, nur mit einem Schein von Objectivität dargeſtellt, gerade genug objectiv, um die nöthigen Perſpectiven zu erhalten, eigentlich aber ganz aus dem Weſen und der Seele der Frau herausgedichtet, etwa mit einer verwandten Empfindſamkeit und [illegible], wie Tolſtoi oder Tſchechow ſolche Stellen von der männlichen Seite aus dargeſtellt. Aus ſolchen [illegible] [illegible] Weltanſchauung der Welt und Menſchenauffaſſung ſpringt die große [illegible] der Beobachter heraus, die eine nicht [illegible] und [illegible] Darſtellung [illegible]. Man erkennt [illegible] ganz auf die [illegible] Weſen der Frau, vielleicht aus ihrer Beſtimmung zur Mutter eines Kindes, das einem Manne [illegible] [illegible]. Wir ſehen dieſe Conſtanze Ring in ihrer unglücklichen [illegible] Qual dem [illegible] und [illegible] den Mann [illegible], [illegible] als ſie [illegible] [illegible] [illegible] mehr, von ihm innerlich ganz getrennt. Das iſt die [illegible] bei einem zweiten Gatten, den ſie [illegible] [illegible] Weber ſtirbt ihre Liebe, ja [illegible] das iſt eine grandioſe [illegible]

Digitized by Google

— ihr ungeborenes Kind, das ſie in Liebe empfangen, als ſie ſeine Treuloſigkeit erfährt. Und endlich treiben ſie ihre Sinne — die weiblichen Dichter behaupten immer, dieſe Kühle und Wunſchloſigkeit des weiblichen Geſchlechtes ſei in deſſen Weſen — die bisher gegenüber der fiebernden Thätigkeit von Verſtand und Gefühl wenig mitzureden gehabt, und die nun für einen Geliebten aufflammen, zum Ehebruch. In der Nacht, da ſie dieſem für ſie höchſten, männlichen Weſen ſich nach furchtbaren Seelenkämpfen hingegeben, entdeckte ſie in ſeiner Brieftaſche das Bild einer kleinen Näherin. Und dieſe furchtbare Erkenntnis, daſs das Weib wehrlos dem einen Mann, ſowohl durch Geſellſchaft und Geſetz, als durch innerſten Trieb ausgeliefert iſt, während er von Treue nichts weiß und ſein Geſchlecht zu beſtändig neuer Wahl und Ausleſe getrieben iſt, führt ſie in den Tod. So ſtarr und nart erzählt, erſcheint der Inhalt dieſes Buches faſt craſs, und es ſteht auch an der Schneide, eben wegen ſeiner geradezu ſexuellen Einſeitigkeit, künſtleriſch würde es vielleicht ungleich reiner wirken, wenn man die tragiſche Erkenntnis des Weſensunterſchiedes von Mann und Weib erklärt und begriffen fühlte, wenn man von beiderlei Geſichtspunkten, dieſes unſelig-ewige Verhältnis anſähe, aber menſchlich wirkt ein ſolcher Männerhaſs und dieſes tragiſche Frauenleben, das ſeinem Gleichheitsbegriff zum Opfer fällt und ſeinem Haſs gegen die Ungerechtigkeit der Natur, von Mann und Weib verſchiedenes zu fordern und beiden ſo Verſchiedenes zu gewähren, dem Manne ſcheinbar ſo viel, dem Weibe ſo wenig, außerordentlich mächtig. Etwa wie Strindbergs Weiberhaſs, nur künſtleriſch reiner, weil die Form des Romanes ſo wunderbar klar, jede Perſon bis in den Tonfall der Stimme und die Nuance der Kleidung und Bewegung ſo deutlich gemacht und die ganze Handlung ſo außerordentlich durchgebildet und — eben ſcheinbar wenigſtens — objectiviert iſt. — Ein verwandtes Frauenſchickſal behandelt die Schwedin Holmgren in einer milderen, ſtilleren Weiſe mit mehr Anmut, aber weniger Größe und endlich Karl Ewald, ein Däne, in dem Roman „Eva“, mit der ſehr kühnen Prätention, als Mann von der Frauenſeele aus ein Frauenleben darzuſtellen, ein Wagnis, das nur den ganz Großen, dieſen aber unvergleichlich gelang, etwa Jakobſen, Arne Garborg, Chr. Krohg u. a. Hier iſt es flach, die Beobachtung bleibt meiſt obenauf, die Schilderung entbehrt jedes Farbenglanzes, die Figuren ſind gewöhnlich, und die gewiſſe Kühnheit iſt auch ſchon conventionell. Eben bemerke ich, die Weſensverwandtſchaft aller dieſer Werke durch ihre Charakteriſierung betont zu haben, die ſo augenfällig iſt, daſs ſie in der Abſicht des Verlages zu liegen ſcheint, der vielleicht ein künſtleriſches Gegenſtück ſeiner „Bibliothek für Socialwiſſenſchaft“ geben wollte, die ebenfalls zum größten Theil ſexuelle Gebiete behandelt und nun dasſelbe Thema mit andern Inſtrumenten abwandeln. Das wäre vielleicht ein intereſſanter Witz und Treue, aber unſere ſchöne Hoffnung von einer Collection nordiſcher Künſtler, die einen Ueberblick über dieſe in der Blüte ſtehende Welt geben ſollte, wäre gleich im Beginn arg geſtört. O. St.

„Die Fürſtin Ruſſalka.“ Von Frank Wedekind. München. Albert Langen. 1897.

Das Chriſtenthum hat die Anſchauung vom Kampf der Geſchlechter auf dem Gewiſſen. Die Naturen der Menſchen gebändigt und geſeſſelt zu haben, iſt ſeine tragiſche Schuld. Es gab Menſchen, die ſeiner Lehre ganz einfach aus ihrer inneren Kraft heraus fernblieben, eigentlich die ganze Renaiſſance, Goethe. Aber ſeit es unbeſtritten die Lebensluſt der Menſchen ward und Culturcentrum werden ſollte, hat es dieſe Wuth und dieſes Fieber erzeugt. Was früher heiteres Spiel, ward nun grauenhafter Kampf. Es hat die Welt um einen tragiſchen Conflict bereichert und um deſſen heiteres Gegenſpiel. Es nahm dem Menſchen die Freiheit überdies. Die Reaction dagegen erzeugte die geradezu bachantiſchen Raſereien unſerer mächtigſten Künſtler, deren Extaſen aber etwas grauenhaft Krankes, Fieberndes haben und der helleniſchen Naivetät ſehr ferne ſind. So war der tolle Gottfried Bürger, nie hat ein Name ſo ſehr ſeinen Träger verleugnet. So iſt dieſer tolle Frank Wedekind, das heitere Gegenſpiel zum finſtern, erhabenen Strindberg. Er ſchlägt Purzelbäume in Vers und Proſa, unſittlicher Geberden, unzüchtiger Gedanken iſt er voll, die aber alle eine traurige Grazie haben. Man ſagt, Grazie ſei überſchüſſige Kraft, ſo iſt es hier die Sinnlichkeit, die Herrin über das Leben geworden und über ihr trauriges Los in der finſtern Welt ein müdes Lächeln hat. Es iſt in dieſen Sprüngen keine Freude, nur eine ſchmerzliche Fieberlichkeit und etwas zu Lautes, wie Roſen, die allen offen ſind, Worte, die allzuviel ſagen, Schritte, die übergroße ſind. Das Natürliche geht uns wider die Natur. Aus ſolchen grauſenden Tollheiten ſehen wir den ganzen Frevel einer furchtbaren Lehre, die aus dem Oſten wie ein blutiger unmilder Mond aufgieng und der Welt die Freude am eigenen Körper, am eigenen Talent und Weſen nahm. Und was iſt ein künſtleriſches Motiv, ein tragiſcher Conflict mehr, gegen die ganze, naive Lebensfreude, die einmal von der Welt genommen wurde! O. St.

Hermann Bang: Die vier Teufel. Collection Fiſcher, Berlin 1897.

Es gibt eine gewiſſe Art Sonntagsliteratur, [illegible] Indianergeſchichten für Erwachſene, die ein Schriftſteller von der Begabung Hermann Bangs doch nicht meiden ſollte. Darum deshalb, weil ſein nicht gewöhnliches [illegible] und ſeine oft glänzende [illegible] auch den [illegible] ein [illegible] lang über das [illegible] dieſer Richtung zu [illegible]. Die Novelle „Die vier Teufel“ iſt eine ſogenannte „[illegible]“ [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] B. W[illegible]r.

[illegible] Les premières luttes. [illegible] 1897.

[illegible]

Lebens. Ich dachte jedoch nicht an einen ſtark pſychologiſchen Roman in der Ichform abgefaſst und auch nicht an eine Selbſtbiographie, die das Individuum von der Warte des Alters aus, rückerinnernd niederſchreibt. Ich ſehnte mich nach einem Buche des Lebens, das die Kämpfe in ihren Eindrücken auf die Seele und ihren Einflüſſen auf die Umformung unſerer Anſchauungen darſtellt. Das Buch hätte eine ſtarke Perſönlichkeit ſchreiben müſſen und doch wollte ich es ſo, daſs man in ihm ſein eigenes Kämpfen hätte wiederfinden müſſen; gleichſam für die allgemeinen Zahlen einer Gleichung beſondere einſetzend. Solche Idealbilder realiſiert zu ſehen, darf man in prüfenden Stunden, wie man ſie ja doch zumeiſt hat, nicht hoffen, annähernd aber, was ich ſuchte, finden durfte ich in dem vorliegen Erſtlingswerk eines jungen Franzoſen. In „Les premières luttes“ iſt die Geſchichte des Lebenskampfes eines Künſtlers erzählt von den Tagen ſeiner Kindheit an. Die erſten Regungen einer Kinderſeele ſind hier verzeichnet, und der faſt immer herbe Beigeſchmack des pſychologiſchen Experiments verliert ſich, da wir eigene dunkle Erlebniſſe mit jener Luſt wiederempfinden, die nur hinter uns liegende Kämpfe in uns zurücklaſſen. Sehr tief ſind jene Seiten des Buches, die das Werden einer ſchriftſtelleriſchen Anlage, die ſchmerzvollen Lüſte des Schreibens, die inneren Kämpfe der Dichterſeele zum Ausdruck bringen. So wird in dieſem Bande durch die pſychologiſche Analyſe von etwa fünfzehn Lebensjahren, vom achten bis ins dreiundzwanzigſte, die Weltanſchauung eines Jünglings entwickelt. W. Fred.

„Treue.“ Schauſpiel in drei Aufzügen von Anſelm Heine. Verlag der „Geſellſchaft“, Leipzig.

Die Dichterin der entzückenden „Drei Novellen“ hat jetzt ein Drama herausgegeben, welches den Eindruck ihres feinen, eigenartigen, muthigen Geiſtes in uns noch vertieft hat. Das Stück verklärt die Treue gegen ſich ſelbſt. Folge deiner wahren Natur, höre zuerſt auf die Forderungen deines Ichs; nur ſo kannſt du denen nützen, die du liebſt; nur wenn dein Weſen ſich natürlich, frei, ungehemmt entfaltet, kannſt du die Kraft deiner Seele, deiner Liebe zum Wachsthum deiner ſelbſt und derer, die du liebſt, verwenden! ... Bernhard Schirmer, der individualiſtiſche Philoſoph, der geniale Verkünder der „kommenden Zeit“ iſt wahnſinnig geworden. Das Manuſcript ſeines Hauptwerkes „Kampf des Einzelnen“ iſt bei einem Brande untergegangen. Zwei Freunde hüten ihn in ſeiner Krankheit, wollen das geiſtige Werk des Unglücklichen aus den Fragmenten und aus der Erinnerung retten: Doctor Thoſt und Cornelie Schirmer, des Philoſophen Gattin. Aber ſie erreichen in ihrem mühſamen Werke nichts, da eine Unfreiheit, eine Unaufrichtigkeit ihre beſte Kraft zurückhält. Endlich ſprengt Doctor Thoſt die Feſſel und geſteht der Freundin, daſs er ſie liebe. Dies bringt erſt noch mehr Verwirrung unter ſie. Sie meinen, den Freund und Gatten dadurch verletzt, ſein Andenken verunglimpft, die Fortſetzung ihres gemeinſamen Werkes unmöglich gemacht zu haben. Aber endlich lernen ſie auch ihr Leben und Wollen mit dem Geiſte des gemeinſamen Freundes erhöhen, vereinigen. „Seine Perſönlichkeit ſoll weiter leben. Selber glücklich ſein und daraus Kraft nehmen und die ſeinem geliebten Todten geben! Bis jetzt bin ich ihm nichts geweſen, als ein Schüler, ein träger, ungelehriger Schüler. Aber jetzt habe ich den Muth, ſeiner Lehre zu leben. Jetzt erſt werde ich wirklich als ſein Jünger für ihn zeugen. ...“ So ſchließt dieſes vornehme, einfache und ergreifende Werk. M. M.

Revue der Revuen.

„Die Gegenwart“ vom 26. Juni enthält einen Aufſatz mit der intereſſanten Ueberſchrift „Ein Vorbild der ‚Verſunkenen Glocke‘.“ Der Verfaſſer iſt ein Herr Sigmar Schultze, der ſich nachzuweiſen bemüht, daſs Hauptmann ſehr weſentliche Züge ſeines Märchenſtoffes einer um drei Jahre früher erſchienenen Bühnendichtung „Ratbor“ von Eugen von Jagow entnommen hat. Das thut er aber durch eine rein äußerliche Parallele, in welcher der eigentliche lyriſche Charakter der Hauptmann'ſchen Dichtung gar nicht zur Geltung kommt, ſchon deshalb nicht, weil er im „Ratbor“ offenbar kein Gegenſtück hat. Soviel wird nämlich aus dem ſonſt wenig lehrreichen Aufſatz klar, auch denjenigen, die den „Ratbor“ nicht kennen: daſs dieſes Stück aus einer ganz anderen Welt iſt als die „Verſunkene Glocke“ und ſich in ſeinem eigentlichen Kern auch nicht annähernd mit ihr vergleichen läſst. Herr Schultze erkennt das am Schluſſe ſeines Aufſatzes ſelber an, nur glaubt er Jagows Dichtung gegen die Hauptmann'ſche als das bedeutendere Werk ausſpielen zu ſollen. Was endlich den Vorwurf der bewuſsten Aneignung einer fremden Arbeit betrifft, der Herrn Hauptmann auch nicht erſpart wird, ſo wendet ſich in der Form, in der das geſchieht, die ganze Leichtfertigkeit des Herrn Schultze aus. „Da der ‚Ratbor‘ das ältere Stück iſt, muſs es der Dichter der ‚Verſunkenen Glocke‘ gekannt haben,“ ſagt er und ſonſt nichts.

Im Juniheft von „Neuland“ unterſucht W. Herzen die geſundheitlichen Folgen der Arbeitsloſigkeit. Schon in ſeiner normalen Lebenslage bietet der Körper des Arbeiters zahlreichen Krankheitskeimen einen fruchtbaren Boden. Verſchlechtert ſich dieſe, ſo ſteigert ſich ſeine Empfänglichkeit natürlich. Da Erwerbs- und Mittelloſigkeit bei den Arbeitern faſt immer zuſammenfallen, ſo iſt mindere Ernährung, der Qualität wie der Quantität nach, die erſte Folge; die fortgeſetzte Unterernährung kommt aber faſt einem chroniſchen Verhungern gleich, was — abgeſehen von der [illegible] Wirkung, den Körper für Erkrankungen empfänglich zu machen, — direct zu [illegible] der Ernährungs- und Verdauungsorgane [illegible] [illegible] die ſchädliche Wirkung auf die Säuglinge, [illegible] Ueberdies drängt [illegible] Ernährung der Arbeitsloſen dazu, ſich ein Aequivalent zu [illegible], und da [illegible] Alkohol ein. Er bietet dem Arbeitsloſen [illegible] Sättigung und Wärme, die er bei der mangelhaften [illegible] allerdings trügeriſcher [illegible] und die Conſequenzen der [illegible] der Promiſcuität [illegible] einen geſundheitsſchädigenden Factor bilden [illegible] der Arbeitsloſen, [illegible] Mittelloſigkeit

Digitized by Google

keine Wahl läſst und auch die Befolgung der primitivſten hygieniſchen Vorſchriften unmöglich macht. Der Verfaſſer führt eine Reihe ſtatiſtiſcher Belege an, wie Arbeitsloſe von Epidemien decimiert wurden, und fordert dringend dazu auf, die Frage der Arbeitsloſigkeit von ihrer mediciniſchen Seite eingehend zu unterſuchen.

In Nr. 21 der **„Umſchau"** ſchreibt Profeſſor Fr. Ratzel über den Lebensraum, d. h. das Verhältnis des Lebens zum Raum der Erde. Ein weiterer Raum vermehrt die Möglichkeiten des räumlichen Auseinandergehens der Lebensformen, ihrer Abſonderung von einander. Dieſe räumliche Abſonderung aber iſt nach Darwin unerläſslich zur Differenzierung, zur Entwicklung neuer Arten. Je enger ein Raum, deſto geringer iſt die Entwicklung darin; je weiter, deſto lebhafter die Differenzierung, ſowohl aus räumlichen, als aus geographiſchen Gründen. Wie eng Raum und organiſche Entwicklung zuſammenhängen, wird daraus klar, daſs Thiergattungen, die in früheren Stadien der Erde, als ſie weitere Gebiete bewohnten, reichlich gediehen, (wie der Auerochſe oder der Steinbock), nun wo ſie auf wenige Gegenden beſchränkt ſind, im Abſterben begriffen ſind. Sogar bei Volksſtämmen, wie z. B. bei den Tasmaniern und den Basken, ereignet ſich das, und in der Geſchichte finden ſich zahlreiche Beiſpiele, daſs Völker nach dem Verluſt ihres Staatsgebietes eingegangen ſind. Auf Inſeln ſind Arten ausgeſtorben, die auf dem benachbarten Feſtland fröhlich weiterbeſtehen. Es iſt alſo erwieſen, daſs der Charakter des organiſchen Lebens eines Weltkörpers immer von dem Raum abhängt, der dem Leben offenſteht und mit den räumlichen Veränderungen an Lage und Geſtalt, den Verſchiebungen der Landvertheilung wechſelt: wächst oder ſich verringert. Es iſt ein beſtändiges Werden und Vergehen, ein Verdrängen der einen Form durch die andere, und überall lebt Altes und Neues nebeneinander. Man hat dem Verhältnis zwiſchen dem Leben und dem Lebensraum bisher zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt.

Dem **„Handels-Muſeum"** entnehmen wir eine Mittheilung, die zur Geſchichte der Einführung des Achtſtundentags in Rußland einen intereſſanten Beitrag bildet: Seit zwei Jahren hat die Petroleum-Actiengeſellſchaft Benkendorf & Co. zu Baku im Kaukaſus, im Centrum der Petroleuminduſtrie, für ihre Heizer und Bohrarbeiter den Achtſtundentag eingeführt. Bis vor fünf Jahren herrſchte auch in dieſem Betriebe wie in allen anderen der Petroleuminduſtrie der Zwölfſtundentag, der in die ſechsſtündige Tages- und die ſechsſtündige Nachtſchicht zerfiel. Vor fünf Jahren führten Benkendorf & Co. verſuchsweiſe den Zehnſtundentag ein. Die Wirkung war eine überraſchende: die Exploſionen verminderten ſich derartig, daſs man vor zwei Jahren den Achtſtundentag einführte (Tag und Nacht in drei vierſtündige Schichten getheilt) und ſchließlich den Arbeitern nach je acht Tagen der Arbeit einen vollſtändigen Ruhetag eingeräumt hat. Der Unternehmer findet, ohne daſs er die Löhne etwa reducierte, ſeinen Vortheil durch die Verminderung der Exploſionen bei Verkürzung der Arbeitszeit, und ſo drängte ihn ſein eigenſtes Intereſſe auf den Weg der Reform.

„Die Bevölkerungswiſſenſchaft" nennt ſich ein Aufſatz G. Sorels in **„Le Devenir Social"**. Der Verf. erörtert u. A. den Einfluſs, den verſchiedene Momente auf die Bevölkerungszunahme ausüben: die Religion und Moral; der Peſſimismus oder richtiger die Furcht der Beſitzenden vor dem unaufhaltſamen Zuſammenbruch der bürgerlichen Welt und dem Socialismus; die Verfeinerung und das Raffinement des äſthetiſchen Empfindens; die Enthaltſamkeit; die Preiſe der wichtigſten Lebensbedürfniſſe; die Möglichkeit, die Arbeitskraft der Kinder auszubeuten, das Elend u. ſ. w. Er wendet ſich gegen das ſogenannte Quetelet'ſche Geſetz, demzufolge ein durchaus unmittelbarer und einfacher Zuſammenhang zwiſchen den Preiſen der wichtigſten Lebensbedürfniſſe und der Bevölkerungszunahme beſtehen ſoll. Nach ihm haben die Unterſuchungen von Denis und Marſchall bewieſen, daſs das Quetelet'ſche Geſetz weder für Belgien, noch für England zutrifft, ſeitdem die Induſtrie in dieſen Ländern einen hohen Grad der Entwicklung erreicht hat. Des Weiteren vertritt er die Anſicht, daſs bei Unterſuchung der Gründe, welche die ſchwache Vermehrung der franzöſiſchen Bauernbevölkerung beſtimmen, zweierlei in Betracht gezogen werden müſſe: daſs der franzöſiſche Bauer in unſerer Zeit weniger Arme bedürfe, und daſs er größere Achtung vor dem moraliſchen Wert des Kindes beſitze. Betreffs der Bevölkerungszunahme ſchließt ſich Sorel zwei Theſen an, die der italieniſche Profeſſor Nitti aufgeſtellt hat: 1. Je beſſer die wirtſchaftliche Lage und je entwickelter das moraliſche Empfinden der Volksclaſſen iſt, um ſo geneigter ſind ſie, ſich ſtark zu vermehren. 2. Jede Verbeſſerung der allgemeinen Bedingungen, jede Ausbreitung des Reichthums, jede Steigerung der Löhne, jede Erhöhung des Standard of life beeinflusst günſtig die Fruchtbarkeit.

Im neueſten Heft von **„Cosmopolis"** ſchreibt Edmond Plauchut über die Urſachen des Aufſtandes auf den Philippinen. Wenn Spanien in letzter Zeit der Verluſt nahezu aller ſeiner Colonien droht, ſo iſt dies lediglich auf die großen Mängel ſeiner Verwaltung zurückzuführen, die nur Haſs und Rachſucht und die brennende Sehnſucht nach Befreiung in den Eingeborenen genährt hat. Die ſpaniſchen Beamten haben ſtets nur daran gedacht, ſich zu bereichern. Sie machen darin gemeinſame Sache mit den Ordensgeiſtlichen, die das Land überſchwemmen und die Bevölkerung ausſaugen. Dieſe unleidlichen innern Verhältniſſe haben zum Aufſtand geführt, der nicht, wie man annimmt, von den Cubanern und den Flibuſtiern von Florida, ſondern von den Freimaurern unterſtützt wird. Durch die nach Manila verbannten Socialiſten eingeführt, gründeten dieſelben mehrere Logen im Lande, wurden aber wie überall von der Geiſtlichkeit aufs grimmigſte verfolgt. Dieſer Kampf, der mehr ein religiöſer als ein politiſcher war, fand die wärmſten Sympathien bei der über die Pfaffenwirtſchaft erboſten Bevölkerung, ſo daſs ſie ſich alsbald zu gegenſeitiger Hilfeleiſtung verbanden. Der Verfaſſer meint, die Revolution könne nur durch eine radicale Beſeitigung der Grundübel zum Einhalt gebracht werden; und nur wenn Spanien ſich dazu entſchließe, könne es hoffen, ſich ſeine Colonien zu erhalten.

In der **„Westminſter Review"** für Mai beſpricht Dr. Corbet die erſchreckende Zunahme des Wahnſinns und meint, es müſſe um jeden Preis ein Mittel gefunden werden, dem zu begegnen. Bis jetzt habe man ſich darauf beſchränkt, Irrenhäuſer zu errichten, die ſich immer mehr bevölkerten. Mehr als in jeder anderen Angelegenheit ſollten in dieſer internationale Congreſſe veranſtaltet werden, um die Urſachen des entſetzlichen Uebels gemeinſam zu unterſuchen und über die Abhilfe zu berathen. Vielleicht würde dann doch ein Paſteur erſtehen oder ein wirkſames Heilmittel dagegen gefunden werden.

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjörn Obſtfelder.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Tyra Bentſen.

(Fortſetzung.)

Dann war es, daſs aus all dieſen Gedanken der Traum wieder in mir entſtand, der Traum von dem, was ich nicht zu denken gewagt hatte, und er kam ſo weich und ſo warm.

Und in ihm war ein Verlangen nach Wiſſen, ſo bang und ſo zitternd. Es war, als müſste das Kommende entweder Tod oder Leben ſein.

Und ich ſchrieb ihr Briefe, in denen alle meine Worte knieend flehten:

— Komm!

•

Wie ich mich dieſer Tage entſinne! Es geſchah ja nichts Neues, und doch gedenke ich ihrer, während ich die großen Schmerzen vergeſſen habe. Jetzt, wo keiner kommen und mit der kleinen behandſchuhten Hand anklopfen wird — habe ich noch ſo oft dasſelbe heiße Zittern in mir.

Ich ſaß da, wo ſie ſo oft geweſen war, und es war mir, als erwarte ich ein neues Weſen. Man träumt in der früheſten Jugend von dem erſten Kuſs. Denſelben Traum, allein tauſendmal heißer, tauſendmal angſtvoller hatte ich gehabt von dem Kuſs der Frau, die mich ſo oft geküſst hat.

Wenn ſie nun ſo wie in alten Tagen — ja, es ſchienen mir verfloſſene Zeiten — ſo wie damals leicht an die Thür klopfen würde und, bevor ich noch hingehen könnte, auf dem kleinen Teppich ſtehen würde, wo ſie ſo oft geſtanden hatte, — — ach, es ſchien, als wäre es eine Million Jahre her — und mich anſehen, mich ſo anſehen!

Es würde nie und nimmer ſein wie damals. Es würde etwas zwiſchen uns ſtehen, was ich nicht wuſste.

— Wer kann das Warten des Mannes ſchildern? In dem einen Moment brauſende Anklagen, in dem nächſten die weichſte Demuth... Sie ſoll es einmal fühlen, daſs ſie einen Mann hat da ſitzen laſſen und ihn einer erbärmlichen Frau wegen zum Sclaven der Zeit und des Raumes gemacht, ſie ſoll es einmal fühlen! Ach nein, wenn ſie doch in dieſem Moment käme — ich würde das Demüthigſte thun, das ich ausfinden könnte, ich würde ihren Schuh küſſen, wo er ſchmutzig iſt, ich würde — ich würde —

Dann wieder ſtille Stunden, wie Pauſen in einer Ouverture, wo jedes Inſtrument innehält. Man ſteht außerhalb des Lebens.

Dann aber ſchleicht es ſich wieder heran, in neuen Formen, in neuen überraſchenden Accorden. Man ſieht, daſs man die Welt nie gekannt hat, ſich ſelbſt nie geſehen hat.

Und wie ein Blitz ſchießt es in einem empor: man darf nicht ſterben, um gotteswillen noch nicht ſterben! Man hat ſo viel, was man hat geben ſollen und nicht gegeben, — man muſs nicht ſterben, — man hat ja noch nicht geſehen wie die Dinge ausſehen — man hat ja nicht darauf gehorcht, wie die Vögel zwitſchern, — es ſind Linien in ihrer Hand, die man noch nicht kennt.

*

Während dieſer Zeit ſaß ich eines Tages in dem Park. Ich hatte eben Bredo verlaſſen. Einige Worte, die er geſagt hatte, tönten immer und immer in meinen Ohren. Er hatte geſagt:

— Das Weib iſt wie eine Schlingpflanze. Es ſteckt in allem, es iſt wie ein gefährlicher Epheu. Es windet ſich um alle Männer und alle Häuſer. Es ſchlingt ſich um unſeren Fuß, und wir fallen, es bekränzt einen anderen, und er wandelt in Duft. Es untergräbt ein Haus und klettert auf das Dach eines andern.

Und es iſt immer dasſelbe Weib. Es ſind tauſende, ja hundertmal tauſende von Männern in der Welt. Allein es iſt bloß ein Weib, bloß ein einziges Weib. Dasſelbe Weib iſt in allen Weibern, dasſelbe ſchleichende Phantom, — das ſich ſo klein wie eine Maus machen kann und ſo gewaltig und wunderbar wie eine Fata Morgana.

Ja, ein Phantom iſt ſie. Die, welche in der Wirklichkeit die Frauen ſind, dieſe Lehrerinnen, dieſe Caſſiererinnen und dieſe Balldamen und dieſe Matronen — das ſind keine Weiber. Das Weib iſt ein Phantom, das unſichtbar unter uns wandelt, in den Herzen und Gehirnen, das von Urzeit da gewandelt hat, die ewige Eva, [illegible]

Digitized by Google

iſt das Gefährliche: wir ſehen in der einzelnen Frau das Weib, — das Weib, das Phantom unter uns.

— Ach, (ſetzte er traurig hinzu) wir wiſſen nie, wo ſie iſt! Wir glauben, ſie ſchlummert in unſerem Arm, und dann iſt ſie tauſende von Meilen fort!

Es war halb dunkel geworden. Nicht weit von mir ſaß noch ein Kindermädchen. Ein kleines Mädchen ſpielte vor ihr. Eine Dame näherte ſich. Sie redete das Kind an. Sie erhob es und küſste es. Sie ſtand lange und betrachtete es. Dann ſetzte ſie es nieder auf die Erde, indem ſie ihre Börſe aus der Taſche nahm. Ich ſah ſie erſt dem Kinde ein Geldſtück geben, dann eins dem Kindermädchen.

Darauf gieng ſie. Ich folgte ihr ohne zu überlegen. Es war, als lebte ich nicht mehr. Meine Augen hiengen an ihren Hüften, wie ſie wiegten, an ihren Füßen, wie ſie ſich bewegten.

*

Sie war verſchwunden. Allein in mir wiegte ſich ihre Lende, bewegte ſich ihr Fuß. Ich hatte es nie zuvor ſo geſehen. Sie war bloß in meiner Stube geweſen, hatte an meiner Seite geſeſſen.

Es wiegte und wiegte ſich in mir.

*

Seit dieſer Zeit haben die Blumen eine abergläubiſche Bedeutung für mich gehabt.

Bei mir ſtand eine große rothe Tulpenknoſpe, die ſie mir gebracht hatte. Ich ſelbſt hatte eine weiße Hyacinthe gekauft.

Eines Tages ſah ich, daſs ſich die Hyacinthe dahin geneigt hatte, wo die Tulpe in ihrem Grünen ſtand. Ich machte ein Stäbchen und ſtützte ſie.

Aber den nächſten Morgen hatte ſie ſich wieder trotz des Stäbchens gebogen und ſich in das Grüne hineingeneigt und faſt die Knoſpe berührt.

Die Nacht darauf ſchlief ich ſchlecht. Ich dachte an Rebekka, und meine Sehnſucht brannte mich. Ich empfand auch einen ungewöhnlich ſtarken Duft.

Und am nächſten Morgen hatte meine Hyacinthe ihre Tulpe berührt und die Knoſpe hatte ſich entfaltet.

Aber am ſelben Tag kam ſie.

*

Sie kam. Aber ſie war eine andere geworden.

Es war etwas Neues in die Augen gekommen. Ich hatte gedacht, daſs ſie blau waren. Nun waren ſie tiefgrau.

Sie trug ihren Kopf in einer anderen Weiſe.

Sie war langſamer in ihren Bewegungen geworden, als genöſſe ſie das Wiegen ihrer Hüfte, ſchweigſamer, als horchte ſie auf den Athem ihrer Bruſt.

Es war auch etwas an ihren Augenwimpern, — ein Lächeln, — vielleicht bloß ein Funkeln.

*

Sie zog mich an, wie die See die Nacht vor dem Johannistage. Ich fühlte ihre Bruſt nahe an mir. Ich fühlte, daſs ſie mein war, daſs ich ſie ſehen konnte, ſie küſſen konnte. Und ich wagte es nicht.

Ich rührte an ihrer Bruſtnadel.

Sie ſenkte den Blick.

Nach einer Weile ſagte ſie — und es war, als bebte das Wort aus der Tiefe hervor, wo es viele Jahre verborgen gelegen hatte:

— Du darfſt.

Und ich wagte es nicht.

Es lag eine wunderbare, zarte Scheu auf ihr, nicht die der Jungfrau, ſondern ſeltſamer, ängſtlicher, tiefer.

Dann kam die Nacht, und wir ſanken zuſammen, und ich kann nicht ſchildern, was es war. Denn für mich war es das Leben.

*

Dann kommen die vier Monate.

Niemand mag jemals ſo etwas erlebt haben. Ganzes volles Glück iſt ſo ſelten. Es iſt eine Sommermimoſe, die faſt niemand geſehen hat.

Es wurde Abend und Morgen, und es wurde Abend und Morgen über einer Stille, in welcher alles in uns ſingen konnte. Wir ſaßen ſtundenlang mit dem Kopf abwechſelnd einer an des anderen Bruſt, um das Herz klopfen zu hören. Und in dem Haus da am Meere hörte es ſich ſo groß und ſeltſam an. Sie legte ſich oft auf die Knie vor mir, und ich durfte nicht reden, denn ſie wollte auf das Große und Schöne horchen, ſagte ſie.

Selten ſaß ich ſo und ließ die Augen über den Seeſpiegel hingleiten, der unter der Sonne wechſelte, der auf und nieder wogte, — das einzige, das wechſelte.

Es [illegible] eine Stille, in welcher zwei ſehen und hören konnten, was [illegible] allein nicht ſieht und hört. Einmal ſchien es uns, daſs wir die Sterne im Weltenraume ſingen hörten.

[illegible] meine Gedanken. Wir [illegible] lange Abende aus, wo ich [illegible] redete — von dem Leben der Menſchen [illegible] Tanz der Sterne, von dem Geheimnis des [illegible] Augen auf mir [illegible] Hand [illegible]

Ich lehrte ſie jeden Stein am Ufer bei ſeinem Namen kennen, ich ließ ſie in das Mikroſkop ſehen. Ich verſuchte ihr die Linien des Lebens anzudeuten, von den niedrigſten bis zu der Höhe, von den innerſten gegen die Peripherie hinaus.

Ich unterbrach mich zuweilen mitten im Reden. Ich wuſste nicht, ob ſie mich hörte. Es war, als wandelte ſie in einer lichten Traumwelt, und als ließe ſie ſich von meinem Reden wie von einem fernen menſchlichen Säuſeln nur einhüllen.

*

Ach, jetzt, wo es ſo lange her iſt, jetzt, wo ich hier ſitze und darauf zurückblicke, fallen mir viele kleine Dinge ein, die mir damals entgiengen. Man iſt im Leben oft ſo in ſich vertieft, man hat keine Zeit oder findet keine Ruhe, das zu ſehen, was in anderen vorgeht, nicht einmal in demjenigen, mit welchem man Tag und Nacht zuſammen iſt.

Gerade jetzt kommt es mir ſo lebhaft vor, wie ſie an einem Vormittage, als ſie an den Spiegel getreten war, um das Haar zu ordnen, plötzlich wie entſetzt zurückwich. Dann wurde ſie ruhig, ſtand und betrachtete ſich aufmerkſam, immer und immer.

Darauf kam ſie auf mich zu; umarmte meine Knie, küſste meine Kleider, meine Hände, ſchlüpfte um mich herum, küſste mich, wie es gerade paſste, riſs meine Weſte auf und küſste mich auf die Bruſt.

Sie benahm ſich wie ein Hund, der ſich verlaufen und ſeinen Herrn wieder gefunden hat.

*

Sie erfand alle Tage etwas, was ſie neuer und heller machte. Sie ſteckte ganze Gärten von Roſen an die Bruſt, in den Gürtel, in das Haar, überall, wo ſie einen Platz fand.

*

Sie fieng an, von den Tagen der Kindheit zu reden. Bilder, die während der Unruhe des Lebens vergeſſen worden, ſtiegen wieder in ihr empor, und, den Kopf an meine Schulter gelehnt, zeichnete ſie vor mir Tage aus der Zeit, da ſie noch nichts erlebt hatte.

Ihr Geſicht hatte neue Züge bekommen, die tief in ihrer Bruſt verborgen geweſen zu ſein ſchienen und ſich nun mehr und mehr dem Lichte nahten und jetzt in voller Sonne ſtanden. In die Stimme kamen kleine Töne, worüber ſie ſelbſt lachte und nicht wuſste, woher ſie kamen.

Und es war, als wäre das alles in einem warmen Wohlklang vereinigt. Es konnte einen Tag zerriſſen ſcheinen, dann brachte aber der nächſte Tag wieder einen Zuſammenhang hinein.

Die Erinnerungen, welche emportauchten, hatten eine eigene Bedeutung, ſie konnten mit einem Kuſs emportauchen, aus einem Schimmer, den ſie in meinem Auge zu ſehen glaubte, oder aus einem Ton in ihrer eigenen Stimme.

— Ich entſinne mich, ſagte ſie. — Ich ſehe vor mir, ſagte ſie.

— Ich entſinne mich, wie ich einmal — ich glaube, daſs ich damals vierzehn Jahre alt war — am Ufer entlang gieng. Ich gieng und gieng, und ich kam an Orte, wo ich nie geweſen war. Es ſchien mir überall, wohin ich kam, wie ein Märchen, und ich wandelte mit einer Angſt in mir.

Ich blieb oft ſtehen und preſste beide Hände an die Bruſt. Ich ſah über das Meer hinaus, und es war mit einemmale ſo unendlich groß geworden, — dasſelbe Meer, das nicht fern davon an unſerem Haus vorbeirollte, — ich hatte nicht geſehen, daſs es ſo groß war, und ich wagte es nicht anzuſehen. Und dann wandte ich den Blick gegen das Land hin, — das war aber ſo unendlich wild, und hinter den Gebirgen war eine ewige Finſternis — und ich wagte auch nicht gegen das Land hin zu ſehen.

Da ging ich vorwärts mit den Händen vor der Bruſt und ſah bloß geradeaus. Und dann ſah ich plötzlich vor mir etwas Leuchtendes im Sande.

Es war eine Pflanze, die ich nie geſehen hatte. Sie hatte einige große, blaue, fleiſchige Blumen. Es war ein Blau ſo hell und glänzend, als hätte ſie der Sand ſelbſt geſchaffen. Mir ſchien damals die Pflanze wunderbar. Und ich träumte die ganze Nacht von ihr.

Und ſpäter — und war das nicht ſonderbar? — gieng ich jahrelang und fand die Pflanze nie wieder, und immer wunderbarer kam ſie mir vor, und ich habe ſie ſeitdem nie gefunden. Und wenn ich nun zurückdenke, gehört das zu dem, was ich noch weiß, während alle die großen Kinderſorgen vergeſſen ſind.

So konnte ſie ſitzen und plaudern.

(Fortſetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. — Wien, den 17. Juli 1897. — Nummer 146.

Autoritäre Regierungen.

Die Anekdote erzählt von einem einfältigen Knecht, der Scheitholz zu verkleinern hatte und ſich gedankenlos ſo ſehr in ſeine Thätigkeit vertiefte, daſs ſie ihm zum Selbſtzweck wurde; und als er alles Holz geſpalten hatte, ſpaltete er noch immer weiter, ſpaltete den Spaltblock zuletzt und, da ſchließlich kein anderer ſpaltbarer Gegenſtand da war, ſo ſpaltete er ſich ſelbſt den Kopf.

Dieſer ſelbſtmörderiſchen Gründlichkeit des Holzknechtes ähnlich iſt die Thätigkeit, welche die außerparlamentariſchen Regierungen ſeit nunmehr, mit einer unweſentlichen Unterbrechung, achtzehn Jahren gegen die deutſchliberale Partei geführt haben. Es gab allerdings einmal in Oeſterreich eine große, mächtige, ſelbſtbewuſste, anſpruchsvolle deutſchliberale Partei, die das Parlament und damit das Land beherrſchte, Regierungen ein- und abſetzte und ſich endlich gelegentlich der bosniſchen Occupation ſogar vermaß, in auswärtigen Fragen eine eigene Meinung zu haben. Dieſe ungefügige Partei muſste klein gemacht werden. Das war die Idee, mit der Graf Taaffe 1879 ſein außerparlamentariſches Regierungsſyſtem einführte. Er hat ſie auch verwirklicht. Indem er die bis dahin obſtinaten Czechen ins Parlament zurückbrachte, verwandelte er die Majorität der deutſchliberalen Partei ohneweiters in eine Minorität. Durch die eigene Klugheit und Geſchicklichkeit, noch mehr aber durch die Unklugheit und Ungeſchicklichkeit ſeiner Gegner, iſt er imſtande geweſen, die deutſch liberale Partei, auch nachdem ſie ſchon einmal in die Minorität verſetzt war, immer mehr zu ſchwächen, immer tiefer zu demüthigen, bis ſie ganz klein war, ſo klein, wie ſie ſich nur immer ein autoritärer Miniſter in einem nun einmal parlamentariſch conſtituierten Staat wünſchen konnte. Einſt die widerſpenſtigſte, war die deutſchliberale Partei die bequemſte Regierungspartei geworden. Sie verlangte nichts und bewilligte alles. Wertlos für das Volk, war ſie unſchätzbar geworden für die Regierung. Eine autoritäre Regierung hatte von dieſem Zeitpunkt an keine wichtigere Aufgabe, als ſich mit allen Mitteln dieſe wunderbare Partei zu erhalten, ſo wie ſie war, ſie eher noch ein wenig zu ſtärken als zu ſchwächen.

Das muſste jedem klar ſein, der in retroſpectiver Art die Führung der Partei in den letzten Jahren Taaffes, dann in der Coalition und endlich beim Regierungsantritte des Grafen Badeni mit dem verglich, was dieſe Partei bis 1879 geweſen und was ſie bis in die Achtzigerjahre hinein gegolten hatte. Nur dem Grafen Badeni ſelbſt, dem die Nachfolgerſchaft des Grafen Taaffe zufiel, ſcheint es nicht klar geworden zu ſein. Mit der Unkenntnis deſſen, was einſt geweſen, verband er in ſchönem Gleichmaß die Unkenntnis deſſen, was iſt. Ihm fehlte das congeniale Verſtändnis für die Zwecke des Grafen Taaffe, ſowie auch für die Umſtände, denen ſein Mittel angepaſst war. Er hielt ſich nur an das eine, das ſichtbare Mittel: Spalten! Und ſo ſpaltete er luſtig weiter, wie der Holzknecht in der Anekdote, den Spaltblock ſelbſt und zuletzt ſeinen eigenen Kopf. Er hätte, den geänderten Verhältniſſen entſprechend, die Partei geradezu mit oſtentativer Hochachtung ehren, ihr, wo nur möglich, Erfolge zuſchanzen müſſen, um, ſo lange es noch gieng, ihr Anſehen in der Bevölkerung zu bewahren. Sie war, weſentlich durch des Grafen Taaffe Wirkſamkeit, aus der einſtmals mächtigſten Gegnerin, nunmehr die verläſslichſte Stütze jeder autoritären Regierung, ſomit auch der ſeinigen geworden. Wie es zu Taaffes Zeiten die größte Kunſt des autoritären Staatsmannes war, dieſe Partei zu erniedrigen, ſo wäre es für die Zeiten des Grafen Badeni ſeine größte Kunſt geweſen, ſie, ſeine eigene Partei, zu erhöhen. Doch Graf Badeni verlegte ſich auf die Kunſt nicht. Er that, was unter den neuen Verhältniſſen keine Kunſt mehr war, und trieb die getreue Nachfolgerſchaft des Grafen Taaffe bis zum Widerſinn. Als ob man noch 1879 ſchriebe, hat Graf Badeni 1896 die deutſchliberale Partei durch ſeine ſprunghafte Ohrfeigen- und Fußtrittepolitik des letzten Reſtes von Achtung, durch die ſchadenfrohe Verſagung auch nur des beſcheidenſten Scheines von einem Erfolg vollends der Exiſtenzberechtigung beraubt. Schon die unverhohlene Genugthuung, mit der die radicalen Parteien ſeinen tragikomiſchen Kampf gegen die Deutſchliberalen verfolgten, hätte ihn auf die Verkehrtheit ſeines Thuns hinleiten müſſen. Aber er merkte nichts. Wie ein Kind freute er ſich vielmehr, daſs ſeine Gegner ſich ſeiner freuten.

Heute mag ſelbſt Graf Badeni ſchon etwas merken. Wer nicht vorausſieht, muſs das Nachſehen umſo voller genießen. Von der einheitlichen deutſchliberalen Partei iſt ſo ziemlich nichts mehr übriggeblieben. An ihre Stelle ſind drei oder vier Parteien getreten: die verfaſſungstreuen Großgrundbeſitzer, die deutſche Fortſchrittspartei, die deutſche Volkspartei, die Schönerianer. In jener Einheit herrſchte die Solidarität, welche die Anſprüche auch der höherſtrebenden auf das Mindeſtmaß der beſcheidenſten Genoſſen herabdrückte. In dieſer Vielheit wirkt die Concurrenz, welche die Leiſtungsfähigkeit aller hinauftreibt. Dort arbeitete man mit dem niedrigſten, hier mit dem höchſten als gemeinſamen Niveau. Der Pegel, der beim Regierungsantritt des Grafen Badeni auf Chlumecky ſtand, iſt binnen kurzer Zeit auf Schönerer geſtiegen.

Mit dieſer ihm ſelbſt wohl am wenigſten verſtändlichen Wandlung hat Graf Badeni nicht nur ſeine eigene Regierungsunfähigkeit herbeigeführt, ſondern, wenn nicht manche Anzeichen trügen, auch dem autoritären Regierungsſyſtem bis auf weiteres ein Ende bereitet. In Ländern mit parlamentariſcher Verfaſſung iſt das parlamentariſche Regierungsſyſtem Natur und Regel zugleich, weil das Parlament die Macht, vor allem die Gelddewilligungsmacht in der Hand hat, und autoritäre Regierungen können ſich nur dann ausnahmsweiſe einſchieben, wenn es der femininen Liſt eines außerordentlich begabten Miniſters gelingt, den charakterſchwachen Parteien ihre Macht ſozuſagen adzuſchmeicheln. Beide Bedingungen waren im Fall Taaffe eingetreten. Mit dem Grafen Badeni ſind aber auch beide erloſchen. Graf Badeni hat, in einer Art von Verfaſſungswahn befangen, auf eine handfeſte parlamentariſche Macht gepocht, die ihm die Verfaſſung nicht einräumt, da ſie ihm bloß die Möglichkeit gewährt, das Parlament zu vertagen, zu ſchließen und aufzulöſen, nicht aber zu Berathungen und Beſchlüſſen zu zwingen. Das war ein Irrthum. Solch zwingende Macht über das Parlament kann nur die individuelle Kunſt einem Miniſter verleihen. So wenig aber das Genie ſich familienweiſe vererbt, ſo wenig ſind die ſtaatsmänniſchen Talente an dem Fauteuil haften geblieben, auf dem einſt Graf Taaffe ſaß. Das autoritäre Regierungsſyſtem ſetzt eine autoritäre Perſönlichkeit in der Regierung voraus, mit der es ſteht und fällt. Graf Badeni war der Letzte, den man für eine ſolche übermächtige Perſönlichkeit hielt. Er iſt es aber nicht, und auch keiner von jenen, die als ſeine muthmaßlichen Nachfolger genannt werden, ſcheint von dieſer ſeltenen Art zu ſein. Mit irgend einem zum Miniſterpräſidenten avancierten ſtaatsmänniſchen Homunculus wird ſich auch nach Badeni das autoritäre Regierungsſyſtem nicht aufrecht halten laſſen, ſoferne die Parteien auch fernerhin die nun endlich von ihnen wiedergefundene Macht ausnützen, welche ihnen die Verfaſſung gibt und welche überdies auch noch der durch die Schuld des Grafen Badeni herbeigeführte außerordentliche Nothſtand der Regierung unwiderſtehlich gemacht hat. Von der Erlaſſung der December-Verfaſſung angefangen bis zum Jahre 1879 haben parlamentariſche Regierungen in Oeſterreich geherrſcht. Da wir weit und breit keine außerparlamentariſchen Genies ſehen, müſſen wir uns wieder zur normalen parlamentariſchen Regierungsweiſe zurückgewöhnen.

K.

Die politiſchen Strömungen in Rufsland.

(Schluſs.)

III.

Während der letzten 30 Jahre iſt eine neue Macht in Rufsland entſtanden, die einen Januskopf trägt: die Induſtrie, die zu gleicher Zeit die Capitaliſtenclaſſe und die Arbeiterclaſſe, das Proletariat, ſchafft. Dieſe Macht hat nun bewirkt — ganz unwillkürlich — daſs unſere politiſchen Strömungen bewuſster, inhaltsvoller, realiſtiſcher geworden ſind und zwar ſeit der Mitte der Achtzigerjahre. Bis dahin ſind alle Bewegungen rein ideologiſche geblieben als Product der geiſtigen Entwicklung Rufslands. Während der letzten 10 bis 15 Jahre entwickelt ſich bei uns ein ganz reeller Intereſſenkampf, der allerdings nicht alle Ideologie bei uns vernichtet, doch unſere politiſchen Strömungen erheblich beeinfluſst hat. Um die ganze Sachlage zu verſtehen, muſs man die Eigenthümlichkeiten unſerer Bourgeoiſie kennen. Dem inneren Weſen nach ein höchſt cultureller Factor, war unſere Bourgeoiſie ihrem Aeußern nach ein anticulturelles Element in unſerem Leben. Alles, was alt, verdorrt, traditionell war, concentrierte ſich in unſerer Bourgeoiſie. Bis vor kurzem war ſie der größte Gegner der Bildung und des Fortſchritts. Der Czar, der ſie eigentlich großgezogen hat, war ihr Gott, gegen den abſoluter Gehorſam ein heiliges Gebot war. Nur langſam drang die Aufklärung in dieſe Maſſe, nur langſam trat unſere Bourgeoiſie den weltgeſchichtlichen Culturpfad an. Aber bis jetzt fehlt ihr noch das Bewuſstſein ihrer Macht, ihrer Intereſſen; ſie iſt deshalb eine Bundesgenoſſin des Abſolutismus. Die Nihiliſten fanden viel mehr Sympathie und Hilfe bei den

Adeligen, bei den Grundbeſitzern, als bei der Bourgeoiſie, bei der ſie entweder auf volles Unverſtändnis oder auf offenen Haſs geſtoßen ſind.

Nach dieſer Bemerkung können wir die politiſchen Strömungen der Gegenwart ſkizzieren, wobei wir uns auf das Hauptſächlichſte beſchränken wollen.

Die Enttäuſchungen, die die Epoche Alexanders III. unſerer Intelligenz verurſacht hat, hat einen großen Theil unſerer gebildeten Geſellſchaft feindlich gegen jede Politik geſtimmt. Man ſtellte ein neues Princip auf: Culturarbeit innerhalb der jetzigen Geſellſchaftsordnung. Man ſagte ſich, dem Bauer fehle es vor allem an Wiſſen, aber nicht an politiſchen Kenntniſſen, ſondern an ganz reellem, ſeine unmittelbaren Intereſſen berührendem Wiſſen, z. B. wie man intenſivere Landwirtſchaft führen, wie man die rohen Producte am beſten ausnützen kann, wie man das Vieh züchten muſs, wie man die vom Abſolutismus gewährte Selbſtverwaltung handhaben muſs u. ſ. w. Der Bauer brauche Brot, keine Politik, predigte man in allen Tonarten: alſo man gehe zum Bauer und lehre ihn dieſe Dinge. Man ſoll die Cultur heben, keine Revolutionen vorbereiten. Man ſtellte ſich auf einen ganz realiſtiſchen Standpunkt: man gieng zum Bauer, nicht um ſich für eine Idee zu opfern, ſondern um ſelbſt zu leben und ihm in ſeinem Alltagsleben zu helfen. Man wirkte als muſterhafter Landwirt, als Lehrer, aber Politik trieb man nicht. Das Charakteriſtiſche dieſer neuen Bewegung lag darin, daſs man den Bauer nicht hätſchelte, nicht als Idealmenſchen hinſtellte, ſondern ihn langſam zu erziehen ſuchte. Da haben wir z. B. einen Herrn Engelhardt, der in ganz Ruſsland dadurch berühmt geworden iſt, daſs er auf ſeinem Gut eine Muſterwirtſchaft führt, wo Hunderte von intelligenten jungen Leuten ſich zu guten Landwirten ausbilden. Dieſe Bewegung ergriff unſere Intelligenz beſonders während der letzten 80 Jahre, iſt jetzt aber, aus ſpäter zu erklärenden Urſachen, im Abnehmen begriffen.

Während derſelben Epoche machte ſich noch eine zweite Culturbewegung geltend, die mit ſehr großem Geräuſch anfieng, bald aber verſchwand: diejenige der Tolſtoiſten. Das war eine ſentimental-ideologiſche Bewegung, deren Schöpfer der berühmte Graf Tolſtoi war. Er predigte, die Intelligenz müſſe ein natürliches, von der ſogenannten Civiliſation nicht verunſtaltetes Leben führen; natürlich aber iſt nur die Natur und der arbeitende Menſch, d. i. der Bauer. Nicht den Bauer zu ſich emporheben, ſondern ſich zu ihm herablaſſen: nur ſo kann man nach der reinen Lehre Chriſti leben. Eigentlich arbeiteten die Anhänger Tolſtois für ſich, für die eigene Seelenrettung, für ihr eigenes Menſchenthum, und erſt indirect konnten ſie dem Bauer Nutzen bringen. Gemäß dem Hauptprincip des Lehrers: „Kämpfe nicht mit dem Böſen" intereſſierten ſich die Tolſtoiſten für die Politik gar nicht. Sie ſtrebten nur in der Gemeinſchaft mit der Natur und auch der Bauernarbeit darnach, ihre eigenen Seelen zu retten. Für einige Jahre ergriff dieſe Bewegung wie eine Epidemie die ruſſiſche Intelligenz, die zu Haufen aufs Land gieng und Colonien bildete, in denen die Principien des communiſtiſchen Urchriſtenthums verwirklicht werden ſollten. Aber bald zeigte ſich, daſs dieſe ganze Bewegung die reinſte Ideologie war. Den Todesſchlag erhielt ſie gerade vom Böſen, mit dem ſie nicht kämpfen wollte: vom Abſolutismus, der die Tolſtoiſten ebenſowenig dulden konnte wie die Nihiliſten. Denn die ruſſiſche Reaction, wie jede andere Reaction, verfährt nach dem Princip: „Wer nicht für mich iſt, iſt gegen mich."

Dagegen iſt die Strömung der realiſtiſchen Culturarbeit bei uns auch noch jetzt lebendig, weil ſie eben reell iſt. Wohlgemerkt: wie an der einen, ſo nahmen auch an der anderen Culturbewegung alle gebildeten Schichten unſerer Geſellſchaft theil. Diejenigen Elemente unſerer Geſellſchaft, aber die meinen, eine reelle Culturarbeit ſei unter dem Abſolutismus unmöglich, treiben Politik. Ob ſie nun mehr Nutzen dem ruſſiſchen Fortſchritt gebracht haben, als die ganz einfachen „Culturarbeiter", iſt noch eine ſehr große Frage.

Die eigentlichen politiſchen Strömungen zerfallen bei uns in drei Richtungen: die conſervative, die liberal-demokratiſche und die ſocialiſtiſche.

Die conſervative Strömung war am ſtärkſten zur Zeit Alexanders III. Ganz beſtimmte Intereſſen knüpften den Adel und die Bourgeoiſie an den Abſolutismus, der ihnen auf jede Weiſe entgegenkam. Der Adel, gewohnt, ſorglos die durch die Arbeit der Leibeigenen geſchaffenen Reichthümer zu vergeuden, war durch die Befreiung der Bauern völlig ruiniert, weil er ſich in die neuen Verhältniſſe nicht hineinleben konnte. Die Verſchuldung der adeligen Güter gieng (und geht noch im raſchen Tempo vorwärts, denn die allgemeine Kriſe in der Landwirtſchaft hat die Entwicklung fortgeführt, welche die eigene Unfähigkeit und Faulheit des Adels eingeleitet haben. Alexander III. kam dem Adel zu Hilfe; erſtens ſchuf er eine Adelsbank, die an die Adeligen große Summen zu ſehr billigen Zinſen und auf ſehr lange Zeit verlieh; dann erließ er Verordnungen, um die Officiersſtellen und die [illegible] Staatsſtellen dem Adel zu reſervieren; er erhöhte den [illegible] Einfluſs des Adels auf die Bauern durch die Schaffung der Zemsky Natschalniki (Bezirkshauptleute), die ausſchließlich aus den Adeligen ernannt werden, er erließ eine Verordnung, um den Eintritt anderer Elemente in den Adel zu erſchweren, [illegible] unmöglich zu machen. Mit einem Worte, alle Forderungen des [illegible] Natur waren, wurden befriedigt; dafür aber ſtellte dieſer auch gar keine politiſchen Forderungen mehr: im Abſolutismus wähnte er ſein Heil zu finden. Aber auch die Bourgeoiſie ſah ihren Beſchützer im Abſolutismus. Zur Hebung des noch jungen Capitalismus war einerſeits die Umwandlung der Bauern in ein freihändiges Proletariat auf vielfache Weiſe gefördert worden, wodurch der Fabrikant ſehr billige Arbeiter bekam, andererſeits war das Schutzzollſyſtem eingeführt worden, das die Fabrikanten auf Koſten der Conſumenten bereicherte; der Bau der ſibiriſchen Bahn war unternommen, neue Abſatzgebiete waren der Induſtrie in Mittelaſien erſchloſſen worden, und was die Hauptſache iſt, die Bourgeoiſie zahlte die allergeringſten Steuern, was ſie wohl in keinem Rechtsſtaate erreichen könnte. Man übergab die ſtädtiſche Selbſtverwaltung der Bourgeoiſie, allerdings unter der Controle der um alles beſorgten Bureaukratie.

Zu all dem entfachte man den nationalen Kampf gegen alles, was nicht ruſſiſch iſt, reſp. was nicht auf die Orthodoxie ſchwört: gegen Deutſche, Polen, Finnländer, Juden, Armenier u. ſ. w. und lullte damit unſere ruſſiſche Intelligenz ein. Es iſt nicht zu leugnen, daſs Alexander III. mit großem Geſchick eine mächtige conſervative Strömung ſchuf, die feſter als der Fels, dauerhafter als die Ewigkeit zu ſein ſchien. Und trotzdem hat gerade dieſer Czar den Abſolutismus geſchwächt. Vorher ſchien der ruſſiſche Abſolutismus über der Geſellſchaft zu ſtehen, alle Schichten des Volkes gleich bedrückend und gleich beſchützend. Er ſtand über den Parteien, ſeinen natürlichen Schutz allen gleichmäßig gewährend. Beſonders aber ſahen die breiten Maſſen der Bauern im Czar ihren Gott auf Erden. Niemand hat dieſen Glauben der Maſſen ſo ſtark erſchüttert, wie Alexander III. ſelbſt, denn er zeigte ſich offen als Beſchützer der einen Claſſe gegen die Intereſſen aller anderen. Der Bauer ſieht jetzt, daſs der Kaiſer nur der erſte unter den Adeligen, aber kein „Väterchen" für das Volk iſt.

Der abſolutiſtiſche Staat wurde zum Claſſen- oder Ständeſtaat ebenſogut wie mancher Rechtsſtaat und dadurch verlor er ſeine einzige raison d'être. Alle Nihiliſten zuſammen haben die Begriffe unſerer Bauern vom Czar nicht ſo gewaltig revolutioniert, wie Alexander III. ſelbſt. Sein Verſuch bewies auch noch, daſs der Abſolutismus nicht imſtande iſt, die Claſſen- reſp. Standesgegenſätze aufzuheben, denn bald geriethen der Adel und die Bourgeoiſie in Kampf miteinander. Die Adeligen fanden bald, daſs die Schutzzölle die Landwirtſchaftsmaſchinen ungeheuer vertheuern zum Nutzen einiger Fabrikanten, und daſs das mobile Capital im Vergleich zum immobilen ſehr wenig mit Steuern belaſtet iſt; die Bourgeoiſie aber jammerte über die Ungerechtigkeit der Adelsbank, weil ſie nur eine Claſſe privilegiere, in Wirklichkeit aber, weil ſie die Liquidation der Adelsgüter, auf die unſere Bourgeoiſie ein gieriges Auge geworfen hat, verlangſamt. Und da das verarmte Volk nicht mehr die Laſten des ungeheuren Budgets allein tragen konnte, ſo muſste die Regierung, wenn auch ganz leiſe, an die Caſſen der Capitaliſten klopfen, und da wurden dieſe gar mürriſch. Sie erdreiſteten ſich vor kurzem, ein Geſuch an den Finanzminiſter zu richten, man ſolle bei der Berathung verſchiedener wirtſchaftlicher Geſetze ſowie des Budgets auch ihre Repräſentanten zu Rathe ziehen.

So hat die Reaction Alexanders III. nicht die Eintracht, ſondern den Kampf gefördert, und dadurch verlor der Abſolutismus ſeine einzige Exiſtenzberechtigung. Und wenn die eigentlichen Großgrundbeſitzer und die Capitaliſten für den Abſolutismus ſind, ſo geſchieht es, weil ſie nichts Beſſeres vom Rechtsſtaate erhoffen. Aber ſie ſind ſehr laue Freunde des Czarismus geworden; wenn er von jemandem geſtürzt werden wird, ſo werden dieſe beiden Geſellſchaftsſchichten ſich weder beſonders freuen, noch auch trauern.

Sind die Conſervativen laue Freunde, ſo ſind die Liberalen laue Feinde des Abſolutismus. Nicht lau an Gefühlen, wohl aber an Energie.

Ein Ausländer kann ſich kaum einen ruſſiſchen Liberalen vorſtellen, ſo ſonderbar iſt er. Das ganze gebildete Ruſsland mit geringen Ausnahmen iſt liberal. Man braucht nur mit einem Ruſſen in einem europäiſchen Sommercurort zu ſprechen, wo er ſicher iſt, von keinem Spion gehört zu werden, da meint man vor ſich einen ganzen Jacobiner zu ſehen. Aber! . . . Es iſt charakteriſtiſch für unſeren Abſolutismus, daſs unſere Conſervativen ſich ſchämen, unſere Liberalen aber ſich fürchten. Der Liberalismus iſt weit verbreitet bei uns, aber wie anämiſch, ſchwach, energielos iſt er! Unſer Liberalismus ſtammt nicht von der Bourgeoiſie, ſondern vom gebildeten Adel, der hauptſächlich die ſogen. liberalen Profeſſionen in ſeinen Händen hat. Er iſt überhaupt ein Product der Bildung und nicht der ökonomiſchen Umſtände. Deshalb iſt er auch nicht, wie der europäiſche Bourgeoisliberalismus, engherzig; er iſt demokratiſcher Natur, kokettirt manchmal auch mit dem Socialismus. Jedenfalls war es ja faſt überall vor den Revolutionen. Sein Programm iſt nicht, die Intereſſen unſerer Bourgeoiſie zu vertheidigen, die ja vom Abſolutismus geſchützt werden, ſondern für das Wohl des kleinen Mannes, beſonders des Bauern, einzutreten, ſeine ganze Thätigkeit concentriert ſich in der Preſſe, wo er am häufigſten liberal zu ſchweigen hat, und in den Kreisverſammlungen Zemsky Sobranie), wo er liberal ſchwatzen kann. Sobald es aber zu einem entſcheidenden Schritt kam, iſt der Liberalismus immer zurückgewichen. Der Leſer erinnert ſich, wie mit der Thronbeſteigung

des jetzigen Kaiſers der liberale Geiſt bei uns erwachte. Es genügte ein ganz leiſes „Quos ego", um alles zum Schweigen zu bringen. Der Abſolutismus wird weder durch Schwatzen, noch durch Drohungen mit der Fauſt in der verborgenen Taſche geſtürzt. Er war und iſt ſehr zäh: er weicht nur vor der Gewalt. Unſer Liberalismus aber iſt ſchwach-ſentimental. Wir wollen nicht ſeine Verdienſte verkennen. Alles, was Ruſsland an Fortſchritt und Cultur gewonnen hat, verdankt es dem Liberalismus. Aber ſein nützlicher Einfluſs offenbart ſich nur dann und ſo weit, als es von obenher erlaubt iſt, als es der Abſolutismus zu ſeiner Exiſtenz bedarf. Nichts hat unſer Liberalismus erkämpft, ſondern er nahm nur das, was man ihm großmüthig ſchenkte. Ja, wenn irgend eine Macht den Abſolutismus ſtürzt, dann wird der Liberalismus das große Wort führen und ſich als Herr der Lage geberden. Aber jetzt ... leiſe Tritte, gepreſste Stimme! Zur Charakteriſtik unſeres Liberalismus möge der Umſtand dienen, daſs er am ſtärkſten war, wenn die Nihiliſten mächtig waren: waren dieſe geſchwächt, ſo verbarg ſich auch der Liberalismus in einen Schlupfwinkel. Wer unſere Liberalen kennen lernen will, der leſe nur die Werke unſeres berühmten Satirikers Tſchedrin!

Der Liberalismus wird und kann den Abſolutismus nicht ſtürzen. Wenn wir trotzdem den nicht ſo fernen Zuſammenſturz der Autokratie bei uns vorausſagen können, ſo ſtützen wir uns auf folgende Umſtände: Der Abſolutismus nützt ſich mit jedem Tage ab kraft der objectiven Entwicklung Ruſslands. Niemand iſt bei uns zufrieden. Die erſchreckende Verarmung des Volkes, die Nothlage der Landwirtſchaft und die dadurch verurſachten Klagen der Grundbeſitzer, die wachſende Unzufriedenheit der Bourgeoiſie, je mehr Steuern ſie zahlen muſs, das ſtille Murren der liberalen Schichten — alles zeigt eine ſolche Unzufriedenheit, daſs es nur eines Anſtoßes bedarf, um den Abſolutismus zu ſtürzen.

Woher wird dieſer Anſtoß kommen? Wird es ein zweiter Krimkrieg ſein? Aber nicht ohne Grund ſind die letzten Selbſtherrſcher Ruſslands ſo friedensliebend, nicht ohne Grund ſchließt man Liebesbündniſſe mit Frankreich, Abmachungen mit Deutſchland, Freundſchaft mit Oeſterreich!

Nach aller menſchlichen Berechnung wird der Stoß von der Arbeiterpartei, vom Proletariat kommen.

Damit gelangen wir zur Beſprechung des Socialismus in Ruſsland.

Bis vor kurzem ſchien bei uns die ganze Jugend ſocialiſtiſch zu ſein. In Wirklichkeit aber waren unſere Nihiliſten ganz klare Conſtitutionaliſten und nur ſehr unklare Socialiſten. Unſer Socialismus beſtand aus einem Gemiſch von Slavophilenthum und ſocialiſtiſcher Sentimentalität. Er war nicht aus den Verhältniſſen unſeres Lebens herausgewachſen, ſondern von außen hereingetragen. Er war ebenſo ein Product der Ideologie, wie alle anderen Strömungen. Erſt mit dem Erſcheinen des Proletariats auf der Bildfläche unſeres ſocialen Lebens beginnt es in den Köpfen unſerer Socialiſten klarer zu werden. Unſere Socialiſten werden zu marxiſtiſchen Socialdemokraten mit all dem Schrullen-Dogmatismus, der Engherzigkeit, Beſchränktheit des officiellen Marxismus. Wie überall haben aber dieſe Socialiſten zuerſt Klarheit in die Arbeiterköpfe gebracht, die Socialdemokraten wurden wirkliche Arbeiterführer. Die letzten Strikes, beſonders die in Petersburg, zeigten, daſs auch das ruſſiſche Proletariat organiſirt iſt und, was vielleicht wichtiger iſt, viel tapferer als unſer Liberalismus zu kämpfen verſteht. Es iſt eben mit dem Proletariat nichts zu machen: man kann nicht, ohne die Induſtrie zu ruinieren, tauſende von Arbeitern nach Sibirien verbannen: wohl kann man ihre Führer hängen, aber dieſe Maſſe bleibt, da werden ſich ſchon Führer finden laſſen. Nicht umſonſt zwang der Czarismus die Fabrikanten zu Conceſſionen gegenüber den Arbeiterforderungen, aber dadurch verſcherzte er ſich die Sympathien der Bourgeoiſie, ohne diejenigen der Arbeitermaſſe zu gewinnen, denn dieſe kennt die Urſachen der Gutmüthigkeit der autokratiſchen Bureaukratie. Und wenn das Proletariat durch die objective Entwicklung der Verhältniſſe und durch die Belehrung, die aufopferungsfreudige Leute aus der Intelligenz beſorgen, zum Bewuſstſein ſeiner Lage und Ziele gebracht worden iſt, dann iſt das Ende des Abſolutismus gekommen. Denn im entſcheidenden Momente werden die Liberalen ſchon mithelfen. Sie werden ja die erſten Früchte des Kampfes genießen.

Der ruſſiſche Abſolutismus exiſtirt noch Dank der Unwiſſenheit der Maſſe, der lauen Unterſtützung der Freunde, der verwerflichen Feigheit der „liberalen" Feinde und der Zähigkeit der Bureaukratie. Seit zehn bis fünfzehn Jahren ſteht der ruſſiſche Abſolutismus in ſeinem letzten Stadium, wir ſind am Anfang ſeines Endes.

Moskau. J. Ruſskin.

Productivgenoſſenſchaften und Arbeitsvergebung von Behörden.

Von Paul Ernſt.

In früheren Jahrzehnten dieſes Jahrhunderts wurden bekanntlich von den Arbeitern ſowohl wie von den bürgerlichen Kreiſen die Productivgenoſſenſchaften als Mittel zur Emancipation der Arbeiterclaſſe betrachtet. Da die Leiden der arbeitenden Claſſen daher zu rühren ſchienen, daſs von ihrem Arbeitsertrag vorweg Profit und Zins an Unternehmer und Geldcapitaliſten abgieng, ſo muſsten ſie aufhören in der Productivgenoſſenſchaft, in welcher die Arbeiter ihre eigenen Unternehmer waren, und für deren Betrieb ſie das Geldcapital womöglich zinslos vom Staate oder den Communen dargeliehen bekamen.

Wir wiſſen heute, daſs der volle Arbeitsertrag durchaus nicht die Leiden heben würde, welche den Arbeitern zum Bewuſstſein kommen, und daſs, wenn alle Gewerbe in Productivaſſociationen organiſiert wären, ſo gut wie nichts in der Lage der Arbeiter gebeſſert wäre, manches vielleicht ſogar verſchlechtert, da dem heutigen Unternehmer eine günſtige ſociale Poſition doch einen viel beſſeren Ueberblick erlaubt, als er dem kleinbürgerlich geſtellten Geſchäftsführer einer Productivaſſociation möglich iſt. Und wir haben den vielfachen Zuſammenbruch von mit vieler Begeiſterung und idealer Hingabe begründeten Productivgenoſſenſchaften erlebt, ſo daſs wir gegen die Productivgenoſſenſchaft überhaupt ſkeptiſch geworden ſind.

Sie pflegen bekanntlich zu ſcheitern an Uneinigkeit der Arbeiter, Schwierigkeiten nothwendiger Capitalerhöhungen, Schwierigkeiten des Abſatzes; kommen ſie durch dieſe und ähnliche Gefahren hindurch, ſo entwickeln ſie ſich regelmäßig mit der Zeit ſo, daſs die urſprünglichen Genoſſenſchafter kleine Actionäre ihres Betriebes werden, in welchem ſie, eventuell ohne ſelbſt noch mitzuarbeiten, gewöhnliche Arbeiter unter den Bedingungen des gewöhnlichen Unternehmers verwenden, ſo daſs alſo die urſprüngliche Productivgenoſſenſchaft eine Unternehmung geworden iſt wie jede andere, nur mit dem Unterſchiede, daſs deren Beſitz nicht in der Hand eines, ſondern mehrerer iſt.

So ganz unglücklich, wie er gewöhnlich aufgefaſst wird, kann ich dieſen Verlauf nicht ſchätzen. Allerdings iſt auf dieſem Wege jede große ſociale Wirkung ausgeſchloſſen. Aber wenn Leute durch eigene Arbeit auf Grund der modernſten großcapitaliſtiſchen Arbeitsmethoden zu einem kleinen Wohlſtande kommen können, ſo iſt das doch ſocial erfreulich, erfreulicher jedenfalls, als wenn an ihrer Stelle ſich ein einziger Großcapitaliſt herausgebildet hätte. Was man auch gegen ſolche kleinbürgerliche Exiſtenzen und die Möglichkeit für den tüchtigen Arbeiter, ſich zu einer ſolchen zu erheben, ſagen mag — man ſollte doch immer an das, ſozuſagen, ſocialhygieniſche Moment der Sache denken. Unſere Geſellſchaftsorganiſation conſumiert mit raſender Schnelligkeit die Menſchen und die aufgeſpeicherte Volkskraft. Schon jetzt kann man bei uns vom Lande die Klagen hören, daſs alle Tüchtigen in die Städte gezogen ſind, wo ſie nach ein paar Generationen, wenn nicht ein Aufſteigen in die höheren Claſſen ſtattfindet, entarten. Es iſt doch recht gut, wenn bei dieſer allgemeinen Bewegung Gelegenheit gegeben wird, für die tüchtigſten Elemente eine gewiſſe Conſolidation zu erreichen. Wir kennen heute das Elend der Nationen, welche ihre Wälder aufgebraucht haben, aber wir denken nicht genug an die, welche ihre Volkskraft durch zu raſches Ausgeben verwüſtet haben.

Der Umſtand, daſs irgendwelche radicale Aenderungen unſerer Verhältniſſe von der Productivaſſociation nicht zu erwarten ſind, hat dazu geführt, daſs man dieſer Möglichkeit in der letzten Zeit weniger Beachtung geſchenkt hat, am wenigſten natürlich bei uns, in dem Lande der conſequenteſten Theorie. Hätte man die Ideen der früheren Socialiſten, nach Abſtreichung alles Illuſionären, weiter durchgearbeitet, namentlich die ſpeciellen Bedingungen für die einzelnen Gewerbe unterſucht, ſo wäre doch vielleicht ganz etwas Paſſables herausgekommen. Offenbar müſſen doch die Bedingungen für ein Gedeihen der Productivaſſociation grundverſchieden ſein, je nachdem in dem Gewerbe relativ viel Capital zur Arbeit nöthig iſt oder wenig, die Cooperation großer Arbeitermaſſen erfordert wird oder nicht, Fernabſatz oder naher Abſatz vorhanden iſt, große organiſatoriſche Fähigkeiten nöthig ſind ꝛc.

Erſt in der neueſten Zeit, ſeitdem die Arbeiter in Regierungen und Municipalverwaltungen Einfluſs gewonnen haben, iſt ein neues Moment zu den bisherigen hinzugekommen, das von größter Wichtigkeit zu werden verſpricht, nämlich die Vergebung von Arbeiten für die Behörden an Arbeiteraſſociationen anſtatt an Unternehmer. Zumal in England, wo die Communen immer mehr eigene Wirtſchaft betreiben und gleichzeitig den Arbeiterintereſſen freundlich gegenüberſtehen, wird das von Bedeutung. Auch hier zeigt es ſich wieder einmal, wie viel wichtiger im politiſchen Leben das Kleine iſt als das Große. Die deutſchen Arbeiter haben von dem Reichstagswahlrechte bis jetzt wenig praktiſchen Nutzen gehabt; wie ganz andere Errungenſchaften konnten ſie verzeichnen, wenn die Communalwahlen in den deutſchen Staaten nach einem zeitgemäßeren Syſteme vor ſich giengen! Was im großen nur unter furchtbaren Erſchütterungen vor ſich gehen kann, das ſetzt ſich hier durch tauſend kleine Exploſionen durch, die ohne irgend welchen Schaden verlaufen, vielleicht alten Roſt heilſam entfernen. Erſt ſpätere Zeiten, welche die heute ſich in allen Culturländern gleichzeitig vollziehende ſociale Evolution in ihrem ganzen Verlaufe in den einzelnen Ländern vergleichend ſtudieren können, werden den ganzen Wahnſinn würdigen können, der in dem Nebeneinander der preußiſchen Reichsordnung von 1853 und der Verfaſſung des Deutſchen Reiches beſteht.

Die betreffenden Fragen ſind in England ſo intereſſant geworden, daſs das Arbeitsdepartement eine Unterſuchung angeſtellt hat über die Contracte von Behörden mit Arbeiteraſſociationen in den verſchiedenen Ländern. Der ſoeben erſchienene Band enthält Berichte

Digitized by Google

aus dem Vereinigten Königreich, Neuſeeland, Victoria, Ruſsland, Frankreich und Italien. Mit Ausnahme von Ruſsland, wo die „Artels" ſich aus der noch primitiven Dorfverfaſſung erklären, deren Muſter auch das Leben induſtrieller Arbeiter beherrſcht, handelt es ſich in allen dieſen Ländern um Arbeiterorganiſationen, welche bei uns genau ſo möglich wären.

Aus der Fülle von Stoff in dem wertvollen Bande möge nur aus dem Neuſeeland Betreffenden Intereſſantes herausgenommen werden. Neuſeeland iſt in ſocialen Dingen weit vorgeſchritten und könnte mancher thöricht-ängſtlichen Regierung zur Ermuthigung dienen. Der Bericht über Neuſeeland iſt ein Extract aus dem officiellen Jahrbuche der Colonie für 1894. Es heißt darin:

„Die große Maſſe unſerer Eiſenbahnen und Chauſſeen und viele unſerer öffentlichen Gebäude werden jetzt unter dem ſogenannten Cooperativſyſtem hergeſtellt, das erſt ungefähr ſeit den letzten drei Jahren eine große Bedeutung gewonnen hat.

Das Contractſyſtem hatte manche Nachtheile. Es erzeugte eine Claſſe von Mittelsperſonen, die oft große Gewinne machten bei ihren Unternehmungen und ſich zeitweiſe ihren Arbeitern gegenüber weniger liberal erwieſen, als man unter ſolchen Umſtänden erwarten ſollte. Selbſt in Neuſeeland, wo die ſociale Frage weniger brennend iſt, wie in älteren Ländern, kamen Strikes vor bei öffentlichen Arbeiten mit den folgenden Verluſten wertvoller Zeit in der Herſtellung der Werke, wobei viel Capital durch Brachliegen ruiniert wurde und viele Leute ohne Arbeit waren. Das Contractſyſtem gab auch oft Gelegenheit zum Subcontrahieren, das noch ſchlimmer iſt; nicht allein unterliegt es allen Nachtheilen des urſprünglichen Syſtems, ſondern durch Anwendung von Unternehmern mit wenig oder gar keinem Capital führt es auch das Uebel des „Schwitzens" herbei. Sehr oft erhielten die Geſchäftsleute von den Arbeitern keine Bezahlung, und nicht ſelten bekamen die Arbeiter nicht ihren vollen Lohn. Die Anomalie, daſs der urſprüngliche Contrahent einen großen Gewinn machte, ſein Subcontrahent ruiniert wurde und ſeine Arbeiter nicht bezahlte, ereignete ſich gleichfalls gelegentlich, und der Steuerzahler hatte dann den Schmerz, den einen bereichert zu ſehen (der mit ſeinem Reichthume dann vielleicht nach Europa oder Amerika zog, um ihn dort zu genießen) und eine Anzahl von anderen verarmt oder gar der öffentlichen Mildthätigkeit verfallend.

Ferner verurſachte das Contractſyſtem eine Ueberfüllung des Arbeitsmarktes in den Gegenden, wo derartige Arbeiten gemacht wurden. Das Bekanntwerden großer Unternehmungen zieht naturgemäß die Arbeitſuchenden in die betreffenden Gegenden; wenn nun der betreffende Unternehmer in einer anderen Gegend der Colonie wohnte und bereits eine eingearbeitete Mannſchaft hatte, ſo brachte er dieſe mit, ſo daſs ſolche Arbeiten, ſtatt für den localen Arbeitsmarkt eine Erleichterung, das Gegentheil davon bedeuteten.

Das Cooperativſyſtem ſoll dieſe Nachtheile verhüten und es ermöglichen, die Arbeit den Arbeitern direct zu überlaſſen, ſo daſs ſie nicht allein einen ordentlichen Tagelohn für eine ordentliche Tagesarbeit verdienen, ſondern auch noch den Gewinn, welchen der Unternehmer machen würde.

Es gibt dem Arbeiter auch eine viel höhere Stellung und macht ihm die Würde der Arbeit begreiflicher. Unter dem Cooperativſyſtem iſt jeder Arbeiter ein Unternehmer und hat ein perſönliches Intereſſe an der ſparſamen und guten Ausführung der Arbeit. Er iſt auch ſein eigener Aufſeher.

Für den Staat bietet das Syſtem den Vortheil, daſs alle Arbeiten zu ihrem richtigen Wert ausgeführt werden, nicht theurer und nicht billiger.

Die Arbeit wird abgeſchätzt von dem mit ihrer Durchführung beauftragten Ingenieur, bevor ſie begonnen wird, und deſſen Schätzungen werden von dem Oberingenieur der Colonie ſuperrevidiert. Wenn ſie beſtätigt werden, ſtellen ſie den Contractpreis für die Arbeit dar; aber ſie ſind nicht abſolut unveränderlich. Es ereignet ſich bei gewöhnlichen Contracten oft, daſs die Arbeit leichter ausgeführt wird, als vorher angenommen wurde, und der Staat ſieht dann die Unternehmer ungemein hohe Gewinne machen. Zuweilen koſtet die Arbeit ungleich mehr als erwartet war; aber in den meiſten Fällen dieſer Art wird der Contrahent entweder bankerott, ſo daſs der Staat doch das ganze zu bezahlen hat, oder, wenn er in günſtigen Umſtänden iſt, wird er wahrſcheinlich Mittel finden, eine Erleichterung zu bekommen auf ſeinen Vertrag. Wenn ſich beim Cooperativſyſtem herausſtellt, daſs die Arbeiter ungewöhnlich viel verdienen, ſo können die Sätze erniedrigt werden, und umgekehrt, wenn tüchtige Arbeiter keine genügenden Löhne verdienen, können die Sätze mit Zuſtimmung des Chefingenieurs ſo [illegible] werden, als das Departement annehmen kann, daſs die [illegible] bei Vergebung an einen Unternehmer zu gehörigen Preiſen nicht [illegible] würden.

Ein anderer großer Vortheil der Cooperation iſt, daſs ſie der Regierung [illegible] Controle über die Ausgaben erlaubt. Hat ein [illegible]

gung bei den Farmern. Ebenſo hat es die Regierung in der Hand, wenn ſie irgend welche Wünſche auf die Zeit der Fertigſtellung hat, durch Einſtellung neuer oder Ablohnung alter Arbeiter das Werk zu beſchleunigen oder zu verlangſamen; wenn ſie mit einem Unternehmer zu thun hat, ſo macht jede derartige Abweichung von dem urſprünglichen Contract Schwierigkeiten und Koſten.

Der Hauptvortheil aber iſt, daſs die Arbeit beſſer gemacht wird. Das Material wird von der Regierung ſelbſt beſorgt, und es können keine Fälſchungen und keine Anwendung minderwertigen Materials ſtattfinden; bei den Arbeitern entwickelt ſich infolge der Selbſtändigkeit und Selbſtverantwortlichkeit ein Standesgefühl. Sie werden ſtolz auf ihre Arbeit.

Der erſte Verſuch wurde gemacht beim Bau der Ngakawau-Mokihinui-Bahn. Es waren Schwierigkeiten mit den Unternehmern entſtanden, und man fragte die beſchäftigten Arbeiter, ob ſie direct mit der Regierung contrahieren wollten. Man theilte ſie in Gruppen von 50 Mann, ließ ſie Geſchäftsführer wählen und verhandelte mit dieſen auf der Baſis der Schätzungen des Ingenieurs. Später änderte man einiges; ſo wurde die Mitgliederzahl der einzelnen Gruppen verringert, und die Geſchäftsführer erhielten eine weniger wichtige Stellung. Die Gruppen zu 50 ſtellten ſich als zu hoch heraus, nicht allein wegen der unvermeidlichen Zwiſtigkeiten, ſondern auch wegen der Verſchiedenheiten in der Arbeitsgeſchicklichkeit. Heute ſind die Gruppen nie ſtärker als 10 bis 12 Mann und umfaſſen im Durchſchnitt wahrſcheinlich nur ſechs.

Bei der Errichtung von Gebäuden werden verſchiedene Contracte gemacht mit den in Frage ſtehenden Arbeiterkategorien: die Erdarbeiter, Maurer, Zimmerleute, Schloſſer, Tiſchler, Maler ꝛc. Monatlich wird die gethane Arbeit abgeſchätzt und ihr Wert dem Vorarbeiter ausgezahlt, ohne daſs eine Reſerve zurückbehalten wird. Dieſe Vorarbeiter müſſen das Vertrauen der Arbeiter wie der leitenden Ingenieure haben."

Es iſt den Ausführungen eine Tabelle beigefügt über die Anwendung ſolcher Aſſociationen in den Jahren von 1893 bis 1896. Die Zahl der Arbeiter iſt ſtändig geſtiegen und ſchwankt jetzt zwiſchen 2000 und 2750; bei einer Geſammtbevölkerung von 750.000 Einwohnern doch ſchon eine recht große Zahl.

Manche der durch die Anwendung der Productivaſſociationen vermiedenen Miſsſtände ſind ja nicht vorhanden, wo die Auftraggeber nicht durch Unternehmer, ſondern in eigener Regie bauen. Trotzdem ſind die günſtigen Reſultate auch hier beachtenswert. Nicht allein der Grundſatz ſollte Verbreitung finden, außer dem Lohn den Arbeitern auch noch die betreffende Quote des Unternehmergewinnes zutheil werden zu laſſen, ſondern vor allem der, mit ihnen als Aſſociierten, als gleichberechtigten Factoren zu verhandeln und ihnen die relative Freiheit zu laſſen, die in einem ſolchen Verhältniſſe möglich iſt. Wenn auch keines unſerer großen wirtſchaftlichen Probleme durch ſolches Vorgehen gelöſt wird, ſo kann doch durch dasſelbe viel geſchehen zu einer freundlicheren Geſtaltung ganz ohne Zweck verbitterter Verhältniſſe.

Das Erkennen.

Eine Einleitung in die Philoſophie.

Von Eduard von Hartmann.

Vorbemerkung.

Der deutſche Culturkreis pflegt die Philoſophie unter Wiſſenſchaft (im weiteren Sinne) zu befaſſen, der engliſche und romaniſche ſetzt ſie der Wiſſenſchaft (im engeren Sinne) entgegen. In früheren Jahrhunderten galt die Philoſophie als die Königin der Wiſſenſchaften; jetzt wird ihre Wiſſenſchaftlichkeit und überhaupt ihr Erkenntniswert vielfach bezweifelt. Wie verhält ſich nun die Philoſophie zu den übrigen Wiſſenſchaften? Hat ſie neben ihnen eigene Aufgaben zu löſen? Hat die bisherige Philoſophie das Miſstrauen verdient, das ihr heute entgegengebracht wird, und wodurch? Wie muſs eine Philoſophie beſchaffen ſein, um ſolcher Geringſchätzung enthoben zu ſein? Welcher Methoden muſs ſie ſich bedienen? Was darf man von ihr erwarten, was nicht? Die Beantwortung dieſer Fragen muſs entſcheidend ſein für die Rolle, die der Philoſophie in der Culturentwicklung der Zukunft zu ſpielen noch vorbehalten iſt.

1. Die Stufen der Erkenntnisthätigkeit.

1. Die Erfahrung.

Alle Erkenntnis beginnt mit der Erfahrung und ſtützt ſich auf ſie. Dies gilt für alle erkennenden Lebeweſen vom erſten Augenaufſchlage bis zum letzten Athemzuge. Weſſen ich mir bewuſst werden ſoll, das muſs Inhalt meines Bewuſstſeins werden, und mein Bewuſstſein muſs es als ſolchen vorfinden. Wie es dazu gelangt iſt, Inhalt meines Bewuſstſeins zu werden, das liegt jenſeits der Erfahrung, ſelbſt dann, wenn ich mit Abſicht eine ſchlummernde Erinnerung wachrufe oder einen Gedankengang zu beſtimmtem Ziele lenke. Die Erfahrung lehrt mich ebenſowenig darüber, welche [illegible] die geſuchte Erinnerung in mir wecken oder den [illegible] Gedanken z. B. das fehlende Glied eines mathematiſchen Beweiſes hervorbringen laſſen, als darüber, welche

Digitized by Google

eine unvermuthete Wahrnehmung plötzlich vor meinem Bewuſstſein auftauchen laſſen. Den Bewuſstſeinsinhalt jeden Augenblickes finde ich als etwas Gegebenes vor, gleichviel, ob ich ſeinen Eintritt gewünſcht habe oder nicht. Daſs er wirklich eingetreten und da iſt, kann ich ebenſo wie ſeine nähere Beſchaffenheit, die vielleicht von meinen Wünſchen abweicht, nur nachträglich und hinterdrein (a posteriori) feſtſtellen, und muſs ihn als etwas Gegebenes, ſo wie ich ihn vorfinde oder in mir finde, hinnehmen. Was mir mit ſeinem Auftreten in meinem Bewuſstſein widerfährt, das iſt es, was ich erfahren muſs, um etwas davon zu wiſſen.

Auch die Myſtik und das Denken iſt nur durch Erfahrung gewuſst. Was als myſtiſche Eingebung auftaucht, iſt ebenſogut durch vorbewuſste Intellectualfunctionen produciert worden wie jede Wahrnehmung; daſs aber das ſo Producierte mein Bewuſstſein berührt, deſſen kann ich mir nur durch Erfahrung inne werden, und wenn ich nichts von dem myſtiſchen Vorgang in mir erfahre, ſo iſt er für mein Bewuſstſein ſo gut wie nicht da, und ich habe kein Recht mehr, ſeine Exiſtenz zu behaupten. Daſs ich Widerſprechendes nicht zuſammen denken kann, muſs ich erfahren, indem ich es verſuche; ich muſs es oft verſucht haben und immer wieder die Unmöglichkeit erfahren haben, um behaupten zu können, daſs die Löſung dieſer Aufgabe für meine geiſtige Organiſation, wie ſie ſich mir bisher in meinem Leben bekundet hat, unmöglich ſei. Ich muſs an vielen anderen Menſchen die gleiche Erfahrung gemacht haben und niemals auf eine negative Inſtanz geſtoßen ſein, um behaupten zu können, daſs dies für das menſchliche Denkvermögen innerhalb der erfahrungsmäßig gegebenen Grenzen unmöglich ſei. Ich muſs mich durch vielfältige Erfahrung überzeugt haben, daſs alle ſcheinbaren Widerſprüche im Sein nur falſcher Schein ſind, um behaupten zu können, daſs das Widerſprechende ebenſowenig ſein wie gedacht werden könne. Daſs aber für mein Denken die Ausſchließung des Widerſpruches nicht bloß etwas Thatſächliches iſt, ſondern ein Denkpoſtulat, das ein Gefühl unwiderſtehlicher innerer Röthigung oder Denkzwanges mit ſich führt, davon kann ich ebenfalls nichts wiſſen, ſo lange ich es nicht erfahren habe.

So iſt Erfahrung die Grundlage alles Erkennens; aber darum iſt ſie ſelber doch noch nicht Erkenntnis zu nennen. Die Erfahrung jeden Augenblickes iſt ein Chaos von Empfindungen, Anſchauungen, Erinnerungen, Phantaſievorſtellungen und Gedanken, zu deſſen Entſtehung innere Organreize, äußere Sinneseindrücke und Ideenaſſociationen zuſammenwirken. Ohne die aus dieſen verſchiedenen Quellen entſprungenen Beſtandtheile der Erfahrung zu ſondern und innerhalb jeder dieſer Gruppen eine überſichtliche Ordnung herzuſtellen, iſt keine Orientierung in dieſem Chaos möglich, in welchem alles ohne feſte Grenzen miteinander verſchwimmt. Dieſe Sonderung und Ordnung vollzieht ſich durch den Wechſel der Aufmerkſamkeit, die aus dem Chaos der Geſammterfahrung erſt die Einzelerfahrungen heraushebt und die verſchwimmenden Grenzen verfeſtigt. Dieſe Bethätigung geht aber ſchon über die Erfahrung hinaus, wenn auch jedes Einzelergebnis derſelben wieder erfahren werden muſs, um gewuſst zu werden; ſie fällt ſchon unter die erkennende Bearbeitung der Erfahrung, die zu beſtimmten Erkenntniszwecken von der bewuſsten Zweckthätigkeit beeinfluſst und geleitet wird.

Noch mehr iſt dies der Fall, wenn die herauspräparierten Beſtandtheile vergangener Geſammterfahrungen dem Gedächtnis eingeprägt und mit gleichartigen oder ähnlichen Beſtandtheilen ſpäterer Geſammterfahrungen zu Gruppen oder Reihen verbunden werden. Die Summe der geordneten Augenblickserfahrungen liefert ſo einen verſtändig geordneten Erfahrungsſchatz, der für die Erinnerung jederzeit verfügbar iſt und darum als eine einzige Geſammtheit der zeitlich ausgedehnten Lebenserfahrung aufgefaſst wird. In der That iſt zwar jede wachgerufene Erinnerung eine gegenwärtige Erfahrung, aber nur als Erinnerung, während die Erfahrung, an welche ſie erinnert, unwiederbringlich dahin iſt. Welche vergangenen Erfahrungen durch Erinnerung repräſentativ erneuert werden, das iſt ſelbſt wieder durch eine verſtandesmäßige Zweckthätigkeit beſtimmt, die dem Erkenntniszwecke dient, indem ſie Stücke aus dem Gedächtnisvorrath vergangener Erfahrung zum Vergleich mit gegenwärtiger hervorholt. Wenn die Bethätigung des Denkens an dem gleichzeitigen Erfahrungschaos des Augenblickes noch weſentlich eine analytiſche war, ſo iſt diejenige, welche vergangene Erfahrungen untereinander oder mit gegenwärtigen vergleicht, bereits eine ſynthetiſche. Dieſe Synthese zeigt ſich nicht nur an dem Zuſammenfaſſen von Gruppen gleichartiger und ähnlicher Erfahrungen, die zeitlich und räumlich weit auseinander liegen, ſondern auch an dem Zuſammenfaſſen einer ſich ſtetig verändernden Einzelerfahrung zu einem genetiſchen Theilvorgang.

Gleichwohl täuſcht ſich der Erkennende leicht darüber, daſs er bereits analytiſch das Erfahrungschaos geſichtet und geordnet und ſynthetiſch die zeitlich und räumlich auseinandergezogene Erfahrung wieder zuſammengefaſst hat. Er glaubt noch rein auf dem Boden der Erfahrung zu ſtehen, indem er beſchreibt, was er erfahren hat, und merkt nicht, daſs alles an ſeiner Beſchreibung, was Erkenntnis genannt zu werden beanſpruchen kann, nur durch denkende Bearbeitung der Erfahrung zuſtandegekommen iſt. Noch heute gibt es Philoſophen, die ſich einbilden, durch eine rein deſcriptive Methode die Grenzen der ganzen Wiſſenſchaft durchmeſſen zu können, ohne dabei den Boden der Erfahrung im geringſten zu überſchreiten. Sie bedenken nicht, wie ſehr ſie ſchon dadurch die Erfahrung überſchreiten, daſs ihre Beſchreibung eine ſprachliche iſt, durch welche ihre Erfahrungen nach den Denkformen der Sprache geordnet und gemodelt werden. Bei dem Reiſenden ohne wiſſenſchaftliche Bildung, der ſeine Reiſeeindrücke von Land und Leuten, Pflanzen und Thieren aufzeichnet, oder bei dem Chroniſten, der die Denkwürdigkeiten, die er miterlebt hat, ſeinen Nachkommen überliefert, mag die Selbſttäuſchung darüber verzeihlich ſein, wie ſehr ſie denkend ihre Geſammterfahrungen umgeſtaltet haben, indem ſie allein das ihnen wichtig Scheinende hervorhoben und aneinanderreihten. Für den heutigen Philoſophen iſt ſolche Selbſttäuſchung weniger verzeihlich.

An dieſen Beiſpielen zeigt ſich, daſs es nicht ganz leicht iſt, die Erfahrung ſelbſt und die Ergebniſſe ihrer Bearbeitung durch das Denken auseinanderzuhalten. Die Menſchen vermögen dies umſoweniger, je ungebildeter ſie ſind und je ſchwächer ihre rationelle Veranlagung iſt. Bei jeder Zeugenvernehmung kann man beobachten, wie verſchieden ein und derſelbe Vorgang von glaubwürdigen, unbetheiligten Zuſchauern aufgefaſst wird und wie widerſprechende Erfahrungen ſie dabei gemacht haben wollen. Während der Wahrnehmung haben ſie unwillkürlich ſchon die reine Erfahrung denkend bearbeitet, ohne ſich deſſen bewuſst zu ſein. Ihre Erfahrungen werden ſich je nach Sinnesſchärfe, Standort u. ſ. w. nicht decken; aber ſie können ſich nicht widerſprechen. Was ſie aber aus dieſen Erfahrungen erſchloſſen haben, das kann ſich widerſprechen, wenn einige oder mehrere dieſer Schlüſſe voreilig oder fehlerhaft waren. Da ſie ſich aber ihres Schließens nachträglich nicht bewuſst ſind, ſo nehmen ſie deſſen Ergebniſſe für Erfahrung, die ſie beeidigen können.

Aehnlich iſt es bei allen ſogenannten Sinnestäuſchungen: nicht die ſinnliche Erfahrung täuſcht, ſondern die unwillkürlichen und halb oder ganz unbewuſsten Schluſsfolgerungen, die der Verſtand an die Wahrnehmung unwillkürlich anknüpft. Gleichwohl gilt die Sinnestäuſchung als Erfahrung und mit Recht, wenn die Fehlſchlüſſe, durch die ſie zuſtande kommt, ſo tief unter der Bewuſstſeinsſchwelle liegen, daſs ſelbſt ihre nachträgliche Durchſchauung mit abſtracter Erkenntnis den Fortbeſtand der Sinnestäuſchung nicht zu erſchüttern vermag. Soweit ich mich nicht nur überzeugen kann, daſs und wie ich zu dem irrthümlichen Glauben an meine Erfahrung gelangt bin, ſondern mit dieſer Einſicht auch meine vermeintliche Erfahrung als Erfahrung aufhebe, ſoweit vermag ich meine Erfahrung zu reinigen, d. h. die unreine Erfahrung auf reine zurückzuführen. Wo dieſe Möglichkeit aufhört, d. h. wo trotz der abſtracten Durchſchauung die concrete Täuſchung fortbeſteht, da muſs ich mich eben darein finden, daſs unter Umſtänden in der Erfahrung als ſolcher ein trügeriſcher Beſtandtheil ſteckt.

Damit ſcheint der ganze Wert der Erfahrung als Grundlage des Erkennens wieder in Frage geſtellt zu ſein. Denn alle unſere Wahrnehmungen und unſer ganzer ſonſtiger Bewuſstſeinsinhalt entſpringt aus vorbewuſster productiver Seelenthätigkeit, die, wenn nicht ganz, ſo doch zum größten Theil logiſche und teleologiſche Intellectualfunction iſt. Wenn alſo unter Umſtänden diejenigen unbewuſsten Schlüſſe und Denkzuthaten trügen können, welche wir nachträglich wenigſtens in abstracto durchſchauen können, was ſchützt uns dann davor, daſs auch diejenigen uns erſt recht zu täuſchen vermögen, die wir nicht einmal nachträglich zu durchſchauen imſtande ſind?

Dieſes Bedenken wird auf ſeine richtige Bedeutung zurückgeführt, wenn wir genauer zuſehen, in welcher Hinſicht denn die Erfahrung uns zu täuſchen vermag. Da zeigt ſich dann ſogleich, daſs jede Möglichkeit einer Täuſchung über den Thatbeſtand unſeres ſubjectiven Bewuſstſeinsinhalts ſchlechterdings ausgeſchloſſen iſt. Was ich im Bewuſstſein als gegeben vorfinde, das iſt auch in ihm genau ſo, wie ich es vorfinde. Wenn ich dagegen glaube, durch meinen Bewuſstſeinsinhalt einen Thatbeſtand feſtzuſtellen, der von meinem Bewuſstſein unabhängig iſt, alſo auch nach deſſen Erlöſchen fortbeſteht, dann bin ich der Möglichkeit der Täuſchung ausgeſetzt. Die Erfahrung iſt untrüglich nur als unmittelbare, d. h. ſofern ſie mir zeigt, was innerhalb meines Bewuſstſeins iſt und vorgeht; über dasjenige, was außerhalb oder jenſeits meines Bewuſstſeins iſt und vorgeht, lehrt ſie mich unmittelbar gar nichts. Sobald ich aber verſuche, durch den Inhalt meines Bewuſstſeins über das Jenſeits desſelben eine mittelbare Erfahrung zu gewinnen, muſs ich zu Schlüſſen greifen und bin dabei dem Irrthum ausgeſetzt.

Die Erfahrung iſt alſo untrüglich als unmittelbare Erfahrung des eigenen ſubjectiven Bewuſstſeinsinhalts, trüglich aber als Glaube an eine mittelbare Bekundung über das jenſeits desſelben Seiende oder Vorgehende. Sondere ich dieſen Glauben von jener unmittelbaren rein ſubjectiven Erfahrung, ſo habe ich an der letzteren eine ſchlechthin zuverläſſige Grundlage des Erkennens, während dem erſteren nur nach ſorgfältiger kritiſcher Prüfung ein theoretiſcher Erkenntniswert zugeſprochen werden darf. Dieſer Glaube mag noch ſo aufdringlich ſich geltend machen, er mag noch ſo ſehr auf ſeinen inſtinctiven Urſprung und ſeine praktiſche Bewährtheit und Unentbehrlichkeit pochen, — das alles darf den Philoſophen nicht verleiten, ihm auch nur das allergeringſte Vertrauen auf ſeine theoretiſche Richtigkeit zu ſchenken. Er könnte ja praktiſch äußerſt brauchbar und doch theoretiſch falſch, z. B. eine uns vom Schöpfer eingepflanzte heilſame [illegible]

Digitized by Google

die unſerer Beſtimmung beſſer entſpräche als die wahre Erkenntnis; er könnte auch bloß in einigen Punkten richtig, in anderen aber unrichtig ſein. Da ſeine Unrichtigkeit in verſchiedenen Fällen von Sinnestäuſchung feſtſteht, ſo muſs irgendwo eine Grenze zwiſchen ſeiner Falſchheit und Wahrheit liegen; der Inſtinct aber, der dieſen Glauben durchweg für wahr ausgibt, lehrt uns nichts darüber, wo dieſe Grenze liegt. Sie könnte vielleicht auch ſo zu ziehen ſein, daſs das Richtige an dieſem Glauben zu Null zuſammenſchrumpft.

Dieſe Frage bildet eben das Grundproblem der Erkenntnislehre; die Zuverläſſigkeit der unmittelbaren Erfahrung als rein ſubjectiver wird aber nicht berührt durch die Unterſuchung, ob und wieweit der Erfahrung eine mittelbare Bedeutung für das unabhängig vom Bewuſstſein Seiende zukomme, ſie bildet vielmehr für dieſe Unterſuchung den unerſchütterlichen Ausgangspunkt. So weiſt die kritiſche Betrachtung des Begriffes der Erfahrung einerſeits über ſich hinaus auf das Grundproblem der Erkenntnislehre, wie ſie andererſeits über die bloße Beſchreibung des zugleich und nacheinander Seienden hinwegführt zur erſten wirklichen Erkenntnisſtufe, der Kunde.

2. Die Kunde.

Wenn der Schatz der eigenen Erfahrung, wie er ſich während des Lebens angeſammelt hat, durch die Erfahrungen glaubwürdiger Mitmenſchen ergänzt wird, ſo gewinnt man dadurch eine Menge von Kenntniſſen, die nur noch zunächſt der Ordnung nach Stoffgebieten (z. B. Steinreich, Pflanzenreich, Thierreich, Menſchheit) und dann innerhalb jedes Stoffgebietes der ſyſtematiſchen Ordnung bedürfen, um wirkliche Erkenntnis darzubieten. Jede Einzelerfahrung wird in Gedanken in einen typiſch wiederkehrenden und einen individuell ſingulären Theil zerlegt; was typiſch wiederkehrend iſt, wird durch Vergleichung mit anderen Einzelerfahrungen ermittelt. So bilden ſich die Begriffe von Ordnungen, Gattungen, Arten, Unterarten, Spielarten (Varietäten), die zuſammengenommen ein Claſſificationsſyſtem ausmachen. In ihm iſt ein Rahmen gegeben, in welchen jede neue Einzelerfahrung eingeordnet wird. Solches Einordnen ſtellt ſich als Wiedererkennen des ſchon Bekannten dar und erhebt damit die bloße Perception der neuen Erfahrung zur Apperception. Nun erſt fühlt der Menſch ſich heimiſch in ſeinem Wohnplatz, da er für alle neu auftauchenden Erfahrungen Schubfächer in ſeinem Geiſt bereit hat, in die er ſie unterzubringen weiß.

Dieſe Stufe der Erkenntnis heißt Kunde. Wir ſprechen z. B. von Stern-, Erd-, Wetter-, Geſtein-, Pflanzen-, Thier-, Völker-, Coſtüm-, Waffen-, Wappen-, Briefmarkenkunde u. ſ. w. Innerhalb jeder dieſer Kunden ſondern ſich wieder viele Specialgebiete der Kunde ab, z. B. in der Geographie die Orographie, Hydrographie und politiſche Geographie, in der Zoologie die Ornithologie und Oologie. Das Leben der Menſchheit iſt ſchwerer in dieſer Weiſe zu claſſificieren, aber Maß und Wage kommen der Beobachtung des bloßen Auges zu Hilfe, um feinere anthropologiſche Unterſchiede feſtzuſtellen. In ihrem ſocialen und geiſtigen Leben liefert die Maſſenerfahrung oder Statiſtik gute Hilfsmittel, um dasjenige feſtzuſtellen und zu ordnen, was ſich gegen die Einzelerfahrung ſpröde verhält.

In der Kunde iſt das Streben der Erkenntnis vor allem darauf gerichtet, auf allen Gebieten das natürliche Claſſificationsſyſtem ausfindig zu machen; es ſoll nicht etwa eine künſtliche Ordnung nach willkürlich aufgeſtellten Merkmalen in die Dinge hineingetragen werden, ſondern es ſoll diejenige Ordnung erkannt und wiedergeſpiegelt werden, welche von der Natur wirklich in die Dinge hineingelegt iſt. In dieſem unbewuſsten oder bewuſsten Streben nach dem natürlichen Syſtem enthüllt ſich der den Erkenntnistrieb leitende Glaube, daſs in dem Walten der Natur eine geſetzmäßige und vernünftige Ordnung zu finden ſein müſſe, wenn auch ihre Erkennung durch räumliche und zeitliche Zerſtreuung ihrer Glieder und anderweitige Verhültungen erſchwert iſt. In der Kunde geht alſo der Erkenntnistrieb zwar von der ſtillſchweigenden Vorausſetzung einer geſetzmäßigen Ordnung in der Natur aus, aber er begnügt ſich damit, dieſe wirkliche Naturordnung zu erkennen und ſtrebt noch nicht danach, die Geſetze zu erkennen, die bei ihrem Zuſtandekommen wirkſam waren, oder die beſonderen Urſachen, durch die jeder einzelne Typus gerade ſo und nicht anders geworden iſt. Die vernünftige Geſetzmäßigkeit der aufgeſtellten Claſſification gilt unwillkürlich als Kennzeichen ihrer Natürlichkeit, wird aber ſelber noch nicht zum Gegenſtande der Erkenntnis, die ſich vorläufig bei der ſyſtematiſchen Ordnung beruhigt.

Die Kunde treibt ſchon dadurch über ſich hinaus, daſs in der [illegible]

ſich als veranlaſſende Urſache der Veränderung dar. So drängt die Morphologie über ſich hinaus zur Biologie, die Naturkunde und Geſchichtskunde zur Naturwiſſenſchaft und Geſchichtswiſſenſchaft.

(Fortſetzung folgt.)

Beatrice.

Wie der Name Lauras mit Petrarca, wie der Heloiſens mit Abälard, der Name Iſoldens mit dem ſagenhaften Triſtan, ſo iſt mit dem Namen Dantes der Beatricens verbunden.

Dieſe Beatrice iſt das räthſelhafteſte Geſchöpf der Weltliteratur. Von allen Frauen, welche durch die Dichter, die ſie liebten, die Unſterblichkeit erhielten, iſt ſie ſo hoch erhoben worden, daſs der Nimbus, den er ihr verliehen, ihr wirkliches Leben unſeren Blicken völlig verhüllt hat. Seine ganze Dichtung gilt ihr, die Liebe zu ihr iſt der goldene Faden, der, jetzt feſtgehalten, jetzt verlaſſen, durch das Labyrinth ſeines Lebens gezogen ſcheint. Aber Dante iſt ein geheimnisvoller Menſch, und myſtiſch und geheimnisvoll iſt alles, was er uns von ſich erzählt. Seine Seele geht gleichſam immer auf unirdiſchen Pfaden neben ſeinem Leibe. Und die Geſchichte ſeiner Seele iſt es, die er uns in ſeinen Werken erzählt. Er iſt ein Menſch, deſſen Innenleben reicher und intenſiver war, als das irgend eines anderen, und der ſich ſehr bald von der Plattform des gewöhnlichen Lebens zu einem höheren erhob, und alles mit emporriſs, was er ergriff; und eben weil er dieſes höhere innere Leben ſo ſehr zur Darſtellung gebracht hat, daſs wir es beſſer kennen, als ſein wirkliches Erdenwallen, darum müſſen wir auf volle Klarheit über das letztere verzichten.

Und ſo hat er uns auch die Geſchichte ſeiner Jugendliebe in einem merkwürdigen kleinen Büchlein erzählt, das er vermuthlich um das Jahr 1292 geſchrieben, und in dem er zu einer Anzahl im Verlauf von zehn Jahren verfaſster Gedichte einen Commentar in Proſa fügte, der die Entſtehung und Beziehungen der einzelnen Gedichte erklärt. Er erzählt uns darin, wie er ſich neunjährig in das um ein Jahr jüngere Mädchen, das er damals zum erſtenmal, in einem blutrothen Kleidchen ſah, verliebte, welche ungeheure Macht dieſe Liebe allmählich über ihn gewonnen, welche Seligkeit und welchen Schmerz ſie ihm bereitet, was er gethan, um ſie zu verbergen, und was daraus erfolgte, er erzählt uns neben wenigen äußeren Ereigniſſen die innere Geſchichte ſeiner Liebe, die Peripetien und Kataſtrophen in ſeiner Seele, und erzählt uns ſchließlich in erſchütternder Weiſe das traurige Ende, das ſie genommen, indem die Geliebte am 10. Juni 1290, kaum vierundzwanzig Jahre alt, ſtarb. Er nannte dieſes Buch bezeichnend genug das „Neue Leben“. Es iſt in einer wahren Feiertagsweiſe, ſchlicht und ergreifend erzählt, mit feinſter Pſychologie, ſo lebenswahr, ſo vollkommen, daſs vielleicht nur der es ganz aufzunehmen imſtande iſt, der in früher Jugend ähnliches empfunden und erlebt hat. Es iſt das lieblichſte Buch, das das Mittelalter hervorgebracht hat. Alles darin iſt Weichheit und Zartheit, ſtille, ſehnſuchtsvolle, fromme Empfindung, eine Zartheit, die vielen von uns gar nicht mehr zugänglich iſt. Nirgends zeigt ſich die Spur der künftigen Energie und Härte, der künftigen Knappheit und ſchroffen Linienführung und der künftigen Fülle an Bildern. Eine Welt von Schickſalen muſste an ihm vorübergehen, ehe aus dem Autor des „Neuen Lebens“ der Dichter der „Divina Commedia“ wurde.*)

Eines aber hat die „Vita nuova“ mit der „Divina Commedia“ gemeinſam: die furchtbare Heftigkeit der Empfindung. Das ganze Buch iſt der Ausdruck geſteigerter Gefühle, die ähnlich, aber weit ſchwächer, viele andere Menſchen auch empfunden haben. Nicht die Frühe der Jahre fällt auf; gerade dieſe Frühreife des Gefühls iſt bei Dichtern häufig, Lord Byron and Alfieri haben ſich in ihrem ſechsten Jahre heftig verliebt. Aber die „Vita nuova“ zeigt uns ein über jedes gewöhnliche Maß geſteigertes Innenleben. Die Liebe ergreift und beherrſcht nicht nur Dantes Seele, ſie tritt aus ihm hinaus, ſie [illegible] durch alle Gaſſen, ſie verſchönt den Himmel und vergoldet die [illegible] von Florenz; ſie dringt [illegible] ein in das ganze Weltgebäude, das Dante ſieht — die übrigen Menſchen verſchwinden ihm, verlieren alle Wichtigkeit, er iſt allein mit ſeiner Liebe, ſie beide erfüllen die Welt, und „jenſeits der Sphäre, die am größten kreiſet“, bei Gott und den Engeln iſt von ihr die Rede. Das zierliche kleine Mädchen, das er an jenem Frühlingstage zum erſten Male ſah, hat Dantes Seele erfüllt und an ſich geriſſen, es hat die Welt in ihm [illegible] und geſtaltet; und heute, wo die ganze wirkliche dröhnende Welt, die ihn umgab, ein Traum und ein Schatten geworden iſt, [illegible] die Welt in ihm mit ihrer [illegible], mit ihrem [illegible] Schein, mit ihrer [illegible] Trauer, in der „Vita nuova“ lebendig vor uns — und das Mädchen, das dieſe Welt [illegible] Geheimnis geworden und vielleicht die

*) [illegible]

Digitized by Google

höchſte, eigenthümlichſte Illuſtration zu dem nicht ſo leicht zu faſſenden Satze Goethes „das ewig weibliche zieht uns hinan".

Obwohl wir ſo manches, was in dem Büchlein erzählt wird, als thatſächlich ereignet, controlieren können, dürfen wir es doch nicht ſo ohneweiters als ein „naives Tagebuch von Dantes Liebesempfindungen" auffaſſen. Obwohl es das ſicherlich auch iſt, denn das kann niemand ſo ſchildern, der es nicht erlebt hat. Es iſt „Dichtung und Wahrheit" aus Dantes Leben, eine merkwürdige kleine Novelle, zu deren Ergänzung wir ſo manches heranziehen werden, was uns über das kleine graue gothiſche Florenz jener Tage bekannt iſt, in dem Dante, ein feiner, ſchüchterner, liebevoll geſinnter und wiſsbegieriger Knabe, emporwuchs. Wir werden der Feſte gedenken, von denen die Chroniſten erzählen, mit ihren blumengeſchmückten Baldachinen und Schaugerüſten, des großen Feſtes am Johannistage, wo die jungen Leute, weiß gekleidet, vom Signor d'Amore geführt, auf der Straße von Santa Felicitá ſingend und tanzend daherzogen, die Frauen und Mädchen gleichfalls blumengeſchmückt, ſich an Spiel und Feſt betheiligten, Muſik und Lieder und Glockenklang alles erfüllte. Es war noch die Zeit feiner ritterlicher Weiſe, die Zeit der Troubadours und des Minneſanges. Ein Sonett Dantes, das in die Vita nuova nicht aufgenommen ward, läſst uns wie durch ein Fenſter, in das heller Sonnenſchein fällt, einen Blick in Dantes Jugendleben thun. Die ganze halb glückliche, halb ſehnſuchtsvolle Stimmung ſchwärmeriſcher, liebes- und freundſchaftsfroher ſehr junger Leute liegt darin.

Das „Neue Leben" ſelbſt ſagt uns von alledem wenig oder nichts; es iſt nicht die äußere, es iſt die innere Welt, die ihr Gegenſtand iſt, und in dem Spiegel der Seele ſind gar ſeltſame Geſtaltungen möglich. Da wächſt das Bild der Geliebten zu jener Höhe empor, daſs die Himmel ihres Lobes voll ſind, und Gott über ſie ſpricht, und daſs Dante nach ihrem Tode in die Worte des Jeremias ausbricht: „Wie liegt die Stadt ſo verödet, die der Menſchen voll iſt! Wie iſt zur Witwe geworden die Herrin der Völker!" Und nachdem er erzählt hat, wie er ihr nach ihrem Tode faſt untreu geworden, und ſich ihr wieder zugewendet, ſpricht er von einer letzten wunderbaren Viſion und ſchließt mit den Worten: „Und darum, wenn es dem, durch den alle Dinge leben, gefallen wird, daſs mein Leben noch einige Jahre währe, hoffe ich, von ihr in einer Weiſe zu ſprechen, wie noch von keiner je geſprochen worden! Und dann möge es ihm, der da Herr aller Huld und Gnaden iſt, gefallen, daſs meine Seele eingehen könne, die Herrlichkeit ihrer Herrin zu ſehen, die da verklärt das Antlitz deſſen ſchaut, qui est per omnia saecula benedictus."

Es iſt indeſſen lange Zeit vergangen, ehe dieſer jugendliche Plan zur Ausführung kam, ja er hat Dantes ganzes Leben verlangt, und es hat etwas Ueberwältigendes, wenn man denkt, wie wörtlich die letzten Zeilen in Erfüllung gegangen ſind. Auf ſo klarem und geradem Weg, wie er damals meinte, kam er nicht dahin. Das Schickſal freilich kennt keine Irrwege noch Abwege, mögen ſie auch dem Menſchen ſo erſcheinen. — Wie er uns in dem Gaſtmahl, einem ſpäteren Werk, in welchem Beatricens flüchtig Erwähnung gethan wird, ſelbſt erzählt, hat Dante aus der tiefen Verzweiflung, in die ihr Tod ihn geſtürzt, zunächſt nur in den Studien Heilung geſucht. Bald aber hat er ſich ins Leben zurückgewendet. Wir wiſſen, daſs er einige Jahre ſpäter geheiratet und zweifellos nicht glücklich geheiratet hat. An den politiſchen Kämpfen ſeiner Vaterſtadt hat er ſich aufs lebhafteſte betheiligt, in dieſen Kämpfen iſt ſeine Partei hauptſächlich durch das Eingreifen des Papſtes Bonifacius, dem Dante bis an ſeinen Tod unerbittlichen Haſs bewahrte, unterlegen und er ſelbſt verbannt worden. Vertrieben, irrend, voll Sehnſucht nach Florenz und voll Empörung wider ſeine Mitbürger, durch ganz Italien und Frankreich umherſtreifend, oft faſt zum Betteln genöthigt, hat er neben ſeinen gelehrten und politiſchen Schriften die Göttliche Komödie verfaſst, deren letzte Geſänge erſt nach ſeinem Tode zum Vorſchein kamen.

Für unſer Thema kommt das vielſinnige Gedicht zunächſt nur inſoweit in Betracht, als es die Erlöſung Dantes bedeutet. Es bedeutet vor allem, daſs er aus den Wirrniſſen und Zweifeln, in die ihn eigenes Unglück und der entſetzliche Zuſtand der Welt geſtürzt haben, gerettet wurde. Er hatte alles gelitten, was an Unheil einem Menſchen begegnen kann. Er liebte und hatte die Geliebte verloren, ſein Familienleben war unglücklich, er war ein Staatsmann und hatte keinen Erfolg, die Partei, zu der er hielt, ſah er zugrunde gehen, und als der Kaiſer, von dem er Heil erwarten durfte, ſiegreich einzog, ſah er ihn ſterben. Er hatte die beſten Abſichten gehabt, und die Menſchen waren undankbar, nicht bloß undankbar, ſie hatten ihn verjagt, zum Verbrecher erklärt und zum Tode verurtheilt; er hatte ſein ganzes Vermögen verloren; einer der ſtolzeſten, ſelbſtbewuſsteſten Menſchen, muſste er ſich demüthigen wie ein Bettler und von fremder Gnade leben; einer der größten Dichter aller Zeiten, ſah er ſich unverſtanden, wenig geehrt. Sein ganzes Leben galt ſeiner Vaterſtadt und — zweiundzwanzig Jahre verzehrte er ſich in vergeblicher Sehnſucht, ſie zu ſehen. Ein frommer Katholik und begeiſterter Verehrer der Kirche, ſah er ſie verderbt und würdelos, von „neuen Pharisäern" verwaltet, und zuletzt gefallen und entehrt. Italien, deſſen Einheit ihm theuer war, ſah er zerriſſen und blutig entzweit. An dem Bitterſten, der Reue über eigene Irrthümer, wird es ihm nicht gefehlt haben. Eine Flut von Unrecht war über ihn hinweggegangen, über der Welt, in der er lebte, ſah er Fluten von Unrecht toben, wohin er ſah, muſste ihn alles zur Verzweiflung treiben — und er verzweifelte nicht. Er glaubte und erkannte trotz alledem die hohe Ordnung der Welt und er hatte für ſeine Seele den Pfad, für ſeinen Geiſt das Werk gefunden, das Werk, in dem er ſeine Befreiung fand, über die Welt aber das Gericht fällte.

Um dahin zu kommen, muſste er ſich für das unverſtändliche heilloſe Diesſeits die Rechtfertigung im Jenſeits ſuchen, er muſste alle die Curven ergänzen und an ihr Ende verfolgen, die in unſerem Leben ſich andeuten: durch die metaphyſiſchen Reiche muſste er geführt werden, die furchtbare Vergeltung Gottes muſste er faſſen und darſtellen, damit er über die Frevel der Welt zur Ruhe kommen konnte; die Gerechtigkeit Gottes, der Zweck der Welt und des Daſeins muſste ihm gezeigt werden; und darum hat er die drei Reiche der Todten durchmeſſen, vom Pfuhl der Verdammnis über die Treppen der Buße bis hinauf zur Fülle des Lichtes und zur Erkenntnis des ewigen Grundes. Er ſelbſt ſagt am Schluſſe der ekſtatiſchen Viſion: „La forma universal die questo nodo credo ch'io vidi". „Ich glaube, ich habe das ganze Geheimnis der Schöpfung geſchaut". Er hat die Harmonie der Welt noch vor ſeinem Tode wiedergefunden und verſtanden.

Als einen Auserwählten und Propheten hat er ſich denn auch immer betrachtet und ſich in aller Beſcheidenheit nebenſ Aeneas und den Apoſtel Paulus geſtellt. Im Paradieſe begrüßen ihn die himmliſchen Heerſcharen mit den Worten:

> O du Glückſeliger, den zu den Thronen
> Des ewigen Triumphs berief die Gnade,
> Da noch die Seele darf im Leibe wohnen!

Die aber, die ihn zu all dem führt, der er all das Herrliche verdankt, iſt Beatrice. Der Geiſt der halbvergeſſenen Jugendgeliebten iſt es, der ſich des in den Irrgängen des Lebens Verirrten annimmt, und ihm den Schatten Vergils ſendet, der ihn durch die ganze Hölle führt und ihm die Seelen in Pein zeigt, der ihn den Läuterungsberg hinaufführt bis ins irdiſche Paradies, wo ihn Beatrice mit vorwurfsvoller Liebe empfängt, und ihn durch die neun Himmel emporgeleitet ins Empyreum, wo ſich, eine ungeheure weiſzleuchtende Roſe, das himmliſche Paradies ausbreitet, wo um die heilige Dreieinigkeit, um Gott ſelbſt, die Seligen ſitzen und die Engel gleich leuchtenden Bienen von Blatt zu Blatt fliegen. Hier ſitzt Beatrice in der innerſten Reihe am dritten Platz: den erſten hat die Jungfrau Maria inne, den zweiten Rahel, den dritten Beatrice, dann erſt kommen die Apoſtel, dann erſt die Kirchenväter und Heiligen, dann erſt der Erzengel Gabriel.

Da drängt ſich mit Recht die Frage auf: wer war dieſe Beatrice? Welche Vermeſſenheit von Dante, ſeiner Geliebten ſolch einen Platz anzuweiſen? Ja im irdiſchen Paradieſe iſt ſie ihm folgendermaßen erſchienen: In der Proceſſion der triumphierenden Kirche erſcheint ein Wagen, von einem Greifen gezogen, deſſen Flügel bis in den Himmel reichen, der die doppelte Natur Chriſti bedeutet, und auf dem Wagen, der die Kirche Chriſti darſtellt, ſteht verſchleiert in königlicher Haltung Beatrice.

Da muſste jedem evident ſein, daſs da mehr gemeint war, als ein bloßes Wiederſehen mit dem am 9. Juni 1290 verſtorbenen Mädchen. Das Mittelalter war ja wie keine andere die Epoche der Allegorien und des Symbolismus. Beatrice auf dem Wagen, der die Kirche darſtellt, muſs den weſentlichen Inhalt der Kirche bedeuten; ſoviel iſt klar; über eine ſchärfere Definition war und iſt man nicht einig. Die einen ſagen: die Theologie, andere: die active Intelligenz, wieder andere: die Offenbarung, die vollbringende Gnade, die Inſpiration, den Glauben und Aehnliches; alles Begriffe, die das Mittelalter ſcharf voneinander abgrenzte. Wir, die wir mit ſolchen Begriffen nicht mehr arbeiten, wie mit feſten, klar umriſſenen, real gegebenen Dingen, die wir keine „Realiſten" im Sinne der mittelalterlichen Philoſophie ſind, uns verſchwimmen die meiſten dieſer Begriffe bis zu einem gewiſſen Grade, oder vielmehr, ſie erſcheinen uns als Worte, in denen vergeblich verſucht wird, verſchiedene Aeußerungen einer ſchwer verſtändlichen pſychologiſchen Thatſache feſtzuhalten; uns genügt es, zu ſagen: Beatrice bedeutet in der „Göttlichen Komödie" das Höchſte, was Dante kennt, den weſentlichen Weſensinhalt der Kirche, wie er ſie ſah, die aus Gnade gewährte höchſte Erleuchtung, die dem Menſchengeſchlechte gegeben werden kann.

Wer aber war das irdiſche Weib, das zu einem ſo hohen Symbol transfiguriert wurde? Wer war ſie, die gefeiert worden iſt, wie nie ein Weib vorher, die ihren Geliebten durch die Himmel führen durfte, die als der den Menſchen gegönnte Strahl des himmliſchen Lichtes ſelbſt dargeſtellt wurde? Es iſt begreiflich, daſs dieſe Frage die Neugier der damaligen wie der ſpäteren Geſchlechter aufs lebhafteſte intereſſiert hat.

Die Antwort kam bald. Meſſer Giovanni Boccacio, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts als erſter Dante-Profeſſor von ſtaatswegen in Florenz commentierende Vorleſungen über die „Göttliche Komödie" hielt, erklärte, er habe von „einer vertrauenswürdigen Perſon" gehört, es ſei niemand anders, als die junge Beatrice, die Tochter des angeſehenen Herrn und [illegible] Folco di Portinari geweſen, die ſpäter den jungen Simone de' [illegible]

Digitized by Google

geheiratet habe und im Jahre 1290, vierundzwanzig Jahre alt, geſtorben ſei. Fünf Jahrhunderte haben dies nachgeredet, fünf Jahrhunderte genoſs die Portinari die Fülle des Ruhms, der ihr nicht zukam. Es iſt das übrigens ziemlich gleichgiltig, wir wiſſen ja auch von der Portinari faſt nichts als den Namen. Einige wenige haben alsbald daran gezweifelt — wie z. B. gleich der Nachfolger Boccacios, der Franciscaner Francesco da Buti — und Beatrice für eine lediglich allegoriſche Geſtalt erklärt; aber ihre Meinung kam nicht auf.

Heute freilich wiſſen wir, daſs alle Angaben Boccacios über Dante mit äußerſter Vorſicht aufzunehmen ſind, daſs Boccacio immer Novellen verfaſste, daſs er ganz unkritiſch und von grenzenloſer Unverläſslichkeit und Schwatzhaftigkeit war. Und die einzige Stelle in einer neu gefundenen Handſchrift, die von Dantes Sohn, Pietro, herrühren ſoll und dasſelbe ſagt, iſt mehr als verdächtig.*)

Es ſcheint zweifellos, daſs dieſe Beatrice überhaupt nicht vermählt war.**) Dante ſagt ausdrücklich, daſs ſie im Hauſe ihres Vaters geboren wurde, lebte und ſtarb, es alſo nicht verlaſſen hat. Man hat ſich auf das 15. Capitel des „Neuen Lebens" berufen und behauptet, daſs nur verheiratete Frauen zu ſolchen Vermählungsfeſten zugelaſſen wurden; indeſſen iſt das nicht nur eine ganz willkürliche Behauptung, für die ein Beweis nie erbracht worden iſt, ſondern gerade dieſe Stelle ſcheint mir das Gegentheil zu ſagen — nämlich daſs Beatrice mindeſtens damals noch unverheiratet war; denn hier iſt offenbar von Brautjungfern die Rede, die damals wie heute und in noch älterer Zeit den Neuvermählten das Geleite gaben.

Vor allem aber kommt hier die innere Unwahrſcheinlichkeit in Betracht. Die Vermählung der Geliebten muſste für einen Mann, der ſo liebte, wie Dante liebte, ein ſo furchtbarer Schlag ſein, daſs irgend eine Andeutung davon in dem Buche ſich finden müſste. Irgend eine Andeutung in der Darſtellung der Beatrice überhaupt, die ihm ja nun als ein ganz verändertes Geſchöpf hätte erſcheinen müſſen; denn er hat ſie ja als kleines Mädchen, nicht etwa erſt als verheiratete Frau kennen gelernt. Und endlich: die Liebe zu einer verheirateten Frau kann eine ſehr hohe und ſchöne ſein, aber je mehr ſie das iſt, umſomehr wird ſie die heftigſten ſittlichen Conflicte hervorrufen, insbeſondere in einem ſo ſtrengen und frommen Herzen, wie das Dantes war, und nicht die ſtille, tiefe, freudige Seligkeit, von der das „Neue Leben" überall erfüllt iſt. Man vergleiche nur, wie düſter und brennend Dante eine ſolche Liebe, die er vermuthlich im Verlaufe ſeines ſpäteren Lebens gleichfalls kennen gelernt, in der Epiſode der Francesca da Rimini zu ſchildern weiß.

Jedenfalls war es alſo nicht die Beatrice Portinari, verehelichte di Bardi. Es ſcheint auch, daſs ſie gar nicht Beatrice geheißen hat. Dort, wo zum erſtenmale von ihr die Rede iſt, heißt ſie „die verklärte Herrin meines Geiſtes, die von vielen, die nicht wuſsten, wie ſie ſie nennen ſollten, Beatrice genannt wurde". Beatrice aber heißt die Beſeligerin. Wer ſie war, das wiſſen wir nicht und werden es wohl nie wiſſen. Das Weib, das am meiſten gefeiert worden, deſſen Name iſt, wie es ſcheint, auf immer verloren gegangen.

Ob ſie Dante wieder geliebt? Es ſcheint aus Andeutungen Dantes hervorzugehen und aus der ganzen Art, wie er von ihr ſpricht. Aber ſchließlich iſt auch das gleichgiltig. Es mochte ein ſchönes florentiniſches Mädchen geweſen ſein, die gar nicht fähig war, einen Mann wie Dante zu verſtehen, die vielleicht nur mit flüchtigem Mitleid und Kopfnicken an ihm vorübergieng, obwohl dies nicht wahrſcheinlich iſt, denn nur die erſten Sonette klagen über ihre Grauſamkeit, alle ſpäteren ſind nur Freude und Bewunderung. Aber, wie geſagt, auch das könnte uns gleichgiltig ſein, auf ihn jedenfalls hat ſie dieſe ungeheure Wirkung ausgeübt, daſs er um ihretwillen

„aus der gemeinen Schar herausgetreten".

Das Bild, das ſie im Dichter ließ, das allein iſt das für uns Weſentliche. Wir kennen ſie ja nur aus dieſem Bilde. Sie iſt in unzähligen Liedern geprieſen, auf unzähligen Bildern gemalt worden, aber wir wiſſen nicht, wer ſie war, noch wie ſie ausſah.

(Schluſs folgt.)

Dr. Karl Federn.

Ghetto-Naturalismus.

In den verlorenen Poſten der deutſchen Literatur gehört jetzt mit die Ghettogeſchichte. Einſt von trefflichen Künſtlern gepflegt, wird ſie jetzt von Laien und Producenten mit großer Zähigkeit gemieden. Sie führt nur noch ein Scheinleben in den Blättern für jüdiſche Intereſſen" und es ſind verſchloſſene Thore, hinter welchen die Romantik des Ghetto ihre Poeſie birgt. [illegible]

eines Colportage-Romanciers ſehen ihn die Einen, und als ob er ein Ausſchnitt eines weiland idealiſtiſchen Romanes wäre, ſo denken ihn ſich diejenigen, die ſich Philoſemiten nennen. Man kennt ihn nur noch aus Schlagworten; mit dieſen glaubt man ein ganzes Volk charakteriſieren zu können, deſſen Weſen differenciert und faſt undefinierbar iſt wie keines in Europa. Für die meiſten iſt der Jude nur der unheimliche Mann mit der krummen Naſe, mit ſchlotternden Gliedern und ſchmutzigem Hemd: ein klägliches Geſchöpf und das Unglück Europas. Sie kennen ihn ja aus den „Fliegenden", aus Antiſemitenverſammlungen und den Gerichtsverhandlungen. In ihrem Leben ſind ſie bloß auf zwei Typen des Juden geſtoßen; mit dem einen, dem reichen Juden, haben ſie in den Zeiten des ſeligſten Liberalismus Champagner getrunken, und dem anderen, dem armen Juden, haben ſie ihre alten Stiefel verkauft.

Von der Tragik des Juden haben ihre Großväter einſt geträumt, als Heinrich Heine aus dem dunklen Ghetto kam und die Nachtigall des ſchlafenden deutſchen Volkes wurde; ſie freuten ſich des Stück Morgenlandes, das unter ihnen, poetiſchen Schimmers voll, lebte. Sie borgten ſeine Farben und ihr Verſtand und Witz würzte ihr Leben; ſie gaben ihnen dafür Licht und Luft und ihren Sonnenſchein ſandten ſie in die dunklen Gaſſen des Ghetto. Die Söhne ſchenkten ihnen ſogar die Gleichberechtigung, und ſie, die ſtets groß waren in ihrem Martyrium, wuſsten manchmal von der Freiheit nicht rechten Gebrauch zu machen, wie Kinder, denen ein herrliches Geſchenk plötzlich zutheil wird. Diejenigen, die in den Städten waren, verſuchten ſich zu aſſimilieren; an ihren Seelen formten ſie, daſs ſie ſich an diejenigen, die ihnen die Freiheit gaben, anſchließen. Sie wurden ein Zwitterding; den Anſchluſs fanden ſie nicht und ihren Brüdern in den dunklen Orten des Oſtens entfremdeten ſie ſich. Sie wurden ſtark nach außen hin; ſie zierten ſich mit einem Schmuck, der ſie nicht kleidete — und ſo wurden ſie die ſtehenden Typen des deutſchen Humors und das Freiwild für brutale Parteien. Sie hatten einſt den alten Adel, den ein langes Martyrium einem Volke gibt; den verloren ſie, als ſie Emporkömmlinge wurden. Ihre Geſchichte hatte nur noch leere Blätter, und aus dem alten Volke wurde eine Clique und von den hiſtoriſchen wurden ſociale Erſcheinungen: denn ſie hatten ihr Ideal, für welches ſie ſo lange gelitten, auf den gemeinen Märkten der Intereſſen begraben.

In den Großſtädten des Weſtens verblich aller Glanz und alle Größe der jüdiſchen Tradition im Wohlleben; bei den Juden, die im dunkelſten Oſten zurückblieben, verkümmerte und erſtarrte ſie im Elend. Die unſagbare wirtſchaftliche Noth und die eigenartige Natur dieſer Länder formte dort in grauenhafter Weiſe hauptſächlich die Juden um. Sie ſchufen ſich, bedrängt und hilflos wie ſie waren, gefährliche Arten des Erwerbes; in der jüdiſchen Volksſeele erſtarb ein erheblicher Theil deſſen, was ſie an ethiſchem Gehalt hatte, und von alten religiöſen und weltlichen Idealen blieb ihnen nur das ſtarre Dogma und der Formalismus. Wohl gibt es noch da ſtille große Märtyrer, in denen der Geiſt des Jehuda ben Halevy und des Maimonides lebt — aber ſie ſind im Ausſterben. Ihr letzter Schein liegt noch über den Juden des Oſtens, deren Leben voll beiſpielloſen Elends nach innen und außen iſt. Von der Verblutung des beſſeren und von der Verderbtheit des ſchlimmſten Theiles muſs der Schleier geriſſen werden, unerſchrocken und unerbittlich. Aus dieſen Nöthen heraus iſt der Neo-Judäismus entſtanden. Es iſt das junge jüdiſche Geſchlecht Galiziens, Rußlands und Rumäniens, ein Geſchlecht von Märtyrern, die ſchwer an den Sünden ihrer Väter tragen, die eine Reform ihres Volkes erſtreben. Es ſind junge Köpfe voller Utopien und von großer Unreife, aber der Schimmer eines großen Ideals umleuchtet ſie.

Aus ſolchen Kämpfen entſtehen Conflicte, entwickeln ſich Seelenzuſtände voll tiefſter Tragik, und ſie verdienten es, daſs ſie ihren Dichter fänden, einen Dichter mit Muth und Liebe und ausgerüſtet mit den Werkzeugen der Sociologie. Denn noch lebt ſie, die Romantik des Ghetto; ſie iſt nur etwas anders geworden, tiefer und blutiger. Und ſie iſt grauenvoll geworden durch die unheimliche Angſt, die der Haſs der Feinde in ihre Seelen getrieben, ſo daſs die alte Sehnſucht nach der Urheimat, die lange vergeſſen zu ſein ſchien, wie eine dunkle Gewalt wieder in ihnen erwachte.

Und noch lebt das Ghetto, obgleich die alten Gaſſen gefallen ſind, denn die alten Ghettomenſchen ſind noch da, und auch in den Großſtädten, nicht nur in der Schiffgaſſe in Wien und in der [illegible]ſtraße Berlins, ſondern auch in jenen Paläſten findet man noch ihre Rudimente.

Sie ſind nur aus der deutſchen Dichtung geſchwunden oder ſie leben darin nur das Scheinleben der Caricatur oder in einer falſchen Verklärung, die Schaden anrichtet. Einſt widmeten ſich ihr Poeten [illegible] Heine, Kompert, Franzos, und Dichter mit der Kraft und Innigkeit eines Sacher-Maſoch. Aber die Juden [illegible]; ſie fühlten, daſs ſie [illegible], und darum wurden ſie verſchloſſen da, wo ſie reden ſollten, und [illegible] überempfindlich, wo ſie nur [illegible] an das Leben ihrer [illegible] und mit einer patheti[illegible] anbauen; ver[illegible] weil ihnen die Gegen-

Digitized by Google

wart nicht behagte, und ſie beſtreuten die dumpfen Gaſſen mit Blumen und die einfachſten Gefühle tauchten ſie in Schiller'ſche Lyrik, an ſeinem freien Geiſte eine Stütze ſuchend mitten in der feindlichen Welt der Fremde. Nicht beſſer ergieng es den andersgläubigen Dichtern des Ghetto: innerlich waren ſie der Welt, die ſie darſtellten, doch etwas fremd; es waren nur die exotiſchen Gefühle, die ſie an den Juden anzogen, das Ungerade und Eckige ihres Wuchſes, die übermächtige Pracht eines zurückgebliebenen alten Volkes und ſeiner einzig daſtehenden religiöſen Cultur. Ihr Familienleben und die tiefſten Gründe ihrer Seele verſtanden ſie nicht; vieles wollten ſie nicht ſehen in der Zeit liberaler Anſchauungen, in welcher ſie lebten, und ſo legten ſie ihre eigenen Gefühle hinein, ihre beſten Weihnachtsgefühle, die ihre Figuren entſtellten und ſie wie übermalt erſcheinen ließen.

Nun iſt bei den Juden ein neues Geſchlecht auferſtanden, viel kritiſcher als die Alten es waren, ſenſitiv geworden durch eine fremde verfeinerte Cultur, ein Geſchlecht mit neuen Gedanken und alten Gefühlen,*) die wie dunkle Schatten über ihrem Leben liegen. Sie haben ein neues Für und ein neues Wider. Sie ſind Revolutionäre gegen ihre Väter, weil ſie die unnütze Laſt der überlebten Tradition auf ihren decadenten überfeinen Seelen nicht tragen können. Sie wollen die Wahrheit haben um jeden Preis; es drängt ſie, Abrechnung zu halten und zu zeigen, daſs ſie unſchuldig ſind an dem, was ſie ſelbſt geworden. Es ſind harte Gläubiger der Alten und ſie wollen für ſich einen blanken Adelsbrief erkämpfen. Darum verwerfen ſie die alten Darſtellungen ihres Lebens mit herben Worten. Sie wollen ſich nicht mehr mit „verzuckerten Lügen und hohlen Phraſen“ abfertigen laſſen; die „ungeſunde Sentimentalität wollen ſie ausjäten“ und „den Boden für eine Pſychologie des Judenthums urbar machen“, zeigen wollen ſie, „daſs ſich das jüdiſche Leben vorzugsweiſe zur rein naturaliſtiſchen Bearbeitung eignet — vielleicht gerade ſeines idealen Inhaltes wegen“.

Dieſe Forderung wird von einem jungen jüdiſchen Künſtler erhoben, der in ſeiner Novelle „Keinen Kadoſch wird man ſagen“**) zu den beſten Hoffnungen ſtimmt. Von einem muthigen Künſtler und einem zartſinnigen Poeten; aber ſein Muth hat noch nicht die letzten Conſequenzen und ſeine Poeſie iſt vorläufig ein kleiner Ausſchnitt. Poritzky ſchildert einen aus der jungen Generation, eine zarte Pflanze, beſtimmt zu frühem Sterben, weil ihr Boden unſäglich verkümmert iſt, die Pflanze eines Gewächshauſes behaftet mit einer überfeinen Senſibilität. Es iſt ein Menſch, der ſich nicht überwinden und nicht groß und fruchtbar werden kann, weil er an der Vergangenheit leidet und an verhaltenen Gefühlen, die ſich in den tiefſten Untergründen der Seele verbohren und ſie krank machen. Er hat die neuen Gedanken und die alten Gefühle, hektiſche Gefühle, über die keine Sonne ſcheint und die nur den Schauer der Thränen kennen. Er hat ſeine Heimat verloren und die Sabbathfeierlichkeit; ſeine Eltern verſtehen ihn nicht, aber er kann von ihnen nicht laſſen; er liebt und kann's nicht ſagen, und langſam erſtarrt er in all dem Froſt, bis der Tod ihn in ſeine Arme nimmt. Er ſtirbt nicht wie die Menſchen decadenter Geſchlechter; in ihm klingt keine Vergangenheitsſehnſucht, ſondern an der Zukunft, die kalt und ungewiſs vor ihm ſteht, krankt ſeine Seele; er kennt das Leben noch nicht, er hat es noch nicht genoſſen und iſt doch ſchon überſättigt. Das iſt alles ſo groß, natürlich und fein geſagt, daſs man rufen möchte: Legt das Ohr an das Herz dieſes Menſchen und ihr werdet Dinge vernehmen, die ihr nie geahnt bei den Menſchen, für die ihr nur Haſs habt! Aber nicht nur dieſe Individualität, in der gleichwohl die ganze Generation der jungen Juden perſonificiert iſt, hat der Poet mit wenigen kargen Worten hervorgezaubert: es iſt eine ganze Galerie von Geſtalten. Da iſt der Typus des jüdiſchen jungen Mädchens mit ſtarken Gefühlen, Mädchen, die nur für die unnatürlichſte Ehe conſerviert werden und die von innerſter Verachtung für die Umgebung erfüllt ſind, Geſchöpfe, die ewig im Schatten ſtehen müſſen mit harten Pflichten und armen Freuden. Wie die junge weibliche Pſyche verkümmert und verwächst unter den Lebensanſchauungen der Väter, Anſchauungen, die ſie tragen muſs wie verſteinerte Gefühle, an denen ſich der Grünſpan der Zeit angeſetzt, das zeigt Poritzky in einer Frauengeſtalt, deren Zeichnung an die Feinheit des Turgenjew gemahnt. Mitten im Ghetto blühen dieſe Blumen, bleich, weil ſie keine Sonne haben, gebeugt, weil ſie ſich nicht auswachſen können, zwiſchen Gaſſen voll Unrath und dumpfer Luft. Und deswegen iſt umſo tiefer und eigenartiger ihr Seelenleben, weil nichts an die Oberfläche gelangen darf, ein ewiges innerliches Fiebern, das nicht ausſchlägt. Und dann die verſchiedenen Typen der Judengaſſe: Der junge Mann wieder, der, brutal und ſinnenbungrig, nach allem greift und die Blumen in den Koth wirft, nachdem er ſie genoſſen: er iſt gleichſam der Ausſatz, der aus gehemmten, unterjochten Lebensgefühlen pervers und ekelhaft geworden; die alten Leute, deren Leben ein unendlicher Kreislauf iſt, arm, mauſchend, mit einem Zug von Wahnſinn, die müden Augen ewig zum Himmel vager Hoffnungen gerichtet und mit ihrem ganzen armſeligen Leben doch auf einem Stück elender Erde, erfüllt von kleinen, niedrigen Schlichen, um ein Stückchen Brod, um ihren Hunger zu ſtillen.

*) [illegible] der „Zeit“.
**) [illegible]

Es iſt das Neue bei Poritzky, daſs er ſeine Menſchen in ihrer eigenen Sprache reden läſst, im polniſch-jüdiſchen Argot, dem Product des jüdiſchen Emigrantenlebens, ſeitdem ſie die Pracht der Bibel eingebüßt im Kampf ums gefährdete Leben, einer Sprache, die ſoviel Natur und Eigenart an ſich hat, uns bald berührend wie der üble Geruch ſchmutziger Wäſche und bald wie die Erinnerung an Thränen; Sätze, geformt von Menſchen, die, verarmt und verkommen, ihren Humor nicht verlieren konnten: Sonnenlicht in der Armenleutſtube.

So erhalten wir in dieſem ſchmächtigen Bändchen etwas wie den ankündenden Schimmer eines kleinen, urſprünglichen Stückchens Kunſt, das wehende Fähnlein eines wiederzuerobernden Landes. Das ganze Land iſt es jedoch noch nicht; noch gibt es viele brache Felder, die zu bebauen wären. Und es wäre dies vielleicht mehr als eine Kunſt-, es könnte eine Culturaufgabe werden. Naturforſcher des Menſchen müſsten dieſe Künſtler ſein; ohne Zaudern müſste der graue Vorhang weggezogen werden von einem Volke, das Europa wichtiger iſt, als es der Partei des blinden Haſſes erſcheinen mag.

Die Unkenntnis des jüdiſchen Lebens mit ſeinen wirren Conſtructionen iſt groß und hat unheilvolle Folgen gehabt; es iſt nur der Schlamm, der nach der Oberfläche getrieben wurde und vor aller Augen liegt; in den Untergründen ſind Schätze geborgen. Die pſychologiſche Forſchung hat beim Juden aus einer ſeltſamen, jedoch leicht erklärlichen Scheu von jeher Halt gemacht. Unbekannt ſind ſeine Volkslieder und Sprüche, unbekannt und nur verfälſcht iſt ſein tiefſtes Gefühlsleben. Es müſste erſt der muthige Taucher kommen, den all der Unrath nicht verdrießen wird. Er wird diejenigen dann ans Licht bringen, die im Verborgenen lebten. Reich an Typen und Individualitäten wie kaum ein Volk ſind die Juden mit ihren unzähligen Claſſen und Berufen; hart und feindlich aneinander leben die verſchiedenſten Lebensanſchauungen, geprägt von einer alten religiöſen Cultur und von beiſpielloſen wirtſchaftlichen Verhältniſſen. Nicht immer ſind es nur Kupfermünzen geworden, denn noch liegt der alte, prachtvolle Wiederſchein über den tiefſten Dingen ihres Lebens. Das jüdiſche Volksthum iſt jener ewige Jude, der, mit all den Gebrechen, aber auch mit aller Weisheit und Würde des Alters, nimmer den Tod wird finden können in der Aſſimilation an andere Völker. Dieſe war lange ein vager Traum, aus dem man nun erwacht iſt. Wer ſo lange Säemann der Cultur ohne Dank geweſen, wie die Juden, der verdient ſchon einen ungeſchmälerten Platz als Individualität im Leben der Nationen. Die Aſſimilation dieſes Volkes war eine der größten hiſtoriſchen Ungerechtigkeiten, die je geſchehen.

Darum begrüße ich von meinem Standpunkte aus den Naturalismus der Ghetto-Geſchichte, weil er mir hier als eine Nothwendigkeit erſcheint. Mögen die Poeten des Ghetto aus der eigenen Mitte oder aus der Fremde kommen, ſie werden fruchtbare reiche Felder finden für gute Saaten; in den trüben Gaſſen der öſtlichen Städte werden ſie ihnen entgegenkommen, die Fauſtnaturen und die Shylocks, die Jungen mit den alten Seelen und neuen Gedanken, arme Gottſucher, die ihre Heimat verloren, und die Alten, die die Goldkrone auf ihrem Haupte noch wähnen im Delirium ihres Todes. Und den alten Geſang werden ſie von dieſen vernehmen, obgleich die Harfe nur noch Saiten aus Strohhalmen hat: Nimmer werde ich dich vergeſſen, o mein Iſrael. . . Dann werden dieſe Forſcher hingehen, uns die Wahrheit zu erzählen, die erſchütternde und rauhe Wahrheit. Und wenn wir erſt die Urſachen der Krankheit kennen werden, dann wird ſie auch die ſchlimmſte Gefahr einbüßen.

Hermann Menkes.

Operncenſur.

Ueber den Charakter der Operncenſur wird man im großen und ganzen dasſelbe Urtheil fällen können wie über den der dramatiſchen Cenſur, nur mit dem Unterſchiede, daſs jene viel harmloſer war als dieſe und nirgends einen ſo entſcheidenden Eingriff in die literariſche Bewegung bedeutete, wie auf dem Gebiete des Dramas. Gemeinſam iſt beiden die Unbegreiflichkeit, die es auch dem erfahrenſten und vorſichtigſten Dramatiker unmöglich macht, ein leitendes Princip herauszufinden, nach welchem die Cenſur verfahren wurde, gemeinſam iſt ihnen das Feſthalten an einzelnen Worten, nicht an der leitenden Idee eines Stückes, was freilich auch die angenehme Folge hat, daſs nichts leichter zu umgehen iſt als ein Gebot der Cenſur, gemeinſam iſt ſchließlich beiden die unwiderſtehliche Komik, die ihren Verfügungen innewohnt, die aber keineswegs immer eine unfreiwillige iſt, ſondern nicht ſelten der Ausdruck einer gewiſſen ſouveränen Verachtung der ernſten Anſprüche des Theaters. Nur wenige ihrer Gebote haben ſich bis heute erhalten, die meiſten ſind außer Gebrauch gekommen und in Vergeſſenheit gerathen, ohne daſs die menſchliche Geſellſchaft dabei Schaden gelitten hätte. Wer denkt heute noch daran, daſs in Mozarts Meiſterwerk die Stelle, wo Don Juan die Geiſtfreiheit proclamiert, von der Cenſur dahin umgeändert wurde, daſs die Gäſte ſtatt „viva la libertà“ rufen muſsten: „viva la [illegible]“. An dieſem Verbot waren übrigens die ungeſchickten Bearbeiter der Oper ſelbſt ein wenig ſchuld, indem ſie einem jetzt noch herrſchenden Gebrauch gemäß, den Chor die Worte tragen ließen, die Mozart nur für Soloſtimmen ſchrieb, wodurch, wie [illegible] mit Recht bemerkte, die ganze [illegible] den Charakter

Digitized by Google

des Aufruhrs erhält. Sie hat ihn nichts deſtoweniger niemals hervorgerufen. Viel eher begreift man die Sorge der Cenſur bei Aubers „Stumme von Portici“, die eine Zeit ſogar in dem Rufe ſtand, die Juli-Revolution zum Ausbruch gebracht zu haben. Wiederholt unterlag der zweite Act der ſtrengen Reviſion unſerer Cenſur, namentlich in den oberitalieniſchen Städten, wo man die Aufführung der ganzen Oper überhaupt nicht gerne ſah, bis man endlich begriff, daſs zum Verderben der politiſchen Unſchuld ganz andere Mächte nöthig ſind als Opernaufführungen. So iſt endlich die „Stumme“ der Bühne in ihrer Originalform wiedergegeben worden, ohne daſs dadurch der innere Friede gelitten hätte. Viel ſchlimmer ergieng es ſchon dem im folgenden Jahre (1829) componierten „Wilhelm Tell“ Roſſinis. Zwar gelangte er anſtandslos zu ſeiner erſten Aufführung in Paris, aber außerhalb Frankreichs wurden ihm die größten Schwierigkeiten bereitet. Man ſollte glauben, daſs dies namentlich in Oeſterreich der Fall ſein muſste, wo man doch am meiſten Grund hatte, für das Sujet empfindlich zu ſein. Indeſſen waren Preußen und Ruſsland viel empfindlicher. In Ruſsland hat die Oper noch heute den Titel „Karl der Kühne“, große Oper in vier Acten „mit Beibehaltung der Muſik zur Oper Tell von Roſſini.“ Aus Geßler machte man Karl den Kühnen und aus Wilhelm Tell einen Helden mit dem wohlklingenden Namen „Rudolf Doppergugel, Anführer dreier Cantone“. Es charakteriſiert die Bosheit, den Unverſtand und die Ueberflüſſigkeit dieſer Cenſur, daſs Doppergugel in der Oper ſelbſt ganz ruhig Tell genannt wird, ſo daſs die ganze Thätigkeit dieſer Staatscorrectur auf eine bloße juriſtiſche Wortklauberei hinausläuft. Noch beſſer machte es Berlin, das den Text einer engliſchen Oper „Hofer, the Tell of Tirol“, von Planché, Muſik von Henry Rowley Biſhop, zu Roſſinis Tell verwendete. Natürlich muſste zu dieſem Zwecke der Text eine Bearbeitung erfahren, die ein Freiherr von Lichtenſtein beſorgt hat. Wilhelm Tell wurde hier zum Andreas Hofer umgewandelt, und die Stelle Geßlers vertrat „der in Tirol commandierende franzöſiſche Marſchall“ — wie es auf dem Theaterzettel hieß. Den Chor bildeten nicht nur öſterreichiſche und franzöſiſche Soldaten, ſondern auch „Die Geſchwiſter Rainer aus dem Zillerthal“, die offenbar die bekannte norddeutſche Sentimentalität hereingebracht hat. Erſt am 6. October 1842 erſcheint an der Berliner Hofoper der eigentliche Wilhelm Tell, während er in Wien ſchon am 25. Juni 1830 als ſolcher aufgeführt wurde. Ja ſelbſt den Franzoſen ſcheint der Text ſchließlich doch in den Kopf geſtiegen zu ſein, denn 1836 finden wir Roſſinis Compoſition dort als „Vallace, ou l'erve scozzese“ nach einer Dichtung von Romani. Das iſt für die Pariſer umſo merkwürdiger, als ſie ſchon 1791 einen Guillaume Tell von Grétry kannten und 1805 ein gleichnamiges Ballett von Piccini und ſomit an den Stoff gewöhnt ſein muſsten. Doch es iſt unmöglich, die Principien und Beweggründe der verſchiedenen europäiſchen Cenſuren pſychologiſch zu analyſieren.

Mit der Blütezeit der italieniſchen Oper fällt auch die claſſiſche Periode der Opernceuſur zuſammen, die namentlich zur Zeit der italieniſchen Revolution um 1848 eine fieberhafte Thätigkeit entwickelte, unter der kein Componiſt ſoviel zu leiden hatte, wie Verdi. Er war ihr ſtändiges Opfer. Allerdings machte hier den Anfang nicht die öſterreichiſche, ſondern die engliſche Cenſur. Gleich Verdis dritte Oper „Nabucco“ fiel ihr zum Opfer. Sie durfte in London wegen „religiöſer Bedenken“ nicht mit ihrem urſprünglichen Titel und Inhalt gegeben werden und hieß in Her Majestys Theatre „Nino“. Bei der gleichzeitigen Aufführung am „Lyceum“ in London hatte ſie den Namen „Anato“. Dieſer Umſtand führt uns darauf, auch Vorfälle der neueſten Zeit aus dem engliſchen Theater zu erwähnen. Dabei iſt es bemerkenswert, daſs man in dem Lande, wo man alles ſchreiben und ſprechen darf, keineswegs alles auf die Bühne bringen darf. In neuerer Zeit ſind dort ſelbſt Ibſens Stücke den Bedenken der Cenſur unterworfen geweſen. Eigenthümlich iſt, daſs während „Fauſt“ als Gounod'ſche Oper das beliebteſte Stück des engliſchen Repertoires iſt und ſtets anſtandslos die Bühne paſſierte, das Goethe'ſche Drama noch vor kurzem der Cenſur unterlag — „aus ſittlichen Gründen“. In der erſten engliſchen Aufführung blieb nichts anderes übrig als eine Scene hinzuzudichten, in der Fauſt und Gretchen kirchlich getraut wurden (!); dann erſt konnte die Goethe'ſche Handlung ihren Fortgang nehmen. Und das geſchah im Lande Shakeſpeares, von dem Eichendorff mit Recht ſagt:

> Wenn du Shakeſpeare kannſt vertragen,
> O du liebe Unſchuld du,
> Wirſt du mich auch noch ertragen
> Und noch Jedermann dazu.

Doch kehren wir zu Verdi zurück. Seine fünfte Oper „I Lombardi“ ſollte ganz verboten werden, weil in derſelben Proceſſionen und heilige Handlungen vorkommen, deren Vorführung auf der Bühne nach der Anſicht des damaligen Erzbiſchofs von Mailand einer Profanierung gleichkäme. Verdi weigerte ſich jedoch irgendeine Aenderung vorzunehmen, und ſo ſtanden ſich die Gebote der Kirche [illegible] und der Stolz des Componiſten [illegible] [illegible]

hergeben, einem ſoviel verſprechenden jungen Künſtler die Flügel zu beſchneiden.“ Er nehme die Verantwortung für die Aufführung der Oper auf ſich und verlange nur, daſs an einer Stelle ſtatt „Ave Maria“ „Salve Maria“ geſungen werde. Mit dieſer Aenderung — erzählt Pougin — gieng die Oper in Scene, ſie hatte ungeheueren Erfolg, und beide Theile gaben ſich zufrieden. Ein Polizeidirector, der die Kunſt vor der Allmacht der Staatsgewalt rettet, iſt jedenfalls eine der intereſſanteſten Erſcheinungen in der Geſchichte der Operncenſur. Man wird ſie beſſer verſtehen, wenn man bedenkt, daſs der Erzbiſchof Gaysruk ein geborener Klagenfurter war, Torreſani und Verdi hingegen Italiener waren. Sapienti sat.

Verdis nächſte Oper, Ernani, unterlag ebenfalls der Cenſur. Die ganze Verſchwörungsſcene ſollte wegbleiben, doch begnügte man ſich in Venedig ſchließlich mit der Abänderung einiger Verſe. In Paris proteſtierte nicht die Cenſur, aber Victor Hugo gegen die Oper, die nur unter dem geänderten Titel „Il Proscritto“ über die Bühne gehen durfte. Gegen Verdis ſiebentes Werk „Giovanna d'Arco“ hatte die Polizei von Palermo Einſpruch erhoben, da man im „Königreich beider Sicilien“, wo die Bourbonen herrſchten, keinen Aufſtand gegen Frankreich auf die Bühne bringen wollte. Man verlegte alſo die Handlung nach dem alten Griechenland, nannte die Heldin „Orietta di Lesbo“, und ließ die Oper in dieſer veränderten Form aufführen. Sechs Jahre darauf finden wir Verdi wieder im Kampfe mit der Cenſur in Venedig. Seine Oper „La Maledizione“, nach Victor Hugos „Le Roi s'amuse“, ſollte verboten werden. Der Textdichter Piave war zu Conceſſionen bereit, aber Verdi lehnte, wie ſeinerzeit bei den Lombardi, jede Vermittlung ab. Wieder rettete ein öſterreichiſcher Polizeicommiſſär — diesmal hieß er Martello — die Situation, indem er die bekannte Verwandlung des Königs in den Herzog von Mantua vorſchlug und dem ganzen den Titel „Rigoletto“ gab, unter dem denn auch die Oper ihren europäiſchen Ruf erlangt hat. Weniger glücklich war die Aenderung von Verdis „Vêspres siciliennes“, der nach ihrer Aufführung in Paris die Cenſur in Venedig, Mailand, Neapel und Florenz Anſtände machte, ſo daſs die Handlung nach Portugal verlegt werden muſste, wo der Aufſtand den Spaniern galt. Das ganze Werk hieß „Giovanna di Gigman“, hatte aber weder in der erſten, noch in der zweiten Form ſonderlichen Erfolg. Am ſchlimmſten ergieng es dem „Ballo in maschera“. Nachdem dasſelbe Sujet als „Guſtav III.“ von Auber die erſte Aufführung bereits erlebt hatte, ereignete ſich in Paris das bekannte Orſini'ſche Bombenattentat auf Napoleon III. Infolge deſſen wollte man in Neapel eine Oper mit einem Königsmord nicht zur Aufführung zulaſſen. Alle Vermittlungsverſuche waren vergeblich, zumal Verdi diesmal auch auf keine Textänderung eingehen wollte. Ganz Neapel nahm Partei für den Componiſten, deſſen Angelegenheit einen förmlichen Aufruhr verurſachte. Verdi lehnte ſchließlich jede Vermittlung ab und reiste nach Rom, wo er es mit der päpſtlichen Cenſur verſuchte, die indes auch nicht ſo leicht zu gewinnen war. Es half nichts, Verdi muſste ſich dazu verſtehen, die Handlung von Schweden nach Amerika zu übertragen und ſtatt des Königs den Gouverneur von Boſton ermorden zu laſſen. Es liegt eine große Beruhigung und ein Beiſpiel hoher Moralität in dem Umſtande, daſs Mitglieder der Regierung zuerſt die Gefahren eines Königsmordes auf der Bühne des böſen Beiſpieles halber mit allen Mitteln beweiſen und dann den Mord eines Mitgliedes der Regierung ohneweiters geſtatten müſſen.

Damit erreichte Verdis Kampf mit der Cenſur ein Ende. Dieſe ſelbſt entfaltete aber in anderen Ländern eine nicht minder erfolgreiche Thätigkeit. Eines ihrer bedeutendſten Opfer waren ſeinerzeit auch Meyerbeers „Hugenotten“. In Prag, Brünn und Caſſel erſchienen ſie unter dem Titel „Die Ghibellinen in Piſa“, in Wien als „Die Welfen und Ghibellinen“. Die Aenderungen waren ſo bedeutend, daſs Meyerbeer ſein Werk gar nicht wiedererkannte und ſich erſt ſpäter dazu entſchloſs, ſeine Erlaubnis zur Wiener Aufführung zu ertheilen. Am energiſcheſten gieng die Berliner Cenſur vor. In Meyerbeers Vaterſtadt gab man die „Hugenotten“ zunächſt einfach gar nicht und zwar auf directen Wunſch Friedrich Wilhelms III., der von der Oper neue Kämpfe zwiſchen Katholiken und Proteſtanten fürchtete. Es war erſt eine Folge des Regierungswechſels in Preußen, daſs Meyerbeers „Hugenotten“ in Berlin möglich wurden (1842).

Die Berliner Cenſur hat ſich auch ſpäter noch einmal unſterblich gemacht durch das Verbot von Hofmanns „Struwelpeter“, das deshalb erfolgte, weil darin der große Nicolaus mit dem Tintenfaſs vorkam und der damalige Czar von Ruſsland auch Nicolaus hieß. Hoffentlich läſst ſie jetzt Heubergers Ballet „Der Struwelpeter“ ohne Cenſur in Scene gehen. In München erbot ſich Charlotte Birch-Pfeiffer, die „Hugenotten“ „entſprechend“ herzurichten. Sie verlegte die Handlung von Paris nach London und nannte die Oper „Die Anglikaner und Puritaner“, unter welchem Titel ſie 1838 aufgeführt wurde.

Wagner hatte unter der Cenſur viel weniger zu leiden. Nur einmal, bei Aufführung des Tannhäuſer, machte man auch ihm Schwierigkeiten. Es durfte von Rom nicht die Rede ſein. Das war [illegible], da die ganze Tendenz des Werkes im hohen Grade [illegible] war. Aber man hielt ſich [illegible] an den Sinn. Auch in Marſchners [illegible] Anſtoß. Auch durfte

Digitized by Google

den Refrain ſeines erſten Liedes „Ora pro nobis" nicht ſingen. Man erinnert ſich in Wien noch, wie der Baſſiſt, Herr Hölzel, der die Worte trotz des Verbotes doch ſang, ſeine Stelle als Hofopernſänger verlor. Alle Verſuche, ſie ihm ſpäter im Gnadenwege wieder zu verſchaffen, waren vergebens. Die Macht der Cenſur blieb unerbittlich. Ernſte Conflicte hat es indes in der Oper mit der Cenſur lange nicht gegeben, beſonders ſeit durch den Aufſchwung der romantiſchen Schule die Handlungen der Oper mehr in das Gebiet der Sage hinüberſpielten. Von kleineren Conflicten und Bedenken hört man wohl ab und zu reden, aber es ſcheint, daſs die wichtigſte Aufgabe der Cenſur ſich vorläufig wenigſtens nicht mehr auf dem Gebiete der Oper abſpielt. Indes dürfte ſich das Verhältnis weſentlich anders geſtalten, wenn auch die Oper wieder einmal ſociale Themen in Angriff nehmen ſollte. Dieſe Möglichkeit, ſowie die bisherige Thätigkeit der Cenſur, ſollte bei den bevorſtehenden Reformen der Theatercenſur in Betracht gezogen werden.

Eines heiteren Conflictes erinnere ich mich noch aus meiner Studentenzeit. Wir führten damals im akademiſchen Geſangverein Engelsbergs dramatiſche Scene „Doctor Heine" auf, in der ein juriſtiſches Rigoroſum in harmloſer Weiſe parodiert wird, indem die prüfenden Profeſſoren, infolge der herrſchenden Julihitze, einer nach dem anderen einſchlafen, und der Chor der anweſenden Studenten ſtatt der ſtets ausbleibenden Antwort des Candidaten luſtige Lieder von Heine ſingt. Unter anderem auch das folgende:

Und haſt du die Lippen mir wund geküſst,
So küſſe ſie wieder heil.
Und wenn du bis Abend nicht fertig biſt,
So hat's auch noch keine Eil'.
Wir haben ja noch die ganze Nacht,
Du Herzallerliebſte mein,
Und in einer ſolchen ganzen Nacht
Kann man viel küſſen und ſelig ſein.

Man erzählte uns damals, daſs dieſe Worte bei der erſten Aufführung der Scene bei der Behörde Bedenken erregten, weil ſie für die offenbar noch ganz unverdorbenen akademiſchen Jünglinge zu verfänglich ſeien. Die Cenſur änderte deshalb das Gedicht folgendermaßen um:

Und haſt du die Lippen mir matt geküſst,
So küſſe ſie wieder friſch.
Und wenn du bis Mittag nicht fertig biſt,
So bleibe bei uns zu Tiſch.
Wir haben ja noch den Nachmittag
Du Herzallerliebſte mein,
Und in einem ſolchen Nachmittag
Kann man viel küſſen und ſelig ſein.

Da es ſich um die Cenſur von anno dazumal handelt, darf ich mir die Bemerkung erlauben, daſs ich ihr einen ſo guten Witz gar nicht zugetraut hätte. Ich muſs mich alſo an meinen Gewährsmann halten, der die Thatſächlichkeit des Vorfalles bis heute aufrecht hält, und verabſchiede mich mit dem Wunſche nach einer baldigen, zufriedenſtellenden geſetzlichen Regelung der für uns ſo wichtigen Cenſurfrage.

Richard Wallaſchek.

Erleben.

Ich habe das Glück, daſs oft Mädchen zu mir kommen und mir die Ehre erweiſen, mich zum Vertrauten ihrer Wünſche, Hoffnungen und heimlichen Sorgen zu nehmen; ſie klagen mir vor und ich ſoll ihnen rathen. Dies freut mich ſehr. Es iſt ja nicht ſehr heiter, tagaus tagein in einer Redaction zu ſitzen, während draußen die Sonne ſcheint. Zum Troſte ſtellt man ſich wohl ein paar Blumen auf den Tiſch, aber lieber iſt es, ſolche lebendige Roſen ſehen zu dürfen. Zuweilen kränkt es mich freilich ein wenig, daſs ſie mich ſchon ſo wie einen guten Onkel behandeln, dem man alles ſagen darf: früher bin ich mehr Couſin geweſen. Doch iſt es herzig anzuſchauen, wie die lieben Weſen erſt verlegen ſind, aber bald zutraulich werden, und nun kann man die merkwürdigſten Dinge erfahren. Die Geſchichte fängt immer mit einer Novelle an und ſogar meiſtens mit mehreren, behutſam in eine Rolle mit den zierlichſten Schleifen gebunden. Zunächſt möchten ſie wiſſen, ob ſie Talent haben. Nun, in den meiſten Fällen kann ich galant ſein. Man glaubt gar nicht, wie begabt unſere jungen Damen jetzt ſind. Ich kenne drei oder vier, die gewiſs bald einen Namen haben werden. Aber auch die anderen wiſſen doch alle, einen feinen Gedanken oder ein anmuthiges Gefühl angenehm zu äußern. „Hübſch" ſind ihre Sachen immer. Das darf ich faſt einer jeden ſagen. Natürlich iſt ihnen das nicht genug. „Blos hübſch?" Ich beruhige: „Aber das iſt ja ſchon ſehr viel! Hübſch — das will ſagen: gut geſehen, recht empfunden und mit Tact, Geſchmack und einer heiteren Grazie dargeſtellt, um die Sie mancher beneiden könnte, der vom Metier iſt. Alſo, was wollen Sie denn noch mehr?" Aber ſie wollen alle mehr. Sie fühlen alle, daſs ſie mehr können; nur leider —! Und nun iſt der große Moment da, wo ſie zu beichten anfangen. „Man erlebt eben nichts!" Das iſt ihr großer Schmerz. Was nützt alles Talent, was nützt der beſte Fleiß, wenn man nichts „erlebt"? Daſs das doch die Eltern nicht einſehen wollen! Beſonders die Mütter ſind ſchrecklich! Immer die Ruhe und das Stricken! Ja, wie ſoll man da etwas „erleben"? Und das „Erleben" iſt doch die Hauptſache. Ohne „Erleben" kein „Dichten"! Der Goethe hat halt was erlebt — weil er eine geſcheitere Mama gehabt hat. Aber bei den Marillenknödeln wird man kein Dichter! Dies iſt der Refrain, den ich von allen höre. Allen ſoll ich „erleben" helfen. Das iſt doch ein biſschen viel verlangt von einem armen Redacteur.

Erleben! Auch unſere Jünglinge höre ich klagen, daſs ſie nichts erleben. Sie fühlen Kraft und edle Gaben in ſich, aber es iſt ihnen nicht beſchieden, etwas zu erleben. Was kann man da thun? Sie ſind nicht ſchuld; an ihrem Schickſale liegt es. So reden ſie ſich aus. Ich habe oft darüber nachgedacht und vermuthe jetzt, daſs ſie Unrecht haben. Das Schickſal kann nichts dafür; das Erleben iſt kein Geſchenk vom Schickſal. Nein, es gehört uns ſelbſt, niemandem kann es gegeben werden, der es nicht ſelbſt in ſich hat. Es muſs mit uns geboren ſein; in dem, was man unſeren „Charakter" nennt, liegt es, ob wir erleben oder nicht. Man muſs die Gabe dazu haben, wie man Gehör haben muſs, ſonſt iſt alle Muſik umſonſt. Manche reiſen um die Erde und kommen ſo arm zurück, wie ſie ausgezogen ſind. Andere gehen über eine Wieſe und brechen faſt unter der Laſt von inneren Abenteuern. Was heißt denn „Erleben"? Einer Sache begegnen, die uns mit einem Schlage das ganze Wunder unſerer Exiſtenz ſpüren läſst. Es kann ein linder Hauch des Abends ſein, der uns das thut, oder der ſtille Blick eines traurigen Hundes oder ein Ton, der aus der fernen Kirche klingt. Aber es mag die ganze Herrlichkeit der Erde um uns brauſen: wenn wir taub geboren ſind, werden wir nichts vernehmen. Es iſt mit dem „Erleben" wie mit dem Gruſeln: wers nicht ſchon hat, wirds niemals lernen. „Das Räthſelhafte des Daſeins", hat Schopenhauer geſagt, „ergreift wenige mit ſeinem ganzen Ernſt". Aber nur dieſe können erleben. Das ſollten die Jünglinge und die Mädchen bedenken.

Sie ſtellen ſich auch das Verhältnis des „Erlebens" zum „Dichten" auf eine falſche Weiſe vor. Sie glauben, daſs ſie jedes Abenteuer gleich literariſch einfangen ſollen. Mit naſſer Feder ſtehen ſie da und lauern, um alles ſofort zu notieren, pris sur le vif, wie es die Franzoſen nennen. Das iſt ein ſchrecklich dummes Wort. Zu glauben, daſs man bloß dem Leben ein Stück zu entreißen braucht und dies wäre nun deswegen Kunſt, das hat uns um die Kunſt und um das Leben gebracht. Wir erleben nicht mehr, weil immer der Verſtand im Hinterhalt liegt: wie ſoll da das Unbegreifliche in unſere Seele einziehen? Wir ſind keine Künſtler, weil wir den Schmutz des Lebens an den Händen haben: wie dürften wir damit die Schönheit berühren? Meine Jünglinge und Mädchen glauben, vom Leben die Kunſt zu hören. O, wie werdet ihr da vergeblich lauſchen! Das Leben iſt ſtumm, wenn ihr nicht ſelbſt die große Stimme in euch habt. Aber wenn ihr ſie habt, was braucht ihr dann erſt das Leben?

So ſpreche ich oft zu den Mädchen. Es ſcheint ihnen nicht die rechte Antwort zu ſein und ich fürchte: ſie verſtehen mich gar nicht. Da bemühe ich mich denn, es ihnen banaler zu ſagen; freilich verliert es dabei von ſeinem Ernſt. Ich ſage ihnen: „Glauben Sie ja nicht, wenn Sie heute etwas recht Romantiſches erleben würden, daſs Sie davon für Ihre Literatur etwas hätten! Erſtens werden Sie nie „erleben", wenn Sie immer ſchon das Papier bereit halten, um es aufzuſchreiben; das Leben iſt eine keuſche Suſanne, die lüſterne Blicke nicht mag. Zweitens kann „Erlebtes" gar nicht gleich zu Literatur werden, ſondern es ſoll Sie nur ſich ſelbſt fühlen laſſen und Ihnen offenbaren, was in Ihnen an Zorn oder Heiterkeit iſt; hat es dieſe aufgeweckt, dann ſind ſie es, Ihr angeborener Zorn und Ihre angeborene Heiterkeit, die „ſchaffen"; das Erleben hat nicht den Sinn, Ihnen fertige Geſchöpfe zu geben, ſondern nur das Schaffende in ihnen aufzuwecken. Das „Erlebte" geht in Ihr Blut, in Ihre Nerven ein, aber dieſes Blut iſt es und dieſe Nerven ſind es, die Ihnen die ſchaffende Kraft gewähren, nicht das Leben. Darum iſt es ſchließlich ganz gleich, was Sie erleben, und zur Noth thun es die Marillenknödel auch, mein Fräulein, auf die Sie ſo böſe ſind." So rede ich ihnen zu und ich muſs ſagen, es iſt wunderbar, wie geduldig ſie mich anhören. Aber wenn ſie fortgehen, merke ich doch, daſs ſie ein wenig enttäuſcht ſind; ſie haben mehr erwartet. Sie haben ſich mich ganz anders vorgeſtellt, „intereſſanter". Das hat man am Ende noch davon.

Ich möchte nur wünſchen, es wäre einmal eine Mama im Kaſten verſteckt, wenn mich das Fräulein Tochter katechiſiert. Sie müſste ihre Freude an mir haben; ſie würde ſagen: das iſt nicht bloß ein Onkel, das iſt ſchon eine Tante! So weit kommt man, wenn man tagaus tagein in einer Redaction ſitzen muſs, während draußen die Sonne ſcheint.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Im „Fremdenblatt" lieſt man alſo, daſs von einer Demiſſion des Grafen Badeni keine Rede iſt. Ganz natürlich! Als Graf Badeni die Regierung antrat, hatte er keine Idee, wie Öſterreich zu regieren ſei. Er hat auch heute keine Idee. Alſo iſt durchaus keine Veränderung eingetreten, welche einen Regierungswechſel zur Folge haben ſollte.

*

Die Regierung — ſagt das „Fremdenblatt" — wird auch fernerhin „auf dem ihr geeignet ſcheinenden Wege die Angelegen-

Digitized by Google

der nationalen Gegenſätze anſtreben. Darnach iſt anzunehmen, daſs die Regierung den mit den berittenen czechiſchen Poliziſten in Eger betretenen Weg auch weiter verfolgen wird. Und in der That, wenn die Regierung ſich entſchließen ſollte, einem jeden Deutſchen in Böhmen einen berittenen czechiſchen Poliziſten und — falls auch die Czechen wieder renitent werden — einem jeden Czechen einen berittenen deutſchen Poliziſten an die Seite zu geben, iſt es ſicher, daſs binnen kürzeſter Friſt weder Deutſche noch Czechen mehr mucken und ihre beiderſeitigen Schickſale als vollſtändig „ausgeglichen“ anſehen werden.

•

Wie boshaft doch die Herren Schlachzizen untereinander ſind! Da ſchreibt z. B. Graf Dziedusʒycki in ſeiner Broſchüre dieſen Satz nieder:

„Leider iſt es aber eben der Unbefangene, d. h. der den beiden Ländern (Böhmen und Mähren) Fremde, welcher weder berufen noch befähigt iſt, über den Gegenſtand des (deutſch-böhmiſchen) Streites ein Urtheil zu fällen, da ihm ſowohl die Empfindung des Landeskindes als auch die nähere Kenntnis der Verhältniſſe abgeht.“

Unter dem „leider den beiden Ländern Fremden“, der zu einem Urtheil „weder berufen noch befähigt iſt, weil ihm die „nähere Kenntnis der Verhältniſſe abgeht“, iſt ohne Zweifel Graf Badeni gemeint. Die vom Grafen Dziedusʒycki gegebene Charakteriſtik iſt ſprechend ähnlich. Nur in einem weſentlichen Punkte iſt ſie irrthümlich: Graf Dziedusʒycki ſchreibt: weder berufen noch befähigt; Graf Badeni, „der Unbefangene“, iſt wohl nicht befähigt, aber er iſt berufen, die böhmiſche Frage zu löſen. Das iſt ja gerade das Unglück.

•

Ein confuſes Excerpt aus dem in Nr. 144 der „Zeit“ erſchienenen Artikel gegen die „Rechtsgiltigkeit der Sprachenverordnungen“ von Dr. Tezner leitet die Prager „Politik“ mit der noch confuſeren Bemerkung ein, daſs die „Zeit“ überhaupt „in den letzten Monaten in politicis ganz im deutſchliberalen Fahrwaſſer ſchwimmt.“ Die altczechiſch feudale „Politik“ ſcheint ſich ſo ſehr an den Krebsgang der Ideen gewöhnt zu haben, daſs ſie bereits Vordermann und Hintermann miteinander verwechſelt. Nicht wir ſchwimmen im deutſchliberalen Fahrwaſſer, eher — wenn das Bild überhaupt hier zutreffen würde — umgekehrt. Allerdings iſt uns ſeit einigen Monaten der Kampf gegen die geſetzwidrigen Sprachenverordnungen und die Obſtructionstaktik mit der deutſchliberalen, jetzt deutſchfortſchrittlichen Partei gemein. Aber wir haben dieſe Ideen nicht von ihr entlehnt, ſondern ſchon vor ihr vertreten. Die Geſetzwidrigkeit von Sprachenverordnungen z. B. wurde ſchon zu einer Zeit in unſerem Blatte behauptet, als die Deutſchliberalen um der ihnen günſtigen Schönborn'ſchen Sprachenverordnungen willen deren Geſetzwidrigkeit noch leugneten. Und welcher Juriſt, glaubt die „Politik“, hat damals die Geſetzwidrigkeit von Sprachenverordnungen in unſerem Blatte begründet? Niemand anderer als unſer damaliger Mitarbeiter, der jungczechiſche Abgeordnete Herr Dr. Pacák, der damals (Nr. 81 „der Zeit“ vom 9. Mai 1896) ſchrieb, was wir auch heute noch vertreten: „daſs die Sprachenverhältniſſe nur im Geſetzgebungswege geordnet werden können, und daſs die Executive hiezu nicht competent iſt, daſs alle Sprachenverordnungen ungiltig ſind und jeder geſetzlichen Grundlage entbehren und daſs die Regelung dieſer Frage einzig und allein im Geſetzgebungswege möglich iſt.“ Das hat, juſt der Mann geſchrieben, den die Ironie des Schickſals wenige Monate nachher zum geiſtigen Vater und Hauptverfechter der jetzt in Discuſſion ſtehenden Badeni'ſchen Sprachenverordnungen gemacht hat. Aehnlich verhielt ſich's mit der Obſtruction. Wir haben ſchon vor zwei Jahren (ſiehe die politiſchen Leitartikel in Nr. 34, 36, 37 der „Zeit“ vom 25. Mai 1895 u. f.) die Obſtruction als wirkſamſtes parlamentariſches Kampfmittel empfohlen. Damals haben ſie die Jungczechen verwirklicht, und wir haben deswegen den Jungczechen Beifall gezollt. Neuerdings haben wir beim Zuſammentritte des neuen Hauſes (vgl. den Leitartikel „Die gefährliche und die ungefährliche Oppoſition“ in Nr. 130 der „Zeit“ vom 27. März 1897) die Obſtruction befürwortet. Diesmal haben ſie die Deutſchfortſchrittlichen ausgeführt, und deswegen haben wir diesmal ihnen unſere Anerkennung gewidmet. So wenig wir damals im jungczechiſchen, ſo wenig ſchwimmen wir heute im deutſchliberalen Fahrwaſſer. Wir verfolgen vielmehr ſelbſtändig unſeren eigenen Curs. Wir ſind uns gleichgeblieben. Daſs unſere Genoſſen auf dieſem Weg gewechſelt haben, daſs es vor zwei Jahren die Jungczechen, jetzt die Deutſchfortſchrittler ſind, iſt nicht unſere Schuld ſondern die der beiden genannten Parteien, die in der Zwiſchenzeit ihre Anſichten ſo gründlich geändert haben — nebenbei, wie wir meinen, die neu gewonnenen jungczechiſchen Freunde der „Politik“ in pejus, die Deutſchfortſchrittlichen in melius.

•

Am Mittwoch früh hätte ich beinahe einen großen Unſinn begangen. Da las ich nämlich in dem officiöſen Leibblatte des Grafen Badeni und des Herrn v. Bilinski, der „Reichswehr“, einen drei Spalten langen Artikel über den Krach der Budapeſter „Fortuna Goldminen-Actiengeſellſchaft“, in welchem klipp und klar nachgewieſen wird, daſs „mit verſchwindenden Ausnahmen“ die geſammte [illegible] und [illegible] [illegible] bei dieſer Gründung [illegible], und als die einzige „verſchwindende Ausnahme“ in dem [illegible] „Fortuna“- [illegible] „[illegible]“ genannt wird, [illegible] von allem Anfang an „das [illegible]“ der „Reichswehr“ [illegible] „ernſthaft [illegible]“ [illegible]

[illegible]

eſſanteſte war, nämlich den von mir ſelbſt vor kurzem an dieſer Stelle nachgewieſenen Erpreſſungsverſuch per 10.000 fl., den der Adminiſtrator derſelben „Reichswehr“, Herr Adolf Mayers, freilich ohne Erfolg, am 1. December 1896 an der „Fortuna“ verübt hat. Dieſes „nette Detail“, an das ich mich eben noch rechtzeitig erinnerte, kühlte mich ein biſschen ab. Ich beſchloſs nun, den Huldigungsbeſuch bei der „Reichswehr“ zunächſt zu unterlaſſen, und ſah mir den Artikel der „Reichswehr“ noch einmal genauer an. Aber da ſteht es ganz deutlich zu leſen, wie die „Fortuna“ am 19. November 1896 gegründet wurde, wie dann die erſten Nachrichten darüber ins Publicum drangen, wie vier Wochen nach der Gründung, alſo etwa Mitte December, der Proſpect der „Fortuna“ erſchien, daſs die Sache „plump angelegt“ war, daſs die „Reichswehr“ damals eine „ernſthafte Warnung“ an das Publicum richtete, aus der ſodann die folgenden Sätze citiert werden:

„Und nun müſſen wir es ſehen, daſs große Wiener Journale, die es lieben, von der unnahbaren Höhe ihrer Weisheit und Tugend herab den Bannſtrahl gegen irrende Sterbliche zu ſchleudern, die Reclametrommel rühren für Minen, von denen niemand beſtimmt weiß, ob ſie überhaupt exiſtieren, ob, wenn ſie beſtehen, die Möglichkeit gegeben iſt, ſie auszubeuten und ob, im Falle man dieſe Möglichkeit als gegeben erachtet, auch Gold vorhanden iſt, das die Ausbeutung lohnen würde.“

Alſo: Die „Reichswehr“ hatte das große Publicum, das ihr Blatt lieſt, rechtzeitig vor der „Fortuna“ gewarnt! Dann hätte ich ihr ja doch Unrecht gethan. Dieſer neuerliche Zweifel bewog mich zwar nicht mehr, den Weg in die Redaction der „Reichswehr“ einzuſchlagen, wohl aber in den mir weit ſympathiſcheren kleinen Leſeſaal der k. k. Univerſitätsbibliothek, woſelbſt ich bekanntlich das Hauptquartier meines „Spitzeldienſtes“ aufgeſchlagen habe. Dort ließ ich mir die alten Bände der „Reichswehr“ geben und habe auch glücklich nach langem Suchen den alten Artikel entdeckt, auf den ſich jetzt die „Reichswehr“, zu den höheren Zwecken ihrer eigenen Ehrenrettung, ſtolz als „Fortuna“-Warnungsartikel beruft. Ich habe dabei aber auch einiges Andere entdeckt: nämlich erſtens, daſs ſich jener Artikel mit ſammt der „ernſthaften Warnung“ gar nicht auf die Budapeſter „Fortuna“ bezieht, ſondern auf eine weſtauſtraliſche Goldminengeſellſchaft, genannt „The Golden King Gold Mines“ in Bulla Bulling (Weſtauſtralien), deren Actien vor der „Fortuna“ (am 24. November 1896) via England in den öſterreichiſchen Handel gebracht wurden, von deren Minen in der That, wie es in jenem Artikel heißt, „Niemand beſtimmt weiß, ob ſie überhaupt exiſtieren“, während die der „Fortuna“ ja doch allen Fachleuten ſeit Langem bekannt waren; zweitens daſs jener Artikel, den die „Reichswehr“ jetzt auf die „Fortuna“ überſchmuggeln will, bereits am 29. November 1896 in der „Reichswehr“ erſchien, zu einer Zeit wo noch kein Wiener Journal die „Reclametrommel für die ‚Fortuna‘ gerührt“ hatte, ſich alſo a priori auf die „Fortuna“ gar nicht hätte beziehen können; daſs drittens die „Reichswehr“ bei ihrer nunmehrigen Erinnerung ihres alten Artikels einen verrätheriſchen Satz, der dort ſteht, abſichtlich unterſchlagen hat, nämlich den Satz:

„Die Actien dieſer Minen ſollen allerdings nur 3 Gulden koſten, ſind aber auch nicht mehr wert“,

welcher Satz, wenn wieder abgedruckt, jedem Kundigen ſofort die von der „Reichswehr“ an ihrem eigenen alten Artikel vorgenommene Fälſchung klargelegt hätte, da wohl die Actien der „Golden King Gold Mines“ nur 3 fl. koſten, die der „Fortuna“ aber 12½ fl.; ich habe viertens entdeckt, daſs die „Reichswehr“ bis zu der von mir herbeigezwungenen Polemik über die „Fortuna“ überhaupt kein Wort geſchrieben hat, offenbar weil ſie — wie bereits erklärt — durch den mißglückten Erpreſſungsverſuch des Herrn Mayers am 1. December 1896 von Anfang an in dieſer Sache den Mund ſelbſt verſtopft hatte. Nach dieſen Entdeckungen verſtehe ich erſt recht, warum die „Reichswehr“, bei Erörterung ihrer eigenen Wohlanſtändigkeit von „verſchwindenden Ausnahmen“ ſpricht, weil die „Ausnahme“, welche die „Reichswehr“ von der Wiener Preſsverderbnis machen ſoll, wirklich nur eine „verſchwindende“ iſt, inſoferne nämlich als ſie einem bei näherer Prüfung unter der Hand verſchwindet. Der Proſpect der „Fortuna“ mag, wie die „Reichswehr“ bemerkt, ſehr plump angelegt geweſen ſein, der Selbſt-Ehrenrettungsartikel der „Reichswehr“ iſt entſchieden noch plumper.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Die Wiener Tramwayfrage iſt in ein neues Stadium getreten. Der ſyndicierte Theil der Tramwayactien, etwa die Hälfte der exiſtierenden Stücke, hat den Beſitzer gewechſelt, oder es iſt zum mindeſten eine Verſchiebung im Beſitze eingetreten. Denn die Theilhaber an dem neuen Syndicat waren theilweiſe in dem alten vertreten, und es iſt daher nur eine Veränderung in den Antheilen der einzelnen Syndicatsmitglieder eingetreten unter Ausſcheidung einzelner bisheriger Conſorten. Wie verhält ſich nun dieſer Beſitzwechſel oder dieſe Beſitzverſchiebung zu den zahlreichen Erklärungen des Bürgermeiſters der Stadt Wien, welche zuletzt in den Kraftworten von den „abzuſchüttelnden Hunden“ ihren draſtiſchen Ausdruck fanden. Allgemein nimmt man an, daſs das neue Syndicat vor Abſchluſs des Vertrages mit der Communalverwaltung wegen der Bedingungen bezüglich der Einführung des elektriſchen Betriebs in Fühlung getreten iſt und daſs, wenn auch keinerlei bindende Abmachungen getroffen worden ſein mögen, man ſich doch über die Grundzüge der [illegible] klar geworden ſein muſs. Es iſt ja auch möglich, daſs ſich die neuen Tramwayunternehmer über ihre Chancen täuſchen; wahrſcheinlich iſt es nicht. Aus verſchiedenen Gründen. Zunächſt weil die [illegible] Syndicat einzig [illegible] Elektricitäts-Geſellſchaft Siemens & Halske, welche [illegible] in Unterhandlungen mit der Commune ſteht, und [illegible] um die Conceſſion [illegible] Communalverwaltung nachfragt, ſich [illegible]; ſodann weil dieſe Firma allgemein [illegible] elektriſchen Linien in Wien gilt, [illegible] die Wiener Tramway [illegible]. Es iſt ſchon ſeit einiger Zeit [illegible] durch den Bau dieſer Linien zu [illegible] werden, weil ſie [illegible] und daſs ſie [illegible] den Localitätslund.

Digitized by Google

gebungen für das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Kaiſers zuzuzählen ſind. Der Beſitzwechſel in Tramwayactien hat ſich zu einem für die bisherigen Großactionäre günſtigen Courſe vollzogen, und die neuen Intereſſenten ſehen daher noch günſtigeren Bedingungen für den elektriſchen Betrieb entgegen. Wenn dieſe Erwartung auf Irrthum beruht, ſo wird Wien noch geraume Zeit ohne elektriſches Straßenbahnnetz ſich behelfen müſſen, und der Erfolg der Transaction wird vorläufig nur der ſein, daſs die ausgeſchiedenen Großactionäre, gegen die ſich ja der ſpecielle Haſs des Doctor Lueger gerichtet hat, ihre Actien zu einem günſtigen Cours losgeworden ſind. Trifft die Erwartung der neuen Intereſſenten ein, dann hat Doctor Lueger erſt recht nicht gehalten, was er ohne Noth ſo oft energiſch verſprochen hat. Ob nun der elektriſche Betrieb gerade gegen die perhorreſcierte Rente von fl. 19·— per Actie oder durch eine compliciertere, aber Aehnliches bedeutende Combination zuſtandekommt, jedenfalls wird die Tramway ihr Geſchäft gemacht und als Siegerin aus dem Kampfe hervorgegangen ſein. An der Niederlage des Bürgermeiſters mag ja die Unmöglichkeit, über die von der früheren Gemeindeverwaltung abgeſchloſſenen Verträge hinauszukommen, ſchuld ſein. Darüber hätte Herr Dr. Lueger ſich aber früher klar werden müſſen, bevor er in energiſcher und feierlicher Weiſe den Kampf gegen die Tramway als erſten Programmpunkt aufgeſtellt hat.

•

Der Krach der „Fortuna“-Goldminengeſellſchaft“ war von uns von Anfang an vorausgeſehen und die Geſellſchaft daher vom Moment ihrer Gründung an als unlautere Unternehmung bekämpft worden. Heute, da der Krach eingetreten iſt, erübrigt nur noch ein Wort über die Betheiligung der Wiener und Budapeſter Preſſe zu ſagen. So wie wir, wuſste jeder finanzielle Leiter eines Blattes, der den Proſpect der Geſellſchaft las, daſs er es mit einer frechen Speculation auf die Unkenntnis des Publicums zu thun hatte, noch mehr, daſs dieſe nur durch die Mithilfe der Preſſe gelingen konnte, ohne dieſe dem Miſserfolg verfallen war. Was that unſere Tagespreſſe demgegenüber? Mit Ausnahme von zwei oder drei antiſemitiſchen Tagesblättern — und man weiß, daſs deren Handlungsweiſe von politiſchen Rückſichten beſtimmt war — haben ſie ausnahmslos, die ſogenannten „Weltblätter“ inbegriffen, nicht nur im Inſeratentheil eine ſeitenlange Subſcriptionseinladung veröffentlicht, ſondern auch im redactionellen Theil empfehlende Notizen gebracht. Der beſondere Fall der „Reichswehr“ iſt ſchon oben ausreichend erörtert. Wenn der verſuchte Raubzug der „Fortuna“ nicht den gewünſchten Erfolg gehabt hat, ſo iſt es wohl auch dem Umſtand zu verdanken, daſs unſer Blatt und zwei antiſemitiſche Blätter Kritik an dem Unternehmen übten, dieſe übrigens nur, um gegen die „Oſtdeutſche Rundſchau“ Stellung nehmen zu können. Soweit aber der Raubzug gelungen iſt, und es gibt immer noch genug arme Teufel, welche heute den Verluſt ihrer Subſcriptionsgelder beklagen, iſt die Corruption der Budapeſter und Wiener Preſſe mit daran ſchuld.

•

Vor Kurzem war an anderer Stelle dieſes Blattes die Broſchüre eines Miniſterialbeamten abfällig beſprochen, in welcher der Verfaſſer für die Einführung einer Transportſteuer in Oeſterreich plaidierte und auf die günſtigen Erfahrungen, welche man mit dieſer Abgabe im Auslande, ſo auch in Ungarn, gemacht hat. Das Buch war herzlich unbedeutend, das Plaidoyer für dieſe neue Steuer völlig mißlungen. In unſerer Tagespreſſe, welche mit dem betreffenden Beamten wohl der amtlichen Informationen halber auf gutem Fuß zu ſtehen wünſcht, wurde dieſe Broſchüre in mehr oder minder ſchwungvoller Weiſe beſprochen und gelobt. Das wäre an ſich nichts, das zu irgend einer Bemerkung Anlaſs geben konnte. Aber der Zufall wollte es, daſs die Ungarn gerade jetzt daran gehen, die Transportſteuer, welche ſich als unpraktiſch erwieſen hat, theilweiſe aufzuheben und dieſelben Blätter, welche vor einigen Monaten im Zuſammenhang mit der erwähnten Broſchüre dieſer Steuer das Wort geredet hatten, laſſen ſich heute mit der gleichen Seelenruhe über die ungünſtigen Reſultate derſelben aus.

ꝛc.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre des Escholier, „L'enfant malade“ von Romain Coolus. Iſchl. Stadttheater, „Aſchermittwoch“ von Fiſcher und Jarno.

Bücher.

Zur Urgeſchichte der Ehe: Totemismus, Gruppenehe, Mutterrecht. Von Dr. J. Kohler. Stuttgart. Ferdinand Enke, 1897.

Die Quelle, von der Kohlers Werk zunächſt und hauptſächlich ausgeht, ſind die bekannten Morgan'ſchen Tafeln, deren wiſſenſchaftlicher Wert in neuerer Zeit vielfach angefochten oder wenigſtens geringer geſchätzt wurde. Kohler aber ſagt: „Wer ohne Kenntnis der Morgan'ſchen Tafeln über die Verwandtenfolge discutiert, gleicht dem, der über das römiſche Recht und ſeine Bedeutung ſpricht, ohne das Corpus juris civilis genau erforſcht zu haben“ (2). Damit iſt ein großer Irrthum gekennzeichnet, der leider die ganze Methode Kohlers charakteriſiert. Denn das Corpus juris enthält geltendes Recht, Morgans ‚Consanguinity and affinity‘ aber mehr oder weniger zuverläſſige Berichte und daraus gezogene Schluſsfolgerungen eines Privatmannes, iſt alſo juriſtiſch betrachtet etwas ganz anderes als das Corpus juris. Einem Juriſten hätte eine derartige unzutreffende Analogie am allerwenigſten unterlaufen ſollen. Er wäre dann vor dem Scholaſticismus des Eherechts bewahrt geblieben, in den er ſich im Laufe der Darſtellung verirrt hat, und deſſen verzwickte Combinationen und ſpeculative Zuſammenſtellungen zwar ein perſönliches dialektiſches Vergnügen, aber keine thatſächliche Bereicherung der Wiſſenſchaft, keine inductive Forſchung bedeuten. Kohler erblickt in dem Totemismus und der Gruppenehe einen innigen Zuſammenhang und darin auch die urſprünglichſte Form der Ehe. Er findet ſie bei den Rothhäuten, Drawida, Auſtraliern, die nach Kohler zugleich die primitivſten Völker ſind. Er kennzeichnet überdies den Totemismus als ein nahezu bei allen Zweigen der Menſchheit vorkommendes, wenn auch verlaſſenes Inſtitut und ſchließt daraus auch bei dem letzteren auf das urſprüngliche Vorhandenſein der Gruppenehe. Dieſen Hypotheſen gegenüber iſt zu erwidern, daſs Totemglaube nicht nothwendigerweiſe mit Gruppenehe zuſammenhängt. Das Totem iſt, wie von den Steinen einmal hervorhebt, urſprünglich die geographiſche Bezeichnung des Stammes, in dem jedoch die Form der Ehe durch die Form der Wirtſchaft beſtimmt wird. Die von Kohler genannten Stämme, namentlich der ſehr weite Begriff der „Rothhäute“, bietet uns nicht die primitivſten, jedenfalls nicht die einzigen primitiven Völkerſchaften. Kohlers Material iſt für allgemeine Schluſsfolgerungen viel zu gering, der weitere Schluſs, daſs überall, wo Totemismus exiſtiert hat, auch Gruppenehe exiſtiert haben müſſe, zu ſpeculativ. Kohler ſelbſt wirft die Frage auf, ob nicht vor der Totembildung der Umgang promiscue gepflogen wurde. Obgleich er dieſe ſchon längſt negativ abgethane Frage zunächſt dahingeſtellt ſein läſst, ſagt er dann doch: „Das wahre Leben der Menſchheit, die wahre Geſchichte konnte erſt beginnen, als ſeit der Differenzierung der Totems einerſeits und dem ſtrengen ehelichen Zuſammenhalt andererſeits die Vorausſetzungen der Entwicklung gegeben waren.“ Alſo im Anfang war die Gruppenehe; ſollte irgendwo vielleicht früher Promiscuität geherrſcht haben, ſo war das noch nicht das „wahre Leben der Menſchheit“, das ſcheint mir mehr ſpeculative Philoſophie als inductive Forſchung zu ſein. Ich fürchte ſehr, daſs Kohlers Theorie ſchon vor ihrem Erſcheinen von der Ethnologie überholt war, einerſeits durch die reiche Sammlung Weſtermarcks, anderſeits durch Groſse, der in ſeinem von jeder Speculation freien Werke „Formen der Familie und Formen der Wiſſenſchaft“ nachgewieſen hat, daſs ſich die Familie überhaupt nicht in allen Punkten der Erde in derſelben Weiſe entwickelt habe, auch nicht von demſelben Ausgangspunkt ausgegangen ſei, ſondern in ihren verſchiedenen Formen von der Wirtſchaftsform abhieng. Aber zu dieſem Ergebniſſe bedurfte es eines viel umfangreicheren Quellenſtudiums als der Morgan'ſchen Tafeln, die Kohler als das Alpha und Omega der Sociologie anzuſehen ſcheint, und einer weniger präſyſtematiſchen Methode. N. W.

Vom Wege. Skizzen von Alfred Guth. Leipzig. Verlag von Wilhelm Friedrich. 1897.

Sucht man nach der zeitgemäßeſten Darſtellungsform, ſo wird ſich einem keine prägnantere darbieten, als die jetzt ſo beliebten Methoden „Skizzen“ oder „Studie“. Vielleicht liegt in der Form der „Skizze“, der modern-mondänen Skizze, wie man ſie heute pflegt, als eines auch wieder nur angedeuteten Lebensumriſſes, der eigentliche literariſche Stil dieſer athemloſen, der Ruhe breiter, ja ſelbſt ſkizzenhafter Entfaltung abgeneigten Zeit. Will man die Gegenſätze der Stilrichtung würdigen, ſo braucht man nur die Meiſter der gegenwärtigen Skizze, etwa Tſchechoff, Mendès, Richepin und Altenberg, mit der Dickens-Reporterſchule der Dreißigerjahre, die einen ſo breit behaglichen Pinſel führt, zu vergleichen. So nimmt es nicht Wunder, daſs man heute zahlreiche Autoren, und eben Debutanten, dieſen ſcheinbar müheloſen und raſchen Weg einſchlagen ſieht — wie etwa die Heine'ſche Vers- und Proſatechnik noch in den Siebzigerjahren gang und gäbe war —, einen gefährlich-ſchmalen Weg, der eben darum die ſicherſte Kenntnis, die reifſte Erfahrung heiſcht. Auch Herr Guth gehört zu dieſen jugendlich verwegenen Suchern. Ueberhaupt weckt das Buch nicht allein in der Wahl der Darſtellungsart, ſondern in vielen Details den Eindruck deſſen, was bejahrtere Kritiker als typiſch „jugendlich“ bezeichnen würden. Da iſt der Vortrag: von der eleganten Liebenswürdigkeit jugendlich weltmänniſcher Allüren. Da ſind pſychologiſch: die kleinen Sentimentalitäten neben ſchreienden Gefühlen, und wieder formell: die grellen Uebergänge, die großen und lauten Worte („Er hat ihn erſchoſſen, ihn, den Schurken, der ſeine Schweſter unglücklich gemacht hat“ u. dgl.), die gebräuchlichen Adjective (das „trauliche“ Heim in der Dämmerſtunde, der „rothe“ Schein des Kamins, die „weißen Köpfe“ der Wellen). Da iſt auch die, hoffen wir desgleichen, „jugendliche“ Schmiegſamkeit, die ſich diesmal an Peter Altenberg (beſonders die Skizzenreihe „Bilder“) gelehnt hat. Aber neben Wortſchaum und neben der pathetiſch ſentimentalen Geberde — immer ein Zeichen des Erſtlings — ſind auch leiſere, nachdenkliche Stimmungen, zartere Worte gut getroffen, und eine beachtenswerte Gabe der Beobachtung und Erzählung macht ſich mitunter wie eine Verheißung eines breiteren und tieferen Weges, als der, von dem Alfred Guth noch jetzt ſeine Skizzen pflückt, bemerkbar.

P. W—r.

Revue der Revuen.

Die „Deutſche Rundſchau“ bringt in ihrem Juliheft den zweiten Theil der Beiträge zu Heines Biographie, mit ungedruckten Briefen herausgegeben von Ernſt Elſter. Die Briefe ſind zum größten Theile an Heinrichs jüngeren Bruder Maximilian gerichtet, der ſich als Arzt in Rußland eine geachtete Stellung erwarb und 1879 in Berlin ſtarb. Der ganze Heine mit ſeiner Sentimentalität und ſeinem Cynismus, mit ſeiner weltmänniſchen Vornehmheit und ſeinem kleinlichen Eigennutz offenbart ſich in dieſer allervertraulichſten Correſpondenz. Heine lag in der Zeit, aus welcher die Briefe ſtammen, 1849/50, zu Paris krank darnieder und lebte von einer Penſion von 4800 Frcs., die ihm ſein reicher Vetter Karl Heine gewährt hatte. Dieſe Summe reichte aber für ſeinen Hausſtand nicht hin, und ſo ſehen wir ihn unausgeſetzt um Geldſorgen erfüllt und mit Plänen beſchäftigt, ſein Einkommen zu vergrößern. Wirklich bekam er auch 1849 um 2000 Frcs. mehr. Als aber dieſer Ueberſchuſs der Penſion im nächſten Jahre ausbleibt, klagt er darüber gegen ſeinen Bruder in bitteren Worten. In einem gewiſſen frivolen Ton, indem ſie Spitznamen gebrauchen wie bei einem Complot gegen einen dritten, unterreden er und ſein Bruder ſich über die reichen Verwandten Karl und den Onkel Salomon. Soviel als möglich — dieſen Eindruck hat der Leſer — will der Dichter den beiden „abnöthigen.“ Das geht ſo weit, daſs er die Summe von 2000 Frcs., die er dem vermögenden Karl von früher her ſchuldet, von ſeinem Vetter zurückgezahlt wiſſen will. Da dies auf geradem Wege nicht zu erwirken iſt, fingiert er einen fremden Gläubiger. In welchem Gegenſatz zu dieſen Zügen des Dichters ſtehen nun aber jene Briefſtellen, die ſich auf die Mutter oder die Schweſter Lotte beziehen! Die Mutter hat ihm 1850 unaufgefordert einen Wechſel von 1000 Frcs. mit dem Wunſche geſchickt — ſo berichtet Heine ſeinem Bruder —, „daſs ich bei meiner Krankenpflege nichts vernachläſſigen möge und lieber etwas mehr als wenig ausgeben laſſen ſoll.“ „Du kannſt Dir leicht denken — fährt er nun fort — daſs ich ihr den Wechſel zurück-

Digitized by Google

züglich zurückſchickte mit der Verſicherung, daſs ich hinlänglich mit Geld verſorgt ſei; und dennoch hatte ich an jenem Tage einen ſehr luftleeren Raum in meinen Finanzen.“

„**Das Magazin für Literatur**“ iſt mit ſeiner Nummer vom 10. Juli in die Aera einer neuen Herausgeberſchaft getreten. An Stelle Neumann-Hofers zeichnen jetzt Dr. Rudolf Steiner und Otto Erich Hartleben. Der Erſtgenannte führt ſich mit einem Aufſatz über „Moderne Kritik“ ein, in welchem mit großer Klarheit der Standpunkt des modernen Kunſtſchriftſtellers feſtgeſtellt wird. Der Verfaſſer ſagt: Es kann keine allgemeine Kunſtgeſetze, keine allgemeine Aeſthetik geben. Jedes Kunſtwerk fordert eine eigene Aeſthetik. Und jede Kritik, die auf dem Aberglauben aufgebaut iſt, daſs es eine Aeſthetik gibt, gehört für den naturwiſſenſchaftlich Denkenden zum alten Eiſen. Leider iſt faſt unſere geſammte Kritik mehr oder weniger von dieſem Aberglauben noch beherrſcht. . . . Ich kann niemals ſagen, ob ein Gedicht objectiv gut oder ſchlecht iſt, denn es gibt keine Norm des Guten oder Schlechten. — Aus dem weiteren Inhalt des Heftes heben wir hervor einen Münchener Bericht von Ernſt v. Wolzogen und einen Artikel „Charlotte Wolter und die neue Epoche.“

Die „**Revue des Deux-Mondes**“ für Juni bringt eine intereſſante Studie von G. Perrot über die Sikeler, jenen pelasgiſchen Volksſtamm, der Sicilien in uralten Zeiten bewohnte und der Inſel den Namen gab. Etwa hundert Jahre vor dem trojaniſchen Krieg dort eingewandert, haben die Sikeler, deren ſchon die „Odyſſee“ erwähnt, Sicilien nie wieder verlaſſen. Nach den wiſſenſchaftlichen Beobachtungen des Verfaſſers ſind die heutigen Bewohner der Inſel als ihre directen Abkömmlinge zu betrachten, und bilden das Hauptcontingent jener aufrühreriſchen Feldarbeiter-Liga, die der italieniſchen Regierung ſoviel zu ſchaffen gibt.

Die 1. Juni-Nummer der „**Nouvelle Revue**“ veröffentlicht einen merkwürdigen Brief Meneliks, den dieſer ſeinerzeit an Léon Gambetta gerichtet, als Begleitſchreiben zu dem Großkreuz des von ihm geſtifteten „Orden der Ehre und der Freundſchaft“, das er ihm bei jenem Anlaſs überſandte. Es heißt darin: „Wir kennen Sie als Beſchützer und Förderer der Unterdrückten, und indem wir uns an Sie wenden, haben wir die feſte Ueberzeugung, daſs Sie etwas zugunſten unſeres Volkes unternehmen werden, für das wie die Segnungen der Civiliſation erſehnen. Die werden uns aber niemals zutheil werden, ſolange wir in der Gewalt der Mächte ſtehen, die ein Intereſſe daran haben, uns bezüglich aller europäiſchen Verhältniſſe in tiefſter Unkenntnis zu erhalten. Wir wünſchen darum, daſs unſere Bitte bei Ihnen eine gütige Aufnahme finden und daſs Gott Sie günſtig für unſer Land ſtimmen möge, das heute leider des Wohlwollens aller großmüthigen Herzen bedarf.“

In der „**Revue de l'Université de Bruxelles**“ für Juni erzählt Graf Goblet d'Alviella über „Gebet-Mühlen“, die bekannte altindiſche Inſtitution, die er anläſslich einer Reiſe nach Tibet in dem kleinen, buddhiſtiſchen Königreich Sikkhim näher kennen gelernt hat. Die Mühlen beſtehen aus hohen, grellbemalten Holzcylindern, die man in rotierender Bewegung erhält; ſie werden oftmals in der Nähe eines Stromes angebracht und von einem Waſſerrad getrieben; anderen drehen ſich im Winde. Der Autor behauptet übrigens auch in anderen, chriſtlichen Ländern ähnlichen Gebräuchen begegnet zu ſein: ſo in der Bretagne. In mehreren dortigen Kirchen befinden ſich noch heute Räder, die in der Wölbung oder an einem Pfeiler freihängend angebracht ſind. Die Gläubigen ſetzen ſie in Bewegung, indem ſie an einer Schnur ziehen, wobei ſie jedesmal zwei Sous als Opfer tile einen Heiligen entrichten, deſſen Standbild daneben aufgeſtellt iſt, und der den Namen: „Le Saint à la Roue“ führt.

In den beiden letzten Nummern der „**North American Review**“ iſt ein Artikel von W. S. Harwood über die Geheim-Geſellſchaften der Vereinigten Staaten hervorzuheben. Der Verfaſſer verſteht darunter jene Geſellſchaften, deren Mitglieder durch ein geheimes Gelöbnis verbunden ſind, wie die Freimaurer, die Odd-Fellows u. ſ. w. Ende 1896 wieſen dieſelben zuſammen die Zahl von 5,[illegible] Mitgliedern auf, was, an der Menge der erwachſenen männlichen Staatsbürger gemeſſen, ergibt, daſs im Durchſchnitt jeder dritte Amerikaner einer ſolchen Vereinigung angehört. Ueber die Summe, welche von dieſen Geſellſchaften alljährlich zu wohlthätigen Zwecken verausgabt werden, iſt eine Evidenz ſchwer zu erlangen, da ihre guten Werke in aller Stille und mit ſo übertriebener Discretion ausgeübt werden, daſs keiner außer den Mitgliedern des Hilfscomités den Namen der Hilfeſuchenden erfährt, während ſelbſt den Mitgliedern der Brüderſchaft die Namen der Armenpfleger unbekannt ſind; man nimmt aber an, daſs ſeit ihrer Gründung bis Ende 1896 etwa [illegible] Millionen Dollars zur Vertheilung gelangt ſind. Natürlich ſind dabei die Regiekoſten der Geſellſchaften nicht inbegriffen. Es beſtehen in den Vereinigten Staaten etwa 70.000 Logen, deren Gebäude größtentheils äußerſt prunkvoll ausgeſtattet ſind; und nebſt dieſen Stadtlocalen beſitzen viele von ihnen eigene Waiſen- und Krankenhäuſer. Gleichwohl entfallen auf das einzelne Mitglied nicht mehr als durchſchnittlich 50 Dollars im Jahre. Neben ihrer humanitären Thätigkeit ſind dieſe Geſellſchaften vom ſegensreichſten moraliſchen Einfluſs. Leute von zweifelhaftem Ruf finden keine Aufnahme, und auch die Moralität der Hilfeſuchenden wird ſtreng geprüft. Obwohl frei von Riten, haben ſie doch alle eine religiöſe Grundlage und halten die Bibel hoch in Ehren. Uebrigens ſind in Amerika zahlreiche Geiſtliche aller Bekenntniſſe Mitglieder der Geheimgeſellſchaften. — Weiters ein Artikel von T. B. Reed über die Thätigkeit des Parlaments in den Vereinigten Staaten. [illegible]

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjörn Obſtfelder.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Thyra Bentſen.

(Fortſetzung.)

Schließlich war es mir, als verdoppelte ſie ſich. Durch ihre Ueppigkeit ſah ich die zarte Schlankheit des Mädchens ſich winden, die Verwunderung der Jungfrau über das Geheimnisvolle ſchimmerte in dem Geſicht, auf welches des Lebens Kummer ſeine ſchmerzlich ſchönen Runen eingeritzt hatte.

Das war ein Wunder — das Kindheitsmärchen in der Mutterbruſt. Es riſs mich hin wie das Gedicht des Lebens ſelbſt, in welchem das Weinen Lachen iſt, und das Lachen Weinen.

*

Als wir aber zwei bis drei Monate ſo gelebt hatten, kam etwas Neues über mich.

Zuweilen war es mir, als entglitte ſie mir. Ich konnte ſitzen und ſie umſchlungen halten, und fühlte dann plötzlich, als wäre ich ganz einſam geworden. Wenn ich ſie dann anſah, dann waren ihre Augen in einer Welt, von der ich nichts wuſste.

Wenn ich allein ausgieng, kam eine Unruhe über mich, und ich konnte nicht weiter gehen. Eine Angſt erfaſste mich: vielleicht hatte ſie jetzt, in dieſem Moment, aufgehört mich zu lieben. Ich muſste nach Hauſe, muſste ſie anſehen, ſehen, daſs ſie mich anſah, fühlen, daſs ihr ganzes Weſen mir entgegenathmete, und nur mir.

Im Anfang war mir dies genug. Nach und nach genügte auch das nicht. Ich umfaſste ſie heftig und voll Unruhe, ich fragte: Liebſt du mich? Ich fragte wieder und wieder: „Biſt du ſicher, daſs du mich liebſt, nur mich?

Sie muſste mir viele-, vielemale ſagen, daſs ſie mich liebte. Ich bat ſie, mich zu liebkoſen. Ich bat ſie, den Arm um mich zu legen, damit ich fühlen konnte, daſs ſie bei mir wäre.

Eine Angſt, die ſich bis zur Verzweiflung ſteigerte, konnte über mich kommen, daſs ſie mich verlaſſen könnte, daſs ich, wenn ich eines Abends nach Hauſe käme, das Haus leer finden würde.

Eines Abends war ich unruhiger als gewöhnlich. Ich verließ ſie, ich ſetzte mich ans Fenſter und legte den Kopf in meine Hände. Sie muſste mir nachkommen, mich liebkoſen.

Da war es, daſs ſie endlich ſagte, — mit einer klaren monotonen Stimme, die ſpäter jeden Tag in mir getönt hat:

— Es iſt vorbei.

Ich wurde wie wahnſinnig. Ich ſprang auf, klammerte mich an ſie, umfaſste ſie, als ob ich ſie erſticken wollte, warf mich vor ihr nieder und ſchrie:

— Liebſt du mich nicht mehr?

— Mehr als je. Aber es iſt vorbei. Es.

*

Noch etwas anderes kam dazu. Alle vierzehn Tage reiſte ſie nach der Hauptſtadt. Sie ſagte, daſs es nothwendig ſei, und ich fragte nicht nach dem Grund.

Wie aber die Unruhe in mir zunahm, fieng es an, mich zu quälen, daſs ich nicht wuſste, was ſie that, ſie, mit der ich Bruſt an Bruſt lebte.

Ich drang auf ſie ein. Sie ſagte wehmüthig:

— Willſt du es denn wirklich wiſſen? Ich fahre hin, um mein Kind zu ſehen.

*

Und alle die alten Qualen tauchten wieder auf.

Eine tiefe Wehmuth erfaſste mich: ſie hatte einem anderen gehört. Etwas von ihr hatte Knoſpen angeſetzt, hatte geblüht, ohne daſs ich es geſehen hatte. Vielleicht etwas von dem Schönſten, was flieht und nie wieder kommt, das hatte ein anderer beſeſſen.

Und mehr und mehr quälte es mich: ihr Kind war nicht mein Kind.

Wer war er eigentlich? Was war es, das ſie erlebt hatte? Warum war ſie [illegible] worden?

Digitized by Google

Es war nicht mehr wie früher. Es waren nicht mehr die langen ſchweigſamen Tage.

Es gab wohl Stunden, wo es in mir rauſchte und ſang, wo die Wellen des Meeres mich wie ſonnige Triebe erfüllten. Wo alles wieder ganz war.

Aber das ewige Feuer und Brennen kam immer wieder.

Und oft ſah ſie mich mit tiefem Schmerz in ihrem Blicke an.

— Was iſt es, fragte ich.

— Du ſiehſt mich ſo ſeltſam an.

*

Eines Tages trieb es mich nach der Großſtadt, nach Menſchenmaſſen und Geräuſch. Es war, als könnte ich nicht mehr in dieſer Stille denken, da, wo ſie überall war, ſo daſs mein Ich verſchwand.

Ich reiſte hin. Ich ſah das Gewimmel auf dem Bahnhofe und das Eiſengewölbe darüber. Die großen Häuſer in den Straßen ſahen auf mich nieder wie große Ungethüme mit vielen Augen.

Es umwirbelten mich Augen, Stimmen und Schritte. Weit draußen wurde das Abendroth von hohen Thürmen und Spitzen durchlöchert.

Ich ſtarrte jedes Augenpaar an.

Es wurde mir plötzlich klar, daſs ſie es war, die ich ſuchte. Ich hatte es nicht gewuſst.

In der ganzen Stadt war aber kein einziges Geſicht, was gerade das hatte, was meine Seele von einem früheren Daſein her kannte.

Und ich ſah, daſs ſie es war, die mir verloren gegangen war.

Und ich begann ſie zu ſehen, ſo wie ſie jetzt war, wie ich ſie aber nicht hatte ſehen können, weil meiner Seele der Frieden dazu gefehlt hatte.

Aus dem Drahtgewebe und den Hausfenſtern, aus den Menſchenfüßen, aus den Thurmſpitzen bildeten ſich ihre Züge, größer und tiefer als ich ſie gekannt hatte, und ich ſah tief in ihrer Bruſt Zimmer, die ich nicht betreten hatte.

*

Bevor ich aber nach Hauſe zurückkehrte, gieng ich in ein Reſtaurant und ſetzte mich in die hinterſte Ecke.

Es kam mir wie ein ſonderbarer Kupferſtich aus alten vergeſſenen Zeiten vor. Bier und Brantwein kam und verſchwand, die Kellner ſchrien, die Butterbrote tanzten, während Leute in Ueberkleidern ſprachen, lachten und gähnten.

Dann ſah ich durch die Thür einen Mann hereinkommen, der nicht ganz wie die anderen gieng. Seine Augen blickten in den Raum hinaus, und er ſah keinen an. Er gieng vornübergebückt, und es war, als trüge er mit ſich etwas von dem Dunkel, aus dem er kam.

Auch er ſuchte die hinterſte Ecke. Ich erhob mich. Ich grüßte. Denn es war Bredo.

Er ſah mir nicht in die Augen. Er konnte nicht ſprechen. Erſt als er viel getrunken hatte, fieng er an. (Er ſtotterte, er ſprach fieberhaft, dazwiſchen ſchenkte er ſein Glas voll mit Brantwein und goſs es in einem Zuge herunter, indem er ſagte:

— Ich muſs trinken. Ich muſs trinken.

— Sie iſt fort, ſagte er. Ich gehe und gehe. Ich finde ſie nicht . . . Sie iſt fort (ſo hatte er noch nie von einer „ſie“ geſprochen) . . . Das Atelier iſt geſchloſſen . . . Ich komme nie mehr hin . . . Ich gehe abends vorüber . . . abends . . . mehreremale . . . Ich gehe nicht hinauf . . . Ich wage nicht hinaufzugehen.

Eine Nacht ſtand ich auf — ich fand keine Ruhe. Ich ſtand auf von dem Bette, von meinem Lager . . . Ich gieng die Straßen hinauf . . . Da war ein Schutzmann, der ſchlief, und ein Mädchen, das betrunken war . . . Ich gieng hinauf . . . Geſpenſter waren da . . . Die Leiche meines Lebens, die Leiche meines eigenen Lebens . . . Leiche . . . Leiche . . . Leiche.

Ich arbeite nicht mehr. . . . Ich falle zuſammen. . . . Die Menſchen (er ſah ſich um) die Menſchen, ich wandle unter ihnen, weil ich haſſe (die Stimme erhob ſich.)

Ich haſſe (er biſs die Zähne zuſammen und blickte mir ſtarr in die Augen mit einem Blick, der faſt etwas Wahnſinniges hatte), haſſe . . . ich haſſe das Unſichtbare, das mich umſchleicht, das ich nicht faſſen kann, mit dem ich nicht offen ſtreiten kann . . . ich haſſe. (Er gieng in tiefe Trauer über.) Ich gehe in dem Park. Ich ſehe ihr Kind an. Ich kaufe ihm Bonbons. Das iſt etwas von ihr. Ich ſtreichle ihm das Haar. . . . Ein einzigesmal . . . weit fort . . . ſah ich das Kleid, — nur ſie kann ſo gehen — ſie bog um die Ecke — ich lief — ſie war fort.

Weißt du, wie ſie heißt? Weißt du, wie ſie heißt? (Er ſagte es faſt drohend.)

Ach nein . . . du darfſt es nicht wiſſen. Vielleicht finde ich ſie, und dann darf bloß ein einziger in der Welt mich den Namen ſagen hören. Dann werde ich gut zu ihr ſein. (Es war, als wollte er mit der Stimme zu erkennen geben, wie unendlich gut er zu ihr ſein wollte.) Ich werde ſo zärtlich ſein. Ach, ſie ſoll es ſo gut haben. Ich werde niemals finſter ſein, niemals finſter.

Der Gedanke, daſs das Haar, das lange Haar, das wie Trauer die Schultern, die Bruſt und den Rücken herunterfällt, das ſollte ſich um einen anderen winden — — — einen anderen — — — ich weiß nicht wen — — — daſs er die Linien einſaugt, die ſchönen Züge trinkt.

Ach (er ſenkte die Stimme bis zum Flüſtern) weißt du, wie das heißt: in ſich jede Linie eines Menſchen zu haben, mit ihnen einſchlafen, mit ihnen erwachen — und dann gehen und gehen — — — und — — —

(Er faſste ſich an den Kopf.) Ich werde verrückt!

Dann ſank er lange in tiefe Gedanken. Dann ſagte er langſam:

Aber vielleicht muſs die Kunſt bezahlt werden. Vielleicht muſs das Prometheuswerk hier im Reiche des Todes, in das Tabernakel des Allgottes, in das Heim der Harmonie, in das Myſterium der Schöpfung hineindringen zu wollen, vielleicht muſs das mit den Schmerzen des Titanen — und mit dem Entbehren des Titanen gebüßt werden.

*

Ich reiſte am ſelben Abend nach Hauſe. Aber ich fürchtete mich, ſie wiederzuſehen.

Wir zündeten drei Lichter an im Saale. Die Fenſter ſtanden offen.

Wir ſaßen ſchweigſam jeder an ſeiner Seite des Tiſches. Die Luft war voll von Erinnerungen an Küſſe. Allein in mir war es, als wären ſie Wunden.

Und vom Meere kam eine Angſt heran und legte ſich auf mich. Ich glaubte es dicht vor mir zu ſehen und fühlte eine grenzenloſe Tiefe unter mir, wo unten auf dem Grunde eine Welt für ſich lebte.

Ich ſtand auf und ſchloſs das Fenſter.

Dann wurde es aber noch ſchlimmer. Nur ſie ſaß da, und zwiſchen uns war einer mit einem verzogenen Geſichte, von dem ich ſtahl, und vor dem ich log.

Und zum erſtenmale kam der Gedanke, der ſelbſt während der größten Unruhe und dem Zweifel kaum gedämmert hatte: ſie iſt ein ſchlechtes Weib.

Da fühlte ich ihre Hand auf meinem Kopf. Lautlos hatte ſie ſich mir genähert.

Sie war leichenblaß.

Ich konnte nicht ſprechen. Wie ein Fröſteln fuhr mir ein neuer Gedanke durch den Kopf: Sie geht mich nichts an.

Sie ſtand eine Weile. Dann gieng ſie langſam hinaus. Ich hörte die Thür leiſe zuſchließen. Ich hörte ſie draußen auf dem Flur gehen. Ich hörte ihre Thür aufgehen. Dann hörte ich nichts mehr.

Als ich aber eine Weile geſeſſen hatte, glaubte ich jemand vor meinem Fenſter über die See hin weinen zu hören. Ich machte auf, draußen war aber alles ſtill, und der große Bär und die Milchſtraße lagen tief auf dem Grund des Sees, ohne ſich zu rühren.

Ich ſetzte mich wieder. Aber wieder hörte ich es weinen.

Es fiel mir ein: S i e weint.

Und ein großes Mitleid — ich weiß nicht mit wem — erfaſste mich.

Ich gieng hinein. Sie ſaß ſtill da. Aber ſie weinte nicht.

Ich ſetzte einen Stuhl ihr gegenüber. Ich faſste ihre beiden Hände und ſah ihr lange in die Augen, ohne zu reden.

Es war wie eine große Schüchternheit über ſie gekommen. Sie ſchlug die Augen vor mir nieder, und ſie küſste mich nicht.

Und es wuchs mit jedem Abend. Sie hatte nicht mehr den feurigen Blick gegen Nacht. Wenn ich ſie berührte, zitterte ſie, als hätte ſie Angſt vor mir. Und wenn ſie ſich hingab, war es ſo unendlich bang und bebend.

*

Ich verſank in eine tiefe Schwermuth. Ich grübelte und fand keine Löſung. Und es war, als müſste etwas in mir zerſpringen.

Ich konnte ſitzen und leſen, ſie war da im Zimmer, und ich merkte es nicht.

Wir konnten einen ganzen Tag nicht miteinander reden — wenn wir uns dann aber auf dem Flur trafen, ergriffen wir plötzlich unſere Hände und drückten ſie, ohne einander anzuſehen.

Wenn wir gegen Abend einander in einem Kuſs ſuchten, wurde mir dabei plötzlich ſo ſchmerzlich zumuthe: Zwiſchen uns ſtand ein Geſicht, die Haare vor Qual hoch gerichtet.

Wenn dies geſchah, wurde ſie todtblaß.

Sah ſie dieſelbe Erſcheinung?

*

Ich begann auszugehen. Stundenlang ſpielte ich Billard in dem Club der Stadt. Ich wurde ein famoſer Billardſpieler. Es machten gewiſs all die anderen Gedanken, die meinen Kopf erfüllten, daſs ich nicht fehlte. Wie man im Schlaf auf der Dachrinne gehen kann, machte ich, ohne es zu bemerken, erſtaunliche Stöße.

Die Männer, die um mich herum waren, wurden wie in Nebel gehüllt, ſie waren wie Kopie auf einem Gemälde. Aus dem Café drinnen hörte ich Gläſer klirren.

Die ganze Zeit hatte ich aber eine entſetzliche Sehnſucht nach Hauſe. Ich ſtellte mir vor, wie ſie mir entgegenkommen würde, ſich mir um den Hals werfen, den Mund ſchon, wenn ich noch weit entfernt war, zum Kuſs geſpitzt.

Sie that es nicht. Es war, als ſei alles aus. Es war etwas Stolzes, Fremdes in ihren Augen.

Digitized by Google

Ich litt entſetzlich dabei. Zuweilen fühlte ich aber, daſs auch mein Weſen ſich geändert hatte, daſs mein Geſicht finſter geworden und meine Stimme hart.

Ihr Geſicht nahm mehr und mehr den Ausdruck, den ich geſehen hatte, als ich ihr zum erſtenmale begegnete. Eine Runzel, die fort geweſen war, war wieder gekommen, das Feuer in den Augen war erloſchen, und oft lag über der Stirn etwas Müdes, Schweres.

*

Ich vergeſſe ſie nie, dieſe Billardſtunden. Ich fühle mich zuweilen wie damals, das Queue mit Kreide beſtreichend, während unleidliche Fragen durch den Kopf wirbeln. Es waren keine klaren Gedanken. Keine reinen Schmerzen. Zuweilen machte ich mir Vorwürfe. Es waren Augenblicke, wo ich mich tief unter mir ſah, erbärmlich und verächtlich.

Eines Abends wurde dies ſo heftig, daſs ich das Spiel unterbrach und gieng. Es war dunkel, und mein Kopf war ſo erfüllt von Gedanken, daſs ich nicht ſah, wo ich gieng. Ich fühlte Gras und Stein unter mir und Gebüſche um mich herum. Ich hörte plötzlich einen Bach rieſeln und ich erinnerte mich, daſs ſie da einmal aus ihrer hohlen Hand getrunken hatte. Da hatte ich erſt geſehen, wie ſchön ſie war. Die Sonne hatte durch ſie geſchienen. Des Abends hatte ich alle ihre Finger geküſst. Sie hatte geſagt:

— Warum küſſeſt du heute abend alle meine Finger?

So war mein ganzes Verhältnis zu ihr. Ich wandelte im Stockdunkeln und ſah nichts und fühlte alles. Dann konnte plötzlich etwas hervorſchimmern, etwas plätſchern.

*

Als ich bei unſerem Haus anlangte, warf ich einen Stein an ihr Fenſter, das leuchtete. Sie machte auf:

— Wer da?

— Ich bin es!

— Ach, du biſt es!

In der Nähe war ein Echo. — Und aus dem Dunkeln hallte es wieder: Ich — Du. Sie gieng ins Zimmer hinein, kam dann zurück und rief:

— Warte, ich werde herunter kommen.

Sie kam herunter. Ihr Haar flutete über die Schultern. Wir ſetzten uns auf einen Stein. Sie ſagte:

— Nun ſchlage ich mein Haar um dich.

Dann ſchlug ſie ihr Haar über mich, ſo daſs ich darin verborgen war.

— Liebſt du mich, ſagte ſie.

— Ich liebe dich.

Dann ſchlug ſie ihr Haar zurück und ſagte:

— Rufe über die See hin: Ich liebe dich.

Ich rief:

— Ich liebe dich.

Das Echo, das in der Nähe war, wiederholte:

— Ich liebe dich.

— Hörſt du, wie es plätſchert? fragte ſie.

— Ja.

— Hörſt du, w a s es plätſchert? Es plätſchert: Ich liebe dich.

— Hörſt du, daſs es weht? Es weht: Ich liebe dich.

Dann verbarg ſie mich wieder in ihr Haar, und ſo ſaßen wir. Es war, als wollte ſie mich vor etwas Böſem verbergen.

In der Nacht wachte ich auf. Es war, als hätte mich jemand auf die Stirn geküſst. Ich erhob den Kopf und horchte. Es kam mir vor, als ob ein Hund auf dem Teppich vor dem Bett läge. Ich hörte es athmen. Ich ſah nach. Sie war es. Sie lag da und ſchlief mit einem Kiſſen unter dem Kopfe, im Nachtkleid.

Ich wagte nicht, ſie zu wecken. Ich nahm ſie ſo langſam und vorſichtig, wie ich nur konnte, und trug ſie auf ihr Bett. Ihre Augen waren die ganze Zeit feſtgeſchloſſen. Aber vielleicht ſchlief ſie nicht.

*

Ich ſah auf die See hinaus. Noch lag über ihr ein feuerrother Streifen nach dem Abend. Ich ſtreckte meine Arme empor. Ich beſaß das Leben, die Schönheit. Ein Stolz bebte in mir.

So wie ich mich nach dem Morgen ſehnte, hatte ich mich nie geſehnt.

Ach, was ſie erlebt hatte, was ſie [illegible] halb [illegible] erlebt hatte — gehörte auch das nicht mir? Wenn die Sonne kam, würde ich zu [illegible] gehen und fragen, ob das nun alles mir gehörte. Und alles ſollte gut werden. Es ſollte werden, wie nie zuvor.

Am nächſten Morgen lag ich lange. Ein [illegible] des [illegible] Kam [illegible] es [illegible] [illegible] Es ſollte nie mehr [illegible]

[illegible]

[illegible]

Und die Stunden verfloſſen …

Es war ja nichts Wunderliches darin. Und doch wurde ich unruhig, und die Unruhe wuchs mit dem Tag. Ich gieng umher, als verfolgte mich etwas Unſichtbares. Und ohne es zu wiſſen, war ich ſchließlich an den Bahnhof gelangt. Ich löste mir ein Billet, halb beſinnungslos. Ich ſtieg in ein Coupe hinein. Ich fuhr ab.

Ich lief in allen Straßen auf und ab. Ich wollte nicht, nein, ich wollte nicht. Ich konnte nicht klar denken, alles wirbelte herum wie in einem Chaos, Zuckungen, ich konnte nicht ſagen, woher ſie kamen, Erinnerungen, dunkle qualvolle Ahnungen, dazwiſchen fühlte ich dann wieder Küſſe auf den Lippen; dann ein Lächeln, das ſie einmal gelächelt hatte. Aber in allem brannte es: gehe nicht, gehe nicht.

Und warum ſollte ich da hinauf gehen? Was zog mich da hinauf?

So lief ich ſtundenlang. Ich floh nach dem äußerſten Theil der Stadt, um nicht zurück in das Viertel zu kommen. Ich gieng auf einen hohen Hügel hinauf.

Da lag die Stadt, ein wunderliches, vielköpfiges, vieläugiges, von den Menſchen erſchaffenes Weſen, in einem Mantel von Dampf und ſchnaubendem Rauch. Von den Schiffen nahm ſie ihre Nahrung, von den Eiſenbahnen. Telephondrähte und Telegraphendrähte waren Nerven, welche fauſten, fühlten und dachten, welche Botſchaft brachten. Dann blieb das Auge haften: dort war es, dort war die Straße. Welches von den Dächern war es?

Dann muſste ich wieder eilen. Ich ſah nichts mehr. Ich gieng nur und gieng. Schließlich befand ich mich auf einem Hof, ich ſah, daſs es ein Hof war, ich ſah mich ſelbſt die Treppe hinaufgehen, ich ſtand in einem Flur.

Dann kam ich wieder zur Beſinnung. Es tönten Stimmen. Die eine war die ihre.

*

Die eine war die ihre. Sie kam aus dem Schlüſſelloch und aus der Thürſpalte, wie eine Stimme aus dem Dunkel kommt, gelöst von all dem, was geſehen werden kann. Ich ſah ihre ganze Seele hinter ihr, nie hatte ich ſie ſo gehört, nie hatte ich gewuſst, daſs ich ſie ſo liebte, dieſelbe Stimme, die ſo oft vor mir getönt hatte, kleine blitzende Laute, die ſich wie Seidenhaare um die Nerven winden, ſo daſs ſie warm werden und weiter nichts wiſſen, als daſs es in den Tönen ſo ſchön und warm iſt, ſo gut, darin zu verweilen.

Warum habe ich dieſe Erzählung angefangen? Ach, warum habe ich ſie angefangen? Es iſt, als müſste mein Herz wieder brechen. Ich glaubte, ich ſei wieder ſo ſtark geworden, und ſo ruhig. Schon mehrmals früher habe ich dies niederſchreiben wollen, weil es mir etwas zu fein ſchien, was die Menſchen erfahren müſsten, damit ſie ſich ſelbſt nicht ſo weh thun, damit ſie nicht alles in Thränen baden, was geboren iſt, um in lachendem Glanze zu leben, — aber ich wagte es nicht, denn jedesmal, wenn ich anfangen wollte, dachte ich: das kannſt du ſchon gut ſchreiben, — und das, — und das — — aber, wenn das kommt, wo die Stimme aus der Thürſpalte kam, das letzte, das du von ihr haſt, wirſt du dann können? Und ich wagte es nicht.

Wieder ſah ich in einem blauen Blitze das Netz, das Lebensnetz über mir, unter mir und zwiſchen uns allen.

*

Ich lief hinaus. Ich weiß noch, daſs ich zu mir ſelbſt ſagte: Nach Amerika! Nach Amerika! Und ich wuſste wohl kaum, daſs ich es ſagte. Ich lief und lief, während alles, was geſchehen war, an meinen Augen und an meinen Ohren vorbeizog. Ich ſah jede Stunde vor mir, ich verſuchte in die Tiefe zu dringen, um dahinter etwas zu finden, wieder dahinter etwas, und immer dahinter.

Ich entſinne mich, daſs ich plötzlich in zwei Augen ſah, in zwei kindliche, verwunderte Augen, mit hell lockigem Haare um die Stirn. Es war eine Frau von Tauſenden, es war vielleicht ganz zufällig, daſs ſie mich aus meinen Grübeleien erweckte, und doch ſteht ſie oft wieder vor mir, plötzlich wie damals, und ihre Kinderaugen dringen in Winkel von mir hinein, von denen ich ſelber nicht gewuſst habe. Es kam für einen Augenblick eine ſonderbare Ruhe über mich: es gab eine andere Welt, es gab etwas anderes außerhalb der Frau, bei der alles in mir gelebt hatte.

Und die Stunden verfloſſen, die Menſchen, welche draußen waren, giengen nach Hauſe. Es wurde ſtill in den Straßen. Nur die Fenſter leuchteten noch. Alles, was ich ſah, wurde mir ſo bedeutſam, zuweilen konnte ich flüſtern: Da ſtirbt jemand drinnen — da drinnen iſt Leid — es tobt in einer Bruſt, und niemand weiß es.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. Wien, den 24. Juli 1897. Nummer 147.

Ein parlamentariſcher Entſcheidungskampf in Ungarn.

Der Krieg iſt alſo ausgebrochen, der „heilige Kampf", wie er in ungariſchen Blättern genannt wird, der Kampf, der die Entſcheidung bringen wird, ob die alte freie Hausordnung des ungariſchen Parlamentes weiterbeſtehen ſoll oder nicht.

Wollte ich die Vorgeſchichte des jetzigen Kampfes mittheilen, ſo müſste ich ſehr weit zurückgreifen und ſehr ausführlich werden. Ich beſchränke mich daher auf einige Hauptmomente. Scheinbar wird um den § 16 der Strafproceſsordnung geſtritten, der in der Preſſe begangene Privatehrenbeleidigungen den Geſchworenengerichten entziehen und den ſtändigen zuweiſen ſoll. In Wirklichkeit war es der mit der Obſtruction beginnenden äußerſten Linken, der Koſſuthfraction, nur darum zu thun, den Verdacht einer geheimen Kameradſchaft mit der Regierung bei der erſten günſtigen Gelegenheit gründlich von ſich abzuwälzen, um in den ſtarkmagyariſchen, vor allem antiöſterreichiſchen Bezirken nicht von der clericalen Couleur der Unabhängigkeitspartei verdrängt zu werden. Angeſchloſſen haben ſich dann die übrigen Fractionen der Oppoſition, die in Bánffy den unbarmherzigen Wahlmacher haſſen, und nicht minder diejenigen, die immer noch auf den Sturz der liberalen Partei hoffen und mit Beſtimmtheit darauf rechnen, deren Erbe antreten zu können. Die Regierung wäre in der Lage geweſen, dieſem unzeitigen Kampfe auszuweichen, aber erſtens laboriert der Cabinetschef Baron Bánffy an hochgradigem Eigenſinn und übermäßigem Bewuſstſein ſeiner parlamentariſchen Macht, und zweitens iſt der Reſſortminiſter Erdélyi von ſeinem eigenen Elaborat, dem § 16, ſo entzückt, daſs er jedes Anſinnen einer Modification, wie es von Mitgliedern der liberalen Partei ſelbſt geſtellt wurde, ſofort mit der Androhung ſeiner Demiſſion beantwortete. Die Oppoſition munkelte auch von einem Wiener Dictat, demzufolge endlich der Anfang hätte gemacht werden müſſen, Breſche in die unerträgliche ungariſche Preſsfreiheit zu legen. In Wirklichkeit haben ſämmtliche Herren des Parlaments nicht allzuviel einzuwenden gegen eine kleine Maßregelung der unbequemen Preſſe, am wenigſten natürlich die am meiſten Geſchäftsbefliſſenen und Mächtigſten. Da aber die Oppoſition ſich auf das Obſtruieren verlegte, glaubte Bánffy erſt recht, nicht nachgeben zu dürfen, denn darüber war er ſich von vornherein klar, daſs die jetzige Obſtruction nur die Generalprobe der größeren bei der Verhandlung der Quote und des Ausgleichsproviſoriums ſei. Kurz entſchloſſen, nahm er die Gelegenheit beim Schopfe, eine Reviſion der Hausordnung herbeizuführen, ohne die man auf die Dauer der Herrſchaft im Parlament doch nicht ſicher war.

Darum wurde jeder Compromiſsvorſchlag der jetzt ſchon einigermaßen ermatteten Oppoſition ſchroff zurückgewieſen und nahezu bedingungsloſe Waffenſtreckung gefordert. Die Oppoſition möge die Obſtruction einſtellen, dann werde ſich zeigen, ob bei der Specialdebatte nicht über eine Modification des § 16 geredet werden könne. Auf ſolche Bedingungen konnte natürlich die mit ihrer ganzen Reputation engagierte Oppoſition nicht eingehen, und ſo wurden die Compromiſsverhandlungen reſultatlos abgebrochen. Die wahren Abſichten der Regierung hat der Abg. Aug. Pulszky in der Conferenz enthüllt, indem er ſagte: „Normaler politiſcher Verhältniſſe bedarf es nicht bloß den jetzt vorliegenden Geſetzentwürfen gegenüber, ſondern auch für alle jene wichtigen Vorlagen, welche die Regierung dem Hauſe im Herbſt vorlegen muſs. Der verfahrene Karren muſs nicht bloß für jetzt aus dem Sumpfe gezogen, ſondern der Weg für alle Zeiten ganz frei gemacht werden, damit ein Steckenbleiben auch in Zukunft ausgeſchloſſen ſei." Das heißt, aus der Bilderſprache in die alltägliche überſetzt: Wir ſind froh, daſs ihr euch jetzt ſo verrannt habt, denn was wir brauchen, iſt viel mehr als der § 16, das iſt die Clôture. Die wird aber nicht nur für die Ausgleichsvorlagen und die Quote, ſondern noch in viel höherem Maße für das Wehrgeſetz gebraucht, dann aber auch für die Verwaltungsreform, der die Comitatsbarone nicht hold ſind, und ſelbſt für eine ſpätere beſcheidene Erweiterung des Wahlrechtes, die einige Abgeordnete der Nationalitäten und vielleicht gar [illegible] Socialiſten ins Haus bringen könnte, welchen Leuten es vielleicht auch einmal einfallen würde, nach berühmten Muſtern Obſtruction zu machen. Auf der Tagesordnung ſteht alſo eigentlich heute weder der § 16, noch die Zuckerprämienvorlage, noch die Verlängerung der Sitzungen, ſondern einzig und ausſchließlich die Clôture, die Bánffy will, wobei er ſich aber nach ungariſcher Tradition den Anſchein geben muſste, als habe er ſie ſich nur abnöthigen laſſen.

Die Oppoſition erhofft von dieſem neuen Kampfesz[illegible] Kräfte, erhofft wirklich und wahrhaftig Succurs aus der Be[illegible]. Sie wird die Gefahren der Clôture für ein ungariſches [illegible] mit den grellſten Farben ausmalen, wird die Regierung der [illegible]cation ſämmtlicher Freiheiten beſchuldigen, eine Volksbewegung ſcenieren und im Parlamente ſelbſt wahre Kriegstänze aufführen. Meiner Meinung nach ganz vergeblich! Diejenigen, die wirklich mit Erbitterung den Kämpfen des Parlaments zuſchauen, ſind entweder keine Wähler — die Arbeiter — oder ſie ſind alleinſtehende verſpottete Idealiſten, die man kaum anhört. Und die Radicalmittel, die ſie zur Sanierung vorſchlagen müſsten, gälten den meiſten für ſchlimmer als die Krankheit. Mit der Einführung ehrlich demokratiſcher Verhältniſſe in die ungariſche Politik fällt das ganze Syſtem, und wenn überhaupt etwas um jeden Preis conſerviert werden muſs, ſo iſt es eben das „Syſtem". Solange das „Syſtem" bleibt, würden Neuwahlen vorausſichtlich dasſelbe Reſultat ergeben, wie die jüngſten. Die Regierung hat die längeren Trompeten, ſie hat die öffentliche Wahl, den Beamtenapparat und die beträchtlicheren Geldmittel auf ihrer Seite, der populus hungaricus aber, das ſind die 800.000 privilegirten Wähler in der 17 Millionen-Bevölkerung, betrachtet es als ſein Recht, ſich den politiſchen Sport der Herren wenigſtens bei den Wahlen je einmal bezahlen zu laſſen. Die Clôture, als ein wünſchenswertes Werkzeug für die Majorität, war in Ungarn nur ſo lange abzuwehren, als die Majorität ſelbſt von ihr nichts wiſſen, als ſie die oppoſitionelle Hilfstruppe nicht überflüſſigerweiſe ſchädigen wollte. Heute glauben die Mitglieder des gouvernementalen Intereſſenconſortiums — wahrſcheinlich mit Unrecht — daſs der ungariſche Staat gegen reactionäre öſterreichiſche Gelüſte ſchon zur Genüge geſchützt ſei, und ſo halten ſie es für überflüſſig, die Annehmlichkeiten der parlamentariſchen Exiſtenz noch mit den oppoſitionellen Cliquen zu theilen. In Geſchäftsſachen hört eben die Gemüthlichkeit auf. Die Oppoſition aber, die von ihrer politiſchen Machtloſigkeit natürlich gleichfalls eine Schädigung ihrer Intereſſen zu befürchten hat, wehrt ſich zwar verzweifelt, aber ſie muſs den Kürzeren ziehen. Die anſtändigen, wirklich patriotiſchen Mitglieder der Regierungspartei wollen die Clôture, weil, wie infolge der Bánffy'ſchen Schroffheit die Dinge nun einmal liegen, ohne ſie wirklich weder der Ausgleich durchgeführt, noch die ſpätere Reformarbeit begonnen werden kann; die Mameluken aber, die nach den Bánffy'ſchen Wahlen in der Majorität die Majorität bilden, wollen ſie aus Gründen der Parteimacht. Sie iſt alſo nicht auf-, nicht abzuhalten. Sie wird vorausſichtlich nach erbitterten Kämpfen in wenigen Monaten auch die ungariſche Hausordnung zieren.

Ob die Majorität wirklich wohl daran thut, der Hausordnung dieſe Waffe einzuverleiben, darf gleichwohl bezweifelt werden. Die Erfahrungen anderer Länder bringen dem Beobachter das Bibelwort ins Gedächtnis: „Der Menſch wird mit dem geſtraft, mit dem er geſündigt". Das liberale Regime iſt nicht ſo ſehr gegen Wendungen geſichert, wie die jetzigen Matadore vielleicht glauben, und wenn einmal auf dem rothen Stuhle des Baron Bánffy der Centrums-Zichy ſitzen ſollte, ſo werden die Radicalen jammern über die leichtſinnige Herbeiführung einer Oppoſitionswaffe, die ſpäter vielleicht einmal weit nöthiger ſein wird, als ſie es je geweſen. Die Wahlen für den katholiſchen Autonomiecongreſs zeigen, wie bei erweitertem Wahlrecht die Wahlen im Lande ausfallen werden, wenn man ſich nicht hütet — wie das ja nicht zu erwarten iſt — den clericalen Demagogen die überlegenen Socialiſten auf den Hals zu hetzen. Noch mehr aber muſs man die Einführung der Clôture bedauern, wenn man bedenkt, daſs bei einiger Weltklugheit und Liebenswürdigkeit ſie thatſächlich zu vermeiden geweſen wäre, da im jetzigen Parlament nur eine einzige ganz ſcrupelloſe, der Regierung wirklich feindlich geſinnte Fraction iſt, die Volkspartei, die aber bei ihrem Zuſammenhang mit den höchſten öſterreichiſchen Kreiſen weder den Ausgleichsvorlagen noch dem Wehrgeſetze harte Oppoſition machen dürfte. Mag nun auch Bánffy aus der Noth eine Tugend machen und ſo thun, als ob er die ganze Vorbereitung des Ausgleiches vorbedacht zu dem Punkte geführt habe, wo die Clôture kommen muſste: er iſt doch nur durch die Mängel ſeiner [illegible] hingebracht worden, und er wird die [illegible] [illegible] nach ebenſo thun wollen, wo der Ausgleich [illegible] nicht allzuviel mehr geleiſtet werden kann.

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL

Digitized by Google

neuerung ein Stück des Landesfriedens und der Rechte des Parlamentes koſtet. Es taugt zwar nicht viel, dies ganze ungariſche Parlament mit ſeinen käuflichen Mandaten, aber gegen den ungezügelten Egoismus der gouvernementalen Clique war der Egoismus der oppoſitionellen noch immer ein kleiner Schutz. Nun wird auch der genommen, und unbeſchränkter Herr des ungariſchen Staates wird der ſein, der die meiſten Millionen zum Ankauf der meiſten Mandate aufbringt.

Budapeſt, den 22. Juli. Dr. Hugo Ganz.

Die böſen Unternehmer.

Geſtatten Sie, geehrter Herr Redacteur, einem von der Gattung der Unterdrücker, Ausſauger und Ausbeuter, zu dem Aufſatze „Socialausleſe und Arbeiterbewegung“ des Herrn Jentſch in Nummer 126 Ihrer Zeitung einige Bemerkungen zu machen.

*

Wenn durch eine Verminderung der Zahl der Lohnarbeiter die Löhne überall namhaft ſtiegen, ſo würde dies, unverminderte Nachfrage vorausgeſetzt, eine Vertheuerung ſämmtlicher Waren zur Folge haben, und es iſt eine Utopie, anzunehmen, daſs die Unternehmer die höheren Löhne von ihrem Gewinne würden beſtreiten können. Die Preiſe der Maſſenartikel, und dieſe geben allein den Ausſchlag, werden vom Weltmarkte beſtimmt. Wer auf demſelben mitconcurrieren will, der muſs eben imſtande ſein, ſo billig zu erzeugen, daſs ihm die Weltmarktpreiſe noch einen Nutzen laſſen. Die Höhe dieſes Nutzens iſt wieder vom Zinsfuße abhängig. Sinkt der Unternehmergewinn für einen Artikel unter den Durchſchnittszinsfuß, ſo wird es niemandem einfallen, ein neues Unternehmen zu errichten oder ein beſtehendes zu erweitern. Mit Verluſt kann auf die Dauer auch kein Unternehmen arbeiten. Durch verminderte Production oder geſteigerten Conſum wird dann Mangel an der betreffenden Ware eintreten, Mangel an Angebot. Das wird die Preiſe wieder auf jenen Punkt bringen, der die Erzeugung lohnend macht.

Daſs der Unternehmergewinn nicht höher ſteigt, als das mit dem Unternehmen verbundene Riſico unbedingt erfordert, dafür ſorgt ſchon der internationale, ſo viel verleumdete Wettbewerb. Daran können Truſts, Cartelle und dergl. ähnlich wirkende Einrichtungen auf die Dauer nichts ändern. Bisher ſind alle ſolchen Vereinigungen ſchmählich geſcheitert, die unberechtigten Gewinn einheimſen wollten, und ſie waren gezwungen, auf der einen Seite das wieder herzugeben, was ſie auf der anderen gewonnen hatten.

Daſs die Unternehmer ihre etwaigen Gewinne — es ſoll auch oft Verluſte geben — durch Herabdrücken des Arbeitslohnes erzielen, wie ſo oft behauptet wird, iſt durch nichts erwieſen. Wer in irgend einer Gegend eine neue Fabrik gründet, kann den Arbeitslohn nicht willkürlich ſelbſt beſtimmen, ſondern er muſs wenigſtens den Mindeſtlohn vergüten, der in der betreffenden Gegend üblich iſt, wenn er Arbeiter bekommen will. In Wirklichkeit bezahlt ein neues Unternehmen aber nicht den Mindeſtlohn, ſondern faſt regelmäßig den höchſten Lohn. Beweis: die vielen Klagen der Bauern in Gegenden, wo neue Fabriken entſtehen. Beſtehende Unternehmungen werden Lohnreductionen auch nur dann vornehmen können, wenn die Arbeiter anderwärts keine lohnendere Beſchäftigung finden, wenn alſo abſoluter Ueberfluſs an Arbeitskräften vorhanden iſt. Solcher Ueberfluſs läſst ſich nur durch Vermehrung der Arbeitsgelegenheit oder — Verminderung der Zahl der Geburten beſeitigen. Eine Herabſetzung des Arbeitslohnes wird man übrigens nur ſelten feſtſtellen können. Nicht nur in Lancaſhire, ſondern auch in Oeſterreich geht das Geſchäft in der Baumwollinduſtrie jetzt ſehr ſchlecht. In Nordböhmen gibt es Fabriken, die nur drei Tage wöchentlich arbeiten. Man hört aber nichts von Lohnherabſetzungen, die Arbeiter verdienen wegen Verkürzung der Arbeitszeit wohl jetzt weniger als bei vollem Betriebe, für ihre Arbeitsleiſtung erhalten ſie aber dieſelbe Vergütung wie früher. Bei dauernd ſchlechtem Geſchäftsgang kann es freilich geſchehen, daſs die Arbeitslöhne ſinken, aber nicht deshalb, weil die Unternehmer weniger bezahlen wollen, ſondern nur dann, wenn ſie kein anderes Mittel finden, billiger zu producieren und es ihnen unmöglich iſt, ohne fortgeſetzte Verluſte neue Abſatzgebiete zu finden oder die alten zu erhalten. Die Arbeiter werden, wenn es anders nicht möglich iſt und ſie anderwärts keinen lohnenderen Erwerb finden, nothgedrungen [illegible] zu niedrigeren Löhnen arbeiten. Daraus geht aber hervor, daſs der Arbeiter auch ein [illegible] iſt. Sein [illegible] iſt der Arbeitslohn, deſſen Höhe [illegible] vom [illegible] Weltmarkte abhängt, wie die [illegible].

[illegible]

Die [illegible] Zeit [illegible] des [illegible] der Arbeitern [illegible] wieder [illegible] Zeit [illegible] Leben [illegible] der übrigen [illegible] Zeiten des [illegible]

[illegible] der Zahl der [illegible]

von der Schwierigkeit der Ernährung einer ſechs- bis zehnköpfigen Familie ſprechen hörte, hätte für dieſen gewiſs nur ein überlegenes Lächeln. Ein ſo koſtſpieliges Vergnügen erlaubt ſich der Franzoſe nicht, wie derſelbe denn auch im allgemeinen ſparſamer iſt, als der Deutſche und Slave. Die franzöſiſchen Arbeiter ſtehen ſich mit ihrem Zweikinderſyſtem jedenfalls nicht ſchlecht. Es iſt gewiſs auch moraliſcher, zwei Kinder gut zu erziehen, als zehn dem Elende preiszugeben.

Eine Maſſenauswanderung in fremde Länder zwecks Verminderung der Zahl der Lohnarbeiter würde auch nur für ſo lange Rath ſchaffen, als es noch Länder gäbe, die Einwanderer aufnehmen können oder wollen. Außerdem koſtete ſie viel Geld, namentlich wenn man die Auswandernden in die Lage verſetzen wollte, in dem neuen Lande ſo zu leben wie zu Hauſe. Woher ſollten die nothwendigen Mittel kommen? Und wer würde freiwillig auswandern wollen, wenn man für ihn im fremden Lande nicht ein wärmeres Neſt als in der Heimat bereit hätte? Bekanntlich treibt die Auswanderer doch alle der Wunſch nach Verbeſſerung ihrer Lage fort.

Die Zerſtückelung des Großgrundbeſitzes zwecks Schaffung kleiner Bauern wäre recht vernünftig, obwohl ſie auch manchen Nachtheil für die Volkswirtſchaft nach ſich ziehen würde. Im Verhältniſſe zur Geſammtzahl der Bewohner wäre der ſich daraus ergebende Zuwachs an ſelbſtändigen Exiſtenzen aber nur gering.

Ein Staat mit Bauern und Handwerkerbevölkerung, der mit den in der großinduſtriellen Periode geſchaffenen techniſchen Hilfsmitteln arbeitet, läſst ſich nicht gut vorſtellen. Vielleicht hat Herr Jentſch die Güte, einige Andeutungen zu machen, wie er ſich dieſen Staat eingerichtet denkt.

Daſs der Bauer im Durchſchnitt langſamer, um nicht zu ſagen, fauler, arbeitet als der Lohnarbeiter, das müſste erſt bewieſen werden. Der für Taglohn ſich verdingende Arbeiter nimmt ſich ſicherlich mindeſtens ebenſoviel Zeit als der Bauer. Intenſiv gearbeitet wird nur im Accordlohn, und da geht es nur in wenigen Betrieben toll zu. Solche Arbeiten ſind auch ſtets mit bedeutend höheren Löhnen und kürzerer Arbeitszeit verbunden als gewöhnlich. Die Accordarbeiter werden von den übrigen auch ſtets beneidet, was nicht gerade für die beſonders ſchlechte Lage derſelben ſpricht.

Die angebliche Dummheit der Bemerkung Tilles über die Steigerung des Arbeitslohnes durch Vermehrung der Leiſtung der Arbeiter mit Hilfe verbeſſerter Maſchinen erſcheint dem, der in der Wirklichkeit lebt, durchaus nicht ſo koloſſal als Herrn Jentſch. Alle Bewohner der civiliſierten Welt und ſelbſt theilweiſe die Wilden, Herr Jentſch nicht ausgeſchloſſen, genießen die Vortheile dieſer Dummheit und ſchämen ſich gar nicht, dies zu thun. Nur dieſer Dummheit iſt es zu danken, daſs in England zur Zeit vierzig, in Deutſchland dreiundfünfzig Millionen Menſchen ſo leben wie ſie leben, und das durchaus nicht ſo ſchlecht, als unſere modernen Volksfreunde glauben machen wollen. Nur dieſer koloſſalen Dummheit iſt es zuzuſchreiben, daſs die bedürfnisreichen Engländer, Deutſchen, Franzoſen und Nordamerikaner mit den bedürfnisloſen und gemächlich arbeitenden Völkern concurrieren können. Sobald dies nicht mehr der Fall ſein wird, ſobald unſere Arbeiter nicht mehr imſtande ſein werden, durch größere Leiſtungsfähigkeit mehr und beſſer zu producieren, als ihre japaniſchen, chineſiſchen, indiſchen u. ſ. w. Collegen, dürften ſie dahinter kommen, daſs ihre blutſaugeriſchen Arbeitgeber, die aus purem Eigennutz ſtets beſtrebt waren, ihnen beſſere Hilfsmittel zu verſchaffen, ihnen mindeſtens ebenſoviel nützten, als ihre ſocialdemokratiſchen und ſocialpolitiſchen Freunde.

Es iſt in weiten Kreiſen die Anſchauung verbreitet, daſs nichts auf der Welt einfacher und leichter iſt, als die Gründung und Leitung eines Unternehmens, wenn man dazu nur den nöthigen geſpickten Geldſack hat, wie der beliebte Ausdruck lautet. Man läſst einfach eine Fabrik bauen, beſtellt die Einrichtung, nimmt die nöthigen Beamten und Arbeiter auf, und alles Weitere geht von ſelbſt. Das Geld fliegt dem Beſitzer nur ſo in die Taſchen, und derſelbe hat nichts weiter zu thun, als ſich in Champagner zu baden und Auſtern zu eſſen. Wenn ab und zu einige Unternehmer zugrunde gehen, ſo ſind das eben nur dumme Kerle oder Schwindler. Die Dümmſten aber haben das meiſte Glück; diesen gelingt alles. Leute, die im Geſchäftsleben Erfahrungen geſammelt haben, meinen aber, daſs die Sache in der Nähe betrachtet doch etwas anders ausſiehe. Sie meinen, daſs der, welcher ſich aus dem Lohnarbeiterſtand empor arbeiten will, wie Herr Jentſch ſich ausdrückt, dies nicht anders kann als in früheren Zeiten. Er muſs ſehr intelligent, tüchtig, ausdauernd und ſparſam ſein. Auch ſind es nicht Marktſchreierei und ſchwindelhafte Reclame, die einen Unternehmer vorwärts bringen, ſondern vorzügliches und durchaus [illegible] Waren. [illegible] reich gewordene [illegible] man nur [illegible] haben müſſen. Daſs ein [illegible] emporkommen kann, iſt eine [illegible] Behauptung. Es würde nicht [illegible] Unternehmer[illegible] würde ſich [illegible] Bemühungen der [illegible] und Befähigungen, trotz [illegible] in den letzten

Digitized by Google

fünfzig Jahren, alle Induſtrieproducte ſehr im Preiſe gefallen ſind. Auch würde der Nachweis leicht zu erbringen ſein, daſs es unter den Unternehmern viele gibt, die auch ohne die Rathſchläge des neuen Standes der Socialweiſen für ihre Arbeiter und Angeſtellten thun, was ſie thun können; die aufrichtig bedauern, daſs ihrem Können in dieſer Richtung leider ſehr enge Grenzen gezogen ſind, und die das fortwährende Verhöhnen und Verſchimpfen der Unternehmer als ein ſchreiendes Unrecht empfinden.

Der Unternehmer kann es niemandem recht machen. Arbeitet er fleißig und plagt ſich, ſo iſt er nach Jentſch ein hungriger Hund, der dem andern die Knochen abjagt. Dann wird ihm wieder zugeſetzt, weil er ſeine Leute zu ſchlecht bezahlt. Dem dritten zahlt er wieder zu wenig Steuern. Ja zum Kuckuck, woher ſoll er denn das Geld zum Bezahlen der Arbeiter, zum Bezahlen der Steuern und all der Laſten nehmen, die man ihm jetzt aufwälzt, wenn er ſich nicht plagt und ſchindet und zu verdienen trachtet?

Der Stand der Unternehmer iſt der beſtgehaſste, beſtverleumdete. Jeder der Schule kaum entwachſene Jüngling weiß haarſcharf nachzuweiſen, daſs nur dieſe verdammten, eigennützigen Unternehmer, die den Arbeitern das Blut unter den Nägeln herauspreſſen, Schuld an den angeblich trübſeligen Zuſtänden der Zeit tragen, weil ſie ſich angeblich beharrlich ſträuben, ihre ſocialen Pflichten zu erfüllen, ein gutes Einvernehmen mit ihren Arbeitern zu ſuchen, ihnen den ihnen zukommenden gerechten Lohn zu bezahlen. Der Unternehmer mäſtet ſich vom Schweiße ſeiner Arbeiter, unterdrückt ſie, macht ſie zu Sklaven, und ſo fort mit Grazie ins Unendliche.

Ja, warum ſperrt man denn dieſe Scheuſale in Menſchengeſtalt nicht ein? Warum verbietet man nicht zum mindeſten die Gründung neuer Unternehmen, Neugründungen? Es iſt merkwürdig, daſs von ſolchen jetzt nicht gar oft zu hören iſt! Man vernimmt wohl ab und zu von Erweiterungen beſtehender Unternehmen, aber Neugründungen, das iſt ein ſelten gehörtes Wort. Namentlich in unſerem lieben Oeſterreich, wo die Socialweisheit jetzt ſo wunderbare Blüten treibt. Unſere jungen Leute, die es haben können, werden Profeſſoren, Gelehrte, Advocaten, Staatsmänner und dergleichen. Ausſauger, Ausbeuter, Unterdrücker wollen ſie nicht werden. Merkwürdig! Es muſs doch nicht gar ſo verlockend ſein, ſich dieſem Stande zu widmen. Die jungen Leute ſcheinen die Beſudlung mit Koth als keine Annehmlichkeit anzuſehen. Man findet unter dieſen jungen Leuten auch viele Söhne von Unternehmern.

Man hört hie und da von Hemmung des Unternehmungsgeiſtes munkeln. Ab und zu erlaubt ſich jemand zu bemerken, daſs Hemmung des Unternehmungsgeiſtes vielleicht doch nicht das richtige Mittel zur Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Claſſen, zur Verminderung der Arbeitsloſigkeit iſt, daſs im Gegentheil Förderung des Unternehmungsgeiſtes vielleicht zur Vermehrung der Arbeitsgelegenheit führen könnte, und daſs Vermehrung der letzteren den Arbeitern doch eigentlich keinen Schaden bringen kann; ja, daſs ſie vielleicht das wichtigſte Mittel zur Verbeſſerung ihrer Lage iſt.

Wir Unternehmer ſind, ſolange als uns nicht das Gegentheil erwieſen wird, der Meinung, daſs nichts den Arbeitern ſo großen Schaden zufügt, nichts die wirtſchaftliche Entwicklung ſo ſehr hemmt, als die Hetze gegen uns. Unangenehmen und gefährlichen Berufen wendet man ſich nur zu, wenn der zu erwartende Gewinn im Einklang mit dem größeren Riſico ſteht. Türken und Griechen borgt man Geld nur gegen ſehr hohe Verzinſung, denn Millionär in türkiſchen oder griechiſchen Papieren zu ſein, iſt keine Annehmlichkeit. Ein Induſtrieunternehmen gründet man jetzt nur, wenn Ausſicht auf hohen Gewinn vorhanden iſt; denn ein Beruf, in dem man jeden Augenblick Gefahr läuft, durch eine neue Erfindung, durch einen einzigen Strike oder Arbeiterkrawall oder durch neue ſocialpolitiſche Geſetze um die Frucht jahrelanger Mühen und Sorgen gebracht zu werden; den man mit Gemüthsruhe nur betreiben kann, wenn man ein vollkommener Menſchenverächter geworden: ein ſolcher Beruf iſt weder eine Annehmlichkeit, noch eine ſichere Capitalsanlage.

*

Was die von Herrn Jentſch ſo ſcharf kritiſierte Socialausleſe anbelangt, ſo wäre ihm zu wünſchen, durch einige Jahre Leiter eines großen Unternehmens zu ſein. Er würde dann ſeine Anſichten darüber ſicherlich bedeutend modificieren.

Jeder Unternehmer iſt froh, wenn er unter ſeinen Leuten ſolche findet, die über den Durchſchnitt hinausragen und die er auf beſſere Poſten ſtellen kann. Solche Leute wiſſen ſich auch Rath, ihre Stellung zu verbeſſern. Es wird ſelten vorkommen, daſs ein wirklich begabter, fleißiger und ausdauernder Mann verkümmert. Die Wahrheit iſt vielmehr, daſs es wirklich tüchtige Menſchen nur ſehr wenige gibt.

Wer ſo klug war, in der Wahl ſeiner Eltern vorſichtig zu ſein, der wird ſich in ſeiner ererbten Stellung nur dann behaupten, wenn er ſelbſt tüchtig iſt. Die Zahl der Unternehmungen, die unter den Händen der Erben zugrunde giengen oder andere Beſitzer erhielten, iſt Legion. Die wenigſten bürgerlichen Vermögen überdauern die dritte Generation, womit ſich diejenigen tröſten können, bei denen der Neid die Triebfeder der Socialpolitik bildet.

Wenn ein Volk, das ganz aus Bauern beſteht, mit wenigen Ausnahmen körperlich ſtark und geſund iſt, ſo liegt das zumeiſt an ſeiner einfachen Lebensweiſe. Der kleine und mittlere Bauer in von Induſtrie- und Handelsplätzen entfernten Gegenden gibt lange nicht ſoviel für entbehrliche Sachen und (meiſt geſundheitsſchädliche) Genüſſe aus, wie der Durchſchnittsarbeiter in Induſtrie-, Handels- und Verkehrscentren. Er kann das auch gar nicht, denn ſeine Einkünfte ſind nicht darnach. Die Geſundheitselixiere dieſer Bauern ſind einfache, naturgemäße Lebensweiſe und gute Luft. Sich der erſteren befleißigen und letztere ſich verſchaffen könnte aber die überwiegende Mehrzahl der Lohnarbeiter. Wer unterzieht ſich aber der Mühe, dieſelben darüber aufzuklären? Wenn irgendwo ein Menſch, wie z. B. der Pfarrer Kneipp, es unternimmt, das Volk über einfache, naturgemäße Lebensweiſe zu belehren, ſo iſt er tauſendfältigen Anfeindungen ausgeſetzt. Die wiſſenſchaftliche Welt rümpft die Naſe, und ſtatt Unterſtützung findet ein ſolcher Mann Widerſtand. Und eigentlich mit Recht: Denn was hat einfache, naturgemäße Lebensweiſe mit der Wiſſenſchaft zu thun? Und welchen Zweck hätte es, ſie zu predigen? Es würde ja doch nur eine Minderheit daran glauben und noch viel weniger Leute würden darnach leben. Welch Unheil aber könnte durch ſie über die Menſchheit heraufbeſchworen werden? Was ſollte aus den zahlloſen Kneipen, Wirtshäuſern, Tabakbuden, Modekramhallen, Kinkerlitzchenläden und den damit zuſammenhängenden, jetzt ſo nothwendigen Anſtalten werden, wenn einfache, naturgemäße Lebensweiſe ſie zum größten Theile überflüſſig machte? Was wollte man mit dem erſparten Gelde anfangen? Um drei Milliarden Mark jährlich könnte das Geſchäftsleben z. B. in Deutſchland allein g e ſ c h ä d i g t werden, wenn dieſe auf Vereinfachung der Lebensweiſe gerichteten Utopien durchgeführt würden. Und das wollen die Verfechter derſelben nicht einmal zugeben. Sie meinen in ihrer Borniertheit, man könne für das in Erſparung gebrachte Geld ja Häuſer bauen (die allerdings jetzt nicht im Ueberfluſſe vorhanden ſind), man könne Anſtalten für Kranke aller Art, für Blinde, Taube, Stumme, Krüppel, für Waiſen, verwahrloſte Kinder u. ſ. w. u. ſ. w. ſtiften, einige hie und da nothwendige Schulen, Bibliotheken, Theater u. dgl. errichten, und es würden noch immer genug Mittel für andere öffentliche Zwecke vorhanden ſein, die geeignet wären, dem Erwerbsleben neue Quellen zu erſchließen.

Ja, ſonderbare Anſichten hat dieſe Art von Leuten. Sie meinen, daſs nicht der Concurrenzkampf und der Mammon die Menſchen degenerieren und zugrunde richten, ſondern daſs die Genuſsſucht der Männer und die Putzſucht der Frauen dies weit gründlicher beſorgen. Dieſe beiden Laſter ſeien der Moloch, der die Schuld an faſt allem Elende trägt; der die Armen geradeſo tyranniſiert wie die Reichen; deſſen Anſprüche in vielfach ſtärkerem Maße anſchwellen, als die Fortſchritte in der Erwerbung der materiellen Güter; der den Menſchengeiſt zum Sclaven des Leibes erniedrigt und der das gefräßige Ungeheuer iſt, welches bewirkt, daſs zur Deckung einer hinreichenden Menge wirklicher, der Geſammtheit ſowie dem einzelnen nothwendiger Bedürfniſſe, zur Linderung wirklichen, unverſchuldeten Elends nirgends genug Mittel vorhanden ſind.

Als Prototyp dieſes Ungeheuers könnte ein ſechzehnjähriger, ausgemergelter, blut- und kraftloſer Junge, mit einer einen halben Meter langen Tabakspfeife im Munde und der Schnapsflaſche in der Hand, gelten oder auch der Geſammtinhalt gewiſſer Vergnügungshallen „nachts um die zwölfte Stunde". Beides würde ſich neben dem von Herrn Jentſch als Prototyp des Mammons citierten modernen Panzerſchiffe ganz würdig präſentieren.

*

Wenn den Arbeitern die von Herrn Jentſch geprieſene Weisheit eingeimpft werden könnte, dann braucht die überwiegende Mehrzahl derſelben keinen Schutz nicht, ſie würden frei, zufrieden und glücklich ſein. Wer aber predigt ſolche Weisheit heutzutage? Wo ſind die jetzigen großen Lehrmeiſter der Menſchheit: ihr Chriſtus, Confucius, Sakyamuni? Wer unternimmt es heutzutage, das Volk über ſeine wahren Bedürfniſſe zu belehren? Wer zeigt ihm praktiſch, wie wenig der wahrhaft Weiſe zu ſeinem Glücke braucht? Wer ſagt ihm, wie Kalidaſa in ſeiner Sakuntala, daſs nur der wirklich reich iſt, der arm iſt an ſchlechten Genüſſen, und daſs nur der wahrhaft glücklich ſein kann, der entſagen gelernt hat?

Wir hören ſolche Lehren von niemandem, und es wäre höchſte Zeit, den Rath des Herrn Jentſch zu befolgen und uns zu den Weiſen des Alterthums zu flüchten, wenn es uns wirklich Ernſt iſt, uns aus den jämmerlichen Zuſtänden der Gegenwart zu befreien.

Auſſig a. E. Johann Schicht.

* * *

Entgegnung.

Die Unternehmer ſind heute nervös, und ihre Haut iſt ſo empfindlich geworden, daſs ſie nicht bloß bei der leiſeſten Berührung aufſchreien, ſondern oft auch ſchon, wenn ſie gar niemand anrührt. Argwöhniſche Menſchen, zu denen ich nicht gehöre, werden aus jedem ſolchen unmotivierten Aufſchrei auf ein böſes Gewiſſen ſchließen. Ich ſage bloß: Herr Schicht, der gewiſs ein rechtſchaffener und menſchenfreundlicher Mann iſt, thut mir herzlich leid, wenn er ſich von irgend jemanden — von wem weiß ich nicht — ein Ungeheuer [illegible]

Digitized by Google

muſs; aber was geht das mich an? Warum wendet er ſich mit ſeinen Klagen an mich? Habe ich die Unternehmer Ungeheuer genannt? In meiner Polemik gegen Tille findet ſich nicht die Spur eines Angriffes auf die Unternehmer. Die Unternehmer kommen darin, ebenſo wie die Ballerinen und die Geheimräthe, nur vor, ſofern ſie ſelbſt Opfer der modernen Socialausleſe ſind.

Dieſe Ausleſe verſteht Herr Schicht gründlich falſch, wie er denn überhaupt meinen ganzen Artikel nicht verſtanden hat. Er meint, er ſelbſt leſe doch aus ſeinen Arbeitern die tüchtigſten heraus, um ſie auf beſſere Stellen zu befördern und ihre lebenslängliche Verſorgung zu ſichern, alſo habe Herr Alexander Tille recht. Das verſteht ſich nun von ſelbſt, daſs ein Fabrikant nicht die faulſten, dümmſten und ungeſchickteſten unter ſeinen Arbeitern, ſondern die tüchtigſten zu Vorarbeitern und Werkmeiſtern macht. Aber um eine ſolche von einzelnen Menſchen mit Bewuſstſein und planmäßig vorgenommene Ausleſe, wie auch die Anſtellung und Beförderung der Staatsbeamten eine iſt, handelt es ſich nicht in der Sociologie, ſondern um die Ausleſe, die der von keinem einzelnen Menſchen, auch von keiner Staatsregierung und keinem Weltcongreſs geleitete Entwicklungsproceſs bewirkt. Tille behauptet, daſs alles, was dieſer Proceſs in die Höhe bringe, gut und alles, was er erdrücke, ſchlecht ſei und daſs die Wirkungen dieſes Proceſſes in ſeinem gegenwärtigen Stadium durchaus erfreulich ſeien. Ich behaupte, daſs dabei gerade in unſerer Zeit gar manches recht Unerfreuliche herauskomme.

Zu den unerfreulichſten Wirkungen gehört die Art und Weiſe, wie heute der Concurrenzkampf nicht bloß von Kaufleuten und Fabrikanten, ſondern auch von Künſtlern und Schriftſtellern, von den Strebern unter den Beamten und von ganzen Beamtenclaſſen geführt wird, und ich habe dieſen Kampf um den Biſſen Brot mit dem Gebalge von hungrigen Hunden um einen Knochen verglichen und mit einem Gewimmel von Ungeziefer, das ſich gegenſeitig auffriſst. Das Bild iſt weder appetitlich noch ſchmeichelhaft, aber es thut mir leid, bekennen zu müſſen, daſs der Concurrenzkampf auf mich nun einmal keinen ſchöneren Eindruck macht. Herr Schicht leugnet die Häufigkeit dieſer Erſcheinungen, und ſoweit er zugeſtehen muſs, daſs auch illegale Mittel angewendet werden, meint er, ſolche hätten keinen Erfolg; Erfolg habe immer und überall nur die ehrliche Arbeit. Herr Schicht wohnt in Oeſterreich, Oeſterreich grenzt an die Balkanhalbinſel, und dort wohnt der Türke, der, wie uns die Türkenfreunde verſichern, der einzige Gentleman in der Türkei iſt. Er ſitzt in ſtiller Beſchaulichkeit bei ſeinen Warenballen und lockt keine Käufer an, kommt einer, ſo redet er ihm nicht zu und feilſcht nicht, und kommt keiner, ſo dankt er Allah, daſs er in ſeiner Ruhe nicht geſtört worden iſt. Ich vermuthe, daſs die Nachbarſchaft der Türkei veredelnd auf Oeſterreich wirkt, daſs der durchſchnittliche öſterreichiſche Geſchäftsmann dem türkiſchen gleicht, und daſs es in Oeſterreich weder Hauſierer, noch Handlungsreiſende, noch Reclame gibt, noch Streitigkeiten über die Abgrenzung der Gewerbe, noch Feindſchaft zwiſchen Kleingewerbe und Großinduſtrie, noch ſo etwas wie den Antiſemitismus, bei dem nach einer ziemlich allgemein verbreiteten Meinung der Brotneid nicht ganz unbetheiligt iſt. Aber wir im neuen Reiche ſind viel ſchlechtere Menſchen als die edlen Türken und Oeſterreicher. Wir haben alle jene unerfreulichen Dinge und wir haben ſogar ein Geſetz gegen den unlauteren Wettbewerb und eine ganze Literatur, die mit Fällen ſolch unlauteren Wettbewerbes das Geſetz begründet hat. Wie manche Kaufleute und Fabrikanten in dieſer Hinſicht über ihren eigenen Stand denken, davon wird Herr Schicht demnächſt einen Begriff bekommen, und meine Polemik gegen einen von ihnen, worin ich den Stand der Kaufleute und Fabrikanten gegen die Angriffe eines von ihnen, des Herrn Max Rieck in Hamburg, in Schutz nehme. Und es ſcheint, daſs Oeſterreich und die Türkei das einzige geſchäftliche Idyll in der Welt bilden, während die Bewohner der übrigen Länder nicht beſſer ſind als wir Reichsdeutſchen. Gehen doch alle Staaten, nachdem ſie Millionenheere auf die Beine gebracht haben, jetzt eben daran, ſich Rieſenflotten beizulegen, Flotten von Kriegsſchiffen, die mit allen Mordinſtrumenten und Zerſtörungsmitteln unſerer in ſolchen Dingen ſo reichen menſchenfreundlichen Zeit ausgerüſtet ſind, und zwar, wie man allgemein vernimmt, zum Schutze des Exports der betreffenden Staaten. Dieſes allgemeine Schutzbedürfnis ſetzt doch wohl voraus, daſs bei einigen oder bei allen Staaten die Abſicht beſteht, den Export ihrer Concurrenten mit Pulver und Dynamit zu zerſtören. Auch von Zollkriegen hat Herr Schicht in ſeinem idylliſchen Oeſterreich wohl noch nichts vernommen.

Herr Schicht iſt der Anſicht, die Induſtriearbeiter ſollten [illegible] [illegible]

Bochumer Bergarbeitercongreſs, der Herrn Tille zu ſeinem Artikel in Nr. 125 der „Zeit“ den Anlaſs gegeben hat, berichtete der Bergmann Walther aus Schalke, ſogar die durch Ventilation zugeführte Luft ſei oft ſchon verdorben. Auf Zeche Wilhelmine bei Schalke ſei es vorgekommen, daſs zwei Beamte, die ſich zur Abnahme einer Arbeit an der Arbeitsſtelle eingefunden hätten, ſchon nach kurzer Zeit ohnmächtig umgefallen ſeien; und der Bergmann müſſe in dieſer Luft acht Stunden lang arbeiten. Was aber die einfache und naturgemäße Lebensweiſe anlangt, die Einſchränkung der Kinkerlitzcheninduſtrie und die Verwendung der Arbeitskräfte, die jetzt in ſolchen vergeudet werden, zur Herſtellung wertvoller Güter, ſo iſt Herr Schicht ganz mein Mann. Wer predigt ſolche Weisheit? fragt er. Antwort: meine Wenigkeit und zum Glück noch viele andere wackere Männer, deren Stimme weiter reicht als die meine. Auch übe ich ſelbſt, was ich predige. Ich rauche wenig und trinke faſt gar kein Bier, ich trage grundſätzlich keine Glacéhandſchuhe und laſſe mich nicht photographieren, ich hänge in meiner Wohnung keine Bilder auf (mit wirklichen Kunſtwerken würde ich ſie ſchmücken, wenn ich das Geld dazu hätte), und ſollte mir jemand einmal Nippſachen ſchenken, ſo würde ich ſie weiter verſchenken oder zum Fenſter hinauswerfen. Aber ſind denn die Schnapsbrenner, die Bierbrauer, die Gaſtwirte, die Tingl-Tanglwirte, die Cigarrenfabrikanten, die Handſchuhmacher, die Kinkerlitzchenfabrikanten und die übrigen, denen Herr Schicht kaltblütig den Untergang wünſcht, keine Unternehmer? Fürchtet Herr Schicht nicht, von ſeinen Mitunternehmern geſteinigt zu werden und in den Ruf eines ſtaatsgefährlichen Mannes zu kommen? Soll doch in Galizien ein Bauer zu Gefängnis verurtheilt worden ſein, weil er gegen die Brantweinpeſt geſprochen hat, wodurch er die Exiſtenz der Propinationsjuden und der Schlachzizen, das iſt nach galiziſchen Begriffen die Exiſtenz des Staates, bedroht hat. Und gehört nicht auch die Textilinduſtrie, deren geringe Rentabilität Herr Schicht beklagt, zu denen, die einen unnöthigen und unter Umſtänden ſchädlichen Verbrauch fördern? Iſt es nöthig und nützlich, daſs die Frauenzimmer der ärmeren Stände ſoviel Geld auf bunte Fähnchen ausgeben, und daſs ſich die Burſchen jährlich einen neuen Anzug kaufen, während ehedem ein Anzug zehn bis zwanzig Jahre halten muſste? Gewiſs iſt die Productivität der Arbeit, die uns mit ſpottbilligen Waren überſchüttet und zum Kaufen reizt, an ſich ein Fortſchritt und ein Glück; gewiſs erwerben ſich alle, die dieſe Productivität durch neue Erfindungen und durch die Einführung neuer Maſchinen fördern, ein Verdienſt; nicht die Unternehmer, die das thun, habe ich dumm genannt, wie Herr Schicht glaubt, ſondern als dumm habe ich nur den Gedanken bezeichnet, daſs durch eine weitere Steigerung dieſer Productivität den heutigen wirtſchaftlichen und ſocialen Schwierigkeiten abgeholfen werden könne, wenn nicht Hand in Hand mit der Steigerung ein Umbau unſerer Geſellſchaftsordnung vor ſich geht, gegen den ſich die Unternehmer und die Vertreter des Staates mit Händen und Füßen ſträuben. Das iſt ja eben das Widerſinnige und Unhaltbare des heutigen Zuſtandes, daſs ſich jeder techniſche Fortſchritt aus einem Segen in einen Fluch verwandelt, daſs die Unternehmer, während ſie durch techniſchen Fortſchritt die Productivität der Arbeit ſteigern, die Vortheile dieſer Steigerung durch Betriebseinſchränkungen wieder aufheben müſſen, und daſs ſich die edelſten, vernünftigſten und geſcheiteſten Menſchen fortwährend gezwungen ſehen, in dieſer wie in mancher anderen Beziehung unvernünftig und unedel zu handeln.

Noch in einem anderen Punkte iſt Herr Schicht ganz meiner Meinung, daſs nämlich Verminderung des Angebots von Lohnarbeit das einzige Mittel zu einer nachhaltigen Verbeſſerung der Lage der Lohnarbeiter ſei. Nur hält er die Anlegung von Bauerncolonien für ungeheuer ſchwierig und koſtſpielig. Aber gar ſo ſchwierig kann die Sache denn doch nicht ſein. Denn von jener Völkertheilung angefangen, die in der Bibel auf den babyloniſchen Thurmbau zurückgeführt wird, deren Urſache aber natürlich die Uebervölkerung der Euphratebene geweſen iſt, bis in das vorige und das laufende Jahrhundert, wo engliſche und deutſche Auswanderer das Volk und den gewaltigen Staat von Nordamerika geſchaffen haben, ja bis in unſere Tage, wo jährlich über hunderttauſend Italiener dem europäiſchen Militärſtaat entfliehen, um ſich in Südbraſilien eine neue, beſſere Heimat zu ſchaffen, in dieſer ganzen langen Zeit iſt Auswanderung und Gründung neuer Bauerncolonien das Hauptmittel und meiſtens das einzige Mittel zur Beſſerung der Lage der Armen geweſen, und im Grunde genommen war die ganze Weltgeſchichte bisher nichts anderes als die Geſchichte der Coloniſation des Erdballs, und ſind alle Kriege, mit Ausnahme der dynaſtiſchen, Coloniſationskriege geweſen. Einen Zuſtand zu beſchreiben, wo eine aus Bauern und Handwerkern beſtehende Bevölkerung mit den in der [illegible] techniſchen Hilfsmitteln arbeitet, habe ich nicht nöthig, weil das bereits Autoritäten gethan haben, z. B. der [illegible] Siemens in der Berliner Naturforſcherverſammlung. [illegible] für Ackerbaucolonien geeignetes Land [illegible], ſo würde allerdings kein anderes Rettungsmittel [illegible] als das Kinderverhüten oder etwas Aehnliches. [illegible] zu predigen, weil den [illegible] nimmt — im Deutſchen Reiche [illegible] Staatsanwalte eine andere Anſicht [illegible] ich nicht.

Digitized by Google

Unter den heutigen Productionsverhältniſſen leiden alle Claſſen und Stände und, den Klagen der Unternehmer nach zu urtheilen, gerade ſie am meiſten. Die Nationalökonomen erforſchen, wie es kommt, daſs jede Erleichterung und Vervollkommnung der Production das Leben nur ſchwerer macht ſtatt leichter, und ſuchen Auswege aus dieſem ſchrecklichen Labyrinth. Wenn nun die Unternehmer, anſtatt das dankbar zu begrüßen, gegen die Volkswirtſchaftslehrer erbittert ſind, wenn ſie eben jetzt im Deutſchen Reiche eine regelrechte, wohlorganiſierte Hetze gegen die Profeſſoren der Nationalökonomie veranſtalten, ſo läſst ſich dieſer Widerſpruch nur auf zweierlei Weiſe erklären: entweder es geht den Unternehmern ganz gut; ſie wiſſen die ſchlimmen Wirkungen der wirtſchaftlichen Schwierigkeiten auf ihre Arbeiter abzuwälzen, und ſie klagen nur, wie etwa der durchſchnittliche Cenſit im Hördereich eines Mitgliedes der Einſchätzungscommiſſion zu klagen pflegt; oder — es gibt außer Herrn Alexander Tille noch andere geſcheite Leute, die an partieller Störung der ſich in der Klugheit manifeſtierenden Gehirnfunctionen leiden.

Neiſſe. Karl Jentſch.

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

(Fortſetzung.)

3. Die Wiſſenſchaft im engeren Sinne.

Wie die Kunde auf der Claſſification als einer natürlich-ſyſtematiſchen Ordnung, ſo fußt die Wiſſenſchaft auf der Cauſalität und Begründung. Alle Realwiſſenſchaft iſt Erkenntnis von Zuſammenhängen nach Urſache und Wirkung, alle Formalwiſſenſchaft Erkenntnis von Zuſammenhängen nach Grund und Folge. In beiden iſt die vernünftige Geſetzmäßigkeit der Zuſammenhänge Gegenſtand der Erkenntnis; in den rein formalen Wiſſenſchaften (Logik, Mathematik, Phoronomie) iſt dieſe Geſetzmäßigkeit bloß logiſch, in den Realwiſſenſchaften (Naturwiſſenſchaften und Geiſteswiſſenſchaften) iſt ſie zwar auch logiſch, aber auch und vor allem real. Die in der Claſſification der Kunde zwar geahnte, ſtillſchweigend vorausgeſetzte und implicite mit dargebotene Geſetzmäßigkeit wird von der Wiſſenſchaft expliciert.

In den rein formalen Wiſſenſchaften wird ſie als logiſche oder vernünftige Geſetzmäßigkeit unmittelbar eingeſehen. Die ſo entwickelten logiſchen Geſetze erweiſen aber erfahrungsmäßig auch in der Wirklichkeit ihre Giltigkeit und laſſen ſchon dadurch erkennen, daſs auch die Dinge unter logiſchen oder vernünftigen Geſetzen ſtehen. Die Mechanik und mathematiſche Phyſik läſst einen noch engeren Zuſammenhang zwiſchen der formallogiſchen und der realen Geſetzmäßigkeit ahnen, wenn auch letztere nicht durch erſtere erſchöpft wird. Aber wenn das über die formallogiſche Geſetzmäßigkeit überſchießende Plus der realen nicht in formallogiſche Begründung aufzulöſen iſt, ſo erhält ſich doch auch hier die Ahnung, daſs es vernünftig, nur noch in einem höheren Sinne vernünftig als das rein formal Logiſche ſein müſſe, d. h. aber, daſs die geſammte cauſale Geſetzmäßigkeit der Dinge letzten Endes der ureigenſten Geſetzmäßigkeit des vernünftigen Geiſtes homogen ſei. Der Geiſt, der die Welt zu erkennen ſtrebt, findet in ihr Geiſt von ſeinem Geiſt wieder, und nur weil und ſoweit dies der Fall iſt, vermag er ſich in ihr zu orientieren und heimiſch zu fühlen, ſie wahrhaft zu erkennen, ſeinem Geiſte zu aſſimilieren und einzuverleiben. Darum iſt die Wiſſenſchaft ſoviel intereſſanter als die Kunde, weil ſie uns die Dinge ſoviel näher rückt, ſoviel begreiflicher macht und die in ihnen waltende vernünftige Geſetzmäßigkeit klarlegt.

Das letzte Ideal der Wiſſenſchaft im engeren Sinne geht dahin, die Veränderungen und ihre Ergebniſſe nach formallogiſcher Geſetzmäßigkeit zu begreifen, d. h. die Naturwiſſenſchaften in mathematiſche Phyſik und alles Weltgeſchehen in Mechanik der Atome aufzulöſen. Aber damit kann ſie niemals zuſtande kommen, weil ſchon die Geometrie den Raum, die Phoronomie die Bewegung, die Mechanik die Maſſe mit Beharrungsvermögen vorausſetzt, weil ferner alle mathematiſch-phyſikaliſchen Formeln conſtante Größen in ſich tragen und auf gegebene Atomconſtellationen angewendet werden müſſen. Alle dieſe Daten (Raum, Bewegung, Conſtante, Atomconſtellation) ſtehen außerhalb der formallogiſchen Beſtimmbarkeit und bedürfen einer anderen Geſetzmäßigkeit als der formallogiſchen, um beſtimmbar zu ſein. Die Realwiſſenſchaften ſchöpfen ſie einfach aus der Erfahrung, ohne ſich den Kopf darum zu zerbrechen, durch welche Geſetzmäßigkeit ſie determiniert ſein mögen, oder ob ſie unvernünftig determiniert, d. h. logiſch zufällig ſind. Stillſchweigend liegt doch aller Wiſſenſchaft die Vorausſetzung zugrunde, daſs auch das über die formallogiſche Geſetzmäßigkeit Hinausgehende in den empiriſch aufgenommenen Daten nicht blind zufällig, ſondern durch eine vernünftige Geſetzmäßigkeit beſtimmt ſei.

Aber nicht bloß in dieſer Richtung hat die Wiſſenſchaft im engeren Sinne eine Stelle, wo ſie den Erkenntnistrieb unbefriedigt läſst, ſondern noch nach vier anderen Seiten. Von dem Ideal, das ſie ſich vorgeſteckt hat, iſt ſie ſelbſt in der Naturwiſſenſchaft noch ſehr fern, da die verſchiedenen Zweige derſelben von ganz verſchiedenen, ſämmtlich hypothetiſchen und ungeprüften Vorausſetzungen ausgehen. Selbſt wenn die Vereinigung aller Zweige der Naturwiſſenſchaft her-geſtellt wäre, ſo blieben doch die Vorausſetzungen zu prüfen, auf die ſie ſich ſtützen: Die Erkennbarkeit eines unabhängig von unſerem Bewuſstſein Seienden, die Anwendbarkeit unſerer Denkformen und Anſchauungsformen auf dasſelbe u. ſ. w.

Mit alledem wäre das Gebiet der Geiſteswiſſenſchaften noch gar nicht berührt. Die mechaniſche Naturwiſſenſchaft beruht auf der Ausſcheidung der Qualität aus den unabhängig vom Bewuſstſein ſeienden Dingen und auf ihrer Zurückführung auf bloß quantitative Unterſchiede, wodurch ihre Veränderungen mathematiſch darſtellbar werden. In der Geiſteswiſſenſchaft iſt aber das Qualitative ein weſentlicher, nicht auszumerzender Beſtandtheil, und darum kann in ihnen die Mathematik nie mehr als Hilfswiſſenſchaft ſein und die geſetzmäßigen Qualitätsveränderungen nicht erſchöpfen. Weder die Anknüpfung der geiſtigen Veränderungen an die natürlichen, wie die Pſychophyſik oder phyſiologiſche Pſychologie ſie verſucht, noch die ſtatiſtiſche Regiſtrierung der hervorſtechendſten Erſcheinungen können je dazu führen, der Feinheit der qualitativen Veränderungen im Geiſtesleben mathematiſch gerecht zu werden. Auch die Entſchließung nach Zwecken, die im geiſtigen Leben unter dem Namen Motivation die gewöhnlichſte Art der Cauſalität iſt, liegt über der mathematiſchen und überhaupt der formallogiſchen Geſetzmäßigkeit. Qualität und Finalität ſind eben höhere Kategorien als Quantität und Cauſalität und ſind zugleich im Geiſtesleben die wichtigeren. Es liegt darin vielleicht ſchon ein Fingerzeig, wo die Erklärung für jenes Plus der realen Naturgeſetzmäßigkeit über die rein formallogiſche zu ſuchen ſei; aber ein ſolcher Erklärungsverſuch fiele jedenfalls außerhalb der Grenzen der Wiſſenſchaft im engeren Sinne.

Gegenwärtig iſt die Wiſſenſchaft im engeren Sinne eine Summe vieler mehr oder minder verwandter, aber doch voneinander getrennter Einzelwiſſenſchaften, welche die Neigung haben, ſich mehr und mehr in Specialdiſciplinen zu ſpalten und zu zerſplittern. Eine Tendenz, ſich zur Einheit der Wiſſenſchaft zuſammenzuſchließen, liegt jeder von ihnen gleich fern, und doch muſs offenbar das Ziel des Erkenntnistriebes ebenſo einheitlich ſein, wie ſein Gegenſtand, die Welt, es iſt. Selbſt wenn alle Naturwiſſenſchaften in eine, und alle Geiſteswiſſenſchaften ebenfalls in eine zuſammengefloſſen wären, wozu vom Standpunkte der Wiſſenſchaft aus nicht die mindeſte Ausſicht vorliegt, ſo blieben doch Naturwiſſenſchaft und Geiſteswiſſenſchaft zwei getrennte Wiſſenſchaften trotz mancherlei Beziehungen, Grenzberührungen, Analogien und Parallelismen, weil eben in der Geiſteswiſſenſchaft zwei Kategorien als wichtigſte hinzutreten, die in der Naturwiſſenſchaft fehlen. Wenn die Wiſſenſchaft im engeren Sinne die höchſte Stufe der Erkenntnis darſtellt, dann bleibt der Einheitsdrang des Erkenntnistriebes ewig unbefriedigt.

Die Wiſſenſchaft, mag ſie ſich nun mit der Natur oder dem Geiſte beſchäftigen, hält ſich an die Erſcheinung, ohne ſich um das Weſen zu kümmern, das ſich in der Erſcheinung offenbart. Die Erſcheinung des Weſens iſt aber in der That eine ewig zwieſpaltige oder doppelſeitige in Natur und Geiſt, und darum muſs auch die Wiſſenſchaft, die ſich auf die Erſcheinung beſchränkt, für immer mit — wenigſtens — dieſer Zwieſpaltigkeit und Doppelſeitigkeit behaftet bleiben. Der Einheitlichkeit des Erkenntnistriebes kann nur eine ſolche Erkenntnis genügen, welche die Naturwiſſenſchaften und Geiſteswiſſenſchaften zur Einheit verknüpft, indem ſie die Grenze der Erſcheinung überſchreitet und in den gemeinſamen Grund der doppelſeitigen Erſcheinung, in das Weſen, hinabtaucht. Die Wiſſenſchaft im engeren Sinne, die ſich für die Wiſſenſchaft überhaupt oder die Wiſſenſchaft im weiteren Sinne hält, muſs natürlich einen ſolchen Verſuch für unwiſſenſchaftlich erklären, während er doch nur unwiſſenſchaftlich im engeren Sinne dieſes Wortes iſt. Die Wiſſenſchaft im engeren Sinne, die ihre Erkenntnisſtufe für die höchſte erreichbare und demgemäß die Grenzen ihrer ſelbſt für die Grenzen der menſchlichen Erkenntnis überhaupt anſieht, muſs jeden derartigen Verſuch für eine verſtiegene Ueberſchreitung der menſchlichen Erkenntnisgrenzen erklären. Die Vertreter der Wiſſenſchaft im engeren Sinne nehmen es ebenſo übel, wenn man ihre Erkenntnisſtufe für eine untergeordnete, überwindungsbedürftige erklärt, wie die Vertreter der Kunde, wenn man ihre Erkenntnisſtufe als eine der Wiſſenſchaft nicht ebenbürtige und ihr untergeordnete bezeichnet.

Die Unauflöslichkeit eines Theiles der realen Geſetzmäßigkeit in formallogiſche, die Ungeprüftheit der Vorausſetzungen, von denen die verſchiedenen Wiſſenſchaften ausgehen, und der Denk- und Anſchauungsformen, die ſie auf das unabhängig vom Bewuſstſein Seiende anwenden, die Unmöglichkeit einer ſtreng mathematiſchen Behandlung der qualitativen und teleologiſchen Beſtandtheile des geiſtigen Lebens, die Unfähigkeit der Wiſſenſchaften, ſich aus eigenen Mitteln über ihre Zerſplitterung zu erheben und dem Einheitsdrange des Erkenntnistriebes genugzuthun, endlich die Nothwendigkeit, zu dieſem Zweck die Grenzen der doppelſeitigen Erſcheinung zu überſchreiten und in ihr einheitliches Weſen hinabzutauchen, — das ſind die fünf wichtigſten Gründe, die das Erkennen dazu drängen, die Stufe der Wiſſenſchaft im engeren Sinne zu überſchreiten und ſich zu einer höheren aufzuſchwingen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Beatrice.

(Schluſs).

Dieſe Unwiſſenheit und der deutliche Symbolismus der „Göttlichen Komödie“ hat manche, wie ſchon bemerkt, veranlaſst, an der Exiſtenz einer Beatrice überhaupt zu zweifeln und ſie auch im „Neuen Leben“ für eine bloße Allegorie zu erklären. Die Neueren, die ſo auslegten, kamen in erbaulicher Einigkeit zu dem Reſultate: Roſſetti, daſs Beatrice das römiſche Kaiſerthum bedeute, während P. Gietmann im Gegentheil nachweiſt, ſie ſei niemand anders als die römiſche Kirche. Franceſco Perez wiederum erklärt ſie für die active Intelligenz und Profeſſor Bartoli für das Idealweib.

Schon viele haben ironiſch gefragt, warum gerade der neunjährige Dante das achtjährige Kaiſerthum auf der Straße geſehen, warum es ſich über ihn luſtig gemacht, warum die Kirche in die Kirche gegangen und die active Intelligenz am 9. Juni 1290 geſtorben ſei und hundert ähnliche Dinge, die nicht einzuſehen ſind. Einer widerlegt übrigens den anderen, und viel Anklang hat keiner gefunden.

Die Thorheiten Roſſettis ſind ſchon ſo oft widerlegt und verhöhnt worden, daſs ſie heute niemand mehr ernſt nimmt. Es ſind die ſchönen engliſchen Ueberſetzungen ſeines Sohnes, die dem Namen Roſſetti auch in der Dante-Literatur einen guten Klang ſichern. Ebenſo erſcheinen die Ausführungen Gietmanns breit, ſophiſtiſch, gänzlich unüberzeugend, ſeine Anſicht auch für die „Göttliche Komödie“ geſucht und unhaltbar. Verlockender könnte die Meinung Bartolis erſcheinen, inſoferne wir für dieſelbe ein Beiſpiel in Giacomo Leopardi haben, deſſen ſchönſte ſchwärmeriſcheſte Liebesgedichte wirklich dem Ideal, dem geträumten Weibe gelten, allerdings daran auch keinerlei Zweifel laſſen. Im Falle Dantes jedoch ſprechen faſt alle Argumente Bartolis gegen ihn ſelbſt; auf die Weiſe, wie er es verſucht, könnte man nachweiſen, daſs Romeo und Julie nur allegoriſch gemeint ſind. Weit gewichtiger erſcheint mir die Anſicht des Franceſco Perez, deſſen Buch zu den wertvollſten Beiträgen zur Dante-Literatur gezählt werden muſs. Was darin über Dantes Beziehungen zur mittelalterlichen Philoſophie und Myſtik geſagt iſt, ſowie die Gründe, die Perez dafür geltend macht, daſs Dante Beatricen in der „Göttlichen Komödie“ als Symbol der activen Intelligenz verſtanden habe — eines Begriffes, der in der mittelalterlichen Philoſophie einen ſehr beſtimmten hohen Inhalt hatte und die primäre Emanation aus dem Geiſte Gottes bedeutete — ſcheinen mir ſehr einleuchtend. Nur freilich ſchießt er über das Ziel; ſobald er auf die Vita nuova zu reden kommt, werden ſeine Gründe ganz unſtichhältig.*)

Alle dieſe Herren mögen große Gelehrte ſein — Pſychologen ſind ſie nicht. Von dem, was in einem Dichter vorgeht, und wie ſich die Erlebniſſe in ihm geſtalten, davon ſcheinen ſie keine Ahnung zu haben. Diejenigen, denen die Ueberſchwänglichkeit des Gefühls und der Sprache zu heftig erſcheint, die kennen eben das Gefühl und die Sprache hoher und reiner Leidenſchaft nicht. Für die gilt der Vers: „Intender non la può chi non la prova“. Die Sprache Hölderlins trägt mit Ausnahme deſſen, daſs ein trüberes Element hineinſpielt, denſelben überſchwänglichen Charakter und vielleicht, wenn wir nicht ſo gewiſs wüſsten, daſs die verherrlichte Diotima ein lebendiges irdiſches Weib und die Frau des Frankfurter Banquiers Gontard war, würden künftige Zeiten auch ſie für ein bloßes Ideal und eine Abſtraction erklären. Wenn wir ſchon die geſchmackloſe Unterſcheidung zwiſchen ſinnlicher und ſeeliſcher Liebe, von der Nietzſche mit Recht ſagt, daſs ſie für niemanden, der je wirklich liebte, exiſtiert, machen müſſen — nun, im V. Geſang der Hölle, wo ſicherlich von einer irdiſchen, ja von ſündiger Liebe die Rede iſt, wo direct von der „Liebe zum ſchönen Leibe“ geſprochen wird, auch hier heißt ſie „Amor che al cor gentil ratto s'apprende“ („Liebe, der edle Herzen raſch geneigt“), d. h. die Liebe wird hier genau in denſelben Worten definiert wie im „Neuen Leben“, nämlich in den Worten Guido Guinicellis, des Altmeiſters des „ſüßen neuen Stils“, den ſo viele überhaupt für allegoriſch erklären wollen.

Und warum hat Dante, der überall, im „Gaſtmahl“, in der „Göttlichen Komödie“, ausdrücklich auf die Symbolik aufmerkſam macht und den Leſer warnt, den Text nicht nur wörtlich zu nehmen, es gerade im „Neuen Leben“ unterlaſſen? Wir ſcheuen jene allegoriſchen Auslegungen vor allem geſchmacklos; uns würden ſie die Freude am „Neuen Leben“ verleiden. Was hat man denn davon zu wiſſen, daſs eine echte, duftende Roſe gar nicht das, was wir glaubten, ſondern nur eine [illegible] Roſe iſt? Warum ſoll Dante nicht ein normaler Menſch mit geſundem Herzen und Sinnen geweſen ſein? Und wie konnte er ſo [illegible] ſchreiben, wenn er nie ein wirkliches Weib geliebt [illegible]? [illegible] und viele andere haben beim Leſen die pſychologiſche [illegible] der Rote, und das muſs uns genügen. [illegible] das mag [illegible] nach dem Maß [illegible] halten.

[illegible] Dante [illegible] noch zu haben [illegible] machen möchte, was Wert [illegible]

rein gemacht hat. Solange der Schöpfer die Liebe zwiſchen Mann und Weib als die beſte Methode befunden hat, die Menſchheit zu erhalten, ſollten ſie in ihrer Frömmigkeit beſcheidener ſein und nicht ſoviel daran mäkeln.

Hierher gehört noch eins. Boccaccio erzählt von zahlreichen Liebesverhältniſſen aus Dantes ſpäterem Leben, und andere haben noch mehr dazu erfunden. Als dieſe Geſchmackloſigkeit ihren Gipfel erreicht hatte, ſchlug ſie in die entgegengeſetzte um, und insbeſondere Scartazzini*) kann ſeinem prüden Beſtreben nicht genug thun, Dante von jedem derartigen Vorwurf zu reinigen und wiederholt immer und immer wieder, was für eine kalte und trockene Gelehrtennatur Dante geweſen ſei. Eines iſt ſo verkehrt wie das andere. Wir ſind heute gegen ſolche Dinge nicht mehr ſo furchtbar ſtreng und prüde. Daſs Dante eine feurige, liebeglühende Natur war, das ſpringt aus jeder Zeile ſeiner Schriften in die Augen. Daſs er andererſeits ein ſittlicher Menſch und kein Salonliebhaber von Beruf und vermuthlich auch kein Menſch von brutaler Sinnlichkeit war, iſt ebenſo klar. Aber einem Menſchen die Leidenſchaften abſprechen, ihn gewiſſermaßen entmannen, unter dem Vorwand, ihn zu rechtfertigen, iſt eigentlich ein ſeltſames Beginnen. Man braucht ihn in dieſer Richtung weder anzuklagen noch zu vertheidigen. Wir haben genug an dem geſchmackloſen Unſinn, den wir auf dieſem Gebiet noch immer über Goethe hören müſſen.

Es kann uns genügen, daſs Dante gegen ſich ſelbſt Zeugnis abgelegt und ſich gerichtet hat. Denn was ſollte es anders bedeuten, daſs Dante bei allen Bußen des Läuterungsberges frei nebenher geht und nur durch das Feuer, in dem die Sünden ſinnlicher Liebe gebüßt werden, ſelbſt hindurch muſs und zitternd und zaudernd ſteht, bis Vergil ihn mahnt, daſs Beatrice ihn drüben erwartet? Scartazzini und andere behaupten, all die vielen Canzonen, in denen Frauen geprieſen werden, ſeien allegoriſch gemeint. Selbſt angenommen, ſie hätten recht, ſo möchte ich meinen, daſs ein Menſch, der all ſeine Gleichniſſe von der Liebe herholt und der in dieſen Allegorien die Sprache der Liebe ſo beredt zu ſprechen verſteht, daſs man ſtets zweifelt, wie das nur Allegorien ſein mögen, ein Menſch, der den Geſang von Franceſco da Rimini ſchrieb, die Frauen und die Liebe wohl gekannt haben und ihnen manche Zeit ſeines Lebens gewidmet haben muſs.

Aber man braucht die Canzonen nur anzuſehen. Manche ſind ganz kalt, ſcholaſtiſch, voll von Definitionen, beinahe bloße Abhandlungen, in andern iſt die Allegorie ganz durchſichtig; manche laſſen zweifeln. Aber wenn wir weiter blättern, finden wir plötzlich eine Canzone, die mit folgenden Worten beginnt:

„So rauh will ich in meinen Reden ſein
Wie es in Thaten jener ſchöne Stein,
Der immer grauſamer und härter wird ...“

und Stellen, wie folgende:

„Das Herz erzittert, wenn ich an ſie denke —
Der Tod zerfleiſcht mich mit der Liebe Zähnen,
Und mit dem Schwert, mit dem er Dido ſchlug,
Steht Amor über mir, tritt mich zu Boden,
Ein Flehender ruf ich: Gnade! Genug! ...“

und wieder:

„Könnt' ich in jene blonden Locken greifen,
Die Amor, mich zu quälen, ſchön getraut,
Die er vergoldet, wie mit Sonnenſtreifen,
Wie hätte ich in ihnen wild gehauſt!

Ja, konnte ich die blonden Zöpfe faſſen,
Die quälend faſt die Lieb' verkehrt in Haſſen, —
Wenn ich ihr nahen könnt' in nächt'ger Stunde
Ich hätte ſie nicht höflich mild geherzt,
O nein, ich wäre wie ein Bär, der ſcherzt!“

Bei dieſem Gedicht furchtbarer gequälter Leidenſchaft an die blonden Zöpfe der Philoſophie zu denken, dazu gehört in der That viel Philoſophie. Die Stellen, wo die Myſtiker ihre Bilder, oft ſehr draſtiſch, aus dem Liebesleben holen, haben einen gar anderen Klang, ſind eben ſoviel kälter als ſie plumper ſind.

Alles dies gehört zum Bilde des Menſchen Dante, und jenen überflüſſigen Vertheidigungen gegenüber muſs ich an die Worte Gottfried Kellers denken:

„Da hallt es aus dem Aether [illegible]:
Dein Beten will nicht taugen,
Wenn du dich ſchämſt, ein Menſch zu ſein,
So geh mir aus den Augen!“

Und ſo wie wir meinen, daſs in dieſer Canzone von einem wirklichen irdiſchen Weibe und der Liebe zu ihr die Rede iſt, ſo ſind wir überzeugt, daſs auch Beatrice, obgleich er ſie gewiſs ganz anders geliebt, ein wirkliches, [illegible] florentiniſches Mädchen war.

Aber nachdem wir dies einmal conſtatiert, wollen wir in einem ganz anderen Sinne ſagen: Ja, Beatrice iſt ein Symbol: Beatrice im „Neuen Leben“ und Beatrice in der „Göttlichen Komödie“ ſind ein und [illegible]. Dante hat ein [illegible] Weib geliebt, und dieſes irdiſche

[illegible]

Digitized by Google

Weib war Beatrice und war die Erleuchtung des Himmels ſelbſt. Und umgekehrt: die Beatrice der „Göttlichen Komödie" iſt auch zugleich die irdiſche Jugendgeliebte.

Zweifelte denn Dante daran, daſs Vergil, der in dem heiligen Epos ſicherlich die menſchliche Vernunft oder etwas ähnliches bedeutet, auch wirklich als der römiſche Dichter gelebt hatte? Zweifelte er, daſs Lea und Rahel, die er einem Briefe des Papſtes Gregor folgend, als Betrachtung und thätiges Leben ſymboliſierte, wirklich einſt in Kanaan gelebt? War er nicht zugleich der Menſch überhaupt und der Florentiner Dante Alighieri? Zweifelte er — dies zieht Scartazzini zum Vergleich heran — daſs die neun Himmel, die er im Gaſtmahl als die neun Wiſſenſchaften bezeichnet, auch wirklich als Himmel exiſtieren?

So iſt es auch mit Beatricen! In dieſen Werken ſehen wir ihre ſteigende Verklärung. Sie war ein irdiſches Weib, das er liebte, aber die Welt iſt voll von Symbolen und Symbolismus, und alle Poeſie beruht darauf. Und je mehr einer vom Dichter in ſich hat, umſomehr kann er davon wahrnehmen. Wir können gar nicht ſprechen ohne Metaphern und Symbole. Jede Blüte, die keimt und wächst und welkt, zeigt uns den Werdegang des Menſchen, der Kunſt, der Nationen, vielleicht des Erdballs. Man denke der Gleichniſſe im Evangelium, der Millionen Bilder in aller Poeſie. Es gibt gar nichts, keinen Vorgang in der Welt, der nicht in uns ſich ſpiegelnd, einen zweiten Sinn ergeben würde. Warum ſollte denn ein Säemann oder eine Blume beſſer zu meinem Symbol geeignet ſein, als ein ſchöner geliebter Menſch?

Es gibt denn auch keine wertvolle Dichtung, die nicht zugleich ſymboliſtiſch wäre. Je reiner und naiver ein Dichter das Leben aufnimmt, je voller er es in den Spiegel ſeiner Seele fallen läſst, deſto reicher an Bedeutung wird ſein Werk ſein. Wenn er es aber in zu beſtimmte Figuren zwingen will, da wehrt ſich das Leben gegen ſolche Vergewaltigung, und die klaren, ſcharflinigen Bilder werden falſch und dunkel. Das offenbare Geheimnis will ſich nicht übergeheimniſſen laſſen.

Wir brauchen jene gewaltſamen Deutungen nicht. Das irdiſche Weib, das Beatrice war, erſchien ihm bereits als etwas ſo Hohes und der Abglanz von noch Höherem, — wie denn ſpäter in der Komödie ſie zu Gott empor und er in ihr Antlitz ſchaut, um in ihr das Licht zu ſehen. Sie war für ihn das Süßeſte, was Gott ſchaffen konnte, etwas von himmliſcher Natur, das zu ſeinem Urſprung zurückkehrte, ein liebliches Wunder, ein „Novum", eine „Neun", deren Wurzel die „Drei" iſt, alſo etwas was die höchſte Dreifaltigkeit ſelbſt in liebender Abſicht geſchaffen. Das iſt alles nur Exaltation des entzückten Liebenden. Das wird dem, der wirklich liebt, gar nicht ſo übermäßig vorkommen. Eben ſowenig, daſs die Stadt verödet war, als ſie ſtarb.

Und nun folgt ein Vorgang, der künſtleriſch und pſychologiſch ganz dem analog iſt, wenn ein bildender Künſtler das ſchönſte und edelſte Weib, das er kennt, als Modell der heiligen Jungfrau malt. Sie war für ihn eine Emanation des Himmels, eine Concentration aller Herrlichkeit, ſie muſste für ihn zum Symbol des Höchſten werden. Es iſt ganz daſſelbe, wie wenn Sir Philipp Sydney, ein Dichter der engliſchen Renaiſſance, in einem Sonett von ſeiner Stella, an deren irdiſcher Realität*) noch niemand gezweifelt hat, ſagt, „daſs die Tugend, um von den Menſchen geliebt zu werden, die Geſtalt Stellas angenommen hat, um ihre Augen zu bezaubern und ihnen jenen Himmel zu enthüllen, den der innere Sinn den heroiſchen Seelen offenbart." Alſo, was der innere Sinn den heroiſchen Seelen gibt, das ſagt dem Liebenden das geliebte Weib, und ihre Schönheit ſoll, wie er meint, es auch den unheroiſchen enthüllen. Das iſt die Sprache einer großgeſinnten enthuſiaſtiſchen Zeit.

Das gieng in Dante vor. Ein unorigineller Kopf, und dazu wollen dieſe Erklärer Dante machen, der hätte ſich eine Frauengeſtalt erfunden, um alles das in ihr zu allegoriſieren, kurz er hätte den ganz gewöhnlichen Weg eingeſchlagen. Dante nahm das wirkliche Weib, das er liebte, und verklärte es. Er wagte es, ins Leben zu greifen wie überall. Er erfand nicht ein irdiſches Weib für die Himmliſche, ſondern er ſah das Himmliſche im irdiſchen. Und daſs ſie ſtarb und ins Reich der Geiſter eingieng, das machte ihm die Sache völlig leicht. Nun exiſtierte ſie ja ohnehin nur mehr als Geiſt, alles Körperliche war abgeſtreift, und welchen Rang ſie drüben angewieſen erhielt, das konnte ſie nicht mehr weſentlich verändern. Dante erklärt den Vorgang ſelbſt ganz deutlich in den Verſen des „Neuen Lebens":

„Denn ihre wonnſame Schönheit ward,
Nachdem ſie [illegible] aus unſerem [illegible],
[illegible] zu geiſtiger Schönheit [illegible],
Die durch die Himmel [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]"*)

Und ſo iſt ſie für ihn auch ſchon im „Neuen Leben" etwas Geheimnisvolles. Dante hat auch im „Neuen Leben" keine gewöhnliche Liebe geſchildert [illegible] In einer ſo [illegible] originellen Seele ſpiegelt ſich eben jedes Erlebnis in ganz eigenthümlicher Weiſe. Nirgends wird von dem Verlangen nach einem Kuſs, nach der Vermählung geſprochen, ob das gleich in Wirklichkeit vorhanden geweſen ſein wird — die Frauen ſpotten ja eben über ſeine Schüchternheit — hier aber wird nur von der Wirkung ihrer Erſcheinung auf ſein Gemüth geſprochen; die ſelige Betrachtung der ganzen Schöpfung, in die er geräth, wenn er ſie ſieht, wird geſteigert dargeſtellt; und er erkennt: in ihr liebt er das All. Die große Liebe, der mächtige Gebieter der Weſen ſelbſt iſt es, der ihn durch ſie regiert.

Und umgekehrt hörte ſie auch hoch oben nicht auf, die einſtige Geliebte zu ſein. Man denke ſich den Dichter am Schreibtiſch oder wandelnd und an der „Göttlichen Komödie" arbeitend: je lebhafter er das Bild der Frühverlorenen und Langbeweinten vor ſich ſah, deſto mehr war die Doppelbeziehung hergeſtellt, deſto mehr nahm die Sprache unwillkürlich die der irdiſchen Liebe an. Man vergleiche die Stelle, in der er dies Wiederſehen mit Beatricen ſchildert, da ſie auf dem Wagen der Kirche ſtehend ihm entgegenkommt:

„Ich ſah ſchon manchesmal beim Morgenwehen
Den Oſten ganz in Roſenfarben blüh'n,
Den Himmel ſonſt in heit'rer Bläue ſtehen,

Die Sonne aber leicht umſchattet glüh'n,
So daſs durch dunſtig trübe Nebelhülle
Die Strahlende dem Aug' erträglich ſchien.

So ſah umwölkt von duft'ger Blumenfülle,
Die Engelhände auf ſie niederſprühten,
Wie leiſen Regen in der Mittagſtille,

Ein Weib in weißem Schleier ich mit Blüten
Und grünem Laub des Oelbaums in den Haaren,
In deſſen Kleide helle Flammen glühten.

Und meine Seele, ob ſeit langen Jahren
Ihr nicht mehr ſo wie einſt in Jugendpracht
Das allgewaltige Zittern widerfahren,

Sie fühlte heut' — nicht durch das Aug' gebracht,
Nein, durch geheime Kraft, die ſie erregte,
Der alten Liebe wunderſame Macht.

Und ſo wie ſie mich blitzesgleich bewegte,
Die hohe Kraft, die mich bereits entzündet,
Als ich noch Kinderſinn im Buſen hegte,

Da wandt' ich mich, betäubt und halb erblindet —
Wie ſich ein Kind duckt bei der Mutter nieder,
Weil es Beklemmung oder Angſt empfindet,

Hin zu Vergil, zu ſagen: Meine Glieder
Sind ſtarr und jeder Tropfen Blut's muſs beben,
Der alten Flamme Zeichen kenn' ich wieder!"

Und ſie ſelbſt ſagt ſpäter zu den Engeln, die für ihn bitten

„Mein Antlitz einſt hielt aufrecht ſeinen Sinn,
Er lag in meiner jungen Augen Band,
Und auf dem rechten Pfade ſchritt er hin.

Doch da ich an der Jugend Grenze ſtand,
Und aus dem Leben ſchied zur ſel'gen Schar,
Gieng er von mir, und ſeine Treue ſchwand

Da ich vom Fleiſch zum Geiſt erhoben war,
Gewachſen war an Schönheit und an Macht,
Da bracht' er andern ſeine Liebe dar."*)

Ich glaube, dieſe Strophen ſollten über das doppelte Weſen Beatricens keinen Zweifel laſſen. Es iſt „geeinte Zwienatur, die kein Engel zu trennen vermöchte."

Am Schluſſe des „Fauſt", wo überhaupt viel Dante'ſche Motive benutzt ſind, nur in kühlerer und farbloſerer Ausführung — denn die glühende ekſtatiſche Natur Dantes, dem wirklich alles Vergängliche nur ein Gleichnis war, hat Goethe nicht beſeſſen — da finden wir auch die ſchon im Anfang citierte bekannte Stelle: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan." [illegible] hat darauf hingewieſen, daſs auch dieſe viel miſsverſtandenen, viel miſsbrauchten, faſt letzten Worte Goethes ihren Vorläufer in den gleichfalls faſt letzten Worten Dantes, dem Abſchied von Beatricen, finden, die ich hier in unvollendeter Ueberſetzung — in der zur beſſeren Wahrung der charakteriſtiſchen Ausdrücke die Reimfolge gebrochen iſt — anführe:

„O Frau, die meine Hoffnung blühen ließ,
Und die, um meiner [illegible] Heil zu wahren,
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

*) [illegible]
[illegible]
Purg. XXX. 12[illegible]

Digitized by Google

Mit dieſen Worten ſcheidet er von ihr, und der heilige Bernhard tritt an ihre Stelle, um ihn durch Vermittlung der heiligen Jungfrau zum Anſchauen Gottes ſelbſt emporzuführen. Hiemit ſind alle Andeutungen des „Neuen Lebens" erfüllt. Sowie ſeine eigene Seele auf geheimnisvollen Wegen ſich emporhob, ſo hob er ſie, die er als Leitſtern vor und über ſich ſah, noch höher. Und infolge einer ſeltſamen Inverſion, die ein optiſches Täuſchungsgeſetz aller Poeſie zu ſein ſcheint, ſah er die Sache ſo, als ob ſie ihn emporgeführt hätte. Und wer vermöchte denn zu ſagen, wo da die Wahrheit liegt, was nur Täuſchung iſt?

Das iſt der „Geiſtesgang" Dantes in Bezug auf Beatrice; und in jenen armſeligen Auslegungen wird das Band zerriſſen, der Weg zerſtört, auf dem Dante ſeine ſelige Beſeligerin, ſowie ſich ſelbſt, emporführte von der Liebe zu dem ſchönen jungen florentiniſchen Weibe, das ſie ihm im „Neuen Leben" war, zur hohen Beatrice, die den Wagen der Kirche füllt, die die Erleuchtung ſelbſt iſt, die neben der Jungfrau Maria in der ſtrahlenden Roſe des Paradieſes thront. Nun iſt vollendet, was er am Schluſſe des „Neuen Lebens" ſich vorgenommen, und auch ſein damals ausgeſprochener Wunſch iſt ihm erfüllt worden. Noch bittet der heilige Bernhard die Himmelskönigin, ſie möge ihm „nach ſolchem Schau'n die Sinne heil erhalten." Das war unmöglich. Solche Ekſtaſen verträgt kein Menſchenkörper. Nicht umſonſt heißt es: „Der ſtirbt, der Jehovah ſchaute." Er hatte die letzten ungeheuren Bilder vollendet, als die Seele den erſchütterten Leib verließ.

Dr. Karl Federn.

Eine Cenſurenquête vor fünfzig Jahren.

Der Kampf gegen die Cenſur iſt ſo alt wie die Cenſur ſelbſt. Das Eingreifen der ſtaatlichen Autorität in das Recht der freien Meinungsäußerung auf der Bühne hat ſeit jeher den Widerſtand derjenigen wachgerufen, die von ſolchen Maßregeln betroffen wurden. Zeitweiſe iſt es ihnen auch gelungen, die Schranken zu durchbrechen, die ein allzuenger Geſichtskreis, Furcht vor Neuerungen oder Liebedienerei, dem Talente zu ziehen bemüht waren. In bemerkenswerther Weiſe hat nach dieſer Richtung eine Enquête gewirkt, welche um die Mitte unſeres Jahrhunderts in Paris tagte, und deren Debatten vielfach an die jüngſt bei uns in Fluſs gerathene Bewegung gegen die Cenſur erinnern.

Im Jahre 1849 — Frankreich war auch damals Republik — hatte die franzöſiſche Regierung, wiederholt vorhergegangenen Anregungen folgeleiſtend, eine Anzahl namhafter Bühnenſchriftſteller eingeladen, den Entwurf eines neu zu erlaſſenden Theatergeſetzes zu berathen und darauf bezügliche Vorſchläge zu erſtatten. Ein Staatsrath wurde mit dem Amt des Vorſitzenden dieſer Commiſſion betraut, und auch zu ſeinen Stellvertretern wurden Amtsperſonen deſigniert. Die Reform ſollte ſich eben unter der Aegide der Behörde vollziehen. Als Berathungsgegenſtände ſtanden zwei Fragen auf der Tagesordnung. Als erſte die: ob der Theaterbetrieb von nun ab freizugeben ſei oder wie bisher ein Privilegium einzelner bilden ſolle. Ferner wollte der Miniſter die Anſichten der Commiſſionsmitglieder darüber einholen: ob die beſtehenden Cenſurvorſchriften aufrechtzuerhalten, abzuändern oder ganz abzuſchaffen ſeien.

Der Einladung der Regierung waren die Bühnendichter Bayard, Mélesville, Souveſtre, Scribe, Victor Hugo und Alex. Dumas (Vater) nachgekommen.

Während die erſtgenannten drei Autoren, ſowie Dumas, das Privilegiumſyſtem aufgehoben wiſſen wollten, auch eine weitgehende Milderung der beſtehenden Cenſurbeſtimmungen befürworteten, fand ſich Scribe veranlaſst, für die Beibehaltung des gegenwärtigen Zuſtandes einzutreten. Es ſei kein Bedürfnis zu einer Vermehrung der Schauſpielhäuſer vorhanden, meinte er, und die Cenſur wolle er gewiſs nicht miſſen, da ſie dem Verfaſſer eines Bühnenwerkes die Directive gebe, wie weit er in der Wahl und in der Behandlung eines Stoffes gehen dürfe, und zugleich auch den Leiter des Theaters vor Verluſten ſchütze, die ihm in Bezug auf den Inhalt der von ihm aufgeführten Stücke gemacht werden könnten. Seine Anſchauungen ſchienen den Beifall des Präſidiums zu finden. Der Vorſitzende erörterte aufs ausführlichſte mit ihm die Motive, die ihn zu ſeinen Aeußerungen veranlaſsten. Es gewann den Anſchein, als ſollte ſeine Auffaſſung, im Gegenſatz zu den bisher vertretenen, an Boden gewinnen und das Ergebnis der Verhandlung ſich in das Gegentheil deſſen verwandeln, das ſo vielfältig erhofft wurde. Da ergriff Victor Hugo das Wort.

Er begann mit der Erklärung, daſs er ſich niemals eine Gelegenheit entgehen laſſe, die Grundſätze der Freiheit zu [illegible] und zu [illegible]. Er [illegible] ſich aber [illegible] [illegible] an die Faſſung und Beantwortung der [illegible]

[illegible]

war, die Aufſicht der Cenſur zu täuſchen, ihre Maßnahmen zu umgehen, oder dann, wenn der Druck, den ſie ausübte, zeitweiſe aus irgend einem Grunde ſchwächer geworden war. Die mächtige Cenſur hat aber immer jedes Schaffen von Bedeutung unterdrückt.

Corneille hat wiederholt den Anlauf genommen, Miſsbräuche und Ungerechtigkeiten ſeiner Zeit bloßzulegen; die Bevormundung hat immer wieder ſeine Flügel gelähmt. Molière gelang es zuweilen, ſich von dem Zwang der Cenſur zu befreien. Er war eben nicht nur Dichter, ſondern auch Tapezierer, und zwar der Lieblingstapezierer Ludwigs XIV., und die Sympathien, die ſein königlicher Herr für letzteren hegte, ermöglichten es dem erſteren, ſich zeitweilig freier zu bewegen. Die Aufführung des „Tartuffe" wurde von den Miniſtern verboten und wäre auch unterblieben, wenn nicht das Machtwort des Königs das Verbot aufgehoben hätte. Das Meiſterwerk des folgenden Jahrhunderts „Die Hochzeit des Figaro" verdankte ſeine Bühnenexiſtenz einer zufälligen augenblicklichen Lockerung des Autoritätsprincipes. Das Princip der Bevormundung hat demnach auf künſtleriſchem Gebiete nichts gefördert — ſondern immer nur gehindert. Der Entwicklung der Kunſt als ſolcher gereicht alſo dieſes Princip nicht zum Vortheil; dies darf wohl als feſtgeſtellt betrachtet werden.

Welche Wirkungen hat nun dieſe Unfreiheit auf die Moral, auf die Sittlichkeit des Volkes ausgeübt? Verſtändigen wir uns zuerſt darüber, was die Behörden unter Moral und Sittlichkeit verſtehen. In erſter Linie gilt ihnen dafür das Feſthalten an dem Beſtehenden. Aber jeder Fortſchritt rüttelt an dem Beſtehenden, — auch Corneille und Molière haben an dem Beſtehenden gerüttelt und ſich ſomit gegen die Autorität aufgelehnt. Sie und ihre Werke wurden denn auch wirklich als unmoraliſch bezeichnet: Corneille von der Akademie, Molière vom Parlament. Die beiden Dichter und ihre Werke waren alſo unmoraliſch im Sinne des Geiſtes der damaligen Behörden — allein ſie waren es gewiſs nicht im Sinne der Moral, die für alle Zeiten Geltung hat — und es gibt eine ſolche, die Moral der Menſchheit und der Menſchlichkeit. Die Moral ihrer Zeit hat ſie verurtheilt, die Moral des Tages, dieſelbe Moral, die Sokrates den Giftbecher zu trinken nöthigte und die Jeſus ans Kreuz ſchlug; dieſelbe Moral, die immer und zu allen Zeiten diejenigen verurtheilt hat, welche die Menſchheit auf ihrem Entwicklungsgange vorwärtszubringen bemüht waren.

Dieſer Moral ſollen aber keine Opfer mehr gebracht werden, und darum verlange ich für das Theater, deſſen Wirkungen denen der Preſſe nur wenig nachſtehen, volle Freiheit. Kein Zweifel, dieſe Freiheit wird von manchem miſsbraucht werden. Es wird nicht an Autoren fehlen, welche, um Publicum heranzulocken, auf deſſen niedrigſte Inſtincte ſpeculieren und ſich beſtreben werden, die Lüſternheit und die Scandalſucht der Menge zu befriedigen. Werden dieſe Verſuche ein gewiſſes Maß überſchreiten, ſo werden die Behörden imſtande ſein, auf Grund der geſetzlichen Vorſchriften gegen die Schuldtragenden einzuſchreiten. Wo aber eine Geſetzesübertretung nicht vorliegt, da überlaſſen Sie die Remedur der Miſsſtände — ruhig dem Publicum ſelbſt. In der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Menſchen lebt etwas, was ſie abhalten wird, ſich dem Unſauberen auf die Dauer zuzuwenden. Das Intereſſe für das Ungeſunde, für das Unzüchtige, wird zumeiſt durch die behördlichen Verbote erſt künſtlich angefacht. Die Freiheit wird das Theaterpublicum raſcher zur Anſtändigkeit erziehen, als alle Verordnungen. Die bisher beſtehende Cenſur zumindeſt hat, wie Sie zugeben müſſen, dies nicht vermocht.

Was hat dieſe Cenſur alſo bisher zuwege gebracht? Sie hat die Kunſtentwicklung gehindert; ſie hat die Moral nicht gefördert. Hat ſie aber auch nur vorbeugend gewirkt? Hat ſie politiſche Anſpielungen verhindert? Hat ſie die unſauberen Elemente von der Bühne ferngehalten? Nichts von alledem. Es iſt doch immer wieder einem und dem anderen möglich geweſen, durch die Maſchen des Cenſurnetzes durchzuſchlüpfen. Das Publicum hat ſich dann darüber gefreut, daſs es wieder einmal gelungen iſt, die Cenſur zu überliſten, und hat nicht gezögert, dieſer Freude Ausdruck zu geben. Durch die Aufhebung der Cenſur machen Sie aber das Publicum zu ſeinem eigenen Wächter über Sitte und Moral. In dem Bewuſstſein, daſs es zu richten hat, wird es ſich immer gegen das Ungeſunde auflehnen, denn es wird ja fühlen, daſs es ihm ſchädlich iſt. Die Cenſur hat die Empfindung dafür nur abgeſtumpft; mit der Freiheit wird ſie wieder erwachen, und ſo werden Sie aus all denjenigen Richter gemacht haben, die ſich heute ſtets darüber freuen, Mitſchuldige zu ſein.

Um Uebergriffe der Behörden zu verhindern, ſchlage ich noch Folgendes vor: Nicht die gewöhnlichen Gerichte urtheilen über ein durch Mittel auf der Bühne begangenes Delict ab, ſondern eine Jury, zuſammengeſetzt aus Mitgliedern der société des auteurs dramatiques, welche den Behörden ihre Klagen vorzubringen hat. Jeder Autor eines aufgeführten Stückes muſs Mitglied dieſer société ſein und ſich ihren Beſtimmungen unterworfen haben. Wird ein Angeklagter in drei Fällen ſchuldig befunden, ſo iſt er aus der société auszuſchließen und verliert damit das Recht, an einer franzöſiſchen Bühne aufgeführt zu werden.

Zur [illegible] iſt es nicht gekommen. Bald [illegible] wurden in Frankreich Neuwahlen [illegible] Regierungsform zur

Digitized by Google

Folge hatten. Die Cenſurfrage wurde von anderen Fragen, die in den Vordergrund traten, verdrängt. Allein die Grundſätze, die der Dichter mit ſoviel Enthuſiasmus ausgeſprochen, ſind trotzdem zur Geltung gelangt. Die Cenſur wurde wohl nicht abgeſchafft, allein ſie wurde in einer Weiſe gehandhabt, welche die literariſche Production begünſtigte, und es iſt nicht zum geringſten Theile auf dieſen Umſtand zurückzuführen, daſs den franzöſiſchen Theatern fortab eine neue Blütezeit erſtehen konnte. Leo Gerhard.

Die deutſche Frau.*)

Eine Entgegnung.

Durch die leidige Poſt bekomme ich erſt 14 Tage ſpäter Nr. 144 der „Zeit“. Nun bitte ich Sie ſehr, nachfolgenden Auseinanderſetzungen Aufnahme zu gewähren.

Dr. Suſanna Rubinſtein ſtellt folgenden Satz auf: Die deutſche Frau iſt Caritas, das öſterreichiſche Weib Circe. Die Verfaſſerin ſpricht alſo trotz des Titels „Das öſterreichiſche Weib“ nicht, wie man danach erwarten ſollte, von der öſterreichiſchen Frau an ſich, ſondern bringt einen Vergleich zwiſchen öſterreichiſcher und deutſcher Frau. Prüfen wir darum einmal die deutſche näher.

Iſt ſie nicht eitel? Denn Eitelkeit wird ja in dem Aufſatz der Oeſterreicherin vorgeworfen. Ich bitte Sie, Worte beweiſen nichts, laſſen wir die Thatſachen ſprechen. Gibt's in Deutſchland keine Geſchäfte für Putzmacherei? O ja! Und ſolche, wo all die reizenden Deſſous verkauft werden? — Auch die! — Dann müſſen alſo auch Käuferinnen vorhanden ſein. Sehen wir aber die duftigen Dinge, die eben noch ſo reizend ſchienen, an der Trägerin an, wie ſchauen ſie dann aus! Die deutſche Frau trägt Putz, wie das Weib anderswo, aber leider ſteht es ihr nicht. Wir müſſen nicht vergeſſen, daſs das Weib, durch Jahrtauſende faſt von allem geiſtigen Leben ausgeſchloſſen, ihr ganzes Genie nur auf die Entwicklung ihres äſthetiſchen Gefühles verlegte. Auch bei der Deutſchen war es nicht anders. Allein bald ſagte ihr ein richtiges Abſchätzungsgefühl, daſs ſie ihren Schweſtern von anderswo zurückſtehe, und da kam der Neid. Was man in jeder Geſellſchaft alltäglich beobachten kann: die verleumdenden Miſsdeutungen der Häſslichen gegen die Anziehende, iſt von den Frauen einer ganzen Nation gegen die einer anderen ausgegoſſen. Ich meine hier nicht ſpeciell Dr. Rubinſteins Auseinanderſetzungen, dieſelbe macht ſich nur zur Interpretin einer Meinung, welche in deutſchen Gauen unter deutſchen Frauen alltäglich iſt. Und wer lobte ſie auch, lobten jene nicht ſich ſelbſt!

Das deutſche Weib zieht mit miſsgünſtigem Lächeln über die Frauen anderer Nationen her. Man höre ſie nur über die Franzöſin ſprechen: leichtſinnig, oberflächlich, ſchlecht ꝛc., zuletzt färben ſolche Meinungen endlich an einem ab, ſo daſs man ſie auch glaubt.

Wie war ich z. B. nach einem langen Aufenthalte in Frankreich erſtaunt, dort alles anders zu finden, als in Deutſchland gepredigt wird. Die Franzöſin iſt dem Manne eine reizende Geliebte, eine gute Hausfrau und ihren Kindern eine faſt allzu zärtliche Mutter. Alles im Haus iſt freundlich und reizend, ſo daſs der Gatte mit Wonne nach Tagesmühen in ſein Neſt zurückkehrt. Daher werden wir z. B. im franzöſiſchen Mittelſtande, der die günſtigſten Bedingungen unſerer heutzutage gangbaren bürgerlichen Moral in ſich trägt, die Männer nicht in Kaffee- und Bierſtuben umherlungern ſehen, wie in Deutſchland; das Heim iſt unerträglich, ſo lebt man mehr in der Brauerei. Wie reizend weiß die Franzöſin ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen, ganz wie die Oeſterreicherin, ohne daſs man dem Werke die verurſachten Mühen anmerkt! Nur das ſchöne Reſultat wird ſichtbar. Die Schürze, die alten Handſchuhe, das Arbeitskleid wird nebſt allem Requiſit zur Säuberung nach gethaner Arbeit ſorgſam verborgen, und vor dem heimkehrenden Gatten ſteht ſeine Geliebte. Wie ſie alle Mühen hinwegſchob, ſo vergiſst auch er an der Schwelle des Hauſes die ſeinen, dann werden die beiden in der Schwere des Lebens ſtolz, mächtig und ſorglos wie Götter — nein, noch beſſer, ſie werden Menſchen. Will das nicht viel ſagen in unſerer traurigen Zeit, wo alle nur mehr geldhungernde, haſtende Laſtthiere ſind?

Was thut die Deutſche im ſelben Falle? Sie wird eine möglichſt große Reclameſchürze umbinden, denn ohne dieſe wäre ſie ja keine gute Hausfrau, und auf ihre Verdienſte wird ſie, wie die Franzoſen ſagen „mettre la pedale“. Dabei ſchaut der arme Gebieter, daſs er ſchnell wieder aus dem Hauſe kommt. Die Eitelkeit der Deutſchen will immer gelobt ſein. Wie oft fragte ich mich, worin nur die Vorzüge der deutſchen Hausfrau beſtehen mögen? Die deutſche Küche iſt bekanntlich die ſchlechteſte. Kuchengebäck iſt die Deutſche überhaupt unfähig zu machen, weshalb man im Reich dasſelbe mit dem Zuckerwerk zugleich beim Conditor erhält. Dabei ſei erwähnt, daſs ein weſentlicher Unterſchied iſt zwiſchen Frankreich, wo überhaupt außer Bonbons wenig Süßes genoſſen wird, und Deutſchland, wo man gerne Mehlſpeiſen verzehrte, wenn ſie nur die gute Hausfrau zu machen verſtünde.

Worin, und ich richte mich da an die Männer, beſteht denn eigentlich die gute deutſche Hausfrau? Sie iſt mehr ſparſam als ſparſam. Die Kunſt der Franzöſin und Oeſterreicherin, mit wenigem vieles zu leiſten, verſteht ſie gar nicht. In dieſem Sinne iſt ſie völlig wie der Barbar, der ewig nur ein Sammler iſt, ohne das Geſammelte verwerten zu wiſſen.

Aber ſchon in ihrer Häuslichkeit tritt überall ihre Flachheit (ich meine auf geiſtigem Gebiete) zum Vorſchein. Nur aus den endloſen Stunden völligen, verzweifelten Müßigganges konnten die lächerlichen behäkelten Nudelwalker, verzierten Abwiſchtücher und die inſchriftgezierten Kochlöffel hervorgehen. Sie zeugen von dem Geiſte ihrer Schöpferin.

Da die Deutſche ihr Aeußeres theilweiſe aus Mangel an äſthetiſchem Gefühl, theilweiſe aus Muthloſigkeit, vernachläſſigt, ſo bliebe ihr Zeit zu allem. Denn auch in Deutſchland gibts angeſtellte Kindergärtnerinnen und Gouvernanten. In dieſer vielen freien Zeit könnte aus der Tiefe des vielgeprieſenen weiblichen Gemüthes etwas entſtehen. Dort ſteht ja der von Dr. Rubinſtein citierte Schreibtiſch, der wie die Schürze, der Nähtiſch und der Strickſtrumpf zu den Utenſilien deutſcher Koketterie gehört. Sie muſs ja mit Dingen kokettieren, denn in ſich ſelbſt fände ſie nichts. Da ſteht nun der Schreibtiſch und auf ihm ein Artikel für — die Gartenlaube. Die Deutſche ſchwärmt für Goethe, den ſie nicht lieſt, und entzündet ſich heimlich an der verſteckten Lüſternheit einer Marlitt.

Nirgends wird es einem genialen Schriftſteller ſo ſchwer gemacht als in Deutſchland, Männer leſen doch wenig Literariſches. Das iſt mehr Frauenſache. An dem Maße ſeiner geleſenen Schriftſteller kann eine Nation die Cultur ſeiner Frauen berechnen.

In Frankreich wird alles geleſen, ſobald es nur gut und klug geſchrieben iſt. Der kritiſche, ſcharfe Verſtand der Franzoſen bindet ſich weder an eine Meinung, noch an eine beſtimmte Moral. Sie ſind ſtark genug, nicht ſchon nach der Lectüre eines Buches in ihren ſittlichen Principien erſchüttert zu werden. Wie's diesbezüglich in Deutſchland ſteht, wiſſen ſeine Frauen am beſten.

Wenn es eine Caricatur der Weiblichkeit gibt, ſo nehme man nur die deutſche Frau her. Sie will alles das ſein, was ſie nicht ſein kann, und dabei lobt ſie ſich in einemfort. Sie iſt der Preuße unter den Frauen.

Die Franzöſin oder Oeſterreicherin ſchweigt, die preiſt der Mann. Die Ruſſin iſt genial und dabei dennoch Weib bis in die letzte Nervenfaſer, die Engländerin die richtige Frau fin de siècle pour le bon motif; ſie iſt das, was die Deutſche gern repräſentieren wollte.

Wie groß auch das mächtige Civiliſationswerk der Männer ſein mag, die Frau drückt ihrer Nation den Stempel eigener Cultur auf. Bei der Franzöſin und Oeſterreicherin ſieht man dies. Deutlicher noch an der letzteren, die in einem Lande, ferne dem großen Strudel des haſtenden Lebens, lebt. Wie oft wurde von Fremden, die mit einer gewiſſen Geringſchätzung die nicht immer mit der modernen Haſt ſchritthaltende Induſtrie Oeſterreichs mit einem mitleidigen Lächeln beiſeite ſchieben wollten, die Bemerkung gemacht: das Land hat — Cultur.

Cultur aber iſt Frauenwerk. Es iſt die innerſte Ausſtrahlung des Frauengemüthes, welche zur Form wird in Kunſt, Sitte und Leben. Dazu iſt aber die wichtige Prämiſſe, daſs eben zuerſt Gemüth da ſei. Nicht kokettierende deutſche Sentimentalität, welche wie eine Annonce im kleinen Anzeiger immer ſchwarz auf weiß zu leſen iſt, ſondern wahrer innerer Reichthum, der hervorquillt wie heiße Lava und an allen Dingen verſteint.

Sowohl Franzöſin, als auch Oeſterreicherin ſind wahr, ſie ſind beide ſ i e. Die Deutſche will etwas vorſtellen, aber wer vorzuſtellen genöthigt iſt, muſs erſt ſelber nichts ſein. Wenn ſie nur erſt natürlich ſein wollte, wenn ſie nur, um des großen Nietzſche Wort zu gebrauchen „Das Weib im Weibe“ befreien wollte, dann würde auch ſie gewiſs ſich zu etwas Edlem und Hohem entfalten können.

In jedem Weibe liegt ja die Mutterſchaft: Darin iſt Selbſtloſigkeit, Opferfreudigkeit, Größe. Aus ihrem Weſen müſste ſich mit der Zeit auch eine ganz andere, nur unſerem Geſchlechte giltige Moral entwickeln. Eine, die aus paſſiver Kraft entſteht, entgegen dem Männerrecht des Stärkeren.

Bemühe ſich alſo vorläufig auch das deutſche Weib, lieber ſich ſ e l b ſ t treu zu ſein, als ihrem Bilde.

Wir ſahen die deutſche Frau im Hauſe. Beobachten wir ſie nun in der Oeffentlichkeit. Noch vor zwei Jahren konnte in Sachſen den Frauen der rechtmäßige Beſuch der deutſchen Univerſität mit der Begründung verwehrt werden, daſs dieſelbe ſo nur von ausländiſchen Hoſpitantinnen beſucht würde.

Alſo hier ein ähnliches Reſultat. Ich will durchaus nicht die Einzige ſein, welche das Unverſtandenwerden der Frauen, dieſes den Männern Nachthunwollen, preiſt. Ich finde darin eigentlich eher ein Armutszeugnis der Frau, die nun wirklich f r e i wurde und nun nichts findet als — die M ä n n e r zu imitieren. Sollten wirklich nur ihre [illegible] ſchwerfällig ſein? Die Zeit wird's lehren, legen wir alſo unſere ſonſtigen Hoffnungen in die Zeit.

Jedenfalls muſs aber betont werden, daſs die [illegible] [illegible] Doctores, wenn auch nicht Zahlen [illegible]

*) Vgl. den Artikel „Die öſterreichiſche Frau“ von Dr. Suſanna Rubinſtein in Nr. 144 und „Zur Naturgeſchichte der deutſchen Frau“ von [illegible] in Nr. 145 der „Zeit“.

Digitized by Google

durch die Vollendung der Studien ſolche von großem Ernſt, Ausdauer und Willensſtärke gaben.

Aber die Studentin iſt größtentheils Ruſſin, Engländerin oder Amerikanerin. Die anderen Nationalitäten ſind verhältnismäßig ſchwach vertreten.

Was bleibt alſo der deutſchen Frau? Die Wohlthätigkeit? Kann ſie wohlthätig ſein? Ich glaube nicht. Dazu gehört Weihe der Seele. Aus ihr entſtehen die Werke der Linderung des Einzelnen. Oder Wohlthätigkeit entſteht aus Vernunft, wie in England, wo dann alles großartig und wohlorganiſiert iſt.

Kann der, welcher Weihe der Seele hat, ſoviel davon ſprechen? Dieſes Sichſelbſtpreiſen iſt ſehr plebejiſch und zeigt im beſten Falle etwas Errungenes, aber nicht etwas Beſeſſenes.

Nehmen wir jedoch an, die Deutſche ſei eine Caritas, gibts in Deutſchland kein Elend, ſtöhnen nicht auch dort arme Unglückliche um Brod, jammern nicht die Enterbten des Glücks auch dort um das Nöthigſte — umſonſt?

Eine graue Oede liegt über deutſchem Leben, in dem die Deutſche, dieſer Paſtor unter den Frauen, herrſcht.

Keine große Frau hat je durch ihr Sein deutſches Weſen verherrlicht. Oeſterreich hatte eine Maria Thereſia. Das Volk, deſſen Regungen ſchwüler, ſehnſüchtiger Tiefe Dr. Rubinſtein mit deutſcher Art verwechſelt, hatte (wie die Bibel erzählt) der großen Frauen viel. Rußland glänzte mit einer Katharina, einer Kowalevska. Frankreich bietet dem erſtaunten Beobachter, welcher ſchon dieſe reizenden Weſen der Oberflächlichkeit zeihen will, das Phänomen der bedeutendſten Frauen: die Staël, die George Sand, jetzt Madame Juliette Adam und andere.

Lehrt das nicht, daſs die Franzöſinnen den richtigen Weg einſchlugen? Aus der Anmuth, mit der ſich die Gewöhnliche ganz individuell ſchmückt, ganz „inédit“, wird in der genialen Frauennatur, die über geiſtigen Reichthum verfügt, eine markante Individualität.

Kann da nicht auch die Deutſche daraus eine Lehre ziehen, nämlich die, nicht mit Eigenſchaften zu kokettieren, die man nicht beſitzt, und lieber, wenn auch in der beſcheidenſten Sphäre, ein ganzer Menſch zu ſein?

Das deutſche Weib, wie es ſein möchte und ſich ſelbſt preist, iſt nie in der Poeſie verherrlicht worden, dieſe ſcharfe Sittlichkeit, welche die Möglichkeit einer Paſſion, irgend eines dunkel ins Leben fallenden Unbezwinglichen leugnet, fand ihre Verherrlichung nur in den „Familienblättern“.

Goethe, der letzte Grieche, auf den die Deutſchen noch vieles ſündigen durfen, hat nie ein deutſches Weib verherrlicht. (Eins in ihrem Sinne).

Die Mignon iſt kein Backfiſchchen, ſondern ein Weib noch als Kind. Sie iſt eine demi-vierge. Das Gretchen, dem die Liebe in die Bruſt ſteigt und heiß über den Rücken rinnt, hat nur die Geberde der Jungfrau. Ihr Schoß öffnet ſich ſüßem Liebeswerben, ihre Sehnſucht heißt ſie die Mutter betäuben. Nicht groß genug im Unglück, tödtet ſie ihr Kind. Wenn es noch aus Rache wäre! Aber nein — aus Feigheit. In den „Wahlverwandtſchaften“ fluoresciert die ſchwüle Sehnſucht zwiſchen Männern und Weibern. Iphigenie iſt allerdings eine Chriſtin. Aber freilich, ein ſo Großer als Goethe darf auch wahr ſein.

Doch betrachten wir nun Goethes Mutter. Iſt ſie nicht im höchſten Sinne nach deutſchen Begriffen undeutſch?

> Von Mütterchen die Frohnatur,
> Die Luſt zu fabulieren

muſste heute heißen:

> Von Mütterchen die Unnatur,
> Die Luſt zu kritiſieren.

Froh! Sieht man da nicht das Bild einer blühenden Oeſterreicherin, in der die Ueberkraft an den Tag will. Könnt ihr euch eine Deutſche froh vorſtellen? So froh, wie der Vogel, der ſingen muſs, oder die Blume, welche blüht? Nein! Die Deutſche hat den weiheloſen Ernſt der Indolenz. Sie gleicht einer Pflanze, in der die Säfte nicht kräftig genug emporſchießen.

Jene Frauen aber, welche einen Kreis berühmter Männer um ſich verſammeln konnten, müſsten deshalb nicht ſchon bedeutend ſein. Sie werden wahrſcheinlich dem Bilde entſprechen, welches Herr René Doumic im Jänner-Heft der „Revue des deux mondes“ von der nicht genialen, ſondern bürgerlichen, ambitiöſen Madame Geoffrin, die viele Berühmtheiten um ſich zu ſammeln verſtand, entwarf. —

Die deutſche Maid iſt nicht Mignon, nicht Gretchen, noch die [illegible] Jungfrau aus den Wahlverwandtſchaften. Aber ſie blieb [illegible] Zeit [illegible] Proſaiſchen in [illegible] und dem [illegible] der Zeit.

Die [illegible] wie Dr. Rubinſtein [illegible] [illegible]

Es klingt wie ein Märchen! Deutſche Schauſpieler kommen nach London, und nach der erſten Aufführung werden ſie in engliſchen Blättern, die bis dahin keinen ihrer Namen gekannt haben, mit ſtürmiſchem Enthuſiasmus begrüßt, ihr Spiel wird den Engländern ein Wegweiſer in die Gefilde moderner Kunſt. Denn von dieſer iſt das engliſche Theater bis heute noch ziemlich weit entfernt.

gross wirkt, weil er aus einer gewaltigen Natur kommen muſs, ſondern nur ein kleines Gewinſel, das möchte, aber doch nicht kann.

Dr. Rubinſtein erwähnt ſchließlich die Frau als Inſpiratorin des Mannes. Hat die Oeſterreicherin da nicht Grillparzers Braut, aus deren Seele er ſo viele ſchöne Dramen zog? Die liebesſchwüle Hero, die Urnatur der Medea, die hohe Sappho, deren Geliebter mit dem Stolze auf ſie blickt, welchen ſie ihn gelehrt.

Gebt den Frauen nur einen Goethe, ſo wird ſich auch die Frau von Stein finden.

Um aber ein Reſumé zu ziehen, was könnte man der deutſchen Frau außer ihrem Neid und ihrer Eitelkeit vorwerfen? Gewiſs noch ihre Sentimentalität, die ſie mit wirklich reichem wahren Gefühle verwechſeln! Und dann — wie ſoll ich's ausdrücken? Es fehlt ihr das, was gleicherweiſe im Auge des Genies und im Antlitz der reizenden Frau phosphoresciert, das, was noch die Dinge im Dunkel der Nacht ihren milden Schein ausſtrahlen läſst. Wir kennen es alle, wir fühlen ſeine geheime Macht, aber es hat noch keinen Namen.

Es fehlt ihr das Beſte! Das — ja das!

Und wenn auch viele im Reiche echte, erhabene Weiber ſind, ſo entſprechen ſie dann nicht dem, was die armen Enterbten echter Weiblichkeit als deutſchen Typus hinſtellen wollen.

Sie ſoll doch beſcheiden ſein und reiſen, ſelbſt bis hieher einmal. Da gibt es Frauen, die ſo klein und unbedeutend ſcheinen und, wenn es nöthig iſt, plötzlich groß und erhaben werden. Das iſt — unbekümmert um eine Nationalität — die Ureigenſchaft des Weibes an ſich. Wo je ein echtes Weib gelebt, maß ſie an der Größe ihres Schickſals ihre Kraft.

Seien wir alle echte Weiber, dann ſind wir das Beſte, was wir werden können.

Und du, ſchöne Oeſterreicherin, gaukle den Mann über die ſchwere Schwüle des Lebens hinweg und laſs ihn erſt erwachen, bis er todt iſt.

Sofia. Elſa Aſenijeff.

Engliſches Theater.

An ſeinen Beluſtigungen erkennt man die Seele eines Volkes; man gehe in das engliſche Theater, und man lernt den Engländer verſtehen. Jedes Land hat die Regierung, jedes Publicum das Theater, das es verdient. Wenn auf dem Continent die moderne Bühne durch den Wunſch entſtanden iſt, das Leben zu ſehen, es an anderen empfinden zu lernen und dabei betrachtend ſeitwärts zu ſtehen und die eigenen Regungen daran zu prüfen, ſo dankt ſie in England lediglich der Schauluſt ihr Daſein, und dieſe wurde großgezogen und entwickelt durch die Prachtentfaltung der Potentaten überſeeiſcher Colonien.

Allerdings: Auch die ruhmreichere Vergangenheit hat in London ihre geweihte Stätte. Das Lyceum ſpielt faſt ausſchließlich Shakeſpeare'ſche Stücke. Der große Brite iſt durchaus nicht vergeſſen, aber die tiefe Kluft zwiſchen dem Titanen und dem modernen Theater liegt in dem Mangel eines durch zwei Jahrhunderte vergebens erwarteten, führenden dramatiſchen Dichters. Dazu kommt, daſs das moderne Theater in London auch ganz eigenthümlichen kunſtfremden Zwecken dient; es iſt ein Meeting der Geſellſchaft wie eine Garden party, ein Lawn tennis match oder ein Rennen. Nach dem dinner verſammeln ſich hier die Damen in Prachttoiletten, die Herren in tadelloſem Frack; der Landjunker, der zur season in London weilt, geht ins Theater, um den Star zu ſehen, der das große Renommé hat und um den ſich nicht allzu ſtörend ein angenehmes Enſemble gruppiert.

Der Mittelſtand beſucht wohl auch das Theater, aber nach der haſtenden lärmenden Arbeit des Tages und dem heftigen Kampfe auf allen Erwerbsgebieten will er nicht gleich uns auch des Abends mitten im Ringen ſeiner Zeit ſtehen, er kennt die Sehnſucht nicht, die nach Wahrheit dürſtende des Deutſchen, nicht das taſtende Suchen nach den Abgründen menſchlichen Elends und den Gefilden jauchzender Freuden; er will nur abgelenkt werden, weitab aus der Sphäre ſeines täglichen Denkens, entweder durch Muſik, wofür die meiſten Intereſſe und Verſtändnis haben, durch Tänze, welche ſie begeiſtern können, oder durch raffiniert gemachte Stücke, die actuelle politiſche Fragen behandeln, und in denen der Zuſchauer möglichſt viel Schmeichelhaftes zu [illegible] Nation [illegible], weshalb in ſehr vielen Stücken mit [illegible] Jedenfalls müſſen die Vorgänge auf der Bühne [illegible] anregen; die Aufmerkſamkeit des Engländers [illegible] mit den abenteuerlichſten Mitteln, [illegible] Muſik und fabelhafte [illegible] engliſche Bühne ſich leiſten kann.

[illegible] neben all' dieſen Erſcheinungen [illegible] Beſtrebungen innerhalb des engliſchen [illegible]

Digitized by Google

Durch den eiſernen Zwang der Sonntagsruhe wurde Frömmelei und Jeſuitismus künſtlich großgezogen; doch auch das hatte ſein Gutes. Der bemittelte Engländer floh die Langweile der Sonn- und Feiertage, und er floh — nach Paris. Dort feierte er nicht nur Orgien, über die er zuhauſe bereitwilligſt erröthet, ſondern er gieng auch ins Theater, und da mag es zu dämmern angefangen haben in ſeinem etwas ſchwerfälligen Gehirn, daſs es noch manches andere gibt als abgeſchmackte Poſen und aufdringliche Betonung vermeintlicher Pointen und daſs ein Actſchluſs noch nicht dramatiſch iſt, wenn ſich die Schauſpieler wie für photographiſche Momentaufnahmen zu lebenden Bildern gruppieren. Bald kamen auch franzöſiſche Komödien durch Pariſer Künſtler auf dem Wege des Gaſtſpiels nach London. Doch die allzu praktiſchen Franzoſen verriethen ihre Schule und ſpielten in der Fremde nicht wie zu Hauſe; ſie ſchmiegten ſich in gewinnſüchtiger Selbſtverleugnung dem engliſchen Geſchmacke an, und ſelbſt die große Sarah kann von dem Vorwurf nicht freigeſprochen werden, in London viel declamatoriſcher und manirierter zu ſein als in Paris. Für dieſe ſpeculative Unehrlichkeit hat ſie die Miſserfolge der letzten Zeit vollauf verdient.

Doch dieſe Verſuche einer Annäherung an die franzöſiſche Bühne hatten noch eine andere, wohlthätige Folge. Talentierte Köpfe, wie Pinero und Jones, die darauf aufmerkſam wurden, begannen ſelbſt in franzöſiſcher Art zu ſchreiben und Dumas und Sardou auf dieſe Weiſe einzubürgern. Sie fanden in ihren Landsleuten das dankbarſte Publicum; denn dieſe tauſchten gerne, ermuntert durch die einfluſsreiche Kritik, den franzöſiſchen Ehebruch für ihre Niggertänze ein.

Obwohl das techniſche Zuſammenſpiel ein außerordentliches iſt, wozu hauptſächlich eine kundige Regie, das Fehlen des Souffleurs und die dadurch bedingten unzähligen Proben beitragen, gibt es im Londoner Theater doch kein künſtleriſches Enſemble in unſerem Sinne. Alles iſt Staffage, Folie zu dem Einen oder der Einen, um derenwillen überhaupt in das betreffende Theater gegangen wird. Augenblicklich hat London zwei ſehr gute Schauſpielerinnen: Miſs Winifred Emery am Haymarket und die Ellen Terry am Lyceum; die letztere ſpielt jetzt die Sans Gêne, allerdings mit unerquicklicher Manirierheit, die von wenig Verſtändnis zeugt. Miſs Mary Moore vom Criterion hat einen Charme, der nicht umzubringen iſt, und breitet über jede Rolle einen myſtiſchen Schleier, aus ſo viel Anmuth und rührender Weiblichkeit gewoben, daſs man ihr den Mangel an Jugend und wahrer Kunſt gerne verzeiht.

Von großen Schauſpielern nimmt Henry Irving, der Vielbekannte und Vielbeſprochene, noch immer den erſten Platz ein. Miſter George Alexander iſt ein Künſtler, der fein zu individualiſieren verſteht und über viel echte Empfindung verfügt; tadelloſer weiß niemand den Frack zu tragen, voll männlicher Anmuth ſind ſeine Bewegungen; den Myſterien verhängnisvoller Leidenſchaften verhilft er zu ergreifender Wirkung.

Charles Wyndham am Criterion iſt der Liebling der Frauen; ſein Spiel iſt vornehm und ſeine herrliche Erſcheinung wie geſchaffen für ſentimentale alternde Junggeſellen, die er mit Vorliebe gibt, wobei er die Gefahr der Lächerlichkeit durch ſeine Ironie zu vermeiden weiß. Mr. William Terriſs, der Partner der Emery am Haymarket, ſpielt ſonſt die unſchuldig Verfolgten und Gepeinigten in den Melodramen des Adelphi, nun gibt er in Dumas' Komödie: „Eine Heirat aus Vernunftgründen", den Comte de Candale; er will franzöſiſch thun, das miſslingt ihm; dabei ſtört die auffallende Abſicht, mit der er Effecte ſucht: eine Art Bonn mit mehr Zucht, aber weniger Genie. An der Stätte ſeines gewohnten Wirkens, dem Adelphi, wird zur Zeit ein craſſes amerikaniſches Senſationsſtück gegeben, das Haus iſt auf Wochen hinaus ausverkauft. Das Publicum ſchwelgt in den blutrünſtigen, nervenpeitſchenden Scenen dieſes Machwerks; der Verfaſſer Will. Gillette iſt auch Darſteller der Hauptrolle und verſteht es, Grauen und Entſetzen zu erregen, wie kein zweiter; ob er ein Künſtler iſt, der eine Seele hat, müſſen andere Rollen zeigen. Wir können bei Erwähnung dieſer Bühnengattung eine Bemerkung nicht unterdrücken. Es iſt unleugbar wahr, daſs London, wo Senſation das Loſungswort, der geeignete Boden für ſolche Hervorbringungen iſt, doch auch bei uns in Wien fanden dieſe Stücke, die mit der Literatur nichts zu thun haben, Wirkung und Anklang. Sie müſſen freilich auf den richtigen Boden gepflanzt werden, um nicht abzufallen und zu verletzen, aber an dieſem fehlt es doch nicht! Mr. Tree hat nun ſein eigenes Theater, das neue Her Majesty's. Nach den unzähligen Trilby-Aufführungen hielt man ihn bloß für einen geſchickten, verblüffenden Komödianten; aber er ſpielt nun den Gringoire, worin er den Künſtler vollauf erkennen läſst. In der „Rothen Lampe", einer Neuheit, einem Nihiliſtenſtück, hat er übrigens ſeine große Begabung für Chargen und Charakterrollen glänzend bekundet.

Genau vertraut mit den hier beſchriebenen Verhältniſſen, hat es eine deutſche Künſtlerin — eine naturaliſierte Wienerin — unternommen, den Engländern moderne Kunſt und modernes Theater mit kühner Hand vorzuführen. Es war in dieſem Blatte ſchon davon die Rede, wie ihr das gelungen iſt, was vor ihr noch [illegible]. „Sie kam, um zu ſiegen", ſchrieb ein erſtes engliſches Blatt, und im Triumphe, [illegible], verläſst ſie die Stadt, der ſie eine Offenbarung geweſen. Durch ihre Leiſtungen iſt die Entwicklung der modernen engliſchen Bühne bedeutend gefördert worden, ihr Gaſtſpiel wurde zur culturellen Miſſion und der Name Odilon, den die geiſtvolle Frau ſo ſchnell unter die Londoner gebracht, wird den Annalen der Theatergeſchichte dauernd angehören.

Siegfried Trebitſch.

Oeſterreichiſch.

Herr Dr. J. W. Nagl, Docent an unſerer Univerſität, und der Profeſſor Jacob Zeidler laſſen jetzt bei Carl Fromme in Wien ein Werk erſcheinen, das man ſich lange gewünſcht hat. Es ſoll eine „deutſch-öſterreichiſche Literaturgeſchichte" werden, ein „Handbuch zur Geſchichte der deutſchen Dichtung in Oeſterreich-Ungarn", und nimmt ſich vor, „nach einheitlichem Plane die deutſche Literatur der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie als ein Ganzes zu betrachten und dieſe „deutſch-öſterreichiſche" Literatur in ihrem Verhältnis zur großen gemeindeutſchen Literatur in den verſchiedenen Perioden ihrer Entwicklung darzuſtellen." Die Herausgeber begründen es ſo: „Berechtigung und Wert einer derartigen Darſtellung liegen in der Thatſache, daſs ſich infolge einer langen Kette von hiſtoriſchen Ereigniſſen die Länder, welche ſich um das alte „Oſtarrichi" im Laufe der Jahrhunderte gruppiert hatten, zu dem ſelbſtändigen Staatsweſen der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie herausgebildet haben. Die wechſelnden Erſcheinungen, unter denen ſich jene hiſtoriſche Entwicklung vollzog, prägten der Volksſeele der Deutſchen in Oeſterreich ganz eigenthümliche Charakterzüge auf, welche auch in ihren Literaturproducten Ausdruck fanden. Die Worte Franz Grillparzers: „Haſt du vom Kahlenberg das Land dir rings beſehn, ſo wirſt du was ich ſchrieb und was ich bin verſtehn", gelten in weiterem Sinne für die geſammte literariſche Production der Deutſchen in Oeſterreich. Erſt wenn es gelungen iſt, die deutſche Dichtung Oeſterreichs aus den Bedingungen heraus, unter denen ſie entſtanden iſt, zu verſtehen, wird ihre gerechte Beurtheilung und ihre richtige Einfügung in den Bau der gemeindeutſchen Literatur möglich. Der Erkenntnis des Bodenſtändigen muſs hier ein Hauptaugenmerk zugewendet werden". Dies ſoll in drei großen Capiteln geſchehen: das erſte habe die Zeit bis zur Reformation zu ſchildern, alſo die Zeit der Gemeinſchaft unſerer Literatur mit der deutſchen, das zweite die Zeit von der Reformation bis auf Maria Thereſia, alſo die Zeit der Trennung unſerer Literatur von der deutſchen, endlich das dritte die Gegenwart, oder wie die Herausgeber meinen (das wird nicht unbeſtritten bleiben): „die Zeit von der Wiederaufnahme der Verbindung zwiſchen dem Geiſtesleben Oeſterreichs und Deutſchlands bis zum vollſtändigen Zuſammengehen von deutſcher und öſterreichiſcher Literatur, wie im Mittelalter, in unſeren Tagen".

An dem Unternehmen, von dem bis jetzt drei Hefte vorliegen, hübſch ausgeſtattet und feierlich geſchrieben, freilich ein bischen ſchwerer und gravitätiſcher, als es die Sache gerade verlangt hätte, iſt zunächſt eins ſehr erfreulich: daſs überhaupt wieder einmal ein Buch in Wien erſcheint. Dies haben wir ſchon gar nicht mehr für möglich gehalten, ſo rar iſt es geworden. Man bedenke doch, daſs ſeit Jahren unſere Autoren alle mit ihren Büchern ins Exil nach Deutſchland gehen müſſen: man hat uns gezwungen, in der Fremde daheim zu ſein. Saar bei Weiß in Heidelberg, die Ebner-Eſchenbach bei Paetel in Berlin, Schütz bei Duncker u. Humblot in Leipzig, Karlweis, Heveſi und Chiavacci bei Bonz in Stuttgart, Pötzl bei Bonz und Reclam, Burckhard, J. V. Widmann und Ebermann bei Cotta in Stuttgart, Kalbeck, Beer-Hofmann und die Marriot bei Freund und Jeckel in Berlin, die delle Grazie bei Breitkopf und Härtel in Leipzig, die Suttner, Torreſani, Dörmann, Engel, Brée, Groller und Lothar bei Pierſon in Dresden, Langmann bei Frieſe in Leipzig, Hofmannsthal, Schaukal und Lindner bei Schuſter und Löffler in Berlin, Fikler, Wertheimer und Glasberger bei Meyer in Leipzig, Schnitzler, Andrian, Altenberg, die Fanny Gröger und ich bei Fiſcher in Berlin, und ſo weiter. Iſt das nicht — ſprechen wir unſere Empfindung nur aus — iſt das nicht eine Schmach? Müſſen wir uns nicht ſchämen? Nicht wir uns — denn man glaubt doch nicht, daſs wir uns gern verbannt haben? Aber nur dieſe Wiener Verleger, von denen man nicht weiß: ſind ſie ſo dumm oder ſind ſie ſo faul, die beſten Geſchäfte auszulaſſen? Nun, nach und nach ſcheint es doch, daſs ſie anfangen, ſich ein wenig zu beſinnen, und ich denke, ſie werden es nicht zu bereuen haben. Wer ſich entſchließt, der Lemerre oder Fiſcher unſerer jungen Leute zu werden, dem kann es nicht fehlen.

Darum ſoll auch eine ſanfte Hand an das Werk des muthigen Verlegers gelegt werden. Nur ganz leiſe wollen wir ſagen, was uns daran nicht gefällt. Es gefällt uns nicht, daſs es von einer „deutſch-öſterreichiſchen" Literatur ſpricht. Deutſchöſterreichiſch, was iſt das für ein Ungethüm? Warum dieſe Miſchung? Es gibt Autoren, die in Oeſterreich geboren ſind und leben, aber deutſch denkend und deutſch fühlend Deutſches ſchaffen — dieſe gehören zur deutſchen Literatur. Ein deutſcher Dichter, in China geboren und in Indien lebend, wird, wenn er nur ein deutſcher Dichter iſt, immer in die Geſchichte der deutſchen Literatur gehören. Aber wir haben auch andere, die, wenn auch mit deutſchen Worten redend, ſich doch keineswegs als Deutſche fühlen, indem ſie andere Nerven, andere Sinne und einen ganz anderen Geiſt haben als die Deutſchen — dieſe bilden unſere öſterreichiſche Literatur. Warum das Beiwort „deutſch"? [illegible]

Digitized by Google

ſchreiben? Wird man Maeterlinck in die franzöſiſche Literatur ſtellen, weil er zufällig franzöſiſch ſchreibt? Er würde es ſich ſehr verbitten. Iſt Oskar Wilde ein Franzoſe geworden, weil er einmal ein Stück in franzöſiſcher Sprache geſchrieben hat, oder Karl Hillebrand ein Italiener? Werde ich in die engliſche Literatur kommen, wenn es mir einfällt, für eine engliſche Zeitung zu correſpondieren? Nein, das alles hat ja keinen Sinn. Die Deutſchen unter uns werden nicht öſterreichiſch heißen wollen, die Oeſterreicher nicht deutſch. Dieſe wollen mit der deutſchen Literatur, der ſie viel verdanken, gute Freundſchaft halten, wie mit der franzöſiſchen oder der italieniſchen, aber ſie verhehlen nicht, daſs ſie ihnen eine fremde Literatur iſt: das letzte Geheimnis ihres Weſens, das Beſte ihrer Art finden ſie niemals in ihr. Sie können darum auch nicht begreifen, wie man jetzt von einem „vollſtändigen Zuſammengehen von deutſcher und öſterreichiſcher Literatur“ reden mag, da man nach ihrem Gefühl eher das Fortgehen der öſterreichiſchen Literatur aus der deutſchen ſchildern ſollte: denn dieſes ſehen ſie als den eigentlichen Sinn ihres Schaffens an.

Ja, aber was iſt denn „öſterreichiſch“? Wir fühlen es alle und keiner kann es doch ſagen. Darüber wäre ein Buch zu ſchreiben: die Gelehrten ſollten uns helfen, zu einem rechten Begriff des Oeſterreichiſchen zu kommen, von dem wir erſt nur die große Empfindung haben. Aber wie? Darüber habe ich oft nachgedacht und ich meine jetzt, man ſollte einmal eine umgekehrte Hiſtorie verſuchen: ſtatt aus der Vergangenheit zu uns gehend, von uns in die Vergangenheit zurück. Man nehme einen der jungen Wiener, der uns recht öſterreichiſch vorkommt, zum Beiſpiel Andrian oder Altenberg. Dieſen zerlege man, ſein Weſen Stück für Stück abfragend: woher iſt es, wohin gehört es? Man wird Franzöſiſches finden, Deutſches, Spuren aller Literaturen, denn mit allen iſt unſer Geiſt in Commerz geweſen. Dieſes ſcheide man aus und ſehe zu, was bleibt. Nun forſche man: iſt dasſelbe, was uns zuletzt vom Andrian oder Altenberg bleibt, auch ſchon in der Generation vor uns geweſen? Man trenne Saar auf, bis man jenes Element auch bei ihm hat. Nun weiter: iſt es auch bei Grillparzer, iſt es da ſtärker oder iſt es ſchwächer als heute, welche Mächte können es gehemmt oder gekräftigt haben? Wie ſieht es bei Schreyvogel, wie bei Sonnenfels aus? Und ſo immer weiter zurück, bis es einmal verſchwindet. Da halte man an und mache ſich ein Zeichen: hier iſt das Oeſterreichiſche entſtanden. Was war es, das es geſchaffen hat? Wie hat es ſich im Anfang geäußert? Wo hat man es zuerſt geſpürt? Dann würden wir erſt wiſſen, was wir jetzt bloß fühlen dürfen: dann würden wir wiſſen, was das Oeſterreichiſche iſt, könnten es ſchildern, betrachten, definieren und wären fähig, es zum Maß unſerer Dinge zu nehmen. Dann würden wir auch erſt erkennen, wann und wo die öſterreichiſche Literatur beginnt, was ihr Sinn iſt und wie ſie ſich zu halten hat, um ſich in ihrem Geiſte zu entwickeln; dann hätten wir erſt einen Zeiger des Guten oder Schlechten an unſeren Autoren. Und dann könnten wir auch eine Geſchichte der öſterreichiſchen Literatur verſuchen, die Perſpective hätte, indem ſie jeden ſo groß ſein ließe, als er öſterreichiſch geweſen iſt. Reizt das keinen unſerer jungen Germaniſten? Doch ſie ſind Silbenſtecher geworden.

Aber bis dahin wollen wir uns freuen, daſs die Herren Nagl und Zeidler viele Thatſachen unſerer ſchönen Geſchichte erzählen. Gern lauſchen wir ihnen. Von den Werken der Väter vernehmen, um ihren Geiſt zu ſpüren — was möchte der Enkel Edleres lieber?

Hermann Bahr.

Die Woche.

Confiscations-Zickzack.

Wie erinnerlich, iſt in Nr. 141 der „Zeit“ der Leitartikel „Epigonen-Politik“ und eine der „Politiſchen Notizen“ von der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien mit Beſchlag belegt worden. Das k. k. Landesgericht in Strafſachen Wien jedoch hat mit einer klaren und ſcharfen Begründung die Confiscation aufgehoben und Artikel und Notiz freigegeben. Gegen [illegible] des Landesgerichtes hat [illegible] k. k. Staatsanwaltſchaft [illegible] Beſchwerde [illegible] das k. k. Oberlandesgericht [illegible]. Das k. k. Oberlandesgericht hat nun mit Erlaſs vom 11. Juli 1897, Z. 9871 die Confiscation [illegible] beſtätigt, [illegible] mit einer Begründung, die wir [illegible] wollen, um daran einige [illegible] Bemerkungen zu knüpfen. Der Erlaſs des k. k. Oberlandesgerichtes lautet:

„[illegible] vom 3. Juli 1897, Nr. 141 [illegible] „Epigonen[illegible] [illegible]

Aufreizung zu Haſs und Verachtung im Sinne des § 300 St.-G. erkannt werden muſs.

Dagegen konnte das Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung in der von der Staatsanwaltſchaft bezeichneten Stelle des Artikels „Epigonenpolitik“ nicht erblickt werden, da der Hinweis auf die durch den Grafen Taaffe herbeigeführte Schwächung des Einfluſſes des öſterreichiſchen Parlamentes nicht als eine Ehrfurchtsverletzung im Sinne des § 63 St.-G. aufgefaſst werden kann.“

An dieſen Schluſsſatz des oberlandesgerichtlichen Erlaſſes wollen wir hier anknüpfen. Die Hauptſache bei dem Streit zwiſchen der Staatsanwaltſchaft und den beiden Gerichtsinſtanzen bildete eine Stelle des Artikels „Epigonen-Politik“, in welcher die Staatsanwaltſchaft das Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung erblickte. Dieſe Auffaſſung hat ſchon das Landesgericht und, wie obiger Erlaſs zeigt, nunmehr auch das Oberlandesgericht ganz entſchieden abgelehnt. Im übrigen ſieht das Oberlandesgericht, im Unterſchied zum Landesgericht, ſowohl im Artikel als auch in der Notiz das Vergehen der Herabwürdigung der Regierung (§ 300 St.-G.). Gegen dieſen Theil des Erlaſſes werden wir nunmehr beim k. k. Landesgericht den Einſpruch erheben. Der Artikel „Epigonen-Politik“ iſt übrigens auch in der Berliner „Gegenwart“ veröffentlicht worden, wo er dazu beigetragen hat, die richtige Erkenntnis der in Oeſterreich beſtehenden Preſsfreiheit auch in Deutſchland zu verbreiten.

Politiſche Notizen.

Manche Leute wundern ſich über den Grafen Badeni, weil er in dieſer Situation trotz alledem nicht geht. Ich begreife ihn vollkommen. Denn Graf Badeni hat heute nichts mehr zu verlieren. Ja, wenn er ſo geſcheit geweſen wäre, früher zu gehen! Am geſcheiteſten hätte er gethan, wenn er z. B. gleich am Tage nach ſeiner Ernennung gegangen wäre. Damals hatte er noch den Ruf des großen Staatsmannes, des öſterreichiſchen Bismarck, zu verlieren. Wenn er damals gegangen wäre, hätte es einen guten Sinn gehabt; er hätte ſich dadurch ſeinen großen Ruf erhalten. Auch ſpäter hätte ſein Gehen noch einen Zweck gehabt, ſolange noch in dieſen oder jenen Kreiſen die falſche Meinung von ſeiner Begabung verbreitet war. Aber heute, wo bereits Deutſche und Czechen, Polen und Ruthenen, Centraliſten und Föderaliſten, Proletarier und Feudale, Oeſterreicher und Ausländer über ſeine Befähigung ins Reine gekommen ſind, heute kann Graf Badeni weiter Miniſterpräſident bleiben, ohne Gefahr für ſeinen Ruf. Denn er hat keinen mehr. Jenſeits von Furcht und Hoffnung, kann er jetzt in aller Seelenruhe abwarten, bis er gegangen wird. Er hat heute nichts mehr zu verlieren als ſein Miniſterportefeuille, und an dieſem letzten Beſitz hält er feſt mit ganzem Herzen.

•

Man ſagt, daſs Graf Badeni ohne Verſtand regiere. Dieſer Vorwurf iſt ungerecht. Ich muſs den Grafen Badeni dagegen in Schutz nehmen. Eher könnte man ſagen, daſs er mit zuviel Verſtand regiert. Nämlich, mit drei Verſtänden, die allerdings auf drei verſchiedene Lebeweſen, übrigens ganz bureaukratiſch hierarchiſch, vertheilt ſind, u. zw. auf die Herren v. Halban, v. Freiberg und die bekannte „Nichte der Coalition“, Herrn Dr. Rosner. Herr v. Halban iſt der Parlaments-Verſtand des Grafen Badeni, Herr v. Freiberg ſein Miniſterpräſidiums-Verſtand und Herr Dr. Rosner ſein Preſs-Verſtand-Stellvertreter. Als die Reichsraths-Neuwahlen im Gange waren und Graf Badeni einſah, daſs für ihn ſchwere Zeiten kommen, ſuchte er ſeine drei bureaukratiſchen Verſtände nach Möglichkeit bureaukratiſch aufzubeſſern, indem er die Herren v. Halban und v. Freiberg von Hofräthen zu Sectionschefs, Herrn Dr. Rosner vom Viceſecretär zum Secretär avancierte. Aber das alles hat nichts genützt. Die drei Verſtände haben den öſterreichiſchen Völkerbrei vollends verdorben.

•

Der ſogenannte Juſtizminiſter Graf Gleispach, der als Centraliſt verſchrien wird, iſt eigentlich der größte Autonomiſt, den es gibt. In der Confiscationspraxis wenigſtens, die unter ihm üblich geworden iſt, hat jedes der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder ſeine eigenen Gebräuche. Was in Reichenberg gedruckt werden darf, kann in Wien confisciert werden und umgekehrt. Ja, noch mehr! In der Confiscations-Autonomie des Grafen Gleispach hat nicht nur jedes der Königreiche und Länder, ſondern ſogar jede Zeitung ihre eigene hiſtoriſch-politiſche Confiscations-Individualität, durch welche beſtimmt wird, ob irgend ein Satz, der darin geſchrieben wird, als Verbrechen zu betrachten iſt oder nicht. So kann, wie wir ſehen, etwas im „Socialdemokrat“ ſtrafbar werden, was bereits in der „Arbeiter-Zeitung“ unbeſtraft [illegible] iſt. Für die „Oſtdeutſche Rundſchau“ gilt ſogar am Sonntag ein anderes „Recht“ als am Wochentag. Bei [illegible] Durcheinander bleibt [illegible] dem Programm [illegible] der Autonomiſten, dem Grafen Dzieduszycki nichts zu wünſchen übrig.

•

Aus der Schlan-Donaiſtonerode die alten Gregr erſieht man, [illegible] Jungen.

•

Der [illegible] v. Wanitſch war ſo ungefähr [illegible]. Jetzt iſt er wieder abgethan. [illegible] nach dem Miniſter-[illegible] „Kuni [illegible]

kr

Kunſt und Leben.

[illegible] Comédie française.

Digitized by Google

Man ſchreibt uns aus Paris: Die letzten Wochen brachten uns zwei neue Theater, die beide einer ſocialen Bewegung ihr Entſtehen verdanken. Am 25. Juni wurde in den Räumen des „Théâtre des Menus-Plaisirs“ das „Théâtre féministe“ eröffnet, ein Unternehmen, das ſich die Aufgabe ſtellt, die Frauenfrage auf die Bühne zu bringen, die heutige ſociale Stellung der Frau durch einſchlägige Stücke — womöglich aus weiblicher Feder — zu illuſtrieren und ihre Forderungen zu fördern. Die Leitung dieſer Bühne, die auf Anregung der Mme. Marya Cheliga, einer begeiſterten Vorkämpferin der Frauenrechte, entſtand, übernahm Charles Léger, früher Director am „Théâtre des Poètes“. Der erſte Abend, den eine Conférence von Henry Fouquier eröffnete, brachte das dreiactige „Hors du mariage“ von Mme. Daniel Leſueur und „Préludes“ in zwei Acten von Mme. Gad. Trefflich dargeſtellt, fand namentlich das erſtere, welches wirkſam die Rechte der ledigen Mutter und der außerehelichen Kinder vertritt, lebhaften Beifall. Auch die Preſſe hieß das neue Theater ſehr ſympathiſch willkommen und warnte nur vor einem allzu nachdrücklichen Betonen ſeiner Tendenzen, was verſtimmen und die künſtleriſche Wirkung beeinträchtigen könnte. — Gleich wohlwollend wurde das „Théâtre civique“ aufgenommen, das die Reihe ſeiner geplanten unregelmäßigen Aufführungen am 3. Juli mit einer Anzahl literariſcher Vorträge und der einactigen „Révolte“ von Villiers de l'Isle Adam einleitete. Das „Théâtre civique“ iſt eine Gründung von Jung-Frankreich. An ſeiner Spitze ſtehen die Herausgeber der Zeitſchrift „L'Enclos“, Lumet, Philippe und Prod'homme. Geleitet von der Abſicht, das Volk durch ſeine Vorführungen zur Kunſt, zum Verſtändnis des Schönen zu erziehen, will das „Théâtre civique“ ſein Publicum aufſuchen gehen; es ſchlägt deshalb kein feſtes Quartier auf, ſondern will, wie ein Wanderlehrer durch die verſchiedenen Arbeiterviertel ziehend, abwechſelnd in Montmartre, Montparnaſſe, in La Villette und Grenelle ſeine Vorſtellungen veranſtalten. Die erſte derſelben, der eine nur etwas zu tendenziöſe aber warm empfundene Conférence von Leopold Lacour vorangieng, fand, von regem Antheil begleitet, im „Théâtre du Peuple“ ſtatt. M.

•

Man ſchreibt uns aus Berlin: Die Berliner, die Künſtler und das Publicum, haben ſich einen neuen Maler entdeckt. Er iſt hier geboren, malt ſeit zwei Jahrzehnten, hat auch überall draußen große Ehren erfahren, iſt der einzige Berliner Maler außer Menzel und Knaus, der einen Namen von Weltruf beſitzt. Man wird ohne Zweifel finden, daſs es etwas ſpät iſt, daſs Max Liebermann in ſeiner Stadt zu ſeinem Rechte kommt. Ihm bringt es keine Schande. In der Mitte der heurigen localen Ausſtellung iſt der Saal Liebermanns eine erquickliche Oaſe. Er iſt nach der Art, die in München die Amerikaner eingeführt und die Seceſſioniſten übernommen haben, mit mattfarbigen Stoffen ausgeſchlagen und außerdem mit Täfelung und Fries geſchmückt und mit Teppichen belegt. Kurz: er iſt ein Kunſtausſtellungsſaal im modernen Sinne. Das kann nicht ohne Folgen bleiben für Berlin. Denn ſo blind ſind denn doch auch hier die Leute nicht, daſs ſie nicht merken, daſs es ſo richtig iſt. Und in dieſer Umrahmung bietet ſich ihnen nun zum erſtenmal eine reiche Sammlung von Werken des Meiſters. Liebermann hat ja natürlich ſchon hier ausgeſtellt, aber es waren immer nur einzelne Arbeiten, und aus ſeiner früheren Zeit war faſt nichts bekannt; überdies kommt in die privaten Salons nicht das große Publicum. Man wuſste von ihm alſo weſentlich nur, was in der Preſſe zu leſen war: L. P., das Kunſtorakel der Voſſiſchen Zeitung, ſprach über ihn ſehr von oben herab und hat bis heute den Muth dieſer Meinung, die anderen giengen von dem wüſten Geſchimpfe der Begrüßung nach den großen Erfolgen draußen unüberzeugt zu leerem Lobe über. Die Quinteſſenz des ganzen Wiſſens war trotz mancher Belehrungsverſuche: er iſt roh und kann nichts. Und nun lernen ſie einen Meiſter kennen, aus deſſen Werken ein einfaches und dadurch vornehmſtes Empfinden ſpricht, deſſen gewaltiges Können auch der Unverſtändigſte einſehen muſs und unter deſſen Bildern es viele gibt, die in der Schönheit des Tons, einige, die in der Leuchtkraft der Farbe mit den Werken der Alten wetteifern können. Am ehrlichſten iſt die Bewunderung der bekehrten Künſtler, die naturgemäß dieſen Qualitäten am beſten gerecht werden können. Die Verleihung der großen Medaille durch dieſelben Leute, die ihm dieſe Auszeichnung bisher verſagten, an ſich eine gleichgiltige Thatſache, erhielt ihre Bedeutung dadurch, daſs ſie unter der unwiderſtehlichen Suggeſtion der öffentlichen Meinung erfolgt iſt, die hier wirklich einmal — ein ſeltener Fall! — geſprochen hat. Das ganze Ereignis hat für Berlin eine erhebliche Bedeutung. In das verſumpfte Kunſtleben tritt mit der officiellen Anerkennung und dem öffentlichen Erfolge Liebermanns ein neuer Machtfactor ein. Die Glocken läuten. Liebenswürdige Leute ſagen: zum Frieden. In Wahrheit aber läuten ſie Sturm, und der Kampf ſoll erſt beginnen. Der Wenigen einer, die die Zeichen verſtehen, iſt Herr Anton von Werner, der Director der Hochſchule und der, wenn auch nicht nominelle, Leiter des Vereins Berliner Künſtler. Der ſehr betriebſame Mann ſchreibt Artikel über Artikel und hält Rede über Rede gegen die gehaſste moderne Richtung. Er fühlt, ſeit Tſchudi Director der Nationalgallerie geworden iſt, den Boden unter ſich beben, und empfindet den Erfolg Liebermanns als einen neuen und ſtärkeren Stoß. Aus jedem Wort ſeiner nervöſen Bredeſamkeit fühlt man das heraus. Es iſt kein Zufall, daſs er im demſelben Augenblick, da dieſer Erfolg beſiegelt wird, in einer Rede an ſeine Schüler ſagt: es gibt keine neue Richtung, und die der ſo genannten huldigen, haben nichts gelernt. Thatſachen werden nicht dadurch aus der Welt geſchafft, daſs man ſie leugnet. Die Richtung Werner hat bei der Veranſtaltung dieſer Ausſtellung noch einmal geſiegt. Aber es iſt ein Pyrrhusſieg, denn man [illegible] mal ein zweiter zu folgen brauchte, um den Sieger zum Beſiegten zu machen. Das Fiasko iſt zu groß, die [illegible] haben abgewirtſchaftet. Der Entwicklung Berlins zur Kunſtſtadt ſteht nach [illegible] Fall kein Hindernis mehr im Wege. F. St.

Bücher.

Georg Graf Mycielski: „Hundert Jahre aus der Geſchichte der Malerei in Polen.“ Krakau 1897. Polniſche Verlagsbuchhandlung. 737 S.

Das vorliegende Buch gehört zur Kategorie der „ſchweren“ Werke. Man muſs es nicht bloß leſen, ſondern auch ſtudieren. Denn alles, was man daraus erfährt, iſt neu, originell, man hat das noch nirgends gehört und nirgends geleſen. Anknüpfend an die anläſslich der galiziſchen Landesausſtellung in Lemberg veranſtaltete retroſpective Gemäldeausſtellung und unter Zugrundelegung des vom Profeſſor Antoniewicz verfaſsten Kataloges hat ſich der Profeſſor der Kunſtgeſchichte an der Krakauer Univerſität, Graf Mycielski, der mühevollen Arbeit unterzogen, die Geſchichte der polniſchen Malerei vom Jahre 1760—1860 darzuſtellen. Der polniſchen Malerei? Hat es damals überhaupt welche gegeben? Der Verfaſſer behauptet und beweiſt es, im Gegenſatze zu Richard Muther, der in ſeiner „Geſchichte der Malerei im XIX. Jahrhundert“, die polniſche Malerei ganz ignoriert, und zu Julian Klaczko, der im Jahre 1857 in einem Eſſay „Die polniſche Kunſt“, erklärte, es habe nie eine polniſche Malerei gegeben und „wir thäten gut, dort keinen Ruhm zu ſuchen, wo uns Beſcheidenheit geziemt.“ — Matejko und Grottger waren nur die größten Meiſter der polniſchen Malerei, aber nicht ihre Begründer, unter ihnen erreichte die polniſche Malerei ihren Höhepunkt, aber ihre Anfänge laſſen ſich auf ein Jahrhundert zurückführen. Vorerſt gab es nur polniſche Maler, aber noch keine polniſche Malerei, keine polniſche Schule. Czechowicz (1689—1775), Konicz (1700—1780) und der große Meiſter Chodowiecki (1726—1797), der polniſche Hogarth, deſſen Mendelsſohn auf der Lemberger Ausſtellung viel Intereſſe erweckte, waren zwar Polen, aber ihren Werken fehlte jede nationale Eigenart, ſie waren deutſchen Muſtern nachgebildet. Die italieniſchen Meiſter, die das Mäcenatenthum des letzten polniſchen Königs Stanislaus Auguſt herbeilockte, Bacciarelli, Bellotto, Lampi, Vater und Söhne, Graſſi, huldigten lediglich der Kunſtrichtung, die in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts ganz Europa beherrſchte, dem Porträt. Sie kümmerten ſich um das polniſche Leben, um ihre Umgebung, die Volkstypen ſehr wenig. Das that erſt ein — Franzoſe: Norblin. Ein Schüler Watteaus und zu ſeiner Zeit ganz vereinſamt daſtehender Bewunderer Rembrandts, wurde er vom Fürſten Adam Czartoryski, dem „großen Adam“, als Zeichenlehrer ſeiner Söhne nach Pulawy bezogen. Der Franzoſe Norblin war der erſte, der ſich in den polniſchen Nationalcharakter vertiefte, der die polniſchen Bauern, Soldaten, Juden, das polniſche Genre und die polniſche Landſchaft darſtellte. „Ohne Norblin gäbe es keinen Orlowski, keinen Michalowski und vielleicht auch keinen Koſſak und Brandt, oder gar keinen Gierymski und Chelmoński.“ Auch über Orlowski, den genialſten Schüler Norblins, den erſten hervorragenden polniſchen Maler, den Muther noch den Ruſſen zuzählt, finden wir ſehr intereſſante Einzelheiten im vorliegenden Werke. Es wird ſeiner Aufgabe, nachzuweiſen, daſs es ſchon vor Matejko eine polniſche Malerei gegeben hat und daſs die polniſche Schule ſchon älteren Datums ſei, vollkommen gerecht. Zum erſtenmal finden wir hier eine umfaſſende Geſchichte der Malerei in Polen, verbunden mit einer kritiſchen Analyſe, die keine neuere Kunſtgeſchichte unbeachtet laſſen darf. Nur ſchade, daſs das capitale Werk Mycielskis wegen ſeiner Sprache — es iſt polniſch geſchrieben, wir haben den Titel überſetzt — fremden Kunſthiſtorikern unzugänglich bleibt.

S. R. L.

Guſtav Kühn: „Die Heuchelei im Glauben“, ein ſittliches Gebrechen unſerer Zeit. Zweite Auflage, München und Leipzig. Auguſt Schupp.

Wenn ein erfahrener Mann die Ruhejahre ſeines Alters dazu benützt, um uns darzulegen, daſs das wahre Glück nur im inneren Frieden, in dem ruhigen Bewuſstſein erfüllter Pflicht gefunden werden könne, ſo verdient er an und für ſich unſere herzliche Achtung. Auch wenn er nur einfach ausſpräche, daſs er von dieſem Standpunkte aus zu den überlieferten Religionslehren kein inneres Verhältnis gewinnen könne, würde dies unſere Sympathie nicht verringern. Leider aber will Herr Kühn mehr leiſten. Auch er glaubt ſich berufen, mit wiſſenſchaftlichen Gründen den religiöſen Glauben zu widerlegen, und dies ſteht ihm übel an. Indem er wenig Wort wo zuſammengeleſene halbverſtandene Ideen kritiklos vor uns ausbreitet, beweiſt er einen traurigen Mangel an Geſchmack, Taktgefühl und Wiſſen. Das erſte z. B., wenn er die Kreuzigung Chriſti als eine von chriſtlicher Seite zur Erfüllung der Weisſagungen beſtellte Komödie auffaſst (p. 88), das zweite, wenn er aus der Größe der Welt gegen die Allwiſſenheit und Allgegenwart Gottes argumentiert (p. 10 und 16), das dritte wenn er behauptet, Kant nenne die Gottheit das „Ding an ſich“, oder die Evangelienſchreiber hätten ſich von neuplatoniſchen Grundſätzen leiten laſſen (p. 32, 107). Sehr charakteriſtiſch für Herrn Kühn iſt auch das Verslein (p. 77):

„Das Wiſſen macht den Menſchen klug,
Der Glaube führt zum Selbſtbetrug.“

Und dabei hat er keine Ahnung, daſs er ganz ebenſo unerſchütterlich an den Unglauben glaubt, wie andere an den Glauben. Das iſt die heitere Seite an der Sache. [illegible]

Dr. Siegmar Schultze, Privatdocent der Univerſität Halle-Wittenberg. Wege und Ziele deutſcher Literatur und Kunſt. Berlin. NW. 6. Verlag Karl Duncker.

Das Werk S. Schultzes iſt ein kluges, ehrliches Buch. Es weiſt dem Kämpfenden Künſtler [illegible] mit feſter Hand „Weg“ und „Ziele.“ Zwei Grundgedanken ziehen durch das ganze Buch: [illegible] Individualität der Künſtler und Volksthümlichkeit. „Die nationale Kunſt iſt keine [illegible] perſönliche, die beſten und größten Individualitäten werden zum [illegible] reden, ſchließlich ſoll ſie nahbar ſein [illegible] auch aus dem [illegible] Leben ſprechen.“ Als ein Wendepunkt in der [illegible] wird [illegible] des Sturm und Drangs getadelt, die Romantik. [illegible] Tendenz und Q[illegible] als bewirkende Bildung des Nationalcharakters [illegible] Schultze [illegible] aus, daſs die deutſche Kunſt nur einen Weg zu wandeln habe: [illegible] Anknüpfung an die alte deutſche bürgerliche Kunſt [illegible]

Digitized by Google

greifen und Umſpannen der Gegenwart. In dieſem Sinne wirkte D. N. Chodowiecki „Er iſt der erſte deutſche Künſtler wieder, der ſeine Welt, ſeine Zeit getreu und natürlich erfaſste, genial übermittelt.“ Bei dieſem Meiſter beginnend, wird die Entwickelung der Malerei geiſtvollſt verfolgt. Der Impreſſionismus wird als „großer Schritt zur Eigenart und zum originellen Stil unſerer Epoche“ bezeichnet. „Das große Reich der Farben iſt durch die ‚helle Kunſt‘ erſt erſchloſſen worden. Eine wunderbare Farbenluſt durchſtrömte die Geiſter, denen mit gleichem Recht eine Phantaſtik der Farben geſtattet ſchien, wie eine Phantaſtik der Formen.“ Auch die oft erörterte Frage der Kunſtausſtellungen findet im Sinne Lenbachs Auslegung. Sie werden für Publicum und Künſtler verderbend genannt, denn jenes fordert Neuheit, Ueberraſchungen, Senſationen, und die Künſtler werden dazu gedrängt flüchtig zu ſein; ſo kann man beobachten, daſs ſich Künſtler von Saiſon zu Saiſon „häuten“. In prägnanten Charakteriſtiken wird die Kunſt Böcklins, Menzels, Uhdes, Lenbachs, Liebermanns, Gabriel Max' beſprochen. Die Beſprechung der Wege und Ziele der Literatur wird durch einen Ueberblick von 1870 bis jetzt eingeleitet. Schultze macht auf den geringen Einfluſs der politiſchen Wiedergeburt von 1870 in Bezug auf Literatur aufmerkſam. „So verſanken wir tief und tiefer in den Schmutz. So hatte die Zeit von 1870–80 den tiefſten Stand deutſcher Literatur in dem ganzen Jahrhundert. Man begnügte ſich meiſtentheils mit dem Zuckerwerk einer Minne- und Scholarenlyrik, eines archaeologiſchen Romans daheim, und im Theater war man froh, mit einem pikanten franzöſiſchen Theaterſtück gefüttert zu werden.“ Es fehlte an Dichtern, die dem neuen Geiſt gerecht zu werden vermochten. Die Bedeutung und das Schaffen Spielhagens, Freytags, Heyſes, Schacks, Geibels, Hamerlings — als Claſſiciſten — Kellers, C. F. Meyers, Storms, Jenſens, Anzengrubers — als Realiſten — wird beſprochen. „Aber dieſe Männer (die letzteren) waren vorläufig Prediger in der Wüſte.“ Sie wurden vom franzöſiſchen Geſellſchaftsdrama, (P. Lindau, R. Voſs) der Neuromantik (Wolff, Ebers) verdrängt. „Eine Beſſerung trat durch die Meininger ein, die Hebbels pſychologiſches Drama und Anzengrubers Bauernſtück ihrem Volke wieder zum Verſtändnis brachten.“

R. H.

Carry Brachvogel: Der Erntetag und Anderes. Novellen. Berlin. S. Fiſcher 1897.

Es muſs einem jetzt genügen, wenn man in einer Novellenſammlung eine einzige gefunden hat, aus der einem entweder der große Zug des Lebens oder die Eigenart eines nachdenklichen Menſchen entgegenkommt. Mit dem Reſte, der gewöhnlich iſt, kann man ſich dann ſchon abfinden. So iſt es mir in dem vorliegenden Bande mit der Skizze, „Annuſchka, die Bauernmagd“ gegangen. Dieſe ſinnliche Geſchichte zeichnet ſich weniger durch den Inhalt als durch den kräftigen Ton der Darſtellung vor den übrigen aus. Sonſt iſt faſt nur nach „Ein Teſtament“ — bereits in der „Freien Bühne“ abgedruckt — zu fahnden. Die Dialoge fielen zu plump aus. Bei uns in Deutſchland hat dieſe feine Art, wie ſie Peter Nanſen und vor allem die Franzoſen, Maurice Donnay und Richard O'Monroy üben, bisher nur Arthur Schnitzler im „Anatol“ getroffen.

W. Fred.

Ludwig Szczepański: „Hymny“. (Hymnen). Im Verlage von Franz Bondy. Wien 1897.

Ludwig Szczepański iſt neben Miriam und Lange einer der vornehmſten und muthigſten Vorkämpfer der polniſchen Moderne. Als ſein ſinniger Eſſayiſt und temperamentvoller Kritiker hat er ſich um die künſtleriſche Würdigung und Hebung derſelben ein hervorragendes Verdienſt erworben. Vor wenigen Monaten debutierte er als Dichter. Sein poetiſches Erſtlingsbuch, das er mit dem bezeichnenden Titel „Lunatica“ „Silberne Nächte“ benannte, iſt das lyriſche Bekenntnis eines weltenmüden Träumers, der jenſeits von Gut und Böſe auf den Fittichen einer überquellenden Phantaſie dem Lande der Schönheit zuſteuert und in mondheller Nacht das Myſterium der Liebe und des Lebens zu ergründen ſucht. Bezaubernde Gärten und einſame Wieſen, verzauberte Königstöchter und tanzende Elfen, lachende Damen und marmorne Knaben entſtehen vor unſerem [illegible] Blick. Wie das Echo altprovençaliſcher Minnelieder, wie der [illegible] Duft einer [illegible] Blume muthen uns dieſe innerlich erlebten, durch eine [illegible] Verſe an. Sie ſprechen von Gemüthern, die noch nicht durch das [illegible] anatomiſcher Zergliederung [illegible] [illegible] Empfindungen vor, [illegible] laſſen. — Hatten die „Silbernen Nächte“ des Dichters [illegible] gleichſam im allgemeinen Umriſs [illegible] gezeichnet, ſo treten in den jüngſt [illegible] in den „Hymnen“ [illegible] [illegible]

[illegible]

Ueber Dichter in [illegible] [illegible]

[illegible]

malte Stimmungsbilder und die eigentlichen in hieratiſchen Rhythmen einherſchreitenden Hymnen. Dieſe Hymnen vereinigen in ſich mit der zarteſten Empfindung urechtes, treibendes Leben und eine tiefe, markige Schönheit. Bald ſingt der Dichter ein Loblied dem Satan, dem ſiegreichen Genius des Stolzes, dem mächtigen Mehrer des Lichtes, dem Herold des Kampfes und der Bewegung; bald betet er zur Göttin Nacht, deren Blick ſo tief wie das Mitleid und ſo ſtumm, geheimnisvoll und lindernd wie der Tod; bald gilt ſein Hymnus der Wolluſt, der myſtiſchen Königin, die ihm die Quellen der Liebe erſchloſſen und die wilden Ekſtaſen der Seele, den ſüßen Rauſch der Sinne genießen läſst. Zuletzt iſt es die Majeſtät des Gedankens, dem der Dichter die ſchuldige Verehrung darbringt, der leuchtende Gedanke iſt ihm eine Glocke, die über dem Weltthal ſchwebt, ein Symbol des kommenden Tages, die Morgenröthe des Friedens und des Glückes. . . .

L. Gr.

Revue der Revuen.

„Der Jude im modernen Roman“ heißt ein Aufſatz von Dr. Carvin im Juniheft der „Monatsſchrift für neue Literatur und Kunſt.“ Man begegnet ſo häufig jüdiſchen Romanfiguren, meint der Verfaſſer, daſs es ſich verlohnt, die beſondere Eignung des Juden als Darſtellungsobject zu unterſuchen. Schon in der erſten Hälfte des Jahrhunderts hat man ihn dafür angeſehen und ihn theils gehäſſig und ſpöttiſch als komiſche Epiſodenfigur, theils in Erkenntnis ſeines tragiſchen Geſchickes ernſthaft als Romanhelden verwendet. In vereinzelten Fällen wurde der hiſtoriſche Jude aus der Zeit des Untergangs ſeiner Nation oder der babyloniſchen Gefangenſchaft beſchrieben, die meiſten Schriftſteller aber zogen es vor, ihn als Paria der modernen Geſellſchaft zu ſchildern und die inneren Conflicte darzuſtellen, die dadurch in dem gebildeten, auf der Höhe der Zeit ſtehenden Juden entſtehen muſsten. Ausgeſtoßen aus der geſammten culturellen Menſchheit, einer politiſch todten, aller äußeren Macht beraubten Nation angehörend und doch erfüllt von dem Bewuſstſein, ein Mitglied des auserkorenen Volkes zu ſein, in ungebrochener Kraft und Treue an einer verlorenen Sache feſthaltend, und alle Leiden und Demüthigungen dafür in Kauf nehmend, war der Jude aus der erſten Hälfte des Jahrhunderts eine Geſtalt von gebietender Größe und gewaltiger innerer Tragik. Auch der Conflict zwiſchen glaubensſtarren Vätern und abtrünnigen Söhnen bot dem Schriftſteller jener Epoche ein intereſſantes pſychologiſches Problem. Mit ihrer Emancipation aber, die ihre Stellung ſo gründlich umgeſtaltete, verloren die Juden den romantiſchen Nimbus, und ſtatt der heroiſchen Eigenſchaften machten ſich zahlreiche Fehler und Schwächen geltend. Der Indifferentismus gegen den altehrwürdigen Glauben, die Verleugnung der Abſtammung, die Sucht ſich in andere, namentlich adlige Kreiſe zu drängen, forderten zu Spott und Geringſchätzung heraus, und dienen heute vielfach zum Gegenſtand der Darſtellung. Mehr noch als der Jude, der meiſt ziemlich nüchtern und unintereſſant ſei, biete die moderne Jüdin einen dankbaren Vorwurf. Empfänglich und nüſtern nach allen Senſationen [illegible], leidenſchaftlich und kühl erwägend zugleich, bildet das moderne jüdiſche Weib aus den Finanzkreiſen thatſächlich ein gefährliches Centrum der Zerſetzung für das geſammte öffentliche Leben. Sie ohne Gehäſſigkeit aber getreu zu charakteriſieren, wäre nach Dr. Carvin die dankbarſte Aufgabe für den Romancier von heute, welcher trotz mehrfacher Anläufe noch keiner annähernd gerecht geworden iſt.

Im Juniheft der „Geſellſchaft“ ſchreibt Hans Merian unter dem Titel „Ein Dichter des Arbeiterlebens“ über Philipp Langmann, den Verfaſſer von: „Arbeiterleben“, „Realiſtiſche Erzählungen“, „Ein junger Mann von 1895 und andere Novellen“ und „Bartel Turaſer“. Das letztgenannte Werk, ein Bühnenſtück, nennt er Langmanns bedeutendſte Arbeit — „in welchem wir neben Hauptmanns ‚Die Weber‘ das erſte eigentliche Arbeiterdrama beſitzen“. Dem Aufſatze entnehmen wir noch Folgendes: Langmann iſt 1862 zu Brünn geboren, abſolvierte die techniſche Hochſchule und war darauf mehrere Jahre in der Fabrikspraxis thätig. Auch ſeine derzeitige Beamtenſtellung bringt ihn mit Fabriksbetrieben und Arbeitern vielfach in Berührung. Von einer ungemein ſcharfen Beobachtungsgabe unterſtützt, hat er ſich eine ganz außergewöhnliche Kenntnis des Fabriksarbeiters angeeignet. Langmann iſt aber nicht nur ein ſcharfer Beobachter, ſondern auch ein Dichter. Er ſchildert uns daher nicht nur die äußeren Verhältniſſe des Arbeiters und ſeine phyſiſche Thätigkeit, er läſst uns auch [illegible] in ſein ſeeliſches und geiſtiges Leben thun. Er zeichnet dieſes geiſtige Leben ſtreng nach ſeiner Beobachtung, ohne zu beſchönigen oder zu idealiſieren, er zeigt, wie der äußere Druck auch die geiſtigen Fähigkeiten abſtumpft, wie der Menſch ſelbſt zur Maſchine wird. Von ſentimentalen Regungen und ſogenannten ſchönen Gefühlen wiſſen ſeine Arbeiter nichts, und dennoch machen dieſe Geſtalten einen ganz gewaltigen Eindruck auf den Leſer, weil der Dichter nicht nur mit dem Verſtande, ſondern auch mit dem Herzen [illegible]. Er fühlt mit den Leuten und kann ſich in ihren Gedankengang hineinverſetzen, darum wird ihr Thun und Treiben auch dem Leſer verſtändlich, und ſelbſt ihre Dummheit, ihre Roheit, ihr Aberglaube erſcheinen in milderem Lichte und verzeihlich, weil wir ſie begreifen lernen.

Im [illegible] Heft der „Revue des Revues“ erzählt Jean Finot [illegible] angeſtellt, [illegible]. Von [illegible] „Sphinx“ [illegible] Jahre ganz [illegible] berichtet [illegible] der Nationen [illegible] Geloni [illegible]

Digitized by Google

ſie gleich nach der Geburt wenn auch nicht regelrecht getauft, ſo doch eingeeignet. Die Alchimiſten hielten den Verſuch, Menſchen zu ſchaffen, überhaupt nicht für etwas Ketzeriſches, ſondern für ein Gott wohlgefälliges Beginnen. Finot meint übrigens, wenn auch auf die bisherigen Experimente in dieſer Richtung nicht viel zu geben, ſo iſt darum die Möglichkeit einer ſolchen Schöpfung nicht für alle Zeiten ausgeſchloſſen. Man weiß heute, daſs jeder Organismus aus Zellen beſteht, und hat ſchon mehrfach auf künſtlichem Wege Körper hergeſtellt, die dieſelben Eigenſchaften hatten und in gleicher Weiſe functionierten wie das Protoplasma. Auch die einzelnen Elemente, deren ſich die Natur zur Schöpfung der organiſchen Körper bedient, werden auf chemiſchem Wege hergeſtellt, und ſo iſt es vielleicht nur eine Frage der Zeit, wann es gelingen wird, wo nicht Menſchen ſo doch lebende Materie künſtlich zu ſchaffen.

Die **„Revue Historique“** veröffentlicht in ihrem letzten Jahrbuch eine Reihe ungedruckter Documente über die Krankheit und den Tod des Herzogs von Reichſtadt, welche die bei deſſen Ableben weitverbreitete Legende eines gewaltſamen Endes gründlich widerlegen und auch ſonſtige falſche Gerüchte zerſtreuen. Nicht nur den beiden franzöſiſchen Prätendentenfamilien — den Bourbons und den Orleans — denen der Sohn des großen Napoleon begreiflicherweiſe ein gefährlicher Rivale ſcheinen muſste, auch den nächſten Verwandten des unglücklichen Prinzen muthete man zu, zum frühzeitigen Tod desſelben beigetragen zu haben. Die hier abgedruckten Briefe, in denen Graf Prokop Hartmann, der Begleiter des Prinzen, dem Kaiſer Franz auf deſſen Befehl täglich über das Befinden ſeines Enkels berichtete, zeigen, mit welchem Aufwand an Fürſorge und ärztlicher Kunſt man ſeiner Krankheit zu begegnen verſuchte, daſs aber alle Bemühungen vergeblich bleiben muſsten, da der Herzog von Reichſtadt mit Schwindſucht behaftet war. Die angeführten Einzelheiten der Krankengeſchichte, welche die beiden letzten Monate ſeines Lebens umfaſst, zerſtreuen jeden Zweifel und werden noch beſtätigt durch einige Briefe der Ex-Kaiſerin Maria Louiſe an ihren Vater und den Erzherzog Ferdinand d'Eſte, ſowie endlich durch ein Schreiben des Kanzlers Fürſt Clemens Metternich, das dieſer am 22. Juli 1832, alſo am Todestag des Herzogs, an den Kaiſer Franz richtete.

In der **„Revue blanche“** vom 15. Juni entwickelt Albert Delacour die Anſicht, daſs das Neue Teſtament eine ſociale Lehre, und zwar die des Anarchismus enthalte. Schon im Alten Teſtament finden ſich zahlreiche Ausfälle gegen die Reichen, und daſs der Meſſias ein Heiland der Armen, der Mühſeligen und Beladenen iſt, ſteht auf jeder Seite der Evangelien zu leſen. Ihnen verheißt er das Reich — nicht nur das himmliſche, auch das irdiſche — und ſchon bei der Verkündigung heißt es: „Er ſtößt die Gewaltigen vom Stuhl und erhebet die Niedrigen“. Zahlreich ſind die Beiſpiele, wo Communismus praktiſch von Jeſus geübt und theoretiſch gutgeheißen wird, ſo im Gleichnis vom ungerechten Haushalter. Auch mehr als eine directe Aufforderung zur Auflehnung will Delacour in den Evangelien finden. Von ſich ſelbſt ſagt Chriſtus: „Ich bin gekommen, daſs ich ein Feuer anzünde auf Erden“, und: „Ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, ſondern das Schwert“ Herodes nennt er einen Fuchs und Pilatus verweigert er die Antwort; er ſpricht geringſchätzig von den Machthabern der Erde, und ſelbſt in dem Richtſpruch über den Zinsgroſchen erblickt Delacour ſouveräne Ironie. Die erſten chriſtlichen Gemeinden hätten denn auch in getreuer Befolgung dieſer Lehren in communiſtiſcher Gütergemeinſchaft gelebt, kein politiſches Vaterland anerkannt und den Kriegsdienſt verweigert. Tacitus behandelt ſie als „Feinde des Staates.“ Von der Kirche angeſtachelt und von den Mönchen unterſtützt, erheben ſich 1087 die Weſſen, verjagen die Reichen und Vornehmen, beſiegen die kaiſerlichen Heere und gründen in Deutſchland und Italien freie Städte mit trefflicher demokratiſcher Organiſation. 1191 gründet Savonarola den Gottesſtaat mit Volksregierung in Florenz. Die „Ligue“ von 1588—1591 ſei wohl die letzte öffentliche Aeußerung des chriſtlichen Anarchismus geweſen, aber ſein Geiſt ſei darum in der Kirche noch nicht ausgeſtorben; da ſie gerade wieder im Begriff ſtehe, ihre ſociale Rolle zurückzuerobern, ſo werde die Kirche zweifellos auf ihre Traditionen zurückgreifen, und falls ſie Sociologie treibe, werde ſie ſicherlich anarchiſtiſche Tendenzen verfolgen.

Ueber den Stand der franzöſiſchen Armee ſchreibt Oberſtlieutenant Adye im vorletzten Heft des **„Nineteenth Century“**. Frankreich ſei heute an den Grenzen ſeiner bewaffneten Macht angelangt; und vergleiche man die ſtatiſtiſchen Zahlen mit denen des deutſchen Heeres, ſo werde es klar, daſs Frankreich auf immer die Hoffnung aufgeben müſſe, dem einſtigen Sieger bewaffnet gegenüber zu treten. Denn wenn es 4,300.000 Soldaten ins Feld ſchicke, ſo bleibe nur eine Reſerve von 1,000.000 Mann im Lande, während Deutſchland bei einem gleichen Aufgebot noch über eine Reſerve von 2,800.000 Mann verfüge. Der Chef der ſtatiſtiſchen Abtheilung in Paris, Herr Bertillon, gibt ſelber zu, daſs in 13—14 Jahren auf einen franzöſiſchen zwei deutſche Rekruten kommen werden.

Ueber den Cannibalismus und ſeine Grundurſachen ſchreibt der bekannte engliſche Gelehrte Flinders Petrie im Juniheft der **„Contemporary Review“**. Dieſelben ſind nämlich keineswegs, wie man vielleicht annimmt, nur der Hunger und die Gier; dies tritt, wie ſtatiſtiſch feſtgeſtellt iſt, nur bei 16 Procent der Menſchenfreſſer zu, während die übrigen 84 Procent ſich dieſe Nahrung aus verſchiedenen anderen moraliſchen Gründen zuführen. Etwa 20 Procent thun es, um den Todten damit ihre Liebe oder Ehrerbietung zu beweiſen; 19 Procent, um dadurch die Eigenſchaften der Todten zu erwerben; bei 10 Procent iſt es ein religiöſer Gebrauch, bei 5 Procent ein Racheact oder Strafact. So meinen die Cucumis in Süd-Amerika, es ſei beſſer von einem Freunde, als von der kalten Erde verſchlungen zu werden. Bei den Jakkamodos in Central-Auſtralien iſt es Sitte, daſs wenn der Tod den einen Theil eines Liebespaares dahinrafft, der andere Theil den Leichnam ſchleunigſt mit Haut und Haar verzehrt, um ſo die Wiedervereinigung zu vollziehen. Die Samojeden glauben, daſs den Todten größere Seligkeit zutheil wird, wenn man ihren Leichnam verſpeiſt, während die Gonds am Nerbudah-Fluſſe es für ein Werk der Barmherzigkeit hielten, einen unheilbar Kranken oder altersſchwachen Menſchen zu tödten und zu verzehren. Faſt bei allen Cannibalen beſteht die Vorſtellung, daſs man ſich auf dieſem Wege Eigenſchaften, wie die Tapferkeit, die Kraft u. ſ. w. aneignen könne, weshalb man gefallene Krieger und Heerführer mit Vorliebe ißt. In Grönland endlich verzehrt man die Todten oder wenigſtens Theile von ihnen, wie die Leber und das Herz, um ſie daran zu verhindern umzugehen und die Lebenden zu quälen.

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjörn Obſtfelder.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Thyra Jenſſen.

(Fortſetzung.)

Es war um Mitternacht, daſs ich bei einer Stimme aufſchrak, die unangenehm auf mich wirkte.

— Wo wollen Sie eigentlich hin?

Es war ein großer breitſchulteriger Mann.

— Ja — Sie rennen ja um dasſelbe Viertel ununterbrochen herum.

— Ich laufe um dasſelbe Viertel herum?

— Bei Gott!

Es ſchien mir in ſeinen Worten Ironie zu ſein.

— Wollen Sie nicht zu mir hereinkommen und ein Glas Whisky nehmen. Ich kenne Sie, Sie ſind — — (er nannte meinen Namen). Ich habe lange den Wunſch gehabt, mit Ihnen zu ſprechen.

Sein Weſen ſtieß mich ab, aber ich folgte ihm.

— Ich habe ein Zimmer hier ganz in der Nähe.

Es waren die einzigen Worte, die geſprochen wurden, während wir giengen. Erſt als wir die Treppe hinaufgetaſtet hatten, ſagte er mit einem verbindlichen Lächeln mir gerade ins Geſicht:

— Ich bin ihr Mann. War ihr Mann vielmehr.

*

Wir waren bei dem Prediger zuſammen, vor dem Altare. Sie war ſchön in dem Brautkleide, ſage ich Ihnen — reizend!

Ich weiß, daſs Sie — wie ſoll ich es ausdrücken — hm — ihr Verehrer ſind — — zur Zeit. Sie intereſſiert mich, wiſſen Sie. Und dann amüſiert es mich, ihre ..... Thätigkeit ein wenig zu verfolgen.

Indem er die letzten Worte ſagte, reichte er mir eine Kiſte Cigarren und ſah mich dabei an. Er ſagte in einem etwas verwunderten Tone:

— Es thut Ihnen weh, daſs ich den Ausdruck brauche? Ich dachte .....

Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Ihre ... Ihre ... Gefühle dadurch getäuſcht habe.

Wie geſagt, ſie intereſſiert mich. Sie gehört zu der Art von Frauen, die ich mir erlaube — weitläufig zu benennen. Sie ſind am beſten, wenn man ſie in Entfernung hält. Wenn man ſie kalt ſtudieren kann. Ich habe dies Zimmer behalten, das ich einmal ..... aus gewiſſen Gründen ..... genöthigt war zu haben. Es amüſiert mich einmal, ab und zu ihr Treiben zu verfolgen.

Ich bin aber kein Rival. Ich werde nächſtens wieder heiraten. Sie können alſo ſicher ſein, hm!

Ich war ihr auch zu roh. Zu roh.

Sie ſagte es mir: Ich wäre zu roh. Ich trat auf ihre feinen Gefühle.

Sagen Sie mir: Haben Sie feine Gefühle? Ja, ich brauche ja nicht zu fragen. Aber — hm, haben Sie jemals eine Frauenferſe auf Ihren — — feinen Gefühlen geſpürt?

Ach, es iſt amüſant ..... es iſt amüſant, ſage ich Ihnen ... es iſt die höchſte Wolluſt! Die aller, allerhöchſte!

Ich ſage nicht, daſs ich ſie habe. Ich bin roh, ſehr roh. Aber iſt es nicht ſonderbar — erſt als das Ganze aus war, fieng ſie an, mich zu intereſſieren — — pſychologiſch, wiſſen Sie ...., als ſie, wenn ich ſo ſagen darf, auf meine .... hm ..... feinen Gefühle zweiter Claſſe getreten hatte.

Nach einer Pauſe ſetzte er fort:

— Ich bin es nun doch, der das erſte von ihr bekommen hat.

Ach, ſie war ſchon damals, ſage ich Ihnen, wie ein Hermelin ..... wie ein Hermelin.

Sie behauptete, es ſei bloß der Körper, den ich liebte. Das iſt nun nach meiner Anſchauung das einzige, was einen Sinn hat. Das andere iſt etwas verflucht Krankhaftes. Die junge friſche Liebe, das iſt der Körper, der Körper vom Körper angezogen. All das andere mag lieber ein verſchloſſenes Buch ſein. Das alles mit der Seele und ſo weiter mag ſie für ſich behalten.

Haben Sie gemerkt, wie verflucht ſchwer es iſt, zu vergeſſen? Dies Hermelin, ſehen Sie, dies Hermelin ....

Indem er das ſagte, gieng er ans Fenſter und zog das Rouleau hoch. Erſt jetzt wurde es mir klar, daſs das Zimmer dem Atelier gegenüberlag.

Da iſt Licht.

Eine Frage wollte hervor, aber der Widerwille, dieſem mir ſo fremden Menſchen meine Erregung ſehen zu laſſen, hieß mich ſie jedesmal zurückdrängen. Schließlich brach ſie hervor, athemlos:

Digitized by Google

— Glauben Sie, daſs ſie dort iſt?

Er ſah mich an — ich weiß nicht, ob es Mitleid oder Schadenfreude war — dann ſagte er:

— Gewiſs iſt ſie dort. Sonſt zum Teufel wäre es ja nicht amüſant.

Er fieng an, ſich mir zu nähern. Er ſagte:

— Sagen Sie mir .... haben Sie geküſst ..... haben Sie geküſst .... ha! Es iſt ein ſo niedliches, kleines, unſchuldiges Ding ... haben Sie es geküſst ... es ſitzt an der linken Seite ... haben Sie geküſst ..... gerade unter der Bruſt.

Haben Sie es geküſst, das ....

Er war dicht zu mir herangekommen, er ſtarrte mich an, er neigte ſich an mein Ohr, er blies ein Wort hinein, es ſauſt noch drinnen.

* * *

Ich entſinne mich einer Nacht. Es waren keine, keine Menſchen außer zweien, es waren lauter Sterne.

Es ſind ein paar ſchmutzige Lippen darauf gekommen.

Ich konnte nicht wieder nach Hauſe fahren. Widerwille hatte mich ergriffen.

Als aber ein paar Tage verfloſſen waren, war es, als wehe etwas ſo leiſe über meine Stirn hin. Ich fühlte zuletzt etwas Weiches darauf. Was war das?

Dann entſann ich mich eines Kuſſes, den ich einmal im Traum gefühlt hatte. Er wollte nicht fort. Ich reiſte hin.

*

Sie war nicht da. Sie war nirgends. Ich gieng das Ufer entlang. Ich ſah, daſs das Boot weg war. Ich nahm ein anderes und ruderte hinaus. Es lag allein da und ſchwamm. Ich zog die Kleider aus und tauchte herunter. Zuletzt hatte ich ſie in meinen Armen.

*

Es war noch eine Vertiefung in dem Kiſſen nach ihrem Kopfe, dem Kiſſen, auf dem zuweilen zwei Vertiefungen geweſen. Ich rührte es zufällig an. Es glitt ein Paket hervor. Es ſtand mein Vorname darauf. Ich wagte nicht es zu öffnen.

Ich gieng in allen Zimmern umher. Niemand war bei mir.

Ich blieb zuweilen vor einer Kleinigkeit ſtehen — einer Haarnadel — einem Band.

Ich ſtand lange Stunden und ſah es an. Ich wagte aber nicht, es anzurühren.

Ich wandelte in allen Zimmern umher, ohne Aufhören, Tag und Nacht.

*

Dann läuteten die Glocken, und ſie wurde begraben.

*

Als ich allein war, nahm ich das Paket hervor.

Ich fand zuerſt einen verſiegelten Brief: An meine Tochter, wenn ſie zwanzig Jahre iſt.

Dann ein Tagebuch. Es war nur angefangen. Denn nur die erſten Zeilen waren beſchrieben. Es war mit Datum verſehen, — ja auch mit Stundenangabe. Da ſtand alles von der erſten Zeit, als wir uns kannten, lange vor den vier Monaten.

Dann ein großes Couvert an mich.

Hier folgt, was eine, die jetzt todt iſt, an einen, der ſie vielleicht in den Tod getrieben, geſchrieben hat.

Das Tagebuch.

Ich habe es ſo gut. Es iſt ſo ſtill. Ich ſitze und ſehe die kleine Lampe an und will nicht mehr. Nein, ich will nicht mehr.

Warum läſst das in der Bruſt mich nicht in Frieden? Warum müſſen wir eine Bruſt haben, wir Frauen?

Es gibt ein Wort, welches ich nie flüſtern kann, ohne zu beben. Es bebt in mir, ſo daſs mich friert. T—a—s G—ü—ck.

Ja, mich friert. Ich will mich legen. Ich will die gute, warme Decke über mich breiten. Ich will ſchlafen.

*

Er. Kommt es nun wieder herangeſchlichen?

Bin ich denn nicht fertig mit all dem? Habe ich nicht genug gelitten?

Warum drückte meine Hand die ſeine? Ich wuſste es erſt nachher.

Nein, ich will nicht mehr. Ich will nicht.

Ich mag ſeinen Namen nicht!

Ob es möglich wär! Ob es in der Welt wirklich exiſtiert? [illegible] ... als haben mich ſeine Augen jede Nacht von der [illegible] angeſehen.

[illegible] ... ich will nicht. Es iſt Wahnſinn, an das [illegible] zu glauben.

*

[illegible]

[illegible]

Und dann kamen viele Menſchen, und Briefe — viele Brief und Blumen.

Warum läſst das mich nicht in Frieden? Mir ſcheint, der große Spitzbart berührt mich wieder. Warum ſoll ich gerade jetzt daran denken? Weg! Weg!

*

Ich höre meine eigenen Schreie in der Nacht, der Geburtsnacht.

Ich liebe dich ja, mein Kind, ich liebe dich ja, mit meiner ganzen Seele. Verrathe ich dich? Bin ich dir untreu? Ach, was ſoll ich denn thun? Ich muſs ja leben, mein Kind, ich muſs ja das Leben leben. Ich habe ja Jugend, ich habe ja etwas Schönes in mir, das leben muſs! Ach, ich habe ſoviel, ſoviel!

Ach, das Leben iſt ſo hart, es iſt ſo ſchwer, ſo grenzenlos ſchwer, alles richtig zu machen, ſowie es gemacht werden ſoll.

*

Nun gibt es bloß einen einzigen großen Kuſs in der Welt.

*

Keiner iſt wie er. Keiner kann das, was er kann. Er lullt mich ein wie ein kleines Kind. Und ſind wir nicht alle kleine Kinder in dieſem großen, ewigen Gewimmel?

*

Seine Worte ſind für mich wie die erſten Anemonen und Veilchen, als ich Kind war.

Ich fühle, daſs ich lebe. Mein Buſen bewegt ſich auf und nieder. Es iſt ſo warm und gut.

Zu denken, daſs man vergeſſen kann!

*

Er hat mich erſchaffen.

Ach, wie konnte er das jetzt thun? Jetzt, wo alles in der Welt anders geworden war?

Er kann es ja aber nicht wiſſen.

Es that ſo weh. Ich konnte nichts ſagen.

„Dies hätteſt du nicht thun ſollen".

Es war, als ſagte ich es im Schlaf.

Du ſüßer Engel! Es iſt bloß bei dir, daſs es Ruhe gibt. Wenn ich ſitze und dich an meiner Bruſt halte, dann gibt es nichts mehr. Dann vermiſſe ich nichts. Dann will ich das nicht, was es doch nicht gibt.

Der Brief.

Geliebter! In dieſen Nächten, die vielleicht meine letzten hier werden, wo du mir das Leben gabſt, werde ich dir ſchreiben und verſuchen, dir alles zu erklären. Du verläſſeſt mich jeden Tag, und ich bin ſtolz und ich kann nicht zu dir kommen. Aber in der Nacht, wenn du ſchläfſt, komme ich zu dir und küſſe deine Stirn, die ich liebe.

Ich habe lange geahnt, daſs etwas kommen müſste. Und ſeitdem du in der Stadt warſt, weiß ich, daſs ich ſterben muſs.

Du haſt mich nie gefragt, was ich erlebt habe, und ich habe es dir nie geſagt. Ich wollte es ſo. Ich wuſste nicht warum. Wenn ich nun aber hier ſitze, während alles ſtill iſt, dann verſtehe ich, daſs es ſo ſein muſste, damit es ſo unendlich groß werden konnte, ich darf kaum glauben, daſs es geſchehen iſt.

Ich wollte das Schöne für dich ſein, von dem du nicht alles wuſsteſt. Hätte ich dir alles erzählt, ſo hätteſt du ſo viel daran gedacht und ſo viel hineingelegt. Ich wollte bloß für dich ſein, ſo wie du mich ſaheſt.

Geliebter, glaube mir, für mich Rebekka gab es nichts im Leben außer dir und dem, was du mir gabſt. Wenn du nachfragſt, wirſt du vieles von mir erfahren. Die Leute wiſſen ja alles. Du wirſt erfahren, daſs ich geſchieden wurde, ſie werden ſagen, daſs mein die Schuld war, du wirſt von meinem Verhältnis zu Bredo erfahren.

Ach nein, du wirſt nichts erfahren! Die Leute wiſſen nichts. Was ein Menſch erlebt hat, weiß niemand. Was zwei fühlen, weiß niemand.

Und habe ich geſündigt und übel gethan — einem bin ich treu geweſen, vor einem bin ich rein und keuſch in jeder Faſer meines Weſens, ſeitdem ich wuſste, daſs er lebt.

Ach, warum habe ich es nicht früher gewuſst!

*

Ach, warum gehſt du fort von mir? Ich ſehne mich ſo entſetzlich nach dir. Ahnſt du denn nicht, wie ich am Tage leide, wenn du fort von mir biſt? Wo biſt du? Was thuſt du?

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. **Wien, den 31. Juli 1897.** Nummer 148.

Böhmiſches Staatsrecht.

Von Dr. Friedrich Tezner.

Jetzt, wo die czechiſch-nationale Bewegung einer fundamentalen verfaſſungsrechtlichen Umgeſtaltung unter ſcheinbar politiſch nicht ungünſtigen Verhältniſſen zuſtrebt, dürfte es am Platze ſein, ſie für den Zweck der Information eines größeren Publicums unter dem ſtaatsrechtswiſſenſchaftlichen Geſichtspunkt zu betrachten, zumal in ihrer politiſchen Begründung das Staatsrecht der verneuerten Landesordnung von 1627, das Octoberdiplom vom Jahre 1860 und gewiſſe kaiſerliche Handſchreiben den breiteſten Raum einnehmen.

Freilich hat die Art ihrer ſtaatsrechtlichen Fundierung und die Feſtſtellung ihrer ſtaatsrechtlichen Ziele gleichzeitig mit dem Wechſel der politiſchen Verhältniſſe und der führenden Perſonen ſelbſt gewechſelt, was die Betrachtung in hohem Maße erſchwert. Gegenwärtig bilden das Staatsrecht der verneuerten Landesordnung Ferdinand II. vom Jahre 1627 und die bei Erlaſs derſelben beſtätigten und beſchworenen ſtändiſchen Privilegien den Stützpunkt der Bewegung. Einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Behandlung dieſes Staatsrechts habe ich mit ſehr vereinzelten Ausnahmen bei den czechiſchen ſtaatsrechtlichen Schriftſtellern nicht begegnen können. Bei den meiſten wird der aus der verneuerten Landesordnung kümmerlich hervorſchimmernde Glanz der böhmiſchen Krone in lächerlicher Weiſe übertrieben. Von deutſcher Seite hat dieſes Staatsrecht eine ſtaatsrechtliche Behandlung überhaupt nicht erfahren.*) Dieſe ſoll im folgenden zunächſt unternommen werden.

I.

Das Staatsrecht der verneuerten Landesordnung und der Ferdinandeiſchen Landesprivilegien, welches den Czechen ſo wertvoll iſt, weil es auf der liquiden Anerkennung der ſtaatsrechtlichen Einheit der Länder der böhmiſchen Krone beruht, iſt nun das Staatsrecht des ſtändiſch-abſolutiſtiſchen Staates, welches zur Zeit Ferdinand II. in den deutſch-öſterreichiſchen Kronländern bereits feſt begründet iſt. In dem ſtändiſch-abſolutiſtiſchen Staate reicht das Recht des Landesfürſten ſo weit als ſeine Macht. Er beſchwört Privilegien, bricht ſie, wenn er kann, macht zeitweilig verfaſſungsrechtliche Conceſſionen, wenn er von den Ständen Geld braucht, um ſie unter günſtigeren Umſtänden wieder zurückzuziehen. Das alles vollzieht ſich mit einer naiven, das Bewuſstſein des Unrechts nicht verrathenden Gemüthlichkeit.**) Die geſetzgeberiſche Zuſtändigkeit, und das iſt in der verneuerten Landesordnung mit aller Schärfe ausgeſprochen, hat der König allein, und dieſelbe iſt, abgeſehen von den ſtändiſcher Bewilligung unterliegenden Steuern, unbeſchränkt. Allerdings hat Toman***) den Nachweis verſucht, daſs dieſes Geſetzgebungsrecht, ſoweit die Verfaſſungsgeſetzgebung in Betracht kommt, nur das öffentliche Recht im damaligen Sinne dieſes Wortes, alſo die landesfürſtlichen Rechte und Prärogativen umfaſste, nicht aber die ſtändiſchen Rechte, welche für die damalige Auffaſſung unentziehbare Individual-Privilegialrechte geweſen ſeien. Aber es leuchtet ein, daſs die königlichen Rechte und Prärogativen nichts anderes bedeuteten als das Rechtsverhältnis des Landesfürſten zu den Ständen und daſs ein Geſetzgebungsrecht auf dieſem Gebiete, welches nicht auch die Rechte der Stände berührt hätte, nicht zu denken iſt. In der That hat ſich die authentiſche Interpretation, die Ferdinand III. mit der verneuerten Landesordnung und den ſtändiſchen Privilegien vornahm, unter anderem auch auf dieſes Rechtsverhältnis erſtreckt, und von ihm ſtammt die Klarſtellung desſelben dahin, daſs den Ständen keinerlei Mitwirkungsrecht bei der Geſetzgebung zukomme, daſs ihnen nur verſtattet ſein ſolle, in Angelegenheiten, welche die königliche Perſon, Hoheit, Autorität, Regalien nicht betreffen, mit Vorwiſſen des königlichen Regierungscommiſſärs zu berathen. Kommt nun dem König allein die Befugnis zu, Geſetze zu ſchaffen und in allgemein verbindlicher Weiſe feſtzuſtellen, was der wahre Inhalt des geltenden Rechtes ſei, alſo authentiſch zu interpretieren, ſo folgt daraus, daſs, was der König als beſtehendes Recht erklärt, als ſolches auch zu gelten hat. Tritt er dadurch in Widerſpruch zu den ſtändiſchen Rechten, ſo bleibt den Ständen das Mittel der Petition, Beſchwerde, der Steuerverweigerung offen.†) Denn das Steuerbewilligungsrecht iſt jenes Recht, welches die Landesfürſten noch am längſten reſpectieren. Allein des Königs Wille bleibt Recht, bis er ihn zurückgenommen hat. Es exiſtieren keine unabhängigen Richter im Land; denn dieſe ſind entweder abſetzbare königliche Richter oder ſie unterſtehen, wenn ſie grundherrliche Richter oder Richter ſtändiſcher Gerichte ſind, der unbeſchränkten Aufſichtsgewalt des Königs. Ein Anklagerecht gegen die Rathgeber des Königs, welches ohne oder gar wider Willen desſelben ausgeübt werden dürfte, kommt den Ständen nicht zu.

Wie weit reichte nun nach dem Staatsrecht der verneuerten Landesordnung die Selbſtändigkeit der Länder der böhmiſchen Krone? Schon Ferdinand I. hatte in wirkſamer Weiſe das Recht für ſich in Anſpruch genommen, böhmiſche Staatsſachen mit nichtböhmiſchen Räthen zu berathen. Unter Ferdinand II. iſt der zwar in keiner Verfaſſung vorgeſehene, aber factiſch für alle habsburgiſchen Länder verwendete Geheimrath ſchon eine feſte centraliſtiſche Einrichtung. Der ſtaatsrechtlichen Beſonderheit Böhmens wird in der für unſere Auffaſſung höchſt beſcheidenen Form genügt, daſs die böhmiſchen bei Hofe einlaufenden Sachen durch die böhmiſche Hofkanzlei gehen, dort für die Berathung im Geheimrath (ſeit Maria Thereſia im Staatsrath), zuweilen ſogar im deutſchen Reichshofrath (!) vorbereitet werden und daſs endlich von da aus, nachdem ſie auf Vorſchlag dieſer Conſeils vom König entſchieden ſind, die Ausfertigung und Verſendung dieſer königlichen Entſchließungen als Entſchließungen des böhmiſchen Königs erfolgt. Allerdings brachten die Kronrathscollegien die territorialen Verſchiedenheiten zur Geltung, allein nur innerhalb der durch die centraliſtiſche Politik gezogenen Grenzen. Es wird alſo damals in Böhmen wie in allen Theilen des habsburgiſchen Beſitzes centraliſtiſch in ſonderſtaatlichen Formen regiert, und dieſe Regierungsweiſe ſtößt nur in Ungarn auf eine beharrliche und entſchiedene Oppoſition. Soviel, was die äußere Politik, die Militärverwaltung und die Verwaltung des Innern im Königreiche Böhmen betrifft. Die Verwaltung der königlichen, ſtändiſcher Bewilligung nicht bedürftigen Einkünfte iſt ſchon ſeit Ferdinand I. nicht bloß politiſch ſondern ſtaatsrechtlich centraliſiert. Es hängt das damit zuſammen, daſs nach damaliger Rechtsauffaſſung der Fiscus als dem Landesfürſten gehöriges, zu ſeiner freien Verfügung ſtehendes Vermögen galt. Die böhmiſche Kammer und die mähriſchen und ſchleſiſchen Landesfinanzſtellen unterſtehen der Wiener Hofkammer dauernd, während die Innsbrucker und Grazer Hofkammer infolge der nach dem Tode Ferdinand I. eingetretenen Ländertheilung faſt ein volles Jahrhundert gegenüber der Wiener Hofkammer ſelbſtändig geweſen ſind. Aus Alledem geht hervor, daſs die ſtaatsrechtliche Selbſtändigkeit Böhmens politiſch zu keinem entſprechenden Ausdruck kam, ſich weſentlich nur in der Bewahrung der ſonderſtaatlichen Form bei der Ausfertigung der königlichen Erledigung, ferner in der Einhaltung der Formen der Königskrönung äußerte und daſs, wie dies in der Natur der Sache liegt, der politiſche Einfluſs der czechiſchen Nation unter der Herrſchaft der verneuerten Landesordnung, von vorübergehenden, durch die Perſönlichkeit des böhmiſchen Hofkanzlers begründeten Ausnahmen abgeſehen, ein unvergleichlich geringerer war, als gegenwärtig unter der Herrſchaft des centraliſtiſchen Conſtitutionalismus. Zuweilen ſtand Böhmen mit den anderen habsburgiſchen Ländern geradezu unter der Fremdherrſchaft von Räthen, welche keinem dieſer Länder entnommen waren.

Das ſtändiſch-abſolutiſtiſche Staatsrecht der Landesordnung trug, weil es ein vom Geſichtspunkt des ſtändiſchen Rechts höchſt precar geſtaltetes war und ausreichender, von dem Willen des Landesfürſten unabhängiger Garantien entbehrte,

*) Was Ulbrich in ſeinem Artikel „Böhmen" im öſterreichiſchen Staatswörterbuch bietet, iſt nur eine allerdings ſehr überſichtliche und ſehr unbefangene Skizze der Geſchichte der ſtaatsrechtlichen Beſtrebungen der Czechen.

**) Das [illegible] iſt das Reſcript Maria Thereſias vom 1. Mai 1749, durch welches Böhmen ſeiner [illegible] und mit den anderen deutſchen Erbländern unter Beſeitigung ſeiner Sonder[illegible] und der Kammerſtelle unterworfen wird. [illegible]

***) Toman, „Das böhmiſche Staatsrecht", [illegible] „Einige Grundlagen des böhmiſchen Staatsrechtes", S. 42.

†) [illegible] des authentiſchen [illegible] und des Rechtes der authentiſchen Interpretation [illegible] vgl. Toman a. a. O. S. 162.

Digitized by Google

ganz wie in den anderen öſterreichiſchen Kronländern, in denen die Stände den Uebergang zum Conſtitutionalismus nicht herbeizuführen vermochten, den Keim zum vollen Abſolutismus in ſich. Maria Thereſia empfand ſelbſt die beſcheidene Rückſicht, welche das böhmiſche Staatsrecht bisher gefunden hatte, wegen der damit verbundenen Aemterhäufung und Erledigungsverſchleppung und wegen des von den Hofkanzleien bei den Verhandlungen über die Steuerbewilligungen betriebenen provinziellen Particularismus als läſtiges Hemmnis im politiſchen Wettkampf mit dem ſtramm centraliſierten Preußen. Eines Tages, und zwar am 1. Mai 1749, hob ſie die böhmiſche und öſterreichiſche Hofkanzlei auf und bildete aus denſelben eine einzige Reichscentralbehörde, das Directorium in politicis et cameralibus, an deren Stelle ſpäter die böhmiſch-öſterreichiſche Hofkanzlei trat. Die Gerichtsbarkeit und die höchſte Juſtizverwaltung wurde aber von den beiden ehemaligen Hofkanzleien an die oberſte Juſtizſtelle übertragen. Man kann dieſen Act als Zertrümmerung des noch in formaler Geltung beſtandenen böhmiſchen Staatsrechtes bezeichnen; denn was dann noch übrig blieb, wie Landesofficiere, petitionierende Landſtände, Landesvertordnetencollegien u. ſ. w., waren zuſammenhangloſe Trümmer, und Böhmen entbehrte von da ab einer ſeine ſtaatliche Beſonderheit wenigſtens zum formalen Ausdruck bringenden höchſten Verwaltungs- und Juſtizſtelle. Wie tief die Wurzeln des böhmiſchen Staatsrechtes damals giengen, mag daraus ermeſſen werden, daſs dieſe ganze Operation, die ſich nur mit einer Aufhebung des öſterreichiſchen und ungariſchen Miniſteriums und mit der Erhebung des gemeinſamen Miniſteriums zur Regierung aller Länder unſerer Monarchie vergleichen ließe, ſich ſchmerzlos und gewiſſermaßen elegant vollzog. Die böhmiſchen Stände rebellierten nicht, antworteten nicht einmal mit der Steuerverweigerung, ſondern ſchloſſen ſogar mit der Regierung Steuerdecennalreceſſe und halfen ſo den Uebergang zur Aufhebung ihres Steuerbewilligungsrechtes fördern. Es erklärt ſich dies daraus, daſs der politiſch bedeutſamſte Bürge der Verfaſſung der Adel war, deſſen fähigſte Köpfe, man denke nur an den Fürſten Kaunitz, germaniſiert und centraliſtiſch geſinnt waren, Hofluft athmeten und deſſen Particularismus, ſoweit er vorhanden war, ſociale, wirtſchaftliche, finanzielle, nicht aber politiſche und nationale Gründe hatte, wie bei den Ungarn. Auf Grund dieſer von den böhmiſchen Königen herbeigeführten, von den Bürgen der böhmiſchen Verfaſſung widerſtandslos zugelaſſenen Eludierung derſelben haben ſich während eines Zeitraumes von faſt 150 Jahren die gegenwärtigen nationalen und politiſchen Verhältniſſe der Deutſchen in Böhmen herausgebildet, welche auf das Attribut hiſtoriſch ebenſo Anſpruch erheben können als die ſtaatsrechtliche Individualität Böhmens.

Man könnte ſogar den Beginn jener Entwicklung, welche zu der gegenwärtigen Ausbreitung der Deutſchen in Böhmen geführt hat, auf den Erlaſs der verneuerten Landesordnung zurückführen. Denn kraft des Staatsrechtes derſelben kommt dem König allein die unbeſtreitbare Competenz zur Organiſation und zur Ordnung des proceſſualen Verfahrens der königlichen Behörden zu, und dieſe wird von Ferdinand II. nicht nur zur Vernichtung des den Behörden noch anhaftenden ſtändiſchen Charakters benützt, ſondern auch zur Einführung des Deutſchen als Amtsſprache neben dem Czechiſchen, während ſeine Geltung bisher auf die privilegierten deutſchen Städte und das mit der böhmiſchen Krone nur im Pfandnexus ſtehende Egerland beſchränkt geweſen war. Ferdinand III. erhebt kraft eben dieſer Organiſations- und Proceſsgebungsgewalt die deutſche Sprache zur ausſchließlichen inneren Geſchäfts- und zur Verkehrsſprache der von Ferdinand I. geſchaffenen Prager Appellationskammer im Verkehre mit dem Hofe. Deutſch verkehrt auch, ohne daſs ſich die hiefür maßgebend gewordene Inſtruction bezeichnen ließe, die böhmiſche Statthalterei mit der Hofkanzlei, abgeſehen von Parteiſachen, wie dies die Acten der Hofkanzlei und die autoritativen Sammlungen der Hofreſcripte beweiſen.[1]

Man wird ſich billig wundern, daſs die Czechen als Fixpunkt, auf welchen die ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe der böhmiſchen Krone zurückzuführen ſeien, gerade jenen kritiſchen Moment in der böhmiſchen Verfaſſungsgeſchichte gewählt haben, in welchem der Grundſtein für den centraliſtiſchen Abſolutismus mit ſeiner ſtufenweiſen Germaniſation vorerſt des Beamtenthums und nachher der Bevölkerung in Böhmen gelegt worden iſt, warum ſie die von Ferdinand II. gegenüber den böhmiſchen Ständen ausgeſprochene Verwirkungstheorie anerkennen und nicht lieber zurückgreifen auf das Staatsrecht Böhmens vor der Herrſchaft der habsburgiſchen Dynaſtie, welches die böhmiſche Krone in hellem Glanze erſtrahlen ließ. Dieſe berechtigte Frage beantwortet ſich folgendermaßen: Genau betrachtet, ſtehen die Czechen auf dem [illegible]

nand II. unanfechtbaren geſetzgeberiſchen Ausdruck erhält.*) Was aber die Sonderſtaatlichkeit betrifft, ſo begnügen ſie ſich durchaus nicht mit einer bloß formalen Anerkennung derſelben. Wenn ſie auch der Entwicklung der Dinge unter habsburgiſcher Herrſchaft ſoweit Rechnung tragen, daſs ſie nicht die volle Selbſtbeſtimmung eines keiner Staatenverbindung angehörenden Staates für die Länder der böhmiſchen Krone fordern und einen Complex von Angelegenheiten als gemeinſam für alle nichtungariſchen Länder der Monarchie anerkennen, ſo wollen ſie doch, daſs auf dem Gebiete der dann noch verbleibenden Angelegenheiten mit der Sonderſtaatlichkeit voller Ernſt gemacht werde, und auch das gemeinſame Staatsrecht für die nichtungariſchen Länder wollen ſie, wie noch gezeigt werden wird, nicht auf bundesſtaatlicher, ſondern auf ſtaatenbündiſcher Grundlage aufgebaut wiſſen.

Begreiflicherweiſe findet das überaus ſchwierige juriſtiſche Problem der Wiedererweckung und Verjüngung des böhmiſchen Staates nach 150jährigem Todesſchlafe nicht bei allen czechiſchen Schriftſtellern dieſelbe Löſung. Es können hier nicht alle Varianten dieſer Löſung angeführt werden. Es genügt aber für den Zweck der Information die auf diametral entgegengeſetzten Auffaſſungen beruhenden ſtaatsrechtlichen Theorien Tomans**) und Kramářs***) in Betreff der Zuſtändigkeit des böhmiſchen Königs auf dem Gebiete der Verfaſſungsgeſetzgebung einander gegenüberzuſtellen. Dieſe Gegenüberſtellung iſt ſehr lehrreich für die Beantwortung der Frage nach der theoretiſchen Möglichkeit der Herſtellung einer verfaſſungsrechtlichen Continuität zwiſchen Zeitabſchnitten, die durch einen 150jährigen Zwiſchenraum getrennt ſind, während deſſen das allgemeine politiſche Denken eine fundamentale Veränderung durchgemacht hat. Bei Toman nämlich ſteht und fällt das böhmiſche Staatsrecht mit den ſtändiſchen Privilegien, die gleichzeitig mit dem Erlaſſe der Landesordnung von Ferdinand II. beſtätigt und mittelſt feierlichen Gelöbniſſes verbürgt worden ſind, im weſentlichen aber mit der ohnedies ſchon in der verneuerten Landesordnung ſelbſt fixierten Rechtsſtellung der Stände übereinſtimmen. Wie bereits bemerkt, faſst Toman dieſelben als verfaſſungsrechtliche Schranke für den in der verneuerten Landesordnung ausgedrückten Vorbehalt der Ausſchließlichkeit des Geſetzgebungsrechtes des böhmiſchen Königs auf. Dieſe Auffaſſung iſt nun anachroniſtiſch. Die ſtaatsrechtliche Auffaſſung, von welcher die Politik Ferdinand II. beherrſcht iſt, und nur dieſe allein kann für die Erkenntnis der ſtaatsrechtlichen Bedeutung der Zuſicherungen Ferdinand II. maßgebend ſein, iſt die des Fürſtenabſolutismus. Die um die Mitte des 17. Jahrhunderts von dem Franzoſen Salmaſius und dem Engländer Hobbes vertretene Anſchauung der vollen Unbeſchränktheit der monarchiſchen Gewalt iſt diejenige, welche damals in der von den Fürſten eingeathmeten Luft lag und von ihren Rathgebern eifrig gefördert wurde. Es erſcheint deshalb jede Auffaſſung unhiſtoriſch, welche einem Fürſten, zu deſſen Füßen das beſiegte Ständethum liegt, zumuthet, er ſei bei der von ihm einſeitig vorgenommenen Reviſion der bisherigen Ständeverfaſſung von der vertragsmäßigen Natur der ſtändiſchen Privilegien ausgegangen. Dieſe Auffaſſung tritt denn auch in der That in keinem der Verfaſſungsacte Ferdinand II. hervor. Einſeitig erläſst er die Landesordnung, mit abſoluter Machtvollkommenheit bringt er die frühere Controverſe zwiſchen König und Ständen über den Umfang des Thronfolgerechts der Dynaſtie zur geſetzgeberiſchen Löſung, und mit dem allergrößten Nachdruck fügt er der Beſtätigung der ſtändiſchen Privilegien den Vorbehalt ihrer Uebereinſtimmung mit der verneuerten Landesordnung bei, welche doch die Ausſchließlichkeit der Geſetzgebungsbefugnis des Königs feſtſtellt, ohne demſelben inhaltliche Schranken zu ſetzen. Solche die feierlichſten Zuſicherungen aufhebenden Vorbehalte ſind im ſtändiſchen abſolutiſtiſchen Staate gang und gäbe.†)

Wir befinden uns aber auch in der Epoche der vollen Herrſchaft der canoniſch-gemeinrechtlichen Lehre, daſs alle Privilegialrechte an den Rechten des Verleihenden, an dem gemeinen Nutzen, an älteren Rechten Dritter ihre begriffliche, beſonderer Hervorhebung nicht bedürftige Schranke finden. Der landſtändiſche Adel ſelbſt hilft dieſe Rechtsauffaſſung fördern, indem er die Einſchränkung oder Annullierung von Zunft- und Stadtrechten wegen Unvereinbarkeit mit dem gemeinen Nutzen und wegen des ihnen ſomit anhaftenden Makels der Erſchleichung vom Landesfürſten fordert. Schließlich werden auch ſeine Privilegien von dem Schickſale ereilt, welches er den Privilegien Dritter bereiten

[illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

†) [illegible]

Digitized by Google

geholfen, und das ſtändiſche Steuerbewilligungsrecht, der letzte politiſch bedeutſame Reſt der altſtändiſchen Verfaſſung, wird im Namen des Staates aus Gründen der Staatsnoth vernichtet.*) Dieſe Vernichtung bildet das Schluſsglied in der langen Kette der von den Landesfürſten gebrochenen feierlichen Gelöbniſſe, deren Bruch indes von dieſen nicht als Rechtsbruch, ſondern nur als Erfüllung politiſcher Nothwendigkeit betrachtet wird. Die ganze Entwicklung verläuft bei dem Mangel eines politiſchen Gegengewichtes gegenüber den abſolutiſtiſchen Tendenzen in Böhmen genau ſo wie in den deutſchen Kronländern des Staates.

Und nun iſt es höchſt intereſſant, wie ein jüngerer czechiſcher Schriftſteller die Löſung des Problems der Herſtellung der Rechtscontinuität zwiſchen dem gewünſchten böhmiſchen Staate der Zukunft und dem der verneuerten Landesordnung in ausgeſprochenem Gegenſatze zu Toman gerade auf den Rechtsſatz ſtützt, der böhmiſche König ſei auch hinſichtlich der *Verfaſſungsgeſetzgebung* durch die Rechte der Stände *nicht* beſchränkt geweſen. Ihm handelt es ſich darum, die Competenz der gegenwärtigen Landtage der Länder der böhmiſchen Krone zur Mitwirkung bei der Herſtellung des böhmiſchen Staatsrechtes zu begründen. Deshalb findet er in der verneuerten Landesordnung die unzweifelhafte Competenz des Königs gegründet, *das alte Rechtsinſtitut der Stände trotz der erfolgten eidlichen Bekräftigung desſelben zu vernichten und die modernen Landtage an deſſen Stelle zu ſetzen.* Während alſo Toman behauptet, die ſtändiſchen Privilegialrechte ſeien als Individualrechte der *Mitglieder* der Landſchaft der einſeitigen geſetzgeberiſchen Befugnis des Landesfürſten entzogen geweſen, und deshalb in ihnen *das unzerſtörbare Fundament des böhmiſchen Staatsrechtes* erblickt, überantwortet Kramář dieſelben vollſtändig der Dispoſition des Königs. Nach ihm gilt von ihnen der Satz des bibliſchen Preisgeſanges: Afflavit et dissipati sunt.

So richtig Kramář nun die ſtaatsrechtliche Precarietät der ſtändiſchen Rechte im ſtändiſch-abſolutiſtiſchen Staate erfaſst hat, ſo überſieht er dabei vollſtändig, daſs es juriſtiſch unmöglich iſt, mittelſt einer Rechtsauffaſſung, welche die Befugnis des Königs zur Vernichtung der ſtändiſchen Rechte anerkennt, die Verfaſſungswidrigkeit der gegenwärtigen Zuſtände und die Nothwendigkeit der Rückkehr zum böhmiſchen Staatsrecht nachzuweiſen. War der böhmiſche König berechtigt, die Landſtände aufzuheben, ſo war er im Zeitpunkte ihrer Aufhebung *ausſchließlicher, durch kein anderes Organ beſchränkter Inhaber der böhmiſchen Staatsgewalt.* Er war in dieſem Augenblicke aus dem ſtändiſch-abſolutiſtiſchen König ein *vollkommen abſoluter* König geworden, welcher nunmehr das Königreich *allein* repräſentierte und *in der Verfügung über die Staatsgewalt durch kein concurrierendes Organ beſchränkt war.* Dann durfte er dieſe Staatsgewalt mangels eines zum Widerſpruch berechtigten Factors auch mit den übrigen in ſeiner Hand vereinigten Staatsgewalten zu einer einzigen Staatsgewalt verſchmelzen, alſo *den centraliſtiſch-abſolutiſtiſchen* Einheitsſtaat begründen, aus dem der gegenwärtige conſtitutionelle Einheitsſtaat hervorgegangen iſt. Kramář muſs deshalb folgerichtig zur Anerkennung der Rechtmäßigkeit der gegenwärtigen Verfaſſung gelangen. Darum kann nur die Betrachtungsweiſe, welche Toman dem Staatsrechte Ferdinand II. angedeihen läſst, ſo anachroniſtiſch und unhiſtoriſch ſie auch ſein mag, die Stütze bieten für alle Verſuche zur Hebung des verſunkenen böhmiſchen Staatsrechtes und zu ſeiner modernen Ausgeſtaltung. Das iſt ſo gemeint: Auf Grund eingehender rechtshiſtoriſcher Unterſuchungen ſind die alten böhmiſchen Landſtände zu reſtaurieren. Nur *ſie allein* ſind *berechtigt*, wirkſame Verfügung darüber zu treffen, in welchem Umfange ihre Privilegialrechte einer Umgeſtaltung unterworfen und in welchem Umfange andere Individuen und Corporationen außer ihnen zur Theilnahme an der Ausübung der Staatsgewalt des Königreichs berufen werden können. Denn die beſchworenen Rechte des Königreiches fallen mit den Rechten der Stände zuſammen, und der Bruch derſelben iſt zugleich ein Bruch der böhmiſchen Verfaſſung, deren Wiederherſtellung verlangt wird. Im Plenum des ſtändiſchen Landtages kommt aber in der letzten Entwicklung des böhmiſchen Staatsrechtes nur *vier* Städten (Prag, Pilſen, Budweis, Kuttenberg) und nur *eine* Curiatſtimme zu. Alle übrigen dürfen nur bei der Eröffnung und Schließung des Landtages anweſend ſein. Nur Prag darf innerhalb des Schrankens ſitzen. Die königlichen Commiſſäre ſind vom Bürgerſtand vor der Thür der Landſtube und nur von den übrigen Ständen in der Landſtube zu begrüßen.**) Das iſt das wahre Geſicht des ſo hoch geprieſenen böhmiſchen Staatsrechtes. Alſo iſt die Herſtellung der Continuität zwiſchen dem böhmiſchen Zukunftsſtaate und dem Staate der verneuerten Landesordnung nur denkbar auf Grund einer ſolchen Conſtruction des landesordnungsmäßigen Staatsrechtes, *kraft welcher dem Clerus und dem hohen Adel der ausſchlaggebende Einfluſs bei der Reſtauration des böhmiſchen Staates rechtlich gebührt und eingeräumt werden muſs* und kraft welcher die gegenwärtigen Landtage als *nichtige Schöpfungen des nichtigen centraliſtiſchen Staatsrechtes* zu betrachten ſind.*) Jede andere Form der Herſtellung iſt ſtaatsrechtliche Willkür, Uſurpation, Revolution.

Nur mit innerem Widerſtreben wird der Juriſt es unternehmen, einer politiſchen Idee, wie es die auf die Wiederherſtellung des böhmiſchen Staatsrechtes gerichtete iſt, die Daumſchrauben der Logik der ſtaatsrechtlichen Jurisprudenz anzulegen, allein ſie fordert ſelbſt dazu heraus, wenn ſie ſich juriſtiſch conſtruieren will. Wiſſenſchaftlich iſt deshalb die gegenwärtige ſtaatsrechtliche Bewegung nicht zu vergleichen mit einer Bewegung zur Wiederherſtellung verfaſſungsmäßiger Zuſtände nach einem vorübergehenden Verfaſſungsconflict, ſondern etwa mit den Beſtrebungen des deutſchen Volkes zur Begründung eines deutſchen Bundesſtaates in unſerem Jahrhundert. Ein Volk, das einen ſtaatlichen Körper einmal beſeſſen hat und ihn nicht mehr beſitzt, will denſelben wiedergewinnen. Vielleicht wird, was ich aber für unwahrſcheinlich halte, die Geſchichte dieſer Bewegung die Vorgeſchichte der Neubegründung *eines* böhmiſchen Staates ſein, aber eine Rechtscontinuität zwiſchen dieſem und dem *alten* Staate wird ebenſowenig beſtehen wie zwiſchen dem gegenwärtigen Deutſchen Reich und dem alten römiſchen Reich deutſcher Nation. Die ganze Bewegung würde an Aufrichtigkeit und Ernſt gewinnen, wenn dies zugeſtanden werden wollte.

(Schluſs folgt.)

*) Schon das [illegible] der Hofkammer [illegible] vom Jahre 1681 [illegible] S. 147. Nr. 12. [illegible] vom 12. Auguſt 1791. Toman a. a. O. S. [illegible]

**) „Die Staatsverfaſſung des Königreiches Böhmen" von Toman [illegible] S. 172 f., 181, 186. Vgl. auch Berger, „Der böhmiſche Ausgleich" S. 63 f.

Die Agrarkriſis in Deutſchland.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Wenn, wie gegenwärtig, Grund und Boden, trotz hie und da exiſtierender Fideicommiſſe reichlich angeboten iſt, wird der durchſchnittlich in einem Jahre erzielte Kaufpreis oder die gebotene Pacht pro Hektar dem wirklichen Wert reſpective Ertrage desſelben, wie ihn ſich Sachkundige des Landes als wahrſcheinlich berechnen, entſprechen. Anders, wenn man ſich, wie von 1837—75, in einer Periode aufſteigender Grundrente befindet, welche auch die Schätzungen Sachkundiger noch etwas länger, ſage bis 1885, bis Ende des erſten Jahrzehnts der fallenden Grundrente, beeinfluſste, ſo daſs ſie Bodenpreis und Reinertrag höher taxierten, als es, wie die Zukunft erwies, gerechtfertigt war. Von 1886 ab wird man nun immer vorſichtiger, und Preis und Ertragswert mögen ſich ſeit etwa 10 Jahren dort ſo ziemlich decken, wo nicht außergewöhnliche Gründe vorhanden ſind, den Grundbeſitz höher zu bezahlen, als er augenblicklich wert iſt. Solche Gründe ſind in ganz Deutſchland die von den Agrariern rege gehaltene Hoffnung, der Getreidepreis werde früher etwa durch das Kanitz'ſche Monopol, ſpäter aber um 1902—3 ſicher durch höheren Schutzzoll nach Ablauf der Handelsverträge künſtlich noch theurer werden, als er jetzt iſt. In den Provinzen öſtlich von der Oder hält ferner der Ankauf von Gütern durch die preußiſche Anſiedlungscommiſſion vorläufig den Preis noch übermäßig hoch. Sie zahlt ganz ungerechtfertigt hohe Preiſe, und infolgedeſſen ſind dort die Preiſe durchwegs noch höher, als man ſonſt verſtändigerweiſe annehmen ſollte.

Leider verfüge ich über keine Zahlen, welche die Aenderung des Bodenpreiſes und der Bodenrente in Oeſterreich feſtſtellten, und nur ſolche aus wenigen Gegenden Deutſchlands, doch ſind die letzteren immerhin lehrreich, und ſo will ich hier das mir Bekannte zuſammenſtellen. Da wird ſich denn wohl herausſtellen, daſs die Verhältniſſe in den einzelnen Ländern ſehr verſchieden ſind, alſo der Preisfall des Getreides, welcher ſich überall fühlbar macht, nicht der eigentliche Grund der Agrarkriſis ſein kann. Zunächſt wende ich mich zum Großherzogthum *Baden*. Die Fläche, welche ſich unter Spaten- oder Pflugcultur befindet, beträgt rund ½ Million Hektar, dazu die Wieſen ergibt 740.000 ha landwirtſchaftliche nutzbare Fläche. Hiervon gehören 5% der Spatencultur unter 1 ha Größe an; 62% ſind Büdnereien und Kathenbeſitzungen von 1—10 ha, 31 Procent Bauernhöfe von 10—100 ha und nur 13.000 ha oder 2% Großbeſitz über 100 ha. Der agrariſche Charakter Badens iſt der eines Büdner- oder Kleinbauernlandes. Selbſt die Bauernhöfe ſind klein, indem ſie durchſchnittlich nur 18 ha groß ſind. Deshalb gibt es verhältnismäßig wenig Pferde in dieſem Lande der Kleincultur, nämlich auf 100 ha landwirtſchaftlicher Fläche nur 12 Stück, dagegen 118 Stück

*) Vom [illegible] erſcheint [illegible] Punkte, daſs im Jahre 17[illegible], als die böhmiſchen Stände [illegible] II. [illegible] [illegible] Toman a. a. O. S. [illegible]

Digitized by Google

Rindvieh, deſſen große Zahl auch in anderen Ländern auf intenſiven Kleinbetrieb hindeutet. Letzterer pflegt nur da zu exiſtieren, wo die Bevölkerung dicht wohnt, und das iſt in Baden der Fall, wo auf 100 ha Acker 319 Einwohner kommen. In dieſem dichtbevölkerten Lande hat ſich nun folgende Preisbewegung des Bodens entwickelt:

Verkauf- und Pachtpreiſe pro ha im Großherzogthume Baden in Mark

	Verkaufspreiſe Acker	Wieſen	Pacht Acker	Wieſen
1868	1639	2039	—	—
1876	1993	2702	—	—
1877	2130	2731	—	—
1878	1966	2556	96	109
1886	1871	2393	88	107
1887	2069	2409	86	106
1888	2086	2441	85	106
1889	2167	2546	85	104
1890	2036	2326	85	102
1891	2141	2473	85	103
1892	2133	2490	87	105

Dieſe Zahlen deuten keineswegs auf eine Agrarkriſis hin. Die Preiſe ſind von 1868 bis 1877 erheblich geſtiegen, ſie und die Pachten von da ab bis jetzt nur ganz unerheblich gefallen. Beide dürfen als ſogar ungerechtfertigt hoch bezeichnet werden; 177 Thaler für 1 Morgen Acker und 207 Thaler für 1 Morgen Wieſe iſt enorm. Der berechnete Erntewert des Großherzogthums betrug pro Hektar

	Mark
1865/69	304
1870/74	274
1875/79	271
1880—84	280
1884—89	283
1890—92	282

Der Erntewert iſt in den letzten Jahren höher als in den 15 Jahren von Anfang 1870 ab. Der Zinsfuß für Hypothekarſchulden iſt gefallen. Arbeitslöhne zahlt man auf Zweidrittel allen Grundbeſitzes gar nicht. Wenn die Beſitzer nicht hoch verſchuldet ſein ſollten, wovon man auch nichts hört, ſo kann von einer Noth der Landwirtſchaft in Ländern mit ähnlicher Grundbeſitzvertheilung **gar keine Rede ſein.**

Eine etwas andere Zuſammenſetzung zeigt uns das kaum halb ſo große **Oldenburg** mit nur 316.000 ha landwirtſchaftlich benützter Fläche, als Aecker und Wieſen nur 158.000 Hektar. Parcellenbeſitz beträgt 5800 ha, noch nicht 2 Procent, kleiner Büdnerbeſitz von 1—10 ha 91.500 = 29 Procent, bäuerlicher von 10—100 ha 207.500 ha = 66 Procent, jeder dieſer Bauernhöfe hat durchſchnittlich 27 ha, Großgrundbeſitz 10.700 ha = 3 Procent.

Das Klima iſt wohl feuchter und beſſer als in Hinterpommern, aber doch nordiſch. Wein, wie in Baden, gibt es nicht. Die Marſch iſt gewiſs fruchtbarer als das Küſtenland von der Elbe bis zur ruſſiſchen Grenze, aber ſie umfaſst nicht ganz $^1/_3$ des Bodens, nur 100.000 ha, die Geeſt iſt ſchlechter als durchſchnittlich der Boden öſtlich der Elbe, und ſie iſt 114.000 ha groß. Dazu kommen 52.000 ha Wieſen. Hier muſs auch ſchon auf über $^2/_3$ des Bodens Lohnarbeit verwendet werden. Wir haben ein norddeutſches **Bauernland** vor uns. Legen wir die 158.000 ha Aecker und Wieſen zu Grunde, ſo erfahren wir, daſs in Oldenburg 25 Pferde, doppelt ſoviel als in Baden, auf 100 ha kommen. Nicht nur die bekannte Pferdezucht für Verkauf, ſondern auch der intenſive Ackerbau auf großen Bauernhöfen iſt die Urſache hierfür. Rindvieh kommen gar 147 Stück auf 100 ha Aecker u. ſ. w. und Menſchen immerhin noch 240.

Dieſes Bauernland beſitzt ſeit 30 Jahren eine vorzügliche Preisſtatiſtik des Bodens, welche Herr Kollmann zuſammengeſtellt hat. Dieſem Werke entnehme ich einige Tabellen.

Tabelle I.

Im Durchſchnitt des ganzen Herzogthums Oldenburg koſtete 1 Hektar bei freiwilligen Verkäufen von nicht mit Gebäude verſehenen Parcellen in Mark:

	Marſchland	[illegible]	[illegible]
vor 1850	1570	[illegible]	518
1866/73	[illegible]	1311	1123
1874/78	[illegible]	[illegible]	[illegible]
1879/83	[illegible]	1371	[illegible]
1884/88	[illegible]	[illegible]	1252
1889/93	[illegible]	1210	[illegible]

Tabelle II.

[illegible]

	Auf der Marſch	In der Geeſt
1840	853 M.	357 M.
1855	1340 „	331 „
1875	2292 „	1039 „
1889/93	2862 „	877 „

Tabelle IV.

Bei „behauſten“ Grundſtücken koſtete 1 Hektar in den verſchiedenen Größenkategorien der Grundſtücke im Durchſchnitt des Herzogthums das Vielfache des Grundſteuerreinertrages vom Jahre 1850:

Größe Hektar	1874/83		1884/93	
1—2	60·9	61·0	58·2	54·0
2—5	62·9		56·6	
5—10	59·2		54·7	
10—20	44·6	40·0	44·4	40·0
20—50	38·2		38·0	
über 50	37·3		37·8	

Es muſs bei Beurtheilung der Tabellen berückſichtigt werden, daſs bis 1873 die Grundſtücke untheilbar waren und beim Erbgange an einen bevorzugten Haupterben kamen, dem vier Fünftel des ſchuldenfreien Wertes des Grundſtückes zukamen. Seitdem iſt „Freiheit des Grundbeſitzes“ eingeführt, und durch das zahlreichere Angebot von Grundſtücken ſind die Käufe weit zahlreicher als früher, was natürlich preisdrückend wirkt. Wäre die Agrarordnung von 1873 nicht vollzogen, ſo würden die Preiſe von 1873 bis jetzt höher ſein, als ſie ſind, und trotzdem!

Die Preisſteigerung (Tab. III) der Bauernhöfe ſeit 50 Jahren etwa iſt enorm, in der Marſch, auf dem für Viehzucht geeigneten fetten Boden, dauert ſie auch von 1875 ab noch an, in der Geeſt tritt ſeitdem ein kleiner Rückgang ein, aber auch da koſtet ein Bauernhof noch jetzt $2^1/_2$ mal ſoviel, als vor 50 Jahren. Bei Parcellenverkauf (Tab. I) ſteigt der Preis des Marſchlandes bis heute, bei Wieſen bleibt er auf dem Maximum der Siebzigerjahre, bei gewöhnlichem Geeſt-Ackerland fällt er ſeitdem um ein Siebentel, iſt aber doch noch $2^1/_2$ mal ſo hoch als vor 40 Jahren.

Bei behauſten Grundſtücken aller Größen (Tab. II) koſtete das Hektar 1893 mehr als je zuvor, das 50fache jenes Grundſteuerreinertrages, der 1850 auf Grund der Ergebniſſe der vorhergehenden 20 Jahre ermittelt war.

Die IV. Tabelle iſt beſonders lehrreich. Die Preiſe der ganz kleinen Grundſtücke von 1—10 Hektar ſind ſtets höhere pro Hektar geweſen, als die größerer, weil die Gebäude auf ihnen das Hektar nutzbarer Fläche höher belaſten. Sie haben in der letzten Decade eine Baiſſe von 11 Procent erfahren, für welche ich nur das größere Angebot als Grund finden kann. Dagegen haben die **wirklichen Bauernwirtſchaften** von 10 Hektar an, zu denen auch die wenigen, über 50 Hektar großen, meiſt auf der Geeſt liegenden und ziemlich unfruchtbaren Höfe gehören, nach wie vor den 40fachen Grundſteuerreinertrag zum Werte.

Der Grundſteuerreinertrag iſt 1850 in Oldenburg auf Grund der vorhergehenden Frucht-, Kauf- und Pachtpreiſe ermittelt und entſprach damals der Wirklichkeit.

Die Fläche der über 20 Hektar großen, alſo bäuerlichen Wirtſchaften, fünf Neuntel aller von 1884 bis 1893 verkauften Grundflächen, iſt für die Beurtheilung maßgebend. Der durchſchnittliche Grundſteuerreinertrag war 33 Mk., der Preis 1248 Mk. pro Hektar oder das circa 38fache des Grundſteuerreinertrages. Der abſolute Verkaufspreis der Bauernwirtſchaften und großen Höfe von circa 300 Mk. oder 100 Thalern pro Morgen iſt ein für unſere Zeit ſehr hoher und wird in Oſtelbien höchſtens noch zur Hälfte erreicht. Aus den Tabellen läſst ſich wirklich keine Noth der Landwirtſchaft herausleſen. Bei großen Bauernhöfen (Tab. III) auf leichtem Geeſtboden von 1875 ab ein kleiner Preisfall, bei Marſchhöfen eine größere Preisſteigerung, den Preis im Jahre 1855 = 100 geſetzt, gilt Marſchboden 1889/93 214, Geeſtboden 265.

Noch alſo iſt der **Bauernſtand** in guten Umſtänden inſofern, als es auf den Ertrag und die wirklichen Productionskoſten ankommt. Aber ſeit der Aenderung des Agrarrechtes im Jahre 1873 geht es mit ihm dennoch bergab, weil die Erbtheilung den im Gute bleibenden Erben mit Schulden überlaſtet. Zwar kann ein Beſitzer ſein Gut als „Grunderbenſtelle“ für den älteſten oder jüngſten Sohn, reſp. Tochter eintragen laſſen, und der Anerbe erhält, bei übrigens gleicher Theilung, in der Marſch 15 Procent, in der Geeſt 40 Procent voraus. Allein das genügt nicht, denn Kollmann beſtätigt, daſs nun die Erben ſich oft nicht halten können und verkaufen müſſen. Dies drückt ſich in der Zunahme der Verkäufe aus. Von den circa 30.000 ländlichen Beſitzungen des Landes kamen zum freihändigen Verkaufe durchſchnittlich jährlich 1866/72 = 211 = 0·4 Procent, 1873/82 = 312 = 1 Procent, 1883/92 = 502 = 1·2 Procent, im Jahre 1893 = 719 = [illegible] Procent. Seit der Aenderung der Agrarordnung geht alſo die [illegible] des Grundbeſitzes verloren und ſteigt augenſcheinlich die Verſchuldung, die weder Goldwährung noch auswärtige Concurrenz tragen die Schuld [illegible], ſondern einzig und allein „die Freiheit des Grundbeſitzes“.

[illegible] folgte ein Bauernſtand und nun mögen [illegible] Hannover und Mecklenburg folgen. Da muſs nun

Digitized by Google

bemerkt werden, daſs Preis und Pacht nicht von Grundſtücken jeder Größenkategorie vorliegen, wie in jenen beiden Großherzogthümern, ſondern nur von großen Gütern, Domänen oder Rittergütern. Und da wird denn auch das ſtatiſtiſche Bild etwas anders.

Ich faſſe zunächſt die drei preußiſchen Weſtprovinzen **Hannover, Sachſen und Heſſen-Naſſau** ins Auge, worin der Großgrundbeſitz mit je über 100 Hektar Ackerfläche und Wieſen ſchon 15 Procent beträgt, gegen drei in Oldenburg und zwei in Baden. Der ſtaatlich ermittelte Grundſteuerreinertrag betrug pro Hektar der neu verpachteten Staatsdomänen um 1896 38 Mk. Die Neuverpachtung war abgeſchloſſen worden 1872 zu 60 Mk., 1878 zu 65 Mk., 1890 zu 71 Mk. und 1896 zu 62 Mk. Die Pacht und damit doch wohl der Reinertrag iſt alſo durch die 15 Jahre des Getreidepreisfalles von 1875 bis 1890 fortwährend geſtiegen und erſt in den letzten fünf Jahren, und das noch dazu ſehr unerheblich, gefallen. Dieſe Provinzen beſitzen 3,206.000 Hektar Acker und Wieſen, und auf je 100 Hektar 15 Pferde, 70 Haupt Rindvieh und 210 Einwohner, was ein ganz normales Verhältnis für Länder mit einer noch geſund zu nennenden Grundbeſitzvertheilung iſt. Wie es mit dem Preiſe und Ertrage der kleineren Grundſtücke ſteht, ergibt dieſe Statiſtik nicht. Wahrſcheinlich ſind ſie noch weniger geſunken als jene der Domänen. Aber auch bei den Domänen kann man doch nicht von Noth der Landwirtſchaft reden, wenn die Pachtergebniſſe noch höher ſind, als in dem Gründejahre 1872.

Wenn wir uns auf der Suche nach der Agrarnoth befinden, müſſen wir alſo **weiter nach Oſten** wandern, und da haben wir es mit den **ſechs öſtlichen preußiſchen Provinzen** — ohne Berlin — zu thun, in denen circa 9½ Millionen Hektar Aecker und Wieſen liegen, wobei auf 100 Hektar 17 Pferde, aber nur 53 Haupt Rindvieh und 150 Menſchen kommen. Dies erklärt ſich, wenn man bedenkt, daſs der Großgrundbeſitz bereits 44 Procent beträgt. Ueber deſſen Pachtertrag gibt uns nun die Domänenſtatiſtik Aufſchluſs, und da wir hier allerdings auf einen Rückgang ſtoßen, werde ich wohl etwas ins einzelne gehen dürfen.

Nach Profeſſor Conrad betrug die Pacht der Pommer'ſchen Domänen in den drei Regierungsbezirken und Jahren Mark pro Hektar:

	Coslin	Stettin	Stralſund
1816	9·15	9·71	—
1820	7·75	10·64	—
1830	8·35	12·04	7·67
1840	8·40	12·73	10·52
1850	10·44	14·63	13·62
1860	10·87	19·83	18·98
1870	26·88	25·60	31·88
1880	27·47	30·01	31·61
1890	26·55	28·21	28·22
1896		19·71	—

Bei den 1896 im Regierungsbezirk Stettin verpachteten Domänen betrug der 1865 berechnete Grundſteuer-Reinertrag 15·6 Mark pro Hektar. Nehmen wir ihn auch für die früheren Perioden eben ſo an, ſo betrug, dieſen = 100 geſetzt, der Pacht 1816 — 62 Procent, 1820 — 68 Procent, 1830 — 80 Procent, 1840 — 81 Procent, 1850 — 93 Procent, 1860 — 127 Procent, 1870 — 164 Procent, 1880 — 192 Procent, 1890 — 181 Procent, 1896 — 126 Procent.

Für die öſtlichen Provinzen kann ich folgende Verpachtungsreſultate aus den Jahren 1872, 1878, 1890 und 1896 mittheilen.

	Jahr	Fläche ha	Frühere Pacht bis 1890 M.	Neu 1890 Fläche	Neu 1890 Pacht
Oſtpreußen	1872	3392	89.210	3337	71.369
Weſtpreußen	„	633	31.629	611	20.190
Brandenburg	„	2310	93.272	2313	86.313
Pommern	„	5049	159.323	1987	126.467
Schleſien	„	401	15.118	401	13.182
		11.815	389.652	11.709	317.561
pro Hektar			32·98		27·12

	Alter Pacht von circa 1878. ha	Pacht	Neuverpachtung 1896 Neu ha	Mk. Reinertrag	Neue Pacht
Oſtpreußen	5736	92.567	5736	56.175	88.206
Weſtpreußen	1790	21.414	1789	12.407	18.869
Brandenburg	4851	177.919	4717	92.671	121.701
Pommern	3815	114.516	3815	60.126	71.280
Schleſien	2938	96.577	2927	50.262	73.878
Poſen	1273	27.952	1273	18.179	37.730
	21.136	535.915	20.287	290.120	418.673
pro Hektar		21·91		11·31	20·61

Nehmen wir auch hier den 1865 berechneten Grundſteuerreinertrag von 14·31 Mark = 100 an, ſo betrug das Pachtangebot 1872 — 235 Procent, 1878 — 174 Procent, 1890 — 189 Procent, 1896 — 111 Procent.

(Schluſs folgt.)

Induſtrie und Verwaltung.

Die öſterreichiſche Regierung hat den Statthaltereirath Grafen Leopold Auersperg beauftragt, durch eine mündliche Enquete feſtzuſtellen, welche Veränderungen des gegenwärtigen Zuſtandes unſerer öffentlichen Verwaltung die Entwicklung der öſterreichiſchen Induſtrie fördern könnten. So leicht und ſo billig, durch die Umfragen eines einzelnen Beamten und ohne alle Koſten, läſst ſich eine ſolche Enquête nicht veranſtalten, und die Regierung wird auf dieſem Wege wahrſcheinlich ſehr wenig erfahren. Eine Commiſſion ſachkundiger Männer, die durch ihre Fragen alle Seiten der betreffenden Verhältniſſe ins Licht ſetzen, Experten zu wählen und von ihnen nicht ſchwungvolle Redeergüſſe, ſondern reale Thatſachen zu erfahren wiſſen, dann genügende Mittel zur Führung einer ausgebreiteten Correſpondenz, zur Aufnahme der Protokolle, zur Verarbeitung der gewonnenen Materialien, das ſind unerläſsliche Vorbedingungen einer Enquête. Die Sendung des Grafen Auersperg iſt demnach eine ganz unzureichende Maßnahme, die aber als bedeutungsvolles Zeichen Intereſſe erregt und Beachtung verdient. Die Regierung ſah ſich zu dieſem Schritte durch die in letzter Zeit ſehr lauten und dringlichen Klagen der öſterreichiſchen Unternehmerkreiſe bewogen. Trotz der vielen perſönlichen Beziehungen, die zwiſchen den Beamten und den Induſtriellen beſtehen und ungeachtet der Gefälligkeit, mit der viele behördliche Organe den Fabrikanten entgegenkommen, müſſen die Behörden mehr und mehr Beſchwerden über die Hinderniſſe hören, die unſerer induſtriellen Entwicklung durch die Verwaltung bereitet werden. Die Organiſationen der Fabrikanten, deren Zahl und Thätigkeit ſeit kurzem beträchtlich zugenommen hat, entſenden zahlreiche Deputationen an die Miniſter, auf deren Schreibtiſchen ſich vorwurfsvolle Eingaben häufen. Der Niederöſterreichiſche Gewerbeverein hat eine Action behufs Feſtſtellung und Begründung der nothwendigen Verwaltungsreformen eingeleitet.

Unſere Adminiſtration iſt den wirtſchaftlichen Verhältniſſen der Gegenwart nicht angepaſst. Ihre Mängel werden am ſchwerſten von den unteren Volksſchichten empfunden, weil die Durchführung der modernen Socialgeſetzgebung eine ſehr mangelhafte iſt. Die Berichte der Gewerbeinſpectoren zeigen uns, wie das Inſpectorat nur unvollſtändig und mit viel zu geringem Erfolge zu functionieren vermag, weil es iſoliert daſteht und bei den übrigen Behörden nicht die ergänzende Thätigkeit findet, auf die es bei der Erfüllung ſeiner Aufgaben angewieſen iſt. Aber nicht nur die beſitzloſen Claſſen, auch die gewerblichen Unternehmer werden durch die Miſsſtände unſerer Verwaltung geſchädigt. Die Bewilligung des Betriebes neuerbauter oder umgebauter Fabriken, die Manipulation der Zollbehörden, die Steuereinhebung, die Zulaſſung von Geſellſchaftsunternehmungen, insbeſondere von Actiengeſellſchaften, das behördliche Verfahren von der Vorladung angefangen bis zur Anrufung der höheren Inſtanzen, kurz unſere ganze Verwaltung verurſacht den erwerbsthätigen Oeſterreichern Beſchwerniſſe, Zeitverluſt und Koſten, hindert die Entſtehung geſunder, neuer und das Wachsthum der kleineren ſchon beſtehenden Unternehmungen, während gerade die größten eine monopolartige Stellung erhalten. Unſere Verwaltung drückt die Unternehmungsluſt und die innere wirtſchaftliche Bewegung nieder, die allen Fortſchritten zugrunde liegt.

Einige concrete Fälle auf dem Gebiete der Bau- und Betriebsbewilligung. Eine Unternehmung ſuchte vor drei Jahren um die Erlaubnis zur Verlängerung ihres Induſtriegeleiſes an. Das Geſuch war ordnungsmäßig inſtruiert, das Geleiſe ſollte auf eigenem Grunde gelegt werden, es kamen weder Nachbarn noch öffentliche Intereſſen in Frage. Auf wiederholtes Betreiben fand nach — 6½ Monaten die Baucommiſſion ſtatt. Die Ausfertigung der Baubewilligung erfolgte einen Monat ſpäter. Der Bau wurde hierauf in 10 Tagen vollendet und um den Benützungsconſens eingereicht. Die commiſſionelle Verhandlung über den Conſens wurde nach — neun Monaten angeordnet und der Conſens dann nach weiteren drei Monaten zugeſtellt. Die Behörden brauchten alſo zur Prüfung einer Geleiſeverlängerung, die in 10 Tagen hergeſtellt wurde, 1¾ Jahre. Ein anderes Unternehmen hat gleichfalls vor drei Jahren ſeine Waſſerwehr reparieren laſſen und hiefür 2½ Jahre nach Beendigung der Arbeit den Benützungsconſens erhalten. Es kommt vor, daſs eine Fabrik der obrigkeitlichen Bewilligung genau entſprechend errichtet, dann aber doch ein Umbau verfügt wird. Aehnliche Fälle laſſen ſich in beträchtlicher Zahl feſtſtellen, und nicht beſſer als auf dem Gebiete der Bau- und Betriebsbewilligung ſteht es auf dem des Actienweſens, der Zoll- und Steueradminiſtration.

Auch das proceſsähnliche Verfahren vor den Verwaltungsbehörden fügt dem Wirtſchaftsleben vielfache Nachtheile zu. Die Behörden ſind noch weit von dem richtigen Principe entfernt, daſs der einzelne, der ihnen gegenüberſteht, desſelben Schutzes ſeiner Rechte ſicher ſein ſoll, den er im Rechtsſtreite mit einer Privatpartei beanſpruchen kann. Die Behörden glauben als Partei über dem Privaten zu ſtehen, und ſie ſind Richter in eigener Sache. Die ohnedies durchaus unzureichenden zum Schutze der Parteien erlaſſenen Vorſchriften gelten in der Regel als unverbindlich, und die Parteien haben keinen Anſpruch darauf, die Befolgung dieſer Vorſchriften zu verlangen. Während es uns auf den anderen Verwaltungsgebieten noch an allen Vorarbeiten fehlt, beſitzen wir über das Verfahren ſchon eine beachtenswerte Literatur und umfaſſende Reformvorſchläge. Der öſterreichiſche Advocatentag ließ ſich ſchon im Jahre 1881 von Lemayer, Pann und Prazak Gutachten über die Reformanträge erſtatten, die Dr. J. N. Brunner dem Advocatentage vorgelegt hatte. Im Jahre 18[illegible] veröffentlichte Dr. Friedrich Tezner, Docent an der Wiener Univerſität, ein Handbuch des öſterreichiſchen Adminiſtrationsverfahrens, [illegible]

Digitized by Google

Zeit iſt eine wiſſenſchaftliche Flugſchrift „Zur Regelung des Adminiſtrationsverfahrens in Oeſterreich“ von Dr. Brunſtein veröffentlicht worden. (Wien 1897 bei Manz). In dieſer Schrift iſt eine Reihe wichtiger praktiſcher Vorſchläge formuliert und kurz, aber ſachkundig und ſorgſam begründet. Brunſtein behandelt das Verwaltungsrechtsverfahren nur ſoweit es durch im Reichsgeſetzblatte zu veröffentlichende Verordnungen reformiert werden kann, ohne daſs der Apparat der Reichs- und Landesgeſetzgebung in Bewegung geſetzt werden müſste. Dabei aber betont er, daſs eine durchgreifende Reform des Adminiſtrativverfahrens nur im Geſetzgebungswege erreichbar wäre. Der Standpunkt, von dem aus der Autor das beſtehende Verfahren kritiſiert und ſeine Vorſchläge macht, iſt die ſehr wohl begründete Forderung nach beſſerem Schutz der Parteienrechte. Die von Brunſtein aus dieſem Grundſatze abgeleiteten Poſtulate entſpringen in erſter Linie der Erfahrung und Denkungsart des gelehrten Rechtsbeiſtandes. Er wendet ſein Augenmerk hauptſächlich den fehlenden, im Intereſſe der Parteien wünſchenswerten formalen Vorſchriften zu und beſchäftigt ſich weniger mit jenen Theilen der herrſchenden Praxis, die durch den Ueberfluſs an Formalitäten der wirtſchaftlichen Arbeit läſtig und nachtheilig werden. Die wichtigſten Miſsſtände des Adminiſtrativverfahrens, deren Beſeitigung der Verfaſſer verlangt, ſind die folgenden: Die Behörden verhandeln geheim mit Zeugen und Sachverſtändigen. Sie geben den Parteien keine Gelegenheit zur Aufklärung des Sachverhaltes durch Frageſtellung an die Zeugen. Augenſcheinsobjecte, Erhebungsprotokolle und andere Rechtsbehelfe werden den Parteien nicht vorgelegt. In den Sachverſtändigen-Gutachten fehlt oft die Beſchreibung des Thatbeſtandes, die doch den Hauptinhalt bilden ſollte. Die Parteien haben keinen entſprechenden Einfluſs auf die Abfaſſung der Protokolle. Die behördlichen Entſcheidungen enthalten meiſt ſtatt der Beweggründe nur eine Angabe oder Paraphraſe der angewendeten Geſetze. Die Durchführung der von Brunſtein vertretenen Reformen würde die Rechtsſtellung der Parteien vor den Verwaltungsbehörden heben und das Verfahren weſentlich verbeſſern. Die Miſsſtände des adminiſtrativen Proceſſes ſind ein wichtiges Capitel in dem Beſchwerdenbuche der gewerblichen Unternehmer.

Es wäre natürlich ſehr einſeitig, anzunehmen, daſs die Mängel unſerer öffentlichen Verwaltung die wichtigſte Urſache der geringen induſtriellen Entwicklung Oeſterreichs ſeien. Thatſache iſt, daſs das öſterreichiſche Fabrikweſen — wenn es auch nicht ſo ſtagniert, wie von mancher Seite behauptet wird — doch hinter dem der weſtlichen und nördlichen Nachbarſtaaten ſtark zurückbleibt. Es verbreitet ſich in Oeſterreich das richtige Gefühl, daſs unſere thatſächliche gewerbliche Entwicklung von der bei uns möglichen weit entfernt iſt. Welche Momente immer dieſe übermäßige Verlangſamung der induſtriellen Fortſchritte bewirken mögen, die Verwaltungszuſtände ſind mit Schuld daran. Sie ſind in Oeſterreich dem Unternehmungsgeiſte ungünſtiger als in anderen Staaten. Die Adminiſtration läſst ja in dieſer Richtung auf dem Continente allenthalben viel zu wünſchen übrig. Man hat ſeit dem vorigen Jahrhundert damit zu thun gehabt, durch die Geſetzgebung jene Arten der behördlichen Thätigkeit zu beſeitigen, die mit der Entfaltung der ſich regenden wirtſchaftlichen Kräfte, mit der Entwicklung der Maſchinentechnik und der neuzeitlichen Verkehrsmittel unvereinbar waren. An die Reform der behördlichen Functionen, deren Unterdrückung ſich nicht als nothwendig erwies, dachte man wenig. Jetzt, wo es vor allem die Organiſation der neuen wirtſchaftlichen Kräfte gilt, wo die Behörden in immer erhöhtem Maße in die ökonomiſchen Beziehungen eingreifen, tritt die Bedeutung der Verwaltung wieder viel ſtärker hervor. Eine weitgehende Umbildung der Behördenorganiſation, der Geſchäftsführung und des Verfahrens erweiſt ſich als nothwendig. In Oeſterreich entſprechen die Verwaltungsverhältniſſe den modernen ökonomiſchen Zuſtänden noch viel weniger als etwa in Deutſchland oder in Frankreich. Infolge natürlicher Umſtände, der mehr öſtlichen Lage des Reichs, der beſchränkteren Theilnahme am Weltverkehre, des ſchwächeren Beſitzes, der geringeren induſtriellen Eignung eines großen Theiles der Bevölkerung hat ſich die öſterreichiſche Induſtrie weniger entwickelt.

Sie übt darum auch nicht ſo großen Einfluſs auf die politiſchen und auf die Beamtenkreiſe aus und beſitzt nicht die Machtſtellung, die ſie ſich in anderen Staaten errungen hat. Dazu kommt, daſs sehr viele unſerer Beamten ſchon der Herkunft und den [illegible] Anſichten nach wenig Vorliebe für das Fabrikweſen, wenn nicht eine Abneigung dagegen haben. Zeit der [illegible] und 70er Jahren, in denen eine allzu [illegible] Stimmung und manche Beamtenkreiſe [illegible]

[illegible]

ſetztes, freilich auch wieder in ein ſchädliches Extrem getriebenes Syſtem der Fabrikenbegünſtigung. So drängen bei uns wirkungsvolle Verhältniſſe zu einer durchgreifenden Reform der Verwaltung. Unſere wirtſchaftlichen Beziehungen zu Ungarn werden den wirkſamſten Anſtoß dazu geben.

Dr. Richard Schüller.

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

4. Die Philoſophie.

Die Philoſophie hat zunächſt die Aufgabe, die Vorausſetzungen zu prüfen, deren alle Wiſſenſchaften ſich kritiklos bedienen, alſo die Möglichkeit einer die unmittelbare Erfahrung überſchreitenden Erkenntnis und die Bedingungen zu unterſuchen, von denen dieſe Möglichkeit abhängt. So verſtanden, iſt die Philoſophie Erkenntnislehre oder philosophia prima, oder auch Wiſſenſchaftslehre, wenn man „Wiſſenſchaft“ hier in dem weiteren Sinne braucht, in welchem das Wort Kunde, Wiſſenſchaft im engeren Sinne und Philoſophie unter ſich befaſst. Wenn ſich dabei herausſtellen ſollte, daſs eine Erkenntnis, die die unmittelbare Erfahrung von dem thatſächlich gegebenen ſubjectiven Bewuſstſeinsinhalt überſchreitet, entweder an ſich unmöglich, weil ein in ſich ſelbſt widerſpruchsvolles Unternehmen, oder doch für uns unmöglich ſei, weil an Bedingungen geknüpft, die uns thatſächlich nicht zu Gebote ſtehen, dann wäre damit nicht nur die Möglichkeit der Philoſophie, ſondern auch die der Wiſſenſchaft und der Kunde für uns aufgehoben.

Wir wären dann auf die reine unmittelbare Erfahrung als ſolche beſchränkt und müſsten den inſtinctiven Glauben, daſs der uns gegebene Bewuſstſeinsinhalt zugleich auf ein unabhängig vom Bewuſstſein Seiendes hindeute, zwar als eine pſychologiſch unentrinnbare Täuſchung, aber doch als eine Täuſchung erkennen. Die unmittelbare Erfahrung liefert weder Cauſalität noch Gleichheit, Aehnlichkeit und Verſchiedenheit, alſo auch keine Gattungen und Arten; alles das wird erſt durch unſer ſpeculatives, vergleichendes, trennendes und verknüpfendes Denken hinzugebracht. Wenn alſo der reinen Erfahrung nicht ein vom Bewuſstſein unabhängiges Sein entſpricht, in welchem dieſe ſubjectiven Denkzuthaten eine reelle Bedeutung haben, ſo ſind alle dieſe Denkzuthaten bloß ſubjective Gedankenſpielereien, durch welche nichts erkannt, ſondern der ſubjective Thatbeſtand der reinen Erfahrung entſtellt und verfälſcht wird. Dann iſt ſowohl die vermeintlich wiſſenſchaftliche Erkenntnis am Leitfaden der Cauſalität als auch die Claſſification unſerer mannigfachen „Kunden“ eine große Selbſttäuſchung des menſchlichen Erkenntnistriebes. Die auf Erkenntnistheorie zuſammengeſchrumpfte Philoſophie würde in dieſem Falle als das einzige übrig bleiben, was, allerdings auch bloß in negativem Sinne, Erkenntnis genannt werden könnte; denn die unmittelbare Erfahrung würde den einzigen Erkenntniswert, der ihr zukommt, einbüßen durch Wegfall der Kunde, Wiſſenſchaft und Philoſophie, denen ſie als Grundlage dienen ſoll.

Wenn dagegen die Bedingungen, unter denen poſitive Erkenntnis möglich iſt, uns nicht verſagt ſind, wenn die philosophia prima nicht eine bloß agnoſticiſtiſche Ignoranztheorie, ſondern eine poſitive Erkenntnistheorie liefert, dann erſt iſt die Möglichkeit nicht nur der Kunde und Wiſſenſchaft, ſondern zugleich auch einer über die Erkenntnistheorie hinausgehenden Philoſophie eröffnet. Es iſt denkbar, daſs die Grenzen des Erkennens zwiſchen der unmittelbaren Erfahrung (dem ſubjectiven Thatbeſtand des Bewuſstſeinsinhaltes) und dem jenſeits ihrer Gelegenen (dem unabhängig vom Bewuſstſein Seienden) gezogen werden; aber es iſt kaum denkbar, daſs, wenn dieſe Grenze einmal überſchritten iſt, in der Sphäre des unabhängig vom Bewuſstſein Seienden von vornherein Grenzen abgeſteckt werden, über welche hinaus das Erkennen ſich nicht ſollte erſtrecken können. Jedenfalls bedarf es nach Ueberſchreitung jenes Rubikon doppelter kritiſcher Vorſicht, wenn man ſolche Grenzen behaupten will.

Ganz unwahrſcheinlich iſt es, daſs gerade diejenigen Kategorien, auf welche die Kunde und die Naturwiſſenſchaft ſich ſtützen (Gleichheit, Verſchiedenheit, Cauſalität) jenſeits des ſubjectiven Bewuſstſeinsinhaltes Geltung haben ſollte, diejenigen aber, mit denen die Geiſteswiſſenſchaften außer den genannten auch noch operieren (z. B. Finalität), nicht. Ebenſo unwahrſcheinlich iſt es, daſs zwar Cauſalität und Finalität in der Natur- und Geiſteswiſſenſchaft reelle Geltung haben ſollten, daſs es aber keine Vereinigung zwiſchen ihnen durch eine höhere Syntheſe geben ſollte, welche zugleich den höheren Geſichtspunkt für die Vereinigung der Natur- und Geiſteswiſſenſchaften liefern könnte. [illegible] iſt es, daſs die Kategorie der Subſtanz [illegible] und objectiv [illegible] gemacht wird, das ſich [illegible] daſs dieſe [illegible] Kategorie nicht wenigſtens in [illegible] Wein ihr wahres [illegible]

[illegible] Beſtimmungen dürften genügen, um wenigſtens [illegible] Gebiet der [illegible] zu recht[illegible] zur Ergänzung und Vereinigung [illegible]

Digitized by Google

der Erkenntnis führt, kann nur der Erfolg lehren. Jedenfalls hat ſich an die poſitiv ausgefallene Erkenntnistheorie zunächſt der Verſuch anzuſchließen, die weſentlichen Ergebniſſe der erkenntnistheoretiſch gerechtfertigten Naturwiſſenſchaften und Geiſteswiſſenſchaften herauszuheben und in engere und möglichſt ſyſtematiſche Verbindung mit einander zu bringen, um ſo dem Ziele einer einheitlichen Erkenntnis näher zu kommen, als auf dem Wege der Specialwiſſenſchaften. Hätte die Philoſophie keine andere Aufgabe als die, eine ſyſtematiſche Einheit der Erkenntnistheorie und ſämmtlicher Natur- und Geiſteswiſſenſchaften anzuſtreben, ſo wäre ſie doch ſchon der Eckſtein und Schluſsſtein zugleich in dem Gewölbe unſerer Erkenntnis. Aber ſie würde bei der Ausführung dieſer Aufgabe ſelbſt inbetreff der Verbindung der einzelnen Naturwiſſenſchaften untereinander und der einzelnen Geiſteswiſſenſchaften untereinander im Finſtern tappen, wenn ſie nicht einen Leitſtern hätte, zu dem ſie bei ihrem allmählichen Aufſteigen beſtändig emporblicken könnte, und der ihren Inductionen die ſtetige Richtung zum Ziele der Vereinigung verbürgte. Ganz ausſichtslos wäre das Unternehmen, die Naturwiſſenſchaften mit den Geiſteswiſſenſchaften in einen Einheitsbezug zu ſetzen, wenn ein ſolcher Leitſtern fehlte.

Dieſer Leitſtern des inductiven Vorſchreitens nun iſt die Metaphyſik oder die philosophia ultima. Indem die Naturwiſſenſchaften und die Geiſteswiſſenſchaften zur Metaphyſik in Beziehung geſetzt werden, werden die erſteren zur Naturphiloſophie, die letzteren zur Geiſtesphiloſophie vereinigt und erhoben. Die Naturphiloſophie und Geiſtesphiloſophie wiederum finden ihren Einheitsbezug in der Metaphyſik, zu der ſchon eine jede von ihnen einſeitig in Beziehung geſetzt iſt. Die Methaphyſik iſt ſo der letzte Abſchluſs der Philoſophie, wie die Erkenntnistheorie und die durch ſie gerechtfertigten Specialwiſſenſchaften ihr Fundament. In die Metaphyſik kann man von jedem Punkte aus eindringen; aber während die Kunde und Wiſſenſchaft die gegebene Erſcheinung benützen, um von ihr in die Breite und Länge weiterzuſchreiten und Erſcheinung an Erſcheinung zu knüpfen, dringt die metaphyſiſche Betrachtung ſenkrecht zu der durch dieſe beiden Dimenſionen beſtimmten Fläche in die dritte Dimenſion, die Tiefe. Sie ſchreitet nicht mehr von der einen Erſcheinung ſeitwärts zur anderen, ſondern abwärts in das Weſen, das den inneren Grund der Erſcheinung ausmacht und in der Erſcheinung ſeine Weſenheit offenbart.

Wie die Alten glaubten, daſs die Seelen der Verſtorbenen zwar überall in das Innere der Erde zum Schattenreiche eingehen könnten, daſs aber an manchen Stellen der Zugang bequemer und ſogar für Lebende durchſchreitbar ſei, ſo kann man auch von jedem Punkte der Erſcheinungsoberfläche in das Weſen eindringen, aber von verſchiedenen beſtimmten Punkten aus, die gleichſam zum Wechſel der Dimenſion auffordern, iſt das Eindringen leichter und bequemer. Es ſind dies gerade die Principien, in welche die Erkenntnistheorie, Naturphiloſophie, Pſychologie, Axiologie, Aeſthetik, Ethik und Religionsphiloſophie ſich zuſpitzen. In der Erkenntnistheorie führt ein Theil der Kategorien (intenſive Quantität, Zeitlichkeit, logiſche Determination, Subſtantialität, Möglichkeit u. ſ. w.) unmittelbar, ein anderer Theil mittelbar auf die metaphyſiſchen Principien hin, ſo daſs die Grenze zwiſchen Erkenntnistheorie und Metaphyſik fließend und nur durch Willkür feſtzulegen iſt. In der Naturphiloſophie z. B. ſind die zur Metaphyſik am ſtärkſten hindrängenden Punkte Geſetz und Kraft, in der Pſychologie Vorſtellung und Wille, in der Axiologie die Nöthigung, die logiſchen und unlogiſchen Maßſtäbe der Wertbemeſſung miteinander in eine einheitliche Beziehung zu ſetzen, in der Aeſthetik die Nothwendigkeit, den idealen Gehalt des Schönen als einen objectiven und zugleich mikrokosmiſchen gelten zu laſſen, in der Ethik das Poſtulat einer methaphyſiſchen Begründung der ſittlichen Verbindlichkeit, in der Religion die Forderung der Erlöſung durch eine Thätigkeit, die zugleich menſchliche Selbſtbeſtimmung und göttliche Gnadenwirkung iſt. Man könnte daneben eine Menge anderer Punkte namhaft machen und manchem mögen andere wichtiger ſcheinen, als die hier angeführten.

Erkenntnistheorie und Metaphyſik machen in ihrer Einheit die eigentliche theoretiſche Philoſophie aus, ſoweit ihr Inhalt in keiner Specialwiſſenſchaft vorkommt; ſie bilden den unentreißbaren Stammbeſitz der Philoſophie, während der Inhalt der Naturphiloſophie von den Naturwiſſenſchaften, der der Pſychologie, Axiologie, Aeſthetik, Ethik und Religionsphiloſophie, von den Geiſteswiſſenſchaften für ſich in Anſpruch genommen werden kann. Aber auf allen dieſen Gebieten hat einerſeits die Philoſophie mit ihrer Fackel vorangeleuchtet, ſo daſs die von ihr abgeſonderten Specialwiſſenſchaften doch ſchließlich von mitgebrachtem philoſophiſchen Gedankenvorrath zehren, und muſs andererſeits die Philoſophie immer wieder ihres ſichtenden, einigenden und zur Metaphyſik emporhebenden Amtes walten, wenn nicht die abgelösten Disciplinen in geiſtloſem Specialismus verknöchern ſollen.

So gewinnen durch die Verbindung der Wiſſenſchaften mit der Philoſophie beide Theile, indem ſie einander befruchten und beleben. Eine Philoſophie, die den Schatz an Ergebniſſen der Specialwiſſenſchaften entbehren und allen Inhalt wie die Spinne ihr Netz aus ſich ſelbſt herauszuhaſpeln zu können glaubt, befindet ſich ebenſoſehr auf dem Irrwege, wie eine Specialwiſſenſchaft, welche die erkenntnistheoretiſche Grundlegung ihrer ſelbſt, ihren durch die Philoſophie vermittelten Zuſammenhang mit der einheitlichen Geſammterkenntnis und die Beziehungen durch metaphyſiſche Principien verſchmäht. Thatſächlich ſind beide Theile aufeinander angewieſen und leben voneinander. Die Philoſophie ſtützt ſich in verſtohlener Weiſe auf die unvermerkt aufgenommenen Ergebniſſe der Specialwiſſenſchaften, auch wenn ſie vorgibt, alles rein aus ſich ſelbſt zu ſchöpfen; die Wiſſenſchaften aber operieren, ohne es zu wiſſen, mit den Begriffen, welche die Philoſophie ihnen zubereitet hat. Die Philoſophie ſteht darin noch beſſer da, daſs ſie doch meiſtens die Ergebniſſe der Specialwiſſenſchaften ihrer eigenen Zeit in ſich aufnimmt, während die Wiſſenſchaften ſich gewöhnlich mit dem Handwerkszeug von Begriffen begnügen, das von einer Philoſophie der Vergangenheit geſchmiedet und in abgegriffener Geſtalt durch das Gemeinbewuſstſein hindurchgegangen iſt.

Auch die Philoſophie hat in der Geſchichte der Menſchheit ihre Entwicklung, die einerſeits der Entwicklung der Einzelwiſſenſchaften voranleuchtet, andererſeits von ihr abhängig iſt, ſelbſt da, wo ſie ihr gegenüber ſelbſtändig zu ſein glaubt. Auch der Entwicklungsgang der Philoſophie iſt kein geradliniger, ſondern bewegt ſich in Spiralen, inſofern nach ſcheinbarem Niedergang ein neuer Aufſtieg dieſelben Probleme wiederbringt, aber nun auf höherer Stufe. Die Probleme werden immer ſchärfer formuliert und gliedern ſich immer reicher in Unterprobleme; bei jedem Einzelproblem wird immer klarer die Zahl der zur Auswahl ſtehenden Löſungen und die Tragweite der Conſequenzen einer jeden möglichen Löſung erkannt. Jede Epoche der Geſchichte der Philoſophie hat den Schwerpunkt ihrer Intereſſen auf einem anderen Gebiete liegen, aber mit jeder erweitert ſich auch der Ueberblick über die Errungenſchaften der früheren Epochen und vermindert ſich dadurch die Einſeitigkeit. Die Philoſophie der Gegenwart verfügt nicht nur über eine genauere Kenntnis und beſſeres Verſtändnis aller früheren Epochen, ſondern hat auch in den mächtig fortgeſchrittenen Einzelwiſſenſchaften ein breiteres und tragfähigeres Fundament als irgend eine frühere; außerdem aber iſt ſie zum erſtenmale in der Lage, ſich auf eine ſorgfältig durchgearbeitete Erkenntnistheorie zu ſtützen. Es könnte nur an zeitweiliger Erſchöpfung der ſpeculativen Kraft liegen, wenn es ihr nicht gelänge, die letzterreichte Entwicklungsſtufe zu übertreffen, die doch ſelbſt ſchon alle früheren weit hinter ſich ließ.

Trotzdem iſt heute die Meinung weit verbreitet, daſs die Philoſophie und insbeſondere die Metaphyſik leerer Wahn ſeien, ähnlich wie Aſtrologie und Alchemie. Die durch ihre Erfolge ſtolz gewordenen Specialwiſſenſchaften rächen ſich durch eine halb mitleidige, halb ſpöttiſche Geringſchätzung dafür, daſs die Philoſophie eine höhere Stufe der Erkenntnis darzuſtellen gewagt und für dieſen Anſpruch bis etwa zur Mitte dieſes Jahrhunderts Glauben gefunden hat. Die den Agnoſticismus oder Skepticismus vertretenden Philoſophen bemühen ſich aus der Geſchichte der Philoſophie die Beſtätigung ihres Standpunktes herauszuleſen, d. h. ſie laſſen nur eine Entwicklung zum Endziel des Agnoſticismus oder Skepticismus in ihr gelten, betrachten ſie alſo als die Geſchichte der Selbſtauflöſung und Selbſtaufhebung der Philoſophie. Der große Haufen derer, die die öffentliche Meinung ausmachen, ſpricht dieſe Urtheile nach und kennt die Philoſophie nur aus der Verachtung, welche er für ſie empfindet. Ein ſolcher Umſchwung der öffentlichen Meinung wäre trotzdem unerklärlich, wenn nicht die Philoſophie ſich ſelbſt durch ſchwere und augenfällige Verirrungen in den Augen eines Geſchlechtes discreditiert hätte, dem durch die Methodik der Specialwiſſenſchaften die Binde von den Augen genommen worden war, die ſeine Vorfahren gehindert hatte, dieſe Verirrungen zu durchſchauen.

Alle bisherige Philoſophie mit verſchwindenden Ausnahmen hat eine falſche Stellung zur Erfahrung, zur Zuverläſſigkeit ihrer Erkenntniſſe und inbetreff der Methode des Erkennens eingenommen, hat den Namen der Philoſophie gefliſſentlich auf eine ſolche beſchränkt, welche dieſe dreifach falſche Stellung principiell theilte und hat alle Erkenntnisbeſtrebungen, die ſich von dieſen Verirrungen freizuhalten ſuchten, als ſchlechthin unphiloſophiſch und unter dem Range und der Würde der Philoſophie gelegen, verworfen, von ſich fern gehalten und mißachtet. Damit hat ſie in den Köpfen der Nichtphiloſophen die Meinung einwurzeln laſſen, daſs es keine Philoſophie geben könne, die dieſe Verirrungen nicht theile, ſondern daſs die Philoſophie überhaupt mit ihnen ſtehe und falle. So hat eine methodologiſch irrthümliche Philoſophie, indem ſie alle Philoſophie mit ſich identificierte und ſich für die allein mögliche Philoſophie ausgab, das Gericht, das gerechterweiſe nur ſie ſelbſt hätte treffen ſollen, in der öffentlichen Meinung über die Philoſophie überhaupt heraufbeſchworen. Die jetzige Miſsachtung wird nicht eher von der Philoſophie weichen, bis das Publicum einen ganz anderen Begriff von der Philoſophie bekommt, als ihm durch die letzte Epoche der Philoſophie beigebracht worden iſt. Dann wird die Welt einſehen, daſs ihre ſpöttiſche Miſsachtung zwar gegen die Verirrungen einer methodologiſch verkehrten Philoſophie berechtigt war, daſs ſie ſelbſt aber unwiſſentlich unter dem Banne dieſer von ihr verworfenen Philoſophie ſtand, als ſie die Philoſophie überhaupt mit dieſer verfehlten Richtung derſelben gleichſetzte.

So gewiſs die Erfahrung an und für ſich noch keine Erkenntnis iſt, ſondern nur als Grundlage und Vorwurf ihrer eigenen gedanklichen Verarbeitung einen Erkenntniswert erlangen kann, ſo gewiſs gibt es keine Erkenntnis, die aus einer anderen Quelle ſchöpfte, als aus der Erfahrung. So gewiſs alſo reine und bloße Empirie [illegible] unter der Erkenntnis ſteht, ſo gewiſs kann es keine andere [illegible]

Digitized by Google

und Philoſophie geben als eine empiriſtiſche, d. h. auf Erfahrung geſtützte. Auch die Philoſophie muſs Empirismus ſein, indem ſie von der Erfahrung ausgeht, ihre Schritte fortlaufend an der Erfahrung controliert und ein umſo breiteres empiriſches Fundament herrichtet, je höher ſie den pyramidalen Bau ihrer Erkenntnis in die Wolken hinaufzuführen wünſcht. In dieſem Sinne muſs auch der letzte und höchſte Gipfel der Philoſophie, die Metaphyſik, Empirismus ſein; d. h. ihre ſpeculativen Thurmbauten müſſen auf dem Boden der Empirie, wenn auch durch architektoniſche Zwiſchenglieder vermittelt, ruhen, um nicht als bodenloſe Luftſchlöſſer zu erſcheinen. Es iſt ſprachlich unrichtig, den Ausdruck Empirismus auf eine Erkenntnis zu beſchränken, die ſich über einſtöckige, am Boden der Empirie gleichſam feſtklebende Baulichkeiten nicht zu erheben wagt. In dieſem Sinne wäre nicht einmal mehr die Wiſſenſchaft im engeren Sinne Empirismus zu nennen, da ſie ja ganz und gar mit der überempiriſchen, ſpeculativen Kategorie der Cauſalität ſteht und fällt. Gerade nur dadurch unterſcheidet ſich ja der Empirismus von der Empirie, daſs er dieſe vermittelſt herzugebrachter ſpeculativer Kategorien verarbeitet.

Alle bisherige Philoſophie mit wenigen Ausnahmen war der feſten Ueberzeugung, daſs ſie ihre Erkenntniſſe aus einer von der Erfahrung unabhängigen Quelle ſchöpfe, und daſs eine Erkenntnis, die ſich auf die unvollſtändige, wechſelnde und von Zufälligkeiten abhängige Erfahrung ſtütze, nimmermehr den Ehrennamen Philoſophie verdiene. Sie bildete ſich ferner aller Meinungsverſchiedenheiten ungeachtet ein, daſs ſie Erkenntniſſe von einer zweifelloſen, unbedingten Gewiſsheit darbiete, und daſs eine Erkenntnis, die dieſen Anſpruch nicht für ſich erhebe, alles andere ſein möge, nur nicht Philoſophie. Sie war drittens davon durchdrungen, daſs ihre Erkenntniſſe durch eine deductive, conſtructive, demonſtrative oder dialectiſche Methode zuſtande kämen, welche ihnen zugleich die abſolute Gewiſsheit verbürgte, daſs aber die Benützung der inductiven Methode völlig unter der Würde der Philoſophie ſei. Wenn nun alle dieſe Anſprüche für die menſchliche Erkenntnis, ſofern ſie reale Giltigkeit haben will, übertrieben und unerfüllbar ſind, ſo iſt jedwede Erkenntnis ausgeſchloſſen, die nach Anſicht der bisherigen Philoſophen den Namen Philoſophie verdiente, ſo iſt das Streben nach Philoſophie eine Verirrung des menſchlichen Geiſtes.

Nun wagen aber ſelbſt diejenigen, welche dieſe Anſicht theilen, nicht, zu beſtreiten, daſs in der Organiſation des menſchlichen Geiſtes das Streben nach Philoſophie und insbeſondere das metaphyſiſche Bedürfnis unaustilgbar wurzelt, und daſs erſt mit dem letzten Menſchen der letzte Philoſoph und Metaphyſiker von der Erde verſchwinden wird. Wir wären alſo mit einem in ſich widerſpruchsvollen Erkenntnistriebe behaftet, der beſtändig nach Befriedigung ringt, ohne ſie jemals finden zu können. Man hat dieſen Widerſpruch wohl in die Formel gefaſst: Metaphyſik iſt dem Menſchen nothwendig, aber ſie iſt ihm unmöglich. Ehe man ſich in eine ſo wunderliche Annahme ergibt, ſcheint es doch rathſam, die bisherigen Anſichten über das, was Philoſophie iſt, genauer zu prüfen. Vielleicht bedürfen ſie in Bezug auf die Zuverläſſigkeit ihrer Erkenntnis und in Bezug auf die ihr zukommende Methode ebenſo der Umkehrung ins Gegentheil, wie in Betreff ihres Verhältniſſes zur Erfahrung. Alsdann aber würde ſich herausſtellen, daſs, wie nur eine auf Erfahrung geſtützte, ſo auch nur eine auf Gewiſsheit verzichtende und mit Wahrſcheinlichkeit ſich begnügende inductive Erkenntnis in der Philoſophie geſucht werden darf, daſs aber auch bei einer ſolchen empiriſtiſchen, bloß wahrſcheinlichen und inductiven Philoſophie alle Gründe hinwegfallen, auf die ſich die jetzt übliche Miſsachtung und Beurtheilung der Philoſophie ſtützt.

Daſs die Philoſophie praktiſch nutzlos ſei, daſs man mit ihr „keinen Hund vom Ofen locken könne“, iſt ein Vorwurf, über den ſie wohl lächeln darf; denn er bekundet nur die banauſiſche Sinnesart derer, die ihn erheben. Wem die Erkenntnis nicht Selbſtzweck iſt, der thut wohl, der Philoſophie fernzubleiben. Ohne Zweifel kann der Menſch leben, wenn er ſich gleich dem Thiere ſeinem Inſtinct überläſst; ohne Zweifel lebt er beſſer und kommt praktiſch weiter, wenn er ſeine Anlagen zum Erkennen ausbildet, ſo daſs das praktiſche Bedürfnis ein ſtarkes Motiv für die erkennende Orientierung in der Welt ausmacht. Je tiefer der Menſch in ſeiner Cultur ſteht, deſto beſtimmender iſt das praktiſche Bedürfnis für ſein Erkenntnisſtreben; aber Neugier und Wiſsbegier ohne praktiſchen Zweck finden ſich doch ſchon bei Thieren und bei ungebildeten aber klugen Menſchen erſt recht.

Die Erfahrung und die inſtinctiven unwillkürlichen Schlüſſe aus ihr ſtehen noch ganz im Dienſte des praktiſchen Bedürfniſſes; auch die Kunde thut es noch in hohem Maße, denn ſie geht hervor aus dem Wünſchen, das Thier oder dem Menſchen [illegible] Pflanzen und Thiere [illegible] zu unterſcheiden, [illegible] dann aber [illegible] Ausgangspunkt. [illegible] durch Erkenntnis der [illegible]

[illegible]

ſtimmungsgründe für das zweckmäßigſte Verhalten zu anderen Menſchen und zu den übermenſchlichen Mächten in Natur und Geſchichte. Aber auch ſie geht weiter zu den rein theoretiſchen Fragen über Weſen, Urſprung und Ziel der Welt.

Auf allen Stufen der Erkenntnis beſtätigt ſich die empiriſche Regel, daſs man umſomehr nützliche Kenntniſſe erringt, je weniger man beim Forſchen auf den Nutzen ſieht und je mehr man bloß um des Erkennens willen zu erkennen beſtrebt iſt. Auf je höhere Stufen des Erkennens man ſich erhebt, in deſto verſtärkterem Maße gilt dieſe Regel, im höchſten Grade von der Philoſophie. Wer aus Sorge darum, was wohl aus ſeinem lieben Ich nach dem Tode werden möge, nach philoſophiſcher Erkenntnis ſtrebt, der wird bald enttäuſcht ſich abwenden. Wer aber aus rein theoretiſchem, metaphyſiſchem Bedürfnis ein Weisheitliebender wird, der wird bei einiger Veranlagung, und wenn er etwas Glück in der Wahl ſeiner Führer hat, in der Regel zu einem Punkte gelangen, wo ihm die Befreiung von ſolchen Sorgen ganz von ſelbſt als unverhoffter Lohn zufällt.

Darum ſoll man niemanden zur Philoſophie nöthigen oder locken, dem der innere Drang zur Erkenntnis um ihrer ſelbſt willen fehlt; noch weniger ſoll man praktiſche Intereſſen, die mit Hilfe der Philoſophie Befriedigung ſuchen, als Köder benützen, um Leute zur Philoſophie heranzuziehen, da man mit dieſen doch nur Enttäuſchungen erleben und nur den verdienten Undank von ihnen ernten würde. Nur wer von ſelbſt um der hehren Göttin willen die Wahrheit oder Schönheit ſucht, darf hoffen, ihren Schleier zu lüften; nur wer ſo kommt, ſoll willkommen ſein.

Die Reformation des XIX. Jahrhunderts.

Blickt man auf die ungeheuere Summe von Gegenſätzen und Kämpfen, von Rückgriffen und Rückſchritten, gewaltſamen Neuerungen und gewaltſameren Herſtellungen, die wir unter dem friedlichen Namen „Weltgeſchichte“ zuſammenfaſſen, ſo drängt ſich immer von neuem jenes inhaltsſchwere Wort auf unſere Lippen, mit dem Goethe über die Entwicklung des Rechtes ſein Urtheil abgab:

> Es erben ſich Geſetz' und Rechte
> Wie eine ew'ge Krankheit fort;
> Sie ſchleppen von Geſchlecht ſich zu Geſchlechte
> Und rücken ſacht von Ort zu Ort.
> Vernunft wird Unſinn, Wohlthat Plage,
> Weh' dir, daſs du ein Enkel biſt!
> Vom Rechte, das mit uns geboren iſt,
> Von dem iſt leider! nie die Frage.

Auf dem Conflict zwiſchen den ererbten Begriffen und den angeborenen Rechten des einzelnen beruht in der That, man darf wohl ſagen, die ganze Bewegung der Weltgeſchichte. Jeder iſt eben ein Enkel, jeder ſtößt ſich die Stirn wund an Satzungen, die nicht von ihm und nicht für ihn gefunden wurden, und von ſolchen Verletzungen, mögen ſie nun materieller Art geweſen ſein oder nur moraliſcher Natur, gieng noch jede Reform und erſt recht jede Revolution aus. Aber weil dieſer Kampf aus der Natur des Menſchengeſchlechtes ſelbſt hervorgeht, deshalb eben iſt auch dadurch nicht abzuhelfen, daſs man dem ererbten Rechte alle Giltigkeit abſpricht und das angeborene Recht zur einzigen Quelle aller Ordnungen macht. Uhland hat ausgerufen:

> Wohl iſt kein Fürſt ſo hoch gefürſtet,
> So hoch geſtellt kein irdiſcher Mann,
> Daſs, wenn die Welt nach Freiheit dürſtet,
> Er ſie mit Freiheit tränken kann,
> Daſs er allein in ſeinen Händen
> Den Urquell alles Rechtes hält,
> Um an die Völker auszuſpenden
> Soviel, ſoweuig ihm gefällt.

Wie das vom Fürſten gilt, ſo gilt es vom Volke. Nur durch Vereinbarung, nur durch Ausgleich zwiſchen dem alten Rechte und dem neuen iſt wahre Entwicklung möglich; freilich aber iſt dieſe Vereinbarung, dieſer Ausgleich nur ſelten auf friedlichem Wege zu erreichen. „Im Kampfe ſollſt du dein Recht finden“, rief der große Rechtslehrer Ihering. Die franzöſiſche Revolution glaubte jeden weiteren Kampf abzuſchneiden, indem ſie die „Menſchenrechte“ proclamierte. Aber auch das angeborene Recht der Vielen iſt auf Erden nur in der Form eines Durchſchnittsrechtes durchzuführen, das ſofort für Manchen und nach kurzem Beſtehen für Alle drückend wird, wie jede Satzung. Dagegen hilft nichts, als von Zeit zu Zeit eintretende Prüfungen und Vergleiche. Nicht nur für das Recht ſind ſie nöthig, das in der Geſtalt von Geſetzen, Staatsordnungen, Verträgen vorliegt; auch Moral und Religion und jede Satzung bedarf periodiſcher Reviſion. Wie der [illegible] und weder Milch und Oel auf dem Markte unterſuchen [illegible], damit das [illegible] dem Volke nicht verfälſcht werden, ſo [illegible] eine periodiſche Rachwägung un[illegible] Wohlthat nicht Plage werde. [illegible] Epochen derartige [illegible] Anſchauungen und Be[illegible] durchgeführt werden, ohne [illegible] und doch unwiderſtehlich, [illegible] und die [illegible]

Digitized by Google

Niemals vielleicht iſt die ererbte Summe von Anſchauungen und Begriffen ſorgfältiger, vollſtändiger, großartiger auf ihren thatſächlichen Inhalt geprüft worden, als in jener großen Epoche, an deren Abſchluſs wir eben — leider! — ſtehen. Deutſchland führte ſie, die Wiſſenſchaft trug das Banner; aber alle Nationen haben Antheil und alle Zweige geiſtiger Thätigkeit.

Für die Wiſſenſchaft formulierte kein geringerer als Goethe den Satz: „Was iſt das Allgemeine? Der einzelne Fall. Was iſt das Beſondere? Millionen Fälle.“ In der Wiſſenſchaft fieng man gerade damals auch an, dieſem Satze entſprechend zu handeln. Wo die Naturphiloſophie und die Geſchichtsphiloſophie wohlgefällig mit dem einzelnen Fall des Allgemeinen ſich begnügt hatten, da ſtiegen nun Naturforſchung und Geſchichtsforſchung unermüdlich in die Tiefe der Millionen Sonderfälle herab. Johannes Müller ward im Kampfe gegen die Abſtractionen der Naturphiloſophie groß durch das Studium der einzelnen Thatſachen, und ſeine Schüler hießen Helmholtz und Virchow; Leopold v. Ranke erklärte, nicht die allgemeine Formel deſſen, was geſchehen ſolle, intereſſiere ihn, ſondern was jedesmal wirklich geſchehen ſei, wolle er wiſſen. So wuchs in der Reaction gegen die abſtractionsſelige Zeit Hegels und Schellings eine Phalanx großer Forſcher auf in langer Reihe: 1769, ein Jahr nach Schleiermacher, iſt Alexander von Humboldt geboren, 1776 Niebuhr, der Reformator der Geſchichtswiſſenſchaft, 1777 Gauſs, der „König der Mathematiker“, 1779 Savigny, der Vater der „hiſtoriſchen Schule“, 1785 Jakob Grimm, ihr größter Vertreter, 1791 Bopp, der Begründer der Sprachvergleichung, 1793 Karl Lachmann, der die Philologie auf neue Bahnen lenkte, 1795 Leopold von Ranke, 1799 Döllinger, der gelehrteſte Theolog ſeit Jahrhunderten, 1800 Moltke, der aus der Kunſt des Krieges eine Wiſſenſchaft machte, 1801 Johannes Müller — eine lange Reihe glänzender Namen, die Schritt für Schritt eine Diſciplin nach der anderen der ariſtokratiſch dictierenden Theorie abgewannen und für die beſcheiden abſtimmende Empirie eroberten. Aber den Männern der alten Schule blieb ſogar auf wiſſenſchaftlichem Gebiete die Demokratie verdächtig. Man hat oft A. W. Schlegels Spott gegen der Brüder Grimm „Andacht zum Unbedeutenden“ citiert. Die ältere Art der Romantik ſah da höhniſch herab auf eine Richtung, die doch ſelbſt der Romantik entſproſſen war. Aber nicht nur A. W. Schlegel, ſondern auch der viel jüngere Brentano fand die Treue, mit der Jakob und Wilhelm Grimm Volksmärchen aufzeichneten, kleinlich und faſt lächerlich. So ganz waren ſie in der Anſchauung befangen, daſs überall nur das Geniale, das Auserwählte Recht auf Beachtung habe, nicht aber das Einfache und gerade darum Tauſendfache. Schritt für Schritt muſste die Beobachtung des Einzelfalles ſich ihr Recht erkämpfen.

Was in der Wiſſenſchaft begann, ſetzte ſich in der Kunſt fort, wo das Detailſtudium langſam, langſam gegen die akademiſche Stiliſierung durchdrang. Erſt wagte man im Coſtüm dem Einzelfall Rechnung zu tragen; Talma und Mlle Mars ſpielen in hiſtoriſcher Tracht und lehnen das für Griechen, Römer und Franzoſen gleich giltige Normalcoſtüm des Théâtre français ab, deutſche Maler ſtudieren das Coſtüm des dreiſsigjährigen Krieges. Dann greift das Studium des Einzelfalles weiter und immer weiter: die Landſchaft wird porträtiert, wo ſie ſonſt ſtiliſiert ward, und ſchließlich entdeckt die Schule von Fontainebleau das Momentſtudium auch für die Atmoſphäre, für Beleuchtung und Luftton. Jetzt eben iſt das Recht des Einzelnen in der bildenden Kunſt völlig durchgedrungen und wird bis zum Extrem getrieben. — Erſt nach der Wiſſenſchaft und nach der Kunſt beginnt die Morallehre, das Recht des Einzelnen zu unterſuchen; gewiſs von den Beiſpielen der Wiſſenſchaft und Kunſt gefördert, vor allem aber doch mit dieſen Beiſpielen aus gleicher Wurzel entſproſſen, erhebt langſam die Anerkennung der Millionen beſonderer Fälle ihr Haupt.

Früher hatte in all dieſen Fragen Deutſchland die Führung gehabt. Es ergreift ſie bald wieder; für einen Augenblick aber tritt es neben den Nachbarländern zurück. Die ſpeculative Neigung war bei uns zu ſtark geworden. Faſt ſtand man wieder auf dem Standpunkte, der bei der mittelalterlichen Scholaſtik „Realismus“ heißt, und der dem „Realismus“ unſerer Tage ſo ſchroff gegenüberſteht: faſt behandelte man die abſtracten „Nomina“ wie wirkliche „Dinge“. Mit Begriffen, wie „Staat“, „Geſchichte“, „Volksgeiſt“, ward gewirtſchaftet, bis man darüber die concreten Bürger und ihre wirklichen Geſetze, die Thatſachen, die Documente vergaß. Daran haben ſelbſt die Gelehrten der neuen empiriſchen Richtung Antheil. Jakob Grimm ſelbſt hat noch den unmöglichen Satz ausgeſprochen: „Das Volkslied dichtet ſich ſelbſt.“ So verlor ſelbſt er zuweilen die leibhaften Perſönlichkeiten, auf die all unſere hiſtoriſche Wiſſenſchaft zurückgeht, aus den Augen. Gar auf moraliſchem Gebiete war der Deutſche allzeit abſtract geweſen. Hier bedurfte es fremder Anregungen.

Dieſe kamen, und zwar kamen ſie von ebendaher, wo hundert Jahre früher, zur Zeit Voltaires und Rouſſeaus, ein anderer mächtiger Motor zur Nachprüfung altüberlieferter Satzungen gekommen war. Im Kern den deutſchen Bemühungen, die wir ſkizzierten, nahe verwandt, ließen ſie doch auch die charakteriſtiſchen Verſchiedenheiten der beiden Nationalitäten nicht verkennen. Auch wo man gegen die Tradition ankämpfte, wahrte man in Frankreich die Tradition. Auch wo man zu Abſtractionen verflüchtigte Anſchauungen älterer Zeiten angreift, entſchließt man ſich nicht, zu reſoluter Erfaſſung der einzelnen Thatſachen herabzuſteigen. Am deutlichſten iſt das in der Geſchichtsſchreibung der Franzoſen und in ihrer Kunſtlehre. Thiers und Lanfrey und Taine, Boileau und Victor Hugo und wieder Taine — jeder ſtieß alte Legenden nur aus, um ſie durch neuere zu erſetzen, die er naiv für Wahrheiten nahm und die den eingeroſteten Lehren gegenüber das auch in gewiſſem Grade waren. In einer mittleren Höhe zwiſchen philoſophiſcher Abſtraction und exacter Empirie ſich zu halten, das entſpricht dem franzöſiſchen Nationalcharakter; Descartes liegt mitten inne zwiſchen Hegel und Herbert Spencer. Deshalb ſind die Franzoſen die geborenen Mathematiker, Pſychologen, Diplomaten; deshalb aber ſind ſie auch arm an herzbewegender Poeſie und frei von mikroſkopiſchem Specialiſtenthum. Man muſs dieſe nationalen Differenzen in Anſchlag bringen, will man die franzöſiſche Reaction gegen die Abſtracta mit der deutſchen vergleichen.

Am genaueſten entſpricht es wohl deutſcher Art, wenn Baſtiat in ſeinem Artikel „der Staat“ (1848) dem Miſsbrauch dieſes Begriffes den Krieg erklärt. Er zeigt die ſeltſamen Illuſionen auf, zu denen das Spiel mit dieſem Worte und mit verwandten Begriffen führt: Voici les premiers mots du préambule de la Constitution: „La France s'est constituée en République pour appeler tous les citoyens à un degré toujours plus élevé de moralité, de lumière et de bien-être“. Ainsi c'est la France ou l'abstraction qui appelle les Français ou les réalités à la moralité, au bien-être... Mais pour prendre en flagrant délit d'inanité la proposition constitutionelle, il suffit de montrer qu'elle peut être retournée, je ne dirai pas sans inconvénient, mais même avec avantage. L'exactitude souffrirait elle si le préambule avait dit: Les Français se sont constitués en République pour appeler la France à un degré toujours plus élevé de moralité, de lumière et de bien être? Or, quelle est la valeur d'un axiome où le sujet et l'attribut peuvent chasser croiser sans inconvénient? Tout le monde comprend qu'on dise: „La mère allaitera l'enfant“ Mais il serait ridicule de dire „L'enfant allaitera la mère.“ Und als Muſter führt er den Franzoſen die Amerikaner vor, deren Conſtitution, das Vorbild der franzöſiſchen, beginnt: „Wir, das Volk der Vereinigten Staaten —“ Das iſt höchſt charakteriſtiſch. Man ſieht, Baſtiat will die Abſtraction „Staat“ fortſchaffen, um zu lebenden concreten Weſen zu kommen, aber er bleibt auf halbem Weg ſtehen, da ja doch „Volk“ immer noch eine Abſtraction iſt! Immerhin berührt ſich doch ſeine Abſicht noch mit der z. B. der deutſchen Naturforſcher, die die myſtiſche „Lebenskraft“ durch beſtimmte Nennung phyſiologiſcher und chemiſcher Proceſſe erſetzen. Aber Baſtiat iſt ſtark von den Engländern beeinfluſst. Bei den unbeeinfluſsten Franzoſen nimmt der Kampf gegen den Allgemeinfall eine völlig andere, höchſt charakteriſtiſche Wendung. Wo die Arbeitsgenoſſen von Johannes Müller und Leopold v. Ranke gegen den abſtracten „Begriff“ kämpften, da fechten die Zeitgenoſſen von La Mennais und noch die von Baſtiat gegen die abſtracte Formel. Das todte Wort iſt den einen ein Greuel, die erſtarrte Phraſe den anderen. Womit nicht geleugnet werden ſoll, daſs oft genug dort wieder Worte, hier wieder Redensarten den erledigten Thron einnahmen. Aber der Unterſchied iſt durchgehend. In derſelben Zeit, in der Moriz Haupt, der große Philologe, ſeinen Schülern einprägte, zum wahren Verſtändnis hindere nichts mehr als die leeren Kunſtwörter, wie „Enallage“ u. dgl., die einen pſychologiſchen Proceſs mit einem ſchleierhaften Wort verdecken, — zu eben dieſer Zeit unternimmt Guſtave Flaubert einen Kreuzzug durch die franzöſiſchen Unterrichtsbücher, um die „fleurs d'histoire“ und ähnliche hohle Phraſen aufzuſpießen, die mit tönender Halbwahrheit oder Unwahrheit wirkliche Vorgänge unkenntlich machen. „Je me défie des thèses qui stérilisent l'esprit humain“, ruft Taine. Flaubert und Taine ſind hierin, wie in vielem anderen, Erben der franzöſiſchen Romantiker, ſoweit Flaubert ſich auch von ihnen ſonſt entfernt hat. Dieſe franzöſiſchen Romantiker ſind es nun aber, die für die Verbreitung der neuen, aber nicht von ihnen ſtammenden Ideen durch Europa faſt dieſelbe Bedeutung gewannen, wie einſt die Männer der franzöſiſchen Revolution für die Propaganda engliſcher Verfaſſungs- und Freiheitsgedanken.

Sie deckten ſich keineswegs mit den deutſchen Romantikern, die franzöſiſchen. Vieles zwar theilten ſie mit ihnen, in anderem aber waren ſie ihnen diametral entgegengeſetzt. Vieles hatten ſie von ihnen gelernt (auch Flaubert und Taine ſind Schüler der Deutſchen). Gemeinſam war ihnen vor allem der Geniedünkel und die Originalitätsſucht. „Epater le bourgeois“ — das hätte für Brentano ſo gut die Parole ſein können wie für Théophile Gautier. Sie haſsten und verachteten den Philiſter und wuſsten, wie andere Romantiker, dieſe Antipathie weit über ihre Kreiſe heraus zu verbreiten. Henri Monnier parodiert M. Prudhomme, wie Brentano und Görres den tugendhaften Uhrmacher parodiert hatten. Dem ſteht die Verherrlichung ungebundener Lebensfreiheit gegenüber — pathetiſch oder gemüthlich gehalten. Alfred de Vigny macht aus Chattertons Leben eine Tragödie, wie Oehlenſchläger aus dem Correggios, Tieck aus dem des Camoens; ihrer aller Lehre iſt: „das Mal der Dichtung iſt ein Kains Stempel“, wie Victor Hugos Schüler Freiligrath ſich ausdrückt. Und Murger malt das Leben der Boheme mit der gleichen Liebhaberei, [illegible]

Digitized by Google

Tieck in ihren Novellen das Glück des „Taugenichts" geſchildert hatten. — Aber in anderen Punkten gehen deutſche und franzöſiſche Romantik weit auseinander. Während die Deutſchen ſich in Formloſigkeit gefallen und in ihrem Spiel mit Klängen und Andeutungen viel eher an die heutigen „décadents", die Verlaine und Mallarmé, erinnern, als an Verskünſtler wie Theophile Gautier oder Banville, ſuchten die Franzoſen die Form zur äußerſten Vollendung zu bringen. Man kennt die berühmte Phraſe „de la forme naît l'idée" — ein Satz, der, richtig verſtanden, durchaus nicht ohne relative Wahrheit iſt, dabei aber von ganz ſpecifiſch franzöſiſcher Natur: gerade ebenſo räth ſchon Pascal, man ſolle nur zunächſt die kirchlichen Ceremonien mitmachen, die Stimmung werde ſich dann ſchon einfinden. Dieſer Gegenſatz der deutſchen und franzöſiſchen Romantiker hätte indes für unſer Thema geringe Bedeutung, wenn ihn die Franzoſen nur auf dem Gebiet der Metrik durchgeführt hätten. Aber keineswegs beſchränkten ſie ſich darauf. Die deutſchen Dichter und Ideologen, die mit Schiller glaubten: „Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut", hielten ſich von der Politik fern. Wohl haben einige Romantiker, wie Friedrich Schlegel, Adam Müller, Görres, ſpäterhin reactionäre Politik getrieben, aber doch erſt, als ihre literariſche Blütezeit zu Ende war; und die führenden Geiſter, Tieck, Arnim, Brentano, blieben ganz unpolitiſch. Die franzöſiſchen Romantiker dagegen haben von vornherein eine entſchieden politiſche Richtung.

Berlin. (Schluſs folgt.) Richard M. Meyer.

Ein Wort über den Klatſch.

Für eine hübſche Sache findet ſich auch immer ein gutes, hübſches Wort; dem Widrigen aber heftet ſchon die Sprache den Makel an. Tratſch und Klatſch: welch häſsliche Wörter für eine häſsliche Sache! Man redet nicht von ihnen, wenn man nicht muſs; ſie in den Mund zu nehmen, macht allein ſchon einen ſchlechten Geſchmack auf den Lippen. Kaffeeklatſch und Altweibertratſch, Theaterklatſch, Bureauklatſch, Geſellſchaftsklatſch, ſie ſind widerlich allein ſchon durch das Wortparfum, das ſie ausſtrömen. Indeſſen wie der Naturforſcher vom üblen Geruch des Stinkkäfers ſich nicht abhalten läſst, ſeine Organiſation und ſein Weſen zu ſtudieren, ſo geht auch der Pſychologe angeekelt an die Erſcheinungen und Begriffe heran, die etwas übel nach Menſchlichkeit riechen und entdeckt dabei leicht etwas, wie die Sociologie des Tratſches.

Jedermann weiß und hat es mehrfach an ſich ſelbſt erfahren, was der Klatſch eigentlich iſt. Er iſt die dreiſte Naſe, welche ſich in alle unſere Affairen ſteckt und mit Behagen in allen Ecken und Winkeln unſeres Lebens herumſchnüffelt, um da um Gotteswillen doch einige Unſauberkeiten zu finden. Er iſt der Argus mit hundert Augen, die niemals ſchlafen, die mit uns gehen bis in die geheimſte Kammer, wo wir nackend ſind, wie da wir aus unſerer Mutter Schoß gekommen. Er iſt der Spion, den die Neugierde ausſchickt und der Neid bezahlt, um unſer ganzes Thun und Treiben auszukundſchaften und dann den Winden preiszugeben, bis ſelbſt das Schilfrohr von unſeren Eſelsohren flüſtert und die Spatzen auf dem Dache von unſerer Schande pfeifen. Eine unſichtbare Polizei — zumeiſt mit Unterröcken uniformiert —, umgeben uns Tratſch und Klatſch in der Umklammerung von hundert Polypenarmen und feinen Fangfäden, und drohend ſehen wir in jeder Situation unſeres Lebens hundert Plapperzungen gegen uns gekehrt, mit Freuden bereit zu ſchmälen, zu ſtechen und uns etwas am Zeuge zu flicken.

Denn der Klatſch iſt die ungünſtige Suppoſition, der Verdacht a priori. Er ſieht immer nur die Schattenſeite der Dinge, er kennt nur die gemeinſte Auffaſſung, die gemeinſte menſchliche Deutung. Er ſtellt das traurige Bureau der Menſchheit dar, auf welches ſie alles und jedes, jede Handlung, jede Geſinnung, jedes Wort und jede Geberde herunterzieht, um es ſich verſtändlich zu machen, um es zu motivieren und einzureihen in das triviale Gemälde, die banale Schablone, die man gewöhnlich mit dem Namen Lebensauffaſſung und Menſchenkenntnis belegt.

Unſer Privatleben iſt gänzlich unter die ſittenpolizeiliche Aufſicht des Klatſches geſtellt. Jede Seite unſerer Hausbücher wird von ihm ausſpioniert, in jedes ihrer [illegible] ſteckt er ſeine freche Schnauze. Die Verhältniſſe unſeres Haushaltes, wie man [illegible] und dort ſich kleidet, wie man die Kinder hält oder die Dienſtleute behandelt und [illegible] ... [illegible]

Sie kennen das Stück des Spaniers „Galeotto"? Da werden zwei Unſchuldige ſchuldig, weil die gemeine Welt es ſich nicht anders denken kann; da treiben die Menſchen die Opfer ihres Geſchwätzes erſt aneinander, und die Verleumdung wird zur Kupplerei der vergifteten Reinheit ...

Mit ſolchen Ideen über unſere Sache könnte man nun juſt ein Problemdrama ſchreiben, das wert wäre, ſofort im Burgtheater aufgeführt zu werden, worin Frl. Sandrock die junge unerfahrene Tugend und Herr Kraſtel den verleumdeten Liebhaber ſpielen könnten. Aber das iſt nicht meine Sache. Ich trete als nüchterner Sociologe an die ſüße menſchliche Gewohnheit des Tratſches heran und will ſeine Bedeutung im menſchlichen Geſellſchaftsleben ergründen.

Vor allem iſt es nothwendig, den Tratſch nicht mit der ſogenannten öffentlichen Meinung zu verwechſeln. Zu den größten Gütern, die wir haben und auf die wir mit Recht den höchſten Wert legen, gehört die gute Meinung, die andere von uns haben. Durch ihre Anzeichen werden wir demgemäß in unſerem Selbſtgefühl wunderbar erhoben und geſtärkt; ihr Gegentheil, die Schande, iſt ärger als der Tod und treibt uns unfehlbar in ſeine Arme. Der Menſch iſt nicht umſonſt ein wohldiſciplinierteſ Geſellſchaftsweſen, und der ungemeine Wert, den alle und jeder darauf legen, was die Menſchen von ihm ſagen und denken, iſt zunächſt nicht das Ergebnis vernünftiger Ueberlegung und Abwägung, ſondern angeborner und unwiderſtehlicher Inſtinct des Herdenthiers. Die gute Meinung der anderen von uns, auf welcher unſere Ehre, unſere Ruhe, unſere Zufriedenheit beruhen, verdienen wir nur durch unſer Wohlverhalten und durch die Legalität unſerer Handlungs- und Lebensweiſe. Der Tratſch hingegen, die üble Nachrede hinter unſerem Rücken, die wiſſen immer etwas von uns zu erzählen, was eigentlich nicht ſein ſollte; da iſt immer etwas nicht ganz in Ordnung; da ziſchelt man ſich — ohne Beweiſe — in die Ohren, was man öffentlich zu ſagen ſich hüten würde. Materiell ſind Klatſch und Tratſch nun ja wohl häufig ein biſschen im Rechte. Jeder gibt zuweilen Anlaſs dazu, daſs über ihn geflüſtert und geziſchelt werde. Jeder fehlt, indem ſein natürlicher Menſch mit dem conventionellen Pflichtenmenſchen in ihm, indem der Naturkörper mit ſeinem ſocialen Doppelgänger in Conflict kommt. Zwei Seelen wohnen, ach, in des Menſchen Bruſt: Die eine, ſeine innerſte, phyſiſche Natur, die individuelle Miſchung ſeiner Säfte und Kräfte, trägt ihr Geſetz und Gebot nur in ſich, iſt ſelbſtherrlich und begehrt, thut, fühlt und leidet nur, was ſie will. Die andere aber, das Geſellſchaftsatom, das ſociale Weſen in uns, wird von Gewohnheiten, Inſtincten und Rückſichten, und wenn man will, von Grundſätzen beherrſcht, die den Geſellſchaftseinrichtungen entſprechen, die ihr Niederſchlag, ihr Product in uns ſind und uns deshalb immer untadelig leiten. Was wir kraft unſerer eingeborenen Inſtincte thun und laſſen, wie wir uns mit unſerer ſocialen Perſönlichkeit verhalten — das begründet die öffentliche Meinung über uns, das ſtellt unſern Ruf feſt, der in dieſer Leitung nur ein guter, ein günſtiger werden kann. Mit den Aeußerungen unſerer eigenſten und innerſten Natur, mit den Anſprüchen und Glücksforderungen unſeres Individuums hingegen fordern wir die Kritik der eiferſüchtigen Geſellſchaft, die Wachſamkeit ihrer Organe, das neidiſche Miſstrauen unſerer Umgebung, — fordern wir mit einem Worte unablaſſig den Tratſch heraus. Als Natur — ſofern wir eine haben — als Natur befinden wir uns unausbleiblich im Conflict mit den ſocialen Geboten und Forderungen, im kleinſten wie im bedeutendſten — ſei es, daſs wir unſer Backhuhn ja nicht mit den Händen angreifen, ſondern das Beſte daran laſſen müſſen, weil es mit Meſſer und Gabel — den einzig ziemlichen Behelfen in Geſellſchaft — nicht abzulöſen iſt, ſei es, daſs wir die Frau unſeres Nächſten, unſeres Freundes und Bruders mit todtbringender Leidenſchaft begehren. Dieſe Conflicte ſieht und unſere Uebertretungen der ſocialen Anſprüche ahnt der Klatſch. Von Haus aus blind gegen alles, was individuell heißt, nagelt er die Natur in uns täglich und ſtündlich ans Kreuz, ans Schandholz. Wie eine geheime Wache und Polizei umgibt uns die üble Nachrede, der Tratſch und das Gerede der Welt. Dort, wohin kein Staat und keine officielle Gewalt, keine Polizei und kein Richter hindringt und hinblickt, wo der Kaiſer das Recht verloren hat — dort nimmt es die Geſellſchaft durch ihr feinſtes, durchdringendſtes Organ auf, den Tratſch. Dort hält ſie das Individuum in Schach und Zaum — durch die Angſt und Rückſicht auf das [illegible] Dort unterdrückt ſie und knebelt ſie die freie, [illegible] Natur oder zwingt ſie wenigſtens zu tiefverborgenen Liſten.

Der Tratſch, die böſe Nachrede, ſteht alſo in dieſer Auffaſſung da als eine bedeutſame [illegible] der Geſellſchaft — mit dem unbewuſsten Zweck und der deutlichen Wirkung, die individuellen Anſprüche und [illegible] Handlungen in Zaum und Schach zu halten [illegible] der Geſellſchaftsordnung und [illegible] unſerer ſocialen Exiſtenz. In ihrem [illegible] alte, in Ehren ergraute [illegible], denen die individuelle Quelle [illegible] und die ſich deshalb ſocial be[illegible] ſelbſt individuelle [illegible] gelitten haben und ſich nun, [illegible] Da ſind alle [illegible] zu

füllen die Welt gar nicht genug fehlen und ſündigen kann. Da iſt der Neid und die Scheelſucht, welche der Reichthum fremder Natur nicht ruhen läſst — da ſind wir mit einem Worte alle, der eine mehr, der andere weniger, die mit dem Tratſch einen Krieg aller gegen alle führen, weil Individuum immer gegen Individuum blind iſt und ſtreitet — außer in der Liebe, — wo ſie ſich ganz allein verſtehen und ineinander verſchmelzen und aufgehen.

Während wir ſonſt im Entwicklungsgange der Geſellſchaft dem Gericht und der Polizei längſt das Strafrecht und die Aufſicht über unſere Handlungen legaler oder illegaler Art übertragen haben, liegt hier mit der Controle und der Strafe, die der Tratſch dem Individuum gegenüber bedeutet, noch eine uralte culturelle Form der Stammesrache, der Communalſtrafe vor, eben bei den feinſten, von den Maſchen des Geſetzes, von Recht und Sitte noch nicht zu faſſenden und ahndenden Handlungen und Uebertretungen. Wenn bei den Bataks, einem halbwilden Völkchen auf Sumatra, einer eines Mordes oder ſonſt eines todeswürdigen Verbrechens überführt iſt, erleidet er die Todesſtrafe durch den ganzen Stamm: er wird zum Lebendigaufgefreſſenwerden verurtheilt. Das Opfer ſteht am Richtpfahl angebunden und der Stamm fällt nun über den Unglücklichen her, zerhackt ihn mit ſcharfen Meſſern und friſst die abgeriſſenen Fetzen des Fleiſches vor den Augen des Opfers auf. Man geſtatte mir, zu ſagen, daſs die vom Tratſch verfolgte und zerfetzte Seele etwas ähnliches erleidet. Wie jene Cannibalen freſſen die Tratſchmäuler unſere arme Seele biſſenweiſe, noch warm, blutig und zuckend, auf ...

Wenn nun in der That der Tratſch die allgegenwärtige geheime, gefürchtete Polizei, die Wahrung des Geſellſchaftsvortheiles gegen die unabläſſigen Uebergriffe des Individuums iſt, wobei er nach Polizeiart ſtets über das Ziel hinausſchießt, das Miſstrauen übertreibt, den Verdacht zum Grundſatz erhebt — um ſeine eigentlichen Früchte, um ſeine wahre Wirkung iſt er doch meiſt betrogen. Er züchtet eben den Schein, ſtatt das Weſen zu zähmen. Trotz aller Späheraugen und Aufpaſſer gelangt die Natur in uns ſelten zum einfachen glatten Verzicht auf ihre Wünſche und Aeußerungen, ſie wird nur vorſichtiger und greift zu Liſten und Trug — ſie meidet den Schein, wie der techniſche Ausdruck lautet. Sie meidet den Schein, um ſich deſto gründlicher beim Weſen zu erholen; die Gefahr würzt den Genuſs, und was eigentlich von Haus aus harmloſes, unſchuldiges Sichſelbſtausgeben war, wird zum trotzigen Schnippchen, das man der Welt ſchlägt, wird zum Hochgenuſs eines geheimen Triumphes über die anderen. Es ſind zwei große und ewige Entwicklungsideale der Cultur überhaupt, die wir auf dieſem unſcheinbaren Boden miteinander ringen ſehen: die Unterjochung der ſelbſtiſchen Gelüſte des Individuums unter das ſociale Gebot und die Freiheitsregung unſerer innerſten Natur. Die vom Klatſch verfolgten Individuen rücken unmerklich aber ſicher die Schranken des Erlaubten, Unanſtößigen in der Richtung größerer Freiheit hinaus. Sie leiden von ihm, aber nicht umſonſt: der ſcheelſüchtige Widerſtand des Milieu ſtumpft ſich endlich an den unabläſſigen Vorſtößen der Kühneren ab, und der Klatſch weicht eine Handbreit zurück, um das Dahinterliegen des Terrains der ſocialen Ordnung mit umſo erbitterterer Zähigkeit zu vertheidigen. Und immer wieder ſetzen ſich die egoiſtiſchen, begehrlicheren Naturen ſeinem Kreuzfeuer aus, geben ſich ihm bloß und laſſen ſich von ſeinen Nadelſtichen zerſtechen und blutig ritzen; immer neue Egoiſten und Sünder treten in die Breſche, und wird der Klatſch einmal in einer Sache ohnmächtig, ſo hört er hier auch bald auf. So wird die perſönliche Freiheit der Menſchheit, Schritt vor Schritt, dem Tratſch, dieſem nichtswürdigen und doch bedeutungsvollen Wächter der ſocialen Ordnung, abgetrotzt.

Dr. M. Haberlandt.

Das Klinger-Werk.

Herr Hanfſtängl in München hat jetzt ſeinem mit ſo vielem und ſo verdientem Beifall aufgenommenen zweibändigen Oeuvre Böcklins eine ähnliche Klinger-Publication*) folgen laſſen. Dieſe hatte vor jenem von vornherein eine wichtige Chance voraus: Die farbloſen Reproductionen waren hier, wo es ſich in den meiſten Fällen um die Wiedergabe von Handzeichnungen und Radierungen handelte, ganz am Platz, während ſie dort doch immer nur den halben Mann, gleichſam den Leib ohne die Seele zu geben vermochten. Von vornherein war aber auch die Möglichkeit ausgeſchloſſen, daſs dieſe Veröffentlichung ihren Künſtler in einer quantitativ ſo erſchöpfenden Weiſe repräſentiere, wie jenes ältere Unternehmen. Als das eigentliche Werk Max Klingers werden wir doch ſtets das Dutzend ſeiner Radiercyklen zu betrachten haben, und wir werden in dem vorliegenden ſtarken Folioband eher eine Art von Supplement zu dieſen ſeinen geſammelten Werken erblicken dürfen. Denn von dem Felde ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit, worauf ihm der reichſte Lorbeer gewachſen iſt und worauf ſich auch in alle Zukunft ſein Ruhm vornehmlich gründen wird, iſt nur der Cyklus „Eine Liebe“ da, und auch er nicht in Exemplaren der Originalradierungen, ſondern, wie die hier mitgetheilten Bilder und Statuen und Federzeichnungen Klingers, in Heliogravure reproduciert.

So iſt dieſe Publication für die Kenner und die ganz Vertrauten und [illegible] Freunde des Meiſters eine erfreuliche und [illegible] willkommene Gabe, aber unmöglich iſt es zu denken, daſs jemand, deſſen Bekanntſchaft mit dem Künſtler ſie erſt vermitteln ſoll, eine genügend reiche und tiefe Vorſtellung von ihm daraus erlangen könnte. Am ausgiebigſten erſcheinen noch der jugendliche und der gegenwärtige Klinger vertreten; ſeine großartige mittlere Epoche, die in den „Brahmsphantaſien“ ausklingt, wird durch die „Liebe“ (opus X) nicht ganz glücklich repräſentiert. Der Grund dieſes Arrangements iſt ein rein äußerlicher; offenbar hat ſich keiner der Verleger der Klinger'ſchen Radierungen dazu verſtehen mögen, die Reproduction ganzer Folgen oder einzelner Blätter im Klingerwerke zu geſtatten, um nicht den Abſatz der Originale ſelbſt zu ſchädigen. Bei der „Liebe“, die im Selbſtverlage des Künſtlers erſchienen iſt, fiel dieſe Rückſicht weg. Beinahe möchte man wünſchen, daſs auch von der Wiedergabe dieſes Cyklus abgeſehen worden wäre; das Werk wäre dann nicht der Zwitter, der es jetzt iſt, und der Gedanke, das graphiſche Werk Max Klingers zu ergänzen durch eine vollſtändige Reproduction ſeiner ſchönſten Handzeichnungen und ſeiner Gemälde und Sculpturen, hätte ſich ſicherlich nicht bloß im engeren Kreiſe der Beſitzer der Radierungen Freunde geworben. Freilich hätte das Werk in dieſem Falle wenigſtens dieſe Seite Klingers vollſtändig zeigen müſſen und Unbegreiflichkeiten, wie z. B. der Mangel einer Reproduction der „Pietà“, hätten nicht vorkommen dürfen. Vielleicht hätte ſich dann auch ein Modus finden laſſen, Klingers polychrome Marmorſculpturen in farbigen Reproductionen zu bringen, um ſie nicht eines ihrer aparteſten und charakteriſtiſcheſten Reize zu berauben.

Schließlich darf auch die Schlechtigkeit des Textes, den Herr Meißner dem Werke geſchrieben hat, nicht verſchwiegen werden. Er iſt in einem grellen, überlauten Stil von einer unleidlichen, überhitzten Geiſtreichigkeit verfaſst und fördert weder das Verſtändnis der Werke, noch die Kenntnis des Lebens des Meiſters, denn er bringt auch nicht eine noch ſo geringfügige biographiſche Notiz, die nicht ſchon in früheren Aufſätzen über Klinger mitgetheilt wäre. Am vornehmſten und würdigſten wäre es wohl geweſen, wie beim Böcklin-Werke von der Beigabe eines ſolchen Textes überhaupt abzuſehen; auf jeden Fall aber hätte eine berufenere Feder mit dieſer Aufgabe betraut werden ſollen. Wozu hat z. B. Otto Julius Bierbaum ſeine ſchönen Paraphraſen der Bilder Böcklins und Uhdes, Thomas und Stucks geſchrieben, oder warum iſt man nicht auf Klingers Landsmann Ferd. Avenarius verfallen, deſſen warme und geſcheite Betrachtungen über die verſchiedenen Folgen von Radierungen Klingers*) unter den Proben wenn auch nicht des Beſten, ſo doch des Beſſeren genannt werden dürfen, was die gegenwärtige deutſche Proſa vermag.

Und nun, nachdem ſich das Gewiſſen aller dieſer Bedenken und Zweifel entledigt hat, darf man ſich erleichtert des Gebotenen freuen; denn nahezu alles, was hier geboten wird, iſt erfreulich, nur darf man ſich durch die Erinnerung an den vielen Glanz des Abweſenden und Vorenthaltenen die Freude nicht verkümmern laſſen.

Im folgenden ſoll nun gar nicht erſt verſucht werden, all die Schönheit und Tiefe dieſer Blätter in Worte einzufangen — ein Unternehmen, an das ſich allenfalls der diamantenbeſetzte Griffel des älteren Philoſtratos heranwagen dürfte oder ſonſt eines Meiſters der zweiten griechiſchen Sophiſtik, die die glänzendſten Bilderzähler der Weltliteratur enthielt. Das dicke Buch ſoll bloß entfaltet und ſein reicher Inhalt auseinandergelegt, nicht beſprochen werden. So iſt auch hier nicht die Gelegenheit, von den Finiſſen und Delicateſſen der ſo vielvermögenden Technik Klingers zu reden, da dieſe Reproductionen, wie wohlgelungen ſie ſein mögen, doch nur einen ſchüchternen Abglanz der Farben und Tonwirkungen der Originalradierungen beſitzen.

Dadurch, daſs ſo zahlreiche Jugendwerke des Künſtlers Einlaſs in das Werk gefunden haben, iſt viel Morgenroth und Frühling in das Buch gekommen. Da ſind Einfälle, wie ſie einem jungen Künſtler aus dem blühenden Geäſt der Bäume in den Garten des Frühlings gerne zuflattern, zum Beiſpiel das berühmte übermüthige Capriccio „Bär und Elfe“, ein Blatt, das für den Japonismus des jungen Klinger ſo charakteriſtiſch iſt. Dann wieder geigt er ſo leiſe, ſanfte Weiſen vor ſich hin wie den „Frühling“ (aus den „Radierten Skizzen“, opus I —): unter hellen Birken am Wieſenhang ruht ein junges Mädchen, das den Blumenſtern zerzupft: Er liebt mich, liebt mich nicht .... Auch ein Oelgemälde „Am Nil“ gehört der zarten Jugendlyrik ſeiner erſten Epoche an: Ein nacktes braunes Wüſtenmädchen, das ſich am ſandigen Nilufer ſonnt und mit großen Augen der Botſchaft lauſcht, die ihr von einem Flamingo, der ſich geheimnisvoll verneigt, und von zwei überaus würdig und pfiffig dreinblickenden Marabus überbracht wird — die ganze graciöſe und drollige Scene in eine ſüdliche Landſchaft voller Duft und Weichheit wie hingeträumt .... Opus II iſt das wunderbare [illegible] entnommen, das die „Rettung“ zweier „Opfer“ des Ovid, der Echo und des Narziſs, erzählt. Man kennt den [illegible] ſentimentalen Narziſs aus den „Metamorphoſen“. Klinger biegt die [illegible] von ſeiner Handlung um und wendet ſie ins [illegible] und Humoriſtiſche. In der weiten, ſonnigen Pracht einer [illegible] Landſchaft ſpielen ſich die zwei Scenen ab. Die erſte Begegnung: die verliebte kleine Nymphe naht ſich ſchüchtern, den Finger im Mund, er aber thut [illegible] und läſst ſich dann die erſte [illegible] doch gefallen. Im Vordergrunde, [illegible]

*) [illegible]

*) [illegible]

Flüſschens, zwei große Satyre, die beim Weinſchlauch hocken und behaglich den Vorgang commentieren. Im Schluſsblatte, das von einer unvergleichlichen Schalkhaftigkeit iſt, haben ſich die verſchwiegenen Büſche hinter dem glücklichen Pärchen geſchloſſen, in großem Frieden liegt die Landſchaft da. Und nur ein paar dumme dicke Schilfſtengel ſpiegeln ſich im Waſſer: Narciſs hat Beſſeres zu thun .... An dieſes Blatt hat Ferd. Avenarius ſein glückliches Wort von Klingers „landſchaftlichem Humor“ geknüpft. Die Süßigkeit dieſer landſchaftlichen Stimmungen erinnert an die joniſche Heiterkeit der ſchönſten ähnlichen Darſtellungen in den „Intermezzi“ (z. B. „Bergſturz“) und in „Amor und Pſyche“. Und wie Goethe die ganze Seele der claſſiſchen Landſchaft in die paar drängenden Strophen der Mignon gepreſst hat, lange bevor er über den Brenner fuhr, ſo hat auch Klinger ihre weſentlichen Formen und Farben innerlich erſchaut und zwingend wiedergegeben, lange bevor er ſich dem Römerzuge Stauffers anſchloſs.

Vom Klinger der „Rettungen ovidiſcher Opfer“ und der Radierungen zu „Amor und Pſyche“ ſind auch die intereſſanten Fragmente eines leider nicht über die erſten Anfänge hinaus gediehenen Unternehmens: Illuſtrationen und Rahmenleiſten zu Geibels „Claſſiſchem Liederbuch“. Kleine ſüße Gedichte des Anakreon und pompreiche Elegien des Properz hätte er mit den quellenden Kränzen ſeiner maleriſchen Gloſſen und Erfindungen umrahmen ſollen; ich zweifle nicht, daſs er den Ton getroffen hätte, wie er ihn ſpäter in ſeinen Zeichnungen zu dem uralten Märchen des Apulejus ſo wunderbar getroffen hat.

Die aufgeführten Zeichnungen erzählen viel und deutlich von den ſtarken Einflüſſen Arnold Böcklins auf den jungen Klinger. Auch noch an dreien der hier reproducierten (ſpäteren) Oelgemälde wird der große Schweizer ſichtbar. Im „Abend“, wo ſchöne Jünglinge und ſchöne Mädchen einen Wieſenhang heruntertollen, über dem ſtill der goldene Abend ſteht. In der „Sirene“, die ein Triton brünſtig umſchlingt, mitten im lärmenden Kampfe der Wogen. Und in dem nackten Weib, das „Am Strande“ gelagert, mit weitoffenen verſonnenen Augen ins Weite hinausträumt. Die beiden letzten Bilder zeigen, wie ihn eine der weſentlichſten Geberden Böcklins ergriffen und zur Reproduction gezwungen hat; eine Geberde, die jener zu ſchildern nicht ermüdet, und die vor ihm nur der läſſig lagernde Adam des Michel Angelo an der Decke der Kapelle des Sixtus hat, der in die träge dargereichte Hand vom vorüberſauſenden Erſchaffer den lebenſpendenden Funken empfängt. Böcklin liebt es, ſie jenen zwiſchen Thier und Menſch und Gott ſtehenden Lebeweſen mitzugeben, die ſeine Bilder bevölkern, und davon ſcheint oft in ihnen jener tiefe, dunkle Ton zu hallen, der wie aus einer anderen, nur Träumen zugänglichen Welt hervordringt. Statt an viele erinnere ich nur an den ſpringenblaſenden Pan im „Frühling“, an den ins Horn ſtoßenden Triton in der „Seeſchlange“, an die Najade in der „Meeresſtille“, wie ſie den menſchenbevölkerten Schiffen entgegenharrt, die ſich an ihrer Klippe zu Tode zerſchellen werden. Es iſt das Thieriſch dumpfe, das Elementare und Unerwachte, das Erdig ſchwere und Brütende dieſer Geſchöpfe.

In jener geſegneten Zeit der Kraft, mächtige Stücke fremder Weſenheiten der eigenen Weſenheit einzuverleiben, lernt Klinger auch die Arbeiten Menzels kennen. So ragen die beiden größten zeitgenöſſiſchen deutſchen Künſtler in die Kunſt ſeiner Jugend herein und helfen ihr das Gepräge aufdrücken: Adolf Menzel, von dem er ſcharfäugig die Wirklichkeit und den Alltag porträtieren lernt, die ihn umgeben, und Arnold Böcklin, an den er leiſe manchmal anklingt, wenn er nächtlich die bunten Träume ſeiner Seele behorcht. Er hat den Humor, die Lyrik, die Phantaſie des Süddeutſchen und hat den nüchternen Wirklichkeitsſinn, die trockene Ironie, gewiſſe grelle Accente und die grübleriſchen Neigungen des Norddeutſchen. So bildet er im höchſten Sinne eine Combination dieſer beiden ſo entgegengeſetzten Elemente, woraus ein wunderbares Drittes entſteht, wie ſich an den Berghalden von Meran die Strenge und die Schlichtheit der deutſchen und die jubelnde Ueppigkeit der welſchen Vegetation zu dem entzückendſten Gedicht verflechten. Aber wenn er, wie Goethe, ein großer Nehmer war, ſo war er auch, wie Goethe, groß im Danken; [illegible]reicher und enthuſiaſtiſcher hat nie ein Künſtler einem Collegen gehuldigt, als Klinger den drei Zeitgenoſſen, denen zumeiſt er ſich verpflichtet fühlt: Brahms, Böcklin, Menzel. Von Menzel hat er ſich noch am ſchnellſten losgeſagt, und als ein unvergleichlich feinerer Typus ſteht er jetzt neben dem Altmeiſter, der mit ſeiner „korybantenhaften Hingabe an das Vorderſte, Augenblickliche“, ohne jede „Entfernung vom Leben“, eine Art von künſtleriſchem „homo pamphaneus“ iſt, alſo [illegible]

gänger plötzlich von vier knüppelbewehrten Strolchen umſtellt. Da zieht der bleiche, junge Herr, der ſich geiſtesgegenwärtig mit dem Rücken gegen die lange Ziegelmauer geſtellt hat, die in eigenthümlicher Weiſe die Compoſition des Bildes beherrſcht, einen Revolver — und wie ſich nun die Vier verlegen drücken, und in jedem eine andere Nuance der Verdutztheit zum Ausdrucke kommt, das iſt mit dem größten Behagen erzählt. Anderwärts ſucht unſer Künſtler, wie Menzel, die „modernen Cyklopen“ bei ihrer Arbeit auf und begleitet ſie ins unendliche Getriebe der Werkſtatt. So in der Radierung eines „Ehrendiploms des Vereines deutſcher Spiritusfabrikanten für Prof. Dr. Maercker“, ein Blatt, das Klinger als ſchlagfertigen und geiſtreichen Gelegenheitsdichter zeigt. Menzel blickt auch aus der einen und anderen der hier zum erſtenmale reproducierten acht Zeichnungen „Zum Thema Chriſtus“ hervor, ein Werk des Einundzwanzigjährigen, das ſich im Beſitze der Berliner Nationalgallerie befindet. Menzeliſch iſt hier die ſichtbare Freude an der ſcharfen, individuellen Charakteriſtik eines jeden einzelnen Kopfes, wir verdanken ihr eine Gallerie überzeugender Hebräertypen; echt Klingeriſch aber iſt die verwegene Kühnheit ſeiner Neuerungen im Vortrage der geläufigſten bibliſchen Scenen; ihr verdanken wir den packenden Humor des zweiten und dritten Blattes („Bergpredigt“). Auch das erſte ſchon ſteht außerhalb aller Tradition, es iſt die Darſtellung des „Abſchieds von Bethlehem“: ein paar großſtiliſierte, ergriffene Menſchen in den Ernſt einer wuchtigen Gebirgslandſchaft hineingeſtellt. Im „Gang zur Bergpredigt“ und in der „Rückkehr von der Bergpredigt“ iſt der grandioſe Contraſt zwiſchen dem Lärm und Tumult des Aufſtieges — wie ins Theater — und dem nachdenklichen Ernſt und der gefaſsten Stille des Heimweges — wie aus der Kirche — von einer völlig muſikaliſchen Stimmungstiefe. Man weiß längſt, wie in Klinger neben dem Dichter auch ein Muſikant ſteckt. Muſikaliſch iſt der Grundcharakter ungezählter ſeiner Blätter. Man erinnert ſich, wie er ſelbſt mit verzehrender Leidenſchaftlichkeit Muſik treibt, nicht anders als die ſtimmungsreichſten und ſtimmungstiefſten bildenden Künſtler der Renaiſſance, der große Leonardo und der göttliche Giorgione.

Auf dieſe beiden Zeichnungen, die auch im Landſchaftlichen und in der Beleuchtung die originellſten ſind, folgt ein „Zinsgroſchen“. Eine Corona jüdiſcher Charakterköpfe umgibt die feierliche Schönheit und ſtille Würde des Chriſtushauptes; das Blatt iſt ein Wunder der Kunſt der Charakteriſierung des menſchlichen Antlitzes. Dieſelben Seiten des damaligen Könnens unſeres Künſtlers werden durch die Suite der folgenden vier minder bedeutenden Darſtellungen illuſtriert: „Erweckung von Jairi Töchterlein“, „Ecce homo“, „Kreuzerhöhung“, „Höllenfahrt“. Immer eigenartig in der Auffaſſung und ſelbſtändig in der Compoſition, verrathen ſie daneben viel von einem eifrigen Studium der Stiche Rembrandts und Dürers und ſind im übrigen an Unbeholfenheiten, naturaliſtiſchen Uebertreibungen und allzu deutlichen Abſichtlichkeiten gar nicht arm.

Graz. (Schluſs folgt.) **Hermann Ubell.**

Damals.

Dieſer Tage habe ich ein altes Buch von mir geleſen: „Die gute Schule“, meinen erſten Roman. Ich hatte die Correcturen zur zweiten Auflage zu machen, die im Herbſt erſcheinen wird. Da iſt es mir nun ſeltſam ergangen. Das ſoll ich einmal geweſen ſein? So hätte ich einſt empfunden, ſo geſprochen? Es iſt noch keine acht Jahre, daſs ich ihn ſchrieb, im Winter von 89 auf 90, auf der Reiſe durch Spanien und Marokko. Und damals ſoll ich ſo geweſen ſein? So ganz anders als heute, mir ſelber nicht mehr begreiflich nach kaum acht Jahren? Wie iſt das möglich? Dies frage ich mich und weiß nicht recht, ſoll ich mich ſchämen, wie ich damals war, oder leiſe bedauern, daſs ich es nicht mehr bin.

Damals! Wie nahe iſt es mir und doch ſo fern! Als ob es geſtern geweſen wäre, ſehe ich mich noch, nach prächtigeren Schönheiten lüſtern, ungeduldig ſüdlich ziehen, in Farben ſchwelgen und mich an Leidenſchaften berauſchen; aber in den Pauſen dieſes ſeligen Erlebens ſitze ich irgendwo, in einer Schänke, vor einer Kirche und zeichne das erſte Abenteuer meiner Seele auf. Wie reich bin ich damals geweſen! Aber die Zeit geht dahin und wir werden ſo geſcheit. Sehne ich mich zurück? Oder bin ich froh, daſs es zur Erinnerung geworden iſt? Ich kann es nicht ſagen. Ich weiß nur, daſs es mir jetzt ſo fremd iſt. Könnte ich denn das heute noch erleben?

Erleben, ja! Dieſes Ringen um die Kunſt und um ein Weib, — das kann ich ſchon noch mitfühlen. Nur jene Sprache habe ich verlernt: ich würde es heute anders formen. Dieſelben Empfindungen würden mir heute andere Geſtalten annehmen. Es könnte mich reizen, jenes Abenteuer noch einmal zu erzählen: auf meine jetzige Art. Dann würde [illegible] Seiten geben wie damals, [illegible] jetzt gelingen. Wir ſagen nämlich [illegible] als damals, darum habe ich Reſpect vor ihnen [illegible] habe ich nur ihren Klang vernommen und ihren [illegible] Wert. Für einen ganzen Zu[illegible] war „[illegible]“. Das eine Wort [illegible] geben, daſs man ſich [illegible], ſie alle aufzählen zu müſſen; [illegible] nichts geſagt. Ich hatte ſo viele

Digitized by Google

Adjective aufgewendet, als es Elemente enthält. Durch das Leben muſste ich erſt zum Gefühl der Worte kommen. Iſt es nur mir ſo gegangen? Ich ſehe auch die anderen zur einfachen Rede gelangen. Wir ſind inne geworden, was die Worte bedeuten: ſie haben uns ihre Geheimniſſe aufgethan. Nun ſagen wir: Frühling, und das iſt uns mehr, als wir durch alle Adjective ſagen könnten: denn wir haben gelernt, alles zu empfinden, was das eine Wort „Frühling" an Schätzen und an Herrlichkeiten bei ſich hat. Aber wir wollen nicht vergeſſen, daſs wir es nicht gelernt hätten, ohne jene ſonderbare Wuth der Adjective, die wir damals hatten.

Unſer Unglück war, daſs wir unter Worten ohne Wert aufgewachſen waren. Wir hatten lauter Worte um uns, die wir noch nicht erlebt hatten. Als wir ſie nun erlebten, kamen ſie uns abgenützt vor und wir ſuchten andere, die noch neu wären. Was wir zum erſten Mal erlebten, dazu wollten wir nun auch Worte, die wir noch niemals geſagt hätten. Wir hatten immer geredet, ohne etwas zu fühlen; nun fühlten wir zum erſten Mal, da konnten wir doch nicht dieſelben Worte nehmen, bei denen wir nichts gefühlt hatten. Wir hatten die Sprache vor dem Leben; nun kam das Leben und wir muſsten uns zum Leben eine andere Sprache erſinden. Bei ihr konnten wir die alte vergeſſen und nachdem wir ſie vergeſſen hatten, waren wir erſt fähig geworden, ſie wieder zu entdecken. Wir hatten in der Schule gelernt, tauſend Dinge „ſchön" zu nennen, bevor wir noch empfunden hatten, daſs etwas „ſchön" iſt. Nun geſchah es, daſs wir das zum erſten Mal empfanden. Aber nun wollten wir es doch auch ſagen. Mit welchem Wort? Mit jenem alten abgegriffenen „Schön", das wir tauſend Mal geſagt, um gleichgiltige Dinge zu nennen? Nein, das war nicht möglich. Alſo, weil wir kein Wort hatten, das uns theuer genug geweſen wäre, halfen wir uns anders: wir löſten die große Stimmung des „Schönen" in alle ihre kleinen Momente auf und benannten jedes mit einem Adjectiv und hofften, die Summe dieſer vielen Adjective müſste ſchon den Namen für unſere ganze große Empfindung geben. Aber ſpäter gewahrten wir, daſs wir uns getäuſcht hatten: das Schöne an dem „Schönen" gieng verloren, wenn wir es erſt, mit ſo vielen Adjectiven, in ſeine ſämmtlichen Elemente zerlegten. Wir hatten dann immer nur Theile und hätten doch ſo gern das Ganze gehabt. Da blieb uns nichts anderes übrig, als daſs wir umkehrten und zu jenem alten Wort zurückgiengen, das wir verſchmäht hatten, zu jenem geringen „ſchön", das uns nicht gut genug geweſen war. Und als wir es jetzt wiederſahen, erſtaunten wir: denn ſeit wir wuſsten, wie reich es iſt, ſo daſs ihm alle Adjective nicht nachkommen, da war es uns plötzlich groß und mächtig geworden. Man denke ſich einen Menſchen, der oft von Liebe geſprochen hat, ohne ſie zu kennen; nun liebe er wirklich, da wird ihm zuerſt das verbrauchte Wort zu gemein ſein, er wird tauſend neue Betheuerungen erſinnen, keine wird ihm genügen, bis er endlich das alte „Ich liebe dich" verehren lernt: denn die Worte werden immer wieder jung, wenn es nur die Lippen ſind.

Nein, wir haben es nicht zu bereuen, daſs wir anders geworden ſind. Aber wir ſollen uns auch nicht ſchämen, wie wir damals waren. Es iſt doch gut geweſen, denn es iſt nothwendig geweſen. Wir muſsten erſt verſuchen, uns ſelbſt eine neue Sprache zu erſinden; dann konnten wir den ewigen Sinn jener alten erſt entdecken. Heute lächeln wir freilich, daſs wir uns damals ſo abgezappelt haben. Aber hätten wir es nicht, ſo könnten wir heute nicht lächeln. Darum wollen wir nicht ſtolz werden, ſondern unſere Vergangenheiten in Ehren halten.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Die Ungeberdigkeit der Parteien, die Unzufriedenheit der Nationen, die eigene Regierungsunfähigkeit der Regierung — was kann das alles den Grafen Badeni anfechten, ſolange er nur der Gunſt des derzeitigen Beherrſchers von Oeſterreich ſicher iſt: des Polenclubs!

•

Das waren freilich trübe Zeiten für den polniſchen Großvezier, als die Schlachzizen ihm untreu zu werden begannen. Das Regime Badeni hatte zwar im Anfang bei den Deutſchen und Czechen die größten Hoffnungen erweckt, den maßgebenden Schlachzizen aber nur die ſchmerzlichſten Enttäuſchungen gebracht. Da war einmal der ehrwürdige Herr v. Jaworski, der ſich ebenſolange, als er nicht mehr Landsmannminiſter iſt, wünſcht, es wieder zu werden. Da war Ritter v. Madeyski, der ſich ebenſolange, als er nicht mehr Unterrichtsminiſter iſt, wünſcht, es wieder zu werden. Da war der Herr David v. Abrahamowicz, der zur Erhöhung ſeiner mangelhaften perſönlichen Würde dringend den geheimräthlichen Excellenztitel braucht, den er ſchon anläſslich der Steuerreform erwartet, aber ſelbſt gelegentlich des Schluſſes der vorigen Legislaturperiode nicht erhalten hat. Da war das Gräflein Pininski, das ſich nicht mit Unrecht denkt, daſs, wo ein Schönborn und ein Gleispach zum Juſtizminiſter gut genug ſind, es auch ein Pininski ſein könnte. Da waren noch andere Leute mit geringeren Ambitionen, aber gerade deswegen noch größerer Unzufriedenheit, wie z. B. der Herr Dr. Rutowski, der, in Ermanglung eines anderen, ſchon lange eine gutdotierte Staatsanſtellung anſtrebt, die unter der Coalition [illegible] ſchon zu haben glaubte, aber ſelbſt unter dem Miniſterium Badeni noch nicht hat. [illegible] alle muſsten als [illegible] denken, daſs die politiſche Herrlichkeit nicht lange dauern, daſs gerade die in dem Beſtehen eines polniſchen Miniſteriums à la Badeni liegende Provocation die anderen, reicheren und reiferen Nationen Oeſterreichs, vor allem die Deutſchen und Czechen einander näher bringen und damit der polniſchen Vorherrſchaft über die beiden ſtreitenden Theile und demzufolge auch ihren perſönlichen Ausſichten ein raſches Ende bereiten würde. Deswegen waren ſie alle von Jaworski bis Rutowski im Anfang über das Regime Badeni verſtimmt, und ſelbſt der ehemalige Freund des Grafen Badeni, der große Patriot Graf Dzieduszycki ſchlug ſich bekümmert an das hohle Philoſophenhaupt, daſs es ſchmerzlich dumpf erdröhnte.

•

Die Befürchtungen der Schlachzizen und ihrer Diener haben ſich nicht erfüllt, ihre Hoffnungen ſind wieder erwacht. Die Wege der ſchlachziziſchen Vorſehung ſind wunderbar. Die öſterreichiſchen Miſserfolge des Miniſterpräſidenten Badeni ſind ſchlachzizіſche Erfolge. In Bewährung der alten ſtaatsmänniſchen Kunſt der Schlachzizen, die ſchon in der Geſchichte des polniſchen Reiches ihre unübertreffliche deſtructive Kraft bethätigt hat, iſt es auch dem Grafen Badeni gelungen, in kürzeſter Friſt Oeſterreich ſo gründlich auseinander zu regieren, wie ſeit den Tagen des polniſchen Reiches noch kein Staat, nicht einmal die Türkei. Für Schlachzizengemüther liegt in dieſer Fügung eine Art von, wenn auch nur theilweiſer, überirdiſcher Revanche für die Theilung Polens. Neben dieſer ſentimentalen Genugthuung verſchafft die Regierung des Grafen Badeni — nicht ſo wie ſie gedacht und von den Schlachzizen befürchtet wurde, ſondern ſo wie ſie wirklich geworden iſt — den Schlachzizen auch eine realpolitiſche Befriedigung, die ſchließlich mehr wert iſt als alle Sentiments. Wenn die ſieben anderen Nationen Oeſterreichs den Heugabel-Krieg gegen einander führen, ſo freut ſich die achte, die ſchlachzizіſche, die nur aus dem Widerſtreit der anderen ihre ſtrotzenden Vortheile zieht. Schon die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni haben die Kluft zwiſchen Deutſchen und Czechen erweitert. Seine drei Ausgleichsverſuche haben ſie faſt unüberbrückbar gemacht, und dabei hat er es nicht einmal nöthig gehabt, dieſe Ausgleichsverſuche wirklich zu inſcenieren, da ſchon die ungeſchickte Ankündigung genügte, um die beiden Parteien vollends auseinanderzuſprengen. Und dann noch in den letzten Tagen der Ausgleich mit den Wälſchtirolern, der ſo glorios miſsglückt iſt. Und die Spielerei mit Cilli, welche die Slovenen und Croaten wieder ein biſschen aufgepulvert hat. Ein halbes Jahr Badeni'ſcher Völkerverſöhnung, und alle Nationen Oeſterreichs liegen ſich in den Haaren, bis auf die Schlachzizen, die freundlich lächelnd den Trubel beobachten, der ihre Vorherrſchaft in Oeſterreich auf unabſehbare Zeit verlängert. So reiche Miſserfolge des Grafen Badeni muſsten ſelbſt jene heftigſten Widerſacher im Polenclub ſchlagen. Sie haben ihn im Verdacht gehabt, daſs er ein guter öſterreichiſcher Staatsmann ſei. Sie haben ſich getäuſcht und geſtehen freudig ihren Irrthum zu. Frohbewegt feiern ſie die Wiederauferſtehung des ſchlachzizіſchen Staatsmannes Badeni, ein neuer Mai iſt in ihre ſtrebſamen Herzen eingezogen, hell klingt wieder das hohle Philoſophenhaupt des Grafen Dzieduszycki, der in einem polniſchen Blatte den Frieden des Polenclubs mit dem Grafen Badeni wieder beſiegelt, und ein Officioſus in der Prager „Politik" ſtellt beruhigten Herzens feſt, daſs „die Situation für den Grafen Badeni in dieſem Moment weit weniger des Zwingenden hat, als noch vor einem Monat", vor einem Monat, da die Schlachzizen noch fürchten muſsten, daſs ihm der deutſch-czechiſche Ausgleich, Gott behüte, gelingen könnte.

•

So verſtanden, iſt in der That Graf Badeni auch ſo etwas wie ein Bismarck. Er hat ſeine zwei ſtaatsmänniſchen Eiſen im Feuer: geht's ihm in Oeſterreich zuſammen, iſt er ein großer öſterreichiſcher Staatsmann, und geht's ihm in Oeſterreich nicht zuſammen, ſo iſt er in Polen ein um ſo größerer ſchlachzizіſcher Staatsmann.

•

Die Confiscations-Autonomie macht unter dem Grafen Gleispach rapide Fortſchritte. So iſt z. B. in der letzten Woche ein deutſchfortſchrittliches Blatt in Schleſien, das Jägerndorfer „Echo" confiſciert worden, weil es den Artikel „Parlamentiſchen" abgedruckt hatte, der in der „Zeit", Nr. 145, erſchienen war, ohne daſs der Wiener Staatsanwalt es für nöthig gehalten hatte, den Staat und die Geſellſchaft durch Confiscation dieſes Artikels zu retten, aber in Jägerndorf ſcheint eben der Staat noch wackeliger zu ſein als in Wien.

Ex.

Volkswirtſchaftliches.

Seit einiger Zeit ſpukt in unſerer Preſſe eine Notiz, welche in den verſchiedenſten Organen unter verſchiedenen Titeln immer wiederkommt, bald als „Ein Elektricitätsmonopol", bald als „Ein Monopol auf Waſſerkraft", worin dann die gruſelige Geſchichte erzählt wird, daſs die öſterreichiſche Adminiſtration die Benützung von Waſſerkraft nicht auf ewige Zeit vergibt, ſondern nur auf einen beſchränkten Zeitraum von dreißig bis vierzig Jahren, woran dann die düſterſten Betrachtungen über Induſtriefeindlichkeit, Staatsſocialismus, Waſſerrechtsmangel ꝛc. geknüpft werden. Die Regierung wird gut thun, ſich durch dieſe Hetze nicht irre machen zu laſſen. Menſchen mit moderner ſocialer Empfindung werden es geradezu unbegreiflich finden, daſs man verlangen könne, daſs Staat und Land die Benützung der Waſſerkraft, auf deren ungeheure Zukunft aus den Anfängen der Gegenwart geſchloſſen werden kann, für ewige Zeiten vergeben. Wenn die Induſtriellen und ihre Preisredner ihr Intereſſe richtig verſtünden, ſo würden ſie ſich auch gar nicht gegen eine ſo ſelbſtverſtändliche Maßregel wie die zeitliche Beſchränkung des Benützungsrechtes von Waſſerkraft wehren, ſondern die Discuſſion auf das Gebiet lenken, ob nicht die Zeit von 30 bis 40 Jahren angeſichts der Amortiſationsfriſten für die Concurrenzfähigkeit unſerer Induſtrie etwa zu kurz bemeſſen ſei, und ob man nicht dem [illegible] Induſtriellen ein Recht zugeſteht auf die Waſſerkraft nach Ablauf der Berechtigungen unter gewiſſen Bedingungen [illegible], aber davon, daſs die [illegible] dieſes Recht für ewige Zeiten verlieren, darf doch gar nicht die Rede ſein.

[illegible]

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. [illegible] Menus Plaiſirs. [illegible] des [illegible] Robert Macaire". [illegible] „Zwei Wappen" von Oscar Blumenthal und Guſtav Kadelburg.

Digitized by Google

Bücher.

Paul Remer: „Theodor Storm als norddeutſcher Dichter". Der Reinertrag dieſes Werkes iſt für das Theodor Storm-Denkmal in Huſum beſtimmt. — Schuſter & Löfflers Verlag. Berlin S. W. 1897.

Eine kleine, feine Schrift mit ſanftem Stimmungsgehalt, der recht gut das Weſen dieſes zarten Menſchen und Künſtlers trifft, zugleich wieder deſſen rein künſtleriſche Energie, die aber nie ins Grandioſe, eigentlich muſs man ſagen, nie über ſich ſelbſt, ſich hinausſteigern kann. Es iſt ſchön, den Ertrag dieſer Schrift für das Th. Storm-Denkmal zu beſtimmen, aber wir fürchten, die Verbreitung ſolcher Monographien kennend, davon allein werde das Denkmal-Comité nicht allzuviel beſtreiten können. Hübſch iſt die Führung des ganzen Schriftchens, das Liliencron als den künſtleriſchen, größeren Erben der Storm'ſchen Kunſt zum Schluſs und im ganzen verherrlicht.

O. St.

Shakeſpeares dramatiſche Werke. Ueberſetzt von Aug. Wilh. von Schlegel und Ludwig Tieck. Herausgegeben von Alois Brandl. Leipzig und Wien. Bibliographiſches Inſtitut. Erſter und zweiter Band.

Im Vorworte heißt es: Die zweite Geſammtausgabe des Schlegel-Tieck'ſchen Shakeſpeare, die von 1839—40, war die letzte, an der die Ueberſetzer ſelbſt Beſſerungen vornahmen. Auf dieſen Text ſtützt ſich die vorliegende Ausgabe. Alle Abweichungen von der Schlegel-Tieck'ſchen Faſſung letzter Hand, wie man ſie in der Berliner Ausgabe von Gosche und Tſchiſchwitz (1889), in der billigen Volksausgabe von W. Oechelhäuſer (1891) und in der von Bernays veranſtalteten (Berlin 1871, 1891) findet, hat der Herausgeber vermieden. Nur offenbare Verſehen, die den Ueberſetzern bei der Drucklegung paſſiert waren, wurden ausgemerzt. Kein fremdes Wort iſt in den Text gelangt; auch keines, das Schlegel und Tieck mit Abſicht verwarfen. Wo die Ueberſetzer geirrt haben, iſt es in einer Anmerkung unter dem Text vermerkt, mit Beifügung der richtigen Uebertragung. — Beigegeben iſt dem erſten Band eine Abhandlung Brandls „Shakeſpeares Leben und Werke." Am intereſſanteſten iſt darin der mit einer aus dem Jahre 1596 ſtammenden Abbildung der Innenanſicht des Londoner Schwanentheaters illuſtrierte Abſchnitt über Shakeſpeares Theater. Der Verfaſſer leitet hier mit überzeugenden Belegen die Eigenheiten der Shakeſpeare'ſchen Compoſition aus der Eigenart der Eliſabethiſchen Bühne ab. Ein Beiſpiel ſtatt vieler. In „Julius Cäſar" war nach der Leichenrede des Marc Anton das Capitol, d. h. die Hinterbühne, zu verwandeln in das Haus des Antonius; eingefügt iſt dazwiſchen auf der Vorderbühne ein kurzer Auftritt mit dem Poeten Cinna, der von den Bürgern zerriſſen wird, nur weil er denſelben Namen hat, wie der Verſchwörer Cinna: eine bloße Epiſodenfigur und -handlung, leicht entbehrlich, in Shakeſpeares Theater nöthig, von heutigen Theaterleuten oft inſtinctiv ausgelaſſen. — Die Anordnung der vorliegenden Ausgabe beginnt mit den Königsdramen.

D. r.

Rückerts Werke. Herausgegeben von Georg Ellinger. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig und Wien. Bibliographiſches Inſtitut.

Den gewiſſenhaften und in ihrer Ausſtattung ſehr gefälligen Claſſikerausgaben des Bibliographiſchen Inſtituts reiht ſich nun auch eine Auswahl von Rückerts Werken an, in welchen ſich der Herausgeber nach Möglichkeit an „die Dichtungen gehalten hat, die nach der allgemeinen Anſchauung ſich als bleibend bewährt haben und bewähren werden". Vorangeſtellt iſt dem erſten Band eine Abhandlung Ellingers über Rückerts Leben und Werke und jedem einzelnen Abſchnitt der Sammlung eine kurze Einleitung. Auf der Innenſeite des Umſchlages findet ſich ein etwas hartes Porträt des Dichters, von der düſteren Feder Schnorrs v. Carolsfeld.

Albert Falkenberg: „Schiffbruch", Novellen. München und Leipzig 1897. Auguſt Schupp.

Der große Kriegszug des Naturalismus iſt vorbeigerauſcht, die Führer haben ſich zu reifen Künſtlern geläutert, die große Menge derer, die vor zehn Jahren gewaltig ſtürmten, iſt verſchollen oder zu braven Durchſchnittspoeten geworden. Aber es gibt noch eine dritte Art von Naturaliſten, die als Nachzügler der großen Armee, mit fortgeworfenen Montiſtücken der Regulären pudelnärriſch herausgeputzt, die Spuren der wahren Kämpfer verfolgen, ſtehlend und raubend. — die Marodeure des Naturalismus. Einer der hervorragendſten Vertreter dieſer Geſellſchaft iſt Herr Albert Falkenberg mit ſeinem „Schiffbruch". Der Inhalt iſt flach, dumm, roh und verwaſcht, das Buch eine Anthologie unfreiwilliger Komik. [illegible]

R. W. [illegible]

Revue der Revuen.

„Die Nation" vom 24. Juli enthält einen intereſſanten Aufſatz von Richard M. Meyer über „Goethe in Venedig." Er beſpricht darin die Abneigung Goethes gegen die Lagunenſtadt, die auf den erſten Blick ſo [illegible] „Die Stadt war ihm zu [illegible] [illegible]

abgewonnen. Eine Stadt, wie Goethe ſie liebt, iſt nichts anderes als eine beſchränkte Familie von Einzelhäuſern, gerade groß genug, daſs jedem Bedürfnis des normalen Bürgers genügt werden kann, aber ja nicht größer. Jeder hat ſeinen Garten, den er bebaut, jeder fegt vor ſeiner eigenen Thür; ein Geſammtbeſitz an der Stadt, ein Geſammtintereſſe an ihrem Leben und ihrer Verwaltung werden abgelehnt. Das aber ſind die unentbehrlichſten Vorausſetzungen einer echten Großſtadt.

In einem der letzten Hefte der Berliner „Zukunft" ſchrieb Maximilian Harden über Arno Holz, den Verfaſſer der vor kurzem erſchienenen „Socialariſtokraten." Er gibt zunächſt eine geſchichtliche Darſtellung der revolutionären Literaturbewegung, ſpeciell auf dem Gebiete der Bühnendichtung, die in Deutſchland vor ungefähr ſieben Jahren in Gang gekommen ſei. Als Anfangsdatum nimmt er nämlich die Aufführung des Holz-Schlaf'ſchen Dramas „Familie Selicke" an. Wenn man ſich aber heute umſieht: „wo ſind nun die ſtolzen Ritter vom neuen Geiſt?" In Frankreich freut man ſich noch an den tranches de la vie, dem lockeren Scenenbündel, das kein feſter Faden zu einer ſtraffen Handlung knüpft. . . . Und in Deutſchland? Die Stürmer und Dränger ſind aus dem Rauſch der Sauſerzeit längſt erwacht und haben ſich bemüht, wieder an den alten Quellen zu ſchöpfen. Das Ewig-Theatraliſche hat auf der ganzen Linie geſiegt, und von dem Getöſe, das die Schar der conſequenten Naturaliſten einſt verübte, ſpürt man nirgends mehr einen Hauch. Einer nur iſt aufrecht geblieben, einer, dem es nicht um frühen Erfolg zu thun war, ſondern um den Sieg eines ſchwer erkämpften und unter Qualen zärtlich und treu gehegten Glaubens: Herr Arno Holz. . . . Wie ſieht das beſondere Ideal nun aus, das der ungemein begabte Dichter, als der erſte und letzte Getreue, zu haſchen und klammernd zu ergreifen ſucht? Er will Menſchen ſchaffen, nach dem vertrauten Ebenbilde der Wirklichkeit, Menſchen mit Falten, Runzeln und Warzen, wie man ſie auf der Straße ſieht, mit den kleinen und kleinſten Zufälligkeiten des Alltagsgetriebes und Werktagsweſens; dieſe Menſchen ſollen genau ſo ſprechen, wie ſie in der Wirklichkeit ſprechen würden — „die Sprache des Lebens ſoll auch die Sprache des Theaters ſein" — und aus der Vereinigung ſolcher Menſchen, die mit ihrem Milieu, mit der beſonderen Atmoſphäre ihrer Art, ihres Wollens und Sinnens, wiederzugeben ſind, ſoll das neue Drama entſtehen. Nach ſeiner Meinung hat das Theater kein beſonderes Lebensgeſetz, keine beſondere Optik und Akuſtik, und er hofft in ſeinen kühnſten Träumen ſogar, die „alles revolutionierende Macht der Sprache des Lebens werde uns erſt das wahre, das wirkliche Drama bringen." Harden nimmt gegenüber dieſem Programm keine feſte Stellung ein, oder er präciſiert ſie nicht klar genug. Auf der einen Seite erkennt er die Nothwendigkeit einer Entwicklung der Bühnenliteratur an und verhöhnt diejenigen, die nach den ſtürmiſchen Neuerungsverſuchen der Naturaliſtenepoche ſich den älteren, überlieferten Formen wieder genähert haben. Auf der anderen Seite aber gibt er dem „erſten und letzten Getreuen" keineswegs recht und nennt es einen Wahn zu glauben, „organiſch Gewachſenes könne nach Jahrtauſenden plötzlich, mit einem Ruck, aus dem Boden geriſſen werden, der ihm ja lange Nahrung und Befruchtung bot." In dieſem ſchwankenden Gedankengang bleibt nur eines als feſter Punkt ſtehen — der Leſer des Aufſatzes weiß nicht recht warum —: das Talent und die unbedingte Förderungswürdigkeit des Herrn Holz.

Zur Kranken- und Unfallverſicherung macht Dr. G. Beck in Bern in einem Aufſatz des ſoeben erſchienenen 14. Heftes der „Schweizeriſchen Blätter für Wirtſchafts- und Socialpolitik" einen bemerkenswerten Vorſchlag. Den beſten Effect glaubt er durch die Organiſation von ärztlichen Bezirkscollegien (Volkskliniken) erreichen zu können. Dieſe ſollen als „Collectivarzt" dem Collectivpatienten, d. h. den Kranken der Verſicherungscaſſen gegenüber geſtellt werden. Dr. Beck hält nun dafür, daſs dieſe Bezirkscollegien, welche Specialiſten aller wichtigen mediciniſchen Gebiete enthalten müſſen, beſſer und ſchneller die Heilung der Kranken herbeizuführen vermöchten, als einzelne, auf eigene Rechnung prakticierende Caſſen-, reſp. freie Aerzte. Um dieſen Vorſchlag zu erproben, verlangt Dr. Beck, daſs ein Verſuch gemacht und dafür ein entſprechender Credit in das Budget des Staates aufgenommen werde. Er berechnet die Koſten eines derartigen auf 6 Jahre und etwa auf einen Schweizer Canton ausgedehnten Verſuches auf Fr. 150.000.

Demſelben Heft entnehmen wir eine intereſſante Nachricht über ſociale Geſetzgebung in Rußland, betreffend den Arbeiterſchutz: Durch kaiſerliche Verordnung wird ein neues Fabrikgeſetz am 1. Jänner 1898 in Kraft treten, deſſen bedeutſamſte Beſtimmung die Einführung eines Maximalarbeitstages iſt, der für die geſammte Fabrikinduſtrie, für die Bergwerke und Montaninduſtrie, für die Gold- und Platinwäſchereien, die Eiſenbahnwerkſtätten, die ſtaatlichen Fabriken mit Ausnahme der zum Armee- und Marinereſſort gehörenden techniſchen Etabliſſements gelten ſoll. Für Tagesarbeit werden 11½ Stunden, für Nachtarbeit 10 Stunden als äußerſte Grenze beſtimmt. Ein geſetzlicher Maximalarbeitstag und zwar von 11 Stunden auch für erwachſene männliche Arbeiter beſteht in Europa bisher nur in der Schweiz und in Oeſterreich. In Deutſchland ſind die Beſtimmungen zum Schutz jugendlicher und weiblicher Arbeiter verſchärft worden, zu einem allgemeinen Maximalarbeitstag aber hat man ſich nicht verſtehen wollen.

In einer Reihe von Briefen und Reclamationen erzählt der letzte „Mercure" die Geſchichte des Conflicts, der ende Juni zwiſchen Lugné-Poe, dem Director des Théâtre de l'Œuvre, und dem Dichter Heerbaum [illegible] ausgebrochen iſt. Bekanntlich veranſtaltet „L'Œuvre" [illegible] Vorſtellungen, die dem Publicum die Meiſterwerke der fremden Literatur und die [illegible] dramatiſchen Erzeugniſſe von [illegible] auf Subſcription. Da es ſich nun zufällig [illegible] glänzende [illegible] ſo nahm Lugné [illegible] ein Rundſchreiben an [illegible] man habe ein Theater, deſſen [illegible] Symbolismus in Frankreich zu [illegible] „L'Œuvre" mache [illegible] Symbolismus, [illegible] nennens [illegible] habe. „L'Œuvre" [illegible] höhere

Aufgabe, als eine Sache zu vertheidigen, die ihre eigenen Vertreter ſo ſchlecht vertheidigten, und da es ſich gezeigt, daſs die heimiſche Production ſo armſelig ſei, ſo werde „L'Oeuvre“ künftighin nicht nach dem Urſprung, ſondern lediglich nach dem Werte der Stücke fragen und eventuell nur Ausländiſches ſpielen. Die Gruppe der „Symboliſten“ — unter ihnen Henry de Régnier, Alfred Jarry, Guſtave Kahn, Romain Coolus u. v. a. — hielt mit ihrer entrüſteten Entgegnung nicht zurück; Robert de Flers, der Präſident der „Escholiers“, deren Bühne der eigentliche Turnierplatz von Jung-Frankreich iſt, veröffentlichte eine hohnvolle Entgegnung im „Figaro“, der auch Lugné-Poes Manifeſt abgedruckt hatte; Maurice Maeterlinck verwahrt ſich in einem Schreiben an den Herausgeber des „Mercure“ gegen jede Solidarität mit Lugné-Poe. Andere, wie Saint-Pol Roux und Henry Bauer, äußern ſich maßvoller über den Gründer von „L'Oeuvre“, erkennen ſeine großen Verdienſte auf dramatiſchem und literariſchem Gebiete an, miſsbilligen aber gleichfalls die Taktloſigkeit des ganz überflüſſigen Ausfalls. — In ſeiner Chronik im ſelben Heft berichtet Remy de Gourmont von einem Project der alten Balletttänzerin Roſita Mauri, für die Elevinnen des Balletcorps ein Penſionat einzurichten, wo dieſelben vor den Gefahren der Welt geſchützt und zu ſtrenger Moralität angehalten werden ſollen. Gourmont ſieht in dieſem puritaniſchen Beſtreben, das ihm überdies lächerlich erſcheint, das traurige Symptom einer freiheitsfeindlichen Zeit, die die Freude am Schönen und die geſunde Sinnenluſt perhorresciert.

Die amerikaniſche Revue „**Forum**“ nimmt in ihrem Juniheft die Angelegenheit des wegen Hochverraths verurtheilten Ex-Hauptmannes Dreyfuß wieder auf. Sie behauptet, die Verurtheilung ſei leichtſinnig und ohne genügende Beweiſe erfolgt. Dem Artikel ſind drei Facſimile beigegeben, unter anderem — nebſt zwei Privatbriefen — das des berühmten Memorandums, das Dreyfuß der deutſchen Botſchaft übergeben haben ſoll. „Forum“ behauptet demgegenüber: „Graf Münſter, der deutſche Botſchafter, hat drei Erklärungen abgegeben, u. zw. an Caſimir Perier, Präſidenten der Republik, an Dupuy, Präſidenten des Miniſterrathes, und Hanotaux, Miniſter des Aeußern. Jedem dieſer Herren, alſo dreimal, erklärte der Botſchafter, daſs weder das Memorandum, noch die darin angeführten Documente jemals auf der deutſchen Botſchaft geweſen ſind; und daſs der Hauptmann Dreyfuß niemals, weder direct noch indirect, mit der deutſchen Regierung in Verbindung geſtanden ſei. Endlich erbot er ſich ſelbſt als Zeuge vor dem Kriegsgericht zu erſcheinen.“

Die politiſche Wochenſchrift „**Roma**“ beſpricht in ihrer Nummer vom 18. Juli Gabriele d'Annunzios Candidatur für das italieniſche Parlament. Man erfährt daraus, daſs Deputierte und Journaliſten gegen den Dichter Stimmung zu machen ſuchen. Sie verſchreien ihn als wüthenden, blinden Reactionär und verbreiten allerlei Gerüchte über ihn; „aber“, meint „Roma“, „dies iſt nur die alte Angſt der Mittelmäßigkeit vor einem überlegenen Geiſt“.

Das Kreuz.

Eine Liebesgeſchichte.

Von Sigbjörn Obſtfelder.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Norwegiſchen von Thra Bentſen.

(Schluſs.)

Kannſt du denn nicht begreifen, wie entſetzlich es iſt, daſs du mich jetzt allein läſst, nachdem ich ſolange jede Stunde mit dir gelebt habe? Kannſt du nicht begreifen, wie alles wieder über mich kommt, wie es mich peinigt, wie es mich entkleidet und mich peitſcht?

Kannſt du nicht verſtehen, daſs alles in mir anders wurde, als ich dir begegnete? Und daſs alles, was geweſen, meinem Frieden und meiner Freude im Wege ſteht, und daſs es nur einen gibt, der es fortnehmen kann, dich.

Ach, warum kommſt du nicht zu mir? Du gehſt und legſt dich allein ſchlafen — ich höre, wenn du ins Bett ſteigſt — und ich darf nicht das Geſicht ſehen, das für mich alles in der Welt iſt.

Aber ich bin dir ja gar nicht böſe, denn du haſt mir ja alles in der Welt gegeben — mich ſelbſt haſt du mir gegeben — nur ich kann nicht zu dir gehen. Ich möchte dich ſo gerne koſen, wenn du leideſt — und du haſt es gewiſs nicht gut, du Lieber — aber ich kann es nicht. Mir iſt ſo angſt, daſs etwas geſchehen wird. Und es darf nichts geſchehen. Mir iſt ſo angſt, daſs du fragen wirſt, und mir iſt ſo angſt, daſs du mich verhöhnen wirſt.

Das darf nicht geſchehen!

*

Lieber, mir iſt, als ob du mich den ganzen Tag peitſchteſt. Und ich bin ſo klein und verächtlich geworden, und ich kann nicht verſtehen, daſs ich mich jemals als dein habe anſehen können, und ich wage nicht, zu dir zu gehen. Du biſt ſo weit fort, du ſitzeſt in einer Donnerwolke und ſiehſt auf mich herab. Und wenn ich käme und dich küſſen wollte, dann würdeſt du mich von dir ſtoßen. Und das darf nicht geſchehen. Nein, das darf nicht geſchehen.

Ach, warum kommſt du nicht nach Hauſe und bleibſt bei mir — ich bin ja nur dein.

Ich kann es nicht loswerden. Sie ſtehen den ganzen Tag vor mir, ſie ſehen mich an, die traurigen Augen. Ich fühle, daſs etwas kommen wird, ja, es kommt, es kommt, ich fühle es! Ach, gebe Gott, ich könnte dir es ſagen, dich fragen, der du alles weißt. Aber ich fühle, ich darf es nicht.

Du weißt nicht, wie entſetzlich ſtill es hier im Hauſe am Tage iſt. Mir ſcheint zuweilen, daſs das ganze Meer durch das Fenſter hereinfließt. Ich ſelbſt ſitze in entſetzlicher Angſt allein und verlaſſen mitten in dem großen Weltraum, und alles, was ich gethan habe, zieht an mir vorüber. — Und eine dunkle Stimme fragt mich: Warum thateſt du es ſo? Warum doch nicht ſo?

Ich wuſste nie, was ich thun ſollte. Es fiel mir nie ein, darüber nachzudenken. Ich that das erſte beſte. Erſt als du kamſt, da ſtand es mit einemmale vor mir: So hätteſt du es thun ſollen! Und ich ſah, daſs man hundert andere Dinge thun kann, als die man thut.

Es iſt ein entſetzlicher Gedanke!

— Ach, ich kann nicht verſtehen, daſs ich ſterben ſoll, ehe du einmal gut zu mir geweſen biſt, wirklich gut zu mir, wie in alten Tagen.

*

Du! Es hat etwas angefangen, mich zu verfolgen! Es iſt ſo ſchrecklich. Ich kann es nicht loswerden! Ach, was ſoll ich thun? Warum biſt du nicht bei mir? Bin ich denn verdorben? Ja, ich fühle es, ich kann nie mehr rein werden!

— Seine Augen waren wie das ewige Leid. Deine ſind hell. Sie können auch trüb ſein. Wenn du aber lächelſt, dann biſt du das Hellſte, was es gibt. Wenn er lächelte — ach, es war kein Lächeln, es war Weinen, er lächelte anſtatt zu weinen.

— — Nein, ich darf heute nicht mehr denken. Mein Kopf iſt ſo müde. Nun will ich hineingehen und eine Weile an deinem Bette ſchlafen. Das thut ſo gut.

*

Ich kann nicht mehr. Ich fühle, daſs ich zu ihm gehen muſs. Ich ſehe nichts außer den trüben dunklen Augen. Ich ſehe ſie überall. Sie ziehen mich an! Ach, was ſoll ich thun, was ſoll ich thun?

Es liegt mir ſo ſchwer auf der Bruſt, ich kann nicht athmen. Ich träume jede Nacht von ihm, ich träume, daſs er ſich tödtet, und den ſterbenden Blick richtet er auf mich.

*

— — — Ach Gott, was habe ich gethan! Wie konnte das kommen? Nach all dem Schönen! Ich weiß nichts mehr davon. Ich wollte nur zu ihm gehen und ihn ſehen. Er legte ſeinen Kopf in meinen Schoß, er weinte, der ſtarke Mann weinte, ſo daſs er bebte, er krümmte ſich vor Schmerz — und dann umfaſste ich ſeinen Kopf, und dann — und dann — ich weiß nichts mehr — es war wie eine ewige Finſternis — alles war Leid, nur Leid — denn ich konnte ja nie dein werden, wie ich es ſollte, und ich wollte nie mehr zu dir zurückkommen, denn alles iſt ſo wund geworden, und ich wollte ſterben, ich wollte ſterben.

Ach, verzeih, daſs ich wieder hier bin, wo es heilig iſt, daſs ich hier mit meinen Füßen gehe, daſs ich das Sopha mit meinen Augen anſehe. Aber wohin gehöre ich in der Welt, wenn nicht hieher? Ach, ich verſtehe nichts. Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, wollte ich nur zu dir und dir alles erzählen, aber wie ſollteſt du mir glauben können, du kannſt mir ja nie mehr glauben, du wirſt nichts von dem glauben können, was ich ſage, und dann kann ich nicht deine Augen ſehen, deine Augen kann ich nicht ſehen. Und dann wuſste ich, daſs ich ſterben muſste, und daſs ich in der Ewigkeit dein bin — als ob ich das früher nicht gewuſst hätte! Und dann muſste ich alle die Stellen noch einmal küſſen, wo du geſeſſen biſt und wo du gelegen biſt, und nachts wollte ich zu dir hineinſchleichen, während du ſchliefſt — du durfteſt es nicht hören — denn ich darf dir nicht mehr in die Augen ſehen. Und dann warſt du nicht da, ach, wo biſt du, wo biſt du?

Ach, wieder fällt mir der Gedanke ein, der häſsliche Gedanke, der zuweilen in meine Bruſt kam, und ich krümmte mich im Bette, um ihn loszuwerden: eine Sünde begehen, eine Sünde gegen dich begehen, gerade gegen dich, damit du mich ſchlügeſt, du, nur du, und ich wollte alle Tage, bis ich ſterbe, auf meinen Knien vor dir liegen und dich um Verzeihung bitten, dich, meinen Gott! Denn ich kann mir keinen anderen Gott denken.

Nun kann ich dich aber nie mehr ſehen. Und ich würde auch nicht ertragen, nicht einmal jetzt, daſs du mich verhöhnteſt, nicht du. Und ich würde nicht leben können, ohne deine Augen, meine Sonnen, anzuſehen.

*

Ich bin ſo ruhig geworden. Und nun ſehe ich alles ſo klar, und ich werde verſuchen, dir alles zu erklären, damit du vielleicht beſſer verſtehen kannſt, wie ich bin. Und dann wirſt du mir vielleicht einmal verzeihen. Ja, ich weiß, daſs du mir verzeihen wirſt. Denn du muſst.

Lieber, Geliebter, ich bin ſo gemein, daſs ich immer an etwas maßlos Großes, was es geben muſste, geglaubt habe, an etwas Wunderbares, ſo wunderbar, wie man es ſich nicht vorſtellen konnte. Gleich von Kind auf habe ich nie Ruhe gehabt, und jedesmal, wenn ich dachte: nun iſt es da, nun iſt es vielleicht da! dann ſtürzte ich mich blindlings hinein. Aber immer wurde Leid daraus.

Als ich dich aber traf, war mir ſo bange. Denn nie durfte ich wohl glauben, daſs es kommen könnte!

Ich wollte nicht an dich denken. Ich that alles, um es nicht zu thun. Allein es war, als zwinge mich etwas, zu dir zu gehen,

Digitized by Google

und ich gieng und klopfte an deine Thüre, und mein Fuß gieng ohne meinen Willen.

Und dann wurde mir ſo todesangſt, als ich verſtand, daſs du es warſt, dem Gott mich erſchaffen hatte. Denn ich konnte ja nicht glauben, daſs alles nicht ſchon zu ſpät wäre, ich konnte nicht glauben, daſs das Höchſte noch kommen würde.

Jedesmal war mir ſo todesangſt, daſs du mich fragen würdeſt. Und wenn du auch nicht fragteſt, ſo muſsteſt du es ja ahnen.

Ach, nie, nie kannſt du, der du ſagſt, daſs du nichts vorher erlebt haſt, das gefühlt haben, was ich in mir fühlte, als es doch kam, deine Briefe, alles. Es war wie ein Wunder. Ich glaube ſicher, daſs ich es am ſchönſten von uns beiden gehabt habe.

Wie haſt du ringen müſſen! Ich habe dich dafür ſo grenzenlos geliebt, daſs es mir ſchien, als wolle die Bruſt zerſpringen.

— Dann wurdeſt du aber wieder unruhig. Oder war ich es, die es zuerſt wurde? Fieng es bei mir an? Ich weiß noch, daſs ich alles vergeſſen hatte, alles. Dann kam es aber nach und nach: ich hatte nicht alles, was ich dir geben wollte. Ich konnte nicht das ſein, was ich ſein ſollte. Meine Bruſt war nicht jung. Ich fühlte Flecken auf mir, dem Glück und dir gegenüber. Ich war nicht ſo hoch und ſchön, wie ich es ſein wollte.

Kannſt du verſtehen, wie weh das that?

Und kannſt du verſtehen, wie ſchrecklich das war, daſs meine Vergangenheit nicht ausgewiſcht werden konnte?

Ach, ich kann nicht verſtehen, wie du mich dahin bringen konnteſt, das alles zu vergeſſen. Es waren ganze Tage und Nächte, wo es für mich weiter nichts gab.

Hab Dank! Dank!

Ich bin ſo ruhig. Ich bin ſo froh, weil ich ſterben werde, und du wirſt auch froh werden, das wirſt du ſchon ſehen, denn nun wird alles gut werden. Es hat mich etwas erfüllt, ich kann nicht ſagen was, mir ſcheint beinahe, ich gehöre nicht mehr auf die Erde.

An einem anderen Ort muſs alles geſchehen können, du, nicht wahr? An einem anderen Ort muſs ich wieder neu werden können, damit nichts zwiſchen uns ſteht. Du, ich fühle es ſo ſchön und groß und klar! Und wenn es Nacht iſt, dann thut das nicht mehr weh, all das, was in den letzten Tagen geweſen, es wird dann ſo klein, und es iſt ja gerade gekommen, weil wir uns ſo unendlich lieb hatten.

Ich bin ja deinetwegen geboren. Es kam aber etwas dazwiſchen. Aber wir fanden uns ja doch! Und nun weiß ich von dir. Und du weißt von mir.

Und dann kommſt du und findeſt mich, wenn ich fertig bin. Du biſt ein Mann und haſt noch ſo viel auf der Erde auszurichten. Ich warte aber auf dich. Ich bin eine Frau, und die Frau iſt da, um dem Manne Muth und Kraft zu geben, damit er alles thun kann, was er hier auf der Erde thun ſoll.

Und das will ich dir geben.

*

Ich glaube, daſs der Tod mir ſo vorkommt, weil du mir ſoviel Schönes erzählt haſt. Du glaubteſt vielleicht nicht, daſs ich Antheil an dem nahm, was du erzählteſt. Du darfſt aber nicht denken, daſs auch wir Frauen nichts ſehen und darüber nachdenken, wie alles iſt, und daſs wir uns über den Himmel nicht wundern und über die Erde und die Sterne und den Tod und überhaupt alles. Sollten wir das nicht, die wir in uns das Wunder der Geburt gefühlt haben?

Wenn du ſprachſt — das war das Höchſte von allem. Ich glaube, daſs du mir dann das Höchſte gabſt, was du mir geben konnteſt.

Ich hörte nicht allein deine Worte, ich empfand, wie du fühlteſt, das, was du dachteſt.

Es iſt noch ſo viel, was ich dir ſagen wollte. Allein ich ſehne mich nach dem großen Licht, das mich zu einer anderen machen wird. Ich winde dir von meinen Haaren ein Kreuz, das du unter dieſen Papieren finden wirſt. Ich bitte dich, es immer nahe an deiner Bruſt zu tragen.

Ja, ich weiß, daſs du zuletzt mein werden muſst. Ich habe ſo viel nachgedacht. Ich glaube faſt, daſs eine Frau nie demjenigen begegnet, für den ſie geboren iſt. Es gibt ſo viele, die man lieben kann, den aber, für den man geboren iſt, trifft man faſt nie. Und vielleicht, wenn nicht hier, findet ſie ihn an einem anderen Ort.

Wir beide waren für einander geboren. Und gerade deshalb durfte nichts, gar nichts zwiſchen uns ſein, nicht wahr, du?

*

Das Kreuz iſt nun fertig. Und ich bin ſelbſt fertig. Meine [illegible] wird dir überall folgen. Das Kreuz wird dir erzählen, daſs ich [illegible] Nacht und Tag mit den [illegible] der höchſten Liebe.

[illegible] Kreuz geküſst. Lebe wohl! Sei froh! Ich [illegible]

[illegible]

mir mit einemmale leuchtend vor Augen: Du warſt geſchaffen, um der zu ſein, der ihr den Frieden geben ſollte.

Und du haſt ſie zu Tode gequält.

*

Ich las ihre Briefe wieder und wieder, mehrere Jahre. Zuletzt ſtieg eine Ruhe zu mir aus ihnen empor, eine Ruhe, wie aus der Ewigkeit ſelbſt.

Vielleicht muſste alles ſo kommen, weil ich ſo war. Wäre ich anders geweſen, wäre ſie nicht zu dem getrieben worden, was ſie that. Ich kannte mich aber ſelber nicht.

Und vielleicht iſt auch das Leben und das, was von draußen zu uns herkommt, nur ein gewölbter Spiegel, auf dem ſich unſer Inneres gleich einer mannigfaltigen, unberechenbaren Spirale abrollt, bis wir jeden Winkel, auch den verborgenſten, in uns geſehen haben.

*

Ich habe das abgeſchrieben, was ſie mir hinterließ. Ich habe alles abgeſchrieben, alles. Es ſind vielleicht Dinge darin, die wiederholt werden oder die unweſentlich ſind, für mich iſt ſie aber in jeder Linie, und ich kann nicht kritiſieren.

Ich habe nicht mehr zu erzählen. Die Sonne iſt aufgegangen. Mir ſcheint es, daſs ſie mit jedem Tage ſtärker glüht.

Ich liebe die Nacht, denn ſie iſt, als hätte ſie Millionen von Tagen in ſich, ich liebe den Tag, denn er iſt wie der fließende Strom des Lebens ſelbſt.

Und wie ich mich mehr und mehr der Ewigkeit nähere, ſcheint mir die Sonne prachtvoller und ſcheinen mir die Sterne näher zu ſein. Ich fühle meine Bruſt ſich erweitern, um das zu empfangen, was war, iſt und immer bleibt. Werden denn die Menſchen mit jedem Tag jünger ſtatt älter?

— Jetzt höre ich die Menſchen unten auf der Straße gehen. Sie eilen zu ihrer Arbeit. Ich höre die Holzſchuhe klappern. Die ſchweren Arbeitswagen knarren auf den Steinen.

Ich muſs auch an die meine gehen. Ich habe in einer Nacht das durchſchaut, was ich erlebt habe und was mein Weſen entzündete. Ich habe verſucht, alles miteinander zu verknüpfen und zu ſehen.

Ich muſs arbeiten. Aber aus den Acten ſteigt es oft wie ein Wundern empor: Was wird geſchehen?

Ja, was wird geſchehen, wenn unſer Zellengewebe verbrannt iſt? Verbrennt es, um etwas Neues zu bilden, was größer und ſchöner iſt, und wozu all das Gute und Schöne in unſerem irdiſchen Leben der Stoff war, — oder iſt der Traum, welcher aus dem Leid des Lebens emportaucht, iſt er das Endziel?

Ich glaube doch. Sie wurde meine Märtyrin und meine Heilige. Sie opferte ihr Leben für unſere Liebe.

Anderen können ja ihre Briefe nicht das ſein, was ſie mir ſind. Für mich iſt jedes Wort darin wie Flügelſchlag von weißen großen Ewigkeitsvögeln, und wie Sonnenſtrahlen von einem Herzen im Mittelpunkt der Welt, deſſen heiße Schläge nie aufhören werden.

Ihre Briefe ſind mir eine Bibel. Es ſteht alles darin. Es iſt Weisheit darin, obgleich kein anderer ſie ſehen kann.

Es iſt wohl darum, weil ſie mir mehr als geſchriebene Worte ſind. Sie, mit der ich Stunden gelebt habe, die über meinem Leben als Planeten leuchten, ihr Leib und Blut ſind in dieſen Worten.

Es wird vielleicht vielen eine Gotteslässterung ſcheinen. Wer iſt aber Gott? Iſt er das nicht, dem wir uns auf der unendlichen Treppe der Sterne nähern, in der Kryſtalliſierung der Leben, in der ewig erneuten Begegnung der Seele? Vielleicht wird er am wenigſten von allen daran Anſtoß nehmen, daſs ich jeden Abend in Anbetung das kleine Haarkreuz küſſe.

Des Morgens, wenn die Sonne ſich aus dem Meere emporhebt in einem Roth, als verwandelte ſie es in das Blut, womit ſie die Erde begießt, dann wird meine Bruſt von einem Schaffensdrang erfüllt, jeden Tag meines Erdenlebens Keime und Funken um mich zu ſtreuen.

Des Abends, wenn die Sonne in ein Farbenreich verſinkt, als hätte das Blut, welches ſie des Morgens geſät, ſich vermehrt und vertauſendfältigt, hätte aus dem Roth Millionen Nuancen gemacht, deren ewige Freude zu ſtreuen iſt, zu gebären, zu tödten und wieder zu gebären — ſich, dann kommt wieder dies Wundern über mich: Was iſt das Schöne, die Schönheit der Erde, wovon ihre ſchöne Seele prophezeit, das kommen ſoll?

Ich ſuche es zu ſehen und mir das vorzuſtellen. Allein, meine irdiſchen Sinne reichen nicht aus.

Ende.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. Wien, den 7. Auguſt 1897. Nummer 149.

Kommende und gehende Männer.

Politiſcher Brief aus Deutſchland.

Reichskanzler und preußiſcher Miniſterpräſident, alſo der ſog. leitende Staatsmann in Preußen-Deutſchland, iſt zur Zeit wirklich noch der Fürſt Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürſt. Die Thatſache ergibt ſich unzweifelhaft aus dem Staatshandbuch; es liegt auch neuerdings ein Indicienbeweis dafür vor: Fürſt Hohenlohe geht nämlich ſoeben mit dem Kaiſer nach Petersburg, d. h. der alte Herr reist zu Lande, der Kaiſer natürlich mit der Flotte; und Herr Bernhard v. Bülow, der den Frhrn. v. Marſchall in etwas ungewöhnlicher Weiſe noch zu deſſen miniſteriellen Lebzeiten beerbt hat und noch ein ausſichtsvoller Beerber ſein ſoll, begleitet als jüngerer ſeetüchtiger Mann den Kaiſer auf der „Hohenzollern“. Es iſt wirklich nothwendig, ſich von Zeit zu Zeit der amtlichen Exiſtenz des leitenden Staatsmannes — natürlich unbeſchadet deſſen, der als ſein eigener Kanzler zu Waſſer und zu Lande regiert — wieder bewuſst zu werden; denn es iſt recht merkwürdig, daſs Fürſt Hohenlohe immer noch in ſeinen Aemtern iſt und ein großer Theil, nicht nur des Zeitungen leſenden Publicums, ſondern ſogar der Politiker, ſcheint nach dem ganzen Auftreten des Herrn v. Miquel dieſen bereits für den leitenden Staatsmann zu halten. Als der Fürſt Hohenlohe vor faſt drei Jahren — 76 Jahre alt — die Caprivi-Eulenburg'ſche Nachfolge antrat, da ſchwebte dem alten Kenner des diplomatiſchen Handwerks, wie aus ſeiner beſcheidenen Eröffnungsrede hervorgieng, ungefähr dasſelbe vor, was Herr von Miquel Sammlung der Parteien und Verſöhnung der wirtſchaftlichen Intereſſengegenſätze nennt. Durch höfliche politiſche Sitten, die ſeiner vornehmen Natur entſprechen, hoffte er mit den gegen die Regierung und gegen einander verbitterten Parteien auszukommen und dachte namentlich die ſtürmiſch drohenden Agrarier durch kleine Conceſſionen zu gewinnen. Im Grunde war Fürſt Hohenlohe, den gemäßigten altliberalen Anſchauungen ſeiner Vergangenheit entſprechend, ein aufgeklärter, moderner Staatsmann, der weder wirtſchaftlichen noch polizeilichen Velleitäten ſich dienſtbar machen wollte. Er muſste das Eulenburg'ſche, von Caprivi im Entwurf ſchon bekämpfte und gemilderte Umſturzgeſetz, über das dieſe beiden Antagoniſten gefallen waren, als unwillkommene Erbſchaft übernehmen. Er hat es ſehr matt im Reichstage vertheidigt; er hat, als es gefallen war, dafür geſorgt, daſs die maßgebende Stelle daraus keine übereilten und politiſch unklugen Conſequenzen zog; er hat auch dem Miniſter des Innern, Herrn von Köller, die plumpe, provocierende Art, mit der er das Geſetz vor dem Reichstage vertreten hatte, nie verziehen. Nicht nur die Intriguen des Criminalcommiſſärs v. Tauſch haben deſſen Chef, Herrn v. Köller, ſchließlich geſtürzt; ſie waren nur der letzte Anſtoß. Gefallen iſt er über den Gegenſatz, der zwiſchen ihm, dem derb polternden und naiv rückſichtslos weitere Umſturzbekämpfung anſtrebenden Polizeiminiſter und dem feinen alten Fürſten Hohenlohe ſich entwickelte, dem nicht nur die politiſche Klugheit, ſondern auch das Temperament aufregende Kämpfe und politiſche Gewaltmittel abrathen.

Wie Caprivi einen guten Theil ſeiner Kraft angewendet hat, um im ſtillen Schlimmeres, namentlich auch den nie ruhenden Wunſch nach Bekämpfung des Umſturzes, zu verhindern, ſo hat auch Fürſt Hohenlohe ſeine ſchwache Kraft dafür eingeſetzt, manche impulſive Anwandlung und manchen böſen Rath unſchädlich zu machen. Das iſt nicht lange gegangen. Derſelbe Mann, der von Umſturzbekämpfung nichts wiſſen wollte, hat ſich verführen laſſen, unter ſophiſtiſchem Bruche eines feierlich gegebenen Verſprechens, ein Vereinsgeſetz zu billigen, das ſich im Handumdrehen zu einem kleinen preußiſchen Socialiſtengeſetz umwandelte. Was das ſchlimmſte iſt: er hat zugeſtimmt, ohne ſich der Tragweite dieſes Geſetzes bewuſst zu ſein; er hat in weitgehender Unkenntnis deſſen, was in Preußen Landräthe und Polizei bedeuten, die Beſchränkung des Vereins- und Verſammlungsrechtes für harmlos gehalten, und iſt von der Bewegung, die dieſe Action hervorgerufen hat, vollſtändig überraſcht worden. Er hat ein zweites feierliches Verſprechen, eine, modernen Rechtsanſchauungen entſprechende Militär-Strafproceſsreform vorzulegen, bis jetzt nicht einlöſen können, weil immer neuer Widerſtand an der höchſten Stelle hervortritt. Er iſt weit über das Maß des Entgegenkommens, das er urſprünglich beabſichtigt hatte, beim Börſengeſetz, beim Margarinegeſetz, beim letzten Handwerkergeſetz, zu verblendeten Maßregeln wirtſchaftlicher Reaction gedrängt worden, und man hat das Schauſpiel erlebt, daſs der Sohn des Reichskanzlers, Prinz Alexander, von dem man weiß, daſs er dem Vater als Gehilfe und politiſch naheſteht, im Reichstage gegen Geſetze geſtimmt hat, die ſein Vater vertreten muſste. Fürſt Hohenlohe hat ſchließlich ſeine beiden Mitarbeiter von hervorragendſter Begabung und Leiſtungsfähigkeit, den Freiherrn von Marſchall und den Miniſter v. Bötticher, fallen geſehen, ohne daſs er ſie halten wollte oder konnte, und unter Umſtänden, die als letzten Grund dieſer Verabſchiedungen doch nur die erbitterte Feindſchaft erkennen laſſen, die dieſe beiden Männer aus dem agrariſchen und Bismarck'ſchen Lager verfolgte.

Es haftet dieſem Act neben dem politiſch Bedenklichen noch ein Zug perſönlichen Undankes an. Die Klugheit und Rednergabe des alten Diplomaten reicht für ein zweifenſtriges Zimmer ſehr gut aus. In größeren Räumen und gar in den Sitzungsſälen unſerer Parlamente iſt er kläglich hilflos. Er iſt kein Redner, er liest nur ſchlecht ab, und er iſt natürlich noch viel weniger ein Debatter. Marſchall und Bötticher, zwei Arbeiter und zwei Sprechminiſter von ungewöhnlichen Qualitäten, haben dem Fürſten Hohenlohe ſeine amtliche Exiſtenz überhaupt erſt möglich gemacht.

Warum er ſich von ihnen getrennt hat? — Das iſt, wie alle Miniſterwechſel bei uns, nicht ſo einfach zu beantworten. Das ſind höchſt complicierte Vorgänge, bei denen perſönliche Momente und Couliſſeneinflüſſe ſtark mit hineinſpielen. Mag nun bei Freiherrn v. Marſchall mitgewirkt haben, daſs der Kaiſer perſönlich den ernſten Mann nie liebte; mag der Proceſs Leckert-Lützow mit dem ſich daraus entwickelnden Proceſs Tauſch, den doch Hohenlohe und das geſammte Miniſterium gebilligt haben, zum Sturze des Leiters des Auswärtigen Amtes beigetragen haben, die Hauptſache bleibt, daſs er und Herr v. Bötticher in den Curs nicht paſsten, der allem Anſcheine nach jetzt beabſichtigt iſt.

Es iſt wirklich ſehr auffallend, daſs ein politiſcher Gentleman von der Vergangenheit des Fürſten Hohenlohe noch im Amte bleibt und politiſche Handlungen und Unterlaſſungen mit ſeinem Namen deckt, die er innerlich längſt nicht mehr billigen kann. Es iſt auch kein Geheimnis, daſs ältere Verehrer und die Perſonen, die ihm naheſtehen, dringend gewünſcht haben, daſs er vor einigen Monaten zurückgetreten wäre, als er ſah, daſs er weder mit dem Vereinsgeſetz, noch mit der Militär-Strafproceſsordnung ſeine Verſprechen einlöſen konnte. Wer es gut mit dem alten Staatsmann meint, hofft jetzt, daſs er wenigſtens im Herbſt vor Beginn der parlamentariſchen Campagne ſich zurückziehen werde. Sicher iſt das aber nicht; es iſt immerhin möglich, daſs noch eine Zeit lang unter der alten Firma fortgewurſtelt wird. Um dieſen auffälligen Zuſtand zu verſtehen, darf man zunächſt nicht vergeſſen, daſs man, milde geſagt, von einem Achtundſiebzigjährigen nicht immer die politiſche Conſequenz und Folgerichtigkeit eines früheren Alters vorausſetzen darf. Möglich, daſs der ſchöne patriotiſche Wahn, auch noch weiter Schlimmeres verhüten zu können, den Fürſten Hohenlohe ſo hartnäckig am Amte feſthalten läſst. Möglich auch, daſs er die Militär-Strafproceſsordnung, deren Schickſal im Herbſt ſich doch einmal entſcheiden muſs, als ſchönen Abgang — ſo oder ſo — ſich auserſehen hat. Vor allen Dingen gibt es auch einflußreiche Perſonen, die ihre politiſchen Geſchäfte noch gern möglichſt lange mit dem geachteten Namen des jetzigen Reichskanzlers decken wollen, dem gegenüber die Oppoſition ſehr ſchonend und rückſichtsvoll auftritt. Es kommt hinzu, daſs Onkel Chlodwig dem Kaiſer gegenüber doch ſchwächer iſt, als man geglaubt hat. Was er dieſem ſchriftlich vorträgt, iſt freimüthig, klug und von überzeugender Kraft; der alte Diplomat handhabt die Feder ganz ausgezeichnet. Aber reden iſt ſelbſt dem Kaiſer gegenüber unter vier Augen nicht ſeine Sache, und da Wilhelm II. gern, gut und energiſch ſpricht, ſo geht der alte Reichskanzler zuweilen aus wichtigen Unterredungen ſtatt mit ſeiner, mit der Meinung des Kaiſers nach Hauſe.

Als im Juni Herr v. Miquel mitten aus ſeiner Wiesbadener Cur heraus nach Berlin citiert wurde, weil die lange ſchlummernde Kriſe endlich zum Ausbruche kommen ſollte, da war dieſer Liebling der Agrarier der kommende und der willkommene Mann für das Lager der freiconſervativen Scharfmacher Stumm. Es entſtand

Digitized by Google

großes Frohlocken, an dem nur die geſammte Linke einſchließlich ſeiner ehemaligen nationalliberalen Freunde und das Centrum nicht theilnahmen. Alles ſollte der vielgewandte kluge Mann werden: Stellvertreter des Reichskanzlers und präſumtiver Nachfolger. Bekannte Publiciſten und journaliſtiſch thätige freiconſervative Führer, die intime Beziehungen mit Herrn v. Miquel unterhalten, veröffentlichten vollſtändige Regierungsprogramme ihres Helden, und Fürſt Hohenlohe wurde mit einer geradezu beleidigenden Hochachtung zur Schonung ſeiner Geſundheit auf das Feld der auswärtigen Politik beſchränkt. Das war dem alten Herrn zu toll. Er wurde plötzlich energiſch, und in ganz hochofficiöſen Lettern verkündete die „Norddeutſche“: „Der Reichskanzler beabſichtigte nicht, ſich auf das Altentheil der auswärtigen Politik zurückzuziehen und die Leitung der inneren Politik anderen Händen zu überlaſſen. So lange er Reichskanzler und Miniſterpräſident bleibe, könne er ſich der Leitung der inneren Angelegenheiten Preußens und des Reiches nicht entziehen. Eine ſelbſtändige Vertretung dafür ſei nach der Verfaſſung unzuläſſig“. Das war deutlich. Man hat es einen kalten Waſſerſtrahl genannt und es hat auch zeitweiſe ſo gewirkt. Der Kaiſer conferierte damals wiederholt mit Hohenlohe und Miquel, und wir wiſſen zufällig, daſs er mit dem kalten Waſſerſtrahl und ſeiner Wirkung ſehr einverſtanden war. Miquel gehört ſeiner ganzen Natur nach zu den Leuten, die immer bemerkt werden. Das hat zur Folge, daſs ſeine Stellung und ſein Einfluſs, namentlich ſein Einfluſs auf den Kaiſer ſtark überſchätzt wird. Der hat zu dem Oberbürgermeiſter von Frankfurt zwar einſt geſagt: „Sie ſind mein Mann!“, aber es wäre trotzdem falſch zu glauben, wie es viele gethan haben, daſs er auch ſein Mann als Reichskanzler ſei. Es ſind beſtimmte Thatſachen und Aeußerungen des Kaiſers bekannt, aus denen mit ziemlicher Sicherheit — ſoweit bei uns überhaupt etwas ſicher iſt — hervorgeht, daſs Miquel nicht zu den Candidaten für den Kanzlerpoſten zählt. Der Kaiſer hält ihn für einen ſehr geſchickten Finanzminiſter und parlamentariſchen Taktiker, aber kaum für mehr.

So iſt Herr v. Miquel als der älteſte Miniſter nach dem Rücktritte Böttichers Vicepräſident des preußiſchen Staatsminiſteriums geworden. Das war ganz ſelbſtverſtändlich, und man würde nicht 24 Stunden darüber ſprechen, wenn nicht Herr v. Miquel nach dieſem beſcheidenen Avancement plötzlich bei einer Feſttafel in Solingen und dann am Begräbnistage des kleinen Socialiſtengeſetzes im Abgeordnetenhauſe ohne jede Veranlaſſung ſchöne Reden gehalten hätte, die ſeine Freunde Programmreden nennen. Sie ſollten das auch wohl ſein, d. h. Programmreden über ein noch nicht exiſtierendes Programm, über ein Programm, von welchem dem großen Verführer nur der eine Grundgedanke vorſchwebt, daſs er die Parteien und die wirtſchaftlichen Gegenſätze verſöhnen und ſammeln will. Er verſpricht allen etwas, der Induſtrie, dem Handel und beſonders den Agrariern, er will alle glücklich machen und gibt in hiſtoriſch-philoſophiſcher Zuſpitzung recht triviale Gemeinplätze zum Beſten. Den Gipfel erreichte dieſe verführeriſche Beredſamkeit, als er mit leuchtenden Augen den tiefen Gedanken vor den erſtaunten Zuhörern erſtehen ließ: „Keiner kann das Ganze erreichen, was er will, aber jeder wird das erreichen, was erreichbar iſt“. Es war ein Taſchenſpielerkunſtſtück, dieſe Rede, nicht frei von ſeniler Selbſtgefälligkeit; er war zufriedener damit als die Hörer, und daſs er gleichzeitig durch ſeine Vertrauensleute der Linken andeuten ließ, er wolle den Agrariern Brei ums Maul ſchmieren, wahrſcheinlich aber dieſen Herren gleichzeitig eröffnen, daſs er die Linke betrüge — das hat ſein weitgehendes Mistrauen gegen die Verſöhnung und Sammlung wachgerufen, und die Parteiorgane wollen von dieſem Programm nichts wiſſen.

Auffallend iſt dabei, daſs der Vicepräſident des preußiſchen Staatsminiſteriums ein Programm entwickelt, das, ſoweit man ſich überhaupt etwas dabei denken kann, ganz in die Reichspolitik fällt. Sollte er wirklich noch glauben, nach oder neben Hohenlohe leitender Mann zu werden? Wir vermuthen, daſs er als parlamentariſcher Taktiker von großem und von übertriebenem Rufe und als ein Mann, den Schwierigkeiten reizen, ſich ſtark gemacht hat, den Lieblingswunſch des Kaiſers durchzuſetzen: die Vermehrung der Flotte und was financiell an neuen Steuern dazu nothwendig iſt. Um dieſe Flottenvermehrung dreht ſich jetzt unſere ganze Politik. Sie beſchäftigt den Kaiſer ſo ausſchließlich, daſs ſelbſt die Bekämpfung des Umſturzes dagegen in den Hintergrund tritt. Wenn der Reichstag die gewünſchten Schiffe bewilligt, dann würde ſelbſt die Nothwendigkeit der Umſturzbekämpfung für geringer erachtet werden. Als der Reichstag in dieſem Frühjahr die beiden Kreuzer ablehnte, iſt der Kaiſer nur mit Mühe von [illegible] Handlungen, aber nicht von übereilten Worten und Drohungen [illegible] was Herr v. Stumm erzählt hat, daſs [illegible] in Ausſicht ſtellte. Auch das, [illegible] und Schiffen [illegible], um der Minder, durch die [illegible], was der Reichstag verſagt, und von [illegible], das man [illegible] [illegible] Hinter- [illegible] [illegible] den Agrariern [illegible] [illegible] mehr [illegible] als den

Verſuch einer Wiederholung des Kartells, das ſich unter hervorragender Führung des damaligen Abg. Miquel 1887 durch Bewilligung der Heeresvermehrung, durch das Brantweinſteuergeſetz mit der Liebesgabe und durch Verlängerung der Legislaturperioden herrlich bewährt hat. Das war einmal und kommt nicht wieder. Die conſervative Partei hat ſich inzwiſchen geändert, und auch die Nationalliberalen ſind, wie ihr Verhalten zum Vereinsgeſetz zeigt, von größerem Mistrauen als je gegen die Regierung beſeelt. Man prophezeit allgemein, daſs Miquels Kunſt an dieſem Reichstage ſcheitern werde. Von dem iſt in ſeiner letzten Seſſion vor den Wahlen die Flottenvermehrung nicht zu haben. Was dann geſchieht? Darüber gibt es ſehr verwegene Vorſtellungen, und an die verwegenſten klammern ſich die Agrarier, die Socialiſtentödter vom Schlage des Frhrn. v. Stumm und alle Gegner der Socialpolitik, die von einem Conflict Erfüllung ihrer beſonderen Wünſche erwarten. Von der Flottenfrage hängt thatſächlich unſere nächſte politiſche Entwicklung ab. Welche Rolle ſie ſpielt, beweiſt auch der eine Umſtand, daſs im Reichsmarineamt, alſo in einer dem Reichskanzler untergeordneten Behörde, eine beſondere Preſsabtheilung für die Flottenvermehrung errichtet worden iſt.

Bis dieſe Frage entſchieden iſt, wird auch weder im Reichstage noch im Landtage eine neue Umſturzbekämpfung verſucht werden; denn ſie paſst nicht in das Programm der Verſöhnung und Sammlung. Vorausſichtlich wird auch die Flottenfrage zur Wahlparole auserſehen ſein, mag nun der Reichstag ſein natürliches Ende im nächſten Jahre erreichen oder, was wahrſcheinlicher iſt, wegen Ablehnung von Schiffen aufgelöst werden. Daſs neue Wahlen, ſelbſt wenn ſie noch ſo geſchickt um die Frage der Wehrfähigkeit des Vaterlandes arrangiert werden, einen der Regierung günſtigeren Reichstag ergeben würden, glaubt ernſtlich niemand. Wer dann die Männer wären, um einen Conflict durchzufechten? Miquel iſt es nicht, Hohenlohe noch weniger; Graf Walderſee läſst wieder einmal verſichern, daſs er definitiv aller Politik und allen Reichskanzlerträumen entſagt habe. Es kennt niemand den ſtarken Mann, der die Wünſche des Kaiſers erfolgreich auch gegen den Reichstag durchführen könnte. Die meiſte Anwartſchaft auf Hohenlohes Nachfolge hat jedenfalls der eben erſt zum Staatsſecretär des Auswärtigen Amtes beförderte Herr Bernhard v. Bülow, bisher Botſchafter in Rom. Er iſt ein Charmeur erſten Ranges, den die Journaliſten wie eine Primadonna beſchreiben und loben. Er gilt trotzdem für klug, ſehr kenntnisreich, ſehr arbeitskräftig, ſehr ehrgeizig. Politiſch läſst er ſich nicht claſſificieren; er wird von Perſonen, die ihn länger kennen, als rückſichtsloſer Opportuniſt angeſehen. Wer kann ſagen, ob er der Mann der Zukunft iſt? Man hält ihn für ſo ſchlau, daſs man glaubt, er werde nach dem Rücktritt Hohenlohes erſt irgend einen anderen ſich an der unmöglichen Aufgabe abwirtſchaften laſſen, in dieſem Reichstage die vom Kaiſer gewünſchte Flottenvermehrung durchzuführen.

Berlin, 4. Auguſt. **Berolinensis.**

Ungariſche Couliſſen-Politik.

Alles hiſtoriſche Geſchehen iſt nur der Abſchluſs lange währender Entwicklungen; kein Cyklop hätte die Kraft, eine Quader aus dem Gefüge des Beſtehenden herauszureißen, wenn ſie durch die langſam wirkenden Kräfte nicht ſchon unterwaſchen und gelockert wäre. Für den wiſſenſchaftlichen Kopf hat dieſe Erkenntnis etwas Beruhigendes, dem Suchen nach „ehernen Geſetzen“ Entgegenkommendes. Der zeitgenöſſiſche Beobachter hiſtoriſcher Proceſſe, dem es vergönnt iſt, hie und da einen Blick hinter die Couliſſen der Geſchichtsarrangeure zu werfen, kann aber doch nicht umhin, ein wenig an dieſer beruhigenden Erkenntnis zu rütteln, und wenigſtens, was den Zeitpunkt der Umgeſtaltung anlangt, auch minder bedeutenden, rein perſönlichen und zufälligen Factoren einen fördernden oder hemmenden Einfluſs zuzuſchreiben. Das gilt für die ganz gewaltigen und nicht minder für die geringeren Geſchehniſſe der Zeitgeſchichte. So auch für die überraſchenden Ereigniſſe, die ſich jüngſt in Ungarn abgeſpielt haben. Wäre der parlamentariſche Friedensſchluſs in Ungarn wirklich zuſtande gekommen, wenn nur die großen Factoren, nur die Forderungen der Lage, nur die Rückſichten auf die Situation der Geſammtmonarchie und ſpeciell Ungarns in Geltung getreten wären? Der nur hinter die Couliſſen Schauende wird ſogar die Wirkung der großen Factoren ganz leugnen und eine lückenloſe Erzählung der Geſchehniſſe producieren können, in welcher nur die kleinen Motive perſönlicher Eitelkeit, Ambition oder Rachſucht die treibenden Kräfte bilden. Wer weiter blickt, wird freilich auch die großen Factoren wenigſtens als Stützpunkte und Widerlager der Action der Perſönlichkeiten.

Es braucht nicht mehr klargeſtellt zu werden, warum der Kampf um die Geſetze in Ungarn ausgebrochen iſt. Bánffy hat ſie gewollt, um bei der Verhandlung dringender Entwürfe, wie des Ausgleichsproviſoriums, der Indemnität und namentlich der Quotenvorlage von der Oppoſition nicht in die Enge getrieben werden zu können. Dazu hat er gewollt, um die Oppoſition gänzlich in den Staub zu treten und in der Erhitzung des Kampfes die Stimmung zu verſchärfen, aus welcher immer wieder [illegible] zwiſchen den ruhigen Elementen der Liberalen und der Nationalpartei hervorgehen. Bánffy ver-

ließ ſich auf die Maſſe ſeiner Prätorianer und auf die Unterſtützung der Tiszagruppe und glaubte, über den Widerſtand der paar ſelbſtbewuſsten Frondeure in der liberalen Partei hinwegſehen zu können. Am 22. Juli noch wies er jedes Compromiſsanſinnen ſchroff zurück; am 24. reiste er nach Iſchl, dem Monarchen zu berichten über die Situation und zu erwähnen, daſs er im Einverſtändnis mit der gewaltigen Majorität ſeiner Partei den Kampf à outrance aufnehmen werde. Mit der Zuſtimmung des Königs in der Taſche kehrte er am 26. zurück, und bereits am 30. war der Friede geſchloſſen, verbrieft und beſiegelt.

Wie iſt das zugegangen? Als Bánffy aus Iſchl zurückkehrte, fand er plötzlich eine gänzlich veränderte Situation vor: Die Tiszagruppe, zuvor die provocanteſte und extremſte, war mit klingendem Spiel ins Lager der Compromiſsanhänger übergegangen, und wenn ſich Bánffy nicht raſch entſchloſſen mit einem wahren Salto mortale in dasſelbe Lager gerettet hätte, wäre es ihm ebenſo ergangen, wie dazumal dem guten Szapary. Im Triumph wäre er zurückgekehrt und hätte ſich plötzlich nicht in der Partei, ſondern vor ihrer Thür gefunden. Wie erklärt ſich aber die Schwenkung Tiszas? Koloman Tisza hat einen Sohn, den Grafen Stefan, einen Politiker von großer Begabung, aber ſchroff autoritärem Weſen, der überdies noch mit dem Odium behaftet iſt, das ſeit der Tisza-Aera den Tisza-Namen in den Augen der geſammten Oppoſition belaſtet. Noch immer hat kein Cabinet gewagt, den jungen Tisza, der ſchon kein Jüngling mehr iſt, in ſein Schifflein aufzunehmen und ſo von vornherein den ganzen Haſs der Oppoſition zu entfeſſeln. Aber einmal muſste doch der Anfang gemacht werden, einmal doch gezeigt werden, daſs auch ein Tisza wieder Miniſter werden kann. Bánffy, der Mauerbrecher, wäre der Mann geweſen, nachdem er die Oppoſition ohnehin zu Brei zermalmt hätte, ihr auch noch dieſen neuen Tort anzuthun. Und Bánffy beſaß zudem, das wuſste der alte Tisza, in hohem Grade das Vertrauen des Monarchen, der in ihm nicht nur den energiſchen und in wahrhaft feudalem Sinne loyalen Diener ſeines Herrn, ſondern auch den klugen, die Situation vollkommen beherrſchenden Staatsmann ſah. Sah, nicht ſieht, dank Tisza. Mit dieſem Manne, dem vorausſichtlich noch ein langjähriges gouvernementales Daſein beſchieden war, wollte ſich Tisza im Intereſſe ſeines Sohnes aufs beſte verhalten, und ſo ſchickte er denn auch dieſen Sohn mit einer vehementen, höchſt provocanten Rede zu Gunſten Bánffys ins ſchärfſte parlamentariſche Feuer. Nun reiste Bánffy ab, im Vertrauen auf die Tiszas dem Monarchen erklärend, daſs die Partei auf ſeiner Seite ſei und nur Deſider Szilagyi einige Schwierigkeiten mache. Unterdes aber erſchienen auf der Bildfläche noch die Grafen Albin Cſáky und Julius Andráſſy, außerdem Koloman Széll und Alexander Hegedüs, alles Notabilitäten der Partei und Gegner der ſcrupelloſen Mamelukenwirtſchaft, wirkliche Patrioten, die auch höhere Gebote kennen als die der bloßen Parteitaktik. Sie begannen über den Kopf Bánffys hinweg mit der Oppoſition zu verhandeln; den Ausſchlag aber gab Szilágyi, der rundweg erklärte, daſs er ſich vom Präſidium zurückziehen werde, falls die Clôture auf die Tagesordnung geſtellt werden ſollte. Szilágyis Rücktritt wäre für die Oppoſition ein gewonnener Feldzug geweſen. Szilágyi iſt die einzige unbeſtrittene Autorität des Landes und iſt das infolge der Bánffy'ſchen Inſtamentspolitik heute mehr als je. Szilágyi und die anderen vorgenannten Notabilitäten beherrſchen in allen ernſten Fragen vollſtändig die öffentliche Meinung des Landes. Als aber Tisza ſah, daſs infolge der entſchiedenen Stellungnahme dieſer Elemente die Chancen des Kampfes anfiengen zweifelhaft zu werden, beſann er ſich plötzlich auf ſeine alte Kunſt, Cabinette zu ſtürzen, und calculierte: kann Bánffy in ſeiner geſchwächten Poſition meinen Sohn ohnehin nicht in ſein Cabinet aufnehmen, ſo werde ich mich wenigſtens ſeiner debaraſſieren und dem Könige darthun, daſs Bánffy lange nicht der jeder Situation gewachſene Staatsmann iſt, für den er gehalten wird. Unmöglicher kann man ja ſchon einen Miniſter nicht machen, als daſs man ihn erſt ſich opponieren, ein wenig auch die Krone opponieren läſst und ihn dann zum Rückzug zwingt, zur Annahme derſelben Bedingungen die es noch wenige Tage zuvor ſo ſchroff zurückgewieſen hatte, daher die Frontwendung des ſchlauen Tisza, die natürlich nach außen mit der unbeugſamen Haltung Szilágyis und der Rückſicht auf die Einigkeit der Partei motiviert wurde.

Nun handelte es ſich eigentlich nur noch darum, auch die Oppoſition vollſtändig für das Compromiſs zu gewinnen. Nichts war leichter als das. Die Oppoſition war müde: ſie hatte ihre oppoſitionelle Reputation vor dem Lande wiederhergeſtellt und obendrein Ausſicht, ein kleines Conceſſiönchen zu erlangen gegen die Zuſicherung, wenigſtens in dieſem Jahre nicht mehr zu obſtruieren, ſie wurde auch des furchtbaren Kampfes um die Clôture überhoben, den ſie mit ſchon geſchwächten Kräften hätte führen müſſen; ſie hätte im Falle einer Weigerung auch damit zu rechnen gehabt, daſs ſie nicht mehr unter dem freundlichen Präſidium Szilágyis, ſondern unter dem eines Mamelukken den Kampf um die Clôture hätte auskämpfen müſſen — ſie alſo durfte nicht ſchuld an dem Kammerkrieg in letzter Stunde tragen. So wurde denn der Friede Hals über Kopf geſchloſſen, bei dem ſämmtliche Parteien mit Ausnahme des blamierten Bánffy ſchließlich glimpflich davonkamen. Aber auch dem blamierten Cabinetschef wurde noch denſelben Abend ein Pflaſter auf die brennende Wunde gelegt in einer inſolenten Kundgebung der Mameluken des liberalen Clubs, die ganz unmotivierter-, aber von ihrer Seite doch ſehr begreiflicherweiſe für Bánffy und ſein ausſchließliches Regime und gegen Szilágyi und die Parteinotabilitäten demonſtrierten. An dieſer Demonſtration wäre nachträglich faſt noch einmal der Friede in Brüche gegangen, aber das Ruhebedürfnis war ſchließlich ſo groß, daſs man fünf gerade ſein ließ. — Zudem hat ja Bánffy die Zuſicherung der normalen parlamentariſchen Verhandlung nur für das Proviſorium, alſo für den status quo, nicht aber für die Quotenerhöhung.

Noch ein Grund für die Friedfertigkeit der Oppoſition aber wird angegeben, der auch drüben in Oeſterreich intereſſiren dürfte. Angeblich ſeien große Dinge geplant geweſen, für den Fall, daſs hüben und drüben das Chaos ausgebrochen, der Parlamentarismus ad absurdum geführt worden wäre. Davon hatte die Oppoſition Wind bekommen und ſchleunigſt den mageren Vergleich dem fetten Proceſs vorgezogen. Der Ungar verkauft eben ſein Vaterland, aber er liefert es nicht aus. Auf Succurs aus Ungarn dürfen Badeni und ſeine Hintermänner nicht rechnen; ſie müſſen ſchon darauf verzichten, daſs durch ein ungariſches Chaos das ihrige zur Harmonie verklärt und Pläne gezeitigt werden, für die man ſich ſo gerne die Nothwendigkeit liefern laſſen möchte. Und da ſind wir denn doch wieder, nachdem wir die Couliſſenpolitik erzählt, bei den großen Factoren angelangt, die den Stützpunkt liefern für den Widerſtand gegen die kleinen Machenſchaften. Szilágyi, Apponyi und Koſſuth haben genau gewuſst, warum ſie, der eine unbeugſam, der andere friedfertig waren. Szilágyi hat ſich zwar gewiſs der Gelegenheit gefreut, dem Panduren Bánffy zu zeigen, daſs er noch immer nicht der Herr im Lande iſt, aber er hätte ſich eine andere Gelegenheit ausgeſucht, wenn hier nicht der beſorgte ungariſche Patriot in ihm den angeborenen Trotz ſeines Koloſſalwillens geſtachelt hätte.

Budapeſt. Dr. Hugo Ganz.

Böhmiſches Staatsrecht.

Von Dr. Friedrich Tezner.

II.

Gegenüber dem Rufe: Das Staatsrecht voran! tritt gegenwärtig die Berufung auf das Octoberdiplom, als das Palladium der Selbſtändigkeit der Länder der böhmiſchen Krone vollſtändig zurück. Wiſſenſchaftlich iſt dieſe Zurückſtellung durchaus begründet. Das Octoberdiplom enthält, was die Bedeutung des föderativen Princips für den Staat betrifft, ſehr viel Worte, dieſen aber folgen keine dieſer Anerkennung entſprechende Thaten. Wir begegnen hier zum erſtenmale jener confuſen, aller wiſſenſchaftlichen Auslegung ſpottenden Abgrenzung der Competenz des Geſammtreichsrathes und der Landtage, welche auch in der Decemberverfaſſung die Verzweiflung der Ausleger bildet. Der Inhalt der verheißenen Mitwirkung der Landtage bei der Geſetzgebung wird nicht näher beſtimmt. Dieſe Mitwirkung ſoll ſich nur in den Ländern der ungariſchen Krone nach Maßgabe ihrer früheren Verfaſſungen im Rahmen des Octoberdiploms vollziehen. Der Länder der böhmiſchen Krone wird als einer Einheit nicht gedacht, ſie verſchwinden unter den übrigen Ländern, in welchen die Landesangelegenheiten nach Landesordnungen behandelt werden ſollen. Die in den deutſchen Kronländern zur Zeit ihrer ſtändiſchen Sonderverfaſſungen erlaſſenen Landesordnungen enthalten nun weſentlich materielles und formelles Privat-Strafrecht und etwas Verwaltungsrecht. Es konnte alſo das Octoberdiplom, wenn es von Landesordnungen ſprach, an dieſe Landesordnungen nicht gedacht haben. In der That iſt die Erfüllung der auf die Landesordnungen bezüglichen Zuſicherung des Octoberdiploms noch im Jahre 1860 durch den Erlaſs neuer Länderſtatute für einzelne Kronländer erfolgt, welche das Verfaſſungsrecht dieſer Länder noch hinter die Zeit der ſtändiſch-abſolutiſtiſchen Verfaſſung zurückſchraubten, indem ſie nicht nur die ſtändiſch organiſierte Landesvertretung auf ein bloßes Petitions- und Vorſchlagsrecht in Sachen der Geſetzgebung beſchränkten, ſondern ihr auch kein Steuerbewilligungsrecht einräumten. Dieſe Landesordnungen beruhten alſo auf dem Conſtitutionalismus der deutſchen Bundesacte. In dem ganzen Octoberdiplom iſt auch keine Rede vom Monarchen als Inhaber einer Länderſtaatsgewalt.*) Dieſes ſowohl als die nachgefolgten Länderſtatute ſprechen immer nur vom Kaiſer. Was aber geradezu ein Hohn iſt auf die Behauptung, das Octoberdiplom habe Oeſterreich eine föderative Verfaſſung verbürgt, das iſt der darin zugunſten des Kaiſers aufgeſtellte ſchrankenloſe Vorbehalt, die Zuſtändigkeit der Landtage durch einſeitige Verfügung auf die Reichsräthe der nicht ungariſchen Länder, alſo auf den Vorläufer des ſpäteren engeren Reichsrathes zu übertragen.

Deshalb iſt es unſtatthaft, das Februarpatent, die Landesordnungen des Jahres 1861, die Decemberverfaſſung als eine Verletzung des an Undeutlichkeit, Unentſchloſſenheit und Zurückhaltung

*) [illegible] der [illegible] Verfaſſungs [illegible] Reichsrathe [illegible] der [illegible] Monarchen [illegible] der Regierungsgewalt dem Monarchen als Inhaber der [illegible] Springer, Protokolle des Verfaſſungsausſchuſſes im öſterr. Reichstage 1848–1849 S. [illegible]

Digitized by Google

und reactionärem Geiſt kaum zu überbietenden Octoberdiploms zu bezeichnen. Vielmehr iſt durch die nachgefolgten Verfaſſungen die Rechtsſtellung der Landtage in nicht unerheblichem Umfange eine klarere und feſtere geworden, als ſie es nach dem Octoberdiplome war; es ſind durch dieſe Verfaſſungen aus den Provinzialſtänden der Länderſtatute des Jahres 1860 conſtitutionelle legislative Collegien geworden, und wenn Jellinek in ſeiner jüngſt erſchienenen Abhandlung über Staatenfragmente die öſterreichiſchen Kronländer den Zwiſchenbildungen zwiſchen Provinz und Staat beizählt, ſo gründet er dieſe Conſtruction auf die dem Octoberdiplome nachgefolgten Verfaſſungen, nicht aber auf das von ihm ſelbſt als unklar reprobierte Diplom.*)

III.

Wir gelangen nunmehr zur ſtaatsrechtlichen Erörterung von monarchiſchen Erläſſen, welche ſich vom Octoberdiplom dadurch ſcheiden, daſs ſie des böhmiſchen Staatsrechts ausdrücklich gedenken und deshalb im Kampfe um dieſes Staatsrecht eine bedeutende Rolle ſpielen. Es ſind dies einmal das Allerhöchſte Cabinetſchreiben Ferdinands I, vom 8. April 1848, die ſogenannte böhmiſche Charte, dann die kaiſerliche Botſchaft vom 30. Auguſt 1870 zur Eröffnung des damals neugewählten Landtages und die Allerhöchſten Reſcripte vom 26. September 1870 und vom 12. September 1871, mittels deren zwei Thronadreſſen dieſes Landtages beantwortet wurden. Was nun das erſterwähnte Cabinetſchreiben betrifft, ſo iſt es auffallend, daſs es unmittelbar wirkſame Beſtimmungen nur für Böhmen aufſtellt, während es die Wiederherſtellung des böhmiſchen Staates in ſeinem Mähren und Schleſien mitumfaſſenden Umfange im Punkt 4 der Entſcheidung des nächſten Reichstages vorbehält. Allein auch die kaiſerliche Botſchaft vom 30. Auguſt 1870, welche die Wünſche eines großen Theiles der böhmiſchen Bevölkerung nach Reviſion der Beziehungen des Königreichs zum Geſammtreiche als Gegenſtand kaiſerlicher Erwägung bezeichnet, ſtellt als Schranke derſelben das conſtitutionelle Geſammtrecht auf, und das Allerhöchſte Reſcript vom 26. September 1870 führt dieſe Beſchränkung deutlicher dahin aus, daſs die Reviſion auf anderer Baſis als auf der der geltenden Verfaſſung ſich nicht vollziehen laſſe, wenn man nicht einen feſten und geſicherten Rechtsboden mit den Schwankungen zweifelhafter, beſtrittener und ſich durchkreuzender Anſprüche vertauſchen wollte. Das 1871er Reſcript verweiſt gleichfalls ausdrücklich auf die Decemberverfaſſung als Schranke der Reviſion. Wie ſind nun dieſe monarchiſchen Kundgebungen ſtaatsrechtlich zu behandeln? Entweder hält man an dem Standpunkt der Toman'ſchen Auffaſſung des Staatsrechtes der verneuerten Landesordnung feſt, von dem aus allein eine Rechtscontinuität zwiſchen dem neuen und dem alten böhmiſchen Staate ſich herſtellen läſst, dann entbehren alle dieſe Kundgebungen rechtsbegründender Kraft, ſoweit ſie auf dem Boden dieſes Staatsrechtes ſtehen; ſie entbehren derſelben in gleicher Weiſe, wie die Anerkennung der gegenwärtig geltenden Verfaſſung in den Septemberreſcripten der Jahre 1870 und 1871. Denn jede Verfaſſung trägt den Rechtsgrund ihres Beſtandes in ſich ſelbſt und erlangt ihn nicht erſt durch Anerkennungserklärungen der zu ihrer Beobachtung verfaſſungsmäßig bereits ohnedies verpflichteten Staatsorgane. Soweit aber dieſe Kundgebungen mit dem Staatsrechte der verneuerten Landesordnung im Widerſpruche ſtehen, ſind ſie vom Standpunkte der Betrachtung dieſes Staatsrechtes im Lichte modernen Verfaſſungsrechtes verfaſſungswidrig. Ein ſolcher tiefgehender Widerſpruch äußert ſich nun in allen dieſen Kundgebungen. Die böhmiſche Charte vernichtet einerſeits die landesordnungsmäßige Organiſation des Ständeweſens, andererſeits überantwortet ſie die Wiederherſtellung der ſtaatlichen Einheit der Länder der böhmiſchen Krone der Entſcheidung eines der böhmiſchen Landesverfaſſung ganz unbekannten Organes, nämlich des Reichstages. Die Botſchaft und das Reſcript von 1870 thun aber desgleichen, indem ſie die Wünſche nach Wiederherſtellung des böhmiſchen Staates auf den Gang der Reichsgeſetzgebung nach Maßgabe der gegenwärtigen Verfaſſung verweiſen und deshalb von den Böhmen die Beſchickung des Reichsrathes fordern. Stellt man ſich aber auf den Standpunkt der 1861 und der 67er Verfaſſung, ſo hat man es mit Verſprechungen des Monarchen zu thun, zur Wiederherſtellung des böhmiſchen Staatsrechtes auf reichsverfaſſungsmäßigem Wege die Hand zu bieten. Solche Erklärungen fallen ganz außerhalb des Rahmens des conſtitutionellen Staatsrechtes, unter deren Herrſchaft ſie abgegeben worden, wie etwa ein förmliches Verſprechen des deutſchen Kaiſers, zur Wiederherſtellung des hannoveraniſchen Staates oder zur Wiedervereinigung von Elſaß-Lothringen mit Frankreich auf reichsverfaſſungsmäßigem Wege mitzuwirken. Solche Erklärungen ſind, betrachtet unter dem Geſichtspunkte des Verfaſſungsrechtes, unter deſſen Herrſchaft ſie abgegeben werden, [illegible] politiſch hochſt bedeutſame, aber mangels verfaſſungs[illegible] Kraft [illegible] keine [illegible] begründenden Acte.

IV.

[illegible]

[illegible] juriſtiſchen und hiſtoriſchen Liquidität entbehrt, die allein imſtande wäre, dem Kampf um daſſelbe das Gepräge eines die allgemeine Theilnahme herausfordernden Kampfes ums Recht zu verleihen. Dieſer Kampf ſtellt ſich auf den brüchigen Boden einer von dem Geiſte des Fürſtenabſolutismus beherrſchten und auf abſolutiſtiſchem Wege geſchaffenen Staatsverfaſſung, an der ſich der Spruch erfüllt hat: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen. Die Kämpfer ſtreiten um ein hiſtoriſches Recht auf Grund der Erfaſſung desſelben unter dem unhiſtoriſchen Geſichtspunkt des modernen Verfaſſungsſtaates, ſie modeln das precäre ſtändiſch-abſolutiſtiſche Staatsrecht gewaltſam in conſtitutionelles, durch beſondere verfaſſungsrechtliche Inſtitute geſichertes um. Sie heiſchen die Beſeitigung der gegenwärtigen Verfaſſung als eines Verfaſſungsbruches und wollen doch ſelbſt den alten Staat mit der Vernichtung der landſtändiſchen Privilegien eröffnen, welche, gemeſſen an dem von ihnen ſonſt gehandhabten Maßſtabe modernen Rechtes, als offenkundiger Rechtsbruch bezeichnet werden müſste. Sie verlangen die Wiederherſtellung des Staatsrechtes der verneuerten Landesordnung, jedoch mit Ausmerzung des landesordnungsmäßigen, eine centraliſtiſche Politik ermöglichenden Abſolutismus, der allein in einem böhmiſchen Staate eine Bürgſchaft für das Staatsrecht der Deutſchen zu bieten vermag. Sie geberden ſich als Vorkämpfer geſchichtlichen Rechtes und verletzen das hiſtoriſche Recht, welches die Geſchichte macht und welches das Staatsrecht und die Staatsrechtswiſſenſchaft anerkennen müſſen, weil es auf der ganzen Erde keinen Staat gibt, deſſen Staatsrecht ſich von ſeinem Anfange an in den Formen Rechtens entwickelt hat. Sie brandmarken die Vernichtung der böhmiſchen Hofkanzlei als einen unſanierbaren Rechtsbruch, ungeachtet ſich dieſelbe im Kampfe der Staatsidee der Renaiſſance mit dem ihr widerſtrebenden Ständethum und deshalb mit der gleichen ethiſchen und politiſchen Nothwendigkeit vollzogen hat, als die von den Czechen acceptierte, gegen den Widerſpruch der ſchleſiſchen Stände erfolgte Vernichtung der ſchleſiſchen Privilegien durch Centraliſierung des Gerichtsweſens für alle drei Länder der böhmiſchen Krone, ungeachtet ferner die Centraliſation des Hofkanzleiweſens unter Maria Thereſia auch nicht auf den geringſten Widerſtand der davon betroffenen böhmiſchen und öſterreichiſchen Stände ſtieß, ungeachtet endlich ohne Zertrümmerung des böhmiſchen Staatsrechtes und ohne die Verſtärkung der monarchiſchen Gewalt auf dem Wege einer abſolutiſtiſch centraliſtiſchen Politik die Befreiung der Bürger und Bauern in Böhmen von dem Drucke der Adelsmacht und die Wiedergeburt des böhmiſchen Volkes ſich nicht hätte vollziehen können.

So leidet die juriſtiſche Begründung der politiſchen Bewegung zur Wiedererweckung des böhmiſchen Staatsrechtes an ſtaatsrechtlichen und rechtshiſtoriſchen Widerſprüchen und Willkürlichkeiten. Es gibt keine treffendere Kritik dieſes Staatsrechtes als die Stelle des September-Reſcripts, vom Jahre 1870, welche da ſpricht „von den Schwankungen zweifelhafter, beſtrittener und ſich durchkreuzender Anſprüche“, denen nur durch den Aufbau des böhmiſchen Staatsrechtes auf dem feſten und geſicherten Rechtsboden der geltenden Verfaſſung ein Ende bereitet werden könne. Die einzige liquide Rechtsidee, das einzige wahrhafte Staatsrecht, das die czechiſch-ſtaatsrechtliche Bewegung mit ſich führt, iſt die Forderung nach Verwirklichung der deutſchen Rechtsidee des Rechtsſtaates auf dem Gebiete des nationalen Lebens. Alles übrige iſt theils Romantik theils Gewalt. Oder ſollte der neueſtens begeiſtert aufgenommene Vorſchlag, das faſt durch 150 Jahre der praktiſchen Geltung entbehrende böhmiſche Staatsrecht gegen den Willen der impoſanten deutſchen Minorität zwangsweiſe wieder einzuführen, eine Rechtsidee in ſich bergen? Sollte ein derart octroyiertes Staatsrecht ein conſtitutionelles ſein? Sollte eine ſich derart einführende Verfaſſung dem Rechtsgefühl eines Zeitalters entſprechen, welches das Plebiscit, das Volksreferendum, das allgemeine Wahlrecht den Schutz der Minoritäten gegen Verfaſſungsänderungen durch die einfache Majorität geſchaffen hat und ſeinen Scharfſinn an der Erfindung weiterer Bürgſchaften für die Rechte der Minoritäten abmüht? Sollte für ein derart eingeführtes Staatsrecht von den Deutſchen billigerweiſe eine ſtärkere Hingebung gefordert werden können, als ſie die Czechen für die gegenwärtig geltende beſitzen? Läuft dieſe zwangsweiſe Einführung des böhmiſchen Staatsrechtes nicht hinaus auf die Erſetzung jener Gewalt, unter welcher die Czechen zu leiden behaupten und welche die elementare Gewalt eines im ganzen weſtlichen Europa vor ſich gegangenen hiſtoriſchen Proceſſes geweſen iſt, durch einen Zwang, dem kein ethiſcher, kein culturelle[r], kein politiſcher Rechtfertigungsgrund von gleich zwingender und überwältigender Kraft zur Seite ſteht?

Die Agrarkriſis in Deutſchland.

Von Dr. Rudolf Meyer.

(Schluß.)

M[illegible] zeigt die beſte Agrarſtatiſtik in Deutſch[illegible] Kaufpreiſe pro ritterſchaftliche Hufe von [illegible] 185 ha, von 1770 bis 1878, die Pacht[illegible] 1878 [illegible] und ſein Juſtiz[illegible] 1895 [illegible] Finanzminiſterium

die letzteren von 1878—1895 freundlich mitgetheilt. Daraus habe ich die folgenden Tabellen zuſammengeſtellt:

Tabelle I.

Mecklenburg-Schwerin. — Geld in Mark. — Durchſchnittspreiſe pro Periode.

Jahre	Zahl der verkauften Güter	Verkaufspreis pro Allodial-Hufe incl. Gebäude, excl. Inventar	Gebotene Neupacht p. Domanial-hufe	Die Pacht beträgt % des Kaufpreiſes	Preis in Roſtock pro 100 kg Weizen	Preis in Roſtock pro 100 kg Roggen	1 Allod.-Hufe koſtet q Weizen
1770—1774	21	20.457	—	—	14·1	—	1.415
1775—1779	39	20.352	—	—	9·7	—	2.109
1780—1784	96	23.805	—	—	11·3	8·4	2 109
1785—1789	85	27.165	—	—	14·2	10·5	2.000
1790—1794	152	41.235	—	—	14·6	11·4	2.820
1895—1799	201	55.728	—	—	17·5	12·5	3.187
1800—1804	235	66.681	—	—	23·7	17·9	2.820
1805—1809	92	71.253	—	—	19·1	15·4	3.736
1810—1814	123	39 240	—	—	14·2	10·5	2.763
1815—1819	120	50.277	—	—	20·2	13·9	2 991
1820—1824	40	46.353	—	—	9·5	6·0	4 895
1825—1829	80	45.027	—	—	13·8	9·0	3.272
1830—1834	101	56.430	—	—	13·4	9·8	4·201
1835—1839	149	72.978	—	—	16·0	9·6	4.506
1840—1844	113	90.387	4393	4·9	14·1	11·3	6.456
1845—1849	74	97.305	5287	5·4	18·5	12·0	5.205
1850—1854	91	95.067	5275	5·6	20·2	16·3	4 691
1855—1859	98	138.950	7709	5·6	18·4	14·5	7.564
1860—1864	74	184.831	8529	4·6	17·0	12·8	10.853
1865—1869	68	174 864	7422	4·2	21·8	16·6	8,021
1870—1874	86	152.389	6592	4·3	23·4	16·9	6.585
1875—1878	74	163.467	7479	4·4	18·6	14·5	8.800
		Mittel 6558					
1891—1895	16	133 800*)	4330**)	3·23	ca. 14·0	11—12	9.557

Tabelle II.

Preiſe der Periode 1840—1844 = 100 geſchätzt.

Periode	Preis 1 Hufe	Pacht 1 Hufe	Preis 1 q Weizen
1840—1844	100	100	100
1845—1849	108	124	131
1850—1854	105	123	141
1855—1859	153	175	131
1860—1864	204	194	121
1865—1869	192	169	154
1870—1874	169	150	164
1875—1878	181	164	131
1891—1895	148	99	100

Tabelle III.

Netto-Ertrag pro Hektar landwirthſchaftlicher Fläche im Durchſchnitt des ganzen verpachteten Domaniums.

Jahr	Mark
1878/79	37·46
1879/80	37·34
1880/81	37·12
1881/82	36·84
1882/83	36·75
1883/84	36·52
1884/85	36·32
1885/86	36·19
1886/87	35·32
1887/88	34·08
1888/89	33·03
1889/90	32·13
1890/91	32·21
1891/92	31·94
1892/93	31·38
1893/94	31·34
1894/95	31·15
1895/96	30·37
Gebotene Neupacht	
1894/95	28·05

Die Pachteinnahme aus den ſämmtlichen Domanial-Pachthöfen ſank von 2,021.676 M. in 1878/79 auf 1,636.291 M. in 1895/96. Sie ſank von 100 auf 81.

Im Jahre 1896 ſind 11 Domänen für 102.100 Mk. verpachtet worden, welche zur Zeit, als mecklenburgiſche Güter die höchſte Pacht brachten, von 1856 bis 1867 bei damaliger Verpachtung 188.080 Mk. Pacht erzielten. Dieſes Maximum = 100 geſetzt, betrug die im Jahre 1896 erzielte Neupacht nur 54 Procent. Hier in Mecklenburg treffen wir auf den größten Fall der Grundrente, wenn wir vom Maximum derſelben in einer früheren Periode ausgehen. Wie nachgewieſen, betrug die letzterzielte Pacht von einem früher erzielten Maximum im Regierungsbezirk Stettin 66 Procent, in den 6 öſtlichen Provinzen Preußens 61 Procent, in den 3 weſtlichen 90 Procent.

Da nun Mecklenburg durchſchnittlich immer noch beſſeren Boden und beſſere Abſatzverhältniſſe durch ſeine Communentwicklung hat als die 6 Oſtprovinzen, ſo muſs der Fall der Grundrente auf faſt die Hälfte des früher erreichten Maximums Gründe beſonderer Art haben: Verödung des Landes, durch Auswanderung infolge der Vernichtung des landwirtſchaftlichen Kleinbeſitzes.

Aus dieſer Unterſuchung folgt, daſs der ſeit nunmehr 22 Jahren dauernde Preisfall der meiſten landwirtſchaftlichen Producte den kleinen landwirtſchaftlichen Betrieb bis zum büdneriſchen und kuhbäuerlichen gar nicht, den ſpannfähigen bäuerlichen nur auf ſchlechtem (Geeſt-) Boden, und auch da nur ſehr wenig geſchädigt hat. Die agrariſche Behauptung, daſs bis zum kleinſten Beſitz herab der Landbau durch den Preisfall ſchwer leide, iſt alſo gewiſs unbegründet.

Allein auch die Großbetriebe leiden nur in den oſtelbiſchen Landestheilen, denn der Pachtrückgang in den 3 weſtlichen Provinzen iſt nicht der Rede wert. In den oſtelbiſchen Landestheilen iſt die Grundrente des Großgrundbeſitzes allerdings um ⅓ bis ⅓ des früher erreichten Maximums gefallen. Aber wir werden doch auch zugeben müſſen, daſs Profite und Zinſen ganz allgemein auch ſeit der Zeit, wo ſie etwa nach 1850 ihr Maximum erreichten, mindeſtens um ⅓ fielen. Wo iſt alſo ein exceptionell hohes Leiden der Landwirtſchaft, ſelbſt auf oſtelbiſchen großen Gütern? Geſchweige denn auf allen großen und kleinen landwirtſchaftlichen Betrieben Deutſchlands? Bevor man das glaubt, wird man erwarten müſſen, daſs die preußiſchen Agrarier von ihrer Regierung eine ſolche Agrarſtatiſtik mindeſtens der letzten 30 Jahre verlangen und erlangen, wie ſie die oben angeführten 3 Großherzogthümer beſitzen, welche die preußiſche Regierung auch ſehr gut herſtellen laſſen kann. Allein dieſes Verlangen haben die Agrarier nie an die Regierung geſtellt, und ich glaube auch nicht, daſs ſie es thun werden.

Dies vorausbemerkt, lohnt es ſich, die Bewegung der Pachterträge und Preiſe in Mecklenburg, als dem typiſchen Lande des Großgrundbeſitzes, wo ihm 60 Procent der geſammten Bodenfläche zukommen, im einzelnen zu verfolgen. Ich unterſcheide drei Perioden: 1840—1844 als den Ausgangspunkt vor Beginn der Hauſſeperiode des norddeutſchen Großgrundbeſitzes, ihre Zahlen ſetze ich = 100; zweitens die Periode 1860—1864 als Gipfel der Hauſſe (hohe Productpreiſe und noch niedrige Löhne), und drittens die Gegenwart, 1894 oder 1895, reſp. 1896.

	1840—1844	1860—1864	1894—1896
Roggen	100	114	100
Weizen	100	142	100
Gebotene Pacht	100	194	100
Hufenpreis	100	204	148
Verzinſung des Kaufpreiſes	5% (= 100)	4½% (= 90)	3½% (= 70)

Es iſt nun ganz erſichtlich, daſs die Hauſſe der Getreidepreiſe weit geringer war, als jene der Pacht und des Bodenpreiſes, und nachher die Baiſſe ebenfalls, ſo daſs die Bewegung der Pacht und des Bodenpreiſes augenſcheinlich durch andere Umſtände mehr beeinflußt worden iſt, als durch die Bewegung der Getreidepreiſe. Daher es denn grundfalſch iſt, wenn die Agrarier auf dem Markte in der Erhöhung der Getreidepreiſe die Abhilfe für die, wirklich nur angebliche, Agrarnoth ſuchen.

Die Pacht iſt ſeit 30 Jahren um die Hälfte gefallen, beträgt aber ebenſoviel wie vor 55 Jahren, wegen des fallenden Zinsfußes iſt aber der Bodenpreis lange nicht ſo ſehr gefallen. Die verpachtenden Grundbeſitzer müſsten ſich alſo jetzt beſſer befinden und die ſelbſtwirtſchaftenden noch ebenſogut wie vor 55 Jahren. Wenn es, wie die Agrarier glaubhaft behaupten, nicht der Fall iſt, ſo können die Getreidepreiſe nicht ſchuld daran ſein, denn die ſind jetzt noch ebenſo hoch wie vor 55 Jahren.

Rein objectiv wird man ſagen müſſen, daſs die Lage der Landwirte und Grundbeſitzer keineswegs ſchlecht zu ſein brauchte, wenn ſie bei Pacht und Kauf gehörige Vorſicht gebraucht hätten, denn die rückläufige Conjunctur in der Landwirtſchaft dauert beim Großbetrieb im Nordoſten Deutſchlands doch nun ſchon über 30 Jahre. Die beſten Jahre waren um 1860, wo die Auswanderung der Landarbeiter noch nicht begonnen hatte und die amerikaniſche Concurrenz noch nicht exiſtierte. Seitdem ſteigen die Löhne und fallen die Getreidepreiſe. Andererſeits wird vielfach Rübenbau, intenſivere Viehzucht und Milchwirtſchaft eingeführt und der Ertragsrückgang noch aufgehalten, wohl gar werden hie und da noch höhere Erträge erzielt.

Der Regierungsbezirk Stettin hat guten Boden und vorzügliche Verkehrsmittel und ſteht gewiſs etwas über dem Durchſchnitt der öſtlichen preußiſchen Provinzen. In ihm bewegten ſich die Pachten länger aufwärts als in Mecklenburg, von 13 Mk. pro Hektar um 1840 auf 20 im Jahre 1860 und 30 im Jahre 1880, da erſt begann der Fall auf circa 20 im Jahre 1896. Der Zinsfuß iſt etwas höher als in Mecklenburg, das viel Capitalangebot aus Hamburg und Lübeck hat. Nehme ich, was zutreffen dürfte, 5 Procent für 1840, 4½ für 1860, 4 für 1880 und 3½ für 1896 an, ſo würde der Ertragswert pro Hektar ſein: 1840 = 261 Mk., 1860 = 444 Mk., 1880 = 750 Mk., 1896 = 571 Mk. Vom Grundſteuerreinertrag 15·6 Mk. war das Jahr 1840 das 16fache, 1860 das 28fache, 1880 das 50fache und 1896 das 36fache. — In den ſechs öſtlichen Provinzen und das Jahr 1896 betrug der Grundſteuerreinertrag pro Hektar 11·3 Mk., die Neupacht 20 Mk., der Ertragswert, mit 3½ [illegible]

*) [illegible]
**) [illegible] gebracht, 1894 [illegible]

Digitized by Google

590 Mk. oder das 41fache. Man hat aber zu allen dieſen Perioden weit höhere Preiſe für die Güter bezahlt, und noch heute wird mindeſtens der 50fache Grundſteuerreinertrag bezahlt. Ein Grund dafür iſt, daſs die Rentengutscommiſſion Preußens für etwa 60 Mill. Mk. Güter kaufte und mit dem 72fachen Grundſteuerreinertrage durchſchnittlich bezahlte. Natürlich iſt das zu theuer, und die Bauern, welche dieſen Preis der Commiſſion bezahlen oder verzinſen ſollen, ſind theilweiſe ſchon ruiniert. Aber die verderblichen Wirkungen dieſer Ueberzahlung machen ſich im ganzen Grundſtückverkehre des Oſtens bemerkbar, weil infolge der Nachfrage der Anſiedelungscommiſſion und der von ihr gezahlten hohen Preiſe überall der Verkehrspreis den Ertragswert bedeutend überſteigt. Indeſſen liegt doch für jemand, der kaufen oder im Erbwege ein Gut annehmen will, kein Zwang vor, einen zu theuren Markt- oder Verkehrspreis zu bezahlen, und in Mecklenburg geſchieht das augenſcheinlich auch nicht. Geräth ein Grundbeſitzer in Noth, weil er, als ſchon kein Zweifel mehr über die abwärtsgehende Conjunctur der Landwirthſchaft ſein konnte, doch unrationell viel für ein Gut zahlte oder zu zahlen verſprach, ſo hat er ſich die Folgen von ſelbſt zuzuſchreiben und nicht den geringſten Anſpruch auf Staatshilfe.

Hier liegt die Verſuchung nahe, ſich darüber auszuſprechen, ob die Käufer in Preußen etwa auf ein Steigen der Preiſe für Ackerbauproducte auf dem Weltmarkt und dadurch auf baldiges Wachſen der Grundrente hoffen und bereits dieſe Hoffnung in hohen Gutspreiſen escomptieren. Doch will ich aus Rückſicht auf die ohnehin bedeutende Länge dieſes Artikels nur beweislos bemerken, daſs ich nicht den Eindruck habe, als ob ſie ſich auch jetzt noch dieſer gewiſs bis tief in die Achtzigerjahre hinein dauernden Illuſion hingeben.

Indeſſen iſt in Preußen der Käufer und annehmende Erbe thatſächlich verleitet worden, für ein Gut mehr zu zahlen, als es wert iſt, weil er bisher immer mit Erfolg darauf gerechnet hat, daſs der Staat oder das Deutſche Reich etwas für ihn Vortheilhaftes thun werde. Hat derſelbe nicht vor einigen Jahren auf den Fortbezug der Staatsgrundſteuer verzichtet, was für alle hier in Betracht kommende, eigene Gutsbezirke bildende Güter auf eine Steuerermäßigung im Betrage von 9—10 Procent vom Grundſteuerreinertrage gleichkommt? Natürlich kann dem Boden, der keine Staatsſteuer mehr trägt, nicht abermals eine ſolche erlaſſen werden. Aber die anderen Staatsſubventionen, welche die Landgüter bereits ſeit 20 Jahren beziehen, ſind ſeitdem von Zeit zu Zeit erhöht worden, und die Agrarier beanſpruchen nicht nur, was ſie davon bereits beziehen, als ihr gutes erworbenes Recht, „ſondern ſie verlangen auch noch weitere“ Erhöhung der Staatsſubventionen.

Wenn man heute eine gründliche Ertragsberechnung eines Gutes macht, ſollte man den wirklichen Reinertrag an ſich und denjenigen Theil des Ertrages, der auf Staatsſubventionen beruht, auch für ſich abgeſondert berechnen. Der letztere beſteht aus künſtlichen Preiserhöhungen landwirtſchaftlicher Producte durch Zölle oder Prämien, ſo Branntwein- und Zuckerprämie, Schutzzölle auf Getreide, Fleiſch, Vieh und animaliſche Nahrungsmittel. Sie laſſen ſich bei Heller und Kreuzer für jedes einzelne Gut berechnen. Das zeigt ſich ſogar in den Verkaufsangeboten der Güter, wo z. B. das Contingent an Spiritus, welches das Gut zum niedrigen Steuerſuß von 50 Mark (der Nichtcontingentierte zahlt 70 Mark) herſtellen darf, ſtets mit angegeben wird, z. B. im Berliner Agrarierblatt vom 13. April 1896 bei einem Gut von ca. 800 Hektar ein Contingent von 48.000 Liter und bei einer Herrſchaft von 2500 Hektar ein Contingent von 117.000 Liter Spiritus. Jeder Spiritusfabrikant kann aus dieſen beiden Angaben ſehen, wieviel Reinertrag jedes dieſer beiden Güter auf Grund dieſer Maſſe Spiritus mit niedriger Steuer zieht, was man die „Liebesgabe“ des Staates an die Brenner nennt. Nicht ſo erſichtlich, aber genau berechenbar iſt für jedes einzelne Gut die Geſammtliebesgabe, welche dem Beſitzer desſelben aus den ſämmtlichen Zöllen und Prämien ſeiner Producte zufließt, und die ſich als vom Staat erzwungener Tribut auf Conſumenten und Steuerträger darſtellt. Dieſes aus Staatsſubventionen erzielte Reineinkommen wird mit dem rein wirtſchaftlichen Einkommen, das bei natürlicher, vom Staat ſowenig wie etwa in England und Holland beeinflusster Preisbildung ſich ergeben würde, addiert und gibt das, was wir oben als [illegible] kennen gelernt haben, die man gewöhnlich Grundrente nennt. Da nun die capitaliſierte Grundrente den Ertragswert des Gutes ausmacht, ſo iſt es klar, daſs ein Theil des Ertragswertes gar kein Grundwert [illegible], [illegible] capitaliſierte Staatspenſion, welche der Guts[illegible] [illegible].

In [illegible] Entwicklung den [illegible] an dem Agrarcon[illegible] [illegible] 1896 [illegible] in der Antwort auf den [illegible]

Grundwert mehr, ſondern nur noch Antheil an dieſer capitaliſierten Staatspenſion, welche zum Verkehrsartikel geworden iſt, verkauft und verpfändet werden kann, geradeſo, wie im alten Rom die Anweiſung eines römiſchen proletariſierten Bürgers auf die Staatspenſion der Annona. Nur war damals dieſes, im Mittelalter „Panisbrief“ genannte, Almoſen, an die Perſon eines civis romanus geknüpft, während es jetzt ein Realbeneſiz iſt, geknüpft an ein Gut, deſſen Rente es erhöht.“

In dieſen Blättern*) habe ich einen Bericht über den Peſter Agrarcongreſs veröffentlicht, auf den ich mich hier beziehe. Bis vor nun gerade 30 Jahren waren die landwirtſchaftlichen Vereine ganz ausſchließlich ſolchen Arbeiten gewidmet, welche ſich mit den Intereſſen der landwirtſchaftlichen Production, mit der Technik befaſſen. In jenem Aufſatz theilte ich mit, wie gerade vor 30 Jahren die politiſche Idee in die landwirtſchaftlichen Vereine hineingetragen wurde, wobei ich ſogar ſelbſt thätig war, und jetzt muſs ich conſtatieren, daſs die Politik im landwirtſchaftlichen Vereinsweſen die Hauptſache, faſt alles geworden iſt!

Die Technik ſieht den Fortſchritt in der Herabſetzung der Productionskoſten, und ſowie die Geldſyſteme ſich geſetzt haben, ohne neue Störung weiter functionieren, ſehen wir den allmählichen Preisfall der Producte, dank der Fortſchritte der Technik. Dieſes alte Geſetz wollen die Agrarier todtſchlagen. Der Preis ihrer Producte ſoll ſtabil bleiben, obzwar auch ſie von den Fortſchritten der Technik in Form ermäßigter Productionskoſten profitieren würden. Der normale Weizenpreis auf dem europäiſchen zollfreien Markt war in den letzten Jahren etwa 11 Mark pro Metercentner. Die deutſchen Agrarier erhielten circa 14—15 Mark, dank den Schutzzöllen, aber dieſe Preiſe ſchwankten wohl von 12—17 Mark. Hiermit, obſchon ſie $3\frac{1}{2}$ Mark über den Weltmarktpreis erhalten, ſind ſie aber nicht zufrieden und nun verlangen ſie, der Weizenpreis ſoll feſt bleiben und 22 Mark betragen für alle Zeiten. Die Fortſchritte der Production mögen ihn auf dem freien Markt auf 10 oder 9 Mark drücken, die deutſchen Agrarier ſollen nach wie vor 22 Mark erhalten. Ein ſtabiler Getreidepreis bedeutet eine geſetzlich garantierte Steigerung der Grundrente um den Betrag der fallenden Productionskoſten. Das wollen die Agrarier ſich jetzt verſchaffen. Wodurch? Nicht durch ihre Arbeit, ſondern durch Gebrauch politiſcher Uebermacht. Alſo müſſen ſie vor allen Dingen dieſe erlangen, und dazu haben ſie den Bund der Landwirte organiſiert, mit ſeiner Preſſe, ſeinen Vereinen, ſeinen Wanderpredigern. Dieſe Organiſation iſt feſter und wirkſamer als die ſocialdemokratiſche, wenn ſie auch noch viel weniger Theilnehmer hat, aber jeder einzelne derſelben iſt wirtſchaftlich potenter als ein Socialdemokrat. Die Organiſation hat ein Budget von circa ½ Million Mark im Jahre. Niemals iſt Geld profitabler angelegt worden. Der Tribut, welchen die Grundbeſitzer vom deutſchen Volk erheben, beträgt ſchon über 300 Millionen Mark im Jahre und ſoll noch erhöht werden. Er beruht ganz und gar auf der politiſchen Agitation, die nur ⅙ Procent von dem koſtet, was ſie einbringt. Was ſoll man ſich da noch mit Verbeſſerung der landwirtſchaftlichen Technik befaſſen, was doch nur lächerlich wenig einbringen kann — „laſst uns politiſch werden“! Vom politiſchen Erfolg oder Miſsgeſchick der Agrarier hängt die Größe der Grundrente und die Höhe der Güterpreiſe fortan ab. Allein zu ſchwach, haben ſie ſich ſchon einmal mit der anderen Claſſe von Producenten, den Induſtriellen, verbunden und ſind ſeit einigen Jahren dabei, mit ihnen ein neues Kartell zu ſchließen. Weil dieſes aber allein gegenüber der Fortſchrittspartei, dem Centrum und den Socialdemokraten noch nicht über die Majorität des Reichstages verfügt, ſtreben ſie die Beſchränkung des Wahlrechts an. Das iſt alles ſehr logiſch, klar und durchſichtig. Aus der alten conſervativen Junkerpartei welche noch politiſchen Principien folgte, iſt eine agrarcapitaliſtiſche Partei geworden, welche nur ihre pecuniären Intereſſen auf Koſten ihrer Mitbürger zu fördern ſucht. Von ihrem Erfolge oder Miſsgeſchick auf dem Boden der Politik hängt es ab, ob die Grundrente und der Güterpreis in Deutſchland ſteigen oder fallen wird. Eine der tollſten, aber auch intereſſanteſten Erſcheinungen auf dem Boden des ausartenden Capitalismus.

Das neue Kartell der Producierenden „in Stadt und Land“ muſs eine geſchloſſene Oppoſition aller Conſumenten im Reich erzeugen. Das Kartell, welches vielleicht in Zoll- und Prämienſchutz und Bezug mehr vom Reich empfängt als es ihm ſteuert, muſs alle andern Steuerträger gegen ſich vereinigen, und da die größte organiſierte Partei der Conſumenten und Steuerträger die Socialdemokratie iſt, ſo wird dieſe [illegible] z. B. Beamtenkreiſen einen wirklichen [illegible]. Es ſollte mich nicht wundern, wenn der [illegible], der im Entſtehen vor 25 Jahren Wagener, [illegible] die Socialdemokraten denuncierte, es zu [illegible] bei den letzten Reichstagswahlen [illegible] mit Socialdemokraten Arm in Arm [illegible] in Berlin kleine Rentiers und Be-

Digitized by Google

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

II. Die Zuverläſſigkeitsgrade des Erkennens.

1. Die ſchlechthinige Gewiſsheit.

Das Ideal des Erkenntnistriebes iſt die ſchlechthinige Gewiſsheit. Wenn ich einen beſtimmten Bewuſstſeinsinhalt als gegenwärtig von mir percipierten conſtatiere, ſo habe ich die ſchlechthinige Gewiſsheit ſeines thatſächlichen Vorhandenſeins, ſelbſtverſtändlich nur ſoweit, wie dieſelbe reicht, nämlich als Inhalt in meinem Bewuſstſein, oder als meine Vorſtellung, d. h. als ſubjectiv ideale Facticität in meinem Vorſtellen. Handelt es ſich um eine Phantaſievorſtellung oder einen Gedanken, den ich willkürlich hervorgerufen habe und ebenſo willkürlich wieder durch einen anderen verdrängen kann, ſo habe ich nicht das Gefühl einer ſubjectiven Zwangslage, deren ich mich nicht erwehren könnte und die mir eine ſubjective Nothwendigkeit auferlegte, gerade dieſen Bewuſstſeinsinhalt jetzt percipieren zu müſſen; wohl aber habe ich dieſes Gefühl, wenn es ſich um eine Wahrnehmung, Organempfindung, Hallucination, Zwangsvorſtellung oder fixe Idee handelt. Im erſteren Falle erſcheint die Thatſächlichkeit des Bewuſstſeinsinhalts ſubjectiv und objectiv als nicht nothwendig, im letzteren Falle als ſubjectiv nothwendig; als objectiv nothwendig kann ſie in beiden Fällen nur dann erſcheinen, wenn ich über den unmittelbar gegebenen Bewuſstſeinsact hinausgehe und auf ſeine geſetzmäßige Entſtehung aus unbewuſsten Factoren reflectiere. Schlechthin gewiſs iſt mir der Inhalt als gegenwärtig im Bewuſstſein vorhandener in beiden Fällen, gleichviel ob er von dem Gefühl einer ſubjectiven Nöthigung begleitet iſt oder nicht.

Die Logik pflegt dies die empiriſche oder aſſertoriſche Gewiſsheit zu nennen und unterſcheidet von ihr die rationale oder apodiktiſche Gewiſsheit (Kants Werke ed. Ros. III. 244). Letztere iſt mit dem Bewuſstſeinsinhalt in dem Falle verknüpft, wenn ich mir der logiſchen Nothwendigkeit bewuſst bin, ihn nur ſo und nicht anders denken zu können. Bei der Wahrnehmung fühle ich mich auch in einer Zwangslage, weiß aber nicht, wie ſie zuſtande kommt; bei der logiſchen Nothwendigkeit (z. B. eines Schluſſes) bin ich mir bewuſst, daſs eine Abweichung von dieſem Bewuſstſeinsinhalt in ſich ſelbſt widerſprechend und darum unmöglich wäre. Dieſe Nothwendigkeit erſcheint mir objectiv, ſofern ich ſie allen denkenden Weſen in gleicher Weiſe zuſchreibe.

Nun iſt es aber klar, daſs die empiriſche oder aſſertoriſche Gewiſsheit ſich lediglich auf die unmittelbare Erfahrung als ſolche, und zwar rein auf ihren Thatbeſtand, bezieht, die rationale oder apodiktiſche Gewiſsheit aber nur formal iſt. Erſtere iſt überhaupt noch nicht Erkenntnis zu nennen, weil die Erkenntnis erſt mit der Verarbeitung der unmittelbaren Erfahrung beginnt; letztere iſt wohl Erkenntnis zu nennen, aber nicht reale Erkenntnis. Erſtere kann unſchätzbar werden als Grundlage einer über ſie hinausgehenden Erkenntnis, die aber dann eben nicht mehr an ihrer ſchlechthinigen Gewiſsheit theilnimmt, letztere iſt ebenfalls unſchätzbar, erſtens als formale Erkenntnis zur Orientierung in den Verhältniſſen der Beſtandtheile des Bewuſstſeinsinhaltes untereinander (Logik, Arithmetik, Geometrie, Phoronomie), zweitens als reale Erkenntnis der logiſchen Einrichtung unſerer Geiſtesorganiſation und drittens als Hilfsmittel der realen Erkenntnis der übrigen Welt. Nur in der erſten Beziehung iſt ſie apodiktiſch gewiſs, in den beiden letzten aber nicht mehr.

Wenn ich noch ſo oft erfahren habe, daſs ich logiſch zu denken genöthigt bin, ſo habe ich doch keine Gewiſsheit, daſs ſich meine Geiſtesbeſchaffenheit nicht ſchon in der nächſten Minute ſo ändert, daſs ich mich gezwungen fühle, unlogiſch zu denken. Wenn ich bei noch ſo vielen Menſchen die Erfahrung gemacht habe, daſs ſie logiſch denken, wenn ſie überhaupt denken, ſo habe ich doch keine Gewiſsheit, daſs ich nicht in der nächſten Minute einem begegne, der unlogiſch zu denken genöthigt iſt. Ich mag es für noch ſo wahrſcheinlich halten, daſs ich ſelber immer logiſch denken und nie einem unlogiſch denkenden Menſchen begegnen werde, ſo habe ich doch darüber keine Gewiſsheit; ſolche habe ich nur darüber, daſs ich jetzt logiſch denken muſs, und, wenn meine Erinnerung mich nicht täuſcht, immer logiſch gedacht habe.

Alle formale Erkenntnis gibt nicht kategoriſche, ſondern nur hypothetiſche Gewiſsheit, d. h. ſie ſagt nichts darüber aus, ob die Subjecte der Urtheile, denen die Prädicate zu- oder abgeſprochen werden, thatſächlich vorhanden ſind oder nicht. Die Geometrie behauptet nicht, daſs es Raum, Figuren u. ſ. w. gebe, ſondern nur, daſs, wenn es ſolche gibt, das und das von ihnen Geltung habe. Die empiriſche oder aſſertoriſche Gewiſsheit, daſs es Dreiecke oder Kreiſe gebe, haben wir ebenſo wenig wie die rationale oder apodiktiſche Gewiſsheit. Im Bewuſstſeinsinhalt haben wir zwar etwas Ähnliches, aber Linien ohne Dicke und Figuren aus ſolchen Linien kommen ſicher nicht darin vor. Wir müſſen von unſeren Wahrnehmungsfiguren oder Phantaſiefiguren erſt die Dicke, die Unebenheiten u. ſ. w. hinwegdenken, alſo dem Thatbeſtand des Bewuſstſeins [illegible] Gewalt anthun, ehe er zum Gegenſtand der Geometrie brauchbar wird. In der That können wir dieſe Aufgabe gar nicht löſen, ſondern begnügen uns damit, ſie uns als Aufgabe klar zu machen und die deutlich begriffene Aufgabe anſtatt der Löſung gelten zu laſſen. Ob es aber außerhalb des Bewuſstſeins Raum [illegible] gebe, in [illegible]

ſo iſt wiederum ungewiſs, ob die Geſetze, welche in unſerem Denken herrſchen, auch in jenen unbewuſsten Raumgebilden Geltung haben. Wenn es ſolche Gebilde gibt, ſo werden ſie unſerer geometriſchen Erkenntnis gemäß ſein, falls und inſoweit ſie unter der Herrſchaft unſerer logiſchen Geſetze ſtehen. Wenn es Dinge an ſich gibt, werden unſere Schluſsfolgerungen auf ſie anwendbar ſein, falls und inſoweit ihre Beziehungen untereinander logiſch geordnet ſind. Unſere formale Erkenntnis hat ſomit in doppelter Hinſicht nur bedingungsweiſe eine reale Giltigkeit oder iſt zwiefach hypothetiſch, und da das Erfülltſein beider Bedingungen ungewiſs iſt, iſt ſie zwiefach ungewiſs.

Wenn weder die empiriſche aſſertoriſche Gewiſsheit allein, noch die rationale apodiktiſche Gewiſsheit allein reale Erkenntnis liefert, ſo thun ſie es auch beide zuſammen nicht. Bleibt man in der ſubjectiv-idealen Sphäre des eigenen Bewuſstſeinsinhalts, ſo liefert die Verbindung beider bloß eine formale Erkenntnis ohne jede reale Bedeutung; ſucht man dieſe Sphäre zu überſchreiten, ſo geräth man ſofort in das Gebiet der Hypotheſen, verliert alſo den Boden der Gewiſsheit unter den Füßen. Das Ideal der gewiſſen Erkenntnis iſt alſo nur feſtzuhalten, wenn man die reale Bedeutung der Erkenntnis preisgibt und ſich innerhalb der Grenzen des eigenen Bewuſstſeinsinhalts einzwängt, wo es weder Schein, noch Wirklichkeit, ſondern nur Thatſächlichkeit im ſubjectiv-idealen Sinne gibt. Die Philoſophie jagt einem falſchen Ziele nach, wenn ſie Gewiſsheit für ihre Erkenntnis erfordert; denn die Philoſophie muſs, um mehr zu ſein als formale Logik, reale Erkenntnis geben, und die iſt als gewiſſe nicht zu haben. Die Lebensarbeit Kants beſtand weſentlich darin, zu zeigen, daſs eine apodiktiſch gewiſſe Erkenntnis über die Grenzen des Bewuſstſeins hinaus nicht zu erlangen ſei, wie ſeine Vorgänger es ſich eingebildet hatten. Anſtatt aber daraus zu folgern, daſs dann die Aufgabe der Philoſophie wohl überhaupt nicht in dem Streben nach Gewiſsheit zu ſuchen ſein werde, hielt er und ſeine Nachfolger an dem überkommenen Vorurtheil feſt und beſchränkte lieber das Arbeitsfeld der Philoſophie auf die Sphäre innerhalb des Bewuſstſeinsinhalts, wo gar keine reale Erkenntnis möglich iſt, während er ſich für das Jenſeits des Bewuſstſeins mit völliger Ungewiſsheit (rein problematiſchen Urtheilen) begnügte.

2. Die völlige Ungewiſsheit.

Die völlige Ungewiſsheit findet die Logik in dem problematiſchen Urtheil. Ein ſolches drückt einen bloßen Gedanken aus, bietet aber nicht den geringſten Anhaltspunkt dafür, nicht nur ob es ein Subject derart gibt, ſondern auch, ob ihm, wenn es ein ſolches gibt, dieſes Prädicat thatſächlich zukommt. Das problematiſche Urtheil iſt ein müßiges Gedankenſpiel mit leeren Möglichkeiten. Die Logik betont in der Regel, daſs das problematiſche Urtheil, um als Urtheil möglich zu ſein, nicht in ſich ſelbſt widerſpruchsvoll ſein dürfe; aber dieſer Vorbehalt ſtützt ſich auf eine ſelbſt ungewiſſe Vorausſetzung, nämlich die, daſs in der Wirklichkeit nichts möglich ſei, was nicht für unſer Denken wenigſtens logiſch möglich ſei. Wenn nun aber die Wirklichkeit von den logiſchen Geſetzen ganz oder zum Theil unabhängig wäre, ſo wäre doch in ihr alles oder vieles möglich, was unſerem Denken als logiſch unmöglich erſcheint, und da wir nicht wiſſen können, welches logiſch Unmögliche in der Wirklichkeit möglich ſei und welches nicht, ſo bliebe auch bei allem Denkunmöglichen wenigſtens die Möglichkeit der Exiſtenzmöglichkeit offen. Dies genügt aber, um jedes beliebige Urtheil, mag es noch ſo blödſinnig und aberwitzig ſein, als problematiſches Urtheil gelten zu laſſen, weil man ja doch nicht wiſſen kann, ob nicht in einer unlogiſchen Wirklichkeit etwas derartiges exiſtieren kann.

Um dem in ſich widerſpruchsloſen problematiſchen Urtheil irgend welchen Vorzug vor dem ſich ſelbſt widerſprechenden zu geben, dazu muſs man ſich ſchon auf den Standpunkt ſtellen, daſs man die logiſche Geſetzmäßigkeit des Wirklichen für wahrſcheinlicher hält als ihr Gegentheil; hier iſt aber vom Wahrſcheinlichkeitsgrade noch nicht die Rede. Dem (aſſertoriſch und apodiktiſch) gewiſſen Urtheil ſtehen alle problematiſchen Urtheile gleich fern, und untereinander haben ſie alle keine Vorzüge vor einander, ſolange ſie als bloß problematiſche betrachtet werden und ihr Wahrſcheinlichkeitsgrad unberückſichtigt bleibt. Nur in Bezug auf den ſubjectiv-idealen Bewuſstſeinsinhalt ſelbſt, wie er ſich in der Vergangenheit bei mir geſtaltet hatte oder in Zukunft bei mir geſtalten wird, oder wie er ſich bei anderen Menſchen geſtalten kann, ſcheinen die problematiſchen Urtheile einer Beſchränkung auf die widerſpruchsloſen zu unterliegen; aber auch dies iſt ein Irrthum, der aus dem unvermerkten Hereinziehen einer gewiſſen Vorausſetzung entſpringt. Nur wenn meine geiſtige Organiſation immer logiſch geweſen iſt und bleiben wird, und wenn die aller anderen Menſchen auch logiſch iſt, ſind widerſpruchsvolle problematiſche Urtheile in Bezug auf meinen und ihren Bewuſstſeinsinhalt ausgeſchloſſen. Ob dieſe Vorausſetzung zutreffend iſt, bleibt ungewiſs; [illegible] kommt hier doch nicht in Betracht.

Eine Gedankenverbindung, die in dieſem Sinne völlig ungewiſs oder problematiſch iſt, kann niemals ein Urtheil im Sinne [illegible]

Digitized by Google

gungsdrang die Zügel ſchießen läſst, können aber ſelbſtverſtändlich nicht den mindeſten Erkenntniswert haben. In der Kunde, Wiſſenſchaft und Philoſophie, dürfen problematiſche Urtheile keinen Platz finden; denn hier ſoll alles der Erkenntnis dienen und muſs dasjenige ſorgfältig ferngehalten werden, was gar nicht der Erkenntnis dient und doch in der Form eines Erkenntnisurtheils ſich in das Syſtem der Erkenntnis eindrängen will.

Was zur Erkenntnis nicht den geringſten Beitrag liefert, darf noch weniger ſich anmaßen, Motiv des Handelns, Norm der Willensentſchließung oder gar praktiſches Regulativ zu werden. Jeder läſst einmal in müſſigen Augenblicken ſeine Phantaſie mit leeren Möglichkeiten ſpielen, aber wer ſich durch ſolche als völlig bodenlos anerkannte Fictionen in ſeinem Handeln beeinfluſſen läſst, der gehört ins Narrenhaus. Wer Luſt hat, der mag von einem Feenreich über den Wolken träumen, wer aber Kraft und Vermögen daranſetzt und es zu ſeinem Lebensziel macht, ein Luftſchiff zu erbauen, mit dem er dieſes Wolkenkuckucksheim beſuchen könne, von dem weiß man genug. Was keine conſtitutive Bedeutung fürs Erkennen hat, darf erſt recht keine regulative fürs Handeln gewinnen, oder man hat ſich ſelbſt und andere zum beſten. Weil Kant die wahrſcheinliche Erkenntnis verſchmähte, muſste er ſich zur Strafe mit völlig ungewiſſen problematiſchen Urtheilen als theoretiſcher Grundlage der Sittlichkeit und Religion begnügen, oder, was mit anderen Worten dasſelbe ſagt, Sittlichkeit und Religion in Ermangelung jeder theoretiſchen Grundlage rein auf ſich ſelbſt ſtellen. Wer als Philoſoph ſo unbeſcheiden iſt alles zu verlangen (die ſchlechthinige Gewiſsheit) und die Annahme irgendwelcher Abſchlagszahlung für unter ſeiner Würde hält, der endet damit, nichts zu bekommen (die völlige Ungewiſsheit).

Die ſchlechthin gewiſſe Erkenntnis wäre ſehr ſchön, iſt aber nicht zu haben; ein völlig ungewiſſes Spielen mit leerer Möglichkeit iſt ſehr leicht zu haben, hat aber weder theoretiſchen noch praktiſchen Wert und führt die Gefahr mit ſich, doch für eine Art von Erkenntnis gehalten zu werden, obwohl es keine iſt. Streng genommen ſind beides rein begriffliche Grenzfälle, die thatſächlich nicht vorkommen. Es gibt vielerlei Erkenntnis, die ſo hohe Wahrſcheinlichkeit hat, daſs ihr Unterſchied von der ſchlechthinigen Gewiſsheit nicht nur von Laien, ſondern auch von Philoſophen überſehen und ſelbſt dann noch, wenn ſie auf ihn aufmerkſam gemacht werden, verleugnet wird; aber es gibt keine ſchlechthin gewiſſe reale Erkenntnis. Ebenſo gibt es vielerlei willkürlich aufgegriffene Vorſtellungsverknüpfungen, die zunächſt beim erſten Anblick völlig ungewiſs ſcheinen; aber bei näherer Prüfung wird jeder Menſch conſtatieren, daſs ſie ganz unwillkürlich für ihn doch ſchon mit einem gewiſſen Maß von Wahrſcheinlichkeit verknüpft ſind, das ſich zunächſt nur ganz unſicher in ſeiner Größe darſtellt, von dem es ihm aber doch gelingt, ſich bei genauerer Ueberlegung eine annähernde Rechenſchaft zu geben. Wie es nichts ſchlechthin Gewiſſes gibt, ſo auch nichts völlig Ungewiſſes, das nicht durch Anknüpfung an frühere Erfahrungen und den mitgebrachten Schatz von Erkenntniſſen als mehr oder minder wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich empfunden würde.

So findet ſich das ganze menſchliche Erkennen in die Mitte zwiſchen jene beiden unwirklichen Extreme geſtellt und bewegt ſich nur in dem Zwiſchenraum zwiſchen beiden durch die mannigfach abgeſtuften Uebergangsformen hindurch. Alle Philoſophie, die ſich nur mit den unwirklichen Grenzfällen befaſst und die Zwiſchenſtufen zwiſchen ihnen unberückſichtigt läſst, vergeudet demnach ihre Mühe auf Fictionen einer gewaltſamen Abſtractionsthätigkeit und läſst die ganze Breite des wirklich vorkommenden und allein exiſtierenden Denkens außer ihrem Geſichtskreiſe. Kein Wunder, daſs nicht nur die Kunde und Wiſſenſchaft, ſondern auch der geſunde Menſchenverſtand über eine ſolche Philoſophie ſpotten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Fahrrad, der Automobilismus und das Flugproblem.

„Die großen Erfindungen erweiſen ſich als Producte [illegible] nach einem [illegible] [illegible]."
Kapp: „Philoſophie der Technik."

Ein Blick auf die neueſte Entwicklung der Verkehrstechnik drängt zu der Anſchauung, daſs die Conſtructionsprincipien des Fahrrades, in Wechſelwirkung mit anderen bereits beſtehenden Erfindungen und dem Zwiſchengliede des Automobilismus, den unausbleiblichen endgiltigen Erfolg der Flugtechnik herbeiführen werden; eines Problems, welches mit ununterbrochener Eindringlichkeit ſeit undenklichen Zeiten [illegible] beſchäftigt.

[illegible] rapide Verbreitung der Fahrräder [illegible] von der Noth und dem Drang [illegible] degenerierte Menſchheit zu einer [illegible]

worden zu ſein und entſprang wohl nicht einer bewuſsten Nothwendigkeit oder einem brennenden materiellen Bedürfniſſe. Vielmehr wirkt hier wie in manchen anderen Dingen, nach einem Worte Leroy Beaulieus, „der Luxus als großer Culturfactor." Der Tag, an welchem dieſe Erfindung den Weltball eroberte, war der, als ein findiger irländiſcher Thierarzt namens Dunlop ein in Vergeſſenheit gerathenes engliſches Patent aus dem Jahre 1845 aufgriff und die alten, ſchwerfälligen Räder mit pneumatiſchen Kautſchukreifen verſah. Die geiſtreichen Conſtructionsprincipien, welche das moderne Fahrrad auszeichnen, muthen in ihrer harmoniſchen Ausbildung wie ein Kunſtwerk an. Die Räder mit dem ſteifen Felgenkranz, den das Pneumatic umgibt, die nur „auf Zug" beanſpruchten tangential an der Nabe befeſtigten Drahtſpeichen, die faſt reibungsloſen Kugellager, die papierdünnen durch Spiralen geformten hohlen Stahlröhren des Rahmens ꝛc. ſind wichtige Neuerungen, welche grundlegend für vielfache Anwendungen ſein werden. Nicht minder überraſchend iſt die leichte Erzielung des Gleichgewichtes bei dieſer labilen Maſchine und endlich die erreichten großen Geſchwindigkeiten, welche jene eines gewöhnlichen Perſonenzuges überſchreiten und 45 bis 52 km in der Stunde betragen. (Stocks, Linton, Huret ꝛc.)

Die Fahrräder, welchen in kurzer Zeit die Motorräder folgten, haben durch die unerwartete ausgezeichnete Verbeſſerung der uralten Erfindung des Rades den Automobilismus geboren, der ſeinerſeits wieder das noch fehlende Bindeglied zur Löſung des Flugproblems bildet. Daſs der Automobilismus vornehmlich in Frankreich ſo großartige Fortſchritte macht*) und trotz der bisher unangefochtenen Ueberlegenheit deutſcher Exploſionsmotoren (Deimler, Benz, Dieſel ꝛc.) ſich in Deutſchland noch in embryonalem Zuſtande befindet, iſt lediglich Temperamentsunterſchied der Nationen. Es iſt hier nicht am Platze, den Anfängen des Automobilismus nachzuforſchen und die bereits vielfach publicierte Geſchichte desſelben ausführlich zu wiederholen. Selbſtredend iſt der Automobilismus älter als die Schienenlocomotive, da es doch logiſch und naturgemäß war, das Dampfroſs erſt auf den beſtehenden Straßen zu verſuchen, bevor man ſich entſchloſs, das Vorbild der ſchon lange früher beſtandenen Grubenbahnen zu benützen. Nicht unerwähnt wollen wir jedoch zwei Namen laſſen, welche mit der Entwicklung der Dampfwagen in enger Verbindung ſtehen, u. zw. jenen des franzöſiſchen Artillerieofficiers Cugnot, der bereits im Jahre 1770 und dann wieder 1801 Motorwagen baute, und des nur zu wenig gewürdigten Miterfinders der Locomotive, des Engländers Threvithik, der im Jahre 1804 einen Dampfwagen in den Straßen Londons mit theilweiſem Erfolge vorführte. Wenig bekannt iſt es, daſs bis zum Jahre 1833 ſogar 20 öffentliche Dampf-Coachs in England im Betriebe ſtanden; deren Unternehmer wurden jedoch durch vexatoriſche Maßnahmen des ſeitens der Concurrenten beeinfluſsten Parlaments zugrunde gerichtet.

Unerfindlich erſcheint es, daſs die Locomotive eine ſo hohe Ausbildung erfahren konnte, während die Idee der Motorwagen durch viele Decennien brach lag. Nicht die Frage der zur Anwendung kommenden Betriebskraft konnte die Verzögerung verſchuldet haben, da wir noch heute den Dampf im Wettkampfe mit der Elektricität und den Exploſionsmotoren ſehen. Wieder kommen hiebei noch nicht aufgeklärte Urſachen in Betracht, welche mehrfache Deutungen zulaſſen und deren Erforſchung ſehr lehrreich wäre. Die nunmehr immer ſich ſteigernde Verbreitung der Automobile hat wieder eine Unzahl von Erfindern auf die Verbeſſerung der Motorconſtruction gelenkt, wobei in erſter Linie die Herabminderung des Eigengewichtes und des Brennſtoffverbrauches und bei Exploſionsmotoren insbeſondere die Reducierung der Kühlwaſſermenge die ausſchlaggebenden Momente bilden; lauter für die Motoren der dynamiſchen Flugmaſchinen eminent wichtige Grundbedingungen. Während früher bei den Stabilmaſchinen Eigengewichte von 50 kg pro Pferdekraft zu den Seltenheiten gehörten und auch im allgemeinen kein Bedürfnis nach Herabminderung des Gewichtes beſtand, iſt, dank dem Automobilismus, dieſes Gewicht auf ein kaum glaubliches Niveau herabgedrückt worden.

Noch im Jahre 1889 hat der ausgezeichnete Ingenieur Joſef Popper in ſeinem Buche über Flugtechnik¹) bezüglich des Eigengewichtes der Motoren für Luftſchiffe ſehr peſſimiſtiſche Anſichten geäußert und fand aus einer vergleichenden Studie über die anzuwendenden Maſchinenſyſteme, „daſs bei großer [illegible] Leiſtung die Dampfmaſchinen den beſten damaligen (1889) elektriſchen Motoren, bezüglich der Leichtigkeit, und zwar ungefähr zwei bis dreifach, überlegen waren, daſs ferner Primärbatterien leichter herzuſtellen ſeien für gleiche Leiſtung als Accumulatoren, und daſs endlich über die aus verſchiedenen Gründen ſehr empfehlenswerten Petroleum-Benzin-Motoren noch kein abſchließendes Urtheil möglich iſt." Heute jedoch, noch nicht 10 Jahre nach dieſem Ausſpruche, haben ſich die Verhältniſſe wieder gewaltig geändert und iſt die totale Ueberlegenheit der Exploſionsmotoren für die [illegible] und wahrſcheinlich auch alle anderen techniſchen Zwecke ganz außer Zweifel.

*) [illegible] Tempo nach.

¹) [illegible] 1889 [illegible] wegen derſelben für [illegible]

Digitized by Google

Profeſſor G. Wellner in Brünn hat jüngſt in einem Vortrage die Motorenfrage vom Standpunkte der Flugtechnik beſprochen. Wir entnehmen demſelben die nachfolgenden ziffernmäßigen Daten. Noch immer kommen die drei Syſteme: Dampf, Elektricität und Exploſionsmotoren in Betracht. Wenn es auch bei dem erſten Syſtem (Dampf) gelungen iſt, das Gewicht des Mechanismus bedeutend zu reducieren, ſo beträgt doch jenes des Heizmateriales, des Waſſers und Keſſels allein circa 30 kg pro Pferdekraft, ſo daſs, trotz aller Verbeſſerungen, an eine Verwendung dieſes Motors für die Luftſchiffahrt kaum ernſtlich gedacht werden kann. Wohl hat Hiram Maxim in ſeiner wunderbaren Dampfmaſchine, welche er im Jahre 1894 für ſeine große Flugmaſchine gebaut hat, das Gewicht ſeines Motors von 360 HP. ſammt Condenſator auf 5 kg pro Pferdekraft herabſetzen können, doch wurde dieſes Gewicht durch den Keſſel, das Waſſer und das Feuerungsmaterial wieder auf circa 24 kg pro Pferdekraft erhöht und boten die großen auf Luftkühlung berechneten Flächen des Condenſators bedeutende Hinderniſſe für die Lenkbarkeit und Stabilität der Flugmaſchine. Wenn man nach Prof. Wellner für ein brauchbares dynamiſches Luftſchiff mindeſtens eine ununterbrochene Arbeitsleiſtung von vier Stunden annimmt, ſo ſtellen ſich die bisher erreichten Minimalgewichte der Dampfmotoren incluſive des Gewichtes an Heizmaterial und Waſſer pro Pferdekraft wie folgt:

	Gewicht in kg des				
	Motors	Keſſels	Waſſers und Heizmateriales für 4 Stunden		pro HP.-Stunde
Torpedomaſchine	4	16	50	6	34 kg
Maſchine v. Maxim	5	6	50	6	25 „
Turbine von de Laval	2	6	50	6	22 „

Bei einem Dampfverbrauch von 12 bis 15 kg pro Stunde iſt ſonach das beſte bisher erreichte Ergebnis ein Geſammtgewicht von 22 kg pro Pferdekraftſtunde.

Was den elektriſchen Betrieb betrifft, ſo haben die franzöſiſchen Luftſchiffer Krebs und Renard im Jahre 1884/5 bei ihrem Ballon „La France" Gramme'ſche Dynamomaſchinen mit Chlorchromſäurebatterie verwendet, welche nur 25 kg pro Pferdekraft gewogen haben ſollen. Heute dürfte man durch Primärbatterien oder durch Accumuloren ein Gewicht von 15 kg pro Pferdekraftſtunde erreichen können.

Bei den Petroleum- oder Benzin-Motoren ſind die erzielten Reſultate im Vergleiche mit den Dampfmaſchinen ſchon aus dem Grunde weſentlich beſſere, weil durch den Wegfall der offenen Feuerung und des Dampfgenerators von vornherein ein Gewicht von circa 14 kg pro Pferdekraft erſpart wird, weiters iſt durch die directe Verbrennung im Arbeitscylinder ſelbſt eine Methode der Krafterzeugung gewonnen, welche die beſſere Ausnützung des Brennmateriales weſentlich begünſtigt und hiedurch ſchon dieſe Motoren in erſter Linie für die Flugmaſchinen prädeſtiniert. Gegenwärtig dürften bei Anbahnung der Löſung des Flugproblems nur ausſchließlich Exploſionsmaſchinen in Betracht kommen.

Wir geben nachſtehend unter der gleichen Vorausſetzung einer vierſtündigen Arbeitszeit die praktiſch erzielten Mindeſtgewichte dieſer Motorengruppe an:

Name des Erfinders	Gewicht pro HP kg	Brennſtoff pro HP und 4 Stunden kg	Gewicht pro HP und Stunde kg
Daimler	12	2	12·5
Mors	10	2	10·5
Rowbotham	9·5	2·5	10·0
Pemington *)	4—6	2·8	6
Conrad *)	3	2·8	3·7
de Laval	1	6 (?)	2·5

Wir ſehen aus dem Vorſtehenden, wenn wir die noch nicht genügend bekannte Petroleumturbine von De Laval außer Betracht laſſen, daſs es bereits Motoren gibt, welche ein Eigengewicht von der fabelhaft geringen Höhe von 4 bis 6 kg pro Pferdekraftſtunde, Brennmaterial inbegriffen, beſitzen. Möglich iſt dieſes Reſultat nur durch den Erſatz des Kühlwaſſers durch Luftkühlung, und auch dann bedarf der obige Ziffernanſatz vielleicht in einzelnen Fällen noch einer Correctur.

Wie dem auch ſei, jedenfalls iſt der ſeit dem Jahre 1890 erzielte Fortſchritt ganz außerordentlich und liefert neuerdings den Beweis der Rapidität, mit welcher die Maſſenarbeit der Erfinder, wenn ſie nach einer beſtimmten Richtung gelenkt wird, zu ungeahnten Reſultaten gelangt. Doch ſind wir damit noch keineswegs auf dem Höhepunkte der Vollendung angelangt, denn kaum iſt in conſtructiver Beziehung eine faſt unüberſchreitbare Grenze erreicht worden, erſteht uns in Rudolf Dieſel*) wieder ein Erfinder, der durch die bisher unübertroffene thermiſche Wirkung ſeines Wärmemotors den mit 500 Gramm pro Pferdekraftſtunde erzielten kleinſten Brennſtoffverbrauch auf 215 Gramm Petroleum für dieſelbe Leiſtung herabzudrücken imſtande war, wodurch die Ausnützung der im Brennſtoffe enthaltenen Energie auf 30% geſtiegen iſt, während die beſte Dreifach-Expanſionsdampfmaſchine mit Condenſation nur 13% und der beſte Exploſionsmotor nur 20% ausnützten. Es iſt jedoch Hoffnung vorhanden, daſs eine weitergehende Entwicklung der Thermodynamik noch ganz andere überraſchendere Reſultate zutage fördern wird, wobei durch Ausmeſſung von in niedrigen Grenzen ſich bewegenden Temperaturdifferenzen der Brennſtoff für Motoren auf ein Minimum reduciert werden dürfte. Heute kann man jedoch bereits behaupten, daſs die Motorenfrage für die Flugtechnik kein Hindernis mehr bietet und die Erzielung des endgiltigen Erfolges jeden Augenblick gewärtigt werden muſs.

In erſter Linie iſt dieſes Ergebnis, wie wir bereits erwähnt haben, dem Automobilismus zu verdanken, nimmermüde haben ſeine Adepten an der Verbeſſerung der anfänglich unzulänglichen Motoren gearbeitet, und ſo wie das Pneumatik den koloſſalen Aufſchwung der Fahrräder veranlaſste, ſo wird vielleicht der neue Dieſelmotor die rapide Verbreitung des Automobilismus fördern. Thatſächlich vereinigt derſelbe in ſich Eigenſchaften, welche den anderen, für dieſe Zwecke verwendeten Motoren fehlen, er arbeitet zufolge der langſamen Verbrennung ſtoßfrei, die Abgaſe ſind wegen der vollſtändigen Aufzehrung des Brennmaterials geruchlos, die Inbetriebſetzung des Motors erfolgt augenblicklich und bedarf keiner Vorbereitung, die geringe Menge des zur Anwendung kommenden Kühlwaſſers geſtattet eine Raum- und Gewichtsökonomie, alſo Reſultate, welche bis nun gar nicht oder nur in ganz unvollkommener Weiſe erreicht wurden.

Es iſt demnach zu hoffen, daſs auch Deutſchland, welches gegenwärtig alle anderen Länder hinſichtlich der Conſtruction von Exploſionsmotoren übertrifft, baldigſt mit der Verwendung des ſo koſtſpieligen, unverläſslichen, theuren und ungeſunden animaliſchen Wagenbetriebes brechen und dieſen veralteten, mit ſo vielen Miſsſtänden behafteten lebendigen Motor endgiltig und für immer wenigſtens aus den Straßen ſeiner Städte verweiſen wird.

Wenn wir nun zum Ausgangspunkte dieſer Betrachtung zurückkehren, ſo ſehen wir, wie uns das hochausgebildete Fahrrad mit bisher wenig bekannten und auch ganz neuen Conſtructionsmethoden beſchenkt hat, bei denen das kleinſte Gewicht mit der größten Widerſtandsfähigkeit vereinigt erſcheint und als grundlegendes Vorbild für den äußeren Aufbau der Flugmaſchine dienen wird. Wir können uns keine große Flächen- und Körperconſtruction von genügender Leichtigkeit, gepaart mit Steifigkeit und Widerſtandsfähigkeit, denken, ohne daſs hiebei die Methode der Fahrradconſtruction in Anwendung gebracht würde. Das Aluminium, welches ſeinerzeit die Panacee der Luftſchiffer zu ſein ſchien, hat nur arge Enttäuſchungen gebracht. Durch ſein geringes ſpecifiſches Gewicht, welches nur 2·5 gegen 7·8 des Eiſens, reſp. Stahles, beträgt, ſchien dieſes Metall in erſter Linie für den Bau der Flugmaſchinen prädeſtiniert zu ſein; betrachtet man jedoch ſein Verhalten mit Bezug auf die Zugfeſtigkeit, ſo findet man, daſs es kaum eine Beanſpruchung von 23 Kilogr. pro Quadratmillimeter aushält, während Flusſtahl eine ſolche bis 100 Kilogr. verträgt. Aluminium iſt ſonach dreimal leichter, jedoch mehr denn viermal ſchwächer als Stahl, ſo daſs beanſpruchte Conſtructionstheile leichter aus dieſem Metalle als aus Aluminium herzuſtellen ſind. Nichtsdeſtoweniger wird man das leichte Metall für Flächenconſtructionen und maſſige, nicht der Abnützung unterworfene Theile der Flugmaſchine mit Vortheil verwenden können. Betrachten wir nun den Bau des dynamiſchen Luftſchiffes vom Standpunkte der Motorenfrage ſo ſehen wir, daſs, dank der Entwicklung des Automobilismus, die Löſung von dieſem Geſichtspunkte aus bereits gefunden iſt. Andere beſtehende Erfindungen, deren Aufzählung uns in dieſem Zuſammenhange nicht opportun erſcheint, ſchließen die Reihe der nothwendigen vorbereitenden Erfindungen. Das gewiſſe Etwas, welches noch nöthig iſt, damit wir große Maſſen, welche ſchwerer als die Luft ſind, auf maſchinellem Wege erheben können, iſt nur die neue Syntheſe für die bereits vorhandenen Erkenntnisformen. Wir befinden uns gegenwärtig im kritiſchen Momente, der dem Erſcheinen einer großen Erfindung immer vorausgeht, und von dem der Verfaſſer der „Philoſophie der Technik" ſagt, „daſs die Unruhe des bewuſsten Suchens die Oberhand gewinnt", während in einem früheren Stadium das Finden und Erfinden, das Bewuſste und Unbewuſste, ſich noch unabläſſig durchkreuzten. „Nachdem in der Reihe von Einzelerfindungen ebenſoviele Hüllen abgeſtreift ſind, beginnt die Idee durch die letzten noch übrigen hindurchzuſcheinen, ſich kenntlich zu machen und fällt ſchließlich der Ausdauer des Forſchers und dem Muthe des Erkennens eines einzelnen zu." *)

Ob nun das dynamiſche Luftſchiff ein Weltenflieger mit Abſtoß von hohen Bergen oder Thürmen, ein Drachenflieger mit gegen den Horizont ſchief geneigter Fläche, welche durch maſchinelle Mittel angetrieben wird, ein Segelradflieger mit horizontal

*) [illegible]
*) [illegible]

*) [illegible]

artig um eine Achſe angeordneten Tragflächen, ein Schraubenflieger mit zwei großen oder vielen kleinen Luftſchrauben, oder endlich ein Flügelflieger mit mehr oder weniger treuer Nachbildung des Vogelfluges*) ſein wird, wer kann es wiſſen als der Glückliche, dem es gegeben ſein wird, das Problem der Flugtechnik zu löſen! Unſeres Erachtens wird keines der Syſteme allein zur Anwendung gelangen, und bildet dieſe künſtliche Eintheilung ja nur ein Hilfsmittel zur leichteren Ueberſicht der verſchiedenen bisher beſtehenden Verſuchsrichtungen. Jedenfalls regt und bewegt es ſich allerorts, dies- und jenſeits des Oceans arbeiten Tauſende geſchäftige Hände, denken Tauſende kluge Köpfe, um noch vor dem Ende dieſes Jahrhunderts den uralten Traum der ewig ſich verjüngenden Menſchheit der Erfüllung entgegenzuführen.

Das Wunderbarſte an dieſer zu gewärtigenden Erfindung wird unſeres Erachtens ihr verſpätetes Zutagetreten in der Welt der Erſcheinungen ſein. Vorbildlich in der Natur enthalten, haben die Menſchen ſeit Aeonen täglich die verſchiedenſten Ausführungsarten dieſer Maſchine vor Augen; nichts in der Natur iſt der Nachahmung des ſuchenden Menſchengeiſtes entgangen, und wenn alle Erfindungen nach Kapp nur „Organprojectionen" ſind, ſo wäre die Flugmaſchine nur eine techniſche Umſchreibung einer vorhandenen animaliſchen Maſchinerie. Es fehlt nur noch immer der richtige geometriſche Ausdruck für bekannte natürliche Beziehungen, welche — einmal gefunden — das Staunen ob ihrer merkwürdigen Einfachheit erregen dürften. Das Einfachſte in der Technik iſt immer am ſchwierigſten zu finden!

Widerſpruchsvoll muſs es doch erſcheinen, daſs man ſchon ſeit Jahren mit unglaublichen Geſchwindigkeiten**) auf erdumfaſſendlangen parallelen Schienengeleiſen dahinbrauſt, wofür die Natur kein einziges annäherndes Beiſpiel oder Vorbild bietet, wogegen ſich der hypergeniale homo sapiens noch von jeder ſchwirrenden hirnloſen Mücke überflügeln laſſen muſs.

Heute aber erſcheint uns nicht mehr als Utopie, ſondern eher als Prophetie, was der Franziscanermönch Roger Bacon im 13. Jahrhunderte ausgeſprochen hat:

„Wir werden einſt Maſchinen bauen, die große Schiffe mit größerer Geſchwindigkeit ziehen werden, als es ein ganzes Regiment von Ruderern vermag, Schiffe, die ein einziger Steuermann lenken kann; wir werden einſt imſtande ſein, Wagen mit unglaublicher Geſchwindigkeit fortzubewegen, ohne die Hilfe eines Zugthieres, und wir werden einſt Maſchinen bauen, die mit Flügeln uns in den Stand ſetzen, wie Vögel in der Luft zu fliegen!"

Ingenieur Anton Braun.

Die Reformation des XIX. Jahrhunderts.

(Schluſs.)

Auch in Hinſicht auf die Staatsverfaſſung erwarten die Franzoſen von einer Aenderung der Form eine Regeneration des Geiſtes, die Deutſchen dagegen von einer Beſſerung des Geiſtes eine Reform der Einrichtungen. V. Hugo hat wohl als Royaliſt begonnen, aber gewiſs nicht nur perſönliche Gründe trieben ihn bald zur Demokratie; die Sympathie mit dem maleriſchen Mittelalter beirrte hierin ſeinen Blick ſo wenig, wie in Deutſchland den Uhlands oder Jakob Grimms. Stärker noch als die politiſche Tendenz aber trat bei den Romantikern durchweg die ſociale hervor. Der äſthetiſche Widerwille gegen den „Bourgeois" wurde bei ihnen auch zum ſocialpolitiſchen Princip. Den Tieck und Brentano war es nicht eingefallen, ihre Verurtheilung des Philiſterthums zu einer Parteinahme gegen den Bürgerſtand auszuprägen. Aber La Mennais und Victor Hugo ſetzen kräftig mit dem Mitleid für die „Misérables", für die Enterbten und Verſtoßenen, ein, und bei dem Hauptmann der Schule wird, gerade wie ſpäter bei Doſtojewski, der Haſs gegen die geſättigte Bourgeoiſie bis zur Verherrlichung der Dirne und des Sträflings getrieben.

Der Unterſchied mag zum kleinen Theil auf der Verſchiedenheit der angegriffenen Claſſen beruhen. Das Bürgerthum, dem Brentanos Philiſter entwuchs, hatte die Freiheitskriege erlitten oder durchgefochten; die Bourgeoiſie, der Henri Monnier ſeinen Mr. Prud'homme entnahm, gehorchte der Weiſung des Bourgeoiskaiſers Guizot: „Enrichissez-vous". Das Beamtenthum, das in beiden Ländern mit Recht als die Blüte des Bürgerthums galt, war in Deutſchland mit Wohlwollen und [illegible] auf die [illegible] der armen Claſſen bedacht; in Frankreich hatte Marſchall Soult, deſſen [illegible] Brand[illegible] und Erpreſſungen [illegible] ein [illegible] Napoleons hatte [illegible] [illegible] mit [illegible] [illegible], daſs das der [illegible]

[illegible]

rühmten Namen Carlyles ein, den die gleiche Erbitterung gegen die heuchleriſche Frömmigkeit des England regierenden Kaufmanns zur leidenſchaftlichen Parteinahme für die Gedrückten trieb und, der mit Maurice und Kingsley das, was man bibliſchen Socialismus nennen könnte, für England ſchuf, wie La Mennais ihn für Frankreich und die Welt ins Leben gerufen hatte. La Mennais ſelbſt hatte ſchon in ſeiner erſten Phaſe, ſchon in dem „Essai sur l'indifférence" die Aufgeklärten und ihre „apathiſche Philanthropie" geſcholten. Die Herzenshärtigkeit des Bourgeois wird von da ein Lieblingsthema der Romantiker und ihrer Genoſſen. Humane Phraſen und ſtarrer Egoismus — ſo ſchildert Henri Monnier ſeinen Mr. Prud'homme, ſo malt Victor Hugo den Reichen, und bis auf die Tagebücher der Goncourts ſetzt dieſe Anklage in immer ſchrofferer Zuſpitzung ſich fort. Als Fichte und Schelling, die Philoſophen der Romantik — denn im Grunde iſt Fichte mehr Romantiker als Hegel, wenn auch weniger als Schopenhauer — Nicolai, Leſſings Freund, zum Prototyp des deutſchen „Bildungsphiliſters" ſtempelten, hatten ſie keinen Grund, ihrer Caricatur auch ein böſes Herz anzudichten; als dagegen Flaubert in ſeinem unvergleichlichen Mr. Homais (in „Madame Bovary") den franzöſiſchen Voltairianer malte, ward gerade der Contraſt zwiſchen den menſchenfreundlichen Reden und dem engherzigen Charakter die Baſis für dies Denkmal des franzöſiſchen Philiſters von 1847.

Wir ſehen hier abermals, wie äſthetiſche und ethiſche, politiſche und ſociale Geſichtspunkte ſich bedingen und bedrängen. Sucht man ein gemeinſames Wort für die deutſchen Kämpfe gegen das Schlagwort und die franzöſiſchen gegen die Phraſe, für La Mennais' neue Beleuchtung des Chriſtenthums und Flauberts neue Beleuchtung des Bürgerthums, ſo wäre am beſten von einer allgemeinen Reviſion herkömmlicher Anſchauungen zu ſprechen. Eine durchgängige Nachprüfung lange Zeit verbreiteter Ausdrücke, Sätze, Meinungen, Behauptungen kennzeichnet dieſe Jahre. Sie iſt es, die zur „Entdeckung der Einzelnen" führt: hinter dem Vorhang der täuſchenden Allgemeinheiten deckt man überall den Einzelfall auf. Daher wird die Vergleichung von Schein und Wahrheit ein Lieblingsthema der Bücher, das ſelbſt in einer langen Reihe von Schriften im Titel hervortritt, von Görres' 1824 geſchriebenem „Rom wie es iſt" bis zu Lothar Buchers 1856 verfaſstem „Parlamentarismus wie er iſt". Die Strömung iſt ſo ſtark, daſs man ſie in die Vergangenheit projiciert; Gervinus, des berühmten deutſchen Hiſtorikers, 1849 erſchienenes Werk über Shakeſpeare glaubt bei all ſeinen Analyſen der Dramen des vielſeitigſten Dichters der Welt als Thema immer wieder den Gegenſatz von Schein und Sein zu entdecken. Es iſt nur natürlich, daſs dieſe Reviſion ſich ganz beſonders den großen loci communes der menſchlichen Geſellſchaft zuwenden muſste: Religion, Sitte, Politik. Ganz allgemein faſst Carlyles philoſophiſch-ſatiriſcher „Sartor Resartus" (1831) das Thema: alle menſchlichen Gebräuche und Meinungen ſind nur Kleider, die der Menſch wechſelt. In einer ganzen Reihe vorurtheilsvoll-realiſtiſcher Romane führte Flauberts melancholiſches Genie die Reviſion angeblicher oder wirklicher Illuſionen der Menſchheit durch: „Madame Bovary" ſoll die Liebe illuſtrieren, „Salambo" und „La tentation de St. Antoine" heidniſche und chriſtliche Religion; „L'éducation sentimentale" zeigt (wie bei ſonſt völlig anderen Geſichtspunkten auch des Dänen J. P. Jakobſen genialer Roman „Niels Lyhne"), wie ein begeiſterter Jüngling vom Leben zu völliger Stumpfheit erzogen wird, Freundſchaft und Verehrung, Patriotismus und Freiheitsliebe verachten lernt; das angefangene Meiſterwerk: „Bouvard et Pécuchet" ſollte endlich das Streben ſelbſt, die Bemühung um Höheres an ſich, ſatiriſieren — ein Thema, deſſen Furchtbarkeit allen Peſſimismus der Byron und Schopenhauer, der Leopardi und all ihrer Nachfolger weit hinter ſich läſst. Dieſe Literaturgattung, die man am beſten als „Desilluſionsliteratur" bezeichnet — „Enttäuſchungsliteratur" wäre leicht miſszuverſtehen — hat freilich in Flaubert nur ihren Höhepunkt gefunden. Wie ihm Daudet gefolgt iſt, ein ſauberer Specialiſt, der die verſchiedenen Formen der Liebe unter die Lupe nimmt (die Gattenliebe in „Fromont jeune et Risler aîné", die „freie Liebe" in „Sappho", die Kindesliebe in „Rose et Ninette") und dabei denn ſo häſsliche Dinge entdeckt, wie Gulliver, wenn er den rieſenhaften Ehrendamen am Hofe von Brobdingnac zu nahe kommt, ſo iſt ihm [illegible] Stendhal vorangegangen, der in ſeiner berühmten Schilderung der Schlacht bei Waterloo den heroiſchen Schlachtgemälden ein realiſtiſches Bild aus der Wirklichkeit gegenübergeſtellt wird. Und ſucht man die Keime dieſer Entlarvungs- und Desilluſionsliteratur auf, ſo kann man natürlich noch viel weiter zurückgehen: auf Lichtenberg (wüſste man nur, wodurch der [illegible] ſich zu ſeiner ſchweren Arbeit ſtärkt, ſagt er einmal, durch die Peitſche oder durch einen Schluck Brantwein?), auf Swift, auf La Rochefoucauld, ſchließlich auf Auguſtinus, der die Tugenden der Heiden als glänzende Laſter erweiſen [illegible] [illegible] zu beachten, daſs [illegible] der böſe Urgrund der menſch[illegible] [illegible], aufgedeckt werden ſoll, während [illegible] den Menſchen, als [illegible] Empörung über [illegible] der Grundton all dieſer [illegible] die Schwärmerei für die [illegible]

Digitized by Google

geherrſcht hatte, tritt hier der Desilluſionismus am heftigſten auf. Neben Flaubert ſteht der große Epigrammenzeichner Gavarni, der ein Hauptwerk bezeichnend genug „Masques et visages" benennt und ſeinen Bettelphiloſophen Vireloque über die Anmaßungen des Menſchengeſchlechts höhniſch die Achſeln zucken läſst, ſtehen die Goncourts und Zola. Was wir an der Geſammtbewegung dieſer Jahre bemerken, daſs die Abwehr fremder Ideale darin ſtärker iſt als die Ausbildung eigener Ideale, das findet hier beſonders deutlichen Ausdruck. Flaubert läſst ſeine Madame Bovary durch die Lectüre falſch idealiſierender Romane auf den Irrweg leiten, ein polemiſcher Streich, der ſchon zu Wielands Zeiten, ja zu denen des Cervantes beliebt war, und den noch Zola, Flauberts groteſk-genialer Schüler, glaubte wiederholen zu ſollen: in „Pot Bouille" fällt die Heldin, weil ſie „André" von George Sand geleſen hat. Das ſind nun Kampfmittel, die große Autoren kleinen Erbauungsbüchern überlaſſen ſollten. Wie leicht wäre es übrigens, glücklicherweiſe, die Waffe auch wieder gegen die Naturaliſten und Peſſimiſten zu kehren und einen modernen Jüngling zu ſchildern, der in die Welt mit völlig verkehrten Anſchauungen tritt, weil er zuviel Zola und Ibſen geleſen hat, und deſſen Verhängnis es nun wird, daſs Trunkſucht, Ehebruch und alle Schandthaten nicht ganz ſo verbreitet ſind, wie er nach ſorgfältiger Aneignung unſerer „Wahrheitsfanatiker" glaubte annehmen zu müſſen? Das wäre denn doch eine Parodie, die etwas tiefer träfe, als wenn der Berliner Humoriſt Glasbrenner mit gutmüthigem Spott jene Titel, die das wahre Bild ſtatt des herkömmlichen von Rom oder dem Parlamentarismus u. ſ. w. zu geben verſprechen, parodierte: „Berlin, wie es iſst — und trinkt".

Jedermann ſieht, daſs dieſe Tendenz der Illuſionsbekämpfung zu den Zügen gehört, die unſere Zeit mit der eben geſchilderten theilt. Zola und Ibſen bedeuten ja für die Literatur ſo recht eigentlich die Gegenwart, und ſie ſuchen Flaubert und Gavarni im Enthüllen von „Geſpenſtern", von immer wiederkehrenden falſchen Idealen zu erreichen. Dennoch haben ſie in einem Punkt den Peſſimismus jener Zeit noch nicht eingeholt. Der ſtetige Fortſchritt der Cultur gilt den neueren faſt durchwegs als ausgemacht. Ibſen glaubt (wie Heine und Immermann) an das „dritte Reich" der Zukunft. Zola vertraut der Entwicklung von Technik und Demokratie. Nicht ſo jene Periode. Nachdem von Perrault zu Condorcet (wie Brunetière gezeigt hat) die Idee des Fortſchritts zu einem immer feſteren Dogma ſich entwickelt hatte, begannen leiſe Zweifel. Skeptiſch fragte ſchon Goethes Fauſt dem gelehrten Philiſter Wagner gegenüber, ob wir's denn wirklich ſo herrlich weit gebracht? Flaubert verficht völlig das entgegengeſetzte Dogma: während man bis dahin der Perfectibilität des Menſchengeſchlechts alles zugetraut hatte, hält er die menſchliche Dummheit für unheilbar. Der Menſch iſt ihm der Stümper ſchlechtweg, und Dilettanten ſind nach Goethe unheilbar; auf die ganze Geſchichte der Menſchheit möchte der Autor von „Bouvard et Pécuchet" den Vers anwenden, den Platens Verſtimmung gegen die deutſche Literatur ſchleuderte:

In einem Ocean von Albernheiten
erſcheinen einige geniale Schwimmer.

Und wenn Tolſtoi dabei angelangt iſt, den geſammten Ertrag der menſchlichen Geiſtesentwicklung, der gerühmten Civiliſation und „Ueberwindung der Elemente" in der Zunahme der — Reinlichkeit zu ſehen, ſo beweiſt er mit dieſer Wiederholung eines Flaubert'ſchen Satzes nur, was auch ſonſt zu beweiſen wäre, daſs Rusſland jetzt erſt etwa im Jahre 1860 ſteht. Es gilt da eben auch in geiſtigen Dingen noch der Kalender alten Stils mit ſeiner Verſpätung. Nur liegt es eben in der Spiralbewegung der menſchlichen Entwicklung, daſs Verſpätung und Verfrühung leicht zuſammentreffen; und neuen Anfängen des Zweifels an der Fortſchrittsidee begegnen wir allerdings ſchon wieder bei den Huysmans und Wilde und manchen anderen Jüngſten. Man kann indes dieſes Extrem im Anzweifeln herkömmlicher Anſchauungen für keine Epoche als charakteriſtiſch nehmen, weil es überall nur vereinzelt, vereinzelt aber vielleicht überall begegnet. Der Gedanke der Entwicklung ſcheint dem Menſchengeſchlecht eingeboren; jeder einzelne erlebt an ſich und hundert anderen die Entwickelung vom Kind zum vollkräftigen Mann, und der Kampf ums Daſein fordert, daſs man dieſe Ausbildung als einen Fortſchritt anerkenne; zu elegiſcher Sentimentalität, die nach dem verlorenen Paradies der Kindheit jammert, hat die alte Zeit keine Zeit. Aber freilich ſteht neben der täglichen Erfahrung vom Reifen und Anwachſen der Kräfte die vom Altern und Verfall. Da nun ein Uebertragen vom Mikrokosmos auf den Makrokosmos ſozuſagen Anfang und Ende aller Mythologie bildet, finden wir zwar bei allen Völkern der Welt die Anſchauung von einer Entwickelung der Menſchheit, aber bald in hoffnungsvoller, bald in hoffnungsloſer Färbung. Die Zeit der höchſten Kraft und Blüte, die goldene Zeit, wird bald in die Vergangenheit, bald in die Zukunft geſetzt; zuweilen — wie bei den alten Germanen — erſcheint ſie auch wie in einem langen Gang mit Spiegelthüren, an beiden Enden ſich wiederſpiegelnd. Immer aber blieb bei Völkern und Philoſophen die Bewegung der Menſchheit Dogma. Leopardi, der traurigſte der Weltſchmerzdichter, hat die encyklopädiſtiſche Fortſchrittstheorie zu einer grauſamen Lehre von fortwährender Verſchlimmerung der Menſchen und der Götter umgekehrt; eine Unveränderlichkeit hat er nicht zu behaupten gewagt. Und ſein Bewunderer Schopenhauer, der an die endliche Erlöſung im Nirwana glaubt, iſt eigentlich optimiſtiſcher geſtimmt als chriſtliche Fromme, die an ewige Höllenſtrafen glauben. So feſt iſt dem Menſchen der Glaube an Entwickelung eingeprägt! Gerade Goethe, deſſen Zweifelwort wir citierten (er hat mehr von ähnlicher Meinung geſagt: „Wer kann was Kluges, kann was Dummes denken, was nicht die Vorzeit ſchon gedacht?"), gerade er gehört zu den Bahnbrechern jener ſpecifiſch ſogenannten Entwickelungslehre, die unſer Jahrhundert nach Darwin getauft hat. Und wie unbedingt hielt die franzöſiſche Philoſophie, Socialökonomie, Politik der Romantik an der Fortſchrittslehre feſt! Ich nenne nur von den Philoſophen Comte, von den Nationalökonomen (wenn man ihn denn dafür gelten laſſen will) Fourier, deſſen utopiſtiſche Träume von der Minderung des Salzgeſchmacks im Waſſer und von den gaſtronomiſchen Künſten der zukünftigen Natur ihn zu den Vorgängern der Whiſtler und Huysmans ſtellen, nach deren Anſchauung die plumpe Natur der menſchlichen Technik höchſtens den Rohſtoff und tägliche Gelegenheit zu Beſchämung ihres Ungeſchickes bietet. Es gehört eine ungeheure Kraft dazu, eine peſſimiſtiſche Verbiſſenheit ſondergleichen, um an eine völlige Stabilität der menſchlichen Zuſtände, an eine abſolute Entwickelungsloſigkeit des Menſchengeſchlechts zu glauben, und wir müſſen hierin alſo Flaubert und ſeine wenigen Genoſſen als vereinzelte Flügelmänner der peſſimiſtiſchen Garde anſehen.

Uebrigens gehörte ja der Glaube an die Entwickelung nicht zu den officiellen Dogmen, und dieſen galt die Reviſion jener Reformer (Reformatoren waren es nicht) in erſter Reihe. Unter den officiellen „idola fori" ſtehen aber wieder zwei voran: Staat und Kirche. Die Kritik beider geht Hand in Hand. Wie man aus der Landeskirche „austreten" kann, ſo möchte man auch aus dem Staat ausſcheiden: Cabet gründet ſein „Ikarien", wie vor ihm Owen und Andere einen Idealſtaat zu realiſieren verſucht hatten; Johannes Ronge ſtiftet den „Deutſchkatholicismus", Michelet will eine neue „Religion der Humanität" auf ſeine „Bible de l'humanité" begründen. Sie ſtützen ſich alle auf poſitive Vorgänger: die Communiſten auf die urchriſtliche Gemeinde, die Deutſchkatholiken auf die „Vernunftreligion" des Pope, Voltaire und Friedrich des Großen, Michelet auf den „Theophilanthropismus" des La Révellière-Lepeaux, ſie ſelbſt aber waren viel ſtärker negativ gerichtet gegen Bourgeoiſie und Polizei, gegen Ultramontanismus und Intoleranz. Schließlich gieng denn dieſe rein ſentimentale, nur aus Antipathien erwachſene Kritik von Staat und Kirche in die inhaltloſe Negative des Blanquiſchen „Ni Dieu ni maître" auf. Eine fruchtbare, wahrhaft productive Kritik an Staat und Kirche blieb dieſen Männern verſagt, und Cabets Ikarien ſo gut wie Owens Harmony, Ronges deutſchkatholiſche Kirche ſo gut wie Uhlichs „freie Gemeinden" blieben deshalb kurzlebige aſthmatiſche Gründungen, bei denen die hektiſche Röthe der Schwindſucht irrig für ein Feuer der begeiſterten Jugend gehalten wurde. Dauerndere Werke der Kritik an Staat und Kirche ſchaffen andere Männer. Die Jünger der franzöſiſchen Romantik werden gerade dadurch, daſs ſie zu raſch dauernde Gebilde ſchaffen wollten, zur Fruchtloſigkeit verurtheilt.

Aber, wird vielleicht ein Peſſimiſt einwerfen, ſind dieſe Bemühungen denn nicht alle fruchtlos? Nach kurzer Zeit wird ja doch immer das nahrhafteſte Brot ſtockig und das friſcheſte Waſſer trüb und ungeſund: was hilft es backen und graben? Ob Ikarien ein paar Jahre beſteht oder die auf Darwins Forſchergröße geſtützte Weltanſchauung ein paar Jahrzehnte, iſt das ein Unterſchied? Geben all dieſe periodiſchen Reviſionen und Erneuerungen nicht bloß Zeugnis von dem Unvermögen des Menſchengeſchlechtes, auf geiſtigem Boden dauernde Werke zu ſchaffen? Noch heute dienen in der Provence römiſche Aquäducte der Waſſerverſorgung, noch heute beglückt und erbaut das Pantheon den Beſchauer; was aber der Geiſt des Menſchen ſchuf, um Generationen zu nähren und zu beglücken und zu beſſern, das iſt verdammt, bald ihnen Nahrung und Muth und Beſſerung nur zu verkümmern. . . .

Wir dürfen nicht allzu heftig widerſprechen. Ja, alle Verſuche, Satzungen, Ordnungen auf lange Zeiten feſtzulegen, ſind verunglückt und werden verunglücken. Der ſocialiſtiſche Idealſtaat wird, wenn er Wahrheit wird, vielleicht ſo gut wie einſt der abſolutiſtiſche und patriarchaliſche eine kurze Zeit lang einem Bedürfnis genügen und dann ein Hemmnis jeder Entwickelung werden. Daraus aber ziehen wir nicht die Schlusſfolgerungen des Peſſimiſten. Wir leſen daraus, wie unermüdlich der Menſchengeiſt ſucht und ringt, wie nichts ſeinem Idealismus gut genug iſt und hoch genug. Wir ſehen darin, wie vollkommen Goethe das Menſchengeſchlecht in dem Bilde Fauſts zeichnete: „im Weiterſchreiten find' er Qual und Glück, er, unbefriedigt jeden Augenblick". Und als Moral der Weltgeſchichte wüſsten wir wieder nur ein Wort des unſterblichen Gedichtes anzuführen:

Ja! dieſem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das iſt der Weisheit letzter Schluſs:
Nur der verdient ſich Freiheit wie das Leben,
Der täglich ſie erobern muſs!

Berlin. Richard M. Meyer.

Digitized by Google

Das Klinger-Werk.

(Schluſs.)

Aus der Periode der „Dramen" iſt „Eine Liebe" aufgenommen. Hat er einſt als Lyriker die Träume und zarten Sehnſuchten ſeiner Jugend geflötet, als Erzähler ſpäter der griechiſchen Märchen des Ovid und Apulejus mit gelaſſenem Behagen ſeine bunten Teppiche entfaltet, ſo geſtaltet er jetzt große, typiſche Menſchenſchickſale zu ſtarken, vollblütigen Tragödien. Die „Liebe" iſt mit jenen kummervollen und erzürnten Kritiken der modernen Geſellſchaft, als welche ſich die „Dramen" und der Cyklus „Ein Leben" darbieten, auch durch ihre Geſinnung auf das engſte verknüpft. In einem prickelnden und nervös leidenſchaftlichen Stile vorgetragen, entwickelt ſie eine Fabel, die aus ſchüchternen und verſchwiegenen Anfängen zu ſteilen Höhen der Leidenſchaft emporwächſt, um mit einem ſchrillen Sturz in die letzten Tiefen von Schuld und Verzweiflung zu enden. Einige dieſer Blätter ſind gewiſs nur deshalb ſo bezwingend, weil aus ihnen der heiße Athem des Erlebniſſes entgegenſchlägt; Georg Brandes hat es neulich angedeutet, daſs ſich der Künſtler in dieſem lyriſchen Pſychodrama ein perſönliches Erlebnis von der Seele geſchrieben habe.

Den Cyklus eröffnet die berühmte Widmung an Böcklin, jene unvergleichliche Compoſition, die wie eine gewaltige Ouvertüre vor uns aufrauſcht; über umbrandeten Klippen und vulkaniſchen Dämpfen, vom Gefolg ihrer Dämonen umgeben, lenkt Venus, ein nacktes, hüniſches Weib, den Pfeil ihres Sohnes dem Beſchauer ins Herz; Venus, nicht in der gütigen Milde der „hohen Frau von Milo", ſondern die dira mater cupidinum, die der ergrauende Horaz um Schonung anflehte: „parce, precor, precor"! Die Eingangscapitel der Novelle erzählen die erſten Begegnungen „Im Wagen" und „Am Thor", inmitten der wuchernden Ueppigkeit und betäubenden Blütenfülle des Frühlings. Techniſch ſind übrigens die beiden Blätter verfehlt, weil die bis ins minutiöſeſte Detail gehende Ausführung eines jeden Blattes, einer jeden Roſe eine außerordentliche Unruhe in die Compoſition bringt. Dann die herrliche, ungeſtüme Sinnlichkeit des „Kuſſes", dann das wunderbare Blatt „die Nacht", die Vereinigung der Liebenden, im Charakter ſo feierlich und leidenſchaftlich zugleich wie ein paar Verſe des hohen Liedes. Wie ſo oft bei Klinger, gibt die Landſchaft hier das weſentlichſte Stimmungsmoment her: durch die beiden Fenſter fluten die ſchweren Duftwellen und aller Jubel der mondерfüllten Juninacht herein; und wie hier in eine kleine Geberde eine unſägliche Innigkeit und Rührung gelegt iſt, das erinnert an die Meiſterſchaft der größten attiſchen Vaſenmaler. In dem dunkeln Nachtſtücke „Adam und Eva", wie ſie an den „Tod und Teufel" anheimfallen, ſind wie im Lied Mephiſtos bei Gounod alle Gelächter der Hölle losgelaſſen. Hier unterbricht Klinger durch eine Art von philoſophiſcher Reflexion den Lauf ſeiner Erzählung, und es iſt das tiefſte und ſchönſte Blatt der ganzen Reihe geworden, wie denn Klinger überhaupt immer dort am größten iſt, wo er ſich vom ſchweren Boden der Wirklichkeit in die Sphäre des Symboliſchen und Allegoriſchen erhebt. Deshalb wirkt auch die folgende Darſtellung „Neue Träume" — worin er ſich vom Weibe löst — ſo ſtark; ein Blatt, ſo reich und vieldeutig wie ein Gedicht von Hofmannsthal. Dann das „Erwachen": In grauer Frühe, umſchwirrt von ſchlummerverſcheuchenden Sorgen, hockt ſie am Bettrand und ſtarrt zu dem Madonnenmedaillon hinüber, das man ſchon in der „Nacht" über dem Fußende ihres Lagers an der Wand hängen ſieht. Nun iſt die Madonna aus dem Rahmen geſchwunden, aber umſo deutlicher ſchälen ſich die Umriſſe des Bambino heraus. . . . In einer grellen Viſion („Schande") ſieht ſie ſich jetzt die ſonnebeſchienene Mauer des Stadtgartens entlang ſchleichen, und zu ihrer Linken ſchreitet die „Schande": ein häſsliches, großes Weib, geſpenſtiſch anzuſehen, das der kümmerlichen und völlig zerſtörten Perſon die entſtellte Linie des Schattens zeigt, den ſie an die Mauer wirft; oben bewegt ſich die höhnende und hämiſch tuſchelnde Menge der ſonntägigen Spaziergänger. Von erſchütternder Größe iſt das Schluſsblatt „Ende", das die Leiche der Verſuchten ſammt aller Brutalität des Kindbettes und des Todes vorführt. Zu ſpät beugt ſich der reuig Zurückkehrende über das geliebte todte Haupt, und der verhüllte Tod, der der Sterbenden das ſaumgeborene Kind abgenommen hat, winkt ihm mit gieriger Geberde, ihm zu folgen.

[illegible] hatte uns aus den „Intermezzi" die vielumſtrittene Darſtellung „Amor, Tod und Jenſeits", die man am beſten als einen [illegible] ſatiriſchen Epilog zum Cyklus „Eine Liebe" faſst, nicht vorenthalten werden ſollen.

[illegible] Studien zur „Brahmsphantaſie" [illegible] Acten, [illegible] die Schönheit des nackten männlichen Körpers [illegible]

von der Griffelkunſt zur Malerei und Plaſtik, die Wendung zum energiſchen und hingebenden Studium der Natur, die Wendung zum Modell — vorbereitet wurde ſie bereits während ſeines Pariſer Aufenthaltes (1883—1886) durch die Anregungen, die einem intenſiven Studium der Handzeichnungen Leonardos im Louvre entſprangen. Dazu geſellte ſich der Einfluſs des herrlichen, ſo ſchnell verglühten Stauffer-Bern, deſſen höchſtes künſtleriſches Ideal von jeher die Darſtellung der Schönheit des menſchlichen Körpers geweſen war. Aber erſt in Italien, auf claſſiſchem Boden, umfaſst er das neue Problem mit derſelben innigen Andacht und Begeiſterung, wie Goethe an derſelben Stätte hundert Jahre vorher, Goethe, der während ſeines römiſchen Aufenthaltes mit Paſſion zu modellieren und Anatomie zu treiben beginnt, und in Briefen nachhauſe ſchreibt: „Das Intereſſe an der menſchlichen Geſtalt hebt nun alles andere auf", oder: „Ich bin nun recht im Studium der Menſchengeſtalt, die das non plus ultra alles menſchlichen Wiſſens und Thuns iſt" — Sätze, die die neue künſtleriſche Geſinnung Klingers, der „die edle Empfindung der lebendigen Form" alles iſt, aufs angemeſſenſte ausdrücken. So klingt auch die damals entſtehende berühmte Broſchüre Klingers „Ueber Malerei und Zeichnung", worin er als erſter den Begriff der Griffelkunſt ſondert und umſchreibt, in eine Verherrlichung der Schönheit des menſchlichen Körpers aus. Der Menſch iſt ihm nun nicht mehr bloß als Träger einer Handlung, als Symbol einer Stimmung wichtig, ſondern als „die von ihren individuellen Formen eingeſchloſſene Perſon".

Neben den Actſtudien zur Brahmsphantaſie, die in ihrer Greifbarkeit und Körperlichkeit vollendet ſind und zu den charakteriſtiſcheſten Documenten aus jener Wandlungsepoche gehören, ſind noch ein paar andere Studien und Zeichnungen lehrreich. So ein Croquis zu dem berühmten Blatte „Todte Mutter und Kind" („Vom Tode" II), deſſen ſchauriger Schönheit ſich niemand zu entziehen vermag — nur daſs der ſtarre Winkel, den die Linie des Kopfes mit der Linie des Rumpfes bildet, immer Anſtoß erregt. Die gegenwärtige Studie nun zeigt, daſs dieſe Haltung nach der Wirklichkeit an einer Leiche beobachtet iſt. Auch ein paar Porträtſtudien ſind da, an denen aber kaum etwas zu loben iſt. Banal in der Auffaſſung, dilettantiſch in der Mache, ſind ſie eigenartig nur in der Weiſe, wie ſie die porträtierte Perſon vor einen großen vertieften, bald italieniſchen, bald deutſchen Stadthintergrund ſtellen. Von auffallender Schönheit iſt dagegen ein nacktes weibliches Bruſtſtück, das als Cliché des Inſerats für das Klingerwerk in den Zeitſchriften circulierte: ein ſchmachtend, lechzend in den Nacken geworfener Frauenkopf voll ſehnſüchtigen Begehrens im feuchten Glanz der Augen und auf den üppigen provocanten Lippen. Von ſtärkſter maleriſcher Wirkung iſt eine Federzeichnung: eine Nymphe, die ins Bad ſteigen will, und neben der plötzlich, über ihrer linken Schulter, ein heißes Geflüſter und ein fauniſch grinſender, bärtiger Kopf aus dem Düſter taucht. Wundervoll iſt der Contraſt zwiſchen der erſten Scham, dem erſten Schrei der Nymphe in ihrer Geberde und der Lüſternheit, die in ihren verſchatteten, lauſchenden Augen keimt. Eine „Ideale Landſchaft" iſt völlig im Charakter der bekannten Landſchaften der kleinen Simplicius Simpliciſſimus-Folge gehalten. Endlich iſt ein gemalter „Weiblicher Act" (Campagna) intereſſant durch die edle Knappheit und Strenge der Verhältniſſe.

*

Siegreich in uns einzuziehen, wie irgend ein Bild Böcklins, iſt keinem der größeren Oelgemälde Klingers gegönnt. Immer bleibt in ihnen ein Reſt, gegen den ſich unſer beſtes Gefühl ſträubt. So ſelbſt im „Urtheil des Paris", der früheſten und geglückteſten ſeiner größeren Malereien. (Es iſt übrigens das einzige bedeutende Bild von Klinger, das ſich in Oeſterreich befindet: im Beſitze des Herrn Hummel in Trieſt.) Feierlich geht die Handlung vor ſich, auf dem bunten Marmoreſtrich des erhöhten Vordergrundes, wie auf dem Bühnenpodium eines Theaters — dahinter aller Glanz und Jubel einer griechiſchen Küſtenlandſchaft. Siegesſicher entfaltet Juno ihre Nacktheit vor dem verſchüchterten, großäugig ſtaunenden Knaben, triumphierend rüſtet ſich daneben die andere Göttin, während die dritte zögernd und jungfräulich verſchämt ſich nähert. Die Geſtalten der Juno und gar des Hermes ſind von einer gewiſſen Unſicherheit und Gebundenheit, infolge eines allzu ängſtlichen Klebens am Modell, nicht loszuſprechen. Der nämliche Mangel ſtört den Eindruck der „Kreuzigung". Auch hier haftet die Phantaſie des Künſtlers allzuſehr am Modell; daher die theatraliſche Poſe der Magdalena, die Kühlheit der Geberde des Johannes, die gezierte Aufſtellung des römiſchen Kriegsknechtes. Allerdings ſind darin die Acte der drei Gekreuzigten einfach prachtvoll. Am unangenehmſten macht ſich der Mangel der innerlichen Einheitlichkeit des Gemäldes fühlbar, [illegible], wie die nach langgeſtreckten nackten Sklaven, die ſich im Hintergrund [illegible], fallen geradezu aus der Compoſition heraus. Viel reifer und geſchloſſener in der Compoſition iſt die [illegible] Seitenſtück zur „Kreuzigung", [illegible] und im Gefühlsausdruck [illegible] Gemälde, aber dem nach dieſer [illegible]. Es iſt entſchieden nicht zu- [illegible]. Farben wird freilich me- [illegible] naturaliſtiſchen Details [illegible] im Kleinen wie im großen, [illegible] und Compoſition ſteht. Ich er-

Digitized by Google

innere an die eigenthümliche Erhöhung des Vordergrundes, mit derſelben Wirkung wie im „Parisurtheil“; an die kühne und ſchöne Verwendung der Campagna als Hintergrund; an die prächtige Gruppe der Juſtizbehörde von Jeruſalem, die das Protokoll aufnimmt; an die beiden Vertreter des Heidenthums, für die der Chriſt ſtirbt, und die als gelaſſene Zuſchauer den Vorgang wie ein angenehmes Theater genießen; an die eigenartige Wirkung der nur mannshohen Kreuzesſtämme, die dann bekanntlich auch dem Stuck ſehr eingeleuchtet haben.

Von Klinger'ſchen Sculpturen wurden drei reproduciert: „Die Tänzerin“, „Salome“ und „Kaſſandra“. Die „Tänzerin“ iſt eine liebenswürdige kleine Bronce, Klingers Erſtling auf dem Gebiete, ſtiliſtiſch noch von einer ſichtlichen Unſicherheit und Gebundenheit, aber von einer herrlichen Eurhythmie in der Bewegung. Die beiden Büſten „Salome“ und „Kaſſandra“ ſind wohl das Größte, was dieſer raſtloſe Künſtler ſeiner ſpröden Natur abgerungen hat. Klinger, den es nicht nur unruhig von Technik zu Technik, ſondern auch innerhalb der einzelnen Techniken immerwährend zu Neuerungen drängt, hat dieſe Sculpturen bekanntlich aus verſchiedenfarbigem Marmor zuſammengeſetzt und bemalt. Erinnert man ſich, wie reich und glänzend er ſeine Radierungen inſtrumentiert; wie er in Gemälden (z. B. im Parisurtheil) auch den Rahmen noch plaſtiſch verziert und als Stimmungsmotor benützt, ſo wird man an einen engeren Landsmann Klingers, an Wagner, denken müſſen, an dem Nietzſche die gleiche „ehrgeizigſte Combination aller Mittel zur ſtärkſten Wirkung“ halb tadelte, halb rühmte. Wie eine Statue weiblicher Grauſamkeit und Lüſternheit erhebt ſich die über den Häuptern ihrer Opfer thronende Salome, kühle, lauernde Gelaſſenheit in ihrer Geberde, mit dem von unruhigen Räthſeln zuckenden Antlitz, mit den unergründlichen Augen ... Der Typus der großen Buhlerin, neben dem ſich nur die „Pamphila“ des d'Annunzio zu halten vermag. Und daneben die ſtrenge, prieſterliche Schlichtheit der Kaſſandra, mit dieſer unter der Wucht eines ungeheuren Schickſals gebeugten Schulter, den Blick der großen, leidberauſchten Augen in eine ferne purpurne Zukunft gerichtet ... Und nichts Expreſſiveres gibt es, als die ſchmerzliche Gebundenheit dieſer Armhaltung: ſie kann nur ſchauen und warnen, handeln und wehren kann ſie nicht. Hier ſind zwei neue Typen der bildenden Kunſt geſchaffen, mit großen giltigen Vorſtellungen iſt unſere Imagination bereichert, von denen ſie ſich nicht mehr loslöſen kann, ſobald ſie ſie einmal ergriffen hat; wie wir, wenn wir uns den Gott Hermes vorſtellen wollen, an dem freundlichen Jüngling des Praxiteles nicht mehr vorbeidenken können, oder wie wir Moſes immer als den gehörnten zornigen Greis des Michelangelo in unſerem vorſtellenden Gedächtnis haben; oder den Typus des mühſeligen und verklärten Feldarbeiters in jener Geſtalt, mit dem der große Jean François Millet unſere Phantaſie beſchenkt hat. So iſt uns von Klinger die Geberde ſeines entfeſſelten Prometheus unvergeſslich, unvergeſslich ſeine mächtige, nächtlich vor ihren vielbedeutenden Geweben brütende Fürſtin Penelope.

Es wird nicht viele unter den modernen und künſtleriſchen Menſchen Deutſchlands geben, in denen die Bekanntſchaft mit den Werken dieſes Künſtlers nicht Epoche gemacht hätte; wie wir durch die Erlernung einer neuen Sprache zu vielen Dingen in ein neues Verhältnis treten, manches ernſter und feierlicher, anderes leichter nehmen lernen, als es in unſerer Art und Erziehung gelegen war. Mit den ſtärkſten Erwartungen treten wir vor jede neue Zeichnung, oder Malerei, oder Sculptur, die aus ſeiner Werkſtatt hervorgeht; mit der Erwartung von Beſchwörungen, Offenbarungen, „Evocationen“. Schlüſſel zu den entlegenſten Geheimniſſen der modernen Seele erhoffen wir von ihm, einen Blick hinter ihre dichteſten Schleier und ſchamhafteſten Hüllen; hier die Geſtalten und Farben unſerer weichſten, unſerer ſehnſüchtigſten Träume, dort eine neue Viſion des Antlitzes unſerer täglichen Umgebungen. Durch eine lange und unvergleichliche Folge von Werken ſeiner Nadel, ſeines Pinſels, ſeines Meißels hat er uns zu ſolchen Forderungen verwöhnt; „möge uns dieſe glückliche Continuität noch lange gewahrt bleiben“!

Graz. Hermann Ubell.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Bisher hat Graf Badeni — von dem Ausgleich mit Ungarn ganz abgeſehen — gerade erſt drei Nationalitäten-Ausgleiche in Oeſterreich verſucht: durch die Sprachenverordnungen den zwiſchen den Deutſchböhmen und den Czechen, durch die Autonomie-Verhandlungen den zwiſchen den Deutſchen und Wal[illegible] und durch das Cilli-Manöver den zwiſchen den Deutſchſteirern und den Slovenen. Was bleibt danach dem Grafen Badeni auf dem Gebiete der Nationalitäten-Ausgleiche in Oeſterreich noch zu thun übrig? Das ergibt eine einfache Rechnung. Wir haben in der Hauptſache acht Nationalitäten in Oeſterreich. Zu einem Nationalitätenkampf wie zu einem Nationalitäten-Ausgleich gehören immer zwei Nationalitäten. Es [illegible] Nationalitätenkämpfe und Ausgleiche in Oeſterreich möglich, als ſich Paare aus acht Elementen [illegible] können. Das lernt man aber in der Combinationslehre der Arithmetik; nämlich $\frac{8 \times 7}{2} = 28$. Alſo ſind 28 Nationalitätenkämpfe und Ausgleiche in Oeſterreich möglich. Graf Badeni hat erſt drei von ihnen hinter ſich. 28 — 3 = 25. Bleiben ihm alſo noch genau fünfundzwanzig zu leiſten übrig. Und da ſoll noch einer ſagen, daſs die Politik keine exacte Wiſſenſchaft iſt!

*

Der Slovenen-Deputation, die am Montag bei ihm erſchien, gab Graf Badeni, wie ſo oft, die Verſicherung, „daſs ſein Streben dahin gerichtet ſein werde, den Frieden zwiſchen den Nationalitäten herzuſtellen.“ Eigenthümliches Pech, an dem wir laborieren! Da hätten wir — wenigſtens wenn man den Verſicherungen des Grafen Badeni Glauben ſchenken ſoll — ſchon einmal einen Miniſterpräſidenten, der den Frieden der Nationalitäten anſtrebt; der Mann aber — ein umgekehrter Mephiſto, der ſtets das Gute will und nur das Böſe ſchafft — iſt ſo ungeſchickt, daſs bei ſeinen Friedensbeſtrebungen immer nur neue Kriege zwiſchen den Nationalitäten herauskommen. Da es unter den beſtehenden Verhältniſſen und nach den gemachten Erfahrungen von Oeſterreich zuviel verlangt wäre, wenn wir erwarten wollten, daſs einmal in dieſem Lande ein geſchickter Menſch die Verſöhnung der Nationalitäten unternehmen ſollte, beſchränken wir uns auf den beſcheidenen Wunſch, daſs der Nachfolger des Grafen Badeni dereinſt ein umgekehrter Badeni ſein möchte, der nicht die Verſöhnung, ſondern die Verhetzung der Nationalitäten aufrichtig anſtreben, dabei aber jene Badeni'ſche Ungeſchicklichkeit an den Tag legen möge, die ſeine Abſichten in das Gegentheil verkehrt. Auf dieſe Weiſe könnten wir doch vielleicht noch einmal die Verſöhnung der Nationalitäten in Oeſterreich erleben.

*

An den Jungczechen bewährt ſich wieder der Satz, daſs die Freundſchaft des Grafen Badeni jedem ſchadet, dem ſie widerfährt, während ſeine Feindſchaft jedem nützt, der damit beehrt wird. Während die deutſchböhmiſchen Obſtructioniſten mit Behagen das Brod der Oppoſition gegen Badeni eſſen, fällt den jungczechiſchen Gouvernementalen, die ſich mit den ſpärlichen Broſamen vom Regierungstiſch begnügen müſſen, vor Hunger bereits der Magen heraus. Gott ſchütze die Czechen vor ihrem Freunde Badeni; vor ihren deutſchen „Feinden“ würden ſie ſich ohne Badeni beſſer ſelbſt ſchützen können.

*

Ein induſtriöſer Typograph könnte jetzt ein Vexierbild componieren mit der Frage: Wo ſteckt die parlamentariſche Majorität? Als das Parlament geſchloſſen wurde, ſetzte bekanntlich das Executivcomité der Majorität ein permanentes Subcomité ein, welches die ganzen Sommerferien über in Wien bleiben, hier nach dem Rechten ſehen, und, von dem fatalen Bleigewicht der parlamentariſchen Minorität befreit, die Regierung controlieren, informieren, inſtruieren, inſtigieren ſollte — alſo eine mit dem bedrohlichen Charakter eines revolutionären Sicherheitsausſchuſſes bekleidete Nebenregierung, vor deren ſprühender Thatkraft und pflichtbewuſster Ausdauer anfangs alles zitterte. Aber man hat ſich inzwiſchen beruhigt. Kaum war nämlich das furchtbare Subcomité der ferienloſen Parlamentarier mit allem gebürenden Pomp conſtituiert, ſo machten ſich auch ſeine Mitglieder, einer nach dem anderen, in aller Stille auf die Strümpfe. Jeder einzelne von ihnen hat ſich in irgend einer freundlichen Sommerfriſche in Permanenz erklärt, wo er beſtenfalls die Stubenmädchen, nicht aber die Regierung controlieren, informieren, inſtruieren und inſtigieren kann. Vor der Hitze iſt das Subcomité verdunſtet wie freiſtehendes Waſſer. Arme Majorität! Solange das Parlament verſammelt iſt, darf ſie nichts reden, weil's ihr die Minorität nicht erlaubt, und wenn das Parlament geſchloſſen iſt, kann ſie ſchon gar nichts ausrichten, weil's ihr die Hitze nicht erlaubt.

*

In einem Budapeſter Oppoſitionsblatt wird unſer Freund, der Freiherr v. Chlumecky, als der Autor jenes ſchönen Planes genannt, der darauf hinauslief, die ungariſche Obſtruction zu benützen, um gleichzeitig in beiden Reichshälften die Verfaſſung zu ſiſtieren. Wenn wirklich der Freiherr v. Chlumecky der Urheber dieſer Idee war, dann hat ſich der alte Herr ſein curriculum vitae ſchön zurecht gezimmert. Seine politiſche Carrière begann nämlich 1865, indem der damals noch junge Herr v. Chlumecky aus Oppoſition gegen die Belcrediſche Verfaſſungsſiſtierung unter großer Senſation als Brünner Staatsanwalts-Subſtitut den Staatsdienſt verließ. Das Ende der Carrière wäre, daſs der alte Freiherr v. Chlumecky infolge einer von ihm ſelbſt veranlaſsten doppelten Verfaſſungsſiſtierung in den Staatsdienſt wieder einträte — vermuthlich als Miniſterpräſident. Mit dieſer liberalen Laufbahn wäre ſelbſt der Weltrecord des Herrn v. Plener glänzend geſchlagen.

Kr

Bücher.

Grundzüge für eine endgiltige Löſung der Nationalitätenfrage in Oeſterreich. Ideen und Betrachtungen eines Patrioten. Wien und Leipzig 1897. Verlag von M. Breitenſtein. 12 S.

Man hat im Laufe der Zeiten ſchon ſo viele „endgiltige Löſungen der Nationalitätenfrage in Oeſterreich“ geleſen, daſs man nur mit einigem Mistrauen eine Broſchüre wie die vorliegende zur Hand nimmt, die ſich auch in ihrem Titel als eine [illegible] für den Nationalitäten[illegible] Oeſterreich ankündigt. Beim Leſen der [illegible]

Digitized by Google

trauen der ſachlichen Kritik. Denn die Vorſchläge des Verfaſſers ſind ſehr ernſt gemeint. Seine Hauptidee iſt die Errichtung von nationalen Culturparlamenten. Er ſagt darüber (S. 11): „Bei vollſtändiger Aufrechterhaltung der hiſtoriſch-politiſchen Ländereintheilung wären die Angehörigen einer jeden Nation für die Zwecke nationaler Cultur zuſammenzufaſſen, und jede Nation hätte ſich ihr eigenes Culturparlament zu wählen. Dieſe Culturparlamente wären hinſichtlich aller Angelegenheiten, die in ihre geſetzgeberiſche Competenz fallen, mit dem vollſtändigen Budgetbewilligungsrecht auszuſtatten, und zwar in dem Sinne, daſs ſie den Aufwand für die gedachten Zwecke zu beſtimmen hätten und die erforderlichen Leiſtungen auch thatſächlich innerhalb der betreffenden Nation aufzubringen ſein würden, ſo daſs jede Nation ihre ſpecifiſch-culturellen Inſtitutionen ſelbſt verwaltet und auch ſelbſt bezahlt.“ Der Autor denkt ſich alſo, daſs neben dem Reichsrath, den Delegationen und den 17 Landtagen noch, ſagen wir, acht Culturparlamente in Oeſterreich eingerichtet werden ſollten, welche den anderen Parlamenten einen Theil der Schulgeſetzgebung und -Controle abnehmen ſollten. Die Idee, das Schulweſen der nationalen Selbſtbeſtimmung zu überantworten, iſt nicht übel, ließe ſich aber unſeres Erachtens auch ohne eigene Culturparlamente, durch Schaffung von nationalen Curien innerhalb der beſtehenden Parlamente und nationalen Schuletats innerhalb der Staats- und Landesbudgets, vielleicht einfacher ausführen. Doch wäre auch ſie nicht als endgiltige Löſung der Nationalitätenfragen in Oeſterreich anzuſehen. Vielmehr müſste ihrer Verwirklichung jene endgiltige Löſung vorangehen. Die Nationalitätenfragen ſind nicht lediglich Schulfragen, ſondern ungelöste Machtfragen hochpolitiſcher Natur, wobei die nationalen Schulſtreitigkeiten nur Mittel zum Zwecke ſind, ebenſo wie die nationalen Kämpfe um das Gerichtsweſen u. v. a. Sobald die nationalen Machtfragen gelöſt wären, würde ſich die techniſche Möglichkeit des Zuſammenlebens der verſchiedenen Nationalitäten im öſterreichiſchen Staat finden laſſen. Das beweist die ganze nationale Ausgleichsliteratur von Fiſchhof angefangen, bis auf den neueſten Anonymus. Dann könnte der ſchöne Traum von der hohen weltgeſchichtlichen und weltvorbildlichen Miſſion Oeſterreichs als eines Mikrokosmos des Völkerfriedens in Erfüllung gehen, der auch dieſer ganzen Ausgleichsliteratur von Fiſchhof bis auf das vorliegende Schriftchen gemeinſam iſt. Aber allerdings erſt dann! Inzwiſchen wird man, ſolange Oeſterreich in der That ſich nur als Mikrokosmos des Völker**un**friedens zeigt, realiſtiſchen Gemüthern geſtatten müſſen, ſich bei einer minder idealen Auffaſſung der auserwählten Miſſion Oeſterreichs zu beſcheiden. r.

Die Geliebte. Moderner Roman von Heinrich Lee. Berlin Verlag von Karl Duncker 1897.

Mit angenehmer Rückſichtsloſigkeit und Aufrichtigkeit ſchildert der Autor dieſes Buches das Verhältnis eines jungen Mannes zu einem Mädchen, welches ihm der Zufall in die Arme trieb und die Gewohnheit für eine kurze Zeit beinahe liebgewinnen ließ. Das Intereſſante und Wertvolle an dieſem Roman iſt die Charakterzeichnung des Helden, eines Menſchen, dem der Tumult des Lebens nicht für immer das Steuer entriſſen hat, der nach den Kämpfen endlich dazukam ruhig, vorſichtig, pactierend ſoviel Genuss als möglich aus dem Leben zu nehmen. In allem hat er die Grundſätze des Lebenskünſtlers. „Er liebte die Natur, wie manche gereifte Männer ihre ſtille, gute, kluge Mutter lieben. Sie verſtand ihn, ohne daſs er zu ihr ſprechen muſste . . . Seine Neigung trieb ihn zu den Menſchen, die geduldet und gelitten hatten. Das Leid erſchien ihm wie ein Pflug, der erſt das Herz aufreißt und es empfänglich macht für das Verſtändnis eines anderen. Von Natur Sanguiniker, ſchnell zur Begeiſterung veranlagt, aber durch die Erfahrung von Misstrauen, auch gegen ſich ſelber, erfüllt, hatte er ein heimliches Panzerhemd um ſich geſchmiedet, das ſein Herz nach außen verwahrte. Darum galt er oft für kalt und hart. Mit innerer Sicherheit, wie von einer hohen Burg, geſchützt durch Mauern und Graben, ſah er auf das ſich unten tummelnde Heer der Empfindungen herab. Manchmal ließ er zu ſeinem eigenen Vergnügen die Zugbrücke herunter, und eine Empfindung, wenn ſie ihm wohlgefiel, herein . . . Einſtlich erregte er ſich nicht mehr und große Augenblicke ſeines Lebens, gute und ſchlechte, fanden ihn gelaſſen.“ Dieſer Menſch verbindet ſich mit einem declaſſierten, jungen Frauenzimmer, an dem ihm eigentlich eine Aehnlichkeit der Charakterzüge am meiſten gefiel. Er liebt ſie nicht. Sie, die Verlaſſene, Haltloſe klammert ſich an ihn, will ſich auf dieſem letzten Balken aus dem unverſchuldeten Schiffbruch ihres Lebens retten. Es gelingt ihr nicht. Ebenſo kühl, wie er ſie einſt empfangen und bei ſich behalten, entläſst er die Fliehende. „Sein Schiffen hatte ſich nicht zur Ruhe gefunden. Ohne Raſt trieb er weiter in unbekannte Fernen. Er dachte an Ahasver, der, mit dem Fluch beladen, ohne Ziel und ohne Ende durch die Lande wandert, und die ganze Menſchheit blickte ihn aus einem faſt gewordenen Augenblick an. — Der Schatten Annas ſchwebte an ihm vorbei. Sie war ein Stück Natur geweſen, weil ſie wahrhaft war. In einem Weibe, das zugleich unverſtümmelte Natur war, hatte er zu finden gemeint, was er ſuchte: Ruhe und Verlangen. — Sie war nur ſeine Geliebte geweſen, wie es andere geweſen waren, nicht mehr . . . Ruhe und Verlangen. Zwiſchen beiden pendelte die Menſchheit [illegible] und her, und ſie bildeten die [illegible] in einem geordneten Leben . . . Wie er ſich [illegible] in ſich ſelber [illegible], ſo war ſein ganzes Leben eine Dämmerung und [illegible], wenn [illegible] in der Natur war, [illegible] [illegible] aber [illegible], nur daſs der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sie [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Name und [illegible].

[illegible]

ebler Major, der die frommen Ehewünſche dieſer echten deutſchen Jungfrau noch auf Seite 307 erfüllt, gerade zur rechten Zeit für den durchſchoſſenen Liebhaber ohne „ernſte Abſichten“ einſpringend: endlich im Hintergrunde ein munterer Backfiſch mit zu drolligen Redensarten und ein alter treuer Diener, der eine Art ſtiliſierten pommeriſchen Dialekt ſpricht und neben dem Backfiſch für den erforderlichen Humor zu ſorgen hat. Ueber dem Ganzen aber weht das Raſenbanner des alten deutſchen „Idealismus.“ R. W—f

Hermann Türck: Der geniale Menſch. Otto Raſsmann, Jena, 3. Auflage.

Die Zeit iſt vorbei, wo man ſeine Selbſtändigkeit durch Eintreten für den Individualismus bekundete. Die „einzelnen“ vom Durchſchnitt machen ſo gut wie die von ihnen gehaſste Maſſe ihre Moden durch. Heute iſt es Kennzeichen der Originalität, Nietzſche zu verachten. Was dabei gleichzeitig die Tiefe ſeiner Auffaſſung bekunden will, geſellt ihm Stirner bei. Viel haben ſie nicht gemein; aber was jedem fehlt, gibt man ihm nachträglich. Iſt man ganz und gar „ernſter Forſcher“, ſo hüllt man den Angriff in die Form einer allgemeinen Unterſuchung über Moral, Pſychologie und Philoſophie. Vorzugsweiſe gegen Stirner und Nietzſche gerichtet iſt auch H. Türcks Vortragsreihe „Der geniale Menſch.“ Von zwei Sätzen Goethes und Schopenhauers ausgehend, ſucht der Verfaſſer auszuführen, Genialität ſei mit Objectivität und Wahrheitsliebe ſchlechterdings identiſch. Er ſchrickt nicht davor zurück, dieſe Auffaſſung auch durch „Goethes Selbſtdarſtellung im Fauſt“ (S. 135 f.) beſtätigt zu finden und macht gut predigerhaft aus dem Manne titaniſchen Begehrens einen ſelbſtloſen Idealiſten! Daſs er die gleiche Interpretation für den Hamlet (S. 85 f.) durchführt, wird weniger erſtaunen, als daſs gar auch Byrons Uebermenſch, Manfred, das von Türck als mit Idealität identiſch geprieſene aſcetiſche Ideal darſtellen ſoll (S. 159 f.)! Ich denke denn doch, wenn ein Genie, dann beweist Byron, wie ſehr Genialität und Subjectivität, Genialität und leidenſchaftliches Begehren, Genialität und ſtarke Umarmung der „Wahrheit“ vereinbar ſind, und daſs all ſeine Geſtalten ſein Gepräge tragen. Wie ſollte aber Türck mehr als eine Form der Genialität anerkennen, da er doch ſo gut altmodiſch auch nur **ein** Lebensideal duldet und demgemäß (S. 218 f.) die buddhiſtiſche Verſenkung in das eigene weltſcheue Ich für gleichwertig erklärt mit der thätigen Liebe, die Chriſtus gepredigt habe! Als richtiger Dogmatiker entbehrt Türck jeglichen Verſtändniſſes für Individualität und für hiſtoriſche Bedingungen. Er gibt uns den ſchneeweißen Typus des genialen, ſelbſtloſen, liebevollen Menſchen, der ganz ohne Unterſchied Chriſtus, Buddha, Goethe, Schopenhauer, Hamlet, Manfred heißen mag — und den kohlſchwarzen des bornierten, egoiſtiſchen, liebloſen Menſchen, der in Stirner (beſ. S. 248 f.), Nietzſche (beſ. S. 252 f.), Ibſen (S. 258), Strindberg (S. 261), ſowie den realiſtiſchen Malern (S. 6 f.) zum Gruſeln für gute Kinder hingeſtellt wird. Weiter gibt es nichts; und wie der geniale Menſch, auch wo er irrt und ſchlecht handelt, dem Göttlichen zugewandt bleibt (S. 180), ſo bleibt der Böſewicht, und wäre es ein Nietzſche, nur in ſeiner ganzen Verruchtheit ſich treu (S. 250). Dem Verfaſſer geht es mit ſeinem Buche glücklicherweiſe nicht ganz ſo; es hat gute Partien, wie die Abweiſung Lombroſos (S. 233 f.); die Vergleichungen von Schopenhauers und Spinozas Ideal (S. 182 f.: „bei Schopenhauer beſteht Genialität im Schauen, bei Spinoza im Erkennen“ S. 192), und überall iſt ehrliche Wärme zu rühmen; und das iſt ſchon viel in dieſem Zeitalter der unehrlichen Kälte. R. M. M.

Erzählungen. Von Ricarda Huch. Leipzig. H. Haeſſel, 1897.

Der „Mondreigen von Schlaraffis“, die zwei „Teufeleien“, das „Lügenmärchen“ und eine bisher noch nicht bekannte Novelle: „Hedwig im Kreuzgang“, ſind unter dieſem Titel geſammelt worden. Sie vertragen ſich wunderbar, weil alle auf dieſen unſäglich lieblichen und reizenden Schelmenton geſtimmt ſind, von der anmuthigſten Weiblichkeit in der unerſchöpflichen Liebesrabuliſtik, außerordentlich pſychologiſch bei dem geringſten Wortaufwande, plaſtiſch und von unerſchöpflicher Laune und Phantaſie. Man müſste ein Märchenerfinder ſein, wie dieſe glückliche Frau, um alle Wunder und Trefflichkeiten ihres Talentes auszubreiten. Unter den deutſchen Künſtlern iſt ſie eine der wenigen, die das Lächeln haben. Einen ſicheren, behaglich naiven Humor, den ſkeptiſchen Ton des Wiſſens mit dem ewigen Staunen über die Wunder der Schöpfung verbindend; einen ſichern, feſten, gedrungenen Stil, voll Wortſpiele, Ironien, Bilder, Einfälle, eine Beſcheidenheit, die wundervolle Compoſitionen zuſammenbringt: — kurz alles das, was alle deutſchen Erzähler, die neuen und die alten, verlernt haben, oder eigentlich niemals hatten. Gelingt ihr ein größeres Werk, etwa eine Stilkomödie, ſo wird ſie den Größten vergleichbar ſein. Oder beſſer: ſie wird außer allem Vergleich und wunderbar abſeits ſtehen auf einem einſamen, ſchönen Inſelchen, das alle, die den Unſinn und die Nichtigkeit der gewöhnlichen Plattheiten fliehen wollen, gern aufſuchen und rühmen werden, weil dort die lieblichſten Geſänge, wunderbarſten Märchen lauſchen und die gravitätiſchen Menſchen zu heiteren Spielen verſammelt werden, in denen man ein lächelndes, [illegible] Bild jenes Daſeins wiedererkennt, das man verachten gelernt und nun im beſſeren Lande einer heiteren Kunſt wieder lieb hat. L. St.

Revue der Revuen.

„[illegible] im Jahre 1791—92“ heißt ein Artikel im [illegible] der „Deutſchen Revue“. Er ſtützt ſich auf eine Reihe von [illegible], die [illegible], damals in diplomatiſcher Miſſion in [illegible] Mailand [illegible]. Eng befreundet mit dem [illegible] Kaunitz, war der junge Diplomat genau über alle [illegible] unterrichtet, da Frankreich [illegible] und Ludwig XVI. und [illegible], und beſonders den nah ver- [illegible] Unterſtützung [illegible]. Ludwig XVI. [illegible] vermögen, den [illegible] zu [illegible]. Dieſe kämpften und [illegible] Königthum, [illegible] die Aufwiegler in

Frankreich immer mehr erbitterte, während der König zu einer Art von Verſtändigung mit ihnen gelangt war und eine conſtitutionelle Regierung zugeſagt hatte. Er hatte ſogar einen Botſchafter, den Marquis de Noailles, an den Wiener Hof entſandt, deſſen Creditive von Ludwig XVI. als conſtitutionellem König unterzeichnet waren. Dies Beglaubigungsſchreiben wurde zwar vom Kaiſer Leopold angenommen und ſo die diplomatiſche Beziehung zwiſchen den beiden Höfen officiell wieder hergeſtellt, aber dennoch zögerte der Kaiſer, energiſch Stellung zu nehmen und irgendwie in Pariſer Vorgänge einzugreifen. Die Hofpartei in Wien drängte ihn zu einem Angriff auf Frankreich, wozu er ſich nicht entſchließen wollte. Doch war wenigſtens die Entſendung eines Expeditionscorps zur Deckung der Kurfürſten von Mainz und Trier beſchloſſen, als Kaiſer Leopold, Ende März 1792, plötzlich ſtarb. Dieſer raſche Tod, den man anfänglich einer Vergiftung zuſchrieb, beunruhigte den Thronerben — nachmals Kaiſer Franz II. — ſo ſehr, daſs er, wie wir durch Greppi erfahren, ſich weigerte, die Krone anzunehmen, und erſt durch ſeinen Beichtvater, Graf Hohenwart, der ihm ſagte, es ſei eine ihm von Gott auferlegte Miſſion, dazu beſtimmt wurde. Intereſſant ſind in Greppis Briefen die knappen Charakteriſtiken der hervorragenden Perſönlichkeiten jener Zeit, der verſchiedenen Unterhändler, die Frankreich nacheinander nach Wien entſandte, des Fürſtkanzlers, u. ſ. w. Von Kaiſer Franz II. ſchreibt er im Augenblick vor deſſen Thronbeſteigung: „Franz II. zeigte zu Anfang ſeiner Regierung einen hellen Blick, indem er lieber als den Pfaden ſeines Vaters denen ſeines Großoheims (Joſeph II.) folgte. Das Volk will in ſeinen Zügen eine Aehnlichkeit mit Joſeph II. erkennen, deſſen patriarchaliſches Regiment man immer mehr ſchätzt, und hat eine beſondere Vorliebe für ihn gefaſst. Der Adel iſt ihm gleichfalls zugethan, weil man bei ihm noch mehr Mäßigung erkennt, als bei Joſeph II., und einen raſcheren und feſteren Geiſt als bei Leopold. Sein Charakter iſt gut, und er überſtürzt nichts, da er ein phlegmatiſches Temperament beſitzt, ohne deswegen zaghaft oder unentſchieden zu ſein. Aber er iſt erſt vierundzwanzig Jahre alt, und wer vermag vorherzuſehen, welche Veränderungen die Leidenſchaften hervorbringen werden?"

„Die Umſchau" vom 31. Juli berichtet: Die Idee einer Nordpolfahrt im Ballon, deren erſter praktiſcher Verſuch ein Verdienſt Andrées iſt, iſt nicht neu. Anſcheinend war der Engländer Cheyne in den 70er Jahren der erſte, der die Aufmerkſamkeit auf ſolchen Plan lenkte. Als Ausgangspunkt ſchlug er Grinnelland vor. Der Amerikaner Tyſon machte in den 80er Jahren den Vorſchlag zu gleichzeitigen Luftreiſen zum Nordpol von verſchiedenen Stellen aus: Amerika ſollte auf Grinnelland, England auf Spitzbergen, Deutſchland auf Franz-Joſefsland, Rusſland auf den Neuſibiriſchen Inſeln einen Ballon aufſteigen laſſen. Später planten die Franzoſen Hermite und Beſançon eine Ballonfahrt von Spitzbergen aus, und deren Plan ſollte 1892 zur Ausführung kommen, es blieb aber hier wie bei allen dieſen Plänen nur beim Project. — In demſelben Hefte leſen wir: In London iſt dem berühmten Tunnel unter der Themſe, welchen Brunel in den Jahren 1826 bis 1842 zur Verbindung von Wapping und Rotherhite im Oſten Londons erbaute, jetzt ein Nachfolger erſtanden; und nichts kennzeichnet ſchärfer den gewaltigen Fortſchritt der Technik in der letzten Hälfte unſeres Jahrhunderts, als der Vergleich zwiſchen dieſen beiden Bauwerken. Der Brunel'ſche Tunnel, welchen jetzt die Eiſenbahn in ausſchließlicher Benützung hat, iſt in Mauerwerk und Cement gebaut, beſteht aus zwei nebeneinanderlaufenden und durch offene Wölbungen verbundenen Röhren und war urſprünglich für den Fußgänger- und Wagenverkehr beſtimmt: er ſtellte ein Meiſterwerk der damaligen Ingenieurkunſt dar, und ſeine Herſtellung war allein durch die ungeheuere Energie des genialen Brunel und ſeiner Genoſſen möglich, da mehrmaliger Waſſereinbruch das ganze Werk ſo gut wie vernichtete. Vergleiche man nun aber die Bauzeiten, Abmeſſungen und Koſten beider Tunnels miteinander! Der alte Tunnel hat eine Länge von etwa 400 Meter und wurde mit einem Koſtenaufwande von mehr als 9 Millionen Mark in 16jähriger Bauzeit fertiggeſtellt. Der jetzt neuerbaute iſt ohne die offenen Anrampungen, welche zum Straßenniveau emporführen, 1200 Meter lang und koſtet nur 1¾ Millionen Mark, während ſeine Eröffnung fünf Jahre nach dem Baubeginn ſtattfinden konnte. Dieſer gewaltige Unterſchied beruht neben der großen Vervollkommnung des heutigen Stollenbaues mittelſt hydrauliſch bewegter Schilde — Brunel war noch auf Schraubenpreſſen angewieſen — und dem geringeren Preiſe des heutigen vorzüglichen Baumateriales, vor allem auf der damals noch unbekannten Druckluftanwendung. Die Luft in der Arbeitskammer iſt comprimiert, je nach Bedarf bis zu der Höhe, welche erforderlich iſt, um das eindringende Grundwaſſer ſoweit zurückzudrängen, daſs die Pumpen den Arbeitsraum trocken erhalten können. Es iſt ſo der neue Bau ohne jeden ſchweren Unfall abgelaufen. In den mittleren, unter der Themſe gelegenen Haupttheile des Tunnels beſteht ſeine Wandung aus gußeiſernen Platten, von denen je 11 immer einen Ring bilden. Dieſelben ſind verſchraubt und außen wie innen mit einer Betonſchicht verkleidet.

In der Extranummer, welche die **„France Scolaire"** zu Gunſten von Paul Verlaines Denkmal herausgegeben, findet ſich folgender hübſcher Brief von Stéphane Mallarmé an den Chefredacteur des Blattes: „Sie verlangen von mir, lieber Herr Clerget, für die Lehrer — worunter mehrere Dichter — das Zeugnis, daſs Verlaine, jener Meiſter, auch wirklich Schulunterricht ertheilte: Gewiſs, und zwar in der engliſchen Sprache. Ich nannte ihn — da auch manche meiner Stunden an den blinden Scheiben eines Lyceums hängen blieben — lächelnd meinen Collegen, wenn er mir gelegentlich von den notoriſchen Erfolgen ſeines Unterrichtes erzählte und mich mit dem vertrauensvollen Augenzwinkern des Sachverſtändigen fragte, ob der meine gedeihlich fortſchreite, er hatte die Geſchichte längſt hinter ſich, und ich konnte mir bloß aus der Thatſache des Vergeſſens ſeine Freude erklären, ſich über einen Gegenſtand zu unterhalten, der für mich, deſſen Bürdung noch fortdauert, keinen Reiz beſitzt. Er liebte es, in gelehrtem Tone engliſch zu erzählen, als beherrſchte er eine ſeltene Sprache, die wenig Leuten — wie ja thatſächlich nur einer beſchränkten Anzahl von Dichtern — geläufig iſt. Er gab pädagogiſche Winke und Rathſchläge; und auf eine von ihm erfundene Methode, in die er mich einweihte, war er ſehr ſtolz. Er hatte richtig beobachtet, daſs jene hartnäckigen Zischlaute und jenes ſcharfe Ziſchen durch die Zähne, die bei den Engländern, wenn ſie unſere Sprache ſprechen wollen, ſo unausrottbar ſind, das ſicherſte Mittel abgeben, ihr eigenes Idiom trefflich und mühelos auszuſprechen. Warum ſollte er jene äußerſte Vollendung, die ein gewiſſenhafter Lehrer von ſeinen Schülern verlangt, nicht gleich erreichen, indem er ihnen ſchon beim Leſen des Boileau die, den Landsleuten des Dr. Johnſon eigene, fehlerhafte Ausſprache beibrachte? Nicht etwa als plumpes Mittel, um zu täuſchen, oder in ſophiſtiſcher Verkehrung ſchließend, daſs, wenn ſeine Schüler das Franzöſiſche nach Art der Jockeys und der Schankwirte verunſtalteten, ſie dann umſomehr ein reines Engliſch zuſtande bringen würden, ſondern nach jenem geheimnisvollen Geſetz auf linguiſtiſchem Gebiet, daſs jene zu einer authentiſchen Grimaſſe verzerrten Organe empfänglicher für das Wunder der fremden Sprachfügung ſein müſſen, die ſich wie man weiß, von ſelber innerlich feſtſetzt. So hatte denn Verlaine ſeine Verfügungen dahin getroffen, daſs ihn die Kinder im Chor mit: (wie ſoll man es ausdrücken, ohne die Orthographie der Couplets zu entlehnen?) ‚Baonn-jaur Maossiun Voeu-laine!' begrüßen muſsten, während er ſich auf ſein Katheder begab."

In der Julinummer des **„Nineteenth Century"** ſpricht der bekannte Phyſiologe Havelock Ellis über ein ganz neues Object der Statiſtik — die Körpergröße hervorragender Menſchen. Nach ſeinen Zuſammenſtellungen beträgt unter gewöhnlichen Menſchen der Antheil der Mittelgroßen 68 Percent; bei Bedeutenden hingegen fand er unter hundert Individuen bloß 22 mittelgroße, aber 41 große und 37 kleine Geſtalten. Praktiſche Folgerungen laſſen ſich aus dieſer Statiſtik wohl kaum ziehen. — Der Prinz Krapotkin macht in demſelben Heft auf die Gefahr der Peſt aufmerkſam, deren Einſchleppung er für faſt unvermeidlich hält. Doch glaubt er daran, daſs die Paſteur'ſchen Impfungen in dieſem Fall ebenſo wie bei giftigen Schlangenbiſſen einen ausreichenden Schutz gewähren würden.

Der gläſerne Käfig.

Eine Parabel.

Von Elſa Pleſsner.

Es war einmal ein herrlicher prächtiger Garten, voll koſtbarer Blumen und ſeltener Früchte. Der war unendlich lang und unendlich breit. Das Auge konnte keine Grenze gewahren als den Himmel, der, in weiten Fernen ſich zu dem klaren, friſchen Grün der Wieſen herabſenkend, in ſanftem Erblaſſen mit demſelben verſchmolz, und ſchwindelnd hohe Felſen, die kühn aufragten, ſich herriſch dem Blicke in den Weg ſtellend — gleichſam als wollten ſie demſelben wehren. Der große Garten und alles, was darin war, gehörte einem alten mächtigen Zauberer, deſſen Stimme wohl zu Zeiten erſcholl, den aber weder Baum und Strauch, nicht Strom noch See jemals in Perſon erblickt hatten, allein deſſen Namen die Wipfel der Bäume in ehrfürchtiger Demuth einander zuraunten, den die Wellen der Seen voll heimlichen Grauens plätſcherten. Fanilo hieß der große Zauberer.

Mitten durch den großen Zaubergarten gieng eine breite Straße, die Straße des Lebens wurde ſie genannt, und hart an der Straße des Lebens ſtand ein ſeltſames Schauſtück, wie der große Fanilo deren viele in ſeinem Garten beſaß. Ein Käfig, aus koſtbarem feinen Glaſe gefertigt, wie ein Zimmer etwa — ein Zimmer mit Wänden aus hellem, blinkenden Glas, das nach allen Richtungen des Windes freien und ungehinderten Ausblick geſtattet. Und in dieſem Zauberkäfig hielt Fanilo ſeit vielen, vielen Jahren ein Menſchenkind gefangen — ein ſchönes Mädchen, ſchöner, als es die Welt jemals geſehen. Das kleine Mädchen hatte niemals an einem anderen Orte gelebt und hauste ſolange es nur denken konnte in dem engen Raum. Den ganzen Tag, vom frühen Morgen an, blickte es hinaus auf die Straße des Lebens, deren haſtiges, unruhvolles Treiben ihr ein Schauſpiel von nie endendem Reize bot, und des Nachts ſchlief ſie auf weichem Pfühl von erleſenen Eiderdunen ihren ſüßen, ſanften Kinderſchlaf. Die ſeltenſten, ſchmackhafteſten Gerichte waren ihre Speiſe, die edelſten Weine ihr Trank, und viele Bücher dienten ihr zur Belehrung, ſowie eine goldene Harfe zur Ergötzung.

Aber ihre höchſte Ergötzung war es doch, hinauszublicken auf die Straße des Lebens, wo man ſoviel Seltſames gewahrte. . . . . Lange hatte ſie ſo gelebt, manchen erblühenden Frühling geſehen und manchen ſterbenden Herbſt.

So war es einmal wieder Frühling geworden. Da ſah ſie, wie ſich die Aeſte und Zweige der Bäume, von einer unſichtbaren Macht gezwungen, hin- und herwarfen — ſich widerſtrebend ſchüttelten mit hartnäckigem Sträuben. Sie konnte es nicht begreifen. Denn von den glatten Wänden des Zauberkäfigs prallte der wilde Frühlingsſturm ohnmächtig zurück — er drang nicht hinein bis zu dem ſinnenden Mädchen.

„Was iſt das? — Was geſchieht mit dieſen Bäumen?"

Aber ſie fand trotz eifrigſten Nachſinnens keine Antwort. Bald war die Ruhe wiedergekehrt, und es begann ein Sprießen, ein Blühen in unzähligen prächtigen Farben, in ſo wunderlichen Formen, ſeltſam reizend in unerſchöpflicher Mannigfaltigkeit. Und der Himmel leuchtete ſo tief blau über all dem Prangen, und die Linien der Bergesſpitzen zeichneten ſich ſo rein und ſicher mit zarter Beſtimmtheit in die Luft, erſchienen ſo klar und ſo nah — als brauchte man nur die Hand auszuſtrecken, um die Gipfel erfaſſen zu können. Und die ganze Welt war in goldigen Glanz getaucht, in ſchimmerndes Leuchten von namenloſer Pracht.

Das Mädchen im Käfig ſtarrte hinaus in den Frühling und konnte nicht verſtehen — denn ſie wuſste ja nicht, daſs die Sonn-

Digitized by Google

wärmende Strahlen ſendet, um die Natur zu erwecken. Die gläſernen Wände des Käfigs hielten ſtrenge Wacht, ſo daſs kein einziger, feiner Strahl Eingang finden konnte zu dem verzauberten Mädchen. Gerade vor dem Zauberkäfig ſtand ein blühender Roſenſtrauch, und viele Menſchen, die des Weges kamen, blieben ſtehen und beugten mit entzücktem Lächeln ihr Angeſicht herab, ja vergruben es faſt in der roſigen Flut.

Das Mädchen ſtaunte. „Was thun dieſe Menſchen?"

Denn ſie wuſste ja nicht, daſs die Blumen duften. Der zarte, ſüße Hauch hatte nie zu ihr zu dringen vermocht, die gläſerne Wand ließ ihn nicht durch.

Ein guter, freundlicher, alter Apfelbaum, der einen langen Aſt gerade über das gläſerne Dach des Käfigs geſtreckt hielt, ſchüttelte ſich ein wenig und ließ eine Wolke von zierlichen, weiß und roſigen Blüten herabſchneien, denn er hatte das ſchöne Mädchen lieb und wollte ihm gerne eine kleine Freude machen. Aber die kleinen, herzigen Dinger rieſelten unverrichteter Sache an den ſpiegelglatten Wänden herab, und des Mädchens Gemach blieb ungeſchmückt.

Draußen auf der großen Straße hüpfte ein niedliches, kleines Mädchen in luſtigen Sprüngen daher und hielt in der gerafften Schürze lachende rothe Kirſchen, von denen es fröhlich ſchmauste und die Kerne übermüthig in die Luft warf. „Da, nimm! Fang auf!" rief das Kind dem Mädchen zu. Das Mädchen im Käfig konnte nicht verſtehen, was das Kind ſprach, denn die Stimmen der Menſchen drangen nur als verworrenes Geräuſch zu ihren Ohren. Aber ſie ſah, daſs das Kind ihr die ganzen ſüßen Früchte zuzuwerfen begann, darum ſtreckte ſie ihre feinen, weißen Hände aus, um die ſchönen, leuchtend rothen Kugeln aufzufangen. Vergebens! Ihre Hände blieben leer, denn die Kirſchen glitten an den Glaswänden zu Boden.

Mit weitgeöffneten Augen ſtaunte das Mädchen hinaus in die Welt, wo es ſoviel Fremdes und Seltſames gab. Gar oft, wenn die Sonne untergegangen war und ein mattes Grau die Welt zu umſpinnen begann, ſaß ſie mit zurückgelehntem Haupte in ihrem großen, weichen Lehnſtuhl und träumte, die Blicke gegen Sonnenuntergang gerichtet, wo Wolken ſchwebten, wild in Fetzen und Streifen geriſſen, in fahler, blendender, ausgeblaſster Schattierung, in kraftloſem Weißgelb. So ſaß ſie in ihrem weißen Kleide und träumte viele, viele Tage und horchte mit wachſamem Ohr auf die zarten Stimmen in ihrem Innern, die ſich allmählich immer lauter und dringender zu erheben begannen. Sie that ihr ſo weh, die Schönheit da draußen! Es ſchien ihr, als ob alles, was da ſo herrlich leuchtete und prangte, zu ihr ſpräche. Und alle die Stimmen in ihrer Seele und die Stimmen der Welt quälten das arme Mädchen, denn ſie wollten verſtanden ſein — und das Mädchen konnte ſie doch nicht verſtehen. . .

Draußen auf der Straße des Lebens ſtrömten die Menſchen zahllos und nimmer raſtend vorüber, das Leben drängte an ihr vorbei, haſtig und eilfertig. Ihre kleinen Hände ſtreckten ſich ſehnſüchtig aus, ſie hätte ſo gerne danach gegriffen, es feſtzuhalten — etwas — ſie wuſste nicht was . . . Aber alles ſtrömte und glitt vorbei — und immer weiter — unerreichbar! . . . . Immer vorbei! . . . Sie ſchloſs die Augen. Ein Schwindel befiel ſie — ihre Hände griffen in die leere Luft . . . Aber als ſie ihr Antlitz vornüber beugte, da berührte ſie mit der Stirne die kühle, gläſerne Wand! Da wich der Schwindel.

Ermattet von dem zielloſen Wünſchen und der grauſamen Fülle ruhte ſie nun unbeweglich mit geſchloſſenen Augen — wie ſchlafend. Sie achtete nicht mehr deſſen, was draußen an den gläſernen Mauern ihres Käfigs vorbeifloſs.

* *

„Schläfſt du? Wach auf!" ſprach da plötzlich eine Stimme.

Sie ſchlug gehorſam die Augen auf. Draußen ſtand Er in roſiger Dämmerung. Aber weil ihre Augen ſolange geſchloſſen geweſen waren, wuſste ſie nicht, ob der Morgen oder der Abend dämmere.

„Ich ſchlafe nicht", entgegnete ſie leiſe.

„Doch! Du ſchläfſt den quälenden Schlaf des Wartens!"

„Ach ja! — Du weißt es!"

Und ſie war gar nicht erſtaunt, daſs Er da war und zu ihr ſprach — die erſte Stimme, deren Klang in den Zauberkäfig zu dringen vermochte. Sie ſah ihn draußen ſtehen, mitten auf der Straße des Lebens und doch ſo nahe ihrem Käfig.

„Komm zu mir!" gebot ſeine bittende Stimme. „Komm!" Er breitete weit die Arme aus.

„Da hinaus?" fragte ſie mit zögernder Bangigkeit.

„Mit mir zu gehen auf der Straße des Lebens."

„Aber ſiehſt du denn nicht, daſs ich von Mauern umgeben bin?" Angſt [illegible]

„Mauern?" [illegible] „[illegible] nirgends Mauern".

[illegible]

„Nein!" [illegible]

[illegible]

„O du — du —" ſagte das Mädchen und ſonſt nichts. Lange ſtanden ſie ſo, Aug' in Auge, und er erfreute ſich an dem Anblick des Mädchens in ihrem weißen Gewande. Dann endlich flüſterte er ihr zu: „Siehſt du, Liebſte, dort die kleine Thüre in der gläſernen Wand — du biſt ja nicht eingeſchloſſen, du kannſt zu mir . . ."

„Ach ja!" ſprach ſie, ohne aufzublicken. „Ja! O, ich habe ſo Sehnſucht nach dir! Ich möchte nur einmal in deinen Armen liegen, mich küſſen laſſen und dich küſſen — ach, ſo wie es alle die anderen thun, die hier auf der Straße vorbeizogen."

„So komm! Siehſt du die Thüre, dort ganz unten, klein und niedrig? Wirf dich auf die Knie und ſchlüpfe behutſam hindurch!"

„Ich ſoll mich auf die Knie werfen? — Knien? — Ich? — Nein!"

„Du willſt nicht?"

„Bedenk! Mein weißes Kleid . . .!" flehte ſie.

Er erſchrak. „Dein weißes Kleid — das zarte — blütenreine . . . . das könnte Schaden nehmen — nicht? Ach — du liebſt mich nicht . . ." ſprach er ſinnend. „Wenn du für dein Gewand fürchteſt . . ."

„Nein! Nein! Ich komme! Was liegt an dem Kleide!"

„Viel!" ſprach er . . . „Du haſt recht! Und darum ſollſt du nicht durch die Thür . . . Bleibe . . . ich bitte dich".

„Aber wenn ich will?", rief ſie entſchloſſen.

„Auch dann nicht. Du ſollſt nicht knien müſſen — du nicht!"

„So liebſt du denn das Kleid mehr als mich?" fragte ſie voll Angſt . . .

Er ſchwieg.

„Antworte!"

„Vielleicht!" . . .

Sie ſchrie nicht auf. Sie wuſste keine Antwort. Nur ein großes ſtummes Schauen nahm ſie gefangen und ein Schauder rann ihr den Rücken herab. Endlich ſprach ſie mit zuckenden Lippen: „Und was ſoll geſchehen?"

„Nichts! . . . Wir müſſen uns trennen!" gab er zurück, und es klang ſchon wie aus weiter Ferne. „Leb wohl, Geliebte! Wir müſſen uns trennen!"

„Trennen!" wiederholte ſie. Faſt lachte ſie's heraus. „Waren wir denn ſchon beiſammen?!"

„Leb wohl!" rief er.

Gleich darauf war er ſchon weit fort auf der Straße des Lebens. . .

Das Mädchen ſtand wieder allein und ſtarrte wieder hinaus auf den Strom, der an ihr vorüberflutete. Und alles war wieder wie ehemals. Nur daſs jetzt Erinnerungen an der Seele des Mädchens zehrten, ein quälendes Sinnen, ein nimmermüdes Sehnen nach dem, was geweſen, und war es auch noch ſo dürftig.

Und dann lernte ſie allmählich, dem, was geweſen, zu fluchen. Und dann kam die Nacht, die lange Winternacht, wo alles einſchläft, alles ruht und abſtirbt unter der laſtenden Decke des kalten, glitzernden Schnees — und darüber ein halbes, bleiches Mondlicht — ein geſpenſtiſches Scheinleben . . . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Aber in dem großen prächtigen Garten gieng Fanilo, der blühende, ewig junge, unſichtbar ſpazieren, und an ſeinem Arme wandelte die ſchöne Fanila, ſeine herrliche Geliebte. Und er zeigte ihr den Käfig des Mädchens und beide ſahen zu, wie des Mädchens Liebſter ſich von ihr trennte.

„Blick hin, mein Leben", ſprach Fanilo, „welch Schauſpiel ich zu deiner Kurzweil erſann. Die blinden, ſchwachmuthigen Menſchen da . . . . du lachſt nicht?" . . . .

„Nein", ſagte die ſchöne Fanila. „Mich dauert das arme Kind. Wenn wir uns je trennen müſsten — ach — Fanilo!"

„Wir? . . . Wir? . . ." lachte Fanilo ſorglos.

„Gäb' es denn nichts, das Kind aus dem Käfig zu befreien?" Sie ſchlang die Arme um den Hals des großen Zauberers. „Irgend ein geheimes Zauberwort, ein löſendes . . ."

„O ja", ſprach Fanilo und lächelte ſeltſam. „Gewiſs!"

„Und das lautet?" fragte ſie geſpannt.

„Zerbrechen! Der Käfig iſt ja doch nur aus Glas!"

„Ach ſo! . . . Ja dann . . .!" machte die ſchöne Fanila und rümpfte ihr ſüßes Näschen.

„Na — ſiehſt du?" . . .

Und Fanilo küſste voll erhabenen Glühens die weichen Lippen ſeiner göttlichen Geliebten.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. | Wien, den 14. Auguſt 1897. | Nummer 150.

Adminiſtrative Zweitheilung und Centraliſation.

Von Dr. Friedrich Tezner.

In einer früheren Artikelſerie habe ich den Verſuch unternommen, die hiſtoriſche und juriſtiſche Begründung der czechiſchen Forderung nach Wiederherſtellung des böhmiſchen Staates objectiv zu würdigen. Ich müſste mich aber ſelbſt einſeitiger Gewiſſenhaftigkeit und ſomit der Parteilichkeit zeihen, wenn ich nicht den Verſuch objectiver Würdigung unter beiden Geſichtspunkten auch auf die politiſche Forderung der Deutſchen nach der adminiſtrativen Zweitheilung Böhmens erſtrecken würde, in deren Erfüllung ſie eine Burgſchaft für die Erhaltung ihres nationalen Beſitzſtandes und gegen die Fremdherrſchaft durch czechiſche Beamte erblicken. Was iſt von der ſtaatsrechtlichen Durchſührbarkeit dieſer Projecte in einer für den erſtrebten Zweck geeigneten Weiſe, was von der hiſtoriſchen Bedeutung der Deutſchen für den Centralismus zu halten, welche als Rechtstitel für dieſe politiſche Forderung geltend gemacht wird?

Die gegenwärtige öſterreichiſche Verfaſſung verbürgt den Kronländern ausdrücklich und unmittelbar Einheitlichkeit der Organiſation nur, ſoweit es ſich um die ſogenannten autonomen Organe handelt, nicht aber für das Gebiet der ſtaatlichen Organiſation. So beſitzen wir ja ein Ober-Landesgericht für die Länder der ehemaligen innerösterreichiſchen Ländergruppe, für Nieder-, Oberöſterreich und Salzburg, für Mähren und Schleſien, eine Statthalterei für Tirol und Vorarlberg, und die Organiſation der tiroliſchen Landesſtelle befindet ſich ſchon hart am Rande einer adminiſtrativen Theilung von Deutſch- und Welſchtirol.*)

Dennoch ſteht einer adminiſtrativen Theilung eines gemiſchtſprachigen Kronlandes nach nationalen Rückſichten ein in der gegenwärtigen Verfaſſung gegründetes Hindernis entgegen. Ich habe es in den in Nr. 144 dieſer Zeitſchrift erſchienenen Erörterungen über die Rechtsgiltigkeit der Sprachenverordnungen bereits angedeutet. Es liegt im Abſ. 2, Art. 19 des St.-G.-G. über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger. Denn in dieſem iſt mit der größten Deutlichkeit das Land und nicht der Landestheil als das territoriale Gebiet bezeichnet, innerhalb deſſen der Anſpruch des Staatsbürgers an die Behörden auf Verkehr, Gehör und Erledigung in der von ihm vor den Behörden gebrauchten Sprache oder in ſeiner Mutterſprache zu befriedigen iſt, wenn dieſe Sprache im Lande ſeit jeher geſprochen wurde.**) Man wird dies ſofort erkennen, wenn man dieſen Abſatz 2 ſo formuliert, daſs er ſich mit dem Bedürfniſſe der adminiſtrativen Theilung vollkommen deckt. Gegenwärtig lautet er: „Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen im Amt und öffentlichen Leben wird vom Staate anerkannt.“ Auf die adminiſtrative Theilung zugerichtet müſste er lauten: „Die Alleinberechtigung jeder landesüblichen Sprache im Amt und öffentlichen Leben innerhalb derjenigen Landestheile, in welchen ſie vorherrſchend geſprochen wird, wird vom Staat anerkannt“.

Außerdem könnte die adminiſtrative Theilung Böhmens den auf deutſcher Seite angeſtrebten Zweck der Beſeitigung der als Fremdherrſchaft beklagten Präponderanz des deutſch ſprechenden czechiſchen Beamtenthums im deutſchen Gebiete ohne eine weitere ſie begleitende einſchneidende Verfaſſungsänderung nicht erreichen. Denn die geſetzmäßige Beſchränkung der Zugänglichkeit öffentlicher Aemter und Functionen in dieſem Gebiete nur auf Deutſche — und ohne geſetzliche Beſchränkung läſst ſich eine rechtliche Sicherheit gegen die Verbreitung des czechiſchen Beamtenthums über das deutſche Gebiet nicht denken — hätte nicht weniger zur Folge als eine Einſchränkung der verfaſſungsmäßigen Freiheit des Monarchen in der Wahl ſeiner Beamten, eine Aufhebung der ſtaatsgrundgeſetzlich gewährleiſteten Zugänglichkeit aller öffentlichen Aemter für alle hiefür qualificierten Staatsbürger, endlich als Folge davon eine Vernichtung der ſtaatsgrundgeſetzlich gewährleiſteten Einheitlichkeit des öſterreichiſchen Staatsbürgerrechtes. Mittelbar würde nämlich durch Erhebung der Nationalität zu einer Qualification für die Bekleidung öffentlicher Aemter in national ungemiſchten Gebieten Oeſterreichs neben dem Reichsbürgerrecht ein nationales Bürgerrecht eingeführt, und es unterliegt keinem Zweifel, daſs ein ſolcher Bruch mit dem Principe der Einheitlichkeit des Bürgerrechtes auf die Länder der böhmiſchen Krone nicht beſchränkt bleiben könnte, ſondern allgemein durchgeführt werden müſste. Und ſo käme man auf dem Wege der Behördenorganiſation des Staates nach ausſchließlich nationalen Rückſichten nur zu einem Bundesſtaate oder Staatenbunde von nationalen Staaten, deſſen Bedeutung für die Machtſtellung der Monarchie leicht zu ermeſſen iſt.

Auch ſcheint überſehen zu werden, daſs bei einer ehrlichen Theilung die culturell bedeutſamſten Gebietstheile Böhmens, nämlich die ſogenannten deutſchen Induſtriebezirke, nicht dem deutſchen, ſondern dem doppelſprachigen Gebiete zugewieſen werden müſsten. Seit zwanzig Jahren haben nämlich die deutſchen Induſtriellen Böhmens das wirtſchaftliche Geſetz der Production mit möglichſt niederen Productionskoſten zwingender empfunden als die Rückſicht auf die Erhaltung der Geſchloſſenheit des deutſchen Sprachgebietes. Infolgedeſſen iſt aus der von ihnen herbeigezogenen, anfangs ſogenannten „fluctuierenden“ czechiſchen Arbeiterbevölkerung eine ſeſshafte geworden, und es iſt das ehemals beſtandene Nationalitätenverhältnis gewaltig verſchoben worden.*) Es wäre nun ſicher unſtatthaft, bei der Entſcheidung der Frage der Zuweiſung dieſer Bezirke ihre czechiſche Bevölkerung, welche im Jahre 1901 zum großen Theile den Anſpruch auf Anerkennung ihres Heimatsrechtes nach dem neuen Heimatsgeſetz erworben haben wird, gleich Null zu ſetzen. Dagegen müſste ſich, wenn ſelbſt die Czechen bereit wären, dieſe Gebietstheile zu opfern, der Staat verwahren, vermöge ſeiner heiligen Pflicht, die ſtaatlichen Einrichtungen bis zu den äußerſten Grenzen der Möglichkeit jedermann gleich zugänglich zu machen.**)

Genau beſehen, iſt das Verlangen nach der adminiſtrativen Zweitheilung, wenn es ſich conſequent auf die Nationaliſierung des Beamtenſtandes in Deutſchböhmen erſtreckt, ein Verlangen nach einem Eingreifen des Staates in die natürliche Entwicklung der Nationalitäten, welches von den Deutſchen ungeachtet ſeiner unvermeidlichen föderativen Wirkungen gerade mit Berufung auf ihre Verdienſte um den Centralismus geſtellt wird. Darin liegt einerſeits ein Widerſpruch, andererſeits die Fundierung eines Rechtsanſpruches auf einen nicht vorhandenen Rechtstitel. Das trotz der mangelnden Verarbeitung des Stoffes überaus bedeutſame Werk Bidermanns, „Die Geſchichte der öſterreichiſchen Geſammtſtaatsidee“, lehrt dies allenthalben. Unhiſtoriſch iſt es vor allem, für die Epoche der öſterreichiſchen Centraliſationspolitik von einem deutſchen Volk zu ſprechen. Vorerſt bedeutete das Volk nichts, weil die Stände alles waren, ſpäter bedeuteten auch die Stände nichts mehr. Aber ſchon die Centraliſation der deutſchen Kronländer unter Maximilian I. ſtößt auf den lebhafteſten Widerſtand der niederöſterreichiſchen Stände, unter denen die Steirer wieder für ſich beſondere ſeparatiſtiſche Gelüſte hegen. Später hat Leopold I. ſeine liche Verfaſſungskämpfe mit der Innsbrucker und Grazer Hofkammer

*) [illegible]

**) [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

Digitized by Google

zu beſtehen, um ihre Unterordnung unter die Wiener Hofkammer herbeizuführen, zu einer Zeit, wo die Eingliederung der böhmiſchen Kammer in den centraliſtiſchen Organismus ſchon mehr als anderthalb Jahrhunderte begründet war. An den tiroliſchen Particularismus muſsten ſeit jeher materielle wie politiſche Conceſſionen gemacht werden, ſo daſs ſich alsbald bei den centraliſtiſchen Beamten die Auffaſſung herausbildete, Tirol ſei ein verwöhntes Schoßkind der öſterreichiſchen Politik. Zeitweilig wurde auch den n.-ö. Ständen bei Steuerforderungen des Landesfürſten die Opferwilligkeit der böhmiſchen Stände vorgehalten. Noch die große Trägerin des öſterreichiſchen Centralismus, Maria Thereſia, welche die Kraft hatte, der ſtaatsrechtlichen Selbſtſtändigkeit Böhmens den Todesſtoß zu verſetzen, muſste dem Particularismus der Deutſchen durch Errichtung eines nieder- und inneröſterreichiſchen, tiroliſchen Conſeſſus neben dem böhmiſchen bei der oberſten Juſtizſtelle Rechnung tragen.*) Die centraliſtiſche Politik iſt in ihren wichtigſten Phaſen zum mindeſten auf die gleiche Abneigung bei den Deutſchen wie bei den Slaven geſtoßen, und erſt die im Gefolge derſelben auftretende Germaniſation hat ſie den Deutſchen annehmbar erſcheinen laſſen.

Der öſterreichiſche Einheitsſtaat bis zum Eintritte des vollen Abſolutismus iſt alſo kein Werk des deutſchen Volkes, ſondern das Ergebnis planmäßiger, auch von den deutſchen Ständen bekämpfter, Jahrhunderte währender Arbeit der Dynaſtie, bei welcher ſie von Staatsmännern der verſchiedenſten, auch nicht-öſterreichiſchen**) Völker unterſtützt wurde.

So ſtark war der Centralismus der Deutſchen, daſs ſie von ſich aus nicht einmal das Bedürfnis nach Rechtseinheit auch nur für die deutſchen Kronländer empfanden und daſs auch auf dieſem Gebiete die Monarchen die Initiative ergreifen muſsten. Was aber die größte That des deutſchen Volkes auf dem Gebiete der centraliſtiſchen Politik hätte werden können, nämlich die Verwandlung des abſoluten Einheitsſtaates in den conſtitutionellen, das iſt gerade infolge der politiſchen Verlegenheiten, welche die nationale Excluſivität der die Hebel der Geſetzgebung in der Hand haltenden deutſchen Männer herbeigeführt hat, eine Arbeit von beklagenswerter Halbheit geblieben,***) die dem Deutſchthum größeren Schaden beigefügt hat, als jemals der Abſolutismus.

Erwägt man endlich, daſs in den deutſch-öſterreichiſchen Alpenländern die föderative Geſinnung vorherrſcht oder durch ſtarke Minoritäten vertreten iſt, daſs das Project der Ausſcheidung Galiziens aus den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern ein deutſches iſt, daſs endlich auch jetzt das centraliſtiſche Intereſſe der Deutſchen ſich in der Centraliſation aller Deutſchen unter dem Titel der Gemeinbürgſchaft erſchöpft, und daſs bei ſtaatsrechtlicher Verwirklichung dieſer Centraliſation ein darüber hinausgehendes Centraliſationsbedürfnis keinesfalls lebhaft empfunden würde, ſo erſcheint es meines Erachtens auch jetzt nicht ſtatthaft, die Deutſchen als dem öſterreichiſchen Centralismus zuneigend zu bezeichnen. Noch immer wird alſo der öſterreichiſche Centralismus nicht von den öſterreichiſchen Völkern, ſondern von der Dynaſtie getragen, wenn wir von den zaghaften, ſchnell wieder aufgegebenen Verſuchen zum Verlaſſen der uralten dynaſtiſchen Politik in unſerem Jahrhundert abſehen. Noch immer iſt der nationale Separatismus zu ſtark, um den Völkern zu geſtatten, die richtigen politiſchen Folgerungen zu ziehen aus der Erkenntnis, daſs in ihrer anticentraliſtiſchen Geſinnung der Grund für das Siechthum des Conſtitutionalismus, im das große politiſche Uebergewicht des im ganzen national unbefangenen und conciliianten Adels gelegen ſei.

Wenn nun weder die Siſtierung des vielberufenen Artikels 19, noch auch die ausſchließliche Geltung der deutſchen Sprache als Verhandlungsſprache unſerer oberſten Gerichtshöfe alle diejenigen politiſchen Veränderungen aufzuhalten vermocht hat, welche von den Deutſchen als ſchwere Schädigung ihres nationalen Beſitzſtandes empfunden werden, alſo weder die Handhabung der Sprachenverordnungen, noch die Einführung czechiſcher Minoritätsſchulen in deutſchen Gemeinden, noch die Anhaltung deutſcher Gemeinden zur Hinausgabe czechiſcher Erledigungen, noch endlich die Vernichtung der Vorherrſchaft des deutſchen Elements in der Prager Handelskammer; wenn alle dieſe Acte von unſeren ausſchließlich deutſch verhandelnden drei oberſten Gerichtshöfen theils gebilligt, theils [illegible] gebilligt worden ſind, wenn endlich ohne Eintrag für das Deutſchthum bei der ehemaligen Juſtizſtelle ein böhmiſcher conſessus und neben demſelben ein lombardiſch-venetianiſcher Senat beſtanden hat: ſo erſcheint die Annahme nicht

unbegründet, daſs der bisherige politiſche Kampf der Deutſchen in Oeſterreich ſtaatlichen Einrichtungen gegolten hat, deren Bedeutung für die Entwicklung des Deutſchthums überſchätzt wird. Für jene Deutſchen aber, welche Oeſterreich erhalten wiſſen wollen, ſei es aus Patriotismus, ſei es aus Beſorgnis, es könnte ſich mit der Verwirklichung großdeutſcher Pläne eine politiſche und wirtſchaftliche Declaſſierung der Deutſchöſterreicher verbinden, entſteht die Frage, ob nicht im Intereſſe der Deutſchen in Oeſterreich die deutſche Politik einen dem bisherigen entgegengeſetzten Weg einſchlagen ſolle, nämlich den der Mitwirkung zur Realiſierung des Rechtsſtaates auf dem Gebiete des nationalen Lebens bis zur Grenze praktiſcher Möglichkeit innerhalb des Einheitsſtaates.*) Lange wird ſich dieſe Entwicklung bei der fortſchreitenden Bildung des Volkes und der Erſtarkung des politiſchen Selbſtbewuſstſeins der arbeitenden Claſſen ohnedies nicht aufhalten laſſen. Anzeichen beſſerer Erkenntnis machen ſich bereits geltend. Iſt doch der mähriſche Landtag nicht einmal vor einem Verfaſſungsbruch zurückgeſcheut, um den Art. 19 des St.-G.-G. über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger zu beſeitigen, inſofern er zur ſtarren Nationaliſierung des Mittelſchulweſens geführt und das Lebensintereſſe eines polyglotten Staates an der Milderung der nationalen Gegenſätze und an der Gewinnung eines für die Förderung derſelben geeigneten Beamtenthums aus doctrinären Gründen in einer politiſch unbegreiflichen Weiſe preisgegeben hat. Sicher iſt in der verfaſſungsmäßigen Förderung, welche die Abneigung der Deutſchen gegen die Erlernung der czechiſchen Sprache ſo gefunden hat, einer der wichtigſten Gründe für die ſtetig fortſchreitende Vermehrung der utraquiſtiſch gebildeten czechiſchen Beamten, Notare, Anwälte und Aerzte und für den hiemit verbundenen Rückgang des politiſchen Beſitzſtandes der Deutſchen in Böhmen zu erblicken.

Aus dem Lande der Bulgaren.

Es iſt ein ſonderbares Land, das Land der Bulgaren, die man eine Zeitlang die Deutſchen des Balkans nannte. Schon die tückiſch von Officieren angezettelte Entführung ihres edlen Fürſten Alexander, der ſich nicht lange vorher auf dem Schlachtfelde von Slivniza in Bulgariens Geſchichte unſterblich gemacht hatte, die barbariſche, ſchmachvolle Miſshandlung des Gefangenen veranlaſste mit Recht den bekannten deutſchen Hiſtoriker Oncken in ſeinem Werke „Das Zeitalter des Kaiſers Wilhelm des Erſten“ einen Proteſt gegen dieſe ſchmeichelhafte Bezeichnung der Bulgaren einzulegen: um die Deutſchen des Balkans zu ſein, müſsten ſie wiſſen, was Ehre und Treue ſei . . .

Es gab eine Zeit, wo die in Türkenfeſſeln geknebelten und nach Freiheit lechzenden Bulgaren ihre Autoritäten hatten, ihre Heroen prieſen, die Zeit der halbintelligenten Haiducken, die Zeit des Diakon Levski. Jetzt gibt es derartiges in Bulgarien nicht, abgeſehen von der ſtürmiſch-ſocialiſtiſch angehauchten Jugend, für die alles von Reiz iſt, was roth iſt und an Revolution erinnert. Sonſt gibt es keine nationalen Helden, keinen einzigen Namen, den das Volk als nationalen Schatz mit Liebe und Verehrung im Herzen trüge — weder in der Literatur, noch in der Wiſſenſchaft, noch in dem wirren Treiben der Politik! Jeder Ausländer, der einen tieferen Einblick in die culturgeſchichtlichen Verhältniſſe Bulgariens thun kann, ſchaudert vor dieſer Thatſache zurück. Ein junges Volk ohne Heroen, eine freie Nation — ohne Ideale! Es gibt zwar Ideale, ſehnſuchtsvoll angeſtrebte Ziele, für die man oft das Leben aufs Spiel ſetzt, doch ſind ſie ſpecifiſch bulgariſcher Natur — Neid und Haſs. Neid im geſellſchaftlichen, Haſs im politiſchen Verkehr. Alexander von Battenbergs Seelſorger und Biograph, Paſtor Koch, erzählt uns, wie ſich die Bulgaren gegenſeitig um das Stück Brot beneiden, und wie ſie ſich vereinigt auf denjenigen werfen, bei dem ſie etwas Butter auf dem Brote erblicken, um ihm dieſen beneideten Leckerbiſſen zu entreißen. Und an Quellen des Neides fehlt es nicht.

Ein Kenner Bulgariens, [illegible], äußerte ſich, die Bulgaren wären tüchtige Menſchenkenner. Doch hat er nur zumtheil recht. Das Negative im Menſchen herauszuwittern, ſeine verborgenen, materiell egoiſtiſchen Triebfedern zu entdecken, heißt bei weitem nicht den Menſchen kennen, und eben dem Bulgaren, ſelbſt dem tüchtigſten mit ſehr wenigen Ausnahmen, geht die Fähigkeit völlig ab, das Edlere, das Poſitive, zu verſtehen [illegible] eine hochſtehende Individualität iſt für ihn eine unbegreifliche Sache. So ſucht ſich alles gedrückt, was nur irgendwie über die Mittelmäßigkeit emporragt und im ethiſchen Selbſterhaltungsgefühle nicht um die Gunſt der jeweiligen Machthaber buhlt. An edlen, [illegible], gebildeten Erſcheinungen fehlt es in Bulgarien nicht, auch unter der [illegible] angeſehenen Wortführer kann man gewiſſe [illegible] Anlagen nicht abſprechen [illegible] Sparſamkeit, Familienſinn, [illegible] und [illegible] und An[illegible] [illegible] die [illegible] Elemente zerſtreut, verein[illegible], wenn ſie außerhalb jeder [illegible], wenn ſie irgend einer angehören. [illegible] um Principien [illegible]: Zankowiſten, Karaweliſten, [illegible] kämpft man, daher

*) [illegible]

**) [illegible]

***) [illegible]

*) [illegible] Vorſchlag des Arbeitens [illegible] der Zeit des [illegible] und mündlichen Ver-

Digitized by Google

Programmwechſel als chroniſche Krankheit. Blinde Ergebenheit in die Perſon des Parteiführers, grenzenloſe Verachtung und unverſöhnlicher Haſs gegen alles, was nicht zur Partei gehört, dies iſt der Kitt, der die Bulgaren aneinander bindet. Und haſſen kann der Bulgare, denn Haſs war ſein einziger Troſt während eines halben Jahrtauſends ſchmachvoller Knechtſchaft.

Schon auf dem flachen Lande ſehen wir, wie Nachbardörfer in ſtetem Hader miteinander begriffen, wegen ein paar Quadratmeter Waldungen oder Grastriften, mit Heugabeln und Senſen bewaffnet, in blutigen Exceſſen ſich ſelber Recht zu verſchaffen ſuchen. Und vollends in den Städten, wo die politiſchen Tagesfragen zu Brod- und Lebensfragen werden. Man mordet meuchlings! Ganz wie zur Türkenzeit. Das Fürſtenthum exiſtiert noch nicht das zweite Jahrzehnt, und an raffinierten Halsabſchneidereien ließ es nichts zu wünſchen übrig, gleich den italieniſchen Republiken der Renaiſſance, wenn auch etwas ins moderne übertragen. Ein gefeſſelter Exminiſterpräſident, Karaweloff, wird von einem mit Kriegslorbeeren geſchmückten Officier im Kerker gepeitſcht — das iſt politiſche Vergeltung. Auf offener Straße durchbohrt einem Finanzminiſter, Beltſcheff, die meuchleriſche Kugel die Bruſt, die Witwe darf nicht klagen, denn es geſchah aus Miſsverſtändnis, man wollte nämlich nur den Miniſterpräſidenten Stambuloff, der an ſeiner Seite gieng, treffen. In Conſtantinopel wird am hellen Tage dem bulgariſchen, diplomatiſchen Agenten Dr. Vulkowitſch der Garaus gemacht; die prompte türkiſche Juſtiz, die auf Europas Achtung ſo große Stücke hält, läſst ſchleunigſt ein paar präſumtive Verbrecher aufknüpfen, und ſind ſie nicht ſchuldig geweſen, ſo wird man im Jenſeits beſſer urtheilen, denn die in Bulgarien verbreitete Meinung will wiſſen, daſs den wahren Mördern, die noch jetzt die Freiheit genießen, ein noch größerer Ruhm zutheil werden ſollte, die Scharte des verfehlten Anſchlages auf Stambuloff und der zufälligen Ermordung Beltſcheffs durch die erfolgreiche Abſchlachtung Stambuloffs auszuwetzen. Da lauert am Ausgange eines Cafés ein gedungener Mörder auf den Exkreishauptmann Georgieff und verſetzt ihm eine lebensgefährliche Wunde; man will wiſſen, weil Georgieff, Herausgeber eines extrem-oppoſitionellen Blattes, Alexander von Battenbergs Andenken rühmte und dadurch ſeine Leſer zu Parallelen mit dem gegenwärtigen Fürſten veranlaſste, welche nicht zu des letzteren Gunſten ausfielen. Fecit cui prodest! Dem Bürgermeiſter von Siſtowa wird an einem der belebteſten Punkte der Reſidenz von einer bezahlten Räuberbande der Schädel eingeſchlagen. Was, ſtaunt jedermann, er iſt doch von der Regierungspartei! Wohl wahr, aber der Arme hat in ſeiner Unſchuld zu Ehren eines Fürſtenfeſtes einen Cylinder aufgeſetzt und dieſer ſoll die Mordgeſellen irregeführt haben. Sie meinten einen anderen. Alſo noch ein Miſsverſtändnis. Die Mörder werden freigeſprochen, — unbeabſichtigter Mordverſuch. Einer der talentvollſten Schriftſteller, Konſtantinoff, wird auf der Landſtraße von drei gedungenen Bauern erſchoſſen. Ganz Bulgarien iſt empört darüber, doch grundlos, auch hier waltete ein Miſsverſtändnis ob, man zielte nämlich auf ſeinen Reiſegenoſſen, den beredten, feuer- und flammeſpeienden Advocaten Tateff, den ſuchtloſen Rädelsführer der Oppoſition. Und endlich die Chanſonettenſängerin, die arme Anna Szimon, die man ohne Sang und Klang durch ein Miſsverſtändnis „fortſchaffte".

Mit Schaudern erfährt man aus den Details des letzten Proceſſes, in welcher Verſumpfung ſich Bulgariens Rechtsverhältniſſe befinden, eines ſouzeränen Staates, welcher, dank Europas Gunſt und Gnade, ſich den bindenden Capitulationen mit den europäiſchen Culturſtaaten zum großen Theil allmählich zu entwinden verſtand. Der Fall Anna Szimon hat Europa die Augen geöffnet. Jetzt hat denn auch endlich die deutſche und öſterreichiſch-ungariſche Preſſe gegen Bulgarien ihre Stimme erhoben. Erſt jetzt, weil Bulgarien vom Dreibund abgerückt iſt! Wenn es jener Preſſe um die Cultur wirklich ſo ernſt wäre, hätte ſie ſchon längſt, ſogar zu Bulgariens Nutz und Frommen, an das Tageslicht bringen müſſen, wie faul und morſch dort Manches iſt. Und hat man dies ſo lange unterlaſſen, ſo trifft in hohem Maße die bisher bulgarenfreundliche Preſſe des Dreibundes, vor allem Oeſterreich-Ungarns, die Schuld. Aus politiſchen Rückſichten, weil Bulgarien damals mit dem Dreibund gieng, hat man während der ganzen Periode des Stambuloff'ſchen Regimes mehr als ein Auge zugedrückt und ſo die ganze Leſerwelt durch ein falſches Bild der bulgariſchen Rechtsverhältniſſe irregeleitet. Das Syſtem von Mord, Verrath und Spionage, welches in Bulgarien, jedem Rechtsgefühle zum Hohn, beinahe ein ganzes Jahrzehnt herrſchte und das Volk fortwährend demoraliſierte, wurde entweder ganz verſchwiegen oder, wo es ſchon nicht anders gieng, durch mildernde Umſtände — es wäre ein Kampf um nationales Daſein — entſchuldigt. Dadurch iſt auch die Verachtung und der Haſs ſelbſt der beſten Schichten Bulgariens gegen die deutſche und öſterreichiſch-ungariſche Preſſe großgezogen worden, daher auch die plötzliche Enttäuſchung der deutſch-öſterreichiſchen gebildeten Welt, als vor ihren Augen, gelegentlich der Ermordung von Stambuloff und Anna Szimon und der darauf folgenden Proceſſe, ſich das wahre Bild der bulgariſchen Rechtspflege entrollte, das früher von der deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Preſſe aus politiſchen Freundſchafts-Rückſichten gegen die bulgariſche Regierung verhüllt worden war. Und die bulgariſche Regierung dreht nun den Spieß um, indem ſie gerade jetzt, da die deutſch-öſterreichiſche Preſſe die Wahrheit über Bulgarien ſchreibt, ihr politiſche Motive unterſchiebt. Der ſchlaue Coup wird bei vielen, auch gebildeten und ehrlichen Bulgaren ſeine Wirkung leider nicht verfehlen.

Wenn wir uns aber die Frage vorlegen, wie es komme, daſs in Bulgarien ein derartiger moraliſcher Krebsſchaden an dem Marke des Staatskörpers freſſen könne, ſo dürften wir wohl auf Bulgarien vor allem das draſtiſche, treffende bulgariſche Sprichwort anwenden: „Vom Kopfe an beginnt der Fiſch zu ſtinken."

Wir haben ſchon erwähnt, wie die neiderfüllte Jagd nach Aemtern den Grundzug des bulgariſchen geſellſchaftlichen und politiſchen Lebens ausmacht. Dazu geſellen ſich auch andere, noch lucrativere Beziehungen zur jeweilig regierenden Partei, zu unſeren Parteien, wie der Bulgare ſich ausdrückt: öffentliche Bauten, Lieferungen, Conceſſionen, Subſidien, „Rechtsſchutz", d. h. Willkür und juridiſche Unverfrorenheit 2c. 2c. Ein Dorfſchullehrer, ein Schneidergeſelle kann ſich durch eine „kühne That" in „ſeiner" Partei für die Zukunft einer hohen Stellung vergewiſſern, durch einen „offenherzigen Verrath" ſteigt man plötzlich in der Gunſt der Allmächtigſten im Staate, heute Miniſterialrath, Unterſtaatsſecretär, Oberſt, morgen Krämer, Drucker, Commiſſionär, Wucherer und vice versa. Und dabei alle gleich in dieſer ſtändigen politiſchen Quadrille mit dem ewigen Zuruf: changez vos places! Gleich vor dem Geſetz! Wer an die Reihe kommt, der kriegt und der ertheilt Prügel! Eine echt demokratiſche Égalité sui generis!

„Die innere Politik iſt beherrſcht von erbittertſten Parteifehden, von Intriguen aller Arten, die im Oriente blühen. Sofia iſt ein wahrer Hexenkeſſel; wer Gelegenheit hatte einige Jahre mitten in der einheimiſchen politiſchen Geſellſchaft zu verleben, fühlt ſein Leben lang das Alpdrücken der Erinnerung an dieſe Giftküche," ſo ſchreibt der Wiener Geſchichtsprofeſſor Jireček, ein eminenter, bahnbrechender Forſcher und Hiſtoriker Bulgariens, der eine Zeit lang ſogar bulgariſcher Unterrichtsminiſter war.

Um auf dieſem demoraliſierten Boden in den Strudel nicht mithineingezogen zu werden, muſs man einen eiſernen Willen, einen makelloſen moraliſchen Halt haben. Es iſt das der orientaliſche Boden, der peſthauchende Boden, auf dem auch ein Alexander von Macedonien, um ein großes Beiſpiel anzuführen, moraliſch zugrunde gerichtet wurde. Vergeſſen wir auch nicht, daſs das Griechenthum, daſs byzantiniſche Zerſetzungsſtoffe jahrhundertelang auf den bulgariſchen Bürger einwirkten und daſs der griechiſch-byzantiniſche Clerus, die Phanarioten, bis Anfang der Sechzigerjahre die Seele der Bulgaren zu erziehen hatte. Der griechiſche Arzt, Advocat, Großhändler mit ſeinem echt levantiniſchen Chic und Gewiſſen, ſie waren das Vorbild des „noblen Bulgaren", des Tſchorbadſchi, deſſen ältere Repräſentanten noch heutzutage bulgariſch nur mit griechiſchen Lettern ſchreiben können. Und dieſe beim Volke verhaſsten, wohlhabenden Tſchorbadſchi — ſeit jeher Zielſcheibe des literariſchen Witzes und Zornes — bilden die einflusreichſten „conſervativen" Elemente. Sie ſind bigott, gehen oſtentativ in die Kirche, liebäugeln mit dem höheren Officiersſtande, werden von ihm beliebäugelt, und ſind beim Fürſten als das beſonnenſte, ſtaaterhaltendſte Element beliebt, ſie, die durch ihren bulgariſierten Byzantinismus die Grundpfeiler des Staates erſchüttern. Die Fürſten hegen eben eine Vorliebe für den „Conſervatismus", haben ſelten wahre Freunde, wie ſich Kaiſerin Friedrich ausdrückte, und können leider die Wahrheit nicht vertragen, um mit Jakobi zu ſprechen.

Vor kurzem äußerte ſich in Schmollers Jahrbüchern ein tüchtiger Kenner der volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe Bulgariens, Dr. Moriz Ströll, der aufgeklärte Deſpotismus wäre die beſte Regierungsform für das Fürſtenthum, da das bulgariſche Volk verfaſſungsmäßig ſchwer regiert werden könne. An Deſpoten, ja ſelbſt „aufgeklärten" fehlte und fehlt es allerdings nicht in Bulgarien; was aber der „aufgeklärte Deſpotismus" leiſten kann, zeigte der Rechtsfall Anna Szimon. Der geehrte Bankdirektor in München hätte ſich doch etwas Mühe geben ſollen, Bulgariens Hofverhältniſſe zu ſtudieren, um zu ſehen, ob dies der geeignete Boden ſei, einen Leopold von Toscana oder einen Friedrich den Großen, wenn auch in kleinem Maßgabe zu erzeugen. Freilich war es die erſte, die allerheiligſte Pflicht des Fürſten Ferdinand, ſich mit den tüchtigſten, ehrlichſten Elementen Bulgariens zu umgeben, alles, was Tücke, Heuchelei, Verrath, Denunciation, Ohrenbläſerei, Kupplerei u. dgl. treibt, von ſich ebenſo fernzuhalten, mit derſelben peinlichen Angſt, wie er es wohlweislich in Bezug auf Diphtheritis und Typhusbacillen zu thun pflegt, worüber heitere Geſchichten circulieren. Fürſt Ferdinand will aber ſein eigener Miniſter ſein, um ſich der conſtitutionellen Formel: „le roi règne, mais il ne gouverne pas" zu entziehen. Gewiſs, jeder kann nach ſeiner Façon ſein eigener Miniſter ſein, aber fragt mich nur nicht wie. Denn wehe dem Fürſten, der ſich mit tüchtigen, ehrlichen Kräften nicht zu umgeben verſucht, wie es nicht nur Alexander II. von Rußland oder Wilhelm I. von Deutſchland, ſondern auch ein ſolch unbändiger Deſpot, ein Alleinherrſcher ſondergleichen, wie der große Napoleon, verſtanden. Nur engherzige Charaktere und beſchränkte Köpfe fürchten durch tüchtige Miniſter in den Schatten geſtellt zu werden und wollen allgegenwärtig und allwiſſend ſein. Fürſt Alexander von Battenberg zog in ſeinen Freundeskreis, wie es ſeine Hiſtoriker — ein Koch, ein von Huhn, ein Golovine — zu erzählen wiſſen,

Digitized by Google

ſuchte ſich mit den beſſeren Bulgaren zu befreunden, und, ſie veredelnd, gewann er auch viele unter ihnen. Er war eine etwas junkerhafte Soldatennatur, aber bieder und durch und durch ehrlich.

Wer ſind aber die intimſten Rathgeber des jetzigen Fürſten? Werfen wir darauf einen flüchtigen Blick. Nach Abſtammung darf man doch jetzt nicht fragen, denn dabei kommen wir vielleicht auf Räubergeſellen. Laſſen wir alſo der Väter Aſche in Frieden ruhen und prüfen wir nur die hervorragendſten Männer ſelbſt, welche die Umgebung des Fürſten bilden.

Vor Kurzem ſtand an der Spitze des Hofperſonals ein franzöſiſcher Adeliger, ein Graf de Forras, ſtark in der Heraldik, ſtolz wie ein ſpaniſcher Hidalgo, aber ohne ein Wort bulgariſch zu verſtehen. Er hatte für die äußere Seite, für den Glanz des Hofes zu ſorgen. Er war ein eifriger Katholik und pflegte nicht die Meſſe zu verſäumen. Das ſind ſeine Verdienſte um Bulgarien. Er iſt gegangen worden, und an die Stelle des mürriſchen Alten trat ein lebensluſtiger junger franzöſiſcher Graf, Bourboulon, wie man deren zu Dutzenden in den Salons der Pariſer Ganz- und Halbwelt begegnet. Er mag wohl ein bon garçon ſein, ſpricht ſchön franzöſiſch, iſt ein eleganter Cavalier, ein tüchtiger Schauſpieler, Gott und dem Fürſten treu, — Roſenkranz und Güldenſtern in einer Perſon! Als Hausrepräſentantin fungierte vor der Vermählung des Fürſten eine Gräfin Grenaud, die ſich ſpäter mit einem Günſtling des Fürſten, dem gegenwärtigen diplomatiſchen Agenten in Petersburg Dr. Stantſchoff vermählte, deſſen Unbedeutendheit nicht nur das bulgariſche Volk, ſondern auch die öſterreichiſchen Unterhändler gelegentlich der Handelsvertragsverhandlungen zu erkennen Gelegenheit hatten. Dr. Leverkuhn, der Bibliothekar und Vorſteher des Thiergartens, iſt wohl ein ehrlicher Mann, hat aber in der Politik nichts dreinzureden. Weit mehr ſpielen in die Politik noch gewiſſe andere Elemente hinein, die man in dem Proceſs Szimon kennen gelernt hat, wie auch Boitſcheff und Novelitſch oder der Poſtaſſiſtent Slatareff, den der Fürſt zu ſeinem Tiſchgenoſſen erhoben hat; Avradalieff, der an der Spitze der fürſtlichen Geheimpolizei ſteht. Das ſind die Großen des neuen bulgariſchen Fürſtenhofs. Sie ſitzen in den Galawagen, die bei feierlichen Aufzügen dem Fürſten folgen, in goldſtrotzenden Uniformen, die Kutſcher in weißen Allongeperücken, in Kniehoſen, Spitzenjabot mit ſilbernen Stoßdegen, nickende Federbüſche auf den Köpfen der Pferde, ſilberfunkelndes Geſchirr, ſeide- und ſammtgepolſterte Wagen und die Höflinge in Galadrinnen — ein Aufzug, eines ſolchen Duodezſtaates nicht würdig: eine Caricatur der fürſtlichen Rococozeit im Bauernlande Bulgarien. Zu ſolchen Aufzügen paſste eigentlich der vom Fürſten erfundene Mantel, deſſen mehrere Meter lange Schleppe, in Ermanglung von Pagen, zwei Schüler der Kriegsakademie nachzutragen beordert waren. Der Fürſt hat dieſen Operetten-Mantel nur einmal getragen. Die Heiterkeit, die dieſer Mantel allgemein erweckte, veranlaſste Stambuloff, ihm die Wahrheit zu ſagen, und der Fürſt hat den Mantel ein zweites Mal nicht mehr angethan. Schade! Der Mantel hätte zu dem ſonſtigen fürſtlichen Pomp ſo trefflich gepaſst. Fürſt Ferdinand hat auch in dem demokratiſchen Bulgarien den Huldigungskuſs eingeführt. Vom Miniſterpräſidenten, dem Metropoliten und den Generalen angefangen bis zum letzten Bauern hinunter, iſt jeder Bulgare und jede Bulgarin, welche ſich dem Fürſten nähert, verpflichtet, ihm die Hand zu küſſen, wenn er die Gnade hat, ſie ihr zu dieſem Zwecke hinzuhalten. Dieſes Schauſpiel kann man bei jeder Parade, im Theater, auf Bällen, bei Hoffeſten, kurz überall, wo der Fürſt ſich öffentlich zeigt, in größtem Maßſtabe genießen. Gruppenweiſe ſtehen die höchſten Würdenträger des Landes da, der Fürſt geht ihre Reihen ab, die vorſichtig behandſchuhte Hand mit der Außenfläche jedem zum Küſſen darbietend — wahrhaft ein erbauliches Culturbild [illegible] Louis XV., vermengt mit moskowitiſchem Cäſaropapismus. Die Furcht vor dem Fürſten wird nur gemildert durch die Lächerlichkeit, die ihn in den weiteſten Schichten des Volkes populär gemacht hat.

Der Fürſt iſt alſo, von intimen Fragen abgeſehen, auf ſich ſelbſt angewieſen. Wohl iſt er ein Mann von gewiſſer Begabung, beherrſcht viele Sprachen, iſt des Bulgariſchen in Wort und Schrift vollkommen mächtig und beſitzt eine Vorliebe für Zoologie, der die Reſidenz einen reizenden Thiergarten zu verdanken hat. Aber mit zoologiſchen Kenntniſſen läſst ſich ein junges, erziehungsbedürftiges Volk, wie die Bulgaren ſind, nicht regieren. Man könnte zwar denken, der Fürſt habe ein großes ſtaatsmänniſches Talent bewieſen, indem er [illegible]

Der bulgariſchen Politik ... [illegible]

nach Montenegros und Serbiens Beiſpiele, alte Gewehre und abgerackerte Pferde a. D. ſchenken, aber nicht mehr. Man wollte Ruſslands Import auf Oeſterreich-Ungarns Koſten mit allen Mitteln der Staatskunſt ſteigern. Eine köſtliche Illuſtration dazu, gleichſam aus den „Fliegenden Blättern“ entnommen, bietet in einer der Handelsnebengaſſen der Reſidenz eine kleine Boutique, in der man nur ſehr mäßige Quantitäten von Thee, Juchten, Zündhölzchen, Zucker, Samovars, Caviar, Vodka ꝛc. finden und zu echtruſſiſchen Preiſen kaufen kann. An der Spitze des „Unternehmens“ ſteht ein akademiſch gebildeter Ruſſe, Duchovetzky, der politiſcher Mitarbeiter und Correſpondent der „Novoe Vremja“, des bedeutendſten politiſchen Blattes Ruſslands iſt. Mit Gepränge und einem feierlichen Schmauſe, an dem, wie es heißt, der Miniſterrath in corpore theilnahm, eröffnete „Duchovetzky, homme de lettres“, ſeine innerlich ſehr beſcheidene Krambude, die er mit dem pompöſen Namen „Ruſſiſches Handelsmuſeum“ taufte. Ein „Handelsmuſeum“ beſonderer Art, in dem ein politiſcher Schriftſteller Schnaps en gros und en détail verkauft. Die größte Enttäuſchung erregte aber die verblüffende Nachricht, daſs zur Verſöhnung der zwei orthodoxen Brudervölker die Kiewer „Judenbank“ Poljakov tolerant die Hand biete und unter dem Schutz des ruſſiſchen Finanzminiſteriums Filialen in Bulgarien zu errichten gedenke. Denn „echte“ ruſſiſche Financiers ſollen ſich um die Hebung der bulgariſchen Finanzen gar nicht ſcheren wollen ...

Das iſt das Milieu, das ſind die ſocialen und Hofverhältniſſe, in denen das Drama „Anna Szimon“ von fürſtlich begünſtigten „Liebhabern“ aufgeführt wurde.

Es würde ſich verlohnen, wenn ſich die öffentliche Meinung Europas, welche endlich die thatſächlichen Verhältniſſe Bulgariens unter dem Fürſten Ferdinand zu erkennen beginnt, auch für Reformen einſetzen würde, um ein Land von einer Miſswirtſchaft zu retten, welches mit natürlichen Reichthümern geſegnet, von einer höchſt glücklichen Lage begünſtigt, von einem arbeitſamen, nüchternen und ſparſamen Volke bewohnt, eine glänzende Zukunft für ſich haben würde, ſtünden an ſeiner Spitze Männer, denen wahre Volkserziehung und politiſche Bildung der Nation und nicht Vergnügungsſucht und Größenwahn am Herzen lägen.

G. L–r.

Ein ſocialpolitiſches Gewerbegeſetz.

Die Schweiz iſt nicht nur in politiſcher Hinſicht ein claſſiſches Land, ſie beginnt es auch in ſocialpolitiſcher zu werden. Es gibt vielleicht kein Land, wo ſo viel für den ſocialen Fortſchritt geleiſtet wird. Der ſchweizeriſche Socialiſt iſt deshalb auch nicht gezwungen, nur Kritik zu üben, er kann auch als „ſtaatserhaltendes Element“ arbeiten. Ein deutſcher oder öſterreichiſcher Philiſter wird die Augen weit aufreißen, wenn er erfährt, daſs der Oberſtaatsanwalt des Cantons Bern ein Socialdemokrat iſt, ja ſogar vor einem Jahre Präſident der ſchweizeriſchen ſocialdemokratiſchen Partei war und daſs einer der Züricher Regierungsräthe als Socialdemokrat in die oberſte Cantonalbehörde gewählt worden iſt.

Der Regierungsrath des Cantons Zürich hat einen Entwurf für „ein Geſetz, betreffend das Gewerbeweſen“ veröffentlicht, der in mancher Hinſicht claſſiſch genannt werden darf. Der Entwurf verdient es, daſs er auch in weiteren Kreiſen beſprochen werde. Wenn man ihn lieſt, ſo macht er den Eindruck, als ob er gerade die Uebel ausmerzen wollte, die man in Wien bei der letzten Arbeiterinnen-Enquête wahrgenommen hat.

Zum Schutze „der Gewerbetreibenden“ wie der Arbeiter wird verboten, Kellerräume als Arbeitslocale zu brauchen, und wenn Wohnräume als Arbeitsſtätte dienen, ſo haben ſie allen hygieniſchen Anforderungen zu entſprechen. „Sie müſſen im Verhältnis der Zahl der darin Arbeitenden hinreichend groß, hell, trocken, heizbar und leicht zu lüften ſein und dürfen weder zum Schlafen noch zum Kochen benutzt werden.“ Das Geſetz will mit einem Worte die Uebel abſchaffen, die meiſt in den Kleinbetrieben herrſchen.

Das Geſetz will den Geſellen nicht nur während der Arbeit, ſondern auch während der Ruhezeit ſchützen. Viele Geſellen beziehen noch eine Art Naturallohn, ſie haben beim Meiſter freie Penſion und Logis und dabei noch einen kleinen Wochenlohn. Das Geſetz ſchreibt nun vor, daſs, wenn „ein Gewerbetreibender ſeinen Arbeitern oder Lehrlingen Schlafräume anweiſt, [illegible] und mindeſtens 10 m³ Luftraum auf die Perſon haben müſſen und nicht in Kellern gelegen ſein dürfen. [illegible] ein beſonderes Bett zu ſtellen; die [illegible] Wochen zu erneuern.“

[illegible] Heimarbeiter ſchützen [illegible] d. i. deren Wohnungen, [illegible] Fabriksgeſetzgebung hatte [illegible] die Arbeiter [illegible] Wohnungen zu beherbergen, wo die Gewerbeinſpection [illegible] Zuſtand dieſer Arbeiterwohnungen, [illegible] iſt faſt durchwegs ein [illegible] wo mehrere Perſonen den Tag [illegible] gearbeitet und geſchlafen. [illegible] Das Geſetz macht nun die „Ge[illegible]

daſs die von ihren Arbeitern als Arbeitsſtätten benützten Wohnräume den Anforderungen dieſes Geſetzes entſprechen. Die örtlichen Geſundheitsbehörden wachen darüber, daſs dieſe Vorſchriften befolgt werden, und erſtatten über ihre diesfällige Thätigkeit der Direction des Sanitätsweſens alljährlich Bericht."

Nach den Beſtimmungen über Sonntags- und Feiertagsruhe, einem Verbot des Truckſyſtems und der „Lohnabzüge für Miete, Reinigung, Heizung oder Beleuchtung des Locales, ſowie für Miete oder Abnützung der Werkzeuge" folgen zwei wichtige Vorſchriften. Erſtens wird eine Art Minimalarbeitslohn für Ueberzeitſtunden feſtgeſetzt: „Der Lohn der Ueberzeitſtunden, für Nacht- und Sonntagsarbeit — wo ſie mit Rückſicht auf die Verhältniſſe geſtattet iſt — ſoll wenigſtens um ein Viertel höher ſein als der gewöhnliche Lohn". Zweitens werden Normen für Arbeitsordnungen und Bußen ſtatuiert.

Die willkürlichen von den Unternehmern erlaſſenen Arbeitsordnungen und Bußen führen gar zu oft zu Zwiſtigkeiten und zu Arbeitseinſtellungen. Das Geſetz will dies vermieden ſehen und ſchreibt vor, „daſs Arbeitsordnungen über die Eintheilung der Arbeitszeit, die Bedingungen des Ein- und Austrittes, über die Ausbezahlung des Lohnes, ſowie über allfällige Bußen und deren Verwendung" zu ihrer Giltigkeit einer Genehmigung der mit dem Gewerbeweſen betrauten Direction des Regierungsrathes bedürfen, wobei den Arbeitern Gelegenheit gegeben werden ſoll, ſich über die Arbeitsordnung auszuſprechen. Die Gewerbedirection kann auch ſelbſtändig die Aufſtellung einer Arbeitsordnung vorſchreiben, wenn der Umfang oder die Natur des Geſchäftes dies rechtfertigt; ebenſo kann ſie die Reviſion einer Arbeitsordnung verlangen, wenn ſich bei Anwendung derſelben Uebelſtände ergeben. Die Bußen dürfen nur verhängt werden, wenn ſie in einer genehmigten Arbeitsordnung angedroht ſind, ſie dürfen nicht im einzelnen Falle die Hälfte eines Tagesverdienſtes überſchreiten und müſſen im Intereſſe der Arbeiter verwendet werden.

In einem beſonderen Abſchnitte wird das Lehrlingsweſen geregelt. Zum Eintritt in die Lehre in ein Handelsgewerbe wird das zurückgelegte fünfzehnte und bei einem Gewerbetreibenden das vierzehnte Altersjahr erfordert. Der Lehrvertrag muſs ſchriftlich ſein und ein Exemplar desſelben der von der Gemeinde beſtellten Aufſichtsbehörde der Lehrlinge eingehändigt werden. Dem Meiſter, reſp. dem Principal, wird zur Pflicht gemacht, für die geeignete berufliche Ausbildung des Lehrlings zu ſorgen. Zu nichtberuflichen Dienſtleiſtungen darf der Lehrling nur inſoweit gebraucht werden, als der Lehrvertrag es geſtattet „und die Erlernung des Berufes darunter nicht Schaden leidet." Meiſter und Principale, die dieſen Pflichten nicht nachkommen, können durch richterliche Entſcheidung des Rechtes, Lehrlinge zu halten, auf eine beſtimmte Dauer verluſtig erklärt werden. Dem Regierungsrath ſteht noch das Recht zu, im Einverſtändnis mit den betheiligten Berufsangehörigen Verordnungen über die Dauer der Lehrzeit und die zuläſſige Maximalzahl von Lehrlingen in einem Gewerbebetriebe zu erlaſſen.

Das Geſetz ſorgt endlich auch für die Errichtung von kaufmänniſchen und gewerblichen Fortbildungsſchulen, führt Lehrlingsprüfungen ein — ohne den Befähigungsnachweis zu ſtatuieren — verbietet die Sonn- und Feſttagsarbeit auch in den kaufmänniſchen Bureaux, verpflichtet den Kaufmann, ſeine Geſchäftslocale ſo einzurichten, daſs die Geſundheit der Angeſtellten darunter nicht leide, und ſetzt für die kaufmänniſchen Angeſtellten eine 54ſtündige Normalarbeitswoche feſt. Die Aufſicht über das Lehrlingsweſen wird den von den Gemeindeverſammlungen gewählten localen Organen und die Oberaufſicht über das Lehrlingsweſen und das gewerbliche und kaufmänniſche Fortbildungsweſen einer beſonderen, mit dem Gewerbeweſen betrauten Direction übertragen. Uebertretungen dieſes Geſetzes ſollen, ſofern ſie nicht in das Bereich des Strafgeſetzbuches fallen, mit einer Polizeibuße von 5 bis 200 Franken belegt werden.

Alles in allem genommen zeigt der beſprochene Entwurf wohl zur Genüge, daſs die Natur des Kleingewerbes keineswegs, wie vielfach behauptet wird, ſocialpolitiſche Eingriffe ausſchließe und daſs die Wohlfahrtsziele einer fortſchrittlichen Gewerbegeſetzgebung in ganz anderer Richtung liegen, als jener der deutſchen und öſterreichiſchen Zünftelei.

Zürich. Dr. David Farbſtein.

Elektricität direct aus Kohle.*)

Der phyſikaliſche Begriff der Energie iſt nicht bloß eine wiſſenſchaftliche Abſtraction, ſondern hat auch eine mehr unmittelbare, handgreifliche Bedeutung. Alle Beziehungen des menſchlichen Lebens ſind nichts anderes, als ein Markt von Energiegrößen. Mag es ſich um Kohle oder um Nahrungsmittel, um Beleuchtung oder um geiſtige Leiſtungen handeln, ſtets hat der Käufer ein weſentliches Intereſſe an den Energiemengen, die er bekommt oder eintauſcht. Ein franzöſiſcher Nationalökonom hat ſogar einmal den vorläufig noch paradoxen Ausſpruch gethan, eine ideale Währung müſste ſich direct auf Energiewerte beziehen. Es iſt die große Aufgabe der Zukunft — im weiteſten Sinne dieſes Wortes, die mannigfaltigen Energiequellen der Natur in möglichſt ökonomiſcher und zweckentſprechender Weiſe auszunützen. Dieſelben ſind in den meiſten Fällen für unſere Zwecke nicht direct verwendbar. Die Luftſtrömungen als Orkane und Winde, die Erdbeben und telluriſchen Kataſtrophen, die Kraft der Waſſerfälle und Flüſſe können entweder gar nicht oder nur mittelbar in unſeren Dienſt geſtellt werden. Ein Kilogramm Dynamit, einen Würfel von ungefähr 90 Millimeter Seite einnehmend, kann ſchon in 0·00002 Secunden gegen 2,000.000 Kilogrammeter Arbeitsleiſtung entwickeln, aber auch dieſe ungeheuren Energievorräthe der exploſiven Subſtanzen können praktiſchen Zwecken nur in beſchränktem Maße dienſtbar gemacht werden. Bei unſeren gegenwärtigen Beleuchtungsmethoden werden im allgemeinen gewiſſe Körper bis zum Glühen erhitzt, ſo daſs ein großer Theil der aufgewendeten Energie durch die paraſitären dunklen Wärmeſtrahlen mit Beſchlag belegt wird. In dem neuerdings vielfach erwähnten „Kathodenlichte" tritt uns zum erſtenmale das „Leuchten kalter Körper" entgegen, ſo daſs wir wohl nach Director Spieß von der Vervollkommnung dieſer Methode das „Licht der Zukunft" zu erwarten haben.

Das Buch „Elektricität direct aus Kohle" von Etienne de Bodor greift vielleicht die intereſſanteſte unter dieſen Aufgaben heraus und führt uns ſomit an den Kernpunkt des ganzen Problems. Unter allen Energieleiſtungen hat die mechaniſche Arbeit für uns die weitaus größte Bedeutung und unter den Energiequellen nimmt gegenwärtig die Dampfmaſchine unbeſtritten den erſten Platz ein. Man vergegenwärtige ſich aber einmal, ein wie unvollkommenes Ding noch in unſerer Zeit der hochſtehenden Technik und trotz aller im einzelnen bewunderungswürdigen Erfindungen dieſe weſentlichſte Energiequelle iſt! Von der Energie der verbrennenden Kohle erhalten wir in Geſtalt mechaniſcher Arbeit im allerbeſten Falle nicht mehr als 10 Procent. Wenn man erwägt, daſs in den meiſten Fällen nicht einmal dieſes Reſultat erreicht wird, ſo wird wohl das begeiſterte: „Wie wir's ſo herrlich weit gebracht" einer nüchterneren Concluſion Platz machen müſſen.

Nun wiſſen wir freilich, daſs nach den Principien der Wärmelehre Wärme nicht vollſtändig in mechaniſche Energie verwandelbar iſt. Wärme kann nur Arbeit leiſten, wenn ſie von ſelbſt, d. h. von einem wärmeren zu einem kälteren Körper übergeht, und zwar nur entſprechend der Größe des Temperaturunterſchiedes zwiſchen den angewendeten Subſtanzen, ähnlich wie ein Waſſergefälle nur Arbeit verrichten kann, bis das Niveau der beiden Waſſerreſervoire ſich ausgeglichen hat. Aber wir können den Bruchtheil berechnen, den wir aus einer gegebenen Wärmemenge von gegebener Temperatur erhalten können, wenn wir ſie auf eine andere, gleichfalls beſtimmte Temperatur abſinken laſſen, und auch mit Rückſicht auf dieſen Umſtand finden wir noch immer, daſs wir nur etwa ein Siebentel der umwandelbaren Energie ausnutzen. An der Dampfmaſchine als techniſchem Apparat liegt die Urſache dieſes kläglichen Reſultates nicht; ſie iſt vielmehr darin zu ſuchen, daſs von der hohen Temperatur des Brennmaterials, die wir niedrig auf 1000 Grad ſchätzen können, nur der allerkleinſte Theil ausgenützt wird, nämlich der zwiſchen der Temperatur des Keſſels und der des Condenſators. Der ganze rieſige Temperaturunterſchied zwiſchen dem Heizraum und dem Keſſel geht völlig verloren, eine weſentliche Verbeſſerung der thermodynamiſchen Maſchinen wäre nur auf dem einen Wege möglich, daſs man bei höheren Anfangstemperaturen arbeitet, was wieder aus anderen Gründen kaum thunlich erſcheint.

Noch ungünſtiger ſtellen ſich die Verhältniſſe, wenn es ſich um die Gewinnung von elektriſcher Energie handelt. Die Elektricität ſpielt nach dem Ausſpruche eines berühmten Phyſikers die Rolle „der Vermittlerin zwiſchen den Naturkräften", und vermöge ihrer großen Schmiegſamkeit und der Eigenſchaft, ſich durch Leitung ſtreng localiſieren zu laſſen, kann ſie für eine ganze Reihe von praktiſchen Zwecken durch keine andere Energieart erſetzt werden. Sie iſt uns aber nirgends durch eine gewaltige Naturerſcheinung in direct verwendbarer Form geboten. Um ſie für unſere Zwecke zur Verfügung zu haben, ſind wir auf umſtändliche induſtrielle Verfahren angewieſen; durch Dampfmotoren werden Dynamomaſchinen getrieben, welche uns den elektriſchen Strom liefern, und zu den Energieverluſten der Dampfmaſchinen treten alſo noch weitere — wenn auch von geringerer Größenordnung — hinzu.

Hier liegt der Angriffspunkt für eine ganze Reihe neuerer wiſſenſchaftlich-techniſchen Arbeiten, die wir in dem Werke von Bodor in dankenswerter Weiſe zuſammengeſtellt finden, und die ſich freilich bis jetzt über das Stadium der erſten hilflos taſtenden Verſuche nicht hinausgekommen ſind. Die wiſſenſchaftliche Frageſtellung, die vor ungefähr zwei Jahren von Prof. Oſtwald aus Leipzig in einem berühmt gewordenen Vortrage [illegible] präciſiert wurde, lautet folgendermaßen:

„Wäre es nicht möglich, die Energie des Brennſtoffes, reſp. der Kohle auf directem Wege ohne Beihilfe von Keſſel, Dampfmaſchine und Dynamo in elektriſche Energie umzuwandeln, und zwar in einer ſolchen Weiſe, daſs bei dieſer Umwandlung ein beſſerer Nutzeffect er-

*) [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

zielt würde, als der mit einer Dampfmaſchine erreichbare?" Das Maximum der Energie, die man aus irgend einer Umwandlung gewinnen kann, iſt theoretiſch ganz unabhängig von dem Wege, auf welchem die Umwandlung erfolgt. Können wir die chemiſche Energie des Brennmaterials auf irgend eine andere Weiſe, bei der Wärme nicht auftritt, in mechaniſche Arbeit verwandeln, ſo ſind wir an die unbequem hohen Temperaturen nicht gebunden und können den ganzen Betrag gewinnen, ohne jene Unbequemlichkeiten in den Kauf nehmen zu müſſen. Es drängt ſich daher die weitere Frage auf: „Wäre es nicht möglich, Kohle auf kaltem Wege zu verbrennen?"

Principiell haben wir allerdings eine Vorrichtung, welche die Umwandlung von chemiſcher Energie in elektriſche in annähernd vollſtändiger Weiſe und faſt ohne Verluſte bewerkſtelligt; es ſind dies die allgemein bekannten, galvaniſchen Elemente. Angeſichts der hohen Preiſe des verwendeten Materials wäre es aber unſinnig, dieſen theoretiſch richtigſten Weg zu betreten, welcher nach den gegenwärtigen Zinkpreiſen ungefähr hundertmal ſo theuer zu ſtehen käme, als die Dynamoelektricität. „Hätten wir aber ein galvaniſches Element, welches aus Kohle und dem Sauerſtoff der Luft unmittelbar elektriſche Energie liefert, und zwar in einem Betrage, der einigermaßen im Verhältnis zu dem theoretiſchen Werte ſteht, dann ſtänden wir vor einer techniſchen Umwälzung, gegen welche die Erfindung der Dampfmaſchine verſchwindet!" (Oſtwald.) In beredten Worten ſchildert Oſtwald ferner den Eroberungszug dieſes Zukunftselementes. „Man denke nur, wie bei der unvergleichlich bequemen und biegſamen Vertheilung, welche die elektriſche Energie geſtattet, ſich das Ausſehen unſerer Induſtrieorte ändern wird! Kein Rauch, kein Ruß, kein Dampfkeſſel, keine Dampfmaſchinen, keine Exploſionsgefahr, ja kein Feuer mehr, denn Feuer wird man nur noch für die wenigen Proceſſe brauchen, die man auf elektriſchem Wege nicht bewerkſtelligen kann, und deren werden täglich weniger werden!"

„Die Energie des galvaniſchen Elementes", ſagt Oſtwald weiter, „entſteht aus der chemiſchen Energie, das iſt unzweifelhaft. Aber es geht keineswegs alle chemiſche Energie in elektriſche über; welches ſind nun die Bedingungen, unter welchen dieſer Uebergang ſo vollſtändig wie möglich iſt? Die Antwort iſt, daſs nur die indirecten chemiſchen Vorgänge elektriſch brauchbar ſind ..." Dieſe Thatſache veranſchaulichte Prof. Oſtwald in der zweiten Jahresverſammlung des Verbandes der Elektrotechniker Deutſchlands durch folgendes Experiment: Er benützte zwei durch einen gefüllten Heber verbundene Gläſer mit Löſungen von Kaliumſulfat; in das eine Glas ſtellte er einen Stab von Zink, in das andere einen von Platin. Verband er nun beide Metalle durch einen Galvanometer, ſo erfolgte nur ein ganz kurz dauernder Strom, und die Galvanometernadel gelangte alsbald wieder zur Ruhe. Man weiß, daſs dies von der Polariſation herrührt, und daſs man einen dauernden Strom erhalten kann, wenn man ſtatt der neutralen Flüſſigkeit eine Säure anwendet. Wenn jetzt die Frage geſtellt würde: Hier iſt Schwefelſäure, in welches von den Gläſern ſoll ſie gegoſſen werden, um einen Strom zu erhalten? ſo wäre man verſucht, darauf ohne Zögern zu antworten: Natürlich zum Zink, denn das Zink muſs ſich ja auflöſen! Nun verhält ſich die Sache aber anders. Der Vortragende goſs Säure zum Zink: keine Wirkung! Sodann goſs er die Säure zum Platin, und die Nadel des Galvanometers ſchlug kräftig aus.

Wir kommen alſo nach Oſtwald zu dem abſurd erſcheinenden Reſultate, daſs wir die Säure dahin gießen müſſen, wo der Stoff, auf den ſie wirken ſoll, eben nicht iſt, und es würde uns leider zu weit führen, dieſen anſcheinenden Widerſpruch hier aufzuklären. Die Geſtaltung des zukünftigen Kohlenelementes hat Prof. Oſtwald gemäß ſeiner Theorie in folgenden Sätzen dargelegt: „Unſer zukünftiges Kohlenelement wird ebenfalls das Oxydationsmittel an der Stelle, wo die zu verbrennende Kohle nicht iſt, enthalten müſſen, und zwar muſs es entweder der Sauerſtoff der Luft ſelbſt ſein, oder ein in beliebiger Menge aus dieſem zu erhaltendes Oxydationsmittel. Ein ſolches Element würde genau denſelben chemiſchen Proceſs zeigen, wie ein gewöhnlicher Ofen: auf der einen Seite würde Kohle eingeſchüttet, auf der anderen müſste Sauerſtoff zugeführt werden, und Kohlenſäure würde als Product der Verbrennung entweichen. Nur müſste man noch einen [illegible] Vorgang vermittelt: Dieſe Elektroden [illegible] und keinen Verbrauch erleiden."

[illegible]

hervorgerufen. Auch Ediſon und zahlreiche andere haben in den letzten Jahren ihre Kräfte an dem neuen Problem verſucht.

Elektricität direct aus Kohle! Vielen mag dies vorläufig nur als eine Utopie erſcheinen! Auch die theoretiſche Erwägung, daſs nach Prof. Nernſt elektrochemiſche Elemente auf Koſten der Wärme der umgebenden Körper arbeiten und ſomit in ihrem Nutzeffect ſelbſt über 100 Procent hinausgehen könnten, vermag uns über die praktiſche Unzulänglichkeit der bisherigen Verſuche nicht zu tröſten. Nach der Anſicht des bekannten Elektrotechnikers Reed „liegt das hauptſächlichſte Gebrechen eines jeden galvaniſchen Elementes in dem Umſtande, daſs es nur dann eine Wirkung auszuüben imſtande iſt, wenn es zu gleicher Zeit ſeinen eigenen mechaniſchen Bau zerſtört, deſſen Wiederherſtellung theurer zu ſtehen kommt, als die Materialien, aus welchen er beſteht. Was würde man von der induſtriellen Nützlichkeit einer Dampfmaſchine ſagen, welche ihre Energie nur durch Oxydation ihrer Kolbenſtangen entwickeln könnte, oder was hielte man von einem Dampfkeſſel, der nur ſoviel Energie abgeben könnte, als durch das Roſten ſeiner Röhren entwickelt wird? Endlich was taugte eine Dynamomaſchine, die nur im Falle des Verbrennens ihres Commutators oder ihrer Bürſten Strom liefern könnte? Und doch ſind es ähnliche Vorgänge, die in allen galvaniſchen Elementen ſtattfinden."

Werden dieſe unleugbar beſtehenden Schwierigkeiten auch unüberwindlich ſein? Die Antwort darauf ſteht vorläufig noch aus. Bekanntlich ſind derartige apodiktiſche Urtheilsſprüche auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaft in der Regel nur dazu da, um von dem nachſtrömenden Fluſſe der Ereigniſſe widerlegt zu werden. Es wäre zu wünſchen, daſs dies auch hier der Fall wäre. Das hohe Ziel läſst die unverdroſſenen Bemühungen begreiflich erſcheinen; le jeu en vaut la chandelle! Man kann ruhig ſagen, daſs der „Stein der Weiſen", welcher künſtliches Gold darſtellen ſollte, ein Kinderſpiel wäre im Vergleiche mit einer Löſung des Problems „der billigen Energie".

Eduard Sokal.

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

3. Die Wahrſcheinlichkeit.

Was nothwendig iſt, deſſen Wahrſcheinlichkeit werde 1 genannt, was unmöglich iſt, 0. Das Gegentheil deſſen, was nothwendig iſt, iſt unmöglich und umgekehrt. Dasjenige, deſſen Gegentheil möglich iſt, und was ſelbſt auch möglich iſt, muſs demnach eine zwiſchen 1 und 0 liegende Wahrſcheinlichkeit haben, ſo zwar, daſs die Summe ſeiner Wahrſcheinlichkeit und der ſeines Gegentheils gleich 1 iſt. Was ebenſo gut möglich iſt wie ſein Gegentheil, das hat ſomit die Wahrſcheinlichkeit $\frac{1}{2}$. Was eine größere Wahrſcheinlichkeit als $\frac{1}{2}$ hat, wird in der Sprache des Volkes erſt poſitiv wahrſcheinlich genannt, was eine kleinere hat, dagegen unwahrſcheinlich. Die mathematiſche Wahrſcheinlichkeitsrechnung iſt nur da anwendbar, wo ſich die fraglichen Fälle in eine Zahl gleich möglicher Fälle zerlegen läſst, von denen dann die dem fraglichen Ereignis günſtigen zuſammengefaſst werden. Gleich mögliche Fälle ſind ſolche, deren keiner einen objectiven Grund hat, eher einzutreten, als ein anderer von ihnen. Die Wahrſcheinlichkeit iſt demnach ein echter Bruch, deſſen Nenner die Zahl der gleich möglichen Fälle, und deſſen Zähler die Zahl der dem Ereignis günſtigen Fälle angibt.

Der wahrſcheinliche Fehler in der Beſtimmung der Wahrſcheinlichkeit drückt den Grad der ſubjectiven Unſicherheit aus. Eine ſolche Unſicherheit iſt bei der mathematiſchen Wahrſcheinlichkeitsrechnung als formale Erkenntnis ausgeſchloſſen, nicht aber bei der Anwendung derſelben auf die Wirklichkeit. Erſtens bleibt auch hier die Möglichkeit offen, daſs die logiſchen Geſetze, vermittelſt deren die Wahrſcheinlichkeit deduciert iſt, in der Wirklichkeit gar keine oder nur unvollkommene Geltung haben. Zweitens kann die Zahl der überhaupt möglichen Fälle unrichtig beſtimmt ſein, ſo daſs das disjunctive Geſammturtheil für ein erſchöpfendes gehalten wird, ohne es zu ſein. Drittens können die verſchiedenen Fälle für gleich möglich gehalten werden, ohne es zu ſein, z. B. wenn ein Würfel ſeinen Schwerpunkt nicht im Mittelpunkte hat oder ein Roulettekeſſel ungleich gearbeitet iſt. Viertens kann die ganze Kenntnis des Thatbeſtandes ſich auf unvollſtändige Erfahrungen ſtützen, aus denen durch Interpolation der wahrſcheinlichſte wirkliche Sachlage ermittelt werden ſoll (Methode der kleinſten Quadrate u. ſ. w.).

Der wahrſcheinliche Fehler kann zwiſchen 0 und der Größe der Wahrſcheinlichkeit ſchwanken. Im erſteren Fall beſteht gar keine ſubjective Unſicherheit [illegible] daſs der objective [illegible] aufgehoben wird. [illegible] daſs das Gegentheil möglich [illegible] Wahrſcheinlichkeit des Gegen[illegible] und der [illegible] des Wahrſcheinlich[illegible] derſelben fallen, aber [illegible] liegt vor, [illegible] wahrſcheinliche Fehler gleich [illegible] Fehler der Wahr-

Digitized by Google

Die Anwendung der Wahrſcheinlichkeitsrechnung iſt auf ſolche Beiſpiele beſchränkt, wo entweder die möglichen Fälle von vornherein gleich möglich ſind, oder wo ſie ſich doch, wenn auch nicht thatſächlich, ſo doch begrifflich in gleichmögliche Fälle zerlegen laſſen. Dies iſt nun zwar in ausgedehntem Maße auch da noch der Fall, wo der Laie es für ausgeſchloſſen halten möchte; gleichwohl iſt anzuerkennen, daſs die ſtreng mathematiſche Deduction der Wahrſcheinlichkeiten ein ſehr viel engeres Gebiet hat als das Bedürfnis wahrſcheinlicher Erkenntnis. Wo die Meſſung, Wägung und Berechnung verſagt, tritt auf allen Gebieten der Ueberſchlag oder die Schätzung ein, zu welcher der Menſch individuell ſehr verſchiedene Anlagen mitbringt, die aber ein jeder durch Uebung ſehr vervollkommnen kann. So wird denn auch von jedem die Wahrſcheinlichkeit ſeiner Annahme geſchätzt, und dieſe Schätzung beruht darauf, daſs die Wahrſcheinlichkeiten der zur Auswahl ſtehenden Möglichkeiten mit einander verglichen und in ein Verhältnis geſetzt werden. Dieſe Schätzung iſt ziffermäßig zu fixieren, wenn ſie zu Wetten führt; der Stand der Wetten für und gegen die Richtigkeit einer Annahme iſt die Umkehrung des Verhältniſſes ihrer Wahrſcheinlichkeiten.

Wenn die Wetten auf den Eintritt eines Ereigniſſes (z. B. auf den Wahlſieg eines Candidaten, oder auf den Rennſieg eines Pferdes, oder auf die Heimkehr eines Nordpolfahrers bis zu einem beſtimmten Zeitpunkt) wie a:1 ſtehen (wobei a größer oder kleiner als 1 ſein kann), ſo bedeutet dies, daſs durchſchnittlich in der Schätzung aller Wettenden die Wahrſcheinlichkeit des Ereigniſſes zu der Wahrſcheinlichkeit ſeines Nichteintretens ſich wie 1:a verhält. Mathematiſch ausgedrückt wäre danach die Wahrſcheinlichkeit des Ereigniſſes auf $\frac{1}{a+1}$, die ſeines Nichteintretens auf $\frac{a}{a+1}$ geſchätzt, was aber den Wettenden, die nur das Verhältnis der Wahrſcheinlichkeiten intereſſiert, nicht zum Bewuſstſein kommt. Niemand geht nämlich eine Wette ein, wenn die „Erwartung“ des Ereigniſſes, auf das er ſetzen will, kleiner iſt, als die des Gegentheils. Unter „Erwartung“ iſt dabei das Product aus dem Einſatz und der Wahrſcheinlichkeit des Ereigniſſes, auf das geſetzt wird, zu verſtehen. In der Regel wettet ſogar jeder nur dann, wenn er ſeine Erwartung für beſſer hält als die des Wettgegners; denn darin erſt liegt für ihn ein Motiv, das über die bloße Luſt am Zufallsſpiel mit gleichen Chancen hinausgeht. Der Unterſchied von „Brief“ und „Geld“ oder Angebot und Nachfrage auf dem Wettenmarkt bekundet die Größe der Abweichung, welche die Schätzung der Gegenparteien vom Durchſchnitt zeigt. Es iſt bekannt, wie außerordentlich feinfühlig bei Völkern, die ans Wetten gewöhnt ſind, ſich die Schätzung der Wahrſcheinlichkeit aller Ereigniſſe entwickelt und wie kleine Veränderungen der den Ausgang beeinfluſſenden Umſtände ſofort vom Wettenmarkt escomptiert werden. Alle Börſen, ſofern ſie Zeitgeſchäfte und Caſſegeſchäfte zum Zweck der Weiterveräußerung betreiben, ſind ſolche Wettenmärkte, und jedes Handelsgeſchäft, in dem ein ſpeculatives Moment mitſpielt, ruht auf ſcharfer Wahrſcheinlichkeitsſchätzung.

Wenn nun ſchon Spieltrieb und Gewinnſucht die Wahrſcheinlichkeitsſchätzung zu ſo feiner Ausbildung zu bringen vermögen, ſo darf man ſich nicht wundern, daſs dies auch dem Erkenntnistriebe gelingt. Jede Urſacheninduction zu einer gegebenen Wirkung, jede Vermuthung eines Cauſalzuſammenhanges zwiſchen verſchiedenen Erſcheinungen, jede Ableitung eines Geſetzes aus vielen Einzelfällen verlangt ſolche Wahrſcheinlichkeitsſchätzungen und beruht auf ihnen. In allen Wiſſenſchaften gibt es keine Gewiſsheit, ſondern nur größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit. Bei keinem Schluſs von der Wirkung auf die Urſache, bei keinem vermutheten Cauſalzuſammenhang darf man ſich ſicher fühlen, daſs die Sache nicht auch noch anders zuſammenhängen könnte; bei keiner empiriſchen Regel weiß man zuverläſſig, innerhalb welcher Grenzen ſie gilt und ob der Name des Geſetzes ihr nicht mit Unrecht beigelegt wird.

Ueberall handelt es ſich darum, die verſchiedenen möglichen Fälle thunlichſt vollſtändig zu überblicken, bei jeder einzelnen Möglichkeit die Gründe für und wider abzuwägen und die relative Wahrſcheinlichkeit der verſchiedenen Möglichkeiten im Vergleiche miteinander möglichſt genau feſtzuſtellen. Wäre das Gewicht der Gründe nicht einmal im Wege der Schätzung miteinander zu vergleichen, dann allerdings wäre jede wahrſcheinliche Erkenntnis unmöglich, wie dies z. B. Kant behauptet (W. ed. Roſ. III, 250). Aber die Thatſache, daſs nicht nur das praktiſche Leben, ſondern auch die Wiſſenſchaft im engeren Sinne ganz und gar auf ſolchen Wahrſcheinlichkeitsſchätzungen ohne mathematiſch genaue Berechnung beruht, und daſs dieſes Verfahren noch niemals als eine Beeinträchtigung ihrer „Wiſſenſchaftlichkeit“ angefochten worden iſt, ſollte doch hinreichen, den Philoſophen die Furcht zu benehmen, daſs die „Wiſſenſchaftlichkeit“ der Philoſophie dadurch beeinträchtigt werden könnte, wenn ſie ſich dieſem Verfahren anſchließt.

Wenn es richtig iſt, daſs eine ſchlechthin gewiſſe Erkenntnis unmöglich, eine völlig ungewiſſe aber keine Erkenntnis iſt, ſo bleibt der Philoſophie nur die Wahl, wahrſcheinliche Erkenntnis zu ſein, oder gar nicht zu ſein. Vor derſelben Alternative hat die Wiſſenſchaft ihre Wahl längſt getroffen und eben dadurch ſo große Erfolge erzielt; die Philoſophie aber, weil ſie ſich aus Hochmuth und Eigenſinn nicht entſchließen konnte, ſich mit bloß wahrſcheinlicher Erkenntnis zu begnügen, hat ſich ſelbſt zum Nichtſein verurtheilt. Die Philoſophie kann für ihre grundlegenden Erkenntniſſe eine ebenſo hohe Wahrſcheinlichkeit beanſpruchen, wie die Wiſſenſchaft im engeren Sinne, die ſich die „exacte“ zu nennen liebt. Für die zuſammenfaſſenden Ergebniſſe der Specialwiſſenſchaften gleicht ſie ihre größere Entfernung vom feſten Boden der Erfahrung dadurch bis zu einem gewiſſen Grade aus, daſs ſie ſich auf ſo breite Grundlagen ſtützt und nur möglichſt anerkannte Ergebniſſe der Specialwiſſenſchaften verwertet. Für den metaphyſiſchen Gipfel des philoſophiſchen Gebäudes aber muſs ſie ſich ſogar mit geringerer Wahrſcheinlichkeit begnügen, als die Specialwiſſenſchaften zu bieten haben, und muſs bei der weiten Entfernung vom empiriſchen Fundament zufrieden ſein, wenn es ihr gelingt, für eine von den verſchiedenen Möglichkeiten eine Wahrſcheinlichkeit zu ermitteln, die größer iſt als ½, alſo größer als die Summe der Wahrſcheinlichkeiten der übrigen Möglichkeiten.

Unter Umſtänden wird ihr nicht einmal dies gelingen, ſondern nur die Ermittlung verſchiedener Wahrſcheinlichkeiten für die verſchiedenen Möglichkeiten, die alle unter ½ ſind. Aber ſelbſt das iſt eine Förderung der Erkenntnis, inſoweit einige Möglichkeiten als ſehr unwahrſcheinlich dabei zurücktreten, und wenige andere in die erſte Reihe rücken, deren relative Wahrſcheinlichkeit im Vergleiche zu einander zu kennen ſelbſt dann von Wichtigkeit iſt, wenn ſie annähernd gleich iſt. Es bleibt dann die Hoffnung offen, daſs dieſe Vorarbeit künftig bei fortſchreitender Einſicht doch zu einer Verſchiebung der Wahrſcheinlichkeiten führen könne, welche eine über die Summe der übrigen erhebt.

Die „Exactheit“ aller Wiſſenſchaften beſteht lediglich darin, alle Umſtände, die auf die Wahrſcheinlichkeit der verſchiedenen Möglichkeiten von Einfluſs ſein können, möglichſt genau zu berückſichtigen; in dieſem Sinne kann und ſoll aber auch die Philoſophie eine „exacte“ Erkenntnis gewähren. Eine ziffermäßige Exactheit iſt auch nur einem Theile der Specialwiſſenſchaften zu erreichen möglich; den Geiſteswiſſenſchaften und der Geſchichte hat es noch niemand zum Vorwurfe gemacht, daſs ſie nicht mit Maß und Wage arbeiten. Soweit die Philoſophie ſich auf die Ergebniſſe der ziffermäßig exacten Naturwiſſenſchaften ſtützt, nimmt ſie mittelbar an deren ziffermäßiger Exactheit Theil, ebenſo da, wo ſie ſich auf die ſtatiſtiſchen Grundlagen der Geiſteswiſſenſchaften ſtützt, oder wo ſie als phyſiologiſche Pſychologie das Verhältnis von phyſiſchem Reiz und pſychiſcher Reaction unterſucht. Aber die ziffermäßige Exactheit iſt nicht einmal überall da erreichbar, wo die Kategorie der Quantität herrſcht, noch weniger da, wo ihre Bedeutung zurücktritt oder ſchwindet.

Adam Asnyk.

(Geboren am 11. September 1838, geſtorben am 2. Auguſt 1897.)

Was Adam Asnyk bei ſeinem Auftreten in der polniſchen Lyrik vorfand, war das Epigonenthum der Romantik. Das heißt, Epigonenthum mit Ausnahme eines, der wahrlich kein Epigone war: Kornel Ujejski, in deſſen Kampfgeſängen die wildeſte Kraft des Haſſes und der Begeiſterung tobt. Was aber ſonſt noch da war, das hat Asnyk trefflich charakteriſiert in einer ſatiriſchen Epiſtel „Das Publicum an die Dichter“: die erhabene Ueberſchwenglichkeit der Slowacki und Kraſinski, von Tugendvirtuoſen handwerksmäßig imitiert; grüne Jungen, die ſich eine dämoniſch treuloſe Liebſte als zum Dichterberuf gehöriges Requiſit zulegten und um ihretwillen Weib und Welt verfluchten: nicht mehr Schwulſt aus Ekſtaſe, ſondern Schwulſt aus Routine.

Was konnte nun Asnyks Stellung dieſem lyriſchen Virtuoſenthum gegenüber ſein? Er ſelbſt war ein geborener Virtuoſe; ſeine früheſten dichteriſchen Verſuche ſind (hierin der „Höllenfahrt Chriſti“ des fünfzehnjährigen Goethe vergleichbar) Virtuoſenſtück in der Beherrſchung der vorgefundenen Manier. Somit hätte er mühelos Geld und Ehre haben können; denn iſt die Dichtkunſt erſt einmal zum Handwerk geworden, dann hat ſie auch den goldenen Boden der Familienblatthonorare und Leihbibliothekenabonnements. Aber Asnyk war mehr als bloß ein Virtuoſe, er war ein Mann von echt künſtleriſchem, echt lyriſchem Fühlen. Und darum genügte ihm ſein eigenes Virtuoſenthum nicht: Stück um Stück warf er all den Theaterflitterkram von ſich, die „regenbogenfarbigen Strahlenkronen“, die „diamantenen Sterne“ und das ganze Funkel- und Flimmerinventar, um ſich immer reiner und anmuthiger in einfacher Menſchlichkeit darzuſtellen. Sein Weg gieng von der Geziertheit zur Schlichtheit, vom Pathos zur Innigkeit. In die Sprache der deutſchen Literaturgeſchichte überſetzt, würde eine ähnliche Entwicklung ungefähr heißen: von Platen zu Heine.

Ein Uebergangsmenſch und als ſolcher vielſeitig, verfügte Asnyk über einen mannigfaltigen Reichthum an Tönen und Motiven. Mit ſeinen Vorgängern theilt er die Vorliebe für Streifzüge im Gebiet der antiken Mythologie und Geſchichte; bald belauſcht er das Erwachen der luſtwandelnden Atlantis, bald wohnt er dem troſtigen Henkermahl des Königs Juba von Mauretanien bei. Aber was ihn vor ſeinen Vorgängern auszeichnet, iſt ſein offener Blick für die Gegenwart und der realiſtiſche Zug in der Wiedergabe derſelben. Aus einem bürgerlichen Bekennen ſehen wir ihn einmal mit freundlicher Mag[illegible]

Digitized by Google

durch die Straßen von Krakau irren, in galgenhumoriſtiſche Stoßſeufzer ausbrechend:

„Glücklich muſs ich jenen preiſen,
Der als Millionär geboren,
Der bei ſeines Goldes Ziffern
Selbſt die letzte große Null iſt.
Denn er ſitzt zu dieſer Stunde
Beim Herrn Grafen und ſoupiert.“

Drei oder vier Herrſchaften, bei denen er ein Nachtmahl ſich ergattern will, findet er zu ſeiner Verzweiflung „nicht zu Hauſe“; endlich im fünften Hauſe meldet der Lakai: „Die Herrſchaften laſſen bitten“.

„Wär' ich, ach, ein Demokrate,
Würd' ich ihn dafür umarmen.“

Zu anderen Zeiten iſt dieſer ſelbe Asnyk ſehr ernſtlich Demokrat geweſen. Nicht bloß, daſs er als Künſtler ſich andächtig in das polniſche Volkslied vertiefte, um ihm ſeine ſchmucklos ergreifenden Weiſen abzulernen; in dem Gedicht „In der Hütte“ ſchildert er das Sterben eines bettelarmen alten Kleinbauern, der gern ſtirbt, weil er als arbeitsunfähiger Greis ſeinen eigenen Kindern und Enkeln zur Laſt geworden iſt, mit tieftrauriger Wahrheit.

Wie in dieſem Falle, ſo ſah ſich Asnyk auch ſonſt die Dinge gern von zwei Seiten an. Einer Generation angehörig, für welche der nationale Patriotismus ſelbſtverſtändliche Anſtandspflicht war, hat es auch Asnyk an nationaler Begeiſterung nicht fehlen laſſen. Aber das triſte Philiſterthum der Revolutionäre von anno dazumal hat er empfindlich genug verſpottet:

„Ich traf ihn einſt in Jugendtagen,
In meine Arme ſank er hin,
Er rief: „Genoſſe meiner Träume,
Laſs uns zum Freiheitskampfe ziehn!“

Ich traf ihn jüngſt nach vielen Jahren,
Ich ſah ihn auf dem Markte ſtehn,
Er fiel in meine Arme: „Bruder!“
Rief er, „laſs' uns ins Wirtshaus gehn!“

Und wie grimmig hat Asnyk in der „Höllenfahrt“ den reactionären galiziſchen Junker verhöhnt, der gerade deshalb, weil er von Gott und der Welt nichts verſteht, von ſeinen Mitjunkern in den Reichsrath gewählt wird!

Aehnlich weiſt auch die Erotik Asnyks ſehr verſchiedenartige Nuancen auf, von düſterer Phantaſtik bis zu graziöſer Schalkheit und luſtiger Tändelei. Nur eines iſt Asnyks Erotik eigenthümlicher Weiſe niemals: naturaliſtiſch. Er mag die Liebe idealiſierend mit Blumenkränzen ſchmücken oder ihr die Narrenkappe der Ironie umhängen: auf jeden Fall ſtiliſiert er ſie.

Man hat die Polen die Franzoſen des Nordens genannt. In der That, an der Oberfläche von Asnyks Weſen war vielerlei franzöſiſche Verſatilität, vielgewandtes, graziöſes Nachempfinden. Aber in der Tiefe ſeiner Seele lebte eine gut ſlaviſche, ſchwermüthige Innigkeit, das Erbtheil jener Raſſe friedlicher, geſellig treuherziger Ackerbauer, deren ſtärkſte Liebe die Heimatliebe, deren ſtärkſte Sehnſucht das Heimweh iſt. Ich für meinen Theil ziehe den kunſtreichſten Gedankendichtungen Asnyks jene kleinen volksmäßigen Liedchen vor, in denen das Raſſengemüth zum Durchbruch kommt:

„Mög' der Fluſs verwachſen mit Geſtrüpp und Ried,
Der mich jungen Knaben von der Heimat ſchied,
Mög' kein munt'res Fiſchlein fürder ſpringen drin,
Der mich jungen Knaben trug zur Fremde hin.
Mög' er bis zum letzten Tropfen trocknen aus,
Der mich fortgetragen von der Mutter Haus.
Was verlangtest du dich mit ſo leichtem Muth,

O mein junger Knabe, du gedankenloſer Thor!
Wärſt du nicht ſo eilig aus der Heimat fort,
[illegible] an fremdem Ort.
[illegible] und das Waſſer [illegible],
Nimmer rückwärts [illegible] du!
Und an deinem Grabe weint nicht Weib noch Kind,
Nur im Sturm [illegible] durch den Wind!“

Und nun vergleiche man mit dieſem Naturlaut eins der [illegible] Gedichte des Culturmenſchen Asnyk:

[illegible]

Was hier Verſtecken ſpielt, iſt im Grunde auch wieder das Heimweh, die nie befriedigte Sehnſucht des von der Scholle losgeriſſenen, vom Wirbelſtrom civiliſierter Raſtloſigkeit ergriffenen Slaven. Nur daſs dieſe Sehnſucht ſich in kunſtmäßiger Form verbergen gelernt hat; mit anderen Worten, ſie iſt geiſtreich geworden.

Einer ſeſshaften heimatliebenden Raſſe entſtammen, iſt gewöhnlich mit Conſervativſein gleichbedeutend. Adam Asnyk war trotzdem kein Conſervativer, er war ein demokratiſcher Fortſchrittsmann. Er hat dem unterdrückten Volk, dem verkannten, verlachten, im Sclavenjoch frohnenden „Herakles“ in hinreißend bildkräftigen Strophen von ſeiner künftigen Größe und Herrlichkeit geſungen; er hat den Militarismus, ja den Krieg überhaupt in jenen prächtigen „Sonetten von der Weltbühne“ gegeißelt, die mit vollem Recht das Entzücken der Frau von Suttner weckten. Der verborgene conſervative Grundzug kam erſt in ſpäteren Jahren inſoweit zum Vorſchein, als Asnyk die veränderten Anſchauungen der nachwachſenden Generation mit ſchmerzlicher Betrübnis empfand. Auf der einen Seite muſste er zuſehen, wie innerhalb der zur Zeit noch führenden Geſellſchaftsſchichten die national-patriotiſchen Aſpirationen mehr und mehr von einem bequemen Streberthum verdrängt wurden; andererſeits vernachläſſigten gerade die tüchtigſten, am rüſtigſten vorwärts ſtrebenden Elemente der Jugend die von Asnyk ſo geliebte Nationalitätsidee, zu Gunſten des Socialismus. Dieſen letzteren als berechtigt anzuerkennen, dagegen ſcheint ſich Asnyk lange geſträubt zu haben. Umſomehr war ich überraſcht, als er mir eines Tages in meine Plötzenſeer Zelle ein Gedicht einſandte, aus dem ein Gefühlsſocialismus voll leidenſchaftlicher Bitterkeit ſprach. Der Dichter zeigt uns in einem prächtigen Garten eine erleſene Geſellſchaft reicher Kunſtfreunde, die in eſoteriſchen Symbolen verfeinerte Sentiments austauſchen. Da tauchen draußen vor dem Zaun zerlumpte dürre Geſtalten auf, fremden Barbaren vergleichbar: die Arbeiter ſtehen mit geballten Fäuſten vor den Thoren des in Ueppigkeit und Grazie ſchwelgenden Decadententhums. Nichts gilt ihnen die Kunſt, nichts Bildung und feine Sitte: ſie hungern und wollen eſſen. Nieder mit den Drohnen!

Die Conſequenzen dieſer ſeiner letzten Erkenntnis hat Asnyk nicht mehr gezogen. „Sterben kann ein Mann auch für einen fremden Gedanken, leben nur für ſeinen eigenen“, lehrt Jatgeir, der Skalde. Und Adam Asnyk ſtarb. Er hinterließ dem Nachwuchs ein reiches Erbe: eine Fülle vereinfachter, natürlicher und doch vielſeitig nuancierter Ausdrucksformen. Dieſe Formen, erfüllt mit den gewaltigen Ideen unſerer gährenden Gegenwart, ergeben das, was eben jetzt in Polen im Aufblühen begriffen iſt: eine moderne ſocialiſtiſche Kampfdichtung.

Foreſt Hall. Ladislaus Gumplowicz.

Ein Dichterphiloſoph.

I.

Die Natur verſucht ſich in vielen Entwürfen, bevor ſie einen gewaltigen Typus hervortreten läſst. Dieſer Theil Vorgeſchichte der großen Geiſter verdient einen Platz in der neuen Aeſthetik, die den Menſchen als Kunſtwerk behandelt.

So machte die Natur mehrere Skizzen, bevor ſie den Typus Nietzſche vollendete, den Genius und Märtyrer der Seelenvertiefung und Seelenvornehmheit. Einer dieſer Entwürfe iſt der Schweizer Henri Amiel.

Sein Leben hat nur drei Daten. 1821 in Genf geboren, wurde er — nach ſieben Studienjahren im Ausland — 1849 Profeſſor an der Univerſität ſeiner Geburtsſtadt, wo er 1881 ſtarb.

Die reiche Geſchichte dieſes armen Lebens liegt in einem Tagebuche vor, das er von ſeinem ſiebenundzwanzigſten Jahre bis zu ſeinem Tode führte. Die Jugendfreunde, die lange etwas Großes von Amiel hofften, aber es ſchließlich müde wurden, vergeblich zu warten, erhielten durch das Tagebuch die Gewiſsheit, daſs das Problem, welches ſie zuletzt „kaum ernſthaft genommen hatten, tragiſch geweſen war“. Durch die Veröffentlichung von Amiels „Journal intime“ führte Scherer ihn in die franzöſiſche Literatur ein. Dort oft citiert, iſt er bei uns kaum dem Namen nach bekannt, obgleich er es zu ſein verdiente. Er iſt in hohem Grade actuell, nicht bloß als einer der vielen Prämetzſcheaner, die in dieſer oder jener Beziehung ihre Gedanken jene Richtung einſchlagen ließen, die dann Nietzſches Königsweg nahm. Amiel iſt außerdem in der Literatur einer der typiſcheſten Repräſentanten jener verzehrenden Selbſtanalyſe, die die meiſten ſeelenvollen Individuen der Gegenwart kennzeichnet.

Eine demokratiſche Zimmwelle hatte den jungen Amiel auf den [illegible] erhoben. Aber dadurch wurde er auch von der geiſtig [illegible], die ſein Naturell ihn be- [illegible] der Geſellſchaft, der er angehörte, [illegible] Heimweh nach ſeinem „ge- [illegible] Ausbleiben.

[illegible] Nietzſche, wenn auch nicht mit der- [illegible] Amiel die Einförmigkeit [illegible] daſs das Außerordentliche geopfert [illegible], daſs allerdings alles weniger [illegible] der Weltgrund durch die

Digitized by Google

Denudation des Berges erhöht wird, ſo werden auf Koſten der Großen die Mittelmäßigkeiten erhöht; alles liegt wie eine platte Hochebene da, die Dinge werden größer, die Seelen geringer. Eine Politik, ſowie eine Religion beweiſt ihren Gehalt durch den Menſchentypus, den ſie ſchafft; die Tendenz der Demokratie iſt bis auf weiteres, den Menſchentypus zu verkleinern . . . Der Egalitarismus hatte Recht, ſolange er ſich gegen die conventionellen Ungleichheiten wandte, gegen die willkürlichen Privilegien . . . Nun wendet er ſich gegen die Ueberlegenheit in Verdienſt, in Fähigkeit und wird ſo eine neue Ungerechtigkeit, denn die Ungleichheit iſt ewig ebenſo wirklich, ebenſo gerecht wie die Gleichheit, und je entwickelter man iſt, deſto mehr Ungleichheiten ſieht man . . . Aber die Demokratie ſieht die Ungleichheiten nicht, und darum verſchwinden unter ihrer Gewalt die äſthetiſche Freiheit, das Auserwählte, das Nuancierte, die Urbanität, der Atticismus, alles, was eine ariſtokratiſche Cultur kennzeichnet . . . Schon Montesquieu wuſste: je mehr weiſe Leute man zuſammenführt, deſto weniger Weisheit erhält man; der Radicalismus nimmt an, daſs, je mehr unkundige, gedankenloſe und leidenſchaftliche Menſchen man zuſammenbringt, deſto größere Weisheit man erhalten wird . . . Darum werden die größten Fragen von den mindeſt Fähigen entſchieden werden, dank dem abſtracten Gleichheitsprincip, das den Unwiſſenden dispenſiert, zu lernen, den Einfältigen, ſich ſelbſt zu beurtheilen, den Unentwickelten, ſich zu entwickeln . . . Aber dann wird auch das Gleichheitsprincip unter der Laſt ſeiner eigenen Abſurdität zuſammenbrechen, der nämlich, die Ungleichheit geiſtiger Werte, die Bedeutung der individuellen Entwicklung nicht einzuſehen . . .“

„Die Preſſe und alle anderen Vulgariſationsmittel verleiten nun die Mehrzahl, nur die Papiermünze der Worte zu gebrauchen, die Minderzahl hat das Gold berührt, das das Papier repräſentiert. Derer, die von all dieſen Zeichen von Zeichen leben, werden immer mehr; der von Realitäten lebendin Individualitäten immer weniger . . . Die meiſten menſchlichen Weſen ſind überhaupt noch nicht Menſchen, nur Candidaten der Menſchheit . . . Für den individualiſierten Menſchen gibt es deshalb tauſend Arten zu leiden, in dieſem geiſtigen Milieu, wo alles mit felſenfeſter Sicherheit feſtgeſtellt, bejaht oder verneint wird; wo man dogmatiſiert und bekräftigt, ohne Ahnung von Zweifel, Nuancen, Gradationen, von den unendlichen Möglichkeiten, den unlösbaren Widerſprüchen . . .“

Unvergleichlich weniger genial als Nietzſche iſt Amiel, auch viel weniger einſeitig. Er ſieht ein, daſs ſolange die ſociale Frage ungelöst iſt, ſolange das Los der Majorität Arbeitsſclaverei bleibt, ſolange das Leiden durch Brotnoth noch nicht aufgehoben wurde, der freie vornehme Menſch nur als Ausnahme vorkommen kann . . . Wie wenig die Menſchen auch noch Menſchen ſind, kann Amiel doch „das Menſchenideal würdigen, das ſich latent bei ihnen findet“, und mit dem Leiden fühlen, das das Los aller iſt . . . „Es iſt nicht ſchwer, aus ſeinem eigenen Idealismus Menſchenverachtung herauszudeſtillieren; ſchöner iſt es, aus dieſem Idealismus die Güte auszulöſen . . . Die Principien der Moral und der Gerechtigkeit ſind noch bloß angedeutet; denn ſolange die Menſchheit keine Einheit iſt, bleiben alle Verſuche zu einer neuen Ordnung der Dinge nur locale Kryſtalliſazionen, Rudimente zu einer höheren Organiſation. Wenn es dem geiſtigen und materiellen Zuſammengehen gelungen iſt, die Menſchheit zu einer größeren Einheit zuſammenzuarbeiten, dann erſt beſitzt man das Material, aus dem das höhere menſchliche Daſein geſchaffen werden kann: die Menſchheit, die, nachdem der Abſchnitt der ſocialen Demokratie durchmeſſen iſt, eine Republik der Seelen gründen wird, in der alte großen Werte einen Cult und eine Freiſtatt haben werden, die Schönheit und die Heiligkeit, das Unendliche und das Außerordentliche . . .“

* * *

Amiel iſt nicht milder gegen die religiöſe und philoſophiſche Beſchränktheit, als gegen die demokratiſche. „Zuerſt aus Inſtinct, jetzt aus Ueberzeugung ſcheue ich alle feſten Ueberzeugungen“ . . . äußert er. Unter ſeinen Zeitgenoſſen und Landsleuten fanden ſich verſchiedene Repräſentanten jener Chriſtenthumsauffaſſung, die in Schweden Viktor Rydberg zu ihren vornehmſten Verfechtern zählte. Aber bei dieſen „Fortſchrittsmännern des Proteſtantismus und Zurückgebliebenen des freien Gedankens“ — wie Amiel ſie treffend bezeichnet — konnte er nicht ſtehen bleiben. Im Lichte der Wiſſenſchaft fand er, daſs „jedes Dogma höchſtens ein praktiſch nützliches Vorurtheil war“; und im Laufe des Lebens wurde ihm jedes Credo bedeutungslos. Aber die religiöſen Gefühle und Bedürfniſſe lebten weiter, und er fragte ſich darum, wie man der Menſchheit dieſe retten kann, wie es einem gelingen ſoll, die Leidenſchaft der Heiligen zu bewahren, le tremblement intérieur, wenn eine poſitive Religion nicht länger die Menſchenſeele vertieft . . .? Durch das Chriſtenthum wurde der Orientalismus in das Abendland eingeführt, die Contemplation der ewigen Dinge; ſo erhielt der Hang zum Endlichen und Wechſelnden ein Gegengewicht. Aber durch die jetzige religiöſe Décadence wird der moderne Menſch abgeneigt, den Blick in die Tiefe zu wenden; er iſt erfüllt von einer Unruhe, die ſelbſt die großen Geiſter klein macht, die ſie jener Würde entkleidet, welche man noch beim Araber in ſeinem Zelte findet . . . Die Entwicklungslehre und der Relativitätsbegriff haben [illegible] gegeben, aber was ſie nicht geben konnten, iſt [illegible] ein Gegengewicht gegen den ſtets geſteigerten Durſt des Gegenwartslebens . . . Dies kann bloß

von einem eigenen inneren Leben aufgewogen werden, ſowie der Polarfahrer die Kälte dadurch erträgt, daſs er ſeine Temperatur in ſich hat . . .“

Wir finden, daſs das große Problem für Amiel — wie für alle tieferen Naturen — war, eine Lebensanſchauung zu finden, groß genug, um das Ideal des Morgen- und Abendlandes zu umfaſſen oder, mit anderen Worten, die ganze Menſchennatur.

Bis auf weiteres war für Amiel theoretiſche Skepſis die einzige intelligente Denkweiſe, praktiſcher Altruismus die einzige würdige Lebensregel. Aber ſeine innere Unluſt zu jeder Activität macht für ihn das individuelle Glück, von dem er lange träumte, unmöglich. So konnte auch keine weibliche Verkörperung von Schönheit und Jugend den inneren Widerſtand beſiegen, den Amiel gegen alle Verwirklichung empfand.

Dieſe muſs — meinte er — das Ideal zerſtören. Und ſein Ideal der Liebe war das höchſte. Die Urſache liegt doch tiefer, und er ahnt ſie ſelbſt, wenn er ſagt, daſs „der Philoſoph mehr Intereſſe für die Phänomene der Liebe als für ihr Ziel empfindet . . . er betrachtet die Liebe wie ein Schauſpiel, und ſie wird ihm auch nur Schauſpiel“ . . . Amiel weiß, daſs nicht Reflexion, ſondern Inſpiration das Weib gewinnt . . . „daſs ſie ohne Grund, ohne Warum geliebt ſein will . . . nur weil ſie die iſt, die ſie iſt . . . Sie empfindet die Analyſe als Verringerung ihrer Perſönlichkeit . . . Und dieſer Inſtinct des Weibes iſt richtig, denn kann man ein ‚Warum?‘ beantworten, dann iſt der erotiſche Zauber gebrochen, und iſt das Myſterium nicht mehr, dann iſt auch die Macht verſchwunden . . . Bloß dadurch, daſs ſie hoch über der Analyſe ſteht, bewahrt die Liebe das Unendliche, Uebernatürliche, Wunderbare . . . Der Mann betrügt ſich ſtets in Bezug auf das Weib, weil er vergiſst, daſs er und ſie nicht dieſelbe Sprache reden, daſs die Worte nicht den gleichen Wert für ſie haben, am wenigſten, wenn es ſich um Gefühle handelt . . . Das Weib erſcheint dem Manne als Sphinx, weil ſie ſich ſelbſt ein Räthſel bleibt, weil ſie das Myſterium iſt, das Entweichende, Irrationelle, Unbeſtimmbare, Unlogiſche, der Widerſpruch . . . Für ſie iſt die Liebe die höchſte Autorität, iſt Synonym der Vernunft und Kriterium der Vortrefflichkeit . . . Ihr Ideal iſt immer und allein die Vervollkommnung der Liebe . . .“

Man braucht nicht Pſychologe zu ſein, um hier zwiſchen den Zeilen zu leſen, warum kein Weib je Amiel und Amiel nie ein Weib ganz gewann: weil ſeine Natur der Größe und Stärke der Hingebung nicht fähig war, der warmblütigen Inſpiration des Gefühls, die den Muth gibt, ſelbſt den Einſatz ſeiner ganzen Perſönlichkeit zu wagen und die Möglichkeit, ſie von einem anderen zu gewinnen, die Leben oder Tod ſchenkt. Unter den vielen prägnanten Worten Amiels leſe ich auch dieſes: „Der Mann iſt, was ſeine Liebe iſt, und er hat dasſelbe Schickſal, wie ſeine Liebe.“

In einem folgenden Artikel werde ich verſuchen, die Urſache von Amiels Schickſal aufzudecken, das ihn zwang, immer und überall in dem Unabgeſchloſſenen, dem Unvollendeten ſtecken zu bleiben.

Stockholm. Ellen Key.

Jung-Berliniſche Malerei.

Die Atmoſphäre Berlins trägt einen weſentlich literariſchen Charakter. Von dieſer Thatſache muſs man ausgehen, wenn man Schickſale und Ausſichten der maleriſchen Bewegung in der deutſchen Reichshauptſtadt richtig beurtheilen will.

Man mag dieſen Genius loci beklagen, man mag ihn preiſen: man wird auf alle Fälle mit ihm zu rechnen haben.

Von den Cartons des Cornelius in der Nationalgallerie und von den Kaulbach'ſchen Treppenhaus-Fresken im Neuen Muſeum an hat dieſer literariſche Grundzug der berliniſchen Malerei feſtgeſtanden. Er hat unſeren Altmeiſter Menzel durch ein mehr als achtzigjähriges Leben treu begleitet. Er hat in der officiell und höfiſch anerkannten Kunſt einen unleugbar ſtarken Niederſchlag gefunden. Er ſchien durch [illegible] Einflüſſe eine zeitlang verdrängt werden zu ſollen. Er iſt in der jüngſten Generation wieder kräftig und ſelbſtbewuſst hervorgeſchlagen. Und er wird unzweifelhaft auch in der Folgezeit der berliniſchen Malerei ihre Signatur geben gegenüber der jeder anderen europäiſchen Kunſt oder Hauptſtadt.

Nirgends in der Welt — auch Paris ſchwerlich ausgenommen! — beſteht eine ſo intenſiv lebhafte Wechſelbeziehung zwiſchen Literatur und Malerei als in Berlin. Die großen Schlachten wurden vereint geſchlagen. Die Gründung des „Pan“ documentierte die Bundesgenoſſenſchaft vor aller Welt. Perſönliche Freundſchaftsbande hin und her machen ſie täglich feſter und feſter. Faſt könnte man das Paradoxon wagen: Die Berliner Maler, die außerhalb der Literatur ſtehen, ſtehen außerhalb der „Bewegung“.

Zunächſt möchte ich der Voreingenommenheit entgegentreten, als ob Malerei als Malerei nicht exiſtieren könne, wenn ſie zur „Literatur“, d. i. zu den geiſtig [illegible] Problemen ihrer Zeit, keine Beziehung unterhält. Handwerk bleibt doch immer Handwerk und kann als ſelbſtverſtändliche Vorausſetzung niemals in Frage gezogen werden. Ja, von der Güte des handwerklichen Charakters hängt [illegible] der [illegible] der Stellung ab, die der Maler neben der Literatur und [illegible] zu ihren gemeinſchaftlichen [illegible] einzunehmen hat.

Digitized by Google

Es ſei etwa Böcklin mit Stuck contraſtiert. Böcklin iſt ein großer Dichter, und Stuck iſt ein großer Decorateur. Beide aber ſind Maler durch und durch. Hat nun der Dichter in Böcklin dem Maler jemals geſchadet? Aber hat nicht offenbar der Decorateur in Stuck dem Maler ſeine engen Grenzen angewieſen, wenigſtens was ſeine allgemein-zeitliche und volkheitliche Bedeutung angeht?! Hat Uhde nicht einem gewiſſen „literariſchen“ Zuge, der Neubelebung des Chriſtusbildes, die Tiefe ſeines populären Erfolges zu verdanken? Und ſteht er darum etwa als Maler, als Handwerker, geringer da? Iſt er nicht hier wie dort ein Bahnbrecher?

Ich ſprach mit Abſicht von außer-berliniſchen Künſtlern, um die Berechtigung des literariſch-künſtleriſchen Zuſammengehens für Berlin zu erweiſen. Was außerhalb Berlins möglich und berechtigt iſt, kann daher wohl innerhalb Berlins, wenn man die Geſammtphyſiognomie der Stadt dazu in Anſchlag bringt, nothwendig und fruchtbar werden.

— — Man weiß, daſs Menzels Ruhm von ſeinen Illuſtrationen zu Werken Friedrichs des Großen ſeinen Ausgang nahm. Mit wunderlichem Gelehrteneifer, mit tiefer Sachkenntnis hat er es vermocht, ein entſchwundenes Zeitalter vor uns zum höchſten Leben zu erwecken. Und ebenſo ſteht er auch der eigenen Zeit als Gelehrter, als Beobachter, als ſcharfäugiger Journaliſt gegenüber. Kein Strich paſſiert die Hand, der nicht vorher gründlich das Hirn paſſiert hat. Sein Sehen ſelbſt iſt überall durch ſein Denken beeinflusst. Und wer der Welt als Denker gegenüberſteht, der gewahrt manche Komödie. So ſind denn auch die meiſten Menzel'ſchen Bilder — gewollt oder ungewollt, doch jedenfalls inſtinctiv — Komödien. Dies iſt der „literariſche“ Zug in Menzel, der, wohl oder übel, immer wieder zu conſtatieren iſt, und der ſich ſehr wohl mit dem vereint, was rein-artiſtiſch des Meiſters höchſter Vorzug iſt: getreueſtes Naturſtudium.

Im Genie Menzels zeigt ſich die eigenthümliche Kunſtart des Berliners von vornherein in einer Art Reincultur, über die hinaus eine einſeitige Steigerung nicht denkbar war. Es war, beinahe möchte man ſagen: Kunſt im Widerſpruch zur Kunſt. Die Nüchternheit, die Skepſis, die Unergriffenheit waren gleichſam zu hohen Tugendehren berufen worden. Und nur weil dieſe Eigenthümlichkeiten in einem ſeltſam concentrierten Organismus ſich offenbarten, konnten ſie als Tugenden gelten, als Tugenden höchſt individueller Art. Die eigentliche Nachfolge Menzels, am wirkſamſten vertreten durch Anton von Werner, muſste aber eben an dieſer Art Nachfolge künſtleriſch vollkommen Schiffbruch leiden. Bei Werner iſt die Liebloſigkeit des Sehens nicht mehr eine productive Kraft, ſondern — was ſie auch ſonſt zu ſein pflegt — eine höchſt empfindliche künſtleriſche Schwäche. Sie zeigt ſich als Ohnmacht, einen Eindruck geſchloſſen in ſich aufzunehmen und äſthetiſch-naiv zu verarbeiten. Bei Werner überwiegt das Literariſche dermaßen, daſs er als Redner von jeher weit größere Erfolge hatte denn als Maler. Da er aber ſeine Redegabe zur Vertheidigung ſeiner ſchlechten Malprincipien anwendete, ſo hat er ſelbſt damit der Mitwelt leider keinen Nutzen bringen können.

Somit muſste ſich der Fortſchritt in der Berliner Malerei zunächſt in einer Reaction gegen die allzu locale, allzu verſtandesmäßige Menzel'ſche Richtung entwickeln. Dieſe Reaction vollzog ſich durch Max Liebermann. Er durchſtieß den Damm, der Berlin von Europa trennte. Er vermittelte den Anſchluſs an Paris, Holland, München. Er knüpfte ſtatt an die Tradition des achtzehnten, an diejenige des ſiebzehnten Jahrhunderts an. Er ſuchte an Stelle des Rationalismus das freie nervöſe Empfindungsleben zu ſetzen. Er verwertete auch Japan und das Pleinair. Kurz, er wollte die berliniſche Malerei modern und kosmopolitiſch machen. Und auch unliterariſch — verſteht ſich, ſoweit das nun einmal angeht!

Das Revoltierende in Liebermanns Auftreten lag alſo darin, daſs er ſich gegen die äſthetiſche Individualität ſeiner eigenen Vaterſtadt auflehnte. Die Berechtigung ſeines Auftretens aber lag darin, daſs ſich in Berlin „äſthetiſche Eigenart“ vielfach deckt mit — unäſthetiſcher Gewohnung. Natürlich ſchreit jedes Kind, wenn man ihm ſeinen Lutſchpfropfen aus dem Munde nimmt. Und ſo ſchrie auch Berlin, als Liebermann ſich erdreiſtete, ihm ſeinen Menzel anzutaſten, wenn auch mit aller Schonung und Pietät. Aber man fand das zum mindeſten — unpatriotiſch!

Ueberhaupt warf man Liebermann „Ausländerei“ vor. Scheinbar nicht völlig mit Unrecht, wenn man bedenkt, daſs er wohl niemals ein berliniſches Motiv gemalt hat, ſondern faſt ausſchließlich holländiſche. Aber, wann wäre jemals in Deutſchland etwas ganz Eigenes entſtanden, ohne daſs wir vorher lange und intenſiv die Schule des Auslandes beſucht hätten? Wir ſind ja nur ſelten Bahnbrecher in der Kunſt; aber wir haben wohl das Talent, Vollender zu werden und [illegible] Entdeckungen [illegible] [illegible]

Charakterſtärke, einem ganz beſonderen Glücksumſtande: Seine Millionen geſtatteten ihm, ſeine Zeit in Ruhe abzuwarten, ohne daſs er Gefahr laufen muſste, ſich vorzeitig aufzureiben. Leider aber ſteht dieſer Glücksfall in der Geſchichte der neuberliniſchen Malerei völlig vereinzelt da. Faſt ſämmtliche übrigen Talente haben einen wüſten Kampf ums tägliche Brot auszuhalten gehabt, ſtehen zumtheil noch mitten darin. Dieſer erbitterte Kampf um die materielle Exiſtenz hat aber bei denen, die ihn zu überſtehen wuſsten, nicht bloß jene mit Recht ſo geprieſene „moraliſche Widerſtandskraft“ gezeitigt, ſondern vielfach auch einen düſteren Fanatismus entwickelt, der aus der Schule der Verzweiflung und der Noth einen überſpannten Individualitätstrotz, einen grellen Haſs und ein krankes Miſstrauen mit nach Hauſe nahm.

Am typiſcheſten zeigen ſich dieſe Züge bei einem der originalſten und machtvollſten Künſtler des neuen Berlin, bei Leſſer Ury. Dieſer Mann, der jetzt etwa Mitte Dreißig ſteht, hat wohl ein halbes Menſchenalter in Jammer und Entbehrung zugebracht, eben die Zeit, wo andere ſich die Roſen der Jugend pflückten. Er iſt eine vielfach zerriebene und zerſchundene Perſönlichkeit geworden, aus der nichts Freudiges und Hoffnungsſtarkes mehr herauszukommen vermag. Aber die innerliche Glut iſt nur umſo ſtärker und lodernder geworden, und wo ſie in vulcaniſchen Eruptionen ausbricht, da ſchmeißt ſie mit Gigantenfäuſten Feuer und Lava in ſengenden Strömen aus ſich heraus. Keiner iſt vom „Apolliniſchen“ ſo ſehr entfernt wie Leſſer Ury. Daſs er ſich jemals völlig „klären“ ſoll, ſcheint völlig ausgeſchloſſen. Sein Schaffen iſt wie ein Wuthausbruch und darin einzig entlädt ſich ſeine ganze Kraft. Mag dies „pathologiſch“ berühren — es iſt ganz ſicher nicht des Künſtlers eigene Schuld. Wohl aber könnte man eine Pathologie des modernen Künſtlers ſchreiben, bei der die Welt zu ihrem Erſtaunen erkennen würde, daſs dieſer Zweig der Pathologie ſich in den wichtigſten Capiteln mit der „Sociologie“ des modernen Künſtlers deckt.

Aber mag man auch Ausgeglichenheit, Harmonie und jegliche Art von claſſiſcher Seelenruhe bei Ury vermiſſen, ſo bleibt doch ſtets die königstigerhafte Pracht einer im Leiden verhärteten und ſelbſt auch verſtockten Perſönlichkeit. Und es bleibt das urmaleriſche Empfinden, das ſich in glutvollen viſionären Entzückungen ſelbſt in der kleinſten ſeiner Landſchaften offenbart. Was ſind das für Landſchaften! Königliche Prunkmäntel für Perſerbräute, ſo ſtehen ſie da in ihrer unerhörten ſchwelgeriſchen Farben-Vehemenz. Das iſt die Natur, wie ſie ſich nur dem berauſchten Auge offenbart und dem ekſtatiſchen Glücksverlangen der von Qualen halb Erdrückten. Die Farben fangen gleichſam an zu brennen, ſingen im Brande wilde Sturmmelodien und verzückungsvolle Pſalmen. Und man ſteht gebannt, überwältigt, trunken von dieſer altteſtamentariſchen Wucht der coloriſtiſchen Viſion: Jehova lebt in dieſen Flammenfarben!

... Ury blieb lange völlig im Verborgenen. Erſt in den letzten Jahren gelang es, ihn mehr in den Vordergrund zu ſtellen. Mittlerweile indes hatte die Entwicklung von mehreren Seiten her bedeutungsvolle neue Anſätze erfahren und, allem Entgegenſtemmen zum Trotz, auch wirklich Fortſchritte gemacht.

* * *

Es ſei zunächſt geſtattet, zu bemerken, daſs der Berliner als Maſſenmenſch für die bildenden Künſte ſo gut wie gar keine äſthetiſche Veranlagung mitbringt. Er läſst ſich in dieſer Hinſicht mit größter Bereitwilligkeit alles bieten, was ihm nicht geradezu Beſchwerden macht. Ausgeſprochene äſthetiſche Bedürfniſſe hat er im allgemeinen nicht. Er gilt bloß nicht gern für ungebildet. Wer von den richtigen Leuten gut lanciert iſt oder gar „Berühmtheit“ beſitzt, kann völlig ſicher ſein, von ihm mit ſchmeichelhafter Hochachtung behandelt zu werden. Leute wie Wereſchagin, Munkácsy, Siemiradzki, in neuerer Zeit Vilma Parlaghi, haben von ihm nicht das mindeſte zu befürchten. Der gute Ton iſt hier entſcheidend und vermag ſelbſt einen Knackfuß oder Hans Bohrdt mit dem Künſtleradel zu belehnen. Im Übrigen entſcheidet über Wert oder Unwert Herr Anton von Werner, dem der bekannte Hofball-Reporter Ludwig Pietſch als „Kritiker“ willig Gefolgſchaft leiſtet.

Es kann demnach nicht verwunderlich erſcheinen, daſs unſer öffentliches Ausſtellungsweſen die längſte Zeit völlig im argen lag und bis auf den heutigen Tag noch keineswegs etwa im ſchönen liegt. Hätte man es verhindern können, daſs von außen ein friſcher Luftzug hineinwehte, man hätte es officiellerſeits ganz ſicher verhindert. Aber ſchließlich war die Zeit doch mächtiger als ſelbſt die Berliner Akademie mitſammt ihren paar Dutzend ehrwürdiger Zöpfe.

Es ſei hier mit beſonderen Ehren der Name eines Kunſthändlers genannt, des verſtorbenen Fritz Gurlitt. Was in der troſtloſeſten Zeit in Berlin für wahre Kunſt geſchehen iſt, das iſt faſt ausſchließlich durch dieſen Mann gethan worden, der ſich ſcheinbar der intimen [illegible] Er hat uns Böcklin, [illegible] gebracht, als es noch ein Wagnis [illegible] in Deutſchlands Reichs- [illegible] Anfeindung und [illegible] „Richtung“ ihren [illegible]

[illegible] die „Freie Bühne“ [illegible] zwei parallele [illegible] Deutſchland eine neue Aera

Digitized by Google

geſteigerten Kunſtſchaffens inauguriert haben. Wie Berlin für die Literatur, ſo war München für die Malerei maßgebend geworden, und es verſtand ſich ganz von ſelbſt, daſs alle, die in Berlin für die Entwicklung der bildenden Künſte etwas hofften, zunächſt ihre Blicke auf München richteten und die Wetterzeichen daſelbſt genau verfolgten.

Was München, zumal für die damalige Zeit, zu ſeiner Führerrolle befähigte, war, daſs man daſelbſt die Malerei lediglich als Malerei betrieb, alſo völlig unliterariſch. Hierdurch vor allem war es imſtande, dem überliterariſchen Berlin etwas zu geben. Die Münchener hatten damals einen gewiſſen Eroberermuth. Sie ſtellten wiederholt und äußerſt wirkungsvoll in Berlin aus, und manche von den Beſten, die ſich in der bayeriſchen Hauptſtadt nicht mehr recht heimiſch fühlten, gedachten es mit der preußiſchen Hauptſtadt zu verſuchen, deren wirtſchaftliches Emporblühen und energiſcher Lebensaccent ihnen imponierte. Es kam nicht dazu. Im entſcheidenden Moment blieben die Großen ſämmtlich in dem trotz allem geliebten, weil ſo ſinnenfrohen München kleben. Nur von den Jüngeren ſiedelten ſich einige talentvolle Künſtler bei uns an: Curt Herrmann, Reinhold Lepſius, Paul Block und vorübergehend Schlittgen. Was ſie brachten, wurde dankbar hingenommen und ſie haben namentlich eine gewiſſe Mittelſchicht der Berliner Maler günſtig beeinflusst. Im übrigen iſt nicht zu verkennen, daſs ihnen, um völlig einzuſchlagen, gewiſſe Terrain-Bedingungen fehlten. Um „Führer" zu werden, ſind ſie jedenfalls nicht genugend hervorgetreten. Auch wollte Berlin nicht ein zweites München werden, es wollte Berlin bleiben.

Berlin. (Schluſs folgt.) Franz Servaes.

Die „deutſche" Frau.

Unter den Fehlern, welche nach Anſicht vieler Männer die Frauen zur Ausübung irgend einer öffentlichen, bisher allein dem ſtarken Geſchlecht vorbehaltenen Thätigkeit untauglich machen, wird der Mangel an Logik gewöhnlich an erſter Stelle genannt. Soweit dieſer Vorwurf ſich darauf bezieht, daſs die Frauen aus ihren Kenntniſſen oder Beobachtungen falſche Schlüſſe ziehen, oder überhaupt nicht ruhig nachdenken, um zu einem Schluſſe zu gelangen, ſondern auf flüchtige Eindrücke, auf perſönliche Sympathie oder Antipathie hin urtheilen, ſoweit ſcheint er durch das in der „Zeit"*) zum Austrag gekommene Federduell der deutſchen und öſterreichiſchen Frau ſeine Berechtigung leider nachgewieſen zu haben. Die Gegner der Frauenemancipation können darüber umſo lauter triumphieren, als es noch dazu eine Doctor der Philoſophie war, die den Kampf eröffnete, gerüſtet mit einem kleinen Arſenal von Gelehrſamkeit. Unſereins hat für ſolchen Triumph freilich nur ein Lächeln, ſind uns doch ſchon Männer genug begegnet, die ſelbſt durch höhere Würden als die eines Dr. phil. nicht vor dem Danebenhauen gefeit waren!

Die drei Kämpferinnen, — Dr. Suſanna Rubinſtein, Natalie Bruck-Auffenberg und Elſa Aſenijeff — ſtreiten um die Laſter und Tugenden der deutſchen und öſterreichiſchen Frau, gerade als ob es ſich um die Fehler und Vorzüge der Venus von Milo und der von Medici handelte, über die man ſowohl aus künſtleriſch wiſſenſchaftlichen Gründen, als aus Gründen des individuellen Geſchmacks verſchiedener Meinung ſein kann, weil es ſich um lebloſe, einzigartige Marmorbilder handelt. Feſtſtehende Typen der Deutſchen und der Oeſterreicherin, die jedem vor Augen ſtehen und miteinander verglichen werden können, gibt es dagegen nicht. In der „guten alten Zeit", als noch keine Eiſenbahnen die Völker miteinander verbanden und die Vermiſchung der Nationen und Racen förderten, als durch die Entwickelung der Induſtrie die ſchroffen Unterſchiede zwiſchen Reich und Arm noch nicht geſchaffen waren, mögen die nationalen Eigenthümlichkeiten auch der Frau ſtärker zum Ausdruck gekommen ſein. Heute dagegen können wir nicht mehr die Frau einer Nation mit der einer anderen ſchlechthin vergleichen. Daſs die drei Kämpferinnen der „Zeit" dies thun, iſt ein ſchwer verzeihlicher Denkfehler. Aber nur ein ſcheinbarer. Sie ſprechen zwar von der deutſchen und der öſterreichiſchen Frau im allgemeinen, aber jede von ihnen meint nur den Frauentypus einer beſonderen Geſellſchaftsclaſſe.

Suſanna Rubinſtein ſchildert die Oeſterreicherin aus den Reihen der oberen Zehntauſend und ſtellt ihr die Deutſche aus dem gebildeten Bürgerſtande gegenüber. Warum hat ſie nicht die Deutſche und die Oeſterreicherin aus denſelben Kreiſen verglichen? Sie würde dabei zu dem bei ihrer vorgefaſsten Meinung unangenehm überraſchenden Reſultat gekommen ſein, daſs die Frauen der oberen Zehntauſend in Wien und Berlin keine weſentlichen Unterſchiede von einander aufweiſen. Sie würde den Mangel an Gemüthstiefe hier wie dort beklagen, „tiefe Bildung" hier wie dort vergebens ſuchen; ſie würde das „morgen wieder tunig" und den reich ausgeſtatteten Toilettentiſch bei der Deutſchen wie bei der Oeſterreicherin finden.

(Daſs ſie dem Toilettentiſch morgens gar ſo [illegible] und ihm den, [illegible] „[illegible] gebundenen Schreibtiſch" gegenüberſtellt, war mir beſonders verwunderlich. Meines Erachtens iſt ein [illegible] ein [illegible], was er [illegible]: ein „Altar, dem Cultus der Schönheit" geweiht, während der von unſerer gelehrten Frau ſo genau geſchilderte, im Boudoir jeder Modedame zu findende Schreibtiſch von dem „Cultus der Arbeit" gewöhnlich nie etwas geſehen hat.)

Nicht viel anders als Suſanna Rubinſtein verfährt Natalie Bruck-Auffenberg: auch ſie hat nur die öſterreichiſche Frau einer Geſellſchaftsſchichte vor Augen, während ſie von allen zu ſprechen meint. Sie nimmt ihr Beiſpiel aus den Kreiſen des ſogenannten „guten" Bürgerſtandes, — ſie würde, wenn ſie die deutſchen Frauen desſelben Kreiſes ebenſo genau kennen würde, wie die öſterreichiſchen, wirklich tiefgehende Unterſchiede nicht finden. Oder ſollte ſie im Ernſt den Wert der Frau nur nach Aeußerlichkeiten beurtheilen? Sollte ſie deshalb ihre Landsmännin und Claſſengenoſſin höher ſtellen, weil ſie ſich vielleicht hübſcher anzieht und die Strudel, Nockerl und wie ſonſt all die guten, ſüßen Speiſen heißen mögen, beſſer bereiten kann als die deutſche Schweſter?! Dann verlohnt es ſich nicht der Mühe, mit ihr zu ſtreiten.

Sie verfällt übrigens weit weniger als ihre gelehrte Gegnerin in den Fehler, ein apodiktiſches Urtheil zu fällen. Das Kunſtſtück, dieſe noch zu übertreffen, hat die letzte der Streiterinnen fertig gebracht.

Wie viele deutſche Frauen mag Elſa Aſenijeff wohl kennen gelernt haben? Kennt ſie die deutſche Frau aller Claſſen der Bevölkerung ſo genau, um das Recht, ſie zu beurtheilen für ſich in Anſpruch nehmen zu können? Und ſie urtheilt ſchonungslos, ohne einſchränkendes „vielleicht", „manchmal", „im allgemeinen". Wäre ſie ſich von vornherein klar geworden, welcher Geſellſchaftsſchichte ihre deutſche Frau eigentlich angehört, ſo hätte ihr kaum jemand widerſprochen, denn die von ihr geſchilderte Frau gehört nicht zu den Leſern der „Zeit": es iſt die kleinbürgerliche Provinzlerin, das Gegenſtück des ſkatſpielenden Bierphiliſters — ein Typus, der in Oeſterreich ebenſo zu Hauſe iſt wie in Deutſchland. Der Curioſität wegen habe ich mir eine kleine Blumenleſe aus Elſa Aſenijeffs Artikel zuſammengeſtellt. Sie ſagt: „ihre (der deutſchen Frau) geiſtige Flachheit tritt überall zum Vorſchein." Warum? Weil ſie Deckchen häkelt und Kochlöffel mit Sprüchen verziert. In den Kleinſtädten und in den kleinſtädtiſchen Winkeln der Großſtädte ſind mir ſolche Frauen begegnet. Ihr Anblick hat mich mit tiefem Mitleid erfüllt; iſt nicht die geiſtige Oede, in der ſie leben, die häusliche Enge, in der ſie aufwachſen, die Urſache ihres traurigen Daſeins? „Die deutſche Frau iſt die Caricatur der Weiblichkeit", heißt es weiter bei unſerer geſtrengen Beurtheilerin. Gewiſs gibt es ſolche Caricaturen — hier wie überall, denn ſeit Jahrhunderten iſt die echte Weiblichkeit auf Koſten der falſchen ſyſtematiſch unterdrückt worden. Jene alte kirchliche Lehre von dem Teufliſchen alles Natürlichen hat in der Erziehung des weiblichen Geſchlechtes die größten Verheerungen angerichtet, weil ihm die ausgleichende Macht des freien männlichen Lebens fehlte. So trat an die Stelle echter Sittſamkeit die Prüderie, an die Stelle tiefen Empfindens die Sentimentalität, an die Stelle des Liebesbundes die conventionelle Ehe. Wie tief eingewurzelt die Meinung von der Sündhaftigkeit natürlichen Empfindens iſt, zeigte noch kürzlich der Ausſpruch eines ultramontanen Reichstagsmitgliedes, das entrüſtet ausrief: „Die Ehe darf doch kein Liebesverhältnis ſein!"

Die echte Weiblichkeit iſt überall ſelten. Die Frau muſs ſich erſt der Unwahrhaftigkeit ihres Weſens bewuſst werden und dann die moraliſche Kraft haben, all die eiſernen Bande, in die man ihr Herz einſchnürte, all die bunten Fetzen, in die man ihre geiſtige Geſtalt einhüllte, von ſich zu werfen, ehe ſie ganz ſie ſelbſt, ganz Weib wird. Wer ſie mit daran hindert, iſt — der Mann. Gäbe es lauter echte Weiber, wie wenige Männer würden geheiratet werden! Der Durchſchnittsmann ſucht in ſeiner Gattin nichts weiter, als die bequeme Hausunke, die ſeinen Stamm fortpflanzt und ſein Heim in Ordnung hält. Es wäre ihm ſehr fatal, wenn ſie Anſprüche an ſeine Gefühle machen würde wie eine Geliebte, denn die Thorheiten der Liebesleidenſchaft hat er längſt hinter ſich; für ſeine Frau hat er nichts als einen ſchalen Reſt. Wie gut für ſie, wenn in ihr ſchon bei Zeiten jedes ganze Gefühl vernichtet würde!

Doch hören wir, was Elſa Aſenijeff noch von der deutſchen Frau zu ſagen weiß: „Sie will etwas vorſtellen, weil ſie ſelbſt nichts iſt." Bedarf es hierbei noch des Nachweiſes, daſs es in allen Ländern Frauen gibt, die nichts ſind und gerade deshalb etwas vorſtellen wollen? Vielleicht, daſs ſich unter den Engländerinnen und Amerikanerinnen die wenigſten Frauen der Art finden, weil beide einem Volke angehören, das vorgeſchritten genug iſt, um auch in dem weiblichen Kinde zuerſt den Menſchen zu reſpectieren und ihn als ſolchen zu erziehen. Die Frauen, die etwas vorſtellen wollen, um ihre innere Leere zu verhüllen, ſind auch mehr beneidenswert als verächtlich; leider gibt es ihrer genug, in Deutſchland wie in Oeſterreich!

Eine natürliche Folge der Erziehung und der Freiheit, welche die Amerikanerinnen und die Engländerinnen genießen, iſt es, daſs ſie, wie Elſa Aſenijeff ſelbſt ſagt, am [illegible]

*) [illegible]

Digitized by Google

gehört nicht zu den Kämpferinnen, ſie iſt in ihrem dumpfen Dahinvegitieren die unbewuſste Hauptſtütze der Reaction. Ihre deutſche Frau iſt es auch, von der ſie mit Recht ſagt, daſs ſie nicht einmal wahrhaft wohlthätig zu ſein verſteht. Wie ſollte ſie auch? Hat man ihr die Möglichkeit gegeben, die Urſachen der Armuth zu erforſchen, hat man ihren Blick ſo geſchärft, ihren Horizont ſo erweitert, daſs ſie für wirtſchaftliche Fragen Verſtändnis und Intereſſe gewinnt? Und iſt die unvernünftige Art der Wohlthätigkeit etwa nur ein Charakteriſticum der deutſchen Frau? Sollte die gleiche Geſellſchaftsſchicht in Oeſterreich nicht die gleiche „Wohlthäterin“ hervorbringen?

Mit dem Ausſpruch: „Goethe hat nie ein deutſches Weib verherrlicht“ ſucht Elſa Aſenijeff den letzten Trumpf gegen ihr armes Opfer auszuſpielen. Sicherlich: das deutſche Weib, das ſie allein kennt und ſchildert, hat er nie verherrlicht, aber ſo gewiſs wie ſeine Mutter, die ſie „undeutſch“ nennt, eine echte Deutſche war, ſo gewiſs trägt ſein Gretchen, ſeine Mignon, ſeine Ottilie Züge deutſcher Eigenart, von der Marianne in den „Geſchwiſtern“, dem Clärchen im Egmont ganz zu ſchweigen. Demnach gebe ich doch eine nationale Eigenart zu? Zweifellos; die Eigenſchaften aber, die unſere drei Kämpferinnen als ſpecifiſch deutſche oder öſterreichiſche bezeichnen und gegeneinander ausſpielen, ſind weder deutſch noch öſterreichiſch, ſie ſind internationale Kennzeichen der Frauen verſchiedener Geſellſchaftsclaſſen.

Den Nationalcharakter der Oeſterreicherinnen darzuſtellen, würde mir vermeſſen erſcheinen, obwohl ich Frauen aus den verſchiedenſten Kreiſen kenne. Solch ein Urtheil wäre dem jenes Kindes gleich, das in ſeinem Garten lauter rothe Roſen ſieht und daraus ſchließt: Alle Roſen ſind roth. Die deutſchen Frauen dagegen glaube ich zu kennen. Da iſt die Ariſtokratin mit ihrer ruhigen Vornehmheit, ihrer ſtreng conſervativen Geſinnung, ihrem angeborenen und anerzogenen Hang, ſich von allen anderen Kreiſen abzuſchließen, ein Hang, der dazu führt, daſs ſelbſt dann, wenn ſie zu Untergebenen oder zu Menſchen aus anderen Geſellſchaftsſchichten liebenswürdig und freundlich iſt, die Schranke ſtets fühlbar bleibt, die ſie von jenen trennt. Da iſt die Frau des höheren Bürgerſtandes, mit ihrem Bürgerſtolz, ihren freiſinnigen Ideen auf der einen, ihrer Unterthänigkeit allen gegenüber, was Stand und Namen hat, auf der anderen Seite. Da iſt die große Schar der geiſtig arbeitenden Frauen, die, trotz aller individuellen Verſchiedenheiten, einige Züge gemeinſam haben: Die Gründlichkeit, den raſtloſen Arbeitseifer verbunden mit einer gewiſſen geiſtigen Schwerfälligkeit, die ſich z. B. darin äußert, daſs wenige unſerer Schriftſtellerinnen einen leichten Feuilletonſtil zu treffen vermögen. Und da iſt eines der modernſten Kinder der Zeit: Die „höhere Tochter“, die dem wohlbekannten Bilde der beſcheidenen, unwiſſenden „deutſchen Jungfrau“ durchaus nicht mehr entſpricht, denn ſie iſt weder beſcheiden, noch unwiſſend. Sie tritt mit den Allüren eines fertigen Menſchen auf, der weiß, was er wert iſt; ſie hat ſich, wenigſtens auf irgend einem Gebiete des Wiſſens, über die bloße Schulbildung hinausgehende Kenntniſſe angeeignet, mit denen ſie gern prunkt. Sie iſt ſelbſtändig im Urtheil und Weſen, aber ihr fehlt die jugendlich ſprühende Lebensluſt.

Soll ich die Reihe noch weiter fortſetzen? Die Frau und Tochter des deutſchen Bauern ſchildern, die mit ihrer praktiſchen Klugheit nur zu häufig an die Stelle des Gatten, des Vaters, des Bruders treten und ſie glänzend ausfüllen? Oder jenes ſpecifiſch deutſchen Frauentypus gedenken: der Tinſiersfrau, die das Kunſtſtück fertig bringt, mit dem Glanz nach außen die Miſère ihres Vagabundenlebens zu verdecken und die wohl die leichtlebigſte, luſtigſte unter allen deutſchen Frauen iſt? Wir können uns nämlich nicht verhehlen, daſs der Grundzug des Weſens unſerer Frauen der Ernſt iſt, aber er charakteriſiert nicht nur die Frauen allein, ſondern die Deutſchen im allgemeinen. Und dieſer Ernſt als Grundzug deutſchen Weſens iſt es wohl auch, der alle Weiterentwicklung zur [illegible] des Volkscharakters überſehen wird. Findet er ſich doch auch bei den deutſchen Frauentypen, die im übrigen keine Spur nationaler Eigenart mehr zeigen: Der Frau aus den Reihen der [illegible] Arbeiterſtand und der Frau aus den [illegible] der unteren Mittelclaſſe [illegible] des Capitalismus und des Proletariats. [illegible]

[illegible]

häufig nichts dabei gedacht hat. Denn für jeden Gedanken, der klar iſt, gibt es Worte, um ihn mitzutheilen. Was Elſa Aſenijeff mit ihren dunklen Worten meint, weiß ſie vielleicht ebenſowenig, wie ich es weiß, aber ich gebe ihr zu, daſs es ein Beſtes gibt — ein Beſtes, das freilich nicht nur vielen deutſchen Frauen, ſondern den meiſten Frauen aller Länder fehlt, und nicht nur den Frauen, ſondern dem größten Theil der civiliſierten Menſchheit überhaupt. Sie krankt an dieſem Mangel, iſt unruhig und unbefriedigt, all ihr Schaffen trägt den Stempel des Unfertigen, der Disharmonie. Die Harmonie iſt es, die uns fehlt, die Einheitlichkeit des Weſens — jenes Kennzeichen großer, in ſich abgeklärter Geiſter. Sie im Sturm und Drang unſerer Zeit in ſich zu entwickeln und feſtzuhalten, wird nur ſtarken Charakteren möglich ſein. Wem es nicht gelingt, und wer die Sehnſucht darnach empfindet, der mag ſich zu denen geſellen, die einer Zeit die Wege bahnen, in der Geiſt und Herz zu ihrem vollen Rechte kommen und Mann und Weib ganz ſie ſelbſt werden können.

Berlin. Lily Braun-Gizycki.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Ein guter Schachſpieler findet immer ſeinen Partner. Einem anerkannten Patzer dagegen, mit dem keiner mehr ſpielen will, bleibt nichts anderes übrig als mit ſich ſelbſt zu ſpielen, gleichzeitig die weißen und die ſchwarzen Figuren auf ſeinem Brett zu commandieren, die Züge und Gegenzüge ſelbſt zu machen, um ſchließlich niemand anderen zu beſiegen als ſich ſelbſt. In einer ähnlichen Lage befindet ſich jetzt der Graf Badeni mit dem deutſch-czechiſchen Ausgleich. Da keine der beiden Parteien mit ihm in Unterhandlungen eintreten will, iſt der leidende Staatsmann auf die geiſtreiche Idee verfallen, den deutſch-czechiſchen Ausgleich, ohne die Mitwirkung der beiden Nationen, mit ſich ſelbſt zu machen.

*

Solche Inxausgleiche „an ſich“, wie ſie der Graf Badeni jetzt jede Woche produciert, fördern zwar nicht die Sache, haben aber vor wirklichen Ausgleichen den amüſanten Vorzug, daſs ſie jederzeit und beliebig oft wiederholt werden können, ohne daſs jemand den Grafen Badeni daran hindern könnte. Am Sonntag nachmittags, wenn die langweiligſten Stunden der Woche kommen, tritt Graf Badeni in ſeinem Studierzimmer einſam und hochſtirngewichtig zu einer Ausgleichsconferenz zuſammen, vertritt gleichzeitig die Intereſſen der Deutſchen und der Czechen, unterhandelt mit ſich ſelbſt, überliſtet ſich ſelbſt, ſtreitet ſich mit ſich ſelbſt und einigt ſich auch ſchließlich mit ſich ſelbſt. Er feiert dann wohl am Abend mit ſich ſelbſt ein Nationalitäten-Verſöhnungseſſen und gibt am Montag früh das ausgeglichene Reſultat ſeiner inneren Nationalitätenkämpfe vom letzten Sonntag Nachmittag als neueſten deutſch-czechiſchen Ausgleichsvorſchlag in die Blätter. Dort erſcheint es am Montag abends. Schon am Dienstag kann man aus den bezüglichen Parteiblättern erſehen, daſs keine der beiden Parteien die neueſte Leiſtung des ſtaatsmänniſchen Sonntagsreiters ernſt nimmt, und am Mittwoch gehört der deutſch-czechiſche Ausgleich der laufenden Woche bereits — den Witzblättern.

*

Wenn Graf Badeni noch eine Zeit lang ſo fortwirtſchaftet, kann er, obzwar ſeine ſtaatsmänniſche Erſcheinung erſt im letzten Zwanzigſtel des Jahrhunderts in Europa aufgetaucht iſt, ſich noch in aller Geſchwindigkeit zum mißerfolgreichen Staatsmann des zu Ende gehenden Jahrhunderts aufſchwingen.

*

Früher bemühten ſich die Parteien den Kopf des Grafen Badeni zu zerbrechen, jetzt zerbricht ſich der Graf Badeni den Kopf der Parteien.

*

Nachdem Baron Chlumecky die in ungariſchen Blättern aufgetauchte Nachricht, daſs er die Verfaſſungspartei [illegible] befürwortet habe, dementiert hat, ſehen wir uns veranlaſst, auch die von uns an jene Nachricht geknüpfte [illegible] Schluſsfolgerung zurückzunehmen, und feſtzuſtellen, daſs der [illegible] des Herrn v. Plener auch durch den Baron Chlumecky [illegible].

Ex.

Bücher.

[illegible] Sprachenverordnungen. [illegible] Leipzig. Verlag von Otto Wigand. 1897.

[illegible] in Broſchüren [illegible] nichts [illegible] öſterreichiſches [illegible] die Sprachenverordnungen [illegible] zu haben. Sonn [illegible] zu unter [illegible] wieder [illegible] die Wirkungen [illegible] ſich aus Anlaſs [illegible] das nicht begreift, der [illegible] beherrſcht, nicht [illegible] Broſchüre darüber

r.

[illegible] contemporaine. [illegible] Félix

[illegible]

Digitized by Google

Völker. Alles, was öſtlich von Deutſchland liegt, fließt in einem Pariſer Gehirn in eine verſchwommene, nebelhafte Vorſtellung zuſammen von halbculturellen Ländern, wo der Orient anfängt. Dem Czechen begegnet es faſt in der Regel, daſs er mit dem Magyaren oder des unſeligen Doppelſinns des Wortes Bohême wegen mit Zigeuner identificiert wird. Es iſt alſo immerhin ſchon ein Fortſchritt, wenn eine ſeriöſe Pariſer Verlagsfirma ein ganzes Buch über die Geſchichte und das Leben der Czechen veröffentlicht. Da ſein größter Theil der gegenwärtigen Politik gewidmet iſt, kann es nicht nur den Intereſſen der Czechen, ſondern auch einer beſſeren Kenntnis der öſterreichiſchen Zuſtände überhaupt in der Fremde zugute kommen. Nur darf man nicht erwarten, daſs man da dieſe Zuſtände in einem franzöſiſchen Kopfe ſich beſpiegeln ſehen wird. Der eigenthümliche Reiz, weswegen wir ſo gern bei den Urtheilen eines Fremden über uns verweilen, fehlt dem Buche durchaus. Denn er iſt uns zu ſehr bekannt, der Geiſt, welcher aus ihm weht, es iſt ja der Geiſt der „Narodni Liſty.“ Nicht alſo von dem franzöſiſchen, ſondern vom czechiſchen, reſpective jungczechiſchen Standpunkt wird da zu Franzoſen geſprochen. Da iſt es freilich natürlich, daſs wir den pſeudonymen Verfaſſer jeden Augenblick bei einer von Parteirückſichten dictierten Unrichtigkeit ertappen. Eine ſolche iſt es z. B., wenn er die antidynaſtiſche Bewegung in Böhmen (der er ein ganzes Capitel widmet) vergrößert und die jetzt ſo ſtaatsmänniſch gezähmten Jungczechen zu pompöſen Revolutionshelden aufdunſen will. Die bekannten Demonſtrationen im Jahre 1893 werden ſo geſchildert, als wenn ſie von dem ganzen le peuple und nicht nur von der radical geſtimmten Jugend in Scene geſetzt wären. Um alle Sympathien der franzöſiſchen Republikaner nur auf die Jungczechen zu lenken, wird von der damals ſo wichtigen fortſchrittlichen Bewegung geſchwiegen, die doch nur jene radicalen Stimmungen erweckt und die ganze Wucht der Perſecution dann zu ertragen hatte. Auch iſt es nicht richtig, wenn von den Angeklagten der ſogenannten Omladina als von einer äußerſten Linken der jungczechiſchen Partei geſprochen wird, die Mehrzahl von ihnen wurde doch aus den mehr ſocialen als nationalen Unzufriedenen aller Schattierungen zuſammengeſetzt. Und wenn noch im Jahre 1893 eine Unbeſtimmtheit in dieſer Frage herrſchen konnte, ſo iſt es heute ſchon ganz gewiſs, daſs die jetzige jungczechiſche Partei abſolut keine intelligente Jugend hinter ſich hat und daſs der Satz des Herrn Bourlier: „le parti jeune-tchèque qui représente en Bohême l'opinion de la grande majorité de la nation, rallie autour de son programme national et démocratique toutes les fractions du parti national, et tout naturellement la jeunesse forme l'aile avancée du parti“ den Unrichtigkeiten ſeines Buches zuzuzählen iſt. Auch von dem wichtigen Einfluſſe der Realiſten auf die jungczechiſche Partei in ihren beſten Jahren wird geſchwiegen, ſowie auch von der ganzen Entwickelung und dem jetzigen Zuſtande czechiſcher Socialdemokratie. Wenn alſo das Bild der ſtaatsrechtlichen Kämpfe da ziemlich inſtructiv dargeſtellt iſt, ſo erſchöpft es doch keineswegs die geſammte politiſche und ſociale Bewegung in Böhmen. — Viel ſchwächer als das politiſche iſt das intellectuelle Leben behandelt. Dieſes ganze Capitel zeugt von einer unberufenen Hand. In einem ſchwülſtigen Reporterſtil werden da Menſchen und Zuſtände unnatürlich vergrößert und jeder noch ſo mittelmäßige Schriftſteller oder Profeſſor zu ſolcher Höhe hinaufgeſchraubt, daſs dem armen Franzoſen über eine ſolche Anzahl von Genies in Böhmen der Kopf wirbeln muſs. Und dabei werden die wichtigſten geiſtigen Erſcheinungen der letzten Jahre, der Realismus, die Moderne, die junge Kunſt, die Kritik ꝛc. außer Acht gelaſſen. Alles iſt da auf dem durchſchnittsmäßigen Zeitungsniveau gehalten und das, woran man bei den Franzoſen appelliert, ſind keine höheren Culturintereſſen, ſondern zuvörderſt der Haſs gegen die Tripelallianz. Aber die franzöſiſchen Revanchiſten ſollten ſich nicht in dieſer Hinſicht irren: man hat in Böhmen eine beſondere Vorliebe für Frankreich, aber man liebt in ihm vor allem das Land des Geiſtes und der großen liberalen Tradition. Die Zahl derer, die ihre Sympathien zu ihm nur auf den gemeinſamen Deutſchenhaſs begründen, wird von Tag zu Tag geringer. Für die Tendenz des Buches iſt es bezeichnend, daſs es dem ehemaligen Miniſter des Auswärtigen, dem bekannten Ruſſophilen Flourens, gewidmet iſt. F. V. Krejčí.

Eduard von Bauernfeld: „Aus der Geſellſchaft“. „Krisen“. „Bürgerlich und romantiſch.“ „Das Tagebuch.“ Leipzig. Bei Philipp Reclam. 1897.

Die Univerſalbibliothek verdankt dem Entgegenkommen des Wiener Verlages jetzt einige der beſten Bauernfeld'ſchen Komödien. Nun werden dieſe Stücke, die bis dahin, wenigſtens im Reiche, faſt nur vom Hören und Sagen, wo nicht nur vom Hörenſagen bekannt waren, zu breiterer Wirkung gelangen. Ueber Wert oder Mängel der Werke, die ſeit einem halben Jahrhundert dem Repertoire des Burgtheaters gehören, darf man jetzt wohl ſchweigen. Nur ein paar andere Bemerkungen, Bauernfeld betreffend, ſeien bei dieſer Gelegenheit hier geſtattet. Ein paar Worte über die Gründe ſeiner noch immer dauernden Wirkung auf das ſonſt ſo kritiſch und [illegible] loſe Geſchlecht von heute. Ich frage mich manchmal, warum wohl die gegenwärtige Generation, die ſo viel Namen verbrannt, noch immer [illegible] recht an dem „alten Bauernfeld“ hängt? Es iſt, glaube ich, mehr als die liebenswürdige Huldigung einiger [illegible], was den „alten Bauernfeld“ in den Augen der Jugend, wenigſtens [illegible] romantiſch [illegible], ſolchen Reiz und [illegible] Anmuth geraubt. Es iſt vor allem [illegible] Sentimentalität dabei. [illegible] der [illegible] wach, und auf [illegible] ein [illegible] Stimmung. Ich [illegible], durch [illegible] dahingeſchritten, [illegible] des Dichters Geſtalt vor mir, [illegible] mit den Veteranen [illegible], an dem großen Schreibtiſch [illegible] — und auch [illegible] Wirthshaus im [illegible] aus dem Zauber [illegible]. Das iſt aber alles [illegible], [illegible] Traum. Dieſe [illegible] Melancholie iſt uns auch in ſeinen Werken. [illegible] iſt wohl heute der Hauptgrund der Bauernfeld'ſchen Wirkung . . . [illegible] es kommt noch ein zweiter hinzu, ein [illegible]. Die Stücke [illegible] ſo gutmüthig harmlos, [illegible] z. B. dem [illegible] und überall [illegible]. Man [illegible], daſs ſie [illegible] Kroaten [illegible] da iſt [illegible] Vaterland [illegible], wenn auch nicht [illegible]

mit Blut, allerdings mit dem raſchen, rothen eines Luſtſpielpoeten geſchrieben ſind. Und endlich noch ein Grund, ein mehr verborgener, unbewuſster: eine Eigenthümlichkeit der Bauernfeld'ſchen Kunſt, ich meine die beſondere Art ſeines Dialogs. Man weiß, daſs er den beſten, ja vielleicht den einzigen deutſchen Luſtſpieldialog traf. Er iſt voller Grazie, Schalkheit und heiterer Würde. Aber das ſcheint mir nicht das Weſentliche daran. Ich glaube, das Weſentliche iſt: hier haben wir einen Dichter, den das Reden an ſich, die bunte Rede freut. Im Erfinden von Handlungen war er niemals ſtark; über alles liebte er ſtets die zierlichen, zarten, ohne Geſchwätzigkeit munteren Worte. Er war das Kind einer Zeit, die mehr ſprach und träumte, als that. Und das haben ſeine Menſchen alle von ihm. Was ſie thun, iſt ſo gering und klein — immer in den Schranken des vormärzlichen Wien; doch ihre Träume ſind manchmal von purpurnem Glanz, und ihre Sätze eilen luſtig und flink, wie Jäger oder Läufer an einem hochadeligen Hof. Dieſe Menſchen dichten, da ſie in ihren Thaten beſchränkt ſind, gleichſam die Worte aus ſich heraus. Und darin mag wiederum ein Geſchlecht Aehnlichkeiten und Beziehungen finden, das, wie jene Helden Muſſets, nach oder vielleicht zwiſchen den Schlachten geboren, mehr denken und reden als wollen und wirken darf . . . P. W—r.

Willy Paſtor: „Wana“. Roman. Leipzig, 1897. Verlag Kreiſende Ringe (Max Spohr).

Willy Paſtor ſchildert in ſeinem neuen Roman „Wana“ den Kampf der „zwei Welten“ im Menſchen. Den Höchſtentwickelten gibt die Natur eine Erkenntnis, die entweder über alle Leiden hebt, ruhevoll, reif, goetheiſch macht, oder zerſtört, verwirrt, dem Wahnſinne zutreibt (Maupaſſant, Nietzſche) — es iſt die Erkenntnis vom Zuſammenhang der kleinen, inneren menſchlichen Welt, die naiven Sinnen allein das Wirkliche zu ſein ſcheint, mit dem Kosmos, der großen, unfaſsbaren Welt, welche von den feinſten Nerven nur geahnt, höchſtens traumhaft erſchaut werden kann . . . Heinrich Hardanger, der geniale Arzt und Naturforſcher (ähnlich dem Helden in Strindbergs „An offener See“), der bis zu den Grenzen des materialiſtiſch Möglichen vorgedrungen iſt und Unerhörtes zur Beherrſchung der Natur plant, ihre gefährlichſten Kräfte dem Menſchen ſklaviſch unterthan machen will, erlebt plötzlich den Uebergang in die andere Welt. Der Kosmos, den er bisher wie ein Präparat, ein fremdes Object, mit dem ihn eigentlich nichts verbindet als die Luſt, ihn wiſſenſchaftlich zu erkennen, kühl betrachtet hat, beginnt als ein Verwandtes, ja Identiſches in ſeiner eigenen Seele zu wirken. Plötzlich öffnen ſich die Pforten, durch die er in unerſchaute, geheimnisvolle, fürchterliche Tiefen blickt. Ein Weib iſt ihm die Brücke zwiſchen den beiden Welten: Ich und Kosmos. Wanas überirdiſche Augen, Wanas Stimme, die aus anderen Reichen dringt, zerſtört ſeine Lebensruhe. Auf dieſer ſchwankenden Brücke ſteht Heinrich, entſetzt über das Neue, unfähig in das alte, klare Leben zu flüchten . . . Heinrich wird Spiritiſt. Mit der ganzen Leidenſchaft ſeiner genialen Seele, freilich noch von dem Skepticismus ſeiner Vergangenheit gehemmt, ſucht er im Spiritismus, in der Hingebung an myſtiſch pantheiſtiſche Gedanken und Hoffnungen ſeine Rettung. Durch die Prophezeiung eines Mediums erfährt er, daſs Wana ſterbenskrank ſei. Er eilt zu ihr. Er kommt zu ſpät. Die Sterbende löst ſein Räthſel nicht. Dies und ſein zu Tode getroffenes Herz verwirren ihn vollends. Sein titanenhafter Muth zwingt ihn auf dem eingeſchlagenen Wege weiter. Die eine Welt iſt verloren, möge ihn die zweite retten oder vernichten. Im fürchterlichen, vergeblichen Ringen, die Herrſchaft über die Geiſterwelt zu erkämpfen, verfällt er dem Wahnſinn. — Dies iſt der geiſtige Kern des bedeutſamen Buches, das hoch aus dem Haufen der verlogenen, ſchwülſtigen oder flachen Belletriſtik der letzten Jahre ragt. Manche Kurzſichtige werden wahrſcheinlich die intereſſante Schilderung ſpiritiſtiſcher Séancen lobend hervorheben und dem Autor den Rath geben, künftighin mehr zu „können“, zu „geſtalten“ als zu denken. Hoffentlich wird ſich Willy Paſtor von den Snobs nicht beirren laſſen und auf ſeinem Wege fortſchreiten, der ihn zu Ruhm in weiter Bedeutung führen kann, ohne den „Künſtlern“ nachzugeben, die den Aufwärtsſtrebenden in ihre Sandwüſte ziehen wollen.

M. M.

Revue der Revuen.

Die „Socialiſtiſchen Monatshefte“ bringen in ihrem Juliheft einen intereſſanten Beitrag zum Thema „Die Socialdemokratie und die preußiſchen Landtagswahlen.“ Die Redaction ſandte nämlich eine Umfrage aus, beſtehend aus drei Punkten: 1. Halten Sie eine Betheiligung der ſocialdemokratiſchen Partei an den preußiſchen Landtagswahlen für angemeſſen? 2. Halten Sie das Aufſtellen von ſocialdemokratiſchen Wahlmännern, ſowie das von ſocialdemokratiſchen Candidaten für zweckmäßig, oder das Eintreten für die Wahlmänner bezw. Candidaten der im Kampf gegen die Reaction in Betracht kommenden bürgerlichen Parteien? Im letzteren Falle halten Sie ein bedingungsloſes Eintreten oder einen [illegible] Compromiſs für möglich und wünſchenswert? 3. Welche Folgen erwarten Sie von der Betheiligung der Socialdemokratie an den Landtagswahlen, [illegible] des Abgeordnetenhauſes und den Kampf gegen die Reaction, für das [illegible] Wahlſyſtem, für die Entwicklung der Parteien? [illegible] von Männern [illegible] Partei [illegible] Stimmungen [illegible] Redaction [illegible] hervor. [illegible] [illegible]

mindeſt dafür, daſs der Parteitag den preußiſchen Parteigenoſſen das Recht hiezu nicht abſpreche. Unbedingt bejahend antwortet Prof. Platter in Zürich: Für die Socialdemokratie wird es von größtem Nutzen ſein, wenn ſie endlich ihre unpraktiſche, dogmatiſch-doctrinäre Excluſivität und Borſtigkeit aufgibt, mit den wirklichen Verhältniſſen der geſammten Nation rechnet, über einzelne Tagesfragen nicht nach den abſtracten Lehrſätzen des communiſtiſchen Manifeſtes, ſondern ganz unbefangen nach den vorliegenden Verhältniſſen und Bedürfniſſen urtheilt u. ſ. w. Abſprechend urtheilt Belfort Bax. Vor allem fürchtet er, daſs irgend welches Compromiſs mit anderen Parteien die Folge haben dürfte, eine Verflachung des Parteilebens herbeizuführen. Abrathend läſst ſich endlich auch Maximilian Harden vernehmen: Betheiligt ſich Ihre Partei — officiell — an den preußiſchen Landtagswahlen, ſo opfert ſie das Grundprincip, das ſie von allen anderen Parteien trennt und, wie mir ſcheint, trennen ſoll; ſie betritt die Bahn der Compromiſſe, wird mehr und mehr zur kleinbürgerlichen Partei und tilgt im Bewuſstſein ihrer Anhänger das Gefühl, daſs ſie mit den übrigen Parteien nichts gemein, von ihnen nichts zu erwarten haben. Wenn ich Socialdemokrat wäre, würde ich für die Stärkung der ſogenannten freiſinnigen Partei nicht einen Finger rühren. Stärken Sie dieſe Herren, dann ſchwächen Sie die ohnehin nicht allzuſtarke revolutionäre Spannkraft Ihrer Partei. Ich glaube, für dieſe Entſcheidung können von Ihren Parteigenoſſen nur die ſtimmen, die mehr Demokraten im Achtundvierziger Sinne als marxiſtiſche Socialiſten ſind.

Die in Stuttgart erſcheinende Halbmonatsſchrift **„Die Wahrheit“** eröffnet ihr erſtes Auguſtheft mit einem Aufſatz „Beſuch auf einer Oderbruchdomäne“ von Paul Göhre. Der Verfaſſer entwirft das Bild der Arbeiterwohnungen und des Arbeiterlebens auf einem oſtpreußiſchen Rittergut. Er unterſcheidet hier die Colonie der Sachſengänger, die unter der Oberaufſicht eines Zwiſchenmeiſters, u. zw. für kärglichen Accordlohn, im Dienſte ſtehen, und die Hütten der Taglöhner. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, weſſen Elend das größere zu nennen iſt. Der Verfaſſer ſagt zum Schluſſe: Das erſte wäre, das arme Volk zum Bewuſstſein ſeines Elends zu erwecken. Aber wie ſoll das geſchehen? Durch Schriften? Ach, dieſe Armen haben nicht Zeit, ſie zu leſen. Ihre Arbeitswoche gehört ihrem Herrn. Der Sonntag aber iſt ihr privater Arbeitstag, da ſie für ihr eigenes Stückchen Pachtland ſorgen und ſchuften müſſen. Und wenn ſie wirklich zum Leſen kommen, ſo leſen ſie nach alter Gewohnheit und in gläubiger Ehrfurcht höchſtens das Kreisblatt und den lammfrommen Arbeiterfreund. Oder ſoll man ſie durch Agitatoren wecken? Aber man würde dieſe mit Hunden und Peitſchen von den Höfen jagen. Das alles geht nicht an. Es gibt nur eine Erlöſung für dies arme Volk: das iſt die wirtſchaftliche und politiſche Vernichtung ihrer „Herren“, dieſes brutalen oſtelbiſchen Herrſchervolkes, das ſolche Zuſtände verſchuldet und duldet.

In der **„Revue blanche“** vom 15. Juli iſt nebſt den beiden erſten Acten von Guſtave Guiches' neuem Stück „Snob“, ein Brief von Barbey d'Aurevilly hervorzuheben, den dieſer im Jahre 1880 nach einer Première an die Tragödin Roſéma Rouſſeil richtete. In dieſer Kritik, die ein wahrer Panegyricus iſt, ſagt er u. a.: „Das Adelige — das iſt der ausgeſprochene Charakter Ihres Spieles in jener ‚Hochzeit des Attila‘. Es iſt Ihnen eigen, wie es der Rachel eigen war, um daſs Sie damit die Geſtalt der Tragödin verbinden, die jener Statuette abging. Sie, Fräulein, ſind die Statue, und jener Adel, von dem die heutige verrohte Welt nichts mehr verſteht, jener Adel, der es hätte entzücken ſollen, ließ das Publicum von geſtern abends unbewegt, ſtumm, kalt und ſtumpfſinnig. Ich war einen Augenblick lang ſo thöricht, mich über dieſe Kälte zu wundern; aber auch die Rachel würde heute nicht mehr den gleichen Ruhm erringen; ihre Geſten würden verloren gehen, wie geſtern die Ihrigen verloren giengen — außer für mich, der ſo verfolgte, wie zauberhaft ſie einander rhythmiſch und unveränderlich ablösten.“ — Weiterhin Auszüge aus den Memoiren Pierre Choudieus, eines Mitgliedes des franzöſiſchen Nationalconventes von 1792—95. Sie behandeln die letzten Wochen vor dem Tode Ludwigs XVI., und ihr Verfaſſer erzählt darin u. a. von den Anſtrengungen, welche von den Royaliſten zur Rettung des Königs unternommen wurden. Zahlreiche Mitglieder des Conventes wurden durch hohe Beſtechungen dafür gewonnen, gegen das Todesurtheil zu ſtimmen; bei anderen — ein [illegible] [illegible] — verſuchte man weibliche Einflüſſe. Nicht nur die Courtiſanen, auch Damen der großen Welt erprobten ihre Zauberkünſte. An Choudieu ſelbſt wurde eine ſolche Intrigue verſucht. Am 16. Jänner 1793 — dem Tage, an dem über das Leben des Königs endgiltig entſchieden werden ſollte — hatte ihm eine Dame, [illegible] [illegible] ihn [illegible] zu laden gewuſst und verſuchte, ihn [illegible] zu [illegible] zu machen und ihn über die Zeit der Sitzung feſtzuhalten. Erſt auf ſeine kategoriſche Erklärung, [illegible] [illegible] [illegible] befindlichen [illegible] [illegible] [illegible] zu [illegible]. [illegible] ſich die Dame, ihn [illegible]. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] hat [illegible] auch ſchon dramatiſche [illegible] gefunden in [illegible] Barincands „Pour le Roi“, welches [illegible] [illegible] zur [illegible] [illegible] kam.

[illegible] **„Monist“** [illegible]

[illegible]

aber, um den Maſſen begreiflich zu werden, allegoriſche Geſtalt annehmen und ſogar eine ſehr mannigfaltige Mythologie, deren Formen und Symbole in den verſchiedenen Ländern (in Thibet, in Hindoſtan und in Japan) verſchieden ſind, entſtand daraus. Gemeinſam aber iſt ihnen allen „das Rad des Lebens“, welches in zwölf Bildern die Verkettung der Urſachen darſtellt. Es zeigt im Mittelpunkt die Symbole der Unzucht, der Unwiſſenheit und des Haſſes — das Schwein, den Hahn und die Schlange — welche die drei Haupthinderniſſe, um zur Seligkeit zu gelangen, verkörpern. Gemeinſam iſt auch allen buddhiſtiſchen Secten der Glaube an ein gutes und ein böſes Princip: Gott und Teufel, Mara und Buddha. Mara verſucht und bekämpft den Buddha, wo er kann, aber immer wieder geht dieſer als Sieger hervor, verſtößt Mara von dem Thron der Welt, zerſtreut ſein Heer. Die Erde zeugt für Buddha, Maras Elephant kniet vor ihm nieder, und die Götter, an ihrer Spitze Brahma, die vor Mara fliehen muſsten, kehren zurück und rufen freudig: „Mara iſt geſchlagen, der Prinz Siddhattha hat geſiegt. Laſst uns ſeinen Triumph feiern!“ Zahlreiche dem Artikel beigegebene Illuſtrationen zeigen, in welcher Weiſe die indiſche und japaniſche Kunſt ihre religiöſen Legenden und Symbole dargeſtellt hat.

Im Juliheft der **„New Review“** finden wir einen Aufſatz der Miſs Edith Sellers, in welchem die Anregung zur Gründung von engliſchen Armen-Aſylen gegeben wird. Die Behörden ſollten die Sache in die Hand nehmen und zu dieſem Zwecke unter den vorhandenen Bewohnern der Gemeinde-Armenhäuſer vornächſt vierzig würdige alte Leute beiderlei Geſchlechts auswählen, die ſich durch Fleiß und Sauberkeit ausgezeichnet haben und zumindeſt 7 Jahre in demſelben Diſtrict wohnen. Die Verfaſſerin entwirft den Plan der zu errichtenden Verſorgungshäuſer. Außer dem gemeinſamen Speiſe- und Sitzzimmer würden ſie eine Zahl zweizimmeriger Häuschen enthalten, die mit kleinen Gärten verbunden und von je einem Ehepaar oder zwei Einzelſtehenden gleichen Geſchlechts zu bewohnen ſind. Auch die Tageseintheilung und der Speiſezettel der Penſionäre werden von der Verfaſſerin erwähnt. Großen Wert legt ſie darauf, daſs nichts in der Kleidung und im Leben derſelben daran erinnert, daſs ſie Penſionäre ſind. Möglichſt wenig Verhaltungsmaßregeln; möglichſt viel Freiheit im Spazierengehen, Empfangen von Freunden, Beſuch von Kirchen u. ſ. w. Strenge Verbote hätten nur bezüglich geiſtiger Getränke zu beſtehen. In Ausſchreitungsfällen müſste die betreffende Perſon in das Armenhaus zurückkehren. Miſs Seller entwirft ihren Plan nach Studien, die ſie in ähnlichen Anſtalten Frankreichs, Dänemarks und Oeſterreichs gemacht hat. Nach ihren Angaben betragen in den öſterreichiſchen Verſorgungshäuſern die Koſten pro Kopf und Tag 11 d., in Dänemark 1 sh., in Frankreich 1 sh., 4 d. Für die von ihr vorgeſchlagenen engliſchen Inſtitute ſchätzt die Verfaſſerin den Höchſtbetrag der Koſten — bei praktiſcher und ſparſamer Leitung — auf 1 sh., 4 d. per Tag und Kopf an.

In **„Mac Clures Magazine“** (Juni) berichtet Profeſſor S. P. Langley eingehend über das „Aerodrom“, eine von ihm erfundene Flugmaſchine, die ihre Flugkraft ſchon mehrmals ſiegreich erprobt hat. Bekanntlich theilen ſich die aëronautiſchen Forſcher in zwei Schulen: „Leichter als die Luft“ iſt das Princip der Anhänger des Luftballons, „ſchwerer als die Luft“ das der anderen, welche das Problem mittelſt Flugmaſchinen, Aeroplanen u. ſ. w. zu löſen gedenken. Prof. Langley ſchließt ſich den letzteren an: ſeine Experimente, die ſchon mehr als zehn Jahre dauern, gründeten ſich auf die Erfahrung, daſs das Gewicht eines Gegenſtandes im Verhältnis zur Schnelligkeit ſeiner Fortbewegung abnimmt, und daſs z. B. Vögel, welche mit ausgebreiteten Flügeln wagrecht dahinſchweben, faſt keiner Anſtrengung bedürfen, um ſich in der Luft zu erhalten. Es galt alſo eine Maſchine zu erfinden, die ſich in horizontale Stellung bringen und mittelſt eines Motors in raſche Bewegung verſetzen ließ. Verſuche ergaben, daſs eine zweihundert Pfund ſchwere Platte, mit Eilzugsgeſchwindigkeit horizontal dahingetragen, in der Luft erhalten blieb, nach demſelben Geſetz, wonach flach geſchleuderte platte Steine ſich auf der Oberfläche des Waſſers erhalten, und erſt beim Schwinden der ihnen mitgetheilten Schnelligkeit unterſinken. Vor allem hieß es einen leichten Motor finden, eine Maſchine, die ſammt dem Dampfkeſſel pro Pferdekraft nicht mehr als 20 Pfund — womöglich aber nur zehn Pfund — wog. Nach verſchiedenen Verſuchen mit comprimierter Luft, Gas und Elektricität kam man auf den Dampf, als das Vortheilhafteſte, zurück. 1896 war endlich das „Aerodrom“ conſtruiert, es beſteht aus einer 16 Fuß langen Stahlſtange, an der zwei Paar Flügel von zwölf Fuß Spannweite befeſtigt ſind. An derſelben Stange iſt auch die eigentliche Maſchine, die den Keſſel, den Mechanismus und die Schaufelräder des Propellers enthält; [illegible] [illegible], die aus einem Stahlgerippe aus Leinwand hergeſtellt ſind, und einen Durchmeſſer von 3—4 Fuß haben, in der Mitte der Stange, nicht am Ende, wie bei den Dampfſchiffen, angebracht. An der Spitze befindet ſich ein Luftkegel, der den Apparat, falls er ins Waſſer fällt, am Untergehen verhindern ſoll; am anderen Ende befindet ſich das Steuer, das ganz [illegible] [illegible] conſtruiert iſt, da es ſowohl horizontal als vertical [illegible] [illegible]. Der Keſſel, der genügenden Dampf für 1—$1\frac{1}{2}$ Pferdekraft [illegible] [illegible] [illegible], der Mechanismus, der die Räder des Propellers mit einer Geſchwindigkeit von 800—1200 Umdrehungen in der Minute [illegible] [illegible], etwas über zwei Pfund. Um den Apparat den [illegible] [illegible] zu geben, wurde auf einem großen flachen Schiff, das man [illegible] [illegible] von Waſhington auf dem Fluſſe Potomac ins Waſſer [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], an der ſich ein Schleuder [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Verſuchen, wobei das [illegible] [illegible] [illegible], gelang es am 6. Mai 1896 endlich. [illegible] [illegible] zwei Minuten ruhig dahin [illegible] [illegible], dann ſenkte es ſich ſanft herab. [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], und aufs neue [illegible] [illegible] benahm. Obwohl [illegible] [illegible] [illegible], die jetzt immer nur [illegible] [illegible] das Problem der Luft [illegible] [illegible] gefunden, auf der ſich ſicher

Digitized by Google

Post Festum.

Von Amalie Skram.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Däniſchen.

Drinnen im Speiſezimmer gieng die Thür, Frau Siri hielt in ihrem raſtloſen Marſch kreuz und quer durch die Wohnſtube inne, ſetzte ſich haſtig an den Nähtiſch und griff nach ihrer Arbeit.

„Bitt' ſchön, kann ich heut Abend ein biſschen fortgehen, gnädige Frau?" Ein langes, mageres Dienſtmädchen mit einer großen weißen Schürze und einem dunklen, herzensguten Geſicht, das eine Haube mit einem Streif einrahmte, zeigte ſich auf der Thürſchwelle.

„Ja, Marthe. Gehen Sie nur."

„Ich dank' ſchön."

„Gewiſs können Sie gehen," fuhr Frau Siri nach einer kleinen Pauſe fort. „Geben Sie nur erſt den Thee herein."

Aber Marthe blieb mit der Hand auf der Thürklinke ſtehen. Frau Siri kam es ſo lange vor.

„Will die gnädige Frau nicht auch ein biſschen ausgehen?" kam es dann überredend von Marthe. „Die gnädige Frau iſt ſo mager und eingefallen in den Wangen."

„Ach nein, Marthe, ich habe keine Luſt."

„Ja, das ſagt die gnädige Frau jeden Tag. Nun iſt die gnädige Frau ſchon weiß Gott wie lange nicht vor der Thüre geweſen."

„Morgen werd' ich ſchon, Marthe."

„Und wo doch die gnädige Frau ſo gewöhnt iſt, immer viel draußen zu ſein und Bewegung zu machen. Weil der Herr ein biſschen weggereiſt iſt, muſs ſich die gnädige Frau doch nicht ſo einſperren. Zu Conſul Brand hin, oder zu Amtmanns?"

„Ja, vielleicht."

„Die gnädige Frau darf's mir nicht übel nehmen," ſagte Marthe dann, „aber ganz umgewandelt iſt die gnädige Frau."

„Ich bin auch in letzter Zeit nicht ſo recht wohl geweſen."

Warum gieng die Perſon doch nicht, dachte Frau Siri, während ſie ſich innerlich wand und emſig nähte. Sie würde doch nicht noch mehr auf dem Herzen haben.

„Ich muſs der gnädigen Frau ſagen —" begann Marthe gleich darauf —

„Ach Gott, was kommt jetzt —" ächzte Frau Siri.

„Meine Schweſter hat ein Kind gekriegt. Sie liegt in der Wöchnerinnenſtiftung."

Gott ſei Dank, wenigſtens nichts mit mir, dachte Frau Siri und ſeufzte erleichtert.

„Die im Winter geheiratet hat?" fragte Frau Siri freundlich.

„Nein, o nein! Die, die gnädige Frau geſehen hat, die bei den Brandtiſchen im Dienſte war. Darum iſt es eben ſo zuwider. Sie war doch ſo eine reſpectierliche Perſon. Aber man wird ihn ſchon zwingen zum Heiraten."

„Thuen Sie dabei nicht mit, Marthe. Man ſoll Leute nie zuſammenzwingen."

„Ja, aber das Kind? Und wer ſchaut nachher meine Schweſter an? Das muſs die gnädige Frau bedenken."

„Kann das ſo arg ſein," ſagte Frau Siri geiſtesabweſend, nahm ſich aber raſch zuſammen und fügte hinzu: „Kann er denn heiraten, und will er?"

„Er kann nicht und er will nicht, aber er muſs. So ein Strick mit neunzehn Jahren, woher ſoll der heiraten können? S'iſt der, der mit auf dem jungen Herrn Brandt ſeinem Kutter iſt."

„Morten!"

„Ja, Morten."

„Der ſchöne, junge Burſch."

„Ja, pſt," ſagte Marthe und zog den Mund ſchief. „Was hilft das?"

„Aber wie ſind ſie zuſammen gekommen? Sie muſs doch viel älter ſein als er. Wenn es die Schweſter iſt, die ich meine?"

„Ich hab nur die. Das heißt, die anderen ſind todt oder verheiratet! was auf eins herauskommt. — Ja, ſie iſt letzthin 33 geworden."

„Ja, aber, Marthe," rief Frau Siri aus und drehte ſich ganz auf dem Stuhle herum. „Wie können Sie da wollen, daſs die zwei ſich heiraten! Er könnte ja ihr Sohn ſein."

„Ja," ſagte Marthe und ſah verdrießlich vor ſich hin. „Aber warum konnt' er ſie denn nicht in Frieden laſſen?"

Oder ſie ihn, dachte Frau Siri, aber ſagte nichts.

„Wir werden ſchon ſehen, das Kind in ein Kinderheim oder ſo etwas Aehnliches zu bringen," fuhr Frau Siri fort, da Marthe noch immer ſtehen blieb. „Aber gehen Sie jetzt und ſehen Sie nach Ihrer Schweſter."

„Ja," ſagte Marthe. „Jetzt geh' ich. Und danke ſchön, gnädige Frau. Die gnädige Frau iſt ſo lieb. Die gnädige Frau iſt auch die einzige, der ich ſo etwas ſagen konnte."

„Ja, nun kennen wir uns ja neun Jahre," ſagte Frau Siri, als eine halbe Minute vergangen war und Marthe noch daſtand.

„Neun und ein halbes," berichtigte Marthe. „Die gnädige Frau hatte am 6. December Hochzeit, und heut iſt der 8. Juni. Aber, was ich ſagen wollte — hat die gnädige Frau vom Herrn gehört?"

„Ja. Ich hatte heute Brief."

„Schreibt der Herr, wann er kommt?"

„Nein, er weiß ſelbſt noch nicht recht."

„Ja, ja. Na, jetzt geh ich. Küſs' die Hand, gnädige Frau."

„Adieu."

Als Marthe die Thüre geſchloſſen hatte, ſtand Frau Siri haſtig auf. Sie legte die verſchränkten Hände auf den Nacken, hob die hohe, runde Bruſt und athmete tief auf. Dann fieng ſie an, wie früher in dem dicht und reich möblierten Wohnzimmer auf- und abzuwandern.

Da hat ſie ſitzen müſſen und Marthe anlügen. Sagen, daſs ſie Brief von ihrem Mann hatte, wenn es nicht wahr war! — — Nein, aber was dachte Henrik doch eigentlich! Nun war er 18 Tage fort geweſen und hatte nur eine einzige Poſtkarte geſchickt, mit der Mittheilung, daſs er mit dem Kutter in Laurvig angelegt hatte und zuſammen mit ſeinen Freunden die Fjelds durchſtreifte.

Welches Unrecht das von ihm war! Wo er ſie doch kannte und wuſste, welch entſetzliche Wahnvorſtellungen ſie hatte, wenn ſie nicht täglich und täglich von ihren Lieben hörte. Und jetzt, wo die beiden Jungen auf dem Lande waren und ſie hier ſo ganz allein umhergieng. Den Jungen hatte er geſchrieben. Das hatten ſie ihr in den paar Zettelchen erzählt, die ſie ihr ſchickten.

Aber ſie ließ er ganz ohne Nachricht. — Allerdings hatte ſie ihm eine miſsvergnügte Antwort auf ſeine Poſtkarte gegeben. Aber dazu war auch Grund genug geweſen. Wie auffahrend heftig er ihr geantwortet hatte, als ſie ihn gebeten hatte, mit ihm ſein zu dürfen. Und wie er am Morgen davongeſtürzt war, ohne ihr Lebewohl zu ſagen.

War das wohl um ihret-, der anderen willen? Ach, pah, nein! Dieſe alberne Verliebtheit war natürlich vorbei. Henrik konnte keinen ſo ſchlechten Geſchmack haben. Außerdem wuſste Frau Siri, daſs ſie, die andere, dieſe Nora Bergſtröm, mit dem jungen, geſunden, plumpen Geſicht und dem ſchlenkernden Gang hier zu Hauſe in Chriſtiania war und jeden Tag, den Gott werden ließ, auf der Karl-Johann-promenade herumſtankierte.

Nora Bergſtröm. So ein plebejiſcher Name! Und wie genau er dem Eindruck entſprach, den dieſe Donna Bergſtröm machte. — —

Ach Gott, wie unerträglich es war, ſo zu gehen und auf Brief zu warten, Tag um Tag. Nichts konnte ſie arbeiten. Nichts denken, außer das eine: wann kam ein Brief? Sie gieng nicht fort, ſchloſs ſich ein. Wollte gar niemanden empfangen. Denn ach, wenn der Brief nun kam, indes ſie aus war, oder während jemand bei ihr ſaß!

Ein einzigesmal im Verlaufe von vierzehn Tagen war ſie unten auf der Straße geweſen, um auf den Friedhof zu gehen und das Grab ihrer Schwiegermutter zu beſuchen. Da hatte ſie den Poſtboten erblickt, der in ihre Gaſſe bog und hinein in alle Häuſer gieng. Athemlos, mit klopfendem Herzen war ſie nach Hauſe geeilt. Hatte im Entree geſtanden, mit angehaltenem Athem dem bekannten Schritt des Poſtboten lauſchend. Es kam jemand die Treppe herauf. Erſt ſchien es ihr nicht, daſs es der Poſtbote ſei, aber ſo nach und nach gewann ſie die Ueberzeugung, daſs er es war; dieſer ſchöne, ernſthafte Mann, mit den goldenen Knöpfen an der blanken, ſchwarzen Uniform und dem zierlich geburſteten Bart. Sie hatte die Entreethüre geöffnet, um den Brief in Empfang zu nehmen, und da war es eine Frau, die Blumen feilbot. — Ja, das war ein ſchrecklicher Zuſtand. — —

Es war doch merkwürdig, wie elend man wurde, wenn alle von einem fort ſind. Oder nur der, der ſtatt aller iſt. Und wenn man nichts, nichts hörte. In den Nächten lag ſie wach und grübelte und grübelte, und es überfiel ſie eine unerklärliche, furchtbare Angſt. Nicht für Henrik, der fort war und ſtumm; nicht für die Knaben, die auf dem Lande waren und es gut hatten. Aber vor etwas anderem. Vor etwas, das ſie ſelbſt war und doch nicht ſie ſelbſt. Etwas, das die Macht von ihr nehmen und ſie durch grenzenloſes Leiden vernichten wollte. Wie ſollte ſie die Kraft haben, dieſes Unwiderſtehliche, Gräſsliche, Schmerzvolle zu bekämpfen, wenn niemand und nichts ihr half? — — Wenn ſie nun hier im Sterben lag. Sie wuſste keine Menſchenmöglichkeit, Henrik zu ſich zu rufen. Würde alſo verſchwinden, ohne ihm das letzte Lebewohl geſagt zu haben.

Plötzlich kamen die Thränen hervorgeſtürzt. Sie ſank in ſich zuſammen und ſchluchzte. Aber nur einen Augenblick. Dann richtete ſie ſich auf, ſtampfte mit dem Fuße und ſagte laut: Ich haſſe dich, Henrik. Nie werd' ich dir dies vergeben. — —

— — — Aber wenn er nun todt war — bei einem Unglücksfall oben in den Fjelds ums Leben gekommen. So etwas geſchah ja.

— Nein, Unſinn! Davon hätte etwas verlautet. Wenn er verunglückt war, ſo war es ja rein undenkbar, daſs ſeine drei Freunde es auch ſein ſollten. Alſo würde ſie in dieſem Falle benachrichtigt worden ſein.

— Nein, er hatte es wohl ganz famos dort, wo er war. Lebte in dulci jubilo, traf überall Bekannte und zog über die Fjelds bis nach Bergen. Das wäre gerade eine Stadt für ihn! Da wären die Damen ſo freundlich und entgegenkommend, und er — dieſer naive, empfängliche Menſch, der ſich von allen und jedem bezaubern ließ!

Digitized by Google

— Ja, aber, warum konnte ſie ihn ſich dann nicht bethören laſſen, ſo viel er wollte? Was kümmerte das ſie? Er war ja immer ein ſo wunderlich weicher Menſch geweſen.

Nein, nein. Keine Bitterkeit gegen ihn fühlen. Nicht das kleinſte Flöckchen jener Liebe zerſtieben laſſen, die ſie zu ihm fühlte. O, zu denken, welch eine Wüſte ihr Leben ſonſt werden würde. Selbſt wenn er ſich ihrer nicht mehr freute — das k o n n t e ja nicht ſein, wenn er nie ſchrieb — ſo w o l l t e und m u ſ s t e ſie ihre Liebe zu ihm bewahren. Sie trocknete ſich die Augen und ſetzte ſich tief in einen Lehnſtuhl zurück. — — — Aber es war doch zu aufreizend. Niemand anderem würde er ſich erlaubt haben, ſo zu behandeln, keinen Menſchen, zu dem er in irgend einem Verhältnis ſtand. Niemand anderen als ſie. — —

Was war dies doch? —

— Ach ja, ſie hatte es ja ſchon lange geſehen, daſs er gegen alle anderen liebenswürdiger war, als gegen ſie. Niemand ſonſt konnte ſo irritierend auf ihn wirken. Selbſt wenn ſie ſich die größte Mühe gab, ihn nicht zu verletzen, ja geradezu ihn zu erobern — — man denke, ihn zu erobern — — wie demüthigend! Von ſich abſchütteln ſollte ſie ihn, ihn aus ihrem Herzen fegen, ihn ſeiner Wege ziehen laſſen — — —

II.

Es klingelte an der Entréethüre, und Frau Siri ſtürzte hinaus. Ein Brief! Endlich! Endlich! Gott ſei Dank!

Aber als ſie die Entréethüre öffnete, ſtand der junge Herr Brandt da draußen, ſich verbeugend und lächelnd, den Hut in der Hand.

„Sind Sie es!"

„Sie ſehen ſo enttäuſcht aus."

„Ich dachte, es wäre ein Brief."

„Aber ich kann ja nichts dafür, daſs nur ich es bin. Fordern Sie mich nicht auf, hereinzukommen?"

Siri betrachtete ſeine hohe, magere Geſtalt in dem elegant-nachläſſigen Anzug, das junge, ſonngebräunte Geſicht, die hellen, kleinen, ſchillernden Augen und den flotten Schnurrbart. Sie hatte Luſt, nein zu ſagen, brachte es aber nicht heraus.

„Natürlich, bitte ſehr!" Siri machte ihm Platz, wie ſie ſo mitten in der Entréethüre ſtand und gieng ihm voraus in das Wohnzimmer, wo ſie ſich an den Nähtiſch ſetzte, während Brandt ſich in einen niederen Lehnſtuhl ein Stück weiter weg gleiten ließ.

„Was hat das zu bedeuten, daſs Sie ſich wie eine Witwe betragen?" fragte Brandt.

Frau Siri ſaß mit gekreuzten Armen da, den Nacken halb Brandt zugewendet. Sie blickte durch das Fenſter hinaus auf die abgeblühten Goldregenbüſche im gegenüberliegenden Garten.

„Ich mag auf ſo etwas nicht antworten. Reden Sie von etwas anderem."

Frau Siri ſagte es mit einem unwilligen, kleinen Ruck.

„Sie ſind alſo auch heute Abend nicht bei Laune?"

„Auch?"

„Ja, denn ſeit über vierzehn Tagen hat ja niemand Ihrer habhaft werden können."

„Man kann wohl ſeine Zeiten haben, wo man am liebſten zu Hauſe iſt."

Es entſtand eine Pauſe.

„Dann iſt es wohl das beſte, wenn ich wieder gehe," ſagte der junge Brandt. „Sie wenden mir ja beinahe den Rücken."

Siri antwortete nicht.

„Im übrigen iſt es ſchön, daſs Sie ſo ſitzen," fuhr Brandt einen Augenblick ſpäter fort. „Die Rundung des Kopfes mit dieſer Wolle feinen, lockigen Haares, der ſchwere Flechtenknoten und die Nackenlinie — das iſt ein prächtiger Kontraſt."

„Ja, das weiß ich! Erzählen Sie mir etwas, das ich nicht weiß." Es kam unfreundlich von Siri, und zu gleicher Zeit ſeufzte ſie.

Plötzlich wandte ſie ſich gegen Brandt um, und es glitt wie ein Lebensſtrahl durch ihren Körper.

„Wie kann jemand glauben, daſs der Nacken eines Menſchen etwas [illegible]

[illegible]

Abermals entſtand eine Pauſe. Brandt blickte unverwandt Siri an, die mit einer halb grübelnden, halb verdrießlichen Miene daſaß.

Dann ſagte Brandt: „Sie baten mich, Ihnen etwas zu erzählen, das Sie nicht wiſſen. Was ſollte das nun ſein? Daſs ich in Sie verliebt bin, wiſſen Sie".

„Ja, das habe ich ſchon lange gewuſst".

„Sie ſagen das ſo höhniſch. Es liegt doch kein Grund vor, mich deswegen zu verſpotten". Brandt rückte ſich ein wenig im Seſſel zurecht.

„Nein, durchaus nicht, warum ſollten Sie nicht ebenſo gut in mich verliebt ſein, wie in jede andere?"

„Ich poſiere nicht", fuhr Brandt in trockenem Tone fort. „Ich falle Ihnen nicht zu Füßen und ſage, daſs ich vor Liebe zu Ihnen ſterbe".

„Ja, warum haben Sie das nie gethan?" Siri drehte ſich mit einem plötzlichen Ruck auf dem Stuhle herum.

„Ich glaube nicht, daſs es Ihnen Eindruck machen würde. Und dann außerdem — habe ich Angſt vor den Conſequenzen".

„Welchen Conſequenzen?"

„Sie könnten ja auf die Idee kommen, mich beim Worte zu nehmen".

„Ich verſtehe nicht, was Sie meinen. Reden Sie deutlich, Menſch".

„Sie könnten eines ſchönen Tages ſagen: Hier haben Sie mich".

„Nun, und?"

Es vergiengen einige Secunden, bevor Brandt antwortete. Dann kam es angeſtrengt: „Sie lieben ja Ihren Mann, das haben Sie mir oft genug erzählt".

„Umſoweniger Grund iſt vorhanden, die Conſequenzen zu fürchten." Siris große, graublaue Augen bekamen einen todten Ausdruck.

„Ja, aber, Sie könnten es im Zorn thun. Mich beim Wort nehmen, meine ich. — Und dann, überdies, iſt es nicht wahr. Sie lieben ihren Mann n i c h t!" Brandt ſagte es ſcharf und ſchleppend.

„Nu—ein", ſagte Siri, „Sie ſind bald z u geſcheit!"

„Nein, denn ſonſt würde auch er Sie lieben", kam es trocken und ruhig von Brandt.

„Thut er das denn nicht?"

„Nein, denn ſonſt könnte dieſe Nora Bergſtröm nicht die Taſchen voll Briefe von ihm herumtragen."

Siri wurde blaſs.

„Die Taſchen voll Briefe — ja, was weiter? Wiſſen Sie vielleicht, was drinſteht, in dieſen Briefen?"

„Daraus macht ſie kein Geheimnis. Im Gegentheil."

„Eine feine Dame, dieſe Bergſtröm." Siri erhob ſich, indem ſie den Kopf zurückwarf.

„Na ja, meinetwegen!" ſie gieng im Zimmer auf und ab und ſtrich dicht an Brandt vorbei, der ihr mit den Augen folgte.

„Warum erzählen Sie mir das eigentlich?" fragte ſie nach einer Weile und blieb vor Brandt ſtehen.

„Weil ich finde, daſs Sie zu gut ſind, um ſich zum beſten halten zu laſſen. Und weil Sie nach meiner Anſicht Ihren Mann zwingen ſollten, zwiſchen Ihnen und ihr zu wählen".

„Gewandt", ſagte ſie und gieng wieder. „Kann ein Mann nicht an eine Dame ſchreiben, ohne daſs — — laſſen Sie mich nur in Frieden".

„Das will heißen, ich ſoll gehen?"

„Ja, was ſollten Sie ſonſt thun?"

Es trat eine ziemlich lange Pauſe ein. Siri fuhr fort, auf- und abzugehen. Es war etwas Verlegtes, Grübelndes in ihren Augen.

Plötzlich ſagte Brandt: „Wenn daraus eine Scheidung wird, wollen Sie dann mich heiraten?"

Siri fuhr beim Klang ſeiner Stimme zuſammen, als hätte ſie ſeine Gegenwart vergeſſen.

„Heiraten? Sie? Ja, warum nicht. Aber Sie ſagten ja, Sie hätten Angſt vor den Conſequenzen".

„Nicht, wenn Sie geſchieden ſind", antwortete Brandt mit tiefer Stimme. „Andere Zeiten, andere Sorgen". Siri machte eine leichte Handbewegung. „Es wird ſo dunkel. Es iſt gewiſs ſchon ſpät".

„Ja, ja, gute Nacht alſo". Brandt erhob ſich und gab ihr die Hand. „Wollen Sie morgen nicht mit dem [illegible] mit? Was hat es für einen Sinn, hier zu ſitzen und ſich einzumauern? — Nun haben Sie nun lang genug Witwe geſpielt".

„Nein, ich will nicht", antwortete Siri kurz.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. Wien, den 21. Auguſt 1897. Nummer 151.

Der Aufſtand in Indien.

Von Mirza Zeaeddin Akmal (Lahore, Indien).

Wie dem Licht des Tages das Dunkel der Nacht folgt, ſo erfüllen Krieg und Frieden abwechſelnd die Bedürfniſſe der Menſchheit. Der Indier, der ſo lange vor dem Gedanken des Blutvergießens und der Schlächterei zurückſchauderte, iſt nun durch die Umſtände, die ihn weniger begünſtigen als ſeinen Gegner, dazu gezwungen, ſeine Wehrhaftigkeit auf dem Schlachtfelde zu zeigen. Friedfertigkeit und Selbſtverleugnung waren ſtets ſeine Maxime. Zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, als die Afghanen ſein Gebiet überfielen, ließ er ſie an ſeinen großen Schätzen an Diamanten und Perlen theilnehmen, und dieſe Milde machte ihn bald zum Unterthan einer fremden Nation. Nach einer kurzen Periode nationaler und religiöſer Feindſchaft verſchmolzen Sieger und Beſiegte in eins, und beide nahmen zu an Civiliſation, durch die Einführung der mahomedaniſchen Wiſſenſchaft und die Wiederbelebung der alten indiſchen Gelehrſamkeit.

Wie es allen Völkern ergeht, ſo wurde auch den Indiern, nach einigen Jahrhunderten des Friedens und der Ruhe, der Weg zum Fortſchritt durch innere Unruhen und Bürgerkriege verſperrt. Zu jener Zeit geſchah es, daſs die Europäer in Indien auftraten, und wie die Fatamorgana in der Wüſte, ſo zog ihre große Gerechtigkeit und Menſchlichkeit dies friedensdurſtige Volk an. So gewannen ſie feſten Fuß, und Indien war abermals auf Gnade und Ungnade in den Händen eines fremden Volkes.

Wer über den Aufſtand von 1857 geleſen hat, weiß, daſs es ein Verſuch der indiſchen Mahomedaner war, die Macht der Engländer zu ſtürzen, und hätte der türkiſche Sultan damals nicht ſeinen Einfluſs in Indien geltend gemacht, ſo wären die Engländer ihrer wertvollſten Beſitzungen verluſtig geworden.

Ich möchte die Leſer nicht durch viele Einzelheiten ermüden. Aber um den Grad der gegenwärtigen Erregung in Indien zu begreifen, iſt es nothwendig, einen flüchtigen Blick auf einige frühere Ereigniſſe zu werfen. In Europa wurde behauptet, der Aufſtand von 1857 ſei durch den religiöſen Fanatismus der indiſchen Soldaten hervorgerufen worden, die auf den Verdacht hin, daſs Schweinefett zur Bereitung der Patronen verwendet werde, rebellierten; der gegenwärtige Aufſtand wird der Strenge der Vorſchriften bezüglich der Peſt zugeſchrieben; aber dieſe beiden Erklärungen ſind lediglich Erfindungen der engliſchen Preſſe. Welcher urtheilsfähige Menſch wird glauben, daſs ein Volk von ſprichwörtlicher Langmuth und Friedensliebe um ſo lächerlicher Urſachen willen einen Krieg anfangen würde?

Als die Afghanen oder die Mongolen Indien eroberten, nahmen ſie die Gebräuche, die Sitten und die Tracht der Indier an und vermengten ſich mit ihnen. Vor einem mongoliſchen Herrſcher waren alle Unterthanen gleich; beſaß ein Indier die nöthigen Kenntniſſe, ſo konnte er die höchſten Aemter erlangen, und ſie wurden einem Mongolen entzogen, wenn er nicht die entſprechende Qualification beſaß. Unter der engliſchen Regierung kann ein Indier von der höchſten Befähigung, mit dem Diplom eines „Magiſter Artium" oder eines „Baccalaureus Artium", keinen angeſehenen Poſten erlangen. Er hat keinen Zutritt zu den höchſten Civil- und Militär-Unterrichtsanſtalten. Er kann zwar in den engliſchen Staatsdienſt eintreten, aber obwohl die Indier nicht ſelten am höchſten im Rang ſtehen, können ſie doch keine gute Beſoldung erreichen. Wenn ein Engländer und ein Indier denſelben Poſten bekleiden, ſo erhält der Indier nur die halbe Beſoldung. Kein Engländer in Indien unterſteht einer indiſchen Behörde. Begeht ein Engländer in Indien ein Verbrechen, ſo können die indiſchen Polizisten ihn nicht gefangen nehmen; ſie müſſen den höheren Beamten — Engländern — die Anzeige machen. Die engliſche Induſtrie hat Millionen unſerer geſchickteſten Arbeiter brotlos gemacht, und das engliſche Capital hat die äußerſt wertvolle indiſche Landwirtſchaft monopoliſiert; und außerdem gibt es hundert Wege, auf denen Indien, wie alle Indier wehklagen, der letzte Blutstropfen ausgezogen wird. Die Indier verlieren jeden Antrieb, mechaniſche oder ſonſtige Erfindungen zu machen, weil ſie dieſelben nicht patentieren können. Das neue Telegraphenſyſtem hat ein Indier erfunden; er kam nach England, hielt einen Vortrag, zeigte die Anwendung, aber niemand kümmerte ſich darum. Nach einiger Zeit machte ein Italiener genau dieſelbe Erfindung und gewann Weltruf damit.

Wer in Indien reiſt, kann beobachten, daſs Millionen von Indiern, welche civiliſierter und unterrichteter ſind als die Engländer, mit Haſs und Verachtung behandelt werden. Weder Erziehung, noch Bildung, noch Schönheit — nichts vermag den Indier dem Engländer gleichzuſtellen. Von der Königin angefangen bis zum letzten elenden Strolch nennen ſich alle, die in England geboren ſind: „die Beherrſcher von Indien". Vor nicht langer Zeit ließ ſich ein Rajah einige Sitze in einem indiſchen Theater reſervieren; aber vor ſeinem Eintreffen nahm ſie ein Engländer in Anſpruch, und der Rajah wurde aufgefordert, andere Plätze zu wählen. Von einer Regierung, die gegenüber fürſtlichen Perſonen unſeres Landes derartige Ungerechtigkeiten begeht, kann man wohl kaum ein mildes Vorgehen der ſonſtigen Bevölkerung gegenüber erwarten. Im Laufe der letzten drei Monate wurden vier indiſche Diener von ihren Herren erſchoſſen, bloß weil ſie irgend eine Dienſtleiſtung verweigert hatten. Keiner dieſer Mörder wurde härter als mit einem Jahr Kerker beſtraft, und es gibt zahlreiche Fälle, in denen Engländer, die ihre Diener im Zorn niederſchoſſen, freigeſprochen wurden.

Alle meine Angaben beruhen auf Thatſachen, und in den indiſchen Tagesblättern finden ſich zahlreiche Belege dafür. Die Bewohner des Pendſchab, die kriegeriſch und trotzig ſind, werden gut regiert, das ganze übrige Land aber befindet ſich in kläglicher Verfaſſung. Die Humanität, welche von den Engländern gepredigt wird, hat bloß den Zweck, Europa von ſeiner Gerechtigkeitsliebe und Vortrefflichkeit zu überzeugen. Aber ob ſie Europas Aufmerkſamkeit auf die Leiden der Armenier lenken, oder die Griechen ermuntern, die Cretenſer zu befreien — ſo geſchickt ſie auch Europa betrügen mögen — ein ſcharfer Beobachter vermag leicht unter der Maske der Menſchlichkeit das ſcheußliche Antlitz der Selbſtſucht zu erkennen. Welche Unbill aber auch die Indier ſelbſt erdulden mögen, ſie können es nicht ertragen, wenn ihre Nebenmenſchen leiden. Einige Indier wurden nach der Türkei entſandt, um den wahren Stand der armeniſchen Frage zu ermitteln. Die Leſer werden ſich darüber nicht wundern, wenn ſie erfahren, daſs in Indien gegenwärtig ſogar eine große Subſcription zugunſten der Opfer von Creta eingeleitet wurde. Trotz aller eigenen Bedrängnis ſind die Indier doch ſtets bereit, die Gebote wahrer Nächſtenliebe zu erfüllen.

Einem Indier, der mit der Tracht und der Sprache der Orientalen vertraut iſt, wird es leichter als einem Europäer, in das Privatleben der Türken einzudringen, und ſeit die Indier angefangen haben, die Türkei zu bereiſen und ſich von dem wahren Stande der Verhältniſſe zu überzeugen, ſind unſere Sympathien für den Sultan in ſtändiger Zunahme begriffen. Bei der Nachricht von den türkiſchen Siegen wurden von Hindus und mahomedaniſchen Indiern hunderte von telegraphiſchen Glückwünſchen abgeſandt, und in faſt allen Stadttheilen von Bombay fanden Illuminationen ſtatt. Es genügt, wenn man ſagt, daſs in der Türkei nur die Rebellen niedergemetzelt werden, während man in Indien Leute erſchießt, weil ſie einen Engländer beleidigten. Ganz kürzlich wurde ein Fächerſchwinger von einem Engländer erſchoſſen, weil er erſchöpft war und den Fächer nicht mehr zu ſchwingen vermochte. Die indiſche Geſetzgebung iſt gerecht, und über jeden einzelnen Zweig des Rechtes gibt es Bände von Erläuterungen und Auslegungen, aber das iſt nur auf dem Papier ſo; der Richter kann auf „beabſichtigten Mord" oder „zufälligen Todſchlag" erkennen, je nachdem, ob der Angeklagte ein Indier oder ein Engländer iſt. Hungersnoth, Peſt und ein furchtbares Erdbeben haben Indien verwüſtet, und vor allen haben die Schandthaten der Engländer die Flamme der Empörung im ganzen Lande entzündet. Millionen Pfunde, die in Indien und auswärts für die hungernde Bevölkerung geſammelt wurden, werden nutzlos vergeudet. Engländer werden dazu verwendet, das Brot unter die Armen zu vertheilen, damit das unwiſſende Volk glauben möge, es ſeien Gaben der engliſchen Wohlthätigkeit, obwohl das Geld dazu von den Indiern geſpendet wurde; und obendrein empfangen die zur Vertheilung beſtimmten Engländer rieſige Gehälte [illegible] von 300 bis 600 R. monatlich. In der Stadt [illegible] werden [illegible] Rupien an die 17 Engländer ausbezahlt, die mit der Vertheilung betraut ſind, und die werden dem geſammelten Fonde entnommen. Hunderte von Indiern würden dieſe Arbeit gern unentgeltlich verrichten, aber man benöthigt ihre Unterſtützung nicht.

Ein anderer Theil des Hungersnothfonds wird den Miſſionären überantwortet, die das Volk von [illegible] langen aber die armen, verhungerten Geſchöpfe [illegible] an der [illegible]

Digitized by Google

des Miſſionshauſes an, dann fordert man ſie auf, den chriſtlichen Glauben anzunehmen. Doch das Ehrgefühl ſiegt und veranlaſst ſeine getreuen Jünger, eher in den Tod zu gehen und im Grab Frieden zu finden.

Vor einigen Monaten entſendeten die Indier eine Deputation, um dem engliſchen Parlament ihre Beſchwerden vorzutragen; aber ſie wurde verhöhnt und ausgelacht.

Der Indier darf keine Waffen tragen, und es gibt auch keine Waffenfabriken in Indien. Jeder Hoffnung bar, ziehen die bedrückten, hilfloſen Indier aufs Schlachtfeld, um ohne Waffen gegen ihre Unterdrücker zu kämpfen, damit das raſche Gewehrfeuer der Engländer ihrem kummervollen Daſein ein Ende mache.

Zum Danke für das, was es während der letzten 4000 Jahre für die Entwicklung der Menſchheit gethan, wird das älteſte arianiſche Volk nun vor den Augen der europäiſchen Gerechtigkeit, Humanität und Mildherzigkeit hingeſchlachtet!

Der galiziſche Bauer.

Der galiziſche Bauer iſt kein appetitliches Thema. Aber ein ziemlich neues. Die Kunde von ſeiner Exiſtenz war ſchon lange nach Europa gedrungen, es ſchwirrten auch in der Luft dunkle Gerüchte über ſeine Lebensweiſe und ſeine Beſchaffenheit, doch erſt in der neueſten Zeit, in den letzten Jahren wurde er für Europa förmlich entdeckt. Das heißt eigentlich: er ließ ſich entdecken. Das Elend verſcheuchte mehrere tauſend Exemplare dieſer Menſchengattung aus ihren alten Neſtern, ſie rafften ſich auf und flüchteten ſich, mit der ganzen Miſère ihrer Exiſtenz beladen, in die civiliſierte Welt hinaus. Primitiv in ihren Lebensgewohnheiten und ihrem Schmutz, hilflos wie Kinder, ahnungslos in Sachen civiliſierter Inſtitutionen und Umgangsformen, widerlich in ihrer ſclaviſchen Kriecherei vor jedem Fremden und herzzerreißend in ihrer Stumpfheit und Reſignation — ſo zogen dieſe Leute ſcharenweiſe, gepeitſcht von Angſt vor ihrem verlaſſenen Vaterlande, gelockt von vagen Gerüchten und Märchen über ein geſegnetes Bauernreich, welches der nicht verſtorben geglaubte Kronprinz Rudolph jenſeits des Meeres mit Hilfe galiziſcher Bauern gründen ſoll, ſcharenweiſe von der Polizei aufgehalten und abgeſchoben, unterwegs von ſcrupelloſen Agenten ihrer letzten armſeligen Habe beraubt und ſchließlich gewiſſenlos, wie Sclaven, von denſelben Agenten an die Plantatoren von Minas Geraes oder Santa Catarina in Braſilien verkauft. So präſentierte ſich der galiziſche Bauer den Augen Europas. Das war der echte Bauer, kein Paradebauer, wie er vordem manchmal hie und da gezeigt wurde. Und der Anblick dieſer elenden, verrotteten, tief entwürdigten Menſchenclaſſe war vollkommen geeignet, ein regeres Intereſſe auch für ihre Brutſtätte, für ihre Brutanſtalten zu erwecken. Gab es ja doch Leute in Europa, welche an die Exiſtenz ſolcher Menſchen in unſerem Welttheile gewiſs nicht geglaubt hatten, wenn ſie die Züge galiziſcher Emigranten nicht mit eigenen Augen geſehen hätten.

Für uns Oeſterreicher gibt es aber noch eine andere, weit wichtigere Urſache, warum der galiziſche Bauer unſer vollſtes Intereſſe verdient. So wie er iſt, iſt er ja ein Product der in Galizien herrſchenden ökonomiſchen, ſocialen, politiſchen und nationalen Zuſtände, ein Product der hiſtoriſchen Entwicklung, der Sitten und Anſchauungen der ganzen Geſellſchaft. Und nun ſehen wir, daſs die in Galizien herrſchende Claſſe durch geſchickte politiſche Manöver zu einer wichtigen Machtſtellung in der ganzen Monarchie gelangt iſt, daſs ihre Repräſentanten das öſterreichiſche Staatsruder in ihren Händen halten. Es mag ſein, daſs ſie ſich außerhalb Galiziens als tadelloſe, von modernen Anſchauungen durchdrungene Cavaliere präſentieren; es mag ſein, daſs ſie ihre innerſten Triebe im Zaume hatten, ſich als humane, aufgeklärte Staatsmänner geberden. Trotzdem aber drängt ſich einem, beſonders wenn man ſie bei ihrer politiſchen Arbeit näher betrachtet, die Frage auf, wie mag es denn dort ausſehen, wo die Herren ſich zu Hauſe fühlen, wo ſie ſich im Denken und im Boden ungeniert gehen laſſen können, wo ſie ſeit lange [illegible] unbeſchränkt walten? Es iſt keine leere Neugierde, welche ſolche Fragen gebiert: es iſt ja nur eine andere Seite der Frage: wie denn das ſociale und politiſche Ideal beſchaffen iſt, womit die Herren auch das übrige Oeſterreich beglücken möchten, auf welches ſie [illegible] oder unbewuſst [illegible] müſſen, denn über ſeine durch Erziehung, [illegible] und [illegible] ausgetragenen und [illegible] Anſchauungen kann doch niemand [illegible], ſo wie er [illegible] ſeiner eigenen Haut nicht heraus[illegible] kann.

So [illegible]

vor allem ein plaſtiſches, lebendiges Bild des Gegenſtandes geben von welchem ich ſpreche.

Ich will die verehrten Leſer durch ein durchſchnittliches galiziſches Dorf führen. Es liegt gewöhnlich an einem Flüſschen oder Teiche und ſieht von weitem mit ſeiner Fülle grüner, alter Obſtbäume und Weiden, mit ſeiner Kirche in der Mitte und umgeben von grünen Gefilden, recht maleriſch und idylliſch aus. Kommt man aber näher, ſo ſieht man, daſs die ſtillen, idylliſchen, hie und da aus dem Grün hervorragenden Häuschen eigentlich recht ſchmutzige, mit altem, faulem Stroh bedeckte, oft halbverfallene Hütten ſind. Die kleinen, kaum einen halben Quadratmeter großen Fenſterlein ſind in der Regel nicht zum Aufmachen und laſſen nur ſpärliches Licht ein. Drinnen gibt es nur eine einzige Stube, welche gleichzeitig Küche, Wohnſtube, Arbeits-, Eſs- und Schlafzimmer iſt und im Winter obendrein noch kleine Kälber, Ferkel, Lämmer und alte Hühner beherbergt, wo Gänſe brüten und die zur Speiſung der Familie beſtimmten Kartoffeln aufbewahrt werden. Es iſt ſchwer zu glauben, wie Vieles und wie Verſchiedenes in dieſem engen Raume Platz finden muſs. Und der Raum iſt wirklich eng: die Stube hat in der Regel nicht mehr als 15—20 Quadratmeter Flächenraum und iſt nie mehr als 2½ Meter hoch; niedrigere Stuben werden bevorzugt, weil ſie im Winter weniger Heizungsmaterial erfordern.

Mehr als ein Viertel dieſes Raumes nimmt der große, primitiv aus Lehm gebaute Backofen ein, welcher zugleich als Lagerſtätte, als Curieranſtalt, als Kinderſtube, als Trocken- und Dörrapparat dient. Im Winter ſchläft auf dieſem Ofen alles, was alt und wärmebedürftig iſt und kein beſonderes Bett hat, alſo die Kinder, die Alten und ein Theil des Geſindes; weibliche Mitglieder der Familie ſchlafen ſogar im Ofen ſelbſt, in welchem kurz vorher geheizt worden iſt, und ſtecken aus demſelben nur den Kopf heraus. Das Bett iſt ein Privilegium des Landwirtes und ſeines Weibes; ſie ſchlafen immer beide zuſammen angeſichts der ganzen Familie. Aeltere Burſche ſchlafen im Sommer und im Winter im Stall bei dem Vieh. Als Bettzeug dient allen, außer den im Bette Schlafenden, die eigene obere Kleidung ſtatt des Polſters, oder höchſtens eine handvoll Stroh. Federpolſter gibt es zwar in jedem Hauſe, ſie dürfen aber nur von den zur Familie Gehörigen gebraucht werden; die Dienſtboten nehmen gewöhnlich nur die eigene Fauſt unter den Kopf. Man ſoll ſich aber auch den im Bette ſchlafenden Landwirt nicht als einen Sybariten vorſtellen. Das Bett iſt eigentlich ein Euphemismus; es ſind ein paar nebeneinandergelegte Bretter auf einem Geſtell; auf dieſen Brettern iſt ein Bündel Stroh ausgebreitet, mit einem grobleinenen Leintuche bedeckt; ein zweites ebenſolches Leintuch, im Winter auch der ſchwere Rock oder Pelz, dient als Decke; Federbetten ſind ſelten und nur bei reicheren Bauern anzutreffen.

Was eſſen die galiziſchen Bauern? Am nächſten liegt wohl der Gedanke, daſs der Bauer ſich von den Producten ſeiner Wirtſchaft ernährt. Gewiſſermaßen iſt das richtig, aber nicht ganz. Der Bauer befaſst ſich ja auch mit der Vieh- und Geflügelzucht, aber Vieh- und Geflügelfleiſch kommt nur in ſeltenſten Fällen auf ſeinen Tiſch. Der Fleiſchgenuſs galiziſcher Bauern iſt minimal; Fleiſch wird in der Regel nur zwei oder dreimal im Jahre gegeſſen: zu Oſtern, zu Weihnachten und außerdem bei außerordentlichen Familienereigniſſen, wie Taufe und Begräbnis. Sogar in den Volksglauben iſt der Satz hinübergegangen: wollten die Bauern Fleiſch eſſen, ſo hätten die Herren keines. Die Enthaltung vom Fleiſchgenuſſe iſt alſo für den Bauern ein bewuſst auf dem Altar der ſocialen Ordnung dargebrachtes Opfer. Leider iſt es kein freiwilliges Opfer. Der Bauer kann ſich den Fleiſchgenuſs nicht erlauben. Jedes Stück Vieh, welches er beſitzt, jedes Stück Geflügel iſt von ſeiner Geburt aus im voraus prädeſtiniert, irgend ein Loch in ſeinem jährlichen Budget zu verſtopfen: dafür werd' ich die Steuer bezahlen, dafür Zwiebel kaufen, dafür eine Schuld abtragen, — und wie bald iſt die Zahl ſeiner lebendigen Hilfsquellen erſchöpft. Alle Löcher ſind noch lange nicht verſtopft, und ſchon iſt alles vergeben, ſo daſs für den eigenen Genuſs gar nichts bleibt. Wenn es ſich darum handelt, ein Stück Fleiſch für die großen Feiertage zu bekommen, ſo trifft es ſich oft, daſs ſich vier bis fünf ärmere Bauern zuſammenthun und gemeinſchaftlich einem unter ſich ein Stück Kleinvieh, z. B. ein Schwein oder ein Kalb abkaufen, wobei der Preis unter alle Genoſſen getheilt wird, und der Eigenthümer, ſtatt Geld zu zahlen, den ihm zukommenden Theil in Fleiſch bekommt.

Ebenſo verhält es ſich auch mit Eiern, Butter und Käſe. Dieſe Producte gehören in der Regel den Bäuerinnen und werden verkauft, um dafür Salz und [illegible] weibliche Kleidungsſtücke und Putzſachen: Tücher, Bänder u. ſ. w. zu kaufen. So bleibt denn von den animaliſchen Producten einzig und allein die Milch, welche als Würze der Speiſen und zur Nahrung der Kinder verwendet wird. Fett, gewöhnlich [illegible], oder [illegible] Schweinefett, wird gekauft und [illegible] Fleiſch und gezuckerte Speiſen exiſtieren [illegible] durchſchnittlichen galiziſchen Bauern.

[illegible] das ſind die hauptſächlichen Nahrungs[illegible]. Aber auch hier muſs man die Sache [illegible] der galiziſche Bauer Weizen ſäet, [illegible] Tiſche ein geradezu ſeltenes Gericht wie [illegible] nur die reicheren Bauern ihren eigenen

Digitized by Google

Weizen mahlen; die Mehrzahl verkauft den Weizen im Korn und kauft im Nothfalle etliche Quart fertiges Weizenmehl. Die Mehrzahl der Thalbewohner iſst in beſſeren Zeiten Roggenbrot, im wunderſchönen Monat Mai und Juni aber Gerſten- oder Haferbrot. Die Gebirgsbewohner, wo Weizen gar nicht, Roggen nur ſelten und Gerſte auch nicht gut gedeiht, ſind von altersher auf das bloße ungeſäuerte, ſchwere Haferbrot gewöhnt. Saurer Hafermus, Gerſten- und Hafergrütze — und die Formen der galiziſchen Mehlſpeiſen ſind ſchon erſchöpft. Die große Erfindungsgabe des galiziſchen Bauers, die bewundernswerte nationale Eigenart der galiziſchen Bauernküche zeigt ſich erſt beim Gemüſe. Ich könnte mehr als 100 Arten von galiziſchen Bauernſpeiſen anführen, ein förmliches Wörterbuch eigenartigſter Benennungen, ein wahrer Schmaus für die Philologen — leider nicht für den Magen. Denn die Grundlage aller dieſer galiziſchen Nationalſpeiſen bilden ſchließlich Kartoffeln, Kohl, Rüben und dergl. wenig nahrhafte Gewächſe. Es iſt kein Witz, ſondern eine verzweifelt wahre Thatſache, daſs der galiziſche Bauer im Vergleiche mit dem europäiſchen Arbeiter nur halb ſo viel iſst. Natürlich ſind auch ſein Wuchs, ſeine Leibeskraft, ſeine Energie und Arbeitsluſt danach.

Die Kleidung des galiziſchen Bauers werde ich nicht näher beſchreiben. Nur im Vorbeigehen will ich bemerken, daſs die ganze Familie im Sommer gewöhnlich barfuß umhergeht und für den Winter oft nur einen einzigen Pelz und ein einziges oder nur zwei Paar Stiefel hat, ſo daſs nur die entſprechende Zahl der Familienmitglieder ſich aus dem Hauſe entfernen kann. Kinder haben in der Regel keine Fußbekleidung, beſuchen die Schule im Sommer barfuß, und im Winter gehen ſie entweder gar nicht in die Schule oder ziehen die Stiefel älterer Hausgenoſſen an und ſchicken dieſelben aus der Schule ſogleich nach Hauſe zurück.

Es iſt eine — ich weiß nicht, ob wohlthätige oder ironiſch gemeinte — Natureinrichtung, daſs, je ſchlechter es einem Menſchen ergeht, er deſtomehr Fortpflanzungs- und Vermehrungsluſt in ſich verſpürt. Seit 1879 bis 1888 iſt die Zahl der Heiraten in Galizien um 10.000 gewachſen, alſo durchſchnittlich um 1000 in jedem Jahre. Die Zahl der neugeborenen Kinder in dieſen Jahren iſt um 16.000 gewachſen, alſo werden jährlich anderthalb tauſend Kinder mehr geboren als im Vorjahre. Es kann einen Wunder nehmen, daſs die Mortalität dabei nicht zugenommen hat. Sie iſt zwar nach wie vor erſchreckend groß, größer als in allen anderen nur halbwegs civiliſierten Ländern (30—35 pro Mille), iſt aber im Decennium 1876—1887 kaum um ein Procent gewachſen. Die galiziſche Menſchenraſſe ſcheint ſich eben den ſchauderhaften ökonomiſchen Verhältniſſen anzupaſſen. Welcherart dieſe Anpaſſung iſt, ſieht man aus der Thatſache, daſs die Zahl der vom Militärdienſt wegen Untauglichkeit Befreiten vom Jahre 1869 bis zum Jahre 1888 von 60.000 auf 85.000 geſtiegen iſt, das heißt, daſs in jeder Jahresgeneration mindeſtens um 1000 Militärpflichtige mehr als im Vorjahre zum Militärdienſt als untauglich befunden werden. Dieſe Anpaſſung einer ganzen Menſchenraſſe an unhaltbare ökonomiſche Zuſtände möchte vielleicht manchem Optimiſten als eine göttliche Wohlthat erſcheinen, es iſt aber damit wie mit jenem Pferde, welches ſein ſparſamer Eigenthümer daran gewöhnen wollte, daſs es täglich nur einen einzigen Strohhalm eſſe, und welches ſich ſchließlich auch an ſolche Portionen gewöhnt hätte, wenn es nicht frühzeitig crepiert wäre. Die durchſchnittliche Lebensdauer der galiziſchen Landbevölkerung iſt in den letzten Decennien ſtark geſunken und ſinkt immer mehr; dagegen ſteigt immer und ſtetig die Zahl ſolcher Todesfälle, wo die geringe Widerſtandsfähigkeit des Organismus, alſo in letzter Inſtanz Hunger und Elend, als Todesurſache bezeichnet werden muſs. Abgeordneter Szczepanowski hat keine leere Phraſe ausgeſprochen, als er den erſchreckenden Satz niederſchrieb und begründete, daſs in Galizien jährlich 50.000 Menſchen Hungers ſterben.

Um das Bild eines galiziſchen Dorfes zu vervollſtändigen, müſſen wir noch einen Blick auf die Productionsmittel und das Productionscapital des galiziſchen Bauers werfen. Ich meine ſeinen Grund und Boden und ſeinen Viehſtand.

In einem galiziſchen Dorfe gibt es gewöhnlich außer dem Großgrundbeſitzer zwei Kategorien von Landwirten: die ſogenannten Reichen und die Armen. Die galiziſchen Reichen ſind nicht nach dem Maßſtabe der weſteuropäiſchen Reichen, ſogar nicht nach dem Maßſtabe ſogenannter Großbauern zu meſſen. Da ſind gewöhnlich der Pfarrer, welcher die Nutznießung von 50 bis 200 Joch Pfarreigründen hat, und im Fall ſeine Einkünfte daraus die Summe 500 Gulden nicht erreichen, den fehlenden Reſt als Congruazulage aus der Caſſe erhält, alſo von rechtswegen auf einen Lebensfuß von 500 Gulden jährlich geſetzt iſt, von welcher Summe ihm aber ein gewiſſer Theil als Steuer von vornherein abgezogen wird. Sind aber ſeine Einkünfte aus den Pfarreigründen höher als auf 500 Gulden taxiert, ſo muſs er den Ueberſchuſs ſammt der dazugehörigen Steuer an die Steuercaſſe abliefern. So iſt alſo dieſer eine Reiche im Dorfe geſetzmäßig auf die Hälfte deſſen angewieſen, was ein Gerichtsadjunct im kleinſten Städtchen oder der Portier bei der Lemberger Statthalterei jährlich an Gehalt bekommt. Natürlich muſs er, beſonders wenn er, wie die rutheniſchen Geiſtlichen, Frau und Kinder zu ernähren hat, das Fehlende irgendwo hernehmen und iſt nur auf eine einzige Quelle angewieſen — und das iſt der Bauer, ſeine Frömmigkeit und Opferwilligkeit.

Was außer dem Pfarrer an Reichen im Dorfe iſt, das ſind entweder geweſene herrſchaftliche Diener, welche vor dem Jahre 1848 von ihrer Herrſchaft größere, ſogenannte 2- oder 4-bäuerliche Grundantheile bekommen haben und dieſelben bis jetzt nicht oder nicht ſo arg zerbröckelt haben — oder es iſt der neu entſtehende „mittlere Grundbeſitz“, von deſſen Entſtehung ſich die galiziſchen Nationalökonomen Wunder was für Segnungen verſprechen, deſſen Quelle aber Wucher und Schwindel ſind. Es ſind meiſtens Juden, gelegentlich auch bäuerliche Wucherer, welche in den letzten Decennien zerbröckelte und ruinierte Bauernwirtſchaften zuſammengekauft haben und daraus größere oder kleinere Meiereien bildeten. Wie groß die Zahl dieſer Mittelgüter im ganzen Lande iſt, weiß ich nicht zu ſagen; es wird deren mitſammt den Pfarreigütern ſchwerlich über 10.000 geben und die Geſammtoberfläche ihrer Gründe wird eine Million Joch gewiſs nicht erreichen. Da wir aber in ganz Galizien acht Millionen Joch Bauerngründe und mehr als 1,700.000 bäuerliche (ſogen. ruſticale) Grundeigenthümer haben, ſo ergibt ſich mit Abſchlag dieſer mittleren Güter für den durchſchnittlichen Bauernbeſitz nicht mehr als vier Joch Grund und Boden. Und auch hier noch drückt der Durchſchnitt nicht das gehörige Bild aus. Mehr als 80 Procent aller Bauerngüter in Galizien wurden bei dem Grundkataſter mit jährlichem Reingewinn von unter 20 Gulden eingeſchätzt, das heißt, all ihr Hab und Gut repräſentiert den Wert von 100 bis 500 Gulden.

Im galiziſchen Grundbeſitz ſind überhaupt zwei ſich kreuzende Strömungen bemerkbar. Zum Theil nämlich bröckelt der Großgrundbeſitz ein wenig ab; er wird hie und da parcelliert, doch betrug dieſe Abbröckelung ſeit 1845 nicht mehr als 500.000 Joch. Doch zeigt er daneben viel deutlicher eine ausgeprägte Neigung zur Aufſaugung kleinbäuerlichen Beſitzes, zur ſtetigen Vergrößerung und demgemäß auch zur Concentration in immer weniger Händen, zur Latifundienbildung. Andererſeits zeigt wieder der Bauernbeſitz eine allgemeine und unaufhaltſame Neigung zu einer immer größeren Zerſplitterung, welche die Grenze des agronomiſch Zuläſſigen ſchon vor dem Jahre 1848 vielfach überſchritten hatte und jetzt hart an einer ſcurrilen Parodie eines ökonomiſchen Beſitzes ſtreift. Was ſoll man von einem Grundbeſitze ſagen, welcher noch im guten Fall einen zwei Meter breiten und etwa einen Kilometer oder mehr langen Streifen vorſtellt? Wie iſt an eine nur im entfernteſten rationelle Bebauung eines ſolchen Fetzens zu denken? Kein Wunder auch, daſs die Productivität des galiziſchen Bauernbodens in den letzten Decennien rapid geſunken iſt und immer mehr ſinkt. Ein Areal, welches in Böhmen 100 Hektoliter Weizen produciert, gibt dem oſtgaliziſchen Bauern 67·4 Hektoliter; ein Areal, aus welchem man in Böhmen 100 Centner Weizen bekommt, gibt dem oſtgaliziſchen Bauern in den fruchtbarſten Gegenden kaum 59 Centner. Und wenn ein Centner Weizen in Böhmen 7·63 Gulden Marktwert repräſentiert, ſo bringt es die gleiche Quantität galiziſchen Bauernweizens kaum zu 6 Gulden Marktwert, wobei noch hinzugefügt werden muſs, daſs von der Geſammtproduction in Böhmen 91 Procent Weizen und in Oſtgalizien nur kaum 85 Procent Weizen einen Marktwert überhaupt hat. Wir ſehen alſo, der galiziſche Bauer iſt kein gefährlicher Concurrent auf dem Gebiete der Getreideproduction.

Vielleicht iſt es aber mit ſeiner Viehzucht beſſer beſtellt? Dieſe Frage iſt einfach lächerlich. Woher ſoll der Bauer, der im ganzen vier oder weniger Joch Grund und Boden hat, das Vieh ernähren? Es iſt alſo kein Wunder, wenn man erfährt, daſs mehr als 50 Procent Bauern in Galizien überhaupt kein Großvieh beſitzen, die übrigen aber nur zwerghafte Pferde und ebenſolches Rindvieh, welches ſowohl an Arbeitskraft, als auch an Milch und Düngerproduction kaum einem Drittel des gewöhnlichen europäiſchen Viehes entſpricht. Schlecht gefüttert und ſchlecht gepflegt, ſtellt dieſes Vieh auch einen im Vergleiche mit anderen Ländern unverhältnismäßig geringen Geldeswert dar. Während in Böhmen ein Stück Hornvieh durchſchnittlich auf 155 fl. geſchätzt wird, ſtellt ein Stück Großvieh aus dem Stalle eines galiziſchen Bauers einen Wert von kaum 36 fl. dar. Und das auch nur in normalen Jahren. In Zeiten eines allgemeinen Futtermangels, wie es z. B. im Winter 1889 war, wurde ein Bauernpferd um 10, dann ſucceſſive um 8, 6, 5, 4 fl. verkauft, endlich nur um den Preis ſeiner Haut, und ſchließlich gab es auch dafür keine Käufer, und ich habe es ſelbſt geſehen, wie verzweifelnde Bauern, nachdem ſie den ganzen Tag ihre Pferde auf dem Markte umſonſt zum Verkaufe angeboten hatten und die armen ausgemergelten Thiere nicht losbekommen konnten, ſie am Abend heimlich verließen oder mit einem Peitſchenhiebe ins ſchneebedeckte wüſte Feld trieben, um ihrem Hungertode nicht zuſehen zu müſſen. In dieſem einen Winter gingen in Galizien gewiſs mehr als 20.000 Pferde zu Grunde; bei einzelnen Dörfern lagen ganze Haufen Pferdeleichen bis zum Frühling — ein willkommener Fraß für Tauſende von Krähen und Raben.

Lemberg. (Schluſs folgt.) Dr. Iwan Franko.

Der Sociologen-Congreſs in Paris.

Der dritte ſociologiſche Congreſs, durch das 1893 gegründete „Inſtitut International de Sociologie“ veranſtaltet, tagte in den Räumen der Sorbonne. Schon die beachtenswerte Thatſache, daſs die

Digitized by Google

alte zopfige Sorbonne, die noch ein recht großes Bündel von mittelalterlichen Traditionen mit ſich fortſchleppt, der jungen ſociologiſchen Wiſſenſchaft, der mancher Fachgelehrte dieſen Ehrentitel noch jetzt allzugern abzuſtreiten geneigt iſt, ihre Pforte geöffnet, beweiſt doch bis zu einem gewiſſen Grade, wie es der gewandte Secretär des Inſtituts, René Worms, hervorgehoben hat, daſs die Sache des ſociologiſchen Inſtituts in Frankreich große Fortſchritte gemacht hat. Die Anfänge dieſes Inſtituts waren ſehr beſcheiden. Es verdankt ſeine Exiſtenz ſeinem unermüdlichen, bereits erwähnten Secretär, einem zur Zeit der Gründung des Inſtituts wenig bekannten jungen Manne, dem Sohne, wenn wir nicht irren, eines Univerſitätsprofeſſors. René Worms faſste den löblichen Gedanken, einen Theil ſeines Vermögens der Förderung der jungen, von Glück bisher nur wenig begünſtigten und kaum univerſitätsfähigen ſociologiſchen Wiſſenſchaft zu opfern. Er gründete eine ſociologiſche Revue, der die Gründung des „Institut Sociologique" folgte. Es gelang ihm, einige bekannte Sociologen zu gewinnen, und damit war die Sache in Fluſs gebracht.

Auf dem erſten ſociologiſchen Congreſs führte den Vorſitz Sir John Lubbock. Einige jüngere Sociologen, wie Tarde, Novikow u. a. traten dem Inſtitut bei. Es wurden auch Sociologen von weltbekanntem Namen, wie Schäffle, Maxime Kovalewsky, Letourneau, Alfred Fouillée, Gumplowicz und andere Mitglieder des Inſtituts. Der zweite Congreſs tagte 1895 in Paris unter der Leitung des trefflichen ruſſiſchen Gelehrten Maxime Kovalewsky. Der internationale Charakter des Inſtituts konnte durch den Beitritt der deutſchen Gelehrten wie Prof. Ludwig Stein und Prof. Tönnies, des Holländers Steinmetz, des amerikaniſchen Gegners und Rivalen Spencers, L. Ward, des Dänen A. Starcke nur verſtärkt werden. Auch die Preſſe wie das Publicum fiengen an, ſich für die Sache zu intereſſieren. Die Verhandlungen des Congreſſes werden zahlreich beſucht, und die acht Stunden täglich dauernde Debatte wird, trotz der Julitemperatur, mit großer Aufmerkſamkeit verfolgt.

Der dritte ſociologiſche Congreſs, von dem wir berichten, übertraf an Intereſſe ſeine Vorgänger. Den Vorſitz führte diesmal Herr Paul Lilienfeld, ein ruſſiſcher Senator, der vormalige Gouverneur Kurlands, bekannt durch ſein vielbändiges Werk, in dem er die Grundlagen einer conſequent durchgeführten organiſchen Theorie der Geſellſchaft auf die gelehrteſte und — man darf auch zufügen — für den Laien keineswegs anmuthigſte Weiſe entwickelte. Es ſei hier beiläufig bemerkt, daſs dem ruſſiſchen gelehrten Senator einmal das Malheur paſſierte, daſs die Cenſur eines ſeiner ſociologiſchen Werke confiscierte, aus dem für die ruſſiſche Cenſur charakteriſtiſchen Grunde, daſs die Initialen ſeines Namens — P. L. — mit denen eines anderen berühmten Gelehrten und Sociologen, der aber ein Revolutionär iſt (Peter Lavroff, der als Emigrant im Auslande lebt), identiſch ſind.

In ſeiner Eröffnungsrede erinnerte Herr Lilienfeld an die glänzenden Erfolge der Naturwiſſenſchaft während unſeres Jahrhunderts und an die nicht minder glänzenden Hoffnungen der Sociologie. In recht geſchickter Weiſe hat er die dankbare Rolle und hohe Miſſion der Sociologie in unſerem Zeitalter der ſocialen Kämpfe und unverſöhnlichen Gegenſätze hervorgehoben und erntete damit reichen Beifall des Publicums. René Worms ergriff darauf das Wort, um eine kurze Geſchichte des ſociologiſchen Inſtituts zu geben und um zugleich in übertriebener Weiſe des „geehrten Präſidenten und Senators" Lob anzuſtimmen. In ſeiner franzöſiſchen Höflichkeit und voll Eifer für ſein ſociologiſches Lieblingskind gieng René Worms ſo weit, Ruſsland als das Land, wo Comtes Ideal: „ordre et progrès" ſeine Verwirklichung gefunden, zu bezeichnen. Zur Erklärung und zu einiger Entſchuldigung dieſes übertriebenen Enthuſiasmus für das Land „der Ordnung und . . . des Fortſchrittes" möge, außer der feierlichen Atmoſphäre der Eröffnungsſitzung, noch der Umſtand dienen, daſs René Worms zu den begeiſterten Anhängern der organiſchen Theorie der Geſellſchaft zählt. Er begrüßte alſo in Lilienfeld einen Geſinnungs- und Kampfesgenoſſen. Er wies auch mit Befriedigung darauf hin, daſs dieſe Theorie auf dem Congreſs ihre berühmteſten Vertreter habe. Übrigens ſah man es dem ganzen Arrangement des Congreſſes an, daſs der geſchickte Begründer und wirkliche Leiter des „Institut Sociologique" ſeiner Lieblingstheorie auf dem Congreſſe zum Siege verhelfen wollte. Auch die Wiſſenſchaft hat ihre Diplomaten! Ob der dritte ſociologiſche Congreſs die Hoffnungen ſeines Generalſecretärs erfüllt hat, werden wir weiter ſehen.

Der Berner Profeſſor Dr. Ludwig Stein, der ſoeben ein umfangreiches und bedeutendes Werk über die Sociologie veröffentlicht hat,*) [illegible]

bekämpfen. „Getrennt marſchieren und vereinigt ſchlagen" ſei auch die Deviſe der Sociologie.

Das Intereſſanteſte auf dem Congreſs war der Streit über die organiſche Theorie der Geſellſchaft. Es war eine wiſſenſchaftliche Schlacht erſten Ranges, die ihren Nachhall in der ſociologiſchen Literatur haben wird. Ein auswärtiges Mitglied des Congreſſes, das eine der erſten Rollen auf dem Congreſſe geſpielt hat, verſicherte mir, daſs er mit der ſpeciellen Abſicht auf den Congreſs gekommen ſei, „die organiſche Theorie zu ſchlagen." Beide Lager hatten ihre beſten Streiter ins Treffen geſchickt. Beſonders günſtig ſchien die Lage der „Organiſiſten" zu ſein. Außer Herbert Spencer und Albert Schäffle wohnten dem Congreſſe die bedeutendſten der lebenden „Organiſiſten" bei, wie Paul Lilienfeld, Espinas, Nowikow und René Worms, der im vorigen Jahre eines der beſten Werke über die organiſche Theorie veröffentlicht hat.

Den Streit eröffnete der Präſident Paul Lilienfeld mit einem Vortrag über „die graphiſche Methode in der Sociologie", in dem er zugleich eine allgemeine Skizze der organiſchen Theorie lieferte. Darauf erwiderte Tarde in einer anderthalbſtündigen ſchwungvollen Rede, die ein Muſter ſcharfer Dialectik und nüchterner wiſſenſchaftlicher Beredſamkeit abgab. Es iſt hier unmöglich, alle Argumente und Gegenargumente der zwei einander feindlich gegenüberſtehenden Richtungen in der Sociologie wiederzugeben. Diejenigen, die ſich für dieſes ſociologiſche Problem, eines der wichtigſten der Socialwiſſenſchaft, intereſſieren, verweiſen wir auf die „Annales de l'Institut international de Sociologie", wo die ganze Discuſſion gedruckt erſcheint. Hier ſei nur das Nothwendigſte geſagt. Die Hauptargumente der „Organiſiſten" laſſen ſich auf folgende Sätze kurz zurückführen: 1. Es exiſtieren reale Analogien zwiſchen einem organiſchen Körper und der Geſellſchaft. Die Geſellſchaft iſt nicht nur eine einfache Summe von Individuen, ſondern ein ſelbſtändiges Weſen („un être", wie René Worms triumphierend formulierte), ein lebendiges Ganze, das neue, ihm eigene Kräfte entwickelt. Eine beſtimmte Form der Abhängigkeit der Geſellſchaftselemente untereinander — die Subordination — die Arbeitstheilung zwiſchen denſelben drücken der Geſellſchaft den organiſchen Charakter auf. Verſchiedene ſociale Functionen finden ihr Analogon in den Functionen eines Organismus (ſo z. B. vergleichen die „Organiſiſten" die Communicationsmittel einer Geſellſchaft mit den Nerven und Gefäßen eines Körpers). 2. Nur der Anſchluſs der Sociologie an die Naturwiſſenſchaften, beziehungsweiſe an die Biologie, iſt imſtande, dieſelbe zum Range einer exacten Wiſſenſchaft zu erheben. Erſt die organiſche Theorie iſt imſtande, „ſociale Geſetze" aufzuſtellen. Die organiſche Theorie allein bringt Ordnung und Regelmäßigkeit in das Chaos der geſchichtlichen und ſocialen Erſcheinungen. Alles, was außer der biologiſchen Begründung des ſocialen Lebens liegt, iſt entweder Spiritualismus oder Metaphyſik.

Darauf antworten die Gegner: 1. Eine vollſtändige Analogie zwiſchen Geſellſchaft und Organismus iſt undurchführbar. Wo z. B. iſt der Sitz des geſellſchaftlichen Bewuſstſeins, der ſogenannten Geſellſchaftsſeele? Ernährungs- und Reproductionsproceſſe ſind für die Geſellſchaft als Ganzes ausgeſchloſſen, und dies muſste auch Espinas zugeben. Der individuelle Tod ſei als nothwendiges Geſetz für den ſocialen Körper unannehmbar. Die conſequente Durchführung der organiſchen Analogie führe zu den ſeltſamſten Abſurditäten. 2. Die organiſche Theorie der Geſellſchaft iſt unfruchtbar. Sie erklärt keineswegs die realen Verhältniſſe, den wirklichen geſchichtlichen Proceſs, ſie iſt bloß ein metaphoriſches Bild, das in vielen Fällen zutrifft, in noch mehr Fällen aber fehlſchlägt. 3. Es gebe keine ſocialen Geſetze im naturwiſſenſchaftlichen Sinne. Die Sociologie kenne nur Wahrſcheinlichkeitsſchlüſſe, relative, keine abſolute Nothwendigkeit. 4. Die Geſellſchaft iſt viel complicierter als ein Organismus. Das Individuum, das nach der organiſchen Theorie die Zelle darſtellen ſoll, als bewuſst und vernünftig handelndes Weſen, führt ein ganz anderes Leben als die organiſche Zelle. 5. Die verſchiedenſten, ſelbſt die entgegengeſetzten praktiſchen Conſequenzen werden mit gleicher Leichtigkeit aus der organiſchen Theorie gezogen: die Anarchie wie der Abſolutismus, Mancheſterthum wie Protectionismus, Oligarchie wie Demokratie. 6. Die organiſche Theorie ſei logiſch falſch, da ſie von einem willkürlichen Begriff des Organismus ausgehe. Nimmt man dieſen Begriff im ſeinem allgemeinen Sinne nach, ſo könnte man auch das ganze Univerſum als einen Organismus bezeichnen. Die Kritik vom logiſch-philoſophiſchen Standpunkte aus wurde von Prof. Stein mit Erfolg vertreten.

Prof. Karejew, ein ruſſiſcher Sociologe, ſetzte die Anſicht auseinander, daſs die Geſellſchaft die Tendenz habe, ein Organismus zu werden. [illegible] aber ſtoße auf den Widerſtand des mit Bewuſstſein begabten Individuums, das durch dieſe Entwicklung machtlos würde. Man könnte unſerer Meinung nach den „Organiſiſten" gegen[illegible] daſs ſie kaum [illegible] nachzuweiſen imſtande ſind, [illegible] wählte, wie es in einer [illegible] wählbar, die Regel iſt. Von [illegible], daſs im Organismus keine [illegible] und auch keine Panamaſcandale, [illegible], keine Börſenſchwindeleien und [illegible] noch hinzufügen.

Digitized by Google

Obwohl jede Partei, wie üblich, ſich für unbeſiegt hielt, ſo wurde für das Publicum wie für die Mehrheit des Congreſſes die organiſche Theorie auf das Haupt geſchlagen. Und als Prof. Stein in einem feierlich ſpöttiſchen Tone erklärte: „Die organiſche Theorie **hat gelebt**, und ich verpflichte mich, ihre **Geſchichte zu ſchreiben**“, erntete er einen faſt einſtimmigen Beifall.

Nach dem Streite über die organiſche Theorie, der den Congreſs beherrſcht hat, gieng es etwas ruhiger auf demſelben zu, als wenn die Mitglieder ſich durch den heißen Kampf gänzlich erſchöpft hätten.

Der Congreſs hat, außer den hier ſkizzierten großen Problemen, noch eine Reihe von ſpecielleren Vorträgen und Discuſſionen gebracht, auf die wir, um der Kürze der Berichterſtattung Willen, hier nicht eingehen können, ſo einen Vortrag des italieniſchen Gelehrten Garofalo über „das ſociale und das individuelle Gehirn“, einen Vortrag von A. Lambert über die Pflichten der Geſellſchaft den Armen und Kranken gegenüber, ferner einen Vortrag von René Worms über die Möglichkeit des ſociologiſchen Experiments. Worms behauptet die Möglichkeit. Doch iſt der Beweis nur theilweiſe gelungen. Der Sociologe könne die Maßregeln, die der Geſetzgeber im Namen gemeinſchaftlicher Zwecke vornimmt, als Experimente für ſeine eigenen ſociologiſchen Zwecke betrachten. In dieſem Falle liegt die Schwäche der Worms'ſchen Theſe auf der Hand. Indem der Sociologe **fremde** Experimente benützt, ſo iſt er nicht mehr Experimentator, ſondern nur Beobachter. Er beobachtet nämlich eine beſtimmte ſociale Erſcheinung — die Wirkung einer beſtimmten geſetzgeberiſchen Thätigkeit. Anders verhält ſich die Sache, wenn der Geſetzgeber ſelbſt, im Zweifel über die Folgen ſeiner geſetzlichen Maßregeln, nur **verſuchsweiſe** Geſetze mit einer beſchränkten zeitlichen oder localen Wirkung zuſtande bringt. (Es wurde als Beiſpiel das Socialiſtengeſetz in Deutſchland angeführt.) In ſolchen Fällen, die auch René Worms in Betracht gezogen hat, iſt ſeine Theſe wichtig und von nicht zu unterſchätzender Tragweite.

Im Ganzen hat der ſociologiſche Congreſs in ſeinen Verhandlungen mit photographiſcher Treue den gegenwärtigen Zuſtand der Socialwiſſenſchaft ſelbſt wiedergegeben, wie es übrigens anders nicht ſein konnte. Es iſt nicht richtig, daſs es ſoviel Sociologien als Sociologen gebe. Es iſt aber andererſeits nicht zu beſtreiten, daſs es ſoviel Sociologien als ſociologiſche Schulen, ſo viel Sociologien als ſociologiſche Methoden gibt, deren Zahl ſelbſtverſtändlich bedeutend geringer als die der Sociologen, aber doch noch groß genug iſt, um das Fundament der ſocialen Wiſſenſchaft recht unſicher erſcheinen zu laſſen. Die Sociologie iſt ebenſo reich an Problemen wie arm an Löſungen. Die Sociologie aber iſt dafür eine junge Wiſſenſchaft und hat für ſich nicht bloß das Recht der Jugend, zu hoffen; ſie beſitzt auch die jugendliche Energie und den guten Willen, dieſe zu Eroberung neuer wiſſenſchaftlicher Gebiete und Ermittlung neuer Reſultate zu gebrauchen. Die verhältnismäßig großen Erfolge, die auf dem Gebiete der beſchreibenden Sociologie während einer ganz kurzen Zeit gemacht worden, wie die Arbeiten Maines, Lubbocks, Morgans, Bachofens, Spencers, Kowalewskys u. a. beweiſen, dürften auch die theoretiſche Sociologie, die allein den verſammelten Thatſachen ihren vollen wiſſenſchaftlichen Wert verleiht, mit begründeten Hoffnungen erfüllen.

Darf aber und kann das Leben warten, bis die ſociale Wiſſenſchaft fertig iſt? — dies iſt eine andere Frage, die wir hier nicht zu beantworten haben. Und kann wäre dieſe Frage imſtande, bei den meiſten Mitgliedern des Congreſſes ein beſonderes Intereſſe zu erregen, da ſie als Theoretiker den Lebenskämpfen ganz fern zu ſtehen ſcheinen. Mit einer wiſſenſchaftlichen Strenge und — Kälte wurden unſere armſeligen menſchlichen Verhältniſſe auf dem Congreſſe behandelt — **more geometrico**, hätten wir faſt mit Spinoza geſagt, wenn wir in den Verhandlungen des Congreſſes die wunderbare Tiefe und eiſerne Conſequenz des Spinoziſtiſchen Gedanken nicht vielfach vermiſst hätten. Die Mitglieder des Congreſſes ſelbſt ſchienen es empfunden zu haben. So ſprach René Worms in ſeiner Schluſsrede von der „Trockenheit“ der Congreſsverhandlungen. Jedenfalls **will** das Leben auf die Wiſſenſchaft nicht warten. Der Menſch hat ſich ernähren müſſen, noch lange vor Claude Bernards Geburt, und die Menſchheit hat ſich während Jahrtauſenden fortgepflanzt, ehe ſie etwas von Embryologie verſtand. Wer wird aber wagen, ſo oberflächlich zu ſein, daraus ſchließen zu wollen, daſs Phyſiologie und Embryologie unnütze Dinge ſeien?

Paris. Dr. Ch. Rappoport.

Von der Himmelsphotographie.

Der relativ langſamen Vervollkommnung des Fernrohres entſprach auch ein relativ langſames, wenn auch ſtetiges Fortſchreiten in der Erkenntnis des Sternenhimmels, aber nichtsdeſtoweniger kann man behaupten, daſs an die Erfindung des Fernrohres die größten Fortſchritte in der Aſtronomie geknüpft ſind. In den letzten Jahren hat die Aſtronomie eine andere Erfindung der Neuzeit, die Photographie, in ihren Dienſt geſtellt.

Die Objecte, welche in der Regel dem Apparate des Photographen ſich darbieten, ſind entweder in vollkommener Ruhe, oder [illegible] iſt ein Theil in Ruhe und ein Theil in Bewegung. In dem erſten Falle iſt der Photograph in der Lage, über die Dauer der Expoſitionszeit zu verfügen und demgemäß auch die Sorte der Platten zu wählen; im letzteren Falle aber iſt er genöthigt, in einem Minimum von Zeit, in einem Bruchtheil der Secunde, die Expoſition zu vollziehen, und bedarf dann der empfindlichſten Platten. Bei der Aufnahme himmliſcher Objecte tritt der Fall ein, daſs alle Objecte in Bewegung ſind und keines in Ruhe. Bei dem Umſtande jedoch, daſs dieſe Bewegung eine gemeinſame und vollſtändig gleichförmige iſt, läſst es ſich erzielen, daſs, wenn der photographiſche Apparat in einer gewiſſen Richtung und mit beſtimmter Winkelgeſchwindigkeit gedreht wird, der Himmel, bezw. die Sterne im Apparate als ein in Ruhe befindlicher Gegenſtand erſcheinen.

Das Weſen der Himmelsphotographie beſteht darin, daſs an Stelle der Augen des Beobachters die photographiſche Platte tritt. Demzufolge ſollten alle Beobachtungen, welche mit Hilfe der Photographie gewonnen werden, auch mit dem Auge gemacht werden können und umgekehrt. Das wäre auch in der That richtig, wenn unſer Auge nicht die Eigenſchaft oder richtiger den Mangel hätte, daſs es nur für gewiſſe Lichtſtrahlen empfindlich iſt, und daſs die Summe des dem Auge zugeführten Lichtes nicht unter ein gewiſſes Maß ſinken darf. Wir können mit einem beſtimmten Fernrohr nur Sterne einer beſtimmten Helligkeit wahrnehmen; wollen wir noch ſchwächere Sterne ſehen, ſo müſſen wir ein Fernrohr anwenden, deſſen Objectiv größer iſt und welches daher mehr Lichtſtrahlen dem Auge zuführt, als das zuerſt angewendete. Beim Sehen mit dem Fernrohr dauert der Eindruck, den das Sternenlicht auf unſere Netzhaut hervorruft, nur einen Augenblick; im nächſten Augenblicke iſt der Eindruck total verſchwunden, aber ſchon treffen friſche Lichtwellen das Auge und erzeugen einen neuen Eindruck, welcher dem erſten vollkommen gleich iſt. Anders verhält es ſich bei der Himmelsphotographie, und darin beſteht ein weſentlicher Unterſchied gegen die Augbeobachtung. Das Licht irgend eines Sternes trifft die photographiſche Platte an einer beſtimmten Stelle und ruft einen chemiſchen Proceſs hervor, der deſto intenſiver iſt, je mehr Lichtſtrahlen der betreffende Stern zuſendet oder je heller der Stern iſt. Dieſe Wirkung iſt aber **nicht** im nächſten Momente verloren, ſondern der begonnene chemiſche Proceſs wird durch die im nächſten Augenblicke eintreffenden Strahlen fortgeſetzt, und ſo können ſchließlich auch ſchwache Sterne einen Eindruck auf der photographiſchen Platte hervorbringen. Je länger die Expoſitionszeit währt, deſto ſchwächere Himmelsobjecte wird die Platte nach dem Entwickeln aufweiſen, und man ſieht daher leicht ein, wie der Uebelſtand, daſs die Platte in jedem Momente zu wenig an Lichtſtrahlen empfängt, durch die Verlängerung der Expoſitionszeit unſchädlich gemacht werden kann, daſs man daher in der Lage iſt, auch mit kleinen Fernrohren Sterne abgebildet zu erhalten, wenn man nur genügend lange exponiert, und daſs man auf dieſem Wege endlich auch Kenntnis von Sternen und anderen Himmelsobjecten erhalten kann, die überhaupt in keinem Fernrohre geſehen werden können. In dieſer Richtung beſitzt alſo die Aſtronomie an der Photographie ein Hilfsmittel, welches das Unterſuchungsgebiet des Fernrohres ganz weſentlich erweitert. Ueberdies, während beim gewöhnlichen Beobachten das Augenmerk des Beobachters nur auf **ein** Object des Himmels gerichtet iſt, werden mittelſt der Photographie ganze Flächen des Himmels der Beobachtung unterzogen; die Photographie arbeitet im großen.

Zum Zwecke der photographiſchen Aufnahmen wurden Apparate gebaut, bei deren Conſtruction aber auf einen wichtigen Umſtand Rückſicht genommen werden muſste. Die photographiſchen Platten haben nämlich die Eigenſchaft, daſs ſie gerade für jene Lichtſtrahlen, welche beim achromatiſchen Objective nicht zur Vereinigung gelangen, am empfindlichſten ſind, und bringt man in den Brennpunkt eines ſolchen Fernrohres die photographiſche Platte, ſo erſcheinen die Sterne nicht als kleine runde Punkte, wie ſie das Auge im Fernrohr wahrnimmt, ſondern als mehr oder minder große Scheiben mit verſchwommenen undeutlichen Rändern. Wenn ſchon alſo ein einzelner Stern nicht gut abgebildet wird, um wieviel weniger ein ausgedehntes Object, auf dem ſeines Detail zu ſehen iſt, wie der Mond. Man ſah ſich daher gezwungen, Objective zu conſtruieren, die für jene Strahlen, welche die photographiſche Platte am ſtärkſten erregen, die ſogenannten chemiſchen Strahlen, achromatiſiert ſind. Mit einem ſolchen Objective erhält man auf der photographiſchen Platte kleine und größere, kreisrunde, mit ſcharf abgegrenzten Rändern verſehene Scheibchen. Leider iſt jetzt ein ſolches Objectiv untauglich für Beobachtungen mit dem Auge, und zwar aus gleichen Gründen wie die waren, wegen derer ein gewöhnliches achromatiſches Objectiv ſich nicht zum Photographieren eignet. Dieſer den Objectiven anhaftende Uebelſtand fehlt gänzlich den Spiegelteleſkopen, denn hier werden die Lichtſtrahlen nicht gebrochen, ſondern reflectiert. Doch iſt bei dieſen das brauchbare Geſichtsfeld ſo klein, daſs man nur kleine Partien des Himmels ſehen und photographieren kann.

Die erſten Verſuche, die Photographie für aſtronomiſche Zwecke zu verwenden, wurden gleich nach der Erfindung derſelben gemacht, denn der Gedanke, dies zu thun, lag ſo nahe, daſs jedes Kind auf denſelben kommen muſste, aber damals verhinderten noch viele Schwierigkeiten eine allgemeinere Anwendung. Die Hauptſchwierigkeit lag in den damals zur Verfügung ſtehenden Platten, die lange Zeit [illegible]

Digitized by Google

relativ wenig empfindlich waren. Man konnte nur an die Aufnahme der hellſten Geſtirne, das iſt Sonne und Mond, denken. Andererſeits waren wieder die Koſten für ein ſeparates Objectiv, welches nur einen beſchränkten Arbeitskreis geſtattete, viel zu hoch, als daſs ſich viele Sternwarten gefunden hätten, die ſich einen ſolchen Luxus hätten erlauben können. Es iſt daher nicht zu verwundern, daſs es einem reichen amerikaniſchen Bürger, namens Rutherford, vorbehalten blieb, das erſte photographiſche Fernrohr in Conſtruction zu geben.

Dieſe Sachlage änderte ſich mit einem Schlage, als die hochempfindlichen Trockenplatten erfunden wurden. Schon die Manipulation erleichterte das Arbeiten ungemein. Die vor den Trockenplatten in Gebrauch befindlichen Platten waren Glasplatten, welche kurz vor der Verwendung auf naſſem Wege mit einer Collodiumſchichte überzogen und ſenſibiliſiert werden muſsten. Dabei muſste man befürchten, daſs die Collodiumſchichte ſich während der Aufnahme und bei den folgenden Proceſſen der Entwicklung verziehen könne und daſs das Bild dem Gegenſtande nicht mehr vollkommen ähnlich ſei. Bei den Trockenplatten hat man mit dem Senſibiliſieren nichts mehr zu ſchaffen, man kann dieſelben monatelang aufbewahren, jeden Moment benützen und iſt auch nicht gezwungen, ſofort nach der Aufnahme die Entwicklung der Platte vorzunehmen. Das wichtigſte Moment aber lag in der Möglichkeit, von nun an die Photographie auf vielen Gebieten der Aſtronomie zu verwenden, und es nimmt nicht mehr Wunder, daſs von dieſem Zeitpunkte an zahlreiche photographiſche Fernrohre gebaut wurden.

Solche Aufgaben, die theils nur mit Hilfe der Photographie, theils mit ihrer Hilfe leichter als ſonſt durchzuführen ſind, ſind folgende:

Herſtellung einer den ganzen Himmel umfaſſenden, alle Sterne bis zu einer feſtgeſetzten Größenclaſſe enthaltenden Himmelskarte, ſowie Anfertigung eines Sternkataloges, der ſämmtliche Sterne bis zu einer gewiſſen Helligkeit enthält.

Syſtematiſche Ueberwachung des Himmels mit Bezug auf Veränderungen, die dem Auge leicht entgehen.

Beſtimmung von Sternparallaxen; Aufſuchung von Aſteroiden und Kometen; Aufnahme von Sonnen- und Mondbildern; Aufnahme von Nebelflecken und Kometen; Aufnahme von Sternſpectren; Beobachtung von Sternſchnuppen.

Bevor man nämlich über an einem Geſtirne angeſtellte Beobachtungen berichtet, muſs vor allem deſſen Lage am Himmel bekanntgegeben werden, und dies muſs deſto genauer erfolgen, je mehr die Gefahr der Verwechslung mit Nachbarſternen vorliegt. Die genaue Angabe des Ortes iſt aber auch aus dem weiteren Grunde von der größten Wichtigkeit, weil nur durch Vergleichung genauer, in größeren Zeitintervallen vorgenommener Ortsbeſtimmungen Ortsveränderungen mit Sicherheit conſtatiert werden können. Die Eintheilung der Himmelskugel nun iſt jener der Erdkugel vollkommen ähnlich; nur heißen hier die betreffenden Beſtimmungsſtücke oder Coordinaten nicht Länge und Breite, ſondern Rectaſcenſion und Declination.

Die Beſtrebungen, die Poſitionen der Sterne feſtzulegen, reichen in die früheſten Zeiten zurück. Vor der Erfindung des Fernrohres konnte es ſich ſelbſtverſtändlich nur um die mit freiem Auge ſichtbaren Sterne handeln; ſpäter wurde der Kreis der einzubeziehenden Sterne auf deſto ſchwächere Sterne ausgedehnt, je beſſer die Hilfsmittel wurden und je mehr Aſtronomen ſich an dieſer Arbeit betheiligen konnten. Die gewonnenen Reſultate wurden dann nach Rectaſcenſionen in Katalogsform geordnet, und es iſt ſo möglich gemacht, daſs man die Poſition eines ſolchen Sternes raſch finden konnte. Allein trotz der Beſtrebungen mehrerer Aſtronomen blieben dieſe Arbeiten unzureichend, und es zeigte ſich immer mehr das Bedürfnis und die Nothwendigkeit, eine den ganzen Himmel umfaſſende Durchbeobachtung ſämmtlicher Sterne bis zu einer gewiſſen unteren Helligkeitsgrenze auszuführen. Als ſich im Jahre 1863 die aſtronomiſche Geſellſchaft gegründet hatte, fiel ihr dieſe Aufgabe von ſelbſt zu, und nach einigen Vorberathungen wurde auf der Verſammlung des Jahres 1869 zu Wien die gemeinſame genaue Poſitionsbeſtimmung ſämmtlicher Sterne bis zur neunten Größenclaſſe, und zwar zunächſt der nördlichen Himmelskugel, beſchloſſen. Der Himmel wurde in Zonen nach Declinationen getheilt, und jede der Sternwarten, die ſich daran betheiligen konnte und wollte, erhielt 5 Declinationsgrade zugewieſen. Die Durchführung dieſer gemeinſamen Arbeit dauert bald dreißig Jahre, und ſie wurde nur dadurch möglich, daſs bereits ein anderes Rieſenwerk vorlag, welches alle Sterne bis zur neunten Größe und dann noch ebenſoviel ſchwächere in genäherten Poſitionen enthielt. Dieſes Werk, von Argelander mit Hilfe ſeiner Aſſiſtenten durchgeführt, heißt die Bonner Durchmuſterung und enthält 324.000 Sternpoſitionen. Auf Grund dieſer Publicationen wuſste jeder Beobachter, wo die von ihm genau zu beſtimmenden Sterne ſtehen, [illegible]

[illegible]

man aber Karten, welche noch ſchwächere Sterne als die Bonner Durchmuſterung enthalten. Dieſes Bedürfnis wurde Ende der Vierzigerjahre rege, und von da an ſehen wir mehrere Aſtronomen in dieſer Richtung thätig. Den ganzen Himmel aber in dem Umfange dieſer Detailkarten und nach der bisherigen Manier aufzunehmen, wäre wohl ein Ding der Unmöglichkeit, denn daran könnten wohl hundert Aſtronomen ihr ganzes Leben arbeiten, ohne fertig zu werden. Dieſen Eindruck erhielten auch die Brüder Henry, welche auf der Sternwarte von Paris beſchäftigt waren, das von Chacornac begonnene Werk, die kartographiſche Aufnahme des Ekliptikgürtels, zu vollenden. Insbeſondere waren es die Gegenden der Milchſtraße, welche ihrem Unternehmen die denkbar größten Schwierigkeiten entgegenſtellten. Glücklicherweiſe waren kurze Zeit vorher die hochempfindlichen Trockenplatten erfunden worden, und ſo lag es alſo nahe, die in früheren Zeiten nicht gelungenen Verſuche, Himmelsgegenden photographiſch aufzunehmen, mit den neuen Hilfsmitteln zu wiederholen, und dieſer Verſuch gelang auf das vorzüglichſte.

Der erſte Apparat, der von den Henrys conſtruiert wurde, fiel ſo gut aus und lieferte derartige Reſultate, daſs derſelbe als Vorbild für ähnliche Fernrohre hingeſtellt wurde. Er beſtand aus zwei zuſammengekoppelten Fernrohren derſelben Brennweite, von denen das eine ein photographiſches Objectiv von 12 Zoll Oeffnung, das andere ein gewöhnliches Objectiv von 9 Zoll Oeffnung beſaß. Dieſes Syſtem war auf einer parallaktiſchen Montierung befeſtigt und konnte durch das vorhandene Uhrwerk den Geſtirnen nachbewegt werden. Während das zwölfzöllige Objectiv dem photographiſchen Zwecke diente, ſollte das andere behilflich ſein, die feinen Unregelmäßigkeiten des Uhrwerkes den Beobachter erkennen zu laſſen und es ſo ermöglichen, daſs dieſelben durch entſprechende Hilfsmittel unſchädlich gemacht werden. Der Beobachter hatte während der ganzen Zeit der Expoſition durch das neunzöllige Fernrohr zu ſehen und zu beobachten, ob ein am Anfange der Beobachtung auf das Fadenkreuz geſtellter Stern an demſelben verbleibe, denn nur dann fiel in dem Nachbarfernrohre das Licht eines Sternes ſtets auf dieſelbe Stelle der photographiſchen Platte.

Die erzielten Photographien ließen nichts zu wünſchen übrig. Erſtens zeigten ſie bei der angewendeten Expoſitionszeit von 1½ bis 2 Stunden alle Sterne, welche ſonſt ein zwölfzölliges Objectiv zu ſehen geſtattet, zweitens wieſen die Bilder der Sterne kleine vollſtändig runde Kreisſcheiben auf, ſo daſs ſich das Centrum derſelben ſehr ſcharf beſtimmen und die Diſtanz zweier Sterne auf das genaueſte ermitteln ließ, und drittens waren die Sternſcheibchen verſchieden groß und entſprachen der Helligkeit der Sterne, ſo daſs man an der Größe der Scheibchen ein untrügliches Maß der Helligkeit hatte. Dieſe ſchönen Reſultate führten den damaligen Director der Pariſer Sternwarte Mouchez zu dem Gedanken, daſs es auf dieſem Wege nicht nur möglich ſei, das langangeſtrebte Ziel, ein getreues Bild des Himmels, zu erhalten, ſondern, daſs die gewonnenen Aufnahmen es erlauben, Poſitionsdifferenzen zwiſchen den einzelnen Sternen zu erhalten, von einer Güte, welche ſie befähigten, die früher erwähnten Beobachtungen der aſtronomiſchen Geſellſchaft bis zu jeder gewählten Helligkeitsgrenze und mit vollſtändiger Sicherheit gegen Auslaſſungen vollwertig zu ergänzen. Aber das war auch klar, daſs dieſes Werk nicht in Frankreich allein durchgeführt werden konnte, ſondern nur durch eine Vereinigung vieler in allen Breitengraden zerſtreuten Sternwarten. Mouchez lud daher die leitenden Aſtronomen der ganzen Welt nach Paris ein, um einen ſolchen Plan zu beſprechen. Sie erſchienen auch und es wurde die Durchführung des Mouchez'ſchen Planes beſchloſſen. Geradeſo wie beim Unternehmen der aſtronomiſchen Geſellſchaft wurde der Himmel in Gürtel getheilt und dieſelben den einzelnen Sternwarten ſo zugewieſen, wie es für das Ganze am beſten war.

Vor allem betheiligten ſich mehrere franzöſiſche Sternwarten an dieſem Unternehmen, dann Nord- und Südamerika, die päpſtliche Sternwarte, Deutſchland, England und die Sternwarte am Cap der guten Hoffnung. Von jeder Gegend war eine Platte mit großer Expoſitionszeit, etwa 2 Stunden, aufzunehmen, welche Sterne bis zur 14. Größenclaſſe enthalten ſollte; das ſind ſolche Sterne, welche noch im großen Refractor der Wiener Sternwarte zu ſehen ſind. Eine zweite Aufnahme derſelben Gegend hatte von kürzerer Dauer zu ſein und nur Sterne bis zur 11. Größe zu enthalten. Auf dieſer ſollte die relative Poſition ſämmtlicher Sterne gegen einen in der Nähe der Mitte ſtehenden helleren Hauptſtern ermittelt und daraus ein Katalog ſämmtlicher Sterne bis zur 11. Größenclaſſe zuſammengeſtellt werden.

Wie man bemerkt, werden mit einem Schlage zwei Aufgaben gelöſt, nämlich ein Verzeichnis der Orte oder ein Katalog angelegt, und dann eine Himmelskarte angefertigt; während man aber früher [illegible] Himmelskarten anfertigte, wurde [illegible] Dieſes Unternehmen wird eine [illegible] denn auch hier wird es wie [illegible] Geſellſchaft vorkommen, daſs [illegible] Angabe nicht durch [illegible] muſs. Beſondere Ar- [illegible] Platten, welche zur [illegible] in die Pariſer Stern- [illegible]

Digitized by Google

Es iſt daſelbſt ein eigenes Bureau errichtet, das im Jahre 1895 nicht weniger als 37.000 Sternpoſitionen den Platten entnommen hat.

Was dieſe Arbeit ſo überaus wertvoll macht, iſt, daſs, ſo oft ein Zweifel über irgend etwas entſtehen ſollte, man jederzeit in der Lage iſt, denſelben zu löſen, was man bei der gewöhnlichen Methode am Meridiankreis zu thun nicht in der Lage iſt. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daſs alle Platten ſorgfältig aufgehoben werden, und es iſt auch projectiert, daſs von jeder Platte einige Abzüge auf Glas hergeſtellt und an verſchiedenen Sternwarten aufbewahrt werden ſollen, um ſo dieſe wichtigen Documente vor Vernichtung zu bewahren. Es werden dann die Sternwarten eigene Bibliotheken aus Glas haben, ähnlich wie im alten Babylon das Bibliotheksmaterial Ziegelſteine waren.

Das von Admiral Mouchez inaugurierte Unternehmen und jenes der aſtronomiſchen Geſellſchaft machen einander durchaus nicht Concurrenz, wenn man ſich dieſes Ausdruckes hier bedienen kann, ſondern ergänzen ſich weſentlich. Da jede Platte nur einen relativ kleinen Geſichtskreis umfaſst, ſo müſſen die Poſitionen der Sterne aus den Poſitionen der helleren auf der Platte vorkommenden Sternen abgeleitet werden; dieſe Poſition liefert eben der Katalog der aſtronomiſchen Geſellſchaft. Beide Arbeiten werden in Zukunft, vielleicht in hundert Jahren, wo man an die Wiederholung derſelben Aufgabe ſchreiten wird, das Fundament bieten, um gewiſſe Bewegungen des Himmels genauer zu erkennen und zu ſtudieren.

Dr. J. Paliſa.

Ein Dichterphiloſoph.

II.

Amiel findet ſelbſt das Wort für ſeine tiefſte pſychiſche Eigenthümlichkeit: er ſpricht von ſeiner Proteusnatur, ſeinem Vermögen der Umwandlung. Er hat wunderbare Worte, um dieſe ſeine Eigenart zu zeichnen: „Meine Seele iſt nicht eine Seele, ſondern eher die Seele; ſie kann jede Daſeinsform annehmen; ich kann mich bis zum äußerſten vereinfachen, meine Umgebung vergeſſen, mich in ein anderes Zeitalter verſetzen, den Gebrauch meiner Sinne niederlegen; Pflanze, Thier, Kind, Mann, Weib oder im Weltenraum ſchwebender Planet werden; ich kann mit der Seele des Mönchs, des Mathematikers, des Muſikers, kurz mit aller Art von Seelen leben ... Ich vernehme mich in meinen Zellen und Geweben, werde latentes Leben, verſinke in die Schatten primitiven Seins, bin Zeuge meiner eigenen Geneſis unter unendlichen Metamorphoſen ... Ich ſtehe wie eine Bildſäule am Rande des Fluſſes der Zeit, ich werde in Myſterien eingeweiht, aus denen ich gealtert oder ohne Alter hervorgehe ... Ich empfinde mich als reinen Geiſt ohne Geſchlecht, Körper, Beruf — verwundert, Menſch, Europäer, tellmiſches Weſen zu ſein; es ſcheint mir ſo einfach, irgend etwas anderes zu ſein, in ſo hohem Grade zufällig kommt mir alles vor, was ich bin ..... Heerſchar, Wirbel, Kosmos — dieſe Worte würden beſſer mein Weſen ausdrücken .... Ich lebe die Daſeinsform der Ewigkeit, vernehme die Allmöglichkeit des Seiens ... ſinke endlich in den Abgrund hinab, in dem nichts lebt oder ſtirbt, nichts Form, Bewegung, Ausdehnung hat — das, das währt, wenn alles andere vergeht .... Gedanken, Gewohnheiten, Grundſätze werden in meiner Seele ebenſo leicht ausgelöſcht, wie das Gekräuſel der Wellen ...“

Dieſen Nirwanazuſtand, dieſes Hinſinken in die Unendlichkeit, die Totalität, das Myſterium, nennt Amiel mit klarer Selbſterkenntnis ſeinen Rauſch; die Handlung nennt er ſein Kreuz, ſeinen unerreichten Traum ... „Um zu handeln, ſagt er, iſt alles erforderlich, das mir fehlt: Charakter, Wille, Individualität.“ Zur Handlung muſs man ja auch gewiſſe Werte als erſtrebenswert anerkennen, aber Amiel fühlt im Gegentheil, daſs nichts Gewiſſes beſſer iſt, als ſein Gegenſatz, und daſs alles, das einen Gegenſatz hat, begrenzt und ihm darum gleichgiltig iſt ... „Um zu leben, muſs man den Abgrund verhüllen, einen Schein, eine Form anerkennen ... um wiſſen zu können, muſs man unwiſſend ſein, behaupten, bekräftigen können ...“ Er ſieht ein, daſs derſelbe Zweifel, der ihn hindert zu handeln, ihm auch das Schaffen unmöglich macht: „... Wer zweifelt, findet nicht das abſchließende Wort ..... Originalität iſt eine ſtarke und beſtimmte Reaction gegen die äußeren Eindrücke, durch die man ihnen ſein individuelles Gepräge gibt ... jedes künſtleriſche Ideal iſt die endlich gefundene Löſung eines Räthſels ... jeder große Künſtler iſt ein Vereinfacher ...“ Und fragt man, warum Amiel, der im höchſten Grade das Vermögen der Metamorphoſe beſitzt, das er als die vornehmſte Eigenſchaft des Künſtlers betrachtet, auch nicht auf dem Gebiet der Kritik bedeutend wurde, ſo lautet die Antwort: „Ich kann einen Gegenſtand nicht brutaliſieren ... ich zittere bei dem bloßen Gedanken, ihm unrecht zu thun ...“ So kam es, daſs Amiel trockene, kalte Vorleſungen über Philoſophie hielt, Vorleſungen, von denen kein Jüngling wegging, um Träume zu träumen oder Gedichte zu leben, daſs er als Litterateur bald beinahe ſteril wurde, nachdem er einige, kleine Gedichtſammlungen und Eſſays herausgegeben hatte, die ſeine Freunde ſich bemühten zu würdigen.

Das Denken, das all ſein Lebensmühen aufſog, ſcheint ihm ſogar manchmal alle anderen Lebenswerte [illegible] zu haben .... Es liegt eine Beichte in den Worten wie dieſe: „Wenn der Denker ein mal darein willigt, zu erleben, zu handeln, ſo geſchieht es nur, um beſſer zu verſtehen; wenn er will, ſo iſt es bloß, um das Weſen des Willens zu kennen, er ſucht ſich nichts vom Daſein anzueignen, er begehrt vom Leben nichts mehr als Weisheit. Das macht ihn unbegreiflich für jedes genießende, herrſchende, erobernde Weſen ...“

Mit bleichen, feinen Farben malt Amiel hier die glückliche Liebe zum Denken, die Liebe, die Nietzſche dann in Glanz und Glut offenbarte.

Aber Amiels Denken hat — wie ich ſchon oben hervorhob — nichts von Nietzſches großer, intenſiver, rückſichtsloſer Einſeitigkeit. Amiels Receptivität, ſeine Ganzheitsforderung macht ihn allſeitig. Aber Allſeitigkeit lähmt nicht nur die Energie der Handlung, ſondern auch die des Gedankens. Selbſt auf dieſem Gebiete gilt es zu wagen, um zu gewinnen, entſchloſſen zu opfern, um zu behalten, auszuſchließen, um zu wählen. Amiel, der ſeine geiſtige Verwandtſchaft mit dem Buddhismus und Schopenhauer fühlt — das erſtere mit Freude, das letztere mit Unluſt — würde vielleicht Harmonie erlangt haben, wenn er den Orientalen in ſich zum Alleinherrſcher hätte werden laſſen können. Aber das Ideal, dem er nachſtrebte, war ein abendländiſches, war eine „reſignierte Energie“, während er gleichzeitig fühlte, daſs er „am intenſivſten lebte, wenn er nichts Beſonderes that.“ Der eine Theil ſeines Ich war nie mit dem anderen zufrieden.

Seine einzigen innerlichen Lebenswahrnehmungen der Außenwelt wurden ihm durch ſein vertrautes Zuſammenleben mit der Natur. Er findet die glücklichſten Worte, um ihre wechſelnde Laune zu ſchildern — und die Abhängigkeit des Menſchen von dieſer Laune — Worte, die in der franzöſiſchen Literatur Gemeingut geworden ſind. Z. B. dieſes, das beinahe das Motto der modernen Stimmungsmalerei genannt werden kann: „Eine Landſchaft iſt ein Seelenzuſtand“ oder „wir ſehen nie zweimal dieſelbe Landſchaft“, oder „jede Seele hat ihr Klima.“ Zu den Eigenthümlichkeiten in Amiels eigenem geiſtigen Klima gehörte, daſs die Lebensangſt bei ihm ihren Höhepunkt zu den lichteſten Stunden des Tages erreichte, d. h. den Stunden, die die beſte Zeit der thätigen Seelen ſind.

*

Wenn Scherer Amiels Schickſal als das Märtyrerthum des Idealiſten bezeichnete, hatte er recht; noch mehr recht hat Bourget, der ihn ein Opfer der Selbſtanalyſe nennt, eine Illuſtration zu Turgenjews Einfall: daſs Hamlet gewiſs „un journal intime“ führte. Die Selbſtanalyſe iſt ein Fieber, das man durch das beſtändige Meſſen ſeiner Temperatur ſteigert, und je mehr man ſeine Seele ſpiegelt, deſto weniger ſpontan werden ihre Bewegungen.

Amiel ſah auch ein, daſs er „mit eigener Hand ſeinen Geier gemäſtet hatte“, daſs er ſelbſt die Steine in Bewegung geſetzt, „die das Korn zu feinem Mehle mahlen, das Korn, das hätte wachſen, noch gähren kann“; er weiß, daſs unſeres Weſens dunkler Grund uns ſelbſt ein Geheimnis bleiben ſoll. Er fühlt, daſs ſein Tagebuch ihm nicht nur „Gefährtin, Kind, Publicum war, ſondern auch Flucht vor der Wirklichkeit.“ Aber dennoch findet man ihn, Jahr um Jahr, die Feder in der Hand, ſeine Entdeckungen in den geheimnisvollen Tiefen ſeines eigenen Weſens ſchildernd. So wächst ſtets die Schwermuth geiſtiger Weitſichtigkeit, die Schwermuth der Hamletnatur, des Idealiſten, deſſen Weſen ein ewiges Zögern vor jeder Realität iſt, während der Idealismus der Don Quixotenatur eine ewige Triebkraft zur Handlung bedeutet.

Die Tragik in Amiels Leben wird noch intenſiver durch die Angſt, vielleicht ſelbſt ſein Schickſal verpfuſcht, ſeine weibliche Natur erſtickt zu haben; mit der Einſicht, daſs ſein Leben dahingeopfert wurde, aber nicht für eine große Idee oder ein geliebtes Weſen. Stunden kommen, in denen bei Amiel die Lebensſehnſucht zu ſtummer Raſerei wird, oder zu einem himmelſtürmenden Ruf nach Glück. Aber vor der Wirklichkeit bleibt er noch immer ſtehen, „ebenſo unbeweglich, wie Don Juan vor dem Arm des Commandeurs“, denn immer intenſiver fühlt er das tragiſch Schickſalsſchwere jeder Handlung, durch die Abhängigkeit von dem Unvorhergeſehenen, die das Handeln mit ſich bringt. Gegen dieſe Abhängigkeit bäumt ſich Amiels ganze Seele auf, als gegen das einzige ihm abſolut Unerträgliche. „Von den zwei Arten, die das Leben wählt, um uns zu zermalmen: unſere Wünſche zu erfüllen oder ſie uns abzuſchlagen“, zieht er aus der Tiefe ſeiner Ueberzeugung die letztere vor.

So wagte es Amiel nie, „ſich zur Tafel zu ſetzen, aus Furcht, daſs das Gaſtmahl enden würde“; ſo wird ſein einziger energiſcher Willensact ein ne pas vouloir accepter le regret — aber er weiß, daſs er damit auch verneint d'accepter la vie.

Das Leben verſchwendet niemals ſeine Gaben, und es hat keine für jenen, der ſich von ihm wendet. Es war darum auch nicht das Leben, ſondern der Tod, der den einzigen von Amiels Wünſchen bewilligte, welcher erfüllt wurde — der Tod, an den er ſich wendete, den er ganz anerkannte — dieſer Wunſch war, daſs ſein Tagebuch, von dem er wuſste, daſs es „Stoff zu vielen Büchern enthielt“, nicht vom Strome der Zeit weggetrieben werden ſollte, wie welke Herbſtblätter vom Bache.

Dieſe [illegible]. Tragik wurde nicht Amiels Loos. Sein nach dem Tode herausgegebenes Journal intime hat viele Leſer von jener Art gefunden, die mit [illegible] Entzücken Zeugen der [illegible]

Digitized by Google

ſind, des ganz und gar innerlichen Dramas eines Menſchenlebens. Ein ſolches Schauſpiel, wie es uns etwa auch Pascal gibt, — und doch war der Kampf da kein ſo abſolut innerer wie bei Amiel. Für Pascal galt es, ſeinen großen Geiſt unter einen von außen gegebenen Glauben zu beugen, während bei Amiel das Ringen ausſchließlich zwiſchen der Denker- und Dichternatur ſtattfand, zwiſchen Selbſtanalyſe und Lebensſehnſucht.

Amiels Tagebuch offenbart keine kranke Seele. Es offenbart, daſs die Seele ſelbſt eine Krankheit ſein kann, an der man verblutet. Aber das Blut iſt hier über die Seiten eines Buches geſtrömt, das dadurch von Leben vibrierte. Wir lernen da einen „Uebermenſchen“ kennen, der in abſoluter Einſamkeit viele von den Qualen litt und nicht ſo wenige von den Gedanken dachte, die dann durch Nietzſche das Bewuſstſein Europas durchdrangen, als die tiefſte Qual der Gegenwart und die größte Forderung der Zukunft.

Stockholm. Ellen Key.

Jung-Berliniſche Malerei.

(Schluſs.)

Unterdes waren denn auch die „Elf“ hervorgetreten. Damit hatte die Richtung „Liebermann“, verſtärkt durch die Richtung „Skarbina“, mächtig Oberwaſſer bekommen. Skarbina iſt pariſeriſcher als Liebermann und in jedem Betracht ſchmiegſamer. Er hat in ſeiner Nachgiebigkeit gegen den Druck der Tagesrichtung etwas National-Liberales, während Liebermann etwas Marxiſtiſch-Starres und Verbiſſenes hat. Jedenfalls aber brachte Skarbina eine gewiſſe Grazie und Beweglichkeit und receptive Senſitivität. Seine in dunkelſtem Dämmerblau zuſammenklingenden Farben hatten manchmal einen lyriſch-muſikaliſchen Reiz, wie wenn jemand ein ſehnſüchtiges Geigenſtück in den Abend hinaus ſpielt. Von ſeinen Schülern haben ſich verſchiedene angenehm bemerkbar gemacht.

Die „Elf“ haben vor allem das Verdienſt, daſs ſie die moderne Kunſt in Berlin zur Debatte ſtellten. Man konnte plötzlich nicht mehr daran vorbei. Man muſste Stellung nehmen, und die Gemüther erhitzten ſich.

Ganz beſonders war es ein jüngerer Künſtler, der den Parteien als Zankapfel diente, Ludwig von Hofmann, der Maler der „rothen Bäume“. Er kam aus Paris, hatte Eindrücke von Besnard und Puvis de Chavanne auf ſich wirken laſſen und war auch an den nordiſchen Impreſſioniſten nicht achtlos vorübergegangen. Hier in Deutſchland wurde man zunächſt an Böcklin und Thoma erinnert, obgleich alles zarter, mädchenhafter erſchien. Auf alle Fälle aber war dieſer im Werden begriffene Künſtler eine originale Kraft, die ſich bereits in den nächſten Jahren mit überraſchender Sicherheit und Reife vor uns hinſtellte. Ein herb keuſcher, ſcheuer Duft lag auf dieſen Bildern. Ihre Farben konnten exaltiert ſein und hatten doch nicht, wie die Ury's, etwas Incitierendes: eine ſchmerzlich heitere, reſigniert-glaubensvolle Idealität, eine märchenſtille, dem groben Tageslärm unendlich weit entrückte Sammlung des Gemüthes ſprach ſich darin aus. Die Berliner wurden wüthend. Kaum hatten ſie ſich an den Realismus gewöhnt, da ſollten ſie auch ſchon Organe für dieſen ſtillverzückten Neu-Idealismus haben! Sie ziſchten und geiferten, daſs ſie faſt die Krämpfe kriegten. Dann aber ließen ſie auch dieſen Hofmann getroſt über ſich ergehen. Und im vorigen Jahre haben ſie ihn gar ſchon durch die kleine goldene Medaille ausgezeichnet.

In Ludwig von Hofmann war derſelbe Zeitgeiſt zum Ausdruck gekommen, der auch in Maeterlinck, in Dauthenden, in Stefan George, zum Theil auch in Ola Hanſſon ſich losgerungen hatte. Jene Paradieſes-Sehnſucht des aus der Wirklichkeit flüchtenden, dem Kampf abholden modernen Menſchen, dieſer in ſeiner Paſſivität ſo ſchneidend ſtarke Proteſt des Künſtlers gegen unſer ödes und ſchnödes Banauſenthum, aber auch das Mimoſenhafte, Hyperſenſitive und leicht Morbide der „ame moderne“, war da in Farben und Linien vor uns hingetreten. Und dieſe Beziehungen hatten die feineren Köpfe herausgefunden. Hofmann wurde ihnen dadurch beſonders wertvoll. Leider hat der Künſtler ſeit einigen Jahren unſere Stadt verlaſſen und ſich in Rom angeſiedelt. Ein ſchwerer Verluſt für Berlin und [illegible] wohl für den Künſtler! Er hat ſich unſeres Bedünkens ſeitdem ein wenig verausſerlicht. Das Gekünſtelt-Decorative tritt jetzt mehr als die Dominante ſeines Kunſtſchaffens hervor.

Die Berliner Malerbewegung aber hat ſich weitergeſtaltet, vor allem unter dem Zeichen Max Klingers und Edvard Munchs.

[illegible]

Zuweilen in ſeine Kunſt. Zaudernd ſteht er auf der Schwelle. Hier winkt die Zukunft, dort — Griechenland. Zuweilen aber auch iſt es ihm gelungen, aus dieſem Doppellaut einen großen, ganzen und mächtigen Akkord herauszuſchlagen. Und dann iſt es, als ob die geſammelte Kraft des modernen Europa ihm aus Augen und Nüſtern blitze. Ein Zeus-Wotan ſteht er vor uns da.

Was für Berlin von Wichtigkeit geworden iſt, iſt dieſes: daſs Klinger unſerer geſammten modernen Exiſtenz als einem Problem gegenüberſteht, daſs er nichts hinnimmt, als etwas ſchlechtweg Beſtehendes, ſondern ſtets nach einem Hinterſinn ſpürt, ſtets von einer Frage leiſe hin und her geſchaukelt wird. Man iſt gezwungen, ſich bei ſeinen Bildern etwas zu „denken“. Die einfache naive Anſchauung hat er gleichſam entwertet.

Der gleiche Zug, nur radicaler noch und vom Gedankenhaften ins Seeliſch-Myſteriöſe übertragen, zeigt ſich bei dem Norweger Edvard Munch. Etwa drei oder vier Jahre hat er in Berlin gewirkt. Und die Spuren ſeines Aufenthaltes werden ſo leicht nicht mehr verwiſcht werden.

Munch wollte — das Unſichtbare malen! Dadurch wirkt er ſo heftig und faſt erſchreckend. Seinem viſionär-träumeriſchen Geiſt iſt die Welt der Sichtbarkeiten ein leerer Schall und Rauch. Sie iſt ihm ein Spuk und hat höchſtens als Spuk für ihn ein Intereſſe. Wenn er einen Menſchen malt, ſo iſt ihm an der äußeren Erſcheinung dieſes Menſchen ſehr wenig gelegen. Er will die myſtiſche Kraft ausdrücken, die in dieſem Menſchen ſchlummert, das Geſpenſt, das er mit ſich herumträgt. Und ſo ſymboliſiert und allegoriſiert er auch myſtiſche Seelenvorgänge in frei erfundenen phantaſtiſchen Bildern. Dieſe haben oft etwas ſehr Wirres und bedürfen zu ihrem Verſtändnis ausführlicher Commentare. In dieſer Unklarheit liegt denn auch die Schwäche der Munch'ſchen Kunſt.

Die andere Schwäche beruht auf dem inneren Widerſpruche, eine Kunſt, die vom Scheine lebt, auf die Verachtung des Scheines baſieren zu wollen. Natürlich ſchließt dies gleichzeitig eine gefährliche Miſsachtung der guten maleriſchen Technik in ſich ein, die als „Handwerkerei“ ja wohl nur eine Beſchäftigung für Hohlköpfe ſein kann. Leider waren daher die Munch'ſchen Bilder, vom decorativ-maleriſchen Standpunkte betrachtet, manchmal derartige Monſtroſitäten, daſs man ſchier nicht wuſste, ob man ſich das Lachen oder — das Weinen verbeißen ſollte. Wie techniſch-ernſthaft, traditionell-gefeſtigt erſcheint dagegen Klinger!

So hat denn Munch nach einer gewiſſen Richtung verhängnisvoll eingewirkt: er hat zu einer Verſchlechterung der Technik verführt, die gerade in Berlin doppelt bedenklich war und die uns einem neuen Corneliſchen Zeitalter zuzutreiben drohte. Glücklicherweiſe war aber der Liebermann-Münchneriſche Zug auf das Intenſiv-Maleriſche doch bereits ſo ſehr erſtarkt, um ſich einer ſyſtematiſchen Verlotterung der Technik erfolgreich entgegenſtemmen zu können.

Hiervon abgeſehen aber hat der Munch'ſche Einfluſs, zumal mit dem Klinger'ſchen combiniert, in Berlin freimachend und erlöſend gewirkt. Freilich ſetzte die Literatur (die wirkliche diesmal!) gerade an dieſem Punkte beſonders energiſch und mit kühnem Zweckbewuſstſein ein. In dieſem Sinne haben Dehmel, Przybyszewski, Willy Paſtor u. a. theils durch ihr Beiſpiel, theils durch ihr Wort und ihre Lehre, mit Nachdruck in die Entwicklung eingegriffen. Die wahre Bedeutung der Klinger und Munch wurde thatkräftig erörtert, Böcklin und Thoma wurden mit erneuter Wucht vorgeſchoben und der Ehrgeiz der malenden Künſtler darauf hingelenkt, nicht bloß durch techniſche Bravour glänzen zu wollen, ſondern auch der Entwicklung der Menſchheit, der Befreiung des Unbewuſsten, der Ausbreitung unſerer Phantaſiekräfte Vorſchub zu leiſten. Dies iſt, was ich die Entfaltung des norddeutſchen Raſſegeiſtes nennen möchte. Bilder, wie Ury's „Jeruſalem“ und das Triptychon „Der Menſch“, wenn auch über ein Jahrzehnt in der Seele des Künſtlers getragen, konnten doch erſt unter dieſer Entwicklungs-Aera das Licht der Welt erblicken und auf ein aufnahmebereites Verſtändnis ſtoßen. Man begriff, daſs hier Thaten eines hochgeſpannten künſtleriſchen Bekenntnisdranges vorlagen, ſubjectiv maleriſche Wiederſpiegelungen der Welt und ſpeciell der Phaſe, in der wir zu athmen genöthigt ſind.

Ein ſtill vor ſich hinſpintiſierender, ganz von den Ideen der Theoſophie und Reincarnation erfüllter Künſtler iſt Fidus. Er iſt durch ſeine Zeichnungen und Buchumſchläge weiten Kreiſen bekannt und theuer geworden und hat durch die Reinheit und Anmuth ſeiner Linie, durch die blaue Träumerei ſeiner Farben oft inniges Entzücken erregt. Auch langgeſtreckte Landſchaften hat er componiert und ſaubere Porträts — „Seelenzeichnungen“ möchte man ſie nennen! — geſchaffen. Doch iſt er im eigentlichen Kammitſtudium nicht gerade ſehr weit gelangt und daher in Details nicht frei von ſkrupulöſem Conventionalismus. Er [illegible] eine [illegible] weltlich empfindende Natur und [illegible] Unbeirrtheit der Weltbetrachtung. [illegible] in wunderlich-pikantem Contraſt, ein höchſt [illegible] und eine ſeltſam verblüffende, [illegible] iſt, wie der Anfang der Welt, und [illegible] Das ewig Unbegreifliche, im [illegible] Idee geiſterhaft Empor- [illegible] vermag er mit raſtlos ſchaffender

Digitized by Google

Erfindſamkeit ſinnliche Wendungen, gleichſam Vermaterialiſierungen zu finden. Die ekſtatiſchen Trancezuſtände der Seele, das Zuſammenfließen des Körperlichen mit dem Pſychiſchen, drückt er mit intuitiver Sicherheit aus. Und ſtets liegt in ſeinen Imaginationen, discret oder deutlich, ein Geiſt des Martyriums, wie denn Kette und Dornenkrone ſelten bei ihm fehlen. Aber Roſen und Lilien blühen daneben, und reizende kleine Putten haſchen glitzernde Schmetterlinge.

In verwandten Schaffenskreiſen bewegte ſich anfangs Anna Coſtenoble, bis unter den Einflüſſen Munchs und Przybyszewskis ihr excentriſcher, ein wenig männiſcher Geiſt andere Bahnen einſchlug, und der Cyklus von der „Tragödie des Weibes“ entſtand: ſehr viſionär, ſehr herausfordernd, ſehr überweltlich, nur leider auch zuweilen ſehr geſchmacklos; am reinſten und echteſten dort, wo eine ſtumpf-verzweiflungsvolle, unergründlich-ſelbſtquäleriſche Schmerzhaftigkeit zum Ausdrucke gelangt. Neben Dora Hitz und Julie Wolf, die beide viel in Paris gelernt haben und es an maleriſchem Können mit den beſten ihrer männlichen Collegen aufnehmen dürfen, iſt aber trotzdem Anna Coſtenoble der intereſſanteſte weibliche Malkünſtler Berlins.

Ganz einſam ſteht ſcheinbar Melchior Lechter, der Freund Stefan Georges. Etwas Unnahbar-Prieſterliches, Harmoniſch-Weltabgeſchiedenes wohnt dieſem Künſtler inne. Trotzdem iſt er ein abſolut organiſches Product unſerer jüngſten wie älteſten künſtleriſchen Entwicklungen. Alles, was von hoher und feierlicher Tradition in der deutſchen Kunſt iſt, von den romaniſchen und gothiſchen Kirchenfenſtern her über Goethe zu Böcklin hin, hat in ihm gleichſam einen neuen, magiſch im Abendlicht des Jahrhunderts ſchillernden Leib empfangen. Die unendlichen Rhythmen der Melodien Richard Wagners ſchwingen, in glutvolle Farben überſetzt, mit derſelben Intenſität und Brunſt durch ſeine Bilder, wie die transcendentalen Viſionen Nitzſches mit ihrem ſchmerzlichen Jubel, mit ihrer unirdiſchen Erdenſeligkeit. Aber alles iſt feſt, geſchloſſen, decorativ gebändigt. Hie und da ſchleicht ſich bereits eine gewiſſe Starre ein, etwas Hieratiſch-Schablonenhaftes. Gewiſſe Embleme, gewiſſe Ornamente, gewiſſe Stiliſierungen kehren allzu häufig wieder. Melchior Lechter verblüffte bei ſeinem erſten Auftreten durch die Geſchloſſenheit ſeiner Erſcheinung. Es bleibt abzuwarten wie zu wünſchen, daſs er die ihm anhaftende Unbeweglichkeit lockern und ſeine gewiſſermaßen orthodoxe Haltung menſchlich freier, nuancierter machen lerne.

Auch Walter Leiſtikow, deſſen Ruf von den „Elf“ herdatiert, hat ſich in jüngerer Zeit einer mehr ſtiliſierten und decorativiſch geſtalteten Naturwiedergabe zugewendet. Der principielle Unterſchied von der Art Lechters iſt indes der, daſs dieſer die traditionellen Formen, wenn auch entſprechend moderniſiert, anwendet, Leiſtikow hingegen aus intenſivem Naturſtudium heraus zu gänzlich neuen Stiliſierungen, beſſer noch: Simplificierungen zu gelangen ſucht. Sein Weg ſomit iſt kühner und gefahrvoller, mag er auch in Frankreich, Belgien, Dänemark gewiſſe Vorläufer und Anreger gefunden haben. Allein ſchon ſein Thema, der deutſche Wald, ſtellt ihn auf völlig eigenen Poſten, und nur durch eine ſyſtematiſche und peinliche Arbeit hat er zu den ſchönen Reſultaten kommen können, mit denen uns ſeine letzten Bilder erfreut haben. Leiſtikow iſt ein nervös außerordentlich verfeinerter, für die intimſten Nuancen und Vibrationen eines Natureindruckes empfänglicher Menſch. Mit außerordentlicher Strenge gegen ſich ſelbſt hat er nun das etwas Zerfaſernde dieſer Betrachtungsart zurückgedrängt, die Vibration gleichſam nur unter der Sordine noch mitklingen laſſen und der ewig ſchwankenden Natur eine erhabene Ruhigkeit, feierliche Gliederung, monumentale Einfachheit abgewonnen. Faſt könnte man jetzt von griechiſch-deutſchen Wäldern reden, in denen ſeine rothbeleuchteten Fichtenſtämme hoheitsvoll wie Tempelſäulen daſtehen.

An den früheren Leiſtikow, der minder heroiſch, dafür märchenhaft-intimer war, hat mit ungewöhnlich glücklichem Inſtinct Martin Brandenburg angeknüpft, der auch von Hofmann und Munch wertvolle Anregungen zu verarbeiten verſtand. Brandenburg als Maler des Waldes führt wirklich ins Tiefſte des deutſchen Märchens hinein. Für ihn iſt der Wald etwas Spukhaft-Wirres. Zwiſchen geraden Stämmen ſtehen barock verkümmerte, hinter denen man das tückiſche Kichern knickender Gnome zu vernehmen glaubt. Und tief im Dunkel glimmt es und kniſtert's. Phosphorescierende Lichter, fahlgrün und [illegible]roth, ſpringen durcheinander. Erſcheinungen zeigen ſich dann — ein Weib, das einen Ritter zu Tode küſst — ein Knappe, der mit langen Haaren in den Aeſten ſich verſtrickt — ein verirrter Wandersmann, den hexenhafte Spinngewebe nicht mehr aus dem verzauberten Dickicht laſſen. Durch dergleichen figürliches Beiwerk und durch die Wunderlaterne ſeiner Farbe verſteht Brandenburg oft einen [illegible] gruſeligen, ein bischen burlesken Eindruck zu erzielen, wie ihn ja auch das Märchen liebt, das gern ſeine eigenen [illegible] wieder verſpottet.

Dieſer Zug von beizender Ironie verbindet Brandenburg mit ſeinem ihm ſonſt ſo gründlich unähnlichen Freunde Hans Baluſchek. Baluſchek iſt von allen jüngeren Berliner Malern weitaus der [illegible]. Er knüpft da wieder an, wo Menzel aufgehört hat. Man ſpürt indes, daſs es dazwiſchen einen [illegible] und [illegible] gegeben hat. Und man ſpürt ferner, daſs ein Max Klinger die jüngeren deutſchen Maler das Denken und [illegible] gelehrt hat. Baluſchek iſt, wenn ich ſo ſagen darf, durch und durch Litteraturmenſch. Er gewahrt nichts, ohne daſs ſich ihm ſofort Dutzende von Beziehungen darbieten. Keine Erſcheinung ſteht er iſoliert. Jede ordnet ſich ihm ein in ein größeres Ganzes, gewinnt typiſchen Wert für ihn. Bei ſeiner phänomenalen Kenntnis des Berliner Bodens und des Berliner Volkscharakters iſt er ſomit zum Sittenſchilderer wie berufen, und peinlich-genau ſchreibt ſein gehorſamer Stift das Beobachtete ſtreng und unerbittlich nieder. Aber als denkender Menſch von großer Intelligenz und beweglichem Witz und als fühlender Menſch von feiner Spürkraft und warmem Empfinden läſst er ſich an der ſimplen Abſchrift nicht genügen. Irgend etwas wird hineingeheimniſt, unaufdringlich aber ſpürbar, das weitere Perſpectiven eröffnet und die großen Symbole, nach denen die Menſchheit horcht, zum Anſchlag bringt.

Somit zeigt ſich in Baluſchek ganz beſonders die Unveränderlichkeit eines echten Volkscharakters, neben der ſteten Veränderlichkeit der äußeren Form, die ſo oder ſo, in jeder Zeit ihr beſonderes Stigma trägt. Und was Berlin kann und will, lehrt er mit unzweideutiger Klarheit: ſich ſelbſt im Bilde faſſen und aus ſich ſelber eine neue Welt gebären.

Berlin. Franz Servaes.

Das geſellſchaftliche Leben in Konſtantinopel.

In den Reſidenzſtädten der monarchiſchen Staaten bildet der Hof ſelbſtverſtändlich die Sonne, um die alles kreiſt, das Centrum, um welches das ganze geſellſchaftliche Leben ſich bewegt. Veranſtaltungen, an denen der Landesfürſt oder ſeine Gemalin theilnehmen, gewinnen ebenſo ein größeres Intereſſe, als Vereine unter dem hohen Protectorate derſelben ein beſonderes Anſehen genießen und die bei Hof eingeſchlagene Richtung maßgebend iſt für das geſellſchaftliche Leben der Hauptſtadt und des Reiches. Hoffähig zu ſein iſt das Ziel ſo vieler Perſonen der Geſellſchaft und die erlangte Hoffähigkeit ein Beweis, daſs man mehr iſt als der große Haufe oder . . . ſich wenigſtens mehr dünkt als jener. Von all dieſem iſt in der Metropole des türkiſchen Reiches keine Rede, vor allem deshalb, weil das ewig Weibliche von der Kaiſerin-Mutter oder wie man in der Türkei ſagt, Sultanin Validé an bis zur letzten türkiſchen Arbeiterfrau, von jedem Verkehre mit der Außenwelt ſtrenge abgeſchloſſen und in die Räume des Harems verbannt iſt und weiters, weil der jetzt regierende Sultan bekanntlich außer der Freitagsfahrt zur Moſchee, aus lauter Furcht vor eingebildeten Gefahren, niemals ſein Palais verläſst und die kaiſerlichen Prinzen, auf Schritt und Tritt von Spionen argwöhniſch überwacht, es nicht wagen, außer zu kurzer Spazierfahrt, ihre Paläſte (Konaks) zu verlaſſen. So iſt Konſtantinopel eine Reſidenzſtadt ohne Hof und muſs ſich es geſellſchaftlich ohne dieſen genügen laſſen, was bis auf das Theater übrigens kein beſonderes Unglück iſt. Für das Theater allerdings bedeutet die Abſtinenz des Hofes und das hiemit verbundene Fernbleiben der hohen Würdenträger einen umſo empfindlicheren Verluſt, als es eine Ariſtokratie in unſerem Sinne in der Türkei nicht gibt.

Die Türkei ehrt nur den Lebenden; der Todte wird im Handumdrehen verlaſſen und vergeſſen. Der Türke pflegt den Kranken aufopfernd; kaum hat derſelbe die Augen geſchloſſen, iſt er unrein — man kümmert ſich nicht weiter um ihn. Bezeichnend iſt folgende Anecdote: Es ſtirbt der Sohn des Großveziers und alle Welt nimmt an dem Leichenbegängniſſe theil, denn man ehrt nicht den Todten, aber den noch lebenden Vater. Einige Wochen ſpäter ſtirbt der Großvezier ſelbſt . . . und kein Menſch, der nicht direct verpflichtet iſt, kümmert ſich um den Dahingeſchiedenen.

Eine erbgeſeſſene Ariſtokratie, die ihrem Range gemäß Verpflichtungen in der Geſellſchaft und für dieſe beſäße, gibt es in der Türkei umſoweniger, als der Türke keine Familiennamen führt und wer wirklich von hervorragenden Männern abſtammt, doch unmöglich ſeinem Namen die aller ſeiner großen Vorfahren vorſetzen kann.

So muſs alſo das Theater der Unterſtützung des Hofes und der Ariſtokratie entbehren und iſt bloß auf das diplomatiſche Corps und die wenigen einheimiſchen und fremden Bewohner Konſtantinopels angewieſen, die Kunſtſinn und Generoſität genug beſitzen, um die Kunſt auch wirklich zu unterſtützen . . . und deren gibt es herzlich wenige. Insbeſondere verhält ſich der größte Theil der Europäer — mit dieſem Namen werden alle aus dem Weſten kommende Fremde, gleichviel ob aus Weſteuropa oder Amerika, bezeichnet — dem Kunſtleben der Hauptſtadt gegenüber vollſtändig paſſiv. Die meiſten ſind nach dem Orient gekommen, um reich zu werden oder wenigſtens ſo viel zu erwerben, um nach Jahr und Tag mit einem erſparten Sümmchen in die nur ungern, oft zwangsweiſe verlaſſene Heimat zurückkehren zu können. Wohnen, eſſen, ſich kleiden und die Kinder erziehen, wenn es unabweislich iſt auch für wohlthätige Zwecke etwas leiſten, muſs man, aber für Kunſtzwecke gibt man nichts aus; den Theater- und Concertbeſuch ſpart man ſich für einen gelegentlichen Beſuch der Heimat auf. Wie traurig es demnach mit dem Theater in Konſtantinopel beſtellt iſt, kann man ſich denken. Geſpielt und geſungen wird freilich, aber fragt nur nicht wie? Im Winter werden im „Odeon“ und im Stadttheater, im Sommer in Gärten in franzöſiſcher [illegible]

Digitized by Google

Sprache außer etwa „Cavalleria rusticana", die älteſten Opern und Operetten aus Großvaterzeiten aufgeführt. Strauß iſt beiſpielsweiſe als Operettencomponiſt noch in den weiteſten Kreiſen unbekannt, doch geht ein unverbürgtes Gerücht, daſs die „Fledermaus" zur Jahrhundertfeier im Jahre 1900 als Novität über die weltbedeutenden Bretter in Konſtantinopel gehen wird!

Für das geſellſchaftliche Leben in der türkiſchen Hauptſtadt kommen außer der beſſeren oder beſſer ſcheinenden Claſſe der Europäer nur wenige eingeborene Griechen, Armenier und Miſchlinge (Levantiner) in Betracht und deren Mittelpunkt bilden die Botſchafter der ſechs Großmächte. Da es keinen Hof und keine Ariſtokratie gibt, ſpielt jeder Botſchafter in Konſtantinopel eine umſo größere Rolle; die Stellung desſelben in der türkiſchen Hauptſtadt iſt übrigens weſentlich von der ſeiner Collegen in anderen Reſidenzſtädten verſchieden.

Dort iſt ein Botſchafter nur der Vertreter ſeines Monarchen oder Staates, hier aber iſt er Vormund der einheimiſchen Regierung, und da die Fremden ihrer eigenen und nicht der Gerichtsbarkeit des Landes unterſtehen, ein viel unumſchränkter herrſchender Gebieter als der Fürſt ſelbſt, in deſſen Namen er amtiert. Selbſtverſtändlich hängt ſein Einfluſs und ſein Wirkungskreis nicht nur von dem Staate ab, den er vertritt, ſondern auch von dem Aufwand, den er treibt — im Oriente wird die Macht eines Staates nicht zuletzt nach dem äußeren Auftreten des Botſchafters beurtheilt — von der Dauer ſeines Aufenthaltes und ſeinen perſönlichen Eigenſchaften.

Wenn wir die in Konſtantinopel wohnenden Europäer in Claſſen eintheilen wollen, ſo iſt das ſehr leicht. Mit Ausſchluſs der Taglöhner und Diener bilden dieſelben drei Kategorien. Zur erſten, die man als den hohen Adel bezeichnen kann, gehören alle jene Perſonen, die zur intimen Umgebung der Botſchafter zählen und an den Botſchafts-Diners theilnehmen. Dazu gehören die Mitglieder des diplomatiſchen Corps, hervorragende Vertreter der auswärtigen Preſſe, Nationale, die hohe Stellungen einnehmen, renommierte Aerzte und die Chefs der Poſtämter, ferner ſehr reiche Leute.

Zur zweiten Claſſe, dem niederen Adel, aber doch Adel reſp. doch Botſchaftsfähigen gehören die beſſer ſituierten Kaufleute, dann Aerzte, Lehrer, Journaliſten, Poſtbeamte und alle jene, die einen Frack beſitzen, ihn anſtändig zu tragen wiſſen und deren Hände keine Schwielen aufweiſen. Daſs zu letzteren ſehr oft Leute gehören, die man hinterher bedauert, geladen zu haben, iſt ſelbſtverſtändlich, aber auch nicht zu umgehen. Außer den im Staatsdienſt befindlichen Fremden in der Türkei, iſt jeder Europäer im Orient doch mehr oder weniger dorthin gekommen, weil er zu Hauſe entweder nicht gut gethan oder kein Auskommen gefunden oder kein Sitzfleiſch beſeſſen hat. Unter ſolchen Umſtänden iſt es ſchwer, ja unmöglich, Spreu vom Weizen zu ſondern; man muſs ſich damit begnügen, was jeder in der Gegenwart bedeutet; was er war oder ſein wird, kommt nicht in Betracht.

Für den niederen Adel ſind einige große Abfütterungsabende — Soiréen — im Jahre beſtimmt, bei denen das Buffet in der Regel ſo reichhaltig iſt, daſs, wenn eine Botſchafts-Soirée angeſagt wird, alle Reſtaurationen und Bierhäuſer Vorbereitungen für einen Maſſenſturm nach Mitternacht treffen — wobei bloß die öſterreichiſch-ungariſche Botſchaft eine rühmliche Ausnahme macht. Bei ſolchen Abenden oder ſonſtigen „Receptionen" hält der reſpective Botſchafter „Cercle", wie bei Hofe der Landesherr, und wie dort wartet alles athemlos auf ein gnädiges Wort, iſt beglückt durch eine Anſprache, klappt wie ein Federmeſſer zuſammen, wenn Excellenz vorbeigeht, und rühmt ſich, wenn angeſprochen, dann überall — allerdings mit der Phraſe: „Ich gebe zwar nichts darauf, aber der Botſchafter ſprach mit mir auf der geſtrigen Soirée", wobei der Angeſprochene ein möglichſt gleichgiltiges Geſicht macht, wenn er auch vor Neid berſten möchte, und wenn der Beglückte fort iſt, zu den übrigen höhniſch bemerkt: „Wie man doch ſo dumm ſein kann, als ob es etwas Beſonderes wäre, vom Botſchafter angeſprochen zu werden." Und dabei denkt er: „Nächſtens poſtiere ich mich ſo, daſs Excellenz mich nicht übergehen kann."

Die dritte und zahlreichſte Kategorie der Europäer am goldenen Horn ſind jene [illegible] Handwerker und kleinen Kaufleute, die nicht mehr ſcheinen wollen, als ſie ſind, keinen Frack anlegen, nicht botſchaftsfähig ſind, aber auch keine Schulden haben, in jahrzehntelanger redlicher Arbeit etwas erworben haben, aus Konſtantinopel nicht fortziehen und das lebhafte Element unter den europäiſchen Nomaden am goldenen Horne bilden. [illegible]

In dieſe vier Vereine kann jeder eintreten, der deutſch ſpricht und ſo ſehen wir denn in dieſen Vereinen Reichsdeutſche, Oeſterreicher-Ungarn und Schweizer in ſchönſter Harmonie, während beiſpielsweiſe die Oeſterreicher-Ungarn italieniſcher Zunge mit den Italienern zuſammen der Società operaja angehören. Teutonia und Handwerker-Verein ſind von Oeſterreichern gegründet worden, haben ſich aber aus Gründen, die darzulegen zu weit führen würde, unter reichsdeutſchen Schutz geſtellt. Aber auch heute halten ſie daran feſt, daſs ſie Vereinigungspunkte der deutſch Sprechenden, alſo Reichsdeutſchen und Oeſterreicher-Ungarn ſind.

Konſtantinopel. Friedrich von Buchenau.

Pariſer Köpfe.

Von Max Graf und Stefan Großmann.

1. Jean Grave.

Auf keinem Platz der Erde hat man ſo ſehr das Gefühl: Großſtadt, Culturcentrum, Paris! — —, als abends auf einem Seſſel des café de la paix am boulevard des capucines. Hier, wo Tauſende plaudernd, ſtumm, ſchreiend paſſieren, jeder in ſeine Welt verſunken, kann man dieſes Pariſer Gefühl der eigentlichen Iſoliertheit des einzelnen „Ich" erſt ganz verſtehen. Aber man braucht nur ein paar Schritte weiterzukommen, durch die avenue de l'opéra bis zum pont royal, und es ſcheint einem, wie wenn man nicht mehr in Paris wäre. Geht man über einen dieſer Stege, wenn die Nacht bereits über der Seine liegt — eine ſüdlich-laue Nacht —, dann hat man einen Moment lang, während man über den Fluſs ſieht, auf dem die rothen, blauen, grünen Signallichter der Dampfboote flackern, beinahe das Gefühl: — Venedig. Freilich, in den Gaſſen des quartier latin hört dieſe Täuſchung auf. Und wenn man gar in die äußerſte Grenze des quartier gelangt, zum Beiſpiel in die rue mouffetard, wo Jean Grave als Redacteur der anarchiſtiſchen „temps nouveaux" hauſt, in einer fürchterlich ſchmierigen Gaſſe mit alten, finſteren, ſäuerlich riechenden Häuſerbaracken, dann wird man ein Gefühl nicht los: — London, Oſt-End.

Eine enge, finſtere Holztreppe führt in den fünften Stock, wo ſich die Redaction der „temps nouveaux" befindet. Wenn unglücklicherweiſe in der Finſternis jemand gerade hinabſteigt — auch wenn es kein Anarchiſt iſt — während man hinaufklettert, ſo ſchwebt man nahezu in Lebensgefahr. Tritt man oben in die Localitäten der Redaction, ſo blickt man ein biſschen erſtaunt um ſich. Es iſt ganz ſtille hier oben. Mitten in der ſtaubigen Dachſtubenluft liegen Berge von Zeitungen aufgeſtapelt. Ueber einem kleineren Hügel ſitzt Jean Grave und ſchreibt. Man kann zu welcher Zeit jetzt immer kommen, an welchem Tag immer, bis in die ſpäte Dämmerung ſitzt dieſer Redacteur, welcher gleichzeitig ſein Adminiſtrator und Caſſier iſt, in dieſer dumpfen Stube und ſchreibt. Er iſt ein älterer Mann, ſpricht ruhig und ernſt, voll freundlicher Beſonnenheit.

Man verlangt eine Nummer der „temps nouveaux". Faſt ohne ſich umzuwenden, greift Grave mit der Hand nach rückwärts in einen der Berge und holt die gewünſchte Nummer. Der Mann kennt ſich in ſeinen anarchiſtiſchen Bergen beſſer aus als in einer Schublade. Wer da oben in der Dachſtubenſtille ſitzt und Grave in ſeiner ernſten Güte, ohne tolle Temperamentsexceſſe, ruhig reden hört, der kann ſich nicht genug wundern, daſs ſo viele der publiken Anarchiſten privatim über das wildeſte Temperament verfügen. Auf dieſe wenigen halben Stunden zwiſchen Dämmerung und Nacht beſchränkt ſich die mündliche Agitation Jean Graves. Nichts ſpricht mehr für ſeine Grundehrlichkeit, als daſs er kein Maſſenredner, kein Rhetoriker iſt: „Aujourd'hui comme de tous temps, fort probablement — on ne devient le leader de la foule qu'à condition de ne se montrer plus avancé qu'elle!" Vielleicht iſt Grave einmal ein extremeres Temperament geweſen — er iſt zwei Jahre geſeſſen! —, er hat vielleicht an Ungeſtüm verloren, was er an Ruhe gewonnen hat. Vor einigen Jahren z. B. hat man unter franzöſiſchen Anarchiſten gern die hübſche Geſchichte des Anarchiſten R . . . . . . t erzählt, der vor Gericht wegen Falſchmünzerei angeklagt war und ſich mit den Worten vertheidigte: „Wie? Ich hätte falſche Münzen gemacht? Meine Louis' waren noch um 2 [illegible] goldhaltiger als die der banque de france! Es iſt der Staat, welcher Falſchmünzerei betreibt". Unlängſt aber konnte man in den „temps nouveaux" einige abmahnende Notizen gegen dieſe Propaganda der That leſen, nicht etwa ethiſche Einwände, aber praktiſche . . . Es iſt gut, daſs Grave [illegible] dieſe Atmoſphäre unerſchütterlicher Ruhe [illegible]. Welch Fülle von Erfahrungen hat er in den letzten [illegible] „qui sont arrivés [illegible] l'anarchie aristocratique, qui avec [illegible] de toute s'accommoderaient [illegible]" hat er auftauchen und ver[illegible] Temperamente haben ſich nutzlos ver[illegible] Grave einmal in ſeiner ruhigen [illegible] l'art pour l'art betrieb, iſt vor[illegible] [illegible] ſicheren Wirkung

Digitized by Google

2. Polaire.

Erſte Abendſpaziergänge in Paris. Weihnachten, milde feuchte Luft. Auf den Boulevards ein Getriebe heiterer Menſchen mitten zwiſchen dichtbeſetzten Tiſchreihen der Braſſerien, und den hellerleuchteten Weihnachtsbuden und hohen Gerüſten, auf welchen ſchreiende Camelots Waren ausbieten. Wagen, Omnibuſſe, Automobiles, zwiſchen ihnen durchgleitend Bicycliſten mit bunten Lampions, blauen, grünen, gelben. An den Straßenkreuzungen in Flammenſchrift, welche der Wind zauſt, Namen. Moulin rouge, Olympia, Folies Bergères: Chand d'habits und Scala: Polaire. Der Name Polaire hackt ſich in meinem Gehirne ein und zieht — ich weiß nicht wie — eine Menge Aſſociationen von etwas tief Sonderbarem, Sündigem, Geheimnisvollem an ſich. Ich kann den Gedanken nicht loswerden. An jeder Straßenecke in Flammen durch den feuchten Nebel leuchtend: Polaire, Polaire, und der Ruf der Flammen ſcheint mir immer deutlicher, greller, geheimnisvoller. Es iſt mir, wie wenn ein verbotenes, tiefes, ſündiges Geheimnis über die Gaſſen geſchrien würde. Polaire .... Endlich im lichten, freundlichen, braunen Theater der Scala. Ein paar Entréenummern: Sängerinnen, ungeſchickt geſchminkt, ſchön decolletiert, wenig Stimme, Anfängerinnen, welche lanciert werden. Die Claque in den oberen Rängen applaudiert. Dann Mlle. Aumont in Puderperücke und Empiretracht: „Le Seigneur de chez nous“, ein ſüßes Lied von der Schäferin und dem Grafen Almaviva, ſchlicht, innig, in ſtiliſierter Rococomelodie. Mlle. Berty, klein, rund, herzig, ſingt die perverſe Confettiballade mit ihrer ſpitzrhythmiſierten Melodie; geflügelte Schweinchen flattern wie Schmetterlinge ins Publicum. Matthias, ein pfiffiger, runder Vorortſpießer: einige Monologe; nach ihm Claudias, lang, hager, eckig, mit wenigen Zähnen, unheimlich in ſeiner hageren Groteskheit wie eine Edgar Poe-Figur. Die Logen füllen ſich. Anna Thibaut: ein wundervoll naiver Kopf mit verträumten Augen auf hohem, ein wenig üppigem Körper, in lichtem Roſakleid: „Quand les lilas refleuriront“. Im Romanzenton von anno 1830. Wie die Töne klar ihre Knoſpen entſchließen, ſich in Guirlanden aneinanderreihen, wie in ſanfter Luft dahinflattern! Sie ſprießen auf, wie die erſten Blumen im Frühling, jung, zart, voller Säfte, ſie entflattern wie duftende Lindenblüten. Sturm im Haus. Die verehrte Frau blickt wie erſchreckt auf. Wie aus einem Traum erwacht ... Panie. Man eilt hinaus, eine Cigarette zu rauchen. Camelots ſtürzen herein. Le Soir, le Soir. Demandez le Soir. Le chanson du Soir: „Quand les lilas refleuriront“ crée par Anna Thibaut. Le Soir. Klinglingling. Helle Muſik, Geplauder, Bewegung im Haus. Die Revue: „A nous les femmes“. Ein paar gleichgiltige Scenen. Reichal flink, elegant, luſtig als Compère, die wunderſchöne Liſe Fleuron, wunderſchön als Commère. „Ah, voilà l'Académicienne“. Beim erſten Blick ſchreit alles in mir „Polaire“! Sie brauchte nichts zu ſingen, nichts zu ſprechen, ich kenne ſie, kenne ſie auf den erſten Blick. Ich kenne ſie, ſeitdem ich den Namen in Flammenſchrift, an welcher der Wind zauste, bei jedem Schritte auf den Boulevards flimmern geſehen habe. Das muſs Polaire ſein. Müde kommt ſie herein. Die ſchmalen Kinderarme hängen loſe an der Schulter, die langen zarten Beine ſchleifen gleichgiltig über die Bühne. Der Körper iſt jung und mager. Das ſchwarze Kleid bis an den Gürtel hinab ausgeſchnitten. Die Haut weißſchimmernd, hager, ſehnig wie die eines Knaben. Um das Geſicht fallen dunkle ſchüttere Mädchenhaare. Die Augen ſind langgeſchlitzt, tief, feucht, nachtſchwarz. Der Mund ein wenig groß, ſchmal. Die Lippen blühen purpurn auf. Das Geſicht iſt beinahe viereckig, blaſs, müde. Nun ſingt ſie: „Pour fonder une Académie“. Die Stimme iſt flach, dunkel wie die eines Knaben, der mutiert. Nun iſt es, wie wenn jemand an ihrem Rücken eine Schraube, an welcher die Nerven hängen, drehen würde. Immer ſtärker, immer feſter, bis die Nerven ſich in furchtbaren Krämpfen winden. Der Kopf ſenkt ſich, wie von einem Schraubſtock angepreſst, in die Schultern. Die Lippen ſpreizen ſich widerſtrebend auseinander. Die langen, ſchmalen Arme fügen ſich dem Körper an, winden ſich an, machen hagere, eckige Bewegungen, werden angepreſst, die Nerven in ihnen immer feſter zuſammengedreht. Die müden, langen Beine ſtemmen ſich gegen die Erde, werden noch ſchmäler, das zarte weiße Fleiſch preſst ſich an die Knochen. Der Körper wird hagerer, immer ſchmäler, blutleerer. Unter den dichten geraden Augenbrauen fangen die Augen an zu leuchten, in ſich hineinzuleuchten, immer tiefer zurückzutreten, ganz in den Körper zu verſinken und werden groß, dunkel, dunkel, feucht von böſen Säften. Der Körper ſcheint wie in einer furchtbaren Anſpannung ganz ausgepreſst zu werden. Ich ſehe nur die Augen. Die tiefen, ſchwarzen, heißen Augen, aus welchen alle teufliſchen, verſchwiegenſten Sünden der Welt, die jetzigen und alle noch ungedachten, ungeträumten der Zukunft herausſtieren. Ich höre keines der geſungenen Worte. Ich ſehe nur die Augen. Der Text verhallt, wird ein Vorwand für die grauenhafteſten Traumphantaſien des zuſammengeſchnürten Körpers. Zum gleichgiltigſten Worte ſpielen die grauſamſten Wolluſtfanfaren .. Dann klappt der Körper auseinander. Die Arme hängen müde am Körper, werden zart, weich, wie die eines Mädchens, die Füße ſchleifen mit langen, müden Schritten über die Bühne. Die Beine ſind zart wie die eines Mädchens. Die Brust flach, weich, zart wie die eines Knaben. Das Kind ſpricht fahl. Die Augen glimmen wie aus Müdigkeit noch einmal auf. Als ob ſie wieder wie von einem Zwang erlöſt, wie aus einandergefallen .... Was dann kommt, läſst mich gleichgiltig, Mädchenbataillone in zarten Schleiern, die wunderſchöne Fleuron. Ich taumle aus dem Theater. An den Straßenecken flammt der Name Polaire, vom Wind zerzauſt, auf und ſchreit durch die dunkle Nacht laut die tiefſte, noch ungedachte, ungekannte Fleiſchſünde der Zukunft. Aber die fröhlichen heiteren Kinder auf den Boulevards gehen unbekümmert ſcherzend dahin und hören den Ruf nicht. Sonſt würden ſie fahl vor Entſetzen ſtehen bleiben und wie von der Poſaune des letzten Gerichtes betäubt nach Hauſe wanken. Heitere Mädchen gehen über die Gaſſen. Eine hebt die Röcke und fängt zu cancanieren an. Ein Sergeant de ville ſteht daneben und ſchmunzelt. Seine Augen leuchten wohlwollend. Hunderte von Mädchen ſtrömen aus dem Moulin rouge heraus. In das Café de la place blanche, den Rat mort, die Abbaye de Thelème. Lärm. Gläſergeklapper. „La Presse“, „la dernière édition de la Presse, demandez la Presse“. Lautes Geplauder und Lachen. Bicycliſten mit bunten Lampions, blauen, rothen, grünen, ſchießen vorbei. An einer Ecke wieder mit Flammenzungen in die Nacht geſchrien: Polaire. Ich bleibe ſtarr ſtehen. Dann ziehe ich, von Träumen geſtoßen, weiter. Nach Hauſe. Falle wie todt aufs Bett, bis mich die Mittagsſonne weckt. Ich gehe auf die Boulevards. Ueberall Sonne, Lachen, Freude. Die Menſchenwoge tanzt beinahe dahin. An den Straßenecken ſtarren mich wie leergebrannte Augenſterne an hohen Trägern zu Namen geformte, roſtbedeckte Eiſenbogen an: Moulin rouge, Olympia, Folies Bergères: Chand d'habits, Scala: Polaire. Darüber helle Mittagsſonne.

3. Eugène Jettel.

11 Boulevard Clichy, im Hofgebäude, fünf enge ſteile Holztreppen hoch. Mit jedem Schritt wird einem leichter und freier zumuthe. Es iſt, als ob allerlei ſchwere und dumpfe Dinge von einem abfallen würden. Ich klopfe an einer niederen braunen Thür an. Eine kleine, breite Frau, Conciergetypus aus Lerchenfeld, öffnet mir: „Jeſſas a Wiener. Das iſt g'ſcheit, dass Sie gekommen ſind. Leg'n's ab und kommen's herein. Na ſo was. A Wiener. Wiſſens, 26 Jahre bin ich in Paris, aber s'Weneriſche hab' i no all'weil net vergeſſen. Das iſt wenn ...“ Ich trete in das kleine, behagliche Zimmer. Die Hängelampe ſcheint über einem runden Tiſch, auf welchem eine rothe Decke liegt. Biergläſer ſtehen rings herum. An den Wänden hängen Stiche, Bilder, Skizzen. Durch das breite Fenſter ſehe ich auf ein Nebelmeer, aus welchem kleine und große, grüne und gelbe Lichter blitzen. Paris. Tabakrauch ſchwebt durch das Zimmer. Breitſchulterig, mit großem, wie aus widerſtrebendem Materiale mächtig herausmodelliertem Kopfe, dunklem Schnurrbarte, graumelierten Haaren und ernſtblickenden dunklen Augen, präſidiert Eugène Jettel ſeiner kleinen Gaſtrunde. Jungen deutſchen Malern, die ihn als hilfreichen Meiſter verehren, franzöſiſchen großen Künſtlern, welche den ernſten Mann als Freund ſchätzen. Léandre, der runde heitere Zeichner mit den großen blauen Kinderaugen iſt hier. Carabin, nervös, von Hänſeleien ſprudelnd, mit dem Geſichte einer alten Frau, ein gleich großer Künſtler, wenn er in Bronze, Holz, Metall arbeitet oder Geſchichten erfindet. Freund Schmitt, mit mächtigem blonden Barte, in ſich zuſammengekauert, als ob ihm das Zimmer zu klein wäre und aus ſeiner Matroſenpfeiſe ſtill vor ſich hindampfend. Die Biergläſer werden gefüllt, Cigaretten gedreht und das Geſpräch wird laut. Der Wirt ſchaut ernſt, in ſich verſunken, vor ſich hin. Er wirft nur einzelne Worte ins Geſpräch, die ihm hart, ſchwer von den Lippen gehen, wie einem, der viel für ſich allein gelebt hat und der die Worte mühſam aus ſeinem Innern abbröckeln laſſen muſs. Die Worte, welche um ihn herum geſprochen werden, ſcheinen erſt über einen großen Abgrund des Schweigens zu ihm zu dringen. (Frau Jettel zu einer blonden Wienerin: „Ich geb' Ihnen an Rath. Wenn's heiraten, heiratens keinen Künſtler. Ich ſag' Ihnen, Künſtler haben Mucken. Na, furchtbar und ...“) Das allgemeine Geſpräch ſchwimmt über dieſen Redeſtrom weiter, zieht Künſtler und allgemein Intereſſierendes in ſeinen Kreis und ſchwimmt mit ſchwerem Schlage dem Künſtler heran, der breitſchulterig, ruhig daſitzt, mit dem Kopfe eines alten Militärs, wie aus widerſtrebendem Materiale mächtig herausmodelliert. (Frau Jettel zu mir: „Jeſſas, Sie kennen den Bahr. Wiſſens, wir waren amal mit ihm beiſammen, ich und die Hitz, und da hat er an Artikel über Kunſt geſchrieben. Na, was der für verruckte Anſichten über Kunſt gehabt hat!) Man ſpricht über die Wiener Seceſſion, über Engelhardt, der in den nächſten Tagen hier eintreffen ſoll. Jettel wird lebendig und erzählt von ſeinen alten Freunden. Mit ſchweren, harten Worten, wie einer, der die Worte mühſam aus ſeinem Innern abbröckeln laſſen muſs. Von Lenbach, der ſich einſt weigerte, das Porträt des Kaiſers von Oeſterreich zu zeichnen, weil kein alter Meiſter einen weißen Waffenrock je gemalt hat. (Frau Jettel zu einem jungen Anarchiſten: „Wiſſens, ich bin auch ein Anarchiſt. Gebens mir eine Bombe und ich werf's, wohin Sie wollen. Glaubens ...“) Der Wirt erhebt ſich, hoch, breitſchulterig, wie ein ruhiger Arbeiter und führt uns in ſein Atelier. Hier iſt es ſtill und friedlich. Auf den Staffeleien ſteht eine Reihe von Bildern. Zarte, innige Landſchaften. Ruhige Weiden. Schafherden in der Runde. Dämmernder Mondſchein. Dörfer. Feldwege. In zarten, milden, verſchwimmenden Farben. Mit großer Luſt und ſtillem, ſtillem Frieden. Ueber allem liegt etwas wie eine Erinnerung an Jettels Heimatland Mähren, wo

Digitized by Google

feſt wie ein gut geſchmiertes Butterbrot aufgeſtrichen iſt. Jettel ſteht ruhig bei uns und leuchtet mit der Lampe auf ſeine Schöpfungen. Er ſteht da, hoch, aufrecht, in ſich gekehrt, mit Händen, wie die eines Feldarbeiters … Dann geht's zurück. Abſchiednehmen, Händedrücke. Frau Jettel zu mir: „Kommens bald, recht bald. Ich möcht' mich gern wieneriſch ausplaudern. Wiſſens, wenn ſoviel Leut da ſind, kann man ja gar nicht plauſchen. Kein Wort hab' i' heut' reden können".

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Endlich iſt auch einmal eine Action, trotz der Mitwirkung des Grafen Badeni, gelungen. Wir meinen die von Herrn Gabor Steiner zu Gunſten der Ueberſchwemmten veranſtaltete Geiſtinger-Vorſtellung in „Venedig in Wien", die einen ganz anſehnlichen Zulauf hatte, obzwar ſie unter dem Protectorate Seiner Excellenz des Miniſterpräſidenten ſtattfand. Dieſer Erfolg — ſeit Jahresfriſt der ſozuſagen erſte Erfolg, den er durch ſein Mitthun nicht verpatzt hat — hat offenbar den in letzter Zeit recht zaghaft gewordenen Grafen Trauminöt-Badeni ermuthigt, auch einmal ohne Herrn Gabor Steiner etwas zu Gunſten ſeiner eigenen, von der nationalen Hochflut überſchwemmten Regierung zu unternehmen, und ſo hat er nach langem Zögern und Umhertappen nun doch die ſo oft angekündigte Ausgleichs-Conferenz einberufen, zu deren Beſuch die Führer, bezw. Vertrauensmänner der Parteien in Böhmen wohlthätigen Sinnes höflichſt eingeladen ſind.

•

Der Zweck der Conferenz iſt ein höchſt beſcheidener. Graf Badeni verlangt gar nicht mehr, daſs ſich die Parteien auf dieſer Conferenz ausgleichen, ja daſs ſie auch nur bindende Beſchlüſſe faſſen. Nein! Alles, was er ſich von ihnen erbittet, iſt, daſs ſie nur zuſammenkommen und, wie ſich eines ſeiner zahlreichen krypto-officiöſen Blätter ausdrückt, ſeine Vorſchläge wenigſtens „anſehen". Graf Badeni hat ſich damit endlich auf den ſeiner ſtaatsmänniſchen Begabung einzig würdigen Standpunkt des Jahrmarktbudikers geſtellt, welcher Artikel feilhält, auf die nicht einmal der einfältigſte Bauer mehr hineinfällt. Der Budiker verzichtet ſcheinbar darauf, daſs man bei ihm was kauft, er fleht nur, daſs man doch ſeine Baracke wenigſtens mit einem Beſuche beehren möge. „Anſchaun koſt' ja nichts!" Das ſagt jetzt auch der Graf Badeni zu den Parteien. Aber die Parteien werden dabei vermuthlich ebenſo geſcheit ſein wie die guten Leute vom Lande, die dem Budiker, auch wenn er noch ſo verführiſch lockt, nicht mehr in die Bude gehen.

•

Als Graf Badeni im Juni, unmittelbar nach der Schließung des Parlaments, den Plan einer Ausgleichsconferenz zum erſtenmal in die Oeffentlichkeit bringen ließ, da glaubte er allerdings noch ſehr großthun zu können. Damals drohte er den Parteien, daſs, wenn ſie ſich auf der Conferenz nicht ausgleichen, er ſeine Hände in Unſchuld waſchen und mit Hilfe des Nothverordnungs-Paragraphen ohne den Reichsrath weiter regieren werde. Aus dieſer Aeußerung konnte ſchon jeder ſtaatswiſſenſchaftliche Rigoroſant erkennen, daſs ſich Graf Badeni zu jener Zeit noch nicht in voller Kenntnis der Geheimniſſe der öſterreichiſchen Verfaſſung befand. Denn ſo einfach mit Nothverordnungen regieren, das konnte man noch, ſolange die Monarchie ein Einheitsſtaat war. Seit 1867 aber iſt ſie dualiſtiſch geworden. Es gibt jetzt auch gemeinſame Angelegenheiten, die nicht durch Nothverordnungen, ſondern nur durch die Delegationen erledigt werden können, zu deren Wahl mindeſtens die Wiedereinberufung des Reichsrathes nothwendig iſt. Dieſe Feinheit der öſterreichiſchen Verfaſſung ſcheint Graf Badeni in den mittlerweile verſtrichenen zwei Monaten glücklich herausgefunden zu haben. Deswegen iſt er jetzt plötzlich auch ſo zierlich und manierlich geworden.

•

Der geheime Kriegsplan des Grafen Badeni geht darauf aus, die Deutſchvolklich-chriſtlichen und Deutſchvolklichen von Herrn Schönerer abzukoppeln und dadurch Herrn Schönerer zu iſolieren. Das iſt dieſelbe Weisheit, die wir ſchon vor zwei Jahren im Kampfe gegen Dr. Lueger am Grafen Badeni bewundert haben. Damals galt es ihm, den Dr. Lueger in Wien zu iſolieren, und thatſächlich hat Graf Badeni durch ſeine Taktik den Dr. Lueger erſt groß gemacht. Durch die gleiche Taktik wird er jetzt voraussichtlich den Herrn Schönerer noch größer machen.

•

Dermalen hat Graf Badeni nur noch einen Pfeil im Köcher. Er ließ durch ſeinen czechiſchen Officioſus den Deutſch-Böhmen andeuten, daſs er, falls ſie ihn diesmal erbarmungslos ſitzen laſſen, ſich der Majorität der Rechten ergeben werde. Die Drohung iſt glücklicherweiſe keine gefährliche. Wenn Graf Badeni vor der Rechten capituliert, haben nicht die Deutſch-Böhmen etwas zu befürchten, ſondern die eigenen Miniſtercollegen des Grafen Badeni, von denen dann einige ihre ſchönen Plätze an der Miniſterbank zugunſten der Majoritäts-Parlamentarier werden räumen müſſen.

•

Wenn der Polizei-Präſident von Wien [illegible]

Am Freitag fand beim k. k. Landesgerichte Wien die Verhandlung über unſeren Einſpruch gegen die Confiscation der Nummer 144 der „Zeit" ſtatt. Der Artikel „Epigonenpolitik" wurde freigegeben, die mitconfiscierte „Politiſche Notiz" aber blieb hängen. Darnach hat die Nummer 144 bisher einen ſchönen Zickzackweg bei der öſterreichiſchen Juſtiz durchgemacht. Zunächſt wurde bekanntlich die Confiscation ſowohl des Artikels als auch der Notiz vom Landesgericht aufgehoben. Dann wurde auf Beſchwerde des Staatsanwaltes die Confiscation beider Objecte vom Oberlandesgericht beſtätigt. Gegen dieſes Erkenntnis erhoben wir Einſpruch beim Landesgericht. Das heißt: wir appellierten von der oberen an die untere Inſtanz — eine juriſtiſche Verkehrtheit, für die nicht wir, ſondern die Schöpfer des öſterreichiſchen Preſsgeſetzes verantwortlich ſind, die es in ihrer unergründlichen Weisheit ſo und nicht anders gewollt haben. Wir hatten nun erwartet, daſs das Landesgericht, ſeinem erſten Beſchluſſe entſprechend, die Confiscation abermals vollſtändig aufheben, der Staatsanwalt abermals an das Oberlandesgericht appellieren, das Oberlandesgericht abermals die Confiscation beider Objecte beſtätigen würde. Das wäre ſchon ein ganz nettes Zickzack geweſen. Aber es iſt noch beſſer gekommen. Das Zickzack gabelt ſich jetzt noch zu allem Ueberfluſs. Das Landesgericht hat nämlich, wie bereits eingangs erwähnt, nunmehr, entſprechend ſeinem erſten Beſchluſs, die Confiscation des Artikels neuerdings aufgehoben; dagegen, im Widerſpruch zu ſeinem früheren Beſchluſs, die Confiscation der Notiz diesmal beſtätigt. Gegen dieſes Urtheil haben nun beide Parteien, ſowohl der Staatsanwalt, Herr Dr. v. Bobies, als auch unſer Vertreter, Herr Dr. Harpner, die Beſchwerde an das Oberlandesgericht erhoben. Im Intereſſe der Curioſität wäre nur zu wünſchen, daſs jetzt das Oberlandesgericht die Confiscation des Artikels beſtätige und die der Notiz aufhebe. Dann wären alle möglichen Varianten dieſes Falles reinlich erſchöpft.

☞

Volkswirtſchaftliches.

Die großen Verkehrsſtörungen, welche durch die Ueberſchwemmungen dieſes Sommers verurſacht waren und die zahlreichen und nur zum geringen Theil von den Elementarkataſtrophen bedingten Eiſenbahnunfälle haben die Bevölkerung in einen Zuſtand nicht unberechtigter Beunruhigung verſetzt. Es iſt ja zweifellos, daſs die ungewöhnlichen Elementarereigniſſe große Störungen im Eiſenbahnverkehre beſonders in den Alpenländern bewirken muſsten. Nichtsdeſtoweniger wird die vollkommene Unterbindung jedes Verkehrs nach den weſtlichen Theilen der Monarchie allerlei Gedanken über die Anlage und geringe Intenſität unſeres Bahnnetzes an ſich, wie auch über die Weiterfeſtigkeit der Ausführung der Bahnkörper hervorrufen müſſen. Wer Gelegenheit hatte, während oder einige Tage nach den Kataſtrophen in den Ueberſchwemmungsgebieten zu verweilen und zu reiſen, wird auch unſerer Poſtverwaltung für die völlige Desorientierung des Poſtverkehres in jener Zeit keine Complimente machen und ſich angeſichts der mangelhaften Information des Zugsbegleitungs- und Stationsperſonals über offene und geſtörte Bahnſtrecken und alles was darum und daran hieng, keine ſchmeichelhafte Vorſtellung von der Thätigkeit der centralen Betriebsleitungen der Staatsbahnen machen. Indes ſind es weniger dieſe immerhin durch die ungewöhnliche Arbeitslaſt jener Tage hervorgerufenen Dienſtdesorientierungen, welche nachhaltige Beſorgniſſe erregt haben, als vielmehr die ſich mehrende Zahl der Eiſenbahnunfälle der letzten Zeit. Die Verurſachung derſelben durch die Hochwäſſer war meiſt keine unmittelbare; im Gegentheil waren ſie mehrfach durch Unterwaſchung der Bahnkörper nach den Hochwäſſern hervorgerufen, welche einer aufmerkſamen Unterſuchung der Strecken, wie ſie gerade in jener Zeit beſonders geboten war, nicht hätte entgehen dürfen, wodurch mehrere Unfälle vermieden worden wären.

•

Das ſogenannte Publicum, der Leſerkreis unſerer bürgerlichen Zeitungen hat im allgemeinen für Arbeits- und Lohnverhältniſſe unſerer Eiſenbahnarbeiter nur inſoweit Intereſſe, als die Vermehrung des Perſonals und die Gehaltsregulierungen, die Dividenden der Eiſenbahnactionäre zu ſchmälern geeignet ſind. Nun iſt ihm auch einmal die Kehrſeite der Medaille in intenſiver Weiſe zum Bewuſstſein gebracht worden und die Erkenntnis, daſs die Ueberbürdung der Bahnbedienſteten eine ſtändige Gefahr für Gut und Leben der Reiſenden bildet, iſt ſelten ſo allgemein geworden, wie in dieſem Augenblicke. Hoffentlich werden die Lehren dieſer Unfallsepidemie nicht allzuraſch vergeſſen.

•

Auffallend war in dieſen Wochen, daſs nicht nur die größten Betriebsſtörungen, ſondern auch die meiſten Unfälle auf den Strecken der k. k. Staatsbahnen ſich ereigneten. Daſs unſere Eiſenbahnpolitik im großen keine glänzende iſt, daſs die finanziellen Ergebniſſe unſerer Staatsbahnen und deren Tarifpolitik nicht gerade zu beſonderem Lob Anlaſs geben, iſt allgemein bekannt. Man ſollte aber meinen, daſs wenigſtens, was die Sicherheit des Betriebes anbelangt, die Staatsbahnen Muſteranſtalten ſein ſollten. Es iſt aber gerade das Gegentheil wahr, und das wird nicht nur durch die Unfallsfälle der letzten Zeit, welche ja Zufall ſein konnte, ſondern auch durch die officielle Statiſtik bewieſen. Der im Frühjahr erſchienene, vom Eiſenbahnminiſterium herausgegebene Band „Hauptergebniſſe der öſterr. Eiſenbahn-Statiſtik im Jahre 18[illegible]" gibt darüber ganz intereſſante Aufklärungen. Darnach war zwar im genannten Jahre die Zahl der Unfälle ſpeciell der größeren Unfälle, als Entgleiſungen und Zuſammenſtöße auf den Privatbahnen um ca. 10 [illegible] höher als auf den Staatsbahnen, während die Zahl der [illegible] auf den Privatbahnen um 15 [illegible] geringer war; wenn man aber dieſe Ziffern der Verkehrsleiſtungen auf den beiden Bahnkategorien [illegible] die Staatsbahnen [illegible] ungünſtiges [illegible]. Die Zahl der [illegible] Perſonen war auf den Privatbahnen [illegible] um ca. 17 [illegible], höher als [illegible] von 150 [illegible] Staatsbahnen. Auch für die [illegible] man, daſs [illegible] Ausdehnung [illegible] die Intenſität [illegible]

Digitized by Google

noch viel größer und die thatſächlichen Erfolge der Betriebsführung auf den Staatsbahnen, ſoweit ſie die Unfallſtatiſtik betreffen, noch ungünſtiger.

*

Es wäre nun ſehr intereſſant, dieſem Auszuge aus der Betriebs- und Unfallſtatiſtik eine Statiſtik der Arbeitsperſonal-Verhältniſſe entgegenſtellen zu können. Leider ſind die vorliegenden ſtatiſtiſchen Daten über dieſen Punkt ſo gut wie null. Wir erfahren nur, daſs die Zahl ſämmtlicher Angeſtellten bei den Staatsbahnen ca. 70.000, bei den Privatbahnen ca. 82.000 beträgt, wobei der größeren Verkehrsintenſität auf der einen, die größere Streckenausdehnung auf der anderen Seite, mit größerem Perſonalerfordernis gegenüberſteht. Betreffs der Arbeitsleiſtung und Ueberbürdung laſſen dieſe Zahlen natürlich keinen Schluſs zu; auch hat für unſeren Zweck nur die Zahl des Stations- und Streckenüberwachungs- ſowie des Zugsförderungs-Perſonal Bedeutung, von welchen in dem genannten ſtatiſtiſchen Werke nur die letzte Kategorie zuſammen mit dem Werkſtättenperſonal ſeparat aufgeführt iſt, und da herrſcht etwa das gleiche Verhältnis vor, wie bei dem geſammten Perſonal. Auch die ſtatiſtiſchen Beilagen zu den Geſchäftsberichten unſerer Bahnverwaltungen geben über die Perſonalverhältniſſe keinen Aufſchluſs; dies wohl mit Grund; man weiß, daſs die Ueberbürdung des Perſonals zwar bei verſchiedenen Geſellſchaften ungleich, aber überall ſehr bedeutend iſt und daſs es angeſichts der Verhältniſſe nur ein Glück iſt, daſs die Zahl der Unfälle nicht noch größer iſt, als dies ohnedies der Fall iſt. Wir verweiſen diesbezüglich auf die ausführliche Darſtellung, welche Herr Dr. Wilhelm Ellenbogen in Nr. 95 unſeres Blattes vom 25. Juli 1896 unter dem Titel: „Zur Socialpathologie unſerer Eiſenbahnen“ über die unverantwortliche Ueberbürdung der Bahnarbeiter veröffentlicht hat, veranlaſst durch das Eiſenbahnunglück bei Göſting. Die damaligen Ausführungen unſeres Mitarbeiters ſind bei der kürzlich abgehaltenen Gerichtsverhandlung vollinhaltlich beſtätigt worden.

*

Da wir uns gerade mit der Perſonalſtatiſtik beſchäftigen, ſei noch der intereſſanten Thatſache gedacht, daſs die Löhne und ſämmtlichen Bezüge des geſammten Privatbahnenperſonals, das wie wir geſehen haben, um ca. 17% größer iſt als das Staatsbahnenperſonal, um 45% größer ſind als die Bezüge des letzteren. Sie erfordern nach der officiellen Statiſtik bei den Staatsbahnen 32 Millionen, bei den Privatbahnen 46 Millionen, und das Verhältnis iſt für die Beamten, bei denen etwa einzelne beſonders gut bezahlte Poſten einen Einfluſs ausüben könnten, das gleiche wie bei den Dienern und Arbeitern. Auch das iſt ein intereſſanter Beleg für die Art, in welcher die Staatsverwaltung ihre ſocialpolitiſchen Aufgaben auffaſst.

h.

Kunſt und Leben.

„Herbſt“ von Walter Schmidt-Häßler — Erſtaufführung im Deutſchen Volkstheater — iſt abgelehnt worden. Trotzdem iſt dieſer Bühnenact nicht ohne Stimmung, ja ſogar von einer gewiſſen Einheitlichkeit und Plaſtik. Er hat — merkwürdig genug, doppelt merkwürdig bei einem modernen Deutſchen! — mehr Stil als Inhalt oder Sinn. In Herrn Schmidt-Häßler iſt vermuthlich etwas von einem Künſtler, noch dazu von einem ſpecifiſchen. Das iſt ja auch bei Leuten möglich, die naiv ſind und ſchlecht ſchreiben, ja ſelbſt bei ſolchen, die kein Talent zum Dichten haben.

A. G.

* * *

Als vor einigen Tagen die Geiſtinger auf der Bühne von „Venedig in Wien“ erwartet wurde, ſtand auch ich unter den vielen neugierigen Leuten. Ich, das iſt ein Jüngling, deſſen Erinnerungen beſtenfalls bis zur Blütezeit der Tochter der Geiſtinger zurückreichen könnten, falls ſie eine Tochter hätte und dieſe beim Theater wäre. Umſo begieriger war ich. Geleſen über unſere berühmteſte Soubrette und gehört von ihr haben ja auch die jungen Wiener; und die Meinung, die ſich daraus in uns gebildet hat, iſt umſo höher, als hiſtoriſche Berühmtheit für uns ſchon auf ihrem Namen lag. Die große Geiſtinger . . . der Liebling der Wiener . . . die erſte ſchöne Helena! Das wuſsten wir von ihr, und das iſt nichts Geringes. Strauß war, als ſie in ihrer Jugend ſtand, ein Anfänger, und es gab damals noch Offenbach'ſche Premièren. Das allein ſchon kann für den Wiener Theatermenſchen aus einer Perſönlichkeit ein Ereignis machen. Und bei der Geiſtinger kam noch etwas dazu, etwas Hochbedeutſames. Sie war dahin — ſo unklar wie dieſer Ausdruck war unſere Vorſtellung von ihrer Exiſtenz im Weltenraum — dahin mit der Jugend Strauß' und mit „Meiſter Jacques, dem Liebling des zweiten Kaiſerthums“. Das gab ihr in unſeren Augen nur ein umſo größeres Anſehen . . . Und nun iſt ſie gar nicht „dahin“! So verſicherten wenigſtens die Placate und Zeitungen, als ihr Wiederauftreten angekündigt wurde. Ich ſtand da und war neugierig. Wird die Sache auch gut ausgehen mit dieſem, mehr als vierdimenſionalen Experiment? Wie wird ſich der Vorhang öffnen, wie wird ſie auftreten? Wird ſie an einem ſteinernen Tiſche ſitzen wie Kaiſer Rothbart, oder wird ſie als Wachsfigur kommen oder als Bild, etwa mit dem Vermerk: Marie Geiſtinger, Illuſtrationsprobe aus einer Monographie über die Wiener Operettenbühne und ihre Heldin —? Dies ſchien mir am meiſten für ſich zu haben, und ich ſtand da und war begierig wie ein Geſchichtsforſcher auf ein intereſſantes Document . . . Mit einemmale war ſie unter uns und verbeugte ſich dankend, weil alles klatſchte. Oh, ſie bewegt ſich ſogar! Und ſie ſieht aus wie ein lebendiger Menſch, weiblichen Geſchlechtes, von [illegible] Taille, mit unbeſtimmbar gefärbtem Rothhaar, einem [illegible] runden Geſicht und wunderſchönen, friſchen Augen: im ganzen etwa vom Genre der wienériſch ariſtokratiſchen Großmama. Und ſie ſingt endlich auch. Aber damit verräth ſie ſich. Sie ſingt correct und temperamentvoll: ſie ſingt mit Stimme, mit einer Stimme, ein bischen heiſerer noch mit Kunſt. Und bei Lebzeiten ſingen Soubretten doch bekanntlich ganz anders: mit Temperament und Koketterie, mit Jugend — [illegible] — und ohne [illegible], wenn es angeht, auch Stimme! Iſt ſie aber doch nur [illegible] ein Schatten der Vergangenheit . . . [illegible] Temperament mag ſie allenfalls auf der wirklichen Bühne noch ſehr viel haben, aber Jugend — ich will nicht einmal ſagen, daſs ihr die Jugend fehlt, denn das iſt ihre eigene innere Sache. Aber die Fähigkeit, Jugend zu ſcheinen, zu fingieren, fehlt ihr und zwar nicht vor allem aus Gründen der Erſcheinung, ſondern vor allem, weil wir wiſſen, daſs u. ſ. w. So ungerecht urtheilen wir Jungen: die Geiſtinger iſt alt, bloß weil wir um ſoviel ſpäter auf die Welt gekommen ſind!

A. G.

Bücher.

Prof. W. Sombart: Socialismus und ſociale Bewegung im 19. Jahrhundert. 1896. Jena, Verlag von Guſtav Fiſcher.

Ein kleines, aber recht inhaltreiches Büchlein. Auf 125 Seiten gibt der Verfaſſer eine gedrängte, aber vollſtändige Darſtellung der ſocialen, oder genauer geſagt, der proletariſchen Bewegung, die in ihrer bewuſsten Form ja eben ein Product des 19. Jahrhundertes iſt. Es iſt bekannt, daſs Herr Prof. Sombart auf dem marxiſtiſchen Standpunkte ſteht. Aber trotz allem bemerkt man doch, daſs er kein dogmatiſcher Marxiſt iſt. Schon am Anfange anerkennt er, daſs die ganze Geſellſchaftsgeſchichte ſich um zwei Gegenſätze dreht: die ſocialen und die nationalen. Jedenfalls iſt für ihn der nationale Kampf nur ein Kampf um den Futterplatz. Aber das ganze Buch des gelehrten Verfaſſers iſt die beſte Widerlegung dieſer Meinung. Er weiſt nämlich darauf hin, daſs die proletariſche Bewegung drei Grundtypen aufweiſt: den engliſchen, den franzöſiſchen und den deutſchen. Um dieſe Unterſchiede zu begründen, muſs er — wohl mit Widerwillen — auch die Verſchiedenheit der Nationalcharaktere heranziehen: er ſpricht ſogar von der „eigenthümlichen Gemüthsveranlagung des engliſchen Arbeiters“ (S. 47), vom „leichtblütigen, raſch enthuſiasmierten Volk mit dem regeren Temperament“ und vom „ganz anderen Tempo des Denkens und Fühlens“ (S. 53) der Franzoſen und erwähnt immerhin auch „des Deutſchen Veranlagung.“ Und wenn auch im ſpäteren Verlauf die proletariſche Bewegung die Tendenz zur Einheit aufweiſt, ſo ſind doch, wie der Autor ſelber ſagt, die nationalen Eigenarten nothwendig bedingt „ſchon dank der hiſtoriſchen Tradition und der Verſchiedenheit der Nationalcharaktere“ (S. 98). Ja, verehrter Herr Profeſſor, was ſoll man eigentlich unter hiſtoriſcher Tradition verſtehen, wodurch ſind denn die Verſchiedenheiten der Nationalcharaktere bedingt? Etwa nur durch den „Kampf um den Futterplatz?“ Aber trotzdem zeigt ſich der Verfaſſer als ein kritiſcher Marxiſt. So faſst er die ſociale Evolution als die „ſchrittweiſe Erringung der Macht und Anbahnung eines neuen Geſellſchaftszuſtandes, entſprechend der Umgeſtaltung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe und der Umbildung und Schulung des Charakters“ (S. 104), reſp. entſprechend der Entwickelung des materiellen und intellectuellen Zuſtandes der Menſchheit. Sogar der Bourgeois-Miniſter Bourgeois anerkennt dieſen Satz. Il faut réformer les moeurs! Der Verfaſſer anerkennt auch, daſs „die Deductionen von Marx auf das Agrargebiet nicht ohneweiters übertragbar ſind.“ (S. 112.) Intereſſant iſt die Meinung des Autors, daſs „die verbreitete Vorſtellung von dem „naturnothwendigen“ Eintreffen des Socialismus „auf nicht völlig klaren Gedankengängen beruht“. Beherzigenswert ſind die Lehren, die wir nach dem Verfaſſer aus der Betrachtung des ſocialen Kampfes ableiten können und müſſen. Zwei Lehren ſind es hauptſächlich: erſtens „aller ſocialer Kampf ſoll als geſetzlicher Kampf gewollt ſein“ denn nur als dann „wird die Heiligkeit (!) der Rechtsidee (?) unangetaſtet bleiben können.“ Doch ſagt uns der Verfaſſer nicht: woher ſtammt und was iſt eigentlich die Rechtsidee? Zweitens „ſoll der ſociale Kampf mit anſtändigen Mitteln geführt werden.“ Eine Lehre des Verfaſſers aber ſollten alle und beſonders die Socialdemokraten beherzigen: „im Gegner den Menſchen zu achten und ihm nicht weniger lautere Motive als ſich ſelbſt unterzulegen.“

Dr. D. Pasmanik.

Elsbeth Meyer-Förſter. Meine Geſchichten. Berlin. S. Fiſcher Verlag. 1897.

Dieſer Novellen- und Skizzenreihe iſt das Bild der Verfaſſerin vorausgeſchickt, eine hübſche, phyſiognomiſche Sitte, die jetzt auch bei deutſchen Büchern immer verbreiteter wird. Das iſt diesmal ein feiner, kluger Kopf mit leicht gewelltem, hoffentlich blondem Haar, ein paar Züge von Nervoſität um die ſchmalen Lippen und in den Augen, die wir uns gerne blau oder ſanft braun denken, der Ausdruck deſſen, was man bei „deutſchen Frauen“ das Innig-Sinnige zu nennen gewohnt iſt. Im Ganzen erinnert man ſich, dieſes Bild ja gewiſs ſchon öfters geſehen zu haben: Es iſt einer der feinen und zierlichen Stiche, wie ſolche in guten Bürgershäuſern zum Gedächtnis der lieben, durch die Lamellen der Zeiten leuchtenden Anverwandten aufbewahrt werden. Es iſt das Bild der traditionellen guten geräuſchloſen deutſchen Frau, vielleicht ſogar, wenn man unhöflich ſein will, der kleinſtädtiſchen Hausfrau, es iſt ſo ganz wieder Vorname der Dichterin: Elsbeth. Das wäre bei aller Sympathie ein gewiſs nicht allzu auffallender, gewiſs nicht überbedeutender Kopf. Allein die nervöſen Linien um den Mund und die feiner als gewöhnlich bei „deutſchen Frauen“ beſeelten, ſenſiblen Züge feſſeln immer von neuem. Und in der That, das iſt auch der Eindruck dieſer Novellen. Sie haben alle der Grundſtimmung nach etwas Weiches, Sehnendes, Zärtliches, es ſind Geſchichten, die mit blau verſonnenen, etwas erſtaunten Augen in die Welt ſehen. In der Mitte einer jeden derſelben ſteht, wie ja natürlich in Frauenbekenntnisbüchern, eine Frau und zwar die Frau, die von Wünſchen und Träumen lebt, die das große ſinnliche Erlebnis nicht kennt, die alſo, wie ſehr ſie ſich auch ſehnte und es ſüchte, noch vor ihrem Leben ſteht. Bald iſt es ein älteres oder altes Fräulein („Die Tochter des Hauſes“, „Heinrichs Sonntagsſpaziergang“), bald eine unausgeblühte, in dürrer Ehe ſchmachtende Frau („Die Getrennten“), bald das junge kindlich kindiſche Mädchen („Lieschen“). Und immer iſt dieſen Frauen etwas Demüthiges eigen, etwas Gedrücktes, Scheues, Dienendes, etwas von der Provinz, von der Lehrerin oder Gouvernante, ſie heißen ja auch ſo: „Marthe“ oder „Lena“ oder „Auguſte“. Alſo in der Art Gabriele Reuter, aber ohne deren polemiſchen Grundzug. Und die Männer ſind wieder zumeiſt derbklotzig und robuſt oder ganz [illegible]

ſinnende Frauen ſich eben „den Mann“ träumen. Wie ſchön und bezeichnend ſchließt die erſte, leiſe Novelle des Buches: „Und als ſie ſich nicht regte ſchloſs er muthlos ſeine große Hand zur Fauſt. Etwas, das ſich aus der Nacht zu ihm verflattert hatte, etwas angſtvoll Zuckendes, Lebendiges gerieth ihm dabei zwiſchen die Finger. Er hielt ein Seelchen in den Händen und zermalmte es.“ Dieſer feine, faſt lyriſche Ton ſcheint mir das Merkwürdige des Buches und dieſer ganzen Erſcheinung. Frau Meyer-Förſter hat nicht den herben Reiz, die ſtolze Kopfhaltung der Künſtlerin etwa vom Schlage Ricarda Huch, nicht die derbe Sinnlichkeit der Janitſchek, nicht das Vergrämt-Kampffrohe Gabriele Reuters, nicht das intenſive Kunſtbewuſstſein Ernſt Rosmers. Eine hausfräulich milde Seele, die ſich nur manchmal gegen das Hausfrauenthum auflehnt („Ein Damenkaffee“), aber doch bald wieder unterliegt („Die Getrennten“), dabei von gewinnender ſenſitiver Innerlichkeit, das iſt auch das geiſtige Bild der Schriftſtellerin, die das rührende „Drama eines Kindes“ (1895), ein Keller'ſches Problem, geſchrieben hat. Und das iſt auch ihr künſtleriſcher Wert, in dem nämlich neben den gewohnten, bereits zum guten deutſchen Hausrath gehörenden Mitteln der Erzählung, der Seelen- und Naturſchilderung — Analyſe darf man hier doch wohl kaum ſagen — zuweilen tiefere, eigene Worte, nervöſere Stimmungen vernehmbar werden, wie jene merkwürdige Furche um den Mund ihres ſonſt ſo ebenmäßig-ruhigen Profils. P. W—r.

Revue der Revuen.

Im Auguſtheft der „Neuen Deutſchen Rundſchau“ iſt neben einer humorvollen Plauderei von Wilhelm Liebknecht — „Eine Jungfernrede“ — der Aufſatz bemerkenswert: „Vom neuen Stil auf dem Theater“ von Karl Heine, dem verdienſtlichen Leiter der Leipziger Freien Bühne. Der Verfaſſer gibt eine ſehr verſtändige und leicht geſchriebene Zuſammenſtellung aller jener Bühnenreformen, die durch den jüngſten Wechſel des dramatiſchen Stils, mit Beginn des modernen Naturalismus immer mehr und mehr nothwendig gemacht worden ſind. Intereſſant ſind ſeine Bemerkungen über die kleinen Inſcenierungs- und Erziehungskünſte des Regiſſeurs. Er geht dabei vom Standpunkt aus: Das Enſemble iſt der Gott der neuen Kunſt, es ſteht ihr höher als der einzelne und auch der letzte Statiſt iſt auf der Bühne von derſelben Bedeutung wie der Darſteller der Titelrolle. Denn die Dichtigkeit des Enſembles iſt der Träger der Illuſion, und Illuſion zu erzeugen, hat die Schauſpielkunſt als ihre wichtigſte Aufgabe erkannt. . . . Weniger befriedigt iſt der Leſer von dem, was Herr Heine über die Individualität des intereſſanten Schauſpielers — ſein Beiſpiel iſt die Duſe — und deren Wirkungsmöglichkeit ſagt, aber vielmehr: größerentheils zu ſagen unterläſst.

In einem der letzten Hefte der „Grenzboten“ finden wir folgende Ausführungen: Das italieniſche Heer und der Dreibund. Je mehr in Deutſchland die Auffaſſung platzgreift, daſs die Dreibundpolitik in Italien nicht mehr denſelben Boden finde wie früher, daſs der Wunſch, namentlich in wirtſchaftlicher Beziehung mit Frankreich wieder in ein freundliches Verhältnis zu treten, immer weitere Kreiſe gewinne, daſs im Zuſammenhang damit zwar nicht eine Abkehr von den Grundſätzen der Dreibundspolitik, aber doch eine Verflachung des Dreibundgedankens platzgreife, umſomehr muſs es anerkannt werden, daſs ſich in Heer und Flotte Italiens der Gedanke der Waffenbrüderſchaft mit Deutſchland in unveränderter Stärke erhält, daſs die Erfüllung der vertragsmäßigen Verpflichtungen im Ernſtfall durch Ueberzeugung und Haltung des Heeres und der Flotte außerordentlich erleichtert werden würde. So iſt es auch erfreulich zu hören, daſs die zu Ende gehende diesjährige parlamentariſche Tagung für die militäriſche Entwicklung Italiens von Wichtigkeit ſein wird: der Weg wird wieder aufwärts führen. Einerſeits iſt auf der ſchiefen Ebene der ſteten Abſtriche Halt gemacht worden, andrerſeits ſind für das Heer ſowohl in Bezug auf die parlamentariſchen Geldbewilligungen wie auf ſeine verfaſſungsmäßige Geſtaltung feſte Grenzen und Unterlagen gefunden worden, die es lange und ſchmerzlich entbehrt hat. Seit Einleitung einer italieniſchen Colonialpolitik in größerem Stil, alſo ſeit dem Jahre 1885, iſt das Heer dauernd in ausgedehntem Maße und in wechſelnder Höhe zu den Koſten der Colonie Erythräa herangezogen worden, in friedlicher Zeit ſind dieſe Zuſchüſſe geringer geweſen, im Jahre 1895/96 aber z. B. hat das Kriegsminiſterium für ordentliche Ausgaben 8 Millionen Lire, für außerordentliche 19·5 Millionen Lire zuſteuern müſſen, an der Kriegsanleihe war es mit 90 Millionen betheiligt; die ordentlichen Ausgaben des Jahres 1896/97 betrugen 10 Millionen Lire, der Antheil an der Kriegsanleihe 37·5 Millionen Lire. Es iſt ohneweiters klar, daſs eine ſolche ſchwankende Belaſtung des Heeresbauhaltes auf das Heer des Mutterlandes von ſchlimmſtem Einfluſs ſein muſste. Es iſt eine der wenigen günſtigen Folgen des afrikaniſchen Feldzuges und des Tages von Adua, daſs mit dem Sturze Crispis und ſeines Kriegsminiſters Mocenni dem militäriſchen Mitverhältnis zwiſchen Wollen und Können in Bezug auf Colonialpolitik ein Ende gemacht worden iſt. Die [illegible] Forſchung, an der ſich die [illegible] und eneraiſche Preſſe lebhaft betheiligt hat, hat inzwiſchen nachgewieſen, daſs die [illegible] Officiere und Soldaten, die an dem Feldzuge theilgenommen haben, in [illegible] ihre Schuldigkeit gethan haben. So iſt z. B. durch amtliche Feſtſtellung nachgewieſen, daſs bei Adua von 610 Officieren 289, alſo faſt 48 Procent, von 10.[illegible] Mann [illegible], alſo [illegible] Procent, gefallen ſind. [illegible] [illegible]

[illegible]

In einem Aufſatze über Sitten und Gebräuche der Annamiten — „Correspondant“ vom 10. Juli — erzählt Paul Mimande eine heitere Anekdote. Man hatte im Lande der Annamiten einen Räuberhauptmann namens Boi Giang gefangen, dem zahlreiche Morde, Diebſtähle und Plündereien zur Laſt gelegt waren. Er wurde zum Tode verurtheilt, die Vollſtreckung des Urtheils aber aus einem nicht ganz aufgeklärten Grunde auf einige Tage verſchoben. Nun aber änderte ſich auch ſeine Lage. Man nahm ihm ſein Sträflingsgewand ab; er bekam das blaue Kleid des freien Mannes zurück. Und der Statthalter lud ihn ſammt dem Richter zu einem Mahle. Der Statthalter wurde aber von ſeinem ſeltſamen Gaſte ſo eingenommen, daſs er ihn zum Schluſſe bat, ein Zimmer ſeines Palaſtes zu beziehen. Er überhäufte ihn mit zarten Aufmerkſamkeiten und, um ihm die Zeit auf angenehme Weiſe zu vertreiben, ließ er ihm zu Ehren eine Theatervorſtellung veranſtalten. Der Verurtheilte unterhielt ſich einige Tage lang ausgezeichnet. Als der Statthalter eines Abends eine bekümmerte Miene zeigte, fragte ihn Boi Giang voll Antheilnahme: „Fehlt Euch was, theurer Herr?“ — „Oh, es iſt nichts, ich verſichere dich: gar nichts.“ — „Oh, doch, ich bitte Euch . . .“ — „Nun, wenn du's durchaus wiſſen willſt, ich denke daran, daſs ich dich morgen früh muſs hinrichten laſſen, das thut mir weh! Es gefiel mir ſo gut in deiner Geſellſchaft — daſs das dazwiſchen kommen muſs, das ärgert mich, mein Wort!“ Boi Giang erwiderte höflich, daſs ihm auch ſeinerſeits die Unterbrechung des ſo angenehmen Verkehrs leid thue. Darauf trennten ſich die beiden, der Statthalter gieng in ſein Zimmer, der andere aber zum letzten Schlaf ins Gefängnis. Denn tags darauf — in Anweſenheit des Statthalters und des Richters — fiel ſein Haupt auſs Schafott.

Im franzöſiſchen Theil des Juliheftes von „Cosmopolis“ ſchreibt Halpérine-Kaminski über ruſſiſche Literatur. Er theilt darin mit, in welchem Grade in Rusſland die Zahl der Leſer und das Intereſſe für ſchöne Literatur zunehme. Unter anderem führt er das intereſſante Beiſpiel des vor zehn Jahren verſtorbenen Dichters Nadſon an. Vor ſeinem Tode waren etwa 5000 Exemplare ſeiner Gedichte verkauft; ſeither wurden mehr als 50.000 Exemplare einer Ausgabe, welche die Geſellſchaft der Gelehrten und Literaten veranſtaltete, abgeſetzt, und eine neue Auflage ſteht bevor.

Revue de Paris — 15. Juli und 1. Auguſt — bringt einen die Jahre 1847—92 umfaſſenden Briefwechſel zwiſchen Renan und einem intimſten Freunde, dem Chemiker Berthelot. Die erſten Briefe Renans berichten über eine italieniſche Reiſe, auf der er ſich damals befand. Als Feind der päpſtlichen Herrſchaft iſt er nach Rom gekommen, aber von den Madonnen der Römer, von ihren Kunſtdenkmälern wird er erobert und verſöhnt. Durchaus feindlich aber, freilich nur umſo intereſſanter iſt das Bild, das er von Neapel und ſeinem Religionscult entwirft. Er ſchreibt u. a. das: Gott iſt in dieſem Lande ſo unbekannt wie bei den Wilden der Südſee, deren Frömmigkeit nichts iſt als ein Glaube an Geiſter. Es gibt für dieſe Leute keinen Gott, ſondern nur Heilige. Und das ſind nicht Muſter der Religion oder Moral, ſondern Wunderwirker, Zauberer, durch deren Hilfe man ſich aus Krankheit und Unglück befreien kann. Es gibt z. B. Heilige für Diebe, und ich habe mit eigenen Augen Ex Voto geſehen, auf denen ein Verhafteter abgebildet iſt, wie er von Heiligen den Händen des Gendarmen entriſſen wird. Ich kann den tiefen Ekel gar nicht ausdrücken, den ich empfand, als ich das erſtemal eine Kirche in Neapel betrat. Da iſt nichts von Kunſt oder Idealität: ſondern allergröbſte Sinnlichkeit. Es lebt hier ein Volk, ganz verlaſſen von moraliſchem Sinn, aber trotzdem religiös — wie ja in der That der Menſchheit auf niedriger Civiliſationsſtufe die Religion näherliegt als die Moral.

In ſeiner Julinummer, die zugleich eine Jubiläumsnummer iſt, bringt „Young Israël“ eine Portraitſammlung jener Juden, die während der Regierungszeit der Königin Victoria wichtige Stellen bekleidet haben. Es iſt eine anſehnliche Reihe, denn ganz im Gegenſatz zu ihrem Vorgänger auf dem Thron, der die Biſchöfe ſtets aufforderte, ihn in ſeinem Widerſtand gegen die Emancipation der Juden zu unterſtützen, hat die Königin dieſelbe von vornherein gefordert, und die Gleichheit der Juden mit ihren ſonſtigen Unterthanen herzuſtellen verſucht. Sie iſt darin der öffentlichen Meinung vorangegangen, und ſeit 1858, dem Zeitpunkt ihrer Emancipation in England, gab es ſtets eine Anzahl jüdiſcher Mitglieder im engliſchen Parlament, die es wiederholt ſogar zu hohen öffentlichen Stellungen brachten. Auch das engliſche Herrenhaus iſt den Juden ſeit zwölf Jahren zugänglich und beherbergt gegenwärtig drei jüdiſche Pairs: Lord Rothſchild, Lord Pirbright, früher Baron Henry Worms, und Lord Wantage.

Im „Contemporary“, Juliheft, wird das Verhalten des Kaiſers Wilhelm gegen die Königin von England, wie es anläſslich des Jubiläums der Königin Victoria zu Tage trat, beſprochen und ſehr abfällig kritiſiert. Wir leſen: „So unglaublich es klingt, der älteſte Enkel der Königin hat weder ihr zu Ehren eine Truppenrevue abgehalten, noch einem Gottesdienſt beigewohnt; er hat auch dem engliſchen Geſandten nicht den üblichen Höflichkeitsbeſuch abgeſtattet und nicht einmal ein Telegramm an ſeine Großmutter gerichtet. Aus allen Gegenden der Welt ſind Botſchaften der Theilnahme und Glückwünſche eingetroffen, nur nicht aus der Hauptſtadt des deutſchen Reiches. Die Bismarck'ſchen Zeitungs-Reptile nun gar haben bloß Worte des Tadels und Spottes für England und ſeine Herrſcherin gehabt. Die Sache iſt leicht erklärlich, denn der Anblick eines großen freien Volkes macht auf Fürſt Bismarck einen höchſt abſchreckenden Eindruck. Wir aber wiſſen jetzt, woher der Wind weht und wehen wird.“

Ueber die wandernden italieniſchen Gewerbsleute ſchreibt [illegible] in der [illegible] „Riforma Sociale“. Der Verfaſſer, der ſich [illegible] mit der Beobachtung des Vagabundenthums befaſst, ſchildert in [illegible] das Leben der in Frankreich thätigen italieniſchen [illegible] Arbeiter; nicht einer von den [illegible] Umgebung betrachtet, iſt mit der Polizei in [illegible] davon nimmt die Unterſtützung des [illegible] Arbeit und reich- [illegible] Im Frühling und [illegible] ſie ein paar hundert Francs Erſparniſſe [illegible] und zahlreiche Entbehrungen erkauft.

Ueberhaupt gibt es unter den eingewanderten Italienern heute weit weniger Vagabunden, behauptet der Verfaſſer. Ein dunkler Punkt beſteht freilich. Der Verkauf der „petits Italiens“, die von Unternehmern für 80—100 Francs auf drei Jahre von den Eltern erworben werden. Dieſe unglücklichen kleinen Opfer, die zum Betteln und kleinen Productionen vor den Thüren oder auf Jahrmärkten abgerichtet werden, bilden eine ausgiebige Einnahmsquelle. Manche „Entrepreneure“ halten deren 20—30, die ihnen 7—800 Francs monatlich einbringen. Ihre phyſiſche und moraliſche Verkommenheit iſt ebenſo groß, wie die Entbehrungen, die körperlichen und ſeeliſchen Leiden, welchen dieſe kleinen Emigranten preisgegeben ſind.

Post Festum.

Von Amalie Skram.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Däniſchen.

III.

In der Nacht lag Siri wieder wach. Eine verzehrende Unruhe kribbelte in ihrem Körper, und ſie dachte unabläſſig an ihres Mannes Verhältnis zu dieſer Nora Bergſtröm, die die Taſchen voll Briefe von ihm hatte und mit dem prahlte, was er geſchrieben. — Sie ſelbſt hatte keine Briefe, mit denen ſie prahlen konnte.

Ja, ja — Himmel, wenn es nun dahin gekommen wäre, daſs er ſie liebte!

Kann man für ſolche Dinge? Nein und wieder nein! — Was konnte es helfen, wenn alle anderen fanden, daſs die Perſon, die man liebte, es nicht wert war? Daſs niemand verſtehen konnte, daſs der oder der, daſs Herr Mauch ſo eine Dame au sérieux nahm.

Dieſes Läſtermaul von einem Brandt! Den wollte ſie nicht haben. Nicht, wenn er ihr über alle Gaſſen nachlief.

Ach ja, ja. Nur nicht ſo aufgeblaſen. Es kann eine Stunde kommen in deinem Leben, wo du mit Thränen und Zähneklappern, mit wehmüthiger Dankbarkeit dein Haupt an einen wie Brandt ſchmiegſt und dein vergrämtes Antlitz an ſeiner Bruſt birgſt.

Dieſer Henrik, dieſer Henrik!

Hatte ſie das um ihn verdient?

Ja. — Es gab überhaupt nichts Böſes und Häſsliches in der Welt, das ein Menſch nicht verdient hatte. — Und beſonders ſie. So übermüthig, wie ſie ſtets geweſen! So wenig wie ſie ſtets an andere und anderes gedacht hatte, als ſich ſelbſt! — Wenn nun Henrik ſein Herz von ihr gewendet? Wenn — wenn —? Dieſe Frage kam immer und immer wieder.

Ach nein, nein! Das durfte nicht ſein. Schon der Gedanke daran brach ihre Seele in Stücke. Aber wenn er es nun gethan hatte? Was in aller Welt hätte ihn hindern ſollen, es zu thun?

Sie ſah ihr Zuſammenleben mit Henrik wie in einem Spiegel. All den Unfrieden, den ſie ihm bereitet. All dieſe „Auftritte“, die ihn zutode marterten und quälten, und die, durch ihre Bosheit veranlaſst, nur die lächerlichſten Miſsverſtändniſſe zur Urſache hatten.

Er, der ſtets nur rückſichtsvoll und ſtille geweſen war! Nur fein und warm. Sie vergrub ihr Geſicht in das Kopfkiſſen und weinte und weinte, und ihre Seele krümmte ſich in Schmerz und Reue. — Ach, wie ſie es vor ſich ſah, das einemal, als er bei einer Geſellſchaft nach Mitternacht auf ſie zugekommen war und gefragt hatte: Sollen wir jetzt nicht nachhauſe? Und ſie hatte lächelnd und höhniſch geantwortet, ſo daſs alle es hören konnten: Warum ſollte ich nachhauſe? Ja, wenn es mit einem anderen wäre, als mit dir!

Und ein anderesmal, auch in einer Geſellſchaft, wo Cigaretten herumgereicht wurden. Da war Henrik zu ihr hingekommen mit einer Cigarette, die er ſelbſt gerollt hatte. Und ſie ſchlug ihm die Cigarette aus der Hand und nahm eine andere von einem jungen, bartloſen Burſchen und unterhielt ſich mit diesem!

Ja, ſie war ſo weit gegangen, ihm einmal, als ſie die Monatsrechnung abgeſchloſſen und ſie nicht ſtimmen wollte, zu ſagen, er hätte wohl heimliche Frauenzimmerausgaben, er, wie andere Männer.

Der entſetzte, ſeelenbetaubte Blick, mit dem er ſie damals angeſehen. Dieſen Blick würde ſie in ihrer letzten Lebensſtunde vor ſich haben.

Nein — ſie konnte es nicht ertragen weiterzudenken! Es gab Legionen von Erinnerungsbildern, und eines war ärger als das andere.

O, was für eine jämmerliche Seele ſie ſein muſste. Daſs ſie erſt jetzt, da eine andere zwiſchen ſie und Henrik getreten war, die wirklichen Verhältniſſe erkannte.

Wie ſchlecht ſie in jeder Hinſicht geweſen war, achtlos, unordentlich, ja geradezu ſchlampig! Hatte die Kinder ſich ſelbſt überlaſſen. Marthe und das Aushilfsmädchen konnte mit ihnen und dem Ganzen ſchalten und walten.

Ach, du elende, elende, träge Seele!

Und doch hatte ſie Henrik geliebt. Ihn und keinen anderen. Sie hatte ſich das Leben nicht erträglich denken können, ohne ihn und ſeine Liebe. Seine volle, ganze Liebe.

Wenn er ſich ihrer nicht freute, wenn er ihr nicht unabläſſig in Worten und Blicken und Liebkoſungen ſeinen Beifall gab, ſo war es, als verſänke ſie in einen Abgrund von Leere und Lebensüberdruſs.

Und in der letzten Zeit hatte ſie eben am Rande jenes Abgrundes geſchwebt.

Was half es, daſs andere Gefallen an ihr fanden?

Henrik brauchte ſie.

Er war, ſolange ſie ihn kannte, der, der ihrem Leben Glanz und Inhalt gegeben.

Aber war dies denn Liebe?

Liebe war ja etwas, das gab und nicht nahm. Das nicht das Seine ſuchte.

„Niemand hat größere Liebe als der, der ſein Leben einſetzt.“

Es zuckte durch ihre Seele, daſs ſie nie gewuſst hatte, was Liebe ſei, und ſie erſtarrte in Schreck.

Ja — ſo war es. Sie hatte nie, nie gewuſst, was Liebe wae. Sie hatte nur gefoedert und genommen — genommen und gefordert. Und nie gegeben.

Wann hatte ſie auch nur einen Funken jener Seelendemuth geſpürt, die die Liebe, wenn ſie Liebe war und nicht nur Eitelkeit und Selbſtſucht, unbedingt zeitigen muſste?

Nie!

Sie war ſcharf und böſe und rachſüchtig geweſen. Bitter, zänkiſch und rechthaberiſch.

Aber wie hatte ſie ſich denken können, daſs ſie auf dieſe Weiſe Henriks Liebe behalten würde, wenn ſie nie, nie etwas anderes that, als ſie mit Händen und Füßen von ſich zu ſtoßen? Jetzt, da ſie dalag und bittere, brennende Thränen weinte, konnte ſie es nicht faſſen. Sich ſelbſt nicht faſſen und begreifen.

Sie hatte vermuthlich geglaubt, Henriks Liebe ſei etwas ſo ſelbſtverſtändlich Unverlierbares, wie ihr eigener Körper, ſolange ſie am Leben war.

Aber war es nicht noch Zeit?

Sie preſste die gefalteten Hände an ihre Bruſt, und ihr Inneres erfüllte ein banger Eifer, eine bebende Dankbarkeit dafür, daſs dieſe entſetzliche Selbſterkenntnis in ihr erwacht war. Wenn es Sünde gab, ſo gab es auch Gnade. Wenn nun Henrik kam, dann ſollte er eine andere Siri finden, als die, die er verlaſſen ...

Aber das mit ihr, der anderen!

Ja, wenn er Nora Bergſtröm liebte, dann geſchah ja ihr, ſeiner Gattin, nur recht.

Ach, wenn Henrik jetzt ins Zimmer käme! Und ſie aus dem Bette ſtürzen und mit einem Schrei todt zu ſeinen Füßen fallen könnte. Und er höbe ſie auf und küſste ihren Mund, und ihre fliehende Seele vernähme, daſs er ihr mit einem Kuſſe alles vergeben hatte. Und nicht allein das, ſondern auch, daſs ſie die war, die er geliebt. Die er am meiſten und längſten geliebt.

IV.

Am nächſten Tage um die Dämmerſtunde ſtand Henrik im Zimmer. Siri hatte ihn aufſchließen gehört und hatte ſeinen Schritten im Entrée und im anſtoßenden Zimmer gelauſcht und war doch beim Nähtiſch ſitzen geblieben. Sie zitterte am ganzen Körper und empfand es als unmöglich ſich zu bewegen.

„Guten Abend“, hatte er geſagt, als er über die Schwelle getreten war. Und Siri hatte die Arbeit weggelegt und ſich erhoben. Einen Augenblick ſtand ſie rathlos vor ihm. Dann fiel ſie ihm um den Hals und brach in Thränen aus.

„Na ja, ich habe nicht geſchrieben“, ſagte er und faſste ſie loſe um die Taille.

„Ja, warum haſt du nicht geſchrieben?“ ſchluchzte Siri. „Wenn du wüſsteſt, was ich ausgeſtanden habe.“

„Ja, Herrgott! Dieſe Schreiberei — wenn man nicht aufgelegt iſt.“

„Das iſt es gar nicht“, ſtammelte Siri hervor, das Geſicht an ſeinem Hals verborgen, „oh, Henrik, Henrik!“

„Was iſt es? Warum biſt du ſo?“

„Ich liebe dich, ich liebe dich, Henrik!“

Er löste ihre Arme von ſeinem Hals, ſchob ſie ſanft von ſich und ſagte: „Laſſen wir doch die großen Worte. Das iſt nur Emphaſe.“

„Das iſt nicht Emphaſe“, rief ſie. Sie trocknete die Thränen von ihrem Geſicht und ſah ihn an.

„Warum biſt du ſo traurig?“ fragte ſie bald darauf mit einem Blick, der ſich in ihn hineinbohren wollte.

„Ich bin nicht traurig“, antwortete er ärgerlich.

„Doch, ich ſehe es dir an. Erzähle mir, was es iſt.“

„Na alſo! Da haben wir's. Fängſt du nun wieder an?“

„Anfangen?“ Sie betrachtete ihn empört.

„Was bildeſt du dir eigentlich ein?“ — Henrik drehte ſich herum und gieng in das anſtoßende Zimmer.

Siri blieb eine kleine Weile ſtehen. Sie dachte: es iſt ganz gewiſs unklug, jetzt weiter in ihn zu dringen. Aber wie ſollſt du es laſſen können? Wenn du nun ſo recht lieb zu ihm biſt. Ich muſs, ich muſs, ich kann nicht anders.

Dann gieng ſie zu ihm hinein, ſtellte ſich neben ihn und ſagte flehentlich: „Ich weiß natürlich, daſs es nur Klatſch iſt. Denn es iſt doch nichts zwiſchen dir und —“

„Du biſt unerträglich,“ unterbrach Henrik ſie verbittert und wurde roth. „Kaum komme ich in die Thüre — mußt du mit deiner unſinnigen, kindiſchen Neugierde. Aber wage ihren Namen zu nennen, und ich laſſe dich einſperren.“

Digitized by Google

Sie ſtand wie vom Donner gerührt. Aber in ihrem Hirn arbeitete nur ein Gedanke, der, daſs Henrik das nicht glauben durfte.

„Du thuſt mir Unrecht", ſagte ſie, „ich bin nicht mehr ſo. So bin ich übrigens nie geweſen".

„Na, bewieſen haſt Du's mir nicht!" ſagte er zornig.

„Nein, nein. Das iſt richtig. Aber glaube mir jetzt. Ah, Henrik, was ſoll, was ſoll ich thun?"

„Gar nichts ſollſt du thun. Nur mich in Frieden laſſen. Uebrigens muſs ich mich eilen. Ich ſoll mit zu dem Feſt für dieſen Schauſpieler."

„Jetzt, heut abend?"

„Ja."

„Soll ich da nicht auch mit?"

„Wenn du willſt — bitte! Aber ich finde wirklich, daſs du dich lächerlich machſt, da unter all dieſer Jugend aufzuziehen."

„Lächerlich — Jugend —!" Siri ſtarrte ihren Mann mit offenem Munde an.

„Dummheiten", ſagte er mit einem gezwungenen Lächeln. Er kam auf ſie zugeſchlendert und griff läſſig nach ihrer Hand. Aber Siri erhob den Arm und ſchlug nach ihm. Er duckte den Kopf und ſie traf ihn auf den Nacken. Im nächſten Momente lag ſie an ſeinem Halſe und ſchluchzte, er müſſe ihr vergeben.

„Ja, Siri. Ich weiß ja, daſs du nichts damit meinteſt." Er ſtreichelte ihre Wange und beruhigte ſie.

„Komm alſo mit, aber du muſst dich raſch umkleiden."

„Ach nein, es iſt wohl das Beſte, wenn ich zuhauſe bleibe." Siri richtete ſich auf und entfernte ſich einen Schritt von ihrem Manne.

„Unſinn, du haſt ja Luſt."

„Ja, aber willſt du mich lieber mithaben oder willſt du mich lieber **nicht** mithaben?" Siri ſah ihn angſtvoll fragend an.

„Jawohl will ich dich mithaben. Eile dich nur".

V.

Das Feſt war vorüber, und man fieng an zu gehen. Man hatte viel Champagner getrunken und viele Reden auf den ſchwediſchen Schauſpieler gehalten.

Sie fühlte ſich froh. Henrik war ſo lieb und freundlich gegen ſie geweſen und hatte ſo ſchön ausgeſehen. Er hatte alle Tänze getanzt, einen mit ihr, aber keinen mit Nora Bergſtröm, die auch da war.

Er hatte ſie doch gerne mithaben wollen. Wenn auch keine Wärme in ſeinen Worten und ſeiner Art geweſen war, als er darum fragte, ſo bedeutete das vielleicht nichts. Man konnte doch nicht erwarten, daſs ein Mann das ganze Leben hindurch wie ein junger Liebhaber war. Nicht einmal, wenn man alle, alle Tage gut und lieb und zärtlich geweſen war, anſtatt böſe und häſslich und zankſüchtig, wie ſie es geweſen. Nun ſtand Siri draußen in der Garderobe mit Henrik, der ihr den Mantel anziehen half.

„Ich muſs nur hinein nach meinem Hut," ſagte er und gieng von ihr.

Siri zog ihre Handſchuhe an und blickte ihm durch die offene Thüre nach. Wie ſchlank und prächtig er ausſah! Und wie ſtolz und glücklich ſie war, die dieſen Mann beſaß.

Sie ſah ihn nach dem Hute ſuchen und ihn auf einem der Seſſel finden. Da ſtand plötzlich Nora Bergſtröm neben ihm. Er reichte ihr die Hand zum Gutenacht, ſagte ein paar Worte und kam zurück.

Das gab Siris Herz einen Stich. Denn in Henriks Haltung, über ſeiner ganzen Erſcheinung — obgleich ſie ihn nur von rückwärts geſehen hatte — war etwas von jener feurigen Ehrerbietung gelegen, deren ſie ſich ſo gut aus den Tagen ihrer erſten Bekanntſchaft entſann.

Warum gab er ihr ſo die Hand, wo er doch den ganzen Abend nicht mit ihr getanzt, nicht mit ihr geſprochen hatte?

Aber, Herrgott, was war natürlicher, als daſs er einer Dame, die er kannte, gute Nacht ſagte, wenn ſie gerade da ſtand?

„Das iſt ein gelungener Abend geweſen," ſagte Siri, als ſie in der Droſchke ſaßen. „Findeſt du nicht?"

„Ja, ein prächtiger Abend," antwortete er.

„Und du warſt ſo ſchön und nett!" fuhr Siri fort. „Ich habe mich rein in dich verliebt."

„So—oo," Siri konnte bei dem Glutſchein ſeiner Cigarre ſein wehmüthiges, geiſtesabweſendes Lächeln ſehen. — Er iſt nicht mein ... Er iſt nicht mein, dachte Siri, während das Herz ſich in ihr zuſammenzog. Aber wenn er nur keiner andern gehört, ſo mag es ſein.

„Du muſst dich mit mir freuen," ſagte ſie leiſe. „Kannſt du das nicht?"

„Ja doch, gewiſs."

Sie lehnte ihren Kopf an ſeine Schulter. Dann begann ſie von dem Feſte zu plaudern, moquierte ſich über die Reden und die Toiletten der Damen.

[illegible]

„Wie lau und ſchön die Luft doch iſt! Beinahe zu warm," er machte eine haſtige Bewegung. Siri begriff, daſs ihr Kopf, den ſie noch immer an ſeine Schulter lehnte, ihn genierte. Hurtig richtete ſie ſich auf.

„Danke, daſs du mich mitgenommen haſt," ſagte ſie nach einer Pauſe. „Ich hab' es heut' Abend ſo hübſch gehabt."

„Ich auch," antwortete er.

Gleich darauf waren ſie vor ihrem Hausthor.

Als ſie in ihre Wohnung hinaufkamen, war Henrik hungrig. Siri warf raſch das Seidenkleid ab und einen Morgenſchlafrock um, gieng in die Küche hinaus und kam mit einer Schüſſel mit kalten Speiſen zurück. Henrik aß und trank Bier, und Siri ſaß ihm gerade gegenüber und betrachtete ſein Geſicht. Das hatte einen ſo milden, wehmüthigen Ausdruck, wie Siri es ſeit vielen Jahren nicht geſehen.

„Das iſt, weil er die Veränderung fühlt, die mit mir vorgegangen iſt," dachte ſie glücklich.

„Ja, nun legen wir uns wohl nieder." Henrik ſtand auf. „Ich rauche nur ein biſschen, dann komme ich."

Siri lag ſchon eine Stunde im Bett, und Henrik war noch nicht gekommen. Sie konnte nicht einſchlafen. Sie muſste ihm jetzt nach ſeiner langen Abweſenheit ordentlich Gutenacht ſagen.

So ſtand ſie auf und ſchlich barfuß, im Nachtkleid, in ſein Zimmer. Er ſaß im Schreibtiſchfauteuil, zurückgelehnt, und ſchlief. Vor ihm auf dem Tiſche lag ein kleiner Brief mit der Ueberſchrift: Fräulein Nora Bergſtröm.

Siri preſste die Hände vor die Augen und wandte ſich, um zu gehen; dabei kam ſie an Henriks Papierkorb an und ſtürzte ihn um. Im ſelben Augenblick erwachte er und ſah verwirrt um ſich.

„Biſt du hier?" ſagte er, ſchwer athmend, und legte unwillkürlich die Hand auf den Brief.

„Sage, daſs es nicht wahr iſt," rief Siri thränenerſtickt.

„Alſo, du gehſt hier herum und erſchleichſt und erlauſcheſt und erſchnüffelſt das, was du nicht wiſſen ſollſt!" ſchrie er wüthend. „Weg aus dem Zimmer, aus meinen Augen mit dir!"

Sie ſchlich ſich ſtille aus dem Zimmer.

Anſtatt ſich wieder niederzulegen, kleidete Siri ſich ſorgfältig an und ſetzte ſich in das Wohnzimmer, wo das bleiche Licht der Sommernacht durch die herabgelaſſenen Perſiennes hereinſickerte. Sie ſtützte den Kopf in die Hände, und ein Regen von Feuerfunken rieſelte auf ſie hinab.

So gieng es alſo.

Gerade jetzt, da ihre Seele und ihr Sinn bereit war, wie nie zuvor —

Ja, ja. Mag es nur rieſeln. Mag es Feuer und Funken regnen, unabläſſig, unabläſſig.

Wie doch das Leben rächte und ſich ſelbſt regulierte. Ihr wurde die Strafe, die ſie verdiente. **Die** und keine andere.

Sie dachte zurück an die vielen, vielen Tage, an denen ſie froh und rückſichtslos und gleichgiltig geweſen war, während Henrik es bitter gehabt hatte, weil er ſie liebte.

Weil er ſie liebte. War es denn bitter, zu lieben? Ja, ein furchtbares Leiden. Das fühlte ſie in dieſer Stunde. Denn der, den wir lieben, iſt nie ſo, wie wir glauben und denken und **wollen**, daſs er ſein möge.

Und der dichte Regen von Feuerfunken fuhr fort zu rieſeln, über ihren Kopf, ihren Nacken, ihre Schultern zu rieſeln.

„Ach, iſt die gnädige Frau hier?" Marthe kam mit Staubbeſen und Waſſerſchaff herein.

„Ja, ich konnte nicht ſchlafen. Da dachte ich mir, es wäre ebenſo gut, aufzuſtehen." Siri fuhr ſich mit der Hand übers Geſicht und verſuchte, Marthe zuzulächeln.

„Die gnädige Frau iſt ebenſo weiß im Geſicht, wie meine Schweſter kürzlich war."

„Ach ja, ich bin auch ein biſschen unwohl."

„Kann ſich die gnädige Frau das denken, Morten iſt gar nicht der Vater von dem Kind."

„Kind?"

„Ja, das Kind meiner Schweſter, weiß die gnädige Frau. Der junge Herr Brandt iſt es."

„Nein wirklich!" ſagte Siri.

„Morten hat Geld bekommen, damit er es auf ſich nimmt. Aber nun hat es meine Schweſter ja geſtanden. Na, Gottlob, ſo iſt das Kind doch gut verſorgt."

„Ja, Gottlob, Marthe."

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. Wien, den 28. August 1897. Nummer 152.

Auf der Höhe des Miſserfolges.

Nach kaum zweijähriger Dauer iſt die Regierung des Grafen Badeni auf einer Höhe des Miſserfolges angelangt, welche ſelbſt in dieſem claſſiſchen Lande der regierungsunfähigen Regierungen bisher noch nicht erreicht worden war. Iſt das Regime ſchon zu ſonſt nichts gut, ſo doch mindeſtens zu negativer Inſtruction. Wie man nicht beſchaffen ſein und wie man's nicht anfangen darf, wenn man vernünftig ſoll regieren können, das hat Graf Badeni in dieſen zwei Jahren faſt mit experimenteller Vollkommenheit gezeigt. Denn das, was die erſte Vorausſetzung der Regierungskunſt bildet: die vertraute Kenntnis der Dinge und Menſchen — gerade das hat dem Grafen Badeni vom Beginn an gefehlt wie noch kaum einem. Unkenntnis iſt ſchließlich auch ſchon vor dem Grafen Badeni nicht die ſeltenſte Eigenſchaft öſterreichiſcher Staatsmänner geweſen. Der eine hat das nicht und der andere jenes nicht verſtanden. Sie alle waren aber nur Specialiſten der Unwiſſenheit, die Graf Badeni durch die lückenloſe Univerſalität ſeines Nicht-Kennens ſämmtlich ſchlägt. Denn er war, als er nach Wien kam, nicht nur dieſem oder jenem Zweig der Regierungsthätigkeit, er war vielmehr dem ganzen Lande fremd, das er zu regieren übernahm, und nicht nur das, er war als Halbaſiate auch dem quasi-weſteuropäiſchen Culturkreis fremd, in den er hier eintrat. Daraus erklären ſich die barbariſchen Miſsgriffe, die er auf Schritt und Tritt beging.

Zuerſt im Fall Lueger. Graf Badeni ſetzte ſchon damals die Welt in Erſtaunen durch ſeine von jeder Sach- wie Perſonenkenntnis unberührte Auffaſſung der Wiener Verhältniſſe. Durch trotzige Weigerung glaubte er damals die Wiener einſchüchtern zu können, wie vielleicht ſeine armen galiziſchen Bauern draußen auf dem Lande. Die Wiener aber zeigten ſich jedenfalls immerhin als cultiviert genug, um ſich nicht terroriſieren zu laſſen. Die ſchließliche Löſung der Wiener Frage bedeutete die vollſtändigſte Niederlage des Grafen Badeni. Sie hat gleich im erſten Halbjahr ſeiner Regierung die Autorität des Grafen Badeni ohne Reſt vernichtet. Aber er blieb Miniſter, und da die Zeit ihm ſpäterhin bedeutendere Aufgaben brachte, hat er ſich auch noch bedeutendere Miſserfolge geholt.

Die größere Aufgabe, an der ſich demnächſt ſeine Unfähigkeit verſuchte, war der ungariſche Ausgleich. Schon die vorſchnelle Vorausſage, daſs er dieſe Arbeit nicht nur rechtzeitig vor dem Vertragsablauf, ſondern ſogar noch ein Jahr früher, Ende 1896, fertig geſtellt haben werde, verrieth ſeine völlige Unorientiertheit über die Schwierigkeit der Aufgabe. Noch beſſer bewies ſie der Verlauf der Verhandlungen. Alle unſere Compenſationsobjecte ließ ſich Graf Badeni ahnungslos von den wohlinformierten Ungarn abſchwatzen, und als es dann zu unſerer Gegenforderung, zur höheren Quote, kam, drehten ihm die Ungarn eine Naſe. Darüber ſind die Verhandlungen ſchon ſeit einem Jahre ausſichtslos ins Stocken gerathen. Inzwiſchen muſste der Ausgleich gekündigt werden, in wenigen Monaten läuft er ab, und ſchon heute iſt es ſicher, daſs, weil der neue Ausgleich nicht rechtzeitig zuſtande kommen kann, ein Ausgleichsproviſorium geſchloſſen werden wird. Sogar für zwei Jahre gleich. Den Ungarn kann's recht ſein, da ſie auf dieſe Art ihre alte, niedrigere Quote länger genießen. Wir verlieren dabei an der Quote allein eine erkleckliche Anzahl von Millionen.

Doch wer denkt heute noch an den Fall Lueger oder an den ungariſchen Ausgleich? Es iſt dem Grafen Badeni gelungen, dieſe beiden Miſserfolge in Vergeſſenheit zu bringen. Wodurch? Durch einen noch viel größeren Miſserfolg. Durch den in der böhmiſchen Frage. Auch auf dieſem gefährlichen Boden begann die Thätigkeit des Grafen Badeni mit der vollendetſten Unkenntnis. Gerade im Anfang ſeiner Regierung war die Stimmung für einen ehrlichen Ausgleich in beiden nationalen Lagern günſtiger als je. Das beweiſen, neben mündlichen Aeußerungen, die Ausgleichs-Artikel, die damals von Politikern beider Nationalitäten in verſchiedenen Zeitſchriften, ſo in der „Zeit" und in „[illegible]", veröffentlicht wurden. Dieſen ſeltenen pſychologiſchen Moment hat Graf Badeni verpaſst, weil er ihn nicht begriffen hat. Einige Jungczechen [illegible] benutzten, oder beſſer geſagt, miſsbrauchten ſeine [illegible], um ihm jene einſeitige und deswegen unehrliche Löſung des Problems anzuhängen, die dann auch in den Sprachenverordnungen ihren [illegible] Ausdruck gefunden hat. Das Unheil, das er damit angerichtet, kann nur den überraſcht haben. Denjenigen, welcher die Geſchichte Oeſterreichs in den letzten dreißig Jahren kennt, nicht. Denn der Vorgang iſt nicht neu. Die fehlerhafte Action, die Graf Badeni mit den Sprachenverordnungen 1897, wahrſcheinlich im ganzen Vollgefühl einer vermeintlichen Primeur, beging, war ſchon unter dem Miniſterium Hohenwart unternommen worden. Was heute in den Badeniſchen Sprachenverordnungen ſteht, dasſelbe ungefähr, insbeſondere die czechiſche innere Amtsſprache, haben die Czechen ſchon 1871 im böhmiſchen Landtag, in Abweſenheit der Deutſchen, durch ein dort beſchloſſenes Nationalitätengeſetz zu codificieren und dann auch das böhmiſche Staatsrecht zu verwirklichen verſucht. Was war damals die Folge? Ein förmlicher Aufruhr der Deutſchen in Böhmen und in ganz Oeſterreich. Und damals gab es noch keinen Schönerer, keinen Alldeutſchen Verband und keine Germania irredenta. Die Männer, die damals den Aufruhr leiteten, waren in Bezug auf ihren öſterreichiſchen Patriotismus über jeden Zweifel erhaben. Es waren die Mitglieder der Verfaſſungspartei. Nichtsdeſtoweniger ſprachen ſie damals Worte, die heute auch jeder Schönerianer ohneweiters annehmen könnte. Um nur ein Beiſpiel für viele zu citieren, ſei ein Wort aus der Rede hiehergeſetzt, die am 31. Auguſt 1871 einer der leitenden Köpfe der Partei hielt, der Abg. Moriz v. Kaiſerfeld. Er ſagte u. a.: „Sie (die Deutſchen in Oeſterreich) werden nicht zugeben, daſs man die Deutſchen Oeſterreichs ſtaatsrechtlich auseinanderreißt... daſs man das Bewerbungsgebiet der Deutſchen in Oeſterreich noch weiter verenge, am Lehrſtuhl, in der Gerichtsſtube, in allen Zweigen der Adminiſtration nicht nach Wiſſen und Befähigung, ſondern nach der Sprache und dem nationalen Eifer frage.... Sie werden eine Politik verdammen, welche die Deutſchen zwänge, auch ihrerſeits über die Geſchichte ihres Volkes, über ihr hiſtoriſches und unveräußerliches Recht nachzudenken — damit ſie keine gefährliche Sehnſucht ergreife und damit nicht in gerechter Nothwehr ſich das vollziehe, woran im Ernſte heute noch niemand denkt... ſich vollziehe, weil unſere Warnungsrufe nicht gehört wurden". Man ſieht, die Verfaſſungstreuen von 1871 brauchen ſich vor den Schönerianern von heute nicht zu ſchämen. Doch wurden jener „Warnungsrufe" rechtzeitig gehört. Der Reichskanzler, d. i. Miniſter des Aeußern Graf Beuſt, griff, von den Ungarn unterſtützt, dem Grafen Hohenwart in die Zügel und brachte den durchgehenden Staatswagen noch rechtzeitig zum Stehen. Graf Beuſt ſagte damals von den Hohenwart'ſchen Unternehmungen ſehr draſtiſch: „Der lichte Blödſinn iſt gar zu groß, als daſs es uns nicht gelingen ſollte, ſeine Ausführung zu hintertreiben, wenn nur noch ein Augenblick ruhiger Ueberlegung zwiſchen Wort und That platzgreift".

Der Dazwiſchenkunft des Grafen Beuſt war es zu verdanken, daſs Graf Hohenwart im October 1871 fiel, und mit ihm ſeine czechiſchen Projecte. Jetzt ſind ſie wieder auferſtanden, offenbar, weil Graf Badeni ihre Vergangenheit nicht kannte, und ſie werden diesmal vielleicht weit ernſteren Schaden ſtiften, weil auch an der Stelle des Grafen Beuſt ein Mann ſitzt, der die Geſchichte Oeſterreichs nicht zu kennen ſcheint, der polniſche Landsmann des Grafen Badeni: Graf Goluchowski. Bisher galt das Abenteuer Hohenwart als das beſchämendſte Capitel in der Geſchichte Oeſterreichs ſeit 1867. Auf der Höhe der Miſserfolge, auf der Graf Badeni heute bereits angelangt iſt, hat er alle Ausſicht, mit ſeiner Regierung ſelbſt das Regime Hohenwart noch nachträglich in gewiſſem Sinne zu Ehren zu bringen.

K.

Zioniſten-Congreſs und Judenſtaat.

In wenigen Tagen tritt der von einem Theile der „Zioniſten" einberufene Congreſs zuſammen — charakteriſtiſch genug, nachdem die Juden der zuerſt in Ausſicht genommenen Stadt gegen die Abhaltung der Verſammlung in ihrer Mitte entſchieden proteſtiert haben, in einer Stadt ohne Juden, in Baſel. Die deutſche Preſſe hat aus zum Theil ſehr triftigen Gründen bisher die geſammte zioniſtiſche Bewegung ignoriert. Die gegenwärtigen Vorgänge innerhalb de[illegible] laſſen aber dieſes Schweigen kaum mehr räthlich erſcheinen. Aus einer bisher rein [illegible] Bewegung ſoll nunmehr [illegible] ganz anderes werden. Zwei [illegible], die Herren [illegible] in Wien und Nordau in Paris, welche [illegible] — „[illegible]" — aus Juden von [illegible] und [illegible] Juden von Beruf geworden ſind, haben dieſen Congreſs zuſtande gebracht und werden auf demſelben die Aufrichtung eines neuen [illegible] Reiches im alten „heiligen Lande" proponieren, [illegible], proclamieren.

Dieſer „Judenſtaat" nun, den die beiden Proponenten Herzl und Nordau im Auge haben, wäre ein vollſtändiges Novum in der Geſchichte. Weder die Coloniſations-Unternehmungen der antiken Stadt-Staaten, noch die ſtaatengründenden Völkerwanderungen des frühen Mittelalters bieten zu demſelben die geringſte Analogie. Denn nicht die Regierungen und die Staaten, in denen die Juden wohnen, regen die Expatriierung derſelben an, ſondern dieſen letzteren wird die Bildung einer Actiengeſellſchaft vorgeſchlagen, welche für blankes bares Geld dem Sultan, wenn auch nicht die formelle, ſo doch die factiſche Souveränetät und den Bauern ſämmtlichen Boden des „Heiligen Landes" abkaufen ſoll, um ihn dann nicht bloß den etwa aus dem ruſſiſchen Oſten, ſondern auch jenen aus dem civiliſierten Weſten und aus dem Centrum Europas emigrierten Juden zu übergeben.

Welche Stellung hätten nun vernünftige Juden gegenüber dieſer romantiſchen Zumuthung einzunehmen? Dieſe iſt ſehr klar. Der Judenſtaat iſt der umgeſtülpte Antiſemitismus und zugleich der größte Erfolg der antiſemitiſchen Bewegung überhaupt. Verſuchen wir es doch, die Herzl-Nordau'ſche Logik und Taktik auf einen ganz gleichen Fall anzuwenden, bei welchem es ſich aber ganz und gar nicht um „Juden" handelt. In Tirol ſind die Mitglieder der proteſtantiſchen Minorität, genau ſo wie in ganz Oeſterreich die jüdiſche, auf dem Papier gleichberechtigt, in der Praxis zurückgeſetzt, von der Majorität ſcheel angeſehen, ja gehaſst. Wenn nun in Innsbruck ein proteſtantiſcher Herzl ſeine Glaubens- und Leidensgenoſſen auffordern würde, den Clericalen in Tirol die Herzensfreude zu machen und das Land zu verlaſſen, wir glauben kaum, daſs die dortigen Proteſtanten dieſen Mann ernſt nehmen würden. Nordau führt in einem Artikel der „Welt" den Juden die Hugenotten als Vorbild an. Bekanntlich hinken alle Vergleiche. Dieſer thut es in ganz beſonderem Maße. Die Hugenotten haben Frankreich, die Juden haben Spanien verlaſſen, weil man ſie zu einem Glaubenswechſel zwingen wollte und beide Glaubensgeſellſchaften mit einem ſolchen nicht nur die Lebenden, ſondern auch ihre ganze Nachkommenſchaft für alle Zeiten der ewigen Verdammnis verfallen glaubten. Die Folgen eines ſolchen Glaubenswechſels waren nach ihrer frommen Meinung nie mehr gut zu machen, und einzig aus dieſem Grunde ſahen ſie das Land ihrer Väter mit dem Rücken an. Socialer und politiſcher Beſchränkungen wegen, die man ja durch Kampf und Beharrlichkeit zu beſeitigen hoffen kann, wären weder die Hugenotten aus Frankreich, noch die Juden aus Spanien gewichen.

Aber verſuchen wir, uns auf den Standpunkt der Anhänger der neuen Diaſpora zu ſtellen. Nehmen wir das Unternehmen als gelungen an. Wie iſt ein ſolches „Gelingen" zu verſtehen? Natürlich würde nur ein größerer oder kleinerer Theil der Armen und Elenden unter den Juden, nur jene, die keinen oder keinen genügenden Erwerb beſitzen, die Heimat verlaſſen. Aus ſehr erklärlichen Gründen würden die Zurückbleibenden dieſen Exodus ihrer armen Glaubensgenoſſen freudig begrüßen. Die Freude wäre von ſehr kurzer Dauer! Nothwendig und mit mathematiſcher Sicherheit müſsten die in den Ländern des europäiſchen Weſtens und Centrums zurückgebliebenen Juden dann auf den ſocialen und politiſchen Status der dort befindlichen Griechen hinabſinken. Dieſe letzteren haben dadurch, daſs ſie thatſächlich einen wirklichen Nationalſtaat ihr Eigen nannten, ſich außerhalb desſelben nirgends eingelebt. Sie ſind allüberall: in Wien wie in London, in Amſterdam wie in Paris und Marſeille gleichſam nur Handelscolonien, nicht beſſer, nicht anders als etwa ſeinerzeit die Hanſa in Nowgorod und Moskau und als auch heute noch die Deutſchen in Petersburg. Die Griechen nehmen nirgends an dem Volksleben, an den politiſchen wie ſocialen, materiellen wie geiſtigen Intereſſen des Landes, in dem ſie ſchachern, theil. Wie tief hingegen haben ſich die Juden, grade weil ſie keine andere Heimat mehr kannten, auf dem materiellen wie dem geiſtigen Boden Europas einwurzeln müſſen! Jetzt würden ſie wieder langſam und allmählich, aber ſtetig und unaufhaltſam entwurzelt werden. Die Juden würden demnach, immer das Gelingen vorausgeſetzt, eine Heimat von außerordentlich fraglichem Werte gewonnen haben und dafür allüberall in den europäiſchen Ländern wirklich ein „Gaſtvolk" werden! Und um dahin zu gelangen, ſollen ihre Beſten zwei Jahrtauſende gekämpft haben! Aber ſei es darum! Wir wollen für die Thatſache, daſs der ärmeren Mehrzahl eine neue Erde, auf der es ihr wohl ergehe, geſchaffen wird, jene politiſche und ſociale „capitis deminutio" der zurückbleibenden vermögenderen Minorität als kein zu großes Opfer anſehen. Aber wohlgemerkt: für die Thatſache oder, beſſer geſagt, auch ſchon für die Möglichkeit der Ausführung. Aber gerade dieſe Möglichkeit leugnen wir ganz und durchaus. Dr. Herzl fragt: Wenn im 17. Jahrhundert die Puritaner nach Neu-England ausgewandert ſind, warum nicht könnte die Juden nach Paläſtina? Allerdings, daſs in Neu-England der Boden [illegible] gedenkt [illegible]

in Gottes Namen für eine Milliarde, Grund und Boden der Bauern für eine zweite Milliarde Francs zu haben ſein! Wohl! Von wem aber dieſe Milliarden? Von den einzelnen größeren und kleineren Rothſchilds? Welch naiver Irrthum! Von den geſammten Juden, auf Subſcription, auf Actien? Wenn die Juden thatſächlich ſoviel Geld hätten, daſs für dieſe Idee des Herrn Herzl von ihnen zwei Milliarden zu haben wären, ſo müſsten ſie einen ſolchen allgemeinen Reichthum und mit ihm eine ſolche Macht beſitzen, daſs ſie wahrhaftig dann Herzl und ſeine Idee gar nicht brauchten, denn der reiche Jude hat ſelbſt in Rusſland nichts für ſich zu fürchten. Die Juden befinden ſich aber im Gegentheil in der tragikomiſchen Situation eines armen Teufels, von dem boshafte Spaßvögel das Gerücht verbreitet haben, daſs er den Haupttreffer der Creditloſe gewonnen. Während er kaum zu kauen und zu beißen hat, wird er von allen Seiten beglückwünſcht und beläſtigt. Keine der europäiſchen Volksſchichten iſt im Durchſchnitt ſo wenig beſitzkräftig wie die jüdiſche, in keiner die Beſitzloſigkeit, die Nothwendigkeit, von der Hand in den Mund zu leben, ſo verbreitet, ſo überwiegend, wie unter den Juden.

Der „Judenſtaat" iſt aber nicht bloß, weil er dieſe und wohl noch mehr Milliarden zur abſoluten Vorbedingung hat, verurtheilt, Project zu bleiben. Praktiſch gefaſst, läuft ja der Vorſchlag Herzls unerbittlich auf Folgendes hinaus: Die jüdiſchen Fabrikanten in Brünn, Bielitz, in Südmähren und Nordböhmen, in den Vorſtädten Wiens ſollen ihre Fabriken nach Paläſtina transferieren. Ebenſo ſollen die Engroſſiſten am Quai, die zahlloſen Detailkaufleute groß wie klein, mit ihren Magazinen und mit ihren Niederlagen, ebenſo die Mitglieder der betreffenden Branchen in der Provinz alle nach Paläſtina auswandern. Man ſoll dort nicht nur „politiſch" einen Staat begründen, nein, man ſoll ihn wirtſchaftlich, ökonomiſch, aus den verſchiedenſten Theilen Europas her dorthin verſchiffen und zuſammenſetzen. Ja, iſt denn der Staat und die Geſellſchaft etwa eine Maſchine, die man an dem einen Orte herſtellt, deren einzelne Theile man numeriert, auseinanderlegt, verpackt, verſchickt und an einem anderen Beſtimmungsorte wieder zuſammenfügt und aufſtellt? Iſt denn der Staat wirtſchaftlich nicht ein Organismus, den man nicht willkürlich aus den verſchiedenſten Beſtandtheilen zuſammenleimt und -ſchmiedet, ſondern ein lebendiges Weſen, das, und zwar aus ſeinem Boden heraus, wachſen muſs? Die Wiener Confectionäre, meinte Herzl in einer Discuſſion, könnten ja ebenſogut in Jeruſalem confectionieren und von dort aus ſelbſt nach Oeſterreich importieren. Wir haben natürlich dieſes Argument für einen Scherz gehalten. In Nr. 2 der „Welt" wird aber von einem ſeiner Anhänger in ganz ernſter Weiſe dieſen jüdiſchen Export-Kleiderfabrikanten thatſächlich der Vorſchlag gemacht, mit ihren 100.000, wohlgemerkt chriſtlichen, Arbeitern dorthin auszuwandern! Gewiſs eine Naivetät, die zu widerlegen ganz unmöglich iſt. Aber wo immer man der Sache praktiſch nähertreten will, wird man auf gleiche und ähnliche ökonomiſche Unmöglichkeiten ſtoßen müſſen.

Die Gefahr alſo, daſs der Judenſtaat zuſtande kommt, ſchätzen wir gleich Null und kaum einer Erörterung in einem ernſten Blatte wert. Eine ſehr ernſte ſociale Gefahr für die Juden aber und ihre wichtigſten Intereſſen, eine Gefahr, über welche erſtere aufzuklären wirklich noth thut, iſt Herr Herzl. Die Juden ſtreben vom Anbeginn der ſogenannten Aufklärungsperiode, alſo ſeit mehr als einem vollen Jahrhundert, ausnahmslos einen Stand der Dinge an, in welchem ihre moſaiſche Confeſſion für ſie keine andere materielle Bedeutung haben dürfte, als heute für die Katholiken in England die katholiſche, für die Proteſtanten in ganz Oeſterreich die proteſtantiſche Religion. Dieſen Zuſtand, und zwar nicht nur auf dem Papier wie gegenwärtig, ſondern leibhaftig, hoffen die Juden, wenn auch nach langen Kämpfen und vielen Zwiſchenfällen, endlich ganz beſtimmt zu erreichen. Was ihnen dieſe Zuverſicht einflößt? Vor allem die Erinnerung an jene Zeit, in welcher weſtwärts von Wien in den Erblanden ſich kein Jude anſäſſig machen durfte, in Wien ſelbſt legaliter nur dreihundert „Tolerierte" mit ihren Familien geduldet waren. Nordwärts, in Böhmen, Mähren und Schleſien waren Brünn, Olmütz, Troppau, Iglau u. ſ. w. den Juden ganz verſchloſſen; für die kleineren Städte und Dorfgemeinden war je eine kleine nicht überſchreitbare Zahl von „Familien" vorgeſchrieben, die „Nichtfamilianten" ſämmtlich muſsten emigrieren, das alte mähriſche und böhmiſche Judenmädchen war der markanteſte Typus dieſer Provinzen. Keine bürgerliche Zunft in Oeſterreich nahm einen Juden auf; wer nicht ſtudierte, war zum Schacher — wer ſtudierte, verurtheilt, einzig zwiſchen dem Stande des Rabbiners oder Mediciners zu wählen. Noch in den Vierzigerjahren muſste in Ungarn das Recht, jura zu ſtudieren, von einem Juden in jedem einzelnen Fall erkämpft werden. Zu wuchern war ihm allüberall geſtattet, aber wollte er für [illegible] ein Haus kaufen, muſste er es auf den Namen etwa [illegible] an die Gewähr ſchreiben. Wenn es in den letzten Jahren, namentlich in Ehrenbeleidigungsproceſſen, hie und da — die [illegible] — einem Vorſitzenden oder Einzelrichter [illegible] zugleich ſeine leiſe [illegible] zum Vergnügen an den Nagel zu hängen — [illegible] auf das kräftigſte zu verurtheilen, [illegible] Aber in der hier geſchilderten Zeit hat der [illegible] wider den [illegible] gewagt, bei dem

„Juſtitiär“, bei dem „Grundrichter“ u. ſ. w. ſein Recht zu ſuchen, noch auch im eclatanteſten Falle es ſich ſelbſt zu ſchaffen. Und dieſe Schilderung, iſt ſie vielleicht jene des Zuſtandes der Juden im Mittelalter? Keineswegs. Die jüngere Generation der Juden und mit ihnen unſer verehrter Projectant hat ihn, hat das famoſe „Juden-Amt“ der Wiener Polizeidirection allerdings nicht mehr gekannt. Aber dieſe Situation hat für den Juden vor noch nicht einem halben Jahrhundert bis zum Jahre 1848 ganz und voll geherrſcht. Und wenige Jahre nachher, welche totale Veränderung! Und ſie war keine nur papierene. Sie war in den Jahren 1860 bis ungefähr 1875 eine wirkliche, ſocial ſicht- und ſpürbare. Der Verkehr war, namentlich durch die gemeinſamen politiſchen Parteibeſtrebungen, ein freundſchaftlicher unterſchiedsloſer, die ſocialen Berührungen waren häufiger geworden. Nahezu jählings iſt in dieſem Gange der Dinge eine Unterbrechung eingetreten, und in der Geſinnung eines großen Theiles der Bevölkerung hat ein weitreichender Rückfall ſtattgefunden. Hauptſächlich aus einer Quelle her. Der uralte, auch in Wien hiſtoriſche Gegenſatz zwiſchen den unteren und oberen Schichten des Bürgerthums war mit der erſten Regung des öffentlichen Lebens auch hier wieder erwacht. Das Kleinbürgerthum organiſierte ſich als die ſogenannte „demokratiſche Partei“ der Sechzigerjahre unter Schrank und Löblich, Steudel und Oſtwald u. a. Die ganze Thätigkeit der Partei bewegte ſich aber in dem Rahmen allgemeiner politiſcher Phraſen, welche dem Kleinbürger im Grunde ganz gleichgiltig waren, und denen er nur aus Oppoſition gegen die andere obere Schichte Beifall klatſchte. Dieſem naiven Hindämmern, dieſem Halbdunkel machte das Entſtehen der „Arbeiterpartei“, die Organiſierung des Wiener Arbeiterproletariats als einer von dem Kleinbürgerthum nicht nur geſchiedenen, ſondern ihm genau ſo wie dem Großbürgerthum feindlich gegenüberſtehenden Claſſe und Partei ein jähes Ende. An letzterer, der Arbeiterpartei, ward ihr der eigene ſociale Charakter erſt klar und zum Bewuſstſein gebracht. Jetzt vollzieht ſich eine charakteriſtiſche Aenderung in ihr. Die Truppe bleibt dieſelbe, ſie iſt aber plötzlich eine eigentlich ſociale, eine Partei des Kleinbürgerthums geworden. Sie erhält ihren erſten charakteriſtiſchen Inhalt durch die ſofort beginnende Agitation in der „Gewerbefrage“. Natürlich genügte dieſe Beſtrebung ſpeciell eines einzigen, des Handwerkerſtandes nicht, um die breite Querſchichte des ganzen Mittelſtandes ins Geſicht zu bringen. War es da zu verwundern, daſs die Parteileitung faſt unwillkürlich ſich zu einer Frage wandte, welche bei jedem Kleinbürger ein freudiges Verſtändnis fand, daſs ſie zu dem wunderbarſten Agitationsmittel, zu der alten Judenhetze griff? Man kann dieſen Wandel ſowohl in dem Gange der Dinge ſelbſt, von 1865—1880, wie beſonders in dem Wechſel der leitenden Perſonen verfolgen. Die Leitung übergeht von dem liberalen Streblow an Löblich, deſſen Antiſemitismus genau nur ſo weit reichte wie ſeine Verwechslung der Gewerbe- mit der Judenfrage, und von dieſem gelangt ſie an den Mechaniker Schneider, der lebendigen Compromittierung der ganzen gewerblichen Bewegung und des Verſtandes der Wiener Kleinbürger überhaupt. Die „bürgerlich privilegirte demokratiſche Partei“ verſchwindet geradezu! Steudel wird Vicebürgermeiſter, Schrank ein „Herr von“, Löblich wird weggeſchwemmt, Kronawetter ſelbſt verfällt der Judenhatz. Letztere wurde durch mehr als einen Umſtand außerordentlich gefördert. Vorerſt hatte die große, mitten durch die ganze Bevölkerung hindurchgehende Querlinie, jene der Beſitzenden und Nichtbeſitzenden, der ſociale Riſs, der Claſſenhaſs, aus ſehr natürlichen geſchichtlichen Gründen vor den Thoren des Ghettos innegehalten. Hiedurch erſcheinen den außenſtehenden, urtheilsunfähigen Volkskreiſen die Juden ohne Unterſchied als ein Körper. Und als welcher? Wie die Un- und Halbciviliſierten jeden Europäer, wie noch vielfach unſer Landvolk jeden Städter, ſo halten viele dieſer unſerer Städter ſelbſt wieder jeden Juden für einen Vermögenden. Dazu trat noch eine andere verhängnisvolle Thatſache, die Ausartung des berechtigten Nationalgefühls zum Raſſeninſtinct. Daſs auf die Lange auch die Geſinnung der ſogenannten beſſeren Claſſen, der Advocaten, Aerzte, Beamten, des größeren Beſitzes, nicht ſtandhielt, daſs auch dieſe, welche ja gleichfalls unter der allgemeinen Spannung, der Concurrenz leben, ſich zumindeſt die jüdiſche hiedurch vom Halſe ſchaffen zu können glaubten, kann kaum auffallen — nicht die Geſundheit, ſondern die Krankheit iſt anſteckend. — Nicht viel anders war Provenienz und der Verlauf der Bewegung in Deutſchland.

In der Beurtheilung dieſer Lage gehen nun Herzl Nordau und die Juden ganz auseinander. Nach der Meinung der erſteren ſoll ſie eine für die Juden ſo verzweifelte ſein, daſs ſie, d. h. die beiden Herren, glauben, ohne Furcht, für geiſtreiche Narren angeſehen zu werden, ernſtlich ihren Reiſevorſchlag machen zu können. Die Juden hingegen ſind keineswegs ſo verzweifelt und haben Luſt, dieſen Vorſchlag thatſächlich für einen närriſchen zu halten. Und die Juden haben Recht! Bis zum Abend des 12. März 1848 ſind ſie ohne alle bürgerlichen Rechte, die Revolution eines Tages, des 13. gibt ihnen die volle Gleichberechtigung. Die Concordatsepoche 1854 hebt ſie zum Theile auf; die Wendung nach 1860 ſtellt ſie wieder, und zwar in einem ſo intenſiven Maße her, daſs es für die Carrière geradezu als ein Vortheil erſcheint, Jude zu ſein — letzterer iſt förmlich „in Mode“. Jetzt, ſeit 1880 bringen verſchiedene außerhalb der Juden liegende Momente die antiſemitiſche Bewegung — und gerade dieſe ſoll Schluſs und Punctum ſein?

Hat denn nach dieſer Sachlage der Antiſemitismus die gerechte Ausſicht, eine Inſtitution, d. h. eine dauernde Einrichtung der civiliſierten Welt zu werden, dauernd in der politiſchen Welt, einer Welt, in welcher nichts beſtändig iſt als der Wechſel? Und gerade in Oeſterreich? In einem Reiche, in welchem man in nicht ganz einem halben Jahrhundert vom Abſolutismus und der vollſtändigen politiſchen Regungsloſigkeit ſämmtlicher Claſſen und Schichten bis zu einer mit Recht gefürchteten Arbeiterpartei gelangt iſt, ſoll eben die innerlich nichtigſte aller Bewegungen nie mehr verſchwinden? Der eigentliche Träger des Antiſemitismus iſt nicht im Adel, Clerus oder Staat, ſondern ausſchließlich im Kleinbürgerthum zu ſuchen. Wo, wie z. B. in Ungarn, dieſes Kleinbürgerthum keine politiſche Macht iſt, hat auch jener keine Ausſicht, zu einem Factor von Bedeutung zu werden. Iſt aber dieſem Kleinbürgerthum, auch bei uns, ſeine Macht noch auf lange verbürgt? Man kann ein guter Conſervativer ſein und dennoch deutlich ſehen, daſs auch bei uns durch die Socialdemokratie, ſo langſam wie unaufhaltſam, aus der Maſſe eine breite, geiſtig regſame Schichte aufſteigt, welche zwar nicht das ſocialiſtiſche Staatsideal erreichen wird, aber beſtimmt und auch geeignet erſcheint, als Fundament der ſtaatlichen Macht und des ſtetigen Fortſchreitens dieſes Kleinbürgerthum, heute mehr ein Philiſterium, zu erſetzen. Das kann ſie nur nach einer ohne Kampf nicht zu erreichenden weſentlichen Beſſerung ihrer wirtſchaftlichen Lage und Stellung. Und da meinen wir, die Zeiten ſind nicht gar ſo ferne, in denen dieſe bürgerlichen Claſſen ſämmtlich ganz andere Sorgen haben werden! Und wie die neue Nibelungennoth ſchon ſehr gelehrt hat, von den Juden viel, viel weniger zu reden, ſo werden die „Bürger“ groß und klein, wenn es ſich um den ſchneidigſten Kampf für Beſitz und Einkommen handeln wird, von den Gegnern die Unterſcheidung zwiſchen jüdiſchem und chriſtlichem Beſitze vergeſſen lernen. „Zukunftsmuſik“ werden die Herren einwenden! Gewiſs, alles, was nicht Vergangenheit und nicht Gegenwart, iſt Zukunft. Es kommt nur darauf an, welche Zukunft ſicherer, welche zu erwarten berechtigter iſt.

Was die Herren Herzl und Genoſſen anſtreben und erhoffen, iſt eine unnatürliche und conſtructiv unmögliche Sache. Was die Juden von der Zukunft erwarten und hoffen, muſs ſich aus dem natürlichen Verlaufe der Dinge ergeben. Gerade aber für dieſen letzteren naturgemäßen Proceſs bedeutet die Agitation Herzls eine außerordentlich gefährliche Schädigung.

Für die Regierung ſowohl, wie für die nicht antiſemitiſchen Parteien, beſtand nämlich in Oeſterreich bisher nur eine „Antiſemitenfrage“. Die antiſemitiſche Bewegung war für dieſe beiden Factoren eine große Verlegenheit, weil man in derſelben kein mögliches Ziel entdecken konnte. Jede Regierung und jede Partei muſste ſich ſagen: wir können doch die Juden ebenſowenig erſchlagen, wie verjagen, wir müſſen ſehen, die antiſemitiſche Bewegung los zu werden. Jetzt will ihnen das Project Herzls zeigen, daſs man nicht dieſe, ſondern die Juden los werden kann, jetzt iſt der Punkt gefunden, wo ſich Antiſemiten und Nichtantiſemiten finden können, jetzt haben wir thatſächlich erſt die „Judenfrage“. Es iſt ſehr charakteriſtiſch, wie in dieſer Frage des Judenſtaates Herzl und die Antiſemiten zuſammengehen. Die „Deutſche Zeitung“, dieſes „Organ für gebildete Antiſemiten“, ſagt in einem „Der Zioniſtencongreſs“ überſchriebenen Artikel: „Wir geſtehen, daſs wir den Beſtrebungen desſelben mit Sympathie gegenüberſtehen, wir würden uns freuen, wenn uns derſelbe die Gründung des neuen jüdiſchen Reiches in Ausſicht ſtellen wird“ u. ſ. w. Herzl hinwieder verzeichnet in ſeinem Blatte mit großer Genugthuung jede neue Verbreitung, die der Judenhaſs gewinnt. Und ebenſo bezeichnend iſt es, daſs ihn auch jene Schädigung nicht irre macht, welche er unzweifelhaft dem wirklichen Zionismus, der rein philantropiſchen Coloniſationsidee, nach doppelter Richtung ſchon zugefügt hat. Er hat die türkiſche Regierung, welche bisher der Beſiedelung des Landes durch Juden als durch ein ruhiges, ambitionsloſes Element günſtig geſtimmt war, außerordentlich miſstrauiſch und derſelben abgeneigt — er hat die zahlreichen philanthropiſchen Freunde, welche die Coloniſation, aber ohne den Judenſtaat und deſſen Conſequenzen wollen, gegen die ganze Richtung abwendig gemacht. Die heftigen Proteſte, welche darum von allen Seiten der Judenſchaft in dem Centrum und dem Weſten Europas und beſonders von den berufenſten Zioniſten wie Zangwill und anderen wider ſeine Beſtrebungen einlaufen, fechten ihn nicht an. Wir begreifen das ſehr wohl. Wer ſich in eine ſolche Idee verrannt, ſeinen ganzen publiciſtiſchen Namen an dieſelbe geſetzt hat, dem iſt es dann unbewuſst nicht mehr um jene, denen er helfen ſoll, ſondern um ſein Project zu thun, der wird dann genau und ſcharf und unerbittlich ein Bundesgenoſſe der Antiſemiten, denn der Antiſemitismus iſt ſein Bundesgenoſſe!

Sigmund Mayer.

Sociale Handelspolitik.

Raſcher, als es nach dem Abſchluſs der mitteleuropäiſchen Handelsverträge vom Jahre 1892 zu erwarten war, iſt die Frage der Handelspolitik wieder acut geworden. Die deutſche Regierung hat bereits emſige Vorarbeiten für die in fünf Jahren fällige Erneuerung der Handelsverträge in Angriff genommen, eine handelspolitiſche Centrale im Reichsſchatzamte geſchaffen und Erhebungen aller Ar-

Digitized by Google

eingeleitet. Mitten in dieſe Vorbereitungen traf die Kündigung des Handelsvertrages Englands, von deſſen Seite eine einſchneidende welthandelspolitiſche Reform zu gewärtigen iſt, wenn der interbritiſche Zollverein wirklich ins Leben gerufen werden ſoll. Die Tragweite eines protectioniſtiſchen Zuſammenſchluſſes Englands und ſeiner Colonien läſst ſich heute kaum ermeſſen. Jedenfalls wird Englands Vorgehen eine fühlbare Rückwirkung auf die continentale Handelspolitik ausüben.

Die jüngſte Entwicklung der Sachlage, wozu auch der neue amerikaniſche Schutzzolltarif das Seinige beigetragen hat, weiſt auf eine Steigerung der ſchutzzöllneriſchen Tendenzen hin. Am bemerkenswerteſten erſcheint in dieſer Hinſicht die Ankündigung einer angebahnten Verſtändigung zwiſchen den Agrariern und den Induſtriellen in Deutſchland, die zuſammen die Grundzüge der künftigen deutſchen Handelspolitik feſtſtellen wollen; das heißt: bewilligen die Induſtriellen den Agrariern höhere Getreidezölle, ſo würden dieſe der Erhöhung der Induſtriezölle nichts in den Weg legen. Angeſichts dieſer Sachlage iſt es kaum verfrüht, darauf hinzuweiſen, daſs die ſocialpolitiſche Bedeutung der Handelspolitik bisher nicht genug gewürdigt wurde, daſs die Handelspolitik weniger als jeder andere Zweig der Volks- und Staatswirtſchaft einen Ausbau in ſocialpolitiſcher Hinſicht erfahren hat, und man kann auch den Arbeiterparteien den Vorwurf nicht erſparen, daſs ſie dieſer wichtigen Materie bisher wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt haben.

Es bedarf kaum eingehender Darlegungen, um den engen Zuſammenhang zwiſchen Handels- und Socialpolitik, die directen und indirecten Rückwirkungen eines Zollregimes auf die Arbeiterverhältniſſe nachzuweiſen. Das braucht an dieſer Stelle auch keineswegs erſt entdeckt zu werden. Der Zuſammenhang zwiſchen Handels- und Socialpolitik trat ſchon vor länger als einem halben Jahrhundert klar zutage, als in England die Chartiſtenbewegung an der concurrierenden Freihandelsbewegung zugrunde gieng, und hat man doch in Deutſchland ſelbſt in den Siebzigerjahren eine Phaſe „ſocialpolitiſchen Schutzzollſyſtems“ mitgemacht. Das Schutzzollſyſtem iſt geblieben, — fand es in den Handelsverträgen mit den Nachbarſtaaten ja eine nur wenig bedeutende Abſchwächung — aber die „ſocialpolitiſchen“ Motive ſind verflogen. Und doch hätte die ſo modulationsfähige Zollpolitik eine Weiterentwicklung auf ſocialpolitiſcher Grundlage, wie ſie die Steuerpolitik erfuhr, recht gut vertragen! Aber es ſind nicht einmal Vorarbeiten in dieſer Richtung verſucht worden; handelspolitiſche Unterſuchungen haben das ſocialpolitiſche Moment vernachläſſigt, und die Arbeitsſtatiſtik hat ſich um handelspolitiſche Rückwirkungen nicht gekümmert. So fehlt es heute an jeglichem Material in dieſer Hinſicht, man kann bloß die augenfälligſten Thatſachen regiſtrieren und muſs fürs andere der Theorie das Feld überlaſſen, das ſie umzupflügen und für die praktiſche Reform vorzubereiten haben wird, wie ſie es hinſichtlich der Steuerpolitik gethan.

Zu den augenfälligſten Thatſachen, die in Verbindung mit der Frage des Zollregimes ſtehen, gehört die verſchiedenartige Entwicklung der Arbeitsverhältniſſe in der Induſtrie einerſeits und der Landwirtſchaft andererſeits. Es gibt zwar keinen verläſslichen Maßſtab zur Vergleichung des Zollſchutzes, den Induſtrie und Landwirtſchaft genießen, doch geht man kaum fehl, wenn man behauptet, daſs durchſchnittlich in den letzten 25 Jahren der Löwenantheil an den Schutzzollen der deutſchen Agricultur zufiel. Haben ſich während dieſer Zeit die Arbeitsverhältniſſe in der Induſtrie weſentlich gebeſſert, ſo läſst ſich kaum ein Gleiches für die Arbeitsbedingungen der ländlichen Arbeiter behaupten; auf der Seite der Fabriksarbeiter haben es Organiſation und Energie, vielleicht auch größeres ſocialpolitiſches Verſtändnis der Arbeitgeber bewirkt, daſs ſich die Arbeiter einen Antheil am Zollſchutze in Form höherer Löhne oder kürzerer Arbeitszeit zu ſichern in der Lage waren, während die Grundbeſitzer von den Vortheilen ihres Zollſchutzes an ihre Arbeiter auch nicht den kleinſten Antheil abgegeben haben. Es ſcheint dies ein Moment zu ſein, das nicht minder gegen die Agrarzölle ſpricht, als die durch ſie bewirkte Vertheuerung der Lebensmittel.

Der Protectionismus in ſeiner heutigen Form bedeutet reinen wirtſchaftlichen Particularismus. Er verfolgt nichts anderes als den Schutz von Claſſenintereſſen. Am deutlichſten tritt dies in der Handelspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika zutage, wo die Fabrikanten ſelbſt den Tarif ausarbeiten und die Kartelle und Trusts ihn [illegible] machen [illegible]. Die Stellung der Socialdemokratie wäre dem gemäß gegeben, nicht bloß in ihrem ſelbſtverſtändlichen Kampf gegen Agrarzölle, die einer Sonderclaſſe [illegible] aber andererſeits können die Arbeiter [illegible] [illegible]

droht ſahen. Das kürzlich erfloſſene engliſche Verbot der Einfuhr von Waren, die in ausländiſchen Gefängniſſen hergeſtellt worden ſind, verräth bereits protectioniſtiſche Tendenz ſocialpolitiſcher Natur. Solange die induſtrielle und commercielle Suprematie Englands unbeſtritten und ungefährdet war, war Free Trade das einzige ſocialpolitiſch berechtigte Syſtem der Handelspolitik; Zollſchutz war für Unternehmer wie für Arbeiter überflüſſig, der einzige handelspolitiſche Zweck war die möglichſte Verbilligung der Nahrungsmittel. Die Steigerung continentaler Leiſtungsfähigkeit und der erfolgreiche Wettbewerb des Auslandes auf dem Weltmarkte muſsten nothgedrungen das Freihandelsſyſtem in England erſchüttern, und es verſucht die Sicherung ſeiner Abſatzgebiete, die gleichzeitig die Sicherung der gegenwärtigen Lohnhöhe und des jetzigen Standard of life der engliſchen Arbeiterſchaft bedeutet, in der Realiſierung des Projectes einer interbritiſchen Zollunion. So verſchwommen noch ihre Umriſſe ſind, ſo läſst ſich das eine bereits mit ziemlicher Sicherheit behaupten, daſs dieſer Zollverein keine Lebensmittelzölle für England, keine Vertheuerung der Ernährung der Arbeiter involvieren wird. Man braucht ſich diesbezüglich nicht auf die wiederholten Aeußerungen Salisburys zu ſtützen; die Erkenntnis der ſocialpolitiſchen Conſequenzen jeglicher Maßregel wirtſchaftlicher Natur iſt in England viel zu rege, als daſs eine Agitation für Agrarzölle jenſeits des Canals Ausſicht auf Erfolg haben könnte.

Die Grundzüge eines ſocialpolitiſchen Zollſyſtems ſcheinen einerſeits in der Berückſichtigung des Bedarfes der beſitzloſen Claſſen, andererſeits in der Rückſicht auf die Sicherung der Beſchäftigung und Lohnhöhe der Arbeiterclaſſe gegeben. Die Artikel des allernothwendigſten Bedarfes ſollten Zollfreiheit genießen gleich der Steuerfreiheit des Exiſtenzminimums; von da an läſst ſich eine Scala von Artikeln conſtruieren, denen ſtufenweiſe höherer Zollſchutz gewährt werden könnte, je nachdem ſie zur Befriedigung von Bedürfniſſen beſſer ſituierter und reicher Claſſen dienen bis zu den ausgeſprochenen Luxusartikeln, bei denen Zollſchutz und Zollbeſteuerung nicht mehr differenzierbar ſind.

Sorgfältig und auf Grund eingehender Unterſuchung von Productionskoſten, Markt- und Concurrenzverhältniſſen müſste der Zolltarif bezüglich der Arbeitsintereſſen der unteren Claſſen redigiert werden. Der Schutzzoll ſoll nicht bloß dem Unternehmer ſeinen Gewinn, er muſs vielmehr in erſter Linie den Arbeitern ſtetigen und ausreichenden Erwerb gewährleiſten. Das wären die Principien einer „ſocialen Handelspolitik“, deren theoretiſche Ausarbeitung und nachherige praktiſche Anwendung angezeigt erſcheinen würde.

Dr. Emil Loew.

Der galiziſche Bauer.

(Schluſs.)

Die ökonomiſchen Verhältniſſe der galiziſchen Bauern glaube ich nicht zu ſchwarz geſchildert zu haben. Es gibt Momente im Leben eines galiziſchen Bauers, es gibt ganze Schichten der Bauernbevölkerung, die Häusler und Taglöhner, das ländliche Proletariat, deren Leben ſogar mir, der ich doch in einem galiziſchen Bauernhauſe geboren und aufgewachſen bin, unglaublich erſcheint. Dieſes Unglaubliche, von dem man bei jeder Volksverſammlung, beſonders im geſegneten Podolien, ſehr ſtarke Proben zu hören und zu ſehen bekommt, will ich hier nicht einmal zu ſchildern verſuchen. Eines aber muſs ich noch hinzufügen. Galizien iſt eines der am dichteſten bevölkerten Länder Europas; dieſe Bevölkerung concentriert ſich aber nicht in großen Städten und Fabrikscentren, ſondern iſt über das flache Land ausgebreitet. Hinſichtlich der Dichtigkeit eben der Landbevölkerung wird Galizien von keinem Lande Europas erreicht. Auf einen Quadratkilometer entfallen in England 27, in Frankreich 32, in Ungarn 33, in Deutſchland 37, in Böhmen 44, in Irland 45, in Belgien 49, in Italien 57, in Galizien aber 63 bis 64 ackerbautreibende Einwohner. Faſt 78 Procent der Geſammtbevölkerung Galiziens iſt ausſchließlich mit Ackerbau beſchäftigt. Fabriken, Induſtrie gibt es ſo gut wie gar nicht, das Handwerk ſteht auf einer niedrigen Stufe, die Hausinduſtrie auf dem flachen Lande wurde durch verfehlte Maßnahmen der Steuerbehörden und den Zunftzwang ſo gut wie gänzlich vernichtet, und ſo bleibt dem Bauern nichts übrig, als an dem letzten Fetzen des väterlichen Bodens feſtzuhalten, welcher ihn zwar vor dem allmählichen Hungertode nicht ſichert, aber ihm wenigſtens den Schein eines Grundeigenthümers gibt. Ohne dieſen Fetzen Boden würde er gezwungen ſein, neue Lebensbedingungen zu ſuchen; er würde bei dem Fehlen der Induſtrie in Galizien zunächſt ein Bettler, welcher recht bald zur traurigen Gewiſsheit kommen müſste, daſs es in Galizien unmöglich iſt, vom Erbettelten zu leben.

Wie es in Galizien ſo gekommen iſt, daſs es trotz vieler und [illegible] Rohſtoffe keine Induſtrie gibt, das iſt eine [illegible]. Die Schuld wird wahrſcheinlich in [illegible] dem polniſchen Adel, welcher von [illegible] und Gewerbe eine ſouveräne Verachtung [illegible] alten Polen mit allen Mitteln ſeiner [illegible] der Städte hinderte, und der [illegible] bewuſst oder unbewuſst mehr als

100 Jahre befolgte Politik es war, in Galizien keine Induſtrie, keine Fabriken aufkommen zu laſſen. In der neueſten Zeit, da ſich die Politik der Regierung etwas geändert hat iſt an ihre Stelle die Concurrenz auswärtiger Capitaliſten getreten, welche auch in ihrem Intereſſe danach ſtreben, Galizien auf dem Niveau eines induſtriell paſſiven Landes zu erhalten. Ich habe dieſen Punkt nur im Vorbeigehen berührt und komme wieder zu meinen Bauern zurück.

Das, was ich bisher zu ſchildern verſucht habe, iſt ja nur die eine Hälfte der Geſammtlage der galiziſchen Bauernſchaft: es iſt nur der Boden des ſocialen Gebäudes, auf welchem ſich erſt der ganze ſogenannte ſociale Ueberbau erhebt. Die Lage des Bodens aber hängt nicht nur von ſeiner eigenen Beſchaffenheit ab, ſondern wird auch durch den Druck des Ueberbaues bedingt. Verſuchen wir nun die Intenſität des Druckes zu beſtimmen. Am Ende faſt eines jeden Dorfes, auf einem Hügel oder inmitten eines Parkes, umſchattet von alten Bäumen oder umgeben von ſorgſam gepflegten Blumenbeeten erhebt ſich ein weißes, mehr oder weniger geſchmackvoll gebautes, mehr oder weniger reich, oft luxuriös ausgeſtattetes Gebäude. Es iſt das herrſchaftliche Haus, das Palais, der Hof. Sein Inhaber nennt es ſtolz einen Herd der Civiliſation inmitten der bäuerlichen Finſternis. Das Palais iſt gewöhnlich wohl umzäunt; in dieſer Umzäunung unweit des Hauptgebäudes befinden ſich mehr oder weniger ſtattliche Wirtſchaftsgebäude, zahlreiche Heu- und Getreideſchober, Pferdeſtälle, Maſchinenhäuſer, Rinder-, Kälber-, Schafe- und Hundeſtälle; außerhalb der Umzäunung ſtehen reihenweiſe gebaute Wohnhäuſer der herrſchaftlichen Dienſtleute, Handwerker und Aufſeher, und ringsumher breiten ſich große, geſchloſſene, wohlbebaute Feldflächen aus — die herrſchaftliche Meierei. Wirklich, eine andere Welt, als wir ſie bis jetzt geſehen haben. Im Hofe eine Menge Geflügel, Hunderte wohlgefütterter Kälber, Füllen und Schweine, die Dreſchmaſchine pfeift und ſchnattert, die wohlgenährten Aufſeher und Lakaien gehen umher, wohlgekleidete Herren und Damen ſpazieren im Park umher und führen geiſtreiche Geſpräche über Nietzſche's Philoſophie oder über den neueſten Roman von Sienkiewicz. Wirklich ein Herd der Civiliſation und der feinen Geſittung, nicht wahr? Sehen wir uns aber dieſen Herd frühmorgens um ſechs Uhr an. Im Hofe ertönt die Glocke, und aus dem abſeits liegenden Dorfe beginnen langſam, keuchend und huſtend erdfahle, gebeugte, in Lumpen gekleidete Geſtalten herbeizukommen. Ihre Geſichter ſind verſchlafen, in den Haaren ſtecken noch Strohhalme — Ueberreſte ihrer Kopfpolſter; einige kommen wohl aus benachbarten Dörfern, viele haben den Glockenſchlag ſchon lange vor dem geſchloſſenen Thore erwartet, um ja nicht zu ſpät zu kommen. Das Thor wird aufgemacht, die erdfahlen Geſtalten, Männer, Burſche, Mädchen drängen ſich in den Hof hinein, wagen aber nicht, ſich dem herrſchaftlichen Gebäude zu nähern, wie furchtſame Schafe ſtehen ſie nahe beim Thore, entblößten Hauptes, bei Froſt, Schnee oder Regen, und warten lautlos. Immer neue Geſtalten kommen herbei und vergrößern den Haufen — es ſind die Arbeitſuchenden. Nach einer halben Stunde kommt der herrſchaftliche Verwalter heraus — er könnte ſchon lange da ſein, aber die Autorität der Herrſchaft verlangt es, daſs die Bauern möglichſt lange warten ſollen. Er wird von den Wartenden mit tiefen Bücklingen begrüßt, antwortet aber nichts auf ihren Gruß. Er nähert ſich und ſagt im trockenen, geſchäftsmäßigen Tone: Heute brauchen wir zehn Männer, zehn Burſche und zwanzig Mädchen, die und die ſollen bleiben. Wir zahlen heute den Männern je 20, den Burſchen und Mädchen je 15 kr. in Quittungen — wem's nicht recht iſt, mag gehen. Die Uebrigen können wir heute nicht beſchäftigen, vielleicht morgen. Und nun erhebt ſich ein Geſchrei und Geheul — nicht zu laut, damit es nicht den gnädigen Herrn aus dem Schlafe wecke. Die einen finden den Lohn zu gering — und werden gleich weggejagt, die anderen weinen, daſs ſie und ihre Kinder nichts zu eſſen haben, und bitten, man möge ſie, ſei es auch nur um 10 kr., arbeiten laſſen, damit ſie nur nicht mit hohlen Händen nach Hauſe zurückkehren müſſen. Aber da hat der Verwalter mit einem jeden ſeine Privatrechnung. Du haſt bei den Wahlen für den und den geſtimmt gegen unſeren gnädigen Herrn — geh zu jenem, er ſoll dir Arbeit geben. Du haſt uns vor Gericht angeklagt wegen der Schläge und wagſt es noch hieher zu kommen. Du wollteſt zur Ernte zu uns nicht kommen, als ich dich ausdrücklich bitten ließ, und jetzt kommſt du? Marſch! Für ſolche haben wir keine Beſchäftigung. So werden da alle Differenzen zwiſchen Bauer und Schlachzize ausgeglichen. Ein ſchöner Herd der Civiliſation — nicht wahr? — welchem ſich der Bauer nur von ferne, mit klopfendem Herzen und entblößtem Haupte nähern darf!

Und wie ſtellt ſich das Rechtsverhältnis zwiſchen dem Herrſchaftsgebäude und der Bauernhütte dar? Während der Bauer in den Landtag und in den Reichsrath indirect, durch wenige hundert Wahlmänner wählt, wählt der Herd der Civiliſation direct und hat nicht nur ſeine erſte Curie des Großgrundbeſitzes, ſondern hat von Anfang an ſeine Hand auch nach der Bauerncurie ausgeſtreckt, hier mit ſeinen bekannten Mitteln nach und nach faſt alle Mandate erobert und ſo des Bauers Verfaſſungsrecht zu einer reinen Illuſion herabgedrückt. Dafür muſs der Bauer noch jetzt den Straßenrobot abhalten, muſs Straßen bauen, welche eigentlich für den Herrn hundertmal nothwendiger ſind, als für ihn, und der Herr gibt dazu höchſtens Holzmaterial oder eine geringe Geldſumme. Dafür genießt der Herr nicht nur in ſeinen Wäldern und Feldern Jagdrecht, ſondern pachtet es auch um ein Spottgeld auf den bäuerlichen Gründen, da der Bauer weder allein, noch in der Gemeinde das Jagdrecht ausüben kann. Dafür muſs es der Bauer leiden, wenn ihm das herrſchaftliche Wild auch ſein elendes biſschen Getreide abweidet oder ſein Kartoffelfeld verwüſtet. Dafür kann er aber ſicher ſein, daſs, wenn ihn der herrſchaftliche Forſtaufſeher im herrſchaftlichen Walde beim Grasabſchneiden, Holzſammeln, Pilze- oder Beerenpflücken antrifft, er ihn mit Schlägen tractieren, bis aufs Hemd ausziehen und obendrein von der Bezirksbehörde gehörig beſtrafen laſſen wird. Dafür muſs die Bauerngemeinde auf eigene Koſten Schulen bauen und den Lehrer bezahlen, wobei noch der Herr das Recht hat dem Lehrer die Stelle zu verleihen oder ihn wegzujagen. Dafür muſs auch die Landgemeinde den Pfarrer erhalten, Kirche und Pfarrhaus ſammt den nöthigen Wirtſchaftsgebäuden bauen, wobei der Herr das Recht hat, dem Geiſtlichen die Pfarre zu verleihen. Dafür muſs der Bauer Militäreinquartierungen ertragen und Fuhrwerke für das Militär liefern, während der Herr von dieſer Pflicht frei iſt. Dafür aber muſs der Bauer für ſeine Hütte faſt ebenſoviel Hausclaſſenſteuer zahlen, wie der Herr für ſein Palais — das iſt die Gleichheit — und für ſeine elenden Grundſtücke noch um 681.000 Gulden Grundſteuer mehr, als es nach deren Erträgniſſen zuläſſig wäre, da bei der Kataſtraleinſchätzung, bei welcher in den Commiſſionen unter 600 Mitgliedern n u r 24 B a u e r n waren, die herrſchaftlichen Gründe um 3,050.000 Gulden niedriger eingeſchätzt wurden, als es die Wirklichkeit erfordert hätte, und alſo der Ueberſchuſs der Steuerſumme unter den Bauern repartiert wurde. So iſt es denn gekommen, daſs in der verfloſſenen Grundſteuerperiode 1880—1895 die Bauern an der Grundſteuer allein 13½ Millionen Gulden für ihre hochmögenden Beſchützer und Repräſentanten gezahlt haben. Die neue 15jährige Periode wird ihnen nicht nur keine Erleichterung, ſondern eher eine Verſchlimmerung ihrer Lage bringen, da die jetzt fungierende Rectificationscommiſſion, in welcher unter 15 Schlachzizen auch zwei oder drei Bauern ſitzen, wie ich gehört habe, zwar keine Reclamationen von Bauern, wohl aber zahlreiche und gut motivierte Beſchwerden über das hohe Ausmaß der Grundſteuern — von Schlachzizen erhalten hat!

Es iſt für den galiziſchen Bauer freilich nichts Neues, für ſeinen Herrn zahlen zu müſſen. Hat er doch für die Aufhebung des Frohnverhältniſſes, welche ihm ein kaiſerliches Patent umſonſt verheißen hat, bis jetzt mehr als 150 Millionen Gulden gezahlt. Hat er doch ſeine Servituten in herrſchaftlichen Wäldern und Feldern, die er vor 1848 beſeſſen, nicht nur faſt umſonſt verloren, ſondern dazu auch ſeine eigenen, noch von Joſeph II. inventariſierten Gemeindewälder und Hutweiden, und dazu noch an 30.000 langjährige Proceſſe verloren, und als er ſich dabei hie und da zur thätigen Vertheidigung ſeines Gutes aufraffte, dabei ſo viel Blut vergoſſen, daſs es wohl ausreichen würde, einen Theil der „ſocialen Hierarchie“ darin zu ertränken. Die Servitutenoperation, eine bis jetzt von niemandem detailliert dargeſtellte Geſchichte, iſt und bleibt doch für alle Ewigkeit einer der größten Schandflecke in der Geſchichte des polniſchen Adels, eine der hauptſächlichſten Urſachen des ökonomiſchen Niederganges der galiziſchen Bauernſchaft. Ich breche hier ab. Ich fühle es, mein Thema iſt lange nicht erſchöpft, aber ich fürchte am Ende ſentimental zu werden. Ich fühle mich zu ſehr als galiziſcher Bauernſohn und möchte nicht bitter, nicht hart, nicht ungerecht werden. Und die Verſuchung dazu läge ja ziemlich nahe. Ein galiziſcher Bauernſohn und ein intelligenter Proletarier zugleich ſein, das iſt wahrlich für die Objectivität eine harte Klippe. Hat ja doch ein rutheniſcher Dichter das Los eines ſolchen Menſchen mit knappen Worten als ein dreifaches Elend bezeichnet: verlumpte Welt, vergiftetes Brot und ruhmloſes Grab!

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

III. Die Methoden des Erkennens.

1. Die Gnoſis oder intellectuelle Anſchauung.

Unter Gnoſis iſt eine unmittelbare Erkenntnis zu verſtehen, die einerſeits unbedingt gewiſs und von jeder empiriſchen Grundlage und allen erworbenen Kenntniſſen unabhängig, andererſeits anſchaulich und vernünftig zugleich ſein ſoll. Sie iſt alſo als eine „intellectuelle Anſchauung“ zu beſtimmen, in welcher ein „intuitiver Verſtand“ ſich bethätigt, und erſcheint dem gewöhnlichen Bewuſstſein des Menſchen als eine höhere Eingebung oder Inſpiration, inſofern er den ihm innewohnenden intuitiven Verſtand nicht als den ſeinigen, nicht als Beſtandtheil ſeiner ſelbſtbewuſsten Perſönlichkeit und nicht ſeiner bewuſsten Willkür unterworfen weiß. Als Auftauchen eines Inhalts aus den unbewuſsten Tiefen des Geiſtes vor dem Bewuſstſein erſcheint die Gnoſis myſtiſch, umſomehr, als ſie ſich jeder Geſetzmäßigkeit zu entziehen ſcheint, wie ſie bei der unbewuſsten Production des Wahrnehmungsinhalts und der Ideenaſſociation herrſcht. Die Gnoſis kann ſpontan auftreten, ſie kann aber auch durch Verhaltungsregeln oder Mentalſuggeſtion geweckt werden; in letzterer Weiſe iſt alſo eine Uebertragung vom Lehrer auf den Schüler möglich. Ihr Eintritt wird be-

Digitized by Google

günſtigt durch Zuſtände der Unterdrückung des wachen Bewuſstſeins (Hypnoſe, Somnambuliſmus, Ekſtaſe); aber wie der „larvierte Somnambuliſmus“ zeigt, kann er auch mitten in den ſcheinbar ungeſchwächten Beſtand des wachen Bewuſstſeins hineinplatzen. Als Verbalſuggeſtion kann bei günſtigen Vorbedingungen für den Eintritt der Gnoſis ſchon geeignete Lectüre oder ſinnliche Anſchauung wirken.

Die Exiſtenz einer ſolchen intellectuellen Anſchauung iſt ebenſo oft behauptet wie beſtritten worden. Beide Parteien können ſich dahin einigen, daſs dieſelbe im Menſchen als bewuſstgeiſtiger Individualität nicht vorkommt, daſs ſie alſo, **wenn** ihr Ergebnis ins bewuſstgeiſtige Individualleben eintritt, ſelbſt aus unbewuſster Quelle entſpringt, die als Quelle ſupraindividuell zu nennen iſt, wenngleich ihr Erguſs in das individuelle Geiſtesleben als Beſtandtheil eintritt. Für das Bewuſstſein iſt das in ihm dargeſtellte Ergebnis einfach Erfahrung, nur mit dem Gefühl eines inneren, höheren, ungewöhnlichen und geheimnisvollen Urſprungs verbunden. Als Erkenntnisquelle iſt die Gnoſis nicht zu brauchen, weil ihr Product als reine Erfahrung bloß ſubjectiv ideal iſt, als vermeintlich mittelbare Erfahrung oder als Glaube an das Erfahrenhaben eines transſubjectiven Thatbeſtandes aber uncontrolierbar iſt.

Aus den unbewuſsten Regionen des Seelenlebens kann alles Mögliche emportauchen, zumal bei Depreſſionszuſtänden des wachen Bewuſstſeins; ob aber die Quelle des ſo Aufgetauchten in zufälligen Organreizen, unterbewuſsten Vorſtellungsaſſociationen oder höheren Eingebungen einer intellectuellen Anſchauung beſteht, das entzieht ſich durchaus der Beurtheilung, umſomehr, als auch die Eingebungen für das ſomnambule oder Traumbewuſstſein unwillkürlich eine bildliche oder ſymboliſche Einkleidung annehmen. So wenig Homer die aus der hörnernen und die aus der elfenbeinernen Pforte kommenden Träume unterſcheiden konnte, ſo wenig kann der Gnoſtiker die thörichten Vorſpiegelungen ſeiner ſinnlichen Einbildungskraft von höheren Eingebungen unterſcheiden. Tritt nun gar noch eine Suggeſtion hinzu, ſei es die Fremdſuggeſtion eines lehrenden Meiſters, der die Paſſivität des ſomnambulen Zuſtandes benutzt, ſei es die Autoſuggeſtion einer nach beſtimmten Offenbarungen lechzenden Phantaſie, ſo kann die vermeintliche Eingebung ebenſogut nach der Richtung falſcher Vorurtheile als nach derjenigen der Wahrheit hingelenkt werden. Sie kann ebenſo gut dazu dienen, die Ueberzeugung von der Wahrheit beſtimmter Schultraditionen in den Schülern zu erwecken und zu befeſtigen, als dazu, dem individuellen Selbſtgefühl eines mehr oder minder originellen Propheten Triumphe zu bereiten.

Unmittelbar kann alſo die Gnoſis mit wiſſenſchaftlicher Erkenntnis im weiteren Sinne nichts zu thun haben, weil die ihr innewohnende ſubjective Ueberzeugungskraft trügeriſch und auf wiſſenſchaftlichem Wege nicht mittheilbar iſt, auf dem Wege der Suggeſtion aber die trügeriſche Ueberzeugung ebenſo gut wie die wahre übertragen wird. Die Ausbildung zur Methode des Forſchens und Lehrens, welche die Gnoſis insbeſondere in Prieſterſchulen und myſtiſchen Geheimbünden erhalten hat, kann nicht als wiſſenſchaftliche Methode des Erkennens gelten und nur zufällig zu irgend welchem Wahrheitsgehalt führen. Obwohl aber die Eingebung aus dem Unbewuſsten keinen Wert als ſelbſtändige Methode hat, kann ſie doch als Hilfsmittel einer anderweitigen Methode einen ſolchen beſitzen. Dieſer Wert könnte aber immer nur heuriſtiſcher, niemals demonſtrativer oder didaktiſcher Art ſein. Die Eingebung könnte dazu verhelfen, wertvolle Begriffe, Beziehungen, Zuſammenhänge, Verknüpfungen u. ſ. w. zu entdecken, die ſich den ſyſtematiſchen Methoden verſchließen. Den Grad der Wahrſcheinlichkeit des ſo Erſchauten feſtzuſtellen, bliebe dann ſo wie ſo Aufgabe der ſonſtigen Methoden, aber ſie gewännen doch durch den glücklichen Einfall Zielpunkte, Geſichtspunkte, Prüfungsobjecte und Beweisthemata, die ſie aus eigenen Mitteln nicht hätten ſchöpfen können. So verſtanden, bedeutet der Factor der intellectuellen Anſchauung im Erkenntnisproceſs nichts weiter als die Zuthat, die der offene Blick des Talents oder Genies zur Methode hinzubringen muſs, um ſie fruchtbar zu machen, und daſs die ſchönſte Methode ergebnislos bleibt, wenn ein Unfähiger ſie handhabt.

In dieſem Sinne dürfte die intellectuelle Anſchauung alles Anſtößige verlieren, und doch bleibt ihre Weſenheit unverändert. Der glückliche Einfall des Entdeckers und Erfinders ſtammt ebenſo aus den unbewuſsten Tiefen des Geiſtes wie die ſchöpferiſche Production des Künſtlers oder der Witz; indem er aber ſeine [illegible] und eine Perſpective auf bisher ungeahnte Wahrheiten eröffnet, erweiſt er ſeinen Erkenntniswert. Auch hier findet eine Suggeſtion durch [illegible] die Anſchauung oder gehörte Worte oder eigene Gedankenbewegung [illegible] in das Maß von ungeſtimmten [illegible] von [illegible] [illegible] auch [illegible]

Dort klammert ſich die Phantaſie an das Bild oder Symbol, das die entſchwundene Eingebung dem Gedächtnis als Wahrzeichen zurückgelaſſen hat; hier gliedert das Denken die Eingebung ſofort dem Erkenntnisſyſtem ein, in welchem ſie als fehlendes Glied ſchon lange vermiſst und erſehnt worden war. Dort fehlt jedes Mittel, die erhaltene Eingebung auf ihren Erkenntniswert zu prüfen, hier ſtehen die ſonſtigen Erkenntnismethoden dazu zur Verfügung. Dort wirken Vorurtheile und Ueberlieferungen und Launen ſuggeſtiv, hier das Bedürfnis eines ganz beſtimmten Erkenntnisfortſchrittes, der bei dem gegebenen Stande der Erkenntnis dringlichſt gefordert erſcheint. Auch hier pflegt die eigentliche Eingebung in intuitiver, anſchaulicher Form aufzutauchen, aber die in der beſtimmten Erkenntnisſehnſucht wohnende Tendenz zum begrifflichen Ausdruck iſt der bildlichen und ſymboliſchen Einkleidung des Einfalles ungünſtig und drängt zu möglichſt raſcher Umſetzung der Anſchauung in Begriffe.

2. Die Dialectik.

Die Ariſtoteliſche Dialectik iſt eine Taſt- oder Probierkunſt zur vorläufigen Orientierung über dieſelben Dinge, für welche die Philoſophie die endgiltige Erkenntniskunſt iſt. Sie geht von den landläufigen Anſichten aus, ſucht in dieſen die Widerſprüche und Schwierigkeiten auf und ſchreitet durch ihre Berichtigung zu widerſpruchsfreien Begriffen und Urtheilen fort. Was ſie ſo gewinnt, hat ſie nicht geſchaffen, ſondern als bleibenden Wahrheitsgehalt und haltbaren Kern aus dem überlieferten Schatz der von den Vorjahren bereits errungenen Kenntniſſe herausgeſchält. Die Dialectik iſt demnach eine Methode der kritiſchen Prüfung und der Abwägung der Wahrſcheinlichkeit aller in früheren Anſichten aufgeſtellten Möglichkeiten. Als ſolche hat ſie bleibenden Wert, da jeder neu hinzukommende ſich zunächſt an dem vorgefundenen Stande der Geſammterkenntnis kritiſch orientiren muſs, bevor er ſelbſtändig weiter forſchen kann.

Die **Hegel**'ſche Dialectik ſetzt ſich an die Stelle der philoſophiſchen Erkenntnismethode; ſie will die Bedeutung der Ariſtoteliſchen Dialectik nicht nur beibehalten, ſondern dadurch überbieten, daſs ſie die Widerſprüche für nothwendig und die Wahrheit für die ſynthetiſche Einheit des ſich Widerſprechenden erklärt. Der Satz, daſs das ſich Widerſprechende nicht gedacht werden kann, gilt nun bloß noch für die verſtandesmäßige Reflexion, welche Theſis und Antitheſis auseinanderreißt und verſelbſtändigt; für die Vernunft und ihre ſpeculativen Syntheſen gilt er nicht. Durch den ſich ſtets auf höherer Stufe wiederholenden Dreiſchritt von Theſis, Antitheſis und Syntheſis vollzieht ſich die dialectiſche Selbſtbewegung des Begriffes, aus der die Welt entſtanden iſt, und die vom Philoſophen nur als einem paſſiven Zuſchauer mit angeſehen wird. Was ſo nicht abzuleiten iſt, das iſt als „Zufälliges“ unter der Würde des Begriffes und des Erkennens; was aber dialectiſch abzuleiten iſt, erſchöpft zugleich diejenige Seite der Erfahrung, die wiſſenſchaftlich von Bedeutung iſt, indem es ſie ſo, wie ſie wirklich entſtanden iſt, gedanklich reproduciert. — Dieſe angebliche Methode ſcheitert daran, daſs der Satz vom Widerſpruch nie und nirgends außer Kraft geſetzt werden kann, ohne jede Erkenntnismöglichkeit aufzuheben und daſs der dialectiſche Fortſchritt ein falſcher Schein iſt. Thatſächlich produciert auch dieſe Dialectik nichts, ſondern nimmt alles aus anderen Erkenntnisquellen auf und ſucht nur den falſchen Schein zu erwecken, als ob ſie das Aufgenommene aus ſich hervorbrächte. Alle Anhänger der Widerſpruchsdialectik ſind uneinig über ihren Sinn und ihre Anwendung; alles was ſie geleiſtet haben, verdanken ſie nicht der Methode, ſondern haben ſie ihr zum Trotz geleiſtet. Am wenigſten kann die Hegel'ſche Dialectik als eine Einheit der deductiven und inductiven Methode gelten, da ſie mit der letzteren gar nichts gemein hat, und der erſteren durch ihre Stellung zum Satz vom Widerſpruch entgegengeſetzt iſt.

Die **Bahnſen**'ſche Realdialectik iſt nicht ſowohl eine Methode des Erkennens als eine Anſicht über die Weſenheit der Welt und jedes Individuums als eine in ſich widerſpruchsvolle, unlogiſche und thatſächlich mit ſich ſelbſt beſtändig im Streite liegende. Für das Denken bleibt der Satz vom Widerſpruch in Kraft, für das Sein wird er außer Kraft geſetzt. Wenn das Denken das Sein wahrheitsgemäß denken will, muſs es alſo dasſelbe als ein ſeinen Geſetzen widerſprechendes und inſofern poſitiv Undenkbares denken. Die Methode, mit welcher dieſe Wahrheit erkannt werden ſoll, iſt durchaus nur die inductive auf empiriſcher Grundlage. Die Verſuche des Denkens, ſich der widerſpruchsvollen Beſchaffenheit des Seins anzupaſſen, führen [illegible] zu [illegible] unvollziehbaren Aufgaben, das ſich Widerſprechende zuſammen zu denken, und dadurch bekommt Bahnſens Realdialectik eine gewiſſe Aehnlichkeit mit der Hegel'ſchen Widerſpruchsdialectik, obwohl ſie auf entgegengeſetzten Vorausſetzungen fußt.

Die Hartmann'ſche [illegible] Dialektik ſucht die Gnoſis mit der [illegible] daſs in der [illegible] auch nur in ihr die [illegible] und daſs die ganze [illegible] der Scheinwelt die [illegible] entſtehen zu laſſen. Nach dieſer [illegible] zugleich auch zum [illegible]

[illegible] ſchöpferiſchen [illegible] Wirkungs-

Digitized by Google

producte der hier angegebenen. So weit ſie einen Erkenntniswert beſitzen, reicht er nicht über den der Ariſtoteliſchen Dialectik hinaus. Die Dialectik macht uns darauf aufmerkſam, daſs man bei der Betrachtung der Dinge auch die Kehrſeite nicht vergeſſen ſoll, daſs bei jedem Streit der Meinungen auch die Gegenpartei gehört werden ſolle, daſs die geſchichtliche Entwickelung der Zuſtände und Anſichten ſich nicht gradlinig, ſondern durch einſeitige Vorſtöße, Rückſchläge und Vermittelungen zu vollziehen pflegt, daſs in der ſubjectiven Erkenntnisentwickelung die Stufe der naiven Anſchauung, der kritiſchen, verſtandesmäßigen Reflexion und der vernünftigen Speculation zu unterſcheiden ſind, und daſs die letztere aus der intellectuellen Anſchauung entſpringt und dieſelbe in ſich aufgenommen hat. Das alles gibt gewiſs dankenswerte Fingerzeige, begründet aber keine Methode des Erkennens.

(Fortſetzung folgt.)

Arbeit und Rhythmus.

Im XVII. Bande der „Abhandlungen der Königlich ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften" veröffentlicht der Leipziger Volkswirtſchafter, Profeſſor Carl Bücher, unter dem Titel „Arbeit und Rhythmus" eine wiſſenſchaftliche Arbeit, die in ihren Schluſsfolgerungen von ebenſo hohem Intereſſe für den Socialethiker, den Phyſiologen, den Hiſtoriker und den gebildeten Muſiker iſt, wie von praktiſcher Bedeutung für das Leben. Zum erſtenmale iſt hier in methodiſcher Weiſe der Verſuch gemacht, den Rhythmus als ökonomiſches Entwicklungsprincip hinzuſtellen, den fördernden Einfluſs des Rhythmus auf den „nach feſtem Maßverhältnis geregelten Gang gleichmäßig ſich fortſetzender mechaniſcher Dauerarbeit" in einer Reihe wiſſenſchaftlicher Geſetze zu erklären.

Bei der Bedeutung, die dieſe ökonomiſch-künſtleriſche Frage hat, ſei es uns geſtattet, die Hauptgedanken der Bücher'ſchen Arbeit in nuce wiederzugeben und ſtellenweiſe kritiſch zu beleuchten.

Bücher geht aus von der „Arbeitsweiſe der Naturvölker" und weiſt zunächſt den hiſtoriſchen Verſuch, die Entſtehung und Entwicklung der Arbeit an ihr Gegenſtück, die „angeborene Trägheit", den „horror laboris", anzuknüpfen, als miſslungen zurück. Wäre dieſe fable convenue richtig, wie konnten dann die älteſten Menſchen ſich über die Exiſtenz des früchteſammelnden, wurzelgrabenden Thieres emporheben, wie konnten die entwicklungsfördernden Momente, die indirecten Culturhebel Räuberei und Sclaverei eintreten, wenn es keine mühſelige Arbeit der Schwachen zu rauben gab? Beweis auch das Arbeitsleben der jetzigen rohen Naturvölker, deren Cultur und Civiliſation ja auf dem Niveau derjenigen der älteſten Menſchen ſtehen geblieben iſt. Die Lebens- und Arbeitsweiſe aller primitiven Völker iſt eine durchaus inſtinctive, deſultoriſche, ungeordnete, ohne jeden bewuſsten Wechſel zwiſchen Ruhe und Thätigkeit. Trotzdem — und das iſt das Wichtige — leiſtet der Naturmenſch, im ganzen genommen, oft ein nicht geringeres Maß von Arbeit als der Culturmenſch. Kommt dazu die Unvollkommenheit ſeiner techniſchen Hilfsmittel. Aus dieſer erklärt ſich die Langſamkeit, mit welcher die Wilden alle Arbeit verrichten müſſen. Aus dem unmethodiſchen, deſultoriſchen Vorgehen der Naturvölker folgt ferner die Thatſache, daſs ſie eine Menge durchaus überflüſſiger Arbeit verrichten, Luxusbedürfniſſe mit langwierigſter Arbeitszeit, wie: das Ordnen der Haare, das Bemalen des Körpers, das Tätowieren, das Schmücken ihres Leibes und ihrer wichtigſten Gebrauchsgegenſtände. Hierin erblicken wir die primitivſte Bethätigung des künſtleriſchen ornamentalen Sinnes im Menſchen. Ein culturförderndes Moment, das im Zeitalter des leichten Arbeitsaustauſches ganz in Wegfall gekommen iſt, iſt die fortdauernde Gemeinſchaft des Erzeugers mit ſeinem mit Mühe und künſtleriſcher Liebe erzeugten Product. Dieſes pretium affectionis iſt ein wichtiges Motiv zur Arbeit bei den Naturvölkern.

Die Hypotheſe vom „Thätigkeitstrieb" weiſt Bücher ebenſo wie jene vom „horror laboris" zurück.

Es gibt nun aber eine Thätigkeit, welche nicht Arbeit iſt, und welche jeder Naturmenſch mit Luſt und Ausdauer auszuüben pflegt: das iſt der gymnaſtiſche und mimiſche Tanz. Können wir nun eine weſentliche Eigenthümlichkeit des Tanzes mit der gleichen Eigenthümlichkeit im Arbeitsverfahren der Naturmenſchen in Verbindung ſetzen, ſo iſt damit das Hauptvehikel entdeckt, welches an der Entwicklung der menſchlichen Arbeit mitgewirkt hat.

Das II. Capitel behandelt demnach die „rhythmiſche Geſtaltung der Arbeit", zieht alſo das wichtige Verbindungsglied von Tanz und Arbeit, das Moment, das beiden Thätigkeiten ihren automatiſchen Charakter verleiht, den Rhythmus. Unter Arbeit, die durch das Stimulans rhythmiſcher Bewegungen und Töne angeeifert werden kann, iſt hier ſelbſtverſtändlich nur die rein mechaniſche, automatiſche, mit latenter Willensbethätigung ausgeübte Muskelarbeit gemeint. Denn es würde wohl ſchwierig ſein, den Nachweis zu führen, die geiſtige Arbeit eines Künſtlers oder eines Gelehrten habe die Tendenz, ſich rhythmiſch zu geſtalten.

Den [illegible] Beweis der rhythmiſchen Geſtaltung der mechaniſchen Arbeit liefern die zahlreichen Beziehungen, wo die Berührung des Werkzeuges mit dem Stoffe einen Ton abgibt, der ſich in gleichmäßigen Intervallen je nach der aufgewendeten Kraft lauter und leiſer wiederholt. So der Hammer und das Metall bei Schmied und Schloſſer; ſo Säge, Hobel und das Holz beim Tiſchler; die Ramme und der Stein beim Pflaſterer; ſo das Ruderblatt und das Waſſer beim Schiffer; ſo die eigenartigen Laute des Weberſchiffchens, des Schuſterhammers, der Flachsbreche, des Wetzſteines, des Hackmeſſers, des Küferhammers. Hierbei entſteht nun zunächſt noch kein Tonrhythmus, wohl aber ein den Tact der Arbeit genau markierender Arbeitsrhythmus, der nichts Selbſtändiges iſt, ſondern ein durch das Ende der einzelnen Arbeitsbewegung bedingtes taktmäßiges Geräuſch ohne beſtimmte Höhe, Dauer und Intenſität eines Tones darſtellt.

Intereſſante Folgeerſcheinungen des Arbeits- und des Tonrhythmus beobachten wir bei der Vereinigung einer kleineren oder größeren Gruppe Arbeiter, z. B. Zimmerleute, Ruderer, Schmiede, Pflaſterer ꝛc. zu gemeinſamem Thun: durch den lauten Puls der Arbeit, wie Bücher in dieſem Falle zutreffend den Rhythmus nennt, wird der Effect der Kraftaufwendung verdoppelt, es tritt alſo eine bedeutende Steigerung der Productivität ein; ferner wird ein Zwang mit faſt ſuggeſtiver Wirkung auf die Willensentfaltung des ſchwächeren Arbeiters ausgeübt. Der Rhythmus ſtellt ſich alſo dar als ein gewaltiges Stimulans jeder mechaniſchen Arbeit, die eine reihenweiſe Gruppierung und ein Abhängigkeitsverhältnis der Arbeit des einen von der des anderen zuläſst.

Bücher weiſt hier auf die höchſte Ausbildung des Bewegungsrhythmus bei großen Maſſen hin. Dieſe finden wir bei taktiſchen Bewegungen des Heeres auf dem Marſch, auf dem Exercierplatz, im Manöver und ſchließlich bei der ernſten Attaque, „wo es immer darauf ankommt, eine Vielheit von Menſchen zur vollkommenen Einheit der Kraftentfaltung zu erziehen und wo jedes Verfehlen des Tempos durch einen einzelnen die Geſammtwirkung beeinträchtigt." Als unbewuſste Handlanger der Wiſſenſchaft gehen deshalb auch unſere Unterofficiere ſo unerbittlich gegen den armen Tölpel vor, der ſich im Gliede gegen Takt und Tempo vergeht.

Aber auch bei geräuſchloſen Dauerarbeiten, die ohne den Zwang der gegenſeitigen Anſpannung ſich vollziehen, fehlt der Rhythmus nicht. Als hochintereſſante Beiſpiele für dieſe von den Meiſten gänzlich unbeachtete Steigerung der Energie und der Kraftentfaltung führt der Verfaſſer an: das Stricken und Nähen unſerer Hausfrauen, das Falzen der Druckbogen, das Ablegen des Satzes in einer Buchdruckerei, das Geldzählen des Bankcaſſiers, ja das Schreiben einer gleichen Buchſtaben- oder Zahlenreihe.

Hieraus geht hervor, daſs die Tendenz zur rhythmiſchen Arbeitsbewegung eine dem Naturmenſchen wie dem civiliſierten Culturmenſchen angeborene, eine unwillkürliche iſt, die mit der ſpeciellen Ausbildung des Betreffenden in der muſikaliſchen Kunſt ſo gut wie nichts zu thun hat. Die Phyſiologie des Menſchen weiſt ſchon in der Regelung der Athmung, der Lungen- und der Herzthätigkeit, der Bewegung der Arme und Beine eine rhythmiſche Tendenz nach. Und moderne Phyſiologen ſind ſchon ſoweit gegangen, das periodiſche Geräuſch des normalen Herzſchlages als den Urrhythmus alles menſchlichen Geſchehens zu bezeichnen. Nimmt doch das Intervall zweier Herzſchläge beim geſunden erwachſenen Mann faſt genau die Einheit einer Secunde in Anſpruch. Vielleicht iſt auch die Eintheilung unſerer Zeitrechnung in Minuten und Secunden auf den Urrhythmus des Herzſchlags zurückzuführen.

Der Arbeitsrhythmus iſt alſo phyſiologiſch individuellen Urſprunges. In ſeiner Anwendung auf die Geſtaltung gemeinſamer menſchlicher Arbeit gewinnt er nun eine große ſocial ethiſche Bedeutung. Dieſe kommt in dem Moment der Oeffentlichkeit der gemeinſamen Arbeit zum Ausdruck: „Dieſe Oeffentlichkeit der Arbeit, welche auch für alle Thätigkeit auf dem Felde von ſelbſt gegeben iſt, übt einen ähnlichen erzieheriſchen Einfluſs aus wie ihr Taktſchall und Tonrhythmus. Es iſt ähnlich wie beim Flurzwang, der erſt die Feldbenutzung in feſte Regeln bringt und die Willkür des einzelnen in der Geſtaltung ſeines wirtſchaftlichen Lebens einſchränkt." — — „Der laute gleichgemeſſene Schall der Tagesarbeit bleibt ſtets das bezeichnende Merkmal friedlich ſeſshaften Zuſammenlebens der Menſchen. Wie der Dreitakt des Dreſchflegels zu dem in winterlicher Ruhe daliegenden deutſchen Dorfe, ſo gehört der laute Schall des Tapaſchlägels zur Niederlaſſung des Südſeeinſulaners, der dumpfe Ton der Reisſtampfe zum Campong der Malayen, der Gleichklang des hölzernen Getreidemörſers zum Negerdorfe, das helle Läuten des Kaffeemörſers und das ſchwerfällige Geräuſch der Handmühle zum Zeltdorfe des Beduinen." Leider gehört das erſte ſchöne Beiſpiel mehr und mehr der Culturgeſchichte an: der poetiſche Dreitakt des deutſchen Dreſchers wird erſetzt durch das unmelodiſche Gebrumm der modernen Dreſchmaſchine. Und ſo verdrängt das ſauſende Schwungrad der Maſchinen der landwirtſchaftlichen Großinduſtrie den Rhythmus der erzieheriſchen gemeinſamen Handarbeit. Die Poeſie der Arbeitsmuſik auf dem Lande muſs vor der Proſa unſeres mit dreidoppelten Kräften producierenden Maſchinenzeitalters ſchwinden.

„Arbeitsgeſänge" iſt das III. Capitel überſchrieben, das ausgedehnteſte und inhaltreichſte der ganzen Abhandlung. Wir kommen in dieſem Abſchnitte zu dem belebenden Einfluſs der Muſik. Statt zu

Digitized by Google

dem Moment des Rhythmus, der den Takt der Arbeitsbewegung oder den Augenblick der höchſten Kraftaufbietung markiert, das melodiſche Moment, ſo iſt damit der Begriff des Arbeitsgeſanges gegeben. Die Beobachtungen, welche uns den Geſang in Verbindung mit der Arbeit zeigen, erſtrecken ſich auf alle Zeiten und Zonen, ſie gelten für die ganze Menſchheit, wenn ſich auch aus oben angedeutetem Grunde in der Periode unſerer Maſchinenarbeit nur noch Reſte dieſer hiſtoriſchen Gewohnheit zeigen.

Fälſchlich wäre es nun aber, wie Bücher zeigt, anzunehmen, daſs die melodiſche Tonfolge der Arbeitsgeſänge maßgebend iſt für das Zeitmaß der Arbeitsbewegungen. Die Melodie jener Geſänge iſt durchaus Nebenſache, ebenſo wie der Text, der gemeiniglich nur aus beliebig oft wiederholten ſinnloſen Worten und articulierten Ausrufen beſteht. Demgemäß hat auch die ganze Erſcheinung der Arbeitsgeſänge mit der größeren oder geringeren muſikaliſchen Veranlagung eines Volkes direct nichts zu ſchaffen, eine Thatſache, die den Muſikern wohl bekannt iſt. Nur der Rhythmus iſt das treibende Element. „Und der Rhythmus wohnt (hier gehen unſere Anſichten mit der des Verfaſſers allerdings auseinander), weder der Muſik noch der Sprache inne (eine Muſik ohne urſprünglich innewohnenden Rhythmus iſt doch undenkbar und auch unſere Proſaſprache beſteht doch nur aus Lauten, die nach beſtimmten Maßen articuliert ſind?), ſondern kommt von außen und entſtammt den Körperbewegungen, daher jede Arbeit, jedes Spiel, jeder Tanz bei den Naturvölkern ſeinen entſprechend rhythmiſierten Geſang hat.“

Als deutlichſten Beweis für die rhythmiſche Unſelbſtändigkeit der Arbeitsgeſänge führt Bücher die Thatſache an, „daſs, wenn ſie ſich von der Arbeit loslöſen, zu welcher ſie gehören, künſtliche Hilfsmittel nöthig ſind, um den Rhythmus ihnen zu verleihen, ſei es Stampfen mit den Füßen, Händeklatſchen oder ein Schallinſtrument.“

Es werden nun drei Hauptarten von Arbeitsgeſängen unterſchieden: Geſänge, welche bei Einzel- oder Geſellſchaftsarbeit ausgeführt werden, welche zu Arbeiten im Wechſeltakt, und ſolche, die zu Arbeiten im Gleichtakt gehören, die eigentlichen „Commandogeſänge“. Zu der erſten Art zählen vornehmlich die „Mahl- und Mühlenlieder“, ein beſonders reiner Typus des Arbeitstaktliedes. Schon Plutarch und das alte Teſtament erwähnen aus der griechiſchen reſp. hebräiſchen Volkspoeſie „das Lied der Müllerin“. Eine zweite, weitverbreitete Art ſind die „Flachsreff- und Flachsbrechlieder“, die ausſchließlich von Mädchen und Frauen geſungen werden. Zu den intereſſanteſten Arbeitsliedern gehören die Zählreime der Klöpplerinnen im Erzgebirge, ferner die Geſänge beim Flechten der Matten, deren Rhythmus allerdings ſchwer vorzuſtellen iſt. Sehr verbreitet ſind die weſtfäliſchen „Baſtloſelieder“, deren eines im jambiſchen Rhythmus mehr originell wie ſchön beginnt: „Säppken, Säppken Sunnebot, dat Water ſey darunner ut“. Auffallend iſt es, daſs ſich unter den ſogenannten „Handwerksliedern“ eigentliche Arbeitslieder faſt nicht finden, höchſtens die Schmiedelieder erweiſen ſich als Arbeitstaktlieder. Als Grund hiefür gibt Bücher an, daſs das Arbeitslied weniger der Sphäre der berufsmäßig entwickelten Erwerbsthätigkeit als derjenigen der alten geſchloſſenen Hauswirtſchaft angehört. Zu den Geſängen bei iſolierter oder geſelliger Arbeit müſſen wir noch die „Melklieder“ erwähnen, während von den „Jagdliedern“ höchſtens die Geſänge der afrikaniſchen Elephantenjäger hierher gehörige Taktlieder ſind. Muſikaliſch intereſſant in ihrem chromatiſchen Tonfall einerſeits und ihrem ſchaukelnden Rhythmus andererſeits iſt der Geſang Neu-Südwales'ſcher Frauen beim Aufwinden der Netze und der Geſang indiſcher Arbeiter, die durch Treträder das Waſſer aus den Reisfeldern ſchöpfen. Ueberhaupt wenden die Naturvölker bei den unglaublichſten Lebensverrichtungen Geſänge an, die hier allerdings wohl mehr in das Gebiet religiöſer Weihegeſänge gehören, ſo die Maori beim Tätowieren, die [illegible] bei der Beſchneidung, die Tanakil bei der Incubation. Endlich ſei hier des Wiegenliedes gedacht, das in ſeinem Rhythmus ſo eng ſich an die ſchaukelnde Bewegung der Mutter anſchließt, ihre motoriſchen Nerven anregt und ſo ihre Arbeitsleiſtung angenehm erleichtert.

Die Arbeiten im Wechſeltakt geben, weil durch Schlag- und Stampfwerkzeuge bethätigt, von ſelbſt einen lauten Taktſchall und da ſie von mehreren erzeugt werden, einen Tonrhythmus von anregender Wirkung. Tritt nun die menſchliche Stimme in Verbindung mit der Melodie hinzu, ſo wird die Arbeit in ſehr ſtarker Weiſe unterſtützt durch den doppelten Tonrhythmus des Arbeitsgeräuſches und des Geſanges. Die Zahl der hierher gehörigen, ſehr intereſſanten Geſänge iſt groß. In erſter Linie die „Dreſchgeſänge“, die zu [illegible]

Großſtädten der Jetztzeit würde freilich die Polizei einen Pflaſterergeſang als ruheſtörend ſehr bald inhibiren.

Wir kommen zu der letzten Art, den Gleichtakt-Arbeitsgeſängen. Während bei den erſten beiden Arten dem Geſang die Rolle des Aufmunternden, zur Arbeit Antreibenden zufiel, hat das geſungene Wort jetzt die Aufgabe, die Gleichzeitigkeit der Kraftaufbietung herbeizuführen. Da kommen zunächſt die Arbeiten in Betracht, bei denen eine Laſt mittelſt eines Seiles von mehreren ruck- und ſtoßweiſe fortbewegt wird: alſo das Einrammen der Piloten mittelſt der Zugramme, das Aufziehen von Weinfäſſern aus dem Keller (namentlich im Mittelalter gebräuchlich), das Hiſſen und Reffen der Segel, das Schiffsziehen, das Aufwinden der Anker. Originell iſt z. B. folgender oſtfrieſiſcher Rammvers: „Twee Mantjes pumpen, hog up de Klumpen (Holzſchuh) leg up de Scho! Pastor steit up de kansel un preekt der to.“ — Dann kommen in Betracht die überall gebräuchlichen „Rudergeſänge“ mit und ohne Muſikbegleitung. Da das Rudern von mehreren ein äußerſt präciſes Heben und Eintauchen der Ruderblätter bedarf, finden wir ſehr prägnante Rhythmen in den Ruderliedern aller Zeiten. Ja, es werden noch künſtlichere Mittel zum Takthalten angewandt: Ziſchlaute, Pfiffe des Steuermannes, der Takthammer bei den Römern. Schließlich gehören zu dieſer Gruppe die Soldaten- und Marſchlieder, die ſchon auf den Kriegszügen der primitivſten Naturvölker, die ſich im Gänſemarſch fortbewegen, zu finden ſind.

Der Raum verbietet uns auf die hochintereſſante kunſthiſtoriſche Abſchweifung des Verfaſſers im IV. Capitel: „Der Urſprung der Poeſie und Muſik“ des näheren einzugehen. Es ſeien hier nur die Anwendungen der verſchiedenen Rhythmen bei den verſchiedenen Arbeitsbewegungen kurz erwähnt. So ſind der Jambus und Trochäus Stampfmaße. Ein Schlagmetrum iſt der Spondeus, überall leicht zu erkennen, wo zwei Hände im Takte klopfen. Daktylus und Anapäſt ſind ſpeciell Hammermetren, wobei der Schmied einem Hauptſchlag auf das glühende Eiſen zwei kurze Vor-, reſp. Nachſchläge vorausgehen oder folgen läſst. Auf jeder Dreſchtenne oder auf den Straßen, wo immer drei Steinmetze mit Handrammen im Takt die Pflaſterſteine eintreiben, kann man endlich den dreifüßigen Päonius beobachten.

Das Schluſscapitel Büchers behandelt den „Rhythmus als ökonomiſches Entwicklungsprincip“ und zieht deductiv die univerſalen pſycho-phyſiologiſchen Folgerungen aus dem großen vorangehenden Material. „Es gibt nur eine Art der menſchlichen Thätigkeit, welche Arbeit, Spiel und Kunſt in ſich verſchmilzt. Das Band, welches dieſe nach unſerem Empfinden ſo verſchiedenen Elemente zuſammenhält, iſt der Rhythmus: die geordnete Gliederung der Bewegungen in ihrem zeitlichen Verlauf. Der Rhythmus entſpringt dem organiſchen Weſen des Menſchen. Alle natürliche Bethätigung des thieriſchen Körpers ſcheint er als das regulierende Element ſparſamſten Kräfteverbrauches zu beherrſchen.... Der Rhythmus erweckt Luſtgefühle (ſ. Nietzſche: „Fröhliche Wiſſenſchaft“); er iſt darum nicht bloß eine Erleichterung der Arbeit, ſondern auch eine der Quellen des äſthetiſchen Gefallens und dasjenige Element der Kunſt, für das allen Menſchen ohne Unterſchied der Beſitzung eine Empfindung innewohnt. Durch ihn ſcheint in der Jugendzeit des menſchlichen Geſchlechtes das ökonomiſche Princip am einfachſten zur Geltung zu kommen, welches uns befiehlt, möglichſt viel Leben und Lebensgenuſs mit möglichſt geringer Aufopferung an Lebenskraft und Lebensluſt zu erſtreben.“ Wohl noch nie iſt ſo klar und überzeugend die univerſale Bedeutung des Rhythmus für die ſociale, erzieheriſche und äſthetiſche Seite des menſchlichen Lebens präciſiert worden, wie in den obigen Zeilen.

Am Schluſſe weist Bücher ſogar die Einflüſſe des Rhythmus auf den Gang der älteſten Arbeitsmaſchinen nach, die ſozuſagen die Hand- und Armbewegungen des bisherigen menſchlichen Arbeiters bloß nachahmten. Die Arbeitsrhythmen der modernen ſtählernen Knechte, deren Nahrung Kohle und Schmieröl iſt, ſind freilich von den alten ſehr verſchieden, denn der arbeitende Menſch iſt nicht mehr Herr über ſein Werkzeug, ſondern er iſt faſt ein Theil des todten und doch ſo lebendigen Mechanismus geworden. Und ſo haben die furioſen Rhythmen der ſtampfenden, ſchwankenden und raſſelnden Maſchinen das antreibende und äſthetiſche der alten Arbeitstaktmaße verloren. Und ſo iſt auch in der modernen Fabrik der fröhliche Arbeitsgeſang, der ohnmächtig gegen das Donnern der Räder und Kurbeln verhallen würde, verſchwunden. Wo aber die Arbeit an der Maſchine auch heute noch Handarbeit iſt, da ſollte der um das Behagen und die Arbeitsluſt ſo nothwendige Arbeitsgeſang nach dem rhythmiſchen Gang der jeweiligen Arbeitsbewegungen nicht aus dem ohnehin freudloſen Fabriksſaal entfernt werden. Das iſt ein praktiſcher Fingerzeig für unſere fortſchrittlich geſinnten Fabrikinſpectoren, der beachtet werden ſollte. Aus der [illegible] (wo ſolche möglich iſt) [illegible] Productionsſteigerung reſultieren.

[illegible] der geiſtvollen, für den [illegible] echt deutſcher Gründlichkeit [illegible] in einer neuen Auflage [illegible] folgender zwei Fragen zu finden: [illegible] muſikaliſchen [illegible] des Herzens, den Pulston und [illegible].

Digitized by Google

2. Bis zu welchem Grade würde das Verhältnis zwiſchen Schnelligkeitszunahme des Rhythmus und Steigerung der Arbeitsleiſtung conſtant ſein?

München. Wilhelm Manke.

Eine Zeitſchrift für Bücherfreunde.

Die Griechen fiengen an, ſich mit den Türken zu zanken, in den Zeitungen wetterleuchteten unendliche Telegramme aus Kreta, alle Welt ſchlug im Geographieatlas nach und überzeugte ſich von der Lage der bedenklichen Inſel: Die ſogenannte Weltgeſchichte rührte ſich.

Nein, wie intereſſant das doch iſt, wenn die Leute miteinander raufen!

In den Zeitungsſpalten gab es ein Gedränge wie in der Vorſtadtgaſſe, wenn ſich zwei Buben am Hoſenbund haben. O, und nun kommt gar die Polizei! Schau' doch, der Herr Wachtmeiſter ſelber! Herrgott, wie wird die Geſchichte ausgehen!? Wird der Seppl gewinnen oder der Nazl? Der Grieche oder der Türke? Wird ſich der Herr Wachtmeiſter wieder einmal blamieren? Ob die Diplomatie diesmal was ausrichtet? Was? Der Herr Wachtmeiſter packt den Herrn Vicewachtmeiſter am Kragen? Die Diplomatie kommt übereinander? Nein, nein: Was für Geſchichten! Wie ſich das durcheinanderwälzt! Was fliegt denn da durch die Luft? Eine Pickelhaube? Ein Communiqué?

Es iſt gruslig ſchön, wenn gerauft wird. Aber, während unten vor der Hausthüre Seppl und Nazl ſich in den Haaren liegen und das Publicum ſich freut, daſs die Polizei was zu thun hat, ſitzt vielleicht oben in ſtiller Stube ein Mann und findet eine neue Formel für den Sinn des Lebens, und über dem Lärm der intereſſanten Balgerei entfaltet ſich in aller Stille ein Gedanke, eine Eingebung voll Kraft und Licht. Er wird nicht im Polizeiberichte angeführt werden, ja, er wird fürs erſte nicht einmal in den erweiterten Polizeibericht kommen, in dieſe große Liſte der Raufereien und diplomatiſchen Polizeileiſtungen, die man, ein wenig mundvoll, Weltgeſchichte nennt. Culturthaten ſind, ſo lange nicht Muskeln für ſie mobiliſiert werden, zu leiſe und fein, als daſs ſie in einer Zeit, die fürs Compacte iſt, mit Spektakelſtücken concurrieren könnten, ausgenommen natürlich die Aeußerungen der exacten Wiſſenſchaften, für die ſich, wie bei den X-Strahlen, Perſpectiven ins Allgemeinpraktiſche eröffnen.

So eine Culturthat, die nicht mitconcurrieren kann, iſt bei uns in Deutſchland geſchehen, während die Biertiſche Germaniens dem türkiſch-griechiſchen Kriege Reſonanz gaben. Der Verlag von Velhagen und Klaſing hat im Verein mit Fedor von Zobeltitz eine Zeitſchrift für Bücherfreunde gegründet.

Wer ſeine Capitalien in Griechen oder Türken angelegt hat und wer ſeinem Geiſte kein ſchöneres Luſtwäldchen kennt als die Politik mit ihrem reizenden Dickicht von Leitartikeln, der möge ſich keinen Zwang anthun und mich mit herzlichem Gelächter überſchütten; ich werde ſeine Heiterkeit mit Anſtand genießen und mir aus Dankbarkeit erlauben, auseinanderzuſetzen, warum ich die Gründung einer ſolchen Zeitſchrift für eine bemerkenswerte Culturthat halte, die für uns Deutſche nicht geringeres Intereſſe hat als die Gefechte der Euzonen mit den Heerſcharen der grünen Fahne des Propheten.

Wir Deutſche haben bekanntlich nicht bloß das Pulver, ſondern auch die Buchdruckerkunſt erfunden. Dieſe beiden Erfindungen haben entſchieden dazu beigetragen, die Maſſe als machtwirkenden Factor des öffentlichen Lebens zu kräftigen. Das Pulver hat gewiſſermaßen den Krieg demokratiſiert, die Buchdruckerkunſt hat dasſelbe für die „Bildung" geleiſtet. Früher war der Krieg ein heroiſches Geſchäft für verhältnismäßig Wenige, die Bildung ein ariſtokratiſches Monopol für noch wenigere: heute erfordert der maſchinelle Kriegsbetrieb die Hände aller, die bei Kräften ſind, und die „Bildung" nimmt dermaßen überhand, daſs es nicht an gutherzigen Leuten fehlt, die um Gehirnſchonung, wenigſtens bei den Bauern, flehen. Aber da fällt etwas Merkwürdiges auf: Dem Pulver iſt ſeine Verbreitung in die Maſſe ſehr wohl bekommen, es hat ſtändig zugenommen und nimmt immer noch zu an innerer Tüchtigkeit; die Buchdruckerkunſt dagegen hat lediglich induſtrielle Fortſchritte gemacht und verfällt als Kunſt mehr und mehr. Sollen wir das ſo ruhig mit anſehen? Sollen wir uns damit zufrieden geben, daſs wir die impoſanten Rotationsmaſchinen beſitzen, mit denen wir unſere Zeitungen drucken, und ſollen wir kein Auge dafür haben, daſs ſchön geſetzte, gut gedruckte Bücher in unſerer Zeit ſeltene Ausnahmen ſind? Sollen wir nicht lieber, unbeſchadet unſerer Eigenſchaft als Lieutenants oder Vicefeldwebel in der Reſerve, nicht ein bischen Bücherfreunde werden, ſchon weil wir Deutſche und ſtolz auf Guttenberg ſind? Hier gilt es, ſcheint mir, wirklich eine nationale Pflicht. Eine von Deutſchen erfundene Kunſt iſt in Gefahr, als Kunſt unterzugehen und zur Induſtrie zu werden, und daran ſind wir ſchuld, weil wir auf dieſem Gebiete eine Bedürfnisloſigkeit an den Tag legen, die eigentlich Culturloſigkeit verräth. Wir ſollten uns unſere geiſtige Nahrung doch nicht auf ſchlechteren Geſchirren vorſetzen laſſen, als die leibliche.

Aber da ſagt der ſpirituelle Deutſche nun: Mir kommt es bloß auf den Geiſt an; wer in der Zubereitung des Unterrichtlichen noch äußere Anſprüche macht, der beweist dadurch nur, daſs ſeine Intereſſen nicht dem Geiſte allein gehören.

Eben um dieſes Einwurfes willen, hinter dem ſich zum mindeſten ein Mangel an äſthetiſcher Cultur verbirgt, iſt eine Zeitſchrift für Bücherfreunde eine nothwendige und höchſt erfreuliche Culturthat. Sie hat eine wichtige Aufgabe zu erfüllen: Sie muſs die Cultur auf ihrem Gebiete fördern, indem ſie durch Nachweis des Schönen, das hier ſchon geleiſtet worden iſt und durch Hinweis auf die Kräfte, die hier Schönes jetzt zu leiſten befähigt und beſtrebt ſind, das Bedürfnis danach weckt.

Sie hat alſo zur Vorausſetzung eine Tradition von altersher und eine Bewegung der künſtleriſchen Kräfte nach den gleichen Zielen von heute. Daſs wir eine ſolche Tradition, und zwar eine überaus herrliche beſitzen, iſt wohl auch den ſpirituellſten Deutſchen bekannt; die Leute, die heute ſchon den Cultus des ſchönen Buches treiben, ſind in der Hauptſache Kenner dieſer alten Tradition. Daſs ſich aber auch heute Wünſche und Kräfte nach dieſer Richtung hin bewegen, das wird mehr und mehr bekannt werden; die künftigen Bücherfreunde werden ihre Freundſchaft vornehmlich dem modernen ſchönen Buche widmen können.

Somit hat eine Zeitſchrift für Bücherfreunde zweierlei Publicum: Die Kenner und Adepten der halb und halb wiſſenſchaftlichen Bibliophilie mit all ihren Unterabtheilungen und die modern-äſthetiſchen Kreiſe, die darnach trachten, die Kunſt in ihr Leben einzubeziehen als eine weſentliche, beſtimmende Kraft zu ſeiner Erhöhung. Dieſe Kreiſe, die ſich wieder mit Kunſt umgeben wollen, die der Meinung und des Wunſches ſind, daſs die Kunſt ins Leben gehören ſoll als ein unausſcheidbarer Theil des Lebens, werden ſich auch der Pflege des künſtleriſchen Buches zuwenden, wenn ihnen Erſcheinungen nachgewieſen werden, die in dieſem Bereiche ihren Bedürfniſſen entgegenkommen. Ihnen muſs nach meiner Anſicht das Hauptintereſſe der Redaction einer Zeitſchrift für Bücherfreunde gehören, denn über der hiſtoriſchen Liebhaberei, die im Grunde unproductiv iſt, ſteht die fördernde Liebe zur ſchaffenden Kunſt. Das ſchöne Ueberlieferte mit Liebe und Studium zu betrachten, der Sammelluſt und dem Intereſſe am Seltenen entgegenzukommen, das Gebiet der Curioſität zu pflegen, kurz: Alles, was zur eigentlichen Fachbibliophilie gehört, iſt ganz gewiſs nicht vom Uebel, aber es darf heute nicht mehr die Hauptaufgabe einer ſolchen Zeitſchrift ſein, wenn anders dieſe mehr bedeuten will als ein Raritätencabinet. Der Cultur dient ſie nur dann, wenn ſie es als ihr vornehmſtes Ziel begreift, die Kräfte zu unterſtützen, die eine neue Blüte des äſthetiſch geſtalteten Buches heraufführen wollen, und die Neigungen zu leiten, die mit freudiger Antheilnahme entſchloſſen ſind, dieſe thätigen Kräfte thätig zu fördern.

Der Redacteur einer ſolchen Zeitſchrift darf ſich alſo nicht ſo ſehr als Verwalter eines gelehrten Magazins wie als Mann der praktiſchen Arbeit fühlen, der das verantwortungsvolle und heikle Amt hat, in einem neuen und ſtarken Strom der Kräfte, der, wie es ſchon zu ſein pflegt, auch viel Wirres und Wirbliches mit ſich führt, das Rechte und Echte zu finden, dieſen Kräften in lebhaften Anregungen neue Aufgaben zu ſtellen, unverdroſſen von überallher, aus alten Zeiten und allen Ländern, das Muſterhafte, für uns Verwendbare herbeizubringen und zugleich der Vermittler zwiſchen den Neigungen der Schaffenden und den Wünſchen der Annehmenden zu ſein.

Wer die Größe des Gebietes kennt, um das es ſich hier handelt, die Vielfältigkeit der Gewerbe und Künſte, die ihm dienen, die Menge der Richtungen, die in ihm Platz fordern, und, dies zumal: Die große Verwahrloſung, die im allgemeinen auf ihm eingeriſſen iſt, der weiß, wieviel Kenntnis, Takt, Energie, Umſicht dieſes Amt erfordert. Und auch Muth verlangt es, denn es iſt ein Kämpferpoſten gegen den Schlendrian, der boshaft ſein kann, wenn einer ſich unterfängt, ihn aufzuſtören.

Da iſt die Schwermaſſe der Verleger, die nicht wünſchen, daſs man ihnen ins Gewerbe rede mit Forderungen, auf die ſie nicht mit Kenntniſſen eingerichtet ſind und die ihrer Ueberzeugung widerſprechen, daſs die Ausſtattung ihrer Bücher miſerabel ſein dürfe, wenn ſie nur billig iſt: da iſt die Druckergilde, die es als Beleidigung empfindet, wenn man ihr nicht ohneweiteres den Ruhm künſtleriſchen Geiſtes zuſpricht; da ſind die behutſamen Herren, die zwar auf Tüchtigkeit dringen, aber entſetzt ſind, wenn das Tüchtige eine moderne Note hat. Andererſeits gilt es aber auch, gegen künſtleriſche Fahrigkeit auf dem Poſten zu ſein, die die Bedingungen der angewandten Kunſt gerne in den Wind ſchlägt und nicht anerkennen will, daſs die Kunſt ſich hier nicht völlig ſchrankenlos bethätigen darf.

Was iſt hier alles zu lehren, zu zeigen! Was iſt alles wegzuräumen! Der Sinn, der zwiſchen einer ſchöngeſchnittenen und einer charakterloſen Type zu unterſcheiden weiß, fehlt faſt gänzlich: die Forderung, daſs die Art des Satzes auf eine Flächenwirkung auszugehen habe, wird kaum begriffen; in allen Fragen des Buchſchmuckes durch zeichneriſche Arbeiten iſt [illegible] vollkommene Anarchie. Faſt durchwegs wird mit induſtriellen Erzeugniſſen, mit jenen ſinnloſen Leiſten, Vignetten, die von ſchwachen Kunſtgewerbeſchülern gemacht zu ſein ſcheinen, ein beleidigender Unfug getrieben, und das gilt ſchon als „ſinnige Buchausſtattung". Eine moderne deutſche Type, die allenfalls einen Vergleich mit den guten alten Schriften aushalten könnte, gibt es überhaupt nicht, und die ſchönen alten Lettern werden gewöhnlich

Digitized by Google

ſtillos verwandt. Die Setzer werden nicht daraufhin ausgebildet, daſs ſie mit Sinn und Geſchmack, ſondern daſs ſie möglichſt ſchnell arbeiten. Daher findet man nur noch in ganz wenigen Officinen Leute, die imſtande ſind, äſthetiſchen Wünſchen Rechnung zu tragen, und die eigene Freude am Gewerbe als Kunſt ſcheint völlig geſchwunden zu ſein. Die Schablone herrſcht unumſchränkt, und wenn ſich einmal der Verſuch herauswagt, etwas Neues zu zeigen, ſo kann man in neunundneunzig Fällen von hundert annehmen, daſs es eine plumpe Geſchmackloſigkeit gibt. Hier kann eine Beſſerung nur dadurch eintreten, daſs die Verleger aufhören, lediglich billige Arbeit zu verlangen, daſs ſie höhere Anforderungen ſtellen und höhere Leiſtungen auch höher zu bezahlen bereit ſind. Dann werden ſich auch mehr Officinen beſtreben, beſſere Arbeiter zu gewinnen und zu erziehen, und ſchließlich wird ſich das Niveau überhaupt heben. Es wird wahrhaftig nicht zum Schaden dieſes ſchönen Gewerbes ſein, wenn es wieder den Namen einer Kunſt verdient.

Aber das Typographiſche iſt nicht das Einzige, das einer Neuerweckung durch bibliophile Anregung bedarf.

Da ſind, ich kann nur andeuten, die Fragen des Text-, Umſchlag- Vorſatzpapieres, des Bindens, der Umſchlag- und Deckelausſtattung, der Anwendung der einzelnen Techniken der graphiſchen Künſte und mechaniſchen Reproductionsarten; — was iſt alles noch zu thun, um ihnen im äſthetiſchen Sinne gerecht zu werden! Welche Summen ſind ſchon dem Ungeſchmack geopfert worden mit unſeren ſchauderhaften „Prachtwerken“! Welche Verirrung offenbart ſich in der Entwickelung des Holzſchnittes, der ſich von der Contur, von ſeinem Stile, entfernt hat, um alle möglichen anderen Techniken zu imitieren!

Aber es darf nochmals geſagt werden: Eine Bewegung zum Schönen iſt deutlich da und hat in Erſcheinungen von Wert und eigenem Charakter das Vorhandenſein von Kräften bewieſen, die auch auf dieſem Gebiete eine äſthetiſche Renaiſſance verheißen. Daſs wir nun auch eine Zeitſchrift haben, die dieſer Bewegung dienen will, und daſs ein feinſinniger und kenntnisreicher Mann wie Fedor von Zobeltitz, unterſtützt von einem großen und guten Verlagshauſe, an ihrer Spitze ſteht, eröffnet die beſten Ausſichten. Die vorliegenden erſten drei Hefte der Monatsſchrift zeigen viel Gutes, wenngleich man wünſchen muſs, daſs den Erſcheinungen und Regungen der Gegenwart noch umfaſſender nachgegangen werden möchte. Indeſſen iſt zuzugeben, daſs dies bei der Neuheit des Stoffes und der nothwendigen Rückſichtnahme auf das altbibliophile Publicum für den Anfang ſeine beſonderen Schwierigkeiten hat. Es fehlt bei uns an Schriftſtellern, die wie Meier-Graefe mit einer ganzen Hingabe an dieſen Stoff die volle Kenntnis aller ſeiner Aeußerungen verbinden und ſelbſtändige Ideen dafür mitbringen. Daſs auch er jetzt berufen iſt, einer neuen Zeitſchrift für decorative Kunſt vorzuſtehen, die gleichfalls von einem großen Verlagshauſe (Bruckmann in München) begründet wird, iſt ein weiterer Beweis dafür, daſs die überaus erfreuliche Tendenz der modernſten Kunſt: Sich den Bedürfniſſen des höheren Lebens ſchmückend zu Dienſten zu ſtellen, nicht mehr bloß als ſchöne Künſtlerlaune, ſondern als eine äſthetiſche Macht begriffen wird, mit der man ſich im vollen Zutrauen auf ihren endlichen Sieg gerne verbündet.

Wenn die Zeitſchrift für Bücherfreunde vornehmlich dazu beiträgt, daſs alle Verleger, die etwas auf ſich halten, dies einſehen, ſo wird ſie ſich einen ſehr viel höheren Ruhm erwerben, als wenn ſie nur den Liebhabereien Weniger Nahrung zuführt; ſie wird dann, wie die neueſte Kunſt ſelber, ins Leben gewirkt und neue Werte mitgeſchaffen haben.

Englar im Eppan. Otto Julius Bierbaum.

Pariſer Köpfe.

Von Max Graf und Stefan Großmann.

4. Léonard Sarluis.

In der letzten Zeit des Chat Noir war dieſer junge Maler Nacht für Nacht zwiſchen zwei und vier Uhr dort zu finden. Er ſah aus wie der [illegible], ein roſiges Jünglingsgeſicht, dem die langen, ſchwarzen Locken über die Ohren und tief in die Stirne fielen. Seine Kleider waren nicht ganz neu, geſtärkte Hemdkragen waren ihm unbekannt und verhaſst, das liebſte Kleidungsſtück waren ihm ſeine hohen Gamaſchen, die bis zum Knie reichten. Steife Hüte, Jaquets, Fracks, die nur [illegible] langen Männerbeinen fand er abſcheulich.

Man brauchte nur zu glauben, daſs die langen Leute, welche Nacht um Nacht im Chat Noir beiſammen ſaßen oder unter den [illegible]

Wiſſen Sie, ich bin in mich verliebt.“ — (continued in right column:)

Dunkel eine ſpaniſche Wand, hinter der das Licht einer Lampe ſtrahlte. Dann hörte man durch den leeren Raum langſam pfeifen. Es war keine ordentliche Melodie, oft ſtockte ſie minutenlang, dann vernahm man wieder ein paar Töne. . . . . Es war das Pfeifen eines Menſchen, der bei ſeiner Arbeit ſaß. Vielleicht hält er eine Weile ſtill, lehnt ſich zurück, überſieht die Staffelei, ſchweigt, ergreift wieder die Kohle, zeichnet und pfeift. Dieſes Pfeifen durch das ſtille Atelier mahnt einen, recht behutſam aufzutreten, nicht zu ſtören, nicht zu ſtören. Es iſt Stille wie bei einem Glockenguſs, und dieſes Pfeifen iſt der Ueberfluſs an Schaffensfreude des Künſtlers, die Schlacke des Guſſes, welche abfließt . . . .

„Aber ſo kommen Sie doch hervor. Sie ſtören mich durchaus nicht.“

Da ſaß der junge Maler in Hemdärmeln, die Kohle in der Hand, und ſah nicht einmal auf.

„Können Sie denn ſo ſpät noch arbeiten?“

„Zeichnen, warum denn nicht? Sehen Sie, hier, hinter der Staffelei ſteht mein Bett. Oft ſpringe ich des Nachts auf, wenn ich einen Einfall habe und zeichne ihn auf. Die Patzer brauchen Modelle, müſſen Poſen probieren, Stellungen arrangieren. Ein wirklicher Maler muſs ſeine Bilder fix und fertig träumen. Das Malen wäre ſelbſt etwas Mechaniſches, wenn man nicht fortwährend die Angſt hätte, daſs man ſeinem inneren Bilde Unrecht thut, ſich im Ton vergreift, eine Farben-Nuance nicht findet oder dergleichen. Sehen Sie, das iſt alles, was ich bei mir habe.“

Vor ihm am Boden lagen ein paar Gravuren Makart'ſcher Bilder.

„Schauen Sie ſich dieſe Makarts an“, ſagte er, im Zeichnen begriffen, „ja das war ein Maler, leider aber kein Künſtler. Der konnte Modelle aufſtellen, ſeidene Stoffe auswählen, große Feſtzüge arrangieren. Aber alles das iſt ſehr äußerlich, die heilige Idee fehlt ihm.“

Während er ſeine Skizze langſam überſchaute, fragte er:

„Wiſſen Sie, was das vorſtellen ſoll?“

„Keine Ahnung.“

„Sehen Sie her. Hier auf der rechten Seite ſtehen Gruppen von Jünglingen, in den zärtlichſten Haltungen, wie man ſich neben ſeinen liebſten Freund träumt. Einer hat den Arm um die Taille des andern geſchlungen. Drüben auf der linken Seite ſtehen Gruppen von Frauen in den discreteſten, zärtlichſten Stellungen. Sehen Sie dieſe Frau, welche müde und hingebend ihren Kopf an den Buſen ihrer Nachbarin lehnt. Alle ſtehen am Strande und erwarten die Kommenden. In der Mitte nähert ſich das Schiff der Sieger, Männer und Frauen. Dieſes Bild ſtellt den Sieg der Natürlichkeit über die Perverſität dar. Was, die Leute werden trotzdem ſagen: Sehr unmoraliſch. Die Seitengruppen ſind zu hübſch.“

„Ach was kümmern Sie die Leute. Uebrigens iſt das alles doch hochanſtändig. In die Leſebücher ſollte man es geben, der Jugend zur Beherzigung. . . . . Sarluis, mit den Modellen haben Sie aber früher doch ein biſschen aufgeſchnitten. Auch Sie müſſen Modelle haben, weil nämlich die Welt noch immer ein biſschen unerſchöpflicher iſt als die Phantaſie!“

„Nein!“

„Malen Sie alſo auch Köpfe ohne Modelle?“

„Ja, gewiſs. Ich male mein Geſicht. Dieſen Spiegel habe ich fortwährend in der Hand. Manchmal muſs ich Grimaſſen ſchneiden. Wiſſen Sie, daſs wir Maler die fürchterlichſten Fratzen ſchneiden können? Manchmal mache ich ein finſteres oder ein ſtrahlendes Geſicht. Aber mein Geſicht genügt mir. Haben Sie noch nie bemerkt, wie viel Rafaelköpfe ſich ähnlich ſehen? Denken Sie an Burne Jones! Haben Sie ſchon einmal einen direct häſslichen Maler geſehen? Nein, das iſt eben unmöglich. Ja, mir genügt mein Geſicht vollkommen. Wiſſen Sie, ich bin in mich verliebt.“

. . . . Ein paar Wochen ſpäter explodierte ſein erſter Erfolg. Er veranſtaltete eine Ausſtellung bei Georges Petit, aber ſeine beſten Sachen waren nicht darunter. Die Wände hatten für dieſe Gemälde zu geringe Dimenſionen . . . . .

Nach dem Schluſſe des Chat Noir hatten einige junge Leute ihre Centrale in die Braſſerie Pouſſet mitten auf den Boulevard Montmartre verlegt. Unter ihnen ſaß Léonard Sarluis in altflorentiniſcher Tracht, ein ſchwarzes Sammtbarett auf dem Kopf, in einem ſchwarzen [illegible], mit einem weiten ſpaniſchen Mantel, der eine [illegible] trug, um die Schultern. Nur ſeinen hohen ſchwarzen Gamaſchen war er treu geblieben. Er ſah aus wie irgend ein [illegible] der Renaiſſance.

Die [illegible] langen Salon[illegible] auf die Straße gehen. Sie fanden [illegible] Wirkung.

[illegible] an“, ſeufzte [illegible] „Die[illegible] Glauben Sie [illegible] werden iſt? [illegible] . . . . Ach, [illegible] wie ein [illegible]

Digitized by Google

5. Charles Lamoureux.

Deutſche, welche nach Paris kommen, hört man ſchrecklich über den Cirque d'été, in welchem allſonntags Nachmittag die Lamoureux-concerte ſtattfinden, ſchimpfen. Es paſst ihnen nicht, daſs Concerte in einem Circus ſtattfinden. Es ſcheint ihnen ſchrecklich, daſs Muſik in einem Raum erklingt, in welchem an Sommertagen Pferde galoppieren und der König der Clowns Foothit durch die Manège tollt. Sie wünſchen ſich in ihre Concertſäle mit den doriſchen Säulen, griechiſchen Karyatiden und Frescobildern der ſieben Muſen zurück. Dort ſitzen ſie andächtig in den Bänken wie Knaben in der Sonntagsſchule, legen die Stirn in Falten und hören Muſik wie ein Penſum oder eine Predigt. Dort ſind ſie ſozuſagen andere Menſchen: feierlichere, ernſtere, würdevollere. Der Alltagsſtaub des bunten Lebens iſt abgeſtreift, und nur der erhabene Staub der claſſiſchen Bildung liegt dick auf ihnen .... Ich habe jedesmal, wenn ich in die Champs Elyſées hinausgewandert bin, über dieſe Sorte von Leuten herzlich lachen müſſen. Bei dem Spaziergange wird einem frei und weit zumuthe. Schon auf dem Concordeplatz wird es licht und heiter. Die Stadt tritt weit zurück. Links ziehen ſich die Tuileriengärten zum Louvre hin, im Hintergrunde weiß man den Fluſs und der Eiffelthurm ſteigt wie eine Frühlingsfahne in die Luft, rechts geht's in die Champs Elyſées. Man meint, tritt man auf den Platz, in der weiten Luft zu ertrinken. Die Menſchen ſcheinen wie kleine Marionetten, die Wagen wie Käfer, und man iſt innerlich verſucht, ſo ein kleines Spielzeug ein biſschen in die Luft zu heben und Menſchen und Pferde mit den Füßen zappeln zu laſſen. Jetzt geht's ins Grüne. Auf der Fahrſtraße rollen Wagen vorbei, Automobiles, die, wie der Teufel, kleine Dampfwolken hinter ſich zurücklaſſen, Bicycles. Wie ſchön, wie heiter, wie leicht ſcheinen die Frauen auf dem Zweirade! Offene Jacken, Höschen, zarte, ſcharfliniierte Füße. Wie kleine Inſecten, Libellen, Bienen, ſchießen ſie vorbei. Fußgänger, Cocotten mit tiefen Augen; kleine Kinder, die Reifen ſchlagen, auf der Schaukel ſtehen, im Ringelſpiel fahren. Endlich in weitem Grün der Circus. Innen ein weites Rund, im Amphitheater ſich erhebend. Von der Mitte thürmt ſich das Orcheſter auf, wie eine Rieſenorgel. Im Kreiſe überall Menſchen. Eine dichte, dunkle Maſſe, aus der lichte Jacken, bunte Hüte herausleuchten. Alles iſt in Bewegung, wie ein Teig, der gähren will. Mir erſcheint der Rundbau wie die ideale Tonhalle. Die Töne ſteigen wie in einem Trichter auf, ziehen weite Kreiſe, ſchweben hoch auf, breiten ſich aus, ſammeln ſich und fliegen wie ein Falter zur Kuppel hinaus. Orcheſter und Publicum fugen ſich zu einem Kreis, einer idealen Einheit, zuſammen. In beiden iſt ein Herzſchlag. Die Tonwellen ſtrömen über das ganze Rund, in voller Kraft und Freiheit ...

Lamoureux. Er muſs einmal ein ſchlanker, blonder Muſiker geweſen ſein. Heute iſt er wohlgerundet, Haar und Bart ſilbern. Der Blick iſt gütig, wohlwollend. Eine Art Onkel. So dirigiert er auch. Nicht mit der väterlichen Kraft Richters, der über den Tönen mit beſtimmter Ruhe, Feſtigkeit und mächtiger Liebe ſteht: ein würdevoller Herr und Meiſter. Kein launiſcher Liebhaber wie die Dirigenten von heute, welche die Muſik oft in ihrer Zärtlichkeit prügeln und ihr neue Zuckungen und Wolluſtkrämpfe erzwingen. Ein guter, milder Onkel, der ruhig und gelaſſen ſeinem jungen Volke zuſieht. Seiner Autorität iſt er ſicher; und wenn eines etwa vorlaut iſt, eine geſchwätzige Clarinette oder eine ſchrille Flöte, dann wird er wüthend, prügelt ſie mit dem Taktſtock und wirft ihr wohl ein Schimpfwort hin. Er wird jung und lebendig, wenn das gewichtige Volk der großen Bläſer ertönt. Dann liebt er es, wenn Trompeten, Poſaunen wie Blitze aus dem Muſikgewölke herausfahren und der Paukendonner einſchlägt. Das iſt wohl noch eine alte Liebe aus ſeiner Jugend. Da muſs er ein energiſcher Muſiker geweſen ſein. Beethoven ſein Schild, Wagner ſein Speer. So iſt er ausgezogen, das muſikaliſche Paris zu erobern. Ein tüchtiger Paulus. Jetzt iſt er beleibt und wohlwollend geworden. Wenn die Holzbläſer und Geigen ſüß klingen, wiegt er ſein gütiges Haupt, und es wird ihm weich ums Herz. Dann wird er zärtlich, ſtreichelt die Töne, bis ſie ganz ſanft, ganz weich, ganz rundlich werden und er ſich auf denſelben wie auf einem guten Sopha ausſtrecken kann ... Jetzt iſt er des Stehens beim Orcheſterdirigieren müde geworden. Er will ſich ein lyriſches Theater bauen. Dort wird ihn eine Schar jugendlicher Muſiker umgeben, er wird ſein gutes Auge auf ihnen ruhen laſſen, den Tönen wohlwollend ſchmeicheln. Er wird unter ihnen als ein alter Onkel mit ſilbernem Haar und Bart und wohlgerundetem Bauch auf einem weich gepolſterten Lehnſtuhl ſitzen. Und ich glaube, dann wird ihm wohl ſein.

6. Eliſée Reclus.

Es thut doch nichts zur Sache, daſs Eliſée Reclus ſeit kurzer Zeit nicht mehr in Paris, ſondern in Brüſſel wohnt? Wenn man bedenkt, wie viel Pariſer [illegible] einem auf dem Boulevard Anspach in Brüſſel begegnen, wenn man ſich dieſe zierliche, lichtvolle Cottage-anſammlung Brüſſel vergegenwärtigt und daran denkt, daſs man von dort aus in ein paar Stunden am Gare du Nord in Paris iſt, dann erſcheint einem die ganze belgiſche Reſidenzſtadt nur wie ein entfernter Vorort von Paris, wo der Lärm zwar noch nicht ſo groß iſt, aber die [illegible] bereits beginnt. Jeder Brüſſeler fühlt die Schatten der nahen, großen Stadt ....

Die Brüſſeler Stille iſt dieſem raſtloſen Arbeiter wohl zu gönnen, obzwar keiner an Eliſée Reclus auch nur eine Spur von Müdigkeit entdecken kann. Dieſer hohe Sechziger läuft jeden Abend wie ein junger Student in die Rue des Minimes, wo das Gebäude der Univerſité Nouvelle ſteht. In einem Hörſal dieſer freien Univerſität, der ebenſo graugrün und kahl ausſieht wie irgend ein ſtaatlicher Hörſaal, erwartet ihn faſt allabendlich eine ganze Gemeinde von Hörern. Mit hochachtungsvoller Ruhe hört man ſeine geographiſchen Vorträge an. Während er über Meſopotamien oder Teheran ſpricht, erinnert man ſich, daſs Reclus eigentlich hauptſächlich auf dieſem geographiſchen Wege Anarchiſt geworden iſt. Sein Lebenswerk liegt nicht außerhalb ſeiner Specialität, es iſt und bleibt: ſeine Geographie. Auf großen Reiſen, beim Studium alter oder „wilder" Völkerſchaften iſt in Reclus die große Alternative erwacht: Regierung oder Anarchie, das iſt die Grundfrage des Wohlergehens aller Völker. Selbſt die wohlwollendſte, weiſeſte, autoritäre Regierung muſs — wenn auch wider ihren Willen — ihr Volk ſchädigen. Sie nimmt ihrem Volke jedenfalls das autonome Selbſtbewuſstſein, führt eine falſche Arbeitstheilung herbei, welche die Wehrhaftigkeit der Bevölkerung herabdrückt, die Volkskräfte ausſchaltet und austrocknet. Jede Autorität erzeugt Herdenvieh. Irgend eine dieſer Erfahrungen wird ſicher auch mit Meſopotamien und Teheran in Zuſammenhang ſtehen.... Die ganze Hörerſchaft wartet auf die politiſchen Roſinen des geographiſchen Teiges, der doch ein biſschen zäh iſt.

Kaum iſt der Vortrag beendet, ſo iſt Reclus verſchwunden. Im Nu hat er ſeinen Hut und Rock geholt, iſt davongeeilt und auf eine Tramway geſprungen. Zu Hauſe iſt er eingeſchloſſen in Berge von Arbeit. Bald iſt es ein neuer Globus, bald eine vielbändige Geographie, bald ein Atlas. Dazu verfolgt er aufmerkſam die franzöſiſche, engliſche, deutſche Preſſe der Anarchiſten, lieſt die Revuen der Jugend, erhitzt ſich dabei, ſchreibt Entgegnungen, — in der Vorrede des Krapotkin'ſchen „Conquête du Pain" kitzelt er die affectierten Anbeter des „rose-croix", die Erfinder des faden „fin de siècle" u. ſ. w. — lieſt fremde Manuſcripte, begleitet ſie mit Vorworten, empfängt dabei Beſuche aus aller Herren Länder, kurz: Reclus iſt lebendige Energie.

Man braucht nur einmal in ſein erzhartes Geſicht zu ſchauen, auf dieſe wunderbar gewölbte Stirn, umrahmt von einer wallenden grauen Löwenmähne, auf ſeine mageren Wangen, buſchigen Augenbrauen, um ſich zu erinnern, wie viel Energie dieſer Kopf erzeugt und verbraucht. Und gerade in der Nähe, im perſönlichen Verkehr, iſt dieſer Feuergeiſt von toleranteſter Güte. Neben ihm und mit ihm lebt ſeit Jahren ein Freund, der nur einen Moment lang ein Gleichgeſinnter war, der ſagte: „Ich bin jetzt kein Anarchiſt, ich bin es vor der Commune nicht geweſen und nachher auch nicht. Aber während der Commune ſind wir alle felſenfeſte Anarchiſten geweſen". Einmal fragte mich Reclus nach den öſterreichiſchen Revolutionären. Was konnte ich viel antworten? Ich begann von den Marxiſten zu reden:

„Die marxiſtiſche Socialdemokratie iſt ziemlich ſtark, auch in Oeſterreich."

„Marxiſten? Warum ſagen Sie Marxiſten? Marx iſt ein Revolutionär geweſen. Hier können wir das Pendant zur Tragödie Chriſti erleben. Man nimmt den Namen an, um deſto leichter die Sache im Stiche zu laſſen."

Alles in dieſem freundlichen Cottagehäuschen iſt thätig. Da iſt Herr Elie Reclus, der an der Univerſité Nouvelle über „Dämonologie" vorträgt und vorſintflutliche Religionen mit modernen Religionen gemeinſam erklärt und ironiſiert. Da iſt Frau Eliſée Reclus, die mit einem Stab von Lehrern und Studenten Proletarierkinder erzieht und unterrichtet. Es iſt eine ſehr bemerkenswerte Schule. Der Lehrer hat keine künſtliche Autorität. Intereſſiert er die Schüler nicht, kann er ſie nicht innerlich feſſeln, ſo dürfen ihm die Kinder, wann ſie wollen, davonrennen. Die Folge davon iſt ... daſs nur pädagogiſch talentierte Lehrer unterrichten. Keinen anderen Zweck hat dieſe kleine Schule, als aus den Kindern Menſchen, nichts als Menſchen zu machen. Aber unlängſt iſt in der Schule die Frage aufgeworfen worden, ob man den Kindern die beſtehende, irrſinnige Orthographie beibringen ſoll? ... Die Menſchenfreunde ſagten nein, die Praktiſchen ſagten ja, und auch im Hauſe Reclus ſiegten ſchließlich die Praktiſchen!

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Der dermalige Zuſtand des Miniſteriums Badeni macht eine kleine Umwertung von politiſchen Werten nothwendig.

•

Zum Beiſpiel: Man pflegt in der gebräuchlichen politiſchen Terminologie von jedem Miniſter zu ſagen, daſs er ein Portefeuille hat. Damit iſt gemeint, daſs der Miniſter, [illegible] Recht und [illegible] Geſetzentwürfe für die Kammern vorbereitet, die er [illegible] [illegible] Badeni [illegible] Paris [illegible] in dieſer Woche [illegible]

Digitized by Google

ähnlich wird es wohl bis auf unabſehbares Weiteres jeder anderen legislatoriſchen Arbeit der Mitglieder dieſes Cabinetts ergehen. Man kann daher von den gegenwärtigen Miniſtern nicht mehr ſagen, daſs ſie jeder ein Portefeuille haben. Andere Miniſter, andere Metaphern! Vom Grafen Badeni und ſeinen Collegen ſagt man treffender, daſs jeder von ihnen einen Papierkorb hat. Graf Badeni ſelbſt hat den Papierkorb des Innern, Herr v. Bilinski iſt Inhaber des Finanz-Papierkorbes, Baron Gautſch iſt Träger des Unterrichts-Papierkorbs, dem Grafen Gleispach gehört der Juſtiz-Papierkorb u. ſ. w. und Herr Dr. Rittner, der ſchon nach der alten Terminologie nur Miniſter ohne Portefeuille hieß, wäre jetzt richtiger als Miniſter ohne Papierkorb zu bezeichnen.

*

Ein anderes Beiſpiel: Wenn ſämmtliche Miniſter ſich einmal zuſammenſetzen, um über eine Angelegenheit ihre Gedanken auszutauſchen, ſpricht man vielverheißend von dem Miniſterrath, der einberufen worden iſt und ergeben hat, daſs in dieſer oder jener Sache alle Miniſter eines Sinnes ſind. Da aber unter Badeni bei derartigen miniſteriellen Gedankenaustauſchen nie etwas Sinnreiches noch herausgekommen iſt, ſollte man auch dafür die Terminologie ändern, und wenn Graf Badeni ſeine Collegen zu einer gemeinſamen Beſprechung einladet, richtig ſagen, daſs er die allgemeine Miniſterrathloſigkeit zuſammenberufen hat, bei der es ſich gezeigt habe, daſs alle Miniſter eines Unſinnes ſind.

*

In anderen Ländern gibt es ewige Miniſter-Candidaten, die in jedem Augenblick bereit ſind, ein Miniſterium zu übernehmen, und doch nie dazu kommen. Die Mitglieder des Cabinets Badeni dagegen, wenn ſie noch länger unter den bisherigen Umſtänden im Amte bleiben, ſind im Begriffe, einen neuen Typus zu ſchaffen: ſie ſind nämlich die ewigen Demiſſions-Candidaten, die faſt jede Woche der Demiſſion nahe ſind und doch immer wieder auf den Poſten bleiben müſſen, weil ſich niemand findet, der auf ihre fragwürdige Nachfolge ambitioniert.

*

Der Bürgermeiſter von Prag, Herr Dr. Podlipny, hat anläſslich der Reiſe des Präſidenten Faure als „Freund“ der franzöſiſchen Nation ein Glückwunſchtelegramm nach Frankreich geſchickt. Darnach iſt nun zu erwarten, daſs in der nächſten Kammer-Botſchaft des Herrn Faure auch der hochwichtige Satz enthalten ſein wird: „Unſere Beziehungen zu Herrn Dr. Podlipny ſind die freundſchaftlichſten. Der europäiſche Friede hat damit eine neue Bürgſchaft erlangt.“

*

In ſeiner Donnerſtagnummer bringt das „Deutſche Volksblatt“ einen Leitartikel: „Der Orient und die Vorſtöße des Islam“, in welchem eine ganze Spalte wörtlich abgeſchrieben iſt aus dem in unſerer vorwöchentlichen Nummer erſchienenen Artikel „Der Aufſtand in Indien“ von Mirza Zeaeddin Akmal. Obzwar wir allwöchentlich auf dem Umſchlag unſeres Blattes die literariſchen Langfinger darauf aufmerkſam machen, daſs der Nachdruck unſerer Artikel nur mit Quellenangabe geſtattet iſt, hat das „Deutſche Volksblatt“ die Quelle, aus der der betreffende Abſchnitt geſchöpft iſt, zu citieren unterlaſſen. Das wäre an ſich nicht ſo tragiſch zu nehmen. Solche kleine literariſche Diebereien kommen uns faſt jede Woche unter. Aber ſpeciell die literariſche Malverſation des „Deutſchen Volksblatt“ macht uns bedenklich. Denn ſobald Herr Vergani anfängt, das literariſche Eigenthum der „Zeit“ ähnlich zu behandeln wie das materielle Eigenthum der Gemeinde Mühldorf, iſt der Verdacht gerechtfertigt, daſs er auch bei der „Zeit“ eine Ehrenſtelle anſtrebt, wie er ſie ſeinerzeit mit der Ehrenbürgerſchaft in Mühldorf erlangt hat. Da wir aber bei der „Zeit“ Herrn Vergani eine derartige Ehrenſtellung nicht in Ausſicht ſtellen können, bitten wir ihn, ſich jede weitere Mühe zu ſparen und die Verwaltung und Fructificierung des geiſtigen Eigenthums der „Zeit“ ausſchließlich uns ſelbſt zu überlaſſen.

Volkswirtſchaftliches.

Die Preiſe der wichtigſten Getreideſorten ſind ſeit Jahresfriſt etwa auf das Doppelte geſtiegen. Bedenkt man, was eine ſolche Vertheuerung des wichtigſten Welthandelsartikels für Conſumenten und Producenten bedeutet, ſo wird man geradezu ſtaunen, daſs dieſe Bewegung bisher in der Weltwirtſchaft, am Geld- und Capitalsmarkt kaum zu einem ſichtbaren Ausdruck gekommen iſt, und auch in der Discuſſion der Preiſe einen verhältnismäßig geringen Raum einnimmt. Da war die Aufregung über Miſsernte und Theuerung noch im Jahre 1891 eine weit ſichtbarere und ſtärkere. Man möchte glauben, daſs eigentlich alle Welt und vor allem die Intereſſenten ſelbſt, ſoweit ſie an der Preisbildung unmittelbar theilnehmen, über die Bedeutung, Tragweite und Dauer der Preisſteigerung noch ganz im Unklaren ſind. Speciell bei uns ſcheint man vollkommen [illegible]. Man kann das an manchen Anzeichen erkennen. Der Getreidehandel, [illegible]

[illegible]

ſei es, weil große Zufuhren aus Nordamerika, eventuell ſpäterhin aus Argentinien anlangen werden. Dem ſei wie es ſei. Jedenfalls wird man den Rath, welchen der franzöſiſche Miniſterpräſident den Ackerbauern ertheilt hat, die Hochconjunctur zum Verkaufe ihres Getreides zu benützen, begreifen, ſo ſeltſam auch ſo ein „Tip“ im Munde eines Miniſterpräſidenten berühren mag. Gewiſs wird man dieſes Vorgehen eher billigen, als das des ungariſchen Ackerbauminiſters, deſſen Ernteberichte faſt immer viel ungünſtiger ſind, als der Erfolg zeigt und deſſen Berichte auch jetzt viel düſterer lauten, als private Meldungen, darunter ganz unparteiiſche, wie z. B. die der öſterr.-ungariſchen Bank. Daſs die ungariſche Ernte ſchlecht iſt, iſt ja zweifellos, aber mit der Schwarzfärberei wird der ungariſche Ackerbauminiſter den ungariſchen Landwirten, welche daraufhin mit ihrer Ernte ſpeculieren, und oft mit einem Vielfachen ihrer Ernte, möglicherweiſe einen ſchlechten Dienſt erwieſen haben.

*

Den „Agrariern“ dürfte die Getreidehauſſe weniger Freude machen als man meinen ſollte. Es könnte dadurch mancher ihrer Anhänger ins gegneriſche Lager getrieben werden. Vor allem wenn man ſieht, daſs die Getreidepreiſe unter allen Continentalſtaaten gegenwärtig in Deutſchland trotz des ausgiebigen Schutzzolles den tiefſten Stand haben, in dem Lande, das doch den „preisdrückenden“ Terminhandel abgeſchafft hat und in dem gegenwärtig gar keine Productenbörſen exiſtieren. Auch der Mangel einer verläſslichen Preisnotiz ſcheint in Deutſchland unter der Landbevölkerung unangenehm empfunden zu werden, was übrigens gar nicht anders möglich iſt. Auch in Frankreich, das ſich gegenwärtig eines agrariſchen Regimes erfreut, wächst, wie man ſieht, die Gegenſtrömung, doch darf man darauf nicht zuviel Gewicht legen; denn auch im Jahre 1891 muſsten die Getreidezölle vorübergehend ermäßigt werden, und trotz dieſer Erfahrung iſt die agrariſche Agitation ſeither immer mehr zur Herrſchaft gelangt. Bei uns war mancher von den Müllern, die ja zu den erbittertſten Gegnern der Getreidebörſen und des Terminhandels gehören, in der Lage zu conſtatieren, daſs der Terminhandel bei hohen Getreidepreiſen auch ſeine Vortheile hätte, denn der Baarkauf des vollen Getreidebedarfs hätte, wie ſchon oben erwähnt, manchem kleinen Müller Schwierigkeiten gemacht. Daſs durch ſolche Erwägungen viele aus dem extrem-agrariſchen Lager getrieben werden würden, kann man nicht erwarten. Immerhin iſt es gut, wenn einmal wieder an der Hauſſe der Preiſe jeder Denkfähige beſtätigt ſieht, daſs auch für die Agrarproducte keine anderen Preisbildungsgeſetze exiſtieren als für alle anderen Werte und daſs weder der Terminhandel noch die Getreidebörſen, noch die Silberentwertung eine Preisſteigerung des Getreides hintanzuhalten vermögen, wenn eben das Getreideangebot am Weltmarkt eine ſolche Preisbewegung rechtfertigt, ſowie im umgekehrten Fall alle Gegenmaßregeln nichts helfen können.

*

In dieſer ſterilen Zeit, wo die Geſetzgebungsmaſchine ſtillſteht, das Parlament nicht verſammelt iſt, finden unſere Reſſortminiſter und Sectionschefs nur wenig Gelegenheit ſich öffentlich auszuzeichnen und müſſen dieſen Theil ihrer Thätigkeit vollſtändig ihrem verehrten Chef, dem Miniſterpräſidenten Grafen Badeni überlaſſen. Mit umſo größerem Eifer ergreifen ſie jeden Anlaſs, das Verſäumte nachzuholen. In der letzten Sitzung des Generalrathes der öſterr.-ungar. Bank kam wieder einmal die auch von uns ſchon beſprochene Frage zur Discuſſion, ob es ſich empfehlen würde, ſchon jetzt Goldmünzen in den Verkehr zu ſetzen. Die Sache ſelbſt iſt von ziemlich ſecundärer Bedeutung und intereſſiert uns hier heute nicht weiter. In der Discuſſion über dieſe Frage und über die weitere Frage, welcher Weg eventuell zur Inverkehrſetzung des Goldes einzuſchlagen ſei, wurde von einem Generalrathsmitglied die Anſicht ausgeſprochen, daſs die Regierung etwas Gold aus ihren Beſtänden in Verkehr bringen ſollte. Sofort erhob ſich der Regierungsvertreter Sectionschef Freiherr v. Winterſtein, um dieſe Zumuthung zurückzuweiſen und zu erklären, daſs die Regierung unmöglich Gold aus ihren Beſtänden abgeben könne, denn „die Regierung könne zwar das Gold ausgeben, aber er wiſſe nicht, wie ſie, von einer Anleihe abgeſehen, das einmal hergegebene Gold wiedergewinnen könne.“ Dieſe Anſchauung des Herrn Sectionschefs iſt von geradezu verblüffender Naivität. Zunächſt möchte die Frage erlaubt ſein, ob es denn unbedingt nöthig iſt, daſs die Regierung dieſes Gold wieder bekommt, und ob ſie auch nach Aufnahme der Barzahlungen ihr Gold ſo ängſtlich zu hüten gedenkt, wie jetzt, wie ſie dann etwa ihre Gehalte auszuzahlen und Lieferungen zu begleichen beabſichtigt, wenn ſie fürchtet, daſs eines von den theueren Goldſtücken nicht wieder zurückkehren werde. Dieſe Goldkäufe ſind doch zu dem Zwecke unternommen worden, daſs die Goldwährung und eine Goldcirculation, wenn thunlich, herbeigeführt werde, nicht aber damit Gold zinslos in den Staatskellern modere. Aber wenn Herr von Winterſtein abſolut das Gold nicht endgiltig verlieren will, und nicht weiß, wie er es ohne Anleihe wiedergewinnen könne, ſo wollen wir ihm ein Mittel verrathen, auf das wir nicht einmal ein Patent nehmen. Wir wollen ihm nämlich rathen, ganz daſſelbe zu thun, was jeder Greisler thut, wenn er ein ſeinen Vorrath an Zwetſchken verkauft und dann friſche Zwetſchken haben will. Er kauft ſie einfach! Und das Geld dazu? Nun, das hat er eben aus ſeinem Verkauf erhalten. Ebenſo ſoll es die Regierung machen. Wenn ſie beim Geld ausgibt, ſo verſchenkt ſie es ja nicht, ſondern ſie bekommt dafür [illegible] oder Banknoten, oder Silbergulden, oder was das [illegible] zurück und wenn ſie ſpäterhin wieder Gold haben will, ſo braucht ſie nur dieſes Geld in eine Bank oder Wechſelſtube zu tragen, um jederzeit das gelbe Metall wieder erhalten zu können. Daſs man [illegible] dieſe A B C zu erklären, und zwar [illegible] dem Referenten für Valuta- und Bankangelegenheiten im Finanzminiſterium, iſt wirklich traurig. [illegible] geſprochen, nicht etwa [illegible], ſondern derſelbe Gedanke [illegible] ſich durch alle Emanationen [illegible] Valutaangelegenheiten“ [illegible] dieſelbe kindiſche Angſt, [illegible] gegeben hat, wieder [illegible] höchſten [illegible] einmal ange-

Kunſt und Leben.

Der Ibſen'ſche „Volksfeind“ zeigt Anſätze zu einer guten Charakterkomödie, die etwa im Stil der ſpäter geſchriebenen „Wildente“ gehalten und als Gegenſtück zu dieſer gemeint ſein könnte. Aber zwiſchen 1882 und 1884, den Entſtehungsjahren der genannten Stücke, liegt eine wichtige Kriſe des Dichters: eine Art Selbſtüberwindung, die zugleich Selbſterhöhung iſt. In der „Wildente“ ſteht er über ſeinem Stoffe — wie man ſich mit einer populären kritiſchen Wendung ausdrückt — im „Volksfeind“ nicht. So wie der „Volksfeind“ vorliegt, iſt er nur ein halbgelungenes Werk. Das Verhältnis von dem, was Ibſen darin als eigene Meinung ausſpricht, zu dem Charakter des Menſchen, dem er ſie in den Mund legt, und deſſen Verhältnis wiederum zur Perſpective des Stückes — zuſammen alſo das, was einem Werke der dramatiſchen Kunſt Plaſtik gibt — iſt großentheils unklar, ja noch mehr, unbeſtimmt und wechſelnd. Von einer eigentlichen Geſtaltung iſt darin nur wenig zu merken. Im Doctor Stockmann fließen Tendenz und Perſönlichkeit verwirrend und fälſchend in einander. Daraus laſſen ſich die Miſsverſtändniſſe erklären, denen der „Volksfeind“ ausgeſetzt war und iſt. Wurde ja ſogar die ſocialethiſche Philoſophie, die gedankenloſeſte Beſchäftigung unſerer „denkenden“ Zeitgenoſſen, an den Namen Ibſen angeknüpft. Das hat — neben den Zeitgenoſſen — unter allen Ibſen'ſchen Stücken am meiſten der „Volksfeind“ mit ſeinen dichteriſchen Halbheiten verſchuldet. Noch gefährlicher aber, freilich auch künſtleriſch intereſſanter, iſt das zweite Miſsverhältnis, das in dieſem Drama ſteckt, und zwar in der Stellung des Volksfeinds zum Stück und der Perſpective, die dieſes dadurch erhält. Die conventionelle dramatiſche Form, deren ſich Ibſen ja überhaupt mit großem Geſchick und in Werken einer gewiſſen Periode auch mit merklicher Liebe bedient, ſcheint ihn hier allzuſehr beherrſcht und über ſeine wirklichen Abſichten hinausgeführt zu haben, gleichviel ob dieſe mehr in einer Tendenz oder in der pſychologiſchen Darſtellung wurzelten. Die ſchulmäßige Form des „Schauſpiels“ hat ihn inſofern darüber hinausgeführt, als ſie ihm einen Helden und ein Verhängnis gab und fünf Acte, an deren Schluſs der Held ſein Verhängnis beſiegt. Doctor Stockmann, der als Sprecher einer extravaganten Theorie oder gar als extravagantes Individuum gedacht war — je nachdem das Stück als Theſenſtück oder pſychologiſche Studie genommen wird — wurde unter der Hand zum „Helden“ des Dramas, und das iſt etwas Conventionelles. Um die ſubtile Fälſchung, der die Abſichten des Dichters dadurch ausgeſetzt wurden, ſofort zu begreifen, blicke man etwa auf den Schluſsact, der, nothwendigerweiſe der ſchlechteſte und gezwungenſte wurde. Hier iſt der Volksfeind nur mehr ein Kämpfer für Recht und gute Sitte — eben der conventionellen Form des Schauſpiels zuliebe — und ſeine Gegner werden, wie es gleichfalls die conventionelle Oekonomie nothwendig macht, ſchlechtweg feindliches Verhängnis, ſchwarzes Geſchick. Das iſt, glaube ich, eine Ungerechtigkeit, zu welcher der Dichter bloß von der dramatiſchen Form verleitet wurde. Oder man ſehe ſich die Rolle des Volksfeindes einmal rein ſchauſpieleriſch an, auch dadurch wird die leiſe Fälſchung und Verflachung klar, die in den Charakter des Stückes gekommen iſt. Für den Schauſpieler iſt dieſer Thomas Stockmann — der Mann, der nach den Intentionen des Dichters etwas ganz Neues und Eigenartiges erleben und erkennen ſoll — eine ſehr wenig eigenartige und originelle Figur. Er iſt faſt ganz nach der alten Schablone des moraliſch verkannten und innerlich weit überlegenen dramatiſchen Helden zu ſpielen, als der primitive — für den Schauſpieler ſo dankbare! — Charakter, der am Schluſſe recht behält, vor Gott und vor dem Publicum, vor dieſem auch. Im Burgtheater wurde er bekanntlich von Sonnenthal gegeben . . . In dieſer Rolle ſtellte ſich ein neuer Schauſpieler und Regiſſeur des Raimundtheaters vor, Herr Kader. Er iſt ganz der Mann dazu, dieſe einfachen geraden Sonnenthal'ſchen Rollen zu ſpielen. Nur ſein Sprechen im Dialog ſteht noch dahinter zurück. Es iſt eintönig und leblos. Aber er wird dem Raimundtheater als eine ſehr verwendbare Kraft noch große Dienſte leiſten. Inſceniert hat er das Stück, vor allem im vierten Acte, ſehr gut. Im vierten Act waren auch die ſchauſpieleriſchen Einzelleiſtungen einwandfrei: Herr John als Thomſen, der im übrigen ſeine Rolle parodiſtiſch ſpielte, und Herr Popp als Bürgermeiſter. Aller erſten Ranges war ein wohlgewohnter Herr Burg als Redacteur Hovſtad, der ſchuf ein kleines Kunſtwerk für ſich. A. G.

Autor iſt natürlich, wie ſchon das Attribut „geſund“ anzeigt, für den letzteren Weg. Aber wie ſoll ihn die Regierung finden? Höchſt einfach! Sie muſs nur „den nationalen Hader vernichten“. „Das erſte Mittel hiezu — ſagt der Anonymus — iſt Selbſtbefreiung von der Herrſchaft der Majorität im Abgeordnetenhauſe. Dieſe erlangt ſie durch den Abſchluſs eines längeren Proviſoriums mit Ungarn“. Gut! Wie aber erlangt die Regierung dieſes Proviſorium mit Ungarn? Unſeres Wiſſens iſt das nur mit Hilfe der parlamentariſchen Majorität möglich. Gerade das Ausgleichsproviſorium bringt alſo die Regierung unter die Botmäßigkeit der Majorität. Und das ſoll nach dem anonymen Staatsmann der Weg ſein, um die Regierung von der Herrſchaft der Majorität zu befreien! Mit ſolcher Logik kann man Broſchüren ſchreiben, aber — glücklicherweiſe — nicht regieren. Auf der gleichen intellectuellen Höhe ſtehen auch die ſonſtigen, mit der vulgären gutgeſinnten Phraſeologie verſetzten Ausführungen des Anonymus. Es iſt nicht der Mühe wert, ſie weiter zu verfolgen. Nur noch eine Wendung verdient erwähnt zu werden. Seite 12 ſpricht der Autor von „ſo bedeutenden Männern wie Baron Gautſch, der über das geiſtige Mittelmaß weit hinausragt, wie Graf Gleispach . . .“ Dieſen Ausſpruch begreift man erſt, wenn man die Schrift zu Ende geleſen hat, denn mit dem Autor dieſer Broſchüre verglichen, erſcheint allerdings ſelbſt der Baron Gautſch als Geiſtesrieſe. Was nicht ſo ſehr für den Baron Gautſch, als gegen den anonymen Verfaſſer dieſer Broſchüre ſpricht. r.

K. P. Pobedonoszew: Streitfragen der Gegenwart. Autoriſierte deutſche Ueberſetzung von R. Borchardt und L. Kelchner. Berlin. 1897. Verlag von Auguſt Deubner.

Der berühmte Oberprocurator der ruſſiſchen Synode, der Inſpirator der national-reactionären Politik Alexander des III., der fanatiſche Verfolger aller nicht rein orthodoxen Elemente in Rusſland hat ein Buch geſchrieben, das wohl das allgemeine Intereſſe erregen wird. Wir wollen im voraus anerkennen, daſs das Buch den Autor als gedankenvollen, tief blickenden, ernſt und aufrichtig fühlenden Menſchen zeigt. Eigentlich iſt das Buch nur eine Sammlung von Eſſais über ganz verſchiedene Fragen. Im erſten Artikel über „Kirche und Staat“ ſucht der Autor nachzuweiſen, daſs die Trennung dieſer beiden Factoren unmöglich iſt, denn der Staat iſt unmöglich ohne die Kirche, da es die Aufgabe der letzteren iſt, „dem Volk Ehrfurcht vor dem Geſetze und der Obrigkeit einzuprägen, der Obrigkeit Ehrfurcht vor der menſchlichen Freiheit“; ebenſo aber iſt es der Kirche unmöglich, „aus ihrem Bewuſstſein die bürgerliche Gemeinſchaft zu ſtreichen“. In einem zweiten Artikel, betitelt: „Der neue Glaube und die neue Ehe“, verſpottet der Verfaſſer den „Glauben ohne Gott“, ſpeciell die poſitiv-materialiſtiſche Humanitätsreligion, ſowie den Vorſchlag Darwins, die Ehen der Menſchen vom Standpunkte einer geſunden Zuchtwahl zu überwachen. In den folgenden Artikeln wird die Preſſe, reſp. die freie Preſſe, die öffentliche Meinung, die neue Demokratie, die neuen Richtungen unſerer Zeit, die Geſchworenengerichte, das iſt alles, was eben unſere Zeit charakteriſiert, was die Grundlagen des modernen Staates bildet, kritiſiert und mit bitterem Hohn überſchüttet. Trotzdem das Buch der Form nach kein einheitliches iſt, merkt man doch ſofort den rothen Faden, der alle dieſe Artikel durchzieht — ein Geiſt weht im ganzen Buch: der Geiſt der ſtockfinſteren Reaction. Pobedonoszew verkörpert aber in ſich nicht bloß die Reaction überhaupt, ſondern die ſpecifiſch ruſſiſche Reaction, die ſich von der europäiſchen dadurch auszeichnet, daſs ſie nicht, wie die letztere, heuchelt. Pobedonoszew iſt feſt überzeugt, daſs alle „liberalen Spielereien“ wirklich dem Volke, dem Staate ſchädlich ſind, nicht etwa ſeinem Stande, ſeiner Claſſe oder der Regierung. Der europäiſche Junker aber verfolgt dieſe Dinge, weil ſie eben ſeinem Stande ſchädlich ſind, der ruſſiſche Reactionär bekämpft ſie, weil ſie dem Volke kein Heil bringen. Ein Pobedonoszew iſt ein ebenſo ſchroffer Gegner des Claſſenſtaats, wie der allerconſequenteſte Socialiſt; nur glaubt er nicht, daſs das Volk imſtande wäre, den Claſſenſtaat aufzuheben, reſp. einen auf ihm heilbringenden neuen Principien beruhenden Staat zu bilden. Wenn man ſeine Meinung über den Parlamentarismus lieſt: „das Parlament iſt eine Einrichtung, welche zur Befriedigung des perſönlichen Ehrgeizes, der Hoffart und der perſönlichen Intereſſen der Mitglieder dient“, ſo iſt man geneigt zu meinen, man habe es mit einem verkappten Anarchiſten zu thun. Oder wenn der Verfaſſer ſchreibt: „der Parlamentarismus iſt der Triumph des Egoismus, ſein höchſter Ausdruck“, ſo iſt man über die Identität dieſer Meinung mit derjenigen ſehr vieler Socialiſten höchſt erſtaunt. Selbſtverſtändlich iſt hier nicht der Platz, die Anſichten des ruſſiſchen Reactionärs über die „liberalen Spielereien“ zu kritiſieren. Sie ſind überhaupt nicht kritiſierbar, denn ſie ſind uns, die im XIX. Jahrhundert leben, zu fremdartig; ſie ſcheinen uns wie aus einer ganz fremden Welt zu kommen. Pobedonoszews Werk kennzeichnet nur den Mann und nicht die Zeit — wenn wir ſogar nur Rusſland in Betracht ziehen. Mit ganz unbedeutenden Ausnahmen hat die ruſſiſche Preſſe dieſes Buch mit Schweigen übergangen, nicht nur, weil ſie nicht alles ſprechen konnte, ſondern auch weil ſie nicht wollte. Der Ausländer aber wird das Werk mit großem Intereſſe leſen, um die Pathologie des ruſſiſchen Staates kennen zu lernen. Die Ueberſetzung iſt mit ganz geringen Ausnahmen vorzüglich. J. K.

Simpliciſſimus-Album. 5. Heft. April–Juni 1897. München. Albert Langen.

Man kann die einzelnen Blätter dieſer Zeitſchrift nach drei Monaten in einem ſolchen Album vereinigt haben und da ſich länger mit den feinen hübſchen Sachen beſchäftigen, die da jede Woche in die Welt geſchickt werden. Seit einiger Zeit fallen ſchon neben den außerordentlichen [illegible] Th. Th. Heine's die Zeichnungen Bruno Pauls auf. Man wird gut auf das Weſen dieſer beiden Künſtler kommen, wenn man ſie vergleicht. Sie ſind ſehr verwandt. Beide drücken ſehr klar die maleriſche [illegible] der Zeit aus, die vom Naturalismus [illegible] [illegible] werden kann, [illegible], aber ihn zu überwinden bemüht iſt, das [illegible] Individuelle zu [illegible], [illegible] zu bringen, die Erſcheinungen [illegible] zu zeigen, das [illegible] das Weſen der Phänomene zeigt [illegible]

Bücher.

Am Scheidewege! Politiſche Betrachtungen eines Oeſterreichers. Wien 1897. Verlag von Moriz Perles.

Der anonyme Verfaſſer — das verräth er in ſeinem Vorwort — iſt Jemand, [illegible] Oeſterreich, meint er, ſteht am Scheidewege: [illegible] Herrſchaft der [illegible] reactionären und [illegible] Abgeordnetenhauſes oder Herſtellung [illegible] Zuſtände und [illegible] Befreiung von der derzeitigen Majorität.“ Der

Digitized by Google

danke, eine Haltung und Geberde ſagt mehr als ein ganzes Leben, ja das ganze Leben ruht im Augenblick, wie die künftige Frucht in der Blüte. Andere Zeiten haben in der Dichtung die deutlichſte Spur ihres Gedankeninhaltes hinterlaſſen, die unſere zeigt ihn in der Malerei, ſo daſs ſie ein Bilderbuch ihrer ſelbſt den Kommenden hinterläſst. Dieſe zwei Künſtler laſſen ſich am beſten als maleriſche Pſychologen bezeichnen, wie ja auch der pſychologiſche Roman den Naturalismus vertieft und bedeutſam gemacht hat. Von der oft derben und gewaltſamen Erſcheinungswelt bleiben die ſeeliſchen inneren Vorgänge als ein unendlich feiner Linienzug übrig. Darin beſteht die außerordentliche Grazie Heines, die bei den derbſten, zeichneriſchen Witzen, mit dieſen frech hingeſetzten Linien, das niederträchtige Weſen der unterſten Menſchen claſſificiert. Das Gemeine iſt ſein liebſtes Object, wie es ſich in der ganzen unbewuſsten Roheit, moralprotzig, flach, cyniſch, durch und durch gewöhnlich äußert. Wie Stil und Caricatur nebeneinander gehen und ſich vereinigen, ſieht man an dieſen geradezu claſſiſchen Blättern. Heine iſt dabei zugleich ein phantaſtiſcher Künſtler, der auch die Träume der Ornamente, die Launen und Formenſpiele der Menſchen- und Thierkörper in einer oft lyriſchen Weiſe ausſpinnt. Bruno Paul iſt der irdiſchere, grobknochigere, aber reſolutere. Er geht faſt ganz in der Caricatur auf, aber ſein Humor iſt größer, phantaſtiſcher und geſtaltenreicher. Seine Spießergeſtalten haben oft ſchon etwas Gewaltiges, ganz Großes, daſs man ſich in ein modernes Inferno verſetzt fühlen könnte und das Gewaltige, das Erhabene der gewöhnlichen Gemeinheiten, das Groteske und Rieſenhafte der menſchlichen Niedertracht ſpürt. Er iſt nie graziös, aber auch nie minim. Nie hat man bei ihm das Gefühl zeichneriſcher Spielereien, wie oft ſo bei Heine, ſondern den Reſpect vor einem unerbittlichen Moraliſten. Bewundernswert iſt bei beiden die Größe und Wildheit der Geſinnung, ebenſo grauſam und erbarmungslos, wie die Pſychologie Garborgs oder Tſchechows (deſſen Skizzen ſolchen Caricaturen wohl vergleichbar ſind.) — Dazwiſchen ſprühen wie in einer Champagnerlaune hingeträllert dieſe leichtgetönten, ſchillernden Cocottenbilder des Chéret und die graziöſe, traurige, ſchlotterige Sentimentalität Steinlens. Schade, daſs der Text lange nicht ſo gut iſt, wie die Zeichnungen! O. St.

Revue der Revuen.

„Deutſche Rundſchau", Auguſtheft: „Ueber die Ergebniſſe der letzten Volkszählung in Indien" ſchreibt Prof. Julius Jolly. In dieſem Aufſatze werden die ſtatiſtiſchen Zuſammenſtellungen mitgetheilt und gedeutet, welche über die letzte, 1891 veranſtaltete Volkszählung in Indien veröffentlicht worden ſind. Hauptquelle iſt „General Report on the Census of India, 1891" von Baines, London 1893. An intereſſanten Einzelheiten erfahren wir daraus: Zu den Misbräuchen, die ſich in Indien bis in die Gegenwart erhalten haben, gehören die Kinderehen und das Verbot der Witwenehen. Wie frühe die Heiraten ſtattfinden, ergibt ſich daraus, daſs z. B. in den Nordweſtprovinzen von je 10.000 Mädchen im Alter von 0—4 Jahren 63, im Alter von 5—9 Jahren 999 verheiratet ſind, während im Alter von 10—14 Jahren $^{2}/_{3}$ der weiblichen Bevölkerung bereits unter die Haube gekommen ſind. Natürlich ſind dieſe Hochzeiten eigentlich nur als Verlobungen anzuſehen, oder ſie gelten als der rechtlich bindende Act, auf den in allen Fällen bei Erreichung des mannbaren Alters der Beginn des ehelichen Zuſammenlebens folgt, der oft durch eine neue Ceremonie bezeichnet wird. Auch die Männer treten ſehr zeitig in den Stand der Ehe, wie z. B. in den Nordweſtprovinzen im Alter von 10—14 Jahren nur etwas über die Hälfte der männlichen Bevölkerung noch unverheiratet iſt. Das Verbot der Witwenehen hat zur Folge, daſs es wohl in keinem Land der Erde ſoviel Witwen gibt, wie in Indien. Das Los derſelben iſt, wenn auch die Witwenverbrennung durch ein engliſches Geſetz abgeſchafft wurde, kein beneidenswertes, da ſie nur dürftige Verpflegung erhalten, zweimal im Monat ganz faſten müſſen, keinen Schmuck tragen dürfen und jeder Selbſtändigkeit entbehren. Auf die Frage nach dem Vorkommen der Polygamie gibt die Statiſtik die Antwort, daſs in Indien auf 1000 verheiratete Männer 7 Polygamiſten kommen. Auch die Polyandrie iſt in Indien mehrfach vertreten, in ihrer einfachſten patriarchaliſchen Form in Punjab, wo in armen Diſtricten mehrere Brüder zuſammen eine Gattin haben. Bei den Nairs wiederum, einer ſehr angeſehenen Kaſte in Südindien, herrſchen matriarchaliſche Sitten, d. h. es gilt das Neffenerbrecht, wonach die Kinder der Schweſter als Erben des Bruders angeſehen werden, und im Zuſammenhang hiemit ſteht eine faſt unbegrenzte Polyandrie, die allerdings unter der engliſchen Herrſchaft ſtark im Abnehmen begriffen iſt.

Im Auguſtheft der Monatsſchrift „Neuland" befürwortet Richard Calwer die Gründung eines mitteleuropäiſchen Zollbundes. Er führt aus: Im Oſten drängt der ruſſiſche Coloſs mit ſeinem Getreide über die Grenzen, ohne daſs er die europäiſchen Fabrikate in entſprechender Höhe bei ſich aufnehmen würde. Im Weſten droht der amerikaniſche Auſ[illegible] nicht nur der deutſchen Landwirtſchaft, ſondern auch unſerer Induſtrie, und im Norden thront das [illegible] England, [illegible] im Hinblick auf ſeine [illegible] Mitten darin aber [illegible] drei [illegible] einander [illegible] und [illegible] die vielen [illegible] gegenüber und [illegible] von den [illegible] ihr [illegible] Schickſal beſtimmen laſſen. [illegible] Zollbund [illegible] in den [illegible] Staaten [illegible] [illegible]

Jour fixe.

Von Otto von Leitgeb. (Görz.)

Als der Einjährig-Freiwillige in den Salon eintrat, war dafür bedauerlicherweiſe gerade der ungünſtigſte Moment. Ein Theil der Gäſte verabſchiedete ſich, und die Unruhe des Aufbruchs ſteckte in der Geſellſchaft. — Um den Prinzen von Hohenſtein verſprühten noch die letzten Funken des witzigen Feuerwerks, das er in dieſer Stunde abgebrannt hatte. Die Frauenköpfe lachten; der alte taube Excellenzherr ſagte: „Ausgezeichnet, Durchlaucht, ausgezeichnet!" Frau Cloës ſchwarze Augen leuchteten ſieghaft, als der Prinz jetzt ihre kleine Hand in der ſeinen hielt und ſeinen eisgrauen Schnurrbart förmlich daran rieb, wie die Stiftsdame [illegible] laut geſagt hatte. Vor dem rothroſa [illegible] der [illegible] auf dem Tiſche, neben welchem die [illegible] Wolke von Spitzenkragen, [illegible] Blumen, unmäßig gebauſchte Aermel, ſchlanke, [illegible] Geſten manchmal den [illegible] den Rauch von [illegible] Cigaretten, [illegible] worden. Dann lockerte ſich der Kreis

ein wenig, und für einen Moment ſtand die feine Geſtalt des Prinzen wie eine Silhouette da, hoch, mager, von verblüffender Vornehmheit, mit jugendlich ſchmalen Hüften in der kokett altmodiſchen Redingote.

Der Einjährig-Freiwillige war, gedrückt von der Unfähigkeit ſich zu entſchließen, am Thürpfeiler unter der Portière ſtehen geblieben, warf ſich in ſeine wattierte Hühnerbruſt und ſah geblendet auf den Knäuel. Kein einziger junger Mann ... Außer dem Herrn von Nahl, den er jetzt entdeckte, rückwärts, neben der anderen Thür, die in den zweiten Salon führte. Nahl betrachtete merkwürdig gleichgiltig ein paar engliſche farbige Kupferſtiche, die in vergoldeten Medaillons an der Wand hiengen und hatte den anderen den Rücken gekehrt. Drüben beim Pianino ſtand die Conteſſina Enrichetta, mit einem Knie auf dem Stockerl, und blätterte mit ungeduldigem Eifer in den Noten, die auf dem Inſtrumente oben lagen, ſo hoch, daſs ſie den braunen Kopf hinaufrecken muſste und ausſah, als ob ſie mit dem kleinen weißen Kinn leſen möchte. Die Blüten von einem vollblühenden Viburnumzweige, der in einer ellenhohen Glasvaſe oben ſtand, neigten ſich auf ihr ſchwärzliches Kraushaar herab und tupften auf ihre Stirne. . . Der Freiwillige war ſchon ganz erhitzt von ſeiner ſtraffen Haltung. Plötzlich durchfuhr ihn der Gedanke wie eine Schmach, daſs er die ganze Zeit ſozuſagen „Habt — Acht!" dageſtanden. Er ließ ſich ein wenig bequemer in die Knie fallen, ſtreckte den einen Fuß vor, daſs der Sporn leiſe klirrte, und wurde dunkelroth. In dieſem Augenblicke gieng der Prinz mit ſeinem feinkrachenden, langen Jägerſchritt an ihm vorüber. Ja, er ſah ihn an und lächelte. Es war ein biſschen Verwunderung oder fürchterlich ſichere, ewige Hoheit. Eigentlich aber doch, als ob er eben bloß die Thürpfeiler vor ſich geſehen hätte.

Zwei wunderſchöne Damen giengen vorbei. Er verbeugte ſich. Und nun gieng auch die entzückende Madame Morogliano — nein, ſie durfte nicht, ſo! Sie muſste ihren Pelz hier anlegen; es war trotz den Calorifères ſo kalt im Treppenhaus! — Die Zobelmantille kam. Das eingebildete, dämoniſche Geſichtchen mit den orientaliſchen Augen verſchwand beinahe, in dem hohen Kragen untertauchend. Ihre ſeidenen Röcke brausten förmlich über den Teppich. Sie hatte den kleinen Kopf halb zurückgewendet und warf noch ein paar lachende Worte hin, ohne den blauen Attila zu ſehen, den ſie ſtreifte. Dann flog eine Hauchwolke unendlich feinen Wohlgeruchs vorüber.

Jetzt erblickte die Hausfrau den blauen Attila und kam in ihrer Güte ſogar auf ihn zu. Natürlich ſagte er Baronin und nicht Gräfin, trotzdem er vor fünf Minuten noch daran gedacht hatte, daſs ſie als Gräfin geboren war, und ſich immer für ſo höflich hielt! — Sie fragte, ob er einen Thee nehme. Der Bediente mit dem ſuffiſanten Geſichte brachte einen. Die Schale war glühendheiß und brannte ihm durch die weißen Glacéhandſchuhe auf die Finger. Kein Menſch trank ſonſt mehr; überall ſtanden die leeren Taſſen umher, die der Diener jetzt geräuſchlos forträumte. Es war beinahe lächerlich, daſs er allein noch mit der ſeinen in der Hand daſtand. Er ſtellte ſie zwiſchen die bronzenen Photographierahmen auf eine Etagère und war entſchloſſen, ſie nicht mehr zu berühren. Dann muſste er doch endlich ein paar Schritte machen. Nahl drehte ſich eben wie abweſenden Geiſtes um, ſchien für einen Augenblick zum Leben zu erwachen, ſagte: „Oh, guten Tag!" und blickte dann ſo eifrig ins Zimmer, als ob er ſeinen beſten Freund verloren hätte und auf der Stelle wiederfinden müſste.

Wie zum Trotz gegen die Bora, die draußen tobte, war mit dem Blumenſchmuck etwas von Frühlingsfarben und Sommerſchönheit hereingeſtreut worden. Ueberall ſtanden friſche Blumen. In einer bronzenen Urne auf einem engliſchen Mahagonitiſchchen mit fadendünnen Beinen, für ſich allein, eine hohe Azalee, wie ein Rieſenſtrauß von roſa Blüten, denen die rothſeidenen Lampenſchirme brennendes Feuer verliehen. Vor dem kleinen Divan, der wie für ein vertraulich plauderndes Paar ein wenig ins Halbdunkel daneben gerückt war, neigten ſich lange Fliederzweige aus einer Sèvresvaſe, phantaſtiſche Orchideen und eine Schar chromgelber Margueritenſterne. Die Baronin ſtand gerade davor und griff mit ihren beiden bleichen, mageren Händen zwiſchen die Stengel. Das goldbraune Sammtkleid gab ihrer Geſtalt unendlich feine und weichherabfließende Umriſſe. Dabei konnten einen an dieſem zarten Körper die runden, mattglänzenden Arme überraſchen, die kräftig-ebenmäßig unter den Valenciennesſpitzen der kurzen Aermel hervorſahen. Ihr aſchblondes Haar und die tiefblaſſen Wangen ließen ihren Kopf beinahe zu licht erſcheinen. Kein Farbentröpfchen lebte in ihrem Geſichte, außer dem Dunkel der Wimpern, die den geſenkten Blick gefangen hielten, und den heißgefärbten, weichen und vollen Lippen.

„Sie hat das Kleid an wie auf der Photographie, die die Erzherzogin verlangt hat," ſagte die Stiftsdame.

„Wailas hat mir geſagt, daſs er ſeine Frau nach Cannes ſchicken will!" erzählte die Excellenz ſo laut, wie taube Leute zu ſprechen pflegen.

„Mon Dieu, und wie ſchön ſie iſt!" ſagte die Marcheſa mit einer Welt von Güte in der Stimme. „Ich hatte ſoviel davon gehört und war doch ganz entzückt!"

„Sie ſind mit dem Dampfer von Venedig gereiſt?" fragte die Stiftsdame mit ein biſschen Ungeduld in den wimperloſen Augen. „Und fürchteten Sie ſich nicht vor der Seekrankheit?"

„Enrichetta hat es gewünſcht. Nein, wir blieben beide frei."

„Ja, es gibt wirklich Leute, die dieſe Marter gar nicht kennen. Wie iſt es denn eigentlich dir damit gegangen, liebe Cloë, auf der Yacht des Prinzen?"

„Aber ganz famos!" entgegnete Frau Cloë und ließ ein paar Bilder, die ſie angeſehen hatte, auf den Teller zurückfallen. Dabei machte ſie ein Geſicht, das ſagte: „Was geht das dich an?"

„Denken Sie!" rief die Stiftsdame mit Theilnahme. „Frau van der Geert hat vor vierzehn Tagen mit dem Prinzen eine Fahrt gemacht, — es war ein Wetter wie im Frühjahr — auf ſeiner Yacht Mira, die im Mai den Preis gewonnen. Als ſie auf offener See waren, kam böſes Wetter — die Bora, die heute noch bläst. Es ſcheint, daſs wirklich ſchreckliche Gefahr war! Sie haben mit Mühe das Land wieder erreicht, ich weiß nicht mehr wo, auf einer kleinen Inſel, und muſsten die ganze Nacht in einer Fiſcherhütte zubringen! Zum Glück hat man das alles hier erſt erfahren, als unſere liebe, kühne Seefahrerin wieder ſchön und munter wie immer unter uns weilte!"

Frau Cloë, neben dem Tiſche lehnend, drückte ſich ſo feſt dagegen, als wollte ſie ihn mit ihrem jugendſtarken Leibe der guten Freundin in den Schoß werfen. Indeſſen blickten ihre übermüthigen Augen gleichgiltig vergnügt umher, und ſie fand es nicht der Mühe wert, eine Silbe zu äußern. Der Einjährig-Freiwillige, der ſie in dieſer Stellung betrachtete, fand in ſeiner Phantaſie dafür die Epitheta hinreißend, junoniſch und zum Anbeten. Der alte Excellenzherr nahm die Bilder auf, die ſie weggelegt hatte, und begann ſein Geſpräch in Rococoarabesken daran zu knüpfen, um ſie bei ſich feſtzuhalten. Indeſſen regte ſich unter ihrem Gleichmuth in dieſem Augenblicke ein kleines Gefühl der Iſoliertheit, und ſeit der Prinz gegangen, war es hier eigentlich recht langweilig geworden. Ein wenig ziellos entfernte ſie ſich von dem Tiſche und durchs Zimmer fort. Dann ſtörte ſie die Conteſſina in ihren Nachforſchungen auf und machte ſie ſpielen. Ein Walzer von Chopin, vivace, der ſchöne letzte, brauste aus den Taſten, beinahe künſtlerhaft geſpielt, und übertönte den Sturm, der immer ſchärfer heulte, die Giebel fegte und in die Fenſter preſste.

„Ah!" machte Nahl unwillkürlich.

„Wie ſchön!" ſagte die Baronin und ließ ſich auf dem kleinen Divan hinter den Orchideen nieder. „Kommen Sie, jetzt hören wir ihr ruhig zu!"

Der Platz war ſo eng, daſs ſie dicht aneinander ſaßen. Nahl hatte den Kopf geſenkt und ſah nachdenklich über das moosbraune Gold ihres Kleides hinab.

Und als die letzte Note verklungen war, ſaßen ſie noch immer ſchweigend nebeneinander, als ſei das Lied, das in ihrem Ohre geweckt worden, noch nicht zu Ende. Dann hob ſie die weiße Hand ein biſschen und ſagte leiſe:

„Das da ſind Ihre Blumen! ... Sie ſind ſchön wie Träume!"

Sein Blick umfieng leidenſchaftlich und unbeherrſcht ihr ſtilles Geſicht, mit dem feinen Leidenszug über den Augen, ihre bleiche Stirne, ihren warmen Mund, über den ſo ſüße Schwermuth zu athmen ſchien. . . . .

„Könnte ich bloß auf eine den ſüßeſten Traum hinzaubern", ſagte er, und ſeine Stimme ſchwankte ein wenig, „und er müſste Sie begleiten in den Schlaf — auf Ihr Kiſſen — und Sie hörten nichts als ſeine Stimme ... und die vermochte Thränen und Seligkeit, ein Hochgefühl in Ihrem Herzen zu wecken — einen Märchenjubel! — Ich möchte eine der Blumen bezaubern können . . . . ſehen Sie ſie an! . . . . für heute Nacht!"

Sie blickten aber nicht auf die Blumen. Sie ſahen ſich langſam, ſehnſüchtig in die Augen, ſo tief, wie der geheimſte Lichtfunken eines Herzens in ein anderes zu leuchten vermag.

„Märchen?" wiederholte ſie dann tonlos und ſenkte wieder die Stirne. „Märchen ſind etwas Unwahres . . . . und alle ſolche Worte ſind ſo geſucht, ſo geſchraubt. . . ."

Frau Cloë van der Geert aber war immer unruhiger, zielloſer und verlorener geworden. Sie ſtreifte umher, muſterte gedankenlos Nippes und Bric-à-Brac auf Wandtiſchen und Conſolen und kehrte wieder in den Salon zurück. Als ſie die beiden Einſamen auf dem kleinen Divan entdeckte, nahm ihr Kindermund faſt einen glücklichen Ausdruck an. Sie hatte allzulange die Empfindung gehabt, daſs in Nellys Weſen ein Räthſel ſtecke. Wie kann eine gute Freundſchaft über Räthſeln wachſen — ein lebender Baum, deſſen Wurzeln in der Luft hängen? — Es muſste doch möglich ſein, Nellys Vertrauen zu erreichen. . . .

In ſeiner Zweckloſigkeit hatte nun der Einjährig-Freiwillige doch wieder ſeine Theetaſſe gefunden, hübſch abgekühlt, zwiſchen den Photographierahmen, deren dicke Gläſer wie Spiegel glänzten. Aber jetzt erbarmte ſich Frau Cloë ſeiner. Es dauerte keine fünf Minuten, bis er unter dem Blitzen ihrer luſtigen Augen lebendig wurde. Ihr ſchaukelndes Füßchen, ihr ſchöner runder Hals, ihre unruhigen kleinen Hände und die liebenswürdige Ermuthigung in ihrem Geſpräch berauſchten ihn.

„Endlich wird der arme Mayadorff auch warm werden!" ſagte die Stiftsdame. „Sehen Sie, Frau van der Geert hat ſich ſeiner

Digitized by Google

angenommen. Oh, wenn ſie einmal liebenswürdig ſein will! — Vielleicht gibt ſie nun Ruhe. Wenn ſie niemanden ganz für ſich hat, hält ſie es nicht aus. Sie iſt ſo jung und lebhaft, die arme Cloë!"

Und die Stiftsdame lachte ſo unſchuldig, als es ihr möglich war. Nur hatte das ſeine Grenze. Ihr Lachen hatte zum Schluſs immer etwas Schlürfendes, als ob ſie zwei Gifttropfen zurückhielte, die an den Mundwinkeln bereit gelegen.

Zwei ſpäte Gäſte kamen; der ſchöne, jugendliche Oberſt Falk und der kleine Baron Fekety, berühmt als Spieler und Duellant. Die Baronin erhob ſich ſofort und kam ihnen entgegen. Als der Oberſt vorübergieng, ſchnellte der Freiwillige in die Höhe, verſteinerte auf einen Augenblick und dachte an ſeine Glacéhandſchuhe. Gerade genug, daſs Frau Cloë ihm den Rücken kehrte und ihn ſofort vergaß. Zwiſchen ihr und dem gelben kleinen Ungarn brannte augenblicklich ein Schnell- und Kreuzfeuer von Unterhaltung los. Fekety lachte, krähte, ſchlug die Abſätze aneinander, als ob er Sporen daran trüge, warf Witze, Banalitäten, Complimente, Sottiſen, Frechheiten um ſich, faſste Frau Cloë an den feinen Handgelenken, zog ſie vertraulich in eine Ecke, begann zu tuſcheln und wurde mit dem glücklichſten Entgegenkommen und entzücktem Gelächter belohnt. Aus ſchlechter Gewohnheit ſchnalzte er mit der Zunge, — wie er vielleicht gethan hätte, wenn er einmal Champagner aus einer Gamelle zu trinken bekommen hätte. Ihre Blicke lachten in ſein blatternarbiges Tatarengeſicht. Darin lag ſo etwas curios Abſtoßend-anziehendes: kleine, kaltfunkelnde Augen; die Sinnlichkeit der zu ſchmalen Lippen; die grauſame Energie des viereckigen Kinnes und als Gegenſatz das ſchmerzliche Zucken der Mundwinkel, wenn er ſprach. Er hatte die Geſtalt eines Ringers: unterſetzt, mager und breitſchulterig, mit Bewegungen in den Armen, als wären ſie zugleich hart und elaſtiſch wie Stahl.

Der ſchöne Oberſt hatte neben der Hausfrau Platz genommen und neben der Stiftsdame.

„Maintenant, c'est son tour à elle!" ſagte der alte Excellenzherr. „Man ſpricht davon, daſs er ihr in allem heiligen Ernſt den Hof macht. Warum nicht? Schöne Seelen werden nie zu alt. Was meinen Sie, Marcheſa, gefiele Ihnen die Menage?"

Die Stiftsdame war ein anderes Weſen geworden. Wenn es möglich wäre, von einem Menſchenantlitz zu ſagen, daſs alle ſeine Muskelbewegungen und das ganze Mienenſpiel darin plötzlich eine ſolche Veränderung erleiden, daſs das Geſicht förmlich einen Satz macht und ſich damit in einen völlig verſchiedenen Ausdruck ſtürzt, ſo könnte man dies Bild eben von ihr anwenden. Ein Widerſchein unverſtandener Kindlichkeit und Unſchuld erwachte in ihren Augen, und ihr Mund fand beinahe einen jugendlich ſanften Zug.

Nahl hatte ſich hinter dem Fliederbuſch herausgefunden. Er ſtand einen Augenblick wieder ſo gleichgiltig wie früher vor den engliſchen Kupferſtichen. Und dann verdarb er dem Einjährig-Freiwilligen den einzigen verlockenden Plan, indem er die Conteſſina beſuchte, die ſich beim Pianino vereinſamt hatte.

„Heute ſind Sie geizig", ſagte er und blickte in tiefſter Zerſtreutheit in ihr braunwangiges, etwas knabenhaftes Geſicht. „Warum wollen Sie nichts ſingen? Eines von den Abruzzenliedern von neulich — wenn man Sie ſehr ſchön bittet?"

„Alſo, wie möchten Sie das thun?" fragte ſie, lachende Schelmerei im Geſicht.

„Enrichetta!" rief die Baronin herüber, als ob ſie das Wort aufgefangen hätte. „Ein kleines Lied, du Gute, ja? — Sie ſingt ſo reizend!" ſagte ſie zur Marquiſe.

„Alſo, meinetwegen!" ſagte Enrichetta und ſang:

Tu nel tuo letto a fior dei sogni d'oro,
io dell' aperto al gelo, o mio tesoro — ah!
Di te m'innamorai tanto, o bel candore,
Crudele non sono, ma ho già donato il cuore!
Tu [illegible] a pietà delle mie pene,
Purezza a cor [illegible] non si conviene — ah!
Io penso [illegible] all' amor mio,
Tu non [illegible]!"

Es war eine kurze Stille nach dem Lied. Man hörte, wie neu aufathmend das Brauſen des Sturmes, der ſich von den Bergen herabwälzte, pfeifend, ſtöhnend, drohend an den Laden rüttelte und hinaus in die Ebene, ans Meer tauchte. Man fühlte faſt ſeinen Titanenhauch, wie er gegen die Mauern und an die Fenſter ſtürzte, wie die ganze Luft draußen in mächtigen Wogen brandete und alles [illegible]

„Ich [illegible] es wohl, aber doch nicht ſo ganz", ſagte Nahl, [illegible] und betrachtete das junge Mädchen wie etwas Neues. [illegible]

[illegible]

Sie kam nun auch und ſchaute in das Notenheft. Die Andern folgten. Es war, als ob die hellklingende, friſche Mädchenſtimme eine beſondere Anziehung ausgeübt, das ſüdländiſche Lied mit ſeinem ſchwerblütig warmen Ton eine fremdartig verlockende Stimmung in die Luft geſtreut hätte. Nur Frau Cloë und Fekety blieben in ihrer Ecke zurück.

Draußen hielten ſich die wartenden Wagen vor der Bora, die wie Meſſer ſchnitt, an die Südſeite des Hauſes geflüchtet. Die Pferde ſtanden mit zitternden Beinen und geduckten Köpfen unter ihren Decken da. Die Kutſcher hatten ſich an die Mauer gedrückt, fluchten vor Kälte, ſchlugen ſich zur Belebung die Arme um den Leib und blieſen mit aller Lungenkraft durch die Wollhandſchuhe auf die erſtarrten Finger. Aber es dauerte noch eine ganze Weile, bis ſie erlöſt wurden. Dann rollte ein Wagen nach dem anderen über den kniſternden Kies durch den Garten hinaus. Die Lichtkegel aus den Laternen ſtreiften im Vorüberfahren die ſtrohumhüllten Chamerops am eingefrorenen Springbrunnen, glitten über die ſenkrecht geſchnittene Heckenwand von blühendem Viburnum, blitzten zuletzt über das eiſerne Filigrangitter der zurückgeſchlagenen Thorflügel, zuckten auf und ab von den ſcharfen Windſtößen und verſchwanden endlich unter den kahlen, rauſchend fächelnden Bäumen der Straßenallee . . .

„Wie du heute wieder müde ausſiehſt, Nelly!" ſagte der Baron, als er ſeiner Frau bei Tiſche gegenüberſaß, eifrig mit ſeinem Teller beſchäftigt, um ſich für den kalten Weg aus der Stadt zu entſchädigen.

„Es hat heute lange gedauert," ſagte ſie und wunderte ſich wie gewöhnlich, wie ſchnell er zu eſſen verſtand.

Und dann bewegte ſich das Geſpräch in den Sätzen, wie ſie beiläufig an jedem ſolchen Abend wiederkehrten. Es gab nicht gerade viel Abwechslung.

„War Hohenſtein hier?"

„Ja, auch!"

„Und ſonſt?"

Sie zählte mühſam die Namen her.

Dann eine lange Pauſe, fürs Poulard.

„So, ſo, Falk? Läſst er mir 'was ſagen?"

„Nichts, — ja, du ſollſt die Partie nicht vergeſſen."

„Als ob ich ſchon einmal vergeſſen hätte. — Uebrigens muſs ich gleich wieder fort; ich hab' vorher noch einen Gang. — Das Poulard iſt um eine Idee zu hart, lieber Schatz!"

„Der junge Maysdorff war hier und hätte auch dich ſelbſt gern geſehen —"

„Je, der! — Sieht er eigentlich ſeinem Vater ähnlich? — Wenn er ebenſo beſchränkt iſt, wie der arme, ſelige Tonerl war —!"

Dann kam wieder eine lange Pauſe, fürs Deſſert.

Endlich ſagte er mit einem geſättigten Lächeln:

„Steh' auf, Nelly! Ich eſſ' ſonſt wieder zu viel. Das muſs factiſch anders werden!"

Er zündete ſich ſeine Cigarre an und ſtreckte ſich in den tiefen Lederfauteuil am Kamin. Dann — ſie entſchuldigte ſchon — muſste er einen Blick in die Zeitung werfen. Und eine Viertelſtunde ſpäter küſste er ſie auf die Stirne und ſagte gute Nacht.

„Geh' früh ſchlafen, Nelly! Du ſiehſt wieder ſo müde aus!"

Vorher pflegte ſie immer noch einmal in den Salon hinüberzuſehen. Auch heute. Eine einzige Lampe brannte, und die Luft in den rauchdurchfüllten Zimmern war warm und ſchlecht. Vor der Sèvresvaſe mit den phantaſtiſchen Orchideen blieb ſie ſtehen. Eine Weile blickte ſie ſinnend in die Blumen hinein. Dann zog ſie langſam ein paar Marguerithen heraus und roch an den duftloſen Sternen. Und dann ſtreifte ſie die blaſſen Blumen leiſe mit ihren rothen Lippen. Dabei ſtieg eine Blutwelle in ihre Wangen hinauf. Nein, ſie wollte ſie nicht laſſen! — Sie ließ ſie ſogar aus den Fingern auf den Boden hinabfallen. Aber gleich bückte ſie ſich darnach, berührte ihre Wange damit, kürzte die Stengel mit den Nägeln und ſteckte die Blumen unter die ſchmale Perlenſpange an ihr Kleid, auf den goldbraunen Sammt.

Ja — wenn ſich ein ſolcher Zauber ſprechen ließe! . . . nicht einmal für einen Tag des Lebens, das in ſeiner froſtigen Unabänderlichkeit vorüberfließt, — nicht für die Stunden, die abgemeſſen an uns vorüberſchlagen und fordern, daſs wir zu leben glauben . . . nur für ein [illegible] Gaukelſpiel des Traumlebens, für eine weite, ſtille Wanderung der Seele, wenn ſie ſich herausſchwingt aus dem mühſeligen Körperhaus: — nur für die Träume, die uns gehören, wie nichts anderes — —

So, wie er geſagt hatte: — ein Hochgefühl, Thränen, Seligkeit . . . ein Märchenwunder! —

Stimmen aus dem Publicum.

Nach der Confiſcation zweite Auflage!

Die Zeit.

XII. Band. | Wien, den 4. September 1897. | Nummer 153.

An unſere Leſer.

Die vorliegende Nummer der „Zeit“ wurde von der k. k. Staatsanwaltſchaft confiſciert. Als Grund der Beſchlagnahme wurden uns zwei Stellen des Leitartikels „Das größere Uebel“, ſowie zwei Politiſche Notizen der „Woche“, die ſich mit der Majoritätsbildung beſchäftigen, angegeben. Wir haben ſofort unter Hinweglaſſung der incriminierten Stellen, eine zweite Auflage der Nummer veranſtaltet und unſeren Abonnenten zugeſchickt.

Redaction und Adminiſtration „Die Zeit“.

Das größere Uebel.

Wenn man die Ereigniſſe unter der Regierung des Grafen Badeni in ihrer cauſalen Verkettung zu ihrem Urſprung zurückverfolgt, gelangt man von der deutſchen Obſtruction, die heute die Ruhe des Grafen Badeni ſtört, wieder zur jungczechiſchen Obſtruction des Jahres 1895, deren Erinnerung die erſten Tage ſeines Regimes verdüſterte.

Unter dem Zeichen der jungczechiſchen Obſtruction trat Graf Badeni ſeine Regierung an. Die jungczechiſche Obſtruction hatte ſich unter Windiſchgrätz der Regierung und deren Majorität überlegen gezeigt. Durch das Zwiſchenſpiel Kielmansegg war ſie nur vorübergehend zum Stillſtand gekommen. Jeden Augenblick konnte, muſste ſie unter Badeni wieder aufleben, ſobald die Jungczechen den Eindruck gewannen, daſs auch das neue Regime ihnen feindſelig geſinnt ſei. Wollte Graf Badeni überhaupt nur erſt einmal zu regieren anfangen, ſo muſste er auch die jungczechiſche Obſtruction zum Schweigen bringen. Ihr galt denn auch ſein erſter Kampf, und dieſer Kampf iſt im Grunde genommen auch heute noch nicht beendigt. Denn aus jenem Kampfe gegen die jungczechiſche Obſtruction iſt die ganze unfertige Situation von heute herausgewachſen, gemäß den Mitteln, welche Graf Badeni gegen die jungczechiſche Obſtruction anzuwenden für gut fand.

Confiſciert!

Eine alte Anekdote erzählt von dem Matroſen, der von einem Kinde gefragt wird, ob er ſich denn nicht fürchte, auf die See zu gehen, da doch ſein Vater und ſein Großvater, die gleichfalls Matroſen waren, auf der See geſtorben ſeien. Der ſchlagfertige Matroſe antwortete der kleinen Landratte mit der Frage, ob ſie ſich denn nicht fürchte zu Bette zu gehen, da doch ihr Vater und ihr Großvater im Bette geſtorben ſeien. Nicht nach der Logik des Matroſen, ſondern nach der des unerfahrenen Kindes richtete Graf Badeni die Haupt- und Urſprungsaction ſeiner Regierung ein. Weil ſein Vorgänger Windiſchgrätz im parlamentariſchen Kampfe gegen die jungczechiſche Obſtruction zugrunde gegangen war, fürchtete er ſich, ihn überhaupt aufzunehmen. Um ihn zu vermeiden, muſste er ſich den Jungczechen verſchreiben. So kamen die Sprachenverordnungen zuſtande, deren Veröffentlichung Graf Badeni den Jungczechen ſchon für den Herbſt 1896 verſprochen, aber in ewiger Angſt und Pein bis zum Frühjahr 1897 hinauszuziehen gewuſst hatte, wo ihn endlich das Schickſal erreichte. Der Gefahr der jungczechiſchen Obſtruction hatte er ſich allerdings entledigt, aber nur, um die noch weitaus größere Gefahr einer deutſchen Obſtruction heraufzuziehen.

Denn die jungczechiſche Obſtruction von 1895 war eine Kleinigkeit im Vergleich zur deutſchen Obſtruction von 1897. Von den etwa 55 Jungczechen, die damals im Abgeordnetenhaus ſaßen, hatte ſich, wie bekannt, der weitaus größere Theil mit bewuſster Abſicht von der Obſtruction ferngehalten, und kaum 20 hatten ſich daran betheiligt, denen aus dem ganzen übrigen Haus nicht mehr als zwei Wilde zur Seite ſtanden. Die deutſche Obſtruction unſerer Tage wird von faſt 80 Deutſch-Oppoſitionellen gehalten, denen ſich noch ungefähr 20 Mann aus anderen Parteien gelegentlich hilfeleiſtend beigeſellen. Vernünftige Menſchen wählen zwiſchen zwei Uebeln immer das kleinere. Graf Badeni in ſeinen Obſtructionsnöthen wählte — wofern man da von einer Wahl noch ſprechen kann — das größere, gewiſs nicht, weil es das größere war, ſondern offenbar nur, weil der Scharfſinn des Gewiſſen nicht ausreichte, es vorauszuſehen, da es vor ihm noch nicht dageweſen war. Sobald es da war, ſtellte ſich auch beim Grafen Badeni der heilſame Schreck ein, der nun allerdings an Größe das Uebel ſelbſt noch um einiges übertraf. Die Obſtruction iſt ein Problem der Zeit. Hat die Regierung Zeit, ſo ſiegt ſie über die Obſtruction. Hat die Regierung wegen irgendwelcher dringlichen geſetzgeberiſchen Maßnahmen keine Zeit zu verlieren, ſo ſiegt die Obſtruction. Als die deutſche Obſtruction im Mai dieſes Jahres begann, hatte Graf Badeni Zeit, unerhört viel Zeit, gute fünf Monate vor jeder Dringlichkeit zur Verfügung. Hätte er ſich damals in aller Gemüthsruhe auf das Geduldſpiel eingelaſſen, ſo hätte er ſiegen können. Aber er hatte nicht den Muth zu kämpfen. Die deutſche Obſtruction erweckte in ihm wieder die unſeligen Erinnerungen an das ſelige Miniſterium Windiſchgrätz. So nahm er im Anfang Juni vor der Obſtruction Reißaus. Mittlerweile ſind drei Monate nutzlos vergangen. Die ſchwebenden Unterhandlungen des Grafen Badeni mit den Jungczechen nehmen einen vierten Monat in Anſpruch. Und wenn er dann, längſtens anfangs October, das Parlament wieder einberuft, kann Graf Badeni die Obſtruction, wofern ſie feſt bleibt, nicht mehr beſiegen, weil er keine Zeit mehr zu verlieren hat, da die Delegationswahlen und das Ausgleichsproviſorium, die dringlichſten Angelegenheiten der Monarchie, von Monat zu Monat verſchoben, dann bereits unaufſchiebbar geworden ſein werden.

Confiſciert!

Aber die Folge ſolcher That wäre wahrſcheinlich abermals nur die, daſs er ein größeres für ein kleineres Uebel eingetauſcht hätte. Denn in dem Momente, wo die Geſchäftsordnung gebrochen würde, wäre das Parlament zu einem ordnungs- und rechtloſen Conventikel herabgeſunken, das, aller Vorausſicht nach, die deutſche Oppoſition unter dem Beifall aller rechtlichen Politiker in- und außerhalb Oeſterreichs, verlaſſen würde, um ihre Agitation ausſchließlich außerhalb des Parlaments, im Lande draußen mit erhöhter Intenſität und verſtärkter moraliſcher Kraft fortzuſetzen. Eine nothgedrungen außerparlamentariſche Oppoſition iſt aber viel gefährlicher als eine parlamentariſche. Die Parlamente ſind ja doch erfunden worden, nicht um dem Volke ſein Recht zu geben, ſondern um den Regierenden ihre Arbeit zu erleichtern: als Ventile für die politiſchen Leidenſchaften, die ſich hier mit geringerem Schaden entladen können. Mit einer ſtarken außerparlamentariſchen Oppoſition, die noch dazu, wie bei den Deutſchböhmen, nicht eine einzelne Partei, ſondern einen compacten Volksſtamm umfaſſen würde, wäre der Staat auf die Exploſion geſtellt.

Damit freilich wäre dann die Kriſe in der Politik des Grafen Badeni glücklich erreicht. Es könnte für Oeſterreich keine größere innere Gefahr geben als die einer aufſtändiſchen Bewegung in jenem Landestheil, in welchem durch einige Grenzpfähle ein kleines Bruchſtück von der mit allen Vorzügen nationaler Einigung und höherer Cultur geſegneten Hauptmaſſe des deutſchen Volkes getrennt iſt. Mag auch Graf Badeni mit einem noch ſo bedeutenden Aufwand von ſtaatsmänniſcher Fehlſicherheit jederzeit nach dem größeren Uebel greifen: höher gienge es nimmer. Dann könnte ſelbſt in der Denkrichtung des Grafen Badeni ſchließlich doch, in Ermangelung eines möglichen noch größeren Uebels, einmal die Wendung zum Vernünftigen eintreten, zur Politik des kleineren Uebels, die ſich, bis auf die Ausnahme des Grafen, noch der Anerkennung aller Staatsmänner aller Staaten und Zeiten zu rühmen gehabt hat. Wenn aber einmal auch in Oeſterreich des Grafen Badeni das kleinere dem größeren Uebel vorgezogen wird, dann könnte die Reihe zum Opponieren wiederum an die Czechen kommen. Das wäre für den Staat das kleinere, für die Czechen aber ſicherlich das größere Uebel. Das ſollten ſich doch die Jungczechen nochmals trefflich überlegen, ehe ſie dem Grafen Badeni zur Erreichung des größten Uebels ihre hilfreiche Hand bieten.

K.

Staatserhaltende Beſtrebungen und Junkerpolitik in Deutſchland.

In allen Parteien hat der Ruf zur Sammlung einen lebhaften Widerhall gefunden. Die Neuwahlen zum Reichstage ſind nicht mehr ferne, und die parlamentariſchen Kämpfe, welche die Seſſion abſchließen werden, bringen die Entſcheidung darüber, unter welchen Bedingungen und Tendenzen ſich die Wahlſchlacht entwickeln wird. Der leitende Miniſter, Dr. von Miquel, hat im Sinne des Staatsgedankens die Idee der Solidarität der Intereſſen angeregt; man darf daher auch erwarten, daſs die Regierung unter ſeiner Leitung durch ein klares Programm und eine ebenſo entſchiedene als conſequente Vertretung desſelben geſtaltend und klärend auf das Parteileben einwirken wird. Ob der in einzelnen Blättern aufgetauchten Befürchtung, die angeſtrebte Sammlung werde auf der bedenklichen Grundlage parlamentariſcher Handelsgeſchäfte erfolgen, liegt zur Zeit kein Grund vor.

Digitized by Google

Die allgemeine politiſche Lage erſcheint durch die Ablehnung des „kleinen Umſturzgeſetzes“ weſentlich gebeſſert und vereinfacht. Die auf Ausnahmegeſetze und eine Beſchränkung des Reichstagswahlrechtes abzielenden Pläne ſind völlig ausſichtslos geworden. An dieſer Sachlage könnte auch ein Graf Botho Eulenburg nichts ändern, ſelbſt wenn ihm der Poſten zufallen ſollte, der ihm kurz vor dem Sturze des Grafen Caprivi zugedacht war. Das langerſehnte reactionäre Kartell iſt an der Haltung der Nationalliberalen geſcheitert. Bei der großen Mehrheit dieſer Partei kam die Erkenntnis zum Durchbruche, daſs eine Beſchränkung der ſtaatsbürgerlichen Rechte die ſocialen Gegenſätze in gefahrdrohender Weiſe verſchärfen müſſe. Die Furcht vor dem gewaltſamen Umſturz machte der Erwägung Platz, daſs die Socialdemokratie gerade in ihren maßgebenden Kreiſen zahlreiche Perſonen aufweiſt, die auch unter der Herrſchaft des Großcapitalismus in die Reihen der Beſitzenden aufgeſtiegen und Anhänger der friedlichen Entwickelung geworden ſind. Die auf praktiſche Beſtrebungen und ſachliche Ziele gerichtete Strömung der Arbeiterbewegung findet eine immer kräftiger werdende Stütze in dem Fortſchreiten der Gewerkſchaftsorganiſation, die zwar bis jetzt nur etwas mehr als 6 Procent der Induſtriearbeiter in ſich aufgenommen, aber alle treibenden Kräfte umfaſst und über ein anſehnliches Budget verfügt.

Die führende Rolle bei der Stellungnahme gegen das „kleine Umſturzgeſetz“ hatte die „Nationalzeitung“ übernommen, deren Chefredacteur im Vorjahre mit großer Wärme für die Sache der Confectionsarbeiter eingetreten war. Ihr folgte die „Kölniſche Zeitung“. Die vor der entſcheidenden Abſtimmung im Abgeordnetenhauſe mehrfach ausgeſprochene Prophezeiung, die nationalliberalen Landtagsmitglieder würden nur zum Theil ihren Preſsorganen folgen, blieb unerfüllt. Vielleicht hat dabei der Umſtand mitgewirkt, daſs in nationalliberalen Kreiſen die Meinung verbreitet war, die Ablehnung der Vorlage werde weniger eine Niederlage für die Regierung ſein, als für die unverantwortlichen Rathgeber des Kaiſers. Jedenfalls bedeutet der Ausgang des letzten parlamentariſchen Kampfes eine erhebliche Stärkung für die Nationalliberalen und ein Abdrängen der Deutſchconſervativen und Freiconſervativen von ihrer beherrſchenden Poſition. Das ſcheint auch die Anſicht des Fürſten Bismarck zu ſein. Seine von den nationalliberalen „Hamburger Nachrichten“ ohne Commentar übernommenen Aeußerungen über die junkerlichen Streber enthalten die Mahnung, ein etwaiges Wahlkartell nicht von vornherein durch eine conſervative Führung zu gefährden. Die Beherzigung dieſer Mahnung dürfte denn auch durch den Beſuch, welchen Graf Limburg-Stirum, der Führer der conſervativen Fraction und Hauptvertreter des Umſturzkartells, in den letzten Tagen in Friedrichsruhe gemacht hat, nicht verhindert werden.

Mit Recht iſt conſtatiert worden, daſs der Altreichskanzler nicht daran dachte, den preußiſchen Adel als ſolchen anzugreifen. Dieſer zählt zweifellos zahlreiche Familien, deren Pflichttreue und Tüchtigkeit erprobt iſt, die mit ihrem Opfermuth nicht prunken, ihn aber nach vielen Richtungen hin bethätigen, obwohl derſelbe oft genug von Heuchlern und Frömmlern miſsbraucht wird. Die Worte des Fürſten gelten bekannten conſervativen Strebern und jener Gattung von Politikern, denen eine hervorragende conſervative Perſönlichkeit folgende drei F gewidmet hat: faul, feige und filzig. Im Punkte der Streberei kennt Bismarck ſeine Pappenheimer, denn er hat ihre Schwächen häufig ſeinen Zwecken dienſtbar gemacht. Zur Zeit des Culturkampfes war in einer ſtark beſuchten Fractionsſitzung beſchloſſen worden, gegen die Regierung zu votieren. Bei der entſcheidenden Abſtimmung blieb aber nur ein kleiner Bruchtheil feſt, die große Mehrheit erlag dem chroniſch auftretenden „Umfall“. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daſs die Betreffenden ſämmtlich Streber geweſen, einzelne beugten ſich in ſelbſtloſer Unterwürfigkeit vor der Autorität des leitenden Staatsmannes. Eine der zuverläſſigſten conſervativen Stützen des Fürſten Bismarck war Herr von Helldorf-Bedra. Auch diejenigen, welche ihn wegen ſeiner Hinneigung zu den Gegnern der Socialreform bekämpft haben, müſſen ihm nachrühmen, daſs er einer der thätigſten und gewandteſten Fractionsführer war. Wenn es gelang, in ihm den gouvernementalen Parteileiter zu beſeitigen, ſo war dabei der Grund mit beſtimmend, daſs ſeine Ueberlegenheit von den nach der Führung ſtrebenden Junkern unangenehm empfunden wurde. Ein in der letzten Nummer der „Deutſchen Revue“ veröffentlichter Aufſatz läſst darauf ſchließen, daſs Herr v. Helldorf bei der bevorſtehenden Sammlung der Staatserhaltenden wieder in Action treten will. Er ſtellt den deutſchen Conſervativen die engliſchen Tories gegenüber, vergleicht den Fürſten Bismarck mit Lord Randolph Churchill und gelangt zu dem Schluſſe, daſs die Conſervativen keine einſeitige Standespolitik treiben, ſondern die Intereſſen der breiten Maſſen des Volkes berückſichtigen müſſen.

Die [illegible]

Miniſterpräſident Méline kürzlich aus den dem Staate zu leiſtenden Beiträgen der Nationalbank einen Credit von 40 Millionen in Ausſicht ſtellte, einen bedeutſamen Aufſchwung nehmen, während ſelbſt in Rufsland ſeit der Neugeſtaltung der Reichsbank die bäuerlichen Genoſſenſchaften Fortſchritte machen, vergeuden unſere Agrarier die koſtbare Zeit in unfruchtbaren Agitationen. In dem Moniteur des Grafen Limburg-Stirum, in der „Conſervativen Correſpondenz“ fanden ſelbſt die Ausführungen eines reactionären Publiciſten anerkennende Erwähnung, in denen alles Genoſſenſchaftsweſen als „ſocialiſtiſcher Humbug“ bezeichnet und den Bauern gegenüber als beſte Parole der Spruch empfohlen war: „Quieta non movere“.

Unter der Führung der Junker iſt die conſervative Parteiorganiſation in Verfall gerathen. Die ſchon wegen der vielen „Faulen“ und „Filzigen“ nur ſpärlich einlaufenden Mittel reichen gerade aus, um einem ſtolzen, ruheliebenden Herrn eine Sinecure und die Muße zu gewähren, die „Chronik derer von X.“ zuſammenzuſtellen. Alle in dieſer Sache vorgebrachten Klagen waren vergeblich. Der Mittelpunkt der Parteithätigkeit, d. h. die Stelle, wo Rührigkeit, agitatoriſche Fähigkeiten und Thatkraft nöthig wären, iſt eine Stätte beſchaulichen Daſeins geblieben. Die Abneigung der großen Herren gegen alles, was Agitation heißt, iſt nicht zu überwinden. Daher der Haſs gegen das allgemeine Stimmrecht. Daſs Menſchen wie Parteien Stärke und Tüchtigkeit nur im Kampfe erringen, haben die junkerlichen Politiker nie begreifen wollen. Eine beträchtliche Anzahl conſervativer Vereinigungen iſt untergegangen, weil ihre hochgeborenen „natürlichen“ *) Führer den Mitgliedern die Ehre einer Einberufung immer nur kurz vor den Wahlen zutheil werden ließen. Auf dieſe Weiſe ſind Mandate, die viele Jahre hindurch feſter Beſitz der Conſervativen geweſen, an die antiſemitiſchen Agitationsgeſellſchaften zur Erwerbung von Reichstagsmandaten verloren gegangen. So wenig die Junker es heute eingeſtehen wollen, ſo bleibt es doch wahr, daſs Ahlwardt der Mann nach ihrem Herzen, d. h. ihrem ganzen Denken und Fühlen ſympathiſch geweſen iſt. Wie bequem iſt die antiſemitiſche Lehre: „Die ſociale Frage iſt eine Judenfrage!“ Da konnten die Herren es ſchon verzeihen, daſs Ahlwardt die pommerſchen Bauern aufhetzte und ihnen erzählte, er werde im Reichstag dafür ſorgen, daſs künftig ein Liter Schnaps nur noch 20 Pfennige koſte.

Als bei den letzten Reichstagswahlen ein pommerſcher Junker aus dem Neuſtettiner Kreiſe trotz der ihm ungünſtigen Stimmung der Bevölkerung Abgeordneter werden wollte, ließ er zwar anfangs ſeinen Gegencandidaten Ahlwardt bekämpfen, bei einem ſpäteren Wahlgange lud er ihn aber zum Frühſtück ein und forderte ſeine Getreuen auf, für den radicalen Antiſemiten zu ſtimmen. Jetzt iſt der mit einem ſtürmiſchen Temperament begabte Agrarier in den ruhigen Hafen des Herrenhauſes eingelaufen. Auch die von Herrn von Liebermann geführten Antiſemiten haben den Conſervativen einige Sitze abgenommen, und ſo oft letztere dagegen murrten, muſsten ſie die Drohung hören, daſs jede feindſelige Kundgebung mit einem neuen Einbruch in conſervatives Gebiet beantwortet werden würde. Aehnliche Erfahrungen haben die conſervativen Junker mit dem Bunde der Landwirte gemacht, zu deſſen Schöpfern ja bekanntlich Herr von Ploetz gehörte.

Die parteiloſe, agrariſche Organiſation drückt heute mit ihrem ganzen Schwergewichte auf die politiſchen Entſcheidungen der Conſervativen. Die rechtzeitigen und wohlgemeinten Warnungen des „Reichsboten“ verhallten ungehört, und auch die jüngſte Mahnung dieſes Blattes an die Conſervativen, die einſeitige Intereſſenpolitik zu verlaſſen und ſich zu einer Staatspartei emporzuſchwingen, wird erfolglos bleiben.

Nicht ſelten konnte man von conſervativen Abgeordneten bürgerlicher Abkunft hören, mit welcher Anmaßung die Junker in der Fraction vorgehen und ohneweiters beſtimmen; als aber eines Tages der Unmuth ſich in Thaten Luft zu machen drohte, da verſchmähte es auch der „ſchneidigſte“ Oſtelbier nicht, Arm in Arm mit dem Vertreter des Handwerkes durch die Reichstagsräume zu wandeln und ihm zu verſichern, ſein Austritt aus der Fraction werde ein unermeſslicher Verluſt für die gute Sache ſein und die Partei härter treffen als die Trennung von Stöcker. Letzterer wurde einige Jahre lang nur deshalb von den Junkern unterſtützt, weil ſie hofften, er werde ihnen eine Schutztruppe gegen Liberale und Socialdemokraten organiſieren, ſonſt waren die Sympathien für den ehemaligen Hofprediger nur ſehr geringe. Ein ſehr angeſehener Großgrundbeſitzer verſicherte mir und einem ſehr intimen Freunde Stöckers ſchon vor fünf Jahren, er habe, als er ſich im Herrenhaus und im Landtag nach Freunden Stöckers umgeſehen, recht arge Enttäuſchungen erlebt.

Am ſchlechteſten behandeln die Junker ihre Preſſe. Die von dem Verband der conſervativen Preſſe einmüthig ausgeſprochene Bitte, einen [illegible] in den weiteren Parteiausſchuſs [illegible] bis vor zwei Jahren aus[illegible], wurde unter nichtigen Vorwänden abgelehnt. Nach [illegible] erwarteten viele Conſer[illegible] in der Leitung der „Kreuzzeitung“ einem [illegible] zugewieſen würde. Wie es kam, daſs

*) [illegible] bezeichnete Graf Limburg-[illegible] „[illegible]“ Führer der Arbeiter.

Digitized by Google

man ſich mit einem bürgerlichen Chefredacteur begnügte und ſelbſt eine zweite, von einem pommerſchen Junker empfohlene, für die betreffenden Kreiſe charakteriſtiſche bürgerliche Candidatur in Erwägung zog, ſoll hier unerörtert bleiben. Im Jahre 1890, bald nach Publication der eine neue ſocialpolitiſche Aera verkündenden kaiſerlichen Erläſſe, beſchloſs das Curatorium der „Kreuzzeitung“, dem „Volke“ bedingungslos 20.000 Mark, zahlbar in monatlichen Raten, zuzuwenden. Aber ſchon nach wenigen Monaten wurde eine Aenderung in der Haltung des Blattes unter Androhung der Entziehung der Unterſtützung verlangt, und ich antwortete, der Verzicht auf die Subvention werde der Aenderung unſerer Haltung vorgezogen. Unter den Mitgliedern des Curatoriums gab es damals einen Junker, der ſich im Stillen über dieſe Antwort freute, und dies war der Vorſitzende, der alte ehrenfeſte Herr v. Kleiſt-Retzow, mit dem ein gutes Stück conſervativer Tüchtigkeit zu Grabe getragen wurde.

Daſs einzelne Junker nicht nur ihren Zeitungsſchreibern, ſondern auch den unter ihrem Patronate ſtehenden Geiſtlichen eine ähnliche Stellung zuweiſen möchten wie ihrem Geſinde, iſt mir oft berichtet worden. Einem ſchleſiſchen Pfarrer, der es gewagt hatte, über ländliche Arbeiterverhältniſſe an das „Volk“ zu berichten, wurde ſchließlich die Zumuthung geſtellt, gegen ſein beſſeres Wiſſen und ſeine Ueberzeugung einen Widerruf zu veranlaſſen. Kein ernſtes conſervatives Blatt wird die hier angeführten Thatſachen beſtreiten können, ich übergebe ſie in voller Unabhängigkeit der Oeffentlichkeit, weil es niemals ſchaden kann, wenn ausgeſprochen wird „was iſt“.

Die in den letzten Jahren eingetretene ſocialpolitiſche Schwenkung der Junker in das Lager des Herrn v. Stumm habe ich in dieſem Blatte ſchon gekennzeichnet und documentariſch beleuchtet. Wohl aus dieſem Anlaſſe hat vor längerer Zeit ein conſervatives Provinzialblättchen einen Aufſatz der „Deutſchen volkswirtſchaftlichen Correſpondenz“ nachgedruckt, der mir u. a. Wandlungen vorgeworfen. Kein Conſervativer, der mich kennt, wird dieſen Vorwurf für berechtigt halten. Zur Zeit der erſten conſervativen Verſammlung, in der ich geſprochen und gegen die Anhänger des reactionären Kartells eine ſocialreformeriſche Reſolution durchſetzte, ſchrieb die „Freiſinnige Zeitung“ in einem Leitartikel (2. Juni 1889) unter Hinweis auf den Umſtand, daſs das Bureau der Verſammlung zum Theil aus activen Geheimräthen beſtand: „Wenn das Laſſalle erlebt hätte!“ Und ſieben Jahre ſpäter gipfelten alle in der conſervativen Preſſe gegen mich gerichteten Artikelſerien in der Forderung: „Die Partei muſs vor der Schmach bewahrt bleiben, von O. in das Lager des Juden Laſſalle geführt zu werden“. Man vergleiche damit den Ausſpruch des Präſidenten des erſten Congreſſes der radicalen öſterreichiſchen Arbeiterpartei (Doctor Tauſchinsky): „Man kann dem O. nur e i n e n Vorwurf machen, er iſt auf dem Standpunkte Laſſalles ſtehen geblieben und hat ſich nicht weiter entwickelt“. Dieſen Vorwurf acceptiere ich gerne auch heute noch.

Als man einſt dem Junker Bismarck im Reichstag ſeine Beziehungen zu Laſſalle vorhielt, antwortete er u. a.: „Die Beſtrebungen von damals, welche man mir zum Vorwurfe macht, ich rechne ſie mir zur Ehre an“. Die ſtrebenden oſtelbiſchen Junker von heute wiſſen als Geiſtesverwandte Ahlwardts von Laſſalle allerdings ſoviel wie nichts, aber ihre Unwiſſenheit hat auch nicht wenig dazu beigetragen, die „kleine aber mächtige Partei“ in die Gefolgſchaft großcapitaliſtiſcher Claſſenpolitiker zu drängen. Doch iſt für ihre reactionären Experimente in dieſer Epoche weltbewegender Ereigniſſe kein Raum mehr. Im Intereſſe der gewaltigen Aufgaben, die des Deutſchen Reiches harren, werden die Vertreter der Nation über die falſche Kartellpolitik zur Tagesordnung übergehen und nur einem den allgemeinen Staatsintereſſen dienlichen Ruf zur „Sammlung“ Folge leiſten.

Berlin. Heinrich Oberwinder.

Einiges über Malthus.

I.

Im Jahre 1898 wird die gelehrte Welt ein ſehr intereſſantes Gedächtnisfeſt begehen können — ob es auch gefeiert werden wird? Es werden nämlich dann hundert Jahre verfloſſen ſein, ſeitdem die erſte Auflage des Malthus'ſchen Werkes über die Bevölkerung erſchienen iſt — allerdings in einer Form, welche mit derjenigen der ſpäteren Auflagen des Werkes höchſtens die grundlegenden Gedanken, ſonſt aber ſehr wenig gemein hatte.

Hundert Jahre ſcheinen eine genügend große Zeit zu ſein, um über den Wert oder Unwert eines literariſchen Erzeugniſſes ins Reine zu kommen, aber über Malthus' Buch gehen die Meinungen noch immer faſt eben ſoweit auseinander, wie zur Zeit ſeines erſten Erſcheinens. Es wird noch immer darüber geſtritten, ob es nur Falſches, oder doch auch etwas Wahres, oder ſchließlich, ob es irgend etwas enthalte, das nicht ſelbſtverſtändlich ſei.

An dieſer Verſchiedenheit der Meinungen iſt Malthus ſelbſt vielleicht nicht ganz ohne Schuld geweſen. Obwohl ſchriftſtelleriſch keineswegs unbedeutend, beſaß er weder die hohe literariſche Begabung eines Adam Smith, noch wuſste er, wie David Ricardo, ſeine Sätze feſt, geſchloſſen, faſt wie mathematiſche Theoreme aufzubauen und zu begründen, damit ſie, wenn nicht angenommen, widerlegt, wenn nicht widerlegt, angenommen werden m ü ſ ſ e n. Er iſt verhältnismäßig wenig geleſen und — ſowohl von Gegnern wie von Freunden — vielfach miſsverſtanden worden. Noch immer muſs jede Beſprechung ſeiner Lehre unerquicklicherweiſe mit einer Abſonderung deſſen, w a s e r n i c h t g e ſ a g t, von dem, was er in Wirklichkeit geſagt hat, mit einer Sonderung des legendariſchen vom thatſächlichen Malthus beginnen.

Alſo, Malthus hat n i c h t etwa geſagt, daſs „die Bevölkerung in geometriſchem, die Nahrungsmittel dagegen in arithmetiſchem Verhältniſſe anwachſen“; denn er war ja überhaupt kein Idiot, ſondern ein vernünftiger und ſogar geſcheiter Menſch. Vielmehr hat er in Bezug auf dieſe b e i d e n Punkte — wenigſtens, wenn man mehr als zwei Zeilen ſeiner Bücher lieſt — das G e g e n t h e i l behauptet.

Er hat geſagt: die Menſchen m ö c h t e n gern, und zwar in jeder Generation, wie ihre Vorfahren heiraten und Kinder zeugen; ſie w ü r d e n demnach, wenn ſie unter ganz günſtigen ökonomiſchen Verhältniſſen lebten und ſomit in der Erfüllung ihrer Begierden ſich keinerlei Einſchränkung zu unterwerfen brauchten, ihr Geſchlecht in geometriſcher Reihe — d. h. wie die Zahlen 1, 2, 4, 8, 16 u. ſ. w. — vermehren, und zwar mit der Schnelligkeit, daſs eine Verdoppelung der Bevölkerungszahl ſpäteſtens alle 25 Jahre eintreten würde.

Allein ſie können dies nicht, denn in den Ländern alter Cultur laſſen ſich die Lebensmittel nicht nur nicht in geometriſcher, ſondern nicht einmal in einer arithmetiſchen Reihe innerhalb derſelben Zeitperiode vermehren, mit anderen Worten, es iſt undenkbar, daſs in ſolchen Ländern die Summe der Bodenfrüchte alle 25 Jahre auch nur um denſelben Betrag zunehmen könnte, den ſie zur Zeit (d. h. zu der Zeit, wo Malthus ſchrieb) erreicht hat, geſchweige denn, daſs ſie ſich alle 25 Jahre verdoppeln könnte.

Die Möglichkeit einer Vermehrung und ſogar einer erheblichen Vermehrung der Lebensmittel auch in alten Ländern hat Malthus keineswegs in Abrede geſtellt, er wollte nur auf den wichtigen, leider immer wieder überſehenen Umſtand hinweiſen, daſs vor allem in der Landwirtſchaft jeder ſchon erreichte Fortſchritt, ſei es die Urbarmachung öder Landſtrecken, ſei es die Steigerung des Ertrags des ſchon bebauten Bodens, einen weiteren Fortſchritt d e r ſ e l b e n Art nothwendigerweiſe erſchwert und ſchließlich unmöglich macht.

Malthus hätte die Grenzen der Ertragszunahme des Bodens vielleicht in formell glücklicherer Weiſe als durch das Beiſpiel einer arithmetiſchen Reihe veranſchaulichen können. Dies iſt jedoch Nebenſache. Die Erfahrung hat Malthus vollkommen recht gegeben, denn ſogar der unerwartet hohe wirtſchaftliche und wiſſenſchaftliche Aufſchwung unſeres Jahrhunderts hat es keineswegs vermocht, die landwirtſchaftliche Production der europäiſchen oder ſonſtigen alten Länder alle 25 Jahre auch nur entfernt um den am Anfange des Jahrhunderts vorhandenen Betrag zu ſteigern. Die Unmöglichkeit einer wiederholten Verdoppelung desſelben alle 25 Jahre — worauf es hier eigentlich ankommt — braucht nicht erſt in Frage geſtellt zu werden.

Von jenen Malthus'ſchen Prämiſſen dürfte höchſtens ein einziger Punkt in Frage geſtellt werden können, nämlich die Länge des Zeitraumes, während deſſen eine Verdoppelung der Bevölkerungszahl günſtigſtenfalls zu erzielen wäre. Ich habe im Obigen, wie dies auch Malthus, nicht aber die Mehrzahl ſeiner Anhänger thut, ein entſcheidendes Gewicht darauf gelegt, daſs dieſer Zeitraum weniger als 25 Jahre betrage, oder, was dasſelbe iſt, daſs der phyſiologiſch mögliche Zuwachs des Menſchengeſchlechtes in jährlichem Durchſchnitt etwa 3 Procent, 3 0 p r o T a u ſ e n d d e r B e v ö l k e r u n g ausmache.*) Dieſe Behauptung iſt vielfach beanſtändet worden, es iſt auch nicht ſo leicht, ſie in ganz ſtrenger Form zu beweiſen, allein mit ihrer Glaubwürdigkeit ſteht oder fällt, wie mir ſcheint, die praktiſche Bedeutung der ganzen Lehre. Man thut mithin Malthus einen ſchlechten Dienſt, wenn man nach dem Vorgang mehrerer Volkswirte, z. B. des ſonſt um die Verbreitung ſeiner Lehre hochverdienten Guſtav Rümelin, die genaue Bezifferung jener muthmaßlichen Periode als einen Stein des Anſtoßes zu beſeitigen ſucht. Man ſagt dabei etwa: auf einen Stein mehr oder weniger kommt es hier nicht an; zugegeben, daſs Malthus die Vermehrungsmöglichkeit des menſchlichen Geſchlechtes zu hoch gegriffen hat, daſs es eine Verdoppelung desſelben vielmehr höchſtens in 50 oder gar in 100 Jahren erfolgen könne, ſo würde ja die Bevölkerungszahl demnach ſchließlich über alle Grenzen wachſen und die Malthus'ſche Theorie bleibt ſomit immerhin aufrecht zu erhalten.

Die Theorie allerdings, aber ſchwerlich die darauf zu ſtützende Praxis. Und zwar aus folgenden Gründen. Angenommen — was allerdings den Thatſachen ſchnurſtracks widerſpricht — daſs die Verdoppelung der Bevölkerung höchſtens in 100 Jahren erfolgen könnte, ſo wäre das Maximum des durchſchnittlichen jährlichen Zuwachſes nicht ganz 0·7 Procent oder 7 pro Tauſend der Einwohner; ſo daſs, wenn wir die größtmögliche Natalität auf 45 pro Mille veranſchlagen (was niedrig berechnet iſt), die kleinſtmögliche Sterblichkeit auf etwa 38 pro Mille angenommen werden müſste.

Es iſt wohl nicht zuviel geſagt, daſs unter ſolchen Vorausſetzungen eine Bevölkerungsfrage im praktiſchen Sinne des Wortes nie-

*) Die Verdoppelung in je 25 Jahren erfordert einen durchſchnittlichen jährlichen Zuwachs von 28 ‰.

Digitized by Google

mals aufgetaucht wäre. Nicht als ob eine Bevölkerung lange fortfahren könnte, auch mit dieſer Schnelligkeit ſich zu vermehren. Eine Einſchränkung der Natalität wäre auch hier früher oder ſpäter unerläſslich. Allein die erforderliche Einſchränkung wäre jedenfalls *ganz klein*, ſie könnte niemals ein Sechstel der größtmöglichen Geburtenzahl betragen. Sie überſtiege folglich keineswegs das Maß des Erreichbaren und würde ſich wahrſcheinlich ohne ſcheinbare Veränderung der ſocialen Gewohnheiten gleichſam von ſelbſt einſtellen, ſobald die ökonomiſchen Verhältniſſe infolge der Bevölkerungszunahme etwas knapper geworden.

Ganz anders aber, woſern Malthus recht hat, wenn die natürliche, phyſiologiſch-mögliche Vermehrung des Geſchlechts eine Verdoppelung in weniger als 25 Jahren und ſomit die unter günſtigen Verhältniſſen ſtattfindende jährliche Bevölkerungszunahme etwa 30 pro Mille betrüge. Gegenüber einer Geburtenzahl von 45 pro Mille ſtände dann eine Sterblichkeit von nur 15 pro Mille, und damit würde das Gleichgewicht zwiſchen Geburten und Sterbefällen eintreten — was auf die Dauer immer nothwendig wird — es muſs folglich, wenn nicht die Sterblichkeit zunehmen ſoll, was ſchlechteren Lebensverhältniſſen gleichkommt, die Fruchtbarkeit um *wenigſtens* zwei Drittel ihres natürlichen Betrages vermindert werden.

Das iſt das furchtbare Dilemma, welchem die Malthus'ſche Theorie, wenn ſie ſonſt wahr iſt, uns gegenüberſtellt. Ihre praktiſche Bedeutung liegt nicht etwa darin, daſs ſie uns Beſchränkungen auferlegt, denn das thut ja die Civiliſation auf jedem Gebiete, ſondern in der unvergleichlichen Größe des Zwanges, welchen ſie uns als nothwendig erſcheinen läſst. Die Zahl der Geburten auf nur *ein Drittel* der möglichen einzuſchränken — es könnte ſcheinen, als ob die Menſchen, ſo wie ſie von der Natur aus ſind, ſich eher alles andere bieten ließen, als auf ſo etwas einzugehen.

Allein die Behauptung Malthus' iſt zweifellos vollkommen wahr, und man braucht nicht einmal ſich außerhalb der Grenzen Europas zu verſetzen, um einen hinlänglich überzeugenden Beweis von ihrer Richtigkeit, wenn auch allerdings in indirecter Form, zu erlangen. Die oben erwähnten Ziffern — 45 pro Mille für die Fruchtbarkeit, 15 pro Mille für die Sterblichkeit — waren keineswegs aus der Luft gegriffen. Beide kommen in Europa vor — ſelbſtverſtändlich jedoch nicht zuſammen in einem und demſelben Lande. Noch in den jüngſten Zeiten oder wenigſtens vor ein paar Decennien ſtand die Geburtenziffer in mehreren Theilen Europas, wie in den öſtlichen Provinzen Oeſterreichs und Preußens, am Anfang des Jahrhunderts ſogar in einigen Theilen Frankreichs, eben um die Zahl 45 pro Tauſend. Aus Rußland wird noch immer eine Natalität von gegen 50 pro Mille gemeldet, einige Fabriksorte Sachſens (wo allerdings die Zuſammenſetzung der Bevölkerung eine abnorme geweſen ſein mag), zeigten unlängſt noch viel höhere Zahlen. Kurz, auch die Geburtenziffer von 45‰ bezeichnet zweifelsohne noch lange nicht die Grenze der Fruchtbarkeit eines Volkes, welches in allen Beziehungen unter wirklich günſtigen wirtſchaftlichen und hygieniſchen Verhältniſſen leben würde.

Und nun die Sterblichkeitsziffer. Gibt es denn wirklich in Europa Beiſpiele von einer ſo geringen Sterblichkeit wie nur 15 pro Mille? Ja, in den Ländern, wo die Geburtenzahl auf 40 oder mehr pro Mille hinaufſteigt, wird man ſie allerdings vergebens ſuchen. Es mag ſogar wundernehmen, daſs ſie überhaupt exiſtiere. Das iſt jedoch der Fall, wie die Statiſtik meines eigenen Heimatlandes zeigt. Die ſchwediſche Sterblichkeit, ſchon früher eine der geringſten in Europa und nur die norwegiſche überſteigend, iſt in der letzten Zeit unter dem allgemeinen wirtſchaftlichen Aufſchwung des Landes, durch Verbilligung der Nahrungsmittel (die man ſich jedoch heute ehrlich bemüht, durch hohe Zölle wiederum zu vertheuern), durch Errichtung von Waſſerleitungen in den Städten u. ſ. w. noch um ein bedeutendes zurückgegangen, und zwar in den höheren und höchſten Altersclaſſen ebenſo gut wie in dem früheſten Kindesalter.*) Die durchſchnittliche Sterblichkeit in Schweden betrug während des Jahrzehntes 1880—90 nicht ganz 17 pro Mille. Dies iſt der Durchſchnitt für das ganze Land, es gibt aber mehrere Provinzen in Schweden mit einer noch geringeren Sterblichkeit. An erſter Stelle ſteht augenblicklich die Provinz Wermland (an der norwegiſchen Grenze) mit nur 11·17 (auf dem flachen Lande ſogar nur 11·11) pro Mille Sterblichkeit. Dieſer Record wurde jedoch in dieſer Hinſicht ſchon vor einem halben Jahrhundert von der Provinz Jemtland im nördlichen Theile des Landes geſchlagen, deren Sterblichkeit während des Jahrzehntes 1840—50 die kaum glaubliche, aber ſicher bezeugte Ziffer von nur 12·95 pro Mille betrug. (Seitdem iſt die Sterblichkeitsziffer Jemtlands beſonders wegen Einwanderung aus den Nachbarprovinzen erheblich geſtiegen.)

Schweden iſt jedoch gar kein Dorado. Die große Maſſe der Bevölkerung lebt in ſehr beſcheidenen, um nicht zu ſagen kümmerlichen Verhältniſſen. Bei der überaus geringen Ehefrequenz fällt überdies die [illegible] unverheirateten Männer ſehr ins Gewicht. Die [illegible] viel größer, bis nahezu doppelt ſo hoch, [illegible] Perſonen ſowie auch bei den Weibern als bei den [illegible] Männern. [illegible] noch, daſs [illegible] zeigen in dieſen beiden Hinſichten erheblich kleinere, theilweiſe ſogar in entgegengeſetzter Richtung ſich bewegende Unterſchiede) wiederum viel größer, bis doppelt oder mehr als doppelt ſo hoch iſt, als auf dem Lande. (In gewiſſen Altersgruppen haben thatſächlich die unverheirateten Männer in den Städten eine *viermal* höhere Sterblichkeit als die verheirateten Landbewohner.) In der letzterwähnten Beziehung war es früher noch viel ſchlimmer, in der That beruht die ſtattgefundene Verminderung der Sterblichkeit eben zum großen Theil auf der Aſſanierung der Städte.

Ueberhaupt gelangt man an der Hand der neueren ſchwediſchen Bevölkerungsſtatiſtik*) zu der Ueberzeugung, daſs es auf dem Gebiete der Volkshygiene kaum noch ein Ziel gibt, das zu hoch geſteckt wäre; daſs es vielmehr in dem Willen der Menſchen ſelbſt liegt, einen Zuſtand zu ſchaffen, wo ſo gut wie keine Mutter den Verluſt ihres geliebten Kindes zu beweinen hätte, wo weder Mann noch Weib in der Blüte des Lebens den Ihrigen entrückt werden müſſen, oder, um zu den Ziffern zurückzukehren, wo jener ideale Mortalitätscoëfficient von etwa 12 pro Mille ein thatſächlicher iſt, welcher entſtehen würde, wenn (bei ſtationärer Bevölkerung) jeder Geborene erſt nach Erreichung des 80. Lebensjahres ſtürbe.

Wenn aber dieſer Zuſtand wirklich eintreten ſoll, oder jedenfalls wenn er mehr als eine zufällige Erſcheinung infolge ungewöhnlich günſtiger wirtſchaftlicher Conjuncturen ſein ſoll, ſo iſt es eo ipso nothwendig, daſs die Geburtenfrequenz ſich auf beiläufig dieſelbe Ziffer, alſo auf 12 pro Mille oder, falls man eine ſo geringe Sterblichkeitszahl für utopiſch hält,**) doch auf 14 bis 15 pro Mille reduciert wird. Es würde ſomit die actuelle Geburtsfrequenz beiſpielsweiſe in Rußland (falls die dortigen Ziffern exact ſind), um gegen drei Viertel in Deutſchland und Oeſterreich und gegen zwei Drittel in Schweden um die Hälfte und ſogar in Frankreich um wenigſtens ein Viertel abnehmen müſſen, um das ideale Maß zu erreichen, welches auf die Länge der Zeit mit wirklich guten und hygieniſchen Lebensverhältniſſen einer Bevölkerung einzig und allein verträglich iſt.

Denn für die Dauer — es kann dies niemals oft genug wiederholt werden, obgleich es eigentlich ſelbſtverſtändlich ſein ſollte — wird Gleichgewicht zwiſchen Geburten und Sterbefällen immer herrſchen müſſen. Eine Bevölkerungszunahme, inſoferne ſie nicht durch eine vorherige Abnahme der Bevölkerung bedingt war, iſt, weltgeſchichtlich betrachtet, ſtets nur ein reines Ausnahmeverhältnis, umſo ſeltener, je ſchneller und umfaſſender ſie ſich thatſächlich geſtaltet hat. Sobald von längeren Zeiträumen die Rede iſt, iſt das durchſchnittliche Verhältnis des Jahreszuwachſes des Menſchengeſchlechtes oder irgend einer größeren Abtheilung desſelben nothwendig gleich *Null*, genauer geſprochen = 0,00000 . . . . und dann an irgend einer Stelle eine Decimale, alſo praktiſch von Null nicht verſchieden.***) Die einzige „Bevölkerungsfrage“, welche ein *dauerhaftes* Intereſſe beanſpruchen kann, lautet demnach wie folgt: Soll das Gleichgewicht der Bevölkerung, welches ſich doch über kurz oder lang ſo wie ſo einſtellen muſs, dadurch erreicht werden, daſs die Höhe der Natalität auf das Niveau der kleinſtmöglichen Sterblichkeit gebracht wird, oder aber iſt aus irgend welcher Rückſicht eine beträchtlichere Natalität im Vereine mit der entſprechend höheren Sterblichkeit vorzuziehen?

Die Frage nach der erwünſchten Bevölkerungs*zahl* eines Landes ſteht hiermit nur in einem mehr mittelbaren Zuſammenhang. Die Bevölkerung eines Landes, mag ſie groß oder klein, dicht oder dünn ſein, muſs doch früher oder ſpäter ſtationär oder nahezu ſtationär werden. Höchſtens könnte man vermuthen, daſs eine große Dichtigkeit der Bevölkerung immer mit hoher Sterblichkeit verbunden und ſomit nur bei relativ hoher Geburtenfrequenz erreichbar und erhaltbar ſei. Doch ſcheint auch dies ſehr fraglich, da z. B. im dicht bevölkerten England die Sterblichkeitsverhältniſſe ſich neuerdings überaus günſtig geſtaltet haben. In der Wahl zwiſchen den beiden erwähnten Alternativen werden wohl die meiſten Leute nicht im Zweifel ſein; bildet doch die hohe Sterblichkeit eben den Inbegriff aller derjenigen Leiden, gegen die unſere ganze Civiliſation kämpft. Immerhin aber ſind die Gründe, welche auf dieſem Punkte von den Gegnern des Malthus'ſchen Syſtems angeführt zu werden pflegen, von hinreichender Bedeutung, um nicht mit Stillſchweigen übergangen zu werden.

Stockholm. Knut Wickſell.

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

III. Die Methoden des Erkennens.

3. Die Deduction.

Die Deduction oder logiſche Ableitung iſt an und für ſich eine rein formale Erkenntnis; denn ſie formt nur die gegebenen Voraus-

*) [illegible] Volkszählung in [illegible] Herrn Actuar G. Sund-[illegible]

**) [illegible] den Sterblich-[illegible] daſs die Bevölke-[illegible] lebenskräftigeren [illegible] relativ ſtark ver-[illegible] nicht in Betracht. [illegible] Provinz [illegible]

***) [illegible] der Erde ganz ſicher nicht [illegible] 1500—2000 Jahre [illegible] worden.

Digitized by Google

ſetzungen (Prämiſſen) unter Vermeidung des Widerſpruchs um. Sie kann höchſtens Beziehungen, die in den Vorausſetzungen in verhüllter Form bereits mitgegeben waren, ans Licht ziehen, aber nicht zur Erkenntnis ſolcher Beziehungen oder Thatſachen führen, die in den Vorausſetzungen nicht ſchon enthalten waren. Welche Art von Umformungen die Deduction vornimmt, muſs durch den beſonderen Erkenntniszweck beſtimmt ſein; denn in formal logiſcher Hinſicht iſt die Auswahl gleichgiltig. In dieſem Sinne formt die Mathematik Größenverknüpfungen und Raumgebilde unter Wahrung der Gleichheit um, und die Philoſophie formt einen Begriff in ein Urtheil, ein Urtheil in ein anderes oder mehrere andere, mehrere Urtheile in eines um. Wenn die Vorausſetzungen, von denen ſie ausgeht, problematiſch, fictiv, unwahr oder doch bloß ſubjectiv giltig ſind, ſo bleiben auch alle Ergebniſſe der Deduction problematiſch, beziehungsweiſe fictiv, unwahr, oder doch bloß ſubjectiv giltig. Wenn die Vorausſetzungen unzeitliche, ſeiende Verhältniſſe ausdrücken, ſo können auch die Umformungen nur zu ſolchen führen; wenn jene dagegen zeitliche, cauſale, oder teleologiſche Beziehungen darſtellen, ſo werden auch die Conſequenzen in eben dieſem Sinne reale Bedeutung haben. Die Deduction muſs von Realdefinitionen oberſter Begriffe, denen ein reales Correlat entſpricht, ausgehen; die Definitionen ſind alſo für ſie von äußerſter Wichtigkeit, ſie müſſen an die Spitze geſtellt werden, und es kommt alles darauf an, daſs ſie nicht bloß Nominaldefinitionen ſind.

Für den realen Erkenntniswert der Deduction muſs mindeſtens eine von zwei Bedingungen erfüllt ſein: entweder ihre Vorausſetzungen müſſen ſchon als Ausgangspunkt einen realen Erkenntniswert haben, oder die Richtigkeit der Deduction muſs durch empiriſche Bewährung aller ihrer Conſequenzen beſtätigt werden. Die Deduction ſelbſt kann ihren Vorausſetzungen keinen realen Erkenntniswert verleihen, ſondern dieſe müſſen ihn ſchon entweder von vornherein vor Eintritt der Deduction beſitzen, oder ihn hintennach durch die ſie beſtätigende Erfahrung mittelbar erhalten.

Den Vorausſetzungen kann ein realer Erkenntniswert entweder durch myſtiſche oder durch rationale Beglaubigung zugeſchrieben werden. Der erſtere führt zu der Gnoſis oder intellectuellen Anſchauung zurück, die, wie gezeigt, wohl finden helfen, aber nichts beglaubigen kann. Die zweite führt zu den Begriffen und ſynthetiſchen Urtheilen a priori aus reiner Vernunft. Nun gibt es zwar aprioriſche Intellectualfunctionen, die ſich nach aprioriſchen Normen bethätigen (Kategorien im weiteſten Sinne), aber dieſe wirken völlig unbewuſst und ſind weder Begriffe noch Urtheile. Es gibt auch bewuſste abſtracte Begriffe von dieſen unbewuſsten normativen Intellectualfunctionen, aber dieſe ſind durch Abſtraction aus dem fertigen Bewuſstſeinsinhalt gewonnen, alſo a posteriori. Es gibt keinerlei Urtheile a priori, weder analytiſche noch ſynthetiſche; erſtere nicht, weil es keine Begriffe a priori gibt, aus deren Analyſe ſie deduciert werden könnten, letztere ſchon darum nicht, weil es überhaupt keine ſynthetiſchen Urtheile gibt, weder aprioriſche noch apoſterioriſche. Im discurſiven, bewuſsten Denken, wo es Urtheile gibt, gibt es keine ſynthetiſchen Urtheile; im intuitiven, unbewuſsten Denken, wo es ſynthetiſche Intellectualfunctionen gibt, gibt es wieder nicht die Form des Urtheils. Ein ſogenanntes ſynthetiſches Urtheil iſt ein ſolches, das die Unvollſtändigkeit des mitgebrachten Subjectbegriffes durch Hinzufügung des Prädicats vervollſtändigt und ſeine Unwahrheit berichtigt; wahr iſt ein ſolches Urtheil nur in Bezug auf den vervollſtändigten Subjectbegriff, alſo als analytiſches Urtheil, während es in Bezug auf den mitgebrachten unvollſtändigen Subjectbegriff ſich ſelbſt widerſpricht, alſo als vermeintlich ſynthetiſches Urtheil unwahr iſt. So richtig der kategoriale Apriorismus iſt, ſo unhaltbar iſt jeder Urtheilsapriorismus, auf den allein die Deduction ſich ſtützen konnte.

Eine beſondere Art rationaliſtiſcher Vorausſetzung von vermeintlich realem Erkenntniswert entſpringt daraus, wenn einerſeits die logiſche Nothwendigkeit, die doch nur auf einer doppelten Negation (der Abwehr des Widerſpruchs) beruht, für eine poſitive gehalten wird, und andererſeits die logiſche Denknothwendigkeit des Gedachten mit einer realen Seinsnothwendigkeit desſelben verwechſelt wird. Bekanntlich beruhen auf dieſen beiden Vertauſchungen ſämmtliche Formen des ontologiſchen Beweiſes a priori für das Daſein Gottes oder des Abſoluten oder des ſchlechthin nothwendigen Weſens oder des ens realiſſimum oder des Inbegriffs aller Vollkommenheiten u. ſ. w. Die Denknothwendigkeit begründet nur inſofern eine Seinsnothwendigkeit, als dem Gedachten ein vom bewuſsten Denken unabhängiges, aber trotzdem unter logiſcher Geſetzmäßigkeit ſtehendes Sein entſpricht, und dies kann gerade vom Abſoluten am wenigſten a priori behauptet werden. Eine logiſche Nothwendigkeit kann ſich im Sein ebenſowenig wie im Denken anders als durch doppelte Negation geltend machen (das Gegentheil des Unmöglichen, das nicht Nichtſeinkönnende); zu einer Verneinung des Logiſchen kann es aber in einem rein und bloß logiſchen Abſoluten gar nicht kommen. Iſt das Abſolute nicht bloß logiſch, ſo ſteht es nicht ganz unter rein logiſcher Geſetzmäßigkeit; iſt es nichts als logiſch, ſo fehlt es ihm an der einfachen, alſo auch an der doppelten Negation. In beiden Fällen iſt eine der Bedingungen des ontologiſchen Beweiſes nicht erfüllt, alſo der Beweis hinfällig. Damit ſind auch alle Hoffnungen hinfällig, an dem Abſoluten oder der abſoluten Idee, oder der abſoluten Subſtanz, oder dem abſoluten Sein einen Ausgangspunkt der Deduction von mehr als problematiſchem Erkenntniswert zu gewinnen.

Es bleibt alſo nur die andere Möglichkeit übrig, die Vorausſetzungen der Deduction vorläufig als problematiſche hinzuſtellen, aber hinterher dadurch zu rechtfertigen, daſs ihre Conſequenzen durch die Erfahrung beſtätigt werden. Dieſen Weg ſchlägt die Mechanik und mathematiſche Phyſik ein, iſt aber noch weit von ihrem Ideal entfernt, aus einheitlichen Vorausſetzungen ein erſchöpfendes Bild der Natur zu gewinnen, das ſich mit der Erfahrung deckt. Die Vorausſetzungen auf den verſchiedenen Gebieten der Naturwiſſenſchaft (Theorie der Gaſe, Chemie, Elektricität, Licht) ſind vorläufig noch ganz verſchieden. Die Deductionen der mathematiſchen Phyſik haben den Vortheil vor denen der Philoſophie voraus, daſs ſie ziffermäßig genau ſind und in viel ſtrengeren und leichter nachzuprüfenden Umformungen ſich bewegen. Darum hat bei den erſteren die Beſtätigung durch die Erfahrung höheren Wert als bei den letzteren; denn bei den erſteren iſt der bei den letzteren ſehr naheliegende Verdacht ausgeſchloſſen, daſs der Hinblick auf die Erfahrung die Deduction nicht bloß geleitet, ſondern auch umgebogen und unwillkürlich gefälſcht habe. Aus dem richtigen Gefühl für dieſe Gefahr entſpringt das vollauf berechtigte Miſstrauen, das allen philoſophiſchen Deductionen entgegengebracht wird, die ſich auf die empiriſche Beſtätigung ihrer Ergebniſſe berufen.

Aber ſelbſt wenn die philoſophiſche Deduction es an formaler Strenge der mathematiſchen gleichzuthun vermöchte, würde ſie doch durch die empiriſche Beſtätigung der Conſequenzen den aufgeſtellten Vorausſetzungen niemals einen höheren Erkenntniswert als den von Hypotheſen zu geben vermögen, alſo in dieſer Hinſicht vor der Induction nichts voraus haben. Sie würde dagegen darin weit hinter der Induction zurückſtehen, daſs der Vergleich mit der Erfahrung nicht bei jedem einzelnen Schritte, ſondern nur einmal für allemal in Bezug auf das Ganze möglich iſt, daſs ſie nicht vom Bekannten zum Unbekannten führt, ſondern vom Unbekannten zum Bekannten, alſo mit dem Gefühl völliger Unſicherheit beginnt und dieſes unbehagliche Gefühl während des ganzen Weges bis zum Schluſs beſtehen läſst, und daſs ſie nicht in einzelnen Theilen, ſondern nur als Ganzes angenommen oder verworfen werden kann. Wem dieſe Art der Deduction nicht alles bietet, dem bietet ſie nichts. Da alle deductiven Syſteme von verſchiedenen Vorausſetzungen ausgehen und doch alle behaupten, in ihren Conſequenzen mit der Erfahrung übereinzuſtimmen, ſo läſst ſich daraus nur ſoviel entnehmen, daſs entweder jedes nur gewiſſe Seiten der Erfahrung als Beſtätigung herausgegriffen, die nichtpaſſenden aber beiſeite gelaſſen hat, oder daſs die Strenge der Deduction umgebogen worden iſt, um die Uebereinſtimmung der Conſequenzen mit der Erfahrung herauszubringen oder aber, daſs verſchiedene Vorausſetzungen der Erfahrung gleich gut entſprechen. In allen Fällen kann man es den Laien nicht verdenken, wenn ſie keine Luſt verſpüren, die umſtändlichen Deductionen der Philoſophen mühſam nachzuprüfen, deren jede von der Geſammtheit der Fachgenoſſen für irrthümlich erklärt wird.

Hiernach könnte es ſcheinen, als ob die Deduction als Methode überhaupt keinen Wert hätte, weder für die Philoſophie noch für die Naturwiſſenſchaft, und zwar weder als Methode der Erfindung, noch auch als Methode der Darſtellung und Beweisführung bei der Mittheilung der durch andere Methoden erworbenen Erkenntnis an Dritte. Dies würde jedoch über das Ziel hinausſchießen. Die Deduction kann als Methode der Forſchung die trefflichſten Dienſte leiſten, um Gebiete des Seins, die der Erfahrung gar nicht, oder doch nicht bequem zugänglich ſind, der Erkenntnis zu erſchließen, freilich nur unter der Bedingung, daſs es andere Methoden gibt, die ihr hinreichend zuverläſſige Ausgangspunkte von realem Erkenntniswert liefern. Sie eignet ſich ferner trefflich als didaktiſche Methode zur Uebermittlung eines Lehrſtoffes, wenn es ſich zunächſt nur um bequeme Einführung in das Verſtändnis der Lehren und ihres Gedankenzuſammenhanges handelt und die Ueberzeugung des Lernenden von der Wahrheit des ſo Gelernten zunächſt gar nicht angeſtrebt oder als durch Autorität bereits gegeben vorausgeſetzt wird. Dabei wird alſo angenommen, daſs der Beweis der Wahrheit des in deductiver Form Mitgetheilten auf einem anderweitigen Wege für den Lehrenden bereits erbracht iſt und für den Lernenden nach erlangtem Verſtändnis nachgeholt werden ſoll.

So zeigt ſich, daſs die deductive Methode allerdings einen beträchtlichen Wert hat, aber nicht als ſelbſtändige Methode, ſondern als Hilfsmethode einer anderen, die ihr die Ausgangspunkte von realem Erkenntniswert zu liefern hat. Dies kann aber nun nicht mehr eine der bereits erörterten Methoden, ſondern nur die einzig und allein noch ausſtehende, die Induction ſein. In der That hätte ſelbſt die deductive mathematiſche Phyſik niemals entſtehen können, wenn ihr nicht die inductive Phyſik vorangegangen wäre und ihr ihre Hypotheſen als Ausgangspunkte für den Aufbau ihrer Rechnungen geliefert hätte. Ebenſo hätten die deductiven philoſophiſchen Syſteme niemals entſtehen können, wenn nicht Inductionen in mehr oder minder unwiſſenſchaftlicher Form ihr vorangegangen wären und ihr die nöthigen Hypotheſen geliefert hätten. Was ſich bei der mathematiſchen Phyſik im hellen Tageslicht vollzogen hat, eben das hat bei der Entſtehung des Volksglaubens, der Prieſterweisheit und den erſten ſtammelnden Verſuchen der Philoſophie ſich unter mancherlei Verhüllung vollzogen; die Nachfolger haben dann ſtets auf den inductiven Ergebniſſen der Vorgänger

Digitized by Google

fortgebaut, an denen das Eigenartige ſtets inductive Begründung hatte, wenn auch der deductiven Darſtellung des Ganzen der Vorzug gegeben wurde.

4. Die Induction.

Die ſogenannte „vollſtändige Induction“, die aus der Zuſammenziehung mehrerer beſonderer Urtheile in ein allgemeines beſteht, fällt noch unter die Deduction, wenn ſie erſchöpfend iſt, d. h. alle möglichen Unterarten des allgemeinen Begriffs in ſich enthält. Die Induction im engeren Sinne iſt die unvollſtändige, die von mehreren beſonderen Urtheilen zu einem allgemeinen übergeht, ohne daſs der Umfang des letzteren von der Summe der erſteren erſchöpft würde. Eine ſolche unvollſtändige Induction führt, formell genommen, nur zu einem problematiſchen Urtheil, das als ſolches keinen Erkenntniswert beſitzt; als reine formale Erkenntnis iſt deshalb die Induction wertlos. Nur da kann ſie einen, nun aber auch ſogleich realen, Erkenntniswert erlangen, wo ihr eine reale Geſetzmäßigkeit im wirklichen entſpricht, d. h. wo ſie ſich auf das Walten allgemein giltiger, cauſaler Beziehungen ſtützen kann. Denn nur da, wo durch die urſächliche Conſtellation oder den gegebenen Bedingungscomplex einerſeits und durch die cauſale Geſetzmäßigkeit andererſeits die Wirkung eindeutig beſtimmt iſt, iſt ein wahrſcheinlicher Rückſchluſs von den bekannten Gliedern auf das unbekannte möglich.

Daſs eine allgemeine cauſale Geſetzmäßigkeit in der Welt beſteht, iſt gegenwärtig in wiſſenſchaftlichen Kreiſen ziemlich allgemein angenommen, wenn auch die Anhänger der Vorſehung, der Wunder und der menſchlichen Willensfreiheit theilweiſe dagegen Vorbehalte machen. Immerhin muſs die Wahrſcheinlichkeit eines jeden Inductionsſchluſſes mit der Wahrſcheinlichkeit multipliciert werden, daſs dieſe cauſale Geſetzmäßigkeit allgemeingiltig iſt; denn wie nahe man auch dieſe letztere der 1 rücken möge, ſo fällt ſie doch nicht mit ihr zuſammen. Ebenſo gilt es als höchſt wahrſcheinlich, daſs eine beſtimmte Urſachenconſtellation ihre Wirkung eindeutig beſtimmt, aber auch für ebenſo wahrſcheinlich, daſs die gleiche Wirkung aus ſehr verſchiedenen Urſachenconſtellationen entſpringen kann. Darum behält zwar der deductive Schluſs von der Urſache auf die Wirkung den Wahrſcheinlichkeitsgrad dieſer cauſalen Beziehung überhaupt; aber der inductive Rückſchluſs von der Wirkung auf die Urſache hat die Möglichkeit verſchiedener Urſachen zu berückſichtigen und die totale Wahrſcheinlichkeit auf deren Geſammtheit zu vertheilen. Er iſt nur dann eindeutig, wenn die erſchloſſene Urſache als ſchlechthin unentbehrlich für das Zuſtandekommen der Wirkung (als conditio sine qua non) bekannt iſt. Dafür beſteht aber auch wieder in jedem Falle nur eine größere oder geringere Wahrſcheinlichkeit, deren Größe leicht überſchätzt wird.

Die Induction ſchließt entweder, wenn zwei Erſcheinungen gegeben ſind, auf ihre cauſale Beziehung und deren beſondere Geſetzmäßigkeit, oder wenn nur eine Erſcheinung gegeben, aber die beſondere cauſale Geſetzmäßigkeit bekannt iſt, auf deren nicht wahrgenommene Urſache. Im erſteren Falle iſt der Schluſs auf eine cauſale Beziehung und deren Geſetzmäßigkeit nur dann als wahrſcheinlich anzuerkennen, wenn Aenderungen in der einen Erſcheinung regelmäßig mit Aenderungen in der anderen verknüpft ſind; mögen nun dieſe Aenderungen in dem Hinzutreten neuer oder in dem Hinwegfallen vorhandener Beſtandtheile oder in der quantitativen oder qualitativen Veränderung gewiſſer Beſtandtheile beſtehen. (Mills Theorie der Induction.) Im letzteren Falle dagegen kommt es darauf an, die Wahrſcheinlichkeit zu deducieren, daſs gerade eine ſolche hypothetiſche Urſache in die bekannte Geſetzmäßigkeit eingeſetzt werden muſs, um dieſe Wirkung hervorzubringen.

Das Erfaſſen der beſonderen Geſetzmäßigkeit oder das Erdenken der hypothetiſchen Urſache iſt dabei eine Sache des glücklichen Einfalls, zu der Talent gehört (intellectuelle Anſchauung); der Nachweis ihrer Wahrſcheinlichkeit dagegen iſt Sache der methodiſchen Forſchung und Demonſtration. Ihrer Grundlage nach iſt die Induction empiriſtiſch, ihren Mitteln nach logiſch oder rationaliſtiſch, durch ihre Ueberſchreitung der Erfahrung aber iſt ſie ſpeculativ; ſo ſchließt ſie alle unentbehrlichen und berechtigten Factoren des Erkennens in ſich zuſammen und erweiſt ſich damit als die Methode im eminenten Sinne. Daſs die Induction in doppelter Richtung vorkommt, als [illegible]induction und Urſacheninduction, iſt bisher noch wenig beachtet, erklärt ſich aber daraus, daſs alle Denkoperationen, die von zwei nicht vertauſchbaren Gegebenen aus zu einem dritten führen, zwei umgekehrte Operationen haben müſſen, wie z. B. die Potenzierung zwei Umkehrungen: die Radicierung und die Logarithmierung hat. Während die Deduction nur in gleicher Richtung mit dem wirklichen Cauſalproceſs verläuft, [illegible] Erkenntnis [illegible]

[illegible]

Die Philoſophie muſs eben lernen, ihre eigenthümlichen Vorzüge vor der Wiſſenſchaft im engeren Sinne da zu ſuchen, wo ſie liegen: in der ſyſtematiſchen Geſchloſſenheit, umfaſſenden Einheitlichkeit, Gründlichkeit und Höhe ihrer Erkenntnis, aber nicht da, wo ſie nicht liegen: in einer eigenartigen Methode und einem die Wiſſenſchaft überragenden Zuverläſſigkeitsgrade ihrer Erkenntnis.

Ein inductives Syſtem der Philoſophie iſt frei von den Mängeln und praktiſchen Uebelſtänden, die den deductiven Syſtemen anhaften und die Philoſophie mit Recht in Miſscredit gebracht haben. In der inductiven Philoſophie deckt ſich die Methode der Darſtellung und Beweisführung mit der der Forſchung und des wirklichen Aufbaues; es braucht nichts verſteckt und vertuſcht zu werden, ſondern jeder neue Gedankenfortſchritt zeigt die Begründung, aus der er wirklich im Kopfe des Philoſophen erwachſen iſt, und bietet ſie der Nachprüfung dar. Die verſchiedenen nebengeordneten Theile des Syſtems ſind von einander und von der Metaphyſik unabhängig. Man kann die Erkenntnistheorie eines Syſtems annehmen und alle übrigen Theile verwerfen; man kann von ſeiner Naturphiloſophie, Pſychologie, Ethik, Aeſthetik, Axiologie u. ſ. w. dieſer oder jener ſeine Zuſtimmung ſchenken und den übrigen verſagen; man kann innerhalb jedes einzelnen Gebietes ſo weit der Induction folgen, wie man ſie billigen kann, und dann abſchwenken; man kann ſich endlich das erkenntnistheoretiſche Fundament und den ganzen Mittelbau aneignen, aber die Metaphyſik ablehnen, oder innerhalb der Metaphyſik nur bis zu einem beſtimmten Punkte mitgehen und die Spitze der Pyramide verwerfen.

Das ganze Syſtem zu verurtheilen, weil ſein oberſter Gipfel, d. h. ſeine Principien als nicht ſtichhaltig angeſehen werden, iſt nur bei deductiven Syſtemen richtig, bei inductiven aber ein methodologiſcher Irrthum. Die genetiſchen Principien der Wirklichkeit müſſen ja in einem inductiven Syſtem das letzte Poſterius der Erkenntnis ſein, weil die Fortſchreitungsrichtung der realen Entſtehung ſich im inductiven Erkennen umkehrt. Von der Kritik der im Aufſtieg ſpäter erreichten oberen Theile des Gebäudes kann die Haltbarkeit der durch den Erdboden und das Fundament getragenen, früher durchwanderten unteren Theile niemals abhängig ſein. Die Einſicht in dieſes Verhältnis fehlt ſowohl bei den Fachmännern wie beim Laienpublicum noch faſt durchweg; beide haben ſich mit der Art ihrer Kritik lediglich auf deductive Syſteme eingerichtet und behalten dieſelbe gewohnheitsmäßig auch da bei, wo ſie einem inductiven Syſtem begegnen. Entweder glauben ſie gar nicht an die Möglichkeit einer inductiven Philoſophie, oder ſie machen es ſich doch nicht klar, daſs bei einer ſolchen die Beurtheilung des Ganzen aus den letzten Principien völlig ungerecht, verkehrt und wirkungslos iſt. Anſtatt zu begreifen, daſs alle vermeintlich deductiv conſtruierten Syſteme thatſächlich doch in uncontrolierbarer Weiſe inductiv erbaut und nur deductiv vorgetragen waren, gehen ſie wohl gar von dem Vorurtheil aus, daſs ein ſich inductiv gebendes Syſtem eigentlich doch wohl deductiv erbaut und nur inductiv vorgetragen ſei, alſo auch durch die Kritik der in ihm uneingeſtanden maßgebenden Principien in ſeinem Lebensnerv getroffen werde. So wirken die alten Vorurtheile, die durch eine methodiſch verkehrte Philoſophie großgezogen ſind, mit ſchwer zu erſchütterndem Beharrungsvermögen fort, um einer Philoſophie, die ſich von dieſen Fehlern principiell losgemacht hat, den Weg zu verlegen.

Die Induction hat nicht wie die Deduction nöthig, Definitionen an die Spitze zu ſtellen. Die Realdefinitionen der Principien ergeben ſich erſt aus dem Aufſteigen und ſind erſt am Ende des Weges vollſtändig. Nominaldefinitionen der gebrauchten Kunſtausdrücke ſind nur inſoweit wünſchenswert, als entweder neue und ungewöhnliche eingeführt, oder Worte in einem vom Sprachgebrauche abweichenden Sinne verwendet werden. Wie in aller wiſſenſchaftlichen Darſtellung ſoll auch in der philoſophiſchen die ſprachliche Ausdrucksweiſe ſachlich, unperſönlich, ruhig, kühl, nüchtern, proſaiſch, beſonnen, ernſt, ſchlicht, klar, deutlich, genau, treffend, ſcharf, kurz und gedrängt ſein; die Gedankenführung ſoll möglichſt geradlinig, durchſichtig, logiſch zuſammenhängend und beweiskräftig ſein. Philoſophiſche Schriften, die [illegible], gemüthlich, witzig, poetiſch, ſchmuckreich, prunkvoll, blühend, glänzend, blendend, hinreißend, berauſchend, temperamentvoll, geiſtvoll, [illegible], individuell, dunkel, in Bildern, Gleichniſſen, [illegible], Phraſen, geſuchten Antitheſen und Paradoxien, zuſammenhangloſen Aperçus oder Aphorismen abgefaſst ſind, ſollten mit doppelt ſcharfer Kritik aufgenommen werden, denn ſie wollen bewundert werden, [illegible] und überreden, ſtatt die Wahrheit zu ſuchen, zu lehren und zu überzeugen. Die Schönheit der Sprache [illegible] an den Inhalt [illegible] niemals als etwas [illegible] dürfen niemals [illegible], ſondern höchſtens [illegible], auch nur dann, wenn keine [illegible] als das [illegible] um des [illegible] worden iſt, der thut [illegible] „Arznei der Seele“ [illegible]

[illegible] Methode der [illegible] genommen wird,

Digitized by Google

die Dialectik im Ariſtoteliſchen Sinne nur eine vorbereitende Bedeutung hat und die intellectuelle Anſchauung nur als heuriſtiſches Moment innerhalb der Induction Platz findet, ſo iſt nun auch leicht die Frage zu beantworten, ob die Philoſophie ein beſonderes Organ braucht, oder ob jeder Menſch zum Verſtändnis der Philoſophie und zu ihrer Fortbildung befähigt iſt.

Zum Verſtändniſſe der Philoſophie iſt jeder befähigt, der an abſtractes Denken gewöhnt oder doch zu ihm befähigt iſt, nicht davor zurückſcheut, ein bis zwei Dutzend philoſophiſcher Kunſtausdrücke in ihrer Bedeutung aufzufaſſen und zu behalten und ſoviel Intereſſe an den philoſophiſchen Problemen nimmt, daſs er die Geduld hat, ihren Erörterungen zu folgen. Zum bloßen Verſtehenkönnen philoſophiſcher Erörterungen und Beweisführungen gehört alſo durchaus keine ſpecifiſche Begabung. Den meiſten Menſchen fehlt das Intereſſe dafür, oder es iſt doch nicht ſtark genug, um nach den erſten Verſuchen vorzuhalten. Die angebliche Unverſtändlichkeit der philoſophiſchen Kunſtausdrücke iſt ein bloßer Vorwand zur Beſchönigung des nach dem erſten Verſuche erlahmten Intereſſes. Denn um in einer modernen Fremdſprache ein paar ſchlechte Romane zu leſen, dazu lernen die Leute mit Vergnügen einige hundert oder tauſend Vocabeln auswendig, aber ein paar Dutzend philoſophiſche Kunſtausdrücke ſich anzueignen, iſt ihnen nicht der Mühe wert — da verzichten ſie lieber auf philoſophiſche Lectüre — und ſie thun gewiſs wohl daran. Um mathematiſchen Deductionen in einem Buche folgen zu können, dazu bedarf es, wenn dieſe Deductionen einigermaßen höhere Anſprüche machen, entſchieden einer ſpecifiſch mathematiſchen Anlage, um aber philoſophiſchen Inductionen folgen zu können, dazu bedarf es keiner beſonderen philoſophiſchen Anlage.

Eine andere Sache iſt es, wenn jemand als Philoſoph productiv thätig ſein und den bisher erreichten Stand der philoſophiſchen Erkenntnis erhöhen oder vertiefen will. Das iſt allerdings ohne ein Talent nicht möglich, welches in entſcheidenden Augenblicken durch glückliche Eingebungen der Induction Ziele ſteckt und die Richtung weiſt. Dies gilt aber auf allen Stufen der Erkenntnis gleichmäßig; nur an der Verbreiterung der Erfahrungsgrundlage kann durch emſiges Beobachten und fleißiges Experimentieren auch der Talentloſe mitarbeiten, beſonders wenn er ſich einem talentvollen Führer oder Meiſter unterordnet, der ſeinem Beobachten Ziele ſteckt und ſeinen Experimenten die Richtung weiſt. Die Entdeckung eines neuen, natürlicheren Claſſificationsprincipes in der Kunde oder die eines neuen wiſſenſchaftlichen Geſetzes oder einer neuen fruchtbaren Hypotheſe wird immer nur dem Talent gelingen, das einen Beitrag von intellectueller Anſchauung in die Induction als höhere Mitgift einſchießen kann. Es iſt auf allen Stufen und Gebieten des Erkennens weſentlich dieſelbe Veranlagung, die zu fruchtbarem und ſchöpferiſchem Arbeiten befähigt und es hängt weſentlich von der Richtung der maßgebenden Intereſſen ab, ob dieſe Veranlagung ſich der Philoſophie oder einer anderen Wiſſenſchaft zuwendet. Von einem beſonderen „Organe der Philoſophie“ kann alſo in keinem Sinne die Rede ſein.

Keilſchriftkunde und Bibelforſchung.

Das heute herrſchende und hoffentlich nicht wieder zu entthronende Princip, die hiſtoriſche Schilderung jedes Zeitraumes ſtreng von den Quellen aus zu unternehmen, hat ſich bekanntlich erſt im Laufe dieſes Jahrhunderts zur vollkommenen Anerkennung durchgerungen. Nicht auf allen Gebieten kam ein ſolcher Fortſchritt in gleichmäßiger Art zur Geltung, und namentlich der Geſchichte des alten Orients gegenüber erwieſen ſich die Schwierigkeiten als bedeutend. Eigentlich boten dieſe weſtaſiatiſchen Länder, zu denen nach griechiſchem Brauche und mit Recht Egypten ſtets hinzugezählt wurde, überhaupt keine ſelbſtändigen, gleichzeitigen Quellen für die Zeit vor den Perſerkriegen dar. Wohl ſtrotzten die rieſigen Tempel-Wandflächen im Nilthale von Texten in geheimnisvoller Bilderſchrift, die ein gewiſſer Champollion auch behauptete leſen zu können — aber die Gelehrten zweifelten ſtark daran und nannten den Franzoſen unter ſich einen Charlatan. Nicht minder reich war das Euphratthal an engbeſchriebenen Steindenkmälern und Thontafeln. Hier war wiederum ein gewiſſer Grotefend aus Göttingen aufgetreten und hatte gemeint, dieſe aus lauter wunderlich zuſammengeſtellten Keilen beſtehende Schrift rein durch Combination entziffert zu haben — man lachte ihn anfänglich nicht einmal aus, ſondern bedauerte ihn ernſthaft. Da alſo die einſt redend geweſenen Steine todt zu ſein ſchienen, ſo war die Forſchung noch bis vor einem Menſchenalter genöthigt, aus dem alten Teſtament und den griechiſchen Autoren mühſam die Reihe der altorientaliſchen Geſchichte zuſammenzuſuchen. Nun ſtammen aber die älteſten uns erhaltenen Handſchriften der Claſſiker aus der frühbyzantiniſchen Zeit, ebenſo der älteſte Bibelcodex: das ſind alſo Copien von Copien, und zwar, wie die Kritik gelehrt hat, weder treue noch inhaltlich unveränderte. Im ſtrengeren Sinne konnte alſo von einer Kenntnis über den alten Orient, Iſrael eingeſchloſſen, nach wirklichen Quellen nicht die Rede ſein. Jedenfalls fehlte dem Geſchichtsforſcher die Controle; ſogar die Auszüge aus Manetho, Beroſos und „Sanchuniathon“ waren widerſprechend genug.

Seit ungefähr zwanzig Jahren hat ſich nun die wiſſenſchaftliche Welt daran gewöhnen müſſen, ihr ſkeptiſches Verhalten den Bemühungen der Nachfolger Champollions und Grotefends gegenüber herabzuſtimmen oder ganz aufzugeben. Es leidet keinen ernſthaften Zweifel mehr, daſs eine hieroglyphiſche oder Keil-Inſchrift von den Fachgelehrten mindeſtens ebenſo leicht geleſen wird, als eine hebräiſche oder aramäiſche von Specialkennern dieſer Sprachen. Das hat ſich unlängſt draſtiſch bei den Funden von Zengirli gezeigt. Der große Text des dabei entdeckten Keilſchrift-Monumentes wurde von Profeſſor Eberhard Schrader ſofort mit Umſchrift und Ueberſetzung herausgegeben, während die zwei kleineren aramäiſchen Denkmäler daneben gewaltig zurückſtanden. An den Verſuch einer wirklichen Ueberſetzung des älteren hatte man ſich überhaupt noch nicht herangewagt. Wenn aber gerade in den Kreiſen der Altteſtamentler und Arabiſten fortwährend unfreundliche Urtheile über die Aſſyriologie colportiert werden, vielleicht um den Nachwuchs abzuſchrecken, ſo erklärt ſich dies Verhalten zwar gewöhnlich daraus, daſs die Herren das Geſtändnis vermeiden wollen, ihre Unkunde des Aſſyriſch-Babyloniſchen ſei eine Lücke im eigenen Wiſſen — allein jenes Benehmen bleibt nichtsdeſtoweniger ſo unwiſſenſchaftlich wie nur denkbar. Und wenn ferner, um wieder auf den geſchichtlichen Inhalt der Bibel zurückzukommen, unſere Theologen trotz aller geiſtigen Fortſchritte noch immer veraltete oder ſchiefe Anſchauungen in die Schilderung des Volkes Iſrael hineintragen, ſo liegt das ausſchließlich an ihrer Unbekanntſchaft mit den reichen Schätzen wahrer Erkenntnis, welche erſt den maſſenhaften Keilſchrift-Documenten entnommen werden ſollten. Schließlich iſt ja aus den bibliſchen Büchern auch in ihrem jetzigen Zuſtande die Wichtigkeit zu erſehen, welche Babel und Aſſur allezeit für den Bewohner Kanaans gehabt haben.

Schon 1872 trat der bereits genannte Profeſſor Eb. Schrader, dem überhaupt für Deutſchland der Ehrentitel eines Vaters der wiſſenſchaftlichen Aſſyriologie gebührt, mit ſeiner in Fachkreiſen ſeitdem hochgeſchätzten Schrift „Die Keilinſchriften und das alte Teſtament“ hervor. Wie ſich von ſelbſt verſteht, kam es damals mehr darauf an, zunächſt die concreten Berührungspunkte hervorzuheben. Auch ſeit der 1883 erfolgten zweiten Auflage des Werkes iſt der Fortſchritt des Wiſſens ein ſo bedeutender geworden, daſs man ſtatt eines Nachſchlagebuches längſt eine organiſch disponierte Ueberſicht wünſchen durfte. Seit Kurzem nun iſt dieſe Erwartung erfüllt worden. Ein rühmlich bekannter jüngerer Aſſyriolog, Dr. Hugo Winckler, deſſen raſtloſen Fleiß ſchon viele wiſſenſchaftliche und hiſtoriſche Arbeiten bezeugen, hat eine „Geſchichte Iſraels in Einzeldarſtellungen“ (Theil I. Leipzig 1895, Verlag von Eduard Pfeiffer) veröffentlicht, aus der uns ein höchſt unerwartetes und das höchſte Intereſſe wachrufendes Bild entgegenſchaut.

Es war gewiſs viel, was man aus den Keilſchriften für die weitere Aufhellung der bibliſchen Berichte erwartete und erwarten durfte, ungerechnet alles, was bereits durch Schrader ſicher ermittelt war und Annahme gefunden hatte. Aber die Durchführung der noch unerledigten Aufgabe von Seiten Dr. Wincklers zeigt, daſs der Meiſter in ihm einen Schüler beſaß, um den ihn vielleicht mancher alte College ehrlich beneidet.

Vor allen Dingen werden dem Leſer auf den erſten elf Seiten ein paar Winke gegeben, ſo beſonders Aufklärungen über die unbewuſste Einſeitigkeit, mit der wir von Kindesbeinen an dieſen Geſchichtsabſchnitt betrachten, daſs man ordentlich zu fühlen glaubt, wie einem dabei die Schuppen von den Augen fallen. Die geſammten Darlegungen ſind neu, eigenartig und trotzdem von einer faſt greifbaren Selbſtverſtändlichkeit getragen, — und es iſt doch wohl ein Erfolg, wenn der Autor ſein Publicum zum Belächeln der bisherigen eigenen Harmloſigkeit zwingt! Der nächſte Hauptabſchnitt beſchäftigt ſich mit der iſraelitiſchen Einwanderung in Paläſtina. Ihre Geſchichte hat eine völlig andere Geſtalt empfangen, hauptſächlich durch den Inhalt eines 1888 entdeckten diplomatiſchen Archivs aus der Zeit von 1400 v. Chr. und durch Wincklers eigene Entdeckung, daſs Egypten (Miṣrim) von der Legende an die Stelle eines nordarabiſchen Landes Muṣri geſetzt wurde. Die Söhne Iſraels kamen alſo urſprünglich nicht aus „dem Dienſthauſe Egyptens“, ſondern aus den Steppen Muṣris, und alle noch ſo treuen egyptiſchen Details in der Geſchichte von Joſef u. ſ. w. haben als Romane zu gelten. In der That wären ſie auch nicht ſchwer zu beſchaffen geweſen, denn Juda liegt ja ſo gut wie vor den Thoren Egyptens, woran aber die Theologen niemals denken. Daſs die hebräiſchen Stämme in geſchloſſener Maſſe über den Jordan geſetzt ſeien und das jenſeitige Land ſo oder ähnlich eingenommen hätten, wie es das Buch Joſua erzählt, beſtreitet Winckler entſchieden. Jenes Archiv ſpricht oft von einem unruhigen Volke, das bald „Habiri“ — alſo doch Hebräer? — bald „Saſſu“ genannt wird, aber immer in vereinzelten Schwärmen erſcheint. Winckler meint, daſs die Iſraeliten, falls ſie mit den Habiri wirklich nicht identiſch ſein ſollten, zweifellos doch auf dieſelbe Weiſe im Lande auftauchten.

Schaaren, welche ſo geringen Zuſammenhang beſitzen, können unter damaligen Verhältniſſen unmöglich einen [illegible], [illegible] und gar als Ein geiſtig gedachten Gott anbeten. Dieſe Wahrheit [illegible] gewaltig, ſobald man den alten Orient näher kennen gelernt hat, und ſie iſt auch bereits von anderen Forſchern [illegible]

Digitized by Google

fochten worden. Aber es wirkt doch überraſchend, daſs Winckler den Volksgott Jahve („Jehova") nicht früher als Hüter Iſraels wahrnimmt, als ſeit David. Die Einheitsidee des Reiches und des Gottes ſeien damals gleichzeitig erwacht und hätten ſich, durch David ſelbſt mit Eifer gepflegt, in den Gemüthern feſtgeſetzt. Lange Dauer war der politiſchen Union freilich nicht beſchieden. Bald genug ſah man in den getrennten Staaten Iſrael und Juda die Regierung Davids ſchon als das gute alte, das goldene Zeitalter an, und dieſe Geiſtesrichtung kam dem Anſehen des ehemaligen Reichsgottes zuſtatten. So konnten eines Tages Propheten aufſtehen, um für Jahve von neuem zu zeugen. Wie es kam, daſs ihre Rolle dabei ſtets auch eine politiſch miſsliebige ſein muſste, wäre bei Annahme dieſes Zuſammenhanges nun allerdings klar.

Eine bisher in derartiger Weiſe ungekannte Sorgfalt läſst Winckler der ſpeciellen Staatengeſchichte Paläſtinas, Syriens und des Oſtjordanlandes angedeihen. Hier ſind die Keilinſchriften den bibliſchen Notizen in der Regel weit überlegen. Eine Geſchichte von Damaskus wird hergeſtellt, zahlreiche Könige und Fürſten der Philiſterſtädte, aus Moab, Ammon und Edom, von denen das alte Teſtament heute nichts mehr weiß, treten mit Namen und handelnd auf. Auch über die kleinen Reiche von Soba und Rechob ſtellt der Verfaſſer (S. 137 ff.) eingehende Forſchungen an, deren Reſultate den bisherigen Anſichten entgegentreten. In Bezug auf Rechob ſcheint er (S. 141) aber etwas kühn zu ſchließen. Die Schwierigkeiten, welche gerade den Ermittlungen für die Länder zwiſchen Hermon, Hauran und dem Jabbokfluſſe im Wege ſtehen, dürften vor einiger Zeit in meiner „Geſchichte des hebräiſchen Zeitalters" (Bd. I., Leipzig 1894; vgl. dort S. 135, 354 f.) hinreichende Betrachtung gefunden haben. In allen dieſen gar zu ſpeciellen Fragen iſt, wie ſowohl aus Wincklers als aus meinen Bemühungen hervorgeht, die Zeit der Irrthümer ſchwerlich ſchon vorüber.

Noch ein gewaltiger Höhepunkt des vorliegenden Theiles findet ſich dort, wo Winkler uns Blicke auf die Vorzeit und die ſemitiſchen Wanderungen thun läſst. Der ganze Geſchichtsabſchnitt — er ſpielt in dem Jahrtauſend zwiſchen 2500 und 1500 — war noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit finſter und unbekannt. Die Bibel dachte bei ihm an Nimrod, deſſen Reiches Anfang Babel war; und ſie hat keineswegs Unrecht gehabt. Alles Land von Gaza bis zur Orontesmündung ſteht damals unter babyloniſcher Herrſchaft oder, wenn dieſe auch bisweilen ebbt, doch unter dem Cultureinfluſſe Babels. Die egyptiſchen Züge erweiſen ſich daneben mehr oder weniger als Epiſoden, ſelbſt wenn die Pharaonen dadurch zu nominellen Oberherren des Landes wurden. Man hat in Gaza und Jeruſalem, in Tyrus und Damaskus, noch gegen 1400 v. Chr. ſich der Keilſchrift bedient, und babyloniſch war die Diplomatenſprache, in welcher der kiliſche und kappadokiſche Fürſt nach Egypten ſchreibt, und in der ihm der Pharao antwortet.

Hiernach wird es unnöthig geworden ſein, dem Freunde einer kritiſchen Geſchichtsdarſtellung Wincklers Buch noch beſonders zu empfehlen. Seine Wirkung auf die bisherigen Anſchauungen über das alte Iſrael dürfte ſich bald bemerkbar machen.

Berlin. Carl Niebuhr.

Pariſer Köpfe.

Von Max Graf und Stefan Großmann.

7. Léon Lelièvre.

Alle Abende, an denen ich etwas weniger Geld hatte — einige ſolche hat's gegeben — war ich drüben im Quartier latin. Da iſt am Boulevard St. Germain ein Café, „Café du Cercle" in deſſen Souterrain geſungen, Clavier geſpielt, recitiert wurde, und wo man ſeelenruhig bei einer consommation zwei drei Stunden ſitzen bleiben konnte. Stieg man die enge Treppe zum Souterrain hinunter, ſo ſchlug einem eine dichte Wolke Rauch ins Geſicht, man hörte Füße trampeln, applaudieren, im Chorus ſingen, Clavier ſpielen, ſchrille Schreie wie etwa von jemandem, der bei den Haaren geriſſen wird. Das war eines der lebendigſten Studentencafés im ganzen Quartier. „Le directeur" war Herr Léon Lelièvre, ein Student, blaſs, hager, mit einem ſpärlich blonden Schnurr- und Kinnbart. Zum Zeichen ſeiner Würde trug er einen langen, über die Knie reichenden Salonrock. Er ſtand auf einem Podium neben dem Clavier und bearbeitete wie raſend eine kleine Glocke, läutete und läutete, bis ein bischen Ruhe eintrat. Dann hörte man ſein prächtig ſonores Organ: „Notre camarade [illegible] chantera le quatorze [illegible]" Es wurde ſtill. Ein Student, ein bartloſer, zwanzigjähriger [illegible] ſteigt aufs Podium, [illegible] aus der [illegible] und ſingt. [illegible] [illegible] [illegible] hat es [illegible], und wenn [illegible] Abend [illegible] nicht geſungen worden [illegible] [illegible]

Ils échangeaient des salves de baisers
Voulant tout deux mourir pour la Patrie!
— — — — — — — — — — — —

Pour terminer leurs enivrants exploits,
Le coeur content d'avoir bien fait les choses,
L'amant voulut une dernière fois
Mettre un baiser parmi les endroits roses.
Il embrasse les coins les plus secrets
De sa chère amante impudique
Et s'endormant dans les draps massacrés
Il s'écria: Vive la République

Ein anderer folgt, ein wohlerzogener Junge, der ſicher noch keine zwei Monate vom Elternhaus fort iſt, tritt an ſeine Stelle, legt ſorgfältig den Hut aufs Piano, fährt ſich einmal unſicher durchs Haar und declamiert mit dem ungebrochen tönenden Organ der Jugend einen Hugo'ſchen Monolog. Die Frauen im Auditorium ſind ganz toll vor Begeiſterung. Man applaudiert, man ſchreit: „Bis! bis!", man ſchlägt mit den Kaffeelöffeln an die Gläſer, man trampelt mit den Füßen im Takt. Es folgt ein junges Mädchen, ein kleines, blaſſes, unſcheinbares junges Mädchen, welches die Haare geſcheitelt und bis über die Ohren friſiert trägt. Wie eine liebe Couſine ſieht ſie in ihrer ſchüchternen Einfachheit aus. Sie behält den großen Hut auf dem Kopfe und ſingt mit einer warmen, halblauten Stimme. Das Auditorium kichert. Die Couſine ſingt mit unſchuldiger Stimme weiter. Das Auditorium ſtößt ſich gegenſeitig in die Seiten. Eine, die ſich nicht mehr halten kann, platzt mit ihrem Gelächter heraus. Wie die Couſine beim Refrain anlangt und mit bebender Stimme die Schluſszeile ſingt: . . . „Pas si vite!" . . ., da hört man von allen Seiten ein verſtändnisvolles lautes Mitathmen, Seufzen. In fünf Minuten ſitzt das junge Mädchen wieder in einer verſteckten Ecke und keiner beachtet ſie. Ein alter Mann drängt zum Podium. Es iſt vermuthlich ein Handwerker, ein Fünfziger, dick und groß, mit Augengläſern. Er muſs zuerſt mit dem „Kapellmeiſter" eine Unterredung haben. Nach einiger Zeit betritt er die Tribüne, zieht aus einer Taſche ein vergilbtes Papier, auf welchem das Manuſcript eines ſelbſt gedichteten chanson ſteht. Manchmal hält er im Vortrag inne, ſieht ſcharf durch die Brille aufs Papier und auf die Hörer, der Arme kann ein Wort nicht entziffern. Mit der Muſik kann er nicht recht im Takt bleiben und ſeine Stimme iſt ohne Ton, kann nur andeuten, wie eine Feder ſchreibt, in der keine Tinte mehr iſt. Und trotzdem hört man keinen ſchlechten Witz. Wie eine Ahnung muſs es in den Hörern aufgedämmert ſein, daſs dieſer Tiſchler oder Buchdrucker wochenlang auf dieſe „Première" gewartet hat, daſs man in der Seele dieſes Alten etwas zerbrechen würde, wenn man jetzt ſchlechte Witze riſſe. Kaum iſt er fertig, empfängt ihn brauſender Applaus. Freilich, einige lachen dazu, eine Ahnung, daſs er gefoppt wird, hat der Alte auch, aber dem allgemeinen Beifall widerſteht er nicht, und ſo erträgt man ſein zweites Lied. Beſeligt tritt er vom Podium ab . . . So vergeht die halbe Nacht. Auf dem Boulevard St. Germain iſt es inzwiſchen ſehr lebhaft geworden. Banden von Studenten ziehen durch den Abend, von „Bullier" kommen die Mädchen. Auf der Straße wird geſungen, getanzt, geſchrieen, Studenten heben ein Mädchen auf die Schultern, es entſteht ein Kreis von Leuten, Gedränge, Vorwärtsſchieben, bis alles im Café d'Harcourt ſtrandet.

Léon Lelièvre, der „Director", und ich gehen noch nach Montmartre. „Sie ſind ein Deutſcher, Monſieur Großmann?"

„Ein Wiener."

„Ich weiß, was Sie mich jetzt fragen wollen. Alle Deutſchen haben es mich gefragt: Sind Sie wirklich ein Student? Ich möchte eigentlich wiſſen, wie deutſche Studenten leben, weil ſie alle ſo erſtaunt ſind über unſere Lebensweiſe."

„Ich finde ſie ſehr hübſch."

„Ich bitte, ſagen Sie das noch nicht. Sehen Sie, wahr iſt's ja, ich zum Beiſpiel bin aus meinem Studium ein biſschen herausgeworfen. Daran iſt die verfluchte Directorſtelle ſchuld. Aber die anderen Studenten? Sie bleiben ein Jahr, zwei Jahre bei uns, faulenzen, machen Schulden, verlieben ſich, duellieren ſich, ſchreiben Dramen, muſicieren. Die Deutſchen glauben, das ſei verlorene Zeit. Und ich ſage Ihnen, dieſe zwei Jahre zwiſchen baccalauréat und Univerſität ſind die lehrreichſten und wichtigſten Jahre, die ein junger Mann erlebt. In dieſen zwei Jahren lernt ſich ein junger Mann erſt kennen. Wenn der Staat vernünftig wäre, was er ja nicht ſein kann, ſo würde er uns die jungen Leute in die Arme ſenden. In dieſen zwei Jahren entdeckt der einzelne alle ſeine Fähigkeiten. Er dichtet, er hält Vorträge, er lebt communiſtiſch oder er lebt privat, er flieht vor den Frauen oder er hat ſie nicht nöthig. Er bekommt Ekel vor dem ungeordneten Leben oder er bekommt ihn nicht. Aber [illegible] weiß er, was er iſt. Er kann ſich verbummeln! [illegible] Advocaten genug, zum Schweine[illegible] [illegible] Bohème er [illegible], glauben Sie mir, dazu [illegible] genug."

[illegible] Ein guter, kühler Nachtwind [illegible] Seufzer ſagte Lelièvre:

[illegible] pflege ich immer intelligent zu [illegible] der Nacht, unter freiem Himmel

Digitized by Google

ruhig. Haben Sie heute den Alten geſehen, der einen ſelbſtverfaſsten Chanſon vortrug? Er iſt natürlich ſchlecht, aber glauben Sie, es bedeutet gar nichts, wenn ſo ein alter, abgemüdeter Tiſchler hergeht und einen Chanſon dichtet? Jeden Abend kommt ſo ein Kauz zu mir, und das bedeutet, daſs die einzelnen im Volke ſelber anfangen, die Dinge künſtleriſch, d. h. leicht nehmen zu wollen. Wenn die Studenten im Quartier das zuſtandebringen, ſo iſt das mindeſtens ebenſoviel wert, wie wenn Londoner Studenten Arbeiter in Weltſprachen und Stenographie und Socialwiſſenſchaften unterrichten ...

„... Ja, in der Nacht, in ſo einer guten, kühlen Nacht, da werden alle Gewiſſensbiſſe ruhig. Schauen Sie da rechts hinüber. Es iſt unſere Notre Dame-Kirche. Ich liebe ſie, beſonders nachts. Aber wenn ich ſie anſehe, bekomme ich eine Art Herzweh. Weshalb ſind die beiden Vorderthürme ſo ſchmählich ſtecken geblieben? Nur dieſes arme, rückwärtige Thürmchen kommt ein biſſchen in die Höhe. Haben Sie ſchon einmal daran gedacht, daſs die Thürme aller gothiſchen Kirchen ſtecken geblieben ſind?! — Ah, das iſt kein Zufall! Sie waren alle zu groß geplant! Die Kirchengothik iſt zu groß geplant! ... Nicht wahr, Sie erlauben, daſs ich ‚Director‘ bleibe und bloß dann und wann einen Chanſon ſchreibe?“

8. Gabriel Fabre.

Von den jungen Componiſten, welche neue Bahnen der Muſik ſuchen, ſcheinen mir die jungen franzöſiſchen weitaus am intereſſanteſten. Während unſere jungen Muſiker über den Bann des Wagner-Brahmsſchen Tonkreiſes nicht herauskommen, ſind ſie die erſten, welche mit vollem Bewuſstſein einen neuen muſikaliſchen Ausdruck für die Träume und Hoffnungen unſerer neuen Seele ſuchen. Von dieſem Kreiſe, welchem auch Gabriel Fabre angehört, ſind Charpentier und Vincent d'Indy dem Auslande wenigſtens dem Namen nach bekannt, Claude Debuſſy aber und Gabriel Fabre noch nie genannt.

* * *

Es war auf einem kleinen Künſtlerfeſte am Montmartre, wo ich Gabriel Fabre kennen lernte. Im Häuschen einer Freundin unſeres Kreiſes, Magnitta. Eine wunderſchöne blonde Dame, war ſie von allerlei Geheimnis umgeben. Sie war Schlangenbändigerin geweſen, iſt in einem Pariſer Variété als Tänzerin aufgetreten, war Chéret Modell geſtanden und hauste in einem kleinen Hauſe in der Rue d'Orient, aus welchem ſie zeitweiſe auf einige Wochen verſchwand, kein Menſch wuſste wohin. Sie war vom Anſtand einer großen Dame, ſtill, vornehm und zurückhaltend. Es war offenbar das Myſterium, das ſie umgab, welches jedem Scheu einflößte. Selbſt Freund Schmidt, ein gewaltiger, blondbärtiger, urgermaniſcher Rieſe, deſſen Garten durch eine niedere Mauer von dem Garten Magnittas geſchieden war, ſoll der Sage nach eine ganze Nacht auf der Mauer geſeſſen ſein, da ihn die Furcht abhielt, ſich ihrem verhexten Garten zu nähern ... Jetzt war ein fröhlicher Kreis in ihrem Hauſe verſammelt. Lampions leuchteten hell in Zimmern. Ein Dutzend Gäſte waren vereint, ein paar Künſtler, Léandre, blond, rund, heiter, Carabin wie immer zu böſen Ränken aufgelegt, ein dürrer ruſſiſcher Componiſt, der dazu diente, jugendliche Idealfiguren in lebenden Bildern zu verkörpern, ein paar junge Leute, ein Herr in Frack, welcher aus einer eleganten Geſellſchaft nach Montmartre herausgewandert war, ein deutſcher Correſpondent, welcher Auſtern und Champagner keuchend herausſchleppte: ein paar Modelle, Jojo, ein gutes blondes Elſäſſerkind, Môme Ninette, eine allerliebſte Puppe, eine blaſſe, ſchlanke Lacertenfigur, Lucette, die dunkeläugige Francinette und noch andere. So gab es viel Lärm und in dem luſtigen Gewirr ſchritt die Wirtin Magnitta im grauen Nonnengewand ruhig und liebenswürdig dahin, bis ſie endlich einen ihrer wunderbaren Tänze begann, die freilich weniger kloſterlich waren und für unſer Seelenheil fürchten ließen. Da ſtieg plötzlich in dem allgemeinen Bacchanal eine Claviermelodie in langſamen feierlichen Tönen auf: die erſten Takte Parſifal. Am Clavier ſaß ein Mann, den ich früher überſehen hatte, und ſpielte die Parſifalmuſik mitten im Lärm der tanzenden Paare vor ſich hin, ganz ernſt und feierlich. Er ſah aus wie ein Arbeiter, trug ein Wollhemd und hatte ein vergrämtes, abgearbeitetes Geſicht, dunkle ins Geſicht geſtrichene Haare und die Stoppeln eines Schnurrbartes. Er kümmerte ſich um nichts, ſchien allein die fromme Muſik in ſich einzuſaugen und ſah ſehr ernſt und entfremdet vor ſich hin. Das war Gabriel Fabre.

Später traf ich ihn einigemale im Café „Nouvelles Athènes“, ohne daſs ſich eine Gelegenheit der Ausſprache ergeben hätte.

Endlich in der Charwoche in der Kirche St. Gervais. Es iſt eine äußerlich ſehr unſcheinbare Kirche hinter dem Hotel de Ville. Tritt man hinein, ſo wölbt ſie ſich jedoch hoch und groß zu gothiſchen Kreuzgewölben, bunten Fenſtern und weiten Hallen auf. Sie iſt mit Bildern geſchmückt. In einer Seitenhalle hängt ein altes, rührend eckig gezeichnetes Bild von Albrecht Dürer. Die Kirche war mit Leuten vollgepfropft, die alle gekommen waren, die Sänger von St. Gervais, welche die wundervollen mittelalterlichen Meſſen der Niederländer und Paläſtrinas zu neuem Leben erweckten, zu hören. Der Chor begann die Missa papae Marcelli von Paläſtrina. Die Töne ſtiegen, langſam feierlich in den hohen Räumen auf, verſchwebten, verbanden ſich, die tiefen Stimmen erhoben ſich wie auf ehernen Stufen in gewaltigen Tonfolgen, die Töne ſchwammen durcheinander, feierlich ernſt, ganz entmaterialiſiert und verſchwunden im Rauche der Altarkerzen, den Weihrauchwolken, den langen Schatten des Nachmittags ... Am Ausgange fand ich mich neben Gabriel Fabre und wir giengen ins Quartier latin hinüber. Diesmal ſchlug das Geſpräch leicht Brücken. Wir fanden uns beide in der Schwärmerei für die großartigen Muſikſchöpfungen der Niederländer, welche noch heute ihrer Renaiſſance entgegenſehen. Fabre erklärte ſie als die tiefſten Myſterien der Muſik. Niemals hätten die Künſtler ein weiſeres Auge für das Weſen der Muſik gehabt, als in jener Zeit, wo ſie im Kloſter ihre einſamen Gottesträume in Muſik ſetzten. Damals habe man das Weſen aller Kunſt als Entmaterialiſierung erkannt. Mit welchen Rieſenſtimmaſſen arbeiteten nicht dieſe Künſtler, wie compliciert ſeien nicht ihre Tonbauten, wie tief ihre contrapunctiſchen Künſte: und dennoch wie zart, wie leicht, wie vergeiſtigt klänge das Ganze.

„Dieſe Muſik iſt eben — erwiderte ich — der Ausdruck einer erdfernen Zeit: unſere Muſik aber jener einer erdenfrohen Welt. Daher ihr Glanz, ihre Maſſen, ihre Pracht.“

„O nein. Unſere Componiſten nehmen nur den Ton, den Klang als etwas Materielles und vergeſſen, daſs, wie die Baukunſt die ſchweren Maſſen vergeiſtigt, die Poeſie die Schwere der Worte, die Muſik die Schwere der Töne vergeiſtigen muſs. Was hilft's in der Muſik, Stürme, das Meerbrauſen, Feuerzauber und Walkürenritte zum Tönen zu bringen? Wir haben dann neben der *einen* materiellen Welt eine zweite klingende. Aber wie jeder Gegenſtand der Welt ein Bild, ein Myſterium iſt, ſo iſt es auch jeder Ton. *Eine neue Verbindung der Töne zu finden, glauben Sie mir's, das iſt alles.* Das ſchließt die Thore der Muſik weit auf und läſst in ihre Geheimniſſe blicken. Die Töne können nichts mehr ſein, als Symbole, Zeichen des heiligen Geiſtes. Wer *einen* neuen Ton gefunden hat, Herr, der hat ein neues Symbol, eine neue Realität gefunden.“

Wir ließen uns in einem Kaffeehaus am Boulevard St. Michel nieder.

„Sehen Sie — fieng Fabre wieder an — hier iſt Abend für Abend Verlaine geſeſſen. *Der* hat jenes Geheimnis der Kunſt gekannt. Er hat die Worte, welche die marlous ausgeſpuckt haben, genommen, ſie wie eine Hoſtie angebetet und ſie zu Gefäßen des heiligen Geiſtes gemacht. Und Sie wiſſen, wie leicht und duftig ſie in ſeinen Gedichten über der Erde leuchten. Das ſollten wir mit den Tönen. Die gewöhnlichſten, verächtlichſten Klänge in Gebete verwandeln.“

„Aber dann würde ja unſere Kunſt gar nicht mehr auf der Erde ſtehen und eine vage Phantaſie, ein nichtsſagendes Klingen ſein?“

„Nur für den, der die Sprache des Geiſtes nicht verſteht. Glauben Sie, Herr, wenn es mir oder jemandem gelingt, ein neues Geheimnis eines Tones, eine neue Verbindung von Tönen zu finden, dann iſt es, wie wenn ein Chemiker durch die Verbindung zweier Stoffe ein neues Ding ſchafft: er hat ein neues Räthſel der Welt gelöst, ein neues Geheimnis, ein neues Geſetz erfahren. Er hat die Welt reicher gemacht, indem er eine neue Kraft gefunden hat. Ein ſolcher Künſtler hat die tiefſten Beziehungen zum Leben: er ſieht es nicht mehr wie etwa ein Bauer, der zum erſtenmale ein Theater ſieht, an, d. h. er nimmt den bunten Schein für das Sein, ſondern er nimmt es als das farbige und bewegte Bild *eines* heiligen Geiſtes. Und ſeine Muſik wird wohl mit den tiefſten Quellen des Lebens in Verbindung ſtehen ...“

Den nächſten Tag habe ich die erſten Compoſitionen Fabres geſehen: Muſik zu Verlaine'ſchen Gedichten. Es iſt in ihnen eine große Scheu vor den Tönen, er gebraucht ſie ſparſam, wie jemand, der mit ſeinem koſtbarſten Gute umgeht. Die Klänge haben primitive Frommigkeit. Aber das Ganze klingt ſehr ſonderbar und tief, hat Ausdruck, Form und Gewalt. Ebenſolchen Charakter haben Compoſitionen von Debuſſy. Sein Reichthum an neuen Klängen iſt bewundernswert. Und dabei hat die Muſik eine wundervolle Reinheit und Leichtigkeit. So darf man neugierig ſein, was jene ſelbſtändigen und originellen Künſtler weiter ſchaffen.

Das Theater in Prag.

Das Theater war das erſte von dem böhmiſchen Kunſtleben, was die Wiener aus eigener Anſchauung kennen lernten und wodurch wir ihr Intereſſe gewannen. Es kann alſo für ſie auch nicht ohne Intereſſe ſein zu hören, wie wir eigentlich zu Hauſe theatraliſch leben. Es iſt, glaube ich, immer lehrreich zu erfahren, wie ſich ein Volk ſeine Bühne geſtaltet hat, und wie man ſie auf ſich wirken läſst, immerhin iſt es ein Beitrag zur Sociologie der Kunſt.

Prag bietet ein merkwürdiges Beiſpiel einer nicht zu großen Stadt mit zwei von einander ſtreng abgeſchiedenen Theaterwelten, einer czechiſchen und einer deutſchen. Jede hat ihre eigene Bühne mit allem Dazugehörigen, mit ihrem eigenen Publicum, Kritik ꝛc. In dem einen Lager weiß man ſehr wenig davon, was in dem anderen geſchieht. Das böhmiſche Nationaltheater wurde mittelſt nationaler Subſcription nicht nur zu künſtleriſchen Zwecken, ſondern auch zu den Zwecken der nationalen und geſellſchaftlichen Emancipation des czechiſchen Elementes von dem deutſchen begründet. Die Deutſchen, mit deren Bühne die eigentliche Theatertradi[illegible] verknüpft war, blieben, wie ſelbſtverſtändlich, mit Verſtimmung und ſchadenfroher Erwartung

Digitized by Google

großen Hoffnungen zu, welche die Czechen in das neue große Theater ſetzten. Man hatte keine große Meinung von der czechiſchen dramatiſchen Literatur, und auch über die Exiſtenz eines großſtädtiſchen czechiſchen Publicums aus mittleren und höheren Kreiſen, wie es ein ſo großes Theaterunternehmen braucht, hegte man Zweifel. Da galt es alſo auf der czechiſchen Seite das Aeußerſte zu thun, um den Deutſchen das Gegentheil zu beweiſen. Es wurde die Loſung gegeben, das deutſche Theater nicht zu beſuchen, nicht einmal aus Kunſtintereſſe und Neugier, und aus dem Beſuch des czechiſchen Theaters machte man eine nationale Tugend. Ja, man verſuchte ſchon in den erſten Jahren zu beweiſen, daſs das Nationaltheater auch ohne deutſches Repertoire exiſtieren kann. Heute darf man ſagen, daſs der Beweis vollkommen gelang, beſonders was das materielle und geſellſchaftliche Moment betrifft. Das czechiſche Nationaltheater iſt, was die Zahl voller Häuſer und die Verläſslichkeit des Publicums betrifft, eine von den glücklichſt geſtellten Bühnen der Welt. Es iſt auch das eigentliche großſtädtiſche Theater in Prag, das den größten Aufwand an Kräften und Ausſtattung nicht ſcheut. Das deutſche Landestheater, obgleich es über zwei Bühnen disponiert, wurde allmählich in die Stellung eines bloßen Theaters der Minorität, der deutſchen Colonie in Prag, gedrängt. Das Verhältnis hat ſich alſo umgekehrt. Jetzt iſt es wieder an den Deutſchen, zu beweiſen, daſs ſie genug Kraft und Publicum zur Erhaltung einer ſolchen Bühne haben, und das iſt ſchon eine ſchwerere Aufgabe, da ſie keinen Rückhalt in den breiten Maſſen der Prager Bevölkerung haben. Aber da ihnen ihre ganze Stellung in unſerem zweiſprachigen Lande das Recht auf eine ſeriöſe Theateranſtalt verbürgt, brauchen ſie für die Exiſtenz ihres Theaters auch nicht zu fürchten. Und ſo können wir die Prager Theaterverhältniſſe von der nationalen Seite als endlich conſolidiert und ausgeglichen betrachten. Man kann heute ſchon eigentlich von keiner Concurrenz der czechiſchen mit der deutſchen Bühne ſprechen, keine hat zu fürchten, daſs ihr das Publicum wirklich untreu wird. Das ſchließt natürlich nicht aus, daſs ein Austauſch des beiderſeitigen Publicums ſtattfindet. Im böhmiſchen Theater, beſonders bei Opern und Ausſtattungsſtücken, ſehen wir viel Deutſche, und umgekehrt bei den dramatiſchen Novitäten im deutſchen Theater finden wir ein großes Procent der Czechen. Dies gilt beſonders von den Gaſtſpielen der Berliner realiſtiſchen Künſtler in dem hieſigen deutſchen Sommertheater in den letzten zwei Jahren und auch gerade in dieſer Saiſon. Das war für das czechiſche ſowie für das deutſche Prag die erſte Gelegenheit, Ibſen, Halbe, Hirſchfeld, Strindberg u. ſ. w. in würdiger Weiſe ſpielen zu ſehen.

Aber ich will hier eigentlich nur von den czechiſchen Theaterverhältniſſen reden. Was ſie in erſter Reihe kennzeichnet, das iſt ein ſtarrer Centralismus. Die ganze Entwickelung der dramatiſchen Kunſt wie auch der Muſik iſt auf eine einzige Bühne angewieſen, auf das Nationaltheater. Außerdem gibt es keine leidliche czechiſche Bühne — von den zwei, drei Vorſtadttheatern verlohnt ſich nicht zu ſprechen. Die Vertretung der dramatiſchen Kunſt und Muſik einer ganzen aufſtrebenden Nation und nebendem auch noch die Sorge um die Theaterbedürfniſſe einer etwa vierhunderttauſend czechiſche Einwohner zählenden Stadt laſtet auf dieſer einzigen Bühne. Es iſt kein Wunder, daſs ſie dieſe vielen und großen Anſprüche nicht erfüllen kann und auf allen Seiten ſchuldig bleibt. Ja, man kann ſagen: ſeine größte Aufgabe hat das Nationaltheater unerfüllt gelaſſen. Es gibt kaum ein Theater, deſſen Begründung ſo zur Volksangelegenheit würde und ſo hohe Träume und ſo ſtarken Enthuſiasmus erweckt hätte. Man erhoffte davon eine ganz neue Aera des nationalen Lebens, einen großartigen Aufſchwung der Kunſt: man glaubte, wenn man einen Palaſt erbaut hat, der mit den prächtigſten Theatergebäuden in Europa ſich meſſen kann, daſs die Künſtler von europäiſcher Tragweite und Bedeutung nicht lange auf ſich werden warten laſſen. Das aber blieb unerfüllt. Die großartige Bedeutung des Nationaltheaters in geſellſchaftlicher und nationaler Hinſicht läſst ſich freilich nicht leugnen. Die Theaterzüge, die in ſeinen erſten Jahren aus den entlegenſten Gegenden Böhmens und Mährens veranſtaltet wurden, der ungeheuere Anlauf des Publicums während der Landes- und ethnographiſchen Ausſtellung, die Ehrfurcht und Liebe, mit welcher man im letzten Dorfe von ihm als der „goldenen Kapelle an der Moldau“ ſpricht, das alles ſpricht zwar von einer ungewöhnlich wichtigen Stellung des Theaters im Volksleben, aber dennoch muſs man ſagen, daſs es für die eigentliche Kunſtentwicklung wenig zu bedeuten hat. Das Nationaltheater hat keine neue dramatiſche Literatur und keine neue Schauſpielkunſt geſchaffen, wie erwartet wurde. Erſt in den drei, vier [illegible] regt es ſich in unſerem Drama an ſich zu regen, aber [illegible] Verdienſt des Theaters. Noch weniger hat bisher das [illegible] für die Entwicklung unſerer Muſik bedeutet, trotz [illegible]

vollauf genug mit der würdigen Pflege ſeiner Muſik zu thun hat. Aber weit gefehlt. Unſer Theater, eigentlich unſer Publicum, denkt anders. Man ſpielt die „Verkaufte Braut“, den „Kuſs“, und „Dalibor“, alſo die populärſten und zugänglichſten Werke des verblichenen Meiſters, man geräth — namentlich ſeit der Zeit der Wiener Aufführungen — dabei in Entzückung und patriotiſchen Stolz, aber die anderen Werke ſind unſerem Publicum zu ſchwer, zu „wagneriſch“ und immer ſeltenere Gäſte im Nationaltheater, auf derſelben Bühne, auf welcher jede Novität der italieniſchen Veriſten herbeigeſchleppt wird, um nach vier, fünf Aufführungen raſch zu verſchwinden.

Die Oper iſt aber doch noch das verhätſcheltſte Kind unſeres Repertoires, was ſoll man erſt vom Drama ſagen! Das hat in unſerem Theater die ungünſtigſte Stellung. Denn die Sorge um die gegenwärtige und zukünftige Kunſtentwickelung kommt da erſt in letzter Reihe. Das Nationaltheater hat vorerſt ſeine national-repräſentativen Zwecke zu erfüllen. Dieſe erheiſchen eine gehörige Rückſicht auf die ältere heimiſche Production, die alten romantiſchen und patriotiſch-tendenziöſen Stücke, für welche die Gegenwart immer weniger Geſchmack hat. Weiterhin hat das Theater, als das einzige, auch Pflichten gegen die gegenwärtige heimiſche und fremde Production und auch gegen die claſſiſchen Größen der vergangenen Zeiten — alſo eine ganze Reihe von Pflichten, zu deren Erfüllung in anderen Städten auch eine ganze Reihe von Bühnen zu Gebote ſteht. Es iſt alſo natürlich, daſs man ſich keiner ſpecielleren Pflege eines beſtimmten Genres widmen kann. Man ſpielt heute eine hiſtoriſch-patriotiſche Rittertragödie, morgen mit demſelben Perſonal Sardou, Sudermann, ja auch Hauptmann und Ibſen, heute ein harmloſes Volksſtück, morgen die leichtfertigſte franzöſiſche Poſſe. Die Schauſpieler können da zu keiner Vertiefung in einem beſtimmten Stile gelangen. Und wenn man ſich vergegenwärtigt, daſs das Schauſpiel mit der Oper um die Bühne ſtreitet und daſs dieſe ein ſo breites und buntes Repertoire pflegen muſs, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie wenig Abende der eigentlichen ſeriöſen dramatiſchen Kunſt zufallen. Man ſpielt wenig Modernes, aber auch Claſſiſches ſpielt man eigentlich nicht, Gott weiß, was man überhaupt ſpielt! Man hat am Ende von dem ganzen Repertoire einen blaſſen und verſchwommenen Eindruck, es gibt Spielzeiten, in denen kaum drei, vier Abende künſtleriſch etwas bedeuten.

Am ärgſten geht es dem neueſten Drama. Das Theater hat ſchon hin und wieder guten Willen gezeigt und es mit Ibſen, Hauptmann, Schnitzler ꝛc. verſucht, aber es geht halt nicht. Erſtens hat man nicht Schauſpieler dazu. Bis auf zwei, drei Ausnahmen gehören ſie der alten Schule. Und wie ſoll man junge Talente, auch wenn ſie da wären, zur neuen Kunſt an dem alten Repertoire erziehen? Man ſpielt alſo neue Stücke nicht, weil man nicht moderne Schauſpieler genug hat, und man kann ſie nicht haben, wenn man nur die alten Stücke ſpielt, ein fataler circulus vitiosus das! Und zweitens: unſere ſehr geräumige, für Oper und Ballet gebaute Bühne iſt nicht für die fein nuancierten, intimen Spiele, wie ſie die jüngſten Dramatiker gebracht haben, geſchaffen. Jedes feinere Wort verhallt in den großen Räumen, jede delicate Geſte verliert an ihrem Wert da, wo man nur mit größtem Relief und übertriebener Plaſtik wirken kann. Von derſelben Bühne, an der noch geſtern ganze Bataillone von Balletteuſen herumſprangen und pompöſe Finale vom hundertköpfigen Enſemble heruntergekreiſcht wurden, ſoll man heute die flüchtigen und delicaten Stimmungen der „Einſamen Menſchen“ erhaſchen. Dieſer Umſtand hat dem modernen Drama bei uns viel geſchadet.

Sein größter Feind aber iſt das Publicum ſelbſt. Den Kern dieſes Publicums machen die ſich erſt noch bildenden Schichten der czechiſchen Bourgeoiſie. Es iſt alſo eine Claſſe ohne Vergangenheit, ohne Tradition und mit ſehr mangelhafter künſtleriſcher Bildung. Man geht da ins Theater, ſo wie man anderswo in die Geſellſchaft geht. Unſere Geſellſchaft hat eben noch keine anderen Mittelpunkte als Kaffeehaus, Bierhalle und Theater. Man will da alſo vor allem zeigen, daſs man es mitmachen kann. Dieſer Geiſt des Protzenthums und Snobismus gibt dann im Zuſchauerraum den Ton an. Man entzückt ſich für die hohen C und für prächtige Salonroben, aber die Poeſie und Kunſt empfängt man mit ſtumpfer Indifferenz. Von keiner Idee, von keinem noch ſo verwegenen Experiment iſt man entzückt oder erbittert — alles läſst man mit gleicher Leichtigkeit und Verſtändnisloſigkeit an ſich vorbeiziehen. Theaterſchlachten, wie ſie z. B. die Berliner kennen, wären bei uns undenkbar.

Dies läſst ſich am beſten an der ſonderbaren Procedur erkennen, der man die heimiſchen Premièren unterwirft. Man macht bei uns keinen ſcharfen Unterſchied zwiſchen Stücken, die durchfallen, und denen, die ſich erhalten. Alles, Gutes und Schlechtes, erfährt ein gemeinſames Schickſal: es wird viermal oder fünfmal geſpielt und dann klang- und ſanglos begraben. Es gibt kaum ein Stück aus den letzten Jahren, welchem ein längeres Los beſchieden wurde. Die ſonderbare Procedur, [illegible] Man empfängt das heimiſche Stück mit [illegible] darum, weil es heimiſch iſt. Man [illegible] hat oder nicht. Man amüſiert ſich [illegible] immer und läſst ſich nicht [illegible] den Autor vor die Rampe [illegible] Stück ſchon beim zweiten Acte total [illegible] ſich dennoch mit Kränzen in der

Digitized by Google

Hand auf die Bühne zerren und geht mit dem Wahne ſchlafen, daſs ſein Stück gefallen hat. Auch die folgenden Tage können ihn noch nicht um dieſe Illuſion bringen, denn die Kritik unſerer Tagesblätter iſt geradeſo wie das Publicum: nichtsſagend, weder heiß noch kalt, alles mit lauer Benevolenz und Euphemismen verdeckend. Erſt wenn das Stück nach zehn Tagen definitiv aus dem Repertoire verſchwindet, erräth der Autor, daſs ſeine an Applaus und Kränzen reiche Première eigentlich ein Begräbnis war. Manchmal erräth er es auch nicht, denn auch die guten Stücke begegnen faſt durchwegs demſelben Schickſal, und da verliert man freilich jeden Unterſchied zwiſchen gut und ſchlecht, zwiſchen Kunſt und Schablone.

Und doch könnten wir aus den letzten fünf Jahren mehr als einen gelungenen Anlauf zum neuen czechiſchen Drama verzeichnen. Das alte hat drei Phaſen hinter ſich. Die erſte iſt die romantiſche, die von Shakeſpeare und deutſcher Romantik beherrſchte. Hierher gehören die zwei erſten Dramatiker der Vierzigerjahre Tyl und Kliepera, ſowie auch das große Pathos und der romantiſche Prunk der hiſtoriſchen Dramen von J. J. Kolar und V. Hálek, die in den Sechziger- und Siebzigerjahren wirkten. Als eine Einzelerſcheinung kann man F. V. Jeřábek betrachten, den Verfaſſer des erſten czechiſchen Stückes mit flammender ſocialen Tendenz: „Služebník svého pána“, das von dem Nationaltheater vor fünf Jahren in Wien geſpielt wurde. Die zweite Periode iſt die der franzöſiſchen Einflüſſe. Man verläſst den hohen tragiſchen Kothurn und die große Leidenſchaft und läſst ſich mehr an wirkungsvollen Situationen und techniſcher Vollendung gelegen ſein. Em. Bozděch war, was die feine Intrigue und den Geiſt ſeiner hiſtoriſchen Komödien betrifft, ein würdiger Schüler ſeines Meiſters Scribe. Auch die hiſtoriſchen Tragödien und Luſtſpiele Vrchlickýs gehen zumeiſt in Bahnen der franzöſiſchen Einflüſſe, ſind geſchickt gearbeitet, haben hie und da lebhafte locale Farbe und Poeſie, aber es fehlt ihnen an dramatiſcher Wirkung. Nur die hiſtoriſche Komödie „Noc na Karlštejně“ und die antike Trilogie „Hippodamia“ können da als Ausnahmen gelten. In den erſten Achtzigerjahren kam eine neue Welle, der Realismus. Man behielt meiſtens die alte dramatiſche Technik, aber auf ihrer Grundlage wollte man ein lebenswahres Abbild des charakteriſtiſchen Milieus geben. Aber man blieb dabei größtentheils nur an der Oberfläche. Man ſtellte allerlei ergötzliche Leute auf die Bühne mit charakteriſtiſchen Geberden und Coſtümen, ſo wie man ſie im Leben der Bauern, der kleinen Städte oder in der Hiſtorie gefunden hat. Man hatte alſo vor allem das Charakteriſtiſche im Auge, die Geberde und Grimaſſe, und nicht das eigentlich Dramatiſche und Pſychologiſche. Dieſe Richtung wurde namentlich von dem verſtorbenen Ladislav Stroupežnický vertreten.

In jenen Jahren konnte man ſchon an dem czechiſchen Drama verzweifeln, denn die älteren Talente, auf denen es ſich ſtützte, wuſsten es nicht weiterzuführen, und junge Talente gab es nicht, wenigſtens wurde hartnäckig vor ihnen die Bühne verſperrt. Erſt nach dem Jahre 1890 gelang es zwei von den jüngeren, M. Šmaček und F. X. Svoboda, auf der Bühne durchzudringen. Ihr Auftreten ſignaliſierte die neueſte Phaſe. Es iſt zwar noch immer mehr Malerei als Drama, mehr Rückſicht aufs Milieu als auf den dramatiſchen Kern der menſchlichen Individualitäten, aber es ſind doch ſchon Anläufe zu einer neuen Technik und zum modernen pſychologiſchen Stimmungsdrama. Namentlich bei Svoboda findet man originelle Erfaſſung der Sujets und intereſſante Verſuche der Demonſtration einiger Erſcheinungen der geſellſchaftlichen Dynamik. Das vorige und dieſes Jahr aber ſpeciell werden zu den wichtigſten für die Entwickelung unſerer Theater gehören, denn ſie brachten uns eine ſtattliche Reihe von Premièren, faſt ausſchließlich von Debutanten. Zwei von dieſen, Jaroslav Kvapil und V. Hladík, kamen mit Stücken aus dem Malerleben, von faſt demſelben Sujet, immer noch mehr Milieuſchilderungen als Dramen, in glatter und eleganter franzöſiſcher Manier. Die Pſychologie läſst bei ihnen an Wahrheit und Tiefe viel vermiſſen, und was ſie an lebensfähigen Keimen enthalten, gehört mehr ins Gebiet der Geſellſchaftskomödie als in das des Dramas. Als einen mächtigen und gelungenen Anlauf zu dieſem können wir aber die ſehr erfolgreiche Première des vorigen Jahres betrachten, das Stück „Vina“ (Die Schuld), von dem jungen, bisher faſt unbekannten Jaro Hilbert. Das Stück hat eine ſtarke dramatiſche Spannung, jähen tragiſchen Abſturz und duftige poetiſche Stimmung bei der größten Primitivität der Mittel und der Handlung.

Es ſtände alſo mit unſerem Theater nicht ſo ſchlimm, wenn nur die Enge unſerer Bühnenverhältniſſe durchbrochen würde. Wir ſind eben in der Situation eines Volkes, das ſein Theater den kleinen Verhältniſſen gemäß, in denen es ſich früher entwickelte, eingerichtet hat und nun einemmale bemerkt, daſs ſie ihm ſchon nicht mehr genügen, weil ſeine Entwickelung raſcher vor ſich gieng, als es ahnen konnte. Unſer nationaler Organismus wurde vor zwei, drei Decennien weit primitiver gehalten, ſeine Functionen waren nicht ſo zahlreich und verwickelt wie heute, ſeine Organe noch nicht genug zweckmäßig vertheilt. Wenn man an das nationale Theater dachte, ſo hatte man nur eine Anſtalt, ein Nationaltheater, mit Oper und Drama zuſammen, im Sinn. Aber mit der fortſchreitenden Entwickelung ſchreitet auch die Arbeitstheilung vor. Der primitive Centralismus des ganzen Theaterlebens iſt uns ſchon zu lang. man ruft nach Theilung der Kräfte, nach freier Concurrenz. Mittlerweile verlobert man dieſe Wünſche in der Hoffnung auf ein zweites czechiſches Theater in Prag. Dies iſt heute eine von unſeren acuteſten Fragen, und ſie ſcheint eben aus dem Stadium der Discuſſion in das der Verwirklichung zu treten. Gerade in dieſen Wochen veröffentlichen die „Národní Listy“ ein Plebiscit über die Frage, ob das zweite Theater klein oder groß, unabhängig oder mit dem Nationaltheater gemeinſam verwaltet ſein ſoll. Alle, denen es dabei in der erſten Reihe um die Kunſt geht, erhoffen freilich beſſere Zeiten für unſere Theater nur von einer Bühne, die ausſchließlich dem Schauſpiel dient und nicht ſo groß iſt, um die neue pſychologiſche Kunſt des dramatiſchen Dichtens und ſchauſpieleriſchen Darſtellens wirkungslos zu machen.

Prag. F. V. Krejčí.

Hinter uns.

Hinter uns merken wir Jünglinge nachkommen, die von uns nichts mehr wiſſen wollen. Das wird immer vernehmlicher. Ich bin deshalb nicht traurig, aber es wundert mich doch. So ſchnell geht das? Eben ſind wir noch Revolutionäre geweſen und ſchon ſollen wir ſelber im Wege ſein? Ich kann es nicht gleich begreifen, aber ich ſpüre es. Ich ſpüre die Blicke dieſer ruhigen blonden Leute hart und feindlich auf uns liegen. Wir gefallen ihnen nicht. Sie treten nicht gegen uns auf, ſie ſagen nichts; mögen wir thun, was wir nicht laſſen können — ſie ſind ja ſicher, daſs es nichts mehr bedeutet. Manche Werke werden uns noch gelingen, was liegt ihnen daran? Wir geben doch nicht mehr den Ton an, ſagen ſie. An ihnen iſt jetzt die Reihe.

Man möchte nun gern einmal ihren Ton hören. Iſt er wirklich ſo neu und anders? Ich weiß es nicht, niemand kann es wiſſen: ſie haben ja noch kein Werk gethan, ſie ſtellen nicht einmal ein Programm auf; ſie ſind bloß da und das, fühlen ſie, ihre bloße Exiſtenz, iſt ſchon ein Proteſt gegen uns. Betrachten wir alſo, wie ſie denn ſind. Es iſt immer gut, zur rechten Zeit ſeinen Gegner zu erkennen, damit man ſich gegen ihn befeſtigen oder doch, wenn es ſchon ſein muſs, unter guten Bedingungen ausliefern lerne.

Ja, ſie ſind anders als wir, ganz anders. Wir ſind enthuſiaſtiſch geweſen, ſie ſind beſonnen. Wir haben Dummheiten gemacht, doch von jener lieben Art, die man ſpäter auslachen darf, ohne ſie bereuen zu müſſen; ſie ſind verſtändig, aber es wird einem kalt bei ihrem Verſtande. Sie wälzen ſich nie im Gras und wiſſen nicht, wie man betrunken iſt. Sie lachen nicht, höchſtens lächeln ſie malitiös über die thörichten Menſchen. Sie werden nie grob, aber wie ſie mit uns höflich ſind, das iſt niederträchtig. Sie haben uns, ſcheint mir, eigentlich ſogar ganz gern, aber wie man dumme Frauen gern hat, weil es doch lieb iſt, daſs es zur Erholung ſo etwas Unvernünftiges gibt. Ich glaube, wir ſind ihnen faſt unheimlich, wie dem Erwachſenen oft ein Kind unheimlich wird. Sie können ſich nicht erinnern, jemals ſo jung geweſen zu ſein, wie wir alten Leute ſind. Nachdenklich, ſtaunend, nicht ohne Neid ſehen ſie uns durch das Leben ſpielen zu. Sie ſind ſo ernſt, ſie imponieren uns, weil ſie in frühen Jahren ſchon etwas männliches haben, das wir erſt mühſam erwerben muſsten, weil ſie gleich ſicher ſind, wo wir lange zweifelten, und weil ſie mit einer Würde auftreten, die uns fehlte. Das achten wir und wir wären bereit, uns ihnen zu nähern; aber es kann nicht ſein: denn ſie haben keine Gnade, es iſt an ihnen nichts zum Lieben da. Es geht nicht, zu ihnen du zu ſagen, und das ſind für uns keine Menſchen. Es fehlt ihnen, nach unſerem Geſchmacke, der ja nun doch einmal unſer Maß ſein muſs, an Milde bei aller Ruhe und jenes herzliche Verſtehen aller Dinge, das unſer beſtes Glück iſt, haben ſie nicht. Sie ſind ſchon reif geworden und doch ſauer geblieben. Jeder von ihnen iſt ſo ganz allein auf der Welt. Das kommt uns zu traurig vor. Wir können es kaum glauben, daſs ſie wirklich ſind; am Ende ſind ſie nur gedacht, will uns ſcheinen. Und wir ſehen uns um, ob es denn noch irgendwo ſolche Menſchen gibt, ſo unmenſchlich klare Menſchen.

Ein Amerikaner, Herr Orison Swett Marden, hat ein Buch geſchrieben, Pushing to the front, über die Kunſt emporzukommen, auf das ich durch Teodor de Wyzewa aufmerkſam geworden bin. Wyzewa hat die enorme Wirkung dieſer Schrift geſchildert: Zwei Monate nach ihrem Erſcheinen war ſie bereits ein claſſiſches Werk bei den Amerikanern geworden, in den Schulen wurde ſie als Prämie gegeben, der „Chicago Herald“ nannte ſie „das ideale Buch, das die Jugend erwartete“, Amhurst literary Monthly prophezeite, ſie ſei beſtimmt, „für das praktiſche Leben zu werden, was die Nachfolge Chriſti von Thomas a Kempis für das geiſtliche geworden“, Prediger laſen ſie auf der Kanzel vor und ein Biſchof ſchrieb dem Autor „er ſei durch ſein Buch ein Wohlthäter des ganzen Landes geworden“. Das hat mich neugierig gemacht. Was konnte dieſes Buch ſo Mächtiges enthalten? Sein Plan iſt, den jungen Leuten, die ungewiſs in das Leben treten, „Exempel“ zu geben, welchen ſie getroſt folgen können: es ſtellt ihnen ein Ideal auf: den entſchloſſenen Mann, der mit ganzer Seele nach ſeinem Ziele ſtrebt, kein Hindernis ſcheut und durch alle Anfechtungen auf den erſten Platz kommt. „Mein Buch, erklärt Marden ſelbſt, ſoll aus dem jungen Amerikaner einen Columbus ſeiner Fähigkeiten machen: er lerne, keine Zeit mit der Vergangenheit verlieren, nicht in die Zukunft träumen, ſondern jeden Moment

Digitized by Google

der Gegenwart benützen.“ Dazu werden nun Maximen des praktiſchen Lebens vorgetragen: Warte nicht auf das Glück, ſchaffe es dir — Träume nicht von der Vergangenheit noch in die Zukunft, ſondern handle in der Gegenwart — Gewöhne dir gute Manieren an: manierlich iſt beſſer als reich; wer gute Manieren hat, hat überall freien Zutritt — Geſunder Verſtand iſt mehr wert als jedes Talent — Sei exact — Ausdauer iſt beſſer als Genie — Sei kurz: erledige jedes Geſchäft im Handumdrehen. Wer dieſe Regeln befolge, werde unter die „neuen Heiligen“ kommen: zu John Jacob Aſtor, Vanderbilt und Barnum.

Das Buch des Amerikaners iſt mir ſeltſam geweſen: denn aus ihm tritt dieſelbe Geſtalt wie aus den Reden und Geſten der jungen Leute hinter uns, die jetzt zwanzig Jahre werden. Sollte das wirklich der „Jüngling des zwanzigſten Jahrhunderts“ ſein? So unſchwärmeriſch, ſo geſcheit, ſo unjung? Wir haben uns immer ein hartes Geſchlecht gewünſcht, warum freuen wir uns jetzt nicht? Hart ſind dieſe ſtillen blonden Knaben, hart und klar wie Forellenbäche. Warum freuen wir uns alſo nicht? Warum iſt uns auf einmal ſo bange? Sind wir plötzlich feige geworden, feige vor unſeren eigenen Wünſchen? Es iſt uns um die Schönheit leid, die wir dafür hingeben müſſen. Aber iſt das nicht eine alte ſchlechte Schönheit, die ſich verlebt hat und müde geworden iſt? Wie kann man um dieſe trauern? Freilich, wir frieren in der neuen Schönheit. Wenn es tagt, frieren wir da nicht immer? Laſst uns nur tapfer ausſchreiten, die Sonne wird gleich kommen! So ruft uns der Verſtand zu: er iſt ſchon bei den Neuen drüben hinter uns. Aber wir zaudern.

Die hinter uns, denen wir nicht mehr gefallen, ſcheinen ſo zu ſein, wie wir ſelber gern geworden wären. Sie ſind hart, ſtark und kühn, das haben wir uns doch immer gewünſcht. Um es zu werden, haben ſie manches abwerfen müſſen, was uns noch wert und theuer iſt. Darum ſind ſie uns ſo fremd. Sollen wir ſie darum haſſen? Wir wollen ſehen, was ſie wirken. Haben ſie wirklich die große Kraft, ſo wird es eine Luſt für uns ſein, ſie ſchalten zu fühlen. Aber einſtweilen wollen wir zur Seite ſtehen und die alten Schätze hüten, die ſie verachten. Wer weiß, vielleicht werden dann wieder andere kommen, noch andere, die froh ſind, ſie zu finden, und es uns danken werden. Wir wollen nichts von denen hinter uns verlangen, aber ſie ſollen auch von uns nichts verlangen. Laſſet uns einander aus dem Wege gehen und des alten Paracelſus gedenken, der geſagt hat: non sit alterius, qui suus esse potest.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Das Regime Badeni iſt die verkehrte Welt in der Politik.

•

Confiſciert!

Anfangs ſchien es ſo, als ob die Verſchiedenheit der beiderſeitigen Programme [illegible]

[illegible]

czechen, Polen, Slovenen, Feudalen wie der Regierung lautet: Non possumus, wir können die Obſtruction nicht unterkriegen, deswegen gehören wir zuſammen.

•

Confiſciert!

•

In regierungsfreundlichen Blättern wird jetzt ſehr eindringlich erwogen, durch welche Liſt man jene Abänderung der parlamentariſchen Geſchäftsordnung erzielen könnte, die zur Unterdrückung der Obſtruction erforderlich erſcheint. Alle bisher aufgetauchten Vorſchläge haben ſich als wertlos erwieſen, weil ſie entweder — petitio principii — die Ueberwindung der Obſtruction vorausſetzen oder — wie der Vorſchlag mit dem § 14 — direct dem Wortlaute der Verfaſſung widerſprechen. Ich weiß einen anderen Plan, der leicht durchführbar iſt und keinen Buchſtaben des Geſetzes verletzt, vielmehr nur eine allbekannte Lücke der Verfaſſung ausnützt. Wie jeder Juriſt weiß, enthält wohl der § 10 des Staatsgrundgeſetzes über die Reichsvertretung die Norm, daſs der Kaiſer den Reichsrath alljährlich einzuberufen hat, es fehlt aber — worauf die juriſtiſchen Studenten an der Univerſität von den Staatsrechts-Profeſſoren alljährlich aufmerkſam gemacht werden — es fehlt darin die Beſtimmung, an welchen Ort der Kaiſer den Reichsrath einzuberufen hat, ja es fehlt ſogar die — im Delegationsgeſetz § 11 für die Delegationen ausdrücklich feſtgeſetzte — Beſtimmung, daſs der Kaiſer überhaupt den Ort, an welchem der Reichsrath tagen ſoll, im Einberufungspatent namhaft zu machen hat. Das iſt die Lücke, in welche ich meinen Staatsrettungsplan hineingebaut habe. Er lautet: Graf Badeni erlaſſe das Einberufungspatent für einen beſtimmten Tag und eine beſtimmte Stunde, ohne den Ort der Verſammlung darin zu erwähnen. Das wird niemandem weiter auffallen, weil man allgemein gewohnheitsmäßig an das Wiener Parlamentsgebäude denken wird, obzwar dieſes im Geſetz gar nicht genannt iſt. Die Mitglieder der Majorität verabreden inzwiſchen heimlich mit der Regierung einen anderen Ort, an dem die Sitzung ſtattfinden ſoll, z. B. Czaslau, Buk oder auch Schwenders Coloſſeum. Am feſtgeſetzten Tage, zur feſtgeſetzten Stunde finden ſich die Mitglieder der obſtructionsluſtigen Minorität im Parlamentsgebäude am Franzensring ein. Dort werden die ahnungslos auf die Majorität und die Regierung Wartenden von dem jederzeit hilfsbereiten Kanzleidirector des Abgeordnetenhauſes Herrn v. Halban durch geiſtvolle Geſpräche von Philoſophie und Naturgenuſs über einige Stunden ebenſo angenehm als erbaulich hinweggetäuſcht. Inzwiſchen haben ſich die Herren von der Majorität in mehr als beſchlussfähiger Zahl ſammt der Regierung in dem anderen Ort — Czaslau, Buk oder auch Schwenders Coloſſeum — verſammelt, in aller Eile, ohne Debatte, das Präſidium gewählt, die erwünſchte Abänderung der Geſchäftsordnung en bloc angenommen, die Sitzung geſchloſſen und die nächſte Sitzung ins Parlamentsgebäude Wien angeordnet. Die im Parlament harrende Minorität erfährt davon durch die Abendblätter. Die Herren ſchimpfen und fluchen, malträtieren vielleicht auch den unglücklichen Herrn v. Halban. Daran liegt nichts. Obſtruieren können aber — das iſt die Hauptſache — die Herren von der Minorität nicht mehr. Die Geſchäftsordnung iſt ſo ausgiebig abgeändert, daſs Regierung und Majorität es wieder wagen können, in Anweſenheit der Minorität Parlament zu ſpielen. Der Staat, das heißt Graf Badeni, iſt gerettet. Das iſt mein Plan. Er iſt unter allen bisher bekannt gewordenen noch immer der verhältnismäßig rationabelſte Plan. Ich ſtelle ihn dem Grafen Badeni zur Verfügung, ohne dafür auch nur den Sectionschefstitel in Anſpruch zu nehmen. Ich thue das nicht etwa aus Mitleid mit ſeiner Hilfloſigkeit, vielmehr aus einem gewiſſen ſelbſtſüchtigen Intereſſe, das ich ohneweiters bekennen will. Wenn ich auch ganz überzeugt bin, daſs das Schickſal, falls Graf Badeni an der Obſtruction untergeht, den Völkern Oeſterreichs eine neue Zielſcheibe des Spottes geben wird, ſo zweifle ich doch ernſtlich daran, daſs uns ſobald wieder eine ſo vorzügliche Zielſcheibe gegönnt ſein wird, wie die des Grafen Badeni. Aus dieſem und keinem anderen Grunde bin auch ich dafür, daſs Graf Badeni uns noch lange erhalten bleibe. Wer den Grafen Badeni hat, braucht für den Spott nicht zu ſorgen.

K.

Volkswirtſchaftliches.

Die Regierung hat nun das vor Jahresfriſt vom Reichsrath „auf Lager“ votierte Börſenſteuergeſetz kundgemacht, und es wird daher binnen zwei Monaten Geltung erlangen. Ueber das Geſetz ſelbſt iſt dem, was wir bei ſeiner Vorlage geſagt haben, nichts beizufügen. Wir halten es nach wie vor für unzweckmäßig, einem in ſeiner Erwerbsfähigkeit ſtark beeinträchtigten Gewerbe, wie es die Börſengeſchäftsvermittler ſind, den Steuerſatz auf das Dreifache zu erheben, und keinesfalls wird der Erfolg des Geſetzes die Erwartungen, welche der Finanzminister bei der Einbringung [illegible] die Staatsleitung wird tief weit hinter dem präliminierten Ertrag [illegible] zurückbleiben. Die Börſencouliſſe hat ſich [illegible] und ſie wird durch das neue Geſetz hart betroffen werden, aber wir halten dieſe Couliſſe [illegible] eine unnütze volkswirtſchaftliche [illegible] und man kann daher die einzelnen Mitglieder [illegible] wenig Anſpruch auf Schonung: es iſt [illegible] kaufmänniſchen [illegible] die Organiſation der Couliſſe noch [illegible] iſt. Uebrigens konnte der [illegible] das Zuſammentreten kaum [illegible] die Börſe zu einer Reform entſchloſſen [illegible] wieder vorübergehend [illegible] das Geſetz doch nicht „auf Lager“ [illegible] die [illegible] Kundmachung [illegible] des neuen Ge[illegible] man [illegible] daſs es an

Digitized by Google

der Enquête, welche vor kaum zwei Jahren tagte, genug ſein müſste und daſs ein fertiges und durchberathenes Geſetz nicht ſchon wieder Anlaſs zu einer ſolchen geben könnte. Indes die Weisheit des Herrn v. Bilinski hat anders entſchieden und ſo wird die Enquête wenigſtens etwas nützen können, wenn alles Unklare aus dem Geſetz erläutert und vor allem die zahlloſen Nachtragsverordnungen und Aufklärungen, welche nach der Schaffung des Börſenſteuergeſetzes vom Jahre 1892 erlaſſen werden muſsten, inſoweit ſie Geltung behalten ſollen, codificiert würden; dazu wäre es freilich vernünftiger geweſen, wenn unſere ſchon bei der letzten Enquête gegebene Anregung befolgt worden wäre, und der Miniſter, ſtatt Bankdirectoren und Banquiers zur Enquête einzuladen, dieſe aufgefordert hätte, ihre bei den techniſchen Arbeiten, welche das Geſetz nöthig macht, mitwirkenden Beamten zur Enquête zu deſignieren. Denn dieſe würden von den Unklarheiten und nothwendigen Erläuterungen ꝛc. jedenfalls mehr verſtehen, als die Herren Chefs, die ſich nie mit den Sachen befaſst haben und befaſſen konnten. Doch Rath bei denen einzuholen, welche etwas verſtehen, iſt hierzulande nicht Brauch.

•

Der Wiener Gemeinderath liebt die Ueberraſchungen und ſo hat er uns gleich in ſeiner erſten Sitzung nach den Ferien mehrere bereitet. Die größte war jedenfalls der offenbar auf Parteibeſchluſs eingebrachte Antrag des Stadtrathes Wähner, eine Anleihe von ſechzig Millionen Kronen aufzunehmen zur Errichtung elektriſcher Bahnen. Man ſollte meinen, daſs der Gemeinderath, ſolange er für das längſt bewilligte Gasanlehen noch immer keinen Abnehmer gefunden hat, auch nicht in der Lage iſt, ein neues großes Anlehen zu placieren und es daher mit der Votierung desſelben keine Eile habe. Dies umſomehr, als weder der Antrag noch ſonſt irgend etwas einen Anhaltspunkt dafür bieten kann, zu welchen Zwecken dieſes Anlehen eigentlich verwendet werden ſoll. Denn daſs das Anlehen zur „Errichtung elektriſcher Bahnen und eventuell zur Uebernahme beſtehender Linien und deren Umgeſtaltung für den elektriſchen Betrieb“ dienen ſolle, iſt ziemlich vage, beſonders ſolange niemand und vor allem der Gemeinderath und deſſen Techniker noch nicht wiſſen, welche Linien und nach welchem Syſtem gebaut werden ſoll, welche beſtehenden Netze und zu welchen Bedingungen ſie eingelöſt werden können. Gewöhnlich ſucht man ſich erſt darüber klar zu werden, was man will und welche Koſten die Durchführung verurſachen werde, ehe man daran geht, die in ihrer nothwendigen Höhe noch unbekannten Geldſummen zu votieren. Indes der Wiener Gemeinderath liebt den umgekehrten Weg und auch dieſer ſoll uns recht ſein, wenn Wien dadurch endlich elektriſche Bahnen erhält und zwar unter den von Herrn Doctor Lueger ſo oft verkündigten Modalitäten.

•

Zum Capitel elektriſche Bahnen eine kleine Anfrage an die Gemeinderathsmajorität. Warum ſchreien die Herren immer, wie wenn man ſie anrauben würde, wenn die Actien der alten Wiener Tramway-Geſellſchaft ſteigen und nie, wenn der Cours der Neuen Wiener Tramwayactien in die Höhe geht. Letztere ſtehen bei einer Vorjahrsdividende von $2\frac{1}{2}$ fl. circa 130 und ſind in kurzer Zeit um 50 fl. geſtiegen, während für erſtere der höchſte Cours der letzten Zeit von etwa 490 bei einer Dividende von 18 fl. lange nicht ſo unberechtigt ſcheinen konnte. Und bei beiden iſt dieſelbe Urſache der Steigerung: Gerüchte betreffend Einlöſung durch die Gemeinde und Einführung des elektriſchen Betriebs. Und doch hat Herr Stadtrath Wähner ſich nicht veranlaſst geſehen, wegen der unerhörten, gemeingefährlichen Courstreiberei in Neuen Tramwayactien zu interpellieren und Dr. Lueger hat nicht das Einſchreiten der Regierung gegen dieſes Schandtreiben angerufen! Woher nur dieſes zweifache Maß? Soll man etwa daraus ſchließen, daſs dieſe Courstreiberei berechtigt iſt und der Neuen Wiener Tramwaygeſellſchaft gerne ein Gewinn von etlichen Millionen aus der Einführung des elektriſchen Betriebs gewährt wird, welche die alte Tramway um keinen Preis erlangen darf?

•

Vor mehr als zwei Jahren hat die öſterreichiſche Länderbank eine neue Induſtrie-Geſellſchaft gegründet, die A.-G. für Emailirwerke „Auſtria“. Für die erſte $16\frac{1}{2}$ Monate dauernde Geſchäftsperiode wurde eine Dividende von 14 Procent alſo über 10 Procent p. a. vertheilt. Auf Grund dieſer Dividende wurde nun verſucht, die Actien im Publicum zu placieren, was bis etwa zur Hälfte des Capitals gelungen ſein ſoll. Nun erfährt man, daſs das zweite mit 30. Juni d. J. ſchließende Geſchäftsjahr weſentlich ungünſtigere Reſultate aufzuweiſen hat. An ſich müſste dieſer Umſtand noch keinen Anlaſs zu Tadel geben, denn es iſt etwas auf ganz natürlichem Wege Erklärliches, daſs auf ein gutes Geſchäftsjahr ein ſchlechtes folgt. Verdächtig wird die Sache aber durch verſchiedene Umſtände. Zunächſt dadurch, daſs die mit der Länderbank eng verbundene Wechſelſtuben-Actien-Geſellſchaft „Mercur“ in ihrem Börſenblatt während des ganzen Jahres und noch in der allerletzten Zeit die Actien der „Auſtria“ auf Grund der Vorjahrsdividende zum Kauf warm empfohlen hat, zu einer Zeit, wo es den in der Länderbank ſitzenden Verwaltungsräthen des Unternehmens längſt bekannt ſein muſste, daſs dieſe Dividende bei dem ungünſtigeren Geſchäftsgang umſoweniger erreicht werden könne, als durch die inzwiſchen vorgenommene Capitalsvermehrung ein höheres Capital zu verzinſen war. Es ſcheint uns aber, daſs die Verwaltungsräthe des Inſtitutes ſchon vor Jahresfriſt ahnen konnten, daſs das Geſchäftsjahr im Vergleich zum Vorjahr ungünſtig ausfallen werde; denn es iſt bekannt, daſs zum großen Nutzen des Vorjahres vor allem der Umſtand beitrug, daſs die „Auſtria“ die Krönungsbecher für die Czarenkrönung lieferte; daſs heuer nicht eine neue Czarenkrönung ſtattfinden werde und dieſer Gewinn daher ausfallen müſſe, war klar. Eine ſolide Verwaltung wäre daher darauf bedacht geweſen, dieſen Zufallsgewinn zu reſervieren und nicht auf Grund einer außerordentlich hohen Dividende falſche Vorſtellungen über die Ertragsfähigkeit des Unternehmens zu erwecken. Dies war umſomehr geboten, als die Verhältniſſe der Emailgeſchirrfabrication ſeit Jahren höchſt ungünſtige ſind, was auch der Jahresbericht der niederöſterreichiſchen Handelskammer für 1896 gleich ſeinem Vorgänger beſtätigt. Der Verwaltung der Länderbank aber war es nur darum zu thun, die Actien möglichſt hoch an den Mann zu bringen; ob die Actionäre dann ihr Geld verlieren würden, war ihr gleichgiltig; deshalb wurde faſt der ganze Nutzen des erſten Jahres als Dividende ausgeſchüttet und dann an die Emiſſion geſchritten. Ein Emiſſionsinſtitut, das auf ſeinen Ruf etwas hält, würde niemals in ſolcher Art vorgehen, indes die Länderbank braucht offenbar für ihren Ruf nicht zu ſorgen. Et pour cause!

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Deutſches Theater, „Fauſt“ mit Joſef Kainz. München. Reſidenztheater, „Sturm“ von Friedrich Jacobſen. Baden. Arena, „In der Kochſchule“, von C. Henop, Muſik von Robert Haas.

•

Im Raimundtheater gab es nun auch eine zweite gute Ibſen-Aufführung: „Nora“. Fräulein Petri, eine neue Erſcheinung, ſprach und ſpielte die Titelrolle herzlich und einfach und an den entſprechenden Stellen mit ſympathiſchen rührenden Tönen. Wer mehr erwartet hat, iſt enttäuſcht worden. Aus Eigenem hat Fräulein Petri ihrer Partie und dem Stück nicht viel gegeben, vermuthlich weil ſie nicht viel zu geben hat. Nur in jenen Momenten blitzte eine gewiſſe Individualität und Echtheit durch die etwas oberflächliche Correctheit ihres Spiels, wo Noras Verlegenheit und Hilfloſigkeit Mitleid erwecken. Dafür bringt die Darſtellerin etwas Kindlichrührendes in ihrer feinen Geſtalt und den großen guten Augen, in den ängſtlichen Bewegungen und der müden, eintönigen Art zu ſprechen mit. So wirkte ſie auch in der großen Schluſsſcene: weniger energiſch und lehrhaft als vielmehr ſympathiſch, weniger kräftig als vielmehr mild ſentimental. Den grauſamen Abgang glaubt man dieſer Nora nicht recht: das iſt ein wehleidiges, gekränktes Kind, das ſich am liebſten in die Arme nehmen und mit zärtlichen Worten beruhigen ließe. Auch wurde die lange Auseinanderſetzung durch das Feſthalten der gedämpften Stimmung etwas monoton — wie ja ſonſt noch manche Stelle abſtract und farblos blieb, die vom Dichter lebendig und concret gemeint iſt. Was übrigens dieſes betrifft, ſo fiel es mir nicht bloß an Frl. Petri und nicht erſt am geſtrigen Abend auf. Es ſcheint ſich, wie man oft beobachten kann, unter den Schauſpielern überhaupt ein eigener Ibſenton herausgebildet zu haben, ein grauer, lebloſer, geſpenſterhaft klappernder Sprechton, der freilich ſehr bequem iſt, weil er Wortſinn und Situation und Symbolismus zu einem undeutlichen, uncontrolierbaren Gemiſch verbindet. Ich glaube aber, es bleibt die erſte Aufgabe der Darſteller — auch bei Ibſen — die Situation klarzumachen, das Concrete herauszuarbeiten. Für den Neben- und Ueberſinn ſorgen ſchon Dichter und Zuſchauer. Herr Klein als Helmer entſprach dieſer Auffaſſung. Er ſpielte ſeine Rolle, die allerdings nichts von all dem Vieldeutigen und Geheimnisvollen Noras enthält, lebendig und mit menſchlich ſchauſpieleriſchem Temperament. Er war ein intereſſanter Helmer. Fräulein Sobieska und die Herren Burg und Popp konnten ſich in ihren dumpfen und problematiſchen Rollen kaum an etwas anderes als den „Ibſenton“ halten. Darin aber waren ſie ausgezeichnet.

•

Das Deutſche Volkstheater und Raimundtheater haben eine Reihe von Repriſen aus der Wiener dramatiſchen Literatur gebracht: Stücke von Raimund, Neſtroy und Anzengruber in neuer Inſcenierung. Etwas hatten alle dieſe Vorſtellungen auch ſchon für den flüchtigen Beobachter gemein, einen Zug von geſchichtlicher Curioſität. Selbſtverſtändlich gilt dieſes Wort von den drei verſchiedenen Autoren in verſchiedenen Abſtufungen. Bei Raimund iſt „Zug von“ noch viel zu milde geſagt. Die Altwiener Zauberpoſſe, wie z. B. der neu aufgeführte „Diamant des Geiſterkönigs“, lebt — nach mitteleuropäiſchen Theaterbegriffen wenigſtens — von nichts anderem mehr als hiſtoriſchem Intereſſe. Merkwürdig genug, daſs ſie davon zu leben vermag! Wir haben hier den intereſſanten Fall, daſs eine bloße Tradition, noch dazu eine bloß locale, über ein Publicum mehr Macht hat als alle Forderungen und Bedürfniſſe des geltenden Bühnengeſchmacks. Ohne hiſtoriſche Beziehung, etwa als Neuſchöpfungen eines Unbekannten, auf die Bühne gebracht, wären die Raimund'ſchen Stücke heute nicht möglich. Nicht bloß wegen ihrer äußerlichen Antiquitäten — darüber hilft ja, wie bei ſo vielen anderen veralteten Stücken, das Coſtüm weg, in dem ſie dargeſtellt werden — ſondern weil wir mit dieſen ganz theaterfremden ſinnlos phantaſtiſchen Verſuchen nichts anzufangen wiſſen, weder der künſtleriſche Regiſſeur, noch der erwachſene Zuſchauer. — Neſtroy iſt viel weniger als Raimund auf das hiſtoriſche Intereſſe angewieſen. Er vermag — ſelbſt im „Lumpacivagabundus“, wenigſtens in den realiſtiſchen Partien — aus ſich ſelbſt zu wirken. So ſtark iſt er aber doch nicht mehr, daſs er eine unlebendige nüchterne Darſtellung verträgt. Weshalb auch das liederliche Kleeblatt ſich im Raimundtheater bloß ein nachſichtiges Lächeln der Gebildeten erſpielte. Das war eine Darſtellung von papierenem, nüchternem Humor; Neſtroy erſchien mir einigemale ganz altmodiſch und naiv. — Aehnlich ſchlimm gieng es mit dem Anzengruber-Cyclus im Deutſchen Volkstheater. Das waren auch Aufführungen, in denen es bedenklich an Stimmung und Leben, manchmal ſogar an der dürftigſten Correctheit, fehlte. Die Regie ſcheint in dieſem Falle Pietät und ſonſt nichts hergebracht zu haben. Ein ſchlechteres Princip gibt es nicht. Anzengruber kam-[illegible]

Digitized by Google

auch zu großem Schaden. Er wurde uns gewaltſam ferngerückt, und das Veraltete und nur mehr geſchichtlich Intereſſante bekam das Uebergewicht über das Lebendige, Unmittelbare in ihm. Die Liebe und Treue des Herrn Martinelli ſind allein nicht imſtande, die Eigenheiten des Dramatikers Anzengruber, auch nur annäherungsweiſe, mit der modernen Bühne zu verſöhnen. Da ſtellt ſich denn etwas heraus, worüber eine gedankenvolle und weniger pietätvolle Inſcenierung zum Theil hinweghelfen könnte: das Unhaltbare und Veraltete der dramatiſchen Technik Anzengrubers. Es iſt eine allzu durchſichtig conſtruierende, ſynthetiſche Technik. Zufall und Willkür nehmen den größten Raum ein. Und das Wichtigſte fehlt meiſtens, die dramatiſche Nothwendigkeit, die durchgehende Spannung und Steigerung. Anzengruber war ein Dichter, der ſtets etwas zu ſagen hatte, manchmal ſogar etwas Eigenartiges, Großes und Schönes. Aber der Dramatiker in ihm kam dem Dichter nicht raſch genug nach, daraus erkläre ich mir das Conſtruierte und Gemachte in ſeinen Stücken. Für unſer modernes Urtheil erhalten ſie dadurch einen Stempel von Unfertigkeit, ja Dilettantismus. Sie zerfallen in einzelne, willkürlich aneinandergereihte Bilder und Scenen, das Epiſodenwerk iſt meiſtens unbegründet und phantaſtiſch. Auf der einzelnen Scene, auf ihrem Ernſtgehalt oder ihrer launigen Ausſchmückung, liegt das Hauptgewicht. Der Cauſalzuſammenhang des Ganzen, den ſchon Grillparzer als das erſte und wichtigſte Mittel der dramatiſchen Geſtaltung bezeichnet hat, tritt dahinter zurück. Man hat Anzengruber ſchon einmal den Wiener Shakeſpeare genannt. Wenn der Shakeſpeare der Hiſtorien und als tertium comparationis die dramatiſche „Unregelmäßigkeit“ gemeint iſt, dann ſtimmt der Vergleich. Geſagt iſt damit aber nicht viel. Anzengrubers dramatiſche Schwäche wird dadurch nicht entſchuldigt, und ſein Dichtercharakter braucht keine Entſchuldigung. A. G.

Bücher.

Imperium et libertas. Eine Studie über die böhmiſche Frage. Von Victor **Oeſterreicher.** Leipzig. Verlag von Otto Wigand, 1897.

Der pſeudonyme Verfaſſer dieſer Broſchüre iſt ein politiſcher Concertmaler. Leute ſolcher Begabung pflegten ſich früher mit Vorliebe der Umgeſtaltung der europäiſchen Landkarte zu widmen. Da dieſe nun ſeit einiger Zeit unveränderlich feſtſteht, verſucht ſich ein politiſcher Conceetmaler gern an der öſterreichiſchen Verfaſſung. Eins, zwei, drei — und Herr Victor, der Verfaſſer der obgenannten Broſchüre, hat aus dem alten ein neues Oeſterreich gemacht, welches, wie wir gerne zugeſtehen, an heiteren Eigenthümlichkeiten dem alten Oeſterreich weit voraus iſt. Böhmiſches Staatsrecht und adminiſtrative Zweitheilung Böhmens — bisher Gegenſätze — werden gleichzeitig mit und durch einander realiſiert. Böhmen und Galizien erhalten je ein eigenes Miniſterium. Der Kaiſer läſst ſich nicht nur in Budapeſt als König von Ungarn, ſondern auch in Prag als König von Böhmen und in Lemberg als König von Galizien krönen, übt aber dieſe drei Königswürden thatſächlich gar nicht aus, ſondern ernennt zu dieſem Zweck für Lebensdauer je einen Erzherzog, der als König in Budapeſt, bezw. Prag, Lemberg reſidiert, aber nicht gekrönt wird. Dieſe drei ungekrönten Könige wieder ſtehen zum Kaiſer, der ſie ernannt hat, im Verhältnis von Bundesfürſten, aber ohne Bundesrath. Sie „genießen königliche Ehren“ und werden ſicherlich binnen kürzeſter Friſt eine ſtändige Inſtitution der Witzblätter werden. Die Witzblätter werden es auch ſonſt lebhaft zu bedauern haben, wenn Herrn Victors Project der Löſung eines Chaos durch die Schaffung eines noch größeren Chaos nicht verwirklicht wird. r.

W. A. Kaſtner: Santara: Neue Folge epiſcher Dichtungen. Leipzig. Verlag von Walther Fiedler. 1897.

Es ſind, wie man weiß oder wenigſtens erwartet, jetzt ein paar Anzeichen einer neuen, deutſchen, poetiſchen „Cultur“ vorhanden. Ich möchte dazu u. a. den Umſtand zählen, daſs einzelne Dichter des letzten und vorletzten Decenniums ſich wiederum den größeren, dem „Publicum“ bekanntermaßen nicht gewohnten [illegible] oder rein epiſchen Formen in mehreren Werken zugewendet haben: Keime eines künftigen großen Zeit- und nationalen Epos — die Blüte jeder „Cultur“ — ſind jetzt einige, zumal Goſtumdichtungen, vorhanden. Zwar iſt die mächtige Pracht der Hamerling'ſchen Verſe zugleich mit der Makart-Richtung bereits ziemlich verblaſst; der neuere Glanz mancher Schack'ſchen „Epiſoden“ und vor allem der Hausbolee'ſchen Epen leuchtet dagegen noch immer. Von jüngeren Poeten, die das epiſche Feld bebauten, und Heinrich Hart mit ſeinem groß geplanten, nicht noch lange nicht zu Ende gebrachten „Lied der Menſchheit“ und [illegible], der [illegible] „Kaclario“ Dichtung [illegible] hat, hervorgehoben. Ich glaube nicht, daſs einer von dieſen jenes erwartete, die Zeit, [illegible] wird. Aber als [illegible] Garten [illegible] [illegible] Zeit, [illegible] Erwartung, [illegible] „Santara“ [illegible]

[illegible]

— mancherlei, oft ein biſschen naive Erfahrungen gewinnen. Auch die „jungen Künſtler“ ſtehen manchmal auf faſt komiſch weltfernen Höhen. Zum Beiſpiel jener hektiſche Jüngling („Lilith“), der, „die Schönheit des Weibes“ zu erkennen und daran zu geneſen, ſeine **Mutter** nach einer keineswegs uneigennützigen Dame ausſchickt! Herrn Kaſtners Art iſt, wie ſeine Vorliebe für den ſchön redenden Mantegazza, den er ſoeben überſetzte, erwarten ließ, eine durchaus rhetoriſche. Damit ſind Vorzüge und Gefahren dieſes Talentes in gleicher Weiſe gegeben. Die Vorzüge: daſs ihm oft der gleichſam hinſpielende Fluſs glatt gleitender, in Rhythmen mannigfaltiger Verſe, die runde Fülle des Ausdrucks gelingt. Und auch die Gefahren dekorativer Künſtler ſind da: neben vollen Verſen lahme und ganz journaliſtiſche Strophen. Und was die Geſtaltung betrifft, müſſen auch bei ihm oft grelle und allgemeine Umriſſe den perſönlichen Timbre erſetzen. P. W—r.

Revue der Revuen.

In einem der letzten Hefte „Alt-Wien“ veröffentlicht Dr. J. W. **Nagl** eine Studie: „Weſentliche Spuren der altdeutſchen Heldendichtung in unſeren Ortsnamen.“ Dieſelbe iſt namentlich für die literariſche Beurtheilung des Gudrunliedes und überhaupt für die Erkenntnis des **Urſprungs und der dichteriſchen Ausgeſtaltung der Gudrunſage** von großem Intereſſe. Während der Gudrunſtoff nämlich bisher als dem Sagenkreis der Nordſee zugehörig betrachtet wurde — nur die letzte dichteriſche Faſſung wurde einem Oeſterreicher zugeſchrieben — behauptet Dr. Nagl auf Grund ſeiner etymologiſchen Unterſuchungen: Unſere eigenen Sagengeſtalten, die bayeriſch-öſterreichiſchen, unſere eigenen Namen und Stammesgenoſſen finden wir im Gudrunliede wieder. Die Nordſee-Scenerie entſchwindet, und an ihre Stelle tritt das bayriſche „Seeland“, d. h. das Land an den bayeriſchen Seen. Im norddeutſchen Hedin erkennt Dr. Nagl ein ſüddeutſches Hatti oder Hatto, im oſtfrieſiſchen Harlingerland ein gut bayeriſches Hegelingen und Hattenreut, im nordiſchen Hiareand das heutige Hierasberg, das alte Herranisberg in Bayern. Dr. Nagl führt auch noch andere als etymologiſche Beweiſe an. Außer der in Bayern und Oeſterreich bodenſtändigen Sage von den waſchenden Jungfrauen, die ihre Wäſche an Seilen aufhängen, die ſie von Berg zu Berg ſpannen (die Märznebel in den Gebirgsthälern), eine Sage, die eben im Gudrunliede eine hervorragende Rolle ſpielt, iſt es beſonders das Wappen des Gudrunrecken Herwig von Sewen, das, wie ſchon Steub gezeigt hat, mit ſeinen „Seeroſenblättern in blauer Fahne“ bis auf den Strich genau das ſo häufig wiederkehrende Städtewappen in der oberbayriſchen Heraldik iſt.

Im erſten Julihest der „**Revue blanche**“ finden wir eine, nachträglich doppelt bedeutſam gewordene Schilderung der von den Spaniern geübten **Inquiſitionen zu Portorico.** Torrida del **Marmol**, der ſelbſt unter den unglücklichen Gefangenen geweſen iſt, theilt darin Thatſachen mit, die ſich bisher nicht leicht den Weg in die Oeffentlichkeit gebahnt haben. Wir geben ſeine Ausführungen im weſentlichen wieder. Vor ungefähr 3 Monaten gaben fünfzig Patrioten in Yauco den Ruf zur Selbſtbefreiung aus. Die Bewegung ſcheiterte infolge des Verrathes eines der Mitverſchworenen. Es wäre nicht klug, in dieſem Momente die Namen der Führer bekanntzugeben; aber ſoviel läſst ſich ſagen, daſs unter den 140 Gefangenen, die ſich bald in den Gefängniſſen befanden, bloß zwei von den Inſurgenten waren. Außerdem ſandte der Statthalter drei Jeſuiten Miſſionäre und Prieſter aus, die unter dem Vorwande, den Landleuten die Beichte abzunehmen, die Geheimniſſe der Verſchwörer zu erſpähen ſuchten. Dieſer Plan glückte aber nicht, da die Einwohner von Portorico nicht fanatiſcher ſind als die Cubaner. Da nun auch keine neueren Nachrichten darüber bekannt wurden, glaubte man ſchon, daſs die weiteren Unterſuchungen beigelegt ſeien und der Statthalter General Don Sabas Marin ſich wohl hüte, in Portorico jenes Regiment einzuführen, das dem Präſidenten Canovas in Barcelona, Cuba und auf den Philippinen zu ſo trauriger Berühmtheit verholfen hat. Leider iſt dem nicht ſo. Der Brief eines Amerikaners, den nur der Schutz ſeiner Regierung endlich den Händen der Folterknechte entreißen konnte, gibt darüber Aufſchluſs. Herr Naral, dies der Name des ſchwer genug geprüften Erzählers, ſchreibt u. a. Folgendes: Es geſchah während eines politiſchen Geſpräches über die Parteien der Inſel, daſs mein Mitunterredner, ein mir unbekannter Herr, nach den Gendarmen rief und mich feſſeln ließ. Ich wurde zum Marktplatz geführt, auf dem Weg dahin aber ſchon geſchlagen, geſtoßen und mit den Spitzen der Bajonnette geſtochen. Die Commiſſion beſtand aus einem ſpaniſchen Lieutenant und drei Officieren der Gendarmerie. Vor dieſen wurde ich an einen Pfahl gebunden, vom Lieutenant beſchimpft und von ſeinen Schergen geohrfeigt und beſudelt. An dieſem Pfahl gebunden blieb ich 24 Stunden, ohne Speiſe und Trank. Von Zeit zu Zeit wurde ich geſchlagen und aufgefordert, die Namen der Verſchwörer und andere Geheimniſſe mitzutheilen. Da ich nichts ſagen konnte, weil ich nichts wuſste, wurde ich an einem Bein aufgehängt, neben einem anderen Unglücklichen, der an einem Arm hing. Man ſtieß uns heftig gegen einander. Unſer Jammern und Bitten half lange nichts. Als wir endlich herabgenommen wurden, fielen wir beide ohnmächtig zu Boden. Die Foltern wurden aber noch geſteigert. Man legte mich auf [illegible] und gab mir [illegible]. Dabei wurden mir fortwährend Namen vorgeſprochen, die ich nicht kannte und, verzweifelt vor Schmerz, nachſprach. Endlich, um meine „Erzählungen“ zu hören, befreite man mich aus dieſer Lage und ſteckte mich ins Gefängnis. Hier lernte ich meine zahlreichen Leidensgenoſſen kennen, die heute noch immer dort ſchmachten. Ich verdanke es bloß meiner [illegible] und dem Scandal, der kurz vorher durch die Ermordung des [illegible] Ruiz verurſacht worden war, daſs ich frei kam. [illegible] der Brief des Amerikaners. Marmol ſchließt daran [illegible] von Yauco wird dieſe Grauſam[illegible] Die unglücklichen Einwohner von [illegible] zu machen durch das Recht [illegible] überzeugt ſind, daſs ſich die Macht [illegible] Regiment nicht verträgt.

Der [illegible] **Republik Hawaii** an die Vereinigten [illegible] über den Culturzuſtand [illegible] In der „**North American Review**“

Digitized by Google

ſchreibt diesmal Daniel Logan, der Herausgeber des in Honolulu erſcheinenden Evening Bulletin, über den dortigen Stand des öffentlichen Unterrichtes. Die Schulen — 195 an der Zahl — werden nach dieſen Angaben von ungefähr 7500 Knaben und 6500 Mädchen beſucht und beſchäftigen 183 Lehrer und 299 Lehrerinnen. Unter dieſen finden ſich: 64 reine Hawaier (Kanaken), 63 Meſtizen, 226 Amerikaner, 76 Engländer, 8 Deutſche, 5 Franzoſen, 7 Belgier, 6 Skandinavier, 13 Portugieſen, 2 Japaner und 12 Chineſen. Daraus allein ſchon läſst ſich folgern, daſs für den Nationalitätencultus in Hawai kein Boden iſt. Das Schulſyſtem iſt eine genaue Copie des amerikaniſchen. Die Ausgaben des hawaiiſchen Gouvernements für die Schulen betrugen in den letzten 2 Jahren 404.000 Dollars, d. i. über eine Million Gulden.

Ueber den Stand der japaniſchen Land- und Seemacht wird in Nr. 3 der italieniſchen Wochenſchrift **„L'Avvenire"** berichtet. Danach beſtand Japans Flotte am Ende des chineſiſch-japaniſchen Krieges aus 46 Kriegsſchiffen von 78.774 Tonnen und 26 Torpedos, die Armee aus 6 Diviſionen, die kaiſerliche Garde nicht inbegriffen = 70.000 Mann im Frieden und 268.000 Mann im Kriege. Im Jahre 1906 wird dieſer Stand nach den jetzigen Voranſchlägen auf das Doppelte erhöht ſein, während die Flotte um 20 Kriegsſchiffe und 100 Torpedos vermehrt werden ſoll. Dieſe Vergrößerung der militäriſchen Macht erfordert eine Summe von etwa 300 Millionen, die auf zehn Jahre zu vertheilen iſt. Obgleich dieſe Summe unverhältnismäßig hoch iſt im Vergleich zu den ſonſtigen Bedürfniſſen des Staates, ſcheint es der japaniſchen Regierung doch unerläſslich, ſich mit einer derartigen Macht auszurüſten, die allein imſtande iſt, ſeine ausgedehnten wirtſchaftlichen und commerciellen Intereſſen zu ſchützen und Japan jene führende, unabhängige Stellung zu ſichern, wonach es ſtrebt.

Von den Petersburger Arbeiterwohnungen erzählt J. Pokrowskaia im Juniheft der **„Russkoie Bogatslov"**. Es ſind abſcheuliche Räume ohne Luft und Licht, in denen nur ein Bett oder ſonſt eine Lagerſtätte Platz hat, und die doch oft 7 Menſchen beherbergen, deren Geſundheitszuſtand man ſich danach vorſtellen kann. Es fehlt an den nothwendigſten Einrichtungen, und die gefährlichſten Miasmen erfüllen die Häuſer, die ſtellenweiſe bis zu 3000 Miether umfaſſen. Dazu ſind dieſe „Wohnungen" nicht einmal billig, denn während der Londoner Arbeiter nur ein Zehntel, der Berliner ein Viertel und der Pariſer ein Fünftel ſeines Einkommens für die Unterkunft ausgibt, muſs der Petersburger Arbeiter nahezu ein Drittel ſeiner Einkünfte dafür bezahlen.

Ein Kranker.

Von Ziegmund Niedzwiecki.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Polniſchen.*)

Mein Freund X. iſt ehrlich und gut. Ich würde darauf meine Hand geben.

Und dennoch gibt es bei ihm manches, das mich in gewiſſen Augenblicken geradezu von ihm abſtößt, indem es mir in ihm etwas Unmenſchliches, Perverſes, Sataniſches zu enthüllen ſcheint.

Als wir z. B. einmal im Café ſaßen, Zeitungen in der Hand, las ich ihm mit wahrer Theilnahme die Nachricht vom Tode des Söhnchens eines meiner Collegen laut vor.

X. empfieng dies mit einem Gelächter wilder Freude.

— „Der Sohn iſt ihm geſtorben? . . . der einzige?! . . . Ah, wie gut iſt's! . . . wie freu' ich mich darüber! . . ."

Ich fuhr natürlich entrüſtet auf.

Mit dem Feuer der Ueberzeugung in den Augen und mit ſpöttiſchem Lächeln auf den Lippen, ohne mich zu Worte kommen zu laſſen, ſagte er darauf Folgendes:

— „Der Tod des Kindes verwandelt alſo die Canaille von einem Vater in einen Helden?! . . . Du biſt ein Schafskopf, mein Lieber, mit deiner Gefühlsduſelei, Schickſalsſchlägen gegenüber, die den erſtbeſten Lumpen treffen. Du haſt noch, ſcheint es, nicht den hunderttauſendſten Theil der menſchlichen Niedertracht kennen gelernt und beſitzeſt in deinem zweiunddreißigſten Lebensjahr die Naivetät eines Dummkopfs, wenn dich die erſtbeſte Todesanzeige rührt, wenn dir hinter einem jeden Leichenwagen reine Thränen wahrer Trauer zu fließen ſcheinen, nicht der Abſchaum menſchlicher Heuchelei, die die edelſten Gefühle aus niedrigen Geſchäftsrückſichten oder blindem Nachahmungstrieb nachäfft.

„Man muſs, mein Theurer, im Leben tauſendmal glauben und tauſend Enttäuſchungen erfahren, man muſs all ſeine Gefühle und all ſeine Illuſionen von anderen mit Füßen treten laſſen, man muſs in ſeiner Geliebten eine Gans oder eine Dirne, im Freund einen Schurken, in einem populären Dichter einen elenden Komödianten, in geehrten, bewunderten und geliebten Leuten dumme, ſchmutzige, böſe Beſtien entdecken — man muſs eine jede menſchliche Sache und eine jede menſchliche Handlung tauſendmal von allen Seiten betrachten und ſie wie ein Chemiker bis auf ihre winzigſten Elemente analyſieren —, um die ganze Genialität der Ironie in dem bekannten Einfall des Diogenes, der einen Menſchen mit der Kerze ſuchte, wirklich zu begreifen.

„Einen Menſchen — das bedeutete: die Vereinigung von Vernunft und Edelmuth — eine nichtexiſtierende und unmögliche Vereinigung. Edel ſind nur Dumme und Beſchränkte, die reine Vernunft, mit vollſtändiger Geſundheit vereint, paart ſich ſtets mit Niedertracht. Denn nichts ſichert dem Egoismus, deſſen höchſtes Selbſtbewuſstſein Vernunft genannt wird, ſo viel Nutzen wie die Niedertracht. Das ganze geſellige und öffentliche Leben, die ganze Weltgeſchichte iſt ja doch nur ein großes Turnier der Niedertracht, wo die größten Böſewichter die größten Vortheile erkämpfen, der Wahnſinn, wenn ihn das Genie begleitet, ſogenannte moraliſche Erfolge erringt und die Dummheit in jenem Meer untergeht, das ſich Ehrlichkeit nennt und in welchem man unabwendbar ertrinkt — dazu noch unbewuſst — indem man ſeine eigene Niederlage für einen Sieg hält. Wenn du nicht den edlen Grundſatz: ‚Richtet nicht, und ihr werdet nicht gerichtet', bekennſt, — ſo erwäge es und du wirſt mir Recht geben und mit mir zuſammen unter eine Fahne treten: unter die Fahne der von Wahrheit und Gerechtigkeit Beſeſſenen.

„Was mich betrifft, ſo bin ich ſchon als ſolcher zur Welt gekommen. Da ich in meinem Blute eine krankhafte Empfindlichkeit für alles Böſe und Häſsliche mitgebracht, bin ich zu einem Peſſimiſten, Miſanthropen, einem Thier geboren, das ſich von ſeinen Nächſten inſofern unterſcheidet, als es ſich ſein Leben mit Verachtung der letzteren und ſeiner ſelbſt vergiftet, anſtatt ſich mit geheucheltem Optimismus erheuchelte Achtung und Liebe zu gegenſeitiger Genugthuung zu erkaufen.

„Weshalb vermag ich es nicht, letztere mit euch zu theilen, obgleich ich euch ihrethalben ſo ſehr beneide! . . .

„Leider iſt meine Krankheit ſtärker als meine Erfahrung und mein Inſtinct. Einmal den Star des praktiſchen Sinnes von den Augen geſtochen, der den Schmutz des Lebens, wenn man ihn auch im Auge behält, zu ſehen oder wenigſtens zu fühlen verhindert, bin ich nicht mehr imſtande, mit Blicken und Gedanken die Oberfläche der Menſchen und Handlungen zu ſtreifen, die ſchön ſind wie ein Fliegenpilz, aber auch giftig wie dieſer — und ich quäle mich, quäle mich unausſprechlich in manchen Augenblicken, indem ich alles zu meinem Unglück durch und durch ſehe.

„Denn mit dem Leben iſt's, wie mit der Geſundheit, — kann man es nicht verbeſſern, ſo ſoll man nicht darüber nachdenken. Wie die Unkenntnis ſeines eigenen Zuſtandes dem Kranken den Todeskampf erleichtert — ſo macht uns der Glaube an das Wohl des Lebens dasſelbe angenehm, möglich, leicht. Zum Glücke iſt — welche Ironie — die Lüge nothwendig; die Wahrheit iſt ſein Feind, denn die Wahrheit analyſiert und die Analyſe vernichtet. Der Baum der Erkenntnis — ein Sinnbild der ewigen Qual — das iſt eine geniale Idee! Die Erkenntnis iſt im Grunde genommen ärger als der Tod, da ſie ihm zuvorkommt, ſchrecklicher als alle Qualen, da ſie ſelbſt die Wolluſt mit Vorahnungen ihres Endes vergiftet. Während der angenehmſten Affecte flüſtert ſie dir ins Ohr, daſs Liebe, Freundſchaft, Kunſt, Wiſſenſchaft Träume ſind, denen die Menſchen viele Kräfte widmen, um ſich das Leben angenehmer zu machen und, ehe ſie ihr Ziel erreichen, zu ſterben. Wer einmal der Stimme der Neugierde, die ihn zur Erkenntnis des Guten und Böſen drängt, erlegen iſt, vor dem kann nichts beſtehen, in deſſen Augen muſs die Welt in Moder zerfallen. Wer den Glauben an eines wahrhaftig verloren hat und mit miſstrauiſchem Blick den Reſt zu erforſchen gedenkt, — der muſs früher oder ſpäter den Glauben an alles verlieren. Für Glauben und Unglauben gibt's keinen Platz in einer Seele, nur in einem beſchränkten Geiſt und Gemüth, in dem der Enttäuſchungsproceſs noch nicht zu Ende iſt, können dieſe beiden Elemente nebeneinander Platz finden, die widerſpruchsvoller ſind als Licht und Finſternis und von denen — ich bekenne es offen — der Unglaube die Finſternis iſt, oder eher ein ſchrecklicher, blendender Lichtſtrahl, nach welchem die Sonne erliſcht, die Dunkelheit anbricht.

„Willſt du noch nach dem, was ich dir bekannt, vermuthen, daſs enttäuſchte Leute im Peſſimismus Auszeichnung ſuchen? daſs ihnen derſelbe Wonne verurſacht? . . . Bedauernswerte, elende Leute ſind es, edel und gebrechlich. Es genügen ihnen nicht hundert erlebte Enttäuſchungen — ſie quälen ſich ab mit tauſend anderen, deren Vorahnung ſie nur haben und die ſie vielleicht niemals heimſuchen würden. Wenn ein kräftiger, geſunder Menſch liebt, obgleich er weiß, daſs die Liebe vergeht und das Weib verräth und ſeine Schönheit verliert; wenn er ſeine Kinder erzieht, ungeachtet deſſen, daſs ſie ihn einſt verlaſſen werden, um ſich mit ſich ſelbſt zu befaſſen; wenn er keine Bemühungen ſcheut, deren Früchte zu erleben er nicht gewiſs iſt; wenn er lügt, trotzdem morgen ſeine Lügen entdeckt werden, und ſtiehlt, wo es ſich nur läſst, trotzdem er laut die Diebereien anderer verurtheilt; wenn ein kräftiger Menſch mit allen Trieben ſeines Weſens, unbekümmert ob die ſchlecht ſind oder gut, für ſich lebt, ungeachtet deſſen, daſs er einſt ſterben und ſterbend ſammt dem ganzen Gebäude ſeines Egoismus zuſammenſtürzen muſs — ſo verſtößt ein peſſimiſtiſcher Schwächling, da er das Leben nicht ſo geſtalten kann, wie er es haben will, dasjenige, welches er haben kann, und betrachtet mit verſchränkten Armen und verächtlichem Blick die tolle Jagd der Menſchheit nach den Träumen der Illuſionen, welche mit Enttäuſchung endet, vorher aber einen Augenblick des Glückes gewährt.

„Nicht wahr, ich ſchmeichle mir nicht? Weshalb beharre ich in einer Krankheit, die mich ermüdet? in einem Wahnſinn, der mir das Leben verfinſtert? . . .

„Denn von den drei alle menſchlichen Handlungen erzeugenden Quellen: der Niedertracht, der Dummheit und dem Wahnſinn — hatte ich die Wahl nur zwiſchen zweien, wenn ich mich vom Wahnſinn be-

*) Vergl. „Die Zeit", Nr. 25. „Zigmund Niedzwiecki" von T. Hacker.

Digitized by Google

freien wollte: Thorheit — oder Niedertracht . . . Welches räthſt du mir zu wählen?

„Doch ſtatt zu antworten — höre mir zu und du wirſt mich vielleicht beſſer verſtehen.

— — — — — — — — — — — — — —

„Vor einigen Jahren beſaß ich noch einen, meinen letzten Glauben: an die Kleinen, Zurückgeſetzten, Leidenden — im Sinne der ſentimentalen Fabel: das Leid veredelt.

„Eines Tages erblickte ich auf dem Wege von meiner neuen Wohnung, welcher am Spital vorbeiführt, daſelbſt in einem Fenſter des erſten Stockes einen Kranken in einem blauen Kittel, ungemein verkümmert.

„Ich dachte mir mit menſchlicher Rührung: dem gehört nicht mehr viel — und gieng meiner Wege.

„Seitdem aber ſehe ich ihn öfters am Fenſter und der ſtete Anblick dieſes durch die Krankheit verkümmerten Angeſichtes, aus dem die ſich nach dem Leben ſehnenden, darum bettelnden, vielleicht ſchon von ihm Abſchied nehmenden, in ihre Löcher, wie in ihre eigenen Grabſtätten, eingefallenen Augen wehmüthig hervorlugten, begann mein Intereſſe und mein Mitleid zu erwecken.

„Das Spital erſchien mir immer trauriger als das Gefängnis, wie die Krankheit und der Tod gräſslicher ſind als alles.

„Welch grauenvolles Daſein auf dem kliniſchen Bette, auf dem ſchon ſo viele Menſchen geſtorben, zwiſchen zwei vor Schmerz ſtöhnenden, Fieberhitze ausathmenden Kranken, von denen einer jeden Augenblick verenden wird, inmitten einer ganzen Colonie von Krüppeln, welche infolge einer Unzahl von verſchiedenen, ſchon durch die Gefahr von ihnen heimgeſucht zu werden, ſchon durch die Thatſache ihres Daſeins das Leben verbitternden Leidweſens aufs Bett geworfen worden ſind. Und nichts, nichts ringsumher, als Krankheit, Aerzte, rohe Dienerſchaft, Geruch von Salben und Mixturen, Beſuchs- und Operationsſtunden, das Geſpenſt der Leiden und des Todes.

„In einer ſolchen Atmoſphäre verweilte dieſer Menſch, vor deſſen Augen hinter dem Fenſter ſich ein Stück Leben erſtreckte, von allen Reizen der Freiheit und Geſundheit umſtrahlt: das luſtige und geräuſchvolle Treiben der Gaſſe, Weiber, Kinder, Jünglinge und Greiſe, Arme und Reiche, in der Sonne und auf friſcher Luft in ganzer Fülle alles genießend, woraus das Leben beſteht . . .

„Ich fragte einmal den Portier, was dieſem Manne fehle? Vom Knochenbrande heimgeſucht, befand er ſich ſchon einige Monate im Spitale und gehörte zu jenen, die aus demſelben nicht mehr herauskommen, ſondern herausfahren — auf dem Leichenwagen — für die das Spital das Vorzimmer des Friedhofes bildet.

„Es war alſo ein Verurtheilter.

„Eine unbeſchreibliche Rührung begann mich damals zu ergreifen bei dem Anblick dieſes ſich vor meinen Augen vollziehenden Abſterbens, dieſes Todes, der bei hellem Tage, offen, ſachte und grauſam vor den Augen der Menſchen mordete, mächtiger als die Bemühungen der letzteren, als der tolle Lebensdrang, der ſich verzweifelt im Herzen des Opfers windet.

„Und indem ich mir im Geiſte wiederholte, daſs der Menſch, unſer Feind, in einem Falle wenigſtens wirklich unſer Nächſter, unſer armer, wahrer Liebe würdiger Bruder wird: wenn er, von allem beraubt, leidet, — bemitleidete ich herzlich dieſen armen Teufel, machte mir faſt Vorwürfe, daſs ich mich des Lebens voll freuen kann, während gleichzeitig in der Nähe jemand leidet, verzweifelt, hinſcheidet . . .

„Wie freudig ward ich nun eines Tages überraſcht, als ich auf dem Geſichte meines Kranken einen Glanz der Belebung wahrnahm, mit dem es vermuthlich der wunderſchöne Frühlingstag umſtrahlt hatte.

„Er ſchaute zum Fenſter hinausgebeugt hinunter auf das Pflaſter — als er aber meiner gewahr wurde, zog er ſich plötzlich zurück und verſchwand.

„Ich blickte mechaniſch vor mich hin und bemerkte auf dem Trottoir etwas Blinkendes.

„Es war eine Geldbörſe, ein kleiner Beutel aus rothem Leder mit Nickelumfaſſung, gut gefüllt, dick.

„Ich dachte, die Börſe könnte durch das offene Fenſter herunter gefallen ſein, ich bückte mich alſo, um ſie aufzuleſen und durch den Portier meinem Kranken zurückzuerſtatten, im Innern meiner Seele vergnügt, ihm wenigſtens dieſe kleine Gefälligkeit leiſten zu können.

„In dem Augenblick hielt mich jedoch ein Rufen vom Thor her zurück. Der Portier ſaß dort wie gewöhnlich auf einer kleinen Bank und gab mir mit den Händen Zeichen, die Börſe nicht anzurühren.

„Verwundert und unentſchloſſen blickte ich hinauf zum Fenſter und der über den Sims gebeugte Kopf verbarg ſich plötzlich wieder [illegible]

„Ich trat an den Portier heran, ihn zu befragen, weshalb er [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] Unvermuthetes,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

geht auf dieſen Menſchen über. Sie werfen alſo die verſchiedenſten Gegenſtände: Naſchwerk, Bücher und beſonders Geld zum Fenſter hinaus und lauern ſtundenlang, wie ein Fiſcher am Waſſer, ob nicht jemand angelockt wird. Dies ereignet ſich aber ſelten. Die armen, fundbegierigen Leute kennen dieſen Aberglauben und ſind, da ſie ihn theilen, fleißig auf der Hut vor ſolchen hingeworfenen Gegenſtänden, die wohlhabenderen Leute hingegen ſtellen die aufgenommenen Kleinigkeiten zurück.

— Und glauben denn — frage ich — alle, alle Kranken an dieſe Dummheiten?

— Der Vernünftigſte, wenn er ſo etwa ein Vierteljahr daliegt und merkt, 's ſei ſchlimm, verſucht, die Krankheit zum Fenſter hinauszuwerfen.

„Ich gieng fort, erfüllt von wunderlichen Gefühlen, welche bald von Ekel und Verachtung übertönt wurden.

„In welches Narren oder Lügners Kopf wurde der Erzunſinn geboren, — daſs das Leid veredle?

„Da ſieh, wie es veredelt!

„Dieſer verendende Schlucker, deſſen Schickſal mich ſo gerührt hat, deſſen Knochen ſich in Moder verwandeln, dem der Tod die Bruſt bedrückt und die Säfte ausſaugt und die Kehle würgt, deſſen Tage längſt gezählt ſind, lauert wie ein gemeiner Schurke aus ſeinem Verſteck auf die Geſundheit und das Leben ſeiner Nächſten, die ihm nichts böſes zugefügt haben, alleseins, weſſen . . . Er betet mit voller Anſtrengung ſeiner abſterbenden Kräfte, daſs jemand, von dem Köder, wie eine hungrige Ratte vom Gift, angelockt, ſeine Schmerzen, ſeine Fäulnis, ſeinen Todeskampf übernehme . . .

„Und ich bemitleidete dieſes Ungeheuer, indem ich mich naiv täuſchte, daſs in einem von Leiden gebrochenen Menſchen das Thier verſtummt, die blutdürſtigen Inſtincte des Egoismus erloſchen ſeien, indem ich nicht vermuthete, dieſer halb zur Leiche gewordene, elende Wicht würde einen Augenblick vor dem Aushauchen ſeines letzten Athemzuges einen anderen, geſunden Menſchen zu tödten trachten, um ſelbſt — wenn auch nur einen Tag länger zu leben! . . .

„Und ſo ſind alle! alle! . . . ich ſelbſt vermuthlich auch — dies enthüllt erſt die Gelegenheit.

„Haſt du in einer Menagerie einen Tigerzwinger geſehen? . . . Natürlich. Ruhig ſind ſie, wie Kälber, nicht wahr? — ſtill, faul, träge; ſtill betrachtend, denkſt du: Dies alſo ſind Tiger? . . .

„Sieh aber, wie es dort in der Fütterungsſtunde vorzugehen beginnt, wenn die eiſerne Gabel des Knechtes Stücke Aas durch das Gitter hineindrängt . . . Die dicken Leiber fahren auf, ſtrecken ſich, ſpringen wie beſeſſen herum, die Augen ſprühen Blut und Feuer, aus dem ſchaumbedeckten Rachen pruſtet ein raſendes, vor Gefräßigkeit keuchendes Schnauben, die Beſtien, die vor einem Augenblick noch friedlich faßen, ſtarren einander an wie toll, jeden Augenblick kampfbereit. Erſt das Aas hat dir des Tigers Seele gezeigt — ſo, wie es dir auch die menſchliche zeigen wird, ſo oft ſich zwei Individuen oder zwei Gruppen dieſelbe Beute auserſehen werden.

„Daher gewährt mir nichts größere Genugthuung, als der Anblick menſchlicher Conflicte!

„Eine Schlacht zweier Armeen, ein Zank zweier Trödlerinnen, gegenſeitige Schmähungen zweier Parteien, eine Rauferei zweier Schenken, Proceſſe, Duelle, Verrathe, Verbrechen — dies verurſacht mir eine grenzenloſe Wonne, eine ſo große Befriedigung, wie wenn ich einem Gerechtigkeitsact beiwohnte.

„Mögen ſie einander prügeln! verleumden! betrügen! demoraliſieren! morden! — Eine Niedertracht möge die andere beſtrafen, es zeige ſich der Menſch wenigſtens von Zeit zu Zeit ſo, wie er iſt, und möge dann, nachdem er ſich Erleichterung verſchafft hat, weiterlügen!

„In einer ſo langen Farce, wie es das Leben der Menſchheit iſt, ſind Zwiſchenacte nothwendig, damit die Schauſpieler ausruhen können und die Zuſchauer ſich erinnern, daſs ſie nur einer Komödie beiwohnen . . .“

Hat jemand noch gräſslichere Anſchauungen gehört? . . . er aber trägt ſie mit Feuer vor, wie andere die erhabenſten Ideen verkünden.

Ich habe ſie eigens angeführt, um zu zeigen, zu welch perverſen Anſichten der menſchliche Gedanke gelangen kann, wenn er aus dem Geleiſe kommt. Er aber nennt dies den „befreiten Gedanken“.

— „Wir alle“ — ſagt er — „haben ſeltener oder häufiger ſolche Gedankenblitze, aber die einen ſind zu dumm, um dieſelben logiſch weiterzuſpinnen, die anderen zu niederträchtig, um ſich zu ihnen zu bekennen. Ganz geben ſich ihnen nur Verrückte hin . . .“

Stimmen aus dem Publicum.

Digitized by Google

XII. Band. Wien, den 11. September 1897. Nummer 154.

Octrois.

Es wird bei uns jetzt viel vom Octroyieren geſprochen, bald iſt es eine neue parlamentariſche Geſchäftsordnung, bald eine föderaliſtiſche Verfaſſung, bald ein Ausgleichsproviſorium, das uns octroyiert werden ſoll, wenn dem Grafen Badeni die parlamentariſche Kunſt verſagt. Mit dem Octroi verſucht man die Oppoſition zu ſchrecken. Man kann ſich aber darüber leicht beruhigen, woferne man die Mühe nicht ſcheut, ſich über die ſyſtematiſche Stellung des Octrois unter den Regierungsmethoden und die naheliegende Geſchichte einiger Octrois zu unterrichten.

Der Octroi iſt die primitivſte Regierungsmethode. Wie alles Primitive iſt ſie ſehr leicht. Der Selbſtherrſcher braucht nur ſeinen Willen in Geſetzesform ſtiliſieren zu laſſen, — das trifft jeder fähige Beamte — und das Geſetz iſt fertig. Das iſt ihr Vorzug. Aber ſie reicht für die reicheren Geſtaltungen des civiliſierten Lebens nicht mehr aus. Ungleich ſchwieriger ſtellt ſich die Geſetzgebungsarbeit in den entwickelteren Verhältniſſen moderner Staaten dar. Da iſt das Niederſchreiben des Geſetzes noch der weitaus geringſte Theil des Werkes. Die eigentlichen Schwierigkeiten kommen erſt nach: die öffentliche Meinung, die für das Geſetz erſt geſtimmt werden, die Volksvertretung, die dafür gewonnen werden muſs. In endloſen Preſserörterungen und Parlamentsdebatten, in der Abwehr ſinnloſer, in der Anpaſſung an zutreffende Gegenvorſchläge muſs die mühſeligſte Arbeit geleiſtet werden, ehe ein ſolches modernes Geſetz, im Unterſchied zum Octroi: ein paciertes Geſetz, zuſtande kommt. Wenn nun ein Miniſter nicht genug Talent hat zum modernen Regieren, dann erwacht wohl in ihm einmal auch die Sehnſucht, zu jener einfacheren Form des Regierens zurückzukehren, in welcher zum Beiſpiel auch die Botokuden beglückt werden: zum Octroi. Sind es aber nicht wirklich politiſche Botokuden, die der Miniſter regiert, ſo wird er manchen Unannehmlichkeiten nicht entgehen können, die ihm das primitive Glück der Octrois ganz gründlich verleiden können.

Nirgends findet man dafür beſſere Beweiſe als in der Geſchichte Oeſterreichs während der letzten fünfzig Jahre. Denn nirgends iſt in neuerer Zeit ſoviel herumoctroyiert worden als hier, und nirgends auch mit größerem Miſserfolg. Gleich die erſten Wochen der 1848er Revolution brachten einen Octroi, nämlich die vom Miniſter Pillersdorf ausgearbeitete Verfaſſung vom 25. April 1848. Sie war gut gemeint und auch gut gerathen. Doch die Oeſterreicher wollten ſich ſchon damals nicht ohne ihr eigenes Zuthun beglücken laſſen und verweigerten die Anerkennung dieſer Verfaſſung, lediglich weil ſie octroyirt war. Schon am 15. Mai 1848 wurde ſie von denen, die ſie gegeben, pünktlich zurückgenommen. Am 4. März 1849 wurde durch das Miniſterium Felix Schwarzenberg eine neue Verfaſſung octroyiert. Dieſe war nicht einmal gut. Das konnten nach kurzer Praxis auch ihre Urheber nicht verkennen. Am 31. December 1851 wurde ſie von demſelben Miniſterium außer Kraft geſetzt, weil ſie, wie das betreffende Patent beſagte, „ſich weder den Verhältniſſen des Kaiſerſtaates angemeſſen, noch ausführbar darſtellte“ — eine treffliche Probe octroyierter Regierungsweisheit! Ihr folgte die nackt abſolutiſtiſche Aera Bach, in der alles octroyirt wurde. Dieſer größte Octroi war auch der größte Miſserfolg. Er wurde unter Goluchowski durch einen neuen Octroi beſeitigt: das Octoberdiplom von 1860. Die Völker ſagten neuerdings: „nil de nobis sine nobis“, und das Octoberdiplom wurde, wenn auch aus gewiſſen Rückſichten nicht der Form, ſo doch ſeinem ſpecifiſchen Inhalt nach zurückgenommen durch die Februar-Verfaſſung des Miniſteriums Schmerling, die aber gleichfalls octroyiert war. Auch ſie ſcheiterte an dem conſequenten Widerſtande der Völker. Durch den Grafen Belcredi wurde ſie 1865 ſiſtiert. In negativem Sinne war auch dieſe Siſtierung wieder ein Octroi — in der Reihe der großen Octrois der letzte. Man ſah nun ein, daſs es mit dem Octroyieren nicht gieng, und entſchloſs ſich, mit den Völkern über eine neue Verfaſſung zu verhandeln. Mit dieſer Aufgabe wurde der aus einem älteren Verfaſſungsſtaat, aus Sachſen, herbeigerufene Beuſt betraut. Er brachte die Arbeit mit unſäglicher Mühe zuſtande, mit mehr Mühe vielleicht als alle früheren, die octroyierten Verfaſſungen, zuſammengenommen, gekoſtet hatten. Aber ſie war immerhin des Schweißes wert. Es war die Decemberverfaſſung von 1867, die erſte nicht-octroyierte Verfaſſung Oeſterreichs, die erſte aber auch, die ſich, aller ihrer Schwächen ungeachtet, allen Anfechtungen zu Trotz, nun ſchon dreißig Jahre in Wirkſamkeit erhalten und Oeſterreich neue Lebenskraft gegeben hat, weil ſie nicht einſeitiger Regierungsweisheit, ſondern den eigenen Bedürfniſſen und Wünſchen der damals maßgebenden Parteien entſprungen iſt.

Die öſterreichiſchen Regierungen haben es ſchwerer als die anderer Länder erlernt, conſtitutionell zu regieren. Aber ſchließlich haben ſie's in dieſen letzten dreißig Jahren für den äußeren Schein wenigſtens noch immer zuſammengebracht, bis die Sprachenzwangsverordnungen des Grafen Badeni kamen. Dieſe ſind wieder ein Octroi, wenn auch im kleinen Maßſtab, von allen juriſtiſchen Diſtinctionen abgeſehen, ſchon aus dem durchſchlagenden politiſchen Grunde, weil ſie hinter dem Rücken des betroffenen Theiles, der Deutſchen, und gegen deren ſeit Jahrzehnten feſtgelegten Willen erlaſſen worden ſind. Der Sturm, den dieſe Verordnungen in der deutſch-böhmiſchen Bevölkerung erregten, ſowie — um in der Terminologie des oben erwähnten Patents vom 31. December 1851 zu ſprechen — die Unangemeſſenheit und Unausführbarkeit ihrer Beſtimmungen, welche durch die Gleispach'ſchen Gegen-Verordnungen theilweiſe von der Regierung ſelbſt ſchon anerkannt worden iſt: das ganze traurige Schickſal dieſer Verordnungen kann niemanden überraſchen, der, anders als Graf Badeni, das Weſen und die Geſchichte der Octrois und die politiſche Pſychologie des Culturmenſchen kennt. Und nun ſoll Graf Badeni die Schmerzen des kleineren Sprachenverordnungs- durch einen capitalen Verfaſſungs-Octroi zu lindern unternehmen? .. Die Oppoſition könnte dieſer angedrohten Möglichkeit ohne Bangen entgegenſehen, eher mit zuverſichtlicher Begierde, woferne die politiſche Moral nicht geböte, das allgemeine Intereſſe an einer ruhigen, ſtetigen Entwickelung über das taktiſche Parteiintereſſe zu ſtellen. Denn taktiſch wäre ein conſtitutioneller Rechtsbruch des Grafen Badeni für die Oppoſition ein durchſchlagender Vortheil. Mit Kanonen ſchießt man nicht gut auf Spatzen, und die oppoſitionelle Bewegung fände erſt ihre volle Kraft, wenn ihr an Stelle der particulären Sprachenverordnungen durch irgend eine Art von Staatsſtreich ein univerſelleres Angriffsobject gegeben würde, das neben den Deutſchböhmen und ihren bisherigen Genoſſen auch alle anderen politiſchen Menſchen in Oeſterreich zum Kampfe herausfordern würde, welche das ohnedies ſo geringe Maß unſerer Geſetzmäßigkeit und politiſchen Freiheit nicht preisgeben wollen.

Inzwiſchen glauben wir noch gar nicht, daſs ſich Graf Badeni in Wahrheit mit ſo kühnen Gedanken trägt. Die Staatsſtreich-Politiker pflegen aus einem anderen Holz zu ſein, als der Graf Badeni, der vielleicht andere mit gewaltthätigen Phantaſien ſchrecken zu können glaubt, weil er ſelbſt ſo ſchreckhafter Art iſt. Wenn nicht Oeſterreich durchaus wieder einmal nach der Methode des Dr. Eiſenbart curiert werden ſoll, ſo gibt es, nach dem Anerkenntnis des In- und Auslandes, ein viel einfacheres Mittel zur Beruhigung: die Zurückziehung der Sprachenverordnungen. Allerdings ſagt die officiöſe Preſſe, daſs die Regierung, die ein ſolches Selbſt-Désaveu begienge, weil ſie dadurch alle Regierungsautorität vernichten würde, die letzte Regierung in Oeſterreich wäre. Dann müſste es, wie gezeigt, in Oeſterreich ſchon mehreremale die letzte Regierung gegeben haben, jedesmal, ſo oft ein Octroi zurückgenommen wurde, von Pillersdorf bis Beuſt. Graf Badeni mag ſich tröſten. Auch nach ihm werden noch Miniſter kommen in Oeſterreich. Die Regierung, welche die Sprachenverordnungen aufhebt, wird nicht die letzte ſein, die exiſtiert, ſowie ſie nicht die erſte ſein wird, die eine Zwangsverordnung zurückzunehmen ſich gezwungen ſieht in Oeſterreich.

K.

Kinder confeſſionsloſer Eltern.

Von Dr. Julius Ofner.

Für die Kinder confeſſionsloſer Eltern gilt in Oeſterreich ein beſonderes Recht; nicht nach dem Geſetze, welches einen ſolchen Ausnahmszuſtand nirgends ausgeſprochen hat, ſondern nach Erläſſen der Adminiſtrativbehörden und nach Entſcheidungen des Verwaltungsgerichtshofes.

Art. 2 des Geſetzes vom 25. Mai 1868, R. G. Bl. Nr. 49, verfügt: „Es können Eltern, welche nach Art. 1 das Religionsbekenntnis der Kinder vertragsmäßig zu beſtimmen berechtigt ſind, dasſelbe bezüglich jener Kinder ändern, welche noch nicht das 7. Lebensjahr zurückgelegt haben. Im Falle eines Religionswechſels eines oder beider Elterntheile, bezw. einer unehelichen Mutter ſind die vorhandenen Kinder, welche das 7. Lebensjahr noch nicht vollendet haben, in Betreff des Religionsbekenntniſſes ohne Rückſicht auf einen vor dem Religionswechſel abgeſchloſſenen Vertrag ſo zu behandeln, als wären ſie erſt

Digitized by Google

nach dem Religionswechſel der Eltern, bezw. der unehelichen Mutter geboren worden“.

Beide Vorſchriften werden von den Behörden als *unanwendbar* erklärt, wenn es ſich um Confeſſionsloſigkeit handelt. Eltern dürfen ihre Kinder nicht confeſſionslos erklären laſſen, und wenn ſie ſelbſt confeſſionslos werden, folgen ihnen die Kinder nicht, ſondern bleiben in der Religionsgenoſſenſchaft, der ſie bis dahin angehörten. Dies wurde vom Verwaltungsgerichtshofe in einer Reihe von Entſcheidungen ausgeſprochen. Ich citiere aus der Sammlung Alter's:

Nr. 834: Alle im Art. 2 des Geſetzes vom 25. Mai 1868 enthaltenen Beſtimmungen über die Aenderungen des Religionsbekenntniſſes der Kinder ſind als *Ausnahmsbeſtimmungen* ſtrenge auszulegen.

Nr. 835: Die im Art. 2 des Geſetzes vom 25. Mai 1868 für den Fall eines Religionswechſels getroffenen Beſtimmungen können auf den Fall der Confeſſionsloserklärung *nicht* angewendet werden.

Nr. 836: Die Confeſſionsloserklärung eines Elterntheils iſt *kein* geſetzlicher Anlaſs, um in dem bereits geſetzlich beſtimmten Religionsbekenntniſſe der Kinder eine Aenderung eintreten zu laſſen.

Nr. 837: Eine vertragsmäßige Beſtimmung des Religionsbekenntniſſes der Kinder iſt *nur insoweit* zuläſſig, als für dieſelben ein beſtimmtes geſetzlich anerkanntes Religionsbekenntnis feſtgeſetzt wird.

Von dem gleichen Geſichtspunkte aus wird confeſſionsloſen Eltern die Pflicht auferlegt, ihren Kindern den *Religionsunterricht* in einem geſetzlich anerkannten Bekenntniſſe ertheilen zu laſſen. Man iſt dabei in Verlegenheit, welches Bekenntnis zu wählen ſei. Regelmäßig ſucht man in der Ahnenreihe des Kindes, bis man ein geſetzlich anerkanntes Bekenntnis findet, und zwingt den Unterricht in dieſem auf. Man kommt dadurch zu einer Analogie des Schubſyſtems, welches einen Menſchen oft an einen Ort bindet, welcher ihm, auch ſeinem Vater und Großvater, völlig fremd iſt, und welcher ihm daher weder ein Heimweſen noch Erwerbsgelegenheit ſchafft. Andere wenden den vierten Abſatz des Art. 1 des Geſetzes vom 25. Mai 1868, R. G.-Bl. Nr. 49 an, wollen die confeſſionsloſen Eltern zwingen, ihr Kind in einem geſetzlich anerkannten Religionsbekenntnis unterrichten zu laſſen, ihnen aber die Wahl des Bekenntniſſes freilaſſen. (Neueſtens: Hiller in Gerichtshalle Nr. 15, 1897.)

Alle dieſe Verſuche beruhen auf einem proton pseudos, auf einer juriſtiſchen Begriffsverwirrung. Sie vermengen *Religion* (Religionsbekenntnis) im geſetzlichen Sinne mit *Confeſſion* in der hergebrachten theologiſchen Bedeutung, nach welcher man confeſſionell und confeſſionslos unterſcheidet. *Unter die geſetzliche Rubrik gehört die Confeſſionsloſigkeit ebenſo, wie jedes anerkannte Bekenntnis.* Denn ſie iſt nicht Religionsloſigkeit, ſondern der zuſammenfaſſende geſetzliche Gruppenbegriff für alle ſogenannt nicht geſetzlich anerkannten Religionsbekenntniſſe. Der Confeſſionsloſe folgt der bekannten Xenie Schillers: „Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennſt. Und warum nicht? Aus Religion!“

Aus Religion! Das iſt die einfache Löſung all der Zweifel und Schwierigkeiten, welche confeſſionelles Vorurtheil in Art. 14 bis 16 des Staatsgrundgeſetzes und das Ausführungsgeſetz vom 25. Mai 1868 hineinklügelt.

Die Art. 14 bis 16 ſind völlig klar. Jedermann iſt nach Art. 14 die volle Glaubens- und Gewiſſensfreiheit, das heißt die Freiheit des *Religionsbekenntniſſes im geſetzlichen Sinne* gewährleiſtet. Das Wort iſt in Art. 14 *nur* in dieſem allgemeinen Sinne gebraucht. Der Genuſs der bürgerlichen und politiſchen Rechtes iſt von *dem* (nicht von einem) Religionsbekenntniſſe unabhängig; den ſtaatsbürgerlichen Pflichten darf durch *das* Religionsbekenntnis kein Abbruch geſchehen. Beide Beſtimmungen gelten unbezweifelt auch für Confeſſionsloſe. Die Art. 15 und 16 des Staatsgrundgeſetzes unterſcheiden dann geſetzlich anerkannte und nicht anerkannte Religionsgeſellſchaften und erklären, was man als geſetzlich nichtanerkannte Bekenntniſſe bezeichnet. Dieſe ſind nämlich nicht ungeſetzlich, ſondern nur *nicht organiſationsfähig*. Ihre Anhänger ſind auf die häusliche Religionsübung beſchränkt, während die anerkannte Religionsgeſellſchaft das Recht der gemeinſamen öffentlichen Religionsübung und ſelbſtändigen Organiſation beſitzt. Anerkannt iſt daher nicht das Bekenntnis — auch dies iſt in Art. 15 St.-G.-G. in lobenswerter Deutlichkeit ausgeſprochen — ſondern nur die Religionsgeſellſchaft oder Kirche. „Geſetzlich organiſierbar“ — „nicht organiſierbar“ würde den Unterſchied, der feſtgeſetzt werden ſollte, wiedergeben. Nach dem Wortlaute des Art. 16 St. G. G. kann auch formell nicht die Rede davon ſein, daſs ein geſetzlich nicht anerkanntes Bekenntnis, das heißt die Confeſſionsloſigkeit, welche im § 1 des Geſetzes vom 9. April 1870, R. G. Bl. Nr. 51, ausdrücklich in dieſer Weiſe definiert und nur ein [illegible] Ausdruck iſt, kein Religionsbekenntnis ſei und keine Religions[illegible]ungen habe. Alle Entſcheidungen des Verwaltungsgerichts[illegible] das Wort „confeſſionslos“ zur Grundlage nehmen, um [illegible] zu ſchließen, und im offenen Widerſpruch [illegible] dem Wortlaute des Art. 16 St. G. G. und § 1 des Geſetzes [illegible] 9. April 1870. Es handelt ſich bei dem Confeſſionsloſen [illegible] um eine Veränderung des Bekenntniſſes, [illegible] anderen Wort [illegible] Religionsgenoſſenſchaft.

Alle [illegible]

[illegible]

Verwaltungsgerichtshof, halten ſie für verderblich; wir werden ſie daher auf das äußerſte Maß beſchränken, indem wir den Uebergang nur dem Einzelnen für ſich ſelbſt, alſo dem Erwachſenen geſtatten; die Kinder müſſen confeſſionell, das heißt für die große Maſſe der Bevölkerung katholiſch, bleiben und erzogen werden; hoffentlich gelingt es den vereinten Anſtrengungen der Gutgeſinnten, ſie katholiſch zu erhalten. Das iſt der Sinn der einſchränkenden Auslegung des Art. 2 des Geſetzes vom 25. Mai 1868, während die vom Verwaltungsgerichtshof geſetzte Motivation, daſs es ſich um Ausnahmsbeſtimmungen handle (Nr. 834 Alter), unrichtig iſt. Die Beſtimmungen des Artikels erſcheinen dem Geſetzgeber wie alle anderen des Geſetzes vom 25. Mai 1868 als natürliche Beſtandtheile des Ausführungsgeſetzes zu Art. 14 St.-G.-G., als logiſche Folgerungen des *Elternrechtes*. Zu Ausnahmsbeſtimmungen war gar keine Veranlaſſung, und die in Art. 2 vorkommenden Begriffe können bei gleichem Wortlaut keine andere Bedeutung haben, als in Art. 1 u. ff. Auch Art. 1 ſpricht nur von Bekenntnis, Religionsbekenntnis, Religion. Wenn nun beide Eltern confeſſionslos ſind, wie wirkt Art. 1, welcher *Religion* gehört ihr neugebornes Kind an? Wäre nicht das Geſetz vom 9. April 1870 erſchienen, der Verwaltungsgerichtshof hätte zweifellos ebenſo wie für den Religionswechſel entſchieden, Confeſſionsloſigkeit ſei keine Religion, und das Kind folge hier den Eltern nicht. Leider iſt § 3 des Geſetzes vom 9. April 1870 ſo zweifellos, daſs ſich nichts thun ließ (Alter, 833). Vom Religionswechſel ſpricht aber das Geſetz nicht ausdrücklich, und ſo konnte man aus- und unterlegen.

Für den Unbefangenen ſpricht das Geſetz vom 9. April 1870 auch für dieſen Fall völlig klar. Es will das ganze Matrikenweſen der Confeſſionsloſen regeln, und das Matrikenweſen umfaſst alle religiöſen Statusverhältniſſe für alle Fälle. Nichts deutet den Willen des Geſetzgebers an, hier eine Beſchränkung walten zu laſſen, und für die Kinder der Confeſſionsloſen insbeſondere gibt die Einführung der Geburtsmatrik die Richtſchnur. Der Verwaltungsgerichtshof ſtellt den Uebergang der Eltern zur Confeſſionsloſigkeit, ſoweit es ſich um den Einfluſs auf die Religion der Kinder handelt, in Gegenſatz zu ihrer urſprünglichen Confeſſionsloſigkeit. Aber wie lautet denn Art. 2 für die Kinder unter 7 Jahren? „Im Falle eines Religionswechſels eines oder beider Elterntheile bezw. der unehelichen Mutter ſind die vorhandenen Kinder, welche das ſiebente Lebensjahr noch nicht vollendet haben, in Betreff des Religionsbekenntniſſes ſo zu behandeln, als wären ſie erſt nach dem Religionswechſel der Eltern, bezw. der unehelichen Mutter, *geboren worden*.“ Sie ſind den Neugeborenen gleich zu behandeln, ſagt das Geſetz und ſpricht damit auch den Gedanken aus, der es leitet. Nicht ausnahmsweiſe, wie der Verwaltungsgerichtshof motivieren muſs, um zu ſeiner Folgerung zu gelangen, ſondern weil das Kind bis zum ſiebenten Jahre geiſtig noch vollſtändig unreif, dem Neugeborenen gleich iſt, ſoll es aus all den Gründen, welche die Beſtimmungen des Art. 1 des Geſetzes veranlaſst haben, dem Bekenntnis der Eltern angepaſst werden. Jeder Buchſtabe im Geſetz ſpricht für die genaue Anwendung der Vorſchriften für Neugeborene. Kann man draſtiſcher ſprechen, als daſs man das Kind für eben erſt geboren fingiert? Religionsbekenntnis iſt im Art. 2 nicht um einen Punkt anders geſchrieben als in Art. 1, und Religionswechſel iſt von der Religionsveränderung im Art. 5, welcher unbezweifelt den Uebertritt zu einem nicht organiſierbaren Bekenntnis umfaſst, auch mit einer Lupe nicht zu unterſcheiden.

Die Ausnahmsnatur des Art. 2 hat alſo nur im Willen des Verwaltungsgerichtshofes ihren Urſprung, ſie iſt Obſtruction des ausführenden richterlichen Organs gegen ein ihm miſsliebiges Geſetz.

Wir treffen ein Seitenbild in der Rechtſprechung des oberſten Gerichtshofes über die ſogenannten ſiebenbürgiſchen Ehen an. Die Mitglieder des Gerichtshofes gehen in ihrem Innern von dem canoniſchen Grundſatz aus, daſs die katholiſche Ehe unlösbar und die nochmalige Heirat einer Perſon, die vorher eine katholiſche Ehe geſchloſſen hatte, unſtatthaft ſei. Dieſen Gedanken kann der Gerichtshof nicht offen ausſprechen, weil es den internationalen Beziehungen nicht entſpricht, ſucht ihn aber in allen vorkommenden Fällen durchzuführen, und ſo zeigt eine Vergleichung der oberſtgerichtlichen Entſcheidungen über die Frage eine große Differenz in den Gründen, aber die Caſſation ſelbſt als gleichbleibende Folge.

Einen Fingerzeig für die Tendenz in den Urtheilen des Verwaltungsgerichtshofes gibt die Periode, in der ſie geſchöpft wurden. Die erſten datieren aus dem Jahre 1884, aus der Zeit, welche auch die Schulnovelle vom 2. Mai 1883 geſchaffen hat.

Dieſelbe Tendenz und derſelbe Widerſpruch mit der Abſicht des Geſetzes beſteht, wenn confeſſionsloſe Eltern gezwungen werden, ihr Kind in einer Confeſſion, der ſie nicht angehören, *unterrichten* zu laſſen. Man argumentiert: das Volksſchulgeſetz verlangt im § 3 obligaten Unterricht in Religion; für die Confeſſionsloſen kann mangels einer genau umſchriebenen Lehre kein Religionsunterricht ertheilt werden, ergo . . . Mit demſelben Recht hätte man, anſtatt das Geſetz vom 9. Mai 1870 zu erlaſſen, Confeſſionsloſe zwingen können, ihre Kinder in die Matrik einer geſetzlich anerkannten Religion als Angehörige derſelben eintragen zu laſſen, weil es kein[illegible] Matrik gebe. Der Widerſpruch, in den man ſich durch die gewaltthätige Auslegung verwickelt, zeigt ſich bei der Entſcheidung, [illegible] welchem Religionsbekenntniſſe das Kind zu

unterrichten ſei. Die Behörden erklären: in der geſetzlich anerkannten Confeſſion, welcher die Eltern oder Großeltern oder Urgroßeltern angehört haben. Welcher Zuſammenhang ſoll aber unter einem Geſetz, das jedem die volle Glaubensfreiheit gewährleiſtet, zwiſchen dem Bekenntnis, welchem der Vater nicht oder nicht mehr angehört, und welches daher jede Realität eingebüßt hat, und dem Religionsunterrichte des Kindes beſtehen? Entweder muſs man alſo argumentieren: der Religionsunterricht iſt der Religionsgeſellſchaft überlaſſen; wo keine Religionsgeſellſchaft, dort auch kein obligater Religionsunterricht. Das iſt der Standpunkt der confeſſionsloſen Schule, der einfachſte und conſequenteſte. Oder man hält einen gewiſſen Religionsunterricht zur Erziehung unbedingt nöthig; dann führt die Anerkennung, daſs es außer den organiſierten Bekenntniſſen noch andere gibt, welche vom Staat (nach Art. 16 St.-G.-G.) geſtattet werden, ſobald ſie weder rechtswidrig noch ſittenverletzend ſind, ebenſo logiſch wie zu der ſtaatlichen Matrik, zu einem ſtaatlichen Sittenunterricht. § 5 des Volksſchulgeſetzes hat dies auch einigermaßen eingeleitet. Er ſpricht zwar von Kirchen und Religionsgenoſſenſchaften; aber ähnlich, wie die ſtaatliche Matrik zunächſt für Nothcivilehen eingeführt wurde, ſo verfügt der Schluſsſatz des § 5, daſs, wenn die Kirche oder Religionsgenoſſenſchaft die Beſorgung des Religionsunterrichtes unterläſst, die Landesſchulbehörde nach Einvernehmung der Betheiligten die erforderliche Verfügung zu treffen hat. Selbſtverſtändlich bedeutet dieſe Vorſchrift aber nicht, daſs die Landesbehörde befugt ſei, das Kind in einer anderen Confeſſion, als welcher es angehört, unterrichten zu laſſen. Das Gleiche gilt für confeſſionsloſe Kinder. Der Staat, wenn er Verfügungen trifft, iſt nicht berechtigt, ihnen den Unterricht in einem fremden Bekenntnis aufzunöthigen. Der Religionsunterricht, den er ertheilen laſſen kann, muſs für Bekenner jeder religiöſen Anſchauung gelten; das heißt, er muſs ſich auf Moralunterricht beſchränken. Die Moral iſt unabhängig vom Glauben und findet in einem beſonderen Dogma weder Inhalt noch Stütze. Ihr ganzer Zuſammenhang mit ihm, alles, was dem Kinde in dem Religionsunterricht einer poſitiven Confeſſion als dogmatiſche Grundlage der Moralvorſchriften gelehrt wird, läſst ſich in den Satz zuſammenfaſſen: Gott will es.

Zwiſchen der Alternative: Verzicht auf obligaten Religionsunterricht bei Confeſſionsloſen, und Ueberlaſſung desſelben in die Sorge der Eltern, oder ſtaatlichem Sittenunterricht ohne poſitiv dogmatiſche Grundlage hat der Interpret des Art. 14 St.-G.-G. allein zu wählen. Jeder Zwang zu einem Religionsunterrichte in einer dem Kinde fremden Confeſſion widerſtreitet der Glaubensfreiheit.

Man hat in mannigfachen Wendungen den Satz wiederholt, das Verhalten gegen den Juden könne als Maßſtab für den Freiſinn gelten, weil ein durch Jahrhunderte genährtes Vorurtheil überwunden werden müſſe. Mehr noch gilt dies von dem Verhalten gegen den Confeſſionsloſen, der Gegenſtand des Haſſes aller Orthodoxen iſt. Die Aufnahme des Gedankens, daſs man ein rechtſchaffener, tüchtiger und charaktervoller Menſch ſein könne, ohne an Moſes und die Propheten, an Chriſtus oder Mohammed zu glauben, das wirkliche warme Empfinden iſt das ſicherſte Kennzeichen für einen geklärten Geiſt. Unſer Staatsgrundgeſetz athmet dieſen Geiſt, ſeine Durchführung nicht.

Einiges über Malthus.

II.

Diejenigen, welche in der einen oder anderen Form der Erhaltung einer hohen Sterblichkeit das Wort reden, können ſich dabei auf keine geringere Autorität als Charles Darwin berufen. Allerdings hat Darwin, ſoviel ich weiß, mit der betreffenden Frage ſich niemals eingehend beſchäftigt, ſondern nur gelegentlich darüber eine Bemerkung gemacht. Darwin war, wie er ſelbſt erwähnt, durch die Lectüre von Malthus' Hauptwerk auf ſeine eigenen bahnbrechenden Ideen über die natürliche Zuchtwahl gekommen. Eben deshalb aber konnte er den Schluſsfolgerungen Malthus' über die Nothwendigkeit des „moral restraint“ nicht beipflichten. Trotzdem die thatſächliche Fruchtbarkeit der Ehen ſehr viele Leiden herbeiführt, möchte ich, ſagt Darwin, dieſelbe nicht erheblich vermindert wiſſen, denn damit wäre das Princip, welches das Menſchengeſchlecht zu ſeiner bisherigen Stufe der Entwicklung geführt: „the survival of the fittest“, das Ueberleben der Befähigteſten, aus der Welt geſchafft.

Gegen eine ſolche Auffaſſung iſt jedoch vor allem einzuwenden, daſs die Aera der natürlichen Zuchtwahl, inſofern es um den Menſchen ſelbſt ſich handelt, nothwendig geſchloſſen iſt. Wenn wir dieſelbe gefliſſentlich fortſetzen wollten, ſo wäre es jedoch keine natürliche Ausleſe mehr, ſondern eine bewuſste, alſo künſtliche, von der Vernunft geregelte. Es bleibt demnach übrig zu beweiſen, daſs wir auf dieſem Gebiete eben nichts Vernünftigeres vornehmen können, als für eine hinreichende Zahl von Sprößlingen zu ſorgen und dann die Auswahl derſelben der Natur ſelbſt zu überlaſſen. Aber dieſer Beweis wird wohl niemals gelingen. Es iſt möglich, ſogar ſehr wahrſcheinlich, daſs auch in der Zukunft eine fortgeſetzte Auswahl vonnöthen ſein wird, um die bereits erreichte phyſiſche und geiſtige Entwicklung der Menſchheit zu erhalten und womöglich noch zu ſteigern. Es iſt z. B. ſehr wohl möglich, daſs viele Leute, welche jetzt Kinder zeugen, ſich im Intereſſe der Raſſe deſſen lieber enthalten und den dazu Befähigteren überlaſſen ſollten. Wenn die betreffenden phyſiologiſchen und pſychologiſchen Verhältniſſe mehr ſtudiert und beſſer erkannt werden, wird man wohl in dieſer Hinſicht die erforderlichen Maßregeln treffen. Aber niemals werden die Menſchen, wenn ihre Aufmerkſamkeit einmal darauf gerichtet worden iſt, ſich damit einverſtanden erklären, dieſe ganze Sache dem Spiel der blinden Naturkräfte anzuvertrauen. Die jetzt übliche „Auswahl“, welche hauptſächlich darin beſteht, daſs die körperlich Schwächeren im frühen Kindesalter oder kurz vor dem Erreichen der vollen Mannes- und Weibesreife ſterben, verbürgt übrigens höchſtens die Züchtung einer gewiſſen phyſiſchen Widerſtandsfähigkeit, aber gar nicht der Eigenſchaften, welche heutzutage für das Geſchlecht als Ganzes am nützlichſten ſind. Und auch auf die erſterwähnte Folge iſt nicht ſicher zu rechnen, denn die ſchlechten Lebensverhältniſſe, welche viele hinraffen, drücken ihre Marke auch dem Ueberlebenden auf.

Man möchte ja meinen, daſs in Ländern, wo die eheliche Fruchtbarkeit und infolge deſſen die Kinderſterblichkeit eine ſehr hohe iſt, die „Auserleſenen“ ein umſo tüchtigeres Geſchlecht bilden würden. Allein ſowohl die Sterblichkeitsverhältniſſe in den höheren Altersclaſſen, wie die Erhebungen über Recrutierung u. dgl. zeigen, wie aus Oeſterlens Zuſammenſtellungen zu entnehmen iſt, eher das Gegentheil.*)

Trotzdem läſst es ſich nicht leugnen, daſs die Völker und Volksſchichten, welche die Zahl ihrer Zeugungen gefliſſentlich einſchränken, eine gewiſſe Gefahr laufen, von denjenigen Völkern und Claſſen theilweiſe verdrängt zu werden, die ſich in jener Hinſicht keinerlei Schranken auferlegen, und deshalb eine größere „Bevölkerungsſpannung“ beſitzen. Dies zeigt jedoch nur, daſs der Malthuſianismus, wie ſo viele andere wirtſchaftliche Fortſchritte, ſeine ſegensreiche Wirkungen erſt dann voll entfalten könnte, wenn er von allen Völkern und Volksclaſſen zugleich angenommen würde. Wenn man aber ſoweit geht zu behaupten, daſs die Völker Europas, falls ſie in ihrer jetzigen rapiden Vermehrung Halt machten, ſich der Invaſion barbariſcher Völker ausſetzen würden, ſo möchte ich doch gerne wiſſen, wo auf der Erde — die doch bekanntlich rund iſt und von der europäiſchen Civiliſation jetzt ſo ziemlich eingeſchloſſen zu werden anfängt — jene barbariſchen Völker zu finden ſind. Gibt es denn überhaupt in unſeren Tagen eine Barbarei, welche vor den dreifachen Waffen der Eiſenbahnen, der Volksſchule und der Preſſe ſtandhielte? Zeigt nicht vielmehr der Eifer, mit dem alle die bisher mehr oder weniger rückſtändigen Nationen ſich heutzutage europäiſche Bildung und europäiſche Sitten aneignen, daſs die ſogenannte Barbarei eigentlich nur ein anderer Name für Unkenntnis, nationale Abſperrung, religiöſe und ſonſtige Vorurtheile iſt und mit dem Abſtreifen jener zugleich aufhört? Die Kämpfe der Zukunft werden allem Anſcheine nach weit mehr innere, ſociale, als äußere, politiſche ſein. Ob man ſich gegen die erſteren am beſten dadurch wappnet, daſs man den Arbeitern das „Seit fruchtbar und mehret euch!“ noch immer predigt — dürfte jedoch ſehr fraglich ſein.

Ueber die Frage, ob Einſchränkungen der jetzigen Höhe der Geburtenzahl und zwar in beträchtlichem Umfange vorgenommen werden ſollten, dürfte mithin unter denkenden Leuten eine dauernde Meinungsverſchiedenheit nicht zu befürchten ſein; bleibt ſomit nur noch die ſchwierige Frage: Wie?

Malthus ſelbſt hat dieſe Frage nicht in genügender Weiſe beantwortet. Conſervativ ſeiner ganzen Anlage nach, wenngleich im edleren Sinne des Wortes, hat er geglaubt, daſs nichts weiteres nöthig ſei, als das Gefühl der Verantwortlichkeit, vor allem der Verantwortlichkeit der Eltern für das Los ihrer Kinder zu wecken und zu ſtärken. Die revolutionären Utopien eines Godwin u. a. waren ihm eben deshalb zuwider, weil ſie ihm dieſes Gefühl zu lockern ſchienen, ohne nach ſeiner Meinung irgendwelchen effectiven Erſatz dafür zu bieten. Selbſt aber iſt er im Grunde genommen nichts weniger als revolutionär vorgegangen, als er zum Erreichen ſeines Zieles übereilter- und unbilligerweiſe die Abſchaffung aller öffentlichen Armenpflege und jeden Rechtes auf Unterſtützung vorſchlug, wodurch ja ſchließlich die Folgen der Fehler oder der Unkenntnis der Eltern über die Kinder kommen würden.

Die Nachwelt hat Malthus auf dieſem Wege — mit Recht — nicht Gefolgſchaft geleiſtet. Ebenſowenig aber hat man irgendeinen anderen Ausweg gefunden oder auch nur geſucht. Die ganze Frage blieb in Schwebe; daſs dies geſchehen konnte, erklärt ſich wohl zunächſt aus den Menſchenverluſten der napoleoniſchen Kriege, darum und vor allem aus der unerwarteten, beiſpiellos ſchnellen wirtſchaftlichen Entwickelung des gegenwärtigen Jahrhunderts. Oberflächlichen Geiſtern ſchien es ſogar, als ob die ungemüthliche Angelegenheit des „moral restraint“ nicht nur vertagt, ſondern abgethan wäre, und es hat an Sticheleien gegen Malthus nicht gefehlt, „deſſen einziges Unrecht“ es ſei, „die Menſchheit von einem eingebildeten Verhängnis bewahren zu wollen.“

*) Alexander v. Oettingen will allerdings die erſchreckende Entdeckung gemacht haben, daſs von den in Paris geborenen Knaben nur ein Procent taugliche Recruten werden. Aber dieſes traurige Ergebnis rührt lediglich davon her, daſs dem berühmten Statiſtiker die vier Rechnungsarten mit gebrochenen Zahlen nicht ganz geläufig ſein dürften. Wenn z. B. von [illegible] neugeborenen Knaben nur die Hälfte das 21. Lebensjahr erreichten, und von dieſen wiederum die Hälfte bei der Recrutenmuſterung aſſentiert würden, ſo darf man nicht etwa ſagen (wie dies Oettingen thut): „½ — ½ macht Null“, ſondern es muſs heißen: ½ mal ½ macht ¼.

Digitized by Google

Allem Anſcheine nach haben wir jedoch heute einen Punkt erreicht, wo die Malthus'ſche Frage nicht länger vertagt werden kann, ſondern nothwendig auch in praktiſcher Beziehung durchdebattiert und gelöſt werden muſs. Auch die größten Optimiſten werden nicht umhin können, einzuſehen, daſs unſer altes Europa doch nachgerade auf dem Wege iſt, ziemlich ſtark übervölkert zu werden, und gleichzeitig erklingen aus Amerika die Signale zur Schließung der Thore gegen die europäiſche Einwanderung immer deutlicher.

Was thun? Die freiwillige Beſchränkung, welche Malthus befürwortete, ſpaltet ſich in zwei Hemmungsmittel: einmal verſpätete Eheſchließung und dann, inſoweit dieſe nicht hinreichen würde, Enthaltſamkeit in der Ehe. Offenbar hat Malthus die Wirkſamkeit des erſteren dieſer Mittel völlig überſchätzt. Wenn man nicht zum Regime der alten Eheverbote zurückkehren wollte (was Malthus ſelbſt ausdrücklich ablehnte), ſo daſs z. B. aus jeder Familie durchſchnittlich nur ein Sohn und eine Tochter heiraten dürften, oder auch das Heiratsalter der Weiber etwa bis dicht vor dem Aufhören der Gebärfähigkeit geſetzt würde, ſo iſt auf dieſem Wege ſo gut wie gar nichts auszurichten. Auch in dieſer Beziehung bringt unſere ſchwediſche Statiſtik wertvolle Aufſchlüſſe. Seit den Dreißigerjahren, höchſtwahrſcheinlich aber ſchon ſeit dem Anfang des Jahrhunderts und bis in die Sechzigerjahre hinein, iſt das Heiratsalter in Schweden ſowohl der Männer wie der Frauen erheblich geſtiegen. Trotzdem iſt während dieſes Zeitraumes die Fruchtbarkeit der Ehe auch nicht im geringſten vermindert worden. Die Kindererzeugung beginnt jetzt viel ſpäter, aber ſie hört auch viel ſpäter auf. Das iſt eben alles. Die jungen Mütter ſind bei uns nunmehr ſehr ſelten, die ganz jungen faſt eine verſchollene Kategorie, aber in entſprechendem Maße, ja relativ in noch viel größerem Maße iſt die Claſſe der betagten Kindergebärerinnen gewachſen.*) Theilweiſe dürfte dieſes unerwartete Ergebnis mit der verminderten Sterblichkeit innerhalb der höheren Altersclaſſen in Zuſammenhang ſtehen, hauptſächlich aber dürfte ſie von irgend einem pſycho-phyſiologiſchen Geſetz abhängig ſein.

Auf der anderen Seite, welche Unſumme von ſocialen Uebeln liegt nicht in den wenigen Worten: „verſpätete" Ehen, erhöhtes Heiratsalter, ausgedrückt. Malthus ſelbſt wurde von ſeinen Gegnern die Frage geſtellt, ob er denn glaube, daſs unter ſeinem Syſtem alle unverheirateten Perſonen keuſch leben würden. Seine Antwort war eine recht klägliche: dies erwarte er freilich nicht, vielmehr müſste man hier das Schlechte mit dem Guten hinnehmen, aber obgleich die menſchliche Sittenlehre jede außereheliche Geſchlechtsverbindung verdammen muſs, ſo werde doch hoffentlich Gott, welcher allwiſſend iſt und die Sünde gegen die Verſuchung abwägen kann, ein milderes Urtheil fällen.

Man braucht nicht Freidenker zu ſein, um das ganz Ungenügende dieſer Betrachtungen zu erkennen. Es handelt ſich hier wirklich nicht nur um ethiſch-religiöſe Bedenken, ſondern um ganz handgreifliche ſociale Schäden: einmal um den alles geſitteten Geſellſchaftslebens ſpottenden Schandfleck der Proſtitution, dann um die nicht minder furchtbare Geißel der Geſchlechtskrankheiten. Werden doch die Aerzte mit dem Sündenregiſter der Lues, mit deren nachgewieſenen oder muthmaßlichen Verheerungen in erſter, zweiter, dritter Generation niemals fertig. Und die Gonorrhöe, jene noch viel allgemeinere, früher als relativ unſchädlich betrachtete Krankheit — eine wie ganz veränderte Auffaſſung bekommt man von ihr, wenn man erfährt, daſs derſelben u. a. reichlich die Hälfte aller unfruchtbaren Ehen zugeſchrieben wird**), ja wenn ſie ſogar verdächtigt wird, mitunter den plötzlichen Tod des jungen unſchuldigen Weibes verurſacht zu haben.

In dieſer Richtung mag allerdings die Verzögerung der Eheſchließung ein nicht ganz unbedeutendes Hindernis gegen eine zu ſchnelle Volksvermehrung bieten. Sie erhöht die allgemeine Mortalitätsziffer durch die bis auf das doppelte geſteigerte Sterblichkeit der Junggeſellen, ſie vermehrt die Zahl der kinderloſen Ehen (wenn Profeſſor Hegar Recht hat, gleichfalls um das Doppelte oder mehr, ſie iſt eine Hauptſchuld an den Fehl- und Todtgeburten und trägt wahrſcheinlich nicht ganz unerheblich zu der erhöhten Sterblichkeit der Frauen im gebärfähigen Alter bei.

Dies war es nun allerdings nicht, was Malthus ſelbſt von jener Maßregel erwartete, vielmehr waren nach ſeiner Terminologie ſolche Vorkommniſſe unter die poſitiven oder repreſſiven „Checks", und zwar als „Laſter" einzuregiſtrieren ...

Aber ſelbſt, wenn es gelänge, alle dieſe, bisher unvermeidlichen Folgen des männlichen Cölibats durch ärztliche oder moraliſche Fortſchritte zu beſeitigen, wenn Proſtitution und [illegible] aus der Welt geſchafft werden könnten, wenn [illegible] den Beſtrebungen wohlmeinender Leute alle unverheirateten Männer [illegible] als Mitglieder der Vereine [illegible] oder des „weißen Kreuzes" [illegible] meldeten, eine [illegible] des menſchlichen Glückes würde jedenfalls [illegible] bedeuten, denn das [illegible] außerhalb der Ehe.

III.

[illegible]

Von einer übermäßigen Kindererzeugung jedenfalls; ob aber auch von der ehelichen Umarmung?

Es war dies vor 15—20 Jahren bekanntlich eine ſehr brennende Tagesfrage. Die wenigen, welche damals für die ſittliche Berechtigung des Präventivverkehres offen eintraten, wurden, wie man ſich erinnert, meiſtens etwas ſchroff abgethan, ihrer Stellungen beraubt, aus dem Parlamente hinausgeworfen, in dieſer oder jener Weiſe „unmöglich" gemacht u. ſ. w. Von jenen heftigen Widerſprüchen hört man jetzt viel weniger, und wenn ein Mann wie Adolf Wagner in der neuen Auflage ſeiner „Grundlegung" in vorſichtiger, aber hinreichend deutlicher Weiſe erklärte, „daſs hier ein Gebiet vorliegt, auf welchem manches ſtrittiger ſein dürfte, als es nach den geſchichtlich überkommenen ethiſchen und religiöſen Anſchauungen bei uns, rein negierend, aufgefaſst zu werden pflegt", ſo hat ihm, ſoviel ich weiß, niemand daraus einen Vorwurf gemacht.

Jener Geſinnungswechſel iſt leicht erklärlich. Schließlich hängt ja die Beurtheilung auch der ethiſchen Seite der Frage im höchſten Grade davon ab, in welcher Weiſe man über die volkswirtſchaftliche Vorfrage der Nothwendigkeit oder Unnothwendigkeit einer Beſchränkung der Geburtenfrequenz ſelbſt denkt. Solange man ſich noch einzureden vermochte, daſs dieſe Nothwendigkeit wenigſtens für unſere Zeit — andere ſagten, für abſehbare Zeiten — nicht vorliege, war man begreiflicherweiſe noch weniger geneigt, gegen eine imaginäre Gefahr (wie man ſie ſich vorſtellte), mit „widernatürlichen" Mitteln kämpfen zu wollen.

Iſt man dagegen einmal damit im reinen, daſs die Wahl eigentlich nur zwiſchen den beiden Formen des Malthuſianismus, der alten und der neuen, liegen kann (unter welchen das Plus von Widernatürlichkeit ſchließlich vielleicht der erſteren zufallen dürfte), ſo gibt man zu, daſs eine bedeutende Einſchränkung der Geburtenzahl der meiſten Länder ſchon von heute ab dringend erwünſcht iſt, eine Einſchränkung, welche eventuell die Kindererzeugung in jeder Ehe zu einer zeitlich ganz unbedeutenden, ſchnell vorübergehenden Epiſode herabdrücken muſs — ſo liegt es unendlich nahe bei der Hand, ſich nach Mitteln umzuſehen, durch welche jene der Menſchheit früher nie in ſolchem Umfange bewuſst gewordene Pflicht doch etwas erträglicher geſtaltet werden könnte.

Und wie überall, ſo eilen auch hier die Thatſachen der Theorie voraus. Während die Gelehrten discutierten oder auch jede Discuſſion ablehnten und ſich mit mehr oder weniger gewählten Schlag-, bezw. Schimpfwörtern gegen das verruchte Zweikinderſyſtem begnügten, gewinnt dieſes Syſtem im praktiſchen Leben zuſehends mehr und mehr Terrain. Bekanntlich ſind die Natalitätsziffern in faſt allen europäiſchen Ländern (ſowie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas) in den zwei letzten Decennien erheblich vermindert worden. Zieht man nur die Durchſchnittszahlen in Betracht, ſo iſt der Unterſchied allerdings nicht ſo groß, daſs er nothwendigerweiſe auf eine Schluſsfolgerung der hier angedeuteten Art geradezu drängt. Man bekommt aber ein ganz verändertes Bild, wenn man die verſchiedenen Landestheile oder Schichten der Bevölkerungen ins Auge faſst. Während z. B. das geſammte Deutſchland nur noch einen mäßigen Rückgang der Geburtenzahl aufweiſt, iſt letztere in der Stadt Berlin ſeit der Mitte der Siebzigerjahre, wo ſie einmal die (allerdings auch damals abnorme) Höhe von 47 pro Mille der Bevölkerung erreichte, allmählich ſo ſtark geſunken, daſs ſie im Jahre 1893 nur noch 30 pro Mille und im Jahre 1894 nur 28 pro Mille betrug, was umſo merkwürdiger bleibt, als die Ehefrequenz in Berlin wenigſtens in den letzten 15—18 Jahren ſich kaum verringert hat. Allein auch jene Ziffern ſind nur Durchſchnittszahlen einer Bevölkerung von $1\frac{1}{2}$ Millionen Menſchen. Unter den verſchiedenen Stadttheilen Berlins variiert die Fruchtbarkeit nicht weniger als vom einfachen bis zum drittehalbfachen Betrag. In den entlegeneren, hauptſächlich von armen Leuten bewohnten „Standesämtern" kam noch im Jahre 1890—91 eine Geburtenziffer von etwa 45‰ der Bevölkerung vor, in den wohlhabenden Stadttheilen war dieſelbe ſchon bis auf weniger als 17‰, ſomit auf eine viel geringere Zahl als die durchſchnittliche Natalität Frankreichs, geſunken.*) Unter den gebildeten Claſſen Berlins dürfte ſomit das Zweikinderſyſtem wohl größtentheils ſchon eingebürgert ſein.

Ein ähnliches Verhältnis iſt übrigens in vielen anderen Orten und Ländern nachgewieſen. Unter der eingeborenen Bevölkerung der Vereinigten Staaten iſt bekanntlich die eheliche Fruchtbarkeit ſehr gering. Unter den Einwanderern dagegen iſt ſie erheblich größer, jedoch nur in der erſten Generation: ihre Kinder dagegen nehmen auch in dieſer Hinſicht die Landesſitte bald an, umſo ſchneller, je mehr ſie unter der eingeborenen Bevölkerung zerſtreut leben.**) Auch die früher ſehr [illegible] Natalität der ſchwarzen Bevölkerung ſoll neuerdings bedeutend vermindert worden ſein.

Daſs nun in allen dieſen Verhältniſſen der präventive Geſchlechtsverkehr eine Hauptrolle geſpielt hat, iſt wenigſtens ſehr wahrſcheinlich.

*) [illegible] Verminderung der Bevölke[illegible] werden. Aber auch ein Vergleich mit [illegible]

**) [illegible] Verſuch einer Bevölkerungslehre [illegible] des Malthus'ſchen Bevölkerungsprincips [illegible] bekräftigt.

Digitized by Google

Aus etwaigen abſprechenden Bemerkungen ſeitens dieſer oder jener Perſon oder Claſſe gegen die mehrerwähnten Gewohnheiten darf man ja nicht ohneweiteres ſchließen, daſs ſie denſelben auch im eigenen Privatleben abhold ſind.

Damit ſei jedoch nicht geſagt, daſs alle Einwendungen, welche aus verſchiedenen Gründen gegen den Gebrauch der Präventivmittel erhoben wurden, nun auch über den Haufen zu werfen ſeien. So weit ſind wir nicht. Die Zuverläſſigkeit dieſer Mittel läſst bekanntlich ſehr viel zu wünſchen übrig, ihre eventuelle phyſiſche Schädlichkeit, zumal bei weniger kundigem Gebrauch, dürfte ebenſalls einer näheren Unterſuchung bedürftig ſein.

Nehmen wir ſogar an, was allerdings wenig begründet erſcheint, daſs das endgiltige Urtheil in dieſen beiden Beziehungen gegen die Präventivmittel ausfallen würde, ſo daſs das allein zuverläſſige und relativ unſchädliche Mittel gegen Befruchtung eben die Keuſchheit ſei. Nun, dann ſage ich ganz einfach: laſst uns denn keuſch leben — aber innerhalb der Ehe. Die eheliche Keuſchheit iſt doch zuletzt nicht ganz jenes Schreckgeſpenſt, wofür ſie gemeiniglich gehalten zu werden pflegt. Sie iſt nicht etwa ſchwerer auszuüben als die Enthaltſamkeit außerhalb der Ehe, im Gegentheil, ſie würde, wie Profeſſor S. Ribbing richtig bemerkt, thatſächlich aus dieſer oder jener Veranlaſſung von ſehr vielen Ehemännern beobachtet, denen die voreheliche Enthaltſamkeit als ein unerträglicher Zwang erſchien. Umſo eher wird ſie denen gelingen, welche ſich mit dem Schmutz der Proſtitution niemals befleckt haben. Sie bedeutet allerdings eine Entſagung, wenigſtens für den Mann, allein gegenüber dem unausſprechlich reichen Segen, welchen eine harmoniſche Ehe ſonſt bereitet, kommt ſchließlich auch jenes Opfer nicht ſehr in Betracht.

Auf der anderen Seite ſollten diejenigen, welche nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch anderen den Präventivverkehr verſagen wollen, doch etwas ſtärkere Gründe ins Feld bringen, als vage Befürchtungen oder nichtsbeweiſende Vorurtheile. Die ſehr beliebte Behauptung, daſs das edlere Verhältnis, die gegenſeitige Hochachtung u. ſ. w. der Ehegatten durch das „Beſchäftigtſein“ mit den Präventivmitteln nothwendigerweiſe Einbuße leide, ſtützt ſich, ſoviel ich weiß, auf keine einzige wirklich gemachte Beobachtung. Mir iſt jedenfalls kein ſolcher Fall bekannt, oder nur verdächtig, und ich halte ihn a priori für ausgeſchloſſen. Wo Kälte oder gar Abneigung zwiſchen den Ehegatten ſich einſtellt, beruht ſie doch meiſtens auf ungleich triftigeren Gründen. Viel eher könnte man hier eben an den (mittelbaren) Einfluſs der ehelichen Enthaltſamkeit im engeren Sinne denken; doch mag auch dies zunächſt dahingeſtellt ſein.

Kurz: der Gebrauch oder Nichtgebrauch der Präventivmittel reduciert ſich, wenigſtens vorläufig, auf eine reine Gefühlsſache, ich möchte ſogar ſagen, wenn mir das Wort nicht verübelt wird, auf eine Geſchmacksſache. Mag es denn künftighin — wie ſoviel andere in der Ehe, worüber die mittelalterlichen Caſuiſten ſehr eingehende Vorſchriften zu ertheilen liebten, das man aber heutzutage höchſtens noch mit ſeinem Arzte abzuhandeln pflegt — Privatſache werden.

Immerhin aber ſcheint es mir klar, daſs das Zweikinderſyſtem, welches ja doch unter den intelligenteren und wohlhabenderen Schichten Europas und Amerikas erſt neuerdings Eingang fand und auch in Frankreich erſt während der letzten zwei oder drei Generationen aufgekommen iſt, nach und nach unter allen Claſſen der Bevölkerungen und in allen Ländern der Erde Verbreitung finden dürfte. Irgend einen Grund, daran zu zweifeln, kann ich nicht ausfindig machen. Ich erlaube mir ſogar vorauszuſagen, daſs die ſchnelle Bevölkerungszunahme, welche dieſes unſer Jahrhundert gekennzeichnet hat, im nächſten Jahrhundert nicht nur zum Stillſtand kommen, ſondern mehr oder weniger entſchieden in ihren Gegenſatz verwandelt werden wird, bis die geeignetſte Bevölkerungsdichte, die meines Erachtens in Europa und anderswo vielfach ſchon überſchritten wurde, wiederum erreicht worden iſt. Ich freue mich dieſer Ausſicht, denn mit dem vergrößerten Ernährungsſpielraum wird auf verſchiedenen Wegen der immer noch ſo ſcharfe Unterſchied zwiſchen beſitzenden und beſitzloſen Claſſen größtentheils verwiſcht werden und damit der wichtigſte Schritt zur Löſung der ſocialen Frage unternommen ſein.

Leider ſind wir noch nicht ſo weit, der Stein befindet ſich vielmehr, wenngleich mit verminderter Beſchleunigung, noch immer im Rollen nach der anderen Seite hin.

Noch immer iſt die Bevölkerungszunahme Europas eine überaus ſchnelle, ohne daſs man eine entſprechende Erweiterung der natürlichen Erwerbquellen unſeres Welttheiles ſpüren kann. Für die nächſte Zukunft dürfte deshalb die Prognoſe keine günſtige ſein: es kann ſehr gut ſich ereignen, daſs der Altmeiſter Malthus, deſſen Warnungen man ein Jahrhundert lang verwarf und deſſen getreueſte, obwohl etwas moderniſierte Schüler, die Neomalthuſianer, ſogar als Prügelknaben behandelt wurden — ſich zunächſt durch eine „object lesson“ empfindlichen Schlages rächen werden, ehe noch ſeine Lehre, etwa wie das Einmaleins, dem Schatz der anerkannten Wahrheiten des Menſchengeſchlechtes definitiv eingereiht werden wird. Dieſes Unglück dürfte ſogar heute ſchon abwendbar ſein — aber ein jeder von uns kann einigermaßen darauf hinwirken, daſs die Schmerzen jener Uebergangszeit nicht unnöthigerweiſe verſchärft und verlängert werden.

Stockholm. Knut Wickſell.

Das Erkennen.

Von Eduard von Hartmann.

(Schluſs.)

IV. Die formalen Standpunkte des philoſophiſchen Erkennens.

1. Der Dogmatismus.

Philoſophiſcher Dogmatismus iſt ein Standpunkt, der von der Erkenntnis alles oder nichts fordert, ſchlechthinige Gewiſsheit verlangt und ſich darum nur auf ſolche Methoden ſtützt, die eine ſchlechthinige Gewiſsheit verſprechen. Die Induction iſt darum völlig unter ſeiner Würde, nur die intellectuelle Anſchauung und die auf ſie geſtützte Deduction oder Dialectik findet vor ſeinen Augen Gnade. Sein Name iſt eine Uebertragung aus der Theologie auf die Philoſophie; die philoſophiſche Erkenntnis ſoll durch ſich ſelbſt ebenſo gewiſs ſein, wie die theologiſchen Dogmen durch autoritative Offenbarung. Je nachdem ſein Ergebnis in Bezug auf das Erkennen poſitiv oder negativ iſt, heißt er poſitiver oder negativer Dogmatismus; nach dem erſteren iſt die philoſophiſche Erkenntnis eine ſchlechthin nothwendige Erkenntnis, nach dem letzteren iſt ſie unmöglich, beides mit ſchlechthiniger Gewiſsheit.

Der poſitive Dogmatismus iſt der Dogmatismus im engeren Sinne; wo von Dogmatismus ohne Zuſatz die Rede iſt, da iſt ſtets der poſitive gemeint. Seinen Höhepunkt hat er in der mittelalterlichen Verſchmelzung mit dem theologiſchen Dogmatismus, und die römiſch katholiſche Kirche hat ganz recht, daſs ſie an dieſem Standpunkt mit Zähigkeit feſthält und ihn als Neuthomismus auszubauen ſucht. Mit dem Nominalismus am Ausgange des Mittelalters beginnt der Abbruch dieſes poſitiven Dogmatismus, der ſich Stück für Stück bis zu den engliſchen Philoſophen und Kant fortſetzt, um dann noch einmal einem kühnen Neubau auf veränderter Grundlage in der deutſchen Speculation dieſes Jahrhunderts Platz zu machen. Der ſtückweiſe Abbruch des poſitiven Dogmatismus erfolgte theils in berechtigter Kritik, theils durch die Entgegenſetzung eines ebenſo unberechtigten negativen Dogmatismus, theils durch Skepticismus. Alle dieſe drei oppoſitionellen Beſtandtheile giengen zunächſt einträchtig Hand in Hand, ſolange noch ein Reſt von poſitivem Dogmatismus in ungebrochener Kraft beſtand und die Oppoſition herausforderte. Gerade nur inſoweit, als der Sieg ihnen bereits gelungen war, kamen die Beſtandtheile der vereinigten Oppoſition zur Beſinnung über die ſie trennenden Unterſchiede, und ſelbſt heute noch beſteht vielfach große Unklarheit über dieſelben.

Der poſitive Dogmatismus iſt erkenntnistheoretiſcher Dogmatismus, ſofern er den mit der unmittelbaren Erfahrung verknüpften Glauben über die mittelbare Bedeutung derſelben nicht nur ſeiner Form und ſeiner Exiſtenz nach, ſondern auch ſeinem Inhalt nach an der unmittelbaren empiriſchen Gewiſsheit derſelben theilnehmen läſst, ohne ihn auf die Berechtigung ſeiner Annahmen zu prüfen, oder, ſofern er die mangelnde unmittelbare Gewiſsheit ſeiner Annahmen durch eine rationale Gewiſsheit a priori zu erſetzen ſucht. Der poſitive Dogmatismus iſt hingegen metaphyſiſcher Dogmatismus, ſofern er das hinter ihrer Erſcheinung belegene Weſen der Dinge auf irgend welchem Wege mit ſchlechthiniger Gewiſsheit poſitiv beſtimmen zu können glaubt. Gibt es über beides keine ſchlechthinige Gewiſsheit und für beides keine Methoden, die zu einer ſolchen führen könnten, ſo iſt aller poſitive Dogmatismus als ein leerer Wahn gerichtet, auch ohne daſs man ſich um ſeinen Inhalt näher zu bekümmern braucht. Wer keine andere Philoſophie von poſitivem Erkenntnisgehalt kennt und für möglich hält, als eine dogmatiſche, hat deshalb ganz recht, mit der Prüfung des Inhaltes irgend welcher Philoſophie keine Zeit zu verſchwenden; der Irrthum eines ſolchen Verhaltens liegt nur in der Vorausſetzung, daſs es keine andere poſitive Philoſophie gebe als dogmatiſche.

Der ſtückweiſe Abbruch des poſitiven Dogmenſyſtems kleidet ſich gewöhnlich zunächſt in die Geſtalt des negativen Dogmatismus, weil die Philoſophen nun einmal an dogmatiſche Aufſtellungen gewöhnt ſind und die poſitiven nur durch negative einſchränken zu können glauben. So entſtehen z. B. die Urtheile: es iſt unmöglich, daſs das unabhängig vom Bewuſstſein Seiende Qualität habe; es iſt unmöglich, daſs dasſelbe räumliche Ausdehnung oder zeitliche Dauer habe; es iſt unmöglich, daſs Subſtanz oder Cauſalität in ihm zu finden ſeien; es iſt unmöglich, daſs irgendwelche Anſchauungs- oder Denkform zugleich Daſeinsform desſelben ſei; es iſt unmöglich, von ihm irgend etwas zu erkennen oder irgend etwas von ihm auszuſagen; es iſt unmöglich, auch nur ſeine Exiſtenz zu behaupten. Alles dies pflegt ſich als Kriticismus oder höchſtens als Skepticismus auszugeben, iſt aber formell von beiden unterſchieden. Denn die Behauptung, daſs dieſes oder jenes unmöglich ſei, macht auf ſchlechthinige Gewiſsheit Anſpruch und ſchließt durchaus die Möglichkeit aus, daſs es ſich wohl auch anders verhalten könnte, iſt alſo negativ dogmatiſch. Kritiſch wäre die Stellungnahme nur dann, wenn ſie ſich damit begnügte, die bisherigen Begründungen der poſitiven Dogmen aufzulöſen und ſie für ſolange als unbegründete und unberechtigte Behauptungen zu behandeln, bis von dem ſie Behauptenden der ihm obliegenden Beweislaſt beſſer als zuvor genügt worden iſt. Skeptiſch wäre ſie nur dann, wenn ſie ſich um die Vertheilung der Beweislaſt gar nicht bekümmerte, ſondern das Wiſſen für ebenſo problematiſch hielte wie das Nichtwiſſen. Indem der negative

Dogmatismus die Unmöglichkeit des Wiſſens für beſtimmte Gebiete des Seins oder für das Seiende überhaupt verkündet, iſt er partieller oder totaler Agnoſticismus.

Wie der poſitive Dogmatismus als erkenntnistheoretiſcher oder als metaphyſiſcher Dogmatismus auftreten kann, ſo auch der negative, der ſich an ſeine Stelle ſetzt. Der metaphyſiſche negative Dogmatismus iſt „metaphyſiſcher Agnoſticismus“; der erkenntnistheoretiſche negative Dogmatismus iſt „erkenntnistheoretiſcher Agnoſticismus“ oder „Ignoranztheorie.“ Ein metaphyſiſcher poſitiver Dogmatismus ſetzt einen erkenntnistheoretiſchen poſitiven Dogmatismus als ſeine unentbehrliche Grundlage voraus; ein erkenntnistheoretiſcher poſitiver Dogmatismus kann ſich aber auch auf das metaphyſiſch Immanente oder die reale Welt der Individuation beſchränken und das metaphyſiſch Transcendente oder das hinter jener liegende Weſen außer Betracht laſſen. Ein negativer metaphyſiſcher Dogmatismus kann ſich daher ebenſowohl mit einem poſitiven erkenntnistheoretiſchen Dogmatismus verbinden wie mit einem negativen.

Die erſtere Verbindung wird von der Naturwiſſenſchaft und der mechaniſtiſchen Weltanſchauung dargeſtellt, welche die Grenzen ihrer Specialwiſſenſchaft für die Grenzen des menſchlichen Erkennens überhaupt hält, alſo poſitiv dogmatiſch iſt in Bezug auf die „exacten Naturwiſſenſchaften“, aber negativ dogmatiſch in Bezug auf alles, was dieſen mit ihren Hilfsmitteln unerreichbar bleibt. Die zweite Verbindung findet man mehr in der Philoſophie ſelbſt. Denn das scimus in Bezug auf die Außenſeite der Natur und das ignoramus und das semper ignorabimus in Bezug auf ihre Innenſeite, den Zuſammenhang beider und ihr gemeinſames Weſen, erſcheint doch als ein gar zu willkürlicher Schritt, wie ihn wohl die kritikloſe Selbſtüberhebung einer Specialwiſſenſchaft wagen und die kritikloſe öffentliche Meinung unter dem Druck einer zeitweiligen Modeſtrömung annehmen kann, wie aber die Philoſophie ſie nicht mitmachen kann. Die Philoſophie muſs ſich ſagen, daſs ein willkürliches Ziehen ſolcher Grenze, wo das nothwendige Wiſſen aufhört und das nothwendige Nichtwiſſen anfängt, ein möglichſt unkritiſches Verhalten iſt, daſs der metaphyſiſche poſitive Dogmatismus gründlich nur durch den Sturz des erkenntnistheoretiſchen gebrochen werden kann, und daſs die philoſophiſche Oppoſition gegen den poſitiven Dogmatismus überhaupt nicht plötzlich an der Grenze zwiſchen Metaphyſik und Erkenntnistheorie Halt machen kann. Aus dieſem Grunde gieng Kant zum negativen erkenntnistheoretiſchen Dogmatismus in Bezug auf die Anſchauungs- und Denkformen fort, um dem poſitiven metaphyſiſchen Dogmatismus Wolffs und ſeiner Schule die Grundlage zu entziehen. Aus dieſem Grunde iſt auch der linke Flügel des modernen Neukantianismus zum negativen erkenntnistheoretiſchen Dogmatismus in Bezug auf die Exiſtenz eines Dinges an ſich oder eines unabhängig vom Bewuſstſein Seienden übergegangen, um dem poſitiven methaphyſiſchen Dogmatismus der nachkantiſchen Speculation den Boden unter den Füßen wegzuziehen.

Der negative erkenntnistheoretiſche Dogmatismus beruht nun aber ebenſo auf Selbſttäuſchung wie der poſitive. Der poſitive hält den Glauben an die mittelbare Bedeutung der bewuſsten Erfahrung in Betreff der Beſchaffenheit des Seienden für eine unmittelbare, ſchlechthin gewiſſe Erfahrung; der negative hält ſeine Einſicht, daſs die mittelbare Erfahrung keine unmittelbare Gewiſsheit gebe, für einen Beweis, daſs das Seiende nicht ſo ſein könne, wie die mittelbare Erfahrung oder der mit der unmittelbaren Erfahrung verknüpfte Glaube annimmt. Der negative Dogmatismus läuft auf die Behauptung hinaus, daſs man von einer Sache, von der man nichts Gewiſſes weiß, doch ſoviel mit Gewiſsheit wiſſen könne, daſs ſie ſo und ſo nicht ſei. Damit begeht er aber einen Selbſtwiderſpruch: denn über dasjenige, von dem ich nichts Gewiſſes weiß, kann ich negative Behauptungen ebenſowenig wie poſitive als ſchlechthin gewiſs aufſtellen. Alle Verſuche, weitere Beweiſe hinzuzubringen, ſind hinfällig, weil ſie nur dazu dienen, dieſen Widerſpruch zu verhüllen, an dem ſie ſchließlich doch ſcheitern. Mit dem nothwendigen Wiſſen fällt auch das Wiſſen von der Unmöglichkeit hinweg. Kant iſt ganz in dieſem negativen Dogmatismus ſteckengeblieben, den er mit Unrecht Kriticismus nannte und mit einem poſitiven Dogmatismus der moraliſchen Gewiſsheit oder des praktiſchen Glaubens verkoppelte. Alle diejenigen, welche bloß eine erkenntnistheoretiſch immanente Erkenntnis gelten laſſen und jede Erkenntnis von einem Jenſeits des Bewuſstſeins für unmöglich erklären, ſind ebenfalls in einem noch craſſeren negativen Dogmatismus ſteckengeblieben, auch wenn ſie ihn mit Unrecht Kriticismus nennen.

2. Der Skepticismus.

Der poſitive Dogmatismus erklärt es für nothwendig, der negative für unmöglich, daſs das unabhängig vom Bewuſstſein Seiende, bezw. das ihm zugrundeliegende Weſen ſo oder ſo beſchaffen iſt, oder [illegible] [illegible]. Der Skepticismus [illegible] [illegible] [illegible] poſitiven oder negativen [illegible] [illegible] als [illegible] [illegible] [illegible] kann [illegible] [illegible]

Berichtigung des poſitiven ſelbſt im Dogmatismus ſtecken bleibt und nur das poſitive Dogma in ein negatives umkehrt, erhebt der Skepticismus ſich wirklich über das formelle Princip des Dogmatismus und lehrt, daſs es keine Behauptung im Gebiete der realen Erkenntnis gibt, die, wenn ſie auch noch ſo ſicher ſcheinen möge, nicht doch den Vorbehalt in ſich aufnehmen müſſe, daſs die Sache möglicherweiſe auch noch anders ſein, zuſammenhängen oder ſich verhalten könne.

Ob es einen Tiſch gibt, an den ich mich zu ſtoßen glaube, ob ich, der ich mich an ihm zu ſtoßen glaube, auch wirklich exiſtiere, das iſt alles problematiſch und keineswegs ſo gewiſs, wie der „geſunde Menſchenverſtand“ ſich einbildet. Alle Behauptungen der Naturwiſſenſchaften beruhen aber auf der Vorausſetzung, daſs an ſolchen Urtheilen gar nichts mehr fraglich ſei; erſt von hier aus entwickeln ſie inductiv ihre reale Erkenntnis, die ſchon infolge ihrer inductiven Gewinnung niemals die volle Gewiſsheit, nicht einmal die gleiche Wahrſcheinlichkeit wie jene ungeprüften Vorausſetzungen haben kann. Wenn ſie das Zweifelhafte ihrer Grundvorausſetzungen und ihrer Inductionsergebniſſe vergeſſen, ihre „Exactheit“ mit ſchlechthiniger Gewiſsheit verwechſeln und in dogmatiſcher Form einherſchreiten, ſo hat der Skepticismus auch ihnen gegenüber das gute Recht, ſie daran zu erinnern, daſs möglicherweiſe auch alles ganz anders ſein könne, als ſie behaupten. Er kann dabei auch darauf hinweiſen, daſs gerade die geprieſenſten Anſchauungen der Specialwiſſenſchaften ſelten länger als zehn Jahre in der Mode bleiben, und daſs mit jedem Jahrzehnt, geſchweige denn mit jedem Menſchenalter die Naturwiſſenſchaft eine weſentlich andere Phyſiognomie zeigt, in der nicht nur neue Züge hinzugetreten, ſondern auch alte ausgemerzt ſind. Es iſt deshalb äußerſt gefährlich für eine Philoſophie, ſich auf die gerade herrſchende Mode in den naturwiſſenſchaftlichen Anſichten zu ſtützen, weil ſie dann ſicher nach 10—30 Jahren mit ihnen veraltet und entwertet iſt.

So hat der Skepticismus ſowohl der Philoſophie als auch der Wiſſenſchaft gegenüber eine höchſt wichtige Aufgabe, den gleichviel ob poſitiven oder negativen Dogmatismus zu verfolgen, wo immer er auftauchen und auf welche Vorurtheile, Verwechslungen oder Trugſchlüſſe er ſich auch ſtützen mag. Soweit er ſich auf dieſe Aufgabe beſchränkt, daſs alle für ſchlechthin gewiſs gehaltene Urtheile keineswegs gewiſs ſind, iſt er in ſeinem vollen, unwiderleglichen Recht, und dient zu allen Zeiten als unentbehrliche Berichtigung und Einſchränkung der immer wieder auftauchenden dogmatiſtiſchen Velleitäten. Er hat aber den Nachweis der Berechtigungsloſigkeit des Dogmatismus von Fall zu Fall zu führen, indem er die Unzulänglichkeit der Grundlagen und die Irrigkeit der Schlüſſe aufdeckt, auf welche der Anſpruch einer ſchlechthinigen Gewiſsheit ſich ſtützt. Dagegen verletzt der Skepticismus ſein Princip und fällt in negativen Dogmatismus oder Agnoſticismus zurück, wenn er ſich zu der Behauptung hinreißen läſst, ein gewiſſes Wiſſen ſei unmöglich. Er widerſpricht damit ſich ſelbſt, indem er ſein Wiſſen von der Unmöglichkeit irgendwelchen (poſitiven oder negativen) Wiſſens für gewiſs ausgibt.

Er kann nur ſagen: Bis jetzt haben ſich alle Anſprüche auf gewiſſes Wiſſen vor der Prüfung als nicht ſtichhaltig bewährt; aber wir haben nur eine endliche Zahl von dogmatiſchen Behauptungen geprüft, und können nicht ſicher wiſſen, ob nicht irgendwo und irgendwann welche bereits aufgeſtellt ſind, die die Prüfung beſtehen würden. Wir wiſſen alſo nicht ſicher, ob wir als Geſammtheit der Menſchen, etwas gewiſs wiſſen oder gewuſst haben oder nicht. Ebenſo können wir nicht ſicher wiſſen, ob auch in Zukunft alle dogmatiſchen Behauptungen ſich als unſtichhaltig erweiſen werden, oder ob nicht vielleicht doch welche darunter ſein werden, welche die Prüfung beſtehen. Wir wiſſen alſo nicht ſicher, ob wir künftig jemals etwas gewiſs wiſſen werden oder nicht. Wollte der Skepticismus zu der Behauptung fortſchreiten, daſs es nach der ganzen geiſtigen Organiſation der Menſchheit äußerſt unwahrſcheinlich ſei, daſs jemals etwas ſicher gewuſst worden ſei oder gewuſst werden werde, ſo würde er damit bereits wieder ſein Princip verlaſſen und zu einem höheren Standpunkt übergehen.

Hume hat ſeinen erkenntnistheoretiſchen Agnoſticismus fälſchlich Skepticismus genannt; Kant hat dieſe falſche Bezeichnung von ihm übernommen und durch ihn hat ſie ſich bis auf die Gegenwart verbreitet. Es iſt aber wichtig feſtzuſtellen und feſtzuhalten, daſs der Skepticismus ſeinen Zweifel gegen alles gleichmäßig kehrt, nicht nur gegen die Behauptung des Wiſſens, ſondern auch gegen die des gewiſſen Nichtwiſſens, und daſs ſein einziges Princip der Zweifel an allem, alſo die völlige Ungewiſsheit iſt. Für den Skeptiker gibt es nur problematiſche Urtheile. Auch wenn er ſagt: „Wir wiſſen nicht, ob wir wiſſen oder nicht wiſſen,“ ſo meint er mit dem „wir wiſſen nicht“ keineswegs ein negatives Wiſſen, ſondern nur die völlige Ungewiſsheit, wie es aus dem nachfolgenden: „ob — oder“ hervorgeht. Daſs [illegible] Skepticismus in der neueren Philoſophie keinen conſequenten [illegible] gefunden hat, ſondern alle ſogenannten Skeptiker entweder in Agnoſticismus zurückfallen oder zum Kriticismus fortgehen, oder [illegible] [illegible] kann, darf uns nicht hindern, dieſen [illegible] [illegible], zumal er im ſpätantiken [illegible] [illegible].

[illegible] Skepticismus und der Grund, der dazu [illegible], liegt darin, daſs er das Gewicht [illegible] Behauptung und das Gewichtsver-

hältnis für mehrere in demſelben Falle mögliche Annahmen nicht berückſichtigt. Er bleibt bei den abſtracten Urtheilen ſtehen: „Dies iſt möglich, aber das Gegentheil iſt auch möglich.“ Damit iſt dem Erkenntnistriebe zwar inſoweit gedient, daſs er von dem Irrthum befreit wird, als ob die eine der beiden abſtracten Möglichkeiten nothwendig und die andere unmöglich ſei; aber er will auch wiſſen, ob beide Möglichkeiten gleichwertig ſind, oder ob eine vor der anderen den Vorzug verdient. Sobald der Skepticismus ſich auf die Berückſichtigung des Gewichts der Gründe für und wider die verſchiedenen abſtracten Möglichkeiten einläſst, ſchlägt er entweder in Kriticismus um, oder er fällt in Dogmatismus zurück. Erſteres begegnet ihm, wenn er ſich in jedem Einzelfall bemüht, das Gewicht der Gründe für und wider inductiv zu ermitteln und gegeneinander abzuwägen, letzteres, wenn er die völlige Ungewiſsheit trotz der Berückſichtigung des Gewichts der Gründe aufrecht erhalten will, und dazu die dogmatiſche Behauptung a priori aufſtellt, daſs in allen Fällen ein Gleichgewicht der Gründe für die verſchiedenen Möglichkeiten beſtehe, alſo alle Möglichkeiten gleichwertig oder äquivalent ſeien. Zu dieſem falſchen Dogma hat z. B. der antike Skepticismus ſeine Zuflucht genommen, als er ſich der Beachtung des Gewichtes der Gründe nicht mehr entziehen konnte.

Sobald man anerkennt, daſs das Gewichtsverhältnis der Gründe und damit das Wertverhältnis der Möglichkeiten für die Erkenntnis in jedem Falle ein anderes iſt, hat man auch den Skepticismus als ſolchen überwunden, d. h. man hält dann zwar an den verſchiedenen Möglichkeiten als Möglichkeiten feſt, theilt ihnen aber verſchiedene Wahrſcheinlichkeit zu. Der Skepticismus ſucht ſich ſelbſt zu erhalten, indem er gegen die Gewichtsverſchiedenheit der Gründe für die verſchiedenen Möglichkeiten krampfhaft die Augen verſchließt, ſei es, daſs er die Thatſache ihrer relativen G e w i c h t i g k e i t unbeachtet läſst, ſei es, daſs er die V e r ſ c h i e d e n h e i t ihrer anerkannten Gewichtigkeit dogmatiſch wegdecretiert. Der Skepticismus ſteht und fällt mit der völligen Ungewiſsheit des rein problematiſchen Urtheils und ſucht ſich darum dieſe, ſo lange es angeht, zu bewahren.

Je conſequenter der Skepticismus darin iſt, jedes mögliche Urtheil für problematiſch, alſo ſeinen Erkenntniswert gleich dem jedes beliebigen anderen zu erklären, deſto freieren Spielraum darf er der dichtenden Phantaſie laſſen; denn ihre kühnſten Fictionen haben ja als problematiſche Urtheile genau den gleichen Erkenntniswert wie die als beſtbegründet geltenden Erkenntniſſe. Die „Philoſophie als Dichtung“ oder der „Fictionismus“ iſt darum umſo ſicherer der Begleiter des Skepticismus, je conſequenter dieſer durchgeführt iſt. Wo aber der Skepticismus nicht rein und conſequent auftritt, ſondern zum Theil in Agnoſticismus oder Ignoranztheorie umgeſchlagen iſt, da treten die Fictionen der dichteriſchen Phantaſie häufig in Widerſpruch mit den agnoſticiſtiſchen Grundſätzen. Werden ſie dann dieſem Widerſpruch zum Trotz mit dem Bewuſstſein ihrer Unwahrheit feſtgehalten, ſo werden ſie zum bewuſsten Selbſtbetrug, wie bei F. A. Lange, der Sittlichkeit und Religion auf ſolche Grundlagen ſtellen will.

Allerdings iſt dabei noch die dogmatiſche Vorausſetzung feſtgehalten, daſs der Nachweis des Selbſtwiderſpruchs in einer Behauptung ein Merkmal ihrer formellen Unwahrheit ſei. Wenn der Skepticismus ſich ſchließlich auch gegen dieſes Merkmal der Unwahrheit richtet, wenn er behauptet, daſs all unſer Denken auf Widerſprüche und unlösbare Antinomien hinauslaufe, wenn er die Wahrheit einer widerſpruchsvollen Behauptung für ebenſo möglich als die einer widerſpruchsloſen erklärt, dann fällt freilich dieſer Vorwurf weg. Aber bei einem ſolchen conſequenten Skepticismus, der auch die widerſpruchsvolle Beſchaffenheit des Seienden neben der widerſpruchsloſen als möglich annimmt, hört nicht nur die theoretiſche Möglichkeit irgendwelcher Erkenntnis, ſondern auch die praktiſche Möglichkeit des Lebens auf. Deshalb haben ſich alle Skeptiker wohl gehütet, ihren Skepticismus in die Praxis zu übertragen, ſondern haben eine doppelte Buchführung in Theorie und Praxis gehalten. Das kann ſich aber der Erkenntnistrieb, der nach Einheit ſtrebt, auf die Dauer ebenſowenig gefallen laſſen, wie die unmögliche Schwebe auf des Meſſers Schneide zwiſchen gleichwertigen oder gleich wertloſen Möglichkeiten. Der Menſch m u ſ s handeln, und um nicht als Blödſinniger zu handeln, muſs er die eine Möglichkeit vor der anderen b e v o r z u g e n; das kann er aber nur, wenn er ſie als die bevorzugte e r k e n n t. So wird der Skepticismus durch das Leben ad abſurdum geführt und über ſich hinausgedrängt.

An eine beſondere Methode iſt der Skepticismus nicht gebunden. Die Ausgeburten der dichtenden Phantaſie oder die Aufſtellung völlig problematiſcher leerer Möglichkeiten vollzieht ſich gänzlich unmethodiſch nach Willkür und Laune. Die Nachprüfung der dogmatiſchen Behauptungen muſs den von dieſen benutzten Vorausſetzungen und Schluſsfolgerungen Schritt vor Schritt nachgehen, iſt alſo von dem Gange der Methoden abhängig, die der Dogmatismus benutzt hat. Die an ihnen hiebei geübte Kritik iſt nicht eine beſondere Methode zu nennen. Am eheſten kann man dem Skepticismus eine beſondere Beziehung zu den Formen der dialectiſchen Methode nachſagen. Die ariſtoteliſche Dialectik benutzt er, um die dogmatiſchen Behauptungen durch Aufzeigung von Widerſprüchen, die an ihnen haften, oder in die ſie ſich durch ihre Conſequenzen verwickeln, ad abſurdum zu führen, die Hegel'ſche Widerſpruchsdialectik, um darzuthun, daſs jede Art von dogmatiſchen Behauptungen und menſchlichen Gedanken ſich nothwendig in Widerſprüche verwickelt, die Bahnſen'ſche Realdialectik, um zu zeigen, daſs nicht einmal für die Beſchaffenheit des Seienden die Widerſpruchsloſigkeit einer Behauptung als formales Wahrheitsmerkmal gelten kann. Allerdings gehören die Hegel'ſche und Bahnſen'ſche Dialectik, die den Widerſpruch im Denken und Sein behaupten, ſchon zu den ſophiſtiſchen Kunſtgriffen, mit denen der Skepticismus ſich gegen die Ueberwindung durch den Kriticismus vertheidigen will. Die Deduction braucht der Skepticismus nur, um eine Behauptung durch Ableitung widerſpruchsvoller Conſequenzen ad abſurdum zu führen, die Induction gar nicht.

3. Der Kriticismus.

Der philoſophiſche Kriticismus führt ſeinen Namen davon, daſs er aus der Kritik ſowohl des poſitiven und negativen Dogmatismus als auch des Skepticismus entſpringt. Der Kriticismus bleibt aber ebenſowenig bei der bloßen Kritik anderer Standpunkte ſtehen wie der Empirismus bei der Empirie. Während man unter Kritik zunächſt bloß an eine negative, äußerliche Beurtheilung denkt, die nur niederreißt und zerſtört, iſt der Kriticismus weſentlich poſitiv, aufbauend und ſchöpferiſch. Denn die wahre Kritik iſt zugleich immanent und poſitiv, d. h. ſie miſst den Kritiſierten nicht mit einem ihm fremden, von außen herzugebrachten Maßſtab, ſondern tritt auf ſeinen Standpunkt hinüber, ſcheidet von dieſem aus das Haltbare vom Unhaltbaren und zeigt, nach welcher Richtung hin das Haltbare der Fortentwickelung und Ergänzung bedarf, um dem Erkenntnistrieb Genüge zu thun.

Indem die poſitiv-immanente Kritik dieſe Leiſtung nicht bloß an einem, ſondern an allen bisher entwickelten Standpunkten vollbringt, zieht ſie das bleibende Ergebnis aus der geſammten bisherigen Erkenntnisarbeit der Menſchheit. Vor einem anorganiſchen, moſaikartigen Eklekticismus iſt ſie dadurch geſchützt, daſs ſie überall die Unzulänglichkeit, Ergänzungsbedürftigkeit und Fortbildungsnothwendigkeit ſelbſt an dem Haltbaren eines jeden Standpunktes nachweiſt, die gegenſeitige Befriedigung der verſchiedenen Ergänzungsbedürfniſſe durch die haltbaren Beſtandtheile der verſchiedenen Standpunkte klarlegt und Fingerzeige über die Richtungen gibt, in welcher die organiſche Vereinigung der geſonderten Beſtandtheile der vollen Wahrheit durch höhere Syntheſen vollzogen werden kann. In alledem ſtellt der Kriticismus die Vollendung deſſen dar, was ſchon die ariſtoteliſche Dialectik anſtrebte, bleibt aber den jede Erkenntnismöglichkeit aufhebenden Geſtalten der Widerſpruchsdialectik fern.

Mit dieſer Orientierung über die Ergebniſſe der bisherigen Erkenntnisarbeit der Menſchheit leiſtet übrigens der Kriticismus immer erſt eine Vorarbeit für ſeine eigentliche Aufgabe, wie auch Ariſtoteles die Dialectik nur als etwas Vorläufiges anſah. Der Kriticismus im weiteren Sinne wendet ſeine poſitive ſchöpferiſche Kritik nicht bloß auf die Gedanken anderer, ſondern vor allem auf den ganzen Umkreis der Erfahrung an, nämlich der Erfahrungen des eigenen Seelenlebens, ſowohl des erkennenden, als des natürlichen, ſittlichen, äſthetiſchen und religiöſen, ergänzt durch die Erfahrungen dritter. Seine Hauptarbeit iſt hierbei die kritiſche Nachprüfung alles deſſen, was ſich für Erfahrung ausgibt, um zu ſcheiden, was unmittelbare Erfahrung iſt und was bloß Schlüſſe aus ihr, aſſociative Beimiſchungen zu ihr, insbeſondere Glaube über ihre mittelbare Bedeutung iſt. Die ganze Verarbeitung der Erfahrung iſt in dieſem Sinne Kritik; Kriticismus beſagt alſo dasſelbe mit Rückſicht auf die Verarbeitung der Erfahrung, wie Empirismus in Bezug auf die Grundlagen und das Material der kritiſchen Bearbeitung. Beide Benennungen decken ſich, indem ſie denſelben Vorgang von verſchiedenen Seiten her bezeichnen, ſo daſs jedesmal die andere Seite ſtillſchweigend als ſelbſtverſtändlich vorausgeſetzt iſt.

Der Kriticismus iſt logiſche oder rationale Verarbeitung des empiriſchen Materials, darum iſt er nur als Rationalismus denkbar. Er ſchreitet fort mit Hilfe der logiſchen Reflexion, die auf jedem Punkte an den Satz vom Widerſpruch und ſeine Ableitungen gebunden iſt. Hebt man ihn auf, ſo iſt auch die Möglichkeit des Kriticismus und des Erkennens überhaupt aufgehoben. In dieſem Sinne ſteht und fällt der Kriticismus oder Empirismus mit dem Rationalismus. Er läſst keinen Schritt, kein Glied im Erkenntnisproceſs gelten, das er nicht mit kritiſcher Vorſicht und Sorgfalt auf ſeine Stichhaltigkeit geprüft hätte. Er prüft aber nicht bloß den Inhalt jedes Gliedes im Erkenntnisproceſs, ſondern auch den Grad der Zuverläſſigkeit, der ihm zugeſchrieben wird. Er duldet nicht, daſs irgendwelcher Behauptung Gewiſsheit zugeſchrieben werde, deren Wahrſcheinlichkeit kleiner als 1 iſt, oder völlige Ungewiſsheit, wenn ihre Wahrſcheinlichkeit von der ihres contradictoriſchen Gegentheils im mindeſten verſchieden iſt. Er hält darauf, daſs jede Behauptung möglichſt genau nach dem Werte in den Proceſs des Erkennens eingeſtellt werde, der ihr für denſelben zukommt. Zu dem Zweck muſs aber der Kriticismus die Wahrſcheinlichkeiten abſchätzen, und das kann er nur mittelſt der Induction. Die Nöthigung zur Nachprüfung des Zuverläſſigkeitsgrades, die das uncontrolierte Erkennen bei irgendwelchem Erkenntnisſchritt dem neuen Gliede unwillkürlich beimiſst, würde allein hinreichen, die inductive Methode zur Methode des Kriticismus bei ſeiner Hauptarbeit zu machen, wenn überhaupt die Verarbeitung der Erfahrung zum Zweck realen Erkennens anders als auf inductivem Wege möglich wäre.

Digitized by Google

Der Kriticismus könnte weder bei ſeiner vorläufigen dialectiſchen Orientierung über den zeitweiligen Stand der Menſchheitserkenntnis, noch bei ſeiner rationalen Verarbeitung der Erfahrung in geſonderten Inductionsreihen erkennen, nach welcher Richtung hin die kritiſch haltbaren, aber in ihrer Vereinzelung unzulänglichen Sonderergebniſſe ihre Ergänzung und Fortbildung finden könnten, noch auch wo die höheren Synthesen zu ſuchen ſeien, durch welche ſie mit den ſie ergänzenden Gegenſätzen vereinigt werden können, wenn ihm nicht ein glücklicher Einfall, eine ſynthetiſche Conception des Talents, kurz eine intellectuelle Anſchauung im oben erläuterten Sinne zu Hilfe käme. Sache des Kriticismus iſt es alſo ebenſoſehr, die Fingerzeige der intellectuellen Anſchauung heuriſtiſch zu verwerten, als auch ihnen keinerlei Zuverläſſigkeit beizumeſſen, die über die völlige Ungewiſsheit des rein problematiſchen Urtheils hinausgeht. Alle Demonſtration hat der Kriticismus aus der Induction zu ſchöpfen, beziehungsweiſe aus Aushilfsdeductionen, die ſich auf die Ergebniſſe früherer Inductionen ſtützen; die Eingebung des Talents kann nie mehr leiſten, als dem inductiven Erkenntnisproceſs die Richtung weiſen, in welcher allein im gegebenen Falle er fruchtbar werden kann.

Durch ſeine Benutzung der intellectuellen Anſchauung ſowohl wie durch die Benutzung der ſpeculativen Kategorien iſt der Kriticismus ſpeculativ zu nennen, ohne daſs er darum weniger kritiſch, oder etwas anderes als inductiv wäre. In Bezug auf die Bekämpfung des poſitiven und negativen Dogmatismus leiſtet er genau dasſelbe wie der Skepticismus, aber ohne deſſen Uebertreibungen, er hält alſo das im Skepticismus liegende Wahrheitsmoment feſt, ohne es durch die damit verquickten Irrthümer verdächtig zu machen. Die Irrthümer des Skepticismus berichtigt er durch Berückſichtigung des relativen Gewichtes der Gründe für und wider und das aus ihnen folgende Wahrſcheinlichkeitsverhältnis der verſchiedenen Möglichkeiten. Der Kriticismus iſt in Bezug auf den Zuverläſſigkeitsgrad der von ihm gebotenen Erkenntnis Wahrſcheinlichkeitsſtandpunkt oder Probabilismus, wobei man freilich nicht an die Sonderbedeutung des ethiſchen Probabilismus denken darf, durch welche der Jeſuitenorden dieſes Wort anrüchig gemacht hat. Der Kriticismus iſt alſo die Einheit von Empirismus, Rationalismus, ſpeculativem Inductivismus und Probabilismus, wobei die immanente, poſitive, ſchöpferiſche Kritik und die kritiſche Vorſicht und Beſonnenheit den Namen für das Ganze hergegeben hat.

Als Philoſophie im Gegenſatz zur bloßen Empirie, Kunde und Wiſſenſchaft im engeren Sinne ſtellt er die höchſte, philoſophiſche Stufe des Erkennens dar, als Wahrſcheinlichkeitsſtandpunkt den höchſten für uns erreichbaren Grad der Zuverläſſigkeit des Erkennens, als Inductivismus die Verwendung der einzigen zu realer Erkenntnis führenden Methode, als poſitive Ueberwindung der in ihrer extremen Einſeitigkeit falſchen formalen Standpunkte den höchſten formalen Standpunkt der Philoſophie überhaupt. Während die poſitiv dogmatiſchen, deductiven oder widerſpruchs-dialectiſchen Syſteme in ſtarrer, eigenſinniger Vereinzelung einander gegenüberſtehen und erſt durch hinzukommende kritiſche Philoſophie vermittelſt Auflöſung in ihre haltbaren und unhaltbaren Beſtandtheile theilweiſe miteinander in Verbindung gebracht werden können, während die negativ-dogmatiſchen und ſkeptiſchen Standpunkte nur vermeintliche Erkenntnis zerſtören, aber nicht wirkliche aufbauen können, liefert jedes kritiſche, inductive, empiriſtiſche Syſtem ſeinen poſitiven Beitrag zum Fortſchritt der Menſchheitserkenntnis, der ſich leicht und mühelos mit den Beiträgen anderer ebenſolcher Syſteme verbinden läſst. Erſt die Philoſophie auf der Stufe des Kriticismus macht deshalb eine wirklich gemeinſame philoſophiſche Erkenntnisarbeit aller Philoſophierenden und einen ſtetigen Fortſchritt der Erkenntnis möglich, wofern die richtunggebenden Eingebungen der intellectuellen Anſchauung nicht ausbleiben. Bisher dagegen muſste der Fortſchritt der geſammten Philoſophie dem ſpröden Abſchließungsſtreben der einzelnen Syſteme erſt durch nachträgliches Hinzutreten der kritiſchen Betrachtung mit Gewalt abgerungen werden.

Ein Brief.

Lieber Hermann Bahr!

Du haſt in Deinem jüngſten Aufſatze [illegible], im erſten, perſönlich gehaltenen Theil, von einer Dir nachwachſenden Schar von Jünglingen geſprochen und ihr mit liebevoller Bosheit ihre gemeinſamen Eigenarten vorgeworfen. Du haſt von ihr als einer Generation im prägnanten literaturgeſchichtlichen Sinne geſprochen. Erlaube mir die Bemerkung, daſs darin ein kleines Miſsverſtändnis oder zumindeſt eine Uebertreibung liegt. Was iſt eine Generation im prägnanten Sinne der Literaturgeſchichte? Eine Summe von zeitlich mehr oder weniger zuſammengehörigen Leuten, die [illegible] durch [illegible] gemeinſame Tendenzen und ein daraus entſpringendes [illegible] verbunden ſind. [illegible] und die Jünglinge, [illegible] Deinem Aufſatze [illegible] ganz [illegible] Sie ſind einzeln, [illegible] von Euch [illegible] dafür — dann haben dieſe Individuen, wenn ſie Dir auch vielleicht in größerer Zahl begegnet ſind, gar nichts von einer „Generation“. Das Entſcheidende fehlt ihnen ganz und gar: das Geſammtbewuſstſein. Es ſind ſpecifiſche Einzelmenſchen, die bezeichnenderweiſe von ſich nicht in ebendemſelben Wir-Tone ſprechen können, in dem Du ſprachſt ... Aus ebendemſelben Grunde iſt übrigens eine eigentliche Entgegnung auf Deinen Aufſatz, die Du in Deiner Streitbarkeit vielleicht erwartet haſt, unmöglich. Wer ſoll entgegnen? „Im Namen“ weſſen? Was ſoll vertheidigt werden? Ein Generationsbewuſstſein haben die von Dir Kritiſierten nicht. Und noch etwas: ihrer ganzen Geiſtesanlage nach liegt ihnen die zeitpſychologiſche, naiv verallgemeinernde Kritik, mit der Du ihnen auf den Leib gerückt biſt, überhaupt fern ... zumal wenn ſie von ſich ſelber ſprechen ſollen. Wären ſie anmaßend — was ſie übrigens nicht ſind — ſo würden ſie ſagen, daſs ſie in ihrer Exactheit darüber hinaus ſind, ſo allgemeine Discuſſionen zu führen, in denen doch höchſtens halbwahre Sätze herauskommen. (Mit Deinen Worten könnte man das ſo ausdrücken: ſie ſind zu wenig jung dazu.)

Ich glaube dieſe Menſchen ſehr gut zu kennen und zu verſtehen; darum will ich das Bild, das Du von ihnen gegeben haſt, in einigem ergänzen. Ein Generationsbewuſstſein fehlt ihnen, das halte ich für einen weſentlichen Charakterzug. Durch dieſen Zug unterſcheiden ſie ſich am deutlichſten von jenen anderen, die Du gleichſam vertreten haſt; mit dieſem Zug iſt ihre ganze Charakteriſtik faſt von ſelber gegeben ... Ihr — damit ſind nicht die Menſchen eines Zeitalters, ſondern einer beſtimmten Anlage gemeint — Ihr ſeid die geborenen Generationsmenſchen, beziehungsweiſe Führer, Ihr ſeid es bewuſst, abſichtlich, programmatiſch; ihr fühlt euch als Vertreter der Epoche, und was Ihr ſprecht und thut, ſprecht und thut in der Poſe derſelben. Ihr habt Euch ſeinerzeit zu einer compacten Mehrheit zuſammengethan, um eine neue Literaturepoche zu gründen, und noch jetzt habt Ihr das Bewuſstſein der Zuſammengehörigkeit, wenn es gilt, dieſe Literaturepoche zu vertheidigen oder zu charakteriſieren. Bei jenen anderen iſt nichts von alldem möglich. Sie ſind keine Gründer und keine Vertheidiger. Ihre Beziehungen zur Literatur ſind im Grund andere als die Eueren. Der gute Wille und das Lärmmachen — in Eueren „Begründungs“zeiten ſcheint Ihr dem eine große Rolle eingeräumt zu haben — gelten ihnen nicht viel; das Können alles. Wenn ſie etwas können, ſind ſie Künſtler; wenn nicht, Zuſeher und Verſteher ... auf jeden Fall aber ſchweigen ſie und ſtehen für ſich allein da. Verſagt iſt es ihnen, ſich zur Kunſt durch äußere Mittel in ein Verhältnis zu ſetzen, weder als Sprecher, Vertreter, noch auch als Kunſtzigeuner, als Bohême. Noch auch als Bohême — ſiehſt Du, da liegt der Kreuzpunkt, wo Du, mein lieber Hermann Bahr, und jene Jünglinge einander auf verſchiedenen Wegen finden. Zum Bohêmeleben — das pſychologiſch auf nichts anderes zurückzuführen iſt als auf das Beſtreben, ſich durch Aſſociation in ein näheres Verhältnis zur Kunſt zu ſetzen — dazu haben jene Jünglinge wirklich kein Talent, wie ihnen in künſtleriſchen Dingen überhaupt Corpsgeiſt und Collegialität und alle dieſe ſchönen Eigenſchaften fehlen. Bohêmiens ſind ſie nicht, das iſt wahr. Aber es iſt falſch, daraus zu ſchließen, daſs es ihnen an Jugend, Heiterkeit oder gar Temperament fehlt. Es gibt auch Menſchen, deren Temperament von der inneren perſönlichen Erziehung und Entwicklung abſorbiert wird. Es gibt Seelen, die nach innen explodieren. Bei ſolchen Menſchen wird jede Erfahrung, jedes Erlebnis von den inneren Aufklärungs- und Gleichgewichtstrieben lautlos — wenn auch in Kämpfen — aufgezehrt, ſo daſs kein Reſt für die Außenwelt bleibt. Ihr nennt das dann mit einiger Verachtung ihre Ruhe, ihre Kühle, ihren „Verſtand“. Aber im Grund unterſcheidet Ihr Euch von ihnen nur dadurch, daſs Eure, roheren, Aufklärungs- und Gleichgewichtstriebe hörbar und ſichtbar functionieren. Euer Temperament iſt deshalb nicht größer; es hat nur einen Weg in die freie Oeffentlichkeit. Es verleitet Euch auf dieſe Weiſe dazu, den Jugendübermuth in Vereinen zu cultivieren, officiell, mit Studentencommunt oder im Namen der Kunſt. Damit liegt, glaube ich, der ganze Unterſchied zwiſchen Euerer Bohême-Jugend und der Jugend jener anderen: daſs Ihr ſie mehr officiell bethätigt, als Generation, und jene mehr privat, als Menſchen von Laune und perſönlichem Geſchmack. Auf der Wieſe wälzen ſich, wenn es ihnen Vergnügen macht, auch die anderen, glaube mir's; ſie thun es nur nicht aus Programm.

Ihr ſeid Bohême, jene anderen nicht. Nur wenn die Unterſcheidung ſo gefaſst wird, erhält dieſe ganze rein pſychologiſche Gegenüberſtellung am Schluſs auch einen leiſen Schimmer von zeitgeſchichtlicher Bedeutung. Denn ferner läſst ſich mit einiger Berechtigung ſagen: die Kunſtzigeunerei iſt gegen früher in Abnahme begriffen; ſie war in der Zeit Deines Jünglingsalters, mein lieber Hermann, mehr begründet als in unſerer. Die Epoche von damals hat eben laute und „[illegible]“ Temperamente begünſtigt und ſtellte ſie in den Vordergrund; die Epoche von heute (dieſes Wort iſt freilich nur [illegible] zu nehmen) ſcheint andere Individualitäten zu begünſtigen [illegible] Arbeiter und Kenner und [illegible] — was Euch damals [illegible] gerechten Beurtheiler. Die künſtleriſche Jugend [illegible] geändert haben; um die Grund- [illegible] und Rangordnung der Jugend ſich [illegible] worden. Aus alledem erklärt ſich auch

Digitized by Google

das Verhältnis, das die kühlen, ruhigen, verſtändigen Jünglinge „von heute“ zu Euch Stürmern und Revolutionären — geweſenen, ſollte man eigentlich hinzufügen — einnehmen. Sie fühlen ſich Euch überlegen, aber nur ſo wie ſich die Schweigſamen den Vielrednern überlegen fühlen, oder wie ſich die Unſichtbaren den im Lichte Kämpfenden überlegen fühlen. Sie haben die Empfindung, innerlich reicher zu ſein als Ihr, weil ſie außer dem Temperament, das ſie mit Euch theilen, auch noch die Fähigkeit haben, es in innerer Gedankenarbeit aufzubrauchen und ſolchermaßen zu verbergen. Sie haben bei vielem, was Ihr neu verkündet, die Empfindung, daſs ſie es ſchon lange wiſſen und nur keinen großen Wert darauf legen. (Dieſe Empfindung entſpringt, wenn Du willſt, einer gewiſſen Blaſiertheit; wenn ich nicht irre, theilen ſie dieſelbe mit vielen Künſtlern, für die etwa Dein Meiſter Barrès ein Beiſpiel iſt.) Im einzelnen, concreten Fall, in Eueren Aufſätzen, Anſichten, Intentionen, ſprecht Ihr ſie nicht immer ſympathiſch an, das haſt Du richtig herausgefunden. In manchen Momenten mag es ſogar der Fall ſein, daſs ihr Blick feindſelig auf Euch liegt. Aber gewiſs iſt auch, daſs ſie Euch trotz dieſer Einzelheiten — trotz mancher Artikel, Anſichten und Intentionen — lieben. Sie haben eine äſthetiſche Freude an Euch breitſchulterigen Führern, Generationsmenſchen und Kämpfern — wenn ſie ſich ſelber auch zu „klug“ dazu dünken, dieſe Rollen zu ſpielen. Sie lieben Euch als ſchöne Erſcheinungen, mit allen Euren Fehlern und Vorzügen. Das kann gerade Dir, mein Freund, nicht entgangen ſein. Zu Dir kommen ja dieſe Jünglinge, trotz ihrer inneren Verſchiedenheit von Dir. Und nicht etwa in der Hoffnung, daſs Du äußerlich aus ihnen etwas macheſt — denn die Menſchen, von denen ich hier ſpreche, ſcheuen ſich geradezu, durch äußere Unterſtützung etwas Größeres zu ſcheinen, als ſie von ſelber werden können. Sie kommen vielmehr zu Dir in der inſtinctiven Hoffnung, daſs Deine Art die richtige Ergänzung für ſie iſt. Und darin täuſchen ſie ſich nicht. Du haſt die großartige Fähigkeit, aus ihnen innerlich „etwas zu machen“, ihnen durch Deine Freundſchaft Selbſtvertrauen und Selbſterkenntnis zu geben. Das ſchätzen ſie an Dir und — falls Du auch darin einem Plural angehörſt — an Euch ganz beſonders.

Das alles habe ich Dir geſagt, weil ich die Menſchen, die Du in richtigen Umriſſen, aber mit einigen falſchen Farben abgebildet haſt, gut kenne. Ja, ich will Dir ſogar noch raſch etwas geſtehen, falls Du es nicht wiſſen ſollteſt: ich fühle mich jenen Menſchen grundverwandt. Ich lege dabei gar nicht, wie meine Freunde, das Hauptgewicht darauf, daſs die äußeren Kennzeichen in Deiner Beſchreibung von mir genommen ſein könnten: die Ruhe, die Jugend und das ſymboliſch gemeinte Blond. (Nur durch das freundſchaftliche Du im Verkehre haſt Du mich vor jenen Steckbriefmenſchen deutlich ausgezeichnet.) Vielmehr gibt es manche bedeutende Weſensgleichheit zwiſchen jenen Jünglingen und mir. Mit den Empfindungen, die ich jenen nachſagte, bin ich ſelber vor fünf Jahren zu Dir gekommen. Und auch mein inneres Verhältnis zu Dir iſt nicht viel anders als das oben gekennzeichnete . . Daſs es zu einer Auseinanderſetzung darüber kommen wird, habe ich gerade bei der Art dieſes Verhältniſſes kaum für möglich gehalten. Nun haſt Du dazu herausgefordert. Ich kann nichts dafür.

Alfred Gold.

Die Bayreuther Feſtſpiele 1897.

Die unmittelbare ſinnliche Macht der Wagner'ſchen Muſik, die den Laien ſofort mitreißt und der ſich der Muſiker nicht zu entziehen vermag — wenn er ſein perſönliches Empfinden nicht gewaltſam und mit Zuhilfenahme der „Regeln“ zu unterdrücken ſucht — dieſe Macht läſst ſich jetzt am deutlichſten an den Franzoſen beobachten.

Es iſt noch gar nicht viel Zeit verſtrichen ſeit den Scandalen der erſten Pariſer Lohengrin-Aufführung. Jetzt iſt man in Paris ſo weit, daſs Meyerbeer, Thomas und Gounod gar nicht mehr zählen, und die Aufführungen ihrer Opern nicht mehr beſucht werden. Die Franzoſen haben ſich in dieſer kurzen Zeit durch das eifrige Studium Wagners und ſeiner Schriften zum Verſtändnis des von ihnen ſolange verkannten und doch ſo bedeutſamen Componiſten Céſar Franck emporgerungen. Die großen deutſchen Meiſter Mozart, Beethoven und Bach erfreuen ſich in Paris einer früher ungekannten Verehrung und Pflege. Und neueſtens ſind junge franzöſiſche, ſchon durch Wagner beeinflusste Componiſten wie die Brüder Hillemacher, Chabrier, Vincent d'Indy in die Oeffentlichkeit getreten, die die größte Beachtung verdienen. Von einer bloßen Wagnermode kann daher bei den Franzoſen keine Rede ſein, wohl aber von einer ganz bedeutſamen muſikaliſchen Revolution, die denſelben Charakter trägt, wie die erſt jetzt beendigte große durch Wagner in Deutſchland hervorgerufene Bewegung; nur daſs ſie auf das franzöſiſche Muſikleben nicht ſo hemmend wirkt, wie das bei uns der Fall war.

Auch mit Bayreuth haben ſich die Franzoſen viel raſcher und enger befreundet als die Deutſchen. Das iſt wohl in erſter Linie darauf zurückzuführen, daſs die Pariſer Wagner-Aufführungen, die ſich übrigens bis jetzt bloß auf Lohengrin und die Walküre erſtrecken, zu mangelhaft und auch zu ſelten ſind, um dem enormen Bedürfnis zu genügen; außerdem ſcheint es freilich auch, daſs die Franzoſen den großen Bayreuther Gedanken Wagners viel lebhafter erfaſst haben als die Deutſchen. Die meiſten Unzufriedenen finden ſich immer noch bei uns, und zwar theilen ſie ſich hauptſächlich in drei Gruppen. Erſtens die Localpatrioten. Das ſind diejenigen, welche behaupten, die Wagner-Aufführungen an den gewöhnlichen großen Hof- und Stadttheatern genügten vollſtändig und ſeien mindeſtens ebenſo gut, wenn nicht beſſer. Es ſei einfach nicht nothwendig, ſoviel Geld auszugeben. Man könne den „Ring“ zu Hauſe auch ſehen. Das ſind die harmloſeſten. Uebrigens waren ſie nie in Bayreuth. Ihnen iſt leicht zu antworten. Wien z. B. beſitzt doch gewiſs eine große, reichdotierte Oper, der es eine Kleinigkeit ſein müſste, gute cykliſche Aufführungen des Ringes an aufeinanderfolgenden Tagen zu veranſtalten. Seit dem Jahre 1876, ſeit welchem die Tetralogie exiſtiert, haben nun 15—20 cykliſche Aufführungen ſtattgefunden. Zwiſchen den einzelnen Theilen iſt in der Regel ein Zeitraum von mehreren Tagen, im vorjährigen Nibelungencyklus war ſogar zwiſchen Rheingold und Walküre eine Pauſe von einem Monat. Und wie weit ſind dieſe Aufführungen vollſtändig? Rheingold wird in zwei Acten gegeben und verliert dadurch ungeheuer, in der Walküre iſt die Erzählung Wotans und die Todesverkündigung um die Hälfte gekürzt, im Siegfried ſind Striche in den allerbedeutendſten Scenen Wanderer-Erda und Siegfried-Wanderer, der köſtliche, unvergänglich ſchöne Schluſsgeſang Siegfrieds und Brünnhildens wird nie vollſtändig geſungen, und in der Götterdämmerung fehlt die ganze Nornenſcene! So ſehen, abgeſehen von der Qualität der einzelnen Vorſtellungen, die Nibelungenaufführungen in Wien aus, das doch immerhin ein großes Muſikcentrum iſt. Gewiſs ein treffendes Beiſpiel dafür, wie man „bei uns zu Hauſe“ Wagner hören kann und es ſo gar nicht nothwendig iſt, viel Geld und Zeit zu opfern, um nach Bayreuth zu fahren.*)

Die zweite Gruppe bilden die „alten Wagnerianer“. Das ſind diejenigen, die das große Glück erlebt haben, das Bayreuther Werk im Jahre 1876 unter Wagner entſtehen zu ſehen und deren einzige Aufgabe es nun iſt, an den gegenwärtigen Zuſtänden in Bayreuth zu mäkeln und zu nörgeln. Das ſind viel unangenehmere Gegner. Sie haben für alles, was nicht ſo iſt wie 1876, immer den Satz: Ja, unter des Meiſters Augen war es doch ganz anders. Sie vergeſſen ganz, wie wenig Richard Wagner ſelbſt mit den von ihm in Bayreuth inſcenierten Aufführungen zufrieden war. Waren doch die techniſchen Vorrichtungen höchſt mangelhaft, und auch viele Sänger konnten den damals unerhörten Anforderungen nicht entſprechen.

Die gefährlichſten Feinde Bayreuths ſind aber die „Neidinge“. So mancher königlicher Hofkapellmeiſter iſt darunter. In ihrem Aerger darüber, nicht zur Mitwirkung in Bayreuth berufen zu ſein, iſt ihnen kein Mittel zu ſchlecht, die hier Regierenden zu ſchmähen und zu verdächtigen. Nur bringen ſie beim beſten Willen auch nicht ein bedeutſames Argument zu ihren Gunſten auf. Ihr Hauptvorwurf iſt der, Bayreuth ſei zu wenig national, es werde zu ſehr mit den Ausländern kokettiert und einheimiſche Sänger werden zu wenig bevorzugt. Darauf iſt leicht zu erwidern. Man muſs die guten Sänger, die ohnedies ſpärlich genug geſät ſind, nehmen, wo man ſie findet. Nun zeige man uns unter den deutſchen Sängern einen beſſeren Parſifal als den des van Dyck, eine beſſere Brünnhilde als die der ſchwediſchen Gulbranſon, einen beſſeren Wotan als den des Holländers van Rooy. Gerade in der Beſetzung der einzelnen Rollen iſt man — von einer einzigen Ausnahme ſoll noch ſpäter die Rede ſein — diesmal ſo glücklich geweſen, daſs für jede einzelne Partie der richtige Darſteller gefunden worden iſt, und faſt ſämmtliche Fehler, welche im Vorjahre mit Recht ausgeſtellt worden ſind, jetzt behoben erſcheinen. Allen dieſen Gegnern zu Trotz behauptet ſich Bayreuth, ſeine Aufführungen ſind jetzt von einer Vollkommenheit und Stileinheit, wie ſie nie an einer anderen Stätte erreicht werden konnten.

Dieſer Rieſenerfolg iſt hauptſächlich den Künſtlern zuzuſchreiben, welche ſich in der Stilbildungsſchule Julius Knieſes Rath und Unterweiſung geholt haben. Die meiſten von ihnen haben ſich ſchon im Vorjahre bei den Feſtſpielen rühmlich hervorgethan, neu war diesmal bloß Herr van Rooy als Wotan, und — ſo merkwürdig es auch klingt — in ihm wurde der erſte Darſteller gefunden, der allen Anforderungen dieſer Rieſenrolle entſprochen hat. Der Wotan iſt immer als undankbar und langweilig verſchrieen geweſen, weil die Sänger bis jetzt nie imſtande geweſen ſind, den tiefen Sinn der Hauptſcenen dieſer Rolle dem Publicum zu vermitteln. Dazu gehört nämlich mehr als Stimme, und die paar ſtattlichen Bewegungen, mit welchen die Sänger in der Regel den ſchauſpieleriſchen Theil ihrer Rollen bewältigen, genügen auch nicht. Hier ſind gereifte Vortragskunſt und eine gewiſſe Intenſität der Dialektik nothwendig, kurz, hier braucht Wagner einfach die große Schauſpielkunſt als wichtigſte Bundesgenoſſin ſeiner Muſik, während ſie ſonſt faſt immer in zweiter Reihe ſteht und den großen decorativen Künſten den Vortritt laſſen muſs, wie in der erſten Scene des Rheingold, im Feuerzauber, in der Feuerdurchſchreitung des Siegfried, in der Nornenſcene und vor allem in der Schluſsſcene der Götterdämmerung. Es würde zu weit führen, wollte man an jeder Scene und an jedem Darſteller die Segnungen der Bayreuther Schule demonſtrieren. Das Schluſsreſultat, und das kann man nicht genug hoch anſchlagen, war das, daſs all jene Scenen,

*) [illegible]

Digitized by Google

welche nur wegen der mangelnden ſchauſpieleriſchen Vertiefung beim Publicum als langweilig oder gar unverſtändlich verrufen ſind, viel tiefer und großartiger wirkten als die populären. So war der zweite Act der Walküre eine großartige Steigerung im Vergleich mit dem erſten, und auch in den „ſchweren“ Scenen der letzten Theile der Tetralogie wurden durch die unerhört feine Herausarbeitung jedes an ſich noch ſo geringfügigen Details wahre Wunder gewirkt, ohne daſs man ſich diesmal der „großen“ Opernſänger bediente. Gott ſei Dank, daſs man endlich mit dem Syſtem gebrochen hat, die gefeierten Bühnengrößen einzuladen. Man weiß ja, wie dieſe großen „Künſtler“ ſind. Sie fügen ſich um keinen Preis in ein Enſemble, Unterweiſungen eines Kapellmeiſters oder von Seiten eines Regiſſeurs können ſie nun einmal nicht vertragen, ihr eigenes Ich iſt ihnen das Wichtigſte und Bayreuth wird dann immer zur Folie ihres eigenen Erfolges. So that es im Vorjahre die gefeierte Lilli Lehmann; ohne daſs ſie den großen gewollten Erfolg erreichte, ruinierte ſie durch jene kalten und affectierten Poſen, die ſonſt ihre Wirkung auf ein normales Theaterpublicum nie verfehlen, die ganze Einheit der Aufführung. Als dann nach ihr die vornehme und jeder Couliſſenreißerei fernſtehende Ellen Gulbranſon kam, die durch Perſönlichkeit und Stimme zur Darſtellung der Brünhilde berufen iſt, wie kaum eine andere Sängerin, dann erſt war den Vorſtellungen ihr Feſtſpielcharakter zurückgegeben worden. Nur ſelten fanden ſich bis jetzt Individualitäten, die ihre Selbſtherrlichkeit dem hehren Zwecke opferten. Die haben natürlich der Bayreuther Sache die größten Dienſte geleiſtet; in erſter Reihe ſtehen da Heinrich Vogl und Erneſt van Dyk und Frau Schumann-Heink. Was Vogl, bis jetzt der einzige Sänger, der den Triſtan wirklich von Anfang bis zu Ende meiſtert, auch als Loge und Siegmund leiſtet, iſt zu bekannt, als daſs man noch näher darauf einzugehen brauchte, und van Dyk iſt unter allen, die ſich bis jetzt in der Rolle des Parſifal verſucht haben, der beſte Vertreter dieſer Rolle.

Zwei Dinge charakteriſieren das heurige Feſtſpieljahr. Die 100. Aufführung des Parſifal und die Thatſache, daſs zum erſten Male ſeit dem Beſtand der Feſtſpiele Parſifal und der Ring in einem Jahre zugleich aufgeführt wurden. Damit gieng ein Lieblingswunſch Richard Wagners erſt jetzt in Erfüllung. Hängen doch beide Werke gerade durch Bayreuth miteinander innig zuſammen. Die Nibelungen, jenes Werk, in welchem der Meiſter, unbekümmert um die Möglichkeit der Ausführung ſeines Planes, auf Bayreuth hinarbeitet, und Parſifal, der von Bayreuth ausgeht, mit dem Feſtſpielhaus ſo eng verwoben iſt, daſs er ohne dasſelbe wohl gar nicht beſtehen kann, und an einer regulären Opernbühne unmöglich iſt. Beweiſen kann man es nicht, es iſt Empfindungsſache. Parſifal, losgelöſt von Bayreuth, würde im beſten Falle wirken wie die gelungene Photographie eines Meiſterbildes. Die Aufführung war diesmal mit einer Ausnahme die denkbar glänzendſte. Dieſe Ausnahme betrifft die Kundry, wohl die ſchwerſte weibliche Rolle, welche Wagner jemals geſchrieben hat. Die Materna, Sucher und Malten, jene drei großen Sängerinnen, welche die Kundry in den erſten Parſifal-Jahren dargeſtellt haben, ſind nicht mehr jung genug, man glaubte die richtigen Vertreterinnen dieſer Rolle in den Damen Brema und Mildenburg gefunden zu haben; ſie haben alle beide enttäuſcht. Schauſpieleriſch vorzüglich, hat ſie beide ihr muſikaliſches Vermögen im zweite Act im Stich gelaſſen. Das ſollte in Bayreuth nicht vorkommen und iſt ſchwer zu entſchuldigen. Leider ſind die dramatiſchen Sängerinnen gegenwärtig alle mehr auf den Ton Fidelio, Brünhilde als auf den der Kundry geſtimmt.

Als Dirigenten fungierten heuer Hans Richter für den Ring und Felix Mottl für den Parſifal. Noch nie iſt über das Weſen dieſer geheimnisvollen Kunſt ſoviel geſchrieben und geſprochen worden wie jetzt. Am präciſeſten hat aber doch Richard Wagner, der genialſte aller Kapellmeiſter, geſchrieben: „Das richtige Erfaſſen des Melos iſt es, worauf es ankommt.“ Um dazu zu gelangen, ſchlagen die Kapellmeiſter in der Regel zwei Wege ein, die einen den der Analyſe, die anderen den der Syntheſe. Der letztere Weg iſt der ſeltenere, unmodernere, der auch nur bei wenigen Werken zum Ziele führt. So ein Werk iſt der Ring, ſind die Meiſterſinger, und Hans Richter dirigiert beide in der angedeuteten Weiſe bekanntlich mit dem größten Erfolg. Richter hat ſich nie viel mit Grübeln abgegeben. Von ſeinem richtigen Muſikerempfinden geleitet, geht er immer direct auf das Muſikaliſche des Werkes los. Sein Dirigieren iſt Herrſchen. Schon durch das Aeußerliche, die ruhigen edlen Geſten macht er einen [illegible] feierlichen Eindruck. Dazu kommt die magiſche Gewalt ſeines Blickes, er dirigiert ſozuſagen mit den Augen. Kein Orcheſtermitglied, kein Sänger kann ſich dieſem Blicke entziehen, und nur aus Angſt vor dieſer imponierenden Autorität hütet ſich jeder vor einem Fehler und gibt ſein Beſtes, indem er ſeine Kraft bis zum Aeußerſten [illegible]. So wirkt Richter, und deshalb iſt er der richtige Mann für den Ring, [illegible] Form hat, der [illegible] und deshalb [illegible]

[illegible]

jetzt, hat er gebraucht, um den Parſifal ſo herauszubringen, wie es heuer der Fall war, zuerſt in ein Extrem verfallend, das ihn veranlaſste, Tempi zu nehmen von einer Langſamkeit, daſs ſie kein Menſch ausempfinden konnte. Immer und immer hat er modificiert, geändert, bis es ihm jetzt endlich gelungen iſt das Melos des Parſifal ſo klar herauszuarbeiten, wie es nie zuvor geſchah. Das iſt ſo recht bezeichnend für ſeine ewig ſuchende Art. Dabei bleibt er aber immer muſikaliſch, es wird ihm nie einfallen, „Nuancen“ auf Koſten des zu interpretierenden Werkes anzubringen, nie zu tifteln. Oder gar, wie das bei Dirigentenvirtuoſen jetzt Mode iſt, umzucomponieren. Er bleibt immer der geſunde Muſiker. Aber auch hier immer im Gegenſatz zu Richter. Wo dieſer herrſcht, geleitet Mottl den Sänger oder Inſtrumentaliſten liebevoll als ſich freiwillig unterordnender Führer zum Ziele. Deshalb athmen dieſe befreit auf, wenn ſie nach Richter unter Mottl zu thun haben, der ihrem ſelbſtändigen Künſtlerbewuſstſein viel eher freien Lauf läſst und unter dem ſie ſich voll und ganz ausgeben können. Daher kommt ſeine Art allen jenen Werken zugute, deren ungeheuer gewaltige Formen durch die ungebundene Kraftentfaltung jedes einzelnen ausgefüllt werden müſſen. Obenan ſteht da der Triſtan, und in dieſelbe Gruppe gehört der Parſifal. Auf die Richter'ſche Art dirigiert, verlieren dieſe Werke ungeheuer viel, ſie können die Syntheſe einfach nicht vertragen.

Noch 15 Jahre, und der Parſifal iſt frei, und alle Alberiche, die gegenwärtig unſere Bühnen leiten, werden nicht ermangeln, den koſtbaren Bayreuther Schatz an ſich zu reißen, um durch ſeinen Zauber das Publicum ins Theater zu locken. Doch ſie werden ſich täuſchen. Der Parſifal wird im Theater geradeſo verſagen wie die Aufführung der reinen Orcheſterbruchſtücke, wie das Vorſpiel und der Charfreitagszauber im Concertſaale wirkungslos bleibt. Dem hohen Kunſtwert des Werkes thut das keinen Abbruch. Parſifal kann ohne Bayreuth nicht exiſtieren — wohl aber Bayreuth ohne den Parſifal, den es ja dann ohnedies bald wieder zurückgewinnen wird... In Bayreuth gibt es noch genug zu ſchaffen, denn die Abſichten, welche Wagner mit Bayreuth hatte, ſind bis jetzt gerade erſt zur Hälfte erfüllt. Sämmtliche Werke Richard Wagners — von Rienzi und dem Fliegenden Holländer durfte man mit Recht abſehen — ſtehen nun im Spielplan der Vorſtellungen, und es hat den Anſchein, als ob die bei der Leitung maßgebenden Factoren der Anſicht ſind, damit genug für Bayreuth gethan zu haben. Das wäre ein großer Irrthum, denn nicht als Wagnerſtätte allein iſt Bayreuth von ſeinem Schöpfer gedacht, ſondern als ein Olympia der deutſchen Kunſt. Don Juan, Fidelio, die neun Symphonien Beethovens, den Wallenſtein und den Fauſt wollte Wagner in Muſteraufführungen hier dargeſtellt ſehen. Ob es je dazu kommen wird? Der richtige Zeitpunkt dafür, dieſe Rieſenarbeit in Angriff zu nehmen, iſt jetzt da. Felix Adler.

Die deutſchen Kunſtausſtellungen.

I.

Deutſchland hat in dieſem Jahre drei große Kunſtausſtellungen, darunter zwei internationale. Ich habe alle drei geſehen, der Gewinn war nicht groß. Weder München noch Dresden hat von der Kunſt des Auslandes etwas gezeigt, was noch nicht bekannt war, nur etwa ein Zehntel der fremden Werke waren überhaupt ſehenswert. Für Leute, die weniger geſehen haben, war das Reſultat natürlich etwas günſtiger, aber auch ihnen hätte das Zehntel genügt und ſchließlich auch beſſer gedient. Für die deutſchen Künſtler waren die Anregungen verſchwindend winzig, jedenfalls ſtanden ſie in gar keinem Verhältnis zu den großen materiellen Opfern, die das an beiden Orten unvermeidliche hohe Deficit ihnen auferlegen wird.

Ich meine, das iſt ein ſo klägliches Reſultat, daſs man nicht leicht darüber hinweggehen kann. Es lohnt, auf der Grundlage ſolcher Erfahrungen, unſer geſammtes Ausſtellungsweſen einmal gründlich zu betrachten. Gelingt es, die ganze Thorheit dieſer Veranſtaltungen in ihrer gegenwärtigen Form nachzuweiſen, ſo hat auch ihr letztes Stündlein geſchlagen.

In München wie in Dresden iſt, ohne daſs man fragt, ob und woher etwa Kunſtwerke hohen Ranges zu erwarten ſind, die Hälfte oder mehr des verfügbaren Raumes den Künſtlern der anderen Nationen gegeben worden. Dabei werden dieſe nicht nur nicht zu den beträchtlichen Koſten des Arrangements herbeigezogen, ſondern erhalten noch Frachtfreiheit und eine beſtimmte Anzahl von Medaillen oder Orden. Der Erſatz mangelnder Medaillen durch Orden iſt ſchon gang und gäbe und wird namentlich von den Bürgern freier Republiken, in denen es ſolche Dinger nicht gibt, in ganz naiver Weiſe gefordert. Auch dieſe Auszeichnungen werden zugeſtanden, bevor man auch nur eine Ahnung hat, ob irgendein Werk geſandt werden wird, das ſie verdient.

Ich ſchlüge all dieſe Opfer ſehr gering an, wenn es dadurch gelänge [illegible] mindeſtens intereſſante Kunſtwerke für die Ausſtellung [illegible] Ein Theil der Fremden [illegible], und die, die wirklich eine eigene und [illegible] die deutſchen Ausſtellungen mit einer [illegible] verächtlichen Gleichgiltigkeit, daſs wir [illegible] bekommen, was ſie eigentlich leiſten

Digitized by Google

können. Dresden iſt in dieſem Jahre etwas beſſer behandelt worden als München, weil da für viele, die in München ſchon die Medaillen haben, ſolche noch zu holen waren. Beſonders deutlich zeigt ſich bei den immer rückſichtslos praktiſchen Amerikanern das wahre Motiv. Ihre Hauptvertreter haben in München Bilder aus der pleinairiſtiſchen Zeit ausgeſtellt, die, gleichviel welches ihr innerer Wert iſt, ja ſelbſt abgeſehen davon, daſs wir ſie längſt kennen, für das, was man heute in der Kunſt erſtrebt, nicht die geringſte Bedeutung haben. Die Spanier, Italiener und Oeſterreicher ſtellen ungeheure Maſſen von Kitſch aus, an dem doch ſchon im Inlande durchaus kein Mangel iſt, die Ungarn rieſige ſchauerliche Morithaten, die nicht einmal wie ähnliche Werke der Spanier durch virtuoſe Mache glänzen. Man hatte offenbar in München noch nicht genug Nationen und hat die Schweizer für eine ſolche erklärt, die es künſtleriſch ganz gewiſs nicht ſind. Böcklin und ein paar jüngere Maler aus der Münchner Schule haben immer ausgeſtellt, die anderen, die in allen Manieren malen, in denen irgendwo in der Welt gemalt wird, vom Altdüſſeldorfiſchen bis zum Jüngſtpariſeriſchen, hätte man gut und gern miſſen können. Sie, wie viele, viele von den anderen Fremden hätte jede Münchener Jury mit Recht zurückgewieſen. Jetzt dürfen ſie ſich breit machen und Hunderte von mindeſtens gleichwertigen Bildern deutſcher Künſtler, die zu den Koſten der Ausſtellungen beitragen, werden aus Raummangel abgewieſen. In Dresden hat man ſogar dem Pariſer Händler Bing fünf Säle eingeräumt, um Möbel von recht zweifelhaftem Geſchmacke auszuſtellen, während für deutſches Kunſtgewerbe kein Plätzchen zu erobern war. Und die ſcheinbar als Wandſchmuck angebrachten Skizzen und Studien, alles Eigenthum des Herrn Bing, werden ſogar verkauft. Natürlich hatten ſie auch keine Jury zu paſſieren. Es iſt wirklich ſoweit gekommen, daſs, wenn man deutſche Kunſtausſtellungen beſchicken will, es das größte Unglück iſt, ein deutſcher Künſtler zu ſein.

Und nun kommt in einer ſolchen Ausſtellung die Medaillenvertheilung. Sie iſt, das braucht nicht von neuem bewieſen zu werden, an ſich ein arger Unfug. Ich finde es ſehr traurig, daſs die Seceſſion die ihn abgeſchafft hatte, ſich hat bereit finden laſſen, wieder mitzuſpielen. Ihre Führer, die noch keine große Medaille hatten, behaupteten, das gehöre zur Einigkeit. Es iſt bezeichnend, daſs man ſich nur über dieſe Angelegenheit, hier aber auch ſehr leicht verſtändigen konnte. Hat doch die Seceſſion, nachdem ſie ihre Medaillen ins trockene gebracht hatte, zugeſtimmt, daſs Herr Walther Firle, der ſüßliche Nachahmer ihres Uhde, eine große Medaille erhielt. Die Herren werden darnach in Zukunft nicht mehr die Prämiierung kritiſieren dürfen; man wird ſie immer mit einem Hinweis auf dieſes ſchmähliche Zugeſtändnis zur Ruhe bringen können. Alſo die ganze Geſchichte iſt an ſich ſchlimm genug. Sie wird unerhört und ſchlechterdings unerträglich, wenn den ausländiſchen Gruppen die ausbedungene Zahl von Medaillen gegeben werden muſs. Der Ungar Czól, der in einem widerlichen Bilde die Marterung junger Mädchen durch Eliſabeth Bathóry geſchildert hat, hat eine große Medaille bekommen. Und dieſelben Künſtler haben ſie ihm zugeſprochen, die das Bild und den dummen Pöbel, der es begafft, ſicher aufs bitterſte verſpotten. Und das iſt nur e i n Fall, freilich auch der ſchlimmſte.

Wie iſt nun dieſer Zuſtand zu ändern? Die Dresdener haben, ſcheint mir, mit ihrer Sammlung von Werken belgiſcher Bildhauer den rechten Weg gezeigt. Da gewinnen wir ein durchaus vollſtändiges Bild von dem Weſen und Schaffen einer der intereſſanteſten Gruppen unter den modernen Künſtlern des Auslandes. Wenn jede Ausſtellung uns eine ſolche Gruppe oder eine kleine Anzahl hervorragender Meiſter verſchiedener Nationen in ebenſolcher Weiſe vorführt, ſo gibt ſie tauſendmal mehr als mit den jetzigen Collectionen, die nicht durch Wahl, ſondern durch Zufall zuſtande kommen. Und dafür wäre kein Opfer zu groß. Das würden vielleicht ſelbſt die Künſtler zugeben, die ſich heute als Feinde internationaler Ausſtellungen bekennen. Die Zahl dieſer Künſtler wächst von Jahr zu Jahr, und ſie wird einen bedingungsloſen Sieg erringen, wenn nicht die Führenden von ſelbſt die heutige Form aufgeben. Wien, das ja für das kommende Jahr eine Internationale plant, könnte ihr eine große Bedeutung geben, wenn es zielbewuſst den von mir angedeuteten Weg gienge. Vielleicht überhaupt nur dadurch eine mehr als locale Bedeutung. Hat doch auch die Dresdener Ausſtellung eine ſolche einzig und allein durch die belgiſche Plaſtik.

Auch von einem anderen Geſichtspunkt aus erſcheint eine ſolche Auswahl unter der Kunſt des Auslandes dringend geboten: die großen Ausſtellungen, wie die Münchener mit ihren nahezu dreitauſend Nummern, ſind uns unerträglich geworden. Dresden hat eine kleine, intime Ausſtellung, wie ſie uns die Münchener Seceſſion lieben gelehrt hat. Aber da man in den neuen Rahmen doch den Inhalt der alten Internationalen preſſen wollte, ſo hat man das Ziel nur durch ein nie erhörtes Zurückdrängen der deutſchen Kunſt erreichen können. Der andere Weg iſt ohne Zweifel richtiger.

* * *

Das iſt nun das zweite Ergebnis der heurigen Ausſtellungen: der unbeſtreitbare Triumph der ſeceſſioniſtiſchen Ausſtellungskunſt. In Dresden, wohin ſie Gotthardt Kuehl gebracht hat, verdankt man ihr den ganzen Erfolg. In München ſelbſt fiel ſie im unmittelbaren Vergleich der verſchiedenen Gruppen ſogar den Laien auf. Ja Lenbach ſelbſt, der doch berufen war oder richtiger ſich ſelbſt berufen hatte, auf andere Weiſe als die Seceſſion aus dem Bildermagazin eine Kunſtausſtellung zu machen, hat ihr in ſeinem Cabinet gehuldigt: ſeine eigenen Bilder hat er nicht wie ſonſt in einem halbdunklen, mit Antiquitäten ausgeſchmückten, ſondern in einem einfachen hellen Raum ausgeſtellt, der den kleinen Sälen in dem ehemaligen Hauſe der Seceſſion gleichſieht wie ein Ei dem anderen.

Unbeſtreitbar nenne ich den Triumph, weil Lenbach mit ſeiner anderen Weiſe durchaus Fiasko gemacht hat. Und wenn er und ſein Freund Emanuel Seidl nicht imſtande waren, die Aufgabe zu löſen, wird man ſie dreiſt als unlösbar bezeichnen dürfen. Der Verſuch iſt etwas theuer geworden: er hat den Künſtlern etwa ein Viertel des ganzen verfügbaren Raumes, darunter den ſchönen Sculpturenſaal und den beſten Bilderſaal, und ein paarmal hunderttauſend Mark in bar gekoſtet. Ich glaube nicht, daſs man ihn wiederholen wird.

Lenbach hatte urſprünglich folgenden Plan: er wollte eine Eliteausſtellung von allen, von ſeinen und von einzelnen Bildern anderer Lebender, die ihm gefielen, machen und ſie mit allem antiquariſchen Prunk, den er ſo ſehr liebt, ausſtatten. Alles Uebrige ſollte dann in den anderen Räumen irgendwo aufgehängt werden. Eine ſolche perſönliche Ausſtellung hätte ohne Zweifel ihren Reiz gehabt, aber man wird es trotzdem den anderen Künſtlern nicht verdenken können, daſs ſie auf dieſen Plan nicht eingiengen. Viele, die ſich als Meiſter fühlen und die ihr Erfolg als Meiſter beſtätigt hat, wiſſen ſehr wohl, daſs Lenbach ihre Art nicht würdigt. Die Gruppen hatten alles Intereſſe, ihre Beſten für ſich zu behalten. Und allen muſste es klar ſein, daſs kein Menſch aus der Eliteausſtellung in die anderen Säle ſich hinausgewagt hätte.

Lenbach begnügte ſich, eine retroſpective Ausſtellung in den geplanten Rahmen hineinzuſetzen. Aber es kam nichts Rechtes zuſammen. Wenigſtens nicht das, was man erwarten muſste, wenn die Sache einen Sinn haben ſollte: bezeichnende Bilder der hervorragendſten Meiſter. Was jetzt da iſt, iſt eine ganz anſprechende Sammlung alter Bilder, die aber nirgends unnöthiger iſt als in der Stadt der Pinakotheken und der Schackgalerie. Sie hat überdies einen nicht ſehr angenehmen Charakter, weil der vierte Theil der Werke dem Pariſer Händler Sedelmeyer gehört (Pariſer Händler haben entſchieden Glück mit deutſchen Kunſtausſtellungen), und außer dieſen noch ein zweites Viertel im Katalog als verkäuflich bezeichnet iſt. In dieſer Geſtalt hat die Sammlung zu einer modernen Kunſtausſtellung durchaus keine erkennbaren Beziehungen mehr. Und daſs es zu beſonderer Hebung der oft gegeißelten modernen Bildermärkte dienen ſollte, wenn nun auch noch alte Bilder auf ihnen gehandelt werden, wird ſicherlich niemand zugeben.

Die Ausſtellung beſteht aus zwei Sälen. Der eine iſt in der bekannten Lenbachſchen Art hergerichtet, in dem anderen ſind wie in einem ſchlechten Muſeumſaal die Wände dicht mit Bildern behängt. Ich glaube, deshalb, weil ſie in den Rahmen der decorativen Ausſtattung, die Lenbach und Seidl gemacht haben, durchaus nicht paſsten. Sie wären in dieſer großartigen Pracht völlig verſchwunden.

Muſs man es da noch ausſprechen, daſs dieſer Rahmen, der nun ſchließlich leer daſteht, durchaus nicht zu einer Ausſtellung moderner oder, ſagen wir allgemeiner, zeitgenöſſiſcher Kunſt paſst?! Gleich das Veſtibule zeigt das. Ein tempelartiger Aufbau in der Mitte, unten in dunklen Farben gemalt, oben vergoldet. Darinnen ſteht eine mächtige Pallas Athena, in mattem Patinaton gehalten. Der ganze Raum iſt durch Abdämpfen des Lichtes in ungewiſſe Dämmerung verhüllt, die kaum die ſchönen Gobelins, die ſeine Wände ſchmücken, erkennen läſst. Dieſe Ausſtattung ſoll vorbereiten, Stimmung geben. Ja, aber vorbereiten wofür, welche Stimmung geben? Wenn man ihn auf ſich wirken läſst, dann iſt man gemeint, monumentale Kunſt zu ſehen, Michelangelo, Tizian, Rubens, vielleicht noch Rembrandt. Der lange Gang, der vom Veſtibule nach links führt, vulgo „Kegelbahn“ genannt, iſt etwas weniger großartig, trotzdem auch hier die Gobelins eine gewiſſe Höhe der Stimmung hineinbringen. Aber gerade hier wird der Contraſt recht fühlbar, weil von rechts und links durch die Thüren die jodelnden Buabn und Diandl, die trinkbaren Mönche, die glücklichen Mütter, die frohen Radfahrer und alle ſonſtigen lieben Bekannten unſerer Ausſtellungen freundlich herübergrüßen. Man hat jedoch den Contraſt ſelbſt, wenn man vom Veſtibule in den retroſpectiven Saal tritt. Es iſt hier, als ob nach einer gewaltigen Ouverture eine leichte Spieloper, dort gar, als ob eine alberne Poſſe geſpielt würde.

Nur ein Bild hält es aus, im Zuſammenhang mit der Ausſtattung geſehen zu werden. Das iſt Franz Stucks „Verlorenes Paradies“, das man gerade vor ſich hat, wenn man den erwähnten langen Gang durchſchreitet. Ob Lenbach das gerade gewollt hat?!

Der große Aufwand iſt vielleicht doch nicht ganz unnütz vergeudet. Es iſt ein für allemal gezeigt, daſs antiquariſcher Aufputz nicht in Frage kommen kann, wenn es ſich darum handelt, den modernen Ausſtellungen reichere Ausſtattung zu geben. Das moderne Kunſtgewerbe wird dieſe Aufgabe zu löſen haben, wenn ſie überhaupt gelöſt werden muſs.

Jedenfalls aber ſteht ſoviel feſt, daſs die Lenbach'ſche Ausſtattung die rieſige Ausſtellung im Glaspalaſt durchaus um nichts annehmbarer gemacht hat, und daſs dagegen die ganz einfache Dresdener Ausſtellung anheimelnd und traulich wirkt.

B e r l i n. Fritz Stahl.

Digitized by Google

Kritik.

Mir iſt ſie immer ſo fremd geblieben, die Sehnſucht nach Theorie und Formel. Alles Gute unſerer Exiſtenz und jedes Edle dieſes intenſiveren Daſeins, das irgend jemand einmal Dichtung nannte, das wehrt ſich ja hart gegen ſtrenge Normen. Der liebe Frühling und das leiſe Lied im Volke, die geben uns die beſten Wonnen, ohne daſs die Sprache des Verſtandes jemals auszudrücken vermöchte, welcher Macht in ihnen wir dieſen ſtarken Zauber ſchulden dürfen. Wir ſagen dann nur immer: Ein gutes Lied erklingt in uns wie junger Frühling und der holde Lenz iſt eigentlich nur gar ſo ſchön, weil in ſeiner ſüßen Zeit aus jeder Blüte, jedem Quell gleich tauſend zarte, kleine Melodien im bunten Chor zu uns herniederwehen. In eine recht geſcheite, knappe Formel der Aeſthetik werden wir die Liebe und den Frühling doch wahrſcheinlich nur ganz mühſam bringen. Unſerem ſonſt ſo prächtigen Verſtand iſt dieſe letzte Gnade ſchon verſagt geblieben; immerhin aber dürfte unſere Zeit an dieſe hohe Aufgabe nicht mehr heran. Ich kenne zwei Herren, die uns ſchon über ein Jahrhundert her dieſes brave Verdienſt vorweggenommen hätten, zwei gar ſehr berühmte Herren: Boileau und Leſſing, die eiſigen, wunderlichen legislateurs de gout.

Das waren die großen Propheten einer ſeeliſch todten, aber ungemein klugen und verſtändigen Zeit. Die harten Geſetzestafeln einer hohen und ſtrengen Kunſt gehörten zu ihrem herrlichen Inventar. Von den Weiheſtühlen ihrer ganz unfehlbaren Aeſthetik flog das Richtwort auf über alle Guten und Böſen, die heute und ehedem zum Quell der Pieriden ſich drängten und wehe dem von ihnen, deſſen Lebenswerk ſich nicht in Demuth beugen wollte vor dieſem makelloſen, „ewigen“ Syſtem. — Das heißt, ſo ganz frei an Tadel und darum auch gleich feſtgehauen für alle Zeiten ſind dieſe mächtigen Tafeln doch eigentlich nicht geweſen. Eine reichere und einmal ſogar auch wieder natürliche Zeit iſt ſcheu und furchtſam geflohen aus dieſem Tempel der Unfehlbarkeit: Die Kritik iſt endlich darauf gekommen, daſs es doch irgendwie einen Unterſchied geben müſſe zwiſchen froher lebendiger Kunſt, die aufſchreit vor Jubel, wie kleine Kinder vor dem Chriſtbaum, und den ſehr vielbändigen, nur leider ganz erfrorenen Werken jener Aeſtheten der „ſouveränen Vernunft“, die man ſchon aus bloßer Nettigkeit bei den ſo correcten Büchern der Algebra im Schlummer laſſen dürfte.

Nun wollte man auf einmal den Meiſter eines Werkes nicht mehr magiſterlich belehren, ihn wie einen ſchnöden Sünder, der Reue zaghaft bekennt, zu bekehren ſuchen und den Sühnenden über die ſeligmachenden Wege der Poeſie prieſterlich geleiten, nein, eine ganz andere viel ärmere Sehnſucht wurde laut: Man wollte ſein beſonderes Schaffen bloß verſtehen lernen. Den Dichter aus ſeiner Zeit herauszuholen oder aus der mächtigen, aufragenden Perſönlichkeit des einzelnen, in der alle Begierden und verſtreuten Kräfte einer Generation ſich herrlich durchdrangen, ſein ganzes Geſchlecht zu deuten, das wurde nun die große Leidenſchaft dieſer neuen Kritik. Die Historiens de la vie morale und die genialen Biographen: Stendhal und Taine, Saint-Beuve und Brandes kommen aus dieſer Entwicklung. Will man in gemüthlichen Zeichen, wie unter Kameraden, ihre Beſonderheit herſagen, dann wird man bekennen dürfen: Neugierde und eine unerhörte Sammelwuth, eine förmliche Manie nach Documenten, Documenten, und wenn dann alles eben ſchon beiſammen iſt, juſt noch einmal nach Documenten, die haben jener ganzen Phaſe ihr tiefes, ſicheres Zeichen eingebrannt. Frei von dieſer ſcabröſen Rechthaberei der unſeligen erſten Periode, nicht hart und plump mehr und — die Dinge begreifend wie ſie die Zeit emporgeworfen — auch nimmer ſo ſtolz und dringlich hofmeiſternd wie die unſeligen Aeſtheten einer „abſoluten Kunſt“, müſſen wir uns dankbar vor ihr neigen und liebevoll, wie eine linde Erlöſerin aus elender zermarternder Krankheit dürfen wir ſie begrüßen. Man konnte ihr auch mit dem beſten Willen gar nicht böſe ſein, keinen vermag die Muſe zu empören: ſie war nämlich der beſte ſelbſtloſeſte Kamerad des Autors, ihren ganzen Vortheil, ja ſelbſt das leidige Recht ihrer harten Ruhe hat ſie gerne vergeſſen, nur dem Dichter mochte ſie hilfreich dienen, ſeiner Kunſt ein treuer verläſslicher Anwalt werden. Das iſt ſo ſchön an ihr. Keine Phaſe der Kritik hat dem Künſtler jemals ſoviel traute Gute gebracht. Sie wollte gar nichts für ſich, zum Künſtler iſt ſie gegangen, um bei ihm ſeine eigene Natur zu vernehmen, den Schlüſſel in die Hand zu bekommen, der ihr ſein beſonderes Weſen erſchließen ſollte. — Sonſt richtete ſie an ihn kein anderes Verlangen. Was ſie ſo bei ihm erlauſchte an Intereſſe der Seele, die geheimen [illegible], die zu den lockenden Schätzen [illegible] Arbeit führen ſollten, die zeigte ſie dann den fremden Leuten, [illegible] kaum [illegible] dieſer hellen Kunſt dann ſollte [illegible]. [illegible] hatten, dann [illegible] ſich doch [illegible] [illegible] Staube [illegible] Meiſter [illegible] [illegible]

[illegible]

war. Ihr ſelbſtloſes Vermitteln konnte den jungen Leuten, die früher gerne ihre Schüler waren, aber dann bald aus ihren Stunden fortgelaufen ſind, nun einmal nicht mehr recht gefallen. Keiner wollte jetzt noch den armen Peter ſpielen. Reich und freudig werden an dem, was uns der Künſtler ſchenkt, ſeine holde geheime Schönheit mit allen Nerven, durch alle Organe der Seele zu ſchlürfen, das wurde nun die flinke Loſung, die helle Poſaune für alle jungen Gemüther. Eine ſchöne, ſeltene Gaben kündende Zeit rüttelte ſich auf. Wie im Walde unter regengeküſsten Blüten war es. Ein Abenteuern wurde jetzt in der Kritik nach ſelten prangender Beute. Anatole France hat es dann geſagt: Le bon critique est celui qui raconte les aventures de son âme au milieu des chefs d'oeuvre. Eine Kritik wurde jetzt, die nicht richten, keinen mehr einſperren wollte, die auch nimmer neugierig und vor Sorge umſtändlich aus war nach dem Woher und Warum bei ihren Exemplaren. Genießen wollte ſie nur mehr, in Freiheit und ohne Wahl genießen, froh und ſelig wollte ſie beim Künſtler werden und von ihm tiefe Erlebniſſe heimbringen, die doch wohl ſchön ſein muſsten, weil wir voll Rührung horchten, wenn er dann ſpäter einmal mit uns von ihnen plauderte. Die Kritik war jetzt nur mehr ein Menu jener delicaten und prickelnden Genüſſe, für die man dem Dichter danken wollte. Der Kritiker wurde jener raffinierte Gourmet, den man dafür noch mit Bewunderung liebte, daſs er ſich's beim Autor gütlich that. Der königliche Plural flog jetzt auf einmal fort, eine Lüge wäre er ja nur geweſen: „Ich, ich ganz allein, Jules Lemaître, bin im Heim des Victor Hugo geweſen, und theure, wundervoll theure Stunden glitten dort an mir vorüber. Morgen vielleicht bei Maurice Barrès werden wieder ſchöne Stunden ſein, die roſiges Behagen athmen. Dann wieder zu Scribe, von dem ihr doch lange ſchon wiſst, wie einſam und traurig mir da immer wird, wenn wir beide Abſchied nehmen müſſen ...“ Eine Kritik kam jetzt bis zur Herrſchaft bei uns herauf, die ſehr ſchön, voll ſeltener Grazie und eleganter Verve, doch eigentlich gar nicht mehr Kritik heißen darf. Keiner verlangte aber nun noch jene Würde der Aeſtheten, alles drängte ſich um die Formel des heiteren Franzoſen: „D'abord dogmatique, la critique est devenue historique et scientifique; mais il ne semble pas que son évolution soit terminée. Vaine comme doctrine, forcément incomplète comme science, elle tend peut-être à devenir simplement l'art de jouir des livres et d'enrichir par eux et d'affiner par eux ses impressions“.

In den „Contemporains“ des Jules Lemaître thront dieſe Stelle wie ein zierliches Wunder. Heute möchte ich ſie wieder einem Buche geben, das dieſe Gedanken zur Plauderei aufgerufen, einem ſchmalen, weichſelrothen Bande unſeres Berliner Jules Lemaître: „Literatur und Theater“, von Maximilian Harden.*) Das iſt ein ſo prächtiges, erleſenes Buch eines ungemein begabten Journaliſten, daſs man es eigentlich gar nimmer fortlegen ſollte. Es gibt portraits, faits à une certaine date, à un certain âge. In dieſen hellen, amüſanten, auch muthig zur Menſur bereiten Sätzen, die uns dieſen lieben, gelinden Trotzkopf wie einen junggebliebenen Meiſter verehren laſſen. Mein armes Lob wird er darum heute nicht mehr gar ſo nöthig brauchen. Damals horchte man ja ſchon auf ihn, als er noch ein kleiner Herr M. Kent in der „Nation“ und bald darauf in der „Gegenwart“ ſeine flinken Pfeile muthig warf. Später brachte er dann die Regierung aus den Fugen mit zwei ſehr unzeitgemäßen Bänden, „Apostata“, deren Macht man ſich bei allen Bedenken doch nicht erwehren konnte. Damals hatte man ihn fürchten gelernt. Nietzſche meint ja, daſs um ſolche Menſchen einmal den großen Namen werden tragen dürfen. Nun iſt Harden ja berühmt, nun braucht man ſein Buch den Leuten nur bloß anzuzeigen. Wir verehren ihn ja heute alle ſo innig, daſs ich mich gar nicht mehr getrauen durfte, ihn zum Streite anzurufen, weil ſein Verhältnis zu manchen Erſcheinungen der neuen Kunſt meinem Weſen ſehr zuwider iſt. Für dieſe mag ich auch heute gar nicht plaidieren, weil ich empfinde, daſs die Zukunft ſchon mit ihnen ſein wird. Und übrigens: kein Harden kann uns den Dichter, den wir lieben, aus dem Herzen löſchen; denn er wäre nicht imſtande, uns über den Verluſt zu tröſten. Auch hätte es wahrſcheinlich nur geringen Sinn, bei ſolcher critique personelle ſich als freundlicher Berather anzubieten. Seine Kritik behält auch dann noch immer Recht, wenn ſein Urtheil ſelbſt im Grunde einmal fehlt. Solange man im Zauber ihrer prangenden, blühenden Sätze weilt, wird man ſich nämlich dieſer grellen Diſſonanz gar nicht bewuſst. So kühn und voll Schönheit iſt die Verwegenheit ſeiner Antipathien. Auch über ihn gibt es keinen anderen Bericht als ſein Urtheil für Jules Lemaître: Was wollen Sie? Mir gefällt er ſehr, denn ſeine Seele iſt wahrhaft elegant.

Franz Weiſlein.

Zwei Welten.

[illegible] Zum erſten Mal aufgeführt [illegible] am 1. September 1897.)

A[illegible] ein Bücherich war, habe ich die Stücke [illegible] geleſen. Sie ſind ja, was man „un[illegible] damals ſchrecklich geweſen. Ich war [illegible] ein Einzelner und Eigener, der nichts

Digitized by Google

anerkennt und ſich nicht fügen will, ſondern ſeinen Verſtand, ſeinen Geſchmack herrſchen läſst. Jetzt bin ich beſcheidener; es iſt mir ja ſchwer geworden, aber ich habe doch nach und nach bemerkt, daſs auch noch andere Leute auf der Welt ſind. Dieſe wollen auch leben, das kann der Jüngling freilich nicht begreifen. Heute ſage ich mir: Ich habe meinen Geſchmack, andere Leute haben einen anderen; wer ſchreibt, was mir gefällt, das iſt mein Autor, aber die anderen wollen doch auch ihre Autoren haben, das iſt nur billig. Meinen Geſchmack haben vielleicht, ich will arrogant ſein, tauſend Menſchen in Europa; den anderen haben Millionen. Warum wollen wir ſie terroriſieren? Was hätten wir davon? Und warum ſoll es eine Ehre ſein, uns zu gefallen, und eine Schande, den Millionen zu gefallen? Das wäre ein dummer Stolz von uns. Sind wir denn beſſer? Wir wiſſen nur, daſs wir anders ſind; und wenn wir vielleicht beſſer ſind, ſo wollen wir es in Demuth ſein.

Seitdem habe ich mich mit Herrn Brociner verſöhnt. Er gehört nicht zu meinen Lieferanten, ich würde bei ihm nicht arbeiten laſſen; das iſt meine Sache. Er hat andere Kunden. Wenn nur dieſe mit ihm zufrieden ſind, ſo hat er ſeine Pflicht gethan und kann ſich ruhig ſagen, daſs er ein braver Mann iſt. Die Leute lachen in ſeinen Stücken, wenn er es will, und weinen, wenn er es will, und gehen ſehr vergnügt nach Hauſe — was will man mehr? Ich ſehe gar nicht ein, warum es ein Verbrechen ſein ſoll, vielen guten Menſchen ein Vergnügen zu machen. Das zu können, iſt auch ein Talent, und wer nur irgend ein Talent hat, dem darf man die Hand geben.

Als ich noch ein Stürmer und ein Wütherich war, habe ich gemeint: das kann jeder; dem großen Publicum zu gefallen, iſt keine Kunſt. Jetzt ſehe ich, wie viele es möchten und wie wenigen es gelingt. Es muſs doch nicht ſo leicht ſein. Man ſagt immer: eine grobe Handlung, ein paar Knaller, die alten moraliſchen Tiraden — und der Schlager iſt fertig. Warum kann das dann nicht jeder? Warum können wir es nicht? Unter Hunderten, die es verſuchen, treffen es kaum zwei oder drei. Dem Kenner zu gefallen, iſt viel bequemer. Was graziös iſt, gefällt ihm; was heiter iſt, gefällt ihm; was groß iſt, gefällt ihm: alles Natürliche in einer reinen Form wird dem Kenner gefallen, das iſt das ganze Geheimnis; man muſs es nur können. Aber was gefällt der Menge? Wer kann es ſagen? Wer weiß die Formel? Laube hat ſich tauſendmal geirrt, jeder irrt ſich; da nützt keine Erfahrung.

Wer eine Formel ſucht, der Menge zu gefallen, wird ſchließlich auch ſagen: Chocolade mit Knofel. Man kennt die alte Anekdote: Einer will ſich einmal einen guten Tag machen und da wünſcht er ſich Chocolade mit Knofel: denn, ſagt er, Chocolade iſt gut, Knofel iſt gut, wie gut muſs erſt Chocolade mit Knofel ſein! Dies ſcheint das große Geheimnis des Theaters zu ſein. Eine Sache iſt dem Publicum nicht genug, es will immer auch noch die andere haben, die andere, die zu dieſer eigentlich gar nicht paſst. Die Chocolade ſchmeckt ihm nicht, weil es den Knofel nicht vergeſſen kann, und beim Knofel denkt es an die Chocolade. Etwas recht Gemeines ſoll es, aber dabei ſehr ſüß ſein. Das iſt das Recept. Nur muſs man nun auch noch die richtige Miſchung finden. Wieviel ſoll ich Chocolade nehmen, wieviel Knofel? Das weiß eben niemand. Manche treffen es halt, aber ſie können es doch nicht ſagen und das nächſte Mal treffen ſie es ſelber nicht mehr. Es iſt wie bei den Bowlen. Man weiß: ſoviel Wein auf ſoviel Zucker und ſoviel Pfirſiche, dazu ſoviel Sect und ſolange ſtehen laſſen, aber was nützt das? An manchen Tagen will es doch nicht gerathen. Man muſs eine gute Hand haben, viel Geduld und dann Glück. Seine gute Hand hat Herr Brociner ſchon bewieſen, geduldig iſt er ſehr und ſo wollen wir ihm zum nächſten Mal Glück wünſchen. Dann kann es ihm nicht fehlen.

Als ich noch ein Stürmer und ein Wütherich war, wie hätte ich da über dieſe Aufführung getobt! Aber man wird auch gegen die Schauſpieler beſcheidener. Man vergleicht nicht mehr nach oben, man vergleicht nach unten. Frau Lanius iſt keine Sandrock, aber ſeien wir lieber froh, daſs ſie doch keine Fay iſt. Herr Chriſtians iſt kein Mitterwurzer, aber er will es ja auch gar nicht; freuen wir uns über ſeinen Geſchmack, ſeinen Takt und ſeine ganze kluge und hübſche Art. Fräulein Wachner — aber nein; da dürfen wir freilich nicht genügſam ſein: ſie hat das Höchſte verſprochen, ſie muſs es uns halten. Dieſe edle Künſtlerin, unſere ſchönſte Hoffnung, iſt auf einem ſchlechten Wege: ihre Fehler fangen an Manier zu werden, ihre Natur will verſtummen. Hier iſt ein theures Gut in Gefahr! Mit den kleinen Leuten mag man höflich ſein; ſie iſt ſo groß, daſs man ihr die Wahrheit ſagen muſs.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Endlich ſcheint Graf Badeni für ſeine bisher ſo grundſatzloſe Regierung denn doch einen Grundſatz angenommen zu haben. Es iſt ein ſehr beſcheidener Grundſatz. Er lautet: Si tacuisses philosophus mansisses.

•

Ehemals, wenn dem Grafen Badeni irgend eine Idee einfiel, pflegte er ſie laut in die Welt zu gackern. So verkündete er ſchon beim Antritt ſeiner Regierung, daſs er bald mit dem Dr. Lueger „fertig“ werden würde. Nachdem nun im Frühjahr 1896 nicht er mit dem Dr. Lueger, ſondern der Dr. Lueger mit ihm fertig geworden war, ſprengte er, um ſein Anſehen einigermaßen aufzufriſchen, im Sommer 1896 die Freudennachricht aus, daſs er mit dem ungariſchen Ausgleich bereits „fertig“ ſei und deſſen Kündigung Ende 1896 ſonach überflüſſig werden würde. Nachdem auch dieſer Plan jammervoll miſsglückt war, ſteckte Graf Badeni ein neues Schild aus: den deutſch-czechiſchen Ausgleich mitſammt der Bildung einer deutſch-czechiſch-polniſchen Majorität. Da nun auch dieſe Vorausſage von einem ſtaatsmänniſchen Meiſterwerk durch die hartnäckigen Thatſachen Lüge geſtraft worden iſt, hat Graf Badeni ſeine Taktik geändert. Er ſagt gar nichts mehr voraus, nicht ob er die Obſtruction beſiegen wird oder ſie ihn, nicht ob, nicht wie er ſie bekämpfen wird, nicht ob, nicht wie er den Ausgleich mit Ungarn abſchließen will, nicht ob, nicht wie er das Budget durchbringen will, nicht ob, nicht mit wem er weiter regieren will. Graf Badeni übt ſich in philoſophiſchem Stillſchweigen. Das iſt auch das Geſcheiteſte was er thun kann. Denn eine zweijährige Erfahrung hat ihm gezeigt, daſs es doch immer anders kommt, als er will. Ein Staatsmann iſt er ſicher nicht. Aber ein Weltweiſer kann er noch immer werden, wofern er nur aufmerkſam den Gang der Dinge verfolgt und daraus beſchauliche Lehren zieht. Das ließe ſich freilich beſſer als in dem Wiener Trubel im ſtillen Busk beſorgen.

•

In normalen Ländern laſſen die Lorbeeren eines erfolgreichen Staatsmannes ſeine Rivalen nicht ſchlafen. Bei uns, im Lande der unfähigen Staatsmänner wecken die Miſserfolge des einen die anderen aus ihrer Ruhe auf. So haben ſich auch letzten Sonntag in der Prager Verſammlung der conſervativen Großgrundbeſitzer zwei der abgethanſten öſterreichiſchen Staatsmänner aus ihrer bisherigen Verborgenheit wieder in die Oeffentlichkeit hinausgewagt: der ehemalige Miniſterpräſident der Coalition Fürſt Windiſchgrätz und der geweſene Statthalter des Prager Ausnahmezuſtandes Graf Franz Thun. Ihr Record an Miſserfolgen iſt durch den Grafen Badeni glänzend geſchlagen worden. Das hat ſie aufgeſchreckt. Eine ſo gereizte Stimmung in Böhmen hat ſelbſt Graf Thun, einen ſolchen Wirrwarr in Geſammt-Oeſterreich hat ſelbſt Fürſt Windiſchgrätz nicht zu erzeugen vermocht. Dieſe Erkenntnis verletzt ihren Ehrgeiz. Deswegen melden ſie ſich jetzt ungebeten zum Wort. Man ſoll ihnen nochmals Gelegenheit geben, und ſie werden zeigen, daſs ſie an Unfähigkeit dem Grafen Badeni mindeſtens gewachſen ſind.

•

Fürſt Windiſchgrätz hat recht. Denn Graf Badeni arbeitet jetzt, wenn auch mit größerem Miſserfolge, ſo doch mit den gleichen bewährten Mitteln wie ſeinerzeit Fürſt Windiſchgrätz. Fürſt Windiſchgrätz hatte ſeine Coalition, Graf Badeni hat ſie jetzt auch. Nur daſs die Coalition des Fürſten Windiſchgrätz eine deutſchliberal-ſtaatsparteiliche, die des Grafen Badeni eine jungczechiſch-geſchäftsparteiliche iſt. Fürſt Windiſchgrätz brachte die Nicht-Löſung ſeines ſchwierigſten Regierungsproblems, der Wahlreform, durch Subcomités zuſtande, Graf Badeni hat für die des Obſtructions-Problems Subcomités eingeſetzt. Der Unterſchied iſt hier wieder, daſs die Nichtlöſung des Wahlreform-Problems die Exiſtenz des Cabinets Windiſchgrätz um einige Monate verlängerte, während die Nichtlöſung des Obſtructions-Problems die Exiſtenz des Cabinets Badeni gefährdet.

•

Von einem hochgeſtellten Herrn, der ſich 1848 ins Privatleben zurückzog, erzählt die Anekdote, daſs er 1859, als der Bach'ſche Abſolutismus zuſammenbrach, den ironiſch bitteren Ausſpruch gethan hat: „So hätt' ich's auch noch getroffen“. Das gleiche können Fürſt Windiſchgrätz und ſein Ausnahms-Statthalter, Graf Franz Thun, dem Grafen Badeni ſagen.

•

Die jungczechiſche Partei iſt die ſtärkſte Partei in Oeſterreich. Denn alle anderen Parteien haben bereits verſucht, ſie zu überwinden. Doch keine hat es vermocht, bis die jungczechiſche Partei ſelbſt an ſich Hand anlegte und ſich ſelbſt überwand. Das iſt der endgiltige Beweis, daſs ſie die ſtärkſte Partei — mindeſtens geweſen iſt.

•

Ehemals waren die Jungczechen Demokraten; ſie ſagten: „Alles durch das Volk.“ Jetzt ſind ſie Badenokraten; ihrer Weisheit letzter Schluſs heißt: „Alles durch Badeni.“

•

„Etwas für etwas“ ſoll jetzt die politiſche Maxime der jungczechiſchen Partei ſein. Da aber das einzige Etwas, welches Graf Badeni jetzt braucht, das noch unentdeckte Mittel gegen die Obſtruction iſt, kann die jungczechiſche Partei ihm nichts geben und darf folgerichtig auch von ihm nichts erhalten. Sie thäte daher beſſer, ihre Maxime ſo zu formulieren: „Nichts für nichts“.

•

Um allen Gefahren, die aus den grundſtürzenden Theorien der vom Grafen Dzieduszycki entworfenen Majoritätsadreſſe entſpringen könnten, ein für allemal vorzubeugen, möchten wir dem Grafen Badeni empfehlen, beſagte Adreſſe einfach zum Geſetz zu erheben. Denn da Geſetze in Oeſterreich bekanntlich auf dem Papier ſtehen bleiben, hätte man, wenn man das Dzieduszycki'ſche Programm zum Geſetz machen würde, die Sicherheit gewonnen, daſs es nie ausgeführt wird.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

In einem langathmigen offenbar inſpirierten Artikel veröffentlicht die „Neue Freie Preſſe“ Details über die von uns in der Vorwoche beſprochenen Verhältniſſe der Emailwerke „Auſtria“. Was in dieſer ſelbſtverſtändlich mit Abſicht verworrenen Darlegung zur Erklärung und Rechtfertigung des Vorgehens des Gründungscomités erzählt wird, iſt ſo unerhört, daſs wir ſelbſt geſtehen, daſs wir, ſo wenig wir die gegenwärtige Leitung der Länderbank für geeignet hielten, anſtändige Bankgeſchäfte zu machen, etwas derartiges doch für unmöglich erachtet haben. Die[...]

Digitized by Google

da erzählt wird, iſt weit ärger als was wir bei Abfaſſung unſerer vorwöchentlichen Notiz angenommen haben. Wenn man den Artikel ins gemeinverſtändliche Deutſch überſetzt, ſo iſt Folgendes vorgefallen: Die Länderbank hat eine Reihe von Fabriken um den Kaufpreis von 1·6 Millionen Gulden erworben und daraus eine neue Actiengeſellſchaft gebildet, und dieſer Kaufpreis ſtellt ſich nun als viel zu hoch dar, weil man die Warenvorräthe um 300.000 fl. überzahlt hat. Wie iſt das möglich? Wie groß waren die Vorräthe und wieviel ſind dieſelben wert geweſen? Wenn man annimmt, daſs ſie um das doppelte überzahlt wurden, was doch wahrlich genug iſt, ſo würden von dem Kaufpreis von 1·6 Millionen für die ganzen Unternehmungen ſechshunderttauſend Gulden, alſo beinahe 40% für das Warenlager entfallen. Wie horrend groß müſſen dann dieſe Vorräthe geweſen ſein, notabene nicht von einer hochbewerteten Ware, oder von einer, bei der große Vorräthe nöthig ſind, ſondern von einer minderwertigen Ware mit notoriſch ſchlechten Abſatzverhältniſſen! Oder ſoll man eine Ueberzahlung um das drei-, fünf- oder zehnfache annehmen? Iſt das denkbar bei einem Gut, das nicht etwa, wie Bilder einen ſchwer ſchätzbaren Phantaſiewert hat, ſondern bei Waren, über deren Wert jeder noch ſo ungebildete Geſchirrhändler ſich klar ſein muſs? Iſt es da möglich, bloß Unfähigkeit oder ſträflichen Leichtſinn vorauszuſetzen? Niemand wird daran zweifeln, daſs ſolches nur mit Willen und Wiſſen der Leitung der Länderbank geſchehen konnte. Die Actionäre der Länderbank mögen von den Vorbeſitzern der Fabriken angeſchmiert worden ſein; die Verwaltung wuſste, was ſie that, die iſt nicht angeſchmiert worden! Aber es wird noch ſchöner. Für das erſte Jahr wird ein Reingewinn von 480.000 fl. erklärt, eine Dividende von 28 fl. vertheilt. Durch dieſe zu hohe Bewertung der Vorräthe reduciere ſich aber, nach dem citierten Artikel, der Reingewinn auf 180.000 fl. Was heißt das? Was haben dieſe Vorräthe mit dem Betriebsgewinn zu thun? Und wenn man annimmt, daſs Abſchreibungen auf dieſe Vorräthe den Reingewinn reducieren, wie erklärt man, daſs auch der Reingewinn für das zweite Geſchäftsjahr ſo niedrig ausgefallen iſt? Da waren doch keine Abſchreibungen mehr nöthig. Oder ja? Dann iſt die Ueberzahlung nicht 300.000 Gulden geweſen, ſondern ſie betrug etwa das Doppelte! Der Artikel ſagt weiter: Die Länderbank hätte erſt bei Abſchluſs des abgelaufenen Jahres Gelegenheit gehabt, eine Bilanz ſelbſtändig und nach einheitlichen Grundſätzen aufzuſtellen. Ja, kauft die Länderbank Fabriken an, ohne ſelbſtändig die Bilanz zu überprüfen und eine Schätzung vorzunehmen? Und von wem hat die von der Länderbank eingeſetzte Verwaltung die Bilanz des erſten Geſchäftsjahres aufſtellen laſſen, und hat ſie ſie ungeprüft unterſchrieben? Es iſt alſo zu dem Gründungsſchwindel hinzugekommen die Aufſtellung einer falſchen Bilanz und die Auszahlung einer nicht verdienten Dividende. In Deutſchland würde eine Verwaltung, die ſich ſolches zu ſchulden kommen ließe, den grünen Tiſch für eine ſtattliche Reihe von Monaten mit weniger ſympathiſchen Localitäten vertauſchen müſſen und wenn unſer Actienrecht auch über die civil- und ſtrafgerichtliche Verantwortung des Vorſtandes ſo gut wie gar nichts beſtimmt, ſo ſind dieſe Vorgänge doch derart gravierend, daſs man begreift, daſs die Gründer ſich entſchloſſen haben eine Sanierung des Unternehmens anzubahnen, indem die Vorbeſitzer die ihnen geleiſtete Ueberzahlung zurückerſtatten und die Länderbank die dem Publicum angehängten Actien zum Emiſſionscours zurücknimmt. Ganz freiwillig und aus bloßer Ehrlichkeit haben ſich die Herren wohl nicht dazu entſchloſſen, ſo wenig als man bis heute etwas davon gehört hat, daſs die in der Länderbank ſitzenden Gründer der von uns vor einigen Monaten beſprochenen ruſſiſchen Gasglühlichtgeſellſchaft den geprellten Actionären ihre Actien wieder abgenommen hätten. Und wenn derart den Erwerbern von „Auſtria“-Actien der Schaden gutgemacht wird: wie will die Verwaltung der Länderbank den Schaden gutmachen, welchen ſie dem eigenen Inſtitut, den eigenen Actionären zugefügt hat? Iſt es glaublich, daſs die Actionäre ſich eine Verwaltung, welche in ſolcher Weiſe mit dem ihr anvertrauten Capital wirtſchaftet, weiter gefallen laſſen?

*

Es iſt unmöglich dieſe Gründungsgeſchichte zu beſprechen, ohne einige Worte über die Mitwirkung unſerer öffentlichen Factoren zu ſagen. Zunächſt die Vereinscommiſſion. Es wäre wirklich intereſſant, einmal die geheimen Grundſätze kennen zu lernen, nach welchen dieſe alten Schickſalsſchweſtern über Leben und Tod eines Actienunternehmens entſcheiden. Was für Actenſtücke laſſen ſie ſich denn vorlegen, bevor ſie eine Gründungsbewilligung ertheilen, und nach welchen Merkmalen entſcheiden ſie denn, ob ſie ein Unternehmen für ſolid oder ſchwindelhaft halten ſollen? Sehen ſich die Herren auch eine Bilanz der in eine Actiengeſellſchaft umzuwandelnden Fabrik an und laſſen ſie ſich eine Berechnung der für die einzelnen Gründungsobjecte zu entrichtenden Kaufpreiſe geben? Und wenn dies der Fall iſt, iſt ihnen nicht aufgefallen, was da an Warenvorräthen eingeſtellt war? Es iſt gewiſs meiſt nicht leicht, die Solidität einer Gründung und deren Chancen zu beurtheilen. Ob ſich in einem Bergwerk wirklich entſprechend Gold oder Kohle vorfindet, ob ein neues Patent den angegebenen Wert hat, ob eine Eiſenbahn auch wirklich die erwarteten Transporte erhalten wird, das mag Fachleuten mit mehr Erfahrung, als die Herren der Vereinscommiſſion haben, [illegible] [illegible] verurſachen. Aber daſs man nicht [illegible] des Kaufpreiſes zur Bilanz [illegible] verwendet, das hätten ſelbſt dieſe Herren erkennen können!

*

Sodann die Wiener Börſekammer, welche dem Finanz[illegible] [illegible] die Actien zur [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Sache nach [illegible] mit ihr Actionären [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] Jahresbilanz [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Im allgemeinen verlangt [illegible] auch bei uns die Bewilligung eines Proſpectes, welcher [illegible] [illegible] enthalten muſs, und wohl und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und die [illegible]

nehmens emittiert und an der Börſe notiert wird, ohne daſs eine Bilanz oder ein Proſpect bekannt geworden wäre.

*

Sollen wir noch von der Wiener Preſſe ſchreiben? Sie iſt doch ſonſt ziemlich gierig auf Inſerate und Proſpecte und weiß die meiſt verhätſchelten Banken recht grob anzufaſſen, wenn ſie einmal eine Emiſſion im Auslande veranſtalten und die Zeitungen dadurch um den Proſpect, das heißt die Inſeratengebür kommen. Wo waren ſie denn diesmal und warum hat niemand den Proſpect verlangt? Und wo ſind ſie denn heute? Nicht eines hat ein Wort der Kritik über dieſe Vorkommniſſe! Es iſt wohl nicht nöthig noch mehr zu ſagen!

*

Daſs wir noch immer kein Actienrecht haben, nachdem in Deutſchland ſeit bald fünfzehn Jahren ein recht brauchbares exiſtiert, deſſen Beſtimmungen ſeither durch noch ſtrengere und beſſere erſetzt worden ſind, kann kaum Wunder nehmen; bei uns hat man eben andere Sorgen. — Daſs etwas der „Auſtria“-Gründung Aehnliches auch in Deutſchland vorkommen könnte, iſt ja nicht zu bezweifeln; aber erſtens würden die Betreffenden der civil- und ſtrafgerichtlichen Verantwortung nicht entgehen, und dann iſt es ausgeſchloſſen, daſs eine große Bank ähnliche Geſchäfte machen würde; das würde man den Winkelbanquiers überlaſſen. Dann wäre es auch in Deutſchland unmöglich, daſs Banquiers, die ſich ſolches zu ſchulden kommen ließen, eine auch nur äußerlich geachtete ſociale Stellung einnehmen würden. Wie das bei uns ſteht, iſt bekannt genug. Der Generaldirector der Länderbank iſt Mitglied des Staatseiſenbahnrathes, iſt kürzlich Hofrath geworden, ein anderer Director ſitzt in der Börſenkammer, und hat als ſolcher vielleicht über die Zulaſſung neuer Wertpapiere mitzuentſcheiden!

*

Das Eiſenbahnminiſterium hat kürzlich einen Erlaſs an die Privatbahnverwaltungen gerichtet, nach welchem das auf den Staatsbahnen ſeit mehreren Jahren beſtehende Verbot des Betretens der Trittbretter ſeitens der Zugsbegleiter während der Fahrt zum Zwecke der Fahrkartenrevision auch auf die Privatbahnen ausgedehnt wird. Eine Ausnahme wird geſtattet: „Wenn Gefahr im Verzuge iſt“; aber nicht etwa Gefahr für irgend welche Menſchenleben, ſondern Gefahr, daſs den Zugsreviſoren die Conſtatierung eines vermutheten Unterſchleifes auf andere Weiſe nicht möglich iſt. Man merke, es iſt notoriſch, daſs das Betreten des Trittbrettes im Fahren gefährlich iſt, es wird im Erlaſs ausdrücklich conſtatiert, und der arbeiterfreundliche Miniſter ſagt nicht: „Wenn der Unterſchleif von paar Gulden nicht anders zu conſtatieren iſt, als durch Gefährdung eines Menſchen, ſo muſs man eben den Gauner entwiſchen laſſen“, nein, er beſtimmt, „dann darf eben das Menſchenleben riskiert werden!“ Uebrigens gehört auch dieſer Erlaſs zum ſocialpolitiſchen Mumpitz. Befolgt wird er ohnedies nicht. Auf Staatsbahnſtrecken, auf welchen noch Coupéwagen im Gebrauch ſind, geſchieht die Reviſion nach wie vor von außen während der Fahrt, wovon ſich Schreiber dieſes erſt kürzlich wieder auf der Staatsbahnſtrecke Selzthal - St. Michael perſönlich überzeugen konnte.

M

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin Leſſingtheater: „Unjamwewe“ von Ernſt von Wolzogen. Neues Theater: „La Douloureuſe“ von Maurice Donnay. Reſidenztheater: „Die Einberufung“ von Sylvane und Gonavne. Mailand. Commendatheater: „Le Pesti Rosse“ von Giſela delle Grazie.

Bücher.

Fürſt Bismarck nach ſeiner Entlaſſung. Leben und Politik des Fürſten ſeit ſeinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentiſchen Kundgebungen. Herausgegeben und mit hiſtoriſchen Erläuterungen verſehen von Johs. Penzler. I. und II. Band. Leipzig. Verlag von Walther Fiedler.

Als der erſte Band dieſer Sammlung erſchien, konnte die Authenticität der darin zuſammengeſtellten alten Zeitungsartikel, Interviews, Reden des Fürſten Bismarck noch ſtellenweiſe bezweifelt werden. Inzwiſchen iſt dieſe Authenticität durch eine Aeußerung der „Hamburger Nachrichten“ in gewiſſer indirecter Weiſe von Bismarck'ſcher Seite feſtgeſtellt worden. Das Werk bringt nicht nur die eigenen Aeußerungen des Fürſten Bismarck, ſondern auch vielfach ganze alte Artikel von bismarckfreundlichen Blättern, Schilderungen von Bismarck-Empfängen u. a. zum Abdruck. Dadurch iſt es ſehr in die Breite gediehen, was ſeiner Verbreitung ſchaden dürfte. Den vorliegenden zwei Bänden ſollen noch weitere drei oder vier folgen. Immerhin iſt dieſe Sammlung ein intereſſantes Document der merkwürdigen Stellung, die Fürſt Bismarck ſeit ſeiner Entlaſſung einnimmt.

Börſenreform in Deutſchland von Franz Joſef Pilger und Ludwig Schwindt. III. Abſchnitt: Die Effectenbörſe nach den Erhebungen der Börſenenquêtecommiſſion von L. Schwindt. Münchener volkswirtſchaftliche Studien, Stuttgart, Cotta 1897.

Mit dieſem Bändchen ſchließen die Verfaſſer ihre „Darſtellung der Ergebniſſe der deutſchen Börſenenquête“, nachdem die beiden erſten Theile (Allgemeines und Productenbörſe) bei uns vor mehr als Jahresfriſt erſchienen und auch [illegible] an dieſer Stelle beſprochen worden ſind. Die klare, leichtfaſsliche und [illegible] Schilderung der thatſächlichen und rechtlichen Zuſtände an [illegible] Börſen nach den Ergebniſſen der Enquête und den [illegible] Schriften der Verfaſſer verdient weitere Verbreitung; ſie iſt [illegible] [illegible] ein richtiges Bild von der volkswirtſchaftlichen [illegible] [illegible] [illegible] zu vermitteln. Zuweilen hat [illegible] [illegible] in ſeiner Darſtellung der techniſch vor[illegible] [illegible] und Einrichtung der Börſe den Mis[illegible] [illegible] [illegible] Theil, ſo ſchlechte Menſchenmaterial [illegible] [illegible] treibt; doch klären die ſpäteren [illegible] [illegible] und [illegible] der Preſſe [illegible]

Digitized by Google

Emiſſionen den Leſer darüber auf, in welch ſchamloſer Weiſe unredliche Commiſſionäre und Emiſſionsfirmen ſich auf Koſten des unerfahrenen Publicums bereichern, und welche Rolle dabei journaliſtiſche Erpreſſer und Soldſchreiber ſpielen. Dieſe Erkenntnis, daſs nützliche Einrichtungen nur zu oft gemeinſchädlich misbraucht werden, leitet den Autor auch in ſeiner Kritik des mit dem neuen Börſengeſetz eingeführten Reformwerkes, und mit vollem Recht erkennt er den Hauptmangel desſelben darin, daſs es ſich in der Hauptſache mit der Abänderung und Erſchwerung der Technik des Börſengeſchäfts befaſst, ſtatt durch die Forderung ſtrenger moraliſcher Qualitäten für Zulaſſung zum Börſenbeſuch eine Gewähr für anſtändige und rechtſchaffene Ausübung des Börſengewerbes zu ſchaffen. Dem Buch iſt als Anhang das neue deutſche Börſengeſetz beigedruckt. **W. F.**

„Sohnesrecht“. Roman von Norbert Falk. Berlin, Hugo Steinitz Verlag.

Hat der Sohn ein Recht, die Ehe ſeiner verwitweten Mutter zu verbieten? Niemand kann leugnen, daſs es das natürliche Gefühl des Sohnes iſt. Der Autor dieſes Buches will aber das Recht des Sohnes beweiſen. Die Gründe, die er in die pſychologiſche Handlung des Romans einflicht, ſind tief und ſchwerwiegende. Allerdings hat Norbert Falk einen ernſten Fall gewählt. Dadurch unterſcheidet ſich ſein Thema von dem faſt gleichen Jacobſen's in „Frau Fönß“... Die Mutter hatte ihren verſtorbenen Gatten heiß geliebt, ihm heilige Eide der Treue noch am Sterbebett geleiſtet. Nach achtjähriger Witwenſchaft kommt der Freier, ein vornehmer, geiſtreicher Weltmann. Er verſteht es, in der noch ſchönen und begehrenswerten Frau Liebe und Sinnlichkeit zu erwecken. Hier beginnt die Tragödie des Sohnes. Er erträgt den Anblick ſeiner angebeteten Mutter als Verliebte und Geliebte nicht. Die Zärtlichkeiten, die ſie als Braut gibt und begehrt, widern ihn an. Seine Mutter gilt ihm für unantaſtbar. Einige Tage vor der Hochzeit bittet er ſie zum letztenmal: „Ich will Dir nur ſagen, daſs für dich Liebe und Geſchlechtlichkeit aufgehört haben ſoll — du biſt Witwe und Mutter! Was in zwei Weſen die große Flamme ſchürte, die alles materielle Wollen verbrannte, daſs die beiden Glück und Wohlfahrt verwarfen, um ſich zu vereinigen und ſodann in einem neuen Weſen aufzugehen, das iſt mehr als ein Plaiſir, wie Putz oder Trunk oder Tanz. Daſs das neue Weſen werde, iſt der Sinn der Liebe. Die Liebe einer Mutter iſt heilig! Eine Zeugeſtätte der Natur, voll Geheimniſſen und Wundern. Und dieſe darf nicht das Object gemeiner Begierden irgend eines Mannes werden, gar wenn der Zeuge ihrer Mutterſchaft lebt, der Sohn! Im Sohne lebt der Vater weiter! Ich bin der Vater! Und darum iſt es mein Recht, von Dir zu fordern, daſs Du Dein Verlöbnis löſeſt!“ Die von der Macht ihres Geliebten und ihrer wieder erwachten Jugend beſiegte Frau verſteht die Trauer, das Recht ihres Kindes nicht. Die Liebe zu ihrem Sohne hat nicht Schaden erlitten, das ſpürt ſie. Ihre Seele birgt zweifache Liebe. Beide, Mutter und Sohn, erkennen ſich nicht, ſie lieben ſich blaß. Würden beide, wie Gott, in das Tiefſte ſchauen dürfen, müſsten ſie ſich beide vergeben. Als blinde Menſchen haben beide im Kampfe recht. Beide unterliegen. Robert tödtet die Mutter und ſtirbt dann. — Dieſe Tragödie: Kampf der feindlichen Lebensinſtincte Liebe und Haſs, gleichzeitig aus den vitalen Tiefen der menſchlichen Natur ſteigend, hat Norbert Falk in einfacher, verſtandesklarer, pſychologiſch ſehr feiner, aber künſtleriſch vielleicht zu trockener Art ausgeführt. Würde dieſer Naturalismus ſich mit lyriſchen Farben verbunden haben, ſo hätten wir hier nicht nur ein feines und ernſtes, ſondern auch ein liebenswürdiges und hinreißendes Buch. **M. M.**

Revue der Revuen.

In der Discuſſion über die Betheiligung der Socialdemokratie an den preußiſchen Landtagswahlen, welche in einem der letzten „Socialiſtiſchen Monatshefte“ begonnen wurde — vgl. den Bericht in Nr. 150 unſeres Blattes — ergreift nun auch Bebel das Wort, und zwar in einem Beitrag zur „Neuen Zeit“. Er tritt bedingungslos für die Betheiligung ein. Die gegenwärtige politiſche Situation Deutſchlands läſst das Mitthun der Socialdemokratie rathſam erſcheinen, da die Bourgeoiſie, welcher ja die ſocialdemokratiſche Wahlbetheiligung vor allem zuſtatten kommen wird, ſich zur Zeit in ſchärfſter Oppoſition gegen Regierung und Conſervatismus befindet. Die Socialdemokraten haben dem Kampfe der Bourgeoiſie und in weiterem Sinne des Bürgerthums gegen das Junkerthum und eine ſeinen Raub- und Machtgelüſten freundliche Staatsgewalt nicht gleichgiltig gegenüberzuſtehen, ſondern müſſen ſie unterſtützen. Ein zweites Hauptmoment, das für die Betheiligung ſpricht, iſt die Thatſache, daſs bei den Regierungen und den reactionären Parteien das Beſtreben obwaltet, die Bedeutung der Landtage auf Koſten des Reichstags zu heben — dieſer nämlich iſt der preußiſchen Regierung zu radical. Da könnten die Socialdemokraten vorbeugen. Nun aber iſt die Partei nicht ſtark genug, um auch nur einen Candidaten aus eigener Kraft durchzuſetzen. Um hier oder da zu ſiegen, iſt ein Compromiſs mit gegneriſchen Parteien nothwendig. Die Wahltaktik wird ſich nach der Individualität der Wahlkreiſe zu richten haben; dort, wo die Partei ſich ſtark genug fühlt, ſocialdemokratiſche Wahlmänner aufzuſtellen, muſs ſie dieſes unter allen Umſtänden thun. Wo dies nicht möglich iſt, haben die Parteigenoſſen ſich bereit zu erklären, die Wahlmänner derjenigen Parteien zu unterſtützen, die ſich auf ein Minimalprogramm, das der Parteitag feſtzuſetzen hat, verpflichten. Damit aber volle Einheitlichkeit in die Action der Partei kommt und Düpierungen durch die Gegner möglichſt ausgeſchloſſen werden, ferner die Kräfte und die Hilfe der Partei möglichſt vortheilhaft ausgenutzt werden kann, dürfen die Genoſſen keines Wahlkreiſes ſich endgiltig auf ein Compromiſs mit den Gegnern einlaſſen, ſondern muſs die Endentſcheidung in die Hände eines eigens zu wählenden Centralwahlcomités gelegt werden.

In der **„Quinzaine“** ſchreibt Maurice Reſſéjac über Alfred de Vignys Weltanſchauung. Ein paar Jahrhunderte früher geboren, wäre Vigny ein Philoſoph nach der Art Vauvenargues oder Pascals geworden; ſo wurde er ein Dichter, aber der Philoſophie gehört der beſte Theil ſeines Lebens, und er war ſich bewuſst, welchen Wert ſie ſeinen Werken gab. „Er war eine Seele, die einen Körper gefunden hatte“, ſagt Reſſéjac, „aber er haſste dieſen Körper, weil er die Seele erniedrigte, und ſie unabläſſig aus den Regionen der Träume zur Kläglichkeit des Erdenlebens niederzwang. Keine Form ſchien Vigny geläutert, kein Schleier ätheriſch genug, um ſeine reinen Gedanken darin zu kleiden. Er träumte von einer überirdiſchen Kunſt, und das Schreiben war ihm eine Qual, weil er ſeine Gedanken materialiſieren muſste, indem er ſie niederſchrieb. Darum darf man von ihm ſagen, daſs ſeine herrlichſten poetiſchen Viſionen niemals aufgezeichnet wurden, ſondern in ſeiner Traumwelt verſchloſſen blieben, denn keine Form ſchien ihm würdig, ſie zu verkörpern.“

Die letzte Nummer (vom 27. Auguſt) des Wochenblattes **„Kraj“**, des in Petersburg erſcheinenden Organes der ruſſiſch-polniſchen Ugodowcen (Ausgleichspartei) enthält höchſt actuelle Beiträge. Der Leitartikel: „An der Wende der Geſchichte“ zieht eine Parallele zwiſchen der Polenfahrt des Czars Alexander II. im Jahre 1856 und derjenigen ſeines Enkels Nicolaus I. im Jahre 1897. Neben der Analogie weiſen dieſe beiden hiſtoriſchen Momente aber auch bedeutende, pſychologiſche Unterſchiede auf. Für die Polen von 1856 war zwar das Bild eines unabhängigen Vaterlandes ſchon in Nebel verſunken, es lebte aber noch die Erinnerung an das conſtitutionelle Congreſspolen, es herrſchte überall in Europa eine ſtarke Nationalitätenbewegung, welche erſt zur Einigung Italiens geführt hatte, es gab endlich Nachwirkungen einer auf Trümmern entſtandenen romantiſchen Poeſie, welche zu großen Thaten anfeuerte. Die Forderungen aller Polen ohne Unterſchied der Partei konnten alſo nicht anders lauten als: 1. politiſche Autonomie im weiteſten Sinne des Wortes u. ſ. w. 2. Vereinigung von Lithauen, Podolien, Wolhynien und der Ukraina mit dem Königreiche Polen. Die Gewährung dieſer Forderungen ſeitens des Selbſtherrſchers wäre ein Verrath an Rußland geweſen. Die vom Czar in franzöſiſcher Sprache beim Empfange der Behörden gehaltene Rede muſste alſo bei aller Milde der ſonſtigen Wendungen in die berühmte Wendung ausklingen: Surtout pas de rêveries, messieurs! welche ſoviel Verſtimmung hervorrief. Die letzten 40 Jahre haben die Polen von vielen Vorurtheilen und Illuſionen geheilt. Ihr Ziel iſt ein beſcheideneres: Erringen beſſerer Daſeinsbedingungen auf dem Wege ruhiger und legaler Arbeit. Warnungen vor der Verderblichkeit der Träumereien wären alſo verſpätet und überflüſſig. Im literariſchen Theil der beſprochenen Nummer iſt der Artikel: „Loſe Blätter“ hervorzuheben, der das übertriebene Streben der Polen, ihre Geiſteserzeugniſſe den Franzoſen bekannt zu machen, verſpottet. Den Anfang des Franzoſencultus in Polen bildeten die Polenlegionen in den Napoleoniſchen Armeen. In der Folgezeit haben alle polniſchen Genies der Diplomatie, Muſik und Poeſie in franzöſiſcher Sprache geſchrieben: Das Endreſultat iſt: in keinem Lande ſind die Polen ſo unbekannt, als in Frankreich. In Deutſchland kennt ohne ſpecielle Emiſſäre jeder Gebildete den „Pan Tadeusz“ in der Ueberſetzung von Lipiner, ebenſo den „Quo vadis“ von Henryk Sienkiewicz; die polniſche Kunſt nimmt dort eine anerkannte Stellung ein. Aehnliche Verhältniſſe herrſchen diesbezüglich in England und Amerika. Dagegen kann man in Frankreich noch immer alte Stahlſtiche finden, welche den nie verheiratet geweſenen Fürſten Joſef Poniatowski in dem Momente darſtellen, wo er von Weib und Kind Abſchied nimmt; ähnlicherweiſe kann man noch immer bezüglich der mythiſchen polniſchen Königstochter Wanda, welche in jungfräulichem Heroismus den Tod in den Fluten der verhaſsten Verbindung mit einem „Deutſchen“ vorzog, in franzöſiſchen Salons die Phraſe vernehmen: Oh! la pauvre Pologne! la brave Vanda qui s'est poignardée quand son mari fut exilé en Siberie! Merkwürdig iſt auch der Ton der ganzen Nummer, der in der Beſprechung polniſch-ruſſiſcher Verhältniſſe faſt weſteuropäiſch klingt. **M. W—z.**

Selbſtzucht.

Von Otto Julius Bierbaum.

Wir hatten die Ehre und das Vergnügen, einen königlichen Staatsanwalt unter uns zu ſehen, und wir machten dabei die Bemerkung, daſs es eine unrichtige Behauptung iſt, wenn einige ſagen, der Wein werde ſauer in Gegenwart eines ſolchen Würdenträgers. Nein, unſer alter Burgunder blieb milde und voll wie er war. Aber das iſt richtig: unſer Geſpräch kriegte was ſäuerlich Muffiges. Nicht allein, daſs auch nicht der geringſte Bundesfürſt beleidigt wurde, was doch ſonſt in dieſer Zeit der Decompoſition aller guten Angewohnheiten häufig iſt und, wie ich bemerkt habe, beſonders oft beim Rothſpon der begüterten Claſſen vorkommt, nein, man hob auch ſonſthin die Lippen mit einer ungewöhnlichen Behutſamkeit. Schließlich fieng man, und wir waren doch lauter alte Corpsbrüder, die mancherlei miteinander ausgefreſſen hatten, gar von Moral zu reden an. Zumal der jüngſte unter uns, der eben erſt Referendar und damit alter Herr geworden war, ſchwang die weiße Fahne der Moral mit faſt zu lebhafter Befliſſenheit.

— Alles, was recht iſt! rief er, Jugend muſs austoben, gewiſs! Aber wenn man älter wird, muſs man ſich beſinnen und nicht gleich ſo ... ſo ...

— Losgehen meinen Sie, warf der alte Sanitätsrath Kernſchlier ein, der der älteſte unter uns war.

— Ja, ſo ähnlich, oder, na, kurz: Selbſtzucht!

— Das iſt ein gutes Wort, Herr Corpsbruder, ſagte wieder der Sanitätsrath, eins von den auserleſen guten, die man darum nicht eitel nennen ſoll wie den Namen Gottes. Aber dieſe heiligen und hohen Dinge haben es wunderlich in ſich. Erſt lehrt man ſie uns, und nun glauben wir ſie; dann erkämpfen wir ſie uns, und plötzlich zweifeln wir an ihnen.

Der kleine Referendar hob den Kopf: Zweifeln? An der Nothwendigkeit und Heiligkeit der Selbſtzucht zweifeln, Herr Sanitätsrath? Sein Schnurrbart ſträubte ſich noch höher, als er ſchon gebraunt war.

Digitized by Google

— Nicht ſo, Herr Corpsbruder, nein, das nicht. Abſolut genommen befeſtigen ſich dieſe Ideale im allgemeinen wohl, ſo daſs ſie, als Ideale eben, nicht mehr angefochten werden von uns; aber, ſehen Sie, je älter man wird, umſo geneigter wird man, die Dinge, auch die hohen, relativ zu nehmen. Sprach der Sanitätsrath.

Der Referendar, wie ich vermuthe, verſtand das nicht gleich ganz und merkte nur, daſs ſeine Jugend hier nicht als Erkenntnisfactor behandelt wurde, und ſo erwiderte er: Zweifellos bin ich noch nicht alt genug, um den Sinn dieſer relativen Auffaſſung der Dinge zu begreifen, Herr Sanitätsrath, aber es ſcheint mir eine Auffaſſung zu ſein, die ſchließlich die Ideale negiert.

Der Staatsanwalt ſtimmte bei: Ein Ideal, wie das der Selbſtzucht, hat nur einen Wert, wenn man es in ſeiner ganzen abſoluten Reinheit und Schärfe ſtricte begreift. (Er liebte das Wort: ſtricte.) Nur ſtricte begriffen, haben Ideale überhaupt praktiſchen Wert.

— Für euch Staatsanwälte, lieber Freund, ſagte der Sanitätsrath. Wir anderen Menſchen müſſen uns mit Relativis begnügen. Ein Juriſt darf wie ein Kirchenvater reden, und ein Staatsanwalt muſs es wohl. Aber z. B. wir Mediciner, du lieber Gott, woher ſollen wir eure Procuratorenſtrenge nehmen, die wir mit dem Fleiſch zu thun haben, von dem ſogar die Schrift ſagt, daſs es ſchwach ſei? Wir kriegen ſchon von berufswegen einen Sinn fürs Relative oder, wie ich auch ſagen möchte, für die Nuance. Es iſt ja auch klar: Ihr ſeid zum Strafen da, und die Peitſche hat einen harten, feſten Stiel; unſer Amt aber iſt, zu heilen, und das Fleiſch, mit dem wir zu thun haben, iſt weich.

Der Staatsanwalt wurde gelinde ärgerlich: Du haſt ganz die Art unſerer bilderreichen Herren Vertheidiger, die vor den guten Geſchworenen mit Metaphern jonglieren, bis das feſte Bild der Wirklichkeit mit ihren ſtricten Forderungen nicht mehr zu ſehen iſt. Wo willſt du eigentlich hinaus: Soll der Menſch Selbſtzucht üben oder ſoll er ſein wie das liebe Vieh, das ſeinen Trieben oder, wie du ſagen möchteſt, ſeinem weichen Fleiſche folgt?! Das Fleiſch der Schweine iſt nämlich ebenſo weich, wie das der Menſchen.

Der Referendar lächelte. Der Sanitätsrath aber ſprach: Ueber das Sollen habe ich kein Amt zu reden. Dafür ſeid ihr da. Daſs ich die Nothwendigkeit hochaufgerichteter Ideale anerkenne, habe ich ſchon geſagt. Sie ſind goldene Ziele, und wer ſie erreicht, iſt vollkommen. Aber ich habe es nicht bloß aus Büchern gelernt, ſondern ſehe es täglich im Leben, daſs die Vollkommenheit eine überaus ſeltene Sache iſt, ſelbſt unter ſehr anſtändigen Leuten. Solange ich auch lebe, ich bin noch k e i n e m Heiligen begegnet, weder unter Juriſten noch unter Medicinern; auch unter Theologen nicht; und mit Philoſophen habe ich keinen Umgang, weil ſie immer ſeltener werden. Und ſo habe ich denn auch quoad Selbſtzucht gefunden, daſs ſchon eine relative Ausübung dieſer Tugend rühmlich iſt. Weshalb ich übrigens vorhin, als unſer jüngſter Conphiliſter ſo löblich für das Ideale eintrat, meine Bemerkung machte, das hat ſeinen Grund in einer perſönlichen Erfahrung an mir ſelber, die ich aber vor einem Staatsanwalt, und wäre er auch mein Corpsbruder und ehemaliger Leibfuchs, nicht mittheilen kann.

— Das wäre noch ſchöner, rief der dicke Major a. D. Denke, der ſeinerzeit aus dem Corps ins Caſino umgeſattelt war, daſs ein Leibburſch ſich vor ſeinem Leibfuchs genieren ſollte! Wo bleibt da der Comment? Das iſt Nihilismus! Hier gelten die Semeſter, wenn ich bitten darf.

Und der Staatsanwalt erhob ſein Glas und rief: Dein Specielles, Leibburſch! Schieß los!

Der Sanitätsrath that einen guten Zug und ſprach: Das Ding iſt heikel. Aber, wenn die Semeſter gelten, hab' ich hier niemand über mir, und gerade, weil ich ein alter Burſch bin, noch aus der Zeit, da man noch das Tonnencerevis trug, darf ich's vielleicht erzählen. Aber unſer jüngſter alter Herr muſs mir verſprechen, daſs er mich nicht verachtet.

Der kleine Referendar machte eine große Verbeugung und trank ſein volles Glas aus.

— Alſo gut denn! Und zuvor nochmals dies: Ich verehre die Heiligen und bekenne mich, ich darf wohl ſagen: jetzt mehr denn je, zur Selbſtzucht.

Wenn ich dabei auch die andere Seite ſehe, thu' ichs wie Auguſtinus, obwohl ich ſeine radicale Methode, ſich vor Anfechtungen zu ſchützen, nicht billige. Alſo: ich war, mein Gott, wie lange das nun her iſt, gerade vom Gymnaſium frei, und das Gymnaſium war eine königlich ſächſiſche Fürſtenſchule geweſen, ein Internat, meine lieben Herren, von dem ſich keiner einen Begriff machen kann, der nach den [illegible] nach Hauſe hat gehen dürfen. So alt ich bin, [illegible] deutlich fühl' ich's noch, [illegible] das im Grunde war. Es gibt ja [illegible]

manchmal ſeltſam umarmt, wir großen Burſchen zwiſchen 18 und 20 Jahren, denen der Bart aus der Backe ſtach. Und dabei laſen wir Platons Sympoſion, wo ſich die alten Griechen in ihrer verteufelt unchriſtlichen Art über die Liebe unterhalten. Ich weiß augenblicklich nicht mehr, ob da von Selbſtzucht die Rede iſt. Es kann ſein. Aber gut: endlich war ich frei und fuhr ſüdwärts der Stadt zu, wo wir alle unter rothen Mützen ſo fidel geweſen ſind.

— Stoßt an, Freiburg ſoll leben, hurrah, hoch! ſang der dicke Denke mit Schmelz und Leidenſchaft, und die Gläſer fuhren aneinander.

Aber vorher machte ich in einer kleinen Stadt, ich nenne ſie nicht, ihr kennt ſie alle, Halt. Ich machte überhaupt oft Halt auf meiner Reiſe. Es gefiel mir überaus gut, ſo in den Hotels abzuſteigen und als freier Herr in den fremden Städten herumzuſpazieren, eingeſchrieben als „stud. med. auf der Reiſe nach Freiburg. Legitimation: Reifezeugnis der kgl. Fürſtenſchule zu Meißen in Sachſen". Das Hotel hieß „Zur goldenen Traube."

— Aha! erklangs im Kreiſe!

> Ich kenne die Wirtin, ich kenne den Wein,
> Ich kenn' auch der Wirtin Töchterlein,
> Wir haben zuſammen getrunken
> Und ſind uns ans Herz geſunken,
> Da ſchlief die Kleine ein.

Ja, ja, aber das Lied iſt älter als ich, und der Wirtin Töchterlein iſt's nicht geweſen.

— Sondern? fragte in höchſter Spannung der dicke Denke.

Laſs nur, laſs! Ja, wie war es doch? richtig: ich kam gerade zur Mittagszeit an und hatte nur eben Zeit, mich zu waſchen und umzuziehen, dann gieng ich hinunter an die Tafel. Ich ſehe mich noch mit meiner Fürſtenſchüler-Tanzſtunden-Verbeugung, wie ich an den Tiſch trat und hinten, gerade neben dem Fenſter mit dem alten Epheuſtock, ein junges Mädchen erblickte, das mir augenblicklich ſo in Herz und Seele gut gefiel, daſs ich in ihrer Gegenwart kaum zu eſſen wagte. Vorſtellen kann ich ſie mir jetzt aber nicht mehr. Nein, wie ich mich auch anſtrenge. Es kommt immer bloß ſo ein glänzendes Idealbild heraus, bei dem man alles empfindet, aber höchſtens zu ſagen weiß, daſs blonde Zöpfe und blaue Augen dazugehörten. Aber ich kann nicht einmal mehr für die Augen einſtehen. Sie können auch braun geweſen ſein, obwohl ich allerdings g l a u b e, daſs ſie blau waren.

— Leibburſch! rief der Staatsanwalt, ich glaube, du biſt n o ch verliebt?

Der Sanitätsrath nickte nachdenklich mit dem Kopfe: Seltſam, ſeltſam; wenn ich denke: ſo zueinander geſtoßen wie im Wirbelwind, ineinander geweht wie zwei Flammen, und dann dahin. Vielleicht iſt das die Frau geweſen, die ich dann nicht mehr gefunden habe. Vielleicht zur Strafe nicht gefunden. Es ſchien, als wollte der alte Herr ſehr nachdenklich werden, aber er gab ſich einen Ruck: Dies, Leibfuchs, zum Beweis, daſs ich nicht ohne moraliſche Gefühle bin. Uebrigens, das iſt das Alter. Weg damit! Wo war ich doch ſtehen geblieben . . .? Ja, richtig: alſo das Mädel gefiel mir ſehr gut und ich guckte ſie wohl ein biſschen häufiger an, als es dem Elternpaar, das neben ihr ſaß, gefallen mochte. Sie brachen mit einer ſteifen Verbeugung, das Mädelchen bloß mit einem kurzen Kopfnicken, ſchnell auf und giengen in die Stadt. Ich ſah den blonden Zopf mit der blauen Schleife noch lange. So ſechzehn, ſiebzehn Jahre, dacht' ich mir. Wie ſie nett ſchwänzelt, und wie der Zopf hin- und herfährt! O, du Schatz, du Schatz! Wirklich mit dieſen Worten, ausgeſprochen, dachte ich an ſie. Und mir war unbeſchreiblich ſelig zumuthe.

Ich glaube, der Sanitätsrath ſchämte ſich, wie er das ſagte. Wir merkten jedenfalls, daſs es ihm nahe gieng. Der dicke Denke, wie gewöhnlich, fand den rechten Vers, die Stimmung gut ins Glatte zu löſen. Er brummelte:

> Und das Zopferl gieng bim-bam,
> Und das Herz ſchlug mir zuſamm',
> Ach, du liebe Welt!

Der Sanitätsrath trank dem hilfreichen Major dankbar zu und fuhr fort: Ich ſah ſofort im Fremdenbuch nach, wie die Familie wäre und fand die Eintragung: Zimmer 13 und 14 Rentier Brandeiß mit Frau und Tochter. Hinter das Tochter hatte eine Mädchenhand geſchrieben: Liſbeth. Ich konnte die ſchmächtigen, ganz flach hingelegten Züge heute noch nachſchreiben. Damals hätt ich ſie küſſen mögen. Ihr ſeht alſo, ich war nach Menſchenmöglichkeit verliebt. Es war das erſtemal in meinem Leben. Wirklich. Und es iſt nie wieder ſo gekommen. So blitzſchlaghaft. Nein. Nie.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. Wien, den 18. September 1897. Nummer 155.

Die Obſtruction.

Wenn demnächſt bei der Eröffnung der neuen Seſſion des Reichsrathes die Oppoſition das Haus in einer anerkanntermaßen viel günſtigeren Lage wieder betritt, als ſie es verlaſſen, ſo hat ſie dies nicht zum mindeſten dem glücklichen Unverſtand ihrer Gegner zu verdanken, der die Oppoſition vor den Folgen ihrer eigenen Fehler beſchützt hat.

Denn die Obſtruction begann im April d. J. mit einem groben taktiſchen Fehler. Eine der erſten Regeln der parlamentariſchen Taktik gebietet, mit der Obſtruction erſt in jenem Augenblick einzuſetzen, in welchem die Regierung eine dringende, an einen nahen Termin gebundene wichtige Maßregel vom Hauſe zu fordern hat, deren rechtzeitiges Zuſtandekommen durch die Obſtruction verhindert werden kann. Gegen dieſe Regel hat die Obſtruction in ihrem Anfang verſtoßen. Im April war nicht nur keine dringende, ſondern überhaupt keine wichtige Regierungsvorlage vor dem Hauſe. Hätten Regierung und Majorität auch nur eine Kleinigkeit vom parlamentariſchen Handwerk verſtanden, ſo würden ſie die Obſtruction in jenem, um ein halbes Jahr verfrühten Augenblick mit innerlicher Freude aufgenommen haben, weil ſie damals ſechs überflüſſige Monate vor ſich hatten, um die Oppoſition durch die bis zur Sinnloſigkeit getriebene Wiederholung der blöden Abſtimmungsceremonie ſich ſelbſt zu Tode obſtruieren zu laſſen. Mit raffinierter Gerechtigkeit hätte das Präſidium ſtrenge darüber wachen müſſen, daſs nicht der leiſeſte Verſtoß gegen die Geſchäftsordnung der Obſtruction neue Munition und der ſie beobachtenden öffentlichen Meinung neue Senſationen zugeführt hätte. So wäre die Obſtruction binnen wenigen Wochen an ihrer eigenen Langeweile zu Grunde gegangen. Vor dieſer großen Gefahr hat ſchon das Präſidium in der vergangenen Seſſion durch ſeine beſinnungsloſen Geſchäftsordnungswidrigkeiten die Obſtruction bewahrt. Und als ſelbſt dieſe ihren Reiz zu verlieren drohten, kam Graf Badeni wie ein von Gott geſandter Schutzengel der Obſtruction zu Hilfe, indem er das Haus, wie ſich nun zeigt, auf vier Monate faſt verabſchiedete.

Dieſe vier Monate ſind für die Regierung verloren, für die Obſtruction gewonnen. Jetzt endlich iſt der Zeitpunkt da, wo die Obſtruction regelrecht einſetzen kann, da nunmehr dringliche Maßregeln — Delegationenwahl, Ausgleichs-, Budgetproviſorium — vorliegen, die keinen langen Aufſchub vertragen. Aber mit dieſem unſchätzbaren Poſitionsgewinn iſt die unbewuſste Gnadengabe des Grafen Badeni an die Oppoſition noch nicht erſchöpft. Schon die ungewöhnliche Form der Schließung, in der Graf Badeni den Reichsrath heimgeſchickt hat, kommt einer kleinen Waffenlieferung gleich, deren Wert um deswillen nicht geringer wird, weil ſie nicht beabſichtigt iſt. Die erfolgte Schließung macht jetzt die höchſt umſtändliche Neuconſtituierung des Parlamentes zur Nothwendigkeit, für welche, neben den geſetzlichen Beſtimmungen, auch das Vorbild der einzigen analogen, nämlich der fünften Seſſion (1869/70) maßgebend iſt. Nach § 1 der Geſchäftsordnung muſs zunächſt der Alterspräſident den Vorſitz übernehmen. Nach § 2 muſs dann die „feierliche Eröffnung des Reichsrathes in Gegenwart beider Häuſer entweder durch den Kaiſer in eigener Perſon oder durch eine hiemit vom Kaiſer beauftragte Commiſſion erfolgen, welche den verſammelten Reichsrath mit einer kaiſerlichen Botſchaft (Thronrede) begrüßt". Dann kommt die Prüfung der Wahlacte, Ausloſung der neun Abtheilungen und Wahl des Legitimationsausſchuſſes, nach § 3. Erſt darnach darf gemäß § 5 die Wahl des Präſidiums, der Schriftführer und Ordner vorgenommen werden. Es folgt die Wahl der gewiſſen nothwendigen ſtändigen Ausſchüſſe wie desjenigen für die Petitionen. Ohne Zweifel wird, wie dies die Pflicht der Loyalität erfordert, von beiden Seiten des Hauſes der Antrag geſtellt werden, die Thronrede mit einer Adreſſe zu beantworten. Zu dieſem Zweck muſs wieder ein Adreſsausſchuſs gewählt werden: Alles nothwendige Verzögerungen, die einer geſchulten Obſtruction zu weiteren Verzögerungen einladende Gelegenheit geben. Außer dieſen, durch die unnöthige Schließung nöthig gewordenen vorbereitenden Geſchäften harrt noch ein Nachtragsgeſchäft. In der fluchtartigen Eile, in der die vorige Saiſon geſchloſſen wurde, hat das umſichtige Präſidium vergeſſen, die Protokolle der zwei letzten Sitzungen vom 1. und 2. Juni rectificieren zu laſſen. Dieſes Verſäumnis muſs ſofort bei Beginn der neuen Seſſion eingeholt werden, und Anträge, die ſich auf die genannten Protokolle beziehen, können nicht bloß, ſondern müſſen gemäß § 50 der Geſchäftsordnung noch in der allererſten Sitzung, in dem Momente bereits, wo der Alterspräſident die Tribune betritt, angemeldet und verhandelt werden.

So ungefähr ſtellt ſich der beſondere Nutzen dar, den die Obſtruction aus der vorgethanen und nachbedachten Schließung des Reichsrathes gleich für die erſten Sitzungen des Hauſes ziehen kann. Außerdem kann ſie von den gewöhnlichen Obſtructionsmitteln den ausgedehnteſten Gebrauch machen. Neben den namentlichen Abſtimmungen, die ſich ſchon in der vorigen Seſſion als kraftſparende Zeittödter bewährt haben, wird diesmal, da man ſich ſchon deren Oede wegen auf Abſtimmungen allein nicht wird beſchränken können, den ſelbſtändigen Dringlichkeitsanträgen ein beſonderes Augenmerk zuzuwenden ſein. Geeignete Gegenſtände dafür hat die Regierung durch ihre Thätigkeit im letzten Halbjahr in mehr als nothwendiger Zahl geliefert. Die Aufhebung der Sprachenverordnung wird ſicherlich einen der erſten Dringlichkeitsanträge abgeben. Aber auch die mittlerweile erfolgte Handhabung der Sprachenverordnungen, ſonſtige in dieſer Zeit erfolgte Maßnahmen der Regierung, wie die verfaſſungsmäßig anfechtbaren Nothverordnungen, ferner die gerüchtweiſe als bevorſtehend gemeldeten einſeitigen nationalen Verfügungen der Regierung und alle ſchwebenden Angelegenheiten, wie der verſchollene ungariſche Ausgleich, werden der Obſtruction manche wertvolle und dringliche Anregung geben. Daneben darf an die Wahrung der politiſchen Freiheitsrechte nicht vergeſſen werden. Die Ereigniſſe dieſes Sommers, vom Geheimerlaſs angefangen bis zu den neueſten Zeitungsconfiscationen, haben auch jenen exclusiv-nationalen Kreiſen, die bisher eine zu geringe Empfindlichkeit für die politiſchen Rechte gehabt haben, klar gezeigt, wie wichtig eine zeitgemäße Reform unſeres Preſs-, Vereins-, Verſammlungsrechts, der politiſchen Paragraphen unſeres Strafgeſetzes, ſowie einer Dienſtespragmatik für die Staatsbeamten iſt. Nach allen dieſen Richtungen liegen in den Acten der früheren Seſſionen des Abgeordnetenhauſes vollſtändig formulierte Anträge und vorzüglich ausgearbeitete Begründungsreden, zumtheil aus der liberalen Vergangenheit der jungczechiſchen Partei, vor. Es iſt hohe Zeit, daſs alle dieſe ererbten Vorſchläge endlich auch im neuen Haus zur Erörterung gelangen, und wenn man dabei zugleich auch etwas für die Obſtruction thun will, iſt die Form der Dringlichkeitsanträge dafür wie von ſelbſt gegeben. Auch jenen Gegnern der Obſtruction, die um Brot für das Volk rufen, kann durch volkswirtſchaftliche Dringlichkeitsanträge geholfen werden, für die gleichfalls viel Material in alten Protokollen bereit liegt. Aus der Geſchäftsordnung iſt kein Grund zu entnehmen, warum die Dringlichkeitsanträge nicht ſchon in der Functionszeit des Alterspräſidenten nach ihrer ſogenannten formalen Seite in Behandlung genommen werden ſollten. Im Fall Szajer hat das Haus ſogar einen ausdrücklichen Präcedenzfall dafür geſetzt, den die Obſtruction ausnützen kann, wofern ſie ſich durch allerfrühzeitigſte Ueberreichung ihrer Dringlichkeitsanträge deren Priorität ſichert, ſowie es andererſeits der Regierung und der Majorität unbenommen bleibt, auch ihrerſeits Vorlagen und Anträge vor das Haus zu bringen, deren Discuſſion die Oppoſition durch zahlreiche Amendements bis zur Höhe philologiſcher Gründlichkeit ſteigern kann. Einen ſolchen Antrag wird die Regierung ſogar binnen vier Wochen einbringen müſſen, den auf Genehmigung ihrer Nothverordnungen, der ungezwungen reichlichen Stoff zur Erörterung geben wird.

Die Karten liegen bei Beginn dieſer Seſſion nicht ungünſtig für die Obſtruction. Aber ſie wird ſie mit Verſtand benutzen müſſen, wenn ſie gewinnen ſoll. Denn auf das ſinnloſe Spiel ihrer Gegner, aus dem ſie bisher Vortheil gezogen, darf ſie vorſichtsweiſe in der neuen Seſſion nicht mehr rechnen. Die Obſtruction wird ſich förmlich organiſieren und, bei ſtrengſter Beobachtung der Geſchäftsordnung und weiſeſter Ausnutzung ihrer Kräfte, für ihre Taktik den Grundſatz feſthalten müſſen, daſs für ſie der längſte Weg immer der beſte iſt.

K.

Der Vatican und die franco-ruſſiſche Allianz.

Von einem römiſchen Clericalen.

Die officielle Proclamierung der franco-ruſſiſchen Allianz, welche in Petersburg durch den Czaren und Mr. Felix Faure erfolgte, hat im Vatican große Freude verurſacht. Am Abend der Ankunft Felix Faures hatte der Nuntius von Paris zum Zeichen der Genugthuung in ſeinem Palais die weiß-gelbe päpſtliche Fahne aufſtecken laſſen und der Nuntius, nicht etwa der Erzbiſchof von Paris war es, welcher bei der religiöſen Ceremonie in der Baſilika von Montmartre das Tedeum der Dankbarkeit angeſtimmt hat. Nicht allein, daſs dieſe Manifeſtation des Pariſer Repräſentanten des Heiligen Stuhles im Vatican nicht miſsfallen hat: ich bin ſogar überzeugt, daſs Cardinal Rampolla, wenn er ſich getraut hätte, an dieſem Tage die Fenſter des Vaticans illuminiert hätte. Wie immer es ſei, der Cardinal und Staatsſecretär hat ſich damit begnügen müſſen, in ſeinem Organ, dem „Oſſervatore Romano",

Digitized by Google

enthuſiaſtiſche Artikel zu Ehren des Zweibundes erſcheinen zu laſſen. „L'Osservatore Romano“ iſt ſo weit gegangen zu behaupten, daſs der wahre Schöpfer des Zweibundes Leo XIII. ſei. Wenn man dieſem Journale glauben ſoll, muſs man vorher die berühmte Encyclica geleſen haben, worin der Papſt den franzöſiſchen Katholiken die Zuſtimmung zur Republik empfiehlt, welcher die Hand zu reichen auch der Czar Alexander III. ſich entſchloſſen hat. Der „Osservatore Romano“ ſchrieb vor einigen Tagen wörtlich folgende Worte: „Ohne dieſe Encyclica hätten die Ereigniſſe von Kronſtadt niemals ſtattgefunden.“

Woher kommt dieſe enthuſiaſtiſche Zuſtimmung des Heiligen Stuhles zum Zweibund? Weshalb geht die päpſtliche Würde aus ihrer Reſerve heraus, die ihr Charakter und ihre Aufgabe ihr auferlegt, um an den internationalen Streitigkeiten theilzunehmen, welche Europa theilen? Das iſt eine Frage, welche intereſſant genug iſt und die wir verſuchen werden zu beantworten.

Einer der wichtigſten Gründe, welche dieſe moraliſche Zuſtimmung des Heiligen Stuhles zum Zweibund verurſachen, iſt der Haſs gegen den Dreibund. Seit dem Tage, an welchem die Tripelallianz gegründet wurde, iſt auf ihr der Bann und die Verdammung des Vaticans gelegen. Der Dreibund ſichert Italien den unverſehrten Beſitz ſeines Territoriums, infolgedeſſen auch den Beſitz von Rom, und das verzeiht die päpſtliche Diplomatie niemals. Seitdem Cardinal Rampolla zur Macht gelangte, iſt ſeine Oppoſition gegen den Dreibund ſein „Delenda Carthago“ geweſen. Wie viel diplomatiſche Noten ſind an den Wiener Nuntius gegangen, worin der Staatsſecretär Mſgre. Galimberti ermahnte, ſeinen Einfluſs auf die öſterreichiſch-ungariſche Regierung auszuüben, damit dieſer verdammte Bund gebrochen werde! Cardinal Galimberti antwortete, daſs die Tripelallianz beſtehe, daſs ſie gegründet ſei auf der Gemeinſchaft der dynaſtiſchen Intereſſen Centraleuropas, daſs ſie ein weſentlich conſervatives und friedliches Ziel verfolge und daſs es das Beſte für den heiligen Stuhl wäre, ſich ihr anzupaſſen, ſtatt eine lärmende und fruchtloſe Oppoſition zu machen. Der Cardinal Rampolla wollte davon nichts hören. Die Tripelallianz war für ihn das apokalyptiſche Thier, welches man um jeden Preis vernichten müſſe. Dieſer Krieg des Vaticans gegen die Tripelallianz erklärt gewiſſe Manipulationen der öſterreichiſchen Politik. Es iſt gewiſs, daſs Graf Kalnoky, um den Heiligen Stuhl zu beruhigen und ſeine Feindſeligkeit zu entwaffnen, nach mehr als einer Aufforderung im Schoße der Delegationen Erklärungen abgab, welche Italien ziemlich feindſelig und der römiſchen Frage günſtig waren. Dieſe Erklärungen regiſtrierte Mſgre. Galimberti als einen Triumph ſeiner Geſchicklichkeit. Unglücklicherweiſe erachtete Cardinal Rampolla dieſe Erklärungen als ungenügend und beharrte mehr denn je in ſeiner Feindſchaft gegen die Tripelallianz, beſonders aber gegen Oeſterreich, denn von allen Mächten des Dreibundes iſt Oeſterreich in ſeiner Eigenſchaft als katholiſche Macht und einſtige Beſchützerin des heiligen Stuhles jene Macht, welcher die Diplomatie des Cardinal-Staatsſecretärs am wenigſten verzeihen wird, in einen Vertrag eingegangen zu ſein, welcher Italien den ruhigen Genuſs der ewigen Stadt ſichert. Dieſe Oppoſition gegen Oeſterreich beſtand lange und beſteht noch in gewiſſer Hinſicht, als einer der fundamentalſten Punkte im politiſchen Programm des Cardinals Rampolla. Die Freunde unſerer Freunde ſind unſere Freunde, ſagen die Franzoſen. Man kann ebenſo ſagen: Die Feinde unſerer Feinde ſind unſere Freunde. Entſprechend dieſem Princip hat der Haſs gegen den Dreibund die Liebe zum Zweibund erzeugt. Die einzige Thatſache, daſs der Zweibund gegründet wurde, um dem Dreibund ein Gegengewicht zu ſchaffen, hat dem Zweibunde die Sympathien des Vaticans geſichert. Die Zurückforderung Roms und die Löſung der päpſtlichen Frage iſt eines der hauptſächlichſten Dinge der Politik Leos XIII. Im Vatican iſt man überzeugt, daſs am Ausgang des nächſten europäiſchen Krieges, welcher von einem Moment zum anderen ausbrechen kann, die römiſche Frage wieder aufs Tapet kommen wird, genau ſo wie am Wiener Congreſs im Jahre 1815. Bis dahin iſt die päpſtliche Diplomatie gezwungen, ſich gegen die Tripelallianz zu engagieren, denn ein Sieg des Dreibundes ſicherte den status quo Italiens, während eine Niederlage der Tripelallianz zur Folge haben könnte, daſs der Papſt wieder in ſeine Rechte als weltlicher Souverän der Stadt Rom eingeſetzt werde. Ich behaupte gar nicht, daſs die päpſtliche Politik dieſe Berechnung in einer ebenſo deutlichen und brutalen Manier gemacht habe, aber es iſt gewiſs, daſs die Hoffnung auf eine Reſtaurierung infolge des franco-ruſſiſchen Sieges eines der entſcheidenden Motive iſt für die derzeitigen Sympathien des päpſtlichen Stuhles mit dem Zweibund. Dieſe Hoffnung dringt namentlich durch die Artikel der amtlichen Preſſe des Heiligen Stuhles, welche nicht aufhört, den Abſchluſs des Zweibundes als einen Sieg zu begrüßen, bedeutſam für das [illegible].

Man muſs geſtehen, daſs dieſe Haltung des Papſtes kaum [illegible]

[illegible]

ſchaffen werde, iſt überzeugt, daſs ſie den Intereſſen der Kirche und des Katholicismus in eminenter Weiſe diene.

Vergeſſen wir nicht, daſs Leo XIII. ein weſentlich politiſches und diplomatiſches Talent iſt. Der gegenwärtige Papſt ſcheint ſich gewiſſe Päpſte des 15. und 16. Jahrhunderts zum Vorbild genommen zu haben, jene wie Sixtus V., welche gewöhnlich in der inneren Politik der Staaten intervenierten, Allianzen ſchufen und zerſtörten und ſich bei dieſer oder jener Macht betheiligten, je nachdem es ihre momentanen Intereſſen erforderten. Die Politik Sixtus' V. hat hingereicht, um Heinrich IV. zum Schaden der ſpaniſchen Ambitionen die franzöſiſche Krone zu ſichern. Ebenſo hat Leo XIII. den Ruhm, die verſchiedenen Parteien Frankreichs geſchützt und die Legitimität der Republik begründet zu haben. Die Zeiten haben ſich gewiſs geändert, aber wenn Sixtus V. in unſeren Tagen wieder erſchiene und die Neuerrichtung der weltlichen Macht im Auge hätte, würde er vielleicht nicht anders vorgehen als Leo XIII.

Ein anderer Beweggrund für die franco-ruſſiſche Sympathie des Papſtes iſt die hohe Vorſtellung, welche Leo XIII. von der Beſtimmung Ruſslands hat. Er iſt überzeugt, daſs Ruſsland die Zukunft des Orients gehört, daſs ihm früher oder ſpäter Conſtantinopel zufallen wird und daſs es infolgedeſſen im Intereſſe des Papſtthums liegt, eine Macht geſchickt zu behandeln, die, wenn man ſich an ſie ſtößt, dem Katholicismus das größte Uebel zufügen kann. Der Cardinal Galimberti und ein anderer Cardinal, deſſen Namen ich verſchweige, weil er noch lebt, haben ſich wiederholt gemeinſam zu Leo XIII. begeben und ihm folgenden Vortrag gehalten: „Heiliger Vater, Sie ſpielen ein gefährliches Spiel, indem Sie den ruſſiſchen Ambitionen ſchmeicheln. Der Katholicismus hat keinen tödtlicheren Feind als Ruſsland. Wenn dieſe Macht je das Uebergewicht gewinnt, ſo wird dies den Zuſammenbruch der katholiſchen Kirche in dieſen Gegenden bedeuten und das Ende Ihrer Pläne zur Vereinigung der Kirchen.“ Leo XIII. hat ſich durch dieſe Rede nicht überzeugen laſſen. Gewiſs deshalb, weil er an die Zukunft Ruſslands glaubt und es für weiſer hält, Ruſsland geſchickt zu behandeln und zum Verbündeten zu haben. Es iſt beſſer, Ruſsland für ſich als gegen ſich zu haben, das iſt eine Triebfeder, welche die Politik Leos XIII. treibt.

Fügen wir ſchließlich hinzu, daſs die ausgeſprochen franzoſenfreundlichen Gefühle des Papſtes, ihn zu Ruſsland drängen. Je älter er wird, umſomehr ſcheint ſich ſeine Liebe zur franzöſiſchen Republik zu verdoppeln. Leo XIII. iſt heute republikaniſcher denn je. Indem er angeſichts Europas die Legitimität der demokratiſchen Inſtitutionen proclamierte, hat er der franzöſiſchen Republik einen Dienſt erſten Ranges erwieſen, und es iſt ein ſehr menſchliches, allen Pſychologen bekanntes Gefühl, daſs man die Leute liebt, denen man einen Dienſt erwieſen hat, und daſs man ſich an ſie hält. Leo XIII. ſieht heute mit Vergnügen, daſs dieſe Republik, welcher er zum Eintritt in das europäiſche Concert mithalf, ſeither ihren Weg gemacht hat und gediehen iſt. Er freut ſich darüber, wie wenn dies größtentheils ſein Werk wäre.

Man muſs geſtehen, daſs die franzöſiſche Republik bis heute eine begeiſternde Chance gefunden hat, ſie hat zwei Beſchützer, zwei Gönner, auf welche ſie ſich gut verlaſſen kann: den Papſt und den Czaren. Vom Czaren, verſteht es ſich: Ruſsland hat aus Frankreich bereits beträchtliche Summen bezogen, die nach Milliarden zählen, und es iſt möglich, daſs dieſer Vertrag noch nicht ganz erſchöpft iſt. Die Freundſchaft Leos XIII. für die Republik iſt ſchwerer begreiflich, ſie ſcheint außerordentlich uneigennützig, denn bis zum heutigen Tage hat Leo XIII. nichts empfangen als Beleidigungen und Anſchnauzungen.

„Più fumo che arrosto“, ſagen die Italiener. Mehr Rauch als Braten! Die Republik hat dem Papſt bis zum heutigen Tage weder Rauch noch Braten gegeben, während ſie ſich dem Czaren wahrhaftig liberaler und toleranter zeigt, als ſein Vater gegen die Katholiken. Aber die überzeugte Gegnerſchaft, welche den Katholicismus von der Orthodoxie trennt, bleibt nichtsdeſtoweniger beſtehen und will durchaus nicht ſchwinden. Darf man daher vermuthen, daſs eine Allianz, deren einzelne Mitglieder ſich nur ſehr mittelmäßig um den Papſt bekümmern, ihn nur nicht wie einen Feind betrachten, trotz aller Avancen, ſich dem Papſtthum an jenem Tage — er iſt übrigens zweifelhaft genug — geneigter zeigen werden, an welchem ihr das Kriegsglück lächeln wird? Vielleicht lebt Leo XIII. trotz ſeiner 88 Jahre lang genug, um dieſe Enttäuſchung zu erfahren und ſeine Illuſionen über dieſen Gegenſtand untergehen zu ſehen.

Zur Geſchichte der internationalen Fabriksgeſetzgebung.

Zum [illegible] internationalen Arbeiterſchutzcongreſſe in Zürich.

Von Dr. Rudolph Meyer.

Der [illegible] Dr. Cuenſtedt, welcher kürzlich eine lehrreiche [illegible] des Civilproceſſes veröffentlichte, [illegible] über den Arbeitscontract im römiſchen [illegible]. Darin hofft er nachzuweiſen, daſs die [illegible] locatio conductio operarum ent-

Digitized by Google

halten, ſich nicht auf freie Vollbürger, ſondern auf Freigelaſſene beziehen. Der wirkliche voll- und altblütige civis romanus ſei eine Herrennatur geweſen und habe überhaupt nicht gearbeitet. Wenn er arm war, ſei er vom Staate durch die annona und von jenem, meiſt nicht römiſch-vollblütigen reichen Patron, der ſeine Stimme kaufte, durch die sportula ernährt worden.

Seit dem Jahre 1878 habe ich in Rom, Wien, Paris, London und Rheims Actenſtücke über die Wirtſchaftspolitik der Kirche etwa vom Jahre 600 bis 1600 geſammelt und hoffe ſie herauszugeben. Auf Grund derſelben ſind wirtſchaftliche Inſtitutionen entſtanden, in welchen auch die Verhältniſſe der Arbeiter berückſichtigt wurden. Man kann alſo von einem chriſtlichen internationalen Arbeitsrecht ſprechen, wenn es auch nicht codificiert war. Mit der Reformation hörte deſſen Geltung in den proteſtantiſchen Staaten auf und wurde in den katholiſchen Staaten ſchwächer. In dem führenden modernen Wirtſchaftsſtaat England machte ſich der Mangel zuerſt geltend und führte dies ſchon unter der Tochter des Reformators, Eliſabeth, zu der bekannten Armengeſetzgebung. Auch in der wirklichen Arbeitergeſetzgebung machte England 1801 den Anfang.

Von der internationalen chriſtlichen Arbeitsgeſetzgebung iſt indes ein Hauptſtück bis jetzt überall in Kraft geblieben und bildet heute noch den wichtigſten Arbeiterſchutz, ohne daſs man ſich der Sache und ihres Urſprunges recht bewuſst iſt. Die modernen nationalen Arbeitsgeſetzgebungen haben in erſter Linie den Schutz der Arbeiter gegen Ueberanſtrengung zum Zweck, d. h. die Beſchränkung der Arbeitszeit, woraus die Feſtſetzung einer täglichen Normal- oder beſſer Maximalarbeitszeit von Kindern, Frauen und endlich auch Männern ſich ergab. Solche Beſchränkungen exiſtierten auch im Mittelalter durch Zunftſtatuten in den Städten, und auf dem Lande durch das Glockenläuten morgens und abends, welches Anfang und Ende der Feldarbeit anzeigte.

Ganz allgemein aber hat die Kirche das Arbeitsjahr beſchränkt, indem ſie die „knechtliſche Arbeit" an einer großen Zahl von Sonn- und Feiertagen gänzlich verbot. Seit der Reformation ſind davon viele in katholiſchen, mehr noch in proteſtantiſchen Ländern abgeſchafft, d. h. zu Arbeitstagen gemacht worden. Aber noch beſtehen in den proteſtantiſchen Ländern Deutſchlands 59 arbeitsfreie Sonn- und Feiertage, im katholiſchen Oeſterreich 66, die ſich zwar nur auf Katholiken beziehen, den in der Minorität befindlichen proteſtantiſchen Arbeitern aber auch zugute kommen. Die Kirche ſtreicht alſo noch heute ein Sechstel des Jahres, über welches die Unternehmer nicht verfügen können, und zwar in der ganzen Chriſtenheit. In meinen Augen iſt das noch der wichtigſte Arbeiterſchutz.

Als nun in dieſem Jahrhundert Dampfkraft und die Gasbeleuchtung es geſtatteten, die Nacht zum Tage zu machen und die tägliche Arbeitszeit über das mit der Geſundheit der Arbeiter verträgliche Maß zu verlängern, iſt der erſte Verſuch zur Abhilfe von chriſtlicher Seite gemacht worden, und zwar mittelſt des Zuſammenwirkens zweier Männer, wovon der eine ein Proteſtant, der andere ein Katholik war. Und, wie das oft der Fall iſt, trat der Gedanke gleich in ſeiner ganzen Großartigkeit auf. Dieſe beiden Männer waren Oberlin und Legrand.

Erſterer wurde im Jahre 1767 evangeliſcher Pfarrer zu Waldersbach im Elſaſs. Das Dorf war klein, die Bevölkerung arm. Schon ſein Vorgänger hatte auf Verbeſſerung der Landwirtſchaft lehrend und vorbildend gewirkt, was Oberlin fortſetzte. Dazu führte er Hausinduſtrie, Strohflechten, Baumwollſpinnen und Weben ein; für die Kinder von Müttern, die ſo beſchäftigt waren, gründete er die Kleinkinderſchule, es ſoll die erſte und er der Erfinder dieſer Anſtalten ſein. Es iſt mir nicht bekannt, ob Wichern, welchen ich in einer Arbeit über die Anfänge des evangeliſchen Socialismus den Vater dieſer Bewegung genannt habe, directe Beziehungen zu Oberlin gehabt hat, da er aber auch ein Heim für verwahrloste Kinder ſchuf, ſo hat er gewiſs von jenem gewuſst und gelernt.

Die Kleinkinderſchulen ſind beſonders in Belgien und in anderen Ländern der Nachbarſchaft des Elſaſs entwickelt worden; wie ich glaube, haben ſie meiſt ſchädlich gewirkt, indem ſie die Arbeit verheirateter Frauen in den Fabriken beförderten. Das wurde aber Oberlins Verdienſt nicht ſchmälern, weil er ſie in guter Abſicht, um vorhandener Noth abzuhelfen, gründete. Das Entſtehen der großen Induſtrie ſoll die junge Hausinduſtrie in Waldersbach ſchwer bedrängt haben und nun hat Oberlin den katholiſchen Fabrikanten Legrand, welcher am Oberrhein eine Bandfabrik beſaß und der ſein Schüler genannt wird, veranlaſst, ſeine Fabrik nach Waldthal zu verlegen, wodurch die Gemeinde wieder Arbeit fand. Hierauf ſtarb Oberlin 1826. Herr Legrand muſs nun ſeinerſeits auf Concurrenzſchwierigkeiten geſtoßen ſein und das bewog ihn im Jahre 1841 eine Eingabe an die franzöſiſchen Kammern zu richten, über die nichts Weiteres bekannt iſt, als daſs ſie in der folgenden Schrift Legrands erwähnt iſt. Dieſe iſt ein im Jahre 1857 von Legrand an alle europäiſchen Regierungen gerichtetes Circular, welches lautet:

„Ehrerbietiger Aufruf an die Regierungen der induſtriellen Länder, zum Erlaſs eines internationalen Geſetzes über die Induſtriearbeit, deſſen Beſtimmungen durch Abgeordnete auf einem Congreſs zu Paris feſtzuſetzen wären".

Das Weſentliche des Aufrufes iſt:

„Die großen ſocialen Fragen, Gegenſtand des unausgeſetzten Forſchens der erſten Geiſter und erhabenen Seelen, können ihre Löſung nur in dem Glauben an das Evangelium finden, dem einzigen Herde des Lichtes, des Erbarmens und der Civiliſation.

Ein internationales Geſetz über die induſtrielle Arbeit, geheiligt durch das Siegel des Chriſtenthums und der Familie, welches die zu frühe und übertriebene Arbeit unterſagen würde, welches der arbeitenden Claſſe einen Tag der Ruhe nach ſechs Tagen der Mühe zuſichern würde und den Genuſs des Familienlebens in dem Maße, als dies durch die Geſetzgebung geſchehen kann, und welches ſeinen ſchützenden Arm über ſeine moraliſchen und materiellen Intereſſen ausbreiten würde, es würde ſich wie ein Thau des Segens ausbreiten über die Regierungen, welche daran theilgenommen haben. Es wird einen heilſamen Einfluſs auf die Sittlichkeit und das Wohlergehen der Völker ausüben und eine ſichere Garantie der Sicherheit und öffentlichen Ordnung ſein. Seit 1789 rechnen die Volksmaſſen auf die Geſellſchaft und auf den Staat ebenſo wie die anderen. Ihre moraliſche Entwickelung iſt die heiligſte Pflicht der ſocialen Mächte, welche man erfüllen muſs, weil ſie gut, weil ſie menſchlich, chriſtlich iſt. Man muſs es umſomehr, als die Ruhe und das Heil der Geſellſchaft deſſen Preis ſind.

Ein internationales Fabriksgeſetz hat einen unermeſslichen Vortheil vor den beſonderen Geſetzen jedes einzelnen Landes. Durch dieſes Mittel allein kann man der arbeitenden Claſſe die wünſchenswerten moraliſchen und materiellen Wohlthaten zuwenden, ohne daſs die Induſtriellen darunter leiden und ohne daſs der Concurrenz unter den Induſtrien dieſer Länder dadurch der geringſte Schaden zugefügt wird. Ja, ein internationales Geſetz, beſchloſſen durch die Regierungen der induſtriellen Länder, iſt die einzige mögliche Löſung des großen ſocialen Problems, der arbeitenden Claſſe den Genuſs des Familienlebens und eines Ruhetages zu gewähren, der ſeinen koſtbarſten Intereſſen geweiht ſein kann, indem es die Laſt ſeiner Arbeiten mildert und ſeinen ſchützenden Arm über alle Lebensperioden des Arbeiters und ſeiner Familie ausbreitet.

Das Streben nach Freihandel wird die Concurrenz immer erbitterter und vernichtender machen. Indem ſie eine bedauernswerte Rückwirkung, ſowohl auf den Lohn und die Arbeitsſtunden, als auch auf die Verwendung und zu frühe Beſchäftigung der Kinder übt, wird ſie den Arbeiter und die Seinigen mehr und mehr an ſein Geſchäft feſſeln und wird dem Zuſtandekommen eines internationalen Geſetzes wachſende Schwierigkeiten entgegenſtellen. Um deſſenwillen würde jede Vertagung eine Calamität und Gefahr ſein, die eine ſchwere Verantwortlichkeit auf die Regierungen wälzen würde, welche die hohe Miſſion haben, das ſociale Gebäude auf ſolider Baſis aufzurichten.

Die internationalen Uebereinkommen werden für unſer Zeitalter eine Nothwendigkeit und eine geheiligte Pflicht, jetzt, wo die Kraft des Dampfes und der Elektricität Entfernungen verſchwinden läſst, wo der beglückende Einfluſs der Religion des Evangeliums auf die Völker der beiden Hemiſphären, die Preſſe, die Induſtrie, der Handel, überhaupt alle materiellen und geiſtigen Beziehungen zu einer Solidarität der Nationen führen. Die internationalen Beziehungen, angeknüpft, um die großen Intereſſen der Humanität zu ſchützen und nicht die rein politiſchen, ſie werden für Fürſten und Völker ein Bollwerk ſein, indem ſie die chriſtliche Civiliſation zum Endziele haben und als Mittel die Gerechtigkeit, die Barmherzigkeit und den Frieden.

Es möge uns erlaubt ſein, unſeren ehrfurchtsvollen und dringenden Aufruf mit denſelben Worten zu ſchließen, die wir am 25. Jänner 1841 bei Gelegenheit der Discuſſion über das franzöſiſche Fabrikgeſetz an den Herrn Kanzler von Frankreich und die Herren Mitglieder der Pairskammer zu richten die Ehre hatten. „Ich rufe die Nachſicht und die Verzeihung der Kammer an, wenn meine Worte nicht meinen Abſichten entſprechen ſollten, derſelben meine Verehrung und mein Vertrauen zu bezeugen und zu handeln als ergebener und beharrlicher Freund meines Landes und der ganzen arbeitenden Claſſe.

Gebe der große Gott, der Vater der Unglücklichen und Verlaſſenen, der die Herzen der Menſchen in ſeinen Händen hält, den ſchwachen Tönen einer aus einem Vogeſenthale erſchallenden Stimme ſeinen Segen, gebe er ihr die Macht, die Ueberzeugung in die Seele und den Geiſt der geborenen Beſchützer der Volksmaſſen zu legen, damit ſie in ihrer hohen Weisheit die heilſamen Mittel finden, um auf einmal die acht großen Gebrechen unſerer modernen Induſtrie zu heilen, welche die Geſundheit des Körpers und der Seele des Arbeiters bedrohen: den Mangel an Unterricht und Erziehung, die zu frühe Verwendung der Kinder in den Werkſtätten, die übermäßigen Arbeiten, die der Nacht und des Sonntags, gefolgt von den Ausſchweifungen des Montags, die Vermiſchung der Geſchlechter, die Wohnung der Arbeiter und das Verlaſſenſein des gealterten Arbeiters. Die Fixierung der moraliſchen und materiellen Bedingungen der Handarbeit, der Schutz der Kindheit vor einer zu frühen und aufreibenden Arbeit und die Sorgen für ſeine moraliſche und religiöſe Erziehung ſind die wichtigſten Fragen unſerer Zeit, die der Anſtrengung des Geſetzgebers würdigſten. Durch ihre Natur und ihre Conſequenzen wird ſie der ernſteſte und dringendſte Gegenſtand der Verhandlungen unter den Regierungen aller induſtriellen Länder und wenn das internationale Geſetz, welches aus dieſen Verhandlungen hervorgehen wird, durch die Religion und Menſchenliebe geheiligt und belebt wird, und wenn es heilſame Schranken der gefährlichen Neigung der Induſtrie ſetzt, ihre Arbeiten faſt ausſchließlich durch Kinder in ihrem zarteſten Alter ausführen zu laſſen, durch junge Leute und beſondere Perſonen des weiblichen Geſchlechts, und die bejahrteſten Arbeiter mit ihren Gebrechen und ihrer Kränklichkeit auf das Pflaſter und zu Laſten der Geſellſchaft auszuſtoßen. Es wird ſein, was es ſein ſoll, ein Geſetz des Schutzes ebenſo ſehr für das vorgeſchrittene Alter des Arbeiters als für ſeine jungen Jahre und der göttliche Segen wird ruhen auf den hohen Mächten derjenigen Staaten, welche der arbeitenden Claſſe und der ganzen Geſellſchaft dieſe bezeichnete Wohlthat verſchafft haben." Herr Beyeln theilt in der Broſchüre „Die internationale Fabrikgeſetzgebung" den weſentlichen Inhalt des Geſetzentwurfes mit, welchen Legrand ſeinem Circular beilegte:

§ 1 ſtatuirt für die Erwachſenen die tägliche Arbeitszeit in den induſtriellen Etabliſſements auf zwölf Arbeitsſtunden, welche zwiſchen $5\frac{1}{2}$ Uhr morgens und $8\frac{1}{2}$ Uhr abends fallen ſollen.

Digitized by Google

§ 2 bestimmt, dass Knaben erst mit 10, Mädchen erst mit 12 Jahren in den Fabriken und Gewerben beschäftigt werden dürfen, und zwar bis zum 13. Altersjahre nur je 6, vom 14. bis zum 16. [illegible] nur je 10 Stunden im Tage.

§ 3 fordert den amtlichen Ausweis über das Alter [illegible] in Fabriken und Gewerben beschäftigten Kinder.

Die Nachtarbeit (§ 5) [illegible] Uhr abends und 5 Uhr morgens ist für Knaben unter 18 Jahren, sowie für Frauen [illegible].

§ 4 verbietet das Arbeiten an Sonntagen [illegible].

Zum Schluss gibt der Verfasser eine [illegible] Tabelle über die verschiedenen, die Arbeit limitierenden Bestimmungen der Fabriksgesetzgebung in Frankreich (1841), in England (1833 und 1844), sowie in Preußen (1839).

Legrand's Anregung fand [illegible] Anklang. Der Eindruck, welchen die Commune auf den Fürsten Bismarck und auf Wagener gemacht hatte, veranlasste letzteren, sich im Herbst 1871 mit dem österreichischen Reichskanzler Grafen Beust in Gastein über gemeinsame Maßregeln gegen die socialistische Bewegung zu besprechen. Der Fürst Bismarck wies den Handelsminister Grafen Itzenplitz an, eine Enquête zu veranstalten. Diese fand im Jänner 1872 statt. Als Sachverständige wurden vernommen: A. Wagner, Sombart, v. Blankenburg, Krem[illegible]bach, Eberty, Loewe, Becker und Schulze-Delitzsch. Ein Bericht darüber ist nicht erschienen. Graf Beust hatte dem Fürsten ein Promemoria über die sociale Frage in Österreich übergeben, das bisher auch noch nicht publiciert wurde. Endlich haben um dieselbe Zeit Conferenzen österreichischer und preußischer hoher Beamten über die sociale Frage stattgefunden, über die ebenfalls nichts in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Der damals unternommene Versuch zweier Großmächte, auf dem Gebiete der Arbeiterfrage zu einer Verständigung zu kommen, ist fruchtlos geblieben.

An der ersten drei erwähnten Verhandlung nahm auch Geheimrath Wagener theil, der über seine Beamtenthätigkeit schwieg, aber als er nicht mehr Beamter war, mir [illegible] darüber berichtete. Man muss damals nicht beschlossen haben, die Sache national zu behandeln, und die „Provincial-Correspondenz" brachte im Herbst 1872 als Ergebnis des Grafen Itzenplitz einen Artikel, der sagte, „der Staat müsse die Privatwohlthätigkeit [illegible] und alle wirthschaftlichen Verhältnisse in ihre Förderung ziehen, wenn er seine Mittel und seinen Credit für gewisse Unternehmungen im größeren Maßstabe aufbieten und sich zu einem Eingriff in die Preise und Löhne hergeben wolle."

Dieses sein [illegible] Regierungsprogramm habe ich damals im 70. Band, S. [illegible] der „[illegible]" [illegible]

[illegible]

Wagener reiste nach Varzin und schrieb mir von da den in „Hundert Jahre conservativer Literatur und Politik", S. 290, abgedruckten Brief in so verabredeten Ausdrücken, dass ich annehmen durfte, Fürst Bismarck werde einem solchen Antrage der Kathedersocialisten Folge geben. Vielleicht hätte er es auch gethan — und dann wäre vieles ganz anders gekommen! Aber es gelang mir nicht, die Professoren zu einer solchen Resolution zu bewegen. Wagener und Rodbertus waren nicht da und ich war ganz allein. In meiner Rede sagte ich „D. Eisenbahn-Zeitung" vom 24. October, „der Antrag fordere für die Industrie Schutz, aber nicht Schutzzoll. Dieser Schutz könne bestehen im Schutzzoll, in günstigen Handelsverträgen und in internationalen Vereinbarungen auf dem Gebiete der Fabriksgesetze ... Der Antrag habe eine eminent sociale Seite, indem er Schutz auch für die Arbeiter fordere". Nach meiner Erinnerung habe ich dann noch entwickelt, dass aus dem gemeinen sich der sociale Schutzzoll entwickeln müsse, und der Handelsvertrag zum Handels- und Productionsvertrage. — Die Versammlung beschloss, für diesen Antrag eine neue Versammlung baldigst zu berufen — hat dasselbe aber nie gethan.

Seit im Jahre 1882 haben die Kathedersocialisten die Frage der internationalen Fabriksgesetzgebung wirklich auf die Tagesordnung gesetzt. Das Resultat der Berathungen war unerheblich —: „wünschenswert, aber zur Zeit noch unmöglich" — etwa. Ich würde es gar nicht erwähnen, wenn nicht Herr v. Miquel, damals Oberbürgermeister von Frankfurt, wo der Congress tagte, auch eine Rede gehalten hätte, worin er folgendes sagte:

„Ich möchte nur meine Meinung dahin aussprechen in Bezug auf die internationale Fabriksgesetzgebung, dass die nationale Fabriksgesetzgebung [illegible] internationalen Fabriksgesetzgebung [illegible] einer Fabriksgesetzgebung [illegible] der einzelnen [illegible] ... Ich [illegible] die internationale [illegible] Gedanken [illegible] nationale Fabriksgesetzgebung zu [illegible] nationale Fabriksgesetzgebung haben, [illegible] Schutz, [illegible] Gesetzgebung auf [illegible]."

[illegible] im Irrthum, und [illegible] Mannes in Deutschland [illegible]

Ein [illegible] man eben, derselbe darf [illegible]. Ein internationales [illegible] nach unten hinten, sage auf 11 Stunden. Dann darf [illegible] der contrahierenden Staaten länger als 11 Stunden arbeiten lassen, wohl aber weniger! „Der [illegible]" [illegible] zum Schutze [illegible] weshalb man die [illegible] internationale nach unten [illegible]. Ein Staat ver[illegible]

[illegible] Jahre 1877 [illegible] Fabrikgesetz, das einen [illegible] von 11 Stunden [illegible]. Die Schweizer Fabrikanten [illegible] Nachbarländer [illegible] und der Bundes[illegible] und der Frage, [illegible] internationales [illegible] oder gar keine [illegible].

[illegible] 1877 [illegible] interessierten sich [illegible] ich kaum [illegible] der damals in [illegible] mit den [illegible]

zoſen Henri Lorin und Marquis La Tour du Pin und der Schweizer Decurtins angehörten. Ihr Zweck war Feſtſtellung von Grundſätzen zu einem internationalen chriſtlichen Wirtſchaftsrecht.

Während dieſe Conferenz dogmatiſch arbeitete, überraſchte der deutſche Kaiſer die Welt im Jahre 1890 mit ſeiner internationalen Arbeiterconferenz, an der es bemerkenswert war, daſs Frankreich und England neben Beamten auch Arbeiter dazu geſandt, Deutſchland aber ſolche nicht geladen hatte. Auch der Papſt war durch einen Cardinal vertreten, und nur er zog aus der ſonſt folgenloſen Verhandlung Nutzen, indem er im Jahre 1891 die berühmte Encyclica „Rerum Novarum“ publicierte, welche die faſt etwa ein halbes Jahrtauſend ruhende päpſtliche wirtſchaftliche Geſetzgebung wieder aufnahm und es für die Pflicht der Regierungen erklärte, geſetzlich in die Beziehungen zwiſchen Capital und Arbeit einzugreifen. Auf die Abfaſſung des erſten modernen katholiſchen Arbeitsgeſetzes hat die Freiburger Conferenz Einfluſs genommen.

Die Tendenz dieſer katholiſchen Beſtrebungen geht, ganz kurz geſagt, dahin, daſs die Production mit Lohnarbeit zwar beibehalten werden ſoll, der Lohn des Familienvaters aber für den Unterhalt der Familie hinreichen muſs, ein Grundſatz, dem ich auf dem Züricher Congreſs eine praktiſche Anwendung zu geben ſuchte.

Die erfreuliche Arbeit der franzöſiſchen Katholiken iſt durch die Ermahnung des Papſtes, ſie möchten ſich mit der Republik abfinden, geſtört worden, indem de Mun und ſeine Anhänger dem Rathe folgten und nun ſo ziemlich Bourgeoiſiepolitik trieben. Sie vertrauen Méline. Um Marquis La Tour ſind die Royaliſten geſchart und halten an den Theorien von Ketteler und Manning feſt, aber ſie ſind wenig zahlreich. Durch dieſe Spaltung wurde auch die Freiburger Conferenz berührt, und ich glaube, ſie iſt entſchlafen.

Nun aber trat eines ihrer unbekannteſten Mitglieder, der ſchweizer Nationalrath Decurtins in den Vordergrund. Er vereinigte die katholiſchen Arbeitervereine der Schweiz und trat mit den Leitern der mehr oder minder ſocialdemokratiſchen ſchweizer Arbeitervereine in Verbindung. Beide Vereinsgruppen gründeten eine gemeinſame Organiſation, das ſchweizer Arbeiterſyndicat, zum Schutz der Intereſſen aller ſchweizer Arbeiter ohne Rückſicht auf Religion und politiſche Anſchauungen. Der Bund der „Schwarzen und der Rothen“ war d. und griff bald über die Landesgrenzen hinaus, indem er ſich energiſch für die internationale Fabrikgeſetzgebung einſetzte, eine Maßregel des ſocialen Friedens, der den Unternehmern und den Arbeitern nützlich iſt.

Das ſchweizer Arbeiterſyndicat ſchrieb zum 23.—28. Auguſt einen internationalen Congreſs aus, zu dem alle principiellen Anhänger der internationalen Arbeiterſchutzgeſetzgebung ohne Rückſicht auf Confeſſion, Parteiſtellung und Nationalität eingeladen wurden. Endlich iſt wahr geworden, was Rodbertus mir vor 25 Jahren ſchrieb: „Die ſociale Frage iſt das Feld, auf dem frühere Gegner ſich die Hände reichen können!“

Und es iſt natürlich, daſs auch ich hingeeilt bin, um mitzuarbeiten an dem Werk, die ſociale Frage wenigſtens in einem weſentlichen Theil auf den geſetzlichen Weg zu bringen. Es iſt das nämliche Ziel, welches uns Altconſervative bei Mitgründung des Katheder-ſocialiſtencongreſſes im Jahre 1872 beſeelte.

Zahlreich waren ſolche Männer erſchienen, zwiſchen 4 und 500. Sie gehörten faſt alle den zwei geſchloſſenen Gruppen der marxiſtiſchen Socialdemokratie und der katholiſchen Social-Conſervativen an, wovon die erſtere etwa um ein Drittel die ſtärkere war. Wenig Männer anderer Richtungen und Claſſen waren ſonſt da, obſchon viele angemeldet waren. Charakteriſtiſch iſt die Enthaltung der italieniſchen und ſpaniſchen Arbeitervertretungen. Sie haben die Hoffnung auf geſetzliche Verbeſſerung ihrer Lage aufgegeben und ſind theilweiſe anarchiſtiſch. In dieſen Ländern iſt Spielraum für Umſturzgeſetze, welche aber bekanntlich Attentate nicht verhindert haben. Die franzöſiſchen Socialdemokraten und Chriſtlichſocialen fehlten ebenfalls faſt vollſtändig, wofür wohl die Abneigung, in einer überwiegend deutſchen Verſammlung zu tagen, maßgebend war. Amerikaner fehlten und die ſechs Engländer, welche, wie ſie betonten, Hunderttauſende engliſcher organiſierter Arbeiter vertraten, hätten ganz gut fehlen können, weil die arbeitenden Claſſen jener zwei Weltreiche bereits mehr Arbeiterſchutzmaßregeln erreicht haben, als die continentalen Arbeiter heute noch zu fordern wagen. Wir brauchen keine internationale, ſondern nur eine europäiſch continentale Fabrikgeſetzgebung.

So beſtand denn die Linke aus ſchweizer, deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Socialdemokraten, welche hier als eine, den Engländern durchaus noch nicht genügend radicale Reformpartei auftraten. Namentlich lief die ſchweizer Socialdemokratie unbegrenzbar in das Kleinbürgerthum über, eine Folge der vollen politiſchen Gleichberechtigung, welche ſie genieſst.

Die katholiſche Rechte unterſchied ſich principiell von der Linken, weil ſie nicht die arbeitende Claſſe allein vertritt, ſondern den Claſſenkampf ja mildern oder beilegen will. Das Unternehmerintereſſe namentlich der kleinen Unternehmer, wie Bauern und Handwerker, iſt in ihr ſehr mächtig, und eine Fraction derſelben, in welcher dies am meiſten der Fall war, die belgiſche, inhibte die katholiſche Rechte auf dem Congreſs.

Es war nur natürlich, daſs die relativ conſervativſte nationale Socialdemokratie, die ſchweizeriſche, in einem Hauptpunkte ſich mit der katholiſchen Rechten berührte; das war ſchon in den Reſolutionen zum Ausdrucke gekommen, welche das Organiſationscomité dem Congreſſe zur Annahme empfahl, und zwar ſehr begreiflicherweiſe, da dieſes Comité ja aus ſchweizer Katholiken und Socialdemokraten beſtand. Dieſer Punkt war die Landarbeiterfrage, welche beide Parteien womöglich auf dem Congreſſe nicht berührt wiſſen wollten.

Ganz allgemein beherrſchte die veraltete Idee den Congreſs, daſs die Arbeiterſchutzgeſetzgebung das Intereſſe der Unternehmer ſchädige, ſie im Concurrenzkampfe mit Unternehmern, die unter keinem Arbeiterſchutzgeſetze leben, benachtheilige. Ich habe mir erlaubt, geſundheitswidrige Ausbeutung der Arbeiter eine geſchäftliche Dummheit zu nennen und zu behaupten, daſs die Jagd nach dem billigſten Arbeiter der Jagd nach dem beſten Arbeiter Platz mache, daſs, je beſſer die Arbeiterſchutzgeſetzgebung, deſto ſicherer der Unternehmergewinn eines Landes ſei.

Ferner behauptete ich, daſs die Ausdehnung der Arbeiterſchutzgeſetzgebung auf alle Arbeiter, alſo auch die Landarbeiter, im Intereſſe nicht nur der Landarbeiter, ſondern auch der Grundbeſitzer liege, denn unterbleibe ſie, werde das die Verödung des platten Landes zur Folge haben, an der jetzt viele Rittergutsbeſitzer Preußens zugrunde gehen. Dem Beſtreben öſterreichiſch katholiſcher Männer, die Schulzeit bis zum vollendeten 12. Jahre herabzuſetzen, ſtellte ich die Forderung entgegen, daſs ſie bis zum vollendeten 15. Jahre dauern ſolle. Der Congreſs nahm die beiden Forderungen an. Dieſe öſterreichiſchen Conſervativen haben die ſonderbare Idee, den Bauern und Handwerkern dadurch zuhilfe zu kommen, daſs ſie ihnen ſchon zwölfjährige Kinder zur Arbeit überlaſſen. Ich wollte die Kinder bis zum 14. Jahre in der gewöhnlichen und im 15. Lebensjahre in einer gewerblichen Fortbildungsſchule laſſen, was die Landwirtſchaft, beſonders der Bauern, ungemein heben würde.

Hingegen lehnte der Congreſs merkwürdigerweiſe meinen Antrag ab, es ſolle außer dem Sonntage auch der Sonnabend Nachmittag auf allen Arbeitsgebieten freigegeben werden, damit die Arbeiter ſich ihre Privatgeſchäfte beſorgten, die ihnen ſonſt einen Theil des Sonntags koſteten, namentlich auf dem Lande, wo für viele Arbeiter ein Theil des Lohnes in Feldfrüchten beſtänden, welche ſie ſelbſt cultivieren müſsten.

Endlich unterlag ich mit der Forderung, es ſollten fortan keine verehelichten Frauen mehr bei irgend welcher Lohnarbeit dauernd beſchäftigt werden. Hierdurch wollte ich den Katholiken, mit welchen ich ja früher auf ſocialem Boden zuſammen gearbeitet habe, eine praktiſche Maßregel an die Hand geben, wie ſie ihren Grundſatz, der Lohn des Familienvaters müſſe zur Ernährung der Familie reichen, verwirklichen könnten. Sie ſtimmten aber zu meinem Erſtaunen gegen den Antrag und ſchienen mir denſelben ſogar noch übel zu nehmen. Unterſtützung fand ich nur durch warme und auch anerkannte Reden der Baroneſſe Marie von Vogelſang und des Herrn Prälaten Scheicher, die aber am Reſultate der Abſtimmung nichts änderten. Im übrigen iſt der Congreſs, trotz einiger lebhaften Scenen, überaus friedlich verlaufen und hat ſich ſolche Arbeiterſchutzforderungen angeeignet, wie ſie in den induſtriell vorgeſchrittenen Ländern in Geltung ſind.

Der größte Gegenſatz kam zur Geltung zwiſchen einem ſpaniſchen Profeſſor, welcher jede Altersgrenze für die Kinderarbeit verwarf (in Spanien iſt Fabriksarbeit denſelben vom vollendeten 10. Jahre ab erlaubt) und den Engländern, welche das Verbot jeder Lohnarbeit vor vollendetem 16. Jahre verlangten und thatſächlich nähert ſich der Zuſtand Englands dieſem Ideal. Hier iſt doch zu ſehen, und ich habe es auch auf dem Congreſs geſagt, daſs der relativ wirtſchaftliche Zuſtand Spaniens und Englands die Wahrheit des Satzes beweiſe, die beſte Arbeitsgeſetzgebung ſei für den Nationalreichthum — und auch für den ſocialen Frieden — die vortheilhafteſte. Die Ueberzeugung hiervon dürfte ſich wohl nach dieſem Congreſs befeſtigen und ſein Verlauf auch ſolche Elemente, die ſociales Empfinden und Verſtändnis haben, aber ihm jetzt noch ſcheu fernblieben, ermuthigen, ſich an folgenden zu betheiligen.

Der urſprüngliche Plan des vorbereitenden Comités gieng dahin, vornehmlich nur die Fabriksarbeiter zu ſchützen und nur hie und da über dieſes Gebiet, das nur höchſtens ein Viertel aller Arbeiter umfaſst, hinüberzugreifen. Doch jetzt iſt die ganze Arbeiterſchaft einbegriffen und die Engländer giengen ſoweit, daſs ſie die ganze Hausinduſtrie verboten haben wollten. Für das Verbot der ſogenannten Schwitzinduſtrie bin ich auch, wie ſie ſich beſonders in der Confectionsbranche entwickelt hat.

So iſt der Congreſs verlaufen, günſtiger als es allgemein erwartet wurde, und ich hoffe, daſs er zu einer regelmäßigen periodiſchen Wiederholung führen wird. Ich ſetze mehr Hoffnung auf ihn als der Katheder-ſocialiſtencongreſs erfüllt hat, an deſſen Gründung ich auch vor nunmehr gerade einem Vierteljahrhundert mitgearbeitet habe, und der denſelben Zweck hatte: Wiedergewinnung des ſocialen Friedens. Die Arbeiter ſind mündig geworden und brauchen keine profeſſoralen oder bureaukratiſchen Vormünder mehr.

[illegible] in Wien.

Digitized by Google

Eine marxiſtiſche Culturgeſchichte Ruſslands.

Der ſtets heftig andauernde Kampf für und gegen den Marxismus bildet zweifelsohne eines der intereſſanteſten Capitel der geiſtigen Entwickelung Europas im 19. Jahrhundert, umſo anziehender, als wohl zum erſtenmal in der Weltgeſchichte das Problem einer wiſſenſchaftlichen Geſchichtsauffaſſung und -ſchreibung eine ſo bedeutende Rolle in der politiſchen Praxis und in der wiſſenſchaftlichen Theorie ſpielte.

Iſt es Marx gelungen, für ſein national-ökonomiſches Syſtem ein wenn nicht ganz abgeſchloſſenes, ſo doch grundlegendes Werk von bahnbrechender Bedeutung zu ſchaffen, ſo bietet ſeine geiſtige Hinterlaſſenſchaft ſehr weniges auf dem Gebiete der materialiſtiſchen Geſchichtsſchreibung und -erklärung. Doch für ſeine Jünger, dieſe übereifrigen Schildknappen des Marxismus, mit Engels an der Spitze, iſt freilich die Entdeckung der Mehrwerttheorie und der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung, reſpective -theorie den allergrößten Entdeckungen an die Seite zu ſetzen. Sie wettern und zetern gegen die „bürgerlichen“ Hiſtoriker, dieſe „ganz- oder halbbewuſsten Geſchichtsfälſcher“, in deren Werken die „ökonomiſche Baſis“ ſtiefmütterlich berückſichtigt wird und ſind bereit, in Marx' politiſchen Gelegenheitsſchriftchen „Die Claſſenkämpfe in Frankreich 1848 und 1850“ und „Der 18. Brumaire des Louis Bonaparte“, welche Arbeit Marx gleich nach des kleinen Bonaparte Staatsſtreich vom 2. December 1851 verfaſste, hiſtoriſche Werke von unerreichter Größe zu erblicken. „Die Claſſenkämpfe waren Marx' erſter Verſuch, ein Stück Zeitgeſchichte vermittelſt ſeiner materialiſtiſchen Auffaſſungsweiſe aus der gegebenen ökonomiſchen Lage zu erklären.“ — „Im communiſtiſchen Manifeſt“, ſagt Engels weiter in ſeiner intereſſanten retroſpectiven Einleitung vom Jahre 1895 („Die Claſſenkämpfe“ ꝛc. Berlin, 1895, p. 3), „war die Theorie in großen Umriſſen auf die ganze neuere Geſchichte angewandt, in Marx' und meinen Artikeln der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“ war ſie fortwährend benützt zur Deutung gleichzeitiger politiſcher Ereigniſſe. Hier dagegen handelte es ſich darum, im Verlauf einer mehrjährigen für ganz Europa ſowohl kritiſchen wie typiſchen Entwickelung den inneren Cauſalzuſammenhang nachzuweiſen, alſo im Sinne des Verfaſſers die politiſchen Begebenheiten zurückzuführen auf Wirkungen von in letzter Inſtanz ökonomiſchen Urſachen.“

Aber dieſe ſkizzenhaften Erklärungsverſuche politiſcher Kataklysmen durch ökonomiſche Urſachen ſind bei weitem noch keine Geſchichtsſchreibung. Wir gehen nicht in die Einzelheiten dieſer Schriftchen ein, da ſie zur Genüge beurtheilt worden ſind. Es iſt nur wichtig, dieſe Leiſtungen Marx' im Auge zu behalten, wenn wir über das Fundamentalgeſetz von Marx' geſchichtlicher Auffaſſung nachdenken wollen, über das Grundprincip, wonach die ökonomiſche Structur einer Geſellſchaft die Grundbaſis und der Hauptquell aller ihrer ſocialen, politiſchen und geiſtigen Schöpfungen und Aſpirationen iſt. Alſo die ganze Geſchichte des Orients, des claſſiſchen Alterthums, das Chriſtenthum und die Renaiſſanceepoche u. ſ. w., u. ſ. w. ſeien nichts anderes, als der unmittelbare Ausfluſs rein wirtſchaftlicher Urſachen. Daher müſste die „wahre“, die „echt wiſſenſchaftliche“ Geſchichtsſchreibung nach dem marxiſtiſchen panhiſtoriſchen Recepte dieſe Vorgänge ſchildern. Eine ſolche Geſchichte beſitzen wir aber bis jetzt nicht, und es müſste ſelbſtverſtändlich die wiſſenſchaftliche Hauptaufgabe und der Lebenszweck der marxiſtiſchen Schule ſein, uns ein ſolches Werk zu liefern. Bis dahin können wir nur von einer ökonomiſchen Geſchichtshypotheſe ſprechen, deren Verdienſt gewiſs inſofern hoch anzuſchlagen iſt, als ſie die neueſte Geſchichtsforſchung mit veranlaſste, eine bedeutend größere Aufmerkſamkeit auf die ökonomiſchen Factoren zu lenken.

Daher iſt es ſelbſtverſtändlich, daſs wir mit Freude jedes Werk begrüßen müſſen, welches uns zu gewiſſer Klarheit in dieſer ſo wichtigen Frage verhilft, umſomehr eine ſtrengwiſſenſchaftliche hiſtoriſche Arbeit, deren Verfaſſer ſich auch mit der vorurtheilsloſen Löſung dieſer Frage beſchäftigt. Als ſolchen Verſuch dürfen wir das vor kurzem in ruſſiſcher Sprache erſchienene zweibändige Werk des Moskauer Exprofeſſors Pavel Miljukov betrachten. „Skizzen aus der Geſchichte der ruſſiſchen Cultur.“ Petersburg. Octav. Bd. I. 2. Aufl. 1896. Bd. II. 1897.)

Profeſſor Miljukov iſt zweifelsohne ein aufgehender Stern auf dem Gebiete der ruſſiſchen Geſchichtsforſchung. In Ruſsland hat man ihm als Docenten freilich vor etwa drei Jahren „das Handwerk“ gelegt, indem er [illegible] zu [illegible] university extension [illegible] Popularität [illegible] Klang [illegible]

ſation der directen Beſteuerung im Moskauer Staate“, welches Werk unter dem Titel „Streitfragen der finanziellen Geſchichte des Moskauer Staates“ (Petersburg 1892) erſchien und endlich der erſte bis jetzt erſchienene Band ſeines grundlegenden Werkes „Die Hauptſtrömungen des ruſſiſchen hiſtoriſchen Gedankens“ (Moskau 1897) — alle dieſe Werke beweiſen zur Genüge, daſs Miljukov ein ebenſo tüchtiger Detailforſcher, wie vielſeitig philoſophiſch gebildeter Denker iſt. Sein Hauptverdienſt iſt ſeine philoſophiſche Ruhe, ſeine echt hiſtoriſche Denkweiſe, der Hauptreiz ſeiner Schriften — ſeine moderne Weltanſchauung, ſein wiſſenſchaftlicher Radicalismus im Kampfe mit ſeiner wiſſenſchaftlichen Objectivität. Er bekennt ſich ſelbſt theoretiſch als Marxiſt und ſchlägt doch praktiſch in ſeinen Werken dem Marxismus die größten Wunden. Moniſt, im weiteſten Sinne dieſes Wortes, verzichtet er von vornherein gewagte Schlüſſe zu ziehen, die Geſchichte auf das Prokruſtesbett zu legen.

Der erſte Band ſeiner Culturgeſchichte befaſst ſich mit Ruſslands Bevölkerung, mit der Organiſation der ökonomiſchen, ſtaatlichen und Claſſenverhältniſſe, der zweite iſt der Kirche und Schule, reſpective dem Glauben, der geiſtigen Thätigkeit und der Bildung gewidmet. Der Aufbau iſt nach marxiſtiſchem Schema: zuerſt kommt die Evolution des ökonomiſchen Unterbaues und der ſocialen Gliederung und dann der geiſtlich-geiſtige Oberbau. Seine Stellung zur marxiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung bekundet Miljukov in ſeinen präciſen Einleitungen. Er iſt ein Anhänger der neuen Richtung in der Geſchichtsſchreibung, nach welcher die wahre Geſchichtsforſchung ſich nicht „mit dem Erlernen der äußeren Geſchichte (reſp. der ſogenannten pragmatiſchen, politiſchen), ſondern vor allem mit der inneren (d. i. Culturgeſchichte) befaſſen muſs.“ (Bd. I, p. 2—3.) Er faſst den Begriff Culturgeſchichte, über den ſoviel ohne Erfolg geſtritten wurde, in einem beſtimmten Sinne auf, nämlich nach ihm ſoll die Culturgeſchichte den Inbegriff aller Seiten der inneren Geſchichte: der ökonomiſchen, der ſocialen, der ſtaatlichen, der geiſtigen, der moraliſchen, der religiöſen, der äſthetiſchen bilden. Die Geſetzmäßigkeit des hiſtoriſchen Proceſſes müſſe die Grundlage der wiſſenſchaftlichen Erklärung der Geſchichte ausmachen, und ſollten wir auch nie imſtande ſein, wenigſtens ein hiſtoriſches Geſetz zu entdecken, ſo müſsten wir dennoch die Geſetzmäßigkeit des ſocialen Proceſſes vorausſetzen. Es exiſtieren alſo eine Reihe grundlegender geſetzmäßiger Evolutionen der verſchiedenen Seiten des ſocialen Lebens und der Verlauf dieſer Evolutionen entſpricht nothwendigerweiſe den Elementareigenſchaften der evolutionierenden Factoren, ſo daſs in jeder menſchlichen Geſellſchaft nothwendigerweiſe derſelbe Verlauf ſtattfinden müſſe. Doch dies ſei nur eine Tendenz des hiſtoriſchen Proceſſes, die nirgends in ihrer reinen Geſtalt zum Ausdruck komme. Inwiefern die perſönliche Initiative auf den Gang der geſchichtlichen Evolution einwirken könne, zeige ſich darin, ob ſie ſich dem Proceſſe anpaſſe oder ſich gegen dieſelbe auflehne. Auf einer je tieferen Stufe der Entwickelung ein Volk ſtehe, umſomehr verwachſe es mit den elementaren Factoren des hiſtoriſchen Proceſſes, umſoweniger wirke es auf dieſelben, umſoweniger laſſen ſie ſich von einer hervorragenden Perſönlichkeit modellieren, ſobald dieſe den Lauf der Geſchichte in eine andere einlenken wolle. Doch gebe es einen Ausweg, um dem elementaren Vorgreifen des hiſtoriſchen Proceſſes einen zielbewuſsten Verlauf zu geben, — das ſei die ſociale Bildung der Volksmaſſen. In ſeinen culturhiſtoriſchen Skizzen ſtellt ſich Miljukov zur Hauptaufgabe jene grundlegenden Proceſſe und Erſcheinungen des volkswirtſchaftlichen Lebens zu ſchildern, welche die ruſſiſche geſellſchaftlich-ſociale Evolution charakteriſieren. Seine Skizzen ſind der erſte grundlegende Verſuch in dieſer Art. S. M. Solovjevs neunundzwanzigbändige „Geſchichte Ruſslands von den älteſten Zeiten an“, iſt erſtens zu ausführlich in den Details, zu wenig philoſophiſch durchdacht, ja zu veraltet, und vor allem zu ſehr von rein politiſch-diplomatiſchen Einzelfragen erfüllt. Beſtužev Rjumins „Ruſſiſche Geſchichte“, welche nur bis ins 17. Jahrhundert reicht, iſt von großer bibliographiſcher Bedeutung für den Specialforſcher, doch nur in manchen Theilen berührt der Verfaſſer allgemeinere Fragen des geſchichtlichen Lebens. Mit großem Erzählungstalent iſt Koſtomarovs „Ruſſiſche Geſchichte in Lebensbeſchreibungen“, aber dieſes Werk trägt einen zu ſehr biographiſchen Charakter. Wie wir bereits ſahen, ſetzte ſich Miljukov ein bedeutend weiteres Ziel. Er will, von beſtimmten ſociologiſch-moniſtiſchen Geſichtspunkten ausgehend die Hauptmomente der ökonomiſchen und geiſtigen Entwickelung Ruſslands in knappen Zügen umfaſſen, übernimmt, wie er ſagt, „die Vermittlungsrolle zwiſchen der ſpeciellen Forſchung und den weiten Kreiſen des Leſepublicums“, doch gibt er noch mehr, als er verſpricht, da er nicht nur das faſt unüberſehbare gedruckte Material meiſterhaft beherrſcht, ſondern ſich in manchen Partien auch als kundiger Forſcher der ungedruckten [illegible] zeigt.

[illegible] wie Miljukov ſeine ſchwierige Aufgabe [illegible] Die Menge und Dichtigkeit [illegible] Eigenſchaften der ſie umgebenden Natur [illegible] eines Volkes ein ſpecifiſches Gepräge. [illegible] ging Ruſsland zuletzt aus der Hand [illegible] über. Als in ganz Europa der Menſch [illegible] lehrte, [illegible] wir im europäiſchen [illegible] zu den weſt-

Digitized by Google

europäiſchen Staaten weist Rufsland eigenthümliche Erſcheinungsformen auf. In ganz Nord- und Centralrufsland bleibt die Bevölkerungszahl in den letzten zwei Jahrhunderten entweder ganz unverändert oder wächst nur langſam. Bis zur Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts bildeten dieſe Gebiete beinahe ganz Rufsland. Dagegen wächst die Bevölkerung Südrufslands, welches ſeit der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu den nördlichen Theilen annectiert wurde, mit ungeheuerer Schnelligkeit, erreicht dann die Zahl des Centrums und überſteigt ſie ſogar, was die Dichtigkeit begrifft. Dieſe Thatſache würde daher genügen, damit wir ſchließen könnten, dass beim Uebergang vom moskowitiſchen Staate zum kaiſerlichen Rufsland der Charakter des ruſſiſchen hiſtoriſchen Lebens ſich gänzlich ändern müsste. Die ökonomiſche Entwickelung des Staates iſt unbedeutend geblieben, die Bedürfniſſe des Staatshaushaltes aber wuchſen unverhältnismäßig und erzeugten die politiſch-militäriſche Dictatur Moskaus und Petersburgs. Die immer größer werdenden Forderungen der Staatsmaſchinerie zwangen die Volkswirtſchaft, das alte Fahrwaſſer der Naturalwirtſchaft zu verlaſſen und in ein neues, mannigfacheres Bett der Geldwirtſchaft überzutreten; die Abgaben in natura mussten durch Abgaben in Geld erſetzt werden. Hier tritt der Staat als regierendes und zugleich ſchöpferiſches Princip auf, und zwar im Gegenſatz zu Weſteuropa, wo ſich durch den natürlichen Verlauf der Dinge die eine Wirtſchaftsform aus der anderen gleichſam herausgeſchält hat. Ueberall in Europa entſtand die directe Beſteuerung infolge des Bedürfniſſes, ein ſtehendes Heer zu haben, doch mit dem Unterſchiede, dass dieſe Steuer in Rufsland früher eingeführt wurde, bevor ſich eine Claſſe ſtändiger Steuerzahler bildete. Und hier wirkte die directe Beſteuerung als organiſierende Kraft, da durch ſie beſondere Claſſenbildungen hervorgerufen wurden. Vor allem auf dem flachen Lande, wo durch die für Rufsland eigenthümliche Art der directen Beſteuerung der Landbevölkerung mit der gegenſeitigen Haftpflicht der Landgemeinde verbunden wurde. Und dieſe gegenſeitige Haftpflicht erſcheint auch als bedeutender Hebel in den Händen der Regierungsgewalt ſogar auf den Landſtändetagen (Zemsky Sobor), welcher Umſtand ſtets als ſchwere Laſt von den Vertretern derſelben betrachtet wurden.

Es geſtaltete ſich die eigenthümliche Entwickelung des ruſſiſchen Staates: unbeſchränkte Regierungsgewalt von oben, Ständegliederung, deren Mitglieder durch gegenſeitige Haftpflicht auf das engſte aneinander gekettet, ſclaviſch unfrei der Centralgewalt gegenüber ſtanden, von unten. Dies bewirkte auch, dass der ruſſiſchen Geſchichte die eigenartige Erſcheinung der weſteuropäiſchen fehlte: der Lehensherr und das Lehenſyſtem.

Das Weſen der Theilfürſtenthümer war keineswegs für die Bildung einer privilegierten Ariſtokratie günſtig und der freie Grundbeſitzer ſank leicht zum an die Scholle gefeſſelten Steuer- und Dienſtpflichtigen herab. Dafür aber erwieſen ſich die Theilfürſten ſelbſt als ein zur Bildung einer Ariſtokratie ſehr geeignetes Element, ſobald ſie unter die Macht der moskowitiſchen Großfürſten verfielen. Doch auch dieſes Element wurde bald als ſociale Claſſe von der Zarengewalt geknickt und jeder Macht beraubt. Freie und unfreie Dienſtpflichtigkeit des Adels den Zaren gegenüber ſind die zwei Uebergangsſtadien in der Entwickelung dieſer Claſſe. Alſo auch hier politiſche und nicht volkswirtſchaftliche Grundtriebe im Vordergrunde.

Auch in der Bildung und in der Entwickelung ruſſiſcher Städte tritt vor allem dieſelbe eigenthümliche Erſcheinung auf: nicht die innere Evolution der volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe, ſondern die Bedürfniſſe der Regierung haben deren Entſtehung bewirkt, deren Entwickelung begünſtigt. Die Stadt, wie ſelbſt das ruſſiſche Wort „gorod“ bedeutet, war vor allem ein Vertheidigungspunkt. Und nur der allmählich entſtandene Unterſchied in der Beſteuerung diente zur Differenzierung von Stadt und Land.

Der Geſammtproceſs der Siedlungen in den Städten und auf dem flachen Lande, ſowie der Völkervermiſchungen fand noch bis jetzt in Rufsland ſeinen Abſchluſs nicht. An der Spitze der Coloniſations-bewegung ſtand ſtets die moskowitiſche Regierung, welche im Intereſſe der Grenzvertheidigung dieſe Bewegung begünſtigte und leitete. Alſo rein politiſche Motive waren der Hauptfactor dieſer in der Geſchichte des ruſſiſchen Volkes bis heutzutage ſo wichtigen Erſcheinung.

Inwieweit Rufsland in der Entwickelung der wirtſchaftlichen Verhältniſſe im Vergleiche zu Weſteuropa zurückgeblieben, ſieht man am deutlichſten an der Evolution der Bevölkerungsconcentration in den Städten.

Im Jahre	Stadtbevölkerung im Verhältnis zur Geſammtbevölkerung	Geſammtzahl der Stadtbevölkerung
1724	3·0%	328 Tauſend
1781	3·1 „	802 „
1796	4·1 „	1.301 „
1812	4·4 „	1.653 „
1835	5·8 „	3.025 „
1851	7·8 „	3.482 „
1878	9·2 „	6.091 „
1890	12·8 „	13.948 „

(Bd. I, S. 73.)

Hat ſich die Hausinduſtrie in Weſteuropa in die capitaliſtiſche Form des Manufactur- und Fabrikweſens verwandelt, ſo behielt ſie in Rufsland bis jetzt die urſprüngliche Form. Die ruſſiſche Fabriksinduſtrie entſtand nicht organiſch aus der Hausinduſtrie unter der Einwirkung der inneren Wirtſchaftsverhältniſſe, ſondern ſie wurde von der Regierung ziemlich ſpät ins Leben gerufen, welche ſich darin von ihren praktiſchen Bedürfniſſen, ſowie von ihren theoretiſchen Ueberzeugungen, dass man nämlich eine nationale Induſtrie ſchaffen müſſe, leiten ließ. Und ſo konnte ſich die ruſſiſche Induſtrie nur durch künſtliche Regierungsmittel aufrechthalten und ihre Exiſtenz friſten, wo die Regierung den Fabrikanten koſtenfrei Arbeitskräfte — Leibeigene — zuführte und durch Zwangsmonopole Käufer verſchaffte. Indeſſen hielt wacker die alte Form der Hausinduſtrie ſtand.

Nehmen wir als Maximalzahl von ruſſiſchen Fabriksarbeitern $1^1/_2$ Millionen an, ſo exiſtieren jetzt in Rufsland mindeſtens $4^1/_2$ Millionen Bauern, die außer ihrer Landwirtſchaft ein Nebengewerbe betreiben. Dieſe wirtſchaftliche Miſchclaſſe, die im Gegenſatz zu Weſteuropa zur Entwickelung der Fabriksinduſtrie nicht beitrug, wurde nicht nur von den Fabriken nicht abſorbiert, ſondern ſie zeigte eine ſtaunenswerte Lebens- und Entwickelungsfähigkeit, und ſie bietet in vielen Productionszweigen den Fabriken erfolgreiche Concurrenz.

Und ſehen wir nach den Urſachen, ſo ſind ſie entweder klimatiſcher oder finanzieller Natur. Rufslands Klima geſtattet dem Landmann nur wenige Monate im Jahre der Landwirtſchaft obzuliegen. Daher auch die vielen Mußemonate. Aber die Steuerpflichten laſſen ihn nicht ein dolce far niente genießen.

In der Entwickelung des Verkehrsweſens, in dem Ausbau des Straßennetzes ſehen wir keineswegs rein ökonomiſche Triebfedern, ſondern die energiſche, initiativreiche Thätigkeit der Regierung. War der Außenhandel für die Entwickelung dieſes Staates von eminenter Bedeutung, ſo kann es nicht durch die innere Entwickelung der Wirtſchaftsverhältniſſe, ſondern durch die Bedürfniſſe der ausländiſchen Märkte. So zurückgeblieben, ſo archaiſch primitiv war die volkswirtſchaftliche Structur des ruſſiſchen Staates. Daher müſſe, nach Miljukov, der Culturhiſtoriker nach der Schilderung der ökonomiſchen Verhältniſſe zur Unterſuchung der politiſchen Staatsorganiſation übergehen und nicht zur ſocialen Gliederung der Bevölkerung, wie es ein Culturhiſtoriker Weſteuropas thun müsste. In Weſteuropa war die ſociale Organiſation der Hauptfactor der ſtaatlichen Ordnung, in Rufsland aber ſpielte eben der Staat, die Regierung, als allesſchaffendes Princip die Hauptrolle. Gieng die Entwickelung des hiſtoriſchen Proceſſes in Weſteuropa von unten nach oben, ſo fand dieſer in Rufsland in diametral entgegengeſetzter Richtung ſtatt. Rufslands Culturgeſchichte zeichnet ſich durch die außerordentliche Vorherrſchaft des Staates, der Regierungsgewalt, aus, die nicht durch innere wirtſchaftliche, ſondern durch äußere Bedürfniſſe geſchaffen wurde, durch den Selbſtvertheidigungs- und Selbſterhaltungstrieb.

Und ſo griff die Regierungsgewalt in die Evolution des Bürgerſtandes zerſtörend ein. Da unter der Stadtbevölkerung die ſtetige Fluctuation und Emigration vorherrſchte, wie es bis auf den heutigen Tag mit den Landbewohnern der Fall iſt, ſo feſſelte die Regierung den ohnedies machtloſen Bürger an ſein Gewerbe, wie früher der Bauer an ſeine Scholle gebunden worden. Und ſobald ein Kaufmann oder Gewerbetreibender ökonomiſch proſperierte, pflegte er ſofort nach Moskau „verſetzt“ zu werden, wo er zwar den ſchmeichelhaften Titel eines „Gaſtes“ führte, doch bei weitem nicht gaſtfreundlich behandelt wurde, da ihm gewöhnlich der ſorgenvolle, verantwortliche ſogenannte „getreue Dienſt“ der Zoll- und Steuererhebung übertragen wurde. Die Stadtbevölkerung war zu wenig ſtandesbewusst, die Regierungsgewalt allzu mächtig, als dass von den Keimen gewiſſer Selbſtverwaltungsrechte eine echte ſtädtiſche Autonomie, ein geeinigter, ein ökonomiſch und moraliſch kräftiger Bürgerſtand hätte entſtehen können.

Und endlich der Bauernſtand. Auch hier finden wir bedeutende Unterſchiede im Vergleiche zu Weſteuropa, denn noch jetzt macht Rufslands Landbevölkerung 88%, beinahe $^9/_{10}$ der ganzen Bevölkerung aus, und in ihrem Beſitze befinden ſich als Privat-, reſp. Gemeindeeigenthum $^2/_3$ des ganzen Grund und Bodens ([illegible]), vorzugsweiſe Waldungen, ſind Staatsdomänen und [illegible] Adelsgüter. Die bis jetzt exiſtierende eigenartige Form der ruſſiſchen Dorfgemeinde mit ihren periodiſchen Landvertheilungen iſt weder ein Inſtitut, welches überall ſich vorfand, wie einige behaupteten, noch iſt ſie eine elementare, primitive und archaiſch abgelebte Erſcheinung, wofür andere ſie hielten. Vor allem zeigt eine ſtreng wiſſenſchaftliche Unterſuchung, dass dieſe Gemeinde ſpäteren Datums und das Product der Einwirkung grundherrlicher und Regierungsgewalt iſt. — Alſo ſogar die Dorfgemeinde, für welche ſo oft in der ruſſiſchen Literatur die Lanze gebrochen wurde, auch ſie iſt ein Product äußerer Einwirkungen und nicht innerer ökonomiſcher Bedingungen!

Und ſo ſehen wir, wie klipp und klar Miljukov die Evolution einzelner Hauptfactoren der ruſſiſchen Culturgeſchichte ſchildert. Nur ſelten wagt er es, die gegenſeitigen Einflüſſe, die Wechſelwirkungen zu berühren, was beſonders im zweiten Bande ſo ſehr zutage tritt. Der Grundgedanke des Werkes iſt höchſt originell und wird auch manchen Kenner der ruſſiſchen Geſchichte ſtutzig gemacht haben, doch am meiſten müsste wohl jeder blinde Anhänger der marxiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung ſtutzig ſein, weil er gerade in dieſem Werke das vermiſſen muſs, was hier am eheſten gefunden werden ſollte, da gerade die Einfachheit und Zurückgebliebenheit des [illegible]

Digitized by Google

Proceſſes die Arbeit des Forſchers erleichtert. Und vollends der zweite Band, der uns die einzelnen Theile des geiſtigen Oberbaues in ſeiner Evolution ſchildert. Hier hätte ſich ein übereifriger Marxiſt in geiſtreiche Combinationen eingelaſſen, um X durch Y zu erklären. Miljukov iſt aber zu ſehr Mann der Wiſſenſchaft, als daſs er nicht Muth hätte, frei von der Leber zu bekennen, wo ſeinem Wiſſen eine Schranke geſetzt iſt. Daher iſt das Einleitungscapitel des zweiten Bandes von ſo großem Intereſſe: „Im erſten Bande der Skizzen haben wir einen großen Platz dem ökonomiſchen Factor eingeräumt, ſogar die Bedeutung des politiſchen Factors in der Geſchichte Rufslands erklärten wir als das Reſultat der gegebenen Zuſtände der ruſſiſchen Oekonomik unter den gegebenen Bedingungen des äußeren Milieus. Die Anhänger der ökonomiſchen Geſchichtsauffaſſung könnten erwarten, daſs wir auch die Erſcheinungen des geiſtigen Lebens des ruſſiſchen Volkes als Ergebniſſe der materiellen Bedingungen erklären werden. Aber da wir darauf verzichteten, aus dem ‚Materiellen‘ das ‚Geiſtige‘ abzuleiten, ſowie dieſe zwei Momente entgegenzuſtellen, ſetzten wir der geſchichtlichen Erklärung des ‚geiſtigen Lebens‘ eine andere Aufgabe. In einem gewiſſen Sinne kann man freilich annehmen, daſs der ganze Proceſs der menſchlichen Evolution unter dem Einfluſſe eines mächtigen Impulſes vor ſich geht, der Nothwendigkeit, ſich an das umgebende Milieu anzupaſſen. Aber das Verhältnis des Menſchen zu dieſer Umgebung beſchränkt ſich nicht nur auf das ökonomiſche Bedürfnis. In der Pſychologie des Menſchen erſcheinen dieſe Beziehungen derart differenziert, daſs der Hiſtoriker auf jede Hoffnung, ſie alle auf ein einziges Urprincip zurückzuführen, verzichten muſs. Ihm bleibt nichts übrig, als die parallele Entwickelung und weitere Differenzierung zu verfolgen.“ Doch noch einen weiteren Schritt macht der Verfaſſer: „Der Monismus fordert die ſtrenge Durchführung der Idee der Geſetzmäßigkeit in der Sociologie, doch fordert er nicht, daſs die geſetzmäßige Erklärung ſociologiſcher Thatſachen auf einen „ökonomiſchen Factor“ zurückgeführt werden ſoll. Auf den erſten Blick könnte es noch ſcheinen, daſs die Vorſtellung von den Erſcheinungen der „geiſtigen Cultur“ als von einem „Oberbau“ der „materiellen“ den philoſophiſchen Materialismus befriedigt. Doch erſcheint es uns, daſs es für den „ökonomiſchen Materialismus ſelbſt“ unbequem und nutzlos iſt, ſein Schickſal mit dem des philoſophiſchen Materialismus zu verbinden. Unbequem — weil der philoſophiſche Materialismus eine der ſchwächſten Formen des Monismus iſt, wohingegen der ökonomiſche Materialismus auch mit anderen Weltanſchauungen ſich vertragen kann; nutzlos aber — weil der „materielle“ Charakter des ökonomiſchen Factors nur ein ſcheinbarer iſt; in Wirklichkeit finden die Erſcheinungen der menſchlichen Oekonomik in demſelben pſychiſchen Milieu ſtatt, in welchem ſich auch die übrigen Erſcheinungen des geſellſchaftlichen Lebens abſpielen.“

Wir brauchen dieſes Werk nicht näher zu unterſuchen, um zu ſehen, welche bedeutende Widerlegung „der Vorurtheile der ökonomiſchen Erklärung der Geſchichte“, wie ſich Miljukov äußert, es bietet, obwohl er ſich ſelbſt für einen betrachtet, der „unvergleichlich näher zu den principiellen Grundlagen des ökonomiſchen Materialismus ſtehe, als zu der anthropocentriſchen Weltanſchauung ſeiner Gegner.“

Gewiſs wäre es ſonderbar, könnte ein Miljukov die immer mehr klar werdende Einwirkung der volkswirtſchaftlichen Verhältniſſe auf das geſchichtliche politiſch ſociale Leben verkennen, oder dem lang abgethanen Heroencultus fröhnen. Für die Wiſſenſchaft iſt es eben wichtig, ein für allemal zu entſcheiden, ob die marxiſtiſche materialiſtiſche, reſp. ökonomiſche Geſchichtsauffaſſung ein ſtrenges Dogma ſei, welches ebenſo die Geſchichtsforſchung beherrſchen müſste, wie das Geſetz der Schwere die Aſtronomie. Und dagegen proteſtiert faſt jede „Skizze aus der ruſſiſchen Culturgeſchichte“, wenn es auch der Verfaſſer nicht überall unumwunden erklärt. Doch gebürt ihm zweifelsohne das Verdienſt, an der Hand vieler wiſſenſchaftlich durchdachter Thatſachencomplexe die marxiſtiſche hiſtoriſche Hypotheſe gleichſam einer praktiſchen Controlprüfung unterworfen zu haben. Mögen wir nur ſolcher Verſuche bald mehr beſitzen.

Sofia. Dr. Boris Minzes.

Die Evolution der Seele.

Von Ellen Key (Stockholm).

I.

In jeder Zeit hat es Menſchen gegeben, deren Lebensproblem es war, die Seele größer zu machen.

[illegible]

Seele das vor allem wichtige Problem. Anderen wird die Evolution der Menſchenſeele das in erſter Linie Bedeutungsvolle. Dieſe wiſſen, daſs von der Möglichkeit, die Seele größer zu machen, es zuletzt abhängt, ob die Neuſchöpfung der äußeren Verhältniſſe auch ein größeres, ſchöneres Daſein für die Menſchheit mit ſich bringt.

Es herrſcht heute in gewiſſen Lagern eine ausgeſprochene Skepſis in Bezug auf die Evolution der Seele. Dieſe Skepſis iſt eine von den vielen Urſachen der ſouveränen Gleichgiltigkeit gegen alle äußeren Umwälzungen. Der Menſch, ſagt man, wird von der Erblichkeit beſtimmt und kann ſich bloß bis zu einer beſtimmten Grenze entwickeln. Keine neuen Verhältniſſe haben bis jetzt, im großen betrachtet, die Menſchennatur anders gemacht, und darum wird ſich auch in Zukunft alles gleich bleiben, wie immer die Formen ſich ändern mögen. Des kleinen Menſchen Seele iſt ebenſo klein, und des großen Menſchen Seele iſt nicht größer, eher umgekehrt, als in Eſaias' oder Sokrates' Tagen.

Man hört nichts häufiger als ſolche Aeußerungen. Unterdeſſen forſcht die Wiſſenſchaft vorurtheilsfrei und unabläſſig nach den Geſetzen des Werdens und Weſens der Seele. Sie dringt in das Seelenleben des Thieres, des Kindes und des Verbrechers ein; ſie ſtudiert die Pſychologie des Individuums und der Maſſe; beobachtet die Seele im geſunden und kranken Zuſtande, wach und träumend, einfach und „verdoppelt“. Man hat ſchon eine Pſychologie des Wetters, eine der Kleider, und es gibt bald keine Seite unſeres ſinnlichen Lebens mehr, die nicht auch Entdeckungen in unſerem geiſtigen veranlaſst hat.

Vor allem werden die neuen Entdeckungen auf dem großen Gebiete der pſychiſchen Forſchung gemacht, auf dem die Wiſſenſchaft noch mit dem Aberglauben ringen muſs, aber wo gewiſſe, ſchon wiſſenſchaftlich geprüfte Phänomene der Hypnoſe, Telepathie und anderer Gebiete wohlgegründete Ausſichten auf eine bis nun ungeahnte Erweiterung des Machtumfanges der Seele eröffnet haben.

All dieſe pſychiſche Forſchungsarbeit ſteht in unmittelbarem Zuſammenhang mit der modernen Lebensanſchauung und zeigt keinerlei Tendenz, deren Ueberzeugung zu annullieren, daſs unſere Entwickelung von Erblichkeit, Milieu und Zeitgeiſt beſtimmt erſcheint. Aber ſie hat das Bewuſstſein wachgerufen, daſs ſich innerhalb dieſer Begrenzung unendliche Möglichkeiten zur Entwickelung der Menſchenſeelen und jeder beſonderen Seele finden; daſs, obgleich die Nothwendigkeit unſeren Willen beherrſcht, nachdem ſie unſere Seele geformt, dieſe unſere Seele in ſich neben anderen nothwendigen Trieben auch den, zu wachſen, hat, einen Trieb, den wir unterdrücken oder ſteigern können.

Unter den Dichtern der Gegenwart iſt Maeterlinck der typiſche Repräſentant des „Erwachens der Seele“, mit dem er ſich nicht nur als Dichter, ſondern auch als Denker beſchäftigt hat, nämlich in einer 1896 herausgegebenen Sammlung Eſſays: Le Trésor des Humbles. Maeterlinck zeigt da, wie die Seelen beginnen, ſich immer mehr und mehr der Macht bewuſst zu werden, die ſie übereinander beſitzen, und der Möglichkeit, unabhängig von einander zu leben und zu handeln. Er legt dar, wie ſtark man nun, ſelbſt unter alltäglichen Verhältniſſen, dieſes myſtiſche Eingreifen der Seelen ineinander und ihren wechſelſeitigen Einfluſs ſpürt; wie die Empfindlichkeit gegen ſympathiſche und antipathiſche Eindrücke gewachſen iſt; wie geheimnisvolle pſychiſche Umwandlungen unſere gegenſeitigen Verhältniſſe beſtimmen und wie jedes Individuum vor jedem einzelnen Menſchen ein anderes Weſen wird. Er zeigt, um wieviel raſcher und tiefer wir einander nun durchſchauen, wieviel ſtärker wir ahnen und wieviel mächtiger unſere Ahnungen in unſer Handeln eingreifen. Er hebt hervor, um wieviel feinhöriger wir geworden ſind, wenn unſere Impulſe ſprechen; wie wir in unſeren Handlungen immer mehr von inneren, pſychologiſchen, nicht von äußeren ſocialen Rückſichten angetrieben oder zurückgehalten werden; wie ſich darum neue ethiſche Begriffe bilden, wie wir immer mehr die Handlung vom Weſen trennen und den Verbrecher nicht länger nach dem Verbrechen, ſondern nach dem Seelenzuſtande beurtheilen. All dies ſind, ſagte Maeterlinck, Zeichen für den Anbruch des dritten Reiches, des Reiches der Seelen, in dem alle Worte umgewandelt und neue Lebensmöglichkeiten gewonnen werden ſollen.

Kein Mitlebender dürfte Maeterlinck in Bezug auf die Intenſität dieſes Bewuſstſeins, welches er mit allen denkenden Gegenwartsmenſchen theilt, übertroffen haben: dem Bewuſstſein, daſs in uns ſelbſt Mächte leben, die, unerklärlich und unausſprechlich, die ſchickſalsſchwerſte Wirklichkeit unſeres Weſens ausmachen.

Ich glaube, daſs man dieſes neue Bewuſstſein in folgender Art ausdrücken kann: Wir wiſſen nun, daſs unſer Ich nicht unſer Selbſt iſt. Die beiden verhalten ſich zu einander, wie das Land um den Vulcan zum Innern des Vulcans. Das Ich iſt das Aeußere, das wir und andere ſehen, und deſſen Gebiet uns wohlbekannt iſt. Hier liegen die bekannten Felder, dort die Steinhalden. Hier iſt ein Wein[illegible] geht ein Weg, und dort zeigt ein [illegible] Ausbruch genommen. Und [illegible] von dem eine neue Eruption unſeres [illegible] Denn unſer Selbſt, das iſt das Innere [illegible] geheimnisvoll und unberechenbar und [illegible] Ruhe ausbreitendes Ich.

[illegible] handelt vor allem von den neuen [illegible], die dadurch bedingt wurden, [illegible] begann, durch immer

Digitized by Google

häufigere Eruptionen die Alltagsruhe unſeres Ich aufzurütteln und ſo ſelbſt während ihrer ſcheinbaren Unthätigkeit unſer eigenes Ich und das der anderen in einer immer bewuſsteren Unruhe zu erhalten.

Maeterlinck ſchildert unter anderem die Macht des Schweigens. Er berichtigt den Irrthum, daſs wir uns durch Worte einander am vollſten mittheilen. „Nur im Schweigen überliefert eine Seele ſich einer anderen“; nur das Schweigen offenbart die Tiefen in unſerem eigenen Weſen und dem der anderen. Darum iſt das Schweigen voll Glück, Gefahr und Ueberraſchungen; darum ſoll man das lebensentſcheidende Schweigen zwiſchen zwei Seelen bis zum Aeußerſten aufſparen. Denn das eine Schweigen iſt dem anderen nicht gleich, und die Art des Schweigens, das zwiſchen zwei Seelen entſteht, iſt die entſcheidende Probe, ob ſie einander finden ſollen, oder nicht.

Maeterlinck ſpricht von den Frauen und der großen, ſchickſalsſchweren Myſtik der Liebe, der Myſtik, von der das Weib um ſoviel tiefer berührt wird als der Mann und von der ſie darum unendlich mehr zu offenbaren hat. Ihr iſt da das ſtärkere Gefühl des Schickſalbeſtimmten eigen, und ſie unterwirft ſich darum dem erotiſchen Geſchick mit größerer Einfachheit als der Mann. Maeterlinck, als tiefer Fataliſt, weiß, daß über der Liebe, ſowie über den anderen großen Mächten des Lebens, unſer glücklicher oder unglücklicher „Stern“ herrſcht. Er ſpricht wunderbare Worte von dem Unausweichlichen in jedem einzelnen Schickſal. Er ſpricht noch wunderbarere Worte von dem Schickſalsſchweren im Daſein ſelbſt; davon, wie wir, welches immer unſer perſönliches Schickſal wurde, doch alle im Schatten der uns überall umgebenden Tragik des Lebens leben müſſen, einem Schatten, der am tiefſten für den wird, der groß genug iſt, nicht bloß ſeinen eigenen, ſondern auch den beſonderen Schmerz ſeiner Zeit zu leiden. Maeterlinck erwartet nicht, daſs die Evolution der Seele den Schmerz aufhebt. Er ſieht im Gegentheil ein, daſs die Möglichkeiten des Leidens wie des Glückes ſich vertauſendfältigen müſſen; daſs kein großes Gefühl anders als aus großer Qual geboren werden kann, und daſs es vor allem das Leiden iſt, das unſere Lebensempfindung ſteigert und dadurch unſere Seele größer macht.

Doch nicht bloß von den großen Gefühlen, den tragiſchen Schickſalen erwartet Maeterlinck die Entwickelung der Seele. Er glaubt an die Möglichkeit, trotz kleiner, alltäglicher Umſtände die Seele größer machen zu können, indem man ihr „die unſcheinbare Güte“, „das tiefe Leben“ und „die innere Schönheit“ entwickelt — einige Capitel, die man eine Diätetik des Wachsthums der Seele nennen könnte.

Als die erſte Bedingung dieſes Wachsthums ſtellt Maeterlinck auf, die Seele abzuhärten, ihre Scheu zu beſiegen, ſich zu zeigen, ihr wahres Weſen zu offenbaren; denn dieſe Scheu iſt es vor allem, die jetzt das Leben ſeelenlos, farblos und dürftig macht.

Um es zu wagen, Maeterlincks Rath zu folgen, bedarf es unleugbar eines feſten Wunſches. Das Anſtandsgefühl des Culturmenſchen ſchließt daſſelbe Zurückſchrecken vor dem nackten Seeliſchen, wie vor dem nackten Körperlichen in ſich. Wer unverhüllt ſeinen Zorn oder ſeine Begeiſterung zeigt, ſeinen Haſs oder ſeine Liebe, kann ſicher ſein — im beſten Falle — Kälte oder Lachen zu begegnen, aber in den meiſten Fällen noch tiefere Qual, noch ſchwerere Kränkungen zu erleben. Dies iſt gewöhnlich die erſte bittere Lebenserfahrung der Jugend, und ſie ſcheucht raſch die Seele hinter das Gitter des Conventionellen zurück; und es wird die letzte Lebenserfahrung für die wenigen, die es nie lernen konnten, hinter dieſem Gitter zu verbleiben.

Aber Maeterlinck hat doch recht. Wir müſſen dieſen Preis des Schmerzes entrichten, wenn wir nach einer größeren Seele verlangen. Und er lehrt uns, wie wir ſelbſt unſere ſchmerzlichſten Erfahrungen zu einem höheren Grade der Stärke umbilden können, unſer Siechthum zu neuer Geſundheit, vor allem dadurch, daſs wir intenſiv jede geringſte Möglichkeit feſthalten, zwiſchen uns und den anderen Vertrauen und Milde zu entwickeln; dadurch, daſs wir nie irgend einer Lebenslage oder einem Verhältnis das Recht einräumen, häſslicher und dürftiger zu werden, als es ſein muſste. „Was vor allem nothwendig iſt“, ſagt er, „iſt, daſs wir nicht neben unſerer Seele leben, daſs wir ihre Regungen nicht fürchten“, daſs wir ſie Conventionen und Formen durchbrechen und die Güte ſtets wirkſam ſein laſſen, die Güte, die mehr als jede andere Kraft unſere eigene Seele und die der anderen erweitert. Aber die Güte muſs, ſowie alle anderen großen Gefühle und Gedanken gepflegt werden. Stimmungen, die gleich Zugvögelſchaaren über den Horizont der Seele ziehen, machen den Horizont nicht größer. Wir müſſen in dem ſteten Bewuſstſein leben, daſs „kein Tag klein iſt“, daſs im Gegentheil jeder Tag ein Gedenktag der Seele iſt, die da entweder vorwärts oder rückwärts gegangen iſt, je nach der Art der Gedanken oder Gefühle, die ihre Triebkraft waren.

Maeterlinck wendet ſich auch gegen die Furcht, nicht „ganz ſelbſt zu ſein“, und den Vorſatz, „zu ſein, wie man iſt und nichts anderes, als was man iſt,“ die uns oft geringer machen, als wir ſein konnten. „Wenn wir heute einen Gedanken denken, der größer iſt als unſere Seele, dann ſtreckt ſich die Seele nach ihrem Gedanken empor“, und die Handlung, die geſtern ſchöner war als unſer Ich, wird morgen der wirkliche Ausdruck unſeres Weſens. Mit derſelben Behutſamkeit, mit der wir entſcheiden ſollen, was wirklich der ſouveräne Ausdruck unſeres eigenen Ich iſt, und mit der wir feſtzuſtellen haben, wo unſere eigene, unverrückbare Grenze ſich befindet, mit derſelben Behutſamkeit müſſen wir den Urtheilsſpruch über die Möglichkeiten eines anderen Menſchen fällen. Unſer Glaube an dieſe gibt ihm oft die Kraft, ſie zu verwirklichen, während unſer Miſstrauen eine Seele unter ihre eigentliche Höhe beugt.

Dieſes kurze und ſehr freie Referat über „Le Trésor des Humbles“ dürfte doch einen Eindruck davon gegeben haben, daſs Maeterlincks eigenthümliches Buch ein Andachtsbuch der Religion der neuen Zeit und des neuen Menſchen iſt, der Religion, deren heilige Urkunde die Selbſtoffenbarung der Menſchennatur iſt.

Wohl trifft man bei Maeterlinck auf die eine oder die andere Seite, die leider von einer in ein gewiſſes enges Syſtem gezwängten Myſtik Zeugnis ablegt. Aber dies kann den großen Eindruck nicht verwiſchen, daſs man hier gleichzeitig eine ſelten tiefe Auffaſſung der echten Myſtik findet, die nicht von irgend einem Syſtem begrenzt iſt oder ſein kann, denn ſie iſt groß, wie das Leben ſelbſt, oder richtiger ausgedrückt: ſie iſt das Leben ſelbſt.

II.

Maupaſſant offenbarte die Tiefe ſeiner Natur in dem Wunſche, ſein ganzes Leben lang an einem einzigen Buche geſchrieben zu haben, das nach ſeinem Tode — verbrannt werden ſollte.

Einer oder der andere Schriftſteller — der inzwiſchen genöthigt war, viele andere Bücher zu ſchreiben — iſt doch intenſiv genug geweſen, wirklich ſein ganzes Leben lang an *ſeinem* einzigen Buch zu arbeiten. Und glücklicherweiſe hat dieſes Buch nicht das Schickſal gehabt, das Maupaſſant dem ſeinen zudachte.

Ein ſo entſtandenes Buch iſt The story of my heart von dem engliſchen Dichter Richard Jefferies. Es iſt eine Selbſtbiographie, die kein einziges Ereignis erzählt. Es iſt ein Buch des bloßen Gedankens, aber kein Buch mit vielen Gedanken. Es enthält eigentlich nur einen einzigen. Aber dieſer tritt mit dem großen, ſtarken, ſich ſtets wiederholenden Rhythmus hervor, der den Wogen des Meeres und der Rede der hebräiſchen Propheten eigen iſt.

Jefferies, 1848 geboren, war der Sohn eines engliſchen Farmers und brachte den erſten Theil ſeines Lebens auf dem Lande im ſüdlichen England zu. Später in London wohnhaft, kämpfte er dort — bis zu ſeinem 1887 erfolgten Tode — als Publiciſt und Romanſchriftſteller, als letzterer ohne Bedeutung, einen harten Kampf um's Daſein. Seinen Ruf hat ſich Jefferies als Naturdichter in ungebundener Form errungen. Dieſe Seite ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit laſſe ich jedoch hier ganz unberührt, um ihn nur als einen der Zeitgenoſſen hervorzuheben, die am tiefſten von dem Problem des Seelenwachsthums erfüllt waren. Jefferies Buch iſt in dieſer Beziehung ein intereſſantes Gegenſtück zu Maeterlincks Trésor des Humbles: denn der belgiſche und engliſche Dichter ſuchen daſſelbe Ziel, wenn auch auf ſehr ungleichen Wegen.

Jefferies beginnt damit, zu ſchildern, wie er durch ſiebzehn Jahre ausſchließlich von der Leidenſchaft, ſeine Seele größer zu machen, beherrſcht war. Dieſe Leidenſchaft wurde in einem immer innigeren Zuſammenleben mit der Natur geweckt und genährt. Alle ihre Eindrücke — das Gold der Sonne und der Saat, das duftende Erdreich, das funkelnde Blau des Himmels, die grünen Waldestiefen — ſetzten ſich bei ihm in ein einziges, unabläſſig ſaugendes Begehren um: ein immer intenſiveres Seelenleben, ein immer größeres Maß von Seele zu gewinnen.

Das weiße Licht des Mittags und die leuchtenden Sterne der Nacht, des Morgens roſige Nebel und des Sonnenuntergangs warme Glut, das ſchwankende Gras und der feuerrothe Mohn, die mooſigen Bäume und die blühenden Hecken — alles wurde zum Sporn für ſeine einzige große Sehnſucht.

Als er endlich zum Meere hinabkam und dort den ſalzigen Wind vernahm, das Wogenrauſchen und der Sonne Glut, da berührte er die Wellen mit der Hand, hob das Antlitz zur Sonne, öffnete die Lippen dem Winde und fühlte ſeine Sehnſucht aufſteigen, ſtark wie das Meer. Und mit der ganzen Macht des Meeres bat er: Gib mir denſelben und noch größeren Reichthum körperlichen und geiſtigen Lebens; gib ihn mir mit einem Mehr an Fülle als die Fülle des Meeres und der Sonne, der Erde und der Luft; gib mir ein größeres und vollkommeneres Seelenleben, als Kindern der Erde je eigen war.

Jefferies Naturgefühl iſt inſoferne ganz modern, als er ſich klar bewuſst wird, daſs die Natur dem Menſchen gegenüber vollkommen gleichgiltig bleibt, daſs ſie, wie er es ausdrückt, im höchſten Grade „antihuman“ iſt, und daſs der Menſch von der Natur nur das erhält, was er ſelbſt mitbringt.

Das für Jefferies Naturauffaſſung Eigenthümliche iſt, daſs er das Wachsthum und die Erhebung ſeiner Seele faſt ausſchließlich von dem Verſinken in die Natur erwartet. Die Natureindrücke muſsten jedoch nicht unmittelbar ſein. Er ſchildert, wie er mitten im Gewühl auf der London Bridge oder in der City von ſeiner Sehnſucht ergriffen wurde, durch ein plötzliches, intenſives Bewuſstſein der großen, kosmiſchen Geſetze, die die ganze rings um ihn wimmelnde Menſchenmaſſe bewegten.

Auch die menſchliche Schönheit gab dieſer Sehnſucht Nahrung, ſei es, daſs ſie ihm in der Wirklichkeit, in den Gemälden der Renaiſſance oder den Sculpturen der Antike entgegentrat. Ein [illegible]

Digitized by Google

einer Marmorſtatue konnte ihn nach einem intenſiveren, mächtigeren Seelenleben mit demſelben Durſt ſchmachten laſſen, mit dem „der Meeresſand nach den ſalzigen Wogen dürſtet."

Aber es war nicht bloß ein ſtärkeres Seelenleben, das er begehrte, ſondern auch eine größere Fähigkeit, voller zu genießen und zu leben. Er wollte ſtärkere phyſiſche Organe an ſich entwickeln, einen widerſtandsfähigeren, vollkommeneren Körper, verfeinertere ſinnliche Ausdrucksmittel — durch die das Daſein plaſtiſcher für ſeine Impulſe werden ſollte. Selbſt ſchwach von Natur, zerſtörte er ſich durch ſeinen gewaltſamen Eifer, ſein phyſiſches und pſychiſches Daſein intenſiver zu geſtalten. Sowie ſeine Seele „nie einen Gedanken gedacht, der ſeine Seele befriedigt hatte", ſo konnte ſein Bedürfnis nach Außenleben nie geſtillt werden, wie lange auch die Wanderungen oder Schwimmtouren waren, von denen er, vor Müdigkeit zuſammenſinkend, heimkehrte. Er ſehnte ſich, denſelben Rauſch der eigenen Stärke zu empfinden, wie der aſſyriſche Löwenjäger, unter deſſen Füßen das Waldesdickicht praſſelt, oder wie der homeriſche Krieger, wenn ſein Arm Feinde mähte, wie die Saat. Ja, er wünſchte ſich ſechzig Stunden lange Tage, um in einem Zuge zu leben, und vierzig Stunden lange Nächte, um in einem Zuge zu ſchlafen.

Jefferies griff energiſch die moderne Richtung an, welche hofft, die Seele durch die Rückkehr zur Asceſe und Myſtik des Mittelalters größer zu machen. Je ſtärker er ſeine ſinnliche Seligkeit fühlte, umſo ſtärker ſehnte er ſich nach geiſtiger Vollheit, und im Weine berauſchte er ſich nur an Unendlichkeitsgedanken. Das Glück des körperlichen Lebens zu ſteigern, war in ſeinen Augen die Bedingung, um die Intenſität des ſeeliſchen zu erhöhen. Die Asceſe nennt er darum eine Läſterung, und die Asceten betrachtet er als „unreine Menſchen". Der Reingeſinnte, ſagt er, wird vor der nackten Offenbarung der vollkommenen, phyſiſch-pſychiſch reinen Menſchlichkeit von Andacht ergriffen. „Die Asceſe veredelt weder Körper noch Seele; und ängſtliche Selbſtprüfung, die jede geiſtige Unbefangenheit zerſtört, iſt die gefährlichſte aller Tugenden." Aber dieſe Anſchauung hindert nicht, daſs Jefferies den modernen Menſchen ſpartaniſche Selbſtzucht in jenen Fällen anbefiehlt, wo dies die unumgängliche Bedingung dafür iſt, daſs die Menſchen der Zukunft ſtärker und ſchöner werden. „Ich wollte mir gerne", ſagt er, „große Opfer auferlegen, könnte ich dadurch die Gewiſsheit haben, daſs in 10.000 Jahren ein einziger Menſch eine einzige Stunde lang die höchſte Fülle des Lebens genießen würde!" „Ich glaube an den Menſchen", fährt er fort, „als Körper und Geiſt, als Sinne und als Seele." Dadurch, daſs der Menſch ſich jener Mittel bedient, die ihm eben als Doppelweſen gegeben ſind, wird er ein Ideal der Vollkommenheit erreichen, das wir jetzt bloß ahnen können. Die Menſchheit wird einen neuen Gedanken finden, größer als die drei größten Gedanken, die ihr bis jetzt eigen waren — die Gedanken von der Seele, der Unſterblichkeit und der Gottheit; einen bis nun ganz ungedachten Gedanken, eine ganz neue Art der Seele zu ſein, einen Ocean, den der Menſchengeiſt noch nicht durchſchifft — an ever widening ocean of idea and life . . . . .

Dann werden in der Seele auch neue Ideen über die Bedingungen des Arbeitslebens der Menſchheit emporkeimen. Es wird gelingen, beſſere Culturpläne zu finden, welche „jedem einzelnen Daſein Sonne und Blumen geben" und dem Streben von Millionen Ziel und Sinn verleihen können.

Die Wege, die die Menſchheit jetzt wandelt, haben kein ideelles Ziel und keinen anderen Sinn, als den Lebensunterhalt. Aber träte nur ein einziger Mann hervor, wie Julius Cäſar, ſagt Jefferies, ein Mann der hohen Geſichtspunkte, der tiefen Gedanken und der großen Pläne, da würde dieſer einzige Mann ſchon jetzt die Handlungen der Menſchen ſo leiten können, daſs ſie ein größeres Maß von Glück hervorbrächten. Wir müſſen ſelbſt anfangen, die Lenkung der Welt zu handhaben: ſelbſt die Urſachen des Leidens fortſchaffen, es lernen, ſelbſt das Leben zu verlängern und zu verſchönern, ja, warum nicht, den Tod zu beſiegen. Denn wir müſſen unſeren Ahnungen von den Entwicklungsmöglichkeiten der Menſchheit ebenſowenig von den Dogmen der Wiſſenſchaft, wie von denen des Aberglaubens Halt gebieten laſſen. In unſerem eigenen Innern gibt es ein Bewuſſtſein, das größer iſt als all unſere Vernunft. Die Vernunft ergründet die weiſeſten Pläne, aber unſere Impulſe zwingen uns, dieſen Plänen entgegenzuarbeiten. Und unſere Vernunft erweiſt ſich als Thorheit, gegenüber der tiefen Weisheit in unſeren vernunftloſen Taten, unſerer Pſyche, die von Empfindungen beſtimmt wird, ſo fein und gleichzeitig ſo intenſiv, daſs [illegible] trotzen und allen bewuſsten Willen beugen. Jefferies, ſowie [illegible] Maeterlinck [illegible] das Reich der Seele kommen, in dem die [illegible] ganz [illegible] gemacht iſt, alle Werte der Menſchheit umgeſchaffen [illegible] alle [illegible] beſtehenden Lebensbedingungen tiefen Ver[illegible] [illegible].

[illegible]

Sich nie in dem Ideenkreis, in dem wir uns befinden, zur Ruhe zu ſetzen, ſondern im Gegentheil einen größeren zu ſuchen — dies iſt nach Jefferies die Vorausſetzung für jene Evolution der Seele, von der er dann die Evolution des geſellſchaftlichen Lebens erwartet.

Der Menſch hat zuerſt die Geſetze der Natur entdeckt; nun ſind es die Geſetze der Seele, die er kennen lernen muſs, und erſt nachdem dieſe ihm klar geworden ſind, wird er die Geſetze des geſellſchaftlichen Lebens entdecken können. Aber einmal wird unſer Wiſſen auf dieſen Gebieten unſere jetzigen taſtenden Ahnungen ebenſo übertreffen, wie der heutigen Aſtronomen Kenntnis der Himmelskörper über der der Hirten auf den Hochebenen des alten Chaldäa ſteht.

Dieſe kurze Zuſammenfaſſung von Jefferies' Gedanken über die Evolution der Seele dürfte genügen, um zu zeigen, mit welcher Intenſität er an das Kommen des großen Menſchen glaubte.

Daſs dieſer Glaube Jefferies' unbewuſst darwiniſtiſchen Einfluſs aufweiſt, iſt, wie ein Kritiker betont hat, in hohem Grade wahrſcheinlich. Ihm ſelbſt war ſein Glaube in gewiſſem Maße eine Oppoſition gegen die darwiniſtiſche Evolutionslehre, weil er der Anſicht war, daſs dieſe die unendlichen Entwickelungsmöglichkeiten der Seele und des Lebens in die Grenze der „geſetzmäßigen Nothwendigkeit" preſste.

Gewiſs iſt jedoch, daſs es nicht irgend eine Zeitrichtung, ſondern ſein eigenes Weſen war, das Jefferies dieſe grenzenloſe Hoffnung auf die Evolution der Seele einflößte. Aus ſeinem individuellen Lebensgefühl zog ſein Hoffen Nahrung, einem ſo energiſchen Lebensgefühl, daſs mancher es gewiſs abnorm nennen würde. Das war es auch, mit jenem Maß von Lebensgefühl verglichen, das bis auf weiteres das normale iſt und einen claſſiſchen Ausdruck in dem köſtlichen Weisheitsſpruche gefunden hat: „Die Leidenſchaft hat viel für ſich, nur darf ſie nicht übertrieben werden." Jefferies kann nur von den wenigen verſtanden werden, die wiſſen, daſs die Intenſität der Leidenſchaft das entſcheidende Maß iſt, nicht für die Größe der Intelligenz, aber für die der Seele. Wenn Jefferies davon ſpricht, daſs er ſich nach der ſchönen Lebensempfindung ſehnt, ſein Blut nach einem ſcharfen Schwertſtreich entſtrömen zu fühlen, erinnere ich mich an die Aeußerung eines franzöſiſchen Kritikers, der das Lebensgefühl als das Adelszeichen der Seelen betrachtet. Er betont auch, daſs nicht nur im Willen zum Glück, ſondern vor allem im Willen zum Leiden die große Seele ſich offenbart, ein Wille, der ſich unter anderem als die Möglichkeit äußert, von neuem anzufangen, das Leben aufs neue zu leben: wenn man ſolch eine große Seele von den Todten auferweckte, würde ſie unverzüglich die Qual aufſuchen, die ihr Untergang war, bereit, dieſe Qual wieder zu leiden, denn das ſtärkſte Lebensgefühl iſt vom größten Schmerze unzertrennlich.

Jefferies hat dieſen typiſchen Zug des Uebermenſchen in höchſter Potenz. Er gieng an einem unerſättlichen Lebensbedürfnis ohne die entſprechenden Lebensmöglichkeiten und Lebenskraft unter, und dies offenbart eine Natur, die ohne Zweifel ebenſo bedeutend war, als ſein einziger großer Gedanke bedeutungsvoll.

Durch die gewaltige Einſeitigkeit dieſes einzigen Gedankens ſeines Lebens iſt Jefferies original und genial. Durch das ſympathiſcheſte Aufnehmen der Allnatur in ſein eigenes Weſen ſucht er jenes Größerwerden der Seele, jenes vollere geiſtige Leben zu erreichen, das ſein einziges unauslöſchliches Begehren iſt. Die Kunſt hat für ihn nur denſelben Wert wie ſchöne Natureindrücke, und von Literatur und Wiſſenſchaft ſcheint er keine größere Triebkraft für die Seele erwartet zu haben. Ebenſowenig ſchien er eine ſolche in tiefen Verhältniſſen zu anderen Menſchen zu finden, oder überhaupt in dem Zuſammenleben mit Menſchen, während es umgekehrt gerade dieſe Art ſympathiſche Vertiefung iſt, durch die Maeterlinck in erſter Linie hofft, daſs neue pſychiſche Werte entſtehen, neue, feinere Formen für das Zuſammenleben der Seelen geſchaffen und Gefühle, die noch ſo unbeſtimmt ſind, daſs kein Name für ſie da iſt, einſtmals zu großen Lebensmächten werden.

Aber für Jefferies, ſowie für Maeterlinck, iſt das Problem ſelbſt ganz das gleiche: das Machtgebiet der Seele zu erweitern. Bei dem einen wie bei dem anderen findet ſich dieſelbe nervös-intenſive Senſibilität, bei Jefferies für die Vorgänge in der Natur, bei Maeterlinck für die der Menſchenſeele. Beide haben einen faſt kindlichen Wunderglauben in Bezug auf die zukünftige Macht der Pſyche über die Natur und andere Seelen. Beide haben, dank ihrer genialen Einſeitigkeit, tief in das große Problem geblickt, aber keiner hat eine allgemein giltige Löſung desſelben gegeben. Jefferies' Einſeitigkeit hatte davon zu fieberhafter Ueberſpanntheit geführt und würde, wenn er länger gelebt hätte, gewiſs im Leere geendigt haben; Maeterlinck überſchreitet nicht ſelten die feine Grenze zwiſchen Myſtik und Magie. Keinem iſt der Blick für das Wachsthum der ganzen Perſönlichkeit eigen, das Wachsthum, deſſen Geſetze die großen Menſchen der Renaiſſance und der Goetheperiode offenbart haben und für das auch in unſeren Tagen gewiſſe auserleſene Perſönlichkeiten — z. B. Walter Pater — den [illegible] Ausdruck finden. Ein Menſch, der ſolch eine allſeitige Entwickelung als [illegible] Pflicht und ſein höchſtes Glück anſieht, ge[illegible] [illegible] die der Cultur ebenſowohl wie die der Natur, [illegible] Menſchen, ſowie Lebensverhältniſſe zu [illegible]. Ohne daſs er ſeinen Willen be[illegible] [illegible] Seele richtet, wird die Seele eines [illegible] Menſchen mit Naturnothwendigkeit größer,

Digitized by Google

in dem Maße, wie die ganze Perſönlichkeit zu harmoniſcher Fülle hinanwächst.

Aber dieſe umfaſſendere und — im großen Ganzen — tiefere Auffaſſung von der Evolution der Seele vermindert nicht die Bedeutung einer durch Einſeitigkeit intenſiver geſtalteten Anſchauung des großen Problems. Als Repräſentanten dieſer Einſeitigkeit ſind „Le Trésor des Humbles“ und „The Story of my Heart“ von ſpannendem Intereſſe. Es ſind zwei von einander ſehr verſchiedene Becher, aber beide bis zum Rande mit der tiefſten Sehnſucht der Gegenwart gefüllt: das ſeeliſche Leben immer mehr zu begreifen und zu vergrößern, zu befreien und zu verfeinern.

Die deutſchen Kunſtausſtellungen.

II.

Die belgiſche Plaſtik, die uns Dresden zeigt, iſt auch in Deutſchland ſchon ſeit langem gut bekannt geworden. In München und ſogar in Berlin waren Werke dieſer Meiſter ausgeſtellt. Aber ſo umfaſſend wie die Dresdener Sammlung war keine, und niemals war deshalb auch die Wirkung ſo ſchlagend. Vielleicht trägt zu dieſer Wirkung auch bei, daſs gerade hier die Plaſtik ſo rückſtändig iſt wie nirgends anders mehr: herrſcht doch noch faſt unbedingt der ödeſte Claſſicismus, ein völlig ausgedörrtes Epigonenthum, eine Kunſt, der gegenüber die Rauchiſche als unbändiger Ueberſchwang erſcheint.

Was iſt es, wodurch die belgiſche Plaſtik ſo unwiderſtehlich feſſelt? Wie allen künſtleriſchen Erſcheinungen, ſo verſucht man bei uns auch dieſer vom Stofflichen aus nahe zu kommen. Weil einige unter den Meiſtern gern Arbeiter darſtellen, nennt man ſie ſocialiſtiſch. Bei einem einzigen darf man den Ausdruck vielleicht mit Fug gebrauchen, bei Conſtantin Meunier. Man muſs an Zolas Germinal denken, wenn man ſeine kauernden Bergleute, ſeine Puddler, ſeine kleine Minenarbeiterin ſieht. Das alte Minenpferd erſcheint geradezu als Illuſtration jener bekannten Epiſode, einer der wenigen Stellen, in der Zola der Poet zu uns ſpricht. Aber am Ende iſt Meunier viel zu ſehr Bildhauer, um, wenn ihn auch ſociales Mitleid zu dieſer Welt hingeführt hat, in ihren Menſchen nicht zunächſt und hauptſächlich das plaſtiſche Motiv zu ſuchen und zu ſehen. Er iſt vielleicht Socialiſt, aber er braucht es nicht zu ſein, um dieſe Werke zu ſchaffen. Und deshalb möchte ich auch für ſeine Kunſt nicht das Beiwort ſocialiſtiſch anwenden, das natürlich ſüß allen in die Ohren fällt, die zu dem Eigentlichen der Bildnerei kein Verhältnis haben. Auch bei Meunier kommt ſchon, von wenigen Werken abgeſehen, viel mehr die Schönheit als das Elend des modernen Arbeiters heraus. Ja, die Schönheit! Nicht die der ruhigen Form, nicht die des ſeeliſchen Ausdruckes natürlich, ſondern die Schönheit, der der Bildhauer zunächſt nachgeht, die Schönheit der Bewegung. Will der Bildhauer überhaupt Motive aus dem Leben der Gegenwart nehmen, welche andere Welt bleibt ihm als die der Arbeit, da in der anderen häſsliche Tracht und geſellſchaftliche Convention freie, individuelle, deutlich ausgeſprochene Bewegungen ſchlechterdings haben verſchwinden laſſen! Noch deutlicher als bei Meunier iſt dieſer Zug bei Van der Stappen. Bei ihm kann man geradezu von einem Heroiſieren des modernen Arbeiters ſprechen, ſo grandios wirken dieſe Männer, die an ſich mit ihren übermäßig ausgebildeten Muskeln und den unverhältnismäßig kleinen Köpfen im Sinne irgendeiner früheren Zeit nichts weniger als ſchön ſind. Schon der Namen ſeines Werkes deutet darauf hin: Die Erbauer der Städte. Er hebt die beiden Arbeiter über die Wirklichkeit hinaus, ſie ſollen mehr bedeuten als beliebige Individuen ihres Standes. Man wird auch ſo die Thatſache, daſs überhaupt dieſe Künſtler den Arbeiter in monumentaler Kunſt verwerten, als ein Zeichen der Zeit und gewiſſer Zeitſtimmungen betrachten dürfen. Aber für das, was da zu Grunde liegt, iſt das Schlagwort Socialismus zu eng und zu oberflächlich.

Uebrigens iſt dieſe Kunſt viel zu mannigfaltig, um ihr Stoffgebiet durch ein Beiwort zu charakteriſieren. Nichts Menſchliches iſt ihr fremd: die Gefühle, die tiefſten ſeeliſchen Leiden, den bacchantiſchen Taumel finden wir in ihren Schöpfungen.

Man wird ſich alſo wohl oder übel entſchließen müſſen, nur von künſtleriſchen Geſichtspunkten auszugehen, wenn man die wirkliche Bedeutung dieſer Kunſt faſſen will. Vielleicht iſt dies die Formel: die belgiſche Plaſtik hat ſich unbeeinflusst und deshalb durchaus natürlich und organiſch aus dem Naturalismus heraus einen Stil entwickelt.

Naturalismus heißt bei ihnen etwas anderes als bei uns. Man kann das an ihren Arbeiterſchilderern ſehr deutlich ſehen. Unſer Künſtler hält ſich für einen treuen Wirklichkeitsſchilderer, wenn er ſich ein Modell kommen läſst und es bis ins Kleinſte wiedergibt, der Belgier ſucht es in ſeinem Milieu auf. Was da für ein Unterſchied iſt? Ein winziger. Wie zwiſchen Poſe und Haltung, zwiſchen Akt und Bewegung. Nur daſs dieſer winzige Unterſchied einen ſehr wichtigen bedingt: er trennt die Kunſt vom Handwerk. Wer das Modell ſtellt, iſt gebunden, wer es in ſeiner natürlichen Bewegung beobachtet, iſt frei. Und dieſe Freiheit tritt in zwei Dingen zutage: in dem Verſtändnis für das Organiſche im Körper und in der ſicheren Unterſcheidung des Wichtigen. Oder wenn man dieſe Fähigkeiten der Schaffenden in Eigenſchaften der Werke überſetzen will: in Wahrheit und Größe der Form. Das aber iſt eben Stil. Die Entwickelung iſt im Grunde dieſelbe, die jede große Kunſt heraufgeführt hat. Dieſe Anſchauung macht jeden Stoff monumental. Sie iſt der gemeinſame Boden, dem alle dieſe belgiſchen Meiſter entwachſen ſind, auch in des Kleinmeiſters Paul Dubois decorativen Arbeiten noch zeigt ſich das deutlich.

Fragt man, welchem großen Meiſter der Vergangenheit die Belgier verwandt ſind, ſo kann ich nur Donatello nennen. Und damit iſt dann gleich geſagt, daſs ſie kein fremdes Ideal angenommen haben wie die übrigen Künſtler, die Anlehnung an alte Meiſter ſuchen: weil Donatello gar kein Ideal der Form kennt.

Meunier füllt mit faſt vierzig ſeiner im kleinen Maßſtab gehaltenen Gruppen einen ganzen Saal. Es iſt ein wenig zu viel, da ſich bei ihm mit der Einſeitigkeit der Stoffe auch eine gewiſſe Manier zeigt. Van der Stappen iſt vielſeitiger. Er wird auch der Schönheit des nackten Leibes gerecht, und wie der gewaltigen Kraft des Arbeiters der zarten Anmuth der Frau. Eine Reihe von Büſten zeigt ihn als Meiſter des Porträts. Charlier und Lagae nehmen ihre Motive gern aus den einfachſten menſchlichen Beziehungen. Aus Stoffen, die wie „Mutter und Kind“ abgedroſchen und durch die ſüßliche Sentimentalität ſpeculierender Bilderfabrikanten discreditiert ſind, holen ſie mit ihrer einfachen Empfindung tiefe Wirkungen. Lagae hat in ſeiner Gruppe „Sühne“ zwei Büßer gebildet. Die bärtigen Köpfe der Gefeſſelten erzählen ergreifend von menſchlicher Schuld und innerlicher Ueberwindung. Er iſt der tiefſte Seelenſchilderer unter ſeinen Genoſſen. Etwas abſeits ſteht Jef Lambeaux. Er läſst ſich von ſeinem Können fortreißen; ihn locken nur die ſchwierigſten Aufgaben: ſtark bewegte Körper, die ſich zu maleriſchen Gruppen verſchlingen. „Trunkenheit“: Ein Mann und zwei Weiber, ſtrotzende Geſtalten, wie einem Bacchuszug von Rubens entſprungen, taumeln im Rauſche daher.

*

Wenn man vergleicht, was ſonſt an Sculpturen auf den Ausſtellungen des Jahres zu ſehen iſt, ſo erſcheint es im ganzen gering. Freilich muſs man dabei zweierlei bemerken: Die belgiſchen Werke ſtellen eine Auswahl aus der Hervorbringung von mehr als zehn Jahren dar, und die Leiter der Dresdener und Münchener Ausſtellung haben der deutſchen Plaſtik nicht die Möglichkeit gegeben, überhaupt in Concurrenz zu treten. Gerade in Dresden, wo man den Belgiern einen ſo großen Raum gegeben hat, hätte es nur der Gerechtigkeit entſprochen, wenn man neben ihnen auch eine Eliteſammlung deutſcher Meiſter gezeigt hätte. Denn wir haben doch deutſche Meiſter, die wohl neben jenen beſtehen können. Man hat vorgezogen, es dem Zufall zu überlaſſen, ob dieſe die Ausſtellung beſchicken, und der Zufall war nicht günſtig.

In Dresden tritt eigentlich nur ein deutſcher Meiſter ebenbürtig mit großen Arbeiten hervor: der Breslauer Chriſtian Behrens. Es iſt derſelbe Künſtler, den die Spießbürger ſeiner Stadt verrehmt haben, weil er dort das einzige Kaiſer Wilhelm-Denkmal geſchaffen hat, das eine künſtleriſche That bedeutet. Das Begaſiſche Nationaldenkmal iſt dabei nicht vergeſſen. Er hat hier eine Figur vom Frontrelief dieſes Monuments ausgeſtellt: eine ſitzende Boruſſia, von vorn geſehen, ein kühnes Wagnis, meiſterhaft durchgeführt. Außerdem ſind noch zwei große Grabreliefs von ihm da: Frauengeſtalten von michelangeliſcher Gewalt der Formen verkörpern die necessitas. Er vermochte dieſe großen Formen zu beleben, ſie wirken bei ihm deshalb nicht erborgt. Es ſpricht aus den beiden Platten eine erhabene Stimmung. Deutſchland gibt einem ſolchen Meiſter eine Lehrſtelle an einer Akademie, die ihn allmählich herunterdrückt, Belgien gibt ſeinen Künſtlern Aufträge, an denen ſie ſtändig wachſen. Man ſollte das nicht vergeſſen, wenn die Leiſtungen der Nationen abgewogen werden.

Eine der feinſten deutſchen Arbeiten in Dresden iſt der Kopf einer alten Frau von Max Kruſe-Lietzenburg in Berlin. Er iſt in Holz und farbig behandelt, aber ſo, daſs die Farbe das Material nicht deckt, ſondern belebt. Auch dieſer Kopf iſt als Arbeit ebenſo gut, wie die Werke der Belgier. Auch hier würden größere Aufgaben eine ebenbürtige Löſung finden. Aber bei uns gibt es von ſolchen nur eine: das militäriſche Denkmal.

Adolf Hildebrandt, Begas, der doch auch ein Künſtler war, und mancher andere ſind nur mit ſolchen Werken vertreten, die uns erinnern, was hätte da ſein können, wenn man es gewollt oder wenn man es wenigſtens nicht künſtlich verhindert hätte.

In München hat nur die Seceſſion ihren Bildhauern genügend Raum gegeben. Was da zu ſehen iſt, wirkt ſehr geſund, geſünder und kraftvoller als die Bilder. Der Naturalismus hat eine gute Grundlage gegeben, und während man in der Malerei ſich vorſchnell befreite und zum Skizzenhaften, Angedeuteten gieng, hielt das Weſen der Sculptur von dieſer Verirrung fern. Der Stil, zu dem man hier gekommen iſt, iſt nicht ſo eigenartig wie der der Belgier. Wie immer in Deutſchland, wenn man von der Natur zur Kunſt will, hat man auch hier Anlehnung an Antike, Renaiſſance und deutſche Meiſter geſucht. Das archaiſierende Moment tritt deutlich hervor. Aber es iſt doch ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen dieſem Archaiſieren und dem der älteren Generation, gegen das ſich die revolutionäre Jugend vor gar nicht langer Zeit noch ſo grimmig erbitterte. Man ſchließt ſich an die Epochen der aufblühenden Kunſt an, an die Kunſt, die ſelbſt noch der Natur nahe ſtand, die noch ſchlicht und herb iſt. So entſteht, zumal die Periode eigener Beobachtung unbefangenen Studiums

Digitized by Google

ihre Früchte trägt, keine Nachahmung. Vielleicht muſs man ſich damit abfinden, daſs die deutſche Raſſe dieſen Uebergang vom Naturalismus zum Stil nicht allein und führerlos zu finden vermag. Zeigt ſich doch ſelbſt bei dem unbeſtritten größten deutſchen Bildhauer, bei Adolf Hildebrandt, das Archaiſierende, und ſchließlich auch bei Max Klinger. Da iſt es jedenfalls ein Fortſchritt, wenn an die gute Tradition angeknüpft wird.

Was der ſeceſſioniſtiſchen Plaſtik einen beſonderen Charakter gibt, iſt die gute Beherrſchung des Materials. Es iſt vielleicht das wichtigſte, daſs hier die Bildhauer wieder anfangen, ſelbſt in Stein zu arbeiten und in Bronze zu gießen. Beinahe alles iſt gleich im Stil des Materials gedacht, die charakterloſe Thonkneterei faſt ganz überwunden.

Als das bedeutendſte Werk erſcheint mir das Grabdenkmal eines Cardinals von Balthaſar Schmitt in Muſchelkalk und röthlichem, geflecktem Marmor. Das hält den Vergleich mit jedem alten Meiſter aus, ohne daſs es nachahmte. Daneben ſind ſchöne Bronzen von Hahn und Kaufmann zu erwähnen.

Eine gleichlaufende Bewegung vollzieht ſich in Berlin. Nur fehlt es hier, da man ſich größere Aufgaben ſtellt, noch an reifen Leiſtungen. Aber auch in München iſt es die jüngere Generation, die dieſen Weg geht. Keiner von dieſen hat ein Lebenswerk aufzuweiſen, ſteht als fertige Perſönlichkeit da. So iſt es gerechter, keinen Namen zu nennen; ohne daſs ihr Schaffen ſchlechter iſt, würden ſie hier neben den belgiſchen Meiſtern eine ſchlechte Figur machen.

Berlin. Fritz Stahl.

Eine Dichterſchule.

In jenen Literaturperioden, in denen ſich die Phantaſieproducte immer mehr künſtleriſchen Forderungen verſchließen, tauchen regelmäßig Vorſchläge der verſchiedenſten Natur auf, um künſtlich durch eine Züchtung Künſtler zu erzeugen, und bei dieſen Beſtrebungen wird dann faſt immer das verbrauchte, aber dennoch richtige römiſche Wort poeta nascitur, non fit! vergeſſen. In einem ſolchen Stadium der künſtleriſchen Unproductivität, wo nur dem gewöhnlichſten Leſebedürfniſſe des Maſſenpublicums Rechnung getragen wird, befindet ſich jetzt die engliſche Literatur. Der Quantität der abgeſetzten Romane nach käme ſtatiſtiſch England an eine der erſten Stellen. Vielleicht noch vor Frankreich, jedenfalls aber weit vor Deutſchland. Und ich glaube auch, daſs nirgends ſchriftſtelleriſche Arbeit materiell ſo gut bezahlt wird, wie in England und vor allem in Amerika. Aber dieſe materielle Entlohnung der ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſteht gerade im Gegenſatze zur, wenn ich ſo ſagen darf, idealen Werthſchätzung. Wenn man nämlich von künſtleriſchen Geſichtspunkten ausgehen wollte, um eine Literatur in England zu ſuchen, da, glaube ich, wird man zur traurigen Erkenntnis kommen, daſs nur wenige Beſtrebungen zur Schaffung einer wirklichen Literatur, geſchweige denn eine ſolche ſelbſt, vorhanden ſind. Und von dieſen Erwägungen dürfte auch jene Dame geleitet worden ſein, die in einem der letzten Hefte der „New Century Review" einen Vorſchlag machte, wie neue Dichter herauszubilden ſeien. Mrs. L. T. Meade beantragt die Gründung einer Dichterſchule. Es iſt die Bezeichnung Dichterſchule aber nicht ſo gemeint, wie man in der Literaturgeſchichte von Dichterſchulen hört — Mrs. Meade proponiert eine Unterrichtsanſtalt für „Dichter und ſolche, die es werden wollen."

Die erſte Frage iſt da nun nämlich, was und zu welchem Endzwecke gelehrt werden ſoll. Mrs. Meade will, daſs erfahrene, d. h. alſo erfolgreiche Schriftſteller in Curſen jungen Leuten zeigen, was dem Geſchmack des Publicums entſpricht: wie man alſo Bücher ſchreibt, die gekauft werden. Es ſollen alſo ſchriftſtelleriſche Handwerker herangezogen werden. Der Schriftſteller ſoll, wie dies in England und auch bei uns die Regel iſt, dem Publicum nur das ſagen, was es hören will. Ganz unvermittelt kommt dann ein zweites Argument. Wenn es Malerſchulen ſelbſt für die modernſten und eigenartigſten Künſtler gibt, weshalb ſoll eine school of fiction keine Berechtigung haben? In der Auseinanderſetzung dieſer beiden Vorausſetzungen, aus denen heraus die engliſche Schriftſtellerin die Richtigkeit einer Dichterſchule ableitet, liegt meines Erachtens auch ſchon die Möglichkeit, die beiden Haupt[illegible] der engliſchen Literaturentwicklung zu erkennen.

Die Schriftſtellerei iſt in England vor allem Geſchäft und [illegible] nichts als das, ſo [illegible] man mit allem [illegible] ab[illegible] [illegible] dann [illegible] Unterſuchungen [illegible] [illegible] [illegible]

beſagen: der Dichter muſs, um zu wirken, vor allem die Technik des Schaffens beherrſchen und das wird er, wie der Maler, in einer praktiſchen Schule am beſten erlernen. Auf Grund der hier geſammelten Kenntniſſe könne er dann aus ſeiner Perſönlichkeit heraus Eigenartiges hervorbringen.

Dieſe Argumente und dieſe Pläne hatte Mrs. Meade für eine school of fiction.

Meine Stellung zu einer ſolchen Schule war gleich gegeben. Hätte man mich gefragt, ob ſie im gewöhnlichen, erſten Sinne „von Vortheil" ſein werde, ſo hätte ich mit „Ja" geantwortet, hätte man von mir wiſſen wollen, ob man ſie gründen ſolle, dann hätte ich entſchieden: Nein! geſagt. Denn ich meine: ſie wird manchen ſchlechten Schriftſteller zu einem mittelmäßigen machen, das Talent eines Begabten aber faſt nie zur Entfaltung kommen laſſen. Und ich identificiere mein Programm in dieſer Hinſicht mit Robert Barr, einem engliſchen Schriftſteller, der letzthin ſagte: Sein Plan für eine beſſere Geſtaltung der Literatur ſei: A Project for the Painless Extinction of the Average Novelist — ein Project zur ſchmerzloſen Vertilgung der Durchſchnittsſchriftſteller. Und er führt noch andere Argumente gegen Mrs. Meades Plan an. Er fragt: „Wer ſoll Lehrer ſein?" Man könne ſelbſt gut ſchaffen und dennoch den Beſtrebungen Fremder gegenüber unkritiſch ſein, und viele Kritiker wüſsten nur anzugeben, was ſchlecht ſei und nicht, wie es beſſer gemacht werden könne. Und er ſpricht da eine Anſicht aus, die auch die meine iſt, indem er ſagt: „The creative faculty and the critical faculty are rarely found in the one person." Auch andere Autoren ſtimmen ihm zu. Arthur Moriſſon, ein vielverſprechender engliſcher Naturaliſt, hält das Project für abſolut lächerlich; die einzige Schriftſtellerſchule, deren Nutzen er zugibt, ſei die Selbſtbildung nach guten Modellen. Aber es bleibt doch charakteriſtiſch für die literariſchen Zuſtände Englands, daſs eine ernſthafte Zeitſchrift überhaupt ein ſolches Project anregen konnte.

W. Fred.

Die Erziehung zur Ehe.

(„Die Lore", Plauderei in einem Act von Otto Erich Hartleben; „Die Erziehung zur Ehe", Satire in drei Acten von Otto Erich Hartleben. Zum erſten Mal aufgeführt im Deutſchen Volkstheater am 11. September 1897.)

Als voriges Jahr die „ſittliche Forderung" bei uns geſpielt wurde, habe ich Otto Erich Hartleben, unſeren dicken Freund, in ſeiner fidelen Dreifaltigkeit gezeigt: wie er, ein ewiger Student, der feinſte Artiſt, den heute die Deutſchen haben, und immer Bohème, nach ſeiner Laune durch das Leben geht und bei einem guten Glas Wein, oder es darf auch Salvator ſein, dem curioſen Thun der Menſchen zuſchaut. Curios, das iſt es: curios kommt ihm das Menſchliche vor, als ob er in einem fremden Lande wäre. Er ſieht den Leuten zu, was ſie treiben, er hört an, was ſie ſagen, und es ſcheint ihm nicht zu ſtimmen. Er wird aber deswegen gar nicht bös, er denkt ſich: hier iſt es halt ſo! Er lobt nicht, er ſchimpft nicht, das darf doch der Fremde nicht. Es geht ihn ja ſchließlich nichts an. Er iſt mit allen Leuten höflich, ſie machen ihm großen Spaſs und manchmal kann er ſich nicht helfen und muſs einen fragen: „Finden Sie nicht ſelbſt, daſs Sie rieſig komiſch ſind?" Der ſchaut dann und wenn er dumm iſt, wird er wild, aber unſer Otto Erich merkt es gar nicht. Wie Rettige, ſalzt er ſich die Menſchen ein; da ſchmeckt ihm das Trinken noch beſſer. Und dabei ſcheint der brave Zecher gar nicht zu wiſſen, daſs er ſo, ganz im Stillen, ein Soldat der deutſchen Cultur geworden iſt.

In der That, ich habe das jetzt wieder empfunden, bei ſeiner „Lore" und der „Erziehung zur Ehe". Das ſind zwei köſtliche Sachen, wie edle Dolche oder ſchöne Becher, ſo klar, elegant und rein. Man hat geſagt, ſie ſeien nicht dramatiſch. Gewiſs ſind ſie das im alten Sinne nicht. Dann wollen wir uns eben einmal undramatiſch unterhalten. Früher hat es immer geheißen: „Das können halt nur die Franzoſen!" Da iſt jetzt ein Deutſcher, der es auch kann. Sollen wir nicht ſtolz auf ihn ſein? Man darf ſeine Sachen wirklich mit den galanten Spielen von Marivaux oder Crebillon vergleichen, ſie ſtehen ihnen an Witz und Grazie nicht nach. Aber ſie ſind doch noch mehr. Das ſcheinen die Leute gar nicht zu wiſſen und vielleicht ſpürt er es ſelber noch nicht. Indem er ſich bloß amuſieren will, übt er ein Amt aus. Er weiß es wahrſcheinlich noch gar nicht, aber er hat eine Miſſion. Wenn das Wort nicht ſo verrufen wäre, würde ich ihn einen Moraliſten nennen. Er iſt der Moraliſt, den die Deutſchen brauchen. Er verrichtet das moraliſche [illegible], das ein gethan ſein muſs. Dann können ſie vielleicht doch noch zu einer Cultur kommen.

In Deutſchland wird jetzt viel von Cultur geſprochen. Die paar [illegible] in der Wildnis leben, ſie ſcheinen da [illegible] nach Cultur zu trachten. Man redet [illegible] Aber was iſt denn Cultur? [illegible] die nach ihr ſuchen? Was [illegible] in der Wildnis leben wollen? [illegible] nicht mehr in der Lüge leben, [illegible] Moraliſt: daſs der Menſch ſo [illegible] und der geſunden Inſtinct [illegible] geſunden [illegible] Menſchen.

Digitized by Google

Sie lebt dann auf eine unwirkliche Art und bloß zum Schein. Dies iſt unſer Leben. Die Schlechten fügen ſich, die Geſunden leiden, die Inſtincte verwachſen und verwelken, endlich iſt gar keine Macht mehr da, der bloße leere Verſtand ſoll herrſchen und kann es nicht. Wie wollen wir uns retten? Das wird dann die große Frage der Menſchheit. Was will ſie eigentlich? Sie will wirklich leben. Weg mit dem Schein und gebt ihr Mächte über ſie, die lebendig ſind! Der Verſtand redet ihr nur immer zu, er hat keine Kraft, er kann nicht zwingen. Sie ſehnt ſich aus dem Scheine fort nach einer Gewalt, der ſie gehorchen muſs. Nehmt ihr den Schein ab und ſtellt Mächte auf! Dann hat ſie wieder Cultur. Das iſt es, was wir alle meinen. Blaſt weg, baut auf! Der Schein, das ſind die müden Märchen vom alten Gut und Böſe. Die Mächte, das ſind ſchöne Verſe, edle Linien, reiche Farben, der Muth neuer Wünſche und die Pracht königlicher Handlungen, ſolche weithin ſtrahlende Dinge. Blaſt nur und baut!

Als ſo einen guten Bläſer an der alten Moral haben wir Otto Erich lieb; er hat eine gute Lunge, es gibt aus. Möchte nur nicht vergeſſen werden, auch jene Mächte zu rüſten, die feierlichen Reime, großen Linien und erhabenen Thaten, unſere neue Sittlichkeit! Dann könnte es ſein, daſs es doch noch zu einer deutſchen Cultur kommt.

Wie hat ſich das Publicum benommen? Iſt es ſchon ſo weit? Hat es ſich bloß verblüffen laſſen oder findet es ſchon ſelbſt, wie komiſch ſein „Ernſt des Lebens" iſt? Nun, wir können mit dem Publicum zufrieden ſein. Nach der „Lore" iſt es vergnügt, im erſten und dritten Act der „Erziehung" enthuſiaſtiſch, nach dem zweiten doch freundlich geweſen. Manches mag es nicht verſtanden haben, der ganze Ton hat ihm ſehr behagt. Arme Moral! Sie hat ſich in die Preſſe flüchten müſſen, das iſt jetzt ihr letztes Aſyl. Arme Moral!

Die zwei Stücke ſind mit Liebe inſceniert und werden ſehr gut geſpielt. Als Jenny iſt Fräulein Retty von einer köſtlichen Laune, zur Lore iſt ſie ein biſschen zu fein, die möchte man lieber von Fräulein Glöckner ſehen. Amüſant gibt Herr Giampietro den Vetter und den Hermann, Herr Wallner den dicken Fred, das ſchöne Fräulein Kalmar die Suſe. Unvergleichlich iſt Frau Schmittlein, in jedem Wort läſst ſie den ſchlimmen Geiſt des Dichters lebendig werden, jeder Hieb ſitzt; bisweilen ſchärfer, als es nöthig wäre. Fräulein Wallentin hat den Leuten ſehr gefallen: ich fand, daſs ſie carikierte. Als Meta ſtellte ſich Fräulein Waldegg vor. Sie kommt vom Berliner Deutſchen Theater, dort hat ſie die Rollen der Sorma in der zweiten Beſetzung geſpielt. Sie iſt ſchön, hat Routine, Geſchmack und Verſtand und der innige, ſehr warme, im Stillen leidende Ton, der in ihrer Rede bebt, iſt ſympathiſch. Das „Schweigen Sie jetzt", zu Buſchmann, hat ſie mit einer Kraft, das „Nun wollen wir 'mal verſuchen", zu Bohling, mit einer Poeſie geſagt, die eine große Künſtlerin vermuthen laſſen; man möchte ſie einmal im Tragiſchen ſehen. Herr Deutſch bringt eine ungeſtüme Luſtigkeit auf die Bühne, die ſeit Tewele fehlte. Wie dieſer, hat er auch gleich den Rapport mit dem Publicum. Wenn er ein biſschen Glück hat und ein paar Rollen bekommt, wird er bald ein Liebling ſein. Aber der Beſte war Herr Kramer: als Kleiner fidel, harmlos, burſchikos, als Lange von einer verblüffenden Energie der Zeichnung. „Da ſteht ein kleiner Mitterwurzer," hat Karlweis über ihn geſagt. Den wird man allerdings erſt herausholen müſſen. Der junge Mann iſt noch zu haſtig, er zappelt und glaubt immer etwas zu verſäumen. Auch ſcheint er eigentlich gar kein „Liebhaber" zu ſein: wenn er ſentimental werden ſoll, hat er gleich einen falſchen Ton. Aber wir ſind doch um eine ſchöne Hoffnung reicher.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Wenn einem Arzt bei der Behandlung einer Krankheit [illegible] ganze Medicin vollſtändig im Stiche läſst, die prompte Bezahlung der ärztlichen Taten aber ihm im Eingeſtändnis ſeines Unvermögens nicht als empfehlenswert erſcheinen läſst, ſo pflegt ſich ein ſolcher Hippokrates auf das Receptſchmieren zu verlegen. Er ſchreibt jeden Tag ein anderes harmloſes Recept auf, damit die Angehörigen des Patienten für ihr gutes Geld doch irgend etwas in die Hand bekommen. Nützt's ſchon dem Patienten nichts, ſo ſchadet's doch wenigſtens dem Arzte nicht, und ſchließlich kann immer noch irgend ein unvorhergeſehener Zwiſchenfall eintreten, der den Kranken rettet und mit ihm — auch den Arzt.

*

In einer ähnlichen Lage befindet ſich gegenwärtig der Graf Badeni. Die Regierungsautorität iſt einer parlamentariſchen Kriſe verfallen, die er nicht zu meiſtern vermag. Graf Badeni ſteht vor der Obſtruction wie vor einem neuen Übel. Ein ſolcher Fall iſt in der ganzen Geſchichte Polens, von den Piaſten angefangen bis zur Zeit Badenis herunter, nicht vorgekommen. Graf Badeni hat offenbar keine Idee, was man dagegen thun kann. Er hat [illegible] und ſieht, [illegible] zu thun und im übrigen den lieben Gott walten zu laſſen, [illegible]. Vielleicht ſchickt er eine verheerende Epidemie in die Reihen der Obſtructioniſten, vielleicht treffen einmal die Männer der [illegible] Gott weiß, was alles [illegible] kann. Graf Badeni weiß es nicht. Inzwiſchen ſtaatsmännert er an allerlei Harmloſigkeiten herum, zuletzt an der italieniſchen. Jede Woche ein anderes Recept. Es hilft zwar nichts gegen die Obſtruction, ermöglicht es aber dem Grafen Badeni, den ſchönen Schein einer gewiſſen Thätigkeit zu bewahren, damit doch die ängſtliche Familie weiß, daſs etwas für den Patienten geſchieht.

*

Der Blinde und der Lahme in der Anekdote können jeder für ſich nicht gehen, der eine, weil er den Weg nicht ſieht, der andere, weil er ihn nicht betreten kann. Da ſetzt ſich der Lahme dem Blinden auf den Rücken, und nun können ſich beide gemeinſam fortbewegen, indem der Lahme ſeine Augen dem Blinden und der Blinde ſeine Beine dem Lahmen leiht. An dieſe Anekdote dachte offenbar Graf Badeni, als er vor einigen Wochen dem Executivcomité der Rechten ſagen ließ, daſs er ſich in Hinkunft auf die ſogenannte Majorität ſtützen wolle. Er ſagte ihr: „Ich bin der Lahme, du biſt der Blinde. Laſs mich auf deinen Rücken und wir werden beide vorwärts kommen." Und ſo bückte ſich die Majorität demüthig nieder, und Graf Badeni hockte ſich ihr auf den Hals. Doch ſchon bei der erſten Zimmerprobe im Subcomité erwies ſich die Analogie des Grafen Badeni als falſch. Die Majorität konnte ſich nicht bewegen, und Graf Badeni konnte ihr den Weg nicht zeigen; ſtatt zu gehen, purzelten beide übereinander. Die Majorität aber verlor die Hoffnung nicht. Sie ſagte dem Grafen Badeni: „Es iſt umgekehrt. Du biſt der Blinde, ich bin der Lahme. Nicht du darfſt dich auf mich, ich muſs mich vielmehr auf dich ſetzen. Laſs es uns einmal umgekehrt verſuchen." Und das Subcomité der Majorität verſammelte ſich ein zweitesmal, um mit eigenen Augen den Weg zu recognoscieren, für den nun der Graf Badeni ihr ſeine Füße leihen ſoll. Sie fordert — wie aus den jungczechiſchen Blättern klar zu erſehen — daſs Graf Badeni die Majorität auf ſeinen Rücken ſteigen laſſen ſoll. Aber wir vermuthen, daſs auch dieſes Experiment nicht gelingen wird. Denn — traurig, aber wahr — Graf Badeni iſt nicht bloß blind, ſondern auch lahm, und die Majorität iſt nicht bloß lahm, ſondern auch blind, und zwei derart beſchaffenen Weſen können alle Liſten genoſſenſchaftlichen Zuſammenwirkens nicht helfen.

*

Wenn es ſich darum handeln würde, die Oppoſition durch ausgeſuchte Höflichkeit zu verſöhnen, brauchte das Abgeordnetenhaus nur Herrn Mittermayer zum Präſidenten zu wählen, dem als Kellner die Höflichkeit ſchon zur zweiten Natur geworden iſt. Aber die Majorität bedarf eines Grobians zum Präſidenten, und deswegen fällt ihr die Wahl ſo ſchwer. Denn das allgemeine Stimmrecht der fünften Curie hat bedauerlicherweiſe keinen einzigen gelernten Hausknecht ins Parlament gebracht. Wohl werden ſich die drei Herren, die mit dem Präſidium betraut werden, alle Mühe geben, ihre gebildete Vergangenheit im Präſidium vergeſſen zu machen. Aber es iſt fraglich, ob das ihnen allen dreien zuſammen beim beſten Willen ſo gut gelingen wird, wie es jeder Hausknecht mühelos treffen würde. Um derartige Schwierigkeiten in Zukunft zu vermeiden, gedenkt die jungczechiſche Parteileitung, durch die jetzige Erfahrung gewitzigt, dem nächſten jungczechiſchen Vertrauensmännertag den Antrag vorzulegen, daſs in Zukunft bei Neuwahlen vorſichtsweiſe immer ein Hausknecht in einem der Partei ſicheren Bezirk candidiert wird. Sollte ſich kein wirklicher Hausknecht für dieſes Mandat finden, ſo wird man ſich mit einem der hervorragenden politiſchen Mitarbeiter der „Narodni Liſty" zu behelfen wiſſen. Auf dieſe Art wird jedenfalls die „Präſidialmacht" im Abgeordnetenhauſe für alle Zeiten den Jungczechen geſichert ſein.

*

Die Zickzack-Juſtiz bezüglich der Confiscation der Nr. 141 der „Zeit" hat ihren krummen Weg nun glücklich vollendet. Wie erinnerlich, wurde die Confiscation urſprünglich vom k. k. Landesgericht Wien in Anſehung ſowohl des incriminierten Leitartikels „Epigonenpolitik", als auch der incriminierten „Politiſchen Notiz" aufgehoben, jedoch, infolge der Beſchwerde der Staatsanwaltſchaft, vom Oberlandesgerichte vollſtändig beſtätigt. Wir appellierten daraufhin vom Oberlandesgericht an das Landesgericht, und nunmehr wählte das Landesgericht eine Art von Mittelweg: es confiscierte bloß die Notiz, gab aber den Artikel frei. Wegen dieſes Urtheils wurde wieder, u. zw. ſowohl vom Staatsanwalt als auch von uns die Beſchwerde beim Oberlandesgericht erhoben, und das Oberlandesgericht hat nun abermals die Beſchlagnahme nicht nur der Notiz, ſondern auch des Artikels, nach dem berühmten Haſs- und Verachtungs-Paragraphen, beſtätigt. Damit iſt der „Rechtszug" erſchöpft. Man wird begierig ſein, die Begründung zu leſen, die das Oberlandesgericht nach zweimaliger Erwägung des Falles ſeinem Erkenntnis gibt. Sie lautet: „Dieſe Entſcheidung gründet ſich . . . bezüglich des Artikels ‚Epigonenpolitik' auf die Erwägung, daſs dieſer Artikel, in ſeinem ganzen Zuſammenhang genommen, durch Schmähungen und Verſpottungen zum Haſs und zur Verachtung gegen den . . . Grafen Badeni . . . mit Bezug auf ſeine Amtsführung aufzureizen ſucht." Das heißt genau ſoviel und nicht mehr als: Der Artikel iſt zu Haſs und Verachtung aufzureizen, weil er zu Haſs und Verachtung aufzureizen ſucht. In der Sentenz wird die Nummer, als Motivierung wird der Wortlaut des Strafgeſetzparagraphen citiert. Das iſt die ganze juriſtiſche Leiſtung des Oberlandesgerichtes. Wenn die Paragraphen keine Nummern hätten, ſo wären die Gerichte um die Begründung ihrer Confiscationserkenntniſſe gebracht.

Cr

Volkswirtſchaftliches.

Die Wiener Börſe dachte während der Sommermonate wieder, die Kunſt zu kennen, leicht und raſch reich zu werden. Man brauche dazu nur jemanden, der einem die Actien, die man beſitzt, zu einem wahnſinnigen Courſe abnimmt, und zwar, da ſich ſelten jemand findet, der dies aus eigener Taſche thut, ſo ſollte es eben aus den Taſchen der Steuerzahler geſchehen. Und war es diesmal auch keine Verſtaatlichung, ſo konnte es ja eine [illegible] ſein. Und ſo war für die Börſe wieder einmal alles vergeſſen, die alte Staatsbahn und die neue Tramway, [illegible]

Digitized by Google

Commune ankaufen, und mit dem Courſe verglichen, van denen da für die neue Tramway geſprochen wurde, wären die Wurmbrand'ſchen Staatsbahneinlöſungscourſe noch gar nichts geweſen. Die Börſe hätte ſich deshalb noch immer nicht mit der gegenwärtigen Communalverwaltung befreundet, aber der Nutzen an den Poſitionen in neuen Tramway-Actien wäre doch recht angenehm geweſen und man hätte für denſelben dem Doctor Lueger ſogar verziehen, wenn er die alten Tramway-Actien, denen ſich die Speculation ziemlich ferngehalten hatte, ganz entwertet hätte. Nun iſt die Börſe wieder einmal enttäuſcht worden. Nicht als ob wir ſicher wären, daſs die Einrichtung der elektriſchen Bahnen in Wien nicht noch ein glänzendes Geſchäft für diejenigen werden wird, welche die Inſtallation ſeinerzeit beſorgen und dann die Actien haben werden, aber der Gemeinderath hat ſich nicht genug beeilt, die Wünſche der Speculation zu erfüllen, er arbeitet zu langſam und mittlerweile iſt der Speculation das Geld und der Credit ausgegangen. Denn an beiden iſt in der Wiener Speculation beſonders in der, welche ſich auch während des Sommers keine Ruhe gönnen kann, jetzt kein Ueberfluſs. Und ſeitdem die Börſe ihre elektriſchen Hoffnungen wenigſtens für den Augenblick enttäuſcht ſieht, iſt die Tendenz wieder recht unglüſtig geworden. Daran ſind hauptſächlich die ſeit Anfang des Monates von der Sommerfriſche zurückkehrenden Speculanten ſchuld, welche die Sommerſtluden nicht mitgemacht haben und nun, da ſie das Coursblatt durchſahen, was wohl zu kaufen ſei, nichts fanden und „mangels Anregung" contreminierten. Und an Anregung zur Contremine fanden ſie weniger Mangel. Da war zunächſt die ſchlechte Ernte, dann die ſchlechten Eiſenbahneinnahmen; die Erträgniſſe der Banken in dieſem Jahre konnten auch keinen Enthuſiasmus erregen, denn von neuen Geſchäften war heuer ſo gut wie nicht die Rede; endlich waren es die totale Geſchäftsloſigkeit an der Börſe und der knappe Geldſtand und vor allem die Hauſſeengagements der Sommer-Speculanten, welche alle Ausſicht auf guten Erfolg für die Gegenoperationen boten.

Ꜧ

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Cluny, „Le Pigeon" von René Degas, Jean Huß und Guſtave Berny. „Théâtre de la République, „Le Camelot" von Andry, Mauvey und Judin. Vaudeville, Repriſe der „Jocrisses de l'amour" von Barrière und Lambert Thiboust. Berlin. Deutſches Theater, „Mutter Erde" von Max Halbe. Goethetheater, „Im Dienſt der Pflicht" von Wichert.

• • •

Eine ſehr willkommene Abwechslung des Repertoires bildete die Aufführung von Lortzings „Czar und Zimmermann" in der Hofoper. Der Titelrolle lieh Herr Reichmann den Glanz ſeiner Stimme und die maßvolle, würdige Darſtellung. Daſs er auch in der Spieloper die Allüren des romantiſchen Ritterthums nicht verleugnen kann, iſt bekannt. Gerade für dieſe Rolle nun ſchien ein Vertreter ungemein paſſend, der in jeder Bewegung unbewuſst verrieth, daſs er zwar den einfachen Zimmermann ſpiele, aber eigentlich in einer anderen Sphäre zuhauſe ſei. Es iſt kaum nöthig beſonders zu erwähnen, daſs Herr Reichmann wieder in ſeine bekannte Hyperſentimentalität verfiel, die der ſonſt vorzüglichen Durchführung der Rolle zuweilen nicht unerheblich ſchadete. Frau Forſters Marie ſcheint mir mehr für das elegiſche als das muntere Rollenfach beſtimmt zu ſein, ſie iſt eher eine Agathe als ein Aennchen, aber ſie gab ſich alle Mühe, die Darſtellung nicht zu ſchwerfällig werden zu laſſen. Herr Schrödter war ein ausgezeichneter Iwanoff und Herr Heſch ein köſtlicher Bürgermeiſter, der die alten Witze mit ſo viel natürlichem Humor vorbrachte, daſs er das Publicum in fortwährender Heiterkeit erhielt. Nur ſeine Proſa iſt noch immer kein Meiſterſtück. Für die Rolle des Marquis Chateauneuf, die einen muſikaliſch ſicheren Sänger mit hohem Tenor und beſcheidenen Anſprüchen verlangt, beſitzen wir in Herrn Dippel einen überaus geeigneten Vertreter, dem leider wenig Gelegenheit geboten war, die Anerkennung des Publicums entgegenzunehmen. Die Enſembleſätze der Soliſten und des Chors waren ſehr ſorgfältig ſtudiert und es ſchien die Aufführung des ſchlichten, aber echt künſtleriſchen Werkes auf das Publicum den beſten Eindruck zu machen, an dem der Dirigent Herr Mahler kein geringes Verdienſt hat. Herr Mahler kann ſich zu ſeiner bisherigen Aufnahme in Wien nur Glück wünſchen. Er hatte noch kaum den Dirigentenſtab ergriffen, als ſchon das Lob von allen Seiten erſcholl. Da iſt es manchem anderen Dirigenten, der noch größere Verdienſte und reichere Erfahrungen mitbrachte, viel ſchwerer geweſen, die allgemeine Anerkennung zu erringen. Das will für die Oper nicht wenig bedeuten, wo man ſeit Jahren Richter und Jahn als Dirigenten erſten Ranges wirken zu ſehen gewohnt war. Als Dirigent iſt Richter für mich immer ein in vieler Beziehung unerreichter Meiſter geweſen. Er hat die unnachahmliche Art des claſſiſchen Dirigierens, die bei aller ſcheinbaren Ruhe doch alles ausdrückt, was in der Partitur [illegible] [illegible] nicht erſt lieſt, ſondern vollkommen beherrſcht. Er [illegible] Werke und [illegible] gelangen [illegible]

[illegible]

Kraft der Hofoper widmete und daſs z. B. die Aufführung des Nibelungenringes in Wien weſentlich der in Bayreuth nachſtand und zwar gerade in dem Punkt, der zumeiſt vom Dirigenten abhängt. Da ſich überdies auch Herr Jahn längſt vom Dirigieren zurückzog und Richter eine geraume Zeit nicht anweſend war, lag das ganze Dirigentengeſchäft in der Hand von Subſtituten, die dafür viel Freude und guten Willen, aber weniger Fähigkeiten und keine Autorität mitbrachten. Nur Kräfte zweiten Ranges konnten ſich dazu verſtehen, eine Subſtitution durchzuführen, die lediglich darin beſtand, die alte Tradition weiterzuführen. Für die zahlreichen Nebengeſchäfte, wie Beurtheilung und Inſcenierung von eingereichten Novitäten, war meiſt niemand da, der ſich dazu Zeit und Mühe genommen hätte. Die Folgen davon kennen wir. Gerade hier brauchen wir einen Mann, der die ſchwindenden Kräfte des Inſtitutes zu neuem Leben erweckt und das Gemäuer mit ſeinen allmählich eingetretenen Riſſen und Schäden vom Grund aus reſtauriert. Für dieſe Arbeit ſcheint Herr Mahler die nöthigen Eigenſchaften mitzubringen und er hat auch ſchon mit Uebelſtänden aufgeräumt, an denen ſeit langem niemand zu rütteln wagte, und manche ſchon verfallene Aufführung verdankte ſeinem energiſchen Eingreifen neuen Glanz. Um Lortzings Oper hätte ſich gewiſs niemand ſo eifrig angenommen und eine vollſtändige Aufführung des Nibelungenringes nach den Intentionen des Meiſters habe ich ſeit einem Jahre vergebens vorgeſchlagen. Mahler hat ſie gebracht. So hätte ſich denn manches zum beſſeren gewendet und es wäre zu bedauern, wenn ſich die Vorzüge des alten Geiſtes nicht mit denen des neuen zu gemeinſamer ungeſtörter Wirkſamkeit vereinen ließen. Mittlerweile iſt aber auch eine andere Neuerung eingetreten: Mahler iſt nicht nur zum Dirigenten, ſondern auch zum Director auserſehen worden. Welche Eigenſchaften er für dieſen Poſten mitbringt, weiß derzeit niemand, und er ſelbſt wird noch über manche Wendung der Dinge erſtaunt ſein, die ſeiner in dieſer Eigenſchaft harrt. Von welchen Geſichtspunkten ſomit ſeine Wahl zum Director erfolgt iſt, weiß ich nicht, aber es wäre zu wünſchen, daſs die eigentlich nur auf gut Glück erfolgte Wahl auch den Erwartungen entſpricht, es wäre ja nicht das erſtemal, daſs das Glück dort eintrifft, wo der menſchlichen Vorausſicht die wenigſten Anhaltspunkte gegeben waren. Wenn nur endlich der unſichere Uebergangszuſtand zu Ende käme, bei dem niemand wuſste, wer denn eigentlich der Leiter des Inſtituts ſei, ſo daſs nichts anderes übrig blieb, als im Dunkeln zu ſchweben und im Trüben zu fiſchen. Dieſem Interregnum, während deſſen die beſten Kräfte größtentheils auf Urlaub giengen und die ſchönſten Werke zurückgewieſen wurden, wo unbegreifliche Engagements und Entlaſſungen auf der Tagesordnung ſtanden, kann nur die Ernennung einer verantwortlichen Perſönlichkeit abhelfen, die Schuld und Verdienſt übernehmen muſs und auf möglichſt wenige bureaukratiſche Zwiſchenſtufen abwälzen kann. R. W.

•

Das „Aſchenbrödel" von Benedix, das jetzt im Raimundtheater geſpielt wird, gefällt dem Publicum noch immer; nicht dem blaſierten der Premièren, das ſchon lange nicht mehr weiß, was es eigentlich will, aber dem anderen, dem wahren, dem, das zahlt. Dieſes lacht und weint dabei, daſs man ſeine Freude haben muſs. Wenn man nun bedenkt, daſs das Ding ſeine fünfzig Jahre alt iſt! Was wird wohl von uns in fünfzig Jahren noch leben? Die „Liebelei", die „Athenerin"? Sind Schnitzler und Obermann weniger, als Benedix war? Nachdenken darf man über das Theater gar nicht. — Das alte Stück wird da draußen nicht ſchlecht geſpielt. Herr Schildkraut, der feinſte Epiſodiſt, den wir jetzt in Wien haben (wenn wir ihn doch am Burgtheater hätten!), iſt ſehr komiſch, Herr Wallner und Fräulein Zampa gefallen und Fräulein Petri ſoll ja jetzt in Gumpendorf „Star" ſein, höre ich. Sie iſt die erſte Anna geweſen. Gott, waren das ſchöne Zeiten! Ja, man wird alt. H. B.

Bücher.

Dr. jur. Max Prager: Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Eine wirtſchaftsgeſchichtliche Studie. Stuttgart. 1897. Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger. XIV und 176 S.

Dem Brentano'ſchen Seminar, aus welchem in den letzten Jahren ſo manche treffliche Arbeit hervorgegangen iſt, verdankt auch dieſe [illegible] und [illegible] Studie ihre Entſtehung. Nicht die Hand des Schülers, ſondern die des werdenden Meiſters iſt es, die ſich an [illegible] Stoff gemacht. Die Währungskämpfe der Vereinigten Staaten ſind oft genug beſchrieben worden, eine derartige Beherrſchung [illegible] Materie haben [illegible] „the silver situation" [illegible] Arbeit [illegible]. Damit das eine voraus [illegible] und Literatur der letzten fünf [illegible] Schrift werden der Irrlehren der [illegible] Geſchichtsfälſchungen enthüllt, wobei [illegible] und ſeinem deutſchen Anhange be[illegible] Irrthümer und Entſtellungen nachweiſt. [illegible] abgedruckt, lautet zwar ziemlich

Digitized by Google

ſkeptiſch: „Man thut wohl daran, den Sieg der Goldwährung nicht als ein Ende zu betrachten; vielleicht iſt er nur der Anfang neuer und noch viel heftigerer Kämpfe.“ Doch ſind die Hoffnungen, die Verfaſſer auf die Berufung Shermans und Gages ins Cabinet knüpft, heute ſchon als vereitelt zu betrachten, da von dieſen Männern bisher trotz günſtiger Gelegenheit noch nichts angeregt wurde, was geeignet wäre, das verhängnisvolle Loch in der amerikaniſchen Währung zu verſtopfen. — r — r.

Karl Nebehay: Aus dem Lande Carmens. Ueberſetzungen aus dem Spaniſchen. Erzählungen von Juan Valera und Narciſo Campillo. Verlag von Eduard Moos. Leipzig, Erfurt, Zürich.

Nicht ohne Geſchick hat der Herausgeber ſeinen Ueberſetzungen den Titel „Aus dem Lande Carmens“ gegeben. Iſt ja doch die melodiöſe Oper Bizets für die überwiegende Mehrheit des deutſchen Durchſchnittspublicums die einzige Quelle, aus der ſie ihre Kenntniſſe vom Weſen des ſpaniſchen Volkes ſchöpft. So zieht denn der Begriff Spanien in unfehlbarer Ideenaſſociation den Begriff von einem Lande nach ſich, in dem ſchwarzbraune Gitanen Manzanilla trinken, Cigaretten rauchen und zu den Klängen der Seguidilla die Herzen der Männer, vom Torero aufwärts, in lodernden Brand ſetzen. Von modernem ſpaniſchen Geiſtesleben aber weiß man diesſeits der Pyrenäen ſo gut wie nichts. Da iſt denn jeder Verſuch, die Schätze moderner ſpaniſcher Dichtung für die deutſchen Leſer zu heben, freudig zu begrüßen, umſomehr, wenn es die köſtlichen Schätze des jugendfriſchen Dichter-Doyen, Juan Valera ſind. Die Erzählung „Der prähiſtoriſche Note“, eine Liebesgeſchichte aus der iberiſch-phöniciſchen Vorzeit, gehört zu den anmuthigſten humoriſtiſchen Dichtungen des greiſen Poeten. — Die reizende Echetoria, des kühnen und unverdorbenen Mutileder Verlobte, wird vom phöniciſchen Seefahrer Adherbal von der iberiſchen Küſte geraubt und dem Harem des Königs Salomo einverleibt. Mutileder reiſt der Geliebten nach, nimmt Dienſt in des Königs Leibgarde und iſt eben daran, die Geraubte von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, als die Königin von Saba nach Jeruſalem kommt und den ſchönen Gardecapitän mit dem herrlichen Rothhaar, ſeiner Jugendgeliebten abwendig macht. Mutileder aber, gewiſſenhaft, wie es eben nur ein prähiſtoriſcher Gardeofficier ſein kann, wird von Reue gemartert und kann ſeines Glückes nicht froh werden. Nicht beſſer ergeht es Echetoria, die ſich in ihren Herrn und Gebieter Salomo verliebt hat, und die ſich nun in ſeinen Armen mit bitteren Vorwürfen quält. Bis zu guter Letzt der Zauberer Abaris den Gewiſſensbiſſen des Exliebespaares ein Ende bereitet, indem er ſich zur illegitimen Vaterſchaft der holdſeligen Echetoria wie auch des tugendreichen Mutileder bekennt. Sie ſind alſo Geſchwiſter, nicht mehr zur Treue verpflichtet und alles iſt in ſchönſter Ordnung. Mutileder wird prince-consort der Königin von Saba und Echetoria ſchmückt noch wie vor den Harem des weiſen Salomo. Da fragt nun im Vertrauen der Zauberer Abaris, ob auch nur ein Körnchen an der Geſchichte von der doppelten Vaterſchaft wahr ſei. Und mit ſchlauem Lächeln erwidert ihm der glückliche Vater: „In meinem Leben war ich allerdings ſchon in Iberien.“ — Mir aber ſcheint der ewigjunge Schelm Valera ſelber ein Nachkomme jenes Zauberers zu ſein; zum mindeſten hat er von Abaris zwei große Künſte ererbt: die Kunſt zu flunkern und die Menſchen froh zu machen. — Außer der Novelle „Der prähiſtoriſche Note“, finden ſich in dem Buche noch das Märchen „Der grüne Vogel“ von Valera, das vor ein paar Jahren in einem Wiener Verlage vergraben wurde, eine Novelle von Narciſo Campillo und eine reizende japaniſche Skizze „Der Spiegel“, die aber mehr den Stil Frankreichs als Spaniens verräth. Der Ueberſetzer gibt diesbezüglich leider keine Quelle an.

N. W—ſ.

Revue der Revuen.

Im Septemberheft der „Deutſchen Rundſchau“ ſchreibt Wilhelm Bölſche in einem längeren, gehaltreichen Aufſatze über Guſtav Theodor Fechner. Er knüpft an drei neue literariſche Erſcheinungen an: eine Sammlung der wiſſenſchaftlichen Briefe Fechners und zwei Monographien über ihn, von Kuntze und Laßwitz. Bölſche entwirft, darüber hinausgehend, ſelbſtändig ein Charakterbild. U. a. ſagt er: Es hat zu Misverſtändniſſen über Fechner geführt, dass man ihn zu einfach nahm, das Verwickelte ſeines inneren Menſchen viel zu ſehr überſah über gewiſſen abgeklärten und einfachen Zügen ſeiner äußeren Erſcheinung in ſpäteren Jahren. Der Weltruf Fechners als Naturforſcher knüpft ſich im weſentlichen an die „Elemente der Pſychophyſik“, die 1860 erſchienen ſind. Damals war Fechner neunundfünfzig Jahre alt. Dieſer Mann des Friedens aber, von dem kein einziger herber Zug überliefert, iſt Zeit ſeines Lebens im innerſten ein geradezu einzigartiger Skeptiker, ein wahrer Allerweltsverzweifler geweſen, unermüdlich in Angriffen gegen das ſcheinbar Sicherſte im Denken, ein logiſcher Revolutionär, der ſeine Stunden gehabt hat wo er, im Paradoxon allerdings noch immer ein ſtarkerer Logiker, Nietzſche zu überbieten ſcheint. Bölſche entwickelt im weiteren den philoſophiſchen Gedankengang Fechners. Er zeigt den Weg, der von ſeinem Materialismus — dem pſychophyſiſchen Parallelismus — zur pantheiſtiſch geſtimmten Naturphiloſophie führte. Es entwickelte ſich in Fechner gleichſam von ſelbſt eine Hypotheſe: Wenn es wahr iſt, dass allen deutlich erkennbaren ſeeliſchen Vorgängen gewiſſe körperliche Vorgänge entſprechen, in der Weiſe, dass das Seeliſche niemals allein und gleichſam im Leeren erſcheint, ſondern ſtets, wenn auch nicht eine materielle Urſache, ſo doch eine materielle Parallele hat: wer ſagt uns, dass nicht überhaupt zu allen materiellen Vorgängen eine ſeeliſche Parallele exiſtiert, die wir bloß für gewöhnlich mit unſeren Mitteln nicht erkennen oder auch vielleicht bloß nicht beachten, weil wir ſie nicht vermuthen? Dieſe Hypotheſe, die ſich alsbald zu einer Weltanſchauung auswuchs, bildet zugleich den Uebergang zur künſtleriſchen Seite Fechners, die Bölſche gleichfalls in trefflicher Weiſe charakteriſiert. — In demſelben Hefte zeichnet Robert Stiaſſny die künſtleriſchen und biographiſchen Umriſſe eines, bisher wenig bekannten, mittelalterlichen Alpenkünſtlers, Michael Pacher, der gegen 1430 zu Bruneck im Puſterthal geboren wurde und in zahlreichen Altar- und Tafelbildern ſeinen Ruhm oder zumindeſt fortzuleben verdiente.

Die „Revue de Paris“ veröffentlichte kürzlich einen unvollendeten Artikel von Jules Ferry, den dieſer 1890 für ein amerikaniſches Blatt verfaſste. Derſelbe galt der boulangiſtiſchen Kriſe, und Ferry ſagt von deren Helden: „Boulanger iſt kein geborener Verſchwörer. Eine unverfrorene Doppelzüngigkeit, Verſtand, und — man möchte ſagen — ein Genie der Reclame, auf die Politik übertragen, darin beſteht ſeine ganze ſtaatsmänniſche Kunſt. Ebenſo nichtsſagend war ſein Wirken auf militäriſchem Gebiet. Nicht eine originelle Idee oder ernſtliche Reform, nicht einen Beweis einer tüchtigen Arbeit oder eines mächtigen Willens hat ſeine lange Amtszeit hinterlaſſen. Seine geiſtige Niedrigkeit geht mit der moraliſchen Hand in Hand. Seine Flucht hat bewieſen, daſs er nicht einmal die zu ſeiner Rolle erforderliche Kühnheit beſaß. Er war eher ein Spieler, der ſeiner Chance folgte, als ein Speculant, der ſein Geſchick lenkt.“ Daſs er trotzdem eine ſo gewaltige Bewegung hervorgerufen, erkläre ſich aus dem Senſationsbedürfnis der Franzoſen, des „ſkeptiſcheſten, ſpottſüchtigſten und dabei leichtgläubigſten Volkes der Welt“, das von Zeit zu Zeit nach einem Helden verlangt. So entſtehe auch im Orient ab und zu, ohne ſichtbaren Grund, plötzlich ein Prophet, ein Mahdi; „et il y avit du Mahdisme, bien plus que du Césarisme au début de cette aventure!“

„**Fortnightly Review.**“ Im Juliheft dieſer Zeitſchrift vertheidigt ein Mitarbeiter, Herr Parker, die Sclaverei in China. Während eines 20jährigen Aufenthaltes in China — ſo ſchreibt er — war es mir kaum möglich, ein äußeres Zeichen der Unterſcheidung zwiſchen Herrn und Sclaven zu finden. Es werden übrigens nirgends im Orient die Sclaven anders behandelt als die Kinder des Hauſes oder etwa gedungene Knechte. Ich ſah einen Vicekönig in China ſeine Pfeife einem ſeiner Sclaven reichen, damit dieſer ein paar Züge mache. Wie die Dienſtboten überhaupt, die Barbiere und die Schutzleute, ſind auch die Sclaven von der Möglichkeit, öffentliche Stellen zu bekleiden, ausgeſchloſſen; aber der Sclave ſteht ſocial nicht tiefer als die anderen drei genannten Kategorien.

„**The Nineteenth Century**“ bringt im Auguſtheft einen Aufſatz von Mrs. Hogg über Schulkinder als Lohnarbeiter. Das Comité des induſtriellen Frauenvereines in London hat diesbezüglich ſtatiſtiſche Erhebungen gepflogen. Unter 16.000 ſchulpflichtigen Knaben und 10.000 Mädchen ſind ungefähr 700 Knaben und ebenſoviele Mädchen, alſo etwa fünf Procent als Lohnarbeiter beſchäftigt. Unter dieſen Kindern ſtellen ſich traurige Fälle von Ueberarbeitung ein. Gute Erziehungsreſultate laſſen ſich in dieſen Fällen kaum erzielen; manchmal wirkt die Ueberarbeitung ſogar demoraliſierend. Der Bericht des Comité's ſchließt mit der Aufforderung zum genauen Studium und zur Heilung dieſes ökonomiſchen Miſsſtandes.

Selbſtzucht.

Von Otto Julius Bierbaum.

(Schluſs.)

Wieder eine Pauſe. Es ſchien, als ſcheute ſich der Sanitätsrath, zu Ende zu erzählen. Da dem Major kein Vers einfiel, dauerte die Pauſe etwas lange.

Endlich fuhr der Sanitätsrath fort: Ich war, weiß Gott, ein guter Junge und ſo unverdorben, als man ſein kann, wenn man aus einem Internat kommt. Nicht einmal ſo eine frühe Jugendliebſchaft hatt' ich gehabt. Darum entlud ſichs hier wohl auch ſo ſchnell. Ich lief natürlich der Richtung nach, wohin ich das Mädchen mit ihren Eltern hatte gehen ſehen, in die Stadt. Aber es gelang mir nicht, mit ihnen zuſammenzutreffen. Als ich abends ins Hotel zurückkehrte, hörte ich bei Tiſch, die Herrſchaften hätten ſich in ihrem Zimmer decken laſſen. Das bekümmerte mich richtig, und in einer Art von unbewuſstem Liebesgram trank ich zwei Flaſchen Oberingelheimer und ließ mir vom Traubenwirt alles erzählen, was er von den Freiburger Corpsſtudenten wuſste, die bei ihm verkehrten. Dann gieng ich müde, wie man's mit neunzehn Jahren ſo ſchön ſein kann, mit meinem Leuchter hinauf, mich ſchlafen zu legen. Ich glaube, ich dachte da gar nicht an das Mädel, aber, wie ich den Schlüſſel an der Thüre Nr. 12 herumdrehte ſah ich vor der Nachbarthüre rechts, Zimmer 13, ein paar kleine Stiefelchen ſtehen, und da war mirs wahrhaftig, als ſchlüge mir das Herz plötzlich im Halſe. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich hätte mich gebückt und die Stiefeletten geküſst. Jedenfalls ſtellte ich mich direct vor ſie hin und ſah ſie, weiß Gott, mit Rührung an. Nebenan, vor Thür 14, ſtand das elterliche Schuhwerk. Es iſt unglaublich, aber ich ſehe es heute noch vor mir: die Stiefel des Rentiers hatten merkwürdig lange und mit A. B. I gezeichnete Strippen, die rechts und links wie die langen Ohren eines Vorſtehhundes herunterhiengen. Mein Gott, dachte ich mir, läſst ſich der Kerl ſogar die Stiefelſtrippen zeichnen. Dann gieng ich, ganz aufgeregt, in mein Bett. Aber meine neunzehn Jahre und die beiden Flaſchen Oberingelheimer brachten mich bald in Ruhe, obwohl ich vorher an der Thüre, die aus meinem Zimmer nach dem Zimmer Nr. 13 führte, gelauſcht und ruhige Athemzüge zu hören geglaubt hatte. Oh, du Schatz! Mit dieſem Gedanken, bin ich, glaube ich, eingeſchlafen.

Der Sanitätsrath trank ſein Glas aus und ſah vor ſich hin.

— Ja, iſt die Geſchichte denn ſchon aus?, dachte ſich der Referendar mit der Selbſtzucht. Will uns die Sanität denn foppen? Und auch der Staatsanwalt fühlte eine Art Beunruhigung bei dem Gedanken, daſs es nicht weitergienge. Am Ende will er uns auf die Probe ſtellen, der alte Fuchs, dachten die übrigen. Bloß Tencke war ſo ehrlich, geradezu zu fragen: Na, und das iſt die ganze Selbſtzucht?

Der Sanitätsrath ſah auf: Selbſtzucht? Ja, ach ſo! Problema! Iſt es nicht merkwürdig, daſs ich damals gar nicht daran ge-

Digitized by Google

dacht habe? Und die Gelegenheit forderte doch geradezu auf dazu! Aber nein! Plötzlich ſtand ich an der Thüre zu Nr. 13 . . .

— Pardon, Leibburſch, vorher muſst du aufgeſtanden und zur Thür gegangen ſein! warf der Staatsanwalt ein.

— Vermuthlich, Leibfuchs, aber ich weiß davon nichts. Ich weiß nur, daſs ich mich auf einmal an jener Thüre ſah und die Klinke in meiner Hand fühlte.

Der Staatsanwalt ſchüttelte den Kopf und brummte: Vor Gericht dürfte ich dir das nicht glauben. Auf ſolche Lücken im Bewuſstſein berufen ſich ſo viele, die für ihre Thaten nicht einſtehen wollen. Wohin kämen wir, wenn wir es den Verbrechern erlaubten, ſich hinter ſolche Bewuſstſeinswolken zurückzuziehen?

Der Sanitätsrath lächelte: Muſst du denn immer Fach ſimpeln, Leibfuchs? Vorerſt weißt du ja noch gar nicht, ob ich was verbrochen habe. Aber ich begreife, daſs euch das zur zweiten Natur wird wie den Schauſpielern das gerollte R. Uebrigens: Bewuſstſeinswolke iſt ein paſſendes Wort. So wars: als wenn ich eine Wolke im Schädel hätte ſtatt der Gehirnwindungen. Zuweilen hellte ſie ſich wie durch einen Blitz. Um Gotteswillen, was thuſt du? frug's in mir, und ein Schreck durchfuhr mich, als wüſste ich: da, im Dunkeln, iſt eine offene Fallthüre, und du trittſt hinein. Dann wieder, beſchwichtigend: Unſinn! Die Thüre iſt ja natürlich verſchloſſen! Aber da drückte ich auch ſchon behutſam auf die Klinke, und, alle guten Götter! — die Thüre gieng leiſe auf. Mein Gott, mein Gott, was mach' ich denn nur, ich kann doch nicht . . . ich werde doch nicht . . . Zurück! zurück! Ich zitterte am ganzen Körper und die Zähne ſchlugen mir aufeinander. Zugleich aber war mir's, als höbe, ſchöbe mich etwas, und plötzlich ſtand ich in dem Zimmer und war von einer Luft umgeben, von einer ſeltſam lauen Luft voll eines feuchten Duftes, wie ich ſie nie vordem geathmet hatte. Sie wälzte ſich in Schwaden über mich, und ich zog ſie begierig mit einem unendlichen Wohlgefühl ein. Und doch war es, als müſſe ich in ihr erſticken, wenn ich nicht aus mir heraus eine Kraft ſtrömen laſſen könnte, die ſie zertheilte. Meine Bruſt hob ſich mächtig, ich keuchte und muſste mit beiden Händen meinen Bruſtkaſten zuſammenpreſſen, daſs er nicht ſpränge. Und ich fühlte: komme was mag, ich muſs, ich muſs . . . es gibt kein Zurück. Langſam ſetzte ich Fuß vor Fuß, die Hände an mich gepreſst und die Augen ſchmerzlich aufgeriſſen. Aber nein! nein!! nein!!! Das iſt ja, das iſt Wahnſinn! Das geht nicht . . . ich ſtürze mich ja ins offene Unheil . . . die Eltern, Herrgott, ich höre ja den Alten deutlich ſchnarchen . . . wenn ich an etwas ſtoße . . . wenn ſie ruft . . . um Gotteswillen . . . Zurück! zurück! Nein: ich ſtand ſchon vor dem Bette. Und nun ſchlug's über mir zuſammen und drehte mich hoch. Schreien, ſchreien hätte ich mögen und mich über ſie hinwerfen mit Schluchzen und Jauchzen. Eine unſinnige Sehnſucht, ein Quillen, Pochen, Stoßen, Heben in mir. Mit furchtbarſter Anſtrengung hielt ich den Athem an und kniete vor dem Bett nieder. Noch ein letztesmal rief's in mir: nein! nein!! Da fühlte ich unter meinen Händen ihre kleine, heiße Bruſt, und mein Kopf fiel darauf wie hinterrücks abgeſchlagen. Da . . . was für ein ſonderbarer Laut . . . es war wie das tonloſe Zwitſchern eines träumenden Vogels im Neſte, ganz leiſe, ganz leiſe, ein Hauch, erſtaunt und wehrend und unendlich hold: „Wer? Nein! nein! nein! Nicht doch! nicht!" In dieſem Augenblick ſ a h ich ſie, obwohl es nicht heller wurde, als es im dunſtigen Lichte des verſteckten Mondes immer geweſen war. Ich ſah zwei große erſchreckte Augen und einen bebend offenen Mund. Jetzt wird ſie ſchreien, jetzt, jetzt . . . und nun warf ich mein Geſicht über das ihre und küſste ihre Lippen, die noch unter meinen Küſſen bebten, und meine Hände ſchloſſen ſich um ihren Hals, daſs ich die Schlagadern deutlich ſpürte. Und doch konnte ich es ſchwören: ich dachte an nichts weiter. Da aber legten ſich ihre Arme linde um meinen Hals, und unter meinem Munde flüſterte es: „Leiſe! leiſe doch!" und nun kamen die Kniee von ihr . . . Das war, als würde ich aus mir ſelbſt gezogen, und die dumpfe, ſtürzende Sehnſucht von vorhin verſtand auf einmal ſich und mit brennender Klarheit ihr Ziel, und ich fühlte mich nicht mehr, ich fühlte bloß noch ſie, dieſe anſchmiegende, anſaugende Wärme, dieſe köſtliche, brodelnde Aufregung aus ihrem Innerſten bei völliger, athempreſſender Stille um uns, dieſes Toben des Blutes aus ihr zu mir, aus mir in ſie, in uns beiden zu eins . . . Ach, liebe Leute! Und wenn mir der Himmel ſelber mit glühendem Eiſen das Wort Selbſtzucht in den Nacken gebrannt hätte, — ich hätt' es nicht geſpürt und nicht verſtanden.

Wir ſahen es dem Sanitätsrath an, daſs er im tiefſten erregt war, und ſchwiegen mit ihm. Nur der kleine Referendar fand ein ſchnelles Wort: Das iſt ja ein [illegible] pathologiſcher Paroxysmus!

Da [illegible] der Sanitätsrath und reichte ihm die Hand [illegible] Herr Corps[illegible] [illegible] Wächter thun. [illegible]

[illegible] ich dachte, ich wäre [illegible] [illegible]

du, und nun bin ich nicht mehr der kleine, dumme, tappige Mulus, ſondern ein Zweibändermann und Doctor der Medicin dazu, und meine Praxis iſt groß genug für eine kleine Frau. Wir waren einmal ſo über alle Begriffe glücklich mitſamm', wie man's nur ſein kann, wenn man kein Recht dazu hat; nun wollen wir das Unrecht gut machen, indem wir uns künftig und immerzu mit dem erlaubten Glücke begnügen! . . . Poetiſche Licenz! Nichts davon! Ich habe ſie nie wieder geſehen ſeit dem Augenblicke, als ich ihr im Lichte des grauenden Morgens den langen, langen Abſchiedskuſs gab auf ihren kleinen Mund, der wieder ſo eigen bebte, während in ihren Augen doch ein Schein war wie von innerlichſter, ſeligſter Zufriedenheit. Sie hatte die Arme um meinen Nacken geſchlungen und hieng an mir, als ſollte ich ſie nehmen und forttragen. Aber da knarrte drüben ein Bett, und ſie fiel erſchreckt zurück mit ſchiefem, ängſtlichem Kindermund, und ich wankte davon wie ein Betrunkener . . . Und wie ein Betrunkener ſchlief ich zehn Stunden lang, ohne aufzuwachen. Wie ich wach wurde, war es vier Uhr nachmittags, und ich begriff erſt gar nicht, wo ich war. Auf einmal kam mir die Erinnerung, und es fehlte nicht viel, daſs ich, noch berauſcht von dieſer wunderbaren Nacht, im Hemde hinuntergelaufen wäre, ſie zu ſehen. Es hätte mir nichts genützt. Schon um zwei Uhr war die Familie Brandeiß abgereiſt. Als mir die gute Traubenwirtin das ſagte, da gab es mir einen Schlag ins Herz und ich ſtand wohl da wie Stoffel vor'm leeren Stall, als ihm das Kalb geſtohlen war. Ich konnt' es gar nicht begreifen. Wohin ſind ſie denn gereiſt, die Herrſchaften? fragte ich mit unvollkommener Ruhe. — Nach Frankfurt! . . . So, ſo, nach Frankfurt! Ich war wie verblödet. Na, kurz und gut: am ſelben Abend war ich in Freiburg, und acht Tage ſpäter hatt' ich die rothe Mütze auf und das Fuchſenband um . . . Nun, Leibfuchs, wie denkſt du über den Fall? Sag's ſtricte!

Der Staatsanwalt zuckte die Achſeln: Die Jugend!

Und Sie, Herr Corpsbruder?

— Gewiſs, Herr Sanitätsrath, relativ betrachtet . . .! Natürlich . . Ja, ja, ja, ja . . .

Aber der gute Major ſang:

Und als das Mädel ſich ſatt geküſst,
So, ſo!
Da hab' ich leider davon gemüſst,
Oh, oh!
Der Rapp' war ſchon geſattelt und ſcharrte vor der Thür,
Sie guckte hinter'm Vorhang am Kammerfenſter für,
So, ſo!
O, oh!
Bald reiten wir einen Schimmel, bald einen Rappen, wir!
Wir Reiter, hoho!
Wir Reiter, hoho!

Wir ſangen den Refrain heiter mit. Nur der alte Sanitätsrath ſchwieg und ſchien ernſt geworden. Und er ſagte: Aber Sie haben doch recht, Herr Corpsbruder: Selbſtzucht! Uns geht's ja leicht hin, wenn wir uns mal vom Blute überrennen laſſen. Aber ſo ein armes Mädel . . . Ich bin manchmal vor Schreck zuſammengefahren, wenn ich mir vorſtellte, die Kleine könnte . . . Nein, ſo lange die werte Welt noch mit Steinen wirft, wo ſie die Hand auflegen und die beſten Worte verſtehender Liebe haben ſollte, ſolange iſt es Pflicht, ſich in der Kandare zu halten. Ich ſprach vorhin von einem goldenen Ziele, es iſt aber doch wohl mehr eine eiſerne Kette, und ich fürchte ſehr, wir dürfen ſie noch nicht ſprengen.

— Zumindeſten würde ich mir erlauben müſſen, mit allen Kräften dagegen aufzutreten, ſagte der Staatsanwalt mit Ernſt und Ueberzeugung.

Er hatte, wie billig, das letzte Wort.

Avis für Inſerenten!

Die zwei nächſten Nummern der „Zeit", welche am 25. September und 1. October d. J. erſcheinen, werden als Agitationsnummern in

bedeutend verſtärkter Auflage

im In- und Auslande verſchickt. Inſertionstarif bleibt unverändert. Aufträge erbittet

Adminiſtration „Die Zeit".

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XII. Band. | Wien, den 25. September 1897. | Nummer 156.

An unſere Leſer!

In der erſten Nummer des Quartals, vom 2. October, beginnt die neue Novelle von Ernſt von Wolzogen: „Tini“, dann folgen „Ideen“ von Multatuli, „Liebesbriefe“ von Philipp Langmann, dem Dichter des „Bartel Turaſer“, „Die Spinne und die Fliege“, von Rudolf Chriſtof Jenny, „Die Tugend Checchinas“ von Matilde Serao, „Opoponax“ von Roberto Bracco, „Eine Bilanz“ von Per Hallſtröm. Ferner neue Arbeiten von Hugo von Hofmannsthal, Peter Altenberg, Arthur Schnitzler, Otto Erich Hartleben, Maurice Barrès, Marcel Prévoſt u. ſ. w., ſowie Beiträge zur Altwiener Geſchichte von Director Dr. Carl Gloſſy und fortlaufend Artikel von den namhafteſten Autoren der Gegenwart über Fragen der Politik, Volkswirtſchaft, Kunſt und Wiſſenſchaft.

Administration „Die Zeit“.

Majorität und Minorität.

Wie der Krieg, welches immer ſein politiſcher Beweggrund, unter allen Umſtänden ein Ringen um die militäriſche Ueberlegenheit als das letzte Mittel zu allen Zwecken im Völkerrecht iſt: ſo ſtellt ſich jeder große parlamentariſche Conflict, an welchem politiſchen Anlaſs er ſich auch entzündet haben mag, nothwendig als ein Kampf um die Macht des Parlaments dar, die den Schlüſſel bildet zu allen politiſchen Gütern, welche die Völker ihren Regierungen abzuzwingen ſich bemüſſigt ſehen. Dieſem Naturgeſetz iſt auch der Streit um die Sprachenverordnungen gefolgt. Aus ihm iſt auf parlamentariſchem Boden unverſehens ein Kampf um die Macht des Parlaments geworden, deſſen allgemeine Bedeutung über die der Sprachenverordnungen weit hinausreicht. In gut conſtituierten Ländern wird allerdings ein ſolcher Kampf von der Majorität des Parlaments gegen die Regierung geführt, die ſich dabei beſtenfalls nur der Minorität als Hilfstruppe bedienen kann. So verlangt es, da die Majorität über die beſſeren parlamentariſchen Waffen gebietet, die Natur der Dinge. Bei uns jedoch wird gegenwärtig der Kampf um die Macht des Parlaments von der Minorität gegen die Regierung geführt, welcher die Majorität dienſtfertig zur Seite ſteht. Er erſcheint deswegen in der paradoxen Form eines Kampfes der Minorität gegen die Majorität, des ſchwächeren Theiles, der gegen den ſtärkeren Theil des Parlaments das Anſehen des Ganzen zu wahren beſtrebt iſt. Dieſe verkehrte Conſtellation, geeignet Schwachköpfe zu verwirren, hat ſich aus der ganzen Unnatur unſerer überkommenen politiſchen Verhältniſſe mit logiſcher Folgerichtigkeit ergeben.

Denn, wenn heute die officiöſe Preſſe uns weiszumachen ſucht, daſs das Ziel der Oppoſition ein antiparlamentariſches ſei, weil es die Grundlage des Parlamentarismus, nämlich die Herrſchaft der Majorität negiere, ſo kann guten Gewiſſens zurückgefragt werden, wann denn überhaupt irgendwelche und wann insbeſonders eine parlamentariſche Majorität in Oeſterreich wirklich geherrſcht hat; und wenn die Majorität ſelbſt in ihrer neueſten Kundgebung behauptet, daſs ſie die Würde des Parlaments zu wahren trachte, ſo darf man ſich wohl auch darnach erkundigen, wann und welche Majorität in Oeſterreich die Würde des Parlaments vertreten hat. Wenn man von den Rumpfparlamenten bis 1879 abſieht: keine! Das öſterreichiſche Abgeordnetenhaus iſt von allem Anfang an ſo aufgebaut geweſen, daſs, vermöge der reichen Stimmenzahl des Großgrundbeſitzes, der Zwiſtigkeiten der Nationalitäten und der perſönlichen Corruption der Parteiführer, jede beliebige Regierung darin jederzeit eine dienſtwillige Majorität finden konnte. Graf Taaffe hatte das Programm des gemäßigten Rückſchrittes. Die Majorität dafür fehlte ihm nicht. Fürſt Windiſchgrätz [illegible] den politiſchen Stillſtand mit judiciellen und wirtſchaftlichen Specialreformen. Auch er hatte ſich über den Mangel einer Majorität nicht zu beklagen. Jede dieſer Majoritäten war aus verſchiedenen Parteien zuſammengeſetzt, deren jede ihr eigenes politiſches Programm bekannte. Doch keine hat ihr Programm ausgeführt. Sie haben es, eingeſtandener- oder uneingeſtandenermaßen, noch immer alle wieder zurückgeſtellt. Nur der Wille der Regierung geſchah, gerade ſo, wie es unter einem abſolutiſtiſchen Regime geſchehen wäre. Die Parteien hatten keine Rechte, nur Pflichten, vor allem die Pflicht, alle von der Regierung eingebrachten Vorlagen, ſo weit es die landesübliche Schlamperei geſtattete, prompt zu erledigen. Nicht viel reden, nur fleißig arbeiten: „poſitiv arbeiten“, das heißt, alles bewilligen, was die Regierung verlangt, und im übrigen auf Alles, was auch die Völker vom Parlament wünſchen und hoffen mochten, fein ſtill verzichten. So bildete ſich jene Parlamentsbureaukratie mit ihrer nichtsſagenden Geſchäftigkeit heraus, die eine der nicht beneidenswerten Eigenthümlichkeiten Oeſterreichs wurde.

Und die neueſte Majorität? Graf Badeni verfolgt überhaupt nur mehr ein Ziel: Vegetieren. Und auch für dieſes Regieren um des Regierens willen ſteht ihm eine Majorität bereit. Daſs ihre Führer bald mit der Regierung, bald untereinander keifen, darf keinen Beobachter irreführen. Ob der Hausknecht murrt oder ſchweigt, iſt einerlei, wofern er nur die Laſten pünktlich abträgt. Und dazu iſt die gegenwärtige Majorität ſo dienſtfertig, wie noch kaum eine vor ihr. Das haben gerade die letzten Tage wieder ſo einleuchtend bewieſen. Graf Badeni mag die geſetzlich vorgeſchriebene Thronrede nicht, weil er nichts zu ſagen weiß; alſo iſt für die Majorität die Thronrede nicht geſetzlich vorgeſchrieben. Der Abg. Szajer hat geſetzlich ſein Mandat verloren, aber er iſt als reniger Sünder und neugeborener polniſcher Muſterbauer dem Grafen Badeni willkommen; alſo hat der Abg. Szajer ſein Mandat nicht verloren, und damit kein Zweifel bleibt, daſs dieſer Gedanke der Majorität der Gedanke der Regierung iſt, beruft ſich der Präſident des Hauſes Dr. Kathrein noch ausdrücklich auf die Wohlmeinung des Miniſteriums. Graf Badeni braucht dringend die Delegationswahlen und das Ausgleichsproviſorium. Alſo hat auch die Majorität keine andere Sorge als Delegationswahlen und Ausgleichsproviſorium. Seit Monaten geht eine gewaltige politiſche Erregung durch das Land. Unerhörtes iſt geſchehen. Jedes freie Wort außerhalb des Parlaments wird unterdrückt. Die Bevölkerung ſehnt ſich darnach, nun endlich im Parlament wenigſtens ein freies Wort zu hören. Die Majorität läſst es nicht zu, es könnte dem Grafen Badeni weh thun. Für die politiſche Ohnmacht der Majorität iſt nichts bezeichnender als die Thatſache, daſs die Jungczechen ihre einzige principielle Errungenſchaft, die Sprachenverordnungen, zu einer Zeit erlangten, wo ſie noch nicht in der Majorität waren, und eben deswegen. Nicht um ein Haar beſſer iſt die gegenwärtige Majorität als ihre Vorgängerinnen. In ihr lebt der falſche öſterreichiſche Parlamentarismus weiter, nur noch womöglich um eines verkürzt, das einzige, was jenem bisher einen gewiſſen populären Wert verlieh: die Redefreiheit.

Das Parlament iſt kein Mädchenpenſionat, und ſeine Würde nicht die Sittſamkeit, ſondern ſeine Macht, ſein Freimuth und ſeine Unabhängigkeit. In der Hand dieſer knechtſeligen Majorität wäre die Würde des Parlaments ſchlecht aufgehoben. Die Pflicht ſie zu wahren, iſt auf die andere Seite des Hauſes übergegangen, auf die Minorität. Das Mittel hiezu iſt die Obſtruction, die, ſoferne ſie conſequent, ohne jede gutmüthige Sentimentalität, ohne jegliche Rückſicht auf Abſtracta, wie Staat oder Dualismus, vielmehr mit unbeirrtem Hinblick auf die Concreta: Regierung und Majorität, mit allen, aber auch den äußerſten geſetzlichen Mitteln unnachgiebig durchgeführt wird, der Regierung die Empfindung einträufeln wird, daſs ihr im öſterreichiſchen Abgeordnetenhaus, auch wenn dort für jede Regierung jederzeit eine marſchbereite Majorität ſich findet, denn doch eine coordinierte Macht gegenüberſteht, die mehr Reſpect verdient als die Majorität und auch mehr als die Regierung bei Erlaſſung der Sprachenverordnungen noch ſich hat träumen laſſen. Darin liegt die Bedeutung der Obſtruction. Mag darüber auch die ſogenannte poſitive Arbeit eine Zeitlang ruhen. Thut nichts! Auch die klappernde Mühle muſs einmal auf eine Weile ſtille ſtehen, wenn ſie einer Reparatur bedarf. Sie mahlt nachher umſo beſſer. Und dieſes Parlament mit ſeiner gegenwärtigen Schacher-Majorität; dieſes Parlament, in dem alle ſeine eigenen Initiativanträge — man erinnere ſich nur z. B. an den [illegible] Geſetzentwurf gegen die Wahlmiſsbräuche oder an die [illegible] Zeitungsſtempel und Colportage — unbeachtet unter den Tiſch fallen; dieſes Parlament, in dem die Interpellationen wegen [illegible] Geſetzwidrigkeiten zu hunderten ohne Antwort bleiben; dieſes Parlament, in welchem heute nicht einmal mehr ein freies Wort eine Stätte [illegible]; dieſes Parlament bedarf ſchon lange dringend einer gründlichen inneren Reparatur. Erſt muſs die verfaſſungsmäßige Macht und die Widerſtandskraft des Parlamentes zu höherem Reſpect gebracht ſein, dann wird es auch beſſere poſitive Arbeit für das Volk zu leiſten vermögen als bisher.

k.

Digitized by Google

Die Anfänge der modernen ſocialen Bewegung in Oeſterreich.

Von Heinrich Oberwinder (Berlin).

Die Ereigniſſe von 1866 brachten zwar den öſterreichiſchen Völkern viel Trauer und Schmerz, aber auch friſches, kräftig pulſierendes Leben. Die Niederlage von Königgrätz bedeutete gleichzeitig einen Sieg der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft über die alte ſtändiſche Ordnung, wenn auch die rückſtändige Entwickelung der Mehrzahl der öſterreichiſchen Kronländer der Ausnützung der errungenen Vortheile enge Grenzen zog. Dieſe Rückſtändigkeit in den wirtſchaftlichen Verhältniſſen und die finanzielle Zerrüttung wurzelten übrigens weit mehr in der europäiſchen Geſammtlage als in dem reactionären „Syſtem“. Seit dem Jahre 1850 hatte die öſterreichiſche Verwaltung auf wirtſchaftlichem Gebiete ungeheure Anſtrengungen gemacht. Freiherr von Bruck war als Finanzminiſter nahe daran, die Herſtellung der Valuta, dieſe Vorbedingung einer dauernden wirtſchaftlichen Hebung und des vertragsmäßig vereinbarten Eintritts Oeſterreichs in den deutſchen Zollverein zu erreichen. Da kam der Krieg von 1859; die wirtſchaftliche Reform wurde zurückgedrängt und ihr Schöpfer vernichtet. Einer der verdienſtvollſten Staatsmänner, die Oeſterreich beſeſſen, der ſich in Lorenz von Stein eine unabhängige, berathende Hilfskraft gewählt, wie ſie, wenn auch in anderer Weiſe, Fürſt Bismarck in Lothar Bucher gefunden, wurde mit ſchnödem Undank gelohnt und durch Verleumdungen in den Tod getrieben. In ſeinen Vorträgen an der Wiener Univerſität über die Geſchichte der Nationalökonomie hat Stein oft dieſer Zeiten gedacht und dabei manches bittere Wort an die Adreſſe Englands gerichtet, das aus der wirtſchaftlichen Zerrüttung Oeſterreichs den größten Nutzen gezogen, deſſen Waren lange Zeit den öſterreichiſchen Markt überfluteten, deſſen Schiffe die untere Donau beherrſchten. Ein ſtarkes Oeſterreich hätte ja auch eine kräftige Orientpolitik betreiben können. Die engliſchen Politiker traten für die Befreiung Italiens vom ſtaatlichen Drucke Oeſterreichs nur deshalb ein, um Italien in der wirtſchaftlichen Abhängigkeit von England zu erhalten.

Als im Jahre 1867 die Deutſchliberalen zur Theilnahme an der Verwaltung berufen wurden, verrieth ihr Auftreten eine gewiſſe Unſicherheit im Gegenſatze zur Haltung der als Sieger auftretenden Magyaren. Der Abſolutismus hatte lähmend auf die politiſche Thatkraft der öſterreichiſchen Politiker gewirkt. Dazu kam, daſs ein Diplomat der alten Schule, ein Mann, der die öſterreichiſchen Verhältniſſe gar nicht kannte, zur Leitung der Reichsgeſchäfte berufen worden war.

Die neue öſterreichiſche Verfaſſung enthielt zwar die Grundgeſetze der ſtaatsbürgerlichen Geſellſchaft, im Wahlſyſtem kam aber noch die ſtändiſche Ordnung mit ihren Privilegien zum Ausdruck. Im Reichsrathe ſaßen die Vertreter der Majorität der einzelnen Landtage. Das „Bürgerminiſterium“, ſo genannt, weil Bürgerliche, wie Giskra, Herbſt, Berger und Breſtel darin Platz gefunden hatten, ſtützte ſich gleich den ſpäter gekommenen liberalen Regierungen vorwiegend auf die Vertreter der Städte, der Handelskammern, des liberalen Großgrundbeſitzes und der Polen, welch letztere ſtets gegen prompte Honorierung für die herrſchende Gewalt ſtimmten. Die Organe der Staatsverwaltung ſtanden noch unter dem Einfluſſe der Traditionen des Abſolutismus. Die Mehrzahl der älteren und einflusſreicheren Beamten hatten ihre Studien zu einer Zeit vollendet, wo auf den öſterreichiſchen Univerſitäten kein modernes Staatsrecht, ſondern nur die ſogenannten Polizeiwiſſenſchaften gepflegt wurden. Der Beginn der amtlichen Wirkſamkeit dieſer Bureaukraten fiel in eine Zeit, wo in Oeſterreich die Lebensherren noch ihre Bauern prügeln durften. Andererſeits fehlte es an brauchbaren Kräften für die neuen Verwaltungskörper; wie dies nach einer langen Periode geiſtiger Stagnation und politiſcher Verſumpfung nicht anders zu erwarten war. Noch acht Jahre nach Begründung des liberalen Regimes, anläſslich der Reichsrathsdebatte über den Verwaltungsgerichtshof, hob der liberale Miniſter Dr. Unger die Vorzüge der alten Bureaukratie gegenüber den neuen noch nicht bewährten Selbſtverwaltungskörpern hervor.

Moderne Arbeiterorganiſationen gab es überhaupt nicht. In dem Fortbildungsverein für Buchdrucker und Schriftgießer dominierte das Element der Arbeitgeber. Die alten gewerblichen Zwangsgenoſſenſchaften waren nach Einführung der Gewerbefreiheit innerlich zerfallen und durch die ſchlimmen Misbräuche discreditiert worden. Die bei Lebzeiten Laſſalles in Aſch in Böhmen entſtandene Gemeinde des Allgemeinen deutſchen Arbeitervereines konnte niemals eine bemerkenswerte Agitation entwickeln, ſie war nach kurzer Lebensdauer aus Mangel an Bewegungsfreiheit untergegangen.

[illegible]

hatte ſich eine Anzahl junger Männer zuſammengethan, um einen Arbeiterbildungsverein zu gründen. Es waren zumeiſt Söhne kleiner Wiener Fabrikanten, zu denen ſich ein reichsdeutſcher Tiſchler, der redegewandte Hermann Hartung aus Hannover, geſellt hatte. Letzterer war in Frankfurt a. M. von mir für die von Laſſalle vertretenen Grundſätze gewonnen worden, und ſeitdem mit mir in Verbindung geblieben. Seine Thätigkeit auf dem im Jahre 1865 in Stuttgart ſtattgefundenen Verbandstage der deutſchen Arbeiterbildungsvereine hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Uebertritt dieſer Vereine in das ſocialiſtiſche Lager anzubahnen. Die Genehmigung der Statuten des Arbeiterbildungsvereines verzögerte ſich bis zum December, und wäre dann die Vereinsbildung wahrſcheinlich ohne beſonderes Aufſehen zu erregen, erfolgt, wenn nicht ganz unerwartet eine geräuſchvolle Manifeſtation die Tendenz bekundet hätte, den Arbeitern die Lehren der Mancheſtertheoretiker mundgerecht zu machen. Am 1. December 1867 fand nämlich in Wien eine Verſammlung ſtatt, in welcher den Arbeitern die Enthaltung von der Politik empfohlen, gleichzeitig aber ein Begrüßungstelegramm an Schulze-Delitzſch abgeſendet und ein Comite zu dem Zwecke eingeſetzt wurde, Statuten zu entwerfen für einen „Centralverein der Arbeiter Oeſterreichs“. Am 3. December fand deshalb eine außerordentliche Sitzung des Gründungscomités des Arbeiterbildungsvereines ſtatt, zu welcher auch ich eine Einladung erhielt. Das Ergebnis war die Vorbereitung einer umfaſſenden Agitation und die Einberufung der conſtituierenden Verſammlung des Vereines auf den 8. December. An dieſem Tage war indeſſen der Maſſenandrang ſo groß und die gemieteten Räumlichkeiten (der „Blaue Bock“, jetzt „Engliſcher Hof“ in Mariahilf) ſo wenig ausreichend, daſs nach kurzer Berathung die Vertagung beſchloſſen wurde. Die Conſtituierung des Vereines erfolgte acht Tage ſpäter in den größten Wiener Saallocalitäten, die aber auch die Menge der Zuſtrömenden nicht faſſen konnten. Zur großen Ueberraſchung der anweſenden Notabilitäten aus den Wiener Behörden und Vertretungskörpern endete die Verſammlung mit einer begeiſterten, dem Andenken des Begründers der erſten deutſchen Arbeiterpartei, Ferdinand Laſſalle, gewidmeten Ovation. Als ein Echo dieſer Verſammlung konnte das Rededuell zwiſchen Dr. Max Menger und Hartung im Fortbildungsvereine der Buchdrucker angeſehen werden. Erſterer hielt dort am 26. December einen Vortrag über Selbſthilfe und Staatshilfe, wobei er längſt widerlegte Anſchuldigungen gegen Laſſalle vorbrachte. Hartung antwortete mit Mäßigung und großer Geſchicklichkeit. Eine von mir über das gleiche Thema verfaſste Flugſchrift und ein Vortrag „Das Leben und Wirken Laſſalles“ wurden vom Arbeiterbildungsvereine in Druck gelegt und in Tauſenden von Exemplaren verbreitet.

Am 12. Jänner 1868 ſollte die Conſtituierung des „Centralvereines der Arbeiter Oeſterreichs“ ſtattfinden. Die maßgebenden Perſönlichkeiten dieſer Unternehmung waren der vorerwähnte Dr. Max Menger und ein Beamter der Nordbahn. An die Arbeiter der Werkſtätten der Nordbahn war die Einladung ergangen, zahlreich zu erſcheinen. In ihrem Intereſſe wählte man auch das damals am Nordende der Stadt gelegene „Univerſum“ zum Verſammlungslocal, während der Arbeiterbildungsverein ſeine Verſammlungen im Centrum der kleinen Induſtrie, im Weſtende hielt. Die Anhänger Laſſalles hatten die ſeit dem 15. December verſtrichenen Wochen gut benützt. Etwa 300 der Elite des Arbeiterſtandes angehörende Mitglieder des Arbeiterbildungsvereines erſchienen zuerſt auf dem Kampfplatze, doch bildeten ſie an Zahl in der großen Maſſe der von den Gegnern zuſammengerufenen Arbeiter nur eine verſchwindende Minderheit. Als bald nach Beginn der Verſammlung, angeblich von „unparteiiſcher“ Seite ein Compromiſsvorſchlag auftauchte, wonach die Vorſtände des Centralvereines und des Arbeiterbildungsvereines behufs Einleitung einer Verſtändigung zuſammentreten ſollten, ſchienen die Leiter des Arbeiterbildungsvereines geneigt, den Vorſchlag anzunehmen. Hartung kam zu mir, um meine Anſicht zu hören. Ich erklärte, daſs bei einem derartigen Compromiſs nichts herauskommen könne; bleibe man feſt, ſo ſei der Sieg der zielbewuſsten Richtung, der überlegenen Taktik und Schulung gewiſs. Der Verlauf der fünfſtündigen Verſammlung war äußerſt bewegt, vollzog ſich aber in der größten Ordnung. Der Bericht füllte in mehreren Wiener Montagsblättern drei Seiten, die einzelnen Epiſoden waren dramatiſch, wie bei der Schilderung einer großen Schlacht dargeſtellt. Nach dem erſten Theile der Verſammlung wurde das von den Einberufern gebildete Bureau als unfähig abgeſetzt und den Vorſtänden des Arbeiterbildungsvereines die Leitung der Verſammlung anvertraut. In der Schluſsabſtimmung wurde die Bildung des Centralvereines abgelehnt und der Anſchluſs an den Arbeiterbildungsverein mit etwa [illegible] Stimmen gegen die vier Stimmen der Einberufer der Verſammlung angenommen. Ein zweiter Verſuch, die Arbeiter für die Mancheſtertheorien zu gewinnen, wurde ſeitdem in Wien nicht mehr gemacht, ſo mächtig und nachhaltig war der Eindruck des Sieges, den aber nicht der Materialismus, ſondern die Begeiſterung für den Idealogen, für den „Denker und Kämpfer“ von Breslau [illegible].

Der Arbeiterbildungsverein nahm raſch einen großen Aufſchwung: [illegible] in [illegible] Bezirken Leſezimmer, er veranſtaltete [illegible] Vorträge [illegible] Unterrichtscurſe, die viele Lernbegierige [illegible] Reſultate erzielten. Den gegebenen

Beiſpiele folgend, wurden mit Unterſtützung der Leitung des Wiener Arbeiterbildungsvereines in zahlreichen Orten der Monarchie ähnliche Vereine begründet.

Die politiſche Agitation für die Schaffung einer ſelbſtändigen Partei des vierten Standes wurde allgemeinen Volksverſammlungen überlaſſen. Da das karg bemeſſene Vereins- und Verſammlungsrecht eine Organiſation, wie die des allgemeinen deutſchen Arbeitervereines, nicht zuließ, nahm ein Comité die Veranſtaltung der politiſchen Verſammlungen in die Hand. In der erſten dieſer Verſammlungen hielt ich einen Vortrag über Programm und Taktik der zu ſchaffenden Reformpartei. Dieſelbe müſſe allen Schichten der arbeitenden Bevölkerung geöffnet ſein und ihre Kräfte ſtets auf die nächſten erreichbaren Ziele concentrieren. Mit Rückſicht auf die zurückgebliebene wirtſchaftliche Entwickelung der Mehrzahl der öſterreichiſchen Provinzen und das ſtarre Feſthalten der Feudalen und der mit ihnen verbündeten kirchlichen Autoritäten an den ſtändiſchen Vorrechten, ſei bei ſtrenger Beobachtung der Selbſtändigkeit der Partei überall da ein Zuſammengehen mit den Deutſchliberalen rathſam, wo das Intereſſe der deutſchen Cultur und der fortſchreitenden Entwickelung bedroht erſcheine. Gegenüber dem engliſchen Uebergewichte erfordere das Intereſſe der Arbeiter den Schutz der jungen öſterreichiſchen Induſtrie. Auch in der Nationalitätenfrage müſſe das Intereſſe der fortſchreitenden culturellen Entwickelung als Richtſchnur dienen. Hinter den „hiſtoriſchen Rechten" vergangener Staatsgebilde, ſtänden nur reactionäre Sonderintereſſen; die Autonomiebeſtrebungen der Vertreter einzelner Natiönchen, denen nach dem gegebenen Stande der wirtſchaftlichen Verhältniſſe alle Bedingungen für eine wirkliche Selbſtändigkeit fehlten, ſtützten ſich auf Mächte, welche die Slaviſierung Oeſterreichs anſtrebten.

Ein im April 1868 an die Arbeiter Oeſterreichs in den verſchiedenen Landesſprachen erlaſſenes Manifeſt, fand in den nichtdeutſchen Provinzen nur wenig Beachtung. Die ungeheuere Mehrzahl der ſlaviſchen Arbeiter konnte nicht leſen und ſtand im Banne der herrſchenden Parteien. In Ungarn, wo ſich mittelalterliche Zuſtände erhalten hatten, wurden die erſten Arbeitervereine von Deutſchen begründet, die mit der Parteileitung in Wien enge Fühlung hielten. Die ſpäter auf der Bildfläche erſcheinende „ungarländiſche Arbeiterpartei" blieb Jahrzehnte hindurch eine Fiction. Charakteriſtiſch für die Auffaſſung der damaligen leitenden Politiker in Ungarn war eine Antwort, die der Miniſter des Innern, Bela v. Wenckheim, einer Arbeiterdeputation ertheilte, die im Intereſſe der Gründung einer Krankencaſſe zu ihm gekommen war: „Seid ihr Arbeiter? Arbeitet ihr fleißig? Weiter braucht Ihr Euch um nichts zu kümmern. Ihr braucht keine Vereine, und wenn Ihr Politik treibt, werde ich Mittel dagegen finden."

Zu denen, die das Hervortreten der ſocialen Bewegung in Oeſterreich am meiſten beklagten, zählte auch der Reichskanzler von Beuſt. Im Jahre 1868 waren die Hoffnungen auf eine „Revanche für Sadowa" noch nicht aufgegeben. In der hohen deutſchfeindlichen öſterreichiſchen Ariſtokratie erfreute ſich der Herzog von Grammont, derſelbe franzöſiſche Diplomat, welcher in den kritiſchen Tagen des Jahres 1870 Herrn von Benedetti Inſtructionen gab, nicht nur wegen ſeiner vornehmen Erſcheinung einer beſonderen Beliebtheit. Am hannover'ſchen Hofe in Hietzing wiegte man ſich in den ſchönſten Träumen. Der Kurfürſt von Heſſen veröffentlichte unter ſeinem Namen literariſche Producte heſſiſcher Demokraten, in denen die „freie föderative Vereinigung der deutſchen Volksſtämme" verheißen war. Im auswärtigen Amte verkehrten viele unzufriedene deutſche Politiker. Herr v. Beuſt hatte ſelbſt einen alten Herrn ins Herz geſchloſſen, den die ſächſiſche Regierung viele Jahre lang im Zuchthauſe zu Waldheim gefangen gehalten. Der Schöpfer des öſterreichiſch-ungariſchen Dualismus war zwar noch nicht bei den „Vereinigten Staaten von Europa" angelangt, er ſchwärmte aber bereits für die „Vereinigten Staaten von Oeſterreich". In einer ſolchen Zeit lag der Gedanke nahe, das „Deutſche Bundesſchießen" in Wien (Auguſt 1868) zu einer politiſchen Demonſtration zu benutzen. Viele hervorragende Wiener Notabilitäten, bekannte Reichsrathsmitglieder ꝛc. wurden für die Idee gewonnen, ohne daſs ſie dabei an welfiſche Intriguen dachten. Führer der ſüddeutſchen Volkspartei, wie Carl Mayer, hegten nur den begreiflichen Wunſch, für ihre Grundſätze in Oeſterreich Propaganda zu machen und ihre Partei durch den Anſchluſs neuer Kreiſe, zu ſtärken. Daſs Oeſterreich nicht dauernd aus Deutſchland ausgeſchloſſen bleiben dürfe, war auch in Arbeiterverſammlungen geſagt worden. Auf die Einladung einer Perſönlichkeit, an die ich, als ich nach Wien gieng, von einem Freunde Laſſalles, dem Leipziger Profeſſor Wuttke, empfohlen worden war, erſchien ich in der letzten Vorbeſprechung der Veranſtalter der Verſammlung. Ludwig Eckardt, der im Jahre 1848 aus Wien geflüchtet, ſpäter Bibliothekar beim Großherzog von Baden war und die Initiative zur Gründung einer ſüddeutſchen Volkspartei ergriff, legte eine Programmreſolution vor, in der mich hauptſächlich die Worte: „Freie föderative Vereinigung der deutſchen Volksſtämme" unangenehm berührten. Ich erinnerte daher an die Broſchüre des Kurfürſten von Heſſen und bemerkte gegenüber den anweſenden liberalen Wortführern, ſie könnten, da ſie in der öſterreichiſchen Politik Centraliſten ſein und bleiben müßten, unmöglich in der deutſchen Politik dem Föderalismus huldigen. Wolle man die Zuſammengehörigkeit mit Deutſchland betonen, ſo müſſe dafür eine Form gefunden werden, die den Verdacht ausſchließe, daſs man die Umtriebe der Depoſſedierten begünſtige und gegen die einheitliche Entwickelung Deutſchlands demonſtriere. Eckardt zog die Reſolution zurück, und es wurde eine Fünfercommiſſion gewählt, die unter dem beherrſchenden Einfluſſe des geiſtreichen aber wenig charaktervollen ehemaligen preußiſchen Abgeordneten Julius Freſe ſtand. Am Abend vor der Verſammlung wurde mir die Faſſung der neuen Reſolution mitgetheilt. Die föderaliſtiſche Tendenz war darin feſtgehalten worden. Auf die eindringlichſten Vorſtellungen, wenigſtens neutral zu bleiben, antwortete ich, daſs gerade die Kenntnis der Sachlage und meine Theilnahme an einer Vorbeſprechung für mich, der ich ſonſt ſelten in Verſammlungen ſpreche und mir als preußiſcher Staatsbürger eine gewiſſe Zurückhaltung auferlege, zwingender Grund ſei, perſönlich Stellung zu nehmen. Die Einberufer der Verſammlung erwarteten, daſs die Namen der Unterzeichner des Aufrufs, (an ihrer Spitze ſtand der Präſident des deutſchen Schützenbundes) den Erfolg der Verſammlung verbürgten. Nach den Referenten und den Rednern, die aus Deutſchland gekommen waren, ſollte überdies niemand mehr zum Worte kommen. Der Beginn der Verſammlung ſchien auch die Erwartungen der Einberufer zu rechtfertigen. In den dicht gedrängten Maſſen, welche die Sperlſäle füllten, bildeten die feſtlich geſchmückten Schützen eine ſehr anſehnliche Zahl, wenn nicht die Majorität. Die ſechs Redner, welche an die Spitze der Liſten geſetzt worden waren, ernteten mehrfach ſtürmiſchen Beifall. Nach vierſtündiger Dauer der Verſammlung kam, unterſtützt von einer faſt unerträglichen Hitze, der Antrag auf Schluſs der Debatte. Derſelbe wurde abgelehnt und ſchließlich nach lebhaften Auseinanderſetzungen, meinem Verlangen entſprechend auch die vorgelegte Programmreſolution verworfen. Dieſe erſte Bethätigung der Disciplin und Feſtigkeit der Arbeiter überraſchte nicht nur Herrn von Beuſt ſondern auch ſeine Freunde an der Börſe. Die Courſe hatten einen Rückgang zu verzeichnen. Ein Theil der Preſſe nahm von jetzt ab in gehäſſiger Weiſe Stellung gegen die ſeither als neue Erſcheinung in ihrer Tragweite nicht gewürdigte ſociale Bewegung.

Im September desſelben Jahres fand in Wien der erſte von Delegierten aus den Provinzen beſchickte Arbeitertag ſtatt. Man einigte ſich über ein Programm mit nachſtehenden Forderungen: Coalitionsrecht, Reviſion des Vereins- und Verſammlungsgeſetzes, Abſchaffung der Zeitungscautionen, des Zeitungsſtempels und des Colportageverbotes, allgemeines Stimmrecht und ſtaatliche Förderung der genoſſenſchaftlichen Arbeit. Bald darauf wurde auch die Gründung von Gewerkvereinen in Angriff genommen. Es galt den verrotteten Zwangsgenoſſenſchaften zeitgemäße gewerbliche Organiſationen gegenüberzuſtellen. Auch war das Gros der Arbeiter nur in Bewegung zu bringen, wenn die ſeinem Verſtändnis am nächſten liegenden Fragen des Lohnverhältniſſes und der Arbeitszeit praktiſch behandelt wurden. In Oeſterreich betrug damals die Arbeitszeit für männliche wie für weibliche Hilfsarbeiter durchſchnittlich 16 Stunden. Die Wohnungsverhältniſſe der Arbeiter, wie die ſanitären Zuſtände in den Fabriken waren die denkbar traurigſten. Jetzt gelang es raſch faſt überall die Reduction der Arbeitszeit, beſſere Löhne und eine würdigere Behandlung der Arbeiter durchzuſetzen. Nur in ganz vereinzelt gebliebenen Fällen kam es zu Arbeitseinſtellungen. Die Partei beſtand darauf, daſs über die Zuläſſigkeit eines Strikes vor Beginn desſelben von den Delegierten aller Gewerkſchaften entſchieden werde. Leider duldeten die Behörden keine gewerblichen Verbände, ſie ſtörten auch auf dieſem Gebiete oft durch die kleinlichſten Chicanen die Organiſationsbeſtrebungen der Arbeiter.

Im Frühjahr 1869 erhielt die Partei ein Organ in der von Hartung und mir begründeten „Volksſtimme". Die erſte Nummer erſchien am 11. April (Geburtstag Laſſalles); als Motto des Blattes waren nachſtehende Verſe aus Laſſalles Franz von Sickingen gewählt:

> Wir ſchulden dieſes Leben jenen Zwecken,
> In deren Werkſtatt die Geſchlechter nur
> Die Arbeiter, die hingegebnen, ſind.

Die an demſelben 11. April ſtattgefundene Gründungsfeier des Arbeiterbildungsvereines geſtaltete ſich zu einem Feſte für alle gleichgearteten öſterreichiſchen Vereine. Aus allen Schichten der Bevölkerung kamen Sympathiebezeugungen. Beſonders zahlreich war die Studentenſchaft vertreten. Der Präſes der Burſchenſchaft Olympia, Stud. Magnus feierte den Bund der Wiſſenſchaft mit den Arbeitern.

Wie im Jahre 1868 die Delegierten der Wiener Parteileitung auf dem Arbeitertage in Nürnberg erſchienen waren, um den Uebertritt des Verbandes der Arbeiterbildungsvereine in das ſocialiſtiſche Lager zu fördern, ſo betheiligten ſie ſich auch ein Jahr ſpäter am Congreſſe in Eiſenach. Den Arbeitern, die in den Reihen der Liberalen und Particulariſten den allgemeinen deutſchen Arbeiterverein bekämpft hatten, muſste eine goldene Brücke gebaut werden. Das ſteigende Anſehen der im Geiſte Laſſalles thätigen öſterreichiſchen Arbeiterpartei ſollte, wie die „Volksſtimme" damals ſchrieb, dazu beitragen, der autoritären, ſtramme Zucht und Disciplin verlangenden Richtung den Sieg zu erringen.

In Eiſenach hatte ſich auch ein Delegierter aus Wien eingefunden, der Romanſchriftſteller Edmund Mühlwaſſer. Wegen ſeiner provocatoriſchen Reden, geeignet Waſſer auf die Mühlen der Reaction

zu treiben, war ich ihm in Wien mehrfach entgegengetreten. In Eiſenach wollte er u. a. die republicaniſche Idee im Programm zum Ausdruck gebracht wiſſen. Im Intereſſe der Partei in Oeſterreich erklärte ich daher, daſs ich den Congreſs verlaſſen würde, wenn derartige Anträge zur Verhandlung gelangten. Einer der älteren deutſchen Parteiführer machte mir damals den Vorwurf, ich hätte den „temperamentvollen" Herrn aus Brünn zu ſchlecht behandelt, ein Jahr ſpäter konnte ich aber auf amtliche Actenſtücke hinweiſen, die den klaren Beweis lieferten, daſs Mühlwaſſer nur deshalb mit der Republik geſlunkert hatte, um ſeine Berichte an die Brünner Polizei und den clericalen Fabrikanten, Otto von Bauer, intereſſanter zu geſtalten. Mühlwaſſer war auch Agent der Internationalen Arbeiteraſſociation geworden. Ich ſchrieb deshalb an Joh. Ph. Becker in Genf, er möge überhaupt keine Agenten für Oeſterreich ernennen, die Bildung von Sectionen der Internationalen Arbeiteraſſociation, die man dem Spießbürger, um ihn einzuſchüchtern, als eine der mächtigſten und gefährlichſten Verbindungen ausmale, müſſe in Oeſterreich unterbleiben.

Internationale Arbeitercongreſſe konnten klärend wirken, wenn ſie ſich auf die Pflege allgemeiner Intereſſen, wie ſociale Statiſtik 2c. beſchränkten. Als politiſche Organiſation muſste aber die Marx'ſche Schöpfung bis zu ihrem Ende ein Scheindaſein führen, weil ſie mit den Bedingungen der praktiſchen Agitation im Widerſpruche ſtand. Die internationale Arbeiteraſſociation war hervorgegangen aus einer von Communiſten und Republikanern verſchiedener Länder in London veranſtalteten, polenfreundlichen, gegen die ruſſiſchen Machthaber gerichteten Manifeſtation. Der allgemeine deutſche Arbeiterverein entſtand, weil die von Laſſalle vorgetragenen ſocialwiſſenſchaftlichen und nationalen Ideen in dem praktiſchen Bedürfniſſe der Arbeiter nach einer ſelbſtſtändigen Partei einen fruchtbaren Boden fanden. Die Laſſalle'ſche Schöpfung lieferte der ſocialen Bewegung gut geſchulte Kräfte. Auf den internationalen Congreſſen bildete die Ueberlegenheit der Deutſchen den einzigen Lichtpunkt. Wenn Mehring in ſeiner neuen Ausgabe der Geſchichte der deutſchen Socialdemokratie meint, Marx habe ſchon deshalb „ein größeres geiſtiges Gebiet umſpannt" als Laſſalle, weil dieſer im „verlorenſten Winkel, im Preußen Manteuffels", jener aber in London, „auf der höchſten Warte der europäiſchen Geſellſchaft" geſtanden, ſo bin ich geneigt, zu ganz anderen Schlüſſen zu kommen.

Eine möglichſt enge Verbindung mit Deutſchland, wie ſie die Wiener Socialiſten auf dem Eiſenacher Congreſſe anſtrebten, wäre zweifellos den Intereſſen Oeſterreichs dienlicher geweſen, als die ein Jahr früher von den welfiſchen Agenten und einigen officiöſen Blättern empfohlene Parteibildung. Aber die Wiener Regierung dachte anders. In Ermangelung einer „Revanche für Sadowa" nahm ſie Rache für das geſcheiterte Schützenmeeting und erließ einen Ukas, der die Behörden veranlaſste, alle Arbeiterverſammlungen, auch wenn nur rein gewerbliche Angelegenheiten auf der Tagesordnung ſtunden, zu verbieten. Das Verſammlungsrecht war alſo de facto aufgehoben; ſelbſt die „Neue Freie Preſſe" conſtatierte die Verletzung der Staatsgrundgeſetze durch die Behörden. Graf Chriſtoph Spiegel, ein Abgeordneter des deutſchliberalen Großgrundbeſitzes, der häufig unſere Verſammlungen beſuchte, machte dem Miniſter des Innern, Dr. Giskra, Vorſtellungen, erhielt jedoch die Antwort: „Das Dutzend ſocialiſtiſcher Schwätzer verdient nicht unſere Beachtung." Unter ſolchen Umſtänden ſah ſich die Arbeiterpartei gezwungen, zur Vertheidigung des Verſammlungsrechtes der Regierung einen Beweis ihrer Kraft zu geben. Am 13. December 1869, am Tage der feierlichen Eröffnung des Reichsrathes in der Hofburg zogen die Arbeiter früh um 8 Uhr in geordneten Zügen und lautloſer Stille, ohne Fahnen und Abzeichen zum Paradeplatz, in deſſen Nähe die „Bretterbude" ſtand, die viele Jahre dem Parlament als proviſoriſche Tagungsſtätte diente. Die Verſammelten, deren Zahl auf 10.000 beziffert wurde, formierten ein großes Viereck und entſandten eine Deputation an den Miniſterpräſidenten Grafen Taaffe. Dieſer machte zwar einige Einwendungen gegen das „revolutionäre" Beginnen, doch übernahm er das die Wünſche der Arbeiter enthaltende Schriftſtück und verſprach deſſen Berathung in der Miniſterconferenz. Die Maſſen zogen dann ſchweigſam, wie ſie gekommen, wieder ab. Ein Theil begab ſich nach einer im Vororte Fünfhaus von dem Gemeinderathe und nachmaligen Vicebürgermeiſter Steudel abgehaltenen Verſammlung, die der Kundgebung zuſtimmte. Am folgenden Tage legte der Juſtizminiſter dem Abgeordnetenhauſe einen Geſetzentwurf betreffend die Gewährung des Coalitionsrechtes vor, der ſofort angenommen wurde. Im Herrenhauſe wurde dagegen eine Interpellation [illegible] verleſen, die [illegible] und die Manifeſtation [illegible] erklärte. Die Regierung ließ die Interpellation [illegible] zugehen und dieſe veranlaſste kurz vor Weihnachten [illegible] der Deputationsmitglieder. [illegible]

[illegible]

der Verfaſſung. Am 2. März 1870 erfolgte auch meine Verhaftung und erſt vier Monate ſpäter begann der Proceſs. Er förderte belaſtendes Material nur gegen — die von der Anklage geladenen Hauptzeugen zutage, was zu ebenſo ſenſationellen als draſtiſchen Scenen Anlaſs gab. Das Urtheil wurde am Tage der Kriegserklärung Frankreichs gegen Deutſchland verkündet, es lautete auf Strafen von fünf Monaten bis zu ſechs Jahren ſchweren Kerkers. Die höchſte Strafe traf den „intellectuellen Urheber" der Bewegung, der, wie Oberſtaatsanwalt Schmeidel ausführte, „zwar ſelten öffentlich hervorgetreten", die Bewegung aber doch „vorzüglich geleitet" habe. Dem Urtheilsvollzug folgte alsbald die Schließung der Arbeitervereine. Es kam zu Anſammlungen in den Straßen, wo ſich Leſezimmer befanden. Die Angriffe der Polizei bewirkten, daſs die Maſſen in ſtets dichter werdenden Scharen heranzogen. Truppen beſetzten die ſtrategiſchen Punkte von Wien und bivouakierten auf der Ringſtraße. Vor dem Proceſs war die irrige Meinung verbreitet worden, die Diſciplin und militäriſche Ordnung, welche die Kundgebung vom 13. December auszeichnete, ſei auf Mitwirkung von Angehörigen der Armee zurückzuführen. Die Truppenleitung erwartete einen Vormarſch der Arbeiter aus den Vorſtädten nach der inneren Stadt. Daran wurde aber nicht gedacht. Als nach acht Tagen die Lage unverändert war, die allgemeine Unruhe ſich jedoch geſteigert hatte, wandten ſich die Behörden an die Führer der Arbeiter. Dieſe erklärten für die Ruhe bürgen zu können, wenn die Truppen und Polizeimannſchaften zurückgezogen würden. Die durch die Schließung der Vereinslocalitäten erklärlichen Anſammlungen hätten durch die polizeiliche und militäriſche Machtentfaltung bedrohliche Dimenſionen angenommen. Dem Wunſche der Arbeiterpartei wurde entſprochen, ſie erließ noch einen Aufruf und die Ruhe war hergeſtellt. Die Vereinslocalitäten durften nach Neuanmeldung der Vereine wieder geöffnet werden. Die Bürgervereine erbaten vom Kaiſer eine Amneſtie. Dieſelbe wurde aber erſt gewährt, als im Februar 1871 das Miniſterium Hohenwart berufen wurde, das gleichzeitig die zahlreichen verurtheilten Czechen amneſtierte.

Mit der Stellung, die mir der Proceſs zugewieſen, indem er den ſtillen Mitarbeiter zum „Oberhaupt" ſtempelte, waren für mich, wie ich vorausgeſehen, die Schwierigkeiten in der Ueberwindung innerer Kämpfe in bedeutendem Maße vermehrt. In den erſten Jahren der Bewegung wurden zahlreiche Intriguen und Seceſſionsverſuche raſch unterdrückt. Auch das Beſtreben, durch Gründung eines Kleingewerbebundes die Anfänge einer ſogenannten Mittelſtandspartei zu ſchaffen, war mit dem Argumente zurückgedrängt worden, alle Schichten der abhängigen Claſſe müſsten vereint bleiben. Zählten doch auch Landwirte zu unſeren Anhängern. Bald nach der Amneſtie wurden die von den Gegnern geſchürten „radicalen" Abſplitterungsverſuche durch die Rivalität derjenigen verſtärkt, die ſich durch mich in Schatten geſtellt glaubten. In allen ſocialen Bewegungen und Parteien iſt das Aufwiegeln der „ſchwieligen Hände" gegen den „Kopfarbeiter" von Erfolg begleitet geweſen. In der modernen ſocialen Bewegung erreichten dieſe Kämpfe ihren Höhepunkt auf dem Genfer internationalen Congreſs (September 1873), der den Untergang der internationalen Arbeiteraſſociation beſiegelte. In Oeſterreich bildete ſich die erſte „radicale" Arbeiterfraction im Winter 1871. Sie erhielt eine beträchtliche Verſtärkung zur Zeit der Einführung der directen Wahlen in Oeſterreich (Frühjahr 1873.) Ein Emiſſär der Altczechen, Namens Bavorsky, bemühte ſich in Mähren die Socialiſten zu Proteſten gegen die Wahlreform zu bewegen, unter dem Vorgeben, daſs dann das allgemeine Wahlrecht kommen werde. Das raſche Eingreifen der Wiener Parteileitung bewirkte die Zurückweiſung auch dieſes föderaliſtiſchen Vorſtoßes. Die bezügliche Reſolution bezeichnete die Wahlreform als unzureichend, anerkannte aber den in den directen Wahlen liegenden Fortſchritt zum modernen Staat. Dieſe Reſolution wurde fälſchlich als Ergebnis eines Paktes mit der Regierungspartei dargeſtellt und daraus gegen mich eine Anklage auf „Verrath" geſchmiedet. Daſs es ſich dabei nur um einen Vorwand, um eine bewuſste Unwahrheit handelte, iſt ſeitdem zur Evidenz klargeſtellt worden. Aber die radicale Parteibildung fand doch auch ſeitens ſocialdemokratiſcher Parteiführer in Deutſchland lebhafte Unterſtützung. Die „radicale" Phraſe beherrſchte eben damals, wie ſich aus der Arbeiterpreſſe jener Zeit ergibt, die ſociale Bewegung aller Länder. In Oeſterreich würden die „Gemäßigten" dennoch die Oberhand behauptet haben, wenn nicht die allen Socialreformen feindſelige Richtung der herrſchenden Claſſe den „Radicalen" zu Hilfe gekommen wäre. Als nach dem denkwürdigen Börſenkrach eine tiefgehende wirtſchaftliche Kriſe eintrat, überreichten die Führer der von den „Radicalen" bekämpften Arbeiterpartei dem Reichsrath eine Denkſchrift, die überall großen Eindruck machte. Es war darin geſagt, daſs tiefgehende politiſche [illegible] unvermeidlich ſeien und die Deutſchliberalen ihre beherrſchende Poſition verlieren würden, wenn ſie den Arbeitern gegenüber in ihrer ablehnenden Haltung verharrten. Als eine leicht durchführbare Reform wurden Arbeiterkammern empfohlen, die auf der Baſis von [illegible] in den neun Handels- [illegible] und dieſelbe Anzahl von Abgeordneten [illegible], wie die Handelskammern. Als [illegible] in die vom Reichsrath ernannte [illegible] zu vertheidigen. Den eifrigſten [illegible], der als [illegible] mit Laſſalle in

Digitized by Google

Verbindung geſtanden hatte. An den zu derſelben Sitzung berufenen Miniſter v. Laſſer hatte ich ein Schreiben gerichtet, in dem ich ausführte, die Thätigkeit der Anhänger der organiſchen Socialreform werde für lange Zeit lahmgelegt werden, wenn auch dieſer neuerliche Appell an die Geſetzgebung ungehört verhalle. Der Miniſter enthielt ſich der Stellungnahme, und das Abgeordnetenhaus beſchloſs eine Reſolution, die es der Regierung anheimſtellte, Beſtimmungen über Arbeiterkammern in den erwarteten Entwurf einer neuen Gewerbeordnung aufzunehmen. Die Vereinigungen der Induſtriellen und zahlreiche Blätter forderten, geſtützt auf die Auslaſſungen der „radicalen" Verſammlungen, die Regierung auf, nichts zu gewähren, weil die Arbeiterkammern nur von einem kleinen Bruchtheil der Arbeiter acceptiert würden. Zwanzig Jahre ſpäter, als Herr v. Plener einen den Arbeiterintereſſen wenig entſprechenden Geſetzentwurf dem Parlamente vorlegte, erlebte ich die Genugthuung, daſs der von mir vertretene Vorſchlag in ſocial-demokratiſchen Blättern als annehmbar bezeichnet wurde. Aber anno 1874 glaubte man noch alles bekämpfen zu ſollen, was den Ausbruch der „Revolution" aufhalten könne. Nur der Anarchismus durfte damals auf mächtige Gönner rechnen. Ich meinestheils konnte ſchon deshalb den Kampf nach zwei Fronten nicht dauernd fortführen, weil die öſterreichiſche Staatsbehörde meinen wiederholten Verſuchen, das öſterreichiſche Staatsbürgerrecht zu erlangen, ein entſchiedenes Veto entgegengeſetzt hatte.

Die Urſachen der Frauen- und Kinderarbeit.

Der ſoeben erſchienene elfte Jahresbericht des von Carroll D. Wright muſterhaft geleiteten Vereinigten Staaten-Arbeitsamtes enthält in einem Band von faſt 700 Seiten eine höchſt lehrreiche Unterſuchung über die Löhne der Männer, Frauen und Kinder in ihrem gegenwärtigen Verhältnis. Die Informationen wurden eingeholt in 1067 Etabliſſements in 30 verſchiedenen Staaten; in dieſen waren zuſammen 94.529 Perſonen beſchäftigt in der „früheren Periode", und 148.367 Perſonen in der „gegenwärtigen Periode"; die „gegenwärtige Periode" bedeutet die ſeit der Aufnahme, eine Woche aus dem Jahrgang 95/96; die „frühere Periode" eine Woche, welche mindeſtens zehn Jahre vor der Aufnahme liegt. Völlige Exactheit können die gewonnenen Reſultate nicht beanſpruchen, indeſſen geben ſie trotzdem die dankenswerteſten Aufſchlüſſe über einen merkwürdigen Umwandlungsproceſs, den man ſich ſonſt nur durch Verallgemeinerung der Erfahrungen in der Baumwollinduſtrie klar zu machen pflegt.

Es waren beſchäftigt in 931 Unternehmungen (bei 136 waren die Daten incomplet) in der

	Männer 18 Jahre alt und darüber	Männer unter 18 Jahren	Frauen 18 Jahre und darüber	Frauen unter 18 Jahren
Früheren Periode	26.479	4175	27.163	6.743
Gegenwärtigen Periode	43.195	7.540	45.162	12.751
Zunahme gegen die frühere Periode (abſolut):	16.716	3.365	17.999	6.008
Zunahme in Procenten:	63·1	80·6	66·3	89·1

Die Arbeit der Jugendlichen und der Frauen hat aber ſtärker zugenommen, wie die der Männer; nach der Zunahme geordnet folgen aufeinander: Frauen unter 18 Jahren, Männer unter 18 Jahren, erwachſene Frauen, erwachſene Männer. Dabei iſt auch die relative Zunahme der verheirateten Frauen ſtärker. Es war die Zahl in der

Früheren Periode unverheiratete	verheiratete	verwitwete	Gegenwärtigen Periode unverheiratete	verheiratete	verwitwete
32.801	1.575	498	70.921	6.775	2.018

Die relative Vermehrung der Verheirateten gegenüber der der Unverheirateten iſt alſo ganz bedeutend; die einen haben ſich etwa um das Vierfache, die anderen nur um das Doppelte vermehrt. Immerhin darf man nicht vergeſſen, daſs auch ſo die Zahl der Verheirateten noch nicht den zehnten Theil der Unverheirateten ausmacht; ihre Verhältniſſe haben zwar inſofern größere Wichtigkeit, weil von ihnen die der Familien abhängen; der nackten Zahl nach aber haben ſie lange nicht die Bedeutung der Verhältniſſe der Unverheirateten. Aber man darf nicht vergeſſen, daſs dieſe Zahlenbewegung ein früheres Heiraten der Arbeiterfrauen bedeutet. Das frühere Heiraten iſt faſt ſtets das Zeichen von ungünſtigen ſocialen Bedingungen der arbeitenden Claſſe. Je wohler und behäbiger ſich die Arbeiter fühlen, deſto höher iſt das Heiratsalter.

Dieſe Zahlen ſcheinen der auf Marx zurückgehenden bekannten Theorie recht zu geben, daſs die theure männliche Arbeit ſucceſſive von der billigen Arbeit der Frauen und Kinder verdrängt werde.

Aber man darf nicht vergeſſen, daſs in den großen Zahlen, welche durch Addition der Zahlen aus den verſchiedenartigſten, auf verſchiedener Höhe der Entwickelung ſtehenden Induſtrien gewonnen werden, ſich kreuzende und gegeneinander arbeitende Entwickelungstendenzen decken können, ſo daſs die große Zahl vielleicht gar nicht die wirkliche Entwickelungstendenz angibt, die der fortgeſchrittenſten Induſtrien, ſondern die Tendenz der rückſtändigeren, die erſt den Höhepunkt jener erreichen müſſen. Man vergleiche die folgenden Zahlen:

Unternehmungen	Zunahme (abſolut) Männer über 18 J.	Männer unter 18 J.	Frauen über 18 J.	Frauen unter 18 J.
46	656	49	1216	451
64	3.674	1.185	3.385	1.364

Unternehmungen	Zunahme (Procentzahlen) Männer über 18 J.	Männer unter 18 J.	Frauen über 18 J.	Frauen unter 18 J.
46	57·5	213·0	54·7	238·6
64	96·7	91·6	85·6	80·0

Die Zahl der unterſuchten Unternehmungen iſt genügend groß, um Schlüſſe nicht allzuleichtfertig erſcheinen zu laſſen.

In der erſten Induſtrie haben wir eine etwa um das Vierfache ſtärkere Zunahme der jugendlichen Arbeiter gegenüber den erwachſenen, wobei man auf die paar Procent Unterſchied zwiſchen den erwachſenen Männern und Frauen kein großes Gewicht legen darf, da die Zahlen doch zu klein ſind, um aus ſolchen geringfügigen Unterſchieden Schlüſſe zu erlauben. In der zweiten Induſtrie iſt die Zunahme der Männer am größten, und wenn auch die Differenzen zwiſchen den Zahlen nicht ſehr groß ſind, ſo iſt doch ſicher nicht die Rede von einer Entwickelung wie in der erſten Induſtrie.

Die erſte Zahlenreihe entſtammt der Confectionsinduſtrie, die zweite der Baumwollinduſtrie. Es kann wohl keine Frage ſein, welche Induſtrie fortgeſchrittener iſt und die wirkliche Entwickelungstendenz aufweiſt.

Wenn wir die Dinge ſo betrachten, ſo ſcheint alſo die Marx'ſche Theorie unrichtig zu ſein, oder vielmehr nur für die Periode Giltigkeit zu haben, in der ſie entſtand, nämlich in den erſten Zeiten der Einbeziehung weiblicher und jugendlicher Arbeiter in die Induſtrie.

Die Meinung wird beſtärkt, wenn wir die Reſultate einer zweiten Unterſuchung des Buches betrachten, einen Vergleich der Löhne von Frauen und Kindern mit Männerlöhnen unter ſolchen Umſtänden, wo ein Vergleich möglich iſt, d. h. wo die Arbeitsleiſtung die gleiche iſt.

Das Material umfaſst 781 Fälle. Davon kommen auf

	Höherer Verdienſt der Frauen gegenüber den Männern	Höherer Verdienſt der Männer gegenüber den Frauen	Gleicher Verdienſt von Männern und Frauen
In Fällen . . .	129	595	57
In Procenten . .	16·5	76·2	7·3
Um Procent . .	10·1	32·3	—

	Höherer Verdienſt der Kinder gegenüber den Männern	Höherer Verdienſt der Männer gegenüber den Kindern	Gleicher Verdienſt von Männern und Kindern
In Fällen . . .	24	182	22
In Procenten . .	10·5	79·8	9·7
Um Procent . .	8·6	56·6	—

Im allgemeinen erhalten alſo die Männer ganz überwiegend höhere Bezahlung für dieſelbe Leiſtung wie Frauen und Kinder, und in der weit geringeren Zahl von Fällen, wo Frauen und Kinder mehr verdienen wie die Männer, beträgt dieſe Differenz doch bei weitem nicht eine ſolche Summe, wie der Mehrbetrag bei den Männern.

Aber auch hier vermindert eine genauere Betrachtung das Bild. Von den 129 Fällen, wo Frauen, und den 24, wo Kinder mehr verdienen wie Männer, kommen allein, reſpective 56 und 10, auf die Baumwollinduſtrie, alſo faſt die Hälfte, während hier nur in 195 Fällen die Männer mehr verdienten, alſo nur in einem Drittel der Fälle; in 48 Fällen verdienten in dieſer Induſtrie freilich Männer mehr wie Kinder.

Es ſcheinen demnach dieſe Unterſuchungen des Waſhingtoner Arbeitsamtes eine Beſtätigung der Behauptung jüngerer Forſcher zu enthalten, daſs in vorgeſchritteneren Induſtrien die Tendenz vorhanden ſei, Frauen- und Kinderarbeit bei gleicher Leiſtung gleich hoch zu lohnen, wie Männerarbeit, ſo daſs alſo das urſprüngliche Motiv für den Unternehmer, Männerarbeit zu verdrängen: die größere Billigkeit wegfallen würde. Der Lohndruck, der bis dahin von Frauen und Kindern ausgeübt wurde, würde damit verſchwinden und auch die übermäßige Anſtrengung und Ausbeutung dieſer ſchwächeren Arbeiter. Man würde ſie hauptſächlich da verwenden, wo gewiſſe natürliche Vorzüge ihrer Arbeit ſich geltend machen. Die ſchweren ſocialen Beſorgniſſe, die man in der erſten Zeit des rapiden Ueberhandnehmens der Arbeit von Frauen und Jugendlichen haben muſste, würden dann verſchwinden. Ihre Anwendung würde ſich nicht ins Unbegrenzte ausdehnen, zum Schaden ihrer Väter und Gatten und die geſundheitlichen und ſittlichen Gefahren für das künftige Geſchlecht, wie die aus der Auflöſung der Familienbande hervorgehenden Nachtheile für Gegenwart und Zukunft würden eine geringere Bedeutung beanſpruchen. Statt ſich in ein wüſtes und unorganiſches Durcheinander aufzulöſen, würde die Familie einen ruhigen Umwandelungsproceſs durchmachen, indem die relativ geringe Zahl der in der Induſtrie beſchäftigten Frauen und jungen Leute in ihrer größeren Unabhängigkeit von der Familie die Führung übernehmen würden.

Sehr intereſſant iſt von dieſem Geſichtspunkte aus eine Tabelle, welche die Gründe für die Bevorzugung der Frauen- und Kinderarbeit angibt. Zwar findet ſich noch häufig die Auskunft „Billiger", „[illegible]

Digitized by Google

nicht ſo leicht“; „Sind leichter zu behandeln“; „Verlangen nicht den ganzen Betrieb zu lernen, ſondern bleiben bei ihrer Theilarbeit“; aber wohl die häufigſte Antwort iſt „Geeigneter“; „Sorgſamer“; ab und zu findet ſich auch als Grund „Trinken nicht“.

Die Gefahren, die man ehedem von dem Ueberhandnehmen der Maſchinerie fürchtete, ſind zu einem großen Theil durch die Weiterentwickelung beſeitigt. Vor allem vermindert ſich mit dem induſtriellen Fortſchritt der Druck der Unternehmer auf die Arbeiterclaſſe, weil der in Löhnen angelegte Capitaltheil gegenüber dem in den Maſchinen ſteckenden, immer mehr an Wichtigkeit einbüßte, ſo daſs Erſparniſſe an den Löhnen relativ wenig zu bedeuten haben; ja, da die Ausnützungsmöglichkeit der Maſchine durch die Arbeitsfähigkeit der Arbeiter begrenzt iſt, ſo iſt in einem gewiſſen Punkte ein hoher Lohn, hohe körperliche und geiſtige Entwickelung der Arbeiter, welche ihre Arbeitsfähigkeit ſteigert, auch wenn durch hohe Löhne erkauft, vortheilhafter, wie Erſparniſſe an den Lohnausgaben. Wenn auch noch bei weitem nicht überall der Wirklichkeit nach, ſondern nur in den fortgeſchrittenſten Induſtrien, in den übrigen nur der Tendenz nach, ſind die alten Klagen von der „Verelendung der Volksmaſſe“ und ähnliches, die auch in den verſchiedenen ſocialdemokratiſchen Programmen zu finden ſind, gegenſtandslos geworden durch die induſtrielle Entwickelung. Freilich iſt damit durchaus nicht das Problem gelöſt. Auf anderem Gebiete tauchen die Gefahren dafür viel drohender auf.

Wilmersdorf-Berlin. Dr. Paul Ernſt.

Hamlet in Polen.

Von Georg Brandes. (Kopenhagen).

Es kommt in der polniſchen Romantik*) eine ganz eigenartige Variante des Rachetypus vor, die viel vom Verkundertypus in ſich trägt. Sie umfaſst die Gruppe von Geſtalten, die man mit einer Geſammtbezeichnung Hamletgeſtalten nennen kann. Es iſt ja dieſe eine große Geſtalt der Renaiſſanceliteratur, Shakeſpeares Hamlet, aus der man die moderne Poeſie ableiten kann: aus engliſcher Realiſtik und Montaignes Skepſis iſt ſie entſtanden. Wie Hamlet das erſte philoſophiſche Drama der neuen Zeit iſt, ſo tritt auch hier zum erſten Male der typiſch moderne Menſch mit dem tiefempfundenen Kampfe zwiſchen dem Ideal und der wirklichen Welt auf, mit der tiefempfundenen Kluft zwiſchen den Kräften und der Aufgabe, mit der ganzen inneren Vielfältigkeit des Weſens, mit Feingefühl und Grauſamkeit, mit Witz ohne Luſtigkeit, mit ewigem Aufſchub und raſender Ungeduld.

Viel vom Modernſten in der Poeſie des Jahrhunderts ſtammt von Hamlet. In Deutſchland legt ihn Goethe in „Wilhelm Meiſter“ aus und dieſer ungedichtete Hamlet klingt in Fauſt wieder an. Als Fauſt auf engliſchen Boden verpflanzt wurde, entſtand Byrons Manfred, ein neuer, wenn auch entfernter Abkömmling Hamlets. Und in Deutſchland ſelbſt nimmt das Byron'ſche Weſen wieder eine neue und neuerlich Hamlet'ſche Geſtalt in Heines bitterem und phantaſtiſchem Witz an, in ſeinem Haſs, ſeiner Laune und Geiſtesüberlegenheit. Die Generation, der in Frankreich Alfred de Muſſet angehörte und die er in ſeinen „Confessions d'un enfant du siècle“ ſchilderte, nervös, entzündbar wie Pulver, mit zeitig geſtutzten Flügeln, ohne Feld für ihre Thatenluſt und ohne Thatkraft auf dem überlieferten Gebiete, erinnert lebhaft an den Typus. Und Muſſets vielleicht beſte Mannesgeſtalt, Lorenzaccio, wird der franzöſiſche Hamlet, in Verſtellung geübt, langſam, geiſtreich, ſanft gegen die Frauen und ſie doch mit harten Worten verletzend, krankhaft bemüht, der Bedeutungsloſigkeit und Thorheit ſeines Lebens durch eine Handlung abzuhelfen, und zu ſpät handelnd, zu keinem Nutzen, verzweifelt.

Hamlet, der vor Jahrhunderten das junge England geweſen und für Muſſet eine zeitlang das junge Frankreich war, wurde ſpäter der Name, womit das Deutſchland der Vierzigerjahre ſich ſelbſt taufte. „Hamlet iſt Deutſchland“, ſang Freiligrath.

Es kommt in der Entwickelung der polniſchen Romantik ein Zeitpunkt, wo die Dichter geneigt ſind, zu ſagen: Hamlet iſt Polen.

Verwandte, politiſche Verhältniſſe bewirkten, daſs die Hamletgeſtalt zum Theil ſchon gleichzeitig, zum größeren aber zwanzig Jahre ſpäter eine andere ſlaviſche Literatur zu beherrſchen begann, die ruſſiſche. Von Puſchkins und Gogols Erzeugniſſen bis zu denen Lermontows und [illegible] kann man ſie hier verfolgen, während ſie recht eigentlich den Hauptplatz in Turgenjews Production ausfüllt. Aber man wird ſehen, daſs die eigentliche Keime im Hamletbewuſstſein, [illegible] und alter [illegible] auf das [illegible] [illegible] und Thatkraft [illegible].

[illegible]

Wie Hamlet haben ſie ihre Mutter, das Land, dem ſie das Leben ſchulden, unter des gekrönten Räubers und Mörders Hand erniedrigt geſehen. Der Hof, zu dem ihnen zuweilen der Zutritt offen ſteht, ſchreckt ſie, wie der Hof des Claudius den däniſchen Prinzen ſchreckt. Dieſe Abkömmlinge Hamlets ſind, wie er, gegen ihre Ophelia grauſam, verlaſſen ſie, wenn ſie von ihr aufs höchſte geliebt werden; ſie laſſen ſich, wie er, weit fort nach fremden Ländern ſchicken; wenn ſie ſprechen, verſtellen ſie ſich wie er und kleiden ihre Anſichten in Gleichniſſe und Allegorien. Von ihnen gilt endlich, was Hamlet von ſich ſelbſt ſagte: „Nimm dich in Acht; denn es liegt etwas Gefährliches in mir.“ Das eigenthümlich Polniſche, was ſie ſchwächt und ſie auf ihrem Wege hindert, iſt nicht ihre Reflexion, ſondern ihre Poeſie. Während die Deutſchen dieſes Typus in Reflexion zugrunde gehen, die Franzoſen in Ausſchweifungen, die Ruſſen in Faulheit, Selbſtironie oder Selbſtaufgeben, führt die Phantaſie die Polen irre und bringt ſie dazu, ein Leben neben dem Leben zu führen.

Der Hamletcharakter iſt ein vielſeitiger. Hamlet iſt der Zweifler, iſt der durch Rückſicht oder Erwägungen an Unthätigkeit Gebundene, iſt der Gehirnmenſch, der theils nervös handelt, theils aus Nervoſität nicht zu handeln vermag, er iſt endlich der Rächer, der Mann, der ſich verſtellt, um deſto beſſer rächen zu können. Jede dieſer Seiten wird von den polniſchen Dichtern entfaltet. In Mickiewiczs perſönlichem Charakter liegt wenig hamletartiges, es ſei denn, daſs man die faſt geiſteskranke Beſeſſenheit von einer Idee ſo bezeichnen will, die ſich ſeiner von dem Augenblicke an bemächtigte, als Towianski in ſeinen Lebenskreis eintrat. Polens Befreiung wurde von nun an für ihn eine Religion, eine Gewiſsheit. Er wollte an Nikolaus ſchreiben, Rothſchild bekehren, um ihn für die Sache zu gewinnen. Der Lehrſtuhl für ſlaviſche Geſchichte und Literatur, den ihm die Julimonarchie am Collège de France übertragen hatte, wurde ihm entzogen, da ſein Vortrag nur in der Entwickelung phantaſtiſch patriotiſcher Theorien beſtand (1844). Aber er beſaß Thatkraft. 1848 verſuchte er eine Legion von Polen in Italien zu bilden. Unter Napoleon III. Regierung, die nach ſeinem Glauben die Meſſiasverſprechungen des großen Napoleon verwirklichen wollte, verſah er einige Jahre das beſcheidene Amt eines Bibliothekars am Arſenale, das ihm der Kaiſer gegeben hatte, reiſte aber während des Krimkrieges nach Konſtantinopel, um in der Türkei eine polniſche Legion gegen Rußland zu bilden. Unter dieſen Beſtrebungen ſtarb er dort im November 1855.

Es liegt jedoch ein Hamletfunke in verſchiedenen der Geſtalten, die er geſchaffen hat, in Wallenrod, in Guſtav, in Conrad, in Robak. Guſtav ſpricht die tiefſinnige Sprache des Wahnſinnes, Conrad vertieft ſich in philoſophiſche Grübelei, Wallenrod und Robak verſtellen oder verkleiden ſich im Dienſte der Rache, und der letztere tödtet wie Hamlet den Vater ſeiner Geliebten.

Eine weit größere Rolle ſpielt das Hamletweſen bei Slowacki. Er war wild und ſanft, unbändig und epheuartig, klammerte ſich im Leben an ſeine Freunde, in der Kunſt an Vorbilder, lebte nicht mit ſeiner ganzen Perſon, ſondern mit dem Kopfe, in ſeinen Ideen und ſeiner Phantaſie. Seine Phantaſie iſt farben- und melodienreich — nur die Plaſtik fehlt ihr.

Man kennt das Wort, das Kraſinski zu ihm ſagte: „Lege Granit unter deine Regenbogen!“ Seine hiſtoriſche Stellung liegt darin, daſs er ſich völlig als Mickiewiczs Nebenbuhler und Gegner fühlte. Seine dichteriſche Production iſt zum großen Theile darnach beſtimmt. Seine eigentliche Originalität beruht in der Form. Was die Geſtalten und Grundmotive anbetrifft, ſo wird er faſt ganz durch die Vorbilder beſtimmt, die er nachahmt, oder durch die Rivalen, die er übertreffen, oder denen er widerſprechen will. Umſo deutlicher ſpiegeln ſich in ſeinem empfänglichen Naturell die allgemeinen Tendenzen der Literatur.

Sein Drama „Kordian“, angeſichts des Mont Blanc geſchrieben, der Slowacki eine gemeißelte Statue Sibiriens ſchien, hat zum Motiv die Krönungsverſchwörung gegen Kaiſer Nikolaus. Die Verſchwörer haben hier zur Nachtzeit ihre Zuſammenkunft in einer Kirche, der junge polniſche Edelmann Kordian bietet ſich zur Ermordung des Kaiſers an. Gibt es etwas Hamletartigeres als Kordians Antworten im folgenden Geſpräch?

Der Präſident:

„Du haſt Fieber, deine Augen ſind wild!“

Kordian:

Es iſt nichts, alter Mann! Es iſt mein Haar, das welk wird und meine [illegible]. Ich zähle jedes meiner Haare die Qual des [illegible] ... Pflanzt auf mein Grab zwei [illegible] und einen Roſenbaum — Ströme von Thränen werden ſie [illegible] ... Haſt du [illegible] die Namen derer aufſchreiben, die [illegible] Vater todt; meine Mutter todt ... [illegible] Alſo bleibt nach mir [illegible] Und der Galgen wird [illegible].

Der Präſident:

[illegible] den Verſchwörern gabſt, nimm [illegible] deinem Wort!

Kordian.

[illegible] an dem Schloſſe! [illegible] feierlichen

Digitized by Google

Geſicht; ich kann nicht vergeſſen, daſs ich nie alt werden ſoll. Wenn ich dich jemals mit meiner zahlreichen Kinderſchaar umringe, ſo beſpeie meine weißen Haare, ich erlaube es. (Die Uhr ſchlägt elf.) Es iſt der Himmel, der mich ruft. (Eilt hinaus.)

In einer großen phantaſtiſchen Scene wird nun Kordjans Eintritt ins Schloſs geſchildert, wo er die Nachtwache hat und wo er mit ſeinem Karabiner im Arme nach der Schlafkammer des Kaiſers geht, während die Phantaſie und die Stimme der Furcht unausgeſetzt zu ihm reden. Die Phantaſie ſagt: Höre mich! Ich ſpreche zu deinen Augen! Die Furcht ſagt: Höre mich! Ich ſpreche im Klopfen deines Herzens! Bis Wände und Säulen zu Schlangen und Sphinxen werden, der Fußboden lebt, die Pflanzen Ohren haben, die Blumen ihn anglotzen und lange Leichenzüge von der Kirche ins Schloſs wandern, Särge, Scepter, Kronen, Leichen, und immer mehr Leichen, während die Kirchenglocken läuten. Kordjan ſtürzt auf den Boden, die Hand um das Bajonnet geklammert. Er war der That nicht gewachſen. Die polniſche Ueberſchwänglichkeit der Phantaſie ſtellte ſich zwiſchen ihn und ſeine That.

Finden wir bei Slowacki den radical angelegten polniſchen Hamlettypus, ſo begegnet uns bei Kraſinski, der in ſo vielen Jahren Slowackis Freund und Stütze war, der conſervative Hamlet. Der Dichter konnte nicht mit vollkommener freier Selbſtändigkeit ſeine Lebensanſchauung von innen heraus entwickeln. Ein gewiſſer Vorbehalt war ihm durch ſeine Stellung als Sohn ſeines Vaters, als Erbe ariſtokratiſcher Tendenzen aufgedrungen worden. Augenſcheinlich war bei ihm die perſönliche Originalität in einem beſtändig niedergekämpften, inneren Streit mit der Lehre gelegen, die er verkündete, und der Lebensanſchauung, die er verfocht — einer Lebensanſchauung, die alle Vorzüge einer erhabenen und pöbelfeindlichen Denkungsweiſe hat, aber niemals jung iſt, nicht einmal in der erſten Jugend.

Der Held in der „ungöttlichen Komödie“ hat mehr als einen Zug mit dem däniſchen Königsſohn gemein. Er beſitzt Hamlets Empfindlichkeit und Phantaſie. Er ſtrebt nach einem Ideale, ſteht aber gleichſam außerhalb der Wirklichkeit, ſich ſein Leben dichtend. Er iſt ein Freund von Monologen und beſchäftigt ſich mit Schauſpielen. Er hat ein äußerſt feinfühliges Gewiſſen, kann aber grauſame Handlungen begehen. Er wird für die unvernünftige Schwierigkeit ſeines Weſens durch den Irſinn ſeiner Frau beſtraft, ungefähr wie Hamlet für ſeine verſtellte Tollheit durch Ophelias Geiſteskrankheit beſtraft wird. Aber dieſer Hamlet liegt in ſtärkerem inneren Zwieſpalt und wird von einem ganz anderen und tieferen Zweifel als der Hamlet der Renaiſſancezeit verzehrt. Jener zweifelt daran, daſs der Geiſt, deſſen Sache er verficht, mehr als ein Phantom iſt. Wenn Graf Heinrich ſich in das Caſtell der heiligen Dreieinigkeit einſchließt, iſt er nicht ſicher, daſs die heilige Dreieinigkeit ſelbſt mehr als das Caſtell iſt. Er hat keinen Glauben, nur Drang zum Glauben. Er iſt conſervativ und clerical, nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Furcht, daſs die Mächte, die jenes Caſtell bekämpfen, nur zerſtörende ſind. Aus nur politiſchen Gründen verficht er ein religiöſes Syſtem, worüber er von ſeinem plumpen Gegner, dem Führer der Demokratie, Pankratius (einer Geſtalt wie Renans Kaliban), die härteſten Wahrheiten hören muſs, ohne ſie widerlegen zu können. Auf ſeine Replik, daſs die Menſchheit ſchon durch Chriſtus erlöſt iſt, antwortet Pankratius: „Warum half er da nicht den Menſchen in den faſt zweitauſend Jahren des Jammers und Elends, die ſeit ſeinem Tode verſtrichen ſind?“

Die Qual dieſes Zweifels bildete ganz beſonders die Qual des polniſchen Hamlet.

Kraſinski ſelbſt machte ſich keine Illuſion von einer baldigen Wiedererrichtung des polniſchen Reiches. Er betrachtete dabei im tiefſten Innern die ganze weſteuropäiſche Civiliſation, die polniſche inbegriffen, als zum Tode verurtheilt. Ja, ſogar das Chriſtenthum erſchien ihm ſterbend, obgleich er ſelbſt immer im chriſtlichen Geiſte ſchrieb. Wenn er ariſtokratiſch conſervativ in ſeinen Poeſien auftrat, dann geſchah es mit dem qualvollen Gefühl, daſs er das Schlechte aus Furcht vor dem Schlimmeren vertheidigte. Die Widerwärtigkeiten ſeines Privatlebens, im Verein mit dem nationalen Unglück, brachen ihn zeitig. Von ſeinem 34. Jahre an war er ein gebrochener Greis, durch Nervenſchwäche und Augenleiden zugrunde gerichtet. Die dreizehn Jahre, die er noch zu leben hatte, waren ein unausgeſetzter Todeskampf.

Es wurde eben berührt, daſs Hamlet bei ihm ſozuſagen am Hofe des Claudius eingeführt wird. Es geſchieht in ſeiner ſchönen Dichtung „Die Verſuchung“, die ein typiſches Beiſpiel für die ſymboliſche Darſtellungsform abgibt, in der der politiſche Zuſtand jener Tage die polniſchen Dichter ſich auszudrücken zwang. Die Dichtung beruht deutlich auf perſönlichen Erinnerungen, die Kraſinski aus ſeinem Jugendaufenthalt in Petersburg bewahrt hat, und iſt außerdem eine phantaſtiſche Schilderung deſſen, was er erlebt haben würde, falls er dem Beiſpiel ſeines Vaters gefolgt wäre.

Das Gedicht beginnt geheimnisvoll mit einer Anrufung: „O Mutter, ſiebenmal durchbohrte, unglückliche Mutter!“ und ſchildert eine Landſchaft, wo auf einer ſanft anſteigenden Höhe ein Sarg unter einer ſchlanken Föhre liegt; in dem Sarg liegt eine Geſtalt mit Ketten um den Händen und eine Krone auf der Stirn. Sechs Hügel ſind durch grüne Furchen getrennt, in denen das Blut wie murmelnde Bäche rinnt und Unkraut über zerbrochenen Waffen ſprießt.

Dann wird die Ankunft eines vornehmen Jünglings in der großen Stadt und einem großen Schloſſe geſchildert, auf deſſen Treppen alle ſo eifrig hinaufgehen, als ſtiege man zum Himmel empor. Zahlreiche Inſtrumente erklingen, Wohlgeruch umſtrömt den Kommenden, er ſieht einen Thron wie im Sonnenglanze über die Scharen der Tanzenden erhöht. Auf dem Throne ſitzt der Alleinherrſcher über Leben und Tod unter einem Himmel von Fahnen. Von einer dieſer Fahnen, die in Fetzen zerriſſen iſt, fällt ab und zu ein Blutstropfen herab. Aber keiner achtet darauf außer dem Jüngling.

Die Menge theilt ſich und vom Throne ſchreitet der Herr des Schloſſes herab und tritt aufrecht und feſt zu dem jungen Manne heran. Der Jüngling ſieht ihm ſtark ins Auge; der Herrſcher runzelt ſeine Brauen und ſagt leicht: „Komm, laſs uns zuſammengehen und ich will dir die Wunder meines Schloſſes zeigen.“ Und da der Jüngling wie in Träumen verloren ſteht, gibt er ihm einen Kuſs auf die Stirne und nimmt ihn mit ſich. Mit dem Sarge ſeiner Mutter vor Augen geht der junge Mann zur Seite des Herren über Leben und Tod und das Blut in ſeinem Arm klopft wider den harten Arm des Gewaltherrſchers. Und dieſer ſpricht von der Vergangenheit, nennt ſelbſt den Namen der gemordeten Mutter ohne Schaudern, als ruhe ihr Tod nicht auf ſeinem Gewiſſen.

Sie gehen durch Reihen von Menſchen, deren Stirnen den Malachitboden berühren; dann öffnen ſich am anderen Ende des Schloſſes plötzlich Erzthüren. Der Jüngling ſieht in eine ungeheuere Schatzkammer, in Bergruinen von unendlichem Umfange. Mit blendendem Glanze ſtrahlen Quellen aus fließendem Gold und Silber und Amethyſtgewölbe erheben ſich in Regenbogenfarben. Aber hie und da hört man auch etwas wie einen Schrei von Sterbenden, wie ein Raſſeln von Ketten und ab und zu ziehen Menſchengeſtalten wie ſchwarze Wölkchen über den Mond vorbei, ſie erheben die Hände, ſo daſs es dabei raſſelt und flehen um einen Tropfen Waſſer, dann glühen die Augen des Herrn blutroth vor Zorn.

Von nun an huldigen alle dem jungen Manne. Man will die Hand küſſen, die die Hand des Herrſchers berührt hat. Man reicht ihm Pokale voll köſtlichen Weines und ein junges, ſchönes Weib fleht ihn um Liebe an.

Im Thronſaale hat der Herr des Lebens und des Todes dem Jüngling den Platz an der Tafel zu ſeiner Seite unter den eroberten Fahnen gegeben. Geſandte von Königen des Oſtens und Weſtens treten vor den Herrſcher und jeder Feldherr ſetzt an den Fuß des Thrones eine Urne von purem Golde, voll von der Aſche derjenigen, die im Kampfe für die heilige Sache in den verſchiedenſten Enden der Welt gefallen ſind. Der Herrſcher fragt: „Sind ſie wirklich todt und werden ſie nie mehr auferſtehen?“ Die Antwort lautet: „Gewiſs nie“ und die Urnen werden längs der beiden Seiten des Saales auf ſchwarzen Säulen von Granit angebracht. Es wird Feuer in ſie gelegt und die Aſche brennt mit bläulicher Flamme, bleiche Rauchwolken bringen dem Herrſcher den Todtengeruch.

Gerade gegenüber dem jungen Manne ſteht die Urne, die den Namen der Mutter trägt und die Aſche ihrer Söhne enthält. So oft er ſie ſieht, läſst er ſeinen Becher fallen, aber das ſchöne Weib an ſeiner Seite reicht ihn ihm ſtets aufs neue. Ein Schleier legt ſich um ſein Bewuſstſein. Da lächelt der Herrſcher und ſagt: „Du biſt mein Gaſt; es iſt Zeit, daſs du mir Treue ſchwörſt und auf deinen alten Namen Verzicht leiſteſt“, und er wirft ihm eine Handvoll Diamantkreuze mit den Worten zu: „Trage ſie zur Erinnerung an mich.“ Ein Herold tritt vor und aus einem ſchwarzen Buche lieſt er dem jungen Manne die Eidesformel laut vor, der ſie mit geſenktem Haupte wiederholt, während es ihm ſchwarz vor den Augen wird. Kaum hat er geendet, ſo erhebt ſich der Herr des Lebens und des Todes und ruft: „Du Sclave meiner Sclaven! In Feſſeln ſollſt du ſterben, wenn du deinen Eid brichſt.“ Dann lacht er höhniſch. Aber als der Jüngling ſeine Augen erhebt, lieſt er auf der Urne, wo der Name der Mutter ſtand, nur das eine Wort: Schmach, und Schmach rufen tauſend ihm zu, hinter ihm, vor ihm, um ihn herum. Schmach hallt es in den Wölbungen des Schloſſes wieder vom Thronſaale bis zur Schatzkammer.

Das Ganze war ein Traumgeſicht, aus dem der Jüngling erwacht und das Gedicht endet wie es begann, mit einem begeiſterten Anflehen der ſechsmal durchbohrten Mutter.

Das Gedicht iſt, wie ſchon angedeutet, ein Ausdruck für das Entſetzen des polniſchen Hamlet vor dem Hofe des Claudius.

Aber man gibt nur eine einſeitige Vorſtellung von der vielfältigen Eigenthümlichkeit dieſer polniſchen Schriftſteller, indem man ihren Hamlet Charakter betont. Hamlets Gegenſatz iſt in Shakeſpeares Tragödie Fortinbras, das verjüngende Princip des friſchen Wirklichkeitslebens, das die Krone und das Reich erbt, wenn alles andere entkräftet und vergiftet iſt. Man findet auch einen Schimmer vom Weſen des Fortinbras bei mehreren dieſer Dichter.

In Mickiewicz war ein Grundquell ſprudelnder, tollkühner Jugendkraft. Es lag etwas in ihm, das die Jugend ſelbſt war, die Unmittelbarkeit ſelbſt: es iſt das, was in der [illegible]

Digitized by Google

zu Worte kommt und in dem unſterblichen Gedichte **Faris**. Es iſt die Jugend, welche die alte Welt aus ihrem Geleiſe reißen zu können glaubt und die den Verſuch dazu macht. Vor ihr ergreifen die Raubvögel die Flucht und die Orkane müſſen weichen. Dieſe ſtürmiſche Kraft und dieſes Selbſtvertrauen findet man weder bei Slowacki noch bei Kraſinski ſo primitiv. Aus dieſer Kraft geht bei Mickiewicz eine ſo hohe Leidenſchaft hervor, wie ſie im dritten Theile von „Dziady“ den Bogen ſpannt, und ein ſo männliches Gleichgewicht im Gemüthe, wie es ſich in dem Meiſterwerke der polniſchen Literatur, in „Pan Tadeusz“ offenbart.

Eine ſolche Geſundheit des Empfindungslebens findet man bei keinem andern polniſchen Dichter. Mickiewicz allein vermochte ſich jenen großen Namen der Dichtergeiſter zu nähern, die in der Geſchichte allen voran als geſunde ſtehen, weit geſunder als Byron, ſogar geſunder als Shakeſpeare: nämlich Homer und Goethe.

Nicht kraft der Geſundheit ſeiner Seele erhebt ſich Kraſinski über ſein Zeitalter und gehört der Zukunft an. Es iſt kraft der Hoheit ſeiner Seele und des Sublimen in Anſchauung und Gedankengang. Seine Werke zeigen nicht die Röthe der Geſundheit, ſondern die Reinheit der Farbloſigkeit. Es liegt eine trotzige Selbſtändigkeit in ſeiner iſolierten Stellung, ein eigener Fernblick in ſeinen Ahnungen von der Gefährlichkeit des Unternehmens, das Volk gegen den polniſchen Adel aufzureizen. Es liegt endlich ein Tiefſinn in der „Ungöttlichen Komödie“, deren Genialität überraſcht, wenn man bedenkt, daſs ſie von einem Jüngling von 21 Jahren verfaſst iſt.

Weder durch Geſundheit noch durch Selbſtändigkeit wird Slowackis Production der Zeit trotzen. Er iſt wohl in religiöſer Hinſicht freiſinniger, in politiſcher Hinſicht verwegener als ſeine großen Rivalen, aber er iſt es ſtets gerade ſo ſehr aus Widerſpruchsluſt, als aus Ueberzeugung. Keiner iſt glänzender als er. Er empfindet die echte polniſche Liebe zu Glanz und Farbenpracht, für ihn war das Göttliche der Federbuſch auf dem Helm. Aber beſitzt er die polniſche Prachtliebe, ſo verfügt er zuvörderſt allen voran über die allgemein ſlaviſche Nachahmungsgabe. Faſt bei jedem ſeiner Werke wird man im Genuſſe durch die Erinnerung an ein ganz beſtimmtes Vorbild geſtört.

Die Art, in welcher er ſich Shakeſpeare aneignet, iſt unfrei; ſein „Balladyna“, ein Gemiſch von „Sommernachtstraum“, „König Lear“ und „Macbeth“, worin man reizende Einzelzüge findet, tiefſinnige Scenen, aber worin die einzelnen Elemente unharmoniſch zueinander ſtehen, hinterläſst trotz der Kühnheit gewiſſer Empfindungen einen peinlichen Geſammteindruck.

Seine Behandlung der Tragödie „Beatrice Cencis“ hat er in Grund und Boden verdorben, indem er das menſchliche Seelenſtudium durch einen romantiſchen Hexentanz ohne Ende erſetzte, der nur ein Breittreten des in „Macbeth“ mit der Knappheit des Meiſters behandelten Hexenmotivs iſt. Seine „Cenci“ ſteht weit zurück hinter Shelleys ſoviel früherer, bewundernswerter Behandlung desſelben Stoffes, die Slowacki augenſcheinlich nicht gekannt hat, ſonſt hätte er ſie nachgebildet. Seine „Maria Stuart“ iſt ſelbſtändiger und eigenartiger. Sie durchmiſst faſt Act für Act denſelben Abſchnitt aus dem Leben der ſchottiſchen Königin, wie ſpäter Björnſon, und Slowackis Maria, iſt als Charakter noch intereſſanter und bedeutender als die Maria Björnſons, während die Behandlung im ganzen lyriſcher iſt.

Slowacki war vielleicht zu erfüllt von ſich ſelbſt, um ſich recht in die Menſchen zu vertiefen, ehe er ſie ſchilderte. Er ſtudierte weniger das Menſchenleben als Byron und Shakeſpeare, Mickiewicz und Kraſinski, ſogar als Calderon. So zeichnete er halb lebende, halb geträumte Figuren; Geſtalten, die fragmentariſch wahr ſind, fragmentariſch verzeichnet, und wo die Schwächen der Zeichnung verdeckt ſind durch den Regenbogenglanz ſeiner Diction. Sein Stil iſt beredt und kühn, ſelten eng umfaſſend. Seine Stärke und Schwäche iſt ſein übertriebener Farbenreichthum.

Mickiewicz iſt der Adler, Kraſinski der Schwan, Slowacki der Pfau unter Polens beflügelten Genien.

Der betende Ritter.

Etwas, was am [illegible] zerſtört, am [illegible] für jedes [illegible] Beamten [illegible] iſt, am [illegible] ſich von [illegible] erfahren läſst, das iſt die Stimmung. [illegible] vielmehr vor [illegible] etwas [illegible], das in die [illegible] und die Klage [illegible] gegenwärtige [illegible] oder Umwelt ſo viel mehr [illegible] als [illegible] — darum haben wir [illegible] die [illegible] Kunſt. Denn die Kunſt iſt in [illegible] der [illegible] Zeit. Wenn aber der [illegible] [illegible]

Außen- und Innenwelt zu ihrer Erzeugung ſich vereinigten: — die ganze trübe Stimmung, mit der ſie noch, ſo fremd ihre Technik und ihre Stoffe uns heute erſcheinen mögen, auf uns wirkt. Wir ſehen ſie nachdenklich und oberflächlich an und manchmal fühlen wir uns ihr auch ſtofflich ſo nah, daſs etwas in uns ſchwingt und zittert und die volle ungetheilte Stimmung in einem warmen Thränenſchwellen in unſerer eigenen Seele hervorbricht.

Eine ſolche Stimmung erzeugt jedesmal, wenn ich ihn ſehe oder er mir inwendig vor Augen tritt, ein behauener Stein, der in einem Privathaus in Regensburg eingemauert iſt. Er ſtellt einen Ritter dar, der vor einem Crucifix betet, nichts weiter, und er dürfte wohl aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges ſtammen. Der Ritter kniet in voller Rüſtung, mit entblößtem Haupte im Profil, und das Crucifix iſt ganz an der äußeren rechten Seite des Steines, gleichfalls bloß im Profil ſichtbar. Der Ritter iſt ein großer, ſchlanker, ſchön und elaſtiſch gebauter Mann, mit ſcharf vorſpringender wohlgeformter Naſe und ſchon kahl werdendem Haupt, deſſen Nackenhaar lang und voll auf den Spitzenkragen niederhängt. Seine Haltung iſt ruhig und einfach, der Oberkörper ganz leicht zurückgelehnt, das Haupt ein wenig erhoben; in dieſem kaum ſichtbar erhobenen Haupt, kaum merkbar zurückgebogenen Oberkörper aber liegt ein etwas, das uns noch heute und unwiderſtehlich in die Stimmung zwingt, aus der der Künſtler dies Bildwerk ſchuf. Und dieſe Stimmung iſt einfach, was man mit dem Worte Andacht bezeichnet. Dieſer Ritter verrichtet hier ſein ganz gewohnheitsmäßiges Gebet ohne ſich irgendwie aufzuregen. — Stiftungstafeln dieſer Art bezeichnen nie einen auch nur leichten Zuſtand von Erregung. Was doch ſo tief auf den Beſchauer wirkt, iſt, daſs der Künſtler das Weſen dieſes Mannes ſo ſtark zum Ausdruck bringt; dies iſt ein aufrechter Mann in der Welt und ihren Händeln, augenſcheinlich auch ein neben und über ihm Stehenden überlegener Mann; das zeigt die eigenthümliche Freiheit in der Haltung der Schultern — aber dem Himmliſchen gegenüber iſt er ein demüthiger Mann; denn er iſt zeitlich, auf kleinen Raum begrenzt und das Himmliſche iſt ewig und überall. Er iſt nicht Staub vor ſeinem Gott, — ſein Blick iſt frei und voll; er iſt nur ſo klein vor ihm, wie er wirklich iſt, und jener iſt ſo groß, wie er wirklich iſt, — der Menſch und Gott.

Dies Bildwerk tauchte plötzlich und ungerufen vor meinem inneren Sehen auf, als ich in der **Marienkirche** von **Helſingborg**, nachdem ich den herrlichen Altarſchrein aus dem fünfzehnten Jahrhundert und den an die verfeinerte und tiefrealiſtiſche Kunſt des jüngeren Holbein gemahnenden, lebensgroßen, ſterbenden Gekreuzigten hoch über dem Altarſchrein betrachtet hatte und plötzlich hinter alten Bänken und allerlei Gerümpel einen betenden Ritter auf einer Stiftungstafel an der linken Seitenmauer gewahrte.

Es waren andere Stiftungstafeln da nebeneinander eingemauert, alle einander ganz ähnlich. Sie ſtammten wohl aus der letzten Zeit des Katholicismus im Norden. Eine dieſer Tafeln war beſonders wohl erhalten und von expreſſiver Stimmung.

In der Mitte des Steines hieng Chriſtus am Kreuz, eine kurze gedrungene Geſtalt mit einem groben biederen Geſicht und unerhört langen muskulöſen Armen. Rechts vom Beſchauer ſtand des Ritters Pferd, ungeduldig wiehernd, mit flatternder Mähne. Auf der anderen Seite kniete der Reiter, den Helm abgelegt, von Kopf zu Fuß gepanzert, eine ſtraffe feſte Geſtalt, ein runder kurzgeſchorener Kopf, ein wohlgeformtes trotziges Geſicht. Dieſer junge Adelsmann verrichtete unter bedeutenden Vorbehalten ſeine Andacht. Seine ganze Haltung warnte den Herrn am Kreuz, ſich nichts herauszunehmen, weil er, der Ritter Soundſo, hier knie, da das einmal ſo Sitte ſei. Denn er knie hier wie der Vaſalle vor ſeinem Lehensherrn mit ſeiner ganzen Sammlung von Rechten; der Lehensherr möge ſich alſo da ſeiner Pflichten in ſeinem eigenen Intereſſe erinnern. Und der himmliſche Lehensherr am Kreuze war ſich auch im höchſten Grade ſeiner Stellung bewuſst. Soweit es mit ausgemergelten Händen und Füßen thunlich war, neigte, nein, ſtreckte er ſich dem huldigenden Ritter entgegen, er hieng vollſtändig vorn über und das biedere grobe Geſicht drückte eine beſliſſene Freundlichkeit aus, — das entgegenkommende Lächeln eines conſtitutionellen Kronprinzen.

Das war die **nordiſche** Andacht am Kreuze.

Ich gieng zur Kirche hinaus; ich ſah immerfort die beiden betenden Ritter nebeneinander vor Augen. Und ich fieng an zu begreifen, was ich trotz all der ausgezeichneten, auf die gründlichſten Forſchungen geſtützten Werke, die darüber geſchrieben ſind, nie recht begreifen konnte: den Grund der Kirchenſpaltung und den unmittelbaren Sieg der Reformation im Norden.

Dieſer Ritter mit dem breiten Unterkiefer und den gedrungenen Armen — er hatte etwas von Luthers Kopf. In ſeiner Haltung — den Standesunterſchied zwiſchen dem adeligen Junker und dem von Haus und Hof [illegible] Bauernſohn abgerechnet — war etwas [illegible] von ſeinem Gott gefordert, er [illegible] auf ſeinen Willen thun, weil er „ihm [illegible] Und wenn dieſer Gott plötzlich [illegible] das Pferd unter ihm erſchlüge, [illegible] erſchlagen wurde, der Ritter [illegible] Schreck, [illegible] Schickſal,

Digitized by Google

ergriffen werden, wie Luther, er würde ebenſo plötzlich umſchlagen, wie jener, und aus einem trotzigen Selbſtherrn ein ſich windender, ſich nicht genug erniedrigen könnender Büßer werden.

Wir ſehen dieſelben Vorgänge auch heute in der Heilsarmee, in den Gebetsverſammlungen, wohin das religiöſe Bedürfnis im Norden ſich aus der Staatskirche geflüchtet hat.

Der ſüddeutſche Ritter in ſeinem Verhältnis zu Gott fühlt ſich im Angeſicht des Incommenſurablen. Vor dieſer höchſten und unbegreiflich hohen Inſtanz erſcheint er nicht mit Lappalien und ſeinen kleinen eigenen Angelegenheiten, mit ſolchen Dingen würde er zu den Heiligen gehen. Der nordiſche Ritter erſcheint, mit ſeinem vollen Ichwert-Bewusstſein gepanzert, vor einem anderen, wenn auch leider ziemlich unberechenbaren und undurchſchaubaren Ich. Er und ſein Gott ſind zwei Perſonen.

Auch Luther und ſein Gott waren zwei Perſonen. Und er gieng ſeinen echt nordgermaniſchen Berſerkergang, um ohne Zwiſcheninſtanzen zur höchſten Inſtanz vorzudringen und ihr „die Ohren mit ſeinem Gebet zu reiben“, ob es ſich nun um die evangeliſche Freiheit oder um die zwei Frauen des Landgrafen von Heſſen oder um ſeine geſtörte Verdauung handelte.

Das iſt ein ausgeſprochen demokratiſcher Zug — der überwiegende Sinn für das Detail und der Mangel an Blick für die großen Proportionen; darum wurden nach der Reformation ſo viele Bücher geſchrieben und keine einzige rhythmiſch empfundene Kirche mehr gebaut . . .

Und wie unverändert iſt das Volkstemperament in dieſen vierhundert Jahren geblieben! Wie motivieren noch heute nordiſche Dichter ihr Freidenkerthum? Die Dichter, die immer auch zugleich die „Denker“ des Nordens repräſentieren — wie ſchon einſt Luther eine ungeſtüme Dichterphantaſie als Denker durchdrang.

Vor mir liegt das Buch, das im Norden als die feinſte Kunſt, zugleich als Dichter- und als Denkerleiſtung am höchſten geprieſen wird: J. P. Jakobſens „Nils Lyhne“.

Acht Jahre lang hatte ich es nicht mehr vor Augen gehabt — und ſo fiel es mir hier oben, in nordiſcher Umgebung, an einem müßigen Tage wieder in die Hände.

Es iſt als Dichtung ein ſeheriſches Buch — das Buch vom Sterben eines Volkes, geſchrieben von einem vom Tode Gezeichneten. Es iſt eine erſtickende Krankenatmoſphäre in dieſem Buch — wo doch jede Andeutung oder Beſchreibung von Krankheit ſo ſorgfältig vermieden wird. Es iſt das Buch der gelähmten körperlichen, geſchlechtlichen, geiſtigen Energie — das Buch von Dänemark nach 1864, als jeder letzte Größentraum, jede Möglichkeit von Expanſion erloſchen ſchien. —

Dennoch iſt es ein atheiſtiſches Buch — oder darum? Es war ein tapferer Todtkranker, der dieſes Buch ſchrieb, denn ſeine Seele weinte auf und nieder durch alle Seiten in Glaubensſehnſucht — — — in ewigem Drang, ſich zu erniedrigen, ſich zu unterwerfen, dem das Wort „Liebe“ ſich immer mit dem Wort „Sclave“ verband. — — — Und wie verlor Nils Lyhne ſeinen Glauben?

Viele werden mir die Dürftigkeit des Denkens nicht glauben wollen, wenn ich's hier erzähle.

Nils Lyhne iſt ein Knabe von 13—14 Jahren und hat eine Tante, eine Kopenhagener Salonſchönheit, die an der Schwindſucht ſtirbt, welche ſie ſich durch Vorliebe für Stubenluft und übermäßiges Geſellſchaftsleben zugezogen. Nils Lyhne hat einmal die bloßen Beine der Tante geſehen, und ſo wurde ſie ſeine erſte Liebe. Während ſie im Sterben liegt, betet und bettelt er im Nebenzimmer mit aller ſeiner Kraft zu Gott, er möge ſie nicht ſterben laſſen, denn er, Nils Lyhne, könne es nicht ertragen, ohne ſie zu ſein. Er betet alſo nicht einmal für ſie — er betet für ſich. Unterdeſſen ſtirbt die Tante. Mit ihr ſtirbt Nils Lyhnes Glaube an Gott. Wenn man ſo gebeten hat, wie er gebeten hat, und doch nicht erhört wird — dann hört Gott auf, für ihn da zu ſein.

Die tiefe Echtheit dieſer Schilderung liegt eben in der Mesquinerie des Vorganges. Der dreizehnjährige Lyhne vor Gott — ich und Gott: zwei Perſonen.

Annie Beſant liefert uns in ihrer Selbſtbiographie ein ähnliches Beiſpiel. Ihr halbjähriges Kind bekommt den Keuchhuſten. Lange ſchwere Tage und Nächte, während jeden Augenblick das kleine Leben zu erlöſchen droht, ringt ſie mit Gott um ihr Kind. Zweifleriſch und aufſäſſig, wie ſie ſchon vorher durch ihre Ehe mit einem Geiſtlichen geworden, macht ſie das Leben des Kindes geradezu zu einer Probe, ob ſie noch an Gott glauben ſoll oder nicht. Das Kind geneſt und lebt noch heute — aber Annie Beſant wird von Stund' an Atheiſtin. Gott hatte ſie zu ſehr gequält. Ich und Gott — zwei Perſonen.

Eben ſolch ein barbariſches Ringen, um die andere Perſon zu der eigenen Perſon zu zwingen und die ganz directe Leitung zwiſchen dem Menſch-Ich und dem Gott-Ich herzuſtellen, iſt „Brand“. Auf ſolchem Wege wurde auch Ibſen Atheiſt.

Was jener ſüddeutſche Ritter darſtellt, das war die Zucht des Denkens, die zur Cultur geworden. Was jener nordiſche Ritter darſtellt, das war die mangelnde Zucht des Denkens, die Ueberhebung des Ichs, die Barbarei iſt. Die gegenwärtige, am meiſten geprieſene nordiſche Dichtung iſt noch zu keinen höheren Motiven aufgeſtiegen, aber gerade mit dieſen Motiven kam ſie der materialiſtiſchen Zeitanſchauung entgegen und durchſegelte auf deren Fahrwaſſer ganz Europa. Wie einſt die Wickinger auf Raub ausfuhren und die Schätze und ein Stück Cultur des Südens heimbrachten, ſo giengen in den letzten Jahrzehnten die nordiſchen Dichter nach Inhalt und Ideen aus und brachten von überall her das neueſte Neue heim. Aber das meiſte davon hatten ſie nur auf den großen Verkehrsſtraßen aufgeleſen; und was ſie und die ſonſtigen Organe der „öffentlichen Meinung“ dem guten Volk als geſunde Nahrung und geiſtige Erhebung darboten, das zeigte ſich zum größten Theil nach einigen Jahren als verblichener Flitter und abgenagter Knochen. Es war auch zur ſelben Zeit ſonſt in der Welt eine große Margarinfabrication und Erzeugung von Nahrungsmittelſurrogaten in Schwang.

Helſingborg. **Laura Marholm.**

Friedrich Dionyſos und Wolfgang Apollo.

Auf griechiſchen Vaſenbildern findet man zuweilen eine Darſtellung, die, ſoweit ich mich erinnere, auf ein berühmtes Marmor-Original des großen Tempels zu Delphi zurückweiſt. Apollon und Dionyſos, die beiden urſprünglich feindlichen Gottheiten des muſiſchen Geſanges und des mänadiſchen Dithyrambos, ſtehen ſich gegenüber und reichen einander in Freundſchaft die Hände. Wie der doppelte Urſprung ihrer Poeſie, aus der apolliniſchen Welt des hellſichtigen Traumes und aus den dunklen Rauſchmyſterien der dionyſiſchen Culte, ſchließlich mündete in die erhabene Einheit einer großen Dichtung, die edle Maßhaltung und tiefe Bändigung mit orgiaſtiſchen Entzückungen und ekſtatiſchen Viſionen zu verſchmelzen wuſste, das haben die Griechen in jenem Doppelbilde darſtellen wollen.

Uns Deutſchen fehlt ein ähnlicher Mythos. Aber vielleicht fehlt uns nicht, am Ende dieſes ſtürmevollen Jahrhunderts, ein ähnliches Schauſpiel. Eine jüngere dionyſiſche und eine ältere apolliniſche Kunſt ſind miteinander in Wettſtreit getreten und die beiden Strömungen verdichten ſich uns zu zwei gewaltigen Repräſentanten: Wolfgang Goethe — den ſchon ſeine Zeitgenoſſen enthuſiaſtiſch nannten: „Wolfgang Apollo“ — und Friedrich Nietzſche, der Errichter des neuen Dionyſosbildes, den wir füglich unter dem Namen „Friedrich Dionyſos“ werden verehren dürfen.

Vergebliche Mühe wäre es, ſich darüber zu täuſchen, daſs Nietzſche nach ſeiner innerſten Natur einen anderen Weg hat wandeln müſſen, als wir ihn Goethe wandeln ſahen. Er, jetzt der ſtille Narr von Weimar, iſt gar vielfach des großen Weiſen von Weimar ebenbürtiger Antipode und heroiſcher Widerſacher. Aber es gab doch einmal eine Zeit, wo er ihm aufs innigſte naherückte, und dauernd haben zarte ſympathiſche Bande die großen Gegenſätze überbrückt. In einem Beſtreben vor allem ſind ſie einig: in der unbedingten Bejahung des Lebens und der Natur — und die gleichen Führer erkennen ſie zu dieſem Ziele: die Griechen . . .

Der Zeitpunkt aber, da ſie ſich die Hände reichten, Apoll und Dionyſos zu ſchöpferiſchem Freundesbunde, der lag in jener Etappe der tiefſten inneren Verwaiſung, als Nietzſche ſich von ſeinem bisherigen großen Führer, von Richard Wagner, hatte abwenden müſſen und nun nach einem neuen Bundesgenoſſen ausſchaute, mit dem er die nächſte Strecke Weges, bis zu ſeiner völligen Selbſtbefreiung, gemeinſam gehen konnte. Da bot ſich ihm Goethe dar . . . . In jener kritiſchen Zeit, da Nietzſche bei Voltaire und Spinoza, bei Emerſon und Montaigne in eine harte Schule gieng, war Goethe allein ſein heimlicher Herzensfreund, ſein allzeit gegenwärtiger geiſtesnaher Verbündeter.

In den officiellen Werken war dieſes Verhältnis wohl zu ſpüren geweſen, ſeinen greifbaren Niederſchlag konnte es nicht dort finden. Dafür war Nietzſche eine zu ſchamhafte Natur. Erſt nachdem wir in die Nachlaſsſchriften Einblick erhalten haben (Bd. XI. der Geſammtausgabe der Werke = Bd. III der zweiten Abtheilung), können wir deutlicheres darüber ſagen. In jenen Niederſchriften, die nicht zunächſt für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren, beichtet ſich Nietzſche ſeine geheimſten Empfindungen, ſeine ſtillſten Sympathien und Antipathien, alles bleibt perſönlicher, ſtimmungsvoller, unmittelbarer. Was die Handzeichnungen ſind für die Erkenntnis großer Maler, das ſind für unſere Denker und Dichter, und in einem ganz beſonderen Maße für Friedrich Nietzſche, die Entwürfe, Skizzen, tagebuchartigen Selbſtbekenntniſſe. Der Thau der Nacht gleichſam liegt noch auf den Blättern, ſcheuloſer enthüllt ſich, in morgendlicher Reinheit, die unbelauſchte Natur . . .

· · ·

Als ſein Größtes nennt einmal Nietzſche ſelbſt ſeine „Kraft der Selbſtüberwindung“, und als eine Kette von Selbſtüberwindungen ſtellt ſich uns ſeine Entwickelung dar. Mit ſeinem enthuſiaſtiſchen Naturell, ſeinem verehrenden und verklärenden Gemüth wagte er ſich bedingungslos zu ſchenken, wo ihm in einer Perſönlichkeit und Bewegung ein großer idealer Zug ſich offenbarte. So eng und unbedingt band er ſich an eine Sache, bis ſie ſchließlich reſtlos mit ihm verwachſen war und von der reinen Fülle ſeiner Gnade ein höheres Leben empfieng. In einem Wahn von ſeliger Selbſtbetäubung vergoldete er ſich Zeit und Umgebung. Unbewuſst jedoch und heimlich lag ſtets ſein Scharfſinn auf der Lauer. Und da war keine Regung ſo [illegible]

Digitized by Google

deutend, daſs ſie ihm hätte entgehen, kein Motiv ſo verhüllt, daſs es ihm hätte verborgen bleiben können. Eine Zeitlang war der Enthuſiasmus imſtande, über dieſe Beobachtungen des pſychologiſchen Scharfſinnes, wie über Hürden gewiſſermaßen hinwegzuſetzen. Plötzlich aber ſtutzte er, ſcheute, blickte verwirrt und wie erwachend auf, wich langſam und aufs ſchmerzlichſte verletzt — zurück ... Die Redlichkeit trat an ſeine Stelle, und der Erkenntnistrieb ſtachelte den Scharfſinn neu an. Es gab ein großes Umlernen. Mit einer Asceten-Wolluſt ſondergleichen wurden die alten Heiligen und Götter zergliedert, viviſeciert, unter die Lupe genommen. Antriebe und Glaubensmeinungen wurden behorcht. Tugenden und Ueberzeugungen um und um gewendet, Begriffe und Werturtheile prüfend auf den Kopf geſtellt. Keine Schonung gab's da, kein „Mitleiden“, weder mit dem Gerichteten noch mit dem Richter. Die Selbſtüberwindung vollzog ſich mit unheimlicher Sicherheit und Strenge, eine ſchmerzhafte Selbſthäutung. Der „Hammer“ philoſophierte. Eine „Götzendämmerung“ graute empor ...

Dieſer für Nietzſche typiſche Vorgang vollzog ſich in ſeiner größten Vollſtändigkeit und Schärfe bei der Loslöſung von Wagner. In ihm hatte Nietzſche gewähnt, gewiſſermaſſen ſein dionyſiſches Ideal gefunden zu haben — er nannte ihn ſpäter nur noch ein „ideales Monſtrum“, ſchalt ihn einen „Schauſpieler“ und „alten Zauberer“. Etwas „Unvornehmes“, im ſubtilſten Sinne „Unehrliches“ hatte ihn ſchon lange heimlich bei Wagner bedrückt. Da öffneten ihm der ſchwindelhafte Unfug der Wagnerianer und der Zuſammenbruch vor dem Kreuz (Parſifal) völlig die Augen. Indem er ſich das wahre Weſen ſeines alten Meiſters klarzumachen verſuchte (oft mit dem gehäſſigen Scharfblick des Renegaten), unternahm er zugleich eine Reviſion ſeiner ganzen, auf wagnerianiſcher Grundlage erworbenen Weltanſchauung. Er veranſtaltet (1878) einen „neuen Umblick“, analyſiert ſich Wagner als eine „Gefahr“.

Was ihm früher als rein-dionyſiſch erſchienen war, die mächtige Temperamentsentfaltung und der bis zum Taumel verzückte Blick, erhält jetzt andere Namen. Er ſpricht von „Naturtriebverwilderung und nervöſer Ueberempfindlichkeit“, findet „Wüſtheit und Kaltſinn“, „Brand der Begierde“ neben „Kälte des Herzens“, die ganze Art erſcheint ihm „chaotiſch“, „ungebändigt, „ſuperlativiſch“. Er vermiſst die Beſonnenheit und Schlichtheit, die Gerechtigkeit und Mäßigkeit. „Nicht auf Kunſtwirkung“ urtheilt er, „auf Nervenwirkung iſt es abgeſehen“. Und als ſtärkſter Contraſt ſtellt er hin: „Gegen Goethes Ideal gehalten, tief zurückſtehend.“

So tritt ihm denn an Stelle des zerklüfteten und überſpannten Weſens des chriſtlich gewordenen Wagner die tiefe harmoniſche Ruhe des alten Heiden Goethe zur Seite. Er war ihm der „Vornehme“, der „Neidloſe“ — „ein Ideal, in dem alle menſchlichen Tüchtigkeiten ſich vereinen, wie alle Ströme im Meer“. Er ruht bei ihm aus und erquickt ſich mit neuer Kraft, gewinnt bei ihm „den ſchlichten Blick für das wirkliche Menſchenleben“ zurück. Schon 1876, als er ſich erſt ganz im geheimen von Wagner losgewunden hatte, ſchrieb Nietzſche den Satz nieder, der ein verändertes Lebensprogramm enthielt: „Ich will den Menſchen die Ruhe wiedergeben, ohne welche keine Cultur werden oder beſtehen kann. Ebenſo die Schlichtheit. — Ruhe, Einfachheit und Größe.“ „Alles Ausgezeichnete“, erklärt er, „hat mittlere Natur ...“ „Alle guten Dinge haben etwas Läſſiges und liegen wie Kühe auf der Wieſe.“ Er preiſt die „Grazie des Ernſtes“ und die „Goetheſche Geiſtigkeit im Wohlſein und Wohlwollen“. Und es klingt wie eine eindringliche Mahnung an ſich ſelbſt, wenn er ſich einen goetheſchen Satz notiert, der von der Bekämpfung des „Sehnſüchtigen“ handelt, das „dem Manne nicht mehr ziemt“. Mit Wagner zuſammen war er ein ſchwärmeriſcher, von mancher Zerfloſſenheit bedrängter Jüngling geweſen — an Goethes Seite will er zum feſten, ſich ſelbſt und das Leben beherrſchenden Mann emporreifen.

Aber auch was ihn am tiefſten mit Wagner einte, die gemeinſame Arbeit an einer Neuſchöpfung der deutſchen Cultur, fand er bei Goethe weiter und größer und geklärter wieder. Goethe allein, in ſeiner Geſammterſcheinung, gilt ihm ſchon als „eine Cultur“ — freilich als eine, die „über den Deutſchen ſteht“. Doch betrachtet er es zunächſt als ſeine Aufgabe, im Gegenſatze zu Wagner, eine Umwertung des Wortes „deutſch“ vorzunehmen. Er äußert geradezu Zweifel, ob Wagner ein wahrhafter Deutſcher ſei. Er, der Antiſemit, erſcheint ihm weit eher als „ein Jude“! Was er bei ihm entdeckt, das iſt „furchtbare Wildheit, das Zerknirſchte, Vernichtere, der Freuden klauen, die Kurzluftat, kurz die Eigenſchaften, welche den Semiten [illegible].“ Er ſchaut ſich nach echteren Vertretern des Deutſchthums um und findet, neben Goethe, Mozart, Beethoven, Weber, Bach und Staatsmänner, wie Friedrich den Großen, wie Moltke. „Anmuth und [illegible] auch deutſch“, verkündet er triumphierend.

[illegible]

Alle Culturen des modernen und auch des alten Europa ſoll der gute Europäer in ſeiner Perſönlichkeit vereinen: den freien, klaren, natürlichen Geiſt der alten Hellenen, die Behendigkeit und edle Glut der lateiniſchen Raſſen (Franzoſen und Italiener), die ſchlangenkluge Weichheit und ſchillernde Erregbarkeit der Slaven (er denkt vor allem an Chopin und Doſtojewski) und dann gewiſs auch — aber nur als ein Element unter vielen — den bedächtigen Ernſt und die Tapferkeit der Deutſchen. Dies etwa war das Ideal ... Und in Nietzſches „polyphoner Natur“ kamen alle dieſe Eigenthümlichkeiten nach und nach zu vernehmlichem Anſchlag.

Wie ſehr gerade Goethe der Idee eines ſolchen univerſellen, über jede nationale Beſchränktheit erhabenen, vom Beſten aller Culturen genährten Menſchen entſprach, braucht nicht erſt betont zu werden. Das Olympiſche, über den Dingen Thronende, das eigentliche Claſſiſche ſeiner Erſcheinung weckt in Nietzſche die höchſte Bewunderung und Verehrung und mit Unmuth gedenkt er ſeiner ungezügelten Hingabe an das romantiſche Weſen der Wagner'ſchen Kunſt. Da dieſe ihm lange Zeit als die Kunſt überhaupt gegolten hat, ſo hat es anfangs faſt den Anſchein, als ſolle es zu einer völligen Abſage an die Kunſt bei Nietzſche kommen. Er findet, daſs Platos Abwendung von der Kunſt „ſymboliſch-typiſch“ ſei und gleichwie er nichts mehr davon wiſſen will, daſs die Cultur ſich einzig die „Erzeugung des Genius“ zum Ziele ſetze, geht er ſogar ſoweit, zu erklären, daſs „der ſtarke freie Menſch“ — „Nicht-Künſtler“ ſei. Am meiſten erfährt die ſonſt ſo geliebte Muſik ſeinen Groll. Es ſcheint, daſs er ſich eine zeitlang ihrer vollſtändig enthalten hat und daſs er dieſe Enthaltſamkeit als eine kühle geiſtige Zucht empfand. Auch hier iſt es ihm ein angenehmes Bewuſstſein, ſich mit Goethe einig zu fühlen. Er findet deſſen „vorſichtige Haltung zur Muſik ſehr vortheilhaft“: „daſs die deutſche Neigung zur Unklarheit nicht noch einen künſtleriſchen Rückhalt bekam“. Er ergibt ſich jetzt ſtrengen wiſſenſchaftlichen Studien und fördert die ſkeptiſche Richtung ſeines Geiſtes. Sein Stil wird knapper, klarer, geſchmeidiger, präciſer, iſt oft von antiker Durchſichtigkeit und Größe oder von franzöſiſcher Eleganz und Prägnanz und ganz frei von der nebuloſen Verſchwommenheit wagnerianiſcher Romantiker. Art und Inhalt ſeiner Schriften — vgl. die beiden Bände „Menſchliches Allzumenſchliches“ — wird poſitiviſtiſch. Eine energiſche Hinwendung zu den Naturwiſſenſchaften findet ſtatt und er notiert: „Meine Aufgabe: die Entmenſchung der Natur und dann die Vernatürlichung des Menſchen, nachdem er den reinen Begriff ‚Natur‘ gewonnen hat“ — ein Ziel, dem er, trotz ſpäterer myſtiſcher Verſtrickungen, mit redlicher Conſequenz und bis zur Erſchöpfung der individuellen Kraft gedient hat. Selbſt ſeine Methode der pſychologiſchen Zergliederung hat einen entſchieden naturwiſſenſchaftlichen Grundzug: ſie wirkt manchmal wie eine exacte chemiſche Analyſe und es kommt vor, daſs er die „Salze“ direct bezeichnet, aus denen ſich die einzelnen „Temperamente“ zuſammenſetzen.

Doch die kunſtfeindliche Rigoroſität und Abſtinenz konnte unmöglich von langer Dauer ſein. Auch als „Erkennender“ war er durch und durch Künſtler, gleichwie er als Moraliſt (und „Immoraliſt“) zeitlebens Aeſthetiker blieb. Sein Stil behielt, auch in ſeiner ſtrengſten Phaſe, ſtets den eingeborenen muſikaliſchen Rhythmus, den ſonoren Ton und die klingende Cadenz. Die äſthetiſche Betrachtung aller Phänomene, der weltlichen wie geiſtigen, war nicht nur eine Grundforderung ſeines individuellen Naturells, ſondern eine directe Conſequenz ſeines Princips der unbedingten Lebensbejahung. Er ſchreibt geradezu den Satz nieder, ein echt Nietzſche'ſches Bekenntnis: „Dem Daſein eine äſthetiſche Bedeutung geben und den Geſchmack in ihm mehren, iſt Grundbedingung aller Leidenſchaft der Erkenntnis“. So ſind der Dichter und der Philoſoph in ihm völlig untrennbar: Der eine iſt im andern in nuce enthalten.

Er ſinnt alſo aufs neue äſthetiſchen Problemen nach. Und wiederum iſt es Goethe, deſſen „Einſicht von der großen Kunſt“ er am meiſten zu preiſen findet. Was er jetzt will, das iſt eine harmoniſche Kunſt als Niederſchlag einer harmoniſchen Lebensführung — alſo weitab von allem Wirren, Ueberſpannten und Chaotiſchen. Die „durch Schönheit verklärte Sinnlichkeit der Renaiſſance und der Griechen“ ſchwebt ihm vor. Er ſpricht von einer „Kunſt der großen Ruhe“ neben einer „Kunſt der großen Bewegung“ — Beethoven, Goethe. Und mit ſcharfer antichriſtlicher Spitze ſtellt er die Jaſagen des Lebensſinnes als die unumſtößliche Vorausſetzung zu jeglicher Art von künſtleriſcher Thätigkeit hin. „Freude haben an den Menſchen“, das iſt die künſtleriſche Moral — und „an dem ſchönen Menſchenbilde fortdichten“, das iſt des Künſtlers eigentlicher Beruf. Auf „Werke“ im engeren Sinne kommt es daher durchaus nicht in erſter Linie an. Einen neuen Menſchentypus in der Idee hinzuſtellen und deſſen Verwirklichung im eigenen Leben zu erſtreben, iſt das weitaus Höhere. Nietzſche ſpricht von dem „Streben nach erhöhter Individualität“ und ich erkenne darin eine Parallelbildung zu der goetheſchen Forderung: das Leben [illegible] Kunſtwerk zu verwandeln!

[illegible] „Künſtler im Menſchenbildner“. Mit dieſem Satz, der über [illegible] hinausgeht, ja denſelben in gewiſſem [illegible] Nietzſche waren ſein eigenſtes äſtheti[illegible] [illegible]kt.

Digitized by Google

Es iſt der Lehrer des „Uebermenſchen“, der alſo ſpricht, der Künder und Ausleger Zarathuſtras . . .

Einem Goethe hätte es niemals einfallen können, am „Menſchlichen, Allzumenſchlichen“ zu leiden. Er fand wohl vieles ſchwächlich und verächtlich, aber ſelbſt gegen dieſes war er verſöhnlich und milde. Von Grund aus den Menſchen umgeſtalten zu wollen, ſei's auch nach der reichſten Fülle ſeiner Möglichkeiten und nach der herrlichſten Ausleſe ſeiner Weſenheiten, das wäre ihm als religiös-ideales, d. h. doch ſchließlich als praktiſch denkbares Ziel ſtets aufs höchſte bedenklich geblieben. Und niemals hätte er es billigen können, daſs ein hoch und edel angelegter Menſch an ſolch ein phantaſtiſch-viſionäres Streben den höchſten Grad ſeiner Leidenſchaft ſetzte. Was ihm davor mit Sicherheit bewahrte, das war jener „ſchlichte Blick für das wirkliche Menſchenleben“, den Nietzſche in ſeiner mittleren Periode an ihm zu preiſen wuſste.

Dem Nietzſche der letzten Periode indes war das „wirkliche Menſchenleben“ — nichts mehr. Es war etwas, „das überwunden werden muſste“.

Dionyſos hatte ſachte, ganz ſachte ſeine Hand aus der Apolls gelöſt und ſtürmte aufs neue hinaus, mit jung geſtählten Gliedern, in die Wildheit ſeiner Berge und in die Entzückungen ſeiner Trunkenheit.

Menſchenbildner war Goethe geweſen — Nietzſche wollte „Götterbildner“ werden. Er pries das Diesſeits, aber er trachtete bloß nach dem Jenſeits. In das Hallelujah der Lebensbejahung miſchten ſich verſtohlen einige feine diſſonierende Töne, die unmerklich faſt wie Lebensverneinung klangen.

Oder liegt etwa darin nicht eine Verneinung, wenn ihm das Erreichbare im Leben, „die mittlere Natur“, im innerſten gering erſcheint, und erſtrebenswert einzig — das Unmögliche?! Hat er nicht darum zuſammenbrechen müſſen, weil er dem Leben das abringen wollte, was es zu geben nicht imſtande iſt?! — —

Die Tiefe ſeiner Erkenntnis hatte ihn gelehrt, daſs überall das Leben nur „auf einem Fundament von Irrthümern“ erblüht. Er begriff den Irrthum als das zur Erhaltung des Lebens abſolut Nothwendige. Somit wird ihm der Drang nach Wahrheit zur Luſt am Trug. Was bei Goethe noch getrennt, wenn auch meiſt friedlich nebeneinandergeht, das wird ihm zu Identitäten. „Irrthum“ und „Wahrheit“ ſind für ihn nicht mehr zu unterſcheiden. Er will ſie nicht mehr unterſcheiden. Zu einem „undurchdringlichen Netz“ ſind ſie ihm ineinander verwoben. „Darein verſtrickt kommen wir ins Leben, und auch die Wiſſenſchaft löſt uns nicht heraus.“

Was iſt da noch „möglich“? Was „unmöglich“? Was „Leben“? Was „Idee“?

Die Höhe eines Zieles kann ihm nicht mehr gemeſſen werden an ſeiner — doch ſtets nur ſcheinbaren — Erreichbarkeit. Und wenn es ſich in Widerſpruch ſetzt nicht bloß zur Menge, ſondern zu allem Beſtehenden, ſo braucht es darum nicht für minder „erſtrebenswert“ zu gelten. Nur wer das „Unmögliche“ will, kann das „Mögliche“ erlangen. Und wer das „Leben“ will, der muſs den „Tod“ wählen.

Die Idee iſt grauſam. Damit ſie lebe, muſs ihr Verkünder ſterben. Noch ſtets war die höchſte Heilandsthat — der Opfertod. Das hat niemand tiefer gewuſst als Nietzſche, „der Antichriſt“.

„Heroismus“ — ſo verkündet uns dieſer ſonderbare . . . Egoiſt — „das iſt die Geſinnung eines Menſchen, der ein Ziel erſtrebt, gegen welches gerechnet, er gar nicht mehr in Betracht kommt. Heroismus iſt der gute Wille zum abſoluten Selbſt-Untergang.“

Ahnt ihr vielleicht, welch tiefe gewaltige „Moral“ der vielgeſcholtene Immoraliſt zu uns geſprochen hat?!

Und wunderbar! Im Zuſammenhange dieſer Gedanken richtet ſich noch einmal ſein Blick auf Goethe! Er ſucht das Gegentheil ſeiner Beſtrebungen und findet es bei ihm. „Der Gegenſatz des heroiſchen Ideals“, ſo geſteht er vor ſich ſelber, „iſt das Ideal der harmoniſchen All-Entwickelung: — ein ſchöner Gegenſatz und ein ſehr wünſchenswerter! Aber nur ein Ideal für grundgute Menſchen (zum Beiſpiel Goethe).“

So reicht zum letztenmal der Dionyſier dem Apolliniker die Hand, ſchon in der vollen Tragik des Bewuſstſeins, daſs ihre Wege ſich entſchieden und für immer trennen — ſchon getrennt haben.

Was dann noch folgt, das iſt ein entzücktes Hineingehen in den Untergang — die höchſte That des Dionyſiers! . . .

Berlin. Franz Servaes.

Gaëtano Donizetti.

Geboren 29. November *, 1797 in Bergamo, geſtorben ebenda 8. April 1848.

In wenigen Tagen wird die Hülle fallen, die heute noch das Standbild Donizettis umgibt, und die Bürger Bergamos werden die Züge des Meiſters vor ſich ſehen, deſſen Ruhm einſt die Bühnen Europas beherrſchte und deſſen Melodien überall erklangen, wo Muſik eine liebevolle Pflege gefunden. Mit ſeinem Bilde erwacht auch die Erinnerung an glückliche Tage wieder, an eine glänzende Epoche des italieniſchen Theaters, als es mit den reichſten Talenten ausgeſtattet, mühelos die zahlreichſten Lorbeeren errang und jedes muſikaliſche Intereſſe für ſich allein in Anſpruch nahm. Weit über die Grenzen ſeines Vaterlandes hinaus gieng Donizettis Ruhm, er war kein eigentlich nationaler Componiſt im engſten Sinne des Wortes, Wien und Paris bewahren ihm ein nicht minder freundliches Andenken als Mailand und Neapel, aber trotz ſeiner vielumfaſſenden Wirkſamkeit, ſeiner weitreichendſten Beziehungen war der Ruhm ſeiner Werke doch nur von kurzer Dauer, und in die ſchönen Erinnerungen miſcht ſich das wehmüthige Gefühl des Bedauerns, daſs die ganze Kunſtgattung jener Tage die Fehler nie abzulegen vermochte, die es ihr unmöglich machten, ſich für lange Zeit nach dem Tode ihrer Meiſter zu behaupten. Von den 70 Opern Donizettis iſt heute keine einzige mehr auf dem Repertoire, und ſelbſt die beſten von ihnen, wie „Lucrezia“ und „Lucia“ werden nur mehr gelegentlich für beſondere Anläſſe aus dem Archiv herausgeholt, um nach wenigen Vorſtellungen wieder dahin zurückzuwandern. Es fehlen heute nicht nur die Opern, es fehlen auch die Sänger, die noch Zeit und Mühe auf das Studium dieſer Werke verwenden, und wenn die Stunde der hundertſten Wiederkehr von Donizettis Geburtstage naht, ſo wird es nicht wenige Bühnen geben, die trotz der beſten Abſichten, mangels der nöthigen Sänger, kein einziges Werk des einſt ſoviel gefeierten Meiſters aufführen können.

Noch viel unbarmherziger als über Donizetti ſchritt die Zeit über zwei ſeiner Zeitgenoſſen hinweg. Der eine, Simon Mayr, ein Bayer (geb. 14. Juni 1763 in Mendorf), der in Italien lebte und ſtarb (2. December 1845 in Bergamo), zugleich der Lehrer Donizettis, wurde eine Zeit als ihm ebenbürtig erachtet, beſonders als deſſen Opern noch beſcheidene Erfolge aufzuweiſen hatten. Von ſeinen 77 Opern weiß man heute längſt nichts mehr, obgleich ſie zu Anfang des Jahrhunderts die Opernmuſik Italiens beherrſchten. In Deutſchland hat man von ihm nie viel gekannt. Zu ſeinen Schülern zählte eine Zeit auch Rubini (geb. 7. April 1795 zu Romano), der als Knabe von zwölf Jahren in Frauenpartien auftrat und ſpäter als Tenoriſt an den größten Bühnen, auch in Wien zu Roſſinis Zeiten, auftrat, mit Liszt Concertreiſen unternahm und derartige künſtleriſche und materielle Erfolge errang, daſs er ſich, wie man ſagt, mit einem Vermögen von drei Millionen Francs von der Bühne zurückzog. Um dieſe Erfolge wird er von modernen Tenoriſten wahrſcheinlich ebenſo beneidet werden, wie ſein Mitſchüler von den Componiſten um die Erfindungskraft.

Der andere Zeitgenoſſe, Saverio Mercadante, geb. 26. Juni 1797 zu Altamura (Apulien), iſt bei Lebzeiten auch in Deutſchland bekannt geworden. Sein beſtes Werk „Il Giuramento“ (auch „Eliſa und Claudio“ wird lobend genannt), wurde den bedeutenderen Opern der deutſchen und franzöſiſchen Schule gleichgeſtellt. Auch Wien hat ſeine Werke gekannt, und noch heute hört man ab und zu eine ſeiner Meſſen in der italieniſchen Nationalkirche. Man wundert ſich dann wohl über die durchaus luſtige und opernhafte Muſik, aber von ſeiner Blütezeit und ſeinem eigentlichen Wirken weiß man heute nur noch vom Hörenſagen. Mercadante ſelbſt hatte ſeinen Ruhm überlebt, als er ſeit 1861 erblindet, am 13. December 1870 als Director des Conſervatoriums zu Neapel ſtarb. Zur Zeit der hundertſten Wiederkehr ſeines Geburtstages hat kaum jemand ſeiner gedacht, und gewiſs niemand ſeine Opern aufgeführt.

Ueber alle dieſe muſikaliſchen Herrlichkeiten iſt, wie geſagt, die Zeit ſchonungslos hinweggegangen, und nur die bedeutenderen Werke Donizettis ſind dem älteren Theile unſerer Generation wenigſtens in angenehmer Erinnerung geblieben. In Wien iſt das Andenken gerade bei jenen Werken am ſchwächſten erhalten, die eigens für dieſe Stadt componiert wurden, wie: „Linda von Chamounix“ und „Maria di Rohan“. Von erſterer Oper verſuchte man im Jahre 1880 eine Wiederbelebung mit der Bianchi, deren Stern damals gerade im Aufſteigen begriffen war. Man mochte ſich dabei der Triumphe erinnern, welche die Jenny Lind mit dieſer Rolle gefeiert hat, als alle Welt die ſeither populäre Melodie ſang: „Linda, Linda, du allein biſt meines Herzens Wonne“. Doch zum Herzen hat ſie damals nicht mehr geſprochen, noch viel weniger „Maria di Rohan“, die man ſpäter kaum mehr zu Wort kommen ließ. Und doch enthielt die Oper nach den Begriffen ihrer Zeit in jeder Nummer einen „Schlager“. Schon die Ouverture, zu der ſich Donizetti verſtieg, mit den rollenden Bäſſen des Allegro, machte Effect, das Couplet des erſten Actes (Per non iustar' in ozio), deſſen Refrain das Publicum womöglich mitſang, die Arien der Maria und der dramatiſch anregende Schluſs, bei dem der alte Ronconi in höchſter Extaſe aus voller Bruſt das hohe „G“ nahm, entfeſſelten Abend für Abend einen wahren Beifallsſturm. Jedes Stück unterhielt, aber das Ganze wurde mit der Zeit doch langweilig. Der Zuhörer erträgt offenbar nicht eine Anhäufung von Details, die für ſich ganz willkommen, doch im Zuſammenhang kein künſtleriſches Geſammtbild geben. Es iſt als ſollte man lauter Buchſtaben leſen, die kein ſinnreiches Wort bilden. Das würde die Sinne beſchäftigen, aber doch eine geiſtige Leere zurücklaſſen. Aber das iſt in der italieniſchen Oper ſo häufig der Fall geweſen, ihre Meiſter zeichneten die ſchönſten Linien und doch keine Figuren, ſie hatten die berückendſten Töne und die langweiligſte Muſik. Was half es im „Dom Sebaſtian“, daſs ihm Scribe die [illegible] zur Verfügung ſtellte? Donizetti componierte einen pompöſen Rahmen

* [illegible] iſt der 25. December angegeben. An dieſem Tage [illegible]

Digitized by Google

marſch, das impoſanteſte Muſikſtück, das er je geſchrieben, man inſcenierte ihn mit der ganzen Theaterpracht der damaligen Zeit, alles lief herbei, um ihn einmal zu ſehen, befriedigte ſeine Neugier und kam nicht mehr wieder. Es war ein glänzendes Amüſement, aber eine armſelige Kunſt. Dennoch trugen ähnliche Erfolge Donizetti die Ernennung zum Hofkapellmeiſter ein. Darüber klagt Schumann in ſeinen Schriften, indem er ſagt: „Früher hieß der Wiener Hofcompoſiſt W. A. Mozart, jetzt iſt es Goëtano Donizetti geworden, und mit einem Gehalte, der ſeinem Innern ſchwerlich entſpricht. Das iſt in wenig Worten die Geſchichte Wiens von ſonſt und jetzt." Seine „Favoritin", deren erſte zwei Acte Schumann gehört hatte, nannte er kurzweg „Puppentheatermuſik". Auch ihre Herrlichkeit war nicht von langer Dauer. Nur „Lucia" und „Lucrezia" beherrſchten längere Zeit das Repertoir, auf dem ſie lange geliebt, dann geachtet, zuletzt aber doch gefürchtet waren. Auch die Erinnerung an ſie iſt mit dem Namen großer Sängerinnen verknüpft, ohne die jene einſtigen Erfolge ganz unbegreiflich wären. Die Wahnſinnſcene in Lucia, die Klage Edgardos waren Ereigniſſe für ſich, ebenſo wie der Tod Genaros in Lucrezia oder das Trinklied Maffio Orſinis mit dem die unvergeſsliche Gomperz Bettelheim noch weit über die eigentliche Blütezeit der Lucrezia hinaus die begeiſterten Zuhörer aller Orten bedenken muſste. Das iſt das einzige, warum wir jene Epoche beneiden: um die großen Sänger und Sängerinnen, die aus ſo dürftigem muſikaliſchen und dramatiſchen Material ſo herrliche Geſtalten ſchufen. Wenn heute noch der Verſuch gemacht würde, jene Zeiten zurückzurufen, ſo dürfte es am eheſten mit den komiſchen Opern geſchehen, zu denen die leichte, gefällige Art Donizettis beſſer paſste, als zur großen Tragödie; ſind doch gerade aus jenen Werken manche Stücke überall populär geweſen, wie die Barcarole aus dem „Liebestrank" (Io sono ricco e tu sei bella), die Serenade aus „Don Pasquale" oder das Soldatenlied aus der „Regimentstochter". Ob aber deren Wiederbelebung mehr bedeuten würde, als die Befriedigung der Neugierde bei den Jungen und das Wiedererwachen ſüßer Erinnerungen bei den Alten, müſste erſt die Thatſache ſelbſt entſcheiden, die, wie es ſcheint, keine Bühne ſo recht wagen will. Man glaubt doch, daſs man heute eine ſtärkere Koſt verlangt als den Liebestrank und einen ſchärferen Witz als den des Don Pasquale. Selbſt Marie, die einſt vielumworbene Tochter des Regiments, iſt längſt eine alte Matrone geworden, der ein früherer Verehrer vielleicht noch immer ein tiefes Compliment, aber gewiſs niemand mehr den Hof macht. Aber je raſcher die alten Sterne verlöſchen, deſto deutlicher tritt die Perſönlichkeit des Schöpfers ſelbſt vor unſer Auge, deſſen Ruhm nicht minder eine Erwähnung verdient, wie deſſen tragiſches Schickſal, durch das mancher Zug im Leben des Componiſten erſt verſtändlich wird, der ſonſt deſſen Stellung als Künſtler vielleicht in einem weniger günſtigen Lichte erſcheinen ließe.

Donizetti gehört mit Schumann, Smetana, Robert Franz, Jean Jacques Rouſſeau in die Reihe der pſychologiſch intereſſanten Componiſten, deren Leiden wiederholt wiſſenſchaftlich analyſiert wurde und leider auch minder gründlicheren Forſchern, wie Lombroſo, Nisbet u. a. ein willkommenes Beiſpiel dafür bot, daſs ſelbſt Genie nur eine beſondere Form von Wahnſinn ſei, eine Theorie, auf deren Unhaltbarkeit einzugehen hier nicht der Ort iſt.

Es iſt bezeichnend, daſs Donizetti ſchon auf dem Gipfel ſeines Ruhmes eine Stimmung der Trauer und Reſignation ergriff, die in der Regel auf nervöſe Erſchöpfung ſchließen läſst. „Io sono triste", ſchreibt er 1839 an Mayr, „sento l'età e fortemente. Sono grigio e stanco di travagliare. . . . il mondo mi crede ciò che non sono, ma del mondo poco mi cale . . . . . . ho cento mila franchi di capitale: non bastano per vivere discretamente?" Dieſe Stimmung wird uns indes nicht überraſchen, wenn wir bedenken, daſs er damals ſchon 53 Opern componiert und inſceniert hatte, die Proben überwachte, die Aufführungen dirigierte, überdies in Concerten auftrat, der Löwe der Saiſon, ganz Europa bekannt war und in beſtändiger Aufregung und Geſchäftigkeit lebte. Schon lange vor ſeiner entſcheidenden Krankheit in Paris äußerte er häufig zu ſeinen Freunden und ſeiner Frau, daſs es ihm ſcheine, als kämen die Ideen beim Componieren nur aus einer Gehirnhälfte und daſs dieſes ſelbſt wie durch eine Barrière in zwei Theile getheilt ſei, eine Beobachtung, welche ſpäter durch die Section erhärtet wurde. Ueberdies fühlte er, wenn er heitere Muſik componierte, eine unangenehme Pulſation an der linken Seite der Stirne und hatte [illegible] an der rechten Seite, wenn er ernſte Muſik ſchrieb. Zugleich fühlte er an denſelben Stellen eine große Wärme. Die ganze Erſcheinung verſchwand, wenn [illegible] war. Ein [illegible] [illegible], gieng aber bald vorüber, wenn das [illegible]

Function der Broca'ſchen Region (dritte linke Stirnwindung), die offenbar mit der warmen Stelle der linken Seite gemeint iſt, durch die Function der entſprechenden Partie der rechten Seite vollſtändig erſetzt wurde.

Ein Vorfall, der mit dieſer Beſchaffenheit des Gehirns in Verbindung ſteht, ereignete ſich 1843 in einem Saale des alten Kärntnerthortheaters in Wien. Während Donizetti gerade mit einem Freunde in lebhafter Converſation ſtand, ergriff er plötzlich ſeinen Kopf mit beiden Händen und trat beiſeite. Befragt, ob er ſich unwohl fühle, antwortete er: „Nein, aber ich habe ein fremdartiges Gefühl im Kopfe, mir iſt es, als hätte der Blitz in mein Gehirn eingeſchlagen. Es iſt nicht das erſtemal, daſs mir das geſchieht und es wird wohl auch diesmal vorübergehen.") Und es gieng vorüber, es war eine der vielen Hämorrhagien (Blutergüſſe), an denen Donizetti — wie die Section nachher erwies — ſo häufig gelitten haben muſste.

In Wien geſchah es auch bei einer Probe zu Maria di Rohan, daſs ſeine Freunde bemerkten, Donizetti ſei mit einem auffallend aufgeſchwollenen Geſicht erſchienen, während zugleich die Geſichtszüge ihr gewöhnliches Ausſehen verloren und den Ausdruck des Blödſinns annahmen. Dieſe Veränderung wurde viel commentiert, aber es ſcheint, man wuſste ihre tiefer liegende Urſache nicht. Noch auffallender war ein ſpäterer ähnlicher Vorfall in der kgl. Akademie zu Paris, wo Donizetti im Concert eine Sängerin am Clavier begleitete und ſie plötzlich derart anzuſtarren begann, daſs ſie, die die Gründe ſeines Benehmens nicht kannte, auf dem Punkte war, einen Scandal zu provocieren. Auch im Publicum interpretierte man den Vorfall auf mehr vulgäre und humoriſtiſche Art und nur wenige wuſsten, welch traurige Folgen das wieder zu bedeuten habe. Endlich erreichten die vorbereitenden pathologiſchen Studien ihr Ende, als Donizetti den Don Sebaſtian componierte. Nun begann er ſelbſt zu fühlen, daſs es nicht mehr gehe und ihm die Compoſition zuviel Mühe koſte. Sein Zuſtand verſchlimmerte ſich zuſehends und erreichte ſeinen, ich möchte faſt ſagen, dramatiſchen Höhepunkt in einer bedeutſamen Scene, die im Hauſe des Grafen Saint Victor in Paris vorfiel (1845). Die verſammelten Gäſte einer Abendgeſellſchaft wurden da in ihrer Unterhaltung durch ein merkwürdig kindiſches und unbeholfenes Geklimper unterbrochen, das aus dem anſtoßenden Salon herübertönte. Scherzend bemerkte der Graf, einer ſeiner Diener habe wohl ſeine muſikaliſche Begeiſterung auf dem Grunde einer Flaſche guten alten Burgunders gefunden. Schon war er im Begriffe, dieſen vermeintlichen Diener in ſeinem Vergnügen zu ſtören, als aus dieſem Salon der Marquis di Cuſtine eintrat. Sein beſorgtes Geſicht verrieth, daſs es ſich um ernſte Dinge handle, und während das Geklimper immer ärger wurde, verkündete di Cuſtine: „Wiſſen Sie, wer da ſpielt? — Donizetti." Mit ſtaunendem Schweigen nahm die eben noch ſo heitere Geſellſchaft dieſe Mittheilung entgegen. „Ja, Donizetti", fuhr der Marquis fort, „und ich muſste ihn auf ſein eigenes Verlangen hierherbringen, er wolle ſeinen Freunden zeigen, daſs er nicht ein Narr ſei, wie die Leute glauben, und daſs er eben vier Opern in einer Woche componiert habe. Was für Augen wird Meyerbeer machen, der zwölf Jahre brauchte, um zwanzig Tacte zuſammenzubringen." Auf dieſe wahnwitzigen Bemerkungen Donizettis muſste di Cuſtine eingehen und ſo begleitete er den Componiſten hierher, wo er den Freunden ein ſo trauriges Schauſpiel bot. Dieſe ſchlichen leiſe in den Salon, ohne daſs es Donizetti bemerkte, umſtanden das Clavier und lauſchten mit Entſetzen den gräſslichen Tönen, die der Componiſt dem Inſtrumente entlockte. Er, der einſt mit ſeinen Melodien die ganze muſikaliſche Welt zu begeiſtern vermochte, ſaß nun ſtümpernd am Clavier, hilflos und lächerlich wie ein einfältiges Kind. Da plötzlich erheiterten ſich ſeine Züge, ſeine Augen wurden klar und aus dem Wuſt der Diſſonanzen tauchte eine wunderbare Melodie auf. „Ancora una favilla" rief einer der Gäſte; aber bald ließ Donizetti die Hände unbeweglich fallen, eine Wolke ſchien ſein Auge zu verſchleiern und nach tiefem, ſchwerem Athmen ſtieß er in einem „wilden Geheul" die Worte aus: „Oh, il mio Dom Sebastiano", und zwei dicke Thränen rannen über die Wangen, während das Geſicht wieder den früheren Ausdruck des Blödſinnes annahm.

Von nun an gab es keine Beſſerung mehr. Donizetti gieng rettungslos ſeinem Ende entgegen. Sein Leiden hatte auch ſeine muſikaliſchen Fähigkeiten angegriffen und ſchließlich jenen Zuſtand herbeigeführt, den die Fachleute Amuſie nennen, wo der Patient zwiſchen Harmonie und Disharmonie nicht mehr unterſcheiden und nicht mehr imſtande iſt, die Maſſe der Töne in einem einheitlichen Ganzen zu [illegible]. Verbunden war dieſer Zuſtand mit Aphaſie (Verluſt [illegible] und [illegible]) Verluſt oder Störung des Sprachvermögens, denn auch von Schwierigkeiten der Articulation wird [illegible] berichtet. Da ſollen die Anfänge des Verfolgungswahnes [illegible] daſs er die Hilfe der Polizei gegen ſeine [illegible]. Da überdies noch eine [illegible] „tendenza all' erotismo" [illegible] auf eine Erholung ſeiner Nerven [illegible] nicht ohne Schwierigkeit in das [illegible] auf Bitten eines Verwandten [illegible] Regierung. Donizetti war öſterreichi-

Digitized by Google

ſcher Staatsbürger) nach ſeiner Vaterſtadt Bergamo. Noch glaubte man eine Zeit, daſs der Einfluſs der altgewohnten Umgebung, ſeiner Freunde und nächſten Verwandten wenigſtens eine Erleichterung ſeines Zuſtandes herbeiführen werde. Vergebens. Zu Hauſe angelangt, erkannte Donizetti niemanden mehr, ſein Zuſtand verſchlimmerte ſich von Tag zu Tag und er ſtarb am 8. April 1848.

Die nach dem Tode angeordnete Section gab ein klares Bild derartiger Verheerungen im Gehirn, daſs man ſich wundern muſs, nicht noch ganz andere Erſcheinungen erlebt zu haben, als die in Biographien erwähnte „tendenza all erotismo“ und „intemperanza“. Sonderbarerweiſe ſtellte ſich nach der Section heraus, daſs die Callotta abhanden gekommen ſei, Donizetti muſste ohne Schädeldecke begraben werden.*) Erſt im Jahre 1875 erfuhr man, daſs Dr. Girolamo Carchen vom Militärſpital in Bergamo ſie für ſich behalten hatte. Da dieſer aber ſchon geſtorben war, wandte man ſich an ſeinen Erben, der das „Andenken“ noch aufbewahrt hatte, aber nur wuſste, daſs es einmal einem großen Manne angehört habe. Die Exhumierung beſtätigte die Richtigkeit der Vermuthung, daſs es Donizettis vermiſste Schädeldecke ſei.**) Nun erſt ruhten die Gebeine friedlich im Grabe und zu ihnen iſt im Laufe der Jahre eines nach dem anderen von den großen Werken des Meiſters herabgeſtiegen. Sie haben dem Bedürfniſſe anderer Generationen nicht lange mehr entſprochen. Ihr Schöpfer ſelbſt aber hat ein Recht darauf, daſs man die Bedeutung des Krankheitsmomentes bei ſeiner Beurtheilung in Betracht ziehe. Nur dadurch wird begreiflich, warum das ſo vielen anderen italieniſchen Componiſten eigenthümliche Streben nach Selbſtvervollkommnung, das ſelbſt bei dem viel leichtfertigeren Roſſini nicht ausblieb, bei Donizetti fehlte, und wir ſind berechtigt zu glauben, daſs er bei ſeinem ausgeſprochenen theatraliſchen und dramatiſchen Genie, ſeiner großen Erfindungskraft einer der erſten geworden wäre, wenn nicht die obenerwähnte Beſchaffenheit ſeines Gehirns ihm das Ausfeilen des Werkes bis auf die letzte Linie unmöglich gemacht hätte. Er hat ein Recht darauf zu verlangen, daſs wir die Gründe wiſſen, weshalb wir ihn in der Reihe der großen italieniſchen Operncomponiſten, deren Wirken in der Muſikgeſchichte eine Epoche bedeutet, als den letzten ſtellen müſſen, und wenn der gewiſſenhafte Hiſtoriker heute neben ſeinen Vorzügen auch die künſtleriſchen und perſönlichen Schwächen nicht unerwähnt läſst, ſo wird er auch gleich ſagen müſſen: „Alles begreifen, heißt alles verzeihen“.

Richard Wallaſchek.

Ermete Zacconi.

(Als Gaſt im Carltheater ſeit dem 20. September.)

Als Zacconi im März das erſte Mal zu uns kam, kannten kaum ein paar Kenner ſeinen Namen, am anderen Tag ſprach die ganze Stadt von ihm. Sein Abſchied in der morte civile iſt mir unvergeſslich: die Leute wollten aus dem Theater nicht fort, weinend winkten ihm die Frauen zu, die Männer ſchwangen ſchreiend die Hüte, immer muſste er ſich in ſeiner freundlichen, gutmüthigen und ein biſschen linkiſchen Weiſe wieder verneigen, es iſt ein Delirium geweſen. Seit der Duſe hat hier kein Schauſpieler ſo gewirkt.

Mir war dabei ſeltſam zumuthe: ich konnte zu keinem reinen Gefühl kommen, ich kannte mich nicht aus. Iſt er ein bloßer Virtuoſe, iſt er mehr? Ich fand es nicht. Ich ſaß da und lauſchte, aber ſein Weſen konnte ich nicht hören. Ich bewunderte ihn, aber ich konnte ihn nicht lieb haben. Man verzeihe das preciöſe Wort, aber es ſagt genau, wie mir war. Nie habe ich einen Schauſpieler mehr bewundert, aber eben nur als Schauſpieler: den Menſchen konnte ich in ſeinen Rollen nirgends ſpüren, er verſchwand mir in der Rolle. Das werden manche für ein Lob nehmen, ich will aber vom Schauſpieler mehr als ſeine Rolle empfangen: er ſoll mir mit ihr ſeine Natur ſchenken. Ich will auf der Bühne Menſchen von edler Art ſehen, damit ich durch die Erinnerung an ſie beſſer werde. Dies iſt der alte Sinn unſeres Burgtheaters, von dem mag ich mich nicht losmachen. Ich frage immer, was mir ein Schauſpieler mit nach Hauſe gibt: eine Größe, die ich erſt durch ihn erfahren habe, eine Grazie, die mir ſonſt fremd war, eine Heiterkeit, die ich ihm verdankte. Schiller hat geſagt: „Der Schauſpieler ſoll zuerſt dafür ſorgen, daſs die Menſchheit in ihm ſelbſt zur Zeitigung komme.“ Iſt das bei Zacconi? Ich ſaß da und lauſchte, aber ich konnte nichts Menſchliches vernehmen. Die paar Leute, die bei uns denſelben hohen und ſtrengen Begriff von der Schauſpielkunſt haben, ſagten nun: Er iſt eben doch nur ein Virtuoſe, kein großer Menſch. Aber dabei wollte ich mich auch nicht beruhigen. Ich glaube, wir machen es uns zu leicht, wir halten die Menſchen für kleiner als ſie ſind: man muſs ſie nur mit großen Augen anſehen. Es iſt im Aeſthetiſchen wie im Moraliſchen. Ich vermuthe nach und nach auch, daſs es gar keine ſchlechten Menſchen gibt: wenn man ſie nur mit Güte anſieht! Für den lieben Gott, der nicht nervös iſt, ſind gewiſs alle Menſchen gut.

Soweit war ich mit Zacconi gekommen: er ließ mich nicht mehr los. Ich konnte nicht enthuſiaſtiſch ſein und dabei hatte ich doch das Gefühl, daſs es ungerecht iſt, ihn einen Virtuoſen zu nennen. Ein bloßer Virtuoſe hat nicht dieſe Macht. Ich habe jetzt ſeinen Oswald zum dritten Mal geſehen, ich kenne alle Nuancen, ich weiß: jetzt kommt der Truc mit den Händen, die verſagen, jetzt wird die Zunge ſtolpern, jetzt läſst er das Weiße der Augen ſpielen. Ich könnte das copieren, ich könnte es jeden lehren. Beſteht alſo ſeine ganze Kunſt wirklich nur aus dieſen Nuancen, ſo muſs es mir möglich ſein, mich ihr zu entziehen. Der bloße Techniker wirkt nur auf den, der ſeine Technik noch nicht weiß; ſolange ſind wir paff. Haben wir ſie ſelbſt gelernt, ſo kann er uns nichts mehr anthun; wir lächeln als Wiſſende. Ich bin nun ſehr neugierig geweſen: ich war entſchloſſen, mich gegen ihn zu wehren und ihm nicht mehr, wie man wohl ſagt: „hereinzufallen“. Es hat mir nichts geholfen: ich habe mich ihm nicht entziehen können, er iſt ſtärker geweſen. Ich bekenne, daſs ich, ſeine ſämmtlichen Nuancen kennend und erwartend, wieder ſo paff geweſen bin wie das erſte Mal. Dann muſs er doch mehr als ein bloßer Virtuoſe ſein? Dann muſs doch auch etwas Menſchliches da ſein? Aber wenn etwas Menſchliches da iſt, warum ſpüren wir es dann nicht? Was iſt überhaupt das Menſchliche an ihm, wie ſollen wir es nennen? Iſt es Jugend, iſt es Grazie, iſt es Geiſt? Und warum müſſen wir erſt ſo lange lauſchen, warum hören wir es nicht gleich? Es ſcheint doch, daſs etwas an ihm nicht in Ordnung iſt.

Ich glaube jetzt ſchon zu vermuthen, was eigentlich ſein Weſen iſt. Sein Weſen iſt eine ungeheure Energie. Wenn man Redner beobachtet, ſo wird man gewahr, daſs es ziemlich gleich iſt, was ſie ſagen: manche reden ſehr geſcheit, aber man hört ihnen nicht zu; andere ſchwätzen und man hört ſie doch an. Die Wirkung einer Rede iſt die Summe zweier Kräfte: die kleinere Kraft iſt der Sinn des Geſprochenen, die größere iſt die Energie des Sprechers. Von Koſſuth hat man geſagt, er hätte das Vaterunſer aufſagen können, und es wäre auch genug geweſen, um eine Revolution zu machen. So groß war ſeine Energie: ſie hatte es gar nicht nöthig, ſich erſt in einen Sinn umzuſetzen; ſie floſs aus allen Worten in die Hörer. Zacconi iſt ſo ein Koſſuth der Mimik. Wir kommen gar nicht dazu, uns auf die Schönheit oder Wahrheit ſeiner Geberden zu beſinnen: ſie ſind nur als Drähte ſeiner Energie da, einer ungeheueren Energie, die wie der Blitz in uns fährt. In ihrem Banne liegen wir da, ſie lähmt uns. Sie iſt aber noch von einer beſonderen Art: ſie ſcheint nicht die Energie der Geſunden zu ſein, ſondern eine gewaltſame, ſozuſagen gereizte und erbitterte, die der Geiſt dem Körper abgetrotzt hat, eine unkörperliche und reine Energie aus ſich ſelbſt. Wenn wir einen Rieſen einen Thaler zerbrechen ſehen, ſo werden wir eine ruhige Freude daran haben. Aber man denke ſich einen ſchmalen, blaſſen Knaben, der dasſelbe thut. Das iſt Zacconi. Den Triumph des Willens läſst er uns fühlen: durch unſere Nerven, fühlen wir bei ihm, können wir, wenn wir ſie ſpannen, doch die Herren der Welt ſein, wir ſchwachen und geringen Menſchen.

Nun aber die andere Frage: Wenn er doch etwas Menſchliches hat, eben dieſe Energie, und uns alſo mehr gibt als bloß die Rolle, die er eben ſpielt, warum ſpüren wir denn das nicht gleich? Wie kommt es, daſs wir erſt ſo lange ſuchen müſſen? Gerade dieſe Energie müſsten wir hören können: ſie iſt uns nicht fremd. Die kräftigen Leute ſind es heute auf eine gewaltſame Art: ſie haben ſich entſchloſſen, kräftig zu ſein; ſie müſſen ſich dazu zwingen. So ſollte man denken, daſs wir für Zacconi empfänglich ſind. Was hindert uns, was hindert ihn? Es muſs doch ein Hindernis geben. Etwas ſteht zwiſchen ihm und uns. Was? Ich glaube es jetzt zu wiſſen. Es iſt nicht wahr, daſs er ein bloßer Virtuoſe iſt; er gibt uns mehr als ſeine Rolle, in jeder Rolle gibt er uns eine ungeheuere Energie von einer ſehr feinen und rein ſpirituellen Art. Dieſe muſs uns ſo theuer ſein, als es uns die Jugend oder die Grazie oder die Heiterkeit iſt, die die anderen geben. Aber es iſt etwas vor, wie eine Wand zwiſchen ihr und uns; da kann ſie nicht durch. Dieſe Wand iſt ſeine Technik. Mit einer unglaublichen Kraft hat er ſich eine ſo große Technik geſchaffen, daſs er ſie jetzt ſelbſt nicht mehr beherrſchen kann, ſondern am Ende ihr Knecht geworden iſt. Seine Technik ſpielt über ihn ſelbſt hinweg; ſie iſt ihm über den Kopf gewachſen: nun kann ſie mit ihm machen, was ſie will, und ſie will nichts als ſich zeigen. In jeder Rolle hat er einen Moment, wo ihm ſeine Technik auf einmal durchgeht. Dann verſchwindet alles: die Rolle, ſeine Energie, er ſelbſt — alles iſt weg und nur dieſe furchtbare Technik rollt, rollt, rollt immer weiter. Daher auch das Phantaſtiſche, das Unheimliche ſeiner Wirkungen: Etwas Todtes ſcheint da über den Lebenden Herr zu werden, der Lehrling hat das Zauberwort verloren. Ein Pinſel fängt zu denken und zu fühlen, ja fängt ſo ſtark zu wollen an, daſs er den Maler mitſchleppt, der ſich nicht mehr erwehren kann, der Maler iſt zum Inſtrument geworden. Wir haben das auch in der Literatur erlebt, bei den jungen Franzoſen: dieſe können die Worte nicht mehr bändigen, die Sprache rennt ihnen durch und ſchleift ſie mit. Das iſt ſein tragiſcher Fall: dieſer Meiſter der Schauſpielkunſt iſt von der Schauſpielkunſt überwältigt worden.

*) Hat einen ähnlichen Vorfall nach dem Tode und der Section Haydns. [illegible]

**) Bei Gelegenheit der Exhumierung wurde auch eine Schädelmeſſung vorgenommen. Man fand als Längendurchmeſſer 185 mm, Breite 152, [illegible] Donizettis Schädel [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Das ſind meine Vermuthungen über Zacconi. Ich weiß nicht, ob ſie Recht haben. Ich habe ſie erzählt, wie ſie mir nach und nach gekommen ſind, damit man ſie prüfe.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Obzwar die alte Geſchäftsordnung des Abgeordnetenhauſes noch auf dem Papier ſteht, hat doch ſchon die erſte Sitzung der neuen Seſſion gezeigt, daſs die Majorität thatſächlich bereits eine neue Geſchäftsordnung practiciert. Da dieſe leider amtlich nicht publiciert wird, dürfte es nicht unangemeſſen erſcheinen, wenn im folgenden von einem Augen- und Ohrenzeugen der Verſuch gemacht wird, auf Grund der thatſächlichen Vorgänge der erſten Sitzung die einleitenden Beſtimmungen der neuen Geſchäftsordnung zu reconſtruieren und der Kürze halber auch gleich zu codificieren.

•

§ 1 dieſer geheimen Geſchäftsordnung lautet: „Zu den Sitzungen des Abgeordnetenhauſes hat jeder mit dem üblichen Polizeicertificat verſehene Detectiv Zutritt, inſolange die Minorität deſſen geheime Eigenſchaft nicht erkennt, in welchem Falle er ſofort ſpurlos zu verſchwinden hat“.

•

§ 2: „Sobald die Detectivs verſammelt ſind, erfolgt die ironiſche Eröffnung der Seſſion durch den Abgeordneten Schönerer, der ein Hoch auf den Grafen Badeni ausbringt, in das die geſammte Minorität begeiſtert einſtimmt.“

•

§ 3: „Nach erfolgter ironiſcher Eröffnung nimmt die Majorität vor allem die Genehmigung der etwa in der Zwiſchenzeit vorgefallenen Wahlmiſsbräuche vor. Wenn wegen der Giltigkeit eines Mandates (Fall Szajer) Bedenken erhoben werden, ſind die betreffenden Acten dem Juſtizminiſterium zur Entſcheidung vorzulegen. Der Präſident iſt verpflichtet, dieſe Entſcheidung dem Hauſe bekanntzugeben und hat ſich hiebei jeder perſönlichen Meinungsäußerung ſtreng zu enthalten. Ein Widerſpruch gegen dieſe Entſcheidung iſt nicht geſtattet.“

•

§ 4: „Vor Beginn der Verhandlungen bilden die handfeſteſten Abgeordneten der Majorität einen lebenden Wall um den Grafen Badeni, um von ſeinem Tiſche den Abgeordneten Wolf fernzuhalten, deſſen handgreifliche Nähe den Miniſterpräſidenten in ſeinem für das Wohl Oeſterreichs ſo koſtbaren Gedankengange ſtört.“

•

§ 5: „Wenn Anfragen an ſie gerichtet werden, haben die Miniſter jederzeit, und wenn dieſe Anfragen wiederholt werden, auch zu wiederholten Malen den Mund zu halten. Doch bleibt es jedem Miniſter, falls ihm einmal ausnahmsweiſe etwas einfällt, unbenommen, ſeine Anſicht den ihm befreundeten Abgeordneten privatim mitzutheilen, wobei es den Miniſtern auch geſtattet iſt, die Anſichten ihrer Sectionschefs als die ihrigen auszugeben.“

•

§ 6: „Die Mitglieder der Majorität des Hauſes ſtimmen, aber ſprechen nicht. Die Mitglieder der Minorität ſprechen, aber ſtimmen nicht.“

•

§ 7: „Der Präſident, im Einvernehmen mit der Majorität, ſorgt für die Unordnung in der Verſammlung. Sobald die Störung einen Grad erreicht hat, der jeden Ueberblick über die Vorgänge unmöglich macht, ordnet der Präſident durch geheime Zeichen, die er der Majorität gibt, die Vornahme ſtark umſtrittener Wahlen oder Abſtimmungen an.“

•

§ 8: „Zu dieſem Zwecke bilden zunächſt die Mitglieder der Majorität vom Buchſtaben L abwärts ein doppeltes Spalier, welches von den Bänken der Majorität bis zur Präſidententribüne reicht und der Minorität den Zutritt zur Tribüne abſperrt. Durch dieſes Spalier gehen die Abgeordneten der Majorität zur Urne. Jeder, der ſeinen Stimmzettel abgegeben hat, ſchließt ſich an das Spalier an, um ein im Alphabet ſpäteres Mitglied abzulöſen.“

•

§ 9: „Das amtliche Protokoll über jede Sitzung iſt ſo zu verfaſſen, daſs die nach dieſer geheimen Geſchäftsordnung ſich abſpielenden Vorgänge in ſcheinbare Uebereinſtimmung mit der alten Geſchäftsordnung gebracht werden. Berichtigungen dieſes Protokolles können angemeldet, dürfen aber nicht berückſichtigt werden.“

•

§ 10: „Mit dem Vollzuge dieſer geheimen Geſchäftsordnung iſt der Kanzleidirector des Abgeordnetenhauſes, Herr v. Halban, beauftragt.“

Ér

Volkswirtſchaftliches.

[illegible] Prager [illegible]

... aufſtellen. Die einen fälſchen ſie, indem ſie die Ergebniſſe günſtiger darſtellen, als ſie ſind, die anderen, indem ſie die erzielten Gewinne verbergen. Daſs beides nicht in Ordnung iſt, haben wir wiederholt hervorgehoben. Gewöhnlich iſt die unrichtige Buchführung für den Außenſtehenden ſchwer ſichtbar. Bei der diesjährigen Bilanz der Prager Eiſeninduſtriegeſellſchaft iſt aber mit ſo ſouveräner Verachtung der Vorſchriften des Handelsgeſetzbuches vorgegangen worden, wie es wohl ſelten vorgekommen iſt, und der Nachweis hiefür iſt daher ein ſehr leichter für jeden, der Bilanzen leſen kann und will. Daſs unſere Wiener Preſſe das nicht imſtande iſt, haben wir ſchon oft Gelegenheit gehabt zu betonen. Und dieſer Umſtand iſt es wohl, welcher unſeren Actiendictatoren den Muth gibt, der geſetzlichen Verpflichtung, eine wahrheitsgetreue Bilanz aufzuſtellen, offen entgegenzuhandeln. Die Prager Eiſeninduſtrie-Geſellſchaft hat ſeit vielen Jahren ſämmtliche 48.000 Actien des Teplitzer Walzwerkes im Portefeuille und dieſelben zu einem Cours von 468·75 fl. für 200 fl. Nominale, alſo mit 2,250.000 fl. eingeſtellt. Heuer ließ Herr Wittgenſtein das Teplitzer Walzwerk in Liquidation treten und ſämmtliche Activa und Paſſiva auf ſein Hauptunternehmen übertragen. Die Bilanz des Teplitzer Walzwerkes ſaldierte mit dem Nominalactiencapital von 960.000 fl., während es, wie die bisherige Bewertung der Actien in der Bilanz der Prager Eiſen zeigt, weit mehr wert iſt. Herr Wittgenſtein hat aber die Bilanz einfach übertragen laſſen zu den niedrigen Sätzen, zu welchen er das Teplitzer Walzwerk bisher gebucht hat; der buchhalteriſche Vermögenszuwachs der Prager Eiſen ergibt daher bloß 960.000 fl., während der bisher mit 2,250.000 fl. eingeſtellte Actienbeſitz aus der Bilanz verſchwindet. Es ergibt ſich hieraus ein buchmäßiger Verluſt von 1,290.000 fl., über deſſen Deckung in der Bilanz nichts enthalten iſt, der alſo offenbar aus den ſogenannten „geheimen Reſerven“ des Unternehmens gedeckt worden iſt. Welche Activpoſt um dieſe 1,290.000 fl. höher eingeſtellt worden iſt, weiß man nicht. Daſs das keine Bilanz iſt, verſteht jeder, der von Buchhaltung eine Ahnung hat; daſs geheime Reſerven im Betrage von Millionen eine Vermögensverſchleierung ſind, auch. Solche zu „öffentlicher Rechnungslegung verpflichtete Unternehmen“ ſollten eigentlich zur „öffentlichen Rechnungsgeheimhaltung berechtigte Unternehmen“ heißen. Die Bilanzen dieſes Inſtitutes weiſen auch niemals aus, wieviel alljährlich abgeſchrieben und neu inveſtiert wird. Und doch müſste davon die Steuerleiſtung abhängen. Man begründet dies mit der bisherigen öſterreichiſchen Steuerpraxis, welche es nothwendig macht, die Steuerleiſtung immer nach langen privaten Verhandlungen mit der Steuerbehörde im Ausgleichswege feſtzuſetzen. Die öffentliche Rechnungslegung wird alſo zur privaten Rechnungslegung. Nun, dieſen Zuſtänden wird das neue Steuergeſetz ein Ende machen. Ob aber die Actienmachthaber ſich veranlaſst ſehen werden, wenn dieſer Umſtand wegfällt, correcte Bilanzen aufzuſtellen, möchten wir faſt bezweifeln. Dazu iſt ihnen der gegenwärtige Zuſtand zu erwünſcht. Je weniger Mitwiſſer man hat, deſto leichter bleibt man Alleinherrſcher über den Actiencours, eventuell ſogar über einen ganzen Induſtriezweig.

Ch

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Comédie française, „La vie de Bohême“ von Henry Murger und Barrière. Palais Royal, „Le Portefeuille“ von Blum und Toché. Berlin. Schauſpielhaus, „Die Einzige“ von Max Bewold. Leſſingtheater, „Das Tſchaperl“ von Hermann Bahr. Neues Theater, „Aſchermittwoch“ von Joſef Jarno. Berliner Theater, „Tante Jette“ von Hans v. Wetzel und J. v. Schlicht. Oſtendtheater, „Jugendbrunnen“ von E. Tſchirch und E. Berg.

•

In einer Aufführung von Gounods Margarethe (Fauſt) ſang Fräulein Abendroth zum erſtenmale die Titelrolle. Sie brachte die zarten Stellen ihrer Partie durch feinen Vortrag und treffliches Spiel ſehr gut zur Geltung. Für den hochdramatiſchen Schluſs der Oper fehlte es ihr jedoch an Kraft. Dieſes Ende war vorauszuſehen, und deshalb, glaube ich, thäte die Direction beſſer daran, jede Sängerin für ein beſtimmtes Rollenfach zu ſpecialiſieren, als ſie durch eine zu vielſeitige Verwendung um den Erfolg zu bringen. Am ſelben Abend debutierte Fräulein Michalek als Siebel. Für eine Dame, die zum erſtenmale die Bühne betritt, hatte ſie ein auffallend ſicheres und natürliches Spiel. Da ſie auch eine hübſche Stimme und gute muſikaliſche Schulung mitbringt, dürfen wir ihrer weiteren Wirkſamkeit in entſcheidenderen Rollen mit den ſchönſten Hoffnungen entgegenſehen. Der unübertreffliche Mephiſto des Herrn Reichenberg iſt bekannt, Herr Van Dyck aber distonierte und übertrieb die Gefühlsaccente derart, daſs er ſich um den ganzen Erfolg brachte. Die Chöre des zweiten Actes könnten wieder einmal geprobt werden. Vielleicht wäre nur ein Dirigent nöthig, der nicht, wie Herr Fuchs, bloß mitliest, ſondern ihren Einſätzen etwas nachhilft.

•

In Signorina Prevoſti lernte Wien eine Sängerin von außerordentlicher ſchauſpieleriſcher Begabung und blendender Geſangstechnik kennen, die faſt vergeſſen machen, daſs die Stimme ihre Blütezeit längſt überſchritten hat. Schade, daſs man nicht Gelegenheit hatte, dieſes eminente Talent bei einer bedeutenderen künſtleriſchen Aufgabe zu ſehen, denn die alte Traviata hat, wenigſtens nach meinem Geſchmack, heute jede Anziehungskraft verloren. Dazu kam, daſs bei einer im modernen Coſtüm geſpielten [illegible] Aufführung in zwei Sprachen noch mehr [illegible], und gerade bei den tragiſchen Stellen, [illegible] da eine echte dramatiſche Illuſion [illegible] unter dieſen Umſtänden nur errathen, wie [illegible] Künſtlern vom Range der Prevoſti [illegible] Debutanten, die Herren Pennarini

und Walter, mit viel Glück und allen Ausſichten auf eine ſchöne Carrière. Chor und Orcheſter waren unbeſchreiblich. Bei der unbedeutenden Aufgabe des erſteren konnte man ſich mit ſeiner Leiſtung begnügen, aber die Herren Geiger hätten ſich ſchon ein biſschen zuſammennehmen können, um die beiden Vorſpiele zum erſten und letzten Act doch etwas beſſer herauszubringen. **R. W.**

Mit der alten „Cyprienne“ hat das Raimundtheater einen Treffer gemacht: es iſt jedes Mal ausverkauft. Ich habe aber auch in dieſem Haus noch nie eine ſo gute Vorſtellung geſehen, mit dem feinſten Geſchmack inſcenirt und geſpielt. Da iſt vor allem Herr Klein, der uns alle verblüfft hat; wir ſchätzen ſeit langem ſeine Kraft, ſein Temperament, ſeine lebendige Rede, den großen Zug, den er tragiſchen Geſtalten zu geben weiß, und die ganze freie, echte, ſo natürliche Art, die er hat, aber ſo viel Humor, ſolche Grazie, dieſe Laune hätten wir ihm nicht zugetraut. Dann Herr Burg, discret und von einem faſt franzöſiſchen Takt, und Herr Schildkraut mit einer unwiderſtehlichen Charge. Die Cyprienne ſpielt das Fräulein Petri. Sie gefällt den Leuten ſehr, ſehr und unſer Otto Erich hat uns ja neulich erinnert, daſs wir weniger unſere Meinung ſagen und lieber das Publicum ſprechen laſſen ſollen. Nun, dem Publicum hat im Raimundtheater noch nie eine Schauſpielerin ſo gefallen; es ſchwärmt für ſie, es iſt in ſie ganz vernarrt. Da kann es ihr ja gleich ſein, was irgend ein Recenſent meint. Ich gebe auch zu, daſs ſie Verſtand und die beſte Routine hat; es iſt ein Vergnügen, wie ſie alles „bringt“. Nur was man Seele nennt, das ſcheint mir doch ihrem klugen und munteren Spiel zu fehlen. **H. B.**

Bücher.

Max Lorenz. Die marxiſtiſche Socialdemokratie. 9. Band der Bibliothek für Socialwiſſenſchaft. Leipzig. Wigands Verlag. 1896.

Der Verfaſſer gibt mit großer Sachkenntnis eine präciſe Darſtellung der Theorie und Praxis der marxiſtiſchen Socialdemokratie. Im erſten Kapitel finden wir eine glänzende Schilderung der materialiſtiſchen Geſchichtsauffaſſung, wie ſie von Marx und Engels gelehrt wurde. Im zweiten Kapitel ſchildert der Autor das praktiſche Programm der Socialdemokratie, wie ſie thatſächlich in die Erſcheinung tritt. Das dritte und vierte Kapitel iſt der Kritik gewidmet. Was das ganze Buch auszeichnet, iſt die wiſſenſchaftliche Objectivität und kühle Ruhe, mit der alle dieſe Fragen über die marxiſtiſche Socialdemokratie behandelt werden. Und heikel ſind ſie, denn jeder, der dem Marxismus zu nahe tritt, kommt immer in die Gefahr von zwei Flanken bekämpft zu werden: einerſeits von der verſteinerten Bourgeoiſie, andererſeits von den dogmatiſchen Socialiſten. Dieſem Buch gegenüber muſs nun alle Gereiztheit verſtummen. Das Buch macht den Eindruck, als ob der Verfaſſer in ſeinen jüngeren Jahren ſelbſt auf Marx und die Socialdemokratie geſchworen hätte und nun durch eine vielleicht gegen ſeinen Willen ſich aufdrängende Kritik zu ſeinem jetzigen Standpunkte gelangt ſei. Deshalb vielleicht trägt ſeine jetzige Kritik den Charakter des Unvollendeten, des Unentſchloſſenen. Der Autor meint z. B., der Marxismus habe mit ſeiner Lehre von der Grundbedeutung des materiellen Factors nur „übers Ziel geſchoſſen“. Es ſcheint alſo, der Autor wäre mit einer kleinen Conceſſion nach dieſer Richtung hin ganz zufrieden. Doch ſchadet dieſe Unentſchloſſenheit dem Buche nicht: es enthält im allgemeinen eine zuſammenfaſſende Kritik des Marxismus, wie kein anderes. Ganz richtig weist der Autor darauf hin, daſs der Marxismus drei Beſtandtheile in ſich enthält: franzöſiſchen Materialismus, deutſche Dialektik, engliſche Wirklichkeit. Ebenſo richtig iſt die Bemerkung: wenn ſogar bewieſen wäre, daſs alle übrigen geſchichtlichen Erſcheinungen abhängig ſeien von der ökonomiſchen Structur, ſo tritt doch noch die Frage auf, woher denn dieſe Bewegung in der ökonomiſchen Structur komme, worin der dort ſich herausbildende Widerſpruch ſeine treibende Kraft hat. Ja! Da haben die Marxiſten nur eine Antwort: „der Marxismus beſchäftige ſich nicht mit metaphyſiſchen Fragen“, denn alles, was nicht in die Lehre hineinpaſst, iſt Metaphyſik. Wenn der Autor z. B. darauf hinweiſt, daſs „die Religion in ihrem innerſten Kern und Weſen, die ſubjective Seite aller Religionen, das religiöſe Empfinden, der religiöſe Trieb“ wohl unabhängig von den Productionsverhältniſſen iſt, ſo kann er ſicher ſein, von den dogmatiſchen Marxiſten nur als Metaphyſiker behandelt zu werden, denn für ſie iſt jeder, der ſich unterſteht den Marxismus zu kritiſiren, entweder ein Bourgeois oder ein Metaphyſiker, mit anderen Worten entweder ein Böſewicht oder ein Dummkopf. Wir aber, die meinen, es wäre nothwendig nicht nur die politiſch-ökonomiſchen, ſondern vielmehr auch die geſchichtsphiloſophiſchen Lehren von Marx und Engels einer genauen Kritik zu unterziehen, begrüßen das Buch von Lorenz, das uns eine zuſammenfaſſende, ſtreng wiſſenſchaftliche, objective Kritik des Marxismus und der Socialdemokratie bietet. **Dr. D. Pasmanik.**

Ernſt von Wolzogen: Der Kraft-Mayer. Ein humoriſtiſcher Muſikantenroman. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn. 1897.

Es iſt nicht ohne Reiz, zu betrachten, wie dieſelbe Entwickelung, die der einzelne durchläuft, auch von ganzen Kunſtgattungen und Formen in einer beſtimmten Epoche zurückgelegt wird. Man hat in der letzten Zeit die Wandlung einzelner Führer der einſtmals „modernen Bewegung“ vom jugendlich ſtürmiſchen Pathos zur Selbſtironie, ja zuletzt zu wirklichem Humor verfolgen können: dieſelbe Richtung zeigt auch die geſammte letzte literariſche Richtung. In der Lyrik, indem nach den lauten Schlacht- und Siegesrufen der Achtzigerjahre jetzt wieder die feinen, leiſen, über dem Stoffe ſchwebenden Töne vorgebracht werden. Im Drama, wo nach den ganz grauen Familienkataſtrophen und dem Hinterhauselend jetzt überall die Keime einer neuen, vielmehr einer neubelebten älteren Art, dem deutſchen Luſtſpiel, zu bemerken ſind: wir haben ja eben erſt Hartleben hier genoſſen. Im deutſchen Roman endlich, der denſelben Fortſchritt zeigt: vom Sittenroman (Hackländer, Freytag), zum geſellſchaftsreformatoriſchen (Spielhagen), dann zu den naturaliſtiſchen und pſychologiſchen Verſuchen der jungen Schule, endlich — ein Zeichen der Selbſtbefreiung — zum Humoriſtenroman breiten Stils. Einer der Beſten unter den noch immer wenigen, die im Roman die gut deutſche, aber durch neue Mittel bereicherte humoriſtiſche Tradition (Immermann, Goltz und Reuter) wieder aufgenommen haben, iſt Ernſt von Wolzogen. Von ihm iſt, wie man weiß, die vielleicht beſte deutſche literariſche Komödie (der Zeit überhaupt): „Das Lumpengeſindel“. Als Romanſchriftſteller und Novelliſt hat er desgleichen eine Reihe bürgerlich behaglicher Stoffe mit Laune, manchmal auch mit etwas Convention behandelt, er ſcheint ſeiner ganzen Art nach Otto Julius Bierbaum verwandt. Kritiker, wie dieſer, vermag er auch ſchaffend ſeine theoretiſchen Kunſtbeziehungen nicht ganz zu verſchweigen: es iſt immer wieder das Maler-, Literaten- oder bei Wolzogen, dem berühmten Geiger, am liebſten das Muſikantenmilieu. Auch muſs man gelegentliche allzubreite äſthetiſche Vorträge in den im übrigen ſehr angenehmen Kauf nehmen. Sonſt tritt das kritiſche Merkmal nirgends auffallend hervor, leider auch nicht in der Oekonomie, die wohl um vieles ſparſamer ſein könnte. Es iſt vielmehr — nach dieſen Einwänden darf man umſo wärmer anerkennen — ein wirklicher, munter fabulierter Roman mit ein paar prächtigen, gut herausgebrachten Holzſchnittfiguren und einer ſehr gemüthlichen, wohl erlebten Handlung, welche die abenteuerlichen Irrfahrten eines jungen Muſikers — des „Kraft-Mayers“ nach ſeiner derb-ehrlichen Natur genannt — von ſeinen Zuſammenſtößen mit der Berliner „guten Geſellſchaft“ bis zu ſeiner Freundſchaft mit Liszt und endlich der ſelbſtverſtändlichen Hochzeit behaglich, manchmal ein bißchen behäbig ſchildert. Die Figur des Kraft-Mayers, dieſes „reinen Thoren“, iſt vielleicht eine bleibend wertvolle Studie; auch der Abbé Liszt tritt aus dem Hintergrunde gut hervor. Desgleichen iſt die ſchlichte Anſchaulichkeit der Diction, die nur manchmal von Anklängen an die gang und gäbe Romane-Phraſeologie nicht ganz frei iſt, hervorzuheben. **P. W.**

Revue der Revuen.

Im „Magazin für Literatur“ preiſt E. O. Nodnagel den Wiener Tondichter Hugo Wolf als den Begründer des neudeutſchen Liedes. Er ſei der erſte, bei dem man einer wirklich durchgreifenden Umgeſtaltung der Liedform, einer conſequenten Uebertragung der von Wagner aufgeſtellten Grundſätze auf den lyriſchen Stil begegne. Vor allem finde man nach der techniſchen Seite eine ganz neue Behandlungsweiſe der ausführenden Organe. Das Clavier tritt aus ſeiner untergeordneten Stellung eines bloßen Begleitungsinſtrumentes heraus, und erhält die bei Wagner dem Orcheſter zugewieſene Rolle eines Interpreten der Stimmung, eine ſelbſtändige Bedeutung und Gleichberechtigung mit der Singſtimme, was ſchon aus dem Untertitel der Hugo Wolf'ſchen Compoſitionen: „Gedichte für eine Singſtimme und Klavier“ hervorgehe, während doch ſonſt die Bezeichnung „mit Klavierbegleitung“ gebräuchlich iſt. Auch die Singſtimme handhabt Wolf auf eine für die Liedercompoſition neue und eigenartige Weiſe, indem er Wagners Declamationsprincip conſequent durchführt. Wolf halte eben an dem Princip feſt, daſs eine Verſchmelzung von Poeſie und Muſik nur dann äſthetiſch möglich und berechtigt ſei, wenn die von Natur inferiore Kunſt — die Muſik — hinter der anderen zurücktritt. Auch im geiſtigen Inhalt zeigten ſich Wolfs Schöpfungen deutlich als die Träger neuer Werte. Er bewahre den poetiſchen Stimmungsgehalt nicht nur — er wiſſe ihn zu potenzieren und zu geſteigertem ſuggeſtiven Ausdruck zu bringen, und ſchon in den erſten Takten ſei die Grundſtimmung jedes Gedichtes fixiert. Entgegen anderen Liedercomponiſten, die in der Compoſition vor allem ihre eigene Individualität zum Ausdruck bringen und die des Dichters nach ihrer eigenen umzuformen verſuchen, überlaſſe ſich Hugo Wolf völlig der Suggeſtion der Dichtung, und dadurch löſe ſich dann bei ihm eine muſikaliſche Vorſtellung aus, die den adäquaten Ausdruck für die Individualität des Dichters bildet.

Aus der „Revue des Deux-Mondes“ iſt eine glänzende Studie von Anatole Leroy Beaulieu über die ſocialen Umgeſtaltungen im heutigen Rußland hervorzuheben. Indem Rußland ſich der induſtriellen Bewegung angeſchloſſen, habe es ſich dazu verurtheilt, die gleichen Phaſen zu durchlaufen, die gleichen ſocialen Kämpfe durchzumachen, wie die Völker des Occidents. Das zeige ſich ſchon jetzt. Das vielgerühmte Zuſammengehen von Induſtrie und Agricultur laſſe ſich ſo wenig erhalten, wie der Typus des bäueriſchen Fabriksarbeiters. Trotz aller Bemühungen und wirthſchaftlichen Vorkehrungen, um das Entſtehen eines Arbeiterproletariates zu verhüten, verwandle ſich der ruſſiſche Bauer, ſoweit er in Fabriken arbeitet, doch unaufhaltſam in den modernen, internationalen Arbeiter. Trotz des engen Zuſammenhanges, den das Princip der Familiencommunion und des Collectivismus auf den Dörfern geſchaffen, trotz des ſo verſchiedenen Gepräges, das Robot und Leibeigenſchaft dem ruſſiſchen Volk verliehen, vollzieht ſich dieſe Loslöſung und Umgeſtaltung vor unſeren Augen, und wird in den induſtriellen Gegenden Moskaus in wenig Jahren vollendet ſein. Und dann wird Rußland dieſelben Claſſenkämpfe, die gleichen Gewitterſtürme durchzumachen haben, welche im weſtlichen Europa die ſociale Entwickelung kennzeichnen.

In „Lippincott's Monthly Magazine“ berichtet Oscar Herzberg über die Anfänge der Annonce. Die erſt benannte Annonce enthält der Mercurius politicus vom Jänner des Jahres 1652. Eine Buchhandlung zeigt darin das Erſcheinen eines heroiſchen Gedichtes „Irenodia Gratulatoria“ an. Im Jahre 1682 gründete ein Mitglied der königlichen Societät, Apotheker von Beruf, namens Houghton, ein Annoncenblatt. Er gieng zu den größeren Kaufleuten und pries ihnen die Vortheile dieſer neuen Art von Reclame an. Der Erfolg blieb für ihn nicht aus. Er berechnete jedes Inſerat mit 2 sh 6 d, alſo etwas mehr als 1½ Gulden und fand alsbald mit ſeiner Zeitung ein behagliches Auskommen. Es iſt intereſſant — wenn man die Entwicklung der Houghton'ſchen Erfindung kennen lernen will — die heutigen Ausgaben für die Annoncen zu erheben. Es wurde berechnet, daſs Amerika allein jährlich eine Milliarde Francs für dieſen Zweck verbraucht.

Digitized by Google

Die **„Rassegna Nazionale“** veröffentlichte kürzlich das Tagebuch eines jungen piemonteſiſchen Officiers, Hyacinthe Deroulegno, der im Jahre 1825 zur Unterſtützung der Inſurgenten nach Griechenland geeilt war. Es erzählt auf jeder Seite von dem feigen, dummen Verhalten der Aufſtändiſchen, der Panik, welche der bloße Ruf: „Turkos! Turkos!“ in ihren Reihen hervorrief, auch wenn kein Schatten eines Feindes zu bemerken war. Man wird lebhaft an die jüngſtvergangene Flucht bei Lariſſa erinnert. Deroulegno, der als Freund der Griechen ausgezogen war, weiß nur von ihren Grauſamkeiten zu erzählen, und iſt voll des Lobes für die Türken und die Aegypter. Höchſt intereſſant iſt auch ſein Interview mit Ibrahim Paſcha, einer der markanteſten Figuren jener Zeit.

In den Julihefteu der **„Revista Brazileira“** ſchreibt Clovis Bevilaqua über den braſilianiſchen Dichter und Gelehrten Tobias Barreto. Aus geringen Verhältniſſen hervorgegangen, nur auf ſeine Selbſterziehung angewieſen, wurde dieſer geniale Autodidakt zu einem der hervorragendſten Denker ſeines Volkes. Seine Gedichte ſind von der glühenden Romantik der Victor Hugo'ſchen Schule; auf philoſophiſchem und kritiſchem Gebiete bildete er ſich an Comte, Littré, Huxley, Spencer und Häckel; in der Jurisprudenz, wo er ſich vorwiegend mit Criminaliſtik befaſste, war Ihering ſeine Lehrer. Er veröffentlichte unter Anderem auch ſehr angeſehen juriſtiſche Werke, wie „Unmündige und Geiſteskranke“ und „Unterlaſſungs-Delicte“.

Melancholie.

Fragmente von Kazimierz Tetmajer.

Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Polniſchen.

Die Liebe.

Es ſchien mir, als ſähe ich alle Stunden, die ich noch zu leben habe; ſie flogen langſam vor meinen Augen, wie ein Mövenvolk gegen Sonnenuntergang nach einem ſchwülen Tag.

Sie hatten Flügel, die nicht mehr blank und hell waren wie früher, ſondern mit Blut befleckt: nur eine, die letzte Stunde, hatte reine, weiße Flügel.

Da dachte ich, daſs ich einen ruhigen ſüßen Tod zu erwarten hätte.

Da kam ſie, das Weib, das ich liebe, und als ſie ſah, daſs alle Stunden, die ich noch zu leben habe, blutbefleckt waren, nur die letzte rein und weiß, ſagte ſie:

„Ich will, daſs auch dieſe ſo ſei, wie die anderen.“

Ich fragte nicht: warum?

Sie aber ſagte:

„Woher nimmt man Blut?“

Da zeigte ich auf mein Herz und reichte ihr einen Dolch:

„Stoß zu!“

Als ſie die Hand erhob, dachte ich nur daran, ob ich auch imſtande wäre, das Stöhnen zu unterdrücken, denn ich wollte ſie nicht erſchrecken; und als ſie geſtoſſen hatte, ſchrie ich trotz des wüthenden Schmerzes nicht auf.

Das Blut, das aus meinem Herzen ſpritzte, befleckte die weißen, reinen Flügel der letzten Stunde meines Lebens. Ich ſah, daſs ich auch einen ſchrecklichen, bitteren Tod haben werde, aber ich fragte nicht, warum mir dieſes Weib das angethan hatte.

Sie wollte ſo — und ich liebte ſie.

Ein Schatten.

Ueberall begleitet den Menſchen ein Schatten, er verläſst ihn weder bei Tag noch bei Nacht. Zuweilen ſieht ihn der Menſch nicht, ſowie man zu Zeiten die Bäume nicht ſieht, die vor dem Hauſe wachſen, in dem man lange ſchon wohnt, oder die Menſchen auf der Straße, wenn man mit einem Gedanken ſich ſtark beſchäftigt. Aber der Schatten iſt dennoch immer da. Er iſt bei ihm, wenn der Menſch als Säugling nach der Bruſt der Mutter greift; er iſt da, wenn er dem liebestrunkenen Weibe forſchend in die Augen blickt, Scham dort ſuchend und, ſtärkeres als Scham, Verlangen; und auch dann fehlt er nicht, wenn es den Menſchen, der das Frühlingsgras betrachtet, flüchtig durchzieht: im nächſten Frühling könnte auf ſeinem Grabe vielleicht auch ſchon Gras wachſen.

Tag und Nacht, immer und überall, begleitet ein Schatten den Menſchen, treuer als das Verlangen nach Glück, ſo treu wie die Einſamkeit — ein Schatten, der Tod.

Die Erinnerung.

Ganz dunkel wurde es dem Sterbenden vor den Augen; er fühlte, daſs der Tod ſich näherte; [illegible] er begann alſo rückwärts, hinter ſich zu blicken, ſein Leben noch einmal zu überſchauen.

Und es erſchien vor ſeinen Augen eine lange, helle Reihe [illegible] Gedanken, und jeder Gedanke brachte die Erinnerung an eine [illegible] oder einen Schmerz mit. Da aber die [illegible] Erinnerungen [illegible] [illegible] dachte der Sterbende, [illegible] daſs er [illegible] nicht mehr [illegible]

[illegible] Augen [illegible]

[illegible]

letzten Male die Erinnerung an dieſe Augen haben ſoll, daſs der Tod ſie ihm rauben wird.

Das Glück.

Sprechen wir nicht vom Glück, das wir begehren, ſprechen wir nicht von ihm ....

Das Glück iſt wie ein kleiner Vogel ...... es iſt leicht zu verſcheuchen.

Warten wir ſtill, ſprechen wir nicht davon, denken wir ſogar nicht daran ..... In den ſtillen Tiefen des Herzens begehren wir es, ſogar vor den eigenen Gedanken verheimlichen wir dieſes Begehren.

Denn das Glück iſt wie ein Lichtſtrahl zwiſchen Wolken: gleißend fällt es auf eine Weile heraus; aber wie leicht kann es ſich wieder verbergen ....

Rufen wir nicht das Glück; ſtreben wir nicht zu ihm; kämpfen wir nicht ums Glück; o ... warten wir wie Kinder, denen vor Weihnachten träumt, daſs das Chriſtkind mit einer Beſcheerung kommen wird, ſie warten, ſtill, zaghaft; warten wir ....

Wenn es kommen ſoll, wird es kommen .... gehen wir ihm nicht entgegen.

Das Glück iſt wie die Sonne, von der die Blumen träumen, die nur einen Tag blühen .... die können ihr auch nicht entgegengehen, ſie warten.

Wenn ein ſchöner Tag iſt, kommt die Sonne; trüben Wolken den Himmel, dann warten die Blumen vergebens.

Sie verwelken, ohne die Sonne geſehen zu haben. Abends, in der Stunde des Todes, werden ſie ſagen: „Vergebens breiteten wir unſere Kelche aus, ihr entgegen .... ſie kam nicht“ ....

Warten wir ſtill auf das Glück .... das Glück iſt für unſere Herzen, was die Sonne den Blumen, die einen Tag nur blühen .... wenn es kommen ſoll, wird es kommen.

Sprechen wir nicht vom Glück, das wir begehren, ſprechen wir nicht von ihm .... es iſt flüchtig, wie ein ſcheuer Vogel.

Die Kraniche.

Ich ſah einmal eine große Schar Kraniche nach dem Oſten fortziehen.

Ein ſtiller Herbſtabend ſtand mit ſeinem traurigen Violett über den Bergen, wie immer um dieſe Zeit in der Tatra.

Die Kraniche flogen langſam; ſchwarz hoben ſie ſich von den im letzten Sonnenroth erglühenden Bergen ab.

Ich blickte ihnen lange nach, bis ſie verſchwanden, und immer trauriger ward ich. Ich weiß nicht warum, aber es ſchien mir, daſs dieſe Kraniche auf ihrem Weg übers Meer ſich verirren müſsten und nie mehr zurückkehren würden.

Sie flogen ſo im unermeſslichen Luftraum, flogen weit hin und ſo langſam, und ſo traurig ſahen ſie aus, als fühlten auch ſie, daſs ſie zum letztenmale hier fliegen und nie mehr zurückkehren, nie .....

Zerſchmetterte eine Harfe, und in ihrem dumpfen Schmerzensſchrei wird nicht mehr Trauer liegen, als in dieſem Worte: nie ....

Sogar der Tatrawind, der mit ſeinen Flügeln aus Eis der gefrorenen Seen ſchlägt, auch er ſtöhnt nicht ſo traurig.

Die Klage von Bäumen, die unter der Axt fallen und noch zum letztenmale der Sonne ihre Aeſte entgegenſtrecken, die etwa liegt in dieſem Worte, und der Ausdruck der Augen ſterbender Menſchen.

Und was ſoll ein Menſch thun, von dem der Glaube an das Heiligſte fortzieht, ſo wie dieſe Kraniche aus ihrem Sommerheim, bei deren Anblick, ich weiß nicht warum, ich denken muſste, daſs ſie ſich auf ihrem Wege übers Meer verirren werden und nie mehr, nie mehr zurückkehren?

Stimmen aus dem Publicum.

Ein neues Verfahren der Heilung der Lungenſchwindſucht

[illegible] Zu den Bronchial [illegible] und die Stoffe [illegible], durch welche der Körper die [illegible] Bacillen [illegible]. Durch Zuführung dieſer Stoffe, die unter dem Namen „[illegible]“ in der chemiſchen Fabrik von Dr. [illegible] in [illegible] in Sachſen aus den [illegible] hergeſtellt werden, wird eine Heilung der Tuberculoſe herbeigeführt.

[illegible] ſehr günſtige Berichte vor über dieſes [illegible], den vielen an dieſer Krankheit Leidenden [illegible] in den Apotheken.

Die Zeit.

Wiener Wochenſchrift

für

Politik, Volkswirtſchaft, Wiſſenſchaft und Kunſt.

Herausgeber:

Profeſſor Dr. J. Singer,

Hermann Bahr und Dr. Heinrich Kanner.

Band XIII und XIV

October 1897 – März 1898.

Wien, IX/3. Günthergaſſe Nr. 1.

Digitized by Google

Autoren-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die ſchwachgedruckten die Seitenzahlen.

Achelis Thomas, Dr. 170 8
Albert Henri 169 205
Andreas-Salomé Lou . . . 172 40
Aſenijeff Elſa 158 21
Bach Maximilian, Dr. 180 162
Bahr Hermann, Dr. 157 11, 158 26, 159 42, 160 57, 162 91, 163 107, 164 124, 165 141, 167 172, 168 188, 170 11, 171 28, 172 44, 173 59, 175 90, 176 106, 178 139, 179 155, 180 170, 182 200
Berdrow Wilhelm 178 135
Brandes Georg 180 168
Brauner Alexander 170 7
Bruck-Auffenberg, Natalie 157 8, 182 199
Colajanni Napoleone, Dr. . . 176 97
Curti Theodor 164 113
Davidſohn Robert 176 101
Dehmel Richard . . 160 55, 161 78
Deutſch J., Dr. 162 84
Deutſchnationaler Student, Ein . . 181 179
Egidy M., von 173 49
Federn Karl, Dr. . . 159 37, 160 53
Federn Walther 158 21, 167 169, 174 71
Feldegg F., von 165 140
Ferrero Guglielmo, Prof. Dr. . . 168 183
Frankl-Hochwart Bruno, von, Dr. 180 161
Franko Iwan, Dr. 160 51, 165 132, 166 150, 178 132
Fred W. 179 153
Ganz Hugo, Dr. 161 66, 167 163, 169 196
Gerlach H., von 182 193
Göhre Paul . . . 171 19, 179 52
Gold Alfred 164 122, 167 172, 174 75, 176 106
Goſtkowski Roman, Baron 163 101, 164 117, 165 137
Graevell von Joſtenoode Harald 166 159, 170 2
Großmann Stefan . 176 104 177 123
Grunzel Joſef, Dr. 167 169
Gumplowicz Ladislaus, Dr. . . 168 181
Gyſtrow Ernſt . . 175 86, 176 102
Habich Georg, Dr. 177 121
Hanſſon Ola 175 88
Heine Karl . . . 161 72, 162 88
Herzfeld Marie . . 166 154, 181 186
Hoffmannsthal Hugo, von 157 6, 162 89, 174 78, 175 94
Holitſcher Arthur 158 24
Holzer Rudolf. . . 173 57, 174 74
Huch Ricarda . . 170 5, 171 25
Hülſe Edgar, Dr. 176 98
Ichenhaeuſer Eliza 162 82
Jenny Rudolf Chriſtian . . . 165 144
Jentſch Karl 158 19, 159 36, 166 152, 167 167
Kanner Heinrich, Dr. (Chiffre K.) 157 1, 158 17, 159 33, 160 49, 161 65, 162 81, 163 97, 164 113, 165 129, 166 147, 167 163, 168 179, 169 195, 170 1, 171 17, 172 33, 173 49, 174 65, 175 81, 177 113, 178 129, 179 145, 180 161, 181 177, 182 193
Karlweis C. 182 206
Key Ellen . . . 163 103, 164 119
Koſſuth Franz 163 97
Kryzanowski Adam 160 51
Langmann Philipp . 166 161, 167 177
Lecher Otto, Dr. 181 180
Leiching Eduard 170 8
Leiching Julius 158 23
Lößl Heinrich, Dr. 161 69
Loos Adolf . 161 73, 162 90, 168 186
Maeterlinck Maurice 182 198
Mandl Sigmund 163 100
Marholm Laura 169 199
Marx Karl 157 1
Maſaryk Th. G., Prof. Dr. 177 117, 178 133, 179 150
Mayer Siegmund . . 173 54, 177 119
Menkes Hermann 171 24
Meſſer Max 159 41
Minor J., Prof. 181 184
Minzès Boris, Prof. . 174 72, 177 120
Multatuli . 176 111, 177 127, 178 143
Muther Richard 159 10
Neugebauer Emil 174 67
Oberwinder Heinrich . . . 162 82
Oppert Ernſt 165 131
Paetow Franz 163 98
Paſtor Willy . . . 171 27, 176 104
Pelle Molin 168 192
Pferſche Emil, Prof. Dr. 172 37, 179 149, 181 177
Poller 166 147, 167 164, 168 179, 171 17, 172 33, 173 50, 175 82, 177 113, 178 129, 179 145
Prévoſt Marcel 179 158, 180 173, 181 190, 182 203
Reich Emil 161 74
Römiſcher Clericaler, Ein . 175 81
Schäffer Emil 173 57
Schlaf Johannes 160 64
Schmitt Eugen Heinrich . . . 180 164
Schöchtner F. Dr. 181 181
Schulze-Gaevernitz, Gerhart v. Dr. 164 115, 165 136
Schwann, Mathieu . . 161 69, 162 86
Schwarzſchild Karl Dr. . . . 180 165
Serao Mathilde . . 162 95, 163 111
Servaes Franz 169 200, 178 137, 181 183
Silberſtein Leo 182 196
Simmel Georg 157 4, 172 38, 173 53, 174 69
Singer J., Prof. Dr. 182 195
Stahl Fritz 157 10
Stern Alfred, Profeſſor . 169 198, 178 134
Sträußler Wilhelm 165 135
Tauſſig F. W., Profeſſor . . 157 3
Tezner Friedrich Dr. 159 34
Tinzl J. Dr. 174 65
Thurow H. 161 67
Tſchechow Anton 169 209, 170 15, 171 31, 172 47, 173 63
Werner v. Heidenſtamm 170 4, 171 22
Wallaſchek, Richard 158 25, 163 105, 164 123, 166 156, 172 42, 178 139, 179 154
Walzel Oscar F. 172 40
Waſſermann Jakob 164 126
Webb Sidney . . . 169 197, 176 100
Williams Erneſt E. 175 85
Wolzogen Ernſt von 157 15, 158 31, 159 46, 160 63
Zuckerkandl B. . . . 167 171, 180 169

Inhalts-Verzeichnis.

Die fettgedruckten Ziffern bedeuten die Nummern der Hefte, die ſchwachgedruckten die Seitenzahlen.

Artikel.

Abſolutismus, der ſtreng verfaſſungsmäßige 168 179
Abſolutiſtiſche Rudimente . . . 174 65
[illegible], die 160 49
Amerika, das Frauenſtimmrecht in . 162 82
Anarchiſten, Ueberflüſſige . . . 180 161
Anaſtaſius Grün und Bauernfeld am 13. März 180 161
Arbeiterbewegung in Ungarn, Zur Geſchichte der 162 81
Arbeiterſchutz und internationales Arbeitsamt 159 35
[illegible] 171 17
[illegible] 177 119
[illegible] 160 19
[illegible] 175 88
[illegible] 168 187
[illegible] . . . 165 [illegible], 166 150
[illegible] 181 181
[illegible] . . . . . 159 [illegible]
Bohème, Die 178 139
Bonus, Arthur 179 152
Brief, Ein 175 91
Bücher über Muſik, Neue . . . 166 156
Bulgariſchen Legendenwelt, Aus der . 174 72
Burckhard, Max 164 123
Burgtheater . . . 173 59, 175 90, 176 106
Concert und Oper 164 123
Conference, Eine 163 106
Confiscation, Die Geſchichte einer . 158 17
Culturveredelung . . . 163 103, 164 119
Deutſche Kunſt und Decoration . . 166 158
Deutſchland in Amerika . . . 170 2
Deutſchland beim Beginne der Wahlcampagne, Die politiſche Lage in . 162 81
Deutſchland, Der Kampf um die Vorherrſchaft in 178 151
Deutſchlands, Der Niedergang des [illegible] 182 193
[illegible] 157 5
[illegible] . . . . . 173 [illegible]
[illegible] 166 11
[illegible] 167 161
Dreyfus und die Vollſtreckung des Urtheils, Der Proceſs 168 179
Dreyfus-Proceſſes, Zur Reviſion des . 171 17
Dreyfus, Der Anklageact im Proceſſe . 172 33
Dreyfus-Eſterhazy, Zur Affaire . . 173 50
Dreyfus-Proceſſes, Der Landesverrath Eſterhazys und die Reviſion des . 177 113
Duell, Das 179 155
Eiſen- und Blechfabrik „Union“ . . 167 169
Elektrochemie und Elektroinduſtrie . 178 135
Ende der Liebe, Das 178 139
England, Das Ende des Maſchinenbauerſtreiks in 176 100
Engliſches 179 153
Entſcheidung, Die erſte . . . 161 65
Entſcheidung, Vor der . . . 164 113
Entwickelung 180 169
Erwerbsbeſtrebungen . . 163 100, 165 156
Erwerbsbeſtrebungen und [illegible] 167 193
Fall Clemenceau, Der 160 57
Fall Clemenceau, Der Proteſt gegen den 161 74
Fitger, Arthur 168 185
Föderalismus in Oeſterreich, Der . 181 177
[illegible] 179 154

Digitized by Google

Frankreich, Das schwarze Cabinet in . 178 129
Französische Redensarten . . . 162 89
Frauenfrage, Nochmals die . . . 158 21
Freiwild 176 106
Fruchtlose Arbeit 158 17
Gabriele d'Annunzios, Die Rede . . 157 6
Galizische Bauer im Lichte der Statistik, Der 160 50
Gefahr als Lebensbildner, Die 161 69, 162 86
Geldes in den Beziehungen der Geschlechter, Die Rolle des 172 38, 173 53, 174 69
Geschichte der Sclaverei, Eine . . 170 3
Gewerbliche Mittelstandspolitik . . 182 195
Ghetto, Das neue 171 28
Grimm, Herman 176 104
Große Stadt, Gegen die . . . 170 11
Hauptmann 169 200
Heine-Jubiläum, Das 172 40
Hochschulerlässe, Die österreichischen 181 179
Ibsens, Ein ungedrucktes Drama . . 180 168
Ibsen der Romantiker 181 183
Ibsen und die moderne Schauspielkunst 181 184
Ibsen und seine Landsleute . . . 181 186
Idealismus und Materialismus in der Architectur 165 140
Im Nebel 169 199
In neuen Geleisen 166 154
Jüdischer Prophet, Ein moderner . 168 183
Johannes 172 44
Justament-Politik 175 81
Kainz im Burgtheater 159 43
Kainz Josef 158 26
Katherl, 's' 165 141
Kosaken von Kobelțali, Die . 164 115, 165 136
Kritik des Communismus, Zur . . 168 181
Kunstgewerbeschule, Unsere . . . 161 73
Kunstnachrichten 164 121
Kunz, Adam 177 121
Li-Hung-Tschang's Bericht an den Mandschu-Thron 165 131
Littenerau, Für 182 200
Magyarische Nationalstaat und die ungarländischen „Nationalitäten“, Der . 174 67
Maler der Kiefernheide, Ein . . 171 27
Marxismus, Die wissenschaftliche und philosophische Krise innerhalb des gegenwärtigen 177 117, 178 133, 179 150
Massenverbrechen, Ueber 157 4
Ministeranklagen 157 1
Ministerielle Delirien 163 97
Ministerien, Zwischen- 178 129
Ministerium Bacat 172 33
Mode 157 8, 182 199
Mode zu Mode, Von 169 203
Moderne Farbenlehren . . . 175 86, 176 102
Moclau 165 129
Mücken, Die Zukunft der . . . 170 8
Mutter Erde 157 10
Nationalsocial 166 152
Neuseeland, Streitverhütung in . . 169 197
Niederlanden, Von zwei alten . . 173 57
Nordamerika, Die socialistischen Gemeinwesen in 163 98
Novalis 182 198
Obirnment, Das 169 195
Oesterreich, Die gemeinsame Verfassung und der Absolutismus in . . . 159 34
Oesterreichische und ungarische Ausgleichstatut 181 180
Oesterreichischen Emissionspraxis, Zur . 158 21
Oesterreichische Gesetzgebungstechnik, Die neueste 174 66
Oesterreichs Schwäche 157 1
Officierscorps, Bilder aus dem österreichischen 175 82
Operette und Ballet 172 43
Oper 158 25
Osmose, Arbeit der 163 101, 164 117, 165 137
Ostasien, Der Kampf um . . . 175 85
Patriotismus 173 49
Pflicht des Minsteriums, Die . . 180 161
Polnische Entdeckungen 162 81
Polnische Totfettenbehelie . . . 177 113
„Pour le roi de Prusse“ 173 49
Präludium 181 177
Process Zola, Der 179 145
Protest des Mogens, Der . . . 176 97
Publicum, An das 162 91
Quotenfrage, Zur Behandlung der . 179 149
Recht der Nationalsocialen zur politischen Parteibildung, Das 171 13
Recognoscirungen 179 145
Rodenbach, George 167 171
Roman, Ein russischer 159 11
Romantik und das Unbewusste, Die 170 5, 171 25
Russische Philosophie und semitischer Geist 172 40
Saturnring, Der 180 165
Schauspielkunst, Wert und Bedeutung der 161 72, 162 88
Schleswig-Holstein's Befreiung . . 169 198
Schule, In der 167 172
Schwedischen Volksgeist, Vom 170 4, 171 22
Schweiz, Die Rechte der Sprachen in der 164 113
Slavischen Brüder, Die . . . 178 132
Socialdemokrat sein?, Darf ein Christ und guter Patriot 167 167
Socialistische Moralisten 161 66
Socialphilosophie, Eine . 158 19, 159 36
Sprachenkampf in Wien, Der . . 172 37
Staat, Ein problematischer . . . 170 1
Statistik?, Wo bleibt die . . . 160 51
Stifter, Adalbert . . . 173 56, 174 74
Strafbemessung, Die 161 67
Strindberg in der Unterwelt . . . 178 137
Sturm- und Drangperiode der europäischen Reaction, Aus der . . 177 120
Teufel, Etwas vom 176 101
Theater, Das 180 170
Theatereindrücke, Neue . . . 167 172
Thiernovellen 158 24
Tirols, Die Verwelschung . . . 176 98
Tschechow, Anton 170 7
Ungarische Nationalstaat, Der . . 169 196
Ungarische Obstruction, Die . . 167 163
Ungarische Unabhängigkeitspartei und die österreichische Verfassung, Die . . 163 97
Ungarn und der Ausgleich . . . 161 65
Unger William 158 23
Ujejski, Cornel 171 24
Unparlamentarische Parlamentsregierung, Die 166 147
Unter Null 167 163
Untergrundbahnen in London und Berlin 182 196
Vatican und Antisemitismus, Der . 175 81
Verfassung, Die Wächter der . . 182 193
Verismo 157 11
Wahrheits-Duelle 159 33
Weihnachtsausstellung im österreichischen Museum 168 186
Wien, Eine Concurrenz der Stadt . 162 90
Wiener Aquarell-Ausstellung . . . 174 75
Wiener Gasanleihen, Das . . . 174 71
Wiener Köpfe, (Ferd. Ritter v. Holzinger, Victor Adler, Hermann Bielohlawek) 176 105, 177 121
Wiener Proletariat am 13. März 1848, Das 180 162
Wihtmann Walt 159 37, 160 53
Wille zur That, Der 160 55
Wolf, Hugo 163 105

Die Woche.

a) Politisches: 157—164 11 (Die Schule David), 27, 43, 59, 75, 91 (Präsidiale Geschäftsordnung), 107 (Ein misslungener Boycott), 124, 166—182 159, 174, 188, 205, 12, 28, 45, 61, 76, 91, 108, 124, 140, 155, 170, 187, 201 (aufgehobene Confiscation):

b) Volkswirtschaftliches: 157—173 12, 27, 44, 59, 76, 92, 108 (Börse, Speculation und Volkswirtschaft), 125, 141, 160, 174, 189, 206, 12, 29, 45, 61; 175—176 92, 108; 178—182 140, 156, 171, 188, 202;

c) Kunst und Leben. 157—182 13, 28, 45, 60, 76, 93, 109, 125, 142, 160, 174, 189, 206, 13, 30, 46, 61, 77, 92, 109, 125, 141, 156, 171, 188, 202.

Bücher.

Ammon Otto: Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen 159 45
d'Annunzio Gabriele: Lui . . 167 176
Balonnine Michel Oeuvres . . 176 110
Barbaietti L.: Ehrencodex . . 173 62
Baedach Hermann. Simons Ende 164 126
Barth Hans: Römische Allotria für Zlatiendummiter 162 94
Barth Paul, Dr.: Die Philosophie der Geschichte als Sociologie . . 169 208
Bauer Wilhelm, Dr.: Der ältere Pythagoreismus 158 29
Bellamy Edward: Gleichheit . . 182 203
Bey Louis P., Dr.: Die französische Literatur im Urtheile Heinrich Heines 166 161
Bierbaum Otto Julius: Studentenbeichten 165 143
Björnstjerne Björnson: Der König 158 29
Buchenberger A., Dr.: Grundzüge der deutschen Agrarpolitik, mit besonderer Würdigung der kleinen und großen Mittel 178 141
Buckle Thomas Henry: Essays. Aus dem Englischen übersetzt von Eugenie Jacobi 158 29
Curti Theodor 159 36
Daszynska Sophie, Dr.: Zarys ekonomii spolecznej. (Grundriss der politischen Oekonomie) . . . 180 172
Ernst (Schmidt), Otto: Buch der Hoffnung. Neue Folge der gesammelten Essays aus Literatur, Pädagogik und öffentlichem Leben . . 176 110
Falke Gustav: Neue Fahrt . . 180 172
Germanicus: Bebel im Lichte der Bibel 177 126
Gnedy Pierre: Amoureuse Trinité 165 143
Gutberlet Heinrich: Böhmerland — deutsches Land! Kampflieder aus der Ostmark 178 142
Gyp: La fée surprise . . . 167 176
Handbuch der deutschen Actiengesellschaften 161 77
Hartmann Eduard, von: Kategorienlehre 161 77
Heine Anselm: Unterwegs . . 181 189
Henkell Karl, Sonnenblumen . 179 157
Herkner Heinrich, Dr.: Die Arbeiterfrage 171 31
Hermann Albert, von: Antonio Salieri 167 176
Herz Hugo, Dr.: Der gegenwärtige Stand und die Wirksamkeit der österreichischen Arbeiterschutzgesetzgebung 158 28
Karlweis C.: Adieu, Papa, und andere Geschichten 172 46
Kerners Justinus, Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben von seinem Sohne Theobald Kerner . 159 46
Kirchbach Wolfgang: Das Buch Jesus 163 110
Kreyher Max: Furcht vor dem Heim und andere Novellen . . . 167 176
Les Maîtres de l'Affiches. Publication Mensuelle. Éditée par l'Imprimerie Chaix 168 191
Letter Friedrich: Wer muss Personaleinkommensteuer und Besoldungssteuer zahlen? Wer muss Rentensteuer zahlen? 174 78
Leoçzaw Carl, Freiherr von: Höhenlieder. Gedichte und Aphorismen . 170 14
May Max: Wie der Arbeiter lebt. Arbeiterhaushaltungs-Rechnungen aus Stadt und Land 175 93
Maier-Gracie A. J.: Die Keuschen 175 93
Merk Emma: Chimère . . . 169 208
Merrill Stuart: Poèmes . . 177 126
Mittelstaedt Otto: Vor der Fluth. Sechs Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart 164 126
Mittler Gustav: Gut und Geld. Volkswirtschaftliche Studien eines Praktikers 177 126
Meine vereinfachte Notenschrift. Edition de Heinrich. Verlag Otto Maaß, Wien . . . 173 62
Panizza Oscar, Zürcher Discussionen. I. Die Krankheit Heines . . . 161 77
Pica Vittorio: L'Arte mondiale a Venezia 173 62
Polenz Wilhelm, von: Der Grabenhäger, Roman 178 142
Poschinger Heinrich, von: Fürst Bismarck und der Bundesrath . . 172 46
Rae John: Achtstunden Arbeitstag . 181 189
Raffalovich, Arthur: Le Marché financier en 1896—1897 . . . 167 175
Ratzel Friedrich: Politische Geographie 170 13
Richter Helene: Mary Wollstonecraft, die Verfechterin der Rechte der Frau 166 160
Rigolage Emile: La sociologie par Auguste Comte 168 191
Rossi Giovanni, Dr.: Utopie und Experiment. Studien und Experimente 157 14
Rubin S., Dr.: Die Erkenntnistheorie Maimons 158 29
Rüttenauer Benno: Zwei Rassen 163 110
Salus Hugo: Gedichte . . . 165 143
Schmidt Emil: Ceylon . . . 162 94

Digitized by Google

Schulze Ernſt: Volkshochſchulen und Univerſitäts-Ausdehnungs-Bewegung . 179 157
Schulz-Dresden Carl Theodor: Filihehe und Heiratsconſens . . 169 208
Schwiedland Eugen, Dr.: Eine vorgeſchrittene Fabriksgeſetzgebung: Die Fabriksgeſetze der Colonie Neu-Seeland vom 18. October 1894 und 12. October 1896 . . . 174 78
Siebold Ph. Fr., v.: Nippon, Archiv zur Beſchreibung von Japan ꝛc. . 157 13
Söhle Karl: Muſikantengeſchichten . 182 203
Spielhagen Friedrich: Fauſtulus 176 110
Tirner R.: Kleine Behelfe zur Belebung des franzöſiſchen Unterrichtes an öſterreichiſchen Bürgerſchulen und verwandten Lehranſtalten . . . 168 191
Torreſani Karl, Baron: Steyeriſche Schlöſſer 173 62
Treitſchke Heinrich, von: Zehn Jahre deutſcher Kämpfe 168 191
Martenſen Larſen, Lic. H.: Die Naturwiſſenſchaft in ihrem Schuldverhältnis zum Chriſtenthum . . 175 93
Weitling Wilhelm: Das Evangelium eines armen Sünders . . 165 143
Wittek Dr., von: Oeſterreichs Eiſenbahnen und die Staatswirtſchaft . 173 62
Wundt Wilhelm: Syſtem der Philoſophie 170 14
Zilken Fritz: Phantaſtiſche Geſchichten 176 110
Zürcher Discuſſionen. II. Ein Capitel aus Hans Jägers Chriſtiania-Bohême, überſetzt und eingeleitet von Dr. Guſtav Morgenſtern . . . 162 110

Revue der Revuen.

157—182 14, 30, 46, 62, 77, 94, 111, 126, 143, 161, 176, 191, 208, 14, 30, 47, 62, 78, 93, 110, 126, 142, 157, 172, 189, 203.

Belletriſtiſches.

Das große Kaſperltheater . . . 182 206
Der weiße Fächer . . 174 78, 175 94
Die Bauern 169 209, 170 15, 171 31, 172 47, 173 63
Die ſchmutzige Weſte des Herrn Rabener 164 126
Die Spinne und die Fliege . . . 165 145
Die Tugend Chechinas . 162 95, 163 111
Ideen . . 176 111, 177 127, 178 143
Liebesbriefe 166 161, 167 177
Logos 160 64
Das Löwenherz 161 78
Rimba 179 158, 180 173, 181 190, 182 205
Prolog zur „Joſefine" 169 209
Saga-Gunnel 168 192
Tini . . 157 15, 158 31, 159 46, 160 63

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 2. October 1897. Nummer 157.

Miniſteranklagen.

Die nächſte parlamentariſche Woche gehört den Miniſteranklagen. Nur wenn zwei Vorausſetzungen gleichzeitig zutreffen, wird die Miniſteranklage in einem Parlament ernſtlich beantragt werden können: eine vom Miniſterium begangene Geſetzesverletzung und eine leidenſchaftlich tiefe Erregung darüber in der Bevölkerung. Deswegen ſind Miniſteranklagen ſo ſelten. Denn regieren, mit einer beſtimmten Majorität gegen die Minorität, ja geradezu im Sinne einer Partei kann man immerhin regieren, ohne deswegen irgend ein Geſetz zu übertreten. Das iſt ſogar die Bedingung kunſtgemäßen Regierens. Denn das Regieren iſt eine Kunſt. Es kommt nicht bloß darauf an, daſs der Regierende ſeinen Willen durchſetzt. Das verbürgt die rohe Kraft der ihm anvertrauten ſtaatlichen Gewalt allein ſchon. Die Kunſt aber beſteht darin, daſs der Regierende ſeine Zwecke in einwandsfreier Art erreicht. Deswegen werden die Miniſter auf die Beobachtung der beſtehenden Geſetze verpflichtet wie die Spieler auf die Spielregeln. Wer gegen die Spielregeln verſtößt, iſt ein Patzer, beſonders wenn er ohnedies die beſſeren Karten in der Hand hat. Im gleichen Fall aber befindet ſich eine Regierung, die ohne Geſetzesverletzung nicht vorwärts kann. Dies in jedem Falle. Aber es ſind auch noch Unterſchiede unter den Geſetzesverletzungen zu bemerken. Es gibt kleine und große und — was in dieſem Zuſammenhang noch wichtiger — es gibt gleichgiltige und revoltierende Geſetzesverletzungen, ſolche, die nur den Kunſt-, d. i. Geſetzkennern aufs Gewiſſen, oder bloß einem engen Kreis von Beſchädigten zur Laſt fallen, und ſolche, die breite Bevölkerungsſchichten in Aufruhr verſetzen. Vor dieſen letzteren hat ſich ein Miniſter ganz beſonders ſorgfältig in Acht zu nehmen, ſchon um ihrer ſtarken Wirkungen willen. Sowie es das Kennzeichen einer richtig conſtruierten Maſchine iſt, daſs ihre treibenden Kräfte mit dem denkbar geringſten Widerſtand arbeiten; ſo iſt es Sache einer guten Regierung, die ihr zur Verfügung ſtehende Macht zu gebrauchen, ohne in der Bevölkerung energiſche Widerſtände zu erwecken, welche jene Macht in ihrer Wirkſamkeit beeinträchtigen. Deswegen muſs ſie revoltierende Geſetzesverletzungen vor allem ſo peinlich vermeiden. Da aber gerade dieſe das conſtituierende Merkmal der Miniſteranklage ausmachen, iſt die Miniſteranklage, wo ſie überhaupt vorkommt, allemal ſchon deswegen allein weil ſie möglich geworden iſt, ein entſchiedener Beweis gegen die Fähigkeit der Regierenden, genau ſo wie die Exploſion einer Maſchine regelmäßig auf irgend einen Fehler in ihrer Einrichtung oder Handhabung ſchließen läſst, für den auch der Schuldtragende zur Verantwortung gezogen werden muſs.

Thatſächlich gehören die Miniſteranklagen in allen Ländern zu den größten Seltenheiten. Daraus kann man ſchließen, daſs es, aller Parteigegenſätze ungeachtet, denn doch einem kunſtgerechten Miniſter noch immer möglich iſt zu regieren, ohne die Geſetze zu übertreten und ohne dadurch exploſive populäre Leidenſchaften aufzuſtören. Auch in Oeſterreich konnte die Miniſteranklage bis vor einigen Jahren zu den theoretiſchen Raritäten des Staatsrechtes gezählt werden. Das Geſetz über die Miniſterverantwortlichkeit iſt ſeit 1867 in Kraft. Aber nicht früher als im Jahre 1892 wurde es zum erſtenmal in praktiſchen Gebrauch genommen. Die Miniſteranklage wurde damals von den Jungczechen wegen der Errichtung des Bezirksgerichtes in Weckelsdorf gegen den Juſtizminiſter Grafen Schönborn beantragt. Damals war ſchon das Regime Taaffe im Verfall, und die Miniſteranklage ſelbſt war eines der bezeichnenden Symptome davon. Was dem Miniſterium Taaffe erſt im dreizehnten Jahre ſeiner kraftzehrenden Herrſchaft widerfuhr, iſt dem Cabinet Badeni bereits im zweiten Jahre paſſiert. Wegen der Sprachenverordnungen wurden ſchon in der vorigen Seſſion im Abgeordnetenhaus drei Miniſteranklagen beantragt. Wie der Maſchinenheizer am Manometer, ſo hätte Graf Badeni an dieſen Miniſteranklagen ſchon merken können, daſs die Spannung, welche die Sicherheit der Regierungsmaſchine bedroht, einen außerordentlich hohen Grad erreicht hat. Aber er hat [illegible] Sommers über [illegible], mit dem berüchtigten Geheimerlaſs und dem Verſammlungsverbot in Eger. So hat denn auch [illegible] das Cabinet drei Miniſteranklagen, die ſich auf drei [illegible] Geſetzesverletzungen begründen, gegen ſich.

Für die parlamentariſche Bedeutung der Miniſteranklage iſt es ganz gleich, ob die Majorität ſie verlangt oder eine Minorität des Parlaments, welche [illegible] nur einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung hinter ſich hat. Für den Erfolg der Miniſteranklage aber macht es ſelbſtverſtändlich einen bedeutenden Unterſchied. In der Hand der Majorität, nach unſerem Geſetze der Zweidrittel-Majorität, iſt die Miniſteranklage die ſchärfſte Waffe, welche dem Parlamente zur Behauptung ſeines coordinierten Einfluſſes gegenüber der Krone gegeben iſt. Denn wenn die Majorität durch Miſstrauensvoten, Abſtimmungs-Niederlagen oder ſelbſt Budget-Verweigerung die Krone doch immer nur indirect zwingen kann, einen Miniſter zu entlaſſen, gibt ihr die Miniſteranklage, wofern dieſe vom Staatsgerichtshofe zu Recht befunden wird, die Möglichkeit, den Miniſter, auch ohne den Willen der Krone, aus eigener Macht ſeines Amtes zu entſetzen. Ganz anders in der Hand einer Minorität. Die kann die Miniſteranklagen wohl beantragen, aber nicht beſchließen, es kommt alſo nicht zum ſtaatsgerichtlichen Verfahren und nicht zu deſſen Conſequenzen. Will eine Minorität einen Miniſter wirklich vor ein Gericht bringen, dann ſteht ihr, und auch das nur in gewiſſen Fällen, bloß ein außerparlamentariſcher Weg offen, der nicht zum Staatsgerichtshof, ſondern zu den ordentlichen Criminalgerichten führt. Der Staatsgerichtshof kann den Miniſter wegen jeder Geſetzesverletzung verurtheilen, es ſei nun die Verletzung des allgemeinen Strafgeſetzes oder irgendeines anderen Geſetzes, wie auch der Verfaſſung oder einer Landesordnung. Für dieſe letztangeführten Geſetzesverletzungen, welche außerhalb des Bereiches der gemeinen ſtrafrechtlichen Verantwortlichkeit liegen, iſt nur der Staatsgerichtshof und nur die parlamentariſche Miniſteranklage zuſtändig. Hat dagegen ein Miniſter das allgemeine Strafgeſetz übertreten, ſo kann man ihn, gemäß § 5 des Miniſterverantwortlichkeitsgeſetzes, wie jeden Anderen durch Strafanzeige beim Staatsanwalt, eventuell Subſidiaranklage bei der Rathskammer des Wiener Landesgerichts belangen. Die meiſten miniſteriellen Geſetzesverletzungen werden ſich auf den Miſsbrauch der Amtsgewalt, § 101 Str.-G., reducieren laſſen, worauf auch z. B. die von dem Abgeordneten Dr. Hochenburger und Genoſſen ſtiliſierte Miniſteranklage wegen der Egerer Verſammlung hinausläuft, die ſich überdies noch auf die §§ 212 und 305 Str.-G. beruft. Will alſo die Minorität wirklich ein gerichtliches Verfahren gegen einen Miniſter durchgeführt wiſſen, ſo könnte ſie's beſtenfalls nur mit einer von Tauſenden von Unterſchriften verſehenen Strafanzeige, bzw. Subſidiaranklage beim ordentlichen Gericht, mit allen Gefahren der ordentlichen Gerichtsprocedur, verſuchen. Aber mit der parlamentariſchen Miniſteranklage kommt ſie zu keinem Gerichtsſpruch. Für die Minorität iſt daher die parlamentariſche Miniſteranklage in erſter Linie eine pſychiſche Selbſt-Erleichterung und eine gewaltige Demonſtration. Ihr techniſcher Wert aber iſt nicht größer und nicht geringer, als der irgend einer anderen gleich langen und gleich ungelegenen Debatte. Denn techniſch gibt es für die Minorität kein anderes Mittel, um der Regierung das Regieren unmöglich zu machen, als die Obſtruction, d. i. die planmäßige Verzögerung dringlicher Geſchäfte. Solche kommen aber, ſeitdem die Delegationswahlen vollzogen ſind, nicht auf die Tagesordnung, ehe das Ausgleichsproviſorium erſcheint. Was inzwiſchen geſchieht, mag für die Oppoſition moraliſch noch ſo wirkſam ſein, techniſch iſt es von untergeordnetem Wert. So auch die Miniſteranklagen der kommenden Woche. Erſt wenn das Ausgleichsproviſorium zur Berathung gelangt, kann wieder eine Entſcheidungsſchlacht geliefert werden.

K.

Oeſterreichs Schwäche.*)

Von Karl Marx.

Allgemein werden der bankerotte Staatshaushalt und die revolutionären Elemente Italiens und Ungarns als die Hauptmale der Schwäche Oeſterreichs angeſehen. Es iſt auch wahr, daſs in einem Kriege mit Frankreich und England dieſe Elemente mit großem Erfolg gegen Oeſterreich in Bewegung geſetzt werden können; aber in einem Kriege mit Rußland liegt der recht verwundbare Punkt an einer anderen Stelle. Obgleich dieſer Punkt immer offen ſichtbar war und auch von öſterreichiſchen Staatsmännern ſelbſt der Welt gezeigt worden iſt, iſt während des Lebens des Kaiſers Nicolaus I. kein Anzeichen davon zu bemerken geweſen, daſs er ſich ernſtlich entſchloſſen hätte, unter irgend welchen Umſtänden aus dieſer Schwäche Vortheil zu ziehen. Sein Nachfolger dagegen ſcheint weniger ſcrupulös oder [illegible] zu ſein. Er hat ganz klar Oeſterreich angekündigt, daſs er

*) [illegible] am 7. [illegible] 1855 [illegible]

Digitized by Google

dem Falle, daſs es ſich endgiltig den Alliierten anſchließen ſollte, er ſich ſelbſt officiell an die Spitze der großen ſlaviſchen Bruderſchaft ſtellen und all die ſchlummernden Sympathien der Raſſe oder Religion aufrufen werde, welche naturgemäß die Slaven Oeſterreichs und der Türkei nach Ruſsland ziehen, ebenſo wie all die tief wurzelnde Feindſeligkeit, welche ſie den Nationen oder Regierungen entgegenbringen, die ſie gegenwärtig in einer mehr oder weniger vollſtändigen Unterjochung halten. Wie gerecht die Furcht iſt, die durch dieſe Drohung Oeſterreich eingejagt worden iſt, wollen wir hier zu zeigen verſuchen.

Von den 70 Millionen Slaven, welche öſtlich vom Böhmerwald und den kariſchen Alpen leben, ſind dem Kaiſer von Oeſterreich ungefähr 15 Millionen unterthan, welche Vertreter beinahe aller Spielarten des ſlaviſchen Sprachſtammes umfaſſen. Der böhmiſche oder czechiſche Zweig (6 Millionen) lebt ausſchließlich innerhalb des öſterreichiſchen Territoriums. Der polniſche Zweig ſtellt ſich dar in ungefähr drei Millionen Galizier, der ruſſiſche in drei Millionen Malo-Ruſſen (rothe Ruſſen, Ruthenen) in Galizien und dem Nordoſten von Ungarn, der einzige ruſſiſche Stamm, der außerhalb der Grenzen des ruſſiſchen Kaiſerreiches wohnt; der ſüdſlaviſche Zweig mit ungefähr drei Millionen Slovenen und Serben einſchließlich verſprengter bulgariſcher Volkstheile. Dieſe öſterreichiſchen Slaven ſind von zweierlei Art. Der eine Theil von ihnen beſteht aus den Ueberbleibſeln von Volksſtämmen, deren Geſchichte der Vergangenheit angehört, und deren gegenwärtige hiſtoriſche Entwickelung mit der von Nationen von verſchiedener Raſſe und Sprache verknüpft iſt; und um ihre unglückliche Poſition noch zu vollenden, haben dieſe unſeligen Ueberreſte einſtiger Größe nicht einmal eine nationale Organiſation innerhalb Oeſterreichs, ſondern vertheilen ſich auf verſchiedene Provinzen. So ſind die Slovenen, obzwar kaum 1½ Millionen an der Zahl, über die verſchiedenen Provinzen: Steiermark, Kärnten, Krain, Croatien und den ſüdweſtlichen Theil Ungarns zerſtreut. Die Böhmen (Czechen), der zahlreichſte Stamm der öſterreichiſchen Slaven, wohnen zumtheil in Böhmen, zumtheil in Mähren und (der ſlovakiſche Zweig) in Nordweſt-Ungarn. Dieſe Stämme ſind, obzwar ausſchließlich auf öſterreichiſchem Boden wohnend, weit davon entfernt, als beſondere Nationen angeſehen zu werden. Man betrachtet ſie als Anhängſel, ſei es der Deutſchen, ſei es der Ungarn, und ſie ſind in Wahrheit auch nichts weiter als dies.

Der zweite Theil der öſterreichiſchen Slaven ſetzt ſich aus Bruchſtücken von verſchiedenen Volksſtämmen zuſammen, welche im Laufe der Geſchichte von dem großen Körper ihrer Nation getrennt worden ſind und deswegen ihren Schwerpunkt außerhalb Oeſterreichs finden. So haben die Polen ihren natürlichen Schwerpunkt in Ruſſiſchpolen, die Ruthenen in den anderen malo-ruſſiſchen Provinzen, welche mit Ruſsland vereinigt ſind, die Serben im ſerbiſchen Fürſtenthum. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſe Bruchſtücke, die von ihrer Nation abgebrochen ſind, fortfahren werden, nach ihrem natürlichen Mittelpunkt zu gravitieren, und das wird immer ſichtbarer, je mehr die Civiliſation und mit ihr der Wunſch nach einer hiſtoriſch nationalen Bethätigung unter ihnen ſich verbreitet. In jedem Falle ſind die öſterreichiſchen Slaven disjecta membra, welche entweder eine Vereinigung untereinander oder eine ſolche mit dem Hauptkörper ihrer verſchiedenen Nationalitäten ſuchen.

Das iſt die Urſache, welche in früherer Zeit dem Panſlavismus in Oeſterreich zu einer ſo ſtarken Bethätigung verholfen. In der Abſicht, jeder ſlaviſchen Nationalität ihre Wiedergeburt zu ſichern, haben die verſchiedenen Stämme in Oeſterreich ſchon ſeit langem begonnen, auf eine Vereinigung aller ſlaviſchen Stämme hinzuarbeiten. Das erſte Auftreten des öſterreichiſchen Panſlavismus war rein literariſch. Dobrowsky, ein Böhme, der Begründer der wiſſenſchaftlichen Philologie der ſlaviſchen Dialecte, und Kolař, ein ſlaviſcher Dichter von den ungariſchen Karpathen, waren ſeine Begründer. Bei Dobrowsky war es der Enthuſiasmus des wiſſenſchaftlichen Entdeckers, bei Kolař gewannen alsbald politiſche Ideen die Oberhand. Aber immerhin wagte auch er nur zu klagen. Die Größe der Vergangenheit, die Ungunſt der Verhältniſſe und das Unglück der Fremdherrſchaft der Gegenwart waren die Themen ſeiner Dichtungen. Der Traum eines panſlaviſtiſchen Reiches, welches Europa ſeine Geſetze dictieren würde, wurde zu jener Zeit nicht einmal im entfernteſten angedeutet.

Aber die Periode der Klagen gieng vorüber, und die geſchichtliche Erforſchung der politiſchen, literariſchen und ſprachlichen Entwickelung der ſlaviſchen Raſſe machte große Fortſchritte. Safařik, Kopitar und Miklosich übernahmen als Linguiſten, Palacky als Hiſtoriker die Führung und fanden in einer Reihe von minder bedeutenden Männern wie Hanka und Waclaw [illegible] Anhänger. Die [illegible]

Raſe Metternichs die hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften von den Panſlaviſten als Deckmantel gebraucht, um die Lehren der ſlaviſchen Einheit zu entwickeln und eine politiſche Partei ins Leben zu rufen, deren nicht miſszuverſtehendes Ziel es iſt, Oeſterreich aufzulöſen und an ſeine Stelle ein großes ſlaviſches Reich zu ſetzen. Dem öſterreichiſchen Panſlavismus giengen die weſentlichſten Elemente des Erfolges ab. Es mangelte ihm beides: Kraft und Einigkeit. Kraft, weil die panſlaviſtiſche Partei ſich lediglich auf einen Theil der gebildeten Claſſen beſchränkte und keinen Einfluſs auf die Maſſen und ſchon gar nicht die Kraft beſaß, gleichzeitig der öſterreichiſchen Regierung und den Deutſchen und Ungarn Widerſtand zu leiſten, gegen die ſie in die Schranken traten; Einigkeit, weil ihr einigender Grundſatz nur ein Ideal iſt, welches beim erſten ernſtlichen Verſuch der Verwirklichung durch die Thatſache der Verſchiedenheit der ſlaviſchen Sprachen aufgehoben wurde. Von dieſer Verſchiedenheit lieferte der berühmte Slavencongreſs in Prag 1848 ein komiſches Bild. Dort ſahen ſich die Slaven, nachdem ſie verſchiedentlich verſucht hatten, eine ſlaviſche Sprache ausfindig zu machen, die allen Mitgliedern verſtändlich wäre, ſchließlich genöthigt, ihre Zuflucht zu jener Sprache zu nehmen, die von ihnen auf das tiefſte gehaſst wird — der deutſchen.

In der That, ſolange die panſlaviſtiſche Bewegung auf Oeſterreich beſchränkt war, barg ſie keine große Gefahr, doch ſollte ſich der eigentliche Mittelpunkt ihrer Einheit und Kraft, der noch fehlte, bald finden. Die nationale Erhebung der Serben in der Türkei im Anfange dieſes Jahrhunderts hatte die Aufmerkſamkeit der ruſſiſchen Regierung auf die Thatſache gelenkt, daſs etwa ſieben Millionen Slaven in der Türkei leben, deren Sprache unter allen anderen ſlaviſchen Dialecten am meiſten dem Ruſſiſchen ähnelt. Ihre Religion überdies und die Sprache ihrer Kirche — altſlaviſch oder kirchenſlaviſch — waren identiſch mit derjenigen Ruſslands. Unter den Serben und Bulgaren begann der Czar zuerſt eine Agitation, welche unterſtützt wurde durch die Hilferufe, die zu ihm als dem Protector der orientaliſchen Kirche drangen. Es war deswegen nur natürlich, daſs, ſobald dieſe panſlaviſtiſche Bewegung in Oeſterreich einen Beſtand gewann, Ruſsland ſeine Agentuen auch auf ſie erſtrecken muſste. Wo ſie auf römiſch-katholiſche Slaven ſtießen, wurde die religiöſe Seite der Frage in den Hintergrund gedrängt. Ruſsland war da nur das eigentliche Haupt der ſlaviſchen Raſſe und das ſtarke und geeinigte Volk, welches das große ſlaviſche Reich von der Elbe bis nach China und vom adriatiſchen bis zum baltiſchen Meer zur Wirklichkeit zu machen geeignet iſt.

Metternich hat in den ſpäteren Jahren ſeiner Herrſchaft dieſe Gefahr ſehr wohl erkannt und die ruſſiſchen Intriguen durchſchaut. Mit allen Mitteln, die in ſeiner Macht waren, widerſetzte er ſich der Bewegung, aber das einzige wahre Mittel — allgemeine Freiheit der Entwickelung — fiel nicht in den Bereich ſeines Polizeiſyſtems. Demgemäß brach mit Metternichs Fall im Jahre 1848 zugleich die ſlaviſche Bewegung mächtiger hervor als je und umfaſste einen großen Theil der Bevölkerung. Aber in dieſem Momente kam auch gleichzeitig ihr reactionärer Charakter zutage. Während die Bewegung unter den Deutſchen, den Ungarn und den Italienern entſchieden fortſchrittlich und revolutionär war, wendete ſich die ſlaviſche Partei der conſervativen Seite zu. Die Slaven waren es, die Oeſterreich vor der Vernichtung retteten und Radetzky in den Stand ſetzten, am Mincio vorzurücken, und Windiſchgrätz, Wien zu erobern, und, um dem Drama einen Abſchluſs zu geben, muſste im Jahre 1849 die ruſſiſche Armee nach Ungarn einmarſchieren und dort den Krieg für Oeſterreich beendigen.

Obzwar Oeſterreich auf dieſe Weiſe durch ſeinen eigenen Mangel an Lebenskraft gezwungen war, zur Behauptung ſeiner nackten Exiſtenz ſlaviſche Hilfe anzurufen, ſo nahm es doch den erſten Augenblick der Sicherheit wahr, um gegen die Slaven auf ſeinem eigenen Boden vorzugehen. Zu dieſem Zwecke muſste es eine Politik einſchlagen, die mindeſtens zum Theil fortſchrittlich war. Die beſonderen Privilegien der Provinzen wurden vernichtet. Ein centraliſiertes Reich trat an die Stelle des bisher föderaliſtiſchen, und ſtatt all der verſchiedenen Nationalitäten wurde eine fictive öſterreichiſche Nationalität erfunden. Obzwar dieſe Veränderungen bis zu einem gewiſſen Grad auch die Deutſchen, die Italiener und die Ungarn benachtheiligten, ſo fielen ſie doch mit weit ſtärkerem Gewicht den untereinander compacten ſlaviſchen Volksſtämmen zur Laſt und gaben insbeſondere dem deutſchen Elemente ein bedeutendes Uebergewicht.

Aber das Nationalgefühl und die Anhänglichkeit an Ruſsland iſt durch dieſe Vorgänge eher verſtärkt als abgeſchwächt worden. Der öſterreichiſche Panſlavismus beſitzt vielleicht in dieſem Moment eine größere latente Kraft als je, er iſt das einzige Element in Oeſterreich, welches in dem großen Revolutionskampfe nicht niedergeworfen iſt. Die Italiener, die Ungarn, die Deutſchen ſelbſt, alle kamen geſchwächt und entmuthigt aus dieſer gewaltigen Erſchütterung. Die Slaven allein fühlen ſich nicht geſchwächt und nicht gedemüthigt. [illegible] Umſtänden zu verwundern, daſs Franz Joſeph [illegible] mit Ruſsland einläſst, in welchem [illegible] und fanatiſcher Anhänger in ſeinem [illegible]

Digitized by Google

Der Dingley-Tarif.

Von Profeſſor F. W. Tauſſig (Harvard College).

Das amerikaniſche Zolltarifgeſetz vom Jahre 1897 empfieng ſeinen Namen gleich ſeinen Vorgängern aus den Jahren 1890 und 1894 vom Chairman desjenigen Repräſentantenhauscomités, in welchem es vorberathen wurde. Das Geſetz von 1890 war unter dem Namen „Mac Kinley-Bill" bekannt, nach dem damaligen Chairman und gegenwärtigen Präſidenten der Vereinigten Staaten. Ebenſo heißt das Zollgeſetz von 1894 „Wilſon-Bill". Das Geſetz von 1897 iſt nun „Dingley-Bill" benannt. Daraus darf man aber keineswegs ſchließen, daſs jene Männer, deren Namen mit jenen Maßregeln verknüpft ſind, einen beſtimmenden Einfluſs auf deren Vorbereitung oder auf die Ausarbeitung der Einzelheiten genommen. Die Stellung eines Chairman (Comitévorſitzenden) in amerikaniſchen geſetzgebenden Körperſchaften iſt ſehr verſchieden von der eines europäiſchen Miniſters, der eine Zollvorlage einbringt. Der amerikaniſche Chairman muſs darauf gefaſst ſein, daſs ſeine Vorlage verändert und ſogar ganz umgeſtürzt wird auf ihrem Wege durch das Unterhaus, den Senat und jenes Berathungscomité beider Häuſer, welches bei Meinungsverſchiedenheiten vermittelt. Doch die Dingley-Bill hat, wie dies zuweilen vorkommt, trotz der Abänderungen, die ſie auf ihrem Wege durch den Congreſs erlitten, in der Hauptſache die Faſſung wiedererhalten, in der ihr Taufpathe ſie urſprünglich einbrachte. Wenn auch nicht in allen Einzelheiten wohlerwogen, iſt ſie doch eine wohlerwogene Kundgebung der Politik der herrſchenden Partei.

In dieſer Hinſicht verdient dies Geſetz die Beachtung der Leſer. Die Einzelheiten der Zollſätze ſind lediglich für jene kaufmänniſchen Kreiſe von Intereſſe, welche unmittelbar davon berührt werden. Aber ſein allgemeiner Charakter und ſeine Beziehungen zu der politiſchen Tagesgeſchichte der Vereinigten Staaten illuſtrieren in intereſſanter Weiſe die Widerſprüche der amerikaniſchen Politik. Wie allgemein bekannt, iſt jenes Geſetz eine hochſchutzzöllneriſche Maßregel. Im ganzen, wenn man die gegenwärtig herrſchenden Umſtände erwägt, iſt es ſogar noch ſchutzzöllneriſcher, als es die Mac Kinley-Bill von 1890 war. Wieſo es das wurde und was es im Zuſammenhange mit den herrſchenden politiſchen Verhältniſſen der Vereinigten Staaten bedeutet, will ich zu erklären verſuchen.

Vor drei oder vier Jahren ſchien nichts unwahrſcheinlicher als die Schaffung neuer hochſchutzzöllneriſcher Maßregeln. Eine ſolche Politik war 1890 verſucht, aber durch die Volksabſtimmung nachdrücklich zurückgewieſen worden. Unmittelbar nachdem der Zolltarif vom Jahre 1890 durchgegangen war, erlitt bei den damals ſtattfindenden Congreſswahlen die republikaniſche Partei, welche dieſen Tarif durchgeſetzt hatte, eine empfindliche Niederlage. Zwei Jahre ſpäter, 1892, als es nicht nur Congreſswahlen, ſondern auch eine Präſidentenwahl gab, wurde die republikaniſche Partei noch empfindlicher geſchlagen. Präſident Cleveland wurde zum zweiten Male Staatsoberhaupt, und dies nach einem Kampfe, deſſen Loſung die Frage des Schutzzolles bildete. Demgemäß war zu erwarten, daſs das als Wilſon-Bill bekannte Tarifgeſetz von 1894, welches die demokratiſche Partei unter des Präſidenten Clevelands Auſpicien durchgebracht hatte, aufrecht erhalten werden würde. Dieſe Erwartung war umſo gerechtfertigter, als die Wilſon-Bill, weit entfernt davon, eine extreme Maßregel zu Gunſten des Freihandels zu ſein, eine ängſtlich conſervative Maßregel war, welche die hohen Zölle zumeiſt aufrecht erhielt und den Mac Kinley-Tarif ſo wenig abänderte, daſs ihre Hauptverfechter und die Zollreformpartei ſehr unzufrieden mit ihr waren.

Trotzdem haben wir nun nach wenigen Jahren eine neue Mac Kinley-Bill, die, wenn ſie auch Dingleys Namen als Aushängeſchild führt, unter dem Schutze und auf Anregung jenes ſelben Mannes entſtand, der heute auf dem Präſidentenſtuhl ſitzt und deſſen Politik die öffentliche Abſtimmung von 1890 und 1892 ſo energiſch zurückwies. Dieſes überraſchende Ergebnis iſt die Folge jenes vollſtändigen Umſchwunges der amerikaniſchen Politik, der im Jahre 1896 ſtattfunden hat. Unerwartet, urplötzlich, innerhalb weniger Monate wurde die Zollfrage, welche durch ein Jahrzehnt die politiſche Tagesfrage bildete, zur Seite geſchoben, und die Währungsfrage trat an ihre Stelle. Und doch iſt die erſte Folge dieſes ſelben Umſchwunges ein Geſetz nicht über die Währung, ſondern über den Zolltarif ſelbſt.

Den Schlüſſel zu dieſen widerſpruchsvollen Veränderungen finden wir eher in der internen Geſchichte der demokratiſchen, als in der der nun herrſchenden Partei. Unter der Führung des Präſidenten Cleveland richtete ſich die Haupttendenz der demokratiſchen Partei auf die Herabſetzung der Schutzzölle, alſo auf die Zolltarifreform. Aber ſowohl innerhalb dieſer als innerhalb der republikaniſchen Partei wogte ein Kampf zwiſchen einer Gold- und einer Silberpartei. In den ſüdlichen und den weſtlichen Theilen der Vereinigten Staaten, wo der Wunſch nach dem ſogenannten billigen Gelde oder nach Inflation am mächtigſten war, iſt auch die demokratiſche Partei am ſtärkſten. Allerdings gab es auch innerhalb der republikaniſchen Partei ähnliche Tendenzen von großer Stärke. Aber innerhalb der demokratiſchen Partei nahmen dieſe Strebungen, obwohl der mächtige Einfluſs des Präſidenten Cleveland ihnen entgegenarbeitete, raſch an Kraft zu und zwar beſonders nach der finanziellen Kriſe von 1893. Schlechte Zeiten haben in den Vereinigten Staaten ſtets das Erſtarken inflationiſtiſcher Wünſche gefördert, denn der Durchſchnittswähler iſt leicht davon zu überzeugen, daſs an dem ſchlechten Geſchäftsgang und den niederen Preiſen einfach nur der Geldmangel ſchuld ſei, und daſs demſelben dadurch abzuhelfen wäre, daſs man große Maſſen Geldes ausgiebt, ſei es nun Silber- oder Papiergeld oder ſonſt ein Zahlungsmittel, auf welches ſeine Aufmerkſamkeit gerade gelenkt wird. Jedenfalls nahmen innerhalb der demokratiſchen Partei die Silberbeſtrebungen, welche man wohl inflationiſtiſche nennen kann, nach dem Jahre 1893 an Kraft zu. 1896 ſicherten ſich die demokratiſchen Silberleute plötzlich die Majorität der Partei-Delegierten, ſchoben in jener berühmten Chicagoer Convention von 1896 die bisherigen Parteiführer verächtlich bei Seite und nominierten Bryan, einen neuen Führer, der überaus heftig für Vermehrung des Geldes durch freie Silberprägung eintrat. Dieſer Umſchwung zwang die Republikaner faſt gegen ihren Willen, den entgegengeſetzten Standpunkt einzunehmen. Sie waren urſprünglich zu Compromiſſen und zur Verträglichkeit mit den Silberbeſtrebungen geneigt geweſen. Sie waren nun aber einfach gezwungen, die entgegengeſetzte Parole zu wählen und ſich für die Goldwährung zu erklären.

Bis zu jenem dramatiſchen Höhepunkte der Chicagoer Convention war es die Abſicht der Republikaner geweſen, ihr Glück nochmals mit dem Zolltarif zu verſuchen. Ebenſo wie die Freiſilberleute erklärt hatten, das ſpärliche Geld ſei ſchuld an der herrſchenden Depreſſion, ſo hatten die Republikaner eifrig behauptet, die ſogenannte Freihandelspolitik der Demokraten trage die Schuld. Die eine Behauptung war ungefähr ebenſo unvernünftig wie die andere; aber für die Ungeduld eines leichtgläubigen, auf Gelderwerb erpichten Volkes gegenüber einer geſchäftlichen Depreſſion eignete ſich die eine wie die andere Behauptung als ein gutes Feldgeſchrei. Aber die Silberleute liefen den Republikanern den Rang ab. Indem ſie als erſte auf dem Kampfplatz erſchienen und ihren Candidaten zuerſt namhaft machten, erhoben ſie Silber und Gold zur Hauptfrage der Campagne. Mac Kinley, den die Republikaner ſchon als ihren Präſidentſchaftscandidaten aufgeſtellt hatten, noch bevor jene Hauptfrage feſtgeſtellt war, blieb weiterhin ihr Führer. Aber die Wahl drehte ſich nicht mehr um die Schutzzollfrage, mit der ſein Name verknüpft war, ſondern um die neue und thatſächlich weit actuellere Währungsfrage.

Das Ergebnis der Präſidentſchaftswahl von 1896 iſt den europäiſchen Leſern bekannt. Die Demokraten wurden auf dem von ihnen ſelbſt gewählten Schlachtfelde aufs Haupt geſchlagen; die Republikaner, welche gezwungen waren, auf einem nicht von ihnen gewählten Felde die Defenſive zu ergreifen, blieben trotzdem Sieger. Dies Reſultat iſt meiner Anſicht nach lediglich dem geſunden Sinne des amerikaniſchen Volkes zu danken, auf den man ſchließlich ſtets rechnen kann und der ihnen zeigte, daſs der Weg der Inflation und der Entwertung des Geldes nothwendig zum Ruin führen müſſe. Es iſt vielleicht weniger bekannt, daſs der Sieg der Republikaner nicht vollſtändig genug war, um ihnen die volle Herrſchaft über die nationale Geſetzgebung zu ſichern. Allerdings hatten ſie in dem Repräſentantenhaus eine ſtarke Majorität erzielt, doch im Oberhauſe, im Senat, deſſen Zuſammenſetzung ſich unter unſerem politiſchen Syſtem nur langſam verändert, haben ſie nicht die Majorität. Die beiden Hauptparteien, die Demokraten und Republikaner halten ſich dort ungefähr die Wage. Das Silberprincip ſteht bei gewiſſen republikaniſchen Senatoren noch in ſehr ſtarkem Anſehen, und in der ſpießigen Währungsfrage waren und ſind die Republikaner nicht in der Lage, ohne heftigen Kampf die Geſetzgebung zu ändern. Andererſeits war es ihnen möglich, den Zolltarif zu revidieren. Wie ſchon geſagt, war der Zolltarif thatſächlich ihre erſte Liebe, und ſie wurden wider ihren Willen dazu genöthigt, auf ihn als Wahlparole zu verzichten. Da ſie ſich nun hinſichtlich der Währungsfrage thatſächlich blockiert ſahen, beſchloſſen ſie, nicht einmal einen Verſuch bezüglich dieſer Frage zu unternehmen, ſondern ſich lieber der willkommeneren Aufgabe zuzuwenden und ihr urſprüngliches Programm, die Erhöhung der Schutzzölle, durchzuführen. Die Neigung, ſich lediglich auf die Zolltarifgeſetzgebung zu beſchränken, wurde noch durch die unleugbare Thatſache verſtärkt, daſs ein Deficit vorhanden und ein neues Geſetz zur Erhöhung der Staatseinnahmen dringend erforderlich war. Allerdings wäre es das leichteſte Ding von der Welt geweſen, das nöthige Einkommen zu beſchaffen, ohne an den Schutzzöllen zu rühren. Eine verhältnismäßig geringe Erhöhung der Bier- oder Tabakſteuer, oder ein mäßiger Einfuhrzoll auf Thee und Kaffee, die gegenwärtig zollfrei ſind, hätte genügt, um die erforderlichen Summen leicht und ſicher zu beſchaffen. Aber die Verſuchung, die erforderlichen Einkünfte als Vorwand zur Erhöhung der geliebten Schutzzölle zu benützen, war zu unwiderſtehlich, und demgemäß wurde dem neuen Zolltarife allein die Aufgabe zugewieſen, das Deficit in einen Ueberſchuſs zu verwandeln.

Ich glaube, den unerwarteten Umſchwung in der Geſetzgebungspolitik der Vereinigten Staaten hiermit genügend erklärt zu haben. Merkwürdigerweiſe war alſo das erſte Ergebnis des großen Währungskampfes von 1896 nicht ein Währungsgeſetz, ſondern ein Geſetz über einen Gegenſtand, der ſcheinbar vom Währungsſtreit zur Seite geſchoben war, nämlich über den Zolltarif. In der politiſchen Entwickelung wird wirklich ſtets das Unwahrſcheinliche zum Ereignis!

Digitized by Google

Es wäre ermüdend, hier auf die Einzelheiten des Tarifgeſetzes von 1897 einzugehen. Es hat eine ausgeſprochene Tendenz zur Erhöhung der Zölle, namentlich auf gewiſſe Textilerzeugniſſe, wie Wollwaren, Seide, Leinen, auf Thon- und Glasartikel, und eine große Anzahl anderer Waren. Es iſt aber vielleicht gut, eingehender ein Charakteriſtikon des neuen Geſetzes hervorzuheben, das die Folge der merkwürdigen politiſchen Verhältniſſe iſt, unter denen dieſes Geſetz durchgebracht wurde. Das iſt der hohe Einfuhrzoll, der für gewiſſe landwirtſchaftliche Producte feſtgeſetzt wurde. Es muſs den europäiſchen Beobachter überraſchen, daſs die Vereinigten Staaten, die großen Erzeuger landwirtſchaftlicher Producte, die gefährlichen Rivalen der europäiſchen Landwirte, es nöthig finden, einen hohen Zoll zum Schutze ihrer eigenen Bodenerzeugniſſe einzuführen.

Im neuen Dingley-Tarif finden wir einen hohen Zoll auf Wolle, höher ſogar als der der Mac Kinley-Bill von 1890. Wir finden überdies darin, ſo ſonderbar dies ſcheinen mag, einen Zoll auf Felle, das roheſte aller Rohmaterialien. Es gibt ſogar Zölle auf Weizen, Roggen, Gerſte und andere landwirtſchaftliche Erzeugniſſe, die beſtändig ausgeführt werden. Dieſe Zölle, die theilweiſe von wirklicher Bedeutung ſind, wie z. B. der Zoll auf Wolle, theilweiſe ganz wirkungslos ſind, wie z. B. der Zoll auf Weizen, ſind eine Folge des Beſtrebens, den ackerbautreibenden Wähler zu gewinnen. Man glaubt, daſs die Anſicht von der Heilſamkeit des billigen Geldes die mächtigſte Unterſtützung in den Kreiſen der Landwirte findet, und dieſer Glaube iſt in ziemlich hohem Grade gerechtfertigt. Als Compenſation für die freie Silberprägung, deren Segnungen die Demokraten den Landwirten vor Augen hielten, zeigen ihnen die Republikaner die Schutzzölle auf ihre Erzeugniſſe. Demgemäß finden wir in dem neuen Tarifgeſetz die vorerwähnten Zölle. Der bei weitem wichtigſte darunter iſt der Zoll auf Wolle. Wie nahezu alle civiliſierten Länder bringen die Vereinigten Staaten lange nicht ſoviel Wolle hervor, als ſie zur Bekleidung ihrer Bevölkerung benöthigen, und ſind daher genöthigt, Wolle in großen Quantitäten einzuführen, und der Zoll auf Wolle iſt demgemäß ſowohl von wirtſchaftlicher Bedeutung als auch von großer politiſcher Wirkung.

So ſtehen die Dinge. Die Republikaner haben ihr Tarifgeſetz und bloß dieſes durchgebracht. Die außerordentliche Congreſsſeſſion, die Präſident Mac Kinley unmittelbar nach ſeinem Amtsantritt einberief, war lediglich dem gewidmet. Nichts anderes wurde auch nur verſucht. Es war wahrſcheinlich eine ſehr kluge Parteipolitik der Republikaner, nur eine Sache auf einmal zu erledigen. Ihre Führer waren zweifellos ehrlich überzeugt, daſs jeder Verſuch zur Regelung der Währungsfrage ſo erbitterte Kämpfe und eine ſolche Zerſplitterung ihrer Kräfte im Senate herbeiführen müſſe, daſs es unmöglich werden würde, zu einem Geſetz über den Einkünfte verheißenden Zolltarif zu gelangen. Es iſt zu erwarten, daſs die Partei bei der nächſten regulären Seſſion, die im December beginnt, den Verſuch machen wird, den zweiten Schritt zu thun und die Währungsfrage zu regeln. Jeder kühle Beobachter gibt zu, daſs eine Regelung in dieſer Hinſicht nothwendig iſt. Die Währung der Vereinigten Staaten befindet ſich in chaotiſcher Verwirrung und birgt nicht nur die Möglichkeit von Verlegenheiten, ſondern von ernſten Kataſtrophen für die Zukunft. Ob irgend etwas zur Reformierung dieſer bedrohlichen Zuſtände unternommen werden wird, iſt abzuwarten. Für den Augenblick ruht alles. Das Tarifgeſetz wird, da es nun einmal ein fait accompli iſt, von dem Volke mit bezeichnendem Wohlwollen aufgenommen: man kehrt zu ſeinen Geſchäften zurück, voll Bereitwilligkeit, die politiſchen Händel zu vergeſſen. Vielleicht bringt die nächſte im December beginnende Seſſion die Regelung der Währungsfrage; vielleicht auch nicht. Wer vermag es zu ſagen?

Cambridge, Maſſachuſetts.

Ueber Maſſenverbrechen.

Von Georg Simmel (Berlin).

Die Welt der Dinge ſteht dem Geiſte keineswegs, wie es ſcheinen könnte, von vornherein als eine Summe von Problemen gegenüber, deren Löſungen er allmählich zu erobern hätte. Sondern aus der Gleichgiltigkeit, inneren Beziehungsloſigkeit, Ungeformtheit, mit der die Dinge ſich uns zunächſt bieten, müſſen wir ſie erſt als Probleme herausgewinnen. Es iſt eine große That des Geiſtes, ihre unmittelbare Gegebenheit überhaupt in Fragen zu verwandeln, und das Gewicht dieſer Leiſtung mag es veranlaſſen, daſs die Aufſtellung oder Formulierung des Problems lange genug ſchon für ſeine Löſung gehalten wird. Wie oft hat man „die menſchliche Natur" für den zureichenden Grund [illegible] und [illegible] Thatſachen gehalten und [illegible] die menſchliche Natur [illegible] eine Summe [illegible]

wäre, daſs wir erfahren, ſie ſeien auch die Zuſtände und Tendenzen vieler anderer, die unter den gleichen Bedingungen ſtehen! Das moderne Schlagwort: Suggeſtion — dürfte gleichfalls dieſer Kritik nicht in allen Fällen widerſtehen. Im Grunde genommen iſt es doch der bloße Name für eine Reihe zwar äußerſt wichtiger, aber doch ſchon lange bekannter Erſcheinungen; dahinter erſt erhebt ſich nun das eigentliche Problem: den Vorgang zu beſchreiben, der im einzelnen Fall die Willens- oder Gedankeninhalte einer Perſönlichkeit in die andere beſtimmend übergehen läſst. Mit dem Ausdruck: es geſchähe durch Suggeſtion, iſt an und für ſich ſo wenig erklärt, wie das Leben durch die Lebenskraft erklärt iſt.

Dennoch haben gewiſſe Zweige der Socialwiſſenſchaft ſich dieſes Begriffes als einer Panacee bemächtigt und dünken ſich auf der Höhe moderner Wiſſenſchaftlichkeit, wenn ſie die ſchwierigſten und complicierteſten Wechſelwirkungen des geſellſchaftlichen Lebens mit dem Zauberworte Suggeſtion abthun. Zu dieſer und anderen Oberflächlichkeiten verführt die Socialwiſſenſchaft beſonders durch die verhängnisvolle Combination einer außerordentlichen Vielfachheit und Vieldeutigkeit ihrer Phänomene, die jeder willkürlichen Behauptung irgendeinen Beweis gönnen, mit einer ſehr leichten Zugänglichkeit, die den Dilettanten einlädt und ſeinen Weg eine ganze Strecke mit dem des Berufenen zuſammengehen läſst. Dieſen typiſchen Gefahren der Socialwiſſenſchaft, insbeſondere mit Rückſicht auf den Suggeſtionsbegriff, ſcheint mir das neueſte Buch von Scipio Sighele: „Pſychologie des Auflaufes und der Maſſenverbrechen" *) unterlegen zu ſein. Es wird uns ſeit Jahren auf ſociologiſchem und criminaliſtiſchem Gebiet eine ſo oberflächliche und bloß geiſtreiche Literatur aus Italien importiert, daſs dagegen ernſtlich Einſpruch erhoben werden muſs, namentlich im Intereſſe der heranwachſenden und durch ſolche Künſte leicht verführbaren Gelehrtengeneration. Immerhin berührt das Buch von Sighele eine ſo große Anzahl der wichtigſten ſocialphiloſophiſchen Probleme, daſs es eines kritiſchen Eingehens darauf verlohnt.

Das Thema des Buches iſt die allbekannte Erſcheinung, daſs die Handlungen einer Maſſe völlig anderen Charakter tragen können, als die jedes ihrer Mitglieder, wenn es außerhalb der Maſſe ſteht. Die Gründe dieſes Andersſeins müſſen natürlich darüber entſcheiden, in welch anderer Weiſe die verbrecheriſchen Handlungen einer Maſſe beſtraft werden müſſen, als die eines iſolierten Individuums. Der Verfaſſer geht zu dieſem Zweck von der Unterſcheidung zweier Arten von Geſellſchaften aus: derjenigen, in der die Eigenſchaften des Collectivorganismus die der einzelnen Mitglieder wiederſpiegeln, und derjenigen, in denen die Geſellſchaft andere Züge zeigt, als ſie ſich an ihren Individuen finden. Die Möglichkeit des erſteren Falles begründet er auf eine ſehr oberflächliche Art: „Wenn in der Geſellſchaft, die nichts anderes iſt als ein Theil des Univerſums, alle Geſetze gelten, die in der organiſchen Welt herrſchen, ſo müſſen auch in den Theilorganismen der Geſellſchaft die allgemeinen Geſetze dieſer ſelbſt gelten, wie — nach einem treffenden Vergleich Ferri's — in den Fragmenten eines Kryſtalls unvermeidlich die geometriſchen Eigenſchaften des ganzen Kryſtalls wieder auftreten". Aus der durchgängigen Giltigkeit der Geſetze für die organiſche Natur läſst ſich aber offenbar keine morphologiſche Gleichheit zwiſchen dem individuellen und dem collectiven Organismus erſchließen, weil diejenigen Erſcheinungen, welche der ganzen organiſchen Welt, von der Alge bis zum Elephanten, gemeinſam ſind, viel zu allgemeine ſind, um darauf eine inhaltvolle Analogie zu gründen. Die Hauptſache aber iſt, daſs das Problem, um das es ſich weſentlich handelt, hiermit ganz unbefangen als entſchieden vorausgeſetzt wird: ob nämlich die Geſellſchaft wirklich als Organismus bezeichnet werden darf. Da ſie nicht von vornherein als ſolcher gegeben iſt, ſo wird das Recht zu dieſer Bezeichnung ausſchließlich daraus abzuleiten ſein, daſs man eine Reihe von einzelnen Gleichheiten zwiſchen dem individuellen Organismus und den geſellſchaftlichen Gebilden nachweiſt; nicht aber darf man umgekehrt dieſe Gleichheit von vornherein durch die Bezeichnung der Geſellſchaft als eines Organismus feſtlegen, um daraus dann die Analogie der einzelnen Lebensvorgänge zwiſchen beiden Erſcheinungen zu gründen.

Es erhebt ſich hier aber die Frage, an der das naive Denken des Verfaſſers ohne hinzuſehen vorbeigeht: ob es für die Geſellſchaft überhaupt beſondere Geſetze gibt, einheitliche Formeln, welche jeden geſellſchaftlichen Zuſtand aus dem vorhergehenden zu entwickeln geſtatten? In dem Aufſuchen ſolcher Geſetze ſieht die ganze neuere Sociologie ihre Aufgabe; denn daſs ſie überhaupt daſind und herrſchen, das ſcheint ſich aus dem Axiom der natürlichen Geſetzmäßigkeit alles Geſchehens, alſo auch des ſocialen, zu ergeben. Und doch kann man, dieſe Geſetzmäßigkeit im vollen Umfang aufrecht erhaltend, die Exiſtenz ſocialer Geſetze leugnen. Alle Naturgeſetze nämlich, im ſtrengen und allein [illegible] Sinne des Wortes, betreffen die einfachen Elemente des Seins. Jede zuſammengeſetzte Erſcheinung bewegt ſich ſo, wie [illegible] Combination der ihre Elemente beherrſchenden Geſetze mit ſich bringt [illegible] außer dieſen noch ein höheres Geſetz [illegible] entweder nur ausſprechen, was jene [illegible] in ſich enthalten, und wäre ſo eine [illegible] würde dem Ganzen eine andere [illegible] dieſen letzteren ergibt — und da

*) [illegible] und Leipzig. [illegible] 1897. 216 S.

Digitized by Google

mit einen unerträglichen Zwieſpalt in die Natur hineinbringen, jedes Element einem Conflict der Competenzen unterwerfen. So iſt das Wachsthum eines beſtimmten Baumes zwar ein ſtreng geſetzliches, weil jedes ſeiner Elemente unter den gegebenen Umſtänden ſich nur in einer beſtimmten Weiſe entwickeln kann. Obgleich nun das Reſultat davon vielleicht eine Formation iſt, die es nur ein einzigesmal in der Welt gibt, ſo wäre es doch, wie jeder zugeben wird, falſch zu ſagen, ein beſonderes Naturgeſetz hätte dieſe zuſtande gebracht. Complicierte Gebilde entwickeln ſich nicht nach eigens für ſie geprägten Geſetzen, ſondern nach den wechſelnden Combinationen jener primär beſtimmten Reihen von Stoffen und Energien. Wendet man dies auf die Geſellſchaft, als ein äußerſt compliciertes, aus unzähligen Elementen zuſammengewachſenes Gebilde an, ſo folgt, daſs es beſondere Naturgeſetze für ihr Leben ſo wenig geben kann, wie für das jenes Baumes. Die Geſetzlichkeit ihrer Entwickelung beſteht in der ihrer einfachen Elemente, mit der ihr ſpecieller Inhalt freilich dadurch mitbeſtimmt wird, daſs jedes der letzteren mit allen anderen ſocial zuſammenlebt. Da nun häufig ſehr ähnliche Elemente ſich in ſehr ähnlichen Combinationen zuſammenfinden, ſo werden allerdings gewiſſe Regeln der Entwickelung ſich herausſtellen, gerade wie es für die Entwickelung jeder Baumart eine gewiſſe Regel gibt, die man aber nach dem oben Geſagten unmöglich als das Naturgeſetz des Buchen- oder Palmenwachsthums bezeichnen kann. Im Sinne eines Naturgeſetzes kann es ſociale Geſetze nicht geben, weil die Geſellſchaft aus ſehr vielen Elementen beſteht, von denen jedes für ſich von Naturgeſetzen beherrſcht wird, ſo daſs die Bewegung des Ganzen nur dem Complexe dieſer, nicht aber einem darüber geſetzten, im ſpeciellen Sinne ſocialen Geſetz gehorcht.

Die Einheit der Geſellſchaft, deren Fehlen dieſe Folgen hat, wird vom Verfaſſer ſtets unbefangen vorausgeſetzt. Wo die Geſellſchaft die Qualitäten ihrer Mitglieder wiederholt, will er die Erkenntnis ſocialer Vorgänge der S o c i o l o g i e zuſprechen, deren Geſetze mithin „zwar complicierter, im weſentlichen aber nicht andere ſind, als die der individuellen Pſychologie". Wo dagegen, wegen der Heterogenität der Elemente, die Geſammtheit völlig andere Erſcheinungen aufweiſt, als irgend eines ihrer Individuen, da träten die ganz eigenartigen Probleme der C o l l e c t i v - P ſ y c h o l o g i e auf. Macht man ſich nun einmal klar, worin denn eigentlich dieſer letztere principielle Unterſchied beſteht (wie ihn etwa die Thatſache exemplificiert, daſs eine Commiſſion zu ganz anderen Beſchlüſſen kommt, als jedes einzelne Mitglied ſie für ſich allein gefaſst haben würde) ſo ergibt ſich: auch innerhalb der Maſſe handelt jeder Einzelne nur nach ſeinen individuellen Ueberlegungen und Impulſen. Dieſe werden allerdings, ihrem Inhalte nach, dadurch mitbeſtimmt, daſs er ſich in einer Maſſe befindet. Allein dieſer Einfluſs macht ſein Vorſtellen ſo wenig zu einem nicht-individuellen, wie irgend ein ſonſtiges cauſales Moment es thut. Unſer Seelenleben wird doch in jedem Augenblicke durch Menſchen und Dinge ſo beeinflusſt, daſs es in Iſolierung davon überhaupt nicht zu denken iſt; die Aufgabe der Pſychologie iſt, zu beſchreiben, wie es ſich unter dieſen Umſtänden entwickelt. Innerhalb eben dieſer kann ich nun zwiſchen dem Einfluſs etwa einer Landſchaft oder eines religiöſen Eindruckes oder einer umgebenden Menge keinen principiellen Unterſchied entdecken. Wenn jemand in unbefangener und heiterer Stimmung einen Entſchluſs zu faſſen hat, ſo wird dieſer ſicher oft anders ausfallen, als wenn ſeine Seele durch erlittene Kränkungen und Miſshandlungen verdunkelt iſt: allein darum geht er doch immer in der individuellen Seele vor ſich. Und nicht anders iſt es offenbar, wenn die Modification des Vorſtellungsverlaufes durch ein Zuſammenſein mit anderen Individuen eintritt. Die Erſcheinungen alſo, die Sighele einer neuen Wiſſenſchaft zuſchreiben will, ſind nur Probleme der Individualpſychologie, Cauſalitäten des individuellen Vorſtellungslebens, die ſich von allen anderen in demſelben weder methodiſch noch ſonſt generell unterſcheiden.

Der Grund der Irrung aber iſt dieſer. Daſs das pſychiſche Handeln einer Menge als ein einheitliches, von einem Collectivſubject getragenes erſcheint, liegt daran, daſs das R e ſ u l t a t dieſes Handelns ſich als einheitliches darbietet. Wenn eine Menſchenmenge ein Haus zerſtört, ein Urtheil fällt, in ein Geſchrei ausbricht — ſo ſummieren ſich die Actionen der einzelnen Subjecte in ein Geſchehnis, das wir als e i n e s, als Verwirklichung e i n e s Begriffes bezeichnen. Und da tritt nun die große Verwechslung ein: das einheitliche äußere Ergebnis vieler ſubjectiver Seelenvorgänge wird als das Ergebnis eines einheitlichen Seelenvorganges gedeutet — nämlich eines Vorganges in der Collectivſeele. Die Einheitlichkeit der reſultierenden Erſcheinung ſpiegelt ſich in der vorausgeſetzten Einheit ihrer pſychiſchen Urſache. Das Trügeriſche dieſes Schluſſes aber, auf dem die ganze Collectivpſychologie in ihrem generellen Unterſchiede gegen die Individualpſychologie beruht, liegt nun auf der Hand: die Einheit der Collectivhandlungen, die nur auf der Seite des ſichtbaren Ergebniſſes liegt, wird darunter für die Seite der inneren Urſache, des ſubjectiven Trägers, erſchlichen.

Die Vorſtellung von der Maſſe als einer pſychiſchen Einheit wird nun freilich durch die Thatſache ſehr gefördert, daſs die Individuen, inſoweit ſie als Maſſe handeln, eine große Gleichförmigkeit aufweiſen. Das Verlöſchen der Individualität als ſolcher innerhalb der Maſſenaction bringt die Idee verlockend nahe, daſs hier wirklich nur ein einziges Subject handle. Dies iſt nun der Punkt, an dem die Suggeſtionstheorie des Verfaſſers einſetzt. Er lehnt die Vorſtellung eines pſychiſchen „Contagiums" ab, das, von einem Mitgliede der Menge ausgehend, auch die übrigen inficiere; ebenſo die der bloßen Nachahmung. Vielmehr würde die Nachahmung ihrerſeits durch die Suggeſtion hervorgebracht. Dem „Geſetze der Suggeſtion" ſchreibt er „univerſelle Bedeutung" zu: „niemand bewegt ſich, wirkt, denkt, außer dank einer Suggeſtion, welche durch den Anblick eines Gegenſtandes, das Hören eines Wortes oder Tones, durch irgendeine von außen auf unſeren Organismus einwirkende Bewegung hervorgebracht worden iſt". Indem der Begriff der Suggeſtion aber ſoweit geſpannt wird, verliert er allen ſpecifiſchen Inhalt und wird zu einem bloßen Namen für ſeeliſche Beeinflußung überhaupt. D a s wiſſen wir von vornherein, daſs die Seele, wie jeder Punkt des Seins, ihre Kräfte nur in Gegenwirkung gegen irgendwelche Anregung entfaltet. Bei der Suggeſtion aber findet nun das Beſondere ſtatt, daſs der Willens- oder Vorſtellungsinhalt der einen Seele die Anregung für eine andere bildet, e b e n d e n ſ e l b e n in ſich zu erzeugen. Die Urſachen, welche unſere Seele zu ihren Bewegungen veranlaſſen, tragen in unzähligen Fällen keineswegs das gleiche Gepräge wie dieſe ſelbſt: was uns Luſt oder Schmerz, Leidenſchaft oder Niedergeſchlagenheit empfinden läſst, iſt meiſtens etwas ganz anderes, als die Thatſache, daſs dieſe Vorgänge an Anderen ſtattfinden. Von Suggeſtion aber ſprechen wir mit Recht nur dann, wenn die Kraft von Strebungen, Gefühlen, Ideen in einer Seele eine ſolche iſt, daſs ſie andere Seelen zu gleichgeſtalteten Erregungen führt. Die Wege, auf denen dies gelingt, ſind unentdeckt, und es iſt eine Erſchleichung, ſie für gefunden auszugeben, indem man die Suggeſtion mit der allgemeinen Anregbarkeit und Anregungsbedürftigkeit des pſychiſchen Lebens überhaupt identificiert. — Wenn nun die Individuen einer Menge eine Gleichartigkeit ihrer Stimmungen und Impulſe zeigen, die nicht aus der Einheitlichkeit äußerer Veranlaſſung erklärt werden kann, ſo bleibt freilich nur übrig, anzunehmen, daſs dieſe Gleichheit durch gegenſeitige Uebertragung des ſeeliſchen Inhaltes, d. h. ſuggeſtiv hervorgebracht ſei. Aber das iſt eben die bloße Thatſache, die ſich ohneweiters ergibt und die der Erklärung erſt harrt, ſtatt eine ſolche darzubieten.

Der Haupttheil des Buches beſchäftigt ſich nun mit der Thatſache, daſs die ſuggeſtiv hergeſtellte Einheit einer Menge ihrem Inhalte nach, an den Maßſtäben der Moral, Cultur, Intelligenz gemeſſen, in der Regel recht tief ſteht — tiefer, als es ſich nach den Qualitäten der Individuen, einzeln betrachtet, erwarten ließe, und daſs gerade die ſchlimmſten, von einem Elemente ausgehenden Impulſe die größte Chance haben, die Menge mit ſich fortzureißen. Ueber die pſychologiſchen Gründe dieſer vielfach beobachteten und das eigentliche Maſſenverbrechen veranlaſſenden Erſcheinung habe ich bereits früher an dieſer Stelle*) gehandelt. Die Ausführungen des Verfaſſers über dieſelben enthalten nichts Originelles, mit Ausnahme eines einzigen Punktes, der mir allerdings der Beachtung wert ſcheint. Die Verbreitung einer ſeeliſchen Verfaſſung über ihren urſprünglichen Träger hinaus auf andere wird, wie man lange erkannt hat, weſentlich durch die Aſſociation zwiſchen dem inneren Vorgange und ſeinem körperlichen Ausdruck vermittelt. Wenn nämlich der letztere urſprünglich als bloße Wirkung des erſteren auftritt, ſo knüpft die häufige Wiederholung dieſes Proceſſes ein ſo feſtes pſychologiſches Band zwiſchen beiden, daſs es ſchließlich auch in umgekehrter Richtung wirkſam wird: die irgendwie hervorgerufene körperliche Bewegung, Miene, Geberde läſst die ihr entſprechende innere Stimmung ſtärker oder ſchwächer auftauchen. Die rein mechaniſche Ausführung der Geberden eines Zornigen ruft in der Seele ſelbſt einen Anklang von zornigem Affect hervor. Nimmt man nun zu dieſer Thatſache die weitere hinzu, daſs wir im allgemeinen inſtinctiv geneigt ſind, die an uns wahrgenommenen Geberden und Mienen Anderer nachzuahmen — ſo begreifen wir durch dieſe ſozuſagen mechaniſche Vermittelung, wieſo der lebhafte Affect eines oder einiger Individuen einer zuſammenbefindlichen Menge ſich durch dieſe hindurch verbreiten, die Geſammtheit auf dieſen einen Ton ſtimmen kann. Nun aber hebt Sighele origineller und richtigerweiſe hervor, daſs die ſchlimmen, wilden und verderblichen Affecte ſehr viel energiſchere und eindrucksvollere Sichtbarkeit gewinnen, als die ſanften, verſöhnlichen, ſittlichen. Während die Phyſiognomie und der Geberdentypus der milden und friedliebenden Menſchen ein ruhiger, gehaltener, mannigfaltiger iſt, prägt ſich der Haſs, die Brutalität, der offenſive Impuls in ſtark hervortretenden Geſten, Lauten, gewaltſamen Veränderungen der phyſiſchen Natur aus; ſo erzwingen dieſe Affecte eine Aufmerkſamkeit, machen ſich in ſo unzweideutiger und lauter Weiſe geltend, wie es den humanen und ſittlichen Tendenzen kaum je gelingt. Dieſer Zuſammenhang hilft uns allerdings verſtehen, daſs in einer von Suggeſtionen beherrſchten Menge der Einfluſs der gewaltthätigen und brutalen Perſönlichkeiten einen außerordentlichen Vorſprung vor dem der anders gerichteten hat und daſs die Wahrſcheinlichkeit, die Maſſe in ihrer Richtung zu beſtimmen, auf der Seite jener ſein wird.

Dieſe und andere pſychologiſche Vorgänge, die der Maſſe als ſolcher eigen ſind, machen es erklärlich, daſs Zuſammenrottungen von

*) „Maſſenverbrechen", in Nr. [illegible] der „Zeit". Ausführlich in meiner Schrift über „Sociale Differenzierung", 1890.

Digitized by Google

Menſchen ſich zu Ausſchreitungen, Roheiten, Verbrechen hinreißen laſſen, die den weitaus meiſten ihrer Individuen völlig ferngelegen hätten, wenn ſie ſich eben nicht unter dieſer Maſſe befunden hätten; ſo daſs ſie vielfach nach vollbrachter Unthat wie aus einem Traum erwachen und nicht wiſſen, wie ſie dazu gekommen ſind. Aus dieſem Grunde hat man ſeit lange die Theilnehmer an Maſſenverbrechen mit einem anderen moraliſchen und ſtrafrechtlichen Maßſtab gemeſſen, als den individuellen Verbrecher. Die praktiſche Abſicht des vorliegenden Buches ſcheint zu ſein, eben dieſen Unterſchied feſtzulegen und die Modification der Strafe zu beſtimmen, die der Modification der Schuld im Falle des Maſſenverbrechens entſpricht. Es endet indes mit dem Bekenntnis, daſs dieſes Verhältnis ſich noch in keine genau deckende wiſſenſchaftliche Norm faſſen ließe; die beſte ſei bisher die: die in einem Auflauf begangenen Verbrechen müſſen immer als von „halbzurechnungsfähigen" Individuen begangen angeſehen werden. Es liegt auf der Hand, daſs dies eine bloße Redensart iſt. Die unendlich mannigfaltigen Verwebungen und Miſchungen von Schuld und Entlaſtung, wie ſie bei den Collectivverbrechen ſtattfinden, laſſen dieſes oberflächliche Schema nicht einmal als den leiſeſten Anſatz zu einer Löſung des theoretiſchen oder des praktiſchen Problems erſcheinen.

Principiell angeſehen iſt die Frage der Verantwortlichkeit gegenüber dem Theilnehmer des Maſſenverbrechens keine andere, als im Falle eines rein individuellen Verbrechens. Denn auch hier fehlt es doch niemals an Momenten, welche, indem ſie das Handeln des Individuums zwar beſtimmend beeinfluſſen, dennoch nicht aus dem Individuum ſelbſt ſtammen. Läſst man nun die Zurechnung desſelben in dem Maße dieſer Momente als aufgehoben gelten, ſo unterſcheidet ſich die Beeinfluſſung durch eine umgebende Menſchenmenge, wie ich es ſchon oben hervorhob, durchaus nicht generell von der durch irgendwelche anderen Momente: Erziehung, körperliche Dispoſition, Aberglaube, Trunkenheit, Zorn u. ſ. w. In jenem Falle wird genau wie in dieſen das Bemühen, das Verantwortlichkeitsquantum auf eine genaue Sonderung des Freiheits- von dem Unfreiheitsquantum zu gründen, ein illuſionäres bleiben. Dieſe wie viele andere Fragen aus der Theorie der Praxis wird der Löſungsmöglichkeit dadurch von vornherein beraubt, daſs man dieſelbe ausſchließlich in der Analyſe des zu behandelnden Objectes ſucht, ſtatt ſie vom Standpunkte des praktiſchen Zweckes aus zu ſuchen. Da die criminaliſtiſche Zurechnung nur um der Strafzumeſſung willen berückſichtigt wird, ſo wird ſie ſich nun und nimmermehr aus der bloßen Analyſe des Verbrechers und ſeiner pſychiſchen Verfaſſung herausſtellen; vielmehr die Rückſicht auf den Strafzweck muſs ſie beſtimmen. Ein Individuum iſt dann „zurechnungsfähig", „verantwortlich", **wenn die ſtrafende Reaction auf die That bei ihm den Zweck der Strafe erreicht**, ſei dieſer Zweck nun Beſſerung oder Abſchreckung oder was immer. Die That iſt nun einmal geſchehen, ſie kann nicht ungeſchehen gemacht werden, und jede auf ſie hin erfolgende Maßregel hat deshalb das Vergangene nur ſoweit zu berückſichtigen, als es ein Moment für die zukünftige Geſtaltung der Dinge iſt, auf die doch allein alles Handeln gerichtet ſein kann. Nicht der Zuſtand einer Freiheit oder Unfreiheit, welcher beim Begehen der That an dem Thäter ſubſiſtierte, hat für ſich allein über das Maß der ſtrafenden Reaction zu entſcheiden. Vielmehr, da die Strafe in letzter Inſtanz von ihrem **Zweck** beſtimmt wird, ſo können wir die ganze Freiheitsvorausſetzung ausſchalten und das Ob und Wieviel der Verantwortung einfach davon abhängen laſſen, welches Maß von Strafe in dem gegebenen Falle zweckmäßig iſt, um die ſociale Abſicht alles Strafens überhaupt zu erreichen. Wir ſind alſo nicht verantwortlich, weil wir frei ſind, ſondern umgekehrt, Freiheit iſt der Name für denjenigen Zuſtand, in dem ein gewiſſes Strafmaß wirkſam und für die Zukunft nützlich iſt; und wir ſind nicht unzurechnungsfähig, weil unſer Wille unfrei, unſere freie Willensbeſtimmung durch körperliche oder geiſtige Momente ausgeſchloſſen iſt, ſondern umgekehrt heißt derjenige Zuſtand ein unfreier, in dem es ſinnlos, weil zwecklos wäre, uns unſere That ſtrafend zuzurechnen. Der Verbrecher wird be[illegible], wenn es zweckmäßig iſt, ihn zu beſtrafen; die Freiheit, von der man die Buße abhängig macht, iſt nichts anderes als diejenige Beſchaffenheit, die die Strafe wirkſam, alſo zweckmäßig werden läſst. Deshalb alſo beſtrafen wir den Wahnſinnigen nicht für ſeine unheilvolle That, weil die Strafe keinen Zweck hätte, ihn nicht von ähnlichen Thaten abhalten würde; ebenſowenig ein Kind, das keine Einſicht in die Bedeutung ſeines Thuns hätte, das nicht weiß, was es thut; [illegible]

Die Rede Gabriele d'Annunzios.

(Notizen von einer Reiſe im oberen Italien.)

Vicenza, den 19. Auguſt.

In den Päſſen, die vom großen Gebirge in dieſes Land herabführen, in den Dörfern, die übers Hügelland verſtreut ſind, in dieſen Städten des venetianiſchen und lombardiſchen Gebietes ermüde ich die Augen am Anblick der ehernen und ſteinernen Gedenktafeln, womit man das Andenken der für die Befreiung des Landes von Oeſterreich Gefallenen ehrt. Ich finde dieſe Tafeln in die Mauern der kleinen Pfarrkirchen eingelaſſen, an die Balcone der Rathhäuſer geſchmiedet; Landzungen, die in einen See hineinſchneiden, Brückenköpfe, Thalengen, die Säulengänge der alten kleinen Städte, abhängende Wände im Bergland ſind mit ihnen behängt. Dem Oeſterreicher, der hier wandert, ſcheint die dämmernde Abendluft beladen mit den Nachgeſichten einer ſorg- und grauenvollen Zeit. Wachtfeuer ſcheinen ihm aufzuglühen, rothe Flammen ſpendend, und der Boden den Widerſchein vergoſſenen Blutes zu hauchen. Keiner kleinen Herberge fehlt ein Corridor, der in ſchlechten, farbigen oder grauen Bildern, altmodiſch eingerahmt, mit der Erinnerung an dieſe Kämpfe geſchmückt iſt. Tritt man näher, die Namen zu leſen: Monte Berico, Novara, Mortara, Peſchiera, Vareſe, Brescia .... ſo haucht das Bild dieſer Straßenkämpfe, dieſer zerſchoſſenen Friedhofsmauern, bedeckt mit den verwundeten Leibern junger Menſchen und ſchöner Locken, von Adeligen, Bürgersſöhnen, Gelehrten, Dichtern, Handwerkern, einen leiſen Duft von Moder aus, und das mit ſchönem Blut und den brechenden Blicken junger Helden bedeckte Papier iſt in ſeinen Rändern gelblich geworden.

Bergamo, den 24. Auguſt.

Von den bunten Marmorfließen der Kapelle, in welcher der berühmte und große Söldnercapitän Bartholomäus Colleoni, ſeine junge Tochter Medea und ihr zahmer Sperling begraben liegen, fällt in dieſe enge alte Gaſſe nur jetzt unter der heißen Sommerſonne ein Abglanz. Hier iſt ein langer, wurmſtichiger Tiſch, mit roſtigen Ketten in der Mauer befeſtigt und über und über mit alten Büchern bedeckt. Ich glaube, es ſind alle Bücher hier, die in Italien von Anfang bis gegen das Ende dieſes Jahrhunderts berühmt waren. Ich ſehe den berühmten Roman von Manzoni, das Buch, in deſſen Helden die jungen Männer und die jungen Frauen Italiens ſich ſelbſt erkannten, während die Peſt und die Herrſchaft der Fremden den dunklen Hintergrund bilden. Ich ſehe das unſterbliche Gedicht von Foscolo, welches „Die Gräber" heißt, das Gedicht, in welchem der Zorn Dantes, das Gebet der Electra und die Prophezeiung der Kaſſandra in düſterer Glut ineinander verflochten ſind, und daneben liegen jene „letzten Briefe des Jacopo Ortis", die man dem Werther vergleichen dürfte, wenn nicht glühende Empfindung für das Vaterland in ihnen einen ſolchen Raum einnähme. Ich ſehe die furchtbare Klageſchrift des Pellico, „Meine Gefängniſſe". Und daneben, durcheinander hingewühlt, die zahlloſen Bücher, in denen das Denken der Denker, das Dichten der Dichter ſeinen eigentlichen Stoff verläſst, den Abenteuern vergangener Zeiten, den Spielen des Zufalls und der Liebe, den Räthſeln der Erkenntnis immer mehr und mehr die Schultern zuwendet und die beiden offenen [illegible] Augen nur auf dies eine heftet: das Land, [illegible] Leiden des geliebten Landes und die Möglichkeiten ſeiner Freiheit und [illegible]. Sie liegen hier übereinander, dieſe berühmten Bücher, [illegible] anderen Gebäude, als dort auf den Gedächtnis[illegible] Nationen und [illegible] Tauſenden und Tauſenden von [illegible] That, die eine That, an der alles [illegible]

[illegible]

den Leuten eines mittelitalieniſchen Bezirkes, ſeiner Heimat, damit ſie ihn als Abgeordneten ihres Landſtriches nach Rom ſchicken.

Die Pfeiler des großen Saales, in denen er redete, waren mit Gedenktafeln geſchmückt. Dieſe enthielten nicht die Namen der Männer, welche für das Vaterland geſtorben ſind, auch nicht die Namen der Tage, an welchen berühmte Städte oder Königreiche ihre früheren Beſitzer verjagten und ſich als einen Theil des geeinigten Italiens bekannten, ſondern ſie trugen die Namen der acht oder zehn Bücher, welche ſeit fünfzehn Jahren Gabriele d'Annunzio aus den ſchönſten Worten der italieniſchen Sprache zuſammengeſetzt und mit den vielfältigſten, geheimnisvollſten und ergreifendſten Gedanken angefüllt hat.

Ich verſuche den Gang dieſer merkwürdigen Rede anzudeuten, wobei ich ihr großen Schaden thue, da ſie ein Ganzes iſt, ein rhetoriſches Kunſtwerk, zwiſchen deſſen einzelnen Theilen nothwendige und unnachahmliche Beziehung herrſcht:

„Ihr Leute aus meiner Heimat, ich habe mit Euch von den Banden zu reden, die den Geiſt eines Dichters mit dem Boden ſeines Landes verknüpfen. Ein Genoſſe dieſer ungeheueren Zeit, vermag ich in meiner Kunſt doch nichts auszudrücken, als indem ich es mit dem Leuchten der reifen Früchte, mit den ſchwanken Aehren, mit dem Summen der Bienen vermenge, mit dem ſanftmüthigen Schauen der Kinder, mit der lieblichen Krümmung unſerer Buchten, mit dem Blinken unſeres Pfluges. Indem ich meinen Blick auf den ſchimmernden Strohhalm im Staub hefte, vermag ich in eine ſchwere Wahrheit einzudringen. Glühende Gedanken erweckt in mir die Geberde des Mannes, der das ſchwellende, duftende, friſche Brot in den Ofen hebt, Wundervolles taucht in mir auf, wenn ich das junge Lamm ſaugen ſehe und aus dem Schatten her das Tönen des Bienenſtockes mich umſchwebt. Ich will mich rühmen vor Euch, ihr Männer aus meinem Lande. Zwiſchen die verbrannten und ſchwieligen Hände des Bauern, in denen er in der feierlichen Stille des Sonntags unter dem Eichbaum ſitzend einen heiligen Text zu halten gewohnt iſt, möchte ich dasjenige von meinen Büchern legen, in welchem ich mit der grauſamſten Kühnheit das langſame Sterben eines der Liebe und des Lebens unwürdigen Menſchen geſchildert habe. (Hier meint er eines ſeiner berühmteſten Bücher, den „Triumph des Todes".) Und wenn das geſchriebene Wort durch ein Wunder ſich in die greifbaren Dinge verwandeln könnte, deren Gedankenſymbole es enthält, ſo müſste es geſchehen, daſs der Mann, von ungeheuerem Staunen getroffen, das volle Gewicht ſeiner eigenen ländlichen Welt auf der flachen Hand zu tragen meinte, wie auf alten Bildern die Kaiſer eine Weltkugel tragen. Sein Haus aus Lehm und Stroh, ſein Waſſer, ſein Brot und die Lieder ſeiner Töchter bei der Arbeit, dies alles müſste nun vor ſeinen Augen heiliger ſcheinen als zuvor. Und wenn ich an irgend einem Abend etwa in ſein Haus zu treten käme, er würde ſich mit Ehrfurcht erheben, nicht als vor ſeinem Herrn, doch als vor einem, der eine große und gute Macht über ſein ganzes Daſein hat. Und er würde ſprechen: ‚Dieſer kennt mich wohl und zeigt mir mein Gutes.'

„Deſſen rühme ich mich. Wie das Waſſer und das Brot, ſo halfen die Gleichniſſe, die mein Griffel hinſchreibt, das Leben unſeres Stammes erhalten. Und wenn einem jeden von Euch mein ganzes Werk völlig unbekannt wäre, und wenn keiner von Euch meine Sprache verſtanden hätte, ich Euch ein Fremder ſchiene, aus unbekannten Ländern hergewandert: mein Wort würde deswegen nicht weniger leuchtend ausdrücken, was in Euerem Denken dämmernd liegt — und wenn keiner in mir den Offenbarer des ewigen Strebens anerkennen wollte, des dunklen unſterblichen Strebens, das unſer Volk nach ſeinen Schickſalszielen hindrängt, ſo wäre darum meine Gegenwart nicht minder voll einer erhabenen und wohlthätigen Bedeutung.

„Es liegt in der Menge eine Schönheit verborgen, der nur der Dichter und der Held Blitze zu entlocken vermögen. Das Wort des Dichters, wenn es über das Gedränge hinfliegt, iſt That, wie die Geberde des Helden. Einmal kommt der Augenblick, wo für den Dichter die Materie des Lebens nicht länger nur durch ungreifbare Symbole hervorgerufen wird, ſondern wo ſich ihm das Leben als Ganzes offenbart, der Rhythmus ſeiner Satzgefüge ſich zu athmenden berührbaren Geſtalten entbildet, die Idee ſich in der Fülle der Kraft und Freiheit verkündet.

„Hier nun iſt endlich That. Die männliche That, nach der es unſere Seelen verlangt, nach der wir uns bis zu ſchmerzlicher Verſtörtheit ſehnen, wir alle, die wir zwiſchen den Ruinen des Vaterlandes unſere betrogene Jugend hinwelken ſehen. .... So bin ich dahingekommen, Tragödien zu ſchreiben: um in einigen zornigen und edlen Geberden etwas Erhabenheit und Schönheit aus dem fluthenden zudringlichen Schwall des Gemeinen zu retten, der heute die auserleſene Erde bedeckt, auf der Leonardo ſeine gebietenden Madonnen und Michelangelo ſeine unbezwungenen Helden bildete. Und ſo bin ich ferner dahin gekommen, vor Euch hinzutreten und aus Euren Händen eine bürgerliche Macht zu verlangen. Es gibt Leute, die über dieſen meinen Entſchluſs allzu verwundert thuen. Es iſt Zeit, albernen Fabeln ein Ende zu machen und ein falſches Bild von mir zu zerſtören. Es iſt nicht mehr die Zeit, einſam im Schatten des Lorbeers und der Myrthe zu träumen.

„Die Geiſtigen müſſen nun alle ihre Kräfte zuſammennehmen, um ſo wie in einem Kriege die Sache des Geiſtes gegen die Barbaren zu vertheidigen. Wenn ſie leben wollen, ſo ziemt es ihnen von nun an, jedem Zwieſpalt zwiſchen Denken und Thuen ein Ende zu machen. Erringen müſſen ſie den Platz, der ihnen gebürt zu oberſt in der Ordnung der Stände. Den Waffen, den Religionen, dem Reichthum folge in der Herrſchaft die Kaſte, für die noch kein Name geprägt iſt, in der die Bedingungen des höchſten geiſtigen Daſeins vereint ſind.

„Iſt dies die Stunde für ſolchen Umſchwung?

„Erinnert Ihr Euch des wundervollen Traumes, den wir einmal träumten? Wir alle, die wir — es iſt lange her, wir waren Kinder, die wir heute Männer ſind — aus unſeren kleinen Betten aufgeſchreckt wurden, an einem Abend im September, wundervoll aufgeſchreckt durch trunkenes Geſchrei und jubelnde Fanfaren: ſie verkündeten die ungeheuerſte Eroberung,*) und in die erſchreckte kleine Seele warf man uns zugleich mit der jähen Röthe der Fackeln den Namen Rom, und unſere Pädagogen lehrten uns die blutigen Geſtalten der Kämpfer verehren, und wir vermiſchten ſie mit jenen, die klirrend und funkelnd aus den Seiten des Plutarch hervorſahen und mit unendlichem Zutrauen wandten wir unſere Geſichter dem Leben zu. .... Erinnert Ihr Euch? Wie vielen iſt nun eine blühende Jugend öde und unfruchtbar geworden! Wie viele klare Augen wurden krank und konnten den Anblick der Sonne nicht mehr ertragen! Wie vielen fiel ihr eigener männlicher Wille vor die trägen Füße und blieb dort liegen, wie die abgehauenen Hände, die Herodot vor den Füßen der Koloſſe zu Saïs liegen ſah.

„Weſſen die Schuld? Wenn ſie faſt alle hingiengen ihre Traurigkeit zu pflegen in einem einſamen Garten, wenn der ſich in ſeine Zelle einſchloſs und die Glut ſeines Denkens auf ſeine Seele heftete, um ſie zu zergliedern, wenn jener andere ſeinen Ekel mit leeren Spielen zu betrügen ſuchte, wenn ein anderer endlich ſeinen Traum verleugnete und eine Maske vors Geſicht band, ſich der Menge preiszugeben, .. . weſſen die Schuld? Alle vielleicht waren größer als ihr Geſchick. Aber zu ſchwer entmuthigte und empörte ſie die plötzliche Enttäuſchung. An der Schwelle der Jugend, die Hände angefüllt mit dem Samen der Hoffnung, voll Vertrauens in die Wunderkraft eines Bodens, den das reichſte Blut ihres Volkes getränkt hatte, vermochten ſie jenſeits ihrer Betrübnis nichts zu ſehen als elenden Koth, in dem ſich eine verächtliche Menge bewegte und feilſchte, als in ihrem natürlichen Elemente.

„Weſſen die Schuld? Wahrlich, wahrlich, es hätte geziemt, einzig hätte es gefrommt, die Männer, die man Befreier nannte, zu nehmen und zu opfern und dann unter die Grundveſten des dritten Rom ſie zu werfen, und nach dem alten Todtenbrauch auch zu ihren Füßen und ihnen zur Seite und in ihre Befreierhände alle die Dinge zu legen, welche ſie liebten und werth hielten und aus den Falten der Berge die ſchwerſten Blöcke von Granit loszureißen und herbeizuwälzen, ihre ehrwürdigen Gräber für immer, für immer zu verſchließen. Dann ſähen wir ſie mit den Augen der Seele immerfort von den Flammenwirbeln der Revolution umgeben, und ihre ſchöne Geberde wäre uns von weitem eine heroiſche Mahnung fürs Leben.

„Sie aber, in Wahrheit, treten mit erblindeten Augen aus der Flamme hervor. Sie konnten die Gedanken nicht mehr leſen, mit denen die göttliche leuchtende Stirn des Vaterlandes beladen war, als man den Staub, den Schweiß und das Blut von ihr weggewiſcht hatte. In ihren Pulſen war das großmüthige Fieber erloſchen, und ſie erſchienen uns in aller Erniedrigung ihres greiſenhaften Verfalles; aber ihre Hände, wenn auch ſchwach und zitternd, behielten doch noch gerade Kraft genug, um die einzig anbetungswürdigen Dinge anzurühren und ihnen Gewalt anzuthun.

„Wer von den Männern, die zur Regierung Italiens berufen wurden, hat bis heute gezeigt, daſs er die Idee begriffen hätte, der unſer Volk durch die tauſendjährigen Wechſel hindurch von ſeinem Genius entgegengeführt wird?

„Dieſes iſt die Wahrheit, welche ich ſtolz und froh bin, einem Volke, das mir zuhört, entgegenzurufen, des Lachens der Philiſter in großer Verachtung bewuſst: — das Schickſal Italiens iſt nicht zu trennen von den Geſchicken der Schönheit, deren Mutter Italien iſt. Dies iſt die erhabene Wahrheit, zu der wir aufſchauen als zu einer Sonne. — —

„Weh, wie wurde durch blöde und unreine Hände alles entweiht und heillos erniedrigt! — —

„Begreift mich, nehmt meine wahrhaftige Rede auf, liebe Landsleute, liebe Brüder. Die Wahrheit, die ſich auf meinen Lippen formt, iſt den Wurzeln Eures Weſens ſchon eingeritzt: ſie iſt in Urworten dem Boden entſprungen: ſie iſt eins mit dem Weſen des Landes und der Leute. Wie ich das Leben ſehe, das kommt nirgend anderswo her als aus den Zeugniſſen eines reicheren, ſchöneren und gewaltigeren Lebens, denen welche ich im Lande und im Volke erkenne. Unzerſtörbar iſt in uns die Seele der Väter, und noch immer brauchen wir unſere Kräfte unter der unbewuſsten Herrſchaft der uralten Inſtincte. — —

(Hier redet d'Annunzio von vielen Ereigniſſen der italieniſchen Geſchichte, in welchen er unaufhörlich die Offenbarung zweier großer Kräfte erkennt: eines conſervativen und eines erobernden Inſtinctes. Er erwähnt eine ſcheinbar neue, in Wahrheit uralte Lehre, die Kraft und Beſitz des einzelnen völlig dem Gemeinweſen unterordnen will, und verwirft ſie.)

*) Der 20. September [illegible], wie man weiß, der Gedenktag der Eroberung Roms durch das geeinigte Italien.

Digitized by Google

„Preiſen wir aufſtrebendes Leben! preiſen wir Wahrheiten, welche befreien! Es iſt kein Heil und keine Schönheit außerhalb des Ringens, in welchem ein Menſch, gebadet in Freiheit, alle Kräfte ſeines ganzen Weſens hergibt und bis zum letzten Athemzuge das thut, was die unfehlbare Stimme in ſeinem Blute, der Genius ſeines Stammes ihn thun heißt. Er gleicht jenen Helden der alten Lieder, dem zu der eigenen Stärke die Stärke aller Krieger hinzuwuchs, die von ſeiner Hand gefallen waren.

„So laſst uns noch einmal mit lauter und feſter Stimme die befreienden Wahrheiten wiederholen: Um ſoviel tugendhafter iſt ein Menſch, als er ſich mehr bemüht, ſein Daſein zu ſteigern. Das Geſchick Italiens iſt untrennbar von den Schickſalen des Schönen, deſſen Mutter Italien iſt. Lateiniſcher Geiſt wird nicht anders ſeine Vorherrſchaft in der Welt zurückgewinnen, als unter der Bedingung, daſs der Cult des ungebrochenen Willens wiederhergeſtellt wird und daſs jenes Empfinden unangetaſtet bleibt, dem zu Ehren das alte Latium ein tiefſinniges Feſt, das Feſt der Grenzſteine, beſaß.

„Euch ſicher iſt dieſes Empfinden heilig, ihr Bauern aus meinem Land, die ihr mit ſorglicher und beharrlicher Mühe um den Rand Eures Ackers die zähe Hecke zieht. Ich ſage es Euch, ihr Ackersleute, niemals genug zäh und dicht und dornig und lebendig iſt die Hecke, womit ihr den fruchtbaren Boden einſchließt, den Euer Eiſen aufwirft und Euer Schweiß befruchtet. Stärket ſie noch; macht, daſs ſie feſtere Wurzeln, ſtärkere Knoten treibt, denn einer droht ſie zu entreißen, ſie niederzuſchlagen, ſie auszureißen, keine Spur von ihr übrig zu laſſen und er fürchtet nicht, den unterirdiſchen Göttern dafür zu verfallen.

„Schön und vom Himmel beſchützt iſt die Hecke, die um das geackerte Feld läuft, ihr Bauern; Ihr liebt ſie und ich liebe ſie, wenn ſie weiß erblüht iſt, wenn ſie von rothen Blüten leuchtet. Aber kann ſein, Ihr wiſſet ſelbſt nicht, ſo wie ich es weiß, wie lebendig ſie iſt. Wenige Dinge in dieſer Welt ſind ſo lebendig, ſo unverletzlich, wie die Hecke, die das gepflügte Feld umſchließt, Ihr Bauern.

„Und da Ihr in meinen Augen meine Liebe für dieſes lebendige und heilige Ding leſt, ſo lächelt Ihr mir über die Blüten und Beeren hin zu, wenn ich den Rain entlang gehe. Und mehr als einmal bin ich ſtehen geblieben, die Pracht Euerer Hecke zu loben. Und Ihr waret zufrieden, und doch wuſstet ihr nicht von dem Lichte, in dem ich ſie erblickte und von dem göttlichen Sinn, der in meinem Lob verborgen lag. Ihr freut Euch, wenn ich an Eurer Arbeit vorübergehe. Jedesmal kommt Euer Gruß mit Freudigkeit zu mir. Es lebt in Euch eine natürliche Ehrfurcht für den Dichter, der die Dinge der Erde liebt, mit reinem Sinne den Sterz des Pfluges anrührt, mit Demuth auf die jungen eingehüllten Blätter hinſieht.

„Und da Ihr mich wie einen Freund geheißen habt, in Euere Häuſer zu treten, und mir Früchte und Brot an Euerem Tiſch geboten habt, ſo habe ich Euch den Rath wiederholt, den ein längſtverſtorbener Dichter mit Namen Heſiod einem längſtverſtorbenen Ackersmann mit Namen Perſes gegeben hat: „O Perſes, dies bewahre in deinem Sinn: Der Neid, der ſich am Uebel freut, möge dich nie von deiner Arbeit fortlocken, nie mögeſt du dein Ohr dem Gerede des Marktplatzes hingeben ....“ Und noch fügt Heſiod hinzu: „Thöricht alle, die nicht wiſſen, daſs manchesmal die Hälfte mehr werth iſt als das Ganze und welch ein großes Gut die Malve und der Aſphodelus ſind ....“ Und Ihr habt mich verſtanden, und einer von Euch hat mir mit weißen Zähnen lächelnd einen Oleander hingehalten, der ein Lorbeer mit Roſenblüten iſt.

„Verſteht auch Ihr mich, nehmet auch Ihr meine ehrliche Rede auf, Ihr Leute aus den Städten!

„Meine Einſamkeit iſt nur ein Schein. Meine Rede iſt nicht die Rede deſſen, der einzeln ſteht: ſie iſt der Widerhall eines Chores, den ihr nur darum nicht hört, weil er aus Eueren innerſten Herzen hervordringt. Nehmt mich auf, Ihr alle. Ich ſage Euch, Ihr habt mich mißverſtanden. Was bedeutet die Beſchimpfung, die einer von Euch mir zuſchleudert, weil er mich noch nicht erkannt hat? Was ſchadet der Haſs, der noch in irgend eines Augen funkelt? Eines Tages vielleicht heute, vielleicht bevor noch dieſe Sonne hinuntergeht wird ich in das Haus dieſes Menſchen eintreten und er wird ſich lächelnd erheben, meiner Sanftmuth entgegenzugehen. Ich werde in ſeiner Kammer das Licht anzünden. Er wird mich [illegible] als Feind erkennen. Ich werde ihm das Wort auf die Lippen legen, das er nicht auszuſprechen vermochte ....“

[illegible]

[illegible] wird die Wahl [illegible]. [illegible]

[illegible]

Aber auch hier, in dieſer geheimnisvollen, unzerſtörbaren Stadt, iſt man geneigt, anders über dieſe unwägbaren Dinge zu denken. Der gewählte Fürſt und Feldherr dieſer Stadt, der Doge, der ſeine Flotten in allen Meeren hat und ſeine Geſandten an allen Höfen, kniet vor einem geflügelten Löwen oder vielmehr er kniet vor einem Buch, das der Löwe in den Pranken hält. Und der Palaſt des Rathes und die Hallen der Zünfte, dieſe Häuſer, in denen alles wirkliche, alles greifbare Leben eines überaus mächtigen Gemeinweſens zuſammenfloſs: aufgehäufter Reichthum, Prunk und Stolz des Handwerkes, Ueberblick der Welt, ungeheueres Selbſtbewuſstſein, alle dieſe Hallen und Häuſer ſind auf eine geheimnisvolle Weiſe mit ihren Beſchützern, den Heiligen, verknüpft, ſo als wie mit lebendigen Weſen, nicht bloß mit jenem einen, dem Herrn des geflügelten Löwen, dem immerwährenden, unſichtbaren Dogen, ſondern auch mit vielen anderen Heiligen, und eine ungeheuere, kaum mehr faſsbare Ideologie umſchwebt dieſe marmorne Stadt, ſtrebt aus den wundervoll leichten Wolken nieder, liegt rings im glänzenden Meer verborgen, ſcheint das ganze geheimnisvolle Gebilde aus Brücken, Paläſten und Thürmen mit geiſtigen Kräften ſchwebend zu halten, wie in jener Sage des Koran die unſichtbaren Hände der Engel den heiligen Stein zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend erhalten. Hier in leiſe fiebernder, durchleuchteter Luft, aus der einſt königliche Willenskraft und unerhörte Macht hervorflog, wie der Blitz aus einer leichten, goldigen Wolke, iſt es ſchön und leicht, der Seelenverfaſſung eines bedeutenden Künſtlers unſerer Zeit nachzudenken, der mit ſo neuen befremdlichen Tönen im Durcheinanderſpiel der verworrenen Weltmächte ſeinen Platz begehrt, einen Platz, für den heute noch kein Name geprägt iſt.

Hugo von Hofmannsthal.

Mode.

Leichtſinnig und wetterwendiſch flattert die Mode über die Welt hin, hinter ſich drein die Menſchheit naſeführend. Die grimmig ernſtdenkenden Leute, die in ihr nur Weiberlaune und Männerthorheit ſehen wollen, werden aber dennoch zugeben müſſen, daſs die Mode, die Mode in allem und jedem das Ding iſt, das die Welt vorwärts treiben hilft und mit dem alten Gewohnheitsſchlendrian aufräumt, wie Herbſtſturm und Winterfroſt. Wer es verſteht, ihrem ſprunghaften Zickzackfluge mit wiſſendem Auge zu folgen, der findet einen ſeltſamen Zuſammenhang der Dinge; einen Zuſammenhang vor allem mit einem der edelſten Idealgüter der Menſchheit, mit der Kunſt. Der erſte Urſprung einer Modenidee iſt ſehr oft irgend ein Gedanke von erhabener Schönheit, und es iſt auch für den ernſten und denkenden Menſchen keine unwerte Beſchäftigung, ſolchem Urſprunge nachzugehen, geradeſo wie es außerordentlich erheiternd iſt, zu ſehen, wie eine ſchöne, ſinnvolle Mode immer breiter getreten, von den Eleganten bald aufgegeben, um immer häſslicher und unſinniger zu werden und ſchließlich nur mehr in den gottvergeſſenſten Provinzwinkeln auftaucht, um vielleicht nach Jahrzehnten noch Einfluſs auf die Deſſins der Bauernröcke und Kopftücher zu nehmen. In vielen noch heute beſtehenden Bauerntrachten ſind ja ſolche Nachklänge ſtecken gebliebener Moden aus uralter Zeit zu finden; ſchade, daſs die Gegenwart mit ihnen mehr und mehr aufräumt, den in Städten unverkäuflich gewordenen, greulichſten Occaſionsſchund an ihre Stelle ſetzend. Das iſt das häſsliche Sterben einer Mode.

Aber an welch glanzvoller Stelle hat oftmals ihre Wiege geſtanden! Nicht immer in Paris. Dort, wo jeder die Mode als ein Nationalgut hochachtet, und wo das Wort: „C'est la mode!“ mit einem gewiſſen ernſten, kaum ſchwirrenden Klange ausgeſprochen wird, wachſen die Ideen eben auch nicht ſo an der Straße wie Brombeeren, und man greift ſie mit Freuden auf, wo man ſie immer findet. Und zwar findet man ſie ſehr, ſehr oft in Wien. Wiener Anregungen, hier [illegible] klanglos untergegangen, kommen uns nach Jahr und Tag plötzlich als Nouveautés von dort zurück, dann natürlich auch hier zu Ehren kommend. Nehmen wir ein paar Beiſpiele aus nicht allzuferner Zeit. In den „Wiener Walzern“ hatten es die Figurinenzeichner unſerer Hofbühne eigentlich zum erſtenmale gewagt, das übercharakteriſtiſche Coſtüm der Dreißigerjahre in ſeiner Echtheit auf die Bühne zu ſtellen. Und mit einemmale bezauberte die unſagbare Lieblichkeit dieſer Braut in dem alten Apolloſaale, die freundliche Stattlichkeit der Brautmutter unſere Damenwelt ſo ſehr, daſs es auf unſeren Bällen immer mehr von Altwienerinnen zu wimmeln begann. Da kam die Muſik- und Theaterausſtellung mit ihrem Hohen Markt in Altwien, und Fürſtin Pauline Metternich hatte den glänzenden Einfall, einen [illegible] Feſtabend hindurch jenen Raum mit lauter Frauengeſtalten aus der Congreſszeit und den Dreißigerjahren zu bevölkern. [illegible] der modeliebenden Welt [illegible] Anerkennung gelenkt. Pariſer [illegible] anderen die tonangebende [illegible] Im nächſten Winter kamen unſere [illegible] aus Paris, bald die Welt beherr[illegible] Makarts Aufträge, der viele Jahre [illegible] und ſeinen Stil maßgebend [illegible] Triumphe des [illegible] Damals hatte man

Digitized by Google

unſer neues Wien im Renaiſſanceſtil gebaut, unter deſſen Einfluſs der große Maler geſtanden iſt; und ſo dürfen wir den erſten Anſtoß zur damaligen, ganz neuen Moderichtung getroſt in die Architektur hineinverlegen. Aber allmählich hatten die großen Baumeiſter es ſatt bekommen, venetianiſche und florentiner Palazzos zu copieren, und die weit ausladenden Schnörkel der Barocke mit ihren matten, hellen Farben waren das neue Architektenideal. In die eleganten, neuartigen Räume mußten nun unbedingt Frauengeſtalten hineingeſtellt werden, deren Gewandung jenem Stil entſprach; und ſo giengen die großen Lyoner Seidenfabriken — die in bewunderungswürdigſter Fühlung mit dem Kunſtleben und den kommenden Bedürfniſſen der hochexcluſiven Kreiſe, der Mode, thatſächlich ſtets auf Jahre vorausarbeiten — an das Werk, ein Pompadourgenre zu ſchaffen in neuer, zarteſter Abtönung der Farben: das vielbewunderte und geliebte Chiné, ſowie das alterthümlich zarte Farbengeſchiller der glacierten Changeantſeide. Die Façon der Hofkleider des Roi soleil vermochte dabei, trotz verſchiedener Anläufe, ſich wohl nicht Bahn zu brechen; dafür aber breiteten ſich die barocken Rococo-Ornamentſchleifen mit ihren ſtiliſiert flatternden Enden als Stickereien und Fonddeſſins über Stoffe, Spitzen und Damentoiletten aus. Sie wurden die Lieblingsform der Brochen bis zur Fünfkreuzertrivialität hinunter, und die aneinandergereihten Schnörkellinien der Barockrahmen mit ihrer vergitterten Ecke verfolgen uns bis zur Unausſtehlichkeit, wohin wir nur ſchauen wollen, bis in die durchbrochenen Spitzenapplicationen unſerer Balltoiletten und die Soutacheverſchnürungen unſerer Promenadejacken hinein. Heute ſind die Architekten auch der Barocke ſatt, und der altengliſche Stil in Verquickung mit Japan oder noch allerneueſtens das ſtrenge Empire und das buddhiſtiſche Indien werden abwechſelnd favoriſiert; wer da Augen hat zu ſehen, wird es ſelbſt herausfinden, wie der Deſſinzeichner, der Färber und endlich der Confectionär ſich da immer gerne anlehnen, froh, ein ſo koſtbares Ding wie eine neue Idee gefunden zu haben.

Die Begründer des öſterreichiſchen Muſeums, Eitelberger und Falke, hatten unter anderem die nationalen Bauernſtickereien der Ungarn, Kroaten u. ſ. w. mit in die Sammlungen einbezogen und kamen auf den genialen Gedanken, die alten Techniken und Zeichnungen von der k. k. Hochſchule für Kunſtſtickerei nachbilden zu laſſen. Die Verſuche gelangen ſo glänzend, daſs Julius Leſſing in Berlin und mit ihm Baronin Frida Lipperheide, die Begründerin und Eigenthümerin der „Modenwelt“, ſich der neuen Idee gleichfalls anſchloſſen und die in Deutſchland vorhandenen alten Leinenſtickereien der Vergeſſenheit entriſſen; das über die ganze Welt verbreitete große Modenblatt machte die alten Muſter unſerer Hausinduſtrien denn bald auch zum Eigenthum der ganzen Welt, die Stickmaſchine bemächtigte ſich derſelben, ein neues Gebiet findend, und jeder, der heute in ein Muſeum tritt, trifft in den Vitrinen mit Reſten uralter Spitzen und Handarbeit alltägliche Bekannte unſerer Kleiderbeſätze und Arbeitstiſchchen vor, und die echten Stücke werden mit Gold aufgewogen.

Die Occupation Bosniens erſchloſs neue Schätze. Da kamen ein paar ſchöne, elegante Budapeſterinnen, deren pikanter Geſchmack ſtets auf den erſten Blick erkennbar iſt, auf den Einfall, die reizenden, durchſichtig geſtreiften Baumwollgewebe, die von den ungariſchen Serbinnen, den ſloveniſchen und bosniſchen Weibern getragen und für wenige Kreuzer gewebt werden, als Negligés und ſommerlich jugendliche Landtoilette zu tragen. Welchen Erfolg dieſes „bosniſche Leinen“ hatte, und wie es das Vorbild für ſämmtliche Kreppgewebe wurde, die ſeit ungefähr einem Jahrzehnt die Mode beſchäftigt haben, brauchen wir keiner Dame zu erzählen.

Auch Eleonora Duſe, deren Stern zuerſt in Wien aufgegangen war, iſt vor allem von den Wienerinnen in dem eigenartigen Charakter ihrer faltig und loſe bauſchenden Gewänder und ihrer Haartracht copiert worden. Als ſie in der Cameliendame mit ſieben mattweißen Prachtroben und ebenſoviel weißen Mänteln ihr weibliches Publicum in eine Separatbegeiſterung verſetzt hatte, wurde von unſerer Stadt aus die Parole für Weiß ausgegeben, die ganze Welt folgte gehorſam, und bald waren die charakteriſtiſchen Contourlinien jener melancholiſch müden Geſtalt das Idealvorbild der Mode, lange ehe Paris die Duſe ſah; ja ſie ſind das Urbild all der Frauengeſtalten geworden, die mit einemmale unſere graphiſche Kunſt überſchwemmen. Die ſchleppend ...dige Grazie der Poſe, der Arm- und Handhaltung, ſelbſt ihre Art, den Hals und das Kinn zu recken, finden wir Gott weiß wie oft in den Zeichnungen unſerer Modernen, an jenen, wie ein Wiener Humoriſt ſagte, gelenkkranken Frauenleibern, die den modernen Stil bezeichnen. Allerdings deckt ſich die Erſcheinung der genialen Frau auch mit dem Stil des Burne Jones und ſeiner Genoſſen, aber der Bühneneinfluſs iſt der lebendigere.

Die naheliegendſte Quelle alter Modedinge iſt natürlich die Bühne. Entweder ein ſenſationelles Stück oder eine ſenſationelle Perſönlichkeit: Sarah Bernhardt, „La Tosca“, die ſchöne Loie Fuller, die erſte Serpentintänzerin; wir gedenken mit gelindem Schrecken der damaligen Ärmelbogenmode und ſehen heute noch in den meiſten Schnittweiſen unter dem Einfluſs der aus hervorragenden Theilen zuſammengeſetzten, vierzig Meter weiten Seidengazeröcke und Mäntel jenes Verwandlungswunders. Insbeſondere hat die Seidenweberei in dem Beſtreben, dem vielfarbigen Lichtzauber zu folgen, ganz großartig Neues geſchaffen, ſo die in vier bis ſechs Farben ſchillernde Chamäleonſeide, das Perlmuttermoiré und Aehnliches. Aber auch im ſtillen Laboratorium des Gelehrten kann die Mode zur Welt kommen. Ein neuentdeckter Farbſtoff von leuchtender Kraft und Schönheit iſt ein Schatz für den großen Seidenfärber, der ſeine Neuheiten ſtets um eine Saiſon früher herausbringt, als die Fabrikanten von Woll- und Waſchſtoffen, die Farben und Deſſins erſt ſpäter aufgreifen. So geht dann die neue Farbe in immer billigeres Material, in Bänder, Lederwaren, Stroh- und Filzhüte über, ſchließlich ſchier unerträglich werdend und das Auge auf Schritt und Tritt beleidigend, bis ſie nur mehr auf den Blouſen der Fabriksmädchen prangt.

Wird man nun glauben, daſs der größte Theil unſerer Mantel- und Hutmoden ſeit zehn Jahren und darüber, eine ganze Richtung unſerer Haus- und Gebrauchstoilette, vor allem aber die geſammte Tracht unſerer Kleinen ihren Urſprung in — einem Kinderbilderbuche haben? Wir meinen natürlich die entzückenden Zeichnungen der Kate Greenaway zu engliſchen Kinderliedern. Und ſo wenig als die Mode konnten ſich die Illuſtratoren von den Einflüſſen der liebenswürdigen engliſchen Künſtlerin frei machen.

Seitdem Frankreich für Ruſsland zu ſchwärmen begann, hat man das durch eine Liebhaberei für Pelze ausgedrückt, wie ſie die Welt bis dahin noch nicht geſehen hatte, und ſo oft vollends eine Entrevue zwiſchen Czar und Präſidenten zuſtande kam, mußten alle Damen der Welt ruſſiſchgrün tragen und die Blouſenform der Koſaken dazu — ſolches iſt der Fall der jüngſten Tage — und wahrſcheinlich als Ausdruck der herrſchenden Gefühlsculmination wird dieſe ruſſiſche Blouſe neueſtens auch noch ganz aus Zobelpelz hergeſtellt.

Die Politik, gewiſs nicht zu den ſchönen Künſten gehörend, hat unſere Gedankenreihe hiemit unterbrochen. Daſs beſonders die Maler beſtändig mit den ſchönen Frauen, die ihr begeiſterndſtes Vorbild bleiben, in Contact wegen der Gewandung ihrer reizenden Modelle ſein müſſen, ſteht über jeder Discuſſion. Die Malerei hängt ſelbſtverſtändlich mit der Mode ihrer Zeit immer zuſammen und wird von ihr beeinfluſst, weil man doch das malt, was man eben um ſich ſieht, und das vornehme Publicum, das die Ausſtellungen zuerſt beſucht und das ſich überhaupt malen anſtatt photographieren läſst, nimmt ſeine Anregungen zu neuen Modeideen gerne von dort oder trägt ſie angeſichts der Künſtler gerne zur Schau. So ſind denn die großen Ausſtellungseröffnungen, die berühmten „Firniſstage“, ebenſolche Feſttage der Mode, wie die großen Ereigniſſe auf den Rennplätzen. Was Wunder, wenn die Angſt vor der Farbe, die man der „abgethanen“ Kunſtrichtung zum Vorwurf macht, ſich ein Jahrzehnt lang in der Damenkleidung wiedergeſpiegelt hat, um recht gleichzeitig mit dem durchſchlagenden Sieg des Impreſſionismus in der Kunſt, plötzlich der tollen Luſt an grellen, zahlreich und unvermittelt aneinander gereihten Farben in der Toilette Platz zu machen.

Aber wir wiſſen, daſs die Freude an der fröhlichen, ſonnenbeleuchteten Wahrhaftigkeit in der Kunſt nicht mehr die neueſte Phaſe iſt. Kunſt und Mode in der Kunſt rollen vorwärts, eine neue Welt baut ſich auf, neue Gedanken, neue Ausdrucksweiſen in Poeſie und Malerei verblüffen und verwirren den Uneingeweihten, und die Zeitungen haben alle Hände voll zu thun, um dem Publicum die Geſchichte auch nur einigermaßen begreiflich zu machen. Die Mode macht nun Miene, mit in den Zuſammenhang zu treten, oder doch eben — neue Ideen zu ſtehlen, wo ſie ſie erwiſchen kann! Die großen, ſtillen Blumen, die auf den langen Stengeln ſo ſeltſam glühen — in jedem nur einigermaßen modernen Poeſieſtück — und die aus allen Flächen unſerer modernen Zeichnungen geradlinig emporwachſen, waren natürlich das Naheliegendſte, woran ſich halten ließ. Zuerſt brachten ſie die großen Pariſer Stickereiateliers auf den Schleppen der Hofkleider an, und die Tapetenwebereien überſäen jetzt damit Möbelſtoffe und Teppiche, die Glasfabriken bilden danach wunderſame neue Gefäße, die Seidenſtoffe für große Toilette folgen allmählich, und eines ſchönen Tages werden die Druckkattune auf den Röcken unſerer Köchinnen von geradſtengligen Tulpen und Sternblumen in der engliſch-japaniſchen Blumenſtiliſierung des Kenſingtonmuſeums ſtrotzen — doch bis dahin hat es wohl noch ein paar Jährchen Zeit.

Aber ſuchen wir weiter. Schon manche Foularddeſſins des letzten Sommers hatten die ſeltſamen, ſymboliſtiſchen Linien und abſurden Figuren, halb Pflanze, halb Thier und Wolke, mit der dicken Rohrfeder über grell aquarellierten Untergrund gezogen, wie wir ſie in den Zeichnungen gewiſſer moderner Illuſtrationswerke und Zeitungen finden, ganz unverkennbar wiedergegeben. Ganz aus derſelben Quelle ſtammen die allerneueſten, unregelmäßigen Wellenlinien und indiſchen Muſter der Soutachierungen, die unſere Wintergarderobe in großartigem Maße überdecken werden, genau ſo wie die Hintergrundzeichnungen der buddhiſtiſch angehauchten Künſtlerſchar. Noch augenfälliger als in Buch- und Zeitungsilluſtrationen erſcheinen jene modernſten Zeichnungsbehelfe an dem modernen Placat, das in der Metropole des Modenlebens mit unerhörter Großartigkeit und von Künſtlern erſten Ranges geſchaffen auftritt. Wenn ſie auch dem Geiſte, der in den wunderbar fein empfundenen Linien jener Meiſterwerke eines Chéret, Lautrec u. a. lebt, gewiſs nicht zu folgen vermag, ſo ſieht die Pariſer Modiſtin an den Straßenecken dann doch, daſs dieſe flotten Figuren beiſpielsweiſe mit einer dicken ſchwarzen und daraufgeſetzten weißen

Digitized by Google

Contourlinie umrandet ſind, und ſo geht ſie denn hin und contouriert mit einem ſchwarzen und einem weißen Bändchen die Ränder der neueſten Confectionen und Toiletten; ſie hat eben gelernt, wie wirkungsvoll das iſt! Und die toilettemachende Dame wiederum ruht nicht eher, bis ſie einer gewiſſen Lieblingsplacatfigur getreulich gleicht.

Und nun erſt die modernen Farben! Auf der letztjährigen Ausſtellungseröffnung im Künſtlerhauſe vor dem großen Bilde der drei Nornen von Delug, die allerdings vom Haar bis zu den Fußnägeln in zarteſtem Reſedagrün gemalt waren, hörte ich den erfreuten Ausruf einer eleganten Frau: „Da ſchau, Reſerl, dein Kleid hat ganz dieſelbe Farb'!" Dieſe Art der Maler, grün und lila und orange verſchwimmen zu laſſen, welch wunderbare Anregung für eine hungernde Confectionärsphantaſie! Sie ſchnappen doch ſtets nach neuem: alſo iſt die Muſterkarte der modernſten Tuchfarben für den kommenden Winter getroſt nach irgend einem Bilde von Puvis de Chavanne und ähnlichen copiert worden: bläulich, grünlich, grau und wieder grau und mattes Lila und Violett. Dieſes Violett überall! Auf einmal, ſeit die Künſtler damit angefangen haben und das Publicum durch die gang und gäbe werdenden Malerwitze von den armen farbenblinden Künſtlern, die alles nur mehr violett ſehen, dieſe vergeſſene Farbe gleichfalls zu ſehen beginnt! Alſo bon, Violett, das ziehen wir nächſtens auch an. Und ſo macht es ſich.

Die modernen Stimmungsmaler und Seelenanatomen haben wohl keine Ahnung, daſs ihren Leſerinnen aus der dämmernden Nacht der Gehirnthätigkeit bei der Lectüre oft nichts weiter auftaucht, als ein Farbeneindruck. Grau, grau haben ſie geleſen, purpurne Finſternis, violett verſchwimmende Dämmerung. Ein orangefarbiger Sonnenball und eine Lache ſtrömenden, rothen Herzblutes am dunkelgrün ſchillernden Waſſer. Der ganzen Stimmung nach müſste man die erſten Farben aus Tuch, die anderen aus Sammt, das Waſſer aber aus ſpiegelnder Seide herſtellen, denkt die hübſche Frau. Und merkwürdig, alle müſſen es denken, denn da haben wir die Mode unſeres kommenden Winters, Punkt für Punkt. Sie leſen aber auch, daſs das Nackte in der Kunſt wieder einmal über alles geſtellt wird. Die neueſten Balltaillen beweiſen uns, daſs die Mode auch darin nachzufühlen verſteht — —. Zum Glück aber geht neben dieſem Suchen nach Neuem um des Neuen willen jene Mode her, die uns von der vernünftigen, nüchternen Nothwendigkeit dictiert wird.

Die Schneider müſſen den Reiſebedürfniſſen, dem Bewegungsſport Rechnung tragen. Mag man als modern proclamieren, was man will, dem Sport, dem Bewegungsſpiel gehört die heutige Jugend, die heutige Welt und die Augenblicksmode. Was dem Sport taugt, wird und bleibt modern, mag man die den Schneidern ſo überläſtige Bluſenmode in jedem Saiſonbericht auch ſterben laſſen; wir werden auf Jahre hinaus uns von der Radfahrertracht nicht emancipieren können. Die Radfahrer haben das Wunder vollbracht, die ſteife, unmaleriſche Männertracht, gegen die ein halbes Jahrhundert lang vergeblich gewettert worden war, auf das gründlichſte umzugeſtalten, und was keine Meetings der Reformvereine für Frauenkleidung je vermocht, das konnte das Beiſpiel einiger nett und anſtändig gekleideter Radfahrerinnen: wir haben eine moderne, bequeme und widerſtandsfähige Frauentracht, die für jeden Bedarf gleich geeignet iſt. Und das hat wieder einmal der Wiener Radfahrerblumencorſo gethan und die Damen vom Wiener Bicycleclub vor allem. Die Pariſerinnen kommen nun hübſch hintendrein und ſehen nachgerade auch ſchon die Bloomers und Knickerbockers oder gar Pagenhoschen als nicht fair an. Thatſächlich ſtehen die Dinge ſo, daſs die geſammte Mode heute oder morgen von dem abhängen wird, was den Radfahrern beliebt.

Jenen, die noch nicht wiſſen ſollten, wer in Wien jetzt die Zügel der Mode in den Händen hält, denen wollen wir es ſagen. Die kleine Hand einer Frau natürlich. Wer ſich auf ihren untrüglichen Geſchmack verläſst, geht niemals fehl, und ich wette, während des Leſens dieſer Zeilen weiß ſchon jede elegante Wienerin, daſs wir Helene Odilon meinen. Wenn man die geiſtige Arbeitsleiſtung unſerer beobachtenden Damenwelt in einem neuen Toilettenact des Volkstheaters beobachtet, kann man dort zuſehen, wie eine Mode geboren wird.

Natalie Bruck-Auffenberg.

Mutter Erde.

[illegible]

M[illegible] Halbe hat ein neues Liebesdrama [illegible]. Aber er hat es [illegible]. Man konnte [illegible] [illegible]

kommt, iſt er klein und dürftig. Sogar mit der Logik hapert es manchmal bedenklich. Ein Beiſpiel dafür iſt eben der Titel. Er hat da — Fritz Mauthner hat das zuerſt ausgeſprochen — die Begriffe Mutter Erde und Muttererde nicht klar auseinandergehalten. Paul Warkentin hat ſich von der Muttererde losgeriſſen. Als er und ſeine Geliebte am Ende aus dem Leben fliehen, das ihnen nichts mehr verheißt, ſagt er: „Wir kehren zur Mutter Erde!" Und wenn Halbe ſeine Menſchen, die lebenswarm ſind, ſolange ſie fühlen und handeln, Anſchauungen auseinanderſetzen läſst, ſo reden ſie kalt und ſchlecht wie moderne Bücher und Leitartikel. Deshalb war er ſich ſelbſt im Wege, als er, ſtatt nur das Liebesdrama zu geben und es ſo zu nennen, es mit einer Art Tendenz verſetzte und durch den Titel auf dieſe den Nachdruck legte.

Paul Warkentin, der Sohn des Beſitzers von Ellernhof im polniſchen Weſtpreußen, war von ſeinem Vater beſtimmt, den Hof zu übernehmen und ſeine Jugendfreundin Antonie Rouſſelle zu heiraten, die Groß-Rukkoſchin als Morgengabe zubrachte. Aber Paul wollte nicht. Er hatte in Königsberg die Tochter ſeines Lehrers Profeſſor Bernhardt kennen gelernt, und Hela hatte es ihm, nicht durch weibliche Reize, ſondern durch moderne Anſchauungen angethan. Sie hatte ihm ſuggeriert, er, der ſich als Dichter fühlte, ſei zu der höheren Aufgabe berufen, mit ihr zuſammen der Frauenbewegung vorzukämpfen. Er hatte ſich vom Vater verſtoßen laſſen und war mit Hela eine auf dem Princip der Gleichberechtigung und noch einer Reihe anderer ſehr ſchöner Principien beruhende Ehe eingegangen. Ueber die pſychologiſche Wahrſcheinlichkeit dieſer Vorgeſchichte läſst ſich ſtreiten. Ich glaube nicht daran, daſs ſich ein heißer Junge von einer Weib gewordenen Doctrin einfangen läſst. Das Ehepaar hat eine Frauenzeitung begründet und ſich eine Exiſtenz erkämpft. Aber der Mann iſt nicht glücklich. Er fühlt unbewuſst Heimweh nach der Muttererde, vielleicht auch nur Sehnſucht aus der Stadt hinaus. Da ſtirbt — fünfzehn Jahre nach dem Bruch — der alte Warkentin. Paul und Hela reiſen nach dem Ellernhof, ihm die letzte Ehre zu erweiſen und die Erbſchaft anzutreten. Und nun erwacht in dem Redacteur der Frauenzeitung der Bauernſohn wieder, und mit der Liebe zur Heimat und zur eigenen Scholle auch die Liebe zu der Jugendfreundin. Antoinette hat inzwiſchen einen polniſchen Rittergutsbeſitzer geheiratet, einen rohen und dem Trunke ergebenen Menſchen, in deſſen Gewalt ſie Unſägliches leidet. Bei dem Leichenmahle finden ſich die Jugendfreunde wieder, die alte Liebe lodert ſiegreich auf. Aber Frau Hela vergiſst alle Principien und Pacte: zum erſtenmale Weib, weigert ſie ſich, den Mann freizugeben. Paul und Antoinette ſehen keine Möglichkeit mehr zu leben. In der winterlichen Mondſcheinnacht reiten ſie über das Eis nach Rukkoſchin, um in dem Mädchenzimmer des Weibes ihre Hochzeitsnacht zu feiern und dann zu ſterben.

Geht man vom Philoſophiſchen aus, wie Halbe will, ſo iſt alles ſchief. Die Muttererde ſpielt in dem Umſchwung der Empfindungen des Helden keine weſentliche Rolle: er würde in weicher Stimmung eine Zeit verweilen und dann ſich ſelbſt wieder zur Stadt ſehnen. Sie macht ihn nicht ſtark, wie den Antäus die Berührung mit der Mutter Erde. Sie lockt ihn, aber ſie könnte ihn nicht halten. Und Antonie, die ihr treu geblieben, iſt auch innerlich zu Grunde gegangen.

Kümmert man ſich aber um all das Geſuchte und Gewollte nicht, ſo iſt alles klar und lebendig. Das Land und die Menſchen ſind prächtig geſchildert: der fröhliche Leichenſchmaus iſt ein kleines Meiſterſtück. Voller Stimmungsreiz iſt die Wiederkehr Pauls in das alte Haus, das Erwachen der Jugenderinnerungen. Und die Liebesſcenen athmen eine Poeſie, die an die „Jugend" gemahnt und ihr ebenbürtig iſt. Namentlich die letzte Scene, in der ſich die Sprache, ohne unwahr zu werden, zu höchſtem Schwung erhebt, hinterläſst einen tiefen Eindruck. Mit Recht hat man von einer Balladenſtimmung geſprochen.

Vielleicht unterſchätzt Halbe die Macht der Muttererde. Auch für ſich. Er iſt am ſtärkſten, wo er ſeine Heimat und ihre Menſchen ſchildert. Vielleicht kann ich als ſein enger Landsmann beſonders wirkſames Zeugnis dafür ablegen, wie wunderbar da jeder Zug getroffen iſt. In der Großſtadt hat Halbe wohl immer in einem zu engen Kreis gelebt, um ſie und ihre Menſchen wirklich zu kennen. Gegen „Lebenswende" bedeutet „Mutter Erde" einen großen Fortſchritt. Sollte Halbe nicht als reifer Mann in der Heimat die reichſten Anregungen finden können?

Im Techniſchen iſt „Mutter Erde" auch beſſer als „Jugend". Die von Ibſen geſchaffene Form des Dramas beherrſcht er hier vollſtändig.

Das Deutſche Theater hat das Stück in feiner Inſcenierung: [illegible] Stimmung. Paul und [illegible] kunſtloſen, [illegible] und Marie Meyer [illegible] Kunſt. Müller gab den [illegible] Marie Meyer war [illegible] alten Frau, die [illegible]

Fritz Stahl.

Digitized by Google

Verismo.

(Zum Gaſtſpiel Zacconi im Carl-Theater.)

Mit einer unbeſchreiblichen Macht hat Zacconi den Moretti in dem Schauſpiel „I Disonesti" von Rovetta geſpielt. Seine Scene mit der Frau im zweiten Act kann man nicht ſchildern. Wie er ſie packt, durch das Zimmer ſchleift, an den Ohren reißt, anſchnaubt, ſchüttelt und würgt, auf ſie tritt, auf ihr kniet, ja in ſie hineinzukriechen ſcheint, das hat man auf der Bühne noch nicht erlebt. Wie betäubt, zermalmt ſind die Leute dageſeſſen und haben nicht mehr zu athmen gewagt. Nie habe ich Menſchen im Theater ſich ſo fürchten und entſetzen geſehen. Und dann ſind ſie fortgegangen und haben geſagt: Schade, daſs das Stück ſo ſchlecht iſt!

Darüber möchte ich nun ein Wort ſagen. Was ſoll das heißen, daſs das Stück ſchlecht iſt, wenn es doch wirkt? Wenn ein Stück die Kraft hat, uns im Theater lachen oder weinen zu machen, wie es will, ſo iſt es ein gutes Stück; eine andere Definition gibt es nicht. Die Ausrede gilt hier nicht, daſs das Publicum ſchlecht war: es war unſer Publicum, wie es eben iſt, auf das wir alle wirken wollen. Dieſes hat das Stück bezwungen. Wie darf man dann ſagen, daſs es ſchlecht ſei? Man wird einwenden: in dieſer Darſtellung! Nun, in einer ſchlechten Darſtellung kann auch der „Hamlet" lächerlich werden. Warum iſt man dann eigentlich auf das Stück ſo böſe? Ich bekenne: als ich es las, bin ich es auch geweſen. Beim Leſen habe ich es auch für ein ſchlechtes Stück gehalten, im Theater habe ich mich ihm doch nicht entziehen können. Das iſt ſeltſam. Wie ſoll man es erklären?

Es geht übrigens nicht bloß Rovetta ſo. Es iſt bei uns Giacoſa, Praga und den ernſten Stücken Braccos auch nicht beſſer gegangen. In ihrer Heimat gelten dieſe Autoren als große Dichter, hier behandelt man ſie wie bloße Macher. Ihre Stücke wirken auch auf uns, aber wir ſagen nachher doch, daſs ſie ſchlecht ſind. Wir ſagen das von der ganzen Schule. Alle Veriſten ſind für uns einfach „unliterariſch". Da ſollte man aber doch auch einmal ſagen, warum. Warum ſind ſie nicht literariſch in unſerem Sinne? Was fehlt ihnen?

In unſerem Sinne iſt ein Stück nur dann literariſch, wenn es ſein Thema, ſeinen „Fall" durch die Mittel, über die die Literatur verfügt, ohne fremde Hilfe zu bewältigen weiß. Mir ſcheint, wir können noch immer das alte Buchdrama nicht vergeſſen, das ſteckt uns noch immer im Kopf. Wie im alten Buchdrama laſſen wir dem Autor nur gelten, was er uns aus ſeiner eigenen Kraft gibt. Er darf ſich von keiner anderen Kunſt helfen laſſen. Sagt er: Hier reiche ich ſelber nicht aus, da verſuche ich es mit Muſik, ſo nennen wir ihn ſchon „unliterariſch": wir wollen kein Melodram. Wer den Maler zu Hilfe ruft, iſt auch „unliterariſch": wir nennen ihn einen Sardou. Das alles iſt uns „Panorama". Ein gutes Stück in unſerem Sinne muſs alles ſich ſelber verdanken, es darf ſich nirgends etwas ausleihen: nicht einmal bei der Schauſpielkunſt. Ein gutes Stück, in unſerem Sinne, muſs für ſich fertig ſein, ohne erſt den Schauſpieler zu brauchen. Es mag dann auch geſpielt werden, aber es muſs auch, wenn es nie geſpielt wurde, an ſich etwas ſein, es darf nicht erſt durch das Spiel lebendig werden.

Das iſt unſere alte Anſchauung. Ich habe nichts gegen ſie. Ich ſehe nur nicht ein, warum man es nicht auch einmal anders verſuchen darf. Jene Autoren haben geſagt: wir wollen uns alles ſelber machen. Gut. Warum ſollen nun aber andere Autoren nicht ſagen: Nein, wir machen es lieber mit dem Schauſpieler zuſammen? Iſt das ein Verbrechen? Ich kann gewiſs ſagen: es reizt mich, dieſe Stimmung durch die Violine auszudrücken. Aber warum ſoll ich nicht auch ſagen dürfen: Nein, ich nehme lieber Violine mit Clavier oder gar das ganze Orcheſter? Wird man dann den Part der Violine oder den Part des Claviers ſchlecht finden, weil er ſelber, allein, nicht alles enthält, ſondern das andere dem Partner läſst? Wer will überhaupt beſtimmen, wieviel dem Clavier zukommt, wieviel der Violine? Wie ich es eintheile, das iſt doch meine Sache, wenn ich es nur ſo eintheile, daſs es ſchließlich wirkt: daſs ich meine Stimmung „herausbringe". Im Muſikaliſchen wird mir jeder beiſtimmen. Alſo warum ſoll das im Theatraliſchen nicht gelten? Das Stück ſoll wirken: weinen machen, lachen machen, dieſelbe Stimmung am Ende ſpüren laſſen, aus der es am Anfang entſtanden iſt. Wie es das macht, iſt ſeine Sache: durch den Dichter allein, wo dann der Schauſpieler ja eigentlich zum bloßen Vorleſer wird, oder durch den Schauſpieler allein, wie in einer idealen Pantomime ohne Muſik, die man ſich von Zacconi wohl denken könnte, oder durch den Dichter mit dem Schauſpieler zuſammen, wo jeder ſeinen Part beſorgt, keiner das Ganze. Dies ſcheint mir die Neuerung der italieniſchen Veriſten zu ſein. Doch wird man es kaum eine Neuerung nennen dürfen, denn ſie können ſich auf einen guten Patron berufen: auf Shakeſpeare.

Man leſe einmal ein Stück von Shakeſpeare ſo, wie wir die Stücke dieſer Veriſten leſen: nur das Literariſche prüfend, ohne Zuthun einer ſchauſpieleriſchen Wirkung! Da wird überall etwas fehlen, nie abſolviert der Dichter ſelber den Fall, es bleibt immer ein Reſt, eben der Part für den Schauſpieler. Der Schauſpieler darf hier kein bloßer Vorleſer ſein, er muſs neben dem Dichter aus ſich [illegible] wirken. Iſt der Dichter das Clavier, ſo muſs [illegible] die Violine ſein. Dasſelbe verſuchen die Italiener. Sie wollen gar nicht Stücke ſchreiben, wie wir ſie gewohnt ſind: in welchen der Dichter allein, aus Eigenem, das Thema zu beſtreiten hat. Nein, ſie wollen es mit dem Schauſpieler theilen. Er ſoll ſeine Kraft hergeben, ſie die ihre und nun gilt es, die eine auf die andere zu ſtimmen. Man darf ihnen alſo nicht vorwerfen, daſs ſie etwas nicht können, was ſie doch gar nicht können wollen, ja gar nicht können dürfen: die rein literariſche Löſung des Themas. Sie wollen ja gerade, daſs ein Reſt bleiben ſoll: eben der Part für den Schauſpieler. Unſere literariſche Kritik kann ihnen nicht ſchaden, weil ſie ſie ja gar nicht trifft, und kann ihnen nicht nützen, weil ſie ja nicht ihre Abſichten hat. Man könnte ſie eigentlich bloß als Schauſpieler kritiſieren. Mit den Augen des Schauſpielers müſste man jede Scene betrachten: Hier mutheſt du mir mehr zu, als in der Macht des Schauſpielers iſt; oder: Hier haſt du es verſäumt, mir einen Platz anzuweiſen. Nur ſo könnte man ihnen gerecht werden.

Wir haben nicht viele Stücke bei uns, die dasſelbe verſuchen. Die „Heimat" iſt ſo ein Stück, darum hat ſich auch die ganze deutſche Kritik mit ihr nicht zu helfen gewuſst. Meine alte „Juana", die man nächſtens im Raimundtheater gibt, will ſo ein Stück ſein. Ich hatte da vor, mich in das Thema mit dem Schauſpieler zu theilen: er hat die Violine, ich will ihn auf meinem Clavier bloß begleiten. Es kann ſein, daſs das Verhältnis falſch iſt: vielleicht muthe ich dem Schauſpieler mehr zu, als in ſeiner Macht iſt; vielleicht habe ich es auch ſchlecht vertheilt. Vielleicht muſs ich das Experiment ein paar mal machen, bis mir die rechte Doſierung gelingt. Vielleicht wird ſie erſt einem anderen gelingen. Aber das Experiment, meine ich, werden wir auch in unſerer Literatur machen müſſen.

Schon um unſerer Schauſpieler willen. Wir klagen immer über ſie. Wenn Fremde kommen, müſſen wir uns ſchämen, wie wenig die unſeren können. Man ſehe ſich jetzt die Truppe im Carltheater an! Da kann der Kleinſte mehr als unſere Großen. Er kann mehr, das heißt: er beherrſcht ſeinen Körper und er hat eine Technik, ſozuſagen eine mimiſche Geläufigkeit, der nichts zu ſchwer iſt. Dieſe haben unſere Schauſpieler nicht. Woher ſollen ſie ſie denn auch haben? Bei den guten Stücken in unſerem Sinne iſt ſie ja gar nicht nöthig. Da muſs der Dichter alles aus Eigenem beſorgen und ſchleppt den Schauſpieler an ſeiner ſtarken Hand mit. Ja, hier iſt der ſchlechte Schauſpieler faſt im Vortheil gegen den guten, weil er ſchwächer iſt und ſich williger fügt. Kommt in ſo einem Stück ein Zorniger vor, ſo hat ſchon der Dichter alles gethan, um den ganzen Zorn durch ſeine Mittel darzuſtellen; den Schauſpieler braucht er eigentlich gar nicht. Während ein Veriſt aus Eigenem bloß die Decoration für den Zornigen ſtellt, den lebendigen Zorn ſelbſt muſs erſt der Schauſpieler geben. Wir muthen unſeren Schauſpielern nichts zu, ſie ſollen ſich doch einmal auf ihre Füße ſtellen! Laſſet uns Stücke für ſie ſchreiben, meinetwegen ſchlechte Stücke in jenem alten Sinn, aber die unſere Schauſpielkunſt aus dem Winkel ziehen werden!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Die Schule David.

Wenn auch den Herren Graf Badeni und v. Bilinski die Bedeckung des jährlichen 300.000 fl. Deficites ihres Lieblingsblattes, der „Reichswehr", gar manche ſchwere Sorge bereiten mag, ſo iſt ihnen dafür ein Troſt ſicher: der Troſt, daſs dieſe 300.000 fl. nicht ohne bleibende moraliſche Wirkungen ausgegeben worden ſind. Für dieſe 300.000 fl. jährlich wird nicht bloß das Maculaturpapier „Reichswehr" erzeugt, durch das lebende Vorbild der „Reichswehr" wird auch eine ganze neue Generation von Wiener Journaliſten herangebildet, die an Gemeinheit der Geſinnung und Unanſtändigkeit der Ausdrucksweiſe alles weit hinter ſich läſst, was man bisher für möglich gehalten hat. Herr David, der leitende Geiſt der „Reichswehr", macht Schule. Ich ſelbſt habe eine erſte Probe davon erfahren, und ich beeile mich, ſie hier öffentlich mitzutheilen, auf daſs auch einem weiteren Kreiſe bekannt werde, welcher Art von Journaliſtik die Herren Graf Badeni und v. Bilinski ihre hochmögende Gönnerſchaft zugewendet haben.

Zu dieſem Zwecke muſs ich an eine Campagne anknüpfen, die ich in dieſem Sommer gegen die „Reichswehr" geführt habe. Unter dem Schlagwort „Officiöſe Revolverei" habe ich in der „Zeit" am 19. Juni nachgewieſen, daſs der Vertreter der „Reichswehr" an der Budapeſter Goldminen-Actien-Geſellſchaft „Fortuna" einen miſsglückten Erpreſſungsverſuch im Betrage von 10.000 fl. ö. W. unternommen hat. Herr David antwortete in ſeiner „Reichswehr" mit einem Schimpfartikel gegen mich, in dem er jenen Erpreſſungsverſuch als den dummen Einfall eines nicht [illegible] Inſeratenagenten darzuſtellen verſuchte, für den die „Reichswehr" nicht verantwortlich zu machen ſei. Darauf veröffentlichte ich am 26. Juni den Namen des Mannes, der den Erpreſſungsverſuch an der „Fortuna" verübt hat: es war Herr [illegible], nicht ein beliebiger Inſeratenagent, ſondern der [illegible] Adminiſtrator der „Reichswehr". Auf dieſe Entgegnung konnte ſelbſt der [illegible] Herr David nichts mehr erwidern. [illegible] „Reichswehr" [illegible] „Fortuna" [illegible] Als die „Fortuna" Mitte Juli in finanzielle Schwierigkeiten gerieth, erſchien in der „Reichswehr" ein langer Artikel, in dem [illegible] daſs die „Reichswehr" von Anfang an [illegible] „Fortuna" [illegible] „Zeit" am 17. Juli [illegible] daſs [illegible] „Reichswehr" [illegible] „Fortuna", ſondern auf eine [illegible]

Digitized by Google

habe. Auch darauf erfolgte keine Antwort in der „Reichswehr“. Wohl aber eine der ſattſam bekannten Kampfweiſe der „Reichswehr“ würdige Antwort in einem anderen Blatte.

Prompt am 19. Juli erſchien in einem antiſemitiſchen Montagsblatte, den „Wiener Neueſten Nachrichten“, ein anonymer Artikel: „Das Füllhorn der „Fortuna“, welcher, gewürzt mit den gröblichſten Beſchimpfungen im Stile der „Reichswehr“, die Behauptung aufſtellte, daſs ich von der „Fortuna“ beſtochen worden ſei, daſs ich die „Fortuna“ vertheidigt, und endlich, daſs ich, offenbar im Intereſſe oder im Auftrag der „Fortuna“, „Erpreſſungsmärchen gedichtet“ habe. Dieſe letztere Wendung bezog ſich zweifellos auf das Factum Mayers und deutete ſchon einen Zuſammenhang an, in welchem der Schmähartikel in den „Wiener Neueſten Nachrichten“ mit der „Reichswehr“ ſtand. Aber es dauerte geraume Zeit, bis ein Zufall mir dieſen Zuſammenhang ausführlicher klarlegte.

Zunächſt erhielt ich nämlich von dem Eigenthümer der „Wiener Neueſten Nachrichten“, der anſcheinend ſein Blatt mit jenem Artikel nicht identificiert wiſſen wollte, einen dankenswerten Brief, in welchem mir angezeigt wurde, daſs der Autor des in Rede ſtehenden Artikels Herr Franz Mohr ſei, und daſs dieſer „für den Inhalt des Artikels nach jeder Richtung perſönlich einſtehen zu wollen erklärt“ habe. Durch dieſe ſtramme Erklärung des Autors war mir mein Weg vorgeſchrieben: ich muſste dem mir bis dahin unbekannten Herrn Franz Mohr Gelegenheit geben, für ſeinen Artikel einzuſtehen. Das heißt: ich muſste Herrn Franz Mohr bei Gericht klagen. Das ließ ich denn auch alsbald durch meinen Rechtsanwalt Herrn Dr. Guſtav Harpner beſorgen.

Die Entwickelung des Gerichtsverfahrens zog ſich infolge verſchiedener Sommerurlaube einigermaßen in die Länge, und ſo geſchah es, daſs Herr Mohr erſt anfangs September zur erſten gerichtlichen Einvernahme beim k. k. Landesgerichte Wien (Unterſuchungsrichter Dr. Freiherr v. Diſtler) vorgeladen wurde. Aber noch ehe der Termin der Einvernahme gekommen war, erhielt ich — zu meiner nicht geringen Ueberraſchung — am 3. September den folgenden Brief:

„Euer Hochwohlgeboren!

Mit heutiger Poſt ſandte ich an Herrn Dr. v. Diſtler nachſtehendes Schreiben:

„Bezüglich der mir heute ſub Zahl 47.196/II. zugegangenen Vorladung, behufs Vernehmung inbetreff der von Herrn Dr. Heinrich Kanner gegen mich erhobenen Privatanklage wegen Vergehens nach §§ 488, 491 St. G., im Bureau Euer Hochwohlgeboren zu erſcheinen, erlaube ich mir Folgendes mitzutheilen: Der von Herrn Dr. Heinrich Kanner incriminierte Artikel ‚Das Füllhorn der Fortuna‘ in der Nummer vom 19. Juli d. J., der ‚Wiener Neueſten Nachrichten‘, wurde von mir auf Grund falſcher Informationen und falſcher Anſchauungen verfaſst. Zu meinem Bedauern erfuhr ich erſt ſpäter die Hinfälligkeit meiner Behauptungen. Die erfolgte Beleidigung iſt ſomit auf ganz falſchen Prämiſſen aufgebaut, und ich ſtehe daher nicht an, zu erklären, daſs ich bereit bin, Herrn Dr. Heinrich Kanner eine umfaſſende Ehrenerklärung abzugeben. Dieſe Erklärung könnte bereits in der nächſten Nummer der ‚Wiener Neueſten Nachrichten‘ vom 6. September d. J. erſcheinen. Zufolge der mir zur Verfügung geſtandenen, wie es ſich jetzt zeigt, gänzlich unſtichhaltigen Informationen bin ich außerſtande, mich in irgend einer Weiſe zu vertheidigen, oder einen Wahrheitsbeweis zu erbringen. Mein Erſcheinen im Bureau Euer Hochwohlgeboren wäre daher gänzlich gegenſtandslos und ich bitte infolgedeſſen mein Fernbleiben zu entſchuldigen.

Mit dem Ausdrucke ꝛc.

Franz Mohr,
Redacteur der ‚Wiener Neueſten Nachrichten‘.

Ich erlaube mir, Ihnen dieſes Schreiben zur Kenntnis zu bringen, und gleichzeitig das Erſuchen zu ſtellen, mir in den nächſten Tagen eine Unterredung zwecks Beilegung der Angelegenheit zu bewilligen. Die Affaire ſtellt ſich als ein journaliſtiſcher Mißgriff meinerſeits heraus und ich erſuche Sie, Herr Doctor, mir behilflich zu ſein, den begangenen Fehler gutzumachen.

Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren
ergebener Diener
Franz Mohr,
Redacteur der ‚Wiener Neueſten Nachrichten‘,
III., Untere Zollamtsſtraße 3.“

Da ich ſelbſt die Bekanntſchaft des Herrn Mohr zu machen kein Bedürfnis hatte, überließ ich das weitere meinem Rechtsanwalte. [illegible]

[illegible]

[illegible]

jene Perſonen, deren Mittheilungen mich zu dieſer Veröffentlichung veranlaſsten, mein Vertrauen durch Mittheilung von gänzlich unwahren und geradezu aus der Luft gegriffenen Angaben miſsbraucht haben.

Ich habe insbeſondere durch Lectüre der in der „Zeit“ wiederholt erſchienenen Angriffe gegen die „Fortuna“, ſowie der von Herrn Dr. Kanner anläſslich der Aufdeckung eines Erpreſſungsmanövers veröffentlichten Artikel gegen die „Reichswehr“ die Ueberzeugung gewonnen, daſs es Herrn Dr. Kanner nie beigefallen iſt, die „Fortuna“ zu vertheidigen, womit natürlich auch alle von mir vorgebrachten Anwürfe, als ob die „Fortuna“ ſich hiefür Herrn Dr. Kanner erkenntlich gezeigt hätte, als gänzlich haltlos und aus der Luft gegriffen, entfallen. Ich bin vielmehr überzeugt, daſs die von Herrn Dr. Kanner auf Grund des von ihm der Oeffentlichkeit unterbreiteten Materiales gegen die „Reichswehr“ geführte Polemik lediglich die Wahrung des öffentlichen Intereſſes an einer ehrlichen und unbeſtechlichen Journaliſtik bezweckte, und fühle mich daher zu der Erklärung verpflichtet, daſs ich lebhaft und aufrichtig bedauere, Herrn Dr. Kanner in ſeiner Ehre nahegetreten zu ſein.

Ich bitte daher Herrn Dr. Kanner wegen der ihm durch mich zugefügten Beleidigung öffentlich um Entſchuldigung und nehme dankend zur Kenntnis, daſs Herr Dr. Kanner mit Rückſicht auf dieſe meine Erklärung von weiteren gerichtlichen Schritten gegen mich abſieht.

Wien, am 20. September 1897.

Franz Mohr.

Mit Rückſicht auf obige von Herrn Franz Mohr abgegebene Ehrenerklärung ſprechen wir auch unſererſeits das lebhafteſte Bedauern darüber aus, daſs wir durch Aufnahme des oben gedachten Artikels der Ehre des Herrn Dr. Heinrich Kanner ganz unbegründeter Weiſe nahegetreten ſind.

Wien, am 20. September 1897. Die Redaction.“

Mit dieſer Ehrenerklärung, die übrigens nur das von Herrn Mohr bereits in ſeiner Eingabe an den Unterſuchungsrichter Geſagte in genauerer Ausführung wiederholt, war der Proceſs Mohr erledigt. Ich hatte es unterlaſſen, nach Herrn Mohrs Perſönlichkeit Nachforſchungen zu pflegen, da ich annahm, daſs im gerichtlichen Verfahren ohnedies alles Wiſſenswerte zutage kommen würde. Erſt nachdem die obige Ehrenerklärung von Herrn Mohr unterſchrieben war, erfuhr ich — und auch dies nur durch einen Zufall — was Herr Mohr eigentlich iſt: nämlich Redacteur der „Reichswehr!“ Damit iſt der von mir ſchon anfänglich aus ſachlichen Gründen vermuthete Zuſammenhang mit der „Reichswehr“ nun auch durch die Perſon des Herrn Mohr vollauf beſtätigt.

Daſs ein Redacteur der „Reichswehr“, dem von Herrn David gegebenen Beiſpiel folgend, meine Wenigkeit ſo falſch beurtheilt, wie Herr Mohr in ſeinem Artikel, konnte mich nicht Wunder nehmen und daſs er dann, zur Verantwortung gezogen, klein, ganz klein beigeben muſste, verſtand ſich von ſelbſt. Das einzig Erſtaunliche war mir nur, daſs ein Redacteur der „Reichswehr“ ſein eigenes Blatt wenigſtens mit ſo ſeltener Objectivität und Gerechtigkeit beurtheilt, wie es, meinem Beiſpiele folgend, Herr Mohr in dem gegen die „Reichswehr“ gerichteten Paſſus ſeiner Ehrenerklärung thut. Dieſen Abſatz hätte ihm mein Rechtsanwalt ſicherlich gerne erlaſſen, wenn Herr Mohr ſo ehrlich geweſen wäre, ihm ſeine Beziehungen zur „Reichswehr“ einzugeſtehen. Aber das wuſsten wir ja nicht. Wir wiſſen es erſt jetzt, und jetzt wiſſen wir auch, wie wir den uns bis dahin unverſtändlichen Herrn Mohr zu verſtehen haben.

Herr Mohr iſt Redacteur der „Reichswehr“. Es iſt die Schule des Herrn David, aus der er hervorgegangen iſt, in deren Weiſe er gearbeitet hat. Erſt Benzion, dann Mayers, nun Mohr: die Nährväter der „Reichswehr“, Graf Badeni und Herr v. Bilinski, mögen für ihr vieles Geld auch ihre Freude daran haben.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Der Generalſecretär der öſterr.-ungariſchen Bank hat ſoeben unter dem Titel „Das Vermögen der öſterr.-ungariſchen Bank“ und „Bericht über den Goldbeſitz der öſterr.-ungariſchen Bank“ zwei Broſchüren erſcheinen laſſen, welche er ſchon vor längerer Zeit verfaſst hat; er hätte beſſer gethan, ſie weiter im Verborgenen blühen zu laſſen. Die Veröffentlichung wird niemandem nützen, es iſt überhaupt nicht zu erkennen, welchen Zweck ſie erfüllen ſoll, aber ſchaden wird ſie, und zwar in erſter Linie dem Verfaſſer ſelbſt. Die Broſchüren ſollen den Nachweis führen, daſs die Bank im Falle der Liquidation berechtigt iſt, die von ihr ausgegebenen Noten in Silber einzulöſen, ſoweit ihr Silbervorrath reicht, und nur den Ueberſchuſs an circulierenden Noten mit Gold zu begleichen, [illegible] das Vermögen der Actionäre bei Heller und Pfennig in Gold auszuzahlen. Angenommen, der Verfaſſer hätte recht; ſteht die Liquidation der Bank vor der Thür oder überhaupt nur in Ausſicht? Das Uebereinkommen [illegible] des Notenprivilegiums iſt zwiſchen den Regierungen und der Bankleitung abgeſchloſſen; [illegible] Ratification ſeitens der Parlamente und der Generalverſammlung iſt [illegible] eine Frage der Zeit. Sollte [illegible] Regierungen bezwecken, ſo kommt ſie [illegible] ſo kommt ſie zu früh. [illegible] Darauf wird [illegible] niemand eine Antwort geben [illegible] Die Beweisführung des Verfaſſers [illegible] ausgeſprochen, daſs die Bank [illegible] verwenden muſs, [illegible] das Geld für die Actionäre [illegible] wenn ſie dagegen [illegible] die Actionäre zurück [illegible] zur Einlöſung [illegible] tragen. Da [illegible] beſtimmt. [illegible] die Banknoten und [illegible] eine [illegible] darüber [illegible] könne es [illegible] die Bank [illegible]

Digitized by Google

ſetzen auf ihre Gefahr, thatſächlich aber zu ihrem und des Landes Nutzen angeſchafft hat, für die Actionäre zurückbehalten will. Aber die Banknoten, gegen welche nach Erlaß und infolge der Valutageſetze Gold in die Bank geſloſſen iſt, auch mit Silber rückzulöſen zu wollen, das iſt zum mindeſten höchſt unbillig. Gefahr iſt keine, und die Notenbeſitzer brauchen ſich auch nicht zu fürchten. Erſtens wird die Bank nicht liquidieren. Zweitens, falls die Bank doch liquidieren ſollte, und die Liquidation nach Aufnahme der Barzahlungen ſtattfinden würde, wird inzwiſchen die Frage des Silbercourants vielleicht dahin entſchieden ſein, daſs das Silbergeld zur Scheidemünze degradiert wird; dann hätte jeder Banknotenbeſitzer das Recht, Goldzahlung zu verlangen, und die Bank würde leicht in die Lage kommen, das Silber für die Actionäre zurückzubehalten, das dieſe freilich im barzahlenden Staat jederzeit gegen Gold eintauſchen könnten. Würde aber die Liquidation vor Aufnahme der Barzahlungen erfolgen, ſo wird ſie ſich gewiſs nicht ſo abſpielen, wie ſie der Generalſecretär träumt, ſondern ſie wird durch Uebertragung der Activa und Paſſiva auf ein anderes Inſtitut, ſei es eine Staatsbank oder eine Privatbank erfolgen und für die Modalitäten der Uebertragung wird ein Geſetz vorſorgen. Wenn ſich aber par impossible alles ſo geſtalten ſollte, wie es in dieſen Broſchüren vorausgeſetzt iſt, ſo wird noch immer die Liquidation in anderer Weiſe erfolgen; denn die Bank iſt kein Privatinſtitut, das auf Koſten der Oeffentlichkeit ſich bereichern oder doch Vortheile ſichern kann, ſondern ein öffentliches Inſtitut mit öffentlichen Rechten und Pflichten und unter ſtaatlicher Aufſicht. Und die Pflichten beſtehen in allererſter Linie, und zwar iſt dies ſtatutariſch feſtgelegt, in der Wahrung des allgemeinen Credits, das heißt des Geldweſens, der Währung: darauf ſind der Gouverneur und die Generalräthe beeidet. Und eine Liquidation, wie ſie ſich der Generalſecretär vorſtellt, wäre unter allen Umſtänden, wenn nicht eine Schädigung des allgemeinen Credits ſelbſt, ſo doch eine imminente Gefahr der Schädigung. Folglich wäre der Gouverneur, eventuell der Regierungsvertreter berechtigt und verpflichtet, die Ausführung eines ſolchen ausdrücklich oder ſtillſchweigend gefaſsten Beſchluſſes zu verhindern. Die Liquidation würde ſich ſo wie die Geſchäftsführung unter ſtaatlicher Aufſicht vollziehen. Es iſt alſo keine Gefahr, daſs die Wirklichkeit den Gedanken des Verfaſſers der Broſchüre jemals recht geben wird. Schade, daſs er ſie nicht für ſich behalten hat. Er wird an der Discuſſion, die ſich an ſeine Theſe knüpfen wird, bald genug ſehen, daſs das Reden auch in dieſem Falle kein Gold geweſen iſt.

•

Man kommt bei uns ſo ſelten dazu, eine adminiſtrative Maßnahme loben zu können, daſs man ſich die Gelegenheit dazu nicht entgehen laſſen ſoll. Der Finanzminiſter hat kürzlich beſchloſſen, die Deviſentransactionen für den Staat, welche bisher durch verſchiedene Banken ausgeführt wurden, künftig der öſterreichiſch-ungariſchen Bank zu übertragen. Der Erfolg dieſer Maßregel bedeutet für den Staatsſchatz eine weſentliche Erſparung an Proviſionen, an Courtagen und vor allem am Cours, denn da ſich die Deviſenkäufe des Staates zu Couponzwecken meiſt in regelmäßigen Zeitabſchnitten vollzogen, ſo entwickelte ſich vor dieſen Zeiten gewöhnlich eine Speculation, welche die Courſe oft ſehr bedeutend hinaufſetzte und dem Staate den Kaufpreis vertheuerte, während die Bank die Deviſen einfach aus ihren Beſtänden unter Berechnung einer geringen Proviſion nehmen wird, ohne am Markt andere als vielleicht einige Tauſchoperationen ausführen zu müſſen. Für den Deviſenmarkt, das heißt für alle jene, welche die Deviſencourſe in ihre Preiscalculationen einbeziehen müſſen, wird der Vortheil aus dem eben genannten Grunde in einer Verminderung der Coursſchwankungen alſo einer größeren Stabilität der Währung liegen. Endlich für die Bank, die nothwendige Centralſtelle unſeres Geldverkehrs, wird die Maßregel eine neuerliche Erhöhung ihres Einfluſſes auf den Deviſen- und den Geldmarkt bedeuten.

ℌ

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Berlin. Königliches Opernhaus, „Der Ring der Nibelungen“. Schauſpielhaus, „Waldwund“ von Richard Skowronnek. Goethe-Theater, „Das vierte Gebot“ von Anzengruber. Frankfurt am Main. Schauſpielhaus, „Am Tage des Gerichts“ von Roſegger. Hamburg. Stadttheater, „Bohème“ von Leoncavallo. Laibach. Landestheater, „Die verſunkene Glocke“ von Gerhart Hauptmann.

* * *

In der Hofoper ſang Frl. Michalek als zweite Antrittsrolle den Cherubin in Mozarts „Figaro“; man wird darnach nicht mehr von ſchönen Hoffnungen, ſondern von erreichten Erfolgen ſprechen dürfen. In der That hat ſie ſich mit dieſer Rolle, deren Durchführung kaum die Debutantin merken ließ, ſehr vortheilhaft in das bühnengewandte Enſemble der Hofoper eingeführt. Der beſcheidene, nicht auf Effect berechnete Vortrag fand ebenſo wie die ſympathiſche Stimme beim Publicum allgemeine und laute Anerkennung. Große Erfolge der direct aus dem Conſervatorium an die Hofoper kommenden Damen haben bekanntlich ſchon öfter eine ungünſtige Wendung genommen. In Anbetracht dieſes Umſtandes dürfte eine kleine Warnung, die künſtleriſchen Bemühungen nicht zu überſtürzen, weder überflüſſig ſein, noch vereinzelt daſtehen. R. W.

•

Man war ſehr neugierig, wie Zacconi den Lear ſpielen werde. Wird er das ſprechen können, dieſe ungeheure und erhabene Sprache? Wird er die Kraft, die Größe haben? Und wird er die Thräne haben, beim Wiederſehen mit der Cordelia? Nun, man mag ſich beruhigen: er hat das alles, und er hat noch mehr. Ich kenne keinen Schauſpieler, keinen [illegible] und [illegible], der ſich mit ſeinem [illegible] meſſen dürfte; Matkowsky [illegible] und Kainz wird es vielleicht einmal dürfen. Man weiß nicht, was man zuerſt bewundern ſoll: die [illegible] Bewegungen der [illegible] Hände, dieſe furchtbaren Augen, die ſchon in die Zukunft, in das Ende zu ſchauen ſcheinen, oder die Luſt von Unheil, mit der er ſich gleich vom Anfang an wie mit einem blutigen Mantel bedeckt. Das Größte iſt für mich aber doch ſeine Art, die Metapher zu behandeln. Die anderen declamieren über Metaphern im Galopp hinweg, ihm ſcheinen ſie von ſelbſt aus den Fingern zu wachſen. Er ſagt zunächſt ein Wort, den gemeinen Namen der Sache, die er meint; aber dieſer genügt ihm nicht, ſein Gefühl iſt doch viel reicher, nun will er ſie mit den Augen nennen, die Hände müſſen herbei, er greift, er ſcheint etwas zu kneten, da regen ſich endlich die Lippen noch einmal, und wir hören eine Metapher von ihnen fallen, als den eigentlichen und weſentlichen und erſten Namen jener Sache, in der Urſprache der Natur ſozuſagen. Ich muſs wieder Kainz nennen, an den er darin erinnert.

•

Im Raimundtheater wird jetzt „Der Procuriſt“ von Alexander Landesberg und Leo Gerhard geſpielt, eine anfangs recht luſtige Poſſe, die ſich ſpäter etwas in die Länge zieht. Ein Ungar, den Herr Natzler mit der beſten Laune gibt, eine Epiſode des unübertrefflichen Herrn Schildkraut und ein Couplet, das Fräulein Rieſe drollig ſpricht, gefallen ſehr. H. B.

Bücher.

Nippon, Archiv zur Beſchreibung von Japan ꝛc. Von Ph. Fr. v. Siebold, II. Auflage, herausgegeben von ſeinen Söhnen. Zwei Bände. Gr. 4. Würzburg und Leipzig. Leo Woerl. 1897.

Ein wahrhaft würdiges Denkmal errichteten durch dieſe Neuausgabe des Nippon-Archivs und deſſen Vollendung nach den hinterlaſſenen Manuſcripten die Söhne ihrem großen Vater, die japaniſchen Granden durch ihre materielle Beihilfe dem wahrſten Freund ihres Landes, welchem ſie die erſten Kenntniſſe europäiſcher Wiſſenſchaft verdankten. So ſühnt Japan in würdiger Weiſe die Unbilden, welche Ph. Fr. v. Siebold einſt dort erdulden muſste, ohne ſie je dem Volke nachzutragen. Uneingeſchränktes Lob verdient es, daſs die Söhne das Werk ihres Vaters, welches er auf eigene Koſten veröffentlichen muſste, ſo belieſſen, wie es iſt, mit Ausnahme des würdigen Abſchluſſes, für den zwar das Manuſcript vorlag, an deſſen Drucklegung aber der Tod den Autor hinderte. Mit einem reichen Wiſſen ausgeſtattet, betrat Ph. Fr. v. Siebold, ein zweiter Humboldt, das für Europäer noch jungfräuliche Land. Seinem ſcharfen und geübten Auge entgieng nichts. Jedes Pflänzchen am Wege, jeden Strauch, jeden Stein, den ſlatternden Vogel in den Lüften, das mühſelige am Erdengrund hinſchleichende Reptil, die grünenden Saaten und lachenden Fluren, das ganze Land mit allen ſeinen Reizen, ihm von der Natur im überreichſten Maße geſpendet, er faſste es auf mit ſeinem künſtleriſchen Auge zu einheitlichem Bilde mit den Bauten, den Tempeln und Wohnhäuſern, mit dem Charakter und den Sitten der Menſchen, welche dieſes geſegnete Land bewohnen. Welch wichtige Rolle der Erdſtrich in dem Charakter der ihn bewohnenden Menſchen bildet, und daſs ſich in deren Gebaren und Geſittung das Charakteriſtiſche der Landſchaft ausprägt, konnte ſeinem weithinblickenden Auge nicht verſchloſſen bleiben. Siebold vertiefte ſich auch in die Originalgeſchichtsquellen des Landes, hielt Umſchau in der Literatur dieſes Volkes, um in das Denken und Trachten desſelben einzudringen. Bei uns zu Lande, wo man ſo gerne Japaner und Chineſen, zwei nach Schnitt und Charakter grundverſchiedene Völker, zuſammenwirft, dürfte dieſe neue Ausgabe vor allem dazu beitragen, viele diesbezügliche Märchen endlich einmal vom Grunde aus zu zerſtören. Man braucht nur nach einem längeren Aufenthalt unter Chineſen — nicht aber in den europäiſchen Niederlaſſungen Chinas — nach Japan zu kommen, um von dem Typus der japaniſchen Kohlenverlader bei den Dampfern einen analogen Eindruck zu erhalten, als ob man es hier bei uns — abgeſehen der eigenthümlichen Augenbildung — mit dem ſlovakiſchen Menſchenſchlage gegenüber dem germaniſchen zu thun hätte. Wie klar und ſachlich weiſt Siebold in der II. Abtheilung des vorliegenden erſten Bandes die Unterſchiede in den beiden Typen nach, wenn er das ſogenannte Schiefſtehen der Augen erörtert. Ebenſo ſteht es um der Sprache der Japaner und jener der Chineſen. Verdankt auch Japan dem nahen Mittelreiche faſt alles, was es zu Zeiten Siebolds an Künſten und Wiſſenſchaften, zum Theil auch an Kriegswerkzeugen beſaß, den chineſiſchen Strafcodex hat es ſicherlich erſt in ſehr ſpäter Zeit eingeführt, wie Siebold in dem Beitrage zur japaniſchen Rechtspflege wahrheitsgemäß hervorhebt. Ja die Mehrheit ihrer Strafen ſind und waren in China total unbekannt. Das Harakiri, das Leibaufſchlitzen, das Tabakrauchen, das Abraſieren des Kopfes mit einer Haarbüſchel, ſind lediglich Japan eigenthümlich geweſen, haben nicht in China beſtanden, trotzdem man ſie immer und immer wieder den Chineſen andichten möchte. Ein anſchauliches Bild entrollt uns Siebold in der Geſchichte der Entwicklung der Volkscultur und der Entſtehung und Begründung des Shogunats. Die Darſtellung hält bis zum Ende gefangen. Nirgends auch nur eine Stelle, die man überſchlagen möchte, dabei leuchtet allen Orten der ſcharfe Blick, die charakteriſierende Erfaſſung der Wahrheit, die ſtrenge Prüfung der aus [illegible] verſchiedenen Quellen durch. Die geſchichtliche Ueberſicht der geographiſchen Forſchung der Japaner über ihr eigenes Land und deſſen Neben- und Schutzländer, weiſt mit den wahrheitsgetreuen Worten auf: „Bei den Japanern, wie bei den Chineſen, ihren Lehrmeiſtern, geht die Geographie Hand in Hand mit der Geſchichte“, entwickelt, wie die Japaner ſelbſt zur Kenntnis und genauen Beſtimmung der von ihnen bewohnten Ländermaſſe gekommen, wogegen uns über den Verkehr mit den Nachbarn, den Chineſen, Koreanern und einigen anderen Völkern, in einem eigenen Capitel Aufſchluſs ertheilt wird. Daſs bei alledem die Entdeckung Japans durch Europäer und deren Beziehungen zu dieſem Reiche bis zum Beginn des XIX. Jahrhunderts nicht zu kurz kommt, braucht wohl nach dem Geſagten kaum erwähnt zu werden. Der zweite Band — Mythologie, Kunſt und Wiſſenſchaft, Religion, Landwirt-

Digitized by Google

ſchaft, Kunſtfleiß und Handel — vervollſtändigt das umfaſſende Bild Japans. Es wäre nur zu wünſchen, daſs alle Gebildeten jetzt endlich dieſes wohl ſchon lange beſtehende, nunmehr aber auch dem großen Publicum durch die ſchöne Neuausgabe zugänglich gemachte Werk Siebolds leſen möchten, damit endlich eine richtige Würdigung Japans platzgreife, des Japan, wie es zu Ph. Fr. v. Siebolds Zeiten bis zur Mitte dieſes Jahrhunderts war und zum großen Theile noch iſt, und das er in ſo wahrer und unparteiiſcher Weiſe ſchildert. **F. Kühnert.**

Utopie und Experiment. Studien und Berichte von Dr. Giovanni Roſſi, geſammelt und überſetzt von Alfred Sanftleben. Zürich 1897. Verlag Sanftleben.

Dieſes Buch gibt eine Utopie und das auf dieſe Utopie gemachte Experiment, eine durch die Erfahrungen des erſten Experimentes verbeſſerte Utopie, ein zweites Experiment nach den Principien der zweiten Utopie und ſchließlich eine dritte, die Erfahrungen beider Verſuche benutzende Utopie, welche aber nicht mehr ſehr utopiſch iſt. Dieſe Erfahrungen und Verſuche haben den Autor Giovanni Roſſi zwanzig Jahre ſeines Lebens gekoſtet! Die erſte collectiviſtiſche Colonie beweist dem Autor, daſs man ſich bei einem collectiviſtiſchen Producieren mit beſchränkter Conſumtion des Einzelnen leidlich wohl fühlen kann. Wenn dieſe Colonie — mitten in Italien — ſich auflöste, ſo geſchah es deshalb, weil der Leiter der Gemeinſchaft zu den bäuerlichen Mitgliedern der Calonie einige anarchiſtiſche Großſtädter, Proletarier importirte, welche beiden Gruppen, in religiöſen und intellectuellen Dingen grundverſchieden, zuſammen keinen einigen Organismus bilden wollten. Die zweite Colonie, in Braſilien gegründet, beweist dem Autor, daſs auch ein anarchiſtiſches, durchaus geſetzloſes Zuſammenleben aufgeklärter Menſchen möglich iſt. Es iſt nicht wahr, daſs der Menſch ein gieriges Raubthier iſt, welchem die Zügel des Geſetzes zur Bändigung umgehängt werden müſſen! Dieſes Experiment, von einigen armen Teufeln durch ſchwere Noth und ſchwere Arbeit weitergeführt, zerſtört das Blutmärchen vom anarchiſchen Leben. Die Colonie gieng zu Grunde durch den braſilianiſchen Krieg, durch einen Maſſenzulauf italieniſcher Genoſſen, für welche die junge Calonie natürlich noch nicht reich genug war. Freilich hat Roſſi in dieſen zwanzig Jahren nicht nur die roſigen Seiten des Anarchismus kennen gelernt. In ſeiner letzten Utopie bleibt er im anarchiſtiſchen Waſſer, wirft aber endgiltig den Communismus über Bord. Sie enthält nur ſcheinbar die Geſetzloſigkeit des Communismus. Factiſch iſt das Geſetz, welches ſich im Staatsſocialismus als autoritäre Gewalt kryſtalliſirt, in communiſtiſchen Gemeinſchaften als öffentliche Meinung latent vorhanden. Dieſes Geſetz, weitreichender und einſchneidender als jedes Andere, hat Giovanni Roſſi die Freude am communiſtiſchen Zuſammenleben großentheils verleidet. „Meine arme Freiheit“ heißt es am Schluſſe dieſes intereſſanten Buches, „in welchen Schraubſtock biſt du gerathen, es iſt zwar ein anarchiſtiſcher, — aber doch ein Schraubſtock.“ Iſt es aber nicht wunderbar, daſs dieſe ſelbe Entwicklung, welche die Anarchiſten Europas geiſtig, infolge des Einfluſſes Stirners, durchgemacht haben, ganz ebenſo und in derſelben Zeit praktiſch bei einem iſolirten Coloniſten in Braſilien vor ſich gegangen iſt? **St. Groſsmann.**

Revue der Revuen.

„Eine pathologiſche Studie“ nennt Dr. J. Sadger ſeinen Artikel über Heinrich von Kleiſt in Nr. 36 und 37 der **„Gegenwart“**. Auf Kleiſts nächſte Vorfahren und Verwandten zurückgreifend, verſucht der Verfaſſer den Nachweis, daſs die vielen Abſonderlichkeiten des Dichters, ſein raſtloſer Wandertrieb, ſeine Unbeſtändigkeit im Beruf und in der Liebe, ſein Hang zum Geheimthun, auf eine ſchwere erbliche Belaſtung zurückzuführen ſei. Der Hereditarier haſst nach Dr. Sadger jedes Feſtlegen der eigenen Perſönlichkeit, jede Aſſociation mit der Außenwelt: ſchon der normale Menſch entflieht bei heftigen Gemüthserregungen gern den gewohnten Orten, zumal ſolchen, mit denen ſich Erinnerungen an ein trauriges Erlebnis verbinden. Bei dem Belaſteten mit der krankhaften Impreſſionabilität iſt dies Beſtreben natürlich noch weit ſtärker und kann ſich bis zu einer Art von Platzfurcht ſteigern. Nicht minder krankhaft ſcheint dem Verfaſſer Kleiſts maßloſer Ehrgeiz, der ihn, trotz ſeiner hervorragenden Begabung, ſo wenig vollenden ließ. Die nachdrücklichſte Beſtätigung ſeiner Anſicht aber erblickt er im Selbſtmord des Dichters. Das ganze Leben hatte Kleiſt, wie aus unzähligen Belegen hervorgeht, die Todesſehnſucht und der Gedanke an ein freiwilliges Ende begleitet. Aber an ein Ende in ganz eigenthümlicher Form. Er ſuchte beſtändig nach einem Gefährten zum Selbſtmord und trat wiederholt an ſeine Freunde und ſeine Geliebten mit dieſem Anſinnen heran. Für Adolphine Vogel, die ja thatſächlich mit ihm in den Tod gieng, und die er zuvor gar nicht geliebt, entflammte [illegible] ſeine heftige Neigung, ſobald dieſelbe den Entſchluſs gefaſst hatte, mit ihm zu ſterben. „Das zog mich, ich kann dir nicht ſagen, mit welcher unausſprechlichen und unwiderſtehlichen Gewalt an ihre Bruſt. Ein Strudel von nie empfundener Seligkeit hat mich ergriffen, und ich kann nicht leugnen, daſs ihr Grab mir lieber iſt, als die Betten aller Kaiſerinnen der Welt“, ſchreibt er [illegible] Sadger [illegible]

[illegible] „Revue blanche“ [illegible]

ununterbrochen marſchieren ließ, bis er ſchließlich vor Durſt und Hunger niederſank, warf Herr Portas höchſt eigenhändig dem Inhaftierten ein Stück verſalzenen Stockfiſch zur Nahrung hin, mit dem Bemerken, er werde auch zu trinken bekommen, wenn er unter ein fertiges Protokoll ſeine Unterſchrift ſetze. Nach elf Monaten wurde Gana, der inzwiſchen einen Selbſtmordverſuch verübte, wieder freigelaſſen. Sein Alibi während der kritiſchen Zeit haben fünfzig Zeugen nachweiſen wollen. Tarrida de Marmol iſt nach ſeiner Ausweiſung nach London gegangen, wo er vor einem Ehrengericht, mit Gladſtone an der Spitze, nachweiſen will, daſs die in Barcelona erſchoſſenen fünf „Attentäter“ gleichfalls unſchuldig waren. — Sonſt findet ſich in dieſem Heft der „Revue blanche“ noch u. a. eine längere Arbeit von Albert Métin über das „Deutſchland von heute“, welches einige ſehr verſtändige Beobachtungen wiedergibt. Die deutſchen Eiſenbahnen ſind hübſcher als die franzöſiſchen, dagegen iſt die Exactheit der preußiſchen Eiſenbahnbeamten ſehr unerträglich. Die Preußen haben ganz veraltete Vorſtellungen von den Franzoſen, die ſie nur für geiſtreiche, höfliche, geſchmeidige Leute, kurz nur für das Frankreich des vorigen Jahrhunderts halten. Erſtaunt iſt Herr Métin über die Natur der Socialdemokratie. Er hat Reſpect vor ihrer Größe und findet nur, daſs in Frankreich jedermann individualiſtiſcher ſei. Die Deutſchen hätten immer eine natürliche Sanftmuth, die ſich gern regieren läſst.

Die junge Monatsſchrift **„L'Humanité Nouvelle“**, welche unter der Direction von A. Hamon ſteht, veröffentlicht in ihrem Juliheft u. a. eine Arbeit ihres Herausgebers: „De la Définition du Socialisme“, worin Hamon mit einer bewunderungswürdigen oder erſchreckenden Beleſenheit alle philoſophiſchen, ökonomiſchen und pſychologiſchen, ſowie alle demokratiſchen, reactionären und anarchiſtiſchen Definitionen des Socialismus Revue paſſieren läſst. Hamon — deſſen Specialität die ſynthetiſche Addition iſt — verſpricht uns in der nächſten Nummer eine umfaſſendere Definition zu geben. — Sehr intereſſant iſt die im gleichen Hefte begonnene Biographie des ruſſiſchen Terroriſten Andrej Scheliaboff, der bekanntlich einer der Inſpiratoren des Attentates war, welches die Hinrichtung Alexander II. bewirkte. Bruchſtücke aus einem Briefe Scheliaboffs erzählen von ſeiner Kindheit. Es ſind nur wenige lichte Scenen, die ihm aus der Dunkelheit der erſten Kindheit im Gedächtnis blieben. Einmal, mitten in der Nacht, wird die Familie aus dem Schlafe geweckt. Jemand läutet draußen wie wahnſinnig. Es iſt Andrejs Tante Luba, welche in primitivem Nachtkoſtüm, mit aufgelösten Haaren, zu Andrejs Vater weinend ſtürzt: „Rette mich, rette mich“. Der kleine Scheliaboff, der nicht begreift, vor wem Tante Luba mitten in der Nacht aus ihrer Schlafkammer fliehen muſs, ſteht da und fragt: „Warum will man Tante Luba Böſes thun?“ Noch als erwachſener Mann liegt Scheliaboff das empörte Schreien ſeiner Mutter in den Ohren: „Ah, ſie ſind alle Tyrannen, Schufte, Hunde, einer wie der andere“. Für gewöhnlich weiß man nicht, was für tiefe pſychiſche Störungen ſolche Erſchütterungen in einem Kinde hervorrufen! In dieſen Kindheitstagen hat der damals chriſtengläubige, Pſalmen declamierende kleine Andrej vielleicht die erſte Dispoſition zum Terrorismus empfangen. — Der intereſſanteſte Theil des Heftes iſt aber ein Capitel aus einem Roman „Noli me tangere“, der von einem Bewohner der Philippinen Dr. José Rizal herrührt und in dieſer Form die Entſetzlichkeiten der chriſtlich-ſpaniſchen Colonialherrſchaft mittheilt. Der Autor, ein offenbar ſehr talentierter junger Mann, iſt wegen dieſes Romanes am 31. December 1896 in Bagumbaya füſiliert worden! Eine complete franzöſiſche Ueberſetzung erſcheint demnächſt bei P. V. Stock in Paris.

In der **„Contemporary Review“** ſchreibt Dr. James über „die neuen Worte unſeres Herrn“, jene unweit von Cairo kürzlich entdeckten beiden Papyrusblätter, die zweifellos Auszüge aus den Evangelien ſind, und nebſt bekannten auch bisher unbekannte Worte des Erlöſers enthalten. Bemerkenswert iſt vor allem der eine, pantheiſtiſche: „Hebe den Stein auf, und du wirſt mich dort finden, ſpalte den Baum, und ich bin darin.“ Ein anderer lautet: „Ich ſtand in der Mitte der Welt, und im Fleiſch ward ich von ihnen geſehen: und ich fand alle Menſchen trunken und keinen, den da dürſtete: und meine Seele trauerte über die Kinder der Welt, daſs ſie blind in ihrem Herzen ſind.“ Dr. James meint, daſs man es hier mit einem, vielleicht aus dem Zuſammenhang geriſſenen, aber echten Ausſpruch Chriſti zu thun habe, und daſs die beiden Blätter Auszüge aus verſchiedenen Evangelien, ſo z. B. dem „egyptiſchen Evangelium“ ſein dürften, was das Nebeneinander von Authentiſchem und Nichtauthentiſchem erkläre. — Dasſelbe Heft enthält allerhand intereſſante Anekdoten über Barney Barnato, aus der Feder ſeines alten Freundes H. Raymond. Er erzählt, daſs die Schulbildung des berühmten Unternehmers [illegible] war. Er las niemals und erklärte, er brauche ſeine Zeit zu anderen Dingen und käme billiger weg, wenn er ſich Secretäre hielte, die das Wiſſenswerte aus Büchern und Zeitungen heraussuchten und ihm mittheilten. Kunſt war ihm gleichgiltig, aber umſo größer war ſeine Weltweisheit. „Muſs gekämpft werden, ſo ergreife man ſelbſt die Initiative“ war eine ſeiner Maximen, und eine andere: „Fügt dir jemand Schaden zu, ſo laſſe ihn nicht ungeſtraft ausgehen; aber verletze und ſchädige niemand, wenn du es vermeiden kannſt; denn früher oder ſpäter rächt ſich der Beſchädigte gewiſs, und ſicherlich in einem kritiſchen Augenblick!“ — [illegible] mit jeder Einzelheit [illegible] zu werden. Er war ein [illegible] zu Geld wurde, und während 17 Jahren [illegible]. Er wuſste denn auch überall [illegible] immer reich zum [illegible]. [illegible] in den letzten Jahren klagte er [illegible] früher die Fähigkeit [illegible] und ein freier Menſch zu [illegible]

[illegible] vom 22. Auguſt über die Erfindung [illegible] in Choisy-le-[illegible] neuconſtruierter [illegible] von ſechs Metern [illegible] mit einem äußeren Tuch- [illegible] die Wände ſind dem [illegible]

Digitized by Google

dick. Das Gewicht beträgt 20 Tonnen. Man gelangt durch eine genügende Oeffnung mittelſt einer eiſernen Leiter in das bequem ausgeſtattete Innere. Dasſelbe enthält die Accumulatoren zur Erzeugung des elektriſchen Lichtes, ſowie zum Betrieb der drei außen angebrachten Schiffsſchrauben, mittelſt denen der Apparat unter dem Meere fortbewegt werden ſoll. Die wichtigſten Beſtandtheile des „Travailleur" ſind aber drei von ſtarken Linſen abgeſchloſſene coniſche Röhren, um den Meeresgrund zu erhellen, und mächtige ſtählerne Zangen, um Gegenſtände damit zu faſſen und fort zu bewegen. Dieſe Inſtrumente ſind mit hermetiſchem Verſchluſs äußerlich angebracht und werden von einem elektriſchen Strom in Bewegung geſetzt. Derſelbe wird durch ein Kabel von der Oberfläche des Waſſers hinabgeleitet und ſtellt die telephoniſche Verbindung her. Aber auch falls das Kabel reißen ſollte, würden die Accumulatoren noch genügende Elektricität erzeugen, um die Taucherglocke an die Oberfläche zurückzutreiben. Ueberdies iſt dieſelbe noch an einem zweiten Sicherheitstau befeſtigt und hat zwei zu öffnende Gasbehälter, die man nur zu entleeren braucht um dem Apparat die nöthige Gewichtserleichterung zu verſchaffen. Die Kugel iſt mit comprimierter Luft gefüllt, und ein Haufen ungelöſchten Kalks verzehrt die ſich entwickelnde Kohlenſäure. Demnächſt wird der „Travailleur" einer Taucherprobe im Canal la Manche unterzogen werden.

Tini.

Novelle von Ernſt v. Wolzogen.

„Ja was iſt dir denn? Du biſt ja auf einmal ganz blaſs geworden", fragte mich meine junge Frau beim Frühſtück. „Um Gotteswillen, iſt etwas paſſiert? Eine Trauernachricht? Ich meinte, es ſei ein Bettelbrief, nach der ungeſchickten Schrift". Und ſie ſtreckte, nachdem ſie ſich die Honigſpuren anmuthig von den ſchlanken Fingerſpitzen geleckt hatte, ihre Rechte über den Tiſch herüber nach dem Briefe aus, den ich ein wenig zitternd zwiſchen beiden Händen hielt.

Ich war rathlos. Ich ſtarrte auf das entfaltete Schreiben und vermochte meine ſtarke Erregung nicht zu bemeiſtern. Es würgte mich im Halſe und ich fühlte gar Thränen aufſteigen. Ich erhaſchte meinen Schnurrbart mit den Zähnen, nagte daran herum und wußte meiner Frau keine Antwort zu geben. Der Brief war in einer mir fremden Handſchrift geſchrieben; ich hatte ihn gleichgiltig zuletzt aus der Morgenpoſt vorgenommen, wie man es gewöhnlich mit offenbaren Bettelbriefen zu thun pflegt. Auch der Poſtſtempel ſagte mir nichts, denn er wies den Namen einer kleinen bayeriſchen Gebirgsſtadt auf, in der ich nie geweſen war und wo ich keinerlei Beziehungen hatte.

Er begann alſo: „Mein lieber alter Freund! Weißt Du noch vor fünf Jahren am Charfreitag, wie das ſchön war und wie wir glücklich waren wie zwei Kinder? Denkſt Du noch an die Regennacht im Juli darauf, in der Prunkſtube des alten Dorfwirthshauſes — ich habe gar vergeſſen wie der Ort hieß — als wir bis auf die Haut durchnäſst von der Bergpartie heimkamen — wie der Berg hieß, habe ich auch vergeſſen — aber die wonnige Nacht habe ich nicht vergeſſen! — Und Du?"

Ich fühlte, daſs mir eine Glutwelle zu Kopfe ſtieg; bevor ich weiter las, wandte ich das Blatt um und ſchaute nach der Unterſchrift, obwohl ich aus den erſten Sätzen ſchon die Schreiberin erkannt hatte. Richtig, da ſtand's: „Komm und erfülle die letzte Bitte Deiner Leontine Wiesner." Die Unterſchrift war von ihrer eigenen Hand, aber ſo ſchwach und zitterig! Es war eine Sterbende, die mir den letzten Gruß ſenden wollte — die liebe, luſtige Tini! Ich ſollte ſo raſch als möglich zu ihr kommen, ſie wollte mir noch einmal die Hand drücken vor ihrem Ende, um mir zu danken für das kurze Glück, das uns beſchieden geweſen war. Wie hatten wir uns lieb gehabt, wir beide, damals vor fünf Jahren! Ich war faſt ein alter Mann geworden im harten Kampfe und herben Leid, mein Geiſt war müde, mein Körper ſiech geweſen, als ich die Tini kennen lernte: und da hatte es mich gepackt mit der Sturmgewalt einer erſten Leidenſchaft. Ein Glücksrauſch, in dem es weder Fragen noch Zweifel gab, packte den ſpottgewohnten, miſstrauiſchen Mann und zauberte für die Dauer ſeiner Herrſchaft alle Herrlichkeit der Jünglingsjahre wieder herauf, die holde Thorheit, die ſtrotzende Selbſtſucht, die ſoviel Kraft verleiht, die traumſelige Gedankenloſigkeit, die jeden Liebenden zum Dichter ſtempelt.

Das Mädchen war die Gebende geweſen. Unerſchöpflich ſchienen mir ihre Reichthümer. Ich hatte ſie in meine Arme geriſſen und Beſitz ergriffen von ihrem ganzen Weſen und von allem, was ihr Eigen war, ohne mich ſelbſt nach meiner Berechtigung zu ſolcher Gewaltthat zu fragen. Ich liebte ſie und darum gehörte ſie mir; das ſchien mir ganz ſelbſtverſtändlich. Weil ihre feine Weichheit mich entzückte, weil ihre ſüße Stimme mich toll machte, weil ihr reiches aſchblondes Haar mir gar ſo geeignet ſchien, mit meinen zehn Fingern darin zu wühlen, darum dünkte es mir ſelbſtverſtändlich, daſs dieſes ganze liebliche Geſchöpf mit Seel und Leib mein eigen ſein und auch ſeinen höchſten Beruf darin finden müſſe, mich glücklich zu machen.

Als ich ſie kennen lernte, trieb ſie mit Eifer allerlei künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Studien. Es war ihr damals gerade ein kleines Erbtheil zugefallen, das ihr erlaubte, einige Jahre lang ſorglos zu leben und etwas an ihre vernachläſſigte Bildung zu wenden. Bis dahin hatte ſie die Noth viel hin und her geworfen, denn von ihrem 15. Lebensjahr an, als ſie aus dem Kloſter entflohen war, dem ihre bigotte Mutter ſie als Sühnopfer für irgend eine Jugendſünde weihen wollte, hatte ſie ſich ſelbſt ihr Brod ſuchen müſſen, und jetzt endlich durfte ſie ſich unter eigener Verantwortung zu einem neuen Leben höherer Art vorbereiten. Ich hatte ſie bei Gelegenheit einer Dilettanten-Vorſtellung kennen gelernt, ein ſtarkes Talent in ihr zu erkennen gemeint und ihr eifrig zugeredet, zur Bühne zu gehen. Ich hatte mich auf den erſten Blick in ſie verliebt; ſie war mir mit ruhigem Vertrauen entgegengekommen und wollte ſich meiner Führung bei dem Verſuche, die Künſtlerlaufbahn zu betreten, anvertrauen. Da ſie ganz unabhängig lebte, waren wir bald miteinander vertraut geworden. Eine kleine Reiſe, die wir miteinander unternahmen, ſtellte den Gipfel und zugleich den Abſchluſs meines glückſeligen Liebesrauſches dar. Sie wurde nachher weit verſchlagen — unſere Correſpondenz ſchlief ſchon nach einem Jahre ganz ein, denn ſchreibſelig waren wir alle beide nicht — und damit hielt ich die Geſchichte für zu Ende. So oft ich im Laufe der nächſten Jahre an Tini zurückdachte, erfüllte mich ein Gefühl unendlicher Dankbarkeit. Nicht mehr und nicht weniger als eine vollſtändige geiſtige Wiedergeburt und eine faſt zauberhafte körperliche Verjüngung dankte ich jenem flüchtigen Liebesglück. Mit kräftiger Begierde klammerte ich mich ſeither wieder an das Leben an, ich gewann einen neuen Glauben an die Menſchen, und was ich ſeitdem auch anpacken mochte, das glückte mir. Ich hatte mir feſt eingeredet, daſs auch meine Heirat mir nimmermehr ſo ausgezeichnet gut gerathen wäre, wenn ich mir nicht die Lebensfreude und die Kraft zum Glücke durch Tinis Liebe neu erworben hätte.

Durch Tinis Liebe? Ja, das war eine wunderliche Frage; aber ich muſste ſie mir immer wieder vorlegen, ſo oft ich ihrer gedachte. Hatte mich die Tini Wiesner überhaupt geliebt? Ich konnte mich nämlich nicht erinnern, daſs ſie mich des ausdrücklich jemals verſichert hätte, wohl aber ſtand mir Tinis eigenthümliches Lächeln noch deutlich vor Augen, das jedesmal über ihr feines ſchmales Geſichtchen huſchte, ſo oft ich ihr mit der heißen Beredſamkeit des liebestollen Dichters ausſchweifende Betheuerungen in die Ohren flüſterte. Nie hatte ſie mit einer Silbe darauf erwidert, immer nur mit dieſem feinen Lächeln und mit dieſem drolligen Zucken der Naſenflügel, das mir von ihrem Bilde unzertrennlich war. Ich war damals nicht dazu gekommen, mich über dieſes Lächeln zu ärgern, mich zu fragen, ob meine ehrliche Thorheit ſolchen überlegenen Spott vielleicht verdiene — ihre Küſſe hätten meine Zweifel und meine Empfindlichkeit ja doch immer wieder zur Ruhe geſchmeichelt, und wer gar fragen kann, ob ſein Mädchen nicht vielleicht mit ihren ſüßeſten Küſſen lüge, der dünkt mich gar keines Kuſſes wert. Aber hinterher, wie geſagt, in der Erinnerung der ſeligen Zeiten ſchüttelte ich noch gar manchesmal den Kopf über jenes ſeltſame Lächeln. Sie hatte auch damals gelächelt, in jener Julinacht, als der Regen an die Scheiben trommelte, und ſie zum erſtenmale ſich meinem fiebernden Begehren ganz hingab, auch damals hatte ſie gelächelt und ganz leiſe mit einem drollig wehmüthigen Seufzer gefragt: Muſs das ſein? — Aber konnte man denn einen Menſchen ſo namenlos glücklich machen, ohne ihm über die Maßen gut zu ſein? Ehrlich geſtanden: allzuſehr hatte mich der Zweifel an Tinis Liebe nachträglich auch nicht gequält, denn, auch wenn ſie nur in meiner Einbildung vorhanden geweſen wäre und die Tini mich in den fünf Jahren ganz und gar vergeſſen hätte, das Ergebnis wäre ja immer dasſelbe geblieben: meine tiefdankbare Erinnerung an die genoſſene Seligkeit und die Wiederaufrichtung meines Weſens zu neuem Lebensdrang.

Aber nun hielt ich ja den Beweis in den Händen: Tini, meine ſüße Tini, wie haſt du mich geliebt! Ohne Phraſe: bis zum Tode! In deiner letzten Stunde verlangt dein Herz nach mir, nur nach mir — meine Hand willſt du drücken, wenn ſich im Todeskampfe deine Finger zuſammenkrampfen, meine Stimme ſoll dir das letzte Liebeswort zurufen, mit einem: „Schlaf ſüß" ſoll ich dir die Augen zur ewigen Ruhe zudrücken! Tini, meine Tini, ſo haſt du mich geliebt!

Das alles war mir durch den Kopf geſchoſſen, während ich ſo auf das Blatt Papier in meinen zitternden Händen niederſtarrte und jetzt fühlte ich, wie ſich die erſte Thräne loslöſte und mir langſam in den Bart rann.

„Mein Gott, was haſt du denn nur? So ſag doch!" rief meine Frau abermals und griff mit ängſtlicher Begierde nach dem Briefe.

Ich hielt ihn feſt. Ich wollte nur ein paar Secunden Zeit gewinnen zur Ueberlegung. Muſste ich nicht verſuchen mich herauszulügen? Meine Frau iſt eine ungewöhnlich geſcheite und nichts weniger als kleinliche Dame, aber welcher abendländiſche Ehemann möchte für ſeine Gattin, und wäre ſie ſelbſt eine diplomierte Philoſophin, die Garantie übernehmen, daſs ſie überraſchende Enthüllungen aus jenem vorehelichen Liebesleben mit heiterer Ruhe hinnehmen würde? Es liegt ja nun einmal in der grauſamen Ordnung der Natur, daſs ſo viele Dinge, die des Mannes reinſtes Vergnügen ſind, der Frau den größten Schmerz bereiten, und es iſt daher für den Mann eine Art Ehrenſache, ſich wenigſtens der eigenen Gattin gegenüber nicht allzu rückſichtslos offenherzig über alles zu äußern, was ihm Vergnügen macht. Aber ich hatte zu wenig Uebung im Lügen und war in der Schulabtheilung des Lebens, in welcher die Heuchelei gelehrt wird,

immer auf der unterſten Bank geſeſſen; ich fühlte mich der ſchwierigen Lage nicht gewachſen. Mit zuckenden Lippen, hilfeſlehend faſt mag's ausgeſehen haben, blickte ich meiner Gattin in die angſtvoll weit geöffneten Augen, und dann duldete ich's, daſs ſie den Brief begierig an ſich riſs.

Den Kopf in die Hand geſtützt, blickte ich in meine halbgeleerte Kaffeetaſſe hinein, während meine Frau Tinis Brief las. Als ich nach einer Weile zu ihr hinüberlugte, ſaß ſie, ein Bein über das andere geſchlagen und mit verſchränkten Armen in ihrem Seſſel zurückgelehnt, und preſste die Lippen aufeinander, offenbar um ihrer Erregung Herr zu werden. Wir ſchauten einander einige Secunden lang in die Augen, und dann fragte meine Frau mit recht ſchlecht geſpielter Gleichgiltigkeit: „War es eine ſehr ungebildete Perſon?"

Ich traute meinen Ohren nicht und bedurfte einiger Zeit, um den Sinn ihrer Frage zu faſſen. Aber dann fiel mir ein, wie meine Gattin — und ich vermuthe, daſs ſich alle Damen darin gleichen — die Thatſache, daſs gebildete Männer ſich ſo häufig mit ganz untergeordneten Mädchen in Liebesverhältniſſe einlaſſen, als ganz beſonders verächtlich und unbegreiflich hinzuſtellen liebte, und ich muſste trotz meines Schmerzes und meiner Erregung lächeln.

„Durchaus nicht", erwiderte ich, „den Brief hat ſie offenbar ihrer Magd oder Wärterin dictiert, und der Unterſchrift ſieht man es an, daſs es thatſächlich mit ihr zu Ende gehen muſs."

Eine ziemlich lange und peinliche Pauſe entſtand. Dann that meine Gattin die Frage, die ich zunächſt erwartet hatte: „Haſt du ſie ſehr geliebt?"

Ich nickte ſtumm mit dem Kopfe und erwartete mit, wie ich glaube, nicht unwürdiger Faſſung mein Urtheil.

Meine Frau ließ lange auf Antwort warten; ſie trank zuvor ihre Taſſe aus — aber ſchon den Verſuch ſich eine zweite Honigſchnitte zu ſtreichen, muſste ſie aufgeben — ſie war als Heuchlerin von einer der meinigen ebenbürtigen Talentloſigkeit. Mit ſchlecht unterdrückter Heftigkeit ſprang ſie auf, trat ans Fenſter und ſtellte ſich, als ob ſie mit beſonderer Theilnahme die Witterungsverhältniſſe aus den Wolken ſtudierte. Ich ſchlich mich hinter ſie und verſuchte den Arm um ihre Schulter zu legen. Aber mit einem gleichſam fröſtelnden Zuſammenzucken entzog ſie ſich mir, that ein paar Schritte zurück und ſagte, ohne mich anzuſehen: „Dann wirſt du wohl hingehen müſſen?"

„Ich muſs auch", verſetzte ich mit einem Seufzer. „Das iſt wahrhaftig das Mindeſte, was ſie ſich um mich verdient hat. Ich reiſe mit dem nächſten Zuge, und nicht wahr, Schatz, du . . . ."

Sie ließ mich gar nicht ausreden. Mit einer Geberde hieß ſie mich ſchweigen und ſagte mühſam: „Lass nur, ich weiß ſchon, was du ſagen willſt. Ich bin kein ſentimentaler Backfiſch, alſo . . . ." Sie würgte ihre Erregung hinunter und dann ſchloſs ſie raſch: „Wir werden ja nachher ſehen. Es kommt ganz auf dich an, wie ich mich mit dieſer — Thatſache abfinden werde. Deine Vergangenheit geht mich ja natürlich nichts an, alſo adieu!" Damit ſchlüpfte ſie zur Thüre hinaus, und ich bekam ſie vor meiner Abreiſe, die zwei Stunden ſpäter erfolgte, nicht mehr zu Geſicht. Sie hatte ſich, zum erſtenmale ſolange wir verheiratet waren, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen und kämpfte den harten Kampf zwiſchen Vernunft und Weiblichkeit. Ich hatte Mitleid mit ihr und hätte gerne noch eine herzliche Ausſprache herbeigeführt, obwohl ich feſt davon überzeugt war, daſs keine noch ſo ſtarke Logik, keine noch ſo liebreichen Worte den natürlichen Groll einer Frau gegen die frühere Geliebte des Mannes zu beſiegen imſtande ſeien.

Die vier bis fünf Stunden, die ich mit der Bahn zu fahren hatte, um die ſterbende Geliebte zu erreichen, wurden mir entſetzlich lang. Anfangs peinigte mich die Ungeduld wie einen Liebhaber, der zum Stelldichein eilt; da ich aber gar ſo viel Zeit zum Grübeln, zur ſorgfältigen Durchſicht aller Ereigniſſe, Meinungen und Erfahrungsgewinne der letzten fünf Jahre hatte, ſo verkehrte ſich die ungeduldige Erwartung des Liebhabers unmerklich in ein ganz anderes Gefühl. Ich begann mir die möglichen Rückwirkungen dieſes Beſuches auf mein künftiges eheliches Leben auszumalen, und ich muſs geſtehen, daſs mir dabei ein wenig bänglich zumuthe ward. Eine gebildete Frau von einiger Weltkenntnis, die einen nicht mehr ganz jungen Mann heiratet, wird natürlich bei ihm kein ganz ungetrübtes Herz [illegible]

iſt. Zwingen ſich ſolche Männer allzuhart zur Treue, ſo erleiden ſie ſicherlich Einbuße an ihrem Humor und dadurch an Liebenswürdigkeit. Die treuloſeſten Männer werden am leichteſten geliebt von den Frauen — einfach weil ſie thatſächlich meiſt die liebenswürdigſten ſind, während nur die geborenen Philiſter, die fettanſetzenden Muſterknaben der Gewöhnlichkeit, die Treue ohne Schaden für ihr ſeeliſches Gleichgewicht zu üben imſtande ſind. Bei den Frauen liegt die Sache weſentlich anders. Ein naturgewaltiger Drang zum Wechſel in der Liebe beherrſcht nur ſolche von ausgeſprochener künſtleriſcher Veranlagung, von ungewöhnlich reich entwickeltem Geiſtesleben, abgeſehen von denen, die nur aus Neugier und oberflächlicher Genuſsſucht treulos ſind. Ich war überzeugt, daſs meine eigene Gattin ſehr wohl fähig ſei, theoretiſch dieſe unbequeme Natureinrichtung zu begreifen; aber in der Praxis muſsten ihr perſönliche Erfahrungen in dieſer männlichen Treuloſigkeit umſo ſchmerzlicher ſein, als ſie ſelber zu den gar nicht ſeltenen Frauen gehörte, die trotz ſtarken Temperaments und regen Phantaſielebens in der Liebe zu dem einmal Erwählten vollkommenes Genügen zu fühlen vermögen. Der Gedanke, daſs vielleicht dieſe meine Reiſe an das Sterbebett meiner einſt und im Grunde auch immer noch Geliebten, die ich in der erſten Regung eines ſtarken Mitleides angetreten hatte, meiner Frau zu einer ſteten Quelle innerer Beunruhigung werden könnte, dieſer Gedanke ſetzte ſich, je mehr ich nachdachte, immer feſter bei mir, und je näher ich dem Ziele der Reiſe kam, deſto ſtärker bereute ich, ſie überhaupt unternommen zu haben. Außerdem war es auch ſehr wahrſcheinlich, daſs ich mir ſelbſt dadurch eine meiner ſchönſten Illuſionen, eine meiner reinſten Erinnerungen zerſtörte. Ich wuſste ja gar nicht, was aus Tini geworden war. Leicht möglich, daſs ein unſtätes Leben voll Kampf mit Noth und Gemeinheit, voll Enttäuſchungen und Entbehrungen ſie körperlich und geiſtig, vielleicht auch moraliſch, ſo weit heruntergebracht hatte, daſs ich die einſt ſo ſchwärmeriſch Geliebte gar nicht mehr in ihr wieder erkannte. Ja, ich ertappte mich ſogar auf der ſchnöden Vermuthung, daſs vielleicht dieſe Berufung an ihr Sterbebett nur eine Falle ſei, um mich wieder an ſich zu locken, aus der alten Bekanntſchaft einen Vortheil herauszuſchlagen. Zwei Stationen vor dem Ziele war ich in ſtarker Verſuchung auszuſteigen und mit dem nächſten Zug wieder zurückzufahren; aber ich ſchalt mich einen Feigling, blieb ſitzen und verſuchte mich in die mitgenommene Reiſelectüre zu vertiefen. — —

Am ſpäten Nachmittag langte ich in dem kleinen Bergſtädtchen an und da packte mich die Ungeduld plötzlich wieder ſo ſtark, daſs ich mir nicht einmal die Zeit nahm, in ein Gaſthaus zu gehen, um Toilette zu machen und mich ein wenig zu reſtaurieren, ſondern daſs ich mein Gepäck auf dem Bahnhof ließ und mich unverweilt nach der angegebenen Adreſſe durchfragte. — — —

Es war ein ſchwüler Sommernachmittag. Der Himmel war bedeckt, und es bereitete ſich für die Nacht offenbar ein Gewitter vor. Die ſteile Hauptſtraße des Städtchens, die ich im Schweiße meines Angeſichtes langſam hinaufſtieg, war faſt ausgeſtorben, nur aus den Werkſtätten der Handwerker, die meiſt im kühlen Schatten dicker, ſteinerner Vorgewölbe lagen, ertönten hier und dort Zeichen fleißigen Lebens. Das Haus des Schreinermeiſters, bei welchem Tini Wiesner Quartier genommen hatte, lag ganz oben auf dem Hügel, an deſſen Abhang das freundliche Städtchen hingelagert war. Es ſtand ganz frei, und man genoſs von der kleinen Haustreppe aus eine wundervolle Ausſicht auf das nahe Hochgebirge und das breite Flusſthal mit den grünen Vorbergen. Wohl fünf Minuten lang ſtand ich auf der oberſten Stufe vor der Hausthür und genoſs das reizende Landſchaftsbild, während ich mir den Schweiß von der Stirne trocknete und durch langſames tiefes Athmen mein ſtark klopfendes Herz zu beruhigen ſuchte. Dann endlich trat ich ein. Ich pochte an mehrere Thüren und blickte in mehrere Zimmer hinein, bis ich ein kleines Mädchen fand, welches mir auf mein Befragen beſtätigte, daſs Frl. Wiesner hier im Hauſe wohne und wirklich im Sterben liege. Das Kind geleitete mich die Treppe hinauf und öffnete mir, ohne anzuklopfen, die Thüre eines Zimmers im erſten Stock.

(Fortſetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leſer, bei Zuſchriften an die in unſerem Blatte inſerierenden Firmen ſich ſtets auf die „Zeit" zu beziehen.

Stimmen aus dem Publicum.

Digitized by Google

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 9. October 1897. Nummer 158.

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL

Fruchtloſe Arbeit.

Wenn ein Mädchen nicht Clavierſpielen kann, ſo rühmt man doch wenigſtens ſeine hauswirtſchaftlichen Talente, und wenn eine Regierung nicht Politik machen kann, ſo verlegt ſie ſich auf die ſogenannte fruchtbare Arbeit. Die „fruchtbare Arbeit" drückt ſich aus in der Zahl und dem körperlichen Gewicht der erledigten Geſchäftsſtücke. Sie iſt der ſchweißtriefende Stolz des actennumerierenden Bureaukraten. Wie der Amtsdiener an der Leiſtung ſeiner Beine, ſo bemiſst der Beamte mit Vorliebe an der Leiſtung ſeiner Schreibfinger den Wert ſeiner Thätigkeit. Seitdem die Nichts-als-Bureaukraten Oeſterreich regieren, iſt jene Abart der Accordarbeit auch der bevorzugte Inhalt der hohen Regierungsthätigkeit geworden. Fruchtbare Arbeit, poſitive Arbeit, wirtſchaftliche Arbeit — das iſt der Refrain aller Thronreden ſeit 1891, auch der letzten, mit der der neue Reichsrath im vergangenen Frühjahr eröffnet wurde. Sollen wir ſchon auf die politiſche Fähigkeit der Regierung verzichten, ſo müſſen wir uns umſo genauer ihre „fruchtbare Arbeit" anſehen. Dazu bieten ſich jetzt zwei vortreffliche Anläſſe gleichzeitig dar: die Beamtengehaltsregulierung und der ungariſche Ausgleich. An ihnen laſſen ſich die Früchte jener fruchtbaren Regierungsthätigkeit am einleuchtendſten ſtudieren.

Die Beamtengehaltsregulierung wurde ſchon im vorigen Reichsrath erledigt. Noch in deſſen letzten Tagen und in höchſter Eile. Denn man ſtand unmittelbar vor den Neuwahlen, und die Beamtengehaltsregulierung ſchien ein beſonders geeignetes Wahlmanöver zu ſein, für die Parteien ſowohl als auch für die Regierung. Die Parteien und die Regierung giengen eine förmliche Steeplechaſe um dieſe „fruchtbare Arbeit" ein. Eines wollte dem anderen zuvorkommen, eines das andere überbieten. So peitſchte man die Gehaltsregulierung glücklich durch. Nur das Wichtigſte wurde dabei vergeſſen, nämlich die Schaffung der Geldquelle, aus der die ungefähr 20 Millionen Gulden jährlich fließen ſollten, welche die Gehaltsregulierung koſtete. Nüchterne Kritiker wie Baron Dipauli wieſen ſchon damals auf dieſen capitalen Fehler hin. Doch wer mochte auf derartige Einwendungen achten? Die Wahlen ſtanden ja vor der Thüre, und Wahlpolitik geht über Kritik. Herr v. Bilinski ließ ſeine fiscaliſche Phantaſie ſpielen, und alle Bedenken waren hinweggeſchwemmt. Man ſetze ſich nur unbeſorgt an die Geſetzgebertafel und thue ſich gütlich; das Geld für die Zeche werde ſich ſchon noch finden. Wenn ſelbſt der Finanzminiſter eine ſo leichtherzige Auffaſſung vertrat, konnte man es den Parteien nicht verübeln, daſs auch ſie in ihrem Mandatshunger unbedenklich nach dem kräftigen Gericht zulangten. Jetzt ſind aber die Wahlen vorüber, und es geht an's Zahlen. Da nützt kein Phantaſieren mehr, und der Finanzminiſter muſs ſich inſolvent erklären. Herr v. Bilinski verſucht zwar in ſeinem dreiwöchentlichen Finanzexpoſé noch ein wenig zu phantaſieren, von einer Transportſteuer, von einer Zuckerverſchleißabgabe, worin man die Bedeckung für die Gehaltsregulierung finden ſolle. Aber er glaubt wohl ſelbſt kaum ernſtlich an die Durchführbarkeit dieſer Pläne. Er kann die vor Jahresfriſt bereits beſchloſſene Gehaltserhöhung nicht verwirklichen, weil er das erforderliche Geld nicht aufzubringen weiß. Die ganze Gehaltsregulierung vom vorigen Jahr iſt fruchtloſe Arbeit geweſen. Das iſt der Sinn ſeines gedankenarmen Expoſés.

Ueber den ungariſchen Ausgleich ſpricht er nicht. Aber die Hauptſache wiſſen wir ohne ihn bereits. Der Ausgleich iſt die zweite Inſolvenz der wirtſchaftlichen Thätigkeit dieſer Regierung. Aehnlich wie bei den Beamtengehalten hat auch beim Ausgleich die Regierung den Bau mit dem Dach angefangen. Auch dieſe „fruchtbare Arbeit" wurde zunächſt mit Dampf betrieben. Der alte Ausgleich läuft bekanntlich Ende 1897 ab. Dem Ehrgeiz des Grafen Badeni war das ein viel zu ſpäter Termin für die Vollendung des neuen. Kurz nach Antritt ſeiner Regierung ſchon, wahrſcheinlich noch ehe er ſich über den Umfang und die Schwierigkeiten dieſer ihm bis dahin gänzlich fremd gebliebenen Materie auch nur oberflächlich unterrichtet hatte, erklärte Graf Badeni — der „hochverehrte Chef", wie ihn Herr v. Bilinski nennt — den neuen Ausgleich, gewiſſermaßen als bureaukratiſche Meiſteraufgabe, ſchon Ende 1896 fertigſtellen zu wollen. Und nun flogen nur ſo die Actenſtücke und die Referenten zwiſchen Wien und Budapeſt hin und her, und die einzelnen Commiſſionen nahmen den Ruhm der Miniſter vorweg. In dieſer angeſpannten Schaffensgeſchäftigkeit wurde über alles Mögliche verhandelt, nur das Wichtigſte wurde beiſeite gelaſſen: die Quote, deren Erniedrigung zugunſten Oeſterreichs anerkanntermaßen die weſentliche Bedingung des Ganzen iſt. Wohl erkannte man ſchon im Herbſt 1896, daſs man vor 1897 mit dem Ausgleich ſicher nicht zu Ende kommen würde. Umſo lauter pries man die ſchon geleiſteten Vorarbeiten. Noch in ſeinem vorjährigen Expoſé vom 1. October 1896 trug Herr von Bilinski dem Abgeordnetenhauſe einen ellenlangen Katalog der bereits erzielten Unterhandlungserfolge vor und verſicherte ſeine gläubige Hörerſchaft zum Schluſſe, daſs „das Werk gelungen" und die öſterreichiſche wie die ungariſche Regierung darauf „ſtolz ſein" können.

Nun, wie das Werk gelungen, wird ſich ſchon in den nächſten Tagen erweiſen, wenn Herr v. Bilinski ein einjähriges Ausgleichsproviſorium wird einbringen müſſen. Die ungariſche Regierung kann darauf ſtolz ſein. Denn in Ungarns Intereſſe iſt es gelegen, die Abſchließung des neuen Ausgleiches hinauszuziehen, um möglichſt lange noch die alte, Ungarn begünſtigende Quote zu genießen. Das hat die ungariſche Regierung denn auch glücklich zuſtande gebracht, und ihre Officiöſen haben nur noch die Sorge, dieſen ihren Erfolg durch Liſt und Drohung gegen alle Fährlichkeiten des öſterreichiſchen Parlamentes zu ſchützen. Für Oeſterreich bedeutet jenes Ergebnis eine Einbuße von mehreren Millionen Gulden, für die Regierung Badeni-Bilinski aber eine fruchtloſe Arbeit von zwei Jahren und einen beſchämenden Miſserfolg. Schon haben die Ungarn den beſcheidenen Wunſch nach einem zweijährigen Proviſorium ausgeſprochen, und es iſt kaum ein Zweifel, daſs ſie in dem ihnen regierungsſeitig ſchon jetzt zugeſtandenen erſten Proviſoriumsjahr noch ein zweites Proviſoriumsjahr oder einen für ſie gleich vortheilhaften definitiven Ausgleich durchzuſetzen wiſſen werden, wofern ihnen abermals das für die Intereſſen Ungarns ſo vorzüglich bewährte Miniſterium Badeni-Bilinski als Anwalt der öſterreichiſchen Intereſſen gegenübergeſtellt wird. Wenn einer die Arbeit, die man ihm anvertraut hat, gröblich verpfuſcht, ſo beſtellt man die Arbeit nicht ein zweites Mal bei ihm, ſondern ſagt: „Fort mit Schaden!" und überträgt die Arbeit einem Anderen. Das gilt ebenſo in öffentlichen wie in Privatangelegenheiten. Nachdem das gegenwärtige Cabinet ſich in zweijährigen Unterhandlungen als unfähig erwieſen hat, die wichtigſte der jetzt fälligen wirtſchaftlichen Aufgaben zu löſen, darf man ihm dieſe nicht ein zweites Mal in die Hand geben. Dieſe Selbſtverſtändlichkeit durchzuſetzen, hat das Parlament kein anderes Mittel als dies: dem gegenwärtigen Miniſterium das Ausgleichsproviſorium rundweg zu verweigern, um ein anderes Miniſterium für die ferneren Ausgleichsverhandlungen zu gewinnen, von dem man doch wenigſtens noch hoffen kann, daſs es die Sache beſſer treffen wird. Iſt, wie vorauszuſehen, die Majorität bereit, ſich um ſelbſtiſcher Partei- oder Nationalvortheile willen das Ausgleichsproviſorium von der Regierung Badeni abkaufen zu laſſen, dann muſs umſo energiſcher die Oppoſition einſetzen, in deren Macht es gelegen iſt, durch hundertfältige Abänderungsanträge und dazwiſchengeſchobene heterogene Dringlichkeitsdebatten das Zuſtandekommen des Proviſoriumsgeſetzes bis zum letzten Tage zu verhindern. Das gebietet der Oppoſition nicht bloß ihre Parteiehre, die für die Obſtruction verpfändet iſt, ſondern auch das ſtärkſte wirtſchaftliche Intereſſe der geſammten Bevölkerung an einem günſtigen Ausgleichsdefinitivum und — nicht zum letzten — das gerade in der Aera Badeni, nicht mit Unrecht, ſo tief und ſo augenfällig geſunkene Anſehen der diesſeitigen Reichshälfte gegenüber Ungarn. K.

Die Geſchichte einer Confiscation.

In der Sitzung des Abgeordnetenhauſes vom 30. September d. J. wurde die folgende Interpellation eingebracht:

„Interpellation des Abgeordneten Dr. Kronawetter und Genoſſen an den k. k. Juſtizminiſter.

Unter den unerhört zahlreichen Confiscationsfällen des letzten Sommers verdient einer beſonders hervorgehoben zu werden, weil er ebenſo die Unſinnigkeit des derzeit geltenden Preſsgeſetzes wie die Ungeeignetheit der mit ſeiner Handhabung betrauten Beamten zu beleuchten geeignet iſt.

Die Nummer 144 der Wiener Wochenſchrift „Die Zeit" vom 3. Juli 1897 wurde von der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien mit Beſchlag belegt. Als Grund der Beſchlagnahme wurde der volkswirtſchaftliche Leitartikel „Epigonenpolitik" und eine der „Politiſchen Notizen" bezeichnet. Zum Verſtändnis der weiteren Vorgänge iſt es nothwendig,

Digitized by Google

ſowohl den Artikel als auch die Notiz **in ihrem Wortlaute kennen zu lernen.** Der Artikel lautet:

Epigonen-Politik.

Auch für den conſtitutionellen Abſolutismus, den Graf Taaffe einſt ſo glanzvoll in Öſterreich einführte, iſt die unheilvolle, böſe Zeit des Epigonenthums gekommen. Graf Badeni iſt der ſclaviſche Copiſt. Und ein ungewöhnlich ſchlechter Copiſt noch dazu. Graf Taaffe begann mit einer böhmiſchen Sprachenverordnung, Graf Badeni auch. Soweit reicht die Aehnlichkeit. Dann beginnt aber auch gleich der Unterſchied, den ſelbſt ein Blinder müſste ſehen können. Graf Taaffe konnte mit der Sprachenverordnung von 1880 zehn Jahre lang das Parlament beherrſchen. Graf Badeni nicht einmal einen Tag. Erſt nach zehn Jahren ſah ſich Graf Taaffe genöthigt, die letzte Reſerve ſeiner Regierungskunſt in Bewegung zu ſetzen: die böhmiſche Ausgleichsconferenz. Graf Badeni iſt ſchon nach drei Monaten planloſen Zuwartens ſo weit. Dieſer ungeheuere Miſserfolg der gleichen Politik läſst darauf ſchließen, daſs inzwiſchen im Staatsleben eine bedeutſame Veränderung vorgegangen iſt, die vielleicht alle Welt ſieht, nur nicht der davon Betroffene.

Das gegenſeitige Verhältnis der beiden oberſten Gewalten im Staate, deren jede nur auf Koſten der anderen ihren Machtbereich ausdehnen kann, das Verhältnis zwiſchen Krone und Parlament hat ſich von Taaffe bis Badeni bereits ganz merklich verſchoben. Graf Taaffe hat die Autorität der Krone bis zu einem Maße erweitert, wie es der gegenwärtige Herrſcher in ſeiner langen Regierungszeit nie vorher geſehen, und den Einfluſs des Parlaments bis zur Ohnmacht herabgedrückt. Das Parlament war arm, und die Parteien ſahen ſich hilflos der Gnade der Krone überantwortet, die ſie um die Wette erbetteln muſsten. Das Geheimnis dieſes Erfolges lag, neben äußeren Umſtänden, in der hohen Begabung des Mannes, der ihn errang. In allen Staaten, in denen ein Parlament exiſtiert, iſt der beſte Parlamentarier auch der Herr der politiſchen Situation. Dieſer parlamentariſche Grundſatz hat ſich — wie paradox es vielleicht klingen mag — auch an dem außerparlamentariſchen Miniſter Taaffe bewährt. Graf Taaffe war der gewandteſte Parlamentspolitiker, der zu ſeiner Zeit in Oeſterreich exiſtierte, allen Berufsparlamentariern um ein erkleckliches noch überlegen. Wäre er der Chef einer parlamentariſchen Regierung, der regierende Vertrauensmann des Parlaments geweſen, ſo hätte er den Einfluſs des Parlaments vergrößert. Da ihn aber das Schickſal und Neigung dazu beſtimmten, ein außerparlamentariſcher Miniſter, der regierende Vertrauensmann der Krone zu ſein, hat er die Macht der Krone erhöht. Dieſes Werk war ſchon vollendet, als er im Jahre 1890 die Parteien zur Ausgleichsconferenz berief. Er ſaß da zwei parlamentariſch Beſiegten gegenüber, dem von ihm überwundenen Freund, den Altczechen, und dem von ihm geſchlagenen Gegner, den Deutſchliberalen, und lud ſie beide zu einem Friedensſchluſſe ein, durch den zwar nicht der nationale Streit in Böhmen, wohl aber der dreifache parlamentariſche Kampf mit einer zweifachen Unterwerfung, der Altczechen wie der Deutſchliberalen, unter den beiderſeits Stärkeren, den Grafen Taaffe, beendet wurde.

Einen recht lehrreichen Gegenſatz zum Grafen Taaffe bildet der Graf Badeni. Ihm fehlt, was allen Epigonen fehlt, nämlich das Talent. Er iſt der parlamentsunfähigſte Miniſter, den Oeſterreich in der ganzen conſtitutionellen Periode gehabt hat. Um ihm das Regieren möglich zu machen, müſste man das öſterreichiſche Staatsrecht um gut vierzig Jahre in jene Zeit zurückrevidieren, wo es noch kein Parlament in Oeſterreich gab. Damals wäre er vielleicht ein für jene Zeit ganz vortrefflicher Miniſter geworden, ſo vortrefflich, wie ſie nun eben gerade damals waren. Heute, mitten in den Parlamentsſtaat Oeſterreich hineingeſtellt, iſt er ſo falſch auf ſeinem Platze, wie etwa ein Graf Thurn und Taxis'ſcher Poſtkutſcher, den man ohneweiters als Maſchiniſten auf eine moderne Locomotive ſtellen wollte. Beiden geht's noch verhältnismäßig am beſten, wenn die Maſchine ſtill ſteht. Des Grafen Badeni Miniſterherrlichkeit lebt erſt auf, wenn das Parlament geſchloſſen iſt. So lange das Parlament tagt, iſt er ein armer Mann, dem jeder parlamentariſche Neuling in der Kunſt, das Parlament zu führen, noch einiges vorgeben kann. Wäre Graf Badeni parlamentariſcher Miniſter, ſo ſtünde es um das Anſehen des Parlamentes bös. Da er aber glücklicherweiſe den außerparlamentariſchen Miniſter ſpielt, hat ſich das Machtverhältnis der oberſten Gewalten im Staate mit der Kraft eines Naturgeſetzes zugunſten des Parlaments verſchoben. Wenn Graf Badeni nun in dieſer Lage eine Ausgleichsconferenz veranſtaltet, ſo thut er zwar dasſelbe, wie Graf Taaffe, aber [illegible] Graf Badeni hatte die Parteien [illegible] [illegible]

[illegible]

würdigen Wirt, den Grafen Badeni mit ſammt dem ganzen außerparlamentariſchen Regierungsſyſtem vor die Thüre zu ſetzen und ſich ſelbſt im Hauſe zum Herrn zu machen.

Dafür ſcheint uns freilich der Kampf zwiſchen den Deutſchen und den Czechen derzeit noch nicht weit genug gediehen, deswegen der Zeitpunkt für die Ausgleichsconferenz verfrüht und die Conferenz ſelbſt ziemlich ausſichtslos zu ſein. Die Schuld daran liegt in der vorzeitigen Schließung des Parlaments. Hätte nicht Graf Badeni in ſeiner Angſt die ihm unheimlich gewordene Parlamentsbude ſo früh geſperrt, ſo hätten auch die härteſten Czechenköpfe ſchon in dieſem Sommer erkannt, daſs ſie gegen die Obſtruction der Deutſchen nicht durchdringen können, ſowie es umgekehrt ſelbſt den dickſten Deutſchböhmen-Schädeln mindeſtens aus der Erinnerung an die Coalition eingeleuchtet hätte, daſs auch ſie gegen die jungczechiſche Obſtruction nicht ancennen können. Sobald ſie ſich einmal gegenſeitig reſpectieren gelernt, bliebe den ebenbürtigen Gegnern nichts anderes übrig als ſich mit einander zu vertragen. Sowie ſich nach Rouſſeaus Theorie aus dem Kampf aller gegen alle ſchließlich der Geſellſchaftsvertrag entwickelt, ſo würde ſich aus der Obſtruction aller gegen alle, beziehungsweiſe aus der Obſtruction der Deutſchen gegen die Czechen und der, mindeſtens angedrohten, Obſtruction der Czechen gegen die Deutſchen, bei richtiger Einſicht, mit logiſcher Conſequenz, auf einem gewiſſen Höhepunkt der Friede zwiſchen beiden entwickeln müſſen. Das iſt die querlinige Dialectik der Obſtruction, welche die geradlinigen Tröpfe nie verſtehen werden, die mit der Diplomatie bereits beginnen wollen, ehe noch die Kanonen geſprochen haben. Wer einen ehrlichen Frieden will, muſs erſt den Kampf ſich austoben laſſen. Dadurch, daſs ſie das Parlament geſchloſſen, hat die Regierung den Kampf vertagt, den Friedensſchluſs verzögert. Wenn ſie dennoch nun die Ausgleichsconferenz zuſammenberuft, um den Frieden zu ſchließen, der gerade durch ihre Hemmung hinausgeſchoben worden iſt, beweiſt ſie, bei nachſichtigſter Beurtheilung nur dies, daſs ſie von der Natur ſolcher Dinge nichts verſteht; bei minder nachſichtiger Beurtheilung aber, daſs ſie den Frieden der beiden Nationen nicht will und auch nicht das Parlament, auf deſſen Boden dieſer Frieden ſich durch die Gewalt der Thatſachen von ſelbſt gemacht hätte, auf deſſen Boden aber auch kein Platz mehr wäre für eine außerparlamentariſche Regierung, ſobald einmal Deutſche und Czechen in friedlicher Einigung ſich und ihren parlamentariſchen Herrſcherberuf gefunden hätten. **K.**

In dieſem Artikel, der lediglich eine in den maßvollſten Ausdrücken gehaltene geſchichtliche Kritik enthält, erblickte die k. k. Staatsanwaltſchaft Wien das Vergehen der Anreizung zu Haſs und Verachtung gegen den Miniſterpräſidenten Grafen Badeni, §. 300 St.-G., ſpeciell aber in der auf das Regime Taaffe bezüglichen Stelle:

„Das Parlament war arm, und die Parteien ſahen ſich hilflos der Gnade der Krone überantwortet, die ſie um die Wette erbetteln muſsten."

das **Verbrechen der Majeſtätsbeleidigung**, § 63, St.-G.

Dieſe letztere Auffaſſung der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien iſt — gelinde geſagt — ein juriſtiſcher Nonſens. Abgeſehen davon, daſs ſich der incriminierte Satz überhaupt gar nicht mit dem Kaiſer, ſondern mit der unter „Krone" begriffenen vollziehenden Gewalt, und zwar zur Zeit des Grafen Taaffe, befaſst, daher ſchon in Ermangelung des Objectes als Majeſtätsbeleidigung nicht aufgefaſst werden kann, iſt dieſer Satz nicht einmal als eine abfällige Kritik des Regimes Taaffe, ſondern als eine abfällige Kritik der damaligen Parlamentsparteien und im Sinne der vom Grafen Taaffe vertretenen autoritären Grundſätze, geradezu als eine anerkennende Kritik dieſes Staatsmannes aufzufaſſen, wie ſich für jeden halbwegs urtheilsfähigen Menſchen gleich aus dem dem incriminierten Satz unmittelbar folgenden Satze ergibt, welcher darin einen „Erfolg" ſieht, deſſen „Geheimnis in der hohen Begabung" des Grafen Taaffe gefunden wird.

In einer Anerkennung des Grafen Taaffe eine Majeſtätsbeleidigung zu erblicken, wie es die k. k. Staatsanwaltſchaft Wien verlangte, dazu konnte ſich ſelbſt der mit ſo großer Vorſicht zuſammengeſetzte Erkenntnis des k. k. Landesgerichtes Wien nicht entſchließen. Gegen das die ſtaatsanwaltſchaftliche Auffaſſung ablehnende Urtheil des k. k. Landesgerichtes Wien vom 5. Juli 1897, Z. 38174, erhob die k. k. Staatsanwaltſchaft die Beſchwerde an das k. k. Oberlandesgericht Wien. Doch ſelbſt dieſem Gerichte war die ſtaatsanwaltſchaftliche Auffaſſung zu ſtark. Auch das k. k. Oberlandesgericht wies ſie mit ſeinem Urtheile vom 11. Juli 1897, Z. [illegible], energiſch ab.

Doch genügte es freilich dem k. k. Oberlandesgerichte Wien, in der beregten Anerkennung des Talentes des Grafen Taaffe eine — Beleidigung des gegenwärtigen Miniſterpräſidenten Grafen **Badeni** im Sinne des § 300 St.-G. zu erblicken: eine Auffaſſung, die nur [illegible] des Grafen **Badeni** zu erwecken geeignet [illegible] mit dieſer Begründung nach § 300 St.-G. die [illegible] k. k. Oberlandesgerichte beſtätigt und dadurch dem [illegible] gegeben, die ganze Widerſinnigkeit [illegible] in einleuchtender Weiſe klar zu ſtellen.

[illegible] „Zeit" erhob nämlich nunmehr im Sinne [illegible] dieſes Erkenntnis des Oberlandesgerichtes [illegible]. Das heißt: er **appellierte von**

der höheren an die niedere Inſtanz, eine in der Geſetzgebung der ganzen Welt einzig daſtehende Verkehrtheit. Das k. k. Landesgericht Wien kam nun ein zweitesmal in die Gelegenheit, über dieſe Confiscation zu judicieren. Aber trotz der Hartnäckigkeit der Staatsanwaltſchaft und trotz der ihr, wenigſtens theilweiſe, zur Seite ſtehenden Autorität des k. k. Oberlandesgerichtes konnte das k. k. Landesgericht Wien mit Urtheil vom 20. Auguſt 1897, Z. 4549, in dem beſagten Artikel „Epigonen-Politik“ weder eine Majeſtätsbeleidigung, noch eine Badeni-Beleidigung erblicken und gab abermals den Artikel frei.

Nun war es Sache der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien, die Komik dieſes Gerichtsverfahrens zur höchſten Spitze zu treiben, und das that ſie auch. Sie erhob nun gegen das zweite Urtheil des Landesgerichtes die Beſchwerde an das Oberlandesgericht, und das Oberlandesgericht entſchied nun mit Urtheil vom 7. September 1897, Z. 12.670, zum zweitenmale, daſs der betreffende Artikel eine Badeni-Beleidigung enthalte, deren Weiterverbreitung als ſtaatsgefährlich zu verbieten ſei.

Gleichzeitig mit dem Artikel „Epigonen-Politik“ war, wie bemerkt, auch die folgende „Politiſche Notiz“ von der Staatsanwaltſchaft beſchlagnahmt worden:

„Das Zuſtandekommen und Gelingen der Ausgleichsconferenz iſt bereits geſichert. Graf Badeni hat nämlich, wie wir von competenteſter Stelle erfahren, mittelſt eines ſeiner rühmlichſt bekannten Geheimerläſſe ſämmtliche Polizeicommiſſäre von Prag beauftragt, jeden Abgeordneten, der entweder die Einladung zur Conferenz nicht annehmen oder dort einem Regierungsvorſchlage Oppoſition machen würde, unnachſichtlich im Sinne des § 11 des ſegensreichen Univerſalpatentes vom 20. April 1854, Nr. 96 R.-G.-Bl., wegen „Abneigung gegen die Regierung oder Geringſchätzung ihrer Anordnungen“ zu einer vierzehntägigen Arreſtſtrafe zu verurtheilen. Wer nicht pariert, wird arretiert! Jetzt wird der Friede in Böhmen bald hergeſtellt ſein.“

Auch ſie machte den doppelten Inſtanzenzug durch. Dabei erlebte ſie das Schickſal, vom k. k. Landesgerichte in deſſen erſtem Urtheile als eine nicht einmal unter die Kautſchukbeſtimmungen des § 300 St.-G. zu ſubſumierende, durchaus ſachliche Kritik politiſcher Vorgänge freigegeben, im zweiten Urtheile aber von demſelben Gerichte als Badeni-Beleidigung nach § 300 St.-G. incriminiert zu werden, ein Selbſtdesaveu des k. k. Landesgerichtes Wien, welches die Unbefangenheit der Rechtſprechung unter der Aera Badeni in eine ganz merkwürdige Beleuchtung zu rücken geeignet iſt.

Die Unterzeichneten ſind der Anſicht, daſs die Haltung der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien in dieſer Sache, ſowohl wegen der dabei bewieſenen Unfähigkeit zu einer richtigen juriſtiſchen Qualification, als auch wegen ihrer ſelbſt vor den offenſichtlichſten juriſtiſchen Verkehrtheiten nicht zurückſcheuenden Hartnäckigkeit in der Verfolgung von Badeni-Kritiken weit eher geeignet iſt, das Anſehen der ſtaatlichen Behörden in den Augen der Bevölkerung herabzuſetzen, als irgend ein politiſcher Artikel, ſelbſt wenn dieſer wie der in Frage ſtehende die ſtaatsmänniſche Begabung des Grafen Badeni leugnen ſollte.

Die Unterzeichneten ſtellen die Anfrage:

„1. Sind dem Herrn Juſtizminiſter die hier geſchilderten juriſtiſchen Monſtroſitäten bekannt?

2. Was hat er vorgekehrt, damit die k. k. Staatsanwaltſchaften in Zukunft bei der Ausübung der Preſspolizei die Geſetze mit mehr juriſtiſchem Verſtändniſſe und größerer Unbefangenheit handhaben?“

(Folgen die Unterſchriften.)

Eine Socialphiloſophie.

Seit dem großen Krach von 1873 ſchwand unter Mitwirkung der Furcht vor den Socialdemokraten die Begeiſterung für das freie Spiel der Kräfte in dem Grade, daſs gar bald die Namen „Liberaler“ und „Mancheſtermann“ in allen maßgebenden Kreiſen und „gutgeſinnten“ Blättern des Deutſchen Reiches nur noch als Schimpfwörter gebraucht wurden; die officielle Welt ergab ſich dem Kathederſocialismus oder dem Staatsſocialismus. Dieſe beiden Namen bezeichnen weder eine Schule, noch zwei Schulen; ſie ſind nur Sammelnamen für eine Anzahl von Männern, welche die grundſätzliche Nichteinmiſchung des Staates ins Wirtſchaftsleben ablehnen und die aus dem freien Spiel der Kräfte hervorgegangenen Zuſtände nicht durchwegs befriedigend finden, im übrigen aber ihre eigenen Anſichten haben und durchaus unabhängig voneinander ſind. Auf Anordnung des Königs Stumm iſt nun jetzt der Kathederſocialismus geächtet worden, und der loyale Staatsbürger ſteht vor dem Nichts: der Liberalismus iſt nicht rehabilitiert worden, Katheder-, Staats- oder irgend eine andere Art von Socialiſt darf er nicht ſein, und eine dritte Richtung gibt's vorläufig nicht in den Staats- und Geſellſchaftswiſſenſchaften. Mit Profeſſor Reinbold iſt man hineingefallen, und ſo richten ſich die Augen der Harrenden auf Julius Wolf, der an eine deutſche Hochſchule berufen worden iſt; von ihm ſcheint man zu erwarten, daſs er neue Bahnen eröffnen werde. Aber auch in ihm wird man ſich täuſchen; denn er predigt die ſchon von Voltaire im Candide ſo grauſam verhöhnte Lehre, daſs alles aufs beſte eingerichtet ſei in dieſer beſten aller Welten, gerade die Leute aber, die amtlich als die Grundſäulen des Staates anerkannt werden: Grundbeſitzer, Handwerker und Krämer, erklären den gegenwärtigen Zuſtand für ſchlecht, unerträglich und unhaltbar, und wenn Herr Wolf ſein Lob der Gegenwart auf die Lohnarbeiter einſchränken und beweiſen wollte, daſs nur die Lage der Gruben- und Fabrikarbeiter, der ländlichen Taglöhner, der Matroſen, der Schauerleute und Kohlentrimmer, der Bäcker- und Schneidergeſellen die denkbar glücklichſte, die der Stände aber, welche man in Friedrichsruhe die productiven nennt, die denkbar elendeſte ſei, ſo würde man ihm eine auch über ſeine Kräfte hinausgehende Aufgabe zumuthen.

Vielleicht richten ſich die Blicke der Harrenden auch auf den neuen Stern, der jetzt eben am Schweizer Gelehrtenhimmel aufgegangen iſt, auf Ludwig Stein; doch auch mit ihm wird's nicht gehen. Schildert doch dieſer Mann in ſeinem großen Werke*) die gegenwärtigen Eigenthumsverhältniſſe als unerträglich für „das mächtig angeſchwollene ſociale Empfinden.“ (S. 562—563.) Lehrt er doch, das Privateigenthum könne ſich nur ſolange und inſofern logiſch behaupten, „als es vor dem Forum der heute dominierenden wirtſchaftlichen Vernunft nicht bloß ſeine urſprüngliche Exiſtenzberechtigung, ſondern auch ſeine ungeſchwächt fortdauernde geſellſchaftliche Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit nachzuweiſen vermag.“ (S. 565.) Sagt er doch vom Großcapital, es ſei „die höchſte Zeit — ſelbſt im Intereſſe des Patienten, um wieviel mehr in dem der Geſellſchaft — zu einem intenſiven Aderlaſs zu ſchreiten, bevor die Milliardäre an ökonomiſcher Herzverfettung zu Grunde gehen“. (S. 569.) Auf der folgenden Seite erinnert er an die Thatſache, „daſs die Accumulierungstendenz des Privateigenthums in der capitaliſtiſchen Productionsära ihre höchſten Zwecke nur dadurch erreichen kann, daſs das Privateigenthum ſelbſt (im Actienweſen) in ſein Gegentheil umſchlägt, d. h. ſich collectiviert“. Und er fügt hinzu: „Wären nun zu dieſem Feſte alle ohne Ausnahme geladen, ſo ließe ſich's in dieſem Dividendenrauſch und Champagnertaumel leidlich wohl leben. Bitter iſt's nur, daſs die ſchwieligen Arbeiterhände, die dieſes Feſt vorbereiten und durch ihr collectives Zuſammenwirken überhaupt erſt ermöglichen, einlaſsbegehrend an die Pforte des Feſtpalaſtes pochen und ſich an dem eiſernen Gitter vergeblich die Finger wund ritzen, während u. ſ. w.“ Und zwei Seiten weiter: „Daſs alſo über kurz oder lang eine radicale Operation am Staatskörper vorgenommen werden muſs, darüber herrſcht unter Einſichtigen kein Zweifel mehr“, und er empfiehlt Seite 579 bis 580 die Einrichtungen Neuſeelands als Vorbild einer Reform. Seite 593 ſchreibt er: „Wer da glaubt, daſs eine zielbewuſste, höheren Aufgaben zuſtrebende, anderen Idealen als dem Götzen Mammon zugewandte Geſellſchaft auf die Dauer das ſchreiende Miſsverhältnis von Capital und Arbeit dulden wird, der unterſchätzt ... die Macht des ... ſittlichen Bewuſstſeins, während er die Widerſtandskraft der capitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung über alles vernünftige Maß hinaus überſchätzt.“ Er findet, daſs bei ſchrankenloſer wirtſchaftlicher Freiheit „nicht der Tüchtigſte, ſondern der Findigſte Oberwaſſer behält“ (S. 609), und daſs jene Art von ſocialer Ausleſe, die der Individualismus bisher geübt habe, den Gattungsintereſſen der Menſchheit nicht förderlich ſei; denn der ſchrankenloſe Individualismus wecke die individuelle Begehrlichkeit, ſteigere die Habſucht, verſchärfe die Claſſengegenſätze und hemme die ſociale Gerechtigkeit. (S. 753.)

Es iſt wahr, Stein widerlegt auf das glänzendſte die materialiſtiſche Geſchichtsconſtruction und die Marxiſche Werttheorie und weist die Anmaßungen der Marxiſten mit der gebürenden Schärfe zurück; auch tadelt er an den deutſchen Kathederſocialiſten, daſs ſie keine ſcharfe Grenzlinie zwiſchen ſich und dem Marxismus gezogen, und daſs ſich einige von ihnen der Socialdemokratie merklich genähert hätten. (S. 434.) Allein ich kann nicht finden, daſs er ſelbſt die Grenzlinie zwiſchen dem berechtigten Socialismus und dem Marxismus ſchärfer gezogen hätte, als es Adolf Wagner (z. B. auf S. 38 der neuen Auflage ſeiner „Grundlegung“) gethan hat, und daſs Sombart der Socialdemokratie ſehr viel näher ſtände als er, z. B. in dem Zugeſtändnis auf S. 657: „Die capitaliſtiſche Productionsweiſe hat freilich vorübergehend eine individualiſtiſche Schrankenloſigkeit in der Accumulation von ungemeſſenen Reichthümern ſeitens einzelner begünſtigt. Da aber die Arbeit ſich collectivieren muſste, um ſolche Reichthümer zu erzeugen, ſo hat dieſes Collectivieren der Arbeit naturnothwendig eine Solidarität aller Arbeitenden erzeugt und ſolchergeſtalt einer allmählichen Socialiſierung der Geſellſchaft die Wege geebnet. Bis zu dieſem Punkte iſt die materialiſtiſche Geſchichtsconſtruction in ihrem Recht.“ Und auch dem perſönlichen Charakter der Häupter des Socialismus wird er vollauf gerecht. Es iſt ſonderbar und höchſt beachtenswert, ſchreibt er S. 361, „daſs alle dieſe Socialiſten, Communiſten, Anarchiſten (Saint Simon, Proudhon u. ſ. w.) lautere Charaktere, vornehme Naturen, ſein beſaitete Ideologen waren. Man kann ſie Narren ſchelten, aber, wenn ſie es überhaupt waren, ſo doch ſicherlich ehrliche und edle Narren“. Von Marx, Engels und Laſſalle aber ſchreibt er S. 381: „Nicht die Lebensnothdurft trieb

*) „Die ſociale Frage im Lichte der Philoſophie.“ Vorleſungen über Socialphiloſophie und ihre Geſchichte von Dr. Ludwig Stein, ord. Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität Bern. Stuttgart, Ferdinand Enke, 1897.

Digitized by Google

dieſe Männer dem Socialismus in die Arme, ſondern die ehrlichſte, tief empfundene politiſche Ueberzeugung. Auch waren ſie nicht gezwungen, zur Feder zu greifen, um ihren Lebensunterhalt zu beſtreiten. .... Marx und Laſſalle waren beide iſraelitiſcher Herkunft. Nicht umſonſt ſtrömen Iſraeliten, die nur Unverſtand ſchlechthin mit Capitaliſten identificiert, ſcharenweiſe dem Socialismus zu, trotzdem oder vielmehr weil dieſer der ergrimmte Feind des Capitals iſt. Die edler veranlagten Iſraeliten können es der Geſellſchaft nicht vergeſſen, daſs ſie ihre Vorfahren bis vor einem halben Jahrhundert durch Ausſchluſs von aller productiven Arbeit dazu verdammt hat, Capitaliſten werden zu müſſen. Sie waren das lebendige, erſchreckende Beiſpiel eines geſpenſterhaft durch die Jahrtauſende dahinwandelnden, äußerlich zuweilen mit Brillanten behängten, aber ſeiner geſellſchaftlichen Stellung nach jammervollen Raſſenproletariats. Das Raſſenproletariat iſt jedoch ſchlimmer als das ökonomiſche, denn die ökonomiſche Schranke iſt zu durchbrechen, die der Raſſe aber nicht. In der Bruſt eines Marx und eines Laſſalle macht ſich der verhaltene titanenhafte Groll zweier Jahrtauſende in vulkaniſchen Erſchütterungen Luft. Aus jeder Zeile, die Marx ſchrieb, aus jedem Wort, das Laſſalle ſprach, blickt das concentrierte Elend von Jahrhunderten hervor. Nur ſie, die ſtolzen Abkömmlinge eines Stammes, der den ihm von der Geſellſchaft gereichten Wermutsbecher von Leiden, Zurückſetzungen, Aechtungen und Ungemach bis auf die Neige durchgekoſtet hatte, waren dazu geſchaffen, die Befreier des von der capitaliſtiſchen Geſellſchaft niedergehaltenen Weltproletariats zu werden. Marx hatte es wahrlich nicht nöthig, als Flüchtling, wie ein gehetztes Wild herumzuſchwärmen und das bittere Brot des Exils zu eſſen. Seine glänzende Begabung, die er gelegentlich ſeiner Examina entfaltet hatte, ſeine hohen Verbindungen als Sohn eines Oberbergrathes und Schwager des nachmaligen preußiſchen Miniſters v. Weſtphalen, verſprachen ihm hervorragende ſtaatliche Stellungen. Er verzichtete aber auf alles, um ſich ganz und ungehindert der großen Sache der Befreiung des Proletariats zu widmen."

Man ſieht, auch Stein iſt nicht der Mann des Stumm'ſchen Kreiſes. Möge er mir dieſe Einleitung verzeihen! Bei den Vorleſungen, die er vor Schweizer Studenten gehalten hat, und aus denen das vorliegende Werk erwachſen iſt, hat niemand weniger als er daran gedacht, ob ſo etwas für die Zwecke gewiſſer Politiker zu gebrauchen wäre, ja, er würde den Gedanken, ſeine Vorträge für die Bearbeitung oder auch nur für die mittelbare Beeinfluſſung von Maſſen in irgend einem Sinne zu verwerten, mit Entrüſtung von ſich gewieſen haben. Er will ſchon aus dem Grunde von Populariſierung der Sociologie nichts wiſſen, weil dieſe Wiſſenſchaft noch im Werden begriffen ſei und ſchlechterdings keine fertigen Prunkſtücke habe, die im Schaufenſter ausgelegt werden könnten; lieber möchte er die Läden der wiſſenſchaftlichen Werkſtatt ſchließen, damit kein unberufenes Auge hineinſchaue. (S. 27.) Alſo er ſelbſt iſt unſchuldig an meiner Einleitung. Aber da die Gebietenden Umſchau halten nach geeigneten Werkzeugen ihrer Volksaufklärungspläne, ſo wollte ich ihnen, da ſie leicht durch eine oder die andere aufgeſchlagene Seite des Buches irregeführt werden könnten, einen zweiten Reinfall wie den mit Reinhold erſparen. Die Zeiten werden ſich ändern, und die Hochſchullehrer werden wieder nach ihren wiſſenſchaftlichen Leiſtungen geſchätzt werden; dann wird man ſich in Preußen auch wieder nach Männern von der Art Steins umſehen.

Sein Buch könnte betitelt ſein: „Die Philoſophie der Zukunft", denn es iſt nichts geringeres als ein Verſuch, ein Syſtem der Philoſophie aufzuſtellen, das nach Inhalt und Methode den Anforderungen entſpricht, welche die heutige Menſchheit zu erheben berechtigt iſt. Den Inhalt einer ſolchen Philoſophie kann, nach Stein, nichts anderes bilden als die diesſeitige Welt mit Ausſchluſs aller Jenſeitsphantaſien, aller Metaphyſik, und der Menſch, daher auch die menſchliche Geſellſchaft, iſt durchaus als Naturweſen zu begreifen, der Geiſt in die Cauſalreihe des Naturproceſſes einzuzwingen. Dieſer Proceſs aber offenbart eine ihm immanente Teleologie, ein Streben zum Vollkommeneren und Beſſeren, und das Höchſte und Beſte, das wir uns zu denken, wonach wir demnach zu ſtreben haben, iſt eine Geſellſchaft, welche die höchſte mögliche Steigerung des Typus Menſch zulaſſt und begünſtigt und dieſen Typus für alle ihre Mitglieder erreichbar macht. Einen weſentlichen Beſtandtheil dieſes Typus bildet das Uebergewicht der ſocialen Gefühle über die Selbſtſucht, und dieſes Uebergewicht iſt zugleich die Vorausſetzung für die Herbeiführung jenes vollkommenen Geſellſchaftszuſtandes oder vielmehr für die ſtete Annäherung an ihn, da Ideale niemals verwirklicht werden. Die Bürgſchaft für dieſe Annäherung aber liegt in dem [illegible] Entwickelung. [illegible]

zu entnehmen, ſondern ausſchließlich der Wiſſenſchaft, die aus der hiſtoriſchen Entwickelung der menſchlichen Geſellſchaft deren Ziele und das ihr Zuträgliche, daher ihren Mitgliedern zu Gebietende, entnimmt. Von Verwirklichung des Geſellſchaftsideals darf ſchon aus dem Grunde keine Rede ſein, weil ſie den Stillſtand bedeuten, dieſer aber Erſtarrung ſein würde. Das Leben iſt nicht ohne Thätigkeit denkbar, dieſe aber nimmt bei der Polarität der lebenden Weſen und Lebenserſcheinungen nothwendig die Form des Kampfes an. Nur im Ringen miteinander können die Individuen ihre Anlagen vollſtändig entfalten und ihre Kräfte bis auf den höchſten Grad ſteigern, darum lautet die Loſung für ſie: ewiger Kampf — aber mit ehrlichen Waffen! Dieſe Waffen unparteiiſch zu vertheilen, alle Mitglieder der Geſellſchaft für den Daſeinskampf tüchtig auszurüſten, das iſt eine der wichtigſten Aufgaben der Socialpolitik. Jene Form des Daſeinskampfes dagegen, die man Krieg nennt, iſt nicht in gleichem Grade berechtigt und nothwendig. Die Kriege der Vergangenheit haben den Zweck gehabt, aus Völkerbruchſtücken große Nationalſtaaten zuſammenzuſchmieden. Nachdem dieſe fertig geworden ſind und zwiſchen ihnen ein leidliches Gleichgewicht hergeſtellt iſt, haben Kriege keinen ſocialen Zweck mehr. Freilich verkennt der Verfaſſer nicht, wie labil das Gleichgewicht des europäiſchen Staatenſyſtems noch iſt, ſo daſs wohl zu ſeiner Befeſtigung noch ein großer Entſcheidungskampf nothwendig ſein werde.

Meine eigene Weltanſicht weicht in ſehr weſentlichen Punkten von der des Schweizer Philoſophen ab, aber ſeine ſocialpolitiſchen Reformvorſchläge ſind nur die alten kathederſocialiſtiſchen, denen ich beiſtimme. Da ich nun die praktiſche Reformarbeit für wichtiger halte als philoſophiſche Syſteme, die ihrer Natur nach nur Hypotheſen ſind, Nothbehelfe für die einen geſchloſſenen geiſtigen Horizont fordernde Vernunft, und da ich glaube, daſs die Reformarbeit aus dem ſocialen Optimismus und der fortſchrittsfrohen Entwickelungslehre Steins kräftigere Antriebe empfangen wird als aus meiner Weltanſicht, die ungefähr zwiſchen Leibniz und dem Buche Koheleth liegt, ſo habe ich nichts dagegen, wenn ſeine Auffaſſung mehr Anhänger gewinnt als die meine, wie ich auch die Ausbreitung der Socialdemokratie, deren Philoſophie meiner Ueberzeugung nach falſch und deren Endziel mir widerwärtig iſt, nicht ungern ſehe, weil ſie die Arbeiter zu ihrem ſocial nothwendigen Kampfe um beſſere Lebensbedingungen anſtachelt, ermuthigt und organiſiert. Aus dieſem Grunde enthalte ich mich jeder Polemik gegen Steins philoſophiſches Syſtem und will nur im folgenden ein paar meiner Anſicht nach ſchief gerathene Partien ſeines Baues beleuchten, deren Aenderung die Grundmauern nicht gefährden würde.

Zunächſt finde ich ſeinen Begriff von Geſellſchaft unklar und ein wenig willkürlich. Vollkommen recht hat er mit der Meinung, daſs „die Formen und Bedingungen des menſchlichen Zuſammenlebens und Zuſammenwirkens" das ſociale Problem ausmachen (S. 29); die Geſellſchaftswiſſenſchaft kann keine andere Aufgabe haben, als jene Formen und Bedingungen zu ermitteln und die gewonnene Erkenntnis fürs Leben fruchtbar zu machen. Richtig — mit einigen Einſchränkungen — iſt auch noch die Formulierung des Problems für die Gegenwart: „Wie ſoll das Zuſammenleben und Zuſammenwirken politiſch ſelbſtändig gewordener und ſocial reflectierender Individuen geregelt ... werden, nachdem ſich die bisherigen Factoren einer ſolchen Harmoniſierung, Kirche und Staat, als unzulänglich, weil täglich an Autorität einbüßend, erwieſen haben?" (S. 451.) Daraus ergibt ſich die Definition: Geſellſchaft iſt die Menſchheit, ſofern und ſoweit ſie in geregelten Verhältniſſen zuſammenlebt und zuſammenwirkt. (Wenn Stein ſelbſt definiert: Geſellſchaft iſt ein Syſtem von Wechſelwirkungen, ſo drückt er ſich mindeſtens ſehr ungenau aus; nicht aus Wirkungen, ſondern aus Menſchen beſteht die Geſellſchaft.) Aber was ſoll das heißen: „Das Mittelalter kennt keine Geſellſchaft, ſondern nur Stände, keine ſociale, ſondern nur ſtaatliche Reglementierungsformen, keine freiwilligen Verbände behufs Regelung menſchlichen Zuſammenlebens, ſondern nur bindende Geſetze oder kirchliche Satzungen?" Ich dächte doch, wenn dem Mittelalter durchaus eines von beiden fehlen ſoll, ſo wäre das der Staat und nicht die Geſellſchaft. Wenn Stein die Freiwilligkeit des Zuſammenwirkens für das Weſentliche im Geſellſchaftsbegriff erklärt (in der angeführten Stelle S. 270 ſowie in der Kritik der vorhandenen Definitionen S. 333 ff.), ſo weicht er nicht allein vom Sprachgebrauch ab, ſondern tödtet den Begriff der Geſellſchaft vollſtändig ab. Die Familie wird, wie von jedermann, ſo auch von ihm für eine Form des Geſellſchaftslebens und für eine Einrichtung der Geſellſchaft erklärt, aber noch niemand hat den Neugeborenen befragt, ob er da hinein will, und vielleicht die Hälfte aller Ehegatten würde das Band löſen, wenn das eine ganz freiwillige Sache wäre. Die Staaten, [illegible] allein Steins Begriffsbeſtimmung [illegible] ſociale Bildungen. Der Staat, [illegible] kann niemals aus der Geſellſchaft [illegible], ſchon aus dem Grunde nicht, weil er ſelbſt nur eine [illegible]; will man ihn, als die mächtigſte [illegible] ausnehmen und ihr gegenüber- [illegible] alle Geſellſchaftsformen: Familie, [illegible], Berufsgenoſſenſchaft, Stand, die [illegible] und ein, wenn er zuſammenbringt, [illegible] Freiwilligkeit zum unterſcheidenden [illegible] man immer noch [illegible] berechtigt ſein,

dem Mittelalter die Geſellſchaft abzuſprechen. Von den revolutionären Bauern- und Arbeiterbünden gar nicht zu reden, waren die Handwerker bei Gründung einer Innung freier, als es heute die öſterreichiſchen und reichsdeutſchen ſind, und ſind die Mitglieder einer heutigen Gemeinde oder ſogar einer politiſchen Partei nicht weniger gebunden als die einer mittelalterlichen. Oder wäre es wohl denkbar, daſs jedes von den anderthalb Millionen Mitgliedern der deutſchen Socialdemokratie auf eigene Fauſt Politik treiben könnte? Richtig an den Ausführungen dieſes Punktes iſt nur dieſes, daſs das Socialproblem deſto ſchwieriger wird, in je mehr Intereſſenkreiſe und ſelbſtändig denkende und wollende Köpfe die Geſellſchaft auseinandergeht, und daſs die Differencierung heute ſtärker iſt als im Mittelalter, dank der Zugänglichkeit der Bildungsmittel, der ſteten Vermehrung der Erwerbsarten und der — enormen Menſchenzahl.

Neiſſe. Karl Jentſch.

(Schluſs folgt.)

Zur öſterreichiſchen Emiſſionspraxis.

Was an anderer Stelle dieſes Blattes über die Gründung der „Auſtria"-Emailfabrik und die Emiſſion ihrer Actien jüngſt geſagt worden iſt, hat Anlaſs zu vielfachen Erörterungen gegeben. Zwar die Nächſtbetheiligten, die Verwaltungen der „Auſtria" und der „Länderbank", haben an unſerer Kritik keinen Anſtoß genommen, im Gegentheil, ſie ſcheinen mit unſeren Auseinanderſetzungen vollkommen einverſtanden zu ſein. Aber an verſchiedenen Orten fand man unſere Auffaſſung, daſs die Vereinscommiſſion und die Börſekammer mitverantwortlich ſeien, für zu weitgehend, und dies veranlaſst uns, noch einmal auf die Sache zurückzukommen. Es iſt allbekannt, daſs bei uns längſt nicht mehr an dem löblichen Grundſatze feſtgehalten wird, nur ſolchen Leuten ein Amt zu geben, denen Gott auch den Verſtand dazu gibt, aber wir meinen trotzdem, daſs, wer ein Amt hat, auch eine Pflicht, eine Aufgabe und eine Verantwortung habe, und daſs jedes Amt einen Sinn haben muſs. Wenn wir uns einer Vereinscommiſſion erfreuen, welche darüber entſcheidet, ob eine Actiengründung geſtattet werden ſoll oder nicht, ſo muſs deren Entſcheidung auch eine gewiſſe Garantie für die Solidität der Gründung bieten. So lange die Vereinscommiſſion dem Principe huldigte, gar keiner Actiengeſellſchaft das „Werde!" zuzurufen, wurde es ihr natürlich nicht ſchwer, die Gründung von Schwindelunternehmungen zu verhindern. Nun hat man eingeſehen, daſs es auf dieſem Wege der bloßen Verneinung nicht weiter geht, und da zeigt ſich das Unvermögen, die Spreu vom Weizen zu ſcheiden. Freilich ſagt man, daſs das eben unmöglich ſei, und daſs der Staat dafür auch keine Verantwortung tragen könne. Huldigen die Herren aber dieſer Anſicht, dann führt dies zur einfachen Conſequenz, daſs die Vereinscommiſſion wertlos und aufzuheben ſei und daſs an deren Stelle etwas anderes, nämlich ein ſtrenges, modernes Actienrecht treten müſſe. So lange die Commiſſion aber beſteht, muſs ſie ſich wenigſtens bemühen, ihren Zweck zu erfüllen, und trachten, den offenbarſten Schwindel zu erkennen. Aber das iſt das Traurige bei uns, daſs man bei uns nicht nur nichts weiß und kann, ſondern auch nichts lernt. Das deutſche Actienrecht und die Grundſätze, welche die deutſchen Börſenbehörden bei der Entſcheidung leiten, ob ein Papier zum Börſenhandel zugelaſſen werden ſoll, geben Fingerzeige genug, welches Material man ſich vorlegen laſſen muſs, um die Möglichkeit der Prüfung einer Gründung zu erlangen. Und das müſste auch für unſere Gründungsbehörde maßgebend ſein. Vor allem müſsten ſie ſich die letztvergangenen Bilanzen der Unternehmungen, welche in Actiengeſellſchaften umzuwandeln ſind, zeigen laſſen, und ſehen, ob für das Capital der neuen Geſellſchaft überhaupt die Möglichkeit einer bürgerlichen Verzinſung vorhanden iſt. Sodann die Gründungsbilanz, die Bewertung der von den Vorbeſitzern eingebrachten Vermögensſtücke, die Gründerrechte und vieles andere. Aber das alles geſchieht nicht und die Entſcheidung der Vereinscommiſſion iſt daher ein bloßes Lotterie- oder vielleicht Protectionsſpiel. Was von der Vereinscommiſſion gilt, trifft auch den Börſencommiſſär, welcher, im Mittelpunkte des Börſengeſchäftes ſtehend, dasſelbe aus eigener Anſchauung kennt, und in der Lage wäre, Vorſchläge zur Abſtellung der Mißbräuche an der Börſe in Hinſicht des Emiſſionsweſens wie nach vielen anderen Richtungen hin zu erſtatten.

Erfüllen alſo dieſe Behörden ihre Aufgabe nicht, ſo gilt dies in noch höherem Maße von der Börſenkammer. Auch dieſe iſt der Anſicht, daſs ſie nie und nimmer eine Verantwortung dafür übernehmen kann, ob eine Unternehmung proſperieren wird oder nicht, und meint, daſs auch die deutſchen Börſenbehörden keine Verantwortung dafür übernehmen. Das iſt auch richtig, aber in Berlin wird ein offenkundiger Schwindel niemals zugelaſſen, ſondern ein ſolcher wird allemal zurückgewieſen, [illegible] den Emittenten ein [illegible] Conſortium [illegible]. Und dann: die Zulaſſung an der Wiener Börſe iſt an eine Verantwortung der Börſenkammer, welche an den Finanzminiſter berichtet, geknüpft, und dieſe Verantwortung muſs doch etwas bedeuten. Man verlangt übrigens nur, daſs die Börſenkammer, welche ihren deutſchen Schweſterbehörden viel näher ſteht als die Vereinscommiſſion, dasſelbe veranlaſſe, was jene thun, um eine [illegible] Emiſſionspraxis anzubahnen. Das Nachmachen iſt doch weſentlich leichter als das Erfinden, und wenn man in Berlin die Einführung eines Papiers von der Veröffentlichung eines Proſpectes abhängig macht und verlangt, daſs alles Weſentliche zur Beurtheilung des Unternehmens in dieſem Proſpect ſteht, dann hätte die Wiener Börſenkammer [illegible] auch [illegible] können. So aber controliert dieſe Behörde [illegible], wie eben der Fall „Auſtria" beweist, nicht einmal, ob ihren Anordnungen bezüglich der Proſpectsveröffentlichung entſprochen wird. Von [illegible] nicht [illegible]. [illegible], der [illegible] gemacht worden iſt, daſs der Proſpect [illegible] erſt [illegible] erſchienen. Das [illegible] Verantwortung [illegible] gibt [illegible] den wenigen Fällen eine Handhabe zur Verfolgung.

In Deutſchland muſs der Proſpect einer Induſtrie-Unternehmung in der Regel enthalten: alles Weſentliche, insbeſondere alle ungewöhnlichen Beſtimmungen aus dem Statut, alle Rechte der erſten Zeichner, alle zu Gunſten einzelner Actionäre bedungenen beſonderen Vortheile, alle Gründungsentſchädigungen und alle von Actionären nicht in barem gemachten Einlagen, die von der Geſellſchaft übernommenen Vermögensſtücke, die Gründererklärung, in welcher ſie darlegen, daſs und warum ihnen die für die eingelegten und übernommenen Vermögensſtücke gewährten Beträge gerechtfertigt erſcheinen, ſodann die Geſchäftsreſultate der zwei der Gründung vorangegangenen Jahre und vieles andere. Der Proſpect muſs ſelbſtverſtändlich vor der Zulaſſung zur Notiz veröffentlicht werden, nicht wie bei uns gedankenloſerweiſe erſt nach Einführung des Papiers. Unter den deutſchen Verhältniſſen kann die Kritik unabhängiger Publiciſten mit Erfolg eingreifen. Wenn aber bei uns ein unabhängiger Journaliſt nur um den zehnten Theil deſſen zu ſeiner Information bei der Emiſſionsfirma anfragen würde, was ſie in Deutſchland veröffentlichen muſs, ſo würde er faſt ausnahmslos höflichſt hinauscomplimentiert werden. Erſt dann, wenn für die Informierung der Oeffentlichkeit geſorgt iſt, dann kann an Stelle der Verantwortung der Börſenbehörde die öffentliche Kritik treten.

In Deutſchland haben die Börſenbehörden die Einführung ſolch ſtrenger Zulaſſungsbeſtimmungen nicht etwa aus Zwang, ſondern aus eigener Initiative im Laufe der Jahre beſchloſſen; aber Initiative und ſelbſtändiges Denken iſt bei uns zu Lande nicht Brauch. Das Ehrenamt eines „Börſenrathes" iſt den Herren recht; daſs aber ein ſolches Amt auch Verpflichtungen auferlegt, welche über die Erledigung der laufenden Arbeiten hinausgehen, daran denkt man möglichſt wenig. Die Herren gehören wohl alle der fortſchrittlichen Partei an, aber ſie ſind ebenſowenig fortſchrittlich in der Auffaſſung ihres Berufes als es ihre Partei in den letzten Jahrzehnten in der Politik geweſen iſt. Durch ihre Indolenz, durch ihren Unwillen, irgend welche Verbeſſerungen in den Einrichtungen der Börſe einzuführen, verletzen ſie nicht nur ihre Pflicht dem Publicum gegenüber, welches durch die Börſenpraxis geſchädigt wird, ſondern in allererſter Linie ihre Pflichten zur Wahrung der ihnen anvertrauten Intereſſen der Börſe ſelbſt. Denn all das, was ſie nicht aus eigener Initiative einführen, wird ihnen aufgedrungen werden, und zwar mit viel mehr Härten gegen die Börſe und mit Verkennung der Bedürfniſſe des ſoliden Börſengeſchäftes.

Walther Federn.

Nochmals die Frauenfrage.

Nun ſind es glücklicherweiſe ſchon vier — ein vierblätteriges Kleeblatt der Rauferei — die ſich in der Weiberecke der „Zeit"*) herumzanken. Das iſt ſehr gut. Erſtens dient es jedenfalls zur Erheiterung des männlichen Geſchlechtes und zweitens vielleicht zur Klärung unſerer eigenen Anſchauungen.

Den Männern, welche das ſcharfe Auge des Beobachters haben, wird in unſeren vier Auseinanderſetzungen etwas aufgefallen ſein, was recht frauenhaft iſt. Nämlich daſs jede von uns, trotz des officiellen Themas, welches ſie auf ihre Fahne ſtellt, ein heimliches Protectionskind ihrer Gedanken vorzuſchieben ſucht! Chronologiſch betrachtet: Dr. Suſanne Rubinſtein bemüht ſich, eine Ausleſe der Philoſophen, die über Weiber ſchrieben, ſammt ihren Meinungen zu bringen, und kleidet ihre Citate nur ſcheinbar in das Gewand der Vergleiche zwiſchen der Deutſchen und Oeſterreicherin. Frau Bruck-Auffenberg iſt ganz erfüllt von der Idee: was muſs denn der Frau Dr. Rubinſtein „eine von uns" hier angethan haben? Elſa Aſenijeff windet ſich durch alle möglichen Irrwege, um zur Stelle zu kommen, wo ſie öffentlich ihrer Lieblingsidee vom Grundzug der weiblichen Natur im allgemeinen: dem Zug ins Heroiſche, Ausdruck geben kann; wo ſie ſagt, das Weib brauche das Schickſal, um ſeine Kraft daran zu prüfen. Und zuletzt tönt Frau Lily Braun-Gizyckis Wort, die ſich freut, Gelegenheit zu finden, um zu betonen, wie ſchön die freie Liebesverbindung iſt. Ein paar Hiebe auf ihre „unlogiſchen" Vorgängerinnen laufen gratis mit.

Jetzt bitte, meine Herren, wie ſollen wir uns da verſtehen!

Doch nun zum Artikel „Die deutſche Frau" von Braun-Gizycki. Bevor ich auf die uns intereſſierenden Punkte der Frauenfrage eingehe, möchte ich noch im Vorübergehen ein Wort jener Dame wiederholen, welche ſagt: „Für Gedanken, die klar ſind, gibt es auch Worte, ſie mitzutheilen." Das iſt gewiſs wahr für die fertigen Gedanken. Aber gibt es nicht auch erſt werdende? Wie wären da neue Gedanken und neue Worte möglich, wenn ſchon alles ſo fertig da läge? Da leugnet ſie damit ja jedes Werden. Allerdings, jene Gedanken, die mit den Worten zugleich ſchon in einer Art Cliché vorliegen und nur „nach Bedarf" genommen und aneinandergereiht werden müſſen, die ſind ſammt den Worten ſtets auf dem Teiglager der Mittelmäßigkeit vorhanden. Aber mit Gedanken geht es wie mit anderen Dingen. Die neuen, die noch nie da waren, ſind oft die ſchönſten.

Und dann, wer von den ſtillen Menſchen, ſelbſt wenn es ſo kleine, beſcheidene Geiſter ſind wie ich, hat nicht in ſeinem Innern die ſchmerzliche Tragödie erlebt, wo der Gedanke noch halb im Unterbewuſstſein mit dem Worte ringt! Das muſs man eben erlitten haben, dann weiß man es auch.

Nun zu unſerem Thema.

Frau Lily Braun-Gizyckis Artikel läſst in ſeiner Dispoſition — falls eine ſolche vorhergieng — zwei Hauptpunkte unterſcheiden: 1. Das Urtheil über ihre drei ſchreibenden Vorgängerinnen und 2. das Urtheil über das Weibliebende.

*) Vergleiche die Nummern 141, 145, 147 und 150 der „Zeit".

Digitized by Google

Da die Abſchätzung des geiſtigen Wertes der drei Schreiberinnen, die Frau Braun vorangehen läſst, natürlich den Leſer der „Zeit", der ja ſelbſt urtheilsfähig iſt, nicht intereſſieren kann, ſo wollen wir auf den wichtigeren Theil ihres Artikels eingehen, wo die Für und Wider der Frauen einzelner Nationen erörtert werden. Ein Ausſprechen in dieſer Hinſicht von Seite der Gegner und Freunde iſt ja für die noch keineswegs abgeklärte Frauenfrage von entſcheidender Wichtigkeit.

Nachdem von uns drei „Unlogiſchen" Dr. Rubinſtein es wahrſcheinlich „verſchmähen" wird zu erwidern, Bruck-Auffenberg ſich möglicherweiſe auch nicht mehr dareinmengen will, ſo will ich es verſuchen, jene von Braun-Gizycki bekämpfte Annahme eines ausgeprägten Nationalitätencharakters im Weibe zu rechtfertigen. In Nr. 150 der „Zeit", Seite 107, 2. Abſatz ihres Artikels, meint dieſelbe, es an unſeren Aufſätzen als unverzeihlichen Denkfehler rügen zu müſſen, daſs wir überhaupt die Frau zweier Nationalitäten vergleichen zu können glauben. Dieſe Dame bemerkt, daſs in der „guten alten Zeit" die nationalen Eigenſchaften der Frau vielleicht ſtark zum Ausdrucke kamen, jetzt aber „Handel und Induſtrie", „Eiſenbahnen", „Arm und Reich" und andere Schlagworte dieſe Unterſchiede völlig verwiſcht hätten, ſo daſs man ſchlechterdings von ſolchen nicht mehr ſprechen könnte; ſomit der veranlaſſende Aufſatz Dr. Rubinſteins und die ihm folgenden ſchon in den Prämiſſen verfehlt ſeien.

Vertiefen wir uns nochmals in den kühnen Satz: Unterſchiede zwiſchen Frauen verſchiedener Nationalitäten exiſtieren nicht mehr.

Iſt das wahr?

Die erſte Antwort, die unſer erſchrecktes Hirn auf dieſen „Schlager" gibt, iſt: Alſo dann ſind dies ſchon degenerierte, geſchwächte Nationen. Denn wir können Anhänger der kosmopolitiſchen Idee ſein, nimmermehr wird damit der Nationalität als Raſſe geſchadet. Wir können uns als Europäer, ja nur als Individuen überhaupt fühlen, dennoch werden wir dies durch den Spiegel unſerer angeerbten Raſſe thun. Je widerſtandsfähiger dieſes ſich fremden Einflüſſen entgegenſetzende Moment iſt, deſto kräftiger kann jene genannt werden. Stamm, Raſſe, Nationalität können wir für dieſen Vergleichungsſtandpunkt ungeſtraft durcheinanderwerfen. Ich will zur Illuſtrierung meiner Behauptung ein Beiſpiel anführen: den Iſraeliten.

Der Jude, unterdrückt, gehemmt, geſchwächt, von den eigenen Stammesgenoſſen oft entfernt, blieb durch Jahrtauſende ſeinem Stamme treu. Nirgends hat er als Raſſe eine Partei, einen feſten Wohnſitz, eine Heimat. Er iſt nur ſo zwiſchen die Arier verſprengt. Da, wo er Platz fand, keilte er ſich ein und blieb — Jude. Sein immer gleiches Nationalitätsbewuſstſein beweiſt, daſs er von edler Raſſe ſei. (Falls wir uns nämlich auf den Darwin-Häckel'ſchen Entwicklungsſtandpunkt ſtellen.)

Ja noch mehr, er hat uns, die wir die ſo ſtolzen Arier ſind, ſeine alte Cultur aufgezwängt. Da haben wir das Beiſpiel einer kräftigen Nation.

Die Beiſpiele ließen ſich vermehren: Die polniſchen Grafen Niecki kamen nach einer politiſchen Verſchwörung ſchon 1715 nach Deutſchland. Ihr erhabener Nachkomme, der große Friedrich Nietzſche — (mütterlicherſeits von deutſcher Abſtammung) — trägt den polniſchen Charakter des Ritterlichen und Revolutionären in ſeinem Blute. Sein gewaltiges Genie weiß es natürlich ins Geiſtige umzuſetzen. Sonja Kowalevska geſteht ſelbſt ein, daſs das etwas Schwerfällige, Ausharrende, welches ihr zur gründlichen Vertiefung ihrer Studien ſo ſehr zuſtatten kam, deutſches Erbtheil wäre. Der Engländer geht bis ans Ende der Erde und bleibt dennoch Engländer. Ebenſo der Grieche.

Man bedenke auch, daſs der Nationalitätscharakter beſonders bei der Frau, die ja zumeiſt als der conſervativere Theil betrachtet wird, umſoweniger zu verwiſchen iſt.

Nun kommen wir zu einem zweiten Vorwurf Lily Brauns, der vielleicht berechtigter ſein mag: daſs wir drei die Frau einer beſtimmten Raſſe ins Auge gefaſst hatten. Dennoch glaube ich ſagen zu können, daſs wir mit dieſer Art unſerer Betrachtungsweiſe nicht zu ſehr fehlgegangen ſind. Wenn man heutzutage vom Weibe ſpricht, ſo iſt es „convenu", dies ſtillſchweigend mit der unglückſeligen Frauenemancipation in Zuſammenhang zu bringen. Die Frauenemancipation iſt aber [illegible] eine Bourgeois[illegible]. Die [illegible], die [illegible], welche [illegible] in der [illegible] vorgieng, [illegible] von der [illegible] [illegible] [illegible]. Sie hat auch [illegible] nicht [illegible] für das [illegible] gleiche Arbeit zu kämpfen, [illegible] das Weib des Mittelſtandes, [illegible] Carrière ihres Mannes [illegible] Brauns [illegible] noch [illegible] Zukunft [illegible]

[illegible]

Bedeutende Geldmittel verfügt, lebt und denkt geradeſo bürgerlich wie der Bürgerliche ſelbſt und — der beſſere Arbeiter. Schließlich muſs noch erwähnt werden, daſs ſpeciell in Deutſchland dieſer Kaſtenunterſchied (wohl zu trennen vom Standesbewuſstſein) noch verſchwindender iſt, da das Hausfrau-Sein ſeinen Glanz nicht nur über das Bürgerthum, ſondern bis in die höchſten Kreiſe ausſtrahlt.

Zum Schluſſe ſei mir geſtattet, im Namen aller wahren Weiber Frau Braun-Gizycki zu widerſprechen, wenn ſie ſagt (falls ich ſie recht verſtand), den Frauen fehle Harmonie und Einheitlichkeit des Weſens.

Harmonie und Einheitlichkeit fehlt nur der emancipationsgackernden new woman, die erſtens nicht weiß, was ſie will, und zweitens dem Manne, gegen den ſie in Worten gewöhnlich wettert, durch ihr Ihm-Nachahmen-Wollen die größte Ehrenbezeugung erweiſt. Dieſe Frau mit ihrer verkrüppelten, weiblichen Anlage muſs natürlich, da ſie nicht den Ariſtokratenſtolz ihres Geſchlechtes kennt, nach dem Manne ſchauen, und an ſeinem Glücke, ſeinem Streben, ſeinen Rechten die ihrigen meſſen. Allein jeder, der nur ein wenig die Naſe ins Leben oder in naturwiſſenſchaftliche Bücher geſteckt hat, wird mir zugeben, daſs dies Perſonen ohne edles Selbſtgefühl mit decadentem Weſen ſind. Und nebſtdem ſehr dumm, indem ſie, ſtatt in dem Reiche ihres Geſchlechtes nach noch unentdeckten Möglichkeiten, noch unbenützten Reichthümern auszuſchauen, blindlings in das Lager der Männer ſtürzen, um dort Gehilfinnen zu werden, vielleicht, wenn ſie „brav" ſind, auch Stimmrecht zu bekommen und auch gleichgeſtellt zu werden.

Wahrlich! Die Männer müſſen doch ſtolz ſein! Solchen Ueberreſpect hat für ſie nur die Emancipierte, die ſich ſelbſt gar nichts gilt!

Je mehr wir uns aber dem Manne nähern (und damit uns von unſerer Natur entfernen), deſto elender wird es auf Erden werden. Die Frauen ſtürzen gerade dem Verderben der Menſchheit in die Arme. Was kann der Mann das Weib lehren, deſſen Natur verſchieden von ſeiner eigenen iſt! Will er ihr von der ſeinen abgeben, ſo zeigt er ſchon verwachſene degenerierte Anlagen. Iſt er aber Mann, ſo bleibt er — Gegner. Nehmen wir ein allbekanntes Beiſpiel: Strindberg, dem alles Weibiſche gegen die Natur iſt, iſt ein ganzer Mann, ebenſo wie dem echten, vollkommenen Weibe alles Männliche (grade das, was nachahmen ſoll) verhaſst wird.

Dieſe beiden, entgegengeſetzten Pole begegnen einander nur in der Liebe, um ſich dann abzuſtoßen und zu verlieren. Das Weib, das der Magnet iſt, von dem ſich das Eiſen niemals loslöſt, iſt Romanerfindung und könnte gar nicht in den Zwecken der Natur (wenn es erlaubt iſt, dieſen vermenſchlichenden Ausdruck zu wählen) liegen. Jedes Individuum (ob Mann, ob Weib) geht ſeinen eigenen, ewig einſamen Weg, und nur die Wogen der Leidenſchaft ſchleudern zuweilen die beiden, ſie zerſchellend, aneinander.

Die ganze, moderne Frauenemancipation will aber würdelos nur „auch", „auch", „auch", und im Hintergrunde ſteht der Mann als Idol, den man nur nach der bekannten Fabel vom Fuchs und den ſauren Trauben eine Weile geſchmäht hat, ſolange man ſich nicht öffentlich gemein machen durfte, wie er. Aber jetzt geht's ja!

Die „Genoſſinnen" ſind dabei zuerſt mit dem „guten Ton" des Aufruhrs vorangegangen. Dieſen armen Unglücklichen, welche es ſchon lange ſchmerzlich ſpüren muſsten, daſs ſie mit dem Manne das gleiche Arbeitsrecht (vulgo Zwang) haben, iſt es eher zu verzeihen, wenn ſie ſich zum äußerſten, unweiblichſten Mittel entſchloſſen. Sie haben vergeſſen, daſs ſie ihrer eigenſten, der Frauenſache, am meiſten damit ſchadeten. Denn bis jetzt gab es, trotz der Aeußerlichkeit der Standes-Hierarchie, trotz des Geldunterſchiedes keinen bevorzugten Stand im Sinne einer höheren Veranlagung, nachdem auch das Weib aus dem Volke in der Stille ihres Neſtes (und wäre es das elendſte geweſen) einem Menſchenerlöſer das Leben ſchenken konnte, nachdem der Name ſolcher Mütter mit den ſtolzeſten Königsnamen in der Geſchichte rivaliſierte.

Von jetzt aber wird ſie nur Proletarier gebären, die vielleicht ſtatt des Achtſtundentages ſogar einen Vierſtundentag erreichen und dabei doppelt gezahlt werden, dennoch aber Proletarier bleiben. Denn alles Schaffen braucht Weihe. So wie der geiſtige Schöpfer, das Genie, ſich, alles vergeſſend, in die Stille ſeines Betrachtens zurückzieht, ſo muſs das Weib die erhabene Ruhe ihrer Seele haben, wenn ſie geeignet iſt. Des Tribunenweibes Lenden werden nie edle Frucht tragen.

Indem ich noch ein ſpecielles Wort der Frau Lily Braun ſage, [illegible] ich mich dem Ende meiner Auseinanderſetzungen. Dieſelbe behauptet [illegible] zu haben: Die deutſche Frau ſei die Caricatur des [illegible]!

[illegible] die deutſche Frau, nicht jede! Die! die ſchlüſſel[illegible] [illegible] Romanheldin, ja! Diejenige, die ſich [illegible] verdrängt, [illegible] es zu ſein, gewiſs! [illegible] ihrer Vorzüge fehlt.

Elſa Nienijeff.

Digitized by Google

William Unger.

Es iſt immer vergnüglich, einen Arbeiter im beſten Schaffensdrange zu beobachten, während er noch mit voller Kraft ſich plagt und alle Plage ihm nichts anzuhaben ſcheint. In ſolchem Augenblicke wirkt auch die Schwierigkeit, der Wert der Arbeit menſchlich tiefer auf uns, als wenn der Mann des Abends ſein Arbeitszeug bereits ermüdet aus der Hand gelegt und ſein Werk vollendet hat.

Iſt's mit dem Künſtler nicht ebenſo? Verſtehen wir ihn als Lebenden unter Lebenden, als noch in ſeiner Vollkraft Schaffenden, inmitten ſeiner Werkſtatt nicht beſſer als wenn er bereits am Abende ſeines Lebens ſteht und ſein Tagewerk entkräftet abgeſchloſſen hat? — Man feiere deshalb Jubiläen, ſolange ſie noch dem Meiſter ein fröhlicher Anſporn ſind!

Der, den wir uns hier aufs Korn genommen, iſt am 11. September d. J. erſt ſechzig Jahre alt geworden. Er iſt alſo über die Sturm- und Drangperiode hinaus, iſt abgeklärt, doch aber noch ein Jugendlicher, Unermüdeter, angelangt auf der Höhe ſeiner Kunſt, die ihn als ihren Neubegründer ehrt. Das iſt zum Preiſen g'rad die rechte Zeit.

Als William dem Juriſten und Kunſthiſtoriker Friedrich Wilhelm Unger in Hannover geboren wurde, ſah es in der Radirung wie in der bildenden Kunſt überhaupt nicht eben ſehr erfreulich aus.

Je unruhiger die politiſchen Verhältniſſe geworden, deſto ängſtlicher, pedantiſcher, claſſiciſtiſcher waren die Maler geſinnt. Noch galt es als ſelbſtverſtändlich, daſs man in die Ferne ſchweifen müſſe, um das „Schöne“ zu finden. Was den Künſtler umgab, ſchien ihm unbedeutend, das fremde Land oder die längſt entſchwundene Vergangenheit des eigenen Volkes allein war ihm „ideal“. Und wo dem Mitlebenden ein Denkmal errichtet oder ein, natürlich hiſtoriſches, Bild gewidmet ſein muſste, da erſchien der Gemeißelte, Gemalte wenn möglich nackt oder in der Toga. Waren es doch bezeichnenderweiſe engliſche Caricaturzeichner, die zuerſt wieder den Blick auf die Gegenwart lenkten und die Möglichkeit ihrer Darſtellung zu erweiſen wagten.

Aber das waren eben Zeichner. Man hatte verlernt, das Farbige in der Natur zu ſehen. In Deutſchland gar hatte ſich die Farbe der Malerei entfremdet. Das Zeichneriſche überwog, der Carton war das Arbeitsfeld geworden. Die Künſtler hatten alle Brücken, die ſie mit der Vergangenheit verbanden, hinter ſich abgebrochen, während in Frankreich wenigſtens die Ueberlieferung des Könnens lebendig blieb, wenn auch der Geiſt derſelbe war. Leſſing hatte ſagen können, Raphael wäre auch ohne Hände ein großer Maler geweſen — ohne Augen, ohne jene innerliche Sehkraft, die die Farbe ſieht, iſt dies keinem Sterblichen vergönnt, das lehrt die ſogenannte Malerei jener Tage.

Da iſt es, ſonderbar genug, die Romantik geweſen, welche der Malerei — wenn auch nicht auf deutſchem Boden — die Farbe zurückgab. Zunächſt in Frankreich nur, wo Delacroix' Auftreten die Revolution zur Abwechslung einmal aus dem bürgerlichen Leben in die ſtillen Sphären der Kunſt übertrug. Aber dann noch fehlte es nicht an manchem Rückſchlag, und es vergingen Jahrzehnte, ehe auch den reproducirenden Künſten vergönnt war, den Geſetzen des maleriſchen Sehens Rechnung zu tragen. Sind nicht wir alle noch in der Kinderſtube auf farbloſe Bilderbücher oder ſolche, deren maleriſche Reize höchſt zweifelhafter Natur waren, beſchränkt geweſen? Wie lange iſt's denn her, daſs uns — und zwar abermals von England her — die Erkenntnis von der Nothwendigkeit kam, den Farbenſinn ſchon im Kinde zu wecken und zu pflegen?

Der größte Theil der Menſchheit hat noch heute keinen unmittelbaren Theil an den Schöpfungen von Rembrandt, Raphael und den Großen allen und iſt nach wie vor auf die Reproduction angewieſen.

Hiezu nun war und iſt der früher allein beliebt geweſene Stich, insbeſondere der Cartonſtich, doch eigentlich ganz ungeeignet, denn er gibt das Weſentliche des Gemäldes, die Farbe, auch nicht einmal andeutungsweiſe wieder. Auch der vollendetſte Stecher, der unmittelbar auf der Kupferplatte arbeitet, iſt zu abhängig vom Material im Gegenſatze zum Radierer, deſſen Freiheit eine um ſoviel größere iſt, als es ihm ermöglicht iſt, im weichen harzigen Aetzgrund das darunter befindliche Metall mit der Nadel nur ſoweit freizulegen, daſs das Aetzwaſſer dasſelbe anzugreifen vermag.

Aber was Radiren heißt, war in Ungers Jugend nur mehr wenigen bekannt, und dieſe wenigen radirten zum größeren Theile ſchlecht. Die Lithographie, der Stahlſtich, der Kupferſtich hatte die meiſten Kräfte abſorbirt und die Illuſtrationswerke mit Beſchlag belegt. Die Originalradirung allein erfreute ſich noch einiger Anhänger, und es waren die beſten Zeichner und Maler (Schwind, Führich, Ludwig Richter), die ſich ihrer annahmen. Bis in die Sechzigerjahre hinein überwog jedoch die zeichneriſche, der deutſchen Natur zuſagendere Richtung, die ja ſchon einmal, gleich bei der Erfindung im 16. Jahrhundert, die Oberhand behalten hatte.

Wieder waren es, eben wie damals, die Niederländer und das Studium ihrer Werke, das endlich auch in der Radirung dem maleriſchen Empfinden zu ſeinem Recht verhalf. Mit dieſer guten That iſt Ungers Name unauflöslich verbunden. Er iſt der Wiedererwecker der maleriſchen, insbeſondere reproducirenden Radirung.

Nach einer Reihe in Düſſeldorf bei Joſef Keller und in München bei Thaeter verbrachter Lehrjahre, die ihn zwar zu einem tüchtigen Stecher gemacht, aber ſeinem Ideal nicht näher gebracht hatten, finden wir den Achtundzwanzigjährigen ſeit 1865 in Leipzig angeſiedelt, für die namhafteſten Verleger, wie Brockhaus, Hirzel, Weigel und Wigand unermüdlich thätig. Noch iſt ſein Schickſal nicht entſchieden, noch zeichnet er gleicherweiſe auf Holz und Stein, Kupfer und Stahl. Da begründet Seemann im Vereine mit Lützow nach dem Vorbilde der „Gazette des beaux-arts“ die „Zeitſchrift für bildende Kunſt“, und Seemann, tüchtiger Radirer bedürftig, zieht Unger an ſich.

Wie es um dieſe damals beſtellt war, lehrt ein Blick in die erſten Jahrgänge dieſer Zeitſchrift. Der Mahnruf O. v. Schorns zur „Wiederbelebung und Förderung dieſer in jüngſter Zeit in Deutſchland leider nur allzuwenig geübten Kunſt“, der er freilich in einem Athem „als Mittel der Illuſtration keine allgemeine Bedeutung mehr“ prophezeit, zeigt, wie es in Deutſchland vor dreißig Jahren damit beſchaffen war.

William Unger debutirt ſchon im ſelben (zweiten) Jahrgang mit zwei Radirungen: „Tartinis Traum“ nach J. Marſhall und „Das Steffen'ſche Haus in Danzig“, darauf im dritten Bande mit dem „Moſes“ nach Plockhorſt. Wie hoch erhebt er ſich darin ſchon über das ihn umgebende Niveau! Wie deutlich erkennt man darin auf den erſten Blick das maleriſch ſehende Auge des Künſtlers, der in der Farbe lebt, ſie verſteht, durchſchaut und wiederzugeben weiß. Hat er gleichzeitig auch noch ein paar Stiche geliefert — das Geſchick des Meiſters, aber auch das der Radirkunſt war nunmehr entſchieden.

An den Niederländern hatte ſein Auge und ſeine Hand ſich geübt, ſie wollte er zunächſt reproduciren, und ihnen iſt er bis heute am treueſten geblieben. Es war Seemanns Wunſch, mit der Braunſchweiger Galerie zu beginnen (1868). Ihr folgte Caſſel (1869—1870), womit Unger ſeinen Ruf begründete, der ihm die Ernennung zum Profeſſor durch den Großherzog von Weimar und die Verbindung mit dem Leydener Verleger Sijthoff eintrug, für den er dann in der Harlemer und Amſterdamer Galerie arbeitete (1871 bis 1872).

Seit dem Jahre 1872, in welchem Jahre er nach Wien überſiedelte, können wir ihn — alſo gerade ſeit 25 Jahren — mit Stolz als den unſerigen betrachten. Die „Geſellſchaft für vervielfältigende Kunſt“ weiß von ſeiner Thätigkeit zu erzählen. Sie iſt geradezu erſtaunlich. Man denke nur allein an das große, zwiſchen 1876 und 1885 für Miethke entſtandene Belvedere-Werk! Fünf Jahre ſpäter erſcheint die Hamburger Galerie Weber, dann die Wiener Galerie Dr. M. Strauß, ſeine Beiträge für die Berliner, ſeine glanzvollen Blätter aus der Liechtenſtein-Galerie, und all die zahlloſen Veröffentlichungen großen und kleinen Stiles, ernſten und heiteren Charakters, auf die hier auch nur dem Namen nach einzugehen der Raum nicht reicht.

Man hat es unſeres Wiſſens bisher nicht verſucht, das Lebenswerk des ebenſo genialen wie fleißigen Meiſters einmal geſammelt vorzulegen. Darum benutzte das mähriſche Gewerbemuſeum in Brünn, dem die Pflege des Schönen nicht ferner liegt als die Förderung des Techniſchen, das ſechzigjährige Geburtsjubiläum William Ungers, um in einer bedeutenden, vom Künſtler ſelbſt getroffenen Auswahl das Beſte des Guten vereinigt auszuſtellen. Es iſt ein beneidenswerter Spiegel, der ſich da vor uns aufthut.

Die 121 Nummern umfaſſende Ausſtellung (ſeit 11. September bis Ende October täglich geöffnet), über die ein gefällig ausgeſtatteter Katalog Aufſchluſs gibt, erſchöpft die Thätigkeit des Meiſters wohl bei weitem nicht, aber ſie gibt die bedeutendſten Stufen und hervorſtechendſten Merkmale, und als ſolche namentlich die ſtaunenswürdig vielſeitige, unerreichte Anpaſſungsfähigkeit ſeiner Hand und ſeines Auges.

Von den Niederländern iſt er ausgegangen. In ihrem Helldunkel hat er ſehen gelernt. Aber ob er Rembrandts Nachtwache, Dürers Allerheiligenbild oder den Ildefonſo Altar uns vorzaubert, ob er mit Tizian die himmliſche und irdiſche Liebe ſchildert, ob er ſelbſt Makart, Schindler oder Uhde wiedergibt — immer iſt er ein anderer, immer ganz der, der er ſein will und ſein ſoll. Man weiß nicht, ſoll man mehr dieſer Selbſtverleugnung, dieſem genialen, dem Originale ebenbürtigen Aufgehen in die Natur des Vorbildes Bewunderung zollen oder dem ſelbſtſchöpferiſchen, ganz einheitlichen Ich des Künſtlers, das doch dabei allen ſeinen Werken den Zauber des ſelbſtändigen Meiſters verleiht und in ſeinen köſtlichen Originalradirungen ſo voll zum Ausdruck kommt.

Zu den Hauptblättern, die nicht bloß wegen ihrer Größe, ſondern dank ihrer genialen Auffaſſung das Augenmerk vor allem an ſich ziehen, gehören nebſt der wirklich „himmliſchen und irdiſchen Liebe“, deren ſanfte Töne kaum zarter gegeben werden können, die Perlen der Liechtenſtein-Galerie: Frans Hals' prächtiger Willem van Heythuyſen, der elegante, ſogenannte Wallenſtein van Dyks, die Söhne des Rubens und Rembrandts Selbſtbildnis mit der Feder. Es iſt ſchwer zu ſagen, welchem von ihnen man die Palme zuerkennen ſoll. Wie Frans Hals in dieſem ſelbſtbewuſsten, vornehm freien Herrn wohl das [illegible]

Digitized by Google

ſeiner unzähligen Porträts geſchaffen hat, ſo iſt William Unger hier vielleicht dem Originale an Größe und Originalität der Auffaſſung am nächſten gekommen. Aber das köſtliche Rubensbild, die Vortrefflichkeit ſeines ſchönen Rembrandtporträts geben jenem nichts nach. Allen ſieht man die Begeiſterung des Künſtlers an, der ſich die höchſten Ziele geſteckt und ſie mühelos erreicht hat. Niemand hat die reproducirende Radirung in ihrer Vielſeitigkeit auf ſo hohe Stufe zu bringen vermocht wie Unger, wenngleich, ſeit er ſie uns zurückgegeben hat, ihm einzelne ebenbürtig geworden ſind. Der eminent maleriſche Sinn, der ihm eigen, läſst ſich eben nicht ſo leicht abgucken. Er wohnt nur dem wahren Künſtler inne.

Daſs ſich auch unter ſeinen Originalradirungen manch reizendes Blatt findet, iſt bei einem Meiſter, dem ſeit früher Jugend die Natur Lehrmeiſterin war, ſelbſtverſtändlich. Von ihnen ragen neben zahlreichen vorzüglichen Porträts (wir erinnern nur an das frappant ähnliche Bild des verſtorbenen Artaria) namentlich die italieniſchen Bildchen aus dem Jahre 1879 durch Liebenswürdigkeit und Friſche hervor. So die meiſterhafte „Wettfahrt bei Neapel", der „Markt in Catania" und die „Wäſcherinnen" daſelbſt.

Man hat ſich dabei ſtets vor Augen zu halten, daſs er einſt das Gebäude ſeiner Kunſt von Grund auf hatte anlegen müſſen. Er hat Halbvergeſſenes wiederzufinden, wo nicht zu erfinden gehabt. So iſt auch keine der verwandten Techniken ſeinerſeits unbeachtet geblieben. Wo ſie ihm nützlich ſchienen, das in ihm wohnende Bild verkörpern zu helfen, hat er Aſphalt und Nadelpinſel, Aquatinta und Feilen nicht verſchmäht, dabei aber doch der Nadel als dem Mittel, das allein die Zeichnung nicht bloß ſcharf, ſondern auch die Farbe maleriſch wiederzugeben vermag, ſtets den Vorrang gelaſſen.

Neuerdings iſt er auch der, zuerſt von Herkules Seghers um 1645 verſuchten, Technik farbiger Radirungen näher getreten. Es iſt davon ſchon eine kleine Galerie ſchöner Frauen (bei Heck) erſchienen, mit Stielers „Baronin Krüdener", Gainsboroughs „Duchesse of Devonshire" und „Mrs. Siddons", der oft gemalten ſchönen Schauſpielerin. Dieſe lieblichen Bildchen, die der Künſtler nach Photographien radirte, ſind auch dadurch intereſſant, daſs damit das Drucken mit einer Platte wieder unternommen wurde. Freilich muſs dazu für jeden einzelnen Abdruck die Platte immer neuerdings mit Farbe bedeckt werden. Dies gelingt aber nur, weil Unger die Mühe nicht ſcheute ſich einen Maler, dem er ſelbſt immer die Farben miſcht, eigens hiezu abzurichten.

Was ſchließlich von ihm in jüngſter Zeit für das „Congreſswerk" des Oeſterreichiſchen Muſeums geſchaffen worden, reiht ſich — ſoweit es bisher zu ſehen war — würdig allem früheren an. Er hat damit das neue Jahrzehnt ſeines durch körperliches Unbehagen leider nur zu ſchwer geſtörten Lebens verheißungsvoll eröffnet.

Iſt es denn eigentlich eine dankbare Aufgabe, Radirer zu ſein? — Mancher mag verleitet ſein, ihn dem Schauſpieler zu vergleichen, der nur wiederzugeben verdammt iſt, was andere empfunden und durchlebt haben. Die Verwandtſchaft iſt in der That zum Theil unleugbar. Um was der Schauſpieler ſchlechter daran iſt, daſs er nur für den Augenblick, immer nur Seifenblaſen ſchafft, um das iſt er wiederum glücklicher, da er es iſt, der Schemen erſt mit ſeinem Odem belebt. Aber um wieviel näher rückt uns das Werk des Radirers — wohlbemerkt, nur wenn es vorzüglich iſt — die Schönheit ſeines Originales, das doch nicht in Aller Händen, nicht an allen Wänden ſein kann. Auch der Radirer ſchöpft von Grund aus ein Eigenes, nur ihm Zugehöriges — freilich nicht jeder.

Und was die Malerradierung gerade in den letzten Zeiten für einen Aufſchwung erlebt, iſt zu bekannt, als daſs es ausgeführt zu werden brauchte. Auch ſie verdankt William Unger ihre (vor dreißig Jahren erkämpfte) Befreiung von den Feſſeln ſklaviſchen, farbloſen Empfindens. So daſs man heute beinahe mit dem klugen Maler Conti wiederum ſagen darf: Man kann ein großer Maler ſein, ohne zu malen. Der Radirer muſs es ſein.

Brünn. Julius Leiſching.

Thiernovellen.

Wer von uns hätte nicht, an einem ſonnigen Sommermorgen am Waldesrande hingeſtreckt, dem kleinen Leben zugeſehen, das am Boden zwiſchen Moos und Halm ſo tummelgeſchäftig durcheinander wirbelt? Wer von uns hätte nicht ein wärmendes Gefühl der unſäglichen Kleinheit beſchlichen, das, aus dieſem emſigen, vielgeſtaltigen Treiben emporſteigend, von dem hohen Himmel hernieder ſich ſenkend, einen engen Kreis um den einſamen Menſchen zieht? Wer von uns [illegible] Scham [illegible] Halm [illegible]

[illegible]

Natur ſind wir Kinder, die ihren erſten Schritt wagen, und er will immer noch, immer noch nicht gelingen!

Wiſſen wir, *was* wir ſind? *Wo* wir ſind? Ueber das *Wann* und das alberne *Wie* zerbrechen wir uns ſeit Jahrtauſenden die Köpfe, ſind einſeitig und krüppelhaft geworden darüber, aber das Band, welches vom Was zum Wie ſich zieht, haben wir immer noch nicht gefunden. Wir haben unſere Halbheit ſtolz ein Ganzes genannt und vergaßen dabei, daſs auch eine Hälfte in ſich ganz, aber lange noch nicht *das Ganze* iſt.

Wiſſen wir, was ein Vogel zwitſchert? Warum dies ein Halm und jenes ein Baum iſt, warum dies ein Fels und jenes ein Falter? Vielleicht haben wir es einſt gewuſst. Verborgene Momente, in denen wir unſer Leben heftiger pochen fühlen, laſſen es uns vermuthen. Aber wir haben uns Halm und Baum und Felſen und Falter entfremdet, und damit haben wir unſer Wiſſen verloren. Wir glaubten uns über ſie zu erheben, indem wir uns von ihnen abſchloſſen ... aber vielleicht war unſer Dunkel nur eine zwingende Scham, vielleicht Furcht!

Wenn ein Kind im Dunkeln pfeift, ſo fürchtet es ſich ja doch! Wenn wir der Natur mit kecken Hypotheſen beizukommen ſuchen, ſo beweiſen wir ja dadurch doch, daſs wir uns vor ihr ängſtigen und den Punkt ſuchen, ſcheu und auf furchtſamen Schleichzügen, wo wir ſie packen könnten.

In unſeren Tagen der Ermüdung und Ohnmacht, da wir nacheinander all den Götzen, die wir als Könige über uns verehren, weil wir ſelbſt ſie auf ſelbſtgebaute Throne über uns geſetzt haben — der Wiſſenſchaft, den Geſetzen, der Moral — das Hermelin vom ſchemenhaften Körper reißen, in dieſen Tagen, da wir den Glauben an unſere Kinder einbüßen, zieht es uns mächtiger denn je zu unſerer Mutter hin. Wie der verlorene Sohn kehrt die Menſchheit müde heim und ſieht thränenſchweren Auges das ferne Flackerflämmchen aus der elterlichen Hütte durch die Nacht blinken.

Wir erinnern uns wieder, daſs wir nicht nur Eltern, ſondern auch Brüder und Schweſtern haben, die wir in unſerem Dunkel daheimgelaſſen haben, und zu denen es uns nun zieht, zu ihrem friedlichen Weiterfriſten, nach all unſeren dornenreichen Irrwegen. Sie haben in ihrem ſtillen Schaffen weitergewirkt, wir bauten und zerſtören. Sie haben ausgeharrt, uns packt das Heimweh. Sie haben nackt und feſſellos weitergelebt, wir zerſetzen unſere Kleider und zertreten unſere Geſetze. Nach wie vor friſst unter ihnen der Stärkere den Schwachen, nach wie vor ſtirbt die Eintagsfliege am erſten Abend ihres Lebens — wir haben den Stärkeren zum Ueberfluſs mit tauſend Ränken gewappnet und wir wiſſen ſehr wohl, *woran* die Eintagsfliege ſtirbt.

Doch ſchon naht der Kreislauf ſeinem Ausgangspunkte. Wo war ſein Anfang? Bei den Hauern des Ebers, bei den Floſſen der Fiſche, der Wolle der Widder, bei allem, was Auge ſieht, Hand betaſtet; wo nimmt er ſein Ende? Bei dem, was die Seele belauſcht, das Herz ergründet — für alle Thiere iſt die Natur da, für alle Thiere! Was wollen *wir* mehr!

Und wir, die wir in der vorderſten Reihe ſchreiten und die Fackeln tragen durch den Nebel, wir, die wir Künſtler ſind und mit feineren Ohren begabt, mit feinerem Fühlen begnadet, wir vernehmen wieder die uralten Klänge vom Ausgangspunkte des Kreiſes: wieder ſchreiten wir wie Hellenen durch die Berge und Wälder, wieder hören wir den Ruf Buddhas über die Welten dröhnen.

Man muſs Pantheiſt ſein, um der Natur froh zu werden in unſeren Tagen, und man muſs ſich an dem klaren Weisheitsbergquell des Sakja-Muni geatzt haben, will man als ein Menſch unter den Thieren wandeln.

Allerorten erheben ſich Stimmen, die wie ein Wiederhall ſind aus den Tagen unſerer Kindheit, und ſie reden ihre laute und ſüße Sprache. Schon ſchälen unſere Blicke wieder die Rinde von den Bäumen und ſehen die Dryaden aus den Aeſten lugen, ſchon leuchtet aus den Augen der Thiere wieder unſere eigene Seele uns entgegen, ſchon fallen die Binden und bröckeln die Schranken. Die beſten unter uns verlaſſen die Städte und ziehen auf die Berge, wo Zarathuſtra predigt, und mancher dürſtende Mund neigt ſich an die Quelle nieder, den geſchliffenen Becher verpönend.

Dort haben wir unſer Heim, wo Pan einſam auf ſeiner Syrinx bläſt, wo das weiße Fabelthier aus der Stille des Waldes uns entgegentritt, wo der Kentaur, den Thoma auf Taunuspfaden erblickt — ſich im Abenddickicht ruhig ergeht, dort wo Faunenpack um rothe Bäume und ruhende Weiber tollt, wo Jetta und der Jäger Liderik hauſten, am Fjord.

Da geht einer mit ſchwerem Herzen aus der Stadt, und die Natur nimmt ihm tauſend Laſten von dem Herzen; die Bäume ſprechen ſtumme Worte zu ihm und er findet in den ſchönen Blicken der Rehe im Walde tiefere W[illegible], als alle Folianten ihm je gegeben. Es iſt [illegible] leiſtet all den [illegible], die ſeinen [illegible] gehalten hat, [illegible] von ihnen, er demüthigt ſich [illegible] und [illegible] den feindlichen Spott be[illegible] Blick.

[illegible] und [illegible] jüngſten Werke: [illegible] C. Kaufmann [illegible] erſchienen

iſt. Wie dieſer herrliche Künſtler von ſeinen wunderfeinen Stimmungsanalyſen und pointenſcharfen Geſellſchaftsſatiren über die köſtlich naiven Kindergeſchichten vom Poil de Carotte (ſo genannt wegen ſeines Borſtenkopfes) zu den „Histoires naturelles“ gelangt iſt, das ſcheint mir typiſch für den Fortgang der Sehnſucht unſerer Tage — weil ich mich daran gewöhnt habe, in den Werken der Beſten zwiſchen uns die Stationen des Weges zu erblicken, über den ein myſtiſch ungeſtillter Drang unſere Seelen vorwärtstreibt.

Wie Renard ſich bemüht, mit klarem, nur auf das ſcharf Wahrnehmbare gerichtetem Blicke die köſtliche Einfalt des Inſtinctes aufzufaſſen, das zeugt von der großen Müdigkeit des Ueberraffinements, die er gerne von ſich ſtreifen möchte ... wie er aber hinter jeder Regung, jedem Laut, jedem Blick nach einer tieferen Beziehung fahndet, das zeugt davon, wie ſchmerzhaft tief ſie ihm im Blute ſitzt.

Ein Schwan. Er rudert auf vollem Flaumkiſſen ruhig über den Teich. Plötzlich ſieht er eine Wolke, vor ſich, im Waſſer. Er will ſie, langſam rudert er ihr näher. Er liebt ſie, er will ſie erhaſchen. Schon iſt er ihr nahe, er ſchlägt den Hals tief in das Waſſer. Die Wolke iſt fort. Er rudert weiter ... vielleicht wird er ſterben, ehe er eine Wolke erbeutet, ſo rudert er weiter, immer neuen Wolken nach, neuen Illuſionen. Aber ſo oft er nach dem Traume taucht, der ſich vor ihm im Waſſer ſpiegelt, bringt er im Schnabel einen Wurm mit herauf, und wird dabei rund und fett wie eine Gans!

Die Raupe. Es iſt Abend, die Raupe kriecht langſam den Roſenſtock empor, ſie weiß, was ſie will. Ganz oben ſitzt eine roſigzarte Knoſpe. Es wird kalt, die Knoſpe friert, ſie legt ſich die Raupe als Boa um den Hals.

Man thut dem Dichter unrecht, wenn man beim Leſen dieſer Skizzen an Lafontaine denkt. Renard ſieht die Thiere in ihren Handlungen, und nicht travestierte Menſchen, darum haben die „Histoires naturelles“ ihren ungedämpft ſcharfen Erddunſt, während die „Fables“ den brenzlichen Geruch ſtaubiger Folianten nicht abzuſtreifen vermögen.

Welch ein ſonderbar tiefer Reiz, welch eigenthümlich müde Sehnſucht ſpricht aus der kleinen Geſchichte von der Kröte, die, unter ihrem Steine hockend, täglich den Beſuch des Dichters empfängt. Thier und Menſch verſtehen ſich bald, als wären ſie Geſchwiſter in ſtummem Einvernehmen; noch ein letzter Widerwille zu überwinden, und der Menſch wird fähig ſein, mit ſeiner Hand ſtreichelnd über den grünlichen Leib des Thieres zu fahren. Die Kröte merkt dieſen Kampf recht wohl. Der Menſch vermeint oft ein ironiſches Blitzen in ihren verſchwommenen gelben Augen zu leſen. Aber er behält ſein ernſthafteſtes Geſicht und hockt mit Reſpect vor dem Steine, um das Thier nicht zu verletzen. An einem heißen Sommertage aber wird er davon beſiegt, was er überwinden möchte. Die Kröte ſitzt unterm Stein, breit und verquollen, und die Hitze treibt ihr den Schleim aus allen Poren. „Mon pauvre ami!“ ſagt der Menſch, „ich will dir ja beileibe nicht wehe thun, aber, Gott, biſt du häſslich heute!!“ Die Kröte horcht ſtill. Als der Menſch geendet, kneift ſie die Augen zuſammen und öffnet ihren breiten, zahnloſen Mund, aus dem ein warmer Athem ſtrömt. Dann ſagt ſie ganz laut, mit einem leichten Anflug von engliſchem Accent:

„Et toi?“

Man ſieht förmlich, wie der Menſch beſchämt von dannen ſchleicht.

In unſerer ganzen modernen Literatur weiß ich keinen Dichter, der in ſolchem Maße das „Gefühl des Humors“ beſäße, wie Renard. Seine merkwürdig feine Seele leitet ihn ſicher an den Klippen des Grotesken und Frivolen vorbei, und wenn er eine Schar von Fröſchen, die am abendlichen Teich im Chor quakt, mit den Zeitungsſängern vergleicht, die in Paris um die Abſinthſtunde die Boulevards entlang „les dernières nouvelles du soir“ brüllen, wenn er die Heuſchrecke den Gendarm der Thiere und die Weſpe eine alte Kokette nennt, die ſich zu feſt ſchnürt, ſo iſt er von der feinen Linie des reinen und reinlichen Humors ebenſowenig abgewichen, wie in der Skizze vom Eſel, der, ein reſignierender Socialiſt, nach den Mühen des Tages ſein J—A, J—A, je m'en fiche! in das nächtige Land hinein ſchreit.

Dieſer Humor, im Kern das Menſchlichſte und Grenzentiefſte im Menſchen, vertieft ſich noch vollends zur Andacht und Ergriffenheit, wenn der Dichter den lautloſen oder regungsloſen, den räthſelhaft lebendigen oder ſcheinbar lebloſen Weſen ſich naht, den Steinen, den Bächen, den Bäumen. Da falten ſich ſeine Hände und neigt ſich ſeine Stirn. Da fühlt er ſich den Göttern am nächſten und da wird ihm ſeine Nichtigkeit erſt ganz bewuſst.

Wenn er am Rand des abendlichen Feldes die fernen Pappeln am Horizont erblickt, wie ſie daſtehen, ruhig und ernſt, wie erhobene Zeigefinger, die zum Mond emporbeuten, wie er in der Nacht das ſonderbare Gezirpe der Fledermäuſe erhaſcht, das ihm wie Seufzen der Nacht erſcheint, an dem wilden Gewimmer wirrer, unheimlicher Büſche losgeriſſen, das klingt wie ein tiefes heiliges Erſchauern, wie das unterdrückte Weinen eines Kindes. Hier, am Abend, in der Nacht, fühlt er die Myſterien der Natur Körper an Körper, hier liegt der allumwallende Schleier auch auf ihm, wie auf den Geſchöpfen, die um ihn ſind.

Darum dünkt ihn das Dämmern im Walde eine Vorahnung der letzten großen Finſternis, darum geht er zu den Bäumen, die das Düſter ſchaffen, und läſst ſich von ihnen belehren.

Das letzte Wort des Buches ſpricht von den Bäumen im Walde. Da ſteht eine Gruppe beiſammen, in der Mitte die großen, rings die zarten, beſchützt. Es iſt eine Familie von Bäumen. Wenn der Wind geht, ſprechen ſie miteinander und neigen ſich, alle nach derſelben Richtung. Die kleinen tiefer, weniger die alten. Der Dichter naht ſich ihnen mit befangenem Weſen. Er ſpricht zu ihnen, er will zu ihnen gehören. Die andere Familie wird bald vergeſſen ſein. Er iſt ihrer würdig, das weiß er; er hat ihr Geheimnis belauſcht, bald wird er ihre Tugenden tief beſitzen. Er weiß ſchon die Wolken zu ſchauen, die am Firmament vorüberwallen.

Er weiß ſchon ſtill an einem Platze zu verharren.
Und er hat faſt ſchon das Schweigen erlernt.

— — — — — — — — — — — — — —

Das iſt das Buch von Jules Renard.

München. Arthur Holitſcher.

Opern.

„Dalibor“, Oper in drei Acten von Joſef Wenzig (deutſch von Max Kalbeck), Muſik von Fr. Smetana. „Die Bohème“, Scenen aus H. Murgers „Vie de Bohème“, in vier Bildern von Giacoſa und Illica (deutſch von L. Hartmann), Muſik von G. Puccini.

Das war uns in Wien ſchon lange nicht beſchieden, daſs wir in einer Woche gleich zwei Opern-Premièren erlebt und daſs beide einen entſchiedenen Erfolg davongetragen haben. Smetanas „Dalibor“ iſt hier zwar nicht vollſtändig neu, aber er iſt es doch für die Mehrzahl des muſikaliſchen Publicums und vor allem im Rahmen der Hofoper. Daſs er uns ſolange vorenthalten wurde, iſt eine der vielen Capricen der früheren Direction, der es nun einmal beliebte, Smetana zunächſt gar nicht und dann mit den ſchwächeren Werken zu Worte kommen zu laſſen. „Dalibor“ iſt meiner Anſicht nach die beſte Oper, die er geſchrieben. Sie verdient dieſes Lob nicht nur wegen der reichen und originellen Erfindung, die das Werk belebt, ſondern auch wegen der Vielſeitigkeit, mit der der Componiſt den verſchiedenſten Stimmungen gerecht wird, dem unbeugſamen Trotz Dalibors auf der einen und den weichen, rührenden Scenen der Schwermuth und Erinnerung, für die er einen ſo gefühlswarmen, herzensinnigen Ton zu finden weiß, wie ihn nur die größten Meiſter der Tonkunſt ihr eigen nennen durften. Die muſikaliſche Ausarbeitung iſt an vielen Stellen eine Motivenarbeit, und daran iſt wohl der Einfluſs Wagners bemerkbar, während in der „Verkauften Braut“ mehr Mozart das Vorbild geweſen zu ſein ſcheint. Trotzdem iſt Smetana in beiden Fällen durchaus originell geblieben und hat namentlich den ſlaviſchen Nationalcharakter der Muſik in ungemein ſympathiſcher Form zum Ausdrucke gebracht, die in ihrer echten, natürlichen Volksthümlichkeit ſehr wohlthätig mit den künſtlich gemachten ſlaviſchen Themen contraſtiert, welche die Franzoſen in neuerer Zeit mit Vorliebe mehr affectieren als wirklich empfinden.

Der Text, obgleich durchaus nicht tadellos, gab dem Componiſten reiche Gelegenheit zur Entfaltung der ſchönſten Seiten ſeines Talentes. Die Geſtalt der Milada, die Dalibor, den Mörder ihres Bruders, anklagt, ſich aber während der Gerichtsſcene in ihn verliebt, dann in Männerkleidern zu ihm in den Kerker eilt und ihm zur Flucht verhilft, iſt kein unvortheilhafter Operncharakter. Ebenſo Dalibor ſelbſt, der dieſe That nur aus Rache für den Tod ſeines eigenen Freundes Zdenko verübt hat, den Miladas Bruder erſchlug. Dieſe beiden Eigenſchaften in Dalibors Charakter, ſein Kraftbewuſstſein, und ſeine rührende Liebe zu Zdenko, ſpäter zu Milada, bilden die ſchönſten Züge des Dramas. Die Fidelio-Situation des zweiten Actes nimmt indes eine andere Wendung als ihr Vorbild. Dalibors Fluchtverſuch wird entdeckt, dieſer ſelbſt zum Tode verurtheilt. Auf ſeinem letzten Gange ſucht ihn Milada an der Spitze geworbener Krieger zu befreien, ſtirbt aber an einer erhaltenen Verwundung. Dalibor gibt ſich ſelbſt den Tod. Warum die Direction dieſes Ende bei der vorgeſtrigen Aufführung dahin abänderte, daſs die Oper mit dem Tode Miladas ſchloſs, iſt mir ganz unverſtändlich. Nach meinem Gefühl hat die Oper jetzt kein Ende, weil alle Welt fragt, was mit Dalibor geſchehe, und weil es faſt komiſch wirkt, daſs die ſtolze Königsburg, die früher ſo viel Macht entfaltete, auf den Ueberfall durch ein paar zuſammengetrommelte Krieger gar nicht reagiert und ſich den Todfeind ruhig entreißen läſst.

Die Vorſtellung war übrigens auch in dieſer Form, die nur den Schluſs verdarb, von mächtiger Wirkung. Rührendere Weiſen ſind in neuerer Zeit kaum componiert worden, als die Erzählung Dalibors von ſeinem Freunde Zdenko („Wenn er hervor die traute Fiedel nahm“), die grandioſe Steigerung vor ſeinem Gang in den Kerker („Blickſt du, mein Freund, vom Himmel jetzt hernieder“). Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich dieſe Stücke an Tiefe und Innigkeit einem Beethoven'ſchen Adagio an die Seite ſtelle. Herr Winkelmann ſchuf mit der Rolle des Dalibor eine

Digitized by Google

durch ſcharfe Charakteriſtik, großartiges Spiel und ſelbſt durch glückliche Ueberwindung muſikaliſcher Schwierigkeiten gewaltigen Eindruck machte. Allerdings treten gewiſſe Schäden ſeiner Stimme, die ihn zwingen, wichtige Partien nur in kurzen, abgehackten Tönen herauszuſtoßen, jetzt ſchon ſehr ſtörend in den Vordergrund. Die durchaus dramatiſche Partie der Milada, dieſes böhmiſchen Fidelio, kam durch Frau Sedlmaier, die auch den deutſchen Fidelio zu ihren beſten Rollen zählt, ſehr gut zur Geltung. Auch bei ihr müſſen wir von der ſchrillen Höhe, die in der Regel zu hoch ausfällt, abſehen. Den dramatiſchen Anforderungen ihrer Rolle wurde ſie vollſtändig gerecht, ſie erhielt nach dem großen Liebesduett mit Dalibor, das auch den muſikaliſchen Höhepunkt der Oper bedeutet, rauſchenden Beifall. Von beſonderer Friſche und erquickender Originalität ſind in der Oper auch die kleineren Partien und heiteren Scenen, mit denen namentlich der zweite Act beginnt. Der ſo einfache und charakteriſtiſche Chor der Krieger, mit ſeinem echt czechiſchen Refrain, iſt eine Perle der böhmiſchen Muſik, ebenſo das darauffolgende reizende Duett zwiſchen Jutta und Veit und deren Scene mit den Kriegern. Dieſe beiden Soli waren durch Herrn Dippel und Fräulein Michalek ganz vorzüglich vertreten. Ich hätte nicht gedacht, daſs man der letzteren auch Rollen mit ſo ſtarkem dramatiſchen Accent zutheilen wird. Indeſſen verſcheuchte ſie alle Bedenken durch die Leichtigkeit, mit der ſie wiederholt in die höchſten Töne hinaufſtieg, in deren Region ſie mit Herrn Dippel erfolgreich wetteiferte.

Auch das Orcheſter hat im Dalibor manche dankbare Aufgabe, wie den Auftritt des Königs im erſten und den Marſch zwiſchen den beiden Abtheilungen des letzten Actes. Freilich zeigt ſich gerade in dieſen Stücken die Schwäche Smetanas: die ſtarre, faſt ſeitenlang in der Tonica verharrende Modulation. Wenn man auch bei der erſten Aufführung dieſe Monotonie nicht zu ſehr empfindet, eine längere Beſchäftigung mit ſeiner Muſik wird dadurch viel eher ermüdend, als es die ſonſt ſo geniale Conception erwarten ließe.

Das Enſemble und die ganze Inſcenierung ſtand unter Mahlers Leitung durchaus auf der Höhe der Aufgabe. Zwar ſchien es mir manchmal, als ließe das unruhige Temperament des Dirigenten in Momenten des höchſten Affectes den Sängern kaum Zeit, nur Athem zu holen, doch mag dadurch die dramatiſche Lebendigkeit gewonnen haben. Da auch die kleineren Rollen durch die Herren Felix, Heſch und Neidel ſehr gut vertreten waren, ſo läſst ſich der Aufführung nur Gutes nachſagen, und die neue Leitung der Hofoper hat mit ihrer erſten Novität nicht nur eine glückliche Wahl getroffen, ſondern ſie auch in würdiger Form durchzuführen verſtanden.

Ein Vergnügen weſentlich anderen Charakters verſchaffte uns die Première des Theaters an der Wien: „Die Bohème" von Puccini, dem Componiſten der Manon. Ein merkwürdiges Zuſammentreffen ſpielte dem Tondichter abermals einen Stoff in die Hände, der ſchon von einem anderen Meiſter (Leoncavallo) zu einer Oper verarbeitet worden war. Von H. Murgers „Scènes de la vie de Bohème" hat man dieſes Schickſal wohl nicht erwartet, denn ihr Reiz beſteht in den feinern Zügen novelliſtiſcher Darſtellung, die in der Form des Operntextes, der nichts anderes geben kann als ein paar Contouren, völlig verloren gehen. Murgers faſcinierender Stil, ſeine liebenswürdige Darſtellung voll Witz und Uebermuth machen den Leſer glauben, es gebe wirklich nichts Verlockenderes auf Erden, als einmal ſo ein richtiger Pariſer Lump zu ſein. Nach der Aufführung im Theater an der Wien habe ich dieſe Sehnſucht nicht empfunden. Auf der Bühne kommt bei dem Texte von Giacoſa und Illica nichts zum Ausdruck, als das jämmerliche Elend und etwas forcierte Heiterkeit. Die Textdichter ſelbſt ſprechen nur von „ſceniſchen Bildern" und begnügen ſich damit, dem Publicum die Aufgabe zu überlaſſen, die Handlung zu ergänzen. Dem Componiſten war dieſer Text vielleicht gar nicht unerwünſcht, erlaubte er ihm doch, in leicht hingeworfenen al freſco-Malereien die Hörer jeden Augenblick durch einen kühnen Wurf zu verblüffen. Das iſt ihm denn auch gelungen. Es prickelt und witzelt in einemfort in der Partitur, die auch dort intereſſiert, wo die nicht allzu reichliche, aber meiſt nicht zu ärmlich fließende Erfindung uns ſonſt gleichgiltig ließe. Am beſten gelang ihm das zweite Bild, wo das rege Treiben vor dem Café Momus, das beſtändige Durcheinander von Bürgern, Soldaten, Dienſtmädchen, Kindern und den Hauptperſonen des Stückes muſikaliſch ganz vorzüglich zum Ausdrucke kommt. In ſtarken Contraſten, raſchem Wechſel der Stimmungen, blendenden Inſtrumentaleffecten ſcheint Puccini in ſeinem Element zu ſein. Der Schluſs des zweiten Bildes verräth in dieſer Beziehung eine ganz merkwürdige Miſchung. Das dritte Bild iſt ſchon [illegible] und im vierten nimmt die Handlung die [illegible] daſs man die Muſik ganz vergiſst. Es [illegible]

die jeder gerne wird machen wollen; einen Freund fürs Leben aber haben wir in ihr kaum gefunden.

Die Aufführung iſt den harmoniſchen Feinheiten des Werkes nicht in jeder Beziehung gerecht geworden. Ich glaube, daſs das Theater an der Wien wird ſich entſcheiden müſſen, ob es fortan die Oper oder die Operette cultivieren will. Daſs es beides durchführt und mit demſelben Perſonal, iſt bei der völligen Verſchiedenheit, die dieſe Genres heute haben, ganz undenkbar. Das ſehr heikle Enſemble des zweiten Actes verſagte alle Augenblicke. Die Calamität begann damit, daſs zu einer Zeit, wo der Chor ſchon hätte einſetzen ſollen, der Vorhang noch nicht in der Höhe war. Als er endlich emporgieng, herrſchte zunächſt völlige Rathloſigkeit, bis glücklicherweiſe eine Generalpauſe den Chor wieder orientierte. Das Gelingen der Scene hieng an einem Haar, auch ſonſt ſchwankte das Enſemble wiederholt oder brachte intereſſante Stellen der Partitur gar nicht zum Ausdruck. Von den Soliſten hörte man manche Töne, die mehr an das Orpheum erinnerten und in der Oper ſtörend wirkten.

Aus dieſem Enſemble ragten die Vertreter der beiden Hauptpartien (Mimi und Rudolph) himmelhoch empor. Madame Saville iſt eine Künſtlerin erſten Ranges. Im Vollbeſitz einer ſchönen Stimme, von vollendeter Schulung, reiner Intonation und ohne ſtörende Geſangsmanieren, weiß dieſe Künſtlerin ſo edel und wahr zu ſpielen, daſs ihre Leiſtung vom Anfang bis zu Ende einen großen künſtleriſchen Genuſs gewährte. So realiſtiſch und doch ſtets maßvoll, ſo durchaus muſikaliſch haben wir in Wien ſchon lange keine Sängerin auf der Bühne wirken geſehen. Wie müſste dieſe Künſtlerin eine Carmen, Mignon oder Manon darſtellen! Iſt die Erfüllung des Wunſches unmöglich, ſie in dieſen Rollen zu ſehen? In Herrn Naval hatte ſie einen würdigen Partner. Auch er iſt im Beſitze einer ſchönen, weichen, und doch kräftigen Stimme. Wie ſchön und durchaus künſtleriſch er ſie zu behandeln weiß hat er im Laufe des Abends wiederholt bewieſen. In der Cantilene wie im leichten Sprechton des Recitativs iſt er in gleicher Weiſe Meiſter. Schon dieſe beiden Eigenſchaften, Stimme und Geſangskunſt, ſind bei Tenoren ſelten genug vereinigt, Herr Naval beſitzt aber noch eine dritte: er iſt, wie die Saville, ein vorzüglicher Schauſpieler, was meiſt nur jene Tenore ſind, deren Stimmittel ſchon zu verſagen beginnen. Man kann ſich denken, wie tief ergreifend bei dieſen Künſtlern die letzte Scene, der Tod Mimis, wirkte. An dieſem Gelingen hatten übrigens auch die ſtändigen Mitglieder des Theaters (Alery, Joſephi Walter und Frl. Frey) hervorragenden Antheil. Mit dem Künſtlerpaar Saville-Naval und einem ihnen entſprechenden Enſemble könnte eine komiſche Oper in Wien getroſt ein neues Leben beginnen. Aber von dieſem Ideal ſind wir leider ſehr weit entfernt, beſcheiden wir uns mit der kleinen Gabe, die uns jetzt geboten wird. Saville-Naval allein ſind einen Beſuch der Vorſtellungen an der Wien wert, auch wenn es Puccinis Oper nicht wäre.

Richard Wallaſchek.

Joſef Kainz.

(Zu ſeinem Gaſtſpiel im Burgtheater am 8., 10. und 12. October 1897.)

Joſef Kainz wird jetzt im Burgtheater gaſtieren. Da ſoll ich denn über den größten deutſchen Schauſpieler ſprechen. Dies wird mir ſchwer. In den unteren Regionen der Kunſt mag der Kenner rathen und helfen dürfen, auf der Höhe trägt der Wind ſeine leichte Rede weg. Wo wir verehren und lieben, da wünſchen wir, ſtumm die Hände zu falten.

Was man über Kainz ſagen kann, iſt alles nicht das Weſentliche. An einem anderen Schauſpieler loben wir die Technik, die er hat, die Beredſamkeit des Körpers und wie er in jedem Moment mit Geiſt, Geſchmack oder Takt, je nach den Forderungen der Rolle, über ſeine Mittel zu gebieten weiß. Dies wäre bei Kainz, wie einen Helden loben, weil er gehen gelernt hat. Mit einem Blitz ſeiner bald zärtlichen, bald zornigen Augen, die man im Leben nicht mehr vergeſſen kann, mit einer ſeiner ungeduldigen und heroiſchen Geberden, mit einem leiſen Ruck ſeiner zarten und wie eine edle Klinge nervöſen Geſtalt ſpricht er die tiefſten Empfindungen aus. Einen ſolchen Redner hat man auf der deutſchen Bühne noch nicht gehört: in ſeinem Munde wird unſere ſchwere Sprache graziös, fängt zu ſingen an und ſcheint zu fliegen. Aber man fühlt: das alles muſs bei ihm ſo ſein; man achtet es kaum, mit einer ſolchen Natur und Unſchuld iſt es da. Von einem Adler kann man eben nur ſagen, daſs er ein Adler iſt. Kein anderes Wort drückt aus, was wir ihm verdanken.

Ich will auf der Bühne Menſchen von edler Art ſehen, damit ich durch die Erinnerung an ſie beſſer werden kann, ſchrieb ich neulich. Dabei habe ich an Kainz gedacht, der mir noch das Maß aller ſchauſpieleriſchen Dinge iſt. Mit ihm kommt ein Menſch von edler Art auf die Bühne, einen guten Stab in der Hand: da wird das Schlechte in uns ſtumm und die hellen Mächte dürfen walten. Wir fühlen uns [illegible], wie wenn wir eine fromme Muſik hören oder in das [illegible] Knaben ſehen. Bei ſeiner Stimme [illegible]. Die Noth des Lebens, den Aerger [illegible] den Neid, die ſtürmiſche [illegible] die Hoffnung an uns haben, nimmt ſie [illegible] einem heiligen Traum: da, das Irdiſche [illegible] kann.

Digitized by Google

Nun wird man wiſſen wollen, wie denn eigentlich ſein edles und koſtbares Weſen iſt. Man möchte es doch gern beſchrieben haben. Es iſt aber von einer ſo beflügelten, ſo geiſtigen — und wagen wir nur, ſie recht zu nennen — ſo himmliſchen Natur, daſs es ſich kaum mit unſeren groben Worten erhaſchen läſst. Vielleicht wird man mich verſtehen, wenn ich, etwas manieriert, ſage: Sein Weſen iſt die reinſte, ſich bald mit Laune, bald mit Leidenſchaft ausſtrahlende Cultur. Es gibt glückliche Geſchlechter, die ſich vom Vater zum Sohn nur die Tugenden zureichen, während ihre menſchlichen Sünden allmählich verblaſſen: zuletzt kommt dann ein ſchöner Jüngling hervor, ſehr milde und mit jenem ſtillen Zug von Trauer, den die Griechen ſolchen Statuen gaben, wie ein Gefäß, das bis an den Rand zu voll von Güte iſt und nun gleichſam ſelber Angſt hat, ſich zu verſchütten. Bei Plato begegnen wir dieſen Jünglingen oft; er muſs ſie ſehr geliebt haben. In ihrer ſanften und huldvollen Größe ſehen wir ſie da, vom Ringen ein wenig müde, an einer Säule lehnen, wie ſie den Philoſophen zuhören und ſie ausfragen: denn ſie möchten gern ſo gut werden, als ſie ſchön ſind. Manchmal ſtimmen ſie auch, damit die Gefühle ihnen nicht das Herz ſprengen ſollen, die Hymne an die furchtbare Pallas an oder ſie gehen, umſchlungen, in Gedanken hin und her. Man erinnere ſich etwa des Charmides, den Sokrates einmal ſchildert: wie er beſcheiden, ſehr ſchamhaft, leicht erröthend, wenn er mit den Weiſen ſpricht, von einem tiefen Ernſt, der aber doch heiter iſt und gleichſam in der Sonne zu liegen ſcheint, und mit der innigſten Grazie der Geberden über das Leben nachdenkt. Aber nun dürfen wir doch, das hat ſchon Taine geſagt, wir dürfen nicht vergeſſen, daſs eben dieſe Schüler des Plato zugleich auch die Krieger des Perikles geweſen ſind: ſo gewaltſam und ſchrecklich vor dem Feinde als ſonſt zärtlich und ſanft. Wie wir die Engel auf den Bildern, die ſie mit dem Teufel kämpfen laſſen, plötzlich Flammen ſprühen und mit einem entſetzlichen Zorn über die Böſen fallen ſehen, ſo ſind dieſe philoſophiſchen Knaben die wildeſten Helden geworden: denn das Gute iſt ſanfter Art und benimmt ſich ſcheu, bis es bedroht wird, aber dann bricht es wie ein Element, mit Wuth und Haſs, verheerend über den Widerſacher herein.

Jetzt wird man mich vielleicht verſtehen, wenn ich ſage: die Kunſt des Kainz iſt die Darſtellung des platoniſchen Jünglings im Frieden und im Krieg. Beſſer kann ich ſie nicht definieren. Mit den feinſten und heiterſten Farben malt ſie das Glück der reinen Seele aus, aber keine hat jemals im Streit gegen die rohen Dinge, gegen die den Jüngling bedrohende Welt ſchrecklichere und erhabenere Accente gehabt. Wie ein Guter ſich gegen das Leben vertheidigen muſs, wie es ihn ſchlecht machen will und ihm doch nichts anhaben kann, ja, wie er am Ende im Leiden ſogar durch ſeine Schönheit Herr über alle dunklen Mächte wird, dies iſt immer ihr Sinn. Die größte Kraft hat ſie darum auch, wenn ſie, ohne erſt eine Maske zu nehmen, ſich ſelbſt ſpielen darf: wie bei Shakeſpeare. Wenn man ihren Romeo geſehen hat, kann man keinen anderen mehr vertragen: denn dieſer mag noch ſo gut ſein, man wird das Gefühl nicht mehr los, den wirklichen Romeo perſönlich gekannt zu haben, nämlich eben den des Kainz. Der letzte Sinn des Romeo ſcheint ja mit dem Weſen des Kainz dasſelbe zu ſein. So auch der Ruſtan, ſo der König von Toledo und alle Rollen ſtreitbarer Jünglinge, die ihre Cultur gegen Barbaren zu vertheidigen haben.

Hat ſich unſer Publicum den alten Wiener Sinn für die große Kunſt bewahrt, ſo muſs es Kainz mit Enthuſiasmus aufnehmen. Wir reden ja immer von jenem „Geiſt des Burgtheaters" und damit kann doch nur gemeint ſein, daſs wir an dem hohen Begriff der Schauſpielkunſt feſthalten wollen, dem es vom Schauſpieler nicht genügt, das Metier zu wiſſen, ſondern dem er ein feſtlicher Träger von Schönheit ſein ſoll. Wie oft hören wir rufen, daſs uns mit Virtuoſen nicht gedient iſt, ſondern daſs wir große Menſchen wollen, wie die Alten waren! Nun, einen größeren Menſchen, als Kainz iſt, hat die deutſche Bühne heute nicht. Zieht er bei uns ein, ſo kann das Burgtheater wieder werden, was es unter Mitterwurzer geweſen iſt. Wenn es aber der elenden Clique gelingt, die ſeit Wochen ſchon an der Arbeit iſt, ihn auf ihre häſsliche und tückiſche Art zu gefährden, dann müſſen wir unſere letzten Hoffnungen vergraben.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Die Kugel des Abgeordneten Wolf hat dem Grafen Badeni unendlich wohlgethan. Die Thatſache, daſs er mit Schießwaffen ebenſowenig umzugehen verſteht, als mit geiſtigen Waffen, hat ſelbſt ſeine erbittertſten Gegner mitleidig geſtimmt. Vierzehn Tage bereits genießt er ſich ihrer Schonung. Dieſe [illegible] Pauſe hat man mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart benützt, um in aller Eile und lange vor der Zeit die [illegible] Delegationswahlen widerſpruchslos durchführen zu laſſen. Der Coup iſt vortrefflich gelungen, und Graf Badeni fühlt ſich wieder gewiſſermaßen regierungsfähig. Er hat das Mittel gefunden, um gewiſſe [illegible] im Abgeordnetenhauſe [illegible]. Das Mittel iſt [illegible], wie bei anderen Staatsmännern, [illegible] dem Grafen Badeni [illegible] und [illegible] — [illegible] — [illegible] das Mittel der [illegible]. Die Delegationswahlen hat ihm kein ausgeſchoſſener [illegible] erwirkt. Geht das Ausgleichs-

proviſorium nicht zuſammen, ſo kann er ſich im äußerſten Fall, ſagen wir, die Pulsadern aufſchneiden, um den Widerſtand der Oppoſition zu brechen. Und will man ihm das Budget verweigern, ſo kann er eine aus abgebrochenen Zündhölzchenköpfchen zubereitete Phosphorlöſung trinken. Solch Unternehmen hat, wie aus den Localnotizen der Zeitungen wohl bekannt, ſo oft ſchon ſeine bezwingende Wirkung auf Männerherzen erprobt. Warum nicht auch einmal im Abgeordnetenhaus beim Budget? Der Verſuch wäre jedenfalls die unvermeidlichen Magenkrämpfe wert. Gelingt er, dann iſt die Regierungsfähigkeit des Grafen Badeni über jeden Zweifel erwieſen. Denn, wenn auch über ſeinen Geiſt die boshafteſten Gerüchte umlaufen: die Widerſtandsfähigkeit ſeines Körpers wagen auch ſeine ſchärfſten Kritiker nicht zu bezweifeln. Und ſolange ſein Körper die Püffe aushält, kann er in beſagter Weiſe durch Mitleid immer noch fortregieren.

*

Ein Sonderling iſt der Abgeordnete Hofrath Kareis. Er iſt nämlich, wie ſeine Nothſtandsrede bewies, der einzige Anhänger des Grafen Badeni in- und außerhalb des Parlaments.

*

Als alter „Liberaler" hat der Herr Hofrath Kareis auch ſeine eigenen Ideen über die Freiheit. Er ſagte nämlich in ſeiner Rede wörtlich: „Preiſen wir dieſes Oeſterreich, wo die Freiheit eine Grenze erreicht hat, wie man ſie ſelten in einem anderen Lande findet." Ehemals ſchwärmten die Liberalen für die Freiheit ohne Grenzen, jetzt nur mehr für die Grenzen der Freiheit. Und da die Freiheit in Oeſterreich unter Badeni in der That eine „Grenze erreicht" hat, wie man ſie kaum enger in dem Metternich'ſchen Oeſterreich findet, erſcheint die Badeni-Verehrung des Hofrathes Kareis logiſch gerechtfertigt. Wenn ein Land noch den Neid des ſonſt ſo zufriedenen Hofraths zu erwecken vermag, ſo iſt es vermuthlich das Land Galizien, allwo die Freiheit eine Grenze erreicht hat, wie man ſie ſelbſt unter Badeni im übrigen Oeſterreich nicht findet.

*

Rühmend hob Herr Dr. Lueger in ſeiner Nothſtandsrede hervor, „daſs das Militär in Oeſterreich nie ein Standesbewuſstſein dem Sinne entwickelt hat, wie es vielleicht in anderen Staaten der Fall iſt". Das ſtimmt, wenigſtens was die Haltung des Officiers Prinzen Alois Liechtenſtein im Falle Bergani betrifft.

*

Die ebenſo geiſt- als charaktervolle Idee der Jungczechen bei der Majoritätsbildung gieng darauf hinaus, daſs ſie, die Jungczechen, ihre politiſch-liberalen Anſchauungen ihren nationalen Beſtrebungen opfern ſollten, während die Deutſchclericalen wieder ihre nationalen Intereſſen um ihrer clericalen Zwecke willen aufzugeben hätten. Auf den erſten Theil dieſer Propoſition ſind die Deutſchclericalen eingegangen, die Aufopferung des jungczechiſchen Liberalismus haben ſie ohneweiters angenommen. Nur den zweiten Theil der Propoſition lehnten ſie ab. Das haben ſie mit dem Antrag Dipauli bewieſen. Sie wollten den Jungczechen für deren Liberalismus nichts, nicht einmal die kleinſte nationale Phraſe hergeben. Vermuthlich, weil er von jeher nichts wert war.

*

Im übrigen braucht man wegen der neueſten Miſshelligkeiten für den Weiterbeſtand der gegenwärtigen Majorität nicht zu fürchten. Wie lautet doch unſere alte Variante? „Majorität ſchlägt ſich, Majorität verträgt ſich".

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Man hat ſchon lange gewuſst, daſs Finanzminiſter ihr Budgetpräliminare mit Ueberſchuſs oder Deficit ſaldieren laſſen, wie es ihnen gerade zu ihren politiſchen Zwecken paſst, aber zugegeben hatte es bis heute keiner. Herr v. Bilinski iſt aufrichtiger. In ſeinem Finanzexpoſé ſagte er wörtlich: „Wir haben aber dafür den Ueberſchuſs, welcher, wie die geehrten Herren gehört haben, im Vorjahre 200.000 fl. betragen hat, mit 3,959.000 fl. aufgeſtellt, weil wir eine gewiſſe Summe, die wir nicht genau kennen, vorbehalten müſſen, um die durch die Delegationen feſtzuſtellenden Mehrausgaben zu decken". Nicht nur die Aufrichtigkeit dieſer Rede iſt zu loben. Herr v. Bilinski übertrifft ſeine Vorgänger um ein Beträchtliches, wie aus dem citierten Wort klar hervorgeht. Er conſtatiert nicht nur einen Ueberſchuſs, wie er ihn braucht, ſondern er geht von vornherein von einem ziffermäßig genau fixierten Ueberſchuſs aus, um den herum er Einnahmen und Ausgaben wohlgeordnet gruppiert. Am Anfang war der Ueberſchuſs. Wie macht man nur eine Kanone? Man nimmt ein Loch und gießt Metall herum.

*

Zwar, wenn man es genauer betrachtet, iſt das Kunſtſtück vielleicht nicht groß. Erſtens kann man in dem Wuſte von Poſten den einen oder die anderen je nach Bedarf höher oder niedriger präliminieren. Und dann hat Herr v. Bilinski ſein neugeſchaffenes Inveſtitionsbudget. Soll der Ueberſchuſs größer werden, ſtellt er etliche Ausgaben aus dem Ordinarium hinüber, braucht man ihn geringer, ſo ſetzt man eben etliche Poſten in jenen Topf. Die eingangs erwähnten Worte des Herrn v. Bilinski ſind auch das Eingeſtändnis deſſen, was er voriges Jahr ſo laut beſtritten, daſs das Inveſtitionsbudget da iſt, um ein etwaiges Deficit zu verbergen. Zwar keiner Beſtätigung bedarf es nun. Obwohl die vorjährigen heißen Gegner dieſer Neuerung heuer merkwürdig zahm geworden ſind, hat das Inveſtitionsbudget doch ſeinen Charakter nicht geändert; neben einzelnen Poſten, welche wie einzelne Localbahnbauten, größere Stationsanlagen, Fahrparkvermehrungen u. ſ. w. berechtigterweiſe als durch Anleihen zu bedeckende Inveſtitionen zu bezeichnen ſind, ſind auch heuer mehr als die Hälfte der Ausgaben ſolche, welche im geordneten Staatshaushalt aus den laufenden Einnahmen gedeckt werden müſſen, ſowohl deshalb, weil ſie keinerlei Ertrag abwerfen, als auch, weil ſie alljährlich an derſelben oder an anderen Orten wiederkehren. Dazu gehören Forſt- und Schulbauten, [illegible], Waſſerbauten und viele andere Poſten, welche ſich vom gleichmäßigen ordentlichen Budget nur dadurch unterſcheiden, daſs der Miniſter ſie eben auf ein anderes Conto verbucht hat. Wären es ausnahmsweiſe vorkommende Ausgaben, ſo könnte man ſich deren Deckung durch ein Anlehen wohl gefallen laſſen,

Digitized by Google

gehören ſie zum täglichen Haushalt, und wer dies bezweifelt, dem muſs die Thatſache genügen, daſs heuer wie im Vorjahre in dem Inveſtitions-präliminare von circa 30 Millionen Gulden die bedeutenden Aufgaben, für welche es vorgeblich geſchaffen war, keinen Platz finden. Die Tauernbahn ſucht man darin vergebens, von den großen Canalprojecten ganz zu ſchweigen. Dagegen finden wir wieder eine ganze Reihe von Militärbahnen und Kaſernen in Galizien, deren Productivität ſchwer erkennbar iſt.

•

Die einzelnen Budgetpoſten zu controlieren und die Genauigkeit der Präliminierung zu beurtheilen, das iſt dem Publicum natürlich ſehr ſchwer. Auch da muſs man aus dem Einzelnen auf das Allgemeine ſchließen und ſich freuen, wenn man irgendwo ein Momentbild der Budgetierungskunſt erhaſchen kann. Bekanntlich ſpielen in unſerem Budget die Garantiezuſchüſſe an die ſubventionierten Bahnen noch immer eine nicht unbedeutende Rolle. Zur Zeit der Budgetvorlage lagen die Einnahmen-Ausweiſe der Bahnen bis 20. September vor, man ſollte alſo meinen, daſs die bekannten Reſultate des laufenden Jahres bei der Budgetaufſtellung ſoweit als möglich berückſichtigt ſeien. Dem iſt aber nicht ſo. Das Exposé ſtützt ſich auf die Ziffern des Vorjahres und verweist nur auf die Einnahmenausweiſe bis Ende April, während noch im vorigen Jahr die Ausweiſe bis Ende Mai benützt wurden. Aber ſelbſt dieſe, welche ſämmtlich Mindererträgniſſe ausweiſen, berückſichtigt er nicht, ſondern dieſer noch rückwärts gewandte falſche Prophet ſchreibt kühn, daſs ſich die Einnahmen in der Weiterentwickelung des Jahres bedeutend heben und die Einbuße der erſten Monate wettmachen werden. Dies wird dem Haus vorgelegt zu einer Zeit, wo jeder weiß, daſs ſich die Ausweiſe der Bahnen von Woche zu Woche verſchlechtert haben. Natürlich werden die thatſächlichen Garantiezuſchüſſe die präliminierten bei weitem übertreffen, und was von der Genauigkeit einer ſolchen Budgetaufſtellung zu halten iſt, das kann jeder ſich ſelbſt beantworten.

•

Wie ſich alſo der thatſächliche Erfolg des Budgets zu dem präliminierten verhalten wird, ob wir wirklich ein Deficit haben oder nicht, kann man nach dem Geſagten nicht wiſſen, nicht nur weil das Budget durch Unerwartetes und Unberechenbares beeinfluſst wird, ſondern weil man nicht weiß, wie weit Bekanntes und Wahrſcheinliches in zutreffender Höhe präliminiert worden iſt. Das Unberechenbare wird in dieſem Budget eine große Rolle ſpielen, da der Erfolg der Steuerreform ſich jeder Berechnung entzieht. Soviel kann man als ſicher annehmen, daſs er den Voranſchlag bei weitem übertreffen wird. In einem Jahre aber, wo das Budget auf eine ganz neue Baſis geſtellt worden iſt, gehört wirklich Unverfrorenheit dazu, dem Parlament zuzumuthen, große neue Steuern und zwar volkswirtſchaftlich ſo verwerfliche, wie die Transportſteuer- und die Zuckerverbrauchsſteuer ſind, zu votieren. Dazu wurde ja die Reform der directen Steuern durchgeführt, um endlich mit der maßloſen Erhöhung der indirecten Steuern brechen zu können. Werden die Ergebniſſe der Reform vorliegen und ſollte ſich herausſtellen, daſs das Budget zur Erhaltung des Gleichgewichts neuer Steuern bedürfe, dann wird man eventuell in den ſauren Apfel neuer Steuerbewilligungen beißen müſſen. Und auch dann wird ſich Herr von Bilinski bemühen müſſen, andere Vorſchläge zu machen, als die, mit denen er jetzt gekommen iſt.

•

Ueber die Zahlungseinſtellung der Union-Blechfabrik iſt ſo viel geſchrieben worden, daſs wir uns kurz faſſen können. Das hervorragendſte Moment der Angelegenheit iſt wieder die Leichtfertigkeit, mit der man bei uns die auf ſich genommenen Verpflichtungen auffaſst. Dieſer Verwaltungsrath hat gleich ſo vielen anderen gemeint, ſeine Pflichten erfüllt zu haben, wenn er ſeine Präſenzmarken, Tantièmen und ſonſtigen Einkünfte aus der Geſellſchaft regelmäßig einſteckte; daſs ihm nach dem Handelsgeſetze die Verantwortung für die Geſchäftsführung obliegt, daran hatte er ganz vergeſſen; ſo ſehr, daſs er ſich erſt dann entſchloſs, den durch ſeine Nachläſſigkeit verurſachten Schaden halbwegs gutzumachen, als er ſah, daſs die Wogen des Unmuths über ſeinem Haupte zuſammenzuſchlagen drohten. Jetzt ſcheinen die Herren zwar noch immer ein ſehr geringes Gefühl für ihre Verpflichtung zu haben, dafür aber ein umſo größeres für ihre Schuld, was daraus hervorgeht, daſs der Präſident der Geſellſchaft ſich lange Zeit nur unter der Bedingung bereit erklären wollte die Schulden des Unternehmens zu bezahlen, daſs die Generalverſammlung ihm das Abſolutorium ertheile. Daſs ein Mann von ſolchem Pflichtgefühl Generalrath der Oeſterreichiſch-Ungariſchen Bank iſt, iſt ſehr bedauerlich.

•

Die Emaillierwerke „Auſtria“ publicieren nun die Geſchäftsergebniſſe für das abgelaufene Betriebsjahr. Es ergibt ſich ein Verluſt von fl. 28.623. Gegenüber dem im Vorjahre ausgewieſenen Gewinn von fl. 182.181 zeigt ſich alſo, daſs für die Actionäre nicht [illegible] wie urſprünglich behauptet wurde, ſondern beinahe das Gegentheil [illegible] was wie von Anfang an als wahrſcheinlich bezeichnet haben. [illegible] der Länderbank, [illegible] Rechnung [illegible] Aga entlaſtet werden [illegible] Verwaltung für die guten Geſchäfte, [illegible] „Auſtria“ [illegible]

[illegible]

Emaillierwerke „Auſtria“. Ob Herr Teichner die ſchwindelhaften Vorgänge bei der Gründung dieſes Unternehmens mit verurſacht oder nur infolge mangelnder Fähigkeiten nicht bemerkt und verhindert hat, wiſſen wir nicht. In jedem Falle hat der genannte Herr bei dieſem Geſchäft nicht gezeigt, daſs er die Eignung für das verantwortungsvolle Vertrauensamt beſitzt, für welches ihn die Handelskammer vorgeſchlagen hat, und die Frage iſt berechtigt, ob dieſe Candidatur vom Gericht beſtätigt werden wird.

St.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Alcyoné“ von Alphonſe Guérin; „Les Menottes“ von Maurice Beaubourg; „l'Equilibre“ von Pierre Soulaine. Renaissance, „Service secret“ nach dem amerikaniſchen Original des W. Gillette von Pierre Decourcelle. Théâtre Antoine, „Blanchette“ von Brieux; „Boubouroche“ von Courteline. Berlin. Deutſches Theater, „Agnes Jordan“ von Georg Hirſchfeld.

• • •

Als Rautendelein hat das Fräulein Medelsky neulich ſehr gefallen. Dies bedeutet viel, weil ſie die Rolle über Nacht gelernt und mit einer Probe geſpielt hat. Sie ſtellt ein liebes, recht deutſches, bald inniges, bald böſes, immer ſo märchenhaftes Weſen dar: in den dämoniſchen Momenten kommt ſie zur größten Wirkung. Einzelnes mag man ſich anders denken, manches ruhiger wünſchen. Aber ſie hat, was der piepſenden und quickenden Frau Reinhold immer fehlen wird: ſie hat Poeſie.

•

Bei jeder neuen Rolle, die Zacconi ſpielt, müſſen wir unſere Meinungen über ihn corrigieren. Immer glauben wir, ihn endlich zu faſſen, um doch gleich zu ſehen, daſs er uns wieder entwiſcht iſt. Das Verſtecken ſeines Weſens hat noch kein Schauſpieler weiter getrieben. Man kann es gar nicht glauben, daſs das derſelbe Menſch ſein ſoll, der einmal der größte Techniker, ein anderesmal ein ganz moderner Künſtler, bald wieder ein Stiliſt der alten Schule ſcheint. Heute ſind wir ganz ſicher, daſs er ein Virtuoſe iſt, dem nur leider die Seele fehlt; morgen kommt es uns vor, daſs jedes Wort, jeder Blick Seele iſt, nur Seele. Für die Metaphern Shakeſpeares hat er eine Größe der Empfindung wie außer ihm nur noch Kainz. Im modernen Stück ſpielt er mit einer alltäglichen Natur, die wir auf der Bühne noch nicht vernommen haben. Bei Dumas weiß er mit einer Schärfe zu pointieren, die den beſten Franzoſen nichts nachgibt; wie er die Rede illuminiert, hier ein buntes Licht aufſteckt, dort kleine Schatten vertheilt, das iſt von der freieſten Laune und dem feinſten Geiſt. Miſst man den Schauſpieler nach ſeiner Kraft, ſich zu verwandeln, fremde Naturen anzunehmen und in jeder Rolle völlig ein anderer zu ſein, ſo gebürt ihm die höchſte Bewunderung. Es iſt offenbar eine ganz andere Art von Schauſpielkunſt, als wir ſie gewohnt ſind, für die wir uns erſt langſam erziehen müſſen. Wir ſind gewöhnt, daſs uns der Schauſpieler mehr als die Rolle, die er gerade ſpielt, geben ſoll: dahinter immer ſeine ganze Natur mittönen laſſend. Zacconi gibt in jeder Rolle nur einen Theil ſeiner Natur her, eben den, der ihr gerade conform iſt; im übrigen läſst er ſie ſchweigen. Erſt wenn man ihn in vielen Rollen geſehen hat, ahnt man langſam, wie unendlich reich dieſe Natur ſein muſs! Man mag an Maupaſſant denken, der auch dieſe Kraft hatte, in ſich abzutheilen, was er gerade für ein Werk verwenden konnte, und den Reſt zuzuhalten. — Den größten Erfolg hat er bisher als Pietro Caruſo gehabt, in dem Stück von Bracco, das man aus dem Volkstheater kennt. Einen ſolchen Enthuſiasmus habe ich in einem Wiener Theater noch nicht erlebt. Alte Recenſenten ſah man von den Sitzen aufſpringen und an die Rampe rennen und zur Bühne winken und klatſchen und ſchreien und ſtampfen. — Seine Partnerin iſt immer die Varini, dieſe Zauberin, die mit einer unbeſchreiblichen Beſcheidenheit, kaum ſich regend, durch einen leiſen Blick oder einen halben Ton auf das zärtlichſte ergreifen, im Innerſten erſchüttern kann. Wenn man ſie geſehen hat, ſo glaubt man Muſik zu ſehen — ſo läſst ſich ihr Reiz vielleicht ſagen. Es gibt ſolche Frauen bei Edgar Poë, Frauen, die ihren Leib abgethan zu haben ſcheinen und ganz nur Seele geworden und, wie ein ſüßer Traum dahin gleitende Seele.

•

Im „Stellvertreter“, von Bucnach und Duval, den man jetzt im Carltheater gibt, iſt ein ſauberer Schwank von der bekannten [illegible] ſo ſchnell, daſs er auf der [illegible] Fräulein Markwardi [illegible] man ſich anſchauen muſs: ſie [illegible] und einer Verwegenheit, die [illegible] Dewele, eine tolle Rolle [illegible] Witz und Humor dar. H. B.

Bücher.

[illegible] Stand und die [illegible] Arbeiterſchutzgeſetz

[illegible]

Digitized by Google

Schrift eines richterlichen Beamten urſprünglich beſtimmt geweſen. Sie beſitzt aber über dieſen beſonderen Anlaſs hinaus dauernden Wert. Dr. Herz hat ſich nicht daran genügen laſſen, das geltende Arbeiterſchutzrecht darzuſtellen; er vermittelt deſſen Verſtändnis durch eine geſchichtliche Einleitung, die auf dem fleißigen Studium der Parlamentsberichte beruht, und er hat aus den zwölf Bänden der Inſpectorenberichte mit großem Geſchick die Ergebniſſe gezogen. Aus dem letzten Abſchnitt ſeiner Schrift erhellt, welch lächerlich geringem Bruchtheil unſerer Arbeiterſchaft bisher die ſociale Reform zutheil geworden, und wieviel für die große Maſſe der Arbeiter in Landwirtſchaft, Heimarbeit, Kleingewerbe, Handels- und Verkehrsweſen zu thun übrig bleibt. Auch die Lücken unſerer Arbeiterſchutzgeſetzgebung vergiſst der Verfaſſer nicht hervorzuheben. Das Büchlein kann alſo dem wiſſenſchaftlichen wie dem praktiſchen Socialpolitiker, dem Unternehmer wie dem Arbeiter, gute Dienſte leiſten. Erfreulich iſt für uns die Thatſache, daſs unſer junger richterlicher Nachwuchs, gleich hervorragenden Collegen in Deutſchland und England, an der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung des Arbeiterrechtes regen Antheil nimmt. Das iſt der praktiſch beſte Weg, auf welchem die Reception des ſocialen in das bürgerliche Verkehrsrecht — das große Ereignis unſerer Zeit auf dem Gebiete der Rechtsbildung — ſich wird vollziehen laſſen. Agerſus.

Dr. Wilhelm Bauer: Der ältere Pythagoreismus. Berner Studien zur Philoſophie und ihrer Geſchichte. Band VIII. Bern, Steiger & Co., 1897. 8° 232 S.

Auf dem im Titel benannten, durch die Dürftigkeit der Quellen äußerſt ſchwierigen Forſchungsgebiete ſucht der Verfaſſer nicht nur eine ſyſtematiſche, ſondern auch eine geſchichtliche Darſtellung zu bieten. Neben einer überſichtlichen Zuſammenfaſſung der religiös-ethiſchen, aſtronomiſchen und kosmogoniſchen Lehren der Schule, die viele Schwierigkeiten, oft erfolgreich, zu heben ſucht, behandelt deshalb die vorliegende, gründliche und verſtändige Schrift vor allem ein hauptſächliches Problem. Wir kennen zwei Formen der pythagoreiſchen Metaphyſik. Nach der einen beſteht das Weſen aller Dinge aus Zahlen. Nach der anderen aus dem „Unbegrenzten“ und dem „Begrenzenden“ — d. h. aus Stoff und Form; und die Zahl iſt lediglich ein unerläſslicher Erkenntnisbehelf — als Mittel des Meſſens, alſo der genauen Beobachtung. Welche dieſer beiden Formen iſt nun die urſprüngliche? Der Verfaſſer gelangt zu dem Schluſſe, daſs die zweite — unter dem Namen des Philolaos überlieferte — Lehre die ältere ſei, in welchem Falle wir die Einführung des Formprincips als einen Rückſchlag gegen die einſeitigen Urſtoffſpeculationen früherer Denker anzuſehen hätten. Uns erſcheint es wahrſcheinlicher, daſs zuerſt die Beſchäftigung mit der reinen und angewandten Mathematik unſere Philoſophen zu ausſchweifenden Zahlenſpeculationen verführt habe, wogegen dann die Lehre des Philolaos ein Einlenken zur Beſonnenheit darſtellen würde. Allein hierauf und noch auf manches andere im einzelnen einzugehen, iſt hier nicht der Ort. Lypuſtaz.

Dr. S. Rubin: Die Erkenntnistheorie Maimons. Berner Studien zur Philoſophie und ihrer Geſchichte. Band VII. Bern, Steiger & Co., 1897. 8° 57 S.

Es iſt bekannt, daſs der jüdiſche Philoſoph Maimon (1754—1800) an der Kant'ſchen Philoſophie eine ſcharfſinnige und einſchneidende Kritik geübt hat. Mit viel geſundem Menſchenverſtande hat er zahlreiche Scheinbeweiſe des Königsberger Philoſophen ad absurdum geführt, dennoch aber von den Subtilitäten des damaligen Philoſophierens ſich nicht frei genug erhalten, um ſeinem theilweiſen Skepticismus den Rang eines ſelbſtändigen philoſophiſchen Syſtems auf die Dauer zu erwerben. Einen überſichtlichen Auszug aus ſeiner Erkenntnistheorie liefert die vorliegende Schrift. Ob die Publication ſolcher trockener Excerpte einem Bedürfnis entſpricht, mag dahingeſtellt bleiben. Bedauerlich dagegen iſt jedenfalls das ſchlechte Deutſch des Verfaſſers. Sätze wie: „Die Frage: wie iſt reine Mathematik möglich? wurde dort damit gelöst, weil es bewieſen worden iſt, daſs 2c. 2c.“ ſollten doch in wiſſenſchaftlichen Arbeiten nicht anzutreffen ſein.

Lypuſtaz.

Thomas Henry Buckle: Eſſays. Aus dem Engliſchen überſetzt von Eugenie Jacobi. Leipzig 1896. Auguſt Schupp.

In unſerem Jahrhundert bietet Th. H. Buckle das beinahe einzig daſtehende Beiſpiel eines Gelehrten, der den ganzen Inhalt ſeiner Zeit nach allen Richtungen beherrſchend, die unermeſslichen Schätze ſeines Wiſſens in den Rahmen einer großen Idee zu fügen wuſste, unbeirrt durch die Fülle des Materials und die gigantiſche Größe ſeiner Aufgabe. Seine Geſchichte der Civiliſation in England, das große Werk ſeines reichen Lebens, deſſen Vollendung der Verfaſſer leider nicht erlebte, iſt längſt Gemeingut der Gebildeten aller Nationen geworden. Weniger bekannt ſind ſeine Eſſays, deren zwei Eugenie Jacobi überſetzt und, mit einer vortrefflichen biographiſchen Einleitung verſehen, herausgegeben hat. Der erſte Aufſatz behandelt den „Einfluſs der Frauen auf die Wiſſenſchaft“. Da geſteht nun Buckle, daſs „keines von jenen großen Werken, die dem Kopfe wie dem Herzen des Menſchen neue Lebenskeime zuführen, einer Frau entſtammt“, und „mit einer Entdeckung, die einen Markſtein in der Geſchichte der Menſchheit bezeichnet, iſt noch keine Frau hervorgetreten, wie günſtig auch ihr äußeres Leben geſtaltet war.“ Der Einfluſs, den die Frauen auf die Wiſſenſchaft nehmen können und jederzeit genommen haben, liegt in ihrer unmittelbaren Beeinfluſſung männlicher Denkweiſe. Während nämlich der Mann von Natur aus zu inductiver Verſtandesthätigkeit hinneigt, vollzieht ſich der Denkproceſs des Weibes mehr nach dem Geſetze der Deduction. So iſt der Mann nur zu ſchnell bereit, die einzelnen Thatſachen für wichtiger als die großen allgemeinen Geſetze zu halten, während die Frau den erſten Platz allgemeinen Begriffen und Vorſtellungen einräumt. Dabei kommt dem Weibe eine weit ſtärker als beim Manne ausgebildete Intuition, die aus unmittelbarer Anſchauung entſpringende Erkenntnis zuſtatten. So ſetzt die Frau der inductiven Richtung männlicher Denkkraft eine deductive Componente entgegen, und ... die Realität ... daraus mag wahrhaft umbringende Arbeit ... „Zartfühlend und doch erhebend beeinflusst die weibliche Einbildungskraft den Verſtand des Knaben. Ohne die Mutter würde aus dem Sohne ein gar zu kaltſinniges, gar zu ausſchließlich mit Thatſachen rechnendes Weſen werden, und ſie iſt es, die ſeine verſchiedenen Fähigkeiten und Anlagen zu einem wohllautenden Einklange ſich entwickeln läſst.“ — Die unendlich klaren Ausführungen über Induction und Deduction in ihren Beziehungen zur Wiſſenſchaft und in ihrem Werte für das Fortſchreiten der Menſchheit auf den Bahnen der Cultur können als Einleitung zum zweiten Eſſay „Mill und die Freiheit“ gelten. John Stuart Mill iſt einer der wenigen, die beiden Richtungen menſchlichen Denkens durchaus gerecht geworden ſind. Dieſe Doppelſeitigkeit befähigt ihn denn auch, gleich viel als Praktiker wie als Theoretiker zu leiſten. „Der Praktiker ſieht in dem Leben eine Kunſt — etwas was zu thun iſt — und der Theoretiker eine Wiſſenſchaft — etwas, was zu erkennen iſt.“ Beſſer kann der Weſenskern dieſes Polyhiſtors nicht gekennzeichnet werden. Zu den wenigen Auserwählten aber, deren gründlicher wiſſenſchaftlicher Bildung auf allen Gebieten ein ebenſo großes Können zur Seite ſtand, zählt Buckle den Verfaſſer der „Logik“ und der „Nationalökonomie“. R. W—ſ.

Der König. Ein Drama in vier Aufzügen von Björnſtjerne Björnſon. Deutſche Ausgabe von E. von Enzberg. Paris, Leipzig, München. Verlag von Albert Langen. 1897.

Stark, ſtolz und frei ragt die bei allem Alter noch immer aufrechte und gebietende Geſtalt Björnſtjerne Björnſons in die Zeit. Mit ſeinem Muth, ſeinem Unabhängigkeitsſtreben, ſeiner Kampfſfreude und dem ungebeugten Trotz in ſeinem ganzen prachtvoll dictatoriſchen Auftreten, hat der mächtigſte republikaniſche Volksredner, ſo paradox dies ſcheine, ſelbſt ſehr viel Königliches in ſeinem Profil und zwar gerade — man denke an die Rivalität mit Ibſen — vom abſoluten Königthum, das er ſeit ſeinem erſten Auftreten, und am leidenſchaftlichſten in dem nunmehr hier überſetzten Drama „Kongen“, bekämpfte. Das Björnſon'ſche Königthum iſt aber nicht das höfiſch-höfliche; vielmehr von der Art der ſtarrnackigen, bäueriſchen Grundbeſitzer, deren Geſchlecht ſeit Jahrhunderten auf eigener Hufe lebt und niemals dem Staate und der Kirche mehr gewährte, als was des Staates und der Kirche iſt. Nicht ohne Vorbedeutung ſcheint es, daſs Björnſon die norwegiſche „Bauernpartei“ führt; zum Führer iſt er nach ſeinem ganzen Weſen berufen. Hauptziel ſeines Kampfes — der Kampf der bäuerlichen Selbſtbehauptung — iſt aber, wie bekannt: die demokratiſche unabhängige Staatsverfaſſung ſeines Vaterlandes im Innern auch gegenüber der eigentlichen Prärogative der Krone und ihren weiteren Vorrechten zu behaupten und zu befeſtigen, den norwegiſchen Parlamentarismus ganz republikaniſch auszubauen. Um dieſes Ziel iſt er ſeit faſt einem halben Jahrhundert redend und in politiſchen Schriften wie auch als Theaterdichter unaufhörlich bemüht. In der That ſind die Errungenſchaften der demokratiſchen Partei in Norwegen — 1876 die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, dann die Erweiterung des Wahlrechtes, die Inſtitution der Geſchwornengerichte, endlich der Beſchluſs, daſs die Miniſter auf Verlangen jederzeit den Sitzungen des Storthings beiwohnen müſſen — dem Wirken Björnſons mitzuverdanken. Aus dieſem Ideenkreiſe iſt „Der König“ erwachſen. Bereits 1877 erſchienen und damals in ſeinem Vaterlande mächtig wirkend, iſt es eben bei Langen in vierter, und zwar einer deutſchen, ſehr glatt überſetzten Ausgabe neu aufgelegt worden. In der Vorrede zur dritten Auflage (1885) hat Björnſon die Gedankenreihe, die ihn zum „König“ leitete, entwickelt. Er ſchreibt u. a.: „— — Könnte das Königthum ſeine eigene Lage überblicken, ſo würde es ſelbſt den Verſuch machen, all das über Bord zu werfen, was ſich überlebt hat und deshalb nicht nur den Fluch der Unwahrheit in ſich birgt, ſondern auch andere zur Unwahrheit zwingt. Allein dieſe Selbſtreformation wird dem Königthum durch ſeine Anhänger wie durch ſeine Gegner, nicht in letzter Linie aber auch durch den jeweiligen Träger der Krone, erſchwert. „Der König“ führt die Gründe an, weshalb der letztere ſo ſelten das Zeug zum Reformator beſitzt. Wenn aber unſer kleiner Staat, der das Königthum am leichteſten zu moderniſieren vermöchte, dieſe Aufgabe löst, es von dem Erbe, welches das Volksgefühl kränkt, befreit: dann iſt Norwegen eine Zukunft beſchieden, um welche die größten Staaten es beneiden werden.“ Aus dem Programm einer conſtitutionellen Regierung iſt alſo das Stück geworden. Dies die Handlung: „Der König“ iſt in ſeiner erſten Jugend, noch als Prinz, in ein ſehr luſtiges Leben hinausgeſtürmt — und das aus einer gewiſſen Verzweiflung über die glänzende „Lüge“, mit der man ihn von allen Seiten umgibt. Da lernt er in ſeinem ungezügelten Rauſche in der Tochter eines wegen Beleidigung der Majeſtät verurtheilten Univerſitätsprofeſſors der radicalen Richtung die erſte Frau kennen, die ihm mit Freimuth, ja mit Verachtung begegnet. Dieſe beginnt er zu lieben, und auch ſie, jene Durchgeiſtete, Feine, iſt trotz des väterlichen Haſſes bald in dem Bann ſeiner königlich reichen Natur. Er wünſcht ſie beſcheidenerweiſe, als ob er nicht königlichen Blutes wäre, heimzuführen; an dem Tag, da er ſie dem widerſtrebenden Hofe vorführen will, ſtirbt ſie, getödtet von der Viſion ihres ſterbenden Vaters. Und auch ſeinen Staatsminiſter, einen ehemaligen Republikaner, der dann für die conſtitutionelle Regierungsform eintritt, trifft der „Fluch all der wenigen um ihn, die ihn lieben und ihm Wahrheit bieten“; er wird von dem Führer der im Stiche gelaſſenen Partei erſchoſſen. Da gibt ſich der König, an ſich und ſeinem Berufe verzweifelnd, ſelbſt den Tod. Sein Traum, ein „Volkskönigthum“ zu begründen, iſt geſcheitert. Man ſieht bereits aus dieſer Skizze, daſs in dem Stoffe einige ſtarke Momente theatraliſcher Spannung liegen. Er hat Björnſon mit dem Inſtincte des großen Dramatikers gewandt bis zur Spitze getrieben. Es ſind drei oder vier ſehr glückliche Scenen darin. Im ganzen iſt aber „Der König“ noch weniger componiert, als manche anderen der Björnſon'ſchen Dramen. Und das Programmatiſche der Dichtung tritt manchesmal bei dem gewohnten Glanze ſeiner Diction zu lärmend hervor; auch die Geſtalten ſind aus dem männlichen Grunde nur von ſchattenhaftem Umriſs. Mit dem berühmten Björnſon, den prachtvollen Novellen und Gedichten und einzelnen Dramen, z. B. dem „Neuvermählten“, vielleicht dem zarteſten norwegiſchen Schauſpiel, läſst ſich „Der König“ nicht vergleichen. Als perſönliche Offenbarung dieſes vielſeitigen, dabei doch ſelbſtherrlichen Geiſtes bleibt er dennoch von dauerndem Wert. P. W—r.

Digitized by Google

Revue der Revuen.

Octoberheft der „Deutſchen Rundſchau“. Ein Jubiläumsaufſatz über Arnold Böcklin — zum bevorſtehenden ſiebzigſten Geburtstag des Meiſters — liegt nunmehr aus der Feder Hermann Grimms vor. Der Verfaſſer gibt in der Einleitung eine kurze Charakteriſtik der Schweizer, er läſst Böcklins Eigenart und auch ſein Schickſal aus der Eigenart und dem Schickſal des heimatlichen Bodens erwachſen. Böcklins Lehrer, oder zumindeſt Anreger, Gleyre, ein in ſeinem Vaterlande berühmter Maler aus Lauſanne, und Böcklins engere Zeit- und Kunſtgenoſſen Spangenberg und Henneberg kommen da zu Ehren. Auch zwiſchen Stauffer und Böcklin findet Grimm gemeinſame Eigenſchaften heraus. Ueber alle die hier Genannten ſagt Grimm: Darin gleichen ſich jene Meiſter wiederum: ihnen allen fehlt, was der Natur ſelber fehlt, das Dramatiſche. Die Natur iſt nie dramatiſch. Ihre Ereigniſſe ſchließen nie ab wie die Tragödien der Dichter, ſondern ein endloſes Gewebe bunter Fäden liefert die Natur. Und hier will ich einen neuen Namen noch nennen, einen Franzoſen, der am umfaſſendſten das Sinnen und Trachten der undramatiſchen, zeitloſen, momentan die Seele beherrſchenden, nur Gefühle und Empfindungen reproducierenden, unabhängigen Bewohner unſerer Gegenwart zum Ausdrucke gebracht: Millet . . . Hier liegt (auch) Böcklins Grenze. Das was er vor uns hinzaubert, iſt lebendig, athmet, exiſtiert im eminenten Sinne, aber es bleibt ewig doch nur, was es iſt. — Am ſchönſten iſt, was Grimm über das Verhältnis Böcklins zur Antike ſagt: Die ſcharfen Linien der antiken Kunſt ſcheint Böcklin nicht zu kennen, nur die Farbe; den dichteriſchen Inhalt ihrer Sagenwelt eignet er ſich an, als hätte der Mythus im Volke und in den Bäumen und Flüſſen und im Meere und Gebirge fortgelebt und Böcklin dieſe Geſtalten zuerſt wieder erkannt, die, wie Blumen unſichtbar fortblühend, einem bevorzugten Lieblinge ſich wieder als lebendiger Anblick darboten.

„La Revue blanche“ veröffentlicht in ihrem Auguſtheft eine Enquête über das Werk von H. Taine und ſeinen Einfluſs auf die Pſychologie, Sociologie, Geſchichtsſchreibung, Kritik, Kunſt und Philoſophie des heutigen Frankreich. Von beſonderem Intereſſe unter den Antworten iſt jene von Maurice Barrès. Sie würdigt die Verdienſte Taines als des Erziehers und Vermittlers eines Schatzes von Beobachtungs- und Experimentfacten, kritiſiert aber ſcharf ſein reactionäres Urtheil über die franzöſiſche Revolution: Mögen in dem Revolutionsſturme auch Kindereien, Agnationen, unnützes Blut verſchwendet worden ſein, noch ſo unfruchtbare Ausgaben von Energie tragen dennoch dazu bei, das Menſchenthum zu manifeſtieren; ſie erhöhen, wenn auch nicht das Wohlſein, ſo doch die Schönheit, die Luſtgefühle, die Würdigkeit unſerer Raſſe. Das moraliſche Leben umfaſst mehr Dinge, als dieſer gelehrte und verehrungswürdige Kopf umſpannen konnte. Er hatte Feigheit im Blut. Und er rechtfertigt die Feigheit, die Selbſtergebung und den Knechtſinn. Mgr. d'Hulſt kritiſiert die Philoſophie Taines. Er gehörte einer Schule an, welche die Metaphyſik unterdrückte und ſich nur mit den Phänomenen befaſſen wollte. Aber er war Metaphyſiker ſeiner Raſſe nach, und ſo hat er Himmel und Erde, Materielles und Geiſtiges vermiſcht, um das Geiſtige zur Blüte des materiellen Geſchehens zu machen. Ueber dieſen Zwieſpalt ſeines Inneren — Metaphyſiker und Materialiſt — kam er auch im Leben nicht hinaus. Er betete aus tiefſtem Herzen wie Littré zu Gott und ſtürzte ihn mit dem Verſtand von ſeinem Throne. Die ausführlichſte und beſte Kritik des Taine'ſchen Werkes liefert E. M. Vogüé: Taine war eine Maſchine zur Erforſchung der Wahrheit. Möge ſie die Wahrheit finden oder nicht, eine ſolche Maſchine iſt ein Wunder. Wir binden uns nicht an ſein Syſtem, obzwar ſein Einfluſs auf alle Zeitgenoſſen im Grunde ihrer Werke ſichtbar iſt. Seine Methode war gut für ihn, da er auch durch Anhäufung kleinſter Facten zu ſeinen Schlüſſen kam; ſie iſt für anders organiſierte Gehirne unfruchtbar. Syſteme ſind nur ein zeitliches Gerüſt, unter welchem der Schriftſteller ſein Haus baut, ein angenehmes mechaniſches Spielzeug ohne tieferen Wert. Zwiſchen der Denkmethode ſeines Verſtandes und ſeinem Gewiſſen haben ſich furchtbare Tragödien abgeſpielt. Sein moraliſches Empfinden habe bei dem Gedanken einer mechaniſchen Erklärung des Alls gezittert, und gerade jener Zwieſpalt ſei der Reiz ſeiner Converſation, die Ehre ſeines Lebens geweſen. Aus dieſem Zwieſpalt begreift man ſeinen menſchlichſten, allgemeinſten, mächtigſten Einfluſs auf unſere widerſpruchsvolle [illegible]. Er wird weiter walten, als einer der robuſteſten Arbeiter beim Unternehmen der nothwendigen geiſtigen Zerſtörungsarbeiten, gleich Darwin, Herbert Spencer, Renan.

Die neueſte Nummer des im 52. Jahre erſcheinenden **„L'univers israelite“** Journal des Principes Conservateurs du Judaïsme in Paris ſtellt an leitender Stelle eine Betrachtung über den jüngſt ſtattgehabten Baſeler Zioniſtencongreſs an. Die bedeutendſten Blätter Europas, ja die Pariſer Boulevardzeitungen haben ſich beeilt, nach Baſel ihre Reporter zu entſenden, um über dieſe ſenſationelle Première gut unterrichtet zu ſein. Vor allen aber waren die braven Antiſemiten [illegible]. Es gibt alſo doch eine Judenfrage! riefen ſie triumphierend aus. Und der [illegible] erklärte den Dr. Herzl für einen „homme de premier ordre“ und den Congreſs [illegible] Epoche in der Weltgeſchichte. Dieſe Hoffnungen wurden aber bald [illegible]. [illegible] gab es auf dem Congreſs auch ausgezeichnete, [illegible] [illegible]

ganzes Leben lang athmet, der Boden, welcher die Gebeine ſeiner Vorfahren birgt, noch immer nicht das genügende Subſtrat eines Vaterlandes. Der Antiſemitismus möchte dieſe Anomalie auch in jene Länder verpflanzen, welche dieſelbe noch vor 100 Jahren im Namen des Rechtes und der Billigkeit verurtheilt haben. Dieſelbe abſurde Idee aber iſt auch bei der Entſtehung des Zionismus Gevatter geſtanden. Unter dem Vorwande, daſs den Juden, welchen man das Recht, ein Vaterland zu haben, abſpricht, Unrecht geſchehe, verlangen die Zioniſten von allen Juden, ſich in ihren bereits errungenen Vaterländern als Fremde zu betrachten. Sie beklagen das Uebel, gehen aber bei der Heilung desſelben daran, es auszubreiten und zu generaliſieren. Der Antiſemitismus iſt ein Stück Mittelalter, nein, das unverfälſchte Mittelalter ſelbſt, wie ſoviele andere mittelalterliche Geſpenſter, die jetzt wieder aufleben möchten. Die Judenfrage, wie andere wichtige Zeitfragen, kann nur im Fortſchritte der Ideen und Sitten ihre Löſung finden. Dieſe Löſung ſchmeichelt freilich nicht der Einbildungskraft, hat nichts bezauberndes an ſich, erfordert vielmehr Anſtrengung, Muth und Ausdauer. Aber jenſeits von ihr iſt die Illuſion und die Lüge. — Sehr intereſſant iſt in derſelben Nummer der Aufſatz: „Die Juden angeſichts der Kirche und der Geſchichte“, welcher eine ähnlich betitelte Abhandlung des Abbé Caſabianca im Organe der katholiſchen Partei: „L'Univers et le Monde“ beſpricht, ferner das Referat: „Die Unſterblichkeit der Seele bei den jüdiſchen Philoſophen des Mittelalters.“

Daſs die Frage der Frauenarbeit keineswegs ein neues ſociales Problem iſt, zeigt der Artikel des Profeſſor Hauſer in der **„Revue internationale de Sociologie“**. Danach erſcheint ſchon im 13. Jahrhundert die Frau als Lehrling, Geſelle und Meiſter in verſchiedenen Gewerben, während ſie in der Induſtrie des 15. und 16. Jahrhunderts ſogar eine hervorragende Rolle ſpielt. Die älteſte beſtehende Gewerbeordnung: „Le Livre des Métiers“ beſagt, daſs unter Ludwig IX. dem Heiligen, alſo um 1230, die Gewerbe des Spinnens, Webens und Stickens, vornehmlich alle Arbeiten, die aus Gold und Seide hergeſtellt wurden, den Frauen vorbehalten waren. Es galten für dieſelben die gleichen Vorſchriften bezüglich der Lehrzeit, der Erlangung der Meiſterſchaft, der Arbeitsſtunden, u. ſ. w. wie für die männlichen Gewerbe; und auch ſie hatten ihre geſchworenen Werkmeiſter. Im 15. Jahrhundert wurde ihnen überdies die Verfertigung des Weißzeuges überlaſſen, und ein beſtimmter Diſtrict von Paris, in der Nähe der Markthallen, zum Wohnen angewieſen. Sie hielten dort auf ſtrenge Zucht, und jede Meiſterin oder Arbeiterin, welche ſich die geringſte Unvorſichtigkeit zu Schulden kommen ließ, wurde von dort ausgeſchloſſen und gieng ihres Handwerksrechtes verluſtig. Aber nebſt dieſen ihnen ausſchließlich vorbehaltenen Berufen waren den Frauen unter beſonderen Umſtänden auch die der Männer zugänglich. So durften die Witwen der Meiſter deren Gewerbe ausüben, verloren aber dieſes Recht wieder, ſobald ſie ſich außerhalb des Standes verheirateten. Sie durften nur ihre eigenen Töchter, nicht aber andere Frauen als Hilfskraft verwenden; dagegen konnte die Gattin oder die Tochter eines Geſellen bei ſeinem Meiſter als Arbeiterin angeſtellt werden. Heiratete die Witwe oder Tochter eines Meiſters einen Geſellen desſelben Gewerbes, ſo wurde ihm dadurch, mit Nachſicht der ſonſtigen Formalitäten, die Meiſterwürde zutheil. Die Löhne der weiblichen Arbeitskräfte verhielten ſich im 15. Jahrhundert zu denen der männlichen wie 3 : 4, während ſie ſich heute durchſchnittlich wie 3 : 5 verhalten.

„Ein denkwürdiger Kunſtcurſus“ nennt Mr. Thomas Sulman ſeinen Artikel in der Auguſtnummer von **„Good Words“**, worin er berichtet, wie John Ruskin in den Fünfziger Jahren im „Arbeiter-College“ Zeichen- und Malunterricht ertheilt. „Ich kann unmöglich den Zauber dieſer Abende ſchildern“, ſchreibt er. „Zweimal wöchentlich ſtrahlte Ruskin über uns; er widmete ſich denen, die ernſtlich ſtrebten; er unterrichtete jeden von uns einzeln, indem er auf ſeine Fähigkeiten einging. Er ließ uns erſt nach Gyps, dann nach der Natur zeichnen, und zwar Blätter und Vogelfedern, um uns das Geäder, jede Art von natürlicher Structur zu zeigen. Er ermunterte uns auch bald, zu den Farben zu greifen, denn er ſagte, trotzdem das Gaslicht ſie entſtelle, ſei Farbe etwas zu herrliches, als daſs man ſie miſſen ſollte; und auch da ließ er uns Moos und Flechten, Pilze und Steine nachmalen. Manchmal brachte er aber auch Holzſchnitte von Dürer, und ließ uns Einzelnheiten daraus copieren. Er liebte dieſe Technik über alles, während Radierungen und Stiche ihn ſelten befriedigten. Als Höhepunkt der Kunſt galt ihm Turner, deſſen Werke er uns im Abklatſch vorführte, aber als allzu ſchwierig nicht copieren ließ. Er hielt uns auch häufig Vorträge über Malerei, Architektur und Poeſie und war unerſchöpflich in ſeiner Verehrung für Walter Scott. Er fand große Freude am Unterrichte; ſein Geſicht erhellte ſich, wenn er eine tüchtige oder feine Arbeit zu ſehen bekam, und ſein größter Fehler als Lehrer war vielleicht, daſs er allzu verſchwenderiſch lobte.“

Im Juli erſchien in Rom eine Zweimonatſchrift mit dem Titel: **„Rivista italiana di Sociologia“**. Das erſte Heft enthält einen intereſſanten Aufſatz von [illegible] über die politiſchen und volkswirtſchaftlichen Grundſätze im alten China. Er berichtet, wie unter den Dynaſtien Hia, Schang und Tſchou, von 2200 bis 221 v. Chr. ein agrariſches Syſtem in China herrſchte, wonach Grund und Boden, nach der Anſicht, daſs er Gemeingut ſei, an das Volk zur Bearbeitung vertheilt wurde, aber ſo, daſs es [illegible] zum eigenen und ein Zehntel zum Nutzen des Staates bewirtſchaften [illegible]. Dieſer Boden war jedoch unveräußerlich; er konnte weder [illegible] noch verkauft oder vererbt werden; nur das Erträgnis war [illegible]. Es ſollten ganz gleiche Ackerflächen von etwa [illegible], und zwar ſo, daſs immer ein Complex von [illegible] Familien zugewieſen wurde, die zuſammen [illegible] Jahre waltete dies Syſtem zur [illegible]; aber die Dynaſtie Tſin, die [illegible] erklärte den Boden für Eigenthum des [illegible] zu verkaufen, deren unmin- [illegible]. Aber obwohl die Abgaben von [illegible], ſetzen ſich von jener Zeit die [illegible] griffen Platz; [illegible] die Reichen als Arbeiter verdingen, [illegible] der ihn bewirtſchaftete.

Digitized by Google

Dieſe Aenderungen wurden zwar von den chineſiſchen Volksfreunden ſtets lebhaft beklagt, und noch um die Hälfte des 14. Jahrhunderts n. Chr. ſtimmte der Gelehrte Ma-Twan-Lin — deſſen Werke die Hauptquelle des Puini'ſchen Artikels bilden — für Wiedereinſetzung des alten Syſtems; doch trat dasſelbe nie wieder in Kraft, und China hatte dieſelben volkswirtſchaftlichen Phaſen durchzumachen, wie die Länder des Occidents.

Tini.

Novelle von Ernſt v. Wolzogen.

(Fortſetzung.)

Ich athmete noch einmal tief auf, dann trat ich raſch über die Schwelle. Ich befand mich in einem hübſchen, kleinſtädtiſch pedantiſch, eingerichteten Wohnzimmer, vor deſſen beiden Fenſtern Wetterrouleaux von Segeltuch herabgelaſſen waren, ſo daſs eine angenehme Dämmerung in dem Raume herrſchte, die es mir zunächſt nicht möglich machte, Einzelheiten zu erkennen. Sobald mein Auge ſich an das Licht gewöhnt hatte, ſah ich, daſs in dem Stübchen außer mir noch drei Herren anweſend waren. Ein junger Menſch, der wie ein angehender Schauſpieler ausſah, ſaß in eine Ecke des ſteifen Sophas hineingeſchmiegt, den Kopf hintenüber auf die Lehne gelegt, und ſchnarchte faſt mit offenem Munde. In der anderen Sophaecke ſaß ein großer ſchlanker Herr mit dünnem blonden Vollbart und hoher Stirne, die Beine weit von ſich geſtreckt; der ſtarrte mit trüben Augen nach der Decke und putzte mechaniſch ſeinen Kneifer. Der dritte Herr ſaß in einem Korbſtuhl am Mitteltiſch und blätterte in einem Photographiealbum; ein hübſcher junger Menſch in einem flotten Radleranzug mit braun gebranntem Geſicht, kleinem aufgedrehten dunklen Schnurrbart und jenem weißen Streifen auf der oberen Hälfte der Stirne, an welchem man den Officier im Civil zu erkennen pflegt.

Dieſer letztgenannte Herr war der einzige, welcher ſich bei meinem Eintritt erhoben und mir eine kurze militäriſche Verbeugung gemacht hatte. Ich erwiderte ſeinen ſtummen Gruß mit einem etwas verlegenen „Pardon“ und ſchaute nach meiner kleinen Führerin, die aber bereits wieder davon war und die Thür hinter ſich zugedrückt hatte. So wandte ich mich denn abermals an den jungen Officier und fragte beklommen, ob ich denn hier recht ſei bei Fräulein Leontine Wiesner.

„Sie meinen Frau Doctor Franzius?“ verſetzte der junge Herr, ſeine Stimme zum Geflüſter herabdämpfend.

„Frau Doctor Franzius?“ fragte ich ebenſo leiſe zurück. „Nein, mein Herr, ich ſuche hier ein Fräulein Leontine Wiesner; ſie ſoll ſchwer krank ſein und mich zu ſehen wünſchen“.

„Ah! Sind Sie vielleicht . . . ?“ rief der junge Herr noch leiſer, indem er meinen richtigen Namen nannte. Und als ich etwas erſtaunt bejaht hatte, nahm er die Haken zuſammen, verbeugte ſich abermals kurz und nannte ſeinen Namen, den ich nicht verſtand, etwas deutlicher hinzufügend: „Artillerielieutenant aus Erfurt“. Inzwiſchen hatte ſich auch der Blondbärtige aus der Sophaecke erhoben und ſtand plötzlich in ſeiner ganzen Länge vor mir mit ausgeſtreckter Rechten. Ich legte ein wenig ſchüchtern meine Hand in ſeine große Tatze und empfieng einen unheimlich kräftigen Händedruck.

Der Blondbärtige ſtellte ſich gleichfalls flüſternd als Profeſſor So und So aus Wien vor. Er ließ meine Hand gar nicht los, ſondern ſie immer aufs neue drückend, flüſterte er mir mit bebender Stimme zu: „Das iſt ſchön von Ihnen, daſs Sie kommen, das iſt brav, mein lieber Herr, ich habe es nicht anders von Ihnen erwartet. Die Tini ſehnt ſich ſo nach Ihnen, Sie glauben gar nicht! Geſtern hat ſie den ganzen Tag von Ihnen geſprochen. Erlauben Sie, daſs ich Sie mit unſerem Axel bekannt mache“. Er machte eine Handbewegung nach dem glattraſierten ſchlafenden Jüngling hin, aber der Lieutenant berührte ihn am Arme und ſagte: „Laſſen wir den Axel ſchlafen“. Und zu mir fügte er erklärend hinzu: „Er hat geſtern die ganze Nacht gewacht. Sie müſſen wiſſen, wir löſen einander ab in der Nachtwache, der gute Doctor könnte es allein nicht ſchaffen. Er iſt drinnen bei ihr, er hilft beim Umbetten; aber wir werden gleich wieder hineindürfen. Die Tini wird ſich freuen!“

„Pardon, Sie ſprachen doch von einer Frau Doctor Franzius?“ warf ich immer noch ganz verwirrt ein.

„Ja allerdings“, erwiderte der Lieutenant; „wiſſen Sie denn nicht, daſs ſie verheiratet war — eigentlich ſogar noch iſt?“

„Ich hatte keine Ahnung.“

„Seit zwei Jahren; aber der Kerl kümmert ſich nicht mehr um ſie. Das iſt der Dank dafür, daſs ſie das gemeine Sumpfhuhn vor dem Untergang gerettet und durchs Examen gebracht hat.“

Ich griff mir an die Stirne und blickte rathlos von einem zum anderen. Der Lieutenant bot mir einen Stuhl an, und ich ließ mich ſchwer hineinfallen und tupfte mir die neu ausbrechenden Schweißperlen vom Geſichte. Der Profeſſor trat hinter mich und klopfte mir mit ſeiner ſchweren Hand beruhigend auf die Schultern.

„Na, na, faſſen Sie ſich, mein lieber Herr“, ſagte er mit ſeinem trotz des Flüſterns ſonoren Tone. „Es iſt uns allen ſehr nahe gegangen, das Unglück unſerer armen Tini; ſie iſt eben gründlich hereingefallen, wie gerade die beſten Frauen ſo leicht hineinfallen. Sie hatte ſich eingeredet, daſs in dem Lumpenkerl, dem Franzius, weiß der Teufel was für ein bedeutender Kern ſteckt, ſie hielt ihn nur für verlottert, ſie wollte ſein Rettungsengel werden. Der Kerl ſoll ſich wie ein Wahnſinniger um ſie angeſtellt haben, um ſie zu kriegen. Zu ihren Füßen hat er gewinſelt, reuige Selbſtanklagen und ſolche Flauſen hat er ihr vorgemacht. Und ſie fühlte ſich damals wohl gerade beſonders unzufrieden, ihr Leben hatte für ſie keinen Inhalt, da es ihr mit ihrer vornehmen Geſinnung bei der Bühne nicht geglückt war. Sie wiſſen ja, daſs ſie immer eine Paſſion für die Medicin hatte — und da der Franzius Mediciner war — im zehnten Semeſter! — ſo ſagte ſie: „Mach du dein Examen, dann ſollſt du mich haben“; und dann ſetzte ſie ſich hin und büffelte mit ihm bis ſpät in die Nächte hinein und ſperrte ihn ein, wenn ſie fortgieng, damit er nicht zur Kneipe durchbrannte. Und ſo iſt ihr's geglückt, das Faulthier, den Süffel, den Schürzenjäger durchs Examen zu bringen. Ein unglaubliches Weib, das! Ein herrliches Geſchöpf! Und dann kam ſeine Mutter und ſeine ganze feine Verwandtſchaft zu ihr gelaufen und bezeugten ihr ihre Dankbarkeit für ihre Heldenthat und trieben mit allen Kräften zur Hochzeit. Die fand auch ſtatt, Gott ſei's geklagt! Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, nur ein paar Monate; da fieng er ſein wüſtes Leben wieder an und behandelte ſie brutal und ſchwärzte ſie bei ſeiner Meſchpoke an — er war nämlich ein getaufter Jude. Er brachte Geſchichten auf von ihrer Vergangenheit, und da war die Bande auf einmal einſtimmig der Meinung, der ſchöne Herr Doctor hätte ſich fortgeworfen an eine Unwürdige, von einer Abenteuerin ſich einfangen laſſen. Himmel Herrgott Element! Wenn wir den Kerl unter die Finger kriegten! Wie, Paul?“ Damit wendete er ſich an den Lieutenant, der ihm mit einem trüben Lächeln beiſtimmte.

Und dann beugte der Lieutenant ſich zu mir herab und flüſterte mir zu: „Sie hat das Leben in der Hölle nicht ausgehalten, ihr altes Herzleiden iſt dabei immer ſchlimmer geworden, und endlich iſt ſie ihm durchgebrannt, hierher, wo ſie in ihrer Kindheit ein paar glückliche Jahre verlebt hat. Wir ſagen Ihnen das alles vorher, damit nicht etwa die Rede darauf kommt, denn Sie können ſich denken, wie es ſie aufregt, an ihr Unglück erinnert zu werden. Nicht wahr, Sie ſprechen nicht davon, Sie ſtellen keine Frage? Und wenn ſie ſelbſt davon anfängt, dann brechen Sie das Geſpräch ab — Sie wüſsten ſchon alles.“ —

Ich drückte den beiden Männern ſtumm die Hand, und dann ſchwiegen wir alle drei eine Weile. Endlich rückte ich mit der Frage heraus, die mir ſchon lange am Herzen lag, indem ich mich an den Profeſſor wandte: „Entſchuldigen Sie, meine Herren, ich komme hier ſo fremd hineingeſchneit, es ſind fünf Jahre, daſs ich Frl. Wiesner nicht geſehen habe, ich kenne mich in ihren Verhältniſſen nicht mehr recht aus — darf ich mir die Frage erlauben: ſind die Herren vielleicht Verwandte des Fräuleins, ich wollte ſagen, der Frau Doctor?“

Der Lieutenant zuckte die Achſeln und trat ans Fenſter, der Profeſſor ſtrich ſich den blonden Bart und lächelte eigenthümlich, dann ſtreckte er mir wieder ſeine mächtige Rechte entgegen, drückte die meinige, daſs ich hätte aufſchreien mögen, und ſagte: „Wir ſind Männer, nicht wahr, mein lieber Herr? Eiferſucht iſt für die Schwachen und die Thoren. Wir waren alle Freunde dieſes herrlichen Geſchöpfes — wir haben ſie alle geliebt — keiner mehr, keiner weniger, will ich annehmen. Sie hat uns alle — beglückt, und darum vereinigt uns die gleiche Trauer an dieſem Sterbebett, in dieſem letzten Aſyl einer edlen, vielgequälten, müden Seele; ſeien wir Freunde untereinander, wie wir der Einſamen Freunde geweſen ſind.“

Mechaniſch erhob ich mich von meinem Stuhle und führte eine höfliche Verbeugung aus. Der Lieutenant hatte ſich vom Fenſter abgekehrt und ſtreckte mir nun auch mit einem liebenswürdigen Lächeln auf dem hübſchen Geſicht ſeine Hand entgegen. Ich legte meine Linke hinein und ließ mich von beiden Seiten ſchütteln, ohne daſs ich ein Wort zu reden vermochte.

Da gieng die Thür auf und aus dem Nebenzimmer, das noch ſtärker verdunkelt war als die Wohnſtube, trat der junge Arzt herein, ſchloſs leiſe die Thür hinter ſich und gieng lebhaft auf mich zu. Auch er nannte mich ſofort beim Namen und hieß mich herzlich willkommen. Es werde der Kranken eine große Freude machen, mich zu ſehen, ſie habe den letzten Herzkrampf glücklich überſtanden und würde nun wahrſcheinlich, für einige Stunden wenigſtens, ſich wohler befinden und die Freude des Wiederſehens genießen können.

„Iſt denn keine Hoffnung?“ fragte ich mit verſagender Stimme.

Er ſchüttelte den Kopf und flüſterte: „Pericarditis — Herzbeutelentzündung — kann ſein, daſs ſie es noch einige Tage aushält, vielleicht aber hat ſie nur noch einige Stunden zu leben. — Sie geſtatten, daſs ich mich vorſtelle: mein Name iſt Müller. Wir wollten ſie nicht vorbereiten, ich hoffe von der plötzlichen Freude eine glückliche ſtimulierende Wirkung.“ — Und raſch drückte er auf die Klinke, warf die Thür weit auf und rief in heiterem hellen Tone in das dunkle Krankenzimmer hinein: „Tinerl, da ſchau her, wen ich dir da bringe!“

Ich ſah, wie ſich eine ſchmale weiße Geſtalt mühſam über die bunte italieniſche Seidendecke, die über das Bett gebreitet war, aufzurichten verſuchte, ich hörte eine ſüße wohlbekannte Stimme mit einem ganz hohen leiſen Freudenſchrei meinen Vornamen rufen — und da ſummte es mir in den Ohren, das raſch [illegible] Blut, mein

Digitized by Google

Herz ſchlug mir bis in den Hals hinauf, taumelnd ſtürzte ich vorwärts, ſank neben dem Bett in die Knie und bedeckte zwei kleine, magere, durchſichtige Hände, die ſich mir fiebernd entgegenſtreckten, mit heißen, heißen Küſſen.

Nun ſchlug ihre Stimme an mein Ohr, ihre ſüße weiche Stimme, geradeſo wie ſie mir oft im Traume erklungen war, wenn ich in heißer Sehnſucht an unſer kurzes Glück zurückdachte — rein und klar und doch wie aus weiter Ferne her tönend, oder auch wie hinter einem weichen Vorhang hervor. Das war die Krankheit, die Schwäche, die ſie ſo ſeltſam dämpfte, aber doch noch der alte liebvertraute Ton, die eigene Melodie, die meine Tini ganz für ſich allein hatte, frei von jedem Anklang eines Dialectes, wohlgebildet, muſterhaft articuliert, ſo lieblich ſchmeichelnd und zuweilen ein wenig kokett drollig wirkend durch das Hinaufſchlagen einzelner Töne in die Kopfſtimme, beſonders bei der Frage. Ich verſtand zunächſt nicht, was ſie zu mir ſprach, ich ließ mich nur, wonnig hingegeben, von dem Zauber dieſer lieblichen Muſik umſchmeicheln. Wie eine Mutter, die ihr junges Kind nach kurzer Abweſenheit koſend willkommen heißt, ſo ſprach Tini zu mir, und dabei entzog ſie ihre Rechte meiner Umklammerung und ſtrich mir damit über das Geſicht und durch das Haar.

„Mein Liebling, mein guter Alter, biſt du wieder da, magſt du die Tini doch noch einmal ſehen?“ Das waren die erſten Worte, die ich verſtand, und dann richtete ich mich langſam auf, trocknete mir die Thränen vom Geſicht und ſah mich um.

Ich war allein mit ihr. Der junge Arzt hatte zartfühlenderweiſe die Thüre hinter mir geſchloſſen und war mit den drei anderen Herren im Nebenzimmer geblieben. Auch die Aufwärterin hatte er hinausgeſchickt. Ich wagte nicht, ſogleich die Kranke anzublicken, ich ſah mich zunächſt in dem Schlafzimmer um. Ich erkannte auf den erſten Blick eine Menge kleiner Kunſtgegenſtände, Nippes, Toilettengeräthe, Bilder und Photographien wieder, die auch damals ſchon, als ich ſie zum erſtenmale in ihrem beſcheidenen Heim aufſuchte, ihr Zimmer geſchmückt hatten. Da war die Statuette der Venus von Milo, die kleinen Bronzen, Nachbildungen römiſcher und pompejaniſcher Alterthümer, der fein geſchnitzte alterthümliche Crucifixus aus Elfenbein, die paar Klinger'ſchen Radierungen und Heliogravuren nach Böcklin unter Glas und Rahmen. Da waren die Photogramme bekannter Künſtler und Künſtlerinnen und der lieben Freunde, zu denen ein paar neue hinzugekommen waren, in dem Decorationsfächer an der Wand befeſtigt, da war ſogar das mit goldenen Arabesken verzierte Spritzflacon und die wohlbekannte Perlmuſchel als Aſchbecher, die ſie als leidenſchaftliche Raucherin einſt viel benützt hatte. Sie hieng ſo an ihren beſcheidenen Schätzen und lieben Andenken! Ueberall auf ihren Zigeunerfahrten hatte ſie ſie mit herumgeſchleppt, und nun ſogar ihr Sterbezimmer damit geſchmückt. Aufs neue überkam mich die Rührung. Ich preſste meine beiden Hände in die Augen, und dann endlich wagte ich ſie anzuſchauen.

Da lag ſie in ihrem friſch bezogenen Bette, den Oberkörper durch viele Kiſſen in halbſitzende Lage gebracht, die ſchmalen kleinen Hände über der hellblauen Seidendecke wie betend zuſammengefaltet. Das reichgewellte, aſchblonde Haar umrahmte das blaſſe Geſicht — ſo ſchmal, ſo bleich war es geworden! Aber Schmerzen und langes Siechthum hatten es doch nicht zu entſtellen vermocht. Die Augen, die graugrünen, klugen Augen, ſchienen mir ſogar weit größer geworden unter dem Einfluſs ihrer Krankheit, und ſie ſtrahlten in rührendem Glanze; die Freude des Wiederſehens verklärte ihr Geſicht, ſo daſs man die todesmatte Abgeſpanntheit der Züge kaum wahrnahm. Mit ihrem lieben Lächeln ſchaute ſie zu mir auf, und da war ſogar das moquante Zucken um die feinen Naſenflügel.

Jetzt löſten ſich ihre Hände, und ſie breitete langſam ihre Arme gegen mich aus.

„Komm doch zu mir,“ flehte ſie leiſe. „Setz dich daher, Lieber. Nimm mich in deine Arme und küſſe mich. Oder graut's dir vor mir, weil ich ſterben muſs? Nicht wahr, das elende Trümmerhäufchen, das von der Tini noch übrig geblieben iſt!“

Ich ſetzte mich auf den Rand des Bettes und nahm das arme abgemagerte Körperchen, das ich einſt mit aller Kraft ſelig trunkener Gier an mich gepreſst hatte, mit ängſtlicher Vorſicht in die Arme. Durch das dünne Batiſthemd hindurch fühlte ich die ſpitzen Schulterknochen und das ſcharfe Rückgrat. Wie ein Meſſer zerſchnitt mir ein tiefes Mitleid das Herz. Ich rückte ganz nahe zu ihr hin, ſtützte ihr Haupt in meine hohle Hand und küſste ſie ſanft auf Augen, Wangen und Mund. Dann ließ ich ſie ſorgſam wieder in die Kiſſen zurückgleiten und faſste ihre Hände: „Tini, meine Tini, ſtirb mir nicht!“ war alles, was ich unter Thränen hervorzubringen vermochte.

Sie [illegible] matt von neuem den Kopf hin und her. „Ja, [illegible] und [illegible] mir zu leben,“ ſagte ſie wehmüthig [illegible]

[illegible]

„Iſt das wahr?“ fragte ſie eifrig, indem ſie eine Hand auf meine Schulter legte und ihren Blick groß in den meinen ſenkte. „Habe ich dich wirklich glücklich gemacht? Sag's noch einmal: das macht mich ſo froh — das erleichtert mir das Sterben.“

Ich beugte mich zu ihrem Ohr herab und flüſterte ihr heiße Liebesbetheuerungen hinein wie einſt. Da huſchte ein flüchtiges Roth über ihre Wangen, und ſie zog meine Hand an ihre Lippen und küſste ſie dankbar.

Und dann muſste ich ihr von mir erzählen, wie mir's gegangen inzwiſchen und wie ich meine Frau gefunden, wie meine Ehe und alles, was ich angefangen, zum Guten ausgeſchlagen ſei. Ich muſste ihr ein Bild von meiner Frau zeigen, das betrachtete ſie lange und ernſthaft, und dann führte ſie es an ihre Lippen und flüſterte: „Ich grüße ſie von Herzen.“

Dann ſaßen wir eine Weile ſtumm, Hand in Hand. Ihre Augenbrauen zogen ſich zuſammen, ſie biſs die Lippen aufeinander und ſchloſs die Augenlieder. Ein ſchmerzhafter Anfall quälte ſie; aber er gieng vorüber. Ihre Züge hellten ſich wieder auf, ſie ſah mich lächelnd an und ſagte: „Macht nichts, jetzt wird es bald überſtanden ſein. Ich freue mich auf den Tod. Weißt du, Lieber, es iſt ſo ſchön, wenn man an kein Jenſeits glaubt. Der Himmel, den ſie mir im Kloſter weiß machen wollten, wäre mir zu entſetzlich fad. Ich habe doch einen zu verwöhnten Geſchmack; ſchließlich habe ich doch auf Erden ſoviel himmliſche Freuden genoſſen, nicht wahr? Darnach gibt's nur eine Steigerung: das ewige, heilige, ſtille Nichts.“

Wieder ſchloſs ſie die Augen und ruhte ein Weilchen aus von der Anſtrengung des letzten Anfalles und vom Sprechen. Dann ſchlug ſie wieder die Augen zu mir auf, richtete ſich in die Höhe, ſtrich mir liebkoſend über die Wangen und ſagte: „Ich bin ſo glücklich, daſs du gekommen biſt. Weißt du, daſs du der einzige Ehemann unter meinen Freunden biſt, der meiner Einladung gefolgt iſt? Das iſt ſehr lieb von dir. Die anderen armen Teufel haben ſich nicht getraut.“ Sie lachte ganz leiſe vor ſich hin. „Siehſt, jetzt habe ich mir die Elite um mich verſammelt, die Crême de la crême meiner Liebhaber. Iſt das nicht hübſch? Ach, ich werde ſo eine ſchöne Leich' haben, wie ſie hier ſagen; Ihr werdet mir viel Blumen mitgeben, nicht wahr? Ich bitte Euch, ſpart nicht mit Blumen, wenn ſie auch in ein paar Stunden ſchon verwelkt ſind. — — Mir iſt jetzt ſo wohl wie lange nicht. Ich bitte dich, rufe die anderen Guten, ich will Euch was erzählen, vielleicht bin ich es ſpäter nicht mehr imſtande.“

Ich erhob mich und ſchritt zur Thüre, um ihren Wunſch zu erfüllen. Halbwegs aber kehrte ich wieder um und beugte mich über ſie, um eine Frage zu ſtellen, die mir das Herz abdrückte. „Sage mir, Tini,“ bat ich: „Haſt du die da drin und — die anderen, die ich nicht kenne, die nicht gekommen ſind — auch ſo lieb gehabt wie mich?“

Sie blickte mir ernſt prüfend in die Augen und ſagte wehmüthig: „Muſs das ſein?“ — Geradeſo wie damals in jener ſeligen Julinacht!

Ich ſenkte beſchämt den Blick, und da verſetzte ſie mir einen leichten Schlag und ſagte lächelnd: „Pfui, ſchäme dich! Eiferſucht unter freien Menſchen!? Ich habe alle Menſchen behandelt nach Verdienſt, ſo gut ich's wuſste und imſtande war. Die da drin haben mich vielleicht geradeſo, vielleicht auch noch mehr geliebt wie du — darum war ich ihnen dasſelbe ſchuldig wie dir. Kannſt du mir eine Lüge nachweiſen? — nun ſo muſst du mir glauben, wenn ich dir in dieſer Stunde verſichere, daſs die Tini, die du gekannt und geliebt haſt, ihrer ſelber niemals unwürdig geworden iſt. Ich habe mich nie weggeworfen, ich habe mich nie verkauft, ſelbſt nicht in Zeiten größter Noth, ich habe nur Liebe mit Liebe gelohnt. Auch den Männern, die ſich mein volles Vertrauen und meine herzliche Neigung errungen hatten, habe ich mich nur hingegeben, wenn ich ſie durch die Entſagung leiden ſah. Du weißt ja ſelbſt, daſs mir das immer ein Opfer geweſen iſt. Mein guter Geiſt hat mich davor bewahrt, verhängnisvolle Miſsgriffe zu thun — außer in einem Falle, und der war mein Verderben.“

„Ich weiß, ich weiß,“ unterbrach ich ſie raſch und beſchämt. „Verzeih' mir die dumme Frage; ich hole jetzt deine Freunde.“

(Fortſetzung folgt.)

Wir bitten die geehrten Leſer, bei Zuſchriften an die in unſerem Blatte inſerierenden Firmen ſich ſtets auf die „Zeit“ zu beziehen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 16. October 1897. Nummer 159.

Wahrheits-Duelle.

Binnen kurzer Zeit zum zweitenmale wird im Abgeordnetenhauſe die Glaubwürdigkeit von thatſächlichen Behauptungen parlamentariſcher Redner in Frage geſtellt. In der vorigen Woche war es der geweſene Abg. Iro. Und in dieſer Woche iſt es der Miniſterpräſident Graf Badeni ſelber, der ſeine eigene Glaubwürdigkeit zur Debatte ſtellt. In der Verhandlung über die Anklage-Anträge wegen des Geheimerlaſſes vom 2. Juni d. J. hat nämlich Graf Badeni die Behauptung aufgeſtellt, daſs der allgemein bekannt gewordene Wortlaut des Erlaſſes in weſentlichen Punkten unrichtig ſei, und daſs der wirkliche Wortlaut des Erlaſſes vollſtändig geſetzmäßig ſei. Da nun aber Graf Badeni ſich trotz aller dringenden Aufforderungen weigert, den Erlaſs dem Abgeordnetenhauſe vorzulegen, damit alſo der Oeffentlichkeit die Möglichkeit entzieht, die Richtigkeit ſeiner Behauptung durch das entſcheidende Document objectiv zu prüfen, hat er bedauerlicherweiſe die ganze Verhandlung über den Geheimerlaſs zu einer Discuſſion über ſeine perſönliche Glaubwürdigkeit in parlamentariſchen Angelegenheiten zugeſpitzt. Dieſer Vorgang iſt neu. Die öffentliche Meinung hat ſich in ihm noch nicht zurechtgefunden. Unſeres Erachtens bleibt ihr nichts anderes übrig, als zu thun, was der Strafrichter in ähnlichem Falle thut: das Vorleben, hier das parlamentariſche Vorleben des Angeklagten, bezw. Zeugen, auf deſſen Wahrheitsliebe hin zu erforſchen und nach den Ergebniſſen dieſer Unterſuchung zu entſcheiden, ob er ihm aufs Wort oder nur auf ſtricten Beweis Glauben ſchenkt. In ähnlicher Art ſollen nun auch hier einige markante Reden des Grafen Badeni aus vergangener Zeit einer probeweiſen Prüfung unterworfen werden.

Vor Erlaſs der Sprachenverordnungen haben bekanntlich dem Grafen Badeni als Miniſterpräſidenten nur zwei Angelegenheiten bedeutendere parlamentariſche Schwierigkeiten bereitet. Die eine war die Bürgermeiſterwahl des Dr. Lueger, die andere bildeten die galiziſchen Wahlmiſsbräuche. Wie hat ſich nun Graf Badeni in dieſen Angelegenheiten als parlamentariſcher Redner und Zeuge bewährt? Die Lueger-Frage kam gleich im Beginn ſeiner miniſteriellen Wirkſamkeit am 8. November 1895 zur erſten parlamentariſchen Erörterung. Der damalige Abg. Hauck hatte eine Interpellation geſtellt, auf welche Graf Badeni erwiderte: „Bezüglich der Interpellation des Herrn Abg. Hauck und Genoſſen, in welcher die Frage an mich gerichtet wird, ob der Statthalter von Niederöſterreich den Auftrag erhalten hat, dem Herrn Abg. Dr. Lueger als Bedingung für ſeine Beſtätigung als Bürgermeiſter die Niederlegung ſeines Reichsrathsmandates vorzuſchlagen, kann ich auf das Entſchiedenſte erklären, daſs weder ſeitens des Miniſteriums, noch ſeitens des Statthalters eine derartige Bedingung dem Herrn Dr. Lueger geſetzt wurde.“ An dieſer Stelle — die Abgeordneten waren damals noch ſo kühn, den Grafen Badeni zu unterbrechen — rief Abg. Prinz Liechtenſtein, unter lebhafter, andauernder Zuſtimmung ſeiner Parteigenoſſen, dem Grafen Badeni zu: „Jeder von uns kann es beſchwören!“ Graf Badeni zuckte nicht mit der Wimper und ſetzte ſeine Rede fort. Nach ihm hielten Prinz Liechtenſtein und Dr. Lueger Reden, in denen ſie ihren Widerſpruch gegen Graf Badenis Behauptungen aufrechthielten und durch ausführliche Erzählung des Herganges bekräftigten. Graf Badeni ſchwieg noch immer. Dem peinlichen Eindruck, den dieſes Wahrheitsduell allgemein erregte, gab der damalige Abgeordnete Pernerſtorfer Ausdruck, indem er ſagte: „Er (Graf Badeni) iſt hier angeklagt worden, daſs er die Unwahrheit ſpreche. Ich bin kein Miniſterpräſident, ich bin auch kein Graf, aber das muſs ich ſagen: ich laſſe mir in keiner Geſellſchaft das ſagen.“ Bei der Abſtimmung ſtellte ſich's heraus, daſs ein großer Theil des Hauſes in dieſem Wahrheitsduell gegen den Grafen Badeni votierte, darunter waren auch einige Parteien, die jetzt zu den Freunden der Regierung gehören, nämlich außer den Chriſtlichſocialen auch alle anweſenden Jungczechen und Mitglieder der katholiſchen Volkspartei.

Wenige Tage darauf, am 11. November 1895, wurde durch einen Antrag Steiner die Frage an die Regierung gerichtet, warum ſie am 6. November, dem Tage der Bürgermeiſterwahl, in Wien Telegramme inhibieren, Militär und Sicherheitswache conſignieren ließ. Graf Badeni ſtellte abermals die Behauptungen in Abrede. Insbeſonders „erklärte er auf das entſchiedenſte, daſs gar kein Militär conſigniert war“. Einige Tage ſpäter ſtellte die „Arbeiter-Zeitung“ „auf Grund abſolut verläſslicher Quellen“ feſt, daſs an dem betreffenden Tage in Wirklichkeit nicht weniger als ungefähr acht Bataillone, zwei Compagnien Infanterie und drei Escadronen Cavallerie in Wien „verſtärkte Bereitſchaft“ hatten. Es iſt darauf kein Widerſpruch, nicht einmal ein amtliches Dementi gekommen, und alle Welt hat die vom Grafen Badeni beſtrittene Thatſache geglaubt. So iſt das zweite Wahrheitsduell des Grafen Badeni ausgegangen.

Nun zu den Debatten über die galiziſchen Wahlmiſsbräuche. Sie ſind ſeit dem Regierungsantritt des Grafen Badeni ein ſtändiger Gegenſtand der parlamentariſchen Erörterung, aber erſt am 7. April d. J. ließ er ſich im Abgeordnetenhaus dazu herbei, auf die concreten Anklagen mit einer concreten Vertheidigung zu entgegnen. Er ſtellte in ſeiner Rede die Behauptung auf, daſs die Regierungsbeamten, bezw. Commiſſäre, bei den Wahlen in Galizien keinerlei Miſsbräuche begehen, daſs es vielmehr die rutheniſchen Geiſtlichen und Bauern ſeien, welche die Freiheit der Wahlen durch Hetzereien und Gewaltthaten gefährden. Zum Beweiſe deſſen führte diesmal Graf Badeni dem Hauſe probeweiſe eine Reihe von Thatſachen mit genauer Bezeichnung von Ort, Zeit und den Namen der betheiligten Perſonen an und bediente ſich dabei einer agreſſiven Schärfe des Ausdruckes, die, wie ſich erſt dieſe Woche wieder gezeigt hat, bei unſerer zahmen Abgeordnetenſchaft zumeiſt ihren einſchüchternden Eindruck nicht verfehlt. Der Abg. Okuniewſki hatte nichtsdeſtoweniger den Muth, dem Grafen Badeni ſofort zu widerſprechen. Aber er muſste, da ihm die betreffenden Daten nicht gleich zur Hand waren, ſich nun ſeinerſeits mit einer abſtracten Gegenverſicherung begnügen. Dieſes Wahrheits-Duell gieng deswegen vorerſt zweifelhaft aus. Inzwiſchen iſt es aber außerhalb des Parlaments entſchieden worden. Gemäß den vom Grafen Badeni aufgeſtellten Behauptungen haben nämlich die galiziſchen Gerichte in dieſem Sommer eine Reihe von Wahlproceſſen, wegen der vom Grafen Badeni behaupteten Delicte, gegen die von ihm bezeichneten rutheniſchen Geiſtlichen und Bauern durchgeführt. Das Ergebnis dieſer Wahlproceſſe, ſoweit es für die Beurtheilung der Rede des Grafen Badeni vom 7. April d. J. in Betracht kommt, hat der Abg. Okuniewſki in einem am 12. d. M. im Abgeordnetenhauſe überreichten Dringlichkeitsantrag zuſammengefaſst, deſſen Inhalt merkwürdigerweiſe bisher von der ganzen Tagespreſſe mit Stillſchweigen übergangen wurde, obzwar er vielleicht das charakteriſtiſcheſte Document für die Beurtheilung der Glaubwürdigkeit parlamentariſcher Behauptungen des Grafen Badeni iſt. Im Dringlichkeitsantrag werden unter ſechs Geſichtspunkten den Behauptungen des Grafen Badeni die Ergebniſſe der vor den Gerichten abgeführten Strafproceſſe gegenübergeſtellt. Und in allen ſechs Punkten ſind ſämmtliche Behauptungen des Grafen Badeni — vollgezählte 31 Stück an Zahl — bei den gerichtlichen Verhandlungen — vor galiziſchen Gerichten! wohlgemerkt — durch beeidete Zeugenausſagen und beglaubigte Urkunden als unrichtig befunden worden. Rutheniſche Geiſtliche und Wähler, die er in ſeiner Rede namentlich gewiſſer Delicte beſchuldigt hatte, wurden freigeſprochen, oder nach erfolgloſer Unterſuchung gar nicht angeklagt, in einzelnen Fällen auf Grund dieſer Ergebniſſe die Regierungsorgane in ſtrafgerichtliche Unterſuchung gezogen, ein Vertrauensmann der Regierung wurde ſogar noch während der Verhandlung gegen die Opfer ſeiner Ausſagen wegen wiſſentlich falſcher Zeugenausſage zu einer fünfmonatlichen Kerkerſtrafe verurtheilt und noch ſelbigen Tages aus dem Saal, den er als Kronzeuge betreten, als verurtheilter Meineidiger in den Kerker abgeführt. Der Dringlichkeitsantrag Okuniewſki ſchließt mit der zuſammenfaſſenden Bemerkung, „daſs Se. Excellenz Graf Badeni durch ſeine eigenen, in der Debatte vom 7. April gemachten und die rutheniſche Nation ſchwer beleidigenden Ausführungen, wie auch durch die Mittheilung obiger falſcher Berichte die regierenden Kreiſe, die öffentliche Meinung und dieſes hohe Haus in der offenbaren Abſicht, die unter ſeiner Patronanz durch die galiziſchen Adminiſtrativbehörden an den Ruthenen verübten Gräuelthaten und Mißbräuche zu rechtfertigen, irregeführt hat.“ So iſt das dritte Wahrheitsduell des Grafen Badeni ausgegangen. Dutzende von gerichtlichen Zeugeneiden ſammt zugehörigen Gerichtsurtheilen und ſtaatsanwaltlichen Anträgen ſtehen ſeinen parlamentariſchen Behauptungen gegenüber.

Aus all dem Angeführten fügt ſich von ſelbſt ein Charakterbild zuſammen, wie es wohl in der ganzen miniſteriellen Geſchichte Weſteuropas ohnegleichen daſtehen dürfte. Jetzt iſt noch die Sache der Sprachenverordnungen und des Geheimerlaſſes hinzugekommen. Wenn Graf Badeni wünſcht, daſs man ſeinen neueſten Behauptungen glaubt, wird er, in ſinngemäßer Anwendung eines bekannten deutſchen Sprich-

wortes, gut daran thun, durch Vorlegung des angeblichen authentiſchen Textes ſeines Geheimerlaſſes die Welt davon zu überzeugen, daſs er in dieſem Fall die Wahrheit ſpricht. K.

Die gemeinſame Verfaſſung und der Abſolutismus in Oeſterreich.

Von Dr. Friedrich Tezner.

In ſeinem Leitartikel vom 9. d. M. tritt der „Peſter Lloyd" der bisher herrſchenden opinio communis entgegen, daſs in dem die gemeinſame Verfaſſung mitbegründenden XII. G.-A. des Jahres 1867 eine Bürgſchaft für die Erhaltung der conſtitutionellen Staatsform in Oeſterreich zu erblicken ſei. Der Autor dieſes Artikels behauptet nämlich, daſs im Sinne dieſes Geſetzes der Eintritt eines abſolutiſtiſchen Regimes in Oeſterreich eine auflöſende Bedingung zwar nicht für den Fortbeſtand der Gemeinſamkeit der dort als gemeinſam bezeichneten Gegenſtände, wohl aber für den Fortbeſtand der Gemeinſamkeit ihrer geſetzgeberiſchen Behandlung bilde. Darnach würde beim Eintritt dieſes Falles der ungariſche Reichstag das Recht erhalten ohne jedwede Ingerenz öſterreichiſcher Staatsorgane die ungariſche Quote der Koſten der gemeinſamen Angelegenheiten zu beſtimmen, und das abſolutiſtiſche Oeſterreich könnte dann ſehen, woher es das nimmt, was der Reichstag nicht bewilligt hat. Mit anderen Worten: Beim Eintritt des Abſolutismus in Oeſterreich wird das conſtitutionelle Ungarn dem abſolutiſtiſchen Oeſterreich die von ihm zu leiſtende Quote dictieren.

Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man als Vorläufer dieſes Artikels den maßloſen Angriff im Morgenblatt des „Peſter Lloyd" vom 24. September d. J. erblickt, welchen ein Herr J. Sch. in einem für ein publiciſtiſches Tagesblatt ungewöhnlichen Umfange auf eine von mir 1893(!) in der Grünhut'ſchen Zeitſchrift veröffentlichte, nur auf Fachkreiſe berechnete Abhandlung unternimmt, worin das Weſen der gemeinſamen Angelegenheiten und das Rechtsverhältnis von Ungarn zu Kroatien erörtert wird. Die von Herrn Sch. entwickelte Theorie von dem Weſen der gemeinſamen Angelegenheiten wird im „Peſter Lloyd" vom 9. d. M. mit einer gewiſſen Modification übernommen, weshalb es von Intereſſe iſt, auf dieſelbe zurückzukommen.

Ich habe in der erwähnten Abhandlung das Weſen der gemeinſamen Angelegenheiten dahin beſtimmt, daſs ſie den Complex jener ſtaatlichen Intereſſen bedeuten, hinſichtlich deren beide Staaten ſich für die Dauer der Gemeinſamkeit der Dynaſtie des Rechtes der einſeitigen, ſelbſtändigen und ſomit auch nöthigenfalls abweichenden Regelung und Erledigung begeben hätten. Auf die Herbeiführung der Einheitlichkeit des Vorgehens in dieſen Angelegenheiten laufen auch alle Beſtimmungen über ihre gemeinſame Behandlung hinaus, und dieſer Einheitlichkeit zuliebe hat der ungariſche Geſetzartikel XII: 1867 ſogar die abſolutiſtiſche Feſtſtellung der Quote durch den gemeinſamen Monarchen und mit Ueberwindung des Horror vor einer parlamentariſchen Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten durch eine einheitliche Verſammlung, die gemeinſame Abſtimmungsſitzung der Delegationen, zugelaſſen.

Demgegenüber präludiert J. Sch. beim jüngſten Artikel des „Lloyd" mit der Behauptung, die Gemeinſamkeit der Angelegenheiten, wie ſie 1867 geregelt wurde, ſchließe die Einſeitigkeit und die inhaltliche Verſchiedenheit ihrer Regelung in beiden Staaten nicht aus. Man wird ſich erſtaunt fragen, worin bei dieſer Auffaſſung der Unterſchied zwiſchen den gemeinſamen und nicht gemeinſamen Angelegenheiten beider Staaten noch beſtehe und wie man ſich das vorzuſtellen habe, daſs für die Verantwortlichkeit der gemeinſamen Miniſter, für die Rechte und Pflichten der gemeinſamen Beamten, für die Rechtsſtellung der occupierten Provinzen zwei einander widerſprechende Geſetze zu gleicher Zeit und nebeneinander Geltung behaupten können? Darauf gibt nun J. Sch. keine weitere Antwort, als daſs, was allgemein bekannt iſt, die beiden Ausgleichsgeſetze des Jahres 1867 ſich nicht inhaltlich decken. Aber durch das thatſächliche Vorkommen von Widerſprüchen in Geſetzen, welche die gemeinſamen Angelegenheiten betreffen, iſt ja nichts für die ja auch gedankenmäßig unmögliche Wirkſamkeit der widerſprechenden Geſetzesſtellen entſchieden. Entweder gelingt es in ſolchen Fällen der Interpretation, wie ſie die ſtaatliche Praxis vornimmt, das auf den erſten Blick Abweichende zu concordieren oder es erſcheint die geſetzgeberiſche Thätigkeit, ſoweit die Unvereinbarkeit ihres Ergebniſſes reicht, [illegible].

Der „Peſter Lloyd" modificiert nun die Sch.'ſche Theorie dahin, daſs [illegible] die Einſeitigkeit der Regelung der gemeinſamen Angelegenheiten [illegible] Fortdauer ihrer Gemeinſamkeit für den Fall [illegible] Oeſterreich, ſelbſt auf verfaſſungswidrigem Wege, [illegible] Ungarn. [illegible]

die geſchichtliche Thatſache zu verweiſen, daſs bereits einmal ein faſt vollkommen abſolutiſtiſches Oeſterreich einem mit Ständeverfaſſung ausgeſtatteten Ungarn gegenüberſtand und daſs in dieſer Epoche nicht etwa Ungarn dem abſoluten Monarchen der übrigen Länder in Bezug auf ſeine Beitragsleiſtung zu den Koſten der damals nur factiſch gemeinſamen Angelegenheiten dictirte, ſondern daſs umgekehrt in dieſer Frage das Machtverhältnis zu Ungunſten des ſtändiſchen Ungarn verſchoben war. Aus denſelben Gründen, welche dieſe Erſcheinung hervorgerufen haben, iſt nicht anzunehmen, daſs Ungarn ſeine gegenwärtige Machtſtellung durch ein Cooperieren mit einem abſolutiſtiſchen Oeſterreich zu befeſtigen oder auch nur zu erhalten vermöchte, und hierin hauptſächlich liegt die Erklärung für die meines Erachtens im XII. G.-A. den ungariſchen Staatsorganen deutlich auferlegte Pflicht, das Einwirken der Organe eines abſolutiſtiſchen Oeſterreich auf die gemeinſamen Angelegenheiten niemals zuzulaſſen und als verfaſſungswidrig abzulehnen. Im Geiſte des XII. G.-A. liegt in der Einführung eines abſolutiſtiſchen Regiments in Oeſterreich eine Verletzung der gemeinſamen und hierin eine Verletzung der ungariſchen Verfaſſung, welche den ungariſchen Staatsorganen nicht die Submiſſion geſtattet, ſondern ſie zur Abwehr verpflichtet. Es ſtünde auch ſchlimm um den ſtaatsmänniſchen Ruhm Deáks, wenn es den Feinden ſeiner Schöpfung möglich wäre, dieſelbe durch Förderung auch nur vorübergehender abſolutiſtiſcher Velleitäten in Oeſterreich auf der Stelle rechtlich zu vernichten.

Das leitet uns hinüber auf die Begründung, welche der „Peſter Lloyd" für ſeine eigenthümliche Auffaſſung von dem Weſen der gemeinſamen Angelegenheiten bietet. Er erblickt den Grund für das Erlöſchen der Beſtimmungen des G.-A. XII über die Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten im § 25 dieſes Geſetzartikels, welcher es als Grundbedingung des gegenwärtigen, d. i. in dem Geſetzartikel formulierten Beſchluſſes des Reichstages bezeichnet, daſs die volle Verfaſſungsmäßigkeit auch in den übrigen Ländern und Provinzen Seiner Majeſtät thatſächlich ins Leben trete, weil Ungarn nur mit der conſtitutionellen Vertretung dieſer Länder bezüglich welcher gemeinſamen Verhältniſſe immer in Berührung treten kann. Dieſe „Grundbedingung" erſcheint nun dem „Peſter Lloyd" als eine reſolutive, auflöſende, d. h. als eine ſolche, deren Eintritt das Aufhören der Wirkſamkeit der für die gemeinſame Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten geltenden Beſtimmungen zur Folge hat. Wenn man ſich aber erlauben darf, mit Pandektenjurisprudenz an dieſe Bedingung heranzutreten, ſo ſpricht ihre Faſſung mehr dafür, daſs nur der Eintritt der Wirkſamkeit des Beſchluſſes an die Bedingung der Einführung des Conſtitutionalismus in Oeſterreich geknüpft werden ſollte, daſs alſo dieſe Grundbedingung nur als aufſchiebende gedacht war. Dann begründete aber die Verwirklichung der Bedingung für die ungariſchen Staatsorgane die Pflicht, die Wahrung der conſtitutionellen Formen bei der Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten mit Nachdruck zu heiſchen, weil dieſelbe von dem ungariſchen Geſetzartikel unnachſichtig gefordert wird, nicht aber war bei dieſer dem Geiſte des XII. Artikels angepaſsten Interpretation daran gedacht, dem Reichstage das Recht zu geben, unter gleichzeitiger Feſthaltung an der Gemeinſamkeit, wie ſie in dieſem Artikel XII geregelt iſt, an der Seite einer abſolutiſtiſchen öſterreichiſchen Regierung zu marſchieren und dieſelbe lebensfähig zu machen. Laſſen wir aber ſelbſt die Bedingung des § 25 mit dem „Peſter Lloyd" als auflöſende gelten, dann erſtreckt ſich ihre auflöſende Kraft auf den ganzen Inhalt des im XII. G.-A. enthaltenen Reichstagsbeſchluſſes, weil ſie in den §§ 24 und 25 als Bedingung dieſes ganzen Inhaltes erklärt iſt und ſomit dieſen Inhalt zu einem untheilbaren macht. Dann wird, wenn man den Standpunkt des „Peſter Lloyd" conſequent feſthält, durch den Eintritt des Abſolutismus in Oeſterreich, wenn nicht gar die eingangs des Artikels XII ausgeſprochene Wiederanerkennung der pragmatiſchen Sanction nach den Vorgängen des Jahres 1848, ſo doch jedenfalls die Anerkennung der Sonderſtaatlichkeit Ungarns in der Form, wie ſie im XII. G.-A. enthalten iſt, ausgelöſcht, ferner wird in Bezug auf das Verhältnis zwiſchen Oeſterreich und Ungarn zum Mindeſten der status quo der pragmatiſchen Sanction von 1722/23 hergeſtellt und es wird auch für die wirkſame Geltendmachung neuer politiſcher Forderungen durch Croatien Raum geſchaffen. Denn in der Zerreißung des Bandes zwiſchen Oeſterreich und Ungarn und in der Ausſchaltung des öſterreichiſchen Reichsrathes von der Behandlung der gemeinſamen Angelegenheiten liegt eine fundamentale Aenderung des Verhältniſſes beider Staaten, deren Legitimität mittels Ausfüllung der hiedurch entſtehenden Verfaſſungslücke nach § 4 des XXX. G.-A. 1868 der ungar.-croat. Verfaſſung nicht der ungariſche Reichstag allein, ſondern nur zuſammen mit dem croatiſchen Landtag herzuſtellen vermag.

Es iſt nicht anzunehmen, daſs dies alles dem „Peſter Lloyd" entgangen ſein ſollte. Es handelt ſich ihm vielmehr nur um eine juriſtiſche Verbrämung der aus dem Artikel für den Kundigen wahrnehmbar [illegible] sauve qui peut. Hat man einmal die gemeinſame Behandlung der pragmatiſchen Angelegenheiten glücklich beſeitigt, dann folgt die Gemeinſamkeit der Inſtitutionen von ſelbſt [illegible] Ungarn belehren, daſs es ſein politiſches [illegible] Monarchie nicht zur Zeit ſeiner [illegible] mit einem abſolutiſtiſch regierten Oeſterreich,

ſondern nur während ſeiner organiſchen Verbindung mit dem Verfaſſungsſtaate Oeſterreich erworben und bisher auch behauptet hat.

Sollte aber dieſe Auffaſſung des Artikels eine zu ernſte und deshalb irrthümliche ſein, ſollten die Ungarn durch derartige Ausführungen über Abſolutismus und Perſonalunion nichts weiter bezwecken, als die öſterreichiſchen Parteien, insbeſondere die Obſtruction, zum Zweck der Erhaltung der alten, Ungarn günſtigen Quote einzuſchüchtern, dann iſt dieſe Drohung nur eine leere, und kann ſolange nicht ernſt genommen werden, als nicht auch andere Anzeichen dafür hervortreten, daſs die heute lebende Generation Ungarns das Verſtändnis für das Werk Deáks und die Bürgſchaften ſeines Beſtandes verloren haben ſollte.

Arbeiterſchutz und internationales Arbeiterſchutzamt.

Gegen eine internationale Arbeiterſchutzgeſetzgebung ſind hauptſächlich zwei Einwendungen erhoben worden.

Es gibt Freunde des Arbeiterſchutzes, welche von dem Coalitionsrecht der Arbeiter beſſeres erhoffen als von der Staatshilfe, der Geſetzgebung, weil ſie gegen die letztere miſstrauiſch ſind. Wo der Staat noch unfrei iſt, behaupten ſie, werde ſeine Einmiſchung in die Arbeitsverhältniſſe nicht zum Nutzen der Arbeiter ſein. Wenn aber im einzelnen Staate der ſtaatliche Arbeiterſchutz nicht wünſchenswert iſt, wozu dann gar die Propaganda für einen internationalen Arbeiterſchutz?

So begreiflich im erſten Augenblick ſolches Miſstrauen iſt, ſo hat doch nirgends die Arbeiterſchaft, wo der Staat Geſetze zu ihrem Schutze machte, deren Wiederaufhebung verlangt, und dieſe Thatſache dürfte uns den beſten Anhaltspunkt für die Wertung der Arbeiterſchutzgeſetzgebung bieten. Sehr bemerkenswert iſt in dieſer Hinſicht ein Schreiben, welches neulich einige Arbeitervereine Ruſslands an den Züricher Congreſs gerichtet haben. Obwohl die Ausführung der Fabriksgeſetze ihres Landes, ſagten ſie, in die Willkür der Beamten geſtellt ſei, dürfe man dieſelben doch nicht für wertlos halten; die ruſſiſchen Arbeiter lernten ſich dadurch allmählich als Menſchen fühlen, und mit der Arbeiterſchutzgeſetzgebung empfinde man auch das Bedürfnis politiſcher Rechte lebhafter. Hier wird alſo die Arbeiterſchutzgeſetzgebung mit der Politik in Verbindung gebracht, und zweifellos begünſtigen ihre Anfänge auch die Entwickelung des Coalitionsrechtes. Von dieſem allein die Beſſerung der Claſſenlage zu erwarten, wäre ohnehin verfehlt. Wo die Geſetzgebung mit einem Schlage eine Normalarbeitszeit einführen, die Frauen ſchützen, die Kinder bis zu einem gewiſſen Alter von der Arbeit in Fabriken und Minen ausſchlieſzen kann, und wo ſie eine Reihe wohlthätiger Anordnungen über Einrichtung der Fabriksräume und Unfallverhütung zu treffen imſtande iſt — welche groſze Mühe hat da eine Vereinigung einzelner aufzuwenden, um das Gleiche zu erreichen, welche Opfer hat ſie zu bringen und wie oft endet der Kampf unglücklich! Am wenigſten iſt es zu verſtehen, wenn die Gegner der Socialpolitik, welche die Regelung der Arbeitsverhältniſſe lediglich durch den Vertrag zwiſchen Arbeitgeber und Arbeiter beſorgen laſſen wollen, dieſen Weg einzuſchlagen empfehlen, an deſſen Rande die Entzweiung und Verbitterung wachſen, — es müſste denn ſein, daſs ſie den Kampf für einen ungleichen und den Unternehmer darin für ſtärker halten. Beſonders ſchwierig wäre es, ohne das Zuthun des Staates den Frauen- und Kinderſchutz zu verlangen.

Arbeiterſchutzgeſetzgebung und Coalitionsrecht ſind Begriffe, die ſich nicht ausſchlieſzen — ſind Werkzeuge, die eine gemeinſame Arbeit thun. In der Schweiz beiſpielsweiſe hat man wahrnehmen können, daſs die freiwillige Verkürzung der Arbeitszeit hauptſächlich von der Zeit an datiert, da der geſetzliche elfſtündige Arbeitstag eingeführt worden iſt. Mit dem Erlaſs des Fabriksgeſetzes vom Jahre 1877 und ſeinem Sicheinleben in die Sitten der Bevölkerung entſtand erſt jene allgemeine Bewegung unter den Arbeitern ſelbſt und jene humanitäre Richtung in den gebildeten Claſſen, welche zur freiwilligen Herabſetzung der Arbeitszeit in einer Reihe von Fabricationszweigen geführt hat. Es iſt heute vergeſſen, aber der Erwähnung nur umſomehr wert, daſs viele Arbeiter zuerſt die Feſtſetzung einer Normalarbeitszeit nicht wollten und in der Volksabſtimmung über das Fabriksgeſetz zu den Verwerfenden zählten. In der Folge, als man die Wohlthat der Maſzregel ſchätzen lernte, hat ſich die Stimmung ſo ſehr verändert, daſs man eine kürzere Arbeitszeit als die elfſtündige erſtrebte und gewährte. Nach einer officiellen Statiſtik vom Jahre 1891 hatten im Canton Zürich eine wöchentliche Arbeitsdauer von 65 Stunden, das geſetzliche Maximum, 395 Etabliſſements mit 21.092 Arbeitern; in 82 Etabliſſements mit 3461 Arbeitern aber betrug die Stundenzahl nur noch 65—60, in 252 mit 15.235 nur noch 60—57 und in 28 mit 861 weniger als 57 Stunden. Für ungefähr 20.000 von 44.000 Arbeitern hatte ſomit eine kürzere Arbeitszeit als die geſetzliche platzgegriffen. Aehnliche Erſcheinungen meldet ein Bericht der ſchweizeriſchen Fabriksinſpectoren aus den Cantonen der romaniſchen Schweiz, wo im Jahre 1892 702 Fabriken noch die geſetzliche Arbeitszeit von 11 Stunden hatten und 381 Fabriken unter dieſe Ziffer herabgegangen waren. Immerhin wird nach einiger Zeit wieder der Geſetzgeber eingreifen müſſen, um den zehnſtündigen Arbeitstag als Norm zu erklären, da ſonſt eine groſze Anzahl von Unternehmungen rückſtändig bliebe. Die Wirkung des Coalitionsrechtes, der Strikes, des Vertrages, mit ihrer Gutwilligkeit und Gewaltſamkeit, iſt eine bedingte und mechaniſche, die Wirkung der Geſetzgebung eine unbedingtere und mehr organiſche.

Ich glaube daher, daſs eine gute Taktik der Arbeiterſchaft das Eingreifen des Geſetzgebers nicht als ſchädlich oder geringfügig zurückweiſen wird, und daſs das Bürgerthum, ſoweit es helfen will, dem Arbeiter nicht an Stelle der Schutzgeſetzgebung die bloſze Benützung des Coalitionsrechtes empfehlen darf. Iſt das aber für den einzelnen Staat richtig, ſo hat daneben der internationale Arbeiterſchutz vollauf ſeine Berechtigung, unter welchem wir eine möglichſt gleichmäßige Ausbildung der Arbeiterſchutzgeſetzgebung in den verſchiedenen Staaten verſtehen.

Ein zweiter Einwand iſt der: Die Beſtrebungen für den internationalen Arbeiterſchutz könnten diejenigen für den nationalen zurückdrängen. In dieſem Stadium iſt die Bewegung noch nicht angekommen! Allerdings pflegt man gegen jedes Schutzgeſetz im eigenen Staate vorzubringen, es gefährde die Concurrenzfähigkeit der heimiſchen Induſtrie, aber ſichtlich liegt die Wahrheit zwiſchen dieſer Behauptung und der anderen, daſs die nationale Arbeiterſchutzgeſetzgebung vom Auslande unabhängig ſei, in der Mitte. Bis auf einen gewiſſen Punkt hat die Arbeitszeit bereits da und dort herabgeſetzt werden können, ohne daſs die Production dadurch eine Verminderung erlitt, und es iſt Sache des ſocialpolitiſchen Taktes, bei der Abfaſſung von Schutzgeſetzen das richtige Maſz einzuhalten. Gleichen vollends die Staaten mehr und mehr die Verſchiedenheiten aus, welche zwiſchen ihren Maſznahmen beſtehen, ſo wird es dem genannten Einwand zur Unmöglichkeit, auch ein Vorwand zu ſein; die Concurrenz, für welche gleiche oder doch annähernd gleiche Bedingungen hergeſtellt ſind, kann gegen die nationale Schutzgeſetzgebung nicht mehr ausgeſpielt werden. Schon Daniel Legrand, den wir als den Vater des internationalen Arbeiterſchutzes bezeichnen können, hat ſich gerade der Concurrenzfähigkeit als Argument für ſeine Idee bedient. In dem Circular vom Jahre 1857 an die europäiſchen Cabinette ſchrieb er: „Ein internationales Geſetz über die induſtrielle Arbeit iſt die einzige mögliche Löſung des groſzen ſocialen Problems: der Arbeiterclaſſe die wünſchbaren moraliſchen und materiellen Wohlthaten werden zu laſſen, ohne daſs die Induſtriellen darunter leiden und die Concurrenz zwiſchen den Induſtrien dieſer Länder die geringſte Beeinträchtigung erfährt.“

Vielleicht predige ich aber Bekehrten. Der internationale Arbeiterſchutz beſitzt ſeit der Berliner Conferenz oben wie unten eine groſze Anhängerzahl. Nicht ihn zu rechtfertigen gilt es mehr, ſondern ihm Geſtalt zu geben.

Doch läſst ſich nicht leugnen, daſs dies nicht eben leicht iſt. Man kann ſich zweierlei Form denken, in welcher es geſchehen könnte: eine internationale Arbeiterſchutzgeſetzgebung, verbindlich für alle Induſtrieſtaaten, oder Verträge zwiſchen Staaten über die Arbeiterverhältniſſe von Induſtriezweigen. Das erſte wäre eine umfaſſende, das zweite eine theilweiſe Löſung. Aber die internationale Arbeiterſchutzgeſetzgebung wird erſt der Abſchluſs einer langen Reihe geſetzgeberiſcher Leiſtungen ſein; ſie dürfte kaum früher als ein europäiſches Handelsgeſetzbuch oder Obligationenrecht das Licht erblicken — und ſelbſt für die Vereinbarung zweier oder mehrerer Staaten über die Arbeitszeit für beſtimmte Induſtrien fehlt es an jeglichem Verſuche. Die Privatinitiative der St. Galliſchen, vorarlbergiſchen und ſächſiſchen Sticker hat dieſer Tendenz gegolten, indem die Contrahenten verpflichtende Beſtimmungen über die Arbeitsdauer und einen Minimallohn aufſtellten, iſt aber damit geſcheitert. Nur dem Staate ſcheint es beſtimmt zu ſein, Verträge dieſer Art abzuſchlieſzen und aufrechtzuerhalten, aber, wie geſagt, wir kennen dafür einſtweilen kein Beiſpiel. Die Berliner Conferenz beſchränkte ſich darauf, zu erklären, was „wünſchenswert“ ſei, und eine Anzahl von Theſen aufzuſtellen, welche die Induſtrieſtaaten zu Geſetzartikeln machen ſollten.

Nun braucht man den Einfluſs nicht zu unterſchätzen, welchen die Conferenz auf die öffentliche Meinung ausgeübt hat — ich halte denſelben für einen bedeutenden — und kann gleichwohl finden, daſs er nachhaltig nur dann ſein werde, wenn zu dem Programm ein Inſtrument, um es zu verwirklichen, gelegt wird.

Dieſes Inſtrument wäre ein Arbeiterſchutzamt.

Darüber ſind auf dem Züricher Congreſs der Socialpolitiker verſchiedener Parteien, welcher im Monat Auguſt dieſes Jahres die Fragen des Arbeiterſchutzes behandelte, folgende Beſchlüſſe gefaſst worden:

„Die Theilnehmer des Congreſſes werden aufgefordert, in der Preſſe und in den Parlamenten die Regierungen zur Errichtung eines internationalen Arbeiterſchutzamtes einzuladen.

Als deſſen Aufgaben werden in Ausſicht genommen:

a) Die Sammlung, Herausgabe und Mittheilung an die intereſſierten Amtsſtellen, ſowie die Verbreitung durch den Buchhandel aller auf den Arbeiterſchutz ſich beziehenden Geſetze und anderen wichtigen amtlichen Veröffentlichungen zugleich in engliſcher, franzöſiſcher und deutſcher Sprache und ferner in ihrer Urſprache, wenn dieſe keine der drei genannten iſt;

b) die international vergleichende Bearbeitung der Arbeiterſtatiſtik (oder Socialſtatiſtik überhaupt);

Digitized by Google

c) die Ablaſſung eines **Jahresberichtes** über die von den geſetzgebenden und Verwaltungsbehörden für die Fortbildung des Arbeiterſchutzes entwickelte Thätigkeit;

d) die **Ertheilung von Auskunft und die Mittheilung orientierender Literatur;**

e) die Veranſtaltung von **Congreſſen** zur Berathung über den Fortgang der Arbeiterſchutzgeſetzgebung.

Der Congreſs ſpricht den Wunſch aus, daſs das internationale Arbeiterſchutzamt errichtet werden ſoll, **ſobald drei Staaten ſich hierzu bereit erklären.**

Der Congreſs ſpricht ſeine Anerkennung aus für die wiederholten Bemühungen des **ſchweizeriſchen Bundesrathes** um das Zuſtandekommen einer internationalen Arbeiterſchutzgeſetzgebung; er ſpricht den Wunſch aus, es möchten dieſe Beſtrebungen mit allem Nachdruck in nächſter Zeit wieder aufgenommen werden, und er ladet ſein Bureau ein, dieſen Wunſch dem ſchweizeriſchen Bundesrath in geziemender Eingabe zur Kenntnis zu bringen und dieſen gleichzeitig zu erſuchen, **bei den Regierungen Schritte für die Errichtung eines internationalen Arbeiterſchutzamtes zu thun.**"

Bereits damals, als die Schweiz ihre Delegierten zur Berliner Conferenz entſandte, gab ſie denſelben den Auftrag, anzuregen, daſs ein Organ für das Zuſammenwirken der Regierungen auf dem Gebiete des Arbeiterſchutzes geſchaffen werde, und es enthält das Protokoll der Conferenz in dieſer Richtung einige Indicationen. Doch iſt die nothwendige Centralſtelle nicht eingeſetzt, die Attribute des gewünſchten Organes ſind nicht beſtimmt worden. Sie ſind aber wohl diejenigen, welche die Reſolution des Züricher Congreſſes angibt. Denn ich denke, daſs Veröffentlichungen, wie ſie dort vorgeſehen ſind, wertvoll ſein müſsten, daſs ſie aufklärten und aneiferten und daſs zumal auch die Auskunftsertheilung durch die Kundigſten all denen, welche ſich in Geſetzgebung und Verwaltung mit dem Arbeiterſchutz beſchäftigen, höchſt willkommen wäre. Wenn wir uns nur einzig vergegenwärtigen, welchen Umfang die Geſetzgebung und Literatur der Arbeiterverſicherung ſchon angenommen hat, ſo erſcheint uns das Bedürfnis einer Sammlung und fortlaufenden ſachlichen Berichterſtattung als ein dringendes. Nicht viel anders aber iſt es oder wird es bald ſein mit den Materien der Fabriks- und Haftpflichtgeſetzgebung, des Arbeitsnachweiſes und der Arbeitsloſenverſicherung.

Schwerlich kann übrigens das Arbeiterſchutzamt zuſtande kommen, wenn nicht die Regierungen es ins Leben rufen. Auch eine Arbeitervereinigung oder das vom Züricher Congreſs eingeſetzte ſtändige Comité möchte zwar verſucht ſein, die geſetzgeberiſchen Erlaſſe aus mehreren Ländern zu ſammeln — in Belgien veröffentlicht das Arbeitsminiſterium alle auf den Arbeiterſchutz bezüglichen Actenſtücke des Königreichs in einem „Bulletin" — und etwa eine eigene Zeitſchrift, welche dieſe Mittheilungen kritiſch ergänzt, herauszugeben. Aber bald könnten ſich finanzielle Schwierigkeiten zeigen und es würde ein ausreichendes und ausdauerndes Perſonal von Ueberſetzern und Correſpondenten fehlen. Weit einfacher wird es ſein, wenn die Staaten ein neues internationales Bureau gründen, wie es ihrer ſchon einige gibt, und durch Jahresbeiträge deſſen Auskommen ſichern. Res vestra agitur! kann man den Regierungen zurufen — iſt es doch nirgends mehr möglich, die Arbeiterſchutzgeſetzgebung von der Schwelle zurückzuweiſen. Sie iſt ein wichtiger Theil jeder Landespolitik und ſelbſt der internationalen Politik geworden; ſie heiſcht ihre beſonderen Mittel, und das geſchilderte internationale Amt iſt eine faſt unerläſsliche Vorausſetzung für ihr Gelingen. Ob mehr auf nationalem Boden gethan werden ſoll, ob man mehr internationale Bildungen zu zeitigen habe, darüber brauchen wir nicht zu ſtreiten: das Arbeiterſchutzamt wird beide Felder befruchten. Untergeordneter Art auch iſt, mit welchem Namen man das Kind taufen will; nur meine ich, der hier gewählte habe immerhin den Vorzug, allgemein verſtändlich zu ſein und das Vertrauen der Arbeiterclaſſe zu erwecken.

In Oeſterreich, Belgien und der Schweiz hat der Vorſchlag allgemeinen Anklang gefunden und in Deutſchland wenigſtens in einem großen Theil der politiſchen Preſſe wie der ökonomiſchen Zeitſchriften. Es iſt nicht einzuſehen, weshalb nicht eine kleinere Anzahl von Staaten das Arbeiterſchutzamt begründen ſollten; die anderen würden zweifellos bald nachfolgen.

St. Gallen (Schweiz). Theodor Curti.

Eine Socialphiloſophie.

(Schluſs.)

Was der immanenten Teleologie [illegible] Stein die Berechtigung ab, einen ſtetigen Fortſchritt zu erwarten, aber das Weſen dieſer Macht bleibt ebenſo unklar, wie ihr Verhältnis zur Cauſalität. Er nennt (S. 39 ff.) [illegible] Buckle habe wenigſtens [illegible], daſs die Civiliſation nicht [illegible] das willkürliche Product eines zufälligen Spieles von [illegible] [illegible]

zuführen, unter denen ſich die immer gleichbleibenden Anlagen des Menſchen entfalteten (und, was Stein überſieht, auf die **Summierung** des Culturerwerbes der Jahrhunderte!). Buckle verſteige ſich zu dem Satze: „Das in einem civiliſierten Lande geborene Kind iſt wahrſcheinlich dem unter Barbaren geborenen nicht überlegen." Zwei Jahre, nachdem Buckle dieſen Satz niedergeſchrieben, ſei Darwins Werk über die Entſtehung der Arten erſchienen, welches die Geſchichte der organiſchen Welt vom Geſichtspunkte der Entwickelung aus betrachten lehre. Dieſe ſchließe die Cauſalität nicht aus, indem ſie ſie vielmehr vorausſetze. Die Cauſalität ſei nur „ein Moment der Entwickelung". Die Menſchheitsgeſchichte ſei eine Cauſalkette, aber nicht **nur** eine Cauſalkette; die Entwickelung füge das **teleologiſche** Moment, das Ueberleben des Paſſendſten, hinzu. Die Cauſalität lehre uns, daſs der Fortſchritt der Civiliſation **nothwendig** ſo vor ſich gehen muſs, wie wir ihn kennen, die Entwickelung aber lehrt, daſs er ein **glücklicher** war, indem ſich im Daſeinskampfe immer das Nützlichere und Paſſendere behauptete. Demnach ſei die Cauſalität in der Geſchichte keine ſtarr mechaniſche, ſondern eine immanent teleologiſche. Alles entwickele ſich nach oben. Der menſchliche Intellect beſitze heute Fähigkeiten, die der Culturmenſch der Vorzeit niemals beſeſſen habe, und die dem Hottentotten der Gegenwart verſagt bleiben würden, auch wenn man ihn in Europa erzöge. Das menſchliche Gehirn habe ſich eben mitentwickelt. Der antike Hellene, der Hebräer **ahnte** nicht einmal das, was wir heute Erfindungsgeiſt nennen; „die Alten **fanden** manches, aber ſie **erfanden** im Verhältnis herzlich wenig."

Hier wird nun zunächſt dem Darwinismus ein Lob geſpendet, gegen das ſich niemand lebhafter wehren wird, als die unverfälſchten Darwinianer; dieſe preiſen es bekanntlich als das Hauptverdienſt Darwins, daſs er die Teleologie für immer beſeitigt und die Cauſalität in ihr Recht als Alleinbeherrſcherin des Weltproceſſes eingeſetzt habe. Das Wort immanent thut dabei nichts zur Sache. Wenn es überhaupt einen Sinn hat, ſo kann es nur den haben, daſs der zweckſetzende Weltgeiſt nicht eine von der Welt verſchiedene Perſon, ſondern die Welt ſelbſt iſt, dieſe aber ſeine Selbſtoffenbarung oder Entfaltung. In dieſem Sinne hat E. von Hartmann nachzuweiſen verſucht, daſs die darwiniſche Cauſalität nur die Dienerin der zweckſetzenden unbewuſsten Weltvernunft ſei, und die Darwinianer ſind über dieſen Angriff auf die ihrer Anſicht nach höchſte und wertvollſte Errungenſchaft der modernen Wiſſenſchaft ſehr böſe geweſen. Zudem erregen die Wendungen: die Cauſalität reiche nicht hin zur Erklärung **aller** Erſcheinungen, und „in der Geſchichte aller Lebensphaſen" ſei die Cauſalität „keine ſtarr mechaniſche, ſondern eine immanent teleologiſche" die Vorſtellung, als ob es zweierlei Cauſalitäten gebe, eine mechaniſche, die zur Erklärung der mechaniſchen Veränderungen in der Natur hinreiche, und eine immanent teleologiſche, die etwa mit der Entſtehung der niederſten Organismen zu walten anfange. Als ob überhaupt Organismen hätten entſtehen können, wenn ihnen nicht durch den zweckmäßigen Bau der Erdoberfläche und durch die Rotation der Erde um die Sonne in der richtigen Entfernung der Wohnplatz zubereitet worden wäre! Wie ſchön, einfach und klar haben doch die Scholaſtiker das Verhältnis von Cauſalität und Teleologie ausgeſprochen, indem ſie causae efficientes und causae finales unterſchieden! Die causa finalis iſt die causa prima, die causae efficientes ſind die causae secundae. Die Urſache der Entſtehung eines Hauſes iſt der Wille des Bauherrn, oder ſofern dieſer Wille nicht ohne Intelligenz gedacht werden kann, die Idee des Hauſes in ſeinem Kopfe (in dieſem Falle ſpaltet ſich allerdings die causa finalis gewöhnlich in zwei, da die confuſe Idee im Kopfe des bauluſtigen Philiſters der Ergänzung durch die klarere des Architekten bedarf), die causae efficientes aber ſind die nach der Anordnung des Baumeiſters thätigen Werkleute. Die Cauſalität iſt weiter nichts als die unverbrüchliche Ordnung, in welcher der Weltbaumeiſter ſeine Materialien und Maſchinen ſpielen läſst, um ſeine Zwecke zu verwirklichen.

Was dann die Thatſachen anlangt, die Buckle und Stein für ihre von einander abweichenden Anſichten über den Fortſchritt benutzen, ſo glaube ich, daſs jener ſie richtiger geſehen hat als dieſer; nur der Satz Buckles, daſs das Europäerkind dem Kinde eines wilden Stammes nicht überlegen ſei, iſt als Irrthum zu bezeichnen, ſofern doch ſelbſtverſtändlich Durchſchnittskinder gemeint ſind, und nicht etwa europäiſche Idioten mit hervorragend begabten Wilden verglichen werden ſollen. Beide, ſowohl Buckle als Stein, nehmen an, daſs man im heutigen braunen oder ſchwarzen Menſchen den Urmenſchen vor ſich habe. Aber das iſt eine ganz willkürliche Annahme. Wir kennen den Urmenſchen nicht, und werden ihn niemals kennen lernen, denn er hat uns nichts Schriftliches hinterlaſſen, woraus wir ſein Geiſtesleben beurtheilen könnten. Wenn gefragt wird, ob die geiſtigen Anlagen des Menſchen im Laufe der hiſtoriſchen Zeit eine Steigerung erfahren haben, muſs man das heutige deutſche Kind nicht mit dem heutigen [illegible], ſondern mit einem Kinde eines der Völker vergleichen, [illegible] unſerer Cultur verrichten, alſo vor allem [illegible]. Das thut nun zwar Stein, aber er wählt [illegible] aus, um daran die Probe zu machen? [illegible] Wie alt iſt denn die bei uns; [illegible] daſs die löbliche Zunft der Goldmacher

Digitized by Google

das Erfinden beſorgte? Iſt nicht eigentlich erſt durch Ediſon das methodiſche Erfinden wirklich in Gang gekommen? So wäre alſo das Gehirn der Culturvölker von Archimedes bis zu den Tagen des Porzellan-Böttger gar nicht, und in den darauffolgenden anderthalbhundert Jahren ganz enorm gewachſen? Wo bliebe da die Geſetzmäßigkeit der Entwickelung? Und wie ſtimmt damit, was Stein auf Seite 43 von Leibniz ſagt? Er meint da, der Rieſenaufgabe, die Geltung des Entwickelungsgeſetzes in der Geſammtgeſchichte der Menſchheit nachzuweiſen, würde nur ein Univerſalgenie gewachſen ſein. „Leibniz .... war vielleicht der letzte Menſch, der .... dieſes Stoffes Herr geworden wäre. Unzuläſſig iſt es aber, dieſe für einen Epigonen unlösbare Rieſenaufgabe hinauszuſchieben, bis uns ein zweiter Leibniz erſtehen würde.“ Müſsten nicht nach der Annahme ſtetiger Gehirnvergrößerung oder Gehirnverfeinerung die Epigonen ſtets den Vorfahren überlegen ſein? Stein muſs, als er dieſe Betrachtung niederſchrieb, auf einige Augenblicke alles vergeſſen haben, was er von den Alten weiß — und er weiß ſehr viel von ihnen, kennt er doch ihre Philoſophie aus dem Grunde — ſonſt könnte es ihm auch nicht im Traume eingefallen ſein, zu behaupten, daſs wir ihnen in der Denkkraft oder in irgend einer anderen weſentlichen Anlage überlegen ſeien. Es iſt möglich, daſs wir Heutigen uns gewiſſer Gehirnpartien erfreuen, die ihnen abgiengen. So z. B. — ein Umſtand, dem Auguſt Weismann eine intereſſante Betrachtung gewidmet hat — würde wahrſcheinlich ein höchſt muſikaliſcher Hellene eine Beethoven'ſche Symphonie für einen ſinnloſen Lärm gehalten haben, weil ſich die zur Auffaſſung einer vielſtimmigen Harmonie erforderlichen Gehirnzellen oder Gehirnwindungen nur in Wechſelwirkung mit der Ausbildung der polyphonen Muſik bilden konnten. So mag das moderne Kind vielleicht auch ſchon mit der Anlage für ſchwierige Berechnungen oder zum raſchen Verſtändnis der Schrift geboren werden. Aber alle ſolche einzelnen Virtuoſitäten erheben die durchſchnittliche Denkkraft des modernen Menſchen nicht über die des Hellenen und befähigen ſie nicht zu größeren Leiſtungen; wenn wir Heutigen auf vielen Gebieten weit mehr leiſten, als die Alten zu leiſten vermochten, ſo verdanken wir das nicht einer höheren Organiſation unſeres Gehirns, ſondern dem wohlgefügten Rüſtzeug von Kenntniſſen, das wir in der Schule empfangen und gebrauchen lernen (mitunter auch nicht gebrauchen lernen), geradeſo wie der heutige Menſch ſpielend einen Laſtwagen in die Höhe hebt, nicht weil ſein Arm rieſenſtark geworden wäre, ſondern weil er ſich eines Dampfkrahnes bedienen kann. Es iſt wahr, daſs die Griechen in der Naturwiſſenſchaft merkwürdig wenig und in der Vervollkommnung der von den Orientalen übernommenen Technik ſo gut wie nichts geleiſtet haben. Ein däniſcher Pfarrer, Martenſen Larſen, weist beinahe überzeugend nach, daſs es der Polytheismus geweſen ſei, was den Alten das Weſen der Natur verhüllt und den Zugang zur verſtändigen Auffaſſung der Naturerſcheinungen verſperrt habe. Man wird außerdem in Betracht ziehen müſſen, daſs die lebhafte Neigung der Griechen, alle Erſcheinungen äſthetiſch zu würdigen und zu genießen, von dem Geſchäft der wiſſenſchaftlichen Zergliederung abzog, daſs ſich die Forſchung ſeit Sokrates, der ein tieferes Eindringen in die Naturerkenntnis für Zeitverſchwendung erklärte, einſeitig dem Seelenleben zuwandte, daſs der Stachel der Noth fehlte, der uns Nordländer ſeit 100 Jahren durch Uebervölkerung und Concurrenz zum Erfinden zwingt, und daſs zudem die Culturentwickelung der Hellenen durch den Verluſt der politiſchen Selbſtändigkeit gewaltſam abgebrochen worden iſt. Wenn wir ſolchergeſtalt die Begabung der Culturvölker ſeit Jahrtauſenden unverändert, gleichzeitig aber neben uns Naturvölker ſehen, denen die Fähigkeit zu höherer Cultur verſagt zu ſein ſcheint, ſo liegt der Schluſs nahe, daſs es eben von Anfang an verſchieden begabte Menſchenraſſen gegeben hat.

Auf der Annahme, daſs wir in den Zuſtänden der heute noch vorhandenen Naturvölker den Zuſtand der Urmenſchen zu ſehen haben, beruht auch die Betrachtung, die Stein über Ehe und Familie anſtellt. Die Forderung der Monogamie gehört nach ihm zu den Imperativen, welche die Geſellſchaft in Zukunft nicht mehr der Religion oder der Willkür eines Despoten, ſondern der Wiſſenſchaft entnehmen ſoll. Die Wiſſenſchaft lehre, daſs ſich das Verhältnis der Geſchlechter bei den Menſchen von der Promiscuität durch die Punaluafamilie, die mutterrechtliche Familie, die Paarungsfamilie und die Polygamie zur Einehe entwickelt habe, daſs dieſe letzte Form des Geſchlechtsverkehrs auch die derzeit höchſte und die für das Gedeihen und die Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts vortheilhafteſte ſei, und daraus folge, daſs ſie nicht mehr mit einer niederen Form vertauſcht werden dürfe. Daſs die Monogamie die höchſte, edelſte und dem Gedeihen des Menſchengeſchlechtes förderlichſte Form des Verhältniſſes der Geſchlechter iſt, das läſst ſich freilich nicht beſtreiten, die tägliche Erfahrung lehrt es, und der daraus ſich ergebende ſociale Imperativ iſt unabweisbar. Aber alles dieſes ſteht feſt, ohne daſs wir irgend etwas über die Entwickelungsgeſchichte der Familie wüſsten, ſo daſs alſo jener aus Vernunft und Erfahrung erwachſene Imperativ der Kenntnis der Urfamilie gar nicht bedarf; auch iſt deren Entwickelungsgeſchichte nicht ſonderlich geeignet, den Imperativ zu ſtützen, da es ja ſo blutwenig iſt, was wir davon wiſſen, was übrigens Stein ſelbſt eingeſteht. Die Punaluafamilie iſt des Anſehens nicht wert, das von ihr gemacht wird, denn wer bürgt uns dafür, daſs die Urfamilie geradeſo ausgeſehen hat, wie die des Indianerſtammes, deſſen Verfaſſung Morgan beſchreibt, und die Polygamie kann nicht Vorſtufe der Monogamie geweſen ſein. Denn ſie kann niemals allgemein ſein, aus dem einfachen Grunde, weil es niemals doppelt oder gar vier- oder zehnmal ſo viel Weiber als Männer gibt; die Polygamie iſt nur den Reichen und Vornehmen möglich, ſie ſetzt alſo eine ſtarke Differenzierung der Stände und des Vermögens, alſo eine höhere Culturſtufe voraus. Die Monogamie iſt beim Menſchen ſo gut das Natürliche und wahrſcheinlich das Urſprüngliche, wie bei unſern Singvögeln. Die Abweichungen ſind nicht Vorſtufen, ſondern Abnormitäten. Abnormitäten übrigens, die auch ihrerſeits in der Natur begründet und daher niemals ganz zu beſeitigen ſind, ſo daſs gerade im Intereſſe der monogamen Familie gewiſs Formen der Abweichung geduldet werden müſſen. Mit dem Satze, daſs zwar das Weib monogam, der Mann aber polygam angelegt ſei, hat E. von Hartmann uns eine von den natürlichen Urſachen der Abweichungen angegeben. Die höchſte und vollkommenſte Form des Verkehrs der Geſchlechter bleibt die höchſte und vollkommenſte, gleichviel, ob die unvollkommenen Formen ihre Vorſtufen oder ihre Begleiterſcheinungen ſind.

Es liegt in Steins Optimismus, daſs er auch die Freiheit fortſchreiten läſst. Hartman hat die Formel aufgeſtellt, der civiliſierte Menſch erkaufe ſeine relative Unabhängigkeit von der Natur mit größerer Abhängigkeit von den Menſchen; Stein ſagt: das Quentchen g e ſ i ch e r t e r Freiheit, deſſen ſich der civiliſierte Menſch erfreut, iſt mehr wert als die Scheinfreiheit des Naturmenſchen. Das viel umſtrittene Thema iſt zu umfangreich, als daſs ich mich hier tiefer hineinwagen dürfte. Ich beſchränke mich auf die Bemerkung, daſs die Freiheit der man ſich in älteren Zeiten erfreut hat und heute noch in einfacheren Verhältniſſen und in abſeits von der Cultur liegenden Gegenden erfreut, dadurch noch nicht zur Scheinfreiheit wird, daſs man dort leicht todtgeſchlagen werden kann; bis man todtgeſchlagen wird, iſt man eben wirklich frei. Wir erkaufen die Sicherheit mit Opfern von Freiheit, und beide Güter ſind eben verſchiedene Güter; welches von beiden man vorzieht, das iſt Geſchmacksſache, aber man darf nicht ſagen: „wir ſind freier geworden, wenn wir nur mehr Sicherheit gewonnen, den Zuſtand des wilden Pferdes mit dem des Karrengauls vertauſcht haben“. Uebrigens wäre der ſteife weiße Kragen, den der ſchweizer Bauer um keinen Preis entbehren will, und den Stein als Beiſpiel für die Feſſeln nennt, die ſich der Culturmenſch freiwillig anlegt, ein vortrefflich geeigneter Haken, um eine ganze Kette culturgeſchichtlicher, pſychologiſcher und geſchichtsphiloſophiſcher Betrachtungen dranzuhängen. Man würde dabei einerſeits an den braunen Jüngling in der Südſee erinnern, der ſich aus Gehorſam gegen die Volksſitte und aus Eitelkeit den lächerlichſten Ceremonien und den ſchmerzhafteſten Operationen unterwirft, andererſeits an den vornehmen Radler, deſſen Tracht geeignet erſcheint, den ſteifen Kragen um ſein Anſehen bei der Bauernſchaft zu bringen, und endlich an die Freiheit der Umgangsformen, durch die ſich wahrhaft vornehme Geſellſchaftsclaſſen und hochgebildete Zeiten — wie die des Perikles und die der Renaiſſance — auszuzeichnen pflegen.

Es gereicht einem Werke nicht zur Unehre, wenn es an vielen Stellen den Widerſpruch herausfordert und dadurch die Gedankenbewegung in friſchem Fluſſe erhält. Möge Steins Buch, das durch die Großartigkeit ſeines Planes und den Reichthum ſeines Inhaltes einen hervorragenden Platz unter den neueren Erſcheinungen beanſprucht, ſowohl auf dieſe Weiſe, als auch mehr noch durch die zahlreichen poſitiven Belehrungen und Anregungen, die es enthält, in recht weiten Kreiſen wirken!

Neiſſe. Karl Jentſch.

Walt Whitman.

Ein Beitrag zur Literatur und Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts.
Von Dr. Karl Federn.

Die amerikaniſche Cultur iſt eine der eigenthümlichſten Erſcheinungen der Weltgeſchichte. Sie gleicht einem ſeltſamen Kinde, das die Vergangenheit eines uralten Mannes hinter ſich hat und dennoch jung und neu der Zukunft entgegenlebt. Sie iſt das Product eines jugendlich kräftigen, urwüchſigen Volkes, das über alle Errungenſchaften einer tauſendjährigen Cultur verfügt, ja dieſelben mit ungeheurer, in der Raſſe liegender Triebkraft ſtets vermehrt und vorwärts drängt. Es iſt ein Vorgang, der ſich mit der ſo oft vorgekommenen Uebernahme alter Culturen durch neue Völkerſtämme, wie etwa der claſſiſchen Cultur durch die Germanen, der europäiſchen durch die Japaner nicht vergleichen läſst. Denn es ſind weder Barbarenſtämme, noch Völker mit fremdartiger Cultur, die die unſere aufnehmen, ſondern es ſind die Sprösslinge unſerer eigenen Civiliſation, die Kinder und Enkel Europas, in die geſchichtliche Lage eines eingewanderten Urvolkes verſetzt.

Da iſt es nicht zu verwundern, wenn wir in der amerikaniſchen Literatur Erſcheinungen begegnen, welche gleichzeitig die Züge höchſter geiſtiger Entwickelung und des erſten Stammelns der Urzeiten tragen. Je größer, je origineller, je mehr aus der Tiefe ſeines Weſens ſchöpfend ein Dichter in Amerika auftrat, je inniger er das ihn umgebende Leben und Treiben empfand und aufnahm, deſto mehr muſste er dieſe Zwieſpältigkeit der amerikaniſchen Cultur zum Ausdruck bringen. Und es zeigt nur, wie ſehr die Entfernung der literariſchen Kreiſe vom Leben

Digitized by Google

des Volkes, die Salon- und Bibliotheksluft, die ſie zu athmen gewohnt ſind, die kritiſch hiſtoriſchen Formeln, in die ſie ſich eingeſponnen, ihren Blick getrübt haben, wenn die gebildeten Kreiſe Amerikas ſich noch immer dagegen ſträuben wollen, in Walt Whitman ihren vollkommenſten, ihren originalſten, ihren großartigſten Dichter zu erkennen.

Er iſt aus dem Volke hervorgegangen, der Sohn eines Zimmermannes, er ſelbſt urſprünglich ein Schriftſetzer, und hat im Volk gelebt, wie es die fahrenden Sänger und Rhapſoden der älteſten Zeiten gethan; gleichzeitig wuſste er, ohne viel Zeit darauf zu verwenden, ohne Körper und Geiſt im Schulſtudium zu erſchöpfen, ſich das Beſte von der Kunſt und dem Wiſſen unſerer Zeit zu eigen zu machen. Seine Dichtungen ſind einfach und formlos wie die Lieder der Pſalmen oder die hilfloſen Verſe der Edda, aber dafür weht in ihnen derſelbe urkräftige Athem, erfüllt ſie derſelbe hinreißende Enthuſiasmus und derſelbe furchtbare Ernſt. Sowie man die älteſten, aus rohen Blöcken aufgeführten Mauern griechiſcher Bauten cyklopiſche Mauern genannt hat, ſo möchte man ſeine Verſe cyklopiſche Verſe nennen; aber dieſe ungefügen Metra verkünden Ideen, welche die letzte Frucht und das reifſte Ergebnis des neunzehnten Jahrhunderts ſind. Eine frei-rhythmiſche Diction, gehäufte Parallelen, Bilder und Empfindungen aus den Gründen der Menſchheit geholt, eine Natürlichkeit und Volksthümlichkeit gleich der des alten Teſtamentes oder der Geſänge Homers — aber das erſte Gedicht dieſes Sängers aus fernſter Vergangenheit ſchließt mit den Worten: „Den modernen Menſchen ſing' ich."

Ja, er nahm modernes Leben auf, wie es kein anderer Dichter gethan hat, er nahm es in ſeiner Fülle, mit ſeinen Städten, ſeinen Maſchinen, ſeinen Fabriken und ſeiner Politik, er nahm es als das völlig Natürliche, als das, was ihn allſeits umgab, ohne die Qual des hiſtoriſchen Standpunktes, er fand nie ein Wort zu modern, um es zu gebrauchen, er griff in das Leben ſeiner Zeit ſo voll und naiv, wie die Dichter der Bibel und der Antike oder der Renaiſſance in das ihre griffen. Er fand nichts darin unpoetiſch, und mehr als irgend ein anderer wird er der Zukunft als der Sänger unſerer Epoche erſcheinen müſſen. Er ſprach nicht nur ganz aus ſeiner Zeit, er ſprach auch ganz aus ſeinem Lande und ſeiner Nation. Emerſon ſagte im „Dichter": „Wir haben bisher in Amerika noch kein Genie gehabt, das mit tyranniſchem Auge den Wert unſeres unvergleichlichen Materials erkannt hätte und in der Barbarei und dem Materialismus unſerer Zeit einen anderen Carneval derſelben Götter ſehen würde, deren Bild er im Homer ſo ſehr bewundert ..... Der Handel des Nordens, die Pflanzungen des Südens, Oregon und Texas ſind noch unbeſungen. Und doch iſt Amerika in unſeren Augen ein Gedicht, ſeine mächtige Geographie blendet die Phantaſie, und es wird auf ſeine Metra nicht lange mehr warten müſſen." Die Prophezeiung war bereits erfüllt, der Mann ſchon geboren, nur noch zehn Jahre, und die Metra erſchienen, von Emerſon zuerſt begrüßt, aber auch von Emerſon nicht völlig erkannt. Walt Whitmans Lieder ſind in der That der „Sang von Amerika". Amerikas Gebirge und Urwälder, ſeine Rieſenſtröme und Prairien, ſeine jungen Staaten des Weſtens, und vor allem ſeine gewaltigen Städte mit ihrer ſtrömenden und energiſchen Bevölkerung, ſie haben dies Buch geſchaffen und ſind in ihm geſpiegelt. „Ich habe das Geſetz meiner eigenen Poeſie gefunden", ſchrieb Whitman im Herbſt 1879 in ſein Tagebuch, als er auf dem Gipfel des Kenoſha, dem „Rückgrat Amerikas", ſtand. Eine ſeiner „Widmungen" iſt „an fremde Länder" gerichtet und lautet:

„Ich hörte, Ihr fragtet nach etwas, zu proben dies Räthſel, die neue Welt,
Und Amerika zu erklären, ſeine athletiſche Demokratie,
Darum ſende ich Euch meine Gedichte, daſs Ihr in ihnen ſchauet, was Ihr begehrt!"

Ich wundere mich, daſs nicht jedem Amerikaner, und wäre er noch ſo ſehr in Decenz und gutem Ton und falſcher Ariſtokratie erſtarrt, das Herz ſchwillt bei den Verſen der Ode: „Du Mutter mit der gleichen Brut!" oder des Gedichtes: „Pionniere! Pionniere!" Mich wundert's, daſs ſie nicht in allen Schulen auswendig gelernt werden; ſie ſind ſo voll elektriſcher, zündender Glut, daſs ihnen das nicht ſchaden kann.

Aber mehr noch als daſs er ſeiner Zeit und ſeinem Volke ſang beruht ſeine Originalität darauf, daſs er ganz und gar ſein eigenes Weſen, ſein Ich zum Ausdruck brachte, vollkommener und urſprünglicher als vielleicht irgend ein anderer Dichter, denn er hat nie Verſe gemacht, kaum gefeilt, ſeine Empfindungen und [illegible] nicht in Formen gegoſſen, [illegible] einfach und vielfach [illegible] und dunkel [illegible] oder kaum [illegible] geſtaltet vor [illegible] ſie [illegible] auftauchten, hervorgequollen und [illegible]. Daher iſt es denn manchmal nur ein Stottern und Stammeln [illegible] oder ein Schrei der Luſt und keineswegs [illegible] und [illegible] Singen. Aber jeder Vers iſt ein [illegible], der [illegible] der Kraft des Schwunges vibrirt [illegible] Hand verräth, aus der er [illegible]

aber was für Glieder, der Torſo eines Giganten! „Ein Buch kam im letzten Sommer in New-York heraus", ſchrieb Emerſon an Carlyle, „ein Ungethüm von unbeſchriebener Art, aber mit ſchrecklichen Augen und Büffelkraft, und unbeſtreitbar amerikaniſch." Es liegt in der That etwas Thieriſches in ihm, die Unſchuld, die zottige Rauheit, die ſpielende Luſt des Thieres; und eine „brutale Kraft" haben ſelbſt die erbittertſten Tadler ihm zugeſtehen wollen; aber dieſe brutale Kraft iſt gezügelt von einer alles überſtrahlenden Menſchenliebe und Güte und gehoben von der höchſten ſittlichen und prophetiſchen Begeiſterung. Ein phyſiſch und pſychiſch vollkommener Menſch iſt auferſtanden, der ſich die Unſchuld und Kraft der Menſchenvorzeit bewahrt hat, der gleichſam aus längſt vergangenen bibliſchen Epochen mitgeſchritten iſt, alle Geſchichte und alle Leiſtungen der Zwiſchenzeit verfolgt und in ſich aufgenommen hat und nun plötzlich hervortritt und wie ein neuer Meſſias ſeine Stimme erhebt, um die von der Natur Verirrten zu ihr zurückzuführen, ohne daſs ſie dabei das Wertvolle von dem, was ſie indeſſen errungen, einbüßen, wohl aber das wieder gewinnen ſollen, was ſie auf dem Wege zur Cultur verloren haben.

Seiner Formloſigkeit war er ſich wohl bewuſst, aber auch der unerſetzlichen Urſprünglichkeit ſeiner Dichtung:

„Ich bin ungezähmt wie der gefleckte Falke und unüberſetzbar,
Und ich laſſe meinen barbariſchen Raubvogelſchrei ertönen über die Dächer der Welt."

„Grashalme" hat er die Gedichte genannt, als wollte er ſagen: Keine Garten-, nicht einmal Feldblumen, keine zarten, farbigen Sterne mit geordneten Kreiſen der Staubgefäße bring' ich euch, ſondern das ganz Gewöhnliche, Ungeſchätzte, was ihr mit Füßen tretet, und was doch der Frühlingserde ihre Farbe gibt und ſie euren Augen ſanft und erträglich macht, ohne das die Blumen ſelbſt unerträglich aus dem öden, nackten Erdboden ſprießen müſſten, das bring' ich euch. Hier wie überall wollte er zeigen, daſs es nichts Niedriges, nichts Unheiliges, nichts Gemeines und keinen Gemeinplatz gibt, daſs alles in der Natur Gottes Werk und gleich herrlich iſt, ſowie ein vom Geiſt erleuchtetes Auge es ſchaut. In einer ſeiner „Widmungen" ſchrieb er für ſein Buch die einfache Ankündigung:

„Schließt nicht eure Thore vor mir, ihr ſtolzen Bibliotheken!
Das was auf all euren wohlgefüllten Geſimſen fehlt und am meiſten gebraucht wird, das bring' ich,
Aus dem Krieg auftauchend, hab' ich ein Buch geſchrieben,
Die Worte meines Buches gar nichts, der Zug darin alles,
Denn das Geheime, Unausgeſprochene wird auf jeder Seite zittern."

Und er durfte das ſagen. Eben dadurch, daß er ſich von keiner Form einzwängen ließ, vermochte er es wie kein anderer, das „Geheime, Unausgeſprochene" in ſeinen Gedichten mittönen zu laſſen und ſeine ganze Perſönlichkeit in ſein Buch zu legen, die geſündeſte, kraft- und liebevollſte, lebensfreudigſte Perſönlichkeit, die ſeit Wolfgang Goethe auf Erden wandelte.

„Well, he looks like a man!" ſagte Abraham Lincoln, als er ihn zum erſtenmale ſah, mit beinahe denſelben Worten, die Napoleon beim Eintritt Goethes gebrauchte. Eine prachtvolle Erſcheinung von auffallender, männlicher Schönheit, das Geſicht von Güte und Milde wie überflutet — noch die Bilder aus hohem Alter haben etwas von dem Zauber, der ihn ſelbſt umgab. Darüber ſind alle einig, daſs ein ſeltſamer, feſſelnder Magnetismus von ihm ausgieng — war es ſeine Stimme, war es die Aura, die ihn umgab — faſt niemand hat ſich dem überwältigenden Eindruck entziehen können. Ungezählte Beiſpiele ſind hievon berichtet, Leute giengen wie trunken, begeiſtert, die mit ihm geſprochen; Schildwachen haben unwillkürlich vor ihm präſentiert, Wagen angehalten, weil die Inſaſſen fragen wollten, wer er ſei. Immer gleich unbefangen, gleich liebevoll, bewegte er ſich unter den Vornehmſten wie unter den Geringſten; keinen Menſchen hat er gehaſst, keinen verachtet, keinen gefürchtet. Nie hat ihn jemand zornig, nie jemand erſchrocken geſehen; nie hat ihn jemand ſpotten, nie jemand ein zweideutiges Wort von ihm gehört. Unter Kranken, Bettlern und Verbrechern gieng er gleich dem Heiland, hatte für jeden einen Liebesdienſt oder ein brüderliches Wort, für den Elendeſten und Verkommenſten, von dem alle anderen ſich mit Ekel wendeten, hatte er nicht nur Hilfe, ſondern einen Händedruck, einen Kuſs.

Ich ſagte, er ſpricht ganz aus ſich ſelbſt, und daſs er 52 Lieder herausgab, die er den „Sang von mir ſelbſt" nannte, das haben ihm unverſtändige Kritiker als unleidliche Unbeſcheidenheit vorgeworfen, obgleich die erſten Zeilen des erſten Liedes ſie des tiefen Sinnes, der darin lag, hätte belehren können.

„Ich feiere mich ſelbſt und ſinge mich ſelbſt,
Und was ich mir anmaße, ſollt ihr euch anmaßen,
Denn jedes Atom, das mein iſt, iſt ebenſogut auch euer."

oder der Anfang des neunundzwanzigſten Liedes:

„Walt Whitman, ein Koſmos, von Manhattan der Sohn,
[illegible] und trinkt und zeugt,
[illegible] Männern und Weibern ſteht, noch abſeits von ihnen,
[illegible] n."

[illegible], die ſich im Menſchenhirn ſpiegelt, kann [illegible] n, und indem er [illegible]

reiches Ich zum großen Ich der Menſchheit erweiterte, konnte er in ſeinem Selbſt das All beſingen.

Er iſt groß und allumfaſſend. Er war überall zu Hauſe und beſaß im äußerſten Maße wie Mirabeau „Le don terrible de la familiarité". Er grüßte alle und alles. Kein Inſect, kein Blatt, kein Grashalm, und vor allem kein Menſch ſchien ihm gering, und kein Theil eines Menſchen. Vielleicht kein Menſch hat ſich ſo mit allen Sinnen in die Natur verſenkt. Nur in Knut Hamſuns „Pan" hab' ich Aehnliches gefunden. „Wenn ich das Können Homers und Shakeſpeares wählen könnte," ſchrieb er „ich würde darauf verzichten, wenn ich das Wogen einer Meereswelle in mein Gedicht bringen könnte." Und wer die Oden „Seetrieb" oder „Aus der Wiege, endlos ſchaukelnd" lieſt, der wird finden, daſs ſein Wunſch erfüllt war, daſs das geheimſte Leben der Natur, der ſalzige Duft und das Rauſchen des Meeres, der Sturm, die Mondnacht und der Schmerz des klagenden Vogels von dieſem Menſchen ergriffen und in ſeine Verſe gebracht worden ſind. In der folgenden, bereits berühmten Stelle aus dem „Sang von mir ſelbſt" hat er eine Wanderung durch eine Sommernacht geſchildert:

„Ich bin, der da wandelt mit der zarten und ſteigenden Nacht,
Ich rufe der Erde und See, die halb von der Nacht umſchlungen.
Drücke mich feſt an dich, bloßbuſige Nacht — drücke mich feſt an dich,
magnetiſche, näheende Nacht!
Nacht der Südwinde, — Nacht der großen wenigen Sterne,
Still nickende Nacht — raſende, nackte Sommernacht!

Lächle, o wollüſtige Kühle athmende Erde!
Erde der ſchlummernden flüſſigen Bäume!
Erde des fernen Sonnenuntergangs! — Erde der Berge mit Nebelſpitzen!
Erde des gläſernen Guſſes des vollen Monds, der leicht mit Blau gefärbt!
Erde des Glitzerns und der dunkeln Flecken in der feuchten Flut des Stromes!
Erde des klaren Grau's der Wolken, die heller und klarer um meinetwillen!
Weitgedehnte, umrundete Erde — reiche apfelblütige Erde!
Lächle, denn es kommt, der dich liebt!

Verſchwenderin, du haſt mir Liebe gegeben —
Darum gebe auch ich dir Liebe,
O, unausſprechliche, heiße Liebe!"

Dieſer glutvolle, enthuſiaſtiſche, perſönliche Ton geht durch alle Gedichte. Ein geſunder freudiger Menſch ſpricht aus jeder Zeile. Wie wir denn überhaupt in der modernen amerikaniſchen Literatur nichts Greiſenhaftes, keine ſchwächlichen, melancholiſchen Klagen, kein Gefühl der Unzulänglichkeit, keine Spur von Decadenz und Unnatur finden, ſondern nur kraftvolle Geſundheit, Hoffnungs- und Lebensfreudigkeit, Optimismus und Thatkraft. Und bei keinem ſo ſehr wie bei Whitman. In einer Gruppe ſpäterer Gedichte, die er „Vom Mittag zu ſternichter Nacht" genannt hat, heißt eines „Excelſior", und darin finden ſich folgende Verſe:

„Wer war am glücklichſten? o, ich glaube, ich bin es, ich glaube, niemand
war glücklicher als ich!
Und wer hat die Liebe der meiſten Freunde empfangen? denn ich weiß,
was es heißt, die leidenſchaftliche Liebe vieler Freunde zu empfangen!
Und wer beſitzt einen vollkommenen und liebeerfüllten Körper? denn ich
glaube nicht, daſs einer einen vollkommeneren und liebeerfüllteren
Körper als ich beſitzt!
Und wer hat paſſende Hymnen für dieſe Erde gedichtet? denn ich bin
raſend von verzehrender Ekſtaſe, freudige Hymnen für die Erde zu
ſingen!"

In einem ſeiner früheren Gedichte nennt er ſich ſelbſt:

„Wohlgezeugt, aufgezogen von einer vollkommenen Mutter."

und weiter unten:

„Kein zierliches Dolce affettuoſo ich!
Bärtig, ſonnenverbrannt, dunkelnackig, gebieteriſch komm ich,
Auf daſs Ihr mit mir ringet um die Preiſe des Weltalls.
Denn die bringe ich jedem, der da ausharren kann, um ſie zu gewinnen."

Er war ein Menſch, der ſich unbeirrt von allen Formen und Vorurtheilen, befreit von allen Hemmungen ausſprach, ſowie im Leben, ſo in ſeinen Werken. Immer fühlen wir die ſympathiſche Nähe eines Menſchen, der direct und perſönlich ſich uns mittheilt. Wo fanden wir je Gedichte, die zum Leſer ſprachen:

„Wer du auch ſeiſt, jetzt lege ich meine Hand auf dich, damit du mein
Gedicht ſeiſt.
Ich flüſtere mit meinen Lippen nah deinem Ohr:
Ich habe viel Männer und Frauen geliebt, aber ich liebe keinen mehr als dich!
O, ich könnte ſo Herrliches von dir ſingen, ich kenne dich gut . . .
Haſt du denn bisher gewuſst, wer du ſeiſt?"

Ihm galten alle gleich, und wer nach dem Grunde und dem Leitmotiv all ſeiner Geſänge fragen würde, dem müſste das Wort „Liebe" als Antwort ertheilt werden:

„Ihr Erzähler kommender Zeiten,
Kommt, ich führe Euch unter den unbeweglichen Schleier meines Weſens,
ich will Euch ſagen, was Ihr von mir ſagen ſollt.
Nennt meinen Namen und hängt mein Bild auf als das, der am zärtlichſten
liebte,
Als des Freundes und des Geliebten, den der Freund, die Geliebte am
meiſten liebten.
Der nicht ſtolz war auf ſeine Geſänge, aber wohl auf das unermeſsliche
Meer von Liebe in ſeiner Bruſt und der es freigebig ſtrömend
ergoſs!"

oder in dem Gedichte „Die Baſis aller Metaphyſik":

„Denn unter Sokrates ſehe ich klar und unter Chriſt, dem Göttlichen, ſeh' ich:
Die Liebe des Menſchen für ſeinen Gefährten und die Neigung von Freund
zu Freund
Und des wohlvermählten Gatten zum Weibe, von Kindern und Eltern,
Von Stadt zu Stadt und von Land zu Land."

Und in dieſer unermeſslichen Menſchenliebe hat er ſich von niemandem abgeſondert und über keinen erhaben gefühlt, und ſo wie Goethe einmal ſagte, daſs er die Keime aller Verbrechen und Laſter in ſich fühle und ſo wie Goethe in den „Wanderjahren" das Weſen des Chriſtenthums darin fand, „Niedrigkeit und Armut, Spott und Verachtung, Schmach und Elend, Leiden und Tod als göttlich anzuerkennen, ja, Sünde ſelbſt und Verbrechen nicht als Hinderniſſe, ſondern als Förderniſſe des Heiligen zu verehren und liebzugewinnen", ſo ſagte auch Whitman:

„O Bewunderer, preiſet mich nicht, ſchmeichelt mir nicht, Ihr macht mich beben,
Ich ſehe, was Ihr nicht ſeht, — ich weiß, was Ihr nicht wiſst!
Im Innern der Bruſt lieg' ich befleckt und erſtickend,
Unter dem Geſicht, das ſo kühl ſcheint, wogen Höllenfluten beſtändig,
Lüſte und Bosheit verſtehe ich wohl,
Und mit Verbrechern geh' ich mit leidenſchaftlicher Liebe,
Ich fühl's, ich bin einer von ihnen, zu jenen Verbrechern und Dirnen gehör'
ich ſelbſt,
Und hinfort will ich ſie nie mehr verleugnen, denn wie kann ich mich
ſelbſt verleugnen?"

Anſtatt die göttliche Milde und Demuth dieſer Worte zu verſtehen, waren Kritiker und Publicum eng und niedrig denkend genug, um zu fragen: „Was mag der alles angeſtellt haben?"

Nur aus dieſem Gefühle unausſprechlicher Liebe und vollkommener Gleichheit iſt er der Sänger der Demokratie geworden, die für ihn eine Liebeslehre iſt, eine natürliche Gleichheit freier kräftiger Menſchen, die ſich als Kameraden und Freunde fühlen. Er dachte hiebei keineswegs an jene perverſe Gleichheit, die der Neid der Geringeren erſtrebt, die Grillparzer verwünſchte, als er ſchrieb „bis alles gleich, ei ja, weil alles niedrig", ſondern an die Gleichheit, die er ſelbſt empfand, die ſich aus der Liebe und Beſcheidenheit der Vornehmeren ergibt. Demokratiſche Freiheit und Gleichheit iſt nöthig, damit die wahren Ariſtokraten ſich entwickeln können und nicht eine künſtlich aufrechterhaltene Ariſtokratie die Herrſchaft führe: „Alle Civiliſationen, alle Regierungen", ſchrieb er, „alle Lehrſyſteme, alle Dichtung iſt da, um Individuen zu formen". Er nannte ſich den Sänger der Perſönlichkeit, der freieſten Entwickelung. Und in der That, zwiſchen richtig verſtandener Demokratie und wahrer Ariſtokratie iſt kein Widerſpruch. Die Demokratie, wenn ſie für das Menſchengeſchlecht von Wert ſein ſoll, muſs dahin führen, daſs jeder Menſch, in welcher Stellung immer, das gleiche, natürliche Selbſtgefühl, die gleiche Vornehmheit beſitze — ein Geſchlecht von „Adelsmenſchen". Jede erniedrigte, jede verhöhnte menſchliche Erſcheinung entehrt und ſchändet mich, und wenn ich der Vornehmſte und Glücklichſte wäre. Aber unſere gegenwärtige Ariſtokratie — und das Syſtem iſt in unſerer Geſellſchaft durchgeführt bis ins letzte Dorf und in die letzte Werkſtatt — findet ihre Baſis in der Erniedrigung der anderen, nicht im eigenen Wert, und darum iſt ſie ein ſolcher Krebsſchaden unſerer Cultur.

Darum verkündete Whitman ein neues Menſchenideal, das ebenſo ariſtokratiſch wie demokratiſch iſt: Männer und Weiber in glücklicher Freiheit, vollkommenen, geſunden Körpers, freier Anſchauungen ohne Kleinlichkeit, voll Selbſtgefühl, aber ohne Hochmuth, voll Güte, aber ohne Schwäche. Und er erwartet die Entwickelung in ſeinem Heimatland.

„Wenn Amerika halten wird, was es verſprach,
Wenn in dieſen Staaten hundert Millionen herrlicher Menſchen wandeln,
Wenn die Kinder der vollkommenſten Mütter das Zeichen Amerikas ſind,
Dann finden ich und die Meinen unſere erwünſchte Erfüllung."

Er wollte keine falſche Demuth, keine Beſcheidenheit der Heuchelei oder der Schwäche:

„Ich bin der Sänger des Stolzes und der Freude,
Wir haben Bücken und Ducken genug gehabt."

oder:

„Ein Mann iſt ein Trotz und eine Herausforderung.
Was ſoll das Schleichen? Hörſt du Spott und Gelächter, hörſt du das
höhniſche Echo?"

Ihm, der den Kosmos und ſeine Vollkommenheit ſang, der ein vollkommenes Menſchengeſchlecht im Geiſte ſah und ſchon heute, die Urſachen krankhafter Ungleichheit erkennend, die Gleichwertigkeit aller erkannte, konnte natürlich auch das Weib nicht minderwertig oder dem Manne unterworfen erſcheinen, und ſo iſt er der poetiſche Anwalt jener Rechtsgleichheit der Geſchlechter geworden, der die angelſächſiſchen Völker ſich mit raſchen Schritten nähern, während Europa langſam und verdroſſen nachhinkt. Er ſang von ſich ſelbſt:

„Ich bin der Dichter des Mannes, ich bin der Dichter des Weibes,
Ich ſage, es iſt ebenſo groß, ein Weib, wie ein Mann zu ſein,
Und ich ſage, es gibt nichts Größeres, denn eine Mutter von Männern."

Es iſt überall derſelbe Zug: in ganz verſchiedenen Nation und Ländern, von ganz verſchiedenen Standpunkten ausgehend, erwarten ſoviele der größten und beſten unter uns, nach Durchführung umfaſſender ſocialer und ſittlicher Reformen — die im letzten Sinne eins ſind — ein Geſchlecht von Adelsmenſchen. Goethe im Wilhelm

Digitized by Google

Tſchernyſchewski in ſeinem Roman: „Was thun?“, Ibſen, freilich verzweifelnd, in Rosmersholm; und in vielen anderen Schriften, die es nicht ſo offen ausſprechen, liegt ſeit Generationen wachſend der gleiche Gedanke am Grunde, als die höchſte, die einzige Hoffnung des Menſchengeſchlechtes.

Er freilich war ſolch ein idealer vollkommener Menſch und darum ſchritt er wie ein glücklicher König durchs Leben, geliebt von jedem, der ihn ſah, ſo daſs er ſelbſt faſt ſtaunend fragt:

„Was macht es, daſs jeder Mann und jedes Weib mir gut ſind?
Wiſst Ihr, was es heißt, wenn die Fremden Euch lieben,
Wiſst Ihr, was es heißt, wenn jedes Auge Euch freundlich nachſieht?“

Uns, die wir von ſeiner königlichen Güte hören, die wir hören, wie er überall willkommen, hilfsbereit und freudebringend erſchien, wie er nicht nur ſein ganzes Einkommen verſchenkte, ſondern mehr noch als das, jedem ſeine Liebe gab, wie er den übermüdeten Tramway-kutſcher eſſen ſchickte und ruhig, ohne daſs jemand etwas zu ſagen fand, den Waggon für ihn lenkte, wie er der alten Frau die zu ſchwere Laſt abnahm, wie er in den Spitälern, in den Gefängniſſen, auf den Schlachtfeldern erſchien und wirkte, welche Erfriſchung ſeine Worte den Gebeugteſten waren, wir wundern uns nicht mehr. Die Liebe und Verehrung, die er in ſeiner Vaterſtadt New-York genoſs, war ſo groß, ſo allbekannt, daſs, als ſeine erſten Gedichte erſchienen — es war in ſeinem ſiebenunddreißigſten Jahre — und eine Anzahl prüder Perſonen ihm wegen der vermeintlichen Unſittlichkeit derſelben den Proceſs machen wollten, ſie von dieſer Abſicht ließen, weil ſie einſahen, daſs ſie in ganz New-York keine Jury finden würden, die Walt Whitman verurtheilte.

In der Oed, im Sommer 1897. (Schluſs folgt.)

Arnold Boecklin.

Zum 70. Geburtstag.

Wirſt du lachen, Meiſter Boecklin, über all die Hymnen, die man dir heute ſingt! Es iſt ſo leicht jetzt, in Begeiſterung überzu-fließen und ſich zu entrüſten über die, die ihn nicht verſtanden.

Als Boecklin auftrat, m u ſ s t e er ein Räthſel ſein, und nichts zeigt mehr die Bedeutung des Grafen Schack, als daſs er, der Welt vorauseilend, den Sinn des Räthſelwortes ahnte. Die ganze Aeſthetik ſtand Boecklins Kunſt entgegen. Es war die Zeit, da Raſael als Gott der Malerei gefeiert wurde, da man das XVI. Jahrhundert als „goldenes“ Zeitalter pries, die Künſtler des XV. nur als Vor-läufer hinnahm und den Barockſtil als Verwilderung der Renaiſſance erklärte.

Erſt allmählich brach ſich die Erkenntnis Bahn, daſs das Weſen künſtleriſcher Schöpfung nicht in feſte Regeln zu bannen ſei. Michel-angelo war ſo fehlerhaft, ſo barock und verwildert. Trotzdem flößte er Schauer ein. Ribera war ſo roh, ſo beſtialiſch und metzgerhaft. Gleichwohl muſste man ſeine Kraft bewundern. Die verkrüppelten Zwerge des Velazquez bedeuteten die ſchlimmſte Abirrung vom Wege des Schönen. Und doch war an der Bedeutung des Meiſters nicht zu zweifeln.

So kam man dazu, der Kunſt jederzeit ihr Recht zu geben und die großen Kunſtwerke als Aeußerungen großer Individualitäten zu faſſen, aus deren Geiſt ſie mit elementarer Naturgewalt hervorſprudeln. Der Perſönlichkeitscultus trat an die Stelle äſthetiſcher Abſtraction. Rembrandt, die Regelloſigkeit, verdrängte Raſael. Je ſchroffer, je eigen-artiger ein Künſtler ſeine Perſönlichkeit zeigte, deſto lieber hatten wir ihn. Um Botticelli, Carlo Crivelli und Grünewald ſcharten ſich andächtige Gemeinden.

Damit war die Zeit auch für Boecklin gekommen.

Noch ein anderes Bedürfnis führte uns dem Meiſter zu.

Die Malerei ſtand im Zeichen des Naturalismus. Nachdem jahrzehntelang Hiſtorienbilder gemalt worden waren, hatte die Flut modernen Lebens ſich über die Kunſt ergoſſen. Die denkbar genaueſten Documente wurden gegeben über das Leben der Bauern und Arbeiter, über großſtädtiſche Vergnügungen und die Reize des Landaufenthaltes, über Diners und Bälle, Atelier und Salon. Documentariſch wie die Stoffe war die Farbe. Der hatte das grellgraue Tageslicht, der den Schleier der Dämmerung, der das weiche Licht des Innenraums, der die Effecte künſtlicher Beleuchtung mit nicht zu überbietender Wahrheit gemalt. Aber eine [illegible] Sehnſucht blieb unbefriedigt. Neben der wirk-lichen gibt es eine andere Welt, die wir in ſtrahlender Herrlichkeit uns aufbauen, wo Fabelweſen durch den Aether [illegible] und andere Farben als auf unſerer armen Erde leuchten. Die Kunſt hat den Zauberſtecken, uns dahin zu tragen. Wer that es?

Man ſuchte nach Meiſtern, denen man lauſchen, an deren [illegible] [illegible] konnte, nachdem man ſo lange mit Piloty des [illegible] [illegible], und da man den Augen [illegible] zu [illegible] war, [illegible]

[illegible]

Während [illegible] Arnold Boecklins. [illegible]

Die Malerei ſtand im Zeichen des [illegible]

werden, führen auf alte Meiſter ihren Stammbaum zurück. So modern ſie ſind in ihrem Empfinden, ſo offenkundig ſind die altmeiſterlichen Formen, die ſie zu Trägern dieſer neuen Empfindung machen.

In Burne Jones' Werken lebt das ganze Quattrocento, ja ein Stück Trecento auf. Bald iſt es Duccio oder Mantegna, bald Peru-gino oder Fieſole, bald, — und am häufigſten — Botticelli, den er in zarte engliſche Lyrik überſetzt. Seine Malerei gleicht einem Blumen-tiſch, wo Pflanzen aller Zonen ihren Duft und ihre Farbenpracht miſchen. Watts iſt der wiedererſtandene altvenezianiſche Patricier. Wie er ſelbſt, der ehrwürdige Greis, dem großen Tizian ähnelt, wäre auch ſeine Malerei kein fremder Klang inmitten der vollen runden Accorde, die Tizian, Giorgione, Tintoretto ertönen ließen. Guſtave Moreau ſchwärmt für das Lächeln der Mona Liſa, für precioſen Juwelenſchmuck, wie ihn Florentiner Goldſchmiedemaler ihren Bildern gaben, für die hieratiſch gezierte Kunſt Carlo Crivellis und die myſteriöſen blauſchwarzen Landſchaften, in denen die Frauengeſtalten der Primitiven träumen. Auch Puvis de Chavannes hat etwas duftig Archaiſches. Iſt kein Vor-bild anzugeben, ſo fühlt man doch, daſs er Fra Angelico und gebleichte alte Gobelins gerne betrachtet hat. Unſeres Feuerbachs Kunſt machte den gleichen Weg, wie er ſelbſt: von Paris nach Venedig, von Venedig nach Rom; während altdeutſcher Holzſchnitt, Altdorfer und die Klein-meiſter der Dürer-Zeit für Hans Thoma die Offenbarung wurden. Alle ſuchten ſich aus der Kunſt der Vergangenheit Adäquates heraus, und da ſie mit modernen Nerven fühlten, wählten ſie das, was den Stimmungen und Bedürfniſſen unſerer Zeit entſprach. Gerade deshalb fanden ihre Werke Wiederhall, weil ſie reflectierten, was wir an Botticelli, Crivelli und anderen altmeiſterlichen Lieblingen ſchätzen. Aber eine ſpätere Epoche, wird ſie dieſe Stimmung unſeres Zeitalters verſtehen? Wird der neue Empfindungsgehalt der Werke nicht vergeſſen werden über den entlehnten Formen? So wie heute der Gedankengehalt von Carſtens und Cornelius gleichgiltig iſt, da ſie als Ausdrucksmittel alte Formen verwendeten —? Wenige der Idealiſten, die jetzt bewundert werden, würden dann die Feuerprobe der Zeit beſtehen.

Boecklin hat keinen Ahnen in der Kunſtgeſchichte.

Kein Menſch wird auf den Gedanken verfallen, ihn aus der Düſſeldorfer Akademie, von Leſſing oder Schirmer, ſeinem erſten Lehr-meiſter, herzuleiten. Niemand wird ihn in Verbindung bringen mit den andern Malern, deren Werke in den Fünfzigerjahren berühmt waren. Leſſing hatte das Zeug zu einem großen Landſchafter, iſt oft bewundernswert, wenn er treue Naturporträts gibt. Aber ſeine ro-mantiſchen Bilder ſind Theaterculiſſen: die Wolfsſchlucht hinten, die Schauſpieler vorne. Preller hat, ſo groß in den Linien ſeine Landſchaften ſind, doch nur monumentale Illuſtrationen zur Odyſſee geſchaffen. Schwind aber, der liebe herzige Meiſter, der die Elfen tanzen und Rübezahl durch den Gebirgswald ſtreifen ſah, — wie ſchwer iſt es, einem Nichtdeutſchen begreiflich zu machen, daſs das auch ein Künſtler war, dieſer Träumer, der ſo wenig vom Malen verſtand, daſs ſeine Werke in Nachbildungen begeiſtern und enttäuſchen im Original.

Ebenſo unabhängig wie ſeiner eigenen Zeit ſteht Boecklin der Vergangenheit gegenüber. Wohl ſind Anſätze für ſeine Kunſt bei den alten Meiſtern zu finden. Die Tempel, die er liebt, die majeſtätiſchen Baumrieſen, die oft den Vordergrund einnehmen, hatte ſchon Claude. Im Reich der Phantaſtik, in der Welt der Fabelweſen lebten andere vor ihm. Die Antike bildete Centauren, in Statuen und Vaſenbildern, Wandmalereien und Moſaiken. Botticellis „Frühling“ iſt ein Sommer-nachtstraum. Die Dryaden, die im Innern der Bäume hauſen, ſind herbeigekommen, ſich im Reigentanz zu ſchlingen. Luca Signorelli malte die Erziehung des Pan, Mantegna tanzende Muſen und den Tritonenkampf. In der germaniſchen Kunſt hebt mit Schongauer eine gewiſſe Phantaſtik an, in jenen abenteuerlichen Dämonen, die den heiligen Antonius peinigen. Dürer ſchafft eine Apokalypſe, den Ritter mit dem Tod und Teufel, die Melancholie und die Nemeſis. Hierony-mus Boſch lebt in der Hölle, erfindet ungeheuerliche Miſchgeſchöpfe, die ſeine armen Sünder ſchrecken und quälen. In den Stichen der Kleinmeiſter kommt die Satyr- und Kentaurenwelt, bei Hans Baldung der Blocksberg mit ſeinem Hexenſpuk vor. Im 17. Jahrhundert folgt Salvator Roſa mit ſeinen Radierungen, auf denen Boecklin'ſche Meergottheiten ſich raufen und Felsblöcke gegen einander ſchleudern. Rubens malt die derben Bacchantenzüge, auf denen Faune und Satyrn trunken dahertaumeln, malt Centauren, die in toller Liebesjagd durch die Landſchaft ſprengen, und jene Medusa in Wien, die ſo ſeltſam aus dem Rahmen der alten Kunſt herausfällt.

Boecklin hat nichts mit allen dieſen Werken gemein. Vergleicht man ſein Bild „Vita somnium breve“ mit Tizians im Stoff ana-logen „Drei Lebensalter“, wird deſto mehr fühlbar, welch unendliche Erweiterung ſein Empfinden und ſeine Formenſprache von den alten Kunſtwerken trennt. Während alle früheren von einem gegebenen [illegible] ausgiengen, iſt Boecklin, wie Richard Wagner, [illegible] Dichter. Die Geſtalten, die aus alten Büchern, [illegible] und den Märchen ſtammen, hier [illegible] Arnold Boecklins. Unerhört iſt die mythen-[illegible], noch erſtaunlicher die naturali-[illegible] Geſchöpfe malt, als könnte er ſie zur [illegible] Weſen, die ſtrömend jetzt im

Digitized by Google

Dunſtkreis rings verbreiten, die in den Bäumen, auf einſamen Felſenwüſten, auf ſchlammigem Meeresgrund hauſen, hat er Leib und Seele gegeben, hat als göttlicher Schöpfer neben die Welt der Wirklichkeit eine zweite geſetzt, wo andere Sonnen, andere Sterne ſcheinen, und die doch nicht weniger wahr, nicht minder lebenskräftig, ſo organiſch gefügt als die Erdenwelt iſt.

Und dieſes Reich der Phantaſtik, wo er als König herrſcht, iſt noch immer zu klein für den Geiſt des Meiſters. Fragt man, wer die weihevollſten religiöſen Bilder und die feinſten Landſchaften des Jahrhunderts ſchuf, wer allein die ganze Scala der Empfindungen durchläuft vom ſtill Friedlichen bis zum heroiſch Erhabenen, vom lauteſten Lachen bis zu düſterer Tragik; fragt man, wer die feierlichſte, ernſteſte Formenſprache hat und doch zugleich als Farbenpoet die ſinnlich rauſchendſten Regiſter zieht — immer tönt der Name Boecklin entgegen. Werke wie die Flora und der Centaurenkampf, die Todteninſel und die badenden Knaben, die Frühlingsidylle und die Feueranbeter, die Pietà und die römiſche Taverne ſind Ausſtrahlungen eines einzigen Genius, verſchieden wie Tag und Nacht in Empfindung, Formen und Farben und doch durch das Band verknüpft, daſs Boecklin ſie malte. Die Kunſtgeſchichte kennt keinen Meiſter von gleich ſchrankenloſer Univerſalität.

Doch warum ſeinen Geburtstag zu kunſthiſtoriſchen Erörterungen benützen? Was geſagt werden kann, bleibt ja doch armes Stückwerk. Vor zwei Jahren, als Menzel gefeiert wurde, waren klare logiſche Artikel möglich, klar, ſcharf und verſtändig wie Menzels eigene Kunſt. Man wuſste ſo genau, was er für das 19. Jahrhundert that. Böcklin kann, wie Botticelli, Leonardo und Rembrandt, erſt von ſpäteren Jahrhunderten in ſeiner rieſenhaften Größe erkannt werden. Was uns „Zeitgenoſſen“ ziemt, iſt lediglich das Gefühl unſäglicher Dankbarkeit. Ein Künſtler wie er gibt ſoviel aus dem „verſammelten heimlichen Schatz ſeines Herzens“, hebt uns ſo hoch über die Miſère des Daſeins hinaus, läſst uns ſoviel vergeſſen von den Kleinlichkeiten und Erbärmlichkeiten des Lebens, wenn wir uns baden dürfen im Jungbrunnen ſeines hehren Geiſtes, — daſs wir gar nicht genug danken können für all das, was er uns ſpendet.

Er hat ſich gemalt einſt, das Weinglas in der Hand, feuchtfröhlich dreinblickend, als ob er anſtoßen wollte mit einem guten Freunde. So wird er daſtehen morgen, der ewig Junge, im ſonnigen Garten ſeiner Villa bei Fieſole, wo antike Büſten aus dunkelgrünen Taxusniſchen grellweiß hervorſchimmern, wird ſich aus ſtrohumwundenem Fiasco das Glas mit Chianti füllen und den Händedruck der Lieben entgegennehmen, die um ihn vereint ſind. Wir aber trinken ihm im Geiſte zu, daſs er noch lange erhalten bleibe der Kunſt zur Ehre und den Menſchen ein Wohlgefallen.

Richard Muther.

Ein ruſſiſcher Roman.

Es iſt ein Beweis für die Macht der europäiſchen Beſtrebungen, daſs auch in Ruſsland der allgemeine Zug unſerer Zeit nach Verfeinerung und Nuancierung des Lebens erkennbar wird, daſs die Sehnſucht nach dem Ausgleich der inneren und äußeren Welt zur Schönheit und zum Frieden, die Sehnſucht der höheren Menſchen aus der Verworrenheit der Dinge zur Wahrheit, aus der Disharmonie der Seele zum Glück des ruhevollen Hinlebens und Genießens zu dringen, ſich auch dort in künſtleriſchen Werken zu offenbaren beginnt. So ſeltſam uns die Vorſtellung anmuthet, es gibt in Ruſsland mitten unter dieſem brutalen, naiven, dumpf ergebenen oder leidenſchaftlich kämpfenden Volk als verborgene Ausnahmen, von den anderen nicht bemerkt oder verfolgt, ein paar Menſchen, deren complicierte Seelen ſo fein, empfindlich und bedürftig ſind, als lebten ſie in irgend einem der Décadence-Centren des weſtlichen Europa. Ueber ſie gibt uns der Roman*) „Schwere Träume“ von Fjodor Sologub, einem neuen ruſſiſchen Dichter, deſſen Kenntnis wir dem feinſinnigen Ueberſetzer Alexander Brauner verdanken, Kunde. Der Roman ſtellt den doppelten Kampf eines dieſer Menſchen dar: den Kampf gegen die verlogene und dumme Geſellſchaft und den Kampf ſeines Inneren, aus den Qualen der Disharmonie, dem Lebensekel und der Lebensſehnſucht, zur Freiheit und ſchmerzloſen Ruhe zu gelangen.

Der Held heißt Waſſili Markowitſch Login, Lehrer am Gymnaſium einer kleinen ruſſiſchen Provinzſtadt. Der Dichter ſchildert ihn an irgend einer Stelle ſo: „Er iſt etwas über dreißig Jahre alt, ſchmalſchulterig; ſeine Haut iſt fein, leicht errothend, jedoch ſchwach. Seine kurzſichtigen, grauen Augen blicken zerſtreut, genau ſieht er ſich weder die Menſchen noch die Gegenſtände an. Sein Geſicht ſcheint müde zu ſein, die Lippen lächeln ſchwach, gleichgiltig — ſauer oder auch ironiſch. Seine Bewegungen ſind matt, die Stimme ohne Klang. Seine Hände ſind niemals warm. Hie und da macht er den Eindruck eines Menſchen, der über etwas, was er niemand ſagen wird, nachdenkt.“ Die Seele dieſes Menſchen, der es vergeblich verſucht hat, die bedrückende Verwirrung des Lebens mit dem Verſtande zu erkennen, zu enträthſeln, über die Widerſprüche hinwegzuſchreiten, ſeine zielloſe Sehnſucht zu meiſtern, Herr über ſich zu werden, iſt zwieſpältig, krank, müde und entmuthigt. Endlich, nachdem er die Illuſionen: Liebe, Reichthum, Ruhm, Glück beiſeite geworfen, durſtet er nur nach dem lebendigen Leben, ohne Scrupel und Dogma, nach einem Leben, wo man alle Ziele von morgen verläſst, damit das unerreichte Ziel leuchten ſolle. Er fühlt ſich in ſeinem Verhalten den Menſchen und ihm ſelbſt gegenüber verwickelt. Es fehlt ihm die Leuchte. . . .

Nachdem er viele Jahre äußerlich ruhig, im Innern gequält, zerſtört, hingelebt hatte, kommt endlich die Zeit der Entſcheidung. Er hat in dieſer Stadt, deren Geſellſchaft aus nichtswürdigen Beamten, dummen Bürgern und rohen Bauern beſteht, zwei Frauen kennen gelernt, von denen jede, obwohl in entgegengeſetzter Art, ſeine tiefe Theilnahme erregt. Die eine iſt Klawdia Alexandrowna Kultſchizkaja, die andere Njuta Jermolina. Klawdia iſt die Tochter der reichen Gutsbeſitzerin und Witwe Sinaida Romanowna Kultſchizkaja, die mit ihrem angeblichen Couſin Paltuſſow lebt. Mutter und Tochter ſind von der gleichen, leidenſchaftlichen, rückſichtsloſen Natur, beide vom heißen Lebensdurſt erfüllt. Klawdia kennt das Verhältnis Paltuſſows zu ihrer Mutter. Als dieſer noch immer ſchöne, verführeriſche und geiſtvolle Mann, den ſie, ohne es ſich bewuſst zu ſein, liebt, ſich ihr zuwendet, ſucht ſie bei Login Rettung. Ihre unerklärliche, lockende Schönheit zieht ihn an. Er fühlt eine Art zärtlichen Mitleids für ſie, weil er weiß, wie verwandt ihre Naturen ſind. Dieſes Mitleid hielt er einſt für Liebe zu Klawdia. „Doch wurde aus dieſem angeſtrengten Verhältnis nichts. Sie konnte ihre Annäherung nicht Liebe nennen, und ſich ſelbſt betrügen wollte ſie nicht. Login war ſchon längſt gewohnt, jede Regung ſeines Herzens in frucht- und kraftloſen Reflexionen zu erſäufen.“ — Er merkte endlich, daſs Klawdia ihm, vielmehr jenem nervöſen, leidenſchaftlichen Theil ſeiner Seele, nur der Anlaſs war, den fernen, unbeſtimmten, unbeſtimmbaren Traum von höherem Leben greifbar zu machen, und ſah ein, daſs dies künſtlich in ihm herangezogen war, daſs auf dieſem Wege, mit dieſem Theile ſeiner Seele, dieſem decadenten, krankhaften Theil kein wirkliches Leben zu erreichen war, daſs dieſer nur unerfüllbare Phantome, Phantaſien ſeiner Nerven, unechte und ſchmerzliche Gefühle erzeugen konnte. Immer mehr zieht es ihn zu Njuta, die dem kräftigen, lebensfähigen Kern ſeiner Natur entſpricht, die ihn in das Wirkliche, Erreichbare des Glückes leiten kann. Njuta und ihr Vater und Bruder, die in der Nähe der Stadt auf ihrem Gut ein einfaches, bäuerliches Leben mit der Zufriedenheit kräftiger, ſeeliſch und körperlich geſunder, natürlicher Menſchen führen, ſind dieſen beiden — Login und Klawdia — als die Menſchen der reinen Inſtincte gegenübergeſtellt, die unbekümmert ihrem harmoniſchen Weſen folgen und, ohne Zweifel und Sehnſüchtelei, das Leben nehmen, wie es ihnen gegeben iſt. Auf Login wirken dieſe Leute wie Sonne und Luft nach ſchwülen Nebeln. Aber noch iſt er ſelbſt nicht imſtande, den Wall ſeiner Vergangenheit, das Geſtrüpp ſeiner unklaren, quälenden Gefühle und Anſchauungen zu durchbrechen, um bei ihnen als freier Menſch zu landen . . . „Njuta war für ihre zwanzig Jahre üppig entwickelt; die Schultern rund, der Buſen hoch. Wegen ihres Geſichtes kann ſie nicht für ſchön gelten; für ſtrenge Schönheitstypen iſt es, wenn auch lieb, doch unregelmäßig, und für eine Schönheit im ruſſiſchen Geſchmack hat ſie andere Augen, groß und ſchön, jedoch zu aufmerkſam, und die goldige Bräune der Haut. Dafür erräth man unter den Falten ihres Sarafans einen ſchönen und kräftigen Körper. Die kurzen Aermel entblößen ſchlanke und ſtarke Arme . . .“ Njuta, die körperlich und ſeeliſch voll Geſundheit und unerſchütterlicher Feſtigkeit, frei von jedem Skepticismus und jeder Unwahrheit iſt, entſpricht, wie Klawdia der krankhaften Seite von Logins Weſen, ſeiner im Innerſten und Tiefſten ruhenden Geſundheit. So wird ſein Kampf, der bisher im Gehirn und in den Nerven ſich abſpielte, in dieſen lebenden Symbolen ſeiner Zwieſpältigkeit auch lebendiger, äußerlicher, ſtürmiſcher.

Wie in der Seele der Frau das wahrhaft Menſchliche verſchloſſen iſt und ſich aus ihren unbewuſsten Handlungen dem Künſtlerauge offenbart, ſo iſt auch in ihrem Weſen das Nationaleigenthümliche klarer, feſter, ausgeglichener zu ſehen als beim Manne, der durch den Einfluſs der kosmopolitiſchen Ideen immer mehr zum Weltbürger verflacht worden iſt. Die Frau folgt unerſchütterlich den in ihrem Innern ruhenden Befehlen, ſie folgt ihrer eigenen Natur wie dem Schickſal. Der Mann aber, der Ausgleicher, Nivellierer, der Opportuniſt und Gehirnmenſch, der, wenn er kein Künſtler iſt, nur im Poſitiven, Bewieſenen lebt, hat es verlernt, ſeiner geheimen Natur zu folgen, iſt auch ſeeliſch kein Autochthone mehr wie die Frau, ſondern ein Miſchling, ein Gartengewächs, keine Waldblume der Natur, vielmehr ein von der Cultur zu ihren Zwecken Gezüchteter . . .

Njuta und Klawdia repräſentieren Logins Seele und dem tiefer Schauenden auch die Seele Ruſslands. Klawdia iſt die moderne europäiſche Décadence, übernervös, in ewiger Unruhe, leidenſchaftlich oder gelangweilt, ſkeptiſch, dem Leben nicht gerade ins Geſicht blickend, ſondern es als Feind betrachtend, argwöhniſch, mit der Abſicht es zu überliſten, oder wenn dies nicht geht, durch einen wahnſinnigen Angriff es zu überrumpeln. Der Geſchmack des Lebens iſt ihr bitterlich ſüß, ſeine Farbe: grün und gelb, Unreife und Verwelken. „In der Vergangenheit eine verbitterte Jugend, Qualen des Neides, unmögliche Wünſche . . . das Einſtürzen der Hoffnungen . . . der Ideale! Und wenn ſie auch vorwärts blickt — eine Finſternis . . . Ueber all dem das Walten der

* Leipzig, [illegible] 1897.

Digitized by Google

Dagegen Njuta: die Lebenskraft, natürliche Einfachheit, Wahrheit, ein Weſen mit ungebrochenen Inſtincten, wie die Natur ihren inneren Geſetzen allein gehorchend und darum manchmal ſcheinbar grauſam. „Sie iſt einfach und rein wie das Waſſer einer Bergquelle.“ Sie iſt das Symbol der Urkräfte, die unter allen Völkern allein im ruſſiſchen ſich erhalten haben und jetzt ruhig wie ein vergrabener Schatz in ihm liegen, auf den Tag wartend, wo ſie zu ihrer Bethätigung aufgerufen werden und dem kranken Europa, indem ſie es überwinden, Macht und Geſundheit bringen werden.

Login, der ſich immer nach allen Seiten ſtreckt und zwei Wahrheiten zugleich ſieht bei jedem Ding, in deſſen Seele alles Widerſpruch iſt, empfindet Njutas Nähe wie eine Heilung. Ihre Geſpräche machen ihn hell und freudig. Einmal begegnet er Njuta plötzlich. „Sie war im Sarafan und barfuß. Das rothe Kopftuch warf einen Schatten auf ihr gebräuntes Geſicht! Es lächelte Login an.“

„Das iſt eine Begegnung“, ſagte ſie. „Sie ſpazieren hier, nicht? Und ich geſchäftlich.“

„Wohin, wenn man fragen darf?“

„Sehen Sie dort das Dorf — dort habe ich etwas zu thun. Der Vater hat mich geſchickt....“

„Etwas Wohlthätiges?“ fragte Login bitter lächelnd, ließ Njuta vor und gieng hinter ihr.

Njuta lachte auf und fragte:

„Sie lieben nicht die Wohlthätigkeiten?“

„Bitte, was ſind das für Sachen? Die Unterhaltung der Satten“, antwortete er und blickte düſter auf die ſchmalen Tragbänder ihres Sarafans.

„Und ich glaube, daſs das eben die richtigen Sachen ſind. Nur das Wort iſt nicht gut, ein Bücherwort. Und man hat es auch zu oft und ungeſchickt gebraucht. Aber die Hilfe... Ja, wir ſatten Leute, wie Sie das nennen, haben nicht einmal was anderes zu thun.“

„Es gibt beſſere Dinge.“

„Welche?“ — fragte Njuta, indem ſie Login anſah.

„Das Suchen der Wahrheit.“

„Das iſt ein — Abſtractum. Aber die Wahrheit iſt weder im Guten noch im Böſen, ſie iſt nur in der Liebe zu den Menſchen — und zur Welt, zu allem. Alles iſt gut zu lieben, der Stern und die Kröte.“

„Es wird wohl wenig Wahrheit in der Liebe ſein.“

„Das iſt aber ſo. Die Menſchen ſuchen die Wahrheit und kommen zur Liebe. Ich ſtelle mir vor, daſs das der Gang war. Zuerſt lebten die Menſchen der Hoffnung. Die Hoffnung betrog öfters und rückte immer weiter: die Juden erwarten den Meſſias, die Chriſten hoffen auf das zukünftige Leben. — da begannen die Menſchen dem Glauben zu leben. Die Zukunft gehört der Liebe.“

„Mir ſcheint, ſagte Login, Sie glauben, daſs der Glaube und die Hoffnung die Liebe ſtören?“

„Ja, ich glaube das. Mir ſcheint Folgendes: die Hoffnung iſt ſo unruhig, egoiſtiſch, mit ihr kann ſich weder der Glaube, noch die Liebe vertragen. Der Glaube iſt zu genau. — vor ihm zerfließt die Hoffnung, und die Liebe wird bezähmt. Man hofft ja nur dann, wenn es ſo oder ſo ſein kann, — hier iſt aber alles ſo klar, wie in einem Märchen: gehſt du rechts, — verlierſt du das Pferd, links — den Kopf, wähle nun das Gute und das Böſe. Worauf ſoll man hoffen? Lieben kann man nur frei, nicht nach Formeln. Dann wird die Liebe den Menſchen ſein, wie Luft.“

„Und das Paradies auf Erden iſt fertig?“ fragte Login ſpöttiſch.

„Ich weiß nicht, vielleicht wird ſie grauſam ſein.“

„Die Liebe — iſt ein Nonſens“, ſagte Login zerſtreut. „Unſere Liebe iſt nur Eitelkeit, nur ein Beſtreben, das eigene Ich zu vergrößern, — ein unrealiſierbares Streben.“

„Haben Sie es empfunden?“

„Einen Dunſt“, rief Login ſehnſüchtig aus. „Oh, Anna Maximowna, ſagen Sie, glauben Sie an dieſe zukünftige Menſchenliebe?“

„Ja, ich glaube“, antwortete Njuta lächelnd.

In dieſem Geſpräch grenzen ſich die Charaktere Njutas und Logins ſcharf voneinander ab. Wie eines Kranken Glaube tönen Njutas Worte, klar, tief, aus ihrer Wahrheit heraus. Dieſes Weſen muſs die Kraft haben, den Gebrochenen aus den Abgründen ſeiner zerklüfteten Seele zu retten, ihn empor zu heben, zu ſich empor, zu ihrer reinen, ſtillen, heilenden Natur. Es gelingt [illegible] Login [illegible] Kampf mit der Geiſtlichkeit der Stadt. Durch Verleumdungen [illegible] gegen ihn [illegible] Er, der Nichtige, [illegible] und Schwächen verliert, [illegible]

[illegible]

That. Wie auf einen höheren Befehl, richterlich, hat er ſie verübt. „Motowilow! das iſt ein Menſch, der kein Recht zum Leben hat!“ ſagte ihm einmal Njuta.... Jetzt will ihm Njuta helfen, in Gemeinſchaft mit ihm das Leben tragen. Noch immer ein Zweifel Logins. „Njuta, wenn du wüſsteſt! Liederlichkeit, Schlemmerei, ſchlafloſe Nächte, trübe Tage.... Wie von ſich das Vergangene weiſen? Ein Wunder muſs kommen — und ich glaube nicht an Wunder.“

„Mein Lieber, die Liebe macht Wunder. Es gibt ein Feuer, auf dem alle unreinen Gedanken verbrennen. Verſuchen wir aufzuſteigen. Wollen wir ſehen, ob wir die Gipfel des Glückes erreichen können — die Liebe ohne Begierden. Wenn wir das nicht erreichen, iſt es beſſer zu ſterben.“ — —

Logins Zwieſpältigkeit, der Kampf ſeiner zwei Seelen, der Sieg Njutas, der Sieg der Lebenskraft iſt der eigentliche Inhalt des Romans. Daneben iſt eine vollſtändige Schilderung der ruſſiſchen Geſellſchaft, die ſich in der Provinzſtadt gebildet hat. Mit einer merkwürdigen, eigenartigen Technik der Pſychologie und Erzählung ſtellt Sſologub ſeine Menſchen dar. Es liegt in ihr etwas ſo Compliciertes, Undefinierbares wie in den Charakteren, die er darzuſtellen liebt.

Weil die Helden Login, Njuta und Klawdia neben ihrer perſönlichen Wahrheit noch in tiefer Symbolik Ruſslands Zwieſpältigkeit, ſeine Krankheit der Oberfläche, und ſeine Geſundheit und Kraft im verborgenen Innern zeigen, iſt dieſer Roman noch mehr als eine wunderbare Seelenſchilderung einiger ſehr complicierter dem gewöhnlichen Auge unerklärbarer Fin de siècle-Naturen, es iſt der Roman des modernen Ruſſenthums ſelbſt, deſſen innerſten Kern Fjodor Sſologub intuitiv erfaſst und in lebendigen, plaſtiſchen Symbolen dargeſtellt hat. Wer dieſes vollbringen konnte, muſs ein großer Dichter ſein.

Max Meſſer.

Kainz im Burgtheater.*)

(Am 8., 10., 11., 13. und 14. October 1897.)

Unſere Leute haben ſich den alten Wiener Sinn für das Große in der Kunſt bewahrt: enthuſiaſtiſch iſt Kainz aufgenommen worden. Gleich nach dem erſten Act des „Galeotto“ hatte er die Kenner gewonnen, im vierten jubelte ihm die Menge zu, am anderen Abend war er ſchon wie ein alter Liebling: man gehorchte ihm auf den Wink. Es war ein Sieg auf einen Schlag, alles hat ſich ihm ergeben.

Man bewunderte vor allem ſein Sprechen: dieſes unglaubliche Tempo, das doch niemals den Sinn verliert, die Melodie ſeiner Rede, die die Worte wie auf einem ungeheuren Strom dahinträgt, und die Kraft, jeden Ton zu vergeiſtigen und zu beſeelen, von der Sprache gleichſam alles Animaliſche abzuſtreifen. Auch war man über die Beredſamkeit ſeiner Hände paff: wie an ihnen gleich jedes Wort ſichtbar und wieder jede Geſte immer zu einem Anlaut oder Auslaut der Rede wird. Dies alles iſt in ſchönen und guten Worten von den Collegen ausgeſprochen worden. Aber eines hat man noch nicht geſagt, das darf doch nicht vergeſſen werden. Niemand hat noch über die Stücke geredet, die er geſpielt hat, und ob nicht in ihrer Folge etwas wie ein Plan zu ſehen iſt. Mir ſcheint aber dieſe Folge einen tiefen Sinn zu haben. Es iſt ja das Merkwürdige an großen Menſchen, daſs ſie es auch in kleinen Dingen ſind. Sie können nichts thun, ohne ſich zu verrathen. Wenn ſie rudern, drücken ſie unwiſſentlich ihre Seele aus und wie ſie gehen, iſt eine Offenbarung ihres Herzens. Sein Repertoire für ein Gaſtſpiel zu beſtimmen macht dem Schauſpieler gewiſs keine Mühe: er nimmt die vier oder fünf, wie man ſagt: „ſicheren“ Rollen her, in denen er ſich am beſten zeigen kann und, wie er aus Erfahrung weiß, immer wirkt. Nun ſehen wir uns einmal an, welche Rollen Kainz geſpielt hat.

Zuerſt den Erneſto im „Galeotto“, der neben dem Manuel und der Julia verſchwindet, drei Acte lang nichts hat, als daſs er immer nur den anderen die Stichworte bringen ſoll, und ſich erſt im letzten einen Moment aufrichten darf. Ich kenne keinen Schauſpieler, der je in dieſer Rolle gaſtiert hätte: Kainz thut es gern, er beginnt faſt immer mit ihr. Warum? In jeder anderen wirkt er doch mehr. Aber es ſcheint, daſs er es nicht ſo eilig hat, ſeine Künſte zu zeigen, ſondern ſein Weſen, ſeine Natur raſch ausſprechen, gewiſſermaßen: anmelden will. So nennen die Leute bei Homer, wenn ſie kommen, wer ſie ſind, von welchen Eltern und aus welcher Heimat. Dies drückt nun ſein Erneſto auf die knappeſte Art wie durch eine mathematiſche Formel aus. Sein Erneſto iſt der gute Jüngling mit der ſchönen Seele, der das Leben noch nicht erkannt hat: das Stück ſtellt nun dar, wie ihn das Leben zwingt, es anzublicken, und wie er, entſetzt aufſchreiend, ſpürt, daſs er durch dieſen Anblick ſich ſelbſt verloren hat. [illegible] kann man in der That Kainz und das [illegible] Er tritt mit dieſer Rolle gleich[illegible] den Hut ab und ſagt: Ich bin der Jüngling, [illegible] und ſich gegen ſeine böſen Mächte [illegible]

[illegible] Aber nun erinnert er ſich an ſein [illegible] und vernehmen, was er kann. Nachdem

*) [illegible]

Digitized by Google

er ſeine Seele vorgeſtellt hat, will er nun ſeine Künſte zeigen. Dazu ſind die drei „Morituri" ſehr gut: alle drei liegen in ſeiner Natur und jeder iſt doch anders. Wir erfahren durch ſie, wie er im Heroiſchen, wie er als Realiſt und wie ſeine Laune, ſeine Heiterkeit iſt. Am Ende kennen wir den Schauſpieler, wie wir in „Galeotto" den Menſchen erkannten. Eigentlich möchten wir aber doch noch etwas wiſſen. Er ſoll ja im Burgtheater wirken: was kann er da im Repertoire werden? Dies wird nämlich nicht durch ſeinen menſchlichen Wert und nicht durch ſeine ſchauſpieleriſche Kraft allein beſtimmt, ſondern da müſſen wir noch etwas anderes fragen: was fängt er mit Rollen an, die nicht in ſeiner Natur ſind, oder wie die Schauſpieler ſagen, ihm „nicht liegen"? Es gibt große Schauſpieler, die unfähig ſind, jemals aus dem Kreiſe ihres Weſens zu treten; man denke an Baumeiſter. Gehört er zu dieſen? Oder hat er die Macht, auch Rollen, die außer ſeiner Natur ſind, vielleicht mit dem Verſtande ſo zu wenden, daſs doch noch ein Abglanz von ſeinem Weſen auf ſie fallen kann? Dann erſt werden wir wiſſen, was er in unſerem Repertoire zu werden vermag. Darum müſsten wir ihn eigentlich auch in einer „ſchlechten" Rolle ſehen. Dafür halten die Berliner Freunde ſeinen Glockengießer Heinrich. Dieſem Träumer kommt er nur auf Umwegen bei, er hat ihn nicht in ſich, er muſs das „machen". Haben wir ihn auch noch dabei geſehen, dann ſind wir im Reinen: dann kennen wir ſeinen menſchlichen Wert, kennen ihn als Schauſpieler und können uns ſchon ungefähr denken, wie er im Repertoire zu verwenden ſein wird.

Und nun geht er her und läſst uns die letzten Worte ſeiner Kunſt vernehmen, in den zwei Rollen, die ſeine ganze Natur mit den höchſten Accenten ausſprechen: er ſpielt den Hamlet und den edlen Alfons.

Was iſt ſein Hamlet? Ein Jüngling, der an der Jugend zugrunde geht: nämlich daran, daſs er auch dann noch der Jüngling bleibt, als er zum Manne werden müſste. Mann werden heißt ſich ins Menſchliche fügen und lernen, ungerecht zu ſein. Nur der Ungerechte kann handeln. Wer ſich nicht beflecken will, kann unter den Menſchen nichts thun. Unſere beſten Thaten ſind doch auf der anderen Seite ſchlecht. Wir können keinen Schritt machen, ohne jemandem wehe zu thun. Wie wir uns nur regen, leiden ſo viele Weſen. Deswegen ſind die Menſchen traurig darüber, daſs ſie Menſchen ſind. Der ſchöne Jüngling wehrt ſich nun dagegen, ein ſolcher Menſch zu ſein. Er will eine That, die auf allen Seiten gut iſt, die niemandem Unrecht thut, ſondern die durch ihr bloßes Erſcheinen das Unrecht aus der Welt ſchaffen ſoll: alſo eigentlich unſer Leben aufhebt. Eine ſolche That zu ſuchen iſt der Sinn der Jugend; an dem Tage, da der Jüngling erkennt, daſs er ſie nicht finden kann, weil ſie eine unmenſchliche That wäre, an dieſem Tag iſt er zum Manne geworden. Warum handelt Hamlet nicht? Weil er immer noch jene That ſucht! Keine menſchliche That kann ihm genügen. Was hilft es, wenn er den König tödtet? Was iſt damit gethan? Ein neuer Mord zum alten. Aber hebt der neue Mord den alten auf, gleicht er ihn aus, kann er ihn tilgen? Eine ungerechte That iſt dann gerächt, aber das Unrecht bleibt in der Welt! Wie treibe ich das Unrecht aus der Welt? „Die Zeit iſt aus den Fugen: Schmach und Gram, daſs ich zur Welt, ſie einzurichten, kam!" Das iſt es: „ſie einzurichten!" Ein Mann würde ſagen: Mir iſt das geſchehen, ich wehre mich — die Welt und die Zeit ſind nicht meine Sache. Der Jüngling ſagt gleich: Die Zeit iſt aus den Fugen. Warum? Weil an ihm ein Unrecht geſchehen iſt wie es tauſend Mal geſchieht? Mag er es doch rächen! Dieſe Rache wird wieder ein Unrecht ſein, ſie wird wieder gerächt werden, wieder durch ein Unrecht, ſo geht es fort, dies iſt das Leben der Menſchen. Aber im Weſen des Jünglings iſt es, daſs er ſeinen perſönlichen Fall immer gleich zur Sache der Menſchheit macht. Der Mann will ſich rächen, der Jüngling will richten. Das iſt das Verhängnis des Hamlet. Warum zaudert er? Weil er nicht ſich rächen, ſondern die Sache der Menſchheit führen will. Er hat doch „das Merkwort und den Ruf zur Leidenſchaft", aber was hilft es ihm? Er hat die Leidenſchaft nicht, er kann das Allgemeine nicht vergeſſen. „Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle. ... Und ich, ein blöder, ſchwachgemuther Schurke, ſchleiche wie Hans der Träumer, meiner Sache fremd." Hier liegt es: meiner Sache fremd! Darum zaudert er, nicht aus Schwäche, nicht aus Melancholie, ſondern er muſs zaudern, weil es die That, die er, der gerechte Jüngling, thun müſste, weil es dieſe gerechte und vollkommene That nicht gibt und unter Menſchen gar nicht geben kann und weil es ihm verſagt iſt, aus einem Jüngling zum Mann zu werden. „Er hätte, wär' er hinaufgelangt, unfehlbar ſich höchſt königlich bewährt", ſagt Fortinbras, der Mann. Aber er iſt nicht hinaufgelangt. Es iſt ſein Weſen, nicht hinaufzugelangen.

Fortinbras iſt der Mann. Er ſagt: „Ich habe alte Rechte an dies Reich, die anzuſprechen mich mein Vortheil heißt." Hamlet, der Gerechte für alle — Fortinbras, der Gerechte für ſich ſelbſt, wenn es ihn „ſein Vortheil heißt!" Aber wie wird ein Jüngling zum Manne? Wenn er an ſeinem Leibe erfährt, daſs das Unrecht zum Leben der Menſchen gehört und daſs man Schlechtes thun und doch gut ſein kann, und wenn er dieſe Erfahrung aushält. Das iſt das „Hinaufgelangen", das Hamlet nicht vergönnt wird. Ein ſolches „Hinaufgelangen" ſtellt die „Jüdin von Toledo" dar. „Was iſt die Welt," ſagt der edle König, „was iſt die Welt, mein armes Land, wenn niemand rein und überall nur Verbrecher?" Und Eſther ſagt: „Wir ſtehn gleich jenen in der Sünder Reihe; verzeihn wir denn, damit uns Gott verzeihe." Das iſt das Wort der Frau. Das Wort des Mannes ſpricht der König aus: „So will ich, meiner Makel mir bewuſst, Euch führen gegen jene Andersgläub'gen". Laſſet uns verzeihen, laſſet uns unſerer Makel uns bewuſst ſein und laſſet uns handeln!

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Graf Badeni ſcheint den Wert ſeiner Reden ganz richtig einzuſchätzen. Denn, als ihn am Mittwoch die Oppoſition in ſeiner Rede unterbrach, ſtieß er gegen ſie die fürchterliche Drohung aus, daſs, falls er nochmals unterbrochen werden würde, er auf das Reden ganz verzichten würde. Die Drohung genügte, ſofort wurde die Oppoſition ruhig. Denn offenbar iſt es der Oppoſition bereits ebenſo klar wie dem Grafen Badeni ſelbſt, daſs die Reden des Grafen Badeni nicht ihm nützen, ſondern ihr, weswegen er die Oppoſition nicht ſchärfer ſtrafen kann, als indem er aufs Reden verzichtet.

*

Graf Badeni erklärt den Geheimerlaſs als durchaus legal. Derſelbe Graf Badeni hat auch immer die galiziſchen Wahlen als ſtreng legal vertheidigt. Da zwei Größen, einer dritten gleich, auch untereinander gleich ſind, iſt es, nach den eigenen Reden des Grafen Badeni klar, daſs der Geheimerlaſs ganz auf der Höhe der galiziſchen Wahlen ſteht. Und das genügt.

*

Eines der unkenntnisreichſten Mitglieder des Abgeordnetenhauſes iſt zweifellos der Vicepräſident des Abgeordnetenhauſes Herr David R. v. Abrahamowicz. Wie es gerade in dieſer Woche gezeigt hat, kennt er nicht die parlamentariſche Geſchäftsordnung, ja nicht einmal die Fibel der Politik, die Staatsgrundgeſetze. Wie übrigens genauere Kenner des Herrn v. Abrahamowicz verſichern, beſchränkt ſich ſein Nichtwiſſen nicht auf die Politik allein, er ſoll ſich vielmehr im Laufe der Jahre, ganz durch eigene Kraft, auch auf vielen anderen Gebieten eine ungewöhnliche Sachunkenntnis angeeignet haben. Es wäre deswegen hoch an der Zeit, daſs man endlich den ſehnlichen Wunſch vieler Patrioten erfülle und in Oeſterreich eine eigene Akademie der Unwiſſenheit gründe, deren Präſidium dem Herrn v. Abrahamowicz als Ruheposten zu reſervieren wäre, für die Zeit, wenn er ſich einmal vom politiſchen Leben zurückziehen wird, ſobald ſelbſt ſeine politiſche Unwiſſenheit durch die Länge ſeiner parlamentariſchen Praxis erſchöpft ſein wird.

*

Einer hat Herrn v. Abrahamowicz ganz genau gekannt. Das war der polniſche Satiriker Lam, der von der ſchriftſtelleriſchen Verwerthung der komiſchen Figur des Herrn v. Abrahamowicz lange Jahre lebte. Solange Lam ſchrieb, konnte Herr v. Abrahamowicz nicht aufkommen. Da ſtarb aber Lam vor etlichen Jahren und nun erſt begann Herr. v. Abrahamowicz eine ernſte Rolle zu ſpielen. Der Herr v. Abrahamowicz hat eben 's Glück. Das ſagt ſchon ein altes Sprichwort.

*

In den furchtbaren Skandal, den die craſſe Ignoranz des Herrn v. Abrahamowicz in der Freitagsſitzung anrichtete, griff der zweite Vicepräſident Herr Dr. Kramarz ein, indem er ſich erhob und höchſt perſönlich die Abgeordneten von der Tribüne entfernte. Infolge dieſes Vorfalles beabſichtigen die Diener des Abgeordnetenhauſes in den nächſten Tagen dem Herrn Dr. Kramarz eine künſtleriſch ausgeſtattete Adreſſe zu überreichen, in der ſie ihm ihren tiefgefühlten Dank für ſein tapferes Eingreifen ausſprechen, weil dadurch er, der ja doch nur auf die Regierung und die Majorität Rückſicht zu nehmen habe, den armen Dienern, die auf die Trinkgelder aller Parteien angewieſen ſeien, eine Arbeit abgenommen habe, die ſie in einen lebhaften Conflict zwiſchen Pflicht und Intereſſe gebracht hätte.

*

Bisher kannte die Geſchäftsordnung nur zwei Rufe des Präſidenten, den Ruf „zur Ordnung" und den Ruf „zur Sache." Vicepräſident Dr. Kramarz hat nun einen dritten Ruf in's Abgeordnetenhaus eingeführt, den alten Wienern wohlbekannten Ruf: „Haraus!"

*

Jüngſt hat das Abgeordnetenhaus-Präſidium einige ausgediente Poliziſten als Abgeordnetenhaus-Diener angeſtellt. Der Polizeipräſident von Wien war darüber ſo erfreut, daſs er ſich ſofort bereit erklärte, in Zukunft ausgediente jüngere Vicepräſidenten, wenn ſie im Abgeordnetenhaus ausgedient haben, als Poliziſten anzuſtellen.

*

Die Jungczechen beſchimpfen jetzt die Deutſchen mit dem Zuruf: „Coalitionshelden!" Da thun aber die Jungczechen unrecht. Denn die clerical-polniſche Coalition iſt der einzige Gedanke, von dem die Jungczechen heute leben, und dieſen Gedanken haben ſie nur von den Deutſchen der ehemaligen Coalition entlehnt. Wenn man von Herrſchaften abgelegte Kleider trägt, ſo ziemt es ſich nicht, daſs man die Herrſchaften beſchimpft, die die Kleider früher getragen haben.

*

Eine ganz ſchief gewickelte Haltung gegenüber der Obſtruction nimmt die ſocialdemokratiſche „Arbeiter-Zeitung" ein. Die ſocialdemokratiſche Fraction hat beſchloſſen, die Obſtruction der deutſchnationalen Oppoſition zu unterſtützen. Das ſchließt natürlich nicht aus, daſs ſie ſich das Recht vorbehält, jeden einzelnen Schritt der Obſtruenten zu kritiſieren, und dort, wo ihr die deutſchnationalen Parteien in der Obſtruction nicht genug zu leiſten ſcheinen, ſie durch eigene Anträge und Reden vorwärts zu treiben. Etwas ganz anderes thut aber die „Arbeiter-Zeitung". Sie „unterſtützt" die Obſtruction, indem ſie ſie fort und fort durch boshafte Nergeleien zu discreditieren verſucht. Man könnte über dieſes Verfahren entrüſtet ſein, wenn es nicht, wie alle Halbheiten und Unehrlichkeiten, [illegible]

Digitized by Google

lächerlich wäre. Die „Arbeiter-Zeitung" — wenn ich mich eines bei ihr beliebten Vergleiches bedienen darf — ſpuckt immer in die Suppe, die ſie nachher doch auch ſelbſt mitauslöffeln muſs. Es wird genügen, hier einige Beiſpiele anzuführen.

•

Als die neue Seſſion des Reichsrathes nahte, wurde in oppoſitionellen Blättern den Obſtructionsparteien der Rath ertheilt, aus den durch die Schließung der vorigen Seſſion hervorgerufenen Conſtituierungs-Schwierigkeiten alle möglichen Vortheile zu ziehen und insbeſondere auf der geſetzlich erforderten, der Regierung aber höchſt unangenehmen feierlichen Eröffnung des Reichsrathes durch eine Thronrede zu beſtehen. Die „Arbeiter-Zeitung" aber in ihrer Nummer vom 21. September d. J. leugnete alle dieſe Wirkungen des Seſſionsſchluſſes und vertrat insbeſondere bezüglich der Thronrede die ganz antarnäre Anſchauung, daſs die feierliche Eröffnung des Reichsrathes nicht eine Pflicht, ſondern nur ein Recht des Monarchen ſei. Was geſchah? In der erſten Sitzung des Abgeordnetenhauſes am 23. September forderten die Oppoſitionellen in der That die Thronrede. Der Alterspräſident Zurkan aber, offenbar von der Regierung inſtruiert, lehnte dieſe Anſchauung mit ganz denſelben Worten ab, wie die „Arbeiter-Zeitung", daſs die Thronrede ein Recht, aber keine Pflicht des Monarchen ſei. Dieſer Ausſpruch des theologiſchen Alterspräſidenten konnte bei allen Juriſten der im Reichsrathe vertretenen Königreiche und Länder nur Heiterkeit erregen. Das ſcheint auch die „Arbeiter-Zeitung" eingeſehen zu haben. Denn im folgenden Tage, 24. September, ſchrieb ſie tadelnd über dieſen Vorfall die Worte nieder: „Graf Badeni begnügt ſich damit, daſs der Alterspräſident ein paar verlegene Worte ſtammelt." Und doch waren das dieſelben Worte, mit denen die „Arbeiter-Zeitung" und, die Officiöſen ausgeſchloſſen, kein anderes Blatt außer ihr, drei Tage vorher dieſelbe Anſicht mit allen Mienen profunder juriſtiſcher Weisheit begründet hatte.

•

Ein zweites Beiſpiel: Die Nothſtandsdebatte muſste in dieſer Woche beendet ſein. In dieſer Woche muſste man auch den Wiederbeginn der Obſtruction erwarten. Wer die Obſtruction unterſtützen wollte, hatte die Pflicht, ſie anzutreiben, zu ermuthigen. Was aber that die „Arbeiter-Zeitung?" Sie brachte dieſen Montag einen Artikel, in dem ſie, ohne erſt das thatſächliche Verhalten der Obſtructionsparteien abzuwarten, im voraus und nicht ohne Schadenfreude, das Ende der Obſtruction conſtatiert. „Soviel man ſich" — ſchreibt ſie — „von (!) den Erfindern der Obſtruction (? die Irländer Parnell und O'Dillon ſind bekanntlich die Erfinder der Obſtruction) bemüht, das Feuer anzublaſen, die Obſtruction gleicht heute nur einem matten Lämplein, das nächſtens verlöſchen will." Und gleich in ihrem Berichte über die erſte Sitzung dieſer Woche, in der Nummer vom 13. October, ſtellt ſie mit fetten Lettern feſt: „Die Obſtruction iſt todt." Aber es geht nicht alles ſo, wie die „Arbeiter-Zeitung" es vorherſagt. Juſt am nächſten Tag, ſofort nach Beendigung der Nothſtandsdebatte iſt die Obſtruction wieder lebendig. Die Oppoſitionellen obſtruieren, indem ſie die Verhandlung über die Miniſteranklagen durch namentliche Abſtimmungen verſchleppen. Die „Arbeiter-Zeitung" kann ſich in dieſe Situation nicht ſofort hineinfinden und ſchreibt deswegen in ihrer Nummer vom 14. d. M. einen Artikel, in dem ſie ihren Leſern die Obſtruction gleichzeitig als todt und lebendig vorführt. Im erſten Theil des Artikels heißt es nämlich: „Was die Deutſchbürgerlichen jetzt treiben, iſt nicht Obſtruction." Im zweiten Theil desſelben Artikels wird dociert: „Die Anklageanträge ſind nichts anderes als Obſtructionsmittel .... Je länger die Obſtruction die Anklageanträge in Reſerve behält, deſto ausſichtsvoller ihr Beginnen." Alſo iſt das, „was die Deutſchbürgerlichen jetzt treiben" denn doch Obſtruction!

•

Drittens: Der Anklageantrag wegen des Geheimerlaſſes kommt zur Verhandlung. Graf Badeni vertheidigt ſich, indem er die Geſetzlichkeit des „Erlaſſes" behauptet. Und wer, meint man, pflichtet ihm darin bei? Niemand Geringerer als die „Arbeiter-Zeitung". Sie ſchreibt am 11.: „Die Anklageanträge ſind juriſtiſch ſo ziemlich das Einfältigſte, was wir ſeit Jahren geleſen haben." Sie ſchreibt ferner: „Unter ſothanen Umſtänden hatte es Graf Badeni wirklich nicht ſchwer zu beweiſen, daſs er „geſetzlich" vorgegangen iſt. Der Miniſterpräſident brauchte ſich nur auf das Verſammlungsgeſetz zu berufen." „Nicht das Verſammlungsrecht hat Graf Badeni verletzt, ſondern die politiſche Moral". Das iſt ja auch eine Anſicht, aber eine Anſicht, die im Munde der „Arbeiter-Zeitung" einiges Erſtaunen erregen muſs. Denn dieſelbe „Arbeiter-Zeitung" war es, die gleich bei ſeinem Bekanntwerden in ihrer Nummer vom 11. Juni d. J. den Geheimerlaſs kurzweg als „einen förmlichen Feldzugsplan gegen das Verſammlungs- und Vereinsrecht" verurtheilte. Alſo, am 11. Juni iſt der Erlaſs für die „Arbeiter-Zeitung" ein Feldzugsplan gegen das Verſammlungsrecht, am 11. October, nachdem die „Deutſchbürgerlichen" u. A. mit derſelben Begründung ihren Anklageantrag formuliert haben, iſt derſelbe Erlaſs für die „Arbeiter-Zeitung" plötzlich durchaus geſetzlich. Wo da wohl die „Einfältigkeit" bleibt, von der die „Arbeiter-Zeitung" [illegible] Einfältig, glaube ich, müſſen nur jene Leſer der „Arbeiter-Zeitung" ſein, die ſolche tägliche Koſſprünge nicht bemerken.

[illegible] die Börſe! Das Schickſal der Obſtruction hängt in [illegible] vom Willen und den Gewohnheiten der [illegible] Reichsrathes [illegible] Abgeordnetenhauſes [illegible]

Ehrlich hat er mehrmals [illegible]

[illegible]

ſiert", die er „keinen Augenblick ernſt genommen" habe. Trotz dieſer Beſchimpfungen haben die „Deutſchbürgerlichen" in der vorigen Seſſion ihre Obſtruction wacker durchgeführt, und ſie iſt ihnen gelungen. Das muſste dann auch die „Arbeiter-Zeitung" eingeſtehen. Nach Schließung des Reichsrathes ſchrieb ſie, daſs die Obſtruction „ihr Ziel ganz und vollſtändig erreicht habe" und conſtatierte die „unbedingte und vollſtändige Capitulation" des Grafen Badeni vor der Obſtruction. Aehnlich wie am Anfang der vorigen Seſſion, wenngleich in beſcheidenerer Tonart, verſucht auch jetzt wieder die „Arbeiter-Zeitung" die Obſtruction zu discreditieren. Aber das braucht die Obſtructioniſten nicht anzufechten. Wenn ſie nur aushalten und ſiegen, werden ſie zum Schluſs abermals auch die „Arbeiter-Zeitung" an ihrem Triumphwagen finden.

Kr.

Volkswirtſchaftliches.

Durch das Geſetz betreffend die directen Perſonalſteuern werden die ungariſchen Papiere aller Art, inſoweit ſie im Beſitze öſterreichiſcher Staatsbürger ſind, der Rentenſteuer unterworfen, das heißt, die öſterreichiſchen Beſitzer müſſen ihre aus ſolchen Werten ſtammenden Bezüge zur Rentenſteuer fatieren. Da dieſe Beſtimmung den Courswert reſpective die Marktfähigkeit der in Oeſterreich befindlichen ungariſchen Werte zu beeinträchtigen geeignet iſt, iſt in Ungarn eine begreifliche Aufregung über dieſes Geſetz entſtanden, welche dazu führte, daſs die ungariſche Regierung bei der öſterreichiſchen intervenierte, um eine Befreiung der ungariſchen Werte von der Rentenſteuer zu erlangen. Nach dem Geſetz iſt die öſterreichiſche Finanzverwaltung ermächtigt, Befreiungen ausländiſcher Papiere eintreten zu laſſen, unter der Vorausſetzung der Reciprocität oder um Doppelbeſteuerungen hintanzuhalten. Da in Ungarn eine Rentenſteuer gleich der unſrigen nicht exiſtiert, iſt der letztere Fall ausgeſchloſſen, es iſt aber auch fraglich, ob die Vorausſetzung der Reciprocität vorhanden iſt. Unter allen Umſtänden iſt die Befreiung ungariſcher Papiere von der Rentenſteuer ein wertvolles Zugeſtändnis, welches dem ungariſchen Schuldner, der gewohnt iſt, mit ſeinem Geldbedarf ſich an das öſterreichiſche Capital zu wenden, gemacht wird, und das daher nicht ohne Gegenleiſtung ſeitens Ungarns aus der Hand gegeben werden darf. Bezüglich einzelner Kategorien ſcheint eine Befreiung abſolut ausgeſchloſſen, ſo bezüglich der Pfandbriefe der ungariſchen Hypothekeninſtitute, da die öſterreichiſchen Inſtitute zur Zahlung der Steuer verpflichtet ſind und es nicht angeht, dieſe ungünſtiger zu behandeln als jene. Das ſcheint man in Ungarn auch ſchon eingeſehen und darauf verzichtet zu haben; denn während die Bewegung urſprünglich von den Pfandbriefinſtituten ausgegangen zu ſein ſcheint, verlegt man ſich jetzt hauptſächlich auf die Erlangung der Steuerbefreiung für die Renten. Die officiöſe „Reichswehr" meldet diesbezüglich, daſs die öſterreichiſche Regierung die Steuerbefreiung der ungariſchen Renten decretieren werde. Daſs Ungarn dies wünſcht, iſt begreiflich, daſs unſere Regierung es aber ohne Gegenleiſtung zugeſtehen will, zeigt wieder einmal wie ſchwach ſie iſt und wie ſchlecht die Intereſſen der dieſſeitigen Staatshälfte von ihr gewahrt werden. Die Befreiung der ungariſchen Renten von der Steuer bedeutet zunächſt einen Steuerentgang, welcher ziffermäßig zwar nicht genau beſtimmbar, aber keineswegs unbedeutend iſt, wenn man bedenkt, daſs den „Tabellen zur Währungsſtatiſtik" zufolge von der ungariſchen Staatsſchuld im Betrage von 1887 Millionen Gulden im Jahre 1892 circa 537 Millionen oder etwa 30 Procent in Oeſterreich claſſiert waren. Davon abgeſehen aber iſt die Befreiung für Ungarn als Werber öſterreichiſchen Capitals von ſo bedeutendem Wert, daſs eine tüchtige Regierung dagegen wichtige Zugeſtändniſſe von Ungarn erlangen müſste. Die Reciprocität, falls eine ſolche hier überhaupt beſtehen kann, iſt für uns wertlos: ſelbſt wenn Ungarn eine ähnliche Steuer einführen würde, welche öſterreichiſche Renten treffen würde, ſo würde der öſterreichiſche Staatscredit nicht darunter leiden, denn Oeſterreich legt nicht capitalſuchend in Ungarn auf und die öſterreichiſchen Renten ſind nicht in Ungarn. Im Jahre 1892 ſind nach denſelben im öſterreichiſchen Finanzminiſterium verfaſsten Tabellen von den Zinſen der gemeinſamen und der öſterreichiſchen Staatsſchuld kaum ein Procent nach Ungarn ausbezahlt worden. Wir haben wahrlich nicht ſo viele Activa, welche wir Ungarn gegenüber ausſpielen können und Ungarn iſt auch nicht ſo entgegenkommend gegenüber unſeren Wünſchen, als daſs wir es nöthig hätten, die Grossmüthigen zu ſpielen und Ungarn Geſchenke zu machen. Es iſt daher Pflicht des Abgeordnetenhauſes, den Finanzminiſter rechtzeitig an der Ausführung ſeiner Abſicht zu verhindern, und ihn darauf aufmerkſam zu machen, daſs er die Steuerbefreiung nicht ohne entſprechende Conceſſionen Ungarns gewähren darf. Es iſt traurig, daſs Herr von Bilinski daran erſt erinnert werden muſs, zu einer Zeit, wo die Quote noch nicht beſtimmt und der Ausgleich noch nicht abgeſchloſſen iſt.

•

Die von Herrn von Bilinski vorgeſchlagenen neuen Steuern haben es zuwege gebracht, etwas Bewegung in die Bevölkerung zu bringen. Insbeſondere gegen die Transportſteuer iſt die Agitation ſehr lebhaft und der Finanzminiſter denkt wohl ſelbſt nicht mehr daran, ſein Project durchzubringen. Wenn die Proteſte gegen die Zuckerverſchleißſteuer weniger zur Geltung kommen, ſo liegt das daran, daſs die Conſumenten, welche durch die Steuer belaſtet werden ſollen, nicht organiſiert ſind und daher nicht ſo leicht zu Worte kommen können, als die von der Transportſteuer zunächſt Betroffenen, die durch zahlreiche Vereine, durch die Handelskammern [illegible] vertreten zu Worte kommen. Das bedeutet aber nicht, daſs die [illegible] als die andere. Im Gegentheil ſie hat nicht einmal das [illegible] was der Motivenbericht für die Transportſteuer anführen kann, daſs die Einhebung ohne Koſten, Mühe und [illegible] würde. Wenn die Controle der erfolgten Steuer[illegible] dann wird die Beſtimmung, daſs den [illegible] bei den Kleinverſchleißern [illegible] gehandhabt werden [illegible] damit verbunden iſt und [illegible] Steuercontrole verurſachen wird.

Digitized by Google

Der größte Gegner ſeiner Vorlagen iſt übrigens Herr von Bilinski ſelbſt; man braucht nur ſein Exposé und ſeine Motivenberichte zu leſen, um zu wiſſen, was er von ſeinem „Ausweg“ hält, „welcher von dem oberſten Principe, einer gerechten Steuerpolitik, der Vertheilung der Laſten nach der Leiſtungsfähigkeit, theilweiſe abweicht.“ Aus der vorſichtigen Ausdrucksweiſe des Motivenberichtes überſetzt heißt dies, die Verſchleißſteuer trifft jeden Conſumenten, daher wie jede indirecte Steuer den Armen verhältnismäßig am ſtärkſten, und die Transportſteuer desgleichen, indem ſie den Preis der Waren vertheuert, und außerdem ſchädigt ſie an ſich, als Tariferhöhung, noch mehr aber weil ſie ſich nicht differenzieren läſst, wie der Tarif, ſondern feſtgebannt iſt, die Producenten, und erſchwert ihre Concurrenz untereinander, vor allem aber dem Auslande gegenüber. Alles das weiß Herr von Bilinski ſehr gut, aber die politiſche Impotenz dieſer Regierung, welche Oeſterreich ſchon ſo theuer zu ſtehen kommt, ſoll es nun auch mit dieſen Steuern bezahlen. Daſs die Regierung nicht fähig war, den Ausgleich durchzuſetzen und daſs Herr von Bilinski nicht das Rückgrat beſeſſen hat, die von den Großgrundbeſitzern geforderten Steuernachläſſe zu verweigern und daſs er das Verſprechen gegeben hat, den Ländern zehn Millionen zu überweiſen, bevor er für die Bedeckung geſorgt hat, deshalb ſoll die Bevölkerung ſolche Steuern auf ſich nehmen.

*

Was der Export- und Productionsfonds im Betrage von einer Million bezwecken ſoll, iſt nicht klar. Daſs er aber nicht den durch die Transportſteuer concurrenzunfähig gemachten Producenten helfen kann, iſt ſicher. Denn jeder Producent muſs bei ſeiner Production mit feſtſtehenden Factoren rechnen, und wenn der Tarifſatz ihm den Export oder die Concurrenz im Inlande nicht mehr geſtattet, muſs er aufhören zu arbeiten und kann nicht darauf rechnen, nachträglich ein Almoſen aus dieſem Fonds zu erhalten. Es iſt auch nicht menſchenmöglich, eine gerechte und zweckentſprechende Verwendung und Vertheilung eines ſolchen Fonds durchzuführen, und ſelbſt wenn die Herren Finanz-, Eiſenbahn-, Handels- und Ackerbauminiſter gemeinſam die Vertheilung vornehmen werden, wird es ihnen nicht gelingen. Was die Regierung ſich bei dieſem Vorſchlag gedacht hat, weiß man alſo nicht; in Wirklichkeit wird er wahrſcheinlich ein zweiter Diſpoſitionsfonds werden, beſtimmt für die Freunde und Wahlbezirke braver Abgeordneter und zur Entlohnung anderer der Regierung geleiſteter guter Dienſte.

*

Das Acetylengas ſcheint einer großen Zukunft entgegenzugehen. Das Licht iſt ſchön und angenehm, die Exploſionsgefahr ſcheint, wenn man aus der geſtatteten Beleuchtung des inneren Burghofes in Wien und aus anderen Erfahrungen ſchließen darf, überwunden zu ſein; und auch die Koſten der Herſtellung des Gaſes ſollen ſehr reduciert worden ſein. Damit iſt aber nicht geſagt, daſs jedes Unternehmen, welches ſich die Herſtellung und Verbreitung des Acetylengaſes zur Aufgabe ſtellt, proſperieren müſſe. Wer ſich heute an einem ſolchen Unternehmen betheiligt, muſs ſich bewuſst ſein, daſs er möglicherweiſe die Anwartſchaft auf einen Treffer in der Taſche hat, aber ebenſo leicht ſein Capital dabei verlieren kann. Die Acetylengas-Actiengeſellſchaft in Budapeſt veranſtaltet gegenwärtig eine öffentliche Subſcription auf viertauſend Actien zur Erhöhung ihres Capitals von 1·2 Millionen auf zwei Millionen Kronen. Die Einführung zum Börſenhandel ſcheint nicht beabſichtigt zu ſein. Da anläſslich der Manöver in Totis und der Beleuchtung des Burghofes die Reclametrommel für die Geſellſchaft in ziemlich lebhafter Weiſe gerührt worden iſt, beſteht die Gefahr, daſs zur Zeichnung dieſer Actien Kreiſe herangezogen werden, welche obiges Raiſonnement nicht machen und welche ſich an dem Unternehmen in dem Gedanken betheiligen könnten, daſs es einer ſicheren Proſperität entgegen geht, während daſſelbe bisher die Kinderkrankheiten noch nicht durchgemacht hat. Der Proſpect enthält, was bei ſolchen Gründungen bei uns ſchon rühmend hervorgehoben werden muſs, keinerlei erſichtliche Unwahrheiten, aber er enthält auch gar nichts Poſitives, was zur Beurtheilung der Chancen nöthig wäre. Man erfährt nicht, ob mit irgend einem Conſumenten ein dauernder Abſchluſs gemacht worden iſt, nicht welche Abſchlüſſe in Ausſicht ſind, welche vorläufige Verzinſung des Capitals durch dieſe erwartet werden kann, wie ſich die Productionskoſten gegenwärtig ſtellen, und wie groß dieſe ſein werden, wenn die geplanten Anlagen von Carbidfabriken ausgeführt werden, wie groß die Koſten dieſer Fabriken ſein werden, in welcher Weiſe das Gründungscapital des Unternehmens verwendet worden iſt; kurz der Proſpect ſagt nur, daſs die Exploſionsgefahr geſchwunden, das Licht ſchön und vom Kaiſer anerkannt worden ſei. Das nennt man bei uns einen Proſpect. In Deutſchland iſt die Gefahr, daſs ſich capitalsſchwache und urtheilsloſe Leute an ſolchen ebenſo chancen als gefahrvollen Unternehmungen betheiligen, dadurch gemindert, daſs die Actien auf mindeſtens tauſend Mark lauten müſſen. Die Hundertgulden-Actien können in ganz anderen Kreiſen Eingang finden, es muſs daher auf das Riſico einer Betheiligung aufmerkſam gemacht werden.

Δ

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Gymnase, „Les trois filles de M. Dupont“ von Brieux. „La Mort de Hoche“ von Paul Deroulède. Berlin. Leſſingtheater, „Hans Huckebein“ von Oscar Blumenthal und Kadelburg. Berliner Theater, „Fauſt“ (II. Theil.)

*

„Annas Traum“, die letzte Novität des Deutſchen Volkstheaters, iſt ein Stück von L'Arronge, wie eben die Stücke von L'Arronge einmal ſind: behaglich, harmlos, brav, etwas heiter und etwas ſentimental, ganz unwahr, recht nach dem Herzen des guten Philiſters. Aber der gute Philiſter wollte diesmal nicht, es gefiel ihm nicht. Warum? Was hat er plötzlich? Schämt er ſich ſeiner ſelbſt und iſt „literariſch“ geworden? Die letzte Aufführung unſeres Otto Erich — an einem Freitag und während Kainz in der Burg und Zacconi im Carltheater gaſtierten! — iſt beſſer beſucht geweſen als die dritte Vorſtellung von L'Arronge. Ein Aviſo für die Directoren! Dabei iſt die Vorſtellung eine ganz gute. Herr Tyrolt gibt einen Schneider in ſeiner geiſtreichen und immer wirkſamen Art, mit Humor ſteht Frau Bendel neben ihm. Vortrefflich iſt Herr Giampietro, ganz einfach und ganz frei von der abſcheulichen Manier, die er ſich angewöhnt hatte. Vortrefflich auch Herr Kramer; es iſt ein Vergnügen, wie ſein glückliches Talent ſich immer vernehmlicher, immer reiner äußern darf. Fräulein Retty kommt mit ihrer Routine einer Rolle bei, die ihrem ganzen Weſen fern iſt. Warum hat man ſie nicht lieber dem Fräulein Glöckner gegeben? H. B.

*

Herr Langkammer — im Theater a. d. Wien — iſt ein wirklich ſchöpferiſcher Regiſſeur. Er hat einen gewiſſen Drang nach Neuerung und ſcheint befähigt zu ſein, die Ausdrucksmittel der Inſcenierungskunſt in manchem zu verſchärfen. Ein Fehler iſt nur, daſs ſein Reformbeſtreben ſich manchmal in kleinen Liebhabereien und Eitelkeiten verzettelt. Er liebt es allzuſehr, Hinderniſſe zu „nehmen“ und zu verblüffen. Und er ſcheint ſich aus eben dieſem Grunde am liebevollſten mit jenen Theaterſtücken zu befaſſen, die feiner Spitzfindigkeit am meiſten Raum und Gelegenheit geben. Es iſt ſeine Paſſion, unfertige oder, was ihn vollends zu begeiſtern ſcheint, ſchlechte Theaterſtücke auf zwei Beine — Beine eigener Erzeugung — zu ſtellen. Ich kann daraus die Begeiſterung bemeſſen, mit der er ſich an den „Judas von Tirol“ gemacht hat. Denn das iſt eine hölzerne und ſpröde Arbeit von gedrückter unfreier Stimmung. Das Beſte darin iſt: einiges Quellenſtudium und Mangel an Routine. Dieſes beide breitet über einzelne Scenen und Dialogſtellen einen Schimmer von Wahrheit, ja „Realismus“. Die beſſere Wahrheit aber, die innere, fehlt. Für Herrn Langkammer war dieſes Stück ein Rahmen, in den er alle ſeine Liebhabereien und kleinen Eitelkeiten preſſen konnte: ſein Verſtändnis für hiſtoriſche Kleider und große Ausſtattung, für Maſſenſcenen und Dialectſprechen und für Actſchlüſſe. Und dann hatte er auch Gelegenheit, ein Schauſpielerenſemble neu zu erſchaffen. Das iſt ihm überraſchend gut gelungen. Alle Darſteller ſtanden auf der Höhe ihrer Aufgaben. Und die Herren Joſephi und Werner ſprachen ſogar faſt eine deutſche Mundart.

*

Theater in der Joſefſtadt. Die erſte Vorſtellung dieſes Jahres war von jener Gattung, über welche die Schlusſätze der Theaternotizen mit feiner Charakteriſtik zu ſagen pflegen: Ausgezeichnet das Publicum amuſierte ſich aufs beſte, wozu in gleicher Weiſe die witzigen Situationen des Stückes, wie das köſtliche Spiel der Hauptdarſteller beitrugen u. ſ. w. Man gab aber in Wirklichkeit „Charley's Onkel“, eine Farce, qua nihil stultius esse potest (in einem deutſchen Satz ließe ſich das nicht ſo gut ſagen.) Die Darſtellung war — bis auf ein paar Scenen des großen Schauſpielers Maran — ekelerregend, die Claque bei Stimmung. Nun aber iſt der Onkel Charley's nach zehn — ununterbrochenen — Aufführungen endlich doch dahingegangen. Neue Novität: „Japhet und ſeine zwölf Frauen“, franzöſiſches Vaudeville. Eine Vorſtellung von jener Gattung, über welche es in den Theaternotizen heißt: Das Publicum nahm an der leichtgeſchürzten Muſe der Franzoſen Gefallen und applaudierte heftig, ſoweit es nicht vorzog — bei den vielen gepfefferten Stellen nur allzubegreiflich! — ſchamhaft erröthend die Achſeln zu zucken. Hätte ich eine Theaternotiz zu ſchreiben, ſo würde ich in dieſem Falle aber doch lieber das andere, zuerſt erwähnte Cliché wählen. Das würde hier ausnahmsweiſe einmal vollkommen ſtimmen. Denn man amuſiert ſich bei dieſer „gepfefferten“ Vorſtellung wirklich aufs beſte, und dazu tragen — ſ. o. — in gleicher Weiſe die witzigen Situationen des Stückes wie das köſtliche Spiel der Hauptdarſteller bei. Herr Maran vor allen iſt wieder ausgezeichnet er kann, ſcheint es, gar nicht anders. A. G.

Bücher.

Otto Ammon: Die Geſellſchaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Socialanthropologie zum Gebrauch für alle Gebildeten, die ſich mit ſocialen Fragen befaſſen. Zweite, verbeſſerte und vermehrte Auflage. Jena, G. Fiſcher 1896.

Dieſes ſchön ausgeſtattete Werk des Karlsruher Anthropologen, der ſich durch ſeine anthropologiſchen Unterſuchungen der Wehrpflichtigen, durch ſeine Wägungen und Meſſungen derſelben einen geachteten Namen in der Wiſſenſchaft erworben hat, iſt für weitere Kreiſe beſtimmt. Es geht durchaus von exacten Forſchungen auf dem Gebiete der Anthropologie und Sociologie aus, Gebiete, auf denen der Verfaſſer Meiſter iſt. Er verwertet in vortrefflicher Weiſe die Ergebniſſe der neueren Anthropologenſchule, namentlich Lapouges. Dieſe Reſultate widerſprechen in vielem den Aufſtellungen des landläufigen Liberalismus und Socialismus und es iſt das hohe Verdienſt Ammons, eine neue Aera auf dieſen Gebieten zu inaugurieren. Er fußt dabei auf bedeutenden Vorgängern, denen er volle Gerechtigkeit widerfahren läſst, ſo namentlich auf Darwin, Galton, Hanſen, E. v. Hartmann, Schmoller u. a. Das Buch iſt friſch und anziehend geſchrieben, oft mit überzeugendem Witz und Sarkasmus. Wohlthuend berührt namentlich der Optimismus, der vielleicht manchmal zu weit geht, aber angenehm empfunden wird nach der düſteren Periode des Peſſimismus, die wir durchgemacht

Digitized by Google

haben. Man ſieht, es beginnt im Deutſchen Reiche ein neuer, friſcher, thatkräftiger Geiſt ſich zu regen, der nicht bloß kritiſch und ſkeptiſch wiegend und wägend ſich verhält, ſondern praktiſche Ziele vor Augen hat. Wer eine gediegene Grundlage haben will für politiſches Raiſonnement — und das will doch heutzutage jeder — ſollte ſich das ſchöne Buch Ammons verſchaffen und es wiederholt und langſam durchſtudieren. Ich wüſste nach zweimaliger Lectüre desſelben kaum einen Punkt, in dem ich nicht mit dem Verfaſſer übereinſtimmen könnte und ich lege jedesmal das Buch mit der Empfindung aus der Hand, daſs unſere vielgeſchmähten Zuſtände doch nicht ſo ſchlecht ſind, wie man allgemein annimmt. Und das iſt auch etwas wert. Der Peſſimismus erſchlafft die Thatkraft, der Optimismus aber ſtählt ſie. Wir brauchen hoffnungsfreudige Bücher in einer Zeit, wo kranke Nerven nur allzu verbreitet ſind und das Schimpfen zum guten Ton gehört. Das vorliegende Buch gehört zu jenen ſeltenen Schriften.

Dr. Gr.

Juſtinus Kerners Briefwechſel mit ſeinen Freunden. Herausgegeben von ſeinem Sohne Theobald Kerner. Durch Einleitungen und Anmerkungen erläutert von Dr. Ernſt Müller. Zwei Bde. Stuttgart und Leipzig. Deutſche Verlagsanſtalt. 1897.

In den verſchiedenen Zeiten begegnen wir dem Typus der Bohême, nur trägt er immer das Coſtüm ſeines Jahrhunderts, Minneſänger, Kitharöden, Rodolphe, Marcell, Schaunord oder der liebe Wonderburſch Eichendorfs ſind ein Schlag. Es iſt eine Jugend ohne Tugend, mit viel Mädchen, Kunſthoffnung und Geſpräch, fleißig im Verkehre, voll Zeit zu dummen Streichen und Augengeſprächen, ja ſogar noch zum Briefſchreiben geneigt, das ſonſt nicht Sache des ſchaffenden Menſchen zu ſein pflegt. Die einen enden in einem angenehmen Compromiſs bei Ruhm und Wohlſtand, die anderen im Spital nach einem Leben, das nicht zu altern wuſste und bei Abſinth und lebenden Spirituoſen wie vergoſſener Wein verſchäumte, andere wieder vergehen im Elend zitternder Hände, die nichts geſtalten können, im Neid gegen jene, die etwas zuſammengebracht. Nur wenige kommen zum glücklichen Gelingen. Hier liegt ein reizendes Buch ſolcher Jünglingsbriefe vor uns, und eine überaus anmuthige Bohême treibt ihr Weſen. Nur das Coſtüm iſt anders, die Art das gleiche. Nur hat die Bohême dieſer Romantiker den allerdeutſcheſten Charakter, blond, hochmoraliſch, phantaſtiſch und zärtlich leichten Blutes, aber doch von ſtrengem Gewiſſen. Weder Uhland, noch Fouqué, noch Varnhagen, noch Kerner waren Anarchiſten, aber „Neupoeten“ nannten ſie ſich immerhin. Sie haben weniger Abenteuerlichkeit und mehr Gewiſſen, weniger Geliebte und mehr Verlobungen, mehr Gedichte und weniger Nerven, erſtaunlichen Fleiß bei geringeren Zielen und einer merkwürdigen Beſcheidenheit. Mondſchein und Treue iſt in ihrem Weſen und liegt wie ein echter Frieden über ihren wechſelnden Wanderungen. Man findet allerhand Namen, die ganz verſchollen ſind. Wie viele ſtrebten damals den höchſten Zielen der Kunſt zu! Und wie viel ſchöne Abenteuer, kritiſche Bemerkungen, verſprechende Pläne treiben ihr Spiel mit den Menſchen! Von Ort zu Ort, von Jahr zu Jahr, bis ins geſetzte Alter folgen wir dieſen ruhigen und doch ſehnſüchtigen Leuten, die ſich bis ins Greiſenalter jene köſtliche Naivetät und Friſche bewahrten, den Enthuſiasmus der Bohême. Dazwiſchen blicken die anmuthige Natur Süddeutſchlands, die wunderbaren Sagen und Märchen der mittelalterlichen Vergangenheit, die bunten Fabelſpiele romantiſcher Pläne hinein, wie das Angeſicht einer edlen Fee, der alle dienten. Und viel überſchüſſige Sentimentalität, viel Ach und Oh! viel Thränen, Haarlocken, Seufzer ſind ein Gegenſpiel der köſtlichen Heiterkeit dieſer Leute. Und alles iſt vorüber, verrauſcht und mit Wehmuth ſieht man dies ganze fremde verwandte Treiben, das nun nur in dieſen Bänden in lauten Briefen ſingt und klingt und aufersteht, mit Furcht denkt man, wie groß die Kunſt, wie kurz das Leben, wie hoch die Sehnſucht und wie ſchwach die Kräfte der Einzelnen. Viel Ruhm iſt in dieſen „Almanachen für gebildete Stände“, „Morgenblättern für die Intelligenten“, „Uranien“ und „Thalien“ und „Mercuren“ ausgegeben, wie wenig von der Zeit eingelöſt worden! Daſs aber der Reiz dieſer ewig jugendlichen Menſchen mehr als die halben Erfüllungen, die ihnen zutheil wurden, bedeutet, ſieht man gern und hofft, es möchte von allem Lärm und Farbenreichthum der eigenen geſtaltenreichen Zeit einſt wenigſtens ſolch ein Schimmer und ſolch eine Anmuth ausgehen, wie von dieſen treuherzigen, wunderlichen Briefen.

O. St.

Revue der Revuen.

Die erſte Octobernummer der in neue Hände übergegangenen „Socialen Praxis“ bringt einen bemerkenswerten Programmartikel. Das Aufſteigen der Lohnarbeiterclaſſe zu beſſeren Exiſtenzbedingungen, ihre Antheilnahme an den ſittlichen und wirtſchaftlichen Gütern unſerer Cultur, die Verwirklichung ihrer Rechte auf dem Boden des nationalen Staates und im Rahmen der beſtehenden Wirtſchaftsordnung wird als eine Lebensfrage des deutſchen Volkes bezeichnet. Der Stillſtand der Socialreform im Deutſchen Reiche laſſe die Sammlung aller derjenigen Elemente als geboten erſcheinen, die [illegible] die Fortführung der Socialreform ein[illegible]. Als Fundament aller Reformen [illegible] die unbedingte Anerkennung der [illegible] Gleichberechtigung der Arbeiter und ihre [illegible]. Die [illegible] Kaiſer Wilhelms II. vom [illegible] denſelben Anſchauung Ausdruck. [illegible] ſie in [illegible] welche zur Anwendung des [illegible] der [illegible]

die gleichen Rechte und Pflichten ſichern wie den Unternehmern. Reich, Staat und Gemeinden müſſen auf dem Gebiete des Arbeiterſchutzes und in der Förderung der Arbeiterintereſſen als Führer durch Schaffung von Muſterbetrieben vorangehen. Auch in der Steuer- und Zollpolitik und im Verkehrsweſen habe der Staat mehr als bisher das ſocialpolitiſche Moment zu betonen. Schließlich wird die Vervollkommnung des Arbeitsnachweiſes und der Arbeitsvermittlung, ſowie die Schaffung eines Reichs-Arbeitsamtes gefordert. Zur Erreichung dieſer Ziele will die „Sociale Praxis“ unparteiiſch, ſachlich und rückhaltelos die Wahrheit feſtzuſtellen ſich bemühen.

Einem Septemberheft der „Umſchau“ entnehmen wir: In einer der letzten Sitzungen der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften machte Dr. Lannelongue eine ſehr intereſſante Mittheilung über die aus dem Alterthum ſtammende Methode des Tätowierens zu Heilzwecken. Bei ſeiner in jüngſter Zeit unternommenen Reiſe in Aegypten hat Lannelongue eine durch ihre Tätowierungen im Unterleibe merkwürdige Mumie unterſucht. Dieſe wurde im Jahre 1892 von Conſervatoren des Muſeums von Kairo und Dr. Fouquet entdeckt. Die Mumie ſtammte von einer Prieſterin der Hathor, die zur Zeit der II. Dynaſtie in Theben lebte. Als die Mumie entkleidet wurde, fand Dr. Fouquet eine noch junge Frau von außergewöhnlicher Magerkeit, den Mund geöffnet und infolge von Schmerzen verzerrt. Der Unterleib trug drei Reihen von Tätowierungen. Lannelongue veranlaſste nun Fouquet, Nachforſchungen über die Art und Weiſe des antiken Tätowierens anzuſtellen, und dieſer Arzt hat in der That nicht ohne Mühe von einer Anzahl von Kranken merkwürdige Enthüllungen zutage gefördert. Es ſcheint danach, daſs das Tätowieren auch jetzt noch bei vielen Leiden, wie Migräne, Neuralgie, Rheumatismus u. a. angewendet wird. Die Operation wird von Frauen, und zwar hauptſächlich an Frauen, geübt. Dieſe uralte Sitte greift mindeſtens 4—5000 Jahre zurück.

In der „**Nouvelle Revue**“ berichtet E. Müntz über die Plünderung der franzöſiſchen Muſeen, während der Jahre 1814—1815. Bekanntlich wurde Ludwig XVIII. von den Verbündeten (Oeſterreich, Rußland, England und Italien) damals das Zugeſtändnis abgenöthigt, die Kunſtſchätze, welche Napoleon I. auf ſeinen Kriegszügen erobert und nach Frankreich geführt hatte, den urſprünglichen Beſitzern wieder auszuliefern. Namentlich der römiſche Hof betrieb dieſe Reſtituierung auf das eifrigſte. Er entſandte den Bildhauer Canova unter künſtleriſchen Vorwänden zuerſt zum Czar Alexander und dann nach England, um durch dieſe Mächte ſeine Kunſtobjecte zurück zu erlangen, während ein anderer päpſtlicher Legat, Marino Marini, ſich auf die königliche Bibliothek verlegte, der er, von Preußen gehalten, außer den Manuſcripten auch die der Propaganda fide abgenommenen Schriften entnahm. Wohl verſuchten die Cuſtoden ſich zu widerſetzen, aber Talleyrand gewährte ihnen keine Unterſtützung, und ſo wurden alle während der Revolution und des Kaiſerreichs angeſpeicherten Schätze wieder aus Paris entführt. Bis zum November 1815 betrug die Zahl der den Verbündeten zurückgeſtellten Kunſtgegenſtände 5233, worunter ſich über 2000 wertvolle antike Sculpturen und Bilder erſten Ranges befanden.

Wie die „**Revue scientifique**“ berichtet, haben Oliſſon und Philippſon vor kurzem auf dem Hochplateau von Pamir einen zwerghaften Volksſtamm entdeckt, der dadurch ein beſonderes Intereſſe erregt, daſs auch die Hausthiere dieſes Liliputanervolkes außerordentlich klein ſind. Die Ochſen ſind nicht größer als die egyptiſchen Eſel, die Eſel haben etwa die Größe unſerer Hunde, und die Rinder und Ziegen ſind wahre Miniaturformen. Die Urſache dieſer Kleinheit von Menſchen und Thieren ſoll in der beſonderen Lebensweiſe und ärmlichen Ernährung liegen. — In derſelben Zeitſchrift ſchreibt M. E. Muller über Javan, das er ein Land ohne Hausthiere nennt. Die Javaner eſſen kein Fleiſch und trinken keine Milch, ſie reiten nicht und halten keine Hunde, ebenſowenig ziehen ſie Schweine, Ziegen oder Schafe auf; ſie tragen keine Wolle, ſondern die billige Seide. Geflügel wird eigentlich nur für Fremde gezüchtet.

Die uns vorliegende Programmnummer des neueſten polniſchen illuſtrierten, literariſchen, wiſſenſchaftlichen und ſocialen Wochenblattes: „**Zycie**“ (Leben) zeigt bei aller Treue für nationalpolniſchen Journaliſtenbrauch in Bezug auf Architektonik, Rubriken ꝛc. ein inniges Anlehnen an weſteuropäiſche, namentlich Wiener, Muſter. Den Reigen eröffnet ein Gedicht: „Aus dem Culturleben“ des berühmteſten, noch lebenden polniſchen Dichters, der in ihrer Art in Europa einzig daſtehenden Maria Konopnicka, welches folgendermaßen ausklingt:

Bin ich das Leben, bin ich mir ſelbſt die Wahrheit,
Bin ich mir ſelbſt Wahrheit, bin ich mir auch Pfad,
Und ſind mir keine Wegweiſer fürder nöthig.
Bin ich mir ſelbſt Pfad, bin ich mir ſelbſt Licht,
Und weiß, wohin, wozu ich ſchreite, warum mein Thun.

Hochintereſſant iſt der Artikel: „Das Jubiläum einer Epoche“ von A. Potocki. Die Quinteſſenz der neueſten, 1863 begonnenen, polniſchen Culturepoche iſt nach Potocki: Die Nationaliſierung aller übertragbaren fremden Einflüſſe, das Herausheben und die innige, erfolgreiche Pflege der einheimiſchen Culturelemente. Vom übrigen, reichhaltigen Inhalte wären noch hervorzuheben die gediegenen Gedichte von Tetmajer und Miriam (Przesmycki), die zu den berühmteſten Namen der polniſchen Literatur gehören; der Aufſatz: „Kunſt und Kritik“ von Cyprian Godebski, dem berühmten polniſchen Bildhauer, endlich die im bibliſchen Tone gehaltene Novelle von Gabriele d'Annunzio: „Von den fünf klugen und thörichten Jungfrauen.“

Tini.

Roman von Ernſt v. Wolzogen.

(Fortſetzung.)

D[illegible] Schlafzimmer. Der junge Arzt nahm [illegible] des Bettes Platz und bemächtigte [illegible] der Kranken, um, während ſie ſprach, ihren [illegible] zu haben. Der Profeſſor aus Wien

Digitized by Google

nahm ohne viel Umſtände dem Arzt gegenüber auf dem Bettrande Platz, während der Lieutenant, ſelbſt im Angeſicht des Todes außerſtande ſeine anerzogene Höflichkeit zu vergeſſen, ſich mit mir wegen der beiden Plätze am Fußende des Bettes herumcomplimentierte. Ganz zuletzt erſchien auch der junge Schauſpieler, den der Aufbruch der Genoſſen aus dem Schlafe geweckt zu haben ſchien. Als er ſah, daſs auf dem Bette kein Platz mehr für ihn frei war, holte er ſich aus dem Nebenzimmer einen Korbſeſſel und ſtellte ihn an die Fußwand des Bettes. Er ſchaute mich einen Moment prüfend an, nickte mir gleichgiltig wie irgend einem entfernten Bekannten zu, und dann ſtützte er ſeine Ellbogen auf das Bett, legte ſeinen rothblonden Kopf in ſeine hohle Hand und ſtarrte mit großen ſchwermüthigen Augen Tini gerade ins Geſicht.

Wir hatten wohl eine Minute lang ſchweigend der Dinge gewartet, die da kommen ſollten, als Tini plötzlich mit einem kurzen, mühſamen Lachen einen Zeigefinger gegen den jungen Schauſpieler hin ausſtreckte und drollig ärgerlich ausrief: „Axel, lieber Junge, mach' mich nicht nervös zu guterletzt, oder willſt du mich hypnotiſieren? Starre mich nicht ſo entgeiſtert an — ſonſt habe ich dir doch alles zuliebe gethan."

Und dann wandte ſie ſich an mich: „Seid Ihr Euch denn eigentlich vorgeſtellt? Das iſt hier Axel Chriſtiani, der jüngſte, aber einer der treueſten meiner Verehrer. Drei Jahre hindurch iſt er mir unentwegt nachgelaufen. Er war einfach nicht loszuwerden, und da muſste ich ihm dann ſchließlich gut ſein, ich mochte wollen oder nicht. Axel, mein lieber Junge, du ſollteſt dich doch ſchlafen legen, du kannſt dich ja kaum mehr aufrechthalten."

Axel ſchüttelte nur den Kopf und wandte ſich ſchweigend ein wenig zur Seite.

„Er ſagt faſt nie etwas", bemerkte Tini lächelnd, „aber er meint es immer gut." Und dann wandte ſie ſich wieder nach mir und ſagte, der Reihe nach auf die übrigen Herren deutend: „Siehſt du hier dieſen Lieutenant, den einzigen, den ich je mein eigen genannt habe? Dem hab' ichs angethan, als ich in Erfurt beim Theater war. Ach lieber Freund, das war eine verfehlte Sache — ich meine nicht dieſen vortrefflichen Lieutenant, ich meine das Theater. Du haſt dich ſchwer in mir getäuſcht. Mit meinem Talent war's nichts, und mit außerkünſtleriſchen Mitteln wollte und konnte ich nichts durchſetzen. — Und dann iſt hier mein lieber Herr Profeſſor, ein ſehr, ſehr kluger Mann, vor dem ich immer den allergrößten Reſpect gehabt habe, aber er wollte mich durchaus heiraten, und das war gar nicht klug von ihm, darüber wären wir beinahe auseinander gekommen. — Und hier iſt ſchließlich mein lieber Doctor; der war ein halbes Jahr mein Zimmernachbar, als ich in Berlin chambre garni wohnte. Er hat meinem Herzen ſo oft wohlgethan — es iſt nicht ſeine Schuld, wenn er ihm jetzt nicht mehr helfen kann! Er iſt auf meinen Wunſch hierhergekommen, um mir das letzte Recept zu verſchreiben, gratis und franco. Vergelt's ihm Gott tauſendmal in dieſem Leben." Und dann deutete ſie auf mich ſelber und ſagte zu den anderen: „Und der hier, der iſt mein Sänger geweſen, der hat es einmal toll getrieben o je! o je! Der hat mir Dinge geſagt, von denen Ihr Euch nichts träumen laſst. Ich glaube, er wollte mich mit Gewalt eitel machen, der Götzendiener. Aber ich muſs eine geſunde Natur gehabt haben; ich habe ſogar ſeine Liebe ausgehalten, ohne Schaden an meiner Seele zu nehmen! — Aber was ich ſagen wollte . . ."

Doctor Müller legte die Hand leicht auf ihren Mund und mahnte beſorgt zur Ruhe: ſie dürfe nicht ſoviel hintereinander ſprechen, wenn ſie nicht wieder einen neuen Anfall heraufbeſchwören wolle. Und dann gieng er hinaus und erſchien gleich darauf mit einer in Eis geſtellten Champagnerflaſche. „So", ſagte er heiter, auf die Flaſche deutend, „dieſen Freund dürfen wir nicht vergeſſen, der hilft uns kleine Extravaganzen ohne Schaden ertragen. Trinke, Liebchen, trinke ſchnell — dann laſs ich dich wieder fünf Minuten nach Herzensluſt ſchwatzen."

„Ja, gerne", rief Tini lebhaft. „Aber Ihr müſst alle mittrinken, dann kann ich mir einreden, das wäre nicht die letzte Medicin für die Rettungsloſe, ſondern der alte liebenswürdige Genoſſe leichtſinniger Stunden."

Sie duldete keinen Einſpruch; es muſsten Gläſer herbeigeſchafft werden, und dann muſsten wir anſtoßen auf ein ſeliges Ende. Wir verſuchten, auf ihre gute Laune einzugehen, obwohl uns allen ſo furchtbar weh ums Herz war, daſs wir ſicherlich am liebſten laut herausgeheult hätten. Und nachdem wir die Gläſer geleert „auf ein ſeliges Ende", begann Tini wieder zu ſprechen. Ihre Stimme klang ſüßer und klarer wie zuvor, ihre Augen glänzten im Fieber, ihre Lippen lächelten und tauſchten uns Lebensluſt und helle Freude vor. Sie warf uns Kuſsfinger zu und rief mit fiebernder Haſt: „Ich liebe Euch! Dich und dich und dich und dich; ich bin Euch ſo gut, und ich bin ſo glücklich, Euch um mich zu haben. Ihr ſollt über mich zu Gericht ſitzen — meine ſtrengen Todtenrichter ſollt Ihr ſein, Rhadamanthus u. ſ. w. Ihr ſollt mir ſagen, was ich wert bin, denn ſelber weiß man es nie genau. Man iſt zu geneigt, ſich zu entſchuldigen; das ſollt Ihr nicht ſein. Ihr ſollt Euch nicht dadurch beſtechen laſſen, daſs ich Euch allen einmal Gutes vergönnt habe, wenn mir die Laune darnach ſtand. Ach Gott, ich bin dumm: ich ſeh's Euch ſchon an, was Ihr ſagen werdet; Ihr ſeid ja alle immer noch in die Tini verliebt! Ich muſs dieſe Geſchworenen ablehnen."

Und nach einer kleinen Weile: „Aber Ihr ſollt doch wiſſen, was mich quält; wenn Ihr dann ein gutes Wort findet für mich, ſo will ich es dankbar auf den Weg mitnehmen. Alſo hört, was ich Euch ſagen wollte: Ich bin jetzt 28 Jahre alt, und über die Hälfte dieſer Zeit bin ich Familientochter geweſen, und nicht einmal Familientochter der gewöhnlichen Art, die entweder verhätſchelt oder als Hauspudel miſsbraucht wird, bis ſie alt genug iſt, um auf den Mann dreſſiert zu werden, ſondern ein von vornherein verhaſstes und verwünſchtes Weſen, das Vater und Mutter um jeden Preis loswerden will. Ich habe einen ſtarken Verdacht, daſs ich gar nicht meines Vaters Kind war; ich habe zu viel munkeln hören von einem großen Herrn, der einmal bei uns verkehrte, und dem ich dem Bilde nach wirklich merkwürdig ähnlich wurde, je mehr ich heranwuchs. Die Kinder in der Schule ſchon riefen mir „Bankert" nach, und der Klatſch der kleinen Stadt wird wohl recht gehabt haben, der meiner Mutter ein Verhältnis mit dem vornehmen Herrn nachſagte. Ich wüſste auch nicht, weshalb mein Vater, der ein gutmüthiger ſchwacher Menſch war, mich ſonſt nicht hätte gut leiden ſollen. Da könnt Ihr Euch denken, daſs ich in meiner Kinderſtube nicht viel Sonnenſchein geſehen habe.

„Wie ich acht Jahre alt war, ſteckte mich die Mutter ins Kloſter. Es war ihr Herzenswunſch, daſs ich es nicht mehr verlaſſen ſollte; als Sühnopfer für ihre Sünde ſollte ich dem Himmel geweiht werden. Vier Jahre hielt ich's aus, aber dann empörte ich mich gegen den Zwang und das ganze ſchändliche Lügenweſen, das uns armen Kindern die ſtärkſten und beſten Regungen einer geſunden Menſchenſeele als Teufelswerk anſchwärzen wollte. Ich ſah überall den Teufel, und ſchließlich peinigte mich die Angſt dermaßen, daſs ich faſt wahnſinnig wurde. Da floh ich vor dem Teufel über die Kloſtermauern. Das erſtemal fiengen ſie mich wieder ein; aber das zweitemal kam ich glücklich davon. Da war ich im Winter über den gefrorenen Bach, der unter der Kloſtermauer durchfloſs, entwiſcht; die dünne Eisdecke trug mich nicht, ich brach ein und das Waſſer war ſo kalt, daſs es mir wie mit Meſſern die Beine abſchneiden wollte. Außer einem tüchtigen Fieber trug mir die Flucht auch noch eine gehörige Tracht Prügel von meinem Vater ein, und meine Mutter verfluchte mich gar feierlich und prophezeite mir Rad und Galgen.

„Ich wurde dann zu einer Tante geſchickt, einer giftigen alten Jungfer, die in einem Badeorte Fremdenzimmer vermietete. Da ſollte ich wahrſcheinlich die bittere Erfahrung machen, daſs man in der Weltlichkeit noch viel gründlicher gepeinigt werden könnte, als unter den Fittigen der geiſtlichen Liebe. Ich führte ein elendes Aſchenbrödeldaſein als Mädchen für alles in einem ſo großen Haushalt. Die körperliche Arbeit war viel zu hart für meine jungen Jahre, aber ſie war mir doch immer noch lieber als die geiſttödtende Kloſterzucht; ich wurde wenigſtens die Teufelsfurcht dabei los. Dafür wuſste die Tante meiner Seele auf eine andere Art beizukommen. Ich war von jeher wahrhaftig bis zur Narrheit geweſen — und dieſes Weib glaubte mir nicht! Sie ſtrafte mich fortwährend wegen frechen Lügens. Denkt Euch, ein Mädchen von 13 Jahren, das im Keller eingeſperrt ſitzt, weil es eine einfache Wahrheit geſagt hatte, die das niederträchtige Weib nicht begreifen konnte, und das Mädchen reißt ſich büſchelweiſe die Haare aus und beißt ſich in den Arm, um ſeinen wüthenden Schmerz zu betäuben, und reckt die Fäuſte, am ganzen Leibe zitternd, empor, und flucht ſeiner Mutter und ſeinen Verwandten und der ganzen Menſchheit!"

Tini hatte die geballten Hände in die Höhe gereckt, ein wilder Glanz kam in ihre Augen, plötzlich aufſteigende Fieberglut röthete ihre todblaſſen Wangen. Der junge Arzt umfaſste ſie ſanft, ſtrich ihr über die Haare und redete ihr gütig zu: Sie ſollte ſich nicht ſo aufregen, ſie ſollte die troſtloſen Erinnerungen ruhen laſſen und ſich des Beiſammenſeins mit ihren treuen Freunden freuen. Wir alle ſahen mit Angſt und Schrecken zu, wie die Athemnoth ſie quälte, wie ſie ſich nach dem Herzen griff und ſtöhnend und keuchend bald ſich aufbäumte, bald kraftlos ſich zurückſinken ließ und ſich ſchmerzgepeinigt hin- und herwarf.

Doctor Müller machte ihr eine Morphium-Injection, die dann auch nach kurzer Zeit zu wirken begann. Tini wurde ruhig, ſtreckte ſich lang aus und neigte müde den Kopf zur Seite. Axel Chriſtiani ſetzte ſich ans Fußende des Bettes, nahm ihre eiskalten Füße in ſeine Hände und ſuchte ſie mit dem Hauch ſeines Mundes und durch ſanftes Reiben zu erwärmen. Wir anderen ſchlichen leiſe hinaus.

Der Lieutenant vermochte ſeinen Schmerz nicht mehr zu bemeiſtern; er trat ans Fenſter hinter die Gardine, als ob er ſich dort verbergen wollte, und weinte bitterlich.

Der Profeſſor war der erſte, der nach längerer Pauſe Worte fand. Er wendete ſich an mich und ſagte: „Kennen Sie ihre weitere Geſchichte?" Und da ich verneinte, erzählte er: „Ich kenne ſie genau, denn Sie müſſen wiſſen, ich war ihr erſtes Verhältnis. Ich war der erſte Vertraute aller ihrer Leiden, die ihr damals noch in ſo friſcher Erinnerung ſtanden. Im Hauſe jener angenehmen Tante lernte ſie männliche Brutalität in ihrer ſcheußlichſten Form kennen. Sie werden ſich denken können, was ich meine. Die ſauberen Verwandten wollten

den betreffenden Herrn zur Heirat zwingen; er war auch bereit dazu, aber Tini wies mit Entrüſtung die Zumuthung zurück. Da wurde ſie als gänzlich verlorene, unverbeſſerliche Sünderin von der Tante aus dem Hauſe gejagt. Ihre Großmutter nahm ſich ihrer an, eine freundliche feinfühlige alte Frau. Sie wohnte hier am Ort, und hier genoſs die arme Tini die einzigen friedlichen und frohen Jugendjahre: darum iſt ſie auch zum Sterben gerade hierher gegangen. Als ſie ſechzehn Jahre alt war, muſste ſie dann wieder in die Welt hinaus, weil ſie doch einmal darauf angewieſen war, ſich ihr Brot ſelbſt zu verdienen. Sie wurde Ladnerin in Würzburg. Und dort lernte ich ſie kennen.

„Sie wohnte mit einer Sprachlehrerin zuſammen, einer Rumänin von Geburt, die ebenſo arm wie hochgebildet war. Einige ihrer Landsleute zogen ſie in ihren Verkehr, und der kleine Kreis wurde bald durch andere Studenten, meiſt Ausländer, vergrößert, die alle an dem außerordentlichen Geiſte und der freien kühnen Denkungsart der armen Sprachlehrerin, bei der viele von ihnen Unterricht nahmen, großen Gefallen fanden. Sie brachte die Tini meiſtens mit zu unſern Zuſammenkünften. Das Mädchen war anfangs ſehr ſcheu und zurückhaltend, denn ſie fühlte ſich uns geiſtig nicht gewachſen, aber ſie lernte von ihrer Stubengenoſſin mit glühendem Eifer, und ſobald ſie ſich erſt an die freie Form unſeres Verkehrs gewöhnt hatte, thaute ſie raſch auf und gewann Zutrauen zu uns jungen Leuten und entwickelte ſich geiſtig vor unſeren Augen in ganz überraſchender Weiſe. Gerade damals begann ſie ein auffallend hübſches Mädchen zu werden, obwohl ſie infolge der mangelhaften Ernährung und der körperlichen Ueberanſtrengung kläglich mager und ohne friſche Farbe war. Die meiſten von uns verliebten ſich in ſie, aber ſie bevorzugte keinen; ſie ließ ſich unſeren heitern Duz- und Küſs-Comment gefallen, aber von Liebe durfte ihr keiner ſprechen. Ich muſs wirklich ſagen, wir waren damals eine nette Geſellſchaft beiſammen — ohne alle Ironie geſprochen — originelle Käuze, ſonderbare Schwärmer, Poeten, Himmelſtürmer und ſolide echte Gelehrtenköpfe. Wir waren die richtigen Erzieher für das reichbegabte, ſo koſtbar warmherzige und wahrhaftige Mädchen. Ich kann wohl ſagen, wir haben ſie zu dem gemacht, was nachher zu unſer aller Freude aus ihr geworden iſt. Es müſſen aber doch wohl Klatſchereien über den freien Lebenswandel zu Ohren ihrer Verwandtſchaft gedrungen ſein, denn eines Tages tauchte ein Viech von Onkel in Würzburg auf, der ſie mit Gewalt aufpackte und nach Berlin transportierte, wo er ſie in einem Handſchuhgeſchäft unterbrachte. Als ſie fort war, merkte ich erſt, wie raſend verliebt ich in ſie war, und als das Semeſter zu Ende gegangen, ſiedelte ich nach Berlin über und ſuchte ſie auf. Sie empfieng mich mit hellem Jubel, denn ſie hatte den geiſtigen Verkehr gar zu ſchmerzlich vermiſst und fühlte ſich außerdem angewidert von dem Berliner Weſen und Treiben. Da zogen wir denn zuſammen und theilten unſere kleinen Einkünfte und waren über ein Jahr lang unmenſchlich glücklich, bis mich die Rückſicht auf meine Carrière zwang, Berlin zu verlaſſen. Ich war ein paar Jahre lang auf wiſſenſchaftlichen Reiſen; meine Mittel erlaubten mir ſelbſtverſtändlich nicht, ſie mitzunehmen, und auch ſpäter, als ich mich als Privatdocent in Graz habilitierte, konnte ich noch nicht ans Heiraten denken. Aber verſprochen hab' ich ihr's hundertmal, und ſobald ich meine Profeſſur hatte, trat ich vor ſie hin und bot ihr meine Hand.

„Ich fand ſie auf, trotzdem ſie ſich mit wahrem Raffinement vor mir zu verſtecken ſuchte. Sie wollte durchaus nichts von einer Heirat wiſſen, obwohl ich gar nicht daran dachte, ihr ihre ſpäteren Verhältniſſe zum Vorwurf zu machen. Sie behauptete immer, ſie würde mir meine Stellung verderben und ſie taugte nicht zur Ehe. Und kaum ein Jahr ſpäter muſste ſie dann dieſen verdammten Halunken . . ah, iſt das nicht zum dreinſchlagen? Ich hätte mich nicht dürfen abweiſen laſſen, mit Gewalt hätte ich ſie heiraten müſſen, dann läge ſie uns heute nicht ſo da. Ach es iſt jämmerlich, jämmerlich! Das Prachtgeſchöpf — und ſo verkommen zu müſſen!"

Der Lieutenant hatte ſich inzwiſchen gefaſst und des Profeſſors Erzählung mitangehört. Jetzt trat er zu uns und bat um Entſchuldigung, daſs er ſich ſo ſchwach gezeigt habe. Wir drückten dem guten Jungen die Hand, und dann ſetzten wir uns und ſchleppten einſilbig ein inhaltloſes Geſpräch über eine Stunde lang ſo hin. Endlich ſteckte Axel Ehrmann den Kopf zur Thür herein und winkte uns zu kommen.

Die Ruhe hatte Tini erquickt; zwar das Fieber ſchien im Steigen begriffen, denn ihre Wangen waren ſtärker geröthet wie vorher, aber die Schmerzen waren verſchwunden, und ſie vermochte ohne merkliche Anſtrengung zu ſprechen. Mit einem glücklichen Lächeln ſtreckte ſie uns die Arme entgegen und rief ſcherzend: „Seid ihr noch alle beiſammen? Eins, zwei, drei, vier, fünf — ja, ihr Häupter meiner Lieben, noch habe ich keines verloren."

Der rote Müller gieng auf dieſen heiteren Ton ein und drohte ihr mit dem Finger. „Jetzt müſsteſt du uns aber [illegible]

[illegible]

ſtehe, daſs ich trotz meines ſchwer erkämpften Freiheitsgefühles doch noch manchmal Rückfälle in die alten bürgerlichen Aengſtlichkeiten erleide, die über die Hälfte meines Lebens ſo ſtark auf mich eingewirkt haben. Es ſind doch nicht nur meine nächſten Verwandten, die mich als einen Auswurf der Menſchheit betrachten, ich habe doch die ganze ſogenannte anſtändige Geſellſchaft gegen mich — das müſst ihr zugeben, nicht wahr?"

„Ach was, anſtändige Geſellſchaft, Lariſari!" brauſte der Profeſſor auf. „Die Freunde, die du dir kraft deines geſunden Inſtinctes erwählt haſt, die ſind eine anſtändige Geſellſchaft geweſen. Wir fünf Männer hier, wir ſind die anſtändige Geſellſchaft für dich; aber die privilegierten Dummköpfe, die ſich ſo zu nennen belieben, bloß weil ſie in dem und dem Stande geboren und es zu der und der Stellung gebracht haben, die gehen doch dich einen Quark an. Die Mandeln, von denen accurat tauſend aufs Mille gehen — hoho!"

„Daſs du ſo etwas Aehnliches ſagen würdeſt, konnte ich mir ſchon denken", lächelte Tini, „aber gar ſo bequem mag ich mirs ſelber nicht machen. Mit ſo einer commoden Privatphiloſophie iſt man ja leicht bei der Hand, und mein Gewiſſen iſt ja auch ſoweit ganz gut damit ausgekommen; aber in meinen nachdenklichen Stunden habe ich mich doch oft gefragt, ob mit dieſen ſchönen Reden von moderner Sittlichkeit nicht am Ende doch viel Unfug getrieben wird. Stellt Euch bloß vor, was daraus entſtehen würde, wenn das Recht der Selbſtbeſtimmung und die Liebesfreiheit allen Frauen ſchrankenlos zugeſtanden würde."

Der Profeſſor war ſchon wieder mit der Antwort bei der Hand: „Was iſt denn das für eine Frageſtellung? Das ſind doch Rechte, die jeder Menſch von Natur beſitzt. Wenn ſie ihm verkümmert werden durch andere Sittenvorſchriften, ſo hat die eben, wie jedes Geſetz überhaupt, die Geſellſchaft zum Schutze gegen die Böſewichte und die geiſtig Unmündigen ertheilt. Wir geiſtig freien Menſchen ſind Anarchiſten — wir brauchen keine Geſetze, denn wir handeln aus innerem Bedürfnis ſo, daſs wir unſeren Nebenmenſchen nichts Böſes zufügen können. Und wer ſich für ſich, für ſeine Perſon, mit den ärgerlichen Miſsverhältniſſen ſeines Daſeins vernünftig abfindet, wer ſeine Lebensaufgabe redlich erfüllt und ſich gegen ſeine Mitmenſchen ſo benimmt, wie er wünſcht, daſs ſie ſich gegen ihn benehmen ſollten, der iſt gut, der braucht ſich vor keinen geſchriebenen noch ungeſchriebenen Geſetzen zu fürchten und wird von ſeinem Gewiſſen ſo wenig merken wie der Geſunde von ſeinen Eingeweiden merken ſoll."

Der ſchweigſame Axel hieng mit augenſcheinlicher Begeiſterung an den Lippen des Profeſſors, der Lieutenant beſchaute etwas verlegen ſeine Fingernägel, der junge Arzt nickte eifrig Beifall. Ich bemerkte, wie Tinis Blick ſich geſpannt mir zuwendete, und ich kam ihrer Frage zuvor, indem ich mit wenigen Worten dem Profeſſor Recht gab.

„Ja, aber ich hab' doch gar keinen Beruf zu erfüllen gehabt", ſagte ſie leiſe, mit klagendem Tone. „Ich war doch ein ganz und gar unnützes Geſchöpf; darf man denn ſo in den Tag hinein leben, ohne Daſeinszweck? Nur darauf bedacht, ſich ſelbſt das Leben möglichſt angenehm zu geſtalten und anderen möglichſt wenig Verdruſs zu bereiten? Seht Ihr, das iſts, was mich quält! Ich habe ja eigentlich nur für die Liebe und von der Liebe gelebt, und den paar Leuten, die da Urſache fanden, mir dankbar zu ſein für ein kurzes Glück, ſtehen gar ſo viele gegenüber, die ſich geradeſo nach mir geſehnt haben und die ich durch das Verſagen meiner Gunſt vielleicht unglücklich gemacht habe — wenigſtens auf einige Zeit! Ich war doch nur gut zu den wenigen Menſchen, die ich mir auserwählt hatte, weil ich mir von ihnen für mich ſelbſt etwas Gutes verſprach. Das iſt doch gewiſs keine beſondere Tugend! — Was war ich denn alſo meines Zeichens? Männerfreundin — das heißt, Freundin einiger Männer! Ich glaube, wenn ich im Athen der claſſiſchen Zeit gelebt hätte, wäre aus mir vielleicht eine der berühmten Hetären geworden, und das hätte meinen Ehrgeiz gewiſs vollkommen befriedigt. Aber unter unſeren heutigen Verhältniſſen muſs ich doch froh ſein, wenn man mich nicht einfach unter die .... ach ihr wiſst ſchon, was ich meine! — Männerfreundin klingt ſchließlich doch nach einer ſehr garſtigen Sache!"

(Schluſs folgt.)

Der Geſammtauflage unſeres Blattes liegt eine Pränumerations-Einladung der „Luſtigen Blätter" in Berlin bei, auf die wir unſere Leſer aufmerkſam machen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 23. October 1897. Nummer 160.

K. K. ZEITUNGS-STEMPEL

Die acute Kriſe.

Man denke ſich, auf eine Eiſenbahnſtrecke fiele durch irgend einen Zufall ein ungefüger Felsblock von den Bergen herab, legte ſich auf den Schienenſtrang und blockierte die Linie. Und nun käme ein weiſer Stationschef daher, und, ſtatt den Felsblock von der Strecke zu entfernen, ließe er, nach dem Princip „Kopf durch die Wand!", Zug um Zug auf dem Schienengeleiſe gegen den Felsblock anfahren. Zug um Zug würde natürlich an der verlegten Stelle verunglücken, und die ſich ſtauenden Trümmer der entgleisten Vorgänger würden immer nur ein neues Hindernis für die folgenden Züge werden. Und unſer Eiſenbahnweiſer würde nun, endlich die Erfolgloſigkeit dieſer ſeiner Beſtrebungen einſehend, erklären, nicht der Felsblock ſei ſchuld an dieſer Verkehrsſtockung, ſondern das Eiſenbahnſyſtem, und der Unfall ſei ein Beweis für die Unmöglichkeit des Eiſenbahnverkehres und für die Nothwendigkeit der Rückkehr zum alten wohlbewährten Poſtkutſchendienſt. Was würde man von einem ſolchen Stationschef ſagen? Ohne Zweifel, daſs er infolge des Eiſenbahnunglückes irrſinnig geworden iſt.

Nichts anderes als derartige Narrheiten ſind die Ideen über die gegenwärtige politiſche Kriſe Oeſterreichs, welche, offenbar einer einheitlichen Leitung folgend, ſeit einiger Zeit in der miniſteriellen Preſſe aller Kronländer, aller Sprachen, aller Schattierungen auftauchen. Denkt man ſich das Parlament als das moderne politiſche Verkehrsmittel, ſo iſt in der That Graf Badeni mit ſeinen Sprachenverordnungen dem von ungefähr herabgefallenen Felsblock zu vergleichen, der die parlamentariſche Verkehrsſtörung erzeugt hat, die man mit dem techniſchen Ausdruck Obſtruction bezeichnet. Statt das Verkehrshindernis einfach zu entfernen und das ſeit dreißig Jahren ohne beſondere Schwierigkeiten und Unfälle befahrene Geleiſe freizulegen, ſchickt man einen Zug nach dem anderen über die Strecke, man legt dem Parlamente das Ausgleichsproviſorium vor, das Budgetproviſorium, die neuen Steuern, das definitive Budget und ſoviele andere Regierungsvorlagen, und die Verkehrshemmung wird immer ſtörender. Und dann tritt die officiöſe Regierungsweisheit auf, ſchweigt vom Grafen Badeni und den Sprachenverordnungen und zieht aus der Obſtruction den Schluſs, daſs der Parlamentarismus oder das Centralparlament ſich überlebt habe und daſs man, um wieder zu einem geordneten parlamentariſchen Verkehr zu kommen, den Parlamentarismus ganz aufheben und an ſeine Stelle den Abſolutismus ſetzen oder doch wenigſtens die Functionen des Centralparlamentes auf föderaliſtiſche Länderparlamente übertragen müſſe.

Solange nicht der Irrſinn in Oeſterreich herrſcht, können wir dieſe Vorſchläge zur Ueberwindung der Obſtruction nicht ernſt nehmen. Denn der Föderalismus würde mit der Vervielfachung der auf die oberſte Regierungsthätigkeit Einfluſs nehmenden parlamentariſchen Körperſchaften die Gefahr der Obſtruction, ſtatt ſie zu beheben, nur vervielfachen. Wegen der Sprachenverordnungen und des Grafen Badeni würden, nach Einführung des Föderalismus, die deutſchen Oppoſitionsparteien ihre Obſtruction ſofort auf alle jene Landtage übertragen, in welchen ſie vertreten ſind. Aber noch mehr! Kleinere Parteien oder Nationalitäten, welche im Centralparlament nicht über die obſtructionsfähige Zahl von Abgeordneten verfügen, würden durch den Föderalismus erſt in dem einen oder dem anderen Landtag, wo ſie in einer verhältnismäßig günſtigeren Zahl ſitzen, obſtructionsgefährlich gemacht werden. An Stelle der einen Obſtructionsgefahr im Centralparlament hätte man mit dem Föderalismus ſiebzehn Obſtructionsgefahren in den Landtagen heraufbeſchworen. Der Tauſch könnte manchen kleineren Parteien und Nationalitäten, aber niemals der Regierung gefallen! Noch ärger jedoch als mit dem Föderalismus käme die Regierung mit dem Abſolutismus vom Regen unter die Traufe. Wohl hätte ſie dann, da es keine Parlamente mehr gäbe, auch der parlamentariſchen Obſtruction ein Ende gemacht. An ihrerſtatt müſste ſich aber dann die hochgradige Erregung der Deutſchböhmen, wie jede andere ſtarke Unzufriedenheit der Bevölkerung, in außerparlamentariſchen Aufruhracten äußern, deren raſches Wachsthum und Bedrohlichkeit Graf Badeni in der parlamentloſen Zwiſchenzeit dieſes Sommers, im Keime wenigſtens, zu ſtudieren, in Deutſchböhmen Gelegenheit gehabt hat.

Wenn das, was die Officiöſen jetzt lehren, die ganze Weisheit auch des Miniſteriums ſein ſoll, dann hat das Miniſterium ſicherlich das Ende ſeiner Weisheit ſchon lange überſchritten. Von der ſeit dreißig Jahren ſchleichenden Kriſe, welche aus dem ungeordneten Stand unſerer Nationalitätenverhältniſſe entſpringt und den ganzen Staat auf die Dauer vor die Alternative des Andersſeins oder Nichtſeins ſtellen wird, iſt ſehr wohl zu unterſcheiden die zu bedrohlicher Kraft aufgeſchoſſene acute Kriſe, die allein das Miniſterium Badeni mit ſeinen Sprachenverordnungen hervorgebracht hat und die nur wegen ihrer zeitlichen, zum Theil auch ſachlichen Coincidenz mit jener vermengt werden kann. Jene erſtere iſt ſchwer und jedenfalls nicht raſch zu beſeitigen, ſie wird vielleicht tiefgreifende politiſche Aenderungen erfordern, aber um ſie handelt es ſich auch nicht im gegenwärtigen Zeitpunkt. Vielmehr um die acute Kriſe, die ſchleunig behoben werden muſs, aber auch in kurzer Zeit beendigt werden kann, wofern man ihre Urſache entfernt, die ja doch auch nur erſt von geſtern iſt und morgen wieder verſchwinden kann. Jene latente Kriſe iſt im Nationalitätencharakter des öſterreichiſchen Staates eigenthümlich begründet. Die acute parlamentariſche Kriſe iſt allgemeinerer Natur und könnte auch in den ſonſt beſtgeordneten Staaten jeden Augenblick entſtehen, wenn die gleichen Urſachen dort einträten. Man denke ſich nur beiſpielsweiſe, im vielgerühmten Muſterland conſtitutioneller Ordnung, in England, würde eines Tages irgend ein colonialer Verwaltungskünſtler, aus einer afrikaniſchen oder aſiatiſchen Beſitzung Englands, zur Regierung im Muſterland berufen, deſſen Verhältniſſe, Parteien, Volksempfindungen und -Empfindlichkeiten ihm fremd wären, und dieſer Mann würde mit colonialer Sorgloſigkeit über Nacht, auf irgend eines uncontrolierbaren Freundes Rath, irgend eine, von ihm ſelbſt nicht verſtandene extreme Maßregel einführen, die einen großen Theil der wahlberechtigten Engländer aufs tiefſte verletzen würde: da wäre im Moment im engliſchen Parlament ein Sturm los, der nicht anders beruhigt werden könnte, als indem das betreffende Colonialgenie mit ſammt ſeiner Maßregel wieder in jenen erdfernen Winkel zurückgeſchickt würde, von wo es gekommen und von wo es nie hätte geholt werden ſollen.

In dieſen Erwägungen liegt auch die Rechtfertigung für die parlamentariſche Obſtruction. Wie die Eiterung bei der Entzündung vom verſtändigen Arzt nicht erſtickt, ſondern gefördert wird, ſo muſs auch die parlamentariſche Obſtruction von jedem, der es gut meint mit Oeſterreich und der das Land zunächſt befreit wiſſen will von ſeiner acuten Kriſe, nicht bekämpft, ſondern vielmehr aufs nachdrücklichſte unterſtützt werden. Ihr Erfolg würde uns nicht nur von dem ſchauerlichen Miſsgriff befreien, unter dem wir jetzt leiden, ſondern auch noch vor unberechenbaren anderen Miſsgriffen, die in des Schickſals dunklem Schoße dem Grafen Badeni noch vorbehalten ſein mögen, falls er länger an der Regierung bliebe. In den viereinhalb Wochen der neuen parlamentariſchen Seſſion ſchon hat die Obſtruction bewieſen, daſs ſie einen Ueberreichthum von geſchäftsordnungsmäßigen Waffen zur Verfügung hat, um ihren Sieg zu ſichern. Die größte Gefahr ſcheint jetzt für ſie zu ſein, daſs ſie allzu ſiegesſicher würde. Denn dann könnte ſie leicht einmal von dem lauernden Feind übertrumpft werden. Compromiſſe, wie das letzthin von der Obſtruction mit der Majorität abgeſchloſſene, können leicht dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit der Oppoſitionsführer einzuſchläfern und die Kampfluſt ihrer Mannſchaft abzuſtumpfen, wofern ſie nicht von der Majorität überhaupt darauf berechnet ſind, das Vertrauen der Obſtructioniſten zunächſt einmal zu gewinnen, um es dann in einem entſcheidenden Augenblick täuſchen zu können. Miſstrauen in der Beurtheilung des Gegners iſt die wichtigſte Eigenſchaft des Politikers, und Raſtloſigkeit in der Verfolgung des Feindes die des Heerführers. Beide muſs der kriegführende Politiker vereinigen, wenn der Sieg ihm nicht entgehen ſoll. K.

Die Jungczechen und die Badeniſchen Sprachenverordnungen.

Das Organ der Jungczechen hat unlängſt in der Wiſchowitzer Schulaffaire ſehr unwirſch auf die Folgen der Sprachenverordnung hingewieſen. Die das Schulgebäude unterſuchende Commiſſion hat nämlich auf Geheiß der Regierungsvertreter gegen den Proteſt der czechiſchen Mitglieder das Protokoll deutſch verfaſst; der Regierungsvertreter berief ſich auf die Sprachenverordnung und das mit Recht, denn im Sinne derſelben muſs auf eine deutſche Eingabe die ganze Amtshandlung deutſch geführt werden. Das heißt in dieſem Falle, in einem czechiſchen Bezirke muſs amtlich deutſch verhandelt werden, wie umgekehrt in einem deutſchen Bezirke in ähnlichem Falle czechiſch amtiert werden müſste. Der in Wiſchowitz amtierende Beamte hat ſich unſtreitig ganz correct an die Sprachenverordnung gehalten, und doch ſind die „Nár. Liſty" darüber unwillig. Die „Nár. Liſty" erbringen derart ſelbſt

Digitized by Google

einen Beweis, daſs die Badeniſche Sprachenverordnung **ſachlich** einer Aufbeſſerung bedarf, und es unterliegt gar keinem Zweifel, daſs einige Beſtimmungen der fraglichen Verordnung rein ſachlich und techniſch unhaltbar ſind.

Doch auf dieſe Seite des gegenwärtigen Streitobjectes ſoll in dieſen Zeilen nur nebenbei aufmerkſam gemacht werden; Zweck dieſer Mittheilung iſt vielmehr, auf die Thatſache mit Nachdruck hinzuweiſen, **daſs die Badeniſche Sprachenverordnung überhaupt nicht einmal dem jungczechiſchen Programme entſpricht.**

Wer ſich von den ſtaatsrechtlichen Phraſen der Jungczechen nicht täuſchen läſst, wird darüber nicht im Zweifel ſein, daſs die jungczechiſche Partei ihrem Weſen nach eine **nationale** Partei iſt. Wenn der jetzige Führer der Jungczechen, Herr Dr. **Gregr**, das böhmiſche Staatsrecht nicht einmal einer Pfeiſe Tabak wert hielt, ſo hat er derart ſeinen **nationalen**, eventuell ultranationalen Standpunkt betont. Ganz dieſelbe Anſchauungsweiſe machte ſich in dem berüchtigten Angebot des verſtorbenen Bruders des Dr. Ed. Grégr, Dr. J. Grégr, geltend, als er ein ganzes Stück böhmiſcher Erde mit etwa einer Million **deutſcher** Einwohner an das Nachbarreich abtreten wollte. Auch das iſt nur vom ultranationalen Standpunkte begreiflich und widerſpricht dem ſtaatsrechtlichen Programme ganz und gar. Und darum widerſpricht auch die Badeniſche Sprachenverordnung dem nationalen Standpunkte der Jungczechen. Von ihrem Standpunkte aus müſste die jungczechiſche Partei **nicht die Zweiſprachigkeit, ſondern nur die Einſprachigkeit** der Beamten verlangen: in böhmiſchen Bezirken ſollten die Beamten böhmiſch, in deutſchen deutſch und nur in den gemiſchten böhmiſch und deutſch amtieren. Nur eine ſolche Löſung entſpräche dem thatſächlichen Programme der Jungczechen, eine ſolche Löſung wäre auch den den nationalen Standpunkt betonenden Deutſchen genehm, und das ganze Reich, nicht nur Böhmen, wäre von dem jetzigen Sprachenkampfe verſchont geblieben. Es iſt ein arger Fehler der jungczechiſchen Politiker, daſs ſie in Verbindung mit der Regierung dieſen Kampf heraufbeſchworen haben. Der Fehler iſt umſo größer, als die Jungczechen mit der Sprachenverordnung ihr eigenes früheres Programm verlaſſen haben, mit anderen Worten, ſich programmlos der Regierung anvertraut haben.

Das beweiſen ausdrückliche Programmäußerungen der jungczechiſchen Partei.

Als im Jahre 1879 die Alt- und Jungczechen ſich anſchickten, den Reichsrath zu betreten, und die politiſchen Forderungen formuliert wurden, hat das jungczechiſche Organ ganz im Einklange mit dem Parteiprogramme die **einſprachige** Löſung der Sprachenfrage verlangt. In einem Aufſatze, überſchrieben: „Die Nationalitätenfrage in Böhmen", haben die „Nár. Liſty" den 28. Jänner 1879 das jungczechiſche Programm folgendermaßen formuliert:

„... Es entſteht die Frage, ob es vernünftig und abſolut nothwendig ſei, daſs wir bisher unnachgiebig darauf beſtehen, daſs das Böhmiſche auf deutſchen Schulen obligat gelernt werden und daſs jeder Beamte, auch wenn er irgendwo in Eger angeſtellt wäre, auch böhmiſch lernen müſſe, wenn, wie bekannt, von deutſcher Seite gegen dieſe Forderung die entſchiedenſte Oppoſition erhoben wird? Uns ſcheint es, daſs uns Czechen ganz gleichgiltig ſein kann, ob auf der Mittelſchule in Eger oder Reichenberg böhmiſch obligat gelehrt werde oder nicht und ob in Aſch, Tachau oder Böhmiſch Leipa die politiſchen und judiziellen Beamten böhmiſch verſtehen, wenn nur in den Orten, wo eine böhmiſche Bevölkerung lebt, böhmiſch unterrichtet und amtiert wird ..."

Und weiter verlangte das jungczechiſche Organ ganz ausdrücklich, daſs bei den politiſchen und Gerichtsämtern erſter Inſtanz „in böhmiſchen Gegenden böhmiſch, in deutſchen deutſch und in gemiſchten böhmiſch und deutſch" amtiert werde; nur zu den Aemtern zweiter Inſtanz ſollten Beamte berufen werden, die beider Landesſprachen mächtig wären und in der Sprache amtshandeln würden, in welcher die Eingabe gemacht wurde. Auch werden Ueberſetzungen von Schriftſtücken zugelaſſen.

Auf dieſe Aeußerungen hin hat den 20. April 1879 die Wiener „Deutſche Zeitung" die Jungczechen aufgefordert, die Bedingungen des nationalen Ausgleiches anzugeben. Dieſer Aufforderung genügte das jungczechiſche Organ am 23. April. Als Grund- und Hauptforderung wird ein **Geſetz zum Schutze der Nationalität** verlangt, und dann wird geſagt:

„Wir [illegible] nicht, daſs auf den deutſchen Schulen in [illegible] ... nicht darauf, [illegible] im Lande beide [illegible] [illegible]"

von denen jede in ſprachlichen und culturellen Fragen autonom wäre. Wir erwähnen das nur, um zu zeigen, daſs die Jungczechen die Forderung der Einſprachigkeit im ganzen Umfange geſtellt haben. Wie dieſes Programm damals von czechiſcher Seite feſtgehalten wurde, erhellt auch aus folgendem.

In demſelben Jahre überreichten die damals vereinten jungczechiſchen und altczechiſchen Abgeordneten im Namen des Clubs dem Kaiſer und dem Grafen Taaffe ein Memorandum, in welchem die politiſchen Forderungen präciſiert wurden. Die Sprachenfrage wurde „ganz im Rahmen der gegenwärtig beſtehenden Geſetze" gelöſt, und zwar wurde für die Aemter erſter Inſtanz als Amtsſprache die Sprache der Majorität der Bevölkerung oder die Amtsſprache der autonomen Behörden verlangt, nur bei den Aemtern zweiter Inſtanz werden beide Sprachen als gleichberechtigte Amtsſprachen proclamiert. Zwar wird auch die Forderung aufgeſtellt, daſs förderhin alle Beamten beider Landesſprachen mächtig ſein ſollen, allein die Amtsſprache bleibt in erſter Inſtanz nur **eine** Sprache und überdies wird ausdrücklich ſtipuliert, daſs jedes Amt in der Correſpondenz ſich ſeiner Sprache bedienen ſolle.

Darnach unterliegt es keinem Zweifel, daſs die Badeniſchen Sprachenverordnungen dem jungczechiſchen Programme nicht entſprechen. Die Regierung hat in Unkenntnis der böhmiſchen Verhältniſſe die Sprachenfrage einfach bureaukratiſch zu löſen verſucht, die Jungczechen aber haben ſich dieſer Löſung gegen ihr eigenes Programm willig gefügt. Allein ſolche unorganiſche und programmloſe Löſungen politiſcher Fragen ſind nie haltbar, und auch in dieſem Falle hat ſich die Programmloſigkeit arg gerächt; wären die Jungczechen ihren Forderungen und ihrem Programme gemäß vorgegangen, dann wäre es in Böhmen nie zu der Verwirrung und Erbitterung gekommen, unter welcher nun ſchon das geſammte öffentliche Leben im höchſten Grade leidet. Das ſind die Folgen politiſcher Programm- und Charakterloſigkeit.

Der galiziſche Bauer im Lichte der Statiſtik.

Herr Dr. Iwan Franko hatte, ſeiner eigenen Anſicht gemäß, um die wirtſchaftliche Lage des galiziſchen Bauernſtandes zu ſchildern, die Wahl zwiſchen zwei gleichwertigen Wegen, dem „ſtatiſtiſchen, ziffernmäßigen und dem vorwiegend Sitten und Menſchen ſchildernden."

Als ich vor zwei Jahren dasſelbe Thema auf dem ſtatiſtiſchen Wege behandelt habe*), bin ich zu Ergebniſſen gelangt, die keineswegs mit denjenigen übereinſtimmen, welche Dr. Franko auf dem zweiten Wege gefunden hat.

Der Widerſpruch iſt leicht zu erklären. Die beiden Methoden ſind eben nicht gleichwertig. Dr. Franko kennt genau aus perſönlicher Anſchauung die rutheniſchen Bauerndörfer in der podoliſchen Ebene; die auf dieſe Weiſe gewonnenen Anſichten haben aber keine Geltung, weder für Weſtgalizien, noch für die rutheniſchen Karpathendörfer.

Das Huzulenhaus iſt auch grundverſchieden von dem Bilde, welches Dr. Franko in Nr. 151 der „Zeit" als Typus eines galiziſchen Bauerngehöftes entworfen hat.**)

Ebenſo iſt der vom Verfaſſer beſchriebene Typus der Auswanderung nur in Oſtgalizien vorhanden.

Der polniſche Bauer aus Weſtgalizien iſt trotz der Behauptung Dr. Frankos weder ſtumpfſinnig noch reſigniert wie ſein rutheniſcher College. Das Ziel ſeiner Auswanderung iſt nicht Südamerika, ſondern Nordamerika; die Emigration hat einen temporären Charakter, nach einigen Jahren kehrt er faſt immer mit dem geſparten kleinen Capital zurück, um ſich im Heimatlande anzuſiedeln.

Viel bedeutender iſt die Emigration aus Weſtgalizien nach den benachbarten Ländern Europas. Der weſtgaliziſche Bauer iſt als Schnitter im Königreich Polen, als Bergarbeiter in Mähren und Schleſien zu finden, er iſt auch bei dem ſächſiſchen Rübenbau thätig. Dies hat zur Folge, daſs in Weſtgalizien öfter ein empfindlicher Arbeitermangel zu verzeichnen iſt. Das Ueberangebot der landwirtſchaftlichen Arbeitskräfte, worüber Dr. Franko ſpricht, iſt keineswegs, wenigſtens nicht in Weſtgalizien, eine typiſche Erſcheinung.

Dieſe Beiſpiele genügen, um überzeugend darzuthun, daſs der von Dr. Franko eingeſchlagene Weg irreführend iſt, denn es iſt einfach unmöglich, die gemeinſamen typiſchen, ökonomiſchen Lebensbedingungen einer zahlreichen, nach Millionen zählenden Volksſchichte auf Grund naturgemäß beſchränkter, perſönlicher Anſchauung kennen zu lernen. Um das Ziel zu erreichen, iſt die Anwendung ſtatiſtiſcher Hilfsmittel unentbehrlich.

Die in meiner obenerwähnten Abhandlung enthaltene ziffernmäßige Darſtellung der Thatſachen beweiſt, daſs das von Dr. Franko [illegible] Bild der Lage des galiziſchen Bauers einerſeits entſchieden [illegible] düſter zu Farben gemalt worden iſt und daſs andererſeits die von Dr. Franko zur Erklärung dieſer Lage aufgeſtellte Cauſalreihe [illegible] nicht entſpricht.

Was den [illegible] Punkt anbelangt, ſo iſt der Unterſchied zwiſchen den Anſchauungen Dr. Frankos und den meinigen allerdings nur ein

*) [illegible] „[illegible] in Galizien". Schmollers Jahrbuch XIX [illegible] 1895, S. 1255—1260.
**) [illegible] 1894, S. 31—35.

Digitized by Google

quantitativer. Es iſt unzweifelhaft, daſs die Lage des galiziſchen Bauers ungemein traurig iſt, ebenſo ſicher aber iſt es, daſs, „um an die Exiſtenz ſolcher Leute in unſerem Welttheil zu glauben“, man nicht erſt „die Züge galiziſcher Emigranten zu ſehen braucht“. Wenn Dr. Franko mit dem Daſein anderer europäiſcher Agrarbevölkerungen näher vertraut wäre, würde er ſicherlich wiſſen, daſs die Verhältniſſe in Irland, Italien, Südtirol, Dalmatien, im Alföld, auf der iberiſchen Halbinſel und in weiten Strichen Ruſslands vielfach noch viel ſchlimmer ſind. Beſonders iſt dies der Fall in Rumänien. Dort iſt das Bauernelend ſo groß, daſs ſogar der Fortpflanzungstrieb darunter leidet. Die Landbevölkerung iſt dort ſeit Jahren faſt ſtationär. Dr. Franko irrt alſo ganz gewaltig, wenn er in Anbetracht der rapiden Bevölkerungszunahme in Galizien erklärend behauptet, daſs „je ſchlechter es einem Menſchen geht, deſto mehr Fortpflanzungs- und Vermehrungsluſt derſelbe in ſich ſpürt.“ Bitte mit dieſer „Natureinrichtung“ die engliſche Bevölkerungsſtatiſtik zu vergleichen, um dadurch den ſicheren Beweis zu erbringen, daſs der engliſche Bauer faſt ebenſo elend iſt wie der galiziſche! Aus Ratzels Völkerkunde oder irgend einem ähnlichen Werke könnte Dr. Franko leicht entnehmen, daſs die geringe Fortpflanzung gewöhnlich den niedrigſten, zuweilen auch den höchſten Culturſtufen, den Zeiten des Verfalles, eigen iſt. Die hohe, aber in Abnahme begriffene Mortalitätsziffer Galiziens iſt unſtreitig ein ſehr trauriges Zeichen, doch iſt der trotzdem außerordentlich große Bevölkerungszuwachs ſicherlich kein Beweis eines grenzenloſen Elends.

Den Bevölkerungszuwachs Galiziens hat Dr. Franko in irreführender Beleuchtung dargeſtellt, die bedeutende Vermehrung des Viehſtandes hat er aber ganz vergeſſen bei Beſprechung des Verfalles der Rinderzucht. Auch qualitativ hat der Viehſtand in vielen Gegenden trotz der entgegengeſetzten Behauptung Dr. Frankos Fortſchritte gemacht. Als Secretär der Krakauer Landwirtſchaftlichen Geſellſchaft hatte ich öfters die Gelegenheit, entſprechenden Thatſachen feſtzuſtellen.

Bedenklich wäre allerdings die „ausgeprägte Neigung des Großgrundbeſitzes zur Aufſaugung des Kleingrundbeſitzes“, leider aber ſtößt auch dieſe Behauptung auf den Widerſpruch der Dame Statiſtik, mit der Dr. Franko auf einem ausgeprägt feindſeligen Fuße zu leben ſcheint. In Wirklichkeit wachſen ſowohl der Latifundienbeſitz, wie auch der bäuerliche Beſitz auf Koſten des mittleren domanialen Herrſchaftsbeſitzes.

Der Hauptunterſchied unſerer Anſichten iſt aber, wie ſchon erwähnt wurde, in der Aufſtellung des Cauſalzuſammenhanges zu ſuchen. Dr. Franko gehört zu jenen ésprits simplistes, welche neben der verderblichen Verallgemeinerungsſucht noch die Eigenſchaft beſitzen, einer einzigen Urſache der ſocialen Erſcheinungen nachzuſpüren. Schon Dilthey hat in ſeiner berühmten „Einleitung in die Geiſteswiſſenſchaften“ darauf hingewieſen, daſs alle ſocialen Erſcheinungen äußerſt complexer Natur ſind und daſs daher das Auffinden des Cauſalzuſammenhanges, die Berechnung des Intenſitätsgrades der einzelnen Urſachen, faſt immer eine ſehr ſchwierige Aufgabe bildet, welche jedenfalls nicht durch den Hinweis auf einzelne Urſachen zu löſen iſt. Trotzdem greift man noch immer aus der Fülle der ſocialen Thatſachen beliebige, räumlich und zeitlich nahegerückte Erſcheinungen heraus und conſtruiert zwiſchen ihnen einen Cauſalzuſammenhang. Dieſelbe Methode hat ſich Dr. Franko zu eigen gemacht; er ſtellt nämlich feſt, daſs in Galizien die Lage des Bauernſtandes traurig iſt und daſs in demſelben Lande gleichzeitig ein grundbeſitzender Adel exiſtiert, ergo trägt dieſer Adel die Schuld an der traurigen Lage des Bauernſtandes. Dr. Franko begnügt ſich damit und hält es für überflüſſig, klar zu machen, worin die eigentliche Schuld dieſes Standes an der Lage ſeiner Mitbürger zu ſuchen iſt. Dieſe merkwürdige Methode macht eine eigentliche Polemik überflüſſig, die darin enthaltene Logik ſteht ungefähr auf derſelben Höhe wie die Beweisführung, welche alles Böſe auf dieſer Welt der revolutionären Agitation in die Schuhe ſchiebt, wobei natürlich die Schluſsfolgerung ebenſo falſch iſt — auf dieſe Weiſe kann man eben alles beweiſen.

Ich begnüge mich daher, darauf hinzuweiſen, daſs in meiner obenerwähnten Abhandlung die Wirkungen zweier Haupturſachen unterſucht worden ſind: einerſeits der rapide Bevölkerungszuwachs nach dem Jahre 1848, und andererſeits die verfrühte Anwendung der Grundſätze der liberalen Volkswirtſchaftspolitik, hauptſächlich der freien Theilbarkeit des Grund und Bodens; die Folge davon war eine weitgehende Parcellierung der Grundſtücke, welche natürlich drückend auf den standard of life einwirken muſste.

Vielleicht noch ſchwieriger geſtaltet ſich die Aufgabe, geeignete Mittel zur Bekämpfung der ſocialen Schäden ausfindig zu machen. Dr. Franko hat ſich auf den bequemen, kritiſchen, rein negativen Standpunkt beſchränkt, einen anderen müſſen natürlich die Verwaltungsbehörden einnehmen. In den nächſten Wochen ſoll in Lemberg eine Agrarconferenz zuſammentreten, welche die zu ergreifenden poſitiven Maßregeln zur Bekämpfung der ungünſtigen Grundbeſitzvertheilung beſprechen wird.*)

Dr. Franko hat endlich in einigen kurzen Sätzen eine Reihe von den Bauernſtand ſchädigenden Geſetzen und Verwaltungsmaßregeln angeführt, welche natürlich la bête noire, der Adel, nur mit Berückſichtigung der eigenen Intereſſen geſchaffen haben ſoll, ohne aber ihre Wirkungen genauer zu unterſuchen. Nun iſt ja von niemandem beſtritten, daſs auf dem Gebiete der Agrarpolitik und Agrarverwaltung noch vieles zur Hebung des Bauernſtandes geſchehen kann und ſoll, aber Dr. Franko ſcheint im Reichs- und Landesgeſetzblatte nicht ſehr ſattelfeſt zu ſein, denn ſonſt müſste er ja doch wiſſen, daſs in dieſer Richtung ſchon manches geſchehen iſt. Wenn z. B. Dr. Franko über das Wegegeſetz und die Schullaſten klagt, wäre es doch angemeſſen mitzutheilen, daſs im laufenden Jahre das Wegegeſetz zugunſten der bäuerlichen Bevölkerung abgeändert wurde und daſs ebenſo vor einigen Jahren die Schullaſten der domanialen Beſitzungen vergrößert wurden, um dadurch den Kleingrundbeſitz zu entlaſten. Höchſt erheiternd wirkt es, wenn Dr. Franko über die Arbeiten der Rectificationscommiſſion für den Grundſteuerkataſter berichtet — natürlich falſch — auf Grund deſſen, „was er gehört hat“. Das Verdienſt, dieſe neue wiſſenſchaftliche Methode zu entdecken, wird wohl Herrn Dr. Franko niemand ſtreitig machen.

Krakau. Adam Krzyżanowski.

*) [illegible] hat in der laufenden Woche in Lemberg ihre Berathungen begonnen. Anm. d. R.

Wo bleibt die Statiſtik?

Eine Entgegnung auf den obigen Artikel.

Herr Krzyżanowski hat ſich die Polemik mit mir ziemlich leicht gemacht. Er ſchreibt: „Herr Dr. Iwan Franko hatte, ſeiner eigenen Anſicht gemäß, um die wirtſchaftliche Lage des galiziſchen Bauernſtandes zu ſchildern, die Wahl zwiſchen zwei gleichwertigen Wegen, dem ſtatiſtiſchen, ziffernmäßigen und dem vorwiegend Sitten und Menſchen ſchildernden“. Und er belehrt mich, daſs für die Erkenntnis der ökonomiſchen Lage dieſe beiden Methoden „eben nicht gleichwertig ſind“. Danke für die Belehrung, habe es aber auch gar nicht behauptet. Mein Aufſatz war ein Vortrag, alſo für Zuhörer beſtimmt, und nur darum habe ich die Form der Schilderung gewählt; daſs ich mir der Unzulänglichkeit dieſer Form ſelbſt für die mündliche Schilderung voll bewuſst war, das beweiſen die vielen ſtatiſtiſchen Ziffern, welche ich in meinem Vortrage verarbeitet habe und welche Herr Krzyżanowski gar nicht zu bemerken ſcheint.

Herr Krzyżanowski beruft ſich auf ſeine, mir leider unbekannte, Arbeit über die Grundbeſitzvertheilung in Galizien, wo Verſchiedenes darin ſtehen ſoll, war aber nicht ſo gütig, daraus auch nur eine einzige mich berichtigende Ziffer mitzutheilen. Und ich ließe mich doch ſo gern belehren! So aber iſt es gekommen, daſs der „mit der Dame Statiſtik auf geſpanntem Fuße lebende“ Iwan Franko zur Erhärtung ſeiner Schilderung eine hübſche Menge ſtatiſtiſcher Ziffern beigebracht hat, während der Verfaſſer der „Grundbeſitzvertheilung in Galizien“ und Secretär der Landwirtſchaftlichen Geſellſchaft in Krakau ſich in vagen Behauptungen, ausweichenden Gegenfragen und flüchtigen Ausblicken in benachbarte geographiſche und wiſſenſchaftliche Gebiete ergeht.

Ich will ſeinen Behauptungen, ſofern ſie zur Sache gehören, (die Aktonia laſs' ich beiſeite) der Reihe nach prüfend durchgehen. Es iſt wahr, der von mir geſchilderte Typus des galiziſchen Dorfes hat vorwiegend das Colorit des oſtgaliziſchen Podolien an ſich, wenn aber Herr Krzyżanowski daraus folgert, daſs ich nur die Bauerndörfer der podoliſchen Ebene genau kenne, ſo irrt er ſehr. Ich bin gar nicht aus Podolien, ſondern aus den knapp an die Karpathen grenzenden Niederungen (Podgórze) gebürtig und kenne aus eigener Anſchauung die Gebirgsdörfer (die huzuliſchen, die bojkiſchen und lemkiſchen) ſowohl, als auch die Dörfer der Niederungen des Dnieſtr, von Pokutien ſowohl als von den Niederungen des San und Bug, ja, ich kenne auch ein wenig die maſuriſchen (polniſchen) Dörfer ſowohl bei Przemyſl als bei Bochnia, habe mich mit hunderten von Bauern aus verſchiedenen Bezirken Galiziens, rutheniſchen und polniſchen, über ihre wirtſchaftliche Lage beſprochen und auch von der Dame Statiſtik recht vieles mit Dank — und Kritik — empfangen. Und wenn nun Herr Krzyżanowski ſagt, meine Schilderung hätte „weder für Weſtgalizien, noch für die rutheniſchen Karpathendörfer“ eine Geltung, ſo wäre es doch Pflicht eines ehrlichen, nicht am Colorit haftenbleibenden und mit der Dame Statiſtik auf vertrautem Fuße lebenden Gegners, mir detailliert zu zeigen, ob und inwiefern in dem von mir über die Wohnungs-, Ernährungs-, Geburts- und Sterblichkeits- und andere ſocialen Verhältniſſe Geſagten weſentlich Unzutreffendes liege.

Herr Krzyżanowski beruft ſich auf Kaindls ethnographiſche Arbeit über die Huzulen, zum Beweis, daſs „das Huzulenhaus von dem von mir entworfenen Bilde grundverſchieden“ iſt. In wirtſchaftlicher Hinſicht grundverſchieden? Es wäre doch äußerſt intereſſant, dieſen Unterſchied vom Herrn Krzyżanowski näher begründet zu ſehen. Inwieweit das wirtſchaftliche Leben der Huzulen von dem von mir geſchilderten Typus grundverſchieden iſt, werden wir gleich ſehen.

Was Herr Krzyżanowski von der galiziſchen Emigration ſagt, widerſpricht einerſeits meinen Ausführungen nicht im geringſten, und andererſeits bedarf es einiger weſentlicher Ergänzungen. Die Emigration galiziſcher Bauern nach Amerika begann wirklich in Weſtgalizien.

Den polniſchen Bauern folgten gleich rutheniſche Gebirgsbewohner, die ſogenannten Lemken. Das Ziel der Emigration war Nordamerika, beſonders die Kohlengruben Pennſylvaniens. Die Emigration, deren wilden Charakter die Verhandlungen des Wadowicer Monſtre-Proceſſes ſehr draſtiſch illuſtrieren, hatte anfangs einen temporären Charakter. Die meiſten Auswanderer kehrten nach einigen Jahren mit erſpartem Gelde zurück. Einen ſolchen Charakter hat die Emigration in Weſtgalizien zum Theil auch heute, aber nur zum Theil, und es iſt leicht zu begreifen, warum es ſo iſt. Einerſeits haben ſich viele Emigranten, welche aus Nordamerika mit erſpartem Gelde nach Galizien zurückkehrten, hier neue Enttäuſchungen geholt, ihr Geld verloren und ſind nun miſsmuthig wieder in die neue Welt zurückgekehrt. Andererſeits hat die große Productionskriſe in Nordamerika viele dortige Bergarbeiter zu anderen Erwerbzweigen, zum Handel oder in die Ackerbaucolonien getrieben. Als charakteriſtiſches Merkmal dieſer Veränderung in dem Weſen der Emigration muſs der Umſtand betrachtet werden, daſs aus maſuriſchen und lemkiſchen Dörfern immer mehr Weiber und Mädchen nach Nordamerika reiſen, welche gewöhnlich nicht mehr zurückkommen. Ich kenne viele diesbezügliche Thatſachen; vielleicht wäre Herr Krzyżanowski ſo gut, uns auch die betreffenden ſtatiſtiſchen Ziffern mitzutheilen?

Was nun die oſtgaliziſche Emigration betrifft, ſo hat ſie im weſentlichen ganz und gar denſelben Charakter gehabt, nur das Tempo war ein anderes. Zuerſt lange Jahre die periodiſche Landarbeiteremigration nach Oſten und Süden: die Huzulen giengen jahraus jahrein nach Rumänien und Beſſarabien, wo ſie Unſägliches litten (ich habe darüber ſchon vor 10 Jahren in rutheniſchen und polniſchen Zeitſchriften geſchrieben), die Lemken und zum Theil auch die Bojken wanderten nach Südungarn, ins Alföld und Banat. Dann kam die ſporadiſche Auswanderung nach Nordamerika, beſonders nach Canada, als dieſelbe aber von den Behörden gehemmt wurde, erlebten wir zwei horrende Epiſoden des wahnſinnigen Emigrationsfiebers: ein Mal nach Ruſsland und das andere Mal nach Braſilien. Das gemeinſame treibende Moment in dieſen beiden Epiſoden war die Verzweiflung, die Unhaltbarkeit der einheimiſchen wirtſchaftlichen, ſocialen und politiſchen Zuſtände. Es gab aber auch intereſſante Unterſchiede. Nach Ruſsland giengen die Leute zum Theil unter dem Einfluſs übertriebener Lobpreiſung ruſſiſcher Zuſtände, welche von einem Theil der rutheniſchen (der ſogenannten ruſſophilen) Preſſe ſeit langer Zeit im Volke verbreitet wurden; die Schlachzizen erhoben ein Zetergeſchrei, und die Behörden zögerten auch nicht mit Gendarmen, Militär und allen Arten der Hinderungs- und Abſchreckungsmittel die Bewegung zu unterdrücken, wozu ihnen auch Ruſsland redlich die Hand bot, indem es die galiziſchen Emigranten an die öſterreichiſche Grenze zurückbeförderte. Der Emigration nach Braſilien ſetzten die politiſchen Behörden zwar ebenfalls verſchiedene Hinderniſſe in den Weg, dafür muſs aber hervorgehoben werden, daſs ein Theil der polniſchen Preſſe dieſe Emigration begünſtigte. Als nämlich in Lemberg eine Filiale des St. Raphaelvereines entſtand und es auf ſich nahm, den nach Braſilien gehenden Auswanderern Schutz und Geleit zu geben, und bald darauf auch der galiziſche Landesausſchuſs dieſem unter Patronanz eines angeſehenen Schlachzizen ſtehenden Zweigvereine eine Subvention aus dem Landesfonds gewährte und auf Koſten des Landesfonds einen „ſachverſtändigen" Herrn nach Braſilien ſchickte (welcher bisher nicht zurückgekehrt iſt und dem Landesausſchuſſe auch keinen Bericht ſchickte), ſo befeſtigte ſich im Volke die ſchon vorher von ausländiſchen Agenten (beſonders von Gergoletto) ausgeſtreute Kunde, daſs die öſterreichiſche Regierung die Auswanderung nach Braſilien begünſtige. Das Emigrationsfieber wurde nun zu einer wahren Landescalamität, welcher erſt die entſchiedene Erklärung der braſilianiſchen Regierung, keine unentgeltlichen Schiffskarten mehr auszugeben, einen Damm geſetzt hat.

Wenn nun Herr Krzyżanowski ſelbſt erklärt, in Weſtgalizien herrſche öfter ein empfindlicher Arbeitermangel, weil die Dorfbewohner maſſenhaft auswärts Beſchäftigung ſuchen, ſo wird dieſe Thatſache in Verbindung mit der oben von mir geſchilderten Geſchichte der galiziſchen Auswanderung weit eher auf Nothſtand als auf Wohlſtand der galiziſchen Landbevölkerung gedeutet werden. Herr Krzyżanowski will zwar ſelbſt die „allgemein traurige" Lage des galiziſchen Bauers nicht leugnen, behauptet aber, ich hätte ſie doch zu dunkel gemalt. Sehr möglich, nun müſste er „im Lichte der Statiſtik" zeigen, um wieviel Procent mein Gemälde dunkler als die Wirklichkeit iſt. Und das hat er eben zu thun unterlaſſen.

Herr Krzyżanowski iſt [illegible] meinen, übrigens [illegible] Land [illegible]

[illegible]

ſo möchte ich ihm einen der Dame Statiſtik weit näherliegenden Schlupfwinkel zeigen. In Dr. Max Haushofers „Lehr- und Handbuch der Statiſtik" (Wien 1882) kann er (S. 134) den weiſen Satz finden, „daſs eine hohe Geburtenziffer an ſich noch kein Ausdruck wirtſchaftlichen und ſittlichen Wohlbefindens der Geſellſchaft iſt", und fernerhin (S. 133) wird behauptet: „In ganz Europa ragen die ſlaviſchen Völkerſchaften durch ihre ſtarken Geburtenziffern hervor", wodurch auch Herrn Krzyżanowskis Hinweis auf Rumänien ſeine volle Beweiskraft verliert.

Herr Krzyżanowski iſt offenbar ſehr zornig gegen mich wegen meiner Beurtheilung des Einfluſſes, welchen die galiziſche Schlachta auf das wirtſchaftliche Leben des galiziſchen Bauernſtandes ausgeübt hat und noch ausübt. Nur der Zorn kann ihn ſo ſehr verblendet haben, daſs er die Worte ſchreiben konnte: „Dr. Franko ſtellt feſt, daſs in Galizien die Lage des Bauernſtandes traurig iſt, und da in demſelben Lande gleichzeitig ein grundbeſitzender Adel exiſtiert, ergo trägt dieſer Adel die Schuld an der traurigen Lage des Bauernſtandes. Dr. Franko begnügt ſich damit und hält es für überflüſſig, klar zu machen, worin die eigentliche Schuld dieſes Standes an der Lage ſeiner Mitbürger zu ſuchen iſt." Nun: hätte Herr Krzyżanowski meinen Artikel ruhig prüfend und nicht in einer zornigen Verblendung geleſen, ſo hätte er auch (Nr. 152 der „Zeit", S. 132, 2. Spalte ganz unten) den Satz entdeckt, welcher ſeine ganze gelehrte Ausführung über die Complicirtheit ſocialer Erſcheinungen und über die esprits simplistes überflüſſig gemacht hätte. Ich ſchrieb dort wörtlich: „Wie es in Galizien ſo gekommen iſt, daſs es da trotz vieler und herrlicher natürlicher Hilfsmittel keine Induſtrie gibt, das iſt eine lange und verwickelte Geſchichte. Die Schuld wird wahrſcheinlich in zwei Hälften zu theilen ſein" u. ſ. w. Iſt das dieſe „verderbliche Verallgemeinerungsſucht", welche Herr Krzyżanowski mir vorwirft? Habe ich in meinen Darlegungen irgendwo die Geſammtheit galiziſcher Bauernverhältniſſe auf eine einzige Urſache zurückgeführt? Herr Krzyżanowski möge mir gütig die Stelle zeigen, ſonſt werde ich ſeine Behauptung als eine Fälſchung meiner Ausführungen brandmarken müſſen.

Worin Herr Krzyżanowski die Haupturſachen galiziſchen Elends ſieht und was in näherer und fernerer Zukunft zur Bekämpfung dieſes Elends geſchehen ſoll, kann mir in dieſem Augenblicke ziemlich gleichgiltig ſein. Wenn mir aber Herr Krzyżanowski vorwirft, ich wiſſe nicht, „daſs im laufenden Jahre das Wegegeſetz zu Gunſten der bäuerlichen Bevölkerung abgeändert wurde", ſo will ich nur darauf hinweiſen, daſs in dieſem veränderten Wegegeſetze weder ein gerechtes, den entrichteten Steuern proportionirtes Ausmaß der Laſten durchgeführt iſt, noch die vormärzliche Wege-Robot ganz aufgehoben wurde; im Gegentheil wurde dieſe Belaſtung noch verſchärft, da ja im alten Geſetze nur die Beſitzer der Hausnummern zur Robotleiſtung verpflichtet waren, jetzt aber dieſe Pflichten jeder Familie, und wenn ſie auch kein Stückchen Grund und keine Hütte beſitzt und nur in einer fremden Hütte als Afterpartei wohnt (Komorniki), aufgebürdet worden ſind. Daſs vor einigen Jahren die Schullaſten der domanialen Beſitzungen vergrößert wurden, iſt dahin zu berichtigen, daſs der Großgrundbeſitz vordem an der Volksſchulſteuer gar nicht participierte, jetzt aber dieſelbe auch entrichtet, dafür aber den Bauerngemeinden das Recht der Präſentation der Lehrerſtellen abgenommen hat.

Herr Krzyżanowski findet es „höchſt erheiternd", daſs ich über die Arbeiten der Rectificationscommiſſion für den Grundſteuerkataſter berichte, „was ich gehört habe." Was da Herrn Krzyżanowskis Heiterkeit erregt haben kann, iſt mir unbegreiflich. Die Sitzungen jener Commiſſion waren nicht öffentlich, Protokolle davon wurden nicht veröffentlicht und werden es auch gewiſs nie ſein, — woher ſollte ich alſo ein ſolches Detail erfahren, wenn es mir nicht von einem Mitgliede der Commiſſion mitgetheilt worden wäre? Und wenn Herr Krzyżanowski dreiſt behauptet, meine Mittheilung ſei „natürlich falſch", ſo wäre es ſeine Pflicht geweſen, den wahren Sachverhalt darzulegen — natürlich, wenn er ihn kennt.

Herrn Krzyżanowskis Prahlen mit der Statiſtik und dem profunden Wiſſen hat in mir die Erinnerung an den ſchon lange verſtorbenen Schlachzizen Hubich aus meinem Heimatsdorfe wachgerufen. Da Herr Krzyżanowski ſo genau weiß, was ich nicht weiß, und nicht weiß, was ich weiß, ſo möge er zum Abſchied dieſes kleine Geſchichtchen von mir empfangen. Es war einſt in meinem Heimatsdorfe ein Bauernſchlazic Hubich, ein emeritierter [illegible]ſchreiber, welcher immer mit einem mächtigen Bündel verſchiedener Papiere umherging und den Bauern Wunder über [illegible] in den [illegible] Patenten und Verordnungen erzählte. Die Bauern hörten ihm andächtig zu, obwohl ſie wohl wuſsten, was an der Sache war. Wir Schulbuben trieben nun ein frivoles Spiel mit dem Alten. Sobald wir ſeiner anſichtig wurden, wie er geſenkten [illegible] und [illegible] gewichtigen Miene, ſeine Papiere unter [illegible] im Dorfe umherging, liefen wir ihm haufenweiſe nach [illegible]: „Herr Hubich! Leſen Sie uns [illegible]!" Und wir hielten ihm dabei irgend [illegible] Hubich lüftete ſich aber das Papier [illegible] antwortete hochmüthig: „Hab' keine [illegible] klingt mir im Ohr das ſchallende

Digitized by Google

Gelächter, welches wir immer bei dieſen Worten erhoben. Wir wuſsten nämlich ſehr gut, daſs Herr Hubicki kein Sterbenswörtchen leſen und ſchreiben konnte.

Lemberg. Dr. Iwan Franko.

Walt Whitman.

Ein Beitrag zur Literatur- und Sittengeſchichte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Dr. Karl Federn.

(Schluſs.)

Die letzten Worte des vorigen Abſchnittes haben uns zu einem Thema geführt, das ſtets zur Sprache kommt, wo von Walt Whitman die Rede iſt, ſeiner „fragwürdigen Moralität“, über die man vor allem in Amerika ſich nicht beruhigen kann. Sein Lied galt der Vollkommenheit der Schöpfung; wie hätte er das zu feiern unterlaſſen können, was die Schöpfung erhält und den Weſen, in denen ſie ſich bisher am vollkommenſten ausſpricht und ſpiegelt, nicht nur das höchſte Daſeinsgefühl und unvergleichliches Entzücken gewährt, ſondern auch den Weg zu den tiefſten Erkenntniſſen eröffnet: das Geſchlecht und ſeine ungeheure Bedeutung im Menſchenleben und in der Natur. Er ſelbſt, ein völlig geſunder Menſch, beſaß eine mächtige Sinnlichkeit, der er Sprache verlieh, wie jedem Kraftelement in ſeinem Weſen, eine Sinnlichkeit, die ſich nicht lüſtern und witzig äußerte, wie die eines Roué, nicht verſchämt und heimlich, wie die der „wohlerzogenen“ Menſchen, ſondern eine große, freie, ſtolze und fruchtbare Sinnlichkeit, gleich der eines griechiſchen Gottes und ohne eine Spur ſpätgriechiſcher Frivolität. Ihm iſt alles heilig und nichts unrein, wie der Natur. Und nicht, weil er den Geiſt ſo wenig achtete, ſondern weil er den Geiſt in allem ſah, pries er den Leib, und nichts konnte ihm widernatürlicher ſcheinen, als den Leib zu verderben, ob es nun durch unnatürliche Laſter oder durch unnatürliche Tugend geſchehen mochte. An vielen Stellen hat Whitman dieſes Thema berührt, vor allem aber in dem Cyklus „Adams Kinder“, deſſen erſtes Gedicht „Zum Garten der Welt aufs neue kehrend“ wie Orgeltöne anklingt, um uns die ganze Feierlichkeit des Gegenſtandes empfinden zu laſſen. Und dann beginnt der Dichter, wie folgt:

„Aus geheimnen, ſchmerzenden Strömen,
Von dem Theil meines Selbſt, ohne den ich nichts wäre,
Den ich als herrlich zu künden entſchloſſen bin, und wenn ich allein bliebe unter den Menſchen,
Mit meiner wiederhallenden Stimme ſingend den Phallus,
Singend den Sang der Zeugung,
Singend das Bedürfnis nach herrlichen Kindern, die zu herrlichen Menſchen werden,
Singend der Muskel Drang und die Miſchung,
Singend den Sang der Bettgenoſſen . . . .“

Und ſo iſt Walt Whitman der Sänger der Geſchlechtsliebe und ihrer Wonnen geworden, und zwar offen, nicht in Anſpielungen, nicht mit Verſchleierungen, und das ganze Phariſäerthum der Erde hat mit einem Schrei der Entrüſtung geantwortet.

„Nur die Verderbnis iſt decent“, ſagte Schiller. Für den reinen Menſchen ſind Zeugung und Geburt erhabene Erſcheinungen voll reicher Symbolik und nicht etwas, woran er ängſtlich erröthend vorbeigeht, wie ein ungeſchickter Schulprofeſſor, wenn in einem Claſſiker eine naive und kühne Stelle vorkommt, wobei er ſtatt ruhiger Klarheit das alberne und lüſterne Gekicher der Jungen hervorruft und beide ſchuldbewuſst daſtehen vor dem Unſchuldigen. Das iſt der Sündenfall der Menſchen, daſs ſie ſich vor der Natur außer ihnen und noch mehr vor der Natur in ihnen ſcheuen und ſich fürchten vor dem Nackten und vor ihren Augen, decent in ihrer Verderbnis. Faſt alle Unſittlichkeit und vor allem die tiefe Unwahrhaftigkeit unſeres ſocialen Zuſtandes hängt mit dieſer verlogenen Sittlichkeit zuſammen. Es iſt das ſchlechte Gewiſſen, das aus ihnen ſpricht, und man wird es den Unreinen nie, jenen aber, welchen der reine Blick durch das herrſchende anerzogene Vorurtheil geraubt iſt, nur ſchwer begreiflich machen, was doch jedem von ſelbſt einleuchten ſollte, daſs das völlig Natürliche auch ſittlich iſt oder zum mindeſten nie unſittlich ſein kann. Alles Unſittliche iſt auch unnatürlich. Die Proſtitution iſt unnatürlich und unſittlich, eine Geldheirat, die ja doch nur eine bürgerliche Abart der Proſtitution iſt, iſt unſittlich, alles Widernatürliche iſt unſittlich — aber ein Liebesverhältnis an ſich kann nicht unſittlich ſein, es kann nur durch Umſtände, die außerhalb des Verhältniſſes liegen, dazu werden. Die Sinnlichkeit an ſich iſt gewiſs nicht unſittlich, ſo wenig wie die Nacktheit etwas Unſittliches oder die Kleider an ſich etwas Sittliches ſind. Das Feigenblatt iſt vielmehr das Zeichen des Falls, und die Leute erſcheinen mir ſehr verdächtig, die dieſes Zeichen ihrer Unreinheit überall anbringen wollen. Wer die Sinnlichkeit an ſich für unſittlich hält, der muſs conſequent annehmen, daſs auch die Geburt jedes Kindes und die Exiſtenz jedes Menſchen etwas Unſittliches ſei. Nun gibt es ja Theologen, die die ganze Natur und alle Materie für im Grunde ſündig halten, aber mit dieſen ſtreiten wir nicht. Sie ſind die extremen Idealiſten einer verderblichen Weltanſchauung. Dieſer verhängnisvolle Dualismus hat all dies Elend hervorgerufen.

„Alle Liebe iſt Geſchlechtstrieb, ſo ätheriſch ſie ſich geberden mag“, ſchrieb Schopenhauer und glaubte damit die Liebe herabzuſetzen, indem er den Standpunkt des Mephiſtopheles annahm, der Fauſts Liebe mit den Worten verhöhnt: „Die ganze hohe Intuition, ich darf nicht ſagen, wie zu ſchließen.“ Wer in der Natur und in den geſchlechtlichen Vorgängen nur wunderbare Erſcheinungen und hohe Symbole und keineswegs etwas Unreines ſieht, wer nicht durch eine verkehrte Erziehung gewöhnt worden iſt, vor ſeiner eigenen Leiblichkeit zu erſchrecken und ſich ihrer zu ſchämen, der ſieht im Geſchlechtstrieb etwas genau ſo hohes wie in jener „Liebe“ (die wohl kraft ſocialen Uebereinkommens von ihm getrennt exiſtieren ſoll?), und für den ſchließt die hohe Intuition, wenn ſie für ihn je hoch geweſen, nicht minder hoch als ſie begonnen hat.

Es iſt höchſt charakteriſtiſch, daſs Walt Whitman, den engliſche und amerikaniſche Blätter mit allen Schmähungen und Schimpfworten überhäuften, die ihrer entrüſteten Sittſamkeit zu Gebote ſtanden, niemals ſich einen zweideutigen Scherz erlaubte, nie in ſeiner Gegenwart die Erzählung einer Zote duldete. Dieſem reinen, natürlichen Menſchen, der ſich vor der Klarheit, vor dem geraden Wort nie fürchtete, war das Thema ein viel zu ernſtes und erhabenes, als daſs er ſich unreine Scherze damit erlaubt hätte. In demſelben verfehmten Cyklus „Adams Kinder“ findet ſich die herrliche Stelle:

„Wenn irgend ein Ding auf Erden geheiligt iſt, ſo iſt der menſchliche Leib geheiligt,
Und der Ruhm und die Süße des Mannes iſt das Zeichen unbefleckter Mannheit,
Und am Manne wie am Weibe iſt ein reiner, ſtarker, feſtſehniger Leib herrlicher als das ſchönſte Geſicht.
Haſt du den Thoren geſehen, der ſeinen eignen lebendigen Leib verdarb?
Oder die Thörin, die ihren eignen lebendigen Leib verdarb?
Wahrlich, ſie verbergen es nicht, und ſie können es nicht verbergen!“

Wer in dieſen Gedichten etwa eine picante Lectüre zu finden hofft, der wird ſehr enttäuſcht werden. Nur jene, die Natur und Leben mit reinen Blicken betrachten können, werden davon entzückt ſein, die Unreinen werden ſich langweilen, und die Unſicheren werden ſich „ſittlich entrüſten“.

Das Beſte ſteht immer auf Meſſersſchneide. Zwiſchen der Unſittlichkeit der Prüderie und der Unnatürlichkeit der Askeſe auf der einen, und der Unſittlichkeit der Frechheit und der Unnatürlichkeit des Laſters auf der anderen Seite führt ein Weg, ſchmal wie ein Grat, der Weg des Natürlichen und Sittlichen. Von hüben und drüben verdächtigen ſie den, der ihn geht, weil keiner die Moralheuchelei der Geſellſchaft und die Bequemlichkeit des conventionellen Urtheils ſo ſehr bedroht, und darum iſt es ſo ſchwer, über dieſes Thema ernſt und aufrichtig zu ſchreiben und zu ſprechen.

Es iſt Zeit, daſs mit dieſen verſchrobenen Anſchauungen, mit dieſer Decenz der Verderbnis und vor allem mit der erbärmlichen Geheimthuerei, die in der Erziehung ſo unmeſsbaren phyſiſchen und ſittlichen Schaden anrichtet, aufgeräumt werde. Es ſind Zeichen vorhanden, daſs, wenn auch nur langſam, die Anſchauungen wahrer und beſſer werden, vielleicht gerade deshalb, weil — insbeſondere in Literatur und Kunſt — um die Mitte unſeres Jahrhunderts ein bisher nie dageweſener Höhepunkt der Prüderie erreicht worden iſt, und das nirgends ſo ſehr wie in Amerika und England. Die Colonien waren von den Puritanern gegründet worden, dieſen merkwürdigen, ſo ſtarren und doch ſo begeiſterten Menſchen, die Ungeheueres geleiſtet haben, aufrechterhalten von einer bis zur Unmenſchlichkeit geſteigerten Frömmigkeit. Hievon iſt ihren Nachkommen ein reiches Erbtheil geblieben, das immer äußerlicher und immer heuchleriſcher geworden iſt, und von dem ſie ſich unter den Anforderungen neuer Zeiten und unter dem Einfluſſe und der Führung von Männern, wie Emerſon und Whitman, allmählich zu emancipieren beginnen, nicht ohne ſich zunächſt, wie immer, gegen die Führer zur Wehre zu ſetzen.

Whitman gegenüber beſchränkte man ſich nicht auf die Kritik. Im Jahre 1865 wurde er, damals Beamter im Miniſterium des Innern, vom Miniſter Harlan, einem ehemaligen Geiſtlichen, dem ſeine Gedichte in die Hände gefallen waren, plötzlich entlaſſen. Der thörichte Menſch erreichte damit nichts anderes, als was Staatsmänner, die ſo vorgehen, immer erreichen: die Brandmarkung des eigenen Namens. Whitman, der als Menſch gerade damals infolge ſeiner Thätigkeit im Kriege, bei allen, die ihn kannten, die höchſte Verehrung genoſs, erhielt ſogleich eine Stelle bei der Oberſtaatsanwaltſchaft der Union — ein für die bureaukratiſchen Verhältniſſe Amerikas charakteriſtiſcher und ehrenvoller Vorgang — und O'Connor ſchrieb ein leidenſchaftliches und vortreffliches Pamphlet über die Angelegenheit „The good gray poet“, das nicht zum wenigſten zur Verbreitung von Whitmans Ruhme beitrug. Mit Recht wies O'Connor darauf hin, daſs mit gleichem Grund alle großen Dichter der Erde gemaßregelt und verboten werden müſsten, die ganze antike Literatur jedenfalls, desgleichen die ganze Literatur des Orients, an ihrer Spitze die Bibel, dann Dante und die geſammte Literatur der Renaiſſance, von Shakeſpeare, Rabelais und Goethe gar nicht zu reden! Wir erfahren bei dieſer Gelegenheit, daſs es von Homer und Moſes bis Goethe und Byron nicht einen großen Autor gibt, von dem in engliſcher Sprache nicht ſogenannte „expurgierte“ Ausgaben beſtunden. Da dürfen wir wirklich ſagen: politiſch mögen die Angelſachſen reifer ſein als wir, auf künſtleriſchem Gebiete ſind wir nicht um [illegible]

Digitized by Google

ſittlicher, wir beſitzen Gott ſei Dank noch keine ſolche Caſtratenliteratur, obgleich in dieſem Jahrhundert der Prüderie — denn niemals bis zur Aera der bürgerlichen Salonmoral hat es derartiges gegeben — auch bei uns recht wackere Anfänge in dieſer Richtung gemacht worden ſind.

„Eines iſt ſchrecklich“, meinte O'Connor, „wir haben wohl ſchon einen „family-Shakeſpeare“ u. ſ. w., aber noch immer keine „family-Menſchheit“ und kein „family-Weltall“, aber es iſt kein Zweifel, auch Gottes Werk wird noch ſittlich gemacht werden. Halb iſt es ſchon gethan: Gottes zweite Offenbarung, der Genius iſt ſchon „gereinigt“, nun werden wir uns an die Natur machen. Ja, meine Herren, wir werden dieſe unmoraliſche Schöpfung ſchon Sittlichkeit lehren“.

Noch im Jahre 1882 wollte der Staatsanwalt von Boſton eine neue Ausgabe von Whitmans Gedichten, die dort veranſtaltet wurde, confiscieren — das heißt, confiscieren kann in Amerika kein Menſch und wenn er noch ſo ſehr Staatsanwalt wäre, er kann nur den Proceſs eröffnen, und die Geſchworenen entſcheiden, ob ſein Antrag zu genehmigen oder zu verwerfen ſei. Die Verleger ließen es auf den Proceſs nicht ankommen, ſie wurden lieber vertragsbrüchig und ſtellten den Verkauf ein — das Ganze ein Vorgang, der auf den literariſchen Glanz Boſtons einen argen Flecken wirft.

Ueberhaupt hatten die Gedichte bei Whitmans Lebzeiten in Amerika einen ſehr geringen Erfolg. Von der erſten Ausgabe, die im Jahre 1855 erſchien, wurde faſt nichts verkauft, für die zweite wollte ſich lange kein Verleger finden. Manche boten ihm ſpäter große Summen, wenn er ſie ſeine Werke unter Weglaſſung jener verfehmten Gedichte publicieren laſſen wollte, aber darauf gieng er unter keinen Umſtänden ein. In England war er weit früher berühmt als in ſeiner Heimat. Die herrliche Ode: „Du Mutter mit der gleichen Brut!“, in der er Amerika gefeiert hat, wie nur die Hellenen ihr Vaterland zu feiern wuſsten, hat im Jahre 1872 keinen Käufer gefunden.

Ihn kränkte das nicht. Er ſah gelaſſen und freundlich zu, er erwiderte auf keinen Angriff ein Wort und zürnte keinem ſeiner Gegner. „Wenn mein Werk dieſe Angriffe nicht überdauern kann, ſo verdient es zugrunde zu gehen“, meinte er, und im Gedichte ſprach er:

„Nicht meine Sache iſt's, meinen Geiſt zu rechtfertigen,
Noch zu ſorgen, daſs ich verſtanden werde,
Ich ſehe, daſs die Geſetze der Elemente ſich niemals rechtfertigen.“

Der Ruhm, obgleich er ihn vorausſah, war ihm völlig gleichgiltig:

„Und wenn mein Name in dreitauſend Sprachen ertönen würde.
Was wilrden Luft, Erde, Feuer und Waſſer von meinem Namen wiſſen?“

Die Größten und Beſten allerdings ſchloſſen ſich ihm raſch an. Emerſon beglückwünſchte ihn ſogleich nach der erſten Publication zu „ſeinem freien und kühnen Gedanken“ und beſuchte ihn wiederholt. Später ließ er ſich leider irremachen und miſsbilligte manches, ohne daſs indeſſen der freundliche Verkehr beider eine Aenderung erlitten hätte. In der That gehören ſie beide zuſammen und ergänzen ſich gegenſeitig. Sie ſind die Vertreter derſelben Weltanſchauung, Emerſon philoſophiſch kühl und ätheriſch, Whitman mit leidenſchaftlichem Temperament und durchtränkt vom Feuer der Erde. Sie ſind die Dioskuren der amerikaniſchen Literatur.

Alcott, Thoreau, John Burroughs waren begeiſterte Verehrer Whitmans, desgleichen in England Alfred Tennyſon und Dante Gabriel Roſſetti. Nicht zum mindeſten aber ſei eines großdenkenden engliſchen Geiſtlichen gedacht, W. J. Fox, der offen ausſprach, daſs in Whitmans Dichtungen „ein klarerer Begriff von männlicher Ehrbarkeit und Sittlichkeit gegeben ſei, als in allen bekannten conventionellen Formen und Regeln der Welt.“

Aber von den meiſten wurde er zunächſt gar nicht verſtanden. Die Form war ihnen zu fremd und neu. Die Menſchen waren zu ſehr gewohnt, poetiſche Empfindungen dreimal und viermal filtriert zu genießen, Whitmans Unmittelbarkeit wurde nicht begriffen. Noch weniger ſein „myſtiſcher unergründlicher Gedanke“, der „kosmiſche Zug“, der ſchon Freiligrath auffiel. Sowie Emerſon, ſowie die meiſten großen Amerikaner war auch Whitman ein Schüler der deutſchen Philoſophie; Kant und Fichte, Schelling und Hegel bekennt er ausdrücklich als ſeine Lehrer; ſeine Weltanſchauung iſt durchaus die des Transſcendentalismus. [illegible] vermieden die amerikaniſchen Transſcendentaliſten den Feldweg, [illegible] die deutſchen Philoſophen giengen. Sie dichteten dichteriſch die Welt und [illegible] der [illegible] nirgends ins Handwerk, ſie nahmen [illegible] auf als moderne Menſchen und werden darum auch nicht von ihr entwurzelt werden.

[illegible]

[illegible]

jährigen politiſchen Dramas. Nie iſt ein Krieg von den vornehmſten und liebevollſten Seelen mit gleicher Begeiſterung begrüßt worden. Jauchzend apoſtrophierte Walt Whitman ſeine Vaterſtadt, die als erſte zu den Waffen griff, und in gewaltigen Schlachtgeſängen, die ihresgleichen in der Literatur der Völker ſuchen, hat er den Krieg gefeiert. Einen Begriff von dieſen Liedern zu geben, iſt nicht leicht. Der Cyklus heißt „Trommelwirbel“. Sowie Whitmann in ſeinen Proſaſkizzen mehr als irgend ein anderer uns dieſen Krieg in ſichtbaren Momentbildern vorgeführt hat, ſo iſt in dieſen Geſängen, im „Geſang des Banners“, in dem wilden Lied „Steigt auf ihr Tage aus pfadloſen Tiefen, bis ihr erhabener, wilder zieht!“, in dem bebenden kurzen Gedicht „Jahr, das unter mir zittert' und taumelte!“, in den kleinen Bildern „Cavallerie über einen Fluſs ſetzend“, oder „Bei des Bivouacs flackerndem Feuer“ oder in dem ſchmerzlich ſchönen Gedicht von dem einſamen Soldatengrab in Virginias Wäldern, der Krieg an ſich dargeſtellt. Ein Trommeldröhnen geht durch dieſe Lieder, die heißen Mittagsmärſche und die trüb erleuchteten Spitäler ſteigen vor uns auf, das ganze angſtvolle furchtbare Ringen reißt uns mit. „Il nous fait respirer le parfum de la guerre“, ſchrieb ein franzöſiſcher Kritiker, der Whitmans übrige Werke keineswegs allzugünſtig beurtheilt. Aber es iſt nicht der Krieg allein. „Etwas mehr als Menſchliches läſst er uns ahnen“, ſagte Thoreau von ihm, das gilt auch hier. Er ſieht das, „was die Kugel nicht tödten kann“, und er kränzt das Ganze mit dem Gedichte „Verſöhnung“.

„Wort über allen Worten, ſchön wie der Himmel ſelbſt!
Wie ſchön, daſs der Krieg und ſein blutiges Thun gänzlich verſchwinden muſs,
Daſs die Hände der Schweſtern Tod und Nacht unaufhörlich und wieder und wieder dieſe befleckte Erde waſchen!
Denn mein Feind iſt todt, ein Menſch, göttlich wie ich, iſt todt.
Ich ſchaue, wie er mit weißem Geſicht und ſtill im Sarge liegt — ich trete heran,
Beuge mich nieder, und leicht berühr' ich mit meinen Lippen das weiße Geſicht im Sarg.“

Dieſe Gedichte ſind nicht am Schreibtiſch verfaſst. Whitman hat den Krieg ſelbſt in der denkbar ſchönſten Weiſe mitgemacht, keine Gefahr, keine Anſtrengung gemieden, aber ſelbſt keine Waffe geführt. Er war auf den Schlachtfeldern und in den Spitälern als Pfleger der Verwundeten, nicht nur als Pfleger, ſondern als ein zärtlicher Freund aller, er brachte ihnen Eis und Naſchwerk, er verſchaffte ihnen zu rauchen, er ſchrieb ihre Briefe und ließ ſich von ihnen erzählen, er ſaß Nächte lang bei den Sterbenden, nicht weil er helfen konnte, ſondern nur damit der Sterbende fühlen ſollte, daſs ein liebender Menſch an ſeiner Seite ſei. Vier Jahre brachte er ſo Tag und Nacht in raſtloſer Arbeit zu, von den Soldaten verehrt und vergöttert, bis ſeine Rieſenkraft zuſammenbrach, und er, der bis zu ſeinem ſechsundvierzigſten Jahre nicht das leichteſte Unwohlſein gekannt hatte, von einem Hoſpitalfieber ergriffen wurde, das ihn nicht mehr verließ und zuletzt einen Schlaganfall zur Folge hatte, der ihn lähmte und von dem er ſich nie mehr völlig erholte.

Nun aber kam das Wunderbare, daſs dieſer Menſch, alt, krank, gelähmt und arm, noch freudigere, noch begeiſtertere Gedichte ſchrieb, daſs ſein Tagebuch aus dieſer Zeit, die er im Rollſtuhle verbringen muſste, ein Buch voll Waldesduft und Sonnenſchein und Freude iſt. Und immer erhabener wird der Ton, je näher es dem Ende gieng. Schon in ſeiner Jugend hatte er den Tod gleich dem Leben geprieſen, die Gedichte des Alters, der Cyklus „Geflüſter vom himmliſchen Tod“ ſind unvergleichlich. Heiliger, frömmer iſt nie ein Menſch geſtorben. Aus einem Gedicht „So lang“, das er, als er es verfaſste, für ſein letztes hielt, nur einige Stellen:

„Ich habe meinen Gruß jedem geboten, ich wanderte mit vertrauendem Schritt,
Während meine Wonne noch voll iſt, flüſtere ich: „So lang!“
Und ich nehme des jungen Weibes Hand und des jungen Mannes Hand zum letztenmal . . .“

Nun folgt eine Reihe wunderſamer Prophezeiungen, dann:

„Wie es ſich dicht um mich drängt,
Ich ahne zuviel voraus [illegible] bedeutet mehr als ich dachte,
Ich fühl' es, daſs ich am Sterben bin! . . . . .

Meine Sang. enden, ich laſſe ſie,
Hinter dem Schirm hervor, der mich barg, tret ich auf dich zu.

[illegible] Buch,
[illegible] einen Mann!

[illegible]
[illegible]
[illegible] — der Tod ruft mich fort!

[illegible]
[illegible] mein Ohr ein.
[illegible]

[illegible] o [illegible]!

[illegible]
[illegible]
[illegible] mag.

Digitized by Google

Ich empfange nun eine meiner vielen Verſetzungen, von meinem Avataras
ſteig' ich empor, da mich andere ſicher erwarten,
Eine unbekannte Sphäre, wirklicher, näher als ich dachte, ſchießt erweckende
Strahlen um mich — ſo lang!
Ich liebe dich — ich entweiche aus dem Irdiſchen.
Mir iſt, als wär' ich bereits — triumphierend, entkörpert, todt!"

Er ſtarb am 26. März 1892 zu Camden in New-Jerſey.

Vielen, die ihn heute zur Hand nehmen, wird er beim erſten Leſen oft fremdartig, ja abſtoßend erſcheinen. Es wird eine Zeit währen, ehe ſeine Gedichte uns etwas Selbſtverſtändliches, ein allgemeines Gut ſein werden. Er ſagte ſelbſt:

„Dieſe Blätter leſend, thuſt du auf deine Gefahr,
Denn dieſe Blätter und mich wirſt du nicht verſtehen!"

Die Form iſt ſicherlich in manchem Sinne unvollkommen, vieles erſcheint uns geſchmacklos; aber ſo erſcheint uns vieles in der Bibel, vieles in der Edda, ſo manches bei den großen Griechen; vielleicht ſind das ſcheinbare Formfehler, die einer höheren, weſentlicheren Form angehören und in ihr gerechtfertigt ſind. Von Formloſigkeit zu reden muſs man ſich hüten. Walt Whitmans Dichtungen ſind durchaus rhythmiſch und oft voll Muſik, und wer verſucht, ſeine Gedichte in völliger Proſa wiederzugeben, wie Knortz und Rolleſton es gethan, der iſt wie einer, der uns durch das Textbuch allein den Genuſs einer Oper vermitteln wollte. Schon Freiligrath, der erſte, der in Deutſchland von ihm berichtet*) und einige wenige Gedichte, leider auch nicht gut, überſetzt hat, geſtand: „Wenn wir in dieſe ernſten Blätter hineingehorcht haben, wenn uns das tiefe, volltönige Brauſen dieſer wie Meereswellen in ununterbrochener Folge auf uns einſtürmenden rhapſodiſchen Geſätze vertraut geworden iſt, ſo will unſer herkömmliches Versemachen, unſer Zwängen des Gedankens in irgend welche überkommene Formen, unſer Spielen mit Kling und Klang, unſer Silbenzählen und Silbenmeſſen, unſer Sonettieren und Strophen- und Stanzenbauen uns faſt kindiſch bedünken." Whitman ſelbſt übrigens, der von dem Dichter und Verſöhner in den Cyklen „Der Sang von dem, der Antwort gibt" und „An des blauen Ontario Strand" einen ſo großartigen vorausfallenden Schatten entworfen hat, er hielt ſich für den, der einer kommenden größeren Zeit vorausſchreitet, und rief die Sänger, Dichter und Redner der Zukunft auf, ihn zu rechtfertigen. Aber er beſitzt ein Geheimnis, das das tiefſte des Dichters iſt, das Geheimnis, die eigene Stimmung unwiderſtehlich hervorzurufen. Wir werden emporgeriſſen, in die Sphäre ſeiner Empfindung gehoben, mitzujubeln, mitzutrauern gezwungen. Wir leſen den Klagegeſang auf den Tod Lincolns „Wo Flieder jüngſt am Thore geblüht", und ehe wir noch recht begriffen, um was es ſich handelt, müſſen wir wie bei einem Requiem, ſchon durch die trauervolle Muſik der Worte, durch den wilden ſchmerzlichen Rhythmus, den ganzen Jammer des Todes eines geliebten Menſchen empfinden. Es gibt rauhe und dunkle Zeilen in ſeinen Gedichten, aber keine Zeile, die nicht genial wäre.

Das Letzte und vielleicht das Wichtigſte, was über Whitman zu ſagen iſt, iſt das: Er iſt eine durchaus religiöſe Erſcheinung, und noch mehr: er iſt der Verkündiger einer Religion, einer Religion ohne Dogmen, einer von Freude und Ehrfurcht und ſchaffender Begeiſterung erfüllten Religion. Er, der mit allen Traditionen brach, er bietet dem heißen Sehnen der modernen Menſchheit, die die Traditionen nicht aufrecht erhalten kann, nach einer höheren Daſeinsidee, nach einem Gefühl, das die Betrübten und Erſchreckten wie in ſeinen Armen wiege und die Schaffenden in ihrem Thun begeiſtere, die Erfüllung. Und das war auch ſeine Meinung, wenn er ausſprach:

„Siehe, ich gebe keine Lehren und geringe Almoſen,
Wenn ich gebe, gib' ich mich ſelbſt!"

Im „Sang von mir ſelbſt" heißt es:

„Und ich ſage zum Menſchengeſchlecht: Seid nicht neugierig nach Gott!
Denn ich, der ich nach allem neugierig bin, bin nicht neugierig nach Gott!"

und im „Zug nach Indien"

„Ah, mehr als irgend ein Prieſter, meine Seele, glauben wir an Gott,
Aber mit Gottes Geheimnis wagen wir nicht zu ſpielen."

und klar in den früheren Liedern „Vom ſiſchgeſtalteten Paumanok kommend"

„Was ich ſinge, iſt und grenzenloſer Glaube . . . .
Nichts iſt um ſeiner ſelbſt willen da.
Ich ſage, die ganze Erde und alle Sterne am Himmel ſind da um der Religion!"

und im nächſten Lied:

„Wiſſt, nur um in die Erde die Keime einer größeren Religion zu verpflanzen,
Singe ich den Geſang..."

Und in der That, ob Whitman ein Künſtler zu nennen ſei oder nicht, das iſt eine geringe Frage: er iſt vor allem ein Prophet und ſein Werk ein Evangelium für unſere und die kommende Zeit, und als ſolches ſah er es wohl an. Sein Platz iſt, wie ſein Biograph Bucke ſchrieb, neben Zarathuſtra, Moſes und Buddha und anderen Stiftern. „Was die Vedas den Brahmanen waren, was die Propheten dem Judenthum, das Zend-Aveſta den Parſen, das Evangelium und die Pauliniſchen Briefe der Chriſtenheit, der Koran dem Islam, das werden die Grashalme Whitmans der kommenden Cultur Amerikas ſein. Sie alle brachten den Menſchen eine gute Botſchaft und ſie alle waren zuerſt als die ärgſten Ketzer verfehmt". So Dr. Bucke. Das ſcheint überſchwänglich? Wir haben kaum dreitauſend Jahre der Cultur hinter uns; die Zeit wird kommen, der auch unſere Zeit eine halb mythiſche Urzeit ſein wird. Und jede Epoche großer Umwälzungen — und in einer ſolchen leben wir — hat der Propheten viele; welcher von ihnen im Lichte ferner Zeiten geſehen, als Stifter an die Spitze ihrer Inſtitutionen geſtellt werden wird, ſcheint faſt eine Frage des Zufalls zu ſein. Der Einfluſs, den dieſes Buch auf die kommenden Geſchlechter in beiden Erdtheilen zu nehmen beſtimmt iſt, ſcheint unmeſsbar. Und der Kampf, der darum entbrannt iſt, ſpricht nur dafür. Er ſelber ſah dieſem Kampf beruhigt entgegen und fand dafür nur die wunderbaren, wiederum ſo prophetenhaft tönenden Worte:

„Wer mich leugnet, der ſoll mich nicht ſtören,
Und wer mich annimmt, er oder ſie, ſei geſegnet und wird mich ſegnen."

Auch das deutſche Volk wird ſich mit ihm auseinanderſetzen müſſen, ſobald ihm einmal eine brauchbare Ueberſetzung geboten ſein wird, denn die bisherigen ſind ſchlecht. Er wird auch hier aufgenommen werden — nicht ohne harten Kampf und erbitterte Gegnerſchaft. Vorläufig ſteht er für uns noch fern am weſtlichen Horizont, von der untergehenden Sonne beleuchtet, eine titaniſche weißhaarige Rieſengeſtalt, und wie von ferne über die Wogen klingt es herüber:

„Einſam ſingend im Weſten
Schlag' ich die Saiten an für eine neue Welt."

In der Oed, im Sommer 1897.

*) [illegible] „[illegible] Zeitung" vom [illegible] 18[illegible] [illegible]

Der Wille zur That.

Gloſſen zu den ſchönen Worten des Gabriele d'Annunzio.

Von Richard Dehmel.

(Vergl. „Die Zeit" Nr. 157, Seite 6—8.)

Der größte lebende Dichter Italiens hat mit Berufung auf die Kraft ſeines Geiſtes von ſeinen Landsleuten „eine bürgerliche Macht verlangt", und die Bauern ſeiner heimatlichen Gegend haben Vertrauen geſetzt in ſeine ungewöhnliche, erhabene und bilderreiche Rede und ihn in's Parlament gewählt. Und ſo ſtark war die bildliche Gewalt dieſer Rede, daſs ein lebender deutſcher Dichter, der wie kaum ein zweiter vorſichtig mit dem öffentlichen Wort umgeht, ſie hingeriſſen in unſere Sprache übertrug und einen Rahmen darum fügte, der ihren feuerblumigen Reiz noch glänzender und glühender erſcheinen läſst.

Das Wort iſt eitel, das nicht zur That begeiſtert — ſo ſcheinen Gabriele d'Annunzio und Hugo v. Hofmannsthal den nüchternen Leuten ins Gewiſſen zu rufen, die „an den Dingen nichts ſehen als das Vorderſte", die um des trägen Wohlbehagens willen „den einzig noch anbetungswürdigen Dingen Gewalt anthun", die vor dem Marktlärm der Menge den unſichtbaren Geiſt der Völker nicht ſpüren. „Hier nun iſt endlich That: die männliche That, nach der es unſere Seelen verlangt. Es iſt nicht mehr die Zeit, einſam im Schatten des Lorbeers und der Myrthe zu träumen. Es ziemt von nun an, jedem Zwieſpalt zwiſchen Denken und Thun ein Ende zu machen. Die Geiſtigen müſſen den Platz erringen, der ihnen gebürt zu oberſt in der Ordnung der Stände. Den Waffen, den Religionen, dem Reichthum folge in der Herrſchaft die Kaſte, in der ſich die Bedingungen des höchſten geiſtigen Daſeins einen." Und mit Stolz und Unmuth erfüllt es die beiden Dichter, daſs „noch kein Name geprägt" ſei für dieſes neue Ziel.

Iſt es ſo neu? Hörten wir nicht ſchon auf der Schulbank von einem Dritten Reich, von einem Geiſt des Heils und einer Gemeinſchaft der Heiligen? Lernten wir dieſe Worte nicht längſt wertvoller deuten, als die Scheinheiligen und geiſtig Armen? Haben die Lehrer der Menſchheit, die großen Zweifler wie Glaubensmänner, je anderes gewollt, als daſs es endlich komme, das Reich des heiligen Geiſtes, der alle Triebe klar und einig macht, das Reich der Kraft und Herrlichkeit? Hat nicht ſchon Platon einen Staat gepredigt mit einer Herrſchaft der Geiſtigen? Hat er die Dichter nicht daraus verbannen wollen, dieſe heilloſen unklaren Träumer? Oder war's nur Ironie, und iſt die ſogenannte Utopie des weiſen Atheners nur die entſchleierte Wirklichkeit, die allerorten hinter dem Selbſtbetrug des Alltagenebens vor ſich geht?

Doch wenn die Lehre nicht neu iſt, die uns die beiden Dichter bringen, vielleicht iſt nunmehr die Zeit gekommen, daſs ſie herabſteigt aus jener höheren Wirklichkeit und ſich in Thatſachen umſetzt, die auch den Niedrigſten erheben. Vielleicht iſt dies das Neue in der Heilsbotſchaft des italieniſchen Dichters, dieſer Wille zur zeitumwälzenden That, daſs ſich die dumpfen Seelen jener heimiſchen Bauern und ein entwickelter Geiſt wie der des deutſchen Dichters ſo einmüthig ergreifen ließen. Es mag wohl ſein, daſs jenen einfachen Männern ein nie erlebtes Schauern der Kraft durch ihre arbeitſamen Glieder fuhr, als ihnen der Redner ſein Buch pries, worin er „mit grauſamer Kühnheit" jenen entnervten Bildungsgenoſſen „das langſame Sterben eines der Liebe und des Lebens unwürdigen" Schwächlings vorgehalten hat. Und wer in unſerer Zeit, wer vor allem von uns Deutſchen, iſt ſo gefühllos, daſs er nicht erſchüttert würde durch die Klage des Dichters über jene Vorkämpfer der italieniſchen Freiheit, denen nach vollbrachter Einigung des Vaterlandes „ihr eigenes [illegible]

Digitized by Google

vor die trägen Füße fiel“! „Wahrlich, es wäre beſſer geweſen, die Männer, die man Befreier nannte, zu nehmen und zu opfern, und aus den Falten der Berge die ſchwerſten Blöcke über ihre Gräber zu wälzen: dann ſähen wir ſie mit den Augen der Seele immerfort vom Flammenwirbel der Revolution umgeben, und ihre ſchöne Geberde wäre uns von weitem eine heroiſche Mahnung fürs Leben!“

O herrlicher Dichter: wie wurde meine Seele weit, als ich das las! — O Menſch des Alltags, Redner vor der Menge: wie ſchnürte mir's das Herz zuſammen, als ich weiterlas! — Denn wohin mündet dieſer feurige Strom des Willens, dies überſchäumende Lob der That: in einen ſchillernden ſeichten Teich, mit blühenden Hecken am Rande, in deren Schatten ſich ſänftelich träumen läſst. Es mag den Bauern ſehr ſüß geklungen haben, als ihnen der Dichter „ihre“ Hecke pries, die „ihren“ Acker umſchließt, und ſie ermahnte, zäh „ihr“ Eigenthum feſtzuhalten; nichts Lieberes hört der Bauer, ſelbſt ſeine Wucherer ködern ihn damit. Und mancher gute Europäer wird ſehr behaglich gelächelt haben, als er die Worte las, die über dieſem Theil der Rede der deutſche Nachdichter eingefügt hat: hier erwähnt der Redner „eine ſcheinbar neue, in Wahrheit uralte Lehre, die Kraft und Beſitz des Einzelnen völlig dem Gemeinweſen unterordnen will, und verwirft ſie.“ Ich aber fühlte mit Grauen: unter der blühenden Hecke ſchläft die giftige Schlange Sebſtbetrug.

O ja, ſie iſt ſehr alt, die ſcheinbar neue Lehre vom Beſitzrecht Aller auf den gemeinſamen Mutterboden, wohl ebenſo alt wie die Lehre vom Herrſchaftsrecht der Geiſtigen. Aber ſollte darum nicht die Zeit gekommen ſein, daſs endlich **auch ſie** herabſteigt aus der Luft des Gedankens und zur handgreiflichen Thatſache wird? Iſt es nicht vielleicht derſelbe unſichtbare Geiſt des Heils, derſelbe Wille zur That, der den einſamen Dichter eine öffentliche Macht verlangen ließ und der die Arbeitermaſſen Europas die Umwälzung der herrſchenden Machtzuſtände fordern läſst! Sollte nicht eines ohne das andre unmöglich ſein?! „Um ſoviel tugendhafter iſt ein Menſch, als er ſich mehr bemüht, ſein Daſein zu ſteigern.“ Was wollen die Tauſende anderes, als ihr verkümmertes Daſein ſteigern, wenn ſie emporverlangen aus ihrer leiblichen Abhängigkeit vom Reichthum weniger Einzelnen! Wie will der Dichter „die Herrſchaft des Reichthums aufheben“, wenn nicht durch Aufhebung des Reichthums ſelbſt, nämlich des Reichthums der Wenigen! Wie „den Cult des ungebrochenen Willens wiederherſtellen“, wenn nicht durch Wegräumung der Laſten, die alle Volkskraft zu zerbrechen drohen, ſogar mit eigener Waffengewalt! Wie kann der geiſtige Menſch zur Herrſchaft kommen, wenn er umgeben bleibt von Menſchen, die nicht einmal dem Adel ihres Leibes Zeit genug widmen können! Kann denn das geiſtige Daſein ſich ſteigern, wenn alle Sinne voll leiblicher Mühſal ſind? Und kann der Geiſt des einzelnen wachſen, wenn kein gemeinſamer Boden ſich bildet, der ſeine Seele zum Wachsthum reizt?

Es zeugt nicht von Vertrauen in den unſichtbaren Geiſt der Völker, daſs man die Augen verſchließt vor ihrem offenkundigen Willen. Es zeugt auch nicht von Glauben an die Thatkraft der Einzelſeele, daſs ſie ſich einpferchen ſoll in blühende Hecken, um ſich nicht „völlig“ dem Gemeinweſen „unterzuordnen“. Wer will ſie denn unterordnen? und wer gar völlig? Solches hat noch keine Lehre gewollt, keine alte noch neue. Solches vermöchte auch keine Lehre, denn es wäre wider die Natur. Solches befürchten nur die Leute, die auf dem Markte die Glocken läuten hörten und „an den Dingen nichts zu ſehen wiſſen als das Vorderſte.“ **Einordnung** will die Lehre der Reichthumsgemeinſchaft, ganz wie die Lehre der Geiſtesgemeinſchaft, und alle Unterordnung höre auf! Dieſer Dichter, der ſeinen Landsleuten „ihre“ Hecke und „ihren“ Acker pries: weiß er denn nichts von der entſetzlichen Unterordnung, in der die Bauern ſeines Vaterlandes leben? In jedem volkswirtſchaftlichen Handbuch kann er es nachleſen, daſs dieſe Hecken und dieſe Äcker **nicht** ihr eigen ſind, daſs ſie den Pachtzins und die Steuern kaum erſchwingen können, die ihnen die Großgrundbeſitzer und der Staat aufbürden, daſs kaum in Irland die Bevölkerung von ſolchem Schweiß und ſchmutzigen Elend trieft wie in dem Garten Europas. Ich bin zu Fuß durch dieſes Land gereist und habe Felder geſehen, wo das Korn auf dem Halm und die Trauben am Stock verfaulten, weil die Pachtbauern lieber unthätig hungern wollten, als keinen Ertrag aus ihrer Arbeit ernten; und Bürger dieſes Landes, die **hinter** die Dinge zu ſehen wiſſen, haben mir geſagt, daſs dieſes Bild der Verzweiflung kein ſeltenes ſei.

Wohl klingt es [illegible], wenn ein Dichter [illegible] „des Lachens der Plebejer mit großer Verachtung bewuſst“ — den Willen zur That von ſeiner Seele [illegible]. Aber iſt es That, wenn er nichts anderes thut als jeder Plebejer und [illegible] Bourgeois? Auch dieſer [illegible] [illegible]

Heimat, wirklich noch freie Bauern auf eigenem Ackergrund ſitzen ſollten: weiß er nicht, daſs jener Reichthum, deſſen Herrſchaft er vernichten will, gefräßiger als ein Raubthier iſt, und daſs in wenigen Jahrzehnten der Latifundien-Moloch auch ſie verſchlingen wird! Wäre es da nicht heilſamer geweſen, den einfachen Männern, deren Geiſt noch zu unſelbſtändig, um dem Anprall gewaltiger Worte ſtandzuhalten, die Mahnung ans Herz zu legen: ſchließt euch zuſammen mit euren ſtädtiſchen Brüdern, ſie arbeiten wie Ihr, ſind Knechte des Reichthums wie Ihr, in ihren Zukunftsträumen lebt die befreiende That! Und wäre es nicht geiſtesklarer, die Kräfte **dieſer** Einzelnen **ſelbſt** „**völlig**“ dem Gemeinweſen einzuordnen, als ſie den Ordnungsgelüſten einer Kaſte preiszugeben, deren „langſames Sterben“ der Dichter „mit grauſamſter Kühnheit“ geſchildert hat!

Ich frage dieſen Dichter: Sind es **nicht** „einzig noch anbetungswürdige Dinge“: der Muth der Bedrückten und die Hoffnung der Betrogenen?! Fürchtet er ihnen nicht „Gewalt anzuthun“, wenn er an einem Wochentage die Armen des Geiſtes von der Arbeit ruft und ihre zerſchundenen Hände lobt?! Fürchtet er nicht, „den unterirdiſchen Göttern zu verfallen“, wenn er die Seelen der Hungernden mit einem Becher voll Wein berauſcht, der nur ein Schlummertrunk für ſie iſt, umkränzt mit üppigen Redeblumen?! Thun ſolches nicht des Sonntags auch die Prieſter, deren Herrſchaft er brechen will?! Wahrlich es wäre beſſer, er bliebe „im Schatten des Lorbeers und der Myrthe“ und ſchriebe Bücher, die Thaten ſind. Dann wäre „ſeine ſchöne Geberde uns von weitem ein heroiſcher Weckruf fürs Leben“, und ſein Geiſt käme über uns, ob mit der Leuchtkraft belebender Träume, ob auf dem Umweg, lebensunwürdige Schwächen zu ſpiegeln. Niemand verdenkt es dem Dichter, wenn ſeine Wege nicht die der Menge ſind; mengt er ſich aber in ihren Lärm und ſtrebt nach Macht auf dem Markte, ſo nehme er auch die Waffen zur Hand, die auf dem Markte zum Siege führen, und kämpfe für Ziele der Herrſchaft, die allen gemeinſame Freiheit verbürgen! Sonſt wird nicht bloß Platon, ſondern das Leben ſelbſt ihn verbannen aus jenem Staatsrath des Geiſtes, der die Geſchichte der Menſchheit lenkt. Es iſt nicht mehr die Zeit, mit zweierlei Wirklichkeit ſchönzuthun; die Weltgeſchichte geht nicht doppelt vor ſich. Was dem Geiſte recht iſt, das iſt dem Körper billig. Zu den „Bedingungen des höchſten geiſtigen Daſeins“ gehört vor allem der höchſte Wohlſtand des Leibes, und was der leibliche Arbeiter will, das muſsten von je auch die geiſtigen wollen. Es hilft nichts, ſich dagegen zu ſperren. Mit allen Kräften müſſen wir es wollen, ob nun auf einſamer, ob auf gemeinſamer Bahn. Wir müſſen es wollen ſelbſt um den Preis, uralte Heiligthümer einzelner Stände der neuen Heilsbotſchaft für alle zu opfern. „Es ziemt von nun an, **jedem** Zwieſpalt zwiſchen Denken und Thun ein Ende zu machen.“

So möchte ich dem Dichter ins Herz rufen, der ſo hinreißend zu reden weiß. Den Männern aber, zu denen er redete, möchte ich Folgendes ſagen: Ihr Bauern eines fremden Landes, hört auch **meine** „wahrhaftige Rede“! Auch ich bin ein Dichter und rühme mich, für alles Leben ein Herz zu haben. Und Euer Leben iſt mir nicht fremd; denn ich bin eines Förſters Sohn und habe ſeit frühester Kindheit geſehen, wie ſich in Wald und Feld die Menſchen plagen. Ich kenne die Tagelöhner, die ſcheu und gebückt und mit verbiſſenem Ekel zur Arbeit gehen; ich kenne die Bauern, denen ihr Tagwerk ein Freudenwerk iſt, weil ſie den eigenen Acker beſtellen; und ich kenne auch die Bauern, die noch gebückter gehen als die Tagelöhner, weil ſie ſammt ihrem Acker unnützen Wucherern dienſtbar ſind. Sie alle arbeiten mit gleichem Fleiß, aber mit ungleichem Lohn, und **deshalb** iſt „Neid“ zwiſchen den Menſchen. **Deshalb** kann ihre Seele nicht aufrichtig werden und ihr Geiſt nicht aufrecht, und einer „freut ſich am Uebel“ des andern. Helft dieſes ändern! Verhelft jedwedem zu einem Eigenthum, jedem nach ſeiner Kraft; macht alles Land zum Gemeinbeſitz, und jeder empfange ſein Nöthiges, als anvertrautes Ehrenpfand, womit er frei zum Ueberfluſs ſchalten kann! Vertraut dem gemeinſamen Willen! Fürchtet nicht, daſs Eure Hecken alsdann verdorren! Immer wird der Menſch die fruchtbare Erde beſtellen müſſen, und wird der Nachbar vom Nachbarn ſich ſcheiden, und wird der Sohn die Hecke des Vaters pflegen. Sehr recht hat jener „längſt verſtorbene Dichter Heſiod“, daſs „manchesmal die Hälfte mehr wert iſt als das Ganze“; das aber gilt nicht denen, die **garnichts** haben. Denn jener „längſtverſtorbene Ackersmann Perſes“, zu dem er dieſe Wahrheit ſprach, war ſein unehrlicher, habgieriger, verſchwenderiſcher Bruder, mit dem er um ſein väterliches Erbtheil proceſſierte — und es iſt wenig angenehm, daſs Euer dichtender Landsmann Euch dieſen [illegible]. Fürchtet auch nicht, daſs Ihr „der Stimme Eures [illegible], der [illegible] Eures Stammes“ durch ſolchen Willen zuwider handelt. Denn [illegible] „heilige [illegible] der Grenzſteine“, das Euer [illegible], das ſtammt aus einer Zeit, als noch kein Ein[illegible] [illegible] entſchied noch die Gaugemeinde über [illegible] und den Beſitz der Geſchlechtsgenoſſen [illegible] Beſtand; wenn Euer Dichter dies [illegible] Geſchichte ſeines eigenen Volkes nicht. [illegible] nicht, als ein jeder nach ſeiner Kraft. [illegible] mit der Gewalt, die aller That [illegible] Natur. Aber es

Digitized by Google

war ein rohes Leben, roh wie das Leben der Thiere, und der Menſch hat den Willen zur Menſchheit. So kam es, daſs er mit der Mutter eine Tochter zeugte: ſie heißt Cultur — und Mutter und Tochter geriethen in Zwietracht. Denn um der Tochter willen begann der Menſch dem gemeinſamen Mutterboden Gewalt anzuthun, und Bruder begann den Bruder zu knechten, und immer häſslicher wurde die Zwietracht. Und unter dieſer Zwietracht leidet der Menſch, wie unter einer Blutſchande; drum ward es der Wille der Menſchheit, zurückzukehren ans Herz der Natur und Mutter und Tochter auszuſöhnen und all ihre Kräfte einig zu machen. Wenn demnach Euer Dichter Euch räth, vor einer Heilslehre Furcht zu haben, die ebenſo alt wie jene ſchmähliche Zwietracht iſt, ſo frevelt er wider den Willen der Menſchheit, und ſeine That wird zur Unthat. Dies aber ſage ich nicht, damit Ihr ihm miſstrauen ſollt; denn ſeine Seele iſt edel und glüht vom Willen zur That. Es iſt ein guter Wille, wenn auch ein blinder. Reicht drum dem Dichter die Hände und öffnet ihm die Augen für Eure Noth, daſs ihn die kraſſe Wirklichkeit mit kaltem Schauer durchfährt, daſs ſeine glühende Seele nicht zerſchmilzt und ihm „ſein männlicher Wille nicht vor die trägen Füße fällt“!

Dir aber endlich, du mein deutſcher Landsmann, Dichter wie ich, dir rufe ich dieſes zu: Auch ich bin durch Venedig gegangen und habe den „immerwährenden unſichtbaren Dogen“ erlebt. Aber ich fand ihn nicht im ſtickigen Lärm der Gaſſen und Canäle; da fand ich nur die „unſichtbaren Heiligen“, und keine Heiligen des Geiſtes, ſondern einer dumpfen Sinnlichkeit. Doch eines Nachmittags ſtieg ich auf den Glockenthurm, und in dem Augenblick, als ich hinaustrat und jenſeit der Kuppeln des Marcusdomes die ſinkende Sonne über das Meer die ſterbenskranke Farbenpracht herbſtſtiller Wälder ausgießen ſah, und jenſeit des Meeres die ſtrahlenden Gipfel der iſtriſchen Alpen aufſteigen ſah: in dieſem Augenblick fieng unten auf der Piazza die Militärkapelle zu ſpielen an: den Trauermarſch aus der „Götterdämmerung“ — und Thränen überwältigten mich. Da ſah ich ihn, den Geiſt des unſichtbaren Dogen; aber es war kein lebendiger Geiſt, es war ein Spukgeiſt traurigſter Art, kein „Herr“ mehr des geflügelten Löwen. Nur den zu Einſamen erſcheint er noch, nicht mehr der wimmelnden Menge dort unten, und keiner hat ihn klarer geſchaut als jener deutſche Dichter, der mit todſiecher Bruſt „das Herz Venedigs durch die Stille bluten“ hörte: Graf Strachwitz in den klagenden Terzinen:

„Mich aber packt ein innerſtes Erbeben,
Seh ich um dieſes wimmelnde Gewürme
Die alte Pracht ihr fürſtlich Haupt erheben.
Wie dumpfer Vorwurf tönt der Mund der Thürme,
Und von dem Meere durch des Löwen Mähne
Ergeht ein Wehen längſt verbrauſeter Stürme.“

Seht zu, Ihr Dichter, die Ihr eine bürgerliche Macht begehrt, daſs Ihr die Stürme wieder entfeſſelt in der Menge! Sie werden auch Euch die Flügel entfalten! Es iſt nicht mehr die Zeit, einſam zu träumen!

Pankow bei Berlin.

Der Fall Clémenceau.

(Schauſpiel in fünf Aufzügen von Alexandre Dumas und Armand d'Artois, deutſch von R. Schelcher. Zum erſten Mal aufgeführt im Raimundtheater am 16. October 1897.)

In den Zeitungen war neulich ein „Proteſt“ gegen den „Fall Clémenceau“ zu leſen: als „ein ſeichtes, auf die Sinnenluſt berechnetes Machwerk, das im Spielplane des Raimundtheaters keine Aufnahme finden durfe.“ Wer „proteſtierte“? Herr Dr. Foregger und ein Herr Dr Emil Reich. Herr Dr. Foregger iſt der Advocat des Herrn Müller-Guttenbrunn, er thut alſo nur ſeine Pflicht, wenn er dem Director Gettke Verlegenheiten zu bereiten ſucht. Aber wer iſt dieſer Herr Dr. Emil Reich? Wie kommt er dazu, gegen ein Stück zu „proteſtieren?“ In weſſen Namen? Den Herrn muſs man ſich doch einmal anſehen. Was hat er denn gethan, um im Theatraliſchen mitreden zu dürfen?

Herr Dr. Emil Reich, zu Koritſchan in Mähren geboren, dreiunddreißig Jahre alt, unbeſcholten, ledig, iſt ein kleiner Docent an der Univerſität, für irgend etwas. Dadurch iſt er nicht bekannt geworden. Er ſoll Bücher geſchrieben haben. Durch die iſt er auch nicht bekannt geworden. Aber man kennt ihn doch. Woher? Wie hat er das gemacht? Anderen wird es ſchwer, aber er hat ein gutes Mittel gefunden: er redet überall mit, wo man annehmen ſollte, daſs nur Leute mitreden dürfen, die etwas ſind. Verſtehen Sie den Trick? Das Publicum, in ſeinem guten Glauben, ſagt ſich nämlich: öffentlich mitreden darf man doch nur, wenn man etwas verſteht, ſonſt wäre es ja gar zu frech; der Herr Dr. Reich redet immer mit — folglich muſs er etwas verſtehen. O, Publicum! Dadurch iſt er bekannt geworden. Auch darf man nicht vergeſſen, daſs er zudem ein „ernſter Menſch“ iſt. Den „ernſten Menſchen“ ſitzen wir in Wien immer auf. „Ernſte Menſchen“ ſind bei uns aber die, die ein ernſtes Geſicht machen: das ſchätzen wir ungemein. Leuten, die gern lachen, wollen wir nicht trauen, aber wer immer mit einer ſchmerzlichen und düſteren Miene herumgeht, der muſs doch gewiſs ein bedeutender Mann ſein. Das iſt der zweite Trick des Herrn Dr. Reich: er hat ſich einen peſſimiſtiſchen Kopf gemacht. Er hat aber noch einen dritten und dieſen bewundere ich am meiſten, denn man muſs ein großer Kenner der Menſchen ſein, um ihn zu wagen. Dieſer dritte Trick beſteht darin, daſs er mit einer unbeſchreiblichen Erbitterung, ja Wuth Wahrheiten ſagt, die jeder weiß. Das iſt ſehr fein und muſs auf das Publicum wirken. Zum Beiſpiel, nehmen wir eine ganz banale Wahrheit: Grillparzer iſt ein Dichter — das weiß jeder Gymnaſiaſt. Würde der Herr Dr. Reich das ruhig ausſprechen, ſo würde das Publicum ſagen: Herr Doctor, das haben wir auch ohne Sie ſchon gewuſst! Aber er ſpricht es nicht, ſondern ſchreit es aus, er ballt die Fauſt, er iſt roth vor Zorn, er ſchäumt, er tobt, er weint, ſein Bart ſträubt ſich, ſeine Ohren beben, er ſpuckt, vermuthlich vor Wuth, er geberdet ſich fanatiſch, das Publicum ſchaut: warum iſt der arme Menſch ſo wild? Wie mag er denn in dieſen fürchterlichen Zuſtand gekommen ſein? Ich muſs doch hören, was er hat! Und es hört. Er aber ſchreit und ſchreit: Grillparzer iſt ein Dichter, Grillparzer iſt doch ein Dichter, und doch! Nun muſs das Publicum natürlich denken: was, es gibt Leute, die nicht an Grillparzer glauben? Das iſt ein Scandal! Aber offenbar — ſonſt würde ja dieſer Dr. Reich nicht ſo ſpucken und ſo ſchreien! Leute, die noch immer Grillparzer nicht gelten laſſen wollen — das iſt doch ſtark! Und ſo, nach und nach, regt ſich das Publicum auf und glaubt am Ende gar, daſs der Grillparzer wirklich erſt den Herrn Dr. Reich braucht. Es gibt aber ſolche Leute gar nicht, ſondern der Herr Dr. Reich thut nur ſo: das iſt der dritte Trick.

Von mir aus mag nun jeder auf ſeine Façon „berühmt“ werden. Warum ſoll man denn bloß die Talente kennen? Ich gönne es auch dem Herrn Dr. Reich, daſs man ihn kennt, und beneide ihn nicht einmal. Auch iſt es amüſant, ihm dabei zuzuſehen, wie er ſchwitzen muſs, und er wäre eine herrliche Figur für eine Wiener Poſſe. Karlweis, wo biſt du? Freilich, du wirſt ihn retouchieren müſſen, ſonſt heißt es, daſs du übertreibſt. Man ſieht: ich denke ohne Zorn an den kleinen Herrn und wünſche ihm das Beſte. Aber auch unſere Toleranz hat ihre Grenzen. Es gibt Dummheiten, die eine ganze Stadt blamieren können. Da darf man nicht ſchweigen. Man ſtelle ſich bloß vor: wenn durch einen böſen Zufall ein Fremder den „Proteſt“ des Herrn Reich geleſen hätte! Was ſoll man draußen von uns denken? Nein, da darf man nicht ſchweigen.

„Ein ſeichtes, auf die Sinnenluſt berechnetes Machwerk“! Ja um Gotteswillen, Herr Dr. Emil Reich, Docent an der Univerſität, haben Sie denn keine Ahnung, wer Dumas geweſen iſt? Leſen Sie denn nie eine Zeitung? Sie wiſſen wirklich nicht, daſs Dumas der größte Moraliſt des franzöſiſchen Theaters geweſen iſt, ein Moraliſt wie Ibſen oder Björnſon? Ich bin gewiſs kein Schwärmer für Dumas, gerade deswegen nicht, weil er, mehr Prediger als Dichter, das Theater zur moraliſchen Anſtalt machen wollte, was ich für falſch halte. Aber: „ein ſeichtes, auf die Sinnenluſt berechnetes Machwerk“! Ja, haben Sie denn nie von der berühmten Vorrede gehört, die das Theater definiert, wie er es verſtanden haben wollte?

„Le théâtre n'est pas le but, ce n'est que le moyen . . . . . Par la tragédie, par la comédie, par le drame, par la bouffonnerie dans la forme qui nous conviendra le mieux, inaugurons donc le théâtre utile, au risque d'entendre crier les apôtres de l'art pour l'art, trois mots absolument vides de sens. Toute littérature qui n'a pas en vue la perfectibilité, la moralisation, l'idéal, l'utile, en un mot, est une littérature rachitique et malsaine, née morte. La reproduction pure et simple des faits et des hommes est un travail de greffier et de photographe, et je défie qu'on me cite un écrivain consacré par le temps, qui n'ait pas eu pour dessein la plus-value humaine.“

Und nun auf einmal „ein ſeichtes, auf die Sinnenluſt berechnetes Machwerk“! Ja, Herr Doctor Reich, Herr Dr. Emil Reich, haben Sie denn das Stück niemals geſehen, von dem Sie reden? Hören Sie denn nicht, was es uns zuruft? Es ruft uns zu: das ſchlechte Weib verdirbt den Mann, es entehrt ſeine Seele, es nimmt ſeine Kraft — hüte deine Sinne vor ihm und wenn du ſie nicht gehütet haſt, ſo tödte das Weib, um nur frei zu ſein, damit du rein wirſt! Vom erſten bis zum letzten Wort iſt das ganze Stück ein einziger Sermon gegen das Laſter. Mir gefällt das gar nicht, weil ich dann ſchon lieber gleich zu einem Kapuziner gehen würde. Aber „ſeicht“, aber „auf die Sinnenluſt berechnet“, aber „Machwerk“? Was würden Sie denn erſt zu den Bekenntniſſen des heiligen Auguſtin ſagen? Die ſollten Sie erſt einmal leſen!

Aber mir werden Sie ja nicht glauben! Sie denken vielleicht, daſs das bloß ſo eine Marotte von mir iſt: Dumas als Moraliſt! Da muſs ich denn ſchon citieren. Alſo hören Sie zum Beiſpiel Lemaître — aber freilich, Herr Dr. Reich, Docent an der Univerſität, wiſſen Sie denn, wer Lemaître iſt? Alſo: Jules Lemaître iſt der berühmteſte Kritiker, den die Franzoſen jetzt haben. Er war zuerſt Profeſſor, wurde dann Journaliſt, gehört ſeit 1895 der Akademie an, hat auch Stücke geſchrieben und — und haben Sie nicht ein Converſations-Lexikon zu Haus? Dieſer Lemaître hat geſchrieben:

„Les pièces de M. Dumas auraient-elles à ce point passionné la foule s'il n'y avait dans presque toutes des cas de conscience expressément formulés et discutés? Les hommes assemblés sont pris d'un grand désir de justice, d'un grand souci du bien moral; et, d'autre part le drame étant la vie ramassée, les [illegible]

Digitized by Google

s'y posent plus nettement, plus brutalement, nous adjurent de nous prononcer . . .' C'est son honneur d'avoir écrit des drames qui intéressent violemment la conscience . . . . Je vois chez lui deux hommes. D'abord un moraliste très dur, très âpre, et qui lui-même est double; car c'est une espèce de justicier qui se réclame de Dieu, et c'est aussi un observateur acéré, avec un esprit de tous les diables: quelque chose comme un prophète d'Israël qui fait des mots. Et sous le Jérémie boulevardier je sens un homme profondément troublé par les passions qu'il décrit, un misogyne à la façon d'Euripide, qui ne se sent pas tranquille devant ces femmes qu'il a tant rudoyées. Et c'est pourquoi il a mieux rendu que personne la mystérieuse fatalité de l'amour aveugle . . . . M. Dumas est plus attiré par les questions morales que par la vie elle-même, et il se soucie encore plus de comprendre et de juger la vie que de la peindre; et il s'ensuit qu'il y a dans le théâtre de M. Dumas trop de la personne même de M. Dumas. Mais c'est aussi par là qu'il est si intéressant (je donne au mot toute sa force)."

Oder hören Sie Rod. Aber Sie werden halt wieder nicht wiſſen, wer Rod iſt. Edouard Rod iſt ein Schweizer, Schüler Schopenhauers, in der Literatur zuerſt Naturaliſt, dann Pſychologe, ein leidenſchaftlicher Wagnerianer, eine zeitlang Profeſſor der Literatur an der Genfer Univerſität, jetzt wieder in Paris, als Romancier geſchätzt, als Kritiker berühmt und — und Sie ſollten doch ein Converſations-Lexikon haben! Das Hauptwerk von Rod iſt ein Buch über ‚Les idées morales du temps présent.' Hier will er zeigen, wie „gewiſſe Führer des franzöſiſchen Geiſtes ſich über die weſentlichen Probleme der Moral ausgeſprochen haben", von Renan und Schopenhauer bis Tolſtoi und Vogué. Das ſiebente Capitel des Buches iſt Dumas gewidmet. Da heißt es von ihm:

„Mais aucun doute ne saurait subsister, l'auteur s'étant chargé de le lever lui-même, sur l'idée qu'il se fait de la littérature et du théâtre, de leur rôle et de leurs fins. Seul peut-être parmi ses contemporains, M. Dumas croit à la perfectibilité des hommes; seul, il y croit comme à un dogme qu'aucun doute ne doit effleurer; seul, il croit que la littérature est l'outil nécessaire et précieux de cette perfectibilité; seul, enfin, il a assez confiance en son jugement, en sa conscience, en ses forces pour indiquer avec énergie et précision les conditions de cette perfectibilité. Il est, pour lui emprunter une expression de l'Homme-femme, ‚celui qui sait', et il entend apporter la bonne parole à ‚ceux qui ne savent pas'. Une telle certitude l'a fait souvent accuser d'orgueil. A tort, nous semble-t-il. M. Dumas n'a point une idée exagérée de son talent ou de son génie; il parle de ses oeuvres avec modestie, avec une modestie qui n'est pas feinte, avec une modestie bien réellement modeste. Mais il est sûr de sa conscience; il estime qu'elle ne saurait le tromper: il adopte sans hésitation les jugements qu'elle lui dicte sur les plus graves problèmes; ses personnages de prédilection, ceux par lesquels il se fait représenter dans ses pièces, Aristide Fressard, Mme. Aubray, etc., prennent toujours une décision immédiate, qui est toujours la bonne, cela va de soi. C'est là une disposition très heureuse pour un moraliste, et, j'ose dire, une disposition sans laquelle ses leçons seraient inefficaces. La première condition quand on se propose de travailler à la ‚plus-value de l'humanité', c'est de bien savoir ce qu'on veut. Cette première condition, M. Dumas la réalise pleinement. . . . . A un moment de sa carrière, M. Dumas a été positivement hanté par la Bête, il ne voyait plus qu'elle, son fantôme démesuré lui cachait le monde, il se donnait la mission de la combattre, il l'attaquait avec des allures de saint Georges terrassant le dragon. Il semblait alors incliner vers une sorte de symbolisme mystique, il se faisait le prêtre d'un culte négatif, il sapait un veau d'or dont la divinité l'effrayait. Le psychologue faillit disparaître dans le visionnaire. Le moraliste l'aurait toujours retenu: car ces deux êtres différents, le psychologue et le moraliste, logés pourtant dans la même âme, ne s'accordent pas toujours. Le premier peut avoir des velléités mystiques, des caprices de métaphysicien; le second demeure précis, ne perd jamais de vue l'objet qu'il poursuit, sait toujours ce qu'il veut. Il connaît la bête, lui aussi, mais il ne s'attarde pas à contempler ses formes monstrueuses, il ne se laisse point effrayer du bruit de ses mâchoires. Ce qui le préoccupe, ce sont les ravages qu'elle fait dans le monde; il s'intéresse à ses victimes, il voudrait leur enseigner le moyen de l'éviter, il avertit les gens que certaines conditions attirent la bête, il demande à la société d'intervenir et de se dresser contre elle. Le moraliste, sans doute, reste dans les mêmes eaux que le psychologue; mais il y nage autrement. Il ne songe toujours qu'à [illegible] question des rapports entre les sexes; mais il se dégage de [illegible] de la bête. Il abandonne ses images [illegible], et [illegible] prenant aux [illegible] il les renverse, il les [illegible]."

Hören Sie ferner Zola. Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Dr. Reich, Docent an der Univerſität, daſs Emile Zola ein [illegible] Paris [illegible] bekannter Autor iſt, der ſogar Neigungen hat, in die Akademie zu kommen. Er iſt der Begründer einer eigenen Schule, die man die naturaliſtiſche nennt, hat viele Romane, auch einige Stücke [illegible] und Sie müſſen ein Converſations-Lexikon haben! [illegible] „Nos auteurs dramatiques", [illegible]

[illegible]

très nettement qu'il entend jouer un rôle de moraliste et de législateur. J'ai d'autres idées; je crois que, dans notre siècle d'expérience scientifique, nous ne devons pas vouloir marcher plus vite que la science. Lorsque nos savants en sont revenus à la simple étude de phénomènes, à l'analyse exacte du monde, nous ne pouvons avoir d'autre besogne, nous autres observateurs des faits humains, que de faire un travail parallèle, de nous en tenir à l'analyse exacte de l'homme. Connaissons d'abord l'homme réel, apportons le plus possible de documents humains; ensuite, si les législateurs sont sages, ils aviseront . . . . De tout le bagage dramatique de M. Dumas fils, la Dame aux Camélias est certainement l'oeuvre la plus vivante, je veux dire celle qui a le plus de chances de vivre. Lorsqu'il l'a écrite, il n'était pas encore enfoncé dans toute sorte de théories philosophiques stupéfiantes, il ne se croyait pas appelé à régénérer l'humanité en général et la femme en particulier. Il peignait simplement la vie, et la vie seul fait les oeuvres solides".

Aber nun werden Sie vielleicht ſagen: Dumas mag ein Moraliſt geweſen ſein, im „Fall Clémenceau" war er es nicht. Nun dann hörn Sie noch Anatole France an. France iſt nämlich auch ein großer Kritiker, der ſogar im „Temps" ſchreibt; wiſſen Sie, das iſt (was die Moral betrifft) für Paris etwa ſo, wie wenn bei uns jemand im „Vaterland" ſchreibt: man iſt dort contractlich moraliſch. Alſo der ſagt über den „Fall Clémenceau":

„Le roman fameux dont un poète de talent, M. Dartois, vient de tirer un drame, date de plus de vingt ans. Quand il le publia, M. Alexandre Dumas, déjà célèbre, n'était pas encore, comme aujourd'hui, un moraliste redouté, un des directeurs spirituels de son siècle. Il n'avait pas encore annoncé l'Evangile du châtiment et révoqué le pardon de Madeleine. Il n'avait pas dit encore: „Tue-la!" C'est précisément dans l'Affaire Clémenceau qu'il exposa pour la première fois cette doctrine impitoyable. Il est vrai qu'il n'y parla point pour son propre compte et que ce livre est, comme le titre l'indique, le mémoire d'un accusé. Mais on devinait le philosophe sous le romancier, on voyait la thèse dans l'oeuvre d'art. L'Affaire Clémenceau contenait en germe l'Homme-femme et la Femme de Claude . . . Tel est le sujet, l'argument, comme on disait dans la vieille rhétorique. On sait qu'il est traité avec une habileté d'autant plus grande qu'elle se cache sous les apparences d'un naturel facile. Il est superflu aujourd'hui de louer dans ce livre la simplicité savante, l'éloquence sobre et passionnée. J'ai dit qu'il y avait dans l'Affaire Clémenceau une oeuvre d'art et une thèse moral. L'oeuvre d'art est de tout point admirable. Quant à la thèse, elle fait horreur, et toutes les forces de mon être me soulèvent à la fois contre elle. Si Clémenceau disait: ‚J'ai tué cette femme parce que je l'aimais', nous penserions: ‚C'est, après tout, une raison'. La passion a tous les droits, parce qu'elle va au-devant de tous les châtiments. Elle n'est pas immorale, quelque mal qu'elle fasse, car elle porte en elle-même sa punition terrible. D'ailleurs, ceux qui aiment disent: Je la tuerai! mais ils ne tuent pas. Mais Clémenceau n'allègue pas seulement son amour, il invoque la justice. C'est ce qui me fâche. Je n'aime pas que ce mari violent, et qui devint un amant, prenne des airs de justicier. Je n'aime pas qu'il brandisse, comme l'instrument auguste des vengeances publiques, le couteau ‚à manche jaspé, à garde de vermeil incrustée de grenats à lame d'acier niellée d'or'. Il est penseur. Il est idéologue. Parfois il parle comme si, en vérité, il avait attenté à la vie d'un député opportuniste ou radical. Il y a en lui du Baffier et de l'Anbertin. Il a des idées générales, il a un système; il donne à son crime je ne sais quelles intentions humanitaires. Il est trop pur. Il m'est désagréable qu'on assassine par vertu. Sa défense est d'un meurtrier idéologue."

Verſtehen Sie, was das heißt? Das heißt auf deutſch: dem guten France, der doch im „Temps" ſchreibt, wo man die Moral contractlich hat wie im „Vaterland", iſt das Stück einfach zu moraliſch! Er hat alle Achtung vor der Moral:

Je sais, je sais tout ce qu'on doit à la morale. Dieu me garde de l'oublier!

Aber, aber! Die Moral iſt eine ſehr ſchöne Sache, aber es wird ihm kalt bei der Strenge, die ſie in dieſem Stück hat. Milder, ſinnlicher möchte er ſie wünſchen, wie die Religionen ſinnlich ſind!

„Les religions n'uniraient point les hommes si elles s'adressaient à l'intelligence, car l'intelligence est superbe et se plaît aux disputes. Les cultes parlent aux sens, c'est pourquoi ils assemblent les foules; nous sentons tous à peu près de même et la piété est faite du commun sentiment."

Das iſt es, was ihm an dem Stücke fehlt: es iſt ihm zu ſtrenge, und es läſst ſich niemals herab, zu unſeren Sinnen zu ſprechen.

Begreifen Sie nun, Herr Dr. Emil Reich, Docent an der Univerſität, begreifen Sie die enorme Dummheit jetzt, die Ihr „Referent" geweſen iſt? Jetzt ſchämen Sie ſich wohl ſelber, nicht wahr? Ja, das nächſte Mal ſollten Sie ſich halt doch vorher ein biſschen umſchauen!

Man muſs dem Director Gettke danken, daſs er das Raimundtheater den [illegible] zugänglich gemacht hat. In jener [illegible] Weiſe [illegible] Theater in Wien, welches grundſätzlich [illegible] wurde [illegible] thatſächlich vom Intereſſe [illegible]. Ein feines, graciöſes Stück, [illegible] in Wien ein Ereignis, und ein fran[illegible] Das gilt heute noch [illegible] Raimundtheater

Digitized by Google

immer ein Gumpendorfer Theater geblieben. Er hat nun Sardou und Dumas gegeben. Vielleicht verſucht er es auch einmal mit Augier, vielleicht mit Labiche, vielleicht mit einem der Jungen. Möge er ſich nur nicht durch das Gezeter abſchrecken laſſen! Das Publicum iſt mit ihm. Aber das wird ihm ja ſchon ſein Caſſier geſagt haben.

Das Stück iſt mit Geſchmack und Geiſt inſceniert und wird ſehr gut geſpielt. Hinreißend iſt Herr Klein; die wilde Scene im vierten Act ſpielt ihm jetzt in Wien niemand nach. Köſtlich iſt die Gräfin des Fräulein Zampa. Mit Tact kommt das Fräulein Petri der Iza bei, die eigentlich nicht in ihrer Natur iſt und leidenſchaftlichere Accente verlangt. In den kleinen Rollen ſchließen ſich Fräulein Umlauft, Herr Burg und Herr Popp angenehm an. Man wird ſich jetzt abgewöhnen müſſen, wenn man vom Raimundtheater ſpricht, „da draußen" zu ſagen. Es iſt auf einmal ein ſtädtiſches Theater geworden.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Graf Badeni muſs doch ein gewaltig großer Staatsmann ſein. Denn er hat Oeſterreich wieder im Ausland zu Ehren gebracht. Seit dreißig Jahren hat ſich das Ausland um Oeſterreich eigentlich gar nicht mehr gekümmert. Die inneren Verhältniſſe von kleinen Ländern wie Serbien, Bulgarien, ja ſelbſt Montenegro fanden in Europa mehr Beachtung als die Oeſterreichs. Dieſem einer Großmacht unwürdigen Zuſtand hat Graf Badeni in kürzeſter Friſt ein Ende gemacht. Europa intereſſiert ſich wieder für die Vorgänge in Oeſterreich. In allen ausländiſchen Zeitungen erſcheinen ausführliche Berichte über die öſterreichiſchen Wirren, und ein angeſehener franzöſiſcher Publiciſt, Charles Benoiſt, ſagt es in einer Studie über Oeſterreich, in der neueſten Nummer der „Revue des deux mondes", geradezu heraus, daſs die öſterreichiſche Frage bereits zu einer europäiſchen Frage geworden iſt und die orientaliſche Frage verdrängt hat. Der Patient Oeſterreich iſt den Heilkünſtlern der europäiſchen Diplomatie bereits wichtiger geworden als der „kranke Mann" am Goldenen Horn. Mag darob der andere „kranke Mann" ſich grämen, wir können darauf ſtolz ſein. Wir werden jetzt im Ausland mit einer Aufmerkſamkeit behandelt, wie wir uns deren ſeit Königgrätz nicht mehr rühmen konnten. Benedek hat zu dieſem Erfolg Armeen in Bewegung geſetzt, Tauſende von Todten und Verwundeten, Millionen vernichteten Volksvermögens geopfert. Graf Badeni, wie man ſieht, hat die gleiche Wirkung mit viel einfacheren Mitteln erreicht: mit zwei Sprachenverordnungen, einem Geheimerlaſs, einem Häuflein berittener Polizeiſten und ein paar leicht Verwundeten. Der Unterſchied iſt mit Händen zu greifen: Benedek war ein Haudegen, Graf Badeni iſt ein Staatsmann, und der Staatsmann arbeitet mit weit feineren Mitteln als der Krieger. Doch, dieſen beruismäßigen Unterſchied in den Mitteln in gerechte Erwägung gezogen, wird man immerhin, nach der Gleichheit der Wirkungen, nicht vermeiden können zuzugeſtehen, daſs Graf Badeni ebenſo groß iſt als Staatsmann wie Benedek als Feldherr, und umgekehrt.

•

Wenn man ſo in den Zeitungen von den Conferenzen des Grafen Badeni mit dem parlamentariſchen Comité der Rechten lieſt, von den Poſtulaten, welche die einzelnen Parteien der Rechten bei ihm anmelden, und von der theilweiſen Befriedigung ihrer Anſprüche, die Graf Badeni ihnen zuſagt: ſo ſollte man meinen, Oeſterreich ſei bereits in Concurs gerathen, Graf Badeni ſei zum Maſſeverwalter ernannt, und die Parteien der Rechten ſeien die Gläubiger, die bei der Gläubigertagfahrt ihre Forderungen geltend machen und auf nichts anderes mehr begierig ſind als zu hören, mit wieviel Procent ſie vom Cridatar ausgeglichen werden.

•

In der Regel pflegt jedes Miniſterium ſich mit ſeiner Majorität zu einigen, noch ehe es das Amt angetreten hat. Graf Badeni aber verhandelt bereits ſieben Monate mit ſeiner Majorität, und iſt mit ihr noch immer nicht zum Abſchluſs gekommen. Wenn alle Arbeiten dieſes Miniſteriums in ſolchem Tempo vor ſich gehen, dann könnte es zur parlamentariſchen Erledigung eines Budgets zehn Jahre brauchen, und es würde ſich empfehlen, an Stelle der [illegible] Legislaturperioden bei uns einzuführen.

•

Der jungczechiſche Abgeordnete Dr. Herold hat ſich als langjähriger Vertheidiger von [illegible] vor den böhmiſchen Strafgerichten bereits einen Namen gemacht. Es zeugt von der weiſen Beurtheilung der Majorität, daſs ſie dieſe bewährte Kraft, dem Grafen Badeni in den parlamentariſchen Anklage-Debatten als Hauptvertheidiger zur Verfügung geſtellt hat.

•

Den Grafen Badeni zu vertheidigen, war durchaus keine einfache Sache. Denn es iſt man in Criminalverhandlungen das Vorleben des Angeklagten zu beleuchten. Das muſste Dr. Herold wenig vermeiden. Denn das Vorleben des Grafen Badeni vom Bezirks[illegible] bis zum Gouverneur hätte gerade nicht für ihn und ſeine [illegible] geſprochen. Dr. Herold [illegible] die ganze Taktik um: ſtatt des Angeklagten, beleuchtete er das Vorleben der Ankläger, nämlich der [illegible] [illegible].

[illegible]

nicht abſchrecken laſſen. Vieles werden ſie in eigener Machtſphäre abändern können, insbeſondere alle jüngſt in unſerem Blatte beſprochenen Miſsſtände der Zulaſſungsbedingungen von Wertpapieren zum Börſenhandel; das meiſte wird durch eine Aenderung des Börſenſtatuts zu bewirken ſein, ſo vor allem die Beſtimmungen über die Zulaſſung zum Börſenbeſuch und die Ausſchließung von Mitgliedern, womit den verlotterten Zuſtänden an der Börſe am intenſivſten beizukommen ſein wird, und womit die unredliche Ausgleicherei ein Ende finden wird und nicht Leute, welche heute ihre Börſendifferenzen nicht bezahlt haben, morgen wieder ihr unſolides Treiben fortſetzen können. Zur Aenderung des Statuts bedarf es bloß der Zuſtimmung der Handels- und Finanzminiſter, welche für ſolche Zwecke unſchwer zu erlangen ſein wird. So würde ſehr viel auch ohne eine Aenderung des Börſengeſetzes geleiſtet werden können, welche allerdings gegenwärtig ſchwer durchführbar wäre. Aber der Rahmen des beſtehenden Börſengeſetzes iſt wie geſagt weit genug, daſs die Zuſtände an der Börſe, wenn man nur will, von Grund aus reformiert werden können. Wie lange der Eifer anhalten wird, iſt freilich eine andere Frage, desgleichen ob die gegenwärtige Zuſammenſetzung der Börſekammer mit ihrem Cliquenweſen, wo das Hauptbeſtreben jedes einzelnen iſt, dem anderen nicht wehe zu thun, nicht überhaupt eine wirkliche Reform ausſchließt.

•

Die Verloſungsfrage der „fünfprocentigen Prag-Duxer Prioritäten“, welche wir im Frühjahr dieſes Jahres wiederholt und ausführlich beſprochen haben, iſt nun in ein neues Stadium getreten, indem das Oberlandesgericht dem Einſpruch des Prioritätencurators gegen die erſte Entſcheidung des Handelsgerichtes Prag ſtattgegeben und das Handelsgericht in zweiter Verhandlung des Falles ſich veranlaſst geſehen hat, eine Einberufung der Prioritätenbeſitzer zu bewilligen, ſo daſs dieſe in die Lage kommen, ihrem Proteſt gegen den Vertragsbruch der gegenwärtigen Verwaltung nun wirkſam Ausdruck zu verleihen. Hoffentlich wird die meritoriſche Entſcheidung des Gerichtes, welches zweifellos angerufen werden wird, dem Recht zum Siege verhelfen und die Verwaltung zwingen, künftig die convertierten Prioritäten gleich den circulierenden bei den Verloſungen in der Urne zu laſſen. Bezüglich der einberufenen Prioritätenverſammlung iſt noch zu erwähnen, daſs, während der Curator außer in Prag noch in den verſchiedenſten Städten Deutſchlands Anmeldungsſtätten für die Obligationen nominiert hat, in Wien keine nominiert worden iſt. Da doch dem Curator daran gelegen ſein müſste, eine möglichſt impoſante Vertretung der Prioritätenbeſitzer zu erzielen, iſt es unbegreiflich, warum er gerade den Wiener Intereſſenten die Facilität der Anmeldung an Ort und Stelle genommen hat; es wäre wünſchenswert, daſs dies noch nachgeholt werde, wozu noch Zeit iſt.

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Odéon, „Richelieu“ nach dem Drama Bulwer Lyttons von Charles Samſon. Nouveautés, „Les petites folles“ von Alfred Capus. Théâtre Populaire, „Mariage Libre“. Berlin. Goethetheater, „Haſemanns Töchter“ von L'Arronge.

• • •

Die zum Theil neu inſcenierte und von Herrn Mahler mit großer Sorgfalt neu einſtudierte „Zauberflöte“ hat gegen ihre frühere Form weſentlich an Glanz und Stilreinheit gewonnen. Die Neubeſetzung iſt durchwegs beſſer als die frühere, ſo die drei Damen durch Frl. Sedelmayer, Pohlner, Kaulich, die Königin der Nacht durch Frl. Abendroth und die Papagena des Frl. Michalek. Frau Forſter und die Herren Dippel, Reidl und Grengg ſind in ihren Rollen als vorzüglich bekannt, und die in ihrer urſprünglichen Geſtalt wiederhergeſtellte Rolle des Sprechers iſt jedenfalls wirkungsvoller als deren theilweiſe Uebernahme durch den früher neu eingeſchalteten erſten Prieſter. Der Geſang der drei Knaben bedarf allerdings noch einer Reviſion, beſonders aber der Part des Papageno, der noch immer jene alten Vorſtadtwitze macht und ſich nicht entſchließen kann, ſeine Rolle ſo zu ſprechen, wie ſie Schikaneder ſchrieb. Dieſer ſelbſt hat ja den Text Gieſeckes durch ſeine Hanswurſtiaden ſchon ganz verdorben, und es iſt ganz überflüſſig, ihn in dieſem Beſtreben durch unſtatthafte Extempore zu übertrumpfen. Wie ſehr durch deren Weglaſſung die ganze Oper gewinnt, habe ich bei Aufführungen an anderen Bühnen (z. B. München) wiederholt erlebt, und ich bedauere, daſs das in Wien nicht zu erreichen iſt. R. W.

„Helgas Hochzeit“ nennt ſich ein Luſtſpiel, das die Herren Franz von Schönthan und Koppel Ellfeld zu Verfaſſern hat und auf [illegible] das Theaterpublicum [illegible] zu einer [illegible] Ablehnung herausforderte. Welche Combination von üblen Eigenſchaften in einem einzigen Stück! [illegible] Worte, um es ganz [illegible] zu charakteriſieren. [illegible] bei den Schönthaniaden kann er ſich [illegible] Anweiſung an den Verfall, den ſolche Stück- [illegible]

[illegible]

nur, als er ſich dem Volke durchaus zeigen wollte, trotzdem es nicht neugierig war, luſtig angeblaſen. Faule Aepfel waren nicht zur Hand. — Das Deutſche Volkstheater hat in der letzten Zeit mit mehreren guten Stücken großen Erfolg gehabt. Es könnte ſich alſo den Luxus erlauben, von den ganz ſchlechten Sachen abzuſehen. Das wäre die richtige Folgerung, die es aus ſeinem geſchäftlichen Glück ziehen ſollte. Statt deſſen macht man Anſtrengungen — mit Hilfe der Zeitungsnotizen-Redacteure — ſelbſt das ſchlechteſte Zeug von Schönthan noch über Waſſer zu halten. Damit geſchieht niemandem ein Gefallen — außer dem Herrn von Schönthan. A. G.

•

Im Carltheater gibt man jetzt eine Ausſtattungsoperette von Owen Hall, Muſik von Sidney Jones: „Die Geiſha oder die Geſchichte eines japaniſchen Theehauſes“. Es iſt eine ſeichte Nachahmung des Mikado, ein prächtiges Stück für ein Londoner Muſic Hall, mit echt engliſcher Limonadenmuſik, die nicht einen originellen Tact hat, immer angenehm klingt, ſüßlich rhythmiſch belebt iſt. Die ſogenannte Operette wäre eine glänzende Nummer für ein Vergnügungs-Etabliſſement, in dem man während der Vorſtellung bequem im Foyer ſoupieren kann, ohne fürchten zu müſſen, daſs man etwas auf der Bühne verſäumt. So oft man den Zuſchauerraum betritt, findet man dann, daſs die Bühne hübſch ausſieht, geſchmackvolle Coſtüme in graziöſen Bewegungen vorgeführt werden, und beinahe geſungene Lieder ſo bekannt und gefällig klingen, daſs man ſich bei deren Genuſs nicht im geringſten anzuſtrengen braucht. Kurz, es bildet in jeder Beziehung das Ideal eines engliſchen Kunſtwerkes, wie es einmal von Mr. Seems ſo unbewuſst treffend in den „Answers“ geſchildert worden iſt. Vom Standpunkte des Amuſements läſst ſich gar nichts dagegen ſagen, und vom künſtleriſchen Standpunkte läſst ſich überhaupt nichts ſagen. Wenn ſich Mr. Jones nur nicht einbildet, daſs er ein großes Kunſtwerk geſchaffen hat. Habe ich doch einmal in der „Pall Mall“ über den viel originelleren Mikado einen Artikel geleſen, in dem es hieß, daſs Sullivan mit dieſem Werk für die Komiſche Oper daſſelbe geleiſtet habe, was Mozart mit Figaros Hochzeit gethan hat. Unter dieſen Umſtänden iſt es nicht unmöglich, daſs man die Geiſha für eine Oper hält. Nun das iſt es, wie geſagt, nicht, aber es iſt viel decenter und unterhaltender als unſere Orpheumcouplets. Geſpielt wird das Stück zum Theil ſehr gut, ſo namentlich von Fräulein Stojan und Herrn Natzler, die darin nicht nur als amuſante Schauſpieler, und fein pointierende Sänger, ſondern auch als treffliche Tänzer von überraſchender Gewandtheit glänzen, deren Nummern meiſt da capo verlangt werden. Frl. Golz und Herr Bauer ſingen wie engliſche Sänger. Herr Steinberger hat die Rolle des Polizeipräfecten in anderen ſogenannten Operetten mit veränderten Namen ſchon ſo oft geſpielt, daſs er ſich nur mehr wiederholen kann. Das Publicum ſchien ſich königlich zu amuſieren und wird wahrſcheinlich noch zahlreiche Wiederholungen gerne ſehen.

R. W.

• • •

Von Max Slevogt — einem jungen Münchener Seceſſioniſten, den ich ſchon gelegentlich einer früheren Collection in der Nummer 128 dieſes Blattes zu würdigen verſucht habe — ſind bei Artin neuerlich Bilder ausgeſtellt. Zum Theil ſind es dieſelben, die wir damals zu ſehen bekommen haben, zum Theil ſind ſie aus den Münchener Ausſtellungen bekannt. Es iſt wiederum vor allem die rein maleriſche und aus realiſtiſcher Nüchternheit und greller Phantaſie reizvoll zuſammengeſetzte Eigenart Slevogts feſtzuſtellen. Am deutlichſten kommt dieſe Eigenart in einigen ſeiner letzten Bilder zum Ausdruck, im „Ritter Blaubart“ etwa und im „Todtentanz“ („Grüner Domino“). Das allerletzte und am meiſten bezeichnende „Scheherezade“ — gegenwärtig im Münchener Glaspalaſt — ſteht noch aus. Andere Werke Slevogts, wie „Ecce Homo“ (von großartiger Wirkung bei gedrängteſter Faſſung, ſatter coloriert als alle anderen) oder der tiefpoetiſche „Beſuch des Engels“ verrathen mehr von Slevogts Studium der Alten. Und auch das „Atelierbild“ — enthaltend ein Selbſtporträt und zwei mit virtuoſer Perſpective in den Hintergrund geſetzte und entzückend gemalte Mädchenköpfe — ſcheint mir, zumindeſt in der Compoſition, nicht ganz frei zu ſein von Reminiscenzen, wenn ich nicht irre, an engliſche Muſter. Seine Porträts endlich und ein porträtähnliches Figurenbild „Die Cicuarettenin“ bezeugen das rein maleriſche [illegible] ſogar richtiger: rein techniſche — Intereſſe dieſes prächtigen Künſtlers. Er zeigt ſich hier vornehmlich als Problemeſöſer, alſo mehr von der [illegible] als phantaſtiſchen Seite. Hier zeigt ſich auch ſein eigentliches Verhältnis zur Farbe — vielleicht das Intereſſanteſte an ihm — ganz deutlich. Es iſt nicht das Verhältnis des Coloriſten, eher das eines [illegible]. Er [illegible] und übertreibt nicht durch Farbe. Er hat ſich [illegible] von dem Vermiſchen des Zuviel Farbe Sehens, das [illegible] durch [illegible] anerziehen. Er reduciert jeden Ton [illegible] auf das nämliche Minimum, und nur an dem richtigen [illegible] der Ton [illegible] zu ſein. Er malt [illegible] ſeiner Bilder ſchließe — von Grau als [illegible] aus, einem [illegible] Grau. Der Name [illegible] Slevogt überhaupt [illegible]. An dieſer Ausſtellung verdient übrigens [illegible] zu werden, und das iſt [illegible] in Wien der Mühe wert fand, eine ſolche [illegible] mehr Aſſerat, als wir bei uns [illegible] mehr als Actualität: ein gewiſſer [illegible] Szenen mitgetheilt hat, [illegible] etwas, worüber man ſich [illegible]

deutend ſie auch ſonſt ſein mag — in Wien moquieren muſs. Es ſoll das ein ungeſchriebenes Wiener Geſetz ſein. Ob unſer Publicum ſich dem nicht am Ende doch entziehen wird? A. G.

Bücher.

Profeſſor Dr. Heinrich Rauchberg: Der Clearing- und Giroverkehr in Oeſterreich-Ungarn und im Auslande. 1897. Wien. Alfred Hölder.

Das Buch iſt das Ergebnis intenſiver Studien auf dem Gebiete des Girowesens und bietet in Tabellen und Text ein überſichtliches und lehrreiches Bild des Standes und der Organiſation des Abrechnungsverkehrs in den Culturſtaaten Europas und in Nordamerika. So vorzügliche Theilorganiſationen Oeſterreich auch in den Clearing- und Giroabtheilungen der Poſtſparcaſſa, der öſterr.-ungar. Bank und des Giro- und Caſſenvereins beſitzt, ſo ſteht es doch noch weit hinter den großen Handelsſtaaten zurück. Durch die Unterſuchung, wie ſich der Bargeld ſparende Abrechnungsverkehr in dieſen Ländern entwickelt hat, und welche Einrichtungen den Aufſchwung begünſtigt haben, gelangt der Verfaſſer zur Erkenntnis deſſen, was bei uns die Entwickelung hemmt, und was zur Förderung geſchehen müſste. Das Haupthindernis iſt die ſo oft beklagte, zurückgebliebene Organiſation der Creditbenützung der öſterreichiſchen Kaufmannſchaft, welche nicht mit Wechſel und Bankcredit, ſondern mit offenen Buchſchulden arbeitet, theils aus mangelndem Betriebscapital, theils, wie ich glaube, aus angeborener öſterreichiſcher Schlamperei. Der zweite Fehler liegt in der nicht centralen Ausgeſtaltung unſerer Giroorganiſationen, welche nicht ineinandergreifen; die auch von anderen Fachmännern, wie Director Kanitz, ſo oft geforderte Anſchließung der Poſtſparcaſſa an die Giroabtheilung der öſterr.-ungariſchen Bank und den Saldierungs-Verein iſt dringend nothwendig; desgleichen die Uebergabe der Staatscaſſenbeſtände in die Verwaltung der Bank, welche aber allein nicht genügt. Der Staat muſs vielmehr den möglichſt größten Theil ſeines Zahlungsverkehrs über die vorhandenen Giroanſtalten leiten. W. F.

Max Rieck: Deutſcher Kaiſer und deutſches Volksvermögen. Leipzig, Wg. Freund, 1897.

In unſerer viel grübelnden, viel ſchreibenden und alles wiſſenden Zeit, wo alle Weisheiten und Thorheiten aller Geſchlechter bis zu denen der hypothetiſchen Atlanter und Sumerier hinauf neu aufpoliert und zu Weltbeglückungszwecken verarbeitet werden, müſste es wunderlich zugehen, wenn nicht auch die volkswirtſchaftlichen Ideen Proudhons ihre Auferſtehung feierten. Einer ihrer eifrigſten Apoſtel iſt der Hamburger Chocoladenfabrikant Max Rieck, der übrigens nicht durch Bücherſtudium, ſondern durch Lebenserfahrung ganz ſelbſtändig zu der Ueberzeugung gelangt ſein will, daſs ein übermäßig großer Theil des Arbeitsertrages in einem nicht bloß überflüſſigen, ſondern ſchädlichen Zwiſchenhandel ſtecken bleibt, und daſs aus dieſem Uebelſtande alle ſocialen Nöthen ſtammen, namentlich die der Lohnarbeiter und die der Landwirte; an die Noth der Landwirte glaubt er nämlich. Der Kaiſer ſoll nun, ſo führt er in der vorliegenden Schrift aus, dieſem Unfug ſteuern, ſoll die Güterverthellung organiſieren, den Zwiſchenhandel ausſchalten, ſo den Producenten zu höheren Verkaufs- und den Conſumenten zu wohlfeileren Einkaufspreiſen verhelfen und durch Schutzzölle dafür ſorgen, daſs wir nicht vom Auslande mit Waaren überſchwemmt werden, die wir daheim ebenſogut erzeugen können. Die Schrift entſtammt einem warmen Herzen und einem etwas confuſen Kopfe; ſie enthält im Einzelnen viel Hübſches und Wahres, iſt aber im Ganzen ſehr geeignet, die ohnehin herrſchende Verwirrung noch bedeutend zu ſteigern. — r —

Cav. Lino Ferriani. Entartete Mütter. Eine pſychiſch-juridiſche Abhandlung. Deutſch von Alfred Ruhemann. Autoriſierte Ausgabe. Berlin 1897. Verlag Siegfried Cronbach.

Der, auch deutſchen Leſern durch das Werk „Minderjährige Verbrecher" bekannte Verfaſſer beſitzt die ſeltene Gabe, gewiſſe juridiſche Themen, ſoferne ſie mit hervorragenden geſellſchaftlichen Problemen der Moral zuſammenhängen, weiteren Kreiſen ohne Einbuße der Wiſſenſchaftlichkeit, doch in angenehmer, anregender Form verſtändlich zu machen. Mit beſonderer Gefühlswärme, und geſtützt auf eine große Zahl realer Fälle verweiſet Ferriani auf eine Lücke des Strafrechtes, der es zuzuſchreiben iſt, daſs die Miſshandlung der Kinder von Seiten entmenſchter Eltern faſt nirgends gebührende Sühne findet. Faſt ſtets fällt die Strafe für dieſes kaum zu entſchuldigende Verbrechen in einer Weiſe aus, die dem moraliſchen Rechtsgefühl geradezu Hohn ſpricht, und nicht ſelten gehen Peiniger ihrer Kinder nur deshalb ſtraflos aus, weil ihr unbeanſtändetes Vorleben als Milderungsgrund zu ſehr in die Wagſchale fällt. Der Verfaſſer, der in ſeiner Stellung als Staatsanwalt in Como Gelegenheit hatte, das Material von 232 Fällen in eingehendſter Art, vom pſychologiſchen Standpunkt, in Berückſichtigung der verſchiedenſten Umſtände zu ſtudieren und ſtatiſtiſch zu prüfen, ſchlägt eine tief eingreifende Reform der Strafrechtspflege vor, welche nicht bloß in einer Erhöhung des Strafausmaßes, in der Ausdehnung der Verantwortlichkeit auf Mitſchuldige und Zeugen, ſondern auch in der qualificierten Beſtrafung der Hauptſchuldigen gipfelt. Die „entarteten" Mütter ſollen nämlich nicht in den gewöhnlichen Gefängniſſen, ſondern in eigenen „Strafhäuſern für entartete Mütter" in einer, je nach dem Grade der verübten Grauſamkeit kürzer oder länger währenden Haft gehalten werden, wo ſie einer moraliſchen Beſſerung zuzuführen ſind. Dieſe Beſſerung ſoll dadurch angeſtrebt werden, daſs ſie genöthigt werden, ſich mit der Kleidung, der Wäſche und der Reinigung der letzteren für die in dem „Schutzhauſe für grauſam Gemiſshandelte", in den Aſylen, Krankenhäuſern, Beſſerungsanſtalten, Bettelhäuſern, Waiſenhäuſern, Findelhäuſern untergebrachten Kindern zu beſchäftigen und unter ſteter moraliſcher Beeinfluſſung gewandter Oberinnen, Schweſtern u. dgl., ſelbſt Familienmütter, alles daran zu ſetzen haben, um den Herzen der Verurtheilten zarte Gefühle für ihre Nachkommenſchaft einzuflößen. Daſs der Verfaſſer beſonders die Mütter zunächſt im Auge hat, findet ſeine volle Begründung, wenn man ſeine höchſt intereſſanten nach verſchiedenen Geſichtspunkten geordneten ſtatiſtiſchen Tabellen prüft. Aus denſelben ergibt ſich nämlich, daſs Mütter und Stiefmütter das Hauptcontingent zu dem Verbrechen an den eigenen Kindern ſtellen, während Väter meiſt die Rolle von freiwilligen oder gezwungenen Mitſchuldigen, reſpective indolenten Mitwiſſern ſpielen. Die Aufgabe, ſorgſam inſtruierter und mit weitreichendem Vollzugsrecht ausgeſtalteter philanthropiſcher Geſellſchaften wäre es, den raffinierten Verbrechen nachzuſpüren, während die Kinder ſchon nach **einmaliger** grauſamer Miſshandlung den Eltern zu entziehen und den oben erwähnten „Schutzhäuſern" zur weiteren Erziehung zu übergeben ſind. Der Verfaſſer verſpricht ſich von ſolchen Maßnahmen nicht allein eine gerechte Sühne und eine zu erwartende Verminderung des Verbrechens, ſondern auch einen außerordentlichen Vortheil für die moraliſche Entwickelung der unglücklichen Kinder, welche unter der Behandlung entarteter Eltern, wahrer Menſchlichkeit entfremdet, ja der Verbrecherlaufbahn zugeführt werden. In juriſtiſchen Kreiſen dürfte das Buch wohl manche Anfechtung erfahren, immerhin wird das Thema dort und im Publicum größere Würdigung erfahren, zumal der Autor es in glänzender Weiſe verſtanden hat, die Wurzel des Uebels, nämlich die pſychologiſchen Grundlagen, den Zweck und die, je nach den geſellſchaftlichen Ständen verſchiedenſten Triebfedern des Verbrechens bloßzulegen. Möge das Werkchen weite Verbreitung finden und die aufgeworfene Frage ins Rollen bringen. Dr. M. R.

Rudolf Schmidt: „Der Himmel hängt voller Geigen." Jugendgeſchichte eines Muſikers. Autoriſierte Ueberſetzung aus dem Däniſchen von Johann Langfeldt. Mit dem Bildnis des Autors. Leipzig. G. H. Meyer, 1897.

In dieſer Erzählung des bekannten däniſchen Novelliſten liegt viel von dem, was man bei deutſchen Büchern auch der jüngeren Richtung noch immer ſehr häufig, gerade bei däniſchen aber heute nur ſelten zu finden pflegt. Es iſt jenes unbeſtimmt Weiche, dabei doch Schwere und Dunkle: es iſt wohl das typiſch „deutſche Gemüth." Bei den däniſchen, überhaupt den nordiſchen Autoren neueren Stils zeigt ſich jetzt überall dieſer germaniſche Grundzug zu jener ſuchenden Senſibilität verfeinert, die noch tiefer, innerlicher und rührender iſt. Bei Rudolf Schmidt aber tritt er noch ganz mit dem leiſen ſentimentalen Timbre hervor. Dieſe Richtung zum Gemüthlich-Innigen erinnert ziemlich an die ältere däniſche Tradition, beſonders an Anderſen. Und die leichte Neigung zum Romantiſchen ohne zu tollen Spuk mahnt wieder an einen anderen Claſſiker, den der Verfaſſer in ſeiner Nachſchrift erwähnt: an Oehlenſchläger. Uns Deutſchen muſs neben dieſen Erinnerungen ſeine ganze Art noch merkwürdig heimatlich vertraut ſein: es iſt ein Storm'ſcher Zug darin. Schon die ganze ſchlichte, faſt ſelbſtverſtändliche Fabel, eine Künſtlerentwickelungsgeſchichte, die von einer merkwürdigen Keuſchheit iſt, könnte von Storm ſein. Und auch der feine, faſt ſilberne Ton der Darſtellung, der den leichten maßvollen Wellenzug der äußeren und der faſt primitiv einfachen inneren Geſchehniſſe begleitet, ruft das Bild dieſes Dichters hervor. Und dabei ſind doch beſonders Wortklänge und Nuancen, die von dem Vaterland Jacobſens zeugen. In dieſer ſeltenen Verbindung der Stile mag der Reiz der Novelle liegen. Alſo iſt es jedenfalls eines der Bücher, die ihren Weg gehen. Aber in dem Buche ſind auch zwei Seiten, die das Räthſel der Muſik in Farben löſen. Dieſe zwei Seiten bekunden, daſs es doch mehr als ein nur angenehmes Buch iſt. P. W—r.

Ceſare Auguſto Levi: Wandlungen. Deutſche Ausgabe. Leipzig. Auguſt Schulze. Literariſche Anſtalt. 1897.

Dieſer Band enthält eine Reihe eigenartiger und von dichteriſcher Schönheit erfüllter Allegorien und Parabeln. Der italieniſche Archäolog und Dichter Ceſare Auguſto Levi legt in dieſen ſymboliſchen Bildern aus der Idealwelt ſeine Philoſophie dar; dieſe Philoſophie iſt eine idealiſtiſche. Er erträumt eine Welt, deren Bewohner den herrlichſten Erfolg der Wiſſenſchaft werden errungen haben: Denn jeder Gedanke und Wille werde gleich mühelos in die That umgeſetzt werden. Entſprechend dem ſokratiſchen Gedanken aber, daſs die Erkenntnis des Guten auch ſchon die Ausführung des Guten mit ſich bringe, werden die Menſchen jener Zeit, Idealmenſchen ſein. „So würde" heißt es in der Allegorie „Das Luftſchiff" „aus jedem Individuum eine Gottheit gebildet." Ihre Lebensaufgabe erkennen aber dieſe Menſchen darin „das Geſchehene gut zu machen und die Vergangenheit zu verbeſſern." Das Auslöſchen der Vergangenheit und überhaupt der drückenden Erinnerungen ſpielt in der Philoſophie Levis überhaupt eine große Rolle. — Seine Philoſophie iſt auch eine ausgeſprochene Gefühlsphiloſophie, ſteht alſo im craſſen Gegenſatze zur platoniſchen Vernunftlehre, gegen die er auch polemiſiert. Der Idealismus, der aus der ganzen Sammlung ſpricht, geht ſoweit, daſs ſogar die Meinung ausgeſprochen wird, daſs die Hetzjagd nach dem Golde einmal aufhören werde und zwar nur deshalb, weil die Menſchheit reiner und edler geworden ſein wird. — Die Sprache iſt von einem wunderbaren Bilderreichthum erfüllt, manchmal auch an Nietzſche erinnernd. Am gelungenſten ſcheint mir die Parabel vom „Unerſättlichen", die eine großartige Schilderung des Elends enthält. W. Ferd.

Gerhard Ouckama: „Die Karburg." Fremde Erlebniſſe, eigene Betrachtungen. Aus einem Tagebuche. München, Pilotŋ und Loehle.

Eines der vielen goetheiſierenden Bücher, deren Richtung bald, wie es ſcheint, die allgemeine ſein wird, denn was von dieſer Methode der künſtleriſchen Darſtellung, fälſchlich würde man ſie Manier nennen, angeſtrebt wird, iſt die Synthese der exacten Beobachtung, die vom Naturalismus als Frucht übrig blieb und deren ſubjectiver Durchleuchtung, die Syntheſe von phantaſtiſcher Erfindung und gedanklicher Beherrſchung, von dichteriſcher Schöpfung und wiſſenſchaftlicher Bildung, welche Goethe aufs vollkommenſte erreichte. Dieſes Buch gehört jedenfalls zu den merkwürdigſten und bedeutendſten ſeiner Gattung. Ein Unbetheiligter iſt in den Kreis von thätigen und leidenden Menſchen geſtellt und beobachtet. Ein kluges Tagebuch berichtet die Ergebniſſe des Aufenthaltes. Wie die verſchiedenen Menſchen — ſie zeigen alle Abſchattungen der menſchlichen Charaktere vom erhabenen zum geringen, vom praktiſchen zum theologiſchen Genie, vom ſocialen Menſchen zum Individualiſten — aufeinander und auf den dichteriſchen Beobachter wirken, iſt ganz vollkommen herausgebracht, dazu eine Fülle von tiefſinnigſten, ja großartigen Betrachtungen eingewebt, mit

Geſtaltungskraft und Erfindung, die Plaſtik und rein dichteriſche Erhabenheit tritt vor der gedanklichen Schönheit ſtark zurück, immer behält der grübelnde Verſtand in Stil und Sinn des Buches den Vorrang. Die Handlung iſt nach Art des Wilhelm Meiſter angeordnet, aber von beſcheidener, faſt ſimpler Erfindung, deren Dürftigkeit vielleicht auf abſichtlicher Zucht einer heftigeren Phantaſie beruht, die ſich ſelber weiſe Schranken ſetzte. Der Ton iſt von edelſter Klarheit, die manchmal zu vollkommener Schönheit geſteigert, manchmal zu nüchterner Directität geſenkt iſt, in allem aber angemeſſen dem Inhalt und treu der angenommenen Abſicht bleibt.

O. St.

Moriz von Ebner-Eſchenbach: Hypnosis perennis. Das Wunder des heiligen Sebaſtian. Zwei Wiener Geſchichten. Berlin. J. G. Cotta'ſche Buchhandlung. 1897.

Man ſagt, daſs in guten Ehen die Gatten einander ähnlich werden, an Geſicht und Weſen. Alſo darf es uns ſchließlich nicht Wunder nehmen, wenn der Mann unſerer lieben Frau Marie von Ebner, dieſer gütigen, erhaben-milden Erzählerin der beſcheidenen Schickſale, auf einmal Novellen mit ähnlichem Stilantlitz verfaſst. Dabei bleibt freilich noch Unterſchiedes genug. Schon der Name des Autors macht einem Freude und dann die liebe, ſchlichte Weiſe. Aber das Weſen zweier Menſchen iſt bei aller Verwandtſchaft doch ſo fern, wie die Bahnen zweier Geſtirne. Hier eine große Kunſt, die ſo reif und erhaben iſt, daſs ſie ganz Natur geworden ſcheint, eine Anſpruchsloſigkeit des Stils, die doch aus dem tiefſten Bewuſstſein der Forderungen hervorgegangen iſt, eine ungezwungen naive Erzählung, die doch innerer Compoſition voll iſt, da eine angenehme Natur, die erſt Kunſt werden will. Ein vornehmer Weltmann, erzählt eigentlich mehr für ein paar Freunde zwei kleine Geſchichten, die gerade als Illuſtration zu einem vorgegangenen Geſpräch dienen könnten. Er erzählt gut, nicht ohne ein biſschen Sentenzen und allgemeine Beobachtungen; manche kleine Trivialität läuft unter; was er erzählt, beweiſt, daſs er es mehr als anekdotiſche Spielerei, denn als ernſte Kunſtübung auffaſst. Die erſte Geſchichte, eigentlich ſtofflich intereſſant, wird durch die dilettantiſche, nicht künſtleriſche Einfachheit und Simplicität in ihrem beſten entwertet, denn vermöchte der Stoff zu intereſſieren, ſo wird er, durch die Darſtellung ſelbſt herabgezogen, zur liebenswürdigen Erzählung ohne weiteren Belang degradiert. Das unterſcheidet eben den Künſtler vom Dilettanten, daſs die Forderungen des Inhalts abſolut durch die Wahl der Form, Anordnung des Stils, des Geſichtspunktes erfüllt werden und ein ſchöner Gleichklang von Weſen und Weiſe ſich einſtellt. Die zweite Novelle iſt wiederum ganz alltäglich und wird unter der einfachen Art ſie zu bringen eine ganz harmloſe Anekdote, wo wiederum nur die Kunſt des Vortrages die Mühe lohnte, ſie vorgebracht zu haben. Trotz alledem gewinnt man den Autor eben wegen dieſer Schwächen lieb, weil ſie ihn anſpruchslos, einfach, dabei doch als vornehmen Weltmann, voll Takt und Manier zeigen und er in manchem ſeiner edlen Gemahlin gleicht; daſs dieſe Aehnlichkeit in der Nobleſſe des Weſens beruht, nicht in der gleichen künſtleriſchen Bedeutung, wird ihm kein Menſch verübeln, da er doch in ſo feiner Weiſe in der erſten Geſchichte, voll Ritterlichkeit, ſeiner Frau ein Compliment macht. Sonſt iſt ein Compliment eine oft geſchmackloſe Privatſache, und literariſche Zärtlichkeiten Anverwandter ſind manchmal zuwider, hier iſt es aber von edelm Takt, als feine Huldigung und mit leiſer, ſcheuer Grazie dargebracht. Dieſes kleine Liebeszeichen einer großen Dankbarkeit iſt uns auch an ſich lieb, aber beſonders wert als Zeichen einer Verehrung, die auch wir theilen.

L. St.

Revue der Revuen.

Die „Socialiſtiſchen Monatshefte", die ihr Programm: „ein freies Discuſſionsorgan für alle Anſchauungen auf dem gemeinſchaftlichen Boden des Socialismus" zu ſein, mit einer Loyalität durchführen, welche ſie an die Grenzen ihrer Parteidiſciplin führen, bringen in ihrem Septemberheft u. a. einen Aufſatz des Profeſſor Miguel de Unamuno über den Socialismus in Spanien von dem man ſchon längſt, z. B. während der Folterungen in Montjuich, ein Lebenszeichen erwartete. Profeſſor Unamuno conſtatiert: den kläglichen Bildungsgrad der ſpaniſchen Bevölkerung überhaupt, insbeſondere aber der Jugend. Infolgedeſſen recrutiert ſich die Partei der ſpaniſchen Socialiſten nur aus einigen Induſtriecentren. Auch dort aber neigt der Spanier mehr der anarchiſtiſchen Taktik zu. Die Partei hat in Spanien ſechs Wochenſchriften, eine vierzehntägige und eine zehntägige Zeitſchrift. Bei den letzten Wahlen haben die ſocialiſtiſchen Candidaten zuſammen circa 14.000 Stimmen aufzuweiſen gehabt. Der hervorragendſte Agitator der Partei iſt Pablo Iglesias, der bereits ſeit 1878 an der Gründung einer ſocialdemokratiſchen Arbeiterpartei arbeitet. Der entſcheidende Nachtheil der ſocialiſtiſchen Partei in Spanien beſteht darin, daſs ſie bisher der Agrarfrage viel zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt habe. Der ſpaniſche Bauer müſſe gewonnen werden! — Ein Artikel des Engländers H. M. Hyndmann, welcher unter dem Titel „Social- oder Socialdemokratie" die Annäherung der engliſchen Socialdemokraten an die [illegible] Anhänger der „Social Democraty Federation" [illegible] „Independent Labour Party" [illegible] „Revue des Revues" [illegible]

den Namen „Okuni-Kabuki" erhielten. Um 1624 wurde in Yeddo das erſte Theater erbaut, wo vor allem die epiſchen Heldengeſänge des Dichters Ikinaga aus dem Ende des XII. Jahrhunderts dramatiſiert wurden; aber dieſer Epoche raſch emporblühender Kunſt bereiteten gegen 1683 zwei Erläſſe ein jähes Ende: der eine verbot die Verwendung weiblicher Darſteller, der andere unterſagte das Tragen der Waffen im Schauſpielhaus. Da die „Samurai", die Ariſtokraten von Japan, ſich nicht von ihren Schwertern, den Abzeichen ihres Ranges, trennen wollten, ſo mieden ſie und ihre Familien das Theater, wodurch dasſelbe ſein Anſehen einbüßte und auch geiſtig von ſeinem Niveau herabſank. Aus den Tragödien wurden Melodramen, aus den Luſtſpielen Poſſen. Obwohl Japan während des folgenden Jahrhunderts bedeutende Bühnendichter wie Chikamatſu-Monzajemon und Schauſpieler wie Takemato-Gidayu hatte, nahm das Theater doch erſt um 1868 wieder einen Aufſchwung, als der Mikado Mutſu-Hito, die neue Aera verkündend, ſeine Reſidenz nach Tokio verlegte und 1871 mittelſt eines Staatsſtreiches Japan thatſächlich in ein freies Land verwandelte, indem er mit allen Traditionen brach. Das erſte Theater von Tokio iſt heute das Shintomi. Es beſitzt eine Drehbühne, in deren Abtheilungen das Scenarium der einzelnen Acte bis ins Detail aufgeſtellt iſt, was dort faſt unerläſslich iſt, da die Scenen einander nahezu ohne Unterbrechung folgen und das Publicum die ſtrengſte Naturtreue fordert. Dieſer Realismus im Sinne der Meininger geht aber von den Aeußerlichkeiten auf das Innerliche über; das japaniſche Publicum verlangt die größte pſychologiſche Vertiefung, und die Schauſpieler nehmen es ſo ernſt damit, daſs beiſpielsweiſe der Tragöde Okowaya, der einen ruinierten Kaufmann darzuſtellen hatte, ſich vor zwei Jahren durch äußere Entbehrungen und eine Art von Autoſuggeſtion in eine Gemüthsverfaſſung brachte, der die Aerzte ihn nur mit aller Kunſt zu entreißen vermochten. Der Meiſter der heutigen japaniſchen Bühne iſt Danjuro, der letzte Sproſſe eines Künſtlergeſchlechtes, das bis ins XVII. Jahrhundert zurückreicht. Mit allen Vorgängen des europäiſchen Theaters vertraut, iſt er der Schöpfer aller Neuerungen.

In der „Quinzaine", in einem Artikel: „Santé et Sainteté", widerlegt A. Ferrand von der Akademie der Wiſſenſchaften die vielverbreitete Anſicht, daſs Heiligkeit und Krankhaftigkeit unzertrennlich ſeien. Er führt eine Reihe Canoniſierter, wie den Evangeliſten Johannes, die Heiligen Simon, Antonius, Romuald, Hieronymus, Mauritius, Auguſtin u. a. an, die über hundert Jahre alt wurden; ebenſo zahlreiche andere Heilige beiderlei Geſchlechtes, die das ſiebzigſte Jahr überſchritten. Er hebt auch hervor, daſs Askeſe keineswegs eine Grundbedingung zur Heiligkeit ſei, und citiert die heilige Thereſe, die ſolchen, die ſich mit myſtiſchen Gnaden bedacht glaubten, empfiehlt, mit den Kaſteiungen einzuhalten und ſich mehr Schlaf und Speiſe zu gönnen.

Im „Windsor Magazine" für September erzählt Robert Machray die Entwicklungsgeſchichte des Zweirades. Schon zu Anfang des Jahrhunderts gab es einen Apparat, aus zwei hinter einander angebrachten Rädern beſtehend, den man „Hobbyhorse" (Steckenpferd) nannte, in dem man zweifellos das Prototyp des Bicycles zu erblicken hat. Dieſes ſelbſt wurde, wenn auch in primitiver Geſtalt, um 1836 conſtruiert. Sein Schöpfer hieß Kirkpatrick Macmillan und war ein Schotte. Auf der Pariſer Weltausſtellung von 1865 war das erſte Modell eines ſogenannten „Boneshaker" („Knochenbeutlers") zu ſehen. Um 1876 trat ſchon Eiſen an Stelle der Holzconſtruction, und die Gummiradreifen kamen in Anwendung. 1885 wurde endlich von Mr. Starley das erſte Bicycle in der Geſtalt, die es noch heute trägt, hergeſtellt. 1888 wurden die „Pneumatics" erfunden, und faſt gleichzeitig kam, gleichfalls in England, das erſte Damenrad auf die Welt.

Die September-Nummer von „Mc. Clures Magazine" bringt ein Interview, das Lincoln Steffens mit Joe Ladue, dem Pionnier von Alaska und Gründer von Dawson City vorgenommen. Bekanntlich iſt Dawson City die den neu erſchloſſenen Goldfeldern von Klondyke zunächſt gelegene Stadt. Sie liegt in der arktiſchen Region, am Ufer des Yukon, der ſich ins Beringsmeer ergießt und deſſen Nebenflüſſe und Flüſschen den [illegible] Sand, ja die reinen Goldkörner in ungeahnten Mengen mit ſich führen. Vor zwanzig Jahren, als Jäger von Pelzthieren ausziehend, gerieth Ladue nach [illegible] Mühen in das wenig ausgebeutete Innere von Alaska, wo er Dawson City ſchuf. Von den dort lebenden Indianern auf den Goldreichthum des Landes hingewieſen, durchforſchte er durch viele Jahre — oder beſſer während der jeweiligen vier Sommermonate, wo ein Arbeiten dort überhaupt möglich iſt — erfolglos die Ufer des Yukon auf amerikaniſchem Gebiet, bis es ſich endlich herausſtellte, daſs ſich das verheißene Eldorado hundert engliſche Meilen weiter öſtlich auf engliſchem Territorium befinde. Die engliſche Regierung legte jedoch keineswegs Beſchlag auf die entdeckten Gebiete, vielmehr iſt das Recht des Goldgrabens dort leicht zu erwerben. Es genügt hiezu, am Flußufer, an einer Stelle, die noch niemand beanſprucht, eine Strecke von etwa 500 Fuß durch Grenzpfähle abzuſtecken, dieſelben durch ein Zeichen kenntlich zu machen, dann im Regiſtrierbureau eine Taxe von 15 Dollars zu erlegen, worauf der Beamte [illegible] die Erwerbung rechtskräftig macht. In geradezu [illegible] Weiſe [illegible] die engliſche Regierung ihres Amtes walten, die [illegible] und obwohl es eine recht gemiſchte Geſellſchaft iſt, die ſich dort zum Goldſuchen zuſammenfindet, ſoll [illegible] Ordnung, [illegible], ja ſogar ungewöhnlich gute [illegible] herrſchen. Die Gefahren liegen auf [illegible] wohl Gold und Kupfer, [illegible] Wild und Fiſche gibt es, [illegible] Lebensmitteln ſelber mit [illegible] 100 Pfund Mehl, 150 Pfund Zucker, [illegible] 10 Pfund Thee, 100 Pfund Hülſen[illegible] nur 200 Dollars. Mit weniger als [illegible] niemand nach Klondyke [illegible] die Waſſerſtraße von Victoria [illegible] Mündung des Yukon, und von [illegible] nach Klondyke; nur wollen [illegible] ſondern ihnen [illegible] daran? ange-

Digitized by Google

wieſen ſind, von Victoria nach der Hafenſtadt Juneau zu ſegeln und von dort zu Fuß über die vereisten Höhen des 1000 Fuß hohen Chilkoot-Paſſes zu wandern, was ein weit kürzerer aber unendlich beſchwerlicher Weg iſt, auf dem Eskimo-Hunde und Indianer das Gepäck befördern. Nach Ladues Ueberzeugung werden die Goldgräber zunächſt der Hungersnoth verfallen, da es in Klondyke und Dawſon-City nicht genug Vorrath gibt, um ſie über den Winter zu bringen; das Klima ſoll troß der großen Kälte ein geſundes ſein.

Die Nummer 11 des „Avvenire“ weiß von einem buddhiſtiſchen Gottesdienſt zu berichten, der vor einigen Wochen im Pariſer „Musée Oriental“ ſtattgefunden hat. Celebriert wurde derſelbe von einem Singhaleſen namens Dharmapala. Auf einem improviſierten Altar waren 37 Flammen in Form einer Pyramide aufgeſtellt, auf deren Spitze flatterte zwiſchen Blumen eine kleine Palme mit gelben, roſa, rothen und hellblauen Streifen. Nachdem Dharmapala eine Reliquie des Gottes Buddha auf dieſem Altar niedergelegt, ſprach er engliſch folgende Worte: „O! könnte ich der duftenden Blume gleichen! Sie verblüht, und ſo vergeht alles auf der Welt. Ich opfere dieſe Blume dem Herrn des Weltalls, der ewigen Wahrheit und den innerlich heiligen Geiſtern! Ich gelobe nie ein lebendes Weſen zu vernichten. Ich gelobe mir nie fremdes Gut anzueignen. Ich gelobe mich niemals ſinnlichen Genüſſen in die Arme zu werfen. Ich gelobe nie berauſchende Getränke zu trinken!“ Danach hielt er eine kurze Predigt über die buddhiſtiſche Religion und ſchlang ein gelbes Band um die Verſammlung, um ſie alle in einen gemeinſamen Bund zu ſchließen. Sodann wurde das Band in viele Stückchen geſchnitten, und jedem Theilnehmer eines davon eingehändigt. Die ganze Ceremonie wurde von feierlichen, ſchwermüthigen, orientaliſchen Geſängen begleitet. Der Saal war von einem großen Pariſer Publicum erfüllt, in deſſen Mitte man u. a. den Abgeordneten Clemenceau bemerkte, der der Feier mit beſonderer Andacht folgte.

Tini.

Novelle von Ernſt v. Wolzogen.

(Schluſs.)

Diesmal war ich es, der mit ſeinem eifrigen Widerſpruch ſogar noch dem Heißſporn von Profeſſor zuvorkam. „Tini, liebſte Tini“, rief ich ſo laut, daſs der Arzt ſofort ſeine Hand beſchwichtigend gegen mich ausſtreckte, „wie kannſt du dir ſo Unrecht thun? Kannſt du dafür, daſs du in einen eigentlichen Beruf nicht hineingekommen biſt? Haſt du nicht die Jahre der Vorbereitung durch die Schuld deiner blöden Verwandten unnütz verloren? Oder konnteſt du etwa dafür, daſs dir zur Bühne das richtige Talent mangelte und das Geld zu einer ſpäteren wiſſenſchaftlichen Ausbildung? Erfüllt denn eine Frau, die nichts iſt und nichts kann, als den kleinen Kreis beglücken, dem ſie als Gattin und Mutter angehört, etwa keinen Lebensberuf? Und ſo eine warſt du doch auch! Du haſt Menſchen beglückt und bereichert und nie einem wehe gethan. Iſt es etwa ein Unrecht, daſs du auch dein eigenes Glück geſucht haſt bei der Geſtaltung deines Lebens? Wer etwas anderes will, iſt doch ein Narr! — Und für uns paar moderne Heiden, die ihre Seligkeit auf Erden ſuchen in einem Leben voll Schönheit und Güte und freier geiſtiger Bethätigung, für uns Heiden ſage ich, biſt du wirklich eine Lais, Thais, Leontion, Aſpaſia und was Beſſeres ſogar geweſen: Schweſter, Freundin, Geliebte und manchmal auch Mütterchen in einer Perſon. Hab ich nicht recht, ihr Herren? Gibt es einen gerechten Richter, der ſie nicht von jeder Schuld freiſprechen müſste? Haſt du dich je weggeworfen ſchnöden Gewinnes wegen oder aus frivoler Genuſsſucht. Nein — nicht wahr? Du haſt es mir ja einmal ſelbſt geſtanden, wie du in der Noth den Verſuch gemacht hätteſt, einen reichen Liebhaber zu finden, wie du Einladungen zu Soupers angenommen und Bekanntſchaft mit Lebemännern gemacht haſt — und wie kläglich dir der Verſuch fehlgeſchlagen iſt! Deine Seele iſt ſo rein geblieben, wie du ſie auf die Welt gebracht haſt. Der äſthetiſche Widerwille gegen das Gemeine war dir angeboren — und über ſolche Menſchen hat der Schmutz keine Gewalt. Laſs Pfaffen und Philiſter Steine auf dich werfen — ſie können dir nichts anhaben! Du biſt rein in den Augen der Reinen. Das Glück, das du genoſſen, war nur der Widerſchein des Glückes, das du ſelbſt verbreitet haſt, und das Unglück, das dich verfolgte, das haſt du nicht verſchuldet. Das Leben hat dich müde gemacht, aber du haſt dir einen traumloſen Schlaf endlich verdient. Ruhe aus, du Liebe!“

Ich weiß nicht mehr, ob ich gerade dieſe Worte wählte, aber das war der Sinn der Rede. Ich ſprach lange in ſtarker Gemüthsbewegung, ganz vergeſſend, daſs ich außer der Sterbenden noch Zuhörer hatte. Das zuſtimmende Gemurmel der anderen Freunde weckte mich aus meiner Selbſtvergeſſenheit. Ich ſchämte mich faſt meiner vielen Worte, denn ich war überzeugt, daſs dieſe Männer alles das auch fühlten wie ich, und fürchtete, ſie möchten es unangenehm empfinden, daſs einer von ihnen anſcheinend aus der allgemeinen Stimmung eine Art redneriſchen Effect herausſchlagen wollte.

Ich ſah, wie Tini ihre Hände gegen mich ausſtreckte, und ich rückte ihr raſch näher, ergriff dieſe Hände und verbarg mein Geſicht darin.

„Ich danke dir, mein Lieber“ ſprach ſie, „du haſt mir ſo wohl gethan! Ich komme mir jetzt wirklich wie eine Freigeſprochene vor. Ich wollte, du hielteſt mir die Grabrede, wenn ich geſtorben ſein werde. Oder nein! Laſst die Grabrede. Senkt mich ſtill in die Erde neben meiner guten Großmutter und ſprecht kein Wort dabei. Die müßigen Gaffer alle ſollen nichts zu hören bekommen, was ſie ja doch nicht verſtehen würden. Sorgt nur dafür, daſs die Kirche mich mit ihren Dienſten verſchont! Mir könnte es ja gleichgiltig ſein, was irgend ein Prieſter mir nachſagt, aber ich weiß, daſs es Euch kränken würde. Wiſst ihr, am liebſten ließe ich mich verbrennen, und dann müſste meine Aſche unter Euch vertheilt werden. Ihr würdet Euch hübſche Urnen dafür kaufen und die würden bei Euch einen Ehrenplatz bekommen und immer mit den friſchen Blumen der Jahreszeit bekränzt ſein, nicht wahr? — Ach was, das iſt ja alles dummes Zeug, hört nicht auf mein Geſchwätz. Ich bin ſchon ſo ſchwach, ich weiß nicht mehr .... Doctor, wie lange glaubſt du, daſs ich noch Zeit habe?“

Doctor Müller zwang ſich zu einem Lachen. „Ach was denn, Schäfchen, es geht ja gut, ich bin ſehr zufrieden mit dir. Wie wäre es denn, wenn wir zuſammen ſoupierten.“

„Ach mach keine ſchlechten Witze“, lächelte ſie matt, „für mich braucht nimmermehr gekocht zu werden; aber ihr ſollt eſſen gehen. Es muſs Abend ſein und ihr müſst Hunger haben. Geht, geht, macht daſs ihr fortkommt! Könnt ihr nicht das Fenſter ein wenig öffnen? Mir iſt ſo furchtbar heiß, ich erſticke.“

Der Lieutenant ſprang auf, zog das Rouleau in die Höhe und öffnete das Fenſter weit. Es war immer noch ſehr ſchwül draußen, aber wenigſtens drang ein Luftzug herein. Die Wolken hiengen ſchwer, und es wetterleuchtete in der Ferne.

„Es kommt ein Gewitter zur Nacht,“ ſagte der Arzt. „Das wird dich auch erquicken, Tini. Heute Nacht laſſen wir dir deinen Dichter als Wächter da, der muſs dir ſchwärmen helfen, wenn du nicht ſchlafen kannſt. Aber du wirſt ein braves Kind ſein und wirſt ſchlafen wie ein junger Bär. Gute Nacht, mein Schatz!“

Er küſste ſie auf die Stirne, wir folgten ſeinem Beiſpiele, und dann giengen wir alle miteinander in die Stadt und aßen im „Hirſchen“ zur Nacht. Zur Beaufſichtigung der Kranken hatten wir die Aufwärterin hineingeſchickt. Wir ſpeisten faſt ohne ein Wort zu reden, viel Appetit entwickelte keiner, und der gute Axel konnte überhaupt nur durch ernſtliches Zureden dazu gebracht werden, einige Biſſen hinunterzuwürgen. Nach dem Eſſen, als die Kellnerin gerade einmal hinausgegangen war, ergriff der Profeſſor ſein Glas, ſtieß der Reihe nach mit uns an und ſprach: „Seien wir Freunde, halten wir zuſammen auch ſpäterhin, in treuem Gedächtnis an ſie, die wir ſo ſehr geliebt haben. Freuen wir uns, daſs wir Männer ſind — fünf Frauenzimmer in unſerer Lage würden ſich die Augen auskratzen! — Euch aber biete ich das brüderliche Du.“

Wir ſtießen mit ihm an, drückten uns die Hände und fühlten uns wie durch einen ſtummen Schwur von nun an brüderlich verbunden.

Nach dem Eſſen nahm Dr. Müller den jungen Schauſpieler, der ſich kaum mehr aufrechterhalten konnte, unter den Arm und führte ihn mit ſanfter Gewalt in ſein Schlafzimmer. Der Profeſſor und der Lieutenant zündeten ſich Cigarren an, und ich machte mich auf den Weg, um meinen Wärterdienſt anzutreten. Der Arzt hatte mir die Inſtruction ertheilt, daſs ich von Zeit zu Zeit das Thermometer einlegen und ihn rufen laſſen ſollte, ſobald das Fieber 40 Grad überſteige: auch ſonſt hatte er mir die nöthigen Verhaltungsmaßregeln gegeben. Ich erreichte eben noch trocken das Haus, dann brach das Gewitter mit heftigen Regengüſſen und wilden Blitzen los. Ich fand Tini in ſtarkem Fieber; dazu ſchien ſie noch der Donner aufzuregen. Sie warf ſich hin und her und litt ſchwer unter ihrer Athemnoth, obwohl ſie keine Schmerzen zu haben behauptete. Ich ſtreckte mich neben ihr auf dem Bette aus, nahm ſie in die Arme und ſtrich ihr über das Haar. Das ſchien ſie zu beruhigen, aber zu ſprechen vermochte ſie kaum mehr, obwohl ſie mehrmals krampfhafte Anſtrengungen dazu machte.

Eine Stunde etwa verſtrich; da gab es einen furchtbaren Krach — es muſste in der Nähe eingeſchlagen haben. Mit einem Schrei fuhr Tini in die Höhe und klammerte ſich zitternd an mich — und dann verlor ſie das Bewuſstſein. Sie begann zu phantaſieren. Das Thermometer zeigte 41 Grad! Ich weckte die Wärterin und lief ſelbſt zum Arzt ſo ſchnell ich konnte. — Er vermochte nicht mehr zu helfen. Morgens gegen 3 Uhr hauchte ſie in meinen Armen ihr Leben aus. Eine Stunde früher etwa war ihr das Bewuſstſein zurückgekehrt. Sie lauſchte dem Regen, der jetzt gleichmäßig rauſchte und auf den Fenſterblechen leiſe trommelte, und dann ſchlug ſie die Augen zu mir auf, ſah mich lange prüfend an und ſagte endlich mit einem glücklichen, wie erlösten Lächeln: „Hörſt du das? Weißt du noch? Ach es war doch ſchön zu leben! Sag mir noch einmal, daſs du mich lieb haſt.“

„Ich liebe dich“, flüſterte ich ihr ins Ohr. Mit großen Augen ſchaute ſie dankbar zu mir auf, ihre Lippen ſpitzten ſich wie zum Kuſſe; dann neigte ſich ihr Haupt ſanft auf die Seite — und ſie ſchlief ein, um nicht mehr aufzuwachen.

— — — — — — — — — — — —

Es war mir unmöglich, bis zum Begräbnis zu bleiben. Auch der Lieutenant muſste fort, ſein Urlaub dauerte nicht länger. Aber wir wuſsten, daſs Dr. Müller, der treue Axel und der energiſche Profeſſor Tinis letzte Wünſche gewiſſenhaft erfüllen würden. Wir kauften das Schönſte, was in dem Städtchen an Blumen zu haben war, zuſammen und dann reisten wir miteinander ab.

Ich hatte meiner Frau die Stunde meiner Ankunft telegraphiert, aber es war niemand auf dem Bahnhofe, mich zu empfangen. Sollte ſie mir doch grollen? Mit bangen Vorgefühlen [illegible]

Digitized by Google

Die tiefe Erregung, die mein Herz erfüllte, durfte nicht durch irgend welche heftige Auseinanderſetzungen zerſtört werden. Ich hatte Angſt vor mir ſelbſt — vor meinem Temperament, falls ich auf ein Miſsverſtändnis meiner Stimmung ſtoßen ſollte. Mit Herzklopfen drückte ich die elektriſche Klingel meiner Wohnungsthür. Das Mädchen hieß mich mit einem ſonderbar verſchmitzten Lächeln willkommen.

„Nun, wo iſt denn meine Frau?“ war meine erſte Frage.

„Die gnädige Frau iſt nicht daheim.“

„Nicht daheim? Iſt denn mein Telegramm nicht angekommen?“

„Ja wohl, aber die gnädige Frau iſt ſchon ſeit geſtern fort.“

„Fort? Wohin denn? Hat ſie Ihnen nichts geſagt?“

„Nein. Geſagt hat ſie nichts, aber ein Brief für den gnädigen Herrn liegt auf dem Schreibtiſch.“

Aufgeregt trat ich in mein Zimmer. Da lag wirklich auf dem Schreibtiſch ein Brief für mich von der Hand meiner Frau. Ich riſs ihn auf und las: „Mein lieber Freund! Da wir einmal vernünftige Menſchen ohne Vorurtheile ſind, wirſt Du Dich wohl nicht weiter wundern, wenn ich nach dem Grundſatze: was dem einen recht iſt, iſt dem anderen billig, Deine Abweſenheit benütze, um gleichfalls einen meiner alten Freunde zu beſuchen. Der Name thut ja nichts zur Sache. Wir haben uns einmal ſehr geliebt und wollen uns wieder einmal freundſchaftlich die Hände drücken — weiter nichts. Als freidenkender Mann wirſt Du darin ſicherlich keine Kränkung Deiner Rechte finden und mich bei meiner Rückkehr, die ich Dir telegraphiſch anzeigen werde, ebenſo herzlich willkommen heißen, als ob ich eine alte Tante beſucht hätte. Bis dahin umarmt Dich Deine treue Gattin und Freundin.“

Einige Secunden lang ſtarrte ich ganz verdutzt in dieſes Schreiben. Ich griff mir an die Stirn, um mich zu verſichern, ob ich nicht am Ende närriſch geworden ſei. Aber dieſe Betäubung dauerte nicht lange. Gleich darauf muſste ich laut auflachen. Das ſah doch meiner Frau ganz und gar nicht ähnlich? Ein Witz war's, ein ſchnöder Witz, aber — das muſste ich trotz meiner trüben Stimmung zugeben — ein guter Witz. Ich zündete eine Kerze an und begab mich auf die Suche durch unſere Wohnung. Als ich in unſerem Schlafzimmer angekommen war, hörte ich ein unterdrücktes Kichern — da ſtand ſie hinter einem Kleiderſchrank in die dunkelſte Ecke gedrückt und lachte mich an. Und zu dieſem Scherze hatte ſie die verführeriſcheſte ihrer Matinées angezogen!

„Na, geſteh' Treuloſer, ein biſschen Angſt haſt du doch gehabt“, drohte ſie lächend, ſobald es ihr gelungen war, ſich aus meiner ſtürmiſchen Umarmung freizumachen.

„Wieſo denn?“ frug ich harmlos.

„Ach du — thu doch nicht ſo! Wenn mein theurer Freund in Wirklichkeit exiſtierte — trallalla, da wär's mit deiner Gerechtigkeit ausgeweſen!“

„So, glaubſt du wirklich?“ neckte ich. „Aber ich bitte dich, wofür hältſt du mich denn? Keinen Augenblick hätte ich dich natürlich gehindert, deinem Herzen zu folgen; ich hätte dich ſogar gebeten, dem Herrn einen ſchönen Gruß von mir auszurichten.“

„Pfui!“ rief ſie energiſch — und ſie war mir, ausgerechnet zwei Stunden lang, ernſtlich böſe.

Logos.

Skizze von Johannes Schlaf.

Es war bei der alten Lehmmauer, die ſich lang am Gipfel des ſteilen Kloſterberges hinzieht, in deſſen Tiefe, ganz in der Nähe der alten Schloſsumwallung, ſich der herrliche Kloſtergarten breitet. Da traf ich mit dem „dummen Joſef“ zuſammen. Der „dumme Joſef“, das alte Inventar der Stadt, der Ortsidiot. Eine gute harmloſe Seele; nur daſs er ſich ab und zu ſeinen Rauſch antrinkt. Er hauſt in einem Winkel des ſtädtiſchen Armenhauſes und verdient ſich ſeine paar Pfennige zum Schnaps durch Gelegenheitsarbeiten, die er nicht ſelten findet.

Mit ſeinem chocoladenbraun verwitterten Geſicht, in der olivigen Jacke, in Lederhoſen und barfuß, eine alte dicke Wintermütze auf dem Kopf, unter der ihm der Schweiß an den vorlugenden graumelierten Haarzotten in dicken Tropfen herniederrann, kam er mir entgegen und ſchob auf einem Schubkarren einen mächtigen Petroleumballon vor ſich hin. Augenſcheinlich war er, ob infolge eines kleinen Spitzes oder weil die Bälge ausnahmsweiſe mal nicht hinter ihm her waren, außerordentlich aufgeräumt. Denn ſchon von weitem hatte ich ihn [illegible] zu der Annahme gekommen, daſs das [illegible]

Was?! — Der See?!

Wie in aller Welt war ich nur gerade hieher gerathen? Richtig! Jetzt ſaß ich in Nachbar Schraube ſeinem großen Fiſcherkahn; ganz vorn an der Spitze. Sie ragte gerade aus dem Schilfe heraus in das kräuſelnde Smaragdgrün des Waſſers hinein, in all die zahlloſen, weit hüpfenden goldenen Sonnenflämmchen ... Und ſpüre, wie's mich ſchaukelt ... Der Kahn? Ein Wort? Vier Worte? Genau die vier Worte des dummen Joſef. Aber eigentlich: Worte? Nein! Ich weiß ſelbſt nicht ...

Ach, nur immer dies Wiegen und die fern verſchleierte Weite des feinen Wellenſpieles ... Immer dies ſanfte, monoton einlullende Plätſchern an den feuchten Wänden des Kahnes ... Das Wiſpern im Schilf ... Und ſo ein Staunen ... So halb Grauen, halb Luſt ...

*

Horch!

Oh, dieſes leiſe Schwirren der Luft über die kräuſelnde Fläche hin!

Warum ſpricht es in mir immer ſo leiſe und heimlich: „Wort“, „Wort“?

Ich liege mit dem Kopf über Bord und alles geht mir ſo durch einander in einer Stille.

Wort?

Aber nein! Nun iſt es mit einemmal eine Vorſtellung, eine Erinnerung.

In der Einſamkeit ſteh' ich am Strand. Bis dicht zu meinen Füßen treibt eine Boe meterhohe Wellen aus der dunklen, ſtahlblauen Ferne mit mächtigen Schaumkämmen ſchräg gegen den Strand, und ich höre das unaufhörliche donnerartige Berſten der aufgeſtauten Gewäſſer auf dem harten Uferſand. Ich höre das Pfeifen, Sauſen und Winſeln des Windes, der dunkles geballtes Gewölke jagt und in dem ſtarren Dünenhafer ziſcht. Ich ſpüre dieſen eigenthümlichen Thrangeruch und höre das ſchrille Jauchzen der Möven; immer „tjäh!“ — „tjäh!“ — „tjäh!“, das ſo ſehr an den Grundtyp der Anwohnerſprache erinnert. Aber alles verſchlingt und übertäubt dieſes eine mächtige Rollen, Donnern, Brüllen der berſtenden Waſſermaſſen.

Das Wort! ... Wort! — Logos! ...

Wort. — Urlaut. — Bewegung ... Anorganiſch und organiſch ... Entwickelung ... Einheit ...

Still! —

O, wie köſtlich! Ich höre die feinen leiſen Laute, hervorgebracht von den Waſſermolecülen, die durch den friſchen Luftſtrom in Bewegung geſetzt ſind. Ich höre, mein Ohr neigend, das unendlich feine Ziſchen und Gähren der befeuchteten Ufererde, wenn ſich der kräuſelnde Wellendrang zurückzieht; höre es raunen wie ein Geheimnis ... Und weiter hört meine folgernde Vernunft mit geheimen Ohren die leiſen Geräuſche der ſich einenden und löſenden Elemente, hör' ich die ſich löſenden Maſſen der Elektricität, brüllende Sturmlaute über die Länder hin, Regengerieſel und Donnern der Lawinen und die vielen Laute und Stimmen der Thiere und das Wort, das menſchliche Wort, die Sprache in ihren tauſend Verfeinerungen. — Und alles iſt ganz gleich und einerlei und dasſelbe ... Bewegung, Laut, Wort, Sinn ... Alles gleich und die eine Entwickelung ... Alles gleich. —

O, nur die Wellen, die weite ſchimmernde Fläche und die tanzenden Flämmchen, und die Wellen, die plätſchernden raunenden Wellen ...

*

„Herr Doctor!“

Ich fahre herum.

Meiſter Schraube! In perſona! Mit ſeinem gutmüthigen braunen Geſicht, mit dem Pfeifenſtummel und der „Maurerfreſe“.

Ach, nun weiß ich: wir wollten ja alle beide 'nausfahren und Reuſen legen!

Meiſter Schraube bedauert, daſs er ſich verſpätet hat.

„Jedenfalls, ich bin hier beinah' umgekommen vor Langeweile!“

Die Kette klirrt vom Pflock. — Ruder eingeſetzt! — Los! ...

Wir bitten die geehrten Leſer, bei Zuſchriften an die in unſerem Blatte inſerierenden Firmen ſich ſtets auf die „Zeit“ zu beziehen.

Stimmen aus dem Publicum.

Die Zeit.

XIII. Band. | Wien, den 30. October 1897. | Nummer 161.

Die erſte Entſcheidung.

Die guten Freunde, von denen ſich in dieſem Frühjahr Graf Badeni, der Ahnungsloſe, die Sprachenverordnungen aufſchwatzen ließ, haben ihm auch den rückſichtsloſen Kampf gegen die Obſtruction empfohlen. Mit den Sprachenverordnungen und dem, was ſich einſchließlich des Geheimerlaſſes aus ihnen ergab, hat Graf Badeni ſeine politiſche Unfähigkeit vor der Welt erwieſen. Die erſte Entſcheidungsſchlacht um das Ausgleichsproviſorium, die er der Obſtruction am Donnerstag aufzwang, hat mit ſeiner Niederlage nun auch ſeine ſozuſagen militäriſch-parlamentariſche Unfähigkeit in der geſammten Oeffentlichkeit klargeſtellt. Als Graf Badeni ins Amt kam, kannte er Oeſterreich noch nicht. Als er die Sprachenverordnungen erließ, war ihm die böhmiſche Frage fremd. Als er in den parlamentariſchen Kampf eintrat, war ihm der Parlamentarismus ein verſiegeltes Geheimnis. Auf allen Gebieten fühlte er ſich ſtark, weil er deren Schwierigkeiten nicht verſtand. Je mehr die böſen Erfahrungen ſeine Wiſſensloſigkeit verringerten, deſto mehr ſchwindet ſein Kraftgefühl. Dieſer Freitag — ein ſchwarzer Freitag für den Grafen Badeni — hat ihn wohl auch der letzten, der parlamentariſchen Illuſion beraubt. Und dieſe gerade iſt vielleicht die ſchönſte und feſteſte ſeiner Illuſionen geweſen.

Mit einem Intellect ausgeſtattet, dem immer nur die gröbſten, die ſchlagwortdicken Verbindungen der Dinge faſsbar ſind, mochte er ſich wohl auch den parlamentariſchen Kampf in bäuerlicher Einfachheit gedacht haben, ſo ungefähr als einen phyſiſchen Kampf zweier Menſchengruppen, der von ähnlichen Geſetzen regiert wird, wie die ſonntäglichen Raufhändel auf dem Lande. Hier die Majorität, dort die Minorität. Wer die Majorität hat, ſiegt. Das ganze parlamentariſche Leben löſt ſich in ein klares Subtractionsexempel von Majus und Minus auf, neben dem die Geſchäftsordnung, die Verfaſſung oder gar die politiſchen Principien einem geſunden, unverdorbenen Verſtand ſo überflüſſig erſcheinen, wie ein gelehrter Commentar zum Einmaleins. Die Majorität kann alles und wer die Majorität hinter ſich hat, der darf alles. So bedachte er denn die Minorität mit jenem Maß von ſtiller Verachtung, wie ſie nur immer Kraftnaturen oder ſolche, die ſich in Selbſtverkennung dafür halten, der troſtloſen Ohnmacht entgegenzubringen vermögen. Um der Majorität vergewiſſerte er ſich, einer rein phyſiſchen Majorität des Parlaments, deren beſcheidenſten Drang nach einem geiſtigen Band in Form eines gemeinſamen Programmes er nicht einmal zu befriedigen für nöthig fand. Und ſobald er die phyſiſche Majorität gewonnen, commandierte er einfach: Feuer! das will ſagen: Subtrahieren! Und die Präſidial-Mathematiker v. Abrahamowicz und Dr. Kramarz begannen zu ſubtrahieren und ſubtrahierten abwechſelnd dreiundzwanzig Stunden lang. Und was kam dabei heraus? Daſs merkwürdiger Weiſe nicht die Majorität, ſondern die Minorität geſiegt hatte, daſs zumindeſt das phyſiſche Weniger parlamentariſch mehr geweſen war als das phyſiſche Mehr.

In ſeiner majoriſierenden Siegesgewiſsheit hat Graf Badeni — ganz zu ſchweigen von der politiſchen Moral, die wohl noch in einem ſpäteren Act dieſer Staatstragödie auftreten wird — vor allem an Eines vergeſſen, was ihm allerdings begreiflicherweiſe nicht leicht gegenwärtig ſein kann, nämlich: an den Geiſt. Der parlamentariſche Kampf iſt in der That ſowenig eine Frage phyſiſcher Ausdauer als — wenn ein Vergleich ſo hoch gegriffen werden darf — das dreißigbändige Lebenswerk Balzacs lediglich als ein Beweis phyſiſcher [illegible] betrachtet werden dürfte. Der parlamentariſche Kampf iſt vielmehr ſeinem Weſen nach ein geiſtiger Kampf, bei dem das Phyſiſche genau ſoviel oder ſowenig mitſpricht als bei jeder geiſtigen Arbeit. Gleich die Leiſtung des Abg. Lecher war nicht bloß eine zwölfſtündige körperliche Anſtrengung, ſondern in erſter Linie eine geiſtige Kraftverausgabung, die entſprechend große geiſtige Fonds vorausſetzt. Wenn Graf Badeni dies ganz genau verſtehen will, dann verſuche er einmal, es dem Abgeordneten Lecher nachzumachen. Graf Badeni wird, vermöge ſeiner vortrefflichen körperlichen Begabung, vielleicht noch länger auf zwei Beinen ſtehen können, als der Abgeordnete Lecher. Aber mit dem Reden bringt er's nicht über zehn Minuten; das wiſſen wir aus Erfahrung ſchon.

Nicht minder als die [illegible] Rede Lechers war auch die von der Oppoſition mit [illegible] angewandte Incidenzdebatten, die Abſtimmungen, ſelbſt die Scandalacte und [illegible] der [illegible] wenige Corps der Abgeordneten [illegible] ein Triumph des [illegible] Witzes über das bloße Maſſengewicht der Mehrheit. Der Sieg gleicht in gewiſſer Beziehung der Pockenkrankheit. Auch er juckt, und für den von ihm Getroffenen gilt wie für den Pockenkranken die ſtrenge Regel: Weh' dem, der ſich kratzt! Denn, wer ſich ungeduldig kratzt, hat an Stelle vorübergehender Blattern häſsliche dauernde Narben zu gewärtigen. Für die Obſtruction ſcheint auch der Ex-Präſident Dr. Kathrein dieſe Lehre der Vernunft begriffen zu haben. Ihn mag's wohl auch unmenſchlich gereizt haben, ſo oft die Obſtruction ihn durch ein neues Manöver irritierte. Aber er hielt Ruhe. Die beiden neben und nach ihm amtierenden Vicepräſidenten dagegen benahmen ſich unvernünftigen Kindern gleich. Sie kratzten ſich. Auf jeden Obſtructionstric verſuchten ſie durch einen gewaltthätigen Eingriff zu reagieren, und die Folge war bald ein Scandal, bald eine Abſtimmung, bald eine Incidenzdebatte, bald alle drei zuſammengenommen, dann wieder die Todtrede und die Geheimſitzungsdebatte, in jedem Falle eine Verſchlimmerung der Lage der Majorität. Die moraliſchen Narben, welche die beiden Vicepräſidenten von dieſen Kratzverſuchen davongetragen, werden ſie von ihrer politiſchen Phyſiognomie nicht wegbringen, wenn ihnen auch noch ſo hohe Auszeichnungen und Würden als Schönheitsſalben aufgeſchmiert werden ſollten.

Die Niederlage, welche der Graf Badeni mit ſeiner Söldnertruppe in dieſer erſten Entſcheidungsſchlacht erlitten, ſollte ihm eine wertvolle Anweiſung für das weitere Leben geben. Selbſt unſere kriegeriſchen Schlachtenverlierer haben das Gebot der Vaterlandsliebe gekannt, das den geſchlagenen Feldherrn am nutzloſen Blutvergießen hindert. Nach Königgrätz hat man nicht gewartet, bis die Preußen Wien erobern, ſondern hat ſchon vorher capituliert. Die erſte Schlacht um das Ausgleichsproviſorium, die Graf Badeni ſelbſt zu entſcheidendem Rang erhoben hat, iſt für ihn verloren. Er hat die Machtmittel der Obſtruction ſchon bei der erſten Leſung des Ausgleichsproviſoriums nicht zu überwinden vermocht, wie will er es erſt bei der ungleich ſchwierigeren zweiten Leſung wagen? Schon jetzt iſt die innere Legalität der parlamentariſchen Verhandlungen verletzt. Mit Gewaltſtreichen noch weiter zu gehen, würde die Gefahr einer Verletzung der äußeren Legalität bedeuten, die unabſehbare Folgen nach ſich ziehen könnte. An dem Grafen Badeni iſt es nunmehr, ſich zurückzuziehen und einem anderen das Feld zu überlaſſen, das er in kurzen zwei Jahren ſo grauenhaft verwüſtet hat.

Die Oppoſition inzwiſchen darf freilich auf ſolche patriotiſche Regungen ihrer Gegner nicht rechnen. Sie hat eine Schlacht gewonnen. Das heißt für ſie nichts weiter, als daſs ſie umſo entſchloſſener ſich zu einer zweiten und dritten Schlacht zu rüſten hat. Für ſie hat die erſte Schlacht den weiteſten Kreiſen der Wählerſchaft nur bewieſen, daſs ihre Hilfsquellen in der That unermeſslich größere ſind, als der landesübliche politiſche [illegible] ſich's bisher getraut hat. Wenn ſie nach dem erſten Sieg eine folgende Schlacht verliert, wird nicht mehr ihre algebraiſche Minderzahl als eine Entſchuldigung gelten können, hinter der ſich Trägheit und Muthloſigkeit unerkannt verbergen darf. Sie hat gezeigt, was ſie kann. Sie muſs nun fortgeſetzt beweiſen, daſs ſie auch will. Die Illegalität der parlamentariſchen Verhandlungen legt der Oppoſition die doppelte Verpflichtung zum letzten geſetzlichen Widerſtand auf. Die unmenſchliche Grauſamkeit, mit der ſie in dieſer letzten Sitzung vom Präſidium gehandhabt worden iſt, hat ſie ſogar jeder menſchlichen Rückſicht für ihre Gegner entbunden. Victoria uti! Der erſte Anlauf iſt vom Glück [illegible]. Sie muſs nun ruhig weiterdringen. Denn, wie ſchon der große Clauſewitz vom Kriege lehrt: nach einem dazwiſchengekommenen Halt gibt es in der Regel keinen zweiten Anlauf mehr.

K.

Ungarn und der Ausgleich.

Es iſt wohl nicht ganz richtig, zu vermuthen, daſs die öſterreichiſchen Obſtructionsparteien in ihrem Kampfe gegen das Cabinet Badeni im Stillen ihre Hoffnung auf ungariſchen Succurs geſetzt haben. Einmal ſchon hat ein ungariſcher Miniſterpräſident das ſlaviſch-föderaliſtiſche [illegible] von Oeſterreich abgewendet, und wenn auch Baron Banffy nicht die Autorität beſitzt, die Julius Andraſſy beſeſſen hatte, ſo wäre doch diesmal die Situation einem Eingreifen der ungariſchen Regierung weit günſtiger, als zu Zeiten Hohenwarts. Das Ausgleichsgeſetz ſelbſt ſchien die Stellung des Cabinets Badeni zu bedrohen und die Wand zu bilden, an welche das verhaſste Miniſterium gedrückt werden konnte, daſs es [illegible]. Ungarn darf nach dieſem Geſetze mit einem abſolut regierten Oeſterreich einen wirtſchaftlichen Ausgleich nicht ſchließen. Gelingt es dem Grafen Badeni nicht, bis zum 1. Jänner 1898 das Proviſorium unter Dach zu bringen, ſo tritt ein Vacuum ein. Wenn dieſes Vacuum vermieden werden ſoll, muſs Graf Badeni das Proviſorium durchſetzen oder einem tauglicheren Nachfolger den Platz räumen. Wer demnach den Grafen Badeni ſtürzen will, muſs ihm

Digitized by Google

nur die Erledigung des Proviſoriums unmöglich machen. Der Ausweg der Nothverordnung war durch die Erklärung des Baron Bánffy vom 21. d. M. abgeſchnitten. Graf Badeni konnte nicht entſchlüpfen. Und nun thut ſich plötzlich doch ein Hinterpförtchen auf, durch das der Verfolgte im ärgſten Falle entſchlüpfen könnte. Ungarn wird kein Vacuum eintreten laſſen, ſelbſt wenn in Oeſterreich die Verfaſſung ſiſtiert werden ſollte. Ungarn wird durch Landesgeſetze alle die Verfügungen treffen, die eine Verwirklichung der Ideale der Unabhängigkeitspartei verhindern und den status quo aufrechterhalten. Bis zum Abſchluſs eines neuen definitiven Ausgleiches bliebe kraft ungariſchen Landesgeſetzes und kaiſerlich öſterreichiſcher abſolutiſtiſcher Verfügung in Bezug auf das Zoll- und Handelsbündnis, die Bank, die Verzehrungsſteuern und die Quote alles beim alten. Die Höhe der gemeinſamen Ausgaben aber würde durch eine ungariſche Delegation und die abſolutiſtiſche Regierung des Kaiſers von Oeſterreich feſtgeſtellt.

Unzweifelhaft würde dies neue, wenn auch noch ſo paſſagère, Verhältnis zwiſchen Oeſterreich und Ungarn dem Geiſte des Ausgleichs direct widerſprechen. Deák wuſste ja genau, was er that, als er den Ausgleich an die Bedingung knüpfte, daſs auch in Oeſterreich verfaſſungsmäßig regiert werde. Er wollte dadurch abſolutiſtiſche Experimente ein- für allemal verhindern, Experimente, die heute in Oeſterreich, morgen in Ungarn angeſtellt werden könnten. Er wollte die Monarchie ſtärken, aber die Camarilla entwaffnen. Die Regierung des Baron Bánffy hielt die Rückſicht auf die Bedürfniſſe der Geſammtmonarchie für wichtiger, als die Sicherung beider Staaten gegen den Abſolutismus. In ſeiner Erklärung vom 25. d. M. hat er die Möglichkeit einer abſoluten Regierung Oeſterreichs zugegeben und trotz aller Liebeserklärungen an die Adreſſe der öſterreichiſchen Verfaſſung doch durchblicken laſſen, daſs es auch ohne dies wertvolle Inventarſtück ganz gut gehen, ja daſs Ungarn dabei nicht einmal gar zu ſchlecht fahren würde. Seine Haltung war alſo der des Grafen Andráſſy direct entgegengeſetzt. Statt die Siſtierung der öſterreichiſchen Verfaſſung als etwas geradezu Ungeheuerliches zu brandmarken, ſtatt zu erklären, daſs in dieſem Falle Ungarn zu ſeinem Leidweſen gezwungen ſei, die andere Reichshälfte als fremden Staat zu behandeln, mit dem man ganz neue Verträge zu ſchließen habe: ermöglicht er es dem Grafen Badeni, der Oppoſition mit der Aufhebung der Verfaſſung als etwas gar nicht ſo Unmöglichem zu drohen, und ſtärkt die ſlaviſch-föderaliſtiſche Coalition im Vernichtungskampfe gegen das Deutſchthum, das noch Graf Julius Andráſſy junior in ſeinem Buche *) über den Ausgleich als einzig verläſsliche Stütze des Dualismus in Oeſterreich bezeichnet hat.

Der einhellige Beifall, mit dem die geſammte Rechte die Erklärung des Miniſterpräſidenten aufnahm, und das abſolute Stillſchweigen der Oppoſition bewieſen, daſs es Baron Bánffy gelungen iſt, das empfindliche Rechtsgefühl und den politiſchen Spürſinn der Ungarn vollſtändig einzuſchläfern. Die alte triviale Fabel vom Mantel des Wanderers, den ihm der Sturm nicht abtrotzen, die Sonne aber leicht abſchmeicheln konnte, zeigt ſich wieder als tiefſinnige Wahrheit. Ein Beſuch des deutſchen Kaiſers, ein Geſchenk, ein paar ungariſche Militärſchulen und vielleicht noch einige Zuckerdüten für die Zukunft haben genügt, die Ungarn in einen Freudentaumel zu verſetzen, in dem ſie ihr heilſames Miſstrauen gegen die — Dauer vergeſſen. Aus einer Armee des Liberalismus und der Verfaſſungsmäßigkeit iſt in unglaublich kurzer Zeit eine Hofgarde geworden, die ſich dazu hergibt, ihrem eigenen Bundesgenoſſen bei dem Kampfe um ſeine Exiſtenz und um die Rechte des Parlamentes in den Rücken zu fallen, ihm die Zufuhr abzuſchneiden und ihn zu entwaffnen. Die Kapuzinaden eines Lueger und einiger Teutonen gegen Ungarn konnten auf die kühlen, politiſch reifen Magyaren einen ſolchen Eindruck machen, daſs ſie der Vergewaltigung der Deutſchen durch die Slaven mit einem gewiſſen Gleichmuth, ja mit Schadenfreude aſſiſtieren. Daſs für die Deutſchen in Oeſterreich einmal Zeit und Gelegenheit kommen wird, Revanche zu üben gegen Ungarn, daran denken die Geſchäftsleute an der Spitze der ungariſchen Regierung nicht. Sie müſſen jetzt die guten Kinder ſpielen, die ſich dankbar erweiſen für den Zucker, mit dem ſie ſeit dem Millenniumsjahre ſo reichlich beſchenkt worden ſind.

Für die unheilvolle und folgenſchwere Erklärung des Baron Bánffy, die ja gewiſs nicht ohne Ermächtigung von competenter Stelle abgegeben worden iſt, hat ſelbſt der glänzende [illegible] des „[illegible]“, der [illegible] [illegible], [illegible] andere [illegible] [illegible], als die [illegible] [illegible] die deutſche Op- [illegible] die deutſche Obſtruction wieder [illegible] und das conſtitutionelle [illegible] [illegible] ſondern [illegible] [illegible] die in [illegible] [illegible] ge-

ſchehen durch die nachdrückliche Drohung, daſs Ungarn ſich vollſtändig auf die Perſonalunion zurückziehen würde, falls es in Oeſterreich nicht gelinge, auf parlamentariſche Weiſe den Ausgleich zuſtande zu bringen. Früher oder ſpäter wird das ja doch geſchehen müſſen, wenn in Oeſterreich der Magyarenhaſs bis zur abſoluten Unverträglichkeit ſich ſteigern ſollte. Aber „wenn wir zum Hüter dieſer Welt gelangen, heißt uns das Beſſere Trug und Wahn“. Ungarn gleicht heute den gezähmten Himmelsſtürmern, die im glücklichen Beſitz von Haus und Hof zu feiſten Philiſtern geworden ſind und für die früheren Principien ſich keiner Unbequemlichkeit mehr ausſetzen wollen. Aber der weiſe Opportunismus iſt nie ſo weiſe, als er ſich dünkt. Er verdirbt die Sitten und zahlt ſpäter mit Wucherzinſen zurück, was er bei glücklicher Gelegenheit erbeutet hat. Schon heute iſt die Bilanz des Geſchäftes eine hochbedenkliche. Durch eine loyale Erklärung des Miniſterpräſidenten Bánffy hat ſich Ungarn um den vielhundertjährigen Ruf gebracht, ein Hüter des Conſtitutionalismus auf dem Continent zu ſein.

Budapeſt, 27. October. Dr. Hugo Ganz.

Socialiſtiſche Moraliſten.

Durch die „endgiltige Verdrängung des Idealismus aus der Geſchichtsbetrachtung“ (Engels) ſchien der Socialismus von der Verbrämung mit allen nichtwirtſchaftlichen Momenten befreit zu ſein. Die Propaganda war fortan ein Appell an das wirtſchaftliche Intereſſe der Proletarier — ihr Ziel die Neugeſtaltung der wirtſchaftlichen Inſtitutionen der Geſellſchaft. Um zu verhindern, daſs er, wie ehedem, ſich allzuhoch in das luftige Reich der Phantaſie und Utopie erhebe, ſtutzte man dem Socialismus die alten Schwingen der Sentimalität, der Zukunftsträume und des Gleichheitscultus. Doch auch die Stellung zur Frage der Ethik wurde eine weſentlich andere: die früher viel geübte Moraliſierung der Arbeiterclaſſe wurde hinfällig. Wozu moraliſieren? Das war eine Conceſſion an die Moralprieſter der Bourgeoiſie. Man warf die ehemaligen, in der Agitation verwerteten Moralgebote als blagues bourgeoises in die Schlammkiſte der überwundenen Irrthümer. Damit wollte man natürlich keineswegs den ſittlichen Fortſchritt ſelbſt als etwas Secundäres hinſtellen; man behauptete nur, daſs er das immanente Product der wirtſchaftlichen Milieuveränderung und nicht die Frucht ethiſch-pädagogiſcher Agitationscampagnen ſei.

Bis zu einem ſehr bedeutenden Grade iſt dieſer Standpunkt allerdings durch die Erfahrung, durch die hiſtoriſche und pſychologiſche Forſchung gerechtfertigt worden. Man kann die Tugend nicht decretieren. Von nicht geringerem Wert für den allgemeinen Fortſchritt des Denkens iſt die mehr und mehr verallgemeinerte Erkenntnis von der Relativität der Dinge, von dem Wechſel und der Flexibilität der Begriffe. Aber heißt es nicht von dem einen Extrem in das andere fallen, wenn man plötzlich den Einfluſs des rein ethiſchen Factors: Erziehung durch Wort und Beiſpiel, in keiner Weiſe für die politiſch-wirtſchaftliche Agitation verwertet? Einen chronologiſchen Vergleich über die Priorität der ſich kreuzenden und durch ihre Kreuzung den ſocialen Fortſchritt ſtützenden wirtſchaftlichen und ethiſchen Einflüſſe aufzuſtellen, iſt hier nicht am Platze. Das hieße den alten Schulſtreit wieder aufwärmen, der ſich um die Frage drehte, ob die Henne aus dem Ei oder das Ei aus der Henne käme. Man wird nach Profeſſor James dieſen Streit nicht eher zum Austrag gebracht haben, als bis mit der Hinwegräumung des Intereſſenantagonismus in der Geſellſchaft auch der Antagonismus des Denkens einer harmoniſchen Weltauffaſſung Platz gemacht haben wird.

Wie dem auch ſei — wir ſignaliſieren heute ſchon in der ſocialiſtiſchen Bewegung eine theilweiſe Rückkehr zur unbegrabenen ſynthetiſchen Erfaſſung der ſocialen Probleme. Die Neigung zum Moraliſieren namentlich iſt unverkennbar. In der „Internationale“ war noch die Tradition des idealiſtiſchen vormärzlichen Socialismus in Frankreich lebendig geblieben. Trotz des ſchon großen Einfluſſes von Marx und Genoſſen erklärte der Genfer Congreſs, „daſs die internationale Arbeiteraſſociation, ſowie alle ihr zugethanen Geſellſchaften und Individuen als leitenden Grundſatz: Wahrheit, Gerechtigkeit und Moral in ihrem Verkehr und Umgange mit allen Menſchen, und zwar ohne Unterſchied der Hautfarbe, des Glaubens und der Nationalität anerkennen.“ Laſſalle ſelbſt in ſeiner wunderbar packenden Berliner Rede: „Ueber den beſonderen Zuſammenhang der gegenwärtigen Geſchichtsperiode mit der Idee des Arbeiterſtandes“ verurtheilte den Leichtſinn der Gleichgiltigen und die „Laſter der Unterdrückten“. Seitdem — nicht zum wenigſten wohl infolge der harten wirtſchaftlichen und politiſchen Verfolgungen der Arbeiterclaſſe — wurden die moraliſierenden Socialiſten in Deutſchland [illegible]. In der Menge des gedruckten Propagandamaterials [illegible] man kaum irgend einen anderen Appell, als den an das wirtſchaftliche [illegible] der Proletarier. Es bedurfte erſt [illegible] der „Ethiſchen Geſellſchaft“, um die Frage der Wechſel- [illegible] Ethik und Socialismus wieder in Fluſs zu bringen. [illegible] in den romaniſchen Ländern. Abgeſehen davon, daſs [illegible] Geſchichtsinterpretation nie ſo viele Anhänger gefunden,

Digitized by Google

als in dem deutſchſprachlichen Ländergebiete, war hier der Socialismus immer mehr Sache des Temperaments und Gemüths als des theoretiſchen Grübelns geweſen. Die „Commune“ mit ihren Hekatomben von Menſchenopfern änderte dieſen Lauf der Dinge nicht weſentlich. Wohl iſt eine ſehr rührige marxiſtiſche Fraction neben den anderen ſocialiſtiſchen Parteien (wir ſprechen hier von Frankreich) auf dem Plan erſchienen; dennoch iſt der Socialismus im weſentlichen Gefühlsſache geblieben, was (entre parenthèses geſagt), kein Zeichen der Schwäche iſt. Das ſtarke Hervortreten des Gefühlsmomentes in jeder revolutionären Bewegung Frankreichs erklärt uns die Intenſität und die Erfolge dieſer Bewegungen. Hier auf dem geſchichtlichen Boden der gewaltigſten ſocialen Umwälzungen traten auch zuerſt wieder die Humaniſten und Ethiker der Arbeiterclaſſe hervor, um neben dem Samen der wirtſchaftlichen Erkenntnis den Samen des ſittlichen Empfindens in die Seelen zu ſtreuen.

Unter ihnen war Benoît Malon urſprünglich ſelbſt lohnarbeitender Proletarier, ſpäter ein geachteter und äußerſt fruchtbarer ſocialiſtiſcher Schriftſteller, einer der erſten. In ſeiner „Morale sociale“, ferner im „Socialisme integral“, im „Precis de socialisme“ vertheidigte er den Gedanken von der Nothwendigkeit der beſonderen Förderung und Pflege auch der affectiven Momente des Seelenlebens. „C'est ma conviction profonde“, ſchreibt er, „et je ne cesse de le crier à mes frères en socialisme, que la revendication économique des prolétaires n'aboutira qu'en s'appuyant sur la force morale. Si vous voulez tirer des entrailles de la situationactuelle et jeter vivante dans les larges réalités de l'histoire une civilisation supérieure il faut répandre à flots des sentiments de bonté et de justice, dans l'arène obscurcie et brulante des conflits individuels.“

In der „Revue socialiste“, die von Malon und anderen Autodidacten gegründet wurde und die bis heute das einflusreichſte ſocialiſtiſche Organ in Frankreich geblieben iſt, wurde der pädagogiſch-ethiſchen Seite der proletariſchen Bewegung der weiteſte Spielraum gewährt. Und nach dem im Jahre 1893 erfolgten Tode Malons behielt die Zeitſchrift durchaus die gleichen Allüren. Der neue Herausgeber, Profeſſor Renard, hatte ſchon früher in ſeinem ſehr leſenswerten Buch: „Etudes sur la France contemporaine“ ſich auf den Standpunkt ſeines Vorgängers geſtellt, als er ſchrieb: „Wir geben nicht zu, daſs die ſociale Frage durch eine einfache Vermehrung der Genüſſe und des körperlichen Wohlbehagens, noch ſelbſt durch eine gleichmäßigere Vertheilung des Wiſſens gelöst werden kann; wir meinen, daſs auch die Gewiſſen geweckt und veredelt werden müſſen.“

Von Frankreich aus, wo eine bedeutende Anzahl von Schriftſtellern und proletariſchen Parteiführern zur integraliſtiſchen Auffaſſung des Socialismus hinneigt (wir nennen hier nur Prager, Rouanet, Fournière, Delon, Millerand, Briſſac, Weber u. ſ. w.), wurde dieſe humanitäre Auffaſſung der proletariſchen Emancipationsſache nach Spanien und Italien verpflanzt. Auch in der Schweiz fand ſie beredte Wortführer. Robert Seidel, ein ehemaliger Schullehrer, der ſeit langem in hohem Grade das Vertrauen der organiſierten ſchweizeriſchen Arbeiter genießt, hatte in ſeinem Organ „Arbeiterſtimme“ ſtets die wirtſchaftliche Propaganda als einſeitig und ungenügend erklärt und er findet ſich durchaus im Einklang mit ſeinen romaniſchen Collegen, wenn er neuerdings in einer Artikelſerie der „Arbeiterſtimme“ ſchreibt: „Ich halte die Moralwiſſenſchaft für die ſocialdemokratiſche Bewegung nicht nur für ebenſo wichtig wie die Wirtſchaftswiſſenſchaft, ſondern ſogar für wertvoller.. Laſſet uns gegeneinander voll Duldſamkeit, Freundlichkeit und Liebe ſein!“

Doch noch in einem andern Lande hat der Same des „integralen Socialismus“ Frucht getragen: in Belgien. Hier, wo die Induſtrie am höchſten entwickelt iſt und daher der ſociale Krieg auch die ſchärfſten Formen aufweiſen muſste, iſt man im Lager der proletariſchen Heerführer zugleich Moraliſt und Politiker. Céſar de Paepe, dieſer außerordentlich vielſeitige und fruchtbare Geiſt, war Oekonomiſt, Philoſoph und Ethiker. Hector Denis, Profeſſor an der Univerſität in Brüſſel und Deputierter von Lüttich, vertheidigte neuerdings in der Kammer die rationaliſtiſche Moral des Socialismus. Jules Deſtrée, Abgeordneter des Kohlendiſtrictes von Charleroi ſchreibt in einer im letzten Jahre erſchienenen Broſchüre „Art et socialisme“: „Die Geſtaltung der Zukunftsgeſellſchaft erfordert ebenſo viele moraliſche und intellectuelle als wirtſchaftliche Umwandlungen. Unſere Aufgabe iſt, ſie alle mit der gleichen Sorgfalt ins Werk zu ſetzen und durchzuführen.“ Emile Vandervelde endlich, deſſen wiſſenſchaftliche und politiſche Befähigung als Parteiführer wohl auch der intranſigenteſte unter den Verfechtern der „deutſchen“ Parteitaktik nicht in Zweifel ziehen wird, moraliſiert in öffentlicher Verſammlung ſeine Zuhörer: „Combien de vous, mes amis, s'indigneraient justement, s'ils étaient grossièrement apostrophés, rudoyés, brutalisés par un contremaître, et combien de ceux-là font supporter à leurs femmes, à leurs enfants le rude traitement qu'ils ne toléraient pas de la part de leur maître!“ (Siehe „Revue socialiste“ Nr. 153 page 328.) In gleicher Weiſe erhebt ſich Vandervelde gegen die Unſitten des Spielens, Wettens und Trinkens, die im engen Kreis der Arbeiterfamilie nicht weniger Verwüſtungen und Unheil anrichten, als in der Welt der kleinen und großen Bourgeoiſie. Er verurtheilt den Carneval mit ſeinen Böllereien und oft ſinnloſen Exceſſen aller Art. Der Hahnenkampf, eine in Arbeiterkreiſen ſehr häufige Form der Wette, iſt ihm ein Gräuel. Indem er eine Parallele zieht, zwiſchen dem richtigen Müßiggänger, der in einer Nacht ſein Vermögen verſpielt, und einem Angehörigen der Arbeiterclaſſe, der durch Hahnenkämpfe, Taubenwerfen und Kegelſpiel ſeiner Frau und Kinder Brot verliert, ruft er dem letzteren zu: „Si vous voulez avoir le droit de flétrir les vices de la bourgeoisie, tâchez d'abord de vous en préserver vous-mêmes“. — Ganz beſonders verderblich erſcheint ihm und ſeinen Parteigängern der übermäßige Alkoholgenuſs. Auf ſeinen, Vanderveldes, Antrag hin, wurde im Generalrath der Partei ein Beſchluſs gefaſst, der allen Agitatoren zur Pflicht macht, dem Hang zum Alkoholgenuſs öffentlich entgegenzutreten. Um aber auch hier officiell mit gutem Beiſpiel voranzugehen, wurde in den Inſtitutionen (Verkehrsorten) der Parteimitglieder die Frage praktiſch zu löſen geſucht: In den „Volkshäuſern“ wird trotz des enormen finanziellen Gewinnes, der aus dem Verkauf von Spirituoſen reſultieren müſste, kein Tropfen alkoholiſcher Getränke verabreicht.

So in Belgien, wo — man vergeſſe das nicht — die Arbeiterclaſſe, quantitativ und qualitativ genommen, von allen Ländern des europäiſchen Continents am vorzüglichſten organiſiert iſt.

In England, wenn man das Bild noch ergänzen wollte, iſt gleichfalls das Vertrauen in die alleinige Macht der techniſch-ökonomiſchen Umgeſtaltungen geringer geworden. Die Fabier zählen eine Reihe bedeutender Vertreter, die das ſittliche Werden der Menſchheit nicht als das ausſchließliche Product wirtſchaftlicher Geſetze gelten laſſen wollen. Für ſie iſt der Haſs (der vollauf berechtigte Haſs des Proletariats gegen alle Inſtitutionen, die ſeine Lohnknechtſchaft verewigen) nur eine Seite der Liebe, nicht aber die Liebe ſelbſt. Der Durchbruch des Gerechtigkeitsprincipes erheiſcht die Anpaſſung des individuellen Empfindens an die Geſetze des neuen Milieus, welches aus ihm reſultiert.

Soll die „alte Schaukel des menſchlichen Geſchehens“, von der Montaigne ſprach, indem ſie uns höher emporhebt in die ſonnigen Lüfte wirtſchaftlicher und ſittlicher Harmonie, ſoll ſie nicht einem Pendel gleich zurückgleiten bis an ihre extremſte jenſeitige Peripherie, dann darf ſie nicht überladen ſein. Die Moraliſten, Aeſthetiker und „Utopiſten“ unter ihren leitenden Inſaſſen haben recht, wenn ſie einigen materialiſtiſchen Ballaſt auswerfen.

In Summa darf man behaupten, daſs ſich in den meiſten Staaten mit einer ſtarken Arbeiterbewegung die Tendenz geltend macht, ſtatt idealiſtiſche Momente in den Befreiungskampf des letzten Standes hineinzutragen. Auch hier tritt wieder der Wechſel aller Erſcheinungen in Bezug auf das Weſen politiſcher und geſchichtswiſſenſchaftlicher Maxime ans Tageslicht: die aus der Hinterthür der Geſchichtsbetrachtung hinausgeworfene „Ideologie“ tritt durch die Vorderthür wieder ein.

Kiel. H. Thurow.

Die Strafbemeſſung.

Ich hatte einſt einen alten Sünder zu vertheidigen; er hatte ſchon viele Jahre hindurch einen Guerillakrieg mit zahlreichen Paragraphen des Strafgeſetzes geführt und war von der Strafanſtalt hergeholt worden, um ſich wegen eines neu hervorgekommenen Delictes zu verantworten. Die Buchſtabenordnung hatte mich zu ſeinem amtlichen Vertheidiger gemacht. Nach Durchſicht der Acten rieth ich ihm, ſich den Milderungsgrund des Geſtändniſſes nicht entgehen zu laſſen. Er befolgte meinen Rath und die Augen des hohen Gerichtshofes ſtrahlten vor Freude, weil die auf vier bis fünf Stunden berechnete Verhandlung durch Wegfall eines ungeheueren Zeugenapparates mit wenigen Conſtatierungen abgethan war. Es wurden dem Inculpaten weitere zwei Jahre Erbſenkoſt zugemeſſen, und der Vorſitzende ſtellte ihm freundlichſt anheim, gegen das Strafausmaß Berufung zu ergreifen. Ein Votant ſagte mir vertraulich, die Berufung dürfte Erfolg haben, weil ein Beiſitzer nur für ein Jahr geſtimmt habe. Der wohlwollende Rath hatte ſich geirrt; das Obergericht fand die zwei Jahre der Größe der Schuld ganz angemeſſen.

Das Mitgefühl mochte in dieſem Falle vielleicht nur mäßig afficiert ſein... Ob eine verkommene Exiſtenz ein Jahr kürzer oder länger im Kerker ſitzt, ob ſie in der Todtenſtadt hinter Simmering oder in dem Sträflingsfriedhof ihre letzte Ruhe findet, das mag, von ſentimentalen Erwägungen abgeſehen, für die Juſtiz als Mandatarin der Geſellſchaft gleichgiltig ſein. Aber mir kamen bei dieſem Falle einige Fragen in den Sinn, die mich veranlaſsten, dieſe Zeilen zu ſchreiben.

Wie kann und wie darf es ſein, frage ich mich, daſs die Meinungen der Richter über das der Schuld entſprechende Strafausmaß um hundert Procent von einander abweichen? Wenn das Strafausmaß in dem Falle jenes grauen Verbrechers weniger verſchlägt, ſo iſt es doch in anderen Fällen für den Verurtheilten ein gewaltiger, ein lebensgefährlicher Unterſchied, ob er vier oder acht Monate, ob er zwei oder vier Jahre unter den erdrückendſten Umſtänden von der Freiheit und von der menſchlichen Geſellſchaft ab-

geſchloſſen, allen phyſiſchen und moraliſchen Depreſſionen des Kerkerlebens ausgeſetzt ſein ſoll. Für feinfühlige Menſchen iſt im Momente der Urtheilsverkündigung die Verurtheilung die Hauptſache, die Dauer der Strafe nebenſächlich; für die große Maſſe der Durchſchnittsmenſchen aber und auch für die empfindlicher conſtruierten Naturen, ſobald ſie den erſten Eindruck ihrer Verurtheilung zu einer Freiheitsſtrafe, zur capitis diminutio infolge eines diffamierenden Erkenntniſſes überſtanden haben, iſt die Frage nach der Strafdauer die wichtigſte Frage ihrer weiteren Exiſtenz; ihre ganze Hoffnung auf ein neues Leben und auf eine beſſere Zukunft ſteht in genauem Verhältniſſe zu der Länge der Zeit, welche ſie von der Außenwelt trennen wird.

Wenn alſo die Dauer der Freiheitsſtrafe für den Verurtheilten das wichtigſte Moment bei der ihn treffenden Verurtheilung bildet, wo iſt die Gewähr dafür, daſs ſeine Richter das der Schuld genau correſpondierende Maß ausſprechen? Im Grunde iſt ja doch die richterliche Function in jenem Theile des Urtheils, welcher das Strafausmaß feſtſetzt, techniſch ausgedrückt, nichts anderes als ein autoritativer Sachverſtändigen-Ausſpruch in Strafſachen; das Geſetz gibt den Richtern anheim, ihr für die Geſellſchaft bindendes Gutachten darüber abzugeben, welche Strafe der durch den Schuldſpruch conſtatirten Uebelthat des Angeklagten angemeſſen ſei. Und daſs dieſes Gutachten ein ſcharf zutreffendes ſei, das iſt nicht nur für den Schuldiggeſprochenen, ſondern iſt auch für das Geſetz und den Staat höchſt nothwendig. Jede zu ſtrenge oder zu milde Strafe iſt genau genommen ein ungerechtes Urtheil; die zu milde Strafe involviert wohl nur einen idealen Nachtheil, den Conflict mit dem allgemeinen Rechtsgefühl oder die Minderung der Autorität des Geſetzes; das Uebermaß der Strafe jedoch verbindet mit jenen Nachtheilen den irreparablen Juſtizſchaden, daſs der Verurtheilte ein Plus der Strafe erleidet, das ihm nicht gebürt, wofür die Geſetzgebung keinerlei Entſchädigung gewährt und welches in dem Verurtheilten das Gefühl, daſs ihm Unrecht geſchehen ſei, zurückläſst.

Auf die Gefahr hin, eine ketzeriſche Anſicht zu äußern, möchte ich dennoch behaupten, daſs die Strafbemeſſung wohl eine richterliche, d. h. die höchſtmögliche Unbefangenheit erfordernde, aber keine eigentlich juriſtiſche Function iſt, u. zw. ganz einerlei, ob das Geſetz (wie das geltende öſterreichiſche Strafgeſetz) das Strafausmaß zwiſchen zwei Ziffern ſetzt, oder ob, wie in den modernen Strafgeſetzen, ein Minimalſatz der Freiheitsentziehung beſtimmt wird.

Es läſst ſich nicht leugnen, daſs über dasjenige, was den Verurtheilten nach dem Schuldſpruche am tiefſten berührt, über das Quantum der Strafe, keine irgendwie, ſei es auch nur in erfahrungsgemäßer Abſchätzung feſtſtehende Verhältnismäßigkeit, ſondern ganz zufällige Meinungen und Dispoſitionen, ein gemüthliches oder ein ungünſtiges Wort entſcheidet; daſs es keine logiſch meſsbare Motivierung, ſondern bloße auf Imponderabilien der Verhandlung oder des inneren Weſens der Urtheiler beruhende Stimmung dafür gibt, weshalb ein Millionen-Defraudant fünf Jahre, ein kleiner betrügeriſcher Cridatar oder ein Dieb unter ein vom qualificierenden Umſtänden ebenſoviel oder gar noch mehr zugemeſſen erhält: — ſo daſs das Auditorium, wie man oft an Aeußerungen hören kann, von der Höhe der Strafe überraſcht iſt.

Zwar liegt bei allen in Collegial-Berathungen geſchöpften Erkenntniſſen der Einwand nahe, daſs die durch irgendwelche ſubjective Momente hervorgerufene Herabſtimmung eines einzelnen Mitgliedes durch die ungetrübte Meinung der Mitvotanten paralyſiert werde. Das iſt aber nur ſehr eingeſchränkt richtig. Denn abgeſehen von dem großen Einfluſſe des Vorſitzenden auf die Stimmführer, von ſeiner großen Macht, in der Verhandlung je nach ſeiner Subjectivität das Helle oder das Schwarze ſtärker hervortreten zu laſſen, iſt nicht zu vergeſſen, daſs in einfachen Meinungsſachen, als welche ſich die Anſicht über die Strafhöhe ſo häufig darſtellt, der Anſchluſs an die Meinung anderer ſich weit leichter als bei juriſtiſchen Ueberzeugungen vollzieht und daſs gerade die [illegible] und [illegible] Charaktere ihre Meinung auch entſchiedener vertreten und durchſetzen werden.

Man wird behaupten, daſs [illegible] Miſsſtänden, die man [illegible] [illegible]

weil nicht ſo ſehr die Schwere, als die Unausbleiblichkeit der Strafe die Autorität des Geſetzes ſichert.

Der Abſchreckungsgedanke, welcher zu den grauſamen Inſtincten der großen Menge ſehr wohl ſtimmt, liegt in der nächſten Nachbarſchaft der Prügelſtrafe für Kinder und Erwachſene; er kann für eine ethiſche Auffaſſung und für die Idee der Rechtsordnung nicht allein maßgebend ſein. Man muſs hier vielmehr die Variante gelten laſſen: es ſei beſſer, wenn hundert Verbrechen zu milde, als wenn ein einziges zu ſtreng, d. h. ungerecht beſtraft wird. Wir begnügen uns daher keineswegs mit jenem faulen Troſte von der Unvollkommenheit menſchlicher Einrichtungen, ſondern ſagen: Wenn die Strafbemeſſung des Richters nicht der zutreffende Ausdruck des Rechtes, nicht das richtige Gutachten in Strafſachen iſt, ſo müſſen ſtärkere Garantien geſchaffen werden.

Wie überhaupt das Strafgeſetz vom Jahre 1852 in einer rachſüchtigen Zeit verfaſst wurde und ſich an ein älteres Geſetz anlehnte, welches noch dem vorigen Jahrhundert die Hand reichte und daneben die Furcht vor der franzöſiſchen Revolution zeigte, ſo hat das geltende Geſetz den Richtern nur bei den mit Strafe bis zu fünf Jahren bedrohten Verbrechen das außerordentliche Milderungsrecht eingeräumt. Die Tendenz, welche das Strafgeſetz vom Jahre 1852 dictiert hatte, wirkte noch in den Juſtiz-Miniſterial-Verordnungen vom 14. April 1853 und vom 13. November 1859, in welchen allen Inſtanzen ſtrengſtens eingeſchärft wurde, das außerordentliche Milderungsrecht nur beim Eintreffen der vom Geſetze angegebenen außergewöhnlichen Vorausſetzungen anzuwenden. Die richterliche Strenge wurde gleichſam gezüchtet und höherenorts anbefohlen, ohne daſs nähere Vorſchriften gegeben wurden, welche ſelbſt die Strenge in ein ſich gleichbleibendes Rechtsmaß geformt hätten.

Dadurch war den terroriſtiſchen Naturen freier Spielraum gelaſſen, hingegen den milderen Elementen des Richterſtandes die Angſt auferlegt, bei jedem Richterſpruche nach oben zu ſchielen, ob ſie nicht durch eine zu geringe Strafe das Stirnrunzeln ihrer Vorgeſetzten erregten. Das Staatsgrundgeſetz vom December 1867 über die richterliche Gewalt hat dieſe Angſt verringert, nicht etwa, weil es thatſächlich dem Richter das Gefühl voller Unabhängigkeit gewährte — denn es blieb auch nach 1867 nicht verboten, einen allzu ſelbſtändigen Richter zu maßregeln — ſondern weil die Erfahrung der Staatsgrundgeſetze als Zeichen gedeutet werden konnte, daſs der Geiſt des Strafgeſetzes vom Jahre 1852 ſich einigermaßen verflüchtigt habe. Der human veranlagte Richter durfte ſich bei dem Taſten zwiſchen höchſtem und niedrigſtem Strafausmaße mehr von ſeinem Mitgefühle leiten laſſen; aber der ſtrenggeſinnte blieb befugt, ſich in dem Strafſpatium des Geſetzes nach ſeiner Veranlagung zu bewegen. Die Strafproceſsordnung vom Mai 1873 hat hieran wenig geändert. Sie ſtellte im § 265 die Schranke auf, daſs bei einer nach Fällung eines Strafurtheiles neu hervorgekommenen ſtrafbaren Handlung die für das ſchwere Delict beſtimmte höchſte Strafe nicht überſchritten werden dürfe; ſie verbot in den §§ 290, 293 und 295 die reformatio in pejus und dehnte die Befugnis zur Anwendung des außerordentlichen Milderungsrechtes mit der Einſchränkung auf ein drei-, reſp. einjähriges Minimum auf die mit Strafe über fünf Jahre bedrohten Delicte aus, während ſie andererſeits im § 283 den bedenklichen Grundſatz aufſtellte, daſs die Berufung zugunſten des Angeklagten nur dann ergriffen werden kann, wenn der Gerichtshof von der außerordentlichen Strafmilderung oder Strafumwandlung nicht ohnehin ſchon Gebrauch gemacht hat, durch welche Beſtimmung dem Angeklagten die Berufung in jenen Fällen abgeſchnitten wird, in welchen der Gerichtshof zwar den § 54 in ſeinem Urtheil citiert, im Strafausmaße jedoch die geſchehene Anwendung jenes Milderungs-Paragraphen kaum zu erkennen iſt.

Ein Mehreres zur Vermittlung genauerer und für jedes Temperament bindender Strafgrenzen — was ja doch ein Hauptziel richtiger Strafjuſtizpflege ſein ſoll — iſt nicht geſchehen.

Es könnte nun neben der faſt „wertloſen“ Vorſchrift, welche die §§ 48, 49, 51, 53 bis 55 St.-G. für eine Proportion von Schuld und Strafe aufſtellen, eine Nebenvorſchrift geſchaffen werden, durch Anpaſſung des Strafausmaßes an das Stimmenverhältnis, mit welchem die Richter (Kammer oder Geſchworene) den Angeklagten ſchuldig geſprochen haben. Jetzt haben das [illegible] Princip und die Meinung der Minorität, welche an dem Angeklagten keine Schuld fand, keinen bei der Strafbemeſſung [illegible] Beachtung. Wenn acht Stimmen wegen [illegible] verurtheilt wird, erhält er denſelben Strafausmaße und es kann [illegible] in der That eine Strafe zuerkannt werden, wie [illegible] Stimmen [illegible], während er bei [illegible] Stimmen [illegible] ausgegangen wäre. Die [illegible] vollſtändigen Freiſpruch und [illegible]. Wenn ein Drittel der [illegible] nicht [illegible] hielt, ſo ſollte auf [illegible] der Strafe eine geſetzlich vorgeſchriebene [illegible] einer zwar minder wahrſcheinlichen, [illegible] Meinung zu tragen, daſs die [illegible] und [illegible] Möglichkeit eines Juſtizirrthums [illegible]. Der Juſtiz- [illegible] und iſt leicher [illegible], bei ſeiner

gemilderten als bei einer ſchweren Strafe. Es wird ja nur im Intereſſe der praktiſchen Nothwendigkeit angenommen, daſs die Majorität eines Richtercollegiums oder der Geſchwornenbank das wahre Recht gefunden habe; apodiktiſch läſst es ſich nicht aufſtellen, und die Beiſpiele für den Irrthum der Mehrheit und für den richtigen Blick des oder der in der Minderheit Gebliebenen finden ſich in der Juſtizgeſchichte zur Genüge. Wir wiſſen wohl, daſs ſich gegen einen ſolchen, in den Strafproceſs zu verlegenden Milderungsgrund genug Bedenken einwenden laſſen. Es ſoll die Strafe nach einer Scala bemeſſen werden nicht aus Gründen, welche in der Beſchaffenheit und dem Umfang der That oder in der Handlungsweiſe und Bösartigkeit des Thäters liegen, ſondern bloß aus Furcht vor einem Juſtizirrthum und aus der Opportunitätsrückſicht, die Folgen eines eventuellen Irrthumes von vornherein zu mildern. Aber in Wirklichkeit iſt mit jenen Bedenken die Berechtigung der letzterwähnten Rückſichten nicht widerlegt. Sieht man auf das richtige Verhältnis zwiſchen Schuld und Strafe, worauf es doch weſentlich ankommt, ſo findet man bisher nur allgemeine Anhaltspunkte, welche gegen eine unrichtige Abſchätzung keinerlei Gewähr bieten, und welche möglichſt zu ergänzen im Intereſſe der Rechtspflege iſt.

Eine andere Möglichkeit der Correctur allzuſtrenger Strafen würde ſich an die Oeffentlichkeit des Verfahrens und an das ſehr lobenswerte, aber verkrüppelt gebliebene Inſtitut der Gerichtszeugen anknüpfen laſſen.

Die Vortheile, welche dem Angeklagten und der geregelten Rechtspflege aus der Oeffentlichkeit der Gerichtsverhandlung erwachſen, ſind zwar unſchätzbare, jedoch nicht directe. Juriſtiſches oder gebildetes Laienpublicum findet ſich nur bei juriſtiſch intereſſanten oder bei ſogenannten Senſationsfällen ein. Sehr viele Verhandlungen finden ſo gut wie bei verſchloſſenen Thüren oder bloß vor jenem Theil des Publicums ſtatt, welches auch zum Begleiten der Burgmuſik Zeit findet und welches daher ziemlich ſtumpfſinnig dabei ſitzt. Auch die Vertreter der Tagespreſſe kümmern ſich aus begreiflichen Gründen nur um die irgendwie intereſſanten Fälle. Hat man bei Schaffung der öffentlichen Verhandlungen daran gedacht, daſs der größte Theil derſelben ſich ohne Publicum und ohne Journal-Berichterſtatter, demnach ohne die beabſichtigte Controle der Oeffentlichkeit vollzieht? — Es ſcheint dies nicht der Fall geweſen zu ſein, ſonſt hätte man vielleicht die Beiziehung von Gerichtszeugen zu der Verhandlung vorgeſchrieben: die Zuziehung jener Controlperſonen der Strafjuſtiz, deren Anweſenheit die Strafproceſsordnung bei Haus- und Perſonendurchſuchungen, bei Augenſchein und bei dem Verhör des Beſchuldigten im Unterſuchungsſtadium vorſchreibt und beziehungsweiſe geſtattet.

Dieſe vom Geſetze aufgeſtellte und — ſofern ſie von den Betheiligten nicht als leere Formalität aufgefaſst wird — ſehr erſprießliche Controle bleibt im Unterſuchungsſtadium faſt gänzlich unbemerkt, während ſie in den Verhandlungen an paſſender Stelle wäre. Eine nicht ſeltene Einwendung der Angeklagten oder der Zeugen gegen die ihnen in der Verhandlung vorgehaltenen Unterſuchungs-Protokolle iſt, daſs der Unterſuchungsrichter ihre Depoſitionen nicht richtig wiedergegeben, daſs ihre aufgenommene Ausſage auf Miſsverſtändnis oder gar auf Einſchüchterungen zurückzuführen ſei, und es bedarf häufig der ganzen Energie und Autorität des Vorſitzenden, um die Erörterungen über die Glaubwürdigkeit der Protokolle und über die ſtrafproceſſuelle Ordnungsmäßigkeit des Unterſuchungsverhöres abzuſchneiden.

Gerade bei dieſem Punkte, bei welchem die Berufung auf die Controle ſo wirkſam wäre, läſst uns das Inſtitut der Gerichtszeugen im Stich. Dieſe haben bei Zeugeneinvernehmungen überhaupt nicht, bei der Vernehmung des Beſchuldigten nur dann zu intervenieren, wenn der Unterſuchungsrichter es für nöthig erachtet oder der Beſchuldigte es verlangt. Der letzterwähnte Fall dürfte ſchon deshalb zu den ſeltenen gehören, weil dem Beſchuldigten in der Regel die Exiſtenz von Gerichtszeugen ganz unbekannt iſt und weil, wenn er dieſe Einrichtung kennt, er ſich wohl hüten wird, durch den Wunſch nach Beiziehung von Controlperſonen dem ihn vernehmenden Unterſuchungsrichter ſein Miſstrauen auszudrücken.

In der bisherigen Form iſt alſo das Inſtitut der Gerichtszeugen ein überflüſſiges Anhängſel, welches von der Strafproceſsordnung mehr als Zierat [illegible], als ein Juſtiz-Schauſtück für [illegible] Criminaliſten oder für fremde Leſer unſerer Strafproceſsordnung. Wir denken uns die praktiſche Anwendung dieſes Inſtitutes in der Weiſe, daſs die Gerichtszeugen jeder Hauptverhandlung über Verbrechen und Vergehen im Intereſſe des Angeklagten anwohnen ſollen, und daſs ihre Hauptaufgabe darin beſtehen ſoll, ſich aus dem Eindrucke der Verhandlung eine Anſicht darüber zu bilden, ob das vom Gerichtshofe ausgeſprochene Strafausmaß nicht zu hoch gegriffen ſei. Und dieſen Gerichtszeugen ſoll die Befugnis eingeräumt ſein, im Falle einer Betrachtung des Angeklagten wider das Strafausmaß ihre Meinung beizufügen, aber auch wenn eine Berufung nicht ergriffen würde und die Strafe nach ihrer Anſicht zu ſtreng ausfiel, ihre Aeußerung in Form eines Begnadigungsvorſchlages dem Juſtizminiſterium mitzutheilen.

Die Aufgaben der Zeitung erleidet nicht die geringſte Schwierigkeit, wenn auf Grund der [illegible] Verkürzung von Gerichtszeugen, wie ſolche im § 102 St. P. O. [illegible] ſind, und welche auf ſtrenge Gewiſſenhaftigkeit [illegible] ſind, von dieſen Controlperſonen zu hart erſcheinendes Urtheil gemäßigt wird. Auch die techniſche Schwierigkeit verſchwindet, wenn man bedenkt, daſs ſich an jedem Gerichtshofſitze eine genügende Anzahl von gebildeten und unabhängigen Perſonen findet, deren Muße es ihnen geſtattet, ſich zeitweilig den Pflichten eines ſolchen Ehrenamtes zu unterziehen und von welchen gleichzeitig vorausgeſetzt werden darf, daſs ſie die Strafmilderungsanträge nicht als Sport behandeln oder nur aus Wichtigthuerei ſtellen.

Beſſer als die erwähnten Auskunftsmittel wäre es natürlich, wenn das Geſetz den Richtern genauere Erkennungsmittel für das Strafausmaß an die Hand geben würde. Aber dieſe legislative Aufgabe iſt ſchwer, vielleicht ganz unmöglich, theils aus Gründen der beſonderen Eigenthümlichkeit eines jeden Falles, theils weil die Momente des richterlichen Ermeſſens, welche zur Beſtimmung des Strafausmaßes führen, denjenigen analog ſind, welche den Richter veranlaſſen, einen Indicienbeweis für genügend zu halten, einer nicht widerlegten Verantwortung des Angeklagten Glauben zu ſchenken oder nicht. So bleibt denn die Ermittelung einer entſprechenden Strafe eine ſtets offene Frage, ein Calcul mit einer nicht präciſierbaren Ludolf'ſchen Zahl, ein Problem, von welchem man ſagen muſs, daſs es von möglichſt vielen Augen und Herzen, von möglichſt verſchiedenen Seiten und Geſichtswinkeln aus betrachtet werden ſoll, weil nicht nur ein Irrthum in der Abſchätzung, ſondern auch ein Temperamentsfehler des Richters bei der Strafbemeſſung eine Rolle ſpielen kann.

Dr. Heinrich Lößl.

Die Gefahr als Lebensbildner.

Von Mathieu Schwann.

„Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht“, ſagt ein deutſcher Dichter. Allein den Dichtern iſt nicht immer zu trauen. Sie ſagen gar manches in allgemeiner Form, das nur im Einzelfalle richtig iſt und nur aus Einzelerkenntniſſen hervorgieng. Was iſt denn der Güter höchſtes wenn nicht das Leben? Gibt es denn ohne Leben ein höchſtes Gut? — Der Philiſter plappert ja ſo einen Dichterſpruch ruhig nach, er fühlt ſich gehoben, weil er irgendwo etwas von einer geheimen Wahrheit ahnt, aber ſein Handeln iſt und bleibt nach wie vor ſeiner Natur gemäß, der Philiſternatur, für die das Leben allerdings der Güter höchſtes iſt. Geht doch ſein Streben fortgeſetzt darauf hinaus, das Leben möglichſt gefahrlos zu machen. Sicherheit und Bequemlichkeit — das ſind ſeine Leitmotive. Und dem entſpricht ein anderer Leibſpruch: „Wer ſich in Gefahr begibt, kommt darin um“. Sieht er eine Kunſtreiterin die verwegenſten Sprünge auf ihrem Pferde ausführen, macht ein Seiltänzer hoch, hoch über ſeinem Kopfe die tollſten Sachen, ſo kommt wieder ſo ein Spruch: „Der oder die bricht doch noch einmal den Hals“. Doch noch einmal: Darin liegt eine hartnäckige Rechthaberei. Woher ſtammt dieſe Weisheit? Aus ſeiner Zeitung, die ihm mittheilte, daſs eine vorzügliche Kunſtreiterin kürzlich vom Pferde geſtürzt ſei und das Genick gebrochen habe. Der Philiſter iſt ein Stück idealiſtiſcher Dichter: er verallgemeinert den einzelnen Fall. Deshalb bezahlt der Philiſter aber doch Vorſtellungen, bei denen andere ſich in Gefahr begeben. Andere — ſelbſtverſtändlich. Und paſſiert da einmal ein Unglück, ſo entrüſtet er ſich, daſs ſo etwas überhaupt erlaubt iſt. Ja, warum unterſtützt er denn durch Bezahlung „ſolch unerlaubtes“ Spiel mit dem Menſchenleben? Es würde ja keinem einfallen, auf dem Seil zu tanzen, wenn die Zuſchauerplätze leer und die Caſſe ungefüllt blieben. „Wer ſein Leben frevention aufs Spiel ſetzt …“, ſo beginnt eine andere Redewendung. Und darin liegt eine Art von Begründung der Philiſterwahrheit. Frevent lich! Das iſt's. Doch ein moraliſches Urtheil iſt meiſt auch ein ſehr ſubjectives Urtheil. Denn von Frevel kann doch nur da die Rede ſein, wo einer über ſein Können und ſeine Kraft hinaus Wagſtück unternimmt. Und auch daran iſt meiſt der biedere Philiſter ſchuld. Denn er klatſcht Beifall, Beifall ſolange, bis die Tollwuth den Artiſten ergreift und er etwas wagt, was er nicht mehr kann. Wo aber bewuſste Kraft und bewuſstes Können den Ausſchlag geben für das, was unternommen wird, da hört der Frevel auf. Die Roheit iſt's, die hier urtheilt, die Beifall klatſcht im Falle des Gelingens und die ſich entrüſtet im Falle des Miſslingens. Und dieſe Roheit klatſcht immer wieder Beifall und entrüſtet ſich immer wieder von neuem. Hat ein einzelner das Wagſtück einer bisher für unmöglich gehaltenen Bergbeſteigung glücklich durchgeführt, ſo erſchallt ſein Ruhm durch alle Zeitungen, ſtürzt ein anderer ab, ſo kommen immer wieder dieſelben Entrüſtungen, und keinem dieſer Kraftloſen fällt es ein, einmal den Punkt ins Auge zu faſſen, daſs eine vorhandene Kraft einfach geübt und bethätigt ſein will. Denn nur durch Bethätigung wird man ſich ſeiner Kraft bewuſst.

„Wenn der Elephant wüſste, welche Kraft er hat, er würde ſich von einem Menſchlein nicht ſo malträtieren laſſen“. — „Wenn das Volk ſich ſeiner Kraft bewuſst wäre, es würde ſeine Zwingherren zum Teufel jagen.“ — Das ſind ſo Redewendungen, wie man ſie nicht ſelten hören kann. Ein Stück Wahrheit liegt darin, denn das Bewuſstſein ſeiner Kraft und ſeines Könnens gibt dem Menſchen erſt die Vollendung. Ein äſthetiſches und ethiſches Moment liegt hier im Keim verborgen. Denn unbewuſste Kraft iſt Roheit, „Naturgewalt“. Noch nicht Menſchthum. Das Bewuſstſein ſtempelt den Menſchen zum Menſchen. Das aber iſt die negative Seite der [illegible]

Digitized by Google

Leben: mit der Entfernung der Gefahr verlieren wir das Bewuſstſein unſerer Kraft. Jemehr wir das tägliche Leben der Gefahr entkleiden und entwöhnen, umſomehr ſchläft das Bewuſstſein unſerer Fähigkeiten ein, und mit dem Bewuſstſein die Zuverſicht, das Vertrauen auf unſere Fähigkeiten. In der Gefahrentfernung liegt nichts Poſitives, ſie entſtammt der Defenſive, ſie iſt eine negative That. Uebten wir unſere Kräfte poſitiv, fühlten wir ſie, ſo würde das Einſchlafen unſeres Bewuſstſeins nicht ſtattfinden. Und kommt es dann zu Ausnahmsfällen, wie einem Kriege z. B., ſo erwachen plötzlich zum Erſtaunen aller ungeahnte Kräfte. Die Pfaffennaturen aller Branchen gerathen in Begeiſterung und preiſen den Krieg als den großen Aufrüttler aller Tugenden, aller männlichen Tüchtigkeit. Der Krieg, eines der furchtbarſten aller Menſchenübel, wird als Wohlthat vergöttert. So ſind ſie, dieſe Pfaffennaturen. Sie, die im täglichen Leben nichts ängſtlicher fürchten, als das Bewuſstſein des einzelnen, das Bewuſstwerden der Maſſen, die alles daranſetzen, „quieta non movere" — ſie jubeln nun plötzlich über das Aufbrechen der ſchlaftrunkenen Augen, über das Erwachen von einem Schlummer, den ſie ſelbſt mit allen Mitteln der geiſtigen und leiblichen Narkoſe im Dauerzuſtande zu erhalten nicht müde wurden. Und doch wiſſen Eingeweihte, daſs es in jedem Falle einer weit größeren Tüchtigkeit und Energie bedarf, einen drohenden Krieg zu verhüten, als ihn zu ſchlagen.

Aber der Krieg iſt gar keine Wohlthat. Er iſt und bleibt ein grauſiges, furchtbares Uebel. Was hier wohlthätig und aufrüttelnd wirkt, iſt einzig und allein die hereingebrochene große Gefahr, die plötzlich alle bedroht, die allen auf einmal offenbar wird. Die Gefahr iſt die kraftweckende, aufrüttelnde Macht, und darum iſt die Gefahrentwöhnung ein Philiſterwerk. Das Menſchenleben iſt nun einmal ſo, daſs es der Gefahr bedarf zu ſeiner eigenen höchſten Kraftentfaltung und Kraftleiſtung. Gäbe es keine Stürme, der Eichbaum würde niemals ſeine ſtarken Wurzeln in ſolche Breite und Tiefe treiben wie er es thut, er würde ein kraftloſes trauriges Gewächs bleiben. Alle großen Entdeckungen entſtammen im letzten Grunde der Noth, der Gefahr. Zur Entdeckung der Dampfkraft kann ein Zufall führen. Was aber dieſe Entdeckung in dieſer oder jener Weiſe zu verwerten lehrt, entweder zur Vervielfältigung der Producte oder zur raſcheren Fortbewegung u. ſ. w., das iſt die Noth, die Gefahr, die dem Leben der Menſchen droht. Von Gefahren iſt das Leben aller wie des einzelnen umſtellt, und gegen dieſe Gefahren gibt es keine andere Sicherheit, als Kräfteregung und Kräfteübung. Wer eine andere quietiſtiſche Sicherheit anſtrebt, iſt auf falſchem Wege. Denn das Leben zu verlieren, iſt die höchſte Gefahr, und in der Ruhe, in der Sicherheit verlieren wir das Bewuſstſein unſerer Kraft. Einſchlafen des Bewuſstſeins aber iſt Entmenſchlichung, es iſt gleichbedeutend mit Einſchlafen der Kraft ſelbſt. Der Menſch vegetiert — er lebt nicht mehr. So kommt es, daſs nun der Quietismus, die Sicherheit ſelbſt zur Gefahr wird, daſs ſie als die Gefahr empfunden wird, die uns unſerer Kräfte beraubt, die uns entmenſchlicht, die unſer Bewuſstſein von uns ſelbſt einſchlafen läſst. Dieſen Zuſtand erträgt nur der Philiſter, dieſer „hohle Darm, von Furcht und Hoffnung angefüllt", der nicht mehr wagt, der Gefahr ins Auge zu ſehen, der ſich fürchtet vor dem Leben, der zum Feigling wurde und ſich der Hoffnung hingibt, irgend eine gütige Vorſehung werde ihm ſchon die Möglichkeit bieten, der Gefahr zu entſchlüpfen. Dieſen Zuſtand der Entmenſchlichung aber erträgt keine ſtarkere Menſchennatur, ſondern, vom gewöhnlichen Leben eingeſchränkt, bricht ſie auf, die Gefahr zu ſuchen. Ja, ſelbſt den Philiſter treibt es unwillkürlich, trotz aller moraliſchen Gegenreden, in Schauſtellungen, wo mit der Gefahr geſpielt wird, denn die Reizloſigkeit des Lebens überfiel auch ihn mit der Gefahrentwöhnung. Die Langeweile packte ihn an. Er muſs etwas haben, was ihn anregt, aufregt, und ſo geht er hin, wo ihm dieſe An- und Aufregungen geboten werden. Ja, Unmenſch, verrohter Menſch, wie er nun einmal iſt, verlangt er ſtets nach ſtärkeren Aufregungen, wenn er dieſem Verlangen auch ſein Sprüchlein anhängt: „Aber, bitte, bloß zum Spaſs!" Die Welt iſt ja überhaupt bloß zum Spaſs des Philiſters da; er fühlt ſich als Gott, dem andere ihre Sprünge vorzumachen haben, und ſeinem Gottbewuſstſein genügt darum bald nicht mehr, was er einmal ſah. Er will höhere Leiſtungen ſehen, und ſo treibt ſein Verlangen die Menſchen zu „höheren Leiſtungen", zu Verwegenheiten aller Art, für deren Gelingen der Philiſter ſelbſtverſtändlich keine Garantien übernimmt, denn das wäre Ernſt, und wo es ernſt wird, vergeht dem Philiſter der Spaſs; ſondern auf eigene Rechnung und Gefahr läſst er die Menſchen da vor ſeiner Naſe herumgaukeln und begnügt ſich mit der Wiederholung ſeines Kraftſpruches: „Der bricht ſich noch einmal den Hals!"

[illegible] ſo hat's der Philiſter ja gleich [illegible] denn der Philiſter iſt allwiſſend.

[illegible]

Theilnahme widmete. — „Ach, ja, ich hab' die Oelmalerei recht gern"! — hörte ich geſtern eine Dame vor einem Kunſtladen ſagen. Ich muſste lachen, laut lachen über dieſe naive Unverfrorenheit, die ſich da ausſprach, lachen, trotzdem die den Bildern angehefteten Preiſe mich auf den erſten Blick belehrten, daſs nur die härteſte Noth den Künſtler zur Fixierung ſolcher Preiſe für Bilder, die mit der dreifachen Summe nicht bezahlt waren, gezwungen hatte. Hat ein ſolches Geſchöpf wohl eine Ahnung von den Kämpfen, von den getäuſchten Erwartungen und Hoffnungen, von den Leiden der Künſtler, deren Bilder ſie da vor ſich ſah? Recht gern hat ſie die Oelmalerei, dieſe trübſelige Philiſterin. Und wie empören ſie ſich, wie fährt ihre gekränkte Unſchuld auf, nimmt man ſie einmal bei der Hand und führt ſie hinter die Couliſſen, ſagt man ihnen: Bitte, ſehen Sie einmal gefälligſt her, damit Sie einen Begriff von den Kämpfen und Mühſeligkeiten bekommen, die da im Verborgenen erduldet werden, von den Kräften, die da nach Entfaltung ringen. Die Literatur und Kunſt der jüngſten Zeit wagte es, das Elend hinter den Couliſſen zu enthüllen. Sie that es mit unerſchrockenem Muthe, mit aller Leidenſchaftlichkeit, zu der eine gerechte Sache einen edlen empfindenden Menſchen zwingt. Aber wie wurde dieſe Literatur und Kunſt, die den Menſchen unſerer tief verſchlafenen Zeit den Spiegel vorhielt, empfangen! Mit welchem Unflat, mit welcher Roheit bewarf ſie der Philiſter, deſſen Ruhe ſo plötzlich geſtört wurde! Er will ja nicht ſehen. Er will ja keine Ahnung haben. Er will nur Beifall klatſchen oder ſich entrüſten. Er will die Gefahr, den Kampf, das Elend — alles das will er nicht ſehen, denn es würde ihn zum Handeln verpflichten. Er müſste ja aufwachen von ſeinem Traum, den ihm das ſchöne Spiel vor den Couliſſen erweckt. Und das will er nicht, das kann er nicht. Woher ſollte er denn plötzlich die Kraft zum Handeln nehmen, zur Bekämpfung der Gefahr, zum Niederringen des Elends? Nein, nein, das iſt zu unbequem, und einſtweilen — einſtweilen ſind wir ja noch ſicher. Darum zurück mit der Gefahr, zurück mit dem Elend, hinter die Couliſſen, wohin es gehört!

Ja, ja, die Stärke iſt ja etwas Schönes — zum Anſchauen. Aber nur hinter dem Gitter, um Gottes und aller Heiligen willen nicht in der Freiheit! Wozu brauchen wir noch Kraft? Wozu körperliche, wozu geiſtige Stärke? Das Leben iſt ja ſo ſchön, und außerdem iſt alles in beſter Ordnung. Alſo hinter das Gitter mit der Stärke! Nur zu gefahrloſen Vorſtellungen iſt ſie recht. Da regt ſie ſo angenehm auf. Dort die Gefahr hinter dem Gitter und wir hier in voller Sicherheit! Es erweckt ſo ein angenehmes Gruſeln, zu denken: wenn ſie doch einmal hervorbräche, die Kraft, die Stärke, hervor hinter dem Gitter ... Aber nein, nein, es iſt ja nicht möglich. Die Eiſenſtäbe halten ſchon noch aus.

Die geiſtige Stärke! Wer verſteht ſie? — Nur der Selbſtſtarke! Wer begreift ſie? Nur der Muthige! Heimliche Furcht und Angſt durchzittert den Schwachen, und er ruft und ſchilt ſolange, bis ſeine Polizei auch den geiſtig Starken einſperrt. O, der Philiſter mit ſeiner Freiheit, mit ſeinem Liberalismus! Blaſiert iſt ſein Liberalismus und feige vor wahrer, ſtarker Freiheit, vor echter, ernſter Kraft. Denn Kraft und Stärke gehört zur Freiheit, nicht nur wenn man ſie haben, ſondern auch, wenn man ſie an andern ertragen will.

In Zeiten roher Cultur galt ſtets die körperliche Stärke und Kraft als das Erſtrebenswerte, in Zeiten einer feineren Cultur aber war es die geiſtige Stärke, die Bildung. Bildung — du herrliches — du ſchamlos entwertetes Wort! Seht ſie euch an, dieſe Bildung des gebildeten Pöbels, und ihr werdet die Kraft erkennen, die ſie ſchuf! Wahrhafte Geiſtesſtärke, wahrhafte geiſtige Kraft iſt mit dieſer Philiſterbildung unverträglich. Erträgt doch das Schwache und Verkommene die Kraft und Geſundheit nicht mehr, ſondern all ſein Streben iſt, das Starke zu tödten, das Geſunde zu entkräften, es krank zu machen, zu [illegible]. Nur hinter dem Gitter iſt auch geiſtige Stärke annehmbar. Da duldet man ſie. Wenn die Geſellſchaft der Schwachen den geiſtig Starken in ihre Gewalt bekommt, wenn ſie ihn zum Profeſſor oder Miniſter gemacht, ſo ſteigt vor unſeren Augen das Eiſengitter empor. Den Bann aber allem, was zur freieren Höhe emporſtrebt, zu einer Höhe, welche die Philiſternormalhöhe überſteigen möchte! Und ſo ſchleichen die Starken dahin und würgen an ihrem Leben. Tag für Tag, Stunde für Stunde werden ſie gefoltert von der Qual, ihre Höhe, ihr Leben zu gewinnen und Tag für Tag und Stunde für Stunde [illegible] den entrüſteten Schrei der Philiſter: Unmöglich! Der Platz iſt umſtellt, die Höhe verhangen: der Lebens[illegible] zu die Seelen der Starken, ſie begreifen, wenn auch in anderem Sinne, als es der Philiſter begriffen haben will, daſs das Leben [illegible] man ihnen bietet, wahrlich nicht der [illegible], ſie [illegible] es, weil ſie eine andere Lebensſehnſucht, [illegible] als die der Philiſter, der Quietiſten, der [illegible] vollends Entkräftete wird [illegible] Qual wurde. Aber dem, dem noch ein [illegible] glaubt, man als Retterin vom Lebens [illegible] es, damit zu ſpielen, denn was liegt [illegible] liegt dem Bekämpfenden daran, ob er [illegible] gegen den Hunger zugrunde geht? Be[illegible], wenn ihr könnt, denn ſie bietet [illegible] denn ihr verlanget. Euere Be-

Digitized by Google

rufung auf die Gewalt nützt euch auf die Dauer nichts, denn wer mir mein Leben mit Gewalt vorenthält, von dem fordere ich es mit Gewalt heraus. Das iſt dem Philiſter nichts Neues, denn er hat ja für alles ſeinen Spruch, nur verſteht er meiſt ſeine eigenen Sprüche nicht. „Wer zum Schwert greift, ſoll durch das Schwert umkommen!“ — heißt der hier paſſende Spruch. Er will nur begriffen ſein.

Ordnung, Sicherheit, Gefahrentwöhnung — hier ward ſie vor unſeren Augen ſelbſt zur Gefahr. Denn überlebte Ordnung erzeugt Unordnung, wie überlebtes Leben Verweſung, Verpeſtung, Seuchen, wenn man es nicht beſtatten, ſondern künſtlich erhalten will. Aber noch immer ſtecken die meiſten Menſchen den Kopf in den Sand und wagen es nicht, der Gefahr entgegenzuſehen. Eine gütige Vorſehung — die Polizei — die Eiſenſtäbe — ſie werden die Gefahren ablenken, ja, der Lebensüberdruſs der Gefährlichen wird uns von ihnen befreien, denn: „Gott verläſst die Seinen nicht.“ Man rechnet heute in der Politik mit dem Lebensüberdruſs der Starken, man rechnet mit denen, die „den Staub von den Pantoffeln ſchütteln.“ Aber man wird einmal erkennen, daſs man ſich verrechnete.

„Der Lebensüberdrüſſige möge einmal eine ernſtere Bergtour unternehmen, zuerſt durch die ſanfte, verſöhnende Thaleinſamkeit wandern, dann die erhabenen Schauer der wilden Hochwelt in ſich erzittern laſſen und jetzt ſoll er die eigentlich gefährliche Bahn betreten. Er wird ſtaunend an ſich erfahren, wie die Luſt zu leben mit der Wucht des Sturmwindes ihn erfaſst, wie er kämpft und ſich wehrt und immer neue Reſerven ſeiner Leibes- und Seelenkräfte mobiliſiert, um nur nicht zu ſterben“. Eine ernſtere Bergtour hat dieſen belebenden und ſtärkenden Einfluſs, ſagt Profeſſor Guido Eugen Lammer in ſeiner vortrefflichen Arbeit über den „Bergſport“ (Vgl. „Die Zeit“ Nr. 94 und 95), aber es iſt nicht nur der Bergſport im eigentlichen Sinne allein, der ſolche Wirkung in dem Lebensüberdrüſſigen erzeugt, ſondern jede ernſte Gefahr rüttelt den einzelnen, der endlich ſoweit kam, gleichgiltiger gegen die Gefahr zu ſein, ebenſo auf und macht alle, auch die letzten Geiſtes- und Körperkräfte mobil. Und wer einmal dahinter kam, daſs das Leben ſelbſt die Gefahr iſt, die jeder zu überwinden hat, der wird auch nicht zögern, in dieſem Kampfe des Lebens mit dem Leben an jeden hohen Erfolg das Leben ſelbſt zu ſetzen und ſich im Kampfe jenes Hochgefühl des Helden wieder zu erringen, auf welches der Menſch, will er Menſch ſein und ſich als Menſch fühlen, nun einmal nicht verzichten kann. Ich meine das ſo: Gieng ein Menſch ſeinen Lebensweg ehrlich fort, arbeitete er ſoviel er konnte und erkennt er zuletzt doch, daſs alle treue Arbeit, alle Rückſichtnahme ihn nicht förderte, ſondern die Gefahr naht, daſs er ſich ganz und nutzlos erſchöpft, ſo wird er mit offenen Augen vor dieſe Gefahr geſtellt oder aber vor die andere, endlich einmal durch entſchiedenere Berückſichtigung ſeiner Natur vielleicht doch noch zu Licht und freier Bewegung durchzudringen, den letzten Weg wählen, auch auf die große Gefahr hin, daſs alle ihm entgegentreten; er wird ſagen, lieber in dieſem einen Kampfe unterliegen, als ſein Leben als Almoſen aus der Hand karger Miſsgunſt zu friſten; lieber einen Augenblick, eine Stunde Menſch ſein und ſich als Menſch fühlen, als ein langes Leben als ketteuſchleppendes Thier zu verbringen, das ſchließlich am Wegrande verreckt. Die Philiſtermoral reicht in dieſem Falle nicht mehr aus, wie ſie niemals ausreicht, wo das Leben zum Problem wurde.

Da redet man, um ein möglichſt craſſes Beiſpiel zu wählen, von der Gewinnſucht der Börſenmänner. Ein moraliſches Urtheil nach dem anderen wird gegen ſie losgelaſſen, aber niemals fragt man danach, ob nicht auch noch andere, vielleicht verborgene und unbewuſste, aber darum nicht weniger ſtarke Triebe hier zugrunde liegen. Auch hier gibt es Wagniſſe, welche die letzten Kräfte der Speculation und Combination entfeſſeln, auch hier gelangt man zu Fern- und Umſichten, die beſtimmend wirken auf das augenblickliche Handeln des Speculanten. Und wer einmal erkannt hat, daſs Wagen ein Stück Menſchennatur iſt, daſs es eben nicht jedermanns Sache iſt, ſich lediglich mit einem glatten und ſicheren Geſchäfte zufrieden zu geben, der wird auch die Verwegenheiten begreifen, die da nur zu oft zutage treten. Ein Unterſchied, ſagt man, iſt denn doch vorhanden: Der Mann des Bergſportes ſetzt ſein eigenes Leben an einen Kampf und Erfolg, der niemanden ſonſt ſchädigt. Was er bekämpft, ſind die Kräfte der Natur. Der Börſenſpeculant dagegen wirtſchaftet mit fremdem Gut, er engagiert fremde Kräfte zu eigenem Gewinn. Verliert er, ſo trifft der Schaden direct diejenigen, mit deren Gut er ſchaltete; gewinnt er, ſo haben die den Schaden davon, gegen welche er operierte. Ganz recht. Allein ſo ganz decken auch hier die moraliſchen Urtheile den Fall nicht. Denn in einer ökonomiſchen Ordnung, die auf den Profit zugeſchnitten iſt und in der es ſich zunächſt keineswegs darum handelt, eine beſte Vertheilung der Producte zu erſinnen, zu calculieren, zu bewirken, da heißt es eben, ſich durchſetzen, kämpfen gegen alle, die mich von meinem Profit abſchließen wollen. Und genau ſo, wie der letzte Krämer nach ſeinem Profitchen geht und gehen muſs, genau ſo geht der andere mit größeren Aufwendungen, mit größerer Kraft an die Verfolgung ſeines Profites. Ich nehme einen einzelnen Fall heraus: Rothſchild. So und ſo oft kann man ja entrüſtete und verwerfende Urtheile hören über die Kunſt dieſes Mannes, mit der er die Zeitverhältniſſe und die Unkenntnis anderer für ſich auszubeuten verſtand. Allein unter dem Mantel dieſer moraliſchen Urtheile ſchaut ſtets der Pferdefuß heraus. Trotz äußerer Entrüſtungsphraſe iſt es doch ein verborgener Reſpect, der da zum Vorſchein kommt. Und der Reſpect hat ſeine volle Berechtigung, genau ſo wie etwa der Reſpect vor den Thaten eines Napoleon. Denn die Achtung gilt der wunderbaren Combinationskraft, der Geiſtesgegenwart, der Schlauheit und Liſt, der Pſychologie des Mannes. Einmal in den Kampf mit den umgebenden Verhältniſſen geſtellt, entfalteten ſich die Kräfte dieſes Mannes und drangen ſiegreich durch. Es war eine Mobilmachung aller Fähigkeiten zu einem Ziel, zu dem Ziel, die Höhe zu erreichen, ſich durchzuſetzen.

Börſenſport iſt darum für den Zeitpſychologen nichts anderes als eine Abart des Sportgeiſtes der Gegenwart. Der Sportgeiſt entſtammt dem Verlangen, ſeine Kräfte in irgendeiner Weiſe ausgiebiger zu bethätigen, als es die bequeme Philiſtergewohnheit — Gewohnheit iſt Geſetz — von heute zuläſst. Denn jede Ordnung, welche nicht auf Freiheit gegründet iſt, nicht auf die ſogenannte abſolute Freiheit, ſondern auf die Freiheit von etwas, von Schrecken, die uns auf Schritt und Tritt hemmen, jede derartige auf alte Gewohnheit gegründete Ordnung legt eine ganze Unmaſſe von jungen Menſchenkräften brach und dieſe ſuchen ſich nun naturgemäß ein neues Feld der Bethätigung. Hier treten wir der Oekonomie der Natur gegenüber. Die von ihr erzeugten Weſen verkörpern jedes für ſich eine Summe von Lebensenergie, d. h. eine Summe von Anlagen, die zur Entfaltung drängen. Sind nun die Verhältniſſe ſo geordnet, daſs ein großer Theil dieſer Energien zugrunde gehen müſste, ſo treibt die Noth die Kräftigen von ſelbſt in die Höhe. Es müſſen neue Ausſichten und Einſichten gewonnen werden, und für den Unterrichteten iſt es gar keine Frage, daſs wir z. B. die finanziellen Einſichten und ökonomiſchen Ausſichten, welche wir heute errungen haben, nicht beſäßen ohne die Börſe, ohne den Börſenſport. Mit moraliſchen Entrüſtungen und Verurtheilungen iſt da nicht viel zu machen. Es gilt einfach, neue Kräfte zu entwickeln, welche imſtande ſind, ein Ueberwuchern dieſer Inſtitution hintanzuhalten, oder dieſelbe, falls ſie bereits in das Stadium der Verweſung eingetreten wäre, zu beſtatten. Mag man immerhin dieſen Sport, wie vielleicht manchen andern, moraliſch verurtheilen, jedes derartige Urtheil beſtätigt nur die allgemeine Lebensnoth, in die wir gerathen ſind, eine Lebensnoth, die ſo und ſo vielen Tauſenden von Menſchen die Möglichkeit entzieht, ſich auszuleben. Wir ſehen aus dieſen Nothbehelfen nur, daſs mit der Zurückſchiebung der Gefahren vom Leben der einzelnen die Gefahren nicht beſeitigt wurden, ſondern ſich zu einer Geſammtgefahr zuſammenballten. Dieſe aber kann nur wieder durch größere Wagniſſe und Verwegenheiten einzelner allen ſichtbar gemacht werden, und ſo wird es ſchließlich doch die Aufgabe aller bleiben, die Gefahr durch vereinte Kraft zu beſeitigen.

Der Börſenwelt verdanken wir die koloſſale Entwicklung der Speculations- und Combinationskräfte auf ökonomiſchem Gebiete; die Fähigkeit der Diſpoſition wurde hier geübt und geſtärkt wie nie zuvor. Die an die Culturwelt herangetretene Gefahr, ihren Lebensunterhalt nicht mehr voll auf eigenem Gebiete aufbringen zu können, trieb die Speculation in die entfernteſten Erdwinkel und machte mobil, was nur mobil zu machen war. Verſchließt ſich heute ein Land der Einfuhr induſtrieller Erzeugniſſe, weil es im Austauſch ſeiner Rohproducte allmählich ſelbſt dahinter kam, ſeine Induſtrie zu entwickeln, ſo wendet ſich die Speculation ſofort auf ein anderes Land, oder aber ein neues Gebiet induſtrieller Erzeugniſſe wird in Angriff genommen. Erkennende Geiſter ſehen das Ende auch dieſer Transactionen nahen. Sie weiſen auf die neue Gefahr hin, die aus jener Thatſache unfehlbar entſtehen muſs und entſtehen wird, daſs einmal die letzten zugangsfähigen Länder der Erde einen beſtimmten induſtriellen Culturgrad, der heute von den Culturnationen errungen wurde, erreicht haben. Was dann? Dann hört die Exportmöglichkeit auf. Die Möglichkeit, Nahrungsmittel gegen Induſtrieerzeugniſſe einzutauſchen, hört damit auch auf. Sollen die Nationen nun verhungern? Für den Lucus der Gourmands, für dieſe Art Sport entwickelte ſich heute ſchon eine neue Bodenbebauung, die mit allen Arten künſtlicher Nachhilfe dem Boden nicht nur ungeheuer größere Erträge abzulocken verſteht, ſondern auch die Einflüſſe eines widrigen Klimas bis aufs äußerſte zu beſchränken wuſste. So werden Fähigkeiten im Sportweſen errungen, die dann ſpäter zur Beſeitigung eines allgemeinen Uebels verwertet werden. Alſo der Rückſchlag kommt auch in den Exporthandel. Und dieſer Rückſchlag wird ſtets der gleiche ſein, wie er es immer und von jeher war. Sind die Grenzen einer äußeren Ausdehnungsfähigkeit erreicht, hat die Kraft eines oder mehrerer Völker die Schranke der eigenen äußeren Wachsthumsenergie berührt, iſt eine Eroberung nach außen nicht mehr möglich, ſo wird die Noth zu neuen Eroberungen nach innen treiben, d. h. ſtatt der äußeren Kraftbethätigung wird eine innere, eine geiſtige einſetzen, die im letzten Sinne allein culturellen Lebensgebiete werden wieder energiſcher in Angriff genommen, und aus dem Sportweſen, wie wir es heute ſelbſt auf künſtleriſchem, literariſchem, wiſſenſchaftlichem Gebiete in Entwicklung begriffen ſehen, wird ſich die Welt echter Menſchenkunſt erheben, die ſich heute ſchon leiſe in vereinzelten höchſten Kunſtleiſtungen anzukündigen beginnt. Dann wird wieder einmal allgemeiner geſchätzt werden, was heute noch, da die Sinne der Menſchen ſo ſehr auf die äußeren Lebensfactoren gerichtet ſind, nur von einzelnen geſchätzt wird und nur von einzelnen im ſchmerzlichſten Kampfe geboren werden kann.

Digitized by Google

Die Bewegung einer Welle kommt nicht eher zum Stillſtand, ſie geht in immer ſchwächer werdenden, aber ſtets ſich erweiternden Kreiſen fort, bis ſie das letzte Ufer erreicht hat. Hier bricht ſich die Welle und flutet zurück. Und ſo wiſſen wir auch, daſs, wenn kein plötzlicher Sturm ſich erhebt, der die Wellen vom Ufer weg den aus der Seemitte heranrollenden Wogen entgegentreibt und ſie dort zum Kampfe und Ausgleich zwingt, die Welle der heutigen ökonomiſchen Bewegung fortwogen wird, bis ſie den harten Strand einer Unmöglichkeit erreicht hat, daſs in dieſer Wellenbewegung trotz der ökonomiſchen Einſichten, welche wir heute ſchon haben, keine Aenderung hervortreten wird, bevor ſie nicht die letzten Möglichkeiten fortzuwogen erſchöpfte. Aber dieſes Ende naht. Es wird ſichtbar und wer die Augen öffnet, ſieht die Grenze.

Frankfurt a. M.

(Schluſs folgt.)

Wert und Bedeutung der Schauſpielkunſt.

Von Carl Heine.*)

I.

Lange Zeit hat man uns vom Theater geſprochen, neuerdings redet man wieder von der Schauſpielkunſt und ſtreitet wie zu den Zeiten der naturaliſtiſchen Gottſched-Mylius'ſchen Periode darüber, ob „die Schauſpielkunſt eine freye Kunſt ſey?" Der Unbefangene verſteht den Streit nicht; ihm ſcheint Theater und Schauſpielkunſt ein und dasſelbe, und wenn nur gut Theater geſpielt wird, ſo iſt ihm die theoretiſche Bewertung der Schauſpielkunſt ungemein gleichgiltig. Aber auch der „durch Sachkenntnis Getrübte", ſteht ungefähr auf demſelben Standpunkt; ob man die Sache Theater oder Schauſpielkunſt nennt, kommt auf dasſelbe hinaus, da Theateraufführungen die Werke der Schauſpielkunſt ſind, und da man bei dem ganzen Streit nicht weiß, von was für einer Schauſpielkunſt denn die Rede iſt, von der am Burgtheater, von der in Leitmeritz, von der von heute oder von der von geſtern? Die Kunſt der Bühne iſt doch kein anorganiſches Weſen, das ſich unveränderlich gleich bleibt, ſondern ein Culturproduct, das aus vielen Factoren beſteht. Alle dieſe Factoren haben Leben, ſie folgen den Geſetzen dieſes Lebens und verändern ſich, in ihrem innerſten Weſen ſowohl, wie in ihrem Verhältnis zueinander herrſcht ewiger Wechſel. Von dem Schwanken ihrer Geſetze, Grenzen, Rechte und Pflichten hängt der Wert und die Bedeutung der Schauſpielkunſt ab. Und wenn William Bloch kürzlich in der „Nordiska Förlag" mit äußerſt wunderlichen Beweisgründen gegen Leute geeifert hat, die den Wert der Schauſpielkunſt nicht hoch genug anſchlagen, und dabei auseinanderzuſetzen ſuchte, daſs die Kunſt des Theaters keine mechaniſche Technik ſei, ſo ſcheint er die Zeiten Goethes und ähnliche Tiefpunkte der Bühnenkunſt vergeſſen zu haben.

Auf hiſtoriſches Fundament kann man bekanntlich ſein Urtheil über den Wert der Schauſpielkunſt nicht aufbauen, weil ſich ihre Vergangenheit der hiſtoriſchen Forſchung entzieht. Zwar gibt es Theaterausſtellungen, Theaterarchive, Theaterſammlungen, die das hiſtoriſche Material bewahren, wie Muſeen, Gallerien und Bibliotheken die Werke der anderen Künſte, aber ſtatt der Werke der Schauſpielkunſt ſind dort Theater- und Schauſpielerabbildungen, Autographen, Goethes Regieſtuhl, Ifflands Schminktopf und ähnliche Raritäten aufgeſpeichert. Gedichte, Gemälde, Statuen und Bauten laſſen ſich der Nachwelt aufbewahren, die Werke der Schauſpielkunſt aber nicht, denn das ſind Reden, Geſten, Mienen und Bewegungen, denen jede Realität mangelt, die in demſelben Augenblick, in dem ſie hervorgebracht werden, auch für immer verſchwinden.

In ihren Werken kann man alſo die Schauſpielkunſt der Vergangenheit nicht ſtudieren. So ſieht man ſich auf Betrachtungen angewieſen, die Zeitgenoſſen über ſie angeſtellt und aufgeſchrieben haben. So bedeutſam und wichtig dieſes Material iſt, ſo reicht es für die äußere Theatergeſchichte aus, für die innere iſt es faſt wertlos. Das Weſentliche an Kunſtwerken, das Individuelle kann kein Bericht wiedergeben, wie es denn auch nicht möglich iſt, die zahlloſen Einzelheiten einer Aufführung bewuſst zu bemerken, das Bemerkte zu behalten, das Behaltene zu beſchreiben. Ueberdies ſind die meiſten dieſer Berichte in [illegible] enthalten, die [illegible] Jahre [illegible], ſo daſs zu allen übrigen Unzukömmlichkeiten auch noch die veränderte Empfindung der Zeit und die [illegible] Freude am Angeſchauten [illegible] Kaltblütigkeit [illegible].

Auf dieſe Weiſe kommt man alſo der Schauſpielkunſt nicht auf [illegible]. Man muſs einen anderen Weg gehen [illegible]

[illegible]

keitliche Erlaubnis. Der erſte Herr der Schauſpielkunſt, den wir entdecken, iſt alſo der Staat, die Polizei. Dieſer Herr ſchlägt den Wert des Theaters nicht hoch an, ihm iſt es ein bloßes Gewerbe.

Iſt dieſes ein Herr, der durch brutale Gewalt herrſcht, denn durch ſeine Schergen kann er mich hindern, die Schauſpielkunſt in Thätigkeit treten zu laſſen, ſo hat der zweite Herr ſeine Macht durch die capitaliſtiſche Geſellſchaftsordnung. Um nämlich den koſtſpieligen Apparat zuſammenzubekommen, der zu einer Aufführung gehört, brauche ich Geld oder deſſen Perſonification: einen Unternehmer. Für dieſe Geldperſonification iſt die Schauſpielkunſt ebenſowenig eine Kunſt, wie für den Staat, ihm iſt ſie ein Geſchäftsobject, meiſt ſogar ein ſchlechtes. Der dritte Herr des Theaters iſt das Publicum. Ich denke nicht an das Verhältnis, das die Schauſpielkunſt finanziell oder in ihrer Richtung vom Publicum abhängig macht, ich denke an etwas anderes, das im Weſen der Schauſpielkunſt ſelbſt begründet iſt.

Wenn ein Maler ein Bild vollendet hat, ſo iſt es ein für ſich beſtehendes Werk, das vorhanden iſt, auch wenn kein Menſch es beſieht. Mit einer Theateraufführung aber verhält es ſich anders. Die einzige Spur ihres Daſeins beſteht in der Wirkung, die ſie auf den Zuſchauer ausübt, in den Empfindungen, die ſie im Bewuſstſein des Zuſchauers auslöſt. Und wie das Publicum aus einer Reihe von Individualitäten beſteht, ſo ruft die Theatervorſtellung auch nicht bei allen die gleiche Empfindung, ſondern bei jedem eine andere hervor: da nun kein realer Prüfſtein vorhanden iſt, ſo iſt der Wert der Aufführung thatſächlich der, den das Individuum ihr in ſeinem Bewuſstſein zuertheilt. So iſt ein und dieſelbe Aufführung dem Premièrenpublicum von anderem Kunſtwert, als dem Abonnenten-, Roué-, Fach- oder Laienpublicum. Dadurch macht das Publicum ſich zum doppelten Herrn der Schauſpielkunſt, es hilft ihren Werken zur Exiſtenz und beſtimmt ihren Wert.

Wie von ihren Herren, ſo hängt die Schauſpielkunſt von ihren Dienern ab. Um eine Aufführung zuſtande zu bringen, müſſen ſich zahlreiche Künſtler mit zahlreichen Technikern verbinden. Wie bei jedem anderen Kunſtwerk macht die Individualität des Künſtlers neben ſeiner Technik den Wert des Werkes aus. Hier handelt es ſich nun um die Individualität eines Regiſſeurs, einer Anzahl von Darſtellern, des Theatermalers, des Theaterſchneiders, kurz aller, die am Werke mitarbeiten. Sie alle ſollen ihre Individualitäten für ihren Theil des Kunſtwerks einſetzen. Und doch iſt keiner von ihnen frei, wie es etwa der Maler vor ſeinem Bilde iſt, ſondern jeder muſs ſich nach dem andern ſtimmen, muſs ſeine Individualität ſo modeln, daſs die zahlreichen Einzelwerke, aus denen eine Aufführung beſteht, zu einem einheitlichen Kunſtwerke zuſammenfließen; er muſs ſeiner Individualität Feſſeln anlegen. Die Enge dieſer Feſſeln beſtimmt die allgemeine Kunſtrichtung der Zeit und mit ihr der Factor, von dem überhaupt jedes Schwanken der Bedeutung der Schauſpielkunſt abhängt: die dramatiſche Poeſie.

Das Verhältnis dieſer beiden Künſte zu einander wird dadurch gekennzeichnet, daſs die dramatiſche Poeſie ohne die Schauſpielkunſt exiſtieren kann, daſs aber die Schauſpielkunſt nicht ohne die dramatiſche Poeſie leben kann, weil es ihr einziger Zweck iſt, mit ihren Mitteln Dramen darzuſtellen, und weil durch dieſen Zweck das Drama die Vorausſetzung für die Schauſpielkunſt wird.

Die Schauſpielkunſt iſt alſo ganz und gar vom Drama abhängig.

Die Stärke dieſes Abhängigkeitsverhältniſſes iſt aber nicht immer die gleiche, ſie richtet ſich nach der Stärke des Dramas. Im Ausgang des 16., in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und in unſerer Zeit, in den Epochen, in denen das Drama ſeine Kraft im Suchen nach neuem Können und nach neuem Inhalt zerſplittert, wird es widerſtandsſchwach und räumt der Schauſpielkunſt eine gleichberechtigte Stellung ein. Die Bühnenkunſt tritt an die Seite des Dramas, ſie wird ſelbſtändig und zeugt gemeinſam mit dem Drama eine neue Kunſtart.

In den Epochen aber, in denen die dramatiſche Poeſie, in ſtraffer Disciplin zuſammengehalten, einen ſtetigen Curs fährt, gewinnt ſie die Kraft, die Schauſpielkunſt zu einer bloßen reproducierenden Technik herabzudrücken und ſie in völlige Sclaverei zu verſetzen, wie es das Volksdrama im Beginn des 16. Jahrhunderts, das claſſiſch franzöſiſche und das claſſiſch deutſche Drama im 17. und 18. Jahrhundert verſtand.

II.

Zwar [illegible] die Dichtkunſt aber auch die Grenzen zu Gunſten der Schauſpielkunſt [illegible] bleibt das Drama doch, weil es [illegible] der Kunſt der Bühne [illegible] wohl auskommen kann.

[illegible] nicht allgemein anerkannt. Im Gegentheil! [illegible] das Drama bedarf der Bühne, um zu ſeinem [illegible] und im Widerſpruch mit dieſem Satz [illegible] die von den Aufführungen ausgeſchloſſen [illegible]

[illegible] bedarf die dramatiſche Poeſie zu ihrer [illegible], dann muſs doch das dramatiſch [illegible] auch das dramatiſch Wirkſame des [illegible], die vom Theater ange- [illegible]

Digitized by Google

ſallen, dann kann das dramatiſch Wirkſame der Poeſie nicht auch zugleich das dramatiſch Wirkſame des Theaters ſein.

Das iſt ein Widerſpruch, deſſen Wurzeln in einer noch nicht genügend geprüften Vorausſetzung liegen.

Ich muſs zur Klärung der Verhältniſſe einmal ins claſſiſche Alterthum zurückgreifen, deſſen Dramen uns zeigen ſollen, wo der Irrthum liegt.

Zu ihrer Zeit waren ſie Repertoire- und Caſſenſtücke, heute ſind ſie Buchdramen. Sie, die einſt das Entzücken des griechiſchen Theaterpublicums waren, ſind jetzt nur noch das Entzücken eines kleinen Leſerkreiſes. Aber der beſitzt etwas, was dem Theaterpublicum der altclaſſiſchen Dramen ſelbſtverſtändlich geläufig war, was aber dem heutigen großen Publicum verloren ging: die volle Vertrautheit mit der Cultur, aus der dieſe Werke herauswuchſen. Dieſe Dramen ſind alſo von Theaterſtücken zu Buchdramen degradiert, weil das Publicum ſich geändert hat. Und würde man heute eine Bühne aufrichten, die der altclaſſiſchen entſpricht, und auf ihr in der altclaſſiſchen Technik ein altclaſſiſches Drama ſpielen, ſo würde beim Publicum die dramatiſche Wirkung ausbleiben. In der That iſt alſo den altclaſſiſchen Dramen unſer Theater verſchloſſen. Aber die dramatiſche Wirkung bleibt beim großen Publicum auch beim Leſen dieſer Dramen aus, während die, denen ihre Studien die altclaſſiſche Welt lebendig erhalten haben, bei einer Aufführung wie beim Leſen dieſelbe ſtarke dramatiſche Wirkung verſpüren.

Das theoretiſiere ich mir nicht etwa zuſammen, ſondern das ſind Thatſachen, die ſich deutlich bei den Aufführungen der „Antigone“ herausſtellten, die man 1841 und 1842 in Berlin, Dresden, Leipzig Mannheim und Karlsruhe unternommen hat.

An dem Beiſpiel der Antigone, des altclaſſiſchen Dramas überhaupt, ſieht man alſo, daſs ein und dasſelbe Drama zu verſchiedenen Zeiten verſchieden aufgefaſst wird, einmal als Theaterſtück, einmal als Leſedrama, ja daſs es zu einer und derſelben Zeit auf verſchiedene Menſchen verſchieden wirkt, auf die einen übt es beim Leſen, wie auf dem Theater dramatiſche Wirkſamkeit aus, auf die anderen weder beim Leſen noch auf dem Theater.

Gerade an dem Beiſpiel des altclaſſiſchen Dramas läſst ſich der Irrthum, auf dem der Glaube an ein Leſedrama beruht, mit Händen greifen.

Er beruht in einer *Verwechſelung der Urſachen*. Nicht in den *Dramen* liegen die Urſachen, ſondern im *Publicum*, nicht das Drama iſt zweitheilig, ſondern das Publicum, das ſich in unliterariſche Theatergänger und in literariſch Gebildete ſpaltet; denn ob es ſich um eine längſt vergangene, todte Cultur oder um die werdende des heutigen Tages handelt, iſt gleichgiltig: in beiden Fällen weiß das große Publicum nichts von ihr, und Kunſtwerke, die aus dieſen Culturen und Kunſtanſchauungen hervorgegangen ſind, verſagen bei ihm die Wirkung.

Das ſogenannte Theaterpublicum kennt nur aufgeführte Dramen, alſo nur einen kleinen Bruchtheil der geſammten dramatiſchen Literatur, das Leſepublicum weiß aber auch über die nicht aufgeführten Stücke Beſcheid. Dadurch ſteht das Theaterpublicum der Entwickelung der dramatiſchen Literatur unendlich viel ferner als das Leſepublicum.

Nun iſt aber der Begriff des dramatiſch Wirkſamen ebenſowenig feſtſtehend, wie die Begriffe des Schönen, Guten, Edlen, ſondern er befindet ſich in einer fortwährenden Entwickelung; dieſe Entwickelung macht zwar das geſammte Publicum mit, aber das Leſepublicum, das der Literatur naheſteht, macht dieſe Entwickelung unendlich viel ſchneller durch als das große Theaterpublicum, das ſich immer erſt zwanzig Jahre ſpäter zu einer neuen Kunſtanſchauung bekehren läſst, weil es weniger Zeit auf ſeine Kunſtentwickelung verwenden kann. Da nun das Theater unendlich viel enger mit dem Publicum als mit der Literatur verknüpft und wie jede complicierte öffentliche Einrichtung äußerſt conſervativ iſt, ſo eilt die Entwickelung der dramatiſchen Poeſie der Bücher der der Bühne ſtets voraus, und es entſteht eine Kluft zwiſchen dem Begriff des dramatiſch Wirkſamen auf der Bühne und dem Begriff des dramatiſch Wirkſamen in der Poeſie.

So laufen ſtets zwei verſchiedene Begriffe von demſelben Weſen nebeneinander, und das, was dem Leſepublicum dramatiſch wirkſam erſcheint, gilt dem Theater und ſeinem Publicum noch nicht dafür. Da man aber dieſe Theilung des Publicums nicht zu beachten pflegt, und da man glaubt, daſs es auf einmal nur *einen* Begriff des dramatiſch Wirkſamen geben könne, ſo nennt man die Dramen, die vorläufig erſt dem literariſch gebildeten und fortgeſchrittenen Publicum dramatiſch wirkſam erſcheinen, Buch- oder Leſedramen. Und ſie bleiben es ſolange, bis das Theater und das Publicum der Entwickelung der dramatiſchen Literatur nachgekommen ſind und die Buchdramen zu Bühnendramen erklären.

Dieſer Vorgang hat ſich noch bei allen neuen und bedeutenden Dichtungen und Richtungen zu allen Zeiten wiederholt und jedesmal denſelben Kampf und dasſelbe Erſtaunen hervorgerufen.

Ich kenne nur *eine* Art von Poeſien, denen das Theater dauernd verſchloſſen bleiben muſs, jene Pſeudo-Dramen, die lediglich ihrer lyriſchen oder epiſchen oder philoſophiſchen Vorzüge halber dem Leſer gefallen: das mögen noch ſo hohe poetiſche oder ethiſche Vorzüge ſein, das mögen noch ſo ſtrahlende poetiſche oder äſthetiſche Schönheiten ſein, es ſind doch auch für den Leſer nur allgemein *poetiſche* und nicht ſpeciell *dramatiſche* Wirkungen, die ſie erzielen können, und wenn dieſe Dichtungen auch das äußere Gewand eines Dramas beſitzen, ſo gehören ſie doch weder auf das Theater, noch überhaupt in das Bereich der *dramatiſchen* Poeſie.

Alle übrigen Dramen ſind ihrem Weſen nach aufführbar, ſobald das Theater und ſein Publicum auf derſelben Stufe ſtehen wie der Dichter und deſſen Leſepublicum.

Unſere Kunſtgewerbeſchule.

Die Schule des öſterreichiſchen Muſeums, unſere Kunſtgewerbeſchule, ſtellt ſeit dem 9. d. M. die Leiſtungen des letzten Schuljahres aus. Man ſieht wieder die gewohnten Arbeiten, ausgeführt mit gewohnter Präciſion, und in den Tagesblättern erhebt ſich der gewohnte Beifall. Und wirklich, wenn man in den ſoliden italieniſchen Räumen Ferſtels die Stilleben, Blumenſtücke, Acte, Heiligenbilder, Scenen à la Tadema, Porträts, Statuen, Reliefs, Holzſchnitte, Zeichnungen für Möbelpublicationen ꝛc. ꝛc. betrachtet, dann muſs ſich auch dem ſtrengſten Beobachter die Antwort aufdrängen: hier iſt viel geleiſtet worden.

Die Malerei, die Bildhauerei und die graphiſchen Künſte beſitzen an der Schule am Stubenring ſo eine Art Akademie zweiter Güte. Unſerer Kunſthochſchule am Schillerplatz wird Concurrenz gemacht, und wenn auch die Leiſtungen dieſer Anſtalt wegen der Kürze der Studienzeit nicht einzuholen ſind, ſo wird doch im edlen Wettſtreit manches erreicht. Am Schillerplatz kommt man dadurch raſcher zur Erkenntnis, daſs es doch nothwendig iſt, aus dem Stillſtand aufzuwachen, und am Stubenring erzeugt man Künſtler zweiten Ranges. Dagegen, glaubt man vielleicht, ſollte niemand etwas einzuwenden haben. Das iſt falſch. Denn es gibt etwas, auf deſſen Koſten dieſes Preislaufen ſtattfindet. Und das iſt das Gewerbe, das Handwerk.

Sagen wir es gerade heraus: durch ein ſolches Gebaren wird das Kunſtgewerbe direct betrogen. Die kleine Summe, die laut dem Budget für das Unterrichtsminiſterium dem kunſtgewerblichen Unterricht zugewieſen iſt, geht da ſeinem Zwecke vollſtändig verloren. Wir Oeſterreicher, die in dieſer Beziehung wegen der unzureichenden Mittel von kleinlichſter Sparſamkeit ſein ſollten, laſſen unſer Kunſthandwerk auf Koſten der „großen Kunſt“ hungern und darben.

Dieſes Unrecht wird ſchon ſeit Jahrzehnten begangen, ohne daſs ſich ein Anwalt für das betrogene Handwerk gefunden hätte. Für unſere Kunſtgewerbetreibenden iſt es ja ſchon lange kein Geheimnis mehr: die Kräfte, die aus *dieſer* Anſtalt hervorgehen, ſind für die Werkſtatt, für das Leben, für das Publicum unbrauchbar. Vollgepfropft mit falſchen Ideen, ohne Kenntnis des Materials, ohne Feingefühl für das Vornehme und Kommende, ohne Kenntnis der gegenwärtigen Strömungen helfen ſie entweder die große Zahl der kleinen Maler und Bildhauer vermehren oder holen dann im Auslande, wenn genügend Aſſimilationsfähigkeit vorhanden iſt, das Fehlende ihrer künſtleriſchen Erziehung nach. Dann ſind ſie aber für uns verloren. Wir ſelbſt können ſie nicht in die Schule nehmen, dazu fehlt uns die Kraft. Im Gegentheil: wir erwarten aus dieſer Anſtalt den Anſtoß, der uns ins Rollen bringen ſoll.

Denn wir ſind lange ſtillgeſtanden und ſtehen noch ſtill. Die ganze Welt iſt im Kunſtgewerblichen während des letzten Decenniums unter der Führung Englands muthig marſchiert. Die Diſtanz zwiſchen uns und den übrigen wird immer größer und größer, und es iſt höchſte Zeit, daſs wir den Anſchluſs nicht verpaſſen. Selbſt Deutſchland hat ſich im Laufſchritt hinterhergemacht und wird den ſieghaften Zug bald erreichen. Welch neues Leben im Auslande! Die Maler, die Bildhauer, die Architekten verlaſſen ihre bequemen Ateliers, hängen die „hohe Kunſt“ auf den Nagel und ſtellen ſich an den Ambos, an den Webſtuhl, an die Drehſcheibe, den Brennofen und die Hobelbank! Weg mit aller Zeichnerei, weg mit aller papierenen Kunſt! Nun gilt es dem Leben, den Gewohnheiten, der Bequemlichkeit, der Brauchbarkeit neue Formen und neue Linien abzugewinnen! Drauf und dran, Geſellen, die Kunſt iſt etwas, was überwunden werden muſs.

Angeſichts dieſer ſtets wachſenden Begeiſterung für die gute gewerbliche Bewegung müſſen wir es tief bedauern, daſs unſere künſtleriſche Jugend kalt und theilnahmslos zur Seite ſteht. Selbſt diejenigen, die dazu berufen wären, kokettieren, wie wir geſehen haben, mit den abſoluten Künſten. Das Umgekehrte, daſs die Künſtler auf das Handwerk zurückgehen, iſt natürlich ſchon gar nicht der Fall. Sollte denn wirklich ſo wenig Begeiſterungsfähigkeit in unſeren Jungen ſtecken?

Aber die wenigen Arbeiten in der Ausſtellung, die ſich auf die angewandte Kunſt beziehen, können uns eine Antwort auf dieſe Frage ſchon geben. Es iſt, als ob dem Schüler zu Gunſten eines ſtarren Dogmas die eigene Seele aus dem Körper herausgezeichnet, -corrigiert, -conſtruiert, modelliert und dociert würde. Die Natur ward ſtudiert — aber ohne Erfolg. Denn dieſes Studium iſt doch für das Kunſtgewerbe nur Mittel zum Zweck. Der Zweck, der erreicht werden ſoll, iſt aber der, das in der Natur Vorhandene zu ſtiliſieren, oder beſſer geſagt, dem Material, aus dem es gebildet werden ſoll, dienſtbar zu machen. Dazu aber fehlt in der Schule der Muth und die Kraft ſowie die Materialkenntnis. Das Dogma aber, an dem dieſe Schule

Digitized by Google

zu Grunde gehen muſs, iſt die Anſicht, daſs unſer Kunſthandwerk von oben herab, vom Atelier aus, reformiert werden ſoll. Revolutionen aber kommen immer von unten. Und dieſes „unten" iſt die Werkſtatt.

Bei uns herrſcht noch die Anſicht, daſs nur dem der Entwurf eines Stuhles zugetraut werden kann, der die fünf Säulenordnungen in- und auswendig kennt. Ich glaube, ein ſolcher Mann müſste vor allem anderen etwas vom Sitzen verſtehen. Doch ſei es denn: nützt's nichts, ſo ſchadet's nichts. Aber aus einer falſchen Säulenordnung kann man für den zu „componierenden" Stuhl ſicher nichts profitieren. Ich ſpiele hier auf die Entaxis einer doriſchen Ordnung an, die gleich einer römiſchen Säule conſtruiert iſt. Das iſt doch etwas, was dem doriſchen Geiſte direct ins Geſicht ſchlägt. Gehen wir aber weiter. Die Möbelzeichner, die als Zeichner publiciſtiſcher Werke Hervorragendes leiſten, eine Fertigkeit, die doch ſicher zur graphiſchen Kunſt gerechnet werden muſs, verſagen vollſtändig, ſobald es ſich um eigene Entwürfe handelt. Unkenntnis des Materials bei den Naturdetails — man beobachte nur die untiſchleriſche Profilierung — und ödes Copieren, Spranzen nennt es der Fachmann, in den decorativen Zeichnungen zu Innenräumen, ſind die gemeinſamen Merkmale aller drei Special-Ateliers unſerer Schule. Den Lehrer kann dabei kein Vorwurf treffen: es iſt der Geiſt, der über der ganzen Anſtalt ſchwebt.

Man müſste das Geſagte nur wiederholen, wenn man auf die decorative Malerei zu ſprechen kommt. Auch hier tüchtige Arbeiten, ſolange die Malerei allein das Wort hat. Auf das Gewerbe angewendet, verpuffen die beſten Zeichnungen. Naturaliſtiſch gezeichnete Kürbiſſe um ein Beiſpiel herauszuheben — fein ſäuberlich und recht plaſtiſch ſchattiert — thun's nicht. Zudem, wenn ſie gar als Wandfriestapete unter dem Plafond gedacht ſind, ſo daſs man in einem ſolchen Unglückszimmer nicht ſtark aufzutreten wagt: denn ſchließlich könnten ſie einem auf den Kopf fallen. Für die Aufrechterhaltung dieſer Illuſion bürgt die tüchtige Zeichnung ...

Man könnte Blatt für Blatt auf dieſe Weiſe durchgehen, aber dieſes eine Beiſpiel wird wohl von der Gedankenloſigkeit, die nur ſoweit ſieht, als das Reißbrett reicht, hinlänglich Zeugnis abgeben. Freuen wir uns wenigſtens, ein einziges tüchtiges Blatt in der Ausſtellung zu finden: ich meine die Tapete mit einem Narciſſenmuſter von B. Franke. Das iſt ehrliche Tapetenzeichnung, Fläche in Fläche, auf Grund eigener Naturſtudien.

Solche Lichtblicke gibt es gottſeidank noch einige, und ich will einige dieſer Arbeiten namentlich angeben, ohne daſs dieſe Aufzählung Anſpruch auf Vollſtändigkeit machen kann. In der Fachſchule für Bildhauer des Prof. O. König erblicken wir eine reizende Vaſe von Ernſt Borsdorf, die uns den Weg zeigt, auf welche Art die menſchliche Figur für den Gebrauchsgegenſtand ſtiliſiert wird. Daſs man ſich dabei auch vergreifen kann, zeigt die Arbeit von Joh. Pilar.

Am meiſten befriedigt kann man von der Fachſchule der Ciſeleure ſein. Dies liegt in der Natur der Sache. Dieſe Leute bearbeiten direct das Material, dem ſie Leben und Bewegung geben ſollen. Daher die ſolide Tüchtigkeit. Wir haben es nicht mit Stümmern und Drängern zu thun, aber über allen ihren Arbeiten liegt ein feiner, vornehmer Geſchmack, der ſich ſchon in der Wahl des Copierobjectes von Anderſen — die einzige Copie, die uns auffällt — kundgibt. Von eigenen Arbeiten, die eine gewiſſe Selbſtändigkeit in der Erfindung verrathen, wären noch zu nennen die Sachen von Georg Klimt und eine Vaſe von Rud. Kowarzik.

Volles Lob müſſen wir unſerem Spitzencurs ſpenden, der wohl ſchon ſeit Jahren auf gewohnter Höhe ſteht. Man ſieht, daſs von dieſem Gebiete der Reißbrettdilettantismus noch nicht Beſitz genommen hat. Denn der Entwurf der Spitze iſt jedem verſagt, der ihre Arbeit, ihre Technik nicht beherrſcht. Von den Säulenordnungen iſt dieſer Curs noch nicht angekränkelt.

Wir können uns der Hoffnung hingeben, daſs dies die letzte derartige Ausſtellung geweſen iſt. Dem Kunſthandwerk wird wohl endlich gegeben werden, was des Handwerks iſt. Mit dem neuen Director Hofrath A. v. Scala iſt ein neuer Geiſt in das Haus gezogen. Möge dieſer Geiſt ſtark und rückſichtslos genug ſein, dem alten Geiſte gegenüber den Hausherrn zu ſpielen. Das öſterreichiſche Handwerk erwartet das.

Adolf Loos.

Der Proteſt gegen den „Fall Clémenceau".

W[illegible]

nannte, lehnte ich zunächſt ab, ich war der Theaterſtreitigkeiten müde, mit der Verpachtung principiell nicht einverſtanden und doch ohne Hoffnung, das Theater bei Fortführung der eigenen Regie in wünſchenswerter Weiſe geleitet zu ſehen. Schließlich fügte ich mich dem Wunſch der Verſammlung. Am 8. October erhielt ich (nach der Einladung zu einer Conferenz für den 12. d. M.) den Entwurf der neuen Satzungen. Darin fehlte unter anderem die Beſtimmung der alten Statuten, das Raimundtheater ſolle bei „billigen Eintrittspreiſen dem Publicum gediegene, geſunde geiſtige Nahrung bieten". Tags darauf wurde bekannt, man führe demnächſt den „Fall Clémenceau" auf, der 1889 als Senſationsdrama im Theater an der Wien gegeben worden; ein innerer Zuſammenhang ſchien da unverkennbar. Noch am ſelben Nachmittage gieng ein von mir verfaſster und von Dr. Foregger mitunterzeichneter Brief an das Präſidium ab, der dasſelbe aufforderte, ſeines Amtes zu walten und dieſe „in ſchroffem Widerſpruch mit den Satzungen" ſtehende Abſicht der Direction hintanzuhalten. Zu einer ſolchen Mahnung, der das Präſidium ja nicht nachzukommen braucht, iſt zweifellos jedes Mitglied eines Vereines berechtigt. Wir, als Vertrauensmänner einer größeren Anzahl von Gründern, waren zu dieſem Verſuch, von unſerer Volksbühne ein nicht dorthin paſſendes Stück fernzuhalten, nicht bloß berechtigt, ſondern geradezu verpflichtet. Wir wollten das thun, was wir als unſere Pflicht erachteten, aber jedes Aufſehen vermeiden. Darum machten wir der Publiciſtik keine Mittheilung. Ohne unſer Zuthun und gegen unſeren Willen kam unſer Brief (übrigens in ungenauer, verſtümmelter Wiedergabe) zugleich mit dem ablehnenden Beſcheide des Präſidenten ſchon am 11. in ein Tagesblatt. Die Loyalität gebietet feſtzuſtellen, daſs Graf Bombelles und Director Gettke mir mündlich und ſchriftlich erklärten, der Veröffentlichung fremd zu ſein. Weder Abſender noch Empfänger des Briefes wollten dieſen internen Vorgang damals der Oeffentlichkeit mittheilen. In der Comitéſitzung wurde unſeren Anträgen gemäß jener geſtrichene Satz in den Statuten wieder aufgenommen und in anderen Paragraphen die Direction nochmals auf dieſe Definition des Zweckes unſeres Theaters verwieſen. Darin erblickten wir eine hinreichende Gewähr, daſs ähnliche Miſsgriffe ſich nicht allzu oft wiederholen könnten, und ſo kam eine Einigung mit dem Ausſchuſs zuſtande. Damit hätte dieſe Angelegenheit in aller Stille erledigt ſein können. An der entſtandenen erregten Discuſſion in den Zeitungen und der dadurch wieder hervorgerufenen Verbitterung ſind wir ſchuldlos. Da aber dieſer kurze Brief (den richtigen Wortlaut veröffentlichte die Direction in der „N. Fr. Preſſe" vom 21. d.) in den Blättern ſo lange Commentare erfahren hat, will ich als ſein alleiniger Urheber meine Anſchauung hier in knappen Umriſſen begründen.

Der Brief bezeichnete das Drama „Fall Clémenceau" als „literariſch wertlos". Die Vertheidiger des Stückes erklären nachdrücklich, der Roman ſei ein Kunſtwerk. Darin liegt kein Widerſpruch. Es iſt ſchon öfters eine wertvolle Erzählung in ein wertloſes Theaterſtück umgewandelt worden, und hier konnte das umſo leichter geſchehen, da nicht Dumas ſelbſt, ſondern d'Artois die Dramatiſierung beſorgte. Es ſollte aber nicht der Roman vorgeleſen, ſondern das Stück aufgeführt werden. Gegen das Bühnenwerk, das von den Vorzügen der Erzählung faſt gar nichts bewahrt hat, richten ſich meine Vorwürfe. Selbſt im Techniſchen waltet ein bemerkenswertes Ungeſchick vor. Im dritten Act z. B. erfährt Frau Clémenceau die Vergehung ihrer Schwiegertochter durch einen längſt diſcreditierten Nothbehelf: ſie iſt unbeachtet eingetreten, während Iza und Conſtantin ſtreiten. Im vierten Act wird die Kataſtrophe dadurch herbeigeführt, daſs Pierre unvermuthet zurückkommt, weil er im Vorzimmer ſeinen Stock nicht finden kann. Das veranlaſst Iza zu einem Entſetzensſchrei, worauf Pierre argwöhniſch wird. Man vergleiche, wieviel beſſer dies im Roman motiviert iſt. Während das Buch Charaktere ſchildert, treten im Stück Schablonenmenſchen auf, die kein tieferes Intereſſe wecken. Auch der Dialog bietet keinen beſonderen äſthetiſchen Genuſs.

Man hat überflüſſigerweiſe Zeugen dafür genannt, daſs Dumas als Moraliſt dachte und ſtrenge Forderungen aufſtelle. Die Liſte ließe ſich leicht vervollſtändigen, etwa durch den philoſophiſchen Kritiker Lucien Arréat, der in ſeinem Buch „La morale dans le drame" meint, Dumas habe das Drama „amené à une sévérité extrême". Allein mit ſolchen Urtheilen über die allgemeine Richtung der Dramen des Dumas iſt natürlich für die Dramatiſierung eines ſeiner Werke durch d'Artois nichts bewieſen. Davon ganz abgeſehen, [illegible] Dumas ſelbſt in die dramatiſche Form gebrachte „[illegible]" [illegible] doch nicht zu empfehlen wäre. [illegible] nicht verwahrte Zuſtände [illegible], die auch [illegible] Bühne gegen geſunde, kräftige [illegible]. Es gelte in der That bloß [illegible], und zwar in der häſslichſten Form. [illegible] Stellen des Romans jene [illegible] Actes [illegible], wo Iza, im [illegible] mit ihrem Gatten darüber ſtreitet, ob [illegible] bedenklich, wenn Pierre bei dem [illegible] und ſie in dieſer [illegible] ſehen, [illegible] dürfen. Ich und die anderen

Digitized by Google

ähnlichen Scenen nicht eigens anführen, denn es widerſtrebt mir, an all dieſen Schmutz zu rühren.

Und vollends die hohe und ſtrenge Moral des Schluſsactes, in welchem ſich die Dramatiſierung von der Erzählung am weiteſten entfernt. Pierre zeigt ſich bereit, der Geliebte ſeiner früheren Frau zu werden. Eines Weibes, das ſeither durch manche Hände gegangen und ihm inmitten eines Luxus entgegentritt, über deſſen Quelle er ſich keinen Augenblick täuſcht. Die Scene, in der Iſa ihn zu dieſer äußerſten Ehrloſigkeit verführt, gehört zu dem Frechſten, was auf der Bühne denkbar. Aber Iſa muſs ſich weigern, ihm noch am ſelben Abend zu gehören, denn der jetzt herrſchende, weil zahlende Liebhaber iſt angemeldet. Da erſt — und nur darum — ſtößt Pierre ſie (zur Unzeit daran gemahnt, er müſſe ſich mit ihren Nebenſtunden begnügen) in einem plötzlichen Wuthausbruch nieder. Er hat „eine Dirne getödtet — das iſt alles!“ In Wahrheit, es iſt auch nichts weiter in dem Stück zu finden als Thaten und Ende einer Dirne. „Wenn ſich das Laſter erbricht, ſetzt ſich die Tugend zu Tiſch.“

Will man uns aber ernſtlich glauben machen, es ſei Aufgabe einer guten Volksbühne, ihrem Publicum ſolche Darbietungen zu vermitteln? Entſpricht das vielleicht den im Gründungsprogramm ausgedrückten Abſichten? Damals hieß es, das Raimundtheater ſolle „den arg ins Sinken gerathenen Geſchmack läutern, den Sinn des Volkes für die ſchlichte Größe echter Kunſtwerke wieder empfänglich machen und insbeſondere die breiten Maſſen der unteren Schichten der ſo verderblichen Herrſchaft des ‚Brettels‘ entziehen.“ Diejenigen Gründer, welche an den urſprünglichen Tendenzen dieſes nicht auf Gewinn, ſondern auf Hebung der künſtleriſchen Bildung des Volkes abzielenden Unternehmens feſthalten, können gar nicht anders als gegen den „Fall Clémenceau“ proteſtieren, gleichviel was der Caſſier dazu meint.

Es verdient dabei Erwähnung, daſs jene Verwahrung mit keinem Wort auf die Herkunft des Stückes auch nur hindeutete. Sie wurde eingebracht, nicht weil der „Fall Clémenceau“ ein franzöſiſches, ſondern weil es ein ſchlechtes und ein demoraliſierendes Drama iſt. Wir einigten uns im Comité auf folgende Faſſung der neuen Statuten: „Zur Aufführung ſollen vornehmlich Werke des deutſchen Schriftthums gelangen; jedoch ſind gute Stücke fremden Urſprungs nicht unbedingt ausgeſchloſſen.“ Auf Befragen empfahl ich ſelbſt Augiers „Hans Fourchambault“ und könnte desſelben Dichters „Gabriele“ und „Goldprobe“ hinzufügen. Nicht den Franzoſen als ſolchen ſetzen wir Widerſtand entgegen, wohl aber jenen Franzoſen, die an jedem bloß nach Erwerb trachtenden Theater geſpielt werden dürfen, nur an einer Volksbühne nicht. M. Guyau, als Sociolog und Aeſthetiker bekanntlich eine der beſten Hoffnungen der Wiſſenſchaft Frankreichs, ſagt in dem nach ſeinem frühen Tode veröffentlichten Werk „L'art au point de vue sociologique“, ſich gegen die Schilderer der „société mondaine“ wendend: „La vie mondaine est celle où le coeur et la pensée est assurément le moins de part. Restent les sens; mais ils sont tellement appauvris et usés qu'ils ne peuvent qu'être le principe de sensations maladives, de penchants détraqués.“ Alle Freunde einer Kunſt, die das Volk erheben und veredeln ſoll, müſſen dieſem hochbegabten Franzoſen beiſtimmen. Die überwürzten Schnitzeln raffinierter Lüſte ſind nicht jene „gediegene, geſunde geiſtige Nahrung“, die das Raimundtheater nach ſeinen alten, wie nach ſeinen neuen Satzungen bieten ſoll. Darum erfolgt der „Proteſt“, deſſen Geſchichte ich hier, abſichtlich jeden rhetoriſchen Schmuck beiſeite laſſend, auf jede Polemik verzichtend, ruhig und nüchtern erzählte. Was ich geſchrieben, entſprang meiner Ueberzeugung. Dieſer allein folgend, laſſe ich mich durch keinerlei Angriffe beirren.

Emil Reich.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Im Bild einer Feſtungsbelagerung, ſprach Graf Badeni, der Oberbefehlshaber der Belagerer-Armee, vor Beginn des Sturmes im vertrauten Kreis das ſtolze Wort aus, daſs er längſtens am Freitag abends „die Schlüſſel der Obſtruction“ in der Hand haben werde. Wie immer bei Badeniſchen Vorherſagen, kam es auch diesmal anders. Als die ſtürmiſche Sitzung am Freitag abends beendet war, übergab wohl Herr v. Abrahamowicz dem Grafen Badeni einen großen Schlüſſelbund. Aber es waren nicht die Schlüſſel der obſtruierten Feſtung, ſondern — um es ſtreng militär-techniſch auszudrücken — die Schlüſſel der großen Retirade.

Wir haben eigentlich nicht ganz recht gehabt, den Grafen Badeni immer nur als Polen zu betrachten. Wo [illegible] iſt er denn doch, [illegible] an dem [illegible] Sinn des Wortes, auch ein ganz bedeutender Oeſterreicher, ein Oeſterreicher zur zweiten Potenz. Denn iſt es die eigenthümliche Natur des Oeſterreichers, daſs ſie hinter dem Ausland immer nur eine Idee zurück ſind, ſo übertrifft im Oeſterreicherthum Graf Badeni alle anderen Oeſterreicher, indem er [illegible] hinter den übrigen Oeſterreichern nicht nur eine Idee zurück iſt.

Ein [illegible]: [illegible] Badeni [illegible] [illegible], weil — wie [illegible] von Feldzug S. 211 [illegible]

Geſchichtswerkes) wieder nachgewieſen worden iſt — ihr Kriegsplan, auf den ſiebenjährigen Krieg des vorigen Jahrhunderts berechnet, die durch ein dazwiſchen verfloſſenes Jahrhundert weſentlich veränderten Dispoſitionen Moltkes vollſtändig verfehlte. Und was thut Graf Badeni? In jeder Phaſe ſeines parlamentariſchen Kampfes hinkt er nicht den Preußen, ſondern den anderen Oeſterreichern mühſelig nach, ohne ſie erreichen zu können. Als er in den Kampf eintrat, richtete er ſich nicht nach der gegenwärtigen, ſondern nach der vergangenen Situation des Miniſteriums Windiſchgrätz ein. Weil unter Windiſchgrätz die Jungczechen obſtruiert hatten, dachte er an nichts anderes als die Gefahr der jungczechiſchen Obſtruction, die er denn auch durch die Sprachenverordnungen glücklicherweiſe vermied. Da kam aber die deutſche Obſtruction, und auf die war er gar nicht eingerichtet. Rathlos muſste er in der vorigen Seſſion den Kampf gegen ſie aufgeben.

In die neue Seſſion in dieſem Herbſt trat nun Graf Badeni mit einem neuen Plan ein. Aber auch der war ſchon veraltet. Er war zwar nicht mehr auf das vorige Miniſterium, aber auf die vorige Seſſion zugeſchnitten. Damals, in den Tagen Schückers, machte die reine Scandaltechnik der deutſchen Oppoſition das Eingehen in die erſte Leſung einer Regierungsvorlage unmöglich, und die Majorität konnte ſich nicht helfen, weil ihr die Ausnahms-Vollmachten, die der § 35 der Geſchäftsordnung dem Präſidenten für ſolche Fälle ertheilt, juſt in dieſem entſcheidenden Moment ihr nicht einfallen wollten. Nun, in der neuen Seſſion handelte es ſich abermals um die erſte Leſung einer Regierungsvorlage (Ausgleichsproviſorium), und Graf Badeni erwartete, daſs auch diesmal die Oppoſition mit der reinen Scandaltechnik die erſte Leſung unmöglich machen würde und war entſchloſſen, diesmal das Mittel des § 35 anwenden zu laſſen, das ihm für das vorigemal zu ſpät eingefallen war. Doch der Treppenwitz zieht nicht in der Geſchichte. Der Oppoſition gefiel es, diesmal eine andere Taktik zu befolgen als das vorige Mal und mit Lechers Todtrede in die erſte Leſung einzugehen. In dieſem Fall konnte wieder der § 35 nichts helfen. Graf Badeni war mit ſeiner vorbereiteten Gegentaktik abermals um eine Seſſion zu ſpät gekommen.

Wenn Graf Badeni den Kampf gegen die Obſtruction nun fortſetzt, wird er ſich vermuthlich mit ſeinem Kriegsplan für die nächſte Schlacht auf die oppoſitionelle Taktik der letztvergangenen Schlacht einrichten. Findigen Köpfen wird es auf Grund dieſer Formel nicht ſchwer ſein, den nächſten Kriegsplan des Grafen Badeni zu errathen, noch ehe er dem Grafen Badeni ſelbſt eingefallen ſein wird.

Neben dem vorgefaſsten Kriegsplan kennzeichnet den großen Befehlshaber auch die kaltblütige Erfaſſung der Vorgänge und treffſichere Dispoſition mitten im Kugelregen der Schlacht. Wir haben zufällig Gelegenheit gehabt, die Geiſtesgegenwart des Feldherrn Badeni in der letzten parlamentariſchen Schlacht an einer kleinen Epiſode von der Galerie aus zu ſtudieren. Es war am Freitag etwa um $9^1/_2$ Uhr früh. Da ſprang plötzlich Graf Badeni von ſeinem Platz auf und lief, als ob es hinter ihm brennen würde, auf einen Miniſterialbeamten zu, dem er, mit der Uhr in der Hand, mit krampfhaften Geſten und kreiſchender Stimme den Auftrag gab, ſofort den abweſenden Finanzminiſter Bilinski ins Haus zu bringen, der, nach des Grafen Badeni Meinung, offenbar im Hauſe unentbehrlich war. Der arme, alte Mann wurde daraufhin vermuthlich erſt aus dem Schlaf aufgeſchreckt und erſchien ſchon nach wenigen Minuten im Parlament. Aber er wird vergebens darüber nachgedacht haben, wozu. Denn, als er kam, hatte ſoeben die ſechsſtündige Wehemmſtungs-Debatte angefangen, bei der der Finanzminiſter auch nach ſtrengſten conſtitutionellen Begriffen nichts zu ſuchen hat. Und was ſeine Rede betrifft, ſo wird er ſie beſtenfalls erſt am Donnerstag nächſter Woche halten können. Das Früh-aufſtehen iſt ja, ſchon nach dem Sprichwort, eine für den Intellect ſehr förderliche Sache. Aber damit Herr v. Bilinski am nächſten Donnerstag helle im Kopfe ſei, brauchte man ihn doch wahrlich nicht ſchon ſechs Tage zuvor im Schlaf zu ſtören.

In der Mittwoch-Sitzung des Abgeordnetenhauſes ereignete ſich ein intereſſanter Vorfall, der in keiner Zeitung noch erzählt worden iſt. In einem gefährlichen Augenblick, da der Parteienſtunde, durch die Anträge der Oppoſition in die Enge gedrängt, des Rathes des neben ihm ſtehenden Kanzleidirectors Herrn v. Halban dringend bedurfte, ſchallte mit durchdringender Stimme vom Abg. Wolf wahrſcheinlich der Ruf durchs Haus: „Halban weg!“ Und blutroth im Geſicht, ſchlich ſich Herr v. Halban, der Sectionschef, [illegible] vom Präſidialtiſch weg, aus den heiligen Hallen des Sitzungsſaales hinaus. Gewiſs eine peinliche Scene für alle, die ſie ſahen. Damit die Wiederholung ſolcher Vorfälle in Zukunft vermieden werde, möchten wir uns einen wohlerwogenen Vorſchlag erlauben. Herr von Halban iſt ja doch anerkanntermaßen der Ring [illegible] des Präſidiums, das ſchon ſo manche der [illegible] Plane verdankt, die es bisher [illegible] zu ſo vielen Niederlagen geführt haben. [illegible] in einem Raum [illegible]. Einen [illegible] Platz ſollte man auch Herrn v. Halban im Parlamentsſaal anweiſen, wir denken uns den Platz unter der Verkleidung des Präſidententiſches. Von dort könnte Herr v. Halban ganz bequem dem Präſidium ſeine Rathſchläge ertheilen, ohne den großen Oppoſitionellen Abgeordneten geſehen zu werden, die darüber ſo unmenſchlich grob werden können.

Aus den Bemerkungen über die [illegible] Haltung der „Arbeiter-Zeitung“ gegenüber den [illegible], die ich vor vierzehn Tagen an dieſer Stelle [illegible] habe, brachte die „Arbeiter-Zeitung“, nach [illegible] am vorigen Sonntag eine Antwort, auf die ich in der vorigen Nummer der „Zeit“ nicht mehr antworten konnte, da dieſe bereits am Samstag vorher erſchienen war. Von den [illegible] [illegible] abgeſehen, die ich [illegible] brachte, wenn ſie in der „Arbeiter-Zeitung“ [illegible]

Digitized by Google

wenn ſie mir in der „Reichswehr“ ſerviert werden, ſtellt ſich die Entgegnung der „Arbeiter-Zeitung“ — $2^1/_2$ Folioſpalten in kleinem Druck — als eine advocatoriſche Satzſchrift dar, in der der Kunſtgriff verſucht wird, den von mir, mit Hinweglaſſung alles Nebenſächlichen, möglichſt verſtändlich formulierten Thatbeſtand meiner Anklage, durch Hinzufügung alles Nebenſächlichen in — gleichfalls zugeſtandenermaßen — ermüdend langweiliger Stiliſierung zu verdunkeln. Es fällt mir natürlich nicht ein, dieſe Satzſchrift mit einer Gegen-Satzſchrift zu beantworten. Die Polemik über die von mir hervorgehobenen alten Thatbeſtände iſt ſchließlich auch überflüſſig geworden, da die „Arbeiter-Zeitung“ gerade in dieſen Tagen den alten einen neuen Thatbeſtand hinzugefügt hat, der die — von intelligenten Leſern der „Arbeiter-Zeitung“ übrigens ſchon vor mir empfundene — Gerechtigkeit der Anklage beweiſt. Man leſe nur einmal den Artikel über die Obſtruction in der „Arbeiter-Zeitung“ vom letzten Freitag durch. In der Nachtſitzung, von welcher dieſer Artikel handelt, hat die Obſtruction geradezu ein obſtructionelles Heldenſtück geleiſtet. Und was weiß die „Arbeiter-Zeitung“ am Morgen nach dieſer Nacht, noch mitten im heftigſten Kampf, darüber zu ſagen? Kein Wort der Anerkennung für das Geleiſtete, ſtatt freundſchaftlicher Aufmunterung nur unnütze Nergeleien über das, was noch außer dem Geſchehenen hätte geſchehen können, wo doch das Geſchehene allein — ſo meinen wir — anerkennenswert genug geweſen iſt. — Am Schluſſe ihres gegen meine Polemik gerichteten Bandwurm-Artikels bedauert die „Arbeiter-Zeitung“ die Leſer der „Zeit“, „die alle Irrfahrten ihres Redacteurs von den Jungczechen über die ſocialiſtiſchen Proteſtanten bis zu den Herren Nuſz und Pergelt durchzumachen haben.“ Dieſer Vorwurf ſchmerzt mich gar nicht. Wohl habe ich vor zwei Jahren die Jungczechen unterſtützt, aber nur ſolange, als ſie ſich politiſch anſtändig benahmen, und juſt zu der Zeit, da ſie ihr beſtes Werk vollbrachten: den Sturz der Coalition. Sobald die Jungczechen ihre politiſche Ehre verkauften, habe ich ſie auch ſofort als „jungczechiſche Deutſchliberale“ bekämpft. Den gleichen Vorgang gedenke ich gegenüber der deutſchfortſchrittlichen Partei zu beobachten. Sie jetzt, wo ſie wacker kämpft, zu beſchimpfen, halte ich für unanſtändig. Wenn ſie wieder gemein werden ſollte, werde ich ſie auch wieder angreifen, genau ſo wie ich es ihren Vorgängern, den Deutſchliberalen unter der Coalition, und jetzt unter Badeni den Jungczechen gethan. Mit dieſer meiner Haltung gegenüber den Parteien habe ich bisher die Leſer der „Zeit“ nicht irregeführt und hoffe, dies auch in Zukunft zu vermeiden. Als durchaus unabhängiger Publiciſt beurtheile ich die Parteien ohne jede Voreingenommenheit lediglich nach ihren jeweiligen Thaten. Dadurch unterſcheide ich mich vom Parteiſchmock, der alles, was ſeine Partei thut, großartig findet, und alles, was andere Parteien thun, ſolange es nur, ohne den Verſtand der Leſer allzu ſtark zu beleidigen, noch halbwegs angeht, als verfehlt und dumm darſtellen muſs. Selbſt die Redacteure der „Arbeiter-Zeitung“ werden vielleicht den Unterſchied zwiſchen dieſen beiden Arten von Publiciſtik noch gut verſtehen, die Leſer der „Zeit“ ganz gewiſs.

Kr

Volkswirtſchaftliches.

Der Generalverſammlung der Prager Eiſen-Induſtrie-Geſellſchaft war heuer mit beſonderer Spannung entgegengeſehen worden. Man erwartete Aufklärung über den Zweck der großen Käufe in Alpinen Montan-Actien, welche Herr Wittgenſtein im vergangenen Sommer für ſich oder für ein Syndicat, an deſſen Spitze er ſtand, ausführen ließ. An dieſen Transactionen hatten die Actionäre der Prager Eiſen-Induſtrie und die Finanzwelt im allgemeinen ein ſehr bedeutendes Intereſſe: die Finanzwelt, weil das Bekanntwerden der Käufe des Herrn Wittgenſtein viele zur Nachahmung veranlaſst hat, welche mit an der Tafel ſitzen wollten und die Alpine kauften, weil ſie überzeugt waren, daſs wenn Herr von Wittgenſtein dieſe Actien preiswert fand, ſie dies auch unbeſorgt thun konnten. Für die Actionäre der Prager Eiſen-Induſtrie-Geſellſchaft im beſonderen aber konnte es nicht gleichgiltig ſein, daſs ihr Centraldirector der Großactionär des mächtigſten Concurrenzunternehmens wurde, an deſſen Proſperität er mit einem ewigen Actienbeſitz intereſſiert iſt, auf deſſen Leitung er ſich bald beſtimmenden Einfluſs nimmt, in deſſen Verwaltung er ſeine Vertrauensmänner entſendet, die er ſelbſt jederzeit zu [illegible] und zu [illegible] in der Lage iſt. Da die Actionäre nur einmal im Jahre die Möglichkeit haben, ſich Auskunft über die Thätigkeit der von ihnen eingeſetzten Verwaltung zu verſchaffen, ſo muſste man annehmen, daſs dieſe Gelegenheit benutzt werden würde, um Aufklärungen zu verlangen: man nannte auch ſchon [illegible] einberufene Generalverſammlung, [illegible] das Wort ergreifen würden, und es war ſogar verbreitet worden, daſs Herr Wittgenſtein, um einem unliebſamen [illegible] das Wort [illegible] von ſelbſt die [illegible] Aufklärungen geben werde. Indeſs nichts von dem allen iſt geſchehen. Herr Wittgenſtein hat nicht geſprochen, [illegible]

[illegible]

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. **Paris.** Cluny, „Monsieur le major“ von Michel Carré und A. Bemède. **Berlin.** Goethetheater, „Der Salontiroler“ von Moſer. Neues Theater, Gaſtſpiel des Ermete Zacconi. **Köln.** Stadttheater, „Der Strike der Schmiede“ von Joſeph Beer und Victor Léon. **Dresden.** Königliches Schauſpielhaus, „Agnes Bernauer“ von Otto Ludwig.

Der „**Liquidator**“ von Friedrich Guſtav **Trieſch**, den man geſtern im Burgtheater gab, iſt ſo ein Schwank in der alten Manier, die man kennt. In der berühmten Zeit des „guten alten Burgtheaters“ ſind die Leute über ſolche Sachen ſelig geweſen. Jetzt wollen ſie auf einmal nicht mehr: zwar lachen ſie zu allen Scenen wie damals, aber nach dem Act erinnern ſie ſich jetzt, daſs ſie „gebildet“ ſind, und fangen zu ziſchen an. So war es geſtern: in jedem Act ſchien es, daſs man ſich glänzend unterhielt, aber nach jedem Act beſann man ſich, „literariſch“ zu ſein, und wagte nicht zu klatſchen. Man hat eben ſeit ein paar Wochen bei uns den Tic, „modern“ zu thun. Nun, das muſs Sie ja doch freuen, ſagt man mir, gerade Sie! Ich weiß nicht: mir iſt eigentlich ein dummer Kerl noch immer lieber als der Snob; jener iſt wenigſtens ehrlich geweſen. — Geſpielt wurde gut. Gut war Herr **Thimig**, der mit Laune allerhand Späße trieb, ohne freilich eine Geſtalt zu ſchaffen, gut Herr **Gimnig**, gut Herr **Zeska** in ſeiner heiteren und angenehmen Weiſe, ſehr gut Frau **Schratt** und Frau **Mitterwurzer**, denen Frau **Hruby** mit Geſchmack ſecundierte, am beſten in zwei drolligen Epiſoden Fräulein **Brion** und Herr **Lewinsky**.

H. B.

Kein Schauſpieler kann dreieinhalb Stunden lang ganz allein auf der Bühne ſtehen und ununterbrochen aus eigener Kraft und eigenen Einfällen unterhaltende Scenen bauen. Dieſem Umſtande, der faſt ſchon ein Naturgeſetz iſt, verdanken wir die Entſtehung des „**Herrn Pomeiſl**“, einer Wiener Poſſe von Krenn und Lindau. Es ſollte damit nichts anderes als Pauſen geſchaffen werden, in denen ſich der Held des Abends, Herr Pomeiſl **Girardi**, hinter den Couliſſen erholen kann. Das iſt den Verfaſſern gelungen. Sie haben für die Lücken, Girardi hat für den Humor des Abends geſorgt. Das Merkwürdige und Geniale dieſes Girardiſchen Humors verräth ſich wohl am beſten darin, daſs ſich ihm der blaſierteſte und verwöhnteſte Literaturmenſch, und gar wenn er ein Wiener iſt, ſo gut wie die berühmte Hausmeiſterin auf der vierten Galerie gefangen geben muſs. Bei dieſem Schauſpieler hört in Wien die Kritik faſt überhaupt auf, jedenfalls aber der Eifer des Kritikers. Und wie hat ſich Girardi ſeit dem letztenmale, da wir ihn ſahen, noch verbeſſert! Er iſt jünger geworden, ſein Spiel einfacher, ruhiger, geſünder. Ich vermuthe, daſs er gerade jetzt großen, wirklich ſchauſpieleriſchen Aufgaben mehr gewachſen wäre als jemals ſonſt. Seinen alten Valentin im „**Verſchwender**“ gab er neulich auch wirklich ergreifend, vor allem im zweiten Theil. Wie da mit dem Alter ſeine Haltung biedermänniſch geworden iſt, ſeine Stimme tiefer und müder, ſein Blick wie ſein ganzes Weſen [illegible] — ſo ſingt er auch das Hobellied — darin liegt Schwung der großen Schauſpielkunſt. Am **Raimundtheater** liegt es jetzt, dieſem Talent auch die gute Gelegenheit zur Entfaltung zu geben. Aus der „Verſchwender“-Vorſtellung erwähne ich noch Frl. Niese, eine [illegible] — aber ſchon noch [illegible] Begabung verrathend als [illegible] — und den prächtigen [illegible] des Herrn Klein.

A. G.

[illegible] das Glück hat, [illegible] gehalten zu werden — [illegible] „[illegible]“ von Max Halbe — hat in Wien [illegible] erhalten. [illegible]

halbe. Es iſt das eine intereſſante Thatſache, die man hier beobachten konnte: wird die Phantaſie des Zuſchauers einmal nach der richtigen Seite hin und conſequent angeregt, dann iſt die größere oder kleinere Ausführlichkeit der Darſtellung von relativ geringer Bedeutung. —o—

•

Man ſchreibt uns aus Berlin: Das Deutſche Theater brachte uns ein neues Stück von Georg Hirſchfeld: „Agnes Jordan.“ Ich ſchrieb hier, als ich mich mit den „Müttern“ zu beſchäftigen hatte, daſs die Menſchen dieſes Dichters Marlitt empfänden und Gerhart Hauptmann ſprächen. In „Agnes Jordan“ wird mir ein Beweis, wie ſehr ich Recht hatte. Nimmt man hier das bischen moderne Beobachtung, das man doch heute nicht mehr gar ſehr hoch ſchätzen kann, fort, ſo bleibt eine Geſchichte übrig, die zehntauſendmal in Leihbibliothekromanen erzählt worden iſt und zwar eher tiefer und beſſer. Die paar gut belauſchten Geſpräche geben dem Ganzen eine gewiſſe moderne Friſche, aber ſie ſind eben nur Aufputz. Aber das Böſeſte iſt, daſs der junge Anfänger, auf den man Hoffnungen ſetzte, die verpflichten, das weſentliche Ergebnis der neuen Entwickelung, die feſte Form des Seelendramas, vollſtändig fallen läſst. Denken Sie ſich einmal „Nora“ folgendermaßen gemacht. Erſter Act: Noras Mann iſt krank, und die Verzweifelte fälſcht die Unterſchrift. Zweiter Act, ein paar Jahre ſpäter: Nora entfernt Helmer durch eine Ausrede aus ihrem Zimmer und geht an ihre heimliche Arbeit. Dritter Act, ein paar Jahre ſpäter: etwa der jetzige erſte. Ferner der letzte Act ſo getheilt: im erſten Bild der Ball, auf dem Nora die Tarantella tanzt, im zweiten Bild das letzte Geſpräch zwiſchen Helmer und Nora. Das wäre, meinen Sie, ſehr undramatiſch. Ja, und ich meine, daſs man heute unter keinen Umſtänden einem Dichter geſtatten kann, ſo zu arbeiten. Hirſchfeld aber arbeitet ſo, er gibt ſeine Geſchichte in fünf Acten, die etwa eine Zeit von dreiſsig Jahren umſpannen, und theilt einen Act ſo, daſs im erſten Bilde die Stimmung der Kinder nach dem Fortgehen der Mutter geſchildert wird, im zweiten wie der Mutter von dieſer Stimmung berichtet wird. In jedem neuen Act ſind uns die Menſchen im Ausſehen und in ihrem Innenleben wieder fremd. Wir ſehen ſie ſo kalt und miſstrauiſch an, wie gute Bekannte, die wir ſechs Jahre nicht geſehen haben: „Wo biſt Du geweſen, mein Lieber? Was haſt Du gemacht? Was haſt Du erlebt und empfunden? Biſt Du noch ſauber, mein Lieber?“ Sie zanken ſich, und wir wiſſen nicht, wer recht hat. Wir wiſſen überhaupt gar nichts von ihnen, es kann alles ſo ſein, wie es uns in dieſem Augenblick erſcheint, es kann aber auch ganz anders ſein. Wir ſehen einen hübſchen eigenwilligen Mann zu einem unangenehmen, mitunter ſogar rohen Eheherrn und dann zu einem alten Narren werden, und wir ſehen die Frau, die geiſtig höher ſtehte, leiden und leiden. Der Dichter ſteht auf Seiten der Frau, die keine Mutter iſt. Ich hätte das Gerede nie als Thatſache genommen, wenn er nicht geduldet hätte, daſs im letzten Act ihr Sohn in ſeiner Maske geſpielt wird. Aber konnte der Mann nicht auch anders werden? Liegt nicht an einer Stelle, die uns der nicht objective Dichter nicht zeigt, eine Schuld der Frau? Hirſchfeld hat den Stoff dem jüdiſchen Mittelſtande entnommen, aus dem er ſtammt und den er kennt. Es fehlt ihm aber die Genialität, die dieſen Stoff wie etwa den Weibertyp Strindbergs künſtleriſch fruchtbar machen konnte. Was er ſieht, iſt ja eigentlich nur Mannesloſigkeit und Egoismus. Und nur die Mannesloſigkeit in dieſer [illegible] Form iſt vielleicht bezeichnend für das Milieu, das ſonſt nur durch das jüdiſche Deutſch der handelnden Menſchen recht äußerlich charakteriſiert wird. Und ſo vieles, vieles von ſtark hervortretenden Zügen fehlt. Mit wenigen redactionellen Änderungen kann das Stück ſofort in evangeliſchen oder katholiſchen Kreiſen ſpielen. — Die Inſcenierung war ſehr ſorgfältig und hübſch. Die verſchiedenen Räume, namentlich die „gute Stube“ aus den Sechziger und das „Berliner Zimmer“ aus den Achtzigerjahren, waren ſehr treu gegeben. Und ebenſo die Coſtüme. Es lag ein gewiſſer Reiz darin. Bei den Spielern hat ſich Herr Hirſchfeld ſehr warm zu bedanken, beſonders bei Herrn [illegible] und Frau Sorma, die meiſterhaft „altwurden“ und bei Herrn Hans Müller, der den einzig wirklich empfundenen Typus des Stückes, einen alten Onkel der Frau, ſpielte. F. St.

Bücher.

Handbuch der Deutſchen Actiengeſellſchaften, zweite Auflage. Ausgabe 1897/98. I. Band. R. Schumanns Verlag, Leipzig.

Dies Handbuch erſcheint in zwei Theilen, welche zuſammen die [illegible] Deutſche Actiengeſellſchaften enthalten. [illegible] aus den Statuten, die Capitalsgrundlagen [illegible] in kurzer, [illegible] Form, in überſichtlicher Anordnung [illegible] hervorragenden Rolle, [illegible] W. F.

Eduard von Hartmann: Kategorienlehre. Leipzig [illegible] 1896.

Kategorien ſind die Formen, in denen die Weltinhalt als ein Gefüge [illegible] Beziehungen von [illegible] und [illegible] [illegible]

ſchauens, der Beziehung, des reflectierenden und des ſpeculativen Denkens) durch die drei Gebiete der ſubjectiv idealen, der objectiv realen und der metaphyſiſchen Sphäre, d. h. er erforſcht, was ſie in unſerem Bewuſstſein, was ſie außer uns in dem uns umgebenden Theile der Wirklichkeit, und was ſie im Seinsgrunde der Welt, im Abſoluten ſind oder nicht ſind. Die Gründlichkeit, gewiſſenhafte Genauigkeit und erſtaunliche Schärfe des Denkens, mit der er die Wirklichkeit zergliedert und das Verhalten des denkenden Menſchengeiſtes zur Wirklichkeit erforſcht, wird ſchwerlich noch in Zukunft von jemand übertroffen werden, ſo daſs wir die Erkenntnistheorie mit dieſem Buche für abgeſchloſſen erklären können. Anders ſteht es um die Metaphyſik Hartmanns, deren peſſimiſtiſcher Charakter nicht auf unanfechtbaren Thatſachen und mathematiſch ſtrengen Schlüſſen, ſondern auf ſubjectiven Wertſchätzungen beruht und zu der er die nun einmal vom Willen zum Daſein beſeſſene und daher optimiſtiſch geſtimmte Maſſe der Menſchen niemals bekehren wird. —t—

Zürcher Discuſſionen: I. Die Krankheit Heines von Oskar Panizza. (Zürich IV., Turnerſtraße 32, Verlag der Zürcher Discuſſionen.)

Dieſe Zürcher Discuſſionen wollen cenſurfreie Flugblätter ſein. Ihr Herausgeber meint, man müſſe zu dieſem Mittel greifen, weil „derzeit kaum ein Aufſatz in einer deutſchen Zeitung erſcheint, der, obwohl gezeichnet, ſo gedruckt iſt, wie ihn der Verfaſſer gedacht und geſchrieben hat.“ Das iſt vielleicht etwas übertrieben, aber, da wir dieſer Generalanklage aller deutſchen Redacteure die Ausſicht auf eine Folge völlig unabhängiger Aufſätze auſpiciis Panizzae verdanken, ſo haben wir keine Urſache, mit ihr ſtreng ins Gericht zu gehen. Es iſt ſehr verlluſtig von Panizza, daſs er, der den Redactionen nicht einmal das Opfer ſeiner Orthographie bringen mag, ſich in dieſen Flugblättern gewiſſermaßen ſein eigenes Organ ſchafft. Man kann ſicher ſein, in ihnen manche intereſſant eigene Meinung zu vernehmen und Stoffe behandelt zu ſehen, denen ſich aus begreiflichen Gründen die Zeitſchriften verſchließen müſſen, denen die Wohlthat völliger Cenſurfreiheit nicht beſchieden iſt. Schon dieſer erſte Aufſatz wäre in einer deutſchen Zeitſchrift kaum möglich geweſen. Vielleicht nicht ſoſehr aus polizeilichen Gründen, als weil es keine Zeitſchrift gibt, die ein dafür geſtimmtes Publicum beſäße. Derartige Behandlungen können immer nur bei einem kleinen Kreiſe willkommen ſein. Wie ſie als Vorträge nicht öffentlich gehalten würden, ſo können ſie als Aufſätze keinem Publicum vorgeſetzt werden. Hoffentlich findet Panizza ſeinen Kreis. Es wäre ſehr ſchade, wenn dieſer originelle Kopf und ſtarke Charakter, der ſelber auf das Publicum verzichtet, auch ohne Gemeinde bliebe. — Von weiteren Discuſſionen ſind angemeldet: Léon Bazalgette (Paris): L'abstinence sexuelle comme principe créateur dans l'art. Pfarrer Pflüger (Dußnang): Die homoſexualen Anſätze in der modernen deutſchen Literatur. Oskar Panizza: Chriſtus in pſychopathologiſcher Beleuchtung. O. J. Bierbaum.

Revue der Revuen.

Auguſt- und Septemberheft der „Deutſchen Revue“ enthalten einen Aufſatz „Aus Schmerlings Leben“ von Fritz Lemmermayer. Der Verfaſſer theilt darin „weniger Bekanntes, Vergeſſenes und Neues“ mit, um das Charakterbild des Staatsmannes zu ergänzen, der über fünfzig Jahre im öffentlichen Dienſte ſtand und mit Öſterreichs Geſchichte eng verbunden iſt. Er ſchildert, wie Schmerling ſchon 1846, als die Unzufriedenheit mit dem Metternich'ſchen Syſtem immer heftiger wurde, in ſeiner damaligen Eigenſchaft als ſtändiſcher Verordneter mit dem ganzen Aufgebot ſeiner glänzenden Beredſamkeit für die Antheilnahme des Volkes an der Geſetzgebung eintrat, ſo daſs er 1848 als derjenige bezeichnet wurde, dem der Sturz Metternichs zu danken iſt. Wie er dann während des Revolutionsjahres erſt als Leiter des großen ſtändiſchen Ausſchuſſes die Nationalgarde bilden half, dann als Bundespräſidialgeſandter nach Frankfurt geſandt wurde, wo er mit aller Energie für Öſterreichs Vorherrſchaft in Deutſchland eintrat. Trotz ſeines Scheiterns pflegte Schmerling ſelbſt dieſe Zeit als den Höhepunkt ſeines Lebens zu bezeichnen. Weiterhin finden wir ihn als Staatsminiſter, zu Anfang der Sechzigerjahre, und Mitbegründer des Conſtitutionalismus, und auch ſeiner ſechsundzwanzigjährigen Thätigkeit als Präſident des oberſten Gerichtshofes und Herrenhausmitglied wird gedacht. Der Verfaſſer hebt hervor, wie Schmerling, trotzdem er mit ſeinen centraliſtiſchen Beſtrebungen als Miniſter ebenſo erfolglos war, wie als Verfechter der öſterreichiſchen Hegemonie, doch zeitlebens die höchſte Achtung und Anerkennung ſelbſt ſeiner Gegner fand. — Aus dem [illegible] heben wir einen Aufſatz des Wiener Nervenarztes Dr. J. Sadger über „Kranke Dichter und Krankendichtung“ hervor. Den Schlag[illegible] von der [illegible] Entartung der [illegible] Jahrhundert [illegible]. Das Ueberhandnehmen von [illegible] in der modernen Literatur will er nicht aus einem Ueberhandnehmen kranker oder [illegible] Dichter erklärt wiſſen, ſondern [illegible] durch einen äußerlichen Modeeinfluſs der Zeit, der — unter dem Einfluſs des Darwinismus — nach phyſiologiſcher und pathologiſcher Unterſuchung geht. Aus den Schilderungen in den Werken darf alſo nicht unmittelbar — falls nicht autobiographiſche Zeitſchriften vorliegen [illegible] Strindbergs „Beichte eines Thoren“ — auf den Geſundheitszuſtand der Dichter geſchloſſen werden. [illegible] läſst ſich auch ein indirecter Beweis erbringen: Grillparzer und Ibſen waren die ſtärkſt belaſteten Dichter unſeres Jahrhunderts, und doch zeichneten ſie faſt nur Geſunde. Die Modernen hingegen ſind meiſt Geſunde oder doch zumindeſt Unbelaſtete, aber was ſie ſchildern, ſind faſt nur Kranke. [illegible] und [illegible] die Schärfe der [illegible] und, beweiſt der Fall Emil Zolas. [illegible] wurde bekanntlich von [illegible] Dr. Toulouſe eine Zeit hindurch beobachtet, unterſucht, ausgefragt. Dabei hat ſich nicht eine Spur von erblicher Anlage ergeben, und den [illegible] vom Schluſſe der Rougon-Macquart [illegible] bleibt nichts anderes übrig, als [illegible] der [illegible] Sammlern zu [illegible], wie der [illegible] der [illegible] die [illegible]

Digitized by Google

Lombroſo ſieht dies beides als charakteriſtiſch für die Epilepſie an — die große Spannweite der Arme und vorzeitige Runzeln: Erſcheinungen, die ſich alle auch bei völlig normalen Menſchen vorfinden.

Im **„Correspondant“** gibt der Marquis de Nadaillac eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung der Menſchenopfer, welche die Kriege des letzten Jahrhunderts gefordert haben. Sie enthält die Geſammtſumme von 6,685.000. Davon entfallen gegen fünf Millionen auf die napoleoniſchen Feldzüge, 750.000 auf den Krimkrieg, 45.000 auf die italieniſchen Feldzüge. Im amerikaniſchen Freiheitskrieg gab es 232.000, im öſterreichiſch-preußiſchen Krieg 45.000 Gefallene. Im deutſch-franzöſiſchen Krieg fielen 215.000, im ruſſiſch-türkiſchen 250.000 Mann. Ueberdies mögen im bulgariſch-ſerbiſchen Krieg und den außereuropäiſchen Kriegen (in China, Mexico, Afghaniſtan) gegen 150.000 Mann zu Grunde gegangen ſein. Nun erweiſen ſtatiſtiſche Erhebungen, dass nur etwa ein Fünftel aller Todesfälle auf Kriege zurückzuführen ſind, während vier Fünftel die Folge von Krankheiten und natürlicher Entkräftung ſind. Trotz der daraus hervorgehenden ſtattlichen Zahl von Verluſten hat die Menſchheit ſich doch im Laufe des letzten Jahrhunderts verdoppelt, und es ſteht zu erwarten, dass ſie ſich bei dem Fortſchreiten der mediciniſchen Kenntniſſe, der hygieniſchen Maßnahmen und den günſtigeren Lebensverhältniſſen überhaupt, die allmählich auch in die halbbarbariſchen Länder dringen, in noch raſcherer Progreſſion vermehren dürfte.

Ein Artikel von H. van Doorslaer in der letzten **„Revue Générale“**, über die gegenwärtige Ausſtellung in Brüſſel, enthält die folgenden Daten über die belgiſche Kohleninduſtrie, von deren Entwicklung die betreffende Specialausſtellung ein überſichtliches Bild gewährt. Von 1830—1840 wurden in Belgien 29 Millionen Tonnen Kohlen im Werte von 322 Millionen Francs geſchürft. 31.000 Arbeiter waren dabei beſchäftigt und bezogen dafür im ganzen 153 Millionen Francs als Lohn. Von 1891—1895 wurden gegen 100 Millionen Tonnen im Werte von 963 Millionen Francs gewonnen, wobei 118.000 Arbeiter thätig waren, die dafür eine Beſoldung von zuſammen 500 Millionen Francs empfiengen. Der Tageslohn, der um 1830 Fr. 1·30 betrug, hat ſich bis 1895 auf 2·60 Fr. geſteigert. Die Kohlen werden durchſchnittlich um Fr. 10·80 die Tonne (= 1000 Kilogramm) verkauft. Im Ganzen erzeugte Belgien von 1830 bis 1895 gegen 709 Millionen Tonnen Kohlen, was ſieben Milliarden und 661 Millionen Francs an Geldwert repräſentiert.

Ueber den Myſticismus Maeterlincks ſchreibt Arthur Symons im Septemberheft der **„Contemporary Review“**. „Klarer als den allermeiſten Menſchen ſtellt ſich Maeterlinck das Geheimnis der Dinge dar, das hinter den Worten und hinter dem inhaltsvollen Schweigen liegt: in ſeinen dramatiſchen Werken iſt eine ſenſitive, ſchweigſame und zugleich ſehr decorative Einfachheit, die der Stimme der Stille näher kommt, als irgend eine andere Kunſt.“ So leitet Symons ſeine Studie ein. Indem er ſich bemühte, ſeinen myſtiſchen Vorſtellungen eine concrete Geſtalt zu geben, habe Maeterlinck ſo ſcharf umriſſene, knappe Rollen geſchaffen, daſs ſie zugleich von Marionetten dargeſtellt werden können, und in dieſer Wahl künſtlicher, mechaniſcher Phantome zur Wiedergabe ſeiner Stücke — jener ſonderbaren Parodien des Lebens — ſymboliſiert er gewiſſermaßen den Eindruck, den das wirkliche Leben auf den Myſtiker macht. Die Menſchen ſelber ſind ihm Puppen, denen eine höhere Macht die Rollen zuweiſt, mit vorherbeſtimmten Arten, Geſten und Worten. Und jene Worte, die wir ſcheinbar zufällig, willkürlich ſprechen, ſind ihm nur Bruchſtücke eines wohlerwogenen, im Hinblick auf einen höheren Zweck entworfenen Ganzen, zu deſſen Erfüllung wir unſeren beſcheidenen Theil beizutragen haben. Gerade das Geringe, Unſcheinbare iſt für Maeterlinck das Entſcheidende, Bedeutende; daher jene ſonderbaren, kindiſchen, ſcheinbar nichtsſagenden Dialoge, die den gewöhnlichen Leſer verblüffen und verwirren. Erſt nachdem Maeterlinck das Meiſte, was er zu ſagen hatte, in ſeinen Stücken angedeutet, habe er begonnen deutlicher zu ſprechen in ſeinem Buch der Betrachtungen, dem „Trésor des Humbles“. Hier zeigt ſich — in einer viel erleſeneren, harmoniſcheren Form als in den Stücken — Maeterlincks Doctrine, ſein Syſtem. Ein [illegible] der alten Myſtiker, und tiefer als irgend einer unter ihnen in das Weſen der Myſtik eindringend, [illegible] Emotionen auf, und dem er die Ueberzeugung von dem [illegible] Weſen, der die Intuition [illegible], und der Nothwendigkeit, [illegible] zu vertrauen, theilt. Der Verſtand, oder was ſich durch dieſen erkennen läſst, [illegible] zur Seele, [illegible] Vermuten [illegible] Das [illegible] des Lebens [illegible] Geheimnis [illegible] das dort Erſchienene einfach betrachtet.

Zum Schutze geiſtigen Eigentums.

Um zur Wahrung eines bei deutſchen Zeitſchriften [illegible] Anlaſs nach Kräften beizutragen, geben wir [illegible] Verlage [illegible]

[illegible]

Die in dem Brief erwähnte Fußnote lautet:

Ich laſſe hier ein Märchen nochmals erſcheinen, das kürzlich von der „Jugend“ in einem völlig verſtümmelten Zuſtand veröffentlicht worden iſt. Die genannte Zeitſchrift hatte es für ihr Böcklin-Heft erworben, und der Correcturbogen gieng mir rechtzeitig in vollſtändigem Wortlaut zu. Dann hat die Redaction, ohne mich irgendwie zu befragen, mehr als zwei Dutzend Stellen, längere und kürzere, ſogar ganze Sätze, daraus geſtrichen, auch einige ſcheußliche Textänderungen ſich erlaubt. Nachträglich wurde mir als Grund unvorhergeſehener Raummangel angegeben. Ich habe der Redaction bedeutet, daſs ſie das Märchen dann lieber hätte zurückſtellen ſollen und daſs es wenig Achtung vor der Kunſt beweiſe, in einem Hefte, mit dem ſie einen Künſtler ehren wollte, der Arbeit eines anderen Künſtlers Gewalt anzuthun. R. Dehmel.

Wir bringen das Märchen in unverſtümmelter Form; die von der „Jugend“ unterſchlagenen Stellen ſind im Folgenden in Klammern geſetzt.

Das Löwenherz.

Ein Märchen für Große.

Von Richard Dehmel.

Es war einmal ein mächtiger Zauberer, der hatte einen zahmen Löwen. Und weil der Löwe zahm war und ſogar nach ſeiner Pfeife tanzte, ließ er ihn frei mit ſich herumlaufen in der Welt, — (bald hier, bald da, wo's grade was zu zaubern gab.) —

Zuerſt entſetzten ſich die Menſchen davor, beſonders wenn das Unthier brüllte; allmählich aber gewöhnten ſie ſich an das Wunder und ehrten die Macht des Zauberers nur noch mehr. Denn nicht bloß tanzen ließ er ihn nach ſeiner Pfeife, ſondern er hatte ihm ſo viele Kunſtſtücke beigebracht, — (wie ſelbſt ſein klügſter Elephant nicht konnte, und ſchließlich dachte ſich das Wunderthier von ſelber immer neue aus.) —

Noch manche anderen wilden Thiere hatte der Zauberer ſich gezähmt, — (um ſeine Macht zu beweiſen:) — Füchſe, Leoparden, Affen, einen Tiger, auch ein Känguruh — und alle machten ſie — (in ihrer Art) — dem Meiſter Ehre — (und den Menſchen Vergnügen.) —

Aber der Löwe war ſein Liebling, denn der fürchtete ſich nicht vor ihm; ſondern wenn er nach der Zauberpfeife langte, dann brüllte ſein Liebling vor Freude, während die übrigen Thiere ſich duckten. Nur das Känguruh war einmal unverſehens, ohne einen Laut von ſich zu geben, in die Höhe gehopſt, höher faſt, als ſelbſt der Löwe wagte; aber da war er über das Springthier hergefallen und hatte es rücklings zu Boden gedrückt und war ihm dann mit einem ſolchen Rieſenluftſprung über die Naſe geſprungen, daſs dem Känguruh der Athem vergieng.

Seitdem verſuchte keins der Thiere mehr, es mit dem Löwen aufzunehmen; und auch die Menſchen hielten ihn für das gewaltigſte Wunderthier, ſo unbegreiflich fanden ſie ſein Weſen. Und wenn er ſich vor ihnen ſteif hinſtellte und ſeinen Rachen aufriſs und die eine Tatze hob, ſo daſs ſie Furcht bekamen, und dann nichts weiter that als mit dem Schweife ruhig einen Ring drehen und die rothe Zunge lang herausſtrecken, — (während die Muſik der Zauberpfeife immer wilder wurde,) — ſo ſagten ſie verdutzt: Ob er wohl ſelbſt verſteht, was er da macht?

Dann lachte ihm das Herz im Leibe; denn Löwenherzen lachen ebenſo wie Menſchenherzen, ſogar noch gründlicher, weil ſeltener.

Da griff ſich eines Tages der Zauberer ein neues Wunderthier im Walde auf, — (und diesmal kein vierfüßiges, ſondern einen Sperber.) — Der konnte nun zwar nicht nach ſeiner Pfeife tanzen oder ſpringen, aber umſo ſchöner fliegen, und das verdross den Löwen. Immer wenn er ſeinen höchſten Luftſprung machen wollte, dann fiel ihm ein, daſs ſich der Sperber faſt noch höher ſchwingen könnte, und er ließ den Sprung. Der Zauberer aber ſchien ſich nicht daran zu kehren.

Das merkten denn die anderen Thiere bald und nahmen ſich verſchiedene Freiheiten heraus, die vorher bloß der Löwe ſich erlaubt hatte, und das Känguruh fieng wieder an zu hopſen. Indeſſen, weil [illegible] mit ihnen um die Wette zu ſpringen, ſo [illegible] und begnügte ſich mit ſeinen Kunſtſtücken auf der [illegible] Erde. Nur wenn der Sperber in die Lüfte ſtieg, ſo daſs ſein [illegible] in der Sonne funkelte, dann grämte ſich [illegible], und ſeine ſtolze Mähne ſträubte ſich und er brüllte [illegible]

[illegible] der Sperber [illegible] erhob er ſeine Flüge immer höher, [illegible] ſchließlich auch zum [illegible] und ihn bei jedem Werke begleiten [illegible] den Wunderthäter ſo ankommen [illegible] über ſich, dann wuſste keiner, [illegible] das Thier, den Vogel oder den großen

[illegible] ſein Herz voll Eiferſucht war, be[illegible] irgend ein Menſch; und weil er [illegible] hoffte, auch noch fliegen [illegible] und ſchlofs Freundſchaft

Digitized by Google

Von nun an gieng er öfters mit dem Sperber allein ins freie Feld und gab ſcharf Obacht, wie ſein Freund es anſtellte, wenn er ſich ab und zu auf eine Baumkrone ſchwang. Und als er jede Schwungbewegung, auch die allerkleinſte, ganz genau ſtudiert hatte, nahm er ſich eines Nachts die goldenen Zauberflügel ihres Herrn und Meiſters aus dem Schrank, ſchnallte ſie ſich an und verſuchte durchs Fenſter zu fliegen; der Zauberer aber that, als ob er ſchliefe.

Der Löwe alſo ſtieg aufs Fenſterbrett und holte zu der erſten Schwungbewegung aus, die er beſonders ſcharf ſtudiert hatte; aber ſie gelang ihm nicht. Nur einen großen Luftſprung brachte er zuwege und fiel auf alle Viere draußen in den Sand. Tief beſchämt trug er die Zauberflügel auf ihren Platz zurück — (und konnte vor Kopfſchmerzen die ganze Nacht nicht ſchlafen.) —

Am anderen Morgen, als ob nichts geſchehen wäre, fragte er beiläufig ſeinen Freund, wieſo er eigentlich fliegen könne. Der ſah ihn erſt ſehr wunderlich mit ſeinen grauen Augen an und — (wuſste keine rechte Antwort. Endlich) — meinte — (er:) — „Ich glaube, weil mein Herz ſo leicht iſt.“

Das gieng dem Löwen durch und durch. Aber er ließ es nicht merken und fragte weiter: „Du kannſt wohl bis zur Sonne fliegen?“ Da ließ der Sperber die Flügel hängen und ſagte halb beſcheiden, halb beklommen: „Nein, nicht einmal bis auf den höchſten Berg der Erde.“ Und als der Löwe ihn erſtaunt anblickte, fuhr er fort: „Da können nicht einmal die Adler und die Lämmergeier hin, nur unſer Meiſter kann da oben leben.“

„Hoh!“ reckte ſich der Löwe: „auf den höchſten Berg, da kann ich — (ja) — ſogar zu Fuß hinauf, wenn ich mir Zeit genug laſſe. Was ſind denn dann die dummen Flügel wert?“

„Ich weiß nicht“ — ſagte der Sperber — (indem er plötzlich kerzengrade hochflog:) — und da fühlte der Löwe, wie ihm ſchwer ums Herz wurde.

Jedesmal wenn jetzt ſein Freund den Menſchen etwas in der Höhe vorflog, wurmte ihn ſein ſchweres Herz, und er beſchloſs, es leichter zu machen. Er enthielt ſich tagelang der Nahrung und verfiel ſogar darauf, ſich wie die Affen bloß von Naſchwerk zu nähren; denn ihm ſchien, daſs unter den vierfüßigen Thieren die Affen noch das leichteſte Herz beſaßen.

Aber je mehr er dabei abmagerte, umſo ſchwerer wurde ihm das Herz, und ſeine Künſte übertrafen kaum noch die der anderen Thiere. Der Tiger fieng ſchon an, ihn faſt wie ſeinesgleichen zu behandeln, und das Känguruh ſprang luſtiger als je, indem es lachte wie blödſinnig. Selbſt bei den wildeſten Tönen der Zauberpfeife brüllte er nicht mehr vor Freude los, ſondern heulte höchſtens vor Schwermuth. Der Zauberer aber ließ ihn ruhig leiden und blickte auf den Sperber immer zärtlicher.

Da faſste den Löwen ein Ingrimm gegen den Meiſter, und weil er hatte ſagen hören, daſs Liebe das Herz erleichtere, lief er ihm eines Abends weg und rannte in die Wüſte und trieb ſich wochenlang mit einer Löwin herum. Und manchmal war ihm da wirklich zu Muthe, als ob er durch den Himmel flöge; aber gleich darauf ſah er immer, daſs ſie ſich beide auf der Erde wälzten, und dann muſste er greulich gähnen.

Bis endlich eines Morgens alle ſeine Eingeweide ihm ſo leer vorkamen und ſeine Glieder ſo leicht, daſs er die Löwin gar nicht mehr nöthig hatte und ſchnurſtracks wieder nach Hauſe lief, um raſch die Zauberflügel zu probieren.

Gegen Mittag kam er bei dem Meiſter an und fühlte ſich ſehr müde. Aber weil ihm ſo ſeltſam leicht im Leibe war, ließ er ſich keine Zeit, fraß ſchnell ein biſschen Pferdefleiſch und bat dann um die goldenen Flügel. Der Meiſter lächelte und gab ſie ihm.

Da ſtand nun der geflügelte Löwe — und blickte in die Sonne hinauf, — die anderen Wunderthiere um ihn her: — (Die konnten erſt gar nicht begreifen, was all das zu bedeuten habe. Aber) — auf einmal ſahen — (ſie,) — wie ſich der Löwe auf die Hinterbeine hob und fürchterlich zu zappeln anfieng. — (So merkten alle, daſs er fliegen wollte.) —

Und nun langte der Zauberer nach der Pfeife; und während der Sperber kerzengrade in die Höhe flog, brüllte der Löwe wie raſend — (und) — machte einen lendenlahmen Luftſprung und fiel — (kopfüber) — in den Sand.

Da konnten ſich die anderen Thiere nicht mehr halten: die Affen zupften ihn am Schweife, der Tiger ſprang ihm quer über den Bauch, und das Känguruh hoch über die Naſe — ſeitdem heißt es das Rieſenkänguruh.

Plötzlich ſtand er wieder auf ſeinen vier Tatzen. Die Augen brannten ihm wie Wüſtenſand, und er ſchüttelte die goldenen Flügel, daſs ſich der Tiger zwiſchen die Affen verkroch. Dann wollte er ſich auf den Zauberer ſtürzen. Der aber nahm verächtlich die Pfeife vom Munde, mit einem Ton, der wie das Knurren der Löwin klang, und kehrte ſeinem Liebling den Rücken zu.

Da wurde dem Löwen ſchwerer zu Muthe als jemals früher, und er erkannte mit Grauen, daſs ihm die Löwin nicht das Herz erleichtert hatte, — (ſondern nur die übrigen Eingeweide.) — So ſchlich er hinaus in den Wald.

Der Sperber aber hatte Mitleid mit dem Freunde und wollte ihn tröſten und flog ihm nach in ſeine Einſamkeit.

Als ihn der Löwe kommen hörte, — (wie leicht er durch die dichten Zweige rauſchte,) — da ſtockte ihm das Blut im Herzen. Und als der Sperber gar mit ſeinen Schwingen die ſchweren goldnen Zauberflügel ſtreifte, da ſchoſs ihm das Blut in die Augen, und alle Wildheit ſeines Herzens mit, und blind vor Wuth riſs er den — (purpurnen) — Rachen auf und biſs ſeinem Freunde den Kopf ab.

Dann fiel er ſinnlos über den Leichnam her und riſs das warme Fleiſch in Fetzen, bis er auf einmal zwiſchen den blutigen Rippen das kleine Vogelherz zucken ſah. Das ſtarrte er verwundert an, und ſeine finſtern Augen wurden hell; und er nahm das Herz und verſchlang es.

Nun war ihm plötzlich federleicht zu Muthe, — (ganz anders leicht als vor ſechs Stunden, wo er der Löwin weggelaufen war,) — und ſchleunigſt rannte er ins nächſte Dorf, um — (gleich) — den Menſchen zu zeigen, wie herrlich er jetzt fliegen könne. Denn vor den Thieren ekelte ihn — (ſeit Mittag;) — und von dem Zauberer wollt' er nichts mehr wiſſen, — (der hatte ihn zu grauſam behandelt.) —

In dem Dorf war gerade Jahrmarkt, und die vielen Menſchen kriegten keinen kleinen Schreck, als ſie den Löwen ohne den Zauberer und mit den großen Flügeln ankommen ſahen. Er aber ſtellte ſich ruhig vor die verſammelten Muſikanten hin, hob ſich auf die Hinterbeine und fing fürchterlich an zu zappeln. Weiter brachte er's auch diesmal nicht; und ſelbſt der Luftſprung gelang ihm nicht mehr, weil die Muſik der Zauberpfeife fehlte.

Auf einmal ſchrie der Kapellmeiſter: „der Löwe iſt betrunken!“ und ein enormes Gelächter erhob ſich rings. Da ſchoſs ihm aufs neue das Blut in die Augen, und er wollte ſich auf den Witzbold ſtürzen; aber die ſchweren Flügel hinderten ihn, ſodaſs er zu kurz ſprang und ſtöhnte. Und als er die Flügel abreißen wollte: oh weh, da waren ſie feſtgewachſen.

Einen Augenblick ſtand er wie kopflos. Die Kniee wankten ihm — (vor der Macht des Zauberers,) — und ihn reute ſein wildes Blut. Das Herz war ihm ſo ſchwer, daſs er ſich kaum vom Platz ſchleppen konnte; und als er zum Dorfe hinausgieng, — (da) — bellten die Hunde ihm nach, — (und die Menſchen lachten noch immer.) —

Jetzt hatte er keine Sehnſucht weiter, als nur nach einer Einſamkeit, wo ihm nichts mehr zu Herzen gienge, und er begab ſich in die Wüſte zurück. Aber als die Nacht kam, begegnete ihm die Löwin wieder und meinte, er habe ſich die goldnen Flügel nur geholt, um ihr ein Vergnügen zu machen; ſo lief ſie eine Weile neben ihm her. Doch als er ſich ſo gar nicht um ſie kümmerte, fragte ſie ihn endlich: „Wo willſt'n hin, mei Goldener?“ Sie ſprach nämlich fränkiſch.

Erſt wuſste er nicht, was er antworten ſollte. Aber plötzlich fiel es wie ein Stern in ſeine Seele, und er ſagte halb beſcheiden halb beklommen: „Auf den höchſten Berg der Erde.“

„Was willſt'n da obe?“ fragte ſie müde. „Ich weiß nicht“ ſtöhnte er und lief noch ſchneller. Da blieb ſie zurück.

Nun lief er Wochen und Wochen lang, — (und gönnte ſich kaum Schlaf und Mahlzeit,) — bis er den höchſten Berg der Erde wirklich vor ſich liegen ſah. Und der ſchien ihm ſo niedrig, und der Gipfel ſo nahe, daſs er ſchon glaubte, der todte Sperber habe ihn belogen.

Aber als er einen Tag lang geklettert war, da merkte er, daſs auf den Bergen die Luft durchſichtiger iſt als in der Ebene, und daſs er ſchwer und lange würde ſteigen müſſen, um auf den Gipfel hinaufzukommen, mit ſeinem ſchweren Flügelpaar. — (Und er ſehnte ſich zurück nach der Muſik der Zauberpfeife, die ihn ſo oft ermuthigt hatte, und wieder reute ihn ſein wildes Blut. So klomm er langſam bergauf.) —

Der Zauberer aber hatte all das mitangeſehen und die Gebeine des Sperbers in ſeinen Zauberſack geſammelt und war dem Löwen unſichtbar nachgegangen. Und als ſein Liebling eines Mittags faſt zuſammenbrechen wollte auf dem ſteilen Weg, da ſetzte er die Pfeife an den Mund, mit einem Ton, der wie die Stimme des Sperbers klang, und ſein Liebling brüllte vor Freude.

Und nun blies er immer wilder, daſs ſich dem Löwen die Kniee hoben wie von ſelbſt und ſeine Flügel an zu zucken fiengen. Die Sonne ſank tiefer und tiefer, und die Luft gieng ſeltſam dünn und kalt; aber je kälter ſie wurde, um ſo heißer zuckten die Flügel ihm, und ſein Herz ſchlug ſo leicht, als wollt' es aus der Kehle ſpringen. Näher und näher kam er dem Gipfel; jeden Augenblick ſchien es ihm, jetzt müſſe er gleich fliegen können, und als die Sonne untergieng, hob er ſich brüllend auf die Hinterbeine. Da hörte die Muſik der Pfeife auf, und ſchwer zog ihn ſein Flügelpaar zu Boden.

Doch als er nun die Stirne vor dem Willen des Meiſters neigte, da ſah er unter ſich im Abendroth die Adler und die Lämmergeier kreiſen; und er begriff den gütigen Meiſter, und ſeine Sehnſucht nach dem Gipfel wurde ſtiller. So ſchlief er ein.

Der Zauberer aber ſtreute über Nacht — (in allen Dörfern) — unten das Gerücht aus, der — (geflügelte) — Löwe ſei toll geworden und wolle durchaus in die Sonne fliegen. Und als ſein Liebling am andern Morgen erwachte, da ſah er in der Ebene die Menſchen ſich zu — (hellen) — Haufen ſammeln und — (mit Fernrohren und Operngläſern) — nach ihm heraufgucken.

Digitized by Google

Das machte ihm das Herz von neuem ſchwer, und ſeine Flügel ſenkten ſich vor Scham. Aber ſogleich begann auch ſchon die unſichtbare Zauberpfeife, und wieder ſchritten ſeine Füße wie von ſelbſt. — (Und) — immer wilder wurde die wilde Muſik, — (ſo daſs er Menſchen und alles vergaß und nichts mehr wollte als den Willen des Meiſters.) — Und immer höher ſtieg die Sonne, und näher und näher kam er dem Gipfel. Die kalte Luft war ſchon wie Eis; — (die Flügel zuckten ihm bis in die glühende Bruſt hinein,) — und wieder wurde ihm ſo leicht ums Herz, als wollt' es aus der Kehle ſpringen.

Und als die Sonne im Mittag ſtand, da war's als kochte ſein Blut ihm über. Die dünne Luft ſchien ihn zu tragen, er brüllte laut vor Seligkeit, zum Gipfel war nur noch Ein Sprung, und als er den im Sturm vollbracht und weit die Flügel gebreitet hatte — da ſpritzte das Blut ihm aus Rachen und Naſe, und er fiel um und war todt.

Die Zauberpfeife that noch ein paar Töne, tief und leiſe. Dann trat der Zauberer auch heraus und drückte ſeinem Liebling die Augen zu, die gläſern in die Sonne ſtarrten; drauf ſah er lächelnd zur Ebene nieder und öffnete den Zauberſack.

Und griff dem Löwen in den Rachen, bis an das heiße Herz hinab; das langte er heraus und ſetzte es dem todten Sperber ein. Da wurde der lebendig und wollte fliegen wie früher. Doch weil das ſchwere Löwenherz ihn drängte, ließ er ſich auf die Leiche des Freundes nieder und hockte traurig zwiſchen den goldenen Flügeln.

Und wieder lächelte der Zauberer und ſah noch einmal zur Ebene hinab. Dann ſah er zärtlich ſeine Lieblinge an, und ſeine Geſtalt begann zu ſtrahlen, daſs ringsum alles in Glanz aufgieng, und ſtrahlte ganz in ſie hinein. Da kam auch in den Löwen neues Leben, die Zauberflügel drehten ſich wie Feuerräder, und Löwe, Sperber und der große Meiſter fuhren vereint zur Sonne hinauf.

Die Menſchen aber ſtanden noch immer unten und wollten ihren Augen nicht trauen. Bis ein Profeſſor aus Kiel erklärte, das Ganze ſei nur Blendwerk geweſen. Und wenn ſie trotzdem nicht weggegangen ſind, dann ſtehen ſie heute noch.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Unfallversicherung von Kindern.

Die internationale Unfallverſicherungs-Actien-Geſellſchaft in Wien bietet durch dieſe von ihr mit 1. October d. J. eingeführte Verſicherungsart Kindern im Alter bis zu 18 Jahren Verſicherung gegen die materiellen Schadenfolgen körperlicher Unfälle in der Weiſe, daſs [illegible] Kinder, welche infolge von Körperverletzungen in ihrer derzeitigen Erwerbsfähigkeit geſchädigt werden, ein entſprechendes, bei Großjährigkeit des verſicherten Kindes an dieſes zur Auszahlung gelangendes **Capital** zurückgelegt, **überdies** bis zum Zeitpunkte der Großjährigkeit **eine jährliche Rente** im Ausmaße von 5% dieſes Capitals bezahlt wird. — [illegible] die Folgen von Körperverletzungen kann nicht nur die bereits vorhandene Erwerbsfähigkeit geſchädigt werden — eine Eventualität, [illegible] welche durch die gegenwärtig in ihrer Bedeutung ſchon allgemein anerkannte Unfallverſicherung Vorſorge [illegible] wird, — [illegible] ebenſo häufig auch die Zukunft von Kindern, denen infolge von Körperverletzungen viele oder gar alle Berufe verſchloſſen bleiben. Es iſt gleich wichtig, für die eine wie für die andere dieſer Eventualitäten vorzuſorgen.

Die **Unfallverſicherung von Kindern** iſt durch die Geſellſchaft [illegible] **fl. 1000** [illegible] **fl. 1.50** [illegible]

Beſonders zu empfehlen iſt die **Verſicherung mit Prämien-Rückerſtattung, bei welcher dem verſicherten Kinde bei erreichter Großjährigkeit ſämmtliche eingezahlten Prämien zurückgezahlt werden.** [illegible] **fl. 1.03 bis fl. 7.21** [illegible] **fl. 1000** [illegible]

Internationale Unfallverſicherungs-Actien-Geſellſchaft.

[illegible]

Tafelwaſſer Heilwaſſer **Krondorfer** beſter natürlicher alcal. SAUERBRUNN Filiale: Wien, IX. Kolingaſſe 4.

Oeſterreichiſch-ungariſche Bank.

Im Monate **Februar** des Jahres 1898 findet in **Wien** die

II. regelmäßige Jahresſitzung

der

Generalverſammlung

der

Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank

ſtatt.

Die ſtimmberechtigten Actionäre*), welche der Generalverſammlung der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank für das Jahr **1898** als Mitglieder angehören wollen, werden eingeladen, ſpäteſtens bis **Dienstag, den 30. November 1897**, zwanzig auf ihren Namen lautende, vor dem Juli 1897 datirte Actien der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank ſammt Couponsbogen bei der Depoſiten-Abtheilung der Bank in Wien oder bei der Hauptanſtalt in Budapeſt oder bei einer Filiale zu hinterlegen oder vinculieren laſſen.

Tagesordnung, Ort und Stunde der regelmäßigen Jahresſitzung der Generalverſammlung werden den Mitgliedern derſelben mittelſt Kundmachung in den zu Wien und Budapeſt erſcheinenden Amtsblättern rechtzeitig bekanntgegeben werden.

Wien, 23. October 1897.

Oeſterreichiſch-ungariſche Bank.

Kautz
Gouverneur.

Schreiber
Generalrath.

Mecenſeffy
Generalſecretär.

*) **Artikel 14** der Statuten der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank, Alinea 1: An den Generalverſammlungen der Oeſterreichiſch-ungariſchen Bank können nur öſterreichiſche und ungariſche Staatsangehörige theilnehmen.

Artikel 15 der Statuten: Von der Theilnahme an der Generalverſammlung iſt ausgeſchloſſen:

a) wer nicht im Vollgenuſſe der bürgerlichen Rechte ſteht, insbeſondere auch derjenige, über deſſen Vermögen das Concursverfahren eröffnet worden iſt, bis zur Beendigung desſelben;

b) wer in Folge einer ſtrafgerichtlichen Verurtheilung in ſeinen bürgerlichen, politiſchen oder Ehrenrechten beſchränkt iſt, ſolange dieſe Beſchränkung andauert.

Artikel 18 der Statuten: Jedes Mitglied der Generalverſammlung kann nur in eigener Perſon und nicht durch einen Bevollmächtigten erſcheinen und hat bei Berathungen und Beſchlüſſen, auch wenn es in mehreren Eigenſchaften an den Verhandlungen theilnehmen würde, nur Eine Stimme.

Artikel 19 der Statuten: Lauten Actien auf juriſtiſche Perſonen, auf Firmen oder auf mehrere Theilnehmer, ſo iſt der [illegible] in der Generalverſammlung zu erſcheinen [illegible] das Stimmrecht auszuüben, welcher ſich [illegible] Vollmacht der Actienbeſitzer, ſofern [illegible] öſterreichiſche oder ungariſche Staatsangehörige [illegible] Vollmachtgeber müſſen aber mit Ausnahme [illegible] ihrer perſönlichen Eigenſchaften [illegible] Artikel 14 und 15 fähig ſein, an der Generalverſammlung theilzunehmen.

(Nachdruck wird nicht honoriert.)

Digitized by Google

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 6. November 1897. Nummer 162.

Politiſche Entdeckungen.

Als Columbus auf ſeine große weltbewegende Reiſe gieng, hatte er die Abſicht, einen neuen Seeweg nach Indien zu entdecken. Thatſächlich aber entdeckte er etwas ganz anderes und für die Culturmenſchheit unermeſslich wertvolleres: Amerika. Selbſt als er ſchon auf dem Boden der neuen Welt ſtand, glaubte er noch immer in der alten zu ſein und Indien erreicht zu haben. Aehnlich — wenn der Vergleich geſtattet iſt — ſcheint es auch der Oppoſition im öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſe zu ergehen. Sie iſt ausgezogen, um die Beſeitigung der Sprachenverordnungen, das iſt alſo ein rein nationales Ziel zu erreichen. Doch die Strömung der politiſchen Logik ſcheint ſie einem ganz anderen, allerdings weit höheren und mächtigeren Zweck zuzutreiben, einem politiſchen. Sie wollte eigentlich nichts weiter als einen neuen Weg zu den alten nationalen Rechten des deutſchen Stammes finden. Aber unverſehens macht ſie, zum Entſetzen der Regierung und der parlamentariſchen Majorität, neue politiſche Entdeckungen. Faſt jede Woche ſchon bringt eine andere Entdeckung. Bald iſt es irgend ein Paragraph der parlamentariſchen Geſchäftsordnung, bald eine hochpolitiſche Beſtimmung der Verfaſſung, die ſie aus dem Grab der Vergeſſenheit und Ungebrauchtheit hervorzieht. Während die Sprachenverordnungen noch unverändert in Wirkſamkeit ſind, hat ſich in dem um ſie entbrannten Kampfe die Erkenntnis der politiſch parlamentariſchen Rechte zunächſt der Minorität, damit aber auch der geſammten Bevölkerung bereits merklich vergrößert. Noch glaubt die Oppoſition auf dem Boden der alten rein-nationalen Politik zu ſtehen. Vielleicht aber befindet ſie ſich ſchon auf dem weit verheißungsvolleren Neuland politiſcher Eroberungen.

Die Erde war zu der Zeit, als Columbus ſeine drei Caravellen in See ſtechen ließ, kosmiſch genommen, genau ſo groß wie heute. Aber die europäiſche Menſchheit kannte ihre Größe noch nicht, und deswegen war die Erde für ſie noch genau ſo klein, wie ihr geographiſches Wiſſen. In der Natur der Dinge gab es auch damals ſchon einen vierten und fünften Erdtheil, aber nicht in den Köpfen der Culturmenſchen und, weil das Wiſſen die Vorausſetzung für das Handeln iſt, auch nicht für ihre praktiſche Bethätigung. Und ähnlich werden auch alle die politiſchen Rechte, welche die Oppoſition jetzt nach und nach aus den Geſetzbüchern ausgräbt, nicht neugeſchaffen. Sie ſind eine für unſere Verhältniſſe alte, eine dreißig Jahre alte Schöpfung einer früheren Generation. Erſt jetzt aber werden ſie erkannt und nutzbar gemacht. Die Verfaſſung anderer, älterer politiſcher Culturländer, wie z. B. die Englands oder Frankreichs, iſt aus dem Geiſte dieſer Völker und aus ihren ſchweren inneren Kämpfen hervorgewachſen. Die Rechtsideen waren lange ſchon in den Köpfen, ehe ſie in die Geſetzbücher kamen. Bei uns geſchah es umgekehrt. Unſere Verfaſſung verdankt vorwiegend äußeren Schwierigkeiten ihren Urſprung. Wir mußten und müſſen uns erſt noch geiſtig und politiſch in ſie hineinwachſen. Als in den Hauptſachen fertiges Gebilde erhielten wir ſie, und die politiſche Spannkraft der Bevölkerung war noch lange nicht reif genug, um ſie gleich auf einmal vollſtändig zu beſiedeln. Wie die alten Geographen mit den drei Erdtheilen, ſo begnügte ſich die alte Verfaſſungs-, ſpäter deutſchliberale Partei mit dem Scheinparlamentarismus, durch den ſie ſich mit der kaum vergangenen und geiſtig noch nicht vollſtändig überwundenen mehrhundertjährigen Aera des Abſolutismus recht und ſchlecht vermittelte. Wem das Schnupftuch zufällt, der war ihr nach wie vor der unumſchränkte Herr, auch im Parlament der Herr, und die Parteien, denen er wieder das Schnupftuch zuwarf, waren mitzuregieren berufen. Aber nur mitzuregieren wie die Pantoffelhelden im Haushalt, das heißt, in allen wichtigen Sachen dem fremden Willen ſich unterzuordnen und im übrigen ſich mit einem beſchränkten Taſchengeld zu begnügen. Die Oppoſition vollends, den Kindern im Haushalte gleich, ſtand unter ſtrenger häuslicher Zucht. Raiſonnieren durfte ſie wohl, aber nur, wenn's die wichtigen Geſchäfte nicht ſtörte. Welch ſchwere Gewiſſenskämpfe hat es doch nur die deutſchliberale Partei gekoſtet, bis ſie ſich entſchloſs, dem Grafen Taaffe das Budget zu verweigern, obzwar ſie ſehr wohl wuſste, daſs ſelbſt dieſe Verweigerung ihn nicht ernſtlich hindern konnte, da ſeine Majorität ſchon ohne ſie geſichert war. Und gar beim Wehrgeſetz, wo ihm die erforderliche Majorität nicht zuſammengieng, fühlte ſie, die Oppoſition, ſich verpflichtet, ſie ihm durch einige abcommandierte Stimmen aus den eigenen Reihen angemeſſen zu ergänzen.

Mindeſtens auf dem Wege zur Beſeitigung der Badeni'ſchen Sprachenverordnungen und gelegentlich des Ausgleichsproviſoriums hat man denn doch auch bei uns jetzt entdeckt, daſs die Oppoſition noch einen ganz anderen Beruf hat, als das ihr feindliche Miniſterium vor der Gefahr des Sturzes zu bewahren. Das Recht der Oppoſition, der Regierung mit allen Kräften das Regieren unmöglich zu machen, iſt, im Bilde geſprochen, der vierte Welttheil, der ſich jetzt unſerer politiſchen Orientierung erſchließt. Ungariſche Preſsſophiſten wollen uns freilich weismachen, daſs er gar nicht exiſtiert. Aber ſie haben ihn ja doch ſelbſt ſchon ſeit altersher coloniſiert. Ihre Oppoſition iſt berechtigt, das Ausgleichsproviſorium zu obſtruieren. Dieſes Recht hat ſogar der ungariſche Miniſterpräſident Baron Banffy ſelbſt anerkannt, indem er in dieſem Sommer mit der ungariſchen Oppoſition einen Vertrag ſchloſs, um ſie von der angedrohten Obſtruierung des Ausgleichsproviſoriums abzuhalten. Warum ſollte unſere Oppoſition das gleiche Recht nicht haben? Die Verhinderung dieſes den Ungarn millionenwerthen Werkes — ſo drohen uns die ungariſchen Preſsſophiſten weiter — könne uns auf unabſehbare Zeit die Strafe des Abſolutismus eintragen. Nun, die Ungaren ſelbſt haben ſich nicht geſcheut, an ihren verfaſſungsmäßigen Rechten zu halten, trotzdem ſie dafür mit dem Abſolutismus nicht bloß bedroht, ſondern thatſächlich durch zwanzig Jahre hindurch beſtraft worden ſind. Dafür werden ſie jetzt ſeit dreißig Jahren ſchon in um ſo verſchwenderiſchem Maß belohnt. Wir jedoch ſollen uns ſelbſt Unrecht thun und alle anderen ſcheuen. Gerade das Gegentheil aber lehrt uns, wie das Sprichwort, ſo das glorioſe Vorbild Ungarns ſelbſt.

In Ungarn ſind ſie noch viel weiter in den politiſchen Entdeckungen vorgedrungen als wir. Dort haben ſie auch den fünften Erdtheil ſchon entdeckt: das Recht der Majorität, nicht nur zu den Geſetzen, ſondern auch zu der Wahl tauglicher Miniſter ihre Zuſtimmung zu geben, das Recht auf parlamentariſche Miniſterien. Daran wagen wir dieſſeits der Leitha noch kaum zu denken. Aber, wenn ſich, angeeifert durch das Beiſpiel einer erfolgreichen Minorität, auch eine Majorität einmal auf die politiſche Entdeckungsreiſe begeben ſollte, wird ſie ohne Schwierigkeit auch in unſerer Verfaſſung genug den ungariſchen gleichkommende Beſtimmungen finden, die nur rückſichtslos in die Praxis umgeſetzt zu werden brauchen, um auch unſer Verfaſſungsleben zu einer ähnlich abgerundeten Vollkommenheit zu erheben, wie der ungariſche Globus ſie ſchon längſt beſitzt. Nicht die Sprachenverordnungen allein, auch nicht nur das Ausgleichsproviſorium und nicht bloß das Miniſterium Badeni ſteht jetzt beim Kampf unſerer Oppoſition in Frage, ſondern weit mehr als das alles zuſammengenommen, nämlich unſere ganzen innerpolitiſchen Machtverhältniſſe. Deswegen muſs die derzeitige Oppoſition, nicht lediglich um des deutſchen, vielmehr um aller Völker Oeſterreichs, um der Volksrechte überhaupt, um der Erhöhung der Macht des Parlaments und um der endlichen Verwirklichung unſerer papierenen Verfaſſung willen, auf dem von ihr eingeſchlagenen Wege umſo rückſichtsloſer ausharren, je deutlicher ſie das unerwartet große Endziel zu ſehen beginnt. Nur wenn ſie ſchwach wird, wird ſie und werden mit ihr wir alle beſtraft werden, nicht mit einem neuen Abſolutismus, ſondern mit der Fortexiſtenz unſeres alten Schein-Conſtitutionalismus, der noch ärger iſt, als der Abſolutismus ſelbſt, wenn er nicht in conſequenter Entwicklung zu einem halbwegs wahrhaften Conſtitutionalismus führen ſoll.

K.

Die politiſche Lage in Deutſchland beim Beginn der Wahlcampagne.

Das politiſche Getriebe ſteht im Zeichen einer diplomatiſchen Kunſt, die es fertig bringt, die ſchärfſten Gegenſätze zu verhüllen und für die ſchwierigſten Verhältniſſe irgend einen Nothbehelf zu finden. Einige Tage hindurch glaubte man, dem Ausfluge des Kaiſers nach dem Schloſſe der Eulenburge, dem Heim des Dichters und Componiſten des berauſchenden Empfangsjubels der Magyaren, werde alsbald die Verkündigung des ſchon ſolange drohenden Kanzlerwechſels folgen, doch iſt alles beim alten geblieben. Die Diplomaten der inneren Politik wollten es vermeiden, den Fürſten Hohenlohe zu brüskieren, und der Kaiſer hat daher dem erſten Reichsbeamten einen Beſuch gemacht und ihm mitgetheilt, der Erfüllung des dem Reichstage gegebenen Verſprechens, betreffend die Vorlage einer Militärſtrafproceſsreform, ſtehe nichts mehr im Wege. Allerdings liegen noch keine beſtimmten Angaben darüber vor, wie der Inhalt der Vorlage beſchaffen ſein wird. Bezüglich des kaiſerlichen Beſtätigungsrechtes ſind die bayriſchen

Digitized by Google

Reſervatrechtes in Sachen des Oberſten Gerichtshofes ſollen die maßgebenden Factoren noch zu keiner Einigung gelangt ſein. Auch wird die Frage, wie weit für das Hauptverfahren Oeffentlichkeit und Mündlichkeit einzuführen ſind, noch Schwierigkeiten ergeben. Der frühere Miniſter des Innern, Herr von Köller, hat einmal in einer Wählerverſammlung in Kammin geſagt, die Militärſtrafproceſsreform werde, wenn ſie überhaupt zur Vorlage komme, für die Liberalen unannehmbar ſein. Dieſe Aeußerung kann auch jetzt noch als zutreffend betrachtet werden. Jedenfalls aber iſt für die Dauer von zwei bis drei Monaten kein ernſter Conflict und damit auch keine Veränderung im oberſten Reichsamt zu befürchten.

Was die Forderungen für die Flotte betrifft, ſo ſind die Ausſichten für einen Sieg der Regierung weniger ungünſtig, als vielfach angenommen wird. Die anti-engliſche Politik zählt auch bei den Katholiken des Centrums viele Freunde, und manche Gegner „uferloſer" Flottenpläne werden ſich gern überzeugen laſſen, wenn die Regierung, unterſtützt von den Vorgängen in der auswärtigen Politik, den Nachweis liefert, daſs es ſich in der That nur um eine ſyſtematiſche, den Rahmen des Strengnöthigen nicht überſchreitende Vervollſtändigung der Ausrüſtung zur See handelt. Mit Unrecht wird der Bund der Landwirte zu den Gegnern der gouvernementalen Flottenprojecte gezählt. Das Organ der Bündler folgt lediglich taktiſchen Beweggründen, wenn es die Erfüllung der agrariſchen Wünſche in den Vordergrund ſtellt und die Entſcheidung in der Flottenfrage von der Haltung der Regierung gegenüber dem Programm der Mittelſtandspolitiker abhängig macht. Die Forderungen für die Flotte kommen, dem Willen des Kaiſers entſprechend, in erſter Linie zur Verhandlung, und die Agrarier werden ſchließlich dafür ſtimmen. Aus den anderen Oppoſitionsgruppen werden viele ſchon deshalb für die Flottenvorlage ſtimmen, weil ſie es vermeiden wollen, daſs die Regierung und die ihr naheſtehenden Parteien mit einer Parole in den bevorſtehenden Wahlkampf eintreten, welche an die nationalen Ideen und chauviniſtiſchen Leidenſchaften appelliert.

Der Wahlfeldzug hat unterdeſſen unter den günſtigſten Auſpicien für die Oppoſitionsparteien begonnen. Die Landtagswahlen in Baden bedeuten für die dortige Regierung und die ſie ſtützende Partei eine eclatante Niederlage. Eine Regierungsmehrheit iſt nicht mehr vorhanden, da Centrum und Socialdemokraten in zahlreichen Fällen zuſammengehen werden. In Bayern und Württemberg wächst die feindſelige Stimmung gegen Preußen. Die bayriſchen Bauernbündler gehen lieber mit den Socialdemokraten als mit den nationalen Parteien. In Hannover und Braunſchweig wird ein Erſtarken der welfiſchen Agitation conſtatirt. Aber auch aus Oſtelbien ſind beachtenswerte Symptome des Niederganges der herrſchenden Partei zu verzeichnen. Bei der vor einigen Tagen ſtattgefundenen Reichstagserſatzwahl in der Weſtpriegnitz haben die Conſervativen faſt ein Fünftel ihrer bei der letzten Wahl erreichten Stimmenzahl verloren. Während ſonſt der conſervative Candidat ſtets im erſten Wahlgang gewählt wurde, iſt diesmal eine Stichwahl nöthig, die allem Anſchein nach zugunſten der Freiſinnigen ausfallen wird. Dabei handelt es ſich um einen ländlichen Wahlkreis, in welchem vielfach die Gutsherren als Wahlvorſteher die Wahl im eigenen Beſitzthum leiten. Nicht minder intereſſant iſt die Wandlung, welche ſich in jenem oſtpreußiſchen, unweit Königsberg gelegenen Kreis vollzogen hat, der von einer halben Million polniſcher Proteſtanten (Maſuren) bewohnt wird. Letztere ſtimmten bis jetzt bei allen Wahlen gewohnheitsmäßig für die Conſervativen, jetzt haben ſie eine ſelbſtändige Volkspartei mit einem eigenen Organ gegründet und treten in lebhafte Oppoſition gegen die Conſervativen.

Wie die Dinge heute liegen, können nicht nur Katholiken, Particulariſten und Socialdemokraten auf einen Gewinn an Reichstagsſitzen, beziehungsweiſe auf eine Befeſtigung der ſeither innegehabten parlamentariſchen Poſition rechnen, auch die Freiſinnigen und der linke Flügel der Nationalliberalen haben einige Ausſicht, auf Koſten der Conſervativen Fortſchritte zu machen.

Die Antiſemiten, in deren Reihen Zwietracht und Verwirrung herrſchen, werden Mühe haben, ihren Beſitzſtand zu behaupten. Die Reactionäre fangen an, den antiſemitiſchen Beſtrebungen zu mistrauen. Der „Bund der Landwirthe", der über den Parteien ſtehen will, um alle mit Ausnahme der Socialdemokraten für ſeine Zwecke zu gewinnen, hat im October ein [illegible] gegründet, das den verbündeten Mittelſtand [illegible] und die „kleinen Leute" der Städte mit den Landwirten zu gemeinſamer Action [illegible] [illegible]

der Regierung unterſtützte Candidat hat den Vorzug, daſs er nicht ſpricht und Wählerverſammlungen meidet.

In welcher Weiſe die Regierung die Agitation für die allgemeinen Reichstagswahlen zu beeinfluſſen gedenkt, iſt noch nicht bekannt. Ein Officioſus der „Münchener Allg. Ztg." hat eine umfaſſende Agitation in der Preſſe vorgeſchlagen. In erſter Linie wird es jedoch nöthig ſein, daſs die Regierung, wenn die Forderungen für die Flotte nicht als Wahlparole benützt werden können, mit einem klaren, wirtſchaftlichen Programm hervortritt. Vielleicht gibt Dr. v. Miquel bei dieſem Anlaſſe den Sympathien Ausdruck, mit welchen er ſchon einmal im Reichstag Ideen des Profeſſors Schäffle über Handels- und Agrarpolitik begrüßt hat. Schäffle iſt gegen die ſtaatlich vermittelte allgemeine Brotvertheuerung, die den nichtverſchuldeten großen Grundbeſitzern am meiſten Nutzen bringt, den verſchuldeten aber nicht dauernd helfen kann und den Zollkrieg verſchlimmert. Der Staat ſoll die vorhandene Ueberſchuldung zu einer milden, allen noch rettbaren Grundbeſitz rettenden Liquidation bringen. Jedoch unter der Bedingung, daſs ſich der auf Hilfe Anſpruch erhebende Grundbeſitz einer poſitiven landwirtſchaftlichen Creditorganiſation unterwirft, bei welcher unproductive Ueberſchuldung fortan abgeſchnitten wird. Die überſchuldeten Grundbeſitzer ſind, wie Schäffle weiter ausführt, nicht nur durch eigene Schuld, ſondern auch durch das beſtehende Creditrecht in die heutige Lage gekommen, folglich liegt auch für den Staat eine Pflicht vor, einzuſchreiten.

Aehnliche Anſichten ſind auch ſchon in officiöſen Blättern entwickelt worden. Werden ſie aber wirklich Regierungsprogramm, ſo wird ſich auch zeigen, in welchem innigen Zuſammenhange die wirtſchaftlichen Fragen ſtehen und daſs es nicht angeht, einerſeits den von den Arbeitern verlangten Socialreformen gegenüber in ablehnender Haltung zu verharren, andererſeits aber der Agitation der Grundbeſitzer weitgehende Zugeſtändniſſe zu machen. Darüber ſollte man ſich in den leitenden Kreiſen klar werden, noch ehe ein Eingreifen in den Wahlkampf erfolgt.

Berlin. Heinrich Oberwinder.

Das Frauenſtimmrecht in Amerika.

Die Frauenfrage hat in den letzten Jahren in Deutſchland an Beachtung gewonnen, ja ſie wurde, beſonders im letzten Jahre, nicht allein in ſolchen Kreiſen, die vorher keine Ahnung von ihrer Exiſtenz hatten, beachtet, ſondern ſogar zum Modegegenſtand erhoben. Da aber eine Mode nur dazu da iſt, um nach kurzer Zeit wieder einer anderen Mode Platz zu machen, ſo iſt ihr Culminationspunkt in jenen Kreiſen ſchon überſchritten und ihr Stern mithin im Niederſteigen begriffen. Anders bei den Ernſten, Denkenden. Sie haben die Bedeutung der Frauenfrage begriffen, bei ihnen wird ſie niemals wieder vom Tapet verſchwinden, ſondern, im Gegentheil, ſich zu einem Factor ausbilden, mit dem gerechnet werden muſs.

Merkwürdig aber iſt es, daſs man ſowohl bei der einen als auch bei der anderen Kategorie die Auslandserfahrungen und -erfolge auf dieſem Gebiete ſo wenig verfolgt und in Erwägung zieht. Zu welchen intereſſanten Reſultaten man bei Verfolgung derſelben gelangt, bewies nur eine ſtatiſtiſche Zuſammenſtellung, die ich in meiner kürzlich erſchienenen Broſchüre „Die Ausnahmeſtellung Deutſchlands in Sachen des Frauenſtudiums" machte. Dieſelbe bewies nicht weniger, als daſs Deutſchland und Oeſterreich die einzigen Culturländer ſind, die ſich der intellectuellen Emancipation der Frauen entgegenſtemmen, die die Pforten der Univerſitäten vor ihnen feſt verſchließen, und da inzwiſchen auch Oeſterreich ſeinen Widerſtand aufgegeben und die Frauen vorerſt wenigſtens zur philoſophiſchen Facultät zuläſst, ſo iſt Deutſchland derzeit der einzige Culturſtaat, der die Frauen vom Univerſitätsſtudium ausſchließt. Und auch über die Erfolge der Frauen nicht allein in Bezug auf Abſolvierung des Studiums, ſondern auch in der Ausübung ihrer beruflichen, auf dem Univerſitätsſtudium beruhenden Thätigkeit war ich in der Lage ſtatiſtiſches Material aufzubringen, ſo z. B., daſs die in England promovierten Aerztinnen als Hoſpitalärztinnen, als ärztliche Miſſionärinnen, als Poſtärztinnen für weibliche Poſtbeamte, als Docentinnen, Univerſitätsprofeſſorinnen u. ſ. w. die erfolgreichſte Thätigkeit ausüben und zwar nicht allein in Großbritannien, ſondern auch in Indien und den Colonien.

Solche Feſtſtellungen müſſen doch in Deutſchland von Intereſſe ſein, das Land der Intelligenz, das Volk der Denker muſs ſich doch ſchämen, in einer ſolchen intellectuellen Frage, wie dieſe es iſt, allein zurückzuſtehen.

Aus dieſem Grunde hat man wohl bewuſst oder unbewuſst [illegible] zu leſen, was in anderen Ländern in dieſer [illegible], und beſonders die Bewegung in Amerika, das vom [illegible], ignoriert man in Deutſchland mit einer [illegible] Sache würdig wäre.

[illegible] aus der New-Yorker Staatszeitung, die [illegible] auch in der neuen Welt ſo unver[illegible] ſehr antifrauenrechtleriſch geſinnt iſt, [illegible] deutſchen Preſſe Aufnahme. So z. B., daſs

Digitized by Google

in einer kleinen amerikaniſchen Stadt Frau und Mann einander jüngſt als Candidaten für den gleichen Bürgermeiſterpoſten entgegengetreten ſind, daſs die Frau geſiegt hätte und der Mann dafür die Küche verſehen müſste. Oder: die drei Damen, die im Senat von Colorado ſäßen, hätten ſich beklagt, daſs nicht genügend Notiz von ihnen genommen worden, und ſie hätten infolgedeſſen ihren Austritt angekündigt, während in Wahrheit die drei weiblichen Senatoren ſich durch ihr Benehmen, durch ihre kluge Theilnahme an den Senatſitzungen und Arbeiten ſich die Anerkennung des ganzen Senats erworben haben.

Von den großen umwälzenden Ereigniſſen wird aber kaum Notiz genommen. Man weiß dunkel, daſs die amerikaniſche Frau ſehr ſelbſtändig iſt, daſs ſie ihr Geld ſelbſt erwirbt und es ebenſo eigenmächtig ausgibt, daſs ſie ſtudiert oder richtiger ſtudieren kann, man ſtellt ſie ſich am liebſten männlich ausſehend, mit kurz geſchnittenen Haaren, rauchend und trinkend vor, ſpricht naſerümpfend von „weiblichen" Salamandern, wirft ſich in die Bruſt und ſagt: „wir Wilde ſind doch beſſere Menſchen".

Von dem großartigen geiſtigen Aufſchwung, den die Frau in Amerika durch die größere Freiheit, die ihr gewährt wird, genommen hat, worin dieſe beſteht, in welcher Weiſe ſie ausgenützt wird und welches die politiſchen Erfolge ſind, davon ahnt man bei uns nichts.

Wer hat z. B. etwas davon gehört, daſs innerhalb der letzten zwei Jahre zwei Staaten der Union den Frauen die politiſche Gleichberechtigung gewährt haben?

Von Utah drang wohl noch die eine oder die andere Nachricht in die deutſche Preſſe und zwar wohl nur wegen des pikanten Gegenſatzes, daſs der Staat, in dem vor Kurzem die Vielweiberei herrſchte, jetzt die Frau für gleichberechtigt mit dem Manne erklärt. Aber ſonſt kein Sterbenswörtchen!

Und doch ſollte man meinen, daſs ſolche ſtaatsumwälzende Ereigniſſe von größerem Intereſſe für deutſche Leſer ſind, als die Hochzeiten der Vanderbilds, die Diners der Goulds oder die Eheſcheidungen anderer Millionäre oder ſcandalſüchtiger Varietéſterne, die in der deutſchen Preſſe vom größten politiſchen Blatte bis zum kleinſten Kreisblättchen herunter zum Ueberdruſs breitgetreten werden.

Als der erſte Staat der Welt oder vielmehr das erſte Territorium, Wyoming — denn damals war Wyoming nur erſt ein Territorium — im Jahre 1869 den Frauen das Wahlrecht verlieh, da war dies allerdings nicht ein Sieg der Verfechter der Frauenrechte, kein Erkennen der Berechtigung der Frauenwünſche, kein zielbewuſster Verſuch zur Löſung der Frauenfrage, ſondern eine nichts weniger als ſolch edlen und ſelbſtloſen Motiven entſpringende Handlung. Bei der erſten Sitzung der zum Zwecke der Conſtituierung des neuen, damals kaum einige tauſend Seelen zählenden Territoriums ſtattfindenden Verſammlung wurde der Vorſchlag gemacht, allen mehr als 18 Jahre zählenden Frauen das Wahlrecht zu verleihen, um durch dieſe neue Maßregel die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich zu lenken, um Auswanderer und noch mehr Auswandererinnen herbeizulocken, da die Frauen ſehr in der Minderzahl in Wyoming waren — im Jahre 1880 noch kamen auf 100 Männer nur 47 Frauen.

Und die Abſicht gelang! Sobald das neue Geſetz in Kraft trat, wurde die Nachricht überall hintelegraphiert, und die Augen der Welt waren mit einemmale auf das eben erſt zur Exiſtenz gelangte Ländchen gerichtet.

Noch größer als der beabſichtigte Erfolg aber war der unbeabſichtigte. Und während in den civiliſierteſten Staaten des Oſtens, in Connecticut und New-York, ein heißer Kampf darüber entbrannte, ob die Frauen wählen dürfen — die Verfechterinnen des Frauenſtimmrechtes behaupteten, daſs ſie unter den beſtehenden Geſetzen berechtigt wären, das Wahlrecht auszuüben, und giengen nach vereitelten Verſuchen der thatſächlichen Ausübung desſelben in New-York bis zum Oberſten Gerichtshof der Vereinigten Staaten, der die Frage für die ganze Union in einem den Frauen nicht günſtigen Sinne entſchied — wählten die Frauen im wilden Weſten zum Nutzen ihres Landes. Wyoming entwickelte ſich zu einem anſehnlichen Staate, der als ſolcher 1890 in die Union aufgenommen wurde. Das Frauenwahlrecht bewährte ſich ſo vorzüglich, daſs im Laufe der erſten zwanzig Jahre die ſechs Gouverneure, die einander gefolgt waren, es alle beſtätigten, daſs dasſelbe die Zuſtimmung des ganzen Volkes habe. Der General Thayer, ehemaliger Senator der Vereinigten Staaten, Gouverneur von Wyoming, gab im Jahre 1877 folgende Erklärung ab: „Das Frauenwahlrecht beſteht in unſerem Territorium nunmehr ſeit acht Jahren und hat nicht aufgehört, ſeither ſtetig an Vertrauen und Popularität zu gewinnen. Nach meiner Anſicht waren die Reſultate desſelben ſehr wohlthuende, und es übt einen günſtigen Einfluſs auf die theuerſten Intereſſen des Staates."

Im Jahre 1882 ſchilderte der Gouverneur John W. Hoyt in einer Botſchaft die Reſultate einer zwölfjährigen Erfahrung folgendermaßen:

„Das Territorium Wyoming", verkündete er, „iſt heute das einzige Land der Welt, in dem die Frauen die gleichen politiſchen Rechte wie die Männer beſitzen, und es iſt kein Wunder, daſs die Augen der ganzen Welt auf Wyoming ruhen. Trotzdem unſere Gegner ſich darauf ſteiften, dieſen Theil unſerer Conſtitution als Verſuch hinzuſtellen, ſo wiſſen wir heute ſehr gut, daſs wir über den Verſuch hinaus ſind. Unter der gleichſtellenden Geſetzgebung haben wir beſſere Geſetze, beſſere Verwaltungen, beſſere Inſtitutionen erlangt, und das Niveau unſerer geſellſchaftlichen Lage iſt beſſer als irgendwo anders. Keines der Uebel, die man uns ankündigte, als da ſind: der Verluſt der edlen Weiblichkeit und die Störung der Häuslichkeit, ſind eingetroffen. Die große Majorität unſerer Frauen, und zwar die beſten, haben das Wahlrecht wie eine Wohlthat empfangen und üben es wie eine patriotiſche Pflicht aus. Mit einem Wort, nach zwölf Jahren einer glücklichen Erfahrung hat das Frauenwahlrecht bei uns ſo feſte Wurzel gefaſst, iſt es von allen Geiſtern und Herzen ſo warm aufgenommen, daſs kein Menſch mehr es in Frage ſtellt."

Auch die übrigen Gouverneure Wyomings haben ſich in dieſem Sinne ausgeſprochen.

Es haben ſich auch fremde Forſcher ähnlich ausgedrückt, ſo z. B. der Publiciſt Horace Plunkett,*) der Wyoming bereiſt hat. Er conſtatiert, daſs 80 Procent aller Frauen ihr Wahlrecht ausüben, daſs der häusliche Friede durchaus nicht darunter gelitten habe, daſs die Frauen nur moraliſch tadelloſe Männer wählen, daſs das Frauenwahlrecht das Hazardſpiel verboten und die öffentliche Proſtitution unmöglich gemacht hat, daſs es die Sonntagsruhe und eine Verbeſſerung der Arbeitsbedingungen in den Bergwerken durchgeſetzt hat, kurzum, daſs die Wahlen in Wyoming ein beredtes Zeugnis für das politiſche Verſtändnis der Frauen liefern. Keine ſociale Reform, ſagt Plunkett, war größerem Miſstrauen begegnet, und keine — in Wyoming wenigſtens — hat glücklichere und moraliſchere Reſultate zutage gefördert.

So langer Jahre es auch brauchte, bis dieſe Reſultate wirklich geglaubt wurden, — und dies umſomehr, als der Oberſte Gerichtshof der Vereinigten Staaten ausdrücklich erklärt hatte, daſs die Frauen nicht wahlberechtigt ſind, daſs ihre Eigenſchaft als Bürger keineswegs den Genuſs des Wahlrechtes in ſich ſchließe — ſo konnten ſich die Nachbarſtaaten der Erkenntnis der Günſtigkeit desſelben auf die Dauer doch nicht verſchließen. Die erſten zwei, die folgten, hatten nicht das Glück, das Wyoming zu verzeichnen hatte, aber lediglich aus äußeren Gründen. Es war Utah, das 1870 ſchon Wyoming folgte, aber damals noch nicht aus den reinen Gründen der Erkenntnis, daſs es im Intereſſe des Territoriums liege, ſondern einzig und allein im Intereſſe der Mormonen, um die Polygamie in Utah aufrecht zu erhalten, was ihnen auch thatſächlich glückte, da die Mormonen mit ihren Weibern in der Majorität waren. Als die Bundesregierung den Kampf gegen den Mormonismus mit aller Strenge aufnahm und am 19. Februar 1887 das Anti-Polygamie-Geſetz, oder wie es auch nach dem Senator Edmunds genannt wird, die Edmund-Bill annahm, da wurden gleichzeitig alle Kirchengüter der Mormonen confiſciert, und den Frauen wurde das Wahlrecht wieder entzogen.

Ein ähnliches Geſchick hatte das Territorium Waſhington, das, einer eigenartigen ſtaatsrechtlichen Doctorfrage zufolge, nachdem ſeine weiblichen Bürger kraft eines Geſetzes vom 22. November 1883 dreieinhalb Jahre das Wahlrecht genoſſen hatten, dasſelbe plötzlich entzogen bekam, weil der oberſte Gerichtshof das neue Geſetz für null und nichtig erklärte, da die Geſetzgebung des Territoriums kein Recht hätte, den Frauen das Wahlrecht zu verleihen. Trotz aller Bemühungen der Geſetzgeber Waſhingtons blieb es dabei. Aber während Waſhington, als es 1889 ſeine Zulaſſung als Staat begehrte und dem Congreſs ſeine Verfaſſung einreichte, darin die Aufſtellung des Frauenſtimmrechts unterließ, wurde in Utah, als ſeine Aufnahme als Staat am 8. Mai 1895 erfolgte, gleichzeitig die Conſtitution dahin abgeändert, daſs den Frauen vollſtändige politiſche Gleichberechtigung gewährt wurde. Es war kein geringer Triumph für das weibliche Geſchlecht, daſs gerade der Schauplatz ihrer größten Schande, da, wo die Mormonen mit ihren abſcheuerregenden, die Frau erniedrigenden Sitten und Geſetzen vor kurzem noch herrſchten und während der früheren Periode des Wahlſtimmrechts der Frauen dasſelbe dazu benützten, um dieſe Sitten und Geſetze noch länger feſtzuhalten, nunmehr nach der Reinigung von dieſer Secte, deren beſtehender Reſt ſich den nunmehrigen civiliſierten Geſetzen fügen muſs, Zeuge ihrer vollſtändigen Rehabilitierung iſt.

Der Gouverneur von Utah, Wells, ſchrieb mir am 24. Februar d. J.: „Ich kann Ihnen verſichern, daſs das Geſetz ſehr erfolgreich functioniert und daſs die Frauen ein mächtiger Factor in der Politik dieſes Staates geworden ſind. Ihr Einfluſs macht ſich in den richtigen Bahnen geltend und unterſtützt die beſten Elemente der männlichen Bürgerſchaft in der Reinigung des Wahlvorganges und indem ſie zweifelhafte Perſonen von Staatsämtern fernhalten."

Bevor Utah als Staat die Frauen für mündig erklärt hatte, war dies bereits 1893 ſeitens des Gold- und Silberlandes Colorado mit einer Majorität von 7500 Stimmen geſchehen.

Der Staatsſecretär von Colorado, Mingaffey, ſchrieb mir, zwei Jahre nachdem das Geſetz in Kraft getreten war, über die Wirkung desſelben folgendermaßen: „Die Einwohner von Colorado ſind mit den Erfahrungen des Frauenſtimmrechtes vollſtändig zufrieden und haben gar keine Urſache, dasſelbe zu bereuen. Die Frauen dieſes Staates wählen in ebenſo großem Procentſatz wie die Männer, betheiligen ſich an allen Wahlen und haben nur gute Reſultate zutage gefördert. Ein beſonders gewichtiges Argument der Gegner war ſtets,

*) Hon. Horace Plunkett, „The working of woman suffrage in Wyoming." The Fortnightly Review, May 1890.

Digitized by Google

daſs das Wahlrecht der Frau das Weibliche und Würdige rauben würde und daſs es ſie entwürdigen würde, wenn ſie an politiſchen und öffentlichen Wahlen theilnehmen würde. Dieſe Erfahrung hat man in Colorado nicht gemacht. Wenn irgend ein Wechſel ſtattgefunden hat, ſo war es der, daſs der Ton in den politiſchen Verſammlungen und Wahlen ein beſſerer geworden iſt. Wir können nicht bemerken, daſs unſere Frauen in irgendeiner Weiſe jenes Charakteriſticum, das ſeit jeher die Bewunderung der Menſchheit bildet, verloren hat, und es hat ſich zweifellos ergeben, daſs die Frau all ihre guten Eigenſchaften bewahren und gleichzeitig Bürgerpflichten ausüben kann.

Ein anderer Einwand war derjenige, daſs nur wenige Frauen das Recht, das ihnen gewährt wurde, benützen, daſs nur wenige es ausüben würden. Auch dieſe Befürchtung hat ſich in Colorado als grundlos erwieſen. Ein ebenſogroßer Procentſatz von Frauen als von Männern wählte bei den Hauptwahlen 1894, und ihre Betheiligung an den conventions als Delegierte, an öffentlichen Verſammlungen als Rednerinnen und an den Urnen als Wählerinnen war ebenſo allgemein bei den Staatswahlen als bei den Grafſchafts- und ſtädtiſchen Wahlen. Alles zuſammengenommen, glaube ich, ohne Furcht von anderen, die Gelegenheit hatten, das Arbeiten des Frauenſtimmrechts in dieſem Staate zu verfolgen, Widerſpruch zu erfahren, verſichern zu können, daſs dasſelbe einen vollen, ungetheilten Erfolg bedeutet und daſs der wohlthätige Einfluſs immer wachſend ſein wird im Verhältnis als den Frauen ihre neuen Pflichten geläufiger werden."

Sehen wir nun drei Staaten der Union im Beſitze des Frauenſtimmrechts, von denen bereits Erfahrungen ſind, wie ich oben gezeigt habe, ſehr günſtige Erfahrungen vorliegen, ſo tritt als vierter ſeit dem 21. Jänner 1896 Idaho hinzu. Hier iſt die Ertheilung noch eine zu junge, als daſs ſchon von Erfahrungen zu berichten wäre. Charakteriſtiſch iſt jedoch, daſs alle vier Staaten, die die Frauen für politiſch reif erklärt haben, Nachbarſtaaten ſind, und das erklärt zum Theil die merkwürdige Thatſache, daſs es gerade der wilde Weſten iſt, der dieſe Arbeit der Aufklärung und des Fortſchrittes unentwegt weiterführt an Stelle der civiliſierteren Staaten des Oſtens. Während dieſe, auf europäiſchem Muſter fußend, ihre hiſtoriſche Vergangenheit ins Treffen führten, derzufolge die Frauen vom Wahlrecht bisher ausgeſchloſſen waren und ſich ſcheuten, eine ſo neue Maßregel mit einemmale einzuführen, ſondern lieber ſtückweiſe von den Frauen ihr Recht ſich abringen ließen, führte ein kaum der Wüſte abgerungenes Stück Land, Wyoming, das Frauenwahlrecht ſorglos und ohne viel Erwägungen ein. Wie ich oben zeigte, geſchah es durchaus nicht aus lauteren Motiven, dem blutjungen Territorium kam es auf ein Experiment mehr oder weniger nicht an, beſonders wenn dieſes Experiment ein ſo gutes Reclamemittel wie dieſes zu werden verſprach. Aber was man gar nicht erwartete, geſchah, ſelbſt hier in der Wüſte gedieh das ſorglos hingeworfene und kaum cultivierte Blümchen und entwickelte ſich zu einem prächtigen Strauch, und es war nicht zu verwundern, daſs die Nachbarſtaaten, die dieſes Aufblühen und Wachsthum aus nächſter Nähe zu verfolgen Gelegenheit hatten, es zu ſich zu verpflanzen wünſchten. Sie thaten es, und auch bei ihnen gedieh es in gleicher Weiſe, und wenn auch die Tradition die Staaten des Oſtens noch immer verhindert, das Blümchen, das ſo ſchöne Blüten trägt, auch zu ſich zu verpflanzen, ſo ſchielen ſie doch neidiſch nach dem wilden Weſten und treffen Anſtalten, es unauffällig nach und nach an ſich zu ziehen. Außer den vier genannten Staaten, in denen die Frauen das politiſche und infolgedeſſen auch eo ipſo das communale Wahlrecht beſitzen, genießen ſie das letztere noch in Kanſas und in Michigan, das active und paſſive Schulwahlrecht in 22 Staaten, nämlich außer den obigen ſechs in Connecticut, Nord- und Süd-Dakota, Illinois, Indiana, Maſſachuſetts, Minneſota, Montana, Nebraska, New Hampſhire, New Jerſey, New-York, Ohio, Oregon, Vermont, Waſhington, Wisconſin und Arizona, das active Schulwahlrecht allein haben die Frauen noch in Kentucky und Oklahoma, das paſſive Schulwahlrecht in Californien, Iowa, Louiſiana, Maine, Pennſylvanien und Rhode Island, auch an anderen Abſtimmungen, ſo z. B. über Finanzfragen, haben gewiſſe Staaten den Frauen das Wahlrecht verliehen. Dieſe ſtückweiſe gewährten Rechte werden bei dem zielbewuſsten Vorgehen der amerikaniſchen Frauen und der vorzüglichen Organiſation der amerikaniſchen Frauenbewegung zweifelsohne immer mehr und mehr vergrößert werden, ſo daſs die Staaten des Oſtens eines Tages unvermeidlich in den Beſitz des Frauenſtimmrechtes gelangen dürften trotz aller Tradition, der Sieg in einigen [illegible] bedeutenden ſteht dicht bevor.

Berlin. Elſa Jacubaener.

Zur Geſchichte der Arbeiterbewegung in Ungarn.

I[illegible]

ſowenig iſt ſie bei Marchegg ſtehen geblieben, und auch in Ungarn hat ſie ganz dieſelben Entwickelungsſtadien durchgemacht und die gleichen Erſcheinungen zutage gefördert wie anderwärts. Bald nach Wiederherſtellung der Verfaſſung im Jahre 1867 wurden Arbeitervereine gegründet und Arbeiterverſammlungen abgehalten. Zuerſt ſchwärmte man für Schultze-Delitſch in einem „Fortbildungsverein“, dann für Laſſalle in einem „Allgemeinen Arbeiterverein“, und dieſe Entwickelung gieng ebenſo raſch vor ſich wie die induſtrielle Entwickelung im Lande ſelbſt. Die erſte von Arbeitern veranſtaltete Volksverſammlung fand im März 1869 in Preſsburg ſtatt.*) Das Programm war ganz politiſch: allgemeines und directes Wahlrecht, unbeſchränktes Vereins- und Verſammlungsrecht, Rede- und Preſsfreiheit, Abſchaffung der Zeitungscautionen, vollſtändige Religionsfreiheit, Abſchaffung des ſtehenden Heeres und dafür allgemeine Volksbewaffnung, Trennung der Kirche vom Staate, obligatoriſcher und unentgeltlicher Schulunterricht, Abſchaffung des Parlamentarismus und dafür Einführung des Referendum nach Schweizer Muſter, Abſchaffung der kirchlichen Orden und Einziehung ihrer Güter zu Schulzwecken. Das Programm läſst, wie man ſieht, an politiſchem Radicalismus nichts zu wünſchen übrig, aber von ökonomiſchen Dingen iſt darin noch kein Wort zu finden. Das kommt ſpäter, wie überall.

Es vergehen einige Jahre mit Verſammlungen, Demonſtrationen und Organiſationsbeſtrebungen, ohne daſs ein beſonderer Fortſchritt in der Bewegung eingetreten wäre. Erſt als in der zweiten Hälfte der Siebzigerjahre der Communicationsminiſter der Pariſer Commune, Leo Frankl, nach Budapeſt kam, iſt ein Anwachſen der Arbeiterbewegung zu conſtatieren. Frankl war in Wien feſtgenommen worden, wurde aber, als nach Ungarn zuſtändig, wieder freigelaſſen. Er trat an die Spitze der ungariſchen Arbeiterbewegung und leitete ſie in marxiſtiſchem Sinne auf Grund des Gothaer ſocialdemokratiſchen Parteiprogrammes. Er vertrat die ungariſchen Socialdemokraten auf dem Genfer Congreſſe von 1877; dagegen wurde ihm die Abhaltung eines Congreſſes der ungariſchen Socialdemokraten behördlich unterſagt, nur ein Landescongreſs der Nichtwähler wurde anderen Proponenten geſtattet. Erſt im Jahre 1880 wurde ein Landescongreſs der Socialdemokraten abgehalten und auf dieſem ein Parteiprogramm feſtgeſtellt, welches ein ganzes Jahrzehnt hindurch in Geltung war. In dieſem Programme wurde neben den politiſchen Forderungen auch das Collectiveigenthum an beweglichem und unbeweglichem Capital proclamiert. Der Einfluſs Frankls war, trotz der vielen Anfeindungen, die er unter den Genoſſen ſelbſt auszuſtehen hatte, zur Geltung gelangt.

Bei dieſem Anlaſſe iſt zu erwähnen, daſs gleich vom Beginne der Arbeiterbewegung in Ungarn an zwei Strömungen innerhalb der Partei bemerkbar waren: die eine mehr conſervativ, welche auf ungariſch-nationalem Boden verblieb und die ungariſche Staatsidee anerkannte, die zweite, die auf internationaler Grundlage fußte und zumeiſt von den Ideen, die in der deutſchen Socialdemokratie heimiſch waren, beeinflusst wurde. Man hat in ungariſchen Regierungskreiſen zur Zeit der Entſtehung der Arbeiterbewegung und auch viel ſpäter noch**) von ſocialen Fragen nicht viel verſtanden, und ſo hat man den alten Michael Táncsics, der im Jahre 1869 die Führung der nationalgeſinnten Arbeiterfraction übernommen hatte, eingekerkert und zum Märtyrer gemacht, während es, vom Standpunkte des gegebenen Staates, doch überaus klug geweſen wäre, die nationale Richtung innerhalb der Arbeiterpartei mit allen Mitteln zu fördern und zu unterſtützen. Natürlich hat dieſes Verhalten der Machthaber die Arbeiter immer mehr der radicaleren Richtung zugetrieben; allein trotzdem hat es lange gewährt, ehe dieſe dauernd die Oberhand gewann. Gleich von Anbeginn der Arbeiterbewegung an gab es vielfache Fäden, welche von den Arbeitern zur äußerſten Linken des ungariſchen Parlaments und zu deren Anhängern in bürgerlichen Kreiſen liefen, und wiederholt trat auch die Cooperation der Arbeiter mit dieſen national-radicalen bürgerlichen Elementen in die äußere Erſcheinung. Auch Leo Frankl, obgleich orthodoxer marxiſtiſcher Dogmatiker und daran, wie in der Lehre, ſo auch in der Praxis allen Compromiſſen eigentlich abgeneigt, auch Leo Frankl mußte bald nach ſeiner Ankunft in Budapeſt erkennen, daſs er ohne Zuhilfenahme gewiſſer magyariſcher Elemente aus den Kreiſen der bürgerlichen Politiker die Agitation unter den Arbeitern, namentlich unter den landwirtſchaftlichen Arbeitern des ungariſchen Tieflandes, nicht wirkſam betreiben konnte. Frankl war alſo, wie Otto Herman, der radical-ungariſche Politiker, bemerkt [illegible], beſtrebt, ſich mit den be-

[illegible] Angaben hier [illegible] Budapeſt [illegible]

[illegible]

treffenden Perſönlichkeiten und Gruppen in Verbindung zu ſetzen, zumal ihm ſelbſt das wirkſamſte Mittel der Agitation, die Kenntnis der magyariſchen Sprache, fehlte. Frankl fand auch wirklich Mittel und Wege, ſich dem kleinen Lager der magyariſchen Radicalen, die damals auf der politiſchen Scene ſtanden, zu nähern und ſie für ſeine Ideen zu gewinnen.

Herman, ſelbſt ein Mann von umfaſſender und univerſeller Bildung und namentlich auf einzelnen Gebieten der Naturforſchung (Spinnen und Fiſche) eine Capacität von europäiſcher Berühmtheit, ſchildert Frankl als profunden Kenner aller Zweige der Geſchichte, der Volkswirthſchafts- und Geſellſchaftslehre und als ausgezeichneten Dialektiker, der alle Einwürfe der Ungarn, die mit ſolchen geiſtigen Waffen nicht ausgerüſtet waren, leicht zu widerlegen wuſste. Nur der „magyariſche Inſtinct“ hielt die ungariſchen Radicalen von der vollſtändigen Unterwerfung unter den Willen Frankls und von der Angliederung an deſſen Partei zurück, und ſie machten ihre definitive Entſchließung von dem Gutachten Hermans abhängig. Frankl muſste ſich dazu verſtehen, dieſen den Conferenzen beizuziehen, und nach mehrfachen Zuſammenkünften und wiederholtem Ideenaustauſche fiel das Votum Hermans gegen das Bündnis der ungariſchen Radicalen, die auf national-magyariſcher Baſis ſtanden, mit den Beſtrebungen Frankls, der als Bevollmächtigter der Londoner „Internationale“ fungierte, aus. Die Fäden, die zwiſchen der Arbeiterpartei und der äußerſten Linken im ungariſchen Parlamente geſponnen waren, wurden zerriſſen und blieben es bis 1896, in welchem Jahre Gabriel Ugron, der Führer der conſervativen Fraction der äußerſten Linken, ſie zu einem ſpeciellen Zwecke wieder zu knüpfen verſuchte. Frankl wurde im Jahre 1884 wegen eines Preſsvergehens angeklagt und zu anderthalbjähriger Gefängnisſtrafe verurtheilt. Den in Ungarn wegen Preſsvergehen Verurtheilten geht es nicht beſonders ſchlecht; ſie kommen ins Staatsgefängnis nach Waitzen, das als ein recht „fideles“ Gefängnis bekannt iſt. Frankl etablierte dort, um einen Ausdruck Hermans zu gebrauchen, ſozuſagen eine Akademie für höhere ſocialiſtiſche Propaganda, und dieſer Schule entſtammten die ſpäteren hervorragenden Agitatoren der Arbeiterpartei. Nach Verbüßung ſeiner Haft kehrte Frankl nach Paris zurück, wo er im März 1896 ſtarb. Die ungariſche Arbeiterbewegung verſumpfte nach ſeinem Abgange.

Erſt im Jahre 1889 kam wieder einiges Leben in die Sache. Beim internationalen Socialiſtencongreſſe in Paris ſchloſs ſich der Vertreter der ungariſchen Arbeiterpartei, Anton Ihrlinger, den Marxiſten an, und dadurch trat die ungariſche der öſterreichiſchen Arbeiterpartei näher, eine Annäherung, welche eine im September 1889 in Preſsburg abgehaltene gemeinſame Conferenz der beiderſeitigen Führer beſiegelte. Es folgte die ſehr gelungene Demonſtration der Budapeſter Arbeiter am 1. Mai 1890, die wie Gaál ausdrücklich hervorhebt, durch die Disciplin der 3000 Theilnehmer beſonders auffiel, da dies auf den wachſenden Einfluſs der Führer und auf die Güte der Organiſation ſchließen ließ. Entſcheidend aber war die Abhaltung des Landescongreſſes im December 1890, wo die Partei den Namen „Ungarländiſche ſocialdemokratiſche Partei“ annahm und ausdrücklich erklärte, daſs ſie ein Theil der internationalen ſocialdemokratiſchen Partei ſei. Dies manifeſtierte ſich auch in den principiellen Feſtſtellungen, in dem Programme, welches auf dieſem Congreſſe zur Annahme gelangte. Da dieſes Programm die vollſtändige Einkehr der ungariſchen Arbeiterpartei ins marxiſtiſche Lager bedeutet, laſſen wir es in wortgetreuer Ueberſetzung hier folgen. Es lautet:

„Die ungariſche ſocialdemokratiſche Partei ſtrebt darnach, daſs ſie das geſammte Volk ohne Unterſchied der Nationalität, der Race und des Geſchlechtes aus den Feſſeln der wirtſchaftlichen Abhängigkeit befreie, ſeine politiſche Rechtloſigkeit aufhören mache und das arbeitende Volk aus der geiſtigen Verkümmerung erhebe. Die Urſache der derzeitigen Zuſtände, unter deren Schwere die Arbeiterclaſſe beinahe zuſammenbricht, iſt nicht in einzelnen ſtaatlichen Einrichtungen, ſondern in dem Weſen der ganzen ſtaatlichen Organiſation, beziehungsweiſe in der Thatſache zu ſuchen, daſs die Arbeitsmittel in der Hand einzelner Perſonen vereinigt ſind. Dieſe Thatſache begründet einerſeits in Bezug auf die Arbeiterclaſſe, welche nur über ihre Arbeitskraft verfügt, die wirtſchaftliche Abhängigkeit von den Beſitzern der Arbeitsmittel, andererſeits aber die politiſche und wirtſchaftliche Macht der Capitaliſtenclaſſe, wie dies in dem heutigen Staate zum Ausdrucke gelangt. [illegible]

[illegible]

ſeiner Aufgabe in ihm zu wecken und es geiſtig und körperlich kampffähig zu machen, damit es ſeinem weltgeſchichtlichen Berufe durchaus entſprechen könne. Zur Verwirklichung dieſes Programms wird jedes zum Ziele führende und dem natürlichen Rechtsgefühle des Volkes entſprechende Mittel benützt.

Im allgemeinen ſind folgende Grundprincipien maßgebend: Die ſocialdemokratiſche Arbeiterpartei Ungarns iſt eine internationale Partei, welche keinerlei Vorrechte der Nationalitäten, der Geburt und des Beſitzes anerkennt, und welche erklärt, daſs der Kampf gegen die Ausbeutung ein internationaler ſein muſs, wie die Ausbeutung ſelber international iſt. Zur Verbreitung der ſocialiſtiſchen Ideen wird ſie alle Mittel der Oeffentlichkeit benützen: Preſſe, Verſammlungen u. ſ. w., und ſie wird beſtrebt ſein, alle gegen die freie Meinungsäußerung aufgerichteten Hinderniſſe, das Preſsgeſetz und die das Vereins- und Verſammlungsrecht beſchränkenden Verordnungen zu beſeitigen. Sie wird das allgemeine, directe und geheime Stimmrecht für jeden Vertretungskörper verlangen, als eines der wichtigſten Agitations- und Organiſationsmittel, ohne ſich übrigens über den Wert des Parlamentarismus einer Täuſchung hinzugeben. Damit im Rahmen der heutigen Wirtſchaftsordnung das Sinken der Lebenshaltung der Arbeiterclaſſe und deren ſich ſteigernde Verkümmerung einigermaßen verhindert werde, fordern wir eine tiefgreifende und ehrliche Arbeiterſchutz-Geſetzgebung (Beſchränkung der Arbeitszeit, Abſchaffung der Kinderarbeit u. ſ. w.), deren Durchführung auch die Arbeiterſchaft überwachen könne; wir werden ferner die ungehinderte Gründung von Fachvereinen, wie die vollſtändige Freiheit zu Vereinigungen anſtreben. Im Intereſſe der Zukunft der Arbeiterclaſſe iſt der obligatoriſche, unentgeltliche und confeſſionsloſe Unterricht in den Volks- und Fortbildungsſchulen unbedingt erforderlich, ebenſo die Möglichkeit, unentgeltlich in alle höheren Unterrichtsanſtalten zu gelangen. An Stelle des ſtehenden Heeres, welches durch ſeine unausgeſetzt ſich erhöhenden Laſten das Volk ſeinen Culturaufgaben entfremdet, müſſen wir die Einführung der allgemeinen Volksbewaffnung anſtreben. Die ſocialdemokratiſche Arbeiterpartei wird zu jeder wichtigeren Frage Stellung nehmen; ſie wird das Claſſenintereſſe der Proletarier immer vertreten und der Ableugnung oder Verſchleierung der beſtehenden Claſſengegenſätze, ſowie der Ausbeutung der Arbeiter durch die herrſchenden chauviniſtiſchen Parteien immer energiſch entgegentreten.“

Die Unterſchiede zwiſchen dieſem und den oben mitgetheilten Programmen aus den Jahren 1869 und 1880 ſind handgreiflich. Auf dem Congreſſe waren auch ſchon Vertreter der landwirtſchaftlichen Arbeiter aus dem Tieflande anweſend. Infolge des Congreſſes machte die Organiſation der Partei im Lande wohl Fortſchritte, allein die Früchte derſelben konnten infolge der Miſshelligkeiten unter den Führern nicht zur Reife gelangen. Paul Englsmann hatte die Führung der Partei übernommen, muſste dieſe aber bald an Prockl und Stucklein abgeben, die auch die Leitung des Parteiblattes übernahmen. Auf dem Parteitag vom Mai 1894 endlich wurde die Organiſation der Partei vollendet, und Punctationen wurden ausgearbeitet, welche die Bedingungen der Zugehörigkeit zur Partei, die Aufſtellung von Vertrauensmännern, den Wirkungskreis der Parteileitung und die Parteitaktik regeln, zugleich wurde die Solidarität der induſtriellen mit den landwirtſchaftlichen Arbeitern und die Nothwendigkeit des Collectiveigenthums an Grund und Boden proclamiert, Arbeiterſchutz gefordert, die Gründung von Fachvereinen und Strikecaſſen beſchloſſen. Als Parteiorgane wurden die ungariſche „Népszava“ (Volksſtimme) und die deutſche „Arbeiterpreſſe“ erklärt. Am 1. Juli 1894 übernahm Ignaz Silberberg, der als ein Vertrauensmann der Wiener Parteileitung galt und als geborener Ungar keine Ausweiſung zu beſorgen hatte, die Redaction dieſer Blätter. Er entwickelte bald eine umfaſſende Thätigkeit und organiſierte namentlich eine Agitation zur Reform des Wahlgeſetzes, für die auch eine Volksabſtimmung inſceniert wurde; ganz beſonders aber widmete er ſich der Verbeſſerung der Organiſation, für die auch ein neues verbeſſertes Statut geſchaffen wurde, ließ Flugblätter in ſlovakiſcher, rumäniſcher, ſerbiſcher und polniſcher Sprache erſcheinen und in allen Gegenden des Landes, namentlich aber unter den landwirtſchaftlichen Arbeitern des Tieflandes agitieren. Inzwiſchen iſt auch Silberberg vom Schauplatze verſchwunden, und die Leitung der Partei hat jetzt ein Gremium von Parteigenoſſen in Händen. Jene Agitation, vor allem aber die ſchweren Uebelſtände, welche in den Beſitz- und Arbeitsverhältniſſen im Alföld unleugbar vorhanden ſind, und die ich in dem eingangs citierten Artikel beſprochen habe, haben die zeitweiligen Eruptionen des Agrarſocialismus und im diesjährigen Sommer den Strike der Feldarbeiter zuwege gebracht. Mit Aufgebot einer Summe von Hilfsmitteln, wie ſie nur einer Regierung zur Verfügung ſtehen, wurde die Gefahr diesmal abgewandt; allein man iſt ſich auch in Regierungskreiſen darüber klar, daſs jene Miſsſtände in den Beſitz- und Arbeitsverhältniſſen raſch und gründlich beſeitigt werden müſſen, wenn der Ausbreitung der agrarſocialiſtiſchen Bewegung Einhalt gethan werden ſoll. Das iſt umſo nothwendiger, als der ſocialdemokratiſchen Partei überhaupt, deren Mitgliederzahl Gaál auf 25.000 in der Hauptſtadt und auf [illegible] in der Provinz ſchätzt, in jüngſter Zeit ein neuer Helfer in Ungarn erſtanden iſt. Unter den Studierenden der Budapeſter Univerſität, die früher zumeiſt nur für öde Gravaminalpolitik und damit zuſammenhängende Demonſtrationen Sinn und Luſt zeigten, findet jetzt die marxiſtiſche Heilslehre zahlreiche Adepten. Man ſpricht von zweihundert Univerſitätsſtudenten, welche zu Beginn des neuen Studienjahres ſich als Socialiſten bekannten und einen eigenen Club, den „Club der ſocialdemokratiſchen Studenten an der Budapeſter Univerſität“ [illegible] im Begriffe ſtehen. Wer die ungariſchen Verhältniſſe kennt, weiß, was

Digitized by Google

das zu bedeuten hat: es bedeutet einerſeits eine Durchſetzung der ſocialiſtiſchen Bewegung Ungarns mit zahlreichen intelligenten Elementen, die ihr bisher fehlten, andererſeits aber auch den Zwang für dieſe Elemente, ſich mit ernſten ökonomiſchen und ſociologiſchen Studien zu befaſſen, was auch in den intelligenten Kreiſen Ungarns bisher nicht zu den ſelbſtverſtändlichen Dingen gehörte.

Daſs es auch unter den ungariſchen Arbeitern ſolche gibt, die nicht auf internationalem, ſondern auf nationalem Boden ſtehen, iſt ſchon oben in Kürze erwähnt worden. Dieſe Arbeiter haben ſich im Juni 1891 als „Nationaldemokratiſche Arbeiterpartei" conſtituiert und vom Juli des genannten Jahres an ein Parteiorgan unter dem Titel „A mi Zászlónk" (Unſere Fahne) herausgegeben.*) Die Partei hat eine Invaliden- und Penſionscaſſe gegründet, die 2000 Mitglieder, und in Budapeſt einen Club, der ungefähr 600 Mitglieder zählt. Die Partei hat in der Hauptſtadt 2000 Mitglieder; aber ihre Organiſation erſtreckt ſich auch auf die Provinz, wo ſie 30.000 Anhänger haben ſoll. Nach ihrem Programme will ſie die Beſſerung der materiellen und geiſtigen Lage der Arbeiter auf geſetzlichem Wege, in patriotiſcher Richtung, in nationalem Geiſte allmählich erkämpfen; ſie perhorreſciert jeden Gewaltact und will nur auf friedlichem Wege die Claſſengegenſätze möglichſt ausgleichen. Sie verlangt das Wahlrecht für jeden Volljährigen, „der ſeine auf ein Minimum reducierte Steuer gezahlt hat"; ſie verlangt unentgeltlichen Unterricht, Arbeiterkammern, Kranken- und Invaliditätscaſſen und Arbeiterſchutz, Sonntagsruhe, Reviſion des Gewerbegeſetzes, Steuerreform, beſondere Geſetze für die Berg- und landwirtſchaftlichen Arbeiter, Beſchränkung der Frauenarbeit, Bevorzugung der heimiſchen Arbeiter bei ſtaatlichen Betrieben und „je baldigere Befreiung von den ſich aufdrängenden profeſſionellen Arbeiterführern". Die Partei begegnete anfänglich, namentlich bei den Behörden in der Provinz, Schwierigkeiten, weil man beſorgte, daſs ihre in den Mantel der „geſetzlichen Mittel" gehüllte Thätigkeit zur Verſchärfung der Claſſengegenſätze viel tauglicher ſei als die ſocialdemokratiſche Agitation. In neuerer Zeit jedoch wird die nationaldemokratiſche Arbeiterpartei von den herrſchenden Claſſen mehrfach unterſtützt und gefördert. Es iſt bei der nationalpatriotiſchen Richtung, welche jeder öffentlichen Thätigkeit in Ungarn vorwiegend das Gepräge gibt, nicht ausgeſchloſſen, daſs die nationaldemokratiſche Arbeiterpartei der ſocialdemokratiſchen mit der Zeit den Wind theilweiſe aus den Segeln nimmt. Dazu iſt freilich vor allem nothwendig, daſs ſich die herrſchenden Claſſen zu einer weitherzigen Wahlreform, einer umfaſſenden Arbeiterſchutzgeſetzgebung und einer gerechten und humanen Regelung der Verhältniſſe der landwirtſchaftlichen Arbeiter entſchließen. Ob man zu ſolchem Entſchluſſe kommen wird, bleibt freilich fraglich.

Dr. J. Deutſch.

Die Gefahr als Lebensbildner.

Von Mathieu Schwann.

(Schluſs.)

Die allgemeine Noth, die ſich den einzelnen aufdrängende Gefahr, körperlich zu verkommen, trieb den körperlichen Sport empor. Die allgemeiner werdende ökonomiſche Noth trieb den ökonomiſchen Sport empor, zu erringen, zu verdienen, Profit zu machen, denn die frühere geſunde Anſchauung, daſs der Menſch mit geſunder Entwicklung ſeiner Kraft ſeinen Lebensunterhalt gewinnen könne, daſs es alſo nur der Ausbildung des Menſchen bedürfe, um ihn lebensfähig zu machen, daſs darum die Sorge, ihn auch mit materiellen Gütern möglichſt zu verſorgen und ſicherzuſtellen, überflüſſig ſei, erwies ſich in den heutigen Verhältniſſen, die von lauter Fragen, alſo Ungewiſsheiten, Schwankungen, Unordnungen durchſetzt ſind, als nicht mehr ſtichhaltig. Nicht darauf kommt es mehr an, daſs einer etwas kann, ſondern, daſs er auch die materiellen Mittel beſitzt, ſein Können zu verwerten. So wurde das Geſchlecht der Gegenwart befaſst mit einer [illegible] Sorge um das Geld der Zukunft. Der Mann, der ſeine Kräfte ſchwinden fühlt, dankt zwar nicht ab, er überläſst nicht den Jüngeren ſeinen Platz, ſondern er hält ihn in der Angſt, die Jüngeren könnten ihm [illegible] ohne ſeine Hilfe, ohne [illegible] ſeiner letzten Kraft. Das Leben aber [illegible] ganze und geſunde Kräfte, und ſo zeigt es ſich, daſs das [illegible]. [illegible]

keine Gefahr im Leben, die nicht durch das Leben zu überwinden wäre, wird hier erzeugt, ſondern der nervöſe, verwegene Muth des auf eine Bethätigungsſpecies eingeſchulten Menſchenorganismus, der nach immer tolleren Wagniſſen, nach immer kühneren Erfolgen treibt. Die Noth, die Gefahr weckt ungeahnte Energie, ſie weckt umſo tollere Verwegenheiten, je mehr ſie von der Menſchenmehrzahl verleugnet wird. Je weniger Leben in der Allgemeinheit zur Entwicklung kommt, umſomehr treibt es den einzelnen empor, und je mehr der allgemeine Spruch lautet: es gibt keinen Nothſtand, mit umſo fürchterlicheren Reactionen durchrüttelt die thatſächlich vorhandene Gefahr und Noth das Leben des einzelnen, das Leben derjenigen, welche die Gefahr erkennen, denen ſie auf den Leib rückt, die nicht die Feigheit haben, ſie zu verleugnen und den Kopf in den Sand zu ſtecken. Denn jede Zeit hat mit der in ihr verkörperten Energieſumme eine Summe von Lebenshemmungen, welche das nothwendige Product des Abſterbens einer vorangegangenen Zeit, alſo der Bewegungs- und Lebensmüdigkeit, der Trägheit einer älteren Generation ſind, zu überwinden. Nimmt nun die Trägheit überhand — denn Fäulnis ſteckt bekanntlich an — wird von einer großen Mehrzahl der Menſchen einer Zeit die Bekämpfung der Gefahr und Noth abgelehnt, ſo iſt damit die Gefahr eben nicht beſeitigt, ſondern die dem Lebendigen unerträgliche Stabilität und Stagnation treibt den geringeren Theil der Muthigen zu umſo energiſcheren Anſtrengungen an. Ihre Kraft wird belaſtet mit jener Unſumme von Hemmungen, die gemeinſam zu überwinden und zu beſeitigen die Trägheit der anderen verſäumte. Mag immerhin ein Theil jener nothwendig gewordenen Kräfteerneuerung und Kraftſtärkung im Sportleben errungen werden; einmal errungen, wird ſie in die Allgemeinheit hinauswachſen und alſo jene Ueberwindungen der Trägheit vollziehen helfen, die nothwendig geworden ſind.

Der Sport entwickelte das Velocipedweſen. Aber in jeder größeren Stadt ſieht man heute ſchon Hunderte von Arbeitern, die ſich des Velocipeds bedienen, um am Morgen zur Arbeit und am Abend von der Arbeit heimzueilen. Die Noth zwingt ſie zu billigeren Wohnungen. Sie müſſen Orte aufſuchen, wo ſie für weniger Geld beſſer und geſunder wohnen, als es in der Stadt möglich iſt. Die Eiſenbahnen ſind nicht imſtande, dieſen von individuellſten Bedingungen beherrſchten Verkehrsdienſt zu übernehmen, denn eine allgemeine Einrichtung vermag eben immer nur bis zu einer gewiſſen Grenze allen Wünſchen gerecht zu werden. Damit ward die Nothwendigkeit individueller Fahrzeuge entwickelt. Und ſiehe da, die Noth nimmt ein Mittel zuhilfe, das im Sportweſen entwickelt und zu immer größerer Vervollkommnung gebracht wurde. Den ſchließlichen Ausbau dieſer ſportlichen Errungenſchaft denke ich mir ſo, daſs ſich große Velocipedgeſellſchaften bilden, welche überall Stationen errichten, wo man gegen billigſtes Leihgeld ſein Fahrzeug mieten und benützen kann, ſo daſs auch die letzten Hemmungen, welche das Terrain bietet, nicht mehr mit dem Velociped, indem man dasſelbe mühſam vor ſich herſchiebt, überwunden werden müſſen, ſondern aller und jeder Transport des Velocipeds ſelbſt vermieden wird.

Der ſeeliſchen Noth und Verflachung entſtammt der Bergſport nicht minder, wie der drohenden körperlichen Kräfteminderung. Wunder über Wunder hörte man melden von der erhebenden und befreienden Wirkung einer Bergtour. Die weite Ausſchau wirkte auf den ganzen geiſtigen Organismus geſundend und erlöſend, und ſo kam es dahin, daſs man Bergbahnen baute. Sie haben den Zweck, die Gipfel, welche bisher nur dem kühnen und kräftigen Wanderer zugänglich waren, möglichſt vielen, allen zugänglich zu machen. Darum ſuchte man die bisher dem einzelnen entgegenſtehenden Hemmungen und Gefahren dadurch zu beſeitigen, daſs man vereint gegen ſie zu Felde zog. Der einzelne iſt nun entlaſtet und bedarf keiner Kraft mehr, um zur Höhe emporzuſteigen. Die Nivellierung der Höhe hat begonnen. Aber wie die menſchliche Natur nun einmal iſt, ſtrebt ſie von dem Augenblicke an, da die Höhenbeſteigung in der Nähe etwas Gefahrloſes und Gemeinſchaftliches geworden, zu neuen Höhen empor. Man macht Expeditionen nach Afrika, Aſien, Braſilien, um auch die dortigen Höhen zu überwinden, und auch hier zeigt ſich das natürliche Ineinandergreifen äußerer und innerer Erfahrungen, materieller und geiſtiger Errungenſchaften [illegible] in [illegible] Weiſe. Nicht nur wiſſenſchaftliche Reſultate bringen die Höhenwanderer hinab in die Thäler, ſondern kaum hat der menſchliche Fuß die Höhe gewonnen, alſo die Grenze der [illegible] Eroberung erreicht, ſo beflügelt der Geiſt ſich zur Eroberung des Unendlichen, mit den Blicken wendet er ſich der Grenzenloſigkeit [illegible] aus [illegible]. Zuverſicht weckenden Ge[illegible] mit der Unendlichkeit der Natur jedem [illegible] zu [illegible]. Dieſe Wirkungen allen [illegible] zugänglich zu machen, iſt das [illegible] doch der naturgemäße Gang jeder [illegible] Höhe, die der einzelne gewann, für [illegible] zu erobern. Die Schriften eines [illegible] und Errungenſchaften eines einzelnen durch [illegible] die Vervielfältigung durch den Druck [illegible] zu den von jenen erreichten Höhen

[illegible] ein ſehr weſentlicher und beachtens[illegible] [illegible] und [illegible] zum Leben

Emporſteigende wird von dem ihm fertig gebotenen Bilde einen weit oberflächlicheren Eindruck gewinnen als der, welcher mit Einſetzung ſeines Lebens und all ſeiner Kräfte die Höhe gewann, der Schritt für Schritt die Aufmerkſamkeit wach erhalten und Einſicht um Einſicht bei ſich ſelbſt entwickeln muſste. Denn es iſt nun einmal ſo, daſs die Natur für jede ihrer Gaben die menſchliche Selbſtbethätigung verlangt und ſie uns nur in dem Maße mit ihren Herrlichkeiten beſchenkt, als wir uns um dieſelben rühren. So iſt es aber auch nur die ſelbſterkämpfte Einſicht, die adelt, wie jede Selbſtthat adelt, während alle angelernten und vermittelten Einſichten nur mit einem größeren oder geringeren Wohlgefühl hingenommen werden. Damit aber tritt die Grenze auch dieſer Beſtrebungen, welche auf Vermittlung zielen, in Sicht. Die Einſicht iſt es, daſs man auf dieſe Weiſe einer größeren Anzahl Menſchen ein *Vergnügen* bereitet, während die adelnde Freude doch ſtets als Frucht dem *Selbſtthätigen* reſerviert bleibt. Denn Freude in dieſem Sinne iſt das Product des Könnens und Vollbringens, der Kunſt. Die Freude, die der Menſch als Autor, als Schöpfer empfindet, iſt die höchſte erreichbare Menſchenfreude. Sie allein macht den Menſchen zum Vollmenſchen, ſie adelt.

Das Vergnügen hingegen läſst eine Miſchſtimmung zurück. Ein Element der Sehnſucht nach eigenem Können und Vollbringen, nach eigener Kunſt und That miſcht ſich in dieſe Freude. Sehen wir einen jungen unverdorbenen Menſchen, der noch alle Kräfte des Geiſtes und Körpers friſch und unverbraucht beiſammen hat, vor ein erhebendes Kunſtwerk oder vor eine andere Heldenthat geſtellt, ſo iſt Bewunderung und Freude ſein erſtes, aber Sehnſucht nach gleich tüchtiger That ſein zweites Empfinden. Wäre dieſes letztere nun das fort und fort geſteigerte und von neuem erzeugte Product jedes Vergnügens, wir alle könnten es nur begrüßen. Denn die Stärkung der Sehnſucht nach eigener That und eigenem Können iſt ja die erſte, die nothwendigſte Bedingung zur That, ſie iſt aber auch die einzige Waffe, welche die Natur uns gegen den Zwang der Gefahr und Noth ſelbſt anvertraute. Wer aus eigenem poſitiven Freudedrang zur That ſchreitet, ringt der Nothwendigkeit die zwingende Waffe aus der Hand. Er wird nicht in die Lage kommen, daſs die directe Noth ihn gegen ſeinen eigenen verhunzten, geduckten, falſchen Willen zur That zwingt, zur That, die unter dem Druck der nahen Gefahr und Noth nur zu oft zur Unthat wird. So vermöchte das mehr paſſiv empfangene Vergnügen ſich in Activität und Freude umzuſetzen. Anregung auf Anregung würde dem ſtarken und geſunden Menſchen aus dem Vergnügen zufließen. Er fürchtete die Gefahr nicht, weil er ja ſtets den Weg ſieht, auf dem ſie zu bemeiſtern iſt: auf dem Wege der Selbſtbildung, der Entwicklung unſerer Kräfte. Allein jener unverbrauchte Jüngling erzählt begeiſtert von dem, was er geſehen, und da, da iſt der prahlende Philiſter und ſagt mitleidig: „Das iſt noch gar nichts. Da hab' ich einmal" u. ſ. w. Dieſer Philiſter mit ſeinem jede naive Freude mordenden „das iſt noch gar nichts", iſt ſchlimmer als ein Todtſchläger. Oder aber der andere, der feige Philiſter mit ſeinem Spruche: „Ja, ja, von außen, junger Mann, ſieht ſich das ja ganz ſchön an, aber ſehen Sie ſich die Sache einmal näher an, und Sie werden einen anderen Begriff bekommen". So, und der junge Mann zweifelt an dem, was er ſah, er verliert die Freude an ſeiner Begeiſterung, er verliert die Zuverſicht zu ſich ſelbſt. So ſind die Philiſter, ſie machen alles philiſterhaft. Denn in einer kranken Zeit hat das Vergnügen keineswegs jenen ſtärkenden Einfluſs. Es ſchwächt den Kranken ebenſo, wie es den Geſunden ſtärkt. Der einmal empfundene Rauſch lockt den Kranken, ſich dieſer Betäubung mehr und mehr hinzugeben. Die Ueberſättigung mit Vergnügen läſst keine Anregung mehr zu rechter Entfaltung, zu geſunder Wirkung kommen, und jener Zuſtand katzenjämmerlicher Blaſiertheit wird das nagende Product der immer toller betriebenen Jagd nach Vergnügen ſein. Denn *Freude* iſt nur dem ganzen, dem Vollmenſchen beſchert, — den „Götterſöhnen", ſagte man in einer gewiſſen Zeit —, während die Halbmenſchen nur zum Vergnügen zu kommen vermögen. Darum mag es ja einen Sinn haben, die Gipfel künſtlich zu nivellieren, aber der Sinn wird zum Unſinn, ſobald es nur mehr gilt, den Halbmenſchen — dem „Pack", ſagte man ebenſo in einer gewiſſen Zeit — einen neuen, etwas ſtärkeren und koſtſpieligeren Fuſel zu verſchaffen.

Man verſteht mich wohl, daſs ich das Halbmenſchenthum keineswegs in einer Volksſchichte, etwa der unteren allein, ſuche. Im Gegentheil, gerade in den unteren Volksſchichten ſchlägt noch die Sehnſucht nach Selbſtſein und Selbſtthun in jugendlich kräftiger, unmittelbarer Wallung. Gerade in dieſen Kreiſen wird thatſächlich noch Anregung empfangen und entwickelt, weil ſchon die Möglichkeit zu Vergnügen und Ueberſättigung der finanziellen Beſchränkung wegen eine beſchränktere iſt. Gerade hier hat die Anregung noch Zeit, ſich zu entwickeln, ſich in Wirkung und Werken umzuſetzen. Sondern das Halbmenſchenthum lebt in allen Volksſchichten als Paraſit des ganzen Volkes. Es ſind jene im Leben verbrauchten, jene „verkommenen" Elemente, denen jedes Intereſſe abhanden kam außer dem einen, die Möglichkeit zu beſitzen, ſich in irgendeiner Art zu betäuben. Die „Verkommenen", das ſind die nicht zum Ziele Gekommenen, zu *ihrem* Ziele einer vollen Entwicklung ihrer menſchlichen Anlagen. Und wie es nun im Leben einmal iſt, daſs es Rückſicht fordert auf alle Weſen, die es erzeugte, ſo zwingt es die Menſchen, die auf die Kommenden, auf die Wollenden, auf die Zukunftsträger keine Rückſicht nahmen, nun auf die Verkommenen, auf die Nichtwollenden, auf die Zukunftsloſen Rückſicht zu nehmen, und ſo gerieth ein großer Theil der menſchlichen Entwicklung auf allen Gebieten heute unter die Herrſchaft der Halbmenſchen. Die Emancipation von dieſer Herrſchaft in jedem Sinne wäre die Löſung der ſogenannten ſocialen Frage, die darum auch mit einſeitiger ſocialpolitiſcher Stiliſierung und Normaliſierung durchaus nicht aus der Welt zu ſchaffen iſt. Denn „das Weſen der Natur iſt eben die Verſchiedenheit und Individualität", ſagt Feuerbach mit Recht, und ein Emporſteigen zur Individualiſierung wird nicht errungen, um ſodann einem einſeitigen Normaliſierungsprincip wieder zum Opfer zu fallen.

Wir müſſen daran feſthalten, daſs Kunſtwerke aus *feſten* Stoffen ſtiliſiert, Kunſtwerke aus *flüſſigen* Stoffen harmoniſiert ſein wollen. Zu den flüſſigen Stoffen aber gehört das Menſchenleben von dem Augenblicke an, da wir es als ein vom Menſchen zu ſchaffendes Kunſtwerk aufzufaſſen beginnen. Der Verſuch, das Menſchenleben ſtaatlich zu ſtiliſieren, war nur möglich bei einſeitig jugendlicher Betrachtung, bei der ein Ei dem andern gleicht, während der entwickelteren, nuancierten Betrachtung ſich die Thatſache offenbart, daſs ein Menſch dem anderen ſo wenig gleicht, wie ein Ei dem andern. In einer Zeit kindlicher Betrachtung, da man ein geiſtiges, abſtractes, metaphyſiſches Weſen als Leiter und Regierer der Welt hinſtellte, war die Normaliſierung der Menſchennatur, die Abſtraction von der Vielheit und Individualiſierung nur eine jener metaphyſiſchen Abſtraction von der Natur entſprechende Conſequenz. In einer ſolchen Zeit gab es thatſächlich eine menſchliche Norm, die Menſchennatur war etwas Feſtes und nicht, wie ſie uns heute erſcheint, etwas ſehr Bewegliches und Flüſſiges. Die Germanen gleichen alle einander, ſagt Tacitus einmal, und ſehen wir Neger von einem Stamme, ſie gleichen einander, ſehen wir Bauern einer gewiſſen Gegend, ſie gleichen einander, mehr noch als ſie aber ihre *Kinder*. In der Artbildung liegt ein ſtabiles Element eingeſchloſſen, aber aus der Art heraus treibt das Individuum zu ſeiner Entfaltung. Das war und iſt heute noch vielfach ein Verbrechen, denn man redet von: „aus der Art ſchlagen", „entarten", „Entartung", „Unart". Und darum konnte und muſste man in einer Zeit jugendlicher Entwickelung, in der die Artbildung als Hauptſache erſcheint, auf den Gedanken verfallen, das menſchliche Leben ſtaatlich ſtiliſieren, ihm einen allgemeinen *Status* geben zu wollen. Aber dieſer normaliſierenden Tendenz jugendlicher Anſchauung, die bis heute die gleiche blieb, entrang ſich das fortſchreitende Leben, es entrang ſich ihr zu immer größerer Individualiſierung. Man erkannte, daſs „je mehr ein Menſch iſt, er deſto mehr Individuum iſt; je geiſtloſer Individuen ſind, je tiefer ſie ſtehen, ſie ſich deſto weniger unterſcheiden, ſie deſto weniger überhaupt Individuen ſind." Das Schwergewicht der Maſſe, ihr Widerſtand gegen Individualiſierung, hier wird er uns verſtändlich, aber im letzten Grunde ſchlummert auch hier als Kern des Widerſtandes die Sehnſucht nach eigener Individualiſierung, denn die Verneinung einer Individualität iſt ſtets nur die Bejahung einer anderen. Sehen wir zwei Buben, von denen der eine ſechs, der andere drei Jahre iſt, laufen, ſo wird der kleinere ſofort zu ſchreien und zu weinen beginnen, gewinnt der größere, der ſchneller läuft, einen zu großen Vorſprung. Denn der Kleinere fürchtet ſich, daſs der Größere ihm davonläuft und er nicht mehr mitkommen kann. Der Größere ſoll alſo ſeine Gangart der des Kleineren anpaſſen, er ſoll ſeine Individualität verleugnen zugunſten der Individualität des Kleineren. Die Furcht vor dem Nichtmehrmitkommen iſt der Grund, aus dem der Ruf von Entartung ꝛc. ſtammt. Und gewiſs hat der Kleinere einen Grund zur Furcht. Denn wäre das Ziel des Laufes etwa ein Brombeerſtrauch, ſo wird der Größere alle ſchönſten und die meiſten Früchte vertilgt haben, ehe der Kleine ankommt, wenn er nicht plötzlich den generöſen Einfall hat, daſs „noblesse oblige". Aber auf dieſe Generoſität mag ſich der Kleine eben nicht verlaſſen. Doch ſehen wir zu, ſo iſt es nicht das Schnellerlaufen des Größeren, was den Kleinen im Grunde zum Proteſte zwingt, ſondern mit der Furcht regt ſich die Sehnſucht, ebenſo ſchnell laufen zu können wie der andere. Die Normaliſierung der Gangart irgendeiner Entwickelung zugunſten der Schwächeren wird darum von allen Stärkeren mit ebenſolchem Recht als Vergewaltigung empfunden.

Mit der Einſicht alſo, daſs Individualiſierung das Ziel der Natur und damit des Menſchen iſt, muſs der bisherige Drang nach ſtaatlicher Stiliſierung des Menſchenlebens zurücktreten und die geſellſchaftliche Harmoniſierung beginnen. Die Verlegung des Schwergewichtes im menſchlichen Werden bedeutet für den normaliſierenden Staat eine Gefahr, daher widerſetzen ſich alle Menſchen dieſer Bewegung, denen Uniformierung als höchſtes Menſchenideal erſcheint. Aber nicht Uniformierung, ſondern Individualiſierung iſt das Ziel der Natur und darum wird das harmoniſierende Streben der neuen Erkenntnis von allen denen als Wohlthat und Glück, als das Heil der Zukunft begrüßt, deren Lebenskraft ſie über die Normalhöhe des heutigen Staats[illegible] emporhebt.

Mit dem Worte „Harmonie" verbinden wir den Begriff eines mehr innerlich Empfundenen, mit dem Worte Stil und Stiliſierung den eines mehr äußerlich ſinnlich Erreichten. Harmoniſierung entſtammt der Sehnſucht nach inneren Beziehungen, [illegible]

Digitized by Google

den äußeren Verhältniſſen. Jene erreichen wir durch Erweiterung und Verfeinerung unſeres inneren Sinnes, unſeres Gefühles, dieſe mehr oder weniger durch feſte Berechnung. Beide bilden im geſunden und ſtarken Leben ein Ganzes; aus dem Streben des Künſtlers nach beiden Richtungen erwächst erſt das wahre Kunſtwerk, jenes Werk, deſſen äußerer Stil nur der ſinnenfällige Ausdruck für die innere Harmonie iſt. Das wahre Kunſtwerk — ein Organismus, kein Mechanismus. Bei einſeitiger Lebensbethätigung dagegen wird Stil zur Manier, Harmonie vielleicht zur ſeelenloſen Contrapunktierkünſtelei oder zur „ewigen Melodie“, welche es zu keinem Status mehr zu bringen vermag. Aber dieſe kann z. B. der Leitmotive nicht entbehren, d. h. das Streben nach einer neuen Art thematiſcher Behandlung, nach einer neuen Art Stiliſierung drängt ſich ihr doch als nothwendig auf. Harmoniſierung entſtammt der Sehnſucht der flüſſigen Elemente der Menſchennatur, und dazu rechnen wir vor allem das Gemüth, den Träger unſerer Wünſche, unſeres Hoffens und Sehnens. Das Gemüth, jenes Element des Menſchenweſens, welches die Gegenwart mit der Zukunft verbindet, welches die Gegenwart zur Entfaltung aller Kräfte anſpornt, damit einſt die erſehnte Zukunft unſer werde und die Götter, unſere Wünſche, zu uns niederſteigen und Menſch werden, das Gemüth zu umgehen, es der nothwendigen Berückſichtigung zu entziehen, es kalt zu ſtellen, geht nicht für lange Zeit. Gemüthloſigkeit und Ungemüthlichkeit ſind das unfehlbare Ergebnis ſolcher Escamotage des Gemüthes und ſie werden dazu führen, daſs das Gemüth ſeine Forderungen nur umſo ungeſtümer und rückſichtsloſer ſtellt. Künſtliche Erregung des Gemüthes aber, wie ſie z. B. der moderne Militärſport mit Trommeln und Pfeifen und Fahnen erzeugt, iſt eine Roheit, der nur wieder Verrohung entſtammen kann.

Wohin wir blicken, die Gefahr bedroht den Menſchen, die Gefahr, die einzige, die es für ihn gibt: den Menſchen zu verlieren. Gegen dieſe Gefahr aber gibt es keine andere Waffe als Selbſtbethätigung, als ein Zurückgehen des einzelnen Menſchenlebens auf die Grundelemente ſeiner Natur, in denen er ſich als Menſch erkennt und fühlt. Zurückgehen auf die „Träume der Kindheit“, denn in ihnen kündete ſich am wahrſten und reinſten, weil von fremden Rückſichten und Einflüſſen am wenigſten getrübt, die Sehnſucht nach der Entfaltung deſſen an, was die Natur uns gab. Bethätigung nach dem Willen unſerer eigenen Anlagen, um zum Bewuſstſein unſerer Kraft und Könnens emporzuſteigen: denn erſt das Bewuſstſein macht den Menſchen zum Menſchen, und alle feige Unterdrückung des Selbſtbewuſstſeins, des Gewiſſens, alle ſchmähliche Darangabe des eigenen Bewuſstſeins an ein fremdes verroht, verſclavt, entmenſchlicht, entadelt. Selbſtbethätigung führt zur Freude, zur Liebe, denn der Selbſtthätige kann an andern nicht haſſen, was er an ſich liebt. Freude und Liebe zerſtören nicht, ſondern beleben, bejahen.

Zwei Citate! Nietzſche: „Gott iſt todt; aber ſo wie die Art der Menſchen iſt, wird es vielleicht noch Jahrtauſende lang Höhlen geben, in denen man ſeinen Schatten zeigt. Und wir — wir müſſen auch noch ſeinen Schatten beſiegen!“

Dieſer Schattengeiſt iſt die eine große Gefahr, die unſer Leben, unſere Zukunft bedroht. Darum:

Feuerbach: „Die Verneinung des Jenſeits hat die Bejahung des Diesſeits zur Folge. Die Aufhebung eines beſſeren Lebens im Himmel ſchließt die Forderung in ſich: es ſoll, es muſs beſſer werden auf Erden; ſie verwandelt die beſſere Zukunft aus dem Gegenſtand eines müßigen, thatloſen Glaubens in einen Gegenſtand der Pflicht, der menſchlichen Selbſtthätigkeit.“

Entweder — oder! Rückwärts oder vorwärts! Es bleibt keine Wahl. Zwiſchen dieſen zwei Welten, der Welt der Vergangenheit und derjenigen der Zukunft kann der Menſch nicht hängen bleiben. Entweder zurück in die gottvolle Vergangenheit und das heißt: Abdanken, Tod des Selbſt, Aufgehen in Gott! Oder vorwärts in die gottloſe Zukunft und das heißt: Leben, Wachsthum, Selbſtbethätigung. Kampf gegen die Gefahr der Verneinung, das Leben einſetzen, um es zu gewinnen!

Frankfurt a. M.

Wert und Bedeutung der Schauſpielkunſt.

Von Carl Heine.*

III.

Wenn die Werke der [illegible] [illegible]

[illegible]

der öffentlich durchfiel, brachte es in wenigen Monaten auf vier Auflagen; daſs aber nicht etwa da die Kaufluſt des Publicums mit der wachſenden Berühmtheit Hauptmanns ſtieg oder die künſtleriſche Reife ſeiner Dichtung maßgebend iſt, beweiſt ſein Erſtlingsdrama, das eine Reihe öffentlicher Vorſtellungen erlebte, und in drei Monaten fünfmal aufgelegt werden konnte!

Hauptmann ſteht im Mittelpunkt des literariſchen Intereſſes, und doch bleibt das „Friedensfeſt“ in ſeinen Auflagen hinter Hauptmanns „Novellenſtudien“ zurück, die ſofort bis zur vierten Auflage ſtiegen, als der Name des Dichters bekannt wurde.

Man ſieht alſo, Epiſches und Lyriſches geht direct vom Dichter zum Publicum, Dramatiſches aber nimmt das Publicum nur aus den Händen der Bühne entgegen.

In dieſer Gewohnheit des Publicums finde ich den Grund zu der Behauptung, daſs die dramatiſche Poeſie des Theaters bedürfe. Das Publicum will Dramen nicht leſen, ſondern ſehen, weil es ihm bequemer iſt, den Aufwand an Zeit und Mühe, den es ſonſt ſelbſt beſtreiten müſste, dem Theater zuzuſchieben. Und die Dichter wiederholen die Behauptung, weil ſie bemerken, daſs nur das Theater ihre Dramen ſchnell und weithin bekannt macht. So verbindet ſich das Intereſſe beider Parteien zur Auslieferung des Dramas an das Theater.

Ich wüſste aber nicht, daſs das Bedürfnis nach dem Theater im Weſen der dramatiſchen Poeſie begründet wäre.

Der eindringliche Leſer vermag ſich „die in Handlungen umgeſetzten Begebenheiten“, dieſe „Reihe von auf- und auseinanderfolgenden Zuſtände“ viel reiner zu reproducieren, als das eine Aufführung kann. Denn die Bühne, die mit lauter feſtſtehenden Körperlichkeiten zu rechnen und ihren eigenen Geſetzen zu folgen hat, muſs immer eine Differenz zwiſchen dem laſſen, was der Dichter wollte, und dem, was die Bühne muſste. Und wenn der Dichter ſchon das Leben ins Poetiſche transſcribiert, ſo überſetzt die Bühne dieſes Transſcriptum noch einmal ins Theatraliſche. Die Gewohnheit dieſes Pactes zwiſchen Dichter und Publicum hat ihre böſe Wirkung nicht verfehlt; allmählich iſt beim Publicum wie beim Dichter aus dem Transſcriptionskreis: Leben — Dichtung — Theater — Leben das Wichtigſte hinausgedrängt und er iſt zu dem Kreiſe: Theater — Dichtung — Theater verengt worden. Daſs die Theorie von der Nothwendigkeit der Bühne für die dramatiſche Poeſie nur eine Utilitätstheorie iſt, beweiſen wieder am ſchlagendſten die Dramen des claſſiſchen Alterthums. Sie können ihren Wert und ihr Weſen nicht dadurch verloren haben, daſs ſie nicht mehr auf dem Theater geſpielt werden. Sie ſind dieſelben wie damals, als ſie auf dem Theater lebten, ſie gelten noch heute für vollendete Dramen auch ohne die Schauſpielkunſt; ſie gelten dafür, weil ſie für die kleine Zahl derer das vollſte Leben beſitzen, die ſich eindringlich und vertieft mit ihnen beſchäftigen.

Da haben wir den Beweis, daſs das Drama ſeine letzte Vollendung nicht auf dem Theater zu ſuchen braucht, ſondern daſs ſie ſich ſchon dem Leſer offenbart, der ernſtlich darum wirbt.

Wir haben aber zugleich den Beweis, wie nützlich das Theater für Dramen und Dichter iſt: denn für das große Publicum exiſtieren die altclaſſiſchen Dramen nicht mehr, weil ſie aus dem Theater verbannt ſind. Es iſt alſo nicht das Weſen des Dramas, das nach dem Theater ſchreit, ſondern die Bequemlichkeit des Publicums, das die dramatiſche Literatur nur im Theater genießen will, und der Vortheil des Dichters, der nur vom Theater aus zur großen Menge ſprechen kann.

Mit dem Theater hält das große Publicum Schritt, mit der dramatiſchen Literatur aber nicht.

Das iſt auch bequemer, denn die Gangart des Theaters iſt langſam und ſo bedächtig, daſs auch das trägſte Publicum ohne Anſtrengung mit ihr marſchieren kann, denn das Theater folgt zwar treu und ohne Seitenſprung, aber auch ohne jede Eile den Spuren der vorausſchreitenden Dichtkunſt.

Das beweiſt die deutſche Theatergeſchichte auf jeder Etappe.

Beim Auftauchen der kunſt- und berufsmäßigen Schauſpielkunſt am Ende des 16. Jahrhunderts ſah es freilich ſo aus, als ob das Theater nicht den Spuren der dramatiſchen Dichtkunſt folge, ſondern durchaus auf eigenen Füßen ſtünde, denn mit dem deutſchen Drama der Zeit hatte es nichts zu ſchaffen. Es war ja aber auch keine deutſche Schauſpielkunſt, ſondern eine engliſche, und ſie ſtand auch auf den Schultern der engliſchen Dramatik. Doch den Stempel des Nachzüglers trug ſie [illegible]. Wüſsten wir das nicht ohnehin aus der Geſchichte, ſo könnten wir es aus [illegible] Dramen lernen, deren Stil die Schauſpielkunſt [illegible] nicht folgen konnte. Denn was Hamlet den Schauſpielern ſagt, heißt nichts anderes, als daſs ſie doch [illegible] und um den neuen ſich bemühen [illegible], die Kunſtwahrheit verlangte, die den [illegible] Shakeſpeare'ſchen Dichtung [illegible]. [illegible] die engliſche Schauſpiel- [illegible] als etwas Fremdes, [illegible] und blieb auf [illegible] der dreiſsigjährige [illegible] Literatur auch in die deutſche [illegible] ſpaniſche und italieniſche Einflüſſe [illegible]

Digitized by Google

geltend gemacht; aber obwohl ſich ſchon die Dramen Calderons, Lopes und der Mariniſten im Repertoire einfanden, innerlich blieb das Theater bis ins letzte Drittel des 17. Jahrhunderts hinein das engliſch-naturaliſtiſche Theater.

Um 1690 begann der Einfluſs des franzöſiſchen Claſſicismus. Schon 1690 ſtanden Molière'ſche Dramen auf dem deutſchen Theater-Repertoire, aber erſt nach dreiſsig Jahren, erſt unter Gottſched und der Neuberin, ſchloſs ſich die Bühne dem neuen Kunſtſtil an; Leſſings Forderung einer germaniſch-naturaliſtiſchen Schauſpielkunſt erfüllte das Theater unter Schröder, gerade als die deutſch-claſſiſche Dramatik ins antik-idealiſtiſche Fahrwaſſer geſteuert war.

Und wem die geſchichtlichen Reminiſcenzen nicht zuſagen, der ſehe ſich den heutigen Zuſtand an, während die Dichtung auf ſymboliſtiſchen Pfaden immer deutlicher im Verein mit allen anderen Künſten dem tranſcendenten Leben zuſtrebt, beginnt die Schauſpielkunſt auf den vorgeſchobenſten Poſten ſich mit dem Naturalismus der Achtzigerjahre langſam zu befreunden, nachdem ſie faſt ein Jahrhundert lang im idealiſtiſchen Stile der Weimarer Wegweiſer gelebt und gewebt hat.

So entwickelt ſich die Schauſpielkunſt immer in demſelben langſamen Tempo, in dem ſich das kunſtſtützige Publicum entwickelt, das ſich von allem Neuen nur nach langem Kampf vorwärtsſchleppen läſst, und ſo klafft ſtets eine mächtige Lücke zwiſchen der dramatiſchen Poeſie mit ihrem Publicum und dem mit ſeinem Publicum gemeinſam marſchierenden Theater. Wohl hängt die Populariſierung des Dramas vom Theater ab, nicht aber ſein Leben und ſeine Vollendung, während die Schauſpielkunſt ihrem inneren Weſen nach in Exiſtenz und Entwickelung vom Drama abhängt.

Aber weder ihr Verhältnis zum Drama, noch das zum Staat, zum Publicum, zum Capital, ſo abhängig ſie von ihnen allen auch iſt, kann der Schauſpielkunſt eine ewig giltige Signatur geben, ſondern mit dem Wechſel dieſer Factoren wechſelt auch ihr Wert und ihre Bedeutung.

Leipzig.

Franzöſiſche Redensarten.

Die Sprachen gehören zu den ſchönſten Dingen, die es auf der Welt gibt. Man ſagt, ſie ſind es, die unſer Daſein vom Daſein der Thiere unterſcheiden. Sie ſind wie wundervolle Muſikinſtrumente, die unſichtbar immerfort neben uns herſchweben, damit wir uns ihrer bedienen: die Möglichkeit der unſterblichſten Gedichte ſchläft immerfort in ihnen, wir aber ſpielen auf ihnen ſo albern als möglich. Trotzdem iſt es nicht möglich, ſie ganz um ihren Klang zu bringen. Ja, wenn wir für die Schönheit der eigenen ſtumpf geworden ſind, ſo hat die nächſtbeſte fremde einen unbeſchreiblichen Zauber; wir brauchen nur unſere welken Gedanken in ſie hineinzuſchütten, und ſie werden lebendig wie Blumen, wenn ſie ins friſche Waſſer geworfen werden.

Man theilt die Sprachen bekanntlich in lebende und todte. Diejenigen, welche alle Sprachen ſo lehren, als ob ſie todt wären, nennt man Philologen. Die anderen, welche die lebendigen Sprachen und die Sprachen lebendig lehren, heißen nur Sprachlehrer. Sie werden von den Philologen verachtet, obwohl ſich unter dieſen die entſetzlichſten Menſchen der Welt befinden, während unter den Sprachlehrern viele gut und geſcheidt ſind. Dies kommt daher, daſs ſie faſt alle früher etwas anderes waren, nämlich wirkliche Menſchen, und nur im Laufe ihres Lebens zufällig Sprachlehrer geworden ſind. Es ſind ſolche unter ihnen, die vom Leben noch ſehr viel erwarten, und ſolche, die ſchon zuviel erlebt haben; verjagte Prinzen, abgedankte Officiere, verkannte Dichter, enttäuſchte Schauſpieler, junge Mädchen, die zu viele Geſchwiſter haben, Studenten, Erfinder, Verbannte. Alle haben ſie in ihren Sprachen gedacht, gewunſcht und geträumt, Antworten gegeben und empfangen, den unendlichen Inhalt mächtiger Worte empfunden, die ſchneidende und die berauſchende Kraft der Rede geſpürt, lange, bevor das Schickſal ſie dahin führte, zu fragen: „Wo haſt du das Taſchenmeſſer deiner Großtante gelaſſen?" und darauf zu erwidern: „Der gute Admiral ſitzt im Garten und weint." Und faſt immer geſchieht es, daſs ſie ihre eigene Sprache in einem fremden Lande lehren. Man erzählt, daſs Geſtrandete, die einſam auf einer wüſten Inſel lebten, ihr Unglück in Stunden vergeſſen konnten, indem ſie ſich damit abgaben, einem Vogel ein paar Silben ihrer Mutterſprache beizubringen. In der göttlichen Komödie werden ſelbſt die rettungsloſen Verdammten in der Hölle und die in tiefem Ernſt verſunkenen Geſtalten im Fegefeuer für einen Augenblick gerührt, wie der an ihnen vorübergeht, der toscaniſch ſpricht. Die Sprache iſt alles, was einem bleibt, der ſeine Heimat entbehren muſs. Aber ſie enthält auch alles. Wie der Rathhauch, der in ſtillen Nächten vom feſten Lande her auf ein Schiff zuweht, traumhaft angefüllt mit dem Duft von ſüßem Waſſer und dem Athem von Wäldern und Wieſen, ſo weht aus der Sprache ein Hauch der Heimat, der jenſeits aller Worte iſt. In ihr bewegen ſich wie dunkle verſteckende Schatten ſo viele Geſichter, ſoviel Landſchaft iſt in ihr, ſoviel Jugend, ſoviel Unſagliches. Nicht in den Worten aber liegt das Stärkſte dieſes Zaubers: es liegt in den Wendungen, in der unübertragbaren Art, wie die Worte nebeneinandergeſtellt werden, wie ſie aufeinander hindeuten, einander verwandeln und verwiſchen, miteinander ſpielen, ja ſich verſtellen und eines des anderen Maske vornehmen, wechſelweiſe einander ihrer urſprünglichen Bedeutung entfremdend. Dies iſt ein Gebiet, in welches die Gelehrten faſt keinen Zutritt haben. Hier hört die Arbeit des Philologen auf, und der Reiz derer, die ſprechen und ſchreiben können, das Vergnügen derer, die zuzuhören verſtehen, fängt an. Was ſich davon zergliedern läſst, iſt faſt nichts: es handelt ſich um ein ungreifbares Ding: es iſt als ob man das Lächeln, das, von einem Geſichte ausſtrahlend, eine ganze Geſtalt, ja einen ganzen Raum mit einem unbegreiflichen flüchtigen Glanz erleuchtet, zergliedern wollte, indem man die meſsbaren Zuſammenziehungen kleiner Muskeln rings um den Mund und rings um die Augen niederſchriebe. Dieſes Geheimnisvolle, Unübertragbare macht den großen Zauber der Sprache aus. Das und nichts anderes macht die fremden Sprachen erfriſchend wie ein Bad. Wer eine fremde Sprache nach ihrem Geiſt ſpricht, ſteht zwar in derſelben Welt wie früher dieſelben Menſchen ſtehen um ihn und an ſeinem Schickſal iſt nichts verändert, aber es iſt, als wäre ihm ein Zauberring an den Finger geſchoben, und er ſieht alle Dinge um ein Etwas verändert, ja wenn er mit Fremden Reden über ſein Leben austauſcht, Vorſätze oder Geſinnungen ausſpricht, ſo geht durch alles das ein Zauber hin, der das Gewicht der äußeren Dinge verringert, das Bewuſstſein des eigenen Selbſt aber wie mit einem Panzer von Kraſt und Muth umgibt.

In der griechiſchen Anthologie ſteht ein merkwürdiges Gedicht, das, wenn ich nicht irre, dem Paulus Silentiarius zugeſchrieben wird. Es erzählt von einem Jüngling und einem jungen Mädchen, die einander ſehr liebten und ſoviele Zeit als ſie wollten miteinander ſein durften; aber doch von dem immer gleichen Leben eine Art Ermüdung empfanden und des Abends, wie mit Puppen ſpielende Kinder, nur mit lebendigen Puppen, ihre Kleider tauſchten, daſs dann er dem in Mädchenkleidern verborgenen Achill, ſie der Jägerin Artemis ähnlich ſah; und wie ſie ſich einander in der Verkleidung etwas ganz neues empfanden, als hätten ſie ſich gerade erſt kennen gelernt. Ich weiß leider die Hexameter nicht auswendig, in denen dieſe ſchöne kleine Geſchichte erzählt iſt: aber wenn man ihr einen zweiten Sinn unterſchieben wollte, ſo gäbe es keine hübſchere Allegorie, um auszudrücken, wie merkwürdig und reizend es iſt, von Lippen, die man ſehr gut kennt, eine fremde Sprache in ihrem Geiſte ſprechen zu hören.

Dieſer Zauberring, den man nur anzuſtecken braucht, um ein verwandeltes Bild der Welt und des Lebens zu beſitzen, geht ziemlich ſelten von der Hand eines gelehrten Philologen an die ſeines fleißigen Schülers über, denn meiſtens beſitzt ihn keiner von beiden, aber der Sprachlehrer hat ihn faſt immer aus der Hand des Lebens bekommen und kann ihn wieder auf einen anderen Finger ſchieben, am leichteſten auf den eines Kindes. Denn eine Sprache in ihrem Geiſte zu ſprechen, das iſt alles! Das iſt die Prinzeſſin, deren ſeidenes Kleid durch die dicke Hecke der unregelmäßigen Zeitwörter ſchimmert. Was ich hier meine, iſt ſo wahr und ſo ernſt, aber ich fürchte, ich compromittiere die Ernſthaftigkeit meines Gegenſtandes, weil ich immer von Zauberſachen, von griechiſchen Gedichten und von Verkleidungen ſpreche. Ich würde ſehr gern jetzt Goethe anführen, denn gewiſs hat er in einem ſeiner großen und weiſen Geſpräche mit dem guten Eckermann auch dieſen Gegenſtand berührt, er, vor dem die Sprachen der Völker nichts anderes waren, als die verſchiedenen Saiten einer großen Harfe, er, der in ſeiner Kinderzeit einen Roman ſchreiben wollte von ſieben Geſchwiſtern, von denen eines franzöſiſch correſpondierte, eines italieniſch, eines griechiſch und eines Frankfurter Judendeutſch . . . Gewiſs hat er auch über die Sache einmal geſprochen, entweder auf der Landſtraße gegen Jena hin oder in dem ſchönen Garten an der Ilm oder in dem freundlichen Zimmer, wo der Gipskopf der großen Juno ſtand. Aber leider gehört dieſes Geſpräch zu den verloren gegangenen. Dagegen ſteht in den „Eſſais" von Montaigne eine Stelle im 25. Capitel des erſten Buches, die mit den weiſeſten, den knappſten und anmuthigſten Worten alles ſagt, was ich über dieſen Gegenſtand noch zu ſagen verſuchen konnte. Das betreffende Capitel heißt: „Von der Erziehung der Kinder." Hier ſpricht Montaigne zuerſt davon, wie man den Kopf der Kinder nicht mit Gelehrſamkeit und Wortklugheit anſtopfen dürfe, ſondern wie man ſie lehren müſſe, dem Leben ſelber alles abzulernen; dann fährt er fort: „Für dieſe Lehrmethode nun iſt alles, was uns vor die Augen kommt, Buch genug: die Gaunerei eines Pagen, die Dummheit eines Bedienten, irgend ein Wort, das bei Tiſch fällt, das iſt alles ſchon ein Stoff. Nichts aber geht über den Verkehr mit Menſchen und das Herumkommen in fremden Ländern, . . . non pour en rapporter ſeulement, à la mode de noſtre nobleſſe françoiſe, combien le viſage de Neron de quelque vieille ruyne de là eſt plus long ou plus large que celuy de quelque pareille medaille, mais pour en rapporter principalement les humeurs de ces nations et leurs façons et pour frotter et limer noſtre cervelle contre celle d'autruy." Ich wollte, ich wüſste auf Deutſch auch nur im Traume ſo ſchön, ſo kurz und ſo richtig zu ſagen, wozu das Herumkommen in fremden Ländern gut iſt, wie er es hier ſagt, und warum die kleinen Kinder fremde Sprachen lernen müſſen. Denn mit jener unvergleichlichen Sicherheit, die ihn einem großen Arzt ſo ähnlich macht, hat er hier mit ein paar Worten alles Wirkliche davon herausgeſagt, während mir nur das Schöne davon eingefallen war.

Digitized by Google

Da iſt nun ein Buch, über das faſt nichts oder unendlich viel zu ſagen wäre. Es iſt eine kleine Beiſpielſammlung, ganz durchleuchtet von der Liebe eines Sprachlehrers für ſeine Sprache. Ich glaube wirklich, daſs niemand ſeine Sprache ſo ſehr liebt, nicht einmal die Dichter, wie dieſe Verbannten. Es heißt: Gentillesses de la langue française,*) oder: Choix d'expressions ingénieuses ou caractéristiques propres à donner au langage des étrangers un air bien français. Wirklich, wer dieſes kleine dünne Buch hin- und herblättert, wird mehr Freude daran haben, als an vielen dicken, gelehrten, ſyſtematiſchen Bänden. Vielleicht bei keiner Sprache der Welt kommt es ſo ſehr auf das „Wie“ des Sprechens an, wie bei der franzöſiſchen. Sie iſt unter ihren Schweſtern vielleicht die ärmſte an Stoff und die reichſte an Wendungen. Es ſind ſicher in keiner Sprache der Welt mehr unerwartete Antworten, geiſtreichere Definitionen, geſchicktere Umſchreibungen geformt worden als in der franzöſiſchen. Ihre größten Stiliſten waren es nicht durch die Wucht oder durch den Reichthum, ſondern durch die Biegſamkeit. Die relative Armuth ihres Wortſchatzes iſt durch unaufhörliche Uebertragungen aus einem Gebiet ins andere zu einem unbeſchreiblichen Reichthum geworden. Wir in unſerer unendlich reichen, faſt myſtiſchen Sprache ſind, wenn wir uns nicht in eine dunkle Bildlichkeit flüchten wollen, viel unbeholfener, viel ſchwerfälliger, viel ärmer, das zu ſagen, was das Leben des Herzens und des alltäglichen Denkens ausmacht. Das Gewimmel der Wendungen aber, mit denen das Franzöſiſche das innere Leben malt, hat in allen Uebertragungen nur immer mehr Beſtimmtheit und Anmuth gewonnen. Ein älterer Gebrauch ſticht hie und da durch und erinnert, daſs eigentlich vom Acker, vom Weingarten, vom Webſtuhl hergenommen iſt, was heute zum Ausdruck innerer Vorgänge dient, die weit weg ſind von der ſchweren ehrwürdigen Ackererde, vom fröhlichen Weingarten und vom friedfertigen Webſtuhl. Es iſt eine weltlichere Sprache als die unſere. Ganz deutlich hört man auch vergangene weltliche Dinge aus ihr reden, hie und da den Ton des Königs und ſeiner Hofherren, hie und da die Stimmen von Bauern, von Gerichtsleuten, von Frauen, vielen Frauen und auch von Kindern.

Voll von hübſchen Beiſpielen für das alles iſt das kleine Buch, irgendwie loſe aneinandergereiht und von nichts zuſammengehalten, als von der Liebe deſſen, der ſie nebeneinander aufgeſchrieben hat, „von jener eigenſinnigen Liebe für das, was ihm durch und durch franzöſiſch erſcheint.“ Und wirklich ſcheint mir in dieſer Sammlung hübſcher Redensarten etwas oder vielmehr viel vom Geiſt der franzöſiſchen Sprache zu liegen, locker und offen dazuliegen, wie ſelten in einem Lehrbuch. Wenn dieſes Buch von einem Gelehrten gemacht wäre, ſo iſt nicht zu ſagen, um wieviel vollſtändiger, gründlicher, ſyſtematiſcher es wäre, und um wieviel wertloſer. Denn ſein ganzer Wert liegt darin, daſs es ſo gar nicht gemacht iſt. Wenigſtens wüſste ich nicht zu ſagen, ebenſowenig wie bei einem Gedicht, wie man dergleichen nachmachen könnte. Man muſs dazu ſeine Sprache lieben, wie ein Verbannter den Rauch der Hütten von zuhauſe, wie ein Kind ſein Lieblingsſpielzeug, wie ein Dichter den Klang ſeiner Reime. Denn der ganze Reiz daran iſt ein Hauch von Unmittelbarkeit. Man könnte genau ſo gut ſagen: „Wie macht man Blumen?“

Hugo von Hofmannsthal.

Eine Concurrenz der Stadt Wien.

Die Stadt Wien hat zur Erlangung von Plänen eines Ausſtellungspavillons ein Preisausſchreiben an die Wiener Architekten gerichtet, deſſen Ergebnis in einem Nebenraume des Rathhausfeſtſaales zur Ausſtellung gebracht iſt. Die eingelaufenen Arbeiten würden wohl zu keinen längeren Betrachtungen auffordern. Es ſind die alten, bald beſſeren, bald ſchlechteren Projecte, die jedem Zeichner gelingen müſſen, ſobald er den Bleiſtift führen kann und über eine genügende Anzahl von Jahrgängen der „Architektoniſchen Rundſchau“ und der „Deutſchen Concurrenzen“ verfügt. Stoff zu Betrachtungen geben aber die Geſichtspunkte, von denen ſich die Preisrichter bei der Schätzung der Arbeiten leiten ließen.

In dieſe Geſellſchaft von [illegible] haben ſich nun [illegible] zwei Künſtler verirrt. Wie ſie da hineingekommen ſein mögen, iſt mir ein Räthſel. [illegible]

erſten und den zweiten Preis hat die andere Richtung, die, welche ſich mit dem aufmerkſamen Studium der Zeitſchriften befaſst, davongetragen.

Man darf aber nicht glauben, daſs dieſe Thätigkeit die Zeit dieſer Herren vollſtändig in Anſpruch nimmt. Auch auf einem anderen Gebiete leiſten ſie Hervorragendes. Ich meine in der Imitation. Geht hin durch die Straßen und bewundert die gegoſſenen und angenagelten Tragſteine, Zahnſchnitte und Fruchtkränze. Wen hat noch nicht die Findigkeit dieſer Architekten in Erſtaunen geſetzt, die, um nur ja nicht in den Verdacht des „Materialismus“ zu kommen, die Holzwände wie Stuck anſtreichen und Stuckplafonds(?) wie Holz behandeln! Und nun gar ein Ausſtellungspavillon! Welch neue Perſpectiven für die Imitation. Sogar von den läſtigen Mauern konnte man ſich da frei machen und brauchte nicht zu befürchten, von dem ſchon genannten Anonymus zu den Materialiſten gerechnet zu werden, welcher Vorwurf einem immer noch anhaftete, ſolange man Mauerwände wie Mauerwände beließ. Hier aber war das ausgeſchloſſen. Holz, Holz und wieder Holz und, o Jubel, dieſes Holz konnte man daher ruhig wie Granitquadern bearbeiten. Der Schwindel konnte ſich da wieder einmal austoben und wahre Orgien feiern.

Man wird mir einwenden, daſs dies bisher bei allen Ausſtellungsbauten der Fall war. Mit Verlaub, ihr Herren: es war einmal! Die Weltausſtellung in Chicago bezeichnet den Höhepunkt in dieſer Richtung. Dieſer Monumentalgſchnas konnte nicht mehr überboten werden und hat daher ſein wohlverdientes Ende gefunden. Er war nicht mehr entwickelungsfähig. Seit jener Zeit bekamen auch die Ausſtellungsbauten ihren eigenen Stil. Ich erinnere nur an die Ausſtellungen in Berlin, Leipzig, Hamburg und Stockholm. Zur höchſten Vollendung gelangte dieſer Stil auf der heurigen Ausſtellung zu Tervueren (Belgien), bei der die Führer der modernen Architektur- und Kunſtgewerbebewegung van de Velde, Hankar, Serrurier-Bovy und Hobé eine Generalprobe für die Pariſer Ausſtellung inſcenierten, die ihres Gleichen ſuchen muſs. Eines kann man daher ſchon jetzt mit Beſtimmtheit vorherſagen: das iſt die Richtung, in der ſämmtliche Culturſtaaten in Paris wetteifern werden. Auch unſere Jubiläumsausſtellung wird uns zeigen, wie wir in Paris vertreten ſein werden, denn hinterher in neuen Bahnen zu wandeln, wäre ein Experiment, das nicht anzurathen wäre.

Und da kamen uns die Projecte Olbrich und Hofmann gerade recht. Angeſichts dieſer Arbeiten muſs ſich jedem Kunſtfreunde der Wunſch aufdrängen: wenn man doch wenigſtens den Verſuch machen würde! Dabei ſind dieſe Projecte wieneriſch bis in die Knochen, wieneriſch in ihrer leichten, farbigen Formeneinheit. Das engliſche Detail, das ich ihnen übrigens verüble, bezieht ſich nur auf Aeußerlichkeiten. Es iſt ehrliche Nabigarchitektur*), und der farbige Sockelfries auf der weißen Gipswand Olbrichs verbunden mit dem grüngeſtrichenen Holze des Vordaches hätte, wie uns die farbige Perſpective lehrt, ein Enſemble von vollendetem maleriſchen Reiz geboten. Betrachtet man dabei die günſtige Entwickelung in die Höhe, die Einhaltung des Maßſtabes und den großzügigen Grundriſs, drei Sachen, bei denen ſämmtliche Concurrenten, auch Hofmann, vorbeigeſchoſſen hatten, ſo hatten wir ein Idealproject vor uns, wie wir es dem Wiener Boden gar nicht zugetraut hatten. Beide Gebäude ſagen: wir ſind Ausſtellungspavillons.

Das aber ſagen die andern Arbeiten nicht. Abgeſehen davon, daſs ſie vorgeben, aus Stein und für die Ewigkeit errichtet zu ſein, betrügen ſie uns ſchon durch ihre äußere Erſcheinung und behaupten, Ruhmeshallen, Muſeen, Cafépavillons ꝛc. ꝛc. zu ſein. Das erſtprämiirte Project ſagt z. B.: Ich bin ein Ableger vom deutſchen Reichstagsgebäude. Eine gefällige Zeitungsnotiz wuſste zu berichten, daſs dieſes Project jenen Stil aufweiſt, welcher während der Regierung Sr. Majeſtät in Aufnahme gekommen iſt. Stimmt! Aber in Preußen. So erſcheint mir aber eine ſeltſame Huldigung für unſeren Monarchen, einen verkleinerten Abklatſch jenes Prototypes des großpreußiſchen [illegible], das die Berliner treffend die Stammgliederung nennen, zu ſeinem Jubiläum im Prater aufzuſtellen. Man verſtehe mich nicht falſch. Ich bin [illegible], aber ich ſehe es nicht gern, wenn wir uns in künſtleriſchen Fragen vor denen draußen [illegible]. Wir haben es doch nicht nöthig, uns von Herrſchaften ab[illegible] Modellen [illegible]. Der zweite Preis repräſentiert [illegible]. Am ſchärfſten drückt [illegible] „Dem Bürger [illegible]“ [illegible]. Sie ſagt ganz frank und frei: Ich bin das [illegible] und Müller in Straß[illegible] in Baumen entworfen [illegible] die Anerkennung auch nicht [illegible] dem wackeren Hofmann zu viel. Der [illegible] Künſtler zerriſs [illegible] Zettel, der über ſeiner Arbeit auf[illegible] in charakterloſer Rundſchrift

[illegible]

Digitized by Google

Wir ſehen alſo, von welchen Geſichtspunkten ſich die Jury leiten ließ. Die Hohlheit, die Verlogenheit, die Mittelmäßigkeit giengen reich beſchenkt, mit Ehren überhäuft, von dannen. Unſere Talente aber werden mit — mit — ich ſuche einen verſchleiernden Ausdruck, alſo ſagen wir, mit dem Benützer fremden geiſtigen Eigenthums auf gleiche Stufe geſtellt. Das ſind interne Angelegenheiten, die wir nicht gerne an die große Glocke hängen. Die Situation zwingt uns aber dazu. Angeſichts der Pariſer Ausſtellung ſollte jetzt an alle Talente der Ruf ergehen, herauszutreten und uns zu zeigen, was ſie leiſten können. In Paris müſſen wir beweiſen, daſs wir an erſter Stelle ſtehen. Denn, wenn unſerer Induſtrie der vornehme, moderne Rahmen fehlt, erleidet ſie eine Einbuße gegenüber der ausländiſchen Concurrenz. Es gilt den alten Spruch zuſchanden machen, daſs Oeſterreich immer um eine Idee zurück ſei. Die Preisrichter, bis auf Oberbaurath Profeſſor Wagner, dem auch der kleine Erfolg der Jury (dritter Preis und Anerkennung) allein zu verdanken iſt, waren es. Adolf Loos.

An das Publicum.

(Zur Première der „Douloureuſe“ von Maurice Donnay im „Deutſchen Volkstheater“ am 30. October 1897.)

Mein liebes Publicum, ich muſs doch einmal mit dir reden!

Du weißt: ich predige ja immer, daſs man dir zu gehorchen hat. Ob ich dich achte, iſt eine andere Frage. Vielleicht beneide ich im Stillen den einſamen Dichter, der für ſich ſein Lied ſingen darf, unbekümmert, ob es gehört wird. Wer aber die Bühne betritt, der muſs, dies iſt mein feſter Glaube, deinem Geſchmacke gehorchen. Es iſt nämlich der Sinn des Dramas immer geweſen, daſs du am Ende die Stimmung haben ſollſt, die der Dichter am Anfang gehabt hat. Er will auf dich wirken. Aber dies kann er nur, wenn er deine Sprache ſpricht: wenn er ſich in deinen Geſchmack ſchickt. Man kann mit deinem Geſchmacke unzufrieden ſein; man mag verſuchen, ihn zu bekehren. Aber wer ein Dramatiker ſein will, hat die Pflicht, ihm zu dienen. Dies ſage ich dem Dramatiker immer. Du kannſt dich verlaſſen, daſs ich an deinen Rechten nichts vergebe. Nur darfſt du nicht vergeſſen, daſs du auch eine Pflicht haſt.

Er, der Dramatiker, hat die Pflicht, deinem Geſchmacke zu dienen. Da haſt du denn, mein liebes Publicum, natürlich die Pflicht, einen Geſchmack zu haben. Es iſt deine Sache, welchen du willſt. Du kannſt modern oder claſſiſch oder romantiſch ſein — du haſt ja immer recht, wir müſſen uns fügen. Aber irgend etwas muſst du ſein: ſo oder ſo, entweder — oder. Was du jetzt auf einmal thuſt, das brauchen wir uns nicht gefallen zu laſſen. Du willſt jetzt auf einmal gar keinen Geſchmack mehr haben, ſondern nur Launen. Erlaube, daſs ich dir ſage: das geht nicht. Da hört das Theater überhaupt auf. Wenn du ſelber nicht mehr weißt, was du denn eigentlich willſt, und daſſelbe dir heute gefällt und dich morgen verdrießt, dann packen wir lieber ein und du magſt dich dann durch dreſſierte Pudel und tanzende Schweine unterhalten laſſen. Wir ſind uns da doch ein biſschen zu gut dazu. Deinem Geſchmacke wollen wir gern gehorchen, aber deinen Launen zu huldigen iſt nicht unſer Amt. Das muſs dir, beſcheiden aber energiſch, endlich einmal geſagt werden. Wenn einer von uns gegen deinen dramatiſchen Geſchmack fehlt, ſo magſt du ihn züchtigen und wir werden uns über deine Strenge nicht beklagen. Aber daſs wir, je nach deiner Laune, bei jedem Wetter ein anderes Geſicht machen ſollen, das kannſt du von uns nicht verlangen. Du biſt ja doch nicht unſere Geliebte. Nein, das biſt du nie geweſen.

Entweder — oder! Entſcheide dich. Wir wollen es nur wiſſen. Du kannſt ſagen: laſst mich mit den neuen Sachen aus, hört mir mit der großen Kunſt auf, ich will keine Experimente, ich will keine Pſychologie, ich will keine Poeſie auf der Bühne, ich will den deutſchen Schwank in der guten alten Manier und meinetwegen auch noch das ſentimentale Stück der alten Art, Variationen des „Hüttenbeſitzers“ — alles andere iſt mir zuwider: von Kotzebue zu Schönthan, das iſt mein Geſchmack. Gut. Sage uns das und wir werden uns danach einrichten. Man kennt ſich dann wenigſtens aus. Einige von uns werden dann vielleicht auf das Theater verzichten und lieber in Cognac reiſen. Andere werden trachten, unſer Theater der Ausſchneider zu gründen, eine Specialitätenbühne für die paar, die nach Poeſie verlangt. Die meiſten werden nicht zaudern, du deinen Willen zu thun und du wirſt deine deutſchen Schwänke haben, in der guten alten Manier. Wer nicht dieſen deutſchen Schwank bringt, den darfſt du züchtigen. Du haſt dann das Recht, mit ihm ſo grob zu ſein, wie du es am Samstag mit unſerem Donnay geweſen biſt. Nur vergiſs nicht, daſs du auch eine Pflicht haſt. Du haſt dann die Pflicht, dich bei deinem deutſchen Schwank zu amüſieren. Da kann ich dir nicht helfen. Du muſst dann für den „Liquidator“ ſchwärmen, du muſst bei „Helgas Hochzeit“ jauchzen und über „Annas Traum“ muſst du ſelig ſein. Iſt dir das klar?

Wenn du das aber nicht willſt, wenn du die gute alte Manier nicht mehr magſt, wenn dir der deutſche Schwank nicht mehr gefällt, dann kann ich dir nur rathen, es einmal mit dem anderen Geſchmack zu verſuchen: mit dem neuen. Du haſt auf einmal das Bedürfnis bei Triesch, bei Schönthan und bei l'Arronge zu ziſchen. Gut, ziſche: du biſt ja der Herr. Aber merke wohl, was das dann heißt. Das heißt dann: du ſagſt dich von der alten Manier los. Du rufſt dann öffentlich aus: Weg mit der alten Schablone, ſucht einen neuen Stil! Ich bin der letzte, der dir da widerſprechen wird. Nur vergiſs nicht, daſs du dann bei Donnay nicht ziſchen darfſt. Du haſt ja dann nicht mehr deinen alten Geſchmack von geſtern, ſondern du willſt doch jetzt einen neuen von morgen haben, denſelben wie Donnay, der auch aus der Schablone fort und zu einem anderen Stil will. Da muſst du alſo doch applaudieren, gelt? Siehſt du das ein?

Entweder — oder! Du biſt der Herr, du kannſt beſtimmen. Willſt du beim Alten bleiben, ſo bleibe, aber dann darfſt du bei Schönthan nicht ziſchen. Willſt du zum Neuen gehen, ſo gehe, aber dann darfſt du bei Donnay nicht ziſchen. Wir gehorchen deinen Geſetzen, denn du biſt der Herr. Aber ein launiſches Weib — nein, das darfſt du nicht ſein. Wenn du zum Alten ſagſt: ich will aber das Neue, und zum Neuen ſagſt: nein, ich will doch das Alte, dann wirſt du es dir nur mit den alten und mit den neuen, mit allen beiden verderben und ich warne dich: du brauchſt uns ja ſchließlich doch!

Noch etwas — weil ich ſchon einmal dabei bin, dir meine Meinung zu ſagen. Du kannſt ja mit ſo einem armen Autor machen, was du willſt: lache, ziſche, pfeife — es iſt ſein Metier, ſich das gefallen zu laſſen. Aber eines darf er verlangen: höre ihn wenigſtens an! Das haſt du neulich nicht gethan: du haſt gehuſtet, du haſt gewetzt, du biſt wie ein unartiges Kind geweſen, wie ein ſchlimmer Bub. Das ſollteſt du aber den Berlinern nicht nachmachen. Glaubſt du, man wird dich deswegen für „literariſch“ halten? Da bleibe lieber, was du warſt: unmodern, aber anſtändig. Wenn du findeſt, daſs die graziöſe Art unſeres Donnay zu fein und zu dünn für das Theater iſt, dann kannſt du es ihm ja nach jedem Acte ſagen. Aber du hätteſt ihn ausreden laſſen ſollen. Schon deswegen, weil du ſo gar nichts bewieſen haſt. Du haſt ihn ja nicht angehört, da kann doch dein Urtheil nicht gelten.

Und ſchließlich: ſei mit uns ſo grob, als du willſt, aber laſs es nicht die unſchuldigen Schauſpieler büßen. Wenn dir der Donnay nicht paſst, ſo geht das ja die Odilon nichts an. Richte deinen Zorn nicht an die falſche Adreſſe. Die Odilon hat ein Recht, von dir zu hören, ob ſie gut oder ſchlecht geweſen iſt. Wie immer du über das Stück denkſt, du wirſt mir zugeben müſſen, daſs ihre Rolle nicht leicht graziöſer, einfacher und herzlicher geſpielt werden kann. Es wäre deine Pflicht geweſen, ſie das wiſſen zu laſſen.

So, jetzt habe ich dir einmal geſagt, wie ich über dich denke; du wirſt mir ja gelegentlich antworten können. Hermann Bahr.

Die Woche.

Präſidiale Geſchäftsunordnung.

Als ob die Welt aus den letzten Verhandlungen des Abgeordnetenhauſes noch nicht zur Genüge erfahren hätte, daſs deſſen gegenwärtige Vicepräſidenten mit Geſetz und Recht nicht umzugehen verſtehen, ſendet uns der zweite Vicepräſident Herr Dr. Kramař eine Berichtigung zu, die nach jeder ordentlichen Richtung hin, geſetzwidrig iſt. Wenn irgend ein Peter Zapfl eine ſolche geſchrieben hätte, würde man ſie einfach in den Papierkorb werfen. Da es aber einer der Präſidenten der geſetzgebenden Körperſchaften iſt, der hier wieder einmal ſeine Geſetzesunkenntnis bethätigt, dürfte es auch einem größeren Publicum vom Intereſſe ſein, dieſe Berichtigung kennen zu lernen. Sie lautet:

„Abgeordnetenhaus.

An die Redaction der „Zeit“, Wien.

Die Nummer der „Zeit“ vom 30. October d. J., Rubrik: „Die Woche“, enthält die Notiz:

„In der Mittwoch-Sitzung des Abgeordnetenhauſes ereignete ſich ein intereſſanter Vorfall, der in keiner Zeitung noch erzählt worden iſt. In einem gefährlichen Augenblick, da der Vorſitzende, durch die Anträge der Oppoſition in die Enge gedrängt, des Rathes des neben ihm ſitzenden Kanzleidirectors Herrn v. Halban dringend bedurfte, ſchallte mit durchdringender Stimme (vom Abg. Wolf wahrſcheinlich) der Ruf durchs Haus: „Halban weg!“ Und thatſächlich im Nu ſchlich ſich Herr v. Halban, der Sectionschef, nächſtens Geheimrath, vom Präſidialtiſch weg, aus den heiligen Hallen des Sitzungsſaales hinaus.“

Auf Grund des § 19 des Preſsgeſetzes erſuche ich um die Aufnahme folgender Berichtigung:

Unwahr iſt es, daſs der Abgeordnete Wolf gerufen hat: „Halban weg!“ Wahr iſt vielmehr, daſs der Abgeordnete Wolf laut ſtenographiſchem Protokolle der 19. Sitzung vom 27. October 1897, Seite 1021, gerufen hat: „Halban hilf!“

Unwahr iſt es, daſs der Sectionschef v. Halban infolge dieſes Zwiſchenrufes [illegible] „ſich weggeſchlichen“. Wahr iſt vielmehr, daſs der Präſident, zweiter Vicepräſident Dr. Kramař, den Sectionschef v. Halban erſt, als der Antrag des Abgeordneten Dr. Groſs kam, der verlangte, daſs ſein Antrag am Montag auf die Tagesordnung der nächſten Sitzung geſetzt werde, erſucht hat, in der Kanzlei ſofort nachzuſehen, ob der Antrag Groſs ſchon gedruckt und [illegible] vertheilt wurde.

Wahr iſt ſchließlich auch, daſs Sectionschef v. Halban nach dem Zwiſchenrufe des Abgeordneten Wolf erſt nach [illegible] aus der Kanzlei [illegible] hat.

Endlich iſt [illegible], daſs der Präſident nicht zulaſſen dürfte, daſs ſich ein Beamter, der nach der Geſchäftsordnung das Recht hat, im Hauſe zu ſein, auf einen ſolchen Zwiſchenruf aus dem Saale entferne.

Wien, 2. November 1897.

Für das Präſidium des Abgeordnetenhauſes

Dr. Karel Kramař.“

Digitized by Google

Herr Dr. Kramář begnügt ſich nicht damit, als einfacher Dr. Kramář zu unterſchreiben. Er ſetzt ſeinem Namen das Pentagramm.

„Für das Präſidium des Abgeordnetenhauſes"

vor. Ich erlaube mir nun zu fragen, mit welchem Recht ſendet mir das Präſidium eine Berichtigung zu? Die Rechte des Präſidiums ſind in der Geſchäftsordnung ganz genau begrenzt. Das Präſidium hat, laut § 6 der Geſchäftsordnung, gewiſſe eigene interne Befugniſſe zur Ordnung der Geſchäfte des Hauſes. Dieſe gehen die Außenwelt nichts an. „Nach außen" iſt das Präſidium, wie die Geſchäftsordnung ſagt, lediglich „das Organ des Hauſes", hat demnach keine anderen Befugniſſe als das Haus ſelbſt. Hat nun das Haus das Recht, mir eine Berichtigung zu ſchicken? Nein. Wenn Herr Dr. Kramář das nicht glaubt, dann ſehe er freundlichſt im Geſchäftsordnungs-Büchlein das al. 2, des § 15 des Geſetzes vom 12. Mai 1873, Nr. 94, R.-G.-Bl. nach. Dort heißt es:

„Die Häuſer und deren Abtheilungen, Commiſſionen und Ausſchüſſe dürfen nach außen nur durch die Präſidenten der erſteren und bloß mit den Miniſtern und Chefs der Centralſtellen verkehren und ſind namentlich nicht berechtigt, mit einer Landesvertretung in directen Verkehr zu treten oder Kundmachungen was immer für einer Art zu erlaſſen."

Das Haus darf alſo nach außen nur mit den Miniſtern und Chefs der Centralſtellen in directen Verkehr treten, nicht aber mit irgend welchen Privatleuten. Denn das Haus iſt nicht ein revolutionärer Convent, ſondern unſer biederes öſterreichiſches Abgeordnetenhaus. Wenn alſo ſelbſt das Haus beſchloſſen hätte, mir eine Berichtigung zuzuſchicken, ſo wäre die Ausführung dieſes Beſchluſſes durch das Präſidium geſetzwidrig, ſowie der Beſchluſs ſelbſt. Umſo ſicherer iſt ſie geſetzwidrig, da das Haus einen diesbezüglichen Beſchluſs nicht gefaſst hat.

Aber ſelbſt, wenn das Haus berechtigt wäre, mit mir als Privatmann in Verkehr zu treten, und wenn es demgemäß beſchloſſen hätte, mir eine Berichtigung zuzuſenden, ſo wäre die vorliegende ſchriftliche Ausfertigung ungiltig, weil ſie formwidrig iſt. Auch darüber kann Herr Dr. Kramář ſich aus der Geſchäftsordnung informieren. Das letzte Alinea des § 6 des Abſchnittes: „Obliegenheiten und Rechte des Präſidenten" enthält die klare Beſtimmung:

„Schriftliche Ausfertigungen, welche vom Hauſe ausgehen, ſind von dem Präſidenten und einem Schriftführer zu unterzeichnen."

Der mir zugekommene Brief des Präſidiums iſt aber nur vom zweiten Vicepräſidenten, nicht auch von einem Schriftführer unterſchrieben. Die ſtolze Präſidialfirma, die Herr Dr. Kramář ſeinem Namen vorſetzt, iſt alſo unzureichend gezeichnet, deswegen iſt auch der ganze Brief, der unter dieſer Firma ſegelt, von den bisherigen Gründen abgeſehen, ſchon wegen dieſes formalen Gebrechens rechtsungiltig.

Ich verſtehe die freundliche Abſicht, welche Herrn Dr. Kramář veranlaſst hat, die Präſidialfirma unter die Berichtigung zu ſetzen. Er wollte einmal Herrn Dr. Lueger copieren. Wie Dr. Lueger mit Vorliebe thut, wollte auch Dr. Kramář eine amtliche Berichtigung in die Welt ſetzen, um mit deren Vervielfältigung den Mund zu verſchließen. Herr Doctor Kramář hat dabei nur überſehen, daſs nach § 19 des Preſsgeſetzes zu amtlichen Berichtigungen nur „Behörden" berechtigt ſind. Dr. Lueger iſt als Bürgermeiſter von Wien wohl eine Behörde, Dr. Kramář aber nicht. Denn das Abgeordnetenhaus iſt keine Behörde, ſein Präſidium iſt keine Behörde und deswegen auch ſein zweiter Vicepräſident nicht. Wenn Herr Dr. Kramář berichtigen will, ſo kann er dies nach § 19 des Preſsgeſetzes nur als „betheiligte Privatperſon" thun. Herr Dr. Kramář mag ſich in dieſer Beziehung wenigſtens an ſeinem älteren Collegen, dem erſten Vicepräſidenten, ein lehrreiches Beiſpiel nehmen. Auch Herr v. Abrahamowicz leidet an der Berichtigungsmanie. Aber er unterläſst es dabei, den geheiligten Namen des Präſidiums zum [illegible] und Richtigen zu mißbrauchen, er berichtigt als einfacher Ritter v. Abrahamowicz, und überdies unter Beobachtung aller conventionellen Höflichkeitsformeln. In dieſer beſcheidenen Weiſe dürfte auch Herr Dr. Kramář von dem Berichtigungsrecht Gebrauch machen.

Aber ſelbſt in dieſem Fall, wenn Herr Dr. Kramář einfach als Dr. Kramář berichtigt hätte, wäre ſeine Berichtigung abermals geſetzwidrig. Denn jeder Menſch iſt nur das zu berichtigen berechtigt, was ihn ſelbſt angeht. Herr Dr. Kramář [illegible] aber im obigen Brief etwas zu [illegible], was einen anderen angeht, nämlich den Herrn [illegible] von Halban. Das zu berichtigen iſt nur Herr v. Halban berechtigt, und wenn er aus irgend welchen Gründen [illegible] Berichtigung [illegible] Dr. Kramář [illegible] ſo kann [illegible] nicht [illegible]. Denn Herr v. Halban [illegible] gerade [illegible]

[illegible]

ſidialſitz gar nicht beobachten. Ich aber und meine Platznachbarn, die genau über dem rechtsſeitigen Saalausgang auf der Tribüne ſaßen, und auch noch andere Leute haben es geſehen. Zeugen, die ich neuerdings wieder befragt habe, haben es mir auch neuerdings beſtätigt. Die Scene war peinlich, das habe ich ſchon in der vorigen Woche geſagt. Ob Herr v. Halban ſie auch als ſolche empfunden hat oder — wie Herr Dr. Kramář als Gehörsvormund des Herrn v. Halban behauptet — nicht empfunden hat, kann an meinem Urtheil nichts ändern, gehört auch nicht in eine „Berichtigung". Ich habe in der vorwöchentlichen Notiz durch eine ſcherzhafte Darſtellung die Sache zu mildern geſucht. Herr Dr. Kramář hätte im wohlverſtandenen Intereſſe des Herrn v. Halban gehandelt, wenn er nicht berichtigt und auf dieſe Art vermieden hätte, daſs ich den ganzen bedauerlichen Vorfall nochmals und nun allen Ernſtes öffentlich erörtern muſste.

Herr Dr. Kramář ſchließt ſeinen Brief mit der folgenden, in den Rahmen einer „Berichtigung" gar nicht mehr hineinpaſſenden Erläuterung:

„Endlich ſei bemerkt, daſs der Präſident nicht zulaſſen durfte, daſs ſich ein Beamter, der nach der Geſchäftsordnung das Recht hat, im Hauſe zu ſein, auf einen falſchen Zwiſchenruf aus dem Saale entferne."

Nun hat Herr v. Halban wohl ein Recht, im Saale anweſend zu ſein. Aber nur, weil er eine dies bedingende Pflicht hat, und nur inſoferne und inſoweit dieſe Pflicht reicht. Er hat das Recht im Saale anweſend zu ſein, lediglich deswegen, weil er die Pflicht hat, das amtliche Protokoll zu führen, genau ſo wie jeder Saaldiener das Recht hat, im Saale anweſend zu ſein, nur weil er die Pflicht dazu hat. Aber Herr v. Halban hat kein Recht, im Saale irgend etwas anderes zu thun als ſeine amtlichen Functionen zu erfüllen. Wenn Herr v. Halban, wie es einem Beamten ziemt, ſich ſtreng innerhalb der Grenzen ſeiner amtlichen Stellung bewegen würde, ſo würde kein Menſch ihm einen Vorwurf zu machen haben. Auch ich nicht. Aufs ſtrengſte zu tadeln aber iſt es, wenn Herr v. Halban das Gelegenheitsverhältnis, in das ihn ſeine Kanzleiſtellung zu den Abgeordneten bringt, benützt, um Hintertreppen-Politik zu machen. Das gehört ſich nicht, hat ſich gerade in den letzten Jahren als verderblich erwieſen und hat dem Herrn v. Halban nicht nur von mir, ſondern auch von parlamentariſcher Seite Zurechtweiſungen eingetragen, wie außer dem Zuruf des Abg. Wolf die parlamentariſchen Protokolle beweiſen.

Jedermann wird jetzt verſtehen, daſs ich die Berichtigung des Herrn Dr. Kramář, wegen ihrer zahlreichen formalen und inhaltlichen Incorrectheiten, ruhig in den Papierkorb hätte werfen können. Ich habe ſie abgedruckt, damit die Herren nicht meinen, daſs ich mich vor ihren Berichtigungen ängſtige, habe ſie aber zum Ausgangspunkte einiger juriſtiſcher Auseinanderſetzungen genommen, damit ſie doch irgend einen nützlichen Zweck erfülle. Ich bin nun am Ende. Ich hoffe, daſs die Herren dabei etwas gelernt haben. Und wenn ſie wieder einmal eine juriſtiſche Belehrung von mir haben wollen, ſo ſollen ſie ſich nur ruhig an mich wenden. Den Vorwand einer „Berichtigung" brauchen ſie nicht vorzuſchützen. Denn — um ein ſtolzes Wort im Scherz zu variieren — für die Herren vom Präſidium bin ich immer zu Hauſe. Das iſt wohl nicht meine Pflicht, aber mein Recht, ein mir — um jedem Streit vorzubeugen — durch Art. 13 der Verfaſſung gewährleiſtetes Recht, das ich mit beſonderem Vergnügen an dieſer Stelle ausübe.

K.

Volkswirtſchaftliches.

Seit mehreren Wochen dementiert Dr. Lueger unermüdlich die Behauptungen mehrerer Wiener Blätter, betreffend die Verſuche zur Placierung des Wiener Gasanlehens. Ob die Details, welche der Bürgermeiſter dementiert, richtig oder falſch ſind, wiſſen wir nicht; die Thatſache bleibt aber doch beſtehen, daſs trotz angeſtrengter Verſuche das Gasanlehen bisher noch nicht placiert werden konnte. Ob die Unterhändler, welche an verſchiedenen europäiſchen Plätzen das Gasanlehen anboten, vom Bürgermeiſter autoriſiert waren, ſich daſelbſt Körbe zu holen, wiſſen wir auch nicht; jedenfalls bekamen ſie Körbe in London, Brüſſel, Paris und anderen Plätzen. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daſs Dr. Lueger dieſen Verſuchen ganz ferne ſtehen ſollte. Der Umſtand, daſs das Gasanlehen noch immer nicht angebracht werden konnte, bereitet der Communalverwaltung große Verlegenheiten und nöthigt ſie, zur Beſchaffung der nothwendigen Geldmittel Wege einzuſchlagen, welche durchaus nicht zu rechtfertigen ſind. Die Vorſchüſſe, welche [illegible] unter dem Einfluſſe der Commune [illegible], ſind ebenſo bedenklich für die Commune als [illegible] gefährlich für die betreffenden Sparcaſſen [illegible] ſind; deren Gelder werden durch die [illegible] an die Commune ohne Unterlage eines leicht realiſierbaren [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

bereits in unſerer Nummer vom 10. Juli ausgeführt haben, mit einem der für den Staatsſäckel ſo koſtſpieligen „Uebereinkommen“ enden. Zur Beſtimmung des allgemeinen Inveſtitionsprogrammes bedarf es am Ende auch mündlicher Beſprechungen; die Frage der Legung des zweiten Geleiſes auf den Strecken des garantierten Netzes aber kann zu ſolchen Beſprechungen, von bautechniſchen Fragen abgeſehen, keinen Anlaſs geben. Die conceſſionsgemäße Verpflichtung der Bahn zur Legung dieſes Geleiſes iſt eingetreten, und die Forderung nach Erhöhung der Staatsgarantie aus dieſem Anlaſs hat, das wurde in unſerer obcitierten Nummer nachgewieſen, abſolut keine rechtliche Baſis. Es war daher ein ganz unzweckmäßiges Vorgehen der Regierung, als ſie den Auftrag zur Legung des zweiten Geleiſes mit den übrigen Inveſtitionsforderungen und gar mit dem conceſſionsmäßig nicht motivierbaren Auftrag zur Legung des zweiten Geleiſes auf Strecken der Elbethalbahn in einem Erlaſs vereinigte. Iſt es der Regierung wirklich ernſt mit ihrer Forderung, ſo iſt ihr Weg klar vorgezeichnet. Sie hat ganz unabhängig von den übrigen für nöthig erachteten Inveſtitionen die Nordweſtbahn aufzufordern, die Vorarbeiten zur Legung des Geleiſes eheſtens einzuleiten, um den Bauconſens einzuſchreiten und den Bau ſelbſt zu beginnen. Erfüllt die Nordweſtbahn dieſen Auftrag nicht, reſpective ſucht ſie Ausflüchte oder verlangt ſie neue Verhandlungen, dann wird es Sache der Regierung ſein, ihre Forderung mit Hinweis auf §§ 2 und 25 der Conceſſionsurkunde, reſpective § 13 des Eiſenbahn-Conceſſionsgeſetzes vom 14. September 1854 unter Androhung der Sequeſtration zu wiederholen, eventuell die Sequeſtration ſelbſt vorzunehmen. Durch ſolches Vorgehen wird die Nordweſtbahn gezwungen ſein, ihrer conceſſionsmäßigen Verpflichtung nachzukommen, und ſie wird zur Geltendmachung ihres unhaltbaren Anſpruchs auf Rückerſatz der Koſten durch Erhöhung der Staatsgarantie auf den Rechtsweg verwieſen ſein. So muſs die Regierung vorgehen, wenn es ihr mit ihrer Forderung ernſt iſt; wir werden bald ſehen, ob dies der Fall iſt.

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Comédie française, „Tristan de Léonois“ von Armand Silvestre. Palais Royal, „Les têtards“ von Antony Mars und Maurice Hennequin, Muſik von M. Roger. Porte Saint-Martin, Repriſe von „Thermidor“ von Sardou. Berlin. Goethetheater, „Arria und Meſſalina“ von Wilbrandt.

* * *

Ueber Felix Dörmann habe ich mich vor ungefähr einem Jahre, anknüpfend an die Erſtaufführung ſeines Stückes „Sein Sohn“, des Längeren ergangen. Seitdem hat er ein neues Werk vollendet: „Ledige Leute“. Das erſtgenannte Stück wurde unfreundlich aufgenommen und verſchwand ſofort, dem zweiten aber ſind alle Anzeichen eines äußeren Erfolges zutheil geworden. Mein Urtheil über den Verfaſſer iſt von dieſer Wandlung ſeines Schickſals nicht tief berührt worden. Vor einem Jahre ſchrieb ich, daſs Dörmann ein wirkliches Bühnentalent iſt und mit einem Sujet, das ſich weniger um innere (oder gar künſtleriſche) als äußerliche Conflicte dreht, wo die Menſchen von der Handlung geführt werden und nicht umgekehrt, zur vollen Wirkung gelangen dürfte. Zur größeren Hälfte wurde dieſe Meinung durch Dörmanns zweites Stück, ſeinen geſtrigen Erfolg, gerechtfertigt. Damals, in „Sein Sohn“, fand ich einen kleinen Dichter, der aber ein gar nicht ſchlechter Dramatiker iſt. Und jetzt? Der Dichter iſt in „Ledige Leute“ nicht viel größer als früher; nur der Dramatiker iſt diesmal beſſer als bloß garnicht ſchlecht. Das aber liegt vor allem daran, daſs Dörmann diesmal nach einer Aufgabe gegriffen hat, die ihm viel beſſer paſst. Er hat hier wirklich ein Sujet, das ſich weniger um innere als äußere Conflicte dreht. Und eine Menſchenſchicht und eine Scenerie hat er gewählt, — den Inhalt ſetze ich als bekannt voraus — bei denen es ſelbſtverſtändlich iſt, daſs ſie nur von außen und mit der kühlen Kunſtfertigkeit eines witzigen und, beſtenfalls, draſtiſchen Genrebildes, eines Höllenbreughelbildes, geſchildert werden. Das hat ihm weſentliche Vortheile geboten. Einen Vortheil bietet ja die Häſslichkeit des Milieus — und in der Kunſt des Modells überhaupt — dem Naturaliſten auf jeden Fall: nämlich den um einen altväterchen, aber in der Intention richtigen Satz Spielhagens zu wiederholen, daſs ein brutales Geſicht weit leichter zu zeichnen iſt als ein ideales, das Laſter ſehr viel müheloſer zu malen als die Tugend. Und Dörmann nun gar mit ſeinem Drang nach Ueberdeutlichkeit und Derbheit, da konnte er ſich ausſchwelgen. Er konnte übertreiben und dabei ſicher ſein, daſs man ihm auch die Uebertreibung als Wahrheit anrechnen wird. Und dann: Menſchen zu zeichnen war ihm von vornherein erlaſſen, [illegible] das Milieu betrat, das er betrat. Auf dieſem Boden wachſen keine Individualitäten oder richtiger vielleicht, wir kennen und ſehen ſie auf dieſem Boden nicht und ſehen nur das Typiſche in ihnen. Charakter-Typen ſind es, die er auf die Bühne gebracht hat. Lauter Menſchen ſind da, zu deren Charakteriſtik ein einziges Wort ausreicht. Das aber iſt nicht Kunſt aus erſter Hand, ſondern bloße Combinationskunſt. Das iſt nur eine mechaniſche Art von Pſychologie, auch wenn ſie mit ſo glänzendem Geſchick gehandhabt wird wie von Dörmann. Ich ſage das [illegible] mit Abſicht ſo ausführlich, weil die öffentliche Meinung ja bekannt [illegible] ſich alles darnach, wie in dieſem Fall ganz deutlich zu beobachten war, [illegible] Grenzen zu verwiſchen. — Zu ſagen iſt noch ein Wort darüber, daſs natürlich auch in dieſem zweiten Stück, obwohl viel mehr als in Dörmanns erſtem, die [illegible] Methode oder [illegible] die Berechnung des Verfaſſers nicht vollſtändig ausgereicht hat. Die einzige Perſon in dieſer Comödie, ein unglaubhafter Jüngling, iſt der Beweis dafür und ebenſo nach meinem Geſchmack der ganze dritte Act, der ein ganzer großer Conſtructionsfehler iſt. Dörmann läſst ihn in einem anderen Locale ſpielen als die beiden erſten, unter fremden farbloſen Menſchen, die nicht einmal Typen ſind. Ich glaube, die Scene hätte durchwegs beibehalten werden müſſen, dann wäre alles glaubhafter gelöst. — Die Darſtellung im Carltheater war ſehr lobenswert. Gewiſſe Rohheiten, die mit dieſer Bühne verwachſen ſind, wie z. B., daſs die Darſteller mitten im Spiel für den Beifall danken kommen, haben nur vorübergehend geſtört.

*

Unter den Gedichten Anakreons findet ſich eines, ein ganz eigenartig romantiſches, farbiges und nicht liedhaftes, das „Eros im Regen“ heißt. Man nehme nun an, daß dieſe Verſe im Tarent des ſechzehnten Jahrhunderts — des 16. Jahrhunderts! — von Mädchen geleſen werden, die daraus erfahren, was Liebe iſt. Ein gar nicht ſo unpoetiſcher Einfall das. Wir fanden ihn neulich in einem Vaudeville der Herren Liorat und Pervel, das freilich trotzdem ein ſchlechtes Vaudeville iſt. Das Theater an der Wien hat ſich damit — „Der verregnete Amor“ hieß hier das Stück — eine Niederlage geholt. Die Muſik, von Louis Varney, iſt ein entzückendes Geplauder und Getändel, kokett, banal, geiſtreich, die richtige Miſchung von allem! Der Text allein hätte auch dagegen nicht aufkommen können. Aber die Inſcenierung, das Spiel verdarb den Reſt. So verſtändnis- und geiſtlos iſt nicht oft eine Darſtellung. Nur die Scenerie und die Renaiſſance-Coſtüme, das war ſorgfältig vorbereitet und das war ja auch wirklich ſchön. Leider bewegten ſich in dieſen Kleidern und zwiſchen dieſen Decorationen Frau Ottmann, Frau Frey, Herr Werner — Herr Werner, den muſs man zweimal nennen — und ſo fort. Frau Biedermann allerdings war voller Humor und Leben und Grazie, aber ſie ebenſo wie Herr Blaſel und Frau Stein haben unter dem Zuſammenſpiel mit den nachwachſenden Talentloſigkeiten ſchwer zu leiden.

*

„Le Dindon“ von Georges Feydeau, im Theater in der Joſefſtadt. Die Schablone — Idee kann man nicht ſagen — iſt hier die: Im erſten Act erfährt eine anſtändige Frau, daſs ihr Mann mit einer Geliebten eine Zuſammenkunft verabredet hat, und verſpricht unter dem Eindruck dieſer erſchütternden Thatſache zu thun, was Francillon thun wollte; im zweiten lauert ſie ihrem Mann, au Dindon, am Ort der Zuſammenkunft auf und erwiſcht ihn; im dritten rächt ſie ſich, aber nur zum Scheine, worauf die Verſöhnung erfolgt. Dieſe Schablone wird, was aber das Stück nicht origineller und auch nicht unterhaltender macht, in zwei vollſtändig gleichen Beiſpielen neben einander gezeigt, dem Schickſal der Ehepaare Pinaud und Derval. Für die Unterhaltung — das Wort iſt mehr conventionell zu nehmen, wie man ſo ſagt: Unterhaltung — wird durch andere Mittel geſorgt: im erſten Act einen Dialog im Stil der Gyp, im zweiten eine tolle Verwechslungspoſſe und im dritten durch Dinge, die man in unſerer Geſellſchaft nicht ſagen darf, und über die man deshalb lacht, wenn ſie angedeutet werden. Es kommen übrigens Witze darin vor, die nicht ſo gut ſind, daſs ſie nicht auch in Wien gemacht ſein könnten. Die franzöſiſche Mache iſt freilich doch auch jeden Moment fühlbar, in vielem, in . . . doch eine Pſychologie des Pariſer Schwankes ſoll hier nicht geſchrieben werden. Ziemlich gut iſt die deutſche Bearbeitung des Herrn Otto Eiſenſchitz — „Ehemänner!!“ nannte er den Titel — und die Darſtellung. Herr Maran ſpielte ſeine Rolle nur allzu parodiſtiſch. Fräulein Forſter iſt kein Fräulein mehr von Anſehen, aber gleichwohl grazios und eine gute Schauſpielerin. Herr Lechner, ein wirkſamer Epiſodiſt, muſs endlich einmal auch genannt werden. A. W.

* * *

Um eine Lücke in unſerem Concertleben auszufüllen, iſt die Begründung eines Wiener Symphonie-Orcheſters in Ausſicht genommen, das die Aufführung guter Orcheſterwerke auch weiteren Kreiſen zugänglich machen ſollte. Der Anfang dieſer neuen Unternehmung war das Concert des Budapeſter Symphonie-Orcheſters. Nach der großen Theilnahme zu ſchließen, deren ſich dieſes erſte Concert erfreute, ſcheint die Einführung neuer Orcheſterconcerte wirklich ein Bedürfnis zu ſein. Freilich mit unſeren Philharmonikern können ſich die Herren in keiner Beziehung meſſen, ſie machen auch wahrſcheinlich keinen Anſpruch darauf, aber wir werden uns ſchon begnügen, wenn es ihnen gelingt, ein ganzes, die alte und neue Literatur umfaſſendes Programm ſo durchzuführen, daſs der Hörer im Großen und Ganzen das richtige Bild der Compoſitionen bekommt. Dieſe Aufgabe iſt ihnen denn auch vollkommen gelungen. Es wird ihnen auch nicht ſchwer ſein, aus ihren Programmen mit der Zeit eine Art Salon des refusés zu machen, deſſen Einrichtung die Lethargie unſerer Philharmoniker geradezu herausfordert. Ihr Dirigent, Herr Zimmer, ſcheint ſich alle Mühe zu geben, ein gut nuanciertes Zuſammenſpiel zu erreichen, aber ſeine Art, das Tempo eines Muſikſtückes zu zerziehen, geht ganz gegen meine Empfindung. Aus der Euryanthe-Ouverture machte er nicht zwei, ſondern mindeſtens vier verſchiedene Tempi mit ſo craſſen Abſtimmungen, daſs meiner Anſicht nach die Intention des Componiſten geradezu verwiſcht wurde. Ich bin gewiſs der letzte, der den Dirigenten mit dem Metronom in der Hand controliert, aber wer Webers Ouverture [illegible] anfängt, und dann bei der Geſangsſtelle ein ausgeſprochenes Andante ſpielen läſst, kann ſich nicht mehr mit dem Vorwand „geiſtreicher Auffaſſung“ entſchuldigen. Als Soliſt erſchien [illegible] Wolfsthal, angeblich zehn Jahre, mit dem Vortrag des Mendelsſohn'ſchen Violinconcertes. Obgleich er den Schwierigkeiten die

Digitized by Google

letzten Satzes nicht gewachſen iſt, und überhaupt der Vortrag einer ſo großen Compoſition für ihn derzeit noch zu anſtrengend iſt, ſo muſs doch zugeſtanden werden, daſs er eine für ſein Alter ſeltene Fertigkeit und einen ſchönen Ton beſitzt, mit dem er ſehr geſchmackvoll vorzutragen verſteht. Wenn es nach meinem Willen gienge, würde ich jedes öffentliche Auftreten von Kindern bis zum 20. Jahre durch den Gewerbeinſpector verbieten laſſen. Mir ſcheint es einfach gewiſſenlos, ein Kind ſo zarten Alters den Anſtrengungen öffentlichen Auftretens auszuſetzen. Mögen auch einzelne Fälle günſtig geendigt haben: die Thatſache bleibt beſtehen, daſs auch ſie noch viel beſſer hätten endigen können, wenn zu rechter Zeit die Grundſätze der Hygiene befolgt worden wären. Die Welt hätte nichts verloren, wenn Mozart mit zwölf Jahren eine ſeiner — übrigens nicht anregenden — Sonaten nicht geſpielt hätte, wohl aber wahrſcheinlich ſehr viel gewonnen, wenn er damals lieber ſeine Geſundheit gepflegt hätte, die ihm ſobald verſagte. Der Fall Dangremont, der in jungen Jahren an totaler Nervenzerrüttung ſtarb, ſollte auch ein warnendes Beiſpiel ſein. Von dieſen Erwägungen abgeſehen, begrüßen wir die neue Inſtitution der Orcheſterconcerte mit Freude und wünſchen ihr den beſten Erfolg. R. W.

•

Man ſchreibt uns aus Paris: Wer aufmerkſam den Erſcheinungen unſeres Theaters folgt, dem muſs eine eigenthümliche Tendenz auffallen, welche die Bühnenwerke verſchiedenſter Art verbindet: eine anti-eheliche Tendenz möchte ich ſie nennen. Donnays „Amants" zeigten uns den Ehrencodex der freien Beziehungen. Die Heldin der „Douloureuse" heiratet zwar ihren Liebhaber, im Grunde aber iſt ihr dieſe äußere Regelung ihres Verhältniſſes viel weniger wichtig, als wie ſie innerlich zu einander ſtehen. Alles deutet darauf, daſs die überkommene Inſtitution der Ehe unſeren heutigen Forderungen nicht mehr ganz entſpricht und ſich, gerade an einem hohen ſittlichen Maßſtab gemeſſen, als unzulänglich erweiſt. Zwei Stücke, die uns die letzten Monate gebracht haben, rütteln wieder, jedes in ſeiner Weiſe, an der alten, ſcheinbar unantaſtbaren Einrichtung. Am „Gymnase" gab man „Roſine", ein Schauſpiel in vier Acten von Alfred Capus. Der Verfaſſer, der uns ſchon drei treffliche Romane („Qui perd, gagne", „Faux Départ" und „Années d'Aventures") und ein Stück: „Brignol et sa fille" gegeben, ſchildert mit Vorliebe die Schickſale der Geringen, Dürftigen, die mit der Noth enger Verhältniſſe ringen. Auch Held und Heldin ſeines jüngſten Stückes gehören wieder den kleinbürgerlichen Kreiſen einer Provinzialſtadt an. Georges Duclos hat zwar Medicin ſtudiert, aber ſein Diplom gibt ihm weder eine ſociale Stellung, noch die nöthigen Clientel. Roſine, eine Handarbeiterin, iſt die verlaſſene Geliebte eines Commis, dem ſie ſich aus Liebe hingegeben und den ſeine Familie ihr abwendig gemacht, um ihn mit einem vermögenden Mädchen zu verkuppeln. Geächtet von der Geſellſchaft, vereinen ſich die beiden Schiffbrüchigen Georges und Roſine zu einem freien Verhältnis und gehen zuſammen nach Paris, ihr Glück zu ſuchen. Bezeichnend für die neue Geſinnung und zugleich trefflich an ſich iſt die Scene, worin Georges Vater den beiden ſeinen Segen zu dem Schritt ertheilt, der ſie außerhalb der bürgerlichen Geſellſchaft ſtellt. — Gleichfalls gegen die Ehe auf ihren heutigen Grundlagen richtet ſich „La Vassale" von Jules Case, die an der „Comédie Française" zur Aufführung kam. Es iſt ein frauenrechtleriſches Stück, das die völlige Gleichſtellung der beiden Gatten fordert. Aus der Untreue ihres Mannes leitet Louiſe die gleichen Rechte für ſich ab; trotzig ſchleudert ſie ihm das Bekenntnis ihres Fehltrittes entgegen, zu dem er ſie getrieben; dann ſchlägt ſie ihm ein neues Nebeneinanderleben vor, wo jeder ſeine eigenen Wege geht: er weiſt das zurück, worauf ihn Louiſe, mit Hinterlaſſung ihres Kindes, verläſst. Trotzdem Case ſeine Theſe energiſch und geiſtvoll verficht, und ſeine Heldin wirklich — wie ſchon der Titel „Die Vaſallin" beweiſt — für ein Opfer ungerechter Anſchauungen hält, übt ſein Stück doch keine überzeugende Wirkung; als Bühnenwerk betrachtet, krankt es noch außerdem an übermäßigem Polemiſieren, es hat den Ton einer Diſſertation. Gleichwohl iſt Case ein bedeutendes Talent und ein Schriftſteller von ſittlichem Ernſt und Ehrlichkeit der Geſinnung. R

Bücher.

Emil Schmidt: „Ceylon". Mit 39 Bildern und einer Karte [illegible] Berlin. Schall und Grund. Verein der Bücherfreunde.

In allen Schilderungen aus dem Leben der [illegible] hat [illegible] die Charakter überraſcht, daſs [illegible] Land und Leute zu beſchreiben, ſondern neben den Schilderungen der [illegible] [illegible]

ſehr viel zu verdanken haben und mit ihnen die Europäer, deren Cultur das zum Theil entzückende Land durch Englands Colonialerfolge näher gerückt iſt. Auch die Anthropologie der Inſel ſowie ihre Religionen ſind in zwei Capiteln ausführlich erörtert, doch dürften zu einem wiſſenſchaftlichen Studium dieſer Gebiete Specialwerke nöthig ſein. Etwas ſtiefmütterlich iſt die Kunſt, namentlich die intereſſanten primitiveren Formen, behandelt, wie auch über die charakteriſtiſche Erziehung und Bildung der Singhaleſen manches Intereſſante zu ſagen geweſen wäre. Als eine Art höherer Reiſebeſchreibung, die das Buch doch nur ſein will, hat es indes ſeinen Zweck erfüllt, es wird als belehrende Lectüre vom literariſchen Standpunkt ſehr willkommen ſein. R. W.

Römiſche Allotria für Italienbummler von Hans Barth. Zürich. Verlag von Cäſar Schmidt. 6. Auflage.

Ein kleines Buch amuſanter Verſe, von einem Künſtler-Bohèmien geſchrieben, vielleicht nur um die Philiſter zu ärgern oder um über langweilige Stunden hinwegzukommen. Die Satire darin iſt nicht ſehr ernſt und gefährlich. Sie begnügt ſich, kleine Uebelſtände, Lächerlichkeiten des römiſchen Lebens heiter zu kennzeichnen und ſo allzu phantaſtiſch-übertriebene Vorſtellungen richtigzuſtellen. Der Verfaſſer bemüht ſich, Heine'ſche Pointen zu ſeinen Reiſe- und Stadterlebniſſen zu finden und Knittelverſe à la Buſch zu copieren. Es kommt ihm nirgends auf Originalität an. In den ſympathiſchen Text iſt eine Reihe von Illuſtrationen eingefügt: ein Mädchenkopf von Ariſtides Sartorio mit dem langen Kinn, den ſchmalen Lippen und den ſchweren Augenlidern der präraphaelitiſchen Bilder; eine ſehr appetitliche Römerin, die am Bettrand ſitzend ihre Morgentoilette beginnt, von Max Fleiſcher gezeichnet, dazu die Textſtrophe von Barth: „Seh' ich dies wundervolle Weib, was biſt du, deutſche Maid, daneben? Ein ſolch enormes Strumpfband brauchſt du nicht in deinem ganzen Leben!"; die Pamphargruppe von J. v. Kopf, ferner Skizzen von Hermine v. Preuſchen, Lanceralla, Montani, Terzi und Wieland. M. M.

Revue der Revuen.

„Das Leben" bringt in ſeinem 4. Hefte (October) einen Aufſatz von Dr. G. A. Criswell in London, in welchem von einer eigenartigen literariſchen Erſcheinung des modernen Amerika die Rede iſt. Während die Deutſch-Amerikaner ſich als Schriftſteller ſelber — mit Ausnahme des einſt vielgeleſenen Poſtel Sealsfield — keine nennenswerte Stellung errungen haben, ſpielen ſie im engliſch-amerikaniſchen Schriftthum Amerikas eine nicht unbedeutende Rolle. Als Spottfigur nämlich oder doch als originelle Charakterfigur mit einem corrupten Deutſch-Engliſch hat der Deutſche ſchon vor langem ſeinen Einzug in die engliſch-amerikaniſche Literatur gehalten. Unter dem Spitznamen Hans Breitmann — der Name iſt ſprichwörtlich geworden wie etwa der deutſche Michl — tauchte in Gedichten von Charles Godfrey Leland die Figur des Deutſchen auf, als eines rohen, gefräßigen, bierſeligen und im Katzenjammer ſentimentalen Geſellen. „Hans Breitmanns Ballads" und „Hans Breitmann in Germany-Tyrol" ſind die Titel zweier Bücher Lelands. Und ſelbſt Bret Harte hat in einem längeren Gedicht die Sagen vom Rhein — „Legends of the Rhine" — als die Muſterſtücke der deutſchen Romantik verhöhnt. Von derartigen Dichtungen aber bis zum verſtändnisvollen Eingehen auf deutſches Weſen war nur noch ein Schritt, und dieſen Schritt hat ein ſonſt nicht gar bemerkenswerter Literat namens Charles Follen Adams gethan. Seine oft ungefügen Verſe ſind der reinſte Ausdruck einer Annäherung der beiden Völker. Er ſchuf ſich eine deutſche Familie Strauß, die er auf allen Wegen ihres beſcheidenen Lebensganges begleitet. In dieſem Genre hat er ein Gedicht geſchrieben — „Leedle Yawcob Strauß" — das ſich rühmen kann, das populärſte deutſch-engliſche Gedicht zu ſein.

„Mercure de France." October. „Plaidoyer de la Liberté morale" von Pierre Louys iſt der Eingangsartikel. Der bekannte Verfaſſer der „Aphrodite" wendet ſich mit dem ganzen Aufwand ſeiner helleniſchen Weltauffaſſung und Schönheitsbegeiſterung gegen die moderne Moral und deren Vorurtheil, daſs „die Nacktheit und die Liebe Gegenſtände des öffentlichen Aergerniſſes" ſeien. Louys behauptet: La morale moderne se trompe. La nudité et l'amour sont des objets de contemplation. Das führt er nun im einzelnen aus. Unerhört findet er es, daſs Geſetzesartikel und Polizeimaßregeln exiſtieren, durch welche die Tracht der Frauen in den Grenzen einer [illegible] gehalten wird. Auf keiner Bühne, in keinem europäiſchen Lande [illegible] — ſo klagt er mit einigem Pathos — haben die armen [illegible] das Recht, [illegible] für ihr Geld ein Stück von Shakeſpeare, Hugo oder Wagner [illegible], ein anderes Kunſtwerk zu ſehen, das [illegible] und das gleichwohl ebenſo würdig iſt, vielleicht ſogar würdiger als [illegible] andere, gekannt zu werden: einen ſchönen Frauenkörper. Der Staat ſollte das [illegible] der Nackten auf der Bühne nicht nur zulaſſen, [illegible] Die geiſtige Cultur eines Volkes ſtehe in geradem [illegible], die man ihm lässt, die fruchtbaren, von der [illegible] Empfindungen der Seele zu erfahren und zu entwickeln. [illegible] die Abbildungen weiblicher Körper in Gärten und [illegible] zum Schau zu ſtellen, den Anblick der Modelle aber, [illegible] zu erweitern. Er ruft aus: Seid zumindeſt con[illegible] ſchamerweckend iſt, verbannt [illegible] euren Monumenten, aus eueren Straßen: [illegible] darſtellt, dann [illegible] ſchöner als irgend eine Kunſt ſie [illegible] von den wirklichen Erlebniſſen der Liebe [illegible] findet Louys unver[illegible] [illegible] jenes andere auf einen [illegible] Lebensart und deren [illegible] des Chriſtenthums der [illegible] des Chriſtenthums nach aber [illegible] des alten Teſtamentes geräuſchte [illegible] die Welt gebracht habe. Paulus [illegible] habe dieſe verwerfliche [illegible] Der ſeien die Begründer der

Digitized by Google

tilgneriſchen modernen Moral geweſen. Antipaulismus, ſo nennt Louys am Schluſſe ſeine Geſinnung.

Unter dem Titel „Zehn Jahre engliſcher Literatur“ läſst Edmund Goſſe in der „North American Review“ das letzte Jahrzehnt mit ſeinen Erſcheinungen und Veränderungen Revue paſſieren. Eine eingehende Umwertung aller Werte ſei ſein augenfälligſtes Merkmal. Der Tod hat alle Häupter der früheren Schule, wie Tennyſon, Browning, Chriſtina Roſſetti, Arnold, Morris, Pater, Tyndall, Huxley, Newman, Froude und viele andere weggerafft. Dadurch wurde freilich Platz für junge Talente, die kaum zur Geltung kommen konnten, ſo lange die alten herrſchten, aber dieſe ſelbſt haben infolge der Zeitſtrömung einen anderen Weg genommen; auf Koſten der Poeſie und der ernſten philoſophiſchen oder wiſſenſchaftlichen Literatur habe ſich der Roman in unerhörtem Maße entwickelt. Dies ſei eine natürliche Folge des großen Intereſſes, welches der Welthandel, vor allem aber der Sport, beim engliſchen Publicum in Anſpruch nehme; da können Kunſt und Wiſſenſchaft nicht gedeihen. Wer des Abends müde vom Reiten und Jagen, von Polo und Golf heimkehrt, iſt kaum geeignet, ein ſchwer faſsliches, ernſtes Buch mit geduldigem Studium in ſich aufzunehmen, und greift höchſtens nach einem Roman; das Angebot aber richtet ſich ſtets nach der Nachfrage; daher das Ueberwuchern der Unterhaltungsliteratur. Matthew Arnold habe einſt das engliſche Volk gewarnt, daſs es eine Claſſe von Barbaren in ſeiner Mitte habe; lebte er heute und ſähe, wie die körperlichen Uebungen alle anderen Intereſſen verdrängen, dann würde er erkennen, daſs es in England ſtreng genommen nichts anderes als Barbaren gibt.

Die Tugend Chechinas.

Nach dem Italieniſchen der **Mathilde Serao.**

Autoriſierte Ueberſetzung von **Henry Perl.**

Man klingelte. Suſanna, die Magd, öffnete. Sie trug ein verwaſchenes, graues Wollenkleid, das in den Falten einige Riſſe zeigte, durch welche ein alter brauner Unterrock hervorſchimmerte. Die Schürze aus grober blauer Leinwand wies verſchiedene Fettflecke auf, und in der Hand hielt ſie einen übelriechenden Putzlappen.

Iſolina machte eine Bewegung des Ekels.

„Iſt Chechina zu Hauſe?“ fragte ſie.

„Zu dienen“, entgegnete die Magd, ihre ſchmalen Lippen noch mehr zuſammenkneifend.

„Hat ſie vielleicht Beſuch?“

„Nein, wir ſind gerade dabei, die Möbel mit Petroleum zu polieren.“

„Ach, deshalb dieſer entſetzliche Geſtank; macht euch denn das nicht krank?“

„Im Gegentheil, der Petroleumgeruch iſt ſehr geſund.“

„Melden ſie Ihrer Frau, daſs ich da bin, und ſie eiligſt zu ſprechen wünſche.“

Dabei zog Iſolina ein mit „Jockey-Club“ parfümiertes Sacktuch aus der Taſche und führte dasſelbe an ihre beleidigte Naſe.

Suſanna verſchwand im Nebenzimmer, die Schultern nach vorne eingezogen, was bei ihr ein Zeichen der Verachtung war.

Iſolina hatte es ſich unterdeſſen auf dem gelben Cretondivan mit den rothen Blümchen und der harten Lehne bequem gemacht und ließ ihren Blick zerſtreut über den Salon gleiten.

Die Einrichtung beſtand in vier kleinen Lehnſtühlen, die mit dem gleichen Stoffe bedeckt wie der Divan und an den Lehnen mit viereckigen, gehäkelten Schutztüchelchen behangen waren. Dieſe vier Seſſel ſtanden um einen runden Tiſch ohne Decke, deſſen weiße Marmorplatte bloß einen Lampenteller aus röthlichem Guttapercha und eine alte Moderateurlampe ohne Schirm trug. Sonſt befanden ſich in dem Salon noch ſechs kleine Rohrſeſſel aus ſchwarzem Holze, deren Farbe ſo verblichen war, daſs ſie immer wie beſtaubt ausſahen; ferner eine Credenz mit grauer Marmorplatte, darauf ſechs Taſſen mit Kaffeekanne und Zuckerdoſe ſtanden, zwei alte leere Bonbonnièren, eine aus blaſsgrünem Atlas, die andere aus Strohgeflecht, und ein Tellerchen von Alabaſter mit grellbemalten, ſteinernen Fruchtſtücken, den üblichen Feigen, Aepfeln, Birnen, Pfirſichen, nebſt einem Bündelchen Kirſchen. Ein kleiner Spieltiſch, mit grünem Tuche überdeckt. Vor dem einzigen Fenſter ein ſehr kurzer, ſehr enger, geſtickter Tüllvorhang, darüber ein Ausſchnitt von geblümeltem Creton und vor dem Divan ein ärmlicher kleiner Teppich vervollſtändigten die Einrichtung dieſes Empfangszimmers.

Es war Herbſt, die Luft feuchtkalt und die Temperatur in dem kleinen Salon eine froſtig ungemüthliche. Iſolina rieb ſich an ihrem enganſchließenden Paletot, um ſich zu erwärmen.

Die Thür des Nebenzimmers wurde geöffnet, und Chechina ſtand vor ihrer Freundin. Iſolina ſchnellte empor, ſie ſah ſehr hübſch und ſchlank aus in ihrem ſchwarzen Anzuge und rief jubelnd:

„Endlich, endlich, ſüßes Herz, ſehe ich dich wieder! Eine Ewigkeit ſcheint es mir, ſeit wir zuſammengeweſen. Wie lange du in Frascati geblieben biſt! Haſt du dich wenigſtens unterhalten?“

„Ja“ — entgegnete Chechina gedehnt, ohne mit einer Wimper zu zucken.

„Ja, du ſiehſt auch wirklich ſchöner aus, beſſer gefärbt, ſchade nur, daſs das alles ſo verloren geht an dieſem brummigen Toto, der gar kein Verſtändnis dafür hat. Und weshalb trägſt du noch die Friſur à la chien-chien, das iſt ja längſt aus der Mode!“

„Es iſt ſo bequem, man braucht bloß mit dem Kamm durchzufahren — und Suſanna verſteht ſich auf keinen anderen Haarputz.“

„Das iſt ſehr einfach; du kaufſt dir ein Brenneiſen, zündeſt ein Häuflein Kohlen im „Scaldino“ an und läſst dir jeden Morgen die Löckchen brennen, ſo wie ich — ſiehſt du? Freilich gehört dann auch das Haarnetz dazu, damit ſie feſthalten.“

„Suſanna verſteht das alles nicht“, entgegnete Chechina beharrlich.

„Warum ſchickſt du ſie nicht fort? Sie iſt ſo antipathiſch!“

„Findeſt du?“

„Ach dieſe Dienſtboten, dieſe Dienſtboten! Lauter bezahlte Feinde. Was glaubſt du, wie froh ich wäre, Tereſa fortſchicken zu können. Sie iſt diebiſch, unverſchämt, frech — na, und was ſoll ich ſagen, bleibt Stunden und Stunden vom Hauſe weg. Was hilft's? Ich kann es nicht wagen — ſie iſt imſtande und erzählt alles. Geſtern noch muſste ich ihr meinen rothen Flanellſchlafrock ſchenken. Du weißt jenen, welcher Rodolfo ſo wohl gefiel, mit etwas Herrichtung hätte ich ihn ſelbſt noch getragen. Ach, die Liebe iſt eine große Qual!“

„Eine große Qual“ — ſprach Chechina mechaniſch nach.

„Was weißt du davon? Du biſt ein Kind in dieſen Dingen, ich hab' es ja immer geſagt, oder haſt du dich in Frascati draußen vielleicht verliebt?“

„Iſolina!“

„Nu, was wäre denn dabei, das kann ja jedem paſſieren; ich bin verliebter denn je.“

„In Rodolfo?“

„Ach was Rodolfo, Rodolfo! Rodolfo war ein Gimpel, ein kleiner Advocat, dasſelbe ungefähr wie mein Mann! Da war ja gar keine Illuſion dabei — verſtehſt du — da könnte ja ebenſo gut Gigio, mein Angetrauter, das Ideal ſein. Derjenige, um den es ſich jetzt dreht, iſt Cavallerieofficier, und ich liebe ihn, wie ich noch nie jemanden geliebt habe! Ach Chechina, welch' eine Leidenſchaft! Ich ſterbe daran, du wirſt es ſehen!“

Bei dieſen Worten färbte ſich das hübſche, brünette Geſicht Iſolinens höher, ihre Augen blitzten und ihre granatrothen friſchen Lippen ſpitzten ſich wie zum Kuſſen.

Chechina blickte die Freundin in ihrer ſtillen, ernſten, temperamentloſen Weiſe an. Ihre hübſche Geſtalt ſteckte unbeweglich in dem ungünſtigen dicken Wollkleide, das ſie doch nicht zu entſtellen vermochte.

„Und Gigio?“ fragte ihr geſunder Menſchenverſtand nach einer Pauſe.

„Gigio? Der iſt eiferſüchtig, wahnſinnig eiferſüchtig, und würde mich todtſchlagen, wenn er um meine Liebe zu Giorgio wüſste.“

„Und fürchteſt du dich nicht?“

„Natürlich fürcht' ich mich, aber wo bliebe denn der Reiz, wenn man für den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht auch das Leben wagen wollte? Das iſt ja der Beweis der Liebe! Wenn du ahnteſt, wieviel mir dieſes Verhältnis zu ſchaffen macht! Fürs erſte komm' ich nie mit dem Gelde aus. Du muſst wiſſen, einmal brauch ich etwas für Tereſa, ein anderesmal muſs ich mir einen Wagen nehmen, brauche Handſchuhe, Blumen . . . Leihe mir zwanzig Lire, ja?“

„Wenn ich ſie nur hätte — aber ich habe ſie nicht.“

„Mein Gott, was ſoll ich thun? Morgen, weißt du, iſt der Tag, an dem ich ihn ſehen ſoll. Ich muſs hin, dazu brauch' ich einen Gazeſchleier, einen ganz dichten, der koſtet fünf Lire, eine Tricottaille, die koſtet zwanzig Lire. Du ſiehſt —“

„Mit ſechs Lire kann ich dir dienen — die habe ich mir vom Marktgelde erſpart,“ ſagte Chechina kaum vernehmlich.

„Sechs Lire, mein Kind, was nutzen mir ſechs Lire?“

„Sprich leiſe, damit uns Suſanna nicht hört.“

„Sechs Lire . . . . gleichviel, gib ſie mir, ich werde ſehen, was ſich damit thun läſst. Danke dir, Theuerſte, du biſt meine gute liebe Freundin, ach, das wuſste ich ja längſt, unſere Freundſchaft iſt probat. Wenn ich dir einmal mit etwas dienen kann . . . .“

„Nein, nein!“ rief Chechina wie von plötzlicher Angſt erfaſst.

„Man darf nichts verreden. Alles kann vorkommen, ſüßes Herz. Adieu, leb' wohl, jetzt gehe ich. Ich muſs noch dieſes Briefchen aufgeben, es iſt an Giorgio. Haſt du vielleicht eine Briefmarke zu fünf Centeſimi?“

„Ich? Wie käme ich dazu? Ich ſchreibe ja nie.“

„O, du heilige Einfalt! Ich wette, du haſt auch nicht einmal Briefpapier.“

„Ich — nein, aber Toto hat in ſeinem Ordinationszimmer welches, freilich iſt das mit ſeiner Stampiglie verſehen.“

„Aermſte, Aermſte, wie du mich dauerſt! Ach, Chechina, die Liebe iſt eine ſchöne Sache. Glaube mir, meine Chechina!“

Und fort eilte ſie, leicht, luſtig, mit einem Lächeln auf dem Antlitz, als trüge ſie einen Schatz von Glück mit ſich von dannen.

Chechina blieb eine Weile hindurch nachdenklich ſitzen, dann erhob ſie ſich mit einem kleinen unterdrückten Seufzer, band ihre weiße grobe Leinenſchürze über ihr dickes Wollkleid und ging von neuem daran, die Commode mit Petroleum zu überwiſchen, während Suſanna den Hängkaſten der gleichen Operation unterzog.

Digitized by Google

Eines Freitags, Doctor Toto Primiciero ſtand gerade im Begriffe auszugehen und ließ ſich von ſeiner Frau noch zuvor den Ueberrock abbürſten, ſagte dieſer zu Chechina:

„Weißt du, ich habe den Marcheſe d'Arragona zum Speiſen eingeladen."

Die Bürſte erſtarrte der jungen Frau in der Hand.

„Verſtehſt du?" fuhr ihr Mann fort, ohne ſich umzudrehen, „Er hat uns in Frascati ſo viele Freundlichkeiten erwieſen, daſs es nicht mehr als recht und billig iſt, wenn wir ihm in Rom artig entgegengekommen. Er iſt mit allen vornehmen Familien hier auf du und du und kann mir von großem Nutzen ſein. Damit du es weißt; ich habe ihn für Sonntag, ſieben Uhr abends, der Stunde unſeres Nachtmahles, eingeladen. Leute ſeinesgleichen eſſen um dieſe Stunde zu Mittag. Einmal machen wir eben auch eine Ausnahme und eſſen abends, anſtatt um ein Uhr."

Der Rock war abgebürſtet, und der Doctor wendete ſich zu ſeiner Frau, welche dieſes Geſpräch bleicher als gewöhnlich und ganz ernſt gemacht hatte.

„Dieſe Einladung iſt dir unangenehm, meine Checha. Jetzt aber läſst ſich nichts daran ändern."

„Ein Marcheſe .... hier bei uns .... der gewohnt iſt, bei Gräfinnen und Fürſtinnen zu ſpeiſen."

„Ah pah! Was liegt daran, hier wird er ſich eben begnügen mit dem, was da iſt, berathe dich nur mit Suſanna," ſchloſs Toto mit der breiten behaglichen Ruhe des Römers ſeine Rede und ging ſeiner Wege nach dem „Heiligengeiſtſpital", wo es gebrochene Beine und Arme einzurichten und Wunden zu verbinden gab.

Der Doctor war längſt fort, allein der Geruch von Carbolſäure und Chlor, welcher ſeiner Perſon anhaftete, durchzog noch immer die Wohnräume.

Chechina hatte die Berathung mit der Magd, welche in der Küche mit dem Suppenabſchäumen beſchäftigt war und wie gewöhnlich über ihren Herrn brummte, der an Freitagen das Fleiſcheſſen nicht laſſen wollte, noch nicht gepflogen. Die junge Frau ſaß noch immer regungslos zu Füßen des breiten Ehebettes, die Hände müßig in den Schoß gefaltet und in Gedanken verloren.

„Ein Marcheſe! Bei uns zu Tiſche!" brach ſie endlich durch lautes Denken das Schweigen. „Ein Cavalier, der nur mit Fürſten und Fürſtinnen verkehrt und ſolche zu ſeinen Freunden zählt. Was war auch nur Toto eingefallen? Einen Mann wie dieſen zu Tiſche zu laden?!"

Und nun rief ſich die junge Frau alle Einzelnheiten ins Gedächtnis zurück, die ihr vom Marcheſe d'Arragona bekannt waren, und vergaß darüber vollſtändig, daſs die Zeit verſtrich und ſie noch im Schlafrock und in Pantoffeln war.

In Frascati wohnte Marcheſe d'Arragona bei dem Fürſten Altavilla, fuhr täglich mit der Fürſtin aus, begleitete ſie zur Meſſe, ritt mit ihr ſpazieren; ſie in einem ſchwarzen Amazonencoſtume, ſchwarzem Gazeſchleier um den Cylinderhut und eine Theeroſe am Buſen; er in einem olivengrünen Sammtanzuge, ſchwarzer Atlascravatte, ſilbernen Sporen und einer Reitgerte mit goldenem Knopfe. So hatte Chechina das Paar mehr als einmal unter ihren Fenſtern vorbeireiten geſehen. Der Marcheſe war ein gar ſchöner junger Cavalier, hoch von Geſtalt, mit einem dichtgelockten Haupte und ſchwarzen, melancholiſchen, ausdrucksvollen Augen.

Eines Tages hatte er ſich beim Abſpringen vom Pferde den Fuß verſtaucht, und Doctor Primiciero war ins Schloſs Altavilla berufen worden, den Fuß einzurenken.

Die Sache war an und für ſich ganz unbedeutend, allein jedesmal, wenn der Marcheſe d'Arragona Chechina, der Frau des Doctors, nachher begegnete, begrüßte er ſie mit ſeinem tiefen, aufmerkſamen Complimente, das den Frauen ſo ſehr ſchmeichelt.

Dieſe Grüße des ſchönen Marcheſe hatten keinen geringen Eindruck auf die ſchlichte kleine Frau gemacht. Und jetzt, jetzt ſollte dieſer ſchöne hohe Herr bei ihr zu Mittag eſſen! Was konnte ſie einem ſo verwöhnten Manne vorſetzen? Sie hatten nur ein einziges [illegible]

an der ſchneeweißen Hand einen Diamanten, einen Saphir und einen Rubin nebeneinander trug. Sie erinnerte ſich dieſes Umſtandes genau, ebenſo eines Gerüchtes, demzufolge d'Arragona von mehreren hohen Damen auf einmal geliebt wurde.

Dieſer Gedankengang führte ſie zu dem Schluſſe, daſs bei dem Gaſtmahle auch eine ſüße Speiſe unerläſslich ſei.

Sie zerbrach ſich den Kopf, welche Mehlſpeiſe ihr nach dem Kochbuche bisher am beſten gelungen war. Endlich entſchied ſie ſich für eine Torte; gleiche Theile Mehl, Butter und Zucker, dazwiſchen Weichſelconfiture. Das ging. Nur müſste man die Gefälligkeit der Köchin aus dem erſten Stock in Anſpruch nehmen, wegen der Röhre, die beſſer bäckt. Aber da war wieder Suſanna das Hindernis, die mit jener beſtändig etwas zu keifen hatte. Suſanna ging jede Woche zur Beichte, wogegen Maddalena ganz Freigeiſt war.

Gleichviel, das mochte ſchon durchzuſetzen ſein. Obſt, Käſe — nun, das iſt in Rom nicht theuer. Und dann, wenn alles vom Tiſche abgeräumt ſein würde, der ſchwarze Kaffee. Ja, der ſchwarze Kaffee, den waren aber dieſe Herren auf Spiritus bereitet, aus einer kleinen Maſchine, gewöhnt, nicht wie ihn Suſanna kochte, die den Kaffeeſatz dreimal am hellen Feuer aufbrodeln ließ und nur immer eine friſche Priſe dazugab.

Es gäbe ſehr nette kleine Kaffeemaſchinen, blank wie aus Gold, die man auf den Tiſch ſetzt, was einen ſehr traulichen Anblick gewährt. Allein unter fünf Lire bekam man ſelbſt die kleinſte nicht, auf dieſe muſste man alſo ſchon verzichten. Die Tafel koſtete ſowieſo fünfzig Lire, bei größter Oekonomie. Wie die der Doctor hergeben ſollte, war ſeiner Frau zur Stunde noch ein Räthſel, denn vom Geldausgeben war er nun einmal kein Freund.

Er gab Tag für Tag drei Lire für den Einkauf her, der Wein war zu Hauſe, zuweilen kam auch von einem dankbaren Patienten irgend ein Geſchenk dazu, ein Korb Früchte, ein Ziegel Käſe, eine Salami. In Anbetracht deſſen verſäumte auch der Hausherr keinen Tag, bei der Uebergabe der drei Lire zu brummen, daſs dies eigentlich viel zu viel Geld ſei für die Ernährung eines kleinen, kinderloſen Hausſtandes. Chechina verhielt ſich dieſen Bemerkungen gegenüber vollſtändig paſſiv, nicht ſo die alte Magd, welche alle Heiligen zu Hilfe rief, daſs man mit dem Gelde nicht ausreichen könne, weil die Fleiſchhauer ſchlimmer als die Straßenräuber ſeien und die Häckler jede Gottesfurcht verloren hätten.

Die arme Frau zitterte vor dem Donnerwetter, das unausbleiblich war, ſobald der Doctor die Summe erfuhr, welche das geplante Mittageſſen verſchlingen würde.

„Schade, daſs ich die ſechs Lire hergeliehen habe", dachte Chechina erröthend, „etwas würden ſie doch nutzen". Damit gieng ſie in die Küche, wo die alte Suſanna gerade dabei war, eine Paſtinakwurzel für die Suppe klein zu ſchneiden und über den Kohlenmann loszog, der die Kohle anfeuchte, um beim Gewichte zu betrügen.

„Die Leute haben jetzt alle keine Gottesfurcht mehr!" ſchloſs die Alte ausnahmslos jeden Satz.

„Kannſt du Löckchen machen?" fragte Chechina, eine Ruhepauſe benutzend, ihre Magd.

„Löckchen? Was iſt das?" entgegnete dieſe verdroſſen.

„Dieſe Friſur — dieſe kleinen Locken, wie ſie die Signora Fiolina trägt ..."

* *

(Schluſs folgt.)

Wir bitten die geehrten Leſer, bei Zuſchriften an die in unſerem Blatte inſerierenden Firmen ſich ſtets auf die „Zeit" zu beziehen; ferners in Hotels, Reſtaurants, Cafés, Penſionen, an Bahnhöfen, in Friſeurſtuben immer wieder nachdrücklich die Wiener Wochenſchrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.
Assistent Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIII. Band. | Wien, den 13. November 1897. | Nummer 163.

Miniſterielle Delirien.

Nichts hat in der letzten Rede des Grafen Badeni ſo überraſchend gewirkt als die Verſicherung, daſs er, beziehungsweiſe ſein Miniſterium noch nicht zu ſterben beſtimmt ſei. Das Miniſterium genieſst noch immer zu viel Gunſt, um zu ſterben. Das iſt alles, was Graf Badenis ſolenne Erklärung beſagt. Durch ſie wird aber nicht das Geringſte an der Thatſache geändert, daſs das Miniſterium zu wenig Kraft hat, um zu leben.

Wenn es dafür noch eines Beweiſes bedürfte, ſo hätte ihn ſicherlich der Finanzminiſter Herr v. Bilinski in ſeinen letzten beiden Reden erbracht. Das waren ſtaatsrechtliche Delirien, aus denen ſelbſt die gutmüthigſten Beurtheiler erkennen muſsten, daſs die Regierung in der Verwirrung, die ſie nun auch in den Beziehungen zwiſchen der diesſeitigen und der jenſeitigen Reichshälfte anzurichten im Begriffe ſteht, ſich ſelbſt nicht mehr auskennt. In beiden Delirien redete Herr v. Bilinski von Nothverordnungen. Durch dieſe Ankündigung allein hat er die Regierung — von dem Mangel der objectiven Vorausſetzungen ganz abgeſehen — ſchon ſubjectiv der Möglichkeit ſolcher Nothverordnungen beraubt. Um ſich wenigſtens ſubjectiv eine Entſchuldigung für Nothverordnungen freizulaſſen, hätte die Regierung Komödie ſpielen, ſie hätte ſich — gerade herausgeſagt — dumm ſtellen müſſen. Sie hätte, ſolange das Parlament beiſammen wäre, mit dem Starrſinn eines Idioten an dem Glauben oder dem Schein des Glaubens feſthalten müſſen, daſs die parlamentariſche Erledigung des Ausgleichsproviſoriums zu rechter Zeit nicht nur möglich, ſondern ihr wenigſtens außer Zweifel ſei. Sie hätte dann irgend einen Zwiſchenfall benützen müſſen, um das Parlament, ſcheinbar gezwungen, zu vertagen. Und dann hätte ſie, zur Rechtfertigung einer Nothverordnung, wenigſtens einen ſubjectiven Mangel an Vorausſicht geltend machen können. Dieſe Komödie hat nun Herr v. Bilinski durch ſeine Reden vollſtändig verpatzt. Eine Nothverordnung iſt immer eine Art von Improviſation. Wenn aber Herr v. Bilinski für dieſe Improviſation im Budgetausſchuſs zwei Leſeproben hält und überdies die ungariſche Preſſe bei dieſer Gelegenheit verräth, daſs Baron Bánffy ihm dieſe Improviſation lang vorher ſchon — allerdings mit ſchlechtem Erfolg — einſtudiert hat: ſo gleicht Herr v. Bilinski in ſeiner Naivität jenem ſchlichten Landbürgermeiſter der Anekdote, der ſeine Rede anhub mit den Worten: „Unvorbereitet wie ich mich habe“ . . . Sowenig im Strafrecht ein prämeditierter Totſchlag, ſo wenig iſt im Staatsrecht eine im Parlament voraus angekündigte Nothverordnung denkbar. Wie der prämeditierte Totſchlag ein Mord, iſt die vorangekündigte Nothverordnung ein Verfaſſungsbruch.

Eine Nothverordnung bezüglich des Ausgleichsproviſoriums wäre überdies noch aus dem Grund ein Verfaſſungsbruch, weil die geſetzgeberiſche Materie, um die es geht, nämlich die gemeinſam zu behandelnden Angelegenheiten der Monarchie, ſchon durch den klaren Wortlaut des Staatsgrundgeſetzes über die gemeinſamen Angelegenheiten dem Nothverordnungsrecht der Regierung entzogen iſt. Das iſt eben ſo ſicher der Fall, wenn die Regierung, wie Herr v. Bilinski in ſeiner erſten Rede meinte, einen mit der ungariſchen Regierung vereinbarten Ausgleich, als wenn, wie er nach den ihm von ungariſcher Seite ertheilten Zurechtweiſungen in ſeiner zweiten Rede ſich verbeſſerte, die Regierung mit dem Ausgleich inhaltlich identiſche ſelbſtändige Verfügungen bezüglich der gemeinſam zu behandelnden Angelegenheiten durch Nothverordnung treffen will. Schließlich iſt aber der Ausgleich nicht nur eine ſtaatsrechtliche Doctorfrage, ſondern ein praktiſches Problem, für das, neben ſeiner juriſtiſchen Zuläſſigkeit, auch ſeine praktiſche Ausführbarkeit in Betracht kommt. Unſeres Erachtens aber würden ſich dieſe beiderſeitigen ſelbſtändigen Verfügungen, wenn verſucht, in manchen und gerade nicht in den unwichtigſten Punkten als praktiſch kaum durchführbar erweiſen. Würde es ſich dabei bloß um gemeinſame Grundſätze handeln, die beide Reichshälften in der Verwaltung gewiſſer wirtſchaftlicher Angelegenheiten beobachten ſollen, ſo ließe ſich alles durch beiderſeits identiſche ſelbſtändige Verfügungen auch ohne vertragsmäßige Bindung leidlich ordnen. Aber ein Blick auf die Ausgleichsgeſetze lehrt, daſs ſich auch in den nach gemeinſamen Grundſätzen zu behandelnden Angelegenheiten vermöge ſachlicher Nothwendigkeit gewiſſe gemeinſame Einrichtungen organiſcher Natur herausgebildet haben, die aufhören zu exiſtieren, ſobald man ſie durch einſeitige Verfügungen zu halbieren unternimmt. Als Beiſpiel ſei hier gleich die Oeſterreichiſch-ungariſche Bank angeführt. Gewiſs, wenn kein Uebereinkommen bezüglich der gemeinſamen Bank zwiſchen den beiden Staaten zuſtande kommt, hat jeder der beiden Staaten das Recht, ſeine eigene Bank zu errichten. Das ſind aber dann zwei verſchiedene Banken, eine Oeſterreichiſche Bank und eine Ungariſche Bank, aber niemals eine Oeſterreichiſch-ungariſche Bank. Der Artikel I des Bankgeſetzes lautet: „Indem für die nächſten zehn Jahre von dem beiden Theilen der Monarchie zuſtehenden Rechte kein Gebrauch gemacht wird, ſelbſtändige Zettelbanken zu errichten“ u. ſ. w. Aus dieſem Texte geht a contrario von ſelbſt hervor, daſs, wenn beide Theile — wie es von beiden Regierungen für den Fall des parlamentariſchen Scheiterns der Ausgleichsvorlage angekündigt wird — in Bezug auf die Bank von ihrem Selbſtändigkeitsrecht Gebrauch machen werden, die öſterreichiſch-ungariſche Bank, deren Exiſtenz ausdrücklich an den beiderſeitigen Verzicht auf dieſes Recht gebunden iſt, als ſolche zu beſtehen aufhört, und daſs alles, was beſtenfalls auf dem Wege ſelbſtändiger Zettelbankgeſetzgebung erreicht werden könnte, zwei nebeneinander beſtehende Zettelbanken wären, die nach gleichen, wenn auch nicht vertragsmäßig gebundenen Grundſätzen verwaltet werden würden, ſowie es mit anderen nicht inſtitutionellen Materien des Zoll- und Handelsbündniſſes, z. B. mit dem Poſt- und Telegraphenweſen ſchon jetzt vertragsmäßig geſchieht und auch nach Erlöſchen des Ausgleiches durch ſelbſtändige Verfügungen weiter geſchehen kann. Aehnliches wie für die Bank, dürfte auch für die gemeinſame Verrechnung der Zoll- und der indirecten Steuereinnahmen, ſowie der Steuerrückvergütungen gelten. In allen dieſen Beziehungen ſtehen die beiden Reichshälften im Verhältnis von zwei Handelsgeſellſchaftern, und der Ausgleich kommt inſoferne einem Geſellſchaftsvertrag gleich, der noch überdies compliciert iſt durch die materienweiſe Mitbetheiligung eines dritten Geſellſchafters, nämlich Bosniens. Wie aber die Handelsgeſellſchaft weiter arbeiten ſoll, wenn der Vertrag zwiſchen den beiden Geſellſchaftern aufgelöſt wird, das iſt ein Problem, über deſſen Löſung die beiderſeitigen Regierungen der Welt noch die Aufklärung ſchuldig ſind. Ein Blatt Papier beſteht aus zwei Seiten. Aber ſpalten kann man das Blatt deswegen doch nicht. Wir fürchten, daſs ſich auch bei der unvorbereitet vorbereiteten Spaltung des Dualismus ähnlich überraſchende Schwierigkeiten in der Ausführung ergeben würden.

Man braucht ſich nur in dieſe praktiſchen Eventualitäten der angedrohten beiderſeitigen einſeitigen Verfügungen zu vertiefen, um einzuſehen, daſs es den beiden Regierungen mit dieſer Drohung gar nicht ernſt iſt. Das Miniſterium Badeni hofft noch immer, daſs es das Ausgleichsproviſorium rechtzeitig parlamentariſch bewilligt erhalten wird. Das Miniſterium hofft auch diesmal, ſowie es immer gehofft hat, ſowie es ſeinerzeit gehofft hat, den definitiven Ausgleich noch vor Ende 1896 zu vollenden, ſowie es gehofft hat, von den Ungarn eine Erhöhung ihrer Quote zu erlangen, ſowie es gehofft hat, daſs die Deutſchen den Sprachenverordnungen keinen ernſten Widerſtand entgegenſetzen werden, ſowie es jetzt wieder gehofft hat, die erſte Leſung des Ausgleichsproviſoriums in einer Nachtſitzung durchzuſetzen, ſowie es neueſtens gehofft hat, die Debatten im Budgetausſchuſs in zwei oder drei Sitzungen erledigt zu ſehen. Und wir vermuthen, daſs es ſich mit jener letzten Hoffnung ebenſo täuſchen wird, wie mit allen vorangegangenen: woferne ſich nur die Obſtruction aus den leeren Schmeicheleien, die ihr neueſtens Graf Badeni vorjammert, ebenſo wenig macht, als aus den leeren Drohungen, die ihr Herr von Bilinski vorgeſtottert hat.

K.

Die ungariſche Unabhängigkeitspartei und die öſterreichiſche Verfaſſung.

Von Franz Koſſuth

Ihrem Wunſche entſprechend, erläutere ich kurz den Standpunkt der Unabhängigkeits- und 48er Partei gegenüber den öſterreichiſchen Verhältniſſen und Verwickelungen.

In erſter Linie will die Partei ſich in öſterreichiſche Angelegenheiten nicht einmiſchen, weil ſie nicht will, daſs Oeſterreich ſich in ungariſche Angelegenheiten miſche, und dieſe Zurückhaltung alſo Pflicht iſt.

Dann übernimmt ſie als freiheitsliebende und für die Freiheit kämpfende Partei im vollen Umfang das Erbe ihrer großen Vorfahren, die im Jahre 1848 für Oeſterreichs Völker die verfaſſungsmäßige Freiheit gefordert haben.

Digitized by Google

Das thut ſie aus Princip, wie aus Berechnung. Ihr Princip iſt, daſs man jeder Nation die Freiheit gebe unter Zügelung aller ſtaatsgefährlichen Aſpirationen nationaler und nicht nationaler Natur, welche Zügelung ſie in der Gerechtigkeit, Billigkeit, Gleichberechtigung und Hebung der Volkswohlfahrt erblickt. Die Berechnung iſt die, daſs es einem deſpotiſch regierten Oeſterreich leichter werden würde, die ſeit Jahrhunderten für ihre Freiheit kämpfende ungariſche Nation zu unterdrücken, als einem freien Oeſterreich; denn die Neigung der Völker und Nationen iſt nicht darauf gerichtet, einander zu unterdrücken, während es das natürliche Element der Autokratie war und ſein wird, die Freiheit der Völker zu zertreten.

Obgleich wir uns die Nachfolger derer nennen, die im Jahre 1848 die Freiheit und die auf der Volksvertretung beruhende Verfaſſungsmäßigkeit errungen und ſich beeilt haben zu bewirken, daſs der gleiche Segen auch den Völkern Oeſterreichs zutheil werde, hat die Unabhängigkeits- und 48er-Partei doch niemals theilgehabt an jenem Ausgleich, der im Jahre 1867 aus Oeſterreich einen dualiſtiſchen Staat gemacht hat und gewiſſermaßen mit Gewalt die Völker Oeſterreichs mit ihrer ſelbſtändigen geſchichtlichen Vergangenheit, ihren verſchiedenen Sprachen, Denkrichtungen, Aſpirationen und Individualitäten zu einer zerbrechlichen Moſaik zuſammengeklebt hat.

Die Unabhängigkeits- und 48er-Partei will die Selbſtändigkeit Ungarns auf der Baſis der Perſonalunion und nicht dulden, daſs Ungarns Kraft und Anſehen dazu benützt werde, die künſtlich zuſammengeklebte Moſaik jenſeits der Leitha gewaltſam zuſammenzuhalten und den Zuſtand zu conſervieren, der zwiſchen den Völkern Oeſterreichs nur Reibungen und Feindſchaft zu erzeugen berufen iſt.

Die Unabhängigkeits- und 48er-Partei hat ſchon vor dreißig Jahren eingeſehen, prophezeit und in Wort und Schrift verkündet, daſs die 1867er Baſis, die in Oeſterreich die verſchiedenen Nationen ſozuſagen in einen Sack knetete, zur Folge haben wird, daſs die Nationen gegeneinander kämpfen werden und übereinander die Oberhand gewinnen werden wollen.

Das ſah die Unabhängigkeits- und 48er-Partei ein, prophezeite es und verurtheilte darum mit ihrer ganzen Kraft dieſe Baſis, weil ſie wünſchte, auf der Grundlage der pragmatiſchen Sanction nur zum Zweck der wechſelſeitigen Verſtändigung ein Bündnis mit Oeſterreich zu ſchließen, aber in einem Lande, deſſen Völker miteinander ſtreiten, einen ſtarken Bundesgenoſſen zur gegenſeitigen Verſtändigung nicht finden kann.

Die Unabhängigkeits- und 48er-Partei hat auch prophezeit, daſs die auf der Baſis von 1867 geſchaffenen gemeinſamen Angelegenheiten auch auf dem materiellen Gebiete, ſo die Quote, die Gemeinſamkeit der Zoll- und Handelsangelegenheiten das Terrain eines ewigen Intereſſenconflictes zwiſchen Oeſterreich und Ungarn ſchaffen, wobei die zwiſchen beiden Nachbarn wünſchenswerte Freundſchaft und Liebe infolge des ſtabiliſierten Intereſſengegenſatzes unmöglich gemacht werden.

Alles, was die Unabhängigkeits- und 48er-Partei als die unvermeidliche Conſequenz der 1867er Baſis und der Schaffung des Dualismus mit ſeinen gemeinſamen Angelegenheiten vorausgeſagt hat, alles das iſt bereits eingetroffen.

Das beweiſen die Kämpfe der Nationen Oeſterreichs untereinander, das beweiſen die Kämpfe, die in Oeſterreich gegen uns Ungarn platzgegriffen haben.

Die Unabhängigkeits- und 48er-Partei wird im entſprechenden Zeitpunkt ihren ganzen Einfluſs in die Wagſchale werfen, daſs Ungarns Recht unangetaſtet bleibe, welches aus dem Geſetzartikel XII, 1867, und der ganzen Motivierung des 1867er Grundgeſetzes hervorgeht: daſs Ungarn nur mit einem freien und verfaſſungsmäßig regierten Oeſterreich einen Vertrag ſchließt, ſolange bis die Principien der Partei durchdringen, was, wenn es geſchehen würde, ein Segen für Ungarn wie für Oeſterreich wäre, weil dann an Stelle der Concurrenz und der Reibungen eine Freundſchaft und ein dauerhaftiges Bündnis zwiſchen beiden Staaten [illegible].

[illegible] der Partei mit der Anſchauung auch der alle[illegible] [illegible] im [illegible] Mittel in dieſer Richtung [illegible] Un[illegible] [illegible] die Berathung [illegible] werden.

[illegible] Angelegenheiten [illegible] und 48er-Partei [illegible] daſs keine Nation [illegible]

[illegible]

ſchieht, daſs die Völker jenſeits der Leitha miteinander um die Herrſchaft ſtreiten und einzeln und insgeſammt mit Ungarn hadern um den größeren Einfluſs.

Nur Freiheit und Selbſtändigkeit können für die Dauer Freundſchaft unter den Völkern ſichern. Die naturwidrige, zwangsmäßige Verbindung, die jeden freien Athemzug verhindert, die Entwickelung, den Wohlſtand und das Glück der Völker hemmt, ſchafft ſtatt der Freunde Rivalen und Gegner.

Budapeſt.

Die ſocialiſtiſchen Gemeinweſen in Nordamerika.

In ſeinem bei uns wohl wenig bekannten, drüben in den Vereinigten Staaten aber auf dem Gebiete ſocialiſtiſcher Thätigkeit vielfach als Richtſchnur benützten Buche „The cooperative commonwealth, an exposition of socialism“*) ſpricht ſich Laurence Gronlund in Betreff der bevorſtehenden oder ſich vollziehenden wirtſchaftlichen Umwälzung dahin aus, daſs „die Vereinigten Staaten unzweifelhaft zuerſt den Socialismus einführen werden“. Denn: „die Vereinigten Staaten beſitzen den ungemeinen Vortheil, daſs ſie ruhig den erſten Verſuch unternehmen können, ohne irgend welche fremde Intervention befürchten zu müſſen. Wir haben den Vortheil, ein außerordentlich praktiſches Volk zu ſein, das auch durchgreift, wenn es angefeuert wird. In uns findet ſich die Reflectivität des Germanen mit dem Bewegungstrieb des Angelſachſen vereint, der, wenn er über einen Bach hinweg will, nicht lange zögert, ſondern einen Anlauf nimmt und ihn mit einem Satze überſpringt.“

Das war im Jahre 1890, nachdem kurz vorher Bellamys Aufſehen erregendes „Looking backward“ erſchienen war. Gronlund rechnet es ſeinem bereits im Jahre 1885 in erſter Ausgabe veröffentlichten Buche zum Verdienſte, daſs es Bellamy indirect und wahrſcheinlich unbewuſst geleitet habe, als dieſer ſeine Novelle ſchrieb. „Im Auguſt 1889, wo in der Zeitſchrift „Nineteenth Century“ ein beachtenswertes, „Political Optimism“ bezeichnetes Geſpräch erſchien, konnte ich die Zahl aller eingeborenen amerikaniſchen Socialiſten an den Fingern einer Hand abzählen. Trotzdem ſahen wir, wie die politiſchen Syſteme in allen fortſchrittlichen Kreiſen ſich der Socialdemokratie zuwandten.“

Die ſocialiſtiſche Bewegung empfieng durch Bellamy in der That eine nicht geringe Anregung. Man gieng in den Vereinigten Staaten ſofort, ohne langes Beſinnen, zur That über, indem man entſchloſſen ſocialiſtiſche Gemeinweſen — cooperative colonies — „nach Bellamy-Gronlund“ ins Leben rief. Es nahm dieſe Bewegung aber glücklicherweiſe nicht jenen ſtürmiſchen Verlauf, wie die zur Zeit der Robert Owen'ſchen in den Zwanziger- und der Fourier'ſchen in den Vierzigerjahren unſeres Jahrhunderts. Man entſann ſich der vielen Fehlſchläge, die die damals errichteten Geſellſchaften zu verzeichnen hatten, und man befleißigte ſich größerer Vorſicht.

Die Errichtung ſocialiſtiſcher Gemeinweſen machte denn auch vorerſt nur langſame Fortſchritte. Man experimentierte hin und her, je nach den Erfahrungen, die von ſolchen Gemeinweſen gemacht wurden, die nach kürzerem oder längerem Beſtehen trotz aller Anſtrengungen der ſie leitenden Perſönlichkeiten zuſammenbrachen. Es machte ſich dabei namentlich das Fehlen von auf dieſe neuen Gemeinweſen oder Genoſſenſchaften anwendbaren geſetzlichen Beſtimmungen empfindlich bemerkbar, da ſie wohl nach innen ſich frei organiſieren durften, aber nach außen nur lucken- und mangelhaften geſetzlichen Schutz und Sicherheit fanden. Während z. B. die Genoſſen ſich nach innen der Capitalherrſchaft wohl entledigen konnten, ſo vermögen ſie ſich dieſer nach außen hin nicht zu erwehren, ſo daſs ſie ſtets befürchten müſſen, davon verſchlungen zu werden, ſobald ihr Unternehmen ſich erfolgreich und gewinnbringend entwickelt hat.

In auffallender Weiſe nahm die Tagespreſſe drüben wie hüben von der Errichtung und den Ergebniſſen der entſtandenen Gemeinweſen faſt keine Notiz: nur wenn ein Zuſammenbruch erfolgte, wurde ab und zu darüber berichtet, in der Regel in wegwerfendem Tone. Die vor einigen Jahren von Bellamy geleitete, nach kurzem Beſtehen aber wieder eingegangene Zeitſchrift „The new Nation“, ſowie die von dem Engländer J. Bruce Wallace begründete und noch beſtehende Zeitſchrift „The Brotherhood“ brachten Mittheilungen über die neuen Gemeinweſen. Wallace berichtete aber einzelne aus eigener Auffaſſung, nachdem er ihnen einen Beſuch gemacht hatte. Wer ſich über die Entwickelung der Gemeinweſen, ihre Thätigkeit und ihre Schickſale unterrichten wollte, dem blieb nichts anderes übrig, als ſich direct an ſie um Auskunft zu wenden oder ſich die von ihnen etwa herausgegebenen [illegible] zu verſchaffen, oder dieſe oder jene die ſocialiſtiſche Bewegung und die Gemeinweſen unterſtützende Wochenſchrift zu leſen, [illegible] ungeſchminkte und oft etwas gar zu roſig gefärbten [illegible] Berichte aufzunehmen ſind.

[illegible] veröffentlichte der Unterzeichnete in der [illegible] Mittheilungen über das im Jahre 1888 in [illegible] im Tulare Diſtrict, „nach Bellamy und

*) [illegible] Ausgabe. Boſton 1890
[illegible], „Appeal to Reason“, „Coming Age“

Digitized by Google

Laurence Gronlund“ errichtete Gemeinweſen Kaweah, das ganz außerordentliche Anforderungen an die hingebende opferfreudige Thätigkeit ſeiner den Pionnierdienſt verrichtenden Mitglieder ſtellte. Es muſste ein Gebirgsweg (20 Kilometer) bis zu dem mehrere tauſend Fuß in der Sierra Nevada gelegenen, zur Niederlaſſung beſtimmten Terrain von jenen Mitgliedern hergerichtet werden, eine Arbeit, die faſt zwei Jahre in Anſpruch nahm. Mit bewunderuswerter Ausdauer und Ertragung der Anſtrengungen und Entbehrungen erreichten die Kaweahleute endlich ihr Ziel und begannen, ſich auf dem Terrain häuslich einzurichten. Aber kaum hatten ſie ihre induſtrielle Thätigkeit, die zunächſt in dem Betrieb einer Sägemühle beſtand, aufgenommen, als die Beſitzer benachbarter Sägemühlen, die in Kaweah einen entſtehenden, ſehr gefährlichen Wettbewerber und den Keim zur Errichtung weiterer gleicher und verwandter Unternehmungen erblickten, alles aufboten und ſogar die Regierung zur Mitwirkung heranzogen, um das neue Gemeinweſen zu vernichten. Die Kaweahleute wurden von ihrer mühſam erworbenen und hergerichteten Scholle gewaltſam vertrieben, und ſie waren gezwungen, ihr Gemeinweſen ſchließlich aufzulöſen. Des Unterzeichneten Bericht über Kaweah trug ihm eine Menge von Anfragen aus dem In- und Auslande ſeitens Gelehrter und Ungelehrter ein, was wohl den beſten Beweis dafür liefert, wie wenig über die neuen amerikaniſchen Gemeinweſen in der Tagespreſſe veröffentlicht wurde. Den Zuſammenbruch Kaweahs beeilten ſich allerdings einige Zeitungen vom parteilichen Standpunkte aus ſofort zu verkünden.

Inzwiſchen haben die Beſtrebungen zur Errichtung von ſocialiſtiſchen Gemeinweſen in mehreren in den ſocialiſtiſchen Kreiſen weitverbreiteten Zeitungen eine größere Publicität erlangt, und es ſind auch ſolche Organe entſtanden, die ſpeciell über den Fortſchritt der Bewegung berichten. Damit iſt ein nicht zu unterſchätzender feſter Antrieb zur Errichtung neuer Gemeinweſen gegeben, der ſeine Wirkung nicht verfehlte. Die Zahl der Gemeinweſen iſt im ſchnellen Anwachſen begriffen, und ſie finden umſo reichlicheren Zulauf, als die Arbeitsverhältniſſe drüben dem lebhaften Wunſch der Arbeiter, ſich ſelbſtändig zu machen und ſich der Ausbeutung in den Truſts zu entziehen, nur allzumehr dazu angethan ſind, die Sache zu fördern. Die Bewegung iſt überdies eng verknüpft mit den Beſtrebungen der Populiſten, deren ſocialiſtiſches Programm vielfach mit dem der Gemeinweſen übereinſtimmt, ganz beſonders in dem Punkte, der von der Bekämpfung der Ausbeutung der Arbeiter und des Volkes im allgemeinen durch die Truſts handelt.

Nur vereinzelt werden die Gemeinweſen auf einer rein communiſtiſchen Grundlage errichtet, obwohl gerade communiſtiſche Gemeinweſen — es ſei hier nur u. a. an die ſeit länger als einem Jahrhundert beſtehende Community of shakers und die vor einigen Jahren aus äußeren Gründen aufgelöſte Oneida Community erinnert — ganz außerordentliche Erfolge erzielten. Als allen neuen Gemeinweſen eigener Grundzug iſt das Beſtreben zu bezeichnen, ihren Mitgliedern eine glückliche Lebenshaltung, auf voller Gegenſeitigkeit beruhende Hilfe zu verſchaffen und zu bieten und durch die Beſeitigung „d e r F u r c h t v o r d e m M a n g e l“ ihre lebensfreudige Thätigkeit in jeder Beziehung zu ſtärken und zu erhöhen. Zur Erreichung des ethiſchen Zieles werden von den Gemeinweſen beſondere, unter ſich abweichende Beſtimmungen getroffen, die vielfach die von den Mitgliedern zu beobachtende Lebensführung regeln, insbeſondere die Abſtinenz von alkoholiſchen Getränken verlangen und Spiel und Wette verbieten.

Verſchiedenartig wie die ethiſchen Beſtimmungen ſind nun auch die, welche die innere Organiſation der Gemeinweſen betreffen. Als Grundregel gilt bei allen die Unveräußerlichkeit des Grund und Bodens und die Zutheilung einer Landparcelle an jedes Mitglied zur freien und uneingeſchränkten Benützung auf die Dauer ſeiner Zugehörigkeit zur Gemeinde. Die Productionsmittel liefert die Geſammtheit, deren gemeinſchaftliches Eigenthum ſie bilden; die Erzeugniſſe werden entweder ganz der gemeinſchaftlichen Verwertung übergeben oder verbleiben zum Theil dem Erzeuger. Die Jahresüberſchüſſe werden entweder den Mitgliedern zugetheilt, oder ſie werden für die Geſammtheit angeſammelt. Männer und Frauen haben gleiche Rechte; der gemeinſamen Kindererziehung wird beſondere Sorgfalt zugewendet. Die Gewiſſensfreiheit iſt gewährleiſtet, es ſei denn, daſs das betreffende Gemeinweſen auf Grund beſtimmter religiöſer Ausübungen errichtet wurde. Jedes Mitglied hat bei der Aufnahme eine beſtimmte mehr oder minder hoch bemeſſene Capitalseinlage, ſei es in barem, ſei es durch Zuführung von Productionsmitteln, zu entrichten. Dieſe Einlage muſs entweder ſofort oder in beſtimmten Raten geleiſtet werden; deren Begleichung iſt auch wohl durch zu leiſtende Arbeit geſtattet; ſie wird in der Regel dem ausſcheidenden Mitgliede wieder zurückgezahlt. Schlechte Lebensführung eines Mitgliedes kann deſſen Ausſchließung auf Beſchluſs der Gemeinſchaft herbeiführen. Die Verwaltung iſt nach ſtreng demokratiſchen Grundſätzen geregelt; ſie geht aus allgemeinen Wahlen hervor; den Frauen ſteht die Theilnahme an der Amtsführung in gleicher Weiſe wie den Männern zu. Da, wo mit den wirtſchaftlichen Zielen eines Gemeinweſens ein beſtimmter religiöſer Zweck verbunden iſt, wird die Verwaltung, bezüglich die Verfaſſung, durch die von den Mitgliedern zu beobachtenden religiöſen Grundſätze beeinflusst. Es gibt auch einzelne Gemeinweſen, die in ihrem Kern einen ſtreng religiöſen Charakter tragen, deren Mitgliedern es aber freiſteht, ſich einem religiöſen Bekenntniſſe anzuſchließen oder nicht, allerdings im letzteren Falle unter Verzichtleiſtung auf die höheren und höchſten Aemter. Der Bibelglauben ſpielt bei dieſen Gemeinweſen eine große Rolle, und es iſt deshalb auch kein Wunder, daſs ſelbſt ſtrenge Beobachtung des Cölibats als Bedingung von dem Mitgliede bei ſeiner Einreihung in den engſten Kreis der Verwaltung gefordert wird. In einigen Gemeinweſen bekennen ſich die Mitglieder zum Spiritismus.

Daſs bei der Errichtung neuer Gemeinweſen die Bodenſpeculation nicht ſelten die Hand im Spiele hat, das wird wohl kaum zu beſtreiten ſein. Man braucht nur die ſich in ſolchen amerikaniſchen Zeitungen vorfindenden Angebote von Ländereien, die als beſonders günſtig zum Erwerb für zu errichtende Gemeinweſen bezeichnet werden, etwas genauer zu prüfen, um zu erkennen, daſs die angeblich aus Liebe zur Sache gemachten günſtigen Offerten lediglich zum eigenen Nutzen des Verkäufers dienen ſollen. Tout comme chez nous, nur daſs unſere Bodenſpeculanten nicht ſo geſchickt ſind in der Verſchleierung der Thatſachen, wie die Yankees.

Die induſtrielle Thätigkeit der Gemeinweſen erſtreckt ſich in der Hauptſache auf Acker-, Garten- und Obſtbau, auf den Betrieb von Sägemühlen und auf einzelne gewerbliche Zweige, je nach Lage und Güte des beſiedelten Grund und Bodens. In Californien, Texas, Kanſas betreiben die Gemeinweſen mit Vorliebe den Obſtbau, da dieſer ſchnelle und gute Erfolge verſpricht. Die bewaldeten Territorien laden hauptſächlich zum Betriebe von Sägemühlen ein.

In der Regel findet ſich für die auf den Ländereien des zu errichtenden Gemeinweſens auszuübende, mit Mühſeligkeiten und Entbehrungen aller Art verknüpfte Pionnierarbeit nur ein kleines Häuflein von Mitgliedern ein, dem je nach dem Fortgang dieſer Arbeit weiterer Nachſchub folgt. Die Ueberwindung dieſer Pionnierarbeit bildet eine ſehr gefährliche Klippe für den Erfolg des Aufbaues des Gemeinweſens. Bis zu dem Zeitpunkte, wo die Einnahmen zu fließen beginnen oder wo Viehzucht und Gartenbau den Anſiedlern die zum Leben erforderlichen Nahrungsmittel liefern, muſs aus dem gemeinſchaftlichen Säckel deren Lebensunterhalt beſtritten werden, wie ja auch der Bau der Häuſer, ſelbſt wenn ſie von den Anſiedlern ohne fremde Hilfe gebaut werden, Geldmittel erfordert. Nicht zu vergeſſen die zum Ankauf des Grund und Bodens nöthigen Capitalien! Wo es einem Gemeinweſen an genügendem Capital mangelt, um die ſchwere Periode des erſten Aufbaues zu überwinden, da ſinkt gar leicht die Opferfreudigkeit des geſinnungstreueſten Mitgliedes, und gar mancher verläſst das Gemeinweſen wieder, enttäuſcht und unbelohnt für ſeine Arbeit. Nicht ſelten gefährden auch unter den Mitgliedern entſtehende Zwiſtigkeiten das Gedeihen des Gemeinweſens. Anlaſs dazu geben die trotz aller darüber getroffenen Beſtimmungen nicht zu unterdrückenden Meinungsverſchiedenheiten über die Begrenzung des „Mein“ und „Dein“ und über die Geſchäftsführung. Die Ausübung der nachſichtsvollen Nächſtenliebe läſst andererſeits auch vielfach zu wünſchen übrig, ſo ſehr ſie auch in den Vordergrund bei Errichtung des Gemeinweſens geſtellt und in den Geſellſchaftsſtatuten verbrieft ſein mag. In der ſocialiſtiſchen Praxis ereignet es ſich noch immer mehr oder minder, daſs es zwar viele gibt, die ſich zum Socialismus bekennen, daſs dieſer aber bei ihnen in die Brüche geht, ſobald ſie ihn durch die That bewähren ſollen. Deshalb iſt man in den Gemeinweſen vor allem darauf bedacht, die heranwachſende Jugend mit den ſocialiſtiſchen Grundſätzen, Zwecken und Zielen vertraut zu machen und ſie im ſocialiſtiſchen Sinne zu erziehen. Es wird nicht nur, wie ſchon erwähnt, dem Schulunterrichte große Sorgfalt zugewendet, ſondern auch den Erwachſenen Gelegenheit geboten, ſich fortzubilden. In keinem Gemeinweſen darf ein Kindergarten fehlen. „Wir erzählen unſeren Kindern“, ſo heißt es in einem Programme, „von den Helden der Welt, nicht von den Kriegsführern und Eroberern; von den Sittenlehrern, nicht von den Prieſtern; wir lehren uns gegenſeitig Lebensart, und unter uns ſoll Recht ein Glaubensbekenntnis, Treue ein Dogma, Wahrheit ein Gebet, Liebe ein Geſetz und Sittenreinheit eine Thatſache ſein.“

Nachdem nun bereits eine erkleckliche Anzahl von Gemeinweſen entſtanden iſt, iſt der Wunſch nach einem engeren Anſchluſs untereinander hervorgetreten. Es ſind zu dem Ende Schritte eingeleitet worden, die namentlich auch auf die Anbahnung eines gegenſeitigen Austauſches der Erzeugniſſe gerichtet ſind. Noch weiter geſteckte Ziele beziehen ſich auf die Anbahnung eines geſchäftlichen Verkehres mit auswärtigen Gemeinweſen und Productionsgenoſſenſchaften, um eine machtvolle internationale Verbindung von Producenten zu bilden.

Inmitten dieſer Bewegung zur Errichtung von mehr oder minder begrenzten Einzelgemeinweſen iſt jüngſt der einflussreichſte unter den amerikaniſchen Arbeiterführern, Eugen V. Debs, mit einem Plane aufgetreten, der nicht mehr und nicht weniger bezweckt als die Organiſation von Arbeitern eines beſtimmten Staates zur Bildung von zunächſt einzelnen induſtriellen genoſſenſchaftlichen Vereinigungen, die dann zu jenem cooperative commonwealth zuſammengeſchloſſen werden ſollen, in dem die erſtrebte ſocialiſtiſche Wirtſchaftsordnung zur vollen Entfaltung gelangen und in muſtergiltiger Weiſe durchgeführt werden ſoll. Debs entwickelte ſeinen kühnen Plan auf der kürzlich in Chicago abgehaltenen Convention der American Railway Union und fand begeiſterte Zuſtimmung, obwohl es ihm an Gegnern im ſocialiſtiſchen Lager nicht fehlte, die nicht progreſſiv der Bildung [illegible]

Digitized by Google

Staates vorgehen wollen, ſondern deſſen Errichtung mit einem Schlage erſtreben unter Beſeitigung des heutigen Wirtſchaftsſyſtems. Dieſen Einwendungen gegenüber betonte aber Debs, daſs man nicht auf die Ankunft des tauſendjährigen Reiches warten dürfe, um das zu thun, was zur Beſeitigung der herrſchenden, unerträglichen Verhältniſſe, unter denen der Arbeiter heute zu leiden habe, geboten ſei, ſondern daſs man die Hand anlegen müſſe, beſſere Zuſtände zu ſchaffen. Er erinnerte daran, wie der Mormonenſtaat aus kleinen Anfängen zu Macht und Wohlſtand emporgeſtiegen ſei, und daſs die Kraft der genoſſenſchaftlichen Vereinigungen ſo groß ſein werde, um auch das ſocialiſtiſche Gemeinweſen in gleicher Weiſe heranzubilden und insbeſondere den Staat, in welchem es entſtehen werde, zum Socialismus überzuführen. Vor allem ſei ſeine Forderung und ſein Ruf: „Den Arbeitsloſen Arbeit zu verſchaffen." Unter dieſem Zeichen ſolle und müſſe das Werk der Erlöſung der Arbeit aus der Knechtſchaft der Ausbeutung ſiegen, und überall müſſe der Ruf: „Arbeit den Arbeitsloſen" erſchallen.

Unter der Leitung von Debs wurde ſofort ein Comité zur Verwirklichung des Planes gebildet, und dieſes hat einen Aufruf zur Betheiligung an der Organiſation des Brotherhood of the cooperative Commonwealth erlaſſen, der einen außerordentlichen Erfolg hatte. Ueberall kamen Vereinigungen zuſtande, um Mitglieder für die zu errichtenden Einzelgenoſſenſchaften heranzuziehen und die erforderlichen Geldmittel zuſammenzubringen. Dem Comité lag insbeſondere die Wahl desjenigen Staates ob, der ſich zu Anſiedelungen und für die Zwecke des Unternehmens im allgemeinen am beſten eignen würde.

Dieſe Wahl fiel auf den Staat Waſhington am ſtillen Ocean. Nicht nur, daſs deſſen klimatiſche und Bodenverhältniſſe in jeder Beziehung die beſten Ausſichten für die Siedelungen bieten, beſtimmte das Comité zu der Wahl, ſondern beſonders auch der Umſtand, daſs in ihm der Socialismus bereits ſehr verbreitet iſt, da ſein Gouverneur und die Hälfte der Wähler ſich zum Socialismus bekennen. Bedeutende Ackerflächen wurden dem Unternehmen ohne Belaſtung zur Verfügung geſtellt; der Localverein in Buckley überwies Grund und Boden zu Ackerbau und induſtriellen Zwecken und unterhandelte wegen Erwerbung von Waldbau. Eine große, für den Anbau von Weizen geeignete Farm wird von einer Abtheilung im Oſten hergerichtet. Die Viehzucht ſoll in weitem Umfange betrieben werden. Eine Anzahl von induſtriellen Anlagen, Wohnhäuſern und Hôtels ſind in Angriff genommen worden, damit ſie im nächſten Frühling der Benützung übergeben werden können, kurz die Siedelungsarbeit iſt in vollem Gange und allem Anſchein nach wird ſie mit äußerſter Energie betrieben, denn Eugen V. Debs hat ſeinen ganzen Einfluſs und ſeine Perſönlichkeit zur Durchführung des großartigen Unternehmens eingeſetzt. Er will nicht eher ruhen, als bis das Werk vollbracht ſein wird, das er unter dem Rufe: „Arbeit für die Arbeitsloſen" begonnen hat. „Die Natur bietet die Mittel dazu, wir werden für die Stätten ſorgen."

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, daſs, während Debs drüben mit ſeinem Plane hervortritt, J. Bruce Wallace in England in gleichem Sinne eine Organiſation der Arbeit durch den von ihm ins Leben gerufenen Cooperative Brotherhood Trust limited erreichen will. Auch Wallace will zunächſt für die Arbeitsloſen ſorgen; ſein weiteres Ziel aber iſt die Errichtung eines Cooperative Commonwealth auf ſocialiſtiſcher Grundlage. Er geht mit der Ausführung ſeines Planes ſehr vorſichtig und behutſam vor und ſtützt ſich bei deſſen Ausführung zunächſt auf die mit dem brotherhood trust verbundenen Conſumvereine und einzelnen Productivgenoſſenſchaften.

Man darf die Tragweite der Bewegung zur Errichtung von ſocialiſtiſchen Gemeinweſen in Nordamerika ſo wenig überſchätzen wie unterſchätzen. Schon der Umſtand, daſs ſie ſich ſeit einigen Jahren aus kleinen, vielfach mißglückten Anfängen und unter ſchwierigen Verhältniſſen entwickelte und heranwuchs, deutet darauf hin, daſs ſie mehr und mehr unter der arbeitenden Bevölkerung feſte Wurzel faſst, und daſs die Zahl der zielbewuſsten Cooperators — wie ſich die Mitglieder zu nennen pflegen — wächſt. Iſt man auch noch weit entfernt von der Löſung des ſocialiſtiſchen Problems, aus Mangel an [illegible] entſchloſſenen und ſich an der [illegible] betheiligenden Arbeitern und nicht minder wegen der [illegible] der erforderlichen Geldmittel zur ſiegreichen Ueberwindung der erſten Organiſationslaſten und zum Lebensunterhalt der Pioniere, ſo läſst es ſich doch nicht verkennen, daſs mit der [illegible] auch das Vertrauen auf den Erfolg der errichteten Gemeinweſen wachſen wird. Iſt dieſer aber erſt einmal [illegible], und wird der Beweis geliefert, daſs die zweckmäßige Organiſation, [illegible] das große Cooperative Commonwealth [illegible] [illegible]

[illegible]

Exportbeſtrebungen.

D[illegible]

an dem Fortgang unſerer Induſtrie entſpringen und nur zu bald wieder verſtummen. Und doch wäre es ſo nöthig, immer wieder auf den betrübenden Zuſtand unſeres Exportes hinzuweiſen. Dieſer Zuſtand, der auf unſere Induſtrie ſo lähmend einwirkt, iſt theils in unverſchuldeten, theils in verſchuldeten Urſachen begründet. Zu jenen ſind vor allem die Nachtheile zu zählen, welche der Induſtrie aus der induſtriell-agrariſchen Doppelnatur unſerer Monarchie bei den Abſchlüſſen von Handelsverträgen dadurch erwachſen ſind, daſs nur zu oft die Intereſſen der Induſtrie denen der Landwirtſchaft hintangeſetzt wurden. So iſt es gekommen, daſs unſer Außenhandel allmählich wichtige Abſatzgebiete entweder ganz oder theilweiſe eingebüßt hat, ohne daſs es ihm gelungen wäre, den Ausfall anderweitig zu decken. Zu den nichtverſchuldeten Urſachen gehört in erſter Linie die mangelhafte, ja oft gänzlich mangelnde Wahrung unſerer commerziellen Intereſſen durch die k. u. k. Conſulate, welche den Erforderniſſen des Handels mitunter völlig verſtändnislos gegenüberſtehen. Hiezu kommt die Rückſtändigkeit unſerer Handelsflotte, ſowie die des Export-Commiſſionshandels.

Daſs der gegen unſere Conſulate erhobene Vorwurf ein berechtigter iſt, ſoll die Erzählung einiger Vorkommniſſe erweiſen, für deren Richtigkeit ich einſtehe. Ein bedeutendes Haus der Textilbranche wendete ſich vor einiger Zeit an einen überſeeiſchen öſterreichiſch-ungariſchen Generalconſul mit der Anfrage, ob ſein Artikel dort importfähig ſei. Es erhielt, ohne daſs es Qualität und Preiſe bekanntgegeben hätte, die Antwort, daſs der Artikel nicht nur importfähig ſei, ſondern von ihm, dem Conſul, in großen, mit einigen hunderttauſend Mark bewerteten Mengen aus Deutſchland eingeſchifft werde, deſſen Fabricate beſſer und billiger ſeien als die öſterreichiſchen. Dieſe Auskunft eines k. u. k. Conſuls muſste Befremden erregen. Nachforſchungen ergaben, daſs dieſer amtliche Vertreter unſerer commerciellen Intereſſen Reichsdeutſcher iſt, wodurch ſeine Vorliebe für deutſche Provenienzen zwar wohl verſtändlich, aber darum nicht weniger unverzeihlich wird. Der Fall, daſs ein Reichsdeutſcher öſterreichiſcher Conſul iſt, ſteht übrigens nicht vereinzelt da und bildet eine der vielen Anomalien unſeres Conſularweſens.

Welche Unterſtützung unſere Exportfirmen bei einem k. u. k. Conſul findet, der kein Ausländer iſt, zeigt der folgende Fall: Ein im Orient lebender angeſehener Agent, welcher unter anderem auch ein öſterreichiſches Cognac-Haus vertritt, hatte eines Tages eine Sendung dieſes Getränkes zu verzollen und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, ſein Cognac ſei als ſo ſpiritushältig befunden worden, daſs öſterreichiſcher Cognac von nun an mit dem weit höheren Spirituszollſatze belegt werden müſſe. Als alle Vorſtellungen des Betroffenen bei den türkiſchen Zollbehörden nichts fruchteten, wandte er ſich an den öſterreichiſchen Conſul um Abhilfe und erhielt von dieſem den Beſcheid, daſs man doch ſeines Cognacs wegen nicht der Türkei den Krieg erklären könne. Der Einwand, daſs es ſich doch hier ebenſoſehr um öſterreichiſche als um private Intereſſen handle, blieb unbeantwortet. Daſs der Conſul eines anderen Staates in einem ähnlichen Falle anders vorgegangen wäre und wenigſtens den Verſuch unternommen hätte, ſeinem Schutzbefohlenen zu helfen, kann jedermann beſtätigen, der Gelegenheit hatte zu beobachten, wie energiſch und erfolgreich z. B. die Conſuln des Deutſchen Reiches für ihre Landsleute eintreten.

Doch handelt es ſich mir nicht darum, hier Recriminationen vorzubringen, ſondern ich möchte eine Anregung geben, wie dem Exporte durch Privatinitiative nachgeholfen werden könnte, wobei ich mir nicht verhehle, daſs Exportactionen immer etwas Miſsliches an ſich haben, da der geſunde Export aus der Kraftfülle des Volkes und der Leiſtungsfähigkeit ſeiner Induſtrie ungezwungen hervorgehen muſs. Wir beſitzen an dem Exportvereine eine Inſtitution, welche dem vaterländiſchen Export wohl ſchon manche Dienſte geleiſtet hat, doch krankt dieſer Verein unſtreitig an der bei ſeiner Gründung begangenen ſchweren Unterlaſſungsſünde, daſs er nicht ſo vorſichtig war, ſich mit den materiellen Bürgſchaften für das Gelingen ſeiner Unternehmungen zu umgeben. An der Unzulänglichkeit der Mittel ſcheitern ſeine wichtigſten Actionen. Um das zu verſtehen, muſs man beobachtet haben, unter welchen Mühen die Comités des Exportvereines die nöthigſten Geldmittel aufzubringen pflegen, wie ſie ihre Subventionen förmlich erbetteln müſſen, dann nach einiger Zeit ohne Unterſtützung daſtehen und [illegible], nachdem ſie die mühſam erarbeiteten [illegible] im Stiche gelaſſen hatten. Daſs die Induſtriellen, welche ſich ſo, ohne den geringſten Vortheil zu erzielen, um ihre Beiträge gebracht ſehen, mißtrauiſch werden und ſich nicht oder nur ſchwer zur Unterſtützung ſolcher Experimente entſchließen, iſt begreiflich. Wohl hat die Wiener Handels- und Gewerbekammer einen Fonds zu Exportzwecken [illegible], der ſogar in den letzten Tagen bedeutend [illegible], allein auch dieſer erweiſt ſich als unzureichend. Und [illegible] iſt völlig belanglos.

[illegible] bei der Gründung eines nach [illegible] eines geſchaffenen Vereines vorgegangen. [illegible] d'Encouragement pour le Commerce [illegible] im Jahre 1884 gegründete Inſtitution, [illegible] Genoſſenſchaften und zahl- [illegible] Jahreseinnahme [illegible] 200.000 Francs

Digitized by Google

und über ein von 480 Spendern zuſammengeſchoſſenes bedeutendes Capital verfügt. An der Spitze dieſer Geſellſchaft ſtehen: Die Miniſter des Aeußeren, des Handels und der Marine, ferner der Gouverneur der Bank von Frankreich, Baron Rothſchild, und zahlreiche Senatoren und Abgeordnete. Die Erfolge dieſer Geſellſchaft ſtehen auf der Höhe ihrer Mittel.

Sollte es nun bei uns nicht auch möglich ſein, auf dem von der genannten franzöſiſchen Geſellſchaft eingeſchlagenen Wege zu einem großen Reichs-Exportfonds zu gelangen, aus welchem die Mittel für alle Actionen des Exportvereines beſchafft werden könnten? Oder ſollen wir etwa warten, bis uns der Staat, wie verſprochen wurde, einen ſolchen, aus den trübſten Steuerquellen geſchöpften Fonds zur Verfügung ſtellen wird? Ein ſolches, aus unpopulären und drückenden Steuern (in der Art der uns drohenden Transport- und Zuckerverſchleiß-Abgaben) herrührendes Geſchenk könnte und dürfte die Induſtrie nicht annehmen, ohne ſich denſelben Vorwürfen auszuſetzen, welche heute gegen die galiziſche Schlachta wegen Zuwendungen an dieſelbe erhoben werden. Für das Zuſtandekommen eines ſolchen den Export fördernden Reichsfonds zu ſorgen, wäre die n. ö. Handelskammer als erſte Kammer des Reiches zunächſt berufen; ſie genießt das erforderliche Anſehen, und bei einigem guten Willen muſs es ihr gelingen, hinreichende Geldſummen für dieſe wahrhaft productiven Zwecke innerhalb des oben geſchilderten Actionsrahmens der franzöſiſchen Geſellſchaft aufzubringen. Daſs wir da nicht gleich an die Leiſtungen der letzteren denken, iſt bei der uns durch ſchmerzliche Erfahrungen aufgezwungenen Beſcheidenheit ſelbſtverſtändlich; aber auch mit geringeren Mitteln ließe ſich viel Gutes leiſten.

Wir haben in Oeſterreich ſoviel Trennendes, daſs es ſich wohl der Mühe lohnte, einmal etwas Einigendes zu ſchaffen, und das wäre ein Exportfonds, welcher allen Theilen des Reiches und breiten Schichten unſerer Bevölkerung zugute käme, da er jedes unterſtützungswürdige Beſtreben zur Erweiterung des Exportes zu fördern hätte.

Sigmund Mandl.

Arbeit der Osmoſe.

Von **Roman Baron Goſtkowski** (Lemberg).

I.

Das Ballet der Atome.

Vor hundert Jahren vollzog ſich ein Ereignis, welches die damaligen Gelehrten in Aufruhr brachte. Waſſer, eines der Elemente, aus welchen das Alterthum die Welt aufgebaut wiſſen wollte, wurde zerlegt. Doch nicht ſo ſehr dieſe Thatſache, als vielmehr die Umſtände, unter welchen die Spaltproducte des Waſſers auftraten, gaben den Forſchern jener Zeit viel zu denken.

Nicholſon und Carliſle in London beobachteten nämlich (1800), daſs, wenn man die von den Polen einer voltaiſchen Säule kommenden Drähte ins Waſſer ſteckt, daſſelbe ſtets ſo zerlegt wird, daſs an dem einen dieſer Drähte Waſſerſtoff, an dem anderen Sauerſtoff erſcheint, die ganze Maſſe des Waſſers aber ruhig verbleibt.

Stehen die beiden Drähte — Elektroden wurden ſie ſpäter genannt — ganz nebeneinander in der Mitte der Zerſetzungszelle, ſo erfolgt die Spaltung des Waſſers in der Mitte des Gefäßes. Rückt man die Elektroden ſo weit auseinander, daſs ſie an die Ufer des Waſſertroges zu ſtehen kommen, ſo erfolgt die Theilung des Waſſers an dieſen Ufern.

Weshalb — ſo fragte man — tritt die Zerſetzung des Waſſers nicht an irgend einer beliebigen Stelle oder nicht gleichzeitig an allen Stellen auf, ſondern ſtets nur an den Elektroden? Sollten die Waſſertheilchen gerade hier am ſchwächſten zuſammenhalten? Weshalb folgen aber, wenn dies der Fall, die ſchwächſten Stellen den Elektroden? Weshalb treten an den Elektroden nicht beide Spaltproducte des Waſſers zuſammen auf, ſondern das eine auf dem einen, das andere auf dem anderen Drahte? Auch beobachtete man, daſs jenes Spaltproduct, welches an der einen Elektrode erſcheint, manchesmal nicht an dieſer, ſondern an der anderen Elektrode zum Vorſchein kommt, daſs es alſo die ganze Maſſe der Flüſſigkeit durchwandert, bevor es in die Erſcheinung tritt.

Eine Frage jagte die andere, denn:

> Stets erneuert ſich der Tanz' Lauf,
> Jede Antwort gibt uns neue Fragen,
> Jede Aufklärung neue Räthſel auf.

Zur Zeit, als die Fragen über das Werden des galvaniſchen Stromes die wiſſenſchaftliche Welt bewegten, wohnte in Rom ein ruſſiſcher Gutsbeſitzer namens Grotthus, der die Wiſſenſchaft aus Liebhaberei trieb. Seiner Liebhaberei verdanken wir die erſte zuſammenfaſſende Hypotheſe der fraglichen Erſcheinungen, eine Hypotheſe, welche länger regierte, als mancher im Regieren ergraute Herrſcher.

Der Gedanke dieſer im Jahre 1805 zu Rom veröffentlichten Hypotheſe iſt folgender: Grotthus ſtellt ſich vor, daſs jede der beiden Componenten eines Waſſermoleculs von Haus aus mit Elektricität geladen ſei. Die eine Componente mit poſitiver, die andere mit negativer Elektricität. Dieſe Elektricitäten verrathen ſich aber durch nichts, weil die eine Componente ebenſoviel poſitiver, als die andere negativer Elektricität enthält, dieſe beiden Elektricitäten ſich daher ausgleichen.

Werden aber in das Waſſer die Pole einer Volta-Säule geſteckt, alſo zwei Metallſtücke eingeführt, von denen das eine poſitiv, das andere negativ elektriſch iſt, ſo ändert ſich die Sachlage inſoferne, als in einem ſolchen Falle ſofort Leben in die Zerſetzungszelle kommt. Den Vorgang der Waſſerzerſetzung, welcher bewirkt, daſs an der mit poſitiver Elektricität geladenen Elektrode (Anode) Sauerſtoff, an der mit negativer Elektricität geladenen (Kathode) Waſſerſtoff entweicht, während die ganze übrige Maſſe des Waſſers in Ruhe verbleibt — kann man im Sinne Grotthus' Hypotheſe etwa in folgender Weiſe bildlich darſtellen.

An Stelle des Zerſetzungsgefäßes denke man ſich einen großen Saal. Das zu zerſetzende Waſſer ſoll durch eine Menſchenmaſſe dargeſtellt werden. Aus Mann und Weib gebildete, ineinander eingehängte Paare mögen die aus Sauerſtoff und Waſſerſtoff zuſammengeſetzten Waſſermolekeln darſtellen. Statt eines Atoms Sauerſtoff denke man ſich einen Mann. Statt eines Atoms Waſſerſtoff ein Weib. Die Anode ſei dargeſtellt durch eine Sirene, die Katode durch einen Ritter. Tauſend Perſonen, 500 Herren und 500 Damen, alle rococo gekleidet, haben in einem großen Saale ein Spiel auszuführen, über welches nach Ablauf einer Minute ein auf der Gallerie poſtierter, kurzſichtiger Beobachter zu berichten hat. Es gilt als Geſetz, daſs weder ein Herr allein, noch eine Dame allein im Saale verweilen darf. Es dürfen nur aus Mann und Weib gebildete Paare ſich vorfinden. Ordnungslos, aber dicht aneinandergedrängt ſtehen die Paare da. Der kurzſichtige Recenſent hoch oben auf der Gallerie ſieht jedoch nicht etwa eine nach Perſonen gegliederte Menge, ſondern nur eine bunte Maſſe. Im Saale, und zwar in der Thüre zur Rechten des Beobachters auf der Gallerie, erſcheint plötzlich ein anmuthig ſchönes Weib. Aller Männer Augen ſchielen nach der Sirene. In der Thüre auf der gegenüberliegenden Seite zeigt ſich ein Ritter von edler Geſtalt. Sofort fliegen aller Weiber Herzen ihm zu. Dieſer Liebesdrang hat zur Folge, daſs alle Paare, ohne ihren Platz zu verlaſſen, ſich ſo drehen, daſs ſämmtliche Frauen nach links, ſämmtliche Männer nach rechts ſchauen. Sowohl die Sirene, als auch der Ritter, haben die Weiſung, auf ein gegebenes Zeichen die zunächſt ſtehende Perſon zu faſſen, ſie aus dem Paare zu reißen und zur Thüre hinauszubefördern. Der Ritter hat Weiber, die Sirene Männer zu entführen.

Das Signal erfolgt!

Der Ritter faſst das in ihn verſchaute Weib und führt es zur Thüre hinaus. Da dieſes einem Manne entriſſen worden war, ſo verblieb ein verlaſſener Mann. Da es aber nicht gut iſt, daſs der Mann allein ſtehe, und er übrigens laut Geſetz allein nicht ſtehen darf, ſo reißt er des Nachbars Weib an ſich. Deſſen Mann thut ſeinem nachbarlichen Paare daſſelbe an. Er biegt ſich nämlich des Nachbars Weib bei und verbleibt mit demſelben. Der nunmehr Verlaſſene folgt dem Beiſpiele ſeines Ruheſtörers und wird ſelbſt zum Störenfried für das nächſte Paar u. ſ. w.

Dieſes Entreißen und Wiederverbinden, welches von beiden Seiten des Saales zu gleicher Zeit vorſichgeht, hat zur Folge, daſs an der Seite, an welcher die Sirene ihr Weſen treibt, ununterbrochen Männer, auf der anderen hingegen, wo der Ritter hauſt, ununterbrochen Weiber zur Thüre hinausbefördert werden. In der Mitte des Saales ſtehen die Paare ruhig da, obwohl ſie jeden Augenblick aus anderen Individuen zuſammengeſetzt ſind. Da aber alle dieſe Individuen gleich buntſcheckig (Rococo) ſind, den fortwährenden Wechſel ſich ruhig gefallen laſſen, und dieſer ſich raſch vollzieht, ſo wird man des ewigen Trennens und Verbindens nicht gewahr. Was ſieht alſo der Beobachter auf der Gallerie nach Ablauf einer Minute? Er ſieht aus der einen Thüre des Saales fortwährend Männer, aus der anderen Weiber hinaustreten, während in der Mitte Ruhe herrſcht.

II.

Die drei Werke.

Wir haben dem Ballet der Atome von der Galerie aus zugeſchaut. Treten wir hinter die Couliſſen.

Ich nehme an, die ganze Geſellſchaft der Hypotheſe Grotthus' beſtehe nicht aus tauſend, ſondern nur aus acht Perſonen: vier Männern und ebenſoviel Weibern. Die Männer heißen: Adam, Bob, Carl und David. Die Weiber hingegen: Anna, Berta, Clara und Dora. Die Paare ſind gebildet aus: Adam-Anna, Bob-Berta, Carl-Clara und David-Dora. Dieſe Paare ſtehen nicht hintereinander, ſondern nebeneinander, und zwar von links nach rechts geſehen in folgender Ordnung: Links ſteht der Ritter. Sodann kommt Anna mit Adam. Dieſem Paare folgt Berta mit Bob, dann kommt Clara mit Carl und endlich Dora mit David. Dieſem folgt die Sirene. Die einzelnen Paare ſind ineinander eingehängt, jedes einzelne iſt jedoch von ſeinem Nachbarpaare getrennt. Ritter und Sirene ſtehen allein.

Das Spiel beginnt.

Der Ritter entreißt die Anna dem Adam und ſchiebt ſie zur Thüre hinaus. Der verlaſſene Adam tröſtet ſich mit der Berta und hängt ſich in ſie ein. Der verſtoßene Bob macht daſſelbe mit Clara, Carl mit Dora. Der übriggebliebene David wirft ſich, da keine Tröſterin mehr da iſt, in die Arme der Sirene, welche ihm jedoch die Thüre weiſt.

Es verbleiben im Saale nur mehr drei Paare: Adam-Berta, Bob-Clara und Carl-Dora. Jedes dieſer Paare dreht ſich zu ſeinem

Digitized by Google

Platze ſo, daſs, von links nach rechts geſehen, die Reihenfolge der Perſonen die folgende iſt: Ritter, Berta, Adam, Clara, Bob, Dora, Carl, Sirene.

Der zweite Reigen beginnt, das Spiel geht in ähnlicher Weiſe ſolange fort, bis ſchließlich im Saale niemand verbleibt. Links ſind ausgetreten: Anna, Berta, Clara und Dora — rechts dagegen: David, Carl, Bob und Adam.

Nach der Anſchauungsweiſe Grotthus' wäre das, was aus der Zerſetzungszelle austritt, nicht dasſelbe, was in dieſe eingetreten war.

Das, was an den Elektroden austritt, iſt jene Elektricität, welche die Waſſermolecüle von Haus aus hatten, die aber nicht beweglich war und erſt durch die elektriſchen Platten (Elektroden) beweglich gemacht wurde. Im Außendrahte flöſſe alſo nicht jene Elektricität, welche in die Zerſetzungszelle eingeleitet worden war, ſondern jene, die daſelbſt durch Spaltung der Molecüle zum Leben geweckt wurde. Die Zerſetzungszelle wäre alſo gleichſam das Grab des eintretenden, die Wiege des austretenden Stromes.

Die Bedingungen, unter welchen ein galvaniſcher Strom entſteht, ſind alſo die folgenden:

1. Die Atome des Elektrolyten müſſen von Haus aus elektriſch ſein, das eine Atom poſitiv, das andere zu demſelben Molecül gehörende negativ elektriſch.

2. Die Elektricitäten müſſen an den Atomen feſthalten, damit, wenn ſie angezogen werden, dem Zuge die Atome folgen können.

3. Die Elektroden müſſen ſoviel Kraft haben, um die Feſſeln zu ſprengen, mit welchen die zu einem und demſelben Molecül gehörenden Atome aneinander gekittet ſind.

Wenn ich umgekehrt verfahren, d. h. ohne Beihilfe der Batterie einen galvaniſchen Strom im Außendrahte erzeugen wollte, ſo müſsten die Elektroden eine andere Function übernehmen. Sie dürften nicht mehr als Werkzeuge zum Spalten der Molecule dienen. Sie müſsten vielmehr zu Sammelapparaten für jene Elektricitäten werden, welche durch künſtlich erzeugte Spaltung der Molecule gewonnen und ihnen zugeführt werden.

Werden dann ſolche Elektroden durch einen Außendraht miteinander verbunden, ſo kann jede derſelben ihre Ladung an dieſen Verbindungsdraht abgeben und von den Atomen neue erhalten. Die an den Verbindungsdraht abgegebenen Elektricitäten vernichten ſich gegenſeitig, weil ſie verſchiedener Gattung ſind, der Draht wird alſo frei von Elektricität. Im nächſten Augenblicke erhält er aber neuen, von beiden Seiten kommenden Zufluſs, welcher wieder verſchwindet u. ſ. w. Wir werden ſonach im Schließungsdrahte das haben, was man elektriſchen Strom nennt.

Wenn ich alſo Strom erzeugen will, ſo muſs ich dreierlei vermögen: ich muſs die Molecule zu ſpalten verſtehen, muſs die Spaltproducte mit Elektricität laden können und muſs die ſo geladenen Spalttheile entſprechend auseinanderzutreiben wiſſen.

III. Die Packeſel der Elektricität.

Die unzähligen Verſuche, welche mit der überaus einfach gebauten Säule Voltas an allen Orten angeſtellt wurden, führten zur Erkenntnis, daſs der galvaniſche Strom nicht nur Waſſer, ſondern auch eine ganze Reihe anderer Flüſſigkeiten zerſetzen könne. Ritter, einer der zahlreichen Forſcher, welche mit Voltas Säule experimentierten, bemerkte ſchon im Jahre 1801, daſs die Metalle in Voltas Spannungsreihe genau ſo geordnet erſcheinen, wie ſie einander aus ihren Löſungen fällen.

Die Thatſache war zwar von hoher Bedeutung, denn ſie deutete auf einen Zuſammenhang, welcher zwiſchen elektriſchen und chemiſchen Erſcheinungen des galvaniſchen Stromes zu beſtehen ſcheint. Man verſtand jedoch den Fingerzeig der Natur nicht.

Dreißig Jahre muſsten verſtreichen, bevor man erkannte, daſs es der Mangel an [illegible] Benennungen ſei, welcher das Studium dieſer Erſcheinungen ſo überaus erſchwere. Faraday, der geniale Forſcher Englands, [illegible] 1833, dieſen Mangel erkennend, nach einem Maß für die Elektricität und entſchloſs ſich auf jene Einheiten zurückzugreifen, [illegible] bereits [illegible] (1800) gedacht hatte. Es war dies das [illegible] jenes [illegible] Knallgas[illegible], welches man durch Zerſetzung [illegible] Waſſers erhält.

[illegible], die ich [illegible] machte, nahm man [illegible] jene Menge von Elektricität als Einheit an, welche in einer Secunde [illegible] [illegible] Elektricitätsmenge erhielt auf [illegible] 1881 den Namen Coulomb.

[illegible]

nach Stromſchluſs aus ihrer Ruhelage gebracht und verbleibt in der neuen Stellung ſo lange und unverrückt, als die Batterie arbeitet. Ich ſchließe hieraus, daſs die Batterie gleichmäßig Elektricität liefert (einen conſtanten Strom gibt), denn würde dies nicht der Fall ſein, ſo würde die Nadel ſchwanken. Hierauf ſchalte ich das Galvanometer aus, leite dagegen die beiden von den Polen der Batterie ausgehenden Drähte in ein Gefäß mit angeſäuertem Waſſer und laſſe die Batterie eine volle Minute lang in Thätigkeit.

Nach Ablauf dieſer Zeit finde ich, daſs in der Zerſetzungszelle 1·74 cm³ Knallgas entwickelt wurden. Da 174 mm³ Knallgas entſtehen, wenn ein Coulomb Elektricität in das Gefäß geſchickt wird, ſo habe ich

$$\frac{1{\cdot}74 \times 1000}{174} = 10 \text{ Coulombs}$$

in die Zelle geleitet.

Nun löſe ich ein Stück Stanniolblatt in Salzſäure und leite in die ſo entſtandene Löſung von Zinntetrachlorid ($Sn\,Cl_4$) eine Minute lang Elektricität von meiner Batterie. Hiedurch habe ich in dieſe Zinnlöſung genau 10 Coulombs Elektricität geſchickt. Nach Ablauf einer Minute finde ich, daſs im Gefäße 3·025 Milligramm metalliſches Zinn gefällt wurden. Gleichzeitig überzeuge ich mich (durch Einſchaltung der Waſſerzelle eine Minute lang), daſs aus dem Gefäße genau 10 Coulombs wieder ausgetreten ſind, daſs alſo durchaus kein Verluſt an Elektricität ſtattfand.

Ganz dieſelben Verſuche mache ich ſpäter mit einer Löſung von Kupferſulfat ($Cu\,SO_4$) und einer Löſung von Kalium-Silbercyanid ($K\,Ag\,Cy_2$). Ich finde, daſs aus der erſteren dieſer Löſungen durch 10 Coulombs 3·28 Milligramm Kupfer, aus der zweiten 11·18 Milligramm Silber niedergeſchlagen worden ſind. Auch finde ich, daſs aus jedem dieſer Gefäße genau ſoviel Elektricität austrat, als in dasſelbe eingetreten war.

So oft ein Coulomb aus der Zerſetzungszelle heraustrat, ſind aus der

Zinnlöſung	0·305	Milligramm	Zinn
Kupferlöſung . . .	0·328	„	Kupfer
Silberlöſung . . .	1·118	„	Silber

freigeworden. Zum Transporte von ein Coulomb Elektricität bedient ſich ſonach die Natur verſchiedener Gewichte von Stoff.

Dies iſt gewiſs auffallend. Man ſollte denken, daſs es der Elektricität gleichgültig ſein müſſe, ob ſie auf einem Pferde von Zinn, Kupfer oder Silber reitet, wenn nur die Oberflächen der Reitobjecte gleich groß ſind, denn ſie breitet ſich ja doch nur ſtets auf den Oberflächen ihrer Vehikel aus.

Vielleicht ſind am Ende die Oberflächen einer 0·305 Milligramm ſchweren Kugel aus Zinn, einer 0·328 Milligramm ſchweren Kupferkugel und einer Silberkugel, die ein Gewicht von 1·118 Milligramm hat, gleich groß?

Kupfer iſt 5·5mal ſo ſchwer als Zinn, Silber iſt 6·6mal ſo ſchwer. Es müſste daher bei gleichen Oberflächen die Kupferkugel 5·5mal, die Silberkugel 6·6mal mehr wiegen als die Zinnkugel. Dies iſt aber nicht der Fall, denn das kupferne Reitpferd iſt 1·1mal, das ſilberne nur 3·6mal gewichtiger als das zinnerne. Was iſt alſo Grund dieſer ſcheinbar ſo willkürlichen Auswahl? Gewicht, Volum und Oberfläche dürfen wir nicht heranziehen, was verbleibt uns alſo?

Hier haben wir ein Beiſpiel, daſs die traditionell gebräuchliche Beziehung der verſchiedenen Größen auf Gewichts- und Volumeinheiten der Erkenntnis allgemeiner Geſetzlichkeiten hindernd in den Weg tritt. Die Natur liebt menſchliche Einrichtungen nicht, ſie bedient ſich weder des Kilogrammes, noch des Liters, ſie macht ſich ſelbſt ihre Einheiten. Gelingt es, dieſe Einheiten zu erkennen, ſo iſt auf Interpretierung der Erſcheinungen Ausſicht vorhanden.

Zum Glücke haben wir ihr eines ihrer Maße abgelauſcht. Schon im 18. Jahrhunderte wuſste man, daſs geſchmolzener Schwefel nicht in jedem beliebigen Verhältniſſe mit Queckſilber ſich miſche, wie dies beiſpielsweiſe mit Zink und Kupfer der Fall iſt. Gab man zu 25 Gramm Queckſilber 4 Gramm Schwefel, ſo erhielt man 29 Gramm Zinnober. Gab man weniger Schwefel, ſo verblieb im Zinnober ein Ueberſchuſs von Queckſilber. Gab man mehr Schwefel, ſo wurde dieſer Ueberſchuſs ausgeſchieden. Ähnlich verhält es ſich mit Schwefel und Antimon.

„Eine ſolche Thatſache müſſe die unſichtbare Hand anerkennen laſſen" — ſagte Prouſt im Jahre 1799 — „welche für uns bei der Bildung von Verbindungen die Wage hält und nach ihrem Belieben Eigenſchaften formt, welche dieſe Verbindungen aufweiſen. Nicht der Menſch iſt Urſache, daſs Antimon nur mit einer beſtimmten Menge Schwefel und nicht mit einer beliebigen Menge desſelben ſich verbinde, ſondern die Natur. Der Menſch gibt dem Antimon verſchiedene Mengen von Schwefel und gibt ihm Gelegenheit, mit dieſem eine Verbindung [illegible]. Das Antimon wählt ſtets nur ein Viertel ſeines Gewichtes [illegible] und nicht weniger. Es iſt eben die Natur [illegible] und keine andere Menge von Schwefel auf-

[illegible] begnügte man ſich mit der Erkenntnis der [illegible] Verbindungsgewichte [illegible] oder kurzer, Valenzen — [illegible] die relative Größe derſelben feſtzuſtellen, [illegible] ſämmtlicher Körper auf Waſſerſtoff bezog.

Digitized by Google

Durch kunſtvoll angelegte Experimente, deren Genauigkeit ſprichwörtlich geworden iſt, fanden Chemiker, daſs die Valenz für Sauerſtoff 16, für Zinn 29·45, für Kupfer 31·65, für Silber 107·80 betrage u. ſ. w. Wie man ſieht, ſtehen dieſe Ziffern im Verhältniſſe 1 : 1·1 : 3·6, alſo genau im Verhältniſſe der Transportgewichte. Die Natur transportiert alſo die Elektricität nach Valenzen! Dies iſt das berühmte, durch Faraday im Jahre 1833 entdeckte, anfänglich angefochtene, ſpäter aber auf das beſte beſtätigte Geſetz der feſten elektrolytiſchen Action.

Dieſes Geſetz erweitert unſere Einſicht in die Mechanik der Natur in außerordentlicher Weiſe, aber — fragt der gequälte Menſchengeiſt — was iſt der innere Grund der Verſchiedenheit der Valenzen?

Wenn ich aus dem freien Luftraume einen Würfel von einem Quadratmeter Seitenfläche, bei 0 Grad Celſius, herausſchneide, deſſen Wände mir etwa aus Glas vorſtelle und den ganzen Würfel, wie etwa Mahomeds Sarg in Mekka, mir im Raume freiſchwebend denke, ſo wird die eingeſperrte Luft auf den horizontalen Boden des Würfels ſo drücken, als wenn ich an denſelben ein Kilogrammgewicht angehängt hätte. Genau denſelben Druck erfährt jede der übrigen fünf Wände des gläſernen, die Luft einhüllenden Würfels.

Die kinetiſche Theorie der Gaſe lehrt, daſs es der Anprall der im Würfel eingeſchloſſenen Lufttheilchen an die Glaswände ſei, welcher dieſen Druck erzeuge. Denn die Moleküle der Gaſe ſind nicht in Ruhe, ſondern ſchwirren wie ein Mückenſchwarm beſtändig herum.

Gay Luſſac fand (1805), daſs genau denſelben Druck wie die Luft alle Gaſe ohne Unterſchied auf die Glaswände ausüben, ſobald die Temperatur dieſelbe bleibt. Kohlenſäure z. B. übt genau denſelben Druck aus wie die Luft, obwohl ſie 1½mal ſchwerer als dieſe iſt. Leuchtgas denſelben Druck wie Luft, obwohl es um die Hälfte leichter iſt.

Gasdruck iſt, wie bereits geſagt, nichts anderes, als die Folge des Anpralles der bombardierenden Gasmolecüle an die Wände des Gefäßes, welche es einſchließen, muſs alſo durch die Wucht ihres Anlaufes gemeſſen werden.

Bezeichnet w die Wucht eines Molecüls Kohlenſäure, w¹ jene eines Leuchtgas-Molecüls, ſo üben die in einem Cubikmeter Raum eingeſchloſſenen x Molecüle des Kohlenſäuregaſes auf die es einſchließende Gefäßwand einen Druck von x . w aus. Die in demſelben Raume gefangenen y Molecüle von Leuchtgas drücken analog mit einer Kraft y . w¹. Da aber nach Gay Luſſac dieſe beiden Drucke einander gleich ſind, ſo muſs: x . w = y . w¹ ſein. Nun iſt aber, wie die kinetiſche Theorie der Gaſe gleichfalls lehrt, nicht nur Druck, ſondern auch Temperatur ein Maß für die Wucht des Anpralles. Da aber die Gasdrücke gleicher Volumina nur bei derſelben Temperatur einander gleich ſind, ſo heißt dies in der Sprache der Mathematik: w = w¹.

Wenn dies aber der Fall, ſo hebt ſich in der obigen Relation die Gleichheit beiderſeits auf und es verbleibt x = y, was beſagen will, daſs in gleichen Räumen gleich viele Gasmolecüle enthalten ſind.

Dies iſt Daltons berühmtes Geſetz, welches durch Avogadros claſſiſchen Nachweis der Mehratomigkeit mancher Gaſe ein ſicheres Fundament erhielt. Derlei Ueberlegungen führten Avogadro zu dem zwingenden Schluſſe, daſs z. B. ein Molecül Sauerſtoffgas nothwendig aus zwei Atomen beſtehen müſſe.

Nach Regnaults genauen Meſſungen wiegt aber 1 Liter Sauerſtoffgas 1·4301 g. Da dieſem zweiatomigen Gaſe eine Valenz von 16 entſpricht, ſo nehmen 2 × 16 = 32 g Sauerſtoff einen Raum von 32 × 1·4301 = 22·38 l ein. Eine Valenz Sauerſtoffgas nimmt alſo einen Raum von 22·38 l ein. Würde man dieſelbe Rechnung mit irgend einem anderen Stoffe machen, ſo würde man in analoger Weiſe finden, daſs der Raum, welchen eine Valenz Stoff bei 0 Grad Celſius und 760 mm Barometerſtand einnehmen würde, wenn dieſer Stoff Gasform hätte, ſtets 22·38 l beträgt. Darnach würden alſo 22·38 l Silbergas, wenn wir ein ſolches darſtellen könnten, bei 0 Grad Celſius und 760 mm Barometerſtand 107·8 g wiegen. Das Gewicht von 22·38 l Kupfergas müſste 31·65, Zinngas 29·45 g betragen.

Da die Natur die Elektricität in Valenzen transportiert, Valenzen aber ſtets denſelben Raum in Gasform einnehmen, ſo iſt erſichtlich, daſs zum Transporte von ein Coulomb 22·38 l gasförmigen Stoffes erforderlich ſind. Dies iſt gewiſs ein merkwürdiges Geſetz. Nur iſt es auffallend, daſs die Elektricität ein Volumen bevorzugt, während ſie doch auf Oberflächen ſich ausbreitet. Es muſs ſonach für dieſes ihr Vorgehen ein innerer Grund beſtehen.

Stellt man ſich die Molekeln eines Gaſes als Kügelchen vor, ſo ſind in 22·38 l Kohlenſäure ebenſoviele Kügelchen enthalten wie in 22·38 l irgend eines anderen Gaſes. Da aber das Volumen einer Kugel deren Oberfläche proportional iſt, in gleichen Volumen aber ſtets gleich viele Kugeln enthalten ſind, ſo haben alle in dem Raume von 22·38 l gefangenen Gaskugeln zuſammengenommen ſtets die gleiche Oberfläche, ob ſie aus Silber, Kupfer, Zinn oder ſonſt einem anderen Stoffe beſtehen. Die Natur wählt alſo deshalb zum Transporte von ein Coulomb ſtets gleiche Gasvolumen Stoff, weil ſie dann ſtets dieſelbe Oberfläche zur Verfügung hat.

Nachdem wir in den Valenzen ſozuſagen die Packzettel der Elektricität erkannt haben, erübrigt noch die Frage, wieviel Elektricität man auf einen ſolchen Packzettel laden kann?

Faraday fand, wie bereits geſagt, daſs zum Transporte von ein Coulomb benöthigt werden:

Zinn . . . . . $\frac{0·305}{1000}$ Gramm

Kupfer . . . . $\frac{0·328}{1000}$ „

Silber . . . . $\frac{1·118}{1000}$ „

Es transportiert alſo 1 Gramm:

Zinn . . . . . $\frac{1000}{0·305}$

Kupfer . . . . $\frac{1000}{0·328}$

Silber . . . . $\frac{1000}{1·118}$

Coulomb. Da aber, wie erwähnt, auf eine Valenz gehen:

Zinn . . . . 29·45 Gramm

Kupfer . . . . 31·65 „

Silber . . . . 107·80 „

ſo transportiert eine Valenz:

Zinn . . . . . 29·45 × $\frac{1000}{0·305}$ = 96560 Coulombs

Kupfer . . . . 31·65 × $\frac{1000}{0·328}$ = 96340 „

Silber . . . . 107·80 × $\frac{1000}{1·118}$ = 96420 „

Man erkennt, daſs dieſe Ziffern, praktiſch genommen, gleich ſind. Man iſt alſo berechtigt zu ſagen, daſs, ſo oft in der Zerſetzungszelle eine Grammvalenz frei wird, jedesmal 96500 Coulombs in dieſe Zelle eingetreten und aus derſelben ausgeladen ſind. Auf jede freiwerdende Milligramm Valenz entfallen ſonach 96½ Coulombs.

(Fortſetzung folgt.)

Culturveredlung.

Sie haben etwas, worauf ſie ſtolz ſind. Wie nennen ſie es doch, was ſie ſtolz macht? Bildung nennen ſie's, es zeichnet ſie aus vor den Ziegenhirten.

Alſo ſprach Zarathuſtra.

„Culturveredlung — was bedeutet das?" Vor allem einen Vorſatz, der darauf hinzielt, meine Leſer zu wählen.

Die gleich über die Tautologie lachen, mögen ſich mit der Ueberſchrift begnügen. Die jedoch, die für das Wort jenes Lächeln haben, mit dem wir Gedankenfreunden begegnen, werden möglicherweiſe das Folgende entbehrlich, aber nicht unbegreiflich finden.

In verſchiedener Weiſe wirken die Menſchen als geiſtige Culturmächte. Eine iſt die des Zerſtörers, der eine Cultur zermalmt, oder die des Schöpfers, der eine neue bildet. Von dieſen untereinander getrennten Typen — die nur bei den größten Genies der Menſchheit zu Einheit verſchmelzen — wiſſen wir weder wann, noch woher wir ſie erwarten können. Keine Cultur, wie hoch ſie auch ſein mag, iſt die Höhe, von der ſie kommen, dieſe Ungeahnten und Unausweichlichen, dieſe Donnerkeile und Sonnen. Mehr als ein Jahrhundert ſah ſie nicht; mit dem, das ſie ſieht, ſchließt eine Zeitrechnung und eine neue beginnt.

Beſſer kennen wir die Bedingungen für das Auftreten jener anderen Culturmacht, die der erſten an Bedeutung zunächſt folgt, der Macht, die innerhalb der Formen einer ſchon gegebenen Cultur neue Werte ſchafft. Aber auch das Hervortreten dieſer Machtäußerung gehört, wenigſtens jetzt noch, zu dem Unberechenbaren, dem von unſerem Willen Unabhängigen.

Die dritte Culturmacht iſt die des Culturbildners, des Culturzüchters. Und dieſe kann hervorgerufen, kann erzogen werden, um dann ihrerſeits zu erziehen. Die Ausbildung eines Culturzüchters iſt jedoch nicht vollkommen, wenn ſie in ihm bloß Arbeitsfreude geweckt hat; ſie muſs ſich zu Kunſtfreude ſteigern. Nur ſo wird die Hand leicht genug für Culturverfeinerung. Denn ſeine Aufgabe iſt es nicht, den Boden zu pflügen oder den Samen zu ſäen, um Brot zu ſuchen iſt ſeine Sendung. Das Ueberflüſſige liebt er bewuſst. Und nur wer fühlt, daſs das Ueberflüſſige das von allem Allernothwendigſte iſt, iſt etwas von der Wiſſenſchaft des Culturbildners, der ſublimen Bedürfniſſe zu wecken.

Kein Begriff dürfte ſich jedoch ſchwerer feſtſtellen laſſen, als der der Nothwendigkeit und des Ueberfluſſes, und dies vor allem im Rahmen einer Cultur, in der Lebensbedürfniſſe und Lebenswerte mit verſchiedenen Zeiten, Völkern, Individuen und Lebensaltern ſteigen und fallen. Keine Grenzlinie wird daher beweglicher ſein als die, die das Maß ſtrenger Nothwendigkeit, welches in dem Begriff Cultur natürlich liegt, von dem Maße ſchönen Ueberfluſſes trennt, das den Begriff „durch und durch cultivierter Menſch" in ſich faſst.

Es ſollen hier auch keine Grenzlinien gezogen werden, und dies umſo weniger, als nicht die Rede von der

Digitized by Google

und ſocialen Erziehung iſt, die einen Culturmenſchen hervorbringt, ſondern von jener Bildung, die aus einem Culturmenſchen ein durchgebildetes Weſen macht. Ich erwähne nur als meine ſehr perſönliche Meinung, daſs das letztere ein Menſch iſt, der ſich nicht nur einen reichen Bildungsſtoff angeeignet, ſondern dieſen Stoff mit ſeiner Eigenart durchdrungen hat; ein Menſch, der alle Sinne gebrauchen und mit allen Sinnen genießen kann; der mit ſeinem eigenen Denken prüft, wählt und verwirft, mit ſeinem eigenen Gefühl umfaſst oder ausſchließt. Ein Menſch, welcher nicht bloß durch unabläſſige Bildung ſeine Fertigkeiten vermehrt, ſeinen Ideenkreis vertieft, ſeine Senſibilität verfeinert, ſondern der dabei auch immer mehr ſeine Art zu ſehen, zu hören, zu ſchweigen, zu ſprechen, zu leſen, zu ſchreiben individualiſiert. Ein Menſch, der ſich ſelbſt als die hohe Einheit in der cultuellen Mannigfaltigkeit auffaſst, eine Mannigfaltigkeit, die er als Material für ſein eigenes „aus einem Guſſe Sein“ braucht, ein künſtleriſches aus einem Guſſe Sein. Das ſchließt in ſich, daſs die Lebensäußerungen der Perſönlichkeit das Gepräge der ganzen Bildungsarbeit tragen und daſs jedes Moment der Bildungsarbeit die Feinheit und Vornehmheit der Lebensäußerungen ſteigert. Der durch und durch cultivierte Menſch ſchließlich iſt der, deſſen Glücksgefühl wächst, je reicher ſeine und der anderen culturelle Lebensmöglichkeiten ſind. Er gehört derſelben Vollblutrace an wie die antik geſchmückten, ſchönen Männer und Frauen, die auf Puvis de Chavannes idealen Bildern unter hohen Lorbeerbäumen und über blühende Fluren mit würdiger Grazie ihre Lyren und Pergamentrollen tragen, eine erhabene und ſonnentrunkene Entzücktheit über ihre eigene Harmonie ausſtrahlend.

*

Ein ruſſiſcher Schriftſteller behauptete — nachdem er die zerfetzten, uneingebundenen Bücher in den meiſten ruſſiſchen Häuſern geſchildert hatte — daſs die Anzahl der gebundenen Bücher in einem Lande den beſten Beweis für das Culturniveau des Volkes liefere. Ein ſchwediſcher Dichter wieder, der vor einer Waſchſchüſſel von minimalen Dimenſionen ſtand — über die ein unbewuſster Ironiker den Spruch befeſtigt hatte: Herr, ſäubere mich, auf daſs ich rein werde — ſchwur auf die Größe der Waſchſchüſſel als unfehlbaren Culturmeſſer! Der eine wie der andere Einfall erhält eine gewiſſe Beweisſtärke, wenn man von öſtlicher in weſtlicher Richtung die Entwickelung der pſychiſchen und phyſiſchen Bedürfniſſe der europäiſchen Völker betrachtet.

Weil Bedürfniſſe der Ausgangspunkt und ihre volle und ſchöne Befriedigung der Zweck der Cultur iſt, war die Askeſe — trotz ihrer großen, erzieheriſchen Bedeutung in gewiſſen Culturabſchnitten — im tiefſten Innern culturfeindlich. Sie iſt es noch in ihren banalen Anpaſſungsformen an die Verhältniſſe der Gegenwart, iſt es nicht zum wenigſten deshalb, weil Enthaltſamkeit die Perſönlichkeit ſchwächt und verringert, während maſsvolle Freiheit ſie ſtärkt und verfeinert. Ueberall, wo asketiſche Begriffe herrſchen, wird es darum bedeutungslos, von Culturverfeinerung zu ſprechen; denn dieſe iſt der antipodiſche Gegenſatz der Askeſe. Das Streben der Culturverfeinerung iſt, unabläſſig neue phyſiſche und pſychiſche Culturbedürfniſſe zu wecken, und die Art, die ſchon geweckten zu befriedigen, immer mehr zu verfeinern.

Was wir gemeinhin unter Cultur verſtehen — den ganzen materiellen Apparat, die geſellſchaftlichen Einrichtungen, die Summe des Wiſſens, der Schöpfungen auf allen Gebieten — all dies umfaſst noch gar nicht das eigentliche Feld der Culturveredelung. Ja, eine Cultur kann in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung hoch erſcheinen und ſich doch dem feineren Maße des Culturbildners als complicierte Rohheit darſtellen.

Die Rohheit — die Empfindungsloſigkeit ſein kann, aber auch ein bloß latentes Gefühl für das Echte und Schöne — wird nämlich nicht ſchon dadurch überwunden, daſs eine Minderzahl geiſtige Culturwerte hervorbringt, ſondern erſt dadurch, daſs eine Mehrzahl mit feiner Ausleſe dieſe Werte genießt, nicht dadurch, daſs ein Land die Aeußerungen der Schaffenskraft der Minderzahl fördert, ſondern dadurch, daſs dieſe Aeußerungen in einem ſo innigen Zuſammenhang mit den Culturbedürfniſſen des ganzen Volkes treten, daſs ſie das Lebensgefühl aller erhöhen und vermannigfaltigen.

Die raſtloſe Culturarbeit der Gegenwart geht unter einem relativ geringen Grad von Culturverfeinerung vor ſich. Quantitativ ſind die Reſultate der Cultur größer denn je, und ein Feld nach dem anderen wird nach immer vollkommeneren Methoden neu beſtellt. Aber in der Cultur, ſowie in der Agricultur iſt die Ernte weniger durch die Größe der Gebiete beſtimmt, die „unter Cultur“ ſind, als durch die Intenſität dieſer Cultur. Mangel an Intenſität trägt die Schuld daran, daſs die Culturarbeiten unſerer Zeit [illegible] den größten Theil [illegible] Zeichen der [illegible], warum [illegible] [illegible] Lebensfreude [illegible]. [illegible]

[illegible]

arme, das Menſchen ſeit dem vorhiſtoriſchen Kampfe ums Daſein erſtrebt haben! Die Armut der Zeit an Culturidealismus, ſchon auf den höheren Gebieten merkbar, wo neue geiſtige Werte geſchaffen werden, iſt in die Augen ſpringend in den niederen Sphären, wo man ſich die Culturwerte bloß aneignet. Und derſelbe Einfluſs, ſowohl auf die productiven, wie die receptiven Geſellſchaftsſchichten, wird durch den oben angedeuteten Mangel an Intenſität der Cultur ausgeübt.

Dieſe geringe Intenſität hat viele Urſachen, von denen die entſcheidendſte die iſt, daſs man, während die Menge ererbten Kenntnisſtoffes ſtets vermehrt wird, die alten Bildungsideale und Methoden beibehält. Die Folge davon iſt, daſs die Bildung immer weniger auf ein Sein, immer mehr auf ein Wiſſen hinzielt. Aber Bildung iſt nicht, was wir wiſſen: „Bildung iſt, was wir übrig haben, wenn wir alles vergaßen, was wir lernten“ — was wir übrig haben an Gedanken, Ideenverbindungen, Gefühlen und Phantaſiebildern, die unſeren Lebensinhalt ſteigern und verfeinern.

In einer modernen Eiſenbahnreſtauration, wo überall um die überfüllten Tiſche ein unſchöner Streit gekämpft wird, um in möglichſt geringer Zeit möglichſt große Ausbeute zu erringen, wird ein nicht heißhungriger Menſch von der Sehnſucht nach den Eſskorb-Mittagmählern der Poſtkutſchenreiſen ergriffen, die fröhlich an einem friedlichen Waldesabhang genoſſen wurden. Was man ſieht und an was man ſich erinnert, geſtaltet ſich zu ungeſuchten Symbolen für der Gegenwart haſtiges, unterſchiedsloſes Verſchlingen eines großen geiſtigen Nahrungsſtoffes und älterer Zeiten langſame, ſtille Bewertung eines kleinen.

Die Unempfindſamkeit für die Auswahl und für die tiefe, perſönliche Aneignung als Grundbedingungen echter Bildung, das iſt die große Rohheit der Gegenwart. Sie verurſacht eine Vergewaltigung der Natur, die man im Lichte der Zukunftspſychologie ſo beurtheilen wird, wie wir im Lichte der gegenwärtigen Phyſiologie die kunſtmäßige Production von Homunkeln im Mittelalter beurtheilen.

Dieſe erwähnte Rohheit wird durch die heutige Tendenz vermehrt, alles in Geld zu bewerten, Geld für fähig zu halten, alle Werte zu kaufen. In Proportion zu den Summen, welche für Unterricht und Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur verausgabt werden, betrachtet ſich eine Nation als „Culturvolk“. Aber die Frage, ob dieſe Summen wirklich die Cultur erhöhen, dieſe Frage wird zum mindeſten zu den überflüſſigen gezählt, wenn ſie nicht geradezu als unbegreiflich angeſehen wird.

Als Beweis der culturellen Ueberlegenheit der Gegenwart anderen Zeiten gegenüber zählt man oft all die materiellen Mittel auf, durch die ſich nicht nur die Lebensweiſe angenehmer geſtaltet hat, ſondern auch die geiſtigen Werte leichter zugänglich und raſcher umgeſetzt worden ſind. Beſonders werden mit Recht die billigen Reiſen und billigen Druckſchriften hervorgehoben, durch die die Schöpfungen der Wiſſenſchaften, Kunſt und Literatur mehr oder weniger Gemeingut werden können. Niemand leugnet auch die Ueberlegenheit der Gegenwart, inſoweit es ſich darum handelt, Cultur über große Flächen zu verbreiten. Was man leugnet, iſt, daſs dieſe Cultur Feinheit oder Tiefe beſitzt; was man behauptet, iſt, daſs die Mannigfaltigkeit unſerer Bildungsmöglichkeiten den Gehalt unſerer Bildung vermindert hat.

Um dies gleich durch ein nächſtliegendes Beiſpiel zu beweiſen: es nimmt die Leſefähigkeit in gleichem Verhältnis mit der Zunahme der Leſelundigkeit ab. Alle Leſenden gehorchen in unſeren Tagen Bacons Rath: einige Bücher zu koſten und andere zu verſchlingen; aber wenige befolgen ſeine Mahnung, gewiſſe Bücher langſam zu verzehren und dieſe gut zu verdauen. Einen guten Leſer, einen ſolchen, der jahrelang mit einem Schriftſteller, von einem Buche lebte, findet man heutzutage ſelten, ſelbſt in entlegenen Landſtädtchen. Ein großer Procentſatz der Gebildeten hat „nie Zeit zu leſen“, und die ſich Zeit ſchaffen, haben ſchon in der Schule die Macht verloren, mit ihrer Phantaſie die Bilder hervorzurufen, die der Dichter gemalt, mit ihren Gedanken die Ideen zu durchdringen, die der Denker mittheilt. Ein halbwaches Vielleſen ſchon von der Kinderzeit an hat die Qualität unſerer Eindrücke geſchwächt, während es gleichzeitig die Quantität vermehrte. Gewiſs muſs es in der Bildungsgeſchichte eines jeden Menſchen, ſowie in ſeiner Lebensgeſchichte eine Zeit geben, in der er ſich rückhaltlos in das Meer der Bücher wie des Menſchenlebens wirft und allen Gefahren ſich unterzieht, um alle Freuden zu gewinnen. Aber ſowie eine Perſönlichkeit nach und nach ihre natürliche Auswahl unter den Menſchen trifft, einem oder einigen ihre große Liebe ſchenkt, einige weitere zu Freunden macht, Umgang mit anderen pflegt und aus ſeinem Umgang die Vielzahl ausſchließt, ſo muſs eine Perſönlichkeit ſich nach und nach ihre Wahl unter Büchern treffen. Man ſollte [illegible] von Schriftſtellern haben — und ſie beſitzen [illegible] die man nie „geleſen hat“, ſondern immer [illegible] Verhältniſſen und nicht zum wenigſten dem Verhältnis [illegible] die Jungfrau, die die großen Lebens[illegible]

[illegible], die ſchlechtes Leſen mit ſich führt, iſt in [illegible] internationaler Zug. Aber die Art, in der [illegible] Bücherkauf anſieht, dürfte für germaniſche [illegible] die Vollandhalbinſel einzig daſtehend ſein.

Digitized by Google

Bei uns wird es nämlich als empörend unmoraliſch angeſehen, ein Buch zu kaufen, das man ſich ausleihen kann. Mit der hohen Ruhe, die ethiſche Ueberlegenheit gibt, wartet die Mehrzahl, ſelbſt die „Broſchüre des Tages“ zu leſen, bis die unſittliche Minderzahl das Dreißigpfennigheft verleiht! Dieſe eigenthümliche germaniſche Askeſe drückt den geiſtigen und materiellen Standard of life unſerer Schriftſteller und vermindert ſo ihre Möglichkeit friſcher, ſpontaner Production. Dies iſt unſer unmittelbarer Culturverluſt, dank der genannten asketiſchen Moral. Aber zugleich damit beraubt ſich die leſende Allgemeinheit ſelbſt der feineren Cultur, die dadurch gewonnen wird, daſs man ſich aus erſter Hand ein eigenes Urtheil bildet, ſich in Ruhe eine Arbeit aneignet und — wenn man ſich dazu verſucht fühlt — ſich aufs neue darin vertiefen kann.

Den Luxus einer ſolchen feineren Bildung geſtatten ſich gewöhnlich nur die, welche nicht die Mittel zu einer anderen haben. Wenn dieſe dennoch in vielen Fällen genöthigt ſind, zu borgen, um mit dem geiſtigen Leben der Zeit Schritt zu halten, ſo empfinden ſie ihr vorübergehendes Verhältnis zu dem Buche — falls ſie es ſchätzen — als einen großen Raub am Genuſſe desſelben.

Die Rückſichtsloſigkeit in der Behandlung geliehener Bücher zeigt auch, wie niedrig das Buch bei uns im Culturwert ſteht. Perſonen, die keinen Pfennig ſtehlen könnten, zerſtören ſorglos ein Buch, und die geliehene Bücher ungemahnt zurückgeben, ſind viel geringer an der Zahl, als die, welche neue ſchreiben.

Wenn man von der Art, Bücher zu leſen, zu kaufen und zu behandeln, zu der Art übergeht, ſie zu beurtheilen, ſo findet man — als Ausdruck ſowohl für das Selbſtgefühl, als für den Altruismus der Gegenwart — ſelten ſoviel Achtung für die eigene Perſönlichkeit oder die des Verfaſſers, daſs man mit dem Urtheil über ein Buch zögert, bis man es geleſen hat. Und von den wenigen, die die Bücher, die ſie beurtheilen, wirklich leſen, wieviele haben ſich die Mühe genommen, auch nur fünf Minuten ihr Urtheil zu durchdenken, ſo daſs ſie ihr Gefallen oder Miſsfallen ſich ſelbſt und anderen einigermaßen motivieren können!

Doch es gibt noch Kritiker, welche ihre Aufgabe als eine culturelle auffaſſen. Wie aber behandelt man dieſe? Die Antwort iſt kurz: die meiſten ſchreiben oder haben für Zeitungen geſchrieben. Dies will unter anderem ſagen, daſs wenn ſchon der Kritiker die echte Liebe zu Literatur, Kunſt, Muſik, Theater hegt, ſo daſs er ehrlich die Schwäche nennen, frei über die Stärke jubeln und in beiden Fällen gründlich ſein Urtheil motivieren will — ſich nicht ſelten Couliſſengeheimniſſe finden, die verlangen, daſs die eine Erſcheinung in den Himmel gehoben, die andere vernichtet werde, oder daſs die Temperatur der Strenge und des Entzückens ſich nach gewiſſen Graden hebe und ſenke. Und findet ſich keine temperierende Macht hinter den Couliſſen, ſo iſt doch immer — das Publicum auf dem Schauplatze vorhanden. Die Rückſicht auf dieſes verbietet alles Inhaltsreiche auf culturellem Gebiete und verlangt Thatſachenreichthum nur in der Localberichtabtheilung. Wenn ein Kritiker in dieſer Preſſe und für dieſes Publicum ſeinen jungen Enthuſiasmus verbraucht hat, ermüdet er, wendet Schablone an, falls er noch immer gezwungen iſt, Zeitungsſpalten zu ſchwärzen und wäſcht ſeine Hände rein, indem er ſich mit Literatur- und Kunſtgeſchichte oder irgend einer anderen wiſſenſchaftlichen oder ſchöngeiſtigen Production beſchäftigt. Aber als unmittelbaren Culturbildner hat man ihn damit verloren.

Nun iſt jedoch der Kritiker — wie der geiſtreiche und ſuggeſtive Eſſayiſt, dieſe ſeine Erſcheinung, die bis jetzt bloß in engliſcher und franzöſiſcher Luft erblüht iſt — der wichtigſte Culturbildner. Und darum ſinkt das Culturniveau eines Landes unfehlbar, wenn ſeine Kritiker ihrer Aufgabe müde werden oder ſie miſsbrauchen.

Schriftſteller, welche die geniale Kritik üben, von der Schiller träumte und die Flaubert noch vermiſste eine Kritik, die die Kunſt braucht, um ſowohl die Geneſis des Kunſtwerkes klarzumachen, als das, worin deſſen Kunſtwert beſteht; Kritiker, die dem Anfänger eine warme und behutſame Hand zur Führung reichen und auch den berühmten Namen die große Huldigung der Aufrichtigkeit darbringen, Kritiker, die nicht urtheilen, bevor ſie mit der ganzen Energie ihres Verſtehens in das eigenſte Weſen des Werkes einzudringen ſuchten und die ſich ſelbſt nicht in den Vordergrund ſtellen, ſondern ein paar Schritte hinter den Vorgang zurücktreten, den ſie mit ihrem elektriſchen Glühlicht beleuchten; Kritiker, die große Geſichtspunkte geben, weite Ausblicke in das geiſtige Leben der Gegenwart eröffnen, den Weg zu neuen Bildungsſchätzen zeigen — ſolche Kritiker ſind es, die die Cultur jetzt vor allem braucht, die ſie aber, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, noch entbehrt. Was ein einziger ſolcher Kritiker im großen Stil als culturelle Macht wirken kann, das wiſſen, im Norden wenigſtens, alle die, auf welche Georg Brandes ſeinen bedeutungsvollen Einfluſs geübt.

Je länger die Preſſe ſich damit begnügt, die Luſt des ungebildeten Haufens nach Banalitäten und Bagatellen zu befriedigen, umſo tiefer ſinkt ihr culturveredelnder Wert. Darum werden die Culturbewuſsten von der Hoffnung auf eine Preſſe beſeelt, die aufs neue für die gebildete Minderzahl redigiert iſt, eine Hoffnung, die kein Vernachläſſigen der „Maſſe“ und ihrer Forderungen in ſich ſchließt, ſondern im Gegentheil die Ueberzeugung, daſs die Preſſe nur ſo ein tiefeingreifender Erzieher gerade für die Maſſen werden kann. Iſt der Gedanke unſinnig, daſs die Zeitungen es endlich müde werden ſollen, ſich auf allen Vieren in der gleichen Höhe mit dem Publicum zu halten, und daſs ſie eine Erhebung wagen könnten? Oder daſs bloß eine einzige Zeitung damit aufhörte, Notizen „auszuſchneiden“, ſondern ſie anſtatt deſſen rückſichtslos fortſchnitte, daſs ſie es wagte, an Stelle der Feſtdiner-Menus Studien cultureller Lebensfragen zu bieten; daſs ſie anſtatt dem Lauf der Haſen während der Herbſtjagden zu folgen, es verſuchte, den Weg der Ideen durch die großen Culturländer aufzuſpüren u. ſ. w. . . ?

Bei uns herrſcht noch ein für die Cultur unglücklicher Grundſatz, nämlich die Verſchwiegenheit in Bezug auf neue Ideen. Mit der durch den wachſenden Stoff in der Wiſſenſchaft immer merkbarer gewordenen Nothwendigkeit zu ſpecialiſieren geht es Hand in Hand, daſs ſich die Männer der Wiſſenſchaft leicht von allen Culturgebieten außer ihren eigenen iſolieren; daſs ſie einer ſynthetiſchen Anſchauungsweiſe fremd werden, daſs ihre eigene Culturveredelung verſäumt wird, ſo daſs ihre Bildung oft Fülle und Harmonie vermiſſen läſst und ihr Geſichtswinkel von dem Felde begrenzt erſcheint, das ſie ſelbſt beſtellen.

Das Bildungsmittel, das vor allem unſere nationalen und individuellen Grenzen erweitern kann und deſſen leichte Zugänglichkeit die Neuzeit charakteriſiert, iſt Reiſen. Aber der Großvater machte oft während einer dreitägigen Fahrt im Heimatlande mehr Beobachtungen und empfieng tiefere Eindrücke als der Enkel auf einer modernen europäiſchen Rundreiſe. Wie wenig verſteht man es jetzt, durch Reiſen ſeinem geiſtigen Reiche neue Lande zu erobern. Nicht nur die, die das Möglichſte aus einer Reiſe machen wollen, von der ſie wiſſen, daſs es ihre einzige bleibt, nein, auch fleißige und reiche Reiſende zeigen ſich ſelten als Kenner auf dem Gebiete des Reiſens. Welche geiſtigen Feſte könnten ſie ſich ſonſt bereiten!

Zum Beiſpiel das, den Dichter in der Natur zu ſtudieren, die den Hintergrund ſeiner Werke gebildet; ſo Goethe zu leſen, während man in Thüringen umherſtreift, oder Sophokles, indes man ſich an Hellas berauſcht! Oder ſich in die Gothik oder Renaiſſance an jenen Orten einzuleben, wo ſie am ſchönſten geblüht, oder ſich in irgend eine alte Stadt zu vergraben, in einem einſamen Flecken, um bis zum Rande vom Geiſte einer entſchwundenen Zeit erfüllt zu werden, oder von dem eigenthümlichen Duft des Temperaments eines Landes oder eines Volkes. Oder eine culturelle Sphäre aufzuſuchen, in der man in der Nähe großer Geiſter und Gedanken ſeine eigenen Kräfte wachſen fühlt, wie in einem Sonnenbad.

Aber für ſolche Genüſſe ſchwärmen ſelten andere als die, die reich genug ſind, ihre Reiſen in der Phantaſie machen zu können, oder vornehm genug, ſie zu Fuße zu unternehmen. Das allgemeine Ideal der Zeit hingegen iſt auch auf dem Gebiet der Reiſe ein Vielerlei, nicht ein Viel. „Alles geſehen zu haben“, ohne innig von irgend einer tiefen Stimmung durchdrungen zu ſein, das iſt das Ziel, um deſſentwillen man des echten culturellen Gewinnes der Reiſe verluſtig geht: eines perſönlich gelebten, neuen Lebens, durch das man geiſtig in eine höhere Organiſationsform emporgehoben wird.

Keine culturveredelnde Macht beſitzt eine Sphäre, die ſich mit der bildenden Kunſt vergleichen ließe, denn ihr Einfluſs kann, wie kein anderer, alle Stunden und alle Gebiete des Alltagslebens durchdringen. Das Buch kann ungeleſen beiſeite gelegt werden, das Bauwerk muſs man ſehen. Jeden Einfluſs, durch den ein Volk kunſtbedürftiger und ſchönheitsſehnender wird, muſs der Culturbildner zu ſtärken und zu vertiefen ſuchen. In dem Grade in dem die Schönheit als bewuſster Lebenswert, auch in den einfachſten Alltagsdingen, für ein Volk Bedeutung gewinnt, im ſelben Grade iſt dieſes Volk verfeinert: ſein Culturbudget iſt als Beweis ſeiner Bildung bedeutungslos im Vergleiche mit ſeinem Hausgeräthe. Und darum wird der, dem es in unſerer Zeit gelingt, eine ſchöne Form für die Brettlache zu finden, mehr für die Culturveredelung gewirkt haben als derjenige, der die Koſten einer Nordpolexpedition trägt.

Die Gegenwart hat daher, vom Geſichtspunkte der Culturveredelung, kein freudigeres Ereignis aufzuweiſen als das in England von Seiten der Künſtler lange bethätigte Streben, den Producten der Induſtrie und des Handwerkes äſthetiſchen Wert zu geben. Da war das bewuſste Ziel, die Schönheit wirklich zu „populariſieren“, den ſtilvollen Möbelbezug, die ſchöne Tapete ebenſo billig zu machen wie die geſchmackloſen wohlfeilen Waren. In Frankreich, Deutſchland und im Norden hat die Kunſt begonnen auf demſelben Gebiete zu arbeiten, aber noch beinahe ausſchließlich für die Reichen. Und ſolange das Schöne nur dem Auge als objet d'art im Salon ſchmeichelt, aber nicht durch das Geſchirr auf dem Tiſche des Armen, ſolange hat es ein Volk in ſeiner äſthetiſchen Bildung nicht weit gebracht. Die fabriksmäßig hervorgebrachte Schmuckdecoration iſt das große moderne Hindernis für das Wachsthum des Schönheitsgefühls.

Stockholm. (Schluſs folgt.) Ellen Key.

Hugo Wolf.

(Concert des Hugo Wolf-Vereines in Wien.)

Unter den Componiſten, die in den letzten Jahren in Wien eine Sonderſtellung eingenommen haben, war Hugo Wolf der originellſte und bedeutendſte. Er war dies ſeiner Kunſt und ſeiner Perſönlichkeit nach. Ueber letztere curſierten ſchon ſeit langem in Muſik-

Digitized by Google

kreiſen die verſchiedenſten Gerüchte, und was davon ab und zu in die ferner ſtehende Oeffentlichkeit drang, war auf dem langen Wege von Mund zu Mund durch hinzugedichtete Nuancen ſo ſehr entſtellt, daſs man kaum je das richtige Bild des Mannes vor ſich hatte, der jahrelang i n Wien gelebt und lediglich a u ß e r h a l b Wiens Boden gefunden hat. In der Theorie heißt es freilich, daſs perſönliche Entſtellungen und Beziehungen keinen Einfluſs auf das äſthetiſche Urtheil ausüben ſollten; aber gerade dieſes ſelbſtverſtändlichſte, klarſte und einfachſte Erfordernis des Kunſturtheils iſt in Wirklichkeit das allerſchwierigſte geweſen, deſſen Vernachläſſigung die Componiſten aller Zeiten empfinden muſsten. Unter dieſen Umſtänden möchte ich mich faſt glücklich ſchätzen, daſs mir zur Zeit, als ich zum erſtenmale mit der Feder in der Hand zu Wolfs Compoſitionen Stellung nahm, alle ſeine perſönlichen Beziehungen vollkommen unbekannt waren. Ich verlegte damals irrthümlich ſeinen Aufenthalt in eine kleine deutſche Reſidenz, denn von dort her, ſowie von Berlin drangen die erſten Nachrichten von ſeinen Werken zu mir; die Wiener Concertprogramme haben früher ſeinen Namen kaum jemals enthalten. Wo immer man Wiener Componiſten vereinigt ſah, im Bild oder im ſocialen Verkehr, Wolf ſtand immer außerhalb, er war immer der geächtete einſame Künſtler. Warum das ſo kommen muſste, weſſen Schuld das war, das zu unterſuchen, iſt jetzt nicht meine Sache. Freuen wir uns, daſs ſeine Muſe heute nicht mehr ungekannt in einem ſtillen Winkel ſitzt, und daſs ihr die Wege zu den Concertſälen geebnet ſind.

Man hat Wolf den Schöpfer des neudeutſchen Liedes genannt. Ich glaube nicht, daſs der Ausdruck ganz glücklich gewählt war, denn der Sache nach iſt jeder deutſche Componiſt neudeutſch, deſſen Compoſitionsweiſe vollſtändig originell iſt. Hiſtoriſch betrachtet, waren ſowohl Schumann wie Richard Wagner und ihre Schulen neudeutſch, obgleich ſie ganz verſchiedene Bahnen wandelten. Im populären Sinne des Wortes iſt die Bezeichnung leicht geeignet, eine falſche Vorſtellung von ſeinen Liedern zu erwecken und glauben zu machen, daſs in denſelben die Melodie verpönt, der Clavierpart überladen und der Singſtimme lediglich eine geiſtreiche Declamation zugewieſen ſei. Ganz im Gegenſatz zu dieſen Merkmalen enthalten zahlreiche Lieder Wolfs Melodien, die auch rein muſikaliſch von ſo hervorragender Schönheit und Innigkeit ſind, daſs ſie auch den nur flüchtigen Beobachter gleich zum erſtenmal feſſeln müſſen: Melodien, wie die des Liedes der „Morgenthau“ könnten in jedem einfachen Volkslied ſtehen. Das hinreiſſende Frühlingslied („Er iſt's“), „Frage und Antwort“ und vor allem „Verſchwiegene Liebe“ ſind Meiſterwerke erſten Ranges, wie es in den letzten Jahren k e i n Wiener Componiſt und, ich glaube, auch kein fremdländiſcher geſchaffen hat. Sie ſind in ihrer Erfindung, ihrem Aufbau und in ihrem liebevollen Eingehen auf das Gedicht etwas ſo Originelles, daſs wir in Wien ſtolz darauf ſein könnten, daſs die Quelle des Liedes bei uns noch immer unerſchöpflich iſt wie zur Zeit Schuberts und der alten großen Meiſter. Die Lieder fanden übrigens jüngſt durch Frau Lazzi eine ſo feinſinnige künſtleriſche Interpretation, wie ich ſie ihr, wenn ich ganz aufrichtig ſein ſoll, gar nicht zugetraut hatte.

Von ganz anderer Art iſt die Compoſition derjenigen Gedichte, die ihrer Natur nach den muſikaliſchen Schwerpunkt in den Clavierpart verlegen muſste, wie des trotzigen „Prometheus“ von Goethe, „Seemanns Abſchied“ von Eichendorff und Mörikes „Der König bei der Krönung“. Daſs Wolf auch das trotzige, urwüchſige Element vortrefflich muſikaliſch zum Ausdrucke bringen konnte, wird man bei ihm wohl kaum bezweifelt haben; aber auch dann werden die Donnerſchläge des Selbſtbewuſstſeins tief ergriffen haben, die Wolfs Prometheus ſo mächtig geübt hat. Im Gegenſatz hiezu iſt in dem Königslied der Ausdruck des Großartigen in die Singſtimme verlegt und von einfacheren Accorden begleitet, wo in Herrn Reichs Stimme, die ſich im getragenen Geſang immer am vortheilhafteſten zeigt, ſehr wirkſam zur Geltung kam.

Man möchte dem Componiſten des Prometheus gar nicht zutrauen, daſs er auch ſo viel Sinn für Humor beſaß, wie ihn das eine der beiden Soldatenlieder Eichendorffs verräth, das im Herrn [illegible] [illegible] jugendfriſchen und [illegible] Vortrag [illegible] kann, [illegible] [illegible]

[illegible]

Richard Wallaſchek.

dieſer Beziehung ein Meiſterſtück), oder er weist dem Clavier eine Rolle zu, welche die Aufgabe eines bloßen Begleitinſtrumentes überſchreitet und ein ſelbſtändiges Tonbild ſchafft, innerhalb deſſen die Worte des Dichters gleichwohl zu ihrem Rechte kommen. Was bei allen dieſen Liedern ſo wohlthätig wirkt, iſt, daſs der Componiſt nicht erſt lang zu überlegen, kühl zu berechnen, zu feilen und mühſam zu arbeiten braucht, um die Erfindung von der Stelle zu bringen, es klingt als ſei das ganze Lied e i n kühner Wurf der Phantaſie, die, von Temperament und innerem Feuer belebt, raſch erwärmt, wo ſie überhaupt empfunden wird. Man begreift, daſs der Schöpfer dieſer Lieder ein origineller Kopf war, der zu viel inneres Leben beſaß, als daſs er ſich leicht an äußere Feſſeln hätte binden können. Mannigfach mochten die Conflicte ſein, in welche dieſer Feuergeiſt auf künſtleriſchem und ſocialem Gebiete mit ſeiner Umgebung gerieth. Mag ſein, daſs auch von Seite des Componiſten manches harte Wort dabei gefallen iſt. Die Zeit wird kommen, wo man auch dieſen Zug dem Manne vergeſſen wird, deſſen Lieder unvergeſslich geworden ſind.

Eine Conférence.

(Gehalten am 7. November im Böſendorferſaal.)

Meine Damen und Herren!

Laſſen Sie mich Ihnen zuerſt in ein paar Worten ſagen, was ich denn mit dieſen Vorleſungen oder Conférencen oder wie man es nennen mag — was ich denn damit eigentlich will. Mit Recht werden Sie ſich gewundert haben. Mit Recht würden Sie geſagt haben: Jetzt kündigt er gar auch noch Vorleſungen von Novellen und Gedichten an, wie kommt er dazu, was iſt das wieder für eine neue Marotte? Nun, das möchte ich Ihnen eben in ein paar Worten entſchuldigend explicieren. Vielleicht geben Sie mir dann ſogar Recht.

Ich bin neulich in Berlin geweſen. Da habe ich gefunden, daſs man dort jetzt auf einmal ganz anders von uns ſpricht als ſonſt. Man ſpricht von uns jetzt dort in einem Ton von — beinahe — Reſpect und nicht ohne einen gewiſſen Neid. Man ſtaunt über uns: man hätte uns das gar nicht zugetraut. Was denn?, habe ich gefragt. Nun, hieß es, Sie haben doch jetzt ein literariſches Leben in Wien! Ah ſo, habe ich geſagt. „Ja, Sie haben ein literariſches Leben: Sie haben nicht bloß ein paar Autoren, ſondern es ſcheint, daſs Sie ſogar ein modernes Publicum haben. Das iſt es.“ Nun, Sie können ſich denken, wie es mich gefreut hat, daſs das jetzt in Berlin ſo ſcheint!

Aber — unter uns gefragt: iſt es denn eigentlich wahr? Es wäre ja ſehr hübſch, aber — irren ſich die Berliner nicht am Ende? Sind wir wirklich auf einmal ſo literariſch geworden, ſo modern? Ich weiß nicht. Ein Theaterdirector, ein Schauſpieler, ein Dramatiker würden es vielleicht bejahen können. Aber fragen Sie doch einmal einen Novelliſten! Der lacht Ihnen ins Geſicht. Ein literariſches Leben? In Wien? In Wien wird doch noch immer kein Buch geleſen — vom Kaufen gar nicht zu reden! Oder fragen Sie gar einen Verleger! Wenn bei uns von einem Roman, der einen großen Erfolg hat, den man „geleſen haben muſs“, der die „Senſation“ für ganz Wien geweſen iſt, wenn von ſo einem Roman bei uns ſchließlich zweihundert Exemplare abgehen, iſt das ſchon ein „Ereignis“. Nein, Novelliſten, Romanciers und ihre Verleger werden Ihnen das mit dem literariſchen Leben nicht glauben.

Wie iſt es nun alſo? Wer hat Recht? Nun ich meine: man wird ja zugeben müſſen, daſs bei uns in den letzten Jahren manches anders und gewiſs beſſer geworden iſt. Das Dichten und die ganze Kunſt ſind nach und nach doch jetzt wieder ein biſschen mehr in die Mode gekommen. Das Publicum hat doch wieder — wir ſehen das ja bei allen Premièren — es hat doch wieder gewiſſe literariſche Intereſſen. Nur leider — wir ſehen das eben leider nur bei den Premièren. Das biſschen Intereſſe für Literatur, das es bei uns gibt, wird leider vom Theater allein abſorbiert — für die anderen, für die Novelle, den Roman oder gar das arme Gedicht bleibt nichts übrig. Das Theater iſt in unſerer Zeit kaum in der That literariſcher und faſt modern geworden, aber ſonſt — ſonſt iſt doch alles beim alten geblieben.

Was iſt die Folge? Die Folge davon iſt, daſs heute bei uns jeder Autor, ob er ein Dramatiker iſt oder nicht, für das Theater ſchreiben muſs — er kommt ſonſt nicht auf. Wenn heute ein junger Menſch von zwanzig Jahren einem Wiener Director ein Stück bringt, [illegible] wenn es nur eine Spur von Talent zu [illegible] angenommen, ausgeſtellt und aufgeführt; bei der [illegible] am andern Tag müſſen alle Zeitungen [illegible], aber ſie reden doch von ihm und wenn [illegible] zwei oder drei Mal conſequent durch- [illegible] gemachter und ein berühmter Mann, [illegible] ein Dichter von fünf, von zehn großen [illegible] Wunder, wenn ſchließlich überhaupt [illegible] ſondern jeder nur noch Stücke [illegible] Ungunſt, nicht nur für den Roman [illegible] die ungerechtfertigt und unbeſtellt ver-

Digitized by Google

kümmern und veröden, ſondern es iſt auch ein Unglück für das Theater ſelbſt. Es iſt ein Unglück, daſs ſich immer mehr und mehr undramatiſche Naturen zum Theater drängen, geborene Novelliſten oder Poeten, die ſich gewaltſam erſt zur dramatiſchen Form zwingen müſſen, weil nun eben einmal das Theater heute für die jungen Leute der einzige Weg zum Publicum iſt. Daher die vielen ſchlechten Stücke, die vielleicht ganz gute Novellen geworden wären, aber — das Thema iſt undramatiſch, der Autor iſt kein Dramatiker, wie ſoll das je ein Drama geben? Und ſo, immer und immer wieder Dinge auf der Bühne ſehend, die nach ihrem ganzen Weſen gar nicht auf die Bühne gehören, müſſen wir ja auch nach und nach ſelber allen dramatiſchen Sinn und das dramatiſche Gefühl verlieren und der Schluſs wird alſo ſein: zuerſt bringt jetzt das Theater den Roman und die Novelle um — und dann werden ſie ſich rächen, die Novelle und der Roman, dann bringen ſie am Ende das Theater um. Und das alles bloß, weil bei uns jeder Menſch ins Theater geht und kein Menſch ein Buch lieſt und weil ſo das bisſchen Intereſſe für Literatur, das wir haben, ganz vom Theater allein abſorbiert wird.

Aber warum lieſt denn bei uns kein Menſch ein Buch? Das iſt die Frage. Warum lieſt bei uns kein Menſch ein Buch? Darauf hat das Publicum eine ſehr einfache Antwort: Welche denn, welche Bücher ſoll ich denn leſen? Alle? Alle, die überhaupt erſcheinen? Das wird doch kaum gehen. Alſo welche? Wo kann man das erfahren, welches Buch geleſen zu werden verdient? Im Theater beſorgen die Directoren die Auswahl und dann kann ich ja warten, bis die Zeitungen geſprochen haben oder wenn ich ganz ſicher ſein will, warte ich die zehnte, zwölfte Vorſtellung ab, das iſt doch ſchon eine gewiſſe Garantie. Aber bei Büchern! Wer garantiert mir da? Die Zeitungen? Mein Gott, die Zeitungen drucken halt meiſtens die Waſchzettel der Verleger ab: ich weiß alſo nie, ob das, was da ſteht, nicht am Ende bloß die Meinung des Autors ſelbſt über ſich oder ſeines Verlegers oder eines guten Kameraden iſt — Reclamen und Recenſionen ſind ja heute für den Laien kaum mehr zu unterſcheiden. Alſo, was ſoll ich da thun — ich, das Publicum? Wen ſoll ich fragen? An wen ſoll ich mich wenden? Ich müſste eben jemanden haben, jemanden zwiſchen mir und den Autoren, der meinen Geſchmack ungefähr kennt, der die neuen Bücher lieſt und der mir empfiehlt, was mir gefallen dürfte. Es müſste einen Ort geben, wo man ſo jemanden finden kann.

In anderen Ländern gibt es ſolche Orte, wo man ſo jemanden findet. In anderen Ländern gibt es das, was man einen literariſchen Salon nennt. Ein literariſcher Salon iſt ein Ort, wo um eine ſchöne oder doch elegante Frau herum ein paar neugierige Leute ſitzen und ſich von jemandem erzählen laſſen, was in der Literatur vorgeht. Irgend jemand, der die Autoren kennt und ihre Bücher lieſt, ſagt da den Damen und den Herren an, was von den neuen Sachen noch nur erſt ein verwegenes Experiment, ein bloßer Verſuch für das Atelier iſt, was vielleicht ſchon eine gewiſſe Achtung verdient und was ſie ſchließlich getroſt leſen können. Manchmal ſchlägt er wohl auch ein Buch auf und lieſt ein paar Seiten vor, damit ſie ſelbſt urtheilen können. Dann mag jeder nach ſeinem Geſchmack wählen. Das iſt es, was uns fehlt. Das iſt es, was wir brauchen würden. Einen literariſchen Salon würden wir brauchen.

Nun, einen literariſchen Salon kann ich Ihnen ja leider auch nicht geben. So etwas läſst ſich nicht gut auf Actien gründen. Zudem: wo ſolche Dinge nicht natürlich geworden ſind, wird kein künſtlicher Verſuch mit ihnen gelingen. Aber etwas anderes könnte man vielleicht verſuchen. Sehen Sie: man hat freie Bühnen gegründet, das heißt alſo, Theater, die, ohne eigentliche Theater zu ſein, doch wie ſolche und an ihrer Stelle wirken konnten. Wie wäre es nun, auf dieſelbe Art etwas wie einen freien Salon zu verſuchen, der alſo auch, ohne eigentlich ein Salon zu ſein, doch wie ein ſolcher und an ſeiner Stelle wirken könnte. Dies hier iſt ja gewiſs kein eigentlicher Salon, aber ſchließlich iſt es auch ein ganz nettes Zimmer, nicht? und ſo lade ich Sie denn ein, ob es Ihnen nicht vielleicht Spaſs macht: ob Sie nicht von Zeit zu Zeit hier mit mir — literariſchen Salon ſpielen möchten. Wir werden ja bald ſehen, ob es geht. Vielleicht amüſiert es uns ein bisſchen. Und geht es ſchließlich nicht, ſo haben wir doch ein literariſches Experiment gemacht und werden eine hübſche Erinnerung haben.

Ich möchte aber, wenn Sie einverſtanden ſind, daſs Sie mir dann auch erlauben, mich wirklich wie in einem Salon zu betragen. Alſo keine [illegible], keine großen Programme, auch keine Declamationen, ſondern ich plauſche eben mit Ihnen — und immer mit der größten Freiheit. Das eine Mal werde ich kommen, um Ihnen von einem neuen Dichter zu erzählen, was er bisher geſchrieben hat, was man noch von ihm erwarten darf und wie er ſo in ſeinem ganzen Weſen iſt. Ein anderes Mal leſe ich, ſtatt viel zu reden, Ihnen lieber etwas vor. Aber auch dabei, bitte, dürfen Sie nie unſere Fiction vergeſſen: daſs wir ja in einem Salon ſind. Nur wie in einem Salon kann ich vorleſen. Ich bin ja kein Recitator; jeder kleine Schauſpieler würde das beſſer können. Daher leſe ich aber — hoffentlich — immer nur mit gewiſſen literariſchen Accenten, die die Schauſpieler nicht haben. Sie werden mir auch erlauben, bisweilen mitten in einer Geſchichte abzubrechen und den Reſt oder doch einen Theil nur in ein paar Worten anzudeuten, wenn er mir unweſentlich oder unwichtig ſcheint, oder wenn ich glaube, daſs gerade dieſer Theil mit den Augen geleſen werden muſs, nicht mit den Ohren. Gleich mit der erſten Geſchichte, die ich Ihnen heute bringe, will ich es ſo machen, weil mir da manches mehr für das innere Gehör beſtimmt zu ſein ſcheint. Solche Freiheiten möchte ich mir nehmen und ich hoffe, Sie werden ſie mir geben: denn, bedenken Sie nur immer, daſs das ja kein Katheder und keine Kanzel iſt, ſondern dieſer Seſſel ſtellt einen Fauteuil vor und Sie ſitzen um mich herum und wir plauſchen — und wenn ich hie und da vielleicht dem einen oder dem anderen ſchließlich ein bisſchen Appetit auf Literatur machen werde, ſo bin ich ſehr vergnügt: denn das iſt alles, was ich mir wünſche.

Ich denke, ich brauche Ihnen nun wohl nicht erſt zu ſagen, warum ich meinen Verſuch gerade mit dieſen zwei Sachen beginne: mit einer neuen Novelle von der Ebner-Eſchenbach und mit dem letzten Poëm von Ferdinand von Saar. Ich denke, dies müſſen Sie ja ſelber fühlen. Es iſt ein Bedürfnis des Menſchen, wenn er etwas anfängt, einen guten Namen anzurufen. Der ſoll ihn ſchützen, der ſoll ihm helfen. Aber welche beſſeren Namen, die uns theuerer wären, hätten wir denn in Oeſterreich als den jener gütigen, der Jugend ein bisſchen ſpöttiſch, aber milde zulächelnden Frau und unſeres edlen alten Meiſters? Wie zwei liebe Statuen ſtehen die beiden am Eingang unſerer neuen Literatur und was wir auch thun, immer werden wir uns von Zeit zu Zeit zu ihnen wenden und mit einem zärtlichen Blick ihnen ein Zeichen unſerer Ehrfurcht geben. In ihren Namen, in ihren guten Namen will ich denn beginnen.*) Hermann Bahr.

Eine Berichtigung.

Wien, am 5. November 1897.

Geehrter Herr Redacteur!

Leider werde ich erſt verſpätet auf Ihren Artikel „Der Fall Clémenceau" in der Nummer 160 Ihrer geſchätzten Zeitſchrift aufmerkſam gemacht. In demſelben heißt es: „Herr Dr. Foregger iſt der Advocat des Herrn Müller-Guttenbrunn, er thut alſo nur ſeine Pflicht, wenn er dem Director Gettke Verlegenheiten zu bereiten ſucht."

Ich erſuche Sie, in der nächſten oder zweitnächſten Nummer Ihrer geſchätzten Zeitſchrift gefälligſt zu berichtigen: daſs ich weder der Advocat des Herrn Müller-Guttenbrunn bin, noch es jemals war, und daſs ich in der Angelegenheit des Raimundtheatervereines niemals von dem Beweggrunde geleitet wurde, dem Herrn Director Gettke Verlegenheiten zu bereiten.

Mit vollſter Hochachtung:

Dr. R. Foregger.

Wohlgeboren Herrn Dr. Heinrich Kanner, Wien.

Die Woche.

Ein miſslungener Boycott.

Wir haben ein Verſäumnis nachzuholen. Vor drei Wochen ſchon hat ſich ein den Beſtand der „Zeit" in ſeinen tiefſten Grundfeſten erſchütterndes Ereignis zugetragen. Wir waren ſo leichtſinnig, uns drei Wochen lang gegen dieſen capitalen Anſchlag gar nicht zu wehren. Jetzt zeigt es ſich, daſs unſer Leichtſinn nicht ſo übel berathen war. Das furchtbare Attentat gegen die Exiſtenz der „Zeit" hat ſich als ein ohnmächtiger Schlag in die Luft erwieſen, der uns nichts geſchadet, diejenigen aber, die ihn mit mörderiſcher Wuth geführt, lächerlich gemacht hat. Wir haben uns dabei ſehr gut unterhalten, und wir ſehen nicht ein, warum wir nicht auch unſeren Leſern das gleiche Vergnügen verſchaffen ſollten. Deswegen ſei es ihnen hier erzählt.

Die komiſchen Helden dieſer Geſchichte ſind die badeniſierten Jungczechenführer. Den näheren Anlaſs zu ihrem Abderitenſtück gab ihnen eine Notiz der „Zeit", in welcher die Vertheidigungsrede gloſſiert wurde, die Dr. Herold im Abgeordnetenhauſe dem Badeniſchen Geheimerlaſſe gewidmet hatte. Die betreffende Notiz lautete:

„Der jungczechiſche Abgeordnete Dr. Herold hat ſich als langjähriger Vertheidiger von Wucherern vor den böhmiſchen Strafgerichten bereits einen Namen gemacht. Es zeugt von der weiſen Berechnung der Majorität, daſs ſie dieſe bewährte Kraft dem Grafen Badeni in dem parlamentariſchen Anklageverfahren als Hauptvertheidiger zur Verfügung geſtellt hat."

Dieſe Notiz ſcheint unter den Jungczechen-Führern furchtbar eingeſchlagen zu haben. Sie erſchien am 20. October in der „Zeit", und ſchon am folgenden Tage, am 21. October, brachte das jungczechiſche Parteiorgan „Národní Listy", mit ausdrücklicher Beziehung auf dieſe Notiz, eine feierliche Boycott-Erklärung gegen die „Zeit". Das war der förmliche Anſchlag gegen die „Zeit". Unſer Blatt wird in Böhmen ebenſo wie von der deutſchen, auch von der czechiſchen Intelligenz viel geleſen. Die politiſchen czechiſchen Leſer in Böhmen ſollten nun durch die Boycott-Erklärung der „Zeit" abwendig gemacht und dadurch unſerem Blatte nicht nur ein politiſcher, ſondern — [illegible] — auch ein materieller Schaden zugefügt werden. Das war die Abſicht der Boycott-Erklärung. Sie iſt total miſslungen. Wir warten jetzt ſchon drei Wochen auf den Sturm von czechiſchen Abſage-Erklärungen, den die „Národní Listy" mit ihrem Boycott offenbar heraufbeſchwören wollten. Wir haben bisher — außer der Abſage des Herrn Dr. Herold ſelbſt — keine einzige czechiſche Abſage aus Böhmen erhalten.

*) Mit dieſen Worten wurden „Vorleſungen" [illegible] Ebner-Eſchenbach und zwei Geſänge der [illegible] von Ferdinand von Saar eingeleitet.

Digitized by Google

Dagegen haben wir, infolge der Boykott-Erklärung der „Narodni Liſty“, von czechiſchen Leſern aus Böhmen eine Anzahl von Zuſchriften erhalten, die ſich die Herren Boykott-Erklärer wohl nicht haben träumen laſſen, zuſtimmende Zuſchriften, in welchen uns nur vorgeworfen wurde, daſs wir Herrn Dr. Herold noch viel zu glimpflich behandelt haben, anſpornende Zuſchriften, denen Ausſchnitte aus czechiſchen Blättern beigelegt waren, aus welchen wir erſt erfahren haben — was man in Wien leider noch nicht weiß — welch neuen Ruf der große Freiheitskämpfer und Volksmann Dr. Herold unter ſeinem eigenen Volk genießt. Ich habe, auf Grund meiner geringen Informationen, den Herrn Dr. Herold einen Vertheidiger von Wucherern genannt. In den mir jetzt zugekommenen czechiſchen Blättern werden ihm noch nähere Beziehungen zum Wucher zugeſchrieben, er wird ein ganz gewöhnlicher Geldmacher und überdies — o heiliger Badeni! — ein Wahlfälſcher genannt, und für dieſe Behauptung bringen die czechiſchen Blätter eine erdrückende Fülle von Beweisfacten bei, die ich des Raummangels wegen hier nicht vollſtändig citieren kann. Ich beſchränke mich auf ein Reſumé des Inhalts der mir zugekommenen Zeitungen.

So finden wir in mehreren uns zugeſendeten Nummern des Riegerſchen Organs „Hlas Naroda“ aus dem Jahre 1889 ganz ausführlich, mit Daten und Amtszahlen, die Geſchichte eines Ehepaares Vaclav und Marie Stefka in Vytoš erzählt, welches unter der mehr als advocatoriſchen Beihilfe des großen Volksfreundes Dr. Herold auf Grund eines 12procentigen Hypothekar-Darlehensgeſchäftes, mittelſt Licitation und Expenſen vollſtändig zugrunde gerichtet wurde, ſo daſs die Leute, welche früher Grundbeſitzer waren, jetzt Taglöhner geworden ſind. Die Einzelheiten des Falles ſind ſo abſtoßender Art, daſs wir ſie ſchon um des guten Geſchmacks willen an dieſem Ort nicht citieren können. — Aus verſchiedenen anderen Nummern des „Hlas Naroda“ aus dem Jahre 1895 entnehmen wir die Namen von Wucherern, die Dr. Herold vertheidigt hat. Am intereſſanteſten iſt der Fall des Wucherers Dr. Komers aus Chrudim; trotz Dr. Herolds Vertheidigung wurde der Wucherer vom Gericht verurtheilt. Als Expenſen erhielt Dr. Herold 3000 fl. Kurz darnach wurde Dr. Herold Intendant des böhmiſchen Nationaltheaters und, um die böſe Komers-Geſchichte zu vertuſchen, ſchrieb er, wie wir der realiſtiſchen Revue „Naše Doba“, Jahrgang 1896, entnehmen, einen Preis von 1000 Kronen für das beſte czechiſche Luſtſpiel aus. Die „Naš Doba“ bezeichnet dieſes Geld als „wucheriſches“, und ſpricht dieſen Preis, in Ermangelung eines großen böhmiſchen Luſtſpieldichters, mit köſtlicher Ironie — „dem größten czechiſchen Komödianten: Dr. Herold“ zu. — Gleichfalls aus dem „Hlas Naroda“, Nummer vom 11. Jänner 1895, erfahren wir, daſs der große Freiheitskämpfer Dr. Herold in geſchäftlicher Verbindung mit einem der größten Wucherer Böhmens, einem gewiſſen Sigmund Glaſer ſtand, der unter der „Freiheit“ gewiſs nur die Freiheit des Wuchers meint. — Die realiſtiſche Wochenſchrift „Čas“, Jahrgang 1896, erzählt: Im Jahre 1892 wurden den Jungczechen von den Deutſchen drei Delegationsmandate angeboten; dieſe haben ſie aber zurückgewieſen, weil ſie vier forderten. Im Jahre 1893 wurden ihnen in der That vier zugeſtanden, die ſie auch annahmen. Trotzdem waren die Jungczechen in den Delegationen nur durch drei Mann vertreten. Der vierte hatte die Delegationen geſchwänzt. Es war Dr. Herold. Er hatte keine Zeit, in den Delegationen den Anwalt des czechiſchen Volkes zu ſpielen, weil gerade damals der Waldſtein-Proceſs in Prag ſtattfand, in welchem Herr Dr. Herold für die Vertheidigung des Angeklagten Wenzel 20.000 Gulden verdiente. Wie ſelbſtlos! — Der „Hlas Naroda“, vom 11. Jänner 1895 belehrt uns auch, daſs Dr. Herold noch vor Badeni ſich auf's Wahlmachen ſehr wohl verſtand. Dr. Herold war damals Präſes der Wahlcommiſſion des II. Wahlkörpers in den Königlichen Weinbergen. „Hlas Naroda“ erklärt, unter Anführung von Thatſachen, daſs dabei „Betrug und Gewaltthätigkeit“ geübt worden ſei. „Die Palme — fährt „Hlas Naroda“ fort — gebürt natürlich dem illuſtren Führer der Jungczechen Dr. Herold ... Was er geſtern als Präſes der Wahlcommiſſion zuſtande gebracht hat, das kann nur ein politiſcher Abenteurer niedrigſten Ranges thun.“ Es werden dann dem Dr. Herold in dem Artikel die diverſen Wuchereraffairen vorgehalten, und dann heißt es: „Nur ein Menſch von dieſer Qualität war deſſen fähig, was geſtern bei der Wahl geſchehen iſt.“

Das iſt nun eine kleine Ausleſe aus dem uns zugekommenen Material. Aber ſie genügt wohl, um auch unſeren nicht czechiſchen Leſern, denen dieſe Dinge nicht bekannt geblieben ſein dürften, zu zeigen, daſs wir mit unſerer Notiz über den Patent-Vertheidiger Dr. Herold nicht eins, ſondern zehnmal recht gehabt haben. Unſere czechiſchen Leſer haben es ohnedies ſchon gewuſst. Denn das, was wir hier über Dr. Herold erzählt haben, iſt ihnen nicht neu. Es iſt ſchon hundertmal in czechiſchen Zeitungen geſchrieben und wiederholt worden. Dr. Herolds geſchäftliche Machenſchaften ſind in der vom Jungczechenclub unabhängigen czechiſchen [illegible] geradezu ſprichwörtlich geworden. Es iſt ein czechiſches Blatt, das [illegible] „Pravo Lidu“, das unmittelbar nach [illegible] am 22. [illegible] nach einer [illegible] und Geldgeſchäfte die Worte [illegible]: „Die [illegible] Liberalen haben auf dieſem [illegible] [illegible] alle zuſammen [illegible] Herold [illegible]. Jeder [illegible] und ſeine klaren Ziele hat, muſs entſchieden dagegen [illegible], daſs [illegible] im Namen des ganzen czechiſchen Volkes zu [illegible].“

[illegible]

des czechiſchen Publicums, verſchafft. In Wien gibt er die tönenden Worte aus, in Prag nimmt er die klingende Münze ein.

In Wien tönen ſeine Worte noch, weil man ihn hier nicht genauer kennt. In Böhmen kennt man ihn, und deswegen hat auch der Boykott der „Narodni Liſty“ keine Wirkung gethan. Wir haben ihn aber zum willkommenen Anlaſs genommen, um die Figur dieſes jungczechiſchen Freiheitshelden etwas genauer zu zeichnen, nicht um der Perſönlichkeit des Herrn Dr. Herold willen, ſondern lediglich, weil er den Typus des Geſchäftspolitikers vertritt, der einſt die deutſchliberale Partei ins Unglück geführt hat und jetzt, wenn wir nicht irren, auch die jungczechiſche Partei zugrunde richtet. Wären wir deutſche Chauviniſten, ſo könnten wir ſchadenfroh dem Treiben gewiſſer jungczechiſcher Führer zuſehen. Da wir es aber nicht ſind, ſo bekämpfen wir den Verderb der jungczechiſchen Führer ebenſo, wie ſeinerzeit den der deutſchliberalen.

Hätten die deutſchliberalen Führer ihre Principien nicht um der ſogenannten Regierungsfähigkeit willen verrathen, ſo wäre es nie zu der Miſsgeburt der Coalition gekommen. Hätten aber die jungczechiſchen Führer ihre Grundſätze nicht preisgegeben, ſo wären uns die heilloſen Badeni'ſchen Wirren erſpart geblieben, unter denen ganz Oeſterreich jetzt leidet. Die Badeniſchen Sprachenverordnungen ſind nur dadurch möglich geworden, daſs die jungczechiſchen Führer, ganz getreu ihren deutſchliberalen Vorgängern, ihre eigenen Principien verrathen haben. Das haben wir oft und oft an dieſer Stelle nachgewieſen. Am 4. Mai 1892, als noch die Deutſchliberalen an der Macht waren und die Verordnungsgewalt der Regierung für ſich ausnützten, rief ihnen ein jungczechiſcher Redner im Abgeordnetenhaus höhnend die Worte zu: „Das iſt Liberalismus: Die Verfaſſung, die Geſetze, das Parlament ſind nichts, der Verordnungsweg iſt alles.“ Wer hat dieſen Hohn geſprochen? Der Abg. Dr. Pacák, nur um fünf Jahre ſpäter das Gleiche zu thun, was er 1892 den Liberalen vorgeworfen hatte, die Verfaſſung, die Geſetze und das Parlament nichts und den Verordnungsweg alles ſein zu laſſen: derſelbe Dr. Pacák, der am 9. Mai 1896 hier in der „Zeit“ ſchrieb: „daſs alle Sprachenverordnungen ungiltig ſind und jeder geſetzlichen Grundlage entbehren und daſs die Regelung dieſer Frage einzig und allein im Geſetzgebungsweg möglich iſt“, um wenige Monate ſpäter dem Grafen Badeni ſelbſt bei der Conception ſeiner Sprachenverordnungen zu helfen und jetzt ihre Geſetzlichkeit zu vertheidigen. Am 5. Mai 1892, in der gleichen Debatte über die Schönborn'ſchen Verordnungen, apoſtrophierte Dr. Herold die Deutſchliberalen mit der treffenden Wendung: „Sie galten jahrelang hindurch bei den übrigen Nationen, welche die Verhältniſſe nicht kennen, als Freiheitskämpfer erſten Ranges. Allein jetzt treten Sie bei jeder Gelegenheit dafür ein, daſs die Adminiſtrative angerufen werde, wenn es ſich darum handelt, ſtrittige nationale Fragen zu entſcheiden.“ Dieſe ſeine eigenen Worte geben wir heute dem Freiheitskämpfer des Badeniſchen Geheimerlaſſes, Herrn Dr. Herold wortwörtlich zurück. Auch ihn und ſeine Genoſſen hat man bisher bei den anderen Nationen nicht ausreichend gekannt. Wir werden dafür ſorgen, daſs dieſe Unkenntnis ſich mindere, ſowie wir auch bei den deutſchliberalen Coalitionshelden ſeinerzeit dafür geſorgt haben.

In der Coalitionsära wurde die „Zeit“ von der Clique des Herrn v. Plener in Boykott gethan. Auch darin ſind die Freunde des Herrn Dr. Herold nur Schüler der Deutſchliberalen einer vergangenen Zeit. Der Boykott der Deutſchliberalen hat uns nicht geſchadet, er hat die „Zeit“ nur gehebt. Und das gleiche gilt heute von dem Boykott der kleinen jungczechiſchen Nachahmer des Herrn von Plener und Conſorten. Wir haben über den Zorn des Herrn v. Plener gelacht, und wir lachen nicht minder über den des Herrn Dr. Herold.

Kr.

Börſe, Speculation und Volkswirtſchaft.

Das Geſetz betreffend die Erhöhung der Börſenſteuer iſt ein ſchlechtes Geſetz; darüber iſt ſich wohl Jeder klar. Der Zweck einer Steuer iſt, dem Staate Einnahmen zu verſchaffen. Dieſe Steuer aber hat den letzten Reſt des Geſchäftes an der Wiener Börſe vernichtet. Aus ſchwächlicher Nachgiebigkeit gegen eine rohe Zeitſtrömung wird die ohnedies geminderte Erwerbsfähigkeit ein paar armen Teufeln noch herabgedrückt, und dies ohne irgendwelchen Nutzen; denn der Staat wird aus der erhöhten Steuer wenigſtens vorerſt keinen Ertrag ziehen, und eine Steuer, welche keinen Ertrag liefert, iſt ein Unding, eine Verkehrtheit. In dieſem Sinne haben wir uns wiederholt geäußert. Wenn aber die Börſenpreſſe glauben machen will, daſs die Erhöhung der Börſenſteuer und die Geſchäftsſtille an der Börſe eine wirtſchaftliche Nothlage in Oeſterreich bedeuten, und wenn ſie die mangelnde Unternehmungsluſt der Bevölkerung mit dem geringen Effectengeſchäft vermengt, ſo muſs dagegen proteſtiert werden.

Zunächſt war es nicht die Börſenſteuer allein, welche die Geſchäftsſtille an der Börſe verurſachte. Seit dem Krach vor zwei Jahren herrſcht mit kurzen Unterbrechungen die Geſchäftsloſigkeit, weil das Publicum nicht mehr oder nur wenig ſpielt; die Geſchäfte, welche die Börſenſteuer nun noch unterdrückt, ſind nichts anderes als die Umſätze jener kleinen Tagesſpeculation, der Couliſſe, welche, auf nur beſcheidenen Nutzen hoffend, ſich in dieſer Richtung umſo häufiger tummelt, je weniger raſch die Operationen aufeinander folgen. [illegible] Käufer und Verkäufer gleichzeitig [illegible] Zwiſchenhändler leiden am meiſten unter der [illegible] Steuer und ſehen ſich zum großen Theile außerſtande bei dem [illegible] ihre gewohnten Operationen zu unternehmen, weil [illegible] geringer Nutzen gegenüberſteht. Mit dem Augenblick, wo [illegible] wieder lebhaft werden wird, was freilich [illegible], wird auch [illegible] wieder geboten [illegible], daſs [illegible] Speculant, welcher ein [illegible] ſich durch die Steuer vom Kaufe abhalten [illegible] wieder Gewinnſt anzulegen hätte, ſein [illegible] nicht zu zahlen?

[illegible] ſo iſt das [illegible] Nachtheil, [illegible] gemacht werden, ſo iſt dies vielleicht [illegible] unſere [illegible], aber keineswegs eine

Digitized by Google

Folge des Darniederliegens des Börſengeſchäftes. Die Käufer halten ſich nicht zurück, weil, wie man glauben machen will, die Börſe aufgehört hat, ein Effectenmarkt zu ſein, ſondern die Börſe iſt kein oder ein ſehr beſchränkter Markt geworden, weil nur ein geringes Umſatzbedürfnis für Effecten vorhanden iſt. Die Beſitzer von Wertpapieren finden ſelten Veranlaſſung, ſich ihres Beſitzes zu entledigen; neue Käufer treten nur in beſchränktem Maße auf, weil für die wenigſten Effecten wirkſame Hauſſemotive angeführt werden können.

Die Stabilität im Effectenbeſitz iſt aber ebenſowenig ein Schaden, als es die Stabilität im Immobilienbeſitz iſt. Nur die Möglichkeit eines raſchen Beſitzwechſels muſs gewahrt ſein und die iſt heute kaum geringer als zu irgend einer andern Zeit. Für alle Anlagepapiere iſt heute dieſelbe Abſatzfähigkeit vorhanden, wie je zuvor. In dieſen Papieren hat die Speculation aufgehört, ſeit ſie ordentlich claſſiert ſind und ein höheres Coursniveau erreicht haben. Mit dem Fortſchreiten dieſer Entwickelung haben ſich die Umſätze an der Börſe reduciert, genau ſo wie es in Deutſchland, Frankreich und allen anderen Staaten geweſen iſt, als die Renten dem Paricours nahekamen und damit aufhörten ſpeculativ zu ſein. In all dieſen Ländern hat man auch den Börſengeſetzen, Steuern ꝛc. die Schuld für dieſe Entwickelung beimeſſen wollen, die volkswirtſchaftlich nur nützlich war und deren Opfer eben nur einzelne Agenten waren, welche früher den Handel in dieſen Werten vermittelt hatten. Seither haben ſich die Schwankungen in dieſen Papieren nicht vermehrt, ſondern vermindert. In Actien liegt die Sache kaum anders. Auch da ſind die Umſätze ſehr reduciert, weil die Papiere meiſt gut claſſiert ſind. Kommt aber zufällig ein größerer Poſten auf den Markt oder zeigt ſich für ein Papier ſtärkere Nachfrage, dann vollzieht ſich der Beſitzwechſel meiſt nur bei größeren Coursvariationen. Aber auch hier ſind die Schwankungen bei Betrachtung eines längeren Zeitraums relativ und abſolut viel geringer, als zu Zeiten, wo ſich die Speculation, womit wir immer die Speculation mit entlehntem Capital meinen, in intenſiver Weiſe bethätigt. Es iſt eben auch hier die Stabilität des Beſitzes eine unverhältnismäßig größere, weil der Beſitzwechſel meiſt nur auf ſachlicher Ueberlegung beruht, nicht aber durch den Tip, die Proviſionsſucht des Börſencomptoirs, die aufgezehrte Deckung, die wechſelnde Stimmung und Laune veranlaſst wird. Wenn heute ein Beſitzwechſel von 50 Stück in einzelnen Papieren eine Coursvariation ſelbſt von 5 Gulden hervorruft, die am nächſten Tag wieder ausgeglichen wird, ſo iſt das volkswirtſchaftlich eine viel geringere Schwankung, als wenn in Spielepochen durch den Umſatz von Tauſenden jeden Augenblick Variationen, ſeien ſie auch einzeln gegeneinander viel geringer, hervorgerufen werden und zeitweilig unmäßig hohe und niedrige Courſe zum Vorſchein kommen. So halten wir an der Anſicht feſt, daſs die allgemeine Lehre, die Speculation verringere die Coursſchwankungen, eine ganz irrige iſt. Im Gegentheil: die Speculation gleicht die Coursſchwankungen nicht aus, ſondern erzeugt ſie.

Es iſt auch nicht wahr, daſs in Zeiten plötzlicher Beängſtigung die Speculation die Effecten aufnehme und große Coursſtürze verhindere. Gerade umgekehrt iſt es die Speculation faſt immer, welche dieſe hervorruft oder wenigſtens verſchärft. Und bevor nicht das capitalkräftige Publicum mit Käufen eingegriffen hat, iſt nie ein Coursſturz aufgehalten worden. Es ließen ſich dafür zahlloſe Beiſpiele anführen; erſt jüngſt der Coursfall der Union-Bank-Prioritäten wäre eines; aber es fehlt uns der Raum dazu, und wer mit offenem Auge die Vorgänge an der Börſe verfolgt, weiß dies ja ohnehin, wenn er es auch meiſt nicht laut ſagt.

Einen anderen großen Wert ſoll die Speculation haben. Sie wäre es, welche die Capitalien für die Ausführung großer Unternehmungen liefere, welche große Anlehen aufnehme, wenn ein Staat in ungünſtigen Verhältniſſen Geld braucht. Vielleicht war es einmal ſo. Wir glauben es zwar nicht, ſondern wir meinen, daſs das Geld zum Baue der Nordbahn von Rothſchild und anderen großen Capitaliſten hergegeben worden iſt, und nicht von einer Maſſe von Spielern. Und haben ſie ſich an derartigen Unternehmungen betheiligt, ſo iſt ihnen meiſt der Athem ausgegangen und ſie muſsten dem Großcapital, dem ſie vorher Zinſen gezahlt hatten, dann noch ihre Actien mit Schaden zurückgeben. Und die Renten, welche die Staaten in Geldnoth emittierten, ſind ſicher auch nicht von der Creditſpeculation aufgenommen worden: die wird ſie meiſt conterminiert haben. Uebrigens gilt uns die Vergangenheit gleich. Heute, bei der großartigen Organiſation der Bankwelt, bei der Populariſierung des Effectenbeſitzes bedarf man die Speculation gewiſs nicht mehr, um Anlehen zu placieren. In Frankreich werden ſeit vielen Jahren von den Banken nur in Ausnahmsfällen Staatstitres und induſtrielle oder Bahn-Obligationen an der Börſe oder im Subſcriptionswege emittiert. Meiſt werden ſie direct unter der Clientel der Banken placiert. Und auch wir gehen denſelben Weg. Hat die Unionbank etwa die Verkehrsanleihe an der Börſe oder zur öffentlichen Subſcription aufgelegt? Und doch iſt ſie mit dem Abſatz der Titres ſehr zufrieden. Dieſe Papiere gehen alle gleich in die feſte Hand ohne Mitwirkung der Speculation. Nur die Cotierung an der Börſe wird veranlaſst, weil dort der Preis dieſer Werte fixiert wird, dort ihr Markt iſt. Und das iſt die Function der Börſe. Nicht aber das Speculieren, welches volkswirtſchaftlich wertlos, im Gegentheil ſchädlich iſt. Freilich iſt das Mittel noch nicht gefunden, die Speculation, das heißt die Creditſpeculation zu beſeitigen.

Unter ſolchen Umſtänden kann man es nicht ruhig hinnehmen, wenn das gegenwärtige Fehlen dieſer Speculation und die dadurch verurſachte Geſchäftsloſigkeit an der Börſe in unſeren tonangebenden Organen als ein Unglück hingeſtellt wird. Dieſe Auffaſſung findet man nur bei uns in Wien. Auch in Deutſchland ſind die Umſätze an der Börſe hauptſächlich infolge der neuen Geſetzgebung ſehr reduciert, und doch fällt es niemandem ein, darin eine Schädigung irgend jemandes anderen zu erblicken, als der dadurch in ihrem Einkommen geſchmälerten Börſengeſchäftsvermittler. Es wäre auch zu lächerlich, eine derartige Anſicht zu äußern, angeſichts des dort anhaltenden Aufſchwunges von Handel und Induſtrie. Trotzdem auch dort die Coursſchwankungen infolge der geringeren Umſätze unvermittelter entſtehen, hat noch niemand geſagt, daſs die Börſe aufgehört hat ein Markt zu ſein. In Deutſchland betheiligt ſich an dieſem induſtriellen Aufſchwung das ganze bemittelte Publicum, gewiſs auch zum Theil mit Benützung von Credit und vielleicht nicht auch dort die zu weit gehende Anſpannung des Credits noch bedenkliche Rückſchläge bringen. Aber ſelbſt dieſes Publicum iſt ein weit capitalkräftigeres als jene Kreiſe, welche bei uns gutes Börſenwetter zu machen pflegen. Dort wie hier iſt die Spielerclientel ſeit dem Krach der Börſe ferngeblieben. Das Publicum in Deutſchland betheiligt ſich an dem ſichtbaren Aufſchwung mit ſeinem Capital, vertraut der Tüchtigkeit, Solidität und Erfahrung ſeiner Induſtriellen, aber es ſpielt nicht und wechſelt ſeine Anlagen nicht jeden Augenblick, wenn es auch zum Theil vielleicht mit mehr als wünſchenswerter Anſpannung des Credits arbeitet.

Bei uns iſt dieſe Unternehmungsluſt nicht vorhanden. Dafür gibt es viele Urſachen; aber der Niedergang des Börſengeſchäftes hat keinen Theil daran. Der Mangel an Intelligenz, Initiative, Tüchtigkeit, Solidität, Arbeitſamkeit in großen Theilen der Bevölkerung; die haltloſen politiſchen Zuſtände; die adminiſtrativen Chikanen diesſeits und das induſtrielle Protectionsweſen jenſeits der Leitha; die vernunftwidrigen Zölle auf Rohſtoffe und Halbfabrikate mit ihrer Folgeerſcheinung, den Cliquen und Cartellen; die unerträglich hohen Conſumſteuern, welche die Conſumfähigkeit verringern; die ſchlechten Verkehrswege und die mangelnde Rückſichtnahme auf die Bedürfniſſe der Volkswirtſchaft, wenn ſchon einmal ein neuer großer Verkehrsweg errichtet werden ſoll. Solche und ähnliche Dinge ſind die Urſachen, warum bei uns ein Aufſchwung nicht möglich iſt oder doch nur ein ſchwacher Widerſchein der Entwickelung im Ausland ſichtbar wird. Die Rückſtändigkeit der Bevölkerung und die Unfähigkeit der Regierung hindern einen Aufſchwung und reducieren die Capitalsbildungsfähigkeit. Darum hat das Publicum ſo wenig Effectenbedarf und ſind die Umſätze an der Börſe ſo reduciert. Eine arme, ſtagnierende Volkswirtſchaft kann auch keinen ſoliden Börſenhandel erzeugen. Börſen ſolcher Staaten finden keine genügende Beſchäftigung in der Erfüllung der ihnen in der capitaliſtiſchen Geſellſchaftsordnung zukommenden Function: der Vermittelung des Effectenbeſitzwechſels. Für ſie gibt es nur wildes Spiel oder völlige Stagnation und Verarmung ihrer Mitglieder. Kommt an ſolchen Börſen noch eine haltloſe, zurückgebliebene Organiſation, unſolide Creditverhältniſſe, ſchlechtes Menſchenmaterial hinzu, dann ſehen ſie ſo aus wie die Wiener Börſe.

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Théâtre Antoine „Le Bien d'Autrui" von Emile Fabre. Berlin. Berliner Theater. „In Behandlung" von Max Dreyer. Königl. Schauſpielhaus. „Das neue Weib" von Rudolf Stratz.

Im Deutſchen Volkstheater hat der „Hans Huckebein" von Blumenthal und Kadelburg ſehr gefallen; es iſt viel gelacht worden. Ich bekenne, daſs ich die ganze Art des deutſchen Schwankes nicht mag: er iſt ſo künſtlich wie die franzöſiſche Poſſe, doch ohne ihre Freiheit und Laune, ſtatt Champagner hat ſeine Muſe Bier getrunken. Gibt man aber die Gattung zu, da unſer Publicum nun einmal von ihr nicht laſſen will, ſo muſs man ſagen, daſs der „Huckebein" ein gutes Exemplar iſt. Er amuſiert das Publicum, ohne den Kenner zu ärgern. Dazu kommt, daſs er recht angenehm geſpielt wird; ab und zu möchte man vielleicht ein ſchnelleres Tempo wünſchen. Der Beſte iſt Herr Kramer. Er hat eine ſo warme und lebendige Jugend, daſs man gar nicht merkt, wie unfertig er noch an Worten und Geberden iſt. Lernt er ſich zu faſſen und den Ton zu halten, ſo wird er bald in der erſten Reihe unſerer Lieblinge ſtehen. Luſtig ſind Herr Tyrolt in einer draſtiſchen Charge, die Herren Giampietro und Greißnegger, mit Anmuth tritt das ſchöne Fräulein Waldegg zu ihnen. Fräulein Retty hat ſich jetzt angewöhnt, auf einmal alles ins Sentimentale zu ziehen; man glaubt immer die Waiſe aus Lowood zu hören. Ich habe dieſelbe Rolle neulich im Berliner Leſſingtheater von Fräulein Rita Jäger geſehen, die ja nächſtens zu uns kommen ſoll. Wie hell, wie fröhlich war da alles! Wie glitzerten die Worte im Munde dieſes graziöſen Kindes! Aber Fräulein Retty will jetzt um jeden Preis „tragiſch" ſein, wozu doch der „Huckebein" eigentlich nicht gerade der Ort iſt.

H. B.

Im Raimundtheater: Girardi und zwei ſchwache Stück als Novität. Die Stücke waren wiederum der ſchlechtere Theil. Girardi konnte auch diesmal nicht moderne Schauſpielkunſt, auch nicht einen Zipfel davon, ſehen laſſen. Aber jene Seite, die bisher eine ſeiner ſtärkſten und vielleicht ſogar die am meiſten charakteriſtiſche war, kam gerade diesmal glänzend zum Ausdruck. Eine naive, derbe Romantik: von Raimund'ſcher Naivetät und Derbheit. Und etwas wie eine primitivere Form von Darſtellungsart, die dieſer Romantik entſpricht. Ein Schwelgen in den Contraſtwirkungen menſchlicher Wechſelzuſtände, wie eben in der Raimund'ſchen Poeſie. Jugend und Greiſenalter, Armut und Fürſtenlaune, Sterben und Betrunkenſein, von dieſer Art ſind die Hochpunkte, zwiſchen denen ſich die Charakteriſtik der wieneriſch-romantiſchen Schauſpielkunſt am liebſten bewegt. Das fiel mir am letzten Girardi-Abend auf. Geſpannt bin ich auf weiter hin. Fräulein Rieſe iſt ein Mal beſſer als das andere.

Theater an der Wien. „Die Goldtante". Wiener Poſſe von Carl Coſta. — Rein. Ueberhaupt bei dieſem Herrn Link. Das iſt ein Darſteller, deſſen Genie und ganze Erſcheinung ihn höchſtens in ein ungariſches Orpheum weiſen. Seine Begabung iſt leicht zu ſchildern. Er kann nicht reden, er kann nicht ſingen: er hat keinen Humor, er hat keinen Ernſt. Er kann ſich bloß verſtellen wie ein ordinärer Komödiant, d. h. ſo thun, als ob er nicht der Herr Link wäre, ſondern einmal ein Ruſſe, ein andermal ein Amerikaner oder ſonſt eine bloß aus Dialect aufgebaute Figur. Und tanzen kann er. Aber auch das nur mit den Gelenken, ohne Schwung, ohne zwingenden Geiſt, ohne Seele. Wie Girardi will ich ...

Digitized by Google

darin gar nicht vergleichen. Aber auch ſeine Partnerin, Frau Biedermann, iſt ihm in dieſer höheren und ſubtileren Tanzkunſt, wie übrigens in allem was echtes Talent braucht, weit überlegen. A. G.

Man ſchreibt uns aus Paris: Im Théâtre Antoine gab es geſtern eine Première. Man führte eine dreiactige Comédie von Emile Fabre auf: „Le bien d'autrui“. Das Stück zeigt uns einen einfachen, anſtändigen Menſchen, der in einer unglücklichen Ehe lebt. Dieſer redliche Mann, Denis Roger, hat das Glück, daſs ſein Couſin ſtirbt und ihm ein großes Vermögen zurückläſst. Aber Denis zögert, die Erbſchaft anzutreten, denn da iſt eine Dame, welche die Geliebte ſeines Couſins war. Das Vermögen war zweifellos ihr zugedacht. Eben will Denis Roger auf ſeine juridiſchen Anſprüche verzichten, da ſtirbt die Dame. Iſt das Drama nun zu Ende? Nein; Herr Roger tritt die Erbſchaft an, da entdeckt man eines Tages in einem alten Bibliotheksbuch ein Teſtament! Der verſtorbene Couſin hat ſein Vermögen der Freundin oder dem Staate vermacht. Und nun ſteht Denis Roger in ſeiner einfältigen Redlichkeit zweifelnd da. Was ſoll er thun? Die Frau, die Tochter, ein zukünftiger Schwiegerſohn drängen zur Vernichtung des Teſtamentes, — man hat ſolche Erbſchaften nachträglich ſtets unbedingt nöthig. — aber Denis iſt ein Heros bürgerlicher Redlichkeit, er erhebt ſich zu jener vollen moraliſchen Größe und benachrichtigt die Behörde von ſeinem Fund! .... Dieſes Stück, übrigens im Detail viel ironiſcher und witziger, hat dem Publicum gut gefallen. Nun, das Publicum liebt einmal heroiſche Geſtalten auf der Bühne, mögen es auch einfältige Heroen ſein. Aber ſchon die Preſſe — Catulle Mendès voran — findet den Conflict des Dramas ein wenig papieren. Welcher Franzoſe würde gegen den Staat ſo redlich ſein? Gegen dieſen Staat, der ihm tagtäglich Steuern aus den Taſchen nimmt, der die großen Panamiſten laufen ließ und der den Franzoſen einen ſo miſerabeln Tabak liefert? Nein, das Problem des Herrn Fabre iſt für keinen Franzoſen problematiſch! Man kann dieſen Einwänden nicht leicht widerſprechen. Dieſe Manreſſe des todten Couſin muſs offenbar nur ſterben, damit der Autor die Frage des „bien d'autrui“ bis zur extremſten Spitze treiben kann. Das mag ja techniſch ein vortrefflicher Gedanke ſein, der Menſchlichkeit des redlichen Helden iſt hiedurch viel Wahrſcheinlichkeit genommen worden. Es iſt viel Mathematik in den Stücken, die von den Autoren des Théâtre Antoine kommen! Iſt es nicht ſehr bezeichnend, daſs alle ſocialen Probleme dieſer Dramen nur in juridiſch-ethiſchen Discuſſionsfragen ſich kryſtalliſieren? Man würde wünſchen, dieſe Autoren wären weniger klare, aber auch weniger kalte Geiſter! „Man muſs noch Chaos in ſich haben, ſoll ein tanzender Stern geboren werden.“ St. G.

Das Budapeſter Symphonie-Orcheſter ſetzte den Cyclus ſeiner Concerte in zwei weitern Aufführungen fort, in denen die Hebriden-Ouverture, das Meiſterſinger-Vorſpiel, die Ouverturen zu Freiſchütz und Tannhäuſer, ferner Symphonien von Tſchaikowsky, Schubert und Raff zu Gehör gebracht wurden. Die Leiſtungen ſchienen mir die des erſten Abends zu übertreffen; namentlich die „Pathétique“ von Tſchaikowsky und die Waldſymphonie Raffs erfuhren eine treffliche Wiedergabe. Weniger gelang dem Orcheſter auch Schuberts unvollendete H-moll-Symphonie. Schon an einigen Aeußerlichkeiten, wie an der größeren Sicherheit und Gleichmäßigkeit des Taktſchlages, glaubte ich zu bemerken, wie vollkommen der Dirigent ſich gerade in dieſes Werk eingelebt hat. An dieſem Abende hatte ſich das Orcheſter ſchon ſo viele Sympathien erworben, daſs das Publicum im nächſten Concerte ſelbſt der Compoſition des Dirigenten Herrn Kummer, Scenen aus dem Muſikdrama „Die Odyſſee“, mit Andacht zuhörte. In dieſem Concerte lernte ich übrigens zum Schluſs eine mir neue Nuance kennen. Als am Ende der Tannhäuſer-Ouverture das Pilgerchorthema erklang, ſtanden Trompeter und Poſaunen auf und bliesen ſtehend — während das übrige Orcheſter ſaß — den Schluſs ihres Partes. Eine derartige „muſikaliſche“ Auffaſſung war mir bisher unbekannt, nur ein Seitenſtück dazu hat ſeiner Zeit viel von ſich reden gemacht: die ſchwarzen Handſchuhe des Herrn von Bülow, mit denen er den Trauermarſch der Eroica dirigierte, während zu den übrigen Sätzen wieder weiße Handſchuhe zum Vorſchein kamen. Im tieferen Sinn dieſer künſtleriſchen Darſtellung vermochte ich nie einzudringen [illegible] [illegible]

Im Philharmoniſchen Concerte [illegible] am 7. d. M. den Reigen der [illegible] Concerte [illegible] [illegible] R. W.

[illegible]

Am wenigſten in ſeinen großen maleriſchen Entwürfen: Gobelins oder Glasgemälden. Die ſind bloß ein Product äußerlicher Bildung, übrigens auch von Reminiſcenzen voll. Schwinds Romantik kehrt da, natürlich nur als Poſe, wieder. Aufgeputzt iſt ſie mit einigen Raffinements der modernen Stiliſten. Und Rochegroſſe auch, von dem Mucha, ſoviel ich weiß, gelernt hat, klingt in dem einen dieſer Bilder — „Roland in Ronceval“ — deutlich an. Zum Theil auch in zwei Griſailles: „Johann von Leyden“ und „Prager Fenſterſturz“. Zum anderen Theil ſind dieſe kleinen Oelbilder, die einzigen der Collection, ſchrecklich conventionell. Faſt ſchon Geſchichtsilluſtrationen für deutſche Familienzeitungen. Mucha gehört eben zu jenem Künſtlertyp, der modern malen kann und auch anders. Er iſt mit der Hand raſcher bei der Sache als mit irgend etwas anderem, vielleicht ſogar iſt er nur mit der Hand dabei. Das gilt auch von ihm als Zeichner und Decorateur. Wie leichtſinnig und willkürlich ſind ſeine Mädchenköpfe dem modernſten Pariſer Stil angepaſst und auf der anderen Seite dem Geſchmack des Philiſters, der Deutlichkeit und Reinlichkeit der Zeichnung verlangt! Das Aergſte iſt, daſs die ſcheinbare Eigenart dieſer Blätter, die ſich auf Hellen und Gandara und Guillaume u. ſ. w. zurückführt, für Mucha nicht charakteriſtiſch genommen werden kann. Und wenn er zu Decorationszwecken ſtiliſiert, auf Briefpapier, Menukarten und in Märchenilluſtrationen, ſtiliſiert er auch nicht hervorragend geiſtvoll, ſondern eher kalligraphiſch. Man erlebt da keine Ueberraſchungen, man vertieft ſich umſonſt in die Rahmenzeichnungen und Randleiſten und Vignetten. Menzel und Walter Crane will ich nicht einmal als Gegenſatz dazu nennen. Wie einförmig und nichtsſagend behandelt er Frauenhaar: immer in geringelte Golddrähte auslaufend. Und Blumen! Chryſanthemen und Lilien copiert er ohne alle zeichneriſche Poeſie. Pict.

Bücher.

Zürcher Discuſſionen. II. Ein Capitel aus Hans Jägers Chriſtianiabohème, überſetzt und eingeleitet von Dr. Guſtav Morgenſtern (Verlag der „Z. D.“ in Zürich, IV., Turnerſtraße 32.)

Hans Jäger muſste wegen ſeines Romanes „Chriſtianiabohème“ der einen Tag nach ſeinem Erſcheinen bereits confiſciert wurde, landflüchtig gehen, und der Ueberſetzer des Buches bemüht ſich vergebens, in Deutſchland einen Verleger dafür zu finden. Das Capitel, das die Zürcher Discuſſionen Panizzas bringen, läſst die Vorſicht der deutſchen Verleger begreiflich erſcheinen, ruft aber zugleich das Bedauern wach, daſs wir unter Verhältniſſen leben, die es uns unmöglich machen, ein Buch von unzweifelhaft großer Bedeutung kennen zu lernen, das Buch eines vor nichts zurückſchreckenden Revolutionärs zwar, der aber gleichzeitig ein gewaltiger Sittenſchilderer und einer von den großen Ehrlichen iſt, deren Meinungsäußerungen ſtets gehört werden ſollten. Die Sittlichkeit, die keine Kritik verträgt, ſteht nicht über der Kritik, und wenn es ſittliche Zuſtände gibt, deren Schilderung ſchon ſo gefährlich iſt, daſs man ſie verbieten muſs ... was iſt das für ein ſittlicher Zuſtand? — Das fünfte Stück der Zürcher Discuſſionen ſoll Bruchſtücke aus dem anderen Jäger'ſchen Roman: „Kranke Liebe“ bringen. O. J. B.

Wolfgang Kirchbach: „Das Buch Jeſus.“ Berlin. Ferd. Dümmlers Verlag. 8°. 180 S.

Mit jener apodiktiſchen Zuverſicht, die in wiſſenſchaftlichen Dingen faſt immer ein Zeichen dilettantiſcher Einſeitigkeit iſt, legt uns der Verfaſſer, nach ſeiner Auffaſſung überſetzt und erklärt, jene Theile der Evangelien vor, die er für die echten Lehrverkündigungen „des aramaeiſchen Denkers und Religionslehrers Jeſus v. Nazareth“ hält. Die kritiſche Methode, durch die er dieſe echten „Dichtungen“ aus den Evangelien ausgeſondert hat, iſt folgende: er verwirft alle erzählenden Partien, alles, was über die Veranlaſſung zu den Reden Jeſu gemeldet wird, alle ihm geſtellten Fragen und alle ihm gemachten Einwürfe. All dies ſoll nach dem Verfaſſer ſpätere Einkleidung für die echten Reden Jeſu ſein. Von dieſen Reden wird weiter verworfen, was nur im Zuſammenhange der Erzählung überhaupt einen Sinn hat, ſo daſs nur mehr oder weniger allgemeine Reden übrig bleiben, und von dieſen endlich werden noch jene über Bord geworfen, die ſelbſt Herr Kirchbach nicht in ſeiner Weiſe zu exegeſieren kann. In der Interpretation nämlich geht der Verfaſſer womöglich noch weiter, als in der Kritik. [illegible] für die Interpretation: die griechiſchen Ueberſetzer haben den urſprünglichen aramäiſchen Text mißverſtanden. Erſte Anwendung: [illegible] iſt Subject der Reden. Dieſer an [illegible] Gedanke [illegible] aber im E. an den Klinſtſchleifen, an denen er [illegible], er wird ſich bei näherer Deutung nicht [illegible] gewiſſe Partien des Johannesevangeliums, wo man [illegible] ihn gelten zu laſſen, bewähren. Zweite Anwendung: [illegible] „Urgrund des Alles“, ſtatt [illegible] „Macht des Alls“. So wird die tiefreligiöſe Stimmung [illegible] zu einem perſönlichen Gott, zu einem argen [illegible]. [illegible] Anwendung: ſtatt „Menſchenſohn“ lies [illegible] Menſchlichkeit. So tauſchen wir für die [illegible] ein modernes Humanitätsideal ein. [illegible]

[illegible] Leipzig.

[illegible] „Zwei Welten“ Roman, Berlin. [illegible]

[illegible] haben, wie Frankreich es [illegible] Provinzialen, welche in der [illegible] alle großen [illegible] ſich allein verarbeiten müſſen, [illegible] in ihren Werken, ſo daſs ſie ſehr groß [illegible] etwas zu bedeuten. Herr Bruno Rütt[illegible]

Digitized by Google

nouer ſcheint mir ein ſolcher unſerer künſtleriſchen Arrièregarde zu ſein. Er kämpft ſo bitter, hart, ſchwer mit Dingen, die unſeren Kampf nicht mehr herausfordern. Deutſche in Paris. Man ſieht: gleich dieſes wirklich ſchon obſolet gewordene Thema, Nationengegenſatz, Culturvergleiche, bei denen es dem Autor große Mühe koſtet, ſich für Paris zu entſcheiden. Das Ganze von einer gewiſſen klobigen Subjectivität, von ſtarrem, ſtarkem Stil, manche gute lyriſche Stellen durch unangebrachte refrainartige Sätze verdorben, mit Gedanken, die vorgeſtern bedeutend waren, heute ſelbſtverſtändlich ſind, die nur deshalb nicht gering geſchätzt werden dürfen, weil ſie die ſchwerflüſſige, zähe Art haben, welche aus eigener, abgeſchloſſener Gedankenarbeit herkommt. Ein echtes, warmes, treues Gefühl durch das Ganze leuchtend. Man hat von dem Buche den Eindruck, daſs es für den Autor eine Nothwendigkeit war, ſich mit der neuen Welt abzufinden. Wenn wir aber nicht irren, hat er in der alten, ſchlichten Novellenform ſchöne, einfache Sachen geſchrieben. Dieſen Ton dürfte er wohl beherrſchen, in das Nervengetriebe und pſychologiſche Gewirre der neuen Art ſcheint ſeine treuherzige, altfränkiſche Art nicht zu paſſen, was vielleicht mehr wert iſt, als er in ſeiner Sehnſucht, die Moderne thätig mitzuleben, glauben dürfte. Möchte er in ſeine alten Neſter zurückkehren, nicht um ſie als Triſtia zu fühlen, ſondern weil er zu feſt in der Muttererde und in den alten Gedankenfeldern ruht, um ſich in eine neue zu verpflanzen. Er würde ſein Beſtes, ſeine ganze Art verlieren und einen wertloſen Schatz dafür eintauſchen. Möchte es ihm erſpart ſein, die Tragödie des „Spätgeborenen" durchzuleben, möchte er ſie ſich ſelbſt erſparen.

O. St.

Revue der Revuen.

Die Nummer 85 der **„Hochſchulnachrichten"**, vom October, enthält einen Beitrag über die intereſſante und ſeit langem actuelle Frage der Neueintheilung der Facultäten. Mit dem Beſitz der Philoſophie, der Künſte, der hiſtoriſchen und Sprachwiſſenſchaften, ſo führt der Verfaſſer aus, ſollten ſich als einem in ſich geſchloſſenen Wiſſenſchaftsgebiet die philoſophiſchen Facultäten begnügen; abgeben alſo ſollten ſie ebenſo die Staats- und Cameralwiſſenſchaften, wie die geſammten Naturwiſſenſchaften. Für die Staats- und Cameralwiſſenſchaften empfiehlt ſich ohne Zweifel am meiſten die Vereinigung mit der Jurisprudenz zu einer rechts- und ſtaatswiſſenſchaftlichen Facultät. (Was in den deutſch-öſterreichiſchen Univerſitäten bekanntlich auch der Fall iſt.) Ebenſo würde für die Naturwiſſenſchaften die Vereinigung mit der Medicin zu einer naturwiſſenſchaftlich-mediciniſchen Facultät das an ſich Natürliche ſein; indeſſen haben in neueſter Zeit beide an Umfang bedeutend gewonnen, und infolge der auf dem geſammten naturwiſſenſchaftlich-mediciniſchen Gebiete zur Regel gewordenen Arbeitstheilung ſind ſoviele neue Lehrſtühle theils bereits entſtanden, theils für die nächſte Zeit zu erwarten, daſs die Neubildung einer beſonderen naturwiſſenſchaftlich-mathematiſchen Facultät als das der Praxis des akademiſchen Lebens am beſten Dienliche anzuſehen ſein möchte. Unbedingt mit auszuwandern aus der philoſophiſchen in die naturwiſſenſchaftlich-mathematiſche Facultät hat aber die nächſt der Bibliothekswiſſenſchaft jüngſte akademiſche Wiſſenſchaft, die Geographie. Glücklich vorüber ſind ja die Zeiten, wo die Geographie von der Geſchichte gleichſam in Erbpacht genommen und daher einſeitig zu einem Anhängſel der letzteren herabgewürdigt war. — Mit der akademiſchen „Bibliothekswiſſenſchaft" ſpielt der Verfaſſer auf die an der philoſophiſchen Facultät Göttingen neueſtens errichtete Lehrkanzel für Bibliothekswiſſenſchaften an. Bei dieſer Gelegenheit erwähnt er übrigens auch noch ein ganz eigenartiges, bemerkenswertes Factum. Das Zeitungsweſen nämlich iſt im Begriff, ſich einen Platz unter den akademiſchen Wiſſenſchaften zu erobern. Einen vielverſprechenden Anfang hat in dieſer Beziehung Prof. A. Koch in Heidelberg mit ſeinen Vorleſungen über „Geſchichte der Preſſe und des Journalismus in Deutſchland" gemacht.

Jn der **„Revue de Paris"** vom 1. October ſchreiben André Chevrillon und Emile Hovelaque über „Die Malerei und das Publicum". Die Verfaſſer beſprechen zuerſt das conſervative Publicum. Das ſind die Leute, die an Autoritäten glauben, empfänglicher ſind für die vollendete Form als für den leidenſchaftlichen Gefühlsausdruck eines ſtarken Charakters. Dieſe Leute, „ohne ſelbſtändiges Temperament, aber mit vielen Gewohnheiten", haben auch ihre eigenen Maler, jene Bilderfabrikanten, die gute Porträts, Landſchaften und Genrebilder ohne jede Originalität verfertigen. Andere Lieblinge hat das intelligente Bürgerthum, die Bourgeoiſie; dieſe verehrt den Realismus in der Malerei. Dieſe Kunſtfreunde verehren in der Literatur Daudet, Coppée, Theuriet, Richepin, nicht aber Baudelaire, Verlaine, Loti und Anatole France. Ihre Werke ſind nicht Producte eines unbewuſsten Gefühles, ſondern einer bis zu Ende ausgedachten Reflexion, eines klaren Gedankens. Ganz verſchieden von dieſer Art Publicum ſind die Sammlungsmenſchen, die Senſationsſucher, die Snobs. Das ſind die Leute, deren Poeten nach der Meinung der Verfaſſer Bourget, Maeterlinck, die Symboliſten, Barrès, Ibſen, d'Annunzio ſind. Welche Art der Malerei dieſen Snobs gefällt, iſt im allgemeinen wenig deutlich geſagt; es ſind viele Maler genannt und ihre Bilder fein analyſiert. Die letzte und kunſtſinnige Gruppe ſind die Unabhängigen — im Publicum wie unter den Malern. Aber dieſe Gruppe iſt in den franzöſiſchen Ausſtellungen nur ſpärlich vertreten. Nach der Meinung der Verfaſſer iſt der Zweck der Kunſt durch die Ausſtellungen ſehr verſchoben worden. Dadurch hat man es dahin gebracht, daſs es in Frankreich im allgemeinen nur beſtellte Malereien, nicht aber ſpontane Kunſt gibt.

„Cosmopolis", September und October. Vernon Lee ſchreibt über „Rosny und den analytiſchen Roman in Frankreich." Was Rosny vor den anderen franzöſiſchen Romanciers auszeichne, ſei, daſs ſeine Perſönlichkeit, ſeine individuellen Anſchauungen, ſein eigener Gedanke in ſeinen Werken ſo ſtark zum Ausdruck kommen. Er nimmt das leidenſchaftliche Intereſſe an den Menſchen und den Dingen, die er behandelt. Die anderen franzöſiſchen Analytiker, von Balzac angefangen, kranken, nach Vernon Lee, an einer gewiſſen wiſſenſchaftlichen Objectivität; ihre Romane ſind zu ſehr aus einem Guſs, zu wenig complex, und ihre Kunſt zu äußerlich. Man habe den Eindruck, als erſännen ſich dieſe Schriftſteller ganz kalt und cerebral einen Conflict, ein Problem, das ſie dann wie ein Anatom auseinanderlegen und unterſuchen, wodurch ihre Werke conſtruiert wirken, während die von Tolſtoi oder Doſtojewski wie Erlebtes wirken. Gerade daſs ihre Schilderungen weniger präciſe, incohärenter, unklarer ſind, erhöhe ihre Lebenswahrheit. Rosny ſei der erſte Franzoſe ſeit Stendhal, der ſeinen Figuren innerlich naheſteht, der von ſeinem Gegenſtand wirklich ergriffen iſt und nicht auf eine beſtimmte Wirkung loszugehen ſcheint. — Zangwill ſchildert in ſeiner farbigen, malenden Manier Eindrücke vom Zioniſtencongreſs in Baſel. Von ganz verſchiedener Art, aber alle ein biſschen düſter und pathetiſch, ſehen wir die Redner defilieren und ihre Pläne entwickeln. „Staaten ſind der Ausdruck von Seelen" — ſo ſoll in Paläſtina ein Staat entſtehen, in dem die jüdiſche Seele ſich in charakteriſtiſchen Inſtitutionen bethätigt. Nicht etwa ein von mittelalterlichem Geiſt erfüllter, nein, ein moderner Staat, bevölkert von „Emoſiern", die ein Bindeglied zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen Alterthum und neuer Zeit bilden; ein Geſchlecht, das gewiſſermaßen eine Syntheſe der Menſchheit wäre, geſättigt mit der Cultur aller Völker, ein idealer Staat, gegründet auf Gerechtigkeit und echte Sittlichkeit. Und nicht Duldung, ſeine Rechte wird dies Elitevolk von den anderen Völkern verlangen. Die religiöſe Macht des jüdiſchen Gedankens iſt längſt gebrochen und ein neuer Meſſias fände heute keine Gemeinde, meint Zangwill; aber als nationale und politiſche Frage aufgefaſst, könne der Zionismus ganz gut zu einem Loſungswort der Vereinigung für die Juden der ganzen Welt werden.

Jm **„Temple Magazine"** für September iſt eine treffliche biographiſche Skizze über Ediſon. Mit vierzehn Jahren Zeitungsausträger, hat er ſich ſchon damals faſt durch die ganze Volksbibliothek von Detroit durchgeleſen. Jn dem Eiſenbahnwagen, den er als Colporteur benützen durfte, improviſierte er ſich ein Laboratorium, wo er unterwegs experimentieren konnte. Eine gelegentliche Exploſion, die bald den ganzen Zug in Brand geſteckt hätte, trug ihm eine ſo energiſche Züchtigung vonſeiten des Zugsperſonals ein, daſs er als Folge eine dauernde Schwerhörigkeit behielt. Bis zu ſeinem 22. Jahre ſchlug er ſich ſo, erſt als Telegraphenbote, dann als Mechaniker durch, jeden Sparpfennig zum Ankauf von Büchern verwendend, bis er 1869 eine kleine Werkſtatt in der Nähe von New-York errichten konnte. Zahlreiche Erfindungen ſind ſeither aus dieſem immer wachſenden Etabliſſement hervorgegangen, über 300 wurden patentiert. Ediſon iſt ein ſo raſtloſer Arbeiter, daſs er leicht 20 Stunden in einem Zug arbeiten kann. Unter Umſtänden ſchließt er die Thüren ſeiner Fabrik und zwingt ſeine Angeſtellten — in einem Falle bis zu ſechzig Stunden — an der Arbeit zu bleiben, wenn es die Löſung eines Problems gilt. Dabei wird er nicht von Gewinnſucht, ſondern nur von der Freude an der Sache angetrieben. Eine neuere Erfindung iſt eine Combination des Kinematographen mit dem Phonographen, wodurch man z. B. imſtande ſein wird, die ganze Leiſtung eines Bühnenkünſtlers dauernd zu fixieren. Gegenwärtig befaſst ſich Ediſon mit der Conſtruction eines Apparates, der mit Verwertung der Röntgenſtrahlen einen Einblick in die inneren Organe des Menſchen gewähren ſoll. Ueberdies beſchäftigt ihn das Problem, Elektricität direct auf chemiſchem Wege und ohne Vermittlung des Dampfes zu erzeugen und als bewegende Kraft für Eiſenbahnen und Schiffe nutzbar zu machen. Er meint, daſs es, falls ihm die Löſung dieſer Aufgabe gelingt, möglich ſein wird, ſich zu Waſſer und zu Land mit einer Geſchwindigkeit von 150 Meilen in der Stunde fortzubewegen.

Die Auguſt-Septembernummer des **„Vjestnik Jevropy"** enthält einen höchſt intereſſanten Aufſatz über den chineſiſchen Schriftſteller Tao-huan-in. Ein eifriger Patriot, wurde er Kaufmann, um mit den Europäern in intimen Verkehr zu treten und die Vor- und Nachtheile ihrer Civiliſation zu ſtudieren. Jn einem Werke: „Winke über die Gefahren, welche während der guten Zeiten drohen", führt der Mandarin Chinas heutige Organiſation, ſein Regierungsſyſtem, ſein Unterrichtsweſen vor und fordert dringend dazu auf, man möge ſich mit Europas Erfindungen und wiſſenſchaftlichen Fortſchritten bekannt machen, denn nur ſo könne das Ziel erreicht werden, daſs „der Sohn des Himmels einſt alle Völker unter ſeinem Scepter vereinigt."

Die Tugend Chechinas.

Nach dem Jtalieniſchen der **Mathilde Serao**.

Autoriſierte Ueberſetzung von **Henry Perl**.

(Schluſs.)

Zehn Minuten vor ſieben erſchien Marcheſe d'Aragona im Hauſe des Doctors Primicerio. Chechina war noch in ihrem Zimmer und kleidete ſich an. Ihr Geſicht war ungewöhnlich roth, ſie hatte bis jetzt vor dem Feuer geſtanden, und überdies fühlte ſie ſich todmüde, denn Suſanna hatte gerade wieder ihren ſtörriſchen Tag und half bei der Bereitung des Mahles ſo gut wie gar nicht. Es war Sonntag, und ſie hatte wegen dieſes Gaſtes die Meſſe bei „Sant' Andrea delle fratte" verſäumt, das aber war genug, ſie für den ganzen Tag unausſtehlich zu machen.

Jn dem Kopfe der armen jungen Frau ſah es ganz wirr aus; die ungewohnte Anſtrengung, die Furcht, daſs alles miſslungen ſei, die Aufregung, brachten ſie vollends außer ſich. Ihre Augen glühten wie im Fieber. Viermal hatte ſie ſich ſchon die Hände gewaſchen, aus Beſorgnis, ſie könnten noch nach der Küche riechen.

Als ſie in das kleine Empfangszimmer trat, kam ihr der Marcheſe entgegen und machte ihr ein Compliment über ihr gutes Ausſehen, was den Doctor ſichtlich erfreute.

Der Marcheſe war in tadelloſer Salontoilette erſchienen und trug an der breiten weißen Atlashalsbinde ein prächtiges Hufeiſen aus funkelnden Diamanten. Erſt jetzt zog er langſam die Handſchuhe von den Fingern, und ſeine weißen gepflegten Hände wurden ſichtbar. Chechina fand nicht den Muth, ſich niederzuſetzen und ſtand mit geängſtigter Miene, übermäßig eingepreſſt in ihrem neuen Wollkleide

Digitized by Google

feuille-morte, regungslos da. Die friſch eingenähte Krauſe deckte ihren hübſchen Hals allzuſehr und genierte ſie ob ihrer Steifheit bei jeder Bewegung. Sie kam ſich recht unbeholfen vor und ihre Angſt, daſs das Mittageſſen ſchlecht ſein werde, wuchs mit jeder Minute.

Der Doctor bereitete indeſſen ſeinen Gaſt in behäbiger Weiſe auf die Frugalität des Mahles vor, an das er nicht den gewohnten fürſtlichen Maßſtab legen dürfe, worauf der Marcheſe mit großer Feinheit lächelte, ohne zu antworten. Endlich meldete Suſanna in wenig freundlichem Tone, daſs aufgetragen ſei. Der Marcheſe verneigte ſich, bot der jungen Frau verbindlich den Arm und geleitete ſie zu Tiſche. Bei dieſer Gelegenheit durchdrang Chechina der feine Wohlgeruch, welcher den Haaren und Kleidern des Marcheſe entſtrömte.

Im Anfange verlief die Unterhaltung ziemlich ſteif, die Hausfrau ſaß wie auf Nadeln, weil Teller und Eſsbeſtecke immer eine Ewigkeit ausblieben, Suſanna die Schüſſeln mit trotziger Miene herumreichte, der Doctor nicht ſprach, ſondern bloß mit großem Appetite aß und der Marcheſe allein ſich den Anſchein gab, es ſich ganz beſonders ſchmecken zu laſſen.

Endlich wurde es gemüthlicher, der Wein löste Toto die Zunge, die Wangen der jungen Frau hatten ihre ängſtliche Röthe verloren und ihre Halskrauſe die unangenehme Härte. Der Marcheſe erzählte in liebenswürdigſtem Tone von ſeinen fürſtlichen Vettern in Schottland, die es ganz ungewöhnlich kalt auf ihrem Jagdſitze hätten; überſah jeden Verſtoß der miſslaunigen Suſanna; griff zweimal vom Fiſch zu; ſprach immer nur mit halblauter Stimme, die R ſcharf betonend, hingegen die S mit kindlicher Weichheit liſpelnd. Außerdem beſaß er die Gabe, die einfachſten Dinge in ſo warm einſchmeichelndem Tone zu ſprechen, daſs um ihn her beſtändig ein Hauch von Zärtlichkeit wehte, der gar gewaltſam von den Geſprächen des Doctors abſtach, die ſich faſt ausſchließlich um chirurgiſche Operationen und Experimente drehten.

Allmählich wurde es Chechina ganz behaglich zumuthe; das leichte, elegante Benehmen ihres Tiſchnachbars, der mit ſeiner Hand ſeinen ſeidenweichen Schnurrbart aufdrehte und ihrem Manne ſo andächtig zuzuhören verſtand, übte einen entſchieden günſtigen Einfluſs auf ſie. Ihre Haltung wurde nach und nach wieder natürlich, ihre Augen nahmen den gewohnten ſinnenden Ausdruck an, die Wangen deckte nur mehr ein zartes Roſa und die Starre der Krauſe war der warmen Temperatur ihres Körpers gewichen und verhüllte nicht länger neidiſch den ſchlanken weißen Hals, die Löckchen hatten ſich natürlicher um die Stirne geringelt und ihre ganze Perſon ſtrömte Wohlbehagen aus.

Als die Torte aufgetragen wurde, welche am Rande zwar etwas verbrannt, ſonſt aber wohlgelungen war, konnte der Doctor, der ſich überhaupt ſehr angeräumt fühlte, nicht umhin, ſeinen Gaſt aufmerkſam zu machen, daſs es ſeine brave Chechina ſei, welche dieſelbe bereitet hatte, worauf der Marcheſe ein überaus zartes Compliment an die junge Frau richtete, deſſen Metapher ihr zwar nicht völlig klar war, aber doch ſüß wie Muſik im Ohre klang.

Auf den Kaffee hat der Gaſt verzichten zu dürfen, da er aus Geſundheitsrückſichten keinen trinke. Chechina fiel ein Stein vom Herzen, denn ſie wuſste, wie ſchlecht Suſanna denſelben bereitete, und den Ankauf des Maſchinchens hatte ſie nicht zu erſchwingen vermocht.

Toto beſtand alſo wenigſtens darauf, eine Flaſche alten Cognacs zu öffnen — das Geſchenk eines franzöſiſchen Patienten. Der Marcheſe benutzte dieſe Gelegenheit, einen Toaſt auf die Frau des Hauſes auszubringen, welche, um ſeine Freundlichkeit zu erwidern, ihr Gläschen auf einen Zug leerte, wiewohl ſie bis dahin Cognac nur dem Namen nach gekannt hatte.

Nach aufgehobener Tafel kehrte man in den kleinen Salon zurück, welchen das Verdauungsfieber noch ungemüthlicher machte, als er ſchon war. Chechina, welcher ſelbſt kalt war, ſah, wie d'Arragona fröſtelte, und hatte Mühe, Thränen der Beſchämung zurückzuhalten. Die Erbärmlichkeit dieſes Raumes fiel ihr zum erſtenmal auf die Seele. So gut wie kein Teppich, eine Lampe ohne Schirm und kein Kamin! Sie rief der Magd zu, die zweite Lampe hereinzubringen, die [illegible] anzuzünden, als vermöchte ſie dadurch die Temperatur zu ſteigern.

Die frühere behagliche Stimmung war von neuem geſchwunden, vergeblich erzählte der Marcheſe mit dem Aufgebot ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit von der grimmigen Kälte, welche er bei ſeinen fürſtlichen Vettern in Schottland ausgeſtanden. Der Doctor war kaum imſtande, den Kampf mit ſeinem gewohnten Mittagsſchläfchen aufrechtzuhalten, und die junge Frau [illegible] den Mangel [illegible] Hausſtandes, an der anderen Ecke des Divans, [illegible] Decke auf den Wangen, wartend, [illegible] mehrmals [illegible]

[illegible]

ſeinen feinen hellbraunen Schnurrbart in die Höhe, während er ſich mit der anderen auf die Lehne des Divans ſtützte, auf welchem Chechina ſaß.

Von dem Augenblicke an, wo ihr wohlgenährter Gatte das Zimmer verlaſſen und ſie ihn auf dem geräumigen Bette ſchnarchend wuſste, fühlte ſie ſich viel leichter. Der Marcheſe ſaß ſo nahe bei ihr, daſs der ſanfte Wohlgeruch, den ſeine Perſon ausſtrömte, zu ihr drang. Das ungewohnte, berauſchende Parfum übte einen wohlthuenden Reiz auf ihre Nerven aus.

D'Arragona ſprach womöglich noch gedämpfter als zuvor; Chechina erhob ihre Augen zu ihm, um ſeine Worte beſſer zu vernehmen, ihre großen, ſchönen, römiſchen Augen, vielleicht etwas ſtarr im Ausdrucke, aber gleichzeitig voll verheißender Glut.

Aug' in Aug' erzählte er ihr nun in anſpruchsloſeſter Weiſe von dem kleinen, warmen Neſte, das er ſich „Via degli Apostoli" neben dem Palaſte ſeines Freundes, des Fürſten Odescalchi, gebaut, und wie er es eingerichtet hatte — ſie muſste ja wiſſen, welches Haus er meine — nicht das große rechts, das kleine links, neben dem Bogen — im erſten Stock, nur vierundzwanzig Stufen hoch, weil er das Treppenſteigen nicht vertrage.

Seine ganze Familie war herzleidend; er auch — ſie alle ſtarben frühzeitig — auch er würde nicht lange leben — aber was lag daran! Seine Anſicht war, das Leben müſſe kurz, aber angenehm ſein.

„Mein Leben iſt mir jetzt faſt ſchon zu lang!" fuhr er in einer Anwandlung von Melancholie fort. „Ich bin zu viel allein, das macht das Daſein nicht anziehender. Mein Appartement hat zwei Eingänge; mein Kammerdiener beſorgt des Morgens alles, dann läſst er ſich nicht mehr blicken, ich bin den ganzen Tag allein. Eigentlich iſt es ganz nett bei mir, namentlich ſehr wohnlich. Die Fenſter haben vierfache Gardinen, alles in gelber Seide — ich liebe dieſen Ton, er ſieht ſo warm aus — dann kommen erſt die weißen Spitzenvorhänge. Das Licht in meinen Zimmern iſt ganz matt, und das Feuer muſs beſtändig hell brennen. Ich bin jeder Kälte ſehr abhold, bloß in der Wärme thaue ich auf. Meine Zimmer ſind auch wie eine Schachtel, voll von Polſtern und Teppichen — weich — warm.

„Was hilft das alles, ich bin immer allein! Um mich zu unterhalten, räuchere ich meine Zimmer mit orientaliſchen Paſtillen, rauche eine Cigarette um die andere und warte, daſs Rauch und Weihrauch einen Traum, ein Phantaſiegebilde — eine ſchöne Frau, gut und einfach — vor mich hinzaubern — die mich ein wenig lieb hätte — und die ich anbeten würde.....

„Chechina — Chechina! — Wenn Sie mich in meiner Einſamkeit tröſten wollten! Chechina — ich will Dich anbeten. Komm, Komm!" . . . .

Und er preſste ſeine glühenden Lippen auf ihren weißen Hals.

„Nein, nein — laſſen Sie mich!" und ſie ſchützte ihre Lippen mit dem Arm.

„Mittwoch, von vier bis ſechs — Fanni, komm' . . . ."

„Mittwoch kann ich nicht".

Der Ton, mit welchem er ihren Namen geſprochen, hatte ſie überwunden.

„Freitag alſo — um dieſelbe Stunde! . . . ."

Hierauf machte er ihr eine tiefe Verbeugung, nahm ſeinen Hut und gieng.

Suſanna, ein kleines übelriechendes Oellämpchen in der Hand, leuchtete ihm über die Treppe.

Wir bitten die geehrten Leſer, bei Zuſchriften an die in unſerem Blatte inſerierenden Firmen ſich ſtets auf die „Zeit" zu beziehen; ferners in Hotels, Reſtaurants, Cafés, Penſionen, an Bahnhöfen, in Leſezimmern immer wieder nachdrücklichſt die Wiener Wochenſchrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Digitized by Google

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 20. November 1897. Nummer 164.

Vor der Entſcheidung.

Wie bei jedem Kampf, ſo werden auch für die Entſcheidung der in der nächſten Woche beginnenden Hauptſchlacht der obſtruierenden Oppoſition gegen das Miniſterium Badeni zweierlei Momente maßgebend ſein: ſolche objectiver und ſolche ſubjectiver Natur, materielle und moraliſche.

Die objectiven Momente ſtehen unverkennbar günſtig für die Oppoſition. Das Ausgleichsproviſorium iſt ganz ohne Zweifel die brennendſte Dringlichkeit. Sein Gegenſtand bietet der breiteſten Erörterung unerſchöpflichen Stoff dar. Es iſt der einleuchtendſte Beweis der ſachlichen Unfähigkeit der Regierung. Indem es ſchließlich den alten Ausgleich mit Ungarn verlängert, ſtellt es ſich in Gegenſatz zu den längſt feſtſtehenden Wünſchen der Bevölkerung. Der böhmiſche Landtag z. B. hat am 7., der niederöſterreichiſche Landtag hat am 13. Februar 1896 beſchloſſen, daſs die vollſtändige Aufhebung des Zoll- und Handelsbündniſſes mit Ungarn der Erneuerung desſelben unter den alten Bedingungen vorzuziehen ſei. In gleichem Sinne haben ſich zahlreiche Körperſchaften ausgeſprochen, ſo der öſterreichiſche Landwirtſchaftstag am 22. Februar 1896. Die Verhandlungen des Abgeordnetenhauſes am 15. Februar, am 16. November 1896 und ſpäter die der Quotendeputationen haben eine ähnliche Stimmung geoffenbart. Wenn überhaupt opponiert und obſtruiert werden ſoll: ein günſtigerer Boden dafür wäre ſchwer zu finden.

Noch ſchwerer dürfte eine verzwicktere Situation auszudenken ſein, als jene, in welcher ſich das Miniſterium gegenwärtig befindet. Das Ausgleichsproviſorium, das der ungariſche Reichstag in acht Tagen genehmigt hat, iſt im öſterreichiſchen Abgeordnetenhaus binnen fünf Wochen nicht über die Vorberathung hinausgekommen. Der Termin für die parlamentariſche Erledigung der Vorlage, den das ungariſche Miniſterium dem öſterreichiſchen noch gewähren kann, dürfte, ohne bedenkliche Gefährdung der eigenen innerpolitiſchen Situation Ungarns, ſchwerlich über den 1. December hinaus erſtreckt werden. In den acht oder zehn parlamentsfähigen Tagen bis dahin concurrieren mit dem Abgeordnetenhauſe die Delegationen und der niederöſterreichiſche Landtag. Alle Stadien dieſer Verhandlung haben ſich bisher über alle, ſelbſt über die eigenen Erwartungen der Oppoſition hinaus verſchleppt. Die erſte Leſung, welche die Majorität in einer Nacht durchzuſetzen hoffte, hat acht Tage, die Ausſchuſsberathung, welche ſie in einer halben Woche durchzuführen rechnete, hat zwei Wochen gedauert. Dabei war die Obſtruction bei der erſten Leſung durch deren formalen Charakter, bei der Ausſchuſsberathung durch die geringe Zahl der Theilnehmer behindert. Erſt bei der zweiten Leſung kann ſie ſich mit ihren Minoritätsvoten, hunderten von Zuſatz-, Abänderungs-, Rückverweiſungs-, Vertagungs-, Ablehnungsanträgen in allen erdenklichen Begründungsvarianten, mit Reden, Abſtimmungen und Pauſen, mit all den bekannten Geſchäftsordnungs-Incidenzien, in voller Kraft entwickeln.

Die Taktik, welche die Majorität der Obſtruction entgegenzuſetzen hat, beſteht der Hauptſache nach in nichts als Verletzungen der Geſchäftsordnung und der Verfaſſung. Das neueſte Mittel hiezu iſt die Zuſammenziehung von General- und Specialdebatte. Dieſen abgekürzten Vorgang geſtattet wohl die Geſchäftsordnung in § 41, doch nur für „Anträge auf ſonſtige Beſchlüſſe“, im ausdrücklichen Unterſchied von „eingebrachten Geſetzentwürfen“, wie das Ausgleichsproviſorium einer iſt, für welche die §§ 37, 38 und 39 ausnahmslos getrennte General- und Specialdebatten vorſchreiben. Eine andere neue Erfindung, die nämlich, daſs die Majorität ſich durch irgend ein Manöver der Nothwendigkeit entziehen werde, alle eingebrachten Abänderungsanträge vor dem Ausgleichsproviſorium ſelbſt zur Abſtimmung zu bringen, widerſpricht nicht nur unſerer Geſchäftsordnung (§ 60, al. 2), ſondern dem parlamentariſchen Brauch überhaupt. So ſagen die anerkannten franzöſiſchen Autoritäten, Poudra und Pierre, im „Traité pratique de droit parlementaire“: „Le principe … ne permet pas de réunir plusieurs questions et de les soumettre … au vote de la chambre … L'Assemblée, par exemple, ne peut pas écarter en masse les amendements qui lui sont [illegible].“ Aehnlich [illegible] eingehende und [illegible] Verhaltungsordnung [illegible] „Handbuch der parlamentariſchen Praxis“, Abſatz 135.

Die ſämtlichen [illegible] des gegenwärtigen Präſidiums [illegible] der Majorität [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] welche den Obſtructions-zweck nur fördern. Ueberdies ſollte eine bedeutſame Erwägung ſelbſt dieſes Präſidium vor gewiſſen äußerſten Gewaltthätigkeiten warnen. Wenn das Präſidium die innere Legalität den Verhandlungen nimmt, kann die Minorität ihnen auch den ſichtbaren Schein äußerer Legalität rauben. Es gibt nämlich außer der parlamentariſchen Obſtruction, die ſich, ob nun mit oder ohne Scandal, ihrem Weſen nach in durchaus legalen Formen bewegt und lediglich die Verzögerung der Verhandlung bezweckt, noch ein anderes Mittel des parlamentariſchen Widerſtandes, d. i. die parlamentariſche Revolte, bei der der Präſident entthront und jede weitere Verhandlung ſchlechthin unmöglich gemacht wird. So lange die geſetzlichen Formen der parlamentariſchen Geſchäftsführung vom Präſidium nicht verletzt werden, iſt allerdings die Obſtruction das äußerſte Mittel der Oppoſition. Sobald aber die geſetzlichen Formen aufgehört haben, iſt die Verſammlung nicht mehr das Parlament, ſondern eine illegale Zuſammenkunft von Privatleuten, die zu ſprengen — nach der Theorie des conſtitutionellen Staatsrechtes — nicht nur das Recht, ſondern ſogar die Pflicht jedes geſetzestreuen Mannes iſt. Einer geſetzwidrigen Obrigkeit iſt niemand zu Gehorſam verpflichtet, auch nicht die Abgeordneten der Minorität dem Präſidium, wenn dieſes die Rechtsordnung böswillig verletzt. Gegenüber rechtswidriger Vergewaltigung befindet ſich die Minorität im Zuſtande erlaubter Nothwehr. Dagegen darf ſie revoltieren. Wie man das macht, haben die Jungczechen in der berühmten Sitzung des böhmiſchen Landtages vom 17. Mai 1893 gezeigt, wo ſie die Stenogramme zerriſſen und den Vorſitzenden durch Androhung phyſiſcher Gewalt zum Verlaſſen des Saales zwangen. Schon die Erinnerung an dieſe böhmiſchen Vorgänge dürfte das Präſidium von gewiſſen äußerſten Geſetzesverletzungen abhalten, wenn es die Minorität in entſchloſſener Kampfesſtimmung ſieht.

Damit kommen wir auf das ſubjective Moment der bevorſtehenden Hauptſchlacht. Die Nähe der Entſcheidung ruft alle Schwächen der menſchlichen Natur in dem Feldherrn wach. Er hört auf zu hoffen, er beginnt immer ausſchließlicher zu fürchten. Seine Vortheile verkleinern ſich vor ſeinem Blick, die des Gegners dehnen ſich übermächtig aus. Bedrohliche Möglichkeiten beunruhigen ihn. Die Kühnheit ſeines Vorhabens ſchreckt ihn. Falſche Nachrichten aus dem feindlichen Lager verwirren, kleine Nachläſſigkeiten, Uebereilungen, Widerſpenſtigkeiten in den eigenen Reihen entmuthigen ihn. Wie eine Wolke ſenken ſich die Zweifel auf ſeine Pläne. Die Zuverſicht will weichen, gerade in dem Augenblick, wo ſie ſich zu bethätigen hat. In ſolchen Anwandlungen lieben die Feldherren die Entſcheidung ſo lange als möglich zu vermeiden, zu umgehen oder zu vertagen. Nur derjenige Feldherr, der erſt die menſchlichen Widerſtände in ſeinem eigenen Inneren gebändigt hat, kann den Gegner beſiegen. Auch bei der größten Gunſt der objectiven Momente bleibt der Sieg aus, wenn die ſubjective Dispoſition im letzten Augenblick verſagt. Aehnlich wie den Feldherren mag es wohl auch manchen Führern der Obſtruction in dieſen Tagen ergehen, je näher die Entſcheidung rückt. Sie müſſen aber ihre [illegible] Stimmungen tapfer zu überwinden trachten. Graf Badeni rechnet heute nicht länger auf den § 14, nicht auf das in Rechtsbrüchen bewährte Präſidium, ſondern immer mehr auf die pſychologiſchen Perturbationen der Obſtructionsführer, die ſich nothwendig vor der Entſcheidung einſtellen müſſen. Dieſe nährt er mit allen Mitteln perſönlicher Schmeicheleien, falſcher Nachrichten, täuſchender Verſprechungen, trügeriſcher Hoffnungen und geheuchelter Sicherheit. Wir werden bald ſehen, ob ihm dieſer Verſuch bei den Obſtructionsführern gelingt. Unterliegen ſie, ſo wird es ihnen — von unvorherſehbaren Zwiſchenfällen abgeſehen — nicht an der Gunſt der äußeren Umſtände gemangelt haben, ſondern an der moraliſchen Kraft zu ſiegen.

K.

Die Rechte der Sprachen in der Schweiz.

Von [illegible] Theodor Curti ([illegible]).

Sie haben mich eingeladen, Ihnen über „die Sprachenfrage in der Schweiz“ zu ſchreiben, und deshalb wollte ich dieſen Artikel ſo betiteln. Da fiel mir ein, daſs es bei uns — Gott ſei Dank! — eine Sprachenfrage nicht gibt. Soll aber von den Rechten der Sprachen im amtlichen Verkehr der Schweiz die Rede ſein, ſo ſind dieſelben für den Bund oder die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft als Ganzes und für die Cantone mit mehrſprachiger Bevölkerung durch die Verfaſſungen und die Geſetzgebung normiert worden. [illegible] [illegible] des ſchweizeriſchen Staatsrechtes [illegible] [illegible] habe ich die [illegible] und Verordnungen [illegible] Frage kommen, [illegible] [illegible] Cantonen mit gemiſchter Bevölkerung wohnen

Digitized by Google

Die Bundesverfaſſung enthält zwei Artikel, welche ſich auf die Rechte der Sprachen beziehen. Der eine davon lautet wörtlich: „Die drei Hauptſprachen der Schweiz, die deutſche, franzöſiſche und italieniſche, ſind Nationalſprachen des Bundes", — und der andere ordnet an, es ſoll bei der Wahl der Mitglieder des Bundesgerichtes durch die Bundesverſammlung „darauf Bedacht genommen werden, daſs alle drei Nationalſprachen vertreten ſeien". Bei der letzten Volkszählung vom Jahre 1888 gab es in der Schweiz 2,083.000 Deutſche, 635.000 Franzoſen, 155.000 Italiener und 38.000 Romanen. Die Deutſchen berühren ſich mit den Franzoſen im weſtlichen Theile des Landes, wo die Cantone Bern, Freiburg und Wallis aus Bevölkerungen der beiden Sprachen beſtehen. Die Italiener finden wir im Canton Teſſin und in den drei Thälern Graubündens am Südabhang der Alpen: im Miſox (Miſocco), Bergell (Bregaglia) und Puſchlav (Poſchiavo). Unter den Romanen der Volkszählungstabelle ſind diejenigen Einwohner Graubündens verſtanden, welche Mundarten des Rhätoromaniſchen ſprechen. Es begreift ſich, daß letztere nicht zu Nationalſprachen erhoben wurden, da ihre Bezirke nur klein ſind, aber immerhin werden den Romanen die wichtigeren Erläſſe des Bundes in Ueberſetzungen zugänglich gemacht, und ein polyglottes Werk iſt die Ausgabe der Bundesverfaſſung vom Jahr 1874, worin dieſe und eine ihr vorangeſtellte Proclamation in allen fünf Schweizerſprachen erſcheint.

Das „Bundesblatt", das in Bern herauskommt, bringt die Bundesgeſetze und dazugehörigen Verordnungen, den Geſchäftsbericht des Bundesrathes, die bundesräthlichen Publicationen verſchiedenſter Art und die Commiſſionsberichte der Bundesverſammlung in deutſcher Sprache. Denſelben Inhalt hat das franzöſiſche Amtsblatt des Bundes, „Feuille Fédérale" genannt. Eine italieniſche Ausgabe wird in Bern nicht hergeſtellt, aber es iſt Vorſorge getroffen, daſs die Geſetze auch ins Italieniſche übertragen werden. Im Bundesgericht muſs, wie ſchon geſagt wurde, wenigſtens ein Mitglied aus dem italieniſchen Sprachgebiet ſtammen. In italieniſcher Sprache eingereichte Acten werden für das Bundesgericht ins Deutſche und Franzöſiſche überſetzt und die Urtheile für italieniſch ſprechende Parteien in dieſer Sprache ausgefertigt. Ich füge hinzu, daß vor dem eidgenöſſiſchen Geſchworenengericht die italieniſche Sprache dieſelben Rechte hat, wie die deutſche und die franzöſiſche. Als jenes vor einigen Jahren nach den Teſſiner Unruhen in Zürich zuſammentrat, wurde ihm von dem Bundesrichter Olgiati aus Poſchiavo präſidiert, und die Ausſagen der italieniſch ſprechenden Angeklagten und Zeugen ſind den Geſchwornen, die Bürger deutſcher Cantone waren, überſetzt worden.

In den beiden Räthen der Bundesverſammlung, dem National- und dem Ständerath, bedient ſich jedes Mitglied ſeiner Mutterſprache, wenn ſie eine der drei Nationalſprachen iſt. Die Romanen pflegen deutſch zu ſprechen, da ihre Bildung eine deutſche, und was die kleine Anzahl Italiener anbelangt, ſo ziehen ſie es vor, wenn ſie das Deutſche oder Franzöſiſche beherrſchen, dieſe Sprachen ſtatt ihrer Mutterſprache zu gebrauchen. So ſprechen die Romanen Decurtins und v. Planta deutſch, die Teſſiner Pedrazzini und Stoppani ſprachen franzöſiſch, ihr Landsmann Reali deutſch, und gegenwärtig ſpricht der Führer der radicalen teſſiniſchen Abordnung, Simen, franzöſiſch. Der ultramontane Ständerath Reſpini hingegen hat ſeine Philippiken gegen den Bundesrath in der Sprache Dantes gehalten, und um beſſer verſtanden zu werden, miſchte er in ſein Idiom noch mehr Wörter lateiniſcher Abkunft, als die Alltagsſprache enthält. Herr Reſpini kannte übrigens zwei Sprachen, neben der eigenen noch das Engliſche, denn er hatte lange in Auſtralien gelebt, aber das war hier für ihn wertlos. Die Beeidigung der Mitglieder findet in den drei Nationalſprachen ſtatt. Ueberſetzt aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche und umgekehrt werden ſtets die Worte der Präſidenten bei allen ihren Mittheilungen und bei den Abſtimmungen; meiſt auch findet die Berichterſtattung der Commiſſionen in dieſen beiden Sprachen ſtatt. Die Reden jedoch werden nur dann überſetzt, wenn es aus dem Schoße des Rathes verlangt wird, und das kommt ſelten vor. Der ſtenographiſche Bericht enthält jede Rede in derjenigen Sprache, in welcher ſie gehalten wurde.

Ich erinnere mich nicht, je eine Klage gegen dieſe Einrichtung vernommen zu haben. Einſt, vor dem Jahre 1798, hatte die alte Eidgenoſſenſchaft der dreizehn Orte [illegible] das Deutſche zur Amtsſprache, als dann aber aus den franzöſiſchen und italieniſchen Theilen der Schweiz, welche nun, wie Wallis, Verbündete oder, wie Waadt und Teſſin, [illegible] gemeinſame Herrſchaften geweſen waren, [illegible] Cantone gebildet wurden, da traten die franzöſiſche und die italieniſche Sprache von ſelbſt neben die deutſche. Das mag man in [illegible] und bei der [illegible], welche ſich das [illegible] bei den letzten [illegible] [illegible]

Im Canton Graubünden werden nicht weniger als vier Sprachen geſprochen; es gibt dort 44.000 Deutſche, 14.000 Italiener und die 37.000 Romanen, welche oben ſchon erwähnt worden ſind. Von den Romanen ſprechen die einen Romanſch, das oberländiſche Romaniſch, die anderen Ladin, das Engadiniſche. Man zählt die beiden Dialecte zu der Gruppe von Sprachen, welche eine Eigenthümlichkeit der rhätiſchen Alpen ſind, mit der verlorengegangenen Sprache der alten Rhätier aber nichts zu thun haben, und wie in der Schweiz werden mehrere derſelben in Oeſterreich angetroffen. Trotz ihrer Verwandtſchaft ſind ſie ſoweit voneinander verſchieden, daſs unſere Romanſchen und Ladiner einander nicht verſtehen. Wer jene hört, wird ans Rumäniſche erinnert, während das Ladin mehr wie ein verkürztes Spaniſch klingt. Im Thale Oberhalbſtein fließen ſie gewiſſermaßen ineinander; die Bevölkerung behilft ſich dort mit der Verwendung beider. Sie ſpricht Ladin, wie die Engadiner, aber weil ſie katholiſch iſt, hat ſie ſich ſeit den Zeiten der Reformation, als das Engadin zu dieſer übergieng, daran gewöhnt, ihren Leſeſtoff aus dem katholiſchen Oberland zu beziehen, und aus der Literatur ſind nun auch Wörter in die geſprochene Sprache übergegangen.

Schon in den Volksſchulen lernen die Romanen neben der Mutterſprache das Deutſche, und nur ältere Leute ſind bei ihnen deſſen nicht kundig. Immerhin muſs zur Unterſcheidung geſagt werden, daſs im Engadin die deutſche Sprache doch beſſer gekannt iſt als im Oberland, was ſich aus dem Zuſammenhange des Proteſtantismus mit dem Deutſchthum erklärt. In den engadiniſchen Kirchen wird oft auch deutſch gepredigt, im katholiſchen Oberland und Oberhalbſtein nicht. Darum wohl finden wir neben dem Deutſchen und Italieniſchen noch das Oberländiſche als Amtsſprache des Cantons, nicht aber auch die Sprache des Engadins.

Für den Zweck der Volksabſtimmungen werden alle Geſetzvorſchläge ins Deutſche, Italieniſche und Oberländer-Romaniſch überſetzt, wie es im Großen Rathe jedem Mitgliede freiſteht, in dieſen Sprachen ſein Votum abzugeben; indeſſen ſprechen die romaniſchen Großrathsmitglieder faſt immer deutſch, und nur ausnahmsweiſe ſoll einmal eine romaniſche Rede dazu dienen, an das Vorhandenſein und die Lebenskraft der kleinen Sprache zu erinnern. Authentiſcher Text der Geſetze iſt der deutſche.

Die Landesregierung pflegt die Correſpondenz mit den Behörden in der Regel in deutſcher Sprache. „Doch kommt es etwa vor", ſchreibt mir einer meiner Gewährsmänner — ein Regierungsrath — „daſs romaniſche Gemeindevorſtände ſolche Correſpondenzen, wenn ſie Unangenehmes enthalten, mit der Gloſſe zurückſchicken: Nus intelgein bucca tudestg (wir verſtehen nicht deutſch), worauf dann die Regierung mit ihrem Souverän in deſſen eigener Sprache verkehrt."

Die Amts- und Gerichtsſprache iſt in den reinromaniſchen Gemeinden und Bezirken durchwegs der romaniſche Dialect, der dort geſprochen wird. So ſind die Protokolle und Urtheile der Gerichte im Oberland, Oberhalbſtein und Oberengadin ausſchließlich in romaniſcher Sprache abgefaſst. Im Kreiſe Ilanz, wo die Bevölkerung gemiſcht iſt, gibt man dem Deutſchen den Vorzug, und das romaniſche Thal Samnaun an der Tiroler Grenze hat ſchon um die Mitte des letzten Jahrhunderts durch Gemeindebeſchluſs die deutſche Sprache zu ſeiner Amtsſprache erklärt. Vor mir liegt ein Jahrgang vom „Amtsblatt des Cantons Graubünden", worin die amtlichen Bekanntmachungen je nach dem nur örtlichen oder allgemeineren Bedürfniſſe in einer oder mehreren Sprachen zu leſen ſind. Gerichtsurtheile in romaniſcher Sprache findet man mitunter aus Rückſicht für die deutſchen Leſer ins Deutſche überſetzt. Vor dem oberſten Gerichtshofe, dem Cantonsgericht, wird nur deutſch verhandelt, in Criminalfällen aber mit Hilfe von Ueberſetzern jede Frage an den Angeklagten in ſeiner Mutterſprache gerichtet.

In Bern, deſſen neuer Cantonstheil, der Jura, franzöſiſch ſpricht, ſind nach der Cantonsverfaſſung das Deutſche und das Franzöſiſche die anerkannten Landesſprachen. Alle Geſetze, Decrete, Verordnungen und allgemeinen Beſchlüſſe werden veröffentlicht. Im franzöſiſchen Gebietstheile erfolgt die Veröffentlichung in beiden Sprachen. Die deutſche Sprache iſt aber die Urſprache. Verfügungen, Beſchlüſſe, Urtheile und Schreiben an obere Behörden, welche einzelne Perſonen oder Corporationen im franzöſiſchen Gebietstheile betreffen, werden in franzöſiſcher Sprache erlaſſen. Im Großen Rathe ſprechen die Abgeordneten in der einen oder anderen Sprache, doch iſt die deutſche Sprache im berniſchen Großrathsſaale nur ausnahmsweiſe die hochdeutſche und faſt immer „berndütſch". Wie die Holländer und Flamänder ſchätzen die Berner ihre deutſche Mundart ſo ſehr, daſs ſie dieſelbe dem Hochdeutſchen vorziehen, die Berner allerdings nur in der öffentlichen Rede, nicht auch in der Schrift. Der deutſche Stenograph des berniſchen Großen Rathes muſs deshalb das Kunſtſtück [illegible], den Dialect ſchriftdeutſch nachzuſchreiben.

[illegible] alten Bern, deſſen Gründer der Herzog Berchtold von [illegible], hat man lange Zeit deutſch geſprochen, und zwar [illegible], woraus ſich der heutige Dialect entwickelte. Selbſt im [illegible] hielt man an der heimiſchen Sprache feſt. [illegible] Anekdote erzählt, daſs einmal ein Berner Läufer [illegible] in der berniſchen Landesſprache angeredet

Digitized by Google

habe, was den erſtaunten Monarchen zu der Bemerkung veranlaſste, es ſei ſonderbar, daſs ein Courier aus Bern nicht einmal franzöſiſch könne. Der patriotiſche Läufer aber habe, als ihm dieſe Worte überſetzt wurden, erwidert: und er finde es noch viel ſonderbarer, daſs ein König von Frankreich nicht einmal berndütſch könne. . . . . Das alte Bern war ſtolz! Es lieferte durch Militärcapitulationen viele Regimenter in franzöſiſche Dienſte, und in der Diplomatie genoſs der Schultheiß von Bern die Ehren eines Großherzogs. Später jedoch kam die franzöſiſche Sprache in Aufnahme; in der Zeitperiode, als Haller „Die Alpen" dichtete, ſprach das Berner Patriciat franzöſiſch, der Revolutionär Henzi, 1749 hingerichtet, war der Verfaſſer eines franzöſiſchen Tell-Dramas, und Karl v. Bonſtetten, Johannes v. Müllers Freund, hatte nach ſeiner Studienzeit das Deutſche vergeſſen. Im heutigen Staate Bern nun herrſchen die beiden Volksſprachen, jede für ihr beſonderes Gebiet.

Um von ihnen weiterzureden, erwähne ich noch, daſs ein deutſches und ein franzöſiſches Amtsblatt erſcheint, und daſs die ſtenographiſch aufgenommenen Verhandlungen des Großen Rathes in einem Tagblatt veröffentlicht werden, jede Rede in der Sprache, in welcher ſie gehalten wurde. Ferner wird dem franzöſiſchen Amtsblatte ein franzöſiſcher Abriſs der Großrathsverhandlungen beigelegt. Im Rathe kann die Ueberſetzung der Reden verlangt werden, doch geſchieht dies faſt nur von franzöſiſchen Mitgliedern. Die Berichterſtattung der Commiſſionen iſt deutſch, die Commiſſionsanträge aber müſſen ſtets überſetzt werden.

Ueber die Gerichtsſprache geben uns einige Artikel des Civil- und des Strafproceſſes Aufſchluſs. Sie mögen wörtlich wiedergegeben werden. Die Artikel des Civilproceſſes lauten:

„Bei den unteren Gerichtsbehörden ſollen die Parteianträge in den Rechtsſtreitigkeiten aus den deutſchen Bezirken des Cantons in deutſcher, bei denjenigen aus dem franzöſiſchen Cantontheile aber in franzöſiſcher Sprache gehalten werden. Vor dem Appellations- und Caſſationshofe ſteht den Parteien die Wahl unter den beiden Landesſprachen frei."

„Wird eine in einer fremden Sprache verfaſste Urkunde zu den Acten gebracht, ſo ſoll die Partei, welche ſolche vorlegt, eine Ueberſetzung in der Sprache des betreffenden Bezirkes beifügen, deren Richtigkeit, wenn ſie angefochten wird, durch von dem Richter zu ernennende Sachverſtändige zu prüfen und zu begutachten iſt."

Ueber das Strafverfahren ſodann wird Folgendes beſtimmt:

„Die Unterſuchung und das Hauptverfahren ſollen in den deutſchen Bezirken des Cantons in deutſcher und in den Bezirken, wo die franzöſiſche Sprache vorherrſchend iſt, in dieſer ſtattfinden."

„Vor dem Obergerichte, dem Appellations- und Caſſationshofe, vor der Criminalkammer, der Anklagekammer und der Polizeikammer kann man ſich der einen oder der anderen Landesſprache bedienen."

Ganz ähnliche Verhältniſſe beſtehen in den zweiſprachigen Cantonen Freiburg und Wallis. Die Großen Räthe verhandeln in beiden Sprachen: die amtlichen Publicationen, welche für den ganzen Canton gelten, geſchehen franzöſiſch und deutſch und in den einſprachigen Bezirken in der Sprache des Bezirkes. Vor den unteren Gerichten bedient man ſich der Sprache oder der Sprachen des Bezirks und vor den oberen ſowohl des Deutſchen als des Franzöſiſchen. Freiburg hat in ſeiner Staatsverfaſſung eigens die Beſtimmung, daſs die Mehrzahl der Mitglieder und Erſatzmänner des Cantonsgerichtes beide Sprachen kennen müſſen, — eine Beſtimmung, die vielleicht nicht mehr nöthig wäre, da jetzt in der Schweiz alle Gebildeten die zwei großen Culturſprachen erlernen und in den Cantonen mit gemiſchter Bevölkerung die tägliche Berührung die Uebung in denſelben erleichtert.

Auf dieſe Weiſe ſind die Rechte der Sprachen in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft und ihren mehrſprachigen Cantonen geſichert, faſt mehr noch durch das Herkommen als durch Geſetzesvorſchriften. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daſs die verſchiedenen Sprachen des Landes nicht auch im Kampfe miteinander ſtehen, und daſs nicht Ungleichheiten in der Stimmenzahl der Raſſen erkennbar wären. Aber das beeinträchtigt ihre Stellung im Staate nicht. Oft iſt behauptet worden, daſs das Franzöſiſche vorſchreite und eine Reihe von Ortſchaften oder größere Theile der Bewohner in denſelben erobert habe. Aber demgegenüber wird auf die zahlreiche deutſche Einwanderung in den franzöſiſchen Landſchaften hingewieſen, ſowie auf den Umſtand, daſs die franzöſiſchen Schweizer häufiger und gründlicher deutſch lernen als früher. Zudem gibt es an der Sprachgrenze Ortſchaften, die ehemals franzöſiſch waren und deutſch geworden ſind, oder ſolche, die im Begriffe ſind, es zu werden. Familiennamen auch, welche verdeutſcht wurden. Ueberraſchen muſs den Wanderer, auf Friedhöfen im Berner Jura, an Orten ganz franzöſiſcher Ortſchaften, die Worte zu finden: „Vergiſs mein nicht."

Aber Betrachtungen dieſer Art gehören nicht mehr zu meinem Thema. Der Kampf, den die Sprachen an ihren Grenzen miteinander führen, iſt in der Schweiz ein ſtiller und friedlicher, wohl gerade deshalb, weil ſie im Schutze der Rechte ſich erfreuen, welche vom Patriotismus und von der Gerechtigkeit gefordert werden.

Die Koſaken von Kobeljaki.

Ein volkswirtſchaftlicher Reiſebericht.

Von Profeſſor Dr. Gerhart v. Schulze-Gaevernitz (Freiburg i. B.).

Andere Menſchen und ein anderer geſchichtlicher Hintergrund — dies iſt der erſte Eindruck, welchen der Reiſende empfängt, wenn er aus den breiten Gebieten der ruſſiſchen Bauern und Latifundien dem alten Koſakenlande ſich nähert. Es war dies für mich der Fall, als ich, von den Gütern der Großfürſtin Helene im Bezirke von Konſtantinograd ausfahrend, den Bezirk von Kobeljaki beſuchte; dieſer Bezirk kann recht eigentlich als Herz der alten Ukraine bezeichnet werden. An Stelle jenes paſſiven Muthes, der in den gefurchten Zügen der Mujik häufig ſo ergreifend ſich wiederſpiegelt, blitzt aus den dunklen Augen der Koſakenabkömmlinge kecke Thatenluſt und etwas von ſüdlichem Feuer. An Stelle des wirr herabwallenden blonden Vollbartes des ruſſiſchen Bauers tritt hier der an den Mundwinkel abwärts gedrehte Schnurrbart, wie ihn auch die Familienbilder in den Häuſern des von Koſaken abſtammenden Kleinadels jener Gegend zeigen. Eines dieſer Bilder war mir beſonders bezeichnend für das friſche und ſangesfrohe Volk, bei großer Naivetät: der Koſak ſitzt auf der großblumigen Steppe, eine Leyer im Schoß, wohl ein keckes Liebeslied ſingend oder eine alte Sage; neben ihm ſein treues Roſs, das aufmerkſam dem Sange des Meiſters lauſcht.

Die Siedlungsweiſe des Koſaken unterſcheidet ſich von der des Bauers. Während die Reihendörfer der ruſſiſchen Bauern durch ihre oft außerordentliche Ausdehnung ſich als künſtliche Gebilde verrathen, entſtanden und zuſammengehalten durch Befehl von oben, bevorzugt der Koſak den Einzelhof oder häufiger den aus wenigen Höfen beſtehenden Weiler. Die dieſe Anſiedelungen umgebenden, augenſcheinlich nicht ſelbſt wirtſchaftenden Hütten weiſen darauf hin, daſs hier der Großbauer eine ihm eigenthümliche Arbeitsverfaſſung ſich geſchaffen hat. Die ſie bewohnenden ſogenannten „Nachbarn" ſind eigenthumsloſe Arbeiter, welche durch Feld und Naturalien vom Koſaken entlohnt werden.

Dieſe äußeren Verſchiedenheiten beruhen auf einer anderen Geſchichte. Die Koſaken, welche den größten und bei weitem wichtigſten Theil der Einwohner des Bezirkes von Kobeljaki ausmachen, ſind die Abkömmlinge freier Krieger, denen — ein Beweis ihrer Freiheit — das Litauiſche Statut freies Eigenthum und Erbrecht am Grund und Boden gleich der Schlachta (dem kleinen Adel) gewährleiſtet. Erſt nach der Schlacht von Poltawa wurden ſie endgiltig von Moskau unterworfen; ſpäter wurde auch die kriegeriſche Organiſation dieſer kleinruſſiſchen Koſaken von der Centralregierung beſeitigt, während die mit Moskau verbündeten Koſaken ſie bis auf den heutigen Tag beibehielten, z. B. die Don'ſchen, die Ural'ſchen, die Terekſchen, die Sibiriſchen Koſaken. Bei letzteren werden noch heute die geſammten jungen Mannſchaften mit erreichtem 16. Jahre zum Militärdienſt eingezählt, zu welchem ſie Waffen und Pferde ſelber zu ſtellen haben: lange Jahre der Heimat entzogen, bleiben ſie der alten Meinung der waffentragenden Claſſen, wonach die landwirtſchaftliche Arbeit Schimpf und Sache der Leibeigenen ſei. Im Gegenſatz zu den kleinruſſiſchen Koſaken pflegen die deutſchen Koſaken einen großen Theil ihres Landes zu verpachten, und trotz ihrer ſehr reichlichen Landausſtattung auf fruchtbarſtem Boden hört man heute von ihnen wachſende Klagen über Landmangel, den die kleinruſſiſchen Koſaken — gewaltſam, aber zu ihrem Vortheil einſt in das Erwerbsleben hinabgeſtoßen — durch Zukauf und Zupacht, alſo durch wirtſchaftliche Energie vermeiden.

Noch heute bilden die Koſaken Poltawas einen beſonderen Stand, rechtlich ebenſo getrennt von den ihnen beigemiſchten Bauern wie von dem Adel; aber mit beiden ſind ſie blutsverwandt, beiden drucken ſie ihren Stempel auf. Die Bauern jener Gegend ſind größtentheils Abkömmlinge von Koſaken, welche zur Unfreiheit herabſanken — nur zum kleinen Theil ſtammen ſie von Großruſſen ab, welche Moskau zur Pacificierung des Kobeljak'ſchen Bezirkes an dem Kiniſchen Orel anſiedelte; daſs der Adel großentheils von den Koſaken herſtammt, zeigt ſich ſchon darin, daſs er wirtſchaftlich nur wenig über ſie hervorragt. An Stelle des auf Schenkung beruhenden Latifundiums, das ich im Konſtantinograd'ſchen Bezirke kennen lernte, fand ich in Kobeljaki einen Kleinadel, der zum größeren Theil ein bäuerliches Daſein führt. Die Mehrzahl des Adels im Bezirke beſteht aus ſogenannten „Halbherren" (polupanki), d. h. Adeligen, welche weniger als 50 Deſſätinen beſitzen und daher gezwungen ſind, mit eigener Hand den Pflug zu führen. Im Bezirke befanden ſich 1883 1168 landwirtſchaftliche Betriebe, welche weder Bauern noch Koſaken, alſo vorwiegend dem Adel gehörten, officiell ſogenannter „Privatbeſitz", und von dieſen Betrieben waren 1163 unter 50 Deſſätinen groß, gehörten alſo zwar nicht rechtlich, wohl aber wirtſchaftlich zu dem, was wir im Deutſchen bäuerliche Betriebe nennen.

I.

Dieſe Thatſache erſcheint umſo wichtiger, wenn man die ſociale Schichtung der Koſaken ſelbſt betrachtet, unter denen der dem Kleinadel in Lebens- wie Wirtſchaftsweiſe naheſtehende Großbauer überwiegt.

In Großrussland findet man oft, daſs die „Bauern" im Zuge der ſtändiſchen Gliederung der ruſſiſchen [illegible]

„Bauern" in wirtſchaftlichem Sinne ſind, Leute, die ausſchließlich von einem landwirtſchaftlichen Betriebe leben; insbeſondere die geweſenen Gutsbauern waren großentheils auf Erwerb durch Lohnarbeit angewieſen: durch Landbeſitz gefeſſelte Taglöhner. Bei den Koſaken von Kobeljaki dagegen findet ſich eine breite Maſſe von unabhängigen landwirtſchaftlichen Selbſtunternehmern. Alle Beſitzer von mehr als ſechs Deſſätinen können nach Annahme der Landwirtſchaftsſtatiſtik zu dieſer Claſſe thatſächlicher Bauern gerechnet werden, und dieſe überwiegen hier bei weitem.

Aber ein Beſitz von ſechs Deſſätinen, gerade genügend zum Leben und zur Steuerzahlung, beſchäftigt noch nicht voll die Arbeitskräfte einer Familie; dies iſt bei 15 Deſſätinen der Fall, und je mehr die Maſchinenanwendung, insbeſondere die Mähmaſchine und Dreſchmaſchine, um ſich greift, deſto mehr wächſt dieſe Größe auf 30 und mehr Deſſätinen an. Ich zeigte anderwärts, daſs dieſe Betriebsgröße das durch Anerbenrecht geſicherte Minimum der deutſchen Coloniſtenwirtſchaft bildet, daſs die kräftigeren ruſſiſchen Bauern, insbeſondere Staatsbauern, ſie im einzelnen Fall auf dem Wege des Zukaufs, der Pachtung oder des Wuchers anbauen; im Bezirk von Kobeljaki bildet das Vorhandenſein dieſer Claſſe größerer Bauern die charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit der Koſakenbevölkerung überhaupt. Der wirtſchaftliche Schwerpunkt der ganzen Gegend liegt in dieſen größeren Betrieben, die ſonſt in Rufsland ſo ſelten ſind. Es iſt dies weit mehr der Fall, als nach der Eigenthumsſtatiſtik erſcheinen könnte, weil gerade die wohlhabenden Koſaken ihren Betrieb durch Zupachtung beträchtlich verſtärken. Zwei Drittel alles „Privatbeſitzes" im Bezirke, insbeſondere die mittleren und größeren adeligen Güter werden verpachtet; es ſind natürlich nicht die Armen und Landloſen, welche als Pächter auftreten, ſondern die kräftigeren Wirte. Es entſpricht dies einer von Kariſcheff in ſeinem Buche über die Bauernpacht nachgewieſenen, allgemeinen Erſcheinung, die als wirtſchaftlicher Fortſchritt anzuſehen iſt, obgleich ſie von vielen aus einem humanitären Intereſſe am landloſen Proletariate beklagt wird.

Während wir die Pacht als verſchleierte Arbeitsverfaſſung im Bezirke von Konſtantinograd kennen lernten, dient ſie hier zur Verſtärkung der bäuerlichen Selbſtbetriebe. Beweis hiefür: die Koſaken verabſcheuen die bei den Gutsbauern ſo häufige Pacht gegen Arbeitsleiſtung und pachten vorwiegend Land gegen Geld, während ſie zu gleicher Zeit durch Zukauf den größeren Grundbeſitz abbröckeln. Auch ſpielt neben der einjährigen Pacht, welche ſonſt in Rufsland überwiegt, im Bezirke von Kobeljaki die mehrjährige Pacht eine bedeutende Rolle; ſie umfaſst etwa $^2/_3$ alles Pachtlandes — ebenfalls ein Beweis der wirtſchaftlichen Stärke der Pächter.

Sicherlich bedeutet das Vorhandenſein einer Claſſe von bäuerlichen Betrieben, welche nicht nur zum kümmerlichen Unterhalt ihrer Unternehmer ausreichen, ſondern noch in der Lage ſind, zu verkaufen und Ueberſchüſſe abzuwerfen, ein wichtiges Culturelement. Aber wenn man dies zugibt, ſo muſs man auch mit der Begleiterſcheinung ſich abfinden, gegen welche ſich die meiſten Vertreter der ruſſiſchen Agrarliteratur heute noch ſträuben: wo es Wohlhabende gibt, gibt es auch Arme. Iſt doch die Differenzierung zwiſchen Arm und Reich oder, um die Sprache dieſer Literatur zu reden, „die Entſtehung des Proletariats" der erſte Schritt wirtſchaftlichen wie ſocialen Fortſchrittes und jedenfalls beſſer als allgemeine und unterſchiedsloſe Armut. Uebrigens wird die Entwickelung ja nicht durch Literaturmeinungen entſchieden; aus fiscalen Gründen bleibt dem Staate keine Wahl; er muſs auf die Seite einer Entwickelung treten, welche die Emporentwickelung kräftiger Steuerobjecte bedeutet. Es iſt gewiſs kein Zufall, daſs die ſüdweſtlichen Gouvernements, in denen dieſe Differenzierung zwiſchen Arm und Reich am weiteſten fortgeſchritten iſt, in Poltawa iſt die Zahl der „[illegible]" Bauern 34 Procent der bäuerlichen Bevölkerung am wenigſten Steuerrückſtände aufweiſen; die Gouvernements des Oſtens dagegen, wo die von jener Literatur verherrlichte „Gleichheit" noch heute mehr erhalten iſt, ſtehen auf der Liſte der Steuerrückſtände obenan. Man vergleiche diesbezüglich die Daten in dem intereſſanten Buche des gegenwärtigen Landwirtſchaftsminiſters Jermoloff über die Miſsernte des Jahres 1891/92.

So ſteht auch im Bezirke von Kobeljaki den wohlhabenden Koſakenwirtſchaften eine große Menge landloſer und [illegible] Bauern und Koſaken gegenüber. Ueber 10 Procent aller Bauern und Koſaken [illegible] „viehlos", d. h. nur mit eigenem Land [illegible] auf Lohnarbeit angewieſen. [illegible]

auf die wirtſchaftlichen und geiſtigen Wirkungen der angeſtammten Freiheit zurück in Vergleich mit der Unfreiheit der Bauern. Als Freier arbeitete der Koſak ſeit jeher in der Ausſicht, die Früchte ſeines Fleißes ſelber zu ernten; der Zweck ſeiner Arbeit war ſein eigener Wohlſtand, während die erzielten Ueberſchüſſe des Hörigen dem Herrn gehörten und verſtärkte Arbeit wie vermehrter Wohlſtand lediglich Mehrbelaſtung bedeuteten. Noch heute wirkt dieſes alte Verhältnis nach. Der Koſak bezahlt gleich dem Adel nur öffentlich rechtliche Steuern: die ſtaatliche Grundſteuer, die Steuern der Landſchaft und ſeiner eigenen ſtändiſchen Organiſation; die Bauern, ſowohl die früheren Staats- wie Gutsbauern, haben daneben noch Ablöſungsgelder zu erlegen. Beſonders die Gutsbauern ſind, wie die vielfachen Rückſtände beweiſen, auch heute nicht ſelten ſo belaſtet, daſs bei ihnen der Landbeſitz Pflicht iſt, der ſich der Pflichtige durch die Flucht zu entziehen ſtrebt. Zudem ſind ſie außerordentlich eingeengt durch das Gutsland, auf deſſen Koſten ſie ſich zwar ſicher, aber doch nur langſam ausbreiten.

Sind ſchon die unmittelbaren Vortheile der geringeren Belaſtung und der größeren Landausſtattung hoch anzuſchlagen, ſo möchte ich noch höher werten, daſs auf dieſe Weiſe ſeit langer Zeit bei den Koſaken das Selbſtintereſſe und die damit verknüpften wirtſchaftlichen Tugenden in Thätigkeit geſetzt wurden. Der Koſak iſt im Vergleich zum benachbarten Bauern ein moderner, weſteuropäiſcher Menſch. Bei den Koſaken finden wir den Geiſt der Selbſthilfe, der dem ruſſiſchen Bauern abgeht, den man aber darum nicht dem ruſſiſchen Volke überhaupt abſprechen ſollte. Der Bauer, welcher ſein Feld auf das oberflächlichſte beſtellt, ſagt: „Gott iſt alles"; und wenn die Ernte dementſprechend ſchlecht iſt, ſo meint er: „Gott hat geſtraft"; dem gegenüber hat der Koſak ein auf ruſſiſchem Boden fremdartig klingendes Sprichwort: „Hilf dir ſelbſt, ſo hilft dir Gott."

Auch die commerziellen Fähigkeiten, die man dem Koſaken nachrühmt, ſind nichts als eine andere Seite desſelben Charakterzuges. Der Handel iſt überall individualiſtiſch; er entwickelt ſich mit dem Verfall des Gruppendaſeins der Vorzeit, wie denn unter den großruſſiſchen Bauern die Sectirer die beſten Handelsleute ſein ſollen. Früher, ehe die Eiſenbahnen gebaut wurden, verrichtete der ruſſiſche Bauer im Winter allgemein Fuhrdienſte. Der Koſak begnügte ſich damit nicht; er betrieb den Warentransport auf eigene Rechnung. Von der Meeresküſte, der Krim und dem Don holte er Salz und Fiſche im Austauſch gegen landwirtſchaftliche Producte, quer durch die damals noch unbebauten Steppen Neurufslands. Mancher Koſak beſaß ein Dutzend und mehr Fuhrwerke und Ochſengeſpanne. Später, da dieſer Erwerb verfiel, verwandte der Koſak das in ihm angelegte Capital zum Ankauf von Land. In ſchleuniger Anpaſſung warf er ſich auf die Production der neuen und marktgängigen Ware, des Weizens. Er producierte für den Export und nahm vollen Theil an dem Gewinn, welchen die hohen Getreidepreiſe der Siebziger- und Achtzigerjahre abwarfen. Auch heute bevorzugt der Koſak Weizen- und Gerſtenanbau, während der Bauer den naturalwirtſchaftlichen Roggen vorzieht und nur widerwillig, durch den Steuererheber gezwungen, für den Verkauf produciert.

Auch in ſeinen Rechtsgewohnheiten iſt der Koſak eingefleiſchter Individualiſt. Im Gegenſatz zum Gemeindebeſitze des großruſſiſchen Bauers iſt das Privateigenthum am Grund und Boden dem Koſaken in Fleiſch und Blut übergegangen. Dem Einfluſſe ſeines Beiſpieles iſt der benachbarte Gutsbauer unterlegen, welcher das ihm bei der Befreiung zugefallene Ackerlos thatſächlich als Privateigenthum beſitzt und vererbt. Die obliegende Ablöſungsverpflichtung iſt ſo wenig ein Hindernis der freien Verfügung wie eine Grundſteuer. Der Erwerber übernimmt einfach die Fortbezahlung der Ablöſungsraten. Selbſt die Staatsbauern, welche am zäheſten dem Gemeindebeſitz anhängen, ſind im Poltawiſchen ihrer Mehrzahl nach zum Privateigenthum übergegangen — gewiſs auch infolge des Beiſpiels der im Gouvernement vorherrſchenden Koſakenbevölkerung.

Auch in Bezug auf Familien- und Erbrecht folgt der Koſak ſeinen individualiſtiſchen Neigungen. Zwar liegen auch bei ihm zweifelloſe Spuren der früheren Hauscommunion vor. Gogol erzählt von jenen alten Koſakenfamilien, in denen — gewiſs ein [illegible] altertümlicher Zug — die Herrſchaft vom Vater auf den Sohn dann überging, wenn letzterer an körperlicher Stärke dem Vater ſich überlegen erwies, d. h. den Vater durchprügeln konnte. Noch heute ſollen Fälle vorkommen, in denen nicht nur Väter und verheiratete Söhne, ſondern auch Brüder mit ihren Familien zuſammenleben. Sicherlich weiſen ferner auf die einſtige Hauscommunion gewiſſe Züge des Familienrechtes der Koſaken: der Sohn, welcher ſich [illegible] Willen des Vaters von deſſen Haushalt getrennt hat, etwa [illegible] verliert den Anſpruch auf die Erbſchaft des Vaters; [illegible] in das Land; der Sohn, welcher bis zum Tode des Vaters in [illegible] Hauſe gearbeitet hat, wird bei der Erb[illegible] Blutsverwandte, welcher, zu gleichen [illegible] aufgenommen, in ihm gearbeitet und Steuern [illegible] Vertheilung als gleichberechtigter Genoſſe [illegible]

[illegible] Familie bei den Ko[illegible] der Familie in Weit[illegible]

Digitized by Google

europa und in den oberen Schichten der ruſſiſchen Geſellſchaft, weniger eine ökonomiſche als eine phyſiologiſche und ethiſche Einheit. Scharf nennt ſie das Sprichwort der Koſaken „ein Band des Blutes, nicht der Arbeit.“ Dieſe Anſchauung iſt ſo ſehr die herrſchende, daſs die Väter, ſoweit als möglich, verſuchen, den Söhnen bei deren Heirat ein Haus zu bauen und ein Stück Land abzutreten. Wenn die Familie zu arm iſt, um zu theilen, ſo ſollen Fälle vorkommen, daſs Brüder in demſelben Hauſe, ja derſelben Stube wohnen und doch getrennten Haushalt führen. Daher die Anſiedlung der Koſaken in kleinen, unregelmäßig gebauten Weilern, welche nichts als abgetheilte Hauscommunionen ſind.

Die Sprengung der Hauscommunion und die Entſtehung der kleinen Familie iſt hier, wie wohl überall, vor allem ein Werk der F r a u. Iſt doch dieſer Vorgang der erſte Schritt zur Emancipation der Frau überhaupt. Mit allen Kräften ſtrebt die Jungverheiratete aus der Familie des Schwiegervaters hinaus und erſehnt einen eigenen Herd. In der großen Familie iſt ſie nichts als Arbeitskraft; in der kleinen iſt ſie die Herrin ihrer Kräfte, die ſie, beſonders wenn ſie kleine Kinder hat, vielleicht mehr anſtrengen muſs, aber über deren Anwendung ſie doch freier verfügt. Hier erſt erwacht in ihr die Luſt an jenem kleinen Schmuck des Daſeins, jenen echt weiblichen Sorgen, welche ein wichtiges Element der Cultur- und Wirtſchaftsentwicklung bilden. Von dieſer Seite lernt der Mann die Frau zuerſt ſchätzen, um ſie allmählich zu ſeiner Genoſſin emporzuheben.

Bei den Großruſſen, welche die älteren Gemeinſchaftsformen länger erhalten haben, iſt die Stellung der Frau eine ſchlechtere als in Kleinruſsland. Das zärtlichſte Sprichwort des Großruſſen, das mir hinſichtlich der Frau bekannt iſt, räth dem Manne: „Liebe deine Frau wie deine Seele und klopfe ſie wie deinen Pelz.“ „Lang ſind ihre Haare, kurz ihr Verſtand“, ſagt ein anderes großruſſiſches Sprichwort, während der Kleinruſſe in Haushaltſachen die Frau nach eigenem Ermeſſen wirtſchaften läſst. Daſs die Frau die beſſere Behandlung dem Manne durch größere Sauberkeit vergilt, weiß jeder, der kleinruſſiſche mit großruſſiſchen Bauernſtuben zu vergleichen Gelegenheit gehabt hat. Das Leben der Kleinruſſen iſt heiterer als das der Großruſſen; an Feiertagen tragen die Bauernmädchen Blumenkränze im Haar; an den langen Winterabenden verfertigen ſie alterthümliche Stickereien, ſogenannte „Handtücher“, welche ſie einmal ihrem Bewerber als Zeichen des Jaworts zuſchicken wollen, mit denen der Bräutigam bei der Hochzeit ſich ſchmückt und die er als Greis noch aufbewahrt. Auf dem Markt von Kobeljaki und anderwärts in Kleinruſsland ſieht man nicht nur die Männer, ſondern auch die Frauen; jene verkaufen Getreide, dieſe die Producte des Gartens und Haushaltes, ebenfalls ein Zeichen größerer Selbſtändigkeit der Frau, das in Großruſsland ſelten iſt.

(Schluſs folgt.)

Arbeit der Osmoſe.

Von **Roman Baron Goſtkowski** (Lemberg).

4. Die Spaltung der Molecule.

Wir haben die Botſchaft vernommen, daſs die Erzeugung eines galvaniſchen Stromes dann gelingt, wenn wir die Molecule des Elektrolyten ſ p a l t e n, die Spaltproducte e l e k t r i ſ i e r e n und die elektriſierten Körper in entſprechender Richtung dauernd b e w e g e n können.

Spalten, elektriſieren, bewegen! Das alſo ſind die drei Werke, welche vollbracht ſein müſſen, wenn des Räthſels Löſung gelingen ſoll.

„Die Botſchaft hör' ich wohl,
Allein mir fehlt der Glaube!“

wird Mancher ausrufen, wenn er von den harten Bedingungen hört, welche erfüllt ſein müſſen, wenn man die Braut heimführen will.

Das erſte dieſer Werke beſteht alſo in der Auffindung eines Mittels, durch welches die Molecule des Elektrolyten ohne Aufwand von Elektricität in ihre Beſtandtheile geſpalten werden könnten.

Eine harte Nuſs!

Soll ich etwa die Flüſſigkeit kochen? Die Wärme verwandelt ja Flüſſigkeiten in Dampf, reißt alſo deren Atome auseinander, bewirkt daher gerade das, was ich bezwecke! Iſt dies wirklich der Fall?

Waſſer wird durch Kochen in Dampf verwandelt. Waſſerdampf beſteht aber nicht aus freien Atomen von Waſſerſtoff und Sauerſtoff, ſondern aus freien Waſſermoleculen, alſo aus Atompaaren, welche ſoweit auseinandergetreten ſind, daſs ſie zuſammen jenen Aggregatzuſtand des Waſſers bilden, welchen wir mit dem Worte Dampf bezeichnen. Durch Wärme habe ich alſo nur die einzelnen Waſſermolecule auseinandergetrieben, nicht aber die Waſſermaſſe in Atome zerſtäubt. Sollte am Ende die Hypotheſe des [illegible], welche die Wiſſenſchaft ein halbes Jahrhundert lang gefangen hielt, unrichtig oder gar vollſtändig unmöglich ſein? Dann wären ja andere, vielleicht minder harte Werke zu verrichten? — Prüfen wir die Sache!

Wir ſahen, daſs A d a m ſeine A n n a verließ, um die B e r t h a zu nehmen, von dieſer ſich trennte, um zu C l a r a zu gehen, ſodann dieſe [illegible], um mit D o r a einen Bund zu ſchließen. Um von der B e r t h a zu C l a r a zu gelangen, muſste B e r t h a d e n A d a m [illegible], C l a r a dagegen anziehen. Wenn aber B e r t h a d e n A d a m feſter hält, als C l a r a ihn anzieht? — Was dann? — Offenbar kann in einem ſolchen Falle A d a m von der B e r t h a nicht fort, kann alſo mit C l a r a ſich nicht vereinigen. Die Elektrolyſe wird unmöglich! — Vorausſetzung der Elektrolyſe iſt alſo, daſs die Kraft des Feſthaltens von der einen Seite nicht größer ſei, als jene des Zuges von der anderen.

Bei e i n e r Flüſſigkeit könnte man dieſe Vorausſetzung allenfalls gelten laſſen. Bei zwei ſich berührenden Flüſſigkeiten von ungleichem Charakter iſt dies jedoch nicht mehr thunlich. Soll nämlich der galvaniſche Strom zwei ſich berührende Elektrolyten nacheinander durchfließen (und dies iſt ja in der Praxis faſt immer der Fall), ſo muſs nach der Hypotheſe Grotthus für die Atome der einen Flüſſigkeit, wenn ſie mit den Atomen der anderen in Wechſelwirkung treten ſollen, genau das gelten, was von dem Atome A d a m bezüglich der Atome B e r t h a und C l a r a ſoeben geſagt wurde. Es muſs nämlich gelten, daſs die Kräfte, mit denen die Atome in dem Molecül zuſammenhalten, nicht größer ſind, als die Kräfte, welche zum Herausreißen dieſer Atome aus dem Verbande der Molecüle zur Dispoſition ſtehen.

Dies iſt aber im allgemeinen nicht der Fall, weil die chemiſche Kraft, mit welcher das Molecül der einen Flüſſigkeit ſeine Atome feſthält, nicht nothwendig gleich ſein muſs der analogen Kraft des Molecüls in der anderen Flüſſigkeit. Die Erklärung der Vorgänge an der Grenzfläche zweier Elektrolyte bildet ſonach eine Schwierigkeit. Solange nämlich die zweiatomigen Molecüle (binäre Complexe), durch deren wechſelſeitige Umſetzung der galvaniſche Strom entſtehen ſoll, von g l e i c h e r Natur ſind, kann man allenfalls gelten laſſen, daſs der Austauſch entſprechender Theilſtücke (Atome) zwiſchen den Nachbarn in Summa weder Arbeit erfordert, noch liefert.

Wie aber, wenn v e r ſ c h i e d e n e Elektrolyten aneinandergrenzen? Es gehe z. B. ein Strom aus einer Löſung von Chlorkalium in eine ſolche von Kaliumjodid über. Solange ein Kaliumatom innerhalb der Chlorkaliumlöſung wandert, findet es immer ein Chloratom vor, nachdem es ſich eben von einem ſolchen getrennt hatte. Die Trennung erfordert keine größere Arbeit, als durch die darauffolgende Verbindung gewonnen werden kann. An der Grenze aber muſs das Kaliumatom ſein Chloratom aufgeben, um ſich mit einem Jodatom zu vereinigen, während es doch zu Jod eine weit geringere Verwandtſchaft hat, als zu Chlor.

Trotzdem nimmt man nicht die geringſte Schwierigkeit bei einem derartigen Uebergange wahr. Die Fähigkeit der Leitung des galvaniſchen Stromes iſt dieſelbe, als wenn zwei ganz indifferente Körper aneinandergrenzen würden.

Der Theil der Hypotheſe Grotthus, der von Trennung und Wiedervereinigung der Atome handelt (alſo das Ballet im Bilde), iſt demnach unhaltbar, ſobald es ſich um zwei verſchiedene Flüſſigkeiten handelt, welche ſich berühren.

Eine tiefere Ueberlegung führt zur Erkenntnis, daſs dieſer Theil jener Hypotheſe auch dann unhaltbar iſt, wenn es ſich um die Stromleitung nur durch eine einzige Flüſſigkeit handelt!

Nach Grotthus muſs nämlich die Möglichkeit beſtehen, daſs ein Atom, nachdem es eben aus einer Verbindung mit einem anderen Atom freigeworden iſt, fähig ſei einen benachbarten Complex zu zerſetzen, um unter Entziehung des anderen Beſtandtheiles ein ihm genau gleiches Atom freizumachen.

Die Spaltung der Molecule hat alſo auf Koſten jener Energie zu erfolgen, welche erſt bei der Wiedervereinigung der geſpaltenen Theile frei werden wird. Die zum Spalten erforderliche Energie bekomme ich alſo erſt, wenn ich bereits geſpaltet habe. Dieſe hinterdrein auftretende Energie kann ſonach unmöglich der Lieferant der bereits verausgabten geweſen ſein. Angeſichts ſolcher Verhältniſſe muſs man die Idee aufgeben, daſs die Energie, welche durch Vereinigung von Atomen entſteht, zur Spaltung der Molecule verwendet werden könne.

Aus dieſem Labyrinthe der Schwierigkeiten glaubte Clauſius, der berühmte Begründer der mechaniſchen Theorie der Wärme, durch eine ſinnige Hypotheſe einen Ausweg zu finden, doch zeigte ſich ſpäter, daſs ſeine Hypotheſe der Erfahrung widerſpreche. Man fand alſo kein Mittel, durch welches die Molecule einer Flüſſigkeit ohne Anwendung von Elektricität in ihre Beſtandtheile geſpalten werden konnten. Die harte Nuſs blieb ungeknackt.

5. Das Wunder des Waſſers.

Das bisher Geſagte führt zur Erkenntnis, daſs die Erſcheinungen, welche die Elektrolyſe begleiten, durchaus nicht jener Natur ſind, wie ſie nothwendig ſein müſsten, wenn die Arbeit des Spaltens der Molecule dem galvaniſchen Strome zufallen würde.

Hieraus ergibt ſich der zwingende Schluſs, daſs der Strom die Arbeit überhaupt nicht verrichtet. Da ſie aber verrichtet erſcheint, da ja an den Elektroden nach vollzogener Elektrolyſe nicht Molecule, ſondern Spaltproducte derſelben auftreten, ſo bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daſs die Spaltarbeit jemand anderer an Stelle des Stromes beſorgt habe.

Die Zeit des Hexenglaubens würde ſofort [illegible]: Zigeuner haben dieſe Arbeit gethan! Wir [illegible]

Digitized by Google

ſagen auch dasſelbe, nur mit anderen Worten; wir ſagen nämlich: eine unbekannte Naturkraft ſei im Spiele!

Der Muth, das eingeborene Gefühl, ſich von keiner Convention beirren zu laſſen, die Kraft, mit eigenen Augen zu ſehen und das Geſchehene ſo unbefangen darzuſtellen, als hätten keine anderen Augen es je zuvor erblickt — das nennt Fulda Originalität.

Original war die erſte Arbeit des noch völlig unbekannten Forſchers Svante Arrhenius aus Upſala, welche die Fachgelehrten im Jahre 1884 überraſchte, aber eben deshalb von ihnen abgelehnt wurde. Was iſt der originale Gedanke, den Arrhenius gedacht? Die große Idee, welche in jener Schrift noch keimte, im Jahre 1887 aber zum vollen Durchbruche kam, iſt folgende:

Weil die Arbeit der Spaltung der Molecüle nicht durch den galvaniſchen Strom gemacht, die Molecüle aber dennoch geſpalten ſind, ſo müſſen ſie in der wäſſerigen Löſung bereits geſpalten geweſen ſein, bevor noch dieſe vom Strom durchſetzt wurde.

Zur Annahme dieſer Anſchauungsweiſe konnte man ſich unmöglich entſchließen, weil das Denken neuer Gedanken Anſtrengung erfordert, Anſtrengung Schmerz macht, Schmerzen aber abgewieſen werden.

In der That ſchien der Gedanke abſurd, daſs Stoffe, wie Chlorkalium, die man durch die kräftigſten Verwandtſchaften zuſammengehalten glaubte, in Chlor und metalliſches Kalium geſpalten in der Löſung frei herumirren ſollten. Chlor, welches intenſiv riecht, ſollte im Waſſer geruchlos ſein? Kalium, welches Waſſer ſo energiſch zerſetzt, daſs dieſer Proceſs unter Feuererſcheinung ſich abſpielt, ſollte, wie ein welkes Blatt, zahm, ohne alle Energie, im Waſſer ſchwimmen?

Einen Mann der ſolche Gedanken hat, den lacht man nicht einmal aus — man bedauert ihn ernſthaft. So mag mancher gedacht haben und ſtrich deſſen Ausführungen aus ſeinem Gedächtniſſe.

Auch mit dem Principe der Erhaltung der Energie ſchien die Annahme freier Spaltproducte (Jonen) im Widerſpruche zu ſtehen: Elemente, die unter bedeutender Wärmeentwickelung zuſammengetreten waren, ſollten ſich nun ſozuſagen von ſelbſt wieder trennen! Ehe man zu einer ſo weit gehenden Umgeſtaltung der gangbaren Anſichten über die Conſtitution der Leitungen ſich entſchloſs, muſsten alle dieſe Bedenken behoben und muſste ein beweiskräftiges Material zuſammengetragen werden.

Alles dies that Arrhenius.

Vor allem verwies er auf die Arbeiten von Kohlrauſch, welcher lehrte, daſs chemiſch reines Waſſer die Elektricität faſt nicht leite. Später (1894) zeigte Kohlrauſch, daſs eine Säule ſolchen Waſſers, von 1 Millimeter Länge, dem Strome einen ebenſo großen Widerſtand entgegenſetze wie eine gleich dicke Leitung von Kupferdrath, mit welcher man unſeren Erdball 300mal umſpannen könnte.

Waſſer leitet alſo die Elektricität nicht. Ebenſo verhält ſich 100procentige Schwefelſäure, bloßer Chlorwaſſerſtoff u. ſ. w.

Weil alſo Waſſer die Elektricität nicht leitet und Chlorwaſſerſtoff ſich ebenſo verhält, eine Löſung von Chlorwaſſerſtoff in Waſſer aber ein vortrefflicher Leiter für Elektricität iſt, ſo — ſchloſs Arrhenius — muſs dem Waſſer das Vermögen zugeſchrieben werden, die Molecüle eines Elektrolyten in ſeine beiden Jonen zu trennen.

Wahrhaftig ein großer Gedanke!

„Säume nicht, dich zu erdreiſten,
Wenn die Menge zaudernd ſchweift,
Alles kann der Edle leiſten —
Der verſteht und raſch ergreift!" —

mag Arrhenius ſich gedacht haben und zog friſchweg jene Folgerung, an welche Davy und Clauſius ſtreiften, ohne den Muth zu haben, ſie zu ziehen. Durch dieſen Gedanken hat Arrhenius die Welt reicher gemacht.

Woher kommt aber die Fähigkeit des Waſſers, die Molecüle des Elektrolyten ſcheinbar ſo ohne alle Anſtrengung ſpalten zu können? Dieſes Wunder des Waſſers wollte ſeine Erklärung haben!

Waſſer, auch kaltes Waſſer, ja ſogar Eis, enthält Wärme. Jeder Grad, um den ſich 1 Kilogramm Waſſer abkühlt, liefert eine Arbeit von 423 Meterkilogramm. Ein Kilogramm Waſſer, das ſich während einer Secunde um 20° C. abkühlt, liefert ſonach eine Energie, welche gleich iſt der Secundenarbeit von 113 Pferden. Dieſe Kraft [illegible] zur Disposition, falls man dem Waſſer Gelegenheit gibt, ſich [illegible] abzukühlen. Die im Waſſer vorhandene Energie liefert [illegible]

Um [illegible] zur Zerſetzung [illegible]

Uebrigens iſt es gelungen, die Exiſtenz freier Jonen direct nachzuweiſen.

Zwei 40 cm weit auseinandergeſtellte Gefäße ſind durch eine Glasröhre miteinander verbunden. Das ganze Syſtem (Rohr und Gefäße) iſt mit verdünnter Schwefelſäure gefüllt. Im linken Gefäße ſteht ein Stab amalgamierten Zinkes. In die Wandungen des rechtsſtehenden Gefäßes iſt ein Platindraht eingeſchmolzen, der mit einem ſeiner Enden in Schwefelſäure taucht, mit dem andern hingegen nach außen ragt. Wird nun der Zinkſtab mit dem poſitiven, der Platindraht mit dem negativen Pol einer entſprechenden Elektricitätsquelle verbunden, ſo tritt am Platindrahte ſofort Waſſerſtoff auf. Würde der Batterieſtrom die Molecüle der Schwefelſäure erſt ſpalten müſſen, ſo müſste das Spaltproduct Waſſerſtoff durch das 40 cm lange Rohr zum Platin wandern, wozu, wie beſonders angeſtellte Experimente lehren, es einer Zeit von mindeſtens drei Stunden brauchen würde. Da aber Waſſerſtoff thatſächlich im Momente des Stromſchluſſes an dem entfernten Platin ſichtbar wird, ſo müſſen nothwendig in deſſen Nähe freie Waſſerſtoffjonen bereits vorhanden geweſen ſein. Der zur Elektrolyſe erforderliche Aufwand an Arbeit beſteht alſo nicht darin, die Spaltung der im Elektrolyte vorhandenen Molecüle zu bewirken, denn dieſe ſind darin bereits geſpalten, ſondern er beſteht in der Trennung der Elektricität von den ſie tragenden Spaltproducten (Jonen), und zwar nur jener Jonen, welche an die Elektroden anlaufen.

Durch die unzweifelhaft feſtgeſtellte Thatſache der Exiſtenz freier Jonen werden jedoch die Zweifel nicht beſeitigt, ob in einer wäſſerigen Löſung von Chlorkalium freies Chlor und freies Kalium exiſtieren kann, das eine ohne Geruch, das andere ohne Energie. Aber gerade das, was den größten Anſtoß erregte, ſollte ſich in der Folge als eine der gewichtigſten Stützen der neuen Lehre erweiſen.

Die durch Spaltung von Molecülen entſtandenen Atome oder Atomcomplexe müſſen nämlich im allgemeinen eine andere Energie beſitzen als Atome, welche in den Feſſeln der Molecüle noch nicht geſchmachtet haben.

Das Jon, welches Kalium heißt, muſs alſo nicht nothwendig dieſelben Eigenſchaften haben, wie das Atom, welches gleichfalls Kalium heißt. Es kann, ſtrenge genommen, ſolche gar nicht beſitzen, weil der Gehalt an Energie in Jonen eben ein anderer iſt als in Atomen, obwohl beide aus einem und demſelben Molecül ſtammen.

Wenn das Atom Kalium Waſſer zerſetzt, ſo muſs das Jon Kalium es nicht nothwendig thun, das Atom Chlor hat einen intenſiven Geruch, das Jon Chlor braucht ihn nicht zu haben.

Wollte man den Jonen Eigenſchaften der Atome zuſchreiben, dann müſsten ja Jonen eben Atome ſein. Ein Unterſchied könnte nicht beſtehen. Er beſteht aber doch, denn Atome und Jonen ſind zwei ganz verſchiedene Dinge mit verſchiedenen Eigenſchaften, die nichts miteinander gemein haben, als daſs ſie ſich ineinander umwandeln laſſen.

Daſs aber ein größerer oder geringerer Grad von Energie die Eigenſchaft eines Körpers verändern könne, unterliegt keinem Zweifel. Gewöhnliches Zink löſt ſich in Salzſäure, nicht aber, wenn es mit negativer Elektricität geladen iſt.

Die Verſchiedenheit des Energiegehaltes iſt es, welche bewirkt, daſs Reagentien, welche die Erkennung eines Elementes ermöglichen, wenn es ſich im Jonenzuſtande befindet, nicht mehr verwendbar ſind, ſobald das Element mit anderen Elementen ein zuſammengeſetztes Jon bildet. So iſt in dem Jon ClO_3 des Kaliumchlorates das Chlor nicht mehr durch Silberlöſungen nachweisbar.

Erklärt man ja doch die verſchiedene Reactionsfähigkeit allotropiſcher Modificationen der Elemente durch die wohlbegründete Annahme eines verſchiedenen Energiegehaltes.

Nimmt man beiſpielsweiſe einem Gramm gelben Phosphors [illegible] Calorien weg, ſo erhält man ein Gramm rothen Phosphors. Es genügt einem Gramme Sauerſtoff [illegible] Calorien zu geben, um Ozon zu erhalten, einem Gramm Kohle [illegible] Calorie zu nehmen, um ein Gramm Diamant zu erhalten u. ſ. w.

Daſs jene Atome, welche von den Banden befreit wurden, mit denen ſie aneinandergekettet waren, als ſie noch Theile von Molecülen bildeten, einen anderen Grad von Energie beſitzen, als jener iſt, den ſie hatten, als ſie noch in Feſſeln ſchmachteten, wäre alſo verſtändlich; daſs aber dieſer Energieunterſchied ſeinen Ausdruck gerade in jener Erſcheinung finde, welcher wir den Namen Elektricität geben — das iſt fraglich!

Dieſe Frage wäre alſo noch aufzuklären — meint der Verſtand und erwartet von der Vernunft eine Antwort. Dieſe, in Me[illegible] [illegible] ſagt: „Allwiſſend bin ich nicht, doch viel iſt mir bewuſst" [illegible] daran hin, daſs ja gerade die Elektricität [illegible] als Energie [illegible], welche faſt bei allen Proceſſen [illegible] Druck, Reibung, Licht, Wärme, Ver[illegible] von Elektricität begleitet. Weshalb [illegible] Zerfallen der Molecüle Elektricität nicht auf-

[illegible] Arrhenius den Gedanken [illegible]. Er ſagte: „Unelektriſche Körper [illegible] negative Elektricität. Da Jonen aus [illegible], ſo müſſen ſie mit gleich großen [illegible]."

Digitized by Google

Wir ſehen alſo, daſs das Waſſer nicht nur die Arbeit des Spaltens der Molecüle, ſondern auch jene des Elektriſierens der Spaltproducte beſorgt. Nicht eines, aber zwei von jenen drei Räthſeln der ſtrömenden Elektricität löst alſo das Waſſer!

Arrhenius' Theorie ändert unſere gewohnte Anſchauung über die Zerſetzung flüſſiger Stoffe, und zwar gewaltig.

Nicht der galvaniſche Strom zerſetzt die Stoffe — dieſe werden durch den Act des Flüſſigwerdens geſpalten. Hierdurch wird die Energie der Componenten geändert, und dieſe Energieänderung bewirkt deren Elektriſierung. Die eine Componente des Molecüles wird mit poſitiver, die andere mit negativer Elektricität geladen. Beide Ladungen zuſammen betragen für jede Milligrammvalenz des Stoffes 96½ Coulombs. Dieſe Elektricität haftet an den Componenten ſo ſtark, daſs, wenn eine dieſer Ladungen angezogen wird, die ganze Componente dem betreffenden Zuge folgt.

Die elektriſchen Spaltproducte der Molecüle (Jonen) ſind im Elektrolyten gleichmäßig vertheilt und bleiben es natürlich auch dann noch, wenn in die Flüſſigkeit zwei indifferente, ſich nicht berührende Metallplatten geſteckt werden. Sie breiten ſich jedoch auf dieſen Platten nicht aus, weil keine Kraft vorhanden iſt, welche ſie ihren Trägern entreißen würde.

Werden aber dieſe Platten von Seiten der Batterie mit Elektricität verſehen (werden ſie zu Elektroden), die eine mit poſitiver, die andere mit negativer Elektricität, was ja ſtets geſchieht, ſobald der Stromkreis geſchloſſen wird, ſo wird hierdurch die geſuchte Kraft geweckt. Die poſitive Elektricität der einen Platte zieht nämlich die negative Elektricität des einen der beiden Spaltproducte an. Dasſelbe geſchieht zwiſchen den Elektricitäten der anderen Platte und des anderen Spaltproductes desſelben Moleculs.

In dem Augenblicke, in welchem das mit negativer Elektricität geladene Spaltproduct (Anion) an die mit poſitiver Elektricität geladene Elektrode (Anode) herankommt, vereinigen ſich die ungleichnamigen Elektricitäten miteinander und vernichten ſich gegenſeitig. Die auf dieſe Art von ihren Ladungen befreiten Jonen hören nunmehr auf, Jonen zu ſein, verlieren daher ihre Eigenſchaften. Sie werden zu Atomen mit allen den Atomen zukommenden Eigenſchaften. Sie können daher nicht mehr, wie früher, im Waſſer frei herumſchwimmen, ſie werden aus demſelben verwieſen. Sie entweichen nach außen, fallen zu Boden nieder, bleiben an der Elektrode haften oder gehen ſofort nach dem Freiwerden neue Verbindungen ein.

In jedem Falle müſſen die Elektroden von der Batterie neue Ladungen von Elektricität erhalten, wenn neue Jonen von den ihnen anhaftenden Elektricitäten befreit werden ſollen.

So oft aus der Batterie 96½ Coulombs treten und auf den beiden Elektroden ſich ausbreiten, ebenſo oft wird in der Zerſetzungszelle eine Milligrammvalenz frei, d. h., es werden zwei aus einem Molecul entſtandenen Jonen von ihren Elektricitäten befreit.

Beſtand die Löſung beiſpielsweiſe aus Chlorſilber, ſo entreißen die auf den Elektroden ausgebreiteten 96½ Coulombs den beiden zuſammengehörenden Componenten eines Milligrammmoleculs Chlorſilber genau 96½ Coulombs. Hiedurch muſs aber ein Niederſchlag von 107·8 Milligramm metalliſches Silber entſtehen und müſſen 35·5 Milligramm Chlor frei werden. Soll ein weiterer Niederſchlag von 107·8 Milligramm Silber in der Zelle erfolgen, ſo müſſen neue 96½ Coulombs aus der Batterie treten u. ſ. w.

(Schluſs folgt.)

Anmerkung: In Nr. 163 der „Zeit“ Seite 103, Spalte 1, Abſatz 10, ſoll ſtatt 32×1·4301, richtig ſtehen 32 : 1·4301.

Culturveredelung.

Von Ellen Key. (Schluſs.)

Wenn man von dem Grenzgebiet der Kunſt den Gedanken auf ihr großes Feld lenkt, ſo zeigt es ſich, daſs das ganze zeitgenöſſiſche Europa in äſthetiſcher Bildung ſoweit zurückſteht, daſs die Kunſt, die nicht blos die am tiefſten in das tägliche Leben eingreifende iſt, ſondern auch die, welche während jeder ſtarken Kunſtblüte die natürliche Grundfeſte der Sculptur und Malerei war, und im Anſehen ihnen ebenbürtig — nämlich die Architektur — jetzt die am wenigſten geſchätzte iſt. Sie iſt ſogar derart vernachläſſigt als Kunſt, daſs es Hauptſtädte gibt, welche glauben, den Rath eines künſtleriſchen Architekten bei ihren Gebäudeanordnungen entbehren zu können, und in denen man, rückſichtslos gegen die Meinung der hervorragendſten Fachmänner, einzig daſtehende Möglichkeiten zu ſchönen architektoniſchen Anordnungen zerſtört; in denen man ein originelles Terrain zu Plattheit ebnet und wo dann ungebildete Baumeiſter den Raum mit einer „gefrorenen Muſik“ füllen, die Drehorgelmuſik iſt. Ueberall müſſen die alten, ſtilvoll einfachen Landhäuſer weichen, nicht dem edleren Geſchmack einer neuen Zeit, nein, um einen Tummelplatz für das alles eher als dionyſiſche Bacchanale der Stilloſigkeit zu eröffnen, deſſen Zug von den Städten hinaus in die Fluren führt. Auf keinem Gebiete entbehrt die Zeit ſo ſehr einen eigenthümlichen Ausdruck ihres Lebens, als auf dem der Architektur; auf keinem Gebiete wird die Bedeutung der ſchaffenden Phantaſie tiefer unterſchätzt. Ein ſchöner Neubau wirkt in ſeiner jetzigen Umgebung auf uns ebenſo fremd, wie eine [illegible] in einem Kartoffelland, während die Schöpfungen der Architektur in den vornehmen Zeiten der Kunſt organiſch aus dem Lebensbedürfnis der Geſellſchaft hervorwuchſen. Wenn man die Kenntnisſumme zum Bildungsexponenten macht, dann iſt ein Zeitungsjunge unſerer Tage „gebildet“, im Verhältnis zu einem Bürger des Mittelalters oder der Antike. Aber auf welchem anderen culturellen Niveau als die führenden Männer der Gegenwart befanden ſich z. B. die Athener, die willig die Ausgaben für die Bauwerke ihrer Stadt auf ſich nahmen, als ihnen von Perikles die Wahl geſtellt wurde, von den Koſten befreit, aber dann auch der Ehre des Werkes beraubt zu werden, oder die Männer, die ſich freuten, den gothiſchen Dom und das Rathhaus in reizvollem Zauber ſich über ihre eigenen Wohnſtätten erheben zu ſehen? Die Seele des antiken, des mittelalterlichen Bürgers erhob ſich mit jedem Pfeiler, mit jeder Spitze der öffentlichen Gebäude der Stadt, die ſo zu tief wirkenden Bildungsmitteln wurden. Die Gegenwart führt die geiſtesärmſten Gebäude auf, ja ſelbſt die Kirche, von der es doch heißt, ſie repräſentiere die heiligſten Zwecke, wird gewöhnlich durch den billigſten Entrepreneur erbaut, der Beſtellungen nach Preiscourant annimmt und ſie im Dutzend ausführt! Und wenn ausnahmsweiſe wirkliche Künſtler den Auftrag erhalten, eine öffentlich Arbeit auszuführen, da wird die Kunſt noch ſo wenig geſchätzt, daſs während man für Gegenwart und Nachwelt die Namen der Donatoren des Werkes eingräbt, die Künſtler kaum genannt werden! „Sie ſind ja bezahlt“, wie bei einem ſolchen Anlaſs bezeichnend geäußert würde. Daſs der Theil ſeiner Seele, den der Künſtler in ſein Werk gelegt, das Unſchätzbare iſt, dies iſt kein Geſichtspunkt für den Geldmann der Gegenwart. Der Börſenfürſt hebt nicht — wie einer der gekrönten Männer der Renaiſſance — den Pinſel des Malers vom Boden auf, ſondern er klopft ihm auf die Schulter und bietet ihm Cigaretten an. Er gibt ſelten dem Künſtler Gelegenheit, ſein Haus zu bauen oder zu decorieren, aber er decoriert ſeine Soiréen mit dem Künſtler. Und in dieſem für die Künſtler zeittödtenden Umgang lernt er ſelten etwas von der künſtleriſchen Lebensanſchauung, aber er lernt gewiſſe Kunſtausdrücke, die ſich auf Ausſtellungen gut machen.

Um viel billigeren Preis — nämlich ſeine Morgenzeitung und ſeine Entréekarte — erkauft das große Publicum ſeine Sicherheit, die Mittel und Ziele der Kunſt zu beurtheilen, zu entſcheiden, wie der Künſtler die erſteren gebraucht und die letzteren erreicht hat. Das Publicum weiß — „hiſtoriſch“ — daſs es nur die Kunſt im weiteſten Sinne iſt, die eine ſolche Ueberfülle menſchlicher Lebensenergie, eine ſolche Steigerung menſchlichen Daſeins in ſich ſchloſs, daſs ihr Leben durch Jahrtauſende pulſieren konnte, über die Vergänglichkeit von Staaten und Geſchlechtern ſiegend, und daſs die Kunſt folglich etwas Vornehmes iſt. Aber wenn ſie vor einem in ihrer eigenen Zeit ſchaffenden Geiſt ſtehen, da ahnen ſie nicht, daſs ein ſolcher Geiſt — auf welchem Gebiete er auch ſchaffen mag — eine Welt für ſich iſt, mit anderer Sonne und anderen Schatten als die Welt der gewöhnlichen Menſchen, und daſs man nur, indem man ſelbſt den Breitegrad erreicht, in dem dieſe warme Zone gelegen iſt, indem man ſelbſt eine reiche Vollblutperſönlichkeit wird, man etwas von den Werken weiß, durch die die reichſten Vollblutmenſchen der Zeit ihr Weſen ausdrücken.

Die Stellung der Allgemeinheit zur Kunſt hat ſowohl zur Urſache, als zur Folge, daſs die Künſtler ſelbſt ſelten hoch genug ſtehen, um zu überwältigen. Der Schaffende muſs — wie Goethe von ſich ſelbſt ſagt — nicht blos „frech“, ſondern auch „fromm“ ſein, fromm in der Religion, die in unſerer Zeit die des echten Künſtlers iſt: eine andachtsvolle Verehrung der Natur, der Kunſt und der Cultur ſeines eigenen Geiſtes. Dieſe Selbſtcultur kann gewiſs nie die angeborene Frechheit von Gottes Gnaden erſetzen, die man auch Genie nennt, aber ohne Selbſtcultur wird ſogar dieſe Frechheit minder ſchön. Die ſchöpferiſchen Geiſter unſerer Zeit ſind ſehr häufig göttlich frech, aber die Frommen werden immer ſeltener.

Die Allgemeinheit hat noch eine andere Entſchuldigung, nämlich die, daſs die Kunſt ſelbſt nicht länger ihr Publicum dadurch erzieht, daſs ſie im täglichen Leben wirkt; je mehr ſich die Kunſt von dieſem iſoliert hat, deſto kälter iſt auch die Mitwelt der Kunſt gegenüber geworden. Die privaten, meiſt durch Lotterien mit Bildern gefüllten Salons der Gegenwart und die öffentlichen Salons auf Ausſtellungen und in Muſeen offenbaren am beſten, bis zu welchem Grade die Kunſt jetzt verkünſtelt, von ihrer Wurzel, dem Lebensbedürfnis, losgeriſſen iſt.

Wenn ein Patricier der Renaiſſance auferſtünde, da würden ihm die Gebäude der Gegenwart, ihre leeren Wandflächen, die unſchönen Decorationen und Hausgeräth wohl Anlaſs geben, mit dem feinen Lächeln, das der Pinſel verewigt hat, zu fragen: ob jetzt keine Künſtler arbeiten? Und wenn man dann antwortete, indem man ihn zu einem „Salon“ führte, wo der Dilettantismus — d. h. äußerliche Arbeit, unſichere Technik, ſeichtes Seelenleben — neben wirklicher Kunſt Platz gefunden hat; wo die Concurrenz zuweilen auch den echten Künſtler dazu getrieben, dem Anſichtenwechſelnden nachzujagen und ihn beinahe immer zu Ueberproduction genöthigt; wo — wie ein ungeſuchtes Symbol des eigenen Kampfes der Künſtler ums Daſein — ihre Werke ſich offen todtſchlagen oder ſich meuchelmorden, weil nicht einmal ſoviel Einheitsgefühl vorhanden iſt, daſs die Arbeiten desſelben Künſtlers und desſelben Landes an einen Platz zuſammengebracht werden, ſondern man Schulen, Nationalitäten und Individualitäten wie ein Spiel Karten miſcht — da würde der Mann der Renaiſſance mit tiefer Unruhe den klaren, klugen Blick von [illegible] zuſammen…

Digitized by Google

loſen Kunſt wenden. Suchte man ihn durch die Mittheilung umzuſtimmen, daſs die Kunſt noch manchmal in das tägliche Leben tritt, obgleich dies allerdings heftigen Streit verurſacht, wie z. B. die Bacchanten auf einem Fries oder eine nackte Statue in einem Park, da wäre wohl ſeine erſte Frage: ob es dem Maler nicht gelungen, ein lebensberauſchtes, farbenfrohes Bacchanale zu ſchaffen, oder ob die Statue einen ungünſtigen Platz bekommen? Bei der Antwort, daſs die Streitigkeiten ausſchließlich vom Standpunkte der Sittlichkeit geführt wurden, dürfte der Patricier wohl mit ſeiner Wertſchätzung der Gegenwart, verglichen mit den Zeiten, die er beredt ſchildern könnte, fertig ſein. Er würde warm werden, wenn er von dieſen Zeiten ſpräche, in denen die bildenden Künſte organiſch mit einander und mit dem Handwerk verbunden waren; da der Künſtler mit derſelben Sorgfalt und derſelben Freude ein Bild des Gaſtmahls malte und die Becher dafür formte; da das kleine ſowie das große Werk für die Mehrzahl ein hoher Lebenswert wurde, eine Steigerung der Lebensfreude; da die Kunſt des Lebens ſchöner Ernſt war, und da ſelbſt der Inſtinct des Kleinbürgers dieſem ſagte: daſs, je freier die Kunſt ihre eigenen Ziele verfolgte, deſto edler ſie das ganze menſchliche Daſein geſtaltete.

Von dieſem Blick auf die gegenwärtige Kunſt wird man ungeſucht zur Frage nach der Entwickelung des Menſchenkörpers und der Verfeinerung des Naturgefühls geführt, weil beide die Bedingungen einer ſtarken Kunſt und einer geſunden Cultur ſind.

Wir finden da, daſs die Entwickelung, die der menſchliche Körper im heutigen Europa findet, nicht die allſeitige, maſsvolle iſt, die die Geſundheit und Harmonie der ganzen Perſönlichkeit fördert und neue Mittel für ein freies, innigeres Zuſammenleben mit der Natur an die Hand gibt. Der moderne öffentliche Wett- und Fachſport macht umgekehrt ſeine fanatiſchen Anhänger für die Natur blind, ja brutaliſiert den Fanatiker, anſtatt ihn phyſiſch und pſychiſch zu harmoniſieren, und auch hier verfehlt ſo ein vortreffliches Culturmittel dadurch, daſs es zum Ziel erhoben wird, ſeine Wirkung.

Der Sport, der den Menſchen zu ein paar Armen oder Beinen reduciert, kann nicht wie der helleniſche oder unſere vornordiſchen Heldenſtücke — die nicht einſeitige Fertigkeit, ſondern allſeitige Ausbildung begünſtigten — der Kunſt Motive geben; ebenſo wenig kann ſie erfolgreich der körperlichen Ausartung des modernen Menſchen zu „einem Geſtell, das einen Kopf hoch trägt“, entgegenarbeiten. Trotz allem Sport des Culturmenſchen findet man jetzt nur auf den Inſeln Polyneſiens die feine phyſiſche Cultur, die in dem Sinnenreichthum des ganzen Körpers liegt, darin, daſs alle Gefühle durch ſchöne, maſsvolle, genau nuancierte Geberden ausgedrückt werden. Dieſe Cultur ſind die Miſſionäre jetzt im Begriff zu zerſtören, indem ſie — im Namen der Moral — Europas häſsliche Kleider dieſen Menſchen aufzwingen, die in der Gegenwart für das Auge des Künſtlers die keuſche Nacktheit und körperliche Ausdrucksfähigkeit der Antike verlebendigen, ihre ſpontanen, durch Cultur noch verfeinerten Schönheitsbedürfniſſe.

Will man eine Ahnung haben, bis zu welchem Grade alle Sinne verfeinert werden können, und wie eine ſolche Veredelung die äſthetiſche Empfänglichkeit und das Glück bei allen Schönheitsgenüſſen ſteigert — der Natur, ſowie der Literatur und der Kunſt — da iſt es Japan, das man ſich beeilen muſs, zu ſtudieren, bevor es europäiſiert wird. Das Reſultat der japaniſchen Culturveredelung offenbart ſich in den Alltagsgewohnheiten ebenſoſehr wie in Kunſt und Kunſtgewerbe. Möge man — um bloß ein einziges Beiſpiel zu nehmen — ſich erinnern, wie die Japaner während der Blüte der Kirſchbäume in die Wälder ziehen, um nicht einen Tag des ſchönen Schauſpiels zu verlieren, das ſie mit jener tiefen, ſinnlichen Andacht genießen, die, wie Tchuiel mit Recht hervorhebt, der Europäer erſt jetzt zu entwickeln anfängt, während ſie in Japan durch Jahrhunderte verinnerlicht wurde.

Kommt auch für uns einmal eine Zeit ſolcher Cultur, da muſs [illegible] eine langwierige, gründliche Erziehung des Schönheitsſinnes und des [illegible] von Kindheit an vorausgegangen ſein. Dann wird [illegible] nicht länger den [illegible] Theil ihres Lebens [illegible], [illegible] haben; da wird man [illegible] Zeit [illegible], den Kindern Moralgebote einzu[illegible], [illegible] Diener oder Dienerin nicht [illegible] [illegible] normal angelegte Kinder [illegible] gerade nahe [illegible]. [illegible] man wird ihnen [illegible], [illegible] den Boden im Walde des [illegible], [illegible] geboren. [illegible] Haltung zu [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible]

Gefühl für das Schöne in der Natur und Kunſt zu erwecken, würde er ganz gewiſs bei unſerem Volke dieſelbe Gewecktheit in cultureller Hinſicht finden, die es ja auch nach anderen Richtungen hin bethätigt.

Wenn man für eine Secunde den Gedanken von dieſen Gebieten auf Theater und Muſik lenkt und die Blüte dieſer Kunſtformen — rings in Europa — mit der der Cafés und Variétés vergleicht, da erhält man einen ſo überwältigenden Eindruck ſinkender Cultur, daſs man entſetzt ſich in andere Sphären rettet, z. B. die des Geſellſchaftslebens.

Aber auch in Bezug auf dieſes klagt man allgemein — und nicht zum mindeſten in Frankreich, wo die Geſelligkeit zuerſt im modernen Europa Culturmacht wurde — über einen hereinbrechenden Verfall. Die im Geſellſchaftsleben einſt Tonangebenden, die Frauen, entbehren die homogene, feine, perſönliche Bildung, die ſie im vorigen Jahrhundert und im Anfange dieſes ſo feſſelnd machte, während der lebhaften Unterhaltungen bei den chineſiſchen Theetaſſen, aus denen man ſeinen Nachmittagsthee trank, oder bei den Zuſammenkünften, wo man rings um den Kamin die Trinklieder der Skalden ſang. In ganz Europa gab es damals Frauen mit ſo wachen Culturbedürfniſſen, daſs das Außerordentlichſte in Muſik und Literatur den Weg zu ihrem Clavier und ihrem Leſetiſche fand; Frauen, die in großen Kreiſen culturveredelnd wirkten, durch die Begeiſterung, die ſie den Genies und ihren Werken darbrachten. Und nahm dieſer Enthuſiasmus auch zuweilen einen ſentimentalen, blumenpreſſenden, haarlockenbewahrenden Ausdruck an — um wieviel mehr bedeutete er doch für die Bildung als der kritiſche Jargon und das familiäre Gleichheitsgefühl der Gegenwart! Damals beſaß man auch Talent und Zeit zur Correſpondenz und ſandte einander dieſe langen, auserleſenen Briefe, die nicht bloß zu den feinſten Genüſſen der Cultur gehörten, ſondern gleichzeitig eines der reichſten Mittel zu ihrer Veredelung waren. Dahin iſt nun dieſer zarte Flaum der Frucht der Cultur.

Dahin iſt auch, in unſerer nivellierenden Zeit, die feine Behutſamkeit in der Wahl des Umganges, die feſten Grenzen um das häusliche Leben, innerhalb deren es ſeinen Stil entwickelte. Gewiſs enthielten viele dieſer Sitten, die einſtmals dem geſellſchaftlichen Leben ein vornehmes und feſtliches Gepräge gaben, viel ſinnloſen Conventionalismus, viele verbrauchte Formen, die fallen muſsten. Aber innerhalb dieſer Formen barg ſich gleichwohl ein Schatz von ererbter Cultur. Es lag etwas Vornehmes in dem ſelbſtbeherrſchten Maß, der feinen Rückſicht, der anmuthigen Würde, und dieſes Vornehme hätten wir bewahren ſollen, während wir uns gleichzeitig von dem Abgezirkelten und Formellen befreiten. Viel haben wir ſchon — ob auch unwiderruflich? — verloren. Das liebenswürdige Zuhören, die fein zugeſpitzte Replik, die gut erzählte Anekdote, das epigrammatiſche Urtheil, das elegante Wortgefecht, die leidenſchaftsloſe Discuſſion ernſter Themen — all dies geht mehr und mehr in dem ohrenbetäubenden Lärm unter, der aus dichten Tabakswolken dringt. Um nicht allein zu bleiben, ſind die Frauen den Männern in die Wolke gefolgt, aber obgleich die weiblichen Stimmen immer lauter werden, glückt es ihnen doch ſelten, Gehör zu finden: oft ſind ſie es auch nicht wert, daſs man ihnen horcht. Immer mehr verliert die Frau, nämlich als Geſellſchaftsmenſch, die présence d'esprit und présence de coeur, durch die ſie einſt die große culturveredelnde Macht war. Weder in ſich ſelbſt, noch in den Männern entwickelt ſie nunmehr den Geiſt der umfaſſenden Duldſamkeit, der weiten Vorurtheilsloſigkeit, des feinen Verſtändniſſes, der vor allem ein Reſultat unſerer Cultur ſein ſollte. Aber trotz ihrer freieren Formen ſteht die Gegenwart in dieſer Beziehung weit hinter der vorigen Jahrhundertwende zurück.

Dadurch, daſs der culturelle Einfluſs des geſellſchaftlichen Lebens ſich vermindert, verlieren auch die ſchaffenden Intelligenzen der Zeit die reiche Facettierung, das Feuer, das das Abſchleifen aneinander unter in gewiſſem Maße gebundenen Formen verleiht.

Mit einer durch das Ausmaß des Raumes bedingten Flüchtigkeit habe ich hier einen Gegenſtand von tiefer Bedeutung behandeln müſſen. Aber ſelbſt dieſe flüchtigen Andeutungen können vielleicht bei dem einen oder anderen das Bewuſstſein wecken, daſs wir in demſelben Maße, in dem wir die Veredelung der Cultur verſäumen, auch große Möglichkeiten verlieren, unſere Lebenswerte zu ſteigern, unſere Lebensfreude zu erhöhen.

All das Viele, durch das unſere Zeit in Bezug auf Cultur und Culturveredelung über anderen Zeiten ſteht — all dieſes habe ich nicht erwähnt, denn davon wird täglich in allen europäiſchen Zungen geſprochen.

Es iſt übrigens in dieſen Zeilen, wie ſchon früher bemerkt, nicht von den [illegible] die Rede geweſen, ſondern von der Allgemeinheit, [illegible] Werke aneignet. Und daſs dieſe Allgemeinheit [illegible] wird, iſt auf einem niedrigen Cultur- [illegible] in die Augen ſpringende [illegible] Denkenden immer mehr und [illegible] dieſer Erſcheinung haben die [illegible] der Demokratiſierung der Geſellſchaft ge- [illegible], in der allgemeinen Bildung, wobei alles [illegible], die Bildungsgrenzen verwiſcht, alles [illegible] „Recht“ zu „Werden“ ver-

Digitized by Google

wandeln. Große Denker meinen, daſs die Bildung, wenn ſie auserleſen werden ſoll, wieder das Eigenthum einer Minderzahl werden muſs, einer Minderzahl, die mit Wolluſt ihren vornehmen Abſtand vom Haufen genießen kann. Und die Demokratie der Gegenwart, mit ihrer anſpruchsvollen, verletzenden Halbbildung, muſs unbedingt bei feinen ariſtokratiſchen Naturen Unluſt und Hang zur Einſamkeit hervorrufen. Wunderlich iſt nur, daſs nicht alle als das einzige wahrhaft wirkende Heilmittel erkennen, daſs der Maſſe ein Mehr, nicht ein Weniger an Cultur wird, und daſs die Cultur ſelbſt neue allgemeinmenſchlichere Formen erhalte! Auf dieſem Punkte muſs die Gegenwart vor allem veredelt werden, damit ſie bewuſst neue Culturpläne begehre, Staatsmänner und Denker verlange, die ſich mit der feinſten und größten Staatskunſt befaſſen, der höchſten und jüngſten der Wiſſenſchaften, der Politik, und den Wiſſenſchaften, die die Lebenswerte der Menſchen zum Gegenſtande haben und die Möglichkeit erörtern, dieſe Werte zu erhöhen. Nicht nur Geldhunger und Tagespolitik, Eiſenbahn und Halbbildung laſſen in unſerer Zeit das Intereſſe für große culturelle Fragen erſchlaffen. Eine viel ſicherere Urſache iſt vorhanden, die bei tieferen Naturen immer wachſende Unbefriedigtheit mit den jetzigen Formen und Lebensäußerungen der Cultur, eine bei ihnen immer höher geſteigerte Forderung an Religion und Staatsleben, Literatur und Poeſie, Kritik und Philoſophie, Theater und Kunſt, über deren Berechtigung in ihren augenblicklichen Formen man zuweilen ſtarke Zweifel ausſprechen hört. Für ſeine Ohren künden dieſe Zweifel jedoch nicht den Untergang der Kunſt oder Literatur, vielmehr den der Gegenwartscultur. Denn die Skepſis der Minderzahl iſt ein Ausdruck dafür, daſs die Aeußerungen unſerer Cultur nicht länger das Maß der Höchſtſtehenden erfüllen, nicht länger ihre Ziele anſtreben. Die menſchliche Natur durchlebt eine Umwälzung, und der individuell bewuſste moderne Menſch will in der Kunſt einem neuen Ausdrucke ſeiner neuen Qual und ſeiner neuen Freuden begegnen, ſeines feineren Empfindens, ſeiner reicheren Mannigfaltigkeit. Die Geſellſchaft durchlebt eine Umwälzung, und der ſocial bewuſste moderne Menſch will ſtarke Bejahungen ſeiner ſtarken Forderungen finden. Ein neuer Culturidealismus — das iſt es, was die Kritik der Einſamen verheißt.

Sowohl durch die hochſtehende Minderheit, wie durch die tiefſtehende Mehrheit wird die Cultur der Gegenwart in die Auflöſung verſetzt, während deren ihre Formen an Feſtigkeit und Schönheit verlieren, und in die Unruhe, die ſich in einem raſtloſen Suchen und Verſuchen nach allen Richtungen, auf allen Gebieten äußert.

Könnten wir uns die Auflöſung fortgeſetzt denken ohne entſprechende Neuſchöpfung — ja, dann wäre gewiſs an der nächſten Jahrhundertwende das „Culturideal" des Pöbels das herrſchende.

Undenkbar iſt es jedoch, daſs dieſe Neuſchöpfung nicht kommen ſollte, die Neuſchöpfung, die — falls ſie glücken ſoll — eine ſolche Einheit von Naturgefühl und Kunſtgefühl, von individueller Freiheit und brüderlichem Zuſammenhalt werden muſs, wie die Welt ſie noch nie geſehen. „Das Recht auf Trägheit" wird dann ebenſo anerkannt werden, wie das Recht auf Arbeit; die Schönheit eine ebenſo nothwendige Bedingung für phyſiſches und pſychiſches Wohlbefinden ſein, wie das Brot; und die Kunſt zu leben wird man als die höchſte aller freien und bildenden Künſte ſchätzen.

Glückt dieſe Neuſchöpfung, dann wird kein Gelddruck und kein Arbeitsjoch jemanden hindern — im Ausmaße ſeiner natürlichen Möglichkeiten — eine Cultur zu erringen, die ihn als perſönlichen Lebenswert umfaſſen läſst, was ſelbſt die Höchſtſtehenden als Höchſtes für ſich erſtreben. Das Bewuſstſein, für die geiſtigen Bedürfniſſe des ganzen Volkes zu wirken, wird andererſeits die Schaffensfreude jener ſteigern, die neue Culturwerte bilden. Da wird es vielleicht Wirklichkeit werden, was ein Idealiſt unter meinen Freunden hofft: daſs ſich überall ſchöne Bildungshallen erheben, in denen die rings verſtreuten — jetzt hart ums Leben kämpfenden — Bildungstriebe Nahrung erhalten. Das Volk würde da während der langen, jetzt vor allem brutaliſierenden Winterabende durch Bücher und Schönheitseindrücke Culturveredelung empfangen, und da würde zuweilen auch der Mann der Wiſſenſchaft und der Dichter, der Muſiker und der Künſtler der Freude theilhaftig werden, unmittelbar Freude durch ſein Werk zu ſchenken.

Die höchſte Aufgabe des Culturbildners in unſerer Zeit iſt, die Sinne für die große Neuſchöpfung vorzubereiten. Welches die großen Gefühle ſind, die zu dieſem Ziele gepflegt werden müſſen, das hat uns ein Künſtler mit der Ausdrucksfähigkeit geoffenbart, die das Bild hat, wenn eine Meiſterhand es ſchuf. Max Klinger läſst auf dem erſten Blatt ſeines ſchönen Prometheuscyklus aus dem tiefſchwarzen Dunkel unzählige ſehnende Arme ſich zum Feuer emporſtrecken, mit dem Prometheus vom Himmel hinabſtürzt, dem Feuer, deſſen weißer Schein [illegible] unzählige verſchmachtende Geſichter beleuchtet. Das zweite Blatt zeigt [illegible] Jünglinge und Jungfrauen in [illegible], [illegible] um den Altar, an dem die heilige Flamme brennt.

Das Symbol des Künſtlers ſagt der Gegenwart, daſs der [illegible] mit ſeiner Flamme zu dem Geſchlechte kommt, das ihr mit ſtrömender Sehnſucht entgegenzieht und ſie mit andachtsvoller Freude empfängt.

[illegible] Ellen Key.

Kunſtnachrichten.

Die Wiener Slevogt-Ausſtellung wurde neueſtens bereichert. Der Zuwachs beſteht aus fünf Skizzen, Studien nach der Natur, und einem Phantaſieſtück, Slevogts jüngſtem Werk. Dieſes iſt in oblonger Form und in Dimenſionen gehalten, die ſich der natürlichen Größe der — im Bild behandelten — menſchlichen Figuren anpaſſen. Dargeſtellt iſt in der Hauptſache Folgendes: Auf einem niederen Lager, das parallel zur Bildfläche gezeichnet iſt, ruht ein Mann. Den rechten Ellenbogen ſtützt er aufs Kiſſen und den Kopf, dem Beſchauer halb ſichtbar, auf die rechte Hand. Am Rande ſeines Bettes aber, dem Beſchauer voll zugewendet, im erſten Vordergrunde, ſitzt eine Frau mit lächelnden Zügen, den Mund zum Sprechen geöffnet. Und mit lebhaft ausmalenden Geberden der Arme ſcheint ſie ihre Worte zu begleiten. Das iſt — wie der Name des Bildes mittheilt — Scheherezade, die Märchenerzählerin der tauſendundeinen Nacht. Der Name iſt hier nicht ganz Nebenſache. Denn dieſes Bild iſt ſynthetiſcher Art, von nicht bloß maleriſchem, ſondern auch hohem poetiſchen Intereſſe. Die Scene iſt dem Dichter entnommen und vom Maler als einem zweiten Dichter empfunden, geſchaut und charakteriſiert. Der Titel enthält alſo in dieſem Falle ein großes Stück der Intention des Künſtlers. Scheherezade! Das iſt die ſchöne und kühne Großveziersstochter am Hofe des perſiſchen Sultans, die ihr gefährdetes Leben dadurch rettet, daſs ſie den Deſpoten tauſendundeine Nacht lang durch ihre Märchenerzählung in Spannung hält. Wie hat der Maler das charakteriſiert, die Erzählerin vor allem! Auf ihrem lächelnden Geſicht und in der Art auch, wie ſie den Kopf mit einer gewiſſen Affectation zur Seite geneigt hält, malt ſich ein ſeltſames Gemiſch von feiner Schlauheit und von der Freude und Spannung des Erzählers. Ihre Augen ſind verſchleiert und blicken in phantaſtiſche, ſchöne Fernen, aber ihr kluger, breiter Mund ſpottet leiſe, als wollte er die Worte Nathans, des liſtigen Weiſen, ſprechen: Nicht nur die Kinder ſpeist man mit Märchen ab. Und doch, nicht anders als einem kranken Kinde erzählt ſie dem Sultan, ſo liebevoll und zärtlich. Der Maler hat, vermuthlich dieſem Charakterzug zuliebe, die ganze Erſcheinung Scheherezadens mit einem Schimmer von Ueberlegenheit, mütterlicher Reife und, ſozuſagen, von Bejahrtheit umgeben. Dadurch iſt er dem dichteriſchen Original vielleicht untreu geworden. Aber es iſt gar keine Frage, daſs er das Recht dazu hatte. Er hat ja keine Illuſtration, ſondern ein Werk für ſich geſchaffen. Ebenſo wie die Erzählerin, iſt auch ihr Zuhörer nicht aus einem Stil, ſondern aus der modernen Anſchauung und nach modernen Muſtern geſtaltet. Ein ſchwarzhaariger, bärtiger und halb orientaliſcher Kopf, eine lebhaft fragende Handbewegung, die Neugier verräth, charakteriſieren ihn. Das Interieur endlich iſt untergeordnet und ganz als Impreſſion behandelt: nur eine Dienerin, die hinter dem Ruhebett die rothe Ampel entzündet, wirkt charakteriſtiſch. Alles Uebrige iſt bloß auf trockene maleriſche Wahrheit angelegt. Die Lichtquelle hat man ſich links vorne, vor der Bildfläche, zu denken. Schlagſchatten verdunkeln da und dort das Lager, der Hintergrund liegt im Halbdunkel. Voll ruht das Licht nur auf Scheherezade, es blüht aus ihrem weißen Schleiergewand und dem braunen, leicht gerötheten Geſicht. So iſt dieſes Bild. Ich habe es leider zerlegen müſſen, indem ich es beſchrieb. Der unmittelbare, lebendige Geſammteindruck wird auf dieſe Weiſe nicht wiedergegeben, nicht einmal angedeutet. Wenn man vor das Bild hintritt, iſt dieſer Eindruck außerordentlich genuſsvoll und ſtark. Es iſt ſo angelegt, daſs es mit einem Blick überſehen und erfaſst wird. Damit entſpricht es einer wichtigen modernen Forderung. Und eigenartig, geiſtig durchgearbeitet und beſeelt iſt jeder Zug darin, jede Linie. Die Charakteriſtik der lebendigen Figuren ſowohl, wie die Licht- und Schattentechnik, die aus dem Ganzen in maleriſcher Hinſicht eine wirkliche Einheit macht. Ja gerade das iſt es vor allem, dieſe Auflöſung in eine ſelbſtverſtändlich ſcheinende Harmonie, was für mich den größten Triumph der Slevogt'ſchen Arbeit bedeutet. Das iſt keine voreilige, aus conventionellen Formen geſchöpfte Harmonie, das iſt ein ſelbſtändig erworbenes Gut, aus dem tiefſten Weſen der Sache und individuellen Form des vorliegenden Bildes geholt. In dieſer Harmonie liegt Reife und Vollendung. Man kann ſo pedantiſch ſein, in der ſchimmernden Hintergrundpartie des Bildes, ſpeciell der Geſtalt der Magd an der Ampel, eine Reminiſcenz an niederländiſche Manier finden zu wollen (es iſt dieſe Reminiſcenz nicht ausgeſchloſſen, aber ich halte ſie keineswegs für feſtſtehend), ſonſt iſt es durchaus Schöpfung aus erſter Hand und zeugt von einem tiefgehenden productiven Künſtler. Ich halte dieſes Werk für eines von den großen und bleibenden unſerer Zeit.

Neben die vollendete, großangelegte Arbeit Slevogts gehalten, werden ſeine, an ſich ſchon ausgezeichneten Studienblätter minder intereſſanter. Landſchaftliche Motive und Stillleben ſind darunter. Man ſieht hier den Maler förmlich arbeiten: es iſt eine Freude und ein Vergnügen, das zu ſehen. In eine ſeiner Landſchaften ſetzt er rechts in den erſten Vordergrund, lebensgroß gemalt, einen Knabenkopf; links iſt der Ausblick offen in weites hügeliges Wieſenland und auf eine Ruine, die im rothen Sonnenlicht glüht. Es iſt faſt, als ob Slevogt in dieſem Bild es jedem, auch dem minder Scharfſichtigen, hätte [illegible] wollen, daſs es ihm [illegible] auf eines ankommt: auf dasjenige, wodurch ſich von dieſer [illegible]

Digitized by Google

lebensgroße Kopf in maleriſcher Hinſicht abhebt: die Luft- und Lichtperſpective. Man muſs nur auch die richtige Sehweite finden, um dieſes Bild genießen zu können; es iſt nothwendig, daſs der Knabenkopf und der Höhepunkt des Bildes auf der anderen Seite, die Bergruine, vollſtändig in ein Geſichtsfeld fallen. Licht und Luft ſind die Hauptelemente in allen Slevogt'ſchen Naturſtudien. Bloß in einer einzigen der hier ausgeſtellten, dem ſonſt ſehr poetiſch empfundenen Bild einer Gartenhecke von herbſtlich geröthetem Laub, ſcheint mir der Geſammtton durch einen unnatürlich ſchweren, bleiernen Himmel geſtört zu ſein.

Licht und Luft beherrſchen Slevogts Landſchaften und Stilleben. Aber auch darin hütet er ſich mit der ihm eigenen Strenge vor Uebertreibung und Unnatur. Als die Licht- und Luftmalerei unſerer Zeit aufkam, da haben die jungen Maler darin zu ſchwelgen und gerade durch die neu gewonnene Natürlichkeitskunſt zu ſtiliſieren begonnen. Die Wirkung dieſer zerfließenden Pleinair-Wälder und Pleinair-Wieſen war allerdings eine ſtark poetiſche, hinreißende. Man merkte den jungen Malern das Streben an, ſich in dem neuentdeckten Lande der Schönheit heimiſch zu machen mit fiebernder Haſt und die Freude darüber hinauszujubeln, hinauszuſchreien. Dieſer Verſuchung ſetzt Slevogt ſeine nüchterne Gewiſſenhaftigkeit im Naturſtudium entgegen. Er führt alles wieder auf ſein richtiges Maß zurück, ſowie die Farbe, auch Luft und Licht. Das entſpricht ganz ſeiner Eigenart. Es iſt nicht ſeine Sache, durch ein Zuviel, das immer eine Idealiſierung iſt, dem Beſchauer entgegenzukommen und ihn zu beſtechen. Er will erforſcht und langſam verſtanden werden. In allen ſeinen Bildern iſt mehr Wahrheit und Studium enthalten, als auf den erſten Blick deutlich und wirkſam werden kann. Und darum unterſcheidet ſich Slevogt von vielen ſeiner hochgerühmten Kunſtgenoſſen am weſentlichſten dadurch, daſs ſeine Bilder umſomehr gefallen, je öfter man ſie ſieht. Ich habe mir viele derſelben erſt lange, nachdem ich ſie kennen gelernt hatte, entdeckt. So gieng es mir neulich mit den „Ringern", die ich bisher in keinem meiner Berichte erwähnte. Inhalt: Zimmerecke, vier nackte Männer, davon zwei im letzten Ausgang eines Ringkampfes am Boden liegend. Die ſcharfe Charakteriſtik der raſſeloſen, häſelich modernen Geſichter — trotzdem ich auch das für das Zeugnis eines geiſtreichen Künſtlers halte — mag meinetwegen als Tric betrachtet oder überſehen werden. Aber die rein maleriſche Qualität des Bildes! Der dumpfe, glanzlos einheitliche Fleiſchton, der gleichwohl ſoweit gebunden und nuanciert iſt, daſs ſich Körper von Körper haarſcharf abhebt; und das Ganze gegen einen farblos unbeſtimmbaren Hintergrund geſetzt, ohne das künſtliche Hilfsmittel eines Lichteffectes, gleichſam aus dem Grau herausgearbeitet: das gehört zweifellos zu den großen Meiſterſtücken der Malerei.

Die Slevogt-Ausſtellung enthält auch Werke anderer Künſtler; darunter ſind einige beſonders bemerkenswert. Von Trübner iſt ein Chriſtus da: ein weißer, lichtausſtrahlender Leichnam auf pechſchwarzem Grund. Eine Studie, durchaus galeriehaft — dadurch unterſcheidet ſie ſich ſehr deutlich von ähnlichen Werken Slevogts — bloß auf das zeichneriſche Kunſtſtück einer virtuoſen Verkürzung geſtellt und in dieſem Sinne glänzend durchgeführt. Fernerhin eine kleine Collection des bekannten Zeichners Heine. Zwei Oelbilder ſogar, die genauer freilich colorierte Zeichnungen zu nennen wären. Das eine derſelben („Ein mißlungenes Lied"), iſt graziös und witzig entworfen. Daſs die Farbe nachträglich hinzugeſetzt wurde, iſt unzweifelhaft. Aber das wirkt hier nicht ſtörend, ſondern ſtimmt mit dieſer ganzen Art von Witz und Grazie aufs beſte zuſammen. Man ſieht im erſten Augenblick allerdings nur Zeichnung und Inhalt des Bildes — einen ſtürmiſchen Pegaſus, einen abgeworfenen Dichtergreis und zwei lachende Knaben — und kommt erſt ſpäter zum Bewuſstſein der Farben. Aber faſt empfindet man auch das als ſcherzhaft, man ſagt ſich etwa: Ah, und der Himmel iſt zur Verzierung auch noch mit einem ſo wunderſchönen, tiefen Blau bemalt und die Knabengeſtalten mit Goldgelb und Roſa u. ſ. w., u. ſ. w. In ſeinem anderen Oelfarbenverſuch, den er „Die Blumen des Böſen" nennt, hat Heine mehr erſtrebt als im erſten und viel weniger, um nicht ſchlechtweg zu ſagen garnichts, erreicht. Was endlich ſeine Caricaturen betrifft, ſo iſt die [illegible], mit dem dieſelben gemacht ſind, ſchon den weiteſten Kreiſen bekannt. Daſs darin nicht immer ganz conſequent und [illegible] die [illegible] Manier mit der ſcharf contourierenden Manier der franzöſiſchen Holzſchnittzeichner, etwa der Art des Caran d'Ache verbunden iſt, erlaube ich mir zur [illegible] zu erwähnen.

[illegible] auffallende Kunſtleiſtung [illegible], eines jungen [illegible], und eine eigenartig [illegible] Frauenköpfe [illegible]

Im erſten Stockwerk unſeres Künſtlerhauſes iſt zur Zeit eine Wereſchagin-Ausſtellung untergebracht.

Wereſchagin iſt nach den Begriffen moderner Malerei keine in Betracht kommende Kunſtgröße. Ueber ſeinen Napoleon-Cyclus anders zu ſchreiben als mit principieller Zurückweiſung, iſt einem auf weſteuropäiſche Kunſtfortſchritte eingeſchworenen Beurtheiler nicht möglich. Aber Wereſchagin — ſo ſagt vielleicht jemand — will gar nicht an den modernen Forderungen gemeſſen, ſondern aus ſeiner heimatlichen Cultur — oder Culturloſigkeit, gleichviel! — und deren Kunſtbegriffen verſtanden ſein; er iſt ein unmoderner, aber iſt er deshalb auch wirklich ein ſchlechter Künſtler? Dieſem Einwand iſt nicht leicht zu begegnen: die meiſtumſtrittene Frage der Kunſtkritik iſt damit aufgeworfen: die Frage über das Verhältnis des Künſtlers zum Publicum. Ich will den Verſuch einer Antwort wagen und ſtatt einer Kritik Wereſchagins hieherſetzen.

Jede Art und jeder Grad von Kunſtbegriffen, die ſchärfſten Extreme abgerechnet, finden heutzutage, bei dem vollſtändigen Mangel an Einheitlichkeit der Bildung und Kenntniſſe, eine Menſchenſchichte, die ſie zu würdigen vermag. Wenn man ſich auf den Standpunkt der Gleichberechtigung aller dieſer Schichten von Publicum und Kritik ſtellt, iſt nicht nur jede Verſtändigung, ſondern jede Urtheilsfällung überhaupt unmöglich. Iſt aber dieſer Standpunkt der Gleichberechtigung begründet? Nein. Heute wenigſtens nicht, wo die Kunſt aufgehört hat, im Volk und in der Allgemeinheit zu wurzeln, und in Sachen der Malerei ſchon gar nicht, da dieſe Kunſt auf keinen Fall eine populäre Kunſt iſt. Es gibt vielmehr eine Gradation des Publicums und eine unmittelbar daraus entſpringende Gradation der Künſtler. Wer dem Geſchmack der feinſtgebildeten, durch die reichſte und beſte Betrachtung von Kunſtwerken ausgezeichneten Kreiſe entſpricht, ſteht nicht bloß für eben dieſe Kreiſe, alſo ſubjectiv, ſondern objectiv höher als der Liebling einer ganzen großen in Kunſtdingen unerfahrenen Nation oder der Held jener kleinen, aber köpfereichen Bourgeoiſie, die eine Feierabendſtunde an den Verſuch eines Kunſtgenuſſes wendet. Von Shaftesbury iſt die feine Bemerkung, daſs der Menſch erſt dazu erzogen werden muſs, eine Rafael'ſche Madonna ſchöner zu finden als irgend ein fades, ſüßliches Machwerk, und daſs dieſes Urtheil, wenn ſich der Menſch einmal dazu herangebildet hat, gleichwohl nicht ein Werk der Convention iſt, ſondern innere Wahrheit und Gewiſsheit bürgt. Das läſst ſich auch auf den ausübenden Künſtler ſelbſt, ich meine den bildenden, anwenden. Gerade dieſer muſs ſich zu den Begriffen von Schönheit und Kunſt heranbilden, bei denen man in den höchſten Culturſchichten ſeiner Zeit angelangt iſt, dann erſt kann er mitſchaffen — auch darüber neuſchöpferiſch hinausgehen, das iſt ſelbſtverſtändlich — und mitzählen. Ich kann mir zur Noth denken, daſs ein muſikaliſches Genie am Kaukaſus zur Welt kommt und in unabhängiger Einſamkeit und relativer Bildungsloſigkeit ſich günſtig entfaltet. Von einem Maler oder Bildhauer kann ich mir das nicht denken. Der würde ſich auf dieſe Weiſe zur bloßen Curioſität entwickeln. Bei Wereſchagin iſt das nun freilich nicht ganz ſo gekommen, weil er ja auch reichlich aus weſteuropäiſchen Culturquellen geſchöpft und ſich zumindeſt in theoretiſcher Hinſicht moderne Bildungselemente angeeignet hat. Aber was am ſtärkſten aus ihm zu uns ſpricht, iſt doch ſeine Raſſe, ſeine Heimat. Und in dieſer Richtungslinie liegen auch alle die abfälligen Bezeichnungen, die wir für ihn haben. Wir finden ihn primitiv, unzulänglich, hölzern.

Alfred Gold

Concert und Oper.

„Die heilige Ludmilla". Oratorium nach Worten von Jaroslav Vrchlický, componiert von Antonín Dvořák, Op. 71. — „Eugen Onegin", lyriſche Scenen in drei Acten. Text nach Puſchkin, deutſch von Bernhard. Muſik von P. Tſchaikowsky.

Es gehört eine ungewöhnliche muſikaliſche Kraft und Begabung, ich möchte faſt ſagen, Autorität dazu, heutzutage ein Oratorium zu ſchreiben, das mehr beanſpruchen darf als das flüchtige Intereſſe der Fachmänner und die ſchulmeiſterliche Zufriedenheit der Kenner. Das Bedürfnis nach dieſer Kunſtgattung iſt, auf dem Continent wenigſtens, weit ſchwächer geworden, die alten Oratorienformen ſind ausgefahren, man verlangt neue Bilder und reicheren orcheſtralen Schmuck. Dvořák iſt in ſeiner „Ludmilla" beim alten geblieben, ohne jedoch veraltet zu ſein, und dieſer Umſtand allein iſt ein günſtiges Prognoſtikon für das Werk. Wer mit den alten Mitteln noch immer etwas zu ſagen hat, muſs viel auf dem Herzen haben. Und Dvořák hätte es leicht gehabt, mit dem ſlaviſchen Nationalcolorit neues Leben in die alten Formen zu bringen. Er hat jedoch davon nur mäßigen Gebrauch gemacht und in dieſer Beziehung eigentlich enttäuſcht. Nichts wäre origineller [illegible] als ein Oratorium mit ſlaviſcher [illegible]. Statt deſſen finden wir zahlreiche Anklänge an [illegible] Sieg[illegible] erinnert in der ganzen An[illegible] Bach'ſche Kantaten[illegible], das darauffolgende [illegible] Stück „Schöpfung", der Chor [illegible] Eine der ſchönſten diesmal weg[illegible], iſt durchaus ein echt Händel'ſcher [illegible]

[illegible] ſelbſtändigen Cultur [illegible]

Oratorienchor; desgleichen iſt der Gedanke des (bei der Aufführung weggelaſſenen) Chors Nr. 40, „Ertönt Geſänge zum Himmelszelt", mit der vom Tenor übernommenen Führung, eine Händel'ſche Idee aus dem Maccabäus. Allerdings muſs anerkannt werden, daſs Dvořák auch in ſolchen Momenten intereſſant zu geſtalten weiß. Man hört die Chöre gerne, auch wenn man ſich dabei fremder Compoſitionen erinnert. Ein echtes Oratorienſtück iſt auch der Chor Nr. 28 (bei der Aufführung weggelaſſen), „Nicht täuſch' ich mich, begreif' es ſchon, das iſt der heilige Wundermann". Die naive Behandlung des Textes mit ſeinen unzähligen Wiederholungen, das in verſchiedenen Stimmen erſcheinende markante Thema und die regelmäßige rhythmiſche Begleitung, das alles vereinigt ſich zu einem muſikaliſchen Perückenbild, wie es ſympathiſcher in neuerer Zeit ſelten componiert worden iſt. Es iſt eine Art Renaiſſance des alten Oratorienſtiles der beſten Sorte.

Es ſcheint, daſs man bei Abfaſſung des Oratoriums auch der in England geſtellten Forderung gedachte, durch die Dichtung ſelbſt zu wirken. Diesbezüglich dürfte bei uns nicht auf dasſelbe Entgegenkommen gerechnet werden können. Aber dieſer Intention entſprangen wohl manche der zahlreichen Recitative und langen Arien, die, je ſanfter, gleichmäßiger und leidenſchaftsloſer ſie verlaufen, umſomehr die Engländer unterhalten, uns aber wahrſcheinlich in der Mehrzahl der Fälle langweilen. Von den Soliſten des Concertes nützten Frau Wilhelmi und Herr Heſch die ihnen gebotene Gelegenheit, im Kunſtgeſang zu glänzen, nach Gebür aus, während Herr Gießen und Fräulein Schemmel nicht recht zur Geltung kamen, der erſtere wegen der für ihn zu tiefen Lage ſeines Parts, letztere wegen der bis auf ein Minimum reducierten Streichung der Rolle. Auch der Chor, der ſich im weſentlichen leider nicht viel geändert hat, that unter Herrn von Perger ſein Möglichſtes. Manche ſeiner Leiſtungen hätten eine eingehendere Würdigung durch das Publicum verdient. Dieſes aber hielt nicht Stand und verließ, wie immer, lange vor Schluſs in hellen Haufen den Saal.

Dieſer für das Wiener Muſikleben immer wieder beſchämende Umſtand veranlaſst mich, einige Worte über unſere ſcheinbare Intereſſeloſigkeit zu verlieren. Man hat uns ſchon in der vorigen Saiſon Dvořáks „Ludmilla" verſprochen, aber das Oratorium in letzter Stunde vom Repertoire abgeſetzt mit der Motivierung, daſs man das Werk ganz aufführen wolle und deshalb vorläufig gar nicht aufführen werde. Dieſe gewiſs ſonderbare Logik ſchien mir jetzt noch ſonderbarer, da man das Werk erſt recht nicht vollſtändig zu Gehör brachte. Es blieben weg die Chöre Nr. 4. 5, 9, ein Theil von Nr. 12, der Chor Nr. 16, Recitativ und Arie Nr. 18, Recitativ Nr. 21, Arie Nr. 22, Recitatio Nr. 23, der Chor Nr. 28, Recitativ Nr. 29, die Chöre Nr. 31 und 33, die Arie der Ludmilla Nr. 32, die Recitative Nr. 34 und 37, das Duett Nr. 38, ferner Chöre und Solis Nr. 40 bis incluſive 43. Mit einem Worte, von 45 Nummern blieben 20 weg. Der Componiſt ſelbſt ſoll dieſen Kürzungen „unter Berückſichtigung der beſtehenden Verhältniſſe" zugeſtimmt haben. Beſtehen ſie wirklich, ſo muſs man eben etwas dafür thun, daſs ſie anders werden. Dazu iſt ein Kunſtinſtitut da. Wir können nicht mit den Händen in dem Schoß den Vorwurf auf uns ruhen laſſen, daſs wir in Wien kein Oratorium aufführen können.

Man redet ſich immer auf die Theilnahmsloſigkeit des Publicums aus. In der vorigen Saiſon wurde Liszts Chriſtus aufgeführt. Merkwürdigerweiſe fand man ein Orcheſter für den Abend. Die Aufführung dauerte von 7 bis nach ½11 Uhr, und das Publicum hielt bis zum Schluſs aus. Warum? Warum hat ein anderer Verein etwas erreicht, was die Muſikfreunde ſeit Jahrzehnten vergebens erſtreben? Weil er ſich Mühe nahm, eine mit unbedeutenden Kürzungen faſt vollſtändige Aufführung eines für Wien neuen Werkes zu bringen, und weil er dann in jeder Beziehung bis ins kleinſte Detail verrieth, daſs es ihm um die Sache ernſt ſei, und er alles thun wolle, um ſeine Kräfte bis aufs äußerſte anzuſpannen. Ein derartiges künſtleriſches Beſtreben gibt der Aufführung eine Weihe und Würde, die jedes Publicum ſehr wohl merkt und die ſich ihm ſofort mittheilt, ſo daſs es jedem Werke in demſelben Geiſte entgegenkommt, in dem es gebracht wird. Man hat bei den Wagner-Opern dieſelben Erfahrungen gemacht, daſs das Publicum bei den zuſammengeſtrichenen Aufführungen viel weniger aushält, als bei den vollſtändigen, einfach weil man die letzteren nur als beſondere Feſte bringen kann und das Publicum dann mit ganz andern Intentionen das Theater betritt.

Es hat mich ſehr unangenehm berührt zu hören, daſs der Componiſt ſelbſt der Verſtümmlung ſeines Werkes zugeſtimmt hat. Welche künſtleriſche Bedeutung müſſen die einzelnen Theile ſeines Oratoriums für ihn haben, wenn er ſelbſt ſagt, daſs man die Hälfte weglaſſen könne? Das Publicum empfand dieſe laxe Auffaſſung ſofort und ließ von der gebotenen Hälfte wieder eine Hälfte weg, indem es maſſenhaft vor Schluſs den Saal verließ. Bei den „beſtehenden Verhältniſſen" kann ich ihm das gar nicht verdenken, aber Schuld daran iſt „das Argument von oben."

Und das bringt mich auf einen weiteren Uebelſtand der gegenwärtigen Oratorienproduction: daſs uns der Künſtler fehlt, der die Form unſeres Oratoriums wieder einmal ernſt nimmt, der damit ein künſtleriſches Ganzes ſchafft, deſſen einzelne Theile harmoniſch zuſammenſtimmen, nicht bloß eine Anzahl von Nummern beliebig zu [illegible] und wieder auseinandernimmt. Es fehlt uns ein Künſtler, der ein Oratorium ſchafft aus tiefem inneren Bedürfnis, nicht bloß, weil es die Engländer beſtellt haben. Nichts merkt das Publicum leichter als den Mangel innerer Heiligkeit, und nichts erwidert es williger in congenialer Form. Zu dieſer echten weihevollen künſtleriſchen Stimmung ſoll uns künftig aber auch das Arrangement der Geſellſchaftsconcerte verhelfen, die auf die Abendſtunde verlegt werden müſſen, was nach den bisherigen Erfahrungen durchaus nicht unmöglich iſt.

Die vergangene Woche brachte noch eine andere Novität eines ſlaviſchen Componiſten: Tſchaikowskys Oper „Eugen Onegin". Als ich das Werk vor fünf Jahren zum erſtenmale hörte, hätte ich mir nicht gedacht, daſs es noch einmal ſeinen Weg nach Wien nehmen wird. Es hat damals nur einen ſehr geringen Eindruck auf mich gemacht, und dieſe Wirkung hat ſich ſeit der Zeit der erſten Bekanntſchaft nicht geändert. Und doch gehöre ich im allgemeinen zu den Verehrern von Tſchaikowskys Muſik. Seine Symphonien ſind voll dramatiſchen Lebens, ſeine Kammermuſikwerke dankbare Compoſitionen, ſeine Clavierſachen kleine, liedliche Stücke, voll Melodie, pikanten Rhythmus und feiner Harmonik, etwas weich zwar und ſentimental wie alle ſlaviſche Muſik, aber nicht ſüßlich, nicht zuwider. Ich hoffte damals, alles gute in ſeiner Oper noch verſtärkt zu finden, kehrte aber ſehr enttäuſcht von der Aufführung heim. Es iſt mir heute nicht viel beſſer ergangen. Einzelne Theile, die aus der allgemeinen Monotonie angenehm hervorſtechen, kann man zwar mit Leichtigkeit herausfinden. So die meiſten Chöre, den Schnitterchor im erſten, den Mädchenchor im dritten Bild. Auch die Balletmuſik belebt die Scene ein wenig, obgleich ſie ſtellenweiſe — wie im Walzer des zweiten Actes — von ſchauerlicher Trivialität iſt. Aber die Soliſten haben faſt durchwegs geſanglich undankbare Aufgaben. Außer dem Duett, mit dem die Oper beginnt, iſt alles monotone Declamation, nur ganz kurze, viel zu kurze Zeit unterbrochen durch kleine geiſtvolle Einfälle des Orcheſters. Eine Ausnahme macht nur die Arie des Fürſten im vorletzten Bild „Ein jeder kennt die Lieb' auf Erden". Sie iſt der Typus einer Opernarie alten Stils. Die Melodie, keineswegs beſonders vornehm, iſt wie geſchaffen dazu, im Gedächtnis behalten zu werden, man muſs ſie ſich merken und muſs ſie mitſingen. Ihre Worte ſind barer Unſinn, der nur dazu beſtimmt ſcheint, die Articulation zu erleichtern; aber trotzdem beſitzt ſie die unerklärliche Unwiderſtehlichkeit, die das Geheimnis der Popularität iſt.

Ich habe eben den Text der Oper berührt; er gehört auch nicht zu den beſten, nicht einmal zu den guten unſerer Opernliteratur. Die kurzen, pſychologiſch kaum motivierten Bilder laſſen weder ein Intereſſe an der Handlung, noch an den Perſonen aufkommen, ſo daſs uns manche Scenen unerträglich gedehnt (wie der Brief Tatjanens), andere überhaſtet erſcheinen (wie der Conflict Onegins und Lenskis). Man würde das ganze Sujet für unmöglich halten, wenn man nicht wüſste, daſs das Schickſal Lenskis auch das Schickſal Puſchkins — des Dichters des Romans — wurde. Nur durch dieſe ſtets vorgehaltene Analogie erhielt die Oper für mich einen tragiſchen Hintergrund.

Für alle dieſe Mängel dürfte das Publicum durch die durchwegs vorzügliche Aufführung entſchädigt worden ſein. Frl. Renards Tatjana war ein Triumph der Darſtellung, Herr Ritter machte aus der undankbaren Rolle des Onegin, was zu machen war. Seine Leiſtung brachte uns wieder einmal ſchmerzlich in Erinnerung, wie ſelten dieſer begabte Sänger in der letzten Zeit in größeren Rollen ſeines Faches verwendet wird. Frl. Michalek ſang die Olga (eine Altpartie!). Die Rolle iſt zum Glück nicht groß, ſonſt wäre die Zuweiſung derſelben an die junge Dame das beſte Mittel, ihre Stimme gewaltſam zu ruinieren, wofür die Direction doch nicht die Verantwortung auf ſich wird laden wollen. Die Rolle der Olga reicht in der Tiefe bis zum g der Altſtimme. Da Frl. Michalek auch Rollen übernehmen muſs, die bis zum hohen c reichen, ſo kann man ſehen, welche Anforderungen ſchon jetzt an ihre Stimme geſtellt werden. Herr Schrötter war ein ſympathiſcher Lenski und Herr Heſch ein durchaus überzeugender ruſſiſcher General. Die Herren Marian, Frei, Schittenhelm, ſowie die Damen Baier und Kaulich vervollſtändigten das vorzügliche Enſemble. Die Inſcenierung war höchſt ſorgfältig, das Bauernbild eine förmliche Augenweide. Wenn etwas die Oper für kurze Zeit auf dem Repertoire erhalten kann, ſo iſt es die glänzende Darſtellung und Inſcenierung, ohne dieſe müſste das Werk noch früher fallen, als es ohnehin ſchon fallen wird.

Das Publicum nahm die Novität überaus freundlich auf und bereitete Frl. Renard nach der großen Briefſcene, ſowie Herrn Heſch nach der unverwüſtlichen Arie eine förmliche Ovation. Von dem Drama ſelbſt ſchien nur der Schluſs der erſten Ballſcene zu intereſſieren, der Reſt dürfte den Erfolg nur der Freude des Premièrenpublicums zu verdanken haben.

Richard Wallaſchek.

Max Burckhard.

(Zur Première der „Bürgermeiſterwahl" von Max Burckhard im Deutſchen Volkstheater am 20. November 1897.)

Als Recenſent des Burgtheaters habe ich in dieſer Zeitung manchmal über ſeinen Director reden müſſen. Nicht immer habe ich ihm zuſtimmen können, aber es wird doch zu merken geweſen ſein, daſs ich für ihn bin. Es mag ihm [illegible] paſſieren, daſs er ſich bisweilen irrt, aber ich glaube, daſs er doch den großen Sinn [illegible]

Digitized by Google

theaters fühlt und ihm auf die neue Art, die die Zeit verlangt, zu dienen entſchloſſen iſt. Auch wird man, denke ich, geſpürt haben, daſs mich an ihm der Menſch noch mehr als der Beamte intereſſiert. Es gibt Leute, die in ihren Functionen verſchwinden; hat man ihr Amt geſchildert, ſo iſt nichts mehr zu ſagen. Andere thun ihre Geſchäfte ſo, daſs ſie zugleich Aeußerungen ihrer Natur werden, ſozuſagen Buchſtaben, die am Ende das Wort ihres Weſens geben. So iſt unſer Director: er kann ſich nicht verheimlichen, jede kleine Handlung ſpricht ihn aus. Aber hören wir an, was ſie denn ausſpricht: wie iſt das? Wie iſt ſeine Natur? Iſt ſie groß? Ich glaube, daſs ſie gewiſs ſehr ſtark iſt. In dieſer armen Zeit der müden Menſchen ſcheint es mir wichtig, Leute von Kraft zu finden. Wir werden heute jeden nach der Energie ſchätzen, die er uns mittheilen kann. Je activer einer ſeine Seele in Thaten hergibt, deſto mehr wird er jetzt bedeuten. Darum empfinde ich, daſs dieſer leidenſchaftlich mit vollen Händen ſich verſchenkende Mann ein Glück für uns iſt. Er rennt über den alten Acker unſerer Cultur hin und ſtreut aus. Welch ein Leben, welcher Reichthum! Man darf wohl an die heftigen Figuren der Renaiſſance bei ihm denken. Jene Zeit iſt größer geweſen, ſo ſind ihre Leute höher geſtanden, doch die Flamme ſeines Lebens brennt nicht ſchwächer. Zu ihm möchte ich unſere Jünglinge ſchicken, damit ſie ſpüren, was es iſt, ſtark zu ſein, und damit ſie von ihm leben lernen ſollen. Wir haben, wie Maurice Barrès ſagen würde, wir haben jetzt in Oeſterreich keinen beſſeren Profeſſor der Energie als ihn.

Das iſt es aber nicht, was ich heute ſagen will. Ich will heute weder über den Director noch über den Menſchen ſprechen, ſondern über den Autor. Auf einmal iſt es ihm eingefallen, auch als Autor aufzutreten. Er hat eine Art Roman und ein Stück geſchrieben. Jener, der „Simon Thums",*) iſt ſoeben erſchienen; dieſes, das heute im Volkstheater geſpielt wird, „die Bürgermeiſterwahl", war Herr von Bukovics ſo gut, mich leſen zu laſſen. Ueber dieſe zwei Werke möchte ich nun meine Meinung ſagen, ſo als ob ich gar nicht wüſste, daſs ſie von dem Director des Burgtheaters, für den ich bin, und von dem menſchlichſten Menſchen unſerer Stadt ſind.

Den „Simon Thums" haben wir zuerſt in der „Neuen Freien Preſſe" geleſen. Da iſt es ihm wunderlich ergangen. Den Leuten von der Literatur hat er nicht gefallen und auf die anderen, denen er gefiel, kann er nicht ſtolz ſein. In einer unangenehmen Weiſe iſt er gelobt worden. Die Unliterariſchen haben ihn geprieſen, weil er endlich einmal die Wahrheit über unſer Gerichtsweſen ſage, weil er der ſchlechten Geſellſchaft der Reichen die Wahrheit ſage und weil er ſogar, im letzten Capitel, unſerer ganzen Ordnung der Dinge überhaupt die Wahrheit ſage. Mit Recht haben darauf die Kenner geantwortet, Wahrheiten zu ſagen, das heißt alſo: Miſsbräuchen unſeres gemeinen Lebens den Proceſs zu machen ſei nicht das Amt der Kunſt, ſondern dann möge der Autor auf eine Kanzel oder in eine Redaction treten, aber die Literatur in Ruhe laſſen, die gerade dort aufhört, wo die Tendenz anfängt. Sie gaben ja zu, daſs er amuſant zu leſen ſei, und als ein Document unſerer Zuſtände wollten ſie ihn gern gelten laſſen. Sie lobten auch die Treue ſeiner Beobachtungen, die Kraft ſeiner Schilderungen und den Muth ſeiner Anklagen. Dies alles leugneten ſie nicht, aber es war ihnen leid, daſs er doch dabei ſo „unliterariſch" ſei. Fragte man, was ſie denn damit eigentlich meinten, ſo wendeten ſie ſich gleich zum Detail, ſeine unmäſsigen und verwickelten Sätze oder Conſtructionen, die eher lateiniſch, vielleicht juriſtiſch, gewiſs nicht deutſch ſeien, verſpottend und banale Adjective, Wendungen von roher Art oder ſchlechte, unpräciſe Worte ärgerlich citierend. Sie wurden dabei zorniger, als man es ſonſt über Bücher zu ſein pflegt, und man hörte ihnen an, daſs ſie ſich im Innerſten beleidigt fühlten, als werde durch dieſes curioſe Buch alles, was ſie ſelber ſeit ſo vielen Jahren geſchaffen, ja eben ihr ganzes Schaffen ſelbſt in ſeiner Exiſtenz bedroht. So ſchienen ſie es zu empfinden. Hatten ſie recht? Nun, ich glaube auch: was die Leute von der Literatur in den letzten zehn Jahren bei uns gethan haben, dem wird in der That durch dieſes Buch ein Ende gemacht. Nur ſollten ſie das nicht beklagen und nicht denken, daſs es ihnen deshalb ſchädlich iſt, ſondern begreifen, daſs ſo vielmehr ihrem Thun und Trachten erſt der rechte Schluſs wird. Doch das muſs ich deutlicher ſagen.

Man [illegible] ich einmal auf die letzten zehn Jahre unſerer Literatur in Oeſterreich. Was iſt ihr Sinn geweſen? Die jungen Leute, die vor zehn Jahren begonnen haben, wollten eine öſterreichiſche Literatur ſchaffen. Sie dachten, daſs es neben der großen Kunſt, die das Ewige aller Menſchen ausſpricht, noch für jede Raſſe einen eigenen Ausdruck ihres beſonderen Weſens geben ſoll; daſs [illegible]

[illegible]

Stimmen und Verſuchen unſerer Inſtrumente iſt es geweſen. Wir haben Novellen geſchrieben, um herauszubringen, was die Adjective wert ſind, ihre Farbe recht zu ſpüren und ihren Klang zu vernehmen, und wir haben empfinden wollen, was die Metapher iſt. Dann ſind wir verwegener geworden: es hat uns gelockt, das Drama oder den Roman um ſeinen Sinn, um ſein Weſen zu befragen. So haben wir alle Formen ausprobieren wollen. Nimmt man es genau, ſo wird man ſagen dürfen: nicht um dies oder das zu ſagen, ſondern um vieles zu erfahren, haben wir „gedichtet". Lauter Fragen um den Wert und die Bedeutung aller Formen ſind unſere Werke geweſen, gleichſam Interviews mit dem Weſen des Romans oder der Novelle oder des Dramas. Das Reſultat iſt denn auch, daſs wir jetzt wirklich unſere Inſtrumente kennen und daſs ſie uns gehorchen: wir haben uns ein ruhiges Wiſſen und das ſichere Können erworben. Wir werden jetzt der Flöte nicht mehr zumuthen, was die Geige beſſer kann, und ſetzen wir ſie an, ſo muſs ſie nach unſerer Laune klingen, leiſe oder voll, wie wir gebieten. Es hat uns Mühe gekoſtet, darum ſind wir jetzt auch ſo ſtolz, und wer nicht blaſen kann, auf den ſehen wir herab. Es iſt aber nicht zu leugnen, daſs Max Burckhard nicht blaſen kann.

Nein, Burckhard kann noch nicht blaſen. Mit der Flöte geht er um, als ob es eine Baſsgeige wäre, und die Inſtrumente ächzen in ſeiner harten Hand. Er hat ſie nicht ſpielen gelernt, er hat gar nicht die Zeit dazu gehabt: denn in ſeiner Seele war die Melodie zu laut, ſie konnte nicht warten, ſie muſste heraus, ſo oder ſo, auf dem rechten Inſtrument oder auf einem falſchen, irgendwie, ungefähr, verſtimmt, aber heraus, heraus! Zu heiß ſind ſeine Lippen geweſen, davon ſind ſie aufgeſprungen und nun dampfen die Worte wild heraus. Die Literatur iſt ihm wie eine fremde Sprache, er hat keine Zeit, ſie erſt zu lernen: er hat uns etwas zu dringendes zu ſagen; da hilft er denn mit Zeichen und Geberden nach, mag es ſeltſam ſein, am Ende werden wir es doch verſtehen — und es iſt zu wichtig, er kann nicht warten. Das muſs uns befremden: wir ſind doch jetzt ſchöne Reden gewohnt. Aber er hat uns etwas zu ſagen: da hören wir doch hin, denn das ſind wir gar nicht mehr gewohnt.

Zehn Jahre haben wir uns um alle Formen der Literatur bemüht, um ſie uns anzueignen. Dies iſt uns gelungen. Aber dabei haben wir, ſcheint es faſt, ganz vergeſſen, daſs ſie ja doch alle bloß Mittel ſind, um etwas zu ſagen. Auf allen Inſtrumenten ſind wir nach und nach Virtuoſen geworden. Nun, warum laſſen wir denn dann nicht unſere Melodie wirklich hören? Haben wir ſie, vor lauter Lernen, vergeſſen? Das iſt dieſem vom Leben triefenden Manne unerträglich geworden. „Was geht mich die Novelle an, was geht mich der Roman an! Spürt ihr denn das Leben nicht, ſeht ihr es nicht, hört ihr es nicht, ſeid ihr denn blind, taub und ſtumm? Ich kann mir nicht helfen, ich muſs euch vom Leben erzählen — es iſt zu ſtark in mir, es zerreißt mich ſonſt, ich explodiere!" Solche Exploſionen ſind ſein Roman und ſein Stück. Wie einer, der im Krieg dabei geweſen iſt, es ausſprechen muſs, weil es ja ſonſt keiner weiß als er, ſo ſpricht er das Leben aus oder eigentlich, das Leben ſchreit ſich aus ihm heraus. Ob das Literatur iſt? Ich weiß es nicht, aber das weiß ich, daſs es gerade das iſt, was wir jetzt brauchen — wenn wir nicht Alexandriner werden wollen, bloße Jongleure mit gefährlich ſchönen Epitheten. Da hat er uns in der letzten Stunde erinnert, daſs unſer großes Können aller Inſtrumente todt iſt, wenn wir keine Melodie zu ſpielen haben. Ich hoffe, ſein Zuruf wird uns aufwecken — und dann würde ſein Roman, dieſes „unliterariſche" Werk, eine literariſche „That" geweſen ſein! Das mögen die Leute von der Literatur bedenken: dann werden ſie ihm die Hand geben, um ihn in ihren Kreis zu führen.

Sein Stück ziehe ich dem Romane vor: es iſt viel mehr ein „Stück", als er ein „Roman" iſt. Ohne rechte Handlung, mehr eine Reihe von graziöſen und herrlich friſchen Scenen, läſst es doch vermuthen, daſs in ſeinem Autor ein Dramatiker ſteckt. Ganz dramatiſch, mit einer faſt shakeſpeariſchen Freiheit von der Welt, die ja doch nur ein heiteres Spiel für den Weiſen iſt, ſieht er die Noth und den Tumult der Menſchen an. Man mag etwa an das „Lumpengeſindel" von Wolzogen oder an den „Biberpelz" von Hauptmann denken, in dieſe Gattung gehört es. Aber es wird uns lieber ſein, denn es redet auf unſere Art zu uns. Eine gut öſterreichiſche Stimme klingt uns aus ihm lieb ins Ohr, und ſo nahe geht uns manches Wort, daſs wir verwundert aufſchauen, faſt erſchrocken, als hätten wir ſelber laut gedacht.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

[illegible] Graf Goluchowski iſt ſeinem [illegible] den Miniſterpräſidenten Grafen Badeni zu [illegible] nämlich die miniſterielle [illegible] Graf Goluchowski vergleichsweiſe noch [illegible] Graf Goluchowski iſt wohl auch kein [illegible] ein ſolches Ungenie wie [illegible] Graf Badeni einen parla- [illegible] den Tſchechen und Czechen beraubte [illegible] das Joch Ungarns gebeugt. Was [illegible] wozu er in gleichem [illegible] Miniſter des [illegible]

Digitized by Google

längſt einen Krieg mit Deutſchland und einen Tributvertrag mit Rusſland auf dem Hals. Von dieſen ſchauderhaften Möglichkeiten hat uns Graf Goluchowski glücklich bewahrt. Das iſt in der Aera Badeni ſchon ein großes Verdienſt. Erſt Graf Badeni hat uns gezeigt, wie unfähig ein Miniſter ſein kann. Er hat dadurch allen nicht beſonders befähigten Miniſtern eine willkommene Folie geliefert.

*

Einem uncontrolierbaren Gerücht zufolge beabſichtigt der Finanzminiſter Herr v. Bilinski beim Redacteur der „Budapeſter Correſpondenz“, der ihn ſo gründlich über den Sinn des berühmten § 14 belehrt hat, einen Curſus über öſterreichiſches Staatsrecht zu nehmen, um nunmehr, nachdem er, dank den Belehrungen des Budapeſter Officioſus, endlich den § 14 glücklich capiert hat, auch die anderen Paragraphen unſerer Verfaſſung verſtehen zu lernen.

*

Mit ſeinem in den ſchwierigſten Wuchererproceſſen bewährten Pathos rief der badeniſierte Jungczechen-Führer Herr Dr. Herold vorigen Freitag im Abgeordnetenhauſe aus:

„Dr. Menger hat geſagt, daſs dieſer ganze Kampf um die Sprachenverordnungen eine niedrige Stellenjägerei ſei. Er hat das einem Volke geſagt, das niemals ſich um Stellen beworben hat.“

Daran zweifeln wir gar nicht, daſs das „czechiſche Volk“ keine Stellenjägerei betreibt. Das wird wohl auch kein vernünftiger Menſch im Ernſte meinen und keiner im Ernſt widerlegen wollen. Anders ſteht es mit der Frage, ob nicht einzelne „Führer“ des czechiſchen Volkes Stellenjäger ſind. Darüber wollen wir uns nicht beim Abg. Menger, ſondern bei den Czechen ſelbſt Auskunft holen. Wer gilt unter den Czechen als der typiſche Stellenjäger? Wer? Wir greifen, zur Beantwortung dieſer Frage, in unſer wohlgeordnetes Herold-Dóſſier, blättern eine Weile in dieſer ehrenvollen Collection von Wucher- und Wahlfälſchungsgeſchichten herum und — halt, da haben wir's! Das Rieger'ſche Organ „Hlas Naroda“ vom 12. Jänner 1895 zählt alle die zahlreichen Würden und Aemter des Herrn Dr. Herold auf: Reichsrath- und Landtagsabgeordneter, Vorſtand des Bezirksausſchuſſes, Mitglied des Bezirksſchulrathes, Director der Bank „Slavia“, Director der „Zemská Banka“, Verwaltungsrath des bürgerlichen Bräuhauſes und noch viele Eteteras. „Hlas Naroda“ ſchließt ſeinen Artikel mit der Bemerkung, daſs Dr. Herold für jede Würde und jedes Amt Candidat ſei, welches mehr trägt als bloße Ehre. Seit der Zeit iſt Dr. Herold noch einiges andere geworden: Landesausſchuſs, Theaterintendant und noch mehrere Eteteras. Die Zeitung „Česká Stráž“ conſtatiert dies und fügt die Gloſſe bei, daſs es in der Vorſtadt Königliche Weinberge überhaupt kein bezahltes Amt mehr gebe, welches ſich nicht in den Händen des Dr. Herold befände — ausgenommen das Pfarramt.

*

So urtheilen czechiſche Blätter über den Stellenreichthum des Herrn Dr. Herold. Dieſe Zeitungsſtimmen bilden eine harmoniſche Ergänzung zu denjenigen, die wir in der vorigen Woche an dieſer Stelle mitgetheilt haben. Es iſt uns aufgefallen, daſs Herr Dr. Herold, der vor vier Wochen gegen unſere kleine, halb ſcherzhafte gegebene erſte Notiz über ihn den nationalen Boycott gegen die „Zeit“ mobiliſierte, auf den weit ſchärferen Artikel unſerer letzten Nummer kein Wort der Erwiderung gefunden hat. Wir dachten anfangs: Dr. Herold hat zwar ſchon viele Leute vertheidigt; um Einen zu vertheidigen reicht ſelbſt ſein advocatoriſches Talent nicht aus, nämlich den Dr. Herold. Doch die obige Wendung von „Česká Stráž“ bringt uns auf eine andere Idee: Vielleicht, daſs Herr Dr. Herold nur deswegen ſich ſelbſt nicht vertheidigt, weil . . . . . nun weil er doch nicht von ſich ſelbſt dafür Expenſen verlangen kann. *Cr.*

Volkswirtſchaftliches.

Die öſterreichiſche Regierung ſteht bekanntlich nicht im Rufe, beim Abſchluſs von Verträgen mit großen Capitalsunternehmungen hervorragende Findigkeit und Vorausſicht zu beweiſen. Es iſt daher erklärlich, daſs ſie ſich nach einer Gelegenheit geſehnt hat, einmal zu zeigen, daſs auch ſie ihren Gegenpart tüchtig übers Ohr hauen konnte, und ſo erzählte ſie im Motivenbericht zum Geſetzentwurfe betreffend den Verkauf der Eiſenbahn Böhmiſch-Leipa–Niemes an die Auſſig-Teplitzer Bahn, daſs ſie dieſe Strecke im Jahre 1893 zum Preis von 6[illegible] Gulden von der öſterr. Localeiſenbahn-Geſellſchaft gekauft habe, und ſie nun für 1·3 Millionen Gulden weiter verkaufe. Das wurde natürlich in den Zeitungen entſprechend breitgetreten. Wenn man das lieſt, muſs man ſich wirklich wundern, daſs die Auſſig-Teplitzer Bahn, welcher gewiſs ebenſo tüchtige Fachleute zur Seite ſtehen, als der Regierung, auf ſo ein Geſchäft eingegangen iſt. Die Sache verhält ſich aber etwas anders. Die fragliche Linie wurde in Einem mit dem übrigen Netze der Localbahn-Geſellſchaft verſtaatlicht, und der Einlöſungspreis für das ganze Netz war um etliche Procente höher als das aufgewendete Baucapital. Die Baukoſten für die fragliche Linie betrugen aber circa 1,[illegible] Gulden, wozu noch die ſeither aufgewendeten Inveſtitionen kommen. Die Angabe der Regierung, die Linie um den Preis von [illegible] Gulden erworben zu haben, entſpringt einer ganz unbegreiflichen Fiction, und der nun vereinbarte Verkaufspreis überſteigt nur mäßig die Anlagekoſten. Der Reinertrag der Linie war natürlich bis jetzt ein geringer, weil ſie eine Sackbahn war, völlig losgelöſt und ohne Verbindung mit dem übrigen Staatsbahnnetz, ohne Betriebsgeräthe, deren Betrieb daher theuer und unrentabel war. Im Beſitz der Auſſig-Teplitzer Bahn wird die Linie aber als Theilſtrecke der im Bau begriffenen großen Transverſalbahn Teplitz–Reichenberg verwertet werden, und ſie wird dadurch mit einem Schlage zu einer rentabel[illegible] und [illegible]; es iſt alſo nur recht und billig, daſs der neue Erwerber die Anlagekoſten mit entſprechender Zahlung vergüte. Also den Ruhm die Auſſig-Teplitzer Bahn angeſchmiert zu haben, könnte die Regierung auch in dieſem Falle nicht verdienen.

Im [illegible] Oeſterreich ſteht bekanntlich alles unter behördlicher Aufſicht. [illegible] Aufſicht [illegible] herzlich wenig, [illegible] Dingen. Sie trägt meiſt nur dazu, daſs ſich der [illegible] unter [illegible] oder [illegible] den Augen der [illegible]. So war es auch bei den [illegible] Reichsbahn[illegible] [illegible] Transactionen, welche [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]

hindurch ſtadtbekannt waren und von der Aufſichtsbehörde ungehindert vor ſich giengen. Dieſe Aufſicht iſt nur ein bequemes aber ſchädliches Aushilfsmittel, um ſich der Verpflichtung zu entziehen, auf dem Wege der Geſetzgebung moderne Rechtszuſtände herbeizuführen. Unerträglich wird dieſes behördliche Aufſichtsrecht dadurch, daſs die Regierung es nicht nach ſachlichen Motiven ausübt, ſondern ſich für die Ertheilung einer Bewilligung bezahlen läſst. Statt des Rechtes herrſcht die Willkür. Es iſt z. B. nachgerade eine Art von Gewohnheitsrecht geworden, daſs die Regierung den Eiſenbahnen die Bewilligung zur Converſion von Prioritäten nur ertheilt, wenn ſie dafür einen Antheil am Converſionsnutzen erhält. Ein Rechtstitel wird ſich dafür nicht finden laſſen, und wenn es auch ſchließlich kein Unglück iſt, daſs die Geſellſchaften für ſolche außergewöhnliche Gewinne eine Art Abgabe für öffentliche Zwecke zahlen, ſo bleibt es nichtsdeſtoweniger ein Unrecht. Dann kommt es natürlich auch vor, daſs die Regierung das Maß deſſen überſchreitet, was ſie von der Geſellſchaft vernünftigerweiſe als Backſchiſch verlangen kann, und daſs dieſe dann lieber auf die Converſion verzichtet, womit niemandem geholfen iſt. So liegt die Sache bei der Graz-Köflacher Bahn. Seit Jahren ſteht dieſes Unternehmen mit der Regierung in Verhandlungen, um die Bewilligung zur Converſion ihrer 5 und $4\frac{1}{2}$procentigen Prioritäten zu erlangen, und es kommt nie zu einer Einigung, zumal die Regierung von einemmal zum anderen ihre Forderungen in die Höhe zu ſchrauben ſcheint. Dieſe Prioritäten ſind faſt ſämmtlich im Ausland placiert, und es iſt ſchon von dieſem Geſichtspunkt aus ein directes öſterreichiſches Intereſſe, daſs die jährlichen Zinszahlungen an die ausländiſchen Gläubiger vermindert werden, was durch das Vorgehen der Regierung verhindert wird. Die Regierung hat ihr Aufſichtsrecht dahin auszuüben, daſs nichts ſtatuten- und rechtswidriges und nichts gemeinſchädliches von den Geſellſchaften unternommen werde. Sie hat weiter dafür zu ſorgen, daſs die Geſellſchaften die ihnen vertrags- und geſetzmäßig auferlegten Verpflichtungen ſtrikte erfüllen. Eine andere Aufgabe der Regierung iſt es aber bei Verleihung von Conceſſionen und Abſchluſs von Verträgen die Intereſſen des Staates thunlichſt zu wahren, und durch klare, unzweideutige Abfaſſung künftige Complicationen und Chicanen zu verhindern, und dieſe Rechte des Staates offen und energiſch zu vertreten. Was ſie als Unternehmer, als Partei von ihnen will, hat mit dem Aufſichtsrecht gar nichts zu thun. Durch die Verquickung dieſer beiden Standpunkte entſteht eine das Rechtsgefühl tödtende Verwirrung. Nirgends offenbart ſich aber die Unfähigkeit einer Regierung beſſer, als darin, daſs ſie vor der Geltendmachung der Rechte des Staates feige zurückweicht, dagegen ihre Kraft in kleinlichen Chicanen zu äußern ſucht und ſo — penny wise pound foolish — in Kreuzern hereinzubringen meint, was ſie in Tauſendern hinausgeworfen.

Kunſt und Leben.

Premièren der Woche. Paris. Oeuvre, „Jean Gabriel Borkman“ von Ibſen. Berlin. Thaliatheater, „Die Zwillingsmutter“ von M. Graver. München. Reſidenztheater, „Der Vicomte“ von Rudolf Presber.

* * *

Im Burgtheater hatte Herr Trieſch vorgeſtern einen ſehr großen Erfolg. Man hat ihm alles abbitten müſſen: denn neben dieſen „Jugendfreunden“ des Herrn Fulda ſcheint ſein „Lianidator“ von Molière zu ſein. Ein ſo ſtupides Stück habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht geſehen. Vier Acte lang keine Handlung, kein Witz, keine Situation, kein Gedanke, keine Figur, kein Detail, keine Stimmung, nichts, gar nichts, vier entſetzliche Acte lang gar nichts. Einmal will es etwas heller werden: wie der Pepi Freiſinger aus den „Zwei glücklichen Tagen“ kommt — er iſt hier weiblich, heißt Toni Leitenberger und wird von Frau Schratt mit der angenehmſten Triolette geſpielt — aber leider hat der Frankfurter Poet nicht die Kraft, ſich auf der Höhe von Kadelburg zu halten. Umſonſt geben ſich die Herren Hartmann, Devrient, Reimers, Thimig und Schöne, die Damen Medelsky, Reinhold und Kallina alle Mühe, es thut einem nur leid um ſie. *H. B.*

*

Von den Stücken des Herrn Bernhard Buchbinder kann man nicht ſagen, daſs ſie über die Bühne „gehen“; ſie zappeln vielmehr. Das erſte ſeiner Stücke, das im Raimundtheater aufgeführt wurde, — ich kann es noch immer nicht verwinden — zappelte etwa dreißig Abende hindurch. Das zweite wurde gleich am erſten Abend abgelehnt. Nicht anders, ſoweit ich die Stimmung des großen Publicums erkennen konnte, ergieng es geſtern dem dritten und vorläufig letzten. Dieſes heißt „Verlogenes Volksmal“ — nein, pardon, das war ein Witz: es heißt „Verlogenes Volk“, Volksſtück in 3 Acten. Der Autor verſucht, um die Verlogenheit des menſchlichen Geſellſchaftslebens zu zeigen und, vermuthlich (darüber bin ich mir nicht ganz klar), um nachzuweiſen, daſs dieſe Verlogenheit unumgänglich iſt, er verſucht alſo einen Fall zu conſtruieren. Gut, wir geſtatten ihm das. Aber wie conſtruiert er dieſen Fall? Bloß auf dem Papier — auf ſeinem Papier, wo er ſich den Inhalt des Stückes vorzeichnete — aber ohne Spur von dramatiſcher Markirung, ohne Licht und ohne Schatten. Marken, Logik, das iſt überhaupt die ſchwächſte Seite des Herrn Buchbinder. In ſeinem letzten Stück wie in ſeinen früheren iſt die Scenenführung verkrüppelt, verwachſen, verworren. Er ſcheint geradezu nach jeder Scene zu vergeſſen, was er da hat ſagen und geſchehen laſſen. Er hat die Methode, natürlich nur die Methode, mancher genial veranlagter Dialektiker: was er jetzt als Tendenz und Wahrheit auszuſprechen ſcheint, macht er gleich darauf, bewuſst oder unbewuſst, lächerlich oder verleugnet es. Für einen Volksſtückdichter iſt das nicht gerade die paſſende Eigenſchaft. — Im [illegible] der [illegible] ſich ein einziger [illegible]. Aus [illegible]

Digitized by Google

Das Theater an der Wien iſt wiederum einmal zur guten alten Operette zurückgekehrt. Für die Darſtellung derſelben hat man in dieſem Hauſe die richtige Schablone. Derlei kann Fräulein von Schönerer, mit ihrer Theaterarbeiter-Routine, inſcenieren. Eine Schablonenvorſtellung dieſer Art, harmlos und liebenswürdig, iſt die Erſtaufführung der „Blumen-Mary“ geweſen, einer Operette von Charles Weinberger, mit Text von Landesberg und Stein. Die Muſik des Herrn Weinberger iſt diesmal, wie immer, weniger Erfindung als vielmehr ein Gewebe von Anklängen. Unbeſtreitbar iſt das Talent dieſes Componiſten, durch geſchmackvolle Verbindung von Textworten und Melodien und durch energiſche Herausarbeitung der zumeiſt auch von Tanzbewegungen begleiteten Refrain-Strophen den Zuhörer zu packen. Darin wurde er von den Darſtellern ſehr gut unterſtützt. Frau Palmay befindet ſich als Gaſt unter ihnen. Frau Palmay iſt eine Soubrette von wenig Temperament und eignet ſich inſoferne für den engliſchen Stil, den ſie ſich angewöhnt hat. Sie hat aber auch die Vorzüge dieſes Stils, Anmuth und manchmal ſogar einen Schimmer poetiſcher Schönheit. Poeſie iſt in ihrer feinen Geſtalt und Poeſie vor allem in ihren Toiletten — in dieſen aber zumeiſt „moderne“. Im letzten Act läſst ſich Frau Palmay in einem Reitcoſtüm ſehen: naturaliſtiſcher man kann nicht. G. A.

Bücher.

Vorder Fluth. Sechs Briefe zur Politik der deutſchen Gegenwart. Von Otto Mittelſtaedt. Fünftes und ſechstes Tauſend. Leipzig. Verlag von S. Hirzel, 1897. 146 S.

In ſechs Briefen, die als an einen Mann am Berliner Hofe gerichtet gedacht werden, legt der Autor, einer der geachtetſten Juriſten und höchſten Richter des deutſchen Reiches, ſeine Anſchauungen über den gegenwärtigen inneren und äußeren politiſchen Zuſtand des Deutſchen Reichs nieder. Er wie ſein gedachter Briefempfänger ſind ſtarre Royaliſten und Preußen. Der Unterſchied zwiſchen ihnen liegt nur in der Auffaſſung, die ſie der derzeitigen Lage entgegenbringen. Der Briefempfänger, deſſen Anſchauungen in den Briefen ſeines Partners reflectiert werden, ſieht die Lage ganz optimiſtiſch an, ſo ungefähr wie wohl auch der Berliner Hof ſelbſt und vielleicht nur dieſer mehr es thut. Der Briefſchreiber dagegen trägt ungemein peſſimiſtiſche Anſichten zur Schau, wie ſie wohl heute, außerhalb des Berliner Hofs, vom ganzen königs- und reichsfreundlichen Deutſchland, beſonders aber vom conſervativen preußiſchen Beamten- und Bürgerthum getheilt werden dürften. Mittelſtaedt ſieht auf der ganzen Linie einen Niedergang des monarchiſchen Princips, das, nach all den ſchweren Fehlern, die von Wilhelm II, beſonders ſeit der Entlaſſung Bismarcks begangen worden ſind, nur noch durch ein Mittel vor der demokratiſchen „Fluth“ gerettet werden könne: durch einen vorausgeſetztermaßen ſiegreichen Krieg. — „Der deutſchen Demokratie — ſchreibt Mittelſtaedt — fehlt eigentlich nur noch ein groß und genial angelegter Kopf, wie ihn die Monarchie in Bismarck beſeſſen, um ihr den Sieg zu ſichern.“ Sein einziger Troſt iſt: „Die Armee iſt zur Zeit immer noch der rocher de bronze des deutſchen Königthums. Aber wie lange noch?“ fragt Mittelſtaedt. Und er ſcheint ſelbſt der Feſtigkeit der deutſchen Armee keinen langen Beſtand mehr zuzuſchreiben. Es herrſche in ihr ſchon heute ein unluſtiger, mismuthiger, zur rückhaltsloſeſten Kritik geneigter Zug. Die Subalternofficiere ſtehen ſchon großentheils im Lager der Socialdemokratie. Allzu lange Friedensjahre ſeien für jede Armee eine gefährliche Prüfungszeit. Wohl — ſagt Mittelſtaedt — predige er nicht den Krieg um des Krieges willen. „Wogegen ich mich auflehne, iſt die unpreußiſche und unkriegeriſche Politik, die ſich auf den Frieden als ſolchen ſteift und darüber vielleicht die Stunde verſäumt, in der wir die Kriegsbahn ſiegreich beſchreiten müſſen.“ Nur freilich, gegen wen Deutſchland Krieg führen ſoll, darüber hat der Verfaſſer nachzudenken vergeſſen. — In ſeinen Auseinanderſetzungen wird man nachweiſen den alten Bismarck'ſchen Geiſt nach Bismarck wieder erkennen. Unſeres Erachtens fehlt der Autor in zwei Hauptpunkten: Der conſtitutionelle Abſolutismus des preußiſchen Königthums der Schutzzollära iſt auf die Dauer nicht aufrecht zu erhalten, auch nicht mit Hilfe des ruchloſen Mittels eines [illegible] Schwierigkeiten heraus provocierten Krieges. Andererſeits [illegible] demokratiſche Entwicklung Deutſchlands nicht nothwendig zu einer Kataſtrophe, [illegible] [illegible] Sie kann auch im [illegible] Sinne [illegible] [illegible] Demokratie durch Stärkung des parlamentariſchen Gedankens [illegible] der Monarchie den Beſtand zu rauben. Das iſt in anderen [illegible] und hat ſich [illegible] und das Volk [illegible] Warum nicht auch endlich einmal in Deutſchland? Ein [illegible] unvermeidlich, wenn das preußiſche Königthum [illegible] mit Gewalt aufrecht zu erhalten [illegible] Das [illegible] der Verfaſſer [illegible] Kaiſer Wilhelm II. [illegible] [illegible] und verderblich. [illegible] r.

[illegible]

Revue der Revuen.

In einem der letzten Hefte der „Umſchau“ iſt ein Aufſatz über „Das Kind als Künſtler“, der Dr. James Sullys Buch: „Unterſuchungen über die Kindheit“ entnommen iſt, und zu dem die kleinen Zeichner ſelbſt die luſtigen Illuſtrationen geliefert haben. Der Verfaſſer meint, ſo wenig Aehnlichkeit dieſe Werke auch mit dem vermeintlich dargeſtellten Gegenſtand haben, weiſen ſie doch untereinander eine gewiſſe Verwandtſchaft auf, und ähneln überdies in hohem Grade den Zeichnungen der modernen Wilden und der früheſten Kunſt, was wieder eine Beſtätigung des merkwürdigen Naturgeſetzes iſt, das ein höheres Weſen in ſeiner Entwicklung eine ganze Reihe von Stadien durchmachen läſst, auf denen niedere Claſſen ſtehen geblieben ſind. Die Ordnung der Schöpfung umkehrend, fangen die Kinder mit deren Krone — dem Menſchen — an, und zwar mit der Vorderanſicht; die Seitenanſicht ſtellt ſich erſt ſpäter dar, und da iſt es vor allem die Naſe, die dem Kinde als charakteriſtiſch auffällt; dieſe zeichnet es an die Seite, während es den Mund und die Augen in der Vorderanſicht läſst. Namentlich der Entſchluſs, ein Auge wegzulaſſen, fällt ihm ſehr ſchwer. Kinder — und auch Wilde — begreifen nur mühſam, daſs ein Ding das andere verdeckt; ſo laſſen ſie bei einem Reiter gern beide Beine ſehen, als ob der Körper des Pferdes durchſichtig wäre, oder deuten den Gliederbau hinter den Kleidern an. Soll eine Bewegung angedeutet werden, ſo wird ſie meiſt ſymboliſch ausgedrückt, ſo etwa, daſs die Hände von zwei Figuren durch einen Strich verbunden werden, um anzuzeigen, daſs ſie ſich bei der Hand halten. Zur Erklärung dieſer Kunſt dient — nach Dr. Sully — daſs das Kind aus dem Gedächtnis zeichnet, und vermöge ſeiner geringen Beobachtungsgabe nur eine ſchwache Vorſtellung von dem, was es zeichnen will, hat, weshalb es umſomehr dazu inclinieren[illegible] Seine Phantaſie ergänzt dann das Kunſtproduct, für deren wahres Ausſehen das Kind blind iſt, ſchon deshalb, weil ſeine Sinneswahrnehmungen durch eine große Beimiſchung an Wiſſen verfälſcht ſind; ungefähr wie Erwachſene ſagen, ein ferner Bergabhang ſei grün, weil ſie wiſſen, daſs derſelbe mit Gras bedeckt iſt und Gras in der Nähe grün ausſieht.

In einer der letzten Nummern der „Revue des Deux-Mondes“ unterſucht René Pinon das „Verhältnis der Großmächte zu China.“ Amerika ſcheine alles Intereſſe an China verloren zu haben, England habe dort große Niederlagen erlitten, und Deutſchland werde von Japan angefeindet und von China undankbar behandelt; ſo kommen nur Frankreich und Rußland in Betracht, und von dieſen beiden ſcheine das letztere den Sieg davonzutragen. Es hat auch das weſentlichſte Intereſſe daran, denn ſeit nahezu zwei Jahrhunderten ſtrebt Rußland darnach, ſich einen Weg zu den Weltmeeren zu eröffnen, und da es in Europa nördlich von der deutſchen Macht und im Süden durch den Orient gehemmt wird, ſo bleibt ihm nur der Weg über Aſien offen. Port Arthur, der chineſiſche Kriegshafen am gelben Meere, der von ſeinen ſibiriſchen Beſitzungen nur durch die Mandſchurei getrennt iſt, bedeutet darum heute für Rußland weit mehr als Conſtantinopel, denn ohne dieſen Ausflusscanal bleibt Sibirien ein verſchloſſenes Gebiet, ſein enormer Reichthum ein todtes Capital. Mit erſtaunlichem Takt habe Rußland bisher manövriert und Chinas Vertrauen zu gewinnen verſtanden. Nach einer Zeit demüthigender Zugeſtändniſſe dürfe es heute in China, wo nicht als Herr, ſo doch wie ein Vormund ſeine Meinung abgeben. Es hat Ländereien am Ufer des Amur und im Gebiete von Urſſuri annectiert, und die Anerkennung ſeiner Rechte darauf durchgeſetzt, und ſo ſcheint ſeine Suprematie in dem Wettlauf um die Ausbeutung von China keinem Zweifel zu unterliegen. — Weiterhin beſpricht Wm.. Th. Penvon den letzten Roman von Bellamy mit dem Titel „Equality“, der gewiſſermaßen eine Fortſetzung ſeines wohlbekannten: „Rückblick aus dem Jahre 2000“ bildet. Als eines der intereſſanteſten Capitel bezeichnet er das, welches den Frauen aus dem Jahre 2000 gewidmet iſt. Es ſind dies nach Bellamys Schilderung kräftige, breitſchultrige Geſchöpfe mit ſtählernen Gliedmaßen, was ſie ihrer rationellen Lebensweiſe, den vielen obligaten gymnaſtiſchen Uebungen und der völligen materiellen und ſocialen Unabhängigkeit verdanken. Die [illegible] iſt kein Schreckmittel mehr; die Frauen nehmen bei der Verehelichung nicht mehr den Namen des Gatten an, ſondern führen den eigenen weiter. Das Tragen von Schmuck iſt abgethan; die Edelſteine, zum Rang von buntem Glas erniedrigt, haben allen Reiz verloren. Alle Berufe ohne Unterſchied ſtehen den Frauen offen und werden, dank ihrer erhöhten phyſiſchen Kraft und der Vollendung aller techniſchen Hilfsmittel, leicht und gut von ihnen ausgefüllt. Sie werden die Stammmütter eines ebenſo ſchönen als geſunden Geſchlechtes, bei dem Krankheiten oder Gebrechen zu den ſeltenen Erſcheinungen gehören.

Die ſchmutzige Weſte des Herrn Rabener.

Von Jakob Waſſermann.

Niemand in der ganzen Stadt konnte ſich erinnern, Herrn Rabener [illegible] im Adreſsbuch als Privatgelehrter verzeichnet [illegible] anders geſehen zu haben, als in einem altmodiſchen, blauen, [illegible] Rock mit Sammtkragen, einer ausgefransten Hoſe, einem [illegible] die Mitte hielt zwiſchen gelb und grau, [illegible] der bei ſchlechtem Wetter zugleich als Regen[illegible] [illegible] Herr Rabener mit ſeinen trip[illegible] mit der Miene eines aufs äußerſte beſchäftigten [illegible] und wenn er mit jemandem ſprach, ge[illegible] [illegible] gutmüthigen Kranken, der über ſeine [illegible] Menſchen vollſtändig im klaren iſt.

Digitized by Google

In der Kneipe, wo er verkehrte, gab er ſich ein Anſehen durch jenes ſeltſame Gebaren, das man am beſten als geſchwätzige Geheimthuerei bezeichnen kann. Er wuſste über alle alles; nichts war ſeinem kritiſchen Auge entgangen, nichts ſeinem durchdringenden Verſtande räthſelhaft; kein Familienklatſch, keine geheime Sitzung des Gemeinderathes, kein Verbrechen, kein politiſcher Vorgang, von dem er nicht gewuſst hätte. Dabei that er ſo, als ruhe das Wichtigſte davon im Schoß ſeiner Verſchwiegenheit, als gäbe es Dinge, die nur er wiſſen konnte, und als gäbe es kein Mittel der Welt, ihm dieſe Dinge zu entlocken. Dabei hatte er eine melancholiſche Art, all dieſe verſchwiegenen Wichtigkeiten als für ihn gänzlich unintereſſant erſcheinen zu laſſen, als befaſſe er ſich mit ganz anderen, ſchwierigeren Dingen, aber als könne er dies alles um ihn her gut begreifen, wie etwa ein wohlwollender Lehrer an dem bunten Spiel der Knaben freudigen Antheil nimmt. Es gab keine Wiſſenſchaft und keine Kunſt, womit er ſich nicht einmal in tiefgehender Weiſe beſchäftigt; es gab keinen tüchtigen und guten Menſchen, von dem er nicht einmal in irgend einer Weiſe enttäuſcht worden wäre; es gab nichts, was Herr Rabener bewundert hätte; wo er anerkannte, that er es in einer gleichſam belehrenden Art, die ihn ſelbſt hoch über den Gegenſtand ſtellte, und wo er tadelte, geſchah es ſchonend und wiſſend.

Nun fügte es ſich, daſs Rabener Gelegenheit hatte, der blinden Tochter der Juſtizräthin Urſinus einen großen Dienſt zu leiſten. Die Blinde hatte bei einem gewaltigen Menſchenauflauf am Markt ihre Begleiterin verloren, vielmehr, ſie war von ihrer Seite geriſſen und durch ein paar roh drängende Burſche zu Boden geworfen worden. Rabener, mit einem Muth, der an Berauſchtheit grenzte, ſchob eine Schar von Kindern und alten Weibern beiſeite und hob die Unglückliche auf, die am ganzen Leibe zitterte. Rabener kannte das junge Mädchen; er hatte früher mit ihrem Bruder, der jetzt im Auslande weilte, verkehrt; er nannte der Blinden ſeinen Namen, als könne ſie dies allein beruhigen und führte ſie dann nach Hauſe. Zwei Tage ſpäter kam die Juſtizräthin ſelbſt mit Suſanna zu Rabener, um ihn zu einem kleinen intimen Souper einzuladen das ſie noch vor Suſannas Hochzeit mit dem Baron Düring für die nächſten Freunde des Hauſes geben wollte. Suſanna bat Rabener ſelbſt in einer merkwürdig ergreifenden Weiſe, zu kommen, und er ſagte zu, trotz der Angſt, die er vor allem hatte, was man „Geſellſchaften" nannte, und die er bei ſeinen Bekannten durch eine kalte Verachtung zu markieren ſuchte. Die Juſtizräthin ſchien etwas erſtaunt und verletzt durch das Ausſehen Rabeners. Er war ſo verwirrt durch den Beſuch der Damen, daſs er nicht einmal daran gedacht hatte, ſeinen von Oel- und Fettflecken beſäten Hausrock abzulegen. Später bat er dann, die Damen möchten auf ſein Aeußeres keine Rückſicht nehmen, und dieſe Albernheit heiterte das Geſicht der Räthin in etwas zweideutiger Weiſe auf. Vielleicht zürnte ſie ihrer Tochter, daſs ſie darauf beſtanden hatte, dieſen Mann zu Gaſt zu bitten, deſſen Benehmen ihr allerlei Beſorgniſſe einſtößte. Aber Suſanna hatte es ſo gewollt. „Sie haben mir neulich ihre Einſamkeit ſo bitter geſchildert und alle Menſchen ſo ſchwarz gemalt," ſagte ſie jetzt mit einer ruhigen, trauernden und verſchleierten Stimme zu ihm, „daſs ich mir dachte, Sie müſſen ſehr unglücklich ſein. Und ich liebe die Unglücklichen."

Die bevorſtehende Heirat dieſer Blinden bildete ſeit langer Zeit das Stadtgeſpräch. Der Baron war von einem vornehmen, aber gänzlich verarmten Geſchlecht. Er war ein fröhlicher Menſch, leichtſinnig, etwas prahleriſch, genuſsſüchtig, etwas gewiſſenlos, — kurz der Typus eines armen Edelmannes, in allem der feindſelige Gegenſatz zu ſeiner Verlobten. Und doch war es ſo, daſs er ſie liebte, daſs er ſie begehrte. Die Juſtizräthin begünſtigte leidenſchaftlich dieſe Verbindung, und Suſanna, die ihre Mutter nicht gern hatte, fügte ſich ihrem zähen Willen.

So erfuhr Rabener, der eifrig überall herumgehorcht hatte mit dem Weſen eines Mannes, der erſt erſchöpfenden Studien obliegt, bevor er in ein fremdes Land geht. Schon am Nachmittag vor dem beſtimmten Abend begann er mit ſeiner Toilette. Er legte eine braune, großcarrierte Hoſe an, einen ſchwarzen, etwas veralteten Gehrock, ein glänzend geſtärktes Hemd mit Goldknöpfen und eine Ripscravatte. Das vornehmſte und prächtigſte Stück dieſer an Rabener ſo ungewohnten Toilette war jedoch eine tadelloſe weiße Weſte, die ſo leuchtend war wie ein maſſiv ſilberner Harniſch, und die ihrem Beſitzer etwas von der Würde eines hohen Beamten gab. Als dann der Barbier mit ſeiner Arbeit fertig war, erſchien Rabeners Geſicht faſt jünglinghaft mit den glatten Wangen und dem glatten Kinn, während die Haare von der Stirn an völlig parallel bis zu dem wunderſchön raſierten Nacken liefen.

Als Rabener den Salon der Juſtizräthin betrat, ſah er eine vornehme, kleine Geſellſchaft verſammelt, die ſein Erſcheinen mit einem beängſtigenden Schweigen aufnahm. Die Hausfrau übernahm die Vorſtellung, nannte Rabener den „verdienſtvollen Gelehrten", und Rabener, in einer Befangenheit, die den Schweiß auf ſeine Stirn trieb, verbeugte ſich nach allen Richtungen in einer ungeſchickten, candidatenhaften Weiſe und ſtotterte Phraſen, deren Sinn er ſelbſt nicht begriff. Dann riſs er nervös ſeinen Kneifer, der an einem goldenen Kettchen hieng, von der Naſe, putzte die Gläſer und ſchaute mit einem ſeltſamen Gemiſch von Spott und Angſt in den wäſſerig glänzenden, trüben Augen auf die reichgedeckte Tafel. Um ſeine Lippen lief fortwährend ein Schmunzeln, das ſehr ſchlau ſein ſollte, als ob er durchblicken laſſen wollte, wie unbarmherzig er das Getriebe dieſer eleganten Umgebung durchſchaue. Wie um dieſen Gefühlen Ausdruck zu geben, trat er zu einem kleinen dicken Herrn, beugte ſich mit einem boshaften Grinſen nieder und ſagte: „Eine verdammt feine Sache das! Wirds Caviar geben?" Herr Rabener hatte gehört, daſs bei großen Diners mit Caviar begonnen wird. Der kleine dicke Herr ſah etwas erſtaunt darein und begann darauf unvermittelt von Politik zu ſprechen. Rabener ergriff das Thema mit einer Leidenſchaft, die ihn mit Befriedigung erfüllte; er geſticulierte erregt, lachte überlaut, ſuchte durch anſcheinend witzige Bemerkungen die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und war glücklich, als eine auffallend ſchöne Dame ihre Augen minutenlang mit feſtem Blick auf ihm ruhen ließ. Er fühlte ſich ermuntert und angeſpornt durch dieſen Blick, gleichſam anerkannt, ſprach noch lauter und eindringlicher, indem ſein Körper fiſchähnliche Stöße und Windungen machte. „Aber ſehen Sie doch," rief er aus, als ob ihm der kleine dicke Herr widerſprochen hätte, der indes geduldig zuhörte und nur ab und zu auf ſeine Uhr blickte, „ſehen Sie doch, wie die politiſche Corruption auch die bürgerliche herbeizieht! Nicht allein der Adel iſt verſeucht, ſondern auch das Bürgerthum. Ganz wie zur Zeit Caracallas. Ganz genau ſo. Ich glaube, es iſt heutzutage factiſch unmöglich, ein wirklich unbeſcholtenes Mädchen zum Altar zu führen." Der dicke kleine Herr zuckte zuſammen und ſchlug ſeine klagenden Aeuglein zu Rabener empor, der triumphierend daſtand und ſeine beiden Zeigefinger wie zwei Stäbe vor ſich hinſtreckte. Dann bemerkte er, daſs ein völliges Schweigen im Zimmer eingetreten war, und er verzog ſein Geſicht zu einem Grinſen, als ob er ſagen wollte, man möge ſeine Worte nicht gar ſo genau nehmen; es ſei bekannt, daſs er nach dieſer Richtung etwas zu übertreiben liebe. Als aber das peinliche Schweigen um ihn fortdauerte, nur einen Augenblick unterbrochen durch das kurze Auflachen des Barons, erwiderte Rabener dieſes Lachen in auffallender und entgegenkommender Weiſe, als könne man keine beſſere Kritik an ſeine Worte heften, als dieſes Lachen des Bräutigams. Er ſah dann die Hausfrau mit duldſam niedergeſchlagenen Augen auf ſich zukommen, doch es ergriff ihn eine ſolch intenſive Furcht vor dieſem faltenvollen, ſtrengen und, wie ihm ſchien, unbarmherzigen Geſicht, daſs er ſich mit erſchreckender Heftigkeit an jene Dame wandte, die ihn vorhin gemuſtert, und ganz unvermittelt von ſeinen neueſten Forſchungen in der Sanscritliteratur zu reden begann. Dabei ſah er fortwährend mit cyniſchem Lächeln auf die blendend weiße Büſte der ſchönen Frau; er that es deshalb, weil er damit die frivole Haltung eines Roués einzunehmen glaubte, und weil ihm dieſes cyniſche und gleichſam achtloſe Lächeln alles zu erſetzen ſchien, was ihm an geſellſchaftlichen Formen mangelte. Die Dame wurde auch immer kühler und wandte ſich ſchließlich von ihm achſelzuckend ab.

Da ſchwieg Rabener. Er ſchwieg wie ein Mann, der weiß, wieviel er zu verſchweigen hat. Leiſe ſummte er eine Melodie vor ſich hin, indem er den Kopf im Tact dazu bewegte, wie eine Schaukel, ſtelzende Schrittchen machte, bei denen er die Fußſpitzen oſtentativ weit vorſtreckte. Dann putzte er den Kneifer, dann beſah er ſich die Bilder an den Wänden, wobei er ein mitleidiges und komiſch vergrämtes Geſicht machte, dann ſtrich er zärtlich über ſein zerfranstes Schnurbärtchen und ließ einen müden Beobachterblick über die Anweſenden ſchweifen, und dies alles ſollte andeuten, daſs es ihm an Beſchäftigung durchaus nicht mangelte.

Indes, man kümmerte ſich gar nicht um ihn. Die Thüre öffnete ſich, und Suſanne kam am Arm ihrer Begleiterin herein. Ihr Verlobter gieng auf ſie zu, nahm ihre Hand, die er zärtlich küſste, und führte ſie zum Tiſch. In dem Augenblick, als ſie eintrat, ſchien es, als werde der Raum von einem gewiſſen Glanz erfüllt, der auf allen Mienen wiederſtrahlte. Ihr Geſicht war von einer milchigen Bläſſe; die Lippen ſchimmerten feucht und bewegten ſich zuweilen ſchmerzlich, von den braunen Haaren fielen einige Locken in die reine Stirn, die völlig einem Stück Marmor glich. In ihren Bewegungen herrſchte jene Ruhe, die nur der kraftvoll verhaltenen Leidenſchaft eigen iſt. In dem Benehmen zu ihrem Verlobten lag eine Scheu, die niemandem entgieng. Sie ſchien ihn zu empfinden, wie man die Nähe eines Abgrundes empfindet. Oft, wenn er ſie anſprach, begann ſie zu zittern, und wenn er ſeine Worte an die Tiſchgeſellſchaft richtete, lauſchte ſie angſtvoll mit halbgeöffneten Lippen, wie man nach beunruhigenden Lauten in die Nacht hinaushorcht. Alle beobachteten das; alle hatten das gleiche Gefühl dem ſeltſamen Paare gegenüber. Allen erſchien es wie eine Entweihung, daſs dieſer geſunde, rothbäckige, ewig liebenswürdige junge Mann mit dem ſtutzerhaften Schnurrbärtchen in kommenden Nächten dieſes blinde Weſen umarmen ſollte, dies Kind, das von einer zitternden Zartheit war und das unter den Liebkoſungen eines jungen Wildfangs zerbrochen würde wie Schilf. Dieſe Lippen konnten nicht küſſen; dieſe junge Bruſt konnte nicht erbeben im Sturm von Liebesgefühlen: ſie ſchien von der Natur für andere, geheimnisvolle Dinge aufbewahrt.

Eine froſtige Stimmung legte ſich über die Geſellſchaft. Rabener, der dies fühlte, jedoch der Meinung war, das befangene und peinliche Schweigen gelte ihm, empfand plötzlich einen zeitloſen Zorn: er wurde roth im Geſicht, und mit ſeiner keifenden Stimme ſagte

Digitized by Google

er: „Da ſitzt man hier ſo geleckt und manierlich beiſammen. Du lieber Gott, man ſollte nicht ſo hochfahrend ſein gegen einen einſamen Denker, wenn man ſich klar macht, daſs es vielleicht in zwanzig Jahren überall kracht, und die ſchönen Möbel da aus dem Leime gehen. Dann hocken wir alle auf der Straße." Er grinste wohlgefällig und aß mit lautem Schlürfen ſeine Suppe.

Die Geſellſchaft ſah ſich erſtaunt und erblaſſend an. Der Baron ſuchte in taktvoller Weiſe anzuknüpfen und das Geſpräch auf die vergeblichen Ziele der Socialdemokratie zu lenken, aber Rabener lachte in einer höhniſchen Weiſe, indem er auf die weiße Cravatte des jungen Mannes ſah, dem er zürnte wie er allen zürnte, daſs er die Fülle von Wiſſen und Einſicht, die in ſeiner Seele wohnte, nicht verwerten konnte. Er trank den Wein, der ihm eingeſchänkt wurde, blindlings, ein Glas nach dem anderen. Es wurde ihm heiß. Seine Laune wurde von Secunde zu Secunde beſſer. Es war, wie wenn eine warme, wohlthätige Dämmerung in ſein Gehirn ſtiege. Er ſtrengte ſich an, alles, was er an Unterhaltungsſtoff in der vergangenen, ſchlafloſen Nacht erſonnen, zu recapitulieren, — es war umſonſt. Die beleidigten, unverſöhnlichen, erſtaunten und beſorgten Geſichter, um ihn herum, gewahrte er nur noch verſchwommen. Des Trinkens ungewohnt, trank er ohne Maß weiter, und ſeine Hand zitterte, wenn er das Glas zum Mund führte. Es erfüllte ihn eine Begeiſterung für irgend etwas Großes, das er in nächſter Zeit unternehmen würde, und nun floſſen auf einmal kühne Worte über ſeine Lippen, und er wunderte ſich über ſeine herrliche Rednergabe und ließ der Geſellſchaft merken, daſs er bewundert ſein wollte und bereit wäre, Complimente entgegenzunehmen. Die Hausfrau warf einen hilfeſuchenden Blick auf den Baron, der die Achſeln zuckte. Der kleine, dicke Herr getraute ſich kaum mehr zu eſſen, die ſchöne Dame blickte erſchrocken und geängſtigt vor ſich hin. Aber Rabener ſah das alles nicht. Von der miſsverſtandenen Auffaſſung des Piu animato in der Freiſchütz-Ouverture kam er auf moderne Muſik zu ſprechen und ſchimpfte mit den Ausdrücken eines Knechtes. „Die moderne Muſik begünſtigt die Proſtitution!" rief er laut, ganz enthuſiasmiert von dieſem Gedanken. Alle waren entſetzt. Die Hausfrau lehnte ſich bebend in ihren Stuhl zurück und blickte auf ihre blinde Tochter. „Ja", fuhr Rabener fort und ſchlug auf den Tiſch, „ſo wahr ich lebe, das thut ſie. Und ſtehen wir nicht ohnehin im Zeichen der Proſtitution? Wenn ihr eure armen Töchter an reiche Eſel verſchachert und eure reichen Töchter an ruinierte Adelige —"

Der Baron erhob ſich geräuſchvoll und blickte Rabener durchdringend an. Eine allgemeine Bewegung entſtand. Die Hausfrau ſchlug die Hände zuſammen, und ihr Geſicht wurde aſchengrau. Die Blinde ſaß ſteif wie eine Kerze, und ihre Geſtalt zitterte fortwährend. In dieſem Augenblick ließ Rabener das Weinglas, das er zum Munde führte, fallen, und das purpurrothe Getränk ergoß ſich über die weiße Weſte, in deren Stoff ſie lechzend eindrang.

Rabener knickte zuſammen wie unter einem Schlag. Nicht, daſs er ſeine Vergehen erkannt hätte, ſondern er fühlte ſich jetzt gleichſam als Schuldner dieſer vornehmen Menſchen. Die befleckte Weſte machte ihn kleinmüthig und verzagt. Er hatte das Bedürfnis, irgend jemandem zu ſchmeicheln, irgend jemandem zuzuſtimmen, aber alle ſchwiegen ſtill. Dies Schweigen erſchreckte ihn. Er zog die Serviette über den rothen Fleck und lächelte verbindlich und demüthig. Er ſagte, das Eſſen ſei vorzüglich, man könne in der ganzen Stadt nicht ſo gut eſſen. Er putzte krampfhaft ſeinen Zwicker, zerrte krampfhaft an ſeinem Bartchen, ſummte eine bezaubernde Melodie in gleichſam loſender Weiſe vor ſich hin und ſchnitt mit beifälligem Nicken nach den Blumen auf der Tafel. Er ſuchte in ſeinem Mienenſpiel zu erkennen zu geben, daſs ihm alles vollkommen und beneidenswert erſchiene, was er hier ſah, daſs es ihm die größte Freude bereiten würde, jemandem einen Dienſt zu erweiſen, dachte aber erſchrocken, daſs er dann aufſtehen müſste mit ſeiner befleckten Weſte, und dieſer rothe Fleck erhielt für ihn etwas Grauenhaftes, Unheilvolles, Dämoniſches. Indes, als man ſah, daſs er ſtill war, begann die Geſellſchaft ſich zu beruhigen, converſierte leiſe und nahm von ſeiner Anweſenheit nicht die geringſte Notiz. Der Baron war zu Rabener gegangen und bat ihn flüſternd, [illegible], doch Rabener [illegible] den Kopf, grinſte in einer [illegible] Art und ſagte: „Später, ſpäter". Er lauſchte dann [illegible] auf alles, was geſprochen wurde, als wäre [illegible] [illegible]

Da fiel ſein Blick wie zufällig auf die Blinde. Und ſeine Augen blieben an ihrem Geſicht haften wie gebunden. Dies Geſicht kam ihm vor wie das eines verwundeten Kämpfers nach der Schlacht. Das ſeltſam und angſtvoll Lauſchende darin verſtärkte dieſen Eindruck. Es war eine Angſt darin, die ſich gleichſam auf jeden einzelnen kommenden Tag richtete und die mit jeder Minute zuzunehmen ſchien; ein leidenſchaftlicher Vorwurf lag in den zuſammengepreſsten Lippen und ein ſtarrer Vorſatz auf der unbeweglichen Stirn. Und Rabener hatte plötzlich ein Gefühl, das ihm ſo neu war, daſs er beinahe in Lachen ausgebrochen wäre. Ja, dieſe grimmige Lachluſt ſteigerte ſich und war kaum mehr zurückzuhalten, bis ſie ſich auf geheimnisvolle Weiſe in Bitterkeit und Schuldbewuſstſein verwandelte. Einen Moment lang hatte er in einer unbegreiflichen Aufwallung eine ſtürmiſche Begierde empfunden, dieſen keuſchen Leib zu umfangen, und dieſe klare Reinheit hatte ſeine ſchmutzigen Hände gereizt, ſich auszuſtrecken nach ihr. Dann graute ihm davor, und er ſagte ſich verächtlich: Rabener, deine Seele iſt ſo befleckt wie deine Weſte. Er ſah, wie der Baron ſich zärtlich gegen die Blinde neigte, wie ſie faſt unmerklich das Geſicht von ihm abwandte und den Kopf ſinken ließ. Da machte ein raſender Zorn, daſs er ſeinen Arm erhob; er ließ ihn aber furchtſam wieder ſinken, als ihn die Hausfrau mit einem Blick anſah, wie man ihn einem Gewürm ſchenkt. Seine Phantaſie riſs ihn plötzlich zu ungeheuerlichen Bildern, die ihm dieſe Blinde zeigte, erbebend im Sturm einer erzwungenen Liebe, hilflos den Armen eines Knaben überliefert, und dann wandte ſich dieſe ganze Erregtheit gegen ſeine eigene Perſon. Was biſt denn du? fragte er ſich. Nichts. Ein Landſtreicher, ein Freibeuter, ein unfähiger Müßiggänger. Und die Nutzloſigkeit und Fruchtloſigkeit ſeines ganzen Daſeins, das ſich zwiſchen Bett und Kneipe bewegte und als ſchmückendes Mäntelchen nur die leere Flunkerei von Gelehrſamkeit an ſich genommen hatte, brannte ihm plötzlich wie friſche Glut aufs Herz, und er verlor alle Beſinnung. Geräuſchvoll, mit einem verächtlichen Laut erhob er ſich und ſonderbar, in dieſem Moment freute er ſich, daſs alle den rothen Fleck auf der Weſte ſehen konnten. Mit einem hingeworfenen Gruß ſtürmte er hinaus, ſchlüpfte in ſeinen Mantel, ſprang die Treppe hinunter, immer drei Stufen auf einmal und flüſterte: „Ein anderes Leben, ein anderes Leben".

Als er auf der von ſchwachem Laternenlicht erhellten Straße dahingieng, ſah er auf einem großen Platz Arbeiter mit Ausgrabungsarbeiten beſchäftigt, und die kleinen Lichter, die ſie benützten, huſchten unruhig in den tiefen Gräben auf und ab. Lange blieb er ſtehen, — ſinnend, als hegte er den Wunſch mitzugraben, hinabzuſteigen. Aber in Wahrheit, ohne daſs er ſich's einzugeſtehen vermochte, kämpfte in ihm der Wunſch, nach Hauſe zu gehen und das „andere Leben" zu beginnen mit der alten, förmlich eingebrannten Gewohnheit, die Kneipe aufzuſuchen. Er ſchritt langſam weiter, und mit jedem Meter, den er zurücklegte, wurde ſeine Sehnſucht geringer, ſeine Selbſtverachtung geringer, — die alte Gleichgiltigkeit tauchte wieder auf, die flammenden Bilder, die er geſehen, verblaſsten, alle Erregungen glätteten ſich, das cyniſch-ironiſche Lächeln kehrte auf die dünnen Lippen zurück, ſeine Schritte wurden wieder haſtig und trippelnd und eh', daſs er es recht wuſste, ſtand er vor dem Café Panorama, um mit einer Miene, als ob nichts paſſiert wäre, die Schwelle zu überſchreiten und ſtatt des neuen das ganz, ganz alte Leben bei Kartenſpiel und gelehrtem Geſchwätz fortzuſetzen.

Wir bitten die geehrten Leſer, bei Zuſchriften an die in unſerem Blatte inſerierenden Firmen ſich ſtets auf die „Zeit" zu beziehen; ferner in Hotels, Reſtaurants, Cafés, Penſionen, an Bahnhöfen, in Leſezimmern immer wieder nachdrücklichſt die Wiener Wochenſchrift „Die Zeit" verlangen oder eventuell wohlwollend empfehlen zu wollen.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

Politiſches Beiblatt.

XIII. Band. | Wien, den 27. November 1897. | Nummer 165.

An unſere Leſer!

Einem von uns ſchon öfter geübten und bewährten, durchaus geſetzlichen Gebrauch entſprechend, haben wir die vorliegende Nummer der „Zeit“ in zwei Theile getheilt: ein „Hauptblatt“, welches gewohnheitsgemäß unter Kreuzband verſendet wird, und dieſes

Politiſche Beiblatt

welches als loſes Blatt in geſchloſſenen Briefcouverts unſeren Abnehmern zugeſchickt wird. „Hauptblatt“ und „Politiſches Beiblatt“ bilden die integrierenden Beſtandtheile dieſer Nummer der „Zeit“, werden gleichzeitig verſendet und ſind nur zuſammen als Ganzes im Pränumerationsweg und im Einzelverſchleiß zu haben. Die juriſtiſche Rechtfertigung dieſer Einrichtung findet, wer ſie nachleſen will, in der Nummer 31 der „Zeit“ niedergelegt.

Die Redaction der „Zeit“.

Moskau.

Seit zwei Jahren ſitzt Graf Badeni auf der Miniſterbank wie ein Hazardeur am Roulettetiſch, der immer verliert, aber immer wieder ſeinen Einſatz verdoppelt und ſchließlich, wenn er ſeinen und ſeiner Nachkommen ganzen Credit erſchöpft hat, alles auf eine Karte ſetzt, die ihm entweder den Sieg bringt oder den Selbſtmord. Wenn wir nicht irren, wird Graf Badeni bald bei dieſer letzten Karte angelangt ſein. Seitdem die gegenwärtige Verfaſſung beſteht, hat noch kein Miniſter ſo frevelhaft mit dem Frieden, der geſetzlichen Ordnung und dem Anſehen dieſes Landes und ſeiner Bevölkerung zu ſpielen gewagt wie Graf Badeni. Aber es iſt wohl auch keiner vor ihm in einer geiſtig und politiſch ſo derouten Verfaſſung ins Amt getreten wie er.

Wenn man aus China einen Mann nach Wien hätte kommen laſſen, damit er Oeſterreich regiere, ſo hätte er für dieſes vorgeſetzte Werk kaum minder geeignet ſein können als Graf Badeni. So wenig wie der Chineſe, ſo wenig kannte Graf Badeni die europäiſchen Einrichtungen dieſes Landes, die europäiſchen Empfindungen ſeiner Bewohner; ſo wenig wie ein Chineſe konnte er dieſe verſtehen, jene meiſtern. Denn ſo ſicher wie der Chineſe ein Chineſe, war und iſt Graf Badeni ſeiner innerſten Natur nach ein Halbaſiate. Sobald er erkannt hatte, daſs das Land, das ſeiner Regierungskunſt preisgegeben war, und deſſen Bewohner nicht zu ihm paſſten, wurde es zum ſelbſtverſtändlichen Ziel ſeiner Wirkſamkeit, dieſes Land und ſeine Bewohner ſich und ſeinen moraliſchen und geiſtigen Denkgewohnheiten anzupaſſen. Sollte der ſpecifiſch polniſche Staatsmann dauernd Oeſterreich regieren können, ſo muſste vorerſt Oeſterreich poloniſiert, auf das [illegible] Niveau der galiziſchen Moral herabgedrückt werden. An dieſem Unternehmen hat Graf Badeni dieſe zwei Jahre hindurch wie an einer Lebensaufgabe gearbeitet. Die erſte Vorbedingung dieſes Gelingens war, den [illegible]

[illegible]

die Erkenntnis ſeiner früheren politiſchen Thätigkeit und ſomit ſeines Weſens den Weſtöſterreichern verbergen würde. In dieſen Vorausſetzungen hat ſich Graf Badeni in der That nicht geirrt. Es iſt ihm gelungen, ſich in ſeiner Wiener Amtsſphäre vortrefflich einzuführen. Ja noch mehr! Wie der Hochſtapler, weil er ſeinen guten Ruf mit allem Raffinement forcirt, zuweilen ein größeres Anſehen genießt, als die beſcheidene Ehrlichkeit, ſo hat auch Graf Badeni ſich gleich am Anfang ſeiner miniſteriellen Wirkſamkeit, ohne irgendwelche reelle Grundlage, einen größeren Namen gemacht, als mancher ſeiner Vorgänger durch ein Leben voll ſolider Arbeit ſich zu erwerben vermocht hat.

Doch — abermals ganz ſo wie beim Hochſtapler — der Name des Grafen Badeni iſt von Tag zu Tag kleiner und gemeiner geworden, je länger man ihn als Miniſter an der Arbeit geſehen hat. Neben den naiven gab es denn doch immerhin auch noch einige neugierige Leute, die unberufenermaßen die Vergangenheit des Grafen Badeni vom Rzeszower Bezirkspräſidenten bis zum öſterreichiſchen Großvezier aufſtöberten. Ueberdies meldeten ſich die leidenden Objecte ſeiner früheren Thätigkeit, die galiziſchen Bauern, im Wiener Parlament immer ungeſtümer zum Worte. Auch dem blödeſten Auge muſste es allgemach klar werden, daſs die berühmte bei den galiziſchen Wahlen bewährte Staatskunſt des nunmehrigen öſterreichiſchen Miniſterpräſidenten in ausgeprägteſter Form die halbaſiatiſchen Charakterzüge von Betrug und Gewalt offenbart. Während ſo die Erkenntnis ſeines galiziſchen Vorlebens auch bei uns in erſprießlichem Maße wuchs, gewährte gleichzeitig ſeine miniſterielle Thätigkeit in Wien, je länger ſie dauerte, einen um ſo unwiderſprechlicheren Einblick in ſeine wahre Natur. Aus dieſer beiderſeitigen Einſicht haben wir mit Schrecken erkannt, daſs der öſterreichiſche Miniſterpräſident ſich von dem einſtigen Bezirkshauptmann von Rzeszow und Statthalter von Galizien nur durch einen dünnen europäiſchen Firniß unterſchied, der im Drange außerordentlicher Ereigniſſe alsbald verloren gieng.

Zuerſt kam man ihm auf den Betrug. Während er den deutſchen Abgeordneten eidlich und vertraulich ſein Wort gab, daſs er in der Sprachenfrage nichts ohne ſie unternehmen würde, ließ er ſich heimlich von den Jungczechen die Sprachenverordnungen ſoufflieren, durch die er thatſächlich über die Deutſchen ohne die Deutſchen verfügt hat. Die Wirkung davon auf die deutſchen Abgeordneten war furchtbar, ja, ſolange Graf Badeni im Amt bleibt, geradezu irreparabel, weil mit der Erlaſſung dieſer Sprachenverordnungen auch die Vorausſetzung jeder Remedur verloren gieng, nämlich der Glaube der deutſchen Abgeordneten an die Wahrheitsliebe des Grafen Badeni. Es erhob ſich jener Wirbelſturm in unſerer inneren Politik, deſſen gefährlichſtem Wendepunkt wir jetzt bereits nahegekommen zu ſein ſcheinen. Als Graf Badeni die Deutſchen durch Worte nicht mehr täuſchen, nicht mehr beſchwichtigen konnte, ſuchte er ſie durch die Gewalt zu erſchrecken, die er in raſch anſteigender [illegible] anwendete, von der Schließung der [illegible]

[illegible]

[illegible]

Beſchluſs über das Ausgleichsproviſorium zu faſſen, welcher der anderen Spielart galiziſcher Legalität angehört. Die „Freiheit der Wahlen“, die in Galizien ſchon lange beſteht, findet jetzt ihr Gegenſtück in der „Freiheit der Berathungen“ des öſterreichiſchen Abgeordnetenhauſes. Nicht mit Unrecht hat man geſagt, daſs die unter dem Regime des Statthalters Badeni Gewählten nicht die Abgeordneten des Volkes, ſondern lediglich die Abegeordneten des Grafen Badeni ſind. Wenn die in dieſen Tagen hergeſtellten parlamentariſchen Zuſtände fortdauern, wird man bald an die Spitze der neu zu ſchaffenden Geſetze an die Stelle der üblichen Eingangsformel: „Mit Zuſtimmung beider Häuſer des Reichsrathes“, nur mehr die andere Formel ſetzen können: „Mit Zuſtimmung des Grafen Badeni“. Von dem polniſchen Adel ſagt Adolf Beer in ſeiner Geſchichte der erſten Theilung Polens, daſs er „es immer verſtanden habe, unter dem Deckmantel der innigſten Vaterlandsliebe ſtaatliche Einrichtungen einzubürgern, die unter dem Scheine des Rechtes die wildeſte Anarchie bargen“. Das iſt es, was die polniſche Herrſchaft nun auch auf Geſammtöſterreich zu übertragen verſucht, und wir werden uns logiſcher Weiſe vor dem Schickſal Polens nicht bewahren können, wenn wir die Kraft nicht finden, dieſe polniſche Wirtſchaft, in Weſtöſterreich wenigſtens, mit Stumpf und Stiel auszurotten, noch ehe es zu ſpät iſt.

Graf Badeni und ſeine Complicen rechnen freilich darauf, daſs wir dieſe Kraft nicht mehr aufbringen können. Was ſie in ihrem wagbalſigen Unternehmen ſtärkt, iſt der Glaube an die alte panſlaviſtiſche Theorie von dem faulen, feigen Weſten, der von der ungebrochenen Naturkraft des Oſtens erbarmungslos in den Staub getreten werden muſs. Ein Vorpoſtengefecht in dieſem großen weſtöſtlichen Entſcheidungskampf ſind in ihren Augen die Scenen, die ſich gegenwärtig in unſerem Abgeordnetenhaus entwickeln. Wenn der „Weſten“ wirklich ſchon ganz entnervt, wenn er vollends zu faul und zu feig geworden iſt, wird er ſich in unſerem jetzigen Kampfe mit papierenen Proteſten begnügen, für die der Oſten nur das höhniſche Grinſen des Herrn v. Abrahamovicz hat, und ſicherlich unterliegen. Hat er aber noch Blut und Saft im Leibe, dann wird er dem Gegner mit gleichen Waffen unerſchrocken an den Leib rücken. Wir hoffen dies mit aller Inbrunſt. Und in dieſen ſchweren Stunden dient uns zum Troſt, was uns ſonſt als Vorwurf drückte, daſs wir in Oeſterreich doch nicht ſo ganz „Weſten“, daſs wir jener Weſten ſind, der dem Oſten am nächſten liegt, und mit dem gleichen Recht auch als jener Oſten angeſehen werden können, der an den Weſten grenzt. Der gegenwärtige Kampf zwingt uns zu einer gewiſſen Frontveränderung. Waren wir ſonſt beſtrebt, aus unſerer geographiſchen Mittelſtellung weſtlichen Vorbildern nachzugerathen, ſo müſſen wir uns jetzt in dieſem Kampfe und für den Kampf öſtlichen Gewohnheiten annähern. Das Gift muſs durch ein Gegengift unſchädlich gemacht werden. Mit anderen Worten: Wenn Graf Badeni unſere Abgeordneten wie galiziſche Bauern behandelt, ſo müſſen ſie ſich folgerichtig ihm gegenüber auch wie galiziſche Bauern halbaſiatiſch benehmen. Und wenn ſie ſo thun, werden wir uns wahrlich nicht ihrer zu ſchämen haben, ſondern deſſen, der ſie dazu getrieben, des Grafen Badeni.

Unſere Abgeordneten dürfen nicht monologiſierend aus dem geſchändeten Parlamente flüchten. Sie müſſen vielmehr darin thätig ausharren und durch rückſichtsloſe Anwendung aller ihnen zuſtehenden Mittel den Gegner daran verhindern, daſs er dieſes ehrwürdige Haus geſetzwidrig miſsbrauche, um ſeine Deſpotie mit dem Schein galiziſcher Legalität zu decken. Die Aengſtlichen fürchten, daſs darüber ſelbſt das Parlament und die Verfaſſung zugrunde gehen könnten. Wir fürchten es nicht. Aber ſelbſt wenn, wäre eine offene Deſpotie noch immer beſſer, als ein gefälſchter Conſtitutionalismus. Mögen dann immerzu unſere Abgeordneten die Todtengräber des öſterreichiſchen Parlamentarismus genannt werden. Sie werden ſich nach über dieſe Anklage mit [illegible] Vorbildern zu tröſten wiſſen. Das größte [illegible] des Weſtens, Napoleon, iſt 1812 [illegible] geſcheitert: an der [illegible] Idee des Grafen [illegible], der Moskau, zu [illegible] ſein eigenes Haus, planmäßig an allen vier Ecken anzuzünden ließ. Er [illegible] die heilige Stadt aller Reuſſen, um ihren Beſitz für den Feind wertlos zu machen. Sein Plan gelang. Das Land wurde von Napoleon befreit und ein neues Moskau erhob ſich aus der Aſche, ſchöner als die alte je geweſen war. So wollen denn auch wir hoffen und vertrauen, daſs aus den Trümmern unſeres alten [illegible] ein neues, beſſeres Parlament erſtehen wird, [illegible] ſchon der Vernichtung gewidmet ſein ſollte. h.

Revue der Revuen.

Aufſtandes von 1869 erlitten. Als im Jahre 1881 ſpaniſche Coloniſten in Algier durch das Einfallen arabiſcher Inſurgenten geſchädigt wurden, da ruhte die ſpaniſche Regierung nicht eher, bis ihren Staatsangehörigen von Frankreich eine Entſchädigungsſumme von 900.000 Francs bewilligt und im darauffolgenden Jahre ausbezahlt wurde; alle Gegenanſprüche jedoch, die ſich auf jene Verluſte in Cuba bezogen, blieben unbeachtet, oder wurden durch vage Zuſicherungen abgefertigt, die ſich aber nie im geringſten erfüllten. Jenen hundert Millionen Francs Entſchädigung nachzugehen, iſt nach Savines Anſicht das wahre Intereſſe, das Frankreich an Cuba knüpft, nur meint er, daſs es faſt noch mehr Chancen habe, dieſe Summe von einer cubaniſchen Republik als von der ſpaniſchen Regierung zu erlangen und darum einen Regierungswechſel keineswegs zu fürchten hätte. — In ihrem Octoberheft befaſst ſich dieſelbe Zeitſchrift vielfach mit ſpaniſchen Zuſtänden. Nebſt einem Artikel über den „Socialismus in Spanien“ ſteht ein Aufſatz über „Spaniens Colonialpolitik“ von Ramon Sempau, einem ſpaniſchen Patrioten, der am 4. September d. J. den Lieutenant Portas in Barcelona, der die Gefangenen von Montjuich foltern ließ, tödtlich verwundete, und deſſen Proceſs gegenwärtig noch ſchwebt. Er ſchildert darin Spaniens wirtſchaftliche Miſsbräuche, durch die es ſeine Unterthanen in den Colonien ſchädigt, die geiſtige Verfinſterung, in der es ſie gefliſſentlich erhält, das Regiment der Pfaffen, das gleich grauſam und heimtückiſch waltet, wie zur Zeit der Inquiſition, und jede geiſtige Befreiung unmöglich macht. Wie eine Illuſtration dieſer Behauptung klingt die weiterhin folgende Geſchichte vom Leben und Sterben des Dichters Joſé Rizal, dem S. Mario einen glühenden, wehmüthigen Nachruf weiht. Rizal, der ſchon mit 25 Jahren in ſeinem Roman „Noli me tangere“ die Pfaffenherrſchaft auf den Philippinen (ſeiner Heimat) geißelte, und trotz aller Verfolgungen unabläſſig für deren Befreiung eintrat, wurde nämlich kürzlich in der Nähe von Manilla auf Beſchluſs eines Kriegsrathes füſiliert. Was die Niedertracht dieſes Actes, der, wie Mario ſagt, die Philippinen auf ewig von Spanien ſcheidet, noch erhöht, iſt, daſs Joſé Rizal unter allerlei günſtigen Vorſpiegelungen in die Heimat gelockt wurde, wo ihn der Tod erwartete. Ein in franzöſiſcher Ueberſetzung beigefügtes Gedicht des Rizal gibt Zeugnis von der bis zum Ende unerſchütterlichen Liebe des Dichters für ſein Geburtsland.

In den „**Annals of the American Academy**“ iſt eine hübſche, lebendige Beſchreibung eines pädagogiſch-ſocialen Experimentes, das ein amerikaniſcher Philanthrop, Mr. W. R. George, ſeit einigen Jahren mit Newyorker Straßenkindern anſtellt. Eine Feriencolonie, die er um 1890 in der Nähe von Newyork gegründet, verwandelte Mr. George 1895 in einen kleinen Staat, eine Kinderrepublik. In dieſem Gebiet von ungefähr 50 Acre Landes, das im Winter von 50, im Sommer von 250 Knaben und Mädchen bewohnt wird, herrſcht ein Knabe als Präſident, der nur durch eine Zweidrittel-Majorität abgeſetzt werden kann. Der Congreſs beſteht aus einem Ober- und Unterhaus, das nur ſolche Geſetze rechtskräftig machen darf, die mit der Conſtitution im Einklang ſtehen. Auch die Mädchen ſind ſtimmberechtigt. Ueberdies gibt es eine wohlorganiſierte Gerichtsbarkeit und eine Polizei, deren Organe Uniform tragen, und der anzugehören den höchſten Ehrgeiz aller Waiſenjungen bildet. Natürlich fehlt auch ein Gefängnis nicht, ſowie eine Miliz, der alle Knaben der Colonie ausnahmslos angehören. Mr. George wollte hierdurch das amerikaniſche Princip der Selbſtregierung an Kindern erproben, die zum Theil für unverbeſſerlich galten, und hat dabei die beſten Erfolge zu verzeichnen. Seine Bürger, die ſich ausſchließlich aus den Kreiſen des Proletariats recrutieren, werden theils von den Behörden, theils von den eigenen Eltern ſeiner Obhut übergeben.

In der däniſchen Monatsſchrift „**Tilskueren**“ ſchreibt S. Bang über die chemiſche Wirkung des Lichtes auf die lebenden Organismen und die Anwendung dieſer Erkenntnis zu Heilzwecken. Unterſucht man den Wärmegrad eines durch ein Prisma zerlegten Sonnenſtrahles, ſo zeigt ſich, daſs Roth und Orange die ſtärkſte Hitze geben, während die Intenſität gegen das violette Ende des Spectrums zu abnimmt. Die rothen und gelben Lichtſtrahlen ſind den Pflanzen förderlich, während blaue und violette Lichtſtrahlen ſie ſchädigen. Das Grün iſt den Pflanzen deshalb gegeben, weil es die rothen und gelben Strahlen in hohem Maße aufnimmt, während es die anderen [illegible]. Dagegen gedeihen alle ſchädlichen Organismen, ſo auch die Bakterien, am beſten im Dunkeln, und werden von dem Sonnenlicht, wenn es bis zu ihnen gelangt, zerſtört. [illegible] kann das Licht, namentlich in ſeinen [illegible] erwieſen, daſs die [illegible] Wirkung des Lichtes und nicht der Hitze iſt: [illegible] und Nervoſitäten vor, und daſs er [illegible], daſs er auf einer chemiſchen Wirkung beruht [illegible] Behandlung der Eiterflächen [illegible] erzielte man mit Erfolg das Tragen [illegible] und vielleicht verwahrt [illegible] oder mit Sommer [illegible] der chemiſchen Wirkung der violetten [illegible] vor drei bis vier Jahren [illegible] ſich glänzend bewähren [illegible] und that [illegible] Ein Verfahren, [illegible] haben ſoll und in China [illegible] Ein durch Licht [illegible] In einem eigens zu [illegible] die Wirkung der Strahlen, [illegible] blauen [illegible] gefüllt [illegible] und nur die blauen und violetten [illegible]

Die Zeit.

Hauptblatt.

XIII. Band. Wien, den 27. November 1897. Nummer 165.

Unſeren heutigen politiſchen Leitartikel finden unſere Leſer in dem

Politiſchen Beiblatt,

das wir gleichzeitig in geſchloſſenen Converts an unſere Abonnenten verſenden.

Diejenigen unſerer Abonnenten, welchen das Beiblatt nicht zukommen ſollte, bitten wir, uns davon freundlichſt ſofort Anzeige zu machen.

Die Redaction „Die Zeit“.

Li-Hung-Tſchang's Bericht an den Mandſchu-Thron.

Von Ernſt Oppert (Hamburg).

In jüngſter Zeit iſt ein Auszug aus dem Bericht veröffentlicht worden, den Li-Hung-Tſchang, anläſslich ſeiner Europa-Reiſe, an den Tſungli-Yamen gerichtet hat. Dieſer Bericht enthält die Vorſchläge zu den Reformen, die er in China für angebracht hält; eine Beleuchtung derſelben mag für viele, die den dortigen Verhältniſſen ferner ſtehen, von Intereſſe ſein, wenn ſie auch manche Illuſionen zerſtören dürfte, die noch immer an die Folgen dieſer Reiſen geknüpft werden.

Zuerſt muſs darauf hingewieſen werden, daſs der vorliegende Bericht keineswegs der erſte iſt, durch den derartige oder ähnliche Vorſchläge an den Kaiſer von China übermittelt worden ſind. Schon vor mehr als vierzig Jahren hat der derzeitige Vicekönig von Fo-Kien dem Kaiſer Hien-Fung, von dem er nach Peking berufen worden war, ähnliche Reformen, wenn auch ſelbſtverſtändlich nicht ſo ausgedehnter Art, unterbreitet, denen indes, trotz ihrer wohlwollenden Aufnahme, keine Folge gegeben wurde. Andere und ſpätere Vorſchläge haben freilich unter veränderten Zeitverhältniſſen mehr oder weniger Beachtung gefunden, und ſie haben auch zur Einführung von Neuerungen geführt, wenn auch in beſchränkterem Maße, als die jetzt vorliegenden.

Was bei dieſen letzten Vorſchlägen vor allem ins Auge ſpringt und ein eigenthümliches Licht auf das Reformbedürfnis ſelbſt ſeitens der heutigen höchſten Beamtenkreiſe Chinas wirft, iſt, daſs jene ſich allein und lediglich auf Reformen für das Heer- und Marineweſen beſchränken, über die in erſter Linie ſo nöthigen **inneren Verwaltungsreformen** aber **kein Wort** verlieren. Die inneren Verwaltungszuſtände ſind ja leider ein wunder Punkt, und dieſen hat ſelbſt ein ſo hochſtehender und einfluſsreicher Staatsmann, wie Li, nicht zu berühren gewagt, wenn er auch durch die auf ſeinen Reiſen geſammelten Erfahrungen von der Nothwendigkeit von Reformen auf dieſem Gebiet ſich hat überzeugen müſſen.

Die von manchen Seiten aufgeſtellte Behauptung, daſs durch die eventuelle Einführung der vorgeſchlagenen Reformen eine Aenderung der äußeren Politik Chinas oder überhaupt eine Schwenkung zu Gunſten Englands zuwege gebracht werden würde, muſs ſtark in Frage geſtellt werden. Trotz des anſcheinend zeitweilig überwiegenden Einfluſſes Rußlands hat England niemals aufgehört, wenn auch meiſtens hinter den Couliſſen, die tonangebende Macht in Peking zu ſein und zu bleiben. Dafür leiſtet ſchon die hervorragende Stellung Sir Robert Harts, des Generalzolldirectors, Gewähr, der als Leiter der Haupteinnahmequellen des Reichs einestheils, anderntheils aber als langjähriger und bewährter Berather in der auswärtigen Politik wohl unbeſtritten unter allen Fremden, ſämmtliche Geſandten nicht ausgenommen, den größten und maßgebendſten Einfluſs in Peking ausübt, und der ſicherlich in erſter Linie die Politik Englands in Peking zu fördern beſtrebt iſt. Dazu kommt, daſs die engliſchen Intereſſen nach einer ganz anderen Richtung hin gravitieren, als die ruſſiſchen. Englands Hauptaugenmerk iſt zunächſt auf die Erhaltung und ſtetige Ausdehnung ſeines ſo wichtigen Handelsverkehrs mit China gerichtet, und die chineſiſche Regierung weiß den Nutzen, der ihr aus den erhöhten Zolleinnahmen erwächſt, gut genug zu würdigen. Rußlands Handelsintereſſen in China dagegen ſind, mit alleiniger Ausnahme der Theeausfuhr, verſchwindend kleine im Vergleich zu denen Englands. Als nächſter und mächtiger Grenznachbar, dem man ſchon früher ſehr widerwillig das Amurgebiet hat überlaſſen müſſen und deſſen Ländererweiterungsgelüſte man dort ſehr wohl kennt, iſt Rußland niemals in Peking beliebt geweſen und ſtets als ein recht zweifelhafter Freund angeſehen worden, deſſen Freundſchaft man ſich jedoch nicht gut erwehren kann, und die man daher, wenn auch mit ſaurer Miene, ſich hat gefallen laſſen müſſen. Auch weiß man in Peking ſehr wohl, daſs die Intervention Rußlands nach dem letzten Kriege durchaus nicht der Liebe zu China entſprungen iſt, ſondern in der Furcht vor einem weit unbequemeren und energiſcheren Nachbarn, wie Japan es geweſen wäre, begründet iſt, wobei es noch als kleine Nebenvergütung die Erlaubnis zum Bau der Eiſenbahn durch die Mandſchurei hat herausſchlagen können.

Geht man nun auf die Vorſchläge, die ſogenannten Reformen Li-Hung-Tſchangs, näher ein, ſo iſt ja nicht zu leugnen, daſs ſie von praktiſchem und ſtaatsmänniſchem Geiſte zeugen und daſs ihre Einführung in China ſelbſt wenigſtens ſehr vortheilhaft ſein würde, wenn — und darin liegt eben die ganze Schwierigkeit — dies in einem Reiche wie China ihrer geplanten Ausdehnung nach nur zu ermöglichen wäre. Das iſt aber, nach den dort gemachten vielen bitteren Erfahrungen der letzten Jahre, zum mindeſten ſtark in Zweifel zu ziehen, und daſs Li ſelbſt dieſen theilt, geht ſchon aus dem Wortlaut ſeines eigenen Berichtes hervor, der hervorhebt: „Daſs man bei einer ſolchen Reorganiſation vor allen Dingen großen Wert auf eine geſunde Baſis legen müſſe, und daſs eine vernünftige, Schwenkungen nicht ausgeſetzte Politik hierbei **unbedingt** erforderlich ſei.“ Bei der ungeheueren Ausdehnung des Reiches jedoch und der großen Macht, die die Provinzialregierungen ausüben, von denen manche, Tauſende von Meilen vom Sitz der Centralregierung entfernt, nur einer ſehr mangelhaften Controle der letzteren unterliegen, und vor allem bei den vielfachen, den Fortſchritten der Neuzeit abholden Strömungen, die am Hofe von Peking ſelbſt vorherrſchen, bei denen bedrohte perſönliche Intereſſen nicht die kleinſte Rolle ſpielen, fällt es ſchwer, daran zu glauben, daſs eine „vernünftige und keinen Schwankungen unterworfene Politik“ überhaupt durchführbar iſt. Dies kann gewiſs nicht der Fall ſein, ſo lange die jetzigen Krebsſchäden der inneren Verwaltung, das Syſtem des „squeezing“, der Bereicherung der höchſten wie der niedrigſten Beamtenſchaft durch Erpreſſungen, nicht radical beſeitigt werden können, und daſs darauf für abſehbare Zeit nicht zu rechnen iſt, wird jeder mit chineſiſchen Verwaltungsverhältniſſen Vertraute von vornherein zugeben müſſen.

Die Vorgänge während des letzten Krieges haben genügende Beweiſe dafür geliefert. Ungezählte Millionen ſind ſchon ſeit Jahren auf die Anſchaffung von Schiffen, Waffen, Munition u. ſ. w. verwendet worden; als man dieſer Dinge aber bedurfte, war alles nur nothdürftig und ſelbſt das Nothdürftige in höchſt mangelhaftem Zuſtande vorhanden. Der größte Theil der dafür angewieſenen Gelder war eben in den Taſchen der Beamten verſchwunden. An dieſen Zuſtänden, die Li übrigens aus ſeinen langjährigen „reichen“ Lebenserfahrungen ſelbſt nicht unbekannt ſein dürften, wird er auch in Zukunft nichts zu ändern vermögen. Es geht dies ja ebenfalls deutlich aus ſeinen eigenen Worten hervor, daſs „mit dem Syſtem der zu gewährenden Pauſchalſumme an die Commandanten zu brechen ſei, da die Beſchaffung der von dieſen gelieferten Lebensmittel, Materialien ꝛc. ſehr vieles zu wünſchen übrig ließe, weil faſt jeder dabei eine unangebrachte Sparſamkeit, die dem Staate nicht zugute kam, vorwalten ließ.“ Es iſt dies eine, allerdings recht milde, Umſchreibung der Thatſache, daſs der größte Theil der angewieſenen Summen eben geſtohlen worden iſt, nur daſs dies auf die Commandanten allein nicht anwendbar iſt, ſondern mit Fug und Recht auf die höchſten wie auf die niedrigſten Beamten bezogen werden darf. Solange China eben China iſt, wird daran auch wenig zu ändern ſein.

Gewiſs werden nach Li's Vorſchlägen neue Kriegsſchiffe angeſchafft und auch, wie ſchon früher, Arſenale angelegt werden. Mit der Beſchaffung von Schiffen und ihrer Armierung iſt es aber noch lange nicht gethan, das zeigen die Seeſchlachten des letzten Krieges. Daſs die Küſtenbevölkerung ganz tüchtige Seeleute liefert, muſs auch zugeſtanden werden, aber es iſt doch immerhin ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen der Dſchunken- und gewöhnlichen Handelsſchifffahrt und derjenigen großer Kriegsſchiffe, wie denn auch die Stärke der letzteren durchaus nicht allein von der Tüchtigkeit der Bemannung, ſondern in weit entſcheidenderem Grade von derjenigen der Officiere und des Maſchinenperſonales abhängig iſt. Eine Verwaltung nach dem Muſter des engliſchen „Board of Admiralty“ klingt zwar recht ſchön, man wird auch für gutes Geld und gute Worte ſich einige engliſche Inſtructoren ſichern können, aber deren Anzahl wird immerhin im Verhältnis zu den Erforderniſſen beſchränkt bleiben müſſen, und ihr Amt wird, unter obwaltenden Umſtänden, wahrlich keine Sinecure ſein. Selbſt wenn es gelingen ſollte, einige wenige Chineſen zu einigermaßen tüchtigen Officieren heranzubilden, ſo iſt damit noch lange kein zuverläſſiges

Digitized by Google

Seeofficierscorps geſchaffen, und in abſehbarer Zeit wird dies auch nicht zuſtande gebracht werden können.

In noch viel ſtärkerem Maße als auf das Seeweſen trifft das eben Geſagte auf das Landheer zu. Auch hier iſt ein ganz tüchtiges Soldatenmaterial, namentlich unter den Honan-, Kwangſi- und Kwangtung-Leuten vorhanden. Wo aber der gute Kern im chineſiſchen Officierscorps ſteckt, von dem der Bericht redet, iſt ganz unerfindlich. Es iſt kaum eine gewagte Behauptung, daſs ein jeder unſerer einigermaßen tüchtigen gemeinen Soldaten mehr von militäriſchen und ſtrategiſchen Dingen, wenigſtens nach unſeren Begriffen, verſteht, als die höchſten militäriſchen chineſiſchen Officiere. Zieht man nun noch in Betracht, daſs kein wirklich anſtändiger Chineſe ſich freiwillig dem Soldatenſtande widmet, daſs ſich dieſer zum überwiegend größern Theile aus arbeitsſcheuem und nichtsnutzigem Geſindel recrutiert und daſs infolge deſſen das geſammte Volk mit großem Miſstrauen und wahrer Miſsachtung auf alles, was dort Soldat heißt, herabblickt, ſo kann man ſich einen lebhaften Begriff von der Qualität des dazu gehörigen „Officierscorps" machen, aus welchem heraus das Heer jetzt „reorganiſiert" werden ſoll. Selbſt den fähigſten europäiſchen Inſtructoren wird es nicht gelingen, ein ſolches Material in beſſeres umzuwandeln. Der Vorſchlag Li's, die Officiere der Armee auf einer Kriegsakademie zu bilden, hört ſich ebenfalls ſehr ſchön an, aber er iſt leider zu ſchön, um in China einer Verwirklichung auch nur in beſchränktem Maße entgegenſehen zu dürfen.

Naturgemäß wird die Frage aufgeworfen werden: Warum ſollte das in China nicht durchführbar ſein, was in Japan hat erreicht werden können? Theilweiſe beantwortet ſich dieſe Frage ſchon von ſelbſt aus den oben angeführten Verhältniſſen. Dann aber findet ſich ihre weitere Erklärung in der großen Charakterverſchiedenheit der beiden Volksſtämme. Denn die Energie, die leichte Auffaſſungsgabe und die Lernbegierde, vor allem aber die wirkliche, aufrichtige Vaterlandsliebe, die den Japaner kurzweg kennzeichnen, gehen dem Chineſen in der überwiegenden Mehrzahl gänzlich ab. Und der Mangel aller dieſer Eigenſchaften kann ſelbſt durch die wohlgemeinteſten Reformvorſchläge nicht erſetzt oder ausgeglichen werden.

Die trotz mancherlei Warnungen hochgeſpannt geweſenen Hoffnungen und Erwartungen günſtiger Erfolge der Europa-Reiſe Li-Hung-Tſchangs haben bald einer allgemeinen Ernüchterung Platz machen müſſen. Auch das Reſultat ſeines Berichtes wird, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nur ein negatives ſein.

Der ſtramme Bezirkshauptmann.

Ein Lebensbild aus Galizien.

Von **Dr. Iwan Franko** (Lemberg).

I.

Es war einmal ein Bezirkshauptmann in Galizien, und der war ſtramm. Sie ſind es zwar alle in dieſem Lande, doch der Bezirkshauptmann Ritter v. Zamiatalski war es in einem ganz vorzüglichen Grade. Trotz ſeiner noch jungen Jahre — er war kaum 45 Jahre alt — wurde er nicht nur auf eine ſo hohe und verantwortungsvolle Stellung avanciert, ſondern galt allgemein für ein Muſter eines Bezirkshauptmannes, gewiſſermaßen für den „kommenden Mann", der beſtimmt war, allen ſubverſiven Elementen im Lande zu zeigen, „wo die Krebſe überwintern", was in der galiziſchen „einzigen Amtsſprache" als auch in der „zweiten Landesſprache" ſo ziemlich auf eins hinausläuft und dasſelbe pädagogiſche Mittel bedeutet, welches anderwärts mit den ſchönen Worten „mit Spießruthen und Scorpionen züchtigen" ausgedrückt wird.

Da der Ruhm ſeiner adminiſtrativen Strammheit bald nach ſeinem Amtsantritte in erdrückender Weiſe um ſich zu greifen begann, beſchloſs ich, in den betreffenden Bezirk einen Ausflug zu machen und die Segnungen der adminiſtrativen Strammheit auf mich perſönlich einwirken zu laſſen. Da ich mich rühmen konnte, ein alter Schulkamerad des Herrn Bezirkshauptmannes zu ſein, ſo hoffte ich, ſowohl von ihm ſelbſt, als auch von ſeinen Untergebenen manches Wertvolle zur Kenntnis der inneren Politik zu erfahren.

Ich [illegible]

mir dunkel und vor mir klar", guten Muthes vorwärts. Da ich auf Studien aus war, ſo war mir auch dieſe originelle Fußtour ein Studium.

Sobald wir aus dem Dorfe herausgekommen waren, und das Aufrechterhalten der ſtrengen Regierungsautorität im Angeſicht der menſchenleeren Felder und Wälder ganz gegenſtandslos wurde, kam der Gendarm, welcher bisher mit ſeinem Gewehre und aufgepflanztem Bajonnette mir knapp auf die Füße gefolgt war, an meine Seite und begann ganz gemüthlich und menſchlich zu ſprechen. Er kenne mich ja ganz gut noch aus meinen Studentenjahren, ſei mehrmals bei mir zuhauſe geweſen und habe viele meiner Bücher geleſen. Er bitte mich daher um Verzeihung für die heutige Arretierung. Er wiſſe ja, daſs ich nichts Böſes im Dorfe gethan habe, er habe ja die ganze Nacht herumſpioniert und alle verhört, welche mit mir in Berührung gekommen waren, habe aber gar nichts Illegales über mich erfahren können. Er habe aber vom Herrn Bezirkshauptmann gemeſſene Ordre erhalten, mich auf jeden Fall zu verhaften und in Handſchellen zu ihm zu führen.

Ich hatte mir vorgenommen, mich über nichts zu wundern, was mir in dieſem Theile meines engeren Vaterlandes begegnen wird. Es wurde mir aber doch ſchwer, bei dieſer Erzählung meines getreuen Eckards dieſem meinen Vorhaben nicht untreu zu werden. Deſto begieriger war ich auf das perſönliche Interview mit dem Herrn Bezirkshauptmann, dem ich nun entgegengieng.

Sobald wir in das Weichbild der Stadt gekommen waren, gieng der Gendarm vorſchriftsmäßig mit ſtreng amtlicher Miene hinter mir, und nachdem wir die Stadt paſſiert hatten, und ich mit meinem Schellenſchmuck auf alle Vorübergehenden einen mehr oder weniger gemiſchten Eindruck hervorgebracht hatte, kamen wir in das Gebäude der Bezirkshauptmannſchaft. Es war ein gewöhnliches, ebenerdiges, kleinſtädtiſches Wohnhaus mit einem geräumigen Hof, Stallungen, Scheuern und einem kranichverſehenen Brunnen im Hintergrunde. Hühner und Enten tummelten ſich im Hofe, und ein aufgeblaſener, ewig zorniger und ewig kollernder Truthahn ſchien über alle zu dominieren und gleichſam ein Symbolum dieſer ganzen Amtsſtelle zu verkörpern. Im Vorhofe ſtanden einige Dutzend Bauern in ſchäbigen Kleidern mit entblößten Häuptern. Ein Gendarm, welcher offenbar aus einer ähnlichen Miſſion wie der meinige zurückgekehrt war, lehnte auf der hölzernen Galerie und hatte ſeine „Frau", das heißt ſein Gewehr, gemüthlich neben ſich geſtellt. Bei unſerer Ankunft grüßten die beiden Gendarmen einander und murmelten einige mir unverſtändliche Worte. Die Bauern machten Spalier, und wir kamen in ein enges, ziemlich dunkles und ſchmutziges, derzeit ganz menſchenleeres Vorzimmer. Der Gendarm nahm mir hier die Handſchellen ab und küſste verſtohlen meine beiden Hände an den Stellen, wo von dem Drucke des Eiſens blaue Ringe aufgelaufen waren. Ich glaube ſogar, daſs er ſich bei dieſer Gelegenheit etwas von den Augen wiſchte. Doch kann das auch eine Täuſchung geweſen ſein, denn ſchon im nächſten Augenblicke ſtand er ganz ſtramm aufgerichtet und von mir abgewendet, brachte ſeine Montur in Ordnung, klopfte gemeſſen dreimal an die Thür des Bezirks-Sanctiſſimum und trat unaufgefordert hinein.

Ich blieb allein im Vorzimmer. Nachdem ich die üblichen zwei Stunden gewartet hatte, kam der Gendarm heraus und hieß mich eintreten. Er begleitete mich, hieß mich nahe bei der Schwelle ſtehen bleiben und ſtellte ſich ſtumm und ſtramm in Poſitur neben mich. Der Herr Bezirkshauptmann ſaß bei ſeinem Amtstiſche am entgegengeſetzten Ende des ziemlich geräumigen Zimmers und ſchrieb etwas. Er ſchien in eine ſehr preſſante Arbeit ſo vertieft zu ſein, daſs es einige Minuten dauerte, ehe er ſich davon losreißen konnte und uns ſein Antlitz zuwendete. Noch immer den Rücken zu uns gewendet, und ohne ſich vom Platze zu erheben, rief oder brummte er:

— Kommen Sie näher!

Ich und der Gendarm traten etliche Schritte näher.

— Wie heißen Sie? — fragte der Herr Bezirkshauptmann, der ſich unterdeſſen vom Seſſel erhoben hatte und mich mit ſeinen Adleraugen von unten bis oben maß.

Ich antwortete auf ſeine Frage.

— Sie können gehen, Verdulak — ſprach er, ſich an den Gendarm wendend — aber warten Sie noch draußen.

Der Gendarm ſalutierte ſtramm, machte ein ſtramm militäriſches „Rechts um!" und gieng.

Der Herr Bezirkshauptmann kam mir einige Schritte entgegen. Sein Angeſicht war ganz ruhig, nur die feſt zuſammengepreſsten Lippen drückten die ſtramme Entſchloſſenheit aus.

— Sie [illegible] — ſprach er zu mir mit einer Stimme, mit der [illegible] Gewiſſen reden können — [illegible] Sie ſich in meinen Bezirk zu kommen und die Bauern [illegible]

[illegible] Demuth, daſs ich niemanden aufge[illegible] Wagenladen von Bauernfrauen aufge[illegible]

[illegible] Sie nicht! Die Sache iſt ernſt. Ich habe [illegible] aber alles, was Sie gethan und geſprochen

Digitized by Google

— Möchte mich ſehr freuen, wenn die Relation wirklich ſo beſchaffen wäre — ſprach ich. — Dann würden auch Herr Bezirkshauptmann wohl wiſſen, daſs ich nichts Geſetzwidriges gethan habe.

— Was alſo haben Sie gethan?

— Ich denke, es wird beſſer ſein — wagte ich ganz beſcheiden einzuwenden — wenn der Herr Hauptmann mich nur über jene Geſetzwidrigkeiten und Aufwiegelungen ausfragen, welche in Ihrer Relation ſtehen. Das Uebrige kann Ihnen ja ganz gleichgiltig ſein.

— Nein, Herr! Nichts iſt mir gleichgiltig! — antwortete noch immer barſch der Herr Bezirkshauptmann, der wohl wuſste, daſs in ſeiner Relation nichts dergleichen ſtand.

Statt einer Antwort legte ich ihm mein Notizbuch vor, wo ich Volkslieder und bibliographiſche Excerpte aus alten kirchenſlaviſchen Drucken, welche ich in der Kirche jenes Dorfes gefunden hatte, aufzeichnete — natürlich mit rutheniſchen und kirchenſlaviſchen Lettern. Der Herr Bezirkshauptmann ergriff das Buch und begann darin zu blättern, doch ſein Antlitz zeigte wieder die ſchwellende Zornesader.

— Was wollten Sie damit?

— Ich meinte, da dem Herrn Bezirkshauptmann nichts gleichgiltig iſt — —

— Ja, aber was iſt denn das?

— Aufzeichnungen und Excerpte, welche ich in Ihrem Bezirke gemacht habe. Es wird doch gewiſs in Ihrer Relation etwas davon ſtehen.

Der Bezirkshauptmann blätterte noch einmal in dem Buche und wendete ſich wieder enttäuſcht davon ab.

— Ich kann dieſe mongoliſche Schrift nicht leſen. Erzählen Sie mir mündlich, wo und mit wem Sie geweſen ſind, was Sie gethan und geſprochen haben.

— Thut mir leid, habe alles vergeſſen. Herr Bezirkshauptmann wiſſen es ja auch ſo beſſer.

— Woher zum Teufel ſoll ich das wiſſen? — ſchrie der Herr Bezirkshauptmann.

— Aus Ihrer ausführlichen Relation. Uebrigens haben Herr Bezirkshauptmann mich ja verhaften und feſſeln laſſen.

— Was? Feſſeln! — unterbrach mich der Bezirkshauptmann. — Ich hätte Sie feſſeln laſſen? Wie unterſtehen Sie ſich — —

— Das werden wir ſchon ſpäter ausmachen. Ich dachte nur, da der Herr Bezirkshauptmann dem Gendarm eine ſolche gemeſſene Ordre gegeben haben, ſo müſſen Sie doch am beſten wiſſen, was ich verbrochen habe. Ich wünſche nun über dieſe meine Verbrechen verhört oder gleich dem Gerichte überliefert zu werden.

Der Herr Bezirkshauptmann wurde ſehr aufgebracht und begann in ſichtlicher Erregung im Zimmer hin und her zu laufen und Worte und Phraſen hervorzuſtoßen, zuſammenhanglos, verworren, man wuſste nicht recht, ob es ein Monolog, oder eine für mich beſtimmte, aber in ſehr allgemeinen Ausdrücken gehaltene Moralpredigt war.

— Na! Sieh mal einer! Da haben wir ihn! Der ſuperkluge Herr! Verhört will er werden und hat alles vergeſſen. Ins Gericht will er! Na, ja, das Gericht entläſst uns nicht. Ueber Verbrechen! O ja, ich ſoll ſo dumm ſein und es gleich bis zu Verbrechen kommen laſſen. Das möchte Ihnen ſehr erwünſcht ſein. Da möchte ich auch ſchön fahren! O nein, meine Herren! Ihr ſeid auf falſcher Fährte. Ich werde nach Eurer Pfeife nicht tanzen. Ich begreife meine Stellung ganz anders, als Ihr es Euch träumen laſst. Ganz anders! Ich fühle mich verantwortlich, ver—ant—wort—lich, begreift Ihr das? Verantwortlich für Ruhe und Ordnung in meinem Bezirke. Und da kommt ſo ein hergelaufener Naſeweis und unterſteht ſich ohne meine Erlaubnis und ohne Controle in den Dörfern umherzuſchnüffeln, nächtliche Zuſammenkünfte mit den Bauern zu halten!

Und plötzlich hielt er ſtille, trat dicht an mich heran und fragte raſch und ſtreng:

— Worüber haben Sie vorige Nacht mit den Bauern im Pfarrhofe geſprochen?

— Weiß nicht, Herr Bezirkshauptmann. Fragen Sie die Bauern!

— Ja, wenn die Beſtien etwas ſagen wollten! Uebrigens — natürlich — ich werde ſchon Mittel finden alles zu erfahren.

— Der Pfarrer iſt auch dabei geweſen, fragen Sie den Pfarrer.

— Ah, der iſt nun auch ein Rechter! — ſchrie ärgerlich der Herr Bezirkshauptmann. — Ein Aufwiegler, ein Störenfried, ein unruhiger Kopf, ein ... ein ... ein Schismatiker von der ſchlimmſten Sorte.

Und er begann wieder im Zimmer umherzulaufen, mit den Händen herumzufuchteln und die Baumwolle ſeines Monologes wieder [illegible]. Plötzlich hielt er wieder ſtill und näherte ſich mir — diesmal mit der Miene eines tiefbekümmerten tragiſchen Vaters.

— Aber ich bitte Sie, Herr Doctor! Sie ſind doch ein verſtändiger Menſch, wie können Sie ſo unvorſichtig ſein, ſo ... ſo ... ſo undelicat, ja, c'est le mot, undelicat! Sie kennen ja meine verantwortungsvolle Stellung und fahren gerade hieher, um mir Ungelegenheiten zu machen. Gerade mir! Und warum? wozu?

Ich riſs die Augen auf und antwortete, daſs ich an ſeine Stellung und an ſeine Verantwortung nicht im mindeſten gedacht habe und nur dahin gereiſt bin, wo es für mich nothwendig war.

— Nothwendig! — fuhr er halb zornig und halb traurig auf. — Das können Sie einem anderen ſagen. Mich werden Sie doch nicht glauben machen, daſs Sie wegen dieſer Kritzeleien — und er hob verächtlich mein Notizbuch vom Tiſche auf, um es noch zweimal verächtlicher auf denſelben hinzuwerfen — wegen der dummen Volkslieder und alten Kirchenbücher einen ſo weiten und beſchwerlichen Weg gemacht haben. Natürlich, Sie wollen mir die Wahrheit nicht gutwillig bekennen, machen mir ein X für U vor und lachen mich im Geiſte aus, weil Sie doch wiſſen, daſs die Kuckuckseier, die Sie mir ins Neſt gelegt haben, doch ausgebrütet werden. O, ja, das iſt ſo ſchön, ſo edel von Ihnen!

Seine Stimme war vom Stentorton bis zum weinerlichen Geplauder geſunken. Rührung begann ſichtlich ſeine Seele zu übermannen. Eine plötzliche Erleuchtung ſchien in ſeinem Hirn aufzuflackern. Er ſtreckte mir ſeine biedere Rechte entgegen und rief faſt erfreut:

— Wir ſind ja alte Bekannte, Doctor! Schulkameraden, ach! Na, ſetz' dich doch, altes Haus! Vielleicht eine Cigarre beliebig? Ach, ja, verſuchſt nicht — weiß ſchon, weiß ſchon! Aus Princip! Ha, ha, ha! Iſt dein erſtes Princip geweſen. Dann ſind andere gekommen, daſs ſich Gott erbarm!

Er ſaß mir gegenüber an ſeinem Amtstiſche und wackelte mitleidig mit dem Kopfe.

— Ach Iwan, Iwan, was iſt aus dir geworden! Mit deinem Talent, mit deinem Fleiße, mit deinen Kenntniſſen, was hätte aus dir werden können, wenn nicht dieſe verfluchten Principien wären! Aber ja, du warſt immer ein Querkopf, immer anders als die übrigen, und ſo muſste es auch kommen, wie es gekommen iſt. Ich hoffte noch — und glaube mir, es waren noch ganz, ganz Andere, welche das gehofft haben, — daſs du dich doch beſſern, beruhigen wirſt, daſs du in gehörige Bahnen einlenkſt. Aber — ſage mir ſelbſt — wie ſoll man da nicht die Hoffnung verlieren, wenn man deinem Treiben zuſehen muſs! Er ſchwieg. Einige Augenblicke herrſchte eine ſo tiefe Stille im Zimmer und im ganzen Gebäude, daſs man ganz gut hören konnte, wie der Truthahn draußen im Hof grimmig kollerte.

Plötzlich fuhr der Herr Bezirkshauptmann jäh empor und machte eine beſorgte Miene.

— Aber, mein Lieber, du wirſt ja hungrig ſein. Ich möchte dich zu meiner Mahlzeit einladen, aber ...

Ich dankte ihm und fügte hinzu, ich werde lieber in der Stadt ſpeiſen, da es ja höchſt wahrſcheinlich ſei, daſs ich auf freien Fuß geſetzt werde, weil der Herr Bezirkshauptmann es doch am beſten wiſſe, daſs ich ganz unſchuldig bin.

— O, mein Lieber! — ſprach der Herr Bezirkshauptmann mit einem herzlichen Lachen — da irrſt du dich gewaltig. Unſchuldig! Du unſchuldig? Du biſt ja ſchon dadurch ſchuldig, daſs du überhaupt exiſtierſt. Und dazu noch hier, in meinem Bezirk. Weißt du, ich kann dir das nicht verzeihen. Es war wirklich nicht ſchön von dir, mir, deinem alten Schulkameraden, das anzuthun. Und warum? Einzig und allein aus raffinierter Bosheit, um mir in der Statthalterei Unannehmlichkeiten zu bereiten, um meine Stellung zu untergraben. Na, bekenne nur offen, iſt das nicht wahr?

Und er klopfte mich auf die Schulter und drückte mich wie verliebt an ſeine Bruſt.

— Alſo bin ich verhaftet? — fragte ich.

— Verhaftet! — rief er wie entſetzt aus — was dir nicht einfällt! Ich dich verhaften! Meinen alten Schulkameraden verhaften, der mir ſo oft die Hausaufgaben gemacht hat! Der mir bei der Maturitätsprüfung geholfen hat! Nein, keinen Augenblick warſt du verhaftet und biſt es auch nicht.

— Alſo kann ich weggehen?

— Weggehen? Wohin?

— In die Stadt. Ich hatte hier noch manches auszurichten.

— Ach was! In ſo einem elenden Neſt hatteſt du etwas auszurichten! Nein, nein, ich laſſe dich nicht los. Ich bin ſo froh einmal mit einem verſtändigen Menſchen und dazu noch altem Kameraden plaudern zu können. Und dann — du denkſt ja gewiſs noch heute nach Lemberg zu reiſen, nicht wahr?

Ich ſagte, es wäre bei mir noch nicht ganz ſo gewiſs, ich hätte darüber noch nicht gedacht.

— Ja, ja, du reiſeſt nach Lemberg, — ſagte er mit einer eigenthümlichen, halb bittenden, halb dictatoriſchen Betonung. — Und weißt du was? Wir haben ja von hier volle ſechs Meilen zu der nächſten Bahnſtation. Ein ſchönes Neſt, nicht wahr? Alſo was ich dir ſagen wollte — ja! Ich gebe dir meine eigene Equipage, ſie wird dich in drei Stunden zur Station bringen. Haſt alſo noch eine ganze Stunde Zeit und bleibſt bei mir. Ausgemacht, ausgemacht. Du darfſt nicht widerſprechen!

Ein dreimaliges Klopfen erſcholl an der Thür.

— Was iſt das? — murmelte der Bezirkshauptmann und blickte auf die Uhr. — Aha, es iſt gewiſs der Gemeindevorſteher aus K.!

Und ſich zu mir wendend, ſprach er mit nicht geringem Stolze:

— Sieh nur zu, mein Lieber, du ſollſt [illegible] in einige Arcana meiner inneren Politik eingeweiht werden. Ich hoffe, daſs du das im Vertrauen behältſt — übrigens wie es dir gefällt [illegible]

Digitized by Google

ich thue. Alſo fürs erſte ſollſt du einen Beweis haben, welche Pünktlichkeit im Dienſte bei mir herrſcht. Du haſt ja gehört, daſs eben an der Thür geklopft wurde. Sieh nur, es iſt gerade zwölf Uhr, und für dieſe Stunde habe ich vor einer Woche den Gemeindevorſteher aus K. zu mir beſtellt, damit er mir Rapport gebe, wie die geſtrigen Gemeindewahlen in ſeiner Gemeinde ausgefallen ſind. Laſs ſehen, ob er es iſt.

Das Klopfen erſcholl zum zweitenmal, und auf den Ruf des Herrn Bezirkshauptmannes erſchien richtig der betreffende Gemeindevorſteher und blieb nahe bei der Schwelle ſtehen, nachdem er einen tiefen Bückling gemacht hatte.

— Nun? — herrſchte ihn der Herr Bezirkshauptmann an. Der Bauer ſchwieg und machte einen zweiten, noch tieferen Bückling. Der Herr Bezirkshauptmann erhob ſich von ſeinem Sitz und näherte ſich dem Bauer.

— Nun, wie iſt es ausgefallen?

— Bitte, Herr Bezirkshauptmann, ich kann nichts dafür. Die Erregung im Dorfe war groß. Ich muſste alle Mittel aufbieten, — ſtotterte verlegen der Bauer.

— Nun, wie iſt es ausgefallen? — donnerte der Herr Bezirkshauptmann.

— Die Partei vom Leſeverein hat geſiegt.

In dieſem Augenblicke blitzte es zweimal im Zimmer. Es war der Brillant an dem Ringe des Herrn Bezirkshauptmannes, welcher im Sonnenlicht blitzte bei der zweimaligen heftigen Bewegung ſeiner Rechten. Und gleichzeitig erfolgte eine zweimalige ſtarke Detonation. Es waren zwei ſchallende Ohrfeigen, welche der Herr Bezirkshauptmann auf die beiden Geſichtshälften des Gemeindevorſtehers herabfallen ließ.

— Du Schuft! Da haſt du! Und gleich marſch und mache einen Proteſt gegen dieſe Wahl!

— Iſt ſchon gemacht, Herr Bezirkshauptmann, — ſagte der Bauer, welcher die Ohrfeigen als etwas ganz Ordnungsmäßiges und von der Amtswürde Unzertrennliches hingenommen hatte.

— Schon gemacht? Wo iſt er?

Der Bauer wickelte aus einem großen Tuche, welches er aus ſeiner Dachsledertaſche hervorgenommen hatte, erſt ein großes Paket, aus demſelben ein kleines Buch heraus und holte aus demſelben einen beſchriebenen Bogen Papier hervor, den er dem Herrn Bezirkshauptmann mit einem tiefen Bücklinge einhändigte.

Der geſtrenge Herr überflog das Papier mit ſeinem Adlerblicke, legte es regelrecht zuſammen und ſagte:

— Es iſt gut. Du kannſt gehen.

Und der Bauer gieng, einen horizontalen Halbkreis mit ſeinem Oberkörper beſchreibend, zur Thür hinaus.

— Siehſt du, mein Lieber, das iſt meine Bauernſchule, — ſagte der Herr Bezirkshauptmann zu mir mit einer wahren Triumphmiene. — So muſs mit dieſem Volk verfahren werden. Ich weiß du wirſt mir gleich mit deinen Principien dreinreden, aber ich ſage dir, es iſt alles Unſinn. Das Leben iſt ein praktiſcher Lehrmeiſter, und die Stellung eines Bezirkshauptmannes iſt nicht weniger ſchwierig, nicht weniger verantwortungsvoll, als die eines Commandanten im Kriege. Ruhe und Ordnung muſs um jeden Preis erhalten werden!

— Ich dachte, daſs auch Geſetze dabei beobachtet werden müſſen — wendete ich ein.

— Ach, was, Geſetze! — fuhr es dem Herrn Bezirkshauptmann aus dem Munde, dann machte er aber eine Miene wie Einer, der Pfefferkörner zerbeißt, und ſprach:

— Na, ja, natürlich! Geſetze! Aber es iſt ja dasſelbe, was ich geſagt habe. Ruhe und Ordnung — Geſetz und Propheten ſtecken ja drin. Denn was iſt Ruhe und Ordnung? Daſs wir die Gemeinden nichts Beſonderes zu [illegible] haben, daſs ich ſie nicht bei Nacht und Nebel [illegible] muſs, daſs man mir niemanden in Handſchellen herbeiführt, daſs ich keine Protokolle ſchreiben, keine [illegible] verhängen, keine Ohrfeigen [illegible] muſs. Verſtehſt du, daſs mir das alles eine beſondere Freude macht? Du kannſt das ja an dir ſelbſt ſehen. Ich [illegible] und habe eine [illegible] Hochachtung für dich! [illegible] in meinen Bezirk zu kommen und haſt gar nicht daran gedacht, daſs ich das nicht [illegible] kann! Geſetz hin und Geſetz her, aber [illegible] das merke du dir ein für allemal [illegible].

Es lag ſo viel wahre [illegible] Worten, daſs ich [illegible] [illegible]

— Verzeihe, mein Lieber, ich kann es nicht zulaſſen, daſs du über eine unbeſcholtene Autonomiebehörde ſo ſprichſt! Alles, was du ſoeben geſagt haſt, iſt nicht wahr, kann nicht wahr ſein. Der Bezirkslustrator hat alle dieſe ſinnloſen Beſchwerden unterſucht und ihre Unwahrheit protokollariſch conſtatiert. Das iſt Ordnung und dabei muſs ich Ruhe haben.

— Auch wenn der Luſtrator dieſe amtliche Reinwaſchung gegen ein ſchönes Handgeld vollzogen hat? — fragte ich.

— Wieder eine Inſinuation, die du nicht beweiſen kannſt! Uebrigens was geht mich der Luſtrator an! Er iſt nicht mein Untergebener und ich hafte nicht für ſeine Ehrlichkeit.

— Ich beginne ſchon zu begreifen, — ſagte ich. — Eines nur iſt mir noch ein wenig unklar. Herr Bezirkshauptmann haben ſelbſt geſagt, daſs gegen den Gemeindevorſtand von K. Klagen vorgebracht worden waren und der Luſtrator ins Dorf geſchickt werden muſste. Sein amtlicher Bericht hat die Sache ganz in Ordnung gebracht. Nun möchte ich wiſſen, ob Herr Bezirkshauptmann ſelbſt perſönlich von der Wahrheit dieſes Berichtes überzeugt ſind?

— Ich? Perſönlich? — fragte verwundert der Bezirkshauptmann. — Nun, perſönlich — aber was geht dich eigentlich meine perſönliche Meinung an?

— Herr Bezirkshauptmann haben ja gewiſſermaßen Partei ergriffen in dem Streite welcher in jenem Dorfe zwiſchen der Ausbeuterclique und einer Gruppe jüngerer, mehr gebildeter Bauern, der ſogenannten „Leſevereinpartei", geführt wird.

— Ach, ſprich mir nicht von dieſen verdammten Burſchen! Lauter Grobiane, Wilddiebe und verdrehte Köpfe. Radicale nennen ſie ſich. Na, ja, deine Schule, mein Lieber! Ja, freilich, deine Schule! Aber ich ſage dir, du darfſt gar nicht ſtolz ſein auf ſie. Es ſind ganz gemeine Menſchen, welche nur deswegen Oppoſition ſpielen, weil ſie vor Neid berſten, daſs nicht ſie, ſondern die Alten im Dorfe regieren.

— Ihre Seelen und ihre Beweggründe kenne ich nicht. Ich weiß nur, daſs ſie ſolche elementare Sachen fordern, wie Abrechnung der Gemeindecaſſe, öffentliche Licitationen der Gemeindegründe u. ſ. w. Deswegen hat ſich der größte Theil der Dorfbewohner ihnen angeſchloſſen, und dieſe Mehrheit hat auch bei den Wahlen geſiegt. Ich fürchte, wenn jetzt dieſe Wahl annulliert wird, daſs es im Dorfe zu ernſten Unruhen kommen kann.

— Ha, ha, ha! — lachte der Herr Bezirkshauptmann laut auf. — Unruhen, ſagſt du! Verzeih', aber ich muſs lachen! Ha, ha, ha! Bei mir Unruhen! In meinem Bezirke — ernſte Unruhen! Na, da kennſt du die Bauern gar nicht. Hab' keine Furcht, mein Lieber. Ich bin noch Herr genug über ſie, daſs ſie nach meiner Pfeife tanzen müſſen und nicht ich nach ihrer. Die Wahl wird caſſiert, das iſt ſo ſicher, wie Amen im Paternoſter, und der bisherige Gemeindevorſteher muſs wiedergewählt werden.

— Welchen Zweck kann aber eine ſolche Politik haben? — fragte ich verwundert. — Ich ſage „Politik", weil mir die Bauern gleich im erſten Geſpräch ein ganzes Dutzend Dörfer namhaft machten, wo, wie ſie ſagten, notoriſche Diebe, Schwindler, Gewaltthäter als Gemeindevorſteher jüngeren und von den Behörden ſichtlich protegiert werden.

— Es iſt nicht wahr, mein Lieber. Einfach nicht wahr. Notoriſche Diebe! Welcher von ihnen wurde je des Diebſtahles oder der Veruntreuung überwieſen? Und wenn ich keine Beweiſe in der Hand habe, wie darf ich ſolche Männer beleidigen? Und übrigens — wie denkſt du, mein Lieber? — würde ſich einer von dieſen deinen Radicalen eine ſolche Behandlung gefallen laſſen, wie ich ſie heute dem K.er Gemeindevorſteher habe angedeihen laſſen?

— Gewiſs nicht.

— Aha! Da haſt du's! Da ſiehſt du! Du wirſt alſo begreifen, daſs ich im Intereſſe der Ruhe und Ordnung beſorgt ſein muſs, ſolche Leute zu meinen Werkzeugen zu wählen und zu erhalten, welche mir am beſten an die Hand gehen. Darum bin ich da und dafür bin ich verantwortlich.

Das Geſpräch drohte zuletzt noch ganz intereſſant zu werden, plötzlich aber blickte der Herr Bezirkshauptmann auf die Uhr und ſprach:

— Ja, mein Lieber, aber es iſt ſchon Zeit, daſs du aufbrichſt.

Er läutete. Gendarm [illegible] erſchien.

— Gehen Sie zum Kutſcher in den Stall und ſagen Sie ihm, er ſoll gleich anſpannen. Er wird den Herrn da zur Bahn [illegible] auch mit, begleiten den Herrn, aber außer[illegible]

— [illegible] Herr Bezirkshauptmann.

[illegible] weggegangen war, ſprach der Bezirks[illegible] Miene:

[illegible] gewiſs dieſe ganze Affaire in Zeitſchriften [illegible] klagen. . . .

[illegible] Warum es thun, mein Lieber, kannſt [illegible] nicht ſchaden.

[illegible]

Digitized by Google

— Na, und dir ſelbſt! . . . Wird dir damit etwas geholfen? Was geſchehen iſt, das kann dir ja niemand wegnehmen.

— Vielleicht wird es für die Zukunft etwas helfen.

— Für die Zukunft? Na, du kannſt ſicher ſein, ſolange ich hier Herr und Commandant bin im Bezirke ſolange darfſt weder du, noch irgend einer von Deinesgleichen dieſen Boden ungehindert betreten. Ich werde mich gegen euch wehren, wie gegen eine Peſt und werde ſchon Mittel finden. . . . Und verantworten werd' ich's auch, deſſen kannſt du ſicher ſein. Und was dich ſelbſt anbelangt — hier wurde er ganz vertraulich und drückte mich an ſeine Bruſt — ich möchte dir herzlich rathen, mein Lieber, laſs die ganze heutige Affaire in den Brunnen der Vergeſſenheit fallen. Wer weiß, es werden vielleicht Fälle kommen in deinem Leben, wo es dir helfen kann — wo es dir wohlthun wird, wenn es dir angerechnet werden wird. Ich wiederhole dir, mir wirſt du nicht ſchaden, wenn du aber ſchweigſt, ſo wird es dir an ſehr, ſehr hoher Stelle zugut geſchrieben werden. Denn wiſſe — hier gieng ſeine Rede in ein geheimnisvolles Flüſtern über — das, was dir heute widerfuhr, es iſt nicht mein eigener Wille, ſondern. . . . Na, genug, der Reſt iſt Amtsgeheimnis.

Als ich in Begleitung des Gendarms in den Hof hinabkam und den prächtigen, gedeckten Wagen des Herrn Bezirkshauptmannes beſtieg und derſelbe ſich langſam in Bewegung ſetzte, kollerte der aufgeblaſene Truthahn in einem fort recht grimmig, ſcharrte den Boden mit den Flügeln und bildete ſich offenbar ein, nicht nur den ganzen Hof, ſondern auch die ganze Stadt und den ganzen Bezirk zu beherrſchen und unter der Zuchtruthe ſeines Grimms zu halten.

Exportbeſtrebungen.*)

Ein hervorragender Exportinduſtrieller hat in der vorletzten Nummer der „Zeit" eine Anregung vorgebracht, wie eine Kräftigung und Ausdehnung unſeres Exportes durch Privatinitiative angebahnt werden könnte. Der Vorſchlag lehnt ſich an eine mit Recht gerühmte franzöſiſche Inſtitution an, durch welche bedeutende Mittel für Exportzwecke aufgebracht und die Handelsbeziehungen Frankreichs mit dem Auslande in hohem Maße erweitert und befeſtigt wurden. Eine ähnliche Inſtitution, ein öſterreichiſcher Reichsexportfonds, ſoll uns die Mittel zur Belebung unſeres Exporthandels und zur Gewinnung neuer ausländiſcher Abſatzgebiete verſchaffen. Der Vorſchlag erhebt alſo nicht den Anſpruch auf Originalität, es ſoll vielmehr nur ein bewährtes Beiſpiel nachgeahmt werden, und wenn die Vorbedingungen hier wie dort die nämlichen ſind, ſo müſste ja hier die ſelbe Inſtitution den gleichen Erfolg haben. Ob nun bei uns die ſelben Vorausſetzungen für eine derartige Action vorhanden ſind, wie in Frankreich möchte ich hier unuterſucht laſſen. Bleiben wir bei der Betrachtung der öſterreichiſchen Verhältniſſe. Nach dem Vorſchlage des Herrn Mandl hätten nicht ausſchließlich diejenigen, in deren Händen das Exportgeſchäft liegt oder liegen ſoll, ſondern viel weitere Kreiſe, die entweder nur in ſehr entfernten oder in gar keinen Beziehungen zum Warenexporte ſtehen, zur Schaffung des Fonds durch Geldzuwendungen beizutragen. Es wäre alſo unter Hinweis auf die wichtige Rolle, welche der Exporthandel im wirtſchaftlichen Leben der großen Staaten ſpielt, wieder einmal an den Patriotismus der Einſichtigen zu appellieren und den edlen Spendern und Wohlthätern namens des betreffenden Comités den Dank des Vaterlandes zu verheißen. Ob trotzdem die nothwendigen Beiträge in dem erwarteten und hinreichenden Maße einfließen würden, iſt zumindeſt ſehr zweifelhaft. Denn Induſtrie und Handel zählen ja bekanntlich in unſerem Heimatlande ſo wenig Freunde, daſs die Errichtung eines den heutigen Verhältniſſen entſprechenden Fonds, deſſen Haupttheil durch Spenden beſchafft werden ſollte, gewiſs ein frommer Wunſch bleiben wird. Andererſeits ſoll es, meines Erachtens, auch nicht das Ziel der öſterreichiſchen Exportinduſtrie ſein, durch Wohlthaten und Geſchenke zur Blüte zu gelangen. Sie wäre ſehr wohl in der Lage, das Intereſſe weiterer Kreiſe für den Außenhandel aus rein praktiſchen Gründen zu erwecken.

Schon bei verſchiedenen Anläſſen iſt von ſachkundigen Männern der Praxis das Project der Errichtung eines großen Geldinſtitutes für die Bedürfniſſe des Exporteurs erörtert worden, das Project einer Exportbank, deren Hauptaufgabe es ſein ſoll, den jüngeren aufſtrebenden, nicht genügend capitalskräftigen Exporteuren billiges Capital zu verſchaffen. Denn für die Hebung unſeres Exportes iſt in erſter Linie die Erweiterung des Kreiſes unſerer Exporteure nöthig. Die geringe Anzahl unſerer capitalskräftigen Exporteure haben meiſtens zugeſtandenermaßen nicht die Abſicht, das von ihnen bisher cultivierte Arbeitsfeld noch zu vergrößern. Ein großer Theil der hervorragenden öſterreichiſchen Fabrikanten findet es überhaupt nicht nothwendig, nach dem Ausland zu verkaufen, da ſie für ihre Producte im Inlande das ſtärkſte Abſatzgebiet haben und ſolange noch nicht gezwungen ſind, andere Märkte aufzuſuchen. Der große capitalkräftige Induſtrielle braucht alſo nicht den Exporteur, er kann ihn mit eigenen Mitteln pflegen. Dem kleinen Induſtriellen aber, der, von Unternehmungsgeiſt beſeelt, ſeine Producte ſelbſt in die entlegenſten Gebiete ſehr gerne hinausſenden möchte, ſteht nicht das Capital zur Verfügung, welches zur Erreichung dieſes Zweckes unumgänglich nothwendig iſt. Von den beſtehenden Bankinſtituten vermag der kleinere Induſtrielle für ſich nicht den Credit zu erlangen, den er benöthigt, um ſeinerſeits nach dem Auslande und insbeſonders nach den überſeeiſchen Gebieten Credite gewähren zu können. Und trotz aller Vorzüge einer ganzen Reihe öſterreichiſcher Erzeugniſſe iſt er nicht in der Lage, ſeinem Unternehmen jene Ausdehnung zu geben, die es leicht erreichen könnte, wenn ihm durch das oben erwähnte Creditinſtitut ausreichende Geldmittel eingeräumt würden. Durch die Errichtung dieſer Exportbank würde viel raſcher der lang erſehnte Aufſchwung unſeres Exporthandels herbeigeführt, als durch all die Actionen, welche durch den von Herrn Mandl vorgeſchlagenen Reichsexportfonds in Scene geſetzt werden könnten. Gibt ja Herr Mandl zu, „daſs Exportactionen immer etwas Miſsliches an ſich haben, da der geſunde Export aus der Kraftfülle des Volkes und der Leiſtungsfähigkeit ſeiner Induſtrie ungezwungen hervorgehen muſs". Da es uns ferner auch an jungen, tüchtigen Kaufleuten, welche genügende Kenntniſſe des Exportgeſchäftes beſitzen, nicht fehlt, und die daher mit allem Eifer und richtigem Verſtändniſſe dem directen Exporte heimatlicher Erzeugniſſe obliegen würden, ſo möchte ich gegenüber dem Vorſchlage des Herrn Mandl die Aufmerkſamkeit der maßgebenden Factoren und der intereſſierten Kreiſe neuerdings auf das, wie erwähnt, bereits längſt ventilierte Project der Errichtung einer Exportbank lenken.

Ein weiterer Gegenſtand, welcher in den Ausführungen des Herrn Mandl erörtert iſt, fordert zur näheren Beleuchtung der fraglichen Verhältniſſe heraus. Wenn bei uns über die Stagnation des Außenhandels geſprochen wird, ſind es in erſter Linie die Conſulate, welche in der Regel dafür verantwortlich gemacht werden. Herr Mandl führt zwar auch andere ſchwerwiegende Urſachen für den Niedergang unſeres Exportes an, kann ſich jedoch nicht verſagen, durch Erzählung zweier Vorkommniſſe den Nachweis zu verſuchen, daſs der gegen unſere Conſulate erhobene Vorwurf „der mangelhaften, ja oft gänzlich mangelnden Wahrung unſerer commerziellen Intereſſen durch dieſelben" ein berechtigter ſei. Die beiden erzählten Fälle ſind ja recht betrübend, aber es wird wohl ſchwerlich allgemein anerkannt werden, daſs damit der erwähnte Nachweis gelungen ſei. Ich möchte aber auch Einiges zur Charakteriſierung unſerer Conſulate beitragen, das die Thätigkeit der Conſuln in einem ganz anderen Lichte erſcheinen läſst. Hören wir, was zum Beiſpiel der öſterreichiſch-ungariſche Generalconſul in Rio de Janeiro in ſeinem letzten Jahresberichte ſchreibt:

„. . . . . Es mögen wohl ein paar Dutzend Reiſende aus Oeſterreich-Ungarn jährlich Braſilien beſuchen, dem Schreiber dieſes Berichtes iſt aber davon ſehr wenig bekannt geworden. Unſere Handlungsreiſenden ſcheinen principiell die k. und k. Conſulate im Auslande zu meiden. Während der ganzen Dienſtzeit des Verfaſſers iſt es ihm nur einmal vorgekommen, daſs der Reiſende einer großen öſterreichiſchen Firma auf das Conſulat ſich begab, und dies geſchah nur zu dem Zwecke, um anzufragen, ob Briefe für ihn eingetroffen ſeien.

Ein anderer öſterreichiſcher Handlungsreiſender, den Schreiber dieſes durch Zufall kennen lernte, erklärte, daſs er und alle ſeine Collegen die Conſulate grundſätzlich meiden. Hiefür könne er zwar keine Gründe anführen, es ſei aber zwecklos, den Conſul zu beſuchen, und man verliere mit ihm viel Zeit, um ihm vielleicht Aufklärungen zu geben, die dem Reiſenden ſelbſt oder deſſen Firma keine Vortheile bieten können.

Muſtercollectionen der Handlungsreiſenden werden von dieſen ſorgfältigſt vor dem Angeſichte des Conſuls verwahrt. Jedem ausländiſchen Kaufmann, ja jedem Käufer werden die Muſtercollectionen recht deutlich vor Augen geführt und alle möglichen gewünſchten und nicht gewünſchten Auskünfte über die Waren ſelbſt, Preiſe u. dgl. ertheilt, nur der Conſul darf die Muſter nicht ſehen, nur ihm gegenüber muſs man im Ertheilen der verlangten Auskünfte mit der größten Vorſicht vorgehen, da der Conſul gewiſs das Geſehene und Gehörte zum Vortheile der Concurrenten in der Heimat und daher zum Nachtheile des Reiſenden ſelbſt und des ihn entſendenden Hauſes ausnützen wird.

Wie ſehr eine ſolche Furcht und Scheu widerſinnig iſt, ſei Anderen zu beurtheilen überlaſſen.

Der Conſul aber, der mehrere Jahrzehnte hindurch im Auslande thätig iſt und nur ſelten auf kurze Zeit zur nothwendig gewordenen Erholung oder zur Herſtellung ſeiner Geſundheit in die Heimat zurückkehrt, muſs durch ein derartiges Benehmen der Handlungsreiſenden nach und nach jede genaue Vorſtellung über die Leiſtungsfähigkeit unſerer einheimiſchen Induſtrien verlieren und kann ſich niemals durch eigene Anſchauung [illegible] Kenntnis verſchaffen. Er wird dadurch in die Unmöglichkeit verſetzt, unſeren Exporteuren Rathſchläge oder Winke zu ertheilen, [illegible] die Erzeugung dieſer oder jener Ware, der Einführung dieſes oder jenes Productes hinzuweiſen, und verliert [illegible] Fühlung mit dem vaterländiſchen Kaufmannsſtande.

Der Conſul iſt [illegible] Concurrenten, er verlangt nicht die Beſichtigung von [illegible] oder Fabriksgeheimniſſen, [illegible] wie er von dem Reiſenden, noch der [illegible] Firma [illegible] kann, will oder darf.

Nach Anſicht des Verfaſſers ſollte hingegen jeder Handlungsreiſende ſchon von Hauſe aus [illegible] werden, nach Thunlichkeit und wenigſtens in den wichtigſten Handelsplätzen des Auslandes den öſterreichiſch-ungariſchen Conſul zu beſuchen, um [illegible] Beſichtigung ſeiner Muſtercollection einzuladen und [illegible] Auskunft zu erbitten.

*) [illegible]

Digitized by Google

Wenn hieraus keine directen, unmittelbaren Vortheile für die betreffende Firma abgeleitet werden können, ſo laſſen ſich dennoch diejenigen nicht verkennen, welche unſerem Exporthandel im allgemeinen dadurch entſtehen würden, daſs der Conſul im fortwährenden Contacte mit landesmänniſchen Kaufleuten ſich befindet und über die Fortſchritte und Neuerungen, Productions- und Leiſtungsfähigkeit unſerer Induſtrien auf dem Laufenden erhalten wird ....“

Der öſterreichiſch-ungariſche Conſul in Ruſtſchuk läſst ſich in einem kürzlich eingelaufenen Berichte folgendermaßen aus:

„Die von hier aus an die öſterreichiſch-ungariſche Geſchäftswelt, ſpeciell bezüglich der Geſchäftsentrirung mit nicht genügend accreditirten Agenten, ergangenen Warnungen bleiben vielfach unberückſichtigt. Es werden in unvorſichtiger Weiſe mit neu entſtandenen Agenturen Geſchäftsverbindungen angeknüpft, das Conſulat wohl manchmal um ſeine Meinung befragt, bedauerlicherweiſe hat dieſes aber oft Gelegenheit, die Wahrnehmung zu machen, daſs günſtige Auskünfte und Empfehlungen nicht berückſichtigt wurden, ungünſtige die Anfrager nicht abgehalten haben, auf anderweitige Informationen hin dennoch mit der angefragten Firma in Verbindung zu treten. Hinterdrein, wenn der Ausgang ein ungünſtiger iſt, wird das Conſulat um Abhilfe beſtürmt. Gelingt es nicht, eine Remedur zu ſchaffen, was bei einer derartigen Lage der Dinge meiſt ſelbſtredend der Fall iſt, ſo wird die Schuld dem Conſulat zur Laſt gelegt. Hier einige Beiſpiele: Eine hervorragende inländiſche Handelsinſtitution wollte vor einiger Zeit einen Vertreter am hieſigen Platze beſtellen. Um ſeine Meinung befragt, ertheilt das Conſulat eine abrathende Auskunft. Trotzdem wurde der Angefragte zum Vertreter erwählt. Das Conſularamt erhob hierauf nochmals ſeine warnende Stimme dagegen, weil ihm der erwählte Vertreter als ein höchſt übelbeleumundetes Individuum bekannt war. Die Warnung blieb unberückſichtigt, doch ließen die Conſequenzen nicht lange auf ſich warten. Einen Monat nach der Ernennung hatte dieſe berühmte Agentur bereits über 1500 Francs an für Rechnung ſeiner Mandatare eincaſſirten Geldern unterſchlagen und außerdem ſeine Auftraggeber noch um mehrere tauſend Francs geſchädigt. Nun hieß es ganz lakoniſch, das Conſulat wolle wegen dieſer Unterſchleiſe die ſtrafgerichtliche Verfolgung bei dem competenten Gerichte (zur Ehre unſerer heimiſchen Geſchäftswelt ſei es geſagt, daſs der Agent nicht öſterreichiſcher oder ungariſcher Staatsbürger war) veranlaſſen. Ein weiteres Beiſpiel, welches ganz unglaublich klingt, iſt folgendes: Vor einiger Zeit erſchien der Geſchäftsreiſende einer öſterreichiſchen Firma hier, um über eine hieſige, neu gegründete Agenturfirma Informationen einzuholen. Man rieth ihm ab, zumal der eine Compagnon ſeinerzeit als Angeſtellter eines ausländiſchen Hauſes daſſelbe notoriſch geprellt hat, der zweite dagegen ein ganz unerfahrener junger Mann iſt. Die Mahnung blieb aber trotzdem unbeachtet, weil, wie geſagt wurde, die Agenturfirma „„vertrauenerweckend **geſchrieben**““ habe.“ Sapienti sat.

Nun ſei noch ein intereſſantes Beiſpiel angeführt: Eine Handelskammer wandte ſich im Laufe dieſes Jahres an das öſterreichiſch-ungariſche Generalconſulat in Cairo mit dem Anſuchen, ihr die geeigneten Maßnahmen zur Hebung der Handelsverbindungen zwiſchen Oeſterreich-Ungarn und Egypten bekanntzugeben. Das genannte Conſularamt hätte ſich nun die Beantwortung dieſer Anfrage ſehr leicht machen können. Es war nämlich in der angenehmen Lage, darauf verweiſen zu können, daſs die einzelnen Punkte der Anfrage faſt vollſtändig in den Conſularberichten, namentlich in den Jahresberichten der Conſularämter in Cairo und Alexandrien bei verſchiedenen Anläſſen wiederholt beantwortet worden ſeien, ſo daſs die Kammer, wenn ſie ſich mit der Lectüre dieſer Berichte befaſst hätte — was das Conſularamt doch füglich von ihr vorausſetzen darf — ſich die ganze Anfrage erſpart haben würde.

Die Vorführung dieſer Fälle ſoll nicht etwa wieder beweiſen, daſs unſere Conſuln durchwegs unfehlbar ſind; aber wie ſchwer ihnen oft die Erfüllung ihrer Pflicht gemacht wird, geht aus den vorſtehenden Beiſpielen zur Genüge hervor. Von einigen Honorar-Conſulaten abgeſehen, [illegible] Conſulate ſchon durch die vorgeſchriebenen Monats-, Quartals- und Jahresberichte, von welchen namentlich die letzteren eine [illegible] Zahl von Anregungen und Informationen [illegible] enthalten, unſeren Exportintereſſen ſo [illegible] [illegible] ihrer Thätigkeit [illegible] [illegible] auch wenn [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] ganze [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

Wenzel [illegible]

Die Koſaken von Kobeljaki.

[illegible]

der großen Höfe, zur Erbtheilung zu gleichen Theilen. Da die Hypothek, welche zur Abfindung der Geſchwiſter in Deutſchland dient, fehlt, ſo bedeutet Erbtheilung überall in Ruſsland Realtheilung des Grund und Bodens, damit die Gefahr unwirtſchaftlicher Zerſplitterung. Man beklagt die Entſtehung fragwürdiger Exiſtenzen an Stelle wohlhabender Höfe, die ihre Glieder reichlich ernährten.

In der That ſehen wir aus dieſem Grunde, beſonders in Großruſsland, Gemeinden, Behörden und Geſetze den Familientheilungen entgegenarbeiten, freilich mit geringem Erfolge. Denn wo in der großen Familie einmal Unfrieden eingezogen iſt, wo der Alte ſeine Autorität thatſächlich verloren hat, was kein Geſetz verhindern kann, da iſt der wirtſchaftliche Niedergang ſicher beſiegelt, und iſt es immerhin noch beſſer, wenn die uneinigen Genoſſen theilen; den arbeitſameren unter ihnen iſt dann wenigſtens auf dem Boden der kleinen Familie die Möglichkeit des Emporſtrebens gegeben.

Bei den Koſaken Kobeljakis iſt von einem Widerſtand der Gemeinden gegen die Familientheilung keine Spur mehr zu finden; denn die kleine Familie iſt völlig in das Rechtsbewuſstſein der Bevölkerung übergegangen. Merkwürdigerweiſe aber ſind die Wirkungen der in Kobeljaki herrſchenden Erbtheilung an Grund und Boden keineswegs ſo ungünſtig, wie die ruſſiſchen und zahlreiche weſteuropäiſche Agrarſchriftſteller fürchten. Zwar iſt zuzugeben, daſs die häufigen Familien- und Erbtheilungen ſicherlich mitgewirkt haben, hier jene breite untere Schicht, die wir kennen lernten, jene ſogenannten „kraftloſen Höfe“ zu ſchaffen; die Theilung hat gewiſs manchen ſchwächeren Hof wirtſchaftlich gänzlich vernichtet. Die beſtehende Ordnung ermöglicht damit freilich auch dem Verarmten eine gänzliche Loslöſung vom Lande, welches ihm unter der Herrſchaft des Gemeindebeſitzes häufig wie eine Feſſel am Bein hängt.

Auf der anderen Seite dagegen ſteht die Thatſache feſt, daſs im bereiſten Bezirke das Syſtem der Familien- und Erbtheilung keineswegs die Entſtehung größerer und kräftigerer Wirtſchaften verhindert hat. Im Gegentheil iſt nach den ſtatiſtiſchen Unterſuchungen der Landſchaft anzunehmen, daſs in den letzten Jahrzehnten bei den Koſaken des Bezirks die Zahl und die Bedeutung der größeren Betriebe zugenommen hat. Lediglich die mittleren Wirtſchaften haben nach oben und unten abgegeben, und die reicheren Koſaken haben ſich auf Koſten der mittleren entwickelt.

Ueber die Gründe dieſer merkwürdigen Erſcheinung im Kobeljakiſchen kann ich auf Grund von Reiſebeobachtungen lediglich Vermuthungen aufſtellen, ohne die Frage zu erſchöpfen. Als Producent einer marktgängigen Ware, des Weizens, im Beſitz von Bargeld, baut der Koſak die durch Familientheilung zerfallenden größeren Betriebe durch Pachtung oder Zukauf von Gutsland wieder neu auf: eine völlig geldwirtſchaftliche Exiſtenz. Dabei iſt Land für ſeine Ausbreitung im Ueberfluſs vorhanden, weil der Koſak ſeine weniger geldwirtſchaftlichen Nachbarn aufkauft. Dem adeligen Gutsbeſitzer iſt er dadurch überlegen, daſs er die Koſten „ſtandesgemäßen“ Unterhaltes nicht kennt; „er lebt wie ein Spartaner“ ſagte mir ein Kenner der Verhältniſſe im Bezirk. Obgleich er keine franzöſiſchen Romane lieſt und nicht von deutſchen Gouvernanten erzogen iſt, zeigt er innerlich weit mehr als der weiche, in einer Exiſtenz vom Staate abhängige Kleinadel jene Fähigkeit wirtſchaftlicher Selbſtbehauptung, welche der Graf Tolſtoi als „Grauſamkeit“ am Weſteuropäer tadelt.

Aber auch auf dem Boden des Bauernlandes können die kräftigeren Koſakenwirtſchaften Eroberungen machen; was in Weſteuropa der Abzug in die Stadt, das bedeutet hier die Auswanderungsmöglichkeit, welche das Land immer wieder von ſchwächeren und ärmeren Elementen reinigt. Der maſſenhafte Abfluſs der unterſten Schichten nach dem Neulande des Oſtens erleichtert gewiſs die Zuſammenfaſſung ihrer zurückbleibenden Parcellen zu kräftigeren Betrieben. Eine große Beweglichkeit des Bodens iſt die Vorausſetzung dieſes Syſtems; in der That hörte ich vielfach Klagen über die [illegible] der Grundſtücke, welche trotz geſchehener Vermeſſung in 10—15 Jahren wieder erforderlich iſt.

Es [illegible] ſich alſo hier unter gänzlich verſchiedenen Verhältniſſen eine [illegible] Erbtheilung, [illegible] auf weſtdeutſchem und franzöſiſchem Boden wahrnehmen: der geldwirtſchaftliche Charakter der [illegible] [illegible] der [illegible] Erbtheilung und des [illegible] [illegible] die Durchſchnittsgröße der Betriebe [illegible]

[illegible] Folge, deren Vor[illegible] [illegible] des ruſſiſchen [illegible] der weitgehenden [illegible] — Rechte, [illegible] der Gemeinde und [illegible]

[illegible] an die frühere Bedeutung der [illegible] Boden des Koſakenlandes. [illegible] Bearbeitung der Ge[illegible] der Wieſen [illegible] des Heues zu gleichen [illegible] gemeinſame Bebauung von [illegible] der Getreidemagazine [illegible]

Digitized by Google

lich werden die Gemeindeländereien verpachtet und allenthalben beſteht die Neigung zur gänzlichen Auftheilung des Gemeinbeſitzes unter die Genoſſen.

Hin und wieder wird noch — ein Reſt der alten communiſtiſchen Nutzung des Bodens — das Recht jedes Genoſſen anerkannt, auf dem Gemeindelande eine Wohnſtätte, Haus und Garten ſich anzulegen und zwar ohne Entſchädigung an die Gemeindecaſſe. Heute wird in den meiſten Gemeinden nur mehr gegen Zahlung, in anderen überhaupt nicht mehr Gemeindeland zur Neuanſiedelung hergegeben.

Am längſten erhielten ſich hier wie anderwärts die Rechte der Gemeinde hinſichtlich der **Weide**. Nach den Mittheilungen des beſten örtlichen Sachkenners, Herrn Waſilenko, erſcheint das gegenwärtige Syſtem der Einzelſiedelung verhältnismäßig jungen Datums; früher herrſchte Dreifelderwirtſchaft; damit befanden ſich alle Gemeindegenoſſen unter dem Zwange, ein Drittel der Flur jährlich als Brache liegen zu laſſen; auf dieſer Weide hatte jeder das Recht, ſoviel Vieh als er hatte, zu weiden — ohne Beſchränkung der Stückzahl, etwa nach der Größe des Landbeſitzes. Darüber hinaus lagen die gemeinſamen Weiden, die jungfräulichen „Steppen“, auf denen in alter Zeit jeder nach Belieben pflügen konnte, wo und ſoviel er wollte. Die hier angelegten Felder waren dem Flurzwang entzogen. So entſtanden vermuthlich zahlreiche Einzelhöfe. Indem die Steppen von einzelnen allmählich in Beſitz genommen und bepflügt wurden ergab ſich eine fortſchreitende Verminderung der Gemeindeweiden. Man gieng dazu über, neu Zugezogenen die Gemeindeweide zu verbieten oder nur gegen Geld zu geſtatten.

Ein weiterer Grund für die Entſtehung von Einzelhöfen war die Landvermeſſung. Dieſelbe ſprengte das alte Syſtem vollends und wirkte bei dem äußerſt geringen Wert der vorhandenen Baulichkeiten weiter in der Richtung der Auseinanderſiedlung. Sie legte alle Beſitzungen von mehr als 50 Deſſätinen zuſammen. Die Folge war Aufhebung des Flurzwanges für die größeren Wirtſchaften und Beſchränkung der Brachweide. Es iſt klar, daſs die kleineren und landloſen Wirte unter dieſer Einengung der Weide litten und zur Beſchränkung des Viehſtandes gezwungen wurden, ein weiteres Mittel ihrer Proletariſierung.

Dagegen konnte mit Sprengung der alten Landverfaſſung die Wirtſchaft der größeren Koſaken einen Charakter annehmen, ähnlich der früher kennen gelernten Wirtſchaft der deutſchen Coloniſten: äußerſte zeitweiſe Ausnutzung der Bodenkräfte zwecks möglichſt großer Getreideproduction für den Markt. Hievon hatte ich auf meinen Reiſen im Poltaviſchen wiederholten Anlaſs, mich ſelbſt zu überzeugen. Der Koſak baut vorwiegend Weizen und Gerſte als Verkaufsware, während er ſelbſt Roggenbrot iſst. Ueber die Hälfte der geſammten beſäten Fläche des Bezirkes iſt allein mit Weizen beſtellt, welcher auf der Nikolajeff'ſchen Bahn den Schwarzen Meerhäfen zufließt.

Dieſe Marktproduction führt zu rückſichtsloſer Ausdehnung des Getreidelandes unter Ausraubung der Bodenkräfte. Mit der Dreifelderwirtſchaft hat der einzel geſiedelte Koſak die regelmäßige Brache aufgegeben; er bebaut das Land ununterbrochen. Das einzige Mittel, um das Land zu erholen und zu reinigen, iſt der Buchweizen, der vor der Winterfrucht eingeſchoben wird. Ein beſtimmter Fruchtwechſel exiſtiert nicht. In der That wird der Schwarzerde oft Unglaubliches zugemuthet. Nicht ſelten ſäet man ſofort auf den Sommerweizen den Winterroggen, wobei die Saat vielfach noch im October vorgenommen wird. Reicht die Zeit nicht zur Beſtellung, ſo wird der Roggen ohne vorgängiges Pflügen auf die Stoppel geſäet und die Saat mittelſt der eiſernen Egge nur oberflächlich mit Boden bedeckt. Die meiſten der zahlreichen Maſchinen, welche eingeführt werden, haben ähnlich wie bei den deutſchen Coloniſten nur die Erſparnis von Arbeitskräften zum Zweck, nicht die intenſivere Bearbeitung des Bodens. Allenthalben findet man bei den wohlhabenden Koſaken Dreſchmaſchinen, Sortiermaſchinen und Mähmaſchinen. In gleicher Richtung liegt das Auftauchen des Bukkers, jenes mehrſcharigen Pfluges, welcher eine weit größere Fläche in gleicher Zeit zu bepflügen ermöglicht als der ſonſt übliche kleinruſſiſche Pflug. So techniſch unvollkommen die geſchilderte Bodenbearbeitung iſt, ſo hat ſie zeitweiſe ſchöne Ueberſchüſſe abgeworfen — ein Beweis dafür, daſs das techniſch Vollkommenere keineswegs immer das wirtſchaftlich Vorzuziehende iſt.

Jedoch zeigt ſich auch hier, was ſich anderwärts z. B. in Amerika gezeigt hat: auch die köſtlichſte Schwarzerde Rufslands iſt nicht unerſchöpflich; insbeſondere iſt hiein ein Beweis die Unmöglichkeit, Winterweizen auf länger bebauten, aber ungedüngten Feldern mit Erfolg zu ſäen. Auch hier wieder geht die energiſche Koſakenbevölkerung voran, der individuellen Landwirtſchaft einen civiliſierteren und weſteuropäiſchen Charakter zu verleihen. Dieſe Entwickelung iſt freilich in ihrem Fortgange davon abhängig, da bekanntlich beim Landbau Mehrproduction bei ſteigender Intenſität an verhältnismäßig größere Productionskoſten geknüpft iſt, daſs die Getreidepreiſe nicht dauernd unter ein gewiſſes Niveau herabſinken. Mehr als in anderen Bezirken der kleinruſſiſchen Schwarzerde finden wir in Kobeljaki heute bereits die Düngung in Anwendung, freilich nur bei den reicheren Koſaken, während die ärmere Bauernbevölkerung den Raubbau bis an die Grenzen der Möglichkeit fortſetzt. Bezeichnend hiefür iſt auch folgender Unterſchied: die reichen Koſaken kaufen heute vielfach neu arbeitende, deutſche Eiſenpflüge, ein wichtiger Fortſchritt in der Richtung auf Intenſität der Beſtellung; die proletariſierten Bauern dagegen geben ſogar den kleinruſſiſchen Holzpflug, welcher ein Ochſenpaar erfordert, auf, um zum großruſſiſchen Hackenpfluge (socha) überzugehen. Letzterer iſt das weit unvollkommenere Werkzeug, das die Erde nur oberflächlich ritzt, aber mit einem ſchwächlichen Pferdchen zu handhaben iſt.

Beſonders intenſive Bearbeitung verwendet der Koſak auf das dem Hauſe benachbarte Stück Gartenland. In dieſer Hinſicht iſt der Unterſchied zwiſchen der Wohnſtätte des Bauern und des Koſaken augenfällig. Die Hütten der Bauern liegen meiſt gleichförmig an den langgedehnten Dorfſtraßen, ohne daſs die Farbe der Blumen oder das Grün der Bäume die Einförmigkeit unterbräche. In verſchiedenen Theilen Rufslands habe ich die fruchtloſen Bemühungen der Polizei beobachtet, die Anpflanzung von Bäumen in den Dörfern zu erzwingen. Um der Polizeivorſchrift äußerlich zu genügen, ſteckt der Bauer ein paar abgeſchnittene Aeſte vor dem Hauſe in den Boden, welche verdorren, ſobald das Auge der Beamten nicht mehr auf ihnen ruht. Es iſt dies gewiſs eine Nachwirkung der Unfreiheit, da der Hörige die eigene Wohnſtätte als fremdes Eigenthum miſsachtete.

Was die Polizei nicht vermag, das bewirkt bei dem Koſaken die langeingewurzelte Gewohnheit des Privateigenthums und die in ihr ruhende Liebe zur Heimat. Allenthalben ſieht man die Weiler der Koſaken beſchattet von Bäumen und von Fruchtgärten umgeben. Auf dieſe Gärten findet man in dem Kobeljakiſchen Bezirke eine Sorgfalt verwandt, welche ihnen ſchon heute eine wirtſchaftliche Bedeutung verleiht, die in Zukunft nur wachſen kann. Schon heute beſteht in der Gegend eine ſtarke Ausfuhr von Obſt nach den benachbarten Städten Kiew, Jekatrinoslaw und Poltawa; daneben werden andere Gartenproducte, insbeſondere Waſſermelonen, weithin und in großen Maſſen auf dem Dnjepr verfrachtet.

Im Gegenſatz zu der Zähflüſſigkeit großruſſiſcher Agrarverhältniſſe, welche an die Unbeweglichkeit aſiatiſcher Zuſtände erinnert, fanden wir die Koſakenwirtſchaft im ſchnellſten Fluſſe befindlich. Es gilt dies von ihr wie von jeder Wirtſchaft, welche unter dem Einfluſſe der techniſchen Umwälzung der Gegenwart ſteht. In der That war Vorausſetzung der geſchilderten Zuſtände die Anwendung der Technik auf den Verkehr und damit eintretende, wahrhaft erſtaunliche Verbilligung der Seefracht. Vorüber der lichtumfloſſenen Kuppel der Sophienkirche, dem ragenden Felſen Gibraltars, vielleicht auch den ſagenumſponnenen Burgen des Rheines mag die Dampfkraft den Weizen der Koſaken der weſtdeutſchen Handelsſtadt zuführen, und zwar ſo billig, daſs es nicht mehr koſtet, dieſelbe Menge Weizen von Odeſſa per Schiff, als aus dem benachbarten Württemberg per Bahn herbeizuſchaffen. Dort aber harren ſeiner der Induſtriearbeiter und der Kleinbauer der Rheinebene, ebenfalls Kinder der neueren geldwirtſchaftlichen Entwickelung. Mit dem Aufblühen dieſer Bevölkerung iſt das Ergehen der entfernten Koſaken auf das engſte verknüpft.

Wie die Gegenwart, ſo hängt aber auch die Zukunft des kleinruſſiſchen Koſaken von den weiteſten Verhältniſſen ab, zunächſt von dem internationalen Getreidepreiſe und allen ihn zuſammenſetzenden, ſchwer überſichtlichen Componenten, ſodann von der Handelspolitik der ruſſiſchen Regierung und ihrer Nachbarn, deren verkehrsfreundliche Beziehungen für die nächſten Jahre glücklicherweiſe geſichert erſcheinen, nicht minder auch von der innerruſſiſchen Eiſenbahntarifpolitik, welche entſcheidet, in welchem Maße das Neuland des fernen Oſtens zur Concurrenz mit dem älteren Weſten zugelaſſen wird, ferner von der ſibiriſchen Beſiedlungspolitik, welche bisher mehr autarke Bauernwirtſchaften als Getreideexportwirtſchaften zu begünſtigen ſcheint. Alle dieſe Umſtände und viele andere werden beſtimmen, ob die Getreidepreiſe eine durchſchnittliche Höhe behaupten, welche den Koſaken den Uebergang zur intenſiveren Wirtſchaft ermöglichen wird, oder ob die Koſakenhöfe verfallen werden, wie einſt Farmen Neuenglands verfielen gegenüber der Entwickelung des fernen Weſtens. In letzter Linie aber dürfte die Zukunft der Koſakenwirtſchaft mitbeſtimmt werden von der Zukunft des benachbarten Montanbezirkes des Donez-Dnjeprbeckens. Neue Hochöfen und neue Beſſemerconverter bedeuten für den Koſaken die Möglichkeit, auch andere und qualificiertere Erzeugniſſe des Landbaues als das Getreide benachbarten Märkten zuzuführen.

Arbeit der Osmoſe.

Von Roman Baron Goſtkowski (Grünberg).

(Schluſs.)

6. Beinahe am Ziele.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daſs die Concentration der Löſung eines Elektrolyten nach vollzogener Elektrolyſe eine andere ſein muſs, als ſie vor der Elektrolyſe war. Durch Elektrolyſe wurde Stoff aus der Löſung entfernt, die Löſung muſs daher nach der Elektrolyſe weniger concentriert ſein, als ſie vorher geweſen iſt.

Daſs aber nach der Elektrolyſe die Löſung in der Nähe der einen Elektrode concentrierter erſcheint als in der Nähe der anderen, das war gewiſs auffallend und machte auch den Forſchern genug Kopfzerbrechen.

Digitized by Google

Hittorf gelang es (1853), nachzuweiſen, daſs dieſe Erſcheinung eine Folge des ungleich ſchnellen Wanderns der Jonen ſei. „Man denke ſich — ſagt Hittorf — Jonen unter dem Bilde einer, über ein langes Feld gleichmäßig zertheilten Anzahl Menſchen, beſtehend aus gleichvielen männlichen und weiblichen Individuen. Werden nun dieſe Menſchen veranlaſst, ſich in der Weiſe zu trennen, daſs die Männer nach rechts, die Weiber nach links gehen, ſo wird, wenn Männer und Weiber gleich ſchnell ſchreiten, in jedem Augenblicke auf der rechten Seite die gleiche Anzahl von Perſonen ſich befinden, dasſelbe findet auf der linken Seite ſtatt. Gehen aber die Männer ſchneller nach rechts als die Weiber nach links, dann ändert ſich die Dichte der Gruppe in dem Sinne, daſs ſich rechts mehr Individuen befinden werden als links. Die Verſchiedenheit der Dichte wird immer größer, je größer der Unterſchied in den Geſchwindigkeiten des Wanderns iſt. Es iſt ſonach möglich, die Concentrationsänderungen in der Nähe der Elektroden aus der Vorſtellung zu erklären, daſs die Jonen ihre Wanderung mit verſchiedener Geſchwindigkeit ausführen.“

Es erſcheint uns gegenwärtig — ſagt Oſtwald — faſt unbegreiflich, wie gründlich dieſe an ſich ſo einfache Sachlage ſeinerzeit verkannt wurde. So angeſehene Phyſiker, wie Buff und Magnus, bekämpften die vorgetragenen Anſichten Hittorfs, und zwar deſto eifriger, je weniger ſie ſich Mühe nahmen, die Erſcheinung zu ſtudieren. „Wir haben es hier“ — bemerkt Oſtwald an einer anderen Stelle — „mit einem der nicht ſeltenen Vorgänge zu thun, daſs eine neue, von dem Gewohnten abweichende Anſicht, welche durch einen einfachen und klaren Gedanken über eine ganze Reihe bisher beſtandener Schwierigkeiten hinweghilft, mit beſonderem Eifer verworfen wird.“

Aus der Gewichtsmenge des elektrolytiſch erhaltenen Niederſchlages und der Größe des Unterſchiedes der Concentration des flüſſigen Elektrolyten im Katodenraume vor und nach der Elektrolyſe läſst ſich, wie Hittorf zeigte, das Verhältnis der Wanderungsgeſchwindigkeiten beider Jonen berechnen. Aus derſelben Gewichtsmenge und der Zeit, welcher ſie zu ihrer Entſtehung bedurfte, läſst ſich wieder, wie Kohlrauſch zeigte, die Summe dieſer beiden Geſchwindigkeiten ermitteln. Kennt man aber die Summe und das Verhältnis zweier Zahlen, ſo ſind damit auch dieſe Zahlen ſelbſt gegeben. Man iſt daher im Stande, die abſolute Geſchwindigkeit zu berechnen, mit welcher die Jonen wandern.

Derlei Rechnungen wurden thatſächlich ausgeführt, und man fand, daſs bei ſehr verdünnten Löſungen und 18° C. die Wanderungsgeſchwindigkeit beträgt für das Jon:

Natrium . . .	1·62
Queckſilber . .	1·66
Silber	2·05
Kalium	2·37
Chlor	2·48
Waſſerſtoff . .	11·52

Centimeter per Stunde.

Die von der Batterie kommende Elektricität bewirkt alſo, indem ſie ſich an den beiden Elektroden ausbreitet, durch ihre Anziehung der Jonen deren Bewegung, und in weiterer Folge den Unterſchied in der Concentration der Löſung in den beiden Elektrodenräumen; welcher Concentrationsunterſchied nach vollzogener Elektrolyſe ſtets eintritt.

Wenn man den indirecten Rückſchluſs von der Wirkung auf die Urſache macht, ſo iſt zu erwarten, daſs eine Bewegung der Jonen eintreten werde, wenn zwei von Haus aus verſchieden concentrierte Löſungen eines und desſelben Elektrolyten miteinander in Berührung gebracht werden.

Wenn ich alſo die Löſung eines Elektrolyten durch eine poröſe Scheidewand in zwei Theile trenne, in der einen Abtheilung die Löſung verdünne, in der anderen dagegen verdichte, ſodann in jede dieſer Löſungen je eine indifferente Metallplatte ſtecke, beide Platten außerhalb des Gefäßes durch einen Schließungsbogen verbinde, ſo iſt zu erwarten, daſs in dem ſo gebildeten Kreiſe das entſtehen werde, was man galvaniſchen Strom nennt. Derlei Zuſammenſtellungen wurden wirklich ausgeführt, und es hat ſich herausgeſtellt, daſs man in den [illegible] thatſächlich Strom erhält.

Wir ſind ſonach am Ziele. Des dritten und letzten Räthſels Löſung iſt alſo geglückt, wir verſtehen, auf welche Weiſe Strom entſteht! So könnte man jubeln. Doch allzufrüh wäre die Freude. Denn der Concentrationsunterſchied iſt offenbar nur ein äußeres Anzeichen eines noch verborgenen Geſchehens. Es fragt alſo begreiflicherweiſe [illegible], was der thatſächliche Inhalt dieſes Geſchehens iſt. [illegible] man weiſs, denn weiſs man, daſs man wenig [illegible]

[illegible]

entſteht nach einer gewiſſen Zeit aus der Vermiſchung von Schwarz und Gelb jenes Braun, deſſen Verwäſſerung in den Kaffeehäuſern Wiens mit dem Kunſtausdrucke: Mélange bezeichnet wird.

Beobachtet man den Vorgang des Miſchens, ſo wird man gewahr, daſs dunkle Faden hinaufziehen, lichte hingegen ſich ſenken. Wir ſehen alſo das Schwere in entgegengeſetzter Richtung des Falles, das Leichte in entgegengeſetzter Richtung des Steigens ſich bewegen.

Etwas Aehnliches, aber nicht dasſelbe tritt ein, wenn auf eine concentrierte Löſung von Kupfervitriol eine verdünnte Löſung desſelben Salzes oder reines Waſſer gegeben wird. Das Waſſer fängt an, ſich zu bläuen, deſſen Färbung wird immer intenſiver, bis ſchließlich zwiſchen oben und unten jeder Farbenunterſchied aufhört.

Noch waren dieſe Erſcheinungen unverſtanden, als man ihnen ſchon einen Namen gab. „Denn wo Begriffe fehlen, da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.“ Dutrochet bezeichnete (1827) dieſe Erſcheinungen mit dem Worte: Osmoſe (Durcheinandertreibung).

Wenn Kupfervitriol wirklich aufſteigt, worauf ja die ſucceſſive Bläuung des Waſſers hindeutet, ſo müſste dasſelbe, wenn ihm ein Hindernis in den Weg geſtellt wird, auf dieſes Hindernis einen Druck ausüben. Könnte man in die Grenzfläche zweier Flüſſigkeiten eine Wand ſtellen, welche Waſſer durchläſst, dem Kupfervitriol aber den Durchgang verwehrt, ſo müſste in einem ſolchen Falle ein Druck auf dieſe Wand entſtehen. Dies wäre der osmotiſche Druck.

Gibt es ſolche Scheidewände?

Ich lege eine reife, in Ueppigkeit ſtrotzende Weintraube ins Waſſer. Nach Ablauf von 12 Stunden nehme ich ſie heraus und ſehe, daſs ſie wie eine Qualle aufgebläht erſcheint. Sie wurde größer, ihre Hülle noch mehr geſpannt.

Die Hülle der Traube ſcheint alſo für Waſſer durchläſſig zu ſein. Für den Zucker, der in ihrem Safte enthalten iſt, kann ſie es wohl nicht ſein, weil dann die Traube ihr Volumen nicht vergrößern könnte. Es könnte nämlich aus derſelben ebenſoviel Zucker austreten, als von außen Waſſer eingedrungen iſt. So aber blieb der Zucker gefangen, und zu ihm trat Waſſer hinzu. Auch müſste das Waſſer im Gefäße ſüßer geworden ſein, was aber nicht der Fall iſt. Die Hülle der Traube ſcheint alſo wirklich für Waſſer durchläſſig zu ſein, für den Zucker ihres Saftes aber nicht.

Iſt dies wirklich der Fall, ſo muſs die Erſcheinung geradezu ſich umkehren, wenn ich die Traube in concentriertes Zuckerwaſſer lege — ſie muſs einſchrumpfen.

Innerhalb der Hülle der Traube befindet ſich nämlich verdünntes, außerhalb derſelben concentriertes Zuckerwaſſer. Beide Löſungen, durch eine poröſe Scheidewand getrennt, ſtreben nach Ausgleich ihrer Concentration. Zucker kann von der concentrierten Löſung in die verdünnte nicht gelangen, weil die Hülle eine für den Zucker undurchdringliche Wand bildet. Es kann aber dafür Waſſer von der Löſung, welche von dieſem mehr enthält (Traubenſaft in der Hülle), zur Löſung, welche daran ärmer iſt (Zuckerlöſung außerhalb), übertreten, weil dem Durchgange desſelben kein Hindernis bereitet wird. Die Folge davon wird alſo die ſein, daſs Waſſer aus der Traube austritt, der Zucker aber gefangen bleibt, die Traube ſonach einſchrumpft.

Da die Erfahrung dieſe Schluſsfolgerung auf das beſte beſtätigt (rothe Blutzellen quellen im deſtillierten Waſſer auf, in concentrierter Kochſalzlöſung ſchrumpfen ſie ein), ſo unterliegt es keinem Zweifel, daſs wir in der Hülle einer Weintraube eine halbdurchläſſige Wand oder, wie Phyſiker ſagen, eine ſemipermeable Membran gefunden haben.

Dieſe Entdeckung hätte übrigens ſchon Noah, der Stammvater des Volkes Iſrael, machen können. Allein er experimentierte mit dem Saft der Traube in anderer Weiſe.

Der osmotiſche Druck einer Flüſſigkeit tritt alſo wirklich in die Erſcheinung. Daran iſt kein Zweifel mehr. Wie aber kann deſſen Größe gemeſſen werden? Das iſt die neue Frage, die uns nunmehr intereſſiert. Die Beantwortung derſelben läſst nämlich hoffen, jenes Geſetz zu finden, welches die einſchlägigen Erſcheinungen regelt.

Die Schwellung der Hülle, alſo die Volumzunahme der Traube nach dem Bade, kann offenbar ein Maß für die Größe des osmotiſchen Druckes abgeben. Archimedes lehrte, wie eine ſolche Volumzunahme gemeſſen werden könne.

Um die Größe des osmotiſchen Druckes zu finden, brauche ich alſo nichts anderes zu thun, als ein beſtimmtes Volumen der Traube als Einheit anzunehmen und alle ſpäteren Meſſungen, welche ſich auf [illegible] oder [illegible] verſchiedene Concentrationen einer und derſelben Flüſſigkeit [illegible] mit dieſem Einheitsvolumen zu [illegible].

[illegible] de Vries machte es (1884) genau ſo, nur er[illegible] Safte der Traube, ſondern mit dem [illegible] den Namen Tradescantia discolor [illegible] Volumen der Zelle, ſondern [illegible] Experimenten zugrunde. [illegible] Zelle dieſer Pflanze in concen[illegible] beobachtete mit Hilfe des [illegible] der Zellwand ſich loslöst

der Plasmainhalt der Zelle ſich contrahiert, während die Salzlöſung den Raum zwiſchen Zellwand und Plasma ausfüllt.

Als ſemipermeable Membran figuriert alſo hier das zarte Häutchen, welches die Plasmamaſſe einer Zelle umgibt. Dieſes Häutchen läſst aus dem Inhalte der Zelle Waſſer eben dann hindurch, wenn die Concentration der Salzlöſung um eine Kleinigkeit größer iſt als jene des Zellſaftes. Vrieß gab dieſen Erſcheinungen den Namen Plasmolyſe.

Indem nun dieſer Forſcher diejenigen Concentrationen der wäſſerigen Löſungen verſchiedener Stoffe ermittelte, die den plasmolytiſchen Zuſtand der Zelle eben noch hervorriefen, fand er, daſs jene Löſungen äquimolecular waren, d. h., daſs ſie die gelöſten Stoffe in jenen Mengen enthielten, welche im Verhältniſſe der Valenzen ſtanden.

Die Valenz von Zucker iſt 342, jene von Glauberſalz 142. Eine Löſung von 342 Gramm Zucker in z. B. 10 Liter Waſſer ruft alſo denſelben plasmolytiſchen Zuſtand hervor, wie eine Löſung von 142 Gramm Glauberſalz in derſelben Menge Waſſer. Beide Löſungen ſind äquimolecular oder kürzer: äquimolar.

Aequimolare Löſungen zeigen daher den gleichen osmotiſchen Druck, ſie ſind iſoton (gleichgeſpannt). Da aber äquimolare Löſungen, wie bereits geſagt, gleiche Anzahl Molecüle enthalten, ſo iſt die Größe des osmotiſchen Druckes nur von der Anzahl der Molecüle, nicht aber von deren Beſchaffenheit abhängig.

So wertvoll dieſes Ergebnis auch iſt, ſo geſtattet doch das plasmolytiſche Verfahren nicht, den osmotiſchen Druck einer Löſung von beſtimmter Concentration direct zu meſſen, die Größe desſelben alſo z. B. in Kilogrammen pro Quadratmeter Scheidewand anzugeben.

Würde ich — meine Verſuche mit der Weintraube aufnehmend — in die Traube eine dünne Glasröhre ſtecken und das Ganze ſo aufſtellen, daſs die oben offene Röhre vertical zu ſtehen käme, ſo hätte ich ein Gefäß mit einem langen Halſe, deſſen Bauch ſemipermeabel iſt. Den Bauch dieſes Gefäßes (die Traube) fülle ich mit Zuckerwaſſer, und ſtelle das Ganze in deſtilliertes Waſſer, in der Weiſe, daſs der Hals des Gefäßes aus dem Waſſer herausragt.

Nach einer gewiſſen Zeit beobachte ich, daſs die Flüſſigkeitsſäule in der Glasröhre zu ſteigen beginnt, denn es tritt ja von außen Waſſer in die Traubenkugel ein. Wollte ich dieſes Steigen verhindern, ſo müſste ich auf die Oberfläche der Säule einen Druck ausüben. Dieſer Druck, der die Säule in ihrer urſprünglichen Höhe hält, iſt aber das Maß des osmotiſchen Druckes.

Den Druck auf die Zuckerwaſſerſäule könnte ich etwa dadurch ausüben, daſs ich die verticale Röhre oben ſchließe, ſodaſs dann die aufſteigende Säule Zuckerwaſſer die Luft, welche zwiſchen ihrer Oberfläche und dem Deckel der Röhre gefangen iſt, in dem Maße zuſammenpreſſen müſste, als die Waſſerſäule ſteigt. Ich könnte aber auch an das Glasrohr ein Manometer anbringen, in welchem Falle dann der osmotiſche Druck, durch die Höhe einer Queckſilberſäule gemeſſen, alſo direct in Atmoſphären angegeben werden würde.

Würde ich die Traube durch eine künſtlich hergeſtellte ſemipermeable Wand erſetzen, alſo die Röhre durch einen halbdurchläſſigen Boden abſchließen, und ſtünde dieſes unten ſo abgeſchloſſene Rohr in einem Gefäße von Waſſer, ohne mit ſeinem Boden den Boden des Waſſergefäßes zu berühren, vertical in dieſem Gefäße, ſo hätte ich faſt genau jenen Apparat vor mir, mit welchem Pfeffer in Leipzig ſeine bekannten Meſſungen des osmotiſchen Druckes im Jahre 1877 durchgeführt hatte.

Ich übergehe die Art und Weiſe, in welcher Pfeffer die ſemipermeable Wand ſeiner Verſuchsapparate hergeſtellt hatte, bemerke jedoch, daſs er der erſte war, welcher den osmotiſchen Druck directe maß, d. h. die Größe desſelben in Atmoſphären angegeben hatte.

Pfeffer fand z. B., daſs bei 15° C. der osmotiſche Druck einer Zuckerlöſung von

1 % Zuckergehalt beträgt circa . . . [illegible]
2 " " " . . . [illegible]
3 " " " . . . [illegible]
4 " " " . . . [illegible]
5 " " " . . . [illegible]
6 " " " . . . [illegible]

Kilogramm pro Quadratcentimeter, ſowie daſs derſelbe bei einer und derſelben Löſung mit ſteigender Temperatur wachſe.

Schon aus dieſen wenigen Daten erſieht man, daſs der osmotiſche Druck mit der Concentration der Löſung ſteigt. Würde man Daten vergleichen, welche ſich auf Drucke einer und derſelben Löſung beziehen, wie ſie ſich bei verſchiedenen Temperaturen zeigen, ſo würde man finden, daſs der osmotiſche Druck auch nach der abſoluten Temperatur proportional wachſe.

Nebenbei bemerke ich, daſs unter abſoluter Temperatur jene Temperatur verſtanden wird, welche man erhält, wenn zu dem betreffenden Celſiusgrade die Ziffer 273 zugeſchlagen wird. Bei 15° C. iſt beiſpielsweiſe die abſolute Temperatur 15 + 273 = 288.

Pfeffers Meſſungen des osmotiſchen Druckes der Löſungen führten alſo zu dem beachtenswerten Geſetze, daſs der osmotiſche Druck einer Löſung ſowohl der Concentration, als auch der abſoluten Temperatur proportional iſt.

Die Aufſtellung dieſes Geſetzes war gewiſs ein Triumph — aber . . .

Noch lag dieſes Geſetzes tiefer Grund
Gehüllt in finſtere Schatten der Nacht —
Neue Lehre müſste werden uns kund,
Bevor Licht in das Dunkel ward gebracht.

Und der Prophet? — Vant Hoff iſt ſein Name! —

Die Geſetze Pfeffers überblickend, mochte Vant Hoff ſich geſagt haben: Ein Stoff iſt mehr concentriert als der andere, wenn eine und dieſelbe Menge von ihm ein kleineres Volumen einnimmt. Da Pfeffers Geſetze auf moleculare Löſungen ſich beziehen, ſo muſs das Molecularvolumen des mehr concentrierten Stoffes kleiner ausfallen. Der osmotiſche Druck iſt alſo dem Molecularvolumen umgekehrt proportional. Das heißt aber in der Sprache der Mathematik, daſs das Product aus Molecularvolumen und osmotiſchem Druck für alle aequimolare Löſungen, gleichgiltig welche Stoffe ſie enthalten, bei einer gegebenen abſoluten Temperatur, ſtets eine und dieſelbe Zahl gebe.

Genau dasſelbe findet aber bei Gaſen ſtatt. Das Geſetz, welches den Namen Mariotte trägt, thatſächlich aber das Geſetz Boyles iſt und bereits 1662 ausgeſprochen wurde, ſagt ja eben nichts anderes als daſs bei allen Gaſen, unabhängig von ihrer chemiſchen Conſtitution, das Product aus Volumen und Druck für eine und dieſelbe Temperatur conſtant ſei. Pfeffers und Boyles Geſetze ſind alſo analoge Geſetze. Es fragt ſich nur um die Conſtante.

Für Gaſe iſt dieſe Conſtante = 2.

Multipliciert man nämlich das in Cubikcentimetern ausgedrückte Molecularvolumen der Gaſe, alſo die Zahl 22·38 × 1000 = 22.380 mit dem Drucke, welchen dieſe Gaſe bei normalem Barometerſtande pro Quadratcentimeter ausüben, alſo mit 1033·3 Kilogramm, und nimmt man den $\frac{1}{273}$ Theil dieſes Productes, ſo erhält man 84.700 Grammcentimeter. Da aber 42.300 Grammcentimeter das bilden, was man eine kleine Calorie nennt, ſo erhält man für den Wärmewert der obigen Arbeit, d. h. für die fragliche Conſtante: $\frac{84700}{42300}$ = 2 kleine Calorien.

Nunmehr fragt es ſich, wie groß die analoge Conſtante für Molecularlöſungen und osmotiſchen Druck iſt.

Pfeffer fand, daſs eine 1%ige Löſung von Rohrzucker in Waſſer bei 0° C. einen osmotiſchen Druck von 49·3 Centimeter Queckſilberſäule auf jedes Quadratcentimeter Scheidewand ausübe. Da 1 Cubikcentimeter Queckſilber 13·596 Gramm wiegt, ſo beträgt der osmotiſche Druck der Zuckerlöſung 49·3 × 13·596 = 670·3 Gramm für jedes Quadratcentimeter.

Eine 1%ige Zuckerlöſung entſteht, wenn in 100 Cubikcentimetern Waſſer 1 Gramm Zucker gelöſt iſt. Um aus einer Valenz, d. i. aus 342 Gramm Rohrzucker eine 1%ige Löſung zu erhalten, bedarf es ſonach 342 × 100 = 34.200 Cubikcentimeter Waſſer. Der $\frac{1}{273}$ Theil des Productes aus Volumen und Druck beträgt ſonach für dieſe Zuckerlöſung: $\frac{670 \cdot 3 \times 34.200}{273}$ = 83.898 Grammcentimeter. Mit Rückſicht darauf, daſs 42.300 Grammcentimeter eine kleine Calorie bilden, erhält man für die Conſtante der Zuckerlöſung $\frac{83.898}{42.300}$ = 1·98 oder rund = 2 kleine Calorien.

Nimmt man eine mehr concentrierte Zuckerlöſung, ſo wird deren Löſungsvolumen kleiner, der osmotiſche Druck aber ebenſovielemal größer, ſodaſs das Product aus Volumen und Druck wieder den früheren Wert behält.

Die nachſtehende Zuſammenſtellung bringt einige wenige, den Arbeiten Pfeffers entnommene Daten, welche ſich ſämmtlich auf die Temperatur von 15° C. beziehen:

Procent der Zuckerlöſung	Volumen der Löſung in Cubikcentimetern	Osmotiſcher Druck in Gramm pro 1 cm²	$\frac{1}{273}$ des Productes aus Druck und Volumen	[illegible]
1	34.100	0·691	87.069	2·06
2	17.200	1·337	84.725	2·00
4	8.800	2·739	88.289	2·09
6	5.900	4·046	87.411	2·07

Man erſieht alſo, daſs die Löſungsconſtante nahezu = 2 iſt, daſs ſie alſo dieſelbe Größe hat wie die Gasconſtante.

Zu ähnlichen Reſultaten gelangt man, wenn bei derſelben Concentration Löſungen verſchiedener Stoffe genommen werden. Stets erhält man für den $\frac{1}{273}$ Theil des Productes aus osmotiſchem Druck und Molecular-Volumen die Ziffer 2.

Gasconſtante iſt alſo zugleich Löſungsconſtante.

Dieſelbe Kraft, welche die Molecüle in Gaſen bewegt, treibt alſo auch die Ionen von der concentrierten zur verdünnten Löſung eines und desſelben Elektrolyten.

Digitized by Google

Das iſt das große Reſultat, zu welchem Vant Hoff's Studien geführt haben, und welches Oſtwald in folgende Worte kleidete: „Gelöſte Stoffe üben in der Löſung denſelben Druck als osmotiſchen aus, welchen ſie bei der gleichen Temperatur und im gleichen Volumen als Gaſe ausüben würden."

Man iſt ſonach berechtigt, alle Beziehungen, welche für Eigenſchaften der Gaſe (ſoweit ſie von Druck, Volumen und Temperatur abhängig ſind,) gefunden wurden, ohne Aenderung der Conſtante auf Löſungen zu übertragen, wenn nur ſtatt Gasdruck osmotiſcher Druck, ſtatt Gasvolumen Löſungsvolumen geſetzt wird.

Dieſe Erkenntnis hat für die Theorie der galvaniſchen Elemente ein große Tragweite, weil ſie geſtattet, die uns geläufigen Gasgeſetze unmittelbar auf die Fragen der ſtrömenden Elektricität anzuwenden, alſo das bisher noch dunkel geweſene Gebiet der Wirkungsweiſe der galvaniſchen Elemente mit einer großen Sicherheit zu bearbeiten.

Die Kraft, welche die Jonen der verſchieden concentrierten, einander berührenden Elektrolyte bewegt, iſt alſo die Kraft der Osmoſe. Osmotiſcher Druck iſt alſo des dritten Räthſels letzte Löſung.

Die drei Werke, welche verrichtet werden müſſen, damit Strom entſtehe, nämlich: Spaltung der Molecüle, Elektriſierung der Spaltproducte und Bewegung derſelben von der concentrierten zur verdünnten Löſung — verrichtet alſo das Waſſer.

Die Entſtehung des galvaniſchen Stromes zwiſchen zwei verſchieden concentrierten Löſungen desſelben Elektrolyten erklärt ſonach Nernſt dadurch, daſs die vom osmotiſchen Druck getriebenen Jonen ſich mit verſchiedener Geſchwindigkeit bewegen, mithin in der einen Löſung die Kationen, in der andern die Anionen im Ueberſchuſſe auftreten. Da aber die Jonen Träger elektriſcher Ladungen ſind, ſo findet in der einen Löſung eine Anhäufung poſitiver, in der andern eine ſolche negativer Elektricität ſtatt. Bringt man in die beiden Löſungen zwei indifferente Elektroden, die man durch einen Schließungsbogen verbindet, ſo muſs in letzterem, infolge des Ausgleiches beider Elektricitäten, ein Strom entſtehen.

Alles iſt alſo aufgeklärt! Eine Frage nur bleibt noch offen. Die Frage nämlich nach der unſichtbaren Hand, welche die kleinſten Theilchen der Gaſe bewegt, denn eben dieſe Kraft belebt ja auch die Jonen.

Hier jedoch muſs dem zudringlichen Warumfragen Halt geboten werden. „Nie ſollſt du mich befragen, woher ich kam der Fahrt" rief Lohengrin der vorwitzigen Elſa von Brabant zu — und ließ ſie mit ihrer Frage allein!

Ideismus und Materialismus in der Architektur.*)

Wenn man von der Frage nach der abſoluten oder formalen Schönheit, als zu weit führend, völlig abſieht, ſo bleiben nur zwei äſthetiſche Momente der Architektur übrig: der Ideismus und der Materialismus.

Doch ich ſetze dieſe beiden termini nicht, um einen alten, bekannten Gegenſatz damit zu bezeichnen; auch nicht, um mich für oder wider zu entſcheiden, auch nicht, weil ich etwa der Meinung bin, es müſſe in der modernen Baukunſt irgendeinmal — vielleicht heute oder morgen — zur Austragung eines Kampfes zwiſchen zwei feindlichen Parteien kommen. Nichts von alledem. Ich ſetze dieſe beiden termini lediglich deshalb nur zu zeigen, daſs hier kein Gegenſatz beſteht; daſs man ſich infolgedeſſen weder für noch wider zu entſcheiden braucht, und daſs es, in weiterer Folge, zwiſchen vernünftigen Menſchen zu einem Streite darüber auf dem Gebiete der Baukunſt gar niemals kommen kann. Ich ſetze dieſe beiden termini, um damit zwei bedeutende Momente, auch moderner Architekturauffaſſung, feſtzuſtellen; ſie feſtzuſtellen und auch als feſtgeſtellt für alle Zeit zu betrachten mitten im Gewoge modernen Phraſenthums, mitten im Getriebe modernen Reclamemacherei, mitten im Gedränge moderner Sturm- und Drang [illegible]. Ich ſetze dieſe beiden termini auf, um auch denjenigen, welchen es in [illegible] an einem [illegible] verſtändigen [illegible] hat, und denen [illegible] der übrigen Welt und auch ſich ſelbſt klar machen können, was ihnen [illegible] ein [illegible] Wort in den Mund zu legen.

[illegible] In der Baukunſt bedeutet er das Bemühen, ein [illegible] eines Bauwerkes, der ſich aus dem Zwecke desſelben [illegible] auf [illegible] Weiſe auszudrücken. Das [illegible]

[illegible]

ceduren, die dieſer während ſeiner Geſtaltung durchzumachen hat. Mit der formalen Schönheit iſt der Materialismus, als Geſtaltungsprincip, deswegen nur mittelbar verknüpft; er beſagt nichts darüber, was eine Form an ſich und abgeſehen vom Stoffe ſchön erſcheinen läſst, ſondern bloß inwieferne ſie mit dem Stoffe im Einklang ſteht.

Soll ich hiefür Beiſpiele anführen? — Ich halte es für überflüſſig, denn jedermann wird einſehen, daſs ein „hölzernes Eiſen" nicht bloß den bekannten logiſchen, ſondern auch einen äſthetiſchen Widerſpruch bildet. — Auch der Materialismus — ſo verſtanden — iſt daher gleich dem Ideismus ein nothwendiges Moment der Baukunſt, und auch über ſeine Berechtigung läſst ſich vernünftigerweiſe gar nicht ſtreiten.

Und dennoch beſteht der Streit! Beſteht der Streit einzig und allein nur deswegen, weil diejenigen, die auf dem Gebiete der Baukunſt das Banner einer „Moderne" entfalten zu müſſen glauben, dieſe Moderne für etwas geben, was ſie in Wahrheit gar nicht iſt: ein neues Princip in der Baukunſt; weil dieſe Moderne, bar einer wirklich umfaſſenden leitenden Idee, in brüsker Ablehnung aller vernünftigen Einrede ihren leitenden Grundſatz in der einſeitigen Betonung des Materialismus erblicken möchte: einem Grundſatze, der für ſich allein die Architektur auf die denkbar niederſte Stufe der Künſte, auf welcher ſie ſich beiſpielsweiſe nicht einmal von der Zuckerbäckerei dem Range nach unterſchiede, herabdrücken würde. Da aber der Materialismus ſolcherart gar keinen allgemeinen Grundſatz abgeben kann, vielmehr bloß eines der Momente der Baukunſt, nicht das Moment derſelben überhaupt iſt, ſo trachtet dieſe Moderne die Leerheit ihrer Doctrin durch dreiſte Negation aller Grundſätze der Schule nothdürftig auszufüllen. Dieſer unverſtändigen — wiewohl verſtändlichen — Kritik fällt zunächſt der Ideismus zum Opfer; im weitern alle und jede hiſtoriſche Beglaubigung der Baukunſt. Wer dieſe hochhält — und das ſind alle beſonnenen Künſtler — wird, wie ſoll ich ſagen?, wird als Abonnent der Welt- und Kunſtgeſchichte mit Spott überſchüttet. — Habeat sibi! —

In der That hat uns dieſe Moderne bisher an poſitiven Grundſätzen ſoviel wie nichts geoffenbart. Das relativ Ausführlichſte, was ſie uns mitzutheilen hatte, brachte ſie uns in einem Libell über „Moderne Architektur" zur Kenntnis. Aber vergebens haben wir uns bemüht, aus der Fülle einiger älterer vortrefflichen Wahrheiten, die jenes Libell enthielt, den Kern einer neuen Offenbarung herauszuſchälen. Denn der einzige ſelbſtändige Lehrſatz, den wir vernahmen, der Satz, die Architektur müſſe vor allem modern ſein, ſtellt ſich denn doch gar zu handgreiflich als eine petitio principii heraus, um ernſt genommen, geſchweige für eine ſolche Offenbarung angeſehen zu werden. Was nebenbei an Kundgebungen — ich meine theoretiſcher Art — erfolgte, ſo ab und zu eine längere Notiz in der Fachzeitſchrift „Der Architekt", war ein Tappen und Taſten, kein feſtes Meinen, deſſen einzige poſitive Seite immer wieder in der bloßen Geringſchätzung des vermeintlichen Gegners beſtand. — Ganz anders dieſer; nicht bloß, daſs ein unbekannter Kritiker jenes erwähnte Libell zum Gegenſtande einer eingehenden, an modernen Geſichtspunkten das Original entſchieden übertreffenden Gegenſchrift gemacht und auf ſeinen wahren Wert zurückgeführt hat; auch der in letzter Zeit zerſtreut erſchienenen kleinen Aufſätze ſind etliche zu erwähnen, deren ein gerechter Beobachter wird gedenken müſſen.¹) All dem gegenüber muſs man es jüngſt beklagen, wenn ein Aufſatz, wie der jüngſt in dieſer Zeitſchrift erſchienene, uns lediglich das alte Wort: „Nichts vergeſſen und nichts gelernt" ins Gedächtnis ruft, wenn die „Moderne" in der Architektur uns mit denſelben Einfällen imponieren will, die für den Eingeweihten denn doch zu den bereits widerlegten „Wahrheiten" gehören.

Unter dieſen Umſtänden kann eine ausführlichere Entgegnung auf die immer wieder und mit der Conſequenz des Kindes vorgebrachten Behauptungen gar nicht der Zweck, geſchweige denn die Pflicht dieſer Zeilen ſein. Dieſe Entgegnung iſt vielmehr ſchon längſt und gründlicher geleiſtet worden, als es hier möglich wäre. Zweck dieſer Zeilen kann bloß ſein, den dieſen Fragen Fernerſtehenden auf den wirklichen Stand der ganzen Angelegenheit aufmerkſam zu machen und den Nimbus zu zerſtören, mit dem ſich die moderne Richtung noch immer zu umgeben trachtet. Dies wird am nachdrücklichſten aber dadurch geſchehen, wenn wir ausſprechen, daſs die Moderne in der Architektur weder ein concretes Programm, das im Gegenſatze zur älteren Baukunſt ſtünde, beſitzt, noch ſonſt über dieſe irgendwie hinausgelangt iſt, daſs ſie vielmehr lediglich in bewuſster Uebertreibung und einſeitiger [illegible] Momente der Baukunſt, des Materialismus, [illegible] wie ſie ſich lieber ausdrückt, einen ſolchen [illegible] zu erzielen [illegible] aber ohne Be[illegible] zu verletzen [illegible] Bethätigung [illegible] im Gegen[illegible] mit der geſammten modernen [illegible] in der angenommenen Durchdringung [illegible] etwas Richtig erkannt hat.

K. v. Feldegg.

*) [illegible]

Digitized by Google

's Katherl.

(Volksſtück in fünf Aufzügen von Max Burckhard. Zum erſten Mal aufgeführt im Raimundtheater am 25. November 1897.)

Um mich zu ärgern, ſagt man mir oft:

Was phantaſieren Sie da immer von einer neuen Kunſt der jungen Wiener? Wo ſind denn die großen Künſtler, wo denn? Warum zeigen ſie ſich denn nicht? Nein, es wird Ihnen nicht gelingen, ſie in die Höhe zu loben. Mag mancher nicht ohne Talent ſein — es fehlt ihnen doch an Werken, die auf die Enkel zu gelangen erwarten dürfen. Sehen Sie ſich doch um, wo wäre denn ſo ein Werk? Wenn Sie ſich nicht durch den Wunſch verführen laſſen, ſo müſſen Sie doch ſelber zugeben, daſs, bei allem Lärm von heftigen Hoffnungen, durch Ihre Jünglinge noch nichts geſchehen iſt, das auch nur an die fünfzig Jahre zu leben gewiſs ſein könnte. Alſo! Wozu dann der ganze Tumult?

Aber ich ärgere mich gar nicht, ſondern antworte:

Sie haben ja recht: ich kann Ihnen kein Werk unſerer jungen Leute nennen, das verlangen dürfte, auf das nächſte Geſchlecht zu kommen. So ein Werk gibt es noch nicht und wird es vielleicht ſogar niemals geben. Sie wiſſen, was ich von Hofmannsthal und Andrian hoffe, aber dies liegt in der Hand des Schickſals. Es iſt möglich, daſs wir jenes „große Werk" niemals bekommen werden; das darf ich nicht leugnen. Aber ich bin deswegen gar nicht ſo traurig und gar nicht beſchämt: denn ich denke, daſs es ſich, wenn man den Sinn unſerer Bemühungen nur verſteht, gar nicht um die „großen Werke" handelt. Ich fange an, je mehr ich meine Leidenſchaft jetzt der Cultur unſeres Vaterlandes zuwende, immer mehr zu vermuthen, daſs für die Größe einer Zeit und die Schönheit ihrer Menſchen im Scheinen und im Sein die „großen Werke" gar nicht ſo wichtig ſind, als wir zuerſt meinten, ſondern daſs wir lieber für unſere tägliche Umgebung ſorgen ſollen. Was hat die Monna Liſa wohl eigentlich für die Menſchheit gethan? Wenn wir alle Jahrhunderte zuſammenrechnen: wie viele Leute wird es ſchließlich gegeben haben, die ſie empfinden können? Iſt es nicht vielleicht wichtiger, die Leute auf ſchöne Seſſel zu ſetzen und in prächtige Kleider zu thun, ſo daſs ihre Geberden von ſelbſt edler werden müſſen? Die „großen Werke" geben uns ſelige Extaſen, aber dann erwachen wir und dann iſt wieder das tägliche Leben um uns, das gemeine und elende Leben aller Tage, was haben wir da ſchließlich von den „großen Werken"? Nein, wir wollen lieber ins Daſein der Leute Dinge von ſtiller Anmuth ſtellen, kleine Zeichen der ewigen Schönheit, die ſie bei jedem Schritt erinnern ſollen. Dies iſt es, was wir zu thun haben: laſſet uns den allgemeinen äſthetiſchen Wohlſtand unſeres armen Landes vermehren. In den guten Zeiten iſt der Menſch auf ſeinem Wege durch das Leben von lauter ſchönen Dingen umgeben. Dahin möchten wir es bringen. Enthuſiaſten werden finden, daſs das ein Wunſch von kleiner Geſinnung iſt. Ich habe mich halt beſcheiden gelernt. Es kränkt mich gar nicht mehr, wenn meine Freunde keine Monna Liſa malen und keinen Hamlet ſchreiben. Möchten ſie nur bewirken, daſs in fünfzig Jahren bei uns die Leute beſſer wohnen, die Bücher ſchöner gebunden werden und die Frauen mit einer feineren Anmuth lächeln als heute! Dann hätten wir, was mir — man verſpotte mich nur! — wichtiger iſt als die Kunſt: dann hätten wir eine Cultur.

Beſſere Möbel, beſſere Kleider — alſo ein gutes Kunſtgewerbe. Für die Literatur heißt das: Theaterſtücke, die der Menge gefallen, ohne daſs ſich der Dichter zu ſchämen braucht. Ich werde gar nicht traurig ſein, wenn ſich herausſtellt, daſs unter den jungen Wienern kein Shakeſpeare iſt. Aber ich bin bekümmert, wenn unter ihnen kein Bauernfeld und kein Raimund iſt. Bauernfeld oder Raimund ſein, damit meine ich: die alte Form der Tradition annehmen, aber ſie mit unſerer neuen Poeſie füllen. Wird das gelingen? Dies iſt die Frage, die über unſer Thun und Trachten entſcheiden wird. Darum habe ich mich über das „Katherl" ſo ſehr gefreut, das wir Donnerſtag im Raimundtheater geſehen haben.

Mit dieſem „Katherl" iſt es eine merkwürdige Sache. Beim Sehen ſagt man ſich: das iſt ganz in der Tradition des alten Wiener Stückes, Behagen und Sentimentalität glücklich vermiſchend; das muſs den Leuten rieſig gefallen, da können ſie lachen und weinen! Und man lächelt wohl im Stillen bei ſich über die guten Leute und freut ſich über den klugen Autor. Aber iſt man dann unter den Leuten, um ihm zuzuſehen, wie er ſie klug und bedächtig in ſein Netz lockt, da paſſiert es einem, daſs man auf einmal ſelbſt zu den guten Leuten gehört: mit den guten Leuten lacht man über die alten Späſſe und weint mit ihnen über das Traurige unſeres Lebens. Iſt das nicht [illegible]? Und was noch ſeltſamer iſt: man hat nachher gar keinen Ärger, daſs man dem Autor ins Netz gegangen iſt. Man iſt froh, wieder einmal ein paar Stunden ein Menſch geweſen zu ſein. In dieſer guten und reinen Stimmung hat uns das Stück entlaſſen. Kann es „Kunſt" [illegible] ſein? Vermag die „gute Mache" ſo viel? Ich kann das nicht glauben, ſondern es wird wohl ſo ſein, daſs ein echtes und [illegible] Gefühl in [illegible] der Form immer Macht über uns hat. Die Liebe ſagen ſich die Menſchen auch ſeit tauſend Jahren mit denſelben Worten und dieſelben Worte tönen doch immer wieder wie zum erſten Mal. Laſſet uns nicht nach neuen Worten ſuchen, laſſet uns das Alte empfinden!

Schnitzler im „Freiwild", Halbe in der „Mutter Erde", ich im „Tſchaperl" — wir ſuchen jetzt alle dasſelbe, jeder auf ſeine Art: das, was man ein gutes Theaterſtück nennt, zu machen, aber ſo, daſs es ſich doch auch vor dem modernen Geſchmacke ſehen laſſen kann. Keinem von uns iſt es noch ſo gut gelungen als dem Autor das „Katherl". Das große Publicum hat ihm zugejauchzt und die Kenner haben eingeſtimmt.

Herr Director Gettke hatte mir erlaubt, bei einigen Proben des „Katherl" zu ſein. Ich habe da ſehen können, wie klug und fein er in ſeiner ruhigen und ſtrengen Weiſe zu inſcenieren weiß, erſt die großen Linien des Stückes ziehend, dann mit einer ſtillen Gewalt nach und nach alles aus den Schauſpielern holend, was ſie zu geben haben. Nie hätte man dem munteren Fräulein Nieſe dieſe Kraft, dieſe bis zum Tragiſchen anwachſende Empfindung zugetraut! Nie hätte man in Herrn Straßmeyer eine ſolche Wahrheit und Natur vermuthen können! Nie hätte man von dem liebenswürdigen Herrn Burg ſo viel Schärfe, eine ſo ſichere Verwegenheit erwartet! Mit Takt hilft Fräulein Zampa einer gefährlichen Rolle nach, behaglich ſteht Herr Krug, kräftig Herr Balajthy, mit einer weiſen Ironie Fräulein Krauß neben ihr; lauten Beifall hat Frau Anatour, in kleinen Rollen ſchließen ſich Fräulein Sobjeska, Fräulein Giesrau, Fräulein Fenzella, Frau Kneidinger und Herr Heller angenehm an.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Volkswirtſchaftliches.

Von den neuen Perſonalſteuern ruft die verhältnismäßig unbedeutende Rentenſteuer am meiſten Widerſtand hervor. Man hört jeden Augenblick von Corporationen, welche petitionieren, proteſtieren oder verhandeln, um die Rentenſteuerfreiheit für die von ihnen emittierten Titres zu erlangen. Erſt kamen die ungariſchen Pfandbriefinſtitute mit Proteſten, denen die Verhandlungen mit der ungariſchen Regierung folgten, dann petitionierten die Landeshypothekarinſtitute, deren Titres geſetzlich ohnedies eine niedrigere Steuer tragen als die Pfandbriefe der Privatanſtalten, und nun proteſtiert die Commune Wien, deren Verwaltung erſt ſehr ſpät entdeckt hat, daſs die neuen Steuergeſetze auch ſie etwas angehen. Die Herren ſtehen alle etwas zu ſpät auf; zu ihren Recriminationen war Zeit während der Jahre, in welchen die neuen Geſetze in Berathung ſtanden. Wenn das aber ſo fort geht, läuft man Gefahr, daſs das Geſetz einzelweiſe wieder aufgehoben wird. Wer da meint, daſs die Proteſte unwirkſam und ungefährlich ſeien, der kennt unſere Regierung und die Willkür, mit welcher ſie Geſetzesauslegung betreibt, ſchlecht. Erſt die öffentliche Beſprechung der Verhandlungen mit Ungarn hat die Regierung wenigſtens vorläufig abgehalten, die Rentenſteuerfreiheit der ungariſchen Titres ohne Gegenconceſſion zu gewähren. Dagegen ſcheint die Regierung der 4%igen Bosniſchen Rente die Rentenſteuerfreiheit concediert zu haben; wenigſtens wird das Papier vom Emiſſionsinſtitut als rentenſteuerfrei bezeichnet. Es iſt unerfindlich, auf Grund welcher geſetzlichen Beſtimmung dieſe Verfügung erlaſſen wurde, welche nur dem Wiener Bankverein, dem ſie das Placement der Titres erleichtert, Vortheil bringt. Alſo wenn man nicht aufpaſst, wird keiner der guten Freunde der Regierung die Rentenſteuer zahlen.

Es iſt gewiſs ſehr wünſchenswert, wenn das auswärtige Amt ſich der volkswirtſchaftlichen Intereſſen des Landes annimmt. In allen Ländern Europas geſchieht dies; überall iſt es eine der vornehmſten Aufgaben der Botſchafter, der Induſtrie, der Landwirtſchaft, dem Handel des Vaterlandes die Wege im fremden Lande zu ebnen. Bei uns hat man dafür keinen Sinn. Unſere hochgeborenen Diplomaten halten ſolche Aufgaben offenbar für unter ihrer Würde. So kommt es, daſs ſie, wenn ſie wirklich einmal für die volkswirtſchaftlichen Intereſſen ihres Landes thätig ſein wollen, einen Miſsgriff thun, weil ſie gar nicht wiſſen, was volkswirtſchaftliche Intereſſen ſind. Graf Goluchowski hat mit ſeinem Ultimatum wegen der orientaliſchen Bahnen einen ſolchen Miſsgriff gemacht. Zunächſt iſt es an und für ſich unangebracht, die Entſcheidung einer derartigen [illegible] Privatangelegenheit im Wege eines Ultimatums zu [illegible]. Man denke nur, welche Conſequenzen es [illegible] haben können, wenn die Türkei die Forderung abgelehnt hätte, [illegible] es ja eigentlich wirklich gethan, denn es iſt nur ein Ausgleich zwiſchen der Türkei und den orientaliſchen Bahnen zuſtande gekommen, auf den [illegible] Graf Goluchowski noch ſtolz genug war. Dann ſtanden gar keine öſterreichiſchen Intereſſen in Frage; [illegible] noch dazu: denn an den orientaliſchen Bahnen iſt deutſches Capital viel mehr intereſſiert als öſterreichiſches. Es handelte ſich nur um die Intereſſen eines Finanzinſtitutes. Die Intereſſen des Wiener Bankvereins mit den volkswirtſchaftlichen Intereſſen Öſterreichs zu verwechſeln, das iſt etwa ſo, wie wenn man die Intereſſen eines [illegible] mit denen Galiziens identificiert. Ein [illegible] in den Kreiſen des Grafen Goluchowski gebräuchlicher Irrthum.

Die Actionäre der [illegible] werden für den 6. December zu einer außerordentlichen Generalverſammlung einberufen, in welcher über Fortbeſtand oder Liquidation des Unternehmens Beſchluſs gefaſst werden ſoll. Heute weiß wohl kein unabhängiger Actionär noch, nach welcher Richtung er ſeine Stimme abgeben ſoll, denn es [illegible] zur Beurtheilung der Sachlage. Bis heute, zehn Tage vor Zuſammentritt der Generalverſammlung, hat die Verwaltung dieſes Unternehmens ſich nicht veranlaſst geſehen, irgend eine eingehende Schilderung der Situation des Unternehmens zu veröffentlichen, und die Anträge, welche ſie zu ſtellen gedenkt, und deren Begründung zu verlautbaren. Bis heute wiſſen die Actionäre nichts, als das, was unverbindlich in den [illegible]

Digitized by Google

geſtanden iſt, und das war widerſpruchsvoll genug. Das erſte Communiqué zeigte eine vollkommene Verwirrung, dann kam bei der Gläubigerverſammlung eine verhältnismäßig beruhigende Darſtellung und dann wieder gelegentlich der Einberufung der Generalverſammlung eine peſſimiſtiſche, offenbar abſichtlich ſchwarz gefärbte Schilderung. In dieſer wurde z. B. die Prioritätenſchuld als ein ſofort fälliges Paſſivum behandelt, während ſie de facto erſt vom Jahre 1900 an rückzahlbar iſt. Die letzte Verlautbarung ſollte offenbar die Actionäre auf die Ausſichtsloſigkeit eines Fortbeſtandes, auf die Nothwendigkeit der Liquidation vorbereiten. Aber wer bürgt den Actionären dafür, daſs dieſe Schilderung richtig iſt? Die Verwaltung hat ſich unfähig erwieſen, die Geſellſchaft zweckentſprechend zu leiten; ſie hat bei einem ſchlecht gehenden Unternehmen, bei welchem doch eine doppelt peinliche Aufmerkſamkeit für die anvertrauten Intereſſen nothwendig iſt, die pflichtgemäße Obſorge in der leichtſinnigſten Weiſe unterlaſſen; ſie unterſchrieb Wechſel und kannte nicht die Höhe des Trattenumlaufs, ſie bemerkte nicht die falſchen Buchungen. Als der Schaden offenbar wurde, entſchloſs ſie ſich erſt dann zur Befriedigung der Gläubiger beizutragen, als ihr begreiflich gemacht wurde, daſs andernfalls der Conflict mit dem Strafgericht unvermeidlich würde. Und dieſe Verwaltung wagt es von den Actionären zu verlangen, daſs ſie innerhalb weniger Minuten auf Grund eines in der Generalverſammlung verleſenen Berichtes, über den ſich natürlich niemand ſogleich ein Urtheil bilden kann, entweder die Beiſtellung neuen Capitals oder die Liquidation beſchließen, ſie vor eine Wahl zu ſtellen, welche in Wirklichkeit keine iſt, denn niemand wird in dem kurzen Verlaufe einer Verſammlung entgegen den Anträgen der Verwaltung bei ſo dunkler Sachlage ſich von der Zweckmäßigkeit des Fortbeſtands und der Möglichkeit einer Capitalsbeſchaffung überzeugen können, jeder wird nothgedrungen die Anträge der Verwaltung acceptieren müſſen. Die Verwaltung hat nicht den Anſtand, den Actionären, deren Intereſſen ſie ſo unverantwortlich preisgegeben, eine angemeſſene Zeit vor Abholtung der Generalverſammlung ausführlich Bericht zu erſtatten, damit dieſe in ruhiger Ueberlegung ihren Entſchluſs faſſen können. Welche Sicherheit haben die Actionäre, daſs die Liquidation wirklich in ihrem Intereſſe liegt, daſs ihre Unternehmungen nicht tief unter ihrem inneren Wert verkauft werden, daſs die Verwaltung, welche bisher ſo wenig im Intereſſe der Actionäre gehandelt, es diesmal wahrt? Wann bekommen wir endlich ein Actiengeſetz, welches die Auslieferung der Actionäre in die Hand gewiſſenloſer oder unfähiger Verwaltungen verhindern oder jenen wenigſtens die Möglichkeit geben würde, dieſe zur Verantwortung zu ziehen. [illegible]

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Escholiers, „Dans la nuit“ von Larde und Eugène Morel. Ambigu-Comique, „La maîtresse d'école“ von Edmond Tarbé. Châtelet, „Pluthomago“ von Cunéo, Clairville und Monnier. Berlin. Deutſches Theater, „Käthchen von Heilbronn“ von Kleiſt. Goethe Theater, „Circusleute“ von Schönthan.

Wir möchten gern die alten Stücke der Claſſiker durch eine neue Art der Darſtellung unſerem jetzigen Geſchmack anpaſſen, um ſie behalten zu können. Dies iſt zuerſt in Berlin verſucht worden, dann im Burgtheater mit dem Carlos, jetzt auch mit „Kabale und Liebe“. Die Abſicht iſt, dieſe Stücke aus dem Rhetoriſchen der Tradition ins Menſchliche zu ziehen, alſo wenn man will: herabzuſtimmen. In einigen Scenen iſt das neulich ſehr gut gelungen, im Ganzen hat uns doch noch etwas gefehlt. Was? Ich traue mich kaum, es zu ſagen: denn man wird ſehr böſe ſein. Aber ich kann mir nicht helfen, meine Meinung iſt, daſs man, will man wirklich die claſſiſchen Sachen auf dem Theater bewahren, auch den falſchen Reſpect laſſen muſs und ordentlich ſtreichen ſoll: Phraſen ſtreichen, die ihre Exiſtenz verloren haben und arm geworden ſind, und ganze Scenen ſtreichen, wenn ſie eine Sentimentalität haben, die wir nicht mehr mitfühlen können. Dann würden die Schauſpieler erſt wirken können, die ſich jetzt in ihren beſten Intentionen durch Worte, die uns unerträglich geworden ſind, oder Perioden, die heute kein Menſch mehr ausſprechen kann, immer wieder ſtören laſſen. Man wird mich einen Ketzer nennen, aber man habe doch den Muth, mir zu folgen! In der Theorie würden alle Leute ſagen, daſs es eine Ketzerei iſt: in der Praxis würden ſie dann ein bei den Claſſikern etwas [illegible]. [illegible] Fräulein Medelsky [illegible] Talent [illegible] — man möchte ſie einmal in einer Rolle [illegible] [illegible]

[illegible]

Frau Saville hat nicht durch die Größe der Leiſtung und Macht des Organs die Gunſt des Publicums erobert, ſie ſcheint an kleinere Räume gewöhnt zu ſein. Man muſste genau zuſehen und zuhören, um alle die feinen Züge ihrer Darſtellung, die ſorgfältig ausgearbeiteten Nuancen ihres Vortrags zu entdecken. Wer weiß, ob da nicht für die Fernſtehenden doch noch manches verloren gegangen iſt. Aber wer ſich der Mühe eingehender Beobachtung unterzog, iſt durch die gebotenen Genüſſe reichlich entſchädigt worden. Man merkte es Frau Saville von ihrem erſten Schritte an, daſs ſie eine künſtleriſche Perſönlichkeit iſt, die nicht bloß daſteht, ſingt und agiert, ſondern in jedem Zuge inneres Leben und originelle Auffaſſung verräth. Ihre einfachſten Bewegungen ſind Ausdruck ſeeliſcher Vorgänge, ſie braucht nur zu erſcheinen, um den Hörer für ſich einzunehmen und ihn zu zwingen, alle Phaſen der Rolle mit ihr theilnahmevoll durchzumachen. Dieſe einnehmende Wirkung dürfte in Partien, die eine tiefere pſychologiſche Grundlage haben als Gounod's Julie, noch auffallender werden. Wie natürlich und wahr kam aber ſchon hier die Scene zum Ausdruck, wo Julie den Schlaftrunk Lorenzos nimmt, oder ihr allmähliches Hinſchlummern vor der Vermählung mit dem Grafen Paris. Auch die Balkonſcene wuchs weit über die übliche Schablone hinaus, das war eine Julie, die ihre Vorgängerin blaß ſpielte. Der geſangliche Theil der Rolle zeichnete ſich durch maßvolle Behandlung der Stimme und zierliche Sauberkeit der Coloraturen aus. Das Publicum wurde nicht müde, Zeichen ſichtlicher Theilnahme zu verrathen. Herr Van Dyck als Romeo war leider erſt im dritten Act vollſtändig Herr ſeiner Stimme, die ihm vorher meiſt etwas zu tief liegen blieb. Den Stefano ſang Frl. Pohlner, in jeder Beziehung das gerade Gegentheil der Saville. Im Orcheſter fiel die ſpärliche Beſetzung der Streicher unangenehm auf. R. W.

Die Réjane, die jetzt viermal im Carltheater gaſtiert, kennen die Wiener von der Theaterausſtellung her. Sie wiſſen, daſs ſie eine kluge Schauſpielerin von Geiſt und Grazie iſt, die dazu noch einen ganz beſonderen, unfaſslichen Reiz hat. Dieſen möchte man gern definieren. Die Franzoſen thun es, indem ſie ſagen, ihr Geheimnis ſei darin, „die Pariſerin“ zu ſein. Man weiß, was dieſes Wort für einen Zauber auf Franzoſen hat. Das Weſen der Pariſerin in Schauſpielkunſt überſetzt, das ſoll die Réjane ſein. Es fragt ſich alſo: was iſt die Pariſerin, was iſt der Pariſer, was iſt Paris? Die Natur der großen Städte iſt es, den hinſtrömenden Menſchen ihre Natur abzunehmen und alle Triebe, alle Inſtincte aus ihnen zu ſaugen, bis ſie, man könnte ſagen: Unmenſchen werden. Daher jene ſchrecklich leeren Leute in London oder Berlin, die jede innere Sicherheit, jede Leitung verloren haben und gleichſam unterbrochen ſind. Aber die Pariſer ſind anders: ihnen hat ihre Stadt nicht bloß die natürlichen inneren Gewalten abgenommen, ſondern ſie iſt ſo ſtark geweſen, ihnen andere dafür, künſtliche, zu geben, Launen, die ſo ſicher ſind, daſs ſie wie Inſtincte walten können. Auf künſtlichem Wege iſt der Pariſer ſo aus einem Städter zuletzt nach und nach etwas geworden, das beinahe wieder ein Menſch zu ſein ſcheint: ein Menſch von eigenen Gnaden, der ſich ſelbſt gezeugt hat. Dem Mann der großen Städte gleicht er darin, daſs er die natürlichen Kräfte, die angeborenen Impulſe der Menſchheit von ſich abgewieſen hat. Dem Menſchen der Natur gleicht er darin, daſs er, zwar nicht die natürlichen, ſondern künſtliche, aber ſichere Impulſe hat. Er iſt ſo künſtlich geweſen, daſs er wieder primitiv geworden iſt. Dies durch die Mittel der Schauſpielkunſt darzuſtellen, iſt das Geheimnis der Réjane. H. B.

Ein künſtleriſch belangvolles Ereignis war die geſtrige Feſtvorſtellung im Deutſchen Volkstheater („Der Bauer als Millionär“), vor allem deshalb, weil durch dieſe Veranſtaltung dem Raimund-Denkmalfonde eine bedeutende Summe zugeführt worden iſt. Ein [illegible] Denkmal zu errichten oder errichten zu helfen, iſt ja ein dankenswertes [illegible]. Es verdienten alſo die Arrangeure [illegible] Darſteller, welche ſämmtlich dem beſonderen [illegible] belobt zu werden. Die [illegible] Fräulein Medelsky, Sonnenthal, Martinelli, [illegible] Hervorſtechend [illegible] eines ſolchen [illegible] Sonnenthal, als hohes Alter, Fräulein [illegible] der vor allem. Das [illegible] des Ausdruckes vor, [illegible] gedacht wurde. Das war [illegible] A. G.

[illegible] Concert vorübergehen [illegible] die Zukunft iſt uns [illegible]. Es dürfte unter [illegible] aufmerkſam zu machen, daſs auch [illegible] erworbenen [illegible] kann, wenn das Publicum

Digitized by Google

genöthigt iſt, ſein Verlangen nach neuen Muſikliteraten anderswo zu befriedigen. Daſs auch diesmal Berlioz' „König Lear"-Ouverture und Mendelsſohn's A-moll-Symphonie glänzend geſpielt wurden, brauche ich kaum zu ſagen. Die Symphonie erhielt durch die Erinnerung an den 50jährigen Todestag des Componiſten noch eine beſondere Weihe, die im Verein mit der Popularität des Werkes den Schluſs des Concertes in begeiſterter Stimmung verlaufen ließ. — Neu war der Vortrag des Beethoven'ſchen Violin-Concertes durch den Herrn Carl Prill. Man durfte wohl erwarten, daſs der neue Concertmeiſter der Hofoper dieſe claſſiſche Compoſition nicht nur vollkommen beherrſchen, ſondern auch geiſtig durchdringen wird. In dieſer Beziehung hat Herr Prill auch unſere Erwartungen nicht getäuſcht, Ton, Technik und Vortrag haben allſeitig befriedigt. Indes ſchien mir, diesmal wenigſtens, als ob Herr Prill ſeine engeren Collegen Roſé und Hellmesberger noch nicht erreicht hätte. Immerhin dürfen wir auf weitere Leiſtungen des neuen Geigers geſpannt ſein. **R. W.**

Das öſterreichiſche Muſeum hat die Wiener, wie alljährlich, zu einer Weihnachtsausſtellung eingeladen. Wir wiſſen ja, was wir da zu ſehen bekommen. Im Laufe der Jahre haben wir genügend Zeit gehabt, jeden einzelnen Ausſtellungsgegenſtand liebzugewinnen. Im Vorjahre, als ich die Ausſtellung zum letztenmal beſuchte, ſchien mir jedes Glas, jeder Teller, jeder Fauteuil, jeder Möbelſtoff zuzunicken: auf Wiederſehen im nächſten Jahre. Aber viele von ihnen hatten die Rechnung ohne den neuen Hauswirt gemacht. Der brauchte Platz, um ſeinen eigenen Ideen zum Siege zu verhelfen, und daher konnten wir ſo manche bemerken, die nicht mehr da waren. Nach einer kurzen Begrüßung unſerer alten Freunde im Parterre wollen wir den Schützlingen des neuen Directors im erſten Stockwerke unſere Aufwartung machen. Ueber dieſelben werden wir noch einmal des Ausführlichen zu ſprechen haben. Für heute ſoviel: Es ſind Copien alter bürgerlicher Möbel und Gebrauchsgegenſtände aus aller Herren Ländern. Den Wienern gefallen ſie nicht. Auch gut. Wenigſtens können ſie ſich einmal weidlich ausſchimpfen. Die Frau Waſtelhuber findet ſie ordinär. Sie gibt den vergoldeten Salonſeſſeln den Vorzug. Und der Architekt Schöndurſtig ſchleppt mich von einem Gegenſtand zum andern und fragt mich mit triumphierendem Hohne: iſt das vielleicht ſchön, iſt das vielleicht ſchön? Unterdeſſen haben aber unſere Hocharistokraten faſt die ganze Sammlung ſchon innerhalb der erſten drei Tage angekauft, und viele Gegenſtände wurden bis fünffach nachbeſtellt. Daſs doch dieſe Leute nicht auf die Frau Waſtelhuber und den Architekten Schöndurſtig hören wollen. **A. L.**

Bücher.

Wilhelm Weitling: Das Evangelium eines armen Sünders. Mit einem Vorwort von Eduard Fuchs. Zweiter Neudruck. München, M. Ernſt, 1897. (Sammlung geſellſchaftswiſſenſchaftlicher Aufſätze, herausgegeben von Eduard Fuchs, viertes und fünftes Heft.)

Das Vorwort enthält einen Lebensabriſs des merkwürdigen Mannes, der, ein uneheliche Sohn eines armen Weibes, im Elend aufgewachſen, als Schneidergeſelle in die Welt wandert, aus Wien fliehen muſs, weil er durch ſeine Schönheit einen Erzherzog bei einer vornehmen Dame ausgeſtochen hat, in Paris den Socialismus kennen lernt und in der Schweiz ein Buch ſchreibt: „Die Garantien der Harmonie und Freiheit", dem die „Times" zwei Artikel widmet. Die „freie" Schweiz widmete ihm etwas anderes, nämlich eine Commiſſion, an deren Spitze der „liberale" Bluntſchli ſtand, einen Kerker, Ketten und Peitſchenhiebe. Den willkommenen Anlaſs zum Einſchreiten hatte den Verfechtern der republikaniſchen Freiheit die Denunciation wegen Gotteslästerung dargeboten, die von Geiſtlichen auf Grund des „Evangeliums eines armen Sünders" eingereicht worden war. Eine Läſterung wird der Vernünftige ſelbſt dann nicht darin finden, wenn er an die Gottheit Chriſti glaubt, denn es iſt auch für einen Gott keine Schande, als ein verehrungs- und liebenswürdiger, wenn auch mit Fehlern und Schwächen behafteter Menſch auf Erden zu erſcheinen; aber der Gott, der im Polizeiſtaate zum Hüter des Geldſacks beſtellt worden iſt und der dem im Neuen Teſtament gezeichneten Gotzen Mammon merkwürdig ähnlich iſt, der wird allerdings von Weitling arg mitgenommen. Auf den Einwand, ſein Chriſtus ſei nicht der wahre, aus der Bibel laſſe ſich eben alles machen, was man wolle, hat er geantwortet: „Wohl, ihr Herren, ihr habt's bewieſen, ihr habt ein Evangelium der Tyrannei, der Bedrückung und der Täuſchung daraus gemacht, ich wollte eines der Freiheit, Gleichheit und Gemeinſchaft, des Wiſſens, der Hoffnung und der Liebe daraus machen, wenn es dies nicht ſchon wäre. Wenn [illegible] ſich irren, ſo geſchah es aus perſönlichem Intereſſe; wenn ich mich irre, ſo geſchieht es aus Liebe für die Menſchheit. Meine Abſicht iſt bekannt, und die Stellen, aus denen ich ſchöpfe, ſind angeführt. Der Leſer mag nur leſen, prüfen, urtheilen und glauben, was er will. Amen." Auch ich glaube, daſs Weitling mit ſeinen Sammlergewand [illegible] geirrt hat. Aber Irrthümer, die aus einem liebewarmen Herzen ſtammen, verzeiht man leicht; viele ſeiner Sammlungen ſind einiger Beachtung werth, und durch ſeine friſche, kräftige, klare Sprache und durch die Gemüthswärme, aus der ſie ſtrömt, wirkt das Schriftchen von Anfang bis zu Ende erquickend. **C.**

Pierre Guedy: Amoureuse Trinité. Collection Ex-[illegible] Nilsson. [illegible] 1897.

Zu den [illegible], die Schriftſteller heute angetrieben haben, galante [illegible] Bücher zu ſchreiben, ſcheint nun jetzt ein neuer hinzugekommen zu ſein. Der [illegible] [illegible] ſoll [illegible] Erſtlingswerk aus [illegible] haben, Armand Silveſtre [illegible] jene [illegible] und [illegible] aus [illegible], Catulle Mendès aus [illegible] und [illegible] unzweideutig [illegible] Frau [illegible]. [illegible] des vorliegenden Buches, hat ſeinen Band aus einer [illegible] geſchrieben und veröffentlicht. Aus jeder Zeile ſcheint geſchrieben zu ſein: Seht her, ſo pervers, ſo krank bin ich und doch tauſchte ich mit euch Geſunden nicht. . . . . Dieſes Buch nach ſeinem vollen Werte zu beurtheilen, iſt meines Erachtens nur der Pathologe befähigt. Als ich mich nach der Lectüre an einen angehenden Arzt mit der Bitte um ſein Urtheil wendete, lehnte er es ab, dieſen Fall zu beſprechen. Derſelbe ſei zu confiſcierlich. Das einzige, was er mir im Vertrauen geſtand, war, daſs der im Buche beſprochene Fall nicht, wie ich gemeint hatte, contraſexuell, ſondern hyperſexuell oder ſexuell maniakaliſch ſei. Ueber den Inhalt kann ich alſo weiter nichts ſagen. Die Diction, die Freunde des Autors gewiſs als das „Schöne und wahrhaft Künſtleriſche" am Buche rühmen werden, habe ich nur überladen und ſchwerflüſſig gefunden. — Dagegen iſt die äußere Form der Buchausſtattung vorzüglich. An Stelle der den Text erläuternden Illuſtrationen, die bei derlei Büchern ſonſt gang und gäbe ſind, finden ſich in „Amoureuse Trinité" Originalphotographien, nach der Natur! **W. Fred.**

Otto Julius Bierbaum: „Studentenbeichten." Zweite Reihe. Berlin, Schuſter und Löffler.

Ich kenne die erſte, vor mehreren Jahren erſchienene Reihe dieſer Novelletten nicht. Trotzdem glaube ich ſagen zu können, daſs die vorliegenden beſſer ſind als jene, beſſer nämlich in der Stilmanier, beſſer erzählt, reifer. Bierbaum iſt ja vor kurzem erſt in ein Zeitalter der Reife, der künſtleriſchen Sicherheit und Fruchtbarkeit getreten. Und einzelne der hier vereinigten Studentenbeichten gehören augenſcheinlich dieſer Zeit an. So die erſte vor allem, die eine der beſten iſt: „Selbſtzucht." (Die Leſer der „Zeit" haben ſie übrigens ſchon im September dieſes Jahres kennen gelernt.) „To-lu-to-lo", die witzigſte Geſchichte im Buch, und „Zwei Aepfel" ſtehen auf gleich beträchtlicher Höhe. „Lebrecht der Geſtrenge" aber fällt nach dem erſten Viertel und „Die falſche Kindbetterin" als Ganzes ab. Das Büchlein trägt auf dem Titelblatt das Stuck'ſche Studentenwappen, das ſchon vom erſten Bande her bekannt iſt. Gedruckt wurde es, nach dem guten Bierbaum'ſchen Geſchmack, mit wunderſchönen einfachen kernigen Fracturlettern. Eine Zueignung und ein Brief an M. G. Conrad ſtehen an der Spitze. **—d.**

Hugo Salus: „Gedichte." Verlag von Albert Langen. München 1897.

Wir vertiefen uns manchmal ſelbſt ſo in das Myſtiſch-Seeliſche, daſs wir vor lauter Ekſtaſen und Viſionen das quellende, friſche Leben vergeſſen. Wie Greiſe fühlen wir uns. Da thun kräftig-derbe, lebensluſtige Gedichte doppelt wohl. Dieſe Empfindung hatte ich beim Leſen der Poeſie von Hugo Salus. Das ſind, möchte ich ſagen, Gedichte des Lebens: das Traumhafte, Verdämmernde geht ihnen ganz ab. Sie ſind an ſich realiſtiſch, nicht manieriert, auch nicht prätentiös. Manchmal klingt der gute Heine durch. Aber immer wieder vertuſchen hübſche Feinheiten dieſes klingende Erinnern. Nicht ſelten hört man ſtarke, eigene Töne. Ganz herzig und neckiſch iſt der „Amor" des Hugo Salus. Wie er den entzückenden „Sommerhut" bringt oder auf dem vollen weißen Halſe einer jungen Gattin eine wunderſchöne Nackenlinie erſpäht. Oder wie dieſer Amor nach unſerem „lieben" Wien kommt und alle ſeine Wunder ſchaut:

> Ein lachend Völklein drängt den Weg entlang.
> Kein Scherzwort iſt zu kühn, um nicht zu zünden,
> Und aus den Gärten tönt Muſik und Sang.
>
> Mag anderswo der Himmel ſich umzieh'n
> Mit Unheilswolken, die ein Wetter künden,
> Hier lacht man ſich zu Tod
> Wir ſind in Wien!

Ad. D.

Revue der Revuen.

„Deutſche Rundſchau", November: An erſter Stelle finden wir eine Erzählung der Ebner-Eſchenbach. Sie heißt „Maſlans Frau" und ſtellt ſich als eine böhmiſche Dorfgeſchichte dar. Maſlan kehrt mit ſeinem Herrn, dem Grafen, aus der Stadt zurück, wo er den Winter verbracht hat. Seine Frau erwartet ihn nicht wie ſonſt. Sie hat zuviel von ſeiner Treuloſigkeit erfahren, um ihm noch zu verzeihen. Und als er vor ihr Haus kommt, findet er die Thür verſperrt. Er bittet und droht es ihr zwar endlich ab, daſs ſie den Riegel öffnet und auf die Schwelle tritt, aber nur um ihn mit böſen und erbitterten kalten Worten von ſich zu weiſen. Er verſpricht ihr in ſeiner Aufwallung von Zorn nicht eher vor ſie hinzutreten, als bis ſie ihn darum bitten wird; ſie gibt ihm mit feindſeliger, ſchmerzvoller Ruhe dieſe Drohung zurück, und er entfernt ſich. Soweit die Vorgeſchichte, die in einer Art dramatiſcher Expoſition, indem einer ſie dem anderen zum beſten gibt, dem Leſer bekannt wird. Die Gegenwart der Erzählung iſt viel kürzer und nur eine altersleere Schluſsſcene. Maſlan liegt ſterbenskrank in ſeiner kahlen, unfreundlichen Stube, ohne Pflege. Der Pfarrer des Ortes will zum Frieden des Kranken zwiſchen ihm und ſeiner Frau vermitteln. Es gelingt ihm nicht, beide beharren auf ihren Gelöbniſſen, ſo ſehr es ſie nacheinander ſehnt, und erſt als Leiche bringt man der ſtolzen verſchwiegenen Bäuerin den Mann ins Haus. Schwach und unwirkſam in der Darſtellung der Vorausſetzungen, wächſt dieſe Geſchichte dort, wo der dramatiſche Conflict gleichſam als logiſche Schluſsfolgerung ſich von ſelber ergibt, zur Plaſtik und Wahrheit an. Einige bildhaft entworfene Scenen dieſes Schluſstheiles, wie vor allem die Scene des Zuſammentreffens an der Schwelle oder die wunderſchöne Scene der erſten Zuſammenkunft des Pfarrers mit der verſchloſſenen und unbeugſamen Frau in ihrem Garten, ſind Meiſterſtücke. Im Ganzen macht der Inhalt dieſer Arbeit wie mancher früheren der Ebner-Eſchenbach den Eindruck eines eigenartig, aber immerhin conſtruierten Motives, über das durch die Kunſt der Darſtellung im Einzelnen und manches eingeſchaltete perſönliche Wort der Verfaſſerin, alſo gewiſſermaßen im nachhinein, Glanz und Lebenswärme gebreitet worden. — In den Erinnerungen an Johannes Brahms, deren Erzählung Widmann im gleichen Heft beendet, findet ſich ein bemerkenswerter Brief vom 31. Auguſt 1888, worin ſich Brahms äußert: „Wenn das Papſtthum[illegible] Staaten in Frankreich würde, brauchte es nach ſo [illegible]

Digitized by Google

iſchen Werke, damit Sie und B . . . t und alle Welt hinpilgerten und ſich für ſo ideal Gedachtes und Geſchaffenes begeiſterten."

„**Revue Blanche**". In einem der letzten Hefte liefert Dr. Léon Winiarski einen Beitrag zur Naturgeſchichte des Genies auf biologiſcher Grundlage. Im Thierreich beſtehen zwei ſtreng geſonderte Typen: der geſellige und der einſiedleriſche Typus. Beobachtet man die geſellig lebenden Thiere, deren höchſte Vertreter die ſtaatenbildenden Bienen und Ameiſen ſind, ſo ſieht man, daſs ſie ſich zwar, nach den Geſetzen der Zuchtwahl, bis zu einer gewiſſen Höhe entwickelt haben, einer Entwickelung über das Niveau des guten Durchſchnittes jedoch feindſelig gegenüberſtehen. Ein beſſer ausgeſtattetes Individuum, das geeignet wäre, der Stammvater einer höheren Gattung zu werden, wird von der Gemeinſchaft bekämpft und vernichtet. Das menſchliche Genie ſtellt gewiſſermaßen die Syntheſe ſeines Volkes dar, vereinigt in ſich alle Gaben, die ſich in der Gemeinſchaft einzeln auf die einzelnen Mitglieder vertheilen. Deshalb, weil embryonaliſch die Fähigkeit aller in ihm ſtecken, vermochte z. B. ein Balzac alle verſchiedenen Typen der Geſellſchaft zu verſtehen und in ſeiner „Comédie Humaine" darzuſtellen. Das Genie ſteht außerhalb der Herde, und da es von dieſer, die nur dem Inſtinct der Selbſterhaltung folgt, bekämpft und nach Kräften vernichtet wird, ſo hat es nur eine Chance des Beſtehens: wenn es ihm gelingt, ſich zum Führer der Herde aufzuſchwingen, ihr ſeine Eigenart aufzunöthigen. Wohl accomodiert ſich das Genie unter Umſtänden und wird ſogar manchmal altruiſtiſch (wie Tolſtoi oder Mickiewicz — nach Winiarski ein Symptom des Niederganges!), in ſeinem reinen Typus aber iſt es die prächtige wilde Beſtie mit den unverfälſchten Inſtincten (wie Cäſare Borgia oder Byron), die einſam bleibt, der Geſellſchaft feindlich gegenüberſteht und von ihr zum Tode verurtheilt wird, ebenſo wie überall, wo die menſchliche Geſellſchaft vordringt, die hohen Thiergattungen, wie Löwen und Adler, allmählich ausſterben. — In der zweiten November-Nummer nimmt das allergrößte Intereſſe ein kurzer Aufſatz in Anſpruch, der ſich „Exposition Boecklin à Bâle" betitelt und von Félix Vallotton, dem bekannten Holzſchnittzeichner, herrührt. Vallotton hat ſich in der Baſeler Kunſthalle die Jubiläumsausſtellung, die in drei Sälen zahlreiche Gemälde und Zeichnungen Böcklins zuſammenfaſst, angeſehen und berichtet ſeine Eindrücke. Böcklin, ſo ſchreibt er, iſt eine bedeutende Intelligenz, aber ein unruhiger Geiſt. Die Anſpannung ſeiner Kräfte iſt eine unausgeſetzte, durchgehende. Bild um Bild ſieht man ihn experimentieren, verſuchen, wieder anfangen, irren und endlich triumphieren, aber in einem ganz eigenartigen Triumph, der etwas von Unentſchiedenheit hat und von geheimen Angſtgefühlen des Meiſters begleitet iſt, im Grunde ſeiner überlegenen Seele. Darin liegt auch meines Erachtens die intereſſanteſte Seite dieſes herben Künſtlers, der von baudelaireſchen Träumen gequält wird und von Aufgaben, die über ſeine Mittel hinausgehen; aus ſeiner Kunſt ſpricht ein ſtarker Glaube, und daraus entſpringen ihm edle Freuden, aber auch ſchreckliche Leiden: das vor allem wird in dieſer Ausſtellung offenbar. Böcklin iſt ſo ſehr Deutſcher als man es nur ſein kann, aber ſein ganzes Leben ſcheint er ſich bemüht zu haben, das vergeſſen zu machen. Er hat zur griechiſchen Urquelle aller Schönheit emporſteigen wollen wie Goethe; aber ſeine Faune, ſeine Satyren und Centauren haben nichts vom antiken Charakter der Mythologie. In der Zeichnung liegt Böcklins kleinſte Fähigkeit, wie es ſcheint, auch ſeine kleinſte Sorge. Er begnügt ſich damit, in großen Zügen Formen hinzuſetzen, die mehr literariſch als plaſtiſch empfunden ſind. Für Deutſchland wird die Erſcheinung Böcklins die Folge haben, daſs alsbald eine Uebermenge von mythologiſchen Bildern ſich einſtellen wird, wo die Fehler des Meiſters verſtärkt zur Geltung kommen. Feinere Geiſter werden in ihm das immer ſeltener werdende Exemplar eines Menſchen erkennen, deſſen Ehrgeiz hoch und deſſen Kraft beſchränkt war.

Sehr intereſſante Hypotheſen über den Mechanismus des Denkens liefert Fürſt Kropotkin im „**Nineteenth Century**". Sie ſtützen ſich auf neuere Entdeckungen in der Erforſchung des menſchlichen Gehirns. Bekanntlich beſteht dieſes aus zahlloſen Nervenfaſern, die keine Umhüllung beſitzen und ſich nicht verzweigen, und aus Ganglien oder Nervenzellen, welche dazwiſchen eingelagert ſind. Jede dieſer Zellen enthält eine graue Nervenfiber, die von einer weichen, gelblichen Maſſe — Neuroglia oder Nervenkitt genannt — ſchützend umgeben iſt. Kropotkins Meinung iſt, daſs das Denken durch die Berührung jener unkontrollierbar feinen Nervenfaſern entſteht, in welche die Ganglien auslaufen. Da aber die Zelle im Ruhezuſtand von der Neuroglia iſolierend umgeben iſt, ſo muſs dieſe ſich zuſammenziehen, damit ſie in Contact eintreten kann. Nach dieſem Syſtem erklären ſich der Verfaſſer alle Ideenaſſociationen und Erinnerungen, aber auch das [illegible] Denken [illegible] eine Zwangsvorſtellung, ein nicht loszuwerdendes Wort oder Bild ſcheint ihm die Folge eines krampfartigen Contractes jener Neuroglia. Auch die Träume leitet er von jenen uncontrollierbaren Zuſammenziehungen und Berührungen ab. Da Kaffee und Thee [illegible] Bewegung der Zellen förderlich ſind, [illegible] Schlafloſigkeit erklären [illegible] und aus dem [illegible] Urſache und Entſtehung [illegible] dadurch [illegible] Zuſtand klar [illegible] Zelle [illegible] Schlafes zu [illegible] Erklärung [illegible]

In der [illegible] Nummer der „**Ceska Revue**" [illegible]

[illegible]

Die Spinne und die Fliege.

Eine Erinnerung an die Mittſommerzeit.

Von Rudolf Chriſtoph Jenny.

Alle wahrhaft vernünftigen Leute, ob alt ob jung, ob groß ob klein, ob Kind ob Greis, haben von jeher wahre Geſchichten erlogenen vorgezogen, und die, die ich jetzt erzählen werde, iſt nicht nur wahr, ſondern auch intereſſant und lehrreich, denn erſtens bin ich, als ſie ſich zutrug, dabeigeweſen und kann ſomit für die Wahrheit einſtehen, und zweitens ſteht ſie in ihren knappen Grundzügen in einem engliſchen Leſebuch für die Jugend, und die Engländer ſchreiben keine Dummheiten in die Leſebücher ihrer Kinder. Man höre und urtheile ſelber.

„Eine Spinne und eine Fliege ſaßen eines heißen Mittſommertages unweit voneinander auf einem Fenſterkreuz, und hiengen ihren Gedanken nach. Die Fliege, ſeelenvergnügt ob des ſchönen ſonnigen Tages, dachte nämlich an ihre Schönheit, die im Glanze des hellen Sonnenlichtes doppelt zur Geltung kam, und rieb ſich dabei ſchmunzelnd bald die zwei vorderſten, bald die zwei hinterſten Füße, ganz ſo, wie etwa ein gemüthlicher alter Landpfarrer, wenn's am Kirchweihtag zur reich gedeckten Tafel geht. Die grämliche Spinne hingegen blickte ſauertöpfiſch und verdrießlich vor ſich hin und zerbrach ſich ſchier den Kopf darüber, wie ſie es wohl anſtellen müſſe, um die jungfräuliche ſüße Fliege in ihr Netz zu locken. Weil ihr aber durchaus nichts Geſcheidtes einfiel und die Fliege bereits Miene machte, den Platz am Fenſterkreuz mit dem auf einem vergoldeten Bilderrahmen zu vertauſchen, ſagte ſie ganz plötzlich und unvermittelt, etwa ſo, wie ein junger Salonlöwe zu einer Tänzerin im Ballſaal: ‚Heute haben wir wieder einmal ein ſehr ſchönes Wetter! Meinen Sie nicht auch, meine ſchöne Nachbarin?' Worauf die Fliege, obwohl ſie noch nie auf einem Ball geweſen war und daher nicht wiſſen konnte, was ſo ein ſprachgewandtes Ballfräulein zu erwidern pflegt, doch eine verblüffend ähnliche Antwort gab, und mit einem Gemiſch von Verwunderung und Dankbarkeit, Naivetät und Schnippigkeit ‚Summ ſumm ſumm ſumm?! ſumm ſumm ſumm ſumm' in ihren ſüßeſten Tönen vor ſich hin trompete, und damit war das ärgſte Eis zwiſchen den beiden gebrochen."

Wenn nun jemand da iſt, der glaubt, daſs dieſes „Summ ſumm ſumm ſumm" nichts zu bedeuten hatte, der irrt ſich, denn darin liegt mindeſtens ſoviel Sinn, als nach der reichen Erfahrung der Spinne in der Antwort betagter junger Dame: „In der That, mein Herr, das Wetter war heute wieder einmal ausnehmend ſchön. Es waren [illegible] Tage — in Wirklichkeit hatte [illegible] Tage [illegible] heruntergeregnet, was es nur [illegible] daſs, wenn nicht alle Anzeichen trügen [illegible] Nacht conſtant bleibt, wir auch fernerhin [illegible] Tage [illegible] dürfen." Und der junge [illegible] obwohl er vom Baro- und Thermo- [illegible] und verſtand, als ſo mancher Miniſter [illegible] Natur, ich getraue mich zu behaupten, daſs [illegible] dem abgeſtuften Tonart des „Summ ſumm

ſumm ſumm“ der Fliege ungleich mehr liegt, als in dem ganzen öden Wortſchwall aller Tänzer und Tänzerinnen miteinander. Ja, ich bin feſt überzeugt, daſs die Einführung der einfachen Fliegenſprache der ganzen Menſchheit und insbeſondere der modernen Literatur ſehr zu gute käme, denn dann könnten die Menſchen nicht wie jetzt nach Belieben „ja ja“ ſagen, und „nein nein“ damit meinen, denn ſie müſsten dann nothwendig entweder das eine oder das andere in den Ton des Summ ſumm hineinlegen, und da würde ſich das Gehör in kurzer Zeit ſo verfeinern, daſs das Lügen bald zur Unmöglichkeit würde, und was das zur Folge haben müſste, kann ſich jeder ſelbſt vorſtellen. Dieſer bedeutende Reformvorſchlag, der, ausgeführt, allem Uebel mit einem Schlage ein Ende machen würde, iſt, ohne Ruhm zu melden, von mir nur ſo im Vorbeigehen ad hoc erfunden worden, und ſtehe ich diesbezüglich jedermann ſtets gern zu Dienſten.

Um nun weiter in der Erzählung fortzufahren — „die Spinne ließ ſich durch das wenig ermuthigende ‚Summ ſumm ſumm‘ durchaus nicht irre machen und abſchrecken, ſondern fuhr frech, wie ſie war, mit der unſchuldigſten Miene von der Welt in der Rede fort und ſagte: ‚Schöne Königin der Luftbewohner, darf ich Sie vielleicht nach den Anſtrengungen Ihrer vogelſchnellen Runden durch das Zimmer höflich einladen, hier in dieſer von mir erbauten traulichen Niſche ein wenig Platz zu nehmen und in einer meiner feinen weichen Hängematten ein wenig auszuruhen, während ich mich beſtreben werde, Ihr liebes Ohr durch ein Loblied auf ihre Schönheit zu ergötzen?‘ Allein die Fliege, welche von ihrer guten Mutter wohl gehört hatte, daſs ſich ſo was nicht ſchickt und obendrein noch leicht gefährlich werden kann, entgegnete bloß ganz leiſe und verſchämt: ‚Summ ſumm ſumm ſumm, ſummſumm; ſumm ſumm ſumm ſumm?‘ — und rückte ein wenig weiter weg, aber nur, um die Spinne aus einer ſchicklichen Entfernung deſto beſſer betrachten zu können, denn eine ſolche Frechheit war ihr noch nicht vorgekommen. Was Wunder alſo, daſs ſie im erſten Augenblicke nicht recht wuſste, wie ſie ſich in dieſem völlig unvorhergeſehenen Falle zu verhalten habe, und erſt darüber nachdenken muſste. Indeſſen, je länger ſie das that, deſto verzeihlicher ſchien ihr die Sache zu ſein. Es war wohl richtig, daſs die Einladung die Grenzen des Anſtandes weit überſchritt, allein anderentheils war nicht zu leugnen, daſs ſie in einem ſo feinen, höflichen und liebenswürdigen Ton vorgetragen worden war, daſs man der vermuthlich wenig gebildeten häſslichen Spinne darum gerade noch nicht gram zu werden brauchte, denn ein gebildetes Weſen, und das war die Fliege, muſste der Unbildung manches nachſehen. ‚Wenn ſie nur nicht gar ſo häſslich wäre‘, dachte die Fliege weiter, aber — war nicht vielleicht gerade dieſer Umſtand an dem ganzen Vorfalle ſchuld? Ja, ja, es war ſo; es muſste ſo ſein. Die blendende Schönheit hatte die Häſsliche einfach verwirrt, ſo daſs ſie nicht wuſste, was ſie that, und, du lieber Gott! das war doch verzeihlich! Ja, Ja! kein Zweifel, die Sache war ſo und nicht anders und verſprach, amüſant zu werden, und das durfte man ſich nicht entgehen laſſen‘, und — ‚ſumm ſumm ſumm ſumm‘, flog die Fliege wieder auf den alten Platz und ſah anſcheinend ſo gleichgiltig zum Fenſter auf die ſtahlgrüne Alpenflur hinaus, als ob ihr alles ringsum ganz Wurſt wäre, und es weitum keine Spinne gäbe. Dieſe aber, welche ſich anfangs ſehr geärgert hatte, daſs ſie ſo dumm geweſen war, gleich mit der Thür ins Haus zu fallen, und alles verloren glaubte, ſchöpfte wieder neue Hoffnung, denn ſie wuſste den ſcheinbar gleichgiltigen Geſang der Fliege richtig zu deuten. Eine geborene Meiſterin in der Verſtellungskunſt, gieng ſie auf den Plan der Fliege ein, ſeufzte ein um das anderemal in ſchmerzlicher Bewunderung auf und ließ dann ihren erheuchelten Gefühlen wie im Selbſtgeſpräch freien Lauf. ‚Wie ſchön iſt doch das herrliche Grün der Alpenfluren, und wie rein die darauf ruhende Luft, und wie unglücklich bin ich, daſs ich von der Natur ſo plump und ungeſchickt geſchaffen wurde, daſs ich, an mein ſtaubiges Netz gebannt, ſtill ſitzen und einſam ſpinnen muſs mein Leben lang, während die herrliche Fliege, ſchneller als der Vogel in der Luft, gefolgt von einer Schar Verehrer, das Leben in vollen Zügen genießend, mit ihresgleichen den freien, weiten, ſonnigen Weltraum durchtummelt und überall bewundert und angebetet wird ob ihrer herrlich funkelnden blaugrünen Augen‘ — ‚Summ ſumm ſumm ſumm!‘ — ſummelte die geſchmeichelte Fliege — ‚nicht übel! Aber die Huldigung iſt mir nicht mehr neu, denn das haben mir ſchon Tauſende geſagt; es iſt mir ſchon nachgerade langweilig, immer nur meine Augen rühmen zu hören. Alſo, wenn ich vielleicht zufällig wieder komme — nicht langweilig werden! Denn das vertrag ich nicht‘, und ſummdumdum, dum dum dum — flog ſie wieder auf das Bild und ſtellte ſich ſo gleichgiltig als möglich. Innerlich aber hatte ſie doch eine ſchier unbändige Freude und dachte: ‚Schau ſchau! Wer hätte der häſslichen Spinne ſoviel Schönheitsſinn zugetraut? Die Sache fängt wirklich an, drollig und amüſant zu werden. Es wäre zu hübſch, wenn das unförmige Weſen dort um den letzten Reſt ſeiner Faſſung käme. — Unförmig? Ja, unförmig iſt das rechte Wort, denn häſslich, das, was man ſo häſslich nennt, iſt ſie nun eigentlich doch wohl nicht; aber unförmlich iſt ſie und drollig — ungemein drollig und verliebt — bis über die Ohren! Da kann man ſich ſchon einen Spaſs mit ihr erlauben‘ und ‚ſummſummſumm ſumm ſumm ſumm, ſummſumm!‘ — flog ſie wieder ans Fenſter.

Die Spinne, welche von ihrer Mutter gehört hatte, daſs die Fliegen nicht nur eitel, ſondern auch außerordentlich genäſchig wären, verſuchte es nun, auf einem anderen Weg ans Ziel zu gelangen, griff ſich wie ein rechter Freſſer mit ihren garſtigen ſechs Füßen auf den dicken grauslichen Bauch und warf unter leichtem Gähnen vor ſich hin: ‚Es geht ſchon ſtark gegen Mittag. Muſs einmal nachſehen, ob ſich in meiner Speiſekammer nicht irgendwo ein kleiner Leckerbiſſen zum Gabelfrühſtück verſchloſſen hat. Wenn mich nicht alles täuſcht, muſs ſich noch irgendwo ein luftgeſelchtes, leckeres Schinkerl finden. — Schl—ſchl—ſchmutz, ſchmatz! Das wird ſchmecken! Darf ich Sie vielleicht einladen, ſchöne Nachbarin? Zu zweit ſchmeckt's beſſer.‘ — ‚Ja, das glaub' ich!‘ — entgegnete die Fliege. — ‚Das möcht' Ihnen gerade paſſen! Halten Sie mich denn wirklich für ſo dumm, als ich ſchön bin? Ha! ha! ha! Ich muſs wirklich lachen! Und wenn ich ſo dumm wäre, wie Sie meinen — glauben Sie denn, daſs man ſich ohne Noth mit jedermann zu Tiſche ſetzt? Und Noth leide ich wahrlich keine, denn dort auf dem Tiſche ſteht noch eine Schüſſel voll Knödel, welche die beiden Kerls da — damit meinte ſie mich und meinen Tiſchgenoſſen, einen Engländer — übrig gelaſſen haben. Und dann — hier ſtreckte ſie ihren genäſchigen Rüſſel weit vor — was könnten Sie mir auch bieten!? Fliegenſchinkerl, nicht wahr? Oh, Sie! hahaha!‘ und ‚ſumm, ſummſumm, um um, um um, un nu nu, um um‘, und — weg war ſie. Aber inwendig war ſie doch ſchrecklich neugierig, was die Spinne wohl in ihrer Vorrathskammer haben mochte. Geſelchte Fliegenſchinkerln ſicherlich nicht, denn da muſste ſie erſt eine Fliege fangen können, und dazu war die dort, gar jetzt, wo ſie ſo verliebt war, entſchieden zu dumm. Eine ſo günſtige Gelegenheit, die Geheimniſſe des grimmigſten Feindes zu erforſchen, kam vielleicht nie wieder; die muſste man ausnützen, und ‚ſumm, ſemſem, ſimſim, ſamſam, ſummſumm‘, flog ſie zum drittenmale ans Fenſter, und ſetzte ſich, um recht gleichgiltig zu erſcheinen, mit dem Rücken gegen die Spinne an die Wand. Dieſe nahm nun raſch alle ihre Fangleinen in ihre zuſammengekrallten gierigen Klauen und begann, ihre fürchterliche Aufregung meiſterhaft beherrſchend, im Tone höchſten Entzückens: ‚O Himmel! Was ſeh ich!? Welch entzückende Körperformen leuchten durch dein königliches Gewand, die muſikaliſch erklingenden Flügeln! O, hab Erbarmen, feengleiche Königin der Lüfte und wende dich weg, denn mein armes Auge kann den Glanz der unvergleichlichen Schönheit, den dein ſchneeweißer Leib mit den diamantſchwarzen Ringen ausſtrahlt, nicht ertragen! Oh! — oh! — ach! — ach! Mir ſchwindelt vor all der blendenden Pracht, die ich Glückſelige ſchaue.‘

Als die eitle Fliege dies hörte, begann ſie vor Freude an ihrem ganzen Leibe zu zittern wie Eſpenlaub: denn noch nie hatte ihr jemand geſagt, daſs ſie einen ſchönen Leib hätte. Im Gegentheil; alle ihre bisherigen Verehrer wuſsten dies oder jenes daran auszuſetzen, und darum war ſie immer beſtrebt, ihn ſo gut als möglich mit den Flügeln zu bedecken. ‚O Fluch!‘ ſummte ſie in den Bart, obwohl ſie keinen hatte, ‚Fluch über dieſe armſelige Sennhütte, die nicht einmal einen Spiegel aufzuweiſen hat, worin ich mich betrachten und prüfen könnte, ob die Spinne auch wahr geſprochen hat! Doch, wozu ihrem Ausſpruche miſstrauen? Hatte ſie nicht auch die längſt anerkannten Schönheiten auf den erſten Blick herausgefunden und ſie mit ſo feinem liebenswürdigen Tact geprieſen?! Wie es auch immer ſein mochte: eine Höflichkeit iſt der anderen wert‘, und ‚ſumm ſumm‘, drehte ſie ſich um und warf der Spinne einen dankbaren Blick zu. Da — auf einmal! — wie war ihr denn? — War das zierliche wohlgebaute Ding vor ihr denn wirklich die häſsliche Spinne von vorhin? Kein Zweifel, ſie war es und doch auch wieder nicht, denn alles an ihr war ſchön, ja ſelbſt der etwas dicke Bauch machte durch ſeine angenehme Rundung einen wohlthuenden Eindruck auf das Auge, gar nicht zu reden von der zierlichen Taille! Aber mehr als ihre körperlichen Vorzüge war ihre Liebenswürdigkeit, und dieſe Eigenſchaft macht alles ſchön, und ſchön war ſie, die arme verkannte Spinne, ſo ſchön, daſs die Fliege ihr am liebſten gleich um den Hals gefallen wäre, wenn es ihr die Mutter nicht verboten hätte.

Die Spinne, welche die gewaltige innere Wandlung der Fliege wohl bemerkte, fand jetzt den Zeitpunkt gekommen, eine andere Taktik anzuwenden, und ſtellte ſich, als ob ihr am Beſuch der Fliege nicht viel gelegen wäre, ſuchte aber gleichzeitig durch allerlei Vorſpiegelungen ihre Neugierde umſomehr zu erregen. ‚Liebreizendes Weſen‘, flötete ſie mit einem entſagenden Seufzer, — ‚verzeihe, daſs ich vorhin ſo unbeſcheiden war, dich in mein niedriges Heim zu bitten. Nun ich dich näher kenne, ſehe ich ein, daſs dies durchaus nicht angeht, ſo ſehr ich es auch deinetwegen bedauern muſs‘. ‚Wie? wie? bedauern — meinetwegen? Summ, ſum, ſum?‘ fragte die Fliege verwundert? ‚Ja Geliebte, nur deinetwegen‘, entgegnete die Spinne, — ‚denn ſo niedrig meine Hütte ſonſt auch immer ſein mag, birgt ſie doch einen Schatz, den niemand beſſer und würdiger dienen könnte als du, du Inbegriff aller Schönheit. Aber reden wir lieber nicht davon.‘ ‚Ei, ei, ei! das wäre?‘ ſang die Fliege und rückte ein wenig näher. ‚Ach, es iſt eigentlich unter dieſen Umſtänden nicht der Rede wert‘, meinte die Spinne. ‚Es iſt nur ein kleiner, ſchöner Zauberſpiegel, den ich mir durch einen künſtlichen Kalkeinwurf meines zarten Gewebes am Fenſter erzielt habe, und Du hätteſt dich allenfalls darin betrachten können. Schade, daſs dies nicht möglich iſt; denn der Anblick deiner blendenden Schönheit würde deinen Sinn hiefür erſt recht geweckt und d…

Digitized by Google

die etwaigen Mängel an deiner Toilette deutlich gezeigt haben'. ‚Sum, ſum!? Mängel? — an mir? — wie? — was? — wo?' forſchte die erſchrockene Fliege. ‚Nun — entgegnete die Spinne möglichſt gelaſſen — nichts von beſonderer Bedeutung, wenigſtens nichts, was ſich mit meiner Hilfe nicht ſpielend beſeitigen ließe. Die eine Maſche da am Flügelkleid — fuhr ſie wie unbefangen fort — ſitzt ein wenig ſchief, denn auf das Maſchenbinden verſteh' ich mich wie irgend einer'. ‚Schief? — ſchief? ſitzt ſie wirklich ſchief?' murmelte die erſchrockene Fliege und drehte ſich tänzelnd im Kreiſe, um ſich ſelbſt auf den Rücken zu ſehen, was ihr aber ſo wenig gelang, wie dem bekannten Mann, dem der Zopf hinten hieng. ‚Ja, ganz ſchief' — gab die Spinne gähnend und gelangweilt zur Antwort, — ‚aber das iſt nun einmal ohne Spiegel nicht zu ändern', ſprachs, legte ſich hin, um ein wenig auszuruhen und zu ſchlafen, denn ſie war fürchterlich müde, wie ſie ſagte, und richtig, ehe man's denken konnte, ſchnarchte ſie und gab der flehentlich bittenden Fliege keine Antwort mehr. Ueber alle Maßen unglücklich, flog das bedauernswerthe, bethörte Weſen im ganzen Raum wie beſeſſen hin und wieder und verſuchte mehrmals im dunklen Winkel hinter dem Ofen zur Ruhe zu kommen, allein vergebens; die brennende Neugier auf die ſich jeder Vorſtellung entziehenden Wunderwerke der Spinne trieb die Fliege immer wieder in die Nähe des Netzes, und unwirſch und trotzig unterdrückte ſie die in der Seele aufſteigenden Ermahnungen ihrer guten Mutter. Wie ſie nun ſo wieder einmal dem Netze näher kam und die Spinne darin, zu einer Kugel zuſammengerollt, lauter ſchnarchte als zuvor, da flog ſie erſt mit lautem Summen tiefer zurück in die Stube, kehrte aber dann ganz leiſe um und guckte, vorſichtig und behutſam das Netz umkreiſend, durch die ſtaubigen Falten, um wenigſtens ſo ein Endchen des Wunderwerks zu ſchauen. Und wie ſie nun ſo ‚ſumſumſum, ſum, ſum, ſum, ſum' ganz leiſe, leiſe immer näher und näher kam, da ſtieß ſie plötzlich — ds — an einen ganz dünnen Faden, und ‚ſchwups' zog die lauernde Spinne an, und ‚dsdsdsdsdsdsdsds' war die Arme gefangen.

Da gab es kein Entrinnen mehr, denn ſchon im nächſten Augenblick ſprang die Spinne wie ein blutrünſtiger Tiger auf ihr Opfer, ſaugte ſich gierig feſt und — ‚ds! ds! ds! — dsdsdsdsds — dſiridi — didi — ididi — irididi — dssssssssss — sssss — sss — ss — s — — s — — — s — — — — — s —' war die arme Fliege todt. — Empört über dieſe Tücke und Hinterliſt, beſchloſs ich das Scheuſal zu tödten, ergriff einen der übrig gebliebenen, ſteinharten Knodel und holte damit aus, um das argliſtige Thier zu zerſchmettern. Allein es ergieng mir damit nicht beſſer als anderen Leuten, die bei allen paſſenden und unpaſſenden Gelegenheiten damit gedroht, es aber bisher nie ausgeführt haben, wiewohl ſie niemand daran gehindert hat, wie es damals bei mir der Fall war. Mein ſonſt ruhiger Tiſchgenoſſe fiel mir nämlich plötzlich in den Arm und ſagte in gebrochenem Deutſch: „Was wollen Sie thun? In das Beibel da iſt zu ſein geleſen: Er, welcher fuhlt ihn ſelbſt frei von Schuld, werfe das erſte Stein auf es." — Da ſchämte ich mich ein wenig meiner unchriſtlichen, zornigen Wallung, weil ich meinen zweiten Taufnamen nicht gern umſonſt führen möchte und vor dem Fremden nicht den Anſchein erwecken wollte, ich wäre ein Abgeordneter, und reuig ließ ich den erhobenen Knodel fallen, kann aber wahrlich nichts dafür, daſs er dem Engländer unglücklicherweiſe gerade auf die Hühneraugen fiel."

Das iſt die Geſchichte von der Spinne und der Fliege, und ich wiederhole, daſs nicht ein Wort davon erlogen iſt. Wer's nicht glaubt, der zahlt einfach ein Sechſerl und damit baſta. Wer hingegen bloß daran zweifelt, der ſoll zu mir kommen und mir auf die Naſe greifen, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen. Wenn nicht, auch gut! dann zahlt er zwei Sechſerln, denn ein Menſch, der eine Sache bezweifelt und zu [illegible] iſt, ihr auf den Grund zu gehen, der verdient unter allen Umſtänden geſtraft zu werden. Wer die Geſchichte endlich glaubt und mir [illegible] hat, der iſt mir drei Sechſerln wahrlich nicht [illegible]. Billiger kann ich's nicht thun, denn die Geſchichte koſtet mich [illegible] und drei in der [illegible] Knodel. Jedem das Seine, [illegible] Sprichwort; ſolange ich den [illegible] in dem mir armen Teufel noch mindeſtens drei[illegible], wenn nicht mehr, [illegible] habe, kann ich [illegible]. Von dem einen Hutnagel, den mir eine [illegible] Wand vor ſieben Jahren [illegible]

[illegible]

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Assistent: Ernst v. Rosmann.

Allgemeine Oeſterreichiſche
Elektricitäts-Geſellſchaft.

Die außerordentliche Generalverſammlung der Actionäre der Allgemeinen Oeſterreichiſchen Elektricitäts-Geſellſchaft vom 7. October d. J. hat behufs Beſchaffung der zur Erweiterung der geſellſchaftlichen Betriebsanlagen erforderlichen Geldmittel die Erhöhung des Actiencapitals um 2 Millionen Gulden **durch Ausgabe von 10.000 Stück neuen, mit je 200 fl. volleingezahlten Actien beſchloſſen, welche an den Erträgniſſen der Geſellſchaft vom Geſchäftsjahre 1898 ab participiren,** und wurde dieſe Capitals-Vermehrung mit Erlaſs des k. k. Miniſteriums des Innern ddo. 5. November d. J., Z. 32.017 genehmigt.

Auf Grund der dem Verwaltungsrathe von der außerordentlichen Generalverſammlung ertheilten Ermächtigung hat derſelbe beſchloſſen, den Inhabern der derzeit im Umlaufe befindlichen 30.000 Actien das

Bezugsrecht

auf die neu auszugebenden 10.000 Actien **zum Courſe von 265 fl. pro Stück** in der Weiſe einzuräumen, **daſs je drei Stück der alten Actien das Anrecht zum Bezuge je einer neuen Actie geben.**

Actien-Bruchtheile oder Certificate auf Bruchtheile von Actien werden **nicht** ausgegeben.

Die Anmeldung des Bezugsrechtes hat in der Zeit

vom 22. November bis incl. 4. December 1897

zu erfolgen, und wird die **Anglo-Oeſterreichiſche Bank** in Wien (I. Strauchgaſſe 1) dieſe Anmeldungen innerhalb der gewöhnlichen Geſchäftsſtunden für die Allgemeine Oeſterreichiſche Elektricitäts-Geſellſchaft entgegennehmen.

Die Herren Actionäre, welche das Bezugsrecht ausüben wollen, haben dasſelbe mittelſt doppelter Conſignation (deren Formulare bei der Anglo-Oeſterreichiſchen Bank zur Verfügung ſtehen) anzumelden und unter Einem **die in ihrem Beſitze befindlichen Actien beizubringen,** welche ihnen nach Vornahme einer die erfolgte Ausübung des Bezugsrechtes erſichtlich machenden Abſtempelung zurückgeſtellt werden.

Bei der Anmeldung iſt auf jede zu beziehende neue Actie die Vollzahlung mit 265 fl. zu leiſten, wogegen den Herren Actionären auf den ganzen eingezahlten Betrag von 265 fl. pro Actie fünf Procent Zinſen vom Einzahlungstage bis 31. December 1897 bar vergütet werden.

Auf Grund der erfolgten Anmeldung und Einzahlung werden den Herren Actionären entweder die bezogenen Actien mit Dividenden-Coupons, deren erſter für das Geſchäftsjahr 1898 gilt, ausgefolgt, oder ſie erhalten — ſofern die Actien noch zur ſofortigen Ausfolgung bereit ſind — das eine der beiden Conſignations-Parere zurück, verſehen mit einem die Berechtigung zum Bezuge der entfallenden Actien enthaltenden Vermerk der Allgemeinen Oeſterreichiſchen Elektricitäts-Geſellſchaft, und wird ſohin gegen Rückſtellung dieſer Conſignation die Ausfolgung der Actien ſtattfinden.

Actionäre, welche bis incluſive 4. December 1897 das Bezugsrecht nicht ausgeübt und die entfallende Einzahlung nicht voll geleiſtet haben, gehen unter allen Umſtänden ihres Anſpruches auf den Bezug neuer Actien zu Gunſten der Geſellſchaft verluſtig. Ueber die freigewordenen Actien wird ſeitens der Geſellſchaft nach ihrem Ermeſſen anderweitig verfügt werden.

Wien, 21. November 1897.

Allgemeine Oeſterreichiſche Elektricitäts-Geſellſchaft.

(Nachdruck wird nicht honorirt.)

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 4. December 1897. Nummer [illegible]

Die unparlamentariſche Parlamentsregierung.

Entweder man regiert ganz ohne Parlament, oder man regiert ſtreng parlamentariſch. Ein Parlament aber neben einer unparlamentariſchen Regierung beſtehen laſſen zu wollen: das iſt ein logiſcher Widerſpruch, der ſchon bei der Formulierung des Thatbeſtandes einem jeden einleuchten muſs. Der Widerſpruch bleibt nicht bei der Logik ſtehen. Er ſetzt ſich in ſehr greifbare Regierungsſchwierigkeiten um, ſobald im Parlament Parteien verſammelt ſind, die einen ſtarken Rückhalt in der Bevölkerung haben, und dieſe Parteien ſich ihrer parlamentariſchen Machtvollkommenheit bewuſst geworden ſind. Die Regierung braucht zur Führung der Staatsgeſchäfte verfaſſungsmäßig eine verläſsliche Majorität im Parlament. Den Parteien insgeſammt aber iſt die außerparlamentariſche Regierung fremd. Keine Partei hat einen beſonderen Grund, die Regierung zu unterſtützen, die aus lauter bureaukratiſchen Kanzleigrößen zuſammengeſtellt iſt; das engere Parteiintereſſe vielmehr gebietet jeder Partei, das gemeinſame parlamentariſche Intereſſe gebietet es allen Parteien, dieſer Regierung mindeſtens den paſſiven Widerſtand der Gleichgiltigkeit entgegenzuſetzen. Die außerparlamentariſche Regierung muſs demnach, um verfaſſungsmäßig parlamentariſch leben zu können, durch irgendwelche Mittel eine Majorität, beziehungsweiſe die eine ſolche ſummierende Anzahl von Parteien gewinnen. Die Mittel, die ihr zu dieſem Zwecke zur Verfügung ſtehen, ſind die gleichen, die man auch ſonſt anzuwenden pflegt, wenn es gilt, einen fremden Willen dem eigenen unterzuordnen: Begünſtigung oder Einſchüchterung, Zuckerbrot oder Peitſche. Die Begünſtigungen zunächſt üben verſchiedenerlei ſchädliche Wirkungen aus: die Parlamentspolitik, die eigentlich ein idealer Kampf um politiſche Principien ſein ſollte, würdigen ſie herab zu einem gemeinen Stimmenhandel, der naturnothwendig ſowohl bei der Regierung, als auch bei der begünſtigten Partei alle Lüſte, Laſter und Niedrigkeiten des Schachergeiſtes erweckt. Die begünſtigte Partei wird ſtatt befriedigt durch jede neue Begünſtigung nur immer begehrlicher gemacht. Die nichtbegünſtigte Partei, die durch Drohungen (z. B. mit der Auflöſung des Hauſes) oder Gewalt zur Ruhe gebracht werden muſs, geräth in den Zuſtand hoffnungsloſer Verzweiflung, der in einer extremen Oppoſition ſeinen Ausdruck findet: Drohung gegen Drohung, Gewalt gegen Gewalt. Beide Parteien, die begünſtigte ſowohl wie die miſshandelte, werden, da die Beamtenregierung nicht eine Partei, ſondern den Staat ſelbſt bedeuten ſoll, in einen unheilvollen Gegenſatz zum Staat gebracht, während auf der anderen Seite die Regierung, die jeweils die Zwecke einer ihr fremden Partei auszuführen gezwungen iſt, als eine Geſellſchaft von grundſatz- und charakterloſen Männern erſcheint. Im Vergleich zu den Parteiführern, die das parlamentariſche Handwerk aus dem Grund verſtehen, nehmen ſich die Beamtenminiſter im Parlament wie rathloſe [illegible] aus und ſetzen dadurch ungerechterweiſe das Anſehen der ganzen Beamtenſchaft herab. Indem ſie ſich übrigens als Miniſter raſch abnützen, berauben ſie die Beamtenſchaft oft ihrer beſten Kräfte. Das ganze öffentliche Leben wird demoraliſiert. Parteiführer und Beamte werden [illegible]. Der ſtaatliche Zuſammenhang zwiſchen den Bewohnern des Landes lockert ſich. Wo gar, wie in Öſterreich, die Parteien verſchiedene Nationalitäten ſind, muſs der Staat, bei längerer Dauer dieſes Syſtems, nothwendigerweiſe auseinanderfallen. Indem endlich eine außerparlamentariſche Regierung das [illegible] Regime des [illegible] iſt oder doch wenigſtens als ſolches ausgegeben wird, zieht ſie möglicherweiſe den Herrſcher ſelbſt in die parlamentariſchen Tageskämpfe hinein und gibt dadurch die Autorität eines erhabenen Stammes preis. Insbeſondere, da die Miniſter [illegible] die Männer ſeiner Wahl ſind, fällt der Tadel für jeden ihrer Miſserfolge und jede ihrer Schwächen auf ihn zurück, und der [illegible] [illegible]

[illegible]

zu ſuchen, zu ködern. Sie haben ſie ſchon. Die gehört ihnen [illegible] nicht kraft eines Stimmenhandelsgeſchäfts, ſondern kraft der [illegible]mäßigen Autorität, die ſie ſich in langer politiſcher Thätigkeit erworben haben. Die Parteiminiſter führen nicht fremde Zwecke, ſondern ihr eigenes, altbekanntes Parteiprogramm aus. Das Regierungsgeſchäft beſchmutzt ſie nicht, es adelt ſie vielmehr. Bei Verwirklichung ihres Parteiprogrammes nehmen ſie auf dauernde ſtaatliche Intereſſen gebürende Rückſicht, da ſie ja ſelbſt zeitweilig der Staat ſind. Sie können ſich dabei auch mäßigen, weil die Partei ſchon durch die Thatſache ihrer Herrſchaft allein einigermaßen befriedigt iſt, die Parteiführer übrigens den geiſtigen Einfluſs auf ihre Parteigenoſſen beſitzen, um dieſe, im Intereſſe der längeren Dauer ihrer Herrſchaft, im Zaume zu halten. Die Minorität, die gegen die Regierung kämpft, ſteht im Gegenſatze zur herrſchenden Partei, aber nicht zum Staat. Ihr Kampf iſt nicht hoffnungslos. Sie weiß ja doch, daſs das gleiche Majoritätsprincip im Wechſel der parlamentariſchen Dynamik auch ſie einmal zur Regierung bringen kann. Dieſe Ausſicht zähmt die Minorität. Sie wird ihre Forderungen und Verſprechungen in vernünftigen Grenzen halten, weil ſie jeden Tag dazu berufen ſein kann, ſie vom Regierungstiſch aus verwirklichen zu müſſen; ſie wird ſich ſcheuen, an die dauernden Grundlagen des ſtaatlichen Lebens zu rühren, weil ſie dieſe für ihre erhoffte eigene Regierung intact erhalten will. Die Parteiführer als Miniſter bewegen ſich im Parlament auf einem ihnen wohlvertrauten Boden mit all der Würde und dem Anſtand, welche ihre Autorität und ſomit auch die des Staates zu erhöhen geeignet ſind. Die Beamtenſchaft bleibt im Stillen unverſehrt. Der Herrſcher endlich ſteht, allen gleich gewogen, außerhalb der Parteien. Die Miſserfolge der Miniſter ſind Niederlagen der Parteien, die ihn nicht treffen. Inmitten des Wechſels der Miniſterien bleibt er die ruhende Achſe, um die ſich der ganze parlamentariſche Kreislauf dreht.

Das ſind die beiden Syſteme. Das unparlamentariſche haben wir im Fall Badeni an der Arbeit geſehen, wie es durch Begünſtigungen die eine Partei, die Czechen, nur immer kühner im Fordern machte, während es die andere Partei, die Deutſchen, durch Miſshandlungen zum verzweifelten Widerſtand trieb, der ſich ſchließlich in einer kleinen Revolution entlud. Wir haben dasſelbe Syſtem auch ſchon in den erſten Tagen des Miniſteriums Gautſch kennen gelernt, wo die bloße Befürchtung einer [illegible] Begünſtigung der Deutſchen die czechiſchen Pöbelexceſſe in Böhmen hervorrief, die nur durch die Verhängung des Standrechtes unterdrückt werden konnten. Wäre auf das Miniſterium Badeni ein ſtreng parlamentariſches, aus den Parteiführern der Majorität zuſammengeſetztes Cabinet gefolgt, ſo wären vorausſichtlich die [illegible] czechiſchen, polniſchen und clericalen Miniſter [illegible] für die Majoritätsparteien eine ausreichende Compenſation für die durch die Obſtruction nothwendig gewordene Aenderung der Sprachenverordnungen, [illegible] geweſen, und alles wäre vermuthlich glatter gegangen. Nachdem man ſich aber vor dreißig Jahren [illegible] nach fremden Vorbildern [illegible] ein Parlament zu geben, wird man in weiterer Verfolgung der gleichen [illegible] ſich doch wohl auch zu dem logiſchen Schluſs [illegible] bereit finden müſſen: zur Einführung parlamentariſcher Regierung.

h.

Zur Vorgeſchichte des Proceſſes Dreyfus.

Im Herbſt des Jahres [illegible] [illegible] Kammern, wo der [illegible] Kriegsminiſter, General Mercier, [illegible] [illegible]

Mercier im Sommer 1894 den Madagaskar-Feldzug eingeleitet, nachdem er ſich — einem guten, alten franzöſiſchen Brauche gemäß — geraume Weile erbittert mit dem Marineminiſter Lefèvre und dann mit deſſen Nachfolger Felix Faure, dem jetzigen Präſidenten der Republik, herumgeſtritten hatte, wem von den beiden Kriegsgewaltigen das Obercommando in dem Colonialkriege zufallen ſollte. Nach vielem Hin und Her hatte man ſich im Miniſterrathe dahin geeinigt, daſs jeder der beiden Miniſter einen Antheil an den zu pflückenden Lorbeeren, dagegen keiner eine eigentliche Verantwortung für etwa vorkommende Miſsgriffe und Miſserfolge haben ſollte, doch wurde dem General Mercier entſchieden der Löwenantheil gewahrt. Das Landheer ſtellte nämlich gut die Hälfte der aufgewendeten Truppen, und das Obercommando über die combinierte madagaſſiſche Diviſion fiel einem General des Landheeres, dem General Duchesne, zu. Als Mercier das erreicht hatte, ſchwamm er in eitel Glück und Seligkeit und machte ſich ſofort daran, den Feldzug in ſeinem eigenen Stile zu organiſieren. So zum Beiſpiel ſchmeichelte er ſich durch einen Aufruf an das Heer eine derartige Begeiſterung für den Krieg zu erzeugen, daſs die Freiwilligen in hellen Haufen herbeiſtrömen würden. Da nämlich nach den beſtehenden Wehrgeſetzen Landtruppen nicht in den Colonien — außer in Algerien und Tuneſien — verwendet werden dürfen, ſo muſste der Kriegsminiſter, um die erforderliche Anzahl von Mannſchaften zuſammenzubringen, zu Kriegsfreiwilligen greifen. Zu ſeiner Ueberraſchung wurde er nun aber ſehr bald gewahr, daſs ſtatt der drei- oder viertauſend Leute, die er brauchte, nur ein paar Hundert mit Ach und Krach zuſammenzutrommeln waren. Dieſer kleine Miſserfolg hinderte ihn jedoch nicht, ſeinem einmal gefaſsten Plane treu zu bleiben, denn er hatte es ſich in den Kopf geſetzt, die ganze Armee an der Ehre, Madagaskar für das franzöſiſche Vaterland zu erobern, theilnehmen zu laſſen. Deshalb wurde ſchließlich zu dem Auskunftsmittel gegriffen, die erforderliche Zahl von „Freiwilligen“ aus den Linienregimentern abzucommandieren, um ſie nach den Fieberlandſchaften von Madagaskar zu ſenden. Anſtatt alſo ein bereits beſtehendes Regiment, vorzugsweiſe ein Zuavenregiment, das durch ſeinen Aufenthalt in Nordafrika mit den Strapazen des Coloniallebens ſchon einigermaßen vertraut war, für den Feldzug zu beſtimmen, ſetzte ſich der General ein aus den heterogenſten, an jene Strapazen keineswegs gewöhnten Elementen beſtehendes Regiment künſtlich zuſammen, in dem kein Mann ſeinen Nebenmann, kein Vorgeſetzter den Untergebenen kannte. Merciers „große Idee“ jedoch, das geſammte Landheer gewiſſermaßen durch Delegierte bei dem Feldzuge vertreten zu laſſen, war durchgeführt. — Der Erfolg eines ſo wahnſinnigen, allen Elementarregeln der Truppenaufſtellung und -Führung hohnſprechenden Verfahrens blieb natürlich nicht aus. Die Leute ſchlugen ſich wacker, aber die Disciplin ließ außerordentlich viel zu wünſchen übrig, und es ſtellte ſich ein ganz unverhältnismäßig großer Procentſatz von Fieberkranken, Maroden oder ſonſtwie Gefechtsunfähigen ein. Der Krieg zog ſich demnach mehr und mehr in die Länge, verſchlang eine vorher nicht für möglich gehaltene, auch die peſſimiſtiſchſten Voranſchläge weit hinter ſich laſſende Zahl von Menſchenleben und drohte mehr als einmal mit einem völligen Fiasco zu enden. Auch die Wahl des auf Madagaskar commandierenden Generals Duchesne war auf Merciers beſonderen Wunſch erfolgt, doch erwies ſie ſich als wenig vortheilhaft, denn der Genannte, der über keine großen colonialen Erfahrungen verfügte, zeigte wiederholt ſeine Unfähigkeit.

Dies vorausgeſchickt, kann es nicht Wunder nehmen, daſs General Mercier, deſſen anmaßlicher, mit Rohheit und Unfähigkeit gepaarter Dünkel ſchon früher vielfach unliebſam aufgefallen war, in dem Maße mehr verhöhnt und angefeindet wurde, als ſich die Hiobsposten aus Madagaskar mehrten. In der Preſſe, und nicht nur in der oppoſitionellen, wimmelte es von offenen und verſteckten Angriffen, niemand wagte, den aufgeblaſenen Mann, der ſchon einmal in der Kammer durch ſeinen faſt hiſtoriſch gewordenen, von großer Selbſtüberſchätzung zeugenden Ausſpruch von ſeinem „flair d'artilleur“ allgemeine Heiterkeit erregt hatte, in Schutz zu nehmen und in den parlamentariſchen Kreiſen ſchwirrten die Interpellationsabſichten nur ſo in der Luft umher. Im September 1894 hatte man, wenn ich nicht irre, ein gutes halbes Dutzend Interpellationen über Madagaskar angekündigt, von denen reichlich die Hälfte gegen den Kriegsminiſter [illegible]. Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht überraſchen, daſs [illegible] den Miniſtern im allgemeinen, ſondern ganz beſonders auch dem General Mercier ſehr bange vor der Parlamentseröffnung war, [illegible] letztere eifrig nach einem Derivativ ſuchte, um die [illegible] öffentliche Meinung nicht allein zu [illegible], ſondern [illegible] in Anſpruch zu nehmen.

[illegible] General Mercier fand [illegible] ein [illegible] Schlenkmacher [illegible]

und vermeintlichen Leiden ſuchen müſſen, das Bürgerrecht erworben. Die Nachleſe des Panama und verſchiedener anderer Finanzkrachs wurde von dem genannten Blatte mit Eifer betrieben, und da in all jenen unſauberen Affairen, namentlich im Panama, neben unterſchiedlichen „Urchriſten“ und „Urfranzoſen“ auch etliche Juden figurierten, ſo gelang es Drumont und ſeinen nicht minder gewiſſenloſen Mitarbeitern, die Menge zu bethören und aus den ſchwindelhaften franzöſiſchen Speculationen das verderbliche Werk der Juden, der Landesfremden zu machen. Nach und nach wurden auf dieſe Weiſe die geſammte Finanzwelt, der Richterſtand, die Beamtenkreiſe, das Parlament und die Großinduſtrie verdächtigt, angeſchwärzt, verleumdet und als Körperſchaften hingeſtellt, die, durch den Einfluſs der Juden und Deutſchen bis aufs Mark der Knochen verfault, Frankreichs materiellen und moraliſchen Ruin vorbereiteten. So ziemlich die einzige Staats- und Geſellſchaftseinrichtung, die den Angriffen der Hetzer bis dahin noch nicht verfallen war, war die Armee. Einzelne ihrer Führer, auch General Mercier ſelbſt, waren zwar ſchon mehrfach ſcharf mitgenommen worden, aber die Geſammtheit des Heeres, vornehmlich in moraliſcher Hinſicht, war unberührt geblieben. Obſchon es bekannt war, daſs auch Juden im franzöſiſchen Heere zu Officiersſtellen gelangen können und thatſächlich gelangen, war es den Antiſemiten doch nicht geglückt, an einem concreten Beiſpiele die ungeheuere Gefahr aufzudecken, in die Frankreich nach ihrer Anſicht durch die Bethätigung dieſes toleranten Princips läuft. In ihrem Blatte oder vielmehr in ihren Blättern, denn neben dem Centralorgan der „Libre Parole“, tauchten bald noch verſchiedene Provinzblätter und in Paris das „XIX. Siècle“ im antiſemitiſchen Lager auf, ſpielten ſich die Judenfeinde öffentlich als die berufenen und patentierten Vertheidiger der Armee auf, im geheimen aber ſuchten ſie nur umſo eifriger nach einem „Falle“, der es ihnen ermöglichen könnte, auch das nationale Heer als von dem jüdiſchen Einfluſſe zerfreſſen darzuſtellen.

Ich habe abſichtlich ſo weit ausgeholt und bin ausdrücklich auf die politiſch-militäriſche Lage und auf die antiſemitiſchen Pläne im Jahre 1894 ſo genau eingegangen, weil ich die Kenntnis dieſer Dinge für unerläſslich zum Verſtändniſſe des Proceſſes Dreyfus und ſeiner Vorgeſchichte halte. Man muſs nämlich vor allem genau feſthalten, daſs dieſer monſtröſe Proceſs nicht die unmittelbare und naturgemäße Folge der Entdeckung eines beſtimmten Falles von Landesverrath war, ſondern daſs er künſtlich gezüchtet, ſorgfältigſt und von langer Hand her vorbereitet worden iſt, und zwar von zwei verſchiedenen Seiten her: ſein Vater heißt kriegsminiſterieller Dünkel, ſeine Mutter war die antiſemitiſche Ränkeſucht. — Nun darf man freilich nicht überſehen, daſs im franzöſiſchen Kriegsminiſterium, beziehentlich im großen Generalſtabe, wiederholt „undichte Stellen“, „des fuites“, wie der franzöſiſche Fachausdruck dafür lautet, bemerkt worden waren, wie ähnliches in den Kriegsminiſterien und Generalſtäben ſämmtlicher europäiſchen Staaten von Zeit zu Zeit beobachtet wird. Man hatte, wohl auch ganz beſonders im Jahre 1894, die Beobachtung gemacht oder zu machen geglaubt, daſs gewiſſe auf die Landesvertheidigung bezügliche Maßnahmen und Vorkehrungen in verſchwindend kurzer Zeit an den leitenden Stellen auswärtiger Mächte bekannt geworden waren, ſo daſs man anfing, für die Sicherheit des Staates zu fürchten. Das Spionageweſen iſt aber heutzutage in allen europäiſchen Militärſtaaten ſoweit entwickelt und es wird mit einer ſolchen Virtuoſität betrieben, daſs ſich kein ſachkundiger Militär mehr ſonderlich darüber aufregt, wenn er eines Tages die Entdeckung macht, daſs ein ſogenanntes Geheimnis der Landesvertheidigung ins Ausland gewandert iſt. Auf der anderen Seite kann es einem ſorgſamen Kriegsminiſter und Generalſtabschef jedoch nicht verargt werden, wenn er in paſſender, vor allem höchſt discreter Weiſe nach dem oder den Urhebern der Indiscretionen forſcht und dieſelben der Juſtiz überantwortet, falls er ihrer habhaft wird. Es liegt mir daher völlig fern, dem General Mercier und ſeinem Generalſtabschef Le Mouton de Boisdeffre den geringſten Vorwurf aus ihrem patriotiſchen Eifer machen zu wollen. Was ich tadle und in der Folge noch mehrfach tadeln werde, iſt die Art und Weiſe, in der die Erhebung, die Vorunterſuchung, die Verhaftung des angeblichen Schuldigen und deſſen Proceſſierung betrieben worden ſind. Nicht das Suchen nach dem Verbrecher im allgemeinen iſt zu rügen, wohl aber die unglaubliche Ueberſtürzung und Leichtfertigkeit, um nicht zu ſagen Gewiſſenloſigkeit, mit denen bei dieſem ſchwierigen Werke verfahren wurde. — Das Suchen blieb nämlich zunächſt und während geraumer Zeit erfolglos. Man hatte verſchiedene Unterbeamte des Kriegsminiſteriums, dann ſogar den einen oder anderen Officier im Verdachte gehabt, ſträfliche Beziehungen zum Auslande zu unterhalten und [illegible] zu veranlaſſen, aber beſtimmte, auch nur [illegible] Beweiſe waren gegen niemand zu erbringen geweſen. [illegible] noch ſonſt jemand ſo [illegible] Dingen beſchäftigt, die, wie geſagt, zu den [illegible] Militärſtaaten gehören, wäre nicht General [illegible] gerade zu jener Zeit darauf erpicht [illegible] Unentbehrlichkeit in hellſtem Lichte [illegible] niemand anders, ſo brauchte er einen [illegible], den er mit Aufwand vieler Reclame am [illegible] unmäßigen Meute der Zeitungsſchreiber und [illegible] als Beute hinwerfen konnte, um ſo die

Aufmerkſamkeit des Landes von der immer ſchiefer gehenden Madagaskar-Angelegenheit abzulenken. Da ferner das franzöſiſche Kriegsminiſterium über ſehr anſehnliche Geheimfonds zu Spionage- und Contreſpionagezwecken verfügt, Mittel, über deren Verwendung in keiner Weiſe Rechenſchaft abgelegt zu werden braucht, ſo beſchloſs General Mercier, einen Agenten mit der Aufſuchung und Ueberführung des oder der Schuldigen zu beauftragen, wofür dem glücklichen Finder eine beträchtliche Summe — man ſpricht von 50.000 bis 100.000 Franken — zugeſichert wurde. Auch dieſer Schritt ſoll als ſolcher dem General nicht ſchlimm angerechnet werden, obſchon es immer etwas Bedenkliches iſt, Leute, die der Natur ihrer Thätigkeit nach nichts anderes, als gewiſſenloſe Subjecte, berufsmäßige Angeber und Lockſpitzel ſein können, in einem Milieu zu verwenden, in dem ſich ſehr viele hochachtbare Leute, vor allem Officiere, Generalſtabsofficiere befinden. Wer der betreffende Agent geweſen iſt, iſt bis jetzt noch nicht ans Tageslicht gekommen, doch ſprechen ſehr viele und faſt untrügliche Thatſachen dafür, daſs der in dieſen Tagen vielgenannte „Graf" Eſterhazy, mit ſeinem richtigen Namen Walſin genannt, in nahen Beziehungen zu demſelben geſtanden habe. Ich erwähne dieſe Einzelheiten auch nur, weil ſich aus ihnen erkennen läſst, welch eigenartiger Geiſt in der franzöſiſchen Armee herrſcht und mit wie ſonderbaren Mitteln franzöſiſche Kriegsminiſter gegen ihre unmittelbaren Untergebenen und Schutzbefohlenen, die Officiere, operieren. Wenigſtens kann ich nicht umhin, die „Loslaſſung" von Geheimagenten und und Polizeiſpionen gegen Generalſtabsofficiere mindeſtens eigenthümlich zu finden. In Deutſchland, Oeſterreich und England, ja wohl ſelbſt in Rufsland wäre eine derartige Herabwürdigung des Officierscorps geradezu undenkbar.

Wir haben ſomit jetzt drei Factoren, die auf ein und dasſelbe Ziel concentriſch hinarbeiten, vielleicht ohne es vorderhand ſelbſt zu wiſſen, daſs ihr Ziel ein gemeinſames iſt: Erſtens den Kriegsminiſter Mercier, der danach trachtet, eine Diverſion zu veranſtalten, d. h. Madagaskar und die eigenen in Bezug auf den dortigen Krieg verübten großen Fehler vergeſſen zu machen und ſich ſelbſt als den Retter des Staates darzuſtellen; zweitens einen dunklen Ehrenmann, der Ausſicht hat, eine für ſeine beſcheidenen Verhältniſſe bedeutende Summe durch Auffindung eines Hochverräthers im Kriegsminiſterium oder im Generalſtabe zu „verdienen", wobei es ihm perſönlich natürlich völlig gleichgiltig ſein kann, **wer** dieſer Verräther iſt, ja ſogar, **ob** der von ihm entdeckte Mann thatſächlich das Verbrechen des Landesverrathes begangen hat oder nicht — der Schein muſs für ihn unbedingt das Wichtigſte ſein —; drittens endlich die Antiſemiten, an ihrer Spitze Drumont und ſeinen ganzen Stab, welche auf die Entdeckung eines Juden hinarbeiten, dem ſie irgend etwas ganz beſonders Abſcheuliches nachſagen und auch beweiskräftig an die Rockſchöße hängen können, und zwar ſoll es, wenn irgend angängig, ein jüdiſcher Officier ſein, denn die Armee war bis dahin, wie erwähnt, noch nicht in den Kreis ihrer Thätigkeit gezogen worden.

Von dieſen als durchaus feſtſtehend zu betrachtenden Thatſachen iſt der Weg zu der Annahme, der eine oder der andere Antiſemitenhäuptling habe ſich insgeheim mit dem arg in der Klemme ſitzenden Kriegsminiſter in Verbindung geſetzt, um ihm ſeine guten Dienſte anzubieten, wirklich nicht ſehr weit, denn man darf nicht vergeſſen, daſs, dank der weitgehenden Publiciſtik in Frankreich und dank der täglich ſelbſt an hoher und höchſter Stelle begangenen Indiscretionen, die Lage und das Streben des Miniſters für einen tüchtigen und findigen Reporter kein Geheimnis waren. Es iſt auch nicht ganz ausgeſchloſſen, daſs die nächſte Zukunft dieſen augenblicklich noch dunklen Zuſammenhang zwiſchen Kriegsminiſter und Antiſemitismus aufdecken wird, obſchon man immer mit der franzöſiſchen Sucht rechnen muſs, um die unglaublichſten Scandale mit großem Geſchrei aufzudecken, die ſchmutzige Wäſche des Landes ganz öffentlich — nicht etwa zu waſchen — wohl aber zu zeigen und dann wieder alles in dem Augenblicke zu vertuſchen, wo das öffentliche Rechtsgefühl eine Beſtrafung der Schuldigen am lauteſten fordert. Nachdem ſich alſo die drei bezeichneten Factoren in dieſer oder jener Weiſe ins Einvernehmen geſetzt haben, führten ſie den weiteren Feldzug gemeinſam, ſo gemeinſam, daſs jeder auch nur einigermaßen Unbefangene, vor allem alſo die hier lebenden und mit den Verhältniſſen wohlvertrauten Ausländer, vom erſten Augenblicke an den vorerſt noch verhüllten Zweck des Vorgehens erriethen: es handelte ſich um eine antiſemitiſche Campagne im großen Stile, um einen Schlag, durch den womöglich alle in Frankreich lebenden Juden auf das empfindlichſte, und zwar materiell und moraliſch, getroffen, zerſchmettert werden ſollten. Es iſt in der That ſeinerzeit jedem ruhig und klar Denkenden aufgefallen, daſs General Mercier, ſobald er ſeinen Mann gefunden hatte, mit einem ſolchen Feuereifer, mit einer ſolchen Freude und mit einer ſo unglaublichen Stumpfſinnigkeit und Rohheit vorgieng, um ſein Ziel, die Proceſſierung und drakoniſche Verurtheilung des Beſchuldigten zu erreichen. Vergegenwärtigt man ſich jetzt nachträglich, jetzt, da man in der Angelegenheit ungleich weiter ſieht, als vor drei Jahren, wie beharrlich ſich der Miniſter allen Gegengründen ſeiner Collegen im Miniſterrathe, ſeinen Kameraden in der Armee und vor allem der Evidenz der Thatſachen, die zu Gunſten des Beſchuldigten ſprachen, verſchloſs, ſo kann man beim beſten Willen nicht anders, als an eine im vorhinein gefaſste Abſicht glauben, an die Abſicht, gerade dieſen Mann an Rad und Galgen zu bringen. Damit ſoll noch immer nicht geſagt ſein, daſs Mercier ſchon damals, d. h. im erſten Augenblicke, da ihm die gegen Dreyfus gerichtete Anſchuldigung hinterbracht wurde, in ſchlechtem Glauben gehandelt habe. Aber wie in allem, was dieſer unheilvolle Menſch vollbrachte, ſo gieng er auch hier wie ein wüthender Stier ohne jede Ueberlegung vor, nur ganz allein ſeinen böſen Inſtincten, ſeinem maßloſen Dünkel, ſeiner Ehr- und Ruhmſucht und ſeiner niedrigen Popularitätshaſcherei folgend, wobei dann ſeine geiſtige Beſchränktheit das übrige that. — Das Unglück — nämlich für Dreyfus — wollte es, daſs damals, wie auch heute noch, ein Mann an der Spitze des franzöſiſchen Generalſtabes ſtand, der womöglich noch beſchränkter, noch eingebildeter und noch blindwüthiger iſt, als Mercier: der Generalſtabschef Le Mouton de Boisdeffre. Wäre die ganze Angelegenheit nicht ſo hochtragiſch, ſo könnte man wahrhaftig verſucht ſein, zu ſagen, dieſer Mann trage den erſten Theil ſeines Namens mit vollem Rechte. Dagegen kann man es ohne Scheu ausſprechen, daſs es einen Segen für Europa und für die Erhaltung ſeines Friedens bedeutet, daſs Frankreich gerade dieſen total unfähigen, ſeiner ſchwierigen Aufgabe in keiner Beziehung gewachſenen General an die Spitze des Großen Generalſtabes geſtellt hat; ſolange er auf dieſem Poſten desorganiſierend wirkt, braucht man keinen Angriffskrieg, oder doch keinen erfolgreichen von Seite Frankreichs zu befürchten, wie denn überhaupt dieſe ganze, jetzt in zweiter, verbeſſerter Auflage erſcheinende Dreyfusangelegenheit allenthalben die Gewiſsheit verbreitet haben dürfte, daſs es um die Disciplin, das Pflichtgefühl und die oberſte Leitung im franzöſiſchen Heere noch immer recht ſchlecht beſtellt iſt.

General Le Mouton de Boisdeffre, der ſeinen verantwortungsreichen und im Kriegsfalle hochwichtigen Poſten im Jahre 1894, nach de Miribels plötzlichem Tode, nur deshalb erhalten hatte, weil man — wiederum charakteriſch für die derzeitigen Zuſtände in dem republikaniſchen Frankreich — vor einem wirklich befähigten, intelligenten und thätigen General an der Spitze des großen Generalſtabes Furcht hatte — General de Boisdeffre war, wie man zu ſagen pflegt, in dieſer ganzen Sache der böſe Geiſt des Kriegsminiſters, er trieb ihn nur noch tiefer in das antiſemitiſche Abenteuer hinein und bekundete Dreyfus gegenüber vom erſten Augenblicke an die erbittertſte Feindſchaft. Dieſe Geſinnung beherrſcht den Mann auch heute noch, und zwar derart, daſs es letzthin zu einem recht heftigen Auftritte zwiſchen ihm und dem jetzigen Kriegsminiſter Billot gekommen iſt, weil Boisdeffre in ſeinem Haſſe ſo weit gegangen war, ſeinen Adjutanten, den Major Pauffin de Saintmorel, zu dem bekannten Pamphletiſten Henri Rochefort zu ſenden, oder doch deſſen dortigen Beſuch ſtillſchweigend zu dulden, um den Redacteur des „Intransigeant" wiſſen zu laſſen, daſs man im Generalſtabe ſehr wichtiges Beweismaterial gegen Dreyfus beſitze. Billot verhängte deshalb einen Monat ſtrengen Arreſt über den pflicht- und ehrvergeſſenen Adjutanten, was durchaus nicht nach Boisdeffres Geſchmack war.

Wie unter ſolchen Umſtänden die geheime Vorunterſuchung und Proceſſierung in dem Falle Dreyfus geführt wurde, kann man ſich ungefähr vorſtellen, wenn auch bis zur Stunde nur ſehr ſpärliches und vielfach unzuverläſſiges Material darüber vorliegt. Es muſs jedoch darauf aufmerkſam gemacht werden, daſs der des ſchlimmſten Verbrechens, deſſen ſich ein Officier ſchuldig machen kann, Bezichtigte eines ſchönen Tages von ſeiner Arbeit im Generalſtabe weg verhaftet und nach dem Pariſer Militärgefängniſſe der Rue du Cherche-Midi gebracht wurde, ohne daſs man es für nöthig befunden hätte, dem Unglücklichen auch nur ein einziges Wort über den auf ihm laſtenden Verdacht mitzutheilen. Erſt mehrere Wochen nach ſeiner Inhaftierung und ganz kurze Zeit vor ſeinem Erſcheinen vor dem Kriegsgerichte — es klingt das unglaublich, iſt aber nichtsdeſtoweniger vollkommen wahr — wurde dem Gefangenen der wahre Grund ſeiner Verhaftung bekannt gegeben. — Unterdeſſen regten ſich begreiflicherweiſe draußen, nämlich außerhalb des Gefängniſſes, in dem der Häftling in ſtrengſter, abſoluter Abgeſchloſſenheit von der Außenwelt lebte, rührige Hände, um die ohnehin ſchon augenfällige Unſchuld des Verdächtigten darzuthun. Daſs alle dieſe Bemühungen gänzlich erfolglos blieben, weiſs man. Es entſteht nun die Frage: wuſste der Kriegsminiſter Mercier, d. h. alſo die Seele des ganzen heimtückiſchen gegen Dreyfus gerichteten Angriffes und der Leiter desſelben, von der Unſchuld ſeines Opfers? So ſehr ich auch durch langjährigen Aufenthalt in Frankreich und durch vielfache Berührung mit den Landesbewohnern verſchiedenſter Claſſe zu der Ueberzeugung gekommen bin, daſs man einem Franzoſen, wenn er einmal von einer fixen Idee beſeſſen iſt, manchmal ſelbſt ganz unglaubliche Dinge zutrauen darf, ſo ſträube ich mich doch gegen die Ungeheuerlichkeit der Annahme, General Mercier habe wiſſentlich und willentlich einen nach ſeiner Ueberzeugung Unſchuldigen ruiniert und entehrt, er ſei von Anfang an geradezu darauf ausgegangen, dies zu thun, um ſich ſelbſt aus den Trümmern des Glückes des Betroffenen ein Piedeſtal zu errichten. Dagegen iſt es ſehr glaublich, ja wahrſcheinlich, daſs der Miniſter zwar erſt in gutem Glauben den gegen Dreyfus gerichteten Anſchuldigungen irgend eines gewiſſenloſen Schurken gefolgt iſt, dann aber, nach der überſtürzten [illegible] des [illegible] als unſchuldig erkannten Mannes, auch ſeinerſeits den begangenen

Digitized by Google

Miſsgriff eingeſehen, jedoch nicht den moraliſchen Muth gefunden hat, die Folgen eben dieſes Miſsgriffes auf ſich zu nehmen. Hätte man den begangenen Fehler offen bekannt, die Unterſuchung niedergeſchlagen und Dreyfus auf freien Fuß geſetzt und rehabilitiert, ſo wäre Mercier, als der verantwortliche Urheber des leichfertigen Eingriffes, von dem ſchwer gekränkten Manne zur Rechenſchaft gezogen worden. Der Miniſter hätte nicht nur ſeinen Sitz im Kabinet, ſondern auch ſein hohes Commando, vielleicht ſogar ſeinen Platz in der Armee verloren, ganz abgeſehen von einem Duell unter ſchwerſten Bedingungen mit dem ſo willkürlich in Acht und Bann Gethanen; außerdem hätte ſich die in ihren Erwartungen getäuſchte, um ihr Opfer gebrachte antiſemitiſche Preſſe mit namenloſer Wuth gegen den General gewendet und ihn als einen von den Juden beſtochenen, pflichtvergeſſenen Mann hingeſtellt. Den Muth, all dieſe verhängnisvollen Folgen ſeines leichtſinnigen und verblendeten Thuns mannhaft zu tragen, beſaß Mercier aber nicht, und deshalb wird er die Lüge aufrecht erhalten, das Abenteuer bis zum ſchrecklichen Ende weitergeführt haben. Für ihn hieß es damals: er oder ich! und ohne ſich zu beſinnen, wird der General geſagt haben: ich bin der Stärkere, alſo zerſchmetterte ich ihn, um nicht von ihm zerſchmettert zu werden! Daſs der General ein recht böſes Gewiſſen hat, läſst ſich daraus erkennen, daſs er kürzlich, bald nach den erſten Schritten Scheurer-Keſtners, aus der Provinz — er führt ſeit Aufhören ſeiner Miniſterherrlichkeit das vierte Armeecorps in Le Mans — nach Paris kam, um mit ſeinem Nachfolger Billot geheime Conferenzen abzuhalten und ihn von der Schuld des Deportirten zu überzeugen. Während ſeines Hierſeins hat der früher ſo geſchwätzige und der Skandalpreſſe ſonſt ſo gefällige Mann kein Wort über den Fall verlauten laſſen.

Die Ereigniſſe der letzten Wochen, die Schritte der Verwandten, der Freunde und Vertheidiger des Unglücklichen, die faſt in der ganzen franzöſiſchen Preſſe darob losgebrochne Sturmflut von Verwünſchungen, falſchen Beſchuldigungen und unverſchämten Lügen ſind ſo bekannt, daſs ich hier darauf nicht zurückzukommen brauche. In einem ſpäteren Aufſatze werde ich zeigen, in welch eigenthümlicher Weiſe ſeitens der franzöſiſchen Behörden bei der Beſchuldigung und Verhaftung, ſowie bei dem Proceſſe ſelbſt gegen Dreyfus vorgegangen wurde. Zum Schluſſe meines heutigen Artikels will ich nur noch einen kleinen Blick in die Zukunft thun und fragen: wird die eingeleitete militärgerichtliche Unterſuchung zu einem Ergebniſſe führen, wird vor allem die Unſchuld des Verurtheilten offenkundig werden, und wird man das begangene ſchwere Unrecht nach Menſchenmöglichkeit wieder gutmachen? Leider kann ich dieſe Fragen, wiederum nach genauer Abwägung der hieſigen Landesverhältniſſe, nach ſorgfältigſter Vergleichung des vorliegenden Falles mit ähnlichen früheren Skandalen, nach möglichſt eingehender Prüfung der Charaktere der maßgebenden Männer, nicht bejahen. Man hat Panama erlebt und — niedergeſchlagen; man hat dieſes ſelbe Panama ſpäter zweimal wieder ausgegraben, angeblich, um endlich und gründlich damit aufzuräumen, und man hat die ſchmutzige Geſchichte wiederum begraben; man hat in dem bekannten Falle Lebaudy ein Dutzend Erpreſſerjournaliſten auf friſcher That ertappt, wobei ein Menſchenleben das corpus delicti des Proceſſes bildete, und man hat die meiſten Gauner laufen laſſen, die anderen zu lächerlich geringfügigen Strafen verurtheilt; man hat ungezählte andere Skandale und Schwindelaffairen in kurzer Zeit erlebt, ohne daſs jemals den wahrhaft Schuldigen ein Leid geſchehen wäre. Das alles berechtigt zu dem Glauben, daſs auch diesmal die Politik des Vertuſchens, des Todſchweigens, des Wegleugnens ſiegreich bleiben werde. Vor allem macht man ſich bei Zeiten mit dem Gedanken vertraut, daſs das traurige Schickſal des Bewohners der Teufelsinſel in keiner Weiſe eine Änderung erfahren werde, denn ihn freilaſſen, hieße, ſich ſeiner Rache, ſeinen Denunciationen ausſetzen und die ganzen überaus dunklen und unſauberen Machenſchaften der obren Heeresführer einer vernichtenden Kritik preisgeben, einer Kritik und einer Enthüllung von Thatſachen, die Frankreich in den Augen der ganzen civiliſierten Welt auf das Entſchiedenſte ſchädigen würde. Auch die gegenwärtig am Ruder befindlichen Machthaber werden ſich ſagen: Entweder wir oder er! und da wir jetzt einmal die Stärkeren ſind, ſo werden wir ihn erdrücken, um nicht von ihm erdrückt zu werden! Und dieſe Erdrückung iſt nicht etwa bildlich, ſondern ganz buchſtäblich zu verſtehen. [illegible] der Regierung ein gewaltiges Stück Geld; man [illegible] alle Betheuerungen dann immer eine Entſcheidung des [illegible] daſs nicht eines Tages [illegible] man will endlich [illegible]

[illegible]

Vorzeichen des nahenden Endes werden ſich zweifellos in nächſter Zeit noch mehren, bis dann eines Tages dieſes Ende gekommen ſein wird. Wenn man jetzt die hieſigen Zeitungen aufmerkſam lieſt und auch zwiſchen den Zeilen zu leſen verſteht, kann man ſich unwillkürlich des barocken Gedankens an den Kutſcher nicht erwehren, der ſeinem Pferde das Freſſen allmählich abgewöhnen wollte und der ſich dann beklagte, daſs ihm das boshafte Thier juſt in dem Augenblicke geſtorben ſei, wo der mit ihm angeſtellte Verſuch von Erfolg gekrönt zu werden ſchien. Auch Dreyfus wird, wenn nicht vorher, gerade in dem Momente das Zeitliche ſegnen, da er die meiſten Ausſichten auf Rückkehr in den Kreis ſeiner trauernden Familie haben wird. Um dieſen Ausgang des ſchauerlichen Dramas nach Möglichkeit zu beſchleunigen, hat der Colonialminiſter Lebon — der Name iſt nicht immer ein Omen — ſofort nach dem Bekanntwerden der durch Senator Scheurer-Keſtner zu unternehmenden Schritte angeordnet, daſs der Gefangene fortab in Ketten zu legen ſei, und die Anzahl der Wächter auf der Teufelsinſel iſt von ſieben auf dreizehn erhöht worden. Wie immer ſich aber auch das Los des Opfers der franzöſiſchen Antiſemiten geſtalten möge, Frankreich wird keineswegs gekräftigt und in der Achtung der Völker erhöht aus dieſem ſcheußlichen Abenteuer, aus dem „Panama militaire“, hervorgehen.

Paris, 29. November 1897. **Poller.**

Der ſtramme Bezirkshauptmann.

Ein Lebensbild aus Galizien.

Von Dr. Iwan Franko (Lemberg).

(Schluſs.)

II.

Es waren zwei Jahre verfloſſen ſeit dieſer meiner Studienreiſe. Eine Landtagswahl hatte unterdeſſen das Land heimgeſucht, und die Leute begannen ſich ſchon von ihren verheerenden Wirkungen einigermaßen zu erholen, als ich eines Tages auf dem Mariacki-Platze in Lemberg dem Herrn Bezirkshauptmanne Zamiatalski begegnete. Es war ein ſchöner, aber kalter Wintertag und er gieng, in einen Känguruh-Pelz gehüllt, etwas gebeugt, aber doch geſchäftig trippelnd einher. Er erkannte mich auf den erſten Blick und ſtreckte mir ſeine Hand entgegen.

— Na, wie geht's, Panſcheſpi! Geſund? Immer in Stimmung? Immer bei Appetit, wenigſtens einen Ausbeuter täglich zu verſpeiſen? Ha, ha, ha! Freut mich ſehr, dich wiederzuſehen!

Ich fragte ihn, was er in Lemberg mache und wie es ihm auf ſeinem verantwortungsvollen Poſten gehe?

— Was — ſchrie er und hielt ſtille — du weißt alſo nicht, daſs ich ſtabil in Lemberg wohne und daſs jener Poſten ſchon ſeit zwei Monaten von einem anderen verwaltet wird?

Zu meiner Beſchämung wuſste ich nichts davon und fragte ihn um Aufklärung.

— Ah, es iſt eine lange Geſchichte, obwohl es mich ſehr wundert, daſs du ſo rein gar nichts davon erfahren haſt.

Ich entſchuldigte mich mit einem längeren Fernſein von Galizien.

— Na, weißt du, das iſt eine intereſſante Geſchichte und die ſollſt du erfahren. Du biſt ja auch ein Stück von einem Dichter, und da kann dir meine Geſchichte vielleicht zuſtatten kommen. Ein Beitrag zur Menſchenkenntnis, mein Lieber, wie nur wir, politiſche Beamte, ſolche zu ſammeln imſtande ſind. Und dazu noch ein Beitrag zur Geſchichte der menſchlichen Bosheit! Ein claſſiſcher, das wirſt du ſehen. Aber was plaudern wir ſo auf der Gaſſe bei dieſer grimmigen Kälte? Komm nur mit auf einen Augenblick! Der Wojciechowski*) hat heute Kaldaunen — meine Paſſion! Weißt, ich habe dich damals hungrig von mir gelaſſen, alſo will ich mich heute revanchieren. Komm! Bei einem Glaſe Bier erzählt ſich's beſſer.

Bald ſaßen wir in einem warmen, wenn auch engen, kahlen und ziemlich dunklen Zwiſchenzimmer und ließen uns das warme Frühſtück und das Lagerbier ſchmecken. Der Herr Bezirkshauptmann zeigte einen vortrefflichen Appetit, und erſt nachdem er zwei Teller Kaldaunen zu ſich genommen hatte, legte er mit ſeiner Erzählung los.

— Was ich dir ſagen wollte, mein Lieber ... Ja, die Landtagswahlen, Gottes Fluch ſoll über ſie kommen! Du kannſt dir gar nicht denken, was das für eine Plackerei für unſereinen iſt! Und welche Verantwortlichkeit! Mir graut's, wenn ich nur daran denke. Und nun die Anklagen, die Einflüſterungen von verſchiedenen Seiten, die Verdächtigungen und Anklagen! Ein Fluch, ſage ich dir. Und über alledem [illegible] wie der Geiſt Gottes über den [illegible] wenigſtens von oben her ſeine Aufgabe [illegible] damit, ihm außerordentliche [illegible] zum Herrn über Leben und Tod [illegible] mag er ſich aus der Affaire ziehen. [illegible] noch obendrein in Unterſuchung.

[illegible] wirken nicht ermuthigend [illegible]

[illegible] in Lemberg. D. Red.

Digitized by Google

— Gleich, gleich wird es hell, mein Lieber — entgegnete er haſtig. — Du wirſt ſehen, daſs ich nichts Ueberflüſſiges plauſche. Da du aber von der ganzen Geſchichte nichts zu wiſſen ſcheinſt, ſo muſs ich ſie dir ab ovo erzählen.

Alſo, der Anfang der Geſchichte war, daſs wir zur bevorſtehenden Landtagswahl drei Candidaten hatten. Der Bezirk, wie du weißt, iſt ſtockrutheniſch, und deshalb wurde von Seiten der Regierung in erſter Linie auf einen polniſchen Candidaten reflectiert. Ein ſolcher Candidat erſtand uns in der Perſon eines Ritters von Czapcialapski, welcher auch bald nach Erlegung einer Summe von 3000 Gulden die Beſtätigung ſeiner Candidatur beim polniſchen Centralwahlcomité erlangte. Ein ſtockdummer Kerl, ſag' ich dir! Von einer Ignoranz in politiſchen und allen übrigen Dingen, die nur von ſeiner Aufgeblaſenheit übertroffen wurde. Aber trotzdem ein lieber Geſellſchafter, beſonders in Damengeſellſchaft, ein guter Tänzer und ein guter Tarokſpieler. Seine Vermögensumſtände waren, verſteht ſich, ſo ziemlich zerrüttet, das Landtagsmandat ſollte ihm — ich weiß ſchon nicht mehr, auf welche Art — auf die Beine helfen.

Natürlich gab es im rutheniſchen Lager zwei Candidaten, welche in ihren Candidatenreden mit aller Gewalt auf den polniſchen Regierungscandidaten losſchlugen, ſich ſehr volksthümlich, ſehr fortſchrittlich, ſehr national-rutheniſch geberdeten, obwohl ſie vor ihrem Hervortreten als Candidaten beide (nicht gleichzeitig!) bei mir waren und ſich mir als ruhigſte, loyalſte und regierungsfreundlichſte Männer vorſtellten. Der eine war ein alter Landgeiſtlicher, ein Mann, welcher ſich ſein Lebenlang um keine Politik kümmerte, nur ſeinen Meſsbüchern und dem vollen Dutzend ſeiner Kinder ſein Leben gewidmet zu haben ſchien, außer einem Kalender jahraus jahrein kein Buch las und ſich deswegen als ein treuer und unerſchütterlicher Anhänger der altrutheniſchen Partei bekannte. Im übrigen ein lieber, gaſtfreundlicher Herr, ein unverwüſtlicher Plauderer, auch vortrefflicher Kartenſpieler und paſſionierter Jäger. Dieſer Mann ſchien mir wie geſchaffen für einen rutheniſchen Landtagsabgeordneten.

Nun bringt mir das Unglück noch einen dritten Candidaten, gleichfalls einen Ruthenen. Seine bevorſtehende Candidatur wurde in Zeitungen angeſagt. Ich kannte ihn ſchon. Ein großer rutheniſcher Patriot, ein Gymnaſialprofeſſor, ein Politiker von Fach, ein Schriftſteller und Journaliſt, mit einem Worte, eine Leuchte der rutheniſchen Nation. Ein Jungruthene, verſteht ſich. Ein Demokrat, ein Oppoſitioneller, ein pfiffiger Kopf. „Na, denk ich mir, als ich von ſeiner Candidatur hörte — du wirſt platzen, ehe du in meinem Bezirke ein Mandat kriegſt!“ Ich Aermſter, ich wuſste nicht, daſs ich ſelbſt dem Platzen weit näher war, als er.

Da erſcheint eines Tages dieſer Herr Candidat aus Lemberg bei mir. Stellt ſich mir vor. Wir plaudern über dies und jenes. Auch über Politik. Der Mann entwickelt ganz geſunde Anſichten. Auf einmal platzt er heraus: „Ich komme mich Ihnen als Regierungscandidat vorzuſtellen. Bitte, leſen Sie dies.“ Und er übergab mir ein Schreiben von einer ſehr, ſehr hochgeſtellten, autoritativen Perſönlichkeit. Ich las, obſtupui, verbeugte mich und verſprach meine Pflicht zu thun.

Ich fuhr mit dem neuen Candidaten im Bezirke herum. Wir beriefen Wählerverſammlungen ein, und er ſtellte ſich ſeinen Wählern vor. Er ſprach. Ich ſage dir — ſchrecklich! Grauenerregend! Wahre Brandreden von Elend und Noth und Vergewaltigung und Druck! So etwas hatte ich noch in meinem Leben nicht gehört. Du hätteſt gewiſs nicht aufrühreriſcher ſprechen können. Und ſo etwas wagte dieſer Unmenſch in meinem Bezirke anzupoſaunen, mir, ſozuſagen, perſönlich unter die Naſe zu reiben. Und ich muſste zuhören und durfte nicht muckſen! In jenem autoritären Schreiben wurde mir ausdrücklich und im Namen eines noch Höhergeſtellten — du verſtehſt mich wohl, wen ich meine? — befohlen, ja, befohlen! — dem Treiben des Herrn Candidaten ein wachſames Auge zuzuwenden, demſelben aber in keinem Falle Hinderniſſe in den Weg zu legen. Und dann ſollte ich nach Lemberg kommen und höherenorts einen getreulichen Bericht abſtatten.

Ich fuhr nach Lemberg. Natürlich hatte ich in meinem Berichte meiner Indignation über dieſen Candidaten einen flammenden Ausdruck gegeben. Denke dir aber mein Entſetzen, als höherenorts dabei nur gelächelt und wohlwollend mit dem Kopfe genickt und geſagt wurde:

— Schön! Schön! Der Pfiffikus hat ſeine Rolle brav geſpielt. Alſo, wohl verſtanden, ſeine Candidatur ſteht feſt. Den Schlachzizen müſſen Sie auf eine beſſere Gelegenheit vertröſten und zum Rücktritte bewegen, und den Popen ...

— Der wird beim erſten Wink auch zurücktreten — wagte ich einzuſchalten. Ich wurde dann mit einem Blicke von oben bis unten gemeſſen, wie einer, welcher einen Irrthum im ABC gemacht hat.

— Plaudern Sie keine Dummheiten! Der Pope muſs candidieren und ſchmählich fallen, damit die Schwäche ſeiner Partei kund gethan werde. Verſtanden?

Du kannſt dir denken, mein Lieber, daſs ich von dieſer Audienz ganz zerſchmettert, ganz in Schweiß gebadet heimkam. Ich ſah meinen Stern erbleichen.

Ich gieng zu einem mir befreundeten hohen Beamten in der [illegible] Kanzlei, um ihm mein Herz auszuſchütten. Er fragte mich [illegible] über die Details meiner Audienz, über die politiſche Situation in meinem Bezirke, über die Stimmung der Bevölkerung u. dgl. aus. Ich ſetzte ihm auseinander, wie gefährlich es ſei, einen ſolchen Wolf, wie dieſen jungrutheniſchen Candidaten, in meine ruhige Hürde hereinzulaſſen. Er ſtimmte mir bei und verſprach mir, alles Mögliche zu thun, um dieſe Candidatur zu hintertreiben. Ich athmete auf. Mein Freund war eine vielvermögende Perſönlichkeit, gleichſam ein Alter ego des Hochgeſtellten, und pflegte die delicaten Sachen auf ſich zu nehmen, wenn es dem Hochgeſtellten nicht behagte, ſie auf ſein Kerbholz zu nehmen.

Ich reiſte getroſt auf meinen Poſten. Der Wahltag nahte. Mit dem Schlachzizen wurde ich bald fertig: ich half ihm in der „Florianka“ *) eine Hypothekaranleihe auf ſeine Güter zu erlangen, und die wurden bei dieſer Gelegenheit ſo taxiert, daſs der Schlachzize ſehr froh geweſen wäre, wenn er beim Verkauf ſo viel Geld hätte herausſchlagen können, als er jetzt geliehen bekam.

Es blieben nun die beiden Ruthenen, und ich hatte mein liebes Kreuz mit ihnen. Bald kam der eine, bald der andere zu mir, um den Gegencandidaten anzuſchwärzen und um die ausſchließliche Protection der hohen Regierung zu bitten. Das hätteſt du ſehen ſollen! Ich ſage dir, es war ekelhaft. Der Pope brachte mir ein Certificat vom Metropoliten, der Profeſſor ein vertrauliches Schreiben von einem anderen Würdenträger. Der Pope ſagte dem Profeſſor nach, er ſei ein Trunkenbold und ein Atheiſt, der Profeſſor brauchte dem Popen nichts nachzuſagen, denn ich kannte ihn ſelbſt gut. Aus Lemberg aber kam nichts, keine neue Inſtruction. Erſt zwei Tage vor der Wahl kam ein lakoniſches Telegramm: „Bis auf weiteres alles beim alten.“

Ich hatte natürlich meine Anſtalten ſchon von langer Hand getroffen und war ruhig. Noch ein Tag vergieng. Im Bezirke kochte es wie in einem Keſſel. Verſammlungen wurden abgehalten, beide Candidaten bewarfen ſich und ihre Parteien mit Koth, die Zeitungen erwogen die Chancen des einen und des anderen, es regnete von Correſpondenzen, Invectiven, Interpellationen und Berichtigungen, die Aufregung wuchs ins Ungeheuere.

Plötzlich, ſchon nach Kanzleiſchluſs, alſo am Vorabende des Wahltages kommt eine chiffrierte Depeſche aus Lemberg. Ich ergreife ſie mit zitternder Hand, öffne das Couvert und leſe:

„Bei der morgigen Wahl müſſen beide rutheniſche Candidaten ſchmählich fallen und Sie ſelbſt müſſen zum Abgeordneten gewählt werden.“

Darunter ſtand die Unterſchrift meines hochgeſtellten Freundes.

Kannſt dir denken, wie mir zu Muthe wurde. An der Echtheit des Befehls war nicht zu zweifeln, — ich kannte den Stil derartiger Befehle nur zu wohl und in dieſem ſpeciell ſchien mir ein tiefer politiſcher Sinn zu liegen. Den Schwerpunkt des Befehls ſah ich ganz anderswo. Es war ja ſchon Abend, morgen ſollte die Wahl ſtattfinden und zwar in drei, ziemlich weit von einander entfernten Marktflecken. Der Befehl kam ſpät, und doch wurde von mir ein glänzender Sieg gefordert. Man wollte offenbar eine Probe meiner politiſchen Findigkeit und meiner adminiſtrativen Strammheit ſehen. Ich fühlte es: man ſtellte mich vor eine ſchwierige Aufgabe, um zu ſehen, ob ich für noch ſchwierigere fähig ſei. Meine Zukunft ſtand auf dem Spiele. Ich ſtand da wie ein feuriges Roſs vor der Barrière. Der Muth blähte meine Nüſtern.

Einen Entſchluſs faſſen, einen Plan entwerfen und Mittel zu deſſen Ausführung beſtimmen, das alles war für mich das Werk weniger Augenblicke. Ich wollte zeigen, was ich vermag und wie weit ſich meine Macht erſtrecke. Noch in derſelben Nacht ſprengten berittene Boten nach allen Richtungen, der Telegraph ſummte, die Juden frohlockten, alles wurde in Bewegung geſetzt.

Am anderen Tage wurde ich in allen dreien Wahlorten mit erdrückender Majorität zum Landtagsabgeordneten gewählt.

Der Eindruck, den dieſer Wahlausgang machte! Nein, wer es nicht erlebt, nicht geſehen hat, dem iſt er nicht zu ſchildern. Denke dir, im erſten Augenblicke völlige Erſtarrung, dann homeriſches Gelächter, dann vereinzelte Wuthausbrüche und Verzweiflungsrufe und dann. . . . Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand, erfriſchte ſeine Gurgel mit einer friſchen Halbe und fuhr dann ruhiger fort:

— Was die Candidaten dazu ſagten? Na, der Pope zuckte nur mit den Achſeln und verkroch ſich, ohne ein Wort zu ſagen. Der Profeſſor aber fiel wie eine Bombe in meine Kanzlei hinein.

— Herr Bezirkshauptmann, — keuchte er mit kaum verhaltener Wuth, — was ſoll denn das bedeuten?

Ich zeigte ihm ſchweigend das Telegramm. Er wurde erdfahl im Geſichte, verneigte ſich und gieng, um ungeſäumt nach Lemberg zu fahren. Ich athmete auf. Ich war auf ſchlimmere Scenen mit dieſem Menſchen gefaſst.

Wie ich nun gemüthlich hinter meinem Tiſche ſitze und eine ausführliche Relation über die Wahl verfaſſe, bringt man mir ein dringendes Telegramm aus Lemberg. Ich öffne es und erſtarre. Dort ſtand zu leſen:

„Unglücksmenſch, was haben Sie angerichtet?“

Und die Unterſchrift von dem Hochgeſtellten ſelbſt.

*) [illegible]

Digitized by Google

Ich begann ſchon das Unheil zu ahnen, doch ich faſste mich und ſchickte umgehend eine Depeſche, wo ich das geſtrige Telegramm wortwörtlich reproducierte. Nach einigen Stunden empfange ich noch zwei Depeſchen aus Lemberg. Die eine von meinem hochgeſtellten Freunde, die lautete:

„Unglücklicher Freund! Ich hatte Ihnen gar nichts telegraphiert. Sie ſind einer nichtswürdigen Myſtification zum Opfer gefallen. Mit herzlichem Beileid der Ihrige.“

Die andere Depeſche war von Ihm ſelbſt und lautete kurz:

„In drei Tagen legen Sie das Mandat nieder, ſchreiben neue Wahlen aus und ſorgen dafür, daſs der Profeſſor gewählt wird. Die Koſten Ihrer Wahl werden Ihnen vergütet werden.“

Was ſoll ich dir noch ſagen? Nach drei Tagen war ich kein Landtagsabgeordneter mehr, und ehe der weitere Monat verſtrichen war, wurde der Lemberger Profeſſor mit erdrückender Stimmenmehrheit zum Landtagsabgeordneten gewählt. Gleichzeitig wurde ich von meinem Poſten abberufen, um hier in Lemberg ein untergeordnetes Daſein zu friſten. Aber ich habe die Hoffnung nicht verloren. Durch meine Wahl, wenn ſie auch nur auf einer Myſtification beruhte, habe ich doch einen glänzenden Beweis meiner Stramme heit abgelegt. Ich hoffe, daſs ſich für mich ſehr bald ein paſſendes Arbeitsfeld finden wird.

Der Mann hatte ganz richtig vorhergeſehen. Bei den unlängſt verfloſſenen Reichsrathswahlen war er ſchon auf einem anderen wichtigen und verantwortungsvollen Poſten und hat ſich neue Lorbeern verdient. Doch das gehört ſchon nicht hieher.

Wir plauderten noch über ſein tragiſches Geſchick, und ich konnte nicht umhin zu fragen, ob es denn je ans Licht gekommen ſei, wer ſich erlaubt hatte ihn auf ſolche unerhörte Weiſe zu myſtificieren.

— Ans Licht gekommen? — rief er faſt entſetzt aus. — Wo denkſt du hin, mein Lieber? Solche Sachen kommen bei uns nie ans Licht. Nichts kommt bei uns ans Licht. Und wozu auch? Wir wiſſen ja ohnehin, von wem es gemacht wurde. Du wirſt mich ſchon verſtehen, und wenn nicht, nun, deſto beſſer. Der Reſt iſt Amtsgeheimnis.

Wir ſchieden als Freunde, ſchieden diesmal, hoffe ich, für immer.

Nationalſocial.

I.

Iſt es weiſe von Naumann gehandelt, daſs er eine Partei gründen will?

Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs ich mit den Nationalſocialen ſympathiſiere und ihren Bemühungen um die Erlöſung der Leidenden und Unterdrückten den beſten Erfolg wünſche. Wenn ich ihren modus procedendi kritiſiere, ſo geſchieht es nicht in böſer Abſicht, auch nicht, um ſie zu meiner Auffaſſung zu bekehren, ſondern weil ich gewöhnt bin, gerade herauszuſagen, was iſt, unbekümmert darum, ob das lieben Freunden Freude oder Schmerz bereitet, und ob es im Augenblicke opportun iſt; denn wenn die Wahrheit darauf warten wollte, wann ſie einmal opportun ſein wird, würde ſie niemals herauskommen: thatſächlich iſt doch jede Zukunft die Wirkung der ihr unmittelbar vorangehenden Gegenwart, und es kann alſo denen, die auf die Zukunft einwirken wollen, nicht ſchaden, wenn ſie die Gegenwart richtig erkennen.

Die Zeitungsgründung Naumanns war nur deswegen eine Unklugheit, weil zu einer ſolchen ſehr viel Geld gehört, und weil, wo dieſes nicht vorhanden iſt, eine edle Tendenz und Charakter mehr ſchaden als nutzen; „Die Zeit“ war [illegible] von einem einzigen Punkte [illegible] Berliner [illegible]. [illegible] daſs die Nationalſocialen eine [illegible] Partei gründen wollen. [illegible]

[illegible]

aufgeſtellt, das der Lage entſpricht. Morgen hat ſich die Lage ſchon geändert, aber das Programm darf man nicht ändern, denn es dauert ein paar Jahre, ehe man auf dieſes Programm ſoviel Wähler geſammelt hat, als zu einer Partei gehören; und die ſind nun eine ſchwerfällige Maſſe; haben ſie das Programm mit Mühe einſtudiert, ſo wollen ſie auch dabei bleiben; ſie wollen es täglich herunterſingen und es ſich von ihrer Zeitung vorſingen laſſen, obwohl es ſchon lange nicht mehr paſst. So ſinken denn die Programmpunkte zu Phraſen herab, und damit befindet man ſich zum zweitenmale im Widerſpruch zum Chriſtenthum, denn Phraſe iſt Lüge.

Aufrichtige Chriſten eignen ſich alſo nicht zu Parteiführern und Parteigründern. Und warum wollen ſie Aufgaben übernehmen, für die ſie nicht geeignet ſind, da ihnen doch eine viel wichtigere Aufgabe obliegt, die ihrer Natur entſpricht? Wer es mit dem Chriſtenthum ernſt nimmt, dem fällt heute das Prophetenamt zu; der Prophet aber iſt ſtets ein einſamer Mann. Die Aufgabe des chriſtlichen Propheten in der heutigen Zeit iſt: dieſer ſogenannten chriſtlichen Welt die Maske der Chriſtlichkeit abzureißen. Weit entfernt davon, chriſtlich zu ſein, iſt unſere Culturwelt nicht einmal human im Sinne der edleren Heidenvölker. Daſs die alten Griechen viel humaner geweſen ſind als die Chriſten des Mittelalters, der Reformationszeit, des 17. und der erſten Hälfte des 18. Jahrhunderts, kann niemand leugnen, der dieſe Zeiten kennt. Ich bin aber überzeugt, daſs ſie auch humaner geweſen ſind als wir Chriſten des 19. Jahrhunderts, und glaube, das an einem anderen Orte bewieſen zu haben. Darin liegt keine Herabſetzung des Chriſtenthums. Dieſes iſt, wie es Chriſtus ſelbſt genannt hat, ein Samenkorn, und wenn das Samenkorn einen geeigneten Boden und das ihm zuſagende Klima nicht findet, ſo kann es eben nicht aufgehen und Frucht bringen. Auch liegt darin keine Schmähung des heutigen Geſchlechts. Die Herzen ſind heute weder unempfindlicher noch ſonſt ſchlechter als vor dritthalbtauſend Jahren, aber es iſt ſchwieriger als damals, dem Zuge des Herzens zu folgen. Wie rührend wirkt es bei Thukydides, wenn man lieſt, wie die Kämpfenden ſich vor ihrem eigenen Gewiſſen zu rechtfertigen ſuchten; jeder Staat hätte gern allen übrigen Gerechtigkeit widerfahren laſſen und alles Gute gegönnt, aber die harte politiſche Nothwendigkeit ließ es nicht zu. So möchte zu allen Zeiten ein jeder gern gut ſein, aber die Verhältniſſe geſtatten es nicht, und je verwickelter ſie werden, deſto ſchwieriger wird es nicht allein, das Gute zu thun, ſondern ſchon auch nur zu erkennen, was in jedem Augenblick das Rechte ſei. Um wie viel verwickelter ſind aber die heutigen Verhältniſſe als die der Alten!

Und gerade unſere verfeinerte Empfindung macht das Uebel nur ärger. Der Gedanke, einen geliebten Menſchen leiden laſſen zu müſſen, ohne ihm helfen zu können, kann einen Feinfühlenden wahnſinnig machen. Nun denke man ſich die Liebe nach dem chriſtlichen Gebote zur allgemeinen Nächſtenliebe erweitert und denke ſich dazu die heutigen Zuſtände! An den Bewohner eines einſamen Dorfes, der keine Zeitung lieſt, tritt, von außergewöhnlichen Kataſtrophen abgeſehen, der Menſchheit Jammer nur hie und da einmal in einem einzelnen Falle heran. Auf den Mann, der in volkreichen Städten und Induſtriebezirken verkehrt, ja der auch nur eine nicht gar zu ſchön färbende Zeitung lieſt, ſtürmen täglich Jammergeſtalten in Maſſe ein. Hat er nun ein Herz, und will er ſich nicht innerlich zerreißen laſſen, ſo bleibt ihm nichts übrig, als ſich abzuhärten. Zunächſt gewöhnt man ſich daran, über Unglücksfälle und Nothſtandsberichte flüchtig hinwegzuleſen, ſich nichts dabei zu denken und namentlich ſeiner Phantaſie jede Ausmalung der einzelnen Fälle zu verbieten; zuletzt iſt man wohl auch hart genug, die Ausmalung oder den Anblick der Wirklichkeit ohne Erſchütterung zu ertragen.

Weit ſchlimmer noch als die Maſſenhaftigkeit der Unglücks- und Sündenfälle [illegible] iſt der Umſtand, daſs unſere Geſellſchaftsordnung [illegible] gegründet iſt. Alle höhere Cultur hat bisher auf Sclaverei beruht, und der Erſatz der geſetzlich anerkannten durch die verdeckte Sclaverei hat die Lage der Sclaven im allgemeinen verſchlimmert [illegible], als der Fortſchritt der Technik neue Arbeitsarten erzeugt hat, die weit unerträglicher ſind als die alten. Die alte Welt kannte nur zwei wirklich [illegible] Arten von Arbeit: die in den Bergwerken und in [illegible] und die der Ruderer auf den Kriegsſchiffen. Zu beiden Arten von Arbeit wurden ſelbſtverſtändlich nur Sclaven verwendet, aber nicht etwa beliebige, ſondern ſolche, die [illegible] werden ſollten. Im ſpäteren Mittelalter [illegible] waren die Ruderer auf [illegible]; die Bergleute aber waren Unter[illegible] Unannehmlichkeiten und Gefahren des [illegible], und es ſtand jeder[illegible] von ſolchen Unannehmlichkeiten [illegible] was ihr als Uebermaß zurück [illegible] aufgehört; an ihre Stelle [illegible] Kohlenzieher auf den großen [illegible] der im glühenden Feuer [illegible] unterſcheidet, daſs ſie in [illegible] arbeiten müſſen, und die [illegible] ins Meer ſtürzen [illegible] in den Bergwerken aber [illegible] geradezu [illegible]

Digitized by Google

volle Arbeitsarten zur Seite getreten, die einzeln zu beſchreiben mehrere beſondere Aufſätze erfordern würden. Die Lebensgefährlichkeit der modernen Arbeitsarten kommt in der Statiſtik der Unfallverſicherung zum Ausdruck. Im Deutſchen Reiche werden jährlich durchſchnittlich 6000 Menſchen durch Betriebsunfälle getödtet und 40.000 in ſolchem Grade verletzt, daſs ihnen eine Unfallsrente zugeſprochen werden muſs; die ſocialdemokratiſche Spitzmarke: vom Schlachtfelde der Arbeit, iſt alſo buchſtäblich wahr, die moderne Induſtrie iſt eine menſchenmordende Schlächterei. Und dieſe Zahlen ſagen noch nichts davon, daſs viele Gewerbe die Geſundheit der darin Beſchäftigten zerſtören, was eine Art langſamer Hinrichtung bedeutet.

Außerdem aber iſt die Arbeit, die bis ins vorige Jahrhundert hinein nicht allein in der Landwirtſchaft, ſondern auch im Handwerk gemächlich betrieben wurde, durch die raſtlos wirbelnde und ſtampfende Maſchine, an die der Menſch gebunden iſt, durch den wahnſinnigen Concurrenzkampf und andere Umſtände zur aufreibenden Hetze geworden, auch in ſolchen Gewerben, die mit der modernen Technik wenig oder nichts zu ſchaffen haben. Nachtarbeit, die ſich vor unſerem Jahrhundert ſchon durch die Unvollkommenheit der Beleuchtungsmittel von ſelbſt verbot, iſt heutzutage etwas Alltägliches. Den aufreibenden Dienſt der Bahnbeamten und Bahnarbeiter einmal zu beleuchten, haben jüngſt die Bahnunfälle gezwungen. Das Leben der Pferdebahnbedienſteten, die in manchen Städten für ſich und ihre Familie, einſchließlich der Schlafenszeit, höchſtens ſieben Stunden täglich haben, iſt bei Gelegenheit von Ausſtänden auch in der bürgerlichen Preſſe als unmenſchlich charakteriſiert worden. In den meiſten Bäckereien werden Geſellen und Lehrlinge des Nachtſchlafes gänzlich beraubt, und es gibt Bäckereien, in denen man die Schlafenszeit 13jähriger Knaben auf vier Stunden herabzudrücken verſucht. (Die Nachtarbeit beſteht in den Bäckereien erſt ſeit der Zeit, wo es allgemeine Sitte wurde, zum erſten Frühſtück Kaffee und Semmel zu genießen, und das dürfte noch nicht 100 Jahre her ſein.) Der Gaſtwirtſchaftsbetrieb war noch vor 50 Jahren mit Ausnahme weniger großſtädtiſcher Reſtaurationen überall ſo gemüthlich und bequem, wie heute nur noch in den Wirtshäuſern entlegener Dörfer. Heute gibt es auch in kleineren und Mittelſtädten ſchon zahlreiche Wirtſchaften, deren unbezahlte jugendliche Arbeiter*), Knaben von 14 bis 17 Jahren, in jedem ihrer drei ſogenannten Lehrjahre 365 ſechzehn- bis achtzehnſtündige Arbeitstage, niemals einen freien Tag, niemals einen Feierabend haben und dieſe ganze Zeit der Jugendblüte in einer mit Alkoholdunſt und Tabakqualm verpeſteten Spelunke zubringen müſſen, abgerechnet die paar Stunden, die ſie in ihrer ungeſunden Schlafkammer liegen,**) und das über 3000 Jahre nach der Zeit, wo Moſes geboten hat, an einem Tage der Woche auch dem ausländiſchen Sclaven und dem Laſtthier die Ruhe zu gönnen.

Nun iſt es klar, daſs ſich kein Menſch von geſunden Sinnen freiwillig zu einer der genannten Arbeitsarten verſtehen oder ſeine Kinder dazu vermiethen wird. Sollen ſich alſo nach Aufhebung der Sclaverei noch Arbeiter dafür finden, ſo muſs es Maſſen von Beſitzloſen geben, denen kein anderer Erwerb übrig bleibt als in einem dieſer widerwärtigen Gewerbe, und die Lage derer, die ſich nicht dazu verſtehen wollen, muſs ſo ſchrecklich gemacht werden, daſs die meiſten Armen auch die peinvollſte Arbeit dem Bettel und der Vagabundage vorziehen. Die Beſchreibung des Mechanismus, der dieſem Zwecke dient, würde uns zu weit abführen. Und dazu kommt nun die Ueberzeugung der herrſchenden Claſſen, daſs dieſer Zuſtand natürlich, nothwendig und unabänderlich ſei, und daſs, wenn man ihn zu ändern verſuchen wollte, der Geſellſchaftsbau zuſammenbrechen und alle Culturgüter unter Trümmern begraben würde. Aber der durchſchnittliche Reiche iſt natürlich ein Menſch wie andere Menſchen: er hat ein Herz und Mitgefühl, er iſt ein zärtlicher Familienvater, ein theilnehmender Freund und empfindet Mitleid mit den Unglücklichen. Und darum — ſucht er ſich den oben beſchriebenen Zuſtand zu verbergen, da er ihn doch nicht ändern kann. Das Elend der Beſitzloſen den Augen der guten Geſellſchaft zu verbergen, dazu dient uns wieder eine weitere großartige und ſinnreiche Einrichtung, die hier ebenfalls nicht ausführlich beſchrieben werden kann: die Polizei, die Strafjuſtiz und die ſogenannte gute Preſſe ſpielen darin eine Hauptrolle. Die Ausrottung der Socialdemokratie wird vielleicht aus keinem anderen Grund ſo heiß gewünſcht, als aus dem, weil ihre Blätter wahrheitsgetreue Berichte über die Zuſtände der Arbeiterbevölkerung bringen, weil ſie gerade das beſchreiben, was man ſchlechterdings nicht ſehen und wiſſen will.

Alſo man ſucht dieſe Zuſtände ſich ſelbſt und den Augen der Unbetheiligten zu verbergen, weil man ein empfindſames Herz hat und ſich ein gutes Gewiſſen bewahren will, und dieſes braucht man umſo nothwendiger, als man ſeit 1878 wieder gläubig und fromm geworden iſt. Aber dieſes iſt gerade der Gipfel des Uebels, daſs man einen Zuſtand, der ein Hohn auf das Chriſtenthum iſt, als die chriſtliche Geſellſchaftsordnung und jeden Angriff auf dieſe Ordnung als eine Empörung gegen Gott hinzuſtellen wagt, worin die ärgſte Läſterung des Chriſtenthums liegt, die erdacht werden kann, und was die verhängnisvollſte Verwirrung der Gewiſſen erzeugt. Dieſen Unfug öffentlich zu denuncieren, es laut zu verkünden, daſs die heutige Geſellſchaftsordnung, weit entfernt davon, chriſtlich zu ſein, im ſchreiendſten Widerſpruch zum Chriſtenthum ſteht, das iſt offenbar die Hauptaufgabe des chriſtlichen Propheten in heutiger Zeit. Nicht etwa die ſociale Frage zu löſen iſt ſeine Aufgabe! Dieſe beſteht aus einem Gewirr von techniſchen, Intereſſen- und Machtfragen, die zu löſen, ſoweit ſie lösbar ſind, Sache der Techniker und der Parteien iſt. Nein, wenn er die Hungrigen ſpeist, die Betrübten tröſtet, verlaſſene Waiſen um ſich ſammelt und für die Pflege der Kranken ſorgt, ſo thut er das mit dem Bewuſstſein, daſs er nur dieſen einzelnen Perſonen eine Wohlthat erweist, daſs er dadurch am Gang der Weltbegebenheiten gar nichts ändert, daſs es den chriſtlichen Propheten der Zukunft auch nach tauſend Jahren nicht an Armen und Elenden fehlen wird, und er bedauert das gar nicht, denn er weiß es ja, daſs der arme Lazarus in Abrahams Schoß getröſtet werden wird und daſs die Leiden dieſer Zeit nicht zu vergleichen ſind der ewigen Herrlichkeit, die an den Leidenden ſoll offenbar werden. Und wenn er vor den Unternehmer hintritt, der den Tod und die Verſtümmelung von Arbeitern verſchuldet oder durch Ueberanſtrengung, Gifte und ungeſunde Arbeitsräume Menſchenleben allmählich zerſtört, und dieſem Unternehmer ſagt, was er vor Gott iſt, und wenn er vor Richter, welche die Uebertretung von Arbeiterſchutzgeſetzen mit 3 Mark oder gar nicht beſtrafen, kühn hintritt und ihnen ſagt, weſſen Helfershelfer ſie in den Augen Gottes ſind, ſo thut er das wiederum nicht als Socialreformer, ſondern aus Mitleid mit den armen Seelen der Unternehmer und der Richter, die der ewigen Verdammnis verfallen ſind, wenn ſie ſich nicht bekehren. Aber wenn er es thut und wenn zugleich mit ihm hunderte von Propheten aufſtehen, die das nämliche thun, ſo wird dadurch der falſche Schein zerſtört, als ob unſere mit chriſtlichen Redensarten und Sinnbildern ausſtaffierte Geſellſchaftsordnung den chriſtlichen Namen wirklich verdiente. Dieſe Propheten werden, da das Köpfen, Verbrennen, Zerſägen und Steinigen aus der Mode gekommen iſt, den größeren Theil ihres Lebens im Gefängniſſe zubringen, aber das sanguis martyrum semen Christianorum wird ſich auch an ihnen bewähren, und ſie werden, ohne es zu beabſichtigen, der ſocialen Reform dienen, denn ſie werden die Selbſtgewiſsheit der herrſchenden Claſſe erſchüttern.

Von Propheten ſpreche ich, nicht von Prieſtern und Paſtoren. Denn ſobald der Geiſtliche ein Kirchenamt übernimmt, wird er Mitglied eines großen Intereſſenverbandes, von dieſem abhängig, und büßt ſeine Freiheit ein. Darum hat im alten wie im neuen Teſtamente dem Prieſterthume ſtets das Prophetenthum ergänzend zur Seite geſtanden, um das in den feſten Formen der Hierarchie erſtarrende Leben immer wieder von neuem zu erwecken. Ich verkenne nicht, daſs die Kirche auch als Ganzes von Zeit zu Zeit heilſam auf das ſociale Leben einwirkt, und daſs ſowohl katholiſche wie evangeliſche Geiſtliche im einzelnen viel Gutes wirken, ohne aus den Grenzen herauszutreten, die ihnen ihr Amt zieht. Aber jede Hierarchie iſt doch zu tief in die irdiſchen Intereſſen verſtrickt, als daſs ſie ein entſcheidendes Wort gegen Mächte ſprechen ſollte, die ihre Mitintereſſenten ſind. Was ſoll man von einem Papſte erwarten, der für ſich die Wiederherſtellung ſeiner weltlichen Herrſchaft fordert, für die zertretenen Proletarier ſeines eigenen Vaterlandes aber nicht ein Wort übrig hat? Der keinen Verſuch macht, ſie vor ungeheuerlicher Ausbeutung zu ſchützen? (Was von einer ſpaniſchen Hierarchie, die kein Wort der Verurtheilung hat für die Folterung Unſchuldiger, kein Wort gegen die auf den Philippinen verübten Greuel, die aber gleich mit der Excommunication bei der Hand iſt, ſobald ihr eigener Mammon angetaſtet wird? Von einem Hochpreislichen Königlichen oder Großherzoglichen Conſiſtorio aber hat überhaupt noch niemals jemand etwas erwartet.

Dieſes alſo iſt das Amt der aufrichtigen Chriſten, denen die Leiden ihrer Brüder und die Ungerechtigkeiten der Herrſchenden auf der Seele brennen. Die Aufgabe der Gelehrten aber, die ſich den Nationalſocialen angeſchloſſen haben, namentlich der Nationalökonomen, würde es ſein, den Glauben zu beſeitigen, daſs der heutige Zuſtand nothwendig und unabänderlich ſei, und zu zeigen, daſs der Culturfortſchritt keineswegs maſſenhafte Menſchenopfer fordert. Können ſie das nicht, dann iſt die Nationalökonomie eine ebenſo unnütze als ruchloſe Wiſſenſchaft. Unnütz deswegen, weil das, was bisher in der Volkswirtſchaft geſchehen iſt, nämlich daſs die Bedürfniſſe der kleineren Hälfte der Menſchheit auf Koſten der größeren befriedigt werden, auch in Zukunft ganz ſo gut wie bisher geleiſtet werden wird ohne jegliche Beihilfe der Wiſſenſchaft. Ruchlos deswegen, weil ſie nur Befriedigung müßiger Neugier an einem Gegenſtand wäre, vor dem ſich mit Entrüſtung abzuwenden das ſittliche Gefühl gebietet.

[illegible]

Digitized by Google

Wozu nun außer der Erfüllung dieſer Pflichten noch eine Parteigründung unternehmen, die, wenn ſie gelänge, einen ihrer Hauptzwecke, die Hebung des Arbeiterſtandes, vereiteln würde? Die Politik, die auswärtige wie die innere, iſt ein Spiel oder Kampf gegen einander wirkender Menſchengruppen, und wieviel eine jede dieſer Gruppen erringt, das hängt von ihrer Macht und ihrer Geſchicklichkeit ab. Die Macht jeder am innern Kampfe betheiligten Gruppe ſetzt ſich zuſammen aus ihrer Kopfzahl, ihrer wirtſchaftlichen Bedeutung, ihren Geldmitteln, ihrer Intelligenz und ihrer Organiſation. Die Lohnarbeiter des deutſchen Reiches haben nun eine ganz vortreffliche Organiſation, die der ſocialdemokratiſchen Partei. Eine concurrierende Partei ins Leben rufen, das heißt die Arbeiterſchaft ſchwächen. Gefällt den Nationalſocialen die ſocialdemokratiſche Partei aus verſchiedenen Gründen nicht, ſo mögen ſie ihr beitreten und ſie von innen heraus reformieren. Sagen ſie: das können wir nicht, es widerſtrebt uns — nun, ſo mögen ſie es laſſen; ich kann's auch nicht. Sie mögen ſich darauf beſchränken, in der angegebenen Weiſe als Propheten oder in zahmerer Weiſe als Publiciſten und in Vereinen zu wirken; dadurch werden ſie manchen Nutzen ſtiften und es vermeiden, in den Arbeiterbataillonen Verwirrung anzurichten.

Neiße. Karl Jentſch.

(Schluſs folgt.)

In neuen Geleiſen.

I.

Arne Garborg hat in den letzten Jahren ein paar Bücher geſchrieben, die über die Grenzen Skandinaviens nicht hinausgedrungen ſind. Ich denke dabei gar nicht an die ſchöne Biographie des Dichters Jonas Lie, eine Feſtſchrift voll feſſelnder Belehrung, gewiſſenhaft als Materialienſammlung, eindringend als Zeit- und Menſchenbildnis, geiſtreich als Kunſtzergliederung, reich und lebendig als Darſtellung, nur leider unperſpectiviſch: alles ſteht ſo gleich nah, gleich groß, gleich wichtig und detailliert vor uns. Nein; ich ſpreche von dem Band Verſe „Haugtuſſa“ (1895) und dem Drama „Der Lehrer“ (1896).

Arne Garborg iſt bei uns ja ſchon ein recht bekannter Herr; aber man hat ihn in eine Hürde eingeſperrt, ihm die Marke „Naturaliſt“ aufgebrannt, und damit iſt er für gute Menſchen abgethan. Denn was iſt der Mittelmäßigkeit — Bourgeoiſie ſagt man heute — was iſt ihr der Naturalismus? eine künſtleriſche Methode etwa? oder der geiſtige Ausdruck für das Emportreiben neuer Schichten des Volkes und ſeiner Ideen und Auffaſſungen des Weltenganges? O nein; höchſtens ein Zeichen niedriger Herkunft und des damit verbundenen rohen Sinns; vor allem aber iſt er ihr ein ſittlicher Makel. Denn wer ſein Behagen findet, Anderen unbehagliche Stunden zu machen; wer Freude daran hat, Schmerz und Noth und die fluchende Ohnmacht des Menſchen unter den zerfleiſchenden Griffen des Lebens abzuſchildern, getreulich und in aller Beſcheidenheit der Natur und mit Worten, die ſich ſelbſt in Qualen krümmen, — und wer that das mehr als Garborg? — „werft mir den Kerl hinaus! er zerbricht mir das Herz!“ — der muſs ein ſchlechter Menſch ſein. Nein, nein; das iſt nichts für deutſchen Geſchmack; der deutſche Geſchmack mit ſeiner zarten Empfindung für das Echte, Lautere, Eigene in der Kunſt, der deutſche Geſchmack hält ſich an Peter Nanſen.

Nun gibt es aber Leute, denen Peter Nanſen, bei allem Reſpect vor ſeinem wirklich hübſchen Talent, doch nicht genügt. Es brauchen das gar nicht [illegible] zu ſein; nur ſind es nicht ſo gute Menſchen und [illegible] von ſchlechtem Geſchmack. Und dieſe armen Leute — zum Glück ſind es nicht viele — [illegible] Garborg. [illegible]

[illegible]

denn Garborg bleibe zu ſehr der Erleider ſeiner Bücher; er könne von ſeinem Stoff nicht los; er arbeite wie Einer, der ſich nie genug thun könne und ſo wie mancher Maler, der jedes Detail gleich paſtos und farbig auf die Leinwand ſetze. Und ſie mögen recht haben dieſe Leute — auch, wo ſie tadeln. Jedoch auch ſie, — wir alle, die wir uns nicht anmaßen, Garborgs Kunſt und Streben in Einem gedankenloſen Satz abzuthun, weil wir Zeugen waren der raſtloſen inneren Arbeit, die den Dichter auf weitem Umweg nun zu ſich zurückführt, — wir alle haben einen Moment vor „Haugtuſſa“ geſtutzt. Da ſchreibt Garborg auf einmal eine phantaſtiſche Geſchichte, beſtehend aus lauter kurzen Gedichten, alle verſchieden in Versbau und Rhythmus, mit gleitenden und mit ſtockenden Metren, Schluſsreimen, Binnenreimen, Stabreimen und ohne Reim, mit allen Künſten und Künſtlichkeiten der Laut- und Accentverwendung und all dem, was Jahrtauſende ſich an nachahmender Wortmalerei erdacht, — formlos in ſeinem Uebermaß an Formen. Das epiſche Element in Lyrik zerpflückt und aufgelöſt; nur kleine balladenhaft erzählende Reſte als Mittler zwiſchen all den Liedern und Monodien. Der Inhalt die Geſchichte eines Mädchens, das hellſeheriſch wird. Gislaug ſieht Geiſter wie bekanntlich auch die Sonntagskinder, aber doch zugleich anders, ſo wie Dichter ſehen. Was ſie ahnt, erkennt, fühlt, verkleidet ſich bei ihr in Geſtalten, und dieſe Geſtalten ſind die des Glaubens und des Aberglaubens. Alles hat auf einmal für ſie Figur, und das Verborgene wird ihr offenbar: die Seele des Menſchen erſcheint ihr wie ein Schatten, den das Weſen jedes Einzelnen nach außen wirft: Du haſt deinen Begleiter und er gleicht einem Bock, einem Hund, einem Wolf, einem Fuchs. Und auch die Natur iſt ganz dämoniſch; durch die rauchende See ſteuert der Draug auf halbem Boot; in Berg und Wald hauſen Troll und Gygr; auf den Halden bläſt die kuhſchwänzige Huldri ihr klagendes Hirtenlied, und die grauen Jökulhäupter ſchleudern die ſteinernen Worte des Rieſenhaſſes den Menſchen zuthal. Im granitenen Berginnern aber ſitzen die uralten Ahnen und träumen von der Wiederkehr ihres Reiches, des zeitloſen, bewegungsloſen, wo die Sonne todt iſt und das raſtloſe Werden todt und die große Ruhe kommt, Eiſesruhe, Nachtruhe.

Schon Jonas Lie hatte von Troll und Huldri geſungen. Mit dem heißen Blut ſeiner Phantaſie hatte er die Reſte der Götterſage, wie ſie in der Spukwelt des Volkes noch weiterdämmert, zu pulſendem Leben gebracht. Unter ſeiner Hand wurden die Ausgeburten der Angſt und des Schreckens, die kindiſchen Geſichte des ungeſchulten Geiſtes zum machtvollen Ausdruck der lebendigen und göttlichen Natur, volksthümlich und pantheiſtiſch zugleich. Die kosmiſchen Kräfte, die in uns und außer uns ihr gluhendes Leben führen, waren auf einmal ſichtbar geworden und dabei unfaſsbar geblieben, real und myſtiſch zugleich. Man kennt ja den „Hellſeher“, die „Trollgeſchichten“, „Tyre Rein“ u. a. m. Auch Arne Garborgs Jugendarbeiten, ſein erſter und ſein letzter Roman, hatten dies Hereinragen des Spukhaften. Aber in „Haugtuſſa“ überwuchert es die Wirklichkeit: es iſt die Wirklichkeit — das eigentlich Wirkende in myſtiſchen Formen. Zwei Empfindungswelten, zwei Vorſtellungskreiſe überſchneiden ſich darin: die chriſtliche Anſchauung mit dem Grauen vor der Natur, als der Quelle alles Uebeln, und die heidniſche mit dem Grauen vor der Natur, als Quelle aller Uebel. Das führt Garborg zu einem förmlichen Syſtem des Aberglaubens aus — zu geiſtreich für das naive Bauernkind; wie kann Haugtuſſa ſehen, was ſie nicht begreift? Gerade das Mittel- und Prachtſtück des Gedichtes iſt dadurch verfehlt, die Reihe von Viſionen unwahr, in denen Gislaug die dunklen Mächte am Werk ſieht, die an der Wurzel des Lebens nagen. Die ſchwarze Weihnacht, in der der Teufel, den Tod zu ſeiner Rechten, auf ſeinem Felſenthrone unter dem flammenden Nordlichtzelt [illegible] Herrſchau abhält. Und es nahen die Zweifelhexe und die [illegible] und die [illegible] und die Brillenhexe; es nahen [illegible] Es kommt auf eins heraus Troll und der Troll mit zwei Geſichtern und der Troll, der die Kleinen zertritt, und der Troll, der nichts Großes verträgt, und der Verbrudertroll, [illegible] und alle, alle, unter deren Händen welkt, was [illegible] und kann. Und die Männer werden [illegible] und das Daſein ebbt. . . . [illegible] Garborgs Ideen, als es die Gislaugs [illegible] ſich die Geſchichte ſelbſt, [illegible] des [illegible] von den üppigen [illegible] und zugedeckt iſt. Wie [illegible] das glückliche Dahinleben [illegible] unter Vögeln und Vieh und ein- [illegible] wo das Häſsliche, das Böſe im [illegible] des Weltalles in ihren Ahnungs- [illegible] ſieht Gislaug: was [illegible], was in den Elementen [illegible] Volk ſie [illegible] eine der [illegible] lebt und freut ſich; [illegible] in ihrer ſchaurigen [illegible] die Sehnſucht der In- [illegible] vor ihr der Hangkall [illegible] will. Es iſt ein ungemein [illegible] Gislaug

nicht mehr Geſpenſter ſehen läſst. Aug und Ohr und innerer Sinn ſind nur von Einem Bild erfüllt. Aber Jon bleibt nicht treu, und damit iſt Gislang natürlich ganz an ihre Träume verloren. Hangkall, Nöck, Trollbock, alles ſpricht ihr von Liebe, lockt ſie mit Reichthum. Macht, Erkenntnis, verheißt ihr Rache, Vergeſſen. Rache! Vergeſſen! — Vergeſſen? Das weckt ſie. Die Erinnerung opfern, ſein Bild auslöſchen, ihren Schmerz vernichten — alles, wovon ſie lebt? Nein; ſie wirft ſich ihrem Schickſal und ihrem Leid in die Arme, und fort iſt aller täuſchende Spuk.

Hat man ſich von ſeinem erſten Staunen erholt, daſs Garborg etwas ſchreiben konnte, was von ferne ausſah wie eine Conceſſion an die jüngſte Mode in der Kunſt, wie eine Spielerei mit ſchönen Worten und Klängen, ein Schwelgen in der Geſetzloſigkeit des Unrealen; hatte man ſich durch Phantaſtik und Zerriſſenheit, durch Weitſchweifigkeiten und Wiederholungen, durch Pracht und Gepränge zum Grundriſs durchgerungen und die ganz ſtrenge Planmäßigkeit jedes Details von ihm aus durchſchaut, ſo erſchien „Haugtuſſa" einem nicht mehr ſeltſam. Sprach es nicht das natürliche Erlebnis und die Gefahr einer jeden Künſtlernatur aus? Iſt es nicht das Weſen der bildenden Phantaſie, alle Ahnungen, Gefühle, Erkenntniſſe der Seele in lebendigen Symbolen zu ſehen? Und je weſenhafter dieſe Symbole ſind, je freier und reicher ſie ſich entwickeln, umſo gewaltiger das Genie, das ſeine Kinder mit ſoviel eigener, ſelbſtändiger Lebenskraft begabte. Ja, dieſe Geſtaltungen des Künſtlers konnten ſo außenhaft werden, ſo ganz ſelbſtändig und auf eigene Fauſt hin leben, daſs ſie ihrem Schöpfer gefährlich wurden und ihn bis zum Irrſinn trieben. „Haugtuſſa" iſt ein Stück typiſches Dichtererlebnis; doch es iſt noch mehr ein Stück Landſchaft, ein Stück ganz individueller Erfahrung; es trägt die norwegiſchen, ja die Garborg'ſchen Hausfarben. Seiner Heimat hat Garborg dies ſein Lied gewidmet, und dieſe Heimat oder genauer: das Jäderplateau mit ſeiner Heide und den bleichen Mooſen und Ginſterhügeln, der Jäder, umſchrankt von ſchwarzgrünen, gewaltigen Wogenzügen und dem langen, niedrigen Rücken des Fjells, der Jäder mit ſeinen Stimmungen von Märchenzauber und Märchenſchreck iſt in dieſer Dichtung wandelnd geworden. Es iſt die Ergänzung jenes anderen Jäderbuches, der ergreifenden Seelengeſchichte „Frieden". Auch hier ſteigt die Angſt, die Enoch Haave packt und bei ihm religiöſe Formen annimmt, aus der Landſchaft und ihren monotonen Schrecken. Beide Bücher, „Frieden" und „Haugtuſſa", ſind aus Garborg'ſcher Seelenſubſtanz geſponnen. Was Enoch Haave und Gislang widerfährt, iſt natürlich durchaus nicht Arne Garborgs Geſchichte; doch ſo ſicher, wie in ihm ein Stück Enoch Haave lebt, ſo ſicher iſt Gislang im Gemüth ihm verwandt. Auch der kleine Arne hatte ſeinerzeit Gott und die hohen Aſen, Engel und Huldri, Troll und Teufel in heilloſer Verwirrung des Glaubens vermiſcht. Traum und Wirklichkeit floſſen ihm ineinander. Nur mühſam diſciplinierte er ſeine Phantaſie. Der kleine Daniel Braut in den „Bauernſtudenten", Gunnar, Jorina, Carolus Magnus in „Frieden" haben ſein phantaſtiſches Blut in den Adern. Er ſelbſt war ja ſchon Schulmeiſter geweſen, hatte pädagogiſche Blätter gegründet und redigiert, zählte 22 Jahre, lebte als Student in der Hauptſtadt — als ſehr armer und hungriger Student — und ſein Lieblingsplan war, mit einem Leierkaſten Europa zu durchziehen und in den Bergen von Gilead oder zu Füßen des Sinai als Einſiedler zu enden — gewiſs der einfachſte, der nächſtliegende Weg, den Sorgen um das Leben zu entgehen. Und niemals iſt der Wilde, der Urmenſch in Garborg ganz geſtorben; immer noch iſt ſeine Phantaſie — Moderne ſagen lieber „Nerven" — die drohendſte Macht in ſeinem ſeeliſchen Haushalt. Wer's hinter ſeinen Werken nicht erriet, wenn es die „Kolbotnbriefe" nicht erzählten, wie aus dem Leben, aus den Büchern, aus dem Schweigen und dem Toſen der Natur ihm Viſionen der Angſt aufſteigen, bis er entdeckt, daſs der Wahnwitz vor ſeiner Thüre lauert, der lieſt es aus der Einleitung zu „Haugtuſſa" heraus: „Ich kenne dich, o Trollheim du, voll Schattengraun; ich floh vor dir und muſs dich ſtets doch wieder ſchaun." Er kennt ihn ſelbſt, den Kampf gegen Trollgewalt; wohl dem, der dabei an Leib und Seele heil blieb. Er ſelbſt entfloh: doch er kennt den, der's nicht verwand; er ſah den Streit, er ſah den Weg hinab ins Schattenland: ſah die Uebermacht und den Willen weich: hört das Lied in Moll erſtickt im Teich. Er ſelbſt entfloh, es war ein Ringen durch Jahr und Tag; doch „von mancher Wunde tief und ſchwer ich Narben trag".

II.

Noch fragwürdiger als „Haugtuſſa" iſt Arne Garborgs zweite Arbeit, das fünfactige Drama „Der Lehrer". Das Thema iſt eine Fortentwickelung des Gegenſtandes, den Garborgs letzter Roman behandelt. Man erinnere ſich: Enoch Haave ſucht die innere Ruhe, den Frieden, Rettung von der Angſt, die ihn aus dem Dunkel der Nacht, aus der Einſamkeit und Stille von Heide und Moor, aus dem drohenden Grollen der See überfallen kann. Er ſucht den Frieden und das reine Glück im Worte Gottes, das er ſich auslegt, — oder wenn er das Wort umgehen will, ſich auslegen läſst; aber er wird mit ſich uneins und er wird mit ſeiner Familie uneins und er findet den Frieden erſt im Grabe. Anders ſein Sohn, der Held des Schauſpieles. Paal Haave ſucht im Chriſtenthum nicht Frieden; der Herr hat ſelbſt geſagt: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu ſenden, ſondern das Schwert" und: „Um Feuer auf die Erde zu ſtreuen, bin ich gekommen; und wie ſehr wünſche ich, daſs es brenne!" Sein Chriſtenthum iſt Kampf, ja Aufruhr: denn wer das mindeſte Gebot Chriſti ausführt, ſagt er, ſtürzt die Welt gleich überende.

Bevor das Stück anfängt, hat Paal ſchon ſo manches hinter ſich. Er hat Theologie ſtudiert, aber nicht ganz zu Ende; wild gelebt, um Liebesgram zu betäuben; dann aus Neigung eine andere genommen und ſitzt nun als Bauer auf eigener Hufe. Alles gedeiht unter ſeinen Händen; doch weder Frau noch Arbeit füllen ſein Daſein aus. Sein eigentliches Daſein bilden höhere, feinere und mannigfaltigere Erlebniſſe als die der äußeren Welt, die Erlebniſſe ſeines Inneren im Ringen um Vollkommenheit. Das iſt ein niemals endender Roman voll ſpannender Capitel und tiefer Erregungen, mit Qualen der Hölle und himmliſchen Entzückungen, mit der ſchaurigen Verlaſſenheit der dunklen Nacht von Gethſemane und dann plötzlichen Lichtergießungen, inneren Verklärungen, einem förmlichen Tabor der Seele im Aufſchwung zu Gott. Und weil ſein Herz vor Liebe überfloſs und ſein Mund von ergreifenden Worten, ſo ſammelten ſich alle jene um ihn, die ſich aus vielerlei Gründen zu den Geweckten zählten; ſie hiengen an ſeinen Lippen und nannten ihn, wie die Jünger ſeinerzeit Chriſtus nannten, „Lehrer". Was er lehrte, war inhaltlich ſo ziemlich das, was bei den „Leſern", den ſkandinaviſchen Pietiſten, allgemeiner Brauch: daſs alles Menſchenleben Sünde ſei von Geburt zum Grabe und der Weg zum Heil durch die Buße führe, durch Reue und Buße. Und da entdeckte er, wie alle Zerknirſchung und Durchdrungenheit vom Sündengefühl uns doch nichts half. Man wurde nicht heiliger, nicht ſtärkeren Glaubens, nicht feſteren Willens, nicht geſünderen Sinnes, nicht reineren Gemüthes durch dies ewige Wühlen in der Sünde, dies Ausbreiten und Vorzeigen der Sünde, dies Wetteifern, wer der größte Sünder und der ſtärkſte Büßer ſei. Das hatte er an ſich ſelbſt erfahren: hatte er nicht bemerkt, daſs in einer Zeit, wo etwas zwiſchen ihn und ſeine Frau gekommen war, er plötzlich in Gedanken an Evelinde herumgieng und daſs nur die Verſuchung gefehlt hatte und er wäre nicht beſſer geweſen als irgend ein Weltkind? Nein; es galt nur zu glauben, daſs der Erlöſer die Sünde von uns nehmen könne, und wir waren erlöſt. Es galt nur, ihm zu folgen, ganz ſein Mann zu ſein. Es galt nur ihm aufzuopfern, was uns hienieden band. Was verlangte Jeſus von dem reichen Jüngling, der zu ihm kam? Reue? Nein; er ſagte: „Willſt du vollkommen ſein, ſo gehe, verkaufe das Deine und gib es den Armen". Das war Chriſtenthum: ſich ganz von der Welt losreißen und dann Jeſus folgen. Und Jeſus folgen, das hieß: die Gebote halten und vollkommen ſein wie er. Wer hingab, was er liebte und wofür er ſonſt gelebt, — Großes und Kleines, Gutes und Böſes, Haus und Hof, Weib und Freund, Geld und Ehre, alles, alles und ſich ſelbſt mit, der bekam dafür eine andere Welt, eine innere, neugeborene Welt und ein neues Ich, eine Welt, für die er leben und die er lieben durfte, und es war ſeine eigene Welt! Mitten in der Armut ſtand er da wie ein König, freier und ſtärker als der Kaiſer von Rußland; alles war ihm unterworfen; nichts konnte ihm ſchaden; er hatte die Welt gewonnen, indem er ſie hingab, und vor allem: er hatte ſich ſelbſt gewonnen. Doch nichts gewinnt, wer nicht erſt alles geopfert; willſt du mit Chriſtus leben und herrſchen, muſst du erſt mit Chriſtus ſterben. Das lehrte nun Paal Haave. Und er lehrte es nicht nur. Er handelte auch nach ſeiner Lehre. Schon ſeinen Vater hatte die innere Stimme nach dieſer Richtung getrieben; Enoch hatte die Mahnung mißachtet und an dieſem Zwieſpalt mit ſich war er zugrunde gegangen. Paal aber war ſtärker als ſein Vater. Er wollte mehr, er begriff tiefer. Er ſieht ſich als Träger einer Culturmiſſion.

Alle menſchliche Cultur hat zwei Seiten, eine mehr innerliche, ethiſche, religiöſe, philoſophiſche, und eine der Außenwelt zugewandte, ſinnliche, wiſſenſchaftliche, künſtleriſche, ſowie es Goethe in den Geſtalten der „ſchönen Seele" und ihres Oheims in dichteriſche Symbole gebracht. Auch Garborg nützt dieſe Contraſtwirkung aus, um ſeinen Gedanken in vollem Umfang darzuſtellen. Er zeichnet in ſeinem Stück zwei Volkserzieher, — der eine, möchte man ſagen, ſteht dem Anonymus des Rembrandtbuches nahe, der andere dem Pſeudonym des Buches „Dulcamara". Jens Eide, Paals Schwager, auch ein „Studierter", Juriſt und Landsmann, kommt aufs Land zurück, weil er helfen will, eine nationale, eine Bauerncultur groß zu ziehen. Eine Cultur, die im Ererbten wurzelt, im Gewohnten, in Ueberlieferung und feſtem Brauch. Sie wächſt aus dem Zuſammenhange mit dem Alten, in der ſchützenden Hülle umfriedeten Daſeins, in der warmen Enge, aus immer gleichen Verhältniſſen, langſam und ſicher wie ein edler Baum. Sie will mehr Schutz und Erhaltung des Vorhandenen als ſtürmiſchen Fortſchritt; ſie iſt conſervativ und [illegible] gegen den überfluthenden Einbruch des ihr Fremden und Neuen, bis daſs ſie reif iſt und die Säfte, die ſie langſam ſammelnd aus den dunklen Tiefen der Erde und den hellen Lüften ſog, ſich in wundervoller Blüte zu großer, originaler, reicher Kunſt entfalten. Es iſt eine Cultur, die im Unbewuſsten und im Dunkeln der Volksſeele wächſt, bis ſie in einigen Genies die Augen aufſchlägt. In welchem Bekenntnis ſie auch gedeihen mag, in ihrer naiven ſinnlichen Art muſs man ſie heidniſch nennen. Anders die ſittliche Cultur. Sie geht aus dem deutlichen Bewuſstwerden des Menſchen hervor. Sie iſt eine Cultur der Einzelſeele, die ſich mit dem Weltall und dem Weltgeiſt [illegible]

Digitized by Google

und in Uebereinſtimmung bringt, eine revolutionäre Cultur, die immer bei ſich und immer neu anfängt, ohne geſtern und ſeine Traditionen und ohne morgen und ſeine Aſpirationen; denn ſie will nichts als Wahrheit, ihre Wahrheit, ohne Rückſicht, was daraus erwächst. Sie baut ihre Menſchen von innen heraus, zu einer Ganzheit ohne Spalt und Sprung. Es iſt die Cultur der Philoſophen, die Cultur der Heiligen, die ſeeliſche, die chriſtliche Cultur par excellence. Zu dieſer Cultur will Paal Haave durch Zuſpruch und Beiſpiel erziehen. Er bietet ſein Erbgut feil; der ganze Erlös ſeiner irdiſchen Habe ſoll den Armen gehören. Nichts hält ihn ab: nicht der Abfall einzelner, nicht die Vorſtellungen, Mahnungen, Bitten der Freunde, nicht Worte wie Anarchismus, Communismus. Seine Lehre hat nichts zu ſchaffen mit Macht und Staat; das Chriſtenthum, es begehrt nichts; es gibt. Und wie er leben wird, wovon? Von Zimmermannsarbeit, von Feldarbeit, von allmöglicher Arbeit — vom Betteln, wenn's noth thut... Und ſein Weib? — Sein Weib!... Helga wird einſehen, ihn verſtehen lernen. Und wenn nicht — ... Und ſein Sohn? Was wird er ſeinem Sohne ſagen, wenn der kleine Odelsmann nach ſeinem Erbe fragt? — Sohn? Sohn?! Paal geräth außer ſich. Er hat nichts gemerkt, nichts geahnt; er iſt toll vor Freude — — aber nein: er hat Gott alles geopfert. — So geht der Verkauf denn vor ſich. Und damit reißt das Stück zur Kataſtrophe. Die einzelnen Perſonen gruppieren ſich klar nach ihrer Stellung zum „Lehrer“ und ſeiner Lehre. Die Gewohnheitschriſten à la Lars Danielſen bleiben bei ihren Bußorgien; die Reichen mit der Heiligenmaske waſchen wie der Zwölfhofe-Per ihre Hände in Unſchuld; die nichts mehr von Paal zu holen haben, gehen wie Carolus Magnus ins Lager der Beſitzenden. Und die praktiſchen Leute erklären ihn für verrückt, die braven Bürger halten ihn für verdächtig, und die weiſe Obrigkeit ſieht ein, daſs er gemeingefährlich iſt. Denn er findet Nachahmer. Er hat Anhänger. Alle Gutgeſinnten ſind einig: das läſst ſich nicht dulden. Zum Glück ereignet ſich etwas. Paal hat eine verfallene Hütte bezogen, die er ausbeſſert, einrichtet, ausſchmückt, bis Helga wohl genug iſt ſie mitzubeziehen. Denn Helga kann ſich von einer ſchweren Influenza nicht erholen. Was ſie eigentlich nicht geſund werden läſst, was ihr fehlt, danach fragt Paal gar nicht. Er lebt in ſeinen Ideen, für ſeine Ideen, in Gott und für Gott. Das verſteht Helga nicht. Sie begreift nicht, daſs ſie ihm nicht mehr, wie er ihr, das erſte und das einzige iſt. Sie faſst es nicht, daſs er ſie lieb haben und doch opfern konnte, wenn es ſoweit kam. Dahinter ſteckte etwas. Sie iſt ein Weib, der die Liebe des Lebens Grund und Um und Auf iſt. Sie ſucht daher auch das Weib und die Liebe dahinter. Sie kämpft und kämpft mit ſich und überwindet es nicht. Evelinde und immer Evelinde! Zwiſchenträgereien, Einbläſereien vollenden das Werk. Sie muſs den Zweifel los ſein, ſie will ſelber ſehen, und wenn ... Sie ſchleicht hinaus und durch die dunkle Nacht zu Paals Hütte, und richtig: Paal und Evelinde. Sie hört ihn bitten und weiß nicht, daſs er für einen anderen bittet; denn er hat überwunden und ſie überwindet; Helga aber erfaſst nur das Wort, den Ton... ſie ſieht in der Thür und ehe die Entſetzten ſie hindern können, hat ſie ein Fläſchchen [illegible] geleert und iſt todt und ſteif über die Schwelle gefallen... Nun iſt's hübſch gemacht, wenngleich gegen alle dramatiſche Regel, wie ſich die wartenden Geier auf die Beute ſtürzen. Nicht einer darunter, dem Paal etwas Böſes gethan. Nicht einer, der im Stück ſchon früher aufgetreten. Freunde, Gleichgiltige, Leute, die er genirte, weil er ſie auſtörte, weil er zu rein war, zu vollkommen und weil er den überlegenen Zauber innerer Schwachheit beſaß. [illegible] die „Weltſchaft“ und die heilige Hermandad verbunden ſich im [illegible]. Man wird die Sache jedenfalls unterſuchen müſſen, und was auch herauskomme, frei und rein wird Paal Haave nimmer. Und Paal Haave ſagt: „Gerecht iſt Gott!“

Es iſt nicht leicht, in einer kurzen Studie die ganze Schwäche einer Dichtung fühlbar zu machen. Die Handlung und ihr innerer Zuſammenhang, [illegible] zur Noth erzählen und deuten. [illegible] Einheit wiedergeben, [illegible] Wort und Mien, zum Ausdruck kommt? [illegible] „Lehrer“ [illegible] Garborgs [illegible]

[illegible]

Leben“ („Die Zeit“, Nr. 27) deutet in dieſe Richtung; die Religion iſt ihm ſogar mehr als ein bloßes „tolerari posse“ geworden. In die Figur Paal Haaves, des religiöſen Menſchen, des Chriſten hat er daher alles Rührende verſammelt, alle Güte und Menſchenliebe hineingelegt, deren ſein Herz und ſeine Phantaſie überhaupt fähig waren. Eine alte Neigung ſpricht aus ihr und eine nie ganz erſtorbene Sehnſucht — wem die Religion einmal im Blute liegt — — Ob jedoch der Kopf davon etwas wiſſen will? Unklar iſt die Antwort, und das macht die Fragwürdigkeit des Stückes aus. Iſt „Der Lehrer“ nur einfach die Tragödie vom Menſchen, vom Unzulänglichen des reinſten Wollens, die Tragödie, die aus einem unheilbaren Dualismus unſerer Natur erwächst? Oder will es ſagen, daſs Chriſt ſein etwas Uebermenſchliches iſt, etwas Widermenſchliches und nur für Heilige allein? Daſs es nur einen Chriſten gab, nur einen geben darf und das war Chriſtus ſelbſt? Denn der Menſch zerbricht am Chriſtenthum. Das meint vielleicht zögernd Paal Haaves Geſtalt. Denn was thut Paal und was paſſiert ihm? Der das Seinige den Menſchen dahingibt und ſich Gott zu opfern meint, zertritt dabei achtlos das Leben ſeiner Frau. Er, dem jeder der Allernächſte iſt und er ſelbſt der Allerletzte, überſieht keinen Leidenden außer das eigene Weib. Er, deſſen Herz ein unausſchöpfbares Meer der Menſchenliebe iſt, hat keine Liebe übrig für ſein Ehegemahl. Und warum? iſt es ein Verſagen ſeiner Natur? Spielt ſein Gefühl für Evelinde dabei eine Rolle? Ach, nur zum Theil. Es ſtimmt mit dem Princip. Es iſt genau nach dem Gebot. Empfände er wärmer, ſo wäre es ein Raub an der Liebe zu Gott. Nur aus Tugend: ſo ſollen ſich auch Gudleik und Evelinde lieben. Alle heiße Empfindung des Herzens ſei bloß für Gott. Und alle Moral habe zum Ziel und zum Merkwort das eigene Verhältnis zu Gott. Und wie kommt der Menſch dabei fort? und das arme Leben?

Was beweiſt aber das Stück? Nichts gegen die Lehre, alles gegen den Lehrer. Das Chriſtenthum iſt göttlich, der Menſch jedoch — iſt nur ein Menſch.

*

Arne Garborgs letzte Arbeiten bewegen ſich ſcheinbar in neuen Geleiſen. Sie ſind aus dem Realiſtiſchen völlig heraus. Aber dies Realiſtiſche, der [illegible] Naturalismus! es war gar nicht das Typiſche an Garborgs Kunſt. Die Arbeiten dieſes Dichters waren lauter ſeeliſche Erlebniſſe. Wenn gerade der Gang der Welt unſerer Zeit und ihr Häſsliches ihn erſchütterte, ſo wurden daraus Bilder aus dem Häſslichen unſer Zeit. Und wenn dann anderes kommt und ihn überwältigt, wenn die Schatten ihn umringen, die aus ſeiner heimatlichen Erde ſteigen und aus ſeines Lebens jungen Tagen, ſo entſteht vielleicht [illegible] Muſik daraus und ein tragiſches Stück, gewoben aus heißer Sehnſucht und ſeufzender Entſagung.

Marie Herzfeld.

Neue Bücher über Muſik.

In einer ſatiriſchen Anekdote, die unſere individuell verſchiedenen Geſichtswahrnehmungen bei der äſthetiſchen Beurtheilung einer landſchaftlichen Scenerie kennzeichnet, wird von einem Sohne der Puszta erzählt, der beim Anblick ſeiner heimatlichen Heide in Entzücken gerieth und dabei begeiſtert ausrief: „Kein Baum, kein Strauch beleidigt das menſchliche Auge.“ Ich habe mich dieſer Erzählung erinnert, als ich kürzlich das Werk eines Muſikſchriftſtellers in die Hand bekam, das den ſtolzen Titel trägt „Experimental Unterſuchungen über Muſikphantome“. [illegible] Ich war ſehr neugierig zu hören, was der Verfaſſer eigentlich unter Muſikphantom verſteht, und ſah bald, daſs es ſich um jene Erſcheinungen handelt, welche die Pſychologie unter dem Namen Vorſtellungsaſſociationen begreift, alſo um die Thatſache, daſs uns häufig beim Anhören von Muſikſtücken gewiſſe Vorſtellungen, Bilder auftauchen, die durch die betreffenden Compoſitionen angeregt werden. [illegible] ſeit den älteſten Zeiten, insbeſondere aber ſeit dem letzten Aufſchwung der Pſychologie ſoviel und von ſo verſchiedenen Standpunkten aus geſchrieben worden, daſs ich begierig war zu wiſſen, [illegible] dieſer alten Frage einnehmen werde. [illegible] ein vollkommen neuer Standpunkt, [illegible] überraſcht, es war die be[illegible] Unſchuld. Wie von [illegible] von dieſem Werke ſagen. [illegible] Literatur über dieſe [illegible] Gedanken. Er kennt ſie alle [illegible] unendliches Material von [illegible] es zu Reſultaten, die wir [illegible] Großartig[illegible] den Ausgangs[illegible] ſelig, o ſelig, ein [illegible]

[illegible] an unzähligen Beiſpielen [illegible] Aufnahme und Entſtehung von [illegible] Thätigkeit iſt, ſondern auch [illegible] ſo daſs Vor[illegible] Künſtlers durch die [illegible]

Digitized by Google

Compoſition auch auf die Hörer übergehen. Beſonders macht er dabei auf das ſogenannte Farbengehör aufmerkſam, d. i. die Thatſache, daſs manche Perſonen mit gewiſſen Tönen auch beſtimmte Farben verbinden, die regelmäßig zugleich mit dem gehörten Ton auftauchen.

Dieſe bekannte Thatſache, die ſchon in der Muſikäſthetik des vorigen Jahrhunderts eine große Rolle ſpielte, wird in einer Weiſe breitgetreten, die ihren wahren Charakter eher verdunkelt als aufhellt. Der Verfaſſer ereifert ſich ganz unnöthig darüber, daſs man das Farbengehör für eine „veritable Wahrnehmung" gehalten habe, während es doch nur Vorſtellungsaſſociation ſei. Er weiß aber gar nicht, daſs ſchon längſt in der Literatur zwei verſchiedene Arten bekannt ſind, ſolche, wo Farben wirklich geſehen werden (Empfindungsaſſociationen), und ſolche, wo nur die Vorſtellung derſelben auftaucht. Was darüber im „Nature"*) und im „Lancet"**) veröffentlicht iſt, hat Ruths jahrelange Bemühungen überflüſſig gemacht. Er kennt auch nicht die diesbezüglichen Forſchungen Galtons, Nuſsbaumers, Bleulers und Lehmanns, ja nicht einmal Ribots, die alle das Thema viel gründlicher behandelt haben. So nur iſt es erklärlich, daſs er ſich ſelbſt über Helmholtz' Erklärung der Klangfarbe luſtig macht, von der er ſagt, daſs „deren Zurückführung auf Partialtöne im Sinne der ſeitherigen Pſychologie, Phyſiologie und Phyſik durch unſere (nämlich Ruths) Unterſuchungen bereits völlig überholt iſt" (sic!) . . . „und man wird nicht mehr glauben können, die Lehre von den Tonempfindungen . . . . mit verhältnismäßig ſo beſchränkten Unterſuchungen über Partialtöne wiſſenſchaftlich fundamentieren zu können." Original, fahr' hin in deiner Pracht. Helmholtz' „Lehre von den Tonempfindungen" iſt, was immer man im einzelnen dagegen einwenden mag, denn doch noch etwas ganz anderes als Ruths „Muſikphantome", zumal ſpeciell die Theorie der Klangfarbe eine andere Thatſache beſpricht als das Farbengehör Ruths, was er über der Aehnlichkeit des Namens ganz zu vergeſſen ſcheint. An dieſer Stelle des Werkes dürfte dem Leſer bei der Lectüre des Werkes auch ein Farbenphantom aufſteigen. Man hat hier, ſowie bei Verwertung der Hauptſätze für die Mythologie den Eindruck, als gienge die Theorie ins Blitzblaue, während der Anfang mehr grün erſchien, jedenfalls ein Zeichen der ſtetigen Progreſſion dieſer Phantome, worauf der Verfaſſer ſoviel hält.

Beſonderes Gewicht legt der Verfaſſer auch darauf, daſs die „Phantome" des Componiſten mit denen des Hörers übereinſtimmen. Allein aus ſeinen eigenen Beiſpielen geht hervor, daſs Unterſchiede der natürlichen Anlage, der erworbenen Bildung, Beſonderheiten, ſelbſt Aeußerlichkeiten der Ausführung, perſönliche Momente des Dirigenten und wohl auch der Mitwirkenden individuelle Verſchiedenheiten veranlaſſen: dieſe machen es eben unmöglich, derartige rein perſönliche Aſſociationen wiſſenſchaftlich zu verwerten. Zu dieſem Ergebnis ſind ſchon die lange vor Ruths angeſtellten Maſſenexperimente Gilmans im „American Journal of Psychology" und die hypnotiſchen Verſuche Warthins [illegible] gelangt. Alſo auch dieſes Reſultat iſt ſchon überholt.

Im Grunde iſt auch dieſes negative Ergebnis nicht zu bedauern, denn in der Kunſtkritik und im Kunſtgenuſs wollen wir etwas ganz anderes als Uebereinſtimmung von Aſſociationen erfahren und genießen. Sehr gut finde ich dieſen Gedanken in Vorträgen ausgedrückt, die heuer Felix Weingartner in Berlin, Bremen, München und Hamburg hielt, deren Inhalt nun auch in Druck vorliegt. Wozu hätten auch ſonſt die Componiſten zu dieſem Programm gegriffen, wenn jene Uebereinſtimmung ſicher und vollſtändig wäre, und warum würden wir ein ausführliches Programm, das unſere Aſſociationen zu ſehr bindet, verpönen? Wir wollen geradezu, daſs uns ein wenig Freiheit gelaſſen und wir nicht förmlich in die Zwangsjacke der Begriffe eingeengt werden. Nur wenn das Programm derart beſchaffen iſt, daſs die Phantaſie „bedeutſam angeregt, aber nicht ängſtlich geleitet wird," nur wenn man ſeine Grundzüge auch ohne Programm erkennen würde, wie in Liszts „Mazeppa" und „Orpheus", nur dann hat es nach Weingartner eine äſthetiſche Berechtigung. Wenn es aber, wie bei Liszts „Die Ideale" jeden Theil der Partitur begleitet, ſo daſs man bei jeder Stelle wiſſen muſs, was man ſich vorzuſtellen hat, dann wird ſich die Muſik nicht ihrem Weſen gemäß frei entwickeln, wir werden an eine Reihe von Begriffen gebunden und die Muſik „empört ſich damit gleichſam wider ihr eigenes Weſen." Ich freue mich, daſs ich mich gerade in dieſem Punkte mit Weingartner in Uebereinſtimmung befand, als ich zu wiederholtenmalen, zuletzt in dieſer Zeitſchrift . . ., über dieſen Gegenſtand ſprach.

Aber auch in anderer Beziehung iſt der Vortrag Weingartners [illegible]. Er vereinigt Kunſtverſtändnis und Kunſtbegeiſterung in einem Maße mit ruhiger Objectivität, wie ſie ſonſt ſelten in einem und demſelben Falle vorkommen. Wie ein gerechter Richter zieht Weingartner alle Umſtände in Betracht, die für und gegen den Com[illegible] ſprechen, und dieſe unparteiiſchen Entſcheidungen, verkünden [illegible] Sachkenntnis und einem glänzenden Stil, machen ſeine [illegible] zu einem der beſten Eſſays, die über die Symphoniker dieſes Jahrhunderts geſchrieben worden ſind. Treffend heißt es von Schubert er erſcheine „in der Größe und der Gewalt ſeiner Empfindungen, verbunden mit dem weichen, lyriſchen Elemente, das ſeine Werke wie ein rother Faden durchzieht, als eine edle, gewiſſermaßen weibliche Ergänzung zu Beethoven". Liebevoll und doch nicht überſchwänglich gedenkt er auch Felix Mendelsſohns, der als „Meiſter vom Himmel fiel". Schon mit 17 Jahren componierte er die „Sommernachtstraum"-Ouverture, alſo zu einer Zeit, wo andere „kaum die Kinderſchuhe vertreten haben". Aber er macht keine Entwickelung mehr durch, er bleibt ſein ganzes Leben auf der Höhe, die er glücklicherweiſe ſchon frühzeitig in hohem Grade erreicht. „Der Meiſterſchaft zugrunde liegend und als Wirkung ſich äußernd, iſt eine große Wahrhaftigkeit, die nicht mehr gibt als ſie kann. Dieſe Wahrhaftigkeit beſaß Mendelsſohn in hohem Grade, weshalb er, wenn auch vermöge ſeines Weſens nicht als große, ſo doch als ganze und nach innen und außen vollendete Erſcheinung vor uns ſteht." In dem oft ſo heftigen Streite, der gerade in jüngerer Zeit für und wider Mendelsſohn entbrannte, iſt er kaum je gerechter und treffender beurtheilt worden. Auch Schumann erfährt in vielen Punkten eine neue und, wie mir ſcheint, berechtigte Kritik. Für Weingartner iſt er „der große Clavierpoet: darin liegt für alle Zeiten der Schwerpunkt ſeiner Bedeutung". Aber er verſtand „abſolut nicht das Orcheſter zu behandeln, weder mit dem Taktſtock noch mit der Feder. Beinahe immer arbeitet er mit dem vollen Orcheſter, bemüht ſich nicht, dem Charakter der einzelnen Inſtrumente gemäß, die Stimme auszuarbeiten. Mit faſt kindlichem Ungeſchick glaubt er Fülle und Kraft des Klanges durch Verdoppelungen zu erreichen. Daher ſeine Inſtrumentation ſo dickflüſſig und ungelenk, daſs, wollte man genau nach ſeiner Angabe ſpielen, ein ausdrucksvoller Orcheſtervortrag überhaupt nicht herauskäme." Ein anderer Fehler beſteht darin, daſs Schumann in dem Beſtreben, claſſiſch zu werden, es an Glätte Mendelsſohn gleichzuthun, ſeiner urſprünglichen Eigenart, die ihn mehr zu Romantiſchen lenkte, Zwang anthut. Nur im „Manfred" darf er der ſein, „der er iſt", darum die erſchütternde Wirkung, die er gerade hier ſpielend erreicht; denn „alles Principielle in der Kunſt iſt todt und unfruchtbar; lebendig und lebenſpendend iſt immer nur das geniale Werk ſelbſt, möge es ausſehen, wie es wolle". Aus dieſem Grunde dürften wohl auch Theile ſeines „Fauſt" und ſeiner „Paradies und Peri" den beſten Werken zuzuzählen ſein.

Beſonders intereſſant ſind für uns Weingartners Urtheile über manche Wiener Symphoniker, über die wir gerne ein Urtheil aus der Ferne hören, das mit den bei uns aufgeſtapelten perſönlichen Beziehungen nichts zu thun hat. Bruckner hält er nicht für einen großen Contrapunktiker, weil er ſeine Themen mehr aneinanderreiht als miteinander verbindet; aber er bewundert an ihm den ungeheuren Reichthum der Erfindung, die Prägnanz ſeiner Themen und die erſtaunliche Langathmigkeit ſeiner Melodien. „Man könnte beinahe den Wunſch hegen, daſs ihm weniger eingefallen, das Gebäude ſeiner Schöpfungen aber logiſcher, einheitlicher und zielbewuſster ausgeführt wäre." Aus dieſem Grunde möchte ich Bruckners Bedeutung auch mehr in der Kirchenmuſik als in der Symphonie erblicken. Sehr ſchön ſchließt Weingartner ſein Urtheil über Bruckner mit einer Charakteriſtik der ganzen Perſönlichkeit: „Man denke ſich den, aus den dürftigſten Verhältniſſen hervorgegangenen, keiner Bildung theilhaftig gewordenen Schullehrer und Organiſten unentwegt Symphonien componierend . . . die der Bequemlichkeit der Dirigenten, Orcheſtermitglieder, Zuhörer und Kritiker ein Gräuel waren; man denke ſich ihn ſo mit voller ſicherſter Ausſicht auf Nichtbeachtung und Miſserfolg unentwegt an ſeinen Zielen feſthaltend . . . man vergleiche ihn dann mit unſeren, von Tageserfolg und Reclame getragenen, den Effect raffiniert ausklügelnden Modecomponiſten und verneige ſich tief vor dieſer, in ihrer Naivetät großen, ruhenden Erſcheinung und errichte ihr ein Denkmal in ſeinem Herzen." Wahrhaftig, das iſt das richtige Wort, das über dieſen Mann geſprochen werden ſoll, es verſchweigt die Fehler nicht und ſtellt die Vorzüge in das richtige Licht.

Ich weiß, daſs jetzt in Wien jedermann fragen wird, wie denn Brahms beurtheilt ſei. Nun, überſchwänglich wird er nicht bewundert. Weingartner tadelt an ihm die Gewohnheit des Syncopierens, die ſeinen Werken den Charakter der Compliciertheit verleiht, durch die ſie oft [illegible], aber nicht einfach erſcheinen. Deshalb machen ſeine Compoſitionen den Eindruck des Gekünſtelten, Unnatürlichen, bei deren Analyſe der Verſtand immer gut wegkommt, während warm pulſierendes Leben nur in wenigen Werken wahrzunehmen ſei. Dadurch kam Weingartner zu der „ſeltſamen Erfahrung", daſs ein ſchwaches Werk von Brahms auf ihn, bei aller Verſchiedenheit der Aeußerlichkeiten, denſelben Eindruck mache, wie gewiſſe minderwertige Producte der Programmmuſik, weil in jenem lediglich der Begriff der Muſik erſtarrt, während in dieſem Begriffe durch Muſik ausgedrückt werden ſollen. Es iſt dasſelbe Ziel auf verſchiedenen Wegen erreicht. Fragen wir, wie es komme, daſs ſo viele Werke von Brahms gemachte Empfindung, gekünſtelten Tiefſinn geben, während andere doch auch natürliche, [illegible] Aeußerungen ſeiner individuellen Natur waren, ſo antwortet Weingartner, daſs auf Brahms die Prophezeiung Schumanns wie ein gewaltiger Druck lag, der ihn veranlaſste, über ſeine Kräfte hinaus den „Nachfolger Beethovens" vorzuſtellen, eine Forderung, die ihn zwang, eine bedeutungsvolle Maſke [illegible]

*) [illegible]

**) [illegible]

Digitized by Google

Geſicht zu ſetzen, die ihn in der freien Bewegung hinderte. Darin hat Weingartner auch recht. Frühe Erfolge, gewiſſermaßen autoriſierte Anerkennungen ſind für das Leben des Künſtlers ſehr angenehm, für die Entwickelung ſeiner Kunſt aber ſind ſie gefährliche Elemente.

Man ſieht, die Auffaſſung Weingartners iſt reich an neuen, auch pſychologiſch erklärenden Geſichtspunkten. Er kann von Glück ſagen, daſs er nicht in Wien Dirigent iſt. Hier wäre er wegen ſeiner Aeußerungen über Brahms längſt erſchlagen worden (ich meine künſtleriſch). Mir aber ſcheinen dieſe, von einem fernſtehenden Beobachter abgegebenen Urtheile doppelt beachtenswert, und ich glaube, auch dem Leſer werden die wenigen Citate ein Bild davon gegeben haben, wie anſchaulich und anziehend der Verfaſſer ſeine Meinung zu formulieren weiß. In der That, wüſsten wir nicht, daſs er ein guter Dirigent iſt, wir könnten wünſchen, er wäre Kritiker geworden.

Noch eine ganze Reihe moderner Symphoniker erfährt in dem Eſſay eine kurze Charakteriſierung: Felix Dräſeke, Hermann Götz, Chriſtian Sinding, Alexander Borodin, Goldmark, Tſchaikowsky, Smetana, Dvořák, Richard Strauß, Guſtav Mahler, natürlich auch Liszt und Berlioz. Ich vermiſſe Rubinſtein in dieſer Reihe. Man mag über ihn denken wie man will, aber wo Goldmarks „Ländliche Hochzeit" ſteht, da durfte meiner Anſicht nach auch die Ocean-Symphonie nicht fehlen. Sollte dieſes Schweigen bedeutſam ſein? Doch über dem Getriebe der verſchiedenen, vielfach ſich bekämpfenden Richtungen ſteht „hocherhaben über allem die Rieſengeſtalt Richard Wagners. Er iſt es, den keine Richtung berührt, der Beethoven unmittelbar die Hand reicht."

Dieſe Rieſengeſtalt beherrſcht bekanntlich heute auch Frankreich und Italien. Wer hätte es ſich ſeinerzeit träumen laſſen, daſs auch die Heimat Verdis ihrem Zauber nicht entgehen wird? Schon blickt die jüngere Componiſtengeneration auch dort ehrfurchtsvoll auf Wagner als ihren Meiſter. Aber auch die alten können ſich der Verſuchung nicht entſchlagen, den muſikaliſchen Heros Italiens an dem Rieſen des Nordens zu meſſen. Das hat nun auch der jüngſte Biograph Verdis gethan, der dieſem Vergleich ein eigenes Capitel widmet.*)

Es iſt bezeichnend, daſs auch der Italiener die „abſolute Ueberlegenheit" Wagners in dem Punkte anerkennt, daſs er „eine Kunſtform erfann, von welcher der volksmäßige Geſchmack vor 40 Jahren nicht die leiſeſte Ahnung hatte", daſs er eine nationale Kunſt erſt ſchuf oder zu ſchaffen bemüht war, während Verdi eine ſolche vorfand, ſich willig den „Beſtrebungen und dem Geſchmack ſeiner Zeitgenoſſen hingab", ſie auf ſich wirken ließ und ihre Luft athmete. Einen weiteren Gegenſatz beider findet Monaldi in dem Umſtande, daſs Wagner vom „ſymphoniſchen", Verdi vom „melodiſchen Princip" ausgeht. „Wenn aber das Uebergreifen Verdis auf das ſymphoniſche Gebiet nur wenig zur Vermehrung ſeines Ruhmes beiträgt, hat Wagner dem Uebergreifen auf das melodiſche Gebiet ſeine größten und berechtigtſten theatraliſchen Erfolge zu verdanken." Monaldi dürfte recht haben, wenn er ſagt, daſs dieſer Umſtand für Verdi eine Schwäche bedeute, aber Wagners melodramatiſche Theorie nicht in allen Theilen rechtfertige. Das Merkwürdige beſteht meines Erachtens eben darin, daſs Wagner principiell das Drama als den Hauptzweck betrachtet, dabei thatſächlich eine Muſik ſchafft, die ſich auch als ſolche vermöge ihrer ſelbſtändigen Schönheit im Concert hören laſſen kann und auch gehört wird, während für Verdi die Muſik der Hauptzweck iſt, und ſeine Compoſitionen ſich doch niemals vom Theater losloſen laſſen. Es hat eben keinen Sinn, über Zwecke in der Kunſt theoretiſch zu ſtreiten, die That des Componiſten beſtimmt das Ziel, ſeine innere Kraft formt die äußere Schönheit. Nicht das Wollen, das Können beſtimmt das Uebergewicht und die Selbſtändigkeit der Elemente des muſikaliſchen Dramas. Verdi ſelbſt erkannt Wagners Bedeutung an: „ein außerlegenes muſikaliſches Genie", ſagt er von ihm. „Seine Muſik, ſo fern ſie auch, abgeſehen von Lohengrin, unſerem Empfinden liegt, iſt eine Muſik, in der Leben, Blut und Nerven vorhanden ſind ... [illegible] eine Muſik, die das Recht auf Fortbeſtand hat." [illegible]

[illegible]

Monaldis Urtheil wird bei uns freilich in manchen Punkten fremdartig anmuthen, ſo wenn er Verdis Traviata über Bizets Carmen ſtellt, letztere „unanſtändig" nennt, ſelbſt die Muſik der erſteren der letztern vorzieht und ſchließlich ſagt, daſs Carmen bloß gefällt, während Traviata ergreift. Man kann mit gutem Gewiſſen ſagen, daſs ihm in Deutſchland hierin niemand beiſtimmen wird. Doch glaube ich, daſs uns auch ſolche Urtheile wenn auch nicht erfreuen, ſo doch intereſſieren. Lernen wir doch aus ihnen kennen, wie man in Italien unſere Kunſtſchätze beurtheilt. Vielleicht iſt das für uns ebenſo überraſchend, wie für die Italiener die Seitenhiebe, die auch wir nach der wälſchen Kunſt zu führen nie verſehlt haben.

beeinfluſſen könnten. „Die Verlockungen der Harmonie", ſagte er einmal, „verlangſamen und hemmen den Flug der Phantaſie: ſie ſind oft ein Hindernis und eine Verlegenheit für den talentvollen Componiſten, der auch ohne ſie auskommen könnte, wogegen ſie den talentloſen Muſikern ſehr zu ſtatten kommen, die in ihnen wenigſtens ein Mittel finden, ſich zu ſalvieren". Deutlicher kann man wohl nicht bekennen, daſs einem alle Ergebniſſe des Studiums zeitlebens fremd geblieben ſind. Wie wäre das auch anders möglich in einem Lande, das Muſik beſtändig ſpricht, denkt und fühlt, deſſen Bewohnern die Melodien überſchäumen und keine Zeit laſſen, ſie ſorgfältig zu ſichten und zu ſammeln. Nur mit vielem Neid leſen wir bei Monaldi, daſs in Italien in den Jahren 1842 bis 1855 nicht weniger als 534 neue Opern zur Aufführung kamen, von denen allerdings kaum 20 auf dem Repertoire geblieben, in Deutſchland kaum vier bekannt ſind (Rigoletto, Troubadour, Traviata, Dom Sebaſtian).

Richard Wallaſchek.

Deutſche Kunſt und Decoration.

Es gibt mir immer einen Stich ins Herz, wenn ich die ſchönen Nummern der engliſchen Kunſtzeitſchriften „The Studio", „The Artist", „The Magazine of Art" zu Geſicht bekomme. Ich muſs dann immer denken: „So etwas können wir Deutſche doch nicht leiſten!" In der That haben die Engländer einen ungeheueren Vorſprung in der künſtleriſchen Entwickelung vor uns voraus, ſeitdem Männer wie Ruskin und die großen Präraphaeliten den engliſchen Geſchmack beeinflußt haben. Der eine Name Morris allein bedeutet ein ganzes Programm.

Endlich aber fängt man auch in Deutſchland an, dem Beiſpiele der Engländer zu folgen und den Kunſtgeſchmack des Publicums ſyſtematiſch zu erziehen. Man erkennt immer mehr, daſs wir in künſtleriſcher Hinſicht immer noch Barbaren ſind. Man ſieht auch, daſs bei der beſtändigen Nachahmung fremder Vorbilder eine deutſche Eigenart ſich nicht entwickeln kann. So hat namentlich das franzöſiſche Muſter wie ein Bleigewicht auf uns gelaſtet. Aber eine germaniſche Kunſt iſt das Loſungswort der Zukunft. Einen deutſchen Stil zu finden, iſt des Schweißes der Edlen wert. Dieſer Stil aber kann nur entſtehen, wenn die Künſtler vom kunſtſinnigen Publicum unterſtützt werden. Ein reicher Capitaliſt, der nicht kunſtverſtändig iſt, mag ſich wohl ein farbenprächtiges Bild in ſeine Gemäldegalerie hängen. Aber meiſt unterſtützt er nur die ſchlechte, nicht die wahre Kunſt.

Mit Freuden muſs man es daher begrüßen, wenn ein Unternehmen zuſtande kommt, das die Beziehungen zwiſchen Künſtlern und Kunſtfreunden inniger machen, das den Geſchmack des Publicums bilden will. Dieſes Ziel ſtecken ſich die „Illuſtrierten Monatshefte zur Förderung deutſcher Kunſt und Formenſprache in neuzeitlicher Auffaſſung", welche von Alexander Koch in Darmſtadt herausgegeben und redigiert werden.

Bis jetzt ſind die drei erſten Lieferungen erſchienen, und ſie rechtfertigen vollkommen meine Freude über das Zuſtandekommen des Unternehmens. Endlich einmal eine Zeitſchrift, die es mit den engliſchen aufnehmen kann! Endlich einmal eine vornehm gehaltene Kunſtzeitſchrift, die [illegible] wirkt und ein klares Programm hat. [illegible], daſs man endlich mit bewuſster Abſicht das Germaniſche [illegible] will, man ſucht Berührung mit den [illegible] Künſtlern, man verſchmäht auch die Scandinavier nicht. [illegible] Dem Germanenthume gehört die Zukunft [illegible] einem ſolchen Unternehmen [illegible]

[illegible] will nicht bloß die „hohe Kunſt" [illegible] zwiſchen dieſer und der „Kleinkunſt" [illegible] in Deutſchland dadurch ſoviel ge[illegible] die „hohen" Künſtler es unter ihrer [illegible] „zweiter Claſſe" zuſammenzu[illegible] und Künſtlern das Bewuſst[illegible] bildenden Künſte ver[illegible] und techniſche Künſtler, die [illegible] auf das engſte [illegible], aber doch Hand in [illegible]

[illegible] dieſes Ideal verwirklicht [illegible] Thoren, Bayreuth, wo alle [illegible]

Digitized by Google

Unternehmen dieſes Jahrhunderts. Die andere iſt ein ſtilles Kloſter im Schwabenland, Beuron genannt, wo weltentrückte Mönche zu Ehren Gottes erhabene Kunſtwerke ſchaffen, an der ſich alle Künſte betheiligen.

Es gilt für die Zukunft ein ſolches Hand-in-Handgehen aller Künſte und Künſtler herzuſtellen, wie es im alten Hellas und wie es im Quatrocento war. Vor allem gilt es, das „Heim" künſtleriſch zu ſchmücken. Was nützt es, wenn wir herrliche Gemäldegalerien und öffentliche Denkmäler haben, wenn das Haus, das wir bewohnen, geſchmacklos iſt! Was nützt es, wenn wir gelehrte Vorträge über Aeſthetik anhören, dabei aber in einer ganz unäſthetiſchen Umgebung leben, uns unkünſtleriſch kleiden und bewegen! Nein, das ganze Leben ſoll von äſthetiſchen Principien durchdrungen ſein, und in Zukunft muſs ſich einer geradeſo hüten, eine unſchöne Handlung zu begehen wie eine ſchlechte. Leider iſt unſere heutige Zeit, die in vielem ſo praktiſch iſt, in dieſen beiden Punkten, der Aeſthetik und der Moral, ſo ſehr theoretiſch. Man predigt und discutiert viel, aber der Fortſchritt läſst auf ſich warten. Aber er wird kommen, wenn man auf dieſem Gebiete endlich gute Beiſpiele ſieht. Die Muſter, die in der neuen Zeitſchrift angezogen ſind (denn den Schwerpunkt legt die Revue natürlich auf die Illuſtration,) laſſen das Beſte hoffen. Ich hätte nur gewünſcht, daſs bei Verbeſſerung der deutſchen Kunſt auch z. B. die Kleidung in Betracht gezogen werde. Denn da vermiſst man nur allzuſehr den künſtleriſchen Einfluſs, und es wäre gewiſs dankenswert, wenn äſthetiſch gebildete Männer und Frauen durch ſchöne Muſter auf dieſem Gebiete dem lächerlichen Einfluſſe der Modenarrheit entgegenwirken würden. Ein Preisausſchreiben würde ſicher auch auf dieſem Gebiete angebracht ſein. Schließlich iſt auch die Rede ein Theil der Kunſt, und da würde ich wünſchen, daſs dieſelbe in der neuen Zeitſchrift ſorgfältiger gefeilt und daſs namentlich die vielen Fremdwörter möglichſt vermieden würden. Statt „Decoration" kann man z. B. ganz gut „Zierat" oder „Schmuck" ſagen. Deutſche Kunſt und deutſcher Schmuck! die mögen dereinſt noch beigefügt werden dem deutſchen Ruhme, deutſchen Frauen, deutſcher Treue, deutſchem Wein und deutſchem Sang!

Brüſſel. **Harald Graevell van Joſtenoode.**

Die Woche.

Confiscation.

Der Artikel „Moskau" der letzten Nummer der „Zeit" iſt von der k. k. Staatsanwaltſchaft Wien confiſciert worden. Die Confiscation verfehlte ihren eigentlichen Zweck, da wir vorſichtigerweiſe den betreffenden Artikel in getrenntem „Politiſchem Beiblatt" unter Couvert[illegible], [illegible] die Organe der Staatsanwaltſchaft unerreichbar, an unſere Abonnenten verſendet hatten, ehe noch die Confiscation erfolgte. Dieſe [illegible] Confiscation war übrigens die letzte Confiscation unter dem confiscationsreichen Miniſterium Badeni. Ende ſchlecht, alles [illegible]

Politiſche Notizen.

Was das aus dem Amt gejagte Miniſterium Badeni betrifft, [illegible] ich nur [illegible] Weiterverwendung vor, ſo wie ich es [illegible] das [illegible] Badeni als abſchreckendes [illegible] Manne [illegible], das [illegible] ſollte, wie jenes.

Doch mit dieſer Art von Weiterverwendung, die ich [illegible] kann, werden die [illegible] Badeni-Miniſter nicht [illegible]. [illegible] der Function der [illegible] poſitive Beſchäftigungen [illegible] [illegible] Badeni [illegible] in die Polizei zurück [illegible] eine Zeit lang [illegible] einmal [illegible] Sobald man ihn [illegible] vom Amt [illegible] Graf Badeni [illegible] [illegible] anderen [illegible]

[illegible]

[illegible]

wehrers David dort ruhig weiterverkehren, ohne eine allzu flagrante Entdeckung befürchten zu müſſen.

*

Wegen des Herrn Baron Glanz hab' ich mir lange den Kopf zerbrochen. Genau genommen, hat er als Handelsminiſter eigentlich gar nichts gethan. Bei ſolcher Qualification würde es ſich am eheſten empfehlen, ihn wieder zu dem zu machen, was er früher war, nämlich: Sectionschef im Miniſterium des Aeußeren.

*

Den Grafen Ledebur und den Herrn v. Guttenberg haben wir in ihrer miniſteriellen Laufbahn als fruges consumere nati kennen gelernt. Solange die Mutter Erde, ungeachtet aller politiſchen Stürme, verzehrbare Frucht hervorbringt, bin ich überzeugt, wird es dieſen beiden Herren, auch ohne ſonſtige Nebenbeſchäftigung, wohlergehen in dem Lande, in dem ihnen der liebe Gott einen Penſionsanſpruch zugewieſen hat.

*

In manchen Zeitungen lieſt man, daſs nun auch der oberſte Chef aller officiöſen Revolver-Journaliſten, der Herr Sectionschef Ritter von Freiberg gehen ſoll. Schon einmal hat man Herrn v. Freiberg, den Günſtling des Grafen Taaffe, kaltzuſtellen verſucht. Das war am Anfang der Coalition. Herr v. Freiberg wurde damals ſeiner Functionen als Schriftführer des Miniſterraths und oberſter Preſschef enthoben. Das Coalitionsminiſterium hatte dieſe That ſchwer zu büßen. Herr v. Freiberg drohte nämlich, daſs er die auf die Wahlreform bezüglichen Taaffe'ſchen Miniſterrathsprotokolle veröffentlichen werde, wodurch mehrere Mitglieder des Coalitionsminiſteriums, die auch Mitglieder des Cabinets Taaffe und als ſolche Theilnehmer an der Taaffe'ſchen Wahlreform geweſen waren, arg compromittiert worden wären. Da war guter Rath theuer. Herr v. Freiberg forderte, daſs man ihm, wenn man ihn zum Schweigen bringen wolle, eine andere hohe Stelle im Staatsdienſt geben ſolle, und zwar nichts weniger als eine Landespräſidentenſtelle. Darauf konnte das Coalitionsminiſterium nicht eingehen. Aber da doch irgend etwas für Herrn v. Freiberg geſchehen muſste, bot ihm das Coalitionsminiſterium die Stelle eines Generalconſuls an. Die hätte er auch bekommen, wenn ſich nicht bei näherer Prüfung ein ganz gewichtiges perſönliches Hindernis dieſem Plan in den Weg geſtellt hätte: Herr v. Freiberg verſteht nämlich außer der deutſchen nur noch die czechiſche, aber ſonſt keine Weltſprache, nicht einmal die franzöſiſche. Solange die Czechen nicht ihr eigenes böhmiſches Königreich begründet hätten, wäre es unmöglich geweſen, Herrn v. Freiberg als Generalconſul irgendwohin zu verſchicken. So blieb er, von diverſen Coalitionsminiſtern mit Beſchwichtigungsbeſuchen beehrt, unbeſchäftigt, aber nicht ohne neue Hoffnungen in Wien. Denn ſchon damals war Graf Badeni der „kommende Mann", und Herr v. Freiberg wartete, bis er wirklich kam und Charakteren à la Freiberg freie Bahn im Staatsdienſt ſchuf. Unter Badeni iſt Herr v. Freiberg Sectionschef geworden und ſoll auch in den zwei Jahren Badeni ſein anſehnliches Vermögen nicht vermindert haben. Aber zum Protokollführer im Miniſterrath hat ihn ſelbſt Graf Badeni nicht wieder ernannt. So vorſichtig iſt der kundige Polenminiſter denn doch geweſen. Alſo hätte heute Baron Gautſch keine Protokoll-Enthüllungen vom Herrn v. Freiberg zu fürchten, und deswegen iſt es vielleicht doch nicht ganz ausgeſchloſſen, daſs die officiöſe Revolverpreſſe nun endlich ihren oberſten Nährvater endgiltig verliert.

*

An Stelle des anderwärts üblichen Mannesſtolzes vor Königsthronen kann man hierzulande ein ganz beträchtliches Maß von Mannesmuth nach Miniſterdemiſſionen beobachten. So oft ein Miniſter abdankt, tauchen an allen Ecken und Enden muthige Leute auf, die dem Machtloſen in ſein Exil ungeſcheut die Wahrheit nachrufen, die ſie ihm während ſeiner Miniſterzeit vorzuenthalten ſo rückſichtsvoll waren. Dieſe [illegible] Eigenthümlichkeit habe ich ſchon nach dem Sturz der Coalition feſtgeſtellt, als officiöſe Blätter ſich bei ihren Nekrologen con[illegible] Artikel der „Zeit" zum Vorbild nahmen. Die gleiche Erſcheinung war in dieſer Woche nach dem Abgang des Grafen Badeni zu beobachten. Die „verruchten" [illegible], welche, ſolange Badeni über den Staatsanwalt, über den Dispoſitionsfond und über die verſchiedenartigen Regierungs[illegible] zu verfügen hatte, jeden „perſönlichen Angriff" gegen Badeni als „gemein" [illegible] waren, [illegible] Demiſſion in der „Wiener Zeitung" amtlich beglaubigt war, die [illegible], um die ganze perſönliche Unmoralität des Grafen Badeni, [illegible] confiscierten Artikeln der „Zeit", [illegible] „Helden der Feder"! Ihr Muth beginnt, wo die Strafgewalt des Staatsanwaltes aufhört. [illegible] daſs Graf Badeni überhaupt zwei Jahre regieren konnte, [illegible] Wenn ſie nicht [illegible], hätte Graf Badeni bis an ſein ſeliges Lebensende Miniſterpräſident bleiben können. O dieſe Männer!

Wenn ein guter Menſch ſtirbt, erfährt man ſeine vortrefflichen Eigenſchaften [illegible] Nekrolog. Bei Miniſtern iſt das andere. [illegible] man [illegible] ſchlechten Eigenſchaften [illegible] nach ihrem Sturz gewürdigt werden.

*

[illegible] hat [illegible] Stimmen. [illegible]

Digitized by Google

Herr Dr. Herold hat doch in neueſter Zeit mit ſeinen Vertheidigungen Pech. In den letzten Wochen wendete er ſeine ganze glühende Beredſamkeit auf, um den Grafen Badeni zu vertheidigen. Und ſiehe da, ſein Client fällt durch. Donnerſtag müht er ſich in der Delegation ab, den excedierenden czechiſchen Pöbel von Prag zu vertheidigen. Und am ſelben Tag wird in Prag das Standrecht verkündet. Wenn's dem Herrn Dr. Herold auch in ſeinen außerpolitiſchen, advocatoriſchen Leiſtungen nicht beſſer ergeht, kann er bald das Geſchäft ganz zuſperren.

Er.

Volkswirtſchaftliches.

Die Hauptaufgabe des abgetretenen Miniſteriums war der Ausgleich mit Ungarn. Unſere Leſer wiſſen, was wir von den Ausgleichsvereinbarungen des Cabinets Badeni mit der ungariſchen Regierung halten. Was da verbrochen worden iſt zum Schaden der dieſſeitigen Reichshälfte, iſt einfach irreparabel. Das neue Miniſterium wird ſich ein Verdienſt erwerben, wenn es ihm gelingen wird, auch nur zum Theil die Begünſtigungen, welche Ungarn in ungeſchickter, leichtfertiger Weiſe eingeräumt worden ſind, zurückzunehmen, oder wenigſtens andere Conceſſionen dafür zu erhalten. Ob das neue Cabinet auf dieſem Gebiete etwas wird leiſten können, wird für die Beurtheilung ſeiner Fähigkeit auf wirtſchaftspolitiſchem Gebiete ebenſo maßgebend ſein, wie es für das Cabinet Badeni war. Die neuen Männer ſind meiſt als tüchtige, integre Beamte und Gelehrte geſchätzt, zur Beurtheilung ihrer Eignung für ihren gegenwärtigen Poſten fehlen die Prämiſſen. Dies gilt auch für Herrn von Böhm Bawerk, welcher in ſeiner kurzen Miniſterſchaft nach dem Coalitionsregime nicht genug hervorgetreten iſt. Wir werden ſie an der Arbeit ſehen und darnach beurtheilen. Nur Herr von Wittek iſt kein unbeſchriebenes Blatt; er hat nicht nur den Ruf eines der tüchtigſten Beamten, ſondern ſein Name bedeutete lange Zeit ein Programm. Er war gefürchtet von den Bahnverwaltungen wegen ſeiner Kenntniſſe und der ſtrengen, energiſchen Art, in welcher er ſie jenen gegenüber verwertete. Seine That als Leiter des Eiſenbahnminiſteriums war der die conceſſionsmäßige Einlöſung der Nordweſtbahn betreffende Erlaſs, welchem freilich nach dem bald darauf erfolgten Regierungsantritt des Cabinets Badeni keine Folge gegeben wurde. Daſs er damals jenes, mit ſeinem Erlaſs in craſſem Widerſpruch ſtehende, berüchtigte Uebereinkommen mit dieſer Bahn abſchloſs und im Ausſchuſſe vertrat, hat ſeinem Ruf in unabhängigen Kreiſen großen Abbruch gethan und die Meinung hervorgerufen, daſs er bei all ſeiner Sachkenntnis nur ein kleinlicher Fiscaliſt ſei, der die Bahnen mit Hilfe des ſtaatlichen Aufſichtsrechtes in gewaltſamer Weiſe bedrange, aber ebenſowenig geeignet ſei, den Rechten des Staates Geltung zu verſchaffen, wie irgend einer ſeiner Vorgänger. Das war ſtets öſterreichiſche Politik, daſs ſie ſtatt des Rechtes Gewalt übte. Das haben wir erſt kürzlich auch anläſslich der Converſionsverhandlungen der Graz-Köflacher Bahn unſerer Eiſenbahnverwaltung vorwerfen müſſen. Herr von Wittek wird nun, da er ſelbſtändig handeln kann, vorausgeſetzt, daſs ihm die nöthige Zeit dazu gelaſſen iſt, zeigen müſſen, daſs er dieſen Vorwurf nicht verdient. Die conceſſionsmäßige Einlöſung der einlöſungsreifen Bahnen, vor allem der Nordweſtbahn und Süd-norddeutſchen Verbindungsbahn, muſs ſein Beſtreben ſein. Sie vorzubereiten, wird unabhängig von den Schwierigkeiten der parlamentariſchen Lage, ſeine nächſte Sorge ſein müſſen. Der Weg dazu iſt gegeben. Die Nordweſtbahn muſs verhalten werden, ihrer conceſſionsmäßigen Verpflichtung, das zweite Geleiſe auf eigene Koſten zu legen, endlich nachzukommen. Man wird Herrn von Wittek bald an der Arbeit ſehen können.

Ueber die Unterſchleife bei der [illegible] in Krakau iſt es merkwürdig ſtille geworden. Von den wenigen tauſend Gulden, welche urſprünglich den Fehlbetrag bilden ſollten, iſt dieſer der allgemeinen Fama zufolge, bereits längſt in mehrere Millionen gewachſen, [illegible]

Kunſt und Leben.

[illegible]

Züge von der größten Einfachheit und einer unbeſchreiblichen Anmut weiß ſie das internationale Mädchen, das eine Heimat mit der Seele ſucht, auf das innigſte zu ſchildern. Correct, doch nicht mehr als correct, ſteht der Alte des Herrn Römpler neben ihr.

H. B.

Die Geiſtinger, die neulich in einer Gelegenheitsvorſtellung des Theaters a. d. Wien auftrat, kann ſich eine Kühnheit dieſer Art erlauben: mit 69 Jahren noch einmal auf der Operettenbühne zu erſcheinen. Sie iſt nämlich nicht bloß eine ſehr gute Schauſpielerin, ſondern auch ein ſehr intereſſanter Typus. Und die typiſche Bedeutung eines Künſtlers bleibt länger beſtehen als ſeine eigentliche Blütezeit, länger ſogar als die Jugend einer Schauſpielerin. Solange nur die Geiſtinger noch imſtande iſt, mit ihrer Erſcheinung und ihren äußeren Mitteln das Schattenbild einer ausübenden Darſtellungskunſt auf die Bühne zu bringen — neulich gelang ihr ſogar noch viel mehr als das — wird ſie ein eigenartiger Reiz nicht verlaſſen: der Reiz des intereſſanten, noch dazu hiſtoriſch gewordenen Typus. Es iſt der Wiener Localtypus in der Bühnenkunſt. Wieneriſch iſt die Geiſtinger durch und durch, faſt mehr noch als Girardi, ſo wieneriſch wie etwa die Réjane pariſeriſch. Ich glaube nicht, daſs dieſer Vergleich ein bloßer Gelegenheitsvergleich iſt. Man kann ihn ſogar weiter durchführen und auch die Unterſchiede als charakteriſtiſch empfinden: ſowohl daſs die Wiener Réjane einer halbvergangenen Zeit, als daſs ſie einem bloß halbdramatiſchen Gebiet angehört, der Operette. In dieſem Unterſchiede iſt nämlich etwas von dem Abſtand zwiſchen der Pariſer und der Wiener Culturſtufe überhaupt enthalten. In Paris gibt es allezeit Schauſpielerinnen erſten Ranges, die im Boden ihrer Heimat wurzeln, in Wien kann man das eigentlich nur von den Soubretten (einer faſt ſchon vergeſſenen Zeit) behaupten! — Wird es den Wiener Schauſpielerinnen vielleicht in der Zukunft gelingen, auch in ernſten Aufgaben den Culturgrund der Heimat zu finden? Hoffentlich. Anzeichen ſind vorhanden. Als ich in der Geiſtinger-Vorſtellung die begabteſten Nachfolgerinnen dieſer Frau im Zuſchauerraum des Theaters ſah, fiel mir das ein. Zumindeſt von einer derſelben — der Darſtellerin des Raimundtheater-Kathrei — ſind wir jetzt überzeugt, daſs ſie moderne, große Schauſpielkunſt mit Localcharakter zu verbinden imſtande iſt.

A. G.

Bücher.

„Mary Wollſtonecraft, die Verfechterin der Rechte der Frau." Von Helene Richter. Wien 1897. Bei Karl Konegen.

In dieſer ſehr intereſſanten Schrift wird von der erſten Frauenrechtlerin erzählt. Mary Wollſtonecraft, die im April 1759 bei London geboren wurde und deren hundertſter Todestag im September dieſes Jahres war, trat als erſte für die „Rechte der Frau" ein. So lautet auch der Titel ihres Werkes, des erſten für die Frauenemancipation, das im Jahre 1792 zum erſtenmale erſchien, in unſerem Jahrhundert der Vergeſſenheit anheimfiel und erſt 1891, nach 100 Jahren, in Neuauflage erſchien („A Vindication of the Rights of woman"). Es iſt intereſſant, aus der vorliegenden Broſchüre [illegible] zu erfahren, die den Gedanken einer Frau, um Gleichberechtigung zu kämpfen, zum erſtenmal wach werden ließen. Mary Wollſtonecraft iſt die Tochter eines [illegible] Landwirths, der ſein Vermögen vergeudet und die Familie mißhandelte. Die erſten Eindrücke, die Mary aufnahm, waren ſehr traurige. Die [illegible] Familienverhältniſſe trieben das 19jährige Mädchen als Geſellſchafterin in die Fremde. Nach dem Tode der Mutter [illegible] Schon früh erkannte ſie an der [illegible] daſs das Mädchen auf die [illegible] angewieſen iſt. Früh begann ſie im Verein mit [illegible] Schweſter [illegible] dem Erwerb nachzugehen. [illegible] Mary hat einen ſtark [illegible] das Elend der anderen, [illegible] Schon in dieſer [illegible] von ſich ſagen [illegible] wenn ſie in Noth ſind: [illegible] Eigenſchaften." Der Altruis[illegible] die eigenen nothwendig [illegible] Waiſenkind zu [illegible]

Digitized by Google

herausgebildet. Als Folge dieſer Erkenntnis ſpricht ſie die Forderung aus, das wichtigſte Ziel der Mädchenerziehung ſei die Heranbildung der Selbſtändigkeit. In ihren Vorſchlägen beachtet ſie vor allem die menſchliche und die unmittelbar praktiſche Seite, ſo vor allem die Zulaſſung der Frau zu vielen Berufszweigen, nicht ſo ſehr die ſtaatliche und politiſche Gleichberechtigung. Merkwürdigerweiſe ſind ihre Ausführungen von einer tiefgewurzelten Gottesidee durchdrungen. Die Aufnahme dieſer Bücher war natürlich ſehr getheilt. Neben den enthuſiaſtiſchen Beifallsbezeugungen der einen Partei gibt es andere Kritiken, die ſie eine „Hyäne im Unterrock“, eine „philoſophierende Schlange“ nennen. In dem weiteren Leben Marys ſpielt ein amerikaniſcher Geograph Imlay eine große Rolle. Ueber die Art der Empfindungen Marys gibt ein Ausdruck Aufſchluſs, den der Schriftſteller Godwin über ſie gebrauchte: er nannte ſie einen „weiblichen Werther“. In dieſer Zeit ſchreibt Mary ein auf eigenen Wahrnehmungen baſierendes Werk über die „franzöſiſche Revolution und ihre Wirkungen auf Europa“. Da Imlay ſie verläſst, begeht ſie einen Selbſtmordverſuch, wird aber gerettet. Darüber ſchreibt ſie ſehr bezeichnend: „Ich kann nur beklagen, daſs ich, nachdem die Bitternis des Todes bereits vorüber war, unmenſchlicherweiſe wieder ins Leben und ins Elend zurückgeworfen wurde.“ Bald darauf tritt ſie in Beziehungen zu dem bereits erwähnten Godwin, über deren Art dieſer ſelbſt ſagt: „Es war Freundſchaft, die in Liebe ſchmolz.“ Godwin heiratete Mary, die indeſſen ihre ſelbſtändige literariſche Production nicht aufgab. Was ſie aber noch ſchreibt, ſteht hinter dem Hauptwerke über die Frauenrechte zurück. Im Wochenbette ſtarb Mary. Sie wurde bald vergeſſen. Der früher genannte Schweizer Maler Füßli faſste alle ſeine Reflexionen und Empfindungen über ihren Tod in die lakoniſchen Worte zuſammen: „Poor Mary!“ Erſt jetzt denkt man wieder an die „arme Mary“ zurück, an die erſte Kämpferin für die Gleichberechtigung der Frau. **W. Fred.**

Dr. Louis P. Betz: Die franzöſiſche Literatur im Urtheile Heinrich Heines. Berlin, Wilhelm Gronau 1897.

Eine Compilationsarbeit, welche die Urtheile Heines über die franzöſiſche Literatur und franzöſiſche Literaten überſichtlich zuſammenſtellt. Die Arbeit würde, ins Franzöſiſche überſetzt, bei einem franzöſiſchen Publicum gewiſs mehr Intereſſe finden, als bei deutſchen Leſern, welche mit den Werken Heines in vertrauterem Verhältniſſe ſtehen. Eine 14 Seiten lange Vorrede berichtet unwiſſenſchaftlich und unintereſſant über die geiſtigen und perſönlichen Beziehungen Heines zur franzöſiſchen Literatur. Der Verfaſſer iſt Docent an der Züricher Univerſität; würde man aus ſeinem Stile auf ſeinen Beruf ſchließen müſſen, ſo würde man den Autor höchſtens für einen Journaliſten halten: ſo flüchtig, phraſenreich, verdorben iſt das Deutſch, das er ſchreibt. Trotz der ſchlechten Empfindungen für die deutſche Sprache, welche einen Hiſtoriker Heinrich Heines nicht gerade ehren, ſcheint der Herr Docent ein gutes ſemitiſches Herz zu haben. Sätze wie: „Man weiß wie ſehr die zuweilen [illegible] dem weiten Dichterruhme Heines geſchadet haben ꝛc.“ beweiſen das. **M. G.**

Revue der Revuen.

Die letzten Hefte der „Gegenwart“ enthalten manches Intereſſante. Hans Groth ſchreibt Erinnerungen an Johannes Brahms. Man erfährt daraus auch manche charakteriſtiſche Einzelheit aus dem Leben des Componiſten, vor allem aber manche amüſante. Hier eine Probe der letzteren Art: Bekanntlich hat Brahms eine ganze Anzahl ſeiner ſchönſten Lieder auf Texte von Daumer componiert, den er mir [illegible] als einen „Volksliederdichter“ rühmte. Es ſind meiſtens glühende leidenſchaftliche Liebeslieder. Als nun Brahms einmal nach München kam, wo Daumer wohnte, war es natürlich, daſs ihn ſein Herz trieb, ſeinen Dichter aufzuſuchen. Er erzählte mir von dieſem Beſuch: „Ich begab mich alſo mit ſämmtlichen [illegible], in denen ſich Lieder von Daumer fanden, und machte mich auf den Weg zu ihm. Ich fand ihn endlich in abgelegener Straße in einer [illegible] Wohnung, wo man mich in [illegible] Kammer führte. [illegible] ich alſo in einem [illegible] Zimmer meinen verehrten Poeten. Ach, es war ein kleines, altes, ganz verhutzeltes Männchen. Nach meiner [illegible] bei Ueberreichung meiner Noten erwiderte der alte [illegible] Dank, und ich ſtaunte bald, daſs er weder den [illegible], noch den Componiſten, noch wohl überhaupt von Muſik etwas [illegible] … Und als ich [illegible] ſeiner vollſtändig leidenſchaftlichen Texte [illegible] eingetreten [illegible] altes Mütterchen [illegible] Hand hin und ſagte: „Ach, ich habe ja nur die eine geliebt, meine Frau!“ — [illegible] Brahms [illegible] Wien [illegible] Freund [illegible] „Ich bringen Sie mal eine Flaſche von Ihrem Weinen.“ [illegible] „[illegible] Wein [illegible] beſſer, als alle anderen [illegible] Muſik [illegible] alle Dinge.“ [illegible] Johannes [illegible]

[illegible] „Revue des Revues“ [illegible]

[illegible]

allem die hiſtoriſche Entwickelung des Journalismus in den einzelnen Staaten zu verzeichnen, ſodann ſollte es die ſeltenſten oder eigenartigſten Blätter der Erde in facſimilierten Nachbildungen, die Porträts der hervorragendſten Journaliſten der Erde nebſt ihren Biographien enthalten. Dann eine Liſte der 150.000 Zeitungen, die es heute auf der Erde gibt, und die Entwickelungsgeſchichte der bedeutendſten. In der nächſten Nummer konnte Finot ſchon von 250 heimiſchen und auswärtigen Blättern berichten, die der Idee des „Pantheon“ zuſtimmen, allerdings auch von einigen abfälligen Urtheilen, namentlich ſeitens der engliſchen Preſſe. In der Nummer vom 1. November endlich ſagt der Herausgeber der Londoner „Rewiew of Rewiews“, Mr. Stead, dem Unternehmen ſeine Mitwirkung zu; überdies reproduciert das Heft einen Brief von Max Nordau, der die Idee des „Pantheon“ für vortrefflich und ihre Durchführung für nothwendig erklärt.

Die „**Australasian Review of Reviews**“ enthält einen längeren Artikel über die größte Correctionsanſtalt der Welt. Dieſelbe befindet ſich an Bord des „Sobraon“, einem 315 Fuß langen Schiff mit fünf Verdecken, das früher eines der größten auſtraliſchen Handelsſchiffe war, und nun, als Correctionsanſtalt ausgerüſtet, im Hafen von Sydney verankert liegt. 400 Knaben, der Abſchaum der Städte und der Colonien, finden dort Unterkommen. Sie müſſen, ohne Rückſicht auf ihren Stand, ihr Vergehen oder ihren Geſundheitszuſtand an Bord des „Sobraon“ aufgenommen werden. Weitere 400 Knaben, die unter der Oberaufſicht desſelben Superintendanten ſtehen, werden auf Staatskoſten in die Lehre gegeben. Die Koſten dieſes Beſſerungswerkes betragen jährlich 7000 Pfd.

Liebesbriefe.

Von **Philipp Langmann.***)

Setzen wir den Fall, ein griechiſcher Künſtler erſchaffe einen Centaur, ich meine, er plant und bildet eine Geſtaltung; iſt der Centaur etwa weniger Naturſchöpfung als etwa der Archeopteria oder Pleſioſaurus, vor deren verſteinerten Reſten wir nachdenklich ſtehen? — Dieſes Weſen halb Pferd und Menſch gehört zur Schöpfung. Haben Sie nicht zuweilen ſo verlorne Stimmungen, am Bache, im Walde, als wären Sie ſelber Welle oder Baum, ſelber angewachſen und herausgewachſen aus der Erde, mit ihr geſtimmt, zu ihr gehörig, etwas Vegetatives?

Mir paſſiert es manchmal. Wenn dann in einem ſolchen Augenblicke ein Centaur auf mich zukäme und mir eine Patſchhand reichte, ich wäre gar nicht erſtaunt. Ich will damit ſagen, ſo ſelbſtverſtändlich, natürlich erſcheint mir ſeine Bildung. Fällt es nicht auf, daſs der bocksfüßige Faun auf den Bildern immer und immer wieder zum Vorſchein kommt? Es iſt mehr als ein allegoriſches Spiel, es iſt ein Stück Natur, ein Ausdrucksmittel, das dort angewendet wird, wo es ſich um die Darſtellung ſolcher verlorener Stimmungen handelt.

Und warum erzählen Sie das? — Welchen Anlaſs haben Sie? Glauben Sie, daſs ein ſolcher Faun einmal gelebt haben könnte? — Ein Weſen halb Menſch, halb Bock? Sie haben Einfälle! komiſch!

Im Ernſt.

— Nun, anatomiſch lebensfähig könnte ein ſolches Ding ſchon ſein. Der Huf müſste wohl ſtark, das Gebein überhaupt ſehr ſolide gedacht werden. Man denkt da an ein Verhältnis.

Sie glauben nicht?

— Daſs ein Faun einmal gelebt hat? — Nein.

Schade. Ich hatte nun ſchon eine Theorie zurechtgelegt, Atavismus und ſolche Dinge kamen darin vor — ſchade.

— Was haben Sie denn?

Ich kenne einen Menſchen, Sie ſchwörten, er ſtamme von einem Faun. Ich wurde erſucht, einige Briefe, die in meiner Verwahrung liegen, zurückzuerſtatten; — heute mittags nahm ich ſie zu mir, und ich will ſie Ihnen vorleſen, wenn es Sie intereſſiert.

— Wie können Sie fragen!

Denn morgen ſind ſie wahrſcheinlich bereits verbrannt.

— Ich bitte.

Ja, aber — vorher … muſs ich Ihnen erzählen, wer der Held der Erzählung iſt: der Faunsenkel. Zuerſt ſeine Hand. Ich habe meiner Lebtage keine ſolche Hand geſehen. Fatal iſt mir eine Hand mit kurzen Fingern, ſonderbar erſcheint mir zuweilen die Hand eines ſchwer und einſeitig arbeitenden Menſchen, zum Beiſpiel eines Färbers oder Walkers, aber dieſe Hand iſt einzig. Denken Sie ſich ein ſchmales Gelenk mit Ueberbein, eine dicht behaarte, magere Mittelhand, lange knollige Finger mit dicken Enden, wie Keulen und das Ganze faltig, runzlig, gelb — ſchrecklich! — Der Menſch heißt Waldreiter.

— Hören Sie, die Sache wird unheimlich.

Dieſer Menſch iſt etwas verwachſen, hat lange Beine, daran Knie wie Ziegelſteine, Arme wie ein Gorilla und ſieht klein und unanſehnlich aus.

Von dieſem Waldreiter werde ich heute träumen.

Das Geſicht kann ich Ihnen nicht erlaſſen. Es iſt nicht von jener Häſslichkeit, die uns zwingt, den Kopf abzuwenden oder zu lächeln, oder die den Spott herausfordert oder Mitleid erregt — eine

*) [illegible] Die Red.

faſcinierende Häſslichkeit. Das Auge bleibt förmlich gebannt an dieſer Phyſiognomie haften, man ſtaunt, man iſt überraſcht. Kopf und Geſicht ſind unſymmetriſch, die Stirne zurücktretend, von den aufgezogenen Augenbrauen und dem tief niedergehenden Haargrund verengt, die Naſe klein und unbeſtimmt; Lippen und Kinn die eines Fauns, große Backenknochen, eingefallene Schläfen, dünner, gelber Bart, das ganze viel zu groß — kurz ein Scheuſal. Die Augen ſind gutmüthig, aber nicht beſonders ausdrucksvoll.

Ich lernte dieſes bedauernswerte Geſchöpf vor einigen Jahren kennen.

Der Tag iſt mir noch lebhaft in Erinnerung, ich erhielt damals meinen erſten Concurs und war als junger Rechtsanwalt gut beſchäftigt. Ahnungslos ſitze ich bei meiner Arbeit, als ich plötzlich neben mir etwas höre. Das war Waldreiter. Er bat mich um einen Schreiberpoſten. Im erſten Augenblicke wollte ich ihn hinauswerfen, aber er ſah mich ſo flehend an und ſtotterte dabei etwas, machte einen ſo bejammernswert ungünſtigen Eindruck, daſs ich mir dachte: wenn dich der Gulden glücklich macht, den du in einem Tag bei mir verdienen kannſt, ich will deinem Glück nicht im Weg ſtehen. Sehen Sie, dieſer Menſch hatte bei alledem zweierlei zu eigen, was manches milderte. Er gehörte zu jenen Menſchen, die ſich vom Tiefpunkte der Anerkennung heranarbeiten müſſen oder, mit einem anderen Worte, er gewann im Laufe der Zeit, während andere beim erſten Anblick beſtechen und ſpäter gering geſchätzt werden. Er ſchrieb gut und hatte eine angenehme, tiefe Stimme.

Nach einigen Monaten gab er die Stelle auf, und ich verlor ihn aus den Augen. Da aber die Welt enge iſt wie ein Handſchuh, ſo traf ich ihn wieder, eines Sonntags, im Prater.

Wie geht es Ihnen?

Ich danke gut. Dabei machte er ein Geſicht, ein Geſicht! — Ich glaube er lachte. Ich bin verheiratet, ſagte er.

Sie? — Deutlich nahm ich wahr, wie er ſich an meinem Erſtaunen weidete. — Ja, ich! Sehen Sie dort die Frau mit dem Kind, auf der Bank beim Holler?

Ein höchſt annehmbares Weib; geſund, voll, jugendlich und luſtig. Unglaublich, wahrhaftig unerhört. — Alſo Sie haben geheiratet. Nun, Glück auf den Weg.

Später wurde mir die Angelegenheit überantwortet, und ich will ſie Ihnen ganz kurz mittheilen. Er lernte die Frau in einem Gaſthausgarten kennen, wo er ſie allein antraf. Sie war ohne Anhang und erhielt ſich mit Nähen von Kinderkleidern, recht kümmerlich aber tadellos ehrbar. Er beſchwatzte ſie ordentlich. Nicht lange, ſo glaubte ſie feſt daran, er habe ein Vermögen von viertauſend Gulden, verdiene ſich durch Geſchäftsvermittlung auch ein Auskömmliches und ſei im ganzen ein „[illegible]“. Noch und beſonders zu erwähnen, daſs er keinen Kreuzer Eigenthum hatte und ein gewöhnlicher Hauſierer war, der von der Hand in den Mund lebte, mehr ſchlecht als recht.

Sie machten Hochzeit. Und es wird mir immer als ein Zeichen gelten, welche koloſſalen Kräfte die Liebe entfachen kann, wenn ich mir vergegenwärtige, daſs er ſeine Familie mehrere Jahre lang zu ernähren vermochte. Stellen Sie ſich vor, dieſer Menſch ſtürzte ſich Tag um Tag mit ſeinen [illegible] Kräften in das Leben, Tag um Tag erwarb er Brot, Fleiſch, Kleidung, Miete, Teppiche, Schuhe, Bier, Wäſche, [illegible], alles. Jeden Morgen erwachte er und hielt der Frau gegenüber die Fiction der viertauſend Gulden aufrecht. Er liebte ſie . . ich glaube mit einer [illegible] Naturen; jedes Wort, das er zu ihr ſprach, war ein Koſewort, er lebte, lachte, athmete, ſorgte und [illegible] noch niemals jemand um ein Weib geplagt hat. Sie ſchenkte ihm drei Kinder.

[illegible] wenn ich mir dieſen Menſchen vergegenwärtige, [illegible] lebte während dieſer [illegible] [illegible] Schritt [illegible] Begegnung von Menſchen, von denen [illegible] unglück [illegible] werden, [illegible]

[illegible]

war, jedes Verbrechen zu wagen, wenn es ihm Geld eingebracht hätte; zum Glück fehlte ihm die Gelegenheit.

Angela heiratete einen gut bezahlten Meiſter einer Möbelfabrik, der ſie ſammt ihren Kindern aufnahm und anſtändig behandelte, und Waldreiter irrte in der Welt umher. Drei Jahre lang.

Dann ſchrieb er ihr:

Gnädige Frau! Wie Sie aus dem Poſtſtempel entnehmen können, bin ich nicht in Wien. Ich wage es nicht dort zu leben, wo Sie leben, dort zu athmen, wo Sie athmen, die Steine zu betreten, die Sie betreten haben. Das wage ich nicht. Aber ich bin ſo verlaſſen. So lange habe ich es vermocht zu leben, ohne Sie zu ſehen. Ich ſage zu leben, aber ich habe nicht gelebt ſeither, ich habe nur gewacht und geſchlafen. Ich habe gelebt, ſo lange ich bei Ihnen war. Die Jahre meines Lebens, die verfloſſen ſind, ehe ich Sie kannte, gelten nicht, ſie ſind in meinem Leben nicht vorhanden; die Jahre, die ich leben muſste, ſeitdem ich ferne von Ihnen bin, ſind aber entſetzlich geweſen. Das war die Hölle. Und ich halte es nicht mehr aus, ich komme um vor Schmerz und Sehnſucht. Alſo rang ich ein Jahr mit dieſem Entſchluſs, ſtellte mir täglich vor, Sie haben mich vergeſſen, ganz, ganz vergeſſen. Täglich, wenn ich mein Auge zu neuer Qual öffnete, ſagte ich mir: Sie hat dich nicht vergeſſen, ſie verabſcheut dich. Jede Nacht in dieſem Jahre erwachte ich und ſagte mir, ſie verabſcheut dich nicht, ſie haſst dich. Nur zwiſchen Vergeſſenheit, Abſcheu und Haſs ſtand mir die Wahl, und ich habe drei Jahre ſo gelebt und ein Jahr lang mich mit dem Plane getragen, Ihnen zu ſchreiben, ein Jahr lang über dieſem Abgrund gehangen.

Nein, mein Leben iſt dahin. Und ich weine ihm nicht nach. Meine Stärke iſt der Gedanke an Sie, Sie geſund, blühend, ſchön, Sie glücklich zu wiſſen. Meine Macht über mich war groß, ich habe mich aus ihrer Nähe verbannt und mir verboten, mit Ihnen in derſelben Stadt zu leben, ich hielt die Peitſche über meine Seele, und oft habe ich mich grauſam gegeißelt, ich war hart gegen mich. Aber meine Macht über mich wird immer geringer, meine Seele iſt wehleidig geworden, und der Gedanke an Sie wächst über alles. Mein Leben iſt verſunken, aber dieſer Gedanke wächst. Ich kann ja nicht dafür, daſs ich nicht vergeſſen kann, daſs ich es nicht vermag, auch wenn ich es wollte. Und ich habe drei Jahre gewollt, drei Jahre meine Seele mit Knuten gepeitſcht, um die Gedanken zu tödten, die Erinnerungen zu erſticken. Emſig habe ich den Gleichmuth gehegt, die Vergeſſenheit herbeigerufen, aber der Gleichmuth wollte nicht gedeihen, die Vergeſſenheit nicht kommen. Und der Gedanke an Sie warf endlich die Furcht nieder, er vertrieb die Scheu aus den Gebüſchen, Abſcheu und Haſs, die ich bei Ihnen weiß, flößen ihm keine Furcht ein, es muſs ſein!

Es macht mich wahnſinnig. Ich muſs Ihnen ſchreiben. Gnädige Frau, haben Sie Mitleid und verzeihen Sie mir. Sie müſſen Mitleid empfinden, denn ich habe jahrelang mit Ihnen gelebt und muſs Sie jetzt meiden. Ich bin wahrhaft bemitleidenswert; ſoweit es jemand ſein kann, den Sie einmal geliebt haben und der jetzt ferne von Ihnen iſt. Vergeſſen Sie, daſs ich unheilvoll über den Weg Ihres Lebens geſchritten bin, vergeſſen Sie, daſs ich Unglück über Sie gebracht habe, daſs ich einen Theil Ihrer Jugend und Schönheit für mich nahm! Aber mich vergeſſen Sie nicht! Um aller Barmherzigkeit willen, mich vergeſſen Sie nicht! Ihren Abſcheu, Ihren Haſs und Ihre Empörung vermöchte ich leichter zu tragen, als dies! — Dann wäre ich todt.

Fürwahr, mein Leben iſt kein Leben zu nennen, und das Ende wäre eine Erlöſung. Wozu gehe ich hier umher, ſo zwecklos, ſoviel Unglück, ſoviel Erinnerung mit mir ſchleppend, wozu dieſe unerhörte Pein?! — Wenn eines nicht wäre, ein einziges: zuweilen denkt Angela deiner! Das hält mich aufrecht, das iſt die Palme, die mir am äußerſten Horizonte winkt, der ich verſchmachtend, troſtlos, elend und allein durch dieſe entſetzliche Wüſte wand're. —

Ich bitte um die Erlaubnis, in Wien leben zu dürfen. Nicht [illegible] mehr. Um dieſe Erlaubnis bitte ich. W.

(Schluſs folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

[illegible] Ernst v. Rosmann.

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 11. December 1897. Nummer 167.

Unter Null.

Wenn der neue Miniſterpräſident Baron Gautſch ſich's als erſte Leiſtung ſeiner Regierung vorgeſetzt hätte, die Wahrheit unſerer letztwöchentlichen Ausführungen über die „unparlamentariſche Parlamentsregierung“ zu beweiſen, ſo hätte er dieſen Zweck nicht beſſer erreichen können, als durch das, was er in den letzten Tagen gethan hat. „Entweder man regiert ganz ohne Parlament oder man regiert ſtreng parlamentariſch.“ Da er als unparlamentariſcher Miniſter nicht ſtreng parlamentariſch regieren kann, ſo hat Baron Gautſch ſich entſchloſſen, ganz ohne Parlament zu regieren.

Daſs Baron Gautſch zu dieſem Schluſs gekommen, iſt weit weniger erſtaunlich als, daſs er dazu überhaupt noch einer Probe bedurfte. Von den Vorbildern fremder Länder ganz abgeſehen, bietet doch ſelbſt die kurze conſtitutionelle Geſchichte Oeſterreichs genug Erfahrungen, um die principielle Unhaltbarkeit unparlamentariſcher Parlamentsregierungen zu erkennen. Als mit der Februar-Verfaſſung 1861 das parlamentariſche Leben in Oeſterreich begann, verſuchte man's natürlich zunächſt mit einem unparlamentariſchen Miniſterium. Schon nach vier Jahren muſste der Verſuch wieder aufgegeben werden. Die Verfaſſung wurde „ſiſtiert“, der Abſolutismus wieder eingeführt, bis 1867 die December-Verfaſſung kam. Nun wurden auch parlamentariſche Miniſterien eingeführt, die, bis auf die verkrachten Epiſoden der unparlamentariſchen Miniſterien Potocki und Hohenwart, zwölf Jahre hindurch im Ganzen eine ſehr glückliche politiſche Arbeit leiſteten. So ziemlich das Meiſte, was wir an halbwegs brauchbaren politiſchen Geſetzen haben, noch dazu der Dualismus, ſtammen aus dieſer kurzen Aera. Doch nach dieſen zwölf Jahren war Oeſterreich wieder lange genug geſcheit geweſen. Graf Taaffe unternahm neuerdings einen Verſuch mit einem unparlamentariſchen Miniſterium. Und dieſer Verſuch gelang äußerlich glänzend über alles Erwarten. Graf Taaffe brachte es zuwege, als unparlamentariſcher Miniſter — allerdings nicht ohne eine wechſelnde Beigabe von parlamentariſchen Partei-Reſſortminiſtern — vierzehn Jahre lang mit dem Parlamente zu regieren. Dieſer Erfolg ſtach ſeinen Nachfolgern in die Augen. Weil Graf Taaffe es zuſammengebracht hatte, meinte auch Graf Badeni und neueſtens Baron Gautſch das Gleiche leiſten zu können.

Sie überſehen dabei freilich einige ſehr bedeutungsvolle Begleitumſtände der Taaffe'ſchen Erfolge. Sie überſehen vor allem, daſs die Regierung Taaffes in politiſcher Beziehung einen Raubbau bedeutete, der Staat und Parteien in einem politiſch derouttierten Zuſtand zurückließ, in dem ſie dringend einer ſtreng conſtitutionellen Erholung bedurften. Sie überſehen, daſs die Regierung des Grafen Taaffe kein Regieren, ſondern, wie er ſelbſt es nannte, nur ein „Fortwurſteln“ war, mit dem man doch nicht auf die Dauer auskommen kann. Sie überſehen noch manche andere Verhältniſſe jener Zeit, die ſich ſeither ſehr empfindlich zu Ungunſten des unparlamentariſchen Regimes geändert haben. Sie überſehen aber vor allem anderen eines, und das iſt die außergewöhnliche Perſönlichkeit des Grafen Taaffe ſelbſt. Kaiſer Alexander ſoll einmal der Frau von Staël, als die Dame ihm eine Declamation über die Vorzüge des aufgeklärten Deſpotismus hielt, die Antwort gegeben haben: „Ja, Madame, aber es iſt nur ein glücklicher Zufall“. Aehnliches wie vom begabten Alleinherrſcher, gilt auch vom erfolgreichen unparlamentariſchen Miniſter. Sowenig ſich das Herrſchertalent nach dem Geſetz der Thronfolge vererbt, ſowenig bleibt die ſtaatsmänniſche Qualität eines Miniſters an dem Amtsfauteuil kleben, den der Nachfolger übernimmt. Graf Badeni hat, wie man weiß, mit dem Grafen Taaffe nicht viel mehr gemein gehabt, als das amtliche Sitzmöbel. Aber auch Baron Gautſch, ſofern man nach ſeinem erſten ſtaatsmänniſchen Verſuch ſchließen darf, ſcheint kein Taaffe zu ſein.

Wenn die Spötter dem Grafen Badeni jeweils einen „geheimen Kriegsplan“ nachzuſagen pflegten, der ſich am Ende nachträglich immer als unglaublich verfehlt erwies, ſo iſt Baron Gautſch mit einer offenen Planloſigkeit in ſeine Parteien-Verhandlungen eingetreten, die geradezu überraſchend wirken muſste. Von einer anderthalbjährigen Unterbrechung abgeſehen, iſt Baron Gautſch zwölf Jahre lang als der das Miniſterpräſidium anſtrebende Reſſortminiſter auf dem denkbar günſtigſten Beobachtungspoſten geſeſſen. In dieſen zwölf Jahren — ſollte man annehmen — müſste ſich doch irgend ein politiſches Urtheil gebildet, die Idee für eine Majoritätsbildung, die Concentration zu einem Regierungsprogramm geklärt haben. Seit Jahr und Tag hat er die geheimen und die öffentlichen Kämpfe um die Sprachenverordnungen in nächſter Nähe mitangeſehen. Beim Einmarſch der Poliziſten in den Parlamentsſaal hat er ſogar gewiſſermaßen als freiwilliger Flügeladjutant dem Grafen Badeni zur Seite geſtanden. Man muſste doch erwarten, daſs dieſer Mann in ſeine eigene Regierung eine fertige Anſchauung darüber mitbrachte, ob die politiſchen Conceptsbeamten in den deutſchen Bezirken Böhmens czechiſch verſtehen müſſen und ob die lex Falkenhayn ein Verfaſſungsbruch iſt. Aber nichts von alledem. Baron Gautſch benimmt ſich als Nachfolger des Grafen Badeni wie ein ungelehriger Kiebitz, der infolge plötzlicher Verhinderung eines Partners in das Spiel einzutreten genöthigt wird. Er muſs ſich erſt noch nach allen Seiten hin orientieren. Er theilt dem Manne zur Linken mit, was der Mann zur Rechten ihm geſagt hat, und ſagt dem Manne zur Rechten, was der Mann zur Linken ihm darauf mitgetheilt hat. Dann kann er aber auch ſchon nicht mehr weiter.

In einer halbamtlichen Mittheilung hat Baron Gautſch ſein Miniſterium pompös als ein Regime der „kaiſerlichen Machtvollkommenheit“ angekündigt. Aber er ſcheint von dieſer „kaiſerlichen Machtvollkommenheit“ gegenüber den Parteien nicht einmal jenen normalen Gebrauch gemacht zu haben, den ſich ſelbſt das beſcheidenſte parlamentariſche Miniſterium nicht verſagt. Eine ernſte Drohung mit Neuwahlen hätte die Jungczechen einſchüchtern müſſen, die ſich mit dem Grafen Badeni zu innig verbunden haben, hätte die Deutſch-Clericalen bedenklich machen müſſen, deren Wählerſchaft ſich denn doch für eine ſlaviſche Wahlparole kaum erwärmen dürfte. Die galiziſchen Schlachzizen vollends, die ihre Mandate größtentheils nur durch die galiziſchen Wahlmiſsbräuche und ihren Wohlſtand durch finanzielle Miſsbräuche erworben haben, hätte ſchon die Drohung mit einer kleinen Europäiſierung der galiziſchen Verwaltung gefügig machen müſſen. Baron Gautſch aber iſt ſeit Menſchengedenken der erſte Miniſter, dem ſelbſt der ſo ſchuld- wie ſchuldenbewuſste Polenclub keck entgegenzutreten wagt. Wo bleibt endlich die „kaiſerliche Machtvollkommenheit“, wenn es dem Baron Gautſch nicht einmal gelingt, die czechiſch-feudale Hetzpartei zur Ruhe zu bringen, die ja doch ihren ganzen politiſchen Einfluſs lediglich der Hofgunſt verdankt? Bisher hat noch ein jeder Miniſter in Oeſterreich durch derartige Mittel eine willige Majorität im Parlament aufgebracht. Selbſt Graf Badeni iſt nur an der Minorität zugrunde gegangen. Baron Gautſch hat aber weder die Majorität, noch die Minorität für ſich gewonnen. Bisher haben die unparlamentariſchen Miniſter wenigſtens noch immer mit dem Parlament „fortzuwurſteln“ verſtanden; jetzt auch das nicht mehr. Solche Staatskunſt ſteht bereits unter Null.

Wenn ein Miniſter mit dem Parlament nicht einmal mehr „fortwurſteln“ kann, ſo regiert er mit dem § 14. Das kann nämlich ein jeder. Inzwiſchen ſchickt Baron Gautſch die Abgeordneten auf lange Ferien nach Hauſe. Das iſt eine Wiederholung der berühmten „Geſundheitspauſe“, die Graf Badeni im Juni mit der Schließung des Reichsrathes verfügte. Die Wirkungen davon hat Baron Gautſch ſchon unter ſeinem Vorgänger beobachten können. Die Parteien ſind unterdeſſen in der Berührung mit ihren Wählern nur noch radicaler und widerſpenſtiger geworden, die Regierung iſt aber auch in der Pauſe nicht geſcheiter geworden. Das wird ſich aller Vorausſicht nach jetzt wiederholen. Es ſei denn, daſs das Unwahrſcheinliche Ereignis wird, das heißt, daſs der Regierung im neuen Jahr der poſitive Gedanke einfällt, der ihr bis jetzt noch gefehlt hat.

K.

Die ungariſche Obſtruction.

Mit einigem Talent für moraliſche Geſchichtsbetrachtung kann man in den Verlegenheiten, welche die ungariſche Obſtruction dem Cabinet Bánffy nun bereitet, die rächende Hand des Schickſals ſehen, welches den Bandurenminiſter nun büßen läſst, daſs er im Sommer die Verfaſſungsmäßigkeit Oeſterreichs für das Linſengericht eines bequemen Ausgleichsproviſoriums dem Schlachzizen Badeni überantwortet hat. Ohne die fatale Liebenswürdigkeit Bánffys, die Aufrechterhaltung des Status quo auch für den Fall zuzuſichern, daſs Badeni in Oeſterreich abſolut regiere, wäre der halbaſiatiſche Dilettant ſchon im Sommer zu Fall gekommen, die Dinge hätten ſich wahrſcheinlich ganz anders entwickelt und Bánffy wäre nun nicht in letzter Stunde der Gnade und Ungnade einer principiell gegneriſchen Partei ausgeliefert, die es in der Hand hat, ihm die geſetzmäßige Vorſorge für die Zeit des Proviſoriums unmöglich zu machen. Das Operieren mit ungeſetzlichen, verfaſſungswidrigen Verordnungen mag zwar für den Ne-

Digitized by Google

ment bequem ſein, einem ungariſchen Miniſter aber wird es doch nie verziehen werden, wenn auch hundertmal durch eine Geſetzesverfügung ad hoc dem Cabinet das Recht zugeſprochen wird, im Drange der Noth ein wenig Dictatur zu üben. Regieren heißt vorſehen und nicht im letzten Momente in der ſelbſtgeſchaffenen Nothlage eine Entſchuldigung für geſetzwidrige Acte ſuchen. Gerade in Ungarn muſs man ſich hüten, auch nur vom Buchſtaben des geſchriebenen Geſetzes abzuweichen, denn nur unter ſtrenger Aufrechterhaltung der Rechtscontinuität läſst ſich der ungariſche Charakter eines Staates mit nicht magyariſcher Majorität conſervieren. Wer die öffentliche Meinung an „Nothbehelfe" gewöhnt, der ebnet dem unbeſchränkten Walten einer „Staatsraiſon" den Weg, die ſich noch einmal ganz anders an der Verfaſſung bethätigen könnte, als es nun ein von ſeinen Mameluken unterſtützter Miniſterpräſident thut. Für Baron Bánffy, den Wahlmacher, exiſtieren zwar ſolche Erwägungen nicht, denn er, der ſich an den Rechten der Wähler mit ſo pandurenmäßiger Nonchalance vergriffen hat, wird auch vor der Vergewaltigung der Verfaſſung und der Rechte der Geſetzgebung nicht zurückſcheuen, wenn er anders zu ſeinem Ziele, der Einlöſung ſeines dem Monarchen gegebenen Wortes, nicht gelangen kann. Die äußerſte Linke aber wird ebenſowenig zögern, die öffentliche Meinung über das Weſen der Bánffy'ſchen Regierungskunſt aufzuklären und den gefährlichen Mann mit dem Aufwand auch der äußerſten Mittel unmöglich zu machen. Wenn ihre Obſtruction keinen anderen Effect haben wird als den, dieſen Mann erſt zu Geſetzwidrigkeiten gezwungen und dann geſtürzt zu haben, ſo darf ihr das Land ſchon dankbar ſein; denn es iſt immer ein Unglück für ein Volk, wenn es von Zynikern regiert wird.

Darüber, daſs es der Unabhängigkeitspartei blutiger Ernſt um die Obſtructionsabſicht iſt, darf kein Zweifel mehr beſtehen. Die Situation hat ſich ſtärker erwieſen, als das Friedensbedürfnis der Partei und einzelner ihrer Notabilitäten, deren Wohlverhalten dem Cabinetschef zugeſichert war und ihn in Sicherheitsgefühle eingelullt hat. Die Unabhängigkeitspartei dürfte die ſeltene Gelegenheit, einer Regierung mit Ausſicht auf Erfolg endlich einmal Schwierigkeiten machen zu können, nicht ungenützt fahren laſſen, wenn ſie nicht vor ihren Wählern einfach als gekauft erſcheinen ſollte. Das Parteileben hat eben auch ſeine Geſetze. Es iſt zweifellos, daſs eine oppoſitionelle Partei an Kraft verliert, wenn ſie auch in guter Sache einer gefährdeten Regierung beiſpringt. Das hat die Koſſuth-Fraction während der kirchenpolitiſchen Campagne gethan, und ſie muſs nun ihre Einbuße an Preſtige wieder einzubringen ſuchen. Auch hatte es der Unabhängigkeitspartei im Lande geſchadet, daſs bei den jüngſten Wahlen die Regierungsgewalt ſich hauptſächlich gegen die clericalen Fractionen gekehrt und darum die Koſſuthianer ziemlich glimpflich hat davonkommen laſſen. Schließlich galt die Partei als eine Oppoſition von Gnaden des Cabinets. Bloß um dieſem Cabinet gefällig zu ſein, brauchte die Partei den erwähnten Verdacht nicht länger auf ſich ruhen zu laſſen. Diesmal konnte ſie ihn wirklich von ſich abwälzen. Es fragt ſich nun, ob jetzt, wo die Oppoſition ihren Willen einmal durchzuſetzen vermag, wo ſie alſo auch die Verantwortung zu tragen haben wird, ob nicht jetzt höhere politiſche, ob nicht patriotiſche Erwägungen ſie hätten abhalten ſollen, ihre ganze Kraft gegen die Regierung einzuſetzen. Die gouvernementale Preſſe wenigſtens behauptet das. Man gibt der äußerſten Linken zu verſtehen, daſs eigentlich auch die Regierung ganz äußerſt links geſinnt ſei und an der Verwirklichung der radicalen Ideen nur mit der Vorſicht arbeite, die allein Erfolg verſpreche, während die Unabhängigkeitspartei durch ihren unzeitgemäßen blinden Eifer die vortrefflich eingefädelte Sache noch in letzter Stunde verderben werde. Es wird da alſo eigentlich die Vertrauensfrage aufgeworfen. Man kann wirklich nur gouvernementale Blätter empfehlen, daſs die um ihres Programmes willen ſeit dreißig Jahren [illegible] radicale Linke [illegible] die Regierungspartei und deren Cabinet [illegible] werde, denen die Durchführung des [illegible] Andere gouvernementale Blätter [illegible] einer Kraft des radicalen Pro[illegible] der äußerſten Linken einzureden, daſs [illegible] Wünſche ſelber [illegible]

[illegible]

verleihen würden. Kurzum, es iſt in dieſem Stadium der Angelegenheit weder mehr möglich, die Oppoſition mit Argumenten zu überzeugen, noch auch ihren Widerſtand rechtzeitig zu brechen. Aus der öſterreichiſchen Obſtructionscampagne hat man ja auch hier das Eine wenigſtens gelernt, daſs man mit Gewaltmitteln einer Obſtruction nicht beikommen kann und ihr nur die öffentlichen Sympathien zuführt. Auf Kunſtſtücke à la Abrahamowicz läſst ſich außerdem Deſider Szilágyi nicht ein.

Die ſtärkſte Stütze gewinnt aber die äußerſte Linke an Oeſterreich, deſſen Parteien es dem ungariſchen Parlamente ja wirklich ſchwer machen, für die Zuſammengehörigkeit irgend welche Opfer zu bringen. Es iſt vergeblich, den Ungarn einzureden, daſs ſie nur ein Zeugnis beſonderer Reife ablegen würden, wenn ſie ſich auch durch die grimmigſten öſterreichiſchen Inſulten nicht aus der ehelichen Faſſung bringen ließen. Auf die Dauer hält es auch der geduldigſte Ehemann nicht aus, vor den Leuten von der theuren Ehehälfte angeſpieen zu werden, ja er muſs befürchten, wenn er trotz alledem in die Trennung nicht willigen will, daſs er in den Verdacht geräth, um niedriger, materieller Vortheile willen ſich öffentlich beſchimpfen zu laſſen. Das iſt umſo ärgerlicher, als auch dieſe materiellen Vortheile nach der Auffaſſung eines großen Theiles der Nation ſehr fragwürdig ſind. Von einer Begeiſterung für die Conſervierung des Ausgleiches iſt jedenfalls ſelbſt bei der Regierungspartei nicht mehr allzuviel zu verſpüren, und es iſt immer bedenklich, wenn in einem Kampfe auf der einen Seite lediglich die Parteidiſciplin, auf der anderen Hoffnung und Siegesfreude wirken. Die Poſition der Gouvernementalen aber wird noch geſchwächt durch die gewiſſe Erwartung, daſs in Oeſterreich die Verfaſſung ſiſtiert und damit nach dem § 25 des Ausgleichsgeſetzes jede Gemeinſamkeit zwiſchen Ungarn und Oeſterreich von ſelbſt aufhören werde. Selbſt in der Regierungspartei fehlt es nicht an Elementen, die dieſen Paragraph ernſt nehmen und ſich durch die Bánffy'ſche Komödie einer ſelbſtändig verfügten Gemeinſamkeit in ihren Bedenken nicht irremachen laſſen.

Als einziges triftiges Argument für die Forderung, ſelbſt mit Verordnungen die nöthigen Verfügungen treffen zu dürfen, führt man auf der Rechten den Umſtand an, daſs ſchließlich ja doch etwas geſchehen müſſe, um ein Vacuum zu verhindern, und man belaſtet mit Recht die äußerſte Linke mit dem Odium, geſetzwidrige Handlungen der Regierung geradezu herausgefordert zu haben, wenn ſie die parlamentariſche Erledigung der Vorlage verhindert. Freilich läſst dieſer Vorwurf die Oppoſition ziemlich ungekränkt. Sie fühlt ſich nicht verantwortlich für die Fehler der Bánffy'ſchen Taktik, die ihr eine übermenſchliche Entſagung zumuthet; ſie fühlt ihr patriotiſches Gewiſſen beruhigt durch die gute Sache, für die ſie kämpft, und ſie hofft mit Beſtimmtheit, daſs ſie die üble vorbildliche Wirkung eines abſolutiſtiſchen Vorgehens der Regierung durch den baldigen Sturz des ſündigen Cabinets paralyſieren werde. Sie will gar nichts anderes, als daſs Bánffy ſich durch Verfaſſungswidrigkeiten compromittiere. Heute muthet ſie ihm einen Sprung über den Stock zu. Das verheißungsvolle Augenzwinkern mit dem 1. Mai als Präcluſivtermin genügt ihr nicht; ſie fordert, wenn ſie die Obſtruction einſtellen ſoll, daſs Bánffy klipp und klar erkläre, er bereite das ſelbſtändige Zollgebiet und die ſelbſtändige Bank vor. Gibt er die Erklärung nicht, ſo wird Obſtruction gemacht bis in die erſten Jännertage hinein. Dann wird Bánffy gezwungen, ſich einen Nothverordnungsparagraphen ad hoc bewilligen zu laſſen, und dann wird man ihm mit der Anklage des Verfaſſungsbruches zu Leibe gehen. Vorläufig geniert das zwar den guten Baron Bánffy nicht. Man hat ihn jüngſt mit einem Naturſchwimmer verglichen. Ich glaube, es gibt einen beſſeren Vergleich. Er iſt ein Fleiſchhacker, der ſich keck auf den Ringkampf auch mit dem Berufsakrobaten einläſst, in der Erwartung, dieſen, wenn die Dinge ſchief gehen ſollten, mit einem commentwidrigen Stoß vor den Magen über den Haufen werfen zu können. Das mag auch einmal gelingen, nur daſs der Fleiſchhacker vom entrüſteten Publicum dann aus der Arena hinausgeſchmiſſen wird. Ich vermuthe, das wird diesmal der Ausgang ſein. Ob freilich die Erwartungen der äußerſten Linken erfüllt, ob dann ihre Tage kommen werden, das halte ich für höchſt fraglich. Ich ſehe in der ganzen Ausgleichskriſe immer nur das Werk der [illegible] Luegers, die den Ausgleich nur deshalb zu Fall bringen wollen, weil ſie damit auch die magyariſche Ausgleichspartei und die magyariſche Hegemonie zu ſtürzen hoffen. Nach Bánffy käme nicht Koſſuth, ſondern Ferdinand Zichy und der Nationalitätenkampf in Ungarn. Vielleicht ſtehen wir an einer Wende der Zeiten [illegible] Dinge vor.

[illegible] Dr. Hugo Ganz.

Zur Vorgeſchichte des Proceſſes Dreyfus.

[illegible] Commentatio der Preſſe [illegible]

[illegible] Artikel in Nr. 166 der „Zeit", auf die [illegible] der [illegible] Ungeheuer [illegible] will ich heute das eigenartige Ver[illegible] unterſuchen, das durch Preſſe und Behör[illegible] gebracht wurde. Es ſcheint mir für [illegible] Vorgänge und beſonders für

Digitized by Google

die richtige Würdigung des Verhaltens der franzöſiſchen Regierung von Wichtigkeit zu ſein, dem damaligen Proceſſe den jetzt anhebenden neuen gegenüberzuſtellen und zwiſchen den einzelnen Phaſen beider Parallelen zu ziehen.

Wie ich letzthin dargethan zu haben glaube, waren die Urſachen, die zu der Verhaftung, Anklage und Verurtheilung des unglücklichen Artilleriehauptmannes Alfred Dreyfus führen ſollten, — um mich einer in der Philoſophie gebräuchlichen Unterſcheidung zu bedienen — keine causae efficientes, ſondern vielmehr causae finales, Zweckurſachen im teleologiſchen Sinne. Es lag nicht ein handgreifliches, nach gerichtlicher Ahndung ſchreiendes Verbrechen, namentlich kein Einzelverbrechen, kein beſtimmt umgrenzter Fall vor, deſſen Thäter geſucht und gefunden werden muſste, ſondern man ſuchte — und fand — einen Mann, dem man mit einem Anſchein von Glaubwürdigkeit die Thäterſchaft für verſchiedene, ganz vage angedeutete und ſozuſagen ein periodiſch ſich wiederholendes Vorkommnis bildende Vergehen aufbürden konnte. Das Vergehen und ſeine Beſtrafung waren dabei gänzlich zu Nebenſachen herabgeſunken; die Hauptſache, ja das einzige wahre Ziel, das man verfolgte, war vom erſten Augenblicke an die Entdeckung, richtiger die Conſtruction des Sündenbockes. Da die Qualität dieſes Mannes ſchon im vorhinein beſtimmt war — er ſollte, wie man ſich erinnert, wenn irgend möglich ein Jude ſein — ſo konnte die Auffindung keine großen Schwierigkeiten machen, denn wiewohl nicht wenige jüdiſche Officiere der franzöſiſchen Armee angehören, ſo gab es ihrer im Kriegsminiſterium und im großen Generalſtabe doch nur verſchwindend wenige: außer Dreyfus, wenn ich mich recht erinnere, höchſtens noch einen oder zwei. Nun will ich mich gleich wieder gegen den etwa möglichen Vorwurf verwahren, ich ſei der Anſicht, der damalige Kriegsminiſter, General Mercier, habe ſonder Scrupel den Hauptmann Dreyfus im voraus als den Verräther gebrandmarkt, habe ihn gewiſſermaßen zu dem anzuſtrengenden Proceſſe commandiert. Das glaube ich trotz aller gegen den unfähigen General erhobenen Anklagen auch heute noch nicht. Aber ich bin überzeugt — und darin ſtehe ich keineswegs vereinzelt da — daſs der General den gegen Dreyfus erhobenen Anklagen zweideutiger Perſonen ohne Verzug ſehr williges Gehör ſchenkte, daſs er die ganze Sache übers Knie brach, ja, daſs er nicht mehr als froh war, ſeinen Mann in der Perſon gerade dieſes Beſchuldigten gefunden zu haben. Das Verbrechen der wiſſentlichen Falſchdenunciation iſt ſicherlich, wie es der Natur der Sache nach auch gar nicht anders möglich war, von einem anderen, von einem untergeordneten Organ des Kriegsminiſteriums begangen worden. Dieſer Mann, wahrſcheinlich der Pſeudo-Eſterhazy Walſin, war der eigentliche Koch, der die unappetitliche Speiſe anrichtete und den oberen Machthabern mundgerecht machte; er hat bei vollſtem Wiſſen von der völligen Unſchuld des Dreyfus gehandelt und ſein Opfer kalten Blutes für einen Judaslohn ans Meſſer geliefert. Da er nämlich durch die ihm eng befreundeten antiſemitiſchen Revolverjournaliſten — ſeine Beziehungen zu Drumont und deſſen Creaturen ſind jetzt offenkundig geworden — über die Anforderungen genaueſtens unterrichtet war, die man an den „Verräther“ zu ſtellen geſonnen war, ſo konnte er ſich mit aller Muße ſeinen Mann ausſuchen und in der Stille bereits Material, natürlich nur Scheinmaterial, gegen ihn anſammeln, dieweilen der Unglückliche, gegen den das Complot geſchmiedet wurde, noch keine Ahnung von der ihm drohenden Gefahr hatte. Bei dieſem Beginnen iſt dem Verbrecher unzweifelhaft ſeine Fähigkeit, ſeine Handſchrift zu verſtellen, zuſtatten gekommen. Wie ſich aus den jetzt von dem Pariſer „Figaro“ veröffentlichten Schriftproben mit großer Augenfälligkeit ergibt, beſtand ſchon zu jener Zeit eine gewiſſe Aehnlichkeit zwiſchen der Handſchrift Walſins und Dreyfus', und das berühmte Bordereau, von dem ſeit mehr als drei Jahren faſt ohne Unterlaſs in den Tagesblättern die Rede iſt und auf Grund deſſen Dreyfus angeblich verurtheilt wurde, bildet, was die Schriftzüge anlangt, ungefähr ein Mittelding zwiſchen den Schriften der beiden Genannten. Hieraus erklärt ſich wohl auch das Zögern der Schriftſachverſtändigen, denen das Machwerk zur Begutachtung vorgelegt wurde: nach längerem Zaudern erklärten drei dieſer Leute, die, wohlgemerkt, directe Angeſtellte der Pariſer Polizeipräfectur waren, das Bordereau müſſe von Dreyfus herrühren; ein vierter gelangte zu keinem beſtimmten Entſchluſſe, und der fünfte verneinte die behauptete Schriftengleichheit. Da man ſich ſeitens des Kriegsminiſteriums und des Großen Generalſtabes ſehr wohl hütete, den Namen des Mannes zu nennen, durch den das Bordereau gefunden und als Beweis gegen Dreyfus an das Miniſterium eingereicht worden war, ſo konnte natürlich keine Vergleichung zwiſchen der Schrift [illegible] Menſchen und der des Beſchuldigten vorgenommen werden.

In England findet man auf Warnungstafeln, die zum Schutze [illegible] oder privaten Eigenthums angebracht ſind, nach dem eigent[illegible] Schaden anzurichten, folgenden Satz: „Jedermann, de[illegible] Angaben macht, welch[illegible] zur Entdeckung [illegible] erhält eine Belohnung von [illegible] Pfund Sterling“. Auch dem franzöſiſchen Kriegsminiſter Mer[illegible] die [illegible] in dieſem Satze enthaltene Weisheit wohlbekannt. [illegible] als es einmal thatſächlich iſt, auf den Kopf des Ver[illegible] Preis zu ſetzen, andererſeits aber die Zahlung dieſes [illegible] von der wirklichen Entdeckung des Schuldigen abhängig zu machen. General Mercier hat ſich dieſe Weisheit, wie letzthin gezeigt wurde, zunutze gemacht und dem Angeber eine relativ ſehr hohe Summe in Ausſicht geſtellt, für den Fall, daſs ſich die von ihm gewieſene Spur als die richtige herausſtellen ſollte. Daraus geht hervor, daſs der Denunciant ein unmittelbares und ſehr gewichtiges Intereſſe daran hatte, nicht nur zu denuncieren, ſondern vor allem auch ſeine Denunciation möglichſt glaubwürdig zu machen. Das konnte ihm wiederum nicht ſonderlich ſchwer fallen, da er ja zum voraus wuſste, daſs ſeine Worte auf einen gut vorbereiteten Boden fallen würden. Aber der Schein muſste immerhin gewahrt werden, erſtens des Publicums wegen, zweitens, um den auf Grund der Anzeige zu eröffnenden Proceſs leicht und ohne Schwankungen führen zu können. Zu dieſem Ende war ſicherlich nichts ſo geeignet, wie die Beibringung eines Schriftſtückes, das ſich ohne großen Zwang dem „Schuldigen“ unterſchieben ließ, wobei der Angeber, um die von ihm geſpielte Komödie zu verdecken, ſich ſo ſtellen muſste, als kenne er gar niemanden, deſſen Schrift derjenigen dieſes Schriftſtückes ähnlich war. Dies ließ ſich, wie geſagt, in Bezug auf Dreyfus ſehr gut bewerkſtelligen. Es mögen aber noch andere Gründe bei der Wahl des Opfers mit in die Wagſchale gefallen ſein. Dreyfus war ſtets wenig beliebt bei ſeinen Kameraden, denen er an Intelligenz, poſitivem Wiſſen und Fleiß weit überlegen war. Viele zogen ſich aus Neid und Eiferſucht, andere einfach deshalb von ihm zurück, weil er Jude war, und der Gemiedene zahlte es den Miſsgünſtigen mit Zinſen zurück, indem er ſie kalt, ſtolz und gelegentlich auch ſpöttiſch ſeine geiſtige Superiorität fühlen ließ. Naturgemäß muſste es alſo eine große Menge Officiere geben, die Dreyfus direct feindlich gegenüberſtanden und eine gegen ihn erhobene ſchwere Anklage mit Freuden begrüßten. Ferner war der Artilleriehauptmann reich, er und ſeine ganze Familie ſtammten aus dem Elſaſs, wo ſie unter den jüdiſchen Großkaufleuten und Induſtriellen zahlreiche Freunde, Verwandte und Bekannte zählten, alles Gründe für Miſsgunſt, Neid, Argwohn und Verdacht ſeitens der meiſt recht engherzigen und geiſtig beſchränkten franzöſiſchen Officiere. Schließlich war es für die im Großen Generalſtabe angeſtellten Officiere und Beamten kein Geheimnis, daſs der ſehr eifrige und unausgeſetzt mit militäriſchen Dingen beſchäftigte Dreyfus in mehreren Bureaux der Centralverwaltung Zutritt hatte, und daſs ihm Schriftſtücke über die verſchiedenſten Seiten der militäriſchen Organiſation und der Mobilmachung dienſtlich zu Geſichte kamen. Dieſer letztere Punkt war inſofern wertvoll für den Denuncianten, als er es ihm ermöglichte, Dreyfus als einen Mann hinzuſtellen, der ſich um allzu viele Dinge, auch um ſolche Dinge kümmere, die im Grunde nicht in ſein Reſſort gehörten.

Nachdem der Verbrecher, geſtützt auf die Kenntnis all der hier kurz angedeuteten Verhältniſſe, mit verſtellter und der des Dreyfus ziemlich ähnlich gemachter Handſchrift ein Machwerk, eben jenes vielgenannte Bordereau oder Verzeichnis der angeblich durch Dreyfus an das Ausland ausgelieferten militäriſchen Geheimniſſe, angefertigt hatte, hat er es — direct oder auf Umwegen — dem Kriegsminiſterium, beziehentlich dem Generalſtabe in die Hände geſpielt. Jedenfalls hat er dabei, wenn aus keinem anderen Grunde, ſo doch pro forma, angeben müſſen, wo und unter welchen Umſtänden dieſe Schrift in ſeine Hände gefallen ſei. Hier jedoch kann ich nicht umhin, aus der bisher gegenüber dem General Mercier beobachteten Reſerve herauszutreten und die große Wahrſcheinlichkeit zu betonen, daſs der Kriegsminiſter ſchon damals oder doch kurze Zeit ſpäter um die Schliche und Ränke des Verbrechers gewuſst habe. Wie nämlich ließe ſich ſonſt der höchſt auffallende Umſtand erklären, daſs anfangs nicht nur ſeitens der Revolverpreſſe, ſondern auch halbamtlich ſeitens des Kriegsminiſteriums gemeldet wurde, Dreyfus habe an Deutſchland verrathen, denn das belaſtende Schriftſtück ſei durch Vermittelung von Geheimagenten in — ja, es iſt wirklich nichts ſo dumm, daſs es von den Franzoſen nicht geglaubt würde — dem Papierkorbe des deutſchen Botſchafters, des Grafen Münſter, entdeckt worden. Wenn der Kriegsminiſter dieſe kindiſche Mär verbreitete oder doch verbreiten ließ, ſo ſagte er wiſſentlich die Unwahrheit, was man auf gut Deutſch lügen nennt. Das Dementi ließ auch nicht lange auf ſich warten. Die deutſche Botſchaft in Paris erklärte in der Folge zu wiederholtenmalen und ſehr energiſch, daſs nicht nur die Geſchichte von der Auffindung des Bordereaus in dem Papierkorbe der Botſchaft eine freie Erfindung ſei, ſondern auch, daſs Dreyfus überhaupt niemals mit Deutſchland etwas zu ſchaffen gehabt habe. Dieſe kriegsminiſterielle Lüge hatte alſo ganz beſonders kurze Beine gehabt, aber mit der Wahrheit über Ort, Zeit und nähere Umſtände der Auffindung des belaſtenden Schriftſtückes rückte man dennoch nicht heraus. Daraus durfte wohl für jeden des logiſchen Denkens Fähigen mit Klarheit hervorgehen, daſs es mit jenem Bordereau ein ganz beſonderes Bewandtnis haben müſſe, daſs ſowohl der Name des Finders, wie auch Ort, Zeit und Umſtände der Entdeckung uncontrollierbar waren. Ob man ſie dem Kriegsgerichte mitgetheilt hat, vermag bis jetzt niemand zu ſagen; in der Verhandlung und in Gegenwart des Angeklagten und ſeines Vertheidigers iſt jedenfalls mit keiner Silbe davon die Rede geweſen, dagegen wäre es ſchon möglich, daſs Kriegsminiſter oder Generalſtabschef während der geheimen Berathungen der Richter einige diesbezügliche Aeußerungen gemacht hatten. Es bleibt alſo u[illegible]

Digitized by Google

Wahl zwiſchen den zwei Annahmen, der Miniſter habe ſich entweder von Anfang an von ſeinem Agenten, dem Denuncianten, übertölpeln laſſen, oder aber, er habe gleich nach Eingang der Denunciation gemeinſame Sache mit dieſem Schurken gemacht. — Wie in dieſer Bordereau Angelegenheit, ſo wurde auch in allen anderen, den Proceſs betreffenden Punkten die allergrößte Heimlichkeit beobachtet, derart, daſs ſelbſt die überaus findige und gerade in Scandalaffairen mit einer ſehr feinen Spürnaſe ausgerüſtete Pariſer Preſſe vor der Einkerkerung des Dreyfus keine Ahnung von den ſich vorbereitenden Ereigniſſen hatte. Was den Gegenſtand des Proceſſes ſelbſt anlangte, ſo war dieſe Heimlichthuerei allenfalls noch zu entſchuldigen, handelte es ſich doch angeblich um Hochverrath; hinſichtlich der bei der Inſcenierung beobachteten oder vielmehr nicht beobachteten Formen war ſie jedoch unter allen Umſtänden verwerflich, zumal in einem Lande wie Frankreich, das immerfort mit der Freiſinnigkeit ſeiner Inſtitutionen, mit der Oeffentlichkeit und Klarheit prahlt, die bei allen amtlichen, namentlich den juriſtiſchen Handlungen vorgeblich obwalten.

So kam es, daſs eines Tages die Kunde, ein Generalſtabsofficier ſei wegen Spionage in Haft genommen worden, die Hauptſtadt und bald darauf auch die Provinzen wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte. Den Namen des Verhafteten kannte man noch nicht, und auch über das Wie und das nähere Warum erging man ſich in den allgemeinſten Vermuthungen. Erſt einige Tage ſpäter, und nachdem das würdige Kriegsminiſterium vergebens verſucht hatte, das Geſchehene durch halbamtliche Ableugnungen in Abrede zu ſtellen, erfuhr man Namen, Rang und Stellung des Beſchuldigten, während die Mittheilungen über den eigentlichen Grund der Einkerkerung noch länger auf ſich warten ließen. Das meiſte von dem, was nach und nach an den Tag kam, wurde — wohl wider Willen — von der Familie und den Freunden des Betroffenen geliefert, die begreiflicherweiſe alles in Bewegung ſetzten, um ſich ſelbſt Gewiſsheit zu verſchaffen, und dann den Juſtizirrthum, deſſen Opfer Dreyfus geworden war, aufzudecken. Da alſo vorderhand noch ſo gut wie keine Thatſachen vorlagen, mit denen die ſenſationslüſterne Preſſe ihre Spalten füllen konnte, ſo ergiengen ſich die Blätter umſo eifriger in allerhand unglaublichen Vermuthungen und Verſicherungen ins Blaue hinein. Was in jener Zeit — vom 15. October 1894, dem Tage der Verhaftung, bis zur Deportation des Unglücklichen (5. Jänner 1895) — an haarſträubendem Blödſinn, an wilden Verwünſchungen, an albernſten Behauptungen und an giftigſten Unterſtellungen in den franzöſiſchen Zeitungen geleiſtet wurde, überſteigt alle Begriffe. Wollte ich auch nur den hundertſten Theil all der Dinge, die damals von ganz ernſten Blättern mit ernſter Miene als unumſtößlich feſtſtehende Thatſachen gemeldet wurden, und die ſich ſeither als gänzlich frei erfundene Lügen entpuppt haben, hier wiedergeben, ſo müſste ich mehrere Nummern der Zeitſchrift füllen.

Die weitaus meiſten Franzoſen haben, was ich einen romantiſch angelegten Geiſt nennen möchte. Selbſt die Gebildeten und Hochgebildeten unter ihnen können ſich nicht immer und nicht völlig von der Sucht freimachen, die nüchternen Geſchehniſſe des täglichen Lebens mit den Augen eines überſpannten Penſionsmädchens, wo nicht gar mit denen einer Dienſtmagd anzuſchauen; alles muſs auf die Spitze getrieben, mit Kunſt compliciert, romantiſiert werden; aus jedem Verbrecher, der aus gemeiner Habſucht, dem einfachſten und allerhäufigſten Beweggrunde gehandelt hat, wird im Handumdrehen der Held eines Colportageromanes mit doppelläufiger(?) Seele, mit den verwickeltſten Motiven gemacht; wenn der Durand den Dupont im Streite erſtochen hat, ſo geſchah das nicht etwa, weil ſie beide betrunken waren, ſondern aus Eiferſucht, und ſogleich wird nach der Frau gefahndet, die natürlich auch noch ſchön, verführeriſch und mit geheimen Reizen begabt ſein muſs. So, wie geſagt, wird es ſchon in gewöhnlichen Fällen getrieben, und diejenigen Blätter, die nicht genug und auf dieſe kindiſche Sucht der großen Menge, alles ins Romanhafte zu überſetzen, eingehen, werden keinen Abſatz. Um wieviel mehr muſste ſich alſo dieſer Hang geltend machen, als die Gemüther durch einen ſo ausnahmsweiſe ſenſationellen, ſeltenen und vom patriotiſchen Standpunkte aus [illegible] Fall aufgeregt worden waren! [illegible]

[illegible]

beſonders ſchlauer Berichterſtatter, der ſich vermuthlich an ſeine erſten Schulſünden erinnerte, auf folgenden ſinnreichen Einfall. Er erzählte mit der ernſthafteſten Miene von der Welt, er wiſſe aus beſter Quelle — alle Angaben in dieſer Sache ſtammten aus „beſter Quelle“ — die Sache habe ſich ſo zugetragen: Als man im Miniſterium von der Schuld des Dreyfus beinahe völlig überzeugt war, wollte man, um ja ganz ſicher zu gehen, die „Gewiſſensprobe“ anſtellen. Man entbot daher den Verdächtigten zum Generalſtabschef de Boisdeffre, der vorſchützte, er habe ſich die Hand verſtaucht und könne daher nicht ſchreiben, weshalb er Dreyfus einen wichtigen Brief in die Feder dictieren wolle. Darauf dictierte der General dem Hauptmanne Wort für Wort das Bordereau, deſſen Verfaſſer Dreyfus ja eben geweſen ſein ſoll, und beobachtete dabei den Schreiber unausgeſetzt und ſcharf. Gleich nach den erſten Worten ſtockte Dreyfus, wurde abwechſelnd roth und blaſs und verrieth ſeine Verwirrung, ſo daſs Boisdeffre gezwungen war, die dictierten Sätze mehrmals zu wiederholen. An einer beſtimmten Stelle des Dictats angelangt, verlor der Schreiber dann alle Contenance, ſchleuderte die Feder mit Gewalt auf das Papier, ſo daſs ein großer Tintenfleck entſtand — und dieſer Tintenfleck wurde ſo genau beſchrieben, daſs man wirklich verſucht war, zu glauben, der Verfaſſer des Artikels ſei bei dem Vorgange zugegen geweſen — und ſtotterte allerhand unarticulierte Laute. Nun, ſo hieß es weiter, war der „pſychologiſche Moment“ gekommen: auf einen Wink des Generalſtabschefs trat aus dem Nebenzimmer der Chef der Geheimpolizei, Cochefert, hervor, legte Dreyfus die Hand auf die Schulter und ſagte mit feierlicher Stimme die Worte: „Im Namen des Geſetzes: Sie ſind verhaftet!“ — Dieſe Geſchichte aus der Kinderſchule, und namentlich der darin gleich einem deus ex machina auftretende Geheimpoliziſt, war ſo zugkräftig, daſs ſie in der Folge in allen möglichen Varianten wiederholt wurde. Bald war es der Generalſtabschef de Boisdeffre, der die Sache ſo wunderhübſch eingefädelt haben ſollte, bald war es nur der Unterchef, General Gonſe, bald auch bloß der Chef des Nachrichtenbureaus, Oberſt Sandherr, und ſo hatte denn der findige Mann in der Redactionsſtube den Vogel abgeſchoſſen. Das Publicum aber freute ſich ganz unbändig ob der „Geſchicklichkeit“ des Generalſtabschefs und fabelte luſtig darauf los, immer weiter, immer weiter, in infinitum.

Was die wenigen bei der allgemeinen Aufregung Ruhigbleibenden nicht ſehen wollten, was die thörichte Menge nicht ſehen konnte, lag doch nahe genug: ein Mann, der angeblich ſein hochverrätheriſches Handwerk ſeit Jahren betrieb, ein Mann von der Intelligenz und Kaltblütigkeit eines Dreyfus, läſst ſich durch ſolche eines Dorfſchullehrers würdige Kniffe nicht fangen. Er iſt Tag und Nacht darauf gefaſst, daſs ſein verbrecheriſches, im höchſten Grade gefährliches Treiben eines Tages ans Licht kommen kann, und er hat längſt alle Vorkehrungen zu ſeiner Sicherung getroffen; vor allem aber läſst er ſich nicht ins Bockshorn jagen, wenn er ſich ertappt glaubt. Doch wozu inſiſtieren, da die kühne Erfindung mittlerweile als ſolche erkannt worden iſt. Der ehemalige Commandant des Militärgefängniſſes der Rue du Cherche-Midi in Paris, Major Forzinetti, unter deſſen Aufſicht der Gefangene noch am ſelben Tage geſtellt wurde, hat bekanntlich das Leben des Verhafteten während ſeiner Gefangenſchaft eingehend geſchildert. Er hat auch erzählt, daſs ein Adjutant des Generalſtabschefs, ein Major du Paty de Clam, faſt täglich in die Zelle des Dreyfus kam, um dieſen zu verhören. Bei dieſer Gelegenheit hat er ihm häufig einzelne Sätze aus dem Bordereau dictiert, angeblich, um eine genauere Schriftenvergleichung vornehmen zu können, in Wahrheit jedoch, um eben jenen von den Zeitungen im vorhinein ausgeſchlachteten pſychologiſchen Effect zu erzielen. Alle ſeine Verſuche blieben erfolglos: Dreyfus ſchrieb gehorſam und ohne Stocken alles, was man ihm dictierte, ohne eine andere Erregung zu verrathen als die, deren Opfer er vom erſten Augenblicke ſeiner Einkerkerung an war, und die eher ſeine Unſchuld, als ſeine Schuld beweiſen konnte.

Schon in meinem erſten Artikel erwähnte ich, daſs Dreyfus eines Tages in ſeinem Bureau im Generalſtabe verhaftet worden war, ohne die mindeſte Ahnung von dem Complot zu haben, das gegen ihn geſchmiedet war. Von der Stunde ab wurde er nicht wie ein Angeklagter, deſſen Schuld erſt zu beweiſen war, ſondern wie ein im Voraus als ſchuldig Erkannter behandelt und in ſtrengſter, abſoluteſter Geheimhaft gehalten. Man vergleiche damit die wirklich ausnehmende Rückſicht, die die jetzigen militäriſchen Machthaber gegenüber [illegible] haben. Dieſer Menſch, der nicht allein durch einen [illegible] Dreyfus — in aller Form der [illegible] des Hochverraths angeklagt iſt, ſondern der [illegible] Punkt in ſeinem vielbewegten Leben hat, [illegible] Urheberſchaft gewiſſer abſcheulicher, von [illegible] Angriffen auf Vorgeſetzte und [illegible] Briefe nachgewieſen iſt, [illegible] am freiem Fuße, er unterzog [illegible] nach langem Drängen ſeitens der [illegible] endlich angeordneten Unter[illegible], eine Hausſuchung wurde [illegible] angeſtellt, er wird mit der [illegible] Vorgeſetzten behandelt, von [illegible] gegen Frankreich gerichteten Schmä-

hungen wohl bekannt ſind, und ehe man ſich dazu herbeiließ, überhaupt eine Unterſuchung gegen ihn anzuſtrengen, verhinderte man eine von ihm gemachte Reiſe nach England keineswegs. Noch mehr. Während Dreyfus in derartiger Abgeſchloſſenheit leben muſste, daſs ihm jeglicher Beſuch, auch der eines Vertheidigers, unterſagt war, daſs er wochenlang nicht die leiſeſte Ahnung von dem auf ihm laſtenden Verdachte hatte, daſs er ſich in den Gedanken einwiegen konnte, nach ſeiner, wie er meinte, unausbleiblichen demnächſtigen Freilaſſung eine eclatante Genugthuung zu fordern — während man derartig gewaltſam, ja heimtückiſch gegen Dreyfus vorgieng, und zwar lediglich auf die bis zum heutigen Tage anonym gebliebene Denunciation eines ad hoc angeſtellten und bezahlten Agenten hin, nimmt man auf Eſterhazy jede mögliche Rückſicht und geſtattet ihm dauernd, ſeine An- und Abſichten, ſeine Gefühle, Eindrücke und Pläne, ſeine Entſchuldigungen und ſeine gegen Dreyfus und deſſen nächſten Verwandten gerichteten unflätigen Beſchuldigungen einer ihm ganz ergebenen Preſſe tagaus, tagein zu überliefern. — Vor drei Jahren gerieth faſt die geſammte Preſſe Frankreichs wie auf Commando in eine ſolche Wuth über den angeblich verübten Verrath, obwohl dieſer noch gar nicht erwieſen war, daſs man ſich des Gedankens nicht erwehren konnte, es ſei im Vorhinein ein Loſungswort von hoher Stelle aus ergangen. Schon ein paar Wochen, um nicht zu ſagen ein paar Tage, nach dem erſten Bekanntwerden der ſenſationellen Verhaftung des Dreyfus wagte es kein Menſch, wenigſtens kein Franzoſe mehr, den Eingeſperrten und jeglicher Vertheidigungsmittel Beraubten öffentlich in Schutz zu nehmen, dermaßen ſchnell und dermaßen gewaltig hatte ſich der durch die Zeitungen ausgeübte Terrorismus auf alle Gemüther gelegt. Heute gilt umgekehrt jeder als Mitſchuldiger des Verurtheilten, der es wagt, eine Lanze für dieſen zu brechen oder gar den Major zur Diſpoſition Eſterhazy anzugreifen. Denn wenn den hieſigen Chauvins und Antiſemiten noch irgend etwas verwerflicher erſcheint, als Landesverrath, ſo iſt es Feindſchaft gegenüber ihrem Schutzbefohlenen, jenem herabgekommenen, verſchuldeten, geſinnungsloſen Schlachtenbummler, dem Enkel des unehelichen Sohnes einer nicht minder verkommenen Gräfin fremder Abkunft. Mit Erſtaunen muſs man ſich da fragen: woher denn dieſe plötzliche Liebe zu dieſem ſo genannten Grafen Eſterhazy? Eben die Leute, die nicht müde werden, in allen Tonarten gegen die Landesfremden, gegen alle „Nichtnurfranzoſen“ zu ſchreien und zu zetern, die allen Ernſtes verlangen, man ſolle das Naturaliſierungsrecht aufheben, alle diejenigen, die nicht mindeſtens ſeit drei Generationen Franzoſen ſind, über die Grenzen jagen, und was des Unſinns mehr iſt, eben die Leute ſchwärmen auf einmal für jenen von Ausländern abſtammenden Menſchen, dem die ungeheuerlichſten Beſchimpfungen gegen das franzöſiſche Vaterland, gegen das franzöſiſche Heer nachgewieſen ſind, der ſich ſelbſt wiederholt ſchriftlich fähig bekannt hat, jedes Verbrechen begehen zu können, der mehrfach Damen aus der ſogenannten guten Geſellſchaft in der ſchmachvollſten und roheſten Weiſe behandelt hat, nachdem er eine zeitlang ihr Geliebter geweſen war. Ein Blatt, der „Jour“, der noch vor etwa Jahresfriſt im Begriffe ſtand, die Reviſion des Dreyfusprozeſſes öffentlich zu verlangen, die Idee hiezu zu „lancieren“, wüthet jetzt mit unbeſchreiblicher Heftigkeit gegen dieſen ſelben Dreyfus und wirft ſich zum Leibblatt Eſterhazys auf, als deſſen „amtliches“ Organ er ſich trotz aller dem Major nachgewieſenen Schandthaten mit einem gewiſſen Stolz geberdet. Und in der Leitung des Blattes hat nicht der mindeſte Wechſel ſeit dem letzten Jahre ſtattgefunden.

Die Frage lautet demnach: wer beſchützt Eſterhazy? Wer verhindert, daſs die Militärbehörde ihn mit nur annähernd ebenſo roher Hand anfaſst, wie die, die den Hauptmann Dreyfus zermalmte? Wer geſtattet, ja bewirkt es direct, daſs ſich wohl drei Viertel der Pariſer Blätter offen auf die Seite dieſes Hochſtaplers ſtellen, und daſs zwei oder drei Zeitungen, die bekanntermaßen in naher Beziehung zum Kriegsminiſterium ſtehen, mit einem geradezu empörenden Cynismus die Partei dieſes Menſchen nehmen? Auf alle dieſe und etliche andere in dieſes Capitel gehörende Fragen weiß ich keine andere Antwort als die: es ſind zweifelsohne genau dieſelben Perſonen, die vor drei Jahren mit ſo unabänderlicher Grauſamkeit, mit ſo rückſichtsloſer Vergewaltigung des Rechtes gegen Dreyfus vorgiengen und die in den drei ſeither verfloſſenen Jahren jede gegen die ſcandaloſe Verurtheilung auftauchende Reaction zu unterdrücken verſtanden.

Nachdem ich im Vorſtehenden, wenn auch nothgedrungen nur unvollkommen, das bei der Verurtheilung beliebte Verfahren und die Stellungnahme der Preſſe gegenüber dem früheren und dem gegenwärtigen Angeſchuldigten geſchildert habe, erübrigt noch, in einem [illegible] Artikel die Verurtheilung des Dreyfus und die ſich unmittelbar [illegible] anſchließenden Vorgänge etwas näher zu beleuchten, ſo [illegible] bei der [illegible] Geheimhaltung oder That [illegible] iſt.

[illegible] 1897. Koller.

Darf ein Chriſt und guter Patriot Socialdemokrat ſein?*)

In Nr. 166 der „Zeit“ habe ich meine Anſicht begründet, daſs die Nationalſocialen falſch handeln, wenn ſie eine eigene Partei zu gründen verſuchen. Sie ſollten entweder gar nicht unmittelbar in das politiſche Getriebe eingreifen und ſich auf den publiciſtiſchen und privaten Rüge-, Mahn- und Aufklärungsdienſt beſchränken oder in die ſocialdemokratiſche Partei eintreten. Verbietet ihnen das ihr Empfinden, ſo iſt dagegen nichts zu ſagen; aber die Gründe, mit denen ſie zu beweiſen ſuchen, daſs ſie eine Kluft von den Socialdemokraten trenne, laſſe ich nicht gelten. Wenn ich überhaupt Parteimann ſein könnte — ich kann es eben nicht — ſo würde mich kein Gewiſſensbedenken hindern, der ſocialdemokratiſchen Partei beizutreten. Was wirft man denn den Leuten vor?

Sie ſind Utopiſten. Gewiſs ſind ſie das, aber welche Partei, die auf eine Zukunft Anſpruch macht, wäre es nicht? Was gibt es Utopiſcheres, als Eugen Richters Sparagnes? als die Idee, daſs Fleiß und Sparſamkeit, die ja, mit Glück oder Genie verbunden, je einen von einer Million Arbeitern zum Millionär machen können, das Mittel ſeien, die Arbeiterfrage zu löſen? Eugen Richter bewegt ſich heute noch im Gedankenkreiſe ſeines Freundes Schulze-Delitzſch, und Schulzens Charakter, Vorſchuſsvereine und Conſumvereine in allen Ehren — dieſer Gedankenkreis iſt gar kein Gedankenkreis, denn Laſſalles Beweis, daſs Schulze über nationalökonomiſche Dinge überhaupt niemals nachgedacht, ſondern nur Wortgeräuſche vernommen und von ſich gegeben hat, iſt bis heute noch nicht widerlegt worden und wird in alle Ewigkeit nicht widerlegt werden. Was iſt utopiſcher, als der in der Centrumspartei verbreitete Glaube frommer Katholiken, es werde alles gut werden, wenn man nur dem Heiligen Vater ſeinen Kirchenſtaat wiedergäbe und Mönche und Nonnen ungehindert walten ließe? Kennt man doch die Leiſtungsfähigkeit dieſer geiſtlichen Erlöſer aus einer mehr als tauſendjährigen Geſchichte. Was iſt utopiſcher als der Antrag Kanitz, die übrigen agrariſchen Pläne und die Zünftlerei? Alle dieſe guten Leute: Gutsbeſitzer, die den Getreidepreis und die Grundrente feſtlegen, Handwerker, die ſich ihre Kundſchaft und den Preis ihrer Erzeugniſſe geſetzlich gewährleiſten laſſen, Beamte, die ihre eigene Exiſtenz nicht allein, ſondern die ihrer Frauen, Kinder und Kindeskinder bis ins tauſendſte Glied geſichert haben wollen, alle dieſe Leute ſind Socialiſten, aber was für welche! Jeder von ihnen will, daſs die Wirkungen des in der beſtehenden Geſellſchaftsordnung herrſchenden Syſtems, welches den Preis jeder Ware einſchließlich der menſchlichen Arbeitskraft durch Angebot und Nachfrage regelt, daſs die Wirkungen dieſes Syſtems für ihn aufgehoben werden und für ſeine Mitbürger beſtehen bleiben; er bildet ſich ein, daſs ſeine Mitbürger Schaf genug ſein werden, ſich einen Socialismus zu Gunſten Privilegierter gefallen zu laſſen. Sind die Socialiſten Narren, ſo ſind dieſe Herren Narren in der zehnten Potenz. Die einzige nicht utopiſche Partei iſt die freiconſervative, denn ihre Angehörigen ſind die beati possidentes. Wenn man ſteinerne Schlöſſer hat, ſo baut man keine Luftſchlöſſer; wenn man das Land, das Geld, die Kanonen, die Aemter, kurz die Macht hat, ſo braucht man keine Gedanken; braucht man keine, ſo hat man auch keine, daher auch keine utopiſchen.

Die Socialdemokratie iſt atheiſtiſch. Ich behaupte im Gegentheil, daſs ſie gut chriſtlich ſei. Neben dem Chriſtenthum unſerer durchſchnittlichen Namenschriſten kann ſich das Chriſtenthum der Socialdemokratie ſchon noch ſehen laſſen. Nicht, wer Herr, Herr! zu mir ſagt, ſpricht der Heiland, wird ins Himmelreich eingehen, ſondern wer den Willen meines Vaters thut. Dieſer Wille iſt aber, wie aus vielen anderen ſeiner Ausſprüche hervorgeht, die thätige Nächſtenliebe. Und die üben die Socialdemokraten, indem ſie für die Beſſerung der Lage aller Elenden thätig ſind und einander gegenſeitig brüderlich helfen. Wie es beim Weltgericht zugehen wird, leſen wir im 25. Capitel des Matthäus. Nicht danach wird der Weltenrichter fragen, wieviel Dogmen einer geglaubt, wie oft er gebeichtet und wie oft er in der Kirche geweſen iſt, ſondern er wird zu denen auf der rechten Seite ſagen: Kommet, ihr Geſegneten meines Vaters, denn ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich geſpeiſt u. ſ. w., und auf ihre Frage: Wann hätten wir dir ſolche Wohlthaten gewendet? wird er antworten: Was ihr dem Geringſten meiner Brüder gethan habt, das habt ihr mir gethan. Und zu denen auf der linken Seite wird er ſagen: Weichet von mir, ihr Verfluchten, in das ewige Feuer, denn ich bin hungrig geweſen und ihr habt mich nicht geſpeiſt u. ſ. w. Und er wird noch manches hinzufügen, was Chriſtus vor 1870 Jahren nicht ſagen konnte, weil es damals nicht vorkam und daher nicht verſtanden worden wäre: Ich bin müde geweſen und ihr habt mich zur Arbeit getrieben, alle ſieben Tage der Woche hindurch und habt mir nicht einmal die Wohlthat des nächtlichen Schlummers gegönnt, das köſtliche Geſchenk, das der barmherzige Schöpfer den Mühebeladenen gewährt hat; ich bin obdachlos, hungrig und frierend auf den Straßen umhergeirrt, und ihr habt mich nicht nur nicht geſpeiſt und gekleidet, ſondern eure Büttel haben mich wie ein wildes Thier gehetzt, eure Richter haben mich verurtheilt, und wenn ihr mir dann endlich eine Wohnung öffnetet, ſo war es die der Verbrecher. Ihr habt

*) [illegible]

Digitized by Google

mich in euere Fabriken, Gruben und Dampfſchiffe geſperrt und mich dort von Rädern zerreißen, mit glühenden Eiſen brennen, durch giftige oder explodierende Dämpfe und Gaſe umbringen laſſen. So wird der Welteurichter ſprechen, und da wird denn ſo mancher Großwürdenträger der Kirche und des Staates in den Abgrund purzeln, während Scharen ſocialdemokratiſcher Arbeiter zur lichten Himmelshöhe emporſteigen. Es iſt wahr, an anderen Stellen, die aber weit weniger allgemein und entſcheidend klingen als jenes den Lehrcodex des erſten Evangeliums abſchließende 25. Capitel, droht Jeſus auch den Ungläubigen die ewige Verdammnis an; doch wer möchte Jeſus für weniger barmherzig halten, als es die römiſche Kirche iſt? Dieſe aber lehrt, daſs der Unglaube ſchuldlos ſei, wenn ignorantia invincibilis, unüberwindliche Unwiſſenheit, die Glaubenserkenntnis hindert; man dürfe dann fides implicita annehmen, den guten Willen zum Glauben, der hervortritt, ſobald die Bedingungen dafür vorhanden ſind. Die Socialdemokraten befinden ſich im Zuſtande der ignorantia invincibilis. Sie ſehen, daſs die Handlungen der amtlichen Vertreter des Chriſtenthums dem Evangelium widerſprechen, und ſie müſſen daraus den Schluſs ziehen, daſs dieſe Vertreter das, was ſie lehren, ſelbſt nicht glauben; wie ſollten ſie dazu kommen, Lehren zu glauben, die von ihren berufenen Verkündigern nicht geglaubt werden? Hat der Socialdemokrat einen Vincenz von Paul zum Pfarrer, ſo wird er glauben; in Wien, wo es Pfarrer gibt, die ſich nicht allein für geiſtliche Verrichtungen bezahlen laſſen, ſondern dabei ſogar die vom Staate feſtgeſetzte Taxe überſchreiten, und das armen Arbeitern gegenüber, in dieſem Wien muſs der denkende Arbeiter den Glauben verlieren. Uebrigens gehört der Atheiſmus der Socialdemokratie zu dem alten Beſtand an Phraſen, mit dem ſeit einigen Jahren geräumt wird. An die Stelle der atheiſtiſchen Phraſe iſt der Satz getreten: Religion iſt Privatſache; demnach kann man als Mitglied der Partei ſo gläubig und ſo fromm ſein wie man will.

Die Socialdemokratie iſt revolutionär. Ein Culturvolk muſs ſchon ſehr tief heruntergekommen ſein, wenn bei ihm das Wort revolutionär als ein Schimpfwort gilt. Natürlich, ein penſionierter Major oder ein civilverſorgter Unterofficier, deſſen Geſichtskreis ſich auf die Kaſernen und den Exercierplatz beſchränkt, kennt kein größeres Verbrechen als die Revolution, die bei ihm ſoviel bedeutet wie Inſubordination, aber die Männer der Wiſſenſchaft wiſſen, daſs die Culturentwickelung in fortgeſetzten Revolutionen verläuft, und daſs ein italieniſcher Geſchichtsſchreiber die Zahl der Revolutionen, die ſich während des Mittelalters in ſeinem Vaterlande ereignet haben, auf mehr als 7000 berechnet. Die Culturentwickelung erzeugt und fordert einen fortwährenden Umbau der Structur der Geſellſchaft und des Staates. Jeder ſolche Umbau iſt eine Revolution. Die eigentliche Revolution wird, während ſie vor ſich geht, indem z. B. die Bürger reich werden und der Landadel verarmt, gewöhnlich gar nicht geſpürt; erſt das fertige Ergebnis wird bemerkt; den Namen Revolution aber beſchränkt man meiſtens auf die Ereigniſſe, durch welche die Geſetzgebung dem veränderten thatſächlichen Zuſtand angepaſst wird, indem man z. B. die Adelsprivilegien aufhebt. Ob dabei Gewaltthätigkeiten verübt werden oder nicht, das iſt nebenſächlich: es hängt von dem Temperament und dem Bildungsgrade der Aufwärtsſtrebenden und von der Art der ihnen im Wege ſtehenden Hinderniſſe ab. Die Emancipation der Bürger in Rom hat ſich in einer Reihe von Revolutionen durchgeſetzt, bei denen kein Tropfen Blut gefloſſen iſt. [illegible] des Pöbels und orientaliſche Palaſtrevolutionen ſind keine wirklichen Revolutionen, mag dabei auch noch ſoviel Blut fließen, [illegible] keine Umwälzungen des geſellſchaftlichen Zuſtandes; da[illegible] die Entſtehung der Bauernſtandes, die Entwicklung der [illegible] des Dampfwagens wirkliche Revolutionen, wie [illegible] großen Philoſophen Schelling [illegible] hat. Daſs die Socialdemo[illegible] Parteien in der Welt hinein [illegible], durch die ſie die Arbeiter [illegible] abzugewinnen anfangen. [illegible]

[illegible]

[illegible]

ſellſchaft. Die Soldſchreiber der bekannten Nabobs, die in dieſen Blättern ihr Weſen treiben, lügen mit klarem Bewuſstſein. Sie wiſſen ſo gut wie ich, daſs die Arbeiterſchaft den Machtmitteln des modernen Staates gegenüber ohnmächtig iſt, daſs die heutige Gefahr nicht in der drohenden Revolution liegt, ſondern in der von der eiſernen Rüſtung des modernen Staates drohenden Erſtarrung, im Aufhören der Revolutionen, die den Lebensproceſs der Culturvölker ausmachen. Was ſie unter dem Namen der Revolution bekämpfen, das iſt die Lohnarbeiterſchaft. Deren Sclaverei vollenden, das iſt es, was die Nabobs mit der Bekämpfung der Revolution meinen. Die ſogenannten chriſtlichen Arbeitervereine mögen in Devotion vor Gott und dem Kaiſer erſterben, ſie mögen alle ihre Verſammlungen mit frommen und patriotiſchen Liedern und Reden ausfüllen — ſobald ſie Miene machen, mehr Lohn, Verkürzung der Arbeitszeit, beſſere Wohnung, vollkommeneren Schutz für Geſundheit und Leben zu verlangen, werden auch ſie in den Organen des Nabobs als gefährliche Revolutionäre behandelt.

Die Socialdemokratie iſt ſtaatsfeindlich. Profeſſor Sohm vertritt mit ſeiner übertriebenen Wertſchätzung des Staates einen überwundenen Standpunkt. Der heutige Staat iſt nicht der Vernunftſtaat Fichtes und Hegels und kann es auch niemals werden. Der Staat iſt eine unvermeidliche Nothwendigkeit in dieſer ſchlechten Welt, wie ſein theuerſtes Kind die Polizei, und kein vernünftiger Menſch wird heute noch bei dem Gedanken an dieſes Inſtitut in andächtige Verzückung fallen, ſo wenig wie beim Anblick eines rothen Kragens. Den Staat abſchaffen wollen, wäre ebenſo lächerlich, wie ihn als das höchſte Gut verehren; mit Nothwendigkeiten rechnet man kaltblütig, aber man ſchafft ſie weder ab, noch verehrt man ſie; was die Socialdemokraten wollen, wenn ſie gegen den Claſſenſtaat wettern, das iſt eine Aenderung dieſes Staates. Ganz dasſelbe wollen alle anderen Parteien auch, denn keine einzige iſt mit dem Staate, wie er jetzt iſt, zufrieden, nicht einmal die freiconſervative, die unter anderm das Reichstagswahlrecht verabſcheut.

Die Socialdemokratie iſt international. Wer und was wäre denn heute nicht international? Sind nicht die Capitaliſten, die Actien, die induſtriellen Kartelle international? Sind es nicht die Literatur und die Kunſt? Sind es nicht die Sommerfriſchler und die Weltenbummler? Sind es nicht die Staatsſchulden und die Börſencourſe? Sind es nicht die Agrarier und die Bimetalliſten? Sind nicht der Damenhut und der Kellnerfrack international? Iſt nicht das europäiſche Concert ein eminent internationales Inſtitut? Sind nicht der Dreibund und der Zweibund international? Sind ſie nicht eine internationale Veranſtaltung zum Schutze des Friedens der Capitaliſten? Denn was den Frieden zwiſchen den Staaten betrifft, ſo iſt der nicht bedroht und bedarf keiner Kriegsrüſtung, da ja jedes der Staatsoberhäupter bei jeder Gelegenheit betheuert, daſs es den Frieden wolle, und Kaiſer, Könige und Präſidenten erlauchter Republiken doch unmöglich lügen können. Es iſt wahr, man ſträubt ſich auch hin und wieder in maßgebenden Kreiſen gegen die Internationalität, z. B. durch Schutzzölle, aber darin ſtehen die ſocialdemokratiſchen Arbeiter hinter keinem Patrioten zurück; ſie prügeln die Arbeiter fremder Nationalität durch, die ihnen ins Gehege kommen, und Schippel iſt auch ſchon ſo weit fortgeſchritten — principientreue Genoſſen werden ſagen ſo tief geſunken — daſs er im Intereſſe der deutſchen Arbeiter Schutzzölle fordert.

Die Socialdemokratie iſt antinational, unpatriotiſch, vaterlandslos. Die Liebe zum Vaterlande iſt ein natürliches Bodenproduct, und ſie wächſt und nimmt ab mit dem Antheil, den ein jeder am vaterländiſchen Boden und ſeinen Früchten hat. Wer kein Stückchen Land, auch keinen Anſpruch an Landertrag in Form einer Beſoldung, Pfründe oder Rente beſitzt, der hat auch kein Vaterland und kann keine Liebe zum Vaterlande haben. Was hat denn ein Schwitzarbeiter, der Tag und Nacht in ſeiner [illegible] Bude ſitzt, vom Vaterlande? Nicht einmal dieſes Vaterlandes Luft und Licht, nicht einmal den Anblick ſeiner Sonne und ſeiner Berge! Was iſt das für eine unbegreifliche moderne [illegible], von [illegible] Vaterlandsliebe zu fordern! Es gibt nur ein einziges Mittel, aus den beſitzloſen Lohnarbeitern gute Patrioten zu machen, nämlich daſs man ihnen zu Grundbeſitz oder wenigſtens zu [illegible] an den Gütern der vaterländiſchen Cultur [illegible] die Socialdemokraten des Deutſchen Reiches [illegible] als Staatsfeinde behandelt werden, [illegible] gemacht, daſs ſie nabe [illegible] Militärbudgets fur erlaubt zu [illegible], daſs ſie eben Kriege [illegible] den übrigen Staats[illegible] Kriege mehr Schaden als [illegible] noch der Bourgeoiſie [illegible] exponieren, und dieſer [illegible] die meiſten Antiſocial[illegible] Kobold hat doch [illegible] Tanze der Flottenſchwärmer [illegible], daſs 100 Millionen [illegible] Mag man zu dieſem Zwecke [illegible]

hoch beſteuern, ich habe nichts dagegen, denn ich bin kein Freund von Bier und Tabak. Der heutige Wettkampf zwiſchen Panzer und Kanonen oder Torpedo wird freilich dereinſt ebenſo als Narrheit belacht werden, wie der ganze bewaffnete Friede, ſolange aber die Narrheit graſſiert, kann ſich ihr kein einzelner Staat entziehen. In welchem Umfange wir die Narrheit mitmachen müſſen und können, darüber haben die Marine- und die Finanztechniker zu entſcheiden. Ob wir Schlachtſchiffe, gepanzerte, „geſchützte“ Kreuzer oder Aviſos brauchen, welcher „Typ“ der beſte iſt, wieviel von der allgemeinen Narrheit wir auf unſere Kappe nehmen müſſen und ob unſere ſämmtlichen 131 gepanzerten Kriegsſchiffe unbrauchbare alte Kaſten ſind, davon verſtehe ich abſolut nichts und ich würde mich nur lächerlich machen, wenn ich da dreinreden wollte. Die Thorheit finde ich nur darin, daſs unſere Flottenſchwärmer mit ein paar neuen Panzerſchiffen eine neue Aera deutſcher Herrlichkeit zu eröffnen gedenken. Daſs der Gedanke von Greater Germany gezündet hat, kann mir ja nur angenehm ſein. Nicht angenehm aber iſt uns, daſs, wie ich ſchon vor Jahren gefürchtet habe (vgl. „Weder Communismus noch Capitalismus“ S. IX des Vorwortes), die Kataſtrophe an der unrichtigen Stelle auszubrechen droht. Mit dem Verſuch der Expanſion durch überſeeiſche Colonien und durch Forcierung des Exporthandels*) ſchlägt man einen Weg ein, der, wenn er überhaupt gangbar wäre, das Daſein des deutſchen Volkes auf eine ungeſunde und ſchwankende Grundlage**) ſtellen würde. Nachdem darüber Fürſt Bismarck und der in „nationalen“ Kreiſen hochangeſehene Dr. Karl Peters ungefähr daſſelbe geäußert haben, wie ich, brauche ich das, was ich an mehreren Orten und unter anderem auch in der „Zeit“ darüber geſagt habe, nicht zu wiederholen. Ich bin freilich noch ein biſschen weiter gegangen als die beiden genannten Autoritäten und habe unter anderem ausgeführt, daſs das deutſche Volk nur die Wahl habe, ob es durch Zertrümmerung des Zarthums die den europäiſchen Oſten beherrſchende Weltmacht***) werden oder als ein Anhängſel Rußlands verkümmern wolle. Hätte ich den Gegenſtand noch einmal in der „Zeit“ zu behandeln, ſo würde ich beſonders den Gedanken ausführen, daſs auch die Nationalitätenwirren des Donauſtaates auf keine andere Weiſe als durch die Einſetzung des deutſchen Volkes in die ihm gebürende Weltſtellung zu löſen wären. Warum die Leute, die hinter den aufrichtigen Flottenſchwärmern ſtecken, dem deutſchen Volke lieber auf Koſten Englands als auf Koſten des ruſſiſchen Zarthums (nicht des ruſſiſchen Volkes, das dabei ſehr gut fahren würde) eine Weltſtellung erobern wollen, das habe ich in der leider eingegangenen Wochenſchrift „Die Wahrheit“ gezeigt.

Nach alledem ſehe ich nicht ein, warum ein Mann, der die Arbeiterſache und zugleich die nationale Sache durch ſeine Theilnahme am Kampfe der Parteien fördern will, nicht ſollte in die ſocialdemokratiſche Partei eintreten können.

Neiſſe. Karl Jentſch.

Exportbeſtrebungen und Conſularweſen.

Geſtatten Sie, geehrte Redaction, daſs ich auf einige Ausführungen meines verehrten Freundes Wilhelm Stränſsler in der Nr. 165 der „Zeit“ reagiere. Ich fühle mich dazu gedrängt, nachdem ich ſeinerzeit in Ihrer geſchätzten Zeitſchrift ſchwere Anklagen gegen unſere Handelspolitik im Orient und gegen unſer Conſularweſen erhoben habe.*)

Auf die Darlegungen über das Project einer Exportbank will ich nicht eingehen; denn infolge der Anregungen, die in der Export-Enquête des Centralverbandes der Induſtriellen Oeſterreichs am 23. November d. J. gefallen ſind, iſt die Durchführung einer ähnlichen Idee in Ausſicht genommen. Es wäre verfrüht, darüber zu ſprechen, wenn eine höhere Macht, die Macht der Thatſachen, das Wort führt.

Herr Stränſsler hat eine Lanze für die Conſulate eingelegt. Ich würde ihm das nicht verübeln, zumal ich überzeugt bin, daſs das Conſularcorps über tüchtige Kräfte verfügt und daſs ſich die Berichterſtattung, und zwar gerade ſeit meiner wiederholten ſcharfen Kritik in verſchiedenen Blättern, ganz weſentlich verbeſſert hat.

Ich muſs mich jedoch entſchieden dagegen wenden, daſs als Beiſpiel der Tüchtigkeit unſerer Conſuln der Jahresbericht von Rio de Janeiro angeführt wird, jener Jahresbericht, welcher von mir in der „Induſtrie“ und von Herrn Felix Kohn, dem Chef der Firma Jacob & Joſef Kohn, in der Enquête an den Pranger geſtellt worden iſt als das Muſter eines Berichtes, wie er nicht ſein ſoll.

Der Generalconſul von Rio de Janeiro klagt über die öſterreichiſchen Fabrikanten, „denen es allen wie nach Wunſch geht und die es gar nicht nothwendig finden, nach dem Auslande zu verkaufen . . .“ Ein directer Export aus Oeſterreich-Ungarn nach Braſilien finde „wohl ſelten“ ſtatt, und im großen und ganzen beſtehe unſere Ausfuhr nach Braſilien „aus Cosmanoſer Druckwaren und aus Kleinkram“.

Unter lebhaftem Beifall der Enquête wies Herr Felix Kohn darauf hin, daſs mehrere der Anweſenden, ſo die Firmen Albert Janowitzer und Kauitz & Comp. in Rio ſtändige Vertreter haben, daſs die Firmen Gebrüder Thonet und Jacob & Joſef Kohn Hunderttauſende gebogener Möbel dahin verkaufen; das alles iſt unſerem verehrten Generalconſul in Rio de Janeiro bis heute ein Geheimnis geblieben.

Der Conſul beklagt ſich, daſs er keine Muſtercollectionen zu ſehen bekommt, und deshalb „jede genaue Vorſtellung über die Leiſtungsfähigkeit unſerer heimiſchen Induſtrien“ verliert. Er hätte ſich wirklich kein beſſeres Armutszeugnis ausſtellen können.

Er klagt weiter, daſs unſere Handlungsreiſenden die k. und k. Conſulate im Auslande principiell zu meiden ſcheinen. Ich kann ihnen das nicht verübeln; denn ich ſelbſt habe im Vorjahre gelegentlich meiner Reiſe nach Kleinaſien erfahren müſſen, wie wenig wirkſam der Schutz unſerer Conſulate im Auslande iſt. Nicht einmal das Blanket für den Paſs zum Reiſen ins Innere des Landes hat mir unſer Conſulat in Conſtantinopel richtig und fehlerfrei ausgeſtellt, und ich hätte kaum mein Ziel erreicht, hätte ſich nicht der Betriebsdirector der anatoliſchen Bahnen, Herr Huguenin (ein Franzoſe!), meiner Angelegenheit angenommen.

Trotz alledem mache auch ich nicht die Conſuln verantwortlich ſondern das vermoderte Syſtem, auf dem ſich unſer Conſularweſen aufbaut. Die Pepinière unſerer Conſuln, die orientaliſche Akademie, iſt als Bildungsinſtitut eine Ruine aus dem vorigen Jahrhundert, wert, daſs man ſie über Nacht demoliert. Nach Abſolvierung der Anſtalt bereist der junge Conſular-Attaché in einigen Vormittagsſtunden die wichtigſten induſtriellen Etabliſſements und geht dann nach Braſilien oder Japan — einmal dahin, einmal dorthin — um Oeſterreichs Handel und Induſtrie wirkſam zu vertreten. Sein größter Ehrgeiz geht dahin, als nichtsſagender und nichtsthuender Diplomat zu gelten. Der Kaufmann iſt ihm nicht ebenbürtig, denn „Geſchäft iſt ſchmutzig.“

Dr. Joſef Grunzel.

Eiſen- und Blechfabrik „Union“.

Die Thatſachen, welche zur Inſolvenzerklärung dieſes Unternehmens geführt haben, ſetzen wir als bekannt voraus. Der Centraldirector war Wechſelverpflichtungen eingegangen, zu welchen er von der Verwaltung nicht autoriſiert war. Zwar wurden die Wechſel von den Verwaltungsräthen unterſchrieben, da dieſe aber von dem Geſchäfte nichts verſtanden und, mit Ausnahme ihres Namens, offenbar weder ſchreiben und leſen noch auch rechnen konnten, ſo konnten ſie auch nicht bemerken, daſs die Summe der Wechſel, welche ihnen zur Unterſchrift vorgelegt wurden, die feſtgeſetzte Maximalhöhe um eine halbe Million überſtieg. Wir ſtimmen daher mit der Verwaltung darin ganz überein, daſs es dem Centraldirector ein Leichtes war, auch ohne Mithilfe der anderen Beamten, ihr die precäre Lage des Unternehmens zu verheimlichen, und wir ſind weit entfernt, der Verwaltung deswegen einen anderen Vorwurf zu machen, als daſs ſie, mit ſo mangelhafter Schulbildung ausgerüſtet, ſich das Selbſtvertrauen [illegible], fremdes Capital zu verwalten.

Weniger leicht wird ſie verantworten können, was ſeit der Inſolvenzerklärung vorgegangen iſt. Es wundert mich [illegible], daſs die Verwaltung, welche am [illegible] October Actionäre und Gläubiger [illegible] der Inſolvenzerklärung [illegible], damals mit keinem Wort andeutete, daſs

*) [illegible]

Digitized by Google

ſie für die Verpflichtungen der Geſellſchaft einzutreten gedenke; wer bei der Leitung der Geſchäfte ſo wenig Pflichtgefühl gezeigt hat, konnte auch nachher kein Verſtändnis für ſeine Schuld haben. Es brauchte daher mehrere Tage, bis man dem Präſidenten begreiflich machte, daſs er, wenn er nicht freiwillig für die Schulden des Unternehmens aufkomme, vom Gericht dazu gezwungen werden würde. Auch dieſes Verſchulden ſei alſo verhältnismäßig gering angeſchlagen, obwohl es denjenigen Actionären und Prioritätenbeſitzern, welche in der Zwiſchenzeit ihre Titres zu Panikcourſen veräußerten, einen unwiederbringlichen Schaden brachte.

Bis dahin waren bloß Leichtſinn, Kopfloſigkeit und Unverſtand die Hüter der Actionär- und Gläubigerintereſſen geweſen. Nun tritt ein neuer Factor auf den Plan, der genau weiß, was er will und auch die geeigneten Mittel zur Erreichung ſeines Zweckes gebraucht: der Wiener Bankverein. In der Gläubigerverſammlung gab deſſen Director, Herr Moriz Bauer, eine ſehr verclauſulierte Erklärung ab, daſs dieſes Inſtitut ſich unter Umſtänden an der Liquidation betheiligen wolle; er erklärte dies im Intereſſe des Actienweſens zu thun; er warnte jedoch vor Speculationen in den Actien der Union. Die Tendenz der Erklärungen war: nur keine Steigerung des Actiencourſes.

Die Actien, welche auf die Inſolvenzerklärung hin von 90 fl. auf 15 fl. gefallen waren, hatten ſich auf die Ankündigung, daſs der Präſident, Herr Auguſt Rath, eine halbe Million zur Befriedigung der Gläubiger beiſteuern wolle, auf etwa 40 fl. gehoben; ſie blieben ſo bei ſehr geringen Umſätzen auch nach der Gläubigerverſammlung, weil jeder abwartete, welches Reſultat die Bilanzarbeiten und die im Auftrage des Wiener Bankvereins vorzunehmenden Schätzungen ergeben würden. Man hörte nichts mehr von der Sache bis zum 6. November. An dieſem Tage erfolgte die Einberufung der Generalverſammlung, begleitet von einem Communiqué der Verwaltung, aus welchem hervorgieng, daſs die Liquidation kaum vermeidlich ſein werde. Die ziemlich weit vorgeſchrittenen Buchungsarbeiten und die zwar noch nicht vollſtändig abgeſchloſſenen Expertengutachten hätten jedenfalls ſchon ſoviel ergeben, daſs die Werke unter ungünſtigen Concurrenzbedingungen arbeiteten und zur rationellen Fortführung des Betriebes nicht unbedeutende neue Inveſtitionen und Betriebsmittel erforderlich wären. Ueber die Liquidationsausſichten der Actionäre ſagte dieſes Communiqué nichts. Aber ſchon am nächſten Tage erſchienen in verſchiedenen Blättern, am ausführlichſten in der „Neuen Freien Preſſe", Auseinanderſetzungen, welche die Situation des Unternehmens als eine troſtloſe darſtellten. An eine Weiterführung könne kaum gedacht werden, es werde vielmehr ziemlich wahrſcheinlich zur Liquidation kommen. Ob bei dieſer für die Actionäre etwas herausſchauen werde und wieviel, hänge vom Gange der Liquidation ab, doch ſei es ziemlich ſicher, wenn auch nicht ganz gewiſs, daſs die Gläubiger vollkommen befriedigt werden würden. Es wurden Reſumés der vorliegenden Expertenberichte gebracht, welche ſehr ungünſtig lauteten. Die Unternehmungen wurden als von Anfang an verfehlt angelegt, ungünſtig ſituiert, mit zu hohem Capital belaſtet, verluſtbringend, kurz ſehr minderwertig bezeichnet. In dieſen Auseinanderſetzungen wurden Bilanzdetails erzählt, welche ſich faſt vollkommen mit den ſeither in der Generalverſammlung vorgebrachten Ziffern deckten. Die Artikel gaben ſich als autoriſiert, ihr Inhalt war auch ein ſolcher, daſs er nur von vollkommen informierter Seite ſtammen konnte. Es zweifelte niemand, daſs die Verwaltung oder der Wiener Bankverein die Publication veranlaſst habe. Die Wirkung war natürlich eine [illegible]. Die Actien, welche ſich bis dahin auf etwa 40 fl. erhalten hatten, [illegible] 20 fl. und [illegible] etwa auf dieſem Courſe. Von da an hörte man nicht mehr viel von dem Unternehmen, aber [illegible] und nach [illegible] [illegible]

[illegible]

Rima-Muranyer Eiſenwerke, denen die Schätzung übertragen wurde. Die Rima-Muranyer Geſellſchaft wurde aber von allem Anfange an als ernſteſter Reflectant für die Erſtehung der wertvollſten Beſitztheile des Unternehmens, der Werke in Altſohl und der Kohlenterrains, genannt. Weshalb hatte alſo der Bankverein dieſe in der Angelegenheit gewiſs nicht unbefangenen Experten mit der Schätzung beauftragt? Ganz einfach deshalb, weil die Rima-Muranyer eine Tochteranſtalt des Bankvereins, mit den nämlichen Perſonen in der Verwaltung, iſt, an deren Gedeihen der Bankverein hervorragend intereſſiert iſt, mit einem Wort, dem er die Werke der Union möglichſt billig zuſchanzen wollte. Deshalb hatte er ſich für die Liquidation intereſſiert. Es war wieder einmal der Bock zum Gärtner gemacht worden.

Warum die Schätzungen des Wiener Bankvereins ſo ungünſtig lauteten, iſt alſo erklärt, nicht aber, warum ſie veröffentlicht wurden und von der Verwaltung der Union unwiderſprochen geblieben ſind. Denn, wie der Geſchäftsbericht der Verwaltung ſelbſt ausführt, haben die von der Geſellſchaft entſendeten eigenen Experten ein weit günſtigeres Gutachten geliefert als die Delegierten des Bankvereins. Speciell über die Aufſchluſskoſten der Kohlenfelder, welche allgemein als ſehr zukunftsreich gelten, lautete deren Urtheil viel hoffnungsvoller. Mit Recht hat ein Actionär in der Generalverſammlung betont, daſs ihm die Veröffentlichung eines ſolchen Gutachtens, welches die Wertloſigkeit der zur Veräußerung beſtimmten Activa öffentlich aſſicherte, noch nicht vorgekommen ſei. In den Berichten der Blätter ſind die Anfragen dieſes Actionärs und die darauf erfolgten Antworten des Präſidenten theils gar nicht, theils ſehr entſtellt wiedergegeben. Für unſere Ausführungen haben ſie großes Intereſſe, und ſie ſeien deshalb hier kurz erzählt.

Der erwähnte Actionär führte aus, daſs durch jene unwiderſprochen gebliebene Veröffentlichung, welche dem Unternehmen jede Lebensfähigkeit abſprach, die älteſten und treueſten Actionäre veranlaſst worden, ſich ihres Actienbeſitzes zu entledigen, ſo daſs die Actien in Hände Anderer übergiengen, welche in kürzeſter Zeit einen Nutzen von weit über 100 Procent erzielten. Er frage daher, ob die Veröffentlichung auf die Initiative der Verwaltung zurückzuführen ſei, und wenn nicht, warum keine Gegenerklärung erfolgt ſei, wodurch die Schädigung der alten Actionäre und die Bereicherung der neuen Erwerber der Actien vermieden worden wäre. Der Präſident antwortete, daſs dieſe Erklärung nicht von der Verwaltung ausgegangen ſei, und daſs keine Gegenerklärung erfolgen konnte, weil damals weder die eigenen Expertenberichte noch die des Bankvereins vorlagen. Auf die weitere Anfrage, warum man denn nicht wenigſtens eine Erklärung abgegeben habe, daſs die Verwaltung jenen Zeitungsartikeln ganz fern ſtehe und dieſelben jeder Grundlage entbehren, weil die Expertenberichte noch gar nicht vorlagen, meinte der Präſident, daſs eine ſolche Erklärung nicht beabſichtigt worden ſei, weil die Verwaltung nie auf die Idee gekommen wäre, daſs irgend jemand die beregte Darſtellung als von ihr ausgehend anſehen könne. Dieſe Antwort trägt den Stempel der Unwahrhaftigkeit. Wir haben erwähnt, daſs die betreffenden Berichte ſich als das Reſultat der Schätzungen ausgaben und es konnte nach deren Inhalt für niemanden zweifelhaft ſein, daſs ſie von der Verwaltung oder dem Bankverein inſpiriert waren. Wenn der Präſident alſo in ſo unglaubwürdiger Weiſe die Verantwortung ablehnt, ſo beſtätigt er nur den Verdacht der Mitſchuld. Wie weit dieſe geht, ob etwa der Präſident auch materiell daran intereſſiert war oder nur wieder nichts verſtanden hat, können wir nicht beurtheilen.

Als den Hauptſchuldigen haben wir bereits den Wiener Bankverein genannt. Der Beweis hiefür iſt, neben dem Umſtande, daſs außer der Verwaltung nur dem Bankverein die veröffentlichten Details bekannt ſein konnten, nach dem bewährten Grundſatze: cui prodest? zu führen. Wer war der Erwerber der vielen, von den alten Actionären weggeworfenen Titres, wer hat den Nutzen von der Wertloſigkeitserklärung der Actien gehabt? Die Antwort ergab ſich dem, der [illegible] ſchon vorher gewuſst hatte, in der Generalverſammlung. In dieſer waren von den beſtehenden Actien mehr als 60 Procent vertreten. Anweſend waren außer einzelnen ganz wenigen geſchädigten Actionären, welche auch energiſch gegen die Vorgänge proteſtierten, nur Directoren und Freunde des Wiener Bankvereins und eine namhafte Anzahl Wiener Advocaten. Daſs dieſe [illegible] Actionäre ſeien, konnte man von vornherein zweifeln; denn [illegible] alte Actionäre geweſen, ſo hätten ſie ſich gewiſs ebenſo [illegible] wie die anderen, und daſs jemand ſein Ver[illegible] die Actien [illegible] kaum nur ausge[illegible] aber nur der Bankverein und [illegible] die Advocaten. Jeder Zweifel [illegible] auftrat, nun den durch [illegible] Störungen entgegenzutreten, [illegible] erfolgreiches Ein[illegible]

[illegible] Eingreifen war. Der Bank[illegible] abgeſchreckt durch das [illegible] Käufer für die Werke, [illegible] die Rima-Muranyer, oder [illegible] Werke nur zu ihrem wahren [illegible] welchen ſich aus den zu

Digitized by Google

Tiefcourſen gekauften Actien erziele. Beides auf Koſten der früheren Actionäre. Die Rechnung ſtimmte; nur daſs, wenn die Andraſſy'ſchen Werke nicht in letzter Stunde als Käufer aufgetreten wären, die Liquidation ohne Aufſehen zu erregen verlaufen wäre, während ſo die Machinationen vor aller Augen offenkundig wurden.

Wir haben dieſer trockenen Erzählung nicht viel beizufügen. Es gibt Dinge, welche der ſtrafenden Gerechtigkeit nur ſchwer ein Subſtrat zum Einſchreiten geben und die doch ebenſo verwerflich ſind wie vieles, was als Betrug geahndet wird. Zu dieſen Vorkommniſſen zählen auch die Vorgänge bei der Union. Es iſt eine Todtenberaubung geweſen. Nachdem die Actionäre durch die Leichtfertigkeit der Verwaltung um die Hälfte des Vermögens gebracht wurden, hat man ſie in der Zeit zwiſchen der Zahlungsſuſpenſion und der Generalverſammlung noch um die Hälfte der reſtlichen Hälfte gebracht. Die Tagespreſſe, welche bei der Inſolvenzerklärung ſo heftig raiſonnierte, hat zu den ſpäteren, weit ſchlimmeren Vorgängen geſchwiegen; umſo ernſter iſt die Pflicht der unabhängigen Publiciſtik, dieſe Machenſchaften öffentlich zu brandmarken.

Walther Federn.

George Rodenbach.

Ein Name, der in Paris bei der literariſchen Avantgarde einen guten Klang hat. Dem großen Publicum geht er aus dem Wege — ſowie es einſt Stendhal, ſowie es die Goncourts gethan. Er ſchreibt für die Minorität der Elitemenſchen. Die Majorität der Banalen kann ſich an den die Bürgertugenden preiſenden Romanen des Ohnet oder an den lüſtern verſchleierten Erzählungen des Marcel Prévoſt gütlich thun. Ein Büchlein Gedichte „La jeunesse blanche" hat zuerſt Rodenbach in Paris bekannt gemacht. Er iſt nicht Franzoſe, ſondern in Flandern geboren. Und nicht nur Vlamländer durch den Zufall der Geburt — ſondern mit jedem Schlag ſeines Herzens mit jedem Schauer ſeiner Seele. Die Wiederbelebung des nationalen Empfindens in der Literatur iſt ſein Werk. Er hat den Weg gewieſen, welchen jetzt Maeterlinck und die belgiſche Schule wandern.

Durch den tiefen Zuſammenhang mit der vaterländiſchen Erde gelang es ihm — in beinahe viſionärer Art — das Eigenleben ſeines Volkes wiederherzuſtellen. Lange hatte jede individuelle Kunſtäußerung in dem einſt ſo raſſekräftigen Flandern aufgehört. Verfallen die Denkmäler einer freien großen Kunſt, vergeſſen die Lieder ihrer Dichter. Rodenbach hat dieſe Vergangenheit aus ihrem Schlummer geweckt. Leiſe, mit zarten Händen, berührt er die Erwachende. Und er horcht, wie ſie ſich beſinnt und ihm flüſtert von dem Weſen ſeines Volkes.

Was er davon ſingt, ſind nicht die Gedanken, die Geberden, die Leidenſchaften der Menſchen. Die Seele der Dinge läſst er ſprechen.

Die Pſychologie der Glocken erräth er aus ihrem geheimnisvollen Tönen — dem klaren Waſſerſpiegel möchte er ſeine Räthſel entlocken. Die altersgeſchwärzten Steine, die erblindeten Fenſter eines Hauſes erzählen ihm eine Geſchichte. Er empfindet eine Stube, einen Wohnraum als etwas Lebendiges; und die Weiße eines Vorhanges, die verblaſste Goldrahmung eines Spiegels oder das Grüßen alter Bilder von den Wänden ſind ihm geheimnisvoll bekannte Zeichen.

Das grelle, lärmende Alltagsleben iſt ein Feind dieſer heimlich vertrauten Beichte. Nur in der lautloſen Ruhe vermeint der Dichter die Symbole ſeiner Träume zu finden. Die mächtigſte Senſation des Lebens iſt daher für Rodenbach: das Schweigen, die Stille. Sie iſt ihm das Princip alles Schönen. Süße Melancholie oder ödes Erſtarren — immer hüllt er ſeine Viſionen in ihre dunklen Schleier.

Auch in ſeinem letzthin erſchienenen Roman *) iſt dieſe Empfindung der Untergrund, auf welchem ſich die Geſtalten bewegen. Das Milieu, welches er dazu geſucht, iſt eine verödete Stadt. Eine Stadt, die einſt vom lebendigen Getriebe der Menſchen geſchaffen wurde; von lärmender Geſchäftigkeit erfüllt, ihre Straßen dehnt, ihre Plätze erweitert, Paläſte baut und Dome ſtiftet; eine Stadt, in welcher der breite Strom des Wohlſtandes allmählich gewichen, der Nerv der Induſtrie erſtorben, der Schlag des Herzens verſtummt iſt. Da, in den nun erſtorbenen Straßen, auf den weiten leeren Plätzen tönt dem Dichter am lauteſten — das Schweigen.

Brugge hat er auserwählt, dieſe halbverlaſſene Stadt, unangetaſtet in der ſtolzen Blüte einer längſt vergangenen Kunſt. Brugge mit den dunklen Façaden ſeiner Paläſte, an welche die Erker wie herrliches Spitzengewebe ſich ſchmiegen, mit dem ſtillen Ernſt ſeines Domes. Brugge, durch deſſen öde Gäſschen in weiten dunklen Mänteln gehüllt die Beguinen huſchen und auf deſſen lautlos ſpiegelnden Canälen weiße Schwäne ſchwimmen.

Dieſe Stadt zum Wallfahrtsort zu machen für Menſchen, welche Schauer einer vollkommenen Harmonie empfinden können, [illegible] Gedicht von Stein den Charakter der Reliquienſtadt zu erhalten, [illegible] Lebensaufgabe, das heiße Streben des Jan Borluut.

Er iſt Architekt und verwendet ſein ganzes Können nur dazu, [illegible] den Verfall der alten Bauten aufzuhalten. Pietätvoll ſpürt er den Gedanken der dahingegangenen Meiſter nach, ergänzt das Fehlende, [illegible] das Bruchſtück und weiß die edle Patina der Jahre zu [illegible]. [illegible] und mit ihm noch einige Gleichgeſinnte [illegible] in Flandern, welchen die Stadt als Sinnbild [illegible]

*) [illegible]

miſcher Denkart. Und ein Symbol iſt ihnen auch das altehrwürdige Glockenſpiel hoch oben im Thurm des Domes, deſſen ernſte Weiſen, alltäglich von Meiſterhand gefügt, über die Stadt dahinziehen. Nun iſt der alte Meiſter todt, und die Stadt hat einen großen Wettbewerb um ſeine Stelle ausgeſchrieben. Unten am großen Niſchenplatz ſtaut ſich die Menge und lauſcht. Sie ſoll das Urtheil ſprechen. Doch auf keinen der Bewerber iſt die große, alte Tradition des Glockenſpiels übergegangen. Keiner verſteht es, auf den breiten weißen Taſten, welche die Glocken regieren, die Lieder des Volkes zu ſpielen. Borluut aber weiß es. Er iſt oft oben geſeſſen neben dem Alten und hat ſeine Art gelernt. Nun ſteigt er hinauf, nimmt ſeine Stelle ein. Es gilt ihm, ſeiner Märchenſtadt die Einheit zu bewahren, den melancholiſchen Zauber der alten Glockenweiſen. Die Töne wollte er im Einklang mit ihrer bleichen Schönheit. Alte Weihnachtshymnen ſpielte er. Einfache, vlämiſche uralte Weiſen. Sein Spiel ſchien ihm die Erfüllung einer langerſehnten Harmonie. Hoch oben — über allen ſchwebend, umgeben von weiter Stille, da konnte er allein ſein mit dem Traum ſeiner Seele, entrückt allem Irdiſchen und „über dem Leben ſtehen."

Doch nur für einen Augenblick.

Seine Liebe zu Barbe, der Tochter eines alten Freundes, führte ihn wieder in menſchliche Wirren. Er liebte ihre dunkle Schönheit, und ihr brennend rother Mund ſchien ihm wie eine geheimnisvolle Sünde. Sie nahm er zur Frau — und nicht ihre Schweſter, die ſanfte weiße Godelieve, zu ſchauen wie das Marienbild einer Primitiven, ſo ſtill und heilig, ſo innig leuchtend.

Als die Verblendung ſeiner Sinne gewichen, da erkannte der Träumer ſeinen Irrthum. Godelieve war die Ergänzung ſeines Ichs, die Erwählte ſeiner Seele. Umſonſt ſucht er ſein Leben mit dem ihren zu vereinen. Sie entſchwindet in ein Kloſter, um ihre unheilige Liebe zu ſühnen.

Nun findet ſich Borluut wieder. „Ueber dem Leben" will er ſtehen; nichts Perſönliches ſoll mehr Macht über ſein Weſen gewinnen. Nur ſeiner Stadt will er dienen. Von neuem erfüllt ihn ihre Schönheit, die Eigenart ihrer Seelenſtimmung mit Entzücken. Nur zu bald wird ſie ihn brauchen als Kämpfer, als Retter. Brugge ſoll verlebendigt werden. In einigen unruhigen Köpfen iſt plötzlich der Gedanke aufgetaucht, der Stadt den Hafen wiederzugeben, welcher einſt ſo ſtolze Reichthümer ihr zugeführt. Die verſandeten Canäle ſollen ausgehoben und hinabgeleitet werden bis zum Meer. Brügge würde wieder eine Handelsſtadt, ein Centrum der Induſtrie, ein Sammelpunkt des Reichthums werden. Eine plötzliche Bewegung ergreift das Volk. Es ſchüttelt die dumpfe Trägheit vielhundertjähriger Regungsloſigkeit von ſich. Man discutiert, man eifert. Borluut ſieht den Plan wachſen, an Boden gewinnen. Er weiß, daſs damit die Schönheit der Stadt den Todesſtreich erhielte. Die ganze grelle, laute Häſslichkeit des modernen Jahrmarktgetriebes würde die Kloſterſtille ſeines Heiligthums für immer verſcheuchen. Der Mann kämpft um ſeinen Lebensinhalt. Er kämpft mit den Behörden, mit den Unternehmern. Er verſucht, das Volk an ſich zu reißen, es zu erheben, wie einſtens durch ſein Glockenſpiel.

Er unterliegt.

Die Kammer hat das Project Brugge — Hafenſtadt votiert, das Werk der Zerſtörung kann beginnen.

Und Borluut endet ſein Leben — oben im Thurm.

Die Viſion eines Dichters iſt dieſer Roman. Und in der Sprache eines Dichters iſt er geſchrieben. In rhythmiſchem Wohllaut fließen die Sätze. Jeden Gedanken, jede Empfindung weiß er in Bilder zu kleiden, die blitzartig das Verborgene beleuchten.

„Un intimiste" nennen die Franzoſen Rodenbach. Das heißt, ein Beobachter, ein Nachempfinder von kaum merklich leiſen Aeußerungen des ſinnlich Wahrnehmbaren. Intimiſten waren ja auch die großen holländiſchen Landſchaftsmaler. Sie konnten den Zauber unendlich wechſelnder Stimmungen, welchen ihr Himmel ſpiegelt, wiedergeben; die fein getönte Palette der feucht getränkten Luft ſchärfte ihren Sinn für die flüchtigſten Empfindungen. Gewiſs iſt auch Rodenbachs Entwickelung durch dieſe Natureindrücke beeinflusst worden. Daher kommt es, daſs in ſeinem Empfindungs- und Phantaſieleben der ſtark myſtiſche Zug vorherrſcht. Nur an dem Reiz ſeiner Sprache iſt ein dem vlämiſchen Weſen fremder Durchſchlag zu erkennen, — und an der Lebhaftigkeit ſeines Weſens. Sobald er ſeine Arbeitsſtube verläſst, iſt Rodenbach ein heiterer witzſprühender Causeur; voll launiſcher Einfälle und unerſchöpflichen Humors. Es iſt intereſſant, daſs dieſe, ſo prononciert franzöſiſchen, Eigenſchaften nicht galliſchen Urſprunges ſind. Sie ſtammen, und zwar in directeſtem Sinne, von einer deutſchen Familie. Ein deutſcher Dichter, doch dem franzöſiſchen Geiſte eng verwandt, der heitere, in freier Grazie ſchaffende Wieland iſt Rodenbachs Ahne.

B. Zuckerkandl.

Neue Theatereindrücke.

Die Herren [illegible] und Brüll haben beinahe ein ſolches Theaterſtück geſchrieben. Viele Erforderniſſe eines ſolchen [illegible] ſie erfüllt, und einige Merkmale weiſen ſie ſogar in hohem [illegible]

Digitized by Google

auf. Aber etwas iſt ihnen verſagt geblieben: der Erfolg. Und der iſt auch ein weſentliches Erfordernis des feſchen Theaterſtückes. Ihr Wiener Sittenbild „Ein Blick ins Jenſeits“ iſt alſo zwar von dieſer Gattung, aber ein nicht gelungenes Exemplar.

Weiß man, was heutzutage in Wien ein feſches Theaterſtück genannt wird? Das iſt nämlich nicht etwa bloß die Bezeichnung eines einzelnen für eine Einzelerſcheinung. Nein, das iſt ein Wort, das ſich in den letzten Jahren bei uns herumgeſprochen hat. Es hat die eigenartige und prägnante Bedeutung, die ſolche halbgeflügelte Worte in kurzer Zeit zu bekommen pflegen: es hat etwas Symptomatiſches. Ein feſches Theaterſtück in dieſem Sinne hat ungefähr — auf Vollſtändigkeit wird nicht abgezielt — folgende Merkmale: erſtens rührt es nicht von einem Dichter, ſondern von einem Verfertiger her; zweitens iſt es auch nicht vom Leben inſpiriert, ſondern von der techniſchen Kunſtform; drittens aber iſt es trotzdem, in ſeinen Aeußerlichkeiten wenigſtens, nicht nach der alten Schablone gemacht, ſondern nach einer neueren, literariſch begünſtigten, wenn auch dem großen Publicum bereits zugänglichen, wodurch es ſich vom altmodiſchen Schwank gewaltig unterſcheidet; viertens endlich verräth es zumeiſt — durch einzelne Pointen oder Nebenfiguren oder Dialogſtellen — einen Verfaſſer von halbwegs moderner Bildung, der dem unbedeutenden Kern ſeines Stoffes eigentlich weit überlegen iſt und ſein Stück aus keinem anderen Grunde ſchreibt, als weil er „derlei“ zu machen ſich auch imſtande fühlt, wie ſo viele andere (was er denen, die ihn perſönlich kennen, jeden Moment aus dem Werk heraus zuzuwinken ſcheint). So verwickelt ſtellt ſich das feſche Theaterſtück dar, wenn man es begrifflich zerlegt. Aber in der Welt der Thatſachen iſt es ein ganz einfaches, leicht erkennbares, und in unſerem Wien von heute iſt es ein außerordentlich begünſtigtes Ding. Ich will dieſe Ausführungen nicht mit Beiſpielen und Namen belaſten, aber alle Wiener Theaterbeſucher wiſſen, daſs unter den Erfolgen der letzten Zeit ſehr viele von der oben gekennzeichneten Art waren: feſche Stücke. Für unſere Zeit und insbeſondere unſere Stadt ſcheinen dieſelben das werden zu wollen, was noch vor kurzem das ſpeciſiſche Journaliſtenſtück war, das, wie mir ſcheint, jetzt langſam außer Curs geſetzt wird. Man kann ſie auch mit Kapellmeiſtermuſik vergleichen.

Für unſere Zeit und unſere Heimat ſind die feſchen Theaterſtücke ſymptomatiſch. Das läſst ſich auch tiefer begründen. Unſere Zeit iſt im Vergleiche zu den vorhergehenden Epochen eine Zeit der Demokratiſierung der Kunſtmittel. Vor allem in Beziehung auf das Theater. Auf dieſem Gebiete hat ja der Naturalismus, was das Detail und die äußere Mache betrifft, nunmehr, da er durchgedrungen iſt, zu einer Formel geführt, die an Handſamkeit und leichter Erlernbarkeit nichts zu wünſchen übrig läſst. Es gibt kaum einen gebildeten Dilettanten noch, der nicht einen natürlich klingenden, wenn auch nichtsſagenden, Dialog zu ſchreiben oder zumindeſt eine natürlich ausſehende Geſellſchaftsſcene auf der Bühne zu arrangieren wüſste. Die Verſuchung, für das Theater zu dichten, lag alſo kaum jemals für die gebildeten Nichtdichter ſo nahe, wie eben heutzutage. Und dabei haben dieſelben [illegible] was eigentlich das Wichtigſte iſt [illegible] die Gewiſsheit, mit ihrer naturaliſtiſchen Schablone das Publicum zu feſſeln und doch auch nicht unmodern zu ſein: was ja beides, zuſammengenommen, [illegible] das Weſen des feſchen Theaterſtückes bildet. Fragt man alſo, warum dieſes zu den Symptomen der Gegenwart gehört? Im ſpeciellen aber gehört es zu den Symptomen der Gegenwart unſerer Stadt. [illegible] Theaterſtücke — eine Wiener Erzeugung [illegible] die Verſchönung [illegible] Gegenſtand derſelben. [illegible] man mag ihnen [illegible] eigentlich doch von allen [illegible] die [illegible] Theatraliſchkeit haben und [illegible] Glanz. [illegible] an den „Mann [illegible]“ und [illegible] Und ein Product [illegible] gemacht [illegible] Man lege ſich doch nur einmal [illegible]

[illegible]

verbreitete und auch weniger belangvolle Typus; das iſt der Menſch, der ſeine Stellung in der Geſellſchaft bloß ſchmücken will. Daneben gibt es den Menſchen — Jüngling zumeiſt und oft auch talentvoll — der überhaupt erſt ſocial in die Höhe kommen will. In dieſem verkörpert ſich die intereſſante, aber auch weniger harmloſe Seite der mittelmäßigen Wiener Theaterproduction von heute. Dieſer Jüngling will nämlich ein wirklicher Dichter ſein und fängt mit einem Verzicht an. Bevor er darangeht, ſein allererſtes Stück zu ſchreiben, ſagt er ſich ſchon (und das finde ich ſo echt wieneriſch): Mein Gott, einmal in ſeinem Leben darf man auch eine Conceſſion machen und bloße Theaterware liefern; das iſt feſch!

* * *

So viel zur Pſychologie der ganzen Gattung. Nunmehr noch einiges über das halb verunglückte Exemplar derſelben, das uns vorliegt. Ich geſtehe, daſs ich das Stück der Herren Peraton und Brüll dieſem Genre einzureihen verſucht war, ehe ich es noch kannte. Ich kenne nämlich Herrn Peraton. Das iſt ein Wiener, der ſich als modern geſinnter Maler, Bildhauer, Journaliſt, Schriftſteller, Arrangeur und — neueſtens auch — Dramatiker bethätigt. Die wahre Verkörperung einer gewiſſen Seite des Wienerthums: ſeiner Halbbegabung und der Verbindung von Oberflächlichkeit mit einem äſthetiſchen Tic. Als Bühnenautor iſt er alſo wie dazu geſchaffen — vorausgeſetzt, daſs er überhaupt zum Stückeſchreiben geſchaffen iſt — die Zahl der feſchen Novitäten zu vermehren. Von den zwei modernen Wiener Dramatikertypen, die ich oben zeichnete, iſt er freilich mit keinem ganz zu identificieren. Aber er iſt eine Miſchung von einzelnen Zügen beider: des Premièrenjägers einerſeits, der es auch ſo gut oder ſo ſchlecht machen zu können glaubt wie die anderen — und andererſeits des im Grunde ſeiner Seele von wirklichem Kunſtlerehrgeiz angeſtochenen Jünglings, der ſich heiß bemüht, ein leeres Theaterſtück zu verfertigen, um vor allem zu mehr Anſehen und zu einigem Geld zu kommen. So ſchrieb er alſo in Gemeinſchaft mit Herrn Brüll — ſolche Stücke kann man ganz gut zu zweien ſchreiben — das Sittenbild „Ein Blick ins Jenſeits“. Daſſelbe zeigt auch, im erſten und zweiten Act wenigſtens, manche Merkmale des feſchen Stückes. Es iſt, obwohl von der Dichtkunſt entfernt und bloß von der Bühne angeregt, nicht mit der Technik der alten Schablone gemacht, ſondern einer neueren: der naturaliſtiſchen Zufallstechnik und dem Natürlichkeitsdialog. Dieſe Aeußerlichkeiten verrathen ſogar ein gewiſſes Talent der Verfaſſer. Die Unhaltbarkeit ſteckt in etwas anderem: in einer lächerlichen Form von Weltweisheit, mit der die Verfaſſer ihr Stück zu krönen glaubten, ſteckt alſo mehr im geiſtigen Theil als im dramatiſchen. Was ſie auf die Bühne bringen wollten, iſt gar nicht ſo ohne. Ein junges Mädchen geht ganz in der oberflächlichen Geſellſchaft ihres wohlhabenden Elternhauſes auf und ſtößt einen Jugendfreund zurück, deſſen ernſtes, verſchloſſenes Weſen ihr unbehaglich und unverſtändlich iſt. Sie verarmt, wird von der oberflächlichen Geſellſchaft beleidigt und kehrt mit reichlicher Sentimentalität in die Arme des ernſten Tugendhelden zurück. In dieſer „Rückkehr“ nun kamen alle Fehler des Stückes zum Ausbruche. Die Sentimentalität, welche vom Standpunkt der Heldin berechtigt und an dieſer Stelle ſogar eine hübſche pſychologiſche Beobachtung iſt, ſcheint den Verfaſſern ſelber zu Kopf geſtiegen zu ſein. Und das verträgt ein Stück nicht, das lediglich als feſches Stück angelegt iſt. Im zweiten Theil enthält es große Worte, die unbewuſst lächerlich ſind, erkünſtelte Reflexionen, Gefühlsſcenen und Ausbrüche, die mit ihrer unfreiwilligen Komik auch ein beſſeres Stück unmöglich machen können, als den „Blick ins Jenſeits“. Wären die Autoren doch auf dem Niveau jener Bühnengattung geblieben, der ſie beſtenfalls gewachſen ſind: der harmloſen, philiſtröſen, in [illegible] Banalität ſo „feſchen“! Sie hätten etwa den zweiten Theil ihres Stückes ins parodiſtiſche [illegible] wenden ſollen. Dann wär's, denk' ich mir, beſſer gegangen.

[illegible] des Raimundtheaters, die durchgehends [illegible] der Hauptrolle ganz beſonders auf. [illegible] mit einer Eindringlichkeit und [illegible] Ton [illegible], ohne ſich um die [illegible] eigene Begabung, ſentimentale [illegible] Und auch eine Tiſchrede im [illegible] Miſchung von Laune, [illegible] Rolle wurde von [illegible] gab ſeinen [illegible] als [illegible] Das war [illegible] die dramatiſche [illegible] Hoffentlich [illegible]

Alfred Gold.

In der Schule.

[illegible] mit Schrecken, [illegible] Gefahl, uns mit unſeren [illegible] eine Gefahr vertheidigen zu [illegible] unſere Symnaſie- [illegible]

Digitized by Google

liberalen Zeit der Sinn der Erziehung geweſen. Aber wir wollen jetzt keine theoretiſchen Menſchen mehr, ſondern wir trachten, wie ſie äſthetiſche werden könnten. Da werden wir eine andere Erziehung verlangen. Was nützt es uns, den Menſchen den Schmuck eines ſchönen Lebens umzuhängen, wenn ſie nicht gelernt haben, in einer edlen und des Glänzenden würdigen Weiſe dahin zu ſchreiten? Dafür werden wir ſorgen, in der Schule werden wir anfangen müſſen.

Dies begreifend, verſuchen jetzt einige Hamburger für eine „künſtleriſche“ Erziehung in der Schule zu wirken. In Hamburg wird ja ſeit ein paar Jahren auf eine große und prachtvolle Weiſe an einer deutſchen Cultur gearbeitet. Wenn wir in Wien einen Lichtwark hätten! Mit ſeinen Gedanken iſt auch dieſe „Lehrervereinigung für die Pflege der künſtleriſchen Bildung“ gegründet worden, die durchſetzen will, „daſs die Schule mehr als bisher zur Förderung der künſtleriſchen Cultur unſeres Volkes beitragen ſoll.“ Wie? Das wurde in verſchiedenen Commiſſionen berathen, in einer für bildende Kunſt, einer für Literatur, einer für Geſang, und ſo weiter. Die für die bildende Kunſt hat die Frage geprüft, „wie die Schulräume, die bei uns meiſt ſehr kahl und unfreundlich ausſehen, in angemeſſener Weiſe zu ſchmücken ſeien“, und ſie hat nun durch eine Ausſtellung in der Hamburger „Kunſthalle“ beweiſen wollen, „daſs man auch heute ſchon für mäßige Preiſe gute künſtleriſche Bilder für den Schmuck der Schulen erwerben kann“. Darüber berichtet eine Broſchüre von Dr. M. Spanier, „Künſtleriſcher Bilderſchmuck für Schulen“.*) Ihre Abſichten und Gedanken ſcheinen mir ſo wichtig für uns alle und unſer ganzes Trachten zu ſein, daſs ich ſie hier referieren will.

Betrachten wir das „normale“ Schulzimmer. Die Wände ſind einfarbig hell, irgendwo iſt allenfalls mit brauner Farbe ein Quadratmeter mit Quadratdecimeter dargeſtellt, an der Decke vielleicht ein Stern mit den Himmelsrichtungen — ſonſt ſind die Wände kahl. In den Schulen kleinerer Orte ſieht man zuweilen ein religiöſes, häufiger noch ein patriotiſches Bild, immer ohne irgend eine Beziehung zur Kunſt. Viele Kinder wachſen alſo auf, ohne jemals ein wirkliches Bild geſehen zu haben; ſehen ſie ſpäter eines, ſo ſind ſie unfähig, es zu empfinden — ſie haben das ja nie gelernt. Man lernt doch in der Schule, Gedichte leſen; man lernt, Lieder hören; warum lernt man nicht, Bilder anſehen? Wo ſonſt ſoll denn das Kind das lernen als in der Schule? Darum iſt es unſere Forderung: Werke der Kunſt, insbeſondere Bilder, ſollen in die Schule kommen, ſie ſollen zur wiederholten Betrachtung ſich darbieten, ſie ſollen die kahlen Wände ſchmücken. Oelgemälde freilich werden uns kaum zur Verfügung ſtehen, wir müſſen uns mit den Werken der reproducierenden Künſte begnügen. Aber gerade dieſe ſind heute ſo herrlich entwickelt, daſs man die Nichtverwertung ihrer Schätze in der Schule um ſo lebhafter bedauern muſs ... Künſtleriſche Bilder ſollen unſere Schulwände zieren. Welcher Art ſollen dieſe Bilder ſein? Eine abſchließende Antwort läſst ſich auf dieſe Frage nicht geben, es ſind noch zu wenig Verſuche und Erfahrungen auf dieſem Gebiete gemacht. Gewiſs iſt, daſs auch hier das Beſte für die Kinder gut genug iſt. Farbige Bilder müſſen bevorzugt werden. Die Freude an der Farbe iſt dem Kinde ſo eigen, daſs es nur lebhaft zu beklagen iſt, wenn man dieſe natürliche Anlage nicht pflegt und fördert, zumal eine rechte Cultur des Farbenſinnes zugleich die beſte Vorbereitung zum künſtleriſchen Genuſs iſt. Die heimiſche Flora und Fauna bietet ein Anſchauungsmaterial, das jedem zugänglich iſt. Jedes Schulzimmer müſste ein Blumenfenſter haben. Und einfache künſtleriſche Darſtellungen aus dieſem Gebiete ſollten am eheſten anleiten, die äſthetiſche Illuſionsfähigkeit des Kindes zu wecken, und ihm die Möglichkeit geben, zwiſchen Natur und Darſtellung von Natur zu vergleichen. Die farbige Lithographie, die allem Anſchein nach einer Blütezeit entgegengeht, muſs uns das Beſte liefern. — Die Kunſtwerke, die wir für die Schule wählen, müſſen dem Kinde etwas ſagen. Ihr Gehalt darf nicht über den Anſchauungs- und Erfahrungskreis der Kinder hinausgehen. Womit natürlich nicht geſagt ſein ſoll, daſs der volle Inhalt des Werkes von den Kindern ausgeſchöpft ſein müſſe. Man ſei nicht allzu ängſtlich bei der Erwägung, ob das Kind auch reif ſei für dieſes oder jenes Bild. Ein großes Werk übt immer ſeinen Einfluſs. Die Kraft, auf das Menſchenherz zu wirken, die künſtleriſche Energie, die ein Bild ausſtrahlt, verliert ſich nicht im leeren Raum. Auch hier gilt das Geſetz von der Erhaltung der Kraft. Vielleicht erſt nach Jahren kommt zur Entfaltung, was als Keim ſich ſtill in die Seele geſenkt. Die [illegible], die das Kunſtwerk übt, iſt meiſt weit nachhaltiger als [illegible]. Sie [illegible] das dunkle [illegible] liegt oft in glücklicher Stunde plötzlich [illegible], was lange [illegible] in der Seele geruht hat. — In den [illegible] ſollen große Bilder angebracht [illegible] mit [illegible] Farben Gegenſtände, die dem [illegible] Intereſſe entgegen[illegible] die Art [illegible] das [illegible] von [illegible] was ſie in [illegible] Aber auch [illegible]

*) [illegible]

unſere großen Alten müſſen wir den Kindern zuführen. Zwar wird die Formenſprache Dürers, Holbeins und Rembrandts die Kinder zuerſt befremden, aber die Größe, die Gefühlsinnigkeit, der geiſtige Gehalt dieſer Meiſter iſt doch ſo gewaltig, daſs ſie auch auf das Gemüth der Kinder wirken und ihnen rechte Freude machen können. — Dem Lehrer verbleibt eine ſchöne Aufgabe: er hat ſeine Schüler zum Genießen anzuleiten. Die Bilder ſollen ihn nicht veranlaſſen, kleine kunſthiſtoriſche Vorträge zu halten. Das einzelne Bild iſt als Kunſtwerk für ſich zu betrachten; unter Anleitung des Lehrers ſollen die Kinder den Inhalt desſelben verſtehen lernen. So werden ſie allmählich vertraut mit dem Bilde, ihnen ſelbſt unbewuſst wird es ihrer Seele Eigenthum. Dieſe Gewöhnung des Anſchauens iſt von der größten Wichtigkeit für die Geſchmacksbildung. Unmerklich ſpinnen ſich leiſe Fäden vom Kunſtwerke zum Gemüthe und halten und führen es nur zu guter Kunſt. Die Kinder, die in der Schule gute Kunſt ſehen, werden auf ihre Eltern wirken, daſs ſie in ähnlicher Weiſe ihr Heim ſchmücken. Häufiger werden dann in den großen Städten die Muſeen beſucht werden; Denkmäler und Gebäude wird man nicht bloß durch ihre Maſſe auf ſich wirken laſſen. Für das Schöne auch in der Natur wird man empfänglicher werden; viele von uns ſind ja durch die moderne Malerei erſt zu rechtem Naturgenuſs gekommen ... Wer in der Jugend Schönheit empfinden gelernt hat, wird auch als Erwachſener nach ihr ſtreben in ſeiner Arbeit und in ſeiner Muße. Welche Förderung könnte unſer Handwerk durch Arbeiter erhalten, die Geſchmack haben! ... Darauf kommt es überhaupt an, daſs wir das allgemeine Niveau des äſthetiſchen Empfindens heben. Es iſt nichts erreicht, wenn nur die Künſtler und einige wenige Auserleſene Kunſt fühlen lernen. Nur durch eine allgemeine Cultur des guten Geſchmackes können wir Deutſchland in dem Kampfe der Nationen um die Kunſt vor Niederlagen bewahren, nur ſo können wir der heimiſchen Kunſt freudig ſchaffende Künſtler, „gefühlvolle“ Kenner und Käufer geben.

Dies ſind die Gedanken der Hamburger Lehrer. Ich verſpreche, daſs ich für ſie nach Kräften bei uns wirken will. Ich habe ja neulich erſt einmal geſagt, daſs mir für die Größe einer Zeit und die Schönheit ihrer Menſchen im Scheinen und im Sein die „großen Werke“ gar nicht ſo wichtig ſcheinen, ſondern daſs wir lieber für unſere tägliche Umgebung ſorgen ſollen: wir ſollen lieber ins Daſein der Leute Dinge von ſtiller Anmuth ſtellen, kleine Zeichen der ewigen Schönheit, die ſie bei jedem Schritt erinnern mögen. Das haben die guten Zeiten: in ihnen iſt der Menſch auf ſeinem Wege durch das Leben von lauter ſchönen Dingen umgeben. Laſſet uns damit in der Schule beginnen! Laſſet uns die Sinne der Kinder erziehen! Das Traurigſte an unſerer ſchrecklichen und wilden Zeit iſt, daſs die Menſchen unſinnlich geworden ſind. Laſſet uns die Sinne der Kinder durch verführeriſche Sachen aufwecken!

Doch möchte ich den Hamburger Lehrern bemerken, daſs es wichtig iſt, dieſe Kunſt für die Kinder aus den Inſtincten ihrer Race zu holen. Die Hamburger Lehrer ſollen ſich hüten, ihre Wünſche in allgemeinen Normen auszuſprechen. Wollen wir die Kinder mit einer Kunſt umgeben, die in ihnen leben könnte, ſo wird es in jeder Provinz eine andere Kunſt ſein müſſen, eben die ſchöne Form der inſtinctiven Kräfte in jener Provinz. Ich habe das Verzeichnis ihrer Ausſtellung geleſen und mich dann gefragt, was ich von dieſen Bildern etwa für eine Schule in Linz auswählen würde. Die Madonna des Botticelli? Die Lavinia von Tizian? Walter Crane? Ich weiß nicht — ich bin nachdenklich geworden. Wenn man mir ſagen würde: Jetzt thu einmal etwas für Linz, da haſt du eine Schule, richte ſie ſo ein, daſs die Linzer Buben das werden, was ſie nach deinen Gefühlen werden ſollen — wie würde ich mich da anſtellen? Ich würde mich zuerſt fragen: wo wurzelt der Oberöſterreicher? Im Bauernthum. Alſo würde ich das Schulzimmer für die erſten vier Claſſen als „ideale Bauernſtube“ einrichten. Die Bilder an den Wänden müſsten zuerſt den Kindern ſagen, welche Gewalten das Leben beherrſchen: alſo in derber Holzſchnittmanier ein Fürſt, ein Reiter, ein Magiſter und Poet, ein Bauer, ein Kaufmann, ein Knecht, und ſo weiter. In der dritten und vierten Claſſe müſsten die Bilder dann die Kinder an die Vergangenheit ihrer Race erinnern. Wann iſt das Weſen des Oberöſterreichers beſtimmt worden? In den Bauernkriegen. Alſo Darſtellungen, hart und draſtiſch, aus dieſer großen Zeit. Wie da die Inſtincte der Buben aufleben würden! Aber jetzt ſind ſie zehn Jahre alt und treten in das Gymnaſium ein. Das Gymnaſium ſoll aus dieſen geſunden Bauern öſterreichiſche Bürger machen. Ich richte alſo die Schule als „öſterreichiſches Wohnzimmer“ ein, ungefähr Congreſs[illegible], ein Heiligenbild von Führich, viele Schwinds, Landſchaften von Waldmüller: mit vierzehn Jahren werden die Buben dann präpariert ſein, Grillparzer und Stifter aufzunehmen. Aber nun ſollen ſie im Obergymnaſium [illegible] aufgeſucht werden, zu einem freien [illegible] zu kommen: nun wollen wir ihnen das ideale Leben des großen [illegible], der Griechen — alſo das Schulzimmer als Tempel [illegible], darin [illegible] des dramatiſchen und des [illegible] Genres; nach jener Jugend wären ſie [illegible] ſtark genug, es ins [illegible] zu überſetzen.

Man wird das alles phantaſtiſch finden, aber es iſt mein feſter Glaube, daſs nur jene [illegible] ihr Leben bekommen werden, dieſe Menſchen aus theoretiſchen zu äſthetiſchen machen.

Hermann Bahr.

Digitized by Google

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Echt-öſterreichiſche Staatsweisheit: Wenn ein Miniſter noch einen Funken von Regierungsfähigkeit beſitzt, wenn er ein Programm zu drechſeln, wenn er ſich eine parlamentariſche Majorität zu ſichern verſteht, ſo muſs er zur Strafe für dieſe Abweichung von den Grundſätzen echt öſterreichiſcher Regierungs-Impotenz mit Parlament regieren, wie ſauer es ihm auch oft ankommen mag. Hat dagegen ein Miniſter auch nicht die entfernteſte Spur von einer Idee, kann er nicht einmal ein Programm mehr zuſammenleimen, nicht eine Majorität zuſammenbetteln, vermag er auch nicht eine Stimme im Parlament für ſich zu gewinnen, dann hat dieſer Mann das Ideal öſterreichiſcher Staatsweisheit erreicht, und zum Lohn dafür darf er ohne Parlament regieren.

•

Wie heilig ernſt es den Jungczechen mit den Principien der Sprachenverordnungen iſt, beweiſt der folgende Vorfall, der uns aus Mähren berichtet wird. Die Geſchichte ſpielt in Walachiſch-Meſeritſch. Dieſer politiſche Bezirk zählt, ziemlich gleichmäßig über die drei Gerichtsbezirke Roznau, Walachiſch-Meſeritſch und Wſetin vertheilt, insgeſammt 77.224 Czechen, 1252 Deutſche, 46 Polen und 1 Italiener. Es ſind alſo über 98 Procent der Bevölkerung czechiſch. Für einen ſolchen Bezirk geſtehen ſelbſt die deutſchnationalen Ultras die Nothwendigkeit der Kenntnis der czechiſchen Sprache für die dort amtierenden politiſchen Conceptsbeamten zu. In dieſen faſt ganz czechiſchen Bezirk wurde nun im letzten Sommer, ſchon einige Monate nach der Erlaſſung der Sprachenverordnungen, als Bezirkshauptmann ein Beamter geſchickt, der kein Wort czechiſch verſtand. Während alſo von den Beamten in rein deutſchen Bezirken Böhmens ganz überflüſſigerweiſe die Kenntnis der czechiſchen Sprache verlangt wird, ſchickt man hier in einen rein czechiſchen Bezirk einen leitenden Beamten, der die Sprache nicht verſteht, die er täglich im Parteienverkehr und bei der Actenerledigung benöthigt. Die Czechen im Bezirke Walachiſch-Meſeritſch haben natürlich das Unrecht, das ihnen durch dieſe Ernennung widerfuhr, bitter empfunden und die jungczechiſche Partei, noch zur Regierungszeit des Grafen Badeni, erſucht, deswegen die Regierung im Abgeordnetenhauſe zu interpellieren. Man hätte mit Recht erwarten ſollen, daſs dieſer Vorfall im Jungczechenclub einen Sturm der Entrüſtung gegen das Miniſterium erregen würde. Keine Idee davon! Der Jungczechenclub lehnte es direct ab, eine Interpellation einzubringen. Warum? Weil — und das iſt das Köſtlichſte an der Sache — weil der des Czechiſchen nicht mächtige Bezirkshauptmann von Walachiſch-Meſeritſch der Schwiegerſohn eines ſehr mächtigen Herrn war, nämlich der Schwiegerſohn des Unterrichtsminiſters im Cabinet Badeni, der Schwiegerſohn des Barons Gautſch: der von uns ſchon im Sommer wegen ſeiner rapiden Carrière bewunderte Baron Klein. Nepotismus bricht Verordnungsrecht! Das ſcheint der „ſtaatsrechtliche" Grundſatz zu ſein, von dem ſich die Jungczechen in dieſem Falle leiten ließen.

Graf Badeni, der „Verſchwundene", läſst ſich jetzt von den Schlachtſchitzen in Galizien, die, wie es ſcheint, ſeine Wiederverwendung als Statthalter und Wahlmacher von Galizien anſtreben, als ſlaviſcher Nationalheld feiern. Es gibt nun bekanntlich verſchiedene Arten von ſlaviſchen Nationalhelden, active und ... auch andere. Mit einer dieſer Arten hat auch Graf Badeni eine unleugbare Ähnlichkeit gezeigt. Es iſt das die Art des großen [illegible] Ignatiew, welcher bekanntlich unter den [illegible] den Beinamen „Monſieur [illegible]" führte. „Monſieur" und „[illegible]" — treffender als mit dieſen zwei Worten ließe ſich auch der neue Nationalheld der galiziſchen Schlachta Graf Badeni nicht kurz zeichnen.

Die „Reichswehr" iſt gefallen, aber der „Mantel" iſt geblieben. [illegible]

Daſs ich dem Baron Gautſch — vorausgeſetzt, daſs er ihn nicht ſchon abgelehnt hat — die Annahme des David'ſchen Angebots auf's Wärmſte empfehle, verſteht ſich von ſelbſt. Schaden kann ja die „Reichswehr" doch nicht mehr. Die Sache koſtet freilich eine Menge Geld, und dem neuen Finanzminiſter Herrn v. Böhm ſind die Finanzkünſte wahrſcheinlich nicht geläufig, durch die Herr v. Bilinski aus dem Dispoſitionsfond von 100.000 fl. die jährlichen 300.000 fl. für die „Reichswehr" hervorzuzaubern verſtanden hat. Aber in dieſer Richtung läſst ſich heute ſchon Rath ſchaffen. In ihrem heutigen reducierten Zuſtand wäre die „Reichswehr", wenn ſie fortbeſteht, nur als ein dauerndes Denkmal des Badeniſchen Regimes zu begreifen. Und die Erhaltungskoſten eines ſolchen wären mit Fug und Recht aus dem reichdotierten Fond zur Erhaltung hiſtoriſcher Denkmale zu beſtreiten. Dagegen könnte auch der penibelſte Finanzminiſter keine gegründete Einwendung erheben.

•

Die Prager Pöbelexceſſe haben zwar nicht zur Ausgleichung der nationalen Gegenſätze, wohl aber — dem „ſocialen Zuge der Zeit" entſprechend — zur Ausgleichung der ſocialen Unterſchiede beigetragen. Wie wir von ſehr wohl informierter Seite vernehmen, haben die armen Leute von Prag, die ſich an den Plünderungen betheiligt haben, bis über Weihnachten reichlich zu leben. Bis dahin wird hoffentlich das Standrecht in Prag aufgehoben, und dann ſteht einer neuerlichen Ausgleichung der ſocialen Unterſchiede in Prag kein Hindernis mehr im Wege.

Volkswirtſchaftliches.

Die troſtloſe Verwirrung, welche die Regierung des Grafen Badeni in Öſterreich angerichtet hat, und die Ausſichtsloſigkeit, in abſehbarer Zeit wieder in geordnete Zuſtände zurückzukommen, haben an der Börſe eine ernſtliche Verſtimmung erzeugt. Dieſe äußert ſich beſonders auf einem Gebiete, welches ſeit Langem abſeits von den Tagesſchwankungen liegt: auf dem Rentenmarkt. Im Auslande beginnt nämlich die Zerklüftung der Monarchie Beunruhigung unter den Beſitzern öſterreichiſcher Staatsfonds zu erregen. Der Rückſtrom iſt vorläufig nicht bedeutend, auch die Coursrückgänge ſind nicht ſehr erheblich, aber wenn ſich die Zuſtände weiter ungünſtig geſtalten, und thatſächlich die Ausgleichsmöglichkeit zwiſchen Öſterreich und Ungarn ernſtlich in Frage geſtellt werden ſollte, dann iſt die Gefahr einer Mobiliſation der im Ausland placierten Renten, wie wir ſie in den Jahren 1893 und 1894 in Actien erlebt haben, nahegerückt. Ob wir die Aufnahmsfähigkeit für die dann hereinſtrömenden Titres beſitzen werden, iſt abzuwarten. Vorläufig fehlt ſelbſt für die verhältnismäßig kleinen Poſten die Aufnahmsluſt. Im Gegentheil, wie immer in ſolchen Fällen, verſchärft die Speculation durch Contremineabgaben die Situation. Die Börſe iſt von der Rentenbewegung beherrſcht und auf allen anderen Gebieten total geſchäftslos. Nur am Deviſenmarkt rufen die Anſchaffungen des Gegenwerts für die importierten Renten ſtarke Nachfrage nach ausländiſchen Zahlungsmitteln hervor. Obwohl die Bank ſtark als Abgeber auftritt, beträgt das Goldagio doch bereits circa [illegible] Procent. Die innere Kriſe wird auch eine Probe auf die Möglichkeit der Aufrechthaltung der Parität und der Barzahlungen bieten; der Anfang ſpricht nicht für einen günſtigen Ausfall der Probe.

•

Neben der Rentenbewegung beſchäftigt man ſich in Finanzkreiſen gegenwärtig vor allem mit dem Gasanlehen. Dr. Lueger arbeitet gern mit coups de théâtre; ein ſolcher war die Einladung einzelner Banken zu Verhandlungen wegen dieſes Anlehens. Der erſte Eindruck an der Börſe war allgemeine Entrüſtung und die Meinung machte ſich geltend, die ſo oft beſchimpften Bankdirectoren hätten die Einladung rundweg abzulehnen. In den betheiligten Kreiſen beſann man ſich aber bald darauf, daſs die Bankdirectoren von den Actionären nur das Mandat erhalten hätten, Geſchäfte für ſie zu machen, nicht aber gekränktes Ehrgefühl zu zeigen, und daſs ſie, wenn ihre perſönlichen Empfindungen mit den Pflichten ihrer Stellung in Conflict gerathen, nicht das Recht hätten, die letzteren den erſteren zu opfern, ſondern höchſtens ihre Actionäre darüber zu befragen hätten. Es fanden daher ſogenannte unverbindliche Beſprechungen mit der Gemeindeverwaltung ſtatt, deren Reſultat abzuwarten iſt. Wenn es Doctor Lueger mit der Vergebung des Gasanlehens an die Banken ernſt iſt, dann hätte er ſich nicht leicht einen ungünſtigeren Moment dazu ausſuchen können, und ſein langes Zögern und ſeine Verſuche an allen möglichen Orten das Anlehen unterzubringen, werden der Commune theures Geld koſten. [illegible]

Kunſt und Leben.

[illegible] Théâtre Corneille [illegible] Frau de Mez. Berlin, [illegible] Lustſpieltheater [illegible] „Die kleinen [illegible] Marcelle [illegible] Anzengruber.

[illegible] als Johannes Freund [illegible] bringt ein ausdrucksvolles

Spiel und eine ſchöne Stimme, deren Klang ein wenig an Reichmann erinnert, wenn ſie auch ſchwächer iſt, als bei dieſem. Der vorläufige Eindruck ſeiner Leiſtung iſt denn auch ein ſehr günſtiger geweſen, was umſomehr bedeuten will, als ſeine Rolle bisher auch bei uns glänzende Darſteller fand, und die geringſte Unzulänglichkeit doppelt bemerkt worden wäre. An der Oper fiel mir diesmal beſonders auf, wie naturwahr Kienzl den Ausdruck des Rührenden in der Muſik getroffen hat, und wie mit dieſem der Charakter des ganzen Dramas übereinſtimmt. Dieſes ſelbſt hätte ſich ja auch weſentlich anders, hiſtoriſch detaillierter, darſtellen laſſen. Aber Kienzl concentriert alles auf die Entſtehung eines beſtimmten Stimmungsbildes, in dem er ſelbſt wichtige Details weglässt, wenn ſie die Stimmung ſtören könnten, andere hinzuzieht, wenn ſie ſie fördern. Deshalb, glaube ich, liegt der Erfolg der Oper nicht bloß im Sujet an ſich, ſondern in der Kienzl'ſchen Darſtellung.

In Verdis „Traviata“ gaſtierten Frau Saville und Herr Naval. Die Leiſtung beider Gäſte nahm ſich im Rahmen der Hofoper etwas kleiner aus als im Theater a. d. Wien, nicht qualitativ, aber quantitativ. Frau Saville ſpielte wie eine Tragödin und brachte überhaupt jene Theile der Partie am beſten zur Geltung, in denen die ſchauſpieleriſche Aufgabe den größeren Antheil hat. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daſs ſie in geſanglicher Beziehung nicht befriedigte. Die feine Behandlung der Kopfſtimme, ihre muſikaliſche Empfindung und geiſtige Bereicherung der Rolle geſtatten ihr auch die ſchwierigſten Paſſagen zierlich herauszuputzen. Hingegen gelingt es ihr ſelten, ſich in den großen Räumen der Oper geſanglich auszuzeichnen. Herr Naval bewährte ſich auch in der Hofoper als trefflicher lyriſcher Tenor, der in Rollen, die über gewiſſe dynamiſche Anforderungen nicht hinausgehen, ein willkommenes Mitglied des Enſembles ſein wird. Sein gewandtes Spiel wird ihm ſogar eine Stütze ſein. Beide Gäſte ließen uns das Beſtehen einer kleineren komiſchen Oper in Wien ſchmerzlich vermiſſen. Die Oper ſelbſt erſchien im Vergleich mit dem Theater a. d. Wien wie im Lichte der Verklärung, nur begreiſe ich nicht, wie man Verdis Balletmuſik im dritten Act ſtreichen und ſtatt deren eine über alle Maßen banale Tanzmuſik einlegen konnte, zu welcher der Tanz nach meinem Geſchmacke eine ſinnloſe und lächerliche Hirnſpringerei war. Wann wird dieſer Barbarismus, den ich auch in Gounods Fauſt beobachtete, endlich aufhören? Iſt denn wirklich niemand an unſerer Oper, der das ſtörend empfindet?

Als Brünhilde in der „Walküre“ trat Fräulein von Mildenburg zum erſtenmale vor das Publicum der Hofoper. Ihre Leiſtung bedeutet, in dieſer Rolle wenigſtens, einen vollen Erfolg. Eine große ſtattliche Erſcheinung mit herrlichem, kräftigem, wohlklingendem Sopran, deutlicher Ausſprache, verſtändigem Spiel, eroberte ſie die Gunſt der Zuhörer gleich nach ihrem erſten [illegible] Auftreten und behielt ſie während des ganzen Dramas. Wenn ſie die übrigen Rollen ihres Repertoires auch ſo ſingt wie die Brünhilde, dann hätten wir in ihr die Primadonna gefunden, die wir ſo lange ſuchen. Bis zu dieſem Ergebnis wollen wir die definitive Entſcheidung noch zurückhalten. Schade, daſs Herr Van Dyck der guten Schulung, die das Studium des Siegmund erfordert, und die er noch nicht ganz beherrſcht, ſich nicht ſchon früher fleißig gewidmet hat. Der imponierende Wotan Reichmanns, die [illegible] Sieglinde der Frau Ehrenſtein, die zürnende Fricka des Frl. Walker, der markige Hunding Reichenbergs und das diesmal beſonders tüchtige Walkürenoctett gaben im Verein mit dem [illegible] unter Richters altbewährter Leitung ein wundervolles Enſemble.

Als „Tamino“ hatte Herr Naval einen weit weniger glücklichen Abend. Nicht nur reichte bei der heroiſchen Stelle die Stimme nicht aus, auch das [illegible] war in dem anſcheinend ungewohnten Coſtüm [illegible] und ausdruckslos. [illegible] der Darſtellung [illegible] überhaupt [illegible] Stern, es [illegible] kleine [illegible]. Die Erſcheinung der [illegible], von der ſelbſt der [illegible] ſagt, ſie könne bei den [illegible] wegfallen, iſt ein [illegible], daſs nichts anderes übrig bleiben wird, als dieſe neue „[illegible]“ wieder zu [illegible].

R. W.

„Renaiſſance“, das berühmte Stück von Schönthan und Koppel-Ellfeld, das über alle deutſchen Bühnen im Triumph gezogen iſt, hat das Publicum der Premiere im Deutſchen Volkstheater [illegible], nicht einen Moment ſind die Leute warm geworden, obwohl es von Frau [illegible] und Herrn [illegible], von Fräulein [illegible], [illegible], Fräulein [illegible] und den Herren [illegible] [illegible] geſpielt wurde. Was hat das zu [illegible] „[illegible]“ geworden, trotzdem wir wirklich [illegible]. [illegible] „Das [illegible]“ [illegible]. Dann [illegible] „[illegible]“ [illegible].

H. B.

[illegible] „[illegible] [illegible]gabunden“ von E. Decourcelle. Ich habe es nicht

ſo abſcheulich gefunden wie ſonſt die Stücke dieſer Gattung. Es iſt nämlich bei allen Blutrünſtigkeiten mehr ein Schauſpiel für Kinder als für den erwachſenen Pöbel und deſſen rohe Senſationsluſt. Ich erinnerte mich dabei ſogar an ein ganz beſtimmtes Büchlein aus der Hoffmann'ſchen Jugendbibliothek, das mir einmal helles Entzücken bereitet hat, es hieß, glaube ich, „Der kleine Savoyarde“. Da war eine ähnliche Geſchichte von einem Grafenkind zu leſen, das bei Straßenräubern aufwächſt, in Paris umherirrt und zum Schluſs ſeine Eltern findet. Nur die dumme Einkleidung mit dem Mann, der ſeine Frau für treulos hält und in blinder Eiferſucht ſein Kind verſchenkt, hat gefehlt. Kinderbücher ſind eben geſchmackvoller als Senſationsſchauſpiele. Uebrigens haben auch im Carltheater die Vagabunden- und Kinderſcenen viel mehr intereſſiert als das ariſtokratiſche Einkleidungsmilieu, ſchon deshalb, weil ſie viel beſſer geſpielt werden. Fräulein Gillmer gibt ihre Rolle mit grellen, alten Theatermitteln, aber auch mit ſoviel lebhaftem Temperament, daſs es eine wahre Freude iſt. Fräulein Sangora thut ſich gleichfalls mit Eifer hervor, und Herr Worms, ſowie Herr Tewele und Frau Streitmann ſind gar ſtilvolle Vagabunden, die alle Kenner der Jugendbibliothek entzücken müſſen.

A. G.

Es waren keine großen Erwartungen, die das Programm des dritten Concertes der Philharmoniker erweckte. Die Aufführung hat indes alle Bedenken zerſtreut. Vor allem hat Frl. Marcella Pregi durch ihren intelligenten Vortrag und ihre eminente Geſangskunſt allgemeine Bewunderung hervorgerufen. Nur ihren glänzenden Eigenſchaften iſt es zu danken, daſs ein Stück von ſo veraltetem Schnitt wie Händels Arie aus „Giulio Ceſare“ und die ſo oft gehörte Arie der Suſanne geradezu zündend wirkten. Ohne ſie wären auch die drei Geſänge von Paladilhe, Widor und Fauré, dieſe Typen franzöſiſcher Salonreligioſität, ganz abgefallen. Frl. Pregi aber brachte doch etwas Leben in die hohlen muſikaliſchen Phraſen und hob ſchon äußerlich die Bedeutung dieſer Stücke durch das eigenthümliche Talent der franzöſiſchen Sänger, zum einfältigſten Text das geſcheiteſte Geſicht zu machen. Geradezu hinreißend ſpielte das Orcheſter Beethovens vierte Symphonie, namentlich den erſten Satz. Wieder bewunderte ich bei dieſer Gelegenheit Richters ſtreng ſachliche, einfache und doch ſo vorliegende Tactbewegung. Das ganze Werk in allen ſeinen Zügen ſcheint geradezu aus ſeinem Wink hervorzugehen. Wenn das ſein Director nur auch ſo könnte! Bei dem aber ſind die Handbewegungen ein Paradeſtück für ſich, das mit dem Spiel des Orcheſters in keinem Zuſammenhang ſteht. Schumanns Ouverture zu „Julius Caeſar“ hat mich lebhaft an den Ausſpruch Weingartners erinnert, daſs Schumann die Klangfarbe des Orcheſters nicht zu behandeln verſtand, ſo gewöhnlich klingt das ganze Stück. Am wenigſten befriedigte die Novität des Concertes: Ouverture „Des Meeres und der Liebe Wellen“ von Robert Fuchs. Der Componiſt wollte offenbar über das ihm von der Natur verliehene Maß hinausgehen und iſt deshalb weit unter demſelben zurückgeblieben. Seine einfachen, anſpruchsloſen Serenaden ſind viel bedeutender als die anſpruchsvolle Ouverture. Mit ſo viel Pomp und ſo wenig Empfindung hätte Leander keine Eroberung gemacht. Die Ouverture hat ſie auch nicht gemacht.

R. W.

Man ſchreibt uns aus Mailand: Eleonore Duſe hat hier einige Gaſtſpiele gegeben und iſt in ihren beſten Rollen, wie „Magda“, „Santuzza“ und anderen aufgetreten, dann aber auch in Rollen, welche ſie offenbar nur deshalb ſpielt, um ihr unbändiges Temperament auf der Bühne austoben zu laſſen, — Rollen, in denen ſie nicht durch die läſtigen Schranken einer Charakterzeichnung oder nur überhaupt eines vernünftigen Sinnes gefeſſelt iſt, ſondern in denen ſie [illegible] thun kann, was ſie will, ohne die Geſammtwirkung irgendwie zu beeinträchtigen, wie z. B. „Die Frau des Claudius“. Ueber ihre große Kunſt braucht man nicht Worte zu verlieren, immerhin aber machen ſich in der hieſigen Kritik Stimmen bemerkbar, welche ihr vorwerfen, ſie beginne manieriert [illegible] zu ſpielen und ſich zu wiederholen; ein Vorwurf, der ihr in Rollen, wie die eben erwähnten, nicht ganz mit Unrecht trifft. Aber freilich, die Duſe müſste kein Menſch ſein, wenn Triumphe, wie die ihrigen, ohne Rückwirkung bleiben ſollten. Jedoch, es ſcheint, als ob ſie nicht lange mehr Alleinherrſcherin auf den italieniſchen — und ſagen wir auch gleich euro[illegible] — Bühnen ſein werde. Immer häufiger wird ein Name neben dem ihrigen genannt: Tina di Lorenzo. Um den Unterſchied zwiſchen ihrer Perſon und Kunſt und derjenigen der Duſe kurz zu charakteriſieren, muſs man ſagen: Tina iſt jung und ſchön. Wenn die Duſe ſpielt, ſcheint ſie zu ſagen: „Seht, ich bin weder jung, noch ſchön, — und dennoch greif' ich Euch an die Seele!“ Und die Lorenzo ſcheint zu ſagen: „Seht, ich bin beides — und dennoch greif' ich Euch an die Seele!“ [illegible], der bekannte Publiciſt, [illegible] einem im [illegible] der „[illegible]“ erſchienenen [illegible]: „[illegible] Eleonora Duſe a Tina di Lorenzo“, [illegible]: „Die Duſe — da glaubt man die Nerven und die Seele eines Menſchen leben [illegible] ſich zu ſehen, die nur zu ihrer Kunſt [illegible], [illegible] Frauenleibes bedienen, der unter ihren Krämpfen und [illegible] manchmal [illegible] zu zerbrechen ſcheint. Tina di Lorenzo aber iſt die Geſundheit ſelbſt, bei ihr iſt Körper und Seele völlig eins, und ihre Schönheit und ihr [illegible] ſtarker [illegible] ſcheinen nur die beiden Emanationen [illegible] [illegible] zu ſein.“ Wenn man bedenkt, daſs die Lorenzo kaum ein [illegible] Jahre [illegible] und eine [illegible], [illegible] [illegible], [illegible] nicht abzuſehen, welche Zukunft ihr [illegible] [illegible].

R. M. Fr.

Bücher.

[illegible]: [illegible] 1896–1897. Paris, Librairie [illegible] & Co. 1898.

Von [illegible] [illegible] Werk von einem [illegible]. Man muſs [illegible] Leſe[illegible] ein ſolches [illegible] Buch [illegible] mehr als [illegible]

Digitized by Google

— geſchrieben iſt. Für die eigentlichen Finanzkreiſe iſt es wohl zu umfangreich. Als Nachſchlagebuch iſt es ſeiner ganzen Anordnung nach nicht geeignet, ein officielles Jahrbuch, wie etwa der uns der „Compaſs“ iſt es nicht; auf Wiſſenſchaftlichkeit kann es keinen Anſpruch machen: dazu iſt es viel zu einſeitig, ſteht der Verfaſſer zu ſehr im Mittelpunkt der Ereigniſſe, als daſs er objectiv ſein konnte. Alſo für welche Kreiſe iſt es eigentlich beſtimmt? Vielleicht will der Verfaſſer nur künftigen Finanzhiſtorikern das Quellenſtudium erleichtern. Dieſe werden ſich ſo wie wir über den Mangel an Objectivität hinwegſetzen müſſen; denn für Herrn Raffalovich, dem bekannten Agenten der ruſſiſchen Regierung und dem Redacteur des „Journal des Débats“, ſcheinen Capitalismus und Börſe in ihrer heutigen Verfaſſung der Gipfel der menſchlichen Cultur zu ſein. Jeder der irgendwie für Börſenreform im Geſetzgebungswege eintritt, jeder der nicht unbedingter Anhänger der Goldwährung iſt, ja auch jeder Anhänger einer ſocialen Geſetzgebung und jeder, der der agrariſchen Bewegung eine gewiſſe Berechtigung zuerkennen mag, fällt als Thor oder Böſewicht der vollen Verachtung dieſes Mancheſtermannes anheim. Wer ſich aber über dieſe principiellen Gegenſätze hinweggeſetzt hat, wird in dem Buch eine ſolche Fülle gut gewählter intereſſanter ſtatiſtiſcher Daten, adminiſtrativer und legislativer Maßnahmen, financieller und politiſcher Ereigniſſe erwähnt finden, daſs er das Buch mit Intereſſe durchblättern, zum Theil auch leſen wird, und zwar nicht nur die von Herrn Raffalovich ſelbſt gearbeiteten Capitel, ſondern auch die Beiträge anderer Autoren; denn Herr R. weiß meiſt ſeine Mitarbeiter, theils freiwillige, theils unfreiwillige, gut zu wählen. Leider macht gerade das Capitel über Oeſterreich-Ungarn hievon eine Ausnahme und iſt recht inhaltsarm und unintereſſant ausgefallen. W. F.

Albert von Hermann: Antonio Salieri. Eine Studie zur Geſchichte ſeines künſtleriſchen Wirkens. Wien, Ad. Robitſchek, 1897.

Die vorliegende kleine Schrift iſt das Werk des in den Wiener muſikaliſchen Kreiſen hoch geſchätzten Muſikſchriftſtellers A. v. Hermann, den vor zwei Jahren ein tragiſches Geſchick einer eben beginnenden glänzenden Laufbahn entriſs. Eine der intereſſanteſten und ſpeciell für Wien wichtigſten Epochen der Muſikgeſchichte — das Verhältnis Salieris zu Gluck und Mozart — kommt darin zu einer neuen und von der landläufigen Meinung vielfach abweichenden Darſtellung. Hermann betont zunächſt, daſs Salieri kein Vertreter der italieniſchen Opernrichtung, ſondern ein Anhänger von Glucks Theorie und kein ſachlicher Gegner Mozarts war, von dem ihn lediglich die Verſchiedenheit der geſellſchaftlichen und künſtleriſchen Stellung trennte. Nach einigen Bemerkungen über das Leben Salieris geht Hermann zu einer eingehenden Analyſe zweier ſeiner Opern über: „Armida“ und „Der Rauchfangkehrer“. Namentlich die letztere Oper bietet intereſſante Vergleichungspunkte mit dem vier Jahre ſpäter componierten „Figaro“ von Mozart. Gleich die Ouverture iſt im ſelben Zeitmaß, demſelben Takt und in derſelben Tonart, überhaupt in derſelben Manier componiert wie Mozarts berühmte Ouverture. Das waren allerdings auch andere Ouverturen jener Zeit. Es iſt ſchade, daſs es dem Verfaſſer nicht vergönnt war, ſeinen Plan auszuführen und die vorliegende Schrift zu einer vollſtändigen Biographie Salieris auszuarbeiten. Es wäre namentlich von Intereſſe geweſen, die übrigen [illegible] Opern Salieris kennen zu lernen, von denen beſonders die Oper „Prima la musica e poi le parole“ dem [illegible] Titel zu [illegible] ſcheint. Auch die von Hermann erwähnten dramaturgiſchen Bemerkungen, die Salieri in ſeine Partituren einzutragen pflegte, dürften über deren Auffaſſung der Oper den nothwendigen Aufſchluſs geben. Vielleicht findet ſich noch ein [illegible], der Hermanns Studien in dieſer Richtung [illegible], zumal die Forſchung [illegible] durch dieſe Vorarbeit und ihre Literaturnachweiſe weſentlich erleichtert werden. R. W.

Gabriele Reuter: „[illegible]“ Roman. Berlin. S. Fiſcher 1897.

[illegible]

Größe und Erhabenheit der Worte, deren Sinn ihnen nur ein dunkles Erhabenheitsgefühl, keine dauernde Erkenntnis fürs Leben mitgab. O. St.

Furcht vor dem Heim und andere Novellen. Berliner Geſchichten von Max Kretzer. Leipzig. A. Schumanns Verlag 1897.

Die Zeit, da Max Kretzers ſociale Romane Ereigniſſe waren, iſt lange vorbei. Man weiß ſeitdem, daſs er literariſch ein „fleißiger Schriftſteller“ geworden iſt, wie er ja auch früher bekanntlich in einer Fabrik gearbeitet hat. Was er jetzt „ſchafft“, wie z. B. dieſes Buch troſtloſer Novellen, ſind ganz öde, harte, leichte und ausblickloſe Bauten, ohne jeden Stil oder irgend welche Schönheit. Und wenn in ſolch armen Räumen ſchon einmal ein Bild hängt, ſo iſt es eines jener ganz wohlfeilen dem Kundigen noch unſympathiſcheren Farbendrucke. Nur eine Erzählung. „Die ſteinerne Juſtiz“ enthält ein wirkliches Bild: aber es iſt auch ganz in Grau. P. W—r

Gyp: „La fée surprise“. Paris, Calman Lévy 1897.

Bevor ich noch das Buch aufſchnitt, fiel mir auf der Innenſeite des Titelblattes ein Verzeichnis der ſämmtlichen bisher erſchienenen Schriften der Gyp auf. Es ſind nicht weniger als 45 Bände aufgezählt. „La fée surprise“ iſt alſo der ſechsundvierzigſte. Das entſchuldigt vieles: nicht am Buch, ſondern an der Verfaſſerin. Wenn man mit faſt ſchon journaliſtiſcher Schlagfertigkeit und ſeinen Einfällen oder auch bloß einer äußeren Gelegenheit mit gewandter Feder folgend Skizzen ſchreibt, kann man ſie kaum beſſer als die Gyp machen. Ein höheres Genre aber ſtellen dieſe Dialoge und Anekdoten, wenigſtens in dem vorliegenden ſechsundvierzigſten Bande, nicht dar. „Flirtage“ ſcheint mir die beſte Skizze darin zu ſein. —d.

Revue der Revuen.

Die „Socialiſtiſchen Monatshefte“ bringen in ihrer Octobernummer einen Aufſatz von G. Ledebour, einem Redacteur des „Vorwärts“, welcher ſich mit der Betheiligung der Socialdemokratie an den preußiſchen Landtagswahlen befaſst. Die Erregung über dieſes Thema iſt durch den Parteitagsbeſchluſs von Hamburg noch nicht beigelegt worden. Ledebour iſt mit der diesbezüglichen Verhandlung und Abſtimmung des Parteitages nicht zufrieden. Er meint, daſs über die Frage der Betheiligung an preußiſchen Wahlen auch nur die preußiſchen Socialdemokraten hätten entſcheiden dürfen. Das Stimmenverhältnis wäre kaum wohl ein etwas verändertes geweſen. Uebrigens iſt die Abſtimmung zu großen Theilen einer rhetoriſch vollendeten Rede Auers zu danken geweſen. Nichts war aber für die Zuſchauer überraſchender, als dieſe Rede Auers. Er habe noch bis kurz vor dem Parteitag jede ſelbſtändige Betheiligung der Partei perhorresciert, ſei gegen Bündniſſe mit bürgerlichen Parteien und für die einfache, offene Unterſtützung der Freiſinnigen eingetreten. Auf dem Congreſſe vertrat er plötzlich einen ganz anderen Standpunkt. Er ſchloſs ſich Bebel an und trat für bedingte Bündniſſe mit den Freiſinnigen ein. Das ſind — wenn man bedenkt, daſs Auers Rede für die Abſtimmung ausſchlaggebend war — ſehr intereſſante Beobachtungen. — Im gleichen Heft ſchreibt Dr. Arthur Mühlberger wieder über Ernſt Buſch. Die bedeutende Entdeckung Buſchs beſteht darin, daſs er in die letzte praktiſche Folgerung den Gedanken verfolgte, daſs die moderne Geſellſchaft längſt nicht mehr, wie die liberale Oekonomie und der Marxismus lehren, vom Eigenthum, ſondern von der Circulation lebe. Der einzig wahre Arbeitgeber iſt der Consument. [illegible] ſich die producierenden Schichten des Volkes ihrer Conſumentenrolle bewuſst ſein werden, ſo müſſen ſie auch nicht nur die Arbeit, ſondern auch [illegible] ihre eigenen Arbeitsgeber werden! Man darf ſagen, daſs der kleine Antrag Mühlbergers der intereſſanteſte Theil des Heftes iſt. Sonſt finden ſich noch diverſe, mehr oder minder ſpitzfindige, langathmige Discuſſionsfragen des Socialismus erörtert und ein Aufſatz [illegible] über den ſpaniſchen Anarchismus. Es [illegible] die [illegible] der ſpaniſchen Attentate, ſowohl der autoritären wie der [illegible]. Eine Bemerkung, daſs man die Gefangenen auf Montjuich [illegible] habe, um von ihnen Erklärungen zu erpreſſen: ſie wurden [illegible] iſt die Parole des Artikels.

[illegible] der „Nouvelle Revue“ geißelt die Herzogin [illegible] in ſehr [illegible] und [illegible] Weiſe die Anglomanie der [illegible] Geſellſchaft. Der elegante Pariſer [illegible] als einem Engländer aufs Haar zu gleichen, und [illegible]. Und doch würde er dem [illegible] nahe kommen, wenn er ſich begnügte, ganz er ſelbſt [illegible] an den Engländern das Charakteriſtiſche, daſs [illegible] und ihre Sitten und Gewohnheiten [illegible]. Nach der Verfaſſerin wäre die Anglomanie mit Ludwig XVIII. [illegible], hätte ſich unter Napoleon III. ge[illegible] an Lächerlichkeit grenzenden [illegible]

[illegible] im October [illegible] „Romanticiſme“ [illegible] in Skandinavien [illegible]

[illegible]

Im Septemberhefte der „**Biblioteka Warszawska**“ beſpricht der bekannte polniſche Theaterkritiker **W. Boguslawski** das Warſchauer Theaterjahr 1896/97. Ein bedeutendes Zugſtück war das Milieudrama Małka Schwarzenkopf, von der durch ihre naturaliſtiſchen Dramen und Romane bekannten Gabriela Sznczko Zapolska. Es iſt die Tragödie einer jungen Jüdin, welche, durch Zufall in einem vornehmen Milieu erzogen, wieder ins dunkle, traurige, verkommene Ghetto, dem ſie entſtammte, zurückgeſchleudert wird. Von den ausländiſchen Dramatikern nehmen hier den erſten Platz ein die Deutſchen, dann kommen die Italiener, zu allerletzt erſt die Franzoſen. Beſonders erwähnenswert ſind die Urtheile Boguslawskis über die jüngſtdeutſchen Dramatiker, zumal über Schnitzler, Hirſchfeld, Sudermann und Wildenbruch. Während bei den Franzoſen noch immer die Alkovenatmoſphäre des Ehebruches vorherrſcht, für welche ſie beſondere Schauſpieler, Decorationen, Couliſſen, Möbel und Requiſiten beſitzen, ſcheint in den deutſchen Theatern ein friſcher Zug zu wehen: dieſer Zug iſt zwar, wie die Peſſimiſten meinen, nicht nur gegen literariſche Schablonen, ſondern auch gegen manche Formen des ſocialen Lebens, zumal gegen die Familie, gerichtet. Dieſe habe aber noch immer, wenn auch über gebrochene Herzen und über Leichen hinweg, den Sieg davongetragen. Die jüngſtdeutſchen Dramatiker ſind Individualiſten. Dieſer Individualismus hat etwas Edles in ſich. Es iſt dies weder der trockene Gelehrtenſtolz Ibſens, welcher im egoiſtiſchen Cultus ſeines intellectuellen Ich ſich bis zu anarchiſchen Gelüſten verſteigt, noch die erotiſche Zügelloſigkeit der Franzoſen, welche einzig in der unbeſchränkten Freiheit der Leidenſchaft die Emancipation des Individuums erblicken. Es iſt dies eher die Erwartung einer Sittenrevolution in der Familie, welche ſich noch nicht den neuen Lebensbedingungen angepaſst hat. Schnitzler iſt ein ſcharfer Beobachter, ein guter Bildhauer plaſtiſcher Details in der Erzählung, voll Talent in der Charakteriſtik und voll dramatiſcher Kraft auf der Bühne. Er iſt der Dichter jener auf- und abwogenden Empfindungen, welche zwiſchen Liebe und Liebelei hin- und herſchwanken, ein Dichter der Nuancen, unter welchen, über die alltäglichen Motive hinaus, hie und da ideale Horizonte ſichtbar werden.

Liebesbriefe.

Von Philipp Langmann.

(Schluſs.)

Gnädige Frau! Noch einmal bitte ich Sie. Noch einmal rufe ich aus dem Abgrund und ringe die Hände. Ueben Sie Gnade, wenn ich das Recht verwirkt habe. Ich höre es, wie Sie mir jetzt zornig zurufen, ich habe keine Rechte. Alſo ſei es, ich habe keine. Ich habe alle Rechte verwirkt, die ich mir durch meine Liebe erworben habe, alle, auf die ich durch Ihre Liebe Anſpruch habe. Sie leugnen die Vergangenheit, Sie täuſchen ſich vor, ſie ſei geſtorben? Aber Sie haben mich geliebt! Das iſt das Wort, das ich Ihnen zurufe und Ihnen immer wieder zurufen werde. Sie haben mich geliebt, das war mein Glück und das iſt jetzt mein Stab und meine Zuverſicht. Denn, wenn ich auch verkannt bin und verdammt, ferne von Ihnen zu ſein, wenn Sie auch leben ohne daſs ich neben Ihnen ſtehe, wenn auch ein anderer den Leib ſein nennt, der mein iſt, mein iſt! — wenn auch die Gerichte ihr Urtheil gefällt, wenn auch Sie ſelber mich von ſich geſtoßen haben, Sie haben nur einen Menſchen geliebt, mich! — Auch das Leben, das Sie leben, iſt kein ſchwacher Schein jenes Glanzes von damals! — Angela!

Jene Zeit kann nicht ausgewiſcht und nicht verlöſcht werden, ſolange wir beide leben. Nicht mir allein gilt ſie als das Paradies, das ich verloren, auch Ihnen, nicht allein meine Seele breitet die Arme nach dem verſunkenen Glück, auch die Ihre. Was war, das war, das macht kein Gott mehr ungeſchehen, es iſt, es lebt wie die Gegenwart. Darum rufe ich Ihnen zu, alle Rechte ſind erloſchen und ungiltig, ich bin ein Fremder, Sie ſind die Frau eines anderen, Sie haben Pflichten, ich habe keine, Sie ſind gebunden und ich ungebunden, ich bin frei, Sie haben Ehre, Heimat, Haus, Glück, Sicherheit, ich habe nichts, aber — Sie haben mich geliebt, ich bin der Einzige, den Sie geliebt haben. Ich bin der einzige, den Sie lieben.

Ich bin der einzige, den Sie lieben, und niemals werden Sie einen anderen lieben als mich.

Höhnen Sie, machen Sie ſich luſtig, verachten Sie mich, es iſt vergebens ſo. Und es muſs ſo ſein. Denn es würde zum Himmel auf-[illegible] die Bäume müſsten zu ihrer Wurzel wachſen, das Waſſer müſste zu Berge fließen und Feuer müſste frieren, wenn meine Liebe in Ihnen keinen Widerhall erweckt hätte, wenn meine Flamme Sie nicht entzündet, meine Seele Sie nicht berührt, die Stimme meines Herzens niemals an Ihres angeſchlagen hätte. Das wiſſen Sie. Leugnen Sie alſo, daſs Sie mich geliebt haben und daſs Sie mich noch lieben, leugnen Sie, was Ihnen ſelbſt unbewuſster als die Wahrheit in Ihnen [illegible] das vermögen Sie nie und nimmermehr abzuſchwächen, zu leugnen, [illegible], daſs ich Sie liebe.

[illegible] Sie, jemand liebt, der Sie liebt. Erinnern Sie dieſes [illegible] Glück, Sie werden geliebt! Ja, das iſt es, was wir [illegible], das iſt es, wonach wir [illegible] den [illegible] [illegible] Wieder, wonach wir [illegible] Hände [illegible], um [illegible] zu [illegible] [illegible] Wozu haben wir nach [illegible] [illegible] die Macht [illegible] nach [illegible] [illegible] das Schickſal [illegible] Sonntag [illegible] Sie ge[illegible] [illegible] Sie nennige. Sie haben [illegible] Farben, zur Nennung von [illegible] [illegible] ob Sie wollen oder nicht, [illegible] Sie [illegible] [illegible] ob Sie ſie [illegible] Winkel ſtellen oder

vor ſich hergehen laſſen, ob ſie ferne oder nahe iſt, ob der Körper im Lichte wandelt oder unter der Erde modert, die Seele iſt Ihr Eigenthum.

Was gilt da Geſetz und Richter, was gilt da einer, deſſen Seele den unſeren ohne Theilnahme beiwohnt, was gilt da Pflicht, Achtung, Ruf, Gegenwart und Zukunft, wenn die Ewigkeit ſchreckt. Denn unſere Seelen ſind geeint für die Ewigkeit, das ſagt mir die niemals verfehlende Stimme von oben.

Aber auch Sie haben mich geliebt! Hören Sie wohl! — Und Sie glauben, daſs ich mir das rauben ließe, ohne mich wie ein Tiger zu vertheidigen, Sie glauben, es gibt eine Macht und ein Recht in der Welt, irgendwo und bei irgendwem, von der ich mir dies abſprechen ließe, dem ich zugeſtehe, daſs er meine Seele ermorden darf? So rufe ich Sie alſo zu mir zurück! Zu mir! — Denn mir gehören Sie an. W.

*

Gedenken Sie, Angela, jener Jahre? Linder, fliederduftgeſchwängerter Frühlingsathem haucht über mein Herz, leiſe von ferne her höre ich einen hohen Choral, und ich ſehe Sie erröthend in meinen Armen. Damals blühte die Welt noch, noch lebte die Hoffnung, die Sonne und das Glück ſchienen in unſere Herzen und jeder Morgen kam wie vom Himmel geſchenkt als ein holdſeliger Knabe mit Blumen in den Händen auf uns zu. In Ihren Augen blühte mir die Welt. Alles ringsum leer, verſunken, nur Ihr Auge, Ihr herrliches Auge war meine Welt, mein glanzvolles, klares Leben, voll Güte, voll Vertrauen und Liebe. Stundenlang gieng ich wie verträumt umher, an nichts anderes denkend als an dieſen Blick und wenn mich die Menſchen, der Erwerb ablenkte, wenn ich, in Nachdenken verloren, wie morgen das Brot zu verdienen, nach Hauſe ſchritt und ich öffnete die Thür und ich ſah Sie, jauchzte ich in der Wonne der Ueberraſchung über das Wiedergefundene, über die Augen meiner Angela, an die ich Thor einen Augenblick nur hatte vergeſſen können. Und dann ſprachen Sie zu mir. O ja! Sie ſprachen zu mir mit Ihrer Stimme, Worte, die nur einmal ein Weib zu mir geſprochen hat. Erinnern Sie ſich jenes Ausflugs am Sonntag nachmittags, an die Thalpartie, als Sie Ihren Sonnenſchirm verloren? Als wir am Bache ſtanden, über den ich Sie hinübertrug? Vorher hatten wir dort ein Viertelſtündchen geweilt, verſunken in uns, in die Welt, die Gott ſo herrlich ſchön gemacht, in das leiſe Geflüſter der Erlenblätter, in das Murmeln des Baches. Da ſagten Sie ein Wort, mein Himmel ich habe es vergeſſen, ich kenne ſo viele Tauſende von Worten, die Sie geſprochen haben, dieſes habe ich vergeſſen. Sie ſprachen und es ſchien mir als habe der Bach geſprochen, als hätte die Erle geflüſtert, ein Glöckchen geklungen. Da ſah ich auf Ihre Lippen, auf Ihren Mund, der ſo fein und voll zum Kinn herab ſich ſchmiegt. Dieſen Mund ſehe ich noch ..... dieſen Mund

Sie fühlten meinen Blick und griffen ſich ans Haar —

Ich half Ihnen und da ich Ihren Arm, Ihre Schulter, Ihren Buſen ſah, umarmte ich Sie.

Wir waren ſelig damals — Angela! —

Und wie giengen wir nach Hauſe, wie viel lachten wir doch über einen Spaß, wie blieben wir mitten im Satze ſtecken und ſahen uns an, wie lachten wir, wie ſeufzten wir in unſerem Glücke, wie gieng Ihr Athem bewegt, wie klopfte mein Herz vor Glück und voll Angſt um dieſes Glück! —

Niemals, Angela, nicht im Angeſichte höchſter Gefahr, nicht während des Sturzes in den Abgrund, nicht in ſchmerzensreicher Todesſtunde werde ich Sie vergeſſen! Nie vergeſſen, daſs ich einmal in meinem Leben Stunden wirklichen Glückes empfunden habe und daſs ich dieſes Glück Ihnen verdanke. Nie vergeſſen, daſs Sie mich geliebt haben, daſs Sie mir Ihr treues Gemüth geſchenkt, daſs Sie mir Verſchmachtenden einen vollen Becher zum Labſal gereicht haben.

Als Sie um meine Kinder Schmerzen litten, als ich Ihnen in Wehen der Geburt den kalten Schweiß vom Antlitz trocknete, als Sie meine Hand krampfhaft umfaſst hielten, ſchwur ich mir, Ihnen treu zu bleiben, Ihnen meine Seele zu eigen zu geben, mag geſchehen, was wolle, in Glück und Unglück und immerdar. Nun darf ich Sie nicht mehr ſehen, nun darf ich nach dem Blicke Ihres Auges nicht mehr fahnden, Ihrer Stimme nicht mehr lauſchen und Ihren Leib nicht mehr berühren; nicht mehr berühren, was mein einſt war, was ſich mir einſt in Liebe rückhaltlos ſchenkte, fliehen das, was mir vor allen übrigen Menſchen durch die Stimme der Natur zu eigen gegeben wurde. Warum?

Erinnern Sie ſich jener erſten Tage? — Und wie wird Ihnen dabei? — Gedenken Sie Ihrer erſten Mutterfreuden? — Und weſſen erinnern Sie ſich dabei? — Sehen Sie Ihre Kinder zuweilen an, die eine [illegible] Himmelsgnade in lieblichſter Wohlgeſtalt gebildet hat, und regt ſich in Ihrem Innern nichts von mir? — Aber ich bin fern, als ein Verſtoßener lebe ich einſam, als ein Gottverlaſſener zähle ich die Stunden meines Lebens, die gleich Gewichten mich zum Tode ziehen, wie ein Ertrinkender treibe ich im uferloſen Waſſer der Verzweiflung, und die Thränen hemmen mich nach Hilfe zu rufen, nach einer einzigen Hilfe — nach Ihnen. Und warum?

Habe ich gegen ein göttliches Geſetz gehandelt? — Habe ich Rechte und Pflichten verletzt? — Die Natur ſelbſt hat unſere Vereinigung geheiligt, die Natur ſelbſt ließ mich in Ihnen das Glück meines Lebens finden, führte mich Ihnen zu, der [illegible]

Digitized by Google

zu werden, ſie legte unſere Hände ineinander. Wir ſind uns beſtimmt geweſen von Anbeginn, in einem Buche ſteht es von altersher geſchrieben, daſs ich Ihr Mann, daſs Sie mein Weib ſind. Hundertmal haben wir davon geſprochen; es unter heiligen Küſſen als wahr empfunden, hundertmal beweint, daſs unſere Thränen ineinanderfloſſen. Aber man ruft: Zurück! — Hinweg von dieſem Weibe, fort von deinen Kindern, hinaus in die Wüſte, du ſeiſt verflucht, allein zu gehen immerdar, du ſeiſt verflucht, einſam zu ſein, wo du liebſt, verflucht, verflucht! — Warum?

Nicht darum, weil Sie aufgehört hatten mich zu lieben, weil Sie mir weniger zugethan waren, weil ſich Ihr Herz gewendet, Ihr Sinn geändert hatte; oder weil ich etwa ein anderer geworden war, weil meine Zärtlichkeit aufgehört, meine Sorge dem Leichtſinn gewichen. Nein. Was die Natur als Recht erkannte, iſt Recht geblieben, was echt war, hatte ſich als echt bewährt, aber ich konnte kein Geld verdienen. Darum. Es iſt den Männern vorgeſchrieben, für ihre Familie Nahrung zu ſchaffen, zu erjagen und zu erbeuten. Von der Natur wohl, aber auch in der Natur. Man ſtelle mich auf die Probe! Man ſtelle mich, einen Bankdirector, einen trefflichen Advocaten, einen geriebenen Geſchäftsmann in den einſamen Wald, in die verlaſſene Prairie, vor das endloſe Meer und befehle uns Brot zu ſchaffen, bei Strafe des Ehrverluſtes, des Verluſtes des Lebens, des Verluſtes von Weib und Kind! Mein Schickſal warf mich dorthin, wo ich Brot und Fleiſch nicht zu erliſten verſtand, wo ich kein Geld erwerben, nichts abzuſchleichen, nichts zu erlauern wuſste. — Bin ich darum ſchlechter? Sind jene beſſer? — Und darum werde ich geſtraft? —

Aber ich knie nieder. Ich breite die Arme aus. Ich neige meine Stirne zur Erde, küſſe den Saum Ihres Kleides und blicke zu Ihnen auf, verhülle mein Geſicht und entblöße es wieder. Laſſen Sie mich hier zu Ihren Füßen liegen, ſtoßen Sie mich nicht von ſich. O, nicht Ihre Hand, nicht emporgehoben zu werden, iſt mein Begehr — laſſen Sie mich nur zu Ihren Füßen liegen. W.

*

Der Leſer hielt den Brief in der Hand und ſah ſeine Zuhörer geſpannt an. Dann ſagte er: Ich habe hier noch einen vierten Brief, aber ich will Sie nicht ermüden. Sie entnehmen, daſs Waldreiter kein gewöhnlicher Menſch iſt. Der Ton, in dem ſeine Briefe verfaſst ſind, ſcheint mir keineswegs geeignet, das Herz eines einfachen Weibes zu bewegen oder zu ihrem Verſtande zu ſprechen. Aber glauben Sie, daſs man zum Herzen oder zum Verſtande einer Frau zu ſprechen hat, wenn man ſie erobern will? Spricht man zum Gemüthe, ſo erwirbt man beſten Falles Mitleid, und Verſtand ſpielt ja in dieſen Fällen überhaupt keine Rolle. Es verbleibt ſomit das Räthſelhafte, nennen Sie es Neugier, Spannung, Suggeſtion, Reiz des Fremdartigen, Anziehung des Entgegengeſetzten. Ich erinnere Sie an ſchwarz und blond, groß und klein, den Trieb nach der Ergänzung, ich weiß keine Bezeichnung hiefür. Die Thatſache iſt nicht abzuleugnen, daſs Waldreiter mit dieſen Briefen ſein Ziel erreichte. Das will ich Ihnen aber erzählen.

Eines Tages traf ich ihn, von drei Kindern begleitet, im Volksgarten; ſchwarz gekleidet, etwa wie ein Schulmeiſter in alter Zeit und ſehr ehrbaren Ausſehens. Er thut, als ob er mich nicht ſähe. Ich aber trete auf ihn zu und frage, was er denn treibe.

— Es geht, ſo ſo —

— Sie wohnen bei Herrn Jellinek? — Das iſt der Name des jetzigen Ehemannes.

— Ja. Beide ſind den ganzen Tag im Geſchäft; ſie iſt Caſſierin, und er iſt den ganzen Tag in der Fabrik.

— Und was machen Sie?

— Ich bin Stubenmädchen, ich ſcheuere und waſche, koche und räume die Stube, gehe mit den Kindern ſpazieren. Sie erſparen eine Magd, ich beſorge alles.

Die Kinder, ein Knabe und zwei Mädchen, ich habe noch niemals im Leben ſolche Engelköpfe geſehen, waren vorausgeſprungen und wir ſtanden allein.

— Und die Kinder?

— Ich bin der Onkel. Sie nennen mich nicht anders und auch er hat keine Ahnung von dem, was vergangen iſt. Er iſt ein ordentlicher, nüchterner Menſch, etwas kränklich, und bedarf der Pflege; wir kommen ſehr gut aus. Er, ſie, die Kinder und ich. Wir leben ſehr gut miteinander.

— Nun ... und ...? — Der Kobold wollte mich anfangs nicht verſtehen, wurde etwas verlegen, aber als ich ihn nochmals fragend anſah, ſagte er mit einem halb ſchmerzlichen, halb glücklichen Lächeln und mit einem Ausdruck, den ich mir nicht zu deuten wuſste, Liſt, Leidenſchaft, Eiferſucht, ſanniſch und befriedigt: Aber, was, — ich ſage Ihnen, ſie hat mich ja lieber als ihn! —

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.
Aſſiſtent: Ernst v. Rosmann.

Oeſterreichiſch-ungariſche Bank.

Montag, den 20. December 1897, 11 Uhr vormittags, findet im Bankgebäude, **Wien, Strauchgaſſe Nr. 4, 1. Stock,** eine

außerordentliche Sitzung der Generalverſammlung

der

Oesterreichisch-ungarischen Bank

[illegible] Sitzung der Generalverſammlung können gemäß Artikel 11 der Bankſtatuten*) nur jene [illegible] regelmäßigen Jahresſitzung der Generalverſammlung [illegible]

[illegible] Jahresſitzung ihre Actien behoben haben, werden hiemit ein[illegible] ihres fortdauernden Actien[illegible] **Sonntag, den 12. December 1897, 12 Uhr mittags,** bei der [illegible] Abtheilung der Bank in Wien oder bei [illegible] zu hinterlegen.

[illegible] Generalverſammlung rechtzeitig zugeſendet werden.

Wien, am 3. December 1897.

Oeſterreichiſch-ungariſche Bank.

Kautz
Gouverneur.

Wiesenburg — Mecenſeffy
[illegible] — Generalſecretär.

Artikel 11. [illegible] nur öſterreichiſche und ungariſche [illegible]

[illegible]

Digitized by Google

Die Zeit.

XIII. Band. Wien, den 18. December 1897. Nummer 16[illegible]

K. K. ZEITUNG[illegible]

Der ſtreng verfaſſungsmäßige Abſolutismus.

Wenn die übereinſtimmenden Vorausſagen vieler Unterrichteter nicht trügen, wird ſich noch vor Schluſs dieſes Jahres eine echt öſterreichiſche Eigenthümlichkeit in vollſter Glorie zeigen, nämlich der „ſtreng verfaſſungsmäßige“ Abſolutismus. Erſt vor wenigen Tagen haben die neuen Miniſter — die meiſten von ihnen als alte Beamte zum ſo und ſovieltenmale — feierlich die „unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgeſetze“ beſchworen; nur einige Tage werden noch vergehen, und dieſelben Miniſter werden das wichtigſte dieſer Staatsgrundgeſetze, das Staatsgrundgeſetz über die Reichsvertretung, demgemäß auch die entſcheidenden Beſtimmungen des Februar-Patentes und des October-Diploms thatſächlich außer Kraft ſetzen. „Das Recht, Geſetze zu geben, abzuändern und aufzuheben, wird von Uns und Unſeren Nachfolgern nur unter Mitwirkung der geſetzlich verſammelten Landtage, beziehungsweiſe des Reichsrathes ausgeübt werden.“ So hat das kaiſerliche Diplom vom 20. October 1860, welches ſich ſelbſt als „ein beſtändiges und unwiderrufliches Staatsgrundgeſetz zu Unſerer eigenen, ſo auch zur Richtſchnur Unſerer geſetzlichen Nachkommen“ bezeichnet, „jedermann zu wiſſen“ gethan. Es weiß es auch jedermann. Trotzdem ſoll demnächſt das Gegentheil geſchehen. Die wichtigſten Geſetze — Ausgleich, Budget, Recrutencontingent — ſollen ohne die Mitwirkung des Reichsrathes durch Verordnung ſämmtlicher Miniſter gegeben und von Tauſenden von Beamten ausgeführt werden, deren jeder gleichfalls, als er ins Amt trat, die „unverbrüchliche Beobachtung der Staatsgrundgeſetze“ ſeinem Amtsvorgeſetzten feierlich geſchworen hat.

Das Wunderbare wird ſich binnen kurzem ereignen, und man wird uns ſogar, damit wir nicht an Zauber oder ſonſtiges Trugwerk denken, auch eine rationelle Erklärung dafür bieten. Sie liegt, wie bekannt, im § 14 des Staatsgrundgeſetzes über die Reichsvertretung. Dieſer Paragraph, der am ſorgfältigſten und liebevollſten durchgearbeitete Paragraph unſerer ganzen Verfaſſung, iſt ein Juwel der ſtreng folgerichtigen Textierungskunſt, deren die Schöpfer unſerer Verfaſſung — Gott ſei's geklagt! — Meiſter waren. Man muſs ihn nur einmal mit voller Andacht leſen. Er iſt in eine feine ſyllogiſtiſche Form gekleidet, welche die alten Lateiner, wenn ſie ihn gekannt hätten, gewiſs als einen der denkbar realſten Bedingungsſätze erklärt hätten. Sein Vorderſatz lautet ſich, wie folgt: „Wenn ſich die dringende Nothwendigkeit ſolcher Anordnungen, zu welchen verfaſſungsmäßig die Zuſtimmung des Reichsrathes erforderlich iſt, zu einer Zeit herausſtellt, wo dieſer nicht verſammelt iſt ....“ Nun was meint man, ſoll dann geſchehen? Jeder vernünftige Menſch wird wohl antworten: „dann hat die Regierung ungeſäumt den Reichsrath einzuberufen“. Das wäre doch der einzige Nachſatz, der logiſch und verfaſſungsmäßig zu jenem Vorderſatz ſich ſchicken würde. Es gibt ja Telegraphen und Eiſenbahnen, und das Vaterland iſt nicht ſo groß, als daſs nicht alle Abgeordneten, wenn nöthig, binnen 24 Stunden zu einer Reichsrathstagung einberufen werden könnten, damit die, wie der Paragraph ſelbſt mit köſtlicher Aufrichtigkeit geſteht, „verfaſſungsmäßig erforderliche“ Zuſtimmung des Reichsrathes zu den unvorgeſehenen [illegible] dringend gewordenen Anordnungen eingeholt wird. Das alles hat aber wie mit Bedacht die Weisheit des öſterreichiſchen Geſetzgebers überſehen. Er behandelt die Reichsrathstagung wie ein Naturereignis, deſſen Herbeiführung der Einflussnahme der Regierung entrückt iſt. Wenn ſich die Nothwendigkeit, meinen Blumen Waſſer zuzuführen, zu einer Zeit herausſtellt, wo es nicht regnet, ſo iſt mein Diener, der doch keine Macht hat, einen Regen zu erzeugen, beauftragt, ſie aus eigener Machtvollkommenheit mit Leitungswaſſer zu begießen. Und ähnlich: Wenn ſich die Nothwendigkeit der [illegible] Art von Anordnungen zu einer Zeit herausſtellt, wo der Reichsrath nicht verſammelt iſt, dann ſoll die Regierung die erforderlichen Geſetze ohne die Mitwirkung des Reichsrathes, durch ſogenannte Nothverordnungen geben. Das iſt der Sinn des § 14.

[illegible] „Zauber“! Aber ſelbſt dieſer köſtliche Sinn [illegible] § 14 [illegible] Anwendung. [illegible] § 14 [illegible] ausdrücklich [illegible] zu der Zeit nicht [illegible], da der Reichsrath verſammelt war. [illegible] Genauigkeit vorausgeſehen werden konnte. Zweitens das Budget für 1898, deſſen Nothwendigkeit nur von einem Finanzminiſter nicht hätte vorhergeſehen werden können, der für das Jahr 1897 mit Beſtimmtheit, ſagen wir, auf den Weltuntergang gerechnet hätte. Drittens das Recrutengeſetz, deſſen Nothwendigkeit nur jener Landesvertheidigungsminiſter nicht hätte vorausſehen können, der für das Jahr 1898 auf die allgemeine Abrüſtung gebaut hätte. In der That ſind alle dieſe drei Nothwendigkeiten von den Miniſtern des Cabinets Badeni ſchon pünktlich vorausgeſehen worden. Ja, das Cabinet Badeni hat eigens zur Erledigung dieſer Nothwendigkeiten den Reichsrath im September einberufen und ihm die bezüglichen Geſetzesvorlagen gemacht, deren Durchberathung damals freilich an des Grafen Badeni unvernünftiger Politik und Taktik geſcheitert iſt. Wenn dann am 28. November der Reichsrath vertagt worden iſt, wenn das Cabinet Gautſch den ganzen, ihm noch zur Verfügung ſtehenden Monat December ungenützt verſtreichen läſst, ohne den Reichsrath wieder einzuberufen, und wenn es dann wirklich, wie man ſagt, in letzter Stunde jene legislatoriſchen Maßnahmen durch Nothverordnungen treffen ſollte, ſo wird ſein Verfahren ſo wenig durch den Sinn wie durch den Wortlaut des § 14 gedeckt ſein, und die Berufung auf dieſen unglücklichen Paragraphen würde dann ebenſo wenig ernſte Bedeutung haben, wie wenn ein „Zauberer“ ſeinem Publicum vom thieriſchen Magnetismus oder der Hellſeherei erzählt, um deſſen Aufmerkſamkeit von den ſehr mechaniſchen Unterlagen ſeiner Kunſtſtücke abzulenken.

Der Paragraph, auf den ſich eine Regierung berufen könnte, um unter den gegebenen Vorausſetzungen Nothverordnungen zu erlaſſen, müſste in Wahrheit etwa ſo lauten: „Wenn eine Regierung unfähig iſt, mit dem Parlament zu regieren, ſo kann ſie auch ohne Parlament regieren.“ Ein ſolcher oder ähnlicher Paragraph kann in keiner Verfaſſung vorkommen, weil er die willkürliche Aufhebung der Verfaſſung, eine Art von facultativem Abſolutismus, einen abſurden Widerſpruch darſtellen würde. Ein ſolcher Paragraph exiſtiert auch in unſerer Verfaſſung nicht. Da aber im Gegentheil in unſerer Verfaſſung die nachdrücklichſte Zuſicherung enthalten iſt, daſs Geſetze „nur“ unter Mitwirkung der Vertretungskörper erlaſſen werden ſollen, wäre es geradezu die Pflicht des neuen Miniſteriums, ſeinerſeits alles zu thun, um dieſer Vorſchrift zu entſprechen. Die vertraulichen Verhandlungen des Miniſterpräſidenten mit den Parteien zur Flottmachung des Parlamentes entbehrten von vornherein der Aufrichtigkeit, weil das Miniſterium ſich als unparlamentariſches bereits conſtituiert hatte, ehe es an dieſe Verhandlungen gieng. Aber auch nachdem dieſe Verhandlungen geſcheitert waren, bildete es die Pflicht des Miniſteriums, das Parlament zu einem ehrlichen Verſuch vor aller Welt einzuberufen, ihm poſitive Vorſchläge zur Schlichtung der parlamentariſchen Streitigkeiten und ein poſitives Arbeitsprogramm für die nächſte Zukunft vorzulegen, um es, durch die Macht der eigenen That, zur Aufnahme ſeiner Thätigkeit vor aller Welt moraliſch zu zwingen. Einen ſolchen Verſuch hat ſelbſt das Interimsminiſterium Kielmansegg nach dem Sieg der jungczechiſchen Obſtruction gewagt, und der Verſuch iſt ganz gut gelungen. Fortem fortuna adjuvat. Wer nichts wagt, gewinnt nichts. Wegen des Lampenfiebers der Schauſpieler iſt noch kein Theater geſchloſſen worden, und es wäre der erſte Fall, wenn wegen des Parlamentsfiebers der Miniſter den Bürgern die Ausübung ihrer verfaſſungsmäßigen Rechte vorenthalten werden würde.

K.

Der Proceſs Dreyfus und die Vollſtreckung des Urtheiles.*)

Als die beiden deutſchen Kriegsſchiffe „Kaiſer Wilhelm“ und „Großer Kurfürſt“ im Frühjahr 1878 im Canal zuſammengeſtoßen waren, wodurch der Untergang des letztgenannten Fahrzeuges und der Verluſt von mehreren hundert Menſchenleben verurſacht worden waren, wurde der Commandant des „Kaiſer Wilhelm“, Graf Monts, vor ein Kriegsgericht geſtellt, da man Anlaſs zu der Vermuthung hatte, er habe das Unglück durch Pflichtvernachläſſigung verſchuldet. Das Kriegsgericht ſprach den Grafen frei. Darauf beſtellte Kaiſer Wilhelm zweimal ein neues Kriegsgericht zur Aburtheilung desſelben Falles, und noch zweimal fällten dieſe Kriegsgerichte ein freiſprechendes Urtheil. Die Erwähnung der zweimaligen neuen Berufung eines Kriegsgerichtes durch den Kaiſer ſoll nichts weniger, als einen Tadel bedeuten; im Gegentheil kann eine ſolche Gewiſſenhaftigkeit dem Monarchen nur zur Ehre gereichen. Aber auch die zweimal bekundete Unabhängigkeit der Kriegs-

*) [illegible] der „Zeit.“

Digitized by Google

gerichte verdient lobend hervorgehoben zu werden; denn es zeigte ſich in ihr das, was man den Männerſtolz vor Königsthronen nennt. —

Wie anders verhielten ſich die beiden Factoren in dem Proceſſe Dreyfus! An die Stelle des völlig unabhängigen, über den Parteien ſtehenden Monarchen haben wir den Kriegsminiſter Mercier zu ſetzen, der bereits in den früheren Artikeln gekennzeichnet worden iſt. Er war, wie man geſehen hat, nichts weniger als unabhängig; denn er hieng einmal von den Antiſemiten und „Revanchards“ in Kammer und Preſſe ab, und andererſeits war er der Sclave ſeiner eigenen Leidenſchaften, die er bei der großen Unſicherheit ſeiner Stellung nur auf dem uneingeſtehbaren Wege der heimlichen Durchſtreckereien und dunklen Machenſchaften befriedigen konnte. — Und nun gar die Mitglieder des Kriegsgerichtes; welch traurige, dienſtbefliſſene Seelen! — Freilich, einen Rückſchluſs von dieſen ſieben Herren auf die Geſammtheit des franzöſiſchen Officierscorps zu machen, wäre verfehlt; es ſteht vielmehr zu hoffen, daſs die Mehrzahl der franzöſiſchen Officiere würdiger, unabhängiger, humaner und von neidiſcher Gehäſſigkeit freier iſt. Jene Sieben waren nämlich vom Kriegsminiſter in der ſorgfältigſten Weiſe aus einer größeren Menge dievombler Officiere ausgeſucht worden — triés sur le volet, wie man hier ſagt, — und der behutſame General hatte beſonders darauf achtgegeben, daſs ja nicht zu viele „Officiers brevetés“, Officiere, die eine allgemeine Vorbildung genoſſen und Examina abgelegt hatten, in dem Kriegsgerichte figurierten. Wie man wohl weiß, geht nur ein Theil der franzöſiſchen Berufsofficiere aus den Militärſchulen, zu denen auch die polytechniſche gehört, hervor, während ein noch immer recht beträchtlicher Procentſatz „Carriereofficiere“ vorhanden iſt. Dieſe letzteren haben von der Pike auf gedient und ſich die für einen Officier unerläſsliche Allgemein- und Fachbildung nach und nach und gewiſſermaßen nebenbei erworben. Sie können nicht über die Stelle eines Majors hinaus gelangen, avancieren weit langſamer als ihre gebildeteren Kameraden und werden gewöhnlich in ziemlich vorgerücktem Lebensalter zur Ruhe geſetzt. Man kann ſich demnach leicht vorſtellen, von welch verhaltenem Groll dieſe Halbgebildeten gegen ihre mehr begünſtigten, aus den höheren Fachſchulen hervorgegangenen Genoſſen erfüllt ſind. Zu dieſer letzteren Kategorie gehörte natürlich auch Dreyfus, der ein ehemaliger Zögling der polytechniſchen Schule war, ſeine Examina mit Glanz beſtanden und als Artilleriehauptmann und Generalſtabsofficier eine große Leiſtungsfähigkeit bekundet hatte. Man durfte alſo bei den drei oder vier aus dem Unterofficiersſtande hervorgegangenen Richtern des Hauptmannes ein genügendes Maß von Haſs, Neid und Miſsgunſt vorausſetzen, um der beabſichtigten Verurtheilung mit Zuverſicht entgegenſehen zu können. Die übrigen Mitglieder des aus ſieben Officieren beſtehenden Kriegsgerichtes waren beſſerer Herkunft: einer von ihnen war ſogar, wenn ich mich recht entſinne, von Adel, reich und ehemaliger Zögling der Cavallerieſchule von Saint Maxent. Der Vorſitzende, Oberſt Maurel, ſoll ein kreuzbraver Mann ſein, wenigſtens wurde er in den Blättern in allen Tonarten gelobt, und da bis jetzt nichts Unvortheilhaftes über ihn bekannt geworden iſt, ſo ſoll ihm hier nicht der Proceſs gemacht werden. Ein anderer Punkt, den General Mercier bei der Wahl ſeiner Leute berückſichtigte, betraf die Vermögensverhältniſſe der Richter. Ein reicher Mann iſt wohl immer und überall unabhängiger als ein armer; die ſeltenen Ausnahmen beſtätigen nur die Regel. Das wuſste Mercier ſehr gut, und daher ſah er darauf, daſs in dem Kriegsgerichte keine allzu großen Capitalien repräſentiert waren. Er hatte begründete Hoffnung, die von ihm ausgeſuchten, mehr oder minder auf ihr ſchmales Officiersgehalt angewieſenen Herren würden gefügige Werkzeuge in ſeiner Hand ſein, auch dann, wenn er es — wie man ſogleich ſehen wird — mit Recht und Geſetz nicht allzu genau nehmen ſollte.

Nachdem der General in aller Weiſe — er hatte ja, dieweilen Dreyfus, ahnungslos der Dinge, die ihm bevorſtanden, in ſeiner Zelle ſchmachtete, Zeit genug, ſeine Vorbereitungen zu treffen — die ihm für das Kriegsgericht zweckmäßig erſcheinenden Leute verſammelt hatte, ſorgte er dafür, daſs ſie gehörig bearbeitet wurden. [illegible]

vollzog und daſs die ſogenannten Richter eigentlich Geſchworene waren, die von Juſtiz nichts verſtanden, ſondern nur die Aufgabe hatten, nach Anhörung von Anklage, Vertheidigung und Zeugenausſagen und nach Einſicht in die Belaſtungs- und Entlaſtungsſtücke den Sachverhalt ohne alle Voreingenommenheit zu prüfen und dann, der Stimme des Gewiſſens gemäß, auf Schuldig oder Nichtſchuldig zu erkennen. Von dem Augenblicke an, in dem die Mitglieder des Kriegsgerichtes den Verhandlungsſaal zum erſten Male betraten, durfte kein anderer Einfluſs auf ſie wirken, als der ihres Gewiſſens, ihrer eigenen Urtheilskraft. Am allerwenigſten war aber **der** Mann zu einer Beeinfluſſung berechtigt, der vermöge ſeiner hohen Stellung hinter die Couliſſen ſehen konnte, der den ganzen Proceſs kunſtgerecht eingefädelt, die Vorunterſuchung geleitet, inſpiriert hatte und der gleichzeitig **der höchſte Vorgeſetzte der militäriſchen Richter war.**

Der Vollſtändigkeit halber muſs ich hier einſchalten, daſs jenes unqualificierbare und offenkundige Einwirken des Miniſters auf die Richter nachträglich von der ihm ergebenen Preſſe beſchönigt worden iſt. Wie immer und überall in dieſem geheimnisvoll geführten Proceſſe, ſo ſuchte man auch hier das diplomatiſch-internationale Schreckgeſpenſt aus der Rüſtkammer der Intrigue hervor und behauptete kühn, die eigentliche Grundlage der Anklage ſei nicht ſowohl in dem vielgenannten Bordereau zu ſuchen, alſo in jenem ſpäter von verſchiedenen Zeitungen veröffentlichten, dem Hauptmanne Dreyfus zugeſchriebenen Verzeichniſſe von angeblich an das Ausland gelieferten militäriſchen Geheimſchriftſtücken, ſondern vielmehr in Documenten, die zufolge der Natur ihres Inhalts und ihrer Provenienz eine Veröffentlichung, ja ſelbſt eine Vorweiſung an den amtlichen Vertheidiger des Angeklagten unmöglich erſcheinen ließen.

Dieſe albernen Behauptungen wurden trotz mehrfacher amtlicher, von der Pariſer deutſchen Botſchaft ausgehender Dementis in allen Tonarten wiederholt und mit den groteskeſten Commentaren begleitet. Zuerſt kam die bereits kurz erwähnte Unterſtellung, jene Schriftſtücke, wie auch das Bordereau ſelbſt, ſeien in dem Papierkorbe der deutſchen Botſchaft gefunden und an die Polizeipräfectur ausgeliefert worden, die ſie wiederum an das Kriegsminiſterium weiterbefördert habe. Da aber dieſe Legende auf die Dauer doch nicht leicht aufrecht zu erhalten war, ſo erfand man bald darauf die andere, es habe ein veritabler Einbruchdiebſtahl auf der Botſchaft ſtattgefunden, durch den man in den Beſitz der Briefſchaften gelangt ſei. Graf Münſter, der deutſche Botſchafter, habe ſich daraufhin ſogleich zum Conſeilspräſidenten Charles Dupuy begeben, den Sachverhalt vorgetragen und unter Androhung ſeiner ſofortigen Abreiſe die Rückgabe der Papiere gefordert. Dieſe ſei denn auch auf der Stelle erfolgt, doch habe man vorher Zeit gefunden, ſämmtliche Acten zu photographieren, ſo daſs bei dem Proceſſe zwar nicht die Originale, aber doch gleichwertige Abzüge figuriert hätten. Da man dieſe aus Furcht vor dem Grafen Münſter, ſelbſt in der hinter verſchloſſenen Thüren ſtattfindenden Gerichtsſitzung, nicht habe producieren wollen, ſo ſei General Mercier, beziehentlich Generalſtabschef de Boisdeffre, gezwungen geweſen, die Documente den Richtern in dem Conferenzzimmer vorzulegen, in dem die Schluſsberathungen gepflogen wurden. Ich will hier ganz davon abſehen, daſs all dieſe kindiſchen Märchen gegenüber den Dementis der deutſchen Botſchaft ebensowenig ſtandhalten, wie vor der oberflächlichſten Kritik. Nur darauf möchte ich die Aufmerkſamkeit des Leſers lenken, daſs von zwei Dingen hier nur eins möglich iſt. Entweder nämlich exiſtierten außer dem relativ öffentlich behandelten Bordereau wirklich noch andere ſchriftliche Schuldbeweiſe gegen Dreyfus, und dann begiengen Mercier und Boisdeffre unter allen Umſtänden einen groben Rechtsbruch, indem ſie dieſe Stücke nicht in der Gerichtsſitzung ſelbſt und in Gegenwart des Vertheidigers und des Angeklagten producierten, ſondern ſie hinter dem Rücken dieſer beiden nur den Richtern vorwieſen, um dieſe heimlich zu beeinfluſſen. Schon das allein würde, wenn öffentlich bewieſen, eine Annullierung des ganzen Verfahrens hinreichend motivieren. Oder aber, jene Schriftſtücke waren nicht vorhanden, dann wäre Dreyfus einzig und allein auf Grund einer entfernten Aehnlichkeit zwiſchen ſeiner Handſchrift und der des Bordereaus zu lebenslänglicher Deportation verurtheilt worden. — Maître Demange, der hochangeſehene und ſeinerzeit amtliche Rechtsanwalt des Verurtheilten, hat noch ganz kürzlich auf das entſchiedenſte beſtritten, daſs ihm vor, während oder nach dem Proceſſe irgend welche Schriftſtücke außer dem Bordereau zu Geſicht gekommen ſeien, daſs demnach ſeine ganze Vertheidigung nur auf dieſes letztere ſich beziehen konnte. Sehr verdächtig iſt auch der Umſtand, daſs man in der gegen Dreyfus beſonders aufgebrachten und zu dem Kriegsminiſterium in [illegible] Beziehung ſtehenden Preſſe [illegible] Wert legte, während man [illegible] Gegenbeweiſe Scheurer [illegible] Wert des Bordereaus ſehr weſentlich [illegible] dieſem Schriftſtücke komme [illegible] die Hauptgründe für die Verurtheilung [illegible] geheim gehaltenen Papieren gelegen, [illegible] nicht publicieren könne. Dieſes [illegible] daſs man in eine Sackgaſſe ge[illegible] gekommenen Auftreten des [illegible] Verurtheilten, zu einer anderen Taktik

Digitized by Google

greifen muſs, um das unter Begehung der abſcheulichſten Rechtswidrigkeiten vorbereitete und gefällte Urtheil mit einem wenn auch noch ſo dürftigen Scheine des Rechtes zu umkleiden.

Nun kann allerdings nicht beſtritten werden, daſs die ſtrenge Geheimhaltung der Motive des Urtheils aus „begreiflichen“, nur allzu begreiflichen Gründen erfolgt iſt. Nur handelt es ſich nicht, wie Kriegsminiſterium und Preſſe um die Wette verkünden, um des lieben franzöſiſchen Vaterlandes Wohl und Wehe, ſondern um die Exiſtenz von ein paar Fälſchern und der Fälſchung Mitſchuldigen. Was man bei einer öffentlichen Behandlung der ganzen Angelegenheit und namentlich bei einer öffentlichen Verhandlung der Anklage fürchtete und noch — in dem jetzigen zweiten Falle — fürchtet, iſt die Aufdeckung der Rechtsbeugungen, ſchamloſen Machinationen und groben Fälſchungen, deren ſich die Herren Mercier, Boisdeffre, Eſterhazy und Conſorten theils direct, theils durch ein ſträfliches Gewährenlaſſen ſchuldig gemacht haben. All die unſauberen Ränke und Schwänke, die oben angedeutet wurden, und gewiſs noch manche andere, von denen man bis jetzt noch nichts weiß, würden an die Oeffentlichkeit kommen und die oberen Schichten des franzöſiſchen Officiercorps in einem derartig düſteren Lichte erſcheinen laſſen, daſs ein allgemeiner Zuſammenbruch der militäriſchen Hierarchie zu befürchten ſtände. Spricht man doch ſchon ſeit geraumer Weile, und mit vollem Rechte von dem „Panama militaire“, das allem Anſcheine nach die Corruption des financiellen Panama weit hinter ſich läſst. Eine ſolche Kataſtrophe muſs unter allen Umſtänden verhindert werden, und deshalb ſtoßen auch die Vertheidiger des Hauptmanns Dreyfus faſt bei allen officiellen Perſönlichkeiten auf einen ſo erbitterten Widerſtand. Die ganze regierende und dirigierende Geſellſchaft Frankreichs hat eben ſolidariſche Intereſſen; keiner jener Biedermänner, mag er nun Monarchiſt, Opportuniſt oder Radicaler ſein, gibt den andern preis, wohl wiſſend, daſs der Sturz des Nebenmannes ſeinen eigenen zur unausbleiblichen Folge haben würde.

Ueber die eigentlichen Verhandlungen des Kriegsgerichtes läſst ſich nämlich kaum irgend etwas Poſitives ſagen. Alles, was darüber in die Oeffentlichkeit gedrungen iſt, beſchränkt ſich auf die bereits erwähnte Verſicherung des Vertheidigers Demange, daſs kein anderes Schriftſtück als das Bordereau vorgelegt wurde. Die jetzt nachträglich aufgetauchte und mit wahrem Feuereifer verbreitete Meldung, auch ein Löſchblatt ſei produciert worden, da ſich auf demſelben der Abdruck eines von Dreyfus ſtammenden verrätheriſchen Briefes befunden habe, iſt von Maître Demange wiederholt und beſtimmt in Abrede geſtellt worden. An Zeugen ſollen — den Ausſagen des jetzigen Kriegsminiſters zufolge — 27 Officiere und Beamte des Kriegsminiſteriums und des Generalſtabes aufgetreten ſein, von denen weit aus die meiſten Belaſtungszeugen geweſen ſeien. Die Hauptrolle wäre, nach allem, was über den Proceſs gemeldet und auch gefabelt worden iſt, den Schriftſachverſtändigen zugefallen, die, fünf an der Zahl, in ihrem Gutachten durchaus nicht übereinſtimmten. Auch der bekannte Anthropometer Bertillon, der in der ſogenannten Wiſſenſchaft der Schriftenvergleichung, der „Graphologie“, die Stellung eines aufgeblaſenen Charlatans einnimmt, ſoll den Richtern eine lange Vorleſung über das Bordereau und etwaige andere, dem Angeklagten zugeſchriebene Schriftſtücke gehalten haben, wobei er ſich eines ſchriftlich niedergelegten Exposés zur Verdeutlichung bedient hatte. Die Thätigkeit dieſes Mannes iſt wahrſcheinlich arg überſchätzt worden; ſoweit ſich gegenwärtig erkennen läſst, hat er nur das Photographieren der beſchlagnahmten Schriftſtücke beſorgt und dann einige nebenſächliche Angaben über das Wie dieſer Procedur gemacht. Der Proceſs nahm drei Sitzungen in Anſpruch, von denen eine ganz und gar der Vertheidigung und dem Plaidoyer des Officiers gewidmet war, welcher den Dienſt eines Staatsanwaltes beim Kriegsgerichte verſah. Das Urtheil wurde dann am Freitag, den 21. December 1894, verkündet, und Dreyfus, der völlig niedergeſchmettert war, ſofort in ſeine Zelle im Militärgefängniſſe der Rue du Cherche-Midi zurückgebracht, wo er bis zu ſeiner Ueberführung nach der Teufelsinſel verblieb. Vor ſeiner Abreiſe hat er, im Beiſein mehrerer Officiere oder Gefängnisaufſeher, zwei kurze Unterredungen, die einzigen ſeit ſeiner Verhaftung, mit ſeiner unglücklichen Frau, beziehentlich ſeinem Schwiegervater Hadamard gehabt, wobei er durch ein doppeltes Eiſengitter und eine Entfernung von mehreren Schritten von ſeinen Angehörigen getrennt war.

Das Urtheil lautete bekanntlich auf Degradation, Ausſtoßung aus der Armee und lebenslängliche Deportation nach einer Strafcolonie. Ob dieſes drakoniſche Erkenntnis mit Einſtimmigkeit gefällt worden iſt oder nicht, darüber gehen angeblich die Anſichten weit auseinander. Die officielle, die kriegsminiſterielle Verſion geht dahin, daſs nicht nur Einſtimmigkeit bezüglich des Schuldig unter den Richtern geherrſcht habe, ſondern daſs auch einige Mitglieder des Kriegsgerichtes ihrem Bedauern darüber Ausdruck verliehen hatten, daſs die Verhängung der Todesſtrafe nach den beſtehenden Geſetzen nicht möglich war. Das franzöſiſche Geſetz beſtraft nämlich mit dem Tode nur den andern Hochverräther, der das Land „an den Feind“ verrathen hat. Da aber Frankreich augenblicklich mit allen Mächten in tiefem Friedenszuſtande lebt, ſo konnte Dreyfus, dem Buchſtaben des Geſetzes nach, nicht mit dem Tode beſtraft werden, zum großen Verdruſſe aller Antiſemiten und patentierten Patrioten, die bekanntlich den Frankfurter Friedensvertrag nie als etwas anderes angeſehen haben, denn als einen Waffenſtillſtand. Im Gegenſatze zu dieſer amtlichen Verſion, die natürlich von den meiſten Blättern angenommen und ſeit drei Jahren in allen Tonarten in die Welt hinausposaunt worden iſt, haben in der letzten Zeit verſchiedene wohlunterrichtete Männer, unter anderen der Oberſtlieutenant Picquart und der ehemalige Commandant des Militärgefängniſſes, Major Forzinetti, Andeutungen gemacht, aus denen hervorzugehen ſcheint, daſs das kriegsgerichtliche Erkenntnis nur mit einer Mehrheit von einer einzigen Stimme zuſtande gekommen iſt. Was an dieſer letzteren Lesart Wahres iſt, mag dahingeſtellt bleiben, jedenfalls aber ſpräche eine ſolche Stimmentheilung ſehr zu Gunſten einer Proceſsdurchſicht. Mehr als wahrſcheinlich iſt es auch, daſs das Urtheil, mit welcher Stimmenzahl auch immer es zuſtande gekommen ſein mag, nur infolge des durch Kriegsminiſter und Generalſtabschef auf die ſieben Richter ausgeübten Hochdruckes gefällt wurde.

Wenn möglich noch ſcandalöſer als das Erkenntnis ſelbſt, war die Vollſtreckung desſelben. Nach mehr als zweimonatiger Vorunterſuchung und Proceſſierung, und nachdem man die Volkswuth ſyſtematiſch bis zum Paroxysmus geſteigert hatte, ſchuldete man dem „vor patriotiſcher Erregung zitternden“ Pariſer Mob gewiſs eine kleine Entſchädigung, eine Beluſtigung, als Entgelt für ſein geduldiges Warten. Da das Urtheil „leider“ nicht auf Todesſtrafe, ſondern „nur“ auf qualificierte Todesſtrafe lautete, ſo konnte man Dreyfus nicht wie einen gemeinen Raubmörder früh morgens auf dem Place de la Roquette unter das Fallbeil legen. Dafür aber beraumte man die „trockene Hinrichtung“ des Verurtheilten auf den ſpäten Vormittag an und wählte als Ort der Handlung den weiten Hof der Militärſchule, auf den ſich, von den oberen Stockwerken der umliegenden Häuſern aus, eine wundervolle Ausſicht bietet. Man konnte alſo auf ein gut beſetztes Haus für das ſorgfältigſt inſcenierte Stück zählen, dem man — der Franzoſe iſt nicht nur im Ausdenken geradezu chineſiſcher Torturen, ſondern auch in der euphemiſtiſchen Benamſung derſelben außerordentlich erfinderiſch — den hochtrabenden Titel „Parade d'exécution“ gegeben hatte. Nachdem ſich ein erklecklicher Theil der Pariſer Garniſon unter Hörnerklang und Trommelſchall auf dem weiten Platze eingefunden hatte, und nachdem auch dafür geſorgt worden war, daſs der Mob in ausreichender Zahl auf allen in der Nähe befindlichen Bäumen und Mauerkronen vertreten war, nahm die „Hinrichtung“ des Unglücklichen ihren Anfang. Sie beſtand in einer förmlichen Schindung und dauerte wohl eine gute Viertelſtunde, alſo beinahe ſolang, wie eine mittelalterliche Hexenverbrennung. Dem g e f e ſ ſ e l t e n Hauptmann wurden nach und nach ſämmtliche Abzeichen ſeines Ranges, ſeiner Würde und ſeiner Stellung ſtückweiſe vom Leibe geriſſen, und zuletzt zerbrach ihm der Henkerdienſte thuende Unterofficier den in der Nacht vorher ſorgfältig angefeilten Degen. Dabei verlas der die „Parade“ commandierende höhere Officier das Urtheil und verkündete es den anweſenden Truppen; aber ſo laut er ſeine Stimme auch erhob, und ſo kräftig das anweſende Tambourcorps auch auf das Kalbfell losſchlug, von Zeit zu Zeit durchdrang doch der ſchrille Ruf: „Je suis innocent!“ die trübe Decemberluft und erreichte das Ohr der johlenden und geſticulierenden Menge auf den umliegenden Balconen, Bäumen und Mauerſimſen.

Am folgenden Tage aber konnte man in faſt ſämmtlichen Blättern der Hauptſtadt leſen, das Urtheil habe den „Verräther“ gerechterweiſe getroffen; die Schuld des degradierten Hauptmannes Alfred Dreyfus habe ſich nicht allein aus dem Bordereau, aus dem Löſchblatt und aus zahlreichen geheimen Actenſtücken ergeben, ſondern der Verurtheilte habe auch nachträglich, kurz vor ſeiner Degradation, ein umfaſſendes Geſtändnis abgelegt, und in der l e i c h e n h a f t e n B l ä ſ ſ e ſ e i n e s A n t l i t z e s h a b e m a n d e u t l i c h d a s ſ c h u l d b e l a d e n e G e w i ſ ſ e n e r k a n n t. — Wären die Reportercanaillen, die dieſes bösartige Zeug zu Papiere brachten, an Dreyfus Stelle degradiert worden, ſo hätten ſie vermuthlich ſehr vergnügt und munter dreingeſchaut! — —

P a r i s, 13. December. Peller.

Zur Kritik des Communismus.

Einer der gütigſten Menſchen und genialſten Geſchichtsforſcher unſeres Zeitalters, Peter Krapotkin (ich will ihn nicht kränken, indem ich ihm den völlig unverſchuldeten Anarchiſtentitel anhänge) hat den von ihm propagierten, vermeintlich freiheitlichen Communismus unter anderem in folgender Weiſe vertheidigt:[*]

„. . . In jeder Maſchine, auch der einfachſten, können wir eine ganze Geſchichte leſen — eine lange Geſchichte von ſchlafloſen Nächten, von Enttäuſchungen und Freuden, von Theilerfindungen und Theilverbeſſerungen, die zu ihrer jetzigen Vollkommenheit beigetragen haben. Ja, faſt jede Maſchine iſt eine Syntheſe, ein Ergebnis von tauſenden von Theilerfindungen, nicht bloß in einem ſpeciellen Fache des Ma

[*] [illegible]

Digitized by Google

ſchinenweſens, ſondern in ſämmtlichen Fächern des weiten Gebietes der Mechanik."

„Unſere Städte, durch Straßen verbunden und durch gangbare Verkehrswege in Verbindung geſetzt mit allen bewohnten Regionen der Erdkugel, ſind das Reſultat vielhundertjährigen Wachsthums; und jedes Haus in dieſen Städten, jede Fabrik, jeder Laden, ſie alle verdanken ihren Wert, ja ihre Exiſtenzberechtigung ihrer Lage auf einem Punkte der Erdkugel, wo Tauſende und Millionen dicht beieinander wohnen. Jeder kleinſte Theil jenes unabſehbaren Ganzen, das wir den Reichthum der Culturvölker nennen, verdankt ſeinen Wert gerade dem Umſtand, daſs er ein Theil jenes Ganzen iſt. Was wäre der Wert eines rieſigen Londoner Kaufladens oder Warenhauſes, wäre er nicht juſt in London gelegen, dem Sammelpunkte von fünf Millionen Menſchen? Und was wäre der Wert unſerer Kohlengruben, unſerer Manufacturen, unſerer Schiffswerften, ohne den rieſigen Handel, der die Meere durchkreuzt, ohne die Eiſenbahnen, die Berge von Waren befördern, ohne die Städte, die ihre Einwohnerſchaft nach Millionen zählen? Nun denn, wer iſt der Einzelne, der ein Recht hat aufzutreten und ſeine Hand auf den kleinſten Theil dieſes rieſigen Ganzen zu legen, mit den Worten: „Ich habe dies erzeugt, es gehört mir?" Und wie können wir, innerhalb dieſes unabſehbaren verſchlungenen Ganzen, den Antheil herausfinden, welchen der iſolierte Einzelne auch nur mit dem geringſten Schein von Gerechtigkeit ſich aneignen darf? Häuſer und Gaſſen, Canäle und Eiſenbahnen, Maſchinen und Kunſtwerke, all dies wurde durch die vereinigten Anſtrengungen vergangener und gegenwärtiger Geſchlechter geſchaffen, durch Anſtrengungen von Menſchen, die auf dieſen Inſeln hauſen, und von Menſchen, die tauſende von Meilen fern von hier leben".

So zu leſen auf Seite 15 und 16 der citierten Broſchüre. Die abſtracte Idee der Geſammtheit — der Spuk der Geſammtheit, wie Stirner ſagen würde — laſtet hier niederdrückend auf dem lebendigen Einzelnen, auf ſeiner Kraft, ſeiner Hoheit. Nicht nur das collectiviſtiſche Lohnſyſtem, ſondern auch die rein freiheitliche, auf der freien Vereinbarung des Einzelnen fußende Anwendungsweiſe der Proudhon'ſchen Formel: „Jedem den Ertrag ſeiner Arbeit!" wird durch dieſen Gedankengang ins Reich des Unmöglichen verwieſen — oder mindeſtens, was für Krapotkins leidenſchaftliche Gerechtigkeitsliebe allerdings ſo ziemlich das Gleiche bedeutet, ins Reich des Ungerechten und ſomit Unerträglichen.

Aber ſchon auf der nächſten Seite, auf Seite 17 derſelben Broſchüre, folgt Krapotkin einer anderen Theorie. Hier gilt es nämlich nicht mehr, den Communismus gegen den Anſturm collectiviſtiſcher und proudhoniſtiſcher Angriffe zu vertheidigen, ſondern Anwalt des Arbeiters zu ſein gegen junkerliche und capitaliſtiſche Ausbeutung. Und in ſolchem Zuſammenhange ſagt Krapotkin:

„Wenn er" (der Arbeiter) „ſich auf den Ackerbau verlegt, ſo wird man ihm erlauben, einen Streifen Landes zu bebauen, aber unter der Bedingung, daſs er ein Viertel ſeiner Ernte dem Grundherrn ausliefert. Verlegt er ſich auf die Induſtrie, ſo wird man ihm erlauben, zu arbeiten, aber unter der Bedingung, daſs von den dreißig Schilling, die er produciert, der Eigenthümer der Maſchine zehn Schilling in die Taſche ſteckt."

Hier iſt alſo der eben noch unbeſtimmbare, unermittelbare, individuelle Arbeitsertrag mit einemmale ſichtbar und greifbar geworden. Die Ernte des Bauern beträgt ſo und ſoviel Scheffel; es iſt ein ſchreiendes Unrecht, daſs der Junker, der nicht mitgepflügt, noch mitgeſät hat, ihm ein Viertel davon raubt. Der Fabriksarbeiter produciert per Tag dreißig Schilling; es iſt Diebstahl — la propriété c'est le vol! mit dieſen Worten verhöhnt Proudhon, der große Anticommuniſt, ſolch monſtröſes Monopoleigenthum, — daſs der Fabriksbeſitzer ihm zehn Schilling davon abnimmt. Es fragt ſich nun: wenn anſtatt des Junkers künftig der faule und unfähige Nachbar dem fleißigen und tüchtigen Bauern ein Viertel ſeiner Ernte raubte; wenn anſtatt des Fabriksbeſitzers künftig der faule und unfähige Nebenmann dem fleißigen und tüchtigen Arbeiter zehn von ſeinen dreißig Schilling Arbeitsverdienſt abnähme, nicht mehr im Namen des „Privateigenthums", dieſes Monopoleigenthums, ſondern im Namen des Communismus; wenn die Formel, die den Raub am Arbeitseigenthume ſanctioniert, anſtatt „Gebt dem Herrn, was dem Herrn iſt" künftig lauten würde: „Bruder, was dein iſt, iſt auch mein!" — würde dies der fleißige und tüchtige Arbeiter weniger drückend empfinden?

Noch unzweideutiger proudhoniſtiſch — wiederum gegen die Abſicht des communiſtiſchen Autors — klingt eine Stelle auf Seite 20 derſelben Schrift Krapotkins:

„Wenn ein Arbeiter ſeine Arbeitskraft [illegible]

Hier wird alſo mit voller Klarheit dem Arbeiter ein Recht auf den Ertrag ſeiner Arbeit zugeſprochen, und zwar nicht etwa der Arbeiterclaſſe in ihrer Geſammtheit das Recht auf den collectiven Arbeitsertrag, ſondern dem einzelnen Arbeiter das Recht auf ſeinen individuellen Arbeitsertrag. Somit iſt zunächſt offenbar, daſs hier ein proudhoniſtiſches Unterbewuſstſein Krapotkins zu Worte kommt, das mit ſeinem communiſtiſchen Oberbewuſstſein in unverträglichem Widerſpruche ſteht. Zweitens iſt es für mich wenigſtens klar, daſs dieſes proudhoniſtiſche Unterbewuſstſein recht hat. In der That: der abſolute Wert des von dem einzelnen Arbeiter fertiggeſtellten Productes mag ein noch ſo unabſehbar compliciertes Ding ſein; der Wertzuwachs, den dieſes beſtimmte Stück Rohmaterial oder Halbfabricat erfahren hat, während es durch die Hände dieſes beſtimmten Bearbeiters paſſierte, iſt ein ziemlich einfaches Ding. Und ſolange ein Markt vorhanden iſt, das heißt, ſolange nicht ein zwangscollectiviſtiſcher Staat oder eine pflichtcommuniſtiſche „Geſellſchaft" dieſes unentbehrliche Barometer der Werte vernichtet hat, wird es auch jederzeit unſchwer möglich ſein, dieſen Wert mit praktiſch hinreichender Genauigkeit zu meſſen. Somit iſt der Arbeiter im Recht, ſich gegen die capitaliſtiſche Ausbeutung zu empören, die ihm den Ertrag ſeiner Arbeit verkürzt; und Krapotkin hat recht, wenn er gegen das capitaliſtiſche Syſtem die Anklage ſchleudert: es bedürfe der brutalen Gewalt, um zu beſtehen. Aber eine Geſellſchaft, wo der einzelne wiederum nicht Herr ſeines Arbeitsertrages wäre, ſondern wiederum tributpflichtig, nicht Einem Herrn, ſondern tauſenden von Herren, ſo vielen Herren, als er Genoſſen hat; wo alſo der tüchtigſte Arbeiter Gefahr liefe, zu darben und zu verkümmern, weil es einem Haufen Schmarotzer beliebt, ihm den Ertrag ſeiner Arbeit brüderlich conſumieren zu helfen — könnte die ohne rohe Gewalt aufrechterhalten werden? Die Tüchtigen müſsten eben nicht die Tüchtigen ſein, wenn ſie ſich eine ſolche gleichheitsfanatiſche Herunternivellierung ihrer Perſönlichkeit gefallen ließen, ohne ſich thätig und energiſch dagegen aufzulehnen.

Aber vielleicht wird jemand meinen, dieſe meine Einwände gegen den anarchiſtiſchen Communismus ſeien lediglich theoretiſcher Natur, und angeſichts eines praktiſchen Beiſpieles communiſtiſchen Lebens würden ſie ſich als blauer Dunſt erweiſen und demgemäß verflüchtigen?

Nun denn: her mit dem praktiſchen Beiſpiel. Da iſt Doctor Giovanni Roſſi, der ſich in Italien mehr als zwanzig Jahre lang als begeiſterter und opfermuthiger Communiſt bethätigt hat. 1890 machte er die Probe aufs Exempel: er gründete im ſüdbraſiliſchen Staate Paraná eine communiſtiſch-anarchiſtiſche Ackerbaucolonie, die er Cecilia nannte. Und er verbrachte in dieſer Colonie drei opfervolle Jahre.

Und das Ergebnis?

Roſſi iſt nicht mehr Communiſt. Er hat eingeſehen, daſs im Communismus die tüchtigen Arbeiter die wirtſchaftliche Gleichſtellung mit den untüchtigen als Ausbeutung empfinden müſſen.*) Er empört ſich gegen die Unfreiheit der pflichtcommuniſtiſchen Diſtribution: „... in dieſem Punkte, Baboeuf möge verzeihen, iſt die bürgerliche Geſellſchaft vorzuziehen, in der ich mich eine Woche lang wie ein Kuli ſchinden oder meine Jacke verkaufen kann, aber doch das Recht habe, zu kaufen, was ich will, ohne irgend jemand Rechenſchaft darüber ablegen zu müſſen."**) Er hat den Unſinn des Gleichheitsprincipes erkannt.***) Roſſis neue Utopie: „Der Paraná im XX. Jahrhundert" iſt im weſentlichen proudhoniſtiſch: jeder einzelne kann je nach dem Wert ſeiner Leiſtungen zur höchſten Stufe der Conſumtion anſteigen oder auf die niedrigſte herabſinken.

Aber vielleicht iſt Cecilia nur ein vereinzelter Fall, der zu keinen generaliſierenden Schlüſſen berechtigt? Vielleicht wurden die Anſtrengungen Roſſis und ſeiner Gefährten dadurch vereitelt, daſs ihre Colonie gar ſo weit draußen im Urwald gelegen war, fernab von ausgiebigen Abſatzmärkten, fernab von den intellectuellen Anregungen und Genüſſen der Großſtädte? Oder vielleicht lag der Miſserfolg an der Raſſe der Coloniſten — daran, daſs Cecilia, wie Roſſi ſo rührend wehmüthig bemerkt, „arm, unwiſſend und italieniſch" war?

Nun denn, Schreiber dieſer Zeilen hat fünf Monate in einer communiſtiſchen Colonie zugebracht, die mitten im induſtrie- und verkehrsreichſten Großbritannien gegründet war, mitten im Kohlenlande Northumberland, zwei Bahnſtationen weit von dem mächtigen Induſtriecentrum Newcaſtle upon Tyne, das eben jetzt beim Maſchinenbauerſtreik eine ſo wichtige Rolle ſpielt. Die Mitglieder der Colonie waren überwiegend germaniſchen Stammes: Engländer, Schotten, Iren, Deutſche, Belgier.

Und das Ergebnis?

Im weſentlichen das gleiche wie in Cecilia. Hier wie dort das [illegible] nach Sachverſtändigen im Paraná nach [illegible] nach gelernten Handelsgärtnern, [illegible] communiſtiſchen Geſinnung das fehlende [illegible] hier wie dort aber auch die ſteigende [illegible] Zuſtändigen, deren natürliche Ueberlegen-

*) [illegible] 1897, Verlag A. [illegible], Seite 272.

Digitized by Google

heit durch ein unnatürliches Gleichheitsprincip weggeſchwatzt, wegparagraphiert, gleichſam ausgeſtrichen werden ſollte. Hier wie dort dieſelbe in den Lüften ſchwebende Controle der geſammten Communiſtenſchaft über jeden noch ſo privaten Conſumtionsact irgend eines Mitcommuniſten. Hier wie dort derſelbe, das geſellige Leben vergiftende, brennende Frauenmangel — weil eben der Arbeitsertrag der Communiſten ein viel zu kümmerlicher war, um auch nur eine halbwegs genügende Anzahl willkommener Partnerinnen anzulocken. Und hier wie dort, als Reaction auf die pflichtmäßige Nivellierung aufdämmernd und allen chriſtlichen Barmherzigkeitsvorurtheilen zum Trotz ſich emporringend,[1] eine kraftbewuſst zu ſich ſelbſt Ja ſagende proudhoniſtiſche Erkenntnis.

Und zugleich eine darwiniſtiſche Erkenntnis. Denn der Proudhonismus, — das Wort gefaſst als Bezeichnung jener freiheitlich-ſocialiſtiſchen Richtung, die den einzelnen und den durch freie Vereinbarung gebildeten Gruppen das Eigenthumsrecht auf ihre Productionsmittel und deren Ertrag zuerkennt, aber weder einzelnen, noch Gruppen ein Eigenthumsrecht auf ſolche Productionsmittel, zu deren Ausnützung ſie fremder Arbeitskraft bedürfen — iſt nichts anderes, als die einzig wahre Anwendung des Darwinismus auf die Wirtſchaftslehre.

Salford bei London. Dr. Ladiſlaus Gumplowicz.

Ein moderner indiſcher Prophet.

Von Prof. Dr. Guglielmo Ferrero (Turin).

Es iſt bekannt, daſs die Anweſenheit der Engländer in Indien und die Berührung mit der friſchen und lebendigen angelſächſiſchen Civiliſation die getrübte Intelligenz der ariſchen Völker Indiens wieder erweckt hat — jener kleinen Ariſtokratie des Landes, die, mit einer merkwürdig verfeinerten und ſcharfen Intelligenz ausgeſtattet, zur höchſten intellectuellen Zukunft prädeſtiniert ſchien, die aber vor drei Jahrtauſenden plötzlich unfruchtbar wurde, gleich einem frühreifen Knaben, der verblödet, wenn er in das Mannesalter tritt. Dieſes Volk, das in dem Banne der erſten philoſophiſchen, wiſſenſchaftlichen und religiöſen Wahrheiten ſtand, vergeudete von jenem Augenblicke an die ſtaunenswerten Kräfte ſeines Genies an eine unerquickliche Arbeit der Logik und der abſtracten Beweisführung, die es zu einer Reihe von abſurden und phantaſtiſchen Schluſsfolgerungen führte, welche fortwährend neu geſchaffen und dann wieder zerſtört wurden: eine vergebliche zeitraubende Penelope-Arbeit, deren der indiſche Geiſt bald müde wurde, und von der er Ruhe ſuchte, indem er ſich in eine faſt vollſtändige intellectuelle Unthätigkeit verſenkte. Die engliſche Occupation trug dazu bei, den trägen Geiſt des unterjochten Volkes wieder zu erwecken; neue Ideen wurden bekannt, der Lebensgeiſt wurde neu belebt durch die Beobachtung ſo vieler neuer Dinge, die von der fernen herrſchenden Nation kamen. Jene Ueberreſte überlieferter Gelehrſamkeit, welche die indiſche Speculation viele Jahrhunderte vorher aufgehäuft hatte und die jetzt vermodert waren, belebten ſich von neuem, als ſie von den neuen Ideen durchdrungen wurden, die jetzt auftauchten, gleichſam wie ein ſtehendes Gewäſſer, das wieder klar und rein wird, wenn es in die Circulation einer lebendigen Strömung eintritt. Neue philoſophiſch-religiöſe Doctrinen und Theorien des Lebens wurden von Propheten und Reformatoren ſorgfältig ausgearbeitet, die einen großen Einfluſs auf den Geiſt ihrer Landsleute ausübten und wohl auch den Boden für eine neue Cultur empfänglich machten. Es wird, glaube ich, nicht unintereſſant ſein, einen jener neuen indiſchen Heiligen und Weiſen kennen zu lernen.

Der hervorragendſte Typus jener heiligen Philoſophen, der den größten Einfluſs in dieſem Jahrhundert beſaß, war Paramahanſa Ram Kriſchna, geboren im Jahre 1835 im Dorfe Kámárpukur, im Diſtrict von Hugli, geſtorben am 16. Auguſt 1886 in der Nähe von Calcutta. Sein Leben war das eines wahren indiſchen Cönobiten, das heißt: einfach, ohne Abenteuer, einförmig und ganz der Beſchaulichkeit gewidmet. Er verbrachte ſein Leben faſt ausſchließlich in Dakſhineswara an den Ufern des Ganges, ſechs Meilen nördlich von Calcutta, in dem unendlich großen und ſehr berühmten Tempel von Kali. In dieſem Tempel, der eine koloſſale Gruppe von Gebäuden iſt, mit vielen Kirchen und vielen Klöſtern inbegriffen, hatte der Heilige eine Zelle, die ihm viele Jahre hindurch als Wohnſtätte diente. Nahe dem Kloſter lag der Wald von Panchavati, der Lieblingsaufenthalt des Heiligen für deſſen ſtille Betrachtungen; und in dem Walde bot ihm ein großer Bilvabaum mit ſeinen dicken, knotenartig verſchlungenen Wurzeln den bevorzugten Sitz. In der Kloſterzelle, im Walde von Panchavati und an der Bilvawurzel verbrachte dieſer Heilige abwechſelnd ſein beſchauliches Daſein, mit der Elaboration ſeiner religiöſen und philoſophiſchen Lebenslehre beſchäftigt, die auf die gebildeten Claſſen ſeines Landes einen ſo außerordentlich großen Einfluſs hervorrief, und Ram Kriſchna zu einem der Meiſter des modernen indiſchen Gedankens machte.

Seine Lehre iſt in vielfacher Hinſicht bemerkenswert; ja ſie iſt ſogar ganz hervorragend in religiöſer Beziehung, durch ihren überaus liberalen Eklekticismus und durch ihre Univerſalität, wie ſie derart nicht einmal die Phantaſie der liberalſten Köpfe unter den Theologen des Weſtens zu erdenken wagte.

Wenn ein Volk von ſo alter Civiliſation, wie das indiſche, in Berührung geräth mit einem jüngeren und in geiſtiger wie in geſellſchaftlicher Beziehung thatkräftigeren Volke, wird ſeine erſte inſtinctive Regung dahin gehen, ſich mehr als je, vorſichtiger und ſorglicher als je in ſeine eigene alte Cultur einzuſpinnen und die Augen zu ſchließen angeſichts der neuen und fremden Culte, um dieſe nicht zu ſehen und um ſich der Täuſchung hinzugeben, daſs ſie überhaupt nicht exiſtiere. Ram Kriſchna dagegen iſt ſozuſagen ein Internationaliſt der Religion; nicht nur, daſs er in ſein Pantheon alle ſchon ſehr zahlreichen Götter des indiſchen Olymps aufnimmt, er gewährt auch den Göttern des Islam und des Chriſtenthums Aufnahme. Er war ein Anbeter des Seva, des Kali, des Rama, des Kriſchna; er anerkannte die Lehren der Vedas; viele Jahre hindurch unterwarf er ſich den verſchiedenartigſten Vorſchriften, um zur mohamedaniſchen Idee des allmächtigen Allah zu gelangen: er ließ ſich den Bart wachſen, nährte ſich nach der islamitiſchen Diät und ſtudierte die Sprüche des Koran; er war einer der größten Bewunderer Chriſti und deſſen Göttlichkeit und oftmals nahm er an den religiöſen Functionen in den chriſtlichen Kirchen theil. Nach ſeiner Theorie waren die verſchiedenen Culte nichts anderes als verſchiedene Formen, gemäß welchen der Trieb des menſchlichen Geiſtes gegen Gott befriedigt wird, und verſchiedene Syſteme, um ſich der Gottheit zu nähern. Nun lag für ihn in der Aneignung aller Culte, in der geiſtigen Aufnahme aller religiöſen Lehren die ſicherſte und beſte Methode, um in der menſchlichen Erkenntnis die Idee und das Gefühl Gottes zu verwirklichen. Und darin fand er den erhabenſten Lebenszweck.

„Auf dieſelbe Weiſe“, ſo ſchreibt er, „wie Waſſer, obwohl es immer ein und dasſelbe bleibt, in den verſchiedenen Ländern und Sprachen verſchieden benannt wird, wie water, aqua, vari, pani u. ſ. w., ebenſo trägt das einzige Weſen, welches Leben, Gedanken und Luſt bedeutet, in den verſchiedenen Ländern verſchiedene Namen, wie Gott, Allah, Brahma u. ſ. w. Ebenſo wie uns verſchiedene Arten von Stufen dazu dienen können, in ein Haus zu gelangen, ebenſo gibt es viele Methoden, um in das Reich Gottes zu gelangen. Jede Religion bietet eine andere Methode.“ Ja, da ſogar die Gottheit unendlich iſt, müſſen auch die Methoden ebenſo vielfältig und zahlreich ſein, mit deren Hilfe ſich der Menſch ihr zu nähern und ſie zu begreifen trachtet; und je größer die Zahl dieſer Methoden, deſto vollkommener und entſprechender wird ihre Faſſungskraft ſein. Auf dieſe Weiſe wird der äußerſte Eklekticismus ſozuſagen eine Methode, um die ſchwachen menſchlichen Kräfte in Ausübung der höchſten Lebenspflicht zu vervielfältigen.

Dieſer religiöſe Eklekticismus Ram Kriſchnas beſchränkt ſich nicht nur auf die verſchiedenen Culte, durch die ſich die menſchliche Religion in den verſchiedenen Ländern unterſcheidet, ſondern er umfaſst auch die verſchiedenen Phaſen der religiöſen Entwickelung. Es iſt ein Eklekticismus des Raumes und der Zeit, ein internationaler und hiſtoriſcher Eklekticismus. Die Religion wird in dem Grade, in dem ſie ſich entwickelt, immer weniger rituell und immer mehr ſpirituell, das heißt: alle Formalitäten der Ceremonien des Cultes, in die ſich die Religion faſt ganz von Anfang an zuſammenfaſſen läſst, werden weniger zahlreich und einfacher, um der perſönlichen Reflexion und der vollkommen ſpirituellen Anbetung Gottes Raum zu machen. In hiſtoriſcher Hinſicht ſchließen dieſe beiden Formen der Religion, wenn auch nicht gänzlich, ſo doch bis zu einem gewiſſen Punkte, einander gegenſeitig aus; denn ihre wechſelſeitigen Entwickelungen vollziehen ſich ſozuſagen in entgegengeſetzter Richtung, und je mehr die eine wächſt, deſto mehr nimmt die andere ab. Der indiſche Asket aber gleicht dieſe beiden verſchiedenen Religionsformen miteinander aus und findet die Mittel, um die unbeholfenſten und widerſinnigſten Ceremonien mit der abſtracteſten perſönlichen Anſchauung der Idee Gottes nicht nur zu vereinen, ſondern ſie mit ihr in eine und dieſelbe Linie zu ſtellen.

Ram Kriſchna war ein Götzendiener im wahren Sinne des Wortes, weil er als eine legitime Form der Religion den Cult der Heiligenbilder anerkannte, dieſe ſelbſt anbetete, nach der allgemein verbreiteten Auffaſſung, und ſie je nach dem Grade der Heiligkeit unterſchied, indem er gewiſſen Bildern eine höhere Heiligkeit und Divinität zuſprach, als gewiſſen anderen. Gleichzeitig erachtete er den Glauben an die Vollkommenheit der einigen Gottheit ohne Form als eine Pflicht, der er ſelbſt genügte. Man darf aber dabei nicht überſehen, daſs der Gedanke Ram Kriſchnas in dieſem Punkte nicht immer klar und einheitlich iſt. Manchmal ſcheint er in ſeinem auf die Spitze getriebenen Eklekticismus dieſe niederen Formen der Religion für ebenſo edel und erhaben anzuſehen, als deren höchſte und begrifflichſte Formen. In der Unendlichkeit der Religion verlieren die Unterſchiede zwiſchen den verſchiedenen Formen des Cultes — kleinen Schöpfungen unſeres Geiſtes — jeden Wert, ebenſo wie in der Unendlichkeit der Zeit unſere kleinen Zeiteintheilungen verſchwinden. Anderemale wieder ſcheint er dieſe rohen und materiellen Gebräuche der religiöſen Formalismen als gute Methoden zu betrachten, um die religiöſen Gefühle zu erregen, als gute künſtliche Mittel, um den Geiſt in jenen Zuſtand der religiöſen Empfänglichkeit zu verſetzen, in welchem die Betrachtung Gottes angenehm und nützlich iſt. In dieſer Hinſicht macht der indiſche Heilige oftmals äußerſt feine Beobachtungen, die von allen jenen, denen die Pſychologie des religiöſen Symbolismus nur einiger-

Digitized by Google

maßen geläufig iſt, gewiſs volle Würdigung erfahren werden; beiſpielsweiſe, wenn er bemerkt, daſs es nicht nothwendig iſt, das beſondere gelbe Kleid des indiſchen Mönches zu tragen, um ein heiliger Mann zu ſein, ſondern daſs dieſes Kleid bloß dazu dient, um in der Seele eine fromme Empfänglichkeit wachzurufen, ebenſo wie etwa ärmliche und zerſchliſſene Kleider Ideen und Gefühle der Demuth und der Gedrücktheit und feſtliche Kleider Ideen und Gefühle des Stolzes und des Frohſinns hervorrufen. Der pſychologiſche Mechanismus, demzufolge das Kleid eine ſo große Bedeutung im menſchlichen Leben hat, iſt wirklich auf dem Phänomen der Ideen- und Gefühlsaſſociationen aufgebaut, und ich, der ich in den „Lois psychologiques du symbolisme“ den Symbolismus des Kleides ſtudiert habe, vermöchte mich kaum mit anderen Worten auszudrücken, als es der indiſche Heilige gethan hat.

Die Grundlage von Ram Kriſchnas Lehre beſteht darin, daſs er als individuelle Pflicht und als bevorzugteſte Beſchäftigung eines jeden Menſchen die Anſchauung des einzigen, unendlichen, formenloſen Gottes ſieht. Aber nachdem er dieſes Princip aufgeſtellt und erklärt hatte, befand ſich der indiſche Prophet der gewöhnlichen Schwierigkeit gegenüber, die alle Myſtiker überwinden muſsten, welche die Beſchaulichkeit zur Grundlage ihrer Lehren gemacht hatten. Und dies gilt ganz beſonders von Ignaz von Loyola. Dieſe Schwierigkeit beſteht darin, die Aufmerkſamkeit auf einen abſtracten Gegenſtand zu lenken und zu feſſeln, unabhängig von jeder äußerlichen Erregung. Aufmerkſam einer Rede zuhören, aufmerkſam ein Buch leſen, aufmerkſam eine Reihe von Gegenſtänden betrachten iſt relativ leicht und wenig anſtrengend, weil das Wort, der Buchſtabe und die Gegenſtände ſelbſt bis zu einem gewiſſen Punkte unſere Beachtung erregen; aber die eigene Aufmerkſamkeit auf eine Idee concentrieren, ohne fortwährend durch einen äußerlichen Sinneseindruck erregt zu werden, iſt außerordentlich ſchwer, weil es nothwendig iſt, daſs der Geiſt einen ungeheuer großen und gewaltſamen Zwang auf ſich ſelbſt ausübt, und daſs der Wille ſozuſagen den Gedanken feſthält und die fundamentale Neigung zur Abſchweifung vernichtet, zu jener Abſchweifung, die man die Flatterhaftigkeit des Geiſtes nennen könnte.

Ram Kriſchna hat das, was er zu wiederholtenmalen erklärt hat, überaus klar und richtig erfaſst, nämlich: daſs die tiefe gründliche Betrachtung die vorzüglichſte Tugend des frommen Mannes ſei. Und er hat die Pflicht als das Höchſte geprieſen und dies in Parabeln anſchaulich gemacht, die manchmal wirklich ganz reizend ſind, wie die folgende:

„Ein Fiſcher hatte die Angel ausgeworfen. Ein frommer Mann näherte ſich ihm und fragte: ‚Freund, welches iſt der nächſte Weg, um nach dem Dorfe zu gelangen?‘ In dieſem Augenblicke biſs ein Fiſch an der Angel an. Der Fiſcher concentrierte ſeine Aufmerkſamkeit auf das Inſtrument, und erſt als er den Fiſch gefangen und alles in Ordnung gebracht hatte, kehrte er ſich um und fragte: ‚Was haſt du geſagt?‘ Der fromme Mann neigte das Haupt und ſagte: ‚Du biſt mein geiſtiger Führer (guru). Wenn ich über das höchſte Weſen nachdenken werde, will ich es ſo machen wie du und meine Aufmerkſamkeit nirgends anders hinlenken, ehe ich das Werk vollendet habe, das ich begonnen.‘“

Ebenſo erklärt der Heilige in einer anderen Parabel einen Vogelfänger, der ruhig auf ſeine Netze achtzuhaben fortfuhr, als ein großer Hochzeitszug an ihm vorbeigieng, als ſeinen geiſtigen Führer. Er hat ſomit als höchſte Tugend die Kraft des Verſenkens geprieſen, der ſich von allen weltlichen Dingen losmachen kann, um ſich in eine einzige Idee zu concentrieren. Das innerliche unabhängige Erfaſſen der Beobachtung der äußeren Dinge und der Eindrücke, die die Welt auf uns hervorbringt, erſchien ihm als die höchſte und edelſte Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes, der Gott erforſcht. Er hat auch keinen [illegible] [illegible]

[illegible]

Ram Kriſchna nimmt die Ausdrücke [illegible] älteſten und unverfälſchteſten Sprachen und Ausdrücken der Mutterſprache zurückkehren. Ram Kriſchna dagegen nimmt die Ausdrücke-Worte und Bilder überall, auch bei den modernſten Errungenſchaften der weſtlichen Civiliſation. Man findet in ſeinen Werken Parabeln, die jenen des Evangeliums ähnlich und dabei im Stile eines europäiſchen Journaliſten geſchrieben ſind. So vergleicht er den religiöſen Helden im Kampfe mit den Verſuchungen des Lebens mit einer Locomotive, die mit großer Geſchwindigkeit eine lange Reihe ſchwerer Waggons nach ſich zieht. Noch ſeltſamer für einen indiſchen Myſtiker iſt der folgende Vergleich.

„Ein elaſtiſches Möbelſtück biegt ſich, wenn ſich jemand daraufſetzt; es ſchnellt empor, ſobald der Betreffende ſich wieder erhebt, und nimmt dann wieder ſeine urſprüngliche Stellung ein. Ebenſo verhält es ſich mit einem Manne, der eine Predigt anhört: die Frömmigkeit bemächtigt ſich ſeiner; aber wenn er in die profane Welt zurückkehrt, verflüchtigt ſich dieſes Gefühl.“ — In ſeiner Proſa kehren alſo zahlloſe Dinge und Gegenſtände wieder, die er in verjüngtem Maßſtabe und faſt nur obenhin geſehen, er, der die Hälfte ſeines Lebens träumend und ſinnend als Einſiedler unter dem Bilvabaume in dem einſamen Walde an den Ufern des Ganges zugebracht hat: flüchtige Bilder des Weſtens, die gleichſam die äußeren Zeichen des verſteckten Einfluſſes unſerer Cultur auf ſeine Gedanken ſind.

* * *

Ram Kriſchna hat auf das zeitgenöſſiſche Indien einen großen Einfluſs ausgeübt. Er hatte und hat noch heute zahlreiche Nachfolger, deren einer, Svami Vivekânanda, dem berühmten Congreſs der Religionen in Chicago beigewohnt hat. Und deshalb hat Miſter C. H. Tawney recht, wenn er in einem in der „Asiatic Quarterly Review“ veröffentlichten Aufſatze (dem ich viele der hier citierten Daten verdanke) die Meinung ausſpricht, daſs eine Ueberſetzung und das Studium der verſchiedenen Schriften dieſes Autors ungeheuer nützlich wären für das Verſtändnis jener verworrenen intellectuellen und moraliſchen Umwandlungsthätigkeit, die ſich in der indiſchen Geſellſchaft vollzieht. Gewiſs iſt es leicht, zu behaupten, daſs der Eklekticismus Ram Kriſchnas zumtheil nichts anderes ſei als ein Wirrwarr von widerſpruchsvollen und einander abſtoßenden Ideen, daſs aus ſeiner übertriebenen Manie, die Gegenſätze zu vereinigen, ein wenig die Naivetät eines Mannes ſpreche, der die fremden Religionen bloß deshalb bewundert, weil ſie von ferne her kommen; aber in jedem Falle bleibt ſeine Doctrin doch ein bemerkenswertes Symptom der Wiedererweckung des indiſchen Gedankens nach einem langen Schlafe, unter dem Einfluſſe des weſtlichen Geiſtes. Dieſe Wiedererweckung vollzieht ſich unter den gewohnten Formen ähnlicher Bewegungen, nämlich mit einem ein wenig ſeltſamen und naiven Enthuſiasmus für alle neuen Ideen, die von auswärts kommen. Dies hindert aber nicht, daſs der indiſche Geiſt aus dieſer Begeiſterung und Gedankenaſſimilation originale Schöpfungen hervorzubringen vermag. Was wird in der Zukunft aus dieſer neuen Thätigkeit eines ſo alten Volkes entſtehen? Das iſt ſchwer zu ſagen. Inzwiſchen bewundern wir noch einmal das erſtaunliche Schauſpiel dieſer Actionen und Reactionen: die erſten und älteren Meiſter der Cultur, die zu Schülern der zuletzt Gekommenen in der Gemeinſchaft der civiliſierten Leute werden; die alten Völker, die ſich verjüngen beim Contact mit den Völkern, die in der höchſten Blüte und Kraft ihrer Fähigkeiten ſtehen: die ſchöpferiſche Thatkraft, die von einer Nation auf die andere übergeht, vom äußerſten Weſten bis zum äußerſten Oſten, in Zwiſchenräumen von Jahrhunderten: die Lebenslampe, um einen Ausdruck Lucretius' zu gebrauchen, die nach und nach, die verſchiedenen Zeitalter hindurch, von Volk zu Volk gereicht wird und nie verlöſcht.

Arthur Fitger.

In der Edda findet man unter allerlei Märchen eine ſeltſame [illegible] verzeichnet. Dieſe erzählt von einem ſagenhaften Baum der Vorzeit, deſſen Wurzeln nach allen Richtungen griffen, zum Nebel und [illegible], während ſich in den Zweigen die Vögel wiegten. Von einer ſolchen [illegible] nach vielen Seiten hintaſtenden Art ſind [illegible], um jede Kunſt und alle Bildung bemühten Geiſter. [illegible], war ein derartiger [illegible] und Wollen das [illegible]. Merkmal der künſtleriſch [illegible], wo [illegible] weiterentfalteten Natur- [illegible] die beſten Talente zu ſich ziehen, [illegible] weniger vorragender Er- [illegible] auf die Helmholtz, Dubois, [illegible] auch ein Naturforſcher, der Al- [illegible] von Humboldt, an der Schwelle [illegible] die hohe Geſtalt Goethes nur [illegible], wie jene Namen zeigen, [illegible] Gelehrten, obwohl auch [illegible] überwiegt, allein nur nicht [illegible] Björnſon und Tolſtoi ſind [illegible] nicht ſehen wir jede Art [illegible], wo nicht Gewerbe [illegible] bietende Leben aus- [illegible] ich kaum [illegible]

der die empfundene Kenntnis der außerhalb des „Faches“ liegenden Probleme, nicht der Zeitfragen, durch die einheitlich runde Weltbetrachtung in ſeinen Werken verriethe. Ich meine damit nicht etwa das Wiſſenſchaftlich-Werden der Kunſt. Ich glaube nur: es iſt kein gutes Zeichen, daſs heute die Arbeit emſiger Ciſeleure vorwiegt, daſs jeder prometheiſche Seufzer von müden Lippen gemieden wird ... Auch deshalb können aus all dieſen bunten gegenwärtigen Namen ſo wenige zu anderen Zeiten gehen ...

Da wird man nun — bei ſolch allgemeinem engen Bemühen — umſomehr auf eine eigene, ganz abſeits ſtehende und daher zu wenig beachtete Künſtlergeſtalt hinweiſen müſſen, die noch einige der weſentlichen Züge jenes heute faſt überall ausgeſtorbenen Typus des „l'uomo universale“ aufweiſt. Ich meine den Dichter-Maler Arthur Fitger.

Arthur Fitger, im Oldenburgiſchen geboren (1840), hat ſeit Jahren in Bremen ſein Heim, dem alten Hanſaplatz, berühmt durch den Rathskeller und ein Roland-Denkmal, einer berühmten Culturſtätte ſeit den „Bremer Beiträgen“. Es ſei verſucht, den Umriſs des ſeltſamen Dichters in dieſer Stadt zu zeichnen, der vor kurzem wieder mit einem großgeplanten Drama „Jean Meslier“*) mit neuen Verſen von tiefer Schönheit unter dem Todtenmeſſen-Titel „Requiem aeterna dona ei!“*) und eben jetzt mit einer neuen Ausgabe älterer Verſe**) bedeutend hervortrat. Ich möchte nur mit ein paar Strichen das Charakteriſtiſche der Perſönlichkeit wiedergeben, es iſt ſchon aus Raumgründen nicht gewährt, auf die Details ſeiner künſtleriſchen Eigenart einzugehen, die ſich beſonders im „Requiem“-Band prachtvoll ausdrückt.

Ich habe hervorgehoben, daſs eine ſeltene Fülle der Anlagen, vielſeitig entwickelte, nicht etwa zerſtreute Keime, ſein erſtes weſentliches Merkmal bilden. Fitger iſt zugleich Kunſt-Eſſayiſt — als ſolcher hat er z. B. erſt jüngſt intereſſante Beiträge zur Theorie des künſtleriſchen Schaffens publiciert — Fresken- und Tafelmaler, Lyriker mit allen Tönen vom Lied bis zur Ode und der bekannte Tragödiendichter hiſtoriſchen Stils: dabei in ſeinem ſo mannigfaltigen Schaffen durchaus von einer ſtarken, weiten, philoſophiſchen Anſchauung beherrſcht. Das helle, wenn nicht grelle Licht dieſer Anſchauung läſst den Grundzug ſeines Profils genau hervortreten. Dunkel hebt es ſich ab. Es iſt darin vor allem die tiefe Furche der ſchwermüthigen Grübler — dieſelbe Furche, die man am ſchärfſten bei einem ganz Großen ſieht: Michelangelo!

Ein letzter von dieſem Stamme, dem finſteren Stamme des „Terribile“, iſt Arthur Fitger. Er hat das Kainszeichen der Reflexion. Er zählt zur Gruppe der Gezeichneten und Friedloſen unter den ſeltenen „Viel- und Allſeitigen“. Denn man wird unter dieſen von jeher die doppelte, einander entgegengeſetzte Richtung erkennen. Gerade bei ſolchen weltweiten Seelen tritt der alte Zwiespalt zwiſchen lichten und düſteren Gewalten, dem Ormuzd- und Ahrimanprincip wieder zutage. Schon bei Dante, von dem man zweifelt, ob er als Poet, Philoſoph oder Theologe gebietender geweſen und bei jenem Leonbattiſta, der aller Menſchlichen Herr ſein wollte.

Entweder ſind dieſe die Allerſeligſten oder ſehr Traurige. Entweder ſie haben jenes milde, gute Lächeln, wie man es an manchen Frauen Leonardos ſieht: dann ſtellen ſie — in ihrer reifen Zeit — wie dieſer ein vielfach bewegtes Leben durch klare, linde Linien dar. Sie ſind mit der Natur und allen Weſen wie glückliche Kinder vertraut; ſie ſuchen darum auch die Geheimniſſe der Natur und des menſchlichen Körpers, wie Leonardo z. B. Phyſiker und Anatom war. Oder ſie hegen jene raſtloſen Zweifel, jene trotzige Glut des Michelangelo. Von dieſer letzteren Art iſt eben der Bremer Meiſter.

Fitgers raſtloſe Dialektik, die aus allen Dichtungen und ſelbſt aus den Motiven einzelner Bilder ſpricht, hat ſich an einem unermüdlichen Kampf wider das chriſtliche Dogma entwickelt. Fitgers Glaubenskämpfe ſind wohl zuerſt durch die [illegible] Lehren geweckt worden, die während ſeiner Knaben- und Jünglingsjahre Deutſchland am [illegible] bewegten; es war die Zeit der Strauß, Vogt und Büchner. Dieſer Fragen ſind ſeine Bücher voll. Sie ſind von metaphyſiſchen [illegible] und theologiſchen Bedenken, wie z. B. „Sphinx atropos“ in den „Winternächten“, erfüllt. In den farbigen „Liedern eines Wanderers“ [illegible] „Winternächte“ wird man einen ſymboliſchen Sinn vermuthen dürfen, einen [illegible], der ſelbſt dem alt [illegible] Bunde gehörte. Unter ſolchen Einflüſſen ward er, wie mancher ſeiner Zeit, ein abtrünniger Sohn des Katholicismus, dem ſeine ganze romantiſch-innige Art eigentlich mit [illegible] geneigt ſein müſste. Vielleicht hat er gerade darum, aus dieſem Widerſpruche zwiſchen Erkenntnis und Neigung, die kirchliche Anſchauung, Satzung und das geiſtliche Leben mit ſo blutigem Humor, einem ſo bitteren Hohn [illegible] [illegible] wie dergleichen vielleicht ſeit Hutten nicht in unſerem Schriftthum [illegible] werden. Seine Seele verbindet [illegible] an dem [illegible] Kirchenlehren. Die Gedichte, die „Requiem“-Sammlung [illegible] und die „Sataniſchen Fragmente“ aus den „Winternächten“, worin der Satan Chriſtus und Lucifer um ſehr [illegible] Dinge fragt, bieten viel ſolchen [illegible].

[illegible]

„Gib acht, du Richter, daſs dich nicht
Die Welt, wenn der letzte Morgen tagt,
Wegen fahrläſſiger Schöpfung verklagt!“

Unter den Jüngeren, die Fitger ſo haſst, führt nur Panizza denſelben Streit. Und auch an die gleiche Verſpottung des Mönchslebens in den italieniſchen Komödien und Novellen muſs dabei erinnert werden. Doch bei der bloßen Skepſis und Negation konnte ſich der Künſtler nicht beruhigen. Ernüchtert von dem platten Materialismus, den ein Theil der „Philoſophie“ jener Tage an Stelle des katholiſchen Dogmas geſetzt, dabei von dem Zauber der katholiſchen Kirche, dieſer ſchön geſchloſſenen, weihrauchblauen Blume der Romantiker, überhaupt von jedem ſchwärmeriſchen Glauben gelockt, ſchloſs er ſich der eben neu vorgetragenen großen naturphiloſophiſchen Lehre, dem Neo-Spinozismus an, bejubelte Darwin und ward Fortſetzer der Goethe'ſchen Richtung in „Gott und Welt“, der gegenwärtig einzige namhafte Vertreter eines poetiſchen Pantheismus von ſeltener Weite des Blicks. Man kann ſeine Wandlung von der Verneinung zum Prophetismus, in den Schluſsverſen der „Sataniſchen Fragmente“ pathetiſch ausgedrückt finden. Dort läſst er Chriſtus zu Gott über den Satan reden:

„Geh, ſag ich, und auf der Aſphodeloswieſe
Zu traumloſem Schlummer bette dieſe
Unglückliche Seele, die ſonder Gebet,
Doch heißer und brünſtiger gefleht
Und mehr an lähmender Qual gelitten
Als all die ſtolzen Glaubensſtreiter. — —
O neige, Vater, dein Ohr zu mir;
Die Welt verzehrt ſich in Sehnſucht nach dir;
O laſs mich wieder hinniederfahren,
Den Lechzenden dich zu offenbaren.
Geſtatte mir, Herr, in deiner Gnade
Hinabzuſteigen; ſiehe ſchon lang
Tönet auf mich Prophetengeſang.
Ich weiß es: ich bin den Mächt'gen und Frommen
Und bin dem Pöbel nie willkommen,
Und Kaiphas und Pilatus ſchlichten
Den alten Hader, um mich zu richten,
Und das Heulen des Pöbels, ewig dräut's
Dem Gottgeſandten: ans Kreuz! ans Kreuz!
Doch alle Qualen der Schädelſtätte
Will ich ertragen — nur rette, rette!
Die Menſchheit harrt; o blick' hernieder
Und gib ihr einen Erlöſer wieder.“

Häckel hat in ſeinem monistiſchen Glaubensbekenntnis*) Fitger'ſche Verſe an die Spitze geſtellt, ſie lauten:

„Die Berge verſinken, es ſteigen die Meere,
Die Fülle ſie leert ſich, es füllt ſich die Leere,
Die Jahre, die Tage verwandeln die Welt:
Das heute Gebor'ne muſs morg'n veralten.
Selbſt Götter gehorchen den dunklen Gewalten
Und gründen ihr Reich, und es ſteht und zerfällt.

Doch wie auch die Form ſich wandelnd
Stets ein ander Antlitz weiſt,
Einer iſt, der ewig handelnd
Mit ſich fort das Weltall reißt.“ u. ſ. w.

(Neue Götter.)

Dieſe beiden Züge alſo, die Vielſeitigkeit und das kecke Heidenthum, kennzeichnen bereits das Renaiſſancemäßige der Geſtalt. Dazu kommt als das ſtärkſte Merkmal aller großen Namen im Quattro- und Cinque-cento: die ungebrochene Kraft des Empfindens. Er iſt, wie die Männer jener glänzenden Zeit, nicht ein nervöſer, ſondern ein Dichter des einheitlich ſtarken Gefühls. Er iſt gleich ungezähmt in Liebe, Hohn und Zorn. So ſingt, vielmehr jauchzt er ſeine Zärtlichkeit:

„Und ein Heer von [illegible] Verſen erblühte
[illegible]
Eine ganze [illegible] glüht
Und [illegible] und [illegible]
Von der Liebe [illegible].“ (Lieder.)

Er preiſt — [illegible] vor Nietzſche — das Recht des Stärkeren und iſt ein Feind der Friedensträume. Und auch ſein natürlich [illegible] Lebenswille wächſt oft zu ſchmerzlicher Größe:

„Ob ich als Menſch, als Baum, als [illegible]
[illegible]
Und [illegible] das All,
[illegible] das Leid das Alte [illegible].“ (Winternächte.)

Die männliche Luſt an dem ſtarken „Schandsleben“ gibt auch ſeiner Eigenart als Künſtler das Gepräge. Es iſt die Art der großen Coloriſten. Als Maler gieng er zuerſt bei Cornelius und Genelli in die Schule. In Wien, wo er nach längeren italieniſchen Reiſen und Studien verweilte, ergriff ihn das Beiſpiel des eben ſehr geſeierten, ihm weſensverwandten Makart. In deſſen Geiſt hat er ein Schloſs [illegible], die Hamburger und Bremer Bauten mit [illegible] Fresken verſehen. Ein Rundeſſcheu, den Stoffwechſel darſtellend, ſowie ein anderer, „Die Nacht und ihr Gefolge“, werden darunter am meiſten gerühmt. Von ſeinen Staffeleigemälden, die er

*) [illegible]

**) [illegible]

*) [illegible]

Digitized by Google

niemals ausſtellt, iſt „Barbaroſſas Erwachen“ in Stichen ziemlich verbreitet.

Der „pathetiſche Recke“ Cornelius, wie F. Th. Viſcher ihn genannt, der archaiſierende Erotiker Genelli, dazu die Einwirkung des farbenfreudigſten Malers ſeit der Renaiſſance kennzeichnen zugleich den Dichter Fitger. Seine Gedichte ſind oft coſtümiert und ſtark rhetoriſch. Dieſe Verſe rauſchen zuweilen — wie der Purpurmantel eines Theaterkönigs. Von dem gleichen Jung-Schiller'ſchen, Jung-Hebbel'ſchen Schwung iſt auch ſein dramatiſcher Stil. Wie er ſich an dem Glanz der Worte freut — freilich ihrer ganzen Richtung nach eine mehr decorative Kunſt — ſchwelgt er überhaupt in Bildern. Er liebt weite, königliche Hallen, Terraſſen, Gärten im Mondlicht gebadet, ſchwüle Gemächer mit kniſternden Polſtern, wo das Licht einer rothen Ampel auf dunkle Locken fällt. Dieſe Scene ſeiner letzten Dichtung „Jean Meslier“: ein Schloſspark, von Muſik erfüllt, von Waſſerkünſten erhellt, zeigt ſein Weſen am beſten. Darum traf er mit ſeinen prächtigen Balladenidyllen („Der Meiſterdieb“, König Droſſelbart“, „Roland und die Roſe“, „Reinekes Brautfahrt“ in den Gedichten) vielleicht ſein Eigenſtes. Darum fand er ſich im Pomp der Meininger behaglich, die ſeine Stücke, ſo reich an Gemälden und ſicherer Theaterwirkung, von Bühne zu Bühne brachten. So überquellend drängen ſich Bilder in ihm, daſs er zuweilen, vom Zuviel betäubt, die Ruhe des Verſtandes getrübt wähnt — ihn ängſtigen Wahnſinnsahnungen, Mordgedanken, wie bacchantiſche Naturen oft:

„Des Wahnſinns Finger ſtreifen
Durch meiner Seele Saitenſpiel.“ („Winternächte“.)

In dieſer Farbenluſt liegt wieder ein künſtleriſches Renaiſſancemerkmal, in ſolcher Grellheit freilich mehr der ſinkenden Renaiſſance. Man wird an Caravaggio, an Spagnoletto gemahnt.

Man denke ſich nun eine ſolche „Renaiſſancenatur“, die eines Fürſtenhofes und einer dem Individuellen günſtigen Zeit bedürfte, ſich zu entfalten, in eine ſtille deutſche Stadt unſerer Tage verſetzt: Da muſste ſich dieſe Natur mit der grübelnden unſteten Sehnſucht, die alles Leben, alle Künſte zu umfaſſen wünſcht, ſehr vereinſamt finden. So hat Fitger in vielen Coſtümen ſein Geſchick, das der „einſamen Menſchen“, mit Vorliebe behandelt. „Einſam“ nicht etwa im Sinne des Johannes Vockerath, der in einen armen Kreis gebannt iſt, ſondern die große, tiefe Einſamkeit jedes innerlich Anderen. Er lebt zu Hauſe, wie er mir einmal ſchrieb, „in der Einſamkeit eines Kirchthurmſchattens.“ Seine Symbole ſind am häufigſten die abſeits pilgernde Wolke, der ausgeſchickte Vorpoſten und ähnliche. Unter ſeinen Idyllen iſt ein ſchönes und charakteriſtiſches Stück das „Perpetuum mobile“. Darin wird von einem Unglücklichen geſprochen, den das alte mechaniſche Problem noch immer bis in den Wahnſinn lockt; das Volk verhöhnt aber den Irren.

Die Tragödie des alſo geiſtig einſamen Menſchen hat Fitger desgleichen in ſeinen kühnen Tragödienſtoffen behandelt. Seine Trauerſpiele*) ſind von novelliſtiſchen Zügen frei, nach den Geſetzen des ſhakeſpeariſierenden Dramas gebaut, zu denen die kritiſchen Wortführer jetzt wieder zurückgekehrt ſind. Keines dieſer Stücke ſpielt in der Gegenwart, wie der Phantaſt auch ſelten an einer beſtimmten Heimatsſcholle haftet; alle ſind coſtümiert.

Im Vordergrunde der Dramen ſteht wiederum überall derſelbe Menſch, für welchen das Wort aus dem „Meslier“ gemünzt ſcheint: „Welcher Menſch denkt und hat Frieden in der Seele?“ Es iſt wiederum der einſame Grübler um ein übergroßes Ziel. Da iſt die „Hexe“, eine Gelehrte in der zu Ende gehenden Reformation, die jedes Frauenglück um der Wiſſenſchaft willen verſchmäht und vom Pöbel als Hexe geſteinigt wird. Da iſt ſeine Herzogin in „Von Gottes Gnaden“, die, von ihren Nächſten unverſtanden, einen Gedanken: das Recht des abſoluten Königthums, bis zu ihrem Falle vertritt. Da iſt in den „Roſen von Tyburn“ der puritaniſche Reformator an dem tollen Hof Karl II. und im „Adalbert von Bremen“ dieſer ſelbſt mit ſeinem weiten Traum . . .

Am intereſſanteſten hat Fitger ſein Thema, die Gedankenkämpfe, im „Jean Meslier“ dargeſtellt. Jean Meslier, der beliebte Pfarrer einer nordfranzöſiſchen Gemeinde, erkannte zugleich mit den erſten Encyklopädiſten die Nichtigkeit jener Lehren, die er ſelbſt vorzutragen gebunden iſt. Jahre trägt er die Maske, um einem Ende [illegible] er ſein „Teſtament.“ [illegible] gebraucht er zum letztenmal [illegible] Talar [illegible] das geiſtliche Gewand vom Leibe und [illegible] Glauben. [illegible] Er ſtirbt, von allen verlaſſen, ganz [illegible] „Teſtament.“

[illegible]

*) [illegible]

Weihnachtsausſtellung im öſterreichiſchen Muſeum.

(Bürgerlicher Hausrath. — Das Leſlerzimmer.)

Man kann es nicht leugnen: die Sammlung von Copien alter Möbel, die jetzt im öſterreichiſchen Muſeum zu ſehen iſt, hat Senſation gemacht. Sie bildet das Tagesgeſpräch. Man dünkt ſich in unſere beſten Zeiten des öſterreichiſchen Kunſtgewerbes zurückverſetzt. Damals als noch Wien in der gewerblichen Kunſt im erſten Treffen ſtand, damals als noch der unvergeſſene Eitelberger das Regiment am Stubenring führte, kann die Theilnahme des Publicums an der ſchmückenden Kunſt kaum größer geweſen ſein. Man lieſt wieder die Berichte der Tagesblätter über die neuen Pfade und Wege, man debattiert, man ſtreitet. Ja noch mehr: man geht wieder in die Weihnachtsausſtellung hinein.

Was iſt nun eigentlich geſchehen? Das öſterreichiſche Muſeum hat einen neuen Director erhalten, und dieſer neue Director hat uns ein neues Gebiet eröffnet. Er hat dem modernen Stil Eingang verſchafft, ſagen die einen. Er hat den Anglicismus eingeführt, ſagen die zweiten. Er betont das Praktiſche im Gebrauchsgegenſtande, ſagen die dritten. Wer hat nun Recht? Eigentlich alle. Aber das richtige Wort haben ſie nicht gefunden. Er hat, ſo ſage ich, den bürgerlichen Hausrath entdeckt.

Ich weiß, daſs dieſe Erklärung allgemeines Kopfſchütteln hervorrufen wird. Haben wir nicht die beſten Gegenſtände aller Zeiten und weſſen Stande ſie immer angehörten, geſammelt, in den Muſeum aufbewahrt und ſtudiert? Haben wir nicht die beſten bürgerlichen Stücke der Gothik, der Renaiſſance, des Barock, des Rococo und Empire benützt und nachgeahmt? — Haben wir uns nicht ſtets bürgerlich eingerichtet?

Nein, das haben wir nicht. Unſere Frauen und Töchter ſchliefen in einem Bette, in dem ſchon Maria Antoinette, das unglückliche Kaiſerkind, in Trianon von Glanz, Glück und Pracht geträumt hatte. Der Herr Fleiſchhauermeiſter blickte mit Stolz auf ein altdeutſches Sofa, deſſen Motive der Wandvertäfelung des Prunkzimmers im Rathhauſe zu Bremen entnommen ſind und eine Combination eines Stückchens derſelben — die ganze Vertäfelung würde ſich ja zu theuer ſtellen — mit einer gepolſterten Truhe bilden. Und in dem Salon eines wohlhabenden Börſeaners räkeln ſich die Gäſte in Fauteuils, die vollſtändig jenem gleichen, von dem aus einſt Napoleon der Welt ſeine Geſetze dictiert hat. Sogar das kaiſerliche „N“ darf nicht fehlen. Und doch hat der Corſe dieſen Thron nur einmal benützt. Sonſt haben er und ſeine Gäſte ſich mit weniger anſpruchsvollen Möbeln begnügt.

Aber warum iſt uns der bürgerliche Hausrath ſo wenig bekannt? Weil unverhältnismäßig wenig davon auf uns gekommen iſt. Denn der Bürger brauchte ſeine Möbel auf, er benützte ſie täglich, und ſchließlich heizte er damit ein. Für Pracht- und Prunkzimmer hatte er kein Geld. Und wenn doch ein oder das andere Stück ſich erhalten hat, ſo fand ſich ſelten ein Muſeum, das dem alten Hausthiere ein Aſyl gewährt hätte. Es zeichnete ſich eben weder durch kunſtvolle Arbeit, noch durch edles Material aus. Und hatte es ſich doch da oder dort ein beſcheidenes Plätzchen in einer Sammlung erobert, ſo wurde es ſicher überſehen. Ganz anders das Fürſtenmöbel. Das wurde nie oder ſelten in Gebrauch genommen und zeigte ſchon ſeinen vornehmen, nichtsthueriſchen Charakter dadurch an, daſs es Motive der hohen Architektur aufwies und mit reichem Zierrath verſehen war. Wenn es aber auch für den praktiſchen Gebrauch untauglich war, war es doch freilich in ſeinem Kreiſe nicht zwecklos. Sein Zweck war zu repräſentieren und von dem Reichthume, der Pracht, der Kunſtliebe und dem Geſchmacke ſeines Beſitzers Zeugnis abzulegen. Das Fürſtenmöbel hat ſich daher zweifellos mit Recht conſerviert und bildet den Stolz und die Freude eines jeden Muſeums.

Von dieſen Ausſtellungsobjecten nun hat unſer Jahrhundert einen falſchen Gebrauch gemacht, indem es ſie zum praktiſchen Muſter nahm. Die Schranken, die das Königthum dem Hochadel gegenüber, dieſer wieder dem niederen Adel und dieſer dem Bürgerthume gegenüber errichtet hatte, waren gefallen, und jeder konnte ſich nach ſeinem Geſchmacke einrichten und kleiden. Es kann uns alſo eigentlich nicht Wunder nehmen, wenn jeder Parvenu wie bei Hofe eingerichtet und jeder Kellnerjunge wie der Prinz von Wales gekleidet ſein will. Gefehlt aber war es, in dieſem Umſtande einen Fortſchritt erblicken zu wollen. [illegible] Fürſtenmöbel, hervorgegangen aus einem immenſen Ueberfluſs, [illegible] Da aber der Allgemeinheit dieſer Reichthum [illegible] die Formen auf Koſten des Materials und der Ausführung, und die Halbheit, die Hohlheit und jenes ſchreckliche [illegible], das unter dem Vorwande das ganze Mark aus den [illegible] Imitation, hält ihren Einzug.

[illegible] das wir führen, ſteht mit den [illegible] uns umgeben, im Widerſpruche. Man [illegible] Thronſaal ein Wohnzimmer haben [illegible] Möbeln ruhig malträtieren. [illegible] und ſitzt ſich ganze Ornamente [illegible]. Von den verſchieden orna- [illegible] haben wir im Laufe der letzten

Digitized by Google

zwei Decennien nacheinander Renaiſſance-, Barock- und Rococoſchwielen bekommen. Aber wir haben nicht gemuckſt, denn jene, die ſich dagegen aufgelehnt hätten, wären als Ignoranten und Menſchen, denen jenes höhere Verſtändnis für die Kunſt fehlt, an den Pranger geſtellt worden.

Allein, was ich hier anführe, gilt nur für den Continent. Drüben, jenſeits des Aermelcanals, wohnte ein Volk von freien Bürgern, das der alten Schranken ſchon ſo lange entwöhnt iſt, daſs Parvenu-Anwandlungen hier keinen Boden mehr finden. Die verzichteten auf Fürſtenprunk und Fürſtenpracht in ihren Wohnungen. Kleiderordnungen kannten ſie ſchon lange nicht mehr, und ſie fanden daher auch keine ſonderliche Befriedigung darin, den Großen nachzuahmen. Ihre eigene Bequemlichkeit gieng ihnen über alles. Und unter dem Einfluſſe dieſes Bürgerthums machte ſogar der Adel in dieſem Lande langſam eine Wandlung durch. Er wurde einfach und ſchlicht.

Ein Land, das ein ſo ſelbſtbewuſstes freies Bürgerthum aufweiſt, muſste den bürgerlichen Stil in der Wohnung bald zur höchſten Blüte bringen. Die beſten Kräfte können ſich hier für ihn einſetzen, ſie können ſich für dieſe Aufgaben concentrieren, während in anderen Ländern dem Meiſter erſten Ranges das Fürſtenmöbel zufallen wird, während ſich der bürgerliche Hausrath mit Kräften zweiten Ranges begnügen muſs. Man betrachte nur die beiden bedeutendſten Muſterzeichner Englands und Frankreichs aus derſelben Epoche. Nehmen wir zum Beiſpiel Thomas Chippendale und Meiſſonier, den Deſſinateur Ludwigs XV. Bei dieſem finden wir nur Entwürfe für des Königs Prunk- und Feſträume, für Cheippendale iſt ſchon der anſpruchsloſe Titel ſeines Kupferſtichwerkes charakteriſtiſch: The G e n t l e m a n and Cabinet-makers Director, being a collection of designs of h o u s e h o l d furniture.

Man wird alſo wohl begreifen, daſs in einer Sammlung bürgerlicher Möbel den Engländern der Löwenantheil zufallen muſs. Haben ſie doch ſogar manchem d e u t ſ ch e n Bürgermöbel ein Heim bereitet, das ſeitdem bei uns vergeſſen wurde und jetzt auf dem Weg über England zu uns zurückkommt. Dafür gibt es intereſſante Beiſpiele; eines derſelben ſei hier erwähnt. Der grellroth lackierte Stuhl mit gelbem Strohgeflecht, der uns heute ſo enorm engliſch anmuthet (Sprößelſtuhl oder Hühnerſteige nennt man ihn bei uns ſpottweiſe) findet ſich in zahlreichen deutſchen Interieurbildern des XVIII. Jahrhunderts, vor allem bei Chodowiecki.

Noch ein anderer Umſtand macht die große Zahl der engliſchen Muſter erklärlich. England war auch das erſte Land, das gegen die Imitation zu Felde zog. Nun beginnen auch wir langſam, dagegen Front zu machen. Falſche Brillanten und falſches Pelzwerk gelten ſchon auch bei uns, Gott ſei Dank, nicht mehr für fein. Wir müſſen es unſerer Weihnachts-Ausſtellung danken, daſs ſie die neue Lehre auch auf die Wohnungseinrichtung anzuwenden uns anregt. Wer nicht das Geld für einen ledergepreisten Stuhl hat, der nehme einfach einen Strohſeſſel. Mancher wird davor zurückſchrecken. Ein Strohſeſſel, wie ordinär! Nur zu, meine lieben Wiener, ein Strohhut iſt gerade ſo wenig ordinär wie keine Diamanten oder ein einfacher Tuchkragen am Winterrock. Bloß die imitierten Diamanten, Pelzkragen und Lederſtühle, d i e ſinds.

Und ſo bricht ſich denn auch bei uns die Erkenntnis Bahn, daſs man, wenn das Geld für das Reiche und Decorative nicht ausreicht, das Hauptgewicht auf das Solide und Praktiſche legen muſs. Die gemalten Intarſien, die aus Sägeſpänen und Leim gepreſsten Holzſchnitzereien, die „Verſchönere dein Heim"-Fenſter und andere Patente aus der Rüſtkammer der Imitation, die wie hartes Holz geſtrichenen Thüren und Fenſter verſchwinden langſam aus dem Bürgerhauſe. Der Bürgerſtolz iſt erwacht, das Parvenuthum kommt nun doch langſam außer Mode.

*

Der Clou der Ausſtellung aber iſt ein Interieur, das eine Compagnieſchaft unſerer Wiener, des Malers Heinrich Lefler, des Bildhauers Hans Rathausky und der Architekten Franz Schönthaler jun. und Joſef Urban bildet. Im Tagesgeſpräch heißt es kurzweg das Leflerzimmer. Dieſe kurze Bezeichnung war unbedingt nothwendig. Denn die letzten Wochen war ſie in aller Munde. Hochmüthig belächelt von den Jungen, mitgenommen von den Alten gilt dieſes Zimmer für die erſte Regung der Moderne in der ſchmückenden und angewandten Kunſt auf Wiener Boden.

Modern ſieht dieſes Zimmer allerdings aus. Wenn man aber näher zuſieht, iſt es nur unſer gutes altes deutſches Renaiſſance-Speiſezimmer in modernem Lichte. Nichts fehlt: Die Holzvertäfelung mit den aufgeleimten Holzintarſien, der ehemalige altdeutſche De[illegible] Gott habe ihn ſelig, dem immer die angenagelten [illegible] abgeriſſen wurden, die mit vieler Mühe und [illegible] Uebermut hielten, und deſſen Römer und alt[illegible] Krüge [illegible] herunterpurzelten, wenn man die geringſte Bewegung ausführte, ſie alle, alle wurden mit herübergenommen und haben ſich ſo ſchön maskiert, daſs man ſie im erſten Augenblick gar nicht wiedererkennt. Während z. B. beim alten „Decorationsdivan" einem altdeutſche Krüge auf den Kopf fallen konnten, fallen [illegible] engliſche Vaſen herunter, aber das freilich ſicher. Ein großer [illegible], wenn man bedenkt, daſs damit gewiſſermaßen die Halbheit vermieden iſt und das keramiſche Gewerbe durch den ſtarken Verbrauch gewinnen muſs.

Wir ſehen alſo ſchon, wo dieſes Zimmer hinaus will. Es bringt uns moderne Formen im alten Geiſte. Wir haben daher kein Recht, von einem modernen Zimmer zu ſprechen. Man hätte der modernen Kunſt einen großen Gefallen erwieſen, wenn man alte Formen im neuen Geiſte angewendet hätte.

Verſuchen wir es, auf die einzelnen Arbeiten überzugehen. Lefler lieferte eine entzückende Tapete, die das weitaus Beſte im Zimmer iſt. Unſere öſterreichiſche Tapeteninduſtrie hat dem nichts Aehnliches an die Seite zu ſtellen. Man denke: eine moderne Tapete, die nichts Engliſches an ſich hat, der man auf den erſten Blick die wieneriſche Provenienz anſieht. Vorzüglich ſind auch die Applicationspolſter und die Teppiche. Der Mohairteppich „Drachenkampf" verräth auch ein tüchtiges Beherrſchen der Technik. Aber über die Technik ſtrauchelte Lefler ſchon bei den Entwürfen zu den Glasfenſtern. Er lieferte zwei: das eine nennt ſich Aſchenbrödel, das andere Dornröschen. Beide verrathen ein Schwanken zwiſchen zwei Techniken, der Glasmalerei und der amerikaniſchen Arbeit mit Glasflüſſen. Das Aſchenbrödel wirkt noch harmoniſch, da hier die Glasmalerei nur dort angewendet wurde, wo es unbedingt nothwendig war, zum Beiſpiel an den Geſichtern. Aber das Dornröschen iſt unverzeihlich. Die gemalte Roſenhecke iſt ein Schlag gegen die ehrliche Glasarbeit. Mit welcher Freude würde ein Glastechniker die Gelegenheit ergriffen haben, ſeine Kunſt an den Roſen zu zeigen. Jedes Roſenblatt ein anderer Glasfluſs! Dieſe Roſen ſchreien nach der amerikaniſchen Technik, umſomehr, als ſie daneben an weniger wichtigen Punkten gezeigt wird. Und daher wirkt dieſes Fenſter ſo unharmoniſch. Nachahmenswert dünkt mir der Verſuch, das Mittelfenſter frei zu laſſen, um den ungeſtörten Ausblick ins Freie zu gewinnen. Alles in allem zeigen die Lefler'ſchen Arbeiten ein friſches Drauflosgehen und ein entſchiedenes Talent, ſich neuen Techniken unterzuordnen.

Das kann man von den übrigen Arbeiten nicht behaupten. Die imitierten Intarſien in der Wandvertäfelung und die banale Tapeziererarbeit des Plafonds laſſen auf einen Mangel an Vornehmheit ſchließen. Ein prächtiger Hochzeitsſchrank wird durch künſtlich patinierte Bronzereliefs verdorben, die, wenn echt, der Reinlichkeit ihres Beſitzers kein gutes Zeugnis ausſtellen würden. Man bedenke doch, daſs ſich die grüne Patina auf den Bronzegegenſtänden durch das jahrtauſendlange Liegen in der feuchten Erde gebildet hat, daſs ſie aber vollſtändig fehlte, ſolange die Gegenſtände noch im Gebrauche waren. Von unſeren Modernen könnte man doch erwarten, daſs ſie dieſem archaiſierenden Schwindel entgegentreten. Ueber das Bordbrett als Bekrönung des leicht gearbeiteten Sophas habe ich ſchon eingangs geſprochen. Auch die Uhr, auf der man nicht die Zeit ableſen kann, iſt vertreten. Früher war das des „ſtilvollen" Zifferblattes wegen unmöglich, jetzt, weil es viereckig iſt.

Man würde daher unrecht thun, wenn man für dieſes Zimmer die moderne Innendecoration verantwortlich machen wollte. Der moderne Geiſt verlangt vor allem, daſs der Gebrauchsgegenſtand praktiſch ſei. Für ihn bedeutet Schönheit die höchſte Vollkommenheit. Und da das Unpraktiſche niemals vollkommen iſt, ſo kann es auch nicht ſchön ſein. Zum zweiten verlangt er unbedingte Wahrheit. Ich habe ja oben ſchon geſagt, daſs die Imitation, die Pſeudoeleganz, Gott ſei Dank, endlich unmodern wird. Und drittens verlangt er Individualität. Das heißt, daſs ſich im allgemeinen der König wie der König, der Bürger wie der Bürger und der Bauer wie der Bauer einzurichten habe und daſs im beſonderen wieder jeder König, jeder Bürger und jeder Bauer ſeine Charaktereigenſchaften in ſeiner Wohnungseinrichtung zum Ausdrucke bringen ſoll. Die Aufgabe moderner Künſtler iſt es, den Geſchmack der Menge innerhalb ſeiner verſchiedenen charakteriſtiſchen Standesabſtufungen zu heben, indem ſie die Bedürfniſſe der jeweilig geiſtig Vornehmen erfüllen. Haben das unſere vier Künſtler gethan? Entſpricht ihr Damenzimmer der Vornehmheit an der Ariſtokratin? Nein. Der Vornehmheit an der Fabrikantin auch nicht, und ſchon gar nicht der Vornehmheit an der Bürgersfrau. Es ſcheint vielmehr, daſs ſich in dieſer billigen Eleganz doch noch einmal der alte Geſchmack des Parvenuthums geregt hat. Hoffentlich zum letztenmale.

Adolf Loos.

Bartel Turaſer.

Drama in drei Akten von Philipp Langmann. Zum erſten Male aufgeführt im Deutſchen Volkstheater am 11. December 1897.

Nach dem Lärm des erſten Aufſtandes, jener Revolution im Kaffeehaus am Ende der Achtziger Jahre, ſind wir bald ruhiger und allmählich nachdenklich geworden, ja recht genügſam. Die großen Hoffnungen haben wir abgegeben, die wilden und damals ſo ungeſtümen Wünſche ſind zahm und geduldig geworden. Jetzt denken wir: wird es uns nur vergönnt, den Leuten doch nach und nach durch unſere Werke einen guten Geſchmack zu geben, ſo daſs ſie das Häſsliche ſchmerzt und ſie ohne ſchöne Dinge nicht mehr leben können, dann dürfen wir zufrieden ſein und haben genug für unſer Vaterland gethan, es iſt dann doch durch uns reicher geworden, das wird uns nicht vergeſſen werden. Mehr trauen wir uns ſchon gar nicht mehr zu; das Große ſpart das Schickſal, meinen wir, [illegible]

neration auf, mit einem ſtillen Neide ſehen wir in die Ferne nach ihr. Aber da ſteht auf einmal einer unter uns auf, ein junger Menſch aus Brünn, und trägt eine deutſche Tragödie herbei. Solche Wendungen hat das Glück.

Herr Philipp Langmann, ein kleiner Beamter in Brünn, hat mit Novellen debutiert. Die Kenner ſind gleich aufmerkſam geworden. Otto Julius Bierbaum hat über ſein erſtes Buch geſchrieben, in Nummer 79 der „Zeit“ vom 4. April 1896: „Er iſt wirklich ein Dichter. Ich weiß keinen, der es in deutſcher Sprache ſo verſtünde, Proletarierleben dichteriſch zu geſtalten und doch Innen- und Außenperſpectiven zu geben. Viele, ſo auch Hauptmann, wirken in der Hauptſache doch durch den Stoff und ihre Erfolge werden mehr durch den Zeitzug ſocialen Mitleids als durch innerlich dichteriſche Qualitäten getragen. Bei Langmann geht die Wirkung vom Dichter ſelber aus, von dieſer Art eindringlicher Anpaſſung des Lebens, die Perſönlichkeit verräth, ohne den Thatſachen Zwang anzuthun. Leider ſtört ein gewiſſer Mangel an Feingefühl für das Sprachliche. Der Künſtler iſt dem Dichter noch nicht ebenbürtig. Vielleicht iſt der martialiſch betonte Realiſt daran ſchuld, der ſich ſcheut, mit der Sprache allzufein umzugehen, da das ein Symptom der Symboliſten iſt. Dies wäre ein Grund mehr, dieſem begabten Dichter aufs herzlichſte zu rathen, er möge den Nun-erſt-recht-Realiſten in ſich nachdrücklichſt ausrotten. Hat er dies beſorgt, ſo dürfen wir von ihm wohl einen Proletarierroman großen Stiles und, was noch mehr wäre, das Proletarierdrama erhoffen, das uns gerade deshalb fehlt, weil die Leute, die derartige Stoffe behandeln, glauben, es ließe ſich durch bloße Documentenaufreihung leiſten“. Unſer Otto Julius kann ſich freuen. Er iſt da ein Prophet geweſen.

Wir haben in den letzten Jahren erfreuliche Sachen auf der Bühne geſehen. So ſtarke Talente ſind aufgetreten, daſs ſie das Theater wider ſeine Natur zu vergewaltigen vermochten. Andere haben nach einer Komödie der Gegenwart getrachtet, die unſer ſchmerzlich ironiſches, gebrochenes Gefühl des Lebens ausſprechen und das Tragikomiſche geſtalten ſoll. Auch iſt verſucht worden, das „Theaterſtück“ zu beleben und etwas zu machen, das der Menge, den Vielen gefiele, ohne doch den Geſchmack der Kenner und der Künſtler zu kränken. So thätig ſind die jungen Leute geweſen. Aber es hat uns doch immer noch etwas gefehlt. Wie wir uns auch freuten, in ſchönen Zeichen auf der Bühne Gedanken oder Stimmungen der neuen Zeit und unſere ganze noch ungewiſſe Art zu wünſchen, leiden oder hoffen dargethan zu finden, wir ſind doch manchmal leiſe erinnert worden, daſs immer das Tragiſche fehlte. Das tragiſche Gefühl ſind ſie uns ſchuldig geblieben. Eine Tragödie, im deutſchen Sinne, iſt von den jungen Leuten noch nicht geſchaffen worden. Herr Langmann iſt der erſte, der es verſucht hat, und es iſt ihm geglückt.

Die Tragödie, im deutſchen Sinne, hat zum Weſen, an einem einzelnen Fall uns fühlen zu laſſen, was das Leben iſt. Ein Fall ſoll gezeigt werden, etwas, was einem Menſchen paſſiert, aber er werde ſo gezeigt, daſs wir uns von ihm betroffen fühlen, als etwas, das uns ſelbſt paſſiert wäre, und auch noch als ein Repräſentant aller Dinge, die überhaupt paſſieren können. Drei Dinge muſs uns die Tragödie glauben machen: daſs dieſe Geſchichte dieſem Helden geſchehen iſt; daſs uns dasſelbe geſchehen kann; und daſs im Geſchehen ſolcher Geſchichten die Weisheit des Lebens iſt. Aber indem ſie uns dies glauben macht, muſs ſie uns ein großes Leid bereiten, das in uns zur großen Freude wird. Der tragiſche Dichter hat die Kraft, uns einen fremden Schmerz ſo, als ob er der unſere wäre, ja als das eigentliche Weſen des Menſchenlebens [illegible] zu laſſen und uns doch eben durch [illegible] des Schreckliche[illegible] im Leben zu [illegible] [illegible]

ihm. Das Rechte? Das iſt doch hier, die Wahrheit ſagen. Ja, aber dann verhungert ſein Kind — und den anderen iſt doch nicht geholfen. Wem wird geſchadet, wenn er die Wahrheit verſchweigt? Und dann wäre ſein Kind gerettet! Ob es nicht das Rechte eher iſt, lieber das Kind zu retten, das Kind? Das iſt die Frage. Er will nicht ſchlecht werden, aber er iſt irre geworden, was denn das Rechte iſt. Ja, da halten wir lauſchend an: ja, das iſt jetzt unſer Fall, der dort verhandelt wird. Wie oft haben wir gefühlt, in unſeren Zuſtänden, ungewiſs zu ſein, was denn das Rechte iſt! Wie dieſer Arbeiter es nicht weiß, ſo weiß es kein König, vielleicht iſt es gar nicht zu wiſſen: ſo zu zweifeln iſt das Los der Menſchen. Das Rechte kann ſo ſein, aber es kann auch ſo ſein und vielleicht iſt es gar nicht, was ſoll ich thun? Ich thue, was für mich am beſten iſt — dieſen Moment des Turaſer haben wir alle einmal erlebt und ſo wird es jetzt unſer aller Drama, was mit dem Turaſer geſchieht. Mit ihm zittern wir für uns, unſere Angſt ſpricht er aus, ſeinen ſchrecklichen Weg müſſen wir mitgehen. Und es geſchieht uns, daſs er des Rechten gewiſs wird. Die ewige Macht des Rechten thut ſich furchtbar auf: ihr erliegen wir mit ihm. In dieſem großen Gefühle werden wir heiter zum Leben entlaſſen.

Heiter? Ja, weil wir gewiſs geworden ſind. Er erliegt, wir erliegen mit ihm, aber mit ihm fühlen wir uns froh, weil wir fühlen, daſs das Leben, gerade wenn es uns zu vernichten ſcheint, uns doch beſtätigen muſs. Sein Inſtinct hat den Turaſer gewarnt, im Inſtinct iſt er nicht ungewiſs geweſen, ſein Inſtinct hat nie gezweifelt. Aber er hat dem Verſtande nachgegeben, vom Verſtand hat er ſich bethören laſſen, der Verſtand hat ihm das Rechte mit dem Falſchen vertauſcht. Nun zeigt ſich die Gewalt des Lebens und ſie zeigt ſich als dieſelbe Gewalt, die in ſeinen Inſtincten iſt. Was hat der Turaſer gethan? Er iſt ſich untreu geworden, er hat nachgegeben, dies rächt das Schickſal an ihm: es rächt ihn ſelber und ſo, indem es ihn zu vernichten ſcheint, läſst es ihn vielmehr über ſich triumphieren. Dies dürfen wir als den Sinn der geheimnisvollen Dinge, die unſer Leben ſind, zu uns nehmen, daſs das Schickſal jeden zu ſich ſelbſt bringt und, indem es ihn zu bedrohen ſcheint, ihn befreien muſs. Unſere Gefangenen ſind wir, aber das Leben ſprengt unſere Kerker auf. Laſſet uns dem Leben vertrauen, durch ſeine Leiden wollen wir zu unſerer Schönheit gehen!

Den Turaſer hat Herr Tyrolt geſpielt. Ich bekenne, daſs ich ihm dieſe ruhige Kraft nicht zugetraut hätte. Er ſchien mir oft ein bloßer Epiſodiſt zu ſein, der im Detail das Ganze verliert. Hier iſt er über ſich hinausgewachſen und bis zu tragiſchen Momenten gekommen. Hinreißend gibt Frau Schmittlein ſein Weib; das deutſche Theater hat in ihrem Fache jetzt keine Schauſpielerin, die ſich mit ihr vergleichen könnte. Herr Kramer, Herr Wallner, Herr Eppens, Herr Meixner, Herr Weiß und Fräulein Kalmar ſchließen ſich mit Anſtand an.

Hermann Bahr.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Das Beamtenminiſterium iſt jetzt complet, das heißt: alle [illegible] Miniſterſtellen ſind beſetzt. Die von den zu Miniſtern beförderten Sectionschefs gelaſſenen Lücken in der Beamtenhierarchie ſind durch avancementsdrängende Nachfolger ausgefüllt. Für dieſe wieder haben ſich in den nächſtgelegenen Rangsclaſſen die geeigneten Erſatzmänner gefunden. Für die höhere Beamtenſchaft hat die Bildung des Beamtenminiſteriums ungefähr denſelben [illegible] Effect gehabt, als wenn der Himmel in ſeiner unerforſchlichen Weisheit die unerhoffte Gnade gehabt hätte, gleichzeitig neben Sectionschefs in der Blüte ihrer Jahre ins Jenſeits abzuberufen. Dieſe große [illegible] iſt mit bewunderungswürdiger Geſchwindigkeit binnen wenigen Tagen durchgeführt worden. Alles iſt jetzt fertig. Nur Eines fehlt noch dem Beamtenminiſterium, nämlich eine Idee, wie Oeſterreich zu [illegible]. Aber das braucht ein Beamtenminiſterium nicht zu haben. Das iſt gerade in dieſer [illegible] Zeit ſein eigenthümlicher Vorzug. [illegible] welchem man das höchſte Regierungsamt gibt, [illegible] den höchſten Regierungsverſtand gezeigt haben. Beamtenminiſter [illegible] bei denen man dieſen Regierungsverſtand [illegible] an Amt gegeben hat.

[illegible] hat ein Miniſterium ſo lange und ſo lange Miniſter [illegible] als das Miniſterium Gautſch. In [illegible] kann der Grund dafür nicht ge[illegible] Gautſch hat ja doch bisher eigentlich [illegible]. Was kann alſo dann der Grund [illegible] zu unterrichten ge[illegible] habe, ſtammt von [illegible] daſs das Miniſterium [illegible] über jede ein eigenes [illegible] Amtszahl bekommt, und weil [illegible] aller Bureauanſtalten hat, [illegible] Actenſtücke [illegible]

[illegible] Herr Dr. Kramař, [illegible] Seine Majeſtät [illegible] zu gewähren, um ihm ſeine [illegible] ausſprechen, dankt dafür, daſs Oeſterreich [illegible] gebracht hat, als die Türkei nach

Digitized by Google

Im Jahre 1869 hat Fiſchhof die leitenden politiſchen Ideen ſeines Lebens in einem Buch niedergelegt, das den heute beinahe ſchon unbegreiflich gewordenen Titel führte: „Oeſterreich und die Bürgſchaften ſeines Beſtandes“. Wie wir hören, gedenkt Graf Badeni ſeine unfreiwillige Muße zu verwenden, um ein anderes Buch zu ſchreiben, das den actuellen Titel führen ſoll: „Oeſterreich und die Bürgſchaften ſeines Unterganges“.

*

Man erinnert ſich wohl noch an den Ausſpruch, den Graf Badeni zu Anfang ſeiner Regierung that: daß er mit dem Dr. Lueger ſchon fertig werden würde. Erſt jetzt bei ſeinem Sturz hat er dieſen Ausſpruch, in gewiſſem Sinne wenigſtens, wahr gemacht. Graf Badeni iſt mit dem Dr. Lueger fertig geworden. Sie ſind nämlich beide zugleich fertig geworden: Graf Badeni mit ſeiner Regierung, Dr. Lueger mit ſeiner Popularität.

*

In Bukl hat Graf Badeni „erhobenen Hauptes“ gerühmt, „daſs die Sprachenverordnungen die Grundlagen der weiteren politiſchen Entwickelung in Oeſterreich bilden werden.“ „Erhobenen Hauptes“ hätte er auch die Prager Pöbelexceſſe hinzufügen können, die zweifellos gleichfalls die künftige Entwickelung nachdrücklich beeinfluſſen werden und nicht minder ein Erfolg ſeiner Politik ſind, trotzdem ſie erſt nach ſeinem Sturze in die Erſcheinung getreten ſind.

*

Graf Badeni kann überhaupt ſtolz ſein, auf ſeine ſtaatsmänniſchen Erfolge. Erſt jetzt ſieht man, wieviel Anhänger er gehabt hat. Jeden Tag lieſt man nämlich in den Prager Telegrammen von einigen Badeni-Enthuſiaſten, die wegen Plünderung, perſönlicher Drohung oder Brandſtiftung in Prag eingeſperrt worden ſind. Die Prager Gefängniſſe werden für ihre Zahl bald zu klein ſein.

*

Ein merkwürdiges Miſsgeſchick verfolgt den jungczechiſchen Abg. Dr. Pacak. In ihm ſieht man den Vater der Badeniſchen Sprachenverordnungen. Wohl hat er es nachträglich mit großer Energie in unſerem Blatte abgeleugnet. Man hat es aber trotzdem geglaubt, weil er im erſten Anſturm der väterlichen Freudengefühle, ſo unvorſichtig geweſen war, ſeine Vaterſchaft in den „Narodni Liſty“ zu verrathen, was ihm dann in dieſen Spalten ſchwarz auf weiß nachgewieſen wurde. Neueſtens ſind nun die Gautſchiſchen Abänderungsvorſchläge zu den Sprachenverordnungen gekommen. Diesmal hat ſich Herr Dr. Pacak zunächſt jeder Aeußerung über die Vaterſchaft enthalten. Nichtsdeſtoweniger hat Abg. Dr. Lecher in ſeiner Brünner Rede den Herrn Dr. Pacak auch als den Vater der Gautſchiſchen Vorſchläge bezeichnet. Dr. Pacak hat abermals dementiert. Diesmal war aber das Dementi die Unvorſichtigkeit. Bei den Gautſchiſchen Vorſchlägen glauben die Leute gerade des Dementis wegen an die Vaterſchaft des Dr. Pacak, nachdem man ſich ſchon gelegentlich der Badeniſchen Verordnungen daran gewöhnt hat, in Vaterſchaftsſachen nur das für wahr zu halten, was Dr. Pacak dementiert.

*

Ein ganz unfehlbares Strafverſchärfungsmittel hat das Landesgericht Wien erfunden. Es geſtattet nämlich ſeinen Häftlingen kein andere politiſche Zeitung zu leſen als die — „Reichswehr“. Auf Grund dieſer Nachricht habe ich nun ein Mittel erſonnen, um der Regierung die Deckung des [illegible] Deficits der „Reichswehr“ zu ermöglichen, falls der neue Finanzminiſter Herr v. Böhm nicht in der Lage ſein ſollte, jene [illegible] aus den [illegible] des Dispoſitionsfonds hervorzuzaubern. Mein Vorſchlag iſt: Der Juſtizminiſter verordne, daſs jede Strafanſtalt für [illegible] Gefangene je ein Exemplar der „Reichswehr“ zur obligatoriſchen Lectüre abonnieren möge. Die „Reichswehr“ würde auf dieſe Art dem [illegible] Zweck eines Abſchreckungsmittels für Sträflinge dienen. Ihr Deficit wäre aber aus den [illegible] Criminal-Abonnements bald gedeckt. Ja, da ſich die Zahl der Verbrecher erfahrungsgemäß mit jedem Jahr vermehrt, könnte man in abſehbarer Zeit ſogar auf einen Reingewinn aus der „Reichswehr“ rechnen.

Kr.

Volkswirtſchaftliches.

In den letzten Wochen hat die öſterreichiſche Valuta wieder Schwankungen durchgemacht, wie in der guten alten Zeit. Nachdem Mark-[illegible] langſam auf [illegible] geſtiegen waren, ſprangen ſie innerhalb drei Tagen [illegible] auf [illegible], um dann eben ſo raſch wieder auf [illegible] zu fallen. Beim [illegible] bedeutet das ein Agio von circa [illegible]. Da drängt ſich die Frage [illegible] auf, ob ſolche Schwankungen nöthig ſind bei einem Goldſchatz der Bank von über [illegible] Millionen. Daſs die Bank die Pflicht hat, das Agio durch Goldabgaben zu bekämpfen, wird heute kaum mehr von [illegible] beſtritten. Das iſt bekanntlich noch nicht lange ſo. Noch vor [illegible] war es insbeſondere im Finanzminiſterium Dogma, daſs [illegible] Bank von dem einſtrömenden Gold unter keinen Umſtänden etwas [illegible]. [illegible] der Bank wenigſtens [illegible] [illegible] durch Goldabgaben eingegriffen hat [illegible] [illegible] zu geſtalten, daſs ein nennenswertes Agio [illegible] kann, wenigſtens [illegible] es durch Abgaben [illegible] Gold [illegible] von den [illegible] erfolgte [illegible] [illegible] kann. Das hat die Bank diesmal nicht gethan, [illegible] weil ſie nicht raſch und energiſch genug [illegible]. [illegible] das [illegible] Sinken des Agios, welches [illegible] [illegible] der Bank als durch Abgaben des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daſs die Bank [illegible] nicht den [illegible] habe, ein [illegible] Steigen des Agios zu [illegible] [illegible]

als ſie thatſächlich vorgenommen hat. Der immer wiederkehrende Einwurf, daſs die Bank nicht wiſſen könne, wie weit der Bedarf gehen werde, und daſs ſie ſchließlich ihr Pulver umſonſt verſchoſſen haben könne, iſt, ſo oft er auch vorgebracht wird, doch unſtichhältig. Dieſer Einwurf geht immer von dem principiell verkehrten Standpunkt aus, daſs der Goldbeſitz die Hauptſache ſei, während in Wirklichkeit die Parität der Wechſelcurſe die Hauptſache iſt und das Mittel dazu der Goldſchatz und deſſen zweckmäßige Verwendung. Agio bedeutet kurzfällige, wenn auch prolongationsfähige Verſchuldung an das Ausland. Der Goldbeſitz hier und die Verſchuldung draußen ſind unökonomiſch, weil ſie eben als Begleiterſcheinung das Agio und deſſen Schwanken mit allen Nachtheilen für Handel und Production haben. Freilich kann es geſchehen, daſs infolge beſonders widriger Momente, trotz energiſchen Eingreifens, das Agio ſchließlich doch nicht zu bannen iſt. Dann hat man eben das Seinige gethan. Ultra posse nemo tenetur. Diesmal aber, wo von den im Laufe eines Jahres zugeſtrömten 10 Millionen kaum mehr als der vierte Theil abgegeben war, war dieſe Gefahr noch lange nicht zu befürchten; beſonders da die Bank ſich mit der durch ihre Goldabgaben bewirkten Verengung des heimiſchen Notenumlaufes die Möglichkeit wirkungsvoller Zinsfußpolitik ſchuf. Wer kämpft, muſs jenes Mittel anwenden, welches die größte Ausſicht auf Sieg bietet. In der Agiobekämpfung empfiehlt es ſich alſo, jeden Deviſen- und Goldbedarf, welcher die Wechſelcurſe über eine enge Grenze zu ſteigern droht, unbekümmert darum zu befriedigen, ob dann doch ein Agio entſtehen würde, wenn nach den abgegebenen 20 Millionen noch weitere 100 Millionen abzugeben wären. Hoffentlich wird die Bank, welche im Frühjahr das Agio mit großem Geſchick bekämpfte, dieſes Lob bei der nächſten Gelegenheit, die vorausſichtlich bald eintreten wird, wieder verdienen.

*

Die Verhandlungen wegen des Wiener Gasanlehens ſind reſultatlos geblieben. Die Communalverwaltung iſt wieder genöthigt, den dringenden Caſſabedarf durch Vorſchüſſe bei Communal- und anderen Sparcaſſen zu ſehr zweifelhaften Bedingungen zu decken. Die Verlegenheit verſetzt die Gemeinderathsmajorität in nicht gerade roſige Laune; in dieſer nimmt ſie die oppoſitionelle Kritik ihrer Finanzwirtſchaft natürlich umſo übler auf, als dieſe Kritik vollkommen berechtigt iſt. Wenn jemand einen Fehler begeht, möchte er immer gern die Schuld auf einen anderen ſchieben, und ſo möchte Herr Doctor Lueger gerne die Schädigung des Communalcredits, welche ſeine Ungeſchicklichkeit verurſachte, auf jene wälzen, welche ihm ſeine Mißgriffe vorhalten. Das nützt ihm freilich wenig. Köſtlich nimmt es ſich aus, wenn ihm das „Deutſche Volksblatt“ dabei ſecundiert und im ſelben Bericht ſchreibt, daſs die deutſchliberale Partei die Gemeinde Wien bankerott gemacht habe. Eine ärgere Schädigung des Communalcredits als die Anſchwärzung des Bankerotts im Munde der herrſchenden Partei kann man ſich doch ſchwer denken. Glücklicherweiſe iſt es nicht wahr. Die Finanzen der Stadt Wien ſind bis jetzt in ganz geordneten Verhältniſſen. Ebenſowenig iſt es wahr, daſs Doctor Lueger an der „jüdiſchen Geldclique“ geſcheitert iſt. Das wäre freilich eine recht willkommene Ausrede für ihn und man kann ſich kaum etwas Verkehrteres vorſtellen, als die liberale Tagespreſſe, welche in ihrem Jubel über die Verlegenheiten der Communalverwaltung ihm dieſe Ausrede förmlich in den Mund legt. Doctor Lueger droht einzig und allein an ſeiner Ungeſchicklichkeit zu ſcheitern. Erſt hat er verſucht, das Anlehen allerorten anzubringen, wo man kein Intereſſe hatte, mit der Commune Wien in Geſchäftsverbindung zu treten. Nur die zwei vernünftigſten Wege hat er nicht eingeſchlagen: ſich entweder rechtzeitig an die Wiener Banken zu wenden oder eine directe Subſcription bei den Stadtcaſſen und der Poſtſparcaſſa, deren Dienſte zu dieſem Zwecke zweifellos zur Verfügung geſtellt worden wären, zu veranſtalten. Dann hat er auf alle möglichen Glücksfälle und Unterſtützungen von außen her, nicht zum mindeſten auf den Grafen Badeni gerechnet, und ſo wie dieſer mit dem Ausgleich, hat er bis zum letzten Moment mit der Begebung gewartet. Infolgedeſſen iſt er mit der Nothwendigkeit, die Anleihe anzubringen, in eine Zeit hineingekommen, wo die ungünſtige Marktlage und die troſtloſen politiſchen Verhältniſſe jedes größere Finanzgeſchäft unmöglich machen. Hätten die Banken die Ausſicht geſehen, das Geſchäft mit entſprechendem Nutzen abzuwickeln, ſo wäre es zweifellos abgeſchloſſen worden. Es dürfte auch gemacht werden, wenn im neuen Jahre die politiſchen Verhältniſſe ſich geklärt haben werden, und wenn Doctor Lueger dann den Banken eine entſprechende Gewinnſt-Marge läſst. Hoffentlich hat er inzwiſchen gelernt, daſs die Banken keinen Grund haben, ihm ſein Anlehen ohne Nutzen abzunehmen. Daſs er das aber nicht gleich gewuſst hat, muſs die Commune mit hohen Vorſchuſszinſen und mit Schädigung ihres Credits büßen.

[illegible]

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Opéra. „Alcib[illegible] da Khin“ von Samuel Rouſſeau. Scala „Kiki Ki-ko“ von Paul [illegible] — Berlin. Dramatiſche Geſellſchaft: „Ledige Leute“ von Felix Dörmann. Neue freie Volksbühne, „Barbara Holzer“ von Clara Viebig. — München. Reſidenztheater, „Ahn Land“ von Oscar Blumenthal, „In Behandlung“ von Max Dreyer.

„Der Fauſt iſt ſaſt eine Prob[illegible] [illegible] [illegible] ſpielt ſich theils von ſelbſt und iſt zum Theil gar nicht zu ſpielen“, hat Hebbel geſchrieben. Genau könnte man das auch ſo ſagen: der Fauſt enthält viele Rollen, dem [illegible] iſt es möglich, ſie alle [illegible] zu imaginieren, aber der Schauſpieler kann mit ſeinem Leib nur eine geben, ſo werden wir immer ein Manco empfinden. Den liebenden Fauſt ſpielt Herr Robert mit ſeiner Grazie und einer [illegible] romantiſchen [illegible] man ſagt: als deutſchen Troubadour, [illegible] man [illegible] an. Den philoſophiſchen Fauſt [illegible] gewaltſam und [illegible] [illegible]. Das [illegible], aber ich meine doch, daſs [illegible] geringen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Monolog des Fauſt oder [illegible]

Digitized by Google

hat, gleichſam entleibt, ohne das Phyſiſche mitſpielen zu laſſen. Das Gretchen iſt jetzt an das Fräulein Medelsky gekommen. Für die Angſt junger Mädchen, die bange Unruhe des Frühlings und die ganze Aermlichkeit unſeres Lebens hat dieſes Kind innige und rührende Ausdrücke, das wiſſen wir ſeit der „Wildente“. Dann hat ſie als Rautendelein eine große Beredſamkeit des Körpers gezeigt: jedes Wort des Dichters wird gleich an ihrem Leibe lebendig, es läuft durch ihre armen Hände und man ſieht, wie es ſie ſchüttelt. Ihre Luiſe hat vermuthen laſſen, daſs ſie eine tragiſche Natur iſt. Als Gretchen hat ſie ſich nun gleichſam zuſammengerafft und alle Verſprechungen eingelöst. Das „Neige, du Schmerzensreiche“ und die Scene im Kerker gehören zum Höchſten der Schauſpielkunſt. Gelingt es ihr, dieſer großen Momente allmählich auch in den anderen Scenen würdig zu werden, dann wird ſie das vollkommene Gretchen ſein. H. B.

*

In der letzten „Carmen“-Vorſtellung ſang Herr Naval den Don José. Es zeigte ſich in dieſer Rolle ganz beſonders, daſs er innerhalb gewiſſer Grenzen ein ſehr verwendbarer Sänger iſt, aber über dieſelben abſolut nicht hinauskommt. Sowie die Darſtellung etwas mehr Leidenſchaft, Innigkeit oder Kraft erfordert, verſagt er als Sänger und Schauſpieler. Natürlich iſt das nicht in jeder Rolle bemerkbar, und er wird daher in Opern, die gewiſſe Mittelſtimmungen nicht überſchreiten, ſeinen Mann ſtellen, aber außer dieſem Repertoire iſt er vorläufig kein Gewinn für eine große Oper. Ueber die Aufführung im Ganzen ließe ſich viel ſagen. Die beſte Beſetzung wäre Herr Schrödter für Don José, Herr Reichenberg für den Escamillo, Frau Forſter für die Micaëla, Herr Neidl ſtatt Herrn Frei und eine noch zu gewinnende etwas friſchere Repräſentantin für die Rolle der Frau Kaulich. Und die Titelrolle? Früher hat man Carmen lediglich als übermüthige hübſche Kokette aufgefaſst und damit die ganze Partie eigentlich unterſchätzt. Mit der ſpäteren Erkenntnis der Bedeutung der Oper iſt auch der Charakter der Carmen vertieft worden und die großen Darſtellerinnen ſpielen ſie jetzt nicht als ausgelaſſene Verführerin, ſondern als einen Dämon, als welchen ſie José zum Schluſs auch bezeichnet. So ſpielte ſie ſchon die Lucca, und ſpielt ſie jetzt noch die Calvé, die beſten Sängerinnen der Carmen, die ich je geſehen. Fräulein Renard iſt der alten, ungleich leichteren Darſtellung treu geblieben, hüpft fröhlich lachend auf die Bühne, dreht den Soldaten eine lange Naſe, raucht Cigaretten und iſt alles eher als ein Dämon und eine Zigeunerin. Geſanglich ſchlägt ſie zuweilen Töne an, die ſo ſcharf ſchneiden wie ein Meſſer. Ich glaube nicht, daſs ihre Auffaſſung die beſte iſt, die dieſem Part entſpricht, aber ſo lange ſie ſich nicht ſelbſt in den neuen Geiſt einlebt oder ein genialer Regiſſeur — den wir jetzt an der Oper nicht haben — ihr das vorſpielt, iſt mit Warten und theoretiſchen Erörterungen an der gegenwärtigen Form nichts zu ändern. Im übrigen dürfte es gut ſein, ſich bei Aufführungen der Oper vor Augen zu halten, daſs die Oper Carmen heute ſchon in der Muſikgeſchichte eine ganz beſtimmte Bedeutung hat, die zum mindeſten in der Sorgfalt und Inſcenierung der Oper entſprechend zum Ausdruck kommen muſs. Wenn ich auch lange nicht alles unterſchreibe, was Nietzſche ſeinerzeit darüber geſagt hat, ſein Verdienſt iſt es, uns zu einer Ueberprüfung der äſthetiſchen Würdigung des Werkes veranlaſst zu haben und es dürfte zweckmäßig ſein, ſeine Bemerkungen zu kennen. Hans Richter dirigiert das Werk mit vielem Feuer und Geiſt, manchmal vielleicht mit zu viel Feuer, ſo daſs die Darſteller (wie beim Aufmarſch der Wache) dem Orcheſter gar nicht nachkommen konnen. Warum im vierten Act der erſte Chor wegbleibt und ſtatt deſſen ein Stück aus der Arleſienne eintreten muſs, verſtehe ich nicht.

*

In der langen Reihe von Gaſtſpielen erſchien nun auch Fräulein Makroth als Eva in den „Meiſterſingern“. Sie hat vorläufig leider keinen beſonderen Eindruck gemacht; ihr Geſang war ſeitenlang kaum hörbar, [illegible] klang in unſeren Räumen die Mittellage. Nur die [illegible] das Enſemble. Da aber auch ihr Spiel ziemlich [illegible] war, [illegible] ihre Darſtellung der Eva als eine [illegible], was dann doch den [illegible]. Die [illegible] der ausgezeichneten [illegible] zu.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

des Guten zu viel zu thun, ſo daſs er von vornherein der leidenſchaftliche Graf war, zu den ihn doch erſt der Einfluſs Ortruds nach ſeiner Niederlage gemacht haben ſollte. Doch wurde auch ſeine Darſtellung, die von einer ſchönen, nicht zu ſtarken Stimme und vollem Geſang unterſtützt war, lebhaft applaudiert. Die übrige Beſetzung iſt vortheilhaft bekannt. Herr Mahler dirigierte die Vorſtellung mit der ihm eigenthümlichen Ueberſchwänglichkeit der Geſten, die bei entſcheidenden Stellen eher ſtört als hilft. Wer ſo unausgeſetzt bei jeder Gelegenheit mit beiden Händen in der Luft herumfährt, kann ein künſtleriſches Enſemble, von dem man doch weiß, daſs es das meiſte aus eigener Initiative von ſelbſt trifft, leicht unwillig machen. Es gienge ihm dann ſo wie den übereifrigen Erziehern, die bei jedem Schritt des Zöglings zeigen wollen, daſs ſie dahinter ſtehen. Der Dirigent mag leiten ſo viel er will, aber ſelbſt ein Schauſpiel abgeben ſoll er denn doch nicht. R. W.

*

Das Raimundtheater brachte dieſe Woche „König Apepi“, einen Schwank, als deſſen Verfaſſer Graf M. Bombelles zeichnet. Ich drücke das abſichtlich ſo aus. Zwar traue ich die Abfaſſung dieſes Schwankes ganz ruhig dem Grafen Bombelles zu. Aber nach dem, was man ſo hört, ſcheint der Herr Graf mehr der Stifter als der Schöpfer dieſes Werkes zu ſein. Dafür ſpricht auch ſonſt manches. Er hat vor nicht langer Zeit ein romantiſches Liebesmärchen auf die Bühne gebracht, jetzt einen ſatiriſch angehauchten Schwank. Er iſt genügend reich, um vielſeitig zu ſein. Aber wozu mache ich ihm ein Vaterrecht ſtreitig, um das ihn niemand beneidet? Wozu ſtrenge ich meinen Witz an? Für das Theaterpublicum iſt ja dieſe Frage ſo überaus gleichgiltig. Mögen ſich künftige Forſcher damit abmühen, den Shakeſpeare dieſes Bacon oder den Bacon dieſes Shakeſpeare herauszufinden! Der Schwank ſelbſt, um den es ſich handelt, iſt unhaltbar, was ich übrigens ſchon geſagt zu haben glaube. Im vierten Act erſt, viel zu ſpät, gibt es hie und da eine verhältnismäßig lichte Stelle, und Herr Burg wie Fräulein Häberle haben da ein wenig Gelegenheit ihr Talent zu zeigen. Und eine gutgeſpielte parodiſtiſche Einlage des Fräulein Rieſe und des Herrn Schildkraut rettet gerade noch den zweiten Actſchluſs. Fräulein Rieſe und Herr Schildkraut mögen aber hiemit gewarnt ſein, in ſolchen Rollen öfters zu excelliren. Das könnte ihren Fähigkeiten ganz erheblich ſchaden. A. G.

*

Das zweite Concert der Geſellſchaft der Muſikfreunde brachte Mendelsſohn's Paulus zur Aufführung. Da die Wahl dieſes Werkes wohl zur Erinnerung an die 50. Wiederkehr ſeines Todestages erfolgte, ſo dürfte es angemeſſen ſein, bei dieſer Gelegenheit an die Worte Schumanns zu erinnern, die er uns aus Anlaſs der erſten Aufführung dieſes Werkes in Wien niederſchrieb, zumal manche ſeiner Bemerkungen auch heute noch zutrifft. Wien war bekanntlich die letzte Muſikſtadt „Deutſchlands“, die ſich zur Aufführung des Paulus entſchloſs. Schumann ſchreibt dies dem Umſtande zu, daſs der Wiener „im allgemeinen äußerſt miſstrauiſch iſt gegen ausländiſche muſikaliſche Größen, etwa italieniſche ausgenommen“. Nur wenn man ihn einmal gepackt hat, „umarmt er unaufhörlich“. „Sodann“, fährt Schumann fort, „gibt es hier eine Clique, die Fortſetzung derſelben, die früher den Don Juan und die Ouverture zu Leonore auspfiff, eine Clique, die meint, Mendelsſohn componiere nur, damit ſie's nicht verſtehen ſollten, die meint, ſeinen Ruhm aufhalten zu können durch Stecken und Heugabeln, eine Clique, mit einem Wort ſo ärmlich, ſo unwiſſend, ſo unfähig in Urtheil und Leiſtung, wie irgend eine in Flachſenfingen.“ Trotzdem übte der Paulus damals eine zündende Wirkung aus, und alle Gegnerſchaft verſtummte. Ja als Schumann zum Schluſs das Publicum überſchätzte, „war es ſo vollzählig da, wie im Anfang, und man muſs Wien kennen, um zu wiſſen, was das heißt: Wien und ein dreiſtündiges Oratorium haben bisher in ſchlechter Ehe gelebt; aber der Paulus brachte es zuſtande.“ Es iſt als hätte Schumann ein geſtern geſchrieben, es beweist aber auch, daſs Wien ganz gut auch ein dreiſtündiges Oratorium verträgt, wenn es nur der Ausdauer wert iſt und ſorgfältig ausgeführt wird. An dieſen zwei Bedingungen hat es eben hier [illegible] zu oft gefehlt. Von der Darſtellung ſagt Schumann, ſie ſei „im einzelnen noch keine vollendete geweſen . . . aber wie man hier einen Chor ſingt, aus allen Leibeskräften, daſs man ihn eher zu beſänftigen hätte, als anzufeuern, das findet man in Norddeutſchland nur ſelten, wo man ſich lieber die Notenblätter vorvallvadiert und [illegible] nicht gerade umzuwerfen.“ Dieſes Lob hätte Schumann wohl dem heutigen Chor im allgemeinen nicht gewendet, obgleich zugeſtanden werden muſs, daſs der Singverein letzthin doch friſcher und feuriger ſang als ſonſt. Daſs die [illegible] Stellen und Chöre vorzüglich zur Geltung kommen werden, war vorauszuſehen, aber auch traurigere Theile wie der Chor „Mache dich auf, werde Licht“, kamen zu prächtiger Wirkung. Nur [illegible] Stellen, namentlich des zweiten Theiles, vertrugen etwas zu [illegible]. Der Dirigent Herr von Perger hat das Werk nicht [illegible] und das Publicum folgte mit wenigen Ausnahmen der ge[illegible] bis zum Schluſs des Concertes. Vielleicht [illegible], wenn der Beginn des Concertes auf [illegible] Gelingen des Concertes trugen auch die [illegible] in erſter Linie Baronin Bach, [illegible] Sopranpartien, mit ihrem mag[illegible] Herrn Cron [illegible] („Sei getreu bis in den Tod“) [illegible], den tüchtigen Paulus des Herrn [illegible] Rabitz. R. W.

[illegible] einige ſeiner bedeutendſten Werke [illegible] Harmonie liegt in dieſer Sammlung.

Digitized by Google

Etwas wie die unendliche Stimmung heiliger Grotten: gedämpftes Licht, gedämpfte Lebenspulſe, dumpfes Waſſermurmeln in ſchwarzen Tiefen. So vollkommen ſind die Werke dieſes jungen Meiſters aufeinander geſtimmt; nirgends eine Ritze, durch die ein fremder Luftzug ſtörend eindringen könnte, nirgends ein greller, lauter Miſsklang. Dieſe Bilder hängen nicht als abgeriſſene Erziehungsproducte eines neben dem andern, ſie greifen vielmehr ineinander wie die Beſtandtheile eines hiſtoriſchen Interieurs oder — dieſen Vergleich wiederhole ich, weil er den vorherrſchenden Eindruck gibt — einer dem Glauben gewidmeten heiligen Stätte. Man kann es auch geradezu Religion nennen, eine unerſchütterlich perſönliche und eigenartige Religion, die aus allen Werken Stucks ſpricht. Es gibt nichts Merkwürdigeres als eine ſolche Abgeſchloſſenheit der Weltanſchauung und Vollendung in ſich ſelber bei einem jungen Maler, noch dazu bei einem deutſchen. Darin liegt auch Stucks eigentliche Wirkung, darin liegt ſein faſt verblüffender Reiz. Deshalb gewinnt er auch ſo außerordentlich durch den Collectivcharakter ſeiner Ausſtellung. Das eine Bild erklärt da gewiſſermaßen das andere, eines hebt und entſchuldigt auch, wenn nothwendig, das andere. Im Rahmen der Geſammtausſtellung erhält manches von Stucks Werken eine Bedeutung, die ſonſt ganz im Verborgenen liegt. Denn was das Weſentlichſte an ihm iſt, wird eben erſt auf dieſe Weiſe merkbar: ſeine Stileinheit, ſein Stilcharakter. Stuck iſt ja vor allem Stiliſt, nicht nur mit ſeinem Pinſel, ſondern auch mit ſeinen Augen, ſeinen Empfindungen, ſeinen Gedanken. Er iſt nicht nur kein Freilichtmaler, ſondern auch keine Freilichtnatur. Er wendet alles unerbittlich nach der einen Seite, die eben ſeine perſönliche, engbegrenzte Seite iſt. Auf dieſe Weiſe erhält er manchmal ſogar, und ſeine große Stilbildung begünſtigt das, etwas vom Atelier- und Galeriemaler, wird trocken, dumpf und akademiſch. An dieſen Punkt müſste eine erſchöpfende Kritik Stucks ſich klammern. Aber ich will mich nicht bei den Grenzen und Schwächen des Malers aufhalten, jetzt, wo ich in ſeiner Collection ſoviel Schönheit und ſoviel Stimmung gefunden habe! Mag er auch auf vieles verzichtet haben, er hat auch viel erreicht. Er iſt ein Höhepunkt der gegenwärtigen Kunſt, obgleich er kein repräſentativer Vertreter der modernen Malerei iſt. Man könnte ihn als das vollendete Gegenſtück zu Max Slevogt charakteriſieren. Bei dieſem: Licht und Leben, Buntheit und Fülle, Menſchen und Irrthümer — bei jenem: Abgeſchiedenheit und Kummerluſt, Traumleben und Scheulins, Halbgötter und die Stille heiliger Grotten. A. G.

Bücher.

Heinrich von Treitſchke: Zehn Jahre deutſcher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. Dritte Auflage. Berlin 1897. Druck und Verlag von Georg Reimer. Zwei Bände, 406 und 530 Seiten.

Der ſprachgewaltigſte Publiciſt der Bismarck'ſchen Politik, ja, man kann ſagen, der Bismarck'ſchen Staats- und Weltanſchauung, Heinrich von Treitſchke, hat ſchon zu Lebzeiten ſeine zahlreichen kleinen Schriften über die Tagespolitik in Sammelbänden zuſammengefaſst. Ueber den Wert ſolcher Sammlungen hat auch er ſelbſt am treffendſten geurtheilt, indem er in einer ſeiner Vorreden ſchrieb: „Das Beſte, was der Publiciſt zu ahnen und zu ſagen vermag, klingt trivial, wenn es durch den Gang der Ereigniſſe beſtätigt wurde, und ſelbſt der verzeihliche Irrthum erſcheint abgeſchmackt, ſobald ihn die Thatſachen widerlegt haben." An dieſem Wort gemeſſen, ſcheinen die meiſten der hier in dritter Auflage vereinten Treitſchke'ſchen Aufſätze aus den Jahren 1865 bis 1879 noch nicht veraltet zu ſein. Auch der Leſer von heute, wenn er die Treitſchke'ſchen Schriften zur Hand nimmt, wird ſich zumeiſt weder über Trivialität, noch über Abgeſchmacktheit zu beklagen haben. Er wird im Gegentheil erſtaunt ſein, wie friſch ſich noch manche dieſer alten Blätter erhalten hat. Das Veraltete hinwiederum iſt ſchon faſt hiſtoriſches Document geworden und hat als ſolches neuen Wert gewonnen. Unter dieſem letzteren Geſichtspunkt wird man vielleicht manche Aufſätze Treitſchkes über den vor 1870 beſtandenen Gegenſatz zwiſchen den deutſchen Nord- und Südſtaaten, ſowie Schriften über den „Socialismus und ſeine Gönner" oder über den „Socialismus und den Meuchelmord" leſen. Andere Aufſätze ſind noch ganz lebendig. So beſonders der nach der Kataſtrophe Hohenwart geſchriebene Artikel „Oeſterreich und das deutſche Reich", der nach der gleichartigen Kataſtrophe Badeni ungemein actuell klingt. Treitſchke warnt vor einer unnatürlichen Einmiſchung des Deutſchen Reiches in die öſterreichiſchen Verhältniſſe, genau ſowie heute Staatsſecretär v. Bülow. Doch fügt Treitſchke hinzu: „Aber all unſere Theilnahme für den Geſammtſtaat Oeſterreich berechtigt uns doch nicht, die Augen zu verſchließen vor der Möglichkeit ſeines Unterganges . . . bräche dereinſt das Unglück ſeiner Auflöſung über Oeſterreich herein, dann muſs unſer Reich bereit und fertig ſein, das Deutſchthum an der Donau aus den Trümmern zu erretten." r.

Emile Rigolage: La sociologie par Auguste Comte. Paris, Felix Alcan.

Obgleich die Einwirkung Comtes auf die Entwicklung der Socialwiſſenſchaften bereits am Schluſſe und [illegible] iſt, wird dieſer hervorragende [illegible] in [illegible] Kreiſen [illegible] zu wenig gekannt. Die Urſache dieſer bedauerlichen Unkenntnis liegt wohl nur darin, daſs ſeine Originalwerke in [illegible] wenig anziehender Form vorliegen. Und während [illegible] Werk [illegible], vielleicht zu oft erwähnten [illegible] engliſchen Bearbeitung von Miſs Martineau, eine zuſammen[illegible] Darſtellung ſeiner [illegible] Mangel nicht [illegible] abhelfen, als er im vorliegenden [illegible] eine condenſierte Darſtellung der ſechs Bände des Cours de philosophie positive gab. Im Titel nennt er ſein Werk Sociologie; man darf aber darum nicht annehmen, die ganze Sociologie [illegible] des Meiſters zu finden; Verfaſſer hat ſich nämlich nur [illegible] Sociologie des Cours begnügt und die in den opuscules und der Politique positive niedergelegte ſociale Normenlehre außeracht gelaſſen und ſie ſo im Gegenſatze zu Waentig auf den älteren Standpunkt Littrés und Mills geſtellt, die in jenen ſpäteren Werken nur Inconſequenzen ſahen und ſich ebenfalls mit dem Cours begnügen wollten. Trotz der anerkennenswerten Argumente Waentigs halte ich dieſes Vorgehen unbedingt für richtig, beſonders vom praktiſchen Standpunkt. In dieſer, ſpätere Extravaganzen bei Seite laſſenden Weiſe kann das vorliegende Werk leichter Eingang in breitere Kreiſe gewinnen, und ſo mehr zur Verbreitung der Lehren Comtes und beſonders ſeines erkenntnistheoretiſchen Standpunktes beitragen, in dem ſein Hauptverdienſt liegt, zumal es dem Verfaſſer gelungen iſt, in genauer Anlehnung an das Originalwerk zu bleiben und trotzdem ein glatt lesbares und auch dem Laien leicht verſtändliches Buch zu bieten. Vielleicht wäre es beſſer geweſen, ſich noch kürzer zu faſſen; für den oberflächlichen Leſer hätte es auch genügt, und bei dem gründlicheren hätte es die Begierde nach Comte ſelbſt in größerem Grade geweckt. Doch auch ſo iſt es ein großes Verdienſt, dem ſtark fühlbaren Mangel nach einem Handbuch Comte'ſcher Sociologie abgeholfen zu haben. G.

R. Tirner: Kleine Behelfe zur Belebung des franzöſiſchen Unterrichtes an öſterreichiſchen Bürgerſchulen und verwandten Lehranſtalten. Wien, XV., 1898. J. L. Pollak's Verlagsbuchhandlung.

Ein Heft, das ſich vor allem durch eine ſehr vernünftige Einleitung empfiehlt. Der Verfaſſer trägt auf ſeinem kleinen Gebiet, dem Unterricht des Franzöſiſchen an öſterreichiſchen Bürgerſchulen, die beſten Erfahrungen und Errungenſchaften des modernen Schulunterrichtes zuſammen. Er ſagt: Der Unterricht im Franzöſiſchen hat, wie jeder Unterricht, ebenſowohl der geiſtigen Natur der Zöglinge, als der Eigenart des Unterrichtsfaches Rechnung zu tragen. Aus dem erſteren Grunde muſs er pſychologiſch ſein. Es ſoll vom Bekannten zum Neuen, von der Anſchauung zum Geſetz fortgeſchritten werden. Was die Facheigenthümlichkeiten des franzöſiſchen Unterrichtes betrifft, ſo beruht die Aneignung des primären Sprachmaterials, nämlich der Vocabeln und Redensarten, auf Anſchauung und Uebung, das Erfaſſen der Grammatik auf Reflexion, einer zuſammengeſetzteren geiſtigen Thätigkeit. Deshalb ſoll der erſte Unterricht vom primären Sprachmaterial ausgehen und dieſes ſoll dem Intereſſenkreiſe der Jugend entnommen werden. Die Anſchaulichkeit, und zwar die ſinnliche wie die geiſtige, wird erzielt durch das Benennen von in der Schule vorhandenen Gegenſtänden und Abbildungen. Die Antheilnahme und das Gemüth des Schülers werden angeregt, indem man die gewöhnlichen Gegenſtände der Converſation in eine angenehme Form kleidet; ſo lernen z. B. jüngere Kinder die Benennung der Wäſche und der Kleidungsſtücke lieber, wenn ſie ihre eigene Ausſtattung aufzählen dürfen. Das iſt hübſch beobachtet. Der dem Vorwort folgende Unterrichtsſtoff — eine ganz kleine Auswahl, mehr beiſpielsweiſe zuſammengeſtellt — ſchließt ſich in ſeiner Gruppierung den hier ausgeſprochenen Grundſätzen an. P.

Les Maîtres d'Affiches. Publication Mensuelle. Éditée par l'Imprimerie Chaix. IIième volume 1897.

Es iſt endlich anzunehmen, daſs wir Wiener, wenn auch nicht die berühmten beſſeren Tage, ſo doch beſſere Placate auf unſeren Straßen ſchauen werden. Die Placatkunſt hat nämlich anderwärts bereits den Gipfel wunderbarer Vollendung erreicht und zwar ſeit geraumer Zeit. Darum kann es nicht ausbleiben, daſs ſie ſich bei uns verbeſſere, denn ſelbſt beim langſamſten Nachhinken hätte die Stunde, wo wir bei den anderen ankommen müſſen, ſchon geſchlagen. Ja, der Schreiber dieſer Zeilen weiß ſogar beſtimmt, daſs zwei öſterreichiſche Firmen ſich bei der Redaction eines hieſigen Blattes um die Bezugsquellen des franzöſiſchen Werkes „Les Maîtres de l'Affiche" erkundigt haben. Schon zwei! Und ſo kann es wirklich noch geſchehen — ich ſage nicht: in dieſem Jahrhundert — daſs eines Tages ein Placat, angefertigt von einem Wiener Künſtler von Namen, in unſeren Straßen erſcheint, was uns ja ungeheuer überraſchen wird, wie die in Wien colportierte Thatſache, daſs ſchon Hausherren geſtorben ſind. Das genannte Werk bringt in monatlichen Heften die Reclamebilder der beſten Meiſter. Kunſtwerke, auf das Leben dreſſiert, möchte man ſie nennen. Der zweite Jahrgang iſt ſoeben fertig geworden, und im Inhaltsverzeichnis ſind die Künſtler nach den Nationen geordnet. Wir finden darunter bloß zwei Deutſche. Unter den franzöſiſchen Künſtlern, die natürlich wahre Feuerwerke von Weiblichkeit abbrennen, begegnen wir dem großen Puvis de Chavannes, Steinlen, Forain, Gerbault, Caran d'Ache, ſämmtliche auch als zeichnende Humoriſten berühmt, dann Graſſet, Jules Chéret, dem König des Placates, und Mucha. Dieſer Franzoſe iſt aus Eibenſchütz in Mähren. Aber in Paris iſt er durch ein Placat für Sarah Bernhardt berühmt geworden, in Paris wird er von den ſchönſten Beſtellungen in Athem gehalten, die Zeitſchrift „La Plume" hat ihm ein eigenes Heft gewidmet — ſo fühlt er ſich als Franzoſe. E. R-t.

Revue der Revuen.

„Neue Deutſche Rundſchau." Aus dem Novemberhefte iſt ein Aufſatz von S. Lublinski über Theodor Mommſen hervorzuheben. Bezeichnend findet Lublinski für den Geſchichtſchreiber Roms einen niederdeutſchen Zug zum Schlichten und Alltäglichen und zur ſcheinbaren Proſa, hinter welcher doch eine tiefe Fülle leuchtender und herber Poeſie verborgen liegt. Damit ſtimmt u. a. die intereſſante Art zuſammen, wie ſich Mommſen zur Moral, das iſt zur Religion des römiſchen Volkes geſtellt hat. Er hat die Poeſie der Moral als Nation entdeckt. — Auch erwähnen wir noch eine im September- und Octoberheft dieſer Zeitſchrift enthaltene Abhandlung Friedrich von Hauseggers „Aus dem Jenſeits des Künſtlers", worin die pſychologiſche Erforſchung der künſtleriſchen Arbeit durch intereſſante Selbſtbekenntniſſe hervorragender Künſtler, darunter Hans Thomas, Liebermanns, Richard Strauß, Bierbaums, Gabriel Max, bereichert wird. Hausegger beſchließt dieſe Enquête mit ein paar treffenden Betrachtungen über Kunſt und Künſtler. Eine derſelben finde hier Platz: Man wird den

Digitized by Google

Gedanken fernhalten müſſen, als handle es ſich bei den inneren Vorgängen des Künſtlers um ein ganz abſonderliches Wunder. Vielmehr liegt da eine allgemein menſchliche Fähigkeit zugrunde, ja gerade die Fähigkeit, durch welche wir Menſchen ſind. Dieſelbe wird nur im Gewirre des nach Zwecken, denen ſie nicht dient, ſtrebenden Lebens verkümmert. Wo der Menſch ſich von dieſen Zwecken weniger befangen zeigt, bei Völkern und Menſchen niedriger Culturſtufe wie bei Kindern iſt ſie noch in bemerkenswertem Grade wirkſam. Nach Goethe würde jedes Kind ein Genie werden, wenn es ſich in gleichem Maße fortentwickeln würde.

In der „**Revue des Deux-Mondes**“ beſpricht Ch. Benoiſt die Evolutionen der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie. Ein eigentliches Oeſterreich exiſtiere gar nicht, ſondern nur ein diplomatiſcher Begriff dieſes Namens. Weiterhin unterſucht Paul Leroy-Beaulieu die Geſetze, die bei der Entwickelung der Bevölkerung walten. In Anbetracht der zu geringen Vermehrung des franzöſiſchen Volkes plaidirt er für die Erleichterung der Naturaliſation, die Frankreich neue, lebenskräftige Elemente zuführen würde, ohne die Reinheit der Raſſe durch dieſe Einſchläge weſentlich zu trüben, denn die Franzoſen ſeien ohnedies ein Gemiſch, ein hiſtoriſches Raſſenconglomerat, und von großer Aſſimilationsfähigkeit. Um der franzöſiſchen Bevölkerung ein anderes Ziel der Beſtrebungen zu geben als den Gelderwerb, der ſie heute wie ein Fieber verzehre, ſchlägt der Verfaſſer eine Herabſetzung des Zinsfußes vor, wodurch die Vortheile liegenden Capitals verringert und der Wert der perſönlichen Arbeit erhöht werden würde. — In dieſem wie in dem folgenden Heft vom 1. November iſt eine der trefflichen Studien über die pathologiſche Literatur von Madame Arvède Barine. Ihr diesmaliger Eſſay gilt Gérard de Nerval, dem „ſanften Irren, für den das Leben nur ein ununterbrochener Traum war“. Die Wirklichkeit war ihm bloß eine Phantasmagorie, und nur im Unſichtbaren ſah er das Thatſächliche. Er bat Gott nur um die Fähigkeit, ſich ſeine eigene Welt zu ſchaffen, eine Traumwelt, in die er ſchließlich ſo tief verſank, daſs man ihn zeitweilig in ein Narrenhaus ſperrte. Aber, ſagt Madame Barine, Nerval unterſchied ſich dadurch von ähnlichen Erſcheinungen, wie Edgar Poë, Th. A. Hoffmann und Thomas de Quincey, daſs jene ſich künſtlich, durch Alkohol und Opium ſteigerten und ſo ihre Geſundheit wie ihre Fähigkeit untergruben, während bei Nerval die extatiſchen Zuſtände etwas Organiſches waren. Er war zum Wahnſinn prädeſtiniert, und ſeine Schickſale, die häuslichen Kämpfe mit einem tyranniſchen Vater, der frühzeitige und überſchwängliche literariſche Ruhm und ſein weiteres, regelloſes Leben, dazu eine unglückliche Liebe wirkten zuſammen, dieſe verhängnisvolle Anlage zu entwickeln. Jeder Gemeinheit fremd, innerlich vornehm, hatte Nerval einen eigenthümlichen Hang zum Vagabundieren. Er irrte zum mindeſten fünfmal in der Woche die ganzen Nächte durch die Straßen, flüchtete bei ſchlechtem Wetter in irgend eine Polizeiwachſtube, ſchlief am Tag, wo es ſich gerade traf. Befiel ihn die Luſt zum Reiſen, ſo wanderte er davon und kam z. B. mit einem Fonds von 70 Francs bis Konſtantinopel. Es fehlte ihm jeder Maßſtab für die Erforderniſſe und Geſetze des täglichen Lebens. So kam es, daſs der Dichter, der in tranſcendentalen Regionen lebte, ſich zum Sterben einen der ſchmutzigſten Schlupfwinkel von Paris wählte, ein Souterrainlocal an der Mündung eines Abzugscanals, wo man für zwei Sous übernachten konnte. Dort fand man ihn an einem Jännermorgen 185[illegible] an einem Fenſterkreuz erhängt.

Das „**Nineteenth Century**“ bringt einen intereſſanten Artikel über Englands falſche Taktik in Indien, die den Aufſtand der Afridis und der Orakzais an der nordweſtlichen Grenze zur Folge hatte. Sein Verfaſſer, Sir L. Griffin, der ſich ſeit mehr als dreißig Jahren mit der Unterſuchung der Grenzpolitik befaſst, erblickt die Urſachen des letzten Krieges ausſchließlich darin, daſs England ſich in ſeiner ewigen Angſt vor Rußland bewogen ließ, das bisher neutrale Gebiet zwiſchen den Grenzen von Indien und Afghaniſtan mit Truppen zu beſetzen, den Ort Tſchitral zu befeſtigen und durch dieſen Landſtrich, der früher das ausſchließliche Gebiet der nomadiſierenden Horden war, militäriſche Straßen zu legen. Die kriegeriſchen Stämme, die, ſolange ihr Gebiet heilig und uneingeſchränkt blieben, ihr Abkommen mit England getreulich erfüllten und den Khaiber-Paſs zwiſchen Indien und Afghaniſtan offen hielten, empörten ſich über dieſen willkürlichen Eingriff, der eigentlich auch ein Vertragsbruch war, und gingen im Nu zum Angriff über. Der Grund, daſs die Taktik Englands kaum ein doppelt unklug war, abgeſehen von den erwähnten Motiven [illegible]

[illegible]

Kama [illegible]

[illegible]

Behörde unterſtützen, und daſs jeder derartige Verſuch gewiſſermaßen eine Verletzung des Staatsrechtes ſei, denn der Papſt ſei auch nach Verluſt ſeiner weltlichen Macht nicht etwa als ein depoſſedierter, ſondern als ein vollgiltiger Regent zu betrachten, was auch von den europäiſchen Monarchen anerkannt und dadurch bewieſen werde, daſs ſie ſich durch eigene Geſandte an ſeinem Hofe vertreten ließen. Der Umkreis des Vaticans ſei als ein freies, dem Königreiche Italien nicht einverleibtes Gebiet zu betrachten, wo der Papſt vollkommen unabhängig und immun herrſche. Dieſer bisher ſtets aufrechterhaltene Standpunkt wurde nun durch das Vorgehen des Mngr. Oneſti, der ſicher nicht gegen den Willen des Vatican handelte, zum erſtenmal verleugnet.

Saga-Gunnel.

Von Pelle Molin.

Autoriſierte Uebertragung aus dem Schwediſchen von Francis Maro.

Nun war es Saga-Gunnels ſchöner Junge, der ſprach. — — „Und da die raſch erwachte Sympathie des Herrn einer Erklärung bedarf ... iſt es wohl zu vermuthen, daſs ich Sie an etwas erinnere, das Ihnen in Jugendtagen theuer geweſen .... ein Antlitz in Liebe .... eine weiche Stimme ... oder ein Haar, blond und kraus, wie meines“ .... Der junge Mann ſprach langſam und mit einer Sanftmuth, die gemacht war. In ihm ſchrie Saga Gunnels Verzweiflung über ihren Märchenſommerkönig, der ſeine Königin verlaſſen hatte, und noch mehr. In ihm ſchrie ſeiner Kindheit Neugierde, ſeiner Jünglingsjahre Racheluſt. In ihm ſchrie eine Begebenheit in den Fjälls, eine Begebenheit in Sommerſonne und Winterſchnee: Zerreiße ſein Herz und beuge ſeinen Sinn in Kummer!

— — „Ja, Mutter war blond wie ich. Das Haar war lockig und kraus. Sie hatte meine Augen, und ich habe ihren Blick. Der Herr kannte ſie wohl nicht ... Saga-Gunnel, Gunnel-Björklid? .....“

Das Geſicht des älteren Herrn wurde ganz weiß. Er öffnete den Mund, um etwas zu ſagen — ſchwieg aber.

— — „Doch wer kennt, ſagte der Junge, die Wege und Stege, die Menſchen gehen? Ich kann nicht wiſſen, wo ſo ein Stein-Profeſſor ſeinerzeit gegangen iſt. Wir haben merkwürdige Steinſorten daheim bei uns, in der Fjällgegend.“

Er heftete ein paar blitzende blaue Augen auf den anderen, allein der Blick wurde nicht erwidert. Er ſah ein erſtarrtes Geſicht, das mit nervöſen Augenlidern zuckte, und die Hand eines Schreibers, die ſich feſt an das Gitterwerk klammerte.

Der Dampfer gieng einen ſchönen Fluſs hinauf, zwiſchen hohen Ufern. Der Capitän hatte Freunde an ſeinem Punſchtiſch, und die Lachſalven ſtiegen zu Flut und Ebbe.

— — „Alte Mutter, ja! Sie iſt nun ſchon lange todt. Es fiel ihr zu ſchwer, das zu tragen .... und ſo ſank ſie darunter zuſammen. Das war der einzige Kummer, den ſie mir machte — Gunnel Björklid — und das geſchah unter ſtrömenden Thränen. ... Ich begreife nicht, was ſie ans Leben feſſelte. Manchmal glaube ich, daſs ich es war, ihr Sohn — aber dann wieder war ich es nicht, ſondern etwas anderes, das ich nicht kenne. Ich brachte es nie recht aus ihr heraus ... das, das dahinter lag und das niemand wuſste“. .... Er ſtieß ſeinen Birkenſtock tiefer unter die Bank und erhob ſeine blauen Augen zu dem andern.

— — „Sie kommen und ſagen, daſs Sie eine eigenthümliche Sympathie für mich fühlen, den Sie nie früher geſehen haben .. ſie würden Sie geliebt haben!“

Die blauen Augen ließen nicht locker. Jetzt ſahen ſie, wie der andere gleichſam zuſammenkroch und ein noch ſtarreres Geſicht bekam. Dann gieng der blaue Blick zu einer eleganten Reiſetaſche, die ihm eine Silberplatte mit ſchönem Namen zukehrte. Er nickte.

— „Ja, ſehen Sie, es war ihr ein Unglück zugeſtoßen, an einem ſonnigen Sommertag .... und dann kam noch ein anderes Unglück dazu, und das war ein Kind — ich war es. Früher war ſie wie ein lichter und ſchöner Menſchentroll auf ihrer Alm umhergegangen und hatte geſungen und gedichtet von Morgen bis Abend, ſo daſs es nur ſo blitzte und blinkte .... ich hörte ſie nie Sonnenſchein ſingen“.

Er ſah den andern an, und dann erklang wieder ſeine ſtille, gedankenvolle Stimme: — — „Und dem ich das zu danken habe — ihn habe ich verflucht, ſolange ich denken konnte. .... Ich ſitze hier und erzähle Ihnen eine Geſchichte, die Sie nicht intereſſiert ... und die Paſſagiere gehen hin und her und wundern ſich, daſs ein Jüngling aus den Fjälls und ein feiner Herr von Stockholm oder Upſala ſoviel zu beſprechen haben ... und die Bauerndörfer an beiden Ufern ziehen grün in der Mittſommerſonne vorbei .... und das Leben kann ſchön ſein, zuweilen ... aber nirgends kann ich vergeſſen, daſs ich täglich Kinder zu ſprechen habe, über einen ungekannten Mann. .. Ich glaube, Sie ſitzen mitten an dieſem heißen Sommertag! ....“

[illegible] Thränen waren über meiner Wiege — und gar wunder[illegible] [illegible] vor allem. Wie ſie küſſen konnte und [illegible] mein Junge — mein Junge“ konnten Sie nicht faſſen. Hätten Sie [illegible] Kinde [illegible] bekommen, würde er nie aus ihrem Gedächtnis geſchwunden ſein. Ja, Gunnel Björklid konnte küſſen ... [illegible] geliebt. ....“ Der Profeſſor warf einen haſtigen [illegible] Mann und begegnete ein paar kalten, unergründ[illegible]

Digitized by Google

— — „Und es gieng immer ein Waldduft von ihr aus … Wald und … und etwas aus einer ſchönen Ferne, das ich faſste und genoſs, aber das ich nie beim Namen nennen konnte“. … Der Aeltere ſaß ſtarr und ſteif.

— — „Sie haben mir viel von ihr erzählt, ſie, die ſie kannten in ihrer ſprühenden Jugendzeit. Merkwürdige Leute, alle miteinander, können Sie wohl glauben. Es wurde viel gedichtet in dieſem abgelegenen Fjällthal, und dort lebten die Menſchen zwei Leben. Das eine gieng mit ihnen im Alltagseinerlei daheim in den grauen Häuſern umher. Das andere folgte ihnen in den Wald, es hauste mit ihnen auf den Sennhütten, es war mit ihnen zuſammen in den kleinen Waſſerſägen und Mühlen, es ließ ſie durch Zauberei im Moor in die Irre gehen, es lockte ſie von Tannen und Föhren, von Berg und Thal. — Ach, wenn Sie das alles begreifen könnten. … Dies Leben gieng nie über die Lappenmoorhöhe, ohne ein wunderliches Geſchehnis zu ſpüren, es ſchritt nie über eine Alm, ohne nach den Vitterhunden zu lauſchen, die immer zweimal hintereinander bellen — oder vor den Kindern des Geheimnisvollen zu beben, die unter dem Lattenboden wimmern. Derartiges beſchleunigte oft den Schritt der geſetzteſten alten Bauern ſo, daſs die Birkenſchuhe ihre ungekämmten Nackenmähnen peitſchten — den Steg hinab — an den Scheunen vorbei — über die Dorfſtraße — hin zur Hütte. Was ſagen Sie zu einem Volke, das ſo in Dichtungen lebt, Herr — Profeſſor? Ich ſehe ſo deutlich mein Fjälldorf — graue Häuſer in einem Büſchel beiſammen, um nicht ſo bitter allein zu ſein, wenn der Winter dunkel über dem Lande ſteht. Ihre glimmenden Fenſterluken kann man leicht für die Augen einer Schar Wölfe nehmen. Aber in dem Licht der Sommernacht liegen ſie wie eine Herde Zicklein und warten auf die Sonne. …

Sie haben natürlich nie von Gunnel mit den wunderlichen Geſchichten gehört. Wenn ſie vorbeigieng mit ihrem nach innen gekehrten Märchenblick und ihrer Goldflechte auf dem Rücken, da nickten alle alten Weiblein, da wurden alle Greiſe warm, und die Jünglinge erfaſste ſengende Herzensſehnſucht. — Sie haben natürlich nie Gunnel erzählen hören — aber Gott weiß, woher ſie ihre Farbe nahm! Eine Geſchichte war violett und wehmüthig, mit dunklen Figuren, die ſich in der Dämmerung regten. Eine andere war blaugrau. Es war eine Geſchichte im Nebel eines Binnenſees an einem Herbſtmorgen. Der Tauchervogel ſchrie darin. — Oder ſie ſaß lichthaarig, blauäugig da und ſchilderte den Lauſchenden in ein Geſchehnis, das blitzend gelb war in ſchimmernder Sonne. Und mitten in all das hinein konnte man den Kranich rufen hören oder die Kuhſchellen klingeln, vom Laubenwalde her. …

Sie, Gunnel, die ſo weich war, legte eines Tages ihre zarten Finger um meinen Hals und würgte mich. Da weinte ſie und rief einen Männernamen, den ich nie zuvor gehört hatte. Niemand hieß ſo in unſerer Gegend. Ich glaube — glauben Sie nicht, wie ich, daſs es der Namen von jemandem war, der weit von ihr gegangen war — den ſie zurückrufen wollte? …“

Er lachte, als er ſah, daſs der andere von einem Schauer geſchüttelt wurde.

— — „Das zu vergeſſen“, ſagte er ſo ſachte, als wollte er jemanden peinigen, „das zu vergeſſen, was man in ſolch einer Stunde gehört, das iſt wohl kein Menſch imſtande. … Was glauben Sie? Wenn mein Theuerſtes auf Erden vor Schmerz den Verſtand verliert — ſollte ich da vergeſſen, was ich hörte, als ich ihre kleinen Eiſenhände um meine Kehle hatte? — Aber das that ich dennoch. Ich war zu jung, um zu begreifen, daſs der Tag kommen könnte, an dem ich mit dieſem Herrn etwas zu reden haben würde. … Glauben Sie nicht, wie ich, daſs es der Name desjenigen war, der von ihr weggelaufen war — und von mir?“

Er legte die Hand auf die Schulter des Profeſſors und ſagte ſtill:

„Manchmal habe ich mich danach geſehnt, eines beſonnenen Mannes beſonnene Worte mit dem Fremdling zu ſprechen, der ſie in dieſen Jahren weinen machte. Ich wollte ihn ſehen — Gunnels Sommerkönig — ich, ihr Märchenprinz. Gott, was muſs er doch gemein ſein, an jenem Sommertage als er mit dem Rechte der Jugend und der Liebe Gunnel nahm! Ich wollte ihn hier vor mir haben und mit ihm ſprechen, wie ich mit Ihnen ſpreche, ſtille, ſachte, und ihn ebenſo heiß, wie ſtille verfluchen. Er ſollte die Worte nicht hören, gar keinen Mangel an Verbindlichkeit merken, aber ich hoffe, daſs er früher oder ſpäter die Wirkung meiner Stoßſeufzer an ſich erfuhre“.

„Nein — nein — ſprechen Sie nicht ſo!“ ſagte der Profeſſor mit umflorter Stimme.

Gunnels ſchöner Sohn, der Dichter, ſchlang ſeine Hände um die Knie und blickte in das Sonnenlicht.

„Haha, haha, dachte er. Biſt du der, für den ich dich halte, ſoll ich dich ſchon an den Beinen ziehen, du altes Murmelthier. Gibt's eine Seele in dieſem alten Schnalzerzipfler, die aufſchreit, ſoll ſie an dieſem Tage eine ſchwere Stunde erleben!“

Dann wieder der Profeſſor:

„War die Ernte nicht karg und das Leben dürftig in der Fjällgegend? Hörte ſie nie von dieſem Fremden?“

„Geld, meinen Sie? Doch, ſie bekam einen Geldbrief. Denken Sie, er ſandte ihr Geld … war das nicht abſcheulich? Was? Pfui Teufel …. An dem Tage, an dem ſie den Brief erhielt, ſank ſie auf der Schwelle zuſammen, und ihre runden Schultern zitterten und bebten. Damit war ihr Sommermärchen ſo recht zu Ende. Zuerſt gieng ſie umher und ordnete eifrig ihr Haus für den Winter. Es war ein Miſswachsjahr. Auf ihrer Hufe Land war der Froſt weißgekleidet aus dem Moor geſtiegen und hatte das Korn gebiſſen, ſo daſs es ſtarb. Sie war einige Tage raſtlos, aber murmelte, wo ſie gieng und ſtand: Ich muſs daran denken — muſs daran denken. Es geht über meinen Verſtand, was jetzt aus mir werden ſoll. Aber dann ſaß ſie oft zuſammengekauert, die breitrandige Schürze über den Kopf gezogen und verſuchte nur, daran nicht zu denken — nicht daran zu denken — nicht daran zu denken. …

Der karge Erdſtreifen an dem dunklen, rinnenden Waſſer ſah in dieſem Herbſt ein verzweifeltes Weib umherwanken, ſchauen und horchen. Hatte der Nord lange geweht, und giengen kleine, weiße Wölkchen in einer Linie von Norden nach Süden, da wurde dies für ſie der Weg der Zugvögel — und ſie grüßte den Märchenkönig vom Juni. Zu ihr war der Herbſt gekommen und wich nie mehr von ihr, trotz mir, ihrem Sohn, den ſie einige Monate darauf gebar unter größeren Qualen der Seele, als des Körpers. Ich bin doch froh, daſs ich ihr Freude machen durfte — ah, meine herrliche Mutter! Ich machte ihr Freude. Sie ſagte es mir, bevor die Augen in dieſem Haupte brachen, das ſilberweiß wurde, ehe es ſein fünfunddreißigſtes Jahr erreichte, das Todesjahr. …

Was ſagt der Herr zu dieſer Geſchichte?

Aber tief im März kamen warme Winde vom Golfſtrom. Der Wald wurde ſchwarz, und es tropfte von den Föhren. An einem ſolchen Tage ſchnürte ſie ihre Schneeſchuhe. Sie fühlte, daſs ihre ſchwere Stunde kam, und die konnte ſie nicht in Stille erwarten. Das war ein Kummer, der über allen Verſtand gieng. Gott kennt die Wege eines verirrten Sinnes, aber warum — warum — lief ſie in die Felſen, — was glauben Sie, wollte ſie? … Wollte ſie leben? … Der Schnee war klebrig, und es war ſpät am Tage, als ſie den Rücken des Fjälafjalls erreichte. Sie hatte Wölfe zum Gefolge. Da muſste ſie ſich ſetzen — ſich legen — und da wurde ich geboren … das iſt Gunnels Geſchichte. … Ueber dieſen Felſen geht vielleicht einmal jede dritte Woche ein Menſch. Wäre das an dieſem Tage nicht geſchehen — was dann, mein Herr? Noch heute weiß ich nicht, ob der Lappe, der kam, den Spuren der Wölfe oder der Schneeſchuhe folgte, aber er kam gelegen. Er half ihr aufſtehen — badete mich im Schnee — nahm mich in ſein Ränzel und lief den Fjäll hinab durch Granliden nach Maktoberg. Sie kam nach, matt, ſtumm und thränenlos, am Abend, ein paar Stunden ſpäter.

Wie gefällt Ihnen die Geſchichte? Es waren dreiviertel Meilen nach Maktoberg von der blutigen Stelle im Schnee. … Was haben Sie zu dieſer Geſchichte zu bemerken? — Es iſt Gunnels Geſchichte. … Sie haben Thränen in den Augen. … Gott im Himmel, Herr, wenn Sie jetzt nicht Thränen in den Augen gehabt hätten! …“

„Sie haben keine Spur von Schonung“, murmelte der andere.

„War … hm … der Fremde ſchonungsvoller?“

Der junge Dichter, Gunnels ſchöner Sohn, ſah auf und ſah den eleganten Mann neben ſich an.

„Ich möchte jemandem ein Schimpfwort ins Geſicht ſchleudern“, ſagte er.

„Sprach ſie nie von dem Sommer, in dem der Fremdling bei ihr war?“ Die Frage kam beinahe flüſternd.

„Nein, aber die Leute erzählten davon.“

„Und was ſagten Sie?“

„Viel. Mehr, als wahr war. Ich wollte ſchließlich nichts mehr hören. … Sie weidete ihre Herde dieſen Sommer ſelbſt, Sie wiſſen es. Die Sennhütte war weit vom Dorfe. … Viel kam wohl davon, daſs ſie ſo einſam dort war. Dies war keine Hütte, in der ſich ein(s)am ſein ließ, denn da — Sie können lachen — hausten „Vitter“, da gab es unſichtbare Herden, und da gab es anderes, unheimlicheres als Vitter, denn die thun niemandem etwas zuleide. Da ertönte unſichtbares Geräuſch nachts hinter dem Herde, da huſchten ſeltſame Schatten um die Ecken und hinein in den Wald, wenn ſie bei Sonnenuntergang mit ihren bloßen Füßen über die kurzgemähte, ſammetweiche Wieſe gieng. Sang und Sagen kamen abends mit den Kühen, wenn die Sonne zwiſchen den dunklen Tannenzweigen glühte und die Luft gelb war. Die Droſſel ſang, und die Eulen riefen Ho! Mit einem Sinn wie ihrem, war dies ihre Welt. Eines Tages geſchah etwas, mitten im Sonnenſchein. Gunnel hatte mit dem Kopf in den Armen dageſeſſen und geſchlafen. Sie erwachte, als eine Schar Vitter ſie umringte und Hochzeit begehrte. Ein junger Mann von den „Wunderleuten“ in den Wäldern ſollte ſich ihr vermählen. Ja, ſie ward wie im Märchen entführt. Man legte ihr den Brautſtaat aus Vitterſilber und kunſtvoll gearbeiteten Vittergold an. Ringe an den Händen, Spangen an der Bruſt. Um die Mitte eine geringelte Schlange. Gunnel ſaß wie im Traume. Mochten ſie ſie ſchmücken! Der Hirtenhund heulte auf. Die Sonne glitzerte und ſchien. Kraniche riefen vom See, der Wald duftete, die Luft bebte. Es war ein leuchtendes Hochzeitswetter. Jadmos ſchneeiger Gipfel leuchtete weiß, wie eine Frühlingswolke in weiter Ferne … und dann geſchah es … daſs er kam … der Fremdling“. …

Digitized by Google

„Ja“, ſagte der Profeſſor ſachte und ohne Bewuſstſein, daſs er ſprach. „Ja, es ſah wunderlich aus, aber etwas wie Bitter ſah ich nicht, als ich, in den Felſen verirrt, über die Alm zu ihrer Sennhütte kam.“

„Nur Sonntagskinder ſehen ſo etwas .... und als Sie kamen . . .?“

„Als ich kam, eilte ſie mir zitternd und hold entgegen. Sie hatte kein Silber, kein Gold an ſich, aber Thränen hiengen an ihren Wimpern, und die Sonne leuchtete aus ihrer ſchweren Flechte. Ich vergeſſe es nie: der Blick war wunderlich nach innen gewendet ... ſchimmernd feucht ... nie in meinem Leben habe ich etwas ſo Schönes geſehen. ‚Du biſt mein Rittersmann‘, ſagte ſie und lachte mit ihrem hellen Antlitz .... und da kam es, daſs .... was ich nicht erwartet hatte ....“

„Ich weiß, was Sie nicht erwarteten — ich weiß, was es war. Sie fiel Ihnen um den Hals und barg ſich ... Sie wuſsten nicht, daſs ein ſolches Erlebnis ſo auf einen Menſchen wirkt, daſs er nicht weiß, was er thut, und daſs Leute, die hinzukommen, die „Wunderlichen“ verjagen. Da geſchieht es immer, daſs der Verzauberte ſich an den feſtklammert, der kommt — ſchlaftrunken, froh, zermalmt.“

„Ja“, ſagte der Alte. „Ich verlor Sinnen und Denken, als ich das warme Menſchenkind in meinen Armen hielt ....“

Der Jüngling fuhr fort: „Sie war die ſchönſte Blume im Lande. Wer hätte nicht in ihren Armen die Beſinnung verloren? ... Und ſo kam es, daſs ſie ...?“

Der Profeſſor ſeufzte. „Die Tage kommen nie wieder — und ſie kommt nie zurück. Ich bin nun hergereist, um ſie aufzuſuchen ... und komme zu ſpät. Ich begleite dich in die Fjälls, und du begleiteſt mich zurück. Du biſt ja mein Sohn und der ihre.“

„Nein, das will ich nicht. Ihr jahrlanges Weinen wird immer zwiſchen Ihnen und mir ſtehen. Ich werde nie die Stunde vergeſſen, in der ſie mich ermordet hatte, wie ſie glaubte, und in Verzweiflung Ihren Namen rief. Ich ſagte, ich hätte den Namen vergeſſen ... nein niemand kann das vergeſſen, was er in ſolcher Stunde hört. Ich wuſste, wie er hieß, den ich haſste. Kehren Sie hier um und laſſen Sie uns ſcheiden. Ich habe mich nicht bis hieher durchgekämpft, um jetzt, wo ich meine eigene Kraft fühle. ... Mein Weg geht zu den Fjälls und zu meiner Dichtung. Was Gunnel fühlte, wie ſie friedlos im heimatlichen Thal umherirrte, werde ich dichten. Ich habe Geſchichten im Blute. .... Ich bin ja Gunnels Sohn. Ich gehe zu den Fjälls und ihren Sagas.“

Er ſchulterte ſeinen Birkenſtock und reichte dem Alten die Hand.

„Sie ſollen nichts erklären. Ich will nichts wiſſen. Ich freue mich, daſs ich Sie geſehen haben ... ich begreife jetzt, daſs Gunnel alles vergeſſen konnte, als ſie Sie hatte .... und nun leben Sie wohl. Sie werden von mir hören!“

Wie er den Weg hinaufgieng, erregt und mit zitternden Lippen, hell und ſtark, war er wie ein junger Wikinger.

Der Alte ſah ihm nach mit dem Blicke eines Bettlers.

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek
Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.
Assistent: Ernst v. Rosmann.

Goldman & Salatſch
Tailors and Outfitters.
WIEN, GRABEN 20.

Für Weihnachtsgeſchenke!

• • Ganze Jahrgänge • •
der
Wiener Wochenschrift
„Die Zeit“
• 1895 • 1896 • 1897 •
in je 2 elegant gebundenen Leinwandbänden mit Golddruck zum Preise von fl. 15· = M. 25· –.
Für neu eintretende Abonnenten
fl. 8·50 M. 15· .
Zu beziehen durch die
Expedition der „Zeit“, Wien, IX 3, Günthergasse Nr. 1

Abbazia.
Penſion und Hotel Quiſiſana.

Weihnachts-Ausstellung
Jugendschriften, Geschenk-Literatur
und Prachtwerken
Bilderbüchern, belehrenden und unterhaltenden
Spielen, Bildern, Tanagra-Figuren
Photographischen Apparaten
R. Lechner (Wilh. Müller),
k. u. k. Hof- u. Univers.-Buchh. u. photogr. Manufactur, Graben 31.

Harzer Kanarien-Roller
A. Friedrich, Harz, Sänmarkt Nr. 403.

Digitized by Google

Die Zeit.

XIII. Band. | Wien, den 25. December 1897. | Nummer 169.

Das Obſtrument.

Dies iſt für Oeſterreich-Ungarn das große Jahr der Obſtruction geweſen. In Oeſterreich läuft ſie ſchon ſeit bald neun Monaten fort. In Ungarn iſt ſie einmal flüchtig im Sommer aufgetaucht, hat ſich aber jetzt bei einer anderen und viel gefährlicheren Gelegenheit neuerdings eingeſtellt. Hüben wie drüben iſt in dieſem Jahre das Parlament aus einem Inſtrument der Geſetzgebung, als das es die ſtaatsrechtliche Doctrin darſtellt, ſozuſagen zu einem Obſtrument geworden, welches die Geſetzgebung ſchlechtweg verhindert. Doch ungleich iſt die praktiſche Behandlung, welches das gleiche Uebel in den beiden benachbarten Staaten gefunden hat. In Ungarn trifft es auf die ſanfte und ſichere Hand des kundigen Arztes, der heilt, ohne zu heulen, während es in Oeſterreich nur die ſinnloſe Wuth unverſtändiger Gewaltpolitiker erregt hat, die heulen, ohne zu heilen. Die ungariſche Sommer-Obſtruction iſt durch das kluge Entgegenkommen der Regierung wie der Majorität ganz ſchmerzlos beigelegt worden. An der neuen Obſtruction mühen ſich noch beide ab, um das Uebel durch ein für die Minorität — wohlgemerkt, für die ſtaatsrechtsfeindliche Minorität — ehrenvolles Compromis aus der Welt zu ſchaffen, und wenn das ihnen diesmal nicht gelingt, iſt nicht die Behandlungsmethode, ſondern der zu ſpäte Beginn der Behandlung ſchuld daran. In Oeſterreich dagegen hat man die Obſtruction bekämpft, ſo wie die dummen Bauern etwa die Cholera, gegen die ſie mit Senſen und Heugabeln leibhaftig zu Felde ziehen. Hier hat man die Minorität — und wohlgemerkt die Minorität, welche überwiegend, im Gegenſatz zur Majorität, das geltende Staatsrecht vertritt, die ſtaatsrechtlich conſervative Minorität alſo — anfangs verachtet, dann entrechtet, beſchimpft, thätlich inſultiert, ſchließlich mit rohen Polizeifäuſten tractiert. Und das Ergebnis dieſer Art von Behandlung iſt, daſs die öſterreichiſche Obſtruction nun ſchon neun Monate, d. i. länger dauert als noch irgend eine Obſtruction in irgend einem Parlament der Welt, daſs ſie an Heftigkeit und Gefährlichkeit rieſenmäßig angewachſen und daſs noch heute ihr Ende nicht abzuſehen iſt. Die Unvernunft der dieſſeitigen Taktik gegen die Obſtruction iſt mit Händen zu greifen, wenn man ſie mit den analogen Vorgängen jenſeits der Leitha vergleicht. Für den Unterſchied ſteht noch die Erklärung aus, und dieſe mag uns vielleicht manche nützliche Lehre für die nächſte Zukunft liefern.

Der Hauptgrund iſt vielleicht der, daſs, wie die Geſchichte des ungariſchen Parlaments, ſo auch die Geſchichte der ungariſchen Obſtruction eine ältere iſt als die öſterreichiſche. Die Ungarn haben ſchon im Jahre 1872 eine Obſtruction gehabt, die nach ihrem äußeren Verlauf die nächſte Verwandtſchaft mit der unſerigen von 1897 aufweiſt. Es handelte ſich um ein der Oppoſition ſehr nachtheiliges, einſeitig parteiiſches Wahlgeſetz (Erhöhung des Wahlcenſus, Verlängerung der Wahlperioden), welches das Miniſterium Lonyay noch knapp vor dem Ende der Legislaturperiode durchpeitſchen wollte. Begonnen wurde die Obſtruction von der Koſſuth-Partei, der ſich alsbald die damals oppoſitionelle Tisza-Partei anſchloſs. Die Mittel, mit denen die noch im Majoritätswahn befangene Regierung und ihre Partei die Obſtruction anfangs [illegible], bewegten ſich ungefähr auf der geiſtigen Höhe unſerer Badeni, Abrahamowicz, Kramař und Jaworski. Man ſchlug zunächſt Verlängerung der Sitzungen über die in Ungarn übliche Schluſsſtunde — 2 Uhr nachmittags — vor, oder Permanenzerklärung oder Doppelſitzungen. Die Miniſter [illegible] darauf mit Anträgen auf [illegible] die Abſtimmungen und erklärten, ſich immer wieder [illegible] Sitzungsdauer, in der ſie ſelbſt von den [illegible] Anträgen nicht [illegible] [illegible] der Sitzung vom 7. März, welche um 5 Uhr [illegible] bis 2 Uhr nachts [illegible] über den [illegible] Antrag abgeſtellt wurde, daſs [illegible] werden ſolle. [illegible]

Spiel. Die Majorität gerieth über die Obſtruction in eine ſinnloſe Wuth, in der ihre Mitglieder die Oppoſition beſchimpften. Der Miniſter Toth faſelte von einer Compromittierung nicht nur des ungariſchen Parlamentes, ſondern des europäiſchen Parlamentarismus überhaupt. Die Regierungspartei warf der Oppoſition Landesverrätherei vor und ſagte ihr — beſonders um die Tisza-Partei zu compromittieren — beharrlich nach, daſs der oberſte Leiter der Obſtruction der alte Koſſuth in Turin ſei. Die Reactionären gar prophezeiten ein reactionäres Miniſterium, das mit der liberalen Wirtſchaft endgiltig aufräumen würde. Durch ſolche Angriffe gereizt, wurde die Oppoſition nur immer gröber. Es ſpielten ſich die leidenſchaftlichſten Scandalſcenen ab, wobei einmal — in der Tagesſitzung vom 7. März — das Präſidium von der Oppoſition geſtürmt wurde. Die Aufregung verpflanzte ſich auch auf die Straße. Der Miniſterpräſident Graf Lonyay behauptete, einen geheimen Kriegsplan gegen die Obſtruction zu beſitzen, der aber bis auf den heutigen Tag ebenſo unbekannt geblieben iſt, wie der des Grafen Badeni. In der Preſſe orakelte man von der Unmöglichkeit der Weiterexiſtenz des ungariſchen Parlaments, man forderte die Reform der unerträglichen Geſchäftsordnung, insbeſonders die Abſchaffung der Clotüre, die „N. Fr. Pr." rieth ſogar der ungariſchen Regierung, mit Berufung auf das Recht der Nothwehr, die Clotüre, ohne Geſetz, durch einfachen Gewaltact zu octroyieren. Doch die ungariſchen Regierungsmänner nahmen Vernunft an. Sie hielten ſich von jedem Gewaltact zurück, ja ſtellten alsbald die aufreizenden Beſchimpfungen und Verhöhnungen der Obſtruction ein. Lonyay wurde milde und knüpfte ſogar Compromiſsverhandlungen mit der Oppoſition an, die aber zu keinem Abſchluſs führten, weil die Zeit zu kurz, die Aufregung zu groß war. Nach faſt zweimonatiger Obſtruction wurde der Reichstag geſchloſſen, ohne daſs das Wahlgeſetz fertig geworden wäre. Die Regierung und die Majorität hatten aber Theorie und Praxis der Obſtruction gelernt. Sie ſahen ein, daſs nicht die Unzweckmäßigkeit der Geſchäftsordnung und nicht die Verworfenheit der Oppoſition, ſondern ſie ſelbſt ſchuld an der Obſtruction tragen. Demgemäß wurde der Reichstag nicht ſang- und klanglos, vielmehr mit dem denkbar größten Glanz, vom Kaiſer ſelbſt, in Anweſenheit der Kaiſerin, mehrerer Erzherzoge und Erzherzoginnen und des aus Wien eingeladenen diplomatiſchen Corps, mit einer Thronrede geſchloſſen, die kein Wort des Tadels für die Obſtruction enthielt. Die Clotüre iſt aber noch heute in Ungarn nicht eingeführt, und der 2 Uhr-Schluſs der Sitzungen beſteht noch immer zurecht.

Wir haben hier dieſe Geſchichte der erſten ungariſchen Obſtruction erzählt, weil ſie ſoviel Aehnlichkeit mit der unſerer Obſtruction bietet, bis auf die Epilogmoral. Die Ungarn haben damals aus jener großen Obſtruction etwas gelernt und behalten, und zwar die Weisheit, daſs die Obſtruction in der Regel nur dann Ausſicht auf Erfolg hat, wenn die Regierung eine dringende Geſetzesvorlage zu ſpät eingebracht hat, daſs alſo an einer erfolgreichen Obſtruction die Regierung in erſter Linie die Schuld trägt, und daſs ſie dieſen erſten Fehler nur vergrößert, ja unheilbar macht, wenn ſie die Obſtruction durch Gewaltanwendung reizt und ſelbſt noch nachträglich rechtfertigt. Den erſten Fehler freilich hat diesmal Baron Bánffy wieder begangen, indem er, aus Liebedienerei gegenüber dem Grafen Badeni und den öſterreichiſchen Möchtegern-Abſolutiſten, mit der Einbringung des Geſetzentwurfes zu lange zögerte. Den zweiten Fehler aber hat er noch wohlweislich vermieden, und ſo wickelt ſich denn die ungariſche Obſtruction, wenn ſie ſchon ſiegen ſoll, doch wenigſtens ohne Scandal ab, und bis zum letzten Augenblick braucht man die Hoffnung auf einen friedlichen Ausgang nicht endgiltig aufzugeben.

Wie anders in Oeſterreich, wo die Führer der Majorität, auf die Obſtruction ſchimpfend und fluchend, ſich verſteckten Sinnes in ihre Winterquartiere zurück[illegible] und den Untergang des Centralparlaments, wenn nicht ganz Oeſterreichs, weisſagen; wo der [illegible] Beſiegte, Graf Badeni, von ſeinem Landsitz aus in eitler Selbſtüberhebung das angerichtete Unheil noch einmal [illegible] überſieht und trumpfend [illegible] daſs es gut war; wo endlich das neue Miniſterium Gautſch — eigentlich nur ein Spaltproduct aus einer [illegible] Zelle des alten — den Umgang mit den Oppoſitionsführern nach Möglichkeit meidet, als ob ſie parlamentariſche Ausſätzige wären. So bereitet man nicht einen Sieg, eher eine neue Niederlage vor. Oeſterreich und Ungarn haben einige politiſche Inſtitutionen gemeinſam, aber nicht den politiſchen Verſtand. Solange das Kind nur immer den Tiſch ſchlägt, an dem es ſich geſtoßen, wird es die [illegible] nicht los. Solange Regierung und Majorität nicht einſehen, daſs [illegible]

Digitized by Google

Fehler nicht in dem Objecte, dem Parlament, ſondern in ihnen liegt, kommen wir aus den Obſtructionsfatalitäten nicht heraus. Frühzeitige Einbringung aller dringlichen Geſetzvorlagen und Achtung der Minorität — das ſind die zwei Vorbedingungen parlamentariſcher Ordnung, die freilich am eheſten von parlamentariſchen Miniſtern erfüllt werden können, die als geübte Parlamentarier frühe und lange Parlamentsſeſſionen aushalten und als geweſene, vielleicht auch zukünftige Oppoſitionelle die Minorität zu würdigen verſtehen. Ein jedes Werkzeug verlangt ſeinen Meiſter, wenn es erſprießlich wirken ſoll. So iſt auch das Parlament das unentbehrliche und wohlthätige Inſtrument der Geſetzgebung, wenn es von kundiger Hand gelenkt wird. Nur ſobald es unter die ungeſchlachten Hände einer unfähigen Regierung und Majorität geräth, wird es zum heilloſen Obſtrument. K.

Der ungariſche Nationalſtaat.

In der ausländiſchen Preſſe werden die Ungarn wieder einmal „Magyaren" genannt. Der Kundige weiß, was das bedeutet. Im Gebrauche der Wörter „Ungar" und „Magyare" beſteht ein ähnlicher Unterſchied, wie zwiſchen dem von „Iſraelit" und „Jude". Will man loben, gebraucht man die erſtere, will man ſchimpfen, die letztere Bezeichnung. Der „Ungar" iſt der „liberale, politiſch reife Bundesgenoſſe"; der „Magyar" aber iſt „Aſiat und Barbar". Heute ſpricht man wieder von Magyaren, alſo haben die „aſiatiſchen Barbaren" wiederum etwas Böſes gethan und müſſen vor dem Richterſtuhle Europas zur Verantwortung gezogen werden.

Was iſt es, was ſie verbrochen haben? Der Kundige weiß auch das, bevor er die Klage noch gehört hat. Das Verbrechen der Magyaren iſt ja immer eins und dasſelbe: ſie magyariſieren. Sie wollen den homogenen magyariſchen Nationalſtaat ausbauen, und da die Mehrzahl der Bewohner des Stephansreiches nichtmagyariſchen Stammes iſt, muſs der herrſchende Stamm mit allen nur verfügbaren Mitteln an der nationalen Aſſimilierung der nichtmagyariſchen Stämme arbeiten. Die Methode der Aſſimilierung ſtellt man ſich im Auslande am liebſten ruſſiſch vor, etwa nach dem Muſter der Pobjedonoſchef'ſchen Ketzervernichtung. In der jüngſten Zeit ſind wieder einige Daten des Magyariſierungsproceſſes vor der Welt ruchbar geworden. Aber gerade dieſe drei neuen Facten — Magyariſierung der Ortsnamen, Auszeichnung des Miniſterialraths Jeſzenſzky, Vergewaltigung der Fiumaner Autonomie — fallen dem Cabinet Bánffy zur Laſt und ſind als Manifeſtationen des Bánffy'ſchen Geiſtes zu betrachten. Dieſer Geiſt aber iſt nicht der der nationalen Expanſion, ſondern einfach der der Gewaltthätigkeit und der Bauernſchlauheit. Der nationale Effect keiner dieſer drei Maßregeln iſt auch nur entfernt des Raſens wert, das ſie hervorgerufen hat. Keine einzige wäre nothwendig geweſen oder ließe ſich auch nur aus praktiſchen Gründen motivieren. Nicht der magyariſche Staat oder Stamm darf mit ihrem Odium belaſtet werden, ſondern ausſchließlich Baron Bánffy, der nun ſchon im dritten Jahre gegen das Land regiert.

Im Auslande aber unterſcheidet man nicht zwiſchen den einzelnen politiſchen Dummheiten eines vergänglichen Miniſteriums und der Geſammttendenz der herrſchenden Politik. Als dieſe Tendenz will man die Magyariſierung, und zwar die geſetzwidrige aller nichtmagyariſchen Nationalitäten erkannt haben, und demzufolge verurtheilt man die ungariſche Politik als eine barbariſche. Nationalität und Religion ſind ja nach der Meinung des 19. Jahrhunderts unantaſtbare Güter des Menſchen, an denen ſich nur die Brutalität vergreifen kann. Um ſeiner Abſtammung und ſeines Glaubens willen ſoll kein Menſch drangſaliert werden dürfen — in Ungarn. (Im Oeſterreich machen die magyarenfreſſeriſchen Antiſemiten ſich eine andere Haustheorie zurecht.) Jeder liberal denkende Menſch wird dieſe Theſe acceptieren müſſen. Es fragt ſich nun, ob in Ungarn gegen ſie verſtoßen wird.

Das ungariſche Nationalitätengeſetz ſichert jeder Nationalität oder Confeſſion das Recht, in Schule, Kirche und Gemeinde ſich der eigenen Sprache zu bedienen und aus eigenen Mitteln Schulen mit eigener Unterrichtsſprache zu erhalten. Können die Nationalitäten von dieſem Geſetze Gebrauch machen oder wird ihnen ihr Recht verkümmert? Das ungariſche Unterrichtsminiſterium hat jüngſt durch die „Pol. Corr." [illegible] der rumäniſchen Schulen und Banken in Ungarn verbreiten [illegible] Wiederholung ich mir hier den [illegible] zu bringen brauche. [illegible] Zunahme der [illegible] und Communalſchulen, [illegible] Ungarn [illegible] Verſchärfung der Nationalitätengeſetze [illegible] Man [illegible] nicht durch gewaltſame, ſondern [illegible] Mittel, vor allem [illegible] in die magyariſche Sprache [illegible] das [illegible] Zunahme [illegible]

[illegible]

ſammengeſetzten Gutsbeſitzerclaſſe, die einheitlich iſt nur in der magyariſchen Geſinnung, nicht aber in der Abſtammung. Die Wekerle, Wlaſſics, Hieronymi, Daniel, Trefort, Ráth, Kammermayer und hundert andere waren ebenſowenig Stammesmagyaren, wie der Nationaldichter Petrovics (Petöfy). Niemand aber wird behaupten können, daſs die hier Genannten nicht freiwillig Magyaren geworden ſeien. Sie ſind einfach unter der Attraction der herrſchenden Claſſe zu magyariſchen Patrioten geworden und mit ihnen Tauſende von nichtmagyariſchen Aerzten, Advocaten, Kaufleuten und Journaliſten. Die Mittelclaſſe hat erfahrungsgemäß nur wenig Widerſtandskraft gegenüber den ſtaatlichen Machtfactoren und der herrſchenden Geſellſchaft. Staat und Geſellſchaft ſind aber hier magyariſch. Soweit von einer fortſchreitenden Magyariſierung Ungarns geredet werden kann, iſt ſie lediglich der Wirkung dieſer beiden Factoren zuzuſchreiben.

Wenn man nun bedenkt, daſs Rumänen, Croaten und Serben das Stephansreich geradezu als ihr natürliches Expanſionsgebiet betrachten, ſo muſs man ſich ſogar wundern, daſs die Magyaren in ihrer nationalen Defenſive ſich lediglich auf die langſam wirkenden Mittel der ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Attraction verlaſſen. Das Gegentheil wäre menſchlicher. Aber die Ungarn ſind eine ſtolze, vielleicht etwas zu ſelbſtbewuſste Raſſe, die es verſchmäht, ſich allzuſehr um den Nichtmagyaren zu bekümmern. Die ſouveräne Indolenz gegen den „anderen", die der Magyare mit dem Türken gemein hat, iſt auch die einzige Urſache, warum in Ungarn heute eine ſtaatsgefährliche, vielleicht ſogar ſtaatsvernichtende Nationalitätenfrage exiſtirt. Die ungariſche Herrenclaſſe hat Gefahren immer nur von Weſten her beſorgt und nur gegen Oeſterreich ihre verfaſſungsmäßigen Rechte vertheidigt. Daſs aber im eigenen Hauſe einmal der Feind erſtehen würde, und zwar ein viel ſtärkerer als der öſterreichiſche Abſolutismus, das hat ſie nicht geahnt, ja wenn ich richtig wahrnehme, hat ſie noch jetzt keine zutreffende Vorſtellung von der Größe der Gefahr. Nur die ſcharfſinnigeren und leidenſchaftlichen Juden, die mit geſchärfteren nationalen Organen ausgeſtatteten, zum Magyarenthume übergetretenen Deutſchen ſehen die Kämpfe des nächſten Jahrhunderts voraus, erfüllen Preſſe und Parlament mit nationalem Expanſionsgeiſt und ſuchen das Kampfterrain für den ungariſchen Stamm möglichſt günſtig zu geſtalten. Die ſtockmagyariſche Gutsbeſitzerclaſſe aber bleibt in der glücklichen Beſchränktheit ihres politiſchen Horizontes eigentlich recht phlegmatiſch und miſsbilligt ſogar jede nationale Exaltation. Sie iſt zufrieden mit den Errungenſchaften des ungariſchen Staates ſeit dem Jahre 1867, die ja in der That alle Erwartungen der Patrioten übertroffen haben, und erwartet von der ſtetigen Befeſtigung des Erworbenen ſowohl die Sicherung ihres Staates, wie ihrer geſellſchaftlichen Poſition. Daſs ſie weiterherrſchen werde in Staat und Geſellſchaft, das ſcheint ihr ſo indiscutable Selbſtverſtändlichkeit, wie es dem Weißen in Amerika ſelbſtverſtändlich erſcheint, daſs er dem Nigger geſellſchaftliche Gleichberechtigung nicht zuzugeſtehen braucht. Bei ſolcher Gemüthsdispoſition bemüht man ſich nicht allzuſehr, den andern zu ſich heranzuziehen, verdient man aber gewiſs auch alles andere eher, als den Vorwurf nationaler Intoleranz und brutaler Aſſimilierungspolitik. Damit iſt es alſo nichts, und dieſe Walze der magyariſchen Brutalität ſollten die ausländiſchen Magyarenfreſſer nun endlich einmal aus ihrer Drehorgel nehmen.

Erinnere ich mich aber recht der Empfindungen, die ich ſelber noch vor zehn, zwölf Jahren als Mitglied des deutſchen Schulvereins gehabt, und verſtehe ich die Sprache der deutſchen Zeitungen noch recht, ſo iſt es auch eigentlich nicht die Magyariſierungsmethode, gegen die man draußen Einſprache erheben möchte, ſondern an und für ſich die Thatſache, daſs auf „deutſchem Gebiete", das ſeit Jahrhunderten von deutſcher Cultur bearbeitet und faſt ſchon germaniſiert war, nun plötzlich ein magyariſcher Staat ſich etabliert, ein magyariſches Regime, das naturgemäß auch ganz ohne ſyſtematiſche Aſſimilierungsarbeit die am Staatsleben theilnehmenden, alſo die oberen Claſſen der Nation zu magyariſieren im Stande iſt. In der Wiederherſtellung des ungariſchen Staates ſelbſt ſah man die Sünde wider den heiligen Geiſt der Culturentwickelung und vor allem gegen die Rechte und Privilegien des Deutſchthums als der ſuperioren Cultur. Ungarn wurde und wird noch heute als deutſches Vaterland betrachtet, das von rechtswegen wieder dem Machtbereich der deutſchen Sprache einzuverleiben ſei. Nun, ich verſtehe dieſe ſelten ausgeſprochenen, aber in der Tiefe ſtets wirkſamen Gefühle ganz gut, aber ich brauche wohl kein Wort darüber zu verlieren, daſs ſie eigentlich gar nicht discutabel ſind. Die Ungarn haben mit Zähigkeit und Muth ihren Staat Jahrhunderte hindurch doch nicht deshalb vertheidigt, um ihn nun ohneweiteres der deutſchen Nation einer überlegenen Cultur willen auf dem Präſentirteller entgegenzubringen. Sie wahren mit allen Mitteln den nationalen Charakter ihres Staates, die ungariſche Staatsſprache in der Geſetzgebung [illegible]. Und ſie wahren damit nur ihr gutes, hiſtoriſches und na[illegible] [illegible] Nation kann verlangt werden, daſs ſie aus [illegible] der überlegenen Cultur einer andern nationalen [illegible] der magyariſche Herrenſtamm iſt auch viel zu [illegible] Selbſtmord zu denken. Ein aufgeklärter [illegible] in vergangenen Jahrhunderten das Werk [illegible] gewiſs vollbringen können; heute im Zeit[illegible] iſt es dazu zu ſpät. Ja ſelbſt [illegible] in deutſche Hände käme, könnte er nur

dem energiſchen Nationalgefühl der Magyaren, mit dem in compacten Maſſen wohnenden Stamme nicht mehr fertig werden. In Rußland mögen nationale Aſſimilationsproceſſe noch Dunkel und Wärme genug vorfinden, im Weſten iſt es zu licht geworden dazu.

Aber gerade darum fürchte ich, daſs der ungariſche Nationalſtaat auf die Dauer nicht wird beſtehen können. Trotz der Bildungsfreudigkeit und Weitherzigkeit der Magyaren und trotz der Gehäſſigkeit, Engherzigkeit und Verlogenheit der übrigen ungarländiſchen Nationalitäten wird früher oder ſpäter die Entnationaliſierung des magyariſchen Staates doch eintreten müſſen. Man mag bei der ſehr verſchiedenen Qualität der Magyaren und der übrigen Stämme dies unausbleibliche Verhängnis beklagen; ihm zu entrinnen aber wird unmöglich ſein. Das nächſte Jahrhundert gehört der Demokratie; ſeine erſte Forderung iſt das allgemeine Wahlrecht mit geheimer Abſtimmung. An dem Tage, da dieſe Forderung erfüllt iſt, wird der ungariſche Nationalſtaat todt und begraben ſein. Er exiſtiert ja auch jetzt nur von Geſetzesgnaden, nicht aus eigener nationaler Kraft. Die Magyaren ſind noch immer eine Minorität in ihrem eigenen Staate und ſie haben die Kraft nicht, die Majorität zu aſſimilieren oder auf die Dauer unter ihre Hegemonie zu beugen. Nicht einmal die geſammte Intelligenz der Nationalitäten läſst ſich in den Dienſt der magyariſchen Staatsidee ziehen. Die Rumänen ſtudieren in Bukareſt, die Serben in Belgrad, die Slovaken in Prag, die Siebenbürger Sachſen in Deutſchland. Sie alle haſſen den ungariſchen Staat und den ungariſchen Stamm, deſſen Hegemonie ſie nicht anerkennen wollen. Sie werden nie ihren Frieden mit dieſem Staate machen und am Tage der Einführung des allgemeinen Stimmrechtes als Gegner des ungariſchen Staates in das ungariſche Parlament einziehen. Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes aber iſt nur eine Frage der Zeit, umſomehr, als die Mächtigen dieſer Erde, die Clericalen, in ihm ein Mittel erblicken, die Herrſchaft der anticlericalen magyariſchen Gutsbeſitzerclaſſe zu brechen. Schon hat die clericale „Volkspartei“ die Forderung des allgemeinen Wahlrechtes in ihr Programm aufgenommen.

Dem conſequenten Anhänger der demokratiſchen Idee ergeht es daher in Ungarn ſonderbar. Als Demokrat muſs er die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes wünſchen, als Liberaler ſie befürchten. Ein clericales, von Popen und Pfaffen beherrſchtes Ungarn wird unzählige Entwickelungskämpfe durchzumachen haben, bevor eine Art nationalen Ausgleichs, ein modus vivendi, unter den Nationalitäten gefunden werden wird. Und inzwiſchen wird wohl die freie Verfaſſung, wird der weitherzige Liberalismus, wird der culturelle Aufſchwung ganz wie in Oeſterreich in die Brüche gehen. Aber — unaufhaltſam ſchreitet die Demokratie vor und Geſtaltungen, die ihr widerſprechen, Staaten, die auf dem antidemokratiſchen Princip der Hegemonie eines Stammes oder einer Claſſe aufgebaut ſind, werden von ihr niedergeworfen, eraſiert werden. Zu dieſen Geſtaltungen gehört leider auch der ungariſche Staat. Zu hoffen iſt nur, daſs bis dahin die nationalen Empfindungen wohl hinreichend abgeſchwächt ſein werden, um dem Expropriationsproceſſe der Beſitzenden ſeine Schmerzhaftigkeit theilweiſe zu benehmen. Das ungariſche Territorium, wenn es bis dahin noch einheitlich beiſammen iſt, wird dann die Entwickelung eines nationalitätsloſen Wohlfahrtsſtaates ſehen, deſſen Verwaltung wohl etwas complicierter ſein mag als die mit einer einheitlichen Staatsſprache, der aber wenigſtens den Frieden bedeutet und alle Kräfte für den ſocialen Fortſchritt frei machen wird. Und das wird denn auch der beſte Troſt ſein für die Magyaren, die am meiſten zu verlieren haben: der heutige Zuſtand der unausgeſetzten nationalen Defenſive beſchäftigt die geſammte geiſtige Kraft der Nation und erfordert ein Syſtem der politiſchen Unmoral, das am Marke des Volkskörpers zehrt; die nationale Abrüſtung aber wird auch den Maſſen des ungariſchen Volkes ermöglichen, Anſchluſs zu finden im wirtſchaftlichen und ſocialen Kampfe gegen die eigene, faſt unumſchränkt herrſchende Gutsbeſitzerclaſſe, wird auch in Ungarn den Ausbau des ſocialen und demokratiſchen Staates ermöglichen.

Budapeſt. Dr. Hugo Ganz.

Strikeverhütung in Neuſeeland.

Von Sidney Webb (London).

Die großen Arbeitsſtreitigkeiten im engliſchen Maſchinenbau ſteigern das Intereſſe an dem von der Regierung Neuſeelands angeſtellten Experiment, alle induſtriellen Zwiſtigkeiten zu verhüten. In England, in den Vereinigten Staaten und in einigen engliſchen Colonien ſind verſchiedene Verſuche unternommen worden, auf ſchiedsgerichtlichem Wege Strikes nach ihrem Ausbruche zu beendigen. Das beſonders Bemerkenswerte an jenem Geſetze Neuſeelands iſt darin zu erblicken, daſs hier durch ein eigenartig ausgearbeitetes Syſtem induſtrieller Schiedsgerichte Vorkehrungen getroffen ſind, die den Ausbruch des Krieges zwiſchen Capital und Arbeit verhindern. Der Generalbevollmächtigte Neuſeelands, der officielle Vertreter der dortigen Regierung in London, Herr W. P. Reeves, ein ungewöhnlich fähiger colonialer Politiker, iſt zufällig der Verfaſſer jenes Geſetzes. Er wird beſtändig aufgefordert, über dieſen Gegenſtand Vorträge zu halten, und mehr als ein hervorragender Staatsmann hat von ihm auf privatem Wege Informationen hierüber erhalten. Die engliſche öffentliche Meinung ſteht ungeſtüm einer Form von Regierungsintervention bei Arbeitsſtreitigkeiten zu, und obgleich England und das übrige Europa noch ſehr weit hinter den demokratiſchen und collectiviſtiſchen Einrichtungen Neuſeelands zurück ſind, iſt das erwähnte Experiment Neuſeelands auch für die alte Welt in wirtſchaftlicher Hinſicht intereſſant und in politiſcher wichtig.

Die Neuſeeländiſche Induſtrial- und Conciliations-Acte (Nr. 14 aus dem Jahre 1894, unweſentlich abgeändert durch Nr. 30 aus 1895 und Nr. 57 aus 1896) errichtet ein vollkommenes Syſtem induſtrieller Gerichtshöfe, welche der Vorſchrift Geltung verſchaffen ſollen, daſs zwiſchen den Gewerkvereinen und den Unternehmern Vereinbarungen getroffen und Strikes verhütet werden ſollen. Zu dieſem Zweck iſt in jedem Bezirke der Colonie ein örtliches Einigungsamt (Board of Conciliation) errichtet, welches aus einer gleichen Anzahl von Vertretern beſteht, die von den Unternehmer- und Arbeiterverbänden gewählt werden. Dieſes Einigungsamt wählt einen unparteiiſchen außenſtehenden Obmann. Ueber dieſe örtlichen Einigungsämter iſt der Schiedsgerichtshof für die ganze Colonie geſtellt, welcher nur aus drei Mitgliedern zuſammengeſetzt iſt: der Vorſitzende muſs Richter des Oberſten Gerichtshofes ſein und wird von der Regierung ernannt; die beiden anderen werden je von den Unternehmer- und je von den Arbeitervereinen der ganzen Colonie gewählt. Dieſer Schiedsgerichtshof entſcheidet normalerweiſe nicht als ein Tribunal erſter Inſtanz, ſondern als Berufungsgericht für Ausſprüche der örtlichen Einigungsämter, und ſeine Entſcheidungen ſind endgiltig.

Dieſe behördlichen Tribunale ſind ermächtigt, erſtens mit jeder ihrer Jurisdiction ausdrücklich vorbehaltenen collectiven Vereinbarung ſich zu befaſſen und zweitens mit jedem ihnen zur Kenntnis gebrachten Zwiſt zwiſchen einem Gewerkverein und einem oder mehreren Unternehmern. Das Verfahren iſt folgendes: Wenn irgend eine Streitfrage über was immer für eine gewerbliche Angelegenheit auftaucht — ſei es ein Verlangen nach Erhöhung oder Herabſetzung der Löhne, ſei es ein neuer Vorſchlag bezüglich der Zahl der Arbeitsſtunden, der Ueberanſtrengung jugendlicher Arbeiter, der Einführung einer neuen Maſchine, der Weigerung, Unioniſten (Gewerkvereinsmitglieder) zu beſchäftigen oder der Aufnahme von Nichtunioniſten — ſoll jede der beiden Parteien den Streitpunkt zur Kenntnis des Einigungsamtes des betreffenden Bezirkes zu bringen berechtigt ſein. Dieſes Amt iſt daraufhin verpflichtet, mit oder ohne Zuſtimmung der Gegenpartei den Streitgegenſtand von amtswegen zu unterſuchen und alles aufzubieten, um die Streittheile zu einem Vergleiche zu beſtimmen. Soweit haben wir es mit einem Syſtem obligatoriſcher Einigungsverſuche zu thun. Scheitert der Einigungsverſuch und weigern ſich die Parteien, eine Vereinbarung zu treffen, ſo iſt das Amt ermächtigt, binnen der Friſt von zwei Monaten eine meritoriſche Entſcheidung des Streites zu fällen. Dieſe Entſcheidung wird veröffentlicht, jedoch iſt ſie nicht bindend für die betreffenden Parteien. So hat man auf der zweiten Stufe der Rechtſprechung die Zwangsſchiedsgerichtsbarkeit, geübt durch ein ſtändiges Tribunal, ohne daſs die Parteien jedoch verpflichtet wären, das Urtheil anzuerkennen.

Doch das Experiment geht noch eine Stufe weiter. Wenn das Bezirksamt weder eine freiwillige Vereinbarung, noch die Anerkennung ſeines Schiedsſpruches ſeitens beider Parteien erzielt, ſteht es in ſeinem Ermeſſen, den Streitfall an den centralen Schiedsgerichtshof zu verweiſen. Oder es kann auch jede der beiden Parteien nach gefälltem Schiedsſpruche des Bezirksamtes die Verweiſung an das genannte Obergericht fordern. Dieſer centrale Schiedsgerichtshof hat ſodann den Streitfall von amtswegen, ſelbſt gegen den Willen des einen oder anderen Streittheiles, zu unterſuchen, und zwar mit der vollen Gewalt, Zeugen vorzuladen, die Vorlegung von Geſchäftsbüchern zu fordern und die Machtvollkommenheit eines Gerichtshofes zu bethätigen. Die Entſcheidung des Schiedsgerichtshofes, welche durch Mehrheitsbeſchluſs ſeiner drei Mitglieder zuſtande kommt, iſt endgiltig und doch iſt ſie nicht an ſich ſchon nothwendigerweiſe executierbar. Das wird ſie erſt dann, wenn der Schiedsgerichtshof veranlaſst, daſs ſeine Sentenz in das Spruchregiſter des Oberſten Gerichtshofes eingetragen wird. Eine ſo regiſtrierte Sentenz kann gegen den einzelnen Unternehmer oder die einzelnen Arbeiter und auch gegen den Unternehmer- oder Arbeiterverband ebenſo executiert werden, wie wenn es ein Urtheil des Oberſten Gerichtshofes wäre. Der Schiedsgerichtshof vermag daher auch, wann immer es ihm geeignet erſcheint, ſeine Sentenz zu einem Beſtandtheil des Landesgewohnheitsrechtes zu erheben.

Einzig in ſeiner Art und beiſpiellos iſt an dem neuſeeländiſchen Geſetze natürlich nur die Beſtimmung, die ſich auf die Machtvollkommenheit der letzten Inſtanz bezieht. Im Geltungsgebiete dieſes Geſetzes kann alſo der Unternehmer jedes Induſtriezweiges, der einen Streit mit ſeinen Arbeitern über die Löhne, Arbeitsſtunden, Maſchinen oder ſeine Wahl von Arbeitern hat oder der einen ſolchen Streit mit dem Gewerkvereine ſeiner Branche über die genannten Gegenſtände hat, ſich vor einen Gerichtshof vorgeladen ſehen, der ihn zur Vorlegung ſeiner Geſchäftsbücher und aller ſonſtigen erforderlichen Beweismittel zu zwingen in der Lage iſt und der dann nach ſeinem discretionären Ermeſſen entſcheiden kann, zu welchen Bedingungen er ſeine Arbeiter engagieren ſoll oder ſelbſt welche Claſſen der Arbeiterſchaft er engagieren darf und welche nicht. Und dieſe Sentenz, mag ſie ſich auf die Lohnhöhe oder auf andere Arbeitsbedingungen beziehen, kann dann ſogar in Rechtskraft treten und ein Beſtandtheil des Landrechtes werden, ſanctioniert durch eine Geldſtra-

Digitized by Google

von 500 Pfund Sterling. Der Unternehmer iſt zwar nicht verpflichtet einen Betrieb fortzuſetzen, doch wenn dies der Fall iſt, muſs er dem Urtheil ebenſo Gehorſam erweiſen, als wenn es ein Beſtandtheil der Fabriksgeſetzgebung ſeines Landes wäre.

Dieſes bemerkenswerte Geſetz iſt nun ſchon ſeit drei Jahren in Kraft und hat ſich innerhalb dieſer Zeit als unbedingt erfolgreich erwieſen. Kein Strike hat platzgegriffen, ſeitdem es beſchloſſen wurde. Jede Arbeitseinſtellung iſt, ſolange ein Streitfall anhängig iſt, bedingungslos unterſagt. Sechzehn Arbeitsſtreitigkeiten ſind in dieſen drei Jahren entſtanden, mit welchen allen die competenten Tribunale ſich erfolgreich befaſst haben. In acht Fällen gelang es den localen Einigungsämtern, einen Vergleich zuſtande zu bringen. Die anderen acht Fälle wurden vor den Schiedsgerichtshof verwieſen, welcher über dieſelben in ſorgfältig begründeten Urtheilen entſchied. Sieben dieſer Urtheile wurden beim oberſten Gerichtshofe regiſtriert und erlangten ſo Landesgeſetzeskraft. Den Urtheilen wurde in allen Fällen Gehorſam erwieſen, ſo daſs bisher kein Beiſpiel der Urtheilsexecution vorgekommen iſt.

Der Volkswirt und der Juriſt wird an dieſer Skizze des Geſetzes ſchon erkennen, daſs wir es hier mit einem elaſtiſchen Auskunftsmittel zu thun haben, um die Fabriksgeſetzgebung auf alle Arbeitsbedingungen und alle Claſſen von Arbeitern, die erwachſenen männlichen Arbeiter mitinbegriffen, auszudehnen. Die Anwendung des Geſetzes erfolgt nur im Falle einer Arbeitsſtreitigkeit und auch dann nur nach Ermeſſen des Schiedsgerichtshofes. Dieſes Mittel, die Aufmerkſamkeit der öffentlichen Meinung des Landes auf einen unverträglichen Unternehmer oder eine unverträgliche Gruppe von Arbeitern zu lenken, hat ſich bis nun in Neuſeeland als außerordentlich volksthümlich und erfolgreich bewährt.

Schleswig-Holſteins Befreiung.

Von Profeſſor Alfred Stern (Zürich).

Ein Menſchenalter iſt verfloſſen, ſeitdem die Eroberung der nordalbingiſchen Herzogthümer durch den gemeinſamen Feldzug Preußens und Oeſterreichs zum Vorſpiel der größeren Ereigniſſe wurde, die das europäiſche Staatenſyſtem von Grund aus veränderten. Schleswig-Holſtein iſt als preußiſche Provinz mit dem Staate, der die Hegemonie im Reiche ausübt, feſt verwachſen. Die Tochter jenes Friedrich von Auguſtenburg, der einſt mit ſeinem Erbrecht den Gedanken der Losreißung der Herzogthümer von däniſcher Herrſchaft verfocht, iſt heute deutſche Kaiſerin. Nach eingetretener Verſöhnung der Gemüther hat die hiſtoriſche Unterſuchung leichteres Spiel. Das Streben, falſche Ueberlieferungen zu berichtigen und lange Verkannten beſſer gerecht zu werden, kann in weiten Kreiſen jedenfalls auf herzliche Anerkennung rechnen. Verbindet ſich mit dieſem Streben die Möglichkeit der wörtlichen Mittheilung bisher verborgen gebliebenen urkundlichen Materials, ſo darf man auf eine wertvolle Bereicherung der geſchichtlichen Literatur rechnen. Dies trifft in hohem Maße zu für das Werk, das Karl Samwer, der Sohn eines der Hauptberather Herzog Friedrichs,*) jüngſt herausgegeben hat. Samwer hat ſich der werthvollen Vorarbeiten des verſtorbenen Profeſſors Karl Janſen bedienen und dieſelbe aus einem reichen Schatz von Actenſtücken ergänzen können. Man braucht nur zu ſagen, daſs ſich darunter zahlreiche Briefe des Königs und der Königinnen von Preußen, ſowie des Herzogs Friedrich, Schreiben Max Dunckers, Robert von Mohls und Guſtav Freytags, Aufzeichnungen über preußiſche Miniſterberathungen und mit Bismarck gepflogene Verhandlungen befinden, um ſofort von dem hohen Antheil dieſer Actenſtücke einen Begriff zu geben. Sehr viele ſtammen abſchriftlich aus dem Nachlaſs Karl Friedrich Lucian Samwers, [illegible] Memoirs des Herzogs. Andere rühren von K. F. L. Samwers eigener Hand her. Es kann nicht fehlen, daſs ſeine Geſtalt [illegible] in den Vordergrund gerückt wird. [illegible]

[illegible]

auf die Erreichung dieſes Zieles hin. Daſs er ſogar bereit ſei, unter Umſtänden zurückzutreten, erklärte er dem König Wilhelm ausdrücklich am 20. Juni 1864 (ſ. S. 741) im Verlauf der zwiſchen ihm und Preußen geführten Verhandlungen. Es ſollte geſchehen, wenn die ſchleswig-holſteiniſchen Stände ſich irgend einem der von ihm verſprochenen Punkte widerſetzen würden. Bei dieſen Verſprechungen ließ er ſich von der Ueberzeugung leiten, „daſs jedes Band, welches die Herzogthümer wie auch die übrigen deutſchen Staaten an Preußen knüpft, zum Heile dieſer Staaten wie ganz Deutſchlands gereichen werde.“ „Die Erweiterung des Einfluſſes Preußens“, ſchrieb er dem König, „wird nur dazu beitragen, die Macht Deutſchlands zu vermehren und die einzelnen Staaten ſicher zu ſtellen“. Eine andere Frage aber iſt es, ob angeſichts der ſich entgegenthürmenden Hinderniſſe eine Löſung der Aufgabe, ſo wie ſie dem Herzog und ſeinen Rathgebern vorſchwebte, möglich war. Er wurde ſchon dadurch in eine ſchiefe Lage verſetzt, daſs er nothgedrungen unthätig in dem Lande verweilte, deſſen Herrſchaft er beanſpruchte, während preußiſche und öſterreichiſche Soldaten im Kampfe gegen die Dänen ihr Blut verſpritzten. Sodann glaubte er immer fürchten zu müſſen, in unzeitige Conflicte mit Oeſterreich und den deutſchen Mittelſtaaten zu gerathen. Endlich aber, und dies war entſcheidend, in Preußen ſtieß er auf einen Gegner, in dem ſich die höchſte Willenskraft mit der äußerſten Verſchlagenheit paarte, und der im Vorgefühl ſeiner Machterfolge, um Rechtsfragen und Grundſätze der Legitimität wenig bekümmert, ſeine ſteile Bahn unaufhaltſam aufwärts ſchritt.

Das Eingreifen Bismarcks in die ſchleswig-holſteiniſche Angelegenheit, beſonders in die Verhältniſſe des Herzogs Friedrich, wird durch die neuerdings mitgetheilten Actenſtücke ſcharf beleuchtet. Man weiß, daſs die einſchlägigen Capitel in Sybels Erzählung der Begründung des Deutſchen Reiches zu dem Beſten gerechnet werden, was man der Feder des berühmten Geſchichtsſchreibers verdankt. Indeſſen wie manche Lücke der Sybel'ſchen Darſtellung wird ausgefüllt, wie manche ſeiner Behauptungen berichtigt werden müſſen! Auch für die Kritik der Tagebücher Theodors von Bernhardi wird manche wichtige Anregung gegeben. Im ungünſtigſten Licht aber erſcheinen, auch hier auf die Probe geſtellt, die Denkwürdigkeiten des Herzogs Ernſt von Koburg. Freilich hat ſich Janſen, der die Hauptmaſſe des dem urkundlichen Anhang vorangehenden Textes verfaſst hat, durch den moraliſchen Unwillen über Bismarcks Verfahren zu ſehr gewagten Uebertreibungen fortreißen laſſen. Er geht ſoweit, zu ſagen, Bismarck ſei vom 15. November 1863 ab „eifrig bemüht geweſen, Schleswig-Holſtein dem däniſchen König zu ſichern, da er mit ſeinem Wunſche, es für Preußen zu erobern, bei ſeinem König nicht durchdringen konnte.“ (S. 139.) Er hält daran feſt, die preußiſche Politik jener Zeit gegenüber Napoleon könne ohne die Annahme „einer eventuellen Bereitſchaft“ zur Abtretung deutſchen Landes nicht verſtanden werden. (S. 624.) Er glaubt noch für den Sommer 1866 Bismarck die Empfindung unterſchieben zu dürfen, „die Einheit des geſammten Deutſchland ſei ein Phantom“. (S. 575.) Was ſehr wackere deutſche Patrioten vor einem Menſchenalter noch von Bismarck glauben durften, hätte als hiſtoriſch unanfechtbare Behauptung nicht wiederholt werden ſollen. Der Teufel, dem dieſer Mann ſich verſchrieben hatte, war wirklich ein teutoniſcher. Was aber ſein Auftreten gegenüber dem Herzog Friedrich betrifft, ſo kann in der That nicht bezweifelt werden, daſs das mehr oder weniger verborgene Leitmotiv ſeiner Worte und Handlungen in dem vorliegenden Werke durchaus richtig gewürdigt worden iſt.

Kurz und bündig faſst Heinrich Friedjung im erſten Bande ſeines bedeutenden Buches „Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland“ Bismarcks Gedanken dahin zuſammen: „Machtzuwachs für Preußen war ſein Ziel, am beſten durch die directe Einverleibung der Herzogthümer“. Schon am 22. December 1862 hatte Bismarck in einem vertraulichen Privatſchreiben die Sätze einfließen laſſen: „Es iſt gewiſs, daſs die ganze däniſche Angelegenheit nur durch den Krieg in einer für uns erwünſchten Weiſe gelöst werden kann. Der Anlaſs zu dieſem Kriege läſst ſich in jedem Augenblick finden, welchen man für einen günſtigen zur Kriegführung hält. Es läſst ſich nicht vorherſehen, welche Entwicklung den deutſchen Bundesverhältniſſen in der Zukunft beſchieden iſt. Solange ſie aber [illegible] bleiben wie bisher, kann ich es nicht für ein preußiſches [illegible] halten, einen Krieg zu führen, um im günſtigſten Falle in [illegible] einen neuen Großherzog einzuſetzen, der aus Furcht [illegible] im Bunde gegen uns ſtimmt, und [illegible] öſterreichiſcher Umtriebe ſein [illegible], die er Preußen für ſeine Erhe[illegible] Unterredung mit dem Herzog [illegible] fragte er ihn, ob er nicht zu[illegible] Abgeordnetenhauſe erklärte er am [illegible] an der Elbmar feſtgehalten, [illegible] das, was exiſtierte, daſs ein [illegible] Perſonalunion, und daſs die [illegible] Staate beſſer war, als ein ſelbſt[illegible] dem Edelmann des Fürſten, [illegible] daſs er „gleich nach [illegible]“ Schleswig-Holſtein hätte haben

Digitized by Google

wollen. Behält man dies immer im Auge, ſo verfügt man über den Schlüſſel zum ſicheren Verſtändnis der gewundenen Pfade, die der preußiſche Staatsmann damals gieng. Ein Hauptfactor, mit dem er zu rechnen hatte, war die Stimmung ſeines Königs. Es iſt jüngſt von Erich Marcks*) in ſeiner Biographie Wilhelms I. mit Recht ſcharf betont worden, wie damals der König, unmittelbar nach Eröffnung der ſchleswig-holſteiniſchen Erbfolgefrage, „die Nüchternheit ſeines Berathers beſonders unangenehm empfunden zu haben ſcheint." Aber mit dieſem kundigen Hiſtoriker zu ſprechen: „Zuletzt geſchah immer, was Bismarck wollte." Das Janſen-Samwer'ſche Werk bietet gleichſam den Commentar zu dieſem Text. Man erſieht aus den Actenſtücken, die es enthält und verwertet, aufs klarſte, mit welcher Virtuoſität der Miniſter das Uebelwollen des Monarchen gegen den Herzog zu wecken und zu ſteigern gewuſst hat. Ein ausgezeichnetes Hilfsmittel bot ihm der Hinweis darauf, daſs die Sache des Herzogs „zum Vorwande revolutionärer Elemente" gemacht werde. Auch die nächſten Vertrauten des Herzogs muſsten ſich die Verdächtigung als Männer von bedenklicher politiſcher Geſinnung gefallen laſſen. Bei dieſem Kampf, der lange auf- und abſchwankte, hatte Bismarck es beſtändig mit den Gegenwirkungen des kronprinzlichen Paares zu thun. Von Anfang an ſtand der preußiſche Kronprinz dem Herzog, mit dem er durch freundſchaftliche Bande eng verknüpft war, treu zur Seite. Wie ſeine Bemühungen durch einen ſtärkeren Willen gänzlich vereitelt wurden, geht gleichfalls aus dem vorliegenden Werke aufs klarſte hervor. Erſcheint einmal, wie zu hoffen, eine zweite Auflage der mit ſo viel Wärme geſchriebenen Biographie Friedrichs III. von Martin Philippſon, ſo werden die neuen von Janſen und Samwer geborenen Aufſchlüſſe zur Erweiterung einiger Capitel des erſten Buches dienen können.

Wendet man ſich nun zur Betrachtung der einzelnen Schritte des Herzogs und ſeiner Rathgeber zurück, ſo mag man nach den Geboten der politiſchen Klugheit nicht wenig an ihnen auszuſetzen haben. Aber man wird ſagen dürfen, ſelbſt wenn ſie andere geweſen wären, als ſie waren: ein Gegner von der Art Bismarcks wäre nicht leicht um eine Auskunft verlegen geweſen. Dieſen Eindruck hat man ſchon ehedem aus R. Hayms Biographie Max Dunckers gewinnen können, ſo ſehr der Standpunkt Hayms von dem Janſens und Samwers abweicht. Um nur eines herauszuheben: bereits Haym hat S. 363 jenes Werkes einen an Duncker gerichteten Brief des Kronprinzen mitgetheilt, der folgende Worte enthält: „Sie meinen, ich ſolle auf Herzog Friedrich wirken, daſs er die Bedingungen vom 22. Februar (1865) annehme. Glauben Sie aber, daſs er ſo abhängig von meinen Rathſchlägen iſt und nicht vielmehr, durchdrungen von ſeinen Rechtsanſprüchen, wie auch von der großen Zahl ſeiner Anhänger geſtützt, eher ſich durch Militär-Arreſtation aus dem Lande tragen läſst, als nachzugeben? Und nun ſoll ich ihn veranlaſſen, jene Bedingungen anzunehmen, nachdem Bismarck mir am 18. Juni c. ſagte, ſelbige ſeien alſo redigiert daſs ſie unannehmbar für Herzog Friedrich würden!"

Wiederholt iſt behauptet worden, der Herzog würde in einem früheren Stadium der Verhandlungen „durch vorbehaltloſe Annahme der von Bismarck concipierten Bedingungen einen ihm die Thronfolge in Schleswig-Holſtein ſichernden Geheimvertrag zum feſten Abſchluſs haben bringen können". Dieſe Behauptung ſtellt auch der Reichsgerichts-Senatspräſident a. D. Henrici, damals Präſident der herzoglichen Landesregierung, in ſeinen ſehr leſenswerten „Lebenserinnerungen eines Schleswig-Holſteiners" (Stuttgart und Leipzig, Deutſche Verlagsanſtalt 1897) auf.*) Er hatte einen Theil ſeiner Aufzeichnungen zuerſt in der „Deutſchen Revue" (1896) veröffentlicht. Schon in den Spalten des gleichen Blattes war ſein ehemaliger Amtsgenoſſe C. Jenſen mehreren ſeiner Angaben entgegengetreten. Henrici hat es an einer Selbſtvertheidigung nicht fehlen laſſen. Allein in dem Janſen-Samwer'ſchen Werk wird die Kritik ſeiner Lebenserinnerungen wieder aufgenommen. Unbeſtreitbar ſcheint es danach, daſs im April 1865 von einer vertragsmäßig bindenden Abmachung überhaupt nicht die Rede ſein konnte. Auch die Unterredung des Herzogs mit Bismarck am 1. Juni 1864, über die zwei verſchiedene Berichte von der einen und von der anderen Seite vorliegen, hätte ſchwerlich zu einer ſolchen bindenden Abmachung geführt, ſelbſt wenn der Herzog alles von ihm Geforderte einfach zugeſtanden hätte. Das ganze darauf folgende Vorgehen des preußiſchen Staatsmannes ſpricht dagegen. Es dient zur Verſtärkung der Annahme, daſs ihm nichts erwünſchter war, als die Candidatur des Auguſtenburgers, die auf der Londoner Conferenz von den deutſchen Großmächten gemeinſam vorgeſchlagen war, bald möglichſt [illegible]. Der Gedanke der Annexion war und blieb für ihn, [illegible] der vorherrſchende. Freilich muſste er ihn in [illegible] verſchweigen. Aber er war gewohnt, noch größere Entſchlüſſe [illegible] zu verbergen. Man wird unwillkürlich an die Worte erinnert, [illegible] Kronprinz Friedrich Wilhelm am 14. November 1870 aus [illegible]: „So habe er bei Uebernahme ſeines Amtes [illegible] gehabt, Preußen zum Kriege mit Oeſterreich zu bringen, ſich aber wohl gehütet, damals oder überhaupt zu früh mit Sr. Majeſtät davon zu ſprechen, bis er den Zeitpunkt für geeignet angeſehen".

Wie ſich aus der ſchleswig-holſteiniſchen Frage die deutſche entwickelte, konnte in dem Janſen-Samwer'ſchen Werke nur ſkizziert werden. Reich an Belehrung ſind aber auch dieſe Abſchnitte. Nicht minder bieten die letzten Capitel viel des Neuen, die ſich auf die Einverleibung der Herzogthümer, die ſpäteren Jahre des Herzogs Friedrich und die Verbindung ſeines Hauſes mit dem Kaiſerhauſe beziehen. Alles in allem wird man ſagen dürfen: Der Geſchichtsforſchung iſt durch das Janſen-Samwer'ſche Werk ein außerordentlicher Dienſt geleiſtet worden. Selbſt wer durch ſein Erſcheinen zum Widerſpruch gereizt werden ſollte, wird dies ehrlicherweiſe nicht in Abrede ſtellen.

*) [illegible]

Im Nebel.

Von Laura Marholm (Schlierſee).

Alles iſt unbeweglich und ſtill, — kein Windhauch, keine Regung. Etwas Dichtes, Weißes, das ſich immerfort verdünnen, löſen zu wollen ſcheint, immer vor einem wegrückt und hinter einem ſich zuſchließt, ſteht zäh wie Guttapercha rings herum. Geſtalten tauchen darin auf und verſchwinden, flüchtig und unwirklich gleiten ſie vorbei; wie ſchwebende Bouquette taucht ein Baum nach dem andern auf: es preſst einen auf den Kopf, es klopft in den Schläfen; eine erdrückende Schläfrigkeit liegt mitten im Gehen über einem, ein ſcharfer, beißender, ekelerregender Geruch — die gasartige Ausſtrömung des angeſpülten Tangs — dringt durch alle Poren in einen herein; ein Schwindel, ein Gefühl von Seekrankheit, die beide doch gleichſam latent bleiben — das iſt ein Nebeltag in einer Stadt am Kattegat im September.

In der Wohnung hält man es nicht aus. Ueberall, in allen Häuſern riecht es wie in Schiffskajüten — ein durchdringender, aus menſchlicher Ausdünſtung, eingeklemmter Luft und allerlei hängengebliebenen Speiſedünſten gemiſchter, betäubender und zum Erbrechen reizender Geruch; es iſt, als wäre man zu Schiff, und ſtatt daſs der Nebel durch die hohen Fenſter ſchaut, klatſcht das Waſſer an die runden zugeſchraubten Gucklöcher, und unter ſich fühlt man in monotonem Wiegen den Seegang...

So wandert man hin, ſeekrank auf ebener Erde, am Strande entlang, dem Hafenmolo zu.

Auf einmal ein Brüllen, hohl aus der Rachenhöhle, wie ein böſer Stier brüllt. Es iſt ganz nah neben einem. Man ſieht ſich um: wo kann hier, zwiſchen den Villengärten und dem tangbedeckten Seeſtrand, das Vieh weiden? Es brüllt wieder, ganz nah, bös, gereizt. Man ſchaut ſich ſchärfer um, man iſt auch ſo ganz allein — da brüllt es abermals. Ganz deutlich hört man den Ton aus dem rothen Kaſten kommen, auf dem „Freibad für Frauen" ſteht. Dort findet doch auch das genügſamſte Thier nichts zu freſſen; — aber richtig, wieder kommt das Grohlen von daher. Na, dann gehen wir alſo vorbei, vielleicht hat doch jemand ſeinen böſen Stier da angebunden. Und man geht und geht, zum Hafenmolo und auf ihm weiter.

Ein Tuten — dumpf, hohl, ein Dampferſignal. Wieder ein Tuten, noch eins, noch eins! Da neben einem auf dem unſichtbaren Waſſer muſs ja ein ſtarker Verkehr ſein. Dazwiſchen brüllt der Stier. Ja, kommt der denn hierher? Es tutet kreuz und quer, mit kaum minutenlangen Pauſen; rund herum iſt es offenbar voll von unſichtbaren Dampfſchiffen, die ſich vor einander warnen, und die wüthende Beſtie brüllte immer zwiſchen durch. Plötzlich kommt mir ein Einfall. Natürlich, draußen auf dem Meer liegt ein Viehtransportdampfer wegen des Nebels ſtille, und die geſchaukelten und geängſtigten Thiere brüllen, was ſie können. Das iſt doch ganz einfach, das hätte ich mir ſchon auch früher denken können.

Ein gewaltiges Geläute — das iſt die Dampffähre, die ihren Weg in den Hafen ſucht. Bim, bam, bim, bam, läutet es vom Feuerthurm am Hafendammkopfe. Ein grelles, haſtiges Geläut, als ſei Gefahr im Verzuge. Und immerfort brüllt es vom Viehtransportſchiffe.

.... Der Abend kommt, aber die hellen lebendigen Feuer, die ſonſt die ganze Küſte entlang und von hundert Fahrzeugen leuchten wie warme freundliche Menſchenblicke, ſie flammen heute nicht auf. Es bleibt todt auf dem Waſſer. Unſichtbar geht die Sonne unter, unſichtbar ſteigt der Mond herauf, nur leuchtender wird der Nebel, aber dichter zugleich. Und es tutet und tutet, dröhnend, betäubend von allen Seiten, und dazwiſchen das angſtliche, halberſtickte Gebrüll vom Viehtransportſchiffe.

Die Lampe iſt angezündet, und ich ſitze, halbbetäubt, wie mit zugefallenen Sinnen am Tiſch in meiner Kajüte — in meiner Stube, wollt' ich ſagen — und blättere in George Egertons neueſtem Buche, „Symphonien". Was die Frau ihren Büchern für Titel gibt! „Grundtöne", „Miſstöne", „Symphonien", — in Vorbereitung: „Phantaſien". Wunderlige Idee! Ich blättere, aber horche doch mehr auf das ewige Tuten und Brüllen draußen und zerbreche mir den Kopf darüber, wie ſo ein Stier ſo ausdauernd Stunde um Stunde und dabei geradeſo brüllen kann, als wäre er nächſter Nachbar, ob man nun auf der Strandpromenade, dem Hafendamm, oder in ſeiner eigenen Vorſtadtwohnung ſich befindet.

Digitized by Google

Und darüber öffne ich das Fenſter. Gerade herein bringt das klägliche Brüllen. Gerade von daher dringt es, wo ſonſt der Lichtſtrahl vom Leuchtſchiffe kam, das in der Drogde liegt und aus- und einſegelnden Schiffen das Fahrwaſſer weiſt.

Unter meinem Fenſter ſchließt die Inhaberin der „Diverse-affair“ ihren Laden.

„Was brüllt denn da unaufhörlich?“ frage ich ſie.

„Na, die da auf 'm Leuchtſchiff, die haben ſo'n Dings, da geht Luft ein .... ich hab' vergeſſen, wie's heißt, und damit heulen ſie Tage und Nächte, ſolang der Nebel dauert, damit ſie nicht überſegelt werden, denn ſie liegen ja ſtille.“

„Ja ſo, — ich dachte es wäre ein Stier.“

Die Inhaberin der „Diverseaffair“ lacht nachſichtig-geringſchätzig. So dumm können Menſchen ſein, die nicht am Meer aufgewachſen ſind.

Ich mache mein Fenſter wieder zu — die Luft, der Duſt, das Brüllen und Tuten irritiert mich; und ich ſetze mich zu Frau George Egerton — und für eine Weile habe ich alles vergeſſen. Eine ſonderbare Frau! Dies iſt nun ihr drittes Buch und hierin zeigt ſie auch ſchon ihr drittes Geſicht. Im erſten: tänzelnd, kokett, eitel, ein geſcheites, ſenſitives, weiblichſtes Weibchen; im zweiten ein brutales, rückſichtsloſes Entblößen und Aufdecken einfacher, aber immer verhüllt gehaltener Vorgänge, Handlungen, Stimmungen; im erſten das Geplauder bei der Abendlampe im manierlichen Salon, im zweiten der kreiſchende Aufſchrei in dunkler Nacht auf der Gaſſe. Aber nun hier das dritte; iſt das ein Weib, die das geſchrieben? Iſt das nicht vielleicht eines Mannes, eines zuſchauenden Mannes, den kein Wirbel mehr mitreißt, Blick auf das und in das Leben? Man fühlt ſich ganz myſtificiert; aber dies wäre ja nicht das erſte Buch, durch das man ſich in unſerer Zeit myſtificiert fühlt.

„Symphonien“ lautet der Titel. Warum Symphonien? Ich ſehe hinaus in den Nebel, aus dem es ohne Aufhören tutet und brüllt; und aus ihm hervor tritt plötzlich ein Bild, das ich vor einigen Tagen ſo glücklich war zu ſchauen; denn es war ein Bild, das man nicht nach Belieben ſehen kann, ſondern das die Secunde gibt und nimmt.

Ich gieng an dieſem ſelben Ufer entlang, und der Nebel hatte ſich noch nicht ausgebreitet, ſondern hieng in ſchweren bläulichen Wolken am Himmel. Plötzlich trat die untergehende Sonne, kugelrund und tiefroth leuchtend, aus der oberen Wolkenſchichte zur Hälfte hervor. Sie ſank. Mit ihrem unteren Rand berührte ſie ſchon die untere Wolkenſchicht, von der ſie nach ein paar Secunden verſchlungen werden ſollte. Das braune trockne Laub der Bäume in der Allee, in der ich gieng, verſchattete ſie halb. In dem Moment ſah ich auf und blieb ſtehen, ſprachlos und ohne zu begreifen. Drüben, der lange, hohe Küſtenſtrich leuchtete rothviolett, in einem unendlich milden, ſammtenen, weichen Burgunderroth von einem ſilbernen Hauch faſt unſichtbar übergoſſen, und unter ihm breitete ſich im vollſten ſchimmerndſten Blaublau das gekräuſelte durchſichtige Meer. Rottmann! ſagte eine Stimme in mir. So ſahen Nordländer die griechiſche Küſte! die Offenbarung des Südens mitten im Norden! Warum malt ſie keiner, dieſe ſeltenen glücklichen Momente?

Ich ſchloſs die Augen, um das Bild inwendig feſtzuhalten. Als ich ſie wieder aufmachte — war es fort. Grau, kalt, bleiern, farblos lagerte ſich der Küſtenſtrich, und unwirtlich, mürriſch gerunzelt dehnte ſich vor ihm das Meer. Alles unzugänglich, abweiſend, unmild.

So treten in George Egertons „Symphonien“ die glücklichen Landſchaftsbilder des Südens wohlthätig hervor aus dem ſinkenden Londoner Nebel. Das iſt für mich der Inhalt des ganzen Buches. Selige Wirklichkeiten, begnadende Natur gab der Himmel den Menſchen, — was machen ſie daraus? Was machet ihr daraus, ſtolze „Culturträger“? Was machet ihr aus euch und aus den Ländern, die euch gegeben waren?

[illegible] da eine Novelle, ſie heißt: „Ein Requiem“; [illegible] der menſchliche Stimmungston des Buches [illegible] einen Mann und eine Frau an einem Londoner [illegible] in einer nordiſchen Nebelnacht.

[illegible] aus dem Herzen ſeiner [illegible]

[illegible]

Kommt in ein gutes billiges Krankenhaus, wird geſund, ſteht ohne einen Pfennig nach Bezahlung der Koſten da. Nimmt ein paar Stellen an, trifft es ſchlecht, gibt ſie auf, ſucht weiter, bleibt die Miete ſchuldig, verarmt in der Kleidung — letzter Ausweg: das Waſſer.

Er ſagt ſich — während ſie, von Ermattung überwältigt, in ſeinem Lehnſtuhl vor dem Feuer einſchlummert: „Schade, ſo Eine — geſcheit, ohne Ziererei, eine Kennerin von Kunſtſachen, — wäre mir gerade recht zum täglichen Verkehr. Es würde einem gewiſſermaßen mehr Freude am Leben und an der eigenen Arbeit geben.“ Und er ſchreibt ihr einen Empfehlungsbrief an eine Dame, die eine Zeitſchrift herausgibt und ihr dauernden Unterhalt zu verſchaffen vermag. Als der Morgen da iſt, nimmt ſie den Brief, dankt und geht. Nach einigen Wochen begegnet er ihr zufällig an einem Poſtſchalter. Sie begrüßen einander und trennen ſich. Er weiß nicht einmal ihren Namen. Er hat aus Zartgefühl nicht darnach gefragt. Sie hat aus Zartgefühl geſchwiegen. Sie hätten ſo gut zuſammengepaſst. Sie fühlten es beide. Aber ſie waren doch beide zu müde, zu herb, zu desilluſioniert .... oder auch nur zu ſehr befangen in Vorurtheilen, die Herzenshärtigkeit geſchaffen hat, um den einfachen menſchlichen Weg zu einander zu finden ... ſie giengen im Nebel.

Und aus dieſem Nebel, dem Nebel der Seelen und dem Nebel der Gegend hervor, ſtiegen nun wie herrliche Fatamorganen freundliche Landſchaften, durchtränkt von Sonne, durchglüht von klaren, beſtimmten Farben. Jener Neujahrstag in Valparaiſo in der „Chileniſchen Epiſode“ — wie iſt dieſe Landſchaftſchilderung greifbar, echt, gegenwärtig. Ich war nicht in Valparaiſo, — aber beim Leſen war ich da und ſagte ganz glücklich und bereichert: So, gerade ſo würde ich empfinden, daſs dieſer reiche Süden ausſieht, wirkt, wenn ich da wäre! Und menſchlich und einfach ſind die Vorgänge von Liebe und Tod, die ſich da abſpielen. Und „Oony“, die iriſche Waiſe, was iſt ſie anders als die Seele der iriſchen Landſchaft, in der Irlands Poeſie und Irlands Schickſal lebendig geworden! Und wie lebt der norwegiſche harte Eigenwille, die Verniertheit des Herzens und die Unzugänglichkeit des Urgeſteins, in „the heart of the apple“, wo das kaum erwachſene Mädchen den Mann zum Liebesſpiel lockt und nachher ſich und das Kind dem wiederkehrenden Vater verweigert — eine unerſchütterliche Verfechterin des Matriarchats, die nur eben die Kleinigkeit vergiſst, daſs doch ſchließlich das Kind ein Depoſitum des Vaters iſt. — Und zum Schluſſe jenes ſonderbare Duft- und Meer- und Mittags- und Berggebild von den Ufern der Bucht von Biscaya in „Pan“.

Die Seele nordiſcher und ſüdlicher Landſchaften, aufgefangen in den Liedern, die ſie momentlang in der Seele des ſchauenden, fühlenden Menſchen ſpielen, — das ſind George Egertons „Symphonien“.

Hauptmann.

Die lieben Deutſchen freuen ſich mal wieder: ſie haben einen Dichter entdeckt, über den ſie ſich in Broſchüren und Monographien gründlich austoben können. Ausgedorrte Schwindſüchtige und entſchloſſene Schmerbäuche erklettern das wilde Steppenroſs ihrer Begeiſterung, laſſen den Mantel bedachtſamer Gründlichkeit kriegeriſch im Winde flattern, ſchwenken über dem Haupte die Lanze pfeilſchnellen Verſtändniſſes, und wie eine fanatiſierte Indianerhorde ſtürzen ſie ſich beutegierig, laſſoſchwingend auf den friedſamen, zu Tode erſchrockenen Wanders- und Dichtersmann. Sie jagen ihn, umzingeln ihn, werfen ihn nieder, heben ihn hoch, und flugs reißen ſie ihm alle miteinander die Kleider vom Leibe. Dann auf den Schild gehoben, und: „Schaut her, ihr Deutſchen, da iſt einer Dichter, Gerhart Hauptmann, pudelnackt!“ Und noch nicht genug damit, auch der Skalp muſs herunter, und der Wildeſte fegt den blutenden Hinterhauptlappen durch die Lüfte und ſchreit: „Schaut her, hier kamen ſeine erhabenen Gedanken!“ — — Im heiligen römiſchen Reiche deutſcher Nation nicken die Weiſen mit den Häuptern: man hat einen Dichter mal wieder — verſtanden!

Ich will mir den Spaſs machen, hier aufzuzählen, was alles an Hauptmann-Literatur (ſoweit es mir bekannt wurde) in wenigen Wochen auf den deutſchen Büchermarkt flog. Es ſei jedoch eine bereits 1894 erſchienene Broſchüre von Dr. Paul Mahn, Gerhart Hauptmann und der moderne Realismus, 68 Seiten ſtark, auch nicht vergeſſen. Dann alſo jetzt: U. C. Woerner, Gerhart Hauptmann (München, Beck, [illegible], 82 Seiten lang) — eine im Stil deutſcher [illegible], ſogenannte „vorſichtig abwägende“ und „gerecht urtheilende“ Schrift, die in den vom o. ö. Profeſſor Dr. Franz Muncker herausgegebenen „Forſchungen zur neueren Literaturgeſchichte“ [illegible]; Adolf Bartels, Gerhart Hauptmann ([illegible] 270 Seiten lang) — die Arbeit [illegible] Pedanten, deſſen [illegible] ſtetig im Streite liegt; [illegible] Hauptmann, ſein Lebensgang und ſeine [illegible] Seiten, worüber weiter unten. [illegible] Spielhagen, Neue Beiträge zur [illegible] Dramatik (Leipzig, Staackmann) — [illegible] der letzten Dramen Hauptmanns [illegible] Glocke“. Sodann die [illegible] letztes Drama entſtehen hat. M. B.

(Dr. Hermann Baumgart), Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die verſunkene Glocke" (Königsberg, Teichert, 16 Seiten) — ein frommer Leitfaden; Hans Helmer, Das Symboliſche in Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die verſunkene Glocke" (L. Frankenſtein, Breslau—Leipzig—Wien, 24 Seiten) — einer, der das Gras wachſen hört; H. Ramier, Die Symbolik in Gerhart Hauptmanns Märchendrama „Die verſunkene Glocke" (Mainz, Quasthoff, 23 Seiten) — einer, der's noch weit beſſer zu hören glaubt; Max Schneidewin, Das Räthſel des Gerhart Hauptmann'ſchen Märchendramas „Die verſunkene Glocke" und ſeines märchenhaften Erfolges (Leipzig, Friedrich Fleiſcher, 64 Seiten) — ein verwunderter Provinziale, der nach Berlin kommt und nun ſchwerfällig und umſtändlich ſeine Weisheit und Gelehrſamkeit zum beſten gibt; Dr. phil. Albert Rohde, Hauptmann und Nietzſche. Ein Beitrag zum Verſtändnis der „Verſunkenen Glocke" (Hamburg, Haring, 14 Seiten) — ganz lehrreiche Zuſammenſtellungen von Parallelſtellen, die freilich nicht allzuvieles beweiſen; und endlich W. Freimuth, Bim! baum! Helfe dir Gott aus deinem Traum! Ein Beitrag zur Klärung des Urtheils über G. Hauptmanns deutſches Märchendrama „Die verſunkene Glocke" (Berlin, Fuſſinger, 29 Seiten) — einer, der ſich geärgert hat, der aber doch manches ſagt, das ſich die Gemeindediener hinter die Ohren ſchreiben können.

Da man dieſe Literatur, die meiſt den 35jährigen „Meiſter" ſchon wie eine canoniſche Größe behandelt, als eine Thatſache hinzunehmen hat, ſo iſt der Streit, ob dieſe Stilübungen wünſchenswert waren, ja wohl ſo ziemlich überflüſſig. Soviel darf indes doch geſagt werden, daſs jemand, der einen klaren Kopf behalten will, am beſten von dieſen Büchern und Heften die Finger läſst. Oder will er durchaus etwas leſen, ſo leſe er Schlenther. Dieſer iſt nicht nur über die Perſon des Dichters weitaus am beſten unterrichtet, er hat es auch als einziger aus der ganzen Reihe verſtanden, ſeinem Buch innerlich und äußerlich eine Kunſtform zu geben. Freilich trägt ſeine Stellung zu Hauptmann gewiſſermaßen halbamtlichen Charakter. Er iſt ſozuſagen Hauptmanns Feldwaibel, und als ſolcher nicht bloß ein geſchickter Werber, ſondern auch ein geſtrenger Driller. Etwas galanter vergleicht ihn Mauthner mit einem Cotillontänzer, der ziervoll und ſicher ſeine Dame führt, ihre Rivalinnen heimlich rempelt, ihre Tadler herausfordernd muſtert, und nach jeder Tour vor ſeiner holden Gebieterin eine Révérence prolongée executiert. Mit ſchnöder Grazie fügt Mauthner hinzu, daſs Schlenther, gleich als ob Staat und Kirche gewonnen werden ſollten, einmal auch vor dem Kaiſer, zweimal ſogar vor dem lieben Gott mit anmuthiger Grandezza ſeine Verbeugung mache.

An uns, die wir in der jüngeren deutſchen Literatur nicht bloß Hauptmann ſehen, tritt nun die Frage heran: wer Hauptmann eigentlich iſt und welche Stellung er wohl im Geſammtbilde einnimmt? Es erhellt von ſelbſt, daſs auf dieſe bedeutungsſchwere Frage eine Antwort in unſeren Tagen bloß erſt verſucht werden kann.

Hauptmann iſt daran gewohnt worden, mit Goethe und Shakeſpeare verglichen zu werden. Wir wollen ihn einmal mit Arno Holz, Dehmel, Scheerbart, Schlaf, Hoffmannsthal, Maeterlinck, kurz mit ſeinen Zeit- und Altersgenoſſen vergleichen, oder doch nicht vergleichen, bloß in eine Reihe ſtellen. Ich weiß nicht, ob ein gewiſſenhafter Feldwebel finden würde, daſs er gar ſo ſehr um Kopfeslänge über ſeine Kameraden hinausragt; und wieweit er Flügelmann iſt, bliebe noch zu unterſuchen. Freilich für die vom Theater iſt er Flügelmann, nicht bloß für die Fulda und Sudermann, Dreyer und Hirſchfeld, auch für die Hartleben, Schnitzler und Halbe. Aber das Theater iſt nicht die Literatur; es iſt erſtens eine Sache für ſich, und zweitens, ſoweit es ſich mit wirklicher Literatur abzugeben geruht, für dieſen Literaturzweig doch weſentlich ein effectvolles Reclamemittel. Daher ſind denn unſere Theaterliteraten gemeiniglich unſere berühmteſten, auch wenn ſie noch nicht einmal Fulda, wenn ſie bloß Philippi und Blumenthal heißen — von anderen erſtaunlichen „Neben"-Einkünften ganz zu geſchweigen!

Dem Theater verdankt denn auch Hauptmann ſeine Popularität und ſeinen Ruhm, zumal ſeit unſere jungen Damen alle für Rautendelein ſchwärmen, ſich rothe Mohnblumen ins Haar hängen und [illegible] ſchwärmeriſch räthſelhaft blicken. Er hat ihren Ton und Wunſch getroffen, [illegible] gewiſs, als ihm lieb iſt, und die Schauſpielerinnen [illegible] wieder, in welchem Coſtüm und mit welchem Lächeln ſie ſich photographieren laſſen ſollen. „Mehr! Was mehr?" betteln ſie ſchon am Theater empor. „Es war ſo poetiſch, ſo duftig! Es war ſo — [illegible]" und ſie lächeln, wehmüthig und verſagend. Ich hoffe, daſs auch der Dichter wehmüthig und verſagend lächeln wird, wenn auch in ganz anderem Sinn, als die Damen. Dann wird er auch ſtill [illegible] Was nun weiter werden ſoll? [illegible] der Gunſt ſchuldigſt verdankte, und reinere [illegible] wieder erhalten. Dann wird er wohl ſein [illegible] und [illegible] Freundinnen gründlichſt enttäuſchen und [illegible] Zucker [illegible] einen [illegible] vergeſſenen Reigen und Kaſteiungen. Eine Glocke, [illegible] verſunken wird, beginnt ſchon etwas davon zu läuten.

[illegible] wir nun nicht die einzelnen Werke, wohl aber das [illegible] Hauptmanns — und das, was hinter dieſem Werke [illegible] ans Tage treten, ſo zeigt ein Moment mit einer [illegible] Auffälligkeit heraus: das Fehlen einer innerlich geſchloſſenen, aus ſich ſelbſt heraus ſich bewegenden Entwickelung. Wir ſehen vielmehr ein Hin- und Heroperieren, ein Sprechen in allen Zungen, ein Leuchten und Flimmern in allen Farben. Ein jeder fragt ſich: welches iſt der Weg, den er nun dauernd beſchreiten will? Viele Antworten laſſen ſich darauf geben, eine gibt Florian Geyer: „Wer nach den neuentdeckten Inſeln fahren will, nützet die Winde, wo ſie wehen". In der That hat Hauptmann es jederzeit verſtanden, den Wind in ſeine Segel zu lenken, auch wohl die Segel nach dem Winde zu ſtellen. Aber nicht minder iſt zu beachten, daſs er niemals nach den alten Häfen, ſondern ſtets nach den „neuentdeckten Inſeln" fuhr. Und auch das muſs geſagt ſein, daſs er noch immer, wo nicht als erſter, ſo doch unter den erſten angekommen iſt.

Merkwürdiges Phänomen: andere bahnten die Wege, aber der ſie zuerſt mit ſichtbarem Erfolge beſchritt, war faſt immer Gerhart Hauptmann — und faſt alle Geltung, die der geſammten Arbeit einer ganzen Generation gebürt, hat er dadurch auf ſein Haupt zu vereinen gewuſst. So iſt er alſo ganz gewiſs kein Bahnbrecher, wohl aber ein Auffauger großen Stiles, wie es vielleicht nur einen gegeben hat, der größer war, freilich das unvergleichlichſte Beiſpiel naiv-erhabener Anmuth: Raffael, der ſich ja auch aus allen Quellen nährte und dennoch ſtets die eigene Quelle rein erhielt. Solche Künſtermenſchen, wie ſie für viele etwas Berauſchendes haben, haben doch auch für manch einen etwas Verwirrendes: man weiß nicht, wo man ihr Centrum ſuchen ſoll, das, was bei ihnen zutiefſt und zuinnerſt ſitzt. So verwirrte auch Zacconi, der alles konnte und doch ſcheinbar nie ſich ſelber gab. Und doch gibt es für dieſe Menſchen ein Centrum, ich glaube es mit einem Wort bezeichnen zu können, einem ſimplen, vielgebrauchten Wort — das Wort heißt: Talent! Wirklich, das Talent iſt bei Hauptmann, wie auch bei Zacconi, ſo groß, daſs es den Menſchen gleichſam verſchlingt, wie ein Götze das Opfer. Das Talent iſt ſo herriſch, daſs es nichts anderes wünſcht, als ſich zu bethätigen — wie und nach welcher Richtung, das iſt ihm gleichgiltig. Das Talent kennt eben keine Moral. Es nimmt, wo es kriegen kann, und es ergießt ſich, wohin es fließen kann. Dies iſt das Lebensgeſetz des Talentes, das über ſich ſelbſt hinaus nichts kennt.

So ſtehen alſo Talent und Perſönlichkeit zueinander in einem gewiſſen Gegenſatz. Höchſt ſelten, daſs ſie einander decken. Meiſt bildet das eine die Grenze des anderen, und umgekehrt. Sehr perſönlich angelegte Menſchen haben meiſt ein beſchränktes oder doch ein einſeitig angelegtes, nach dieſer einen Richtung aber dann auch vielleicht ins Grandioſe entwickeltes Talent, wie etwa Raffaels großer Widerpart, Michelangelo — während Lionardo als einer der ganz Seltenen zu gelten hat, bei denen die Gleichung aufgieng. — Bei Hauptmann möchte ich die Perſönlichkeit nicht leugnen. Aber ſie iſt gering im Verhältnis zum Talent. Wo ſie mit einer gewiſſen Abſichtlichkeit hervortritt, wie namentlich in ſeinem erſten und in ſeinem bis jetzt letzten Werke, da hat ſie die Gaben des Talentes in empfindlicher Weiſe geſchädigt. Zum „ſubjectiven" Dichter iſt Hauptmann ganz gewiſs am allerwenigſten geſchaffen, ſeine Stärke ruht in der „Objectivität", in der Wiederſpiegelung des Erſchauten und Erlauſchten, in bedingter Weiſe auch des Erträumten.

Das Talent Hauptmanns aber heißt: Lebendigmachen! Und wer das kann, der iſt, was auch die Gegner ſagen mögen, ein großer Dichter. Wo Hauptmanns Finger hintippt, da ſprüht Leben. Nach dieſer Richtung hat er, woferne er ſich nur ganz ſeinem Talent überläſst, keine Grenzen. Auch in der „Verſunkenen Glocke", in mancher Hinſicht ſeinem unlebendigſten Werke, ſprüht noch ſoviel Leben, daſs ſich zehn Dichterlinge daran ſattfreſſen können. Und das Leben würde noch weit ſtärker daraus hervorgeſchlagen, wenn ſich der Dichter nicht unſeligerweiſe dazu gezwungen hätte, das Stück in Verſen zu ſchreiben. Damit brach er ſeine beſte Kraft, die ſich nur in einer dem Leben abgerungenen Proſa naiv und ganz zu geben weiß — während die Verſe im Gegentheil nur nachgemacht und anempfunden ſein konnten und ſo durch Hunderte von Anklängen ſtören muſsten. Daſs aber der Vers an ſich eine „ewigere" Form iſt als eine wahrhaft lebendige Proſa, glaube ich nicht. Für unſere Zeit und für uns Deutſche ſcheint mir ſogar die Proſa das Wichtigere weil Schwierigere, zu ſein.

So iſt auch Hauptmanns Sprache, wo ſie aus dem Leben ſchöpft, von wahrhaft unvergleichlichem Reiz: zart wie Schmetterlingsſtaub und kräftig wie Quellwaſſer. Die unterſten Kräfte werden dann bei ihm thätig, quellen und treiben und tragen das Beſte empor. Gewiſs, er hat hier Vorgänger und Meiſter: Arno Holz und Johannes Schlaf. Holz übertrifft Hauptmann weit an peinlicher Treue und Correctheit, darin iſt er aber auch wieder abhängiger vom Modell. Schlaf überragt Hauptmann durch ſchmiegſame Weichheit und ſeeliſchen Zauber, iſt aber minder vielſeitig und prägnant. Doch wie viel auch Hauptmann hier zu „verdanken" haben mag, das Weſentlichſte, was er zu verdanken haben kann, iſt doch: daſs ihm die eigenen Quellen aufgeſchloſſen wurden! Die ſtrömen ganz gewiſs weder bei Holz noch bei Schlaf, ſondern im ſchleſiſchen Volksthum.

In der berühmt gewordenen Widmung zu den „Webern" bekennt ſich Hauptmann, nicht ganz frei von koketter Abſichtlichkeit, als einen Weberenkel. Man werfe einen Blick auf das Bild vor Schlenthers Buch, betrachte dieſen Kopf, und man wird im modernen Dichter den alten Weber zu entdecken wiſſen. [illegible] und Politik haben

die raſſererbten Züge vielleicht zurücktreten laſſen, aber keineswegs verwiſcht. Wenn man von der herrlich gewölbten, raffaeliſch-reinen Stirn und dem feſten, durchdringenden, trotzdem leiſe verträumten Auge über die ſcharf vorſpringende Prälatennaſe den Blick herniederſchweifen läſst auf den ſchmerzlich geſchloſſenen Mund und das eigenſinnige, breit-ausladende Kinn, ſo iſt es, als ſei man durch eine vielgeſtaltige Seelenlandſchaft gewandert, aber als Generaleindruck bleibt doch: innerhalb einer ſtarken glaubensvollen Energie ein tiefer unheilbarer Seelenkummer. . . Und darin eben zeigt ſich der Enkel des Mannes, der ſich aus Noth und Bedrückung zwar hervorarbeitete, dem aber das Gedächtnis erlittener Leiden, von einer langen Ahnenkette her, tief im innerſten Blute ſitzt. Wer Hauptmann im Leben vor ſich geſehen hat, wird dieſen Zug noch weit ſchärfer beobachtet haben, als ihn ein Bild wiedergeben kann. Da glaubt man bald einen ruhig-bittern alten Dorfweiſen, bald einen voltaireaniſch-aufgeklärten, diplomatiſch-vorſichtigen Cardinal vor ſich zu ſehen.

So iſt alſo das Volksbewuſstſein als Raſſeerbtheil in Hauptmann lebendig, und gleichzeitig iſt er doch wieder durch ſeine glückliche ſociale Stellung über das Volk im engeren Sinne hinausgehoben und ganz ſicher auch hinausgewachſen. Dadurch, daſs das Volk in ſeinem Innerſten lebt, und er doch das Leiden des Volkes in ſich überwunden hat, wurde er jener Dichter, den wir alle kennen, geweht aus Freiheit und Nothwendigkeit. Dadurch gewann er die Kraft zur Geſtaltung: das Wiſſen um die kleinſten und heimlichſten Seelenregungen gedrückter armer Menſchen, um ihr ſtotterndes Sprechen und ſcheues Verſtummen, um ihr banges Hoffen, zages Stöhnen, gepreſstes Jubeln. Er kennt ihre zitternden Stimmen und gekrümmten Rücken, ſieht ihr ſchlotterndes Gehen und geduldiges Kauern, und er riecht ſelbſt den trüben Dunſt ihres Athems und die muffige Stickluft ihrer Hütten. Wie intenſive Erinnerung kommt das aus ihm heraus. Die äußere Beobachtung hat ſie gleichſam bloß wieder aufgefriſcht. Aber er weiß doch auch noch mehr. Er weiß auch um die heimlichen Tröſtungen der im Dunkel harrenden Menſchheit: was ihnen ihre Religion und ihre Glaubens- und Märchenwelt wert iſt. Denn Religion und Märchen wurzeln im Volk, ſie ſind keineswegs ein Sport reicher Leute. So iſt denn in Hauptmann der Märchendichter mit dem Armeleut-Dramatiker aufs engſte verwachſen, wie ſich am organiſchſten in „Hanneles Himmelfahrt“ gezeigt hat. „Himmelsſehnſucht“, geboren aus „Weltweh“: ſo hat Schlenther den Nerv dieſer Dichtung, in Anlehnung an eigene Worte des Dichters, treffend gekennzeichnet. Der Wunderglaube iſt eben gleichſam das Ventil, das die von Entbehrungen Heimgeſuchten haben, um ſich doch auch ihr Antheil an der irdiſchen Glückſeligkeit zu ſichern: doch nennen ſie dieſes Glück „ü b e r i r d i ſ ch“, weil ſie es ja nur in der Phantaſie genießen können.

A u s dem Volk und über das Volk h i n a u s hat ſomit Hauptmann ſein ganzes Dichterſchaffen angelegt. Das „Drüberhinaus“ verdient noch unſere beſondere Beachtung: es iſt beiſpielsweiſe bei einem Dichter wie Anzengruber noch nicht vorhanden, der dadurch an bodenwüchſiger Kraft und ruhiger innerer Sicherheit Hauptmann noch überlegen iſt, an ſeeliſcher Verfeinerung und ſenſibler Sehkraft aber beträchtlich hinter ihm zurückſteht. Ungeſtraft ſcheint indes niemand dem beſchränkten Dunſtkreiſe, dem er entſproſs, entwachſen zu ſollen. Die Bereicherung, die die Seele des Menſchen ſich damit zuführt, bezahlt ſie mit innerem Zwieſpalt. Auch Hauptmann iſt ein Zwieſpältiger: das iſt, was ihn, trotz wurzelhafter Volkskraft, doch von den eigentlichen ſogenannten „Volksdichtern“ unterſcheidet, was ihn zu einem Märtyrer unſerer modernen Geiſteskriſe ſtempelt.

Die Maſſe und der Einzelne: das iſt das Problem, an dem der innere Menſch in Hauptmann am allerſubjectivſten leidet, über das er ſich niemals ganz frei wird erheben können. Daſs er mit ſeinen nervöſen Empfindungen und geiſtigen Bedürfniſſen ſo vielfach über die hinaus iſt, mit denen er in ſeinem Gefühlsleben faſt congruent geblieben iſt, das ſchuf in ihm den Zwieſpalt. Wer mitten in der Maſſe ſteckt, oder wer die Maſſe verachtet und lediglich als Werkzeug behandelt, der iſt nach dieſer Richtung glücklich. Wer aber die Maſſe liebt, wer ſie ſeinem eigenſten Herzenstriebe nach vergöttern möchte und nun die Maſſe ungeſtüm findet, hämiſch, feige, die Aufklärungs[illegible], und wer ſie von ſeinem innerſten Glauben und ſeiner heiligſten Ueberzeugung ein Stück nach dem anderen muſs abbröckeln laſſen, man [illegible] wer da [illegible] zu opfern hat und opfern muſs, in dem ſteckt der Zwieſpalt und der iſt unglücklich. Was man [illegible] von dieſer ſeeliſchen Verſtimmung des Dichters ſich in ſeinem [illegible] „Florian Geyer“, der deshalb, was [illegible] Zuſammenbruch [illegible]

das nur von den feinſten Geiſtern des modernen Europa begriffen werden kann. Es iſt ihm bereits gelungen, das Leben des Volkes, der Millionen zu ſchildern und ſo auch von Millionen verſtanden und gefeiert zu werden. Es iſt ihm dagegen noch nicht gelungen, einen dichteriſch geſtalteten Ausdruck für das ſublimierte Empfindungsleben der Wenigen zu finden, die die geiſtige Elite bilden: das Leben der oberen Tauſend, ja der oberen Hundert zu ſchildern, und dieſes noch zu ſteigern! Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs das Wort „ober“ hier im allerculturellſten Sinne gebraucht wurde — denn ſonſt hätte es in dieſem Zuſammenhange keinen Sinn. Die materiell und ſocial Oberſten ſind ja oft genug geſchildert worden, die culturell Oberſten, die Senſibelſten, die Feinſten aber noch nicht, oder höchſtens von D'Annunzio. Ob Hauptmann dem gewachſen wäre, weiß ich nicht. Daſs er darauf hinarbeitet, ſcheinen mir ſeine „Einſamen Menſchen“ zu beweiſen.

Dieſes Drama iſt für mich der hoffnungsvollſte Anfang, den Hauptmanns Werke bis jetzt aufzuweiſen haben, aber leider iſt es bei dieſem Anfang geblieben — denn den „Glockengießer Heinrich“ kann ich nicht als eine ebenbürtige Fortſetzung betrachten. Das ältere Drama iſt, rein artiſtiſch betrachtet, noch eine ſehr fehlerhafte Arbeit. Es enthält mancherlei Ungeſchicklichkeiten, iſt von verworrener Structur und in ſeiner pſychologiſchen Conſequenz auf's äußerſte anfechtbar. Aber ſeine Seele iſt ſo rein und edel und vibrierend wie nie wieder in einem Werke Gerhart Hauptmanns. „Ueber den Dingen liegt ein Duft, ein Hauch: das iſt das Beſte“ — dieſes Wort der Anna Mahr umſchreibt treffend die Eigenart dieſer Dichtung. Man braucht die Unebenheiten nicht zu überſehen, aber nirgends wäre doch Splitterrichterei weniger angebracht als hier. Das Handwerkliche kommt hier eben gegenüber dem rein Dichteriſchen gar nicht in Betracht. Wie wunderbar allein dieſes Motiv: daſs Menſchen, die ſich lieben, ſich dennoch gegenſeitig vernichten müſſen, weil ſie alle miteinander „einſam“ ſind und zueinander die Brücke nicht finden können! Welch ein Schmerz der Creatur liegt darin! Und welch discrete dichteriſche Behandlung erfordert es! So gewahren wir denn die leichten, zarten, uncontrolierbaren Bewegungen der Seele, wie ſie huſchen und flattern. Das Unausgeſprochene regiert die Situation, das Tiefempfundene, demnach Verhehlte, und all jene leiſen Uneingeſtandenheiten, die — halb feige, halb ſcheu — ſchonen ſollen und den empfindſamen Menſchen tiefer in die Verzweiflung jagen, als ausgeſprochene Roheiten vermöchten.

Der Einzelne, der ſich von der Maſſe löſen will: das iſt auch Johannes Vockerat. Darum liegt er in ſeeliſchem Conflict mit ſeinen Eltern, die die ältere Generation repräſentiren, darum iſt er durch eine tiefe Kluft auch von der Gattin getrennt, die von den dumpfen Inſtincten der Beharrung regiert wird. Und dadurch wird der Einzelne ein Einſamer. Ein neuer Zwieſpalt ergibt ſich damit, der für Hauptmann ſehr charakteriſtiſch iſt: der Widerſtreit zwiſchen einem überaus lebhaften, doch faſt nur mehr in der Illuſion vorhandenen Mitgefühl und zwiſchen einem höchſt realen, ängſtlich um ſein geiſtiges Wohl und ſeine ſociale Unabhängigkeit beſorgten Egoismus. Beide Eigenſchaften treten mit der Kraft dunkler Triebe auf, die halb im Unbewuſsten ſtecken, wodurch der innere Conflict noch weſentlich verſchärft wird. Denn ein ſolcher Menſch irrt umher und weiß nicht, was ihm fehlt, ſo Johannes Vockerath, ſo Alfred Loth, ſo der Glockengießer Heinrich. Ihre Triebe verwirren ſich, ſie leiden darunter unſäglich, ſie gehen zugrunde oder ſie richten zugrunde und vielleicht gar beides. In ſolchen Figuren ſymboliſiert ſich meiner Auffaſſung nach die Gefahr, der auch der Menſch Gerhart Hauptmann ſich ausgeſetzt fühlt und der er nur dadurch entgeht, daſs er bewuſst das in ſich nährt, was ihn mit dem Volksboden verbindet, dem ſtetigen Spender neuer Kräfte.

Immerhin iſt hier der Punkt, wo die Schwäche in der Perſönlichkeit Gerhart Hauptmanns ſich offenbart. Er ſteht zwiſchen zwei Generationen und zwiſchen zwei Welten, ſchwankt von der einen in die andere hinüber, verſucht ſich hier und dort, kann und mag nirgends rechten Fuß faſſen. Auch als Menſch iſt er ein Ruheloſer, der unaufhörlich ſeinen Aufenthaltsort wechſelt und den die Freunde für „unzuverläſſig“ erklären. Das einzig Zuverläſſige und Unbeirrbare iſt eben ſein Talent. Alles andere iſt ſchwankend bei ihm. Ihm fehlt der ſtarke, gerade, zielbewuſste Wille, die hohe und letzte eiſerne Männlichkeit.

Man hat ſogar etwas ſpecifiſch „Weibliches“ in Hauptmanns Naturell ausſpüren wollen. Doch glaube ich, daſs man Grund hat, hier nicht voreilig zu ſein. Etwas Weibliches liegt wohl in jeder Dichternatur. Der geſchwächte Wille iſt ein Symptom aller derer, die ſich in einer Uebergangszeit fühlen. Wichtiger iſt, wie ſich der [illegible] in Hauptmanns Production äußert.

Sie zeigt ſich [illegible] nicht bloß in der Bevorzugung jenes untern [illegible] Thema, von dem ſelbſt der „Florian Geyer“ ein [illegible] immer noch im Bau der [illegible] Der vorwärts treibende Wille, ſonſt die [illegible] faſt ganz. Hauptmann gibt [illegible] Nuancenabſtufungen der Farben und [illegible] und Farben. Es iſt faſt durch [illegible] Menſchen nichts Klares von einander [illegible] gegeneinander auszuſprechen, ſie

Digitized by Google

zucken vor einander zurück. Nicht einmal ſich ſelber geſtehen ſie das Letzte ihrer Triebe und Abſichten. Eine Dumpfheit, ein Dämmer liegt über ihnen. — Doch iſt das auch wieder nicht ſo klar und bewuſst geſehen wie etwa bei Maeterlinck, der geradezu aus dem Nichtwollen, dem verträumt ins Schickſal Hineindufeln, ein neues Princip des inneren Geſchehens gemacht hat. Bei Hauptmann iſt es mehr träge, mehr zufällig. Es herrſcht mehr Naturzwang als künſtleriſche Abſicht.

Gewiſs iſt es nicht der äußere Spectakel, der verlangt wird, es iſt nur das ſeeliſche Sichdurchdringen der Perſonen und die ſtarke innere Vibration, die dadurch herbeigeführt wird. Das Kleinſte, das vorgeht, müſste ſtets den inneren Lebensnerv der handelnden Menſchen treffen. Hauptmanns Menſchen aber (am ſtärkſten im „Florian Geyer") ergehen ſich zuviel in leidenſchaftsloſen Erörterungen, ſie kannegießern miteinander und kümmern ſich um außerhalb liegende Intereſſen und geſchehene Dinge. Sie ſitzen da und warten. Sie laſſen das Schickſal an ſich herantreten. Und jeder ſitzt für ſich. Sie ſind alle — „einſam".

Das ſind alſo Bilder, Milienſchilderungen, Culturſchilderungen. Man ſieht ſie mit dem kühlen Intereſſe an, mit dem man ein Gemälde betrachtet, das unſere Affecte nicht erregt. Statt deſſen bringt ein „Auftritt" ſofort unſer ganzes Inneres in Spannung. Wie eine Suggeſtion weht es von der Bühne herab und ſchlägt uns in Bann. Das geſchieht aber nur, wenn die Menſchen oben von einander etwas „wollen". Nur das bringt ſie einander und den Zuſchauern innerlich nahe. Man will Seele in Seele kriechen ſehen, Seele die Seele behorchen hören. Nur dadurch erſt enthüllen ſich die Menſchen ganz, daſs ſie gegeneinander auf der Lauer liegen, daſs ſie agieren und reagieren. Hier läſst Hauptmann vieles vermiſſen.

So ſind denn ſeine Dramen nur halbe Dramen, ohne ſtarken Rhythmus der Bewegung — Widerſpiegelungen der Außenwelt, ohne das Allerneueſte der Innenwelt zu geben. Daſs dies aber auch mit „modernen Mitteln" möglich iſt, hat Schlafs „Meiſter Oelze" bewieſen, das dämoniſchſte Drama, das der jüngeren Generation bis jetzt gelungen iſt, gewaltig und unfaſsbar wie das Schickſal.

Hauptmann aber hat Schlaf vor den Zeitgenoſſen überholt. Er iſt der Glücklichere. Er iſt vielleicht auch der Productivere. Unabläſſig ſehen wir ihn bei der Arbeit. Und ſo dürfen wir denn ſchließen, womit Schlenther ſchließt: „Wir ſind des Kommenden gewärtig".

Berlin. Franz Servaes.

Von Mode zu Mode.

„Il n'y a de nouveau dans ce monde que ce qui a suffisamment vieilli." Das iſt kein tiefſinniger Ausſpruch eines großen Philoſophen, ſondern bloß ein launiſch dahingeworfener Gedanke der Schneiderin Joſephines, Gattin des Kaiſers Napoleon, Conſuls der franzöſiſchen Republik. Nur zu gut hatte ſie die Richtigkeit desſelben erkannt, denn ſie muſste zurückblicken in ferne Zeiten, auf griechiſche und römiſche Trachten, um die Coſtume zu verfertigen, die ſpäter das ihre dazu beigetragen haben, der Mode einer Epoche ihr Gepräge zu geben und den Empireſtil zu bilden. Wenn wir nun die Toiletten der Gegenwart in Gedanken vor uns vorbeiziehen laſſen, um zu verſuchen, in großen Linien das herauszuconſtruieren, was uns für die Herausbildung unſeres modernen Stiles wichtig erſcheint, ſo müſſen wir unwillkürlich an das Wort der kaiſerlichen Schneiderin denken, denn ſchließlich hatte das Neue, das wir darin zu finden glauben, auch ſchon einmal gealtert, und was unſerem Geſchmacke am anmuthigſten erſcheint, ſind hergebrachte Traditionen aus der Renaiſſance, der Revolutionszeit oder der Romantik in den Dreißigerjahren.

Dieſer kurze Ueberblick, den ich gern als einen „Beitrag zur Kenntnis der Sitten unſerer Zeit" bezeichnet haben würde und der einen Ausblick in die Zukunft entwerfen möchte, wird faſt ausſehen, als gäbe er nur einen Rückblick in die Vergangenheit. Doch wird man vergebens in dieſen Zeilen eine bittere Satire ſuchen, wie ſie etwa der ungeſtüme Sebaſtian Mercier, Verfaſſer der „Nouveaux Tableaux de Paris", gab, als er, in biſſigen Worten, die Trachten der Directoriumszeit ſchilderte. Nein, hier wird es genügen, in gemäßigterem Tone ein „Bild von heute" ſkizziert zu haben. Wenn auch, wie Montesquieu ſagt, „die Moden ihre Quelle in der Eitelkeit haben", ſo haben ſie doch für den ruhigen Beobachter, fern davon, ein frivoler Gegenſtand zu ſein, einen culturellen Wert als ein Zeichen der herrſchenden Ideen.

I.

Ein buntes Bild entfaltet ſich vor unſeren Augen: Dort auf der Tribüne ſitzen ſie nebeneinander, in gedrängten Reihen, die jungen [illegible] von der Hauptſtadt, in übermüthiger Freude dem Spiele zu[illegible], das zu ihren Füßen vorgeht. Die helle Sonne verleiht ihrer [illegible] Eleganz eine erhöhte Pracht, und ein leiſer Wind ſpielt in [illegible] und Blumen ihrer Hüte, in der Mouſſeline ihrer Gewänder, in ihrem wallenden Haar. Es iſt eines der letzten großen [illegible] des Sommers, in Auteuil oder drüben auf Longchamps. [illegible] Equipagen ſind ſie hergefahren, durch das Bois de Boulogne [illegible], begafft von gravitätiſch ausſehenden alten Herren oder [illegible] Stutzern. Die friſche Luft des Weges (manchmal auch die [illegible]) und die Aufregung des Rennens geben ihren Wangen eine [illegible] Röthe. Jeden Augenblick erſcheinen neue Gruppen, ſie bleiben an der Brüſtung ſtehen oder bewegen ſich hin und her. Und nun entſteht ein reges Auf- und Abgehen von den Tribünen zum Peſage, von dem Peſage zu den Tribünen. Die Männer ſind ernſt und ſcheinen beſorgt, die Damen leben nur in der Luſt zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen. Von Zeit zu Zeit entſteht eine faſt unheimliche Stille. Man hört nur den Galopp der Pferde auf dem Turf ... Dann, wenn der Winning-post erreicht iſt, lautes Aufſchreien und Begrüßen des Siegers. Doch wieder wird es lebendig und alles eilt, das Reſultat der Wetten zu erfahren oder von neuem das Glück zu verſuchen, zu den Buden des Pari-mutuel, zu den Bookmakern, zu den Ausſchreiern der cote. Die gemiſchteſte Menge der Welt! Hier erſcheint die gefeierte Schauſpielerin, die Mondaine oder die halbe Mondaine des Tages, die Frau des Miniſters oder die millionenreiche Ausländerin.

Doch einige dieſer ſo vielſeitig intereſſanten Geſtalten fallen uns durch die Grazie ihrer Haltung beſonders auf. Hier an dieſem Baume lehnt eine kleine Brünette. Sie iſt ganz in orangefarbene Seiden-Mouſſeline gehüllt, mit Luxenilbeſätzen auf roſaſeidenem Transparent und einer Garnitur aus crêpe de Chine. Der Hut iſt weiß und ſchwarz mit weißen Federn. Dort bei der Brüſtung bemerkt man eine ſchwarze Tülltoilette mit crêmefarbenen geſtickten Beſätzen auf einem Untergrunde von ſchwarzem Moireſtoffe. Zum Kleide paſst ein hübſcher Hut aus ſchwarzem, gefalztem Tull, mit weiß und gelbem Federbuſche, den gelbe Roſen beleben. Eine andere trägt ein ganz weißes Coſtüm aus crêpe de Chine, mit einem Leibchen aus weißem Chiffon und Spitzen-Epauletten auf luftigen „manches à claies". Dieſe andere wieder hat ein wahres Sportgewand angelegt, ein Kleid aus gemsfarbenem Atlas, das am Rocke überall die Naht hervortreten läſst. Das Leibchen iſt von gefälteltem Seide, unter einem Bolero mit großen Aufſchlägen, den kleine Ruſchen aus weißem Taffet einfaſſen. Enge Bandſchleifen aus ſchwarzem Atlas ſind gruppenweiſe auf dem Bolero angeheftet und winden ſich in einzelnen Ringen auf der ganzen Höhe der Aermel. Die Stoffe haben überall eine Friſche, eine Zartheit des Colorits, eine Originalität in der Zeichnung, welche den Blick des Zuſchauers nur feſſeln können. Dies Taffet- und Foulardzeug, das in weichen, wohlthuenden Tönen ſchimmert, dieſe leichten Crepouroben, dieſe ſanft wallenden Wollſtoffe ſind in geſchmackvollſter Weiſe mit Ruſchen und Bändern beſetzt. Spitzen und Mull geben die dominierende Note. Nichts iſt anmuthiger als dieſer duftige Flitter auf einem Untergrunde zarter Nuancen — blaſsviolett (mauve), hellgrün, erdbeer, lachs und crême — von ſeidenen Gürteln in wärmeren Tönen unterſtrichen!

Um uns herum herrſcht immer noch Bewegung. In dem Zauber ihrer Pracht ſind dieſe blendenden „Sterne" aus dem bewegten Bild hervorgetreten. Und nun, nachdem wir einige Einzeleindrücke geſammelt haben, um dieſelben in einem Geſammtbilde auf uns wirken zu laſſen, bemerken wir erſt, was uns inmitten dieſer unzähligen weiblichen Geſtalten, die kaleidoſkopartig an uns vorbeihuſchen, der Originalität bar, ja ſogar alltäglich vorkommt. Wir ſehen die berüchtigte Sackjacke aus weißem Piqué, die helle Blouſe, welche ſich auf dem dunkeln Rocke abhebt, als wolle ſie den Körper bei der Taille in zwei Stücke ſchneiden, die Pumphoſen der Cyclewomen und die ſo beliebten „costumes tailleur", die ja gewiſſermaßen zur weiblichen Uniform unſerer demokratiſchen Zeit geworden ſind.

II.

Doch wir müſſen einige Wochen zurückblicken, um uns anderer Erſcheinungen dieſes regen Pariſer Lebens zu entſinnen: in die Eröffnungszeit unſerer großen Kunſtausſtellungen, die beiden Firniſstage der Salons. Auch hier iſt es ein Reichthum neuer Formen und Nuancen in den Toiletten, der ſeinen Einfluſs weit hinaus auf die Moden des ganzen Sommers ausbreitet. Die kleinen Näherinnen wiſſen das recht wohl, wenn ſie ſich neugierig zu dem Eingang der Hallen drängen, um den lebendigen Katalog neuer Erfindungen der großen Schneider an ihren Augen vorbeiziehen zu ſehen. Der Anblick iſt ernſter als bei den Rennen und trägt einen künſtleriſcheren Charakter. Iſt es nicht natürlich, daſs in dieſer Menge, die halb aus Malern und Bildhauern beſteht, welche zur gegenſeitigen Bewunderung ihrer Bilder erſchienen ſind, die Pracht der weiblichen Gewänder eine discretere Note einſchlägt, der Luxus ein gedämpfter wird? Selbſt die Geſtalten, welche ſich im Gewimmel hin und herbewegen, kommen uns ſchöner vor und wie vergeiſtigt, und ſogar die alten Damen, die ſie begleiten, impreſſionieren uns noch, wie die Erinnerung verfloſſener Grazie. Hier fraterniſiert der Rapin im fadenſcheinigen Wams mit dem ſtark decorierten achtunggebietenden Herrn, die gnädig lächelnde Mäcenin mit dem jungen Débutanten. Und wie niedlich erſcheinen uns nicht die freudigen Mienen dieſer jungen Modelle, deren flinke Hände es verſtehen, ſich aus einem Sammtlappen die prächtigſten Gewänder zu fertigen, oder gar dieſe ſchüchtern herumguckenden kleinen Arbeiterinnen, die ſich durch Gott weiß welche Liſt eine Entréekarte verſchafft haben und in ihren einfachen Roben wie Prinzeſſinnen ausſehen. Sagte doch ſchon Rouſſeau in ſeinem „Emile": „Gebt einem jungen Mädchen, das Geſchmack hat und die Mode verachtet, Bänder, Gaze, Mouſſeline und Blumen; ohne Diamanten, ohne Flimmer, ohne Spitzen wird ſie ſich einen Putz zurechtmachen, der ſie hundertmal reizender kleiden wird, als es alle Brillanten der Duchapt gethan hätten."

Digitized by Google

All dieſe Entfaltung feiner Modernität, die ſich durch die Galerien dahinzieht, ſcheint auf den Wänden ihren Reflex gefunden zu haben, in den koketten Intérieurs, Porträts und lebhaften Straßenſcenen, die in Oel oder Paſtell gemalt da nebeneinander hängen, und es kommt uns vor, als ob die gravitätiſchen Geſtalten der Bilder halblächelnd herunterſchauten auf ihre Originale und Modelle, die ſie in der Menge des Saales erkannt zu haben ſcheinen. Iſt es nicht dieſelbe Kunſt, die beide in ihrem Entſtehen geleitet hat: hie Porträt, dort mondäne Hülle? Und war es nicht immer ſo, ſeitdem wir eine Cultur beſitzen? Jetzt werden wir auch beſſer begreifen, welchen Reiz es für einige der hübſcheſten dieſer Beſucherinnen, deren Coſtüme uns durch ihre Excentricität beſonders auffallen, haben konnte, ihr Vorbild nicht in der Gegenwart zu ſuchen, ſondern ſich in den Galerien alter Bilder — im Louvre — zu inſpirieren, um das Gewand der ſchönen Ferronnière oder einer Botticelli'ſchen Jungfrau nachzuahmen. Haben die Renaiſſance-Trachten unſerer weiblichen Aeſtheten nicht ebenſoviel Recht, ihren Platz unter der Sonne zu finden, als die leichten Hüllen der Nymphen und Merveilleuses des Directoriums? Jetzt ſpotten wir über die ſchwarzen Sammtſcheiden, die faſt faltenlos gerade herabfallend, den Körper von oben bis unten einzwängend dem jungen Mädchen das Ausſehen eines Schülers der Univerſität Salamanca geben, über die Henri III.-Krauſen nach den Porträten von Van Dyck, wie man ſich damals wieder über den griechiſchen Chiton und die römiſche Stola luſtig machte. Und doch ſteckt ein Stück Culturgeſchichte darin. Waren es nicht immer die ärgſten Excentricitäten, welche die Mode ſchufen? Was iſt uns als das typiſcheſte Merkmal von den Sitten der Directorialzeit erhalten geblieben? Die Schilderung der Toiletten der Citoyennes Hamelin und Château-Régnault, der ſchönen Frau Tallien, Tochter des Grafen von Cabarrus und ſpäteren Gräfin Caraman-Chimay — dieſer loſen Roben, aus denen durch allmähliche Entwickelung die ganze moderne Kleidungsart hervorgegangen iſt.

Allerdings muſs man ſich fragen, ob diejenigen, welche ſich Abweichungen vom Herkömmlichen erlauben, dieſelben auch mit Geſchmack ausführen. Meiſtens findet man ja das gerade Gegentheil: weder Geſchmack, noch Abweichung von der Mode! Wieviel Miſstöne fallen uns nicht auf, wenn wir etwa auf der Straße oder gar in Ausſtellungen und Vergnügungsorten die Toiletten der vorbeigehenden Frauen muſtern. Bei der einen paſſen Hut und Haartracht nicht zuſammen, die andere, die eine kurze Taille hat, ſucht ſich dieſelbe durch horizontale Linien am Leibchen womöglich noch zu erweitern, dieſe zeigt Ecken und Kanten, die ſo leicht abzurunden wären, jene gibt ſich die größte Mühe, um ihre hagere Geſtalt womöglich noch ſtelzenhafter erſcheinen zu laſſen. Und man ſehe erſt die ſchreienden Farbenzuſammenſetzungen, die ſie alle erſinden, daſs man die Augen ſchließen möchte, um nur den empörten Nerven Ruhe zu verſchaffen. Wie wenn es nicht ein Leichtes wäre, die herrſchende Farbe und die begleitende Farbe durch mildernde Töne abzuſtufen, gebrochene Nuancen zu erfinden, in denen die zarte, warme Naturfarbe ſtets mildernd durchſchimmert, und die Contraſte auszugleichen, welche der „Wert" der Farbe und die Gegenſätze der Töne mit ſich bringen. In jedem Buch über Malerei wird man Anleitungen dazu finden können.

Nie kann man auf die Nuancierung der Stoffe genug Sorgfalt verwenden, nie zu delicate Uebergänge einſchalten oder der Linienharmonie hinlängliche Beachtung weihen. Denn wie freuen wir uns dann, wenn wir eine Frauengeſtalt vor uns ſehen, deren Gewand und Haltung uns äſthetiſch ſo vollkommen befriedigen, wie ein von Meiſterhand gemaltes Bild, und wir uns ſagen können: „Wenn das ein großer Künſtler wiederzugeben vermöchte, ſo beſäßen wir ein ewiges Meiſterwerk mehr!"

III

Von jeher haben ſich Kunſt und Mode wechſelſeitig beeinflusst, und heute, wo unter [illegible] auf alten Bildern neue [illegible] [illegible]

minder berühmte der Madame Récamier von Gérard. Beide Damen liegen, nach der Antike, auf ihren Ruhebetten ausgeſtreckt, und gleichen in ihrer Nonchalance mehr ſchönen Römerinnen der Kaiſerzeit, als Franzöſinnen aus dem Jahre 1800, wie ſie die „Tugenden" der Revolution hätten heranbilden ſollen.

Das waren Zeugen der Vergangenheit. Wir könnten die Beiſpiele ins Unendliche vervielfältigen. Welche beſſeren „Typen der Jetztzeit" beſitzen wir aber als die mondainen Bilder des Marsfeld-Salon in den letzten Jahren? Die ernſten Porträte eines Whiſtler, eines Lavery, mit ihren Harmonien in Schwarz, erreichen durch beſchränkte Kunſtmittel die gewollten Eindrücke und führen uns die etwas geſchraubte Geſinnungsweiſe einer vergrämten Ariſtokratie vor. Lebensfreudiger malen Boldini oder La Gandara, wenn ſie die Geſtalten eines müßigen Mittelſtandes auf die Leinwand bringen. Und die hektiſchen Figuren des einen in ihren gewollt unnatürlichen Poſen bilden einen ſcharfen Gegenſatz mit der ſoliden, doch kalt ironiſierenden Manier des anderen. Obwohl beide in der vorzüglichen Behandlung der Stoffe rivaliſieren, vermiſſen wir oft die Wärme in der Ausführung. Dasſelbe könnten wir nicht von John Alexander ſagen. Er iſt der Dichter der femininen Bewegung. Sein Pinſel haſcht nach den Linienharmonien dieſer ſchlangenhaften Frauenleiber, welche ſich, in lange Gewänder gehüllt, auf niederen Polſtern herumwinden. Seine Modelle findet er in äſthetiſchen Theegeſellſchaften und modernen Liberty-Einrichtungen. Wir leben viel unter dem Einfluſſe der engliſchen Sitten, aber die Einwirkung der Engländer auf die Mode iſt viel eher auf eine Verwendung ihrer Stoffe, als auf eine Entlehnung ihrer Formen zurückzuführen. Es ſind wohl bloß die Sport- und Reiſecoſtüme, die ſie uns herübergebracht haben. Allein in der Vergangenheit können wir den Urſprung einiger Eigenthümlichkeiten der Gewänder unſerer Zeit finden. Und die Anordnung der prunkvollen Sammtrobe auf dieſem Bilde, die Form der Bauſchärmel und des Spitzenvorſatzes auf jenem Porträt ſind uns aus der Renaiſſancezeit oder der Romantik bekannt. Was wir den Bildern entlehnen, kommt durch die Zufälligkeit der Moden wieder auf die Bilder zurück.

Manchmal iſt der Einfluſs der Künſtler auf die Trachten ihrer Zeit ein noch directerer. Die Schneiderinnen aus dem Jahre III der Republik ließen ſich bei der Anfertigung ihrer archäologiſchen Coſtüme von den Artiſten ihrer Zeit helfen. Man nennt beſonders den Bildhauer Jean Joſeph Eſpercieux, welcher Nancy, der Specialiſtin für griechiſche Moden, und der Frau Raimbaut für römiſche Moden die ausgezeichnetſten Dienſte leiſtete. In anderen Fällen verurſacht ſogar ein einzelnes Bild eine Verwandlung in den Sitten. Man weiß zum Beiſpiel, daſs die blaſſe Pſyche von Gérard die Schönen der damaligen Zeit veranlaſste, die Benutzung der Schminke aufzugeben. Stark ausgeprägte Kunſtepochen zeichnen ſich immer durch beſonders geſchmackvolle Moden aus, und den Formen der Gewänder kann durch ein reges Eingreifen der Künſtler nur mehr Charakter verliehen werden. Es wäre zu empfehlen, daſs das Beiſpiel Doncets, der mit Degas zuſammen vor einigen zwanzig Jahren eine Modezeitung gründete, viele Nachahmer fände. Damals war die Zeit für ſolche Unternehmen noch nicht gekommen, und auch der intereſſante Verſuch des Dichters Mallarmé, dem Manet nicht fern ſtand, in „L'Art et la Mode" (1882) für die decorative Entwickelung der modernen Kleidung Propaganda zu machen, konnte damals keine Ausſicht auf Erfolg haben. Anders iſt es heute, wo das Verhältnis der Kunſt zum täglichen Leben ein immer innigeres wird. Wir wiſſen, daſs ein Maler, der ein Bild ausführt, und ein Schneider, der ein Kleid anfertigt, beide denſelben Geſetzen gehorchen. Charles Blanc, dem wir die einzige Aeſthetik des Coſtüms verdanken, die wir beſitzen, ein Buch, das, trotzdem es in einer Zeit entſtanden iſt, welche die unſchönſten Moden des Jahrhunderts hervorgebracht hat (1875), doch einen unumſtößlichen Codex des Geſchmackes aufſtellte, verglich die Kunſt des Gewandes mit einer Symphonie und zeigte, wie in „wunderbarer Verwandtſchaft" „der Muſiker, der eine Partitur ſchreibt", und „der decorative Künſtler der mondainen Toilette" denſelben Geſetzen gehorchen.

1. L'Art dans la Parure et dans le Vêtement. Seite 250.

Alles, was ein Product unſerer Gemüthsbewegungen iſt, ſpiegelt ſich [illegible] ab. Unſere Stimmungen ſind durch die Atmoſphäre der Zeit [illegible]. Welthiſtoriſche Ereigniſſe verwandeln unſere Anſchauungen und Denkweiſen, unſere Sitten und Gebräuche, [illegible] unſere Moden. Eine Form entſteht, [illegible] bis zu ihrem Höhepunkt, wo ſie bis ins Lächerliche [illegible] dann, bald allmählich, bald plötzlich [illegible] zu machen. Nehmen wir zum Bei[illegible] ungeheuren und unſchönen Rei[illegible] Namen verzeichnet [illegible] einer ganz beſonderen Ge[illegible] unter dem Einfluſs eines [illegible] kommenden Vertugadins oder [illegible] kamen dem dreißigjährigen [illegible] verdrängt die Paniers des [illegible] Krieg verſetzt den [illegible] den letzten Schlag [illegible] wenn [illegible] ohne Reif und [illegible]

Hüftwülſte getragen werden — und verſchwinden die Bauſch- und Puffärmel, wie ſie die Frauen zur Zeit Ludwig XIII., damals mit Ausſtopfungen und Achſelwülſten, dann unter der Reſtauration (manches à gigot, à béret, à la folle, à l'éléphant), und wieder in den letzten Jahren trugen. Sie ſind jetzt im Niedergange begriffen, werden zu Epauletten, wie vor zehn Jahren, oder verwandeln ſich in luſtige und durchſichtige, mit Spitzen bedeckte Aermhüllen, die jetzt faſt den geſchlitzten Aermeln — den manches à crevés und déchiquetades — der Reformationszeit ähnlich ſehen. Solche Beiſpiele gibt es noch in Mengen.

Oft iſt es ein reiner Zufall, der eine neue Tracht in Gang ſetzt: Die Herzogin von Fontanges läſst bei einer königlichen Jagd ihr Haar fallen; ſchnell windet ſie es wieder in die Höhe und bindet es mit ihrem Strumpfbande feſt — und die coiffure à la Fontanges macht am Hofe Furore. 1827 kommt die erſte lebende Giraffe ins Jardin des Plantes, und von einem Tag auf den andern iſt alles à la giraffe! Auch Zeitereigniſſe größerer Bedeutung üben ihren Einfluſs. Die ägyptiſche Campagne des Generals Bonaparte führt bei den Damen den Turban und den arabiſchen Mantel ein; der chineſiſche Krieg des dritten Napoleon gibt unſerem Geſchmack den erſten Anſtoß zum „Japonismus." Unſer ganzer Exotismus iſt nach und nach auf dieſe Weiſe an uns herangelangt. Doch die außereuropäiſchen Formen, die vor Jahrzehnten einzeln und in großen Abſtänden auf uns wirken konnten, miſchen ſich jetzt am Horizonte unſerer Kunſtempfindungen und wie gering iſt der Niederſchlag, den ſie in unſeren heutigen Moden hinterlaſſen!

Trotz des ſcheinbaren Wirrwarrs, der in der Coſtümgeſchichte herrſcht, trotz der beſtändigen Wiederholung derſelben Formen, ſetzt das äſthetiſche Auge des Menſchen in jeder Epoche die Normen deſſen feſt, was ihm angenehm iſt. Doch es gibt Zeiten großen und Zeiten geringen Kunſtſinnes, und heute wähnen wir uns auf einer künſtleriſchen Höhe zu ſtehen wie nie zuvor. Werfen wir aber einen Blick zurück auf die Trachten der Vergangenheit, ſo finden wir, daſs nur eine einzige Periode unſerem Geſchmacke ganz unerträglich iſt: die Zeit der Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahre, die Generation unſerer Väter! Was dieſe überwunden hatten, iſt uns wieder lieb und angenehm geworden — wir werden gleich ſehen, weshalb — aber dieſe Doppelröcke, dieſe Polonaiſes und saute-en-barque, dieſe Basken, Falbeln und Volants, und gar die Tournuren — welch ein Greuel!

IV.

Wir haben uns zu einer Vereinfachung der Toiletten emporgeſchwungen. Ohne Ausſtopfungen und Ausblähungen fallen die Röcke der Damen wieder gerade herunter, den Formen des Körpers folgend. Das können wir zu den wohlthuenden Einflüſſen des täglich immer mehr zunehmenden Sportes rechnen: er hat uns an reinere Linien gewöhnt und wird auch in Zukunft jede unſchöne oder unbequeme Ausbauchung am Kleide unmöglich machen. Erſt vor einigen Monaten konnte man es beobachten. Ein großes Confectionsgeſchäft lancierte Röcke mit drei, vier oder fünf horizontal oben in gewiſſen Abſtänden angebrachten Borten, die ſich nach hinten oben vereinigten, den Rock zu einem Bouffanten in die Höhe raffend. Sie verſchwanden unter dem Gelächter des Publicums! Möge jedoch bei den Frauen die Einfachheit nicht zur Gleichgültigkeit werden! Es iſt etwas Wahres daran, die Mode iſt eigentlich nicht mehr Mode, man hat es den Frauen zu leicht gemacht: in den großen Bazars finden ſie die Kleidungsſtücke fertig ausgeführt. Das iſt die große Gefahr, die uns bedroht: unſere Demokratie iſt im Begriffe, die Gewänder ebenſo wie die Seele, zu uniformieren. Stehen wir dann wirklich der Zeit nahe, wo alle Damenkleider auf denſelben Schnitt gefertigt, dem Kataloge von Zolas „Au Bonheur des Dames" entnommen ſind? Das möge unſere [illegible] und unſere Luſt an Farben verhüten!

Herr von [illegible], ein deutſcher Aeſthetiker, hat neulich, als trefflicher Schüler Schopenhauers, einige paradox klingende Bemerkungen über die „Schönheit" des weiblichen Geſchlechtes zum beſten gegeben. Die Sache hat, wie wir hören, einiges Aufſehen erregt. Nach ſeiner Theorie iſt die Geſtalt der Frau, im Vergleich zu derjenigen des Mannes, und vom Standpunkte der abſoluten Schönheit aus betrachtet, eine unvollkommene. Die Kleidung ſoll ſie erfunden haben, um den Fehler ihrer kurzen Beine zu verbergen. Die Meſſungen am menſchlichen Körper von Albrecht Dürer und ſpäter von Gottfried Schadow ſind bekannt, doch die Gebilde der Natur ſind dem Zufalle unterworfen, und ſelten finden wir bei ihnen die idealen Proportionen [illegible], ſo muſs denn in der That die Mode eingreifen, um eine [illegible] Rectification der Natur zu bewirken. Stets konnten wir durch die Kleidung die kleinen Schäden des Körpers corrigieren. [illegible] Ordnung, Verhältnis und [illegible] die Ausſchmückung der Toilette [illegible]. Wiederholungen [illegible] Linien [illegible] die Geſtalt, horizontale Linien erweitern ſie, [illegible] das einzige Geheimnis eines angenehm [illegible] Kleides. [illegible] die Taille dünner erſcheinen laſſen [illegible] dem Halſe [illegible] das [illegible] des [illegible]. [illegible] Wirkungen, welche die Erfahrung täglich neu bekräftigt. [illegible], die nach ihrem Zweck adäquat ſind, und [illegible]

jede Einzelheit des Coſtüms dem Geſammtbild, das man erzeugen will, an. Und wenn wir gar noch von Hüten, Schuhen, Schirmen, Handſchuhen und von der männlichen Kleidung ſprechen wollten, unſere Ausführung würde kein Ende nehmen.

Die menſchliche Seele erzieht das menſchliche Auge. Die Mode gehorcht einer geheimen Logik, die ihr all ihre Umwandlungen vorſchreibt, ſie iſt Sclavin einiger großer Geſetze, die ſie aus Inſtinct kennt und niemals überſchreitet. Wird ſie durch Einführung neuer Stoffe und neuer Formen aus ihrer Bahn geworfen, ſchnell paſst ſie ſich dem neuen Milieu an. Vor einigen Jahren wurden die Röcke wieder einfacher und weniger umfangreich, und ſofort machte ſie ſich an die Umwandlung der Oberkörperhülle und gab ihr größere Ausdehnung. Die Bauſchärmel ſind im Begriffe zu verſchwinden, und ſchnell erinnert ſie ſich der Epauletten. Nun wendet ſie dem Halſe und der Bruſt ihre ganze Sorgfalt zu. Welche zierlichen Dinge wird dieſe geſchäftige Fee dieſen Winter mit Spitzen und Mouſſeline zuſtande bringen! Sie wird den ſteifen Männerkragen für weibliche Zwecke immer weicher und geſchmeidiger machen. Um den graziöſen Hals der ſchönen Frau wird ſie einen wahren Schaum von Tüll und Gaze werfen, der weit hinaus, in duftigen Wogen, über die Bruſt hinausſtrömt. Wird das der Stil der Zukunft ſein? Wir glauben es kaum, aber durch viele Irrgänge hindurch, werden wir vielleicht doch bei ihm anlangen.

Unſere aufgeregte Zeit dürſtet nach Intimität und Verinnerlichung. Wird der moderne Menſch, der nach Häuslichkeit trachtet und nach der Ausſchmückung ſeines Heims, auch das paſſende Gewand finden, das mit dieſen neuen Herrlichkeiten harmoniſiert? Charles Blanc hat gezeigt, wie die weibliche Kleidung des zweiten Kaiſerreiches vollkommen den loſen Sitten dieſer Zeit entſprach. Das Familienleben löſte ſich auf und wurde durch das Treiben der Straße erſetzt. „Man entwickelte alles, was die Frauen verhindern konnte, ſitzen zu bleiben, man entfernte alles, was ihren Gang hätte beläſtigen können. Sie kämmten und kleideten ſich, um im Profil geſehen zu werden. Doch das Profil iſt die Silhouette einer Perſon, die uns nicht anſchaut, die vorbeigeht, die uns flieht." Während der Reſtauration dagegen, in den Dreißigerjahren, entwickelten ſich Tracht und Haarwuchs in die Breite, zum ruhigen, beſchaulichen Leben beſtimmt. Unſere Mode iſt faſt bis ins kleinſte eine Neubelebung derjenigen dieſer Zeit. Begreifen wir jetzt, warum ſie unſerem neuromantiſchen Gemüthe ſo nahe liegt?

Paris. Henri Albert.

Die Woche.

Politiſche Notizen.

Zur angemeſſenen Feier des Schluſſes dieſes herrlichen Jahres ſchreiben wir hiemit einen Preis aus auf die Verfaſſung und Vertonung einer §14-Hymne, deren Text beginnen ſoll mit den Worten: „Noch iſt Oeſterreich nicht verloren".

Schon ſeit mehreren Wochen habe ich mit dem Miniſterpräſidenten Baron Gautſch eine Sorge gemein, nämlich die Sorge: Wie bringt man wieder ein arbeitsfähiges Parlament zuſammen? Während aber dem Baron Gautſch, trotz der zahlreichen Beſuche, die er bei hochſtehenden Leuten macht und von gleich oder niedrigerſtehenden empfängt, bisher noch keinerlei Plan eingefallen zu ſein ſcheint, bin ich in aller Stille auf eine Löſung gekommen, die, ſoweit ich den Baron Gautſch kenne, ihm außerordentlich gut gefallen wird.

Dabei knüpfe ich an das Beſtehende an. Um den Schwierigkeiten bei der Bildung eines normalen politiſchen Miniſteriums zu entgehen, iſt man auf den Ausweg eines Beamten-Miniſteriums verfallen. Die erforderliche Anzahl von k. k. Sectionschefs conſtituierte ſich einfach als Miniſterium. Die Parteien mögen dann thun, was ſie wollen: das Miniſterium bleibt von allen vorübergehenden oder auch bleibenden Parteiſchwierigkeiten unberührt. Das war jedoch nur der erſte Schritt. Nun muſs man conſequenter Weiſe auch den zweiten Schritt hinzufügen: Um den Schwierigkeiten bei der Leitung eines normalen politiſchen Parlamentes zu entgehen, ſchaffe man nun auch noch ein Beamten-Parlament. Statt aus unzuverläſſigen Abgeordneten wird das Parlament aus 425 k. k. Staatsbeamten zuſammengeſetzt, die zu dieſem Zwecke vom Miniſter des Innern als quaſi-Wahlmänner aus der Liſte der im Hof-, Civil- und Staatsbahndienſte [illegible] Staatsbeamten ausgewählt werden. An Stelle der bisherigen Abgeordneten des Großgrundbeſitzes [illegible] Hofräthe und Sectionsräthe [illegible]; an Stelle der Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammern [illegible] gleiche Anzahl von k. k. [illegible] an Stelle der Abgeordneten der Städte [illegible] die gleiche Anzahl von k. k. Miniſterial-[illegible]; an Stelle der Abgeordneten der Landgemeinden [illegible] die gleiche Anzahl von k. k. Miniſterial-[illegible]; an Stelle der Abgeordneten der allgemeinen Wählerclaſſe [illegible] k. k. [illegible], welche die Aufgabe haben, in dieſer Verſammlung das Volk zu vertreten.

Digitized by Google

Die Parteien mögen ſich dann draußen im Land gegenſeitig die Köpfe ſpalten, im äußerſten Nothfall hilft dagegen noch immer das Militär: das Miniſterium aber wird mit dem Beamtenparlament nicht nur, wie Herr Dr. Kramář von der Aera des § 14 ſagt, „ſtreng verfaſſungsmäßig“, ſondern auch, wie es ſich Herr v. Bilinski ſelig gewünſcht hat, „ſtreng parlamentariſch“ regieren. Solange die Beamten- und Dienergehalte regelmäßig an jedem Erſten des Monats ausgezahlt werden, iſt in dieſem Parlament jede Obſtruction ausgeſchloſſen. Dadurch, daſs alle Mitglieder dieſes Parlaments, wenn auch nicht zu den ſtaatserhaltenden, ſo doch zu den vom Staate erhaltenen Elementen gehören, geben ſie die volle Gewähr gegen deſtructive Tendenzen. Durch Ernennung von 353 Staatsbeamten zu Abgeordneten erlangt die Regierung den nöthigen Spielraum, um die ganze Beamtenſchaft raſcher avancieren zu laſſen; durch Ernennung von 72 Amtsdienern macht ſie ſich es möglich, auf die bisherige Einrichtung von Parlamentsdienern, über deren Koſtſpieligkeit Herr v. Halban ſo oft gejammert hat, gänzlich zu verzichten, da kein Grund vorliegt, warum dieſe 72 Abgeordneten der fünften Curie, da ſie ſchon einmal im Parlament anweſend ſein müſſen, nicht auch die dortigen Dienerpoſten gleichzeitig ausfüllen ſollten. Beſonders tüchtige Abgeordnete des alten Hauſes, die ſich im Kampf gegen die Obſtruction um die höchſten Staatsintereſſen verdient gemacht haben, wie die Herren Abg. Potoczek, Dr. Stransky, Udrzal, v. Abrahamowicz, Graf Falkenhayn, Brzeznovsky, Szajer, Dr. Kramář, Hagenhofer, Dr. Ebenhoch u. a., werden unter gleichzeitiger Ernennung zu Hof- oder Sectionsräthen, Miniſterialſecretären oder Amtsdienern, ins neue Parlament übernommen. Herr v. Halban kann Kanzleidirector bleiben. Scharfe Kritiken der Thätigkeit von Abgeordneten werden, als Aufreizung zu Haſs und Verachtung gegen k. k. Beamte, vom Staatsanwalt ſchlankweg confiſciert und damit ein lange gehegter ſtiller Wunſch mancher Abgeordneten erfüllt. Das neue Parlament führt, wie Herr v. Halban ſchon vor Monaten in ahnungsvollem Irrthum es nannte, den Titel: „k. k. Abgeordnetenhaus“, und deſſen Präſidium iſt in der Lage, jede deſpectierliche Notiz der „Zeit“ mit einer amtlichen Muſs-Berichtigung zu beantworten, ohne ſich, wie Herr Dr. Kramář bei ſeinem verfrühten Verſuch in dieſem Herbſt, einer Lächerlichmachung auszuſetzen. Mit einem ſolchen Parlament könnte jeder regieren, ergo auch Baron Gautſch. Was zu beweiſen war.

*

In ſeiner Lemberger Rede erklärte Herr v. Abrahamowicz: „Die polniſche Delegation iſt für die Vertheidigung der Verfaſſung eingeſtanden, welche der Kaiſer beſtätigt hat“. Da die ſogenannte Länderautonomie, welche die Rechte anſtrebt, thatſächlich in der Februar-Verfaſſung enthalten war, hat Herr v. Abrahamowicz mit ſeiner Behauptung nicht ſo ganz Unrecht. Seinen Zuhörern verſchweigt er nur, daſs jene 1861er Verfaſſung inzwiſchen aufgehoben und durch die 1867er, beziehungsweiſe 1873er Verfaſſung erſetzt worden iſt, welche die parlamentariſche Majorität mit Fäuſten und Seſſeln bekämpft hat. Demnach iſt die citierte Behauptung des Herrn v. Abrahamowicz genau ſo wahr und ehrlich als die ſonſtigen Ausſprüche, die man von ihm gewöhnt iſt.

*

In ſeiner Bukoker Anſprache an die polniſche Schlachta ſagte der Graf Badeni: „Die Czechen werden wie bisher vernünftig bleiben.“ Wir möchten nur wiſſen, was Graf Badeni ſagen würde, wenn einmal die galiziſchen Bauern anfangen ſollten, ſich gegenüber der Schlachta ſo „vernünftig“ zu benehmen, wie die Prager Steinwerfer und Plünderer gegen die Deutſchen.

*

Wenn die Jungczechen auf dem Weg fortfahren, den ſie mit ihren letzten Vertrauensmänner-Reſolutionen bezüglich der Prager Exceſſe eingeſchlagen haben, werden ſie noch dazu kommen, daſs ſie, beim Wiederzuſammentreten des Parlaments neben ihrer alten Rechtsverwahrung gegen die [illegible] Geſtaltung der Monarchie auch eine Rechtsverwahrung gegen jenen Artikel der Verfaſſung abgeben, welcher lautet: „Das Eigenthum iſt heilig“.

*

Die Prager „Politik“ fällt mich in einer ihrer letzten Nummern mit der [illegible] Verdammungen an, mit denen mich Herr [illegible] „[illegible]“, der [illegible] Schüler des [illegible] angegriffen hat. Ich habe damals [illegible] Mehr [illegible] daraufhin [illegible] [illegible]

Volkswirthſchaftliches.

[illegible]

gebildet, kennt er die allgemeinen Credit- und Geldverhältniſſe, ſo wird ihm das jedesfalls nichts ſchaden. Ein ſolcher Mann fehlt der gegenwärtigen Communalverwaltung. Der Stadtrath Hraba, welcher die Stelle eines Finanzſecretärs in der Commune vertritt, verſteht von dem allen gar nichts. Er, der vor allem verpflichtet wäre, die Buchführung überhaupt und die der Commune insbeſondere bis ins letzte Detail zu kennen, wäre als ſelbſtändiger Buchhalter im Detailgeſchäft undenkbar. Sein Referat über den Rechnungsabſchluſs der Commune Wien für das Jahr 1896 ſtrotzt von haarſträubenden Fehlern, zeigt eine Unkenntnis der buchhalteriſchen Grundbegriffe, wie ſie für einen Handelsakademiker im dritten Jahrgang unverzeihlich wäre, und iſt mit unglaublicher Gedankenloſigkeit und Schlamperei abgefaſst. Die Fehler im einzelnen anzuführen, iſt hier nicht der Platz. Es genüge darauf hinzuweiſen, daſs alles das, was Gemeinderath Dr. Stern diesbezüglich in öffentlicher Gemeinderathsſitzung vorgebracht hat, vollkommen zutrifft, ja daſs er für ſeine Kritik noch zahlreiche andere Belege aus dem Budgetreferat hätte vorbringen können. Und dabei geht es nicht an, ſich auch hier der beliebten Ausrede des Bürgermeiſters zu bedienen, daſs die Beamten ihn ſchlecht unterrichten, daſs dieſe unverläſslich arbeiten. Das Budget, ſoweit es vom Magiſtrat ausgearbeitet iſt, iſt vollkommen correct. Erſt wo die Referentenarbeit des Stadtraths Hraba beginnt, fängt das Chaos an. Daſſelbe gilt von dem Voranſchlag für 1898. Die Art, wie das Deficit verſchleiert, für ſeine Bedeckung geſorgt werden ſoll, erweckt den Anſchein, daſs unſere gegenwärtige Communalverwaltung die Budgetaufſtellung überhaupt nur als eine bloße Formſache anſieht, die man, weil ſie von altersher ſo überkommen, weiterführen muſs, die man aber nicht ernſt nimmt. Wer aber nicht die Fähigkeit beſitzt, ſich über ſeine Vermögensverhältniſſe Rechenſchaft zu geben, ſeine Ausgaben mit ſeinen Einnahmen, ſeine Inveſtitionen mit ſeinem Credit in Einklang zu bringen, wirtſchaftet planlos und ſein finanzieller Zuſammenbruch kann nicht ausbleiben. Und planlos iſt die ganze gegenwärtige Gebarung der Commune Wien. Planlos war die Errichtung der Gaswerke, über deren finanzielle Tragweite man ſich, wie heute bereits Dr. Lueger zugeben muſs, der freilich gerne die Verantwortung auf die Beamtenſchaft überwälzen möchte, keine genügende Rechenſchaft abgelegt hat. Die Errichtung der Landes-Brandſchaden-Verſicherungsgeſellſchaft iſt erfolgt, ohne daſs man ſich über die Höhe etwa möglicher Verluſte irgend Klarheit zu verſchaffen beſtrebt hätte. Planlos war die Finanzpolitik, welche mit dem Fiasco in den Begebungsverſuchen des Gasanlehens endete. Planlos iſt das ganze Verhalten des Dr. Lueger zur Tramwaygeſellſchaft und zur Frage der elektriſchen Bahnen. In all dieſen Fragen wird nicht auf Baſis einer geſunden Berechnung vorgegangen, ſondern aus Haſs. Und Haſs iſt bekanntlich der ſchlechteſte Berather. Nie war es nöthiger, ſparſam hauszuhalten, als eben jetzt, wo die weittragenden Experimente des Bürgermeiſters, die ſich möglicherweiſe einmal als ſehr gewinnbringend herausſtellen können, vorläufig eine ungewöhnliche Anſpannung des Communalbudgets und Communalcredits erfordern. Noch iſt es Zeit, eine vernünftige Wirtſchaft einzuführen. Das Budget iſt von der liberalen Aera in ſo geordnetem Zuſtande übernommen worden, daſs es noch nicht möglich war, daſſelbe zu zerrütten. Das ſoll durchaus kein Lob der liberalen Wirtſchaft ſein. Durch Jahre war Sparſamkeit und Schuldentilgung ihr einziges Beſtreben. Alle größeren ſocial- und wirtſchaftspolitiſchen Aufgaben wurden deswegen zurückgeſtellt. Der Geizhals wirtſchaftet aber ebenſo verkehrt, als der Verſchwender. Die gegenwärtige Majorität muſs aber verſchwenden. Auf der einen Seite hat ſie den Wählern zuviel verſprochen, auf der anderen fehlt der Warner, der die langſame Erfüllung mit der Nothwendigkeit, auf die Finanzlage Rückſicht zu nehmen, zu begründen vermöchte. Die Finanzlage der Commune zu überblicken, wo es möglich, zu ſparen und neue Einnahmsquellen zu erſchließen, iſt eben heute keiner der Parteigrößen imſtande, auch der Bürgermeiſter nicht. Dr. Lueger hat ſich überſchätzt. Er glaubte an ſein Verwaltungsgenie, aber es reicht nicht aus, um all den complicierten Mechanismus der Communalverwaltung im Auge zu halten, um daneben noch den großen Politiker und Agitator zu ſpielen. Und er hat keine einzige tüchtige Kraft neben ſich. Das iſt die Nemeſis. Jahrelang waren ſeine politiſchen Schlagworte für das Verſtändnis des dummen Kerls von Wien gemünzt. Nun ſitzt der dumme Kerl von Wien im Rathhaus und macht ſich breit und ſoll bei der Verwaltung mitwirken, von der er nichts verſteht.

⁂

Kunſt und Leben.

Die Premièren der Woche. Paris. Renaiſſancetheater, „Les mauvais bergers“ von Octave Mirbeau. Athenée Comique, „Cocher, [illegible]!“ von [illegible] und [illegible]. Opéra Comique, „Daphne und Chloe“ von Buſſer und „L'amour à la Baſtille“ von Hirchmann. Porte Saint-Martin, „Cyrano de Bergerac“ von E. Roſtand. — Berlin, [illegible], „Im Haus des Majors“ von Walther und Stein. — München. Hoftheater, Saccoro Gaiſpiel. — Wien. „Sappho“ von [illegible] und Jacques Daleroze. — Brüſſel. „Hänſel und Gretel“ von Humperdinck.

*

Endlich hat der [illegible] Herr Hermeſter den Franz Moor ſpielen [illegible], daſs im Burgtheater endlich die „Jungen“ [illegible] anſtändig gemacht. Anſtändig, das heißt: [illegible] Zu[illegible], wenn er ſich auch noch nicht [illegible] der Wunſch laut geworden iſt, den [illegible] zu ſehen: Mephiſto, Wurm, [illegible] Herr Lowe mit einer ſo großen [illegible] da nicht geirrt, iſt er nicht [illegible], kann nicht mit der Zeit ein [illegible] werden? H. B.

Digitized by Google

Von allen Rollen, in denen Frl. von Mildenburg aufgetreten iſt, hat mir ihr Fidelio am wenigſten gefallen. Nicht die Darſtellung war es, die nicht vollſtändig befriedigte, ſondern der geſangliche Theil. Ob daran eine Indispoſition ſchuld war oder der Umſtand, daſs ihr die Rolle überhaupt weniger gut liegt, vermag ich nicht zu entſcheiden; doch ſoll mit dieſen Bedenken nicht geſagt ſein, daſs Frl. von Mildenburg hinter den Anforderungen des Fidelio weſentlich zurückblieb, nur bin ich jetzt mehr als je begierig, eine Mozart-Partie von ihr zu hören. Im übrigen übte die Oper trotz kleiner Schwankungen der Aufführung (namentlich in dem erſten Duett) die ihr eigenthümliche erſchütternde Wirkung aus. R. W.

•

Der Deutſche Schulverein hat uns neulich einen ungewöhnlichen Kunſtgenuſs vermittelt: Fräulein Sandrock ſpielte in einer Wohlthätigkeitsvorſtellung zu ſeinen Gunſten — zum zweitenmale in Wien — die Magda in Sudermanns „Heimat“. Vor ungefähr anderthalb Jahren trat ſie zum erſtenmale in dieſer Rolle vor die Oeffentlichkeit, damals wurden in dieſem Blatte von anderer Seite (Nr. 86: „Magda“ von Hermann Bahr) die großen Grundzüge ihrer Leiſtung charakteriſiert, und das Bedeutungsvolle, in gewiſſem Sinne Einzigartige derſelben wurde betont. Seitdem mag ſich wohl ihr Spiel noch in manchem verfeinert haben — wie mir auch von Leuten, die beide Vorſtellungen kennen, beſtätigt wurde — und jedenfalls iſt das, was wir von Fräulein Sandrock in dieſer Rolle zu ſehen und zu hören bekommen haben, etwas ſo durch und durch Vollendetes, Großartiges, Hinreißendes, daſs es von neuem verkündet zu werden verdient. Ein Stück feinſter Pſychologie iſt ihre Darſtellung, und eine glanzvolle, leuchtende Farbenſinfonie möchte ich ſie nennen und auch eine unvergeſsliche Harmonie von Tönen, Worten und Seelenſchwingungen. Fräulein Sandrock tritt auf, und in ihrer Erſcheinung ſchon (ſie ſieht etwa aus wie eine ins Moderne überſetzte Decadence-Venezianerin des Palma Vecchio) gibt ſie dem Zuſchauer das anſchauliche Bild von Magdas Perſönlichkeit. Darüber gibt es nämlich gar keinen Zweifel, daſs ihre Magda eine Perſönlichkeit iſt. Ein Mädchen ſtellt ſie dar, das durch Leidenſchaften und Noth und Verlaſſenſein zu einer mühevoll errungenen und umſo tiefer verinnerlichten Läuterung und Neuordnung ihres Lebens gelangt iſt: das eine ganz eigene, äſthetiſche Weltanſchauung ſich erworben hat, in der es von der Außenwelt gleichſam nur den Duft und die äußeren Eindrücke abſtreift; das nun einemmale in Beziehungen geſtellt wird und vor eine Seite des Lebens, denen es innerlich ganz entfremdet und feindlich iſt; das einen Augenblick lang ſeinen Halt zu verlieren droht, um am Ende ſich doch aufzuraffen und zurückzukehren zu ihrer Freiheit, ihrer Größe, ihrer Kunſt. Das iſt die Magda der Sandrock. In jedem Worte, in jeder Bewegung, in jedem Zucken ihrer [illegible], ſentimentalen Lippen klingt eine lange, lange Leidens- und Befreiungsgeſchichte nach. In dieſem Sinne iſt ihre Magda, wenn man will, auch eine emancipierte Dame; durch einen Schimmer von engliſch moderner Frauenmanier, der der Sandrock überhaupt eigen iſt, verſtärkt und verdeutlicht ſie das [illegible]. Und allem gibt ſie auch noch die beſondere Farbe des Augenblickes. Wenn ſie ihre Familie begrüßt, [illegible] das mit innerer Ueberlegenheit, Fremdheit und Mitleid. Wenn ſie mit dem Paſtor ſpricht, thut ſie das anfangs mit [illegible] und [illegible]; wenn ſie ihm aber am Schluſſe die Hand reicht, liegt ein [illegible] Zug darin, als ob ſie eine aufſteigende Wehmuth [illegible] laſſen wollte. „Wir wollen Freunde ſein“ — ſo ſagt man das, wenn man dahin gekommen iſt, alles zur äſthetiſchen Ausſchmückung ſeines Lebens auszunutzen und von der heiteren Seite nehmen zu können, ſelbſt die Entſagung. Und wenn ſie ihrem Vater im letzten Acte verſichert: [illegible], ſo hat ſie für die Kunſt eine [illegible] kluge, ernſte, männliche Betonung und für das Kind die [illegible] der Mutter, den Stolz der Emancipierten, die Ueberſpanntheit der Schauſpielerin und [illegible], alles, was eine Perſon wie Magda in dieſer [illegible] mag. Aber was ſind alle dieſe [illegible]? Nur Beiſpiele, [illegible] in Worten und Gedanken etwas anzudeuten, was nicht aus Worten und Gedanken geboren, ſondern erlebt und daher unendlich iſt. Man folgt ihrem Spiel auch gar nicht ſo, wie man ſonſt einer Bühnendarſtellung folgt; denn nicht bloß eine einzige Linie läuft durch ihre Dar[illegible], ſondern tauſend gebrochene Linien und [illegible] kreuzen ſich in jedem Momente [illegible] Magda [illegible]. — Neben Fräulein Sandrock ſtand Herr [illegible], zurückhaltend und ſicher [illegible] [illegible] verlangt. [illegible] hat er die Rolle [illegible] [illegible], der den Regierungsrath Keller ſpielt, [illegible].

•

„Der [illegible]“ von Theodor [illegible], ein [illegible] nach einem älteren [illegible] Verfaſſers, hat — bei [illegible] im Raimundtheater — im erſten Act einige [illegible] Erwartungen geweckt, im zweiten Act ſtark enttäuſcht und im [illegible] ein wenig verſöhnt. Dabei ward aber eine gewiſſe Unter[illegible] von Unbeholfenheiten, [illegible] und Unwahrſcheinlichkeiten — an die ich mich nachgerade ſchon zu gewöhnen beginne, um mir meinen Beruf nicht zu verbittern — als ſelbſtverſtändlich und unvermeidbar, für alle drei Acte, von mir mit hingenommen. Aehnlich wie dem Stück ergieng es der Darſtellung: Girardi war am beſten im erſten Act, da konnte ſich die noch immer ſtärkſte Seite ſeiner Eigenart entfalten. Ich habe ſie ſchon früher gelegentlich gekennzeichnet als die romantiſche Verbindung von geiſtreicher Charakteriſierungskunſt mit lyriſchen Verſchnörkelungen. Und im letzten Acte war er wieder ſehr gut. A. G.

• •

In den philharmoniſchen Concerten ſcheint in dieſer Saiſon die Stelle von Novitäten durch zweite Aufführungen vertreten zu werden. Es müſste denn ſein, daſs eine Symphonie Papa Haydn's, die zum erſtenmale aufgeführt wurde, als Novität gilt. Aber gerade dieſen Anſpruch kann die aufgeführte Symphonie am allerwenigſten erheben. Denn bei allem Reiz, den das Werk namentlich durch das Spiel der Philharmoniker ausübt, kommt uns doch immer vor, als hätten wir etwas Aehnliches ſchon einmal von Haydn gehört. Auch ſie macht, wie ſo viele ſeiner Symphonien, den Eindruck eines verſtärkten Quartetts, das Haydn ſtets mit größerer Meiſterſchaft beherrſchte, als die Symphonie. Einen eigentlich ſymphoniſchen Eindruck machten auch Dvokals ſymphoniſche Variationen nicht. Zwar ſind es entſchiedene Orcheſtervariationen, aber ſymphoniſch ſind ſie inſoferne nicht, als wir gar keine Veranlaſſung haben, ſie als ein zuſammengehöriges Ganzes zu betrachten, deſſen Entwickelung ſchon durch den thematiſchen Aufbau auf das endliche Ziel ausgeht. Wiederholt hat man während der etwas zu lange gerathenen Variationen den Eindruck, als gienge das Stück ſeinem Ende zu, und wird dann vielleicht etwas ungeduldig, wenn die gehegten Erwartungen immer wieder nicht in Erfüllung gehen. Da wuſste Liszt in dem vorangehenden Clavierconcert ſchon weit energiſcher zu feſſeln, und es war charakteriſtiſch, als ich nach deſſen Beendigung in meiner Umgebung die Bemerkung hörte: „Oje, ſchon aus?“ Man hatte das ganze Concert für ſeinen erſten Satz gehalten. Herr Harold Bauer ſpielte dasſelbe ſelbſtverſtändlich mit vollendeter Technik, aber auch mit zartem Anſchlag, der allerlei Wohlklänge verſchiedenſter Schattierung dem Flügel entlockte. Eingeleitet wurde das Concert durch Wagners Fauſt-Ouverture, jener ſo zarten und doch ſo urgewaltigen Compoſition des Meiſters, in der er bewies, wie eigenthümlich er auch den muſikaliſchen Formenſinn beherrſchte, wenn er ſeinen Ausdruck in der Natur der Sache für nothwendig hielt. Wenn irgend ein Werk, ſo reiht ſich dieſes den großen Beethoven'ſchen Ouverturen würdig an. R. W.

•

Man ſchreibt uns aus Berlin: Von Hauptmann hat einmal jemand geſagt, er ſtehe immer auf den Zehenſpitzen. Vielleicht liegt darin auch ein Korn von Wahrheit, viel beſſer aber paſst das Wort auf viele andere, die in den letzten Jahren Literatur und Kunſt machten. Es war eine Zeit lang eben Mode, ſich geiſtig zu recken, wie es hundert Jahre früher Mode war, ſich körperlich zu ducken. Mode genau in demſelben Sinne. Manchem ſtand ſie gut zu Geſicht, mancher wirkte komiſch. Jetzt geht man wieder ganz einfach einher, indem man mit dem ganzen Fuß auftritt. Das iſt eine ſympathiſche Mode. Nur ſehen die Leute viel kleiner dabei aus. Und wenn man nun ſolche ſieht, die noch im vorigen Jahr ſich möglichſt groß machten, ſo wirken ſie nun noch viel komiſcher. Merkwürdig: es iſt viel leichter, in der hohen Kunſt zu lügen, als in der intimen. Einer ſchreibt die ſocialſten Dramen, und es ſieht nach was aus, aber er ſchreibt ein Luſtſpiel, und man ſieht, wie ſad er iſt. So kommt durch den Umſchwung mancher deutſche Dichter auf das Verluſtconto. Aber das ſchadet nichts und wird reichlich aufgewogen durch die, die auf das Gewinnconto kommen, weil ſie nun erſt recht ihre Eigenart ausgeben, durch keinen künſtlichen Zug zum „Hohen“ gehemmt, alles zeigen können, was an Geiſt und Empfindung, an Humor und Grazie in ihnen iſt. Auf das Gewinnconto dürfen wir nun auch den Namen des Münchener Max Bernſtein ſchreiben, deſſen „Mädchentraum“ uns das Deutſche Theater brachte. Er hat das Stück ein „Spiel“ genannt, nach all den etwas angeſtrengten Bezeichnungen, die wir in den letzten Jahren für ein Theaterſtück gehört haben, eine glückliche. Schon „Luſtſpiel“ wäre zu ſerios, zu anſpruchsvoll. Aber Spiel! Man erwartet keinen neuen Stoff, keine feine Charakteriſtik, keine motivierte Handlung, man kann nicht enttäuſcht werden, da der Dichter wirklich auf beides verzichtet, er hat es ja ſelbſt geſagt. Der Stoff iſt der [illegible] von dem jungen Mädchen, das ſich gegen die Liebe wehrt und ſie verlacht, dann aber ſich dem Manne ergibt, der klug genug iſt, mit gewiſſer Kälte ihr Gefühl zu reizen und zu ſteigern. Es ſind [illegible], fertige Figuren, die ſich entgegentreten und die der Dichter ziemlich willkürlich führt. Der ganze Reiz des Spieles liegt in der Form. Hübſche, fein pointierte Verſe, in denen innige Poeſie und liebenswürdiger Humor wechſeln, geben das Meiſte dazu. Aber auch die Führung der Scenen iſt elegant und reich an hübſchen Einfällen. Der Dichter hat ſich eine gewiſſe Freiheit gewahrt, indem er die Handlung in ein märchenhaftes Spanien verlegt, deſſen Landſchaft und Coſtüm dem Ganzen einen poetiſchen Duft zubringt. Das Spiel iſt eben ein Spiel. Vielleicht, nein ſicher, kann die Bühne höhere Aufgaben haben, aber es ſieht einmal wieder ſo aus, als ſei die Zeit einer großen Auffaſſung nicht recht reif, und es fehlt an ſtarken Dramatikern. Wenn aber das Theater unterhalten will, dann iſt jedenfalls eine ſo geſchmackvolle und graziöſe Unterhaltung dem üblichen Schwanke und Poſſenweſen ſehr erheblich vorzuziehen. Eine Unterhaltung, deren man ſich nachher nicht ſchämt und die nach der Erinnerung freundliche Bilder gibt. Der „Mädchentraum“ iſt einem feinen Stück des Kunſthandwerks zu vergleichen, an dem jeder ſeine feine Freude hat, und das trotz der Beſtimmung doch künſtleriſch iſt und mit dem vollgelungenen Werke der großen Kunſt wetteifert. Das Spiel wurde von Kainz und der Sorma, die wundervoll den echten Ton dafür fanden, getragen. Ich prophezeie ihm überall einen ſchönen Erfolg. F. St.

Digitized by Google

Bücher.

Dr. Paul Barth: Die Philoſophie der Geſchichte als Sociologie. Erſter Theil: Einleitung und kritiſche Ueberſicht. Leipzig, O. R. Reisland, 1897.

Der Verfaſſer begründet in der Einleitung ſeine Anſicht, wonach die Sociologie nichts anderes iſt als die zum Bewuſstſein ihrer Aufgabe gelangte Geſchichte, erzählt dann die Entſtehung der Sociologie, als deren eigentlicher Begründer Saint-Simon dargeſtellt wird, und entwickelt Lehre Comtes. Hierauf werden deſſen Schüler durchgenommen, die Barth in drei Gruppen theilt: die Vertreter der claſſificierenden Sociologie (die ſich an Comtes „Hierarchie der Wiſſenſchaften" halten und an ſeinen Satz, daſs die Aufeinanderfolge der Wiſſenſchaften der Stufenfolge der geſellſchaftlichen Entwickelung entſpreche), die der biologiſchen Sociologie, unter denen ſelbſtverſtändlich Herbert Spencer als der bedeutendſte hervortritt, und die der dualiſtiſchen, welche den von den Biologen vernachläſſigten Geiſt als eine der Natur ſelbſtändig gegenüberſtehende Kraft zu ſeinem Recht kommen laſſen. Dann werden die einſeitigen Geſchichtsauffaſſungen charakteriſiert; die individualiſtiſche (unter deren Vertreter auch Tarde eingereiht wird, was uns nach Barths eigener Darſtellung nicht ganz zutreffend erſcheint), die anthropogeographiſche, die ethnologiſche (wobei die Einſeitigkeiten und Keckheiten von Gobineau, Hellwald und Gumplowicz gebürend hervorgehoben werden, während die beſonnene Zurückhaltung Ratzels anerkannt wird), die culturgeſchichtliche, die politiſche, die ideologiſche, die ökonomiſche Geſchichtsauffaſſung; hier erfährt die philoſophiſche Seite des Marxismus eine ſehr gründliche Kritik und Abfertigung. Zuletzt wird die von Dilthey behauptete Unmöglichkeit einer Philoſophie der Geſchichte geprüft und zurückgewieſen. Die lichtvolle Darſtellung der zahlreichen Syſteme und die an ihnen geübte ſcharfe und meiſt überzeugende Kritik erwecken große Erwartungen. Ob dieſe ſich im zweiten Theile des Werkes erfüllen werden, das läſst ſich aus dem Schluſscapitel noch nicht mit Deutlichkeit erkennen, denn dieſe „Skizze der eigenen Anſicht des Verfaſſers" enthält nur einen kurzen Ueberblick der Cultur- und Geſellſchaftsgeſchichte, der von Vertretern ſehr verſchiedener Standpunkte ganz ebenſo hätte geſchrieben werden können. — t —

Karl Theodor Schulz-Dresden: Frühehe und Heiratsconſens. Berlin S. W. Kritik-Verlag.

Wer dieſe Broſchüre nicht geleſen hat, wird es kaum glauben, daſs heute noch ſolche, von ihrer Zeit ſo gänzlich unbeeinflusste Naturen exiſtieren. Herr K. Th. Schulz iſt ein Malthuſianer. Nur inſofern iſt er einſichtsvoller wie ſein Meiſter, als er ſich von dem „moral restraint" des Malthus nicht viel erhofft. Die Menſchen wollen nun ſchon einmal den ebenſo ethiſchen als antiphyſiologiſchen Aufforderungen des Malthus' keine Folge leiſten! Herr Schulz iſt alſo mehr praktiſch als moraliſch, er betreibt als Malthuſianer, um mit ſeinen Worten zu reden, . . . „handlich-praktiſche Realpolitik". Aber was er uns in dieſer Broſchüre vorlegt (— ſeine eigentliche Realpolitik verſpricht er uns erſt für ſein nächſtes Buch —), dieſe moraliſchen Appelle und die weniger moraliſchen Eheconceſſionen, welche verbunden ſein ſollen mit der eventuellen regelmäßigen ärztlichen Viſitation von Eheleuten(!), ſowie mit abſchreckenden Strafen für die Vermiſcher illegitimer Kinder, dieſe Hinweiſe auf die handlich-praktiſchen Vorſchläge ſeines kommenden Buches, das zeugt alles von einer wahrhaft kühnen Einfalt. Herr Schulz verkennt das Terrain, auf welchem er Erfolge haben könnte. Dieſer Mann der Wiſſenſchaft hat nämlich ſehr witzige Vaudeville-Ideen. Zum Beiſpiel ſchlägt er im Novemberheft der „Kritik" vor, daſs jeder Mann, der Vater eines unehelichen Kindes wird, zu einer einjährigen Zwangsehe verurtheilt werden ſoll. Wie viel Gattinnen könnte da ein unglücklich Veranlagter finden! Herr Schulz erſetzt ſeinem guten Einfall die europäiſche Monogamie. Aber, was thut's, iſt dieſe einjährige Zwangsehe nicht ein hübſcher Vaudeville-Gedanke? Leider meint es Herr Schulz, nach dem Stil ſeiner Broſchüre zu ſchließen, bitter ernſt und wiſſenſchaftlich. Er ſchreibt in ſeiner Broſchüre einmal folgenden, übrigens beliebig ausgewählten Satz: „Was nun angeht, [illegible] Abſtinenz [illegible] von Dr. [illegible] ausgeſprochene Frage: „Genügt das Malthus'ſche moral restraint oder kann anderes an ſeine Stelle geſetzt werden", ſo möchte ich, wie ſchon geſagt, mit einem [illegible] „Ja" antworten, jedoch nämlich ein [illegible] „Ja", das [illegible] und [illegible] durchaus nicht voll-[illegible] [illegible] "

Th. W.

[illegible]

[illegible]

Revue der Revuen.

„Deutſche Revue." Im Novemberheft: „Verfaſſungspläne unter Kaiſer Nikolaus I.", mitgetheilt von Friedrich Bienemann. Daraus entnehmen wir Folgendes. Im November 1827 überreichte Georg Friedrich Parrot, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg und Vertrauensmann Nikolaus' I., dem Kaiſer eine Denkſchrift über die Organiſation der Miniſterien. Wo man von Miniſterien ſpricht — ſo beginnt dieſelbe — wird überall und ſtets über die in ihnen herrſchende Bureaukratie geklagt. In Rusſland, wo dieſes Uebel ſeinen Gipfel erreicht hatte, glaubte man es durch zwei Maßnahmen zu heilen. Die eine beſtand in der Zerſtückelung der Bureaukratie, indem man jedes Miniſterium in mehrere Departements theilte und jedem dieſer einen beſonderen Chef und eine beſondere Kanzlei gab; die andere darin, daſs jedem Miniſter ein Rath beigeſtellt wurde, der aus den Departementchefs zuſammengeſetzt iſt. Die Verantwortlichkeit der Bureaukratie, die auf dieſe Weiſe geſchaffen wurde, bezieht ſich aber bloß auf die Ausführung erlaſſener Befehle. Die andere Seite, welche die dem Miniſter zu ertheilenden Rathſchläge betrifft, wurde nicht bemerkt. Und doch muſs den Miniſtern ein Theil der Verantwortung und der Macht abgenommen und Räthen übertragen werden. Der Monarch muſs die Miniſterien beherrſchen, nicht bloß durch ſeine ganze Macht, ein oft ſehr illuſoriſches Mittel, ſondern durch die Verfaſſung dieſer Verwaltungsorgane ſelbſt. Die Beamten des Miniſteriums ſollen nicht Beamte des Miniſters, ſondern des Staates und des Monarchen ſein. Der Hauptmittelpunkt, auf welchen alle Gedanken der neuen Organiſation ſich zurückbeziehen, iſt alſo Bildung eines Conſeils des Miniſteriums, aber eines wahren Rathscollegiums, welchem die Würde geſetzlicher Macht und Verantwortlichkeit eignet. Die Räthe werden an allen Geſchäften ihres Miniſteriums theilnehmen; die Geſchäfte werden nach Stimmenmehrheit entſchieden. Der Miniſter hat zwar das Recht, auf ſeine eigene Verantwortung gegen die Stimmen der Mehrheit zu entſcheiden und auszuführen. In dieſem Falle aber werden die Stimmen in ein beſonderes Protokoll verſchrieben. Ebenſo hat jeder Rath, wenn er glaubt, daſs die Entſcheidung der Mehrheit ungerecht oder ſchädlich ſei, das Recht, ſeine beſondere Meinung im ſelben Protokolle zu verzeichnen. Dies die Grundzüge der Parrot'ſchen Denkſchrift, die der Kaiſer geprüft und anerkannt, aber niemals für ſich ausgenützt hat.

Aus dem erſten und zweiten Decemberheft der **„Revue Blanche"** ſind mehrere Aufſätze hervorzuheben: „Jean Gabriel Borkmann" von Laurent Tailhade, eine Conférence über das Ibſen'ſche Stück, die dieſer Schriftſteller gelegentlich der Oeuvre-Aufführungen desſelben am 8. und 9. November gehalten hat. Bemerkenswert iſt darin die ſcharfe und conſequente Betonung Ibſens als einer abſolut neuen und ſpeciell den Franzoſen durchaus fremdartigen Erſcheinung. Vor Laurent hat wohl kaum ein Franzoſe den ſkandinaviſchen Dichter ſo ausgeſprochen von der Seite ſeines nordiſchen, abſolut unlateiniſchen Charakters gefaſst. Die technique latine nennt Laurent ordonnatrice, déclamatoire et juste milieu. Und was die Ibſens Dramen davon unterſcheidet, formuliert er als: die Structur der dramatiſchen Fabel, in welche die Naturnothwendigkeit der kosmiſchen Geſetze eingreift; das exceſſive, barbariſche Temperament der Perſonen; endlich die ad absurdum geführte Logik der These oder der Situation. — Tarrida del Marmol ſetzt ſeinen publiciſtiſchen Kampf gegen die ſpaniſchen Anarchiſtenhetzen fort. In einem Brief, den er an die Adreſſe der ſpaniſchen Königin richtet, führt er das Schickſal eines der unſchuldigen Inhaftierten, Manuel Enrique, als Beiſpiel an. Enrique — der übrigens ſeine Erlebniſſe in einem vollinhaltlich abgedruckten Briefe ſelber mittheilt — wurde nach zahlloſen Misshandlungen und entehrenden Unterſuchungen endlich freigeſprochen. Und auf noch viel vagere Indicien hin als dieſe, ſagt Tarrida, wurden einige der Opfer füſiliert. — Das ſtändige Referat über literariſche Erſcheinungen und Ereigniſſe hat in dieſem Blatte Guſtave Kahn, der intereſſante Lyriker. Eine abfällige Bemerkung der Akademie über das „gefährliche Syſtem" der Freiverslehre gibt ihm im 1. Decemberheft Gelegenheit zu einigen Notizen über Vergangenheit und Zukunft dieſer poetiſchen Neuerung, als deren Begründer in Frankreich er ſich ſelber bezeichnet.

Von einem intereſſanten ſocialiſtiſchen Experiment berichtet D. Bellet im **„Journal des Economistes"**. In den Vereinigten Staaten wurde in einer großen Fabrik der Verſuch gemacht, die Arbeiter an der Adminiſtration und dem Nutzen zu betheiligen. Zu dieſem Zwecke wurde die Leitung nebſt einem Director einem Comité von fünf Departementchefs übergeben, dem wieder weitere Comités in den verſchiedenen Abtheilungen beigeordnet ſind. Um aber auch jedem einzelnen Arbeiter zum Worte zu verhelfen, liegen in den einzelnen Räumen Regiſter auf, wo jeder ſeine Bemerkungen über eventuelle Fehler oder Misbräuche und ſeine Vorſchläge zur Verbeſſerung verzeichnen kann. Beſonders nützliche Vorſchläge werden prämiiert: im Jahre 1895 wurden gegen 1000 Dollars an derartigen Prämien vertheilt. Ueberdies erhält jeder ſo Ausgezeichnete ein Diplom, und überdies wird ſein Name auf einer Gedenktafel in der Fabrik verewigt. Dieſe Methode hat den doppelten Vortheil: erſtens den Arbeiter ſelbſt [illegible] zu können — denn die Amerikaner ſind geborene Erfinder [illegible] und [illegible] das Intereſſe der Arbeiter an ihrer Thätigkeit zu erheben, ſie in [illegible] und ihren Horizont zu erweitern.

[illegible] **Review of Reviews** entnehmen wir [illegible] Frauenliga gegen die [illegible] und das Rauchen. Im Jahre 1883 von Mrs Willard [illegible] Miſſionärinnen in die ganze Welt [illegible] in Norwegen, in Island, in Indien und [illegible] und hat überraſchende Erfolge [illegible] bei der Wurzel zu packen, predigen Wander[illegible] Schulen und machen den [illegible] Trinkens und Tabakrauchens [illegible] in die ganze Welt. [illegible] erzählt von der Entwickelung des [illegible] und Amerika. Es gibt deren [illegible] vor kurzem ein Centralclub [illegible] eleganteſten Quartier in der Nähe des [illegible] die Frauen, zu verhältnismäßig geringen

Preiſen, allen Comfort, ja ſogar Luxus finden. Er hat den Zweck, die Solidarität aller angelſächſiſchen Frauen in England, Amerika, Auſtralien und den Colonien zu begründen; er wird einzelne Sportclubs in ſich ſchließen, wie Schwimm-, Radfahr- und Tennisclubs. Die vornehmſten Namen des engliſchen Hochadels finden ſich auf ſeinen Liſten.

Prolog zur „Joſephine“.

Von Hermann Bahr.

Entſchuldigen Sie: ich bin nämlich die Muſe dieſes Herrn — des Herrn Verfaſſers. Wundern Sie ſich nicht. Er iſt nun einmal anders als die andern — da iſt die Muſe eben auch danach: anders, als ſonſt Muſen ſind, ſo garnicht gymnaſial. Ach ja, ich weiß es. Doch bevor er noch beginnt, will er, daſs ich für ihn bei Ihnen bitten ſoll; denn ich bin ſchuld, behauptet er mit Grimm, nur ich allein, ich bin an allem ſchuld. O, dieſe Dichter! Ich ſage Ihnen: es iſt ſchwer, Sie glauben gar nicht, was man von einer armen Muſe jetzt verlangt! Die Moden wechſeln gar zu ſchnell, ich komm' ſchon wirklich nicht mehr mit. Mal' ich ihm die Menſchen hin, wie wir ſie ſehen, Bruder Hans und Schweſter Grete in ihrem Thun und Taugen aller Tage — was doch gerade noch das Höchſte war, da ſollten Sie ihn hören! Da wird er bös und ſchreit mit mir: „Pfui, wie gemein! mit ſolchen Sachen von der Straße, pfui! Das iſt doch längſt nicht mehr modern. Kannſt du denn gar nicht ideal ſein?“ „Jetzt auf einmal!“ Und: das graue Elend kleiner Leute mögen wir nicht mehr. Helden verlangen wir! Gib uns Helden! Helden ſind das Neueſte. Einen Mann, o Muſe, ſag' mir einen Mann von edlem Muth und heftigen Thaten an! Mit einem Wort, ſei etwas griechiſch, Muſe, bitt' dich!“ Ich denke mir: „Mein lieber Ueberwinder, biſt du dumm! Helden, o du mein —! Wenn man die Helden kennt, — wir kennen ſie, die wir unſterblich ſind; o je! Aber warte! Dich curier' ich noch! Helden, was heißt denn das? Niemand oder alle ſind's. Jeder aus dem Haufen hat ſeine Heldenſtunde, niemand bleibt ihr treu. Daſs du ein Menſch biſt, ſei dein Ruhm, das biſschen Heldenthum iſt nicht viel werth. Na, wart' nur!“ So zu mir ſelber ſprechend, ſtell' ich mich bereit, ſeinem Wahn zu dienen: „Held gefällig? Bitte gleich! Aber wen denn? Bitte nur zu wählen! Welchen Helden wünſcht der Herr Poet? Alexander, Caeſar, Mahomet?“ — — „Hm?“ — ſagt er, „ja! Nur gar ſo weit von uns, — im fernen Nebel der Geſchichte, das iſt doch ungemüthlich! Könnteſt du nicht etwas näher?“ — „Näher? Aber gern! Ravachol zum Beiſpiel!“ — „Um Gotteswillen, die Cenſur! Das iſt nun wieder gar zu nah. Warum immer ſo extrem? Haſt du nicht einen in der Mitte?“ — „In der Mitte?“ wiederhol' ich tückiſch — „In der Mitte? Bonaparte!“ — „Ha!“ ruft er, „famos! das iſt der Held, wie ich ihn träume: ſchrecklich, wunderbar! Famos! Den ſag mir, Muſe, in der großen Weiſe, die ihm ziemt, und mit erhobener Leier an! Paſs auf, das wird was!“ und er iſt ganz ſtolz. Ich aber lache heimlich: der wird ſchauen. Er denkt natürlich den Napoleon zu ſehen, wie ihn die Buben in der Schule lernen, mit der böſen Naſe, die Augen fürchterlich, den grauen Hut gewaltſam quer, die Hand hiſtoriſch in der Bruſt, ein Monument des Schreckens! Ich aber, die den Menſchen auch im Helden noch erkennt, ich zeig' ihn ſo, daſs mein Poet verwundert ruft und, hoff' ich, Sie mit ihm: „Nein, das iſt komiſch, wie geht denn das zu? Hier dieſer große Bonaparte — ja, das bin ja ich! So bin ich auch! Und der gewaltige Mann, der mir ſo unerreichbar ſchien, ſo hoch, ſo fern — nun ſeh' ich, daſs er doch mein Bruder iſt, mir an Schmerzen und an Freuden gleich, wenn auch in etwas beſſeren Dimenſionen!“ Dies iſt der Sinn des Spieles, das ich mit dem Dichter trieb: er ſoll lernen, daſs die wichtigen Dinge ſich bei allen Menſchen gleichen; mag einer Kaiſer oder Knecht, ein Weiſer oder Thor, groß oder niedrig ſein — alle ſind doch Menſchen, und das iſt das Beſte, was ſie ſind. So dünk' ich mir das Leben — und ich muſs es wiſſen, weil ich eine Muſe bin. Jetzt wiſſen Sie, wie ich es meine. Nun mag das Spiel beginnen. Hören Sie es gnädig an — ja? Bitte, bitte! Ich hab' das meinige gethan — thun Sie das Ihre!

Die Bauern.

Von Anton Tſchechow *)

Aus dem Ruſſiſchen überſetzt von Eugenie Sliorin.

I.

Der Kellner im Moskau'ſchen Hotel „Der ſlaviſche Bazar“, Nikolaus Tſchikeldejew, war erkrankt. Seine Füße wurden lahm, ſein Gang veränderte ſich, ſo daſs er einſt im Corridor ſtolperte und ſammt dem Tablet, auf dem ſich Schinken mit Erbſen befand, zu Boden ſtürzte. Er muſste ſeine Stelle aufgeben. Alles Geld, das [illegible] und ſeine Frau beſaßen, hatte ſeine Krankheit verſchlungen, es fehlte ihm nun an Exiſtenzmitteln, er langweilte ſich ohne Beſchäftigung und beſchloſs, nach Hauſe, aufs Land zu fahren. Daheim iſt [illegible] leichter krank zu ſein, und das Leben iſt dort billiger; nicht ohne Grund wird behauptet: „Zu Hauſe lindern die Wände das Leiden“.

Er kam in ſeinem Schukowo gegen Abend an. In ſeinen Kindererinnerungen war das heimatliche Neſt hell, gemüthlich, bequem, als er aber jetzt in die Hütte trat, erſchrak er: ſo dunkel, eng und unſauber war es dort. Seine Frau, Olga, und ſeine Tochter, Saſcha, welche ihn begleiteten, ſchauten erſtaunt auf den großen, unſauberen, vom Rauch und Fliegenſchmutz geſchwärzten Ofen, der faſt die Hälfte der Hütte einnahm. Wieviel Fliegen! Der Ofen, die Balken in den Wänden waren ſchief und es ſchien, als ob die Hütte im nächſten Augenblick zuſammenſtürzen werde. In der vorderen Ecke, neben den Heiligenbildern, waren ſtatt Bilder Flaſchenetiketten und Zeitungspapier aufgeklebt. Welche Armut! Es waren keine Erwachſenen zu Hauſe, alle ſchnitten Getreide. Auf dem Ofen ſaß ein achtjähriges, flachshaariges Mädchen, welches ungewaſchen und apathiſch war; ſie ſchaute die Eingetretenen nicht einmal an.

Unten rieb ſich an der Ofengabel eine weiße Katze.

— Miez, Miez! — rief Saſcha. — Miez!

— Sie hört nicht, — ſagte das kleine Mädchen. — Sie iſt taub geworden.

— Wovon denn?

— Man hat ſie geprügelt.

Auf den erſten Blick begriffen Nikolaus und Olga, welcher Art hier das Leben ſei, doch ſagten ſie einander nichts; ſchweigend legten ſie ihre Bündel nieder, ſchweigend traten ſie auf die Gaſſe hinaus. Ihre Hütte war die dritte vom Dorfrande und hatte das armſeligſte und baufälligſte Ausſehen, die zweite war nicht viel beſſer, dafür beſaß die äußerſte ein eiſernes Dach und Gardinen an den Fenſtern. Dieſe Hütte, welche nicht umzäunt war, ſtand ganz abgeſondert — dort war ein Wirtshaus. Die Hütten bildeten eine Reihe, und das ganze ſtille, melancholiſche Dörfchen mit den in den Höfen wachſenden Weiden, Hollunder- und Vogelbeerbäumen machte einen angenehmen Eindruck.

Hinter den Bauerngehöften ſenkte ſich zum Fluſſe ein ſteiler Abhang, aus deſſen lehmigem Boden hie und da große Steine hervorſchauten. Neben dieſen Steinen und Löchern, welche von Töpfern ausgegraben worden waren, ſchlängelten ſich über den Abſturz Pfade, lagen ganze Haufen dunkelbrauner und rother Geſchirrſcherben; dort unten aber dehnte ſich eine weite, glatte, hellgrüne Wieſe aus, deren Gras ſchon abgemäht war und auf der jetzt das Vieh der Dörfler weidete. Eine Werſt weit vom Dorfe zog in Windungen ein Fluſs vorbei mit wundervollen, baumbewachſenen Ufern. Jenſeits befand ſich gleichfalls eine weite Wieſe, darauf eine Herde und lange Reihen weißer Gänſe. Dann war ganz wie auf dieſem Ufer ein ſteil ſich erhebender Berg, auf deſſen Gipfel eine Kirche mit fünf Kuppeln ſtand, und etwas abſeits lag das herrſchaftliche Haus.

— Wie ſchön es bei Euch iſt! — ſagte Olga der Kirche ſich zuwendend und ſich bekreuzend. — Gott, iſt das eine Luſt!

Gerade in dieſem Augenblick begann man zum Abendgottesdienſt zu läuten (der nächſte Tag war ein Sonntag). Zwei kleine Mädchen, welche unten einen Eimer Waſſer ſchleppten, ſahen ſich nach der Kirche um und lauſchten den Glockenklängen.

— Um dieſe Zeit wird im „Slaviſchen Bazar“ zu Mittag geſpeiſt . . . — ſagte Nikolaus träumeriſch.

Am Strande des Abhangs ſitzend, ſahen Nikolaus und Olga, wie die Sonne untergieng, wie der goldige und purpurne Himmel im Fluſſe, in den Kirchenfenſtern, in der ganzen Luft ſich widerſpiegelte, die ſo mild, ſo ruhig, ſo unſäglich rein war, wie es in Moskau niemals der Fall iſt. Und als die Sonne untergegangen war, zog blökend und brüllend die Herde vorbei, kamen von jenſeits die Gänſe geflogen, — und alles verſtummte dann, das ſanfte Licht am Himmel erloſch und die Abenddunkelheit begann ſchnell hereinzubrechen.

Unterdeſſen waren Nikolaus' alte Eltern zurückgekehrt, beide hager, gebückt, zahnlos und von gleichem Wuchs. Es kamen auch die beiden Schwiegertöchter zurück, Marie und Thekla, welche jenſeits beim Gutsbeſitzer arbeiteten. Marie, die Frau Bruder Kirjaks, hatte ſechs Kinder, Thekla, die Frau des Bruder Deniſ, der als Soldat diente, beſaß zwei — und als Nikolaus, in die Hütte tretend, die ganze Familie erblickte, all dieſe großen und kleinen Körper, die auf den Pritſchen, in den Wiegen und in allen Winkeln ſich regten, als er ſah, mit welcher Gier der Alte und die Weiber das Schwarzbrot aßen, es in Waſſer tauchend, da ſah er auch ein, daſs er, der Kranke, Mittelloſe, vergeblich mit ſeiner Familie hierhergekommen war, — vergeblich!

— Wo iſt denn Bruder Kirjak? — fragte er nach der Begrüßung.

— Er iſt bei einem Kaufmanne als Wächter angeſtellt, — antwortete der Vater. — Im Walde. Er wäre ſonſt ein ganz guter Bauer, löſcht aber ſeinen Durſt zu oft.

— Er iſt kein Gelderwerber! — ſagte die Alte weinerlich. Unſere ſaufenden Bauern bringen nichts ins Haus, ſondern tragen alles aus demſelben. Kirjak trinkt und der Alte kennt, offen geſtanden, den Weg in die Schenke auch ganz gut. Die Mutter Gottes zeigt ihren Zorn . . . .

Der Gäſte wegen wurde die Theemaſchine aufgeſtellt. Der Thee roch nach Fiſchen, der Zucker war grau und abgeknabbert, auf dem Brot und dem Geſchirr liefen Schaben umher. Das Getränk war widerlich, und das Geſpräch widerte gleichfalls an — da ſprach man nur von Noth und Krankheit. Kaum hatte jeder eine Taſſe getrunken, als

*) Anmerkung der Redaction. Wir veröffentlichen mit der vorliegenden Novelle [illegible] eine der [illegible] Arbeiten des Dichters. Dieſelbe iſt ein vor Kurzem im [illegible] und bisher noch nirgends in deutſcher Uebertragung erſchienen. Im Vaterlande des [illegible] hat ſie zu einer eigenartigen und heftigen öffentlichen Polemik Anlaſs gegeben. Wir kommen in einem unſerer nächſten Hefte auf den Dichter und ſpeciell auf dieſes Werk noch ausführlicher zurück.

vom Hofe her, laut und gedehnt, der Ruf eines Betrunkenen erſchallte: — Ma — arie!

— Das ſieht dem Kirjak ähnlich, er kommt ſchon — ſagte der Alte. — Wenn man von dem Wolfe ſpricht, guckt er über die Hecke.

Alle verſtummten. Und nach einiger Zeit ertönte, wie aus der Erde heraus, derſelbe brutale gedehnte Schrei:

— Ma—arie

Marie, die ältere Schwiegertochter, erbleichte und drückte ſich an den Ofen. Ganz ſeltſam war es, auf dem Geſicht dieſer breitſchulterigen, kräftigen, unſchönen Frau den Ausdruck des Schreckens zu ſehen. Ihre Tochter, daſſelbe kleine Mädchen, welches auf dem Ofen ſaß und apathiſch zu ſein ſchien, begann plötzlich laut zu weinen.

— Und was fällt dir nur ein, du Cholera? — rief ihr Thekla zu, ein ſchönes, gleichfalls kräftiges und breitſchulteriges Weib. — Sei unbeſorgt, er wird ſie nicht todtſchlagen.

Vom Alten erfuhr Nikolaus, daſs Marie Angſt hatte, mit Kirjak im Walde zu leben, und daſs er, wenn er trunken war, ſie jedesmal holen kam, wobei er lärmte und ſie unbarmherzig prügelte.

— Ma—arie! — ſcholl es von der Thür her.

— Nehmt Euch meiner an, um Chriſti willen, Ihr Lieben — ſtammelte Marie, ſo athmend, als ob man ſie in kaltes Waſſer ſtecken würde. — Nehmt mich in Schutz, meine Lieben ...

Sämmtliche Kinder in der Hütte begannen zu weinen, und als Saſcha das ſah, brach auch ſie in Thränen aus. Man hörte einen Betrunkenen huſten, und in die Stube trat ein hoher, ſchwarzbärtiger Bauer in einer warmen Mütze. Weil ſein Geſicht beim trüben Schein der Lampe unſichtbar blieb, jagte er Entſetzen ein. Das war Kirjak. Er gieng auf ſeine Frau zu, holte mit der Hand aus und verſetzte ihr einen Fauſtſchlag ins Geſicht, ſie aber, ganz betäubt davon, gab keinen Laut von ſich und ſetzte ſich nur nieder. Bald darauf begann aus ihrer Naſe Blut zu fließen.

— Welche Schande, welche Schande! — murmelte der Alte, auf den Ofen ſteigend. — In Gegenwart der Gäſte! Was für eine Sünde!

Die Alte aber, zuſammengekrümmt ſitzend, ſchwieg und ſann über etwas nach. Thekla ſchaukelte die Wiege ... Kirjak, zufrieden, daſs er Furcht einflößte, ergriff Mariens Hand, ſchleppte ſie zur Thüre und brüllte wie ein Thier, um noch furchterregender zu erſcheinen. Da erblickte er aber die Gäſte und hielt inne.

— Ah, ſie ſind gekommen — ſagte er, die Frau loslaſſend. — Der leibliche Bruder mit ſeiner Familie ...

Taumelnd und die rothen Augen weit aufreißend, ſagte er, auf die Heiligenbilder ſchauend, ein Gebet her und ſetzte fort:

— Der Bruder iſt mit ſeiner Familie ins elterliche Haus gekommen ... alſo aus Moskau ... Die erſte Reſidenzſtadt iſt alſo Moskau, die Mutter aller Städte ... Verzeiht ...

Er ließ ſich auf eine Bank neben der Theemaſchine nieder und begann Thee zu trinken, indem er laut aus der Untertaſſe ſchlürfte, während ringsum alle ſchwiegen ... Nachdem er ungefähr zehn Taſſen getrunken hatte, neigte er ſich auf die Bank und ſchnarchte ein.

Man wollte ſich zur Ruhe begeben. Da Nikolaus krank war, wurde er auf den Ofen zum Alten geſchickt; Saſcha legte ſich auf den Fußboden nieder und Olga gieng mit den Weibern in die Scheune.

— Ach, meine Liebe! — ſagte ſie, ſich neben Marie auf das Heu niederlaſſend. — Vom Weinen wird's ja nicht beſſer. Dulde ohne Murren. Die heilige Schrift ſagt: „Wenn jemand dich auf die rechte Backe ſchlägt, reiche ihm die linke ...“ Ach, meine Liebe.

Darauf begann ſie halblaut, mit ſingender Stimme, von Moskau zu erzählen und von ihrem eigenen Leben, als ſie noch Stubenmädchen in möblierten Zimmern war.

— In Moskau ſind große [illegible] Häuſer — ſagte ſie — und viele, viele [illegible] ganz [illegible]! Und in den Häuſern wohnen [illegible]!

[illegible]

II.

[illegible]

Olga fand an der ſchönen Ausſicht ihr Wohlgefallen, während Marie froh war, eine mitfühlende Seele gefunden zu haben. Die Sonne gieng eben auf. Ueber der Wieſe ſchwebte ein ſchlaftrunkener Habicht, der Fluſs war trübe, die Nebel waren noch nicht ganz geſchwunden, aber jenſeits über dem Berge zeigte ſich ſchon ein lichter Streifen, die Kirche ſtrahlte und im herrſchaftlichen Garten ſchrien ungeſtüm die Saatkrähen.

— Mit dem Alten wäre noch auszukommen — erzählte Marie — die Alte aber iſt ſehr ſtreng, ſie fährt immer mit der Fauſt dazwiſchen. Unſer Brot reichte nur bis zur Butterwoche, jetzt kaufen wir Mehl im Wirtshaus — deshalb ärgert ſie ſich und ſagt, daſs wir viel eſſen.

— Oh, oh, meine Liebe! Dulde ohne Murren. Lautet es doch: „Kommt herbei, alle Mühſeligen und Beladenen“.

Olga ſprach geſetzt mit ſingender Stimme; ihr Gang war haſtig und unruhig, wie bei einer Pilgerin. Sie las jeden Tag ein Evangelium, las laut wie ein Küſter, und vieles blieb ihr unverſtändlich, aber die heiligen Worte entlockten ihr Thränen der Rührung, und bei Worten, wie „wenn“ und „weil“, überlief ſie ein wonniger Schauer. Sie glaubte an Gott, an die Mutter Gottes, an die Heiligen, glaubte daran, daſs man niemandem auf der Welt etwas zuleide thun darf, weder den einfachen Leuten, noch den Deutſchen, noch den Juden, und daſs es ſogar denjenigen ſchlecht ergehen werde, die mit den Thieren kein Mitleid haben. Sie glaubte, daſs dieſe Verbote in den heiligen Büchern enthalten ſeien, und darum nahm ihr Geſicht einen mitleidigen, gerührten, freudigen Ausdruck an, wenn ſie in der heiligen Schrift ſogar unverſtändliche Worte las.

— Wo iſt deine Heimat? — fragte Marie.

— In Wladimir. Ich bin aber als achtjähriges Kind nach Moskau gekommen.

Sie kamen an den Fluſs. Auf dem jenſeitigen Ufer, ganz nahe am Waſſer, ſtand eine Frau und kleidete ſich eben aus.

— Das iſt unſere Thekla — ſagte Marie. — Sie war im Gutshof bei den Verwaltern. Iſt das aber ein freches und zänkiſches Frauenzimmer!

Thekla, welche mit aufgelösten Haaren daſtand, hatte ſchwarze Brauen und war jung und kräftig wie ein Mädchen. Sie warf ſich ins Waſſer und begann mit den Füßen zu plätſchern, ſo daſs das Waſſer rings um ſie wogte.

— Sie iſt ſchrecklich frech! — wiederholte Marie.

Ueber den Fluſs führte eine ſchwankende Knüppelbrücke und unter derſelben ſchwammen im reinen durchſichtigen Waſſer Scharen von dickköpfigen Fiſchen. Auf den grünen Sträuchern, welche ſich im Waſſer widerſpiegelten, glänzte der Thau. Es begann, wärmer und wohler zumuthe zu werden. Welch herrlicher Morgen! Und wie herrlich wäre wohl das Leben hienieden, wenn keine Noth exiſtierte, dieſe ſchreckliche Noth, aus der man keinen Ausweg und vor der man keine Zuflucht finden kann! Es genügte aber, ſich nach dem Dorfe umzuſchauen, und alle geſtrigen Vorfälle traten lebhaft ins Gedächtnis, und der Zauber des Glückes, der ringsum alles zu verſchönen ſchien, verſchwand in einem Nu. Man kam in die Kirche. Marie blieb am Eingang ſtehen und wagte es nicht, näher zu treten. Sie wagte auch nicht, ſich niederzuſetzen, obgleich man erſt in der neunten Morgenſtunde zur Meſſe zu läuten begann. So ſtand Marie die ganze Zeit.

Als das Evangelium vorgeleſen wurde, entſtand plötzlich eine Bewegung unter dem Volke, welches den eingetretenen Herrſchaften Platz machte. Es kamen zwei Mädchen in weißen Kleidern und breitrandigen Hüten, begleitet von einem dicken, roſigen Knaben in einem Matroſenanzug. Die Ankunft der herrſchaftlichen Familie rührte Olga; ſie ſagte ſich gleich, daſs es ordentliche, gebildete und ſchöne Menſchen ſind. Marie aber ſchaute auf dieſelben ſcheu, düſter und niedergeſchlagen, als ob es nicht Menſchen, ſondern Ungeheuer wären, welche ſie zertreten konnten, wenn ſie nicht Platz gemacht hatte.

Und wenn der Küſter irgend etwas mit ſeiner Baſsſtimme laut ausrief, glaubte ſie den Schrei „Ma—arie“ zu hören und fuhr zuſammen.

(Fortſetzung folgt.)

Stimmen aus dem Publicum.

Zahnarzt Dr. Szamek

Wien, I. Bezirk, Kohlmarkt Nr. 7, 2. Stock.

Aſſiſtent: Ernst v. Rosmann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 759 117

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

APR 29 1998

Digitized by Google

Digitized by Google